Briefe
über
den itzigen Zuſtand
der ſchönen
Wiſſenſchaften
in
Deutſchland,

corrige ſodes,
hoc dicet et hoc

mit einer Vorrede
von
Gottlob Samuel Nicolai,
ordentlichem Profeſſor der Philoſophie in
Frankfurt an der Oder.

Berlin,
bey Johann Chriſtian Kleyb,
1755.

[illegible]
V[illegible] 94

Zueignungsſchrift
an
die Nachwelt.

Madame!

Ihr werdet von dem Chore der Schriftſteller ſo ſehr verehret, und ſo ofte angerufen, daß man zweifeln möchte, ob **Ihr** eine Königinn, oder

eine Göttinn wäret, ich habe es aber dennoch gewaget, Euch einen menſchlichen Titel beizulegen, weil ich finde, daß die Götter alles wiſſen, und daß Ihr ſo viel mit den Königen hienieden gemein habt, daß Ihr, wie ſie, von den Büchern, die man Euch dediciret, ſelten etwas erfahret. Dieſes Schikkſal iſt ſo algemein, daß ich die Behutſamkeit des Philoſophen nicht mißbilligen kann, der Euch ſein Buch, gleich einem Prima-Wechſel, unter dem Bedinge zugeeignet hat, wann es Euch zu Geſichte kommen ſolte. Ohne ſo behutſam zu ſein, als er, dedicire ich **Euch** mein Buch unter gleichen Umſtänden. Wann **Euch** ſein Buch zu Geſichte kommen wird, ſo werdet **Ihr** von den metaphyſiſchen Streitigkeiten, die es abhandelt, ſo wenig wiſſen, als von dem Hermann, dem Verſuche von Trauerſpielen, dem Joſeph, tragiſchen und epiſchen Geſchlechts, dem gepryften Abraham, und dem wohlverdienten Köhler. Mein Philoſoph verlanget von **Euch**, daß **Ihr** unterſuchen ſolt, ob nicht vielleicht ſein Buch daran Schuld ſein könnte, daß Ihr einige Irrthümer weniger hättet. Ich verlange nicht ſo viel von Euch; Wann Euch mein und ſein Buch zu Geſichte kommen ſolte, ſo könnet Ihr ſie anſehen, als einen alten Stoß Akten, von abgethanenen Proceſſen, die man zuweilen durchlieſet, um ſich in dem Stilo curiæ zu üben. Ich bin

Madame

Euer

demüthigſter Diener
Der Herausgeber.

Vorrede.

Geehrter Leſer!

Vielleicht iſt es in den ſchönen Wiſſenſchaften ſchwerer, als in andern, die Partheilichkeit zu vermeiden. Wir wählen die Empfindungen zu unſern Führern; und wir ſind noch nicht gewiß, ob wir den Empfindungen allezeit ſicher trauen können.

Ich möchte bei dieſem Ausdruk nicht gern eines Hochverraths gegen die Lehren der Metaphyſiker beſchuldiget werden. So wenig die ſchönen Geiſter öfters von der Metaphyſik verſtehen; ſo wiſſen ſie das doch, daß die meiſten gründlichen Gelehrten die Empfindungen vor unſere ſicherſte Lehrmeiſter ausgeben. Es iſt ganz natürlich, daß ſie ſich dieſen Ausſpruch zu Nuzze machen. Ihre Empfindung iſt alſo der entſcheidende Richter über die Schönheit und über das Heßliche in den Werken des Geiſtes. Bei den Empfindungen, die den Beiſtand des Körpers beſonders nöthig haben, geben ſie es leicht zu, daß wir ein ſchwaches Geſicht haben, oder ſchwer hören. Aber bei der Beurtheilung der Arbeiten des Wizzes, ſoll unſere Empfindung allein richtig und nie verwöhnt ſein. Die Seele müſte alſo wohl in den Werken der Empfindung, die ihr eigenthümlich zugehören, ein Privilegium haben, daß ſie nicht falſch empfinden kann. Ich habe dieſes Vorrecht der Seele nie beſtätiget geſehen, und alſo bilde ich mir ein, daß unſer Geiſt eben ſowohl in dieſem Stükk, wie in andern, der Schwachheit der Menſchen unterworfen ſei. Dieſer Einbildung will ich folgen, und hieraus entſpringt bei mir der Gedanke, daß ich meiner Empfindung ein Mittel wünſche, welches ſie mehr in Sicherheit ſezzet, nicht falſch zu urtheilen.

Der Verſtand bildet ſich die Urtheile der Empfindung mehr deutlich, und ſezt mehrere Empfindungen in den Zuſammenhang um das Ganze derſelben deſto beſſer zu überſehen. Soll der Verſtand das Vorrecht der Menſchheit ſein; ſo will ich ihn bei den Urtheilen der Empfindung um Rath fragen, und ich hoffe, dis Vorrecht, worauf die Seele mit Recht in Demuth ſtolz iſt, wird meinen Empfindungen eine Hoheit geben, welche dem Vorzug der Menſchen wehrt iſt. Ich will dieſen Verſtand den empfindenden Verſtand nennen, und ich traue ihm aus dieſen Gründen mehr zu, als der Empfindung allein. Ich ſehe mich in der Geſellſchaft eines doppelten Führers. Einer wird ſich mit dem andern berathſchlagen, und einer der Schwäche der Einſicht des andern aufhelfen.

Das volkommenſte Geſchäfte des Verſtandes nennt man eine Wiſſenſchaft. Sie betrachtet alle Empfindungen in einem Zuſammenhang, und zeigt uns gewiſſe Kleinigkeiten, die man Regeln nennt, durch welche man das ganze Volkommene und Unvolkommene bei den Empfindungen überſehen kann, ohne ſich bei ieden einzelnen Theil beſonders aufzuhalten. Ich ſtelle mir vor, daß wir ohne dieſelbe bloß Unteroffiziers in der Erkenntniß der Empfindungen, und nie Feldherrn ſein werden. Der Feldherr weiß das Gute und Schiechte bei dem Ganzen der Armee, und überläßt die Kenntniß der einzelnen Theile den Unterbedienten. Ich weiß wohl, daß ein Feldherr nie glücklich ſeyn wird, wenn er keine gute untergebene Befehlshaber hat, und ich ſehe auch ein, daß man bei der Beurtheilung der Empfindungen beides zugleich iſt.

Die Wiſſenſchaft des empfindenden Verſtandes nennt man die Aeſthetik. Hier habe ich wohl zu viel geſprochen. Soll in der Aeſthetik etwas Gutes ſeyn? Nach dem Urtheil einiger vermeinten Dictatoren in dem Reich der ſchönen Wiſſenſchaften öffentlich verbothen worden. Man hat ſogar geſagt, daß man durch dieſelbe, bis zu gewiſſen Thieren erniedriget würde;

de; doch hat man noch nicht genau beſtimmt, wem dieſes Schikſal betrift. Hätte ich doch nie geſagt, daß man bei dem Urtheil der Empfindung, den Verſtand gebrauchen ſolle. Hätte ich mich doch lieber auf die Empfindung der Nachwelt berufen, um ſicher zu ſeyn, daß mich niemand widerlegen wird. Ich hätte wenigſtens durch die Apellation, den verlohrnen Proceß noch nicht ganz verlohren gegeben.

Doch denn hätte ich die Vortheile des Verſtandes und der Wiſſenſchaft verlieren müſſen. Ein ſolcher Renegat kann ich nicht werden.

Wenn es aber wahr ſein ſolte, daß die Aeſthetik nichts weiter iſt, als die Verbindung der Urtheile des Verſtandes mit den Urtheilen der Empfindung; ſo können wir in der Sache ſelbſt keinen vernünftigen Mann zum Gegner haben. Es würde ſonſt nothwendig ſein, den Verſtand zu verläugnen, wenn man ſchön empfinden wolte. Sie müſſen alſo nur entweder den Namen tadeln, oder mit der Ausführung nicht zufrieden ſein, oder glauben, daß die Regeln übel angewendet worden ſind.

Wollen ſie den Namen tadeln; ſo ſind wir zufrieden, wenn ſie in der Sache ſelbſt mit uns übereinſtimmen; doch denn müſten ſie beweiſen, daß man die ſchönen Wiſſenſchaften mit Unrecht Wiſſenſchaften des Geſchmakks nennet.

Iſt die Abſicht löblich, Regeln vorzuſchreiben, wie die Urtheile des Verſtandes mit den Urtheilen der Empfindung verbunden werden ſollen; ſo zeige man die Abwege an, auf welche uns die Regeln, die man bis iezt gegeben hat, führen. Man warne davor mit einer Beſcheidenheit, die das untrügliche Kennzeichen einer verbeſſerten Seele iſt. Man entſchlieſſe ſich, andere Regeln an derſelben Stelle zu geben, und ſo verbeſſere man die Aeſthetik, ohne die gute Abſicht zu unterdrücken. Die Logik iſt auch nach und nach ſo volkommen geworden, als ſie iezt iſt. Die Aeſthetik hat gleichen Anſpruch auf die Verbeſſerungen, wenn man ſie mit Gründen zeigen kann. Hätte man die

Logik wohl mit Recht verworfen, wenn man ſie noch verbeſſern konnte.

Geſezt, daß die Aeſthetik übel angewendet worden wäre. Würde ihr das zum Nachtheil gereichen? Iſt nicht das Volkommenſte in der Religion oft übel angewendet worden? Die Bibel bleibt vortreflich, wenn gleich der Spötter und der Irrgeiſt ſie misbrauchen.

Unterſucht man die erſte Quelle der Beſchuldigungen, die man wider die Aeſthetik vorbringt; ſo iſt ſie dieſe. Hr. Prof. Meier hat eine Aeſthetik geſchrieben. Hr. Prof. Meier hat des Herrn Klopſtoks Gedichte nach den Regeln der Aeſthetik gelobt. Es ſind viel die den Hrn. Klopſtok ſchlecht nachgeahmt haben. Alles dieſes muß die Aeſthetik auch billigen; wenn man gleich nie daran gedacht hat. Man nennt alle dieſe Gedichte äſthetiſche Gedichte, wenn ſie gleich die Aeſthetik noch ſo ſehr verwirft.

Solten auch alle dieſe Vorwürfe wahr ſein; ſo würde die Aeſthetik nichts dabei leiden.

So wenig die Metaphyſik etwas verliehrt, wenn einige ſie falſch gebrauchen.

Es iſt aber gewiß, daß die merkwürdigſten Verfaſſer der Gedichte, die man tadelt, ſich viel eher in der Dichtkunſt gebildet haben, als die Aeſthetik bekannt wurde. Hr. Klopſtok, Hr. P. Bodmer, Hr. M. Naumann, und die, welche man mit ihnen zugleich tadelt. Hr. A. v. Haller, Hr. P. Gellert, Hr. Sec. Gleim, haben viel eher geſchrieben, als ſie die Regeln der Aeſthetik geleſen hatten. Ja einige, die man durch das Wort äſthetiſch tadeln will, haben die Aeſthetik wohl nie geleſen. Man kann alſo weder das Gute noch das Tadelnswürdige, in ihren Gedichten, wenn man billig ſein will, von der Aeſthetik herleiten.

Wäre man auch nur ſo gerecht, die Regeln aus der Aeſthetik anzuführen, die dieſe Dichter verführt haben ſolten; ſo hätte man einen Schein der Wahrheit. Dieſes iſt niemahls geſchehen. Man begnügt ſich, ſo bald man einen ſchlechten Gedanken zu finden glaubt, dictatoriſch zu ſagen, das iſt äſthetiſch. Man will gern die Ausdrükke ſchlecht und äſthetiſch zu gleichgültigen Ausdrükken machen. Man ſpricht mit einem entſcheidenden Stolz, wo man ſich durch Behutſamkeit und Gelindigkeit liebenswürdig machen ſolte.

Von denen, welche die Aeſthetik beſtritten haben, unterſcheidet ſich der Hr. Doktor Joh. Benedict Carpzov in Helmſtädt, wo nicht durchgängig durch eine angenehme Beſcheidenheit, doch wenigſtens durch einige Gründe, die er der Aeſthetik entgegen ſezzet. Eben izt erhalte ich das Programa, ſo er im Namen der Helmſtädtiſchen Univerſität, bei dem Tode des verdienſtvollen Herrn Profeſſor Lodtmann geſchrieben hat. Die Abſicht dieſer Vorrede erlaubt mir, einige von den Gedanken zu prüfen, die er vorträgt.

Er zeigt S. 5. u. f. daß Hr. P. Lodtmann zwar ein ſchöner Geiſt, aber nicht, wie einige aus dieſer Beſchreibung vermuthen würden, ein Aeſthetikus geweſen ſei. Er glaubt, ſeinen Helden zu loben, er tadelt ihn aber in der That.

Eigentlich ſagt er nichts anders, als: Mein Held hatte eine ſchöne Einſicht in den Werken des Geſchmakks, er arbeitete ſelbſt ſchön, aber er war nicht im Stande, die Gründe von demjenigen anzuführen, was er dachte. Er war wie ein Muſikus, der ſelbſt ſchön ſpielet, aber keine Theorie von der Muſik hat.

Man kann dem Hrn. Doktor gern zugeben, daß ſein Held nicht ſo volkommen iſt, als er ſein konnte. Wir wollen die Gründe prüfen, um derentwillen er die Aeſthetik verachtet.

Der erſte Vorwurf S. 5. entdekt den Charakter, mit welchen der Hr. Cenſor ſchreibt: „Es iſt eine Kunſt, die den Griechen und „Römern unbekannt geweſen iſt.„ Er ſchreibt alſo als ein Philologus, der mit dem Vorurtheil des Alterthums geblendet, das Neue verachtet; Gleichwohl ſolte niemand von der Aeſthetik urtheilen, als ein Philoſoph, den die Wahrheit der Alten liebt, aber mit eben ſo groſſen Vergnügen die neuern Entdekkungen annimmt, ohne ſie deswegen geringer zu ſchäzzen, weil ſie nicht ſchon vor tauſend und mehr Jahren geſagt waren. Als ich bis hieher geleſen hatte, konnte ich nichts anders, als das Urtheil eines in die Alten zu ſehr verliebten Philologi erwarten. Für deſſen Richterſtuhl ſoll alſo die Aeſthetik verurtheilt werden? Ich beklage ſie. Der Richter kann nicht anders als partheiiſch ſein, ſelbſt denn, wenn er die Partheilichkeit am meiſten vermeiden will. Er kennt die Sache nicht genung, von welcher er urtheilen will.

Er ſezt dieſes hinzu: **Er** glaube, daß ſie ſelbſt denen unbekannt ſei, die vorgeben, daß ſie derſelben folgen; Nachdem er ſich mit einer untermiſchten Menge kleiner Spöttereien erklärt hat, daß er einiges Gute billige, daß er die Abſicht, die philoſophiſche Barbarei zu unterdrücken, lobe; ſo giebt er bald darauf den Hr. Verfaſſer der Aeſthetik, gewiß mit den gröſten Unrecht, wie wir bald zeigen wollen, in Abſicht dieſer guten Sachen, für einen Plagiarius aus. Ja er erklärt ſich S. 8. daß andere Dinge ſo unverſtändlich wären, daß weder Apollo, der Vorſteher der Muſen, noch der ganze Rath der Götter, geſchweige ein Menſch, oder ſogar Oedipus, ſie verſtehen könnte. Ja, wenn er ſie auch verſtehen könnte, ſo dürfte er ſie nicht verſtehen, wenn er ſich ſelbſt liebte. Dieſes ſind ſeine eigene Worte, weil ſonſt mein Vortrag unwahrſcheinlich ſein möchte. (Sunt e contrario alia quædam ciusmodi, quæ nec ipſe *Apollo* Muſarum præſes nec Deorum omne conſilium, nedum homo vel *Oedipus* adeo capiet; immo vero, & ſi vel maxime poſſet capere, tamen ſi ſe amat nullo modo debet.) Das iſt der ganze Beweis der Unverſtändlichkeit. Der Herr Doktor giebt uns alſo die Nachricht, daß er der Liebling des Apollo und des Raths der Götter ſei, weil er uns ſagt, daß ſie bei der Aeſthetik nichts denken können. Wir ſollen es ihm auf ſein Wort, ohne daß er den geringſten Grund dazu ſezt, glauben, daß kein Menſch einen Theil der Aeſthetik verſtehen könne und müſſe. Dieſer Stolz iſt vor einen billigen Gelehrten zu weit getrieben, und wird unerträglich. Wir erkennen in dem Reich der Wiſſenſchaften keinen

Pabſt und keinen Monarchen, deſſen Machtſprüche wir als Geſezze verehren müſſen.

Ich will mich etwas wegen der Unverſtändlichkeit erklären, über die ſich der Herr Doktor beklagt. Je weniger man von einer Sache, ſonderlich von den erſten Gründen derſelben weis, deſto unverſtändlicher kommt uns dieſelbe vor. Wer die erſten Gründe der Mathematik nicht verſteht, dem kommt die Algebre nicht allein ganz unverſtändlich vor, ſondern es wird ihm auch lächerlich ſcheinen, daß man durch dieſelbe die wichtigſten Wahrheiten erfindet. Die Unverſtändlichkeit iſt hier kein Fehler der Sache, ſondern der Perſon, die ſie beurtheilt. Was der Herr Doktor S. 9 - 11. ſagt, überzeugt mich, daß er mit der Philoſophie nicht bekannt genung ſei; ſo ſehr ich auch ſeine übrige Gelehrſamkeit hochſchäzze; Sonſt wäre es ohnmöglich, daß er glaubte, die Philoſophie lehre uns eben das, was in der Aeſthetik Gutes vorgetragen werde. Es iſt wahr, auch die Worte, die er anführt, kommen in der Philoſophie vor; aber das, was von dieſen

Sachen geſagt wird, iſt ſo ſehr verſchieden, daß man bei einer mäßigen Vergleichung, muthwillig die Augen verſchlieſſen müſte, um den Unterſchied nicht einzuſehen. Ich werde bald mehr davon reden.

Es muß die Unverſtändlichkeit nothwendig daher kommen, daß dem Hrn. Doktor die Gründe der Philoſophie nicht bekannt genung ſind; oder daß er ſie bei der Beurtheilung nicht angewendet hat. Beides iſt bei einem Richter der Aeſthetik gleich ſtrafbar. Man muß die Metaphyſik gut verſtehen, um von der Aeſthetik aus Gründen zu urtheilen. Zum mindeſten iſt es ſehr falſch geſchloſſen. Ich und einige andere verſtehen Sachen nicht, die in der Aeſthetik vorkommen, alſo kann ſie niemand verſtehen. Gleichwohl ſchließt der Herr Doktor auf dieſe Weiſe. Wie viel Perſonen muß er nicht beleidigen, denen er ſelbſt nicht die Einſicht abſpricht, daß ſie wiſſen, was das heiſt: einen Satz verſtehen?

Kaum kann man glauben, daß der Herr

Doctor die Aeſthetik, die er beurtheilt, ſelbſt geleſen hat; und gleichwohl den Einwurf auf der 9. u. f. S. vorträgt, daß das Gute in der Aeſthetik aus der Poeſie, Oratorie, Grammatik, der Critik und der Philoſophie genommen ſei. Hätte er ſie geleſen, ſo wüſte er, daß Hr. Prof. Baumgarten in ſeiner Aeſthetik ſich §. 5. ſelbſt dieſen Einwurf macht. Er war leicht von Perſonen, welche die Sache nicht genau betrachten, zu befürchten. Er beantwortet denſelben mit guten Gründen. Ein billiger Richter hätte dieſe Gründe anführen und widerlegen müſſen. Hier finde ich nichts. Verfährt man aufrichtig, wenn man durch bloſſe Wiederholungen ſchon beantworteter Einwürfe, den Schein haben will, als ſage man etwas neues?

Es würde überflüßig ſein, die Gründe des Herrn Prof. Baumgartens zu wiederholen. Ich will nur zwei Gedanken anführen, die den Unterſchied der Aeſthetik von dem, was in der Philoſophie bisher gelehrt worden iſt, klar machen. Es iſt wahr, die Metaphyſik. Er handelt auch von der Aufmerkſamkeit, von dem Gedächtniß,

dächtniß, von der Scharfſinnigkeit ꝛc. aber ſie erklärt uns nur dieſe Kräfte der Seele, und zergliedert uns ihre beſondere Eigenſchaft. Dieſe Lehren der Metaphyſik ſind die Gründe, welche der Aeſthetikus weiter anwendet, und zeigt, wie alle Kräfte der Seele, die man die untern zu nennen pflegt, verbeſſert werden müſſen, und wie man von den Gedanken, die von denſelben hervor gebracht werden, vernünftig urtheilen ſoll. Man ſpricht auch in der Metaphyſik von der Vernunft und dem Verſtande. Iſt aber deswegen die Logik unnüz, welche uns die Regeln von der Verbeſſerung des Verſtandes vorträgt? Eben den Zwek, den wir bei der Logik, in Abſicht des Verſtandes, annehmen, haben wir auch bei der Aeſthetik, in Abſicht der andern Kräfte der Seele.

Sie iſt alſo ein Theil der Philoſophie, aber man hat ſie bis izt nicht dazu gerechnet. Sie warnt uns vor Ausſchweifungen des Wizzes, vor falſchen Mitteln, das Gedächtniß zu verbeſſern ꝛc. ſie zeigt uns die Wege an, die man wählen muß, wenn man die Verbeſſerung dieſer Kräfte der Seele nicht einem bloß ſchwankenden Geſchmak überlaſſen will, den ieder nach ſeinem Eigenſinn und Vorurtheilen wählt. Sind die Fehler der Vorherſehungskraft und der Einbildungskraft der Menſchen oft ſehr gefährlich; ſo iſt die Wiſſenſchaft gewiß nüzlich, die uns dafür zu bewahren ſucht. Dieſes iſt die Abſicht der Aeſthetik. Kann man ſie wohl, wenn man billig ſein will, als eine unnüzze Wiſſenſchaft verachten, oder ſie mit den andern Theilen der Philoſophie vor einerlei halten?

Hält der Herr Doktor eine Abſtraktion ſolcher Regeln vor unmöglich, S. 10. Glaubt er, daß die Verſchiedenheit der ſinnlichen Gegenſtände in der Poeſie, in der Muſik, in der Mahlerei ꝛc. dieſes nicht erlaube. Hält er ſie vor teſſaliſche Chimären; ſo müſte es eben ſo unmöglich ſein, bei der groſſen Verſchiedenheit der Gegenſtände, in der Logik Regeln zu geben, wie der Verſtand dieſelben beurtheilet. Iſt aber dieſes geſchehen; ſo kann man, wofern der Philoſoph nur gründlich denkt, eben ſowohl Regeln geben, wie bei der gröſten Verſchiedenheit der Gegenſtände, der Wiz, die Einbildungskraft, die Scharſſinnigkeit, richtig von der Wahrheit, Gewißheit und Würdigkeit der Gegenſtände urtheilen ſoll: Dieſes iſt in der Aeſthetik geſchehen. Dem Gegner bleibt alſo nichts übrig, als daß er bei den einzelnen Regeln zeigen muß: Sie ſind falſch. Es iſt eine eigene Art, die Unmöglichkeit ſolcher Regeln dictatoriſch zu behaupten, wenn ſie würklich ſchon gegeben worden ſind.

Beiläufig beſchwehrt ſich der Hr. Doktor ſpöttiſch, S. 9. 10. daß man die Mathematik und Geometrie nicht zu den ſchönen Wiſſenſchaften rechnet, da doch die Alten alle, die keine Geometrie gelernt hatten, von den Schulen der Weißheit ausgeſchloſſen haben. Er würde ſich aber mit gleichen Recht beſchweren können, daß man die Logik, die Phyſik und die natürliche Theologie nicht dazu rechnet. Hat nicht iede Wiſſenſchaft ihre Gränzen? Verachtet man dieſe Wiſſenſchaften, wenn man glaubt, daß ſie keine nähere Gründe zur Beurtheilung der

Schönheit in ſich ſchlieſſen, die alle Menſchen einſehen können?

Das übrige in der Aeſthetik, von den äſthetiſchen Begriffen, von den äſthetiſchen Urtheilen und Schlüſſen, von der Würde und den Leben der Gedanken ꝛc. verwirft der Hr. Doktor S. 11. gänzlich, und zwar aus dieſem doppelten Grunde: 1) Weil es gelehrte Philologi mit einem Eide behaupten würden, daß die Urheber der Aeſthetik nicht einmahl den Cicero, Livius, Seneca, geſchweige den Demoſthenes, oder Longin, mit Fleiß geleſen, oder doch nicht verſtanden hätten. Den Homer, Horaz und Virgil aber könnten ſie kaum verſtehen. 2) Das Buch, ſo lateiniſch hievon geſchrieben iſt, ſei ſo ſchlecht Latein geſchrieben, daß es ſchiene, als ob der Auctor mit Fleiß unrein oder ſchlecht hätte ſchreiben wollen ꝛc.

Geſezt, daß alles wahr wäre, was der Hr. Doktor ſagt, ſo gebe ich gerne zu, daß es ſchwer ſein würde, etwas volkommenes in der Aeſthetik zu liefern. Folgt es aber wohl? Ein Schriftſteller hat gewiſſe alte Auctores nicht geleſen, er ſelbſt hat eine ſchlechte Schreibart; alſo kann er nicht gute Regeln von der Schönheit der Gedanken überhaupt geben. Sind denn dieſe wenige Auctores die Quellen aller Schönheit? Muß man den bloß nachahmen? Kann man nie ein Original werden? Und kann man nicht ſonſt viel Schönes und Nachahmenswürdiges finden? Sind die Regeln des Medici zur Erhaltung der Geſundheit deswegen ſchlecht; weil er ſie ſelbſt nicht beobachtet? Wie viel predigen die Moral ſchön, und beobachten ſie ſelbſt nicht? Solte alſo auch alles wahr ſein? Solte die Aeſthetik nicht in einer ſchönen Schreibart vorgetragen ſein; ſo ſind deswegen die vorgetragenen Regeln noch nicht falſch. Man muß in die Schönheit der Sprache übertrieben verliebt ſein, wenn man dieſen Schluß billigen will.

Es iſt aber offenbar, daß man ohne unbillig und vor ſchnell zu urtheilen, nie von den Hrn. Prof. Baumgarten, dem Verfaſſer der lateiniſchen Aeſthetik, die in dieſer Stelle angegriffen iſt, keinen von dieſen Fehlern antrift. Es iſt zu hart, wenn man von dieſen verdienſtvollen Mann ſagen will: er könne den Horaz, Homer und Virgil nicht verſtehen.

ſtehen. Wer dieſes auch nur mit einem Schein der Wahrheit behaupten wolte, müſte die Kräfte ſeines Verſtandes und ſeiner Einſicht ausgemeſſen haben. Welche Kühnheit! Wie groß ſeine einſichtsvolle Beleſenheit ſei, die nicht bloß auf die Kenntniß der Wörter, ſondern der Sachen gehet, zeigen nicht allein ſeine Schriften, ſondern ieder bewundert ſie, der ſeinen Fleiß und groſſe Einſicht durch einige Unterredungen kennen lernt. Wer ſeine vortreflichen lateiniſchen Gedichte, z. E. auf unſern groſſen König, geleſen hat, der muß entweder den Horaz ſelbſt nicht verſtehen, oder nicht zweifeln, ob ihn Hr. Prof. Baumgarten verſtehe. Den Vorwurf von der Schreibart will ich durch die eigenen Worte des Hrn. Prof. Baumgartens beantworten: Da nichts beſonders bewieſen worden, ſo ſcheint es, daß der Fehler der Schreibart, nur in der abgekürzten philoſophiſchen Schreibart beſteht. Der Hr. Doktor aber liebt einen mehr auseinander gedehnten redneriſchen Ausdruk. Im 122. §. der Aeſthetik, ſchreibt Hr. Prof. Baumgarten: Egone vero reiiciam ac reprehendam conciſum cogitandi genus, cui tot

ambitioſe

ambitioſa ſcriptionum mearum ornamenta philoſophicarum immolavi, quod nunc ipſe ſequor licet pauliſper laxius? Vtinam Zenoni iam ſtoico deprehenſa veritas quam repetit Ciceronis Orator. 113. 114. et Quinctilianus II. 21. noſtris ſaltim temporibus fieret apertior, eſſe duo cogitandi genera alterum *perpetuum et latius quod rhetorices ſit* alterum *conciſum & contractius quod dialectices* e. c.

Auf der 12. S. ſagt der Hr. Doktor: Eine Metaphyſik der ſchönen Wiſſenſchaften ſei eben ſo ein Gedanke, als wenn einer eine Trigonometrie des bürgerlichen oder canoniſchen Recht ſchreiben wolte. Man müſſe iunge Leute auf das Leſen, auf die Nachahmung der Alten und auf eine fleißige Übung weiſen Solte man nicht glauben, wenn man dieſen Gedanken lieſet, die Aeſthetik verwirft das Leſen und die Nachahmung der Alten. Dennoch lehrt ſie es. S. des Hrn. Prof. Baumgartens Aeſthetik §. 77. 52. 58. Und in den erſten Theil der Aeſthetik des Hrn. Prof. Meiers §. 223. 225. 226. u. 227. Der Gedanke aber von einer Trigonometrie iſt offenbar

fenbar hier unrecht angebracht. Man bedenke, daß die Aeſthetik nicht von Quantitäten, wie die Trigonometrie rede. Sie kann alſo mit keiner Trigonometrie verglichen werden. Er iſt überdem zu paradox, als daß er einer ausführlichen Widerlegung nöthig hätte. Wenn man die Aeſthetik nur ſelbſt, und nicht bloß aus den Beſchuldigungen ihrer Feinde kennen lernt; ſo wundert man ſich, wie es möglich ſei, eine Wiſſenſchaft zu verachten, deren Hauptabſicht iſt, den Wiz, die Scharfſinnigkeit, die Einbildungskraft ꝛc. in allen ihren Veränderungen alſo zu führen, daß ſie dem Verſtande nicht ſchaden, ſondern unter der Herrſchaft des Verſtandes für Ausſchweifungen geſichert bleiben, und eine Volkommenheit erhalten, die dem Vorzug des Menſchen würdig iſt. Izt glaubt man den Feinden; Sie nennen gewiſſe Gedichte, und auſſerordentliche Fehler, äſthetiſch. Die Aeſthetik verwirft ſie zwar nach den ganzen Umfang des Unvolkommnen: Doch weder der Feind, noch der, welcher ihn lieſet, wiſſen was Aeſthetik iſt. Es iſt ein Schimpfwort. Dabei

bei bleibt es. Man verachtet, ohne zu prüfen. Es gehet dem Worte Aeſthetiſch, faſt eben ſo, wie dem Worte Philoſophiſch, vor zwanzig und mehrern Jahren. Es war genung, einem zum Kezzer in der Theologie zu machen, wenn man ſagte: Er denkt philoſophiſch. Izt wolte man gern die Kezzer in der Empfindung des ſchönen Aeſtheticos nennen. Vielleicht deswegen, weil einige, die die Aeſthetik lieben, auch zugleich gegen einige Schönheiten unempfindlich geweſen ſind, und gegen einige Fehler zu viel Nachſicht gehabt haben. Die beſte Theorie wird nicht allezeit glükklich ausgeübt. Man bemühe ſich nur, das Gute der Aeſthetik zu vergröſſern. Man lerne durch dieſelben die Kräfte der Seele beſſer kennen. Man verabſäume nie bei einem glükklichen Naturel, das Leſen und die Nachahmung vortreflicher Schriftſteller. Man bilde ſich durch den Umgang mit Perſonen vom Geſchmakk. Die Wahrheit wird allezeit durch die Verbindung dieſer Mittel mehr als durch eine unglükkliche Trennung gewinnen.

Ich kan nicht ſagen, daß die Briefe welche mit dieſer Vorrede gedruckt werden, völlig nach den Regeln der Aeſthetik geſchrieben wären. Sie ſind ſchön, aber ſie ſind in gewiſſen Stellen zu hefftig, als daß ich dieſelben durchaus billigen ſolte. Doch ſie unterſcheiden ſich durch den Geiſt der Unpartheilichkeit und Wahrheitsliebe. Sie ſind nicht ſclaviſch zur Vertheidigung einer der itzt bekanten Secten geſchrieben. Aus dieſen Gründen haben ſie mir gefallen. Ich glaube daß man ſie mit Vergnügen leſen wird, wenn ſie ſich gleich weder auf die Aeſthetik, noch auf die Schrifften der Häupter der itzt ſtreitenden Partheien beziehe. Die Verfaſſer haben ſich alle durch Schrifften bekannt gemacht, die man mit Beifall geleſen und angeführt hat. Ich nehme an den Inhalt der Briefe nicht den mindeſten Antheil. Ich durfte die Sätze nicht ändern in welchen ich nicht mit den Verfaſſern überein ſtimme, die Verfaſſer hatten mich darum erſucht. Solten ſie zum Theil mißfallen, ſolte man ſie angreifen; ſo überlaſſe ich dieſes den Verfaſſern allein. Auch an der Zuſchrifft des Herausgebers ꝛc. nehme ich keinen Theil. Ich habe gethan, was man verlangte. Ich habe dieſe Vorrede geſchrieben, das übrige wird jeder verantworten der es geſchrieben hat.

Uber den Druck konte weder einer von den Verfaſſern, noch ich die Aufſicht haben. Die Entfernung des Orts verhinderte es. Ich finde daher einige unvergebliche Druckfehler. Z. Ex. an ſtatt neologiſch iſt immer anologiſch gedruckt worden ꝛc. Hätte ich das Manuſcript nicht vor dem Druck geleſen; ſo würde ich es ſelbſt nicht vor einen Druckfehler halten. Es iſt nothwendig, ehe man das Buch lieſet, aus dem Verzeichniß der Druckfehler, die falſchen Stellen zu verbeſſern.

Die Briefe ſind im Jahr 1754. geſchrieben. Der Druck iſt durch verſchiedene Umſtände aufgehalten worden. Man wird einige Stellen der Briefe durch dieſe Anmerkung beſſer beurtheilen.

Von den Sinngedichten hat der Hr. Verfaſſer itzt eine noch gröſſere Samlung für ſeine Freunde drucken laſſen.

Ich wünſche, daß dieſe Briefe die wahren Urtheile über die ſchönen Wiſſenſchafften bei vielen befördern mögen. Frankfurt an der Oder, den 17. Merz, 1755.

G. S. Nicolai.

Nachricht.

Die Verfaſſer dieſer Briefe, wünſchen mit einem berühmten Schriftſteller, daß man dasjenige, was ſie darin vortragen, als Vorſtellungen patriotiſcher Bürger anſehen möge, die die Fehler vergangener Zeiten, aufdekken und auseinander ſezzen, um die Republik, von der ſie Mitglieder ſind, zu dem Endſchluß zu bringen, denſelben in den künftigen Zeiten abzuhelfen.

helfen. Solten ſie zuweilen in dem Ton eines Geſezgebers geſprochen haben, ſo bitten ſie, dieſes nicht dahin zu deuten, als wann ſie ſich dünken, Geſezgeber zu ſein. Sie ſind von einem ſo hohen Grad des Eigendünkels weit entfernet, und ſie erſuchen die Leſer, lieber auf die vorgetragene Sachen, als auf die Art ſie vorzutragen, ihre Aufmerkſamkeit zu richten: Die wenigen Anmerkungen, rühren von dem Herausgeber her, der ſie hinzugethan hat, um Sachen auf die in den Briefen angeſpielet wird, näher zu erklären, oder vorgetragene Meinungen noch mehr zu beſtärken.

Inhalt.

Der erſte Brief:

Einleitung.

Der zweite Brief:

Von des Herrn Prof. Gottſcheds Auszug, aus Hrn. Batteux Abhandlung von dem einzigen Grundſazze der ſchönen Künſte.

Der dritte Brief:

Vertheidigung der Muſik wider eben dieſen Auszug.

Der vierte Brief:

Von dem Journal etranger.

Der fünfte Brief:

Uber die in der Schweiz ſeit einiger Zeit heraus gekommene epiſchen Gedichte.

Der

Der ſechſte Brief:
Vertheidigung dieſer Gedichte.

Der ſiebende Brief:
Ausführlichere Anmerkungen über dieſe Gedichte.

Der achte Brief:
Von der Krauſiſchen Samlung von Oden und Liedern, und wie dem pedantiſchen Weſen, das unſern meiſten Dichtern anhanget, abzuhelfen ſei.

Der neunte Brief:
Von Wernikens und Anderer, Epigrammen, wobei zugleich eine Anzahl ungedruckter Epigrammen mitgetheilet wird.

Der zehnte Brief:
Beweiß, daß der Herr P. Gotſched, ſeiner feierlichen Erklärung ohnerachtet, das neologiſche Wörterbuch befördert und gebilliget habe.

Der eilfte Brief:
Von der Schaubühne der Deutſchen.

Der zwölfte Brief:
Von den deutſchen Geſellſchafften, nebſt einer Beurtheilung des Vorſchlags zu einem deutſchen Wörterbuche, den der Hr. Prof. Müller gethan hat.

Der dreizehnte Brief:

Von der Sorge für die Reinigkeit und die Verbeſſerung der deutſchen Sprache; Ob wir klaßiſche Schriftſteller haben?

Der vierzehnte Brief:

Antwort auf den ſiebenten Brief, von den ſchweizeriſchen epiſchen Gedichten.

Der funfzehnte Brief:

Antwort auf den vorigen, und Anmerkungen über des Hrn. F. G. S. Gedanken von dem vorzüglichen Werthe der epiſchen Gedichte des Hrn. Bodmers.

Der ſechzehnte Brief:

Antwort auf den vierten Brief, von der Ausländer Kenntniß der deutſchen Literatur; Nebſt einer Probe einer engländiſchen Uberſezzung des Gedichts der Frühling.

Der ſiebenzehnte Brief:

Daß die ſchärfſte Kritik, zu der Aufnahme der ſchönen Wiſſenſchafften, unumgänglich nothwendig ſei.

Der achtzehnte Brief:

Von den Mitteln, die ſchönen Wiſſenſchafften in Deutſchland zu befördern.

Errata.

Seite 1. Zeile 16. ſteht Ruf, ließ Stoff.
= 6. Z. 10. ſteht Bruyeor, l. Brúyere.
= 11. in der Anmerkung * ebendaſelbſt muß Zeile 12. ein Abſatz ſein.
= 19. lezte Z. ſteht Paſteln, l. Poſteln.
= 23. Z. 2. ſteht iſt, l. macht.
Ebendaſ. Z. 6. ſteht Luny, l. Lany.
= = Z. 21. Tactmäßig, richtig, l. tactmäßig-richtig.
= 27. Z. 10. ſteht euch, l. auch.
= 29. Z. 22. ſteht Poeſto, l. Preſto.
= 33. Z. 14. ſteht die, l. der.
= 37. Z. 5. von unten, iſt lernen ausgelaſſen.
= 38. Z. 6. von unten, an ſtatt es, l. er.
= 39. Z. 6. iſt nach Encyclopedie, an ausgelaſſen.
= 41. Z. 8. von unten, an ſtatt halber, l. halbigt.

Errata.

Seite 43. Z. 7. ſteht Celius, l. Sellius.
„ 44. Z. 5. von unten, ſteht Ekiles, l. Exiles.
„ 54. Z. 3. von unten, ſteht ſanfderen, l. ſanfteren.
„ 55. Z. 10. ſteht Calabar, l. Calaber.
„ 56. Z. 1. ſteht entfallen, l. entfalten.
Ebendaſ. Z. 6. ſteht treflich, l. Feſtlich.
„ 58. Z. 20. fehlet nach Genie, das.
„ 61. bei nahe zu Ende iſt die Zeile: Ganz andere Reihen der Dinge und unbekannte Gefilde, ein Vers der ganz abgeſezt ſein ſolte.
„ 64. Z. 4. ſteht euch, l. auch.
„ 65. Z. 15. ſteht fahrit, l. fahrt.
Ebendaſ. Z. 3. von unten ſteht itislow, l. it's slow.
„ 66. Z. 4. von unten, ſteht der, l. des.
„ 71. Z. 5. v. unten, ſteht aus, l. uns.
„ 73. Z. 3. ſteht geſchloſſen, l. geſchoſſen.
„ 74. Z. 8. iſt nach, bezeichnete, Sache ausgelaſſen.
Ebendaſ. Z. 14. ſteht Ribla, l. Ribka.
„ 75. Z. 12. ſteht geweſen, l. geweſen ſein.
„ 80. Z. 6. von unten, ſteht geschicket, l. geschiehet.
„ 81. Z. 24. ſtehet dieſer, l. dieſe.
Ebendaſ. Z. 25. ſteht werden, l. werde.
„ 84. Z. 2. muß haben einmahl ausgeſtrichen werden.
Ebendaſ. Z. 11. fehlet nach Unpartheiiſche, an.

Seite

Errata.

Seite 84. Z. 3. von unten, ſteht dieſe, l. von dieſen.

= 86. Z. 3. ſteht Bachus, l. Baches.

= 90. Z. 11. fehlet nach Frauenzimmer, nicht allein.

= 103. Z. 11. von unten, ließ (ſo wie durch dieſen ganzen Brief) an ſtatt apologiſch, l. neologiſch.

= 104. in der Anmerk. Z. 8. ſteht meminibus, l. meminitnus.

= 106. Z. 4. ſteht theologiſchen, l. neologiſchen.

= 109. Z. 6. ſteht Freunde, l. Freude.

= 111. Z. 8. ſteht Geiſſel, l. Gniſſel.

= 116. Z. 16. fehlet nach vermuthete, das.

= 121. Z. 2. von unten, ſteht theach, l. teach.

= 130. Z. 19. muß nach uns, der weggeſtrichen werden.

= 140. Z. 16. muß ſein würde, ausgeſtrichen werden.

= 142. Z. 3. nach Unanſtändig, fehlt ſei.

= 154. Z. 10. ſteht Spoung, l. Young.

Z. 12. ſteht barbarons by, l. barbarously.

ſhe's, l. he's.

= 166. Z. 13. ſteht ungemein, l. gemein.

= 171. Z. 1. ſteht watens, l. waters.

= 172. Z. 25. ſteht wichtig, l. richtig.

= 176. Z. 4. ſteht tſharner, l. Tſcharner.

= 177. Z. 3. v. unten, ſteht quiet ly, l. quietly. letzte Z. ſteht virtues, l. virtue's. Dieſer Fehler kommt öfters vor, da anſtatt eines engliſchen Apeſtroph, ein franzöſiſcher Accent geſetzt worden.

Seite 178. Z. 5. ſteht yön, l. you.

„ „ breatw, l. breath.

„ „ Z. 11. ſteht àer, l. o'er.

„ „ Z. 15. ſteht Carth, Carth's.

„ 187. Z. 1. muß an ſtatt des; ein, ſtehen.

„ 191. Z. 12. muß nach Dichter ein; Z. 13. hingegen nach Geſchmak muß kein Punkt ſtehen, auch Die kein groß D haben, indem alles zuſammen gehöret, und durch die falſche Interpunktation gar kein Verſtand heraus kommen würde; ingleichen ebendaſelbſt Z. 15. an ſtatt um, muß und geleſen werden.

„ 194. Z. 8. von unten, an ſtatt Muſe, l. Muſſe.

In der Vorrede.

Seite 4. Zeile 21. nach Wiſſenſchafften ließ iſt ſie.

„ 15. Z. 22. l. die Metaphyſik, handelt.

„ 19. Z. 9. Philologie, l. Philologi.

„ 20. Z. 18. nie von dem, l. bei dem.

„ 24. letzte Z. glückliche, l. unglückliche.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der erſte Brief.

Mein Herr!

Ihr Verlangen iſt erfüllt! Hier haben Sie die meiſten Briefe, die wir und unſere gemeinſchaftliche Freunde von verſchiedenen Dingen, die den izigen Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften in Deutſchland betreffen, miteinander gewechſelt haben: hier haben Sie ſie, auſſer einigen kleinen Verbeſſerungen, ſo, wie ſie geweſen ſind, und was das vornehmſte iſt, hier haben Sie ſie gedrukkt: Dis iſt ohne Zweifel mehr als Sie verlanget hatten; Da ich ihre Beſcheidenheit kenne, (denn ein jeder, an den man eine Art von

Zueignungsſchrift ſchreibt, iſt beſcheiden,) ſo kan ich mir es vorſtellen, daß Sie ſich vielleicht ärgern werden, daß Sie in die Zahl der Schriftſteller gekommen ſind, ohne ſelbſt zu wiſſen wie; Aber Geduld, es iſt einmahl geſchehen, und zudem iſt es auch eben nicht etwas ſo gar beſonderes. Wenigſtens zweien dritteln von den Schriftſtellern, die von je her gelebet haben, haben ihre Freunde den Poſſen geſpielt, daß ſie derſelben Werke, ohne der Verfaſſer Wiſſen, herausgegeben haben, und wann Sie die andere Wege noch dazu nehmen, durch die man zu der Ehre der Schriftſtellerſchaft gelangen kan, ſo werden Sie finden, daß kein Handwerk weniger geſperrt iſt, als das Handwerk der Autoren.

> - - - chacun à ce metier
> peut perdre tant qu'il veut de l'encre et du papier.

Man laſſe ſich einmahl den Einfall einkommen, in dieſe Geſelſchaft zu treten, ſo braucht man weiter keine Ceremonien, als etwa in einer Vorrede, nach Handwerksgebrauch, Meiſter und Geſellen zu grüſſen, und ſiehe es iſt alles richtig.

Genug, meine Gründe müſten entweder gar nichts taugen, oder ihre Eigenliebe müſte ihnen nicht zu Hülfe kommen, wann Sie nicht izt ſchon überzeugt ſeyn ſolten, daß ſie ſich wegen ihrer Autorſchaft weder zu wundern noch zu ſchämen haben. Vielleicht aber werden Sie dieſe Briefe, ſonderlich diejenigen, die ſich nicht von Ihnen herſchreiben, nicht mit den Augen eines Autors, ſondern

mit den Augen eines ſtrengen Kunſtrichters betrachten. Vielleicht wird ihnen die Form, vielleicht der Inhalt, vielleicht die Ausarbeitung, vielleicht die Schreibart nicht gänzlich gefallen.
„Warum legt er, werden Sie ſagen, der Welt „
das vor, was gute Freunde, zu ihrem eigenen „
Unterricht und vielleicht bloß zu ihrer Ergözzung, „
einander geſchrieben haben; Will er Sachen „
für den Richterſtuhl des Publici bringen, wer „
hat ihm die Erlaubniß gegeben mit dieſem ehr- „
würdigen Richter in dem Ton eines guten „
Freundes gegen den andern, zu reden? Was „
für Nuzzen werden dieſe einzelne Abhandlungen, „
die ohne Ordnung, bald hiervon, bald davon „
handeln, ſtiften? hätte er nicht lieber aus dem „
Ruff, den ihm dieſe Briefe gegeben hätten, ein „
artig metaphyſiſch = äſthetiſches Tractätgen „
ſchreiben können, worinnen doch wenigſtens je- „
der Abſchnitt in ſeine Paragraphen eingetheilet „
wäre.„ = = Sehen Sie, mein Herr, ſolche Einwürfe traue ich Ihnen zu, leſen Sie immer meine Vorläufige Antwort darauf; fallen Ihnen dieſe Einwürfe nicht ein, deſto beſſer!

Ich weiß freylich nicht, ob alle meine Freunde mit der öffentlichen Herausgabe ihrer Briefe werden zufrieden ſein; Wann ſie ſich aber der Säzze nicht ſchämen, die ſie darin vorgetragen haben, ſo werden ſie auch das Urtheil des Publici nicht fürchten dürfen, ſolte das Publicum aber finden, daß dieſe Säzze nicht ſo vorgetragen ſind, als ſie vorgetragen ſein ſolten, ſo kan man den Verfaſſern aufs höchſte nichts mehr vorwerfen, als daß ſie an ihre gute Freunde nicht eben ſo geſchrieben haben, als man an das Publicum ſchreiben muß; Der Ton dieſer Briefe iſt dadurch völlig entſchuldiget; Iſt jemand ſtrafwürdig, ſo bin ich es, weil ich dieſen Briefen, die nicht für das Publicum geſchrieben waren, die Einkleidung gelaſſen habe, die ſie hatten; Aber, wie ſolte ich es machen? ich konte mich nicht entſchlüſſen, meiner Freunde Arbeiten nach meinem Gutbefinden zu ändern, und ſie doch auf ihrer Rechnung laſſen; ich weiß wohl daß es Leute giebt, denen auch kein Trinklied durch die Hände gehen kan, ohne daß ſie etwas daran beſſern ſolten, aber ich war hierzu zu gewiſſenhaft. Solte ich alſo aus den Meinungen meiner Freunde ein Lehrgebäude bauen, und es ganz auf meine Rechnung ſezzen? Ich muß es Ihnen geſtehen, ich war auch hierzu zu gewiſſenhaft, ob ich gleich das Beiſpiel groſſer Männer für mich hätte anführen können, welche auch wohl auf die Gedanken anderer Gelehrten ein Lehrgebäude aufgeführet, und es ſich zugeeignet haben. Zudem war meine Abſicht bei der Herausgabe dieſer Briefe nicht, ein Lehrgebäude, über den izigen Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften bey uns zu liefern, und konte es auch nicht ſein. Meine Abſicht war bloß, Gelegenheit zu der Beſtreitung gewiſſer algemeiner Vorurtheile zu geben, die Aufmerkſamkeit meiner Landesleute auf gewiſſe Gegenſtände zu erwekken, auf die man bisher nicht genug acht gegeben hat, den Streitigkeiten über den Geſchmakk einiges Licht zu geben, und die Leſer zu vergnügen, ohne das Anſehen zu haben, daß man ſie unterrichten wolle. Sie ſehen daß dieſes Vorhaben lange nicht alles in ſich faſſet, was bei der Beſtimmung des izigen Zuſtandes der ſchönen Wiſſenſchaften in Deutſchland in Betrachtung gezogen werden müſte, und daß es vielmehr gewiſſe Gegenſtände ganz ausſchlüſſet; ich habe daher z. E. nicht nöthig gefunden, der Welt, die Briefe vorzulegen, worinnen unſere Freunde einander bloß die angenehmen Empfindungen mittheilten, die die beſten Schriftſteller unſerer Nation bei ihnen erreget hatten. Einen **Haller**, **Hagedorn**, **Uz**, **Gellert**, **Klopſtock** gegen das Publicum loben wollen, heiſt auf deſſen Einſicht zu viel Mißtrauen ſezzen; ich würde nichts neues hervor gebracht haben, und ie ſchwerer es iſt groſſe Geiſter zu loben, um deſto matter würde ein Lob in den Ohren des Publici geklungen haben, das eigentlich nur zu einer Geſchichte der Empfindungen des Lebenden beſtimmet war; Ich laß alſo aus den Briefen, die ich vor mir hatte, diejenigen aus, die das Publicum intereſſiren konten, und warum hätte ich ihnen die Geſtalt der Briefe nicht laſſen ſollen, die ſich ſo wohl zu meinen Abſichten ſchikkte? Wann ich bloß den Stoff zu Abhandlungen von dieſer Art gehabt hätte, und die Einkleidung mir gänzlich überlaſſen geweſen wäre, ſo weiß ich nicht, ob ich nicht die Form der Briefe am erſten würde gewählet haben. Es iſt das Schikſal ſtarker Quartanten, und gründlich-trockener Schriften, daß ſie wenig geleſen werden; Die Schriftſteller, die am meiſten geleſen werden, ſind ohne

Zweifel die, die das Mittel gefunden haben, auf eine angenehme Art unordentlich und ohne Zuſammenhang zu ſchreiben; Die Alten kleideten ihre Lehren in Geſänge und Fabeln ein, und man weiß, daß die Poeſie eben nicht in dem Ruf iſt, daß ſie die Sachen nach mathematiſcher Ordnung vorträget. Nichts iſt den Schriftſtellern angenehmer, als nach Bequemlichkeit, und ohne ſich an eine Ordnung zu binden, zu ſchreiben: Wie vielen Beifall hat nicht Bruyeor auch bis auf unſere Zeiten mit ſeiner bequemen Art, einzelne Gedanken zuſammen zu tragen, erhalten! Wie viel Briefſchreiber von allen Arten hat man nicht von je her gehabt! Wie viel Briefe kan man nicht in Deutſchland, nur ſeitdem Hr. Gellert ſeine Briefe heraus gegeben hat, zählen: Freundſchaftliche Briefe, Briefe über die Handlung, Briefe über die gelehrte Hiſtorie, Briefe zu Vertheidigung wizziger Köpfe, ſatiriſche, critiſche, poetiſche, proſaiſche Briefe, Briefe καλικοχυν, und nun auch mit Ihrer Erlaubniß, Briefe über den Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften. Die Neigung, zu der, wir ſagen, wizzigen, die Philoſophen aber ſagen unordentlichen Schreibart, iſt bey uns ſchon ſo gemein geworden, daß ſie anfängt auszuarten, und eine neue Mode bedarf auch bei uns eben nicht viel Zeit, um übertrieben zu werden. Wann es alſo wahr iſt, daß Deutſchland den Geſchmakk an der langſamen mathematiſchen Lehrart verlohren hat, und wann es unſere Landesleute, wie es einige wizzige Köpfe wünſchen, glauben werden, daß

Wolf ein Schwäzzer iſt, der allezeit zwei Schritte zurük thut, um den dritten thun zu können, ſo iſt es zu erwarten, daß man in den Schriften der Deutſchen da Unordnung ſehen wird, wo ſie gar nicht hingehöret; vielleicht werden alsdann auch unordentliche philoſophiſche Abhandlungen bei uns ſo gemein, als ſie izt immer bei den Franzoſen ſein können, und als bei uns vor einiger Zeit Gedichte nach mathematiſcher Methode waren. Da es zu vermuthen ſtehet, daß wir uns mehrerer Wege bedienen werden, um ohne Ordnung zu ſchreiben, ſo iſt nicht zu zweifeln, daß der berühmte Mann, der einen Band voll Träume herausgegeben hat, eben ſo häufig werde nachgeahmet werden, als derjenige, der zuerſt auf die Gedanken gekommen iſt, Briefe zu ſchreiben, die die ganze Welt leſen ſoll. Man kan leicht erachten, daß nicht alle zukünftige Traumſchreiber ſo angenehm träumen werden, als Hr. Krüger, ſo wenig als alle Schreiber nach mathematiſcher Methode, ſo gründlich denken als Wolf; Sie werden vielmehr Träume für das beſte Mittel halten hinzuſchreiben, was ihnen in den Kopf komt, und ihre Gedanken werden eben ſo auf das Papier kommen, als in Hr. Krügers Träume, eine unerwartete Ueberſezzung aus den Ceremonies religieuſes de tous les peuples du monde, mag gekommen ſein, nämlich im Traume. ⸗ ⸗ Aber wo gerathe ich hin! Iſt es nicht eine verzweifelte Sache von der Unordnung zu ſchreiben; es gehet mir faſt wie jenem in der Komödie, der beim Coffeemahlen, die Kraft des Coffee die

Frauen ſchwazzen zu machen, beſchrieb, und ſelber darüber ſchwazhaftig genug ward, : : : Solte ich nun zu meinem Vorhaben zurük kehren? Nein, die folgende Briefe haben gegen Sie keine Vertheidigung weiter nöthig, und gegen andere werden ſie ſich vielleicht durch ſich ſelbſt vertheidigen: Ich werde im übrigen ja wohl ſo viel Recht haben, unordentlich zu ſein, als die zukünftigen Traum-ſchreiber, von denen ich eben geredet habe, oder Odendichter, die ſich noch wohl der Unordnung rühmen. Ich habe Ihnen ohngefähr geſagt, was ich Ihnen habe ſagen wollen, andere ſagen es wohl nicht einmahl, und ſchreiben noch unordentlicher; Mag doch dieſer Brief ſein,

> velut amnis, imbres
> quem ſuper notas aluere ripas.

F.

Der zweite Brief.

Mein Herr!

Ein abgelebter Autor iſt wie eine alte Buhlerin; ſie bemahlt ſich mit Roſen und Lilien, die ſie längſt nicht mehr beſeſſen hat, und thut ſpröde, troz dem jüngſten Mädgen, : : ich weiß nicht ob dieſe Gedanken etwas mit dem Buche gemein haben, das ich Ihnen hierbei überſende; es iſt des Hrn. P. G. Auszug aus des Hrn. Batteux Abhandlung von dem einzigen Grundſazze der ſchönen Künſte. Der Hr. P. iſt patriotiſch, das iſt ausgemacht; am allermeiſten aber für ſeine Meinungen. Es läßt ſich in der Vorrede gar luſtig leſen, wann er meldet, daß er ſie izt ſogar durch einen heiligen Betrug fortzupflanzen gedenket. Da er nämlich wahrnimt, daß man Dinge nicht mehr glauben will, die er den alten Griechen und Römern in den Mund leget, ſo meint er, man würde ſie eher glauben, wann er ſie einen Franzoſen ſagen lieſſe. Der theure Mann ſiehet es nur gar zu deutlich ein, daß die Deutſchen ungehorſame Kinder ſind, die ſich an ſeine kr. D. gar nicht mehr kehren, und er will ſie deshalb mit der Schrift eines Franzöſiſchen Kunſtrichters ankörnen, dann wie der Hr. P. (Vorr. S. 2) ſagt:

> pueris dant cruſtula blandi
> doctores elementa ut velint diſcere primæ.

Der Einfall iſt verzweifelt liſtig; wie wird mancher nicht ſtuzzen, wann er höret, daß Batteux gelehret habe, man dürfe keine Bibliſche Heldengedichte machen, oder die Opern ſeien wider die geſunde Vernunft. Aber Batteux iſt nun ſo vollkommen auf den deutſchen Horizont eingerichtet, daß er alles ſaget, was ihm in den Mund geleget wird: Indem man das Mittel ergriffen hat, aus ſeinem Buche kurze Säzze zu ziehen, die gerade ſo viel enthalten, als der Hr. P. für den Geſchmak ſeiner Landsleute für nöthig erachtet hat. Das Wenige alſo, was von ſeinem Texte übergeblieben iſt, enthält die Broſamlein, die der liebreiche Hr. P. den unmündigen Deutſchen hochgeneigt angedeihen läſſet, und die Noten, ach! die vortreflichen Noten, enthalten die erſten Gründe der ſchönen Wiſſenſchaften, die ſich dieſe verzweifelte Knaben gar nicht wollen beibringen laſſen. Der Hr. P. ſiehet es mit Erbarmen an, wie ſie ſo gerade in das Verderben des Geſchmakks hinein rennen, und er erbietet ſich dienſtlich, ſie wieder auf die Bahn zurükzuführen, von der ſie durch einige neuere Verführer abgeleitet worden. Es gehet dem Hr. P. mit den Deutſchen, wie der Henne, die junge Entchen ausgebrütet hatte, ſie fliehen der Stiefmutter Stim = = und wagen ſich ohne Bedenken in die Wellen, zwiſchen denen der Hr. P. zu ertrinken befürchtet, = = nun kan er ſich nicht enthalten aus patriotiſchen Eifer wider dieſe Kühnheit zu rufen, und dieſer Eifer verhindert ihn zu bemerken, daß die Natur dieſen Waghälſen das verliehen hat, was ſie ihm zu verſagen für gut befunden hat. Ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß der Hr. P. den Hr. Batteux auf den deutſchen Horizont eingerichtet, und alſo an die Stelle der alten und neuern Ausländer, die B. zu Beiſpielen anführet, lauter ehrliche Deutſche geſezzet hat; = = = Wie viel gewinnet der Ruhm Deutſchlandes nicht bei dieſer Vergleichung! haben ſie eine Henriade, ſo haben wir einen Hermann,

mann, (*) haben ſie einen Cid, eine Berenice, eine Iphigenia, einen Cinna, ſo haben wir: welche Wörter! einen Agis, Panthea, Aurelius, Cato, Darius; haben ſie nur einen la Fontaine, ſo haben wir zwei, nämlich den groſſen Stoppe, und den berühmten Riederer, (**) haben ſie ⸗ ⸗ doch ſie haben nichts ⸗ ⸗

Der groſſe Dunk,
Der unter uns
Viel groſſe Geiſter findet;

Hat mit dieſen deutſchen Kerzen alle ausländiſche Sonnen verdunkelt.

Und es iſt nun ausgemacht, daß die Franzoſen den Deutſchen nicht das Waſſer reichen können, da die genannten groſſen Geiſter und berühmten poetiſche Werke unter den Deutſchen ihren Urſprung genommen haben. Ich, der ich

auch

(*) Dem geneigten Leſer dienet zur Nachricht, daß dis ein Heldengedicht in zwölf Büchern iſt. Das Trauerſpiel Hermann gehöret nicht hieher, weil es nebſt dem Canut dem Herrn P. gar zu ſpruchreich iſt. ſ. S. des Auszugs aus dem Batteux.

(**) Man wird es ohne Zweifel ſehr billig finden, daß der Hr. P. dieſen beiden berühmten Fabeldichtern ein paar Leute Nahmens, Hagedorn und Gellert nicht hat beifügen wollen, weil man leicht einſehen kan, daß ſie nicht in eine Claſſe mit ihnen gehören; auſſerdem haben dieſe Dichter, wie bekannt iſt, die Ehre, dem Hrn. P. nicht gänzlich zu gefallen, und haben alſo alle Hofnung verlohren, durch ihn der Nachwelt bekannt zu werden.

auch ein kleiner deutſcher Patriot bin, freue mich über die Entdeckung ſo vieler vortreflicher Deutſchen, die ich ſonſt kaum gekannt hätte; insbeſondere iſt mir die Ankündigung eines deutſchen Horazes, nämlich des Hrn. v. Brück, ſehr merkwürdig, von dem ich noch gar nichts gehöret hatte, weil ich in den Schriften der Leipziger deutſchen Geſellſchaft nicht ſonderlich beleſen bin, wo ſeine Gedanken über die Dichtkunſt gedrukkt zu finden ſind. Eine kleine Probe kan nicht ſchaden: Exempla illuſtrant: S. 33. ſtehet der Saz des Hrn. Batteux: „Kein Eigenſinn, ſondern das „weſentliche Gute und Schöne leitet ihn, (den „Geſchmack) dis gefällt ihn, es komme nun von „der Natur oder der Kunſt.„ Zu deſſen Erläuterung führet der Hr. G. die folgende Verſe des Hrn. v. B. an:

Allein es fehlet oft an Augen und Gehöre:
Der Fröſche Laut beſchämt bei dir die Nachtigall;
Ein heiſchrer Eſelſchrei gleicht dem Trompetenſchall.
Zwar Melchers Hauß von Gautſch verlacht die Virtuoſen,
Als klång ihr Lautenſpiel wie naſſe Leinwandhoſen,
Wann aber Meiſter Trinks ein Leierſtükchen geigt,
Da ſieht man wie er gleich ein Bein ums andre beugt:
Was machts? ſein rauhes Ohr iſt ungeſchikkt gewöhnet,
Drum wird von ihm alsdann der zarte Ton verhönet.

Sind wir nicht brave Leute, wir Deutſchen? : : : doch genug, ich will Ihnen den luſtigen Zeitvertreib, das Buch ſelbſt durchzuleſen, nicht verderben. Sie wiſſen, daß der Hr. P. ſich immer ſelbſt gleich iſt, und alſo werden ſie gar nicht zweifeln, daß ſein Buch eben ſo luſtig iſt, als ein extra luſtiges Nachſpiel, bei dem ſich Hr. Schuch von dem Zwange erholet, den er ſich bei einer Alzire, oder einem Camut, angethan hat. Aber darüber werden ſie ſich doch wundern, daß:

Der Preuße, welcher erſt die Deutſchen deutſch gelehrt,
Von welchem Leipzig nie ein falſches Wort gehört,
Er ſpräche denn Latein,

ſo oft wider ſeine eigene Grammatik ſündiget, : : doch es werden wohl Drukkfehler ſein; machen Sie mir ia keine Kreuze an den Rand. Ich bin ꝛc.

Dritter Brief.

Liebenswürdiger Freund!

Ich weis Sie ſind mit mir überzeuget, daß alle Arten der ſchönen Künſte auf eine ſo ähnliche Art auf uns wirken, daß ein bei den Schönheiten der einen empfindliches Herz bei den Schönheiten der übrigen unmöglich kalt bleiben kan. Ein Geſchmakk, den gleichſam nur gewiſſe Ausſichten des Reichs der ſchönen Wiſſenſchaften vergnügen, muß gewiß unvollkommen ſein; Eine mäßige Kentniß der erſten Gründe einer jeden Kunſt, und der Art und Weiſe ihrer Wirkungen; die durch eine öftere Gemeinſchaft mit ihren Werken, ſowohl erlanget, als auch glücklich erſezzet wird, ſezzet einen jeden Liebhaber in den Stand, ihre Schönheiten lebhaft zu empfinden, und richtig zu beurtheilen; und dis iſt genug für einen Liebhaber, ⸗ ⸗ ⸗ Aber wie viel mehr fordert man von einen Kunſtrichter, der billig den ganzen Umfang der ſchönen Wiſſenſchaften einſehen ſolte; und wie viel mehr kan man nicht von ihm fordern, wann er wirklich unternimt, den ganzen Umfang der ſchönen Wiſſenſchaften zu unterſuchen, ⸗ ⸗ wie verwegen iſt alſo nicht ein ſolches Unternehmen, wann dem Kunſtrichter ſogar das fehlet, was man von einem jeden Liebhaber der ſchönen Künſte verlangen kan; Kan man wohl zu bitter über einen Mann ſpotten, der bis auf die Kunſtwörter der Kunſt unwiſſend iſt, über die er mit der gröſten Dreiſtigkeit urtheilet; der mit einer pedantiſchen Ernſthaftigkeit alle Künſte zu Dienerinnen einer einzigen machen will, von der ſie liebenswürdige Schweſtern ſind, der ſowohl die Regeln als die Wirkungen einer Kunſt in der andern ſuchet und fordert, und mit einer dictatoriſchen Amtsmine, von Dingen, die er nicht verſtehet, ſpricht, als wann er ſie verſtünde! Kan etwas lächerlicher ſein, als ein Mann, der Meiſter in der Muſik und Mahlerei, wegen eingebildeter Fehler, zur Rechenſchaft ziehen will? obgleich ieder angehender Zeichner oder Chorſänger auf jeder Seite ſeiner Schrift die tiefſte Unwiſſenheit der erſten Gründe dieſer Künſte bemerken, und die lächerlichſten Schnizzer entdekken muß, : : Aber genug : : Wollen Sie ein Exempel eines wichtigen Vorhabens, das recht herzlich ſchlecht ausgeführet iſt, ſehen, ſo nehmen Sie des Hrn. **P. Gottſcheds Auszug aus Hrn. Batteux ſchönen Künſten** zur Hand, den er kürzlich zum Gebrauch ſeiner Vorleſungen hat drukken laſſen, und wollen Sie das genaueſte Beiſpiel von allen den paradoxen Eigenſchaften eines Kunſtrichters haben, von dem ich oben geredet habe, ſo leſen Sie insbeſondere etwa den Abſchnitt von der **Muſik und dem Tanzen.** Doch ich will Ihnen einige Mühe erſparen, und Ihnen nur einen kleinen Vorſchmakk davon geben.

Könten Sie ſich wohl vorſtellen, daß der Hr. P. einen Saz mit der gröſten Ernſthaftigkeit behauptet, den ſich wohl kein vernünftiger Menſch einfallen laſſen kan, der nur ein gutes Inſtrumentalſtük gut hat aufführen hören, und der nicht zu allen Empfindungen muſikaliſcher Schönheiten verwahrloſet iſt, nämlich daß die Muſik ohne untergelegte Texte gar nichts ausdrükke, und unverſtändlich ſei, folglich auch keine Leidenſchaften erregen könne, folglich auch zu allen den Wirkungen, die man ihr ſonſt zuſchreibet, ungeſchikt ſei, und daß die **Worte des Dichters erſt erklären müſſen,** was der Componiſt ſagen

gen will. Ich kan dieſen herrlichen Saz ohnmöglich ſo nachdrükklich ausdrukken, als der Hr. P. ich will Ihnen daher einige von ſeinen Ausdrükken abſchreiben. „Wie klug, ſagt er: thäten „doch alle Componiſten, wann ſie nicht ſo gerne „allein gingen, ſondern fleißig poetiſche Sachen „zum Grunde legten, die ſie mit ihren Noten „begleiten könten. Da würden ſie ſelbſt und „ihre Zuhörer, doch beſſer wiſſen, was ihr ausgeſchütteter Sack voll Noten bedeuten ſolte: „: : Die Muſik iſt nur zu Unterſtüzzung „und Verſchönerung der Poeſie erfunden worden, und muß ihr alſo als Aufwärterin zur „Seiten gehen, nicht aber für ſich alleine als „eine Fürſtin prangen, : : Die Muſik iſt „gleichſam unbeſeelet, und unverſtändlich, wann „ſie ſich nicht an Worte hält, die gleichſam für „ſie reden müſſen, damit man wiſſe, was ſie „haben will, : : Die Muſik ohne Text, „oder Tanz, iſt nur ein todtes Ding, ein Körper ohne Geiſt, : : Wer würde ſich wohl „aus den beſten Compoſitionen etwas nehmen „können, das verſtändlich wäre, und die Seele beſchäftigen könte!„ Ja der Hr. P. ſcheuet ſich nicht, ohne alles Nachdenken und wider alle Erfahrung zu behaupten: „Daß keine Inſtrumentalmuſik, auch von den beſten Virtuoſen, die Zuſchauer vier oder fünf Stunden „lang beſchäftigen werde; und daß Concerte ohne Singſtimmen wenig Beifall finden.„ Ein Saz der hier in Berlin wöchentlich, wenigſtens viermal, durch die ſtarke Beſuchung der öffentlichen

chen Concerte, widerleget wird; Der beſondern Concerte nicht zu gedenken, die täglich von Freunden der Muſik angeſtellet werden, und die die Spieler und Zuhörer wohl länger vergnügt beſchäftigen, obgleich nicht eben allemahl die beſten Virtuoſen, ſondern vielmehr nur Liebhaber, die Stimmen beſezzen. Und mit Erlaubniß des Hrn. P. Was iſt denn wohl die Oper? (deren Beifall in Berlin, Dreßden und andern Orten, er wohl nicht läugnen wird, ſondern vielmehr darüber eiferſüchtig zu ſein ſcheinet.) Was iſt denn die Oper für den gröſten Theil der Zuſchauer anders, als eine ſchöne Inſtrumentalmuſik; wie viele von denſelben verſtehen wohl die Worte, und können ſich alſo von denſelben den Inhalt der Töne, erklären laſſen; ſind es die Worte oder die Töne, die der Zuſchauer behält, wann ihm eine Aria entzükket? Es iſt ſo ſehr wahr, daß nicht die Worte, ſondern die Muſik den Beifall erhält, daß ein, auf italiäniſche Art, ohne muſikaliſche Zierrathen, geſeztes Recitativ, wann auch die Poeſie noch ſo erhaben und rührend wäre, den gröſten Theil der Zuſchauer nicht ſo ſtark rühret, als eine ſchöne Arie, wann ſich gleich der Dichter in der leztern mit einem platten Gedanken, von irgend einem Schiffgen oder einer Mükke, die ums Licht flieget, herum tummelt: Man ſezze zu dem obigen Recitativ, das die Zuhörer ganz kalt angehöret haben, wann es anders dazu geſchikt iſt, mehrere Inſtrumente, ſo werden die Worte durch die Töne auf das lebhafteſte erklären: Welchen Eindrukk machte nicht das ſchöne Accompagnement in der Oper Dido, welches ein Selbſtgeſpräch des zweifelnden Aeneas enthält: Wie ſtark rührte nicht die mit Inſtrumenten begleitete Rede des Metellus in der Oper Sylla! Es iſt wahr, daß die vortrefliche Poeſie des erhabenen Verfaſſers dem Componiſten beſonders muſte zu ſtatten gekommen ſein, und daß die unverbeſſerliche Action des Hrn. Porporino den lezten Strich zu den ſchönſten Gemählde ſezte; aber wie viel hatte das Vergnügen der Zuhörer nicht der Muſik zu verdanken; Kan ſich wohl ein, auch der italiäniſchen Sprache unkundiger Zuhörer, noch ohne eine Art von Enthuſiasmus der Worte, erinnern?

Sai perchè il feci? perchè ſon Romano:
Perch'io credea te ſol l'orgoglio audace
Di reprimer capace
De' cittadini, che del lor potere
S'abbuſavano troppo, e di domare
Ogni noſtro nemico
Et tornar Roma al dolce ſtato antico
Si: finchè in Silla il gran vendicatore &c.

Welcher Zuhörer kan ſich wohl bei der Rede des in der Oper Semiramis erſcheinenden Geiſtes eines ehrfurchtsvollen Schauers erwehren : : eine in den kläglichſten und ernſthafteſten Tönen mit einer ungewohnten niedrigen Baritonſtimme abgeſungene Rede, von Inſtrumenten, die in tiefen Baßtönen, noch Nachdenken erwekkenden Pauſen, mit einer kurzen und nachdrukksvollen Harmonie einfallen, begleitet : : Der Zuhörer

rer ſteht erſtaunt, er vergißt, daß er Vergnügens wegen gekommen iſt, und theilet willig das ſchaudernde Erſtaunen, das ſich in dem Angeſichte eines ieden Spielers zeiget : : Wer rührte hier mehr, der Dichter oder der Muſicus? Wen verſtand der gröſte Theil der Zuhörer am beſten, und wen verſtanden ſie alle? Wie unverſchämt kan alſo der Hr. P. ſagen; daß da die Poeſie einer Oper für ſich allein beſtehen könne, ſie, wann ſie von der Muſik getrennet werde, „nur an derſelben einen Zierrath verliere, der den„ Text unverſtändlich macht, durch die langen„ Recitative den Zuhörer ärgert, und durch„ die ewige Wiederholungen der Arien ärgert.„ Iſt dis nicht ein abgeſchmakkter Widerſpruch mit dem vorhergehenden Sazze, daß die Muſik nur zur Verſchönerung der Poeſie erfunden worden. Ich will nicht ein Wort verlieren um die elenden Beſchuldigungen der langen Recitative und der wiederholten Arien abzulehnen, die ſchon ſo oft ſind gemacht, und ſo oft widerleget worden ſind; Wer aber der Sache nur ein wenig kundig, und dabei unpartheiiſch iſt, wird leicht einſehen, wie wenig der allergröſte Haufe der Verfaſſer muſikaliſcher Texte wünſchen könne, daß die Muſik von ihren Reimen getrennet werde, welche elende Geburten des Schuzzes wohlklingender Töne, gar ungemein nöthig haben; Kan man nicht den meiſten italiäniſchen und deutſchen Operndichter mit Recht das zurufen, was **Wernike** ſchon **Paſteln** zurief:

Man ſingt: Das Lied iſt dein, und Keiſers die Muſik,
Der in des Stümpers Reim erweiſt ein Meiſterſtük,
Der mit dem Ton erſezt, was den Verſtand verrükket,
Und uns mit deinem Wahn und Aberwiz entzükket.
Der dir zu Nuz die Sinn' uns oft verwirrt gemacht,
Und deine falſche Münz im Klang hat angebracht:
Zudem ſo ſtehen dir drei Nymphen noch zur Seiten,
Die, was man nicht begreift, durch ihre Stimm ausdeuten;
O! wer iſt ſo verſtockt, der dieſen Vers nicht ſchäzt,
Den Schönheit ſelber ſingt, und Kunſt in Noten ſezt!
Ich höre mit Begier die Klitemneſtra ſingen,
Die durch Geberd und Stimm ins Herze weis zu dringen,
Die dein gebrechlich Lied durch ihren Schall beſchirmt,
Und wie du die Vernunft, ſo ſie den Himmel ſtürmt
Die durch die Raſerei des Schreibers Wahn beſchönet,
Und dich, dem Neid zu Troz, zum Dichten ſingend krönet.
Die Jole folgt hernach die Aug und Ohr erfreut
Durch ihre ſanfte Stimm und holde Sittſamkeit;
Die, weil ein Seufzer hier den andern lieblich jaget:

Des Dichters Wahnwiz mehr als Hylas Noth beklaget,
Und der ſo ſehr nicht ſchmerzt der Dejaniren Schluß,
Als daß ſie was du haſt geſchrieben, ſingen muß.
Zulezt kommt Adelind, die mit den ſüßten Freuden
(Hier ſtehl' ich dir den Vers,) erſezzen kan das Leiden,
Die ihre eigne Wort oft artiger anbringt,
Und ſprechend mehr gefällt, als wann ſie deine ſingt. ꝛc.

Iſt nicht die Anlage und die Ausführung der meiſten Opern ſo elend, daß man im eigentlichſten Verſtande ſagen kan, daß uns der Muſikus mit dem Aberwizze des Dichters entzükke, gleichwohl finden ſie Beifall, und es gehöret viel Unverſchämtheit dazu, allen den Perſonen den guten Geſchmakk abzuſprechen, die ſie mit Vergnügen anhören; es iſt alſo ſicher, daß dis Vergnügen nur bloß aus der Muſik entſpringet, und mit dem elenden Texte des Dichters gar nichts zu thun hat. Wir wollen einmahl nach des Hrn. P. Vorſchlag, die Künſte, die bei einer Oper gemeinſchaftlich wirken, von einander trennen, und forſchen, welche von allen für ſich allein den gröſten Eindrukk machen wird. Es leſe uns alſo irgend ein Villati eine von ſeinen Opern mit aller der Energien vor, der ſeinen kleinen Körper fähig iſt: Dann mich dünkt, man muß die Kunſt des Schauſpielers, von der Kunſt des Dichters abſondern, um richtig zu urtheilen; auch ein Cato gefällt, wann ihn Koch und Schönemann vorſtellt ⸗ ⸗ oder dunkt dis iemand zu hart; gut, man geſelle beide zuſammen, und geſelle noch die Verzierungen der Schaubühne, und was man will, dazu, ⸗ ⸗ iedermann der weis, daß die Einrichtung einer Oper, mit der Einrichtung eines Trauerſpiels, nicht einerlei iſt, wird finden, daß es an etwas fehle; Hier hat der Dichter mit Fleiß die mächtigſte Leidenſchaft in eine Arie, ſo zu ſagen, gepreßt, damit bei den Wiederholungen die die Leidenſchaft natürlich macht, der Muſikus ſeine Kunſt anbringen, und das Ergözzen der Zuhörer verdoppeln könne; über dieſe iſt der Schauſpieler genöthiget ruhig hinwegzugehen, ohne den gröſten Theil der Empfindungen erwegen zu können, zu denen wiederholte Töne geſchikkt geweſen ſein würden, ⸗ ⸗ Hier kommt ein Chor vor, der Glükwunſch eines Volks, oder das freudige Siegsgeſchrei einer Armee, die Schauſpieler ſezzen ſich an, keiner weis, wer es ſagen ſoll, man läßt es aus, ⸗ ⸗ ⸗ Ein Duett, ein Terzett, welches den feinſten Ausdrükken gewidmet war, wird übergangen, wie das gemeinſte Recitativ, ⸗ ⸗ Man vergleiche das Vergnügen, der geſungenen Oper, mit dem Vergnügen der geredten Oper, und man ſehe, wie viel man verliehret; wie viele matte Gedanken, die die Muſik bedekt hätte, wie viel Gleichniſſe, die die Muſik erheben kente, und die izt unnatürlich ſcheinen, ausführliche Beſchreibungen bei, denen der Muſikus ſeine Kunſt zeigen ſolte, und die izt langweilig werden, u. ſ. w; Und man beurtheile, ob die Muſik ein unnüzzer Zierrath iſt, der den Text unverſtändlich iſt?

Laſſet uns ferner die Tanzkunſt betrachten, die nach dem Herrn P. ſo geſchikt iſt, ſich auf der Bühne ohne Worte, ia ohne die Reize der Muſik, zu zeigen. Es komme ein Denis, ein Luny auf die Bühne, und beluſtige uns mit den aufgewekteſten Erfindungen, zu denen ein Franzöſiſcher Wiz aufgelegt iſt. Man laſſe ihren Tanz begleiten, nicht etwa durch Virtuoſen, ſondern durch ein paar Spielleute, die das, was auf ihrem Notenpapiere ſtehet, getreulich, handfeſt und ohne Geſchmack, wegſpielen; Man laſſe die lebhaften und ſcherzenden Töne eines Seiffart oder Czarth weg, die ieder Geberde des Tänzers zu Hülfe kommen, und bei iedem Schritt den Zuhörer in die Leidenſchaft verſezzen, die der Tänzer ausdrükken ſoll; Man gebe den Spielleuten dafür eine Tanzmuſik, wann es anders eine Muſik zu nennen iſt, ſo wie ſie der Tanzmeiſter ſelbſt tactmäßig, richtig, trokken und ohne Geſchmakk geſezzet hat; Wie unvollkommen wird nicht ieder Ausdrukk ſein! Man nehme vollends noch die Kleider, die Verzierungen der Schaubühne, man nehme eine Denis, eine Reggiana weg; wird alsdann wohl der vortreflichſte Tanz nur halb ſo lange, als die allermittelmäßigſte Inſtrumentalmuſik vergnügen können?

Die Muſik erſcheint, ⸗ ⸗ Würde ſie auch mit der Stimme und den Gebärden verknüpft vollkommener ſein, als von ihnen getrennt? Ja; denn es iſt eine Singemuſik, ⸗ ⸗ aber wird ſie für ſich allein auch ein ſchönes Ganze ausmachen? Ein Ganzes, das zu Ausdrükken, zu Erregung der Empfindungen, der Leidenſchaften, eben ſo geſchikkt, ja weit geſchikkter iſt, als die von ihr getrennten Worte und Gebärden für ſich allein? Ja! : : Man fängt mit einer frölichen Symphonie an; : : alles horcht! : : eine zufriedene Langſamkeit folgt auf die rauſchende Freude, die Stimmen ſcheinen miteinander zu ſprechen, ſie wiederholen ſich, : : doch verändert; ſie ſcheinen endlich in einer melancholiſchen Pauſe zu ſterben, : : ſchnell erheben, überraſchen die freudigſten Töne der Zuhörer, die in eine Art von Erſtaunen gerathen, : : Die Symphonie ſchweigt: Die Recitativſtimmen ſind unter die Inſtrumentiſten vertheilt, ein Benda, ein Czarth, ein Seiffart, ein Ried, ein v. S***. ſprechen weit declamatoriſcher, als ſo viele froſtige Schauſpieler, das ernſthafte Hautbois und die ſcherzende Flöte machen die Arien: verliehren wir wohl viel an der Stimme und den Worten des Sängers? : : Jede willige Leidenſchaft folgt dem Griffe des Spielers.

Schon bebt die Angſt auf ſeinen Saiten,
Gram, Unruh und Verzweiflung ſtreiten,
Schwachzitternd folgt der matte Ton;
Ich fühl, ich fühl in Bruſt und Herzen
Halb ängſtlich unbekannte Schmerzen;
Ein edles Mitleid rührt mich ſchon.
Zulezt hör ich die Unſchuld ſiegen,
Die Freude ſtürmt in jedem Strich,

Und ieder Ton ſchallt vom Vergnügen,
Und ieder Ton begeiſtert mich.

Berauſchet von Annehmlichkeiten,
Hör ich, wie er die hellen Saiten
Nachläßig und nur leicht berührt;
Jedoch, indem er ſcheint zu ſchweigen,
Entzükkt er durch ein ſchnelles Steigen,
Bis ſterbend ſich der Ton verliehrt:
Izt bleibt er ſchwebend zärtlich liegen,
Macht falſche Gänge; doch mit Fleiß,
Die er, den Hörer, zu betrügen,
Schnell, reizend zu verändern weiß.

Izt ſpielt er weit gelindre Triebe,
Die Zärtlichkeit, die reinſte Liebe,
Die Furcht dehnt den langſamen Klang:
Die Töne wechſeln, die bald beben,
Bald auf geſchwinden Griffen ſchweben,
Bald ziehet ſie der Zweifel lang:
Ich werde, ieden Ton zu fühlen,
Nicht zärtlich . . ſondern ganz Gehör
Wer iſt der Zaub'rer! . .

Ich weiß nicht, mein Herr, welche Entzükkung mich fortgeriſſen hat, die mich ſogar von meinem Zwekke abzuführen ſcheinet? Aber ich geſtehe es, es iſt ſchwer keine Satyre zu ſchreiben, wann man einen Mann ſo ungeſcheut Dinge behaupten ſiehet, die allen Regeln und Erfahrungen in den ſchönen Künſten widerſtreiten, und eine der liebenswürdigſten Künſte verachten ſiehet, weil er in ihren erſten Gründen unwiſſend und ungeſchikt iſt, ihre Schönheiten zu empfinden; Die Muſik, die alle, die von der Geſchichte der ſchönen Künſte gehandelt haben, für die Mutter der Poeſie halten, will der Hr. P. mit Gewalt zu ihrer Aufwärterin machen.

So modern pothecaries learn the art
By doctors bills to play the doctors part
Bold in the practice of miſtaken rules
Apply, preſcribe, and call their maſters fools.

Es thut einem Mann, dem es nur daran gelegen iſt, ſeine Hirngeſpinſte zu behaupten, nichts, daß wir von den vortreflichen Wirkungen der Muſik täglich die deutlichſten Beiſpiele haben, und daß ſich ihre Eindrükke vorzüglich für allen andern ſchönen Künſten, auf alle Arten von Menſchen erſtrekken; Der Schäfer und der Fürſt weihet ſich ihren Reizungen.

Der Held gleich groß in Fried und Kriegen,
Macht hier, nach Lorberreichen Zügen,
Sich von Regierungsſorgen loß!
Hier auch muß ihn die Pracht verrathen!
Hier bleibt er, wie in Heldenthaten
Sich allzeit ähnlich, allzeit groß;
Hier müßt ihr Ihn nur einmal hören,
Ihr, die ihr niemals Reize fühlt,
Wann Er in Grauns erleſnen Chören,
Mit Meiſtern um den Vorzug ſpielt.

Hier zwingt die Anmuth Seiner Flöten,
Den gröſten Künſtlern ein Erröthen,
Und iedem Herz und Beifall ab;
Schnell werdet ihr den Froſt entfernen,
Schnell die Gleichgültigkeit verlernen,
Die euch den Haß zur Tonkunſt gab;
Dann wird ein edler Zorn entbrennen,
Der nicht mehr fühlloß, dünkelfrei,
Euch zwinget rühmlich zu bekennen,
Daß euch die Tonkunſt göttlich ſei.

; ; „Aber gleichwohl ſind Töne nicht„ Worte„ ; ; gut, dis geben alle Vertheidiger der Muſik zu; es iſt ausgemacht, daß die Muſik, nach der philoſophiſchen Sprache zu reden, nicht deutliche, ſondern nur klare Vorſtellungen verurſache, daß ſie unmittelbar nur auf die untere Selenkräfte, und nur mittelbar auf die obern Kräfte wirke; aber indem man dieſes zugiebt, ſo öffnet man der Muſik das ganze Feld der Gemüthsbewegungen dieſer Seile, wodurch alle menſchliche Handlungen regieret werden, und bekennet, daß ſie zu ihren Abſichten keiner fremden Hülfe benöthigt iſt; Es iſt nichts deſtoweniger ausgemacht, daß in gewiſſen Fällen mehrere vereinte Künſte vortrefliche Wirkungen herfürbringen können, und ein weiſer Kunſtrichter verbindet ſie auf die vortheilhafteſte Art, an ſtatt ſie zu trennen: So machen es Batteux, Pope und der Verf. der ſchönen Abhandlung von der muſikaliſchen Poeſie: Ich weis nicht, ob der Hr. P. G. unter die Kunſtrichter gehöret, die die gehörige

Verbindung der Künſte recht einſehen, er ſuchet ſie nicht zu verſchönern, ſondern er wüthet in ihr Innerſtes, und er verräth ſeine Unwiſſenheit nie auf eine lächerlichere Art, als wann er ſich etwas weiter, als bis etwa auf eine Rhapſodie von einer hiſtoriſchen Kenntniß der Künſte waget. Der harmoniſche Theil der Muſik, und insbeſondere die künſtliche Verbindungen widrig ſcheinender Töne, die zu den Ausdrükken der meiſten Leidenſchaften nöthig ſind, haben die Ehre, ihm ganz beſonders zu mißfallen: Er ſchreiet ſie für unerträgliche Dinge aus; ſeine Beweiſe ſind kurz und bündig: Der Hr. P. hat, wie er S. 209. des Auszugs ſagt, „einen Hund gekannt, „der bei allen (*) Mißklängen einer Muſik zu „heulen angefangen hat„ : : Was brauchen wir nun weiter Zeugniß, daß alle Diſſonanzen den Teufel nichts taugen; und unſer weiſer Hr. P. widerräth ſie deswegen den Componiſten in allen Ernſt, dann, ſagt er: „was man wieder zu-

„recht

(*) Es wäre gut, wann der Hr. P. erkläret hätte, was er unter **Mißklängen** verſtehet; verſteht er darunter unharmoniſche Gänge, ſo iſt es ausgemacht, daß dieſer künſtliche Hund ein feineres Gehör gehabt hat, als der Hr. P. vermuthlich hat. Spricht er aber, wie man aus einer darauf folgenden ihm eigenen Redensart: **von mit chromatiſchen Tönen durchbrochenen Künſteleien**, ſo thut er allen empfindlichen Gemüthern ſo viel Unrecht, wann er ſie mit dieſem Thiere vergleichet, als es ſeine eigene Unbedachtſamkeit verräth, da er empfindliche Gemüther und verwöhnte Gehöre verwechſelt.

recht bringen muß, das kan unmöglich eine wah„ re Schönheit ſein„ : : Kan man einen deutlichern Grund finden? Vermuthlich wird der Hr. P. auch von den Tragödienſchreibern fordern, daß ihre Stükke keinen Knoten haben ſollen, denn weil man eine Verwiklung wieder zurecht bringen muß, ſo kan ſie keine wahre Schönheit ſein. Der Hr. P. klaget inzwiſchen bitterlich, daß ſeiner patriotiſchen Bemühungen ohngeachtet, die Maler und Muſikmeiſter doch bei ihrem alten Schlendriane bleiben. Es iſt wahr, dieſe Leute ſprechen, wie er ſelbſt ſagt, von einfallenden Lichtern, vom Maleriſchen, von Haltungen, von aufgelöſten Mißklängen, von harmoniſchen Relationen, von Kirchen- Theater- und Kammerſtyl und andern ſolchen Sachen, davon der Hr. P. und andere ehrliche Leute ſeines gleichen nicht ein Wort verſtehen. Er kan es gar nicht begreifen, daß die Componiſten, nachdem ſie ſich, laut ſeiner Nachricht, ſchämen, daß ſie bishero nur Sarabanden, Polonaiſen und Sicilianen gemacht, nunmehr ein Allegro, Andante und Preſto, ia ſogar Stücken à tempo giuſto ſezzen, welche, wie er ſagt: (horribile dictu) weder Bübchen und Mädchen, ſondern rechte Hermaphroditen ſind. Der Hr. P. findet, daß es eine unerhörte Unverſchämtheit der Componiſten iſt, daß ſie ſich bisweilen unterſtehen den Poeten Regeln vorzuſchreiben; dann das läßt ſich der Hr. P. nicht ausreden, daß die Poeſie das vornehmſte bei einer Vokalmuſik iſt, welche der Muſikus, ſo wie ſie iſt, in Demuth annehmen muß; Die Urſach iſt auch gleich fertig: Die Poeſie wird ia erſt gemacht, und die Muſik erſt nachher geſezt, alſo muß ia wohl die Poeſie nothwendig das vornehmſte ſein, weil ſie das erſte iſt ; ; nur eine kleine Anmerkung ; ; zu der Zeit, als die Muſe des Hrn. P. noch vor Geld und gute Worte zu einem Hochzeitgedicht i. f. N. willig und bereit war, war wohl das Carmen auch wichtiger als die Hochzeit, weil es eher gemacht ward. ; ; Doch ich bin müde Thorheiten abzuſchreiben, und Sie vielleicht müde, ſie zu leſen; aber die unhöfliche Gleichgültigkeit und einen gewiſſen kleinſtädtiſchen Stolz mit dem der Hr. P. von den Tonkünſtlern redet, kan ich nicht unangemerkt laſſen; „Ein königlicher Muſikus, und ein paar „ſeiner Cameraden (*) ; ; die Componiſten „wiſſen ſelbſt nicht, was ihr ausgeſchütteter „Sakk voll Noten bedeutet ; ; Es gehe „den Liebhabern der gearbeiteten Muſik wie „Weinſäufern, denen nur Aquavit und „Brandewein ſchmekke ; ; Leute, die bei „der Geige aufgewachſen ſein„ Dis alles ſind ungeſittete Ausdrükke, die man nur Leuten vergeben kan, die beim Donat aufgewachſen ſind, denen

---

(*) Dem Hrn. P. wird vielleicht dieſer Ausdrukk nicht ſo ſeltſam ſcheinen, als mir; in dieſem Fall muß er es aber auch nicht übel nehmen, wann irgend ein gelehrter Zeitungsſchreiber einmal meldet: „Ein Magiſter zu Leipzig, und ein „paar ſeiner Cameraden, haben den Einfall „bekommen, die Wiſſenſchaften zu vertheidigen, die „Rouſſeau niemals angegriffen hat.„

nen es aber ſehr ſchlecht anſtehet, von der Muſik mit zu ſprechen, von der ſie gar keine Kentniß haben. Zeigt es nicht eine unvergebliche Unwiſſenheit in der neueſten Geſchichte der Muſik, an, wann unter den deutſchen muſikaliſchen Schriftſtellern eines **Marpurg**, **Bach**, **Agricola**, **Krauſe**, **Quanz**, **Ried**, die alle in reinen Deutſch geſchrieben haben, gar nicht gedacht wird, und dagegen ein altväteriſcher **Neidhart**, **Mattheſon** und **Mizler**, genennet wird, die bei ihren übrigen Verdienſten, doch wohl niemand zu Muſtern einer reinen deutſchen Schreibart anpreiſen kan. : : Nun iſt es hohe Zeit aufzuhören : : Gleich; nur noch einen kleinen Schulknabenſchnizzer, den ich im vorbeigehen finde: S. 189. wird von dem Ausdrukk der Leidenſchaften durch die Geberden gehandelt; Da heiſt es, laut unſers Herrn P. Ueberſezzung: „Man leſe den Fluch des Camillus ohne alle„ Veränderung der Stimme, ſo wird das Herz„ ganz kalt bleiben;„ Es iſt wahr, Camille im Franzöſiſchen kan Camillus und Camilla bedeuten, aber ein Lehrer der ſchönen Wiſſenſchaften könte doch wohl einmahl von ohngefehr gehöret haben, daß ein gewiſſer **Peter Corneille** ein Trauerſpiel von der Geſchichte der drei Horazier gemacht hat, und daß Camilla die Schweſter dieſer Brüder in einem von den lezten Aufzügen, die erſchrekklichſten Verwünſchungen wider Rom ausſtößt, die in der franzöſiſchen Urkunde eben ſo pathetiſch, als in der deutſchen Ueberſezzung, matt und abgeſchmakkt klingen : : Vielleicht möchte eine gutherzige Sele ſagen: **Es wird** ia wohl nur ein Drukkfehler ſein; Gut. Es iſt alſo auch wohl ein Drukkfehler, wann kurz darauf von dem Herrn Camillus im männlichen Geſchlechte, als von einem Raſenden, geſprochen wird. Dis mag Ihnen zu einer kleinen Probe dienen: Haben Sie Luſt zu mehrern, ſo leſen Sie das Werk ſelbſt durch, und ſtehen Sie ſo viel dabei aus, als ich dabei ausgeſtanden habe. Ich bin ꝛc.

Vierter Brief.

Liebſter Freund!

Ich habe nach vielen vergeblichen Bemühungen die vier erſten Stükke des Journal etranger, nämlich den April, Mai, Junius und Julius des 1754ſten Jahres, endlich erhalten. Aus dem Ton, aus welchem die Herren Verfaſſer in Ihrer Vorrede ſprechen, kan dieſe Schrift keinem Liebhaber der Wiſſenſchaften, er ſei von welcher Nation er wolle, und alſo auch keinem Deutſchen gleichgültig ſein. Ich glaube, daß es Ihnen nicht unangenehm ſein wird, einige Nachrichten und Anmerkungen von dieſer ſo wichtig ſein ſollenden Schrifft zu leſen, zumahl da ſie wegen Ihrer Seltenheit, und ihres hohen Preiſes in hieſigen Landen, Ihnen vielleicht gar nicht zu Geſichte kommen dürfte.

Zwei Gedanken möchten einem ieden, der kein Franzoſe iſt, ſogleich bei dem Anblik des Titels in den Sinn kommen: Entweder die Moden in Frankreich haben ſich izt verändert, und man heiſt daſelbſt nur das ſchön, was ausländiſch iſt; Die Verfaſſer haben alſo ihren Landesleuten ein Geſchenk mit ausländiſchen Raritäten machen wollen, die eben darum bewunderswürdig ſind, weil ſie ausländiſch ſind. Oder Frankreich iſt noch das alte Frankreich, und die Franzoſen finden in der Kentniß ihrer eigenen Volkommenheiten, und in ihrer tiefen Unwiſſenheit die Volkommenheiten anderer Länder noch immer Urſachen, ſich für die Nation zu halten, die in die Stelle der alten Griechen und Römer getreten iſt; bei der die Wiſſenſchaften zu Hauſe ſind, und bei der alſo die andern Nationen in die Schule gehen müſſen. So wie ein ieder, der kein Grieche war, ein Barbar hieß, ſo iſt ein ieder, der kein Franzoſe iſt, ein Etranger; Dieſe Betrachtung macht den Titel eines Journal Etranger ſehr bedeutend, und wir armen **Fremden** müſſen den Verfaſſern ungemein verbunden ſein, daß ſie den Schönen dieſes Landes, gegen welches alle andere **Fremde** ſind, unſere Werke in einer ſo veränderten Tracht vorlegen, daß ſie ihnen erträglich werden, und daß ſie von uns auch ohngefehr urtheilen mögen, daß wir gute ehrliche Menſchengeſichter ſind.

Dieſe Gedanken werden Ihnen vielleicht ein wenig liebloß ſcheinen, aber vielleicht würden Sie in eben dieſen Gedanken noch mehr beſtärket werden, wann Sie die Vorrede zu dem erſten Stükke leſen ſolten, und vielleicht würden Sie die beiden angeführten Fälle zugleich annehmen, wann man es wagen dürfte, nach den Herren Verfaſſern dieſer Monatſchrift, ganz Frankreich zu beurtheilen. Was meinen Sie wohl, das ſich dieſe Herren von ihrer Schrift verſprechen? Nachdem Sie, ich weiß nicht warum, zugeſtanden haben, daß ihr erſtes Stükk ſehr ſchlecht ſei, und die Vermuthung zu beſtätigen ſcheinen, daß die nächſt darauf folgende nicht viel beſſer werden möchten. „Nachdem Sie bedauert haben, daß Sie ihren Anfang mit Verſuchen gemacht haben, die Ihnen ſelbſt des Beifalls der Leſer ſo unwürdig ſcheinen, ſo tröſten Sie ſich (ich weiß wiederum nicht woher) mit der (ihrer Meinung nach) gegründeten Hoffnnng, ihren Leſern bald eine beſſere Meinung von ihrem Buche beizubringen, und es von Band zu Band im Guten wachſen zu ſehen : : Sie ſezzen nun zum Voraus, daß die erſten Schwierigkeiten, werden bald überwunden werden, und daß (*) ſie die gütige Nachſicht der Leſer bald in den Stand ſezzen wird, daß ſie nur nöthig haben, von ihnen Gerechtigkeit zu fordern. Und nun ſehen ſie ihr Werk in Frankreich mit Beifall aufgenommen, durch ganz Europa bekannt gemacht, und mit dem Beifall der Gelehrten von

---

(*) Eine feine franzöſiſche Wendung, die ſich unſere Autores merken mögen.

von allen Nationen beehret, indem es, (wie „
die Herren Verfaſſer zu ſagen belieben) ihren „
verſchiedenen Talenten einen Schauplaz öfnet, „
auf dem ſie vor den Augen aller ihrer Zeitver- „
wandten prangen können; indem es dahin zielet, „
die einzelne Republiken, worin die gelehrte Re- „
publik getheilet iſt, und welche ſonſt in iedes „
Land eingeſchränket waren, unter einen Hut zu „
bringen . . . Dieſe Correſpondenz der klei- „
nen gelehrten Republiken hat einen Vereini- „
gungspunkt nöthig, wo ſich alle menſchliche Er- „
kentniſſe untereinander aufklären, wo die Ge- „
nies verſchiedener Nationen ſich vereinigen um „
die Welt zu belehren.„

Dis Journal wird vermuthlich der gedachte Vereinigungspunkt ſein ſollen, welches aber die V. in der Hizze ihrer Declamation zu ſagen vergeſſen haben, dann ſie haben das Herz, zu hoffen,
„daß Ihr Journal das Archiv aller gelehrten „
Nationen werden wird, wo die aufblühende Ge- „
nies die erſten Merkzeichen ihrer gelehrten Ver- „
dienſte beilegen werden, und welches die gröſten „
Männer ihres Namens und ihrer Schriften „
nicht unwürdig achten werden.„

„Wann die H. V. den izigen Zuſtand von „
ganz Europa betrachten, wann ſie den Eifer „
überlegen, mit welchem alle Menſchen von allen „
Nationen, ihren Geiſt aufzuklären ſuchen, und „
ſich auf die Kunſt zu Denken legen, ſo dünkt ih- „
nen, daß nichts mehr à propos und zu einer be- „
quemeren Zeit hätte erſcheinen können, um den „
menſchlichen Geſchlecht Ehre zu machen, als ihr „

„Werk : : Jedes Volk wird ſich mit den „Schäzzen ſeiner Nacheiferer bereichern, ohne „etwas von den Seinigen zu verliehren; Ganz „Europa wird gelehrter und philoſophiſcher werden. : : Sie ſchmeicheln ſich insbeſondere, „daß die Schriften ſo vieler aufgeklärter und „verehrungswürdiger Männer vielleicht die nüzliche Revolution in der gelehrten Welt beſchleunigen werden, die vielleicht nicht mehr „weit entfernet iſt, und die einer von den ſeltenen Leuten ſchon vorher verkündiget hat, die „durch ihre tiefe Betrachtungen gelernet haben, „künftige Zufälle aus dem Gegenwärtigen zu beſtimmen.„

Ich kenne dieſen mehr als Kalendermäßigen Propheten nicht, und ich muß geſtehen, daß ich von ſeiner nüzlichen Revolution (ich möchte das Wort nicht gern überſezzen) keinen rechten Begriff habe; man müſte ihn denn in den darauf folgenden Worten ſuchen ſollen:

„Bisher hat man (Sie ſehen, mein Herr, „daß hier, wie überall, wo von der gelehrten „Welt, dem Publicum ꝛc. geredet wird, Frankreich verſtanden wird.) Bisher hat man ſich „bloß mit den ſchönen Künſten und den abſtrakten „Wiſſenſchaften beſchäftiget; Nun kommt die „Reihe an die nüzliche Wiſſenſchaften. Die Naturlehre, die natürliche Hiſtorie, die Chymie, „die praktiſche Philoſophie, die Politik, die Sittenlehre, die gute und wahre Metaphyſik : : „werden bald eben die Nation beſchäftigen, die izt „bloß von Malerei, Muſik und Romanen redet.

Es wird eine Zeit kommen, da es die Mode erfordern wird, daß man gelehrt ſei, daß man Obſervationen mache, daß man philoſophire, daß man natürliche Begebenheiten richtig erkläre, ſo wie uns izt die algemeine Gewohnheit treibt, von allem, was die ſchönen Künſte angehet, mit Geſchmakk zu reden; ein Gedicht fein und flüchtig zu beurtheilen, und ein theatraliſches Stükk zu kritiſiren.„

Ja! ja! die Zeit kan kommen, und vielleicht iſt ſie ſchon izt, da ein franzöſiſcher bel-eſprit in Geſelſchaft von Damen mit eben dem Geſchmakk, mit dem Feinen, mit der Leichtigkeit, und vielleicht auch mit eben der Wiſſenſchaft phyſikaliſche Erſcheinungen beurtheilen wird, mit der er izt ein Urtheil über Gedichte und Malereien ausſpricht. : : Wird ſich aber Deutſchland eine ſolche Revolution wohl wünſchen? : : : Doch weiter von unſern V. die nunmehr als völlige Franzoſen reden:

„Wir werden unſere Augen mit Bewunderung auf die Werke unſrer Nachbarn werfen, wir werden uns mit allen ihren Entdekkungen bereichern : : Wir werden von einem den Ackerbau, von dem andern die Handlung, von dem dritten die Baukunſt, von dem vierdten das Seeweſen, von dem fünften die Mineralogie. Wichtige Stükke, in denen man die Meiſter muß kennen lernen, um ſie übertreffen zu lernen. Auf die Art werden die Franzoſen endlich alle die Wiſſenſchaften und Künſte beſizzen, die ſchon vorhero bei ihren Nachbarn ge-

„blühet haben. Sie werden auf ihrer Seite die
„Methode, die Deutlichkeit, die Genauigkeit,
„die Schreibart und den Geſchmakk hinzu=
„thun, von denen der V. glaubt, daß man
„ſie in allen ihren Schriften nothwendig fin=
„den muß, ia die ihm ſogar nur ihnen al=
„lein eigen zu ſein ſcheinen, (die wir blinde
„Deutſchen aber ſonderlich was die drei erſten
„Eigenſchaften anbetrift in den allermeiſten Fran=
„zöſiſchen Schriften vermiſſen.) Ein Vorwurf,
„den ein ausländiſcher Schriftſteller ſchlecht ab=
„gehandelt hat, wird unter der Feder eines
„Franzoſen ganz neu werden = = denn
„das dünkt unſern V. unſtreitig, daß wann auch
„in andern Ländern gute Sachen gefunden wür=
„den, dennoch gute Bücher kaum irgend an=
„ders als in Frankreich geſchrieben würden.„

Dieſer lezte Saz iſt mit einer Proteſtation vergeſellſchaftet, daß man einer ieden Nation ihr Recht wolle wiederfahren laſſen; und Sie können ſich hieraus ohngefehr einen Begriff machen, wie viel Gerechtigkeit ſich andere Nationen, ſonderlich wann es auf Frankreich ankommt, werden zu verſprechen haben.

„Dieſe Veränderung muß nach dem V.
„nothwendig erfolgen; dann wann die Franzo=
„ſen, (wie es zu befürchten ſcheinet,) die ſchö=
„nen Künſte werden erſchöpfet haben, ſo werden
„ſie auf nüzliche Unterſuchungen fallen müſſen,
„damit ihnen die Zeit nicht lang wird. Die vie=
„len groſſen Leute, die izo leben, ſind ihm eine
„glükliche Vorbedeutung für die glükliche Ver=

änderung, die ihm ſo ſehr am Herzen liegt, „
= = er meinet gemeine Genies wären niemals „
verachteter geweſen, und niemals hätten gröſſere „
Leute gelebet, als in dieſem Jahrhundert. Er „
führet den Eſprit des Loix, die Hiſtoire naturel- „
le, und die Encyclopaedie, Werke, die uns die „
Nachwelt beneiden; die ſie als ſo viel Orakel „
betrachten, und von welchen ſie zu unſerm „
Unglükk allein den ganzen Werth einſehen „
wird. „

Ich kan Ihnen hier ſehr bequem ein paar Seiten voll Galimathias, vom Lobe dieſer Schriften, und von gleichgültigen Sachen, ſchenken, worinnen ich nichts merkwürdiges finde, als daß von der franzöſiſchen Nation geſagt wird, daß ſie die einzige lebende Nation ſei, die zu ſchreiben verſtehe, (la ſeule Nation vivante qui ſait ecrire.) Ein Urtheil, das in dem Munde eines Mannes, der ſich zum Richter über die ganze gelehrte Welt aufwirft, ſehr anſtändig iſt! Sie haben, mein Herr! ohne Zweifel, genug von dieſer Vorrede, ſezzen ſie zu der Idee des prächtigen und weitläuftigen Vorhabens, das darin an den Tag geleget wird, noch die Idee eines Verfaſſers, der alle Monate acht Bogen voll armſeliger Auszüge und Ueberſezzungen liefert, ſo wird der Contraſt vollkommen ſein. Sie werden nun ohne Zweifel auf den Inhalt dieſer Stükke neugierig ſein, ich will Ihnen die Artickel erzehlen, die die Deutſchen angehen:

Das erſte Stükk enthält nichts von dieſer Art.

Das zweite Stükk enthält eine Ueberſezzung von Hrn. Rabeners Nachricht von D. Swifts Codicille, und eine ganz kurze Nachricht von des Hrn. Prof. Menkens Tode.

Das dritte Stükk enthält eine Nachricht von den Röſelſchen Inſektenbeluſtigungen. Die erſte Hälfte der Ueberſezzung von Hr. Rabeners Traum von den abgeſchiedenen Selen; Eine kurze Nachricht von dem Homanniſchen Atlaß von Schleſien, und einer Ueberſezzung zweier anakreontiſcher Oden, aus den Bremiſchen Beiträgen, die hier unrecht amuſemens de l'eſprit et de l'entendement genennet werden.

Das vierte Stükk fängt mit einem Briefe an, der aus einem deutſchen Buche Edward Schickarts von den Feſten der Juden gezogen ſein ſoll, welches mir aber gänzlich unbekannt iſt. Es enthält ferner die beiden erſten Geſänge von dem Sieg des Liebesgottes, einem komiſchen Heldengedichte des Hrn. Uz, in einer ziemlich freien Ueberſezzung. Der Ueberſezzer wirft den Hrn. Uz durch Anführung einiger franzöſiſchen Stellen ſehr fein vor, daß er dieſe Stellen den Franzoſen ſchuldig ſei; Ferner eine Nachricht von Hrn. Röſels Hiſtorie der Fröſche; Den Beſchluß des Traumes von den abgeſchiedenen Selen; Eine kurze Lebensbeſchreibung und Lobſchrift des ſel. Freiherrn v. Wolf, und eine Ueberſezzung der Erzählung vom Irus aus Hrn. Rabeners Schriften.

Mit der Erzählung der Schriften, die aus andern Sprachen überſezzet ſind, will ich Sie nicht aufhalten; Noch eins muß ich anmerken; Die Hrn. Verfaſſer haben um den Geſchmakk der Franzoſen an chanſons zu vergnügen, nach Art anderer franzöſiſcher Journale, in iedes Stükk eines eingerükket, aber um zugleich dem Titel eines Journal etranger genug zu thun, lauter Texte aus andern Sprachen gewählet; Eins davon iſt iroquoiſiſch, und drei italiäniſch. Die Pariſiſchen Stuzzer, werden es ohnfehlbar, als es etwas neues geweſen iſt, für ſehr artig gehalten haben, iroquoiſiſch zu ſingen; Vielleicht lernen ſie durch dieſes Mittel auch einmahl deutſch ſingen.

Ich hoffe nicht, daß Sie aus dem, was ich geſaget habe, ſchlüſſen werden, daß ich das ganze Unternehmen für unnüz und lächerlich halte. Es iſt möglich, daß es bei den Franzoſen, und ſonderlich den beaux-eſprits à la mode, die die Kunſt gelehrt und beleſen zu ſcheinen, gar zu gern mit weniger Mühe erlangen, nichts ohne Nuzzen ſein wird, und wer noch gar nichts weiß, könte leicht daraus etwas lernen. Aber die declamatoriſchen Anpreiſungen der Vorrede ſind ohne Zweifel viel zu weit hergeholet, als daß ſie ſich nur halber auf die Ausführung ſchikken ſolten. Es würde ohnſtreitig wenigſtens zwanzig mahl ſo viel Blätter erfordert werden, um den Plan der Verfaſſer nur einigermaßen volſtändig auszuführen, und auch in dieſem Fall würde der geſuchte Zwekk einer algemeinen Correſpondenz unter den Gelehrten gar nicht erreichet werden, ſondern das Werk nur hauptſächlich den Franzoſen nüzlich ſein. Es muß uns allerdings angenehm ſein, daß die V. die beſten unſerer Schriftſteller den Franzoſen bekannter machen; Es iſt aber die Frage: ob ihnen die Franzoſen mehr verbunden ſein müſſen, daß ſie ſie von einer Unwiſſenheit zu befreien, angefangen haben, die ihnen ſehr ſchimpflich iſt, oder ob wir mehr Urſach haben, ſie um Behutſamkeit zu bitten, da ſie uns auf einem Schauplazze aufſtellen, auf dem wir vielleicht, ohne unſere Schuld, nicht gefallen könten? Es iſt ſehr zu zweifeln, daß einige halb à la françoiſe gekleidete Stükke, den Franzoſen nur eine ſchwache Kentniß, noch weniger aber einen Geſchmakk an unſerer Litteratur und Sprache werden beibringen können, und die Weitläuftigkeit des Plans mit der eingeſchränkten Ausführung deſſelben, machen es noch weit unmöglicher. Aus dem angeführten Inhalt, in ſofern er Deutſchland angehet, werden ſie leicht den Schluß machen, daß die Kentniß der deutſchen Litteratur in Frankreich von dieſem Werke einen ſehr geringen Vortheil haben könne. Es iſt zu erwarten, ob ſich unſer Journal, wie die Verfaſſer verſichern, von Stükk zu Stükk, verbeſſern werden. Der Name des Hrn. Touſſaint, der ſich unter den Mitarbeitern allein genennet hat, möchte bei vielen Deutſchen und andern Ausländern, das vortheilhafte Vorurtheil nicht erwekken, das man von ſeiner Nennung erwartet hat. Man wird mit Recht das Superficielle auch in dieſem Journale befürchten, das in allen ſeinen Schriften herrſcht, und daß ein Engländer oder Deut:

Deutſcher weit unerträglicher findet, als es ein Franzoſe artig finden kan; Der Hr. Boisſpreaux der die Rabenerſche Satyren überſezzet, oder vielmehr herausgegeben hat, iſt vermuthlich auch ein Mitarbeiter; Die Nachrichten und Ueberſezzungen aus dem Deutſchen, rühren, wie man mir ſchreibt, von dem Hrn. Celius, einem ehemaligen Göttingiſchen Lehrer, und von dem Hrn. Wächtler, einem Leipziger, die ſich izt beide in Paris aufhalten, her; Die andern Mitarbeiter ſind mir nicht bekannt. Die Geſchichte des Hinderniſſes, welcher verurſachet, daß dieſes Werk etwas ſpäter, als es verſprochen worden, heraus gekommen, könte allenfals einen kleinen Roman abgeben: Ich habe ſie von guter Hand. Der erſte Entrepreneur dieſes Journals war, wie bei dem Mercure de france, ein Kammerdiener. (*) Dieſer Mann hies *de la Marche*, und war in Dienſten des Herzogs von Orleans geweſen; Er erhielt das Privilegium über dieſes Werk: Ein reicher Mann, der ſich vermuthlich den Vortheil, der davon zu ziehen wäre, ſehr groß vorſtellete, verlobte ihn, in Anſehung deſſelben, mit ſeiner Tochter; *de la Marche* aber, dem ohne Zweifel an dem Frauenzimmer mehr gelegen war, als an dem Journal Etranger, fand für gut, dieſes im Stiche zu laſſen, und mit ſeiner Braut auſſerhalb Frankreich zu gehen; Dadurch kam das Werk ins Stekken, und gerieth endlich in andere Hände. Die

---

(*) In einigen nach Deutſchland geſchriebenen Briefen hat er ſich Ecuyer Suiſſe unterſchrieben.

Die izige addreſſe für diejenigen, die etwas an die V. zu ſenden haben, iſt à *Mr. Bourgain*, Commis au Journal Etranger, rue S. Louis au Marais vis-a-vis la regie des Cartes, à Paris. Man hat auch bekannt machen laſſen, daß man ſich an Hr. *Mauvillon*, in Leipzig, den bekanten Verfaſſer der Lettres germaniques, addreßiren könne, welcher die Beſorgung der Baqueter aus Deutſchland über ſich genommen. Schlimmer hätten die Hrn. V. die armen Deutſchen wohl nicht addreßiren können, um ihnen das Herz zum Voraus ſchwer zu machen; In kurzem hoffe ich auch die franzöſiſche Ueberſezzung von Hr. Rabeners Satyren zu erhalten, von welchen ich Ihnen auch Nachricht geben werde ꝛc.

Nachſchrift des Herausgebers.

Herr Touſſaint hat nachhero in den Mercure de françe und in andere öffentliche Blätter eine feierliche Erklärung einrükken laſſen, wodurch er ſich aufs künftige von dieſem Journal gänzlich loßſaget, und mit deſſen Verfaſſern er gar nicht zufrieden iſt, weil ſie Stükke verworfen, die er gebilliget, und andere hinein gerükket, die er nicht billigen kan: Nachhero iſt die Aufſicht dem Hrn. Prevòt d'Ekiles aufgetragen worden, deſſen Romane bekannt genug ſind; Die Deutſchen könten zu dieſem Herrn noch ein wenig mehr Vertrauen haben, weil er ihre Sprache zu verſtehen vorgiebt, wann ſie wirklich an dieſem

Journal ſo viel Antheil nehmen wolten, als ſie es nach der Vorrede nehmen ſolten!

Fünfter Brief.

Mein Herr!

Und Ihr Freund, glaubt es alſo wirklich, daß man die *Dina*, *den Joſeph* und *Zulicka*, *den erkannten Joſeph*, die izt kein Menſch leſen will, über hundert Jahre noch leſen wird : : Welch ein Fluch wider den guten Geſchmakk der künftigen Deutſchen! : : Es iſt ewig ſchade, daß die Herren Verfaſſer dieſer Sächelgen, nicht auch das treuherzige Zutrauen zu der nächſten Nachwelt gehabt haben, das Hr. *** hat, ſonſt würden ſie ſich vielleicht entſchloſſen haben, dieſe für die Nachwelt geſchriebene Gedichte, bis zur Zeit der Nachwelt, deren Beifall ſie ſo zuverſichtlich voraus ſagen, nur im Manuſcripte zu laſſen; die izige Welt würde wegen der übergroſſen Fruchtbarkeit der Dichter, von dieſer Gattung ſehr viel dabey gewonnen haben; man hat einen berühmten Franzöſiſchen Dichter, der noch lange nicht ſo fruchtbar iſt, ein moulin à vers genannt, wie man nun unſere Herren mit den lateiniſchen Buchſtaben nennen ſoll, weiß ich nicht, dann ſie ſind noch weit geſchwinder: kaum ſind die in einer Meſſe herausgekommene Stükke vergeſſen, ſo bringt uns ſchon eine neue Meſſe ganze Schaaren von andern, um ſie eben ſo bald wieder ins Vergeſſen zu ſtürzen. Eben komt mir ein ſolcher Bogen unter dem Titel: *Ode auf die Geburt des Erloeſers*, zu Geſicht: wann ich von dem ſehr ehrwürdigen Gegenſtande dieſer Ode abſtrahire, ſo weis ich nicht, ob die Ode oder der Vorbericht dazu lächerlicher iſt: die Ode iſt pindariſch, das ſteht mit klaren Worten im Vorbericht, und der muß blind ſein, der nicht die Wörter, Strophe, Antiſtrophe und Epodon über iedem Abſazze erblikket; was das luſtigſte iſt, ſo ſoll dieſes pindariſche Gedicht zur Muſik gemacht ſein, und zwar, lachen Sie nur nicht, zu einem Hymnus nach dem alten Geſchmakk. Der Verfaſſer findet Urſachen (ich aber finde ſie nicht) zu glauben, „daß die griechiſche Muſik die neuere eben ſo weit übertroffen haben, als ihr Geſchmakk in allen Werken des Genies den gothiſchen Geſchmak der nördlichen Völker übertrift.„ Der Gedanke iſt des Wiederlegens nicht werth, und man muß in der Geſchichte der Muſik ganz unerfahren ſein, oder eine gewiſſe enthuſiaſtiſche Hochachtung für alles, was alt iſt, haben, wann man ihn ſo unbedingt behaupten will. Unſer V. inzwiſchen verzweifelt noch nicht einen Muſikus zu finden, der ſich an einen Hymnus nach dem alten Geſchmakk wage, er ſoll aber nicht viel weniger als ein Lülli ſein, weil der Poet, wie uns berichtet wird, nahe an den göttlichen Vogel des Jupiters reicht. Dieſer Gedanke ſagt viel abgeſchmaktes in zwei Zeilen; wie komt doch wohl immermehr der Vogel des Jupiters zu der Geburt des Erlöſers, und wie komt Lülli dazu, war Lülli wegen geiſtlicher Hymnen, wegen Componirung erhabener Gedichte berühmt, oder waren die Opern des ſanften Quinaut ſein Vorwurf des Quinaut, deſſen Schreibart ſo gar manchen zu niedrig ſchien, weil er ſich vernünftig befließ die ſchmeichelnden Töne des Lülli nicht durch erhabene und bilderreiche Worte zu ſtören, hätte unſer Verfaſſer einen Mondenville l'Alouette oder Telemann genannt, ſo möchte es eher hingehen. Ich möchte doch wiſſen, was der V. für einen Begriff von der Ordnung in der Muſik hat, wann er glaubt, daß ein Muſikus ſein Gemächte anders als Proſa tractiren könne, und wann er glaubt, „daß dieſe Ode im eigentlichſten Verſtande, harmoniſcher als die „gewöhnlichen monotoniſchen Jamben und Trochäen ſei, : : und ſogar daß das Silbenmaaß in den Strophen einerlei ſei.„ Ich und noch viel andere vernünftige Leute, können gar kein Silbenmaaß darin finden, ich biete einem ieden Troz in nachfolgenden Worten ein Silbenmaaß zu ſuchen.

> O ſelig wer mit Freuden thrænenden Auge in ſeiner Niedrigkeit ihn ſchauend GOtt im Fleiſch nicht verkannte! Selig die Ohren die er gelehret hat, ſelig die Füſſe die ihm folgten! Die auch ohne die Klarheit auf Tabor ohne der Engel Dienſt, des Vaters Bildniſs im Sohne verehrten, ihr werdet ihn in ſeiner Herrlichkeit ſehen.

So ſind alle Strophen; man kan gar keinen Grund finden, warum der Sezzer manchmahl mitten im Verſtande die Zeilen abgeſezt und hier und dar Strophe, antiſtrophe und epodos eingeſchaltet hat. Hätten dieſe abgebrochene Zeilen, Strophen von einer Ode ausmachen ſollen, ſo hätte der Hr. V. doch wohl erachten können, wie nöthig es ſei, daß nicht allein iede Zeile in einem gewiſſen beſtimmten Silbenmaaß einhergehen müſſe, das iſt, daß ſie nach keinen andern Silbenmaaß abgemeſſen werden könne, als dem, das ihr der Dichter hat geben wollen, ſondern daß auch das Maaß dieſer einzelnen Zeilen, nach gewiſſen Verhältniſſen zurükkehren müſſe, wann ſie ein Ganzes ausmachen ſollen. Nach dieſen beiden Regeln, müſſen nothwendig alle zuſammengeſezte Arten des Silbenmaaſſes und der Strophen beurtheilet werden; würde es nicht thörigt ſein, einen Hexameter mit einem Alexandriniſchen und Alkaiſchen Verſe zu paaren? ; ; Was für vergebene Mühe rufen Sie vielleicht aus? Ein geiſtliches Gelegenheits-Gedicht, und zwar in der kleinſten der poetiſchen Schönheiten, in dem Sylbenmaaſſe zu tadeln? doch mit Ihrer Erlaubnis, vielleicht iſt die Mühe nicht ſo ganz vergebens, und es würde gewiß noch weniger unnüz ſein, wann ſich niemand die Mühe geben wolte, den gewaltigen Haufen der Mitteldinge, mit denen izt mancher Schweizer ſtans pede in uno die Welt heimſucht, bis auf die kleinſten Umſtände zu unterſuchen. Eben die ſeltſame Art zu ſchreiben, die ſo ſtörrig, ſo aufgedunſen unbeſtimmt und pedandiſch iſt, herrſcht in allen dieſen Gedichten, worauf ſich die Herren Schweizer, des allgemeinen Hohngelächters ohnerachtet, ſo viel zu gute thun; wird dann der Geſchmakk der Deutſchen nie geſezt und natürlich werden? werden denn immer die Verbindniſſe poetiſcher Cabalen anſtat der Regeln der geſunden Kritik dienen? Es giebt gewiſſe Leute, die wie ein gelehrter Schriftſteller ſagt, ſich unterfangen, den Ton in allem was ſchön iſt, anzugeben; dieſe ſcheinen einen Contract mit einem groſſen Schwarme kleiner Geiſter gemacht zu haben, um alles ſchön zu finden, was auf einige Art die Zeichen ihrer Verbindung führet; man überſezze Gottſcheds Gedanken in Hexameter, und drukke ſie mit lateiniſchen Buchſtaben, und ieder patriotiſche Züricher muß ſie loben; er muß, dann wie viele Hexameters ſeiner Landsleute müſte er ſonſt nicht tadeln, worinnen noch weniger als Gottſched iſt? Wir haben die klägliche Epoche zum zweitenmahl erlebet, da die kritiſchen Dienſtboten ſich fragen: **von Leipzig oder von Zürich?** und dann ſich einander grimmig in die Haare fallen, die kritiſche Streitigkeiten haben ihren Nuzzen, das iſt ausgemacht, aber die Partheilichkeit mit der ſie geführet werden, iſt deſto ſchädlicher. Alle Streiter ſuchen nur Fehler an ihren oft ſchäzbaren Gegnern

and leave for that malignant dull delight
the gen'rous pleaſure to be charm'd with wit.

Noch mehr; indem ſie dieſe Fehler an andern finden, ſo vergeſſen ſie ihre eigene darüber; weil einer von zweien Streitern, den guten Geſchmak nicht hat, ſo muß ihn der andere haben! Welch ein Schluß? Weil die Thereſiade, ein gereimtes elendes Gedicht iſt, ſo muß alles, was in Reimleſen Hexametern eben ſo ſchlecht gedacht wird, ſchön ſein. Man ſage mir aber, ob dieienigen, die ohne Unterſchied alles was uns Orell und Heidegger liefert, erheben, wohl einen weitern Schluß machen? der Dichter begehe ſo viel Ungereimtheiten, als er will, er laſſe zehn ſchlechte Worte in einer elenden Zeile kriechen; er denke ſtatt erhaben, ſchwülſtig, und falle ins Lächerliche, wann er natürlich denken will;

> — delphinum ſilvis uppingat fluctibus
> aprum.

auf deutſch: er paare Seraphe und Mädgen, er lege Leuten, deren Charakter eine natürliche Einfalt iſt, tiefſinnige philoſophiſche Schlußreden in den Mund; ſo wie uns ein Reimer mit einem Geklingel von immer wiederkehrenden ſchon vermutheten Reimen martert, ſo vernachläſſige er das harmoniſche Silbenmaaß ganz, und ermüde uns mit einer ewigen Wiederkehr von weiblichen Silben in en; es ſchadet nichts; er wird einem Kleiſt und Kloppſtock beigeſellet, weil man glaubt, er dichte in ihrem Silbenmaaße. Wann nur nicht die allgemeine Stimme der Leſer dagegen wäre, ſo ginge man gerne ſo weit, daß man behauptete, die deutſche Sprache habe nur im

Hexameter ihren völligen und männlichſten Ausdrukk, und dadurch alle andere deutſche Dichter herunter ſezte. Die geſchwornen Freunde alles deſſen, was nur einem hexametriſchen Gedichte von weiten ähnlich ſiehet, können derſelben Schwächheiten weit meiſterlicher bemänteln, als Lukrezens Liebhaber die Fehler ihrer Schönen; ſchreibt der Dichter matt und mehr als proſaiſch, ſo iſt es die griechiſche Einfalt; wird er dunkler als Lykophron; ſo komt er dem Vogel Jupiters nahe; hinkt der Hexameter, ſo iſt es eine edle Kühnheit, um einen mächtigen Gedanken nicht zu verhindern. (*) Moraliſirt der Dichter Seitenlang, daß man ganz ſanft dabei einſchläft; ſo will er ein Sittenlehrer ſein, und verachtet von ganzem Herzen allen Bel-Eſprit, der der innern Schönheiten beraubet iſt. Dem allem ohnerachtet, finden dieſe Gedichte keinen Beifall: aber wer iſt ſchuld daran? etwa deren Dichter? Bei leibe nicht! die Leſer, die ſich durch das Griechiſche Silbenmaaß hindern laſſen, das Schöne und Lehrreiche in dieſer Poeſie einzuſehen. (NB. Vorr. zu Bodmers gereimten Gedichten.) Und da wir andere poetiſche Layen den ganzen Umfang dieſer Schönheiten nicht einſehen können, ſo ſind wir = = Prieſter des Unſinns = = deren nördlicher gothiſcher

---

(*) Die Herren ſind vorſichtig, damit ihnen nicht etwa iemand einmahl dieſes zum Fehler anrechne, ſo hat ein tiefſinniger Kopf unter ihnen ſchon vorläufig behauptet, daß ſich Horaz auch eben nicht viel aus dem Silbenmaaße gemacht habe.

Geſchmakk zu höhern Schönheiten verwöhnt iſt = = Mächtige Worte! = = und wir erſchrekken noch nicht?

Die Kritik, die ſich vor Zeiten erniedriget hatte, mit philoſophiſcher Genauigkeit die Gründe des Schönen zu unterſuchen, und den feinen Geſchmakk, dem es oft noch geſchwinder als jener glükte, dieſe Schönheiten zu empfinden, iſt durch ein geblendetes Staunen verdrängt worden, das einen preismatiſchen Schimmer mit einem leuchtenden Sonnenſtrahl verwechſelt. Die Herren, die ſich mit dieſem beſondern Geſchmakk ſo gar viel wiſſen, kommen mir beinahe vor, wie die Rathsherren eines kleinen Städtgens, wo ſie die vornehmſten ſind; Die gezwungene Hexameters, die lateiniſchen Buchſtaben, und eine affectirt = einfältige, und niedrig = ſchwülſtige Schreibart, ſind nichts anders, als Allongeperüken, breite Halskrauſen, und ſteife Unterkinne, womit dieſe ehrbare und veſte Männer einher treten; Wehe ihnen, wann ſie ſich aus dem engen Bezirk ihrer Bewunderer verirren, und auch den Beifall der artigen Welt fodern wollen; = = und gleichwohl fodern ſie ihn; und gleichwohl wollen ſie nicht, daß man ſie an ihrem Schreibtiſche ruhig hexametriſiren laſſen, und von ihnen ſtillſchweigen ſoll; ſondern ſie verlangen, als die Wiederherſteller des guten Geſchmakks in Deutſchland, geprieſen zu werden, und begehren einen Plaz neben, und wohl gar über die gröſten Dichter des Alterthums und der neuern Zeiten.

Es iſt ſehr lächerlich, daß ſie ſich den Ausländern, und ſonderlich ihren Nachbarn, den Franzoſen, zu gefallen, mit lateiniſchen Buchſtaben drukken laſſen, ob ſie gleich in einem Geſchmakke dichten, von dem ſich ein Franzoſe gar nicht einmahl einen Begriff würde machen können, und von dem ein Franzoſe, wann er auch zu einer Kentniß deſſelben gelangen ſolte, dennoch gar nicht zum Vortheile des Dichters ſprechen würde. Es iſt gewiß ein ſehr verachtungswürdiger Vorzug, ein bisgen Wiz zu haben, und es unter einem Gemengſel von unzeitiger Moral und nichtswürdigen Gedanken vorzutragen; Die Richtigkeit der Gedanken, die Genauigkeit des Ausdrukks, vornämlich die Schönheit des Ganzen, und die bedachtſame Beſtimmung auch der geringſten Theile zu dieſem einzigen Zwekke, nebſt dem poetiſchen Geiſte, der dem Dichter nie das gehörige Feuer mangeln läßt, und der reifen Beurtheilungskraft, die iedem Gegenſtande mehr Schönheiten nicht zugibt, als ihm nöthig ſind, um ſich in dem gehörigen Lichte zu zeigen. Dis iſt es, was den groſſen Dichter macht, und dis iſt es, was ich in Blättern von der gemeldeten Art, die des Namens der Gedichte unwürdig ſind, gänzlich vermiſſe.

Sechſter Brief.

Mein Herr!

Ich befürchte Sie ſind in Ihrem Urtheil über die neuern bibliſchen Dichter ein wenig zu geſchwind geweſen. Es iſt wahr, daß Hr. Bodmer, der in ſeiner Jugend mit der Hizze eines Poeten kritiſiret hat, izt mit der Schläfrigkeit eines Kunſtrichters dichtet; Aber ich habe viel zu viel Hochachtung für das Andenken dieſes groſſen Mannes, als daß ich es billigen könnte, daß Sie alle ſeine Nachfolger, zuſammt ihrem Anführer, ſo unbedingt verdammen. Es iſt wahr, daß ich den Verfaſſer der Klage eines Vaters in den ſüſſen Concetti eines *Jacobs* und *Josephs* nicht wieder finde; Aber, ſolte dann dieſes groſſe Genie mit einem mahle ſo weit gefallen ſein, daß ſeine ſpäteren Arbeiten die unerträglichſten Stükke des ſchlechten Geſchmakks wären? Muß man es einem Dichter nicht Dank wiſſen, der ſich noch in einem Alter auf die Bahn der Dichtkunſt waget, da ein wenig kühnerer Geiſt ihr ſchon entſaget haben würde? Kan man es ihm wohl verdenken, wann er ſich Schreibart und Stoff nach ſeinen Umſtänden wählet, wann er an ſtatt der heftigen Leidenſchaften ſeiner männlichen Jahre, und des gedankenſchweren Styls philoſophiſcher Lehrgedichte, in einer ſanfteren Schreibart von ruhigern Gegenſtänden handelt? Die Griechen, für deren beſondern Nachahmer er ſich ſchon ſeit geraumer Zeit bekannt hat, haben ihm vermuthlich die Idee zu den kleinen epiſchen Gedichten gegeben, worin er hiſtoriſche Stükke unſerer Religion mit poetiſchen Farben ſchildert; ich wüſte in der That ſonſt nicht mit welcher Art von Gedichten ich ſie vergleichen ſolte; Iſt es aber nicht beſcheiden genug für einen Dichter, der auf Homers Wegen gewandelt hat, noch einen Rhodiſchen Apollon, Q. Calabar und Nonnus nachzuahmen, und verdienet nicht dieſe Beſcheidenheit, ſchon in gewiſſen Fällen, einige Nachſicht? Ich müſte mich irren, wann er nicht eine gewiſſe Einfalt, die den Griechiſchen Dichtern beſonders eigen iſt, öfters ſehr glüklich erreichet hätte, eine Einfalt, die ein Wizling für unpoetiſch halten möchte, und in denen ein feiner Geſchmakk die Natur ſiehet; Ich könte mir die Mühe erſparen, Stellen von dieſer Art anzuführen, weil ich glaube, daß ſie leicht zu finden ſind, und ich Ihnen nicht zutraue, daß Sie ihren Geſchmakk verleugnen werden, um Fehler zu ſuchen; Ich will aber doch nur ein paar hieher ſezzen, ſo, wie ſie mir in die Augen fallen. Z. E. im vierten Geſange des Noah, wo die Freude der Natur bei der Vermählung ſeiner Söhne ſehr ſchön beſchrieben wird:

Selbige Nacht gab das Paradieß an Hügeln und Ebnen
Zeichen der Freude von ſich. Die Knoſpen der Blumen und Zweige

Eilten ſich zu entfallen, und warteten nicht auf den Morgen,
Daß ſie einander aus ſchwellender Lieb, die Lippen zuhauchten
Ihrem Dufttriefenden Hauch, des Odems Erſtlinge faßten
Sanft die Zephir auf ihre Flügel und eilten die Beute
In die bräutliche Kammern zu tragen. Die Nachtigall tönte
Treflich das Brautlied, und andre vom Chor der ſingenden Vögel,
Deren Geſang des Nachts ſonſt ſchweigt, begingen die Feier
Dieſer Nacht mit Jubelgeſang . .

Oder ein Stükk von einer andern Art, ein Theil der Beſchreibung der Wirkungen der Sündfluth:

. . . Die Kräuter,
Blätter und Laub, und Blüth, und Geruch ertranken im Waſſer;
Alles Gevögel der Luft, die Thiere des Walds und der Auen,
Und die Geſchlechte der Menſchen, Beherrſcher der irrdiſchen Schöpfung
Tranken den Tod in der Flut, worin ihn der kriechende Wurm trank.

Noch eins: eine Ausſicht der Ruinen durch die Sündfluth umgekehrten Berge und Wälder:

Ungehauener Marmor erhob groteſke Geſtalten,
Ungemein lang und breit aus einem verſchütteten Boden
Von einem ungeheuern Geſchmakk gebildet, das Kunſtwerk des Zufalls;
Nebenhin lagen mit ihren Wurzeln gen Himmel gekehret,
Stämme von Cedern und Gophern, das Haupt im Erdreich verſtekket,
Ihres Schmukkes nicht ganz beraubt mit welkenden Blättern;
Meilenlang lag die groſſe Verwüſtung in ihren Ruinen.

Ich weiß die edle Einfalt in dieſen und mehreren Stellen, welche ohne poetiſche Ausdrükke, ohne prächtige Beſchreibungen, bloß durch Bezeichnung der kleinſten Umſtände, und durch die Mahlerei des vornehmſten in einer ieden Scene die lebhafteſten Begriffe erwekket, wird ihren Beifall um deſto unfehlbarer erhalten, iemehr ſie dem epiſchen Gedichte angemeſſen iſt, von dem man nicht die Begeiſterung einer Ode, ſondern die naive Beredſamkeit der Erzählung fodert. Es iſt wahr, daß dieſe einzelne Stellen zu dem Verdienſte, ein groſſer Dichter zu ſein, nicht hinlänglich ſind, aber ſie möchten vielleicht hinlänglich ſein, Ihre Beſchuldigungen, die auch nur aus Betrachtungen einzelner Stellen entſtanden zu ſein ſcheinen, zu widerlegen. Wollen Sie ſich aber ferner überzeugen, und iſt eine dauernde Betrachtung für Sie nicht zu mühſam, ſo überlegen Sie die Gröſſe des Genies, daß den Noah herfür gebracht hat, bedenken Sie die Menge der Anordnungen, die der Dichter hat machen müſſen, um jeder Epiſode ihre gehörige Stelle anzuweiſen, die Kunſt in der Bildung der Charaktern und in ihrem Contraſte; Bedenken Sie ferner die Menge von fremden Gegenſtänden, mit denen der Dichter zu thun hat, und die gleiche Erhaltung der Aufmerkſamkeit und des Feuers, welche er durch die ganze Dauer eines weitläuftigen Werkes hat unterhalten müſſen; und urtheilen Sie, ob die ganze Summe dieſer Kunſt und dieſer Verdienſte zuſammen mit einer Schreibart und Ausführung, die Sie doch nicht ganz verdammen werden, nicht ſolte vermögend ſein, einen Kenner wegen einer Anzahl kleiner Flekken, zufrieden zu ſtellen. Ein mäßiges Genie iſt geſchikkt eine gute Ausführung und eine gehörige Schreibart zu einem vortreflichen Plane hinzuzuthun, aber zu der Bildung des Plans, gehört das erhabene Genie den göttlichen Dichter zeiget. Wer iſt mehr zu bewundern? der lebhafte Erfinder und der natürliche Zeichner, oder der glükliche Farbenmiſcher? Vergleichen Sie den Plan des Noah mit der Oekonomie der kleinern Gedichte, und Sie werden finden, daß ſie in ihrer Art volkommen ſind. Sie müſſen von dieſen kleinern Ausarbeitungen das nicht ſodern, was man von einem gröſſern und weitläuftigern epiſchen Gedichte erwartet. Man muß ſie beinahe aus dem Augenpunkt betrachten, aus dem man Lukans Pharſalie betrachtet; Es iſt wahr, daß man hier mehr Erdichtungen

gen als beim Lukan antrift, aber mich dünkt doch, daß die Verfaſſer ſelber dieſe Gedichte bloß für Hiſtorien, die mit poetiſchen Farben verſchönert ſind, ausgeben werden; ihre Kürze und die Beſchaffenheit der Handlungen ſelbſt, zeigen, daß ſie ſich nicht die Ilias und Aeneis zum Muſter vorgeſezzet haben. Die Kunſtrichter erfodern zu einer Handlung, welche zu einem volkommenen epiſchen Gedichte geſchikkt ſein ſoll, daß ſie ganze Nationen intereßire, daß ſie wichtige Folgen habe, und dergleichen Eigenſchaften, die man den bibliſchen Handlungen, die unſere Dichter bishero gewählet haben, nicht beilegen kan; und auſſerdem muß die Länge des Gedichts der Wichtigkeit der Materie, und der Mannigfaltigkeit der Epiſoden gemäß ſein. Ich glaube aber, daß die Kunſt der poetiſchen Farben, die an dieſe Gedichte verwendet ſind, den Verfaſſern ſchon rühmlich genug ſei, und daß es Ihnen noch rühmlicher ſei, daß der Hauptzwekk, den Sie ſich nach ihrem eigenen Geſtändniß, bei dieſen Gedichten vorgeſezzet haben, die Beförderung der Religion und Tugend iſt. Wie liebenswürdig müſſen ſie uns nicht aus dieſem Augenpunkte ſcheinen! Laſſen Sie ſich nur nicht zu leicht von der Stimme gewiſſer zu ſchneller Kunſtrichter hinreiſſen, die über die Verdienſte berühmter Männer hinweg ſehen, um ſich bei ihren Fehlern deſto mehr aufzuhalten. Der Geſchmakk dieſer Herren iſt ſo ſehr eingeſchränket, daß ſie alles, was nicht völlig mit ihren vorigen Begriffen übereinſtimmt, ſogleich lächerlich finden, und wer unterſucht wohl das, was ihm ſchon lächerlich ſcheinet? Ich ſehe nichts mit mehr Mitleiden an, als partheiiſche Ausſprüche, Ausſprüche, die ganze Nationen, ganze Secten, ganze Partheien, die dieſen oder jenen berühmten Lehrſäzzen anhangen, ganz unbedingt verdammen; Es iſt unter gewiſſen Leuten beinahe Mode geworden, von den izigen Schweizern mehr böſes zu ſagen, als Gottſched nicht von den izigen Franzoſen ſagt. Sie dürfen ſich aber für einer genaueren Unterſuchung vielleicht ſo wenig fürchten, als dieſe. Wann Sie eine bedächtliche Unterſuchung anſtellen wollen, ſo werden ſie in ihren Gedichten Ordnung im Plane, ſtarke und genau gezeichnete Charaktere, Harmonie des Silbenmaaßes, (denn nicht alle Verſe enden ſich in en) einen Ausdrukk, der ſo pathetiſch, als einfältig, die lebhafteſten Empfindungen der Religion und Tugend, die Ausdrükke der zärtlichſten und reinſten Liebe, und ich geſtehe es, auch Fehler antreffen. Ich überlaſſe es Ihrer eigenen Unpartheilichkeit, ob dieſe leztere, wann ſie auch häufiger wären, als ich es glaube, vermögend ſein ſolten, dieſe Gedichte, Leuten von Geſchmakk und Tugend, gleichgültig oder verächtlich zu machen. Antworten Sie mir bald. Ich bin ꝛc.

◆

Sie-

Siebender Brief.

Mein Herr!

Sie haben meine Meinung nicht recht eingeſehen, wenn Sie glauben, daß ich alle neuere Schweizeriſche Dichter verachte, oder daß ich ſie deswegen unerträglich finde, weil ſie Schweizer ſind. Ich nenne die berühmte Männer dieſer Nation nie ohne Ehrfurcht, die an der Aufnahme der ſchönen Wiſſenſchaften in Deutſchland ſo viel Theil gehabt haben, aber dieſe Ehrfurcht hindert mich nicht, die Fehler zu bemerken, die ſie an ſich haben, und durch ihr Anſehen billigen. Es iſt eine ſehr alte Wahrheit, daß die Fehler der gröſten Geiſter die gefährlichſten ſind, weil ſie leichtlich anſtekken, und es iſt eine ſehr alte Wahrheit, daß ein groſſer Geiſt in gewiſſen Stükken ſehr klein ſein kan, und daß auch ein groſſer Geiſt, nachdem er eine Zeitlang groß geweſen, wieder ſehr klein werden kan; Die Dichter von denen ich rede, haben ſeit einiger Zeit angefangen, ſich ganz und gar über unſere Atmoſphäre zu erheben, ſie verſezzen uns in ganz andere Reihen der Dinge, und unbekannte Gefilde, indem ſie unſere Begriffe zu ſehr erhöhen, zu ſehr reinigen, zu ſehr verändern wollen, werden ſie eben dadurch unnatürlich. Dieſe Herren würden mit der Art, mit der ſie vertheidiget haben, nichts weniger als zufrieden ſein. Ihr Brief will beweiſen, daß dieſe Dichter

ter noch erträglich ſein können, ſie wollen aber göttlich ſein. Sie ſind nicht allein überzeugt, daß ihre Gedichte die vortreflichſten ſind, ſondern ſie wiſſen es nach allen Regeln der Kunſt zu beweiſen, daß alle andere Arten von Gedichten nichts taugen. Nichts gleichet ihrem Eifer, wann ſie auf die Kraft und auf die Vorzüge des deutſchen Hexameters zu reden kommen, und nichts komt ihnen unbegreiſlicher vor, als daß die verderbte Deutſchen, noch gewiſſe gereimte Gedichte den ihrigen vorziehen können, da es ihnen ſchon ſo ofte iſt eingepräget worden, daß der Reim nichts als ein obotritiſches Klappern iſt, worauf ein ieder ſchimpfen ſolte, der es mit ſeinem Geſchmakk ein klein bisgen gut meinet.

Es iſt mir bisher immer unglaublich geweſen, was man gemeiniglich zu ſagen pfleget, daß Milton, ſeinem Gedichte von dem wiedergefundenen Paradieſe den Vorzug für ſeinem verlohrnen Paradieſe gegeben habe; Seitdem ich aber geleſen habe: daß Hr. Bodmer izt (*) auf ſeine gereimte Gedichte mit Verachtung herab ſiehet, daß er nicht glaubet, in einem andern Verſe als dem Hexameter, die deutſche Sprache in ihrem Nachdrukk und mit den ihr eigenen Vorzügen brauchen zu können; ſo bin ich überzeuget worden, daß es möglich iſt, daß ein Verfaſſer von dem Werthe ſeiner eigenen Werke ganz verkehrt urtheilen kan.

Es

(*) S. die Vorrede zu der neuen Ausgabe ſeiner Gedichte.

Es iſt doch eine ſonderbare Sache um die Liebe zu Neuigkeiten, wann ein Schriftſteller meinet eine neue Bahn betreten zu haben, ſo iſt nichts leichter geſchehen, als daß er ſich recht herzlich darin verliebet; komt ein wenig Weihrauch dazu, den ſeine Anhänger oder auch er ſelbſt Ihm dieſerwegen ſtreuen, ſo iſt zehen gegen eins zu verwetten, daß er alle andere Wege für Irrwege ausſchreien, und glauben wird, daß er den Dank ganzer Nationen verdiene. ꞉ ꞉

Ein Gelehrter, der aus dem Innerſten ſeines Cabinets, einem neuen Geſchmakk, eine neue Denkungsart ꝛc. ꝛc. einführen will, und ſich dabei gar nicht um die Gebräuche, um die Denkungsart, ja auch um die Vorurtheile ſeiner Landsleute bekümmert, iſt wie ein Naturforſcher der einen Saz durch theoretiſche Schlüſſe beweiſen will, und ſich die Mühe verdrüſſen läßt, die Erfahrungen zu machen, die zu deſſen Beweis nöthig ſind. Dieſer wird hundertmahl ſchlüſſen, daß es etwas ſei, das doch nicht iſt, und dieſer wird hundertmahl eine Sache für möglich, nüzlich, und nöthig halten, die ſonſt niemand dafür erkennen wird. Es iſt einmahl gewiß, daß die Schriftſteller und ſonderlich die Dichter für den Beifall, und alſo auch für den Geſchmakk des Publici arbeiten; iſt es alſo nicht, auf das gelindeſte zu ſprechen, eine groſſe Unvorſichtigkeit, wenn ein Schriftſteller affectiret, alle ſeine Vorwürfe aus einem beſondern Augpunkte anzuſehen, und wann er das Publicum nicht allein zwingen will, alle Sachen aus eben dieſem Augpunkte zu betrachten,

ten, ſondern es auch zu überreden ſucht, daß dis der einzige richtige Augpunkt ſei, und daß alle dieienigen Unrecht haben, die ihrer eigenen geſunden Vernunft euch ein klein wenig trauen. Man hat dem Grafen Shaftesbury wegen ſeiner feinen Begriffe von den Bewegungsgründen zur Tugend vorgeworfen, daß er alle Menſchen für Lords anſehen müſſe, und ich glaube, Hr. Bodmer muß alle ſeine Leſer für Profeſſores Poeſeos emeritos halten, die ſich wie er durch eine zwanzigiährige Erfahrung mit einem zierlichen Gewebe von Regeln vertraulich gemacht haben, mit denen ſie ſich ganz unbeſorgt in ihr Kabinet einſchlüſſen, und bei der praktiſchen Ausübung dieſer Regeln, bei dem Wohlſtande, bei den Neigungen ihrer Nebenbürger die Augen feſt zudrükken können. Er muß allen ſeinen Leſern, eben das kalte Blut eines funfzigiährigen Mannes zutrauen, welches er ihm möglich gemacht hat, eine ziemliche Anzahl von ſehr langweiligen Erzählungen niederzuſchreiben, die er vielleicht in ſeinem vierzigſten Jahre für das würde erkannt haben, was ſie ſind, und wofür ſie die Nachwelt erkennen wird; er muß ihnen ſein kaltes Blut doppelt zutrauen, wann er glaubet, daß ſie an einem ſüſſen Gewäſche von platoniſcher Liebe (welches Syſtem ſich freilich für niemand beſſer, als für einen verliebten Alten ſchikket) und an einer ewigen Wiederholung von ſeraphiſchen Tändeleien einen Geſchmakk finden können.

O Dichter, denkt an Philomelen,
Singt nicht, ſo lang ihr ſingen wollt;
Natur und Geiſt, die euch beſeelen,
Sind euch nur wenig Jahre hold!
Soll euer Wiz die Welt entzükken:
So ſingt, ſo lang ihr feurig ſeid,
Und öfnet euch mit Meiſterſtükken
Den Eingang in die Ewigkeit.
Singt geiſtreich der Natur zu Ehren,
Und ſcheint euch die nicht mehr geneigt:
So eilt, um rühmlich aufzuhören,
Eh ihr zu ſpät mit Schande ſchweigt.
Wer, ſprecht ihr, will den Dichter zwingen?
Er bindet ſich an keine Zeit,
So fahrt denn fort, noch alt zu ſingen,
Und ſingt euch um die Ewigkeit.

Herr **Wieland** iſt ein iunger rüſtiger Mann, deſſen Feuer, zwiefältig erſezzet, was Hr. Bodmern fehlet, ſeine erhizte Einbildungskraft wird zu einem Enthuſiaſmus, der ihm die Vorwürfe möglicher Welten ſo lebhaft vorſtellet, daß er es gänzlich vergiſt, daß er noch hienieden unter einem Haufen unätheriſcher Leſer wallet, die von einem gedankenſchweren Alexandriner und einem Hexameter

that like a wounded ſnake drags its ſlow
length along

leider nicht eben die Begriffe haben die Hr.

W. hat. Derienige findet gewiß bei ihm keine Vergebung, der zu erkennen giebt, daß er anderer Meinung als unſer kunſtrichtender Poet, ſei, man muß ganz mit Ihm ſein, oder man iſt wider ihn; eine gute Lunge gehöret dazu wann man vor ihm aufkommen will; ſeine ganze Kritik iſt Lobgeſang; clamat enim pulcre! benè! rectè! palleſcit ſuper his, ſtillat amicis ex oculis rorem, ſalit, tundit pede terram, - - - die Muſe des Hrn. Bodmers iſt eine betagte Matrone, die die Welt vergißt, weil die Welt ſie vergeſſen hat, die beſtändig von der Kaſteiung des Fleiſches redet, und auf die böſe verderbte Welt und die verſchlimmerten Zeiten ſchilt. Die Muſe des Hrn. Wielands iſt ein iunges Mädgen, das auch die Betſchweſter ſpielen will, und ſich der alten Wittwe zu Gefallen, in ein altväteriſches Käppgen einhüllet, welches ihr doch gar nicht kleiden will; ſie bemühet ſich eine verſtändige, erfahrne Mine anzunehmen, unter der ihre iugendliche Unbedachtſamkeit, nur gar zu leicht hervorleuchtet, und es wäre ein ewiges Spektakel, wann dieſe iunge Frömmigkeitslehrerin, noch wieder zu einer muntern Modeſchönheit würde.

Sie werden leicht einſehen, mein Herr, daß ich bloß von den Fehltritten, dieſer geſchikkten Leute rede, und ich erkläre feierlichſt, daß ich Ihnen ihre übrige Verdienſte gar nicht zu rauben ſuche. Ich will der erſte ſein, der die ſchönen, die rührenden Stellen, bewundert, die in ihren Gedichten wirklich ſich befinden : :

rari nantes in gurgite vaſto,

Ich bin Ihnen ſehr verbunden, daß Sie mir in Ihrem Briefe gleich als von ohngefehr einige mitgetheilet haben, (ob ich gleich nicht mit allen gleich zufrieden ſein kan, und ob ſie gleich von der maleriſchen Art der Dichtkunſt ſind, die mehr den Verſtand des Kunſtrichters, als das Herz des Leſers der ſich rühren laſſen will, angehet.) Ich verſichere Sie aber, aber daß meine Kritik nicht auf Betrachtuug einzelner Stellen beruhet: Laſſen Sie uns einmahl unpartheiiſch urtheilen; es komt nicht auf einzelne Stükke, ſondern auf das Ganze an, es iſt nicht die Frage, ob gewiſſe Stellen einzeln und für ſich ſchön ſein, und ob gewiſſe Charaktere gewiſſe Züge, gewiſſe Wendungen auf unſern Beifall Anſpruch machen können, es iſt nicht die Frage: ob der deutſche Hexameter in gewiſſen Fällen etwas vorzügliches habe, und ob er zuweilen unſern Dichtern gelungen ſey: es iſt nicht die Frage, ob Gedichte, die die Religion und Tugend anpreiſen, lobenswürdig ſind, und ob die Gedichte der Herren Schweizer in einigen Fällen gute Würkungen haben können; ſondern es iſt die Frage, ob dieſe Gedichte denn ſo durchaus ſchön, von Fehlern frei, rührend, natürlich, der Kunſt der Dichters gemäß, und dem Herzen der Leſer angenehm ſein, ob dieſe Dichtart ſo vortreflich ſei, daß ſie das Muſter der deutſchen Dichtkunſt zu werden verdiene, ob es wahr ſei, daß man die deutſche Sprache, bloß durch den Hexameter, in ihrer völligen Stärke gebrauchen könne, ob alle Hexameters unſerer Dichter, ſtark, flüſſend, rein, ja ob ſie nur richtig ſind, ob die Beſchuldigung daß dieſe Gedichte, von kindiſchen Tändeleien, langweiligen und unpoetiſchen Beſchreibungen, von altäglichen Gedanken, von Dingen die gar nicht zur Sache gehören, und von wirklichen non-ſenſe ſehr öfters verſtellet werden, falſch ſey? ob dieſe Dichter es wagen dürfen, gleich einem Boileau, Racine, Pope, Haller, Hagedorn, den Werth eines ieden einzelnen Verſes in Abſicht auf ſich und auf das Ganze unterſuchen zu laſſen? und ob endlich dieſe Dichter Urſach haben ihrem Vaterlande zu ihren Gedichten Glükk zu wünſchen, und davon ohne Scheu die Epoche des guten Geſchmakks in Deutſchland anzufangen? Dieſes iſt es, was ich auf das feierlichſte verneine, und was das Publikum ſchon längſt durch die wenige Aufmerkſamkeit, der es dieſe Gedichte gewürdiget, verneinet hat. Man darf ſich durch die gewaltigen Machtſprüche einiger Lobredner von Profeſſion eben nicht ſogleich hintergehen laſſen, man unterſuche die Vorwürfe gründlich, und nicht in einer Art von Enthuſiasmus, der mit einer kunſtrichterlichen Bitterkeit vermiſchet, dem Leſer keine Zeit laſſen will zu überdenken, ob man ihm Wahrheiten oder Gaukelwerke vorlege; wie werden da die ſeraphiſchen Schönheiten fliehen!

Ich bin mit Ihnen vollkommen überzeugt, daß der Plan und die Ausführung des Noah einen ieden aufmerkſamen und der Kunſt des Dichters nicht ganz unkundigen Leſer in Erſtaunen ſezzen muß, aber folgt hieraus nothwendig, daß er gefallen muß? Ich will gerne zugeben, daß das erhabene Genie des Hrn. Bodmers die treflichſten Bilder, die lebhafteſten Vorſtellungen, die maleriſchſten Beſchreibungen darin angebracht hat, und Sie thun mir Unrecht, wann Sie glauben, daß ich meine, daß Er auf einmahl ganz und gar gefallen ſei; aber wie vielen Leſern wird es nicht unerträglich ſein, ſich in dem Vergnügen über edle Gedanken und andere poetiſche Schönheiten, durch beſtändige Unterbrechungen, von Tändeleien, von langweiligem Gewäſche, unerhörter Verſification u. d. g. ſtören zu laſſen; der Vorzug des Noah für den kleinern Geburten die ihm nachgefolget ſind, iſt mehr als zu ausgemacht, aber iſt er ein Meiſterſtükk des menſchlichen Wizzes, das Muſter der Dichtkunſt, das in die Stelle der Regeln geſtellt werden kan, das die Homere, die Virgile, die Miltone verdunkeln wird?

Die Nachahmung der alten Griechen und beſonders der ihnen eigenen Einfalt in der Erzählung und dem Ausdrukke iſt ein allgemeines Rüſtzeug, mit dem ſich unſere Dichter wider die meiſten Beſchuldigungen ſchüzzen wollen, ſie nennen dahero ihre Hexameters vorzüglich ein griechiſches Silbenmaaß, und wer weis, ob ſie nicht noch den unnöthigen Gebrauch fremder Redensarten, ſeltſamer Ausdrükke, und falſcher Conſtruktionen mit den griechiſchen Dialekten werden entſchuldigen wollen. Es iſt ohne Zweifel nichts ſchwerer als dieſen alten Muſtern die Einfalt der Natur, die noch durch keine Kunſt verſchönert war, abzulernen, aber nichts iſt zugleich nöthiger, als die Wendungen, die den damaligen Zeiten eigen waren, nicht in unſere Zeiten zu verſezzen, wo ſie eben ſo wenig Beifall finden können, als leicht ſie an den alten Dichtern zu entſchuldigen ſind. Der Engel, der ſich eine Feder aus dem Flügel reißet, und ſie an die Bruſt eine Taube ſezzet; die Rieſen, die in einen Eichbaum geklemmet werden; der Eierkuchen den die Patriarchen einander vorſezzen, ſind ſolche Mährgen, die allen Wiz der Kunſtrichter erſchöpfen würden, wenn ſie in einem alten Dichter ſtänden, und die bei einem neuern Dichter ganz und gar nicht zu entſchuldigen ſind, da dieſe ſeltſame Begriffe von keiner Nothwendigkeit waren, und was den erſten anbetrift, Klopſtokk (*), die vortreflichſten Beiſpiele gegeben hat, wie man die Geiſter auf eine edlere Art den Sinnen darſtellen kan, als wann man miltoniſche Rieſen aus ihnen ſchaft.

Eine andere Quelle vieler unangenehmen Züge, die die Gedichte des Hrn. Bodmers verſtellen, ſind ohne Zweifel die Minneſinger, oder die Dichter aus dem dreizehenten Jahrhunderte, von denen Er bekanntermaſſen einen Codex aus Frankreich erhalten, und ganz abgeſchrieben hat. Es iſt nicht zu läugnen, daß dieſe alte Sänger viel

gutes

(*) . . aus einer helleuchtenden Morgenröthe ſchuf er ſich einen ätheriſchen Leib, gutes haben, ſonderlich wann man ihr Jahrhundert dabei betrachtet, enthalten, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß er ihnen die naive Wendungen zu danken hat, die ihm öfters geglükkt ſind, allein es iſt auch auſſer Zweifel, daß er durch ihre fleiſſige Durchblätterung, den Geſchmakk an altväteriſchen Zügen, alzu kleinen und unwürdigen Jdeen und den rittermäſſigen Abentheuren gewonnen hat, welche machen, daß ſeine Gedichte ſo oft ausſehen als wann ſie von Klinſoren oder Meiſter Stoll gemacht wären. Eine Bekanntſchaft von etlichen Jahren hat ihn mit den abentheuerlichen Mährgen und wunderbaren Erzählungen ſo vertraulich gemacht, daß er das ungereimte daran überſieht, und bey einer guten Abſicht, bei einer guten Lehre, bey einer ungewohnten Wendung die ihm neu ſcheinet, ſtehen bleibt, und das für vortreflich ausgiebet, was bloß fremde iſt.

Da alle ſchöne Künſte die Natur nachahmen, ſo iſt es eine längſt ausgemachte Sache, daß bloß derienige Wiz vortreflich iſt, der natürlich iſt. Bei einem erhabenen, lebhaften, ſcherzhaften Gedanken, iſt dieſe Uebereinſtimmung mit der Natur in etwas verwikkelt: Wir empfinden durch den Geſchmakk ſogleich die vortreflichkeit des Gedankens; und durch eine Reihe undeutlicher oder klarer Vorſtellungen, indem wir ihn mit der Sache vergleichen, bei der, er vorkomt, wird aus ſeine Uebereinſtimmung mit der Natur begreiflich, obgleich nicht in allen Fällen deutlich. das Vergnügen welches die Sele über die Entdekkung der Richtigkeit des erſt fremde ſcheinenden Gedanken empfindet, vermehret ſeinen Werth. Die Wendung hat alſo einen groſſen Theil an der Schönheit des Gedankens, der ſonſt vielleicht gemein ſein kan; wenn man hingegen in dem engſten Verſtande die Natur nachahmet indem man ſie ſchildert, wie ſie iſt, ohne ihr die Reize der Kunſt zu leihen, ſo waget man ein ungleich ſchwereres Unternehmen; weil man die ſchönſte Seite der zu ſchildernden Sache wählen muß, weil die Wendungen unnüz und ſchädlich werden, oder wenigſtens ſo unmerklich ſein müſſen, daß ſie von der Einfalt der Natur unmittelbar hervorgebracht ſcheinen. Die natürliche Gedanken gleichen den hellen Farben auf welchen der kleinſte Flek zu ſehen iſt, und es iſt im übrigen nichts leichter geſchehen, als daß ein unbedachtſamer Dichter ſophiſtiſche Schlüſſe denienigen in den Mund leget, aus denen die bloſſe Natur reden ſoll, und, daß, er ein ſüſſes Spiel von ſpizfindigen Concetti an die Stelle der edlen Einfalt ſezet, die den Hauptcharakkter der ungeſchmükkten Schreibart ausmachet. Wenn man die Gedichte von denen ich bisher geredet habe, mit kritiſchen Augen durchgehet, ſo wird man auf ieder Seite Beiſpiele von dieſer Art antreffen, denn ſo wie es die Hauptneigung unſerer Dichter zu ſein ſcheinet, ungekünſtelt und näif zu ſchreiben, ſo iſt es ihr gemeinſter Fehler, daß ſie ins ſpielende verfallen, wann ſie natürlich zu denken vorgeben. Ich will ein paar Exempel anführen, ſo wie ſie mir ſogleich in die Augen fallen. Z. E. aus dem Gedicht **Joſeph und Zulika:**

Zulika warf die übelbewahreten Augen auf Joſeph,
Aber ſie zog ſie ſchnell von Joſephs Augen zurükke
Wie von Pfeilen verlezt die aus denſelben geſchloſſen
Ihnen begegnet wären: doch ſchienen die Stich ihr ſo lieblich,
Daß ſie den Blikk wiederholt, und im Wiederholen ihn heilte.

Iſt hier nicht die läppiſchſte Tändelei in den beiden lezten Verſen. Gleichwohl hat dieſer nichtswürdige Gedanke dem Hrn. B. ſo wohlgefallen, daß er ihn in einem Werklein über eben dieſe Geſchichte unter dem Titel der keuſche Joſeph (welches er ein Trauerſpiel zu betitteln beliebt hat) beinahe mit eben dieſen Worten wiederholet. Wie dunkel und weitſchweifig iſt der dritte Vers und der Anfang des vierten. Doch ferner aus dem Gedichte Jakob und Rachel.

Von Ihr nur einen Blikk zu gewinnen bezahlte mir Hymaen
Ihre Freundſchaft begeiſterte mehr als die Gabe des Weinſtokks,
Honig treufelt von ihren Lippen, und unter der Zunge
Führte ſie Milch; ſie war ein wohlbewahreter Garten
Eine verſchloſſene Quell; ein eingeſiegelter Brunnen.

Meine Gegner würden den vermuthlich mit einem Auge voll Mitleid anſehen, der ihnen ſagen wollte, daß ein Frauenzimmer dem Honig von den Lippen treufelte, und das Milch unter der Zunge hätte, einen ſehr abentheuerlichen Anblikk geben würde, ſie würden alle ihre locos communis von der Kunſt des Dichters und den poetiſchen Farben hervorſuchen, um zu beweiſen, daß dieſer Ausdrukk eine Metapher iſt, bey der man nicht an den Wortverſtand, ſondern an die bezeichnete Sache denken muß; wann nun alſo eine Metapher, ungereimt für ſich ſein kan, wann ſie nur die bezeichnete einigermaſſen anzeiget, ſo iſt Hr. Gottſcheds, **Wezſtein der Flöten**, ein völlig erlaubter Ausdrukk, weil man aus dem Zuſammenhange den Verſtand deſſelben leicht einſehen wird, obgleich die Metapher widerſinniſch und lächerlich iſt; ich bin nicht ſo glükklich zu wiſſen, warum Nibla, ein wohlverwahrter Garten, eine verſchloſſene Quell' und ein engelverſiegelter Brunnen heiſt, aber das weis ich, daß einer, der boshaffter wäre als ich, davon Anlaß nehmen könte, mit leichter Mühe die ganze Stelle erſchrekklich zu turlupiniren, der lezte Ausdrukk hat gar keinen Verſtand. Doch ich gehe weiter:

Wer ſie ſiehet, ſo ſprach der Schäfer, der bleibt auf ihr hangen
Und er verſäumt ſich die Augen von ihr zurükke zu nehmen;
Liebe läßt ihm ein fiebriſches Schlagen zum Erbe
Und er küſſet ſich Heil auf dem Pfad worauf ſie getreten
Wo ſie nur gehet haucht aus der Erden ein Weihrauch von Mirrhen

Aber mehr als ihr wohlriechender Oden beſieget die Herzen
Ihrer Tugenden, Weihrauch der von ihr wehet.

Es gebührte ſich, daß dieſe Stelle von der natürlichſten Einfalt voll wäre, da ein Schäfer die Schönheit einer Schäferin ganz ungekünſtelt beſchreibet, aber auſſerdem, daß ſie viel zu prächtig ſein würde, wann ſie auch in ſich richtig wäre, ſo iſt ſie voll des abentheurlichſten Zeuges. Rahel muß entweder auſſerordentlich ſchön, oder erſchrekklich heßlich geweſen, weil derienige, der ſie anſahe, ſogleich mit einer ſeltſamen Art von Fieber befallen wurde, das nicht eher geheilet werden kente, biß der Patient einen Fußtapfen von der Schöne geküſſet; Eine Kur, deren Urſach einen künftigen Kunſtrichter, der einmal Noten über dieſes Gedichte ſchreiben wolte, viel zu ſchaffen machen dürfte; Was daran Schuld geweſen, daß wo die Schöne gegangen, ein Weihrauch von Myrrhen, nicht etwa von ihr, ſondern **aus der Erde** gehauchet, iſt auch nicht wohl zu errathen. **Den Weihrauch der Tugenden, der von ihr wehet mit ihrem wohlriechenden Odem** zu vergleichen, und zu ſagen, daß iener die Herzen mehr beſiege **als dieſer**, iſt der ärgſte non-ſenſe, der erdacht werden kan. Noch mit ihrer Erlaubniß ein Exempelgen aus dem geprieſenen **Noah**, welches ſich ſo ziemlich ſelbſt lächerlich macht. Ein Jüngling ſagt zu einem Mädgen:

Du biſt nicht eins der Mädgen, für welchen mein Vater uns warnte,
Hütet euch, ſprach er, für ihm, es hauchet Gift in den Buſen,
Mit den Worten, der Tod iſt in ſeinen mördriſchen Augen.

Worauf das Mädgen ziemlich leichtfertig antwortet:

Ich bin der Sprache nicht kundig,
Gift mit den Lippen hauchen, und Tod mit mördriſchen Augen.

Ja warlich, ich und viele vernünftige Leute ſind derſelben auch nicht kundig. Es iſt überdem nicht alzuartig, daß Noah ſeinen Söhnen eben ſolch närriſch Zeug eingebildet hat, als Fontainens Bruder Philipp, ſeinem Pflegſohne.

Ich bin müde mehrere Stellen anzuführen, die leztere kan zugleich einen Beweiß ablegen, wie viel niedrige, des Heldengedichts unwürdige, Tändeleien und nichtswürdige Dinge unſere Dichter unter dem Vorwand der natürlichen Schreibart und der kleinen Umſtände, die ein Gemählde lebhaft machen, in ihre Gedichte einflechten; Sie wollen dieſen wichtigen Fehler zwar für keinen Fehler annehmen, und behelfen ſich allezeit mit den gemeldeten Ausflüchten; Sie laſſen ſich durch nichts abhalten, Stellen von dieſer und noch ſchlechterer Art für ſchön, richtig und poetiſch zu erkennen, ſie mögen zu dem Ganzen eine Verhältniß haben, wie ſie wollen, und ſie mögen am rechten Ort ſtehen oder nicht; Ich weiß ihnen nichts deutlichers entgegen zu ſezzen, als einige Worte aus Boileaus Dichtkunſt:

Soyez vif et preſſé dans vos narrations
Soyez riche et pompeux dans vos deſcriptions
C'eſt là qu'il faut des vers etaler l'elegance
N'y preſentez jamais de *baſſe circonſtance*
N'imitez pas ce fou, qui decrivant les mers
Et peignant au milieu, de leurs flots entr'ouverts
L'hebreu ſauvé du joug de ſes injuſtes maîtres
Met, pour le voir paſſer *les poiſſons aux fenêtres*
Peint le petit enfant, qui va, ſaute, revient
Et joyeux à ſa mère offre un caillou qu'il tient.

So urtheilt Boileau, aber ganz anders würde ein **Wieland** geurtheilet haben: „Man ſehe, würde er geſagt haben, wie ſorgfältig unſer Dichter in Beſchreibung der kleinſten Umſtände iſt, wie deutlich zeigt er nicht das Erſtaunen der Fiſche an, welche durch die aufgethürmten Waſſerwogen die vorher nie geſehenen„ Fremdlinge durchgehen ſehen; Wie artig iſt nicht„ das Bild des kleinen Kindes, welches in aller„ Unſchuld herum ſpringet, ein Kieſelſteingen vom„ Grunde aufhebet, zurük läuft, und es voll kindiſcher Freude ſeiner Mutter bringet; Welche„ anmuthige Phantaſey unſers Dichters!„

So müſte Hr. **Wieland** von dieſer Stelle urtheilen, weil er von Stellen von eben ſolcher Beſchaffenheit nicht anders geurtheilet. Und wer iſt uns dann gut dafür, daß wir nicht zu ſeiner

Zeit von des Hrn. Bodmers fruchtbarer Feder ein Gedicht über den Durchgang durch das rothe Meer zu leſen bekommen, worin vermuthlich unſer Hofnungsvoller Knabe ſein Kieſelſteingen, und wer weiß noch welcher artige Umſtand anzutreffen ſein wird; Es iſt denn zu vermuthen, daß man acht Briefe hinzufügen wird, worin die Feder, die es ſo gründlich bewieſen hat, daß Pope ſeinem Homer nicht einfältig genug hat reden laſſen, eben ſo freigebig ſein würde, zu beweiſen, daß Boileau, weder den Homer, noch die wahren Gründe der Dichtkunſt, noch die Kraft der einfältigen Schönheiten gekannt haben müſſe, da er ſich nicht geſcheuet, über Dinge zu ſpotten, die alle Augenblikke in den Gedichten der Herren Schweizer vorkommen; der Herren Schweizer, die ſo groſſe Kenner der Alten ſind!

Es iſt gewiß, daß die groſſe Eilfertigkeit und die unerhörte Fruchtbarkeit dieſer Herren, ein ſchlimmes Vorurtheil wider ihre Werke darbietet. Horaz verlangte neun Jahre zu Ausarbeitung eines einzigen vollkommenen Gedichtes, und unſere Dichter liefern bei nahe in einem Jahre neun epiſche Gedichte, und behalten noch Zeit übrig; Solte eine ſo kurze Zeit zu Unternehmungen von ſo groſſer Wichtigkeit wohl hinlänglich ſein? Mich dünkt man ſiehet ihren Gedichten die Eilfertigkeit nur gar zu ſehr an, mit der ſie niedergeſchrieben ſind: Auſſerdem daß es wirklich ſchwer zu beſtimmen iſt, unter was für eine Claſſe ihre kleinere Gedichte als Gedichte betrachtet, eigentlich gehören, ſo wird man weder Ordnung noch Einförmigkeit in dem Plane antreffen. Man liefert uns eine trokkene Hiſtorie, von der wir nicht wiſſen, warum ſie uns der Dichter erzählet, weil ſie uns nicht mehr intereßiret, als zehen andere, die er eben ſo gut hätte wählen können; Er hat durch altägliche Wendungen ſie mit Dichtungen unterflochten, die eben ſo gut hätten wegbleiben können, und häuft ſo lange Hexameter auf Hexameter, bis er, nachdem er ſeine Geſchichte durch einige Bogen gezerret hat, endlich zu unſerm Vergnügen aufhöret, und nebſt der Freude über ſein Stillſchweigen, die traurige Erwartung, daß er bald wieder anfangen möchte, zurükke läßt. Die Sorgloſigkeit des Planes erſtrekket ſich auch über die Ausführung, ihr werdet ſchwerlich bei iedem Hexameter etwas anders bemerken, als daß der Dichter nur geſucht hat, ihn voll zu machen. Iſt es aber nicht die Schuldigkeit eines Dichters qui nil molitur inepte, einen ieden Ausdrukk ſeinem Vorwurf anzumeſſen? Hieraus entſtehet ia das angenehmſte in der Dichtkunſt, die Verſchiedenheit der Wendungen, die einem ieden Vorwurf das ihm gehörige Licht giebt, das feine und das richtige in den Gemählden, daß iede Ausſicht aufs genaueſte unterſcheidet, das bei der angenehmſten Abänderung doch immer einfach bleibet; Suchen Sie dieſe Eigenſchaften bei unſern Dichtern, ſie werden ſie vergebens ſuchen: Wann ſie wechſeln, ſo fällt man aus einem blendenden Schimmer, in eine unvernehmliche Demmerung, hier ſind keine feine Nüancen, keine richtige Verhältniſſe der Ausdrükke untereinander; ein wilder Glanz ſtreichet über alle Gegenſtände, ohne ſie zu erleuchten; Eine Menge von Begriffen, oder vielmehr von Worten, in die ſich die Dichter verliebt haben, finden ſich beſtändig, ohne auf ihre gehörige Beſtimmung zu ſehen: ſeraphiſch, zärtlich, harmoniſch, chaotiſch, lächelnd, Mädchen, Entzükkung, : : ach Entzükkung, welches entzükkende Wort. Mir fällt gleich ein kleines brauchbares Exempelgen hiervon in die Augen, es wäre nicht zu verantworten, wann ich ihnen dieſe *entzyckende Accente* nicht in dem feſtlichen Kleide der lateiniſchen Buchſtaben vorlegte:

So bald du dein antliz
Vor mir enthylteſt, ſo ging ein ſyſsdurchdringender Schauer
Durch mich, und holte von allen adern das leben der ſele
Mir in die augen hervor, ich ward nur aug, und empfand nur
Deinen *entzyckenden* blick; ich zerfloſs in ſyſſer *entzyckung*,
Und empfand vor *Entzyckung* mich ſelber nicht mehr ſo geſchicket
Einem der engel ſiehet und vor ſtarker *entzyckung* kaum lebet.

Die Anmerkung, die ein kritiſcher Freund des Herrn Verfaſſers zu dieſer Stelle gemacht hat, iſt viel zu allerliebſt. als daß ich ſie Ihnen nicht einen Theil davon mittheilen ſolte; Welche heftigkeit.

tigkeit, ſagt unſer Ethuſiaſtiſcher Kunſtrichter, welche ſtyrmiſche bewegungen! welche *entzyckungen!* (ia leider! leider! nur allzuviel) und doch war *Sichem* ein edler Jyngling - - - diejenigen, die ein weiſſer weiblicher Hals verſteinern kan, kœnnen leicht abmeſſen, wie ſehr ein ſchœnes Geſicht, wann es uns etwas ganz neues iſt, rühren muſs, da daſſelbe nach dem Zeugniſſe aller Simmetrieverſtændigen, das ſchœnſte iſt, das wir in der Natur finden, oder mit der Phantaſie erſinnen mœgen - - Daher komt es, daſs uns ein Mædchen in entzyckung ſezen kan, *da doch alle Mædchen in der ganzen Welt nicht gut genug ſind, daſs eine edle Sele um ihretvvillen nur einen Augenblick aus ſich ſelber komme,* daher komt es - - ia daher komt es, daß ich nicht weis, ob ich über den Hrn. Verfaſſer lachen, oder weinen ſoll? Ich hoffe übrigens, daß Sie dieſen höflichen Schweizer, dem ſchönen Geſchlechte, zuſamt dem *entzyckenden* Complimente, das er demſelben ſo unverhoft macht, empfehlen werden. Sie können es ganz ſicher thun, dann es iſt leicht einzuſehen, daß der Zorn des ganzen ſchönen Geſchlechts dieſer edlen Selen, ſo wenig aus ihrer Faſſung werden ſezzen können, als das Auszischen des ganzen Publici, das ſie ſchon ſo großmüthig ertragen haben!

Dieſe Unempfindlichkeit kommt aus einer enthuſiaſtiſchen Hizze her, die ſie über die Warnungen der geſezten Kritik hinweg trägt. Dieſe macht, daß ſie ihr Syſtem und ihre poetiſchen Schwärmereien ſo lebhaft betrachten, als wann ſie Wahrheiten vor ſich hätten, und daß ſie das ungereimte zu weit getriebener Erdichtungen, übertriebener Gleichniſſe, und aus ihrer Stelle verſezter Wendungen nicht wahrnehmen. Wann Hr. Bodmer unter andern ſchönen Geſchichten, die er uns von der antidilutianiſchen Welt verſinget, auch einen epiſchen Dichter, ſeines Namens Elihu, hervorbringet, ſo werden ſchwerlich alle Leſer, dieſe an ſich ſelbſt höchſt unnöthige Erdichtung billigen. Wann aber Hr. Wieland in einem andern Gedichte den Beiſtand der Muſe, die dieſen Elihu begeiſtert hat, anrufet, ſo heiſt dieſes eine Erdichtung bis zu einem ſehr hohen Grad des Abgeſchmakten treiben. Der Poet iſt niemals berechtiget, dem Hange einer wilden Hizze zu folgen, und vielleicht iſt dieſes nirgend leichter, als in den reimfreien Gedichten, zumahl wann die Zuverſicht auf ſeine gute Eigenſchaften, den Dichter verhindert, mit der Behutſamkeit zu arbeiten, die dieſe Dichtungsart beſonders erfordert, und die verſchiedene ſonſt geſchikte Leute nur gar zu ſehr verabſäumet haben. Ich ſezze daher ein gar zu groſſes Mißtrauen in dieienigen, die, wie man ſeit einiger Zeit zu ſagen anfängt, ſich vernehmen, Kloppſtockiſch zu dichten. Der Ton dieſes groſſen Geiſtes iſt für die kleinen Sänger viel zu hoch, und nie werden ſie lächerlicher, als wann ſie ſich mit ihm meſſen, oder ihm nachahmen wollen. Ein übermäßiges Feuer iſt ein ſo zweideutiges Kennzeichen eines guten Dichters, daß

1. For one inſpir'd ten thouſand are poſſeſt.

Der ſchon an ſich falſche Saz, daß man die deutſche Sprache nur durch den Hexameter in ihrem völligen Nachdrukk brauchen könne, verdienet noch weniger Achtung, da es gewiß iſt, daß er bloß der ungezähmten Begierde ſich von andern zu unterſcheiden, und geſchwinder zu ſchreiben, als bei den ordentlichen Versarten geſchehen kan, ſeinen Urſprung zu danken hat. Die Versart und das Sylbenmaaß trägt unmittelbar nichts zu der Schönheit eines Gedichts bei. Das Publicum urtheilet von den gereimten und den Reimfreien Gedichten des Hrn. Bodmers ganz anders, als er ſelbſt kürzlich davon geurtheilet hat. Und wann man den Vorzug der Schriften des Hrn. Wielands beſtimmen wolte, ſo würden zwar vermuthlich Briefe den Preiß erhalten, aber gewiß nicht die ungereimte Briefe der Verſtorbenen. Ich habe mit Ihnen, mein Herr, nur bloß von den Häuptern dieſes Geſchmakks geredet, ohne mich an eine Anzahl ihrer Landsleute zu kehren, die unter Ihrer Fahne dienen, oder der Ausſchweifungen iunger Mitglieder deutſcher Geſellſchaften in unſern Gegenden zu erwähnen, von denen ſehr viel zu erzählen wäre, wann es die Mühe belohnte, Geſchichte zu erzählen, die Mährgen ähnlich ſehen, und die nach alle dem nicht viel Aufmerkſamkeit verdienen. Man kan unſerer Nation, ſeit Opizens Zeiten, den Vorwurf machen, daß unſere Dichter mehr aus einem Ohngefähr, als aus einer richtigen Kentniß des Schönen, ihre beſte Werke hervorgebracht haben. Unſere allzugroſe Haſtigkeit hat die Regeln der geſunden Kritik, die einen Corneille, Flechier, Pope, gebildet haben, haben nie bei uns einen ſo feſten Fuß faſſen laſſen, als es zu wünſchen wäre. In den Werken unſerer meiſten Dichter, findet man eben ſo viel Spuren der Pedanterei, als der Nachläßigkeit. Izt, da kaum einige vortrefliche Geiſter angefangen, einen beſſern Geſchmakk zu zeigen, und da uns einige zu gutwillige Patrioten ſchon, wer weiß wie viel Gutes, von dem Ruhme des deutſchen Wizzes vorſagen, ſehen Unpartheiiſche den Ausſchweifungen der beiden Partheien, die ſich noch immer die Herſchaft über den deutſchen Wiz anmaßen, wie weit wir von der Höhe entfernt ſind, die wir zu erſtiegen zu haben glauben; Die Verbindungen, die die wizzigen Köpfe untereinander haben, machen, daß dieſe Ausſchweifungen noch von Männern gebilliget werden, von denen man es ſonſt nicht vermuthen ſolte. Da ich das Glükk habe, mit niemand in Verbindungen von dieſer Art zu ſtehen, ſo hat mich nichts abhalten dürfen, Ihnen meine Gedanken von den Fehlern der einen Parthei, die ich ſonſt vor der andern hochſchäzze, ganz zu entdekken, und Sie können dieſe Gedanken einen Gebrauch machen, den Sie für gut finden. Ich bin ꝛc.

Der achte Brief.

Mademoiſelle!

Ich muß mich für Sie ſchämen, daß Ihnen die neue Sammlung von Oden mit Melodien noch unbekannt ſind, und daß ich Ihnen den herausgekommenen erſten Theil davon erſt izo überſenden muß; Sie ſind ja doch nicht ſo weit von Berlin entfernet, daß Sie ihre untergebliche Unwiſſenheit mit Ihrem Aufenthalt auf dem Lande, entſchuldigen könten; Ich weiß, daß Sie gerne ſingen, und daß Sie eben nicht ſo gar gerne franzöſiſch ſingen, und daß Sie öfters den reizenden Hagedorniſchen Liedern beſſere Melodien als die Görneriſchen, gewünſchet haben; hätte es Ihnen dann nicht einmal einfallen können, Hrn. ***, oder Hrn. *** zu fragen, ob ſich in Berlin, in Berlin, dem Sammelplaz der Muſik, nicht irgend ein Muſikus gefunden habe, der das allgemeine Vergnügen und die Ceremonienfreie Freude, durch ein ſolches Unternehmen hätte beleben wollen. Uiberlegen Sie zur Strafe für Ihre Nachläßigkeit, das Vergnügen, das Sie aus dieſen Liedern hätten ſchöpfen können, und das Sie nicht geſchöpfet haben. Eben in ihrem reizenden Aufenthalte ſind dieſe freudigen Geſänge zu Hauſe:

Beim Waſſerfall, dort auf der holden Flur,
Wo in dem Schooße grüner Dunkelheiten
Des Bachus Nymphe Du und die Natur
Mit ſanften Zwiſte um den Vorzug ſtreiten,
Dort in dem Wald am nahen Wiederhall,
Den, lauter Scherz, geſellger Freunde lachen,
Vertraulichkeit vereinter Lieder Schall,
Und unentweihte Luſt beſchäftigt machen
Dort in dem Thal, gleich Tempens heilgen Aun,
Das unentzükkt die Schönen niemals ſchaun;
In dem Apoll den Dichtern gern erſcheinet,
Hieher begleite dich der Sohn Apollens Graun,
Mit dem man willig lacht und ungezwungen weinet,
Der Kleiſt den Bach verſchönert nicht entehrt,
Der Hagedorn den Quanzens Ton nicht ſchändet,
Der Leßing und der Gleim die Amor ſelbſt gelehrt,
Und Benda's Lied, bei dem, wann es die Gegend hört,
Die Nachtigall die ſanften Klagen endet,
Und lauſchend horcht. Doch wann der rauhe Nord
Den freudigen, nie gnug beſuchten Ort
Zur Wüſte macht, und nun die Stadt dich ſiehet,
Wann deiner Freunde Zirkel, Staatsbeſuchen weicht
Voll ſteifen Anſtands, den die Freude fliehet,
Wo man ſich ungerichtet niemals zeigt,

Nie unverläumd't gefällt, wo man für dem ſich neigt,
Den man verachtet, und ſich öffentlich vielleicht
Die küſſen, die ſich gern ermordet hätten,
Wird dann von dir, die oft das Ceremoniel verlezt,
Die unvergnügte Schaar noch eines Liedes werth geſchäzt,
So ſei es ſteif wie ſie, und ſo wie's ſie ergezt,
Wie Gottſcheds ſchlechtes Lied, das Thilo ſchlechter ſezt,
Wie Stoppens froſtger Wiz und Görners Menuetten.

Eilen Sie, weil Sie noch in dem Aufenthalte der Grazien wohnen, die Schönheiten dieſer Lieder zu empfinden. Ein Beifall wie der Ihrige, iſt der höchſte Zwekk des Dichters, und des Muſikus, und dennoch bin ich gewiß, daß Sie Ihren Beifall nicht zurük halten könten, wann Sie auch wolten.

Wann von dieſen Liedern in unſern Geſellſchaften der Gebrauch gemacht wird, der davon gemacht werden ſolte; ſo kan der gute Geſchmakk durch dieſelben einen wichtigen Vortheil bei uns gewinnen. Ich ſtelle mir denſelben ſo lebhaft vor, daß ich in die Verſuchung gerathe, Sie davon zu unterhalten. So was gehöret nun wohl nicht eigentlich in einen Brief, zumahl in einen Brief an ein Frauenzimmer, aber ich weis, daß Sie Betrachtungen lieber leſen, als Complimente, und daß Sie ⸗ ⸗ daß Sie ⸗ ⸗ ich war im Begriff, Ihnen à propos von Complimenten ein ſehr abgeſchmakktes Compliment zu machen; Ich wolte ſagen: Sie hätten einen recht männlichen Verſtand; Ich würde Ihnen aber nicht allein etwas ſehr abgeſchmakktes, ſondern auch etwas ſehr unwahres geſagt haben, dann Sie haben einen weiblichen Verſtand, ſo weiblich, als der Verſtand unſerer deutſchen poetiſchen Männer männlich iſt.

Gut! ich erkläre es zugleich, daß ich den Liedern, zu der wichtigen Unternehmung, davon ich eben geſagt habe, Gehülfen geben will, keine geringere Gehülfin, als Sie ſelbſt und Ihre Geſpielinnen. Denken Sie nicht, daß Sie Ungeheuer bändigen ſollen; ſie ſind ganz zahm: Es ſind gewiſſe Herren, die in ihr bisgen männlichen Verſtand ſo verliebet ſind, daß ſie denſelben allein für Verſtand halten; Sie ſind ſehr glükklich, wann ſie ſich über den Horizont ihrer ernſthaften Gedanken nicht wagen, durch welche ſie Anſpruch auf die Hochachtung vernünftiger Leute machen können. Einige unter ihnen aber ſtellen eine ſehr merkwürdige Figur vor, wann ſie ſich mit gewiſſen Dingen einlaſſen wollen, die die groſſe Welt, Artigkeit, Wiz, Delicateſſe, und überhaupt eine ungezwungene Art zu denken nennet. Die merkwürdigſten unter ihnen ſind die *mædgenfreundliche* Herren, die ſich geneigt zu dem ſchönen Geſchlecht herablaſſen, und wann es an Ihnen läge, ſo viel Pedantinnen machen würden, als Pedanten ſind. Ich wünſchte es dieſen Herren, daß ſie ſich öfters in Geſelſchaft von Schönen Ihrer Art beſänden, ſo würden ſie gewiſſe Begriffe, die ſie aus ihren Hörſälen, und aus ihren Cabinettern, mitgebracht haben, zu vergeſſen ſuchen, eher ſie ſich in das Reich des Geſchmakkes wagten. = = Alſo meinen Sie, wann ein iunger Herr einer Dame bei dem Herausſteigen aus der Kutſche die Hand bietet, und ihr ein galantes Nichts vorſagen kan, daß er dadurch zum Poeten werde? = = Nein, Mademoiſelle, einen ſo weitläufigen Umgang verſtehe ich nicht, ich verſtehe den freundſchaftlichen Umgang, die ungezwungene Geſelſchaften, wo man den beſten Antheil der Menſchheit, der Freude, ihren Lauf läſſet, ohne den Wohlſtand zu beleidigen; kurz, die Geſelſchaften, die würdig ſind, daß in ihnen Hagedorns und Gleims Lieder geſungen werden. Wann wir dieſe in unſern Geſelſchaften, an die Stelle froſtiger und unnüzzer Geſpräche, oder der Karten ſezten, ſo würden wir einer ungezwungenen und geſitteten Freude Gelegenheit geben, ſich bei uns auszubreiten, und unſere Geſelſchaften würden nicht ſo oft matt und langweilig werden. Unſere iunge Dichter werden die wahren Schönheiten unſerer liebenswürdigſten Dichter einſehen lernen, und ſich von unglükklichen Nachahmungen abhalten laſſen, wann ein ſchöner Mund die Lieder derſelben ſingen wird.

= = Und manches Wort, das viele nicht empfunden
Durch ſeine Stimm in aller Herzen dringt.

Die zärtlichſten Franzoſen, ein Chaulieu, ein Chapelle, ein Remond, ein Coulange, haben ſich in den ungezwungenen Geſelſchaften, die in ihrem Lande Mode ſind, gebildet; Wir ſolten ihrer freien Aſführung mehr nachahmen, als ihren Thorheiten; Wir ſolten unſere iungen Perſonen, beiderlei Geſchlechts, einen öfteren unſträflichen Umgang mit einander zu verſchaffen ſuchen, alsdann würden wir nicht allein geſelliger, und angenehmer werden, wir würden uns in der Geſelſchaft der Frauenzimmer vor tauſend kleinen Unanſtändigkeiten in acht nehmen, die unſere Philoſophen ihrer Aufmerkſamkeit unwürdig halten, und die gleichwohl ſo ſehr in das Geſichte fallen, als Sprachfehler, die ein ſchöndenkender Schriftſteller macht, ſondern der gute Geſchmakk unſerer ſchönen Geiſter würde ſich auch früher bilden, und ſie würden nicht meiſtentheils mit ſo auſſerordentlich ſchlechten Stükken ihren Anfang machen. Es giebt viele unter unſern Dichtern, ſonderlich in den niedrigen Dichtungsarten, die bloß deswegen mittelmäßig ſind, weil es ihnen an Kentniß der Welt fehlet: Sie haben die beſte Anlage, es fehlet ihnen auch nicht an Geduld zur Ausarbeitung. Aber ihre Erfindungen ſind trokken und ohne Anmuth, und alle ihre Gedanken verräthen das, wovon ihr Verfaſſer Profeßion macht, Philoſophie, Gelehrſamkeit, oder was es ſonſt ſein mag, ſie würden die Hofnung bald fahren laſſen, mit ſolchen Dingen zu rühren, wann ſie von ihren Hauptgeſchäften öfterer entfernet wären, und ſich in artigen Geſelſchaften überzeugten, daß ſehr wenige Leute alle Sachen aus einem Augpunkte anſehen : : Doch, Sie können zwar Betrachtungen leſen, aber ich will ihre Geduld nicht zu ſehr mißbrauchen. Warum ſolte ich es auch erſt beweiſen, daß das deutſche Frauenzimmer aus Pedanten, wizzige Köpffe machen könte, ſie haben wohl noch wichtigere Thaten verrichtet, und das Glükk, das doch auch ein Frauenzimmer iſt, macht ja wohl aus Gärtnern, Könige! Urtheilen Sie, Mademoiſelle, aus dieſem Einfalle, ob Ihrer Verbeſſerung auch noch nöthig hat,

Dero ergebenſter Diener.

Der neunte Brief.

Mein Herr!

Es hat mich immer verdroſſen, daß Wernike, ein Mann, der der deutſchen Nation ſo viel Ehre macht, als irgend ein anderer, dennoch bei ſeinen Landsleuten in ſo gar weniger Achtung ſtehet, da er ſie gewiß für allen wizzigen Köpfen ſeiner Zeit, und für manchen unſterblich ſein wollenden Geiſt der izigen Zeit verdienet. Es iſt auch zu verwundern, daß, nachdem man kürzlich in der Schweiz eine neue Auflage ſeiner Gedichte beſorget hat, er dennoch nur von einigen beſondern Liebhabern der ſchönen Wiſſenſchaften geleſen wird, und daß unter zwanzigen, die doch wohl Günthern, Pietſchen und Beſſern rühmen, kaum einem Wernikens Name bekant iſt. Er war ein Mann, der die Wiſſenſchaften, nebſt den alten und neuern Sprachen, vollkommen inne hatte, er hatte ſich durch die Kentniß der Welt und der Ausländer, einen guten Geſchmakk erworben, und es gereichet ihm zum unſterblichen Ruhme, daß er der erſte geweſen, der es gewaget, ſich der Pedanterei und der Unwiſſenheit in den ſchönen Wiſſenſchaften, die zu ſeiner Zeit in Deutſchland herrſchten, zu widerſezzen; Seine ſämtliche Schriften zeigen, was er würde geleiſtet haben, wann er dreißig Jahr ſpäter gelebet hätte; Ich will von ſeinen Schäfergedichten und ſeiner Satire ſchweigen. Der unerſchöpfliche Wiz, den er beſeſſen hat, zeigt ſich in ſeinen Epigrammen, von welchen er nach und nach neun Bücher geſchrieben, ohne ein einziges darunter, wie ſonſt die epigrammatiſchen Schriftſteller wohl am erſten zu thun pflegen, einem andern abzuborgen. Bloß das zehnte und lezte Buch, von dem er ſelbſt geſtehet:

Ich ſchreibe keinen Wiz in dieſem Buch mir zu,
Als dieſen, der ſich zeigt in einer guten Wahl,
Und denke, daß ich ſchon der Sach ein Gnüge thu,
Wann ich mich nach dem Werth hier richt, und nicht der Zahl;
Wann ich mit eigner Kürz entlehnten Wiz vermähle,

Und daß, was andre wohl erfunden, wohl
erzähle.

Wäre allein ſchon vermögend ihm einen anſehnlichen Rang, unter den deutſchen Dichtern, zuwege zu bringen. Wir ſolten ſeine Schriften in deſto gröſſeren Werthe halten, weil der naive Wiz, der das Weſen des Epigramms ausmacht, bei ſo gar wenig deutſchen Schriftſtellern gefunden wird, und ſich bis auf Hrn. Leßing niemand bei uns gefunden hat, der **Wernikken** nachgefolget, geſchweige gleich gekommen wäre. Dann die Meiſterſtükke, die ein berühmter Mann, an dem Deutſchland und die Welt, die tiefſten Erkentniſſe verehret, in dieſer Art geliefert hat, ſind nur ſeinen Freunden, und ſehr wenigen Liebhabern der ſchönen Wiſſenſchaften, bekannt; Wann ſie ſolten bekannt gemacht werden, ſo würden ſie **Wernikken** und die ſchalkhafteſten Franzöſiſchen Federn weit hinter ſich zurukk laſſen. Weil ich weiß, daß Sie ein beſonderer Liebhaber des Schönen ſind, ſo würde ich Ihnen eine ziemliche Anzahl die mir zu handen gekommen ſind, mittheilen, wann man nicht Hofnung hätte, daß der gröſte Theil derſelben eheſtens in einer Sammlung von den kleinen Schriften dieſes berühmten Mannes an das Licht treten werde. Ich will ihnen alſo an deren Statt eine Anzahl Uiberſchriften überſenden, die aus der Feder eines Dichters gefloſſen ſind, deſſen erſte Verſuche in einer andern Dichtungsart, ein feiner Kenner für Meiſterſtükke erkläret hat. Ich würde Ihre Unterſcheidungskraft und ihren Geſchmakk belei:

beleidigen, wann ich etwas hinzuthun wolte, um Ihnen dieſelben anzupreiſen. Ich muß Ihnen nur noch ſagen, daß ich aus einer ziemlich ſtarken Sammlung, nur ſo viel abgeſchrieben habe, als der Raum hat zugeben wollen, und daß einige darunter von dem vortreflichen Geiſt; herrühren, von dem ein Dichter geſungen hat:

Ich ſeh' um ſein gelehrtes Haupt das Epheu
Mit Roſen und mit Lorber untermengt,
Die Dichtkunſt ſchwebte glänzend an der Scheitel,
Sein Antliz war von ihrem Glanz erhellet.

Die Tugend ſaß in prächtigen Gewand,
An ſeiner rechten Hand, und ſüſſe Träume
Umgaukelten ſein Haupt, und ſcherzten flatternd;
Mars ſaß erſtaunend an der linken Hand.

Ich bin ꝛc.

Uiberſchriften

von

Herrn ***.

An den Sebaſt.

Du glaubſt, Sebaſt, ich ſei dein Knecht, dieweil ich deiner Meinung bin,
Wann deine Meinung mir gefält, Sebaſt, ſo folg ich meinem Sinn.

Auf den Vitell.

Vitell klagt den Verluſt von ſeinem lieben Weibe,
Und ſchlüßt ſich abgehärmt in ſeinen Keller ein,
Und trinkt ſein leztes Fäßchen Wein ⸗ ⸗
⸗ ⸗ Damit kein Troſt ihm übrig bleibe.

An den Stax.

Was auf der Welt geſchicht, geſchiehet ohne Grund,
Sagt Stax: ⸗ ⸗ Sein Wort allein macht dieſe Wahrheit kund.

Auf einen geiſtlichen Redner.

K ⸗ ⸗ will ein Redner ſein? er ließt ja was er ſpricht:

So reden würd ich auch; So ſchreiben? ⸗ ⸗
Nein, das nicht!

Auf ein mißgerathenes Gemählde.

Daß Daphne hier dein Bild ſo ſchlecht gerieth,
Gib der Verzweiflung ſchuld des Malers,
Da man die Schönen ſonſt durch ihn verſchönert ſieht,
Verlohr bei deinem Blikk ſich alle Kunſt des Pralers.

Auf den Aites.

Aites dünkt ſich dem Geſchmakk der klugen Griechen nah,
Er laß, und lieſet noch einmahl ⸗ ⸗ den ganzen Scapula.

Auf den Fabull.

Du ſpotteſt über den Voltair,
Und biſt von aller Einſicht leer,
Daß ein Voltair dein Lob entbehrt,
Fabull iſt er volkommen werth.

Tiren und Corinne.

C. Dich lieb ich ſtets, Tiren; doch ſei auch niemals kalt,
T. Corinne, nein! ; ; jedoch wirſt du auch niemals alt?

Auf den Petius.

Der feige Petius fortificirt, und ſpricht
Von Folard, Puyſegur, von Widdern, Spieß und Lanzen,
Von alt und neuem Krieg, mich wundert dieſes nicht,
Kein Menſch hat nöthiger, als er, ſich zu verſchanzen.

An Licin.

Wie du mein Sinngedicht erklärſt, ſo iſt es dein;
Doch, wie mans ohne dich verſteht, ſo iſt es mein.

Auf den Alcander.

Man ſeh einmahl die Liſt!
Alcander will einfältig ſcheinen,
Der doch einfältig iſt!

Bayerische Staatsbibliothek München

Chriſtoph und Adelgunde.

C. Du loſe Adelgunde, die Leinwand iſt zu theuer:
Es gibt ja Weber gnug; was kaufſt du von dem Schreier?
A. Mein lieber ſüſſer Chriſtoph, ich ſah des Garnes Stärke,
Zudem, bedenks einmahl, er lieſet deine Werke!

Auf den Medor.

Die Selenwandrung muß, Medor, wohl möglich ſein,
Dein Körper, ſieh, iſt groß, und deine Sele klein.

Auf den Turpill.

Turpill, von edlen Ehrgeiz voll, iſt auſſer ſich, ſein Lob zu hören,
O Himmel! gönn ihm doch die Luſt, mit langem Ohr es anzuhören.

Der Vater an den Sohn.

Was quälſt du dich, mein Sohn, und thuſt nichts, als ſtudiren,

Zur Wiſſenſchaft will ich dich beßre Wege führen !
Nimm dir den Bayle und liß und blätt'r ihn hin und her,
Liß weiter nichts, als ihn, dann ſprich die Kreuz und Queer
Vom Anaxagoras, Atlas, Hegeſias,
Anta- Pytha- Prota- und Ariſtageras,
Vom Mydas, Crilias, Hylas, Pauſanias;
So wirſt du überall als ein Orakel ſprechen,
Und es am Othem dir eh, als am Ruhm, gebrechen.

Ermahnung.

Es ſaget Lesbia, ſie habe nie geliebt,
O liebe ſie doch nur, damit ſie einmahl liebt.]

An die Canidia.

Canidia, es trügt der Frühling deiner Wangen,
Du nicht - - dein Krämer macht uns Luſt,
Auch ſah ich neulich deine Bruſt,
Haar, Zähn' und linkes Aug in ſeiner Bude hangen!

Auf eine vermehrte Auflage.

Man ſagte, Tullius wird leben, vier Bogen ſind ihm gut davor : :
Man ſagt es nicht ſeitdem ſein gutes in ſechszehn Bogen ſich verlohr.

Auf den Aemil.

Aemil wohnt ſchön, doch alles Haußgeräthe,
Das um ihn glänzt, Tiſch, Spiegel, Stuhl und Bette,
Tapet und Schrank, und alles iſt nicht ſein; : :
Ich mag bei mir nicht fremde ſein.

Auf den Freiherrn von Wolf.

GOTT ſprach: Die Sonne ſei : : die Welt fiel ins Geſicht.
GOTT ſprach: Wolf ſei : : es ward in allen Selen Licht.

Auf die Statüe der Venus,

von Papenhoven in dem Königl. Luſtſchloſſe Sans-Souci.

Nichts iſt, was in der Kunſt des Meißels, wie dieſe Venus hier gerieth,

Man glaubt, daß man ſie ſprechen höret, da man
ſie doch nur ſprechen ſieht.

Auf eben dieſelbe.

Bezaubernd Bild! des Meißels Meiſterſtükk,
O ſchlüge deine Bruſt! O wär dein Auge helle,
Ein jeder, der dich ſieht, wünſcht dir Eliſens (*)
Glükk,
Und ſich in Amors Stelle.

Die Nachtigall.

Ein Dichter prieß die Königin der Büſche,
Die holde Nachtigall,
Durch ihr entzükkend Tongemiſche,
Sprach er, wird Wald und Feld belebet;
Ein Junker kam dazu, und hörete das Lob,
Er wuſte nicht, was man erhob,
Er dachts zu treffen; rief: Ja, Kinder, glaubt
es mir,
Es iſt ein unvergleichlich Thier,
Es reißt den Pflug den Berg hinan,
Und ſchreit, daß alles bebet.

(*) Eliſe, des Pygmalions Statüe, die lebendig ward.

Ein Schweizer.

Warum verſtellſt du dein Geſicht, und zürneſt lieber Blaiſe,
Sieh her, (er ſieht und wird ſchon gut) ſieh her, hier haſt du Käſe.

Zwei Schweizer.

Berlin, ſprach Belidor, iſt aller Künſte Siz,
Es iſt galant und fein, voll Pracht und voller Wiz,
Mit aufgeſpertem Mund und aufmerkſamen Sinne,
Hört Görgen zu, und rief: Giebts dann auch Käſe drinne?

Frage und Antwort.

A. Du haſt in langer Zeit kein Sinngedicht gemacht:
B. Ich habe nicht an dich gedacht.

Erinnerung.

A. Du reizeſt den Zoil zum Zorn, Catull, du biſt ſehr kühn,
C. Mein Koch verſöhnet ihn!

An einen dummen Helden.

Es werden deine Heldenthaten
Einſt in die lange Nacht gerathen
Sie ſieht und rühmt der Dichter nicht,
Du haſt des Löwen Muth und Stärke,
Du thuſt, wie Cäſar, Wunderwerke,
Nur daß dir Cäſars Kopf gebricht.

Der Zehende Brief.

Liebſter Freund!

Unter allen Vorfällen die ſich ſeit einigen Zeiten in dem deutſchen kritiſchen Reiche begeben haben, hat mir keiner ſo belachenswürdig geſchienen, als daß Hr. Gottſched gezwungen worden iſt, von dem anologiſchen Wörterbuch, auf das, ſo elend es auch iſt, er ſich doch gewiß mit ſeinen Anhängern im voraus recht viel zu gute gethan hat, öffentlich zu bekennen, daß es ſeinen Beifall nicht habe, daß weder die darin enthaltene Grobheiten wider berühmte Dichter, noch alle Säzze deſſelben, zu billigen ſind, und er endlich, um den Schimpf abzulehnen, ein ſo elendes und ungeſittetes Werk befördert zu haben, öffentlich vorgegeben hat, daß es, wann es an ihm gelegen hätte, ſo, wie es da iſt, nicht würde an das licht getreten ſein. Er hat dem algemeinem Ausziſchen nachgeben müſſen, womit man dieſe Schrifft empfangen hat, dann wenn dieſelbe auch nur von ſeinen vernünftigen Schülern mit Beifall aufgenommen worden wäre, und wann auch nur zehen Deutſche es mit Ihm hätten glauben wollen, daß Haller und Gellert ſchlechte Dichter ſein könten, ſo würde er ſeine Freude über ein ſo völlig nach ſeinem Sinn gerathenes und ſeinem Charakkter ſo gemäſſes Buch gewiß öffentlich und laut genug an den Tag geleget haben. Wer den Hrn. P. kennet, wird hieran gar nicht zweifeln, und der bittre Haß wider den Herrn v. Haller, der in dem ganzen Wörterbuche herrſchet, wäre allein Beweiſes genug, daß Er, oder welches einerlei iſt, ſein Schüler, der ohne ihn nichts vornimt, die Hand dabei im Spiele gehabt; (*) dann ſonſt kan es wohl keinem vernünftigen Deutſchen in den

Sinn

(*) Was man in Leipzig ſelbſt von dieſer Sache denket, kan man aus den Commentar. Lipſ. Sect. VI. ſehen, aus welcher Recenſion ich eine Stelle ihrer Merkwürdigkeit wegen, ganz hieher ſezzen will. Es heiſt S. 691. nachdem die Unanſtändigkeiten und durch die Obrigkeit zu ahndende Iniurien dieſes Buchs angezeiget worden: Sed ideo maxime huius illaudati Libri meminibus, quod aliqui cenſent, in hac urbe, a viro claro inter noſtros, & compoſitum eum, & excuſſum formulis fuiſſe. *Non eſt autem adeo remiſſa Lipſiae cura magiſtratuum, ut iſta ſi eſſent veriſimilia, ne quaererent*, neque is, qui arguitur, quemque multi ob alias contentiones earum ſimiles, oderunt ſcilicet, adeo remotus ab omni conſilio, ut omnes concitare in ſe tali iniuria

Sinn kommen, ſich wider einen Mann ſo gröblich zu vergehen, den ganz Deutſchland hochſchäzzet. Der hämiſche Groll wider einen ſo unſchuldigen und an keinen Streitigkeiten Theil nehmenden Mann, als der Herr P. Gellert, kan nur aus dem Collegenneid entſtanden ſein, der die Peſt der deutſchen Univerſitäten iſt. Der Hr. P. Gellert iſt mit Recht der Liebling der Deutſchen geworden, und ich getraue mir zu behaupten, daß keine Familie von einiger Auferziehung iſt, in der man ſeine Schriften nicht finden wird. Er hat gar keine Gelegenheit gegeben, wodurch er hätte können in einen Streit gezogen, oder als ein Folger einer Parthei angeſehen werden; Er hat nichts weniger als einen unglimpflichen Tadel verdienet, und man kan es der Begierde, ſich an ihm zu reiben, leicht anſehen, woher ſie ihren Urſprung genommen hat.

vellet. Ipſe quoque ait, non ſe ſcripſiſſe. Scribendo adſuiſſe aut praebuiſſe unde fieret, non putamus. Nam, quod aliqui, conſilium quidem eius & autoritatem, ſed non item conſcientiam, ex ea re eximunt, & ſcire eum, qui ſcripſerit, aiunt: mala defenſio eſt. Eſt, illa quoque mala defenſio, quod fatentur, qui amici illius noſtri videri volunt, alium quendam, quem nominant, eſſe auctorem, *quem ſatis conſtat nihil operis omnino ſuſcipere, ſine huius noſtri conſilio, a quo totus pendet.* Nos vero ei ſententiae non accedimus & Lipſium huius admiſſi immunem eſſe & cupimus & putamus. Man wird unter der gelinden Schreibart der Herren Verfaſſer, die mit dem Hrn. P. G. in einer Stadt leben, ihre wahre Meinung leicht einſehen.

Doch ich will den Charakter des Hrn. P. G. denen zu beurtheilen überlaſſen, die mehr Luſt dazu haben, als ich. Es iſt aber gewiß, daß, wann er bei dem theologiſchen Wörterbuch, auch nicht die Feder angeſezzet, er doch nicht allein um daſſelbe gewuſt, ſondern es auch befördert, und vollkommen gebilliget habe. Ich könte Ihnen mehr als dieſes, durch Anekdoten beweiſen, die zwar bekannt und gewiß genug ſind, auf die ich mich aber doch nicht ſtüzzen will, weil ich einen ſicherern Beweiß, nämlich ſein eigenes öffentliches Bekenntniß, für mir habe. Sein öffentliches Bekenntniß, werden Sie ſagen, wie iſt es möglich, daß ein ehrlicher Mann zwei widerſprechende Erklärungen an die Welt thun kan! Ja, dazumahl, als der Hr. P. ein ungemeſſenes Lob des Wörterbuchs niederſchrieb, war er von dem Taumel der Freude, über den Sieg ſeiner Parthei, den er ſich ſo gewiß vorſtellte, ſo eingenommen, daß er ſichs nicht einfallen ließ, daß eine Zeit kommen könte, wo er aus Furcht für dem Haß aller rechtſchaffenen Leute, ia aus Furcht bei der Obrigkeit, wegen einer Schmähſchrift angeklaget zu werden, ſein liebſtes Schooßkind würde für unächt erklären müſſen.

Hier haben Sie den Beweiß: In des Hrn. P. Vorübungen der Beredſamkeit, die um eben die Zeit, ia noch faſt eher, als das analogiſche Wörterbuch, herauskamen, hat Er, der nie eine Gelegenheit vorbei gehen läſſet, ſeinen Gegnern einen Streich zu verſezzen, obgleich leider ſeine Waffen gemeiniglich ziemlich abgenuzt ſind, zwei Schülern, in Briefen, die er beide ſchreiben läſſet, den Hrn. Kloppſtokk und ſeine Nachfolger auf eine Art tadeln laſſen, die in der That ſolchen Knaben anſtändiger iſt, als einem alten verſtändigen Profeſſor. In einem von dieſen Briefen ſtehet die merkwürdige Stelle: „Aber nun (*) ſtehet ein neuer Swiſt auf, der dieſe Deutſchverderber nach Verdienſte „ züchtiget. Der Titel davon, die ganze ꝛc. ꝛc. „ (hier folgt der ganze Titel, damit ia von dem „ ſaubern Zeuge nichts ins Vergeſſen falle.) „ Kaufen Sie es, mein Herr, leſen und lachen „ Sie! „

Redet ein Mann wohl auf dieſe Art von einem Buche, daß er nicht billiget, und daß, wann es bei ihm geſtanden hätte, nicht gedrukkt worden wäre. Hier hätte der Hr. P. die ſchönſte Gelegenheit gehabt, den Mißfallen zu erkennen zu geben, den er hernach an dieſem Buche zu haben, vorgegeben hat. Aber davon iſt ein tiefes Stillſchweigen, und er preiſet es im Gegentheil ohne Einſchränkung an. Wann iemand geſtehet, daß er um ein Buch vor der Ausgabe gewuſt habe, (*) und ſobald es heraus komt, eine Gelegenheit vom Zaune bricht, um, weit gefehlt, daß er einiges Mißfallen daran

---

(*) An dieſem Nun kan man ſehen, daß es der Hr. P. ſelbſt geſchrieben hat. Das Nun oder wo bleibt dann nun, ſind ſeine Leibwörter.

(*) Der Hr. P. geſtehet dieſes in der Erklärung, die er in die Zeitungen hat ſezzen laſſen, aber er giebt vor, daß es wider ſeinen Willen gedrukkt worden ſei.

an bezeigen ſolte, es vielmehr auf das prächtigſte anpreiſet, ſo thut man ihm wohl nicht zu viel, wann man ihn beſchuldiget, daß er es, ſo viel an ihm iſt, werde befördert haben, und wann man ihm keinen Glauben zuſtellet, ob er gleich nachhero die Welt eines andern bereden will. Sie ſehen alſo, wie viel man der Aufrichtigkeit des Hrn. P. trauen kan; er hat eine eiſerne Stirn, um alles abzuläugnen, deſſen man ihn auch mit noch ſo vielem Rechte beſchuldiget, und keine That iſt ihm zu unedel, wenn er ſeine Vorurtheile, und einmahl angenommene Säzze dadurch vertheidigen kan. Ich will Ihnen dieſes an einem ganz neuerlichen Beiſpiel zeigen. Der Hr. P. hat des bekannten Lawders erdichtete Beſchuldigung, daß Milton ein Plagiarius ſei, in ſeinem N. D. A. G. mit den bitterſten Zuſäzzen wiederholet, zu einer Zeit, da der boßhafte Betrug dieſes Schottländers ſchon in den franzöſiſchen und deutſchen gelehrten Berichten entdekket, und aller Welt bekannt war. Dieſes wäre ihm noch zu vergeben, weil er, ſo unwahrſcheinlich es auch iſt, dennoch behaupten wird, daß er von dem entdekkten Betrug nichts gewuſt habe.

Nachdem ein ungenannter Deutſcher ſich die Mühe genommen hat, in einer beſondern Unterſuchung (*) dieſen Streit zu erzählen, und

Law-

(*) Unterſuchung, ob Milton ſein verlohrnes Paradieß aus neuern lateiniſchen Schriftſtellern ausgeſchrieben habe, nebſt Anmerkungen über eine Recenſion des Lawderiſchen Buchs. Frankf. und Leipzig 1753. 8.

Lawders und ſeines Recenſenten Vergehungen deutlich genug darzulegen, ſo hat er darauf nicht geantwortet: Dieſes wäre ihm auch ſehr leicht zu vergeben, weil er ſich dadurch die Schande erſparet hat, die gröbſten Schnizzer zu geſtehen, und bei ſeinem Leidweſen über ſeine mißgelungene Freunde ein geduldiges Stillſchweigen, das beſte war; aber wie iſt das zu entſchuldigen, daß er auch nachhero in ſeinem N. wann er auf den Milton zu reden komt, ihn einen berufenen Plagiarius nennet, und von ihm quaſi re bene geſta mit der äuſſerſten Verachtung redet? Die gedachte Unterſuchung kan ihm nicht unbekannt ſein; da ſie faſt in allen gelehrten Berichten, und ſelbſt in Leipzig zweimahl recenſiret worden iſt. Dieſe lächerliche Hartnäkkigkeit zeiget uns alſo nicht etwa einen Sünder, der für Schaam die Augen niederſchläget, ſondern einen Ruchloſen, Halsſtarrigen, der über ſeine entdekkte Kunſtgriffe die Zähne knirſchet, aber nichts deſtoweniger die Augen muthwillig vor der Wahrheit zudrükket, und wann es möglich wäre, alle Welt eben ſo blind machen möchte, als er ſelbſt iſt. Der Hr. P. ſolte ſich ſchämen, daß er ſich von ſeinen Leidenſchaften ſo dahin reiſſen läſſet, mit einem wenig mehr kaltem Blut und Ueberlegung, und etwas weniger Zuverſicht und Einbildung auf ſeine ſehr zweideutige Verdienſte würde er ganz anders handeln.

Was ſoll ich Ihnen von dem unglükklichen Buche ſagen, welches eigentlich das Corpus delicti iſt; dieſe elende Charteke iſt, da ſie kaum heraus herausgekommen war, vergeſſen worden; und dieſerhalb würde man ihr zu viel Ehre anthun, wann man ſie widerlegen wolte. Die Grobheiten wider berühmte Leute, und die ganze Schreibart zeigen, daß die Verfaſſer, ſie mögen auch ſein, wer ſie wollen, ſehr ungeſittet ſind. Sind es Schulknaben, ſo haben ſie eine derbe Züchtigung für dieſen Muthwillen verdienet. Sind es Gelehrte, ſo geben Sie ein neues Beiſpiel, daß der Verſtand nicht allemahl mit den Wiſſenſchaften verbunden iſt. Und ſolten endlich Cavaliers unter ihnen ſein, ſo haben ſie gar nicht als Cavaliers gehandelt. Diejenigen, die mit Recht darin getadelt werden, können ſo viel Nuzzen daraus ziehen, als ſie es für gut befinden, und ſich im Nothfall ſo grob vertheidigen, als ſie ſind angegriffen worden, aber ein Haller, ein Gellert, werden denken, Quid ſi me aſinus! Der Himmel behüte Deutſchland inskünftige für ſolchen ungeſitteten Kunſtrichtern. Ich bin ꝛc. ꝛc.

N. S. Die Verfaſſer des anologiſchen Wörterbuchs, ſind arbeitſame Leute, ſie haben, wie ich dieſen Augenblikk erfahre, ihre Nuß in ein Nüßchen gebracht, und gleichwohl iſt noch kein Gran Verſtand darin. Den Anfang machet ein ſehr ungeſchlachtes Paßquill auf den Herrn Leſſing, der, weil er voraus prophezeiet, wie Hr. Gottſched das Wörterbuch anpreiſen werde, und indem er es ſo genau getroffen, den Hrn. G. verhindert hat, wirklich eine ſolche panegyriſche Recenſion zu machen, das Vergnügen, des beſondern Unwillens dieſer Herren, ſich zu wege gebracht

bracht hat. Auch diejenigen, die den Hrn. L. nicht von Perſon kennen, werden leicht einſehen, was ſie, von den unter artigen und geſitteten Leuten nicht gewöhnlichen Beſchuldigungen, womit hier ſeine Perſon angegriffen wird, denken ſollen. Man iſt es von dem vermuthlichen Verfaſſer dieſes ſogenannten Heldengedichts Geiſſel ſchon gewehnt, daß er die Helden, die er beſingt, und durch ihre Beſingung ſich am meiſten, lächerlich macht. Da er izt ſeinem Helden Grobheiten verſagt, ſo werden ſie eben, wie ſonſt das Lächerliche und Matte, auf ihn zurükfallen. Das Luſtigſte in dieſem Gedicht iſt, daß darin von dem anologiſchen Wörterbuch, als von einem Werke, geredet wird, welches das gröſte Aufſehen verurſachet, und alle Antigottſchedianer, in Schrekken geſezzet hätte. So können die Herren Gottſchedianer ſich ſolcher Dinge rühmen, von denen die ganze Welt, das Gegentheil weiß! das übrige beſtehet in Briefen, die nicht zur Sache gehören, ſondern von allen den Streitigkeiten handeln, die Hr. Gottſched ſeit zwei Jahren gehabt haben mag, wodurch aufs neue bewieſen wird, in wie genauer Verbindung er mit den Verfaſſern des anologiſchen Wörterbuchs ſtehet. Sie ſind voller Zunöthigungen wider die Herren **Gellert**, **Popowitſch**, **Leſſing**, **Meier**, die verdienten Verfaſſer der Göttingiſchen gelehrten Anzeigen, und andere. Einer von dieſen Herren iſt böſe darüber, daß des Hrn. P. Gellerts Fabeln mit Beifall gleichſam überſchüttet worden, welches ihm vermuthlich um deſto weher thut, weil ſein lieber Herrmann unter einem algemeinem Stillſchweigen beinahe verſchüttet worden. Es hat mir ſehr merkwürdig geſchienen, daß Gottſchedianer, und Erzgottſchedianer, wie die Verfaſſer ſind, ein Buch (*) wegen Mattigkeit, gedehnter Schreibart, und Mangel der Scharfſinnigkeit tadeln wollen.

Quis tulerit Gracchos de ſeditione quaerentes?

Und das allerlächerlichſte iſt das Verlangen, das die Verfaſſer bezeugen, daß man das anologiſche Wörterbuch von Wort zu Wort widerlegen ſolle; diß hieße dem Buch und den Verfaſſern zu viel Ehre anthun, die es gewiß nicht verdienen, daß man ſich die Mühe giebt, mit ihnen das A. B. C. der ſchönen Wiſſenſchaften zu wiederholen. Man kan ſolche Schriften dem Schickſale überlaſſen, das allen ſchlechten Schriften bevorſtehet, und anſtat ſie durch eine Widerlegung aus dem Staube zu ziehen, ſie immer ſeufzen laſſen:

una
Cum ſcriptore meo capſa porrectus aperta
Deferar in vicum vendentem thus & odores
Et piper & quicquid chartis amicitur ineptis.

(*) Den Verſuch' nach Gellerts Vorſchriften zu ſchreiben, der freilich elend genug iſt.

Der Eilfte Brief.

Liebenswürdiger Freund!

Der ehrliche Mann, könte doch wohl recht haben, der behauptet hat, daß man den Charakter, und die Neigungen eines Velkes am beſten aus ſeinen Schauſpielen beurtheilen könne. Der Franzoſe iſt in der Komödie, wie im gemeinen Leben, frei, ſcherzhaft, ungezwungen und flüchtig, er ſuchet mehr bei Gelegenheit der Laſter, und der Thorheiten, ſich luſtig zu machen, als die Zuſchauer davon abzuleiten. Der Engländer iſt in Weſtminſter, und in Drurylane, wild, ungebunden im Luſtigen, auf eine drollichtere Art ſcherzhaft, im Ernſthaften, auf die heftigſte Art, pathetiſch: Ein gewiſſer Enthouſiaſmus, belebt ſeine Handlungen, der alles bis aufs äuſſerſte treibt, ſein Scherz iſt nicht ſo fein, aber um deſto beiſſender, es iſt ein Whig oder Tory, auch auf den Schauplaz die Britanniſche Freiheit dehnet er bis auf die Regeln der Schauſpielkunſt, und des Wohlſtandes aus, er bleibt beſtändig großmüthig, ein Feind der Franzoſen, und ein Sclave des Frauenzimmers: Ein Deutſcher zeiget auch auf dem Theater, daß er ein Nachahmer und Ueberſezzer iſt, ; ; ich wünſchte aber, daß man die Vergleichung unſers Theaters, und unſerer Sitten nicht weiter triebe, man würde dem gröſten Theile meiner Landesleute, vermuthlich Unrecht thun, wann man ihre Sitten nach den Stükken beurtheilte, die bis izzo noch auch in volkreichen Städten, den Vornehmen und geringen Pöbel, beluſtigen. Es haben ſich bisher ſo viele Hinderniſſe einer völligen Verbeſſerung der deutſchen Schaubühne widerſezzet, daß man mit dem nicht ganz unglükklichen Bemühungen, die einige Patrioten dieſerwegen angewendet haben, nicht unzufrieden ſein muß. = = Iſt denn aber dieſe ſchwere Verbeſſerung ganz unmöglich? Werden die unregelmäßige Stükke, die ſich eines groſſen Theils unſerer Bühne bemächtiget haben, noch lange zu einem Vorwurf des Charakters, der Deutſchen dienen? = = oder werden ſich Perſonen, denen es ſonſt am Geſchmakk, Erziehung und Artigkeit nicht fehlet, noch lange bei regelmäſſigen froſtigen Stükken, zur Schande des Geſchmakks der Deutſchen aufhalten? = = Wie lange werden noch Stükke auf deutſchen Theatern wiederholet werden, die in Paris kein Schauſpieler annehmen würde? = = Fragen auf die, die die Zeit antworten wird, und bei denen izzige Patrioten bloß Wünſche und Vorſchläge thun können! Ich will Ihnen einige Gedanken von dem Verfall und der möglichen Verbeſſerung der Schaubühne, vorlegen, = = ohne Ordnung und wie ſie mir beifallen, ich werde zufrieden ſein, wann Sie ſie wahr finden.

Es giebt gewiſſe Leute, die mit dem izzigen Zuſtand des deutſchen Theaters ungemein zufrieden ſind, ſie ſehen den Hannswurſt abgeſchaft, und Stükke in fünf Aufzügen, nach den

Regeln und den Muſtern der Alten vorſtellen, ſie ſind damit zufrieden, und finden, daß wir den Franzoſen Originalſtükke entgegen ſezzen können; ſie haben es mit einander abgeredet, dem Darius geduldig zuzuhören, bei der ungleichen Heirath nicht zu jähnen, und bei der Atalanta noch weit ärger zu lachen, als die ſpielende Perſonen. Was ſoll man ſolchen Leuten entgegen ſezzen? Sie ſteifen ſich immer darauf, daß ihre Stükke regelmäſſig ſind, und das kan man ihnen auch nicht ſtreitig machen ; ſie aber können nicht begreifen, daß ein Werk des Wizzes regelmäſſig ſchlecht ſein kan, und wann ein unzeitiger Eifer für die Ehre unſerer Nation dazu komt, ſo iſt alle Hoffnung verlohren, ſie zu überzeugen.

Es giebt gewiſſe Leute, Deutſche und Franzoſen, die, wann ſie auch ſonſt dem deutſchen Wiz, Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, dennoch in dem Wahne ſtehen, die deutſche Sprache ſei zu dem feinen Komiſchen nicht biegſam genug, wenigſtens nicht ſo biegſam, als die franzöſiſche Sprache, dieſe Leute werden wir am beſten widerlegen, wann wir vortrefliche Stükke auf unſere Schaubühne bringen. So wie ſie höchſt unbedachtſam, die Vortreflichkeit eines Moliere und Deſtouches der franzöſiſchen Sprache zuſchreiben, ſo meſſen ſie aus einer gleichen Ungerechtigkeit, die Mittelmäſſigkeit, und die langweiligen Scenen eines Gottſched, Quiſtorps, Spilkers, der deutſchen Sprache bei. Warum ſchlüſſen dieſe Herren doch ſo leicht, daß unſere

Sprache zu vollkommen ſchönen Stükken ungeſchikkt ſei, ohne ſich vorher zu erkundigen, ob wir alles das geleiſtet haben, was wir leiſten könten? Sind nicht die Lobſprüche der ungebetenen Vertheidiger, ſchuld daran, die unſere mittelmäſſige Verſuche für Meiſterſtükke ausgeben, bei denen ſich kein höherer Grad der Volkommenheit denken läßt? Wann ein Franzoſe die Gottſchediſche Uiberſezzung der Alzire vorſtellen höret, wann er die Uiberſezzung gegen das Original hält, und die erſte ſo matt findet, als das Original ſtark iſt, wann er die Eigenſchaften der tragiſchen Schreibart, alle Augenblikk beleidigen ſiehet, wann er da mit langweiligen, nichtswürdigen Gedanken aufgehalten wird, wo er ein Voltairiſches Feuer vermuthete, dem Zuhörer nie zur Kritik Zeit läſſet; Iſt es ihm nicht zu vergeben, daß er anfängt, von der deutſchen Sprache, und ſelbſt von dem Geſchmakk der Deutſchen, verächtlich zu denken, wann er nach allem dieſem, gebohrne Deutſche, behaupten höret, daß eine ſolche Uiberſezzung, die Stärke der Urkunde erreichet habe, und dem deutſchen Theater Ehre mache? Wir vermiſſen, vielleicht nirgends ſo ſehr, den Mangel einer Hauptſtadt, deren Geſchmakk der algemeine Geſchmakk des ganzen Landes iſt, und nach der ſich der Geſchmakk der übrigen bildet, als in den Umſtänden, die die theatraliſche Dichtkunſt angehen. Die wenigſten unſerer Städte, haben eine beſtändig offene Schaubühne. In denienigen Städten, wo noch welche ſind, ſind die Schauſpieler, denen oft die Regeln der dramatiſchen Dichtkunſt, unbekannt genug ſind, faſt die einzigen Richter über die Wahl und die Güte der Stükke; dieſe ſind der ſchlechten Originalſtükke gewohnt, die man uns ſeit dreiſſig Jahren gegeben hat, ſie ſpielen ſie, und ſpielen ſie wieder, und die Zuſchauer, die pflegmatiſch genug ſind, alles anzunehmen, was man Ihnen giebet, werden des Mittelmäßigen gewohnt, oder laſſen ſich auch durch die Kunſt des Schauſpielers hintergehen; der öfters die ſchlechte Stellen des Dichters bedekken kan. Es giebt aber, dem ohnerachtet, noch viele Stellen, mit denen der Schauſpieler faſt gar nichts anzufangen weiß, und ſie dahero entweder verändert, oder wider die Natur her declamiret. Man iſt zu bequem, oder zu unwiſſend, oder zu gefällig, dieſe und andere weſentliche Fehler anzumerken, und zu rügen; eine ſolche Gelindigkeit iſt ſchuld, daß unſere Schaubühne immer in ihrer Kindheit bleibt.

Da es bekannt genug iſt, daß die meiſten deutſchen Schriftſteller, aus dem Innerſten ihres Cabinets ſchreiben, und die Welt, wenig oder gar nicht kennen, ſo iſt es kein Wunder, daß wir ſo gar wenig gute komiſche Schriftſteller haben; Einem ieden Schriftſteller iſt die Kenntniß der Welt nüzlich, aber einem komiſchen Verfaſſer, iſt ſie unentbehrlich. Wie kan er die Welt ſchildern, die er nicht kennt, und wie werden ihm die feinen Wendungen, die Scherze ohne Kunſt, die aus der Natur der Sache flüſſen müſſen, gelingen; wann er ſie nicht in dem Umgange, mit Leuten, von Erziehung, Geſchmakk, und feinern Sitten, gelernet hat? Es iſt aber nicht genug, in der groſſen Welt zu leben, man muß ſich die Mühe geben, die Menſchen zu kennen, und die verſchiedene Charaktere, nebſt ihren noch verſchiedenern Wendungen und Wirkungen zu entwikkeln wiſſen. Ohne dieſe Kenntniß wird ein dramatiſcher Schriftſteller allemahl trokken und froſtig bleiben, und Boileau ſagt daher mit Recht:

Que la nature donc ſoit votre etude unique
Auteurs qui pretendez aux honneurs du comique.
Quiconque voit bien l' homme & d'un eſprit profond,
De tant de coeurs cachez a penetré le fond;
Qui ſait bien ce que c'eſt qu'un prodigue, un avare
Un honnête-homme, un fat, un jaloux; un avare,
Sur une ſcene heureuſe il peut les étaler
Et les faire à nos yeux, vivre agir & parler.

Wie wenig denken diejenigen wohl an dieſes Gebot, die aus einer küzzelnden Begierde, ſpaßhaſt zu thun, die ſie bei ſich empfinden, ſchlüſſen, daß ſie einen Beruf haben, Luſtſpiele zu ſchreiben. Wann viele von ihnen, einen beſſern Begriff von der Nothwendigkeit, und der Wichtigkeit der Charaktere hätten, ſo würden unſere Komödien ein weit beſſeres Anſehen haben. Wir würden nicht Gefahr laufen, nach allen Regeln Ariſtotels eingeſchläfert zu werden.

Die Charaktere ſind es, durch die ein Luſtſpiel am meiſten glänzet, und deren richtige Verbindung und Beobachtung, die glükklichſten Wirkungen hat; Shakeſpeare, ein Mann ohne Kenntniß der Regeln, ohne Gelehrſamkeit, ohne Ordnung, hat der Mannigfaltigkeit und der Stärke ſeiner Charaktere, den gröſten Theil des Ruhmes zu danken, den ihm ſeine und alle andere Nationen, noch bis dieſe Stunde geben.

Es wäre überhaupt zu wünſchen, daß die engländiſche Schauſpiele bei uns nicht ſo gering geſchäzzet würden. Es iſt eine wahrhafte Schande für den Hrn. P. Gottſched, und die unter ihm ſtehende Geſelſchaft der freien Künſte, daß einer (*) von ſeinen unwiſſenden Schülern ungeſcheut alle italiäniſche Schauſpiele, für Poſſenſpiele, alle engländiſche Luſtſpiele, für pöbelhaft, und alle engländiſche Trauerſpiele für blutig und gräßlich hat ausgeben dürfen. Dem elenden Schriftſteller, der in ſeiner ganzen Abhandlung ſo wenig Vernunft und Gelehrſamkeit zeiget, und der wohl niemals eine italiäniſche oder engländiſche Komödie geſehen haben mag, kan man dieſes noch hingehen laſſen, aber der Hr. P. Gottſched, iſt gar nicht zu entſchuldigen, daß er unter ſeinen Augen, dem Theater zweier Nationen, alle Vernunft und Wiz hat abſprechen laſſen, davon die eine vor 200. Jahren das einzige regel-

---

(*) Hr. Schulze, der Verfaſſer einer im höchſten Grad abentheuerlichen Schrift, von dem Vorzuge der Neuern vor den Alten, worin den Deutſchen, und zwar den Gottſchediſchen Deutſchen, den Vorzug vor allen alten und neuern Schriftſtellern gegeben wird.

mäßige Theater hatte, und die andere ſo viel groſſe tragiſche und komiſche Schriftſteller hervorgebracht hat. Wem das engländiſche Theater bekannter iſt, der weiß, daß es in ſeiner Art ſo viel vorzügliches hat, als das Franzöſiſche. Die Gröſſe und die Mannigfaltigkeit der Charaktere, iſt eines der vornehmſten, worin die Deutſchen von den Engländern lernen könten. Es iſt wahr, ihre Wildheit, ihre Unregelmäßigkeit, ihr übelgeordneter Dialog, iſt nicht nachzuahmen, aber die Regeln ſind dasienige, was ein Deutſcher am erſten weiß, und mit einer mäßigen Kenntniß derſelben, ſind dieſe Fehler, bis auf den lezten ſehr leicht zu vermeiden. Ihre Unregelmäßigkeit bringet ihnen zuweilen auch wirklichen Vortheil; Die Franzoſen geſtehen es ſelbſt, daß ihre alzugroſſe Zärtlichkeit und Weichlichkeit ihnen nicht erlaubt, viele Charaktere auf ihr Theater zu bringen, die auf dem engländiſchen Theater, die glükklichſte Wirkung thun. Der Stoff der engländiſchen Komödie iſt daher viel mannigfaltiger. Ich ſehe in denſelben allezeit die Menſchen unter den verſchiedenſten Geſtalten, und ſehr öfters mit den feinſten Auswikkelungen ihrer Neigungen. In den meiſten franzöſiſchen Komödien, weiß ich ſchon voraus, was ich ſehen werde, einen verliebten Herrn, einen luſtigen Diener, und ein Kammermädgen, das wizziger iſt als ihre Gebieterin.

Schlegel war am geſchikkteſten dem deutſchen Theater eine andere Form zu geben, wann er nicht für die ſchöne Wiſſenſchaften, viel zu früh geſtorben wäre, und wann es nicht beinahe unmöglich

möglich ſchiene, ſo verſchiedene Zuhörer, und ſo verſchiedene Schauſpieler, unter die Herrſchaft des guten Geſchmakks zu bringen. Er hat dasienige warhaftig gethan, was ein (*) ſcharſſinniger Kunſtrichter von den deutſchen Komödienſchreibern verlangt, d'etudier la nature et Moliere. Sein Triumph der guten Frauen, und ſein Geheimnißvoller ſind ſo vortrefliche Beiſpiele davon, daß wir dasienige nicht genug bedauren können, was wir durch ſeinen Tod verlohren haben. Hr. Leßing iſt der einzige, der ſich nach ihm mit glükklichem Erfolg in dieſe Bahn gewaget hat, um von deſſen beſonderer Einſicht in die theatraliſche Dichtkunſt ſich die deutſche Schaubühne viele Vortheile verſprechen kan. Dieſe würden noch gröſſer ſein, wann er nicht die Kritik über die deutſchen dramatiſchen Werke unglükklicher Weiſe aus ſeiner neuen theatraliſchen Bibliothek, gänzlich ausgeſchloſſen hätte, und zwar aus welcher Urſache? Weil er ſelbſt in die Reihe der dramatiſchen Schriftſteller, getreten iſt; Eine Urſache, die ihn gerade zu dem Gegentheil bewegen haben ſolte; Ein Kunſtrichter kan ſeinen Beruf zur Kritik durch nichts beſſer als durch Meiſterſtükke in dem Theile der Kunſt, in dem er ſchreibet, beweiſen.

> let thoſe theach others who themſelves excell
> and cenſure freely who have written well.
>
> *Pope.*

(*) Der berühmte Verfaſſer der Progrès des allemands dans les belles lettres.

Ich wünſche, daß Hr. Leßing hierin ſeine Meinung ändern möge. Iſt unſern Schauſpielen und Schauſpielern Kritik nöthig, woran niemand zweifelt, ſo werden ſie ihren Lob und Tadel am beſten aus dem Munde eines ſolchen Mannes empfangen, der in den Regeln ihrer Kunſt und in der Ausübung derſelben ein Meiſter iſt.

Ein bereits verſtorbener Schauſpieler, Hr. **Krüger**, hatte die beſte Anlage zu einem vortreflichen komiſchen Dichter. Ein wenig Ausarbeitung würde ihn volkommen gemacht haben. Wir ſehen aus zwei ſchäzbaren Stükken, den Candidaten und dem blinden Ehemann, wie viel auch durch ſeinen frühen Tod, Deutſchland verlohren hat.

Hr. Gellert hat einen andern Weg erwählet, der ihm nicht weniger rühmlich iſt; Man redet ſehr uneigentlich, wenn man ſagt, er ſei den Fußtapfen des de la Chauſſee gefolget, dieſer iſt viel zu finſter, und in ſeinen rührendeſten Scenen zu langweilig, als daß man ihm Hrn. Gellert, der das Komiſche auf die feinſte Art mit dem rührenden zu verbinden weiß, vergleichen ſolte.

Wenn wir noch vier komiſche Schriftſteller von der Güte der eben angeführten haben, wann ihre Stükke, nicht allein den Beifall erhalten, den ſie verdienen, ſondern die ſchlechten, die mittelmäßigen, die regelmäßig elenden Stükke, von denen unſer Theater wimmelt, ſo ſehr als ſie es verdienen, verachtet und gänzlich vergeſſen werden,

den, ſo werden wir uns unſern Nachbarn an die Seite ſezzen dürfen.

Mit unſern Trauerſpielen iſt es ſehr ſchlecht beſchaffen. Wir ſpielen meiſtens Uiberſezzungen, die dem gröſten Theile nach höchſt ſchlecht ſind, ſie verhalten ſich volkommen wie die umgekehrte Seite einer Tapete, wir finden nichts als den ungefähren Umriß der Gemählde der Urkunden darin; die Stüviſchen Uiberſezzungen, die noch für die beſten gehalten werden, ſind ſehr unvolkommen. Von Originalſtükken haben wir, auſſer einigen Trauerſpielen von **Behrmann** und Schlegeln nichts leidliches aufzuweiſen; Man müſte dann den Cato für leidlich halten wollen, weil er das erſte regelmäßige deutſche Trauerſpiel geweſen iſt. Der Canut iſt das einzige gewiſſermaſſen volkommene Stükk, das wir mit den Trauerſpielen der Ausländer vergleichen können. Unſern Trauerſpielſchreibern ſind die wahren Eigenſchaften der tragiſchen Schreibart gänzlich unbekannt. Die vortrefliche Abhandlung über dieſelbe, die Hr. P. Schlegel ſeinen theatraliſchen Werken vorgeſezzet hat, hätte ſie doch davon belehren können. Aber ſo wie ſie davon gar keine Begriffe haben, ſo bekümmern ſie ſich auch gar nicht darum: Der Dichter, der ſich niemals verläugnet, läßt ſeinen Helden ſo pedantiſch, ſo wäſſericht, ſo unedel, ſo einſchläfernd reden, als er ſelbſt zu reden gewohnt iſt. Wenn ſich Helden (*) unter einander **Hunde** und **Buben** heiſen, ſo dünkt

---

(*) Schönaichs Verſuch auf allen Seiten.

dünkt mich nicht daß Helden miteinander ſprechen, ſondern daß ein Dragonerhauptmann mit ſeinen Untergebenen ſpricht. Wann Thusnelde (*) ſpricht:

Ach Armin, ach ſieh doch deinen Sohn!
Ach Gott! das liebe Kind! ach ſieh, es kennt
dich ſchon.

So iſt ein ſo platter Ausdrukk einer alten Amme anſtändiger, als einer deutſchen Fürſtin in einem Trauerſpiele. Eine ſo ſchlechte Schreibart verunzieret unſere meiſten Trauerſpiele, und muß den Schauſpieler, der ſeine Rolle gut declamiren will, oft in die äuſſerſte Verlegenheit ſezzen. Die Gottſchediſche Schule überhäuft uns mit ſolchen elenden Stükken, die mit den niedrigen Begriffen, die ſie von der Dichtkunſt überhaupt hat, übereinkommen. Es war Deutſchland noch die Schande vorbehalten, ſolche Trauerſpiele, wie die Schönaichiſchen, zu ſehen. Ich wundre mich gar nicht, daß Hr. Gottſched ſolche Stükke anpreiſet, aber darüber erſtaune ich, daß er, der den Opern die Unregelmäßigkeit vorwirft, und durch einen ſeiner Schüler, der engländiſchen Tragödien, Blut, Mord und Grauſamkeit vorwerfen läſſet, dennoch Deutſchland zu vier Originalſtükken Glükk wünſchen kan, in derem einem (**) eine Schaar Römer über die Bühne gejagt wird, denen

---

(*) Möſers Arminius. S. 34.

(**) S. Schönaichs, Thusnelde und Hermann S. 177.

nen Hermann mit dem Schwerte folgt, und in einem andern, (ſolte einem vernünftigen Menſchen wohl ſo etwas in die Gedanken kommen) ein Held (*) den Kopf ſeines Feindes getragen bringet, ihn dem Hohenprieſter für die Füſſe wirft, und ihn dabei recht tragiſch fraget: ob der groſſe Werth dieſes Schazzes ſeinen Küzzel ſtillen könne? Eine ſo lächerliche Handlung ſiehet den deutſchen Haupt- und Staatsaktionen ähnlicher als der Wuth der engländiſchen Schaubühne. Der Herr v. Schönaich hätte auch wohl denenjenigen, die ſein trauriges Trauerſpiel einmahl aufführen möchten, in einer Note Nachricht geben können, ob ſie ſich bei der Vorſtellung eines Kalbeskopfes, oder eines Kopfes von Pappe bedienen ſolten; Dann da der Hr. P. Gottſched verlanget, daß die Schauſpieler in der wahren alten römiſchen Kleidung mit nakketen Armen und Füſſen auf dem Schauplaz erſcheinen ſollen, ſo könte der Hr. von S. auch wohl verlangen, daß man einen wirklichen Menſchenkopf auf das Theater bringen ſolte.

Ich biete einem ieden Troz unter den in Paris ausgepfiffenen Tragödien eines Pradon, Boyer, le Clerc und anderer Verfaſſer, eine einzige zu finden, die ſo ſchlecht wäre, als die, die ſo viele Deutſchen gut nennen. Fieldings ſo genannte: (**) Tragödie der Tragödien, oder die Hiſtorie

---

(*) S. Schönaichs Marianne S. 101.

(**) The tragedy of tragedies of or the hiſtory of Tom Thumb the great eine Farce des berühmten

Hiſtorie Thomas Däumlings, des Groſſen, die luſtigſte und eben deswegen die faßlichſte Kritik des Unregelmäßigen, Schwülſtigen, Niedrigen und Unordentlichen in den engländiſchen Tragödien enthält, wäre mit leichter Mühe auf unſere Trauerſpiele anzuwenden, aber dieſe Tragödie der Tragödien iſt in London einige dreißig mahl nach einander mit groſſen Beifall aufgeführet worden, und die engländiſchen Tragödienſchreiber ſind geblieben, wie ſie waren. Eben ſo ſehr iſt es zu befürchten, daß der bitterſten Satire ohnerachtet, die (*) G * * *aner ewig bleiben werden, was ſie ſind:

In ſpite of ſenſe and reaſon blockheads ſtill.

Unſere meiſten Schauſpieler haben ihre Kunſt bloß aus der Erfahrung gelernet, und ſind in den Gründen derſelben ganz unwiſſend. Die

Sorg-

Fieldings critiſiret die engländiſchen Tragödien, wie der Herzog von Bukingham ihre Komödien mit dem berühmten Rehearſel kritiſiret hat, das ganze Stükk iſt aus ſchwülſtigen und lächerlich tragiſchen Stellen zuſammen geſezzet, und am Ende erſtachen ſich alle Hauptperſonen, wie in der Zayde des Hrn. v. S.

(*) Hr. * * * ſagte bei Leſung einiger Stellen aus dem N. D. A. G.: Nein! nun iſt es Zeit, daß man wieder auf G * * Satiren macht, ſo bitter als möglich, daß er davon plazzen möchte! Dis werden ſie nicht ſehen, ſagte Hr. * * * lachend: machen ſie lieber ein Lobgedicht auf ihn, ſo könte er eher für Einbildung plazzen.

Sorgloſigkeit und die Unwiſſenheit der Zuhörer beſtärkt ſie in ihrer Mittelmäßigkeit. Das Volk zu Athen, das eine unrichtige Geberde des Schauſpielers bemerken konte, muſte von ihnen mehr fodern, und erwarten, als wir, die wir klatſchen, wann der Schauſpieler im Trauerſpiele unbändig ſchreiet, und ſich vor die Bruſt ſchläget, oder im Luſtſpiele Pikkelheringspoſſen macht. Wir haben vortrefliche Schauſpieler, die meiſten ſind es aber vielleicht durch eine Art von Inſtinkt, und wann die Gründe ihrer Kunſt bekanter wären, und die Schauſpieler ſelbſt ſie höher ſchäzzen, ſo würden es mehrere ſein. Es iſt zu vermuthen, daß dieſelbe durch ein Werk, von der körperlichen Beredſamkeit des Hr. Leßing verſpricht, in ein ſehr ſchönes Licht werden geſezzet werden.

So ſehr ein deutſcher Patriot wünſchen muß, daß man die Geſchikklichkeit und die Fehler der Schauſpieler einer mehrern Aufmerkſamkeit würdigte, ſo ſehr wird man Urſache haben, die Nachrichten von verſchiedenen deutſchen Schaubühnen die die Herren Verfaſſer der Erweiterungen des Erkenntniſſes und des Vergnügens verſprochen haben, zu verbitten. Zwei Beurtheilungen der Schuchiſchen Schaubühne, die ſie in ihre Monatsſchrift eingerükket haben, erwekken kein Verlangen nach mehrerern. Derienige, der dieſe Geſelſchaft, von Berlin aus, beurtheilet hat, ſcheinet ſeine Kenntniß von der Schaubühne in der Geſelſchaft der Berliniſchen Komödiantinnen gelernet zu haben, die er fleißig als algemeine Exempel anführet, ſo wie ſeine verwirrte Gedanken von der Schauſpielkunſt, die ohnedem gar nicht an ihrem Orte ſtehen, gänzlich aus ihrer Art vorzuſtellen hergenommen zu ſein ſcheinen. Die groſſe Kentniß des Theaters, die er beſizzet, kan man daraus abnehmen, daß er die römiſche theatraliſche Kleidung, wie ſie auf allen Theatern gebräuchlich iſt, nicht deutlicher zu beſchreiben weis, als unter dem Nahmen, der ſteifen Schürzen, wie ſie in den Berliniſchen Opern gebraucht werden. Ob er gleich von ſich rühmet, daß er durch die franzöſiſche Komödie (vermuthlich in Berlin) ein feines Gehör in der Declamation erhalten habe, ſo iſt es doch gewiß, daß ſeine feine Begriffe von der Declamation und von der Aktion, nicht viel taugen müſſen, weil er in den Schuchiſchen Kindern dereinſt gute Schauſpieler zu ſehen hofft, welches ſie ohnmöglich werden können, da ſie zu der Schauſpielkunſt gar keine Anleitung haben, und durch ſchlechte Exempel täglich mehr verdorben werden. Eben ſo ſehr verräth er ſeine Schwäche, wann er in den Tänzen des geſchikten Balletmeiſters der Schuchiſchen Geſelſchaft, Hrn. Mecour, Erfindung und gute Ausführung vermiſſet. Der Breßlauiſche Beurtheiler der Schuchiſchen Geſelſchaft macht es ein wenig beſſer, wann er aber den Schauſpieler, Hrn. Mayer, für eine Zierde des deutſchen Theaters ausgibt, ſo hat es wohl eben ſo viel zu bedeuten, als wann er die Herren Erweiterer, einſichtsvolle Beförderer des guten Geſchmakks nennet. Heute ſpielt Koch das Loos in der Lotterie, ich werde in die Komödie gehen, und verſuchen, ob ich das viele Böſe vergeſſen kan, das ich heute von der deutſchen Schaubühne geſagt habe ꝛc.

Der zwölfte Brief.

Mein Herr!

Ich traf neulich auf einem Koffeehauſe einen Franzoſen an, der ſich mit einem Deutſchen von der deutſchen Litteratur unterredete. Ich geſtehe es, ſagte der Franzoſe, daß ich unrecht gehabt habe, da ich eure Sprache bishero für barbariſch und unausgearbeitet gehalten habe; Ich komme izt beinahe auf die Gedanken, daß ſie noch mehr poliret ſein müſſe, als die unſrige, weil ich mit Verwunderung von euch höre, daß in allen Provinzen Deutſchlandes und in allen groſſen Städten Geſelſchaften ſind, deren einzige Abſicht iſt, die Sprache zu bearbeiten, und ſie bei ihrer Reinigkeit zu erhalten. Es iſt bekannt, was uns die einzige franzöſiſche Akademie für Nuzzen geſchaffet hat, und daß man zuweilen ihre Ausſprüche nicht beobachtet hat, komt meines Erachtens, bloß daher, weil ſie nur eine iſt, und man es für ſchimpflich gehalten hat, ſich in allem nach einer einzigen Geſelſchaft zu richten; bei euch aber wird ſich niemand den Ausſprüchen einer Menge erleuchteter Männer widerſezzen können, die in alle Provinzen vertheilet ſind, und dennoch, nach einen und eben denſelben Grundſäzzen handeln, und vermuthlich wegen zweifelhafter Fälle, in einer beſtändigen Correſpondenz ſtehen. Dieſes eben nicht, antwortete der Deutſche, es bekümmert ſich keine Geſelſchaft ſonderlich um die andere, und dis iſt auch eben ſo gut, denn da eine immer andere Meinungen hat als die andere, ſo würden ſie einander beſtändig in den Haaren liegen, und Pasquille aufeinander ſchreiben, wovon wir ſchon Exempel haben. Dis befremdet mich, ſagte der Franzoſe, aber es muß viel Verwirrung in eurer Sprache geben, wann ſich die Ausſprüche ſo vornehmer Geſelſchaften widerſprechen, und man nicht weiß, an welche man ſich halten ſoll. O, ſagte der Deutſche, ſie thun wenig Ausſprüche, und man kehrt ſich auch an ihre Ausſprüche nicht, ſie überlaſſen die Sprache der Willkühr der Schriftſteller, dann man glaubt bei uns, der, daß wer gut denken kan, auch gut ſchreiben könne. Bei uns iſt es nicht ſo, verſezte der Franzoſe, und ſchüttelte den Kopf; Ja, aber bei uns, ſagte der Deutſche, muß es wohl ſo ſein, denn unſere deutſche Geſelſchaften bekümmern ſich um die Beſtimmung der Sprachregeln und dergleichen ſehr wenig: ⸗ ⸗ Und was thun ſie dann ſonſt? fragte der erſtaunte Franzoſe. Ei, antwortete mein Landsmann: ſie ſchreiben allerhand, Poeſie und Proſa, gut und ſchlecht, aber doch alles deutſch, dieſes leſen ſie ſich vor, und laſſen es auch zuweilen drukken. Dis komt, ſagte der Franzoſe, gar nicht mit dem Enthuſiasmus überein, mit dem ihr vorher von euern deutſchen Geſelſchaften ſprachet; Ihr hättet ſie nicht mit der Academie françoiſe vergleichen ſollen. Wir haben kleine Akademien genug, zu Caën, Pau, Angers, Toulouſe und andern Oertern, die zu einer ſolchen Vergleichung noch beinahe zu gut geweſen wären. Ich habe es ohnedem an euch bemerket, daß ihr vieles als etwas groſſes und beſonders ausgebet, das man bei uns gar nicht dafür annehmen würde. Ich bin kein blinder Verehrer meiner Nation, aber aus allem dem, was ihr mir geſagt habet, kan ich noch nicht ſehen, daß es die eurige in den ſchönen Wiſſenſchaften ſo weit ſolte gebracht haben, als dieſelbe. Ihr wiſſet alle Kleinigkeiten groß zu machen, wann es darauf ankomt, euch zu loben. Von ſolchen Geſelſchaften, als die ſind, von denen ihr mir eben geſagt habet, redet man in Frankreich, als von Sachen, die Particuliers unter ſich haben, aber nicht, als von Anſtalten, die die Bemühungen oder die Verdienſte eines ganzen Volkes beweiſen können.

Ich hatte Zeit genug meine Betrachtungen über dieſe Unterredung zu machen, weil beide aufſtanden, und ihren Ort verlieſſen; Ich finde wirklich, daß der Name der deutſchen Geſelſchaften, den Geſelſchaften, die ſich denſelben zueignen, in ſehr uneigentlichem Verſtande zukomt. Alle dieienigen zuſammen, die wir bis izo gehabt haben, und noch haben, haben nicht ſo viel Verdienſte um die deutſche Sprache, als die einzige nunmehr untergegangene deutſche Geſelſchaft in Leipzig; Es iſt gewiß, daß die Wiſſenſchaften und Künſte, durch Geſellſchaften empor geſtiegen ſind, aber dis iſt nur in ſofern geſchehen, als dieſe Geſellſchaften Werke zu ſtande gebracht haben, zu denen die Kräfte eines einzigen nicht zugereichet hätten. Man könte aber wohl fragen, ob uns alle deutſche Geſellſchaften nur ein Werk geliefert hätten, welches nicht auch einzelne Perſonen hätten zu Stande bringen können. Die Schriften, die ſie heraus geben, ſind zuweilen die deutlichſte Beweiſe, wie wenig ihre Mitglieder der Sprache und der ſchönen Wiſſenſchaften, über die ſie richten ſollen, mächtig ſind. Wir haben noch ganz kürzlich ein Beiſpiel an den Schriften der Königsbergiſchen Geſellſchaft, man weiß wohl, daß die Herren Gottſchedianer im Beſizze ſind, ſchlechte Sachen zu liefern, aber ich dächte, ſie ſolten doch ſo viel von der Stimme des Publici gehöret haben, daß ſie ſich abhalten laſſen könten, ihr Schlechtes in ganzen Samlungen zu liefern. Die Schriften der deutſchen Geſellſchaft in Jena, enthalten unter viel ſchönen Stükken, auch eine Dankſagungsode des Hrn. von Spilker, und eine höchſt elende Abhandlung von den unerkannten Sünden der Dichter, (*) die, nebſt andern, den Geſchmakk desienigen, der ſie zum Drukk ausgeleſen hat, keine Ehre machen. Ich finde in den Schriften dieſer Geſellſchaft einen Auf-

---

(*) Dieſe lächerlich-traurige Schrift, iſt gerade das Gegentheil von Camuſats vortreflicher Abhandlung, ſur les poetes qui ont chanté la volupté, welche den beſten Ausgaben der Oeuvres de Chaulieu beigefügt zu ſein pfleget.

Aufſaz, deſſen Uiberſchrift meine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hat, es iſt des Herrn P. Müllers Vorſchlag zu einem neuen deutſchen Wörterbuch, deſſen Merkwürdigkeit ihm ſchon eine rühmliche Anzeige in den Göttingiſchen gelehrten Anzeigen zuwege gebracht hat. Ich will Sie davon ein wenig unterhalten, weil wir doch einmahl auf das Kapitel von der deutſchen Sprache gekommen ſind.

Wann der Vorſchlag, ſo wie ihn der Hr. P. Müller vorträget, ſolte ausgeführet werden, ſo würde es ein Werk ſein, das den deutſchen Namen unſterblich machte, das vortreflichſte Denkmahl einer patriotiſchen Geſinnung, aber er iſt auch, wie alle ſolche erhabene Vorſchläge, ſo möglich, als die platoniſche Republik.

Der Vorſchlag iſt kürzlich dieſer: Alle deutſche Geſellſchaften ſollen ſich vereinigen, ein deutſches Wörterbuch, nach einem von allen genehm gehaltenen Plan, zu verfertigen, die Geſellſchaften ſollen ſich in die Buchſtaben theilen, und was iede ausgearbeitet, allen andern zur Beurtheilung vorgeleget werden; Zur Ausarbeitung eines ieden Buchſtabens hätte iede Geſellſchaft ein halb Jahr, zur Durchſicht eines ieden Buchſtaben ein viertel Jahr, und zur Beilegung der etwa vorfallenden Streitigkeiten, ein anderes viertel Jahr.

Ich finde unüberſteigliche Hinderniſſe, die ſich dieſem Vorſchlage widerſezzen, 1) in denienigen, die an dieſem Wörterbuche arbeiten ſollen: Wer die ſo ſehr verſchiedenen Grundſäzze der deutſchen Geſellſchaften erwäget, der ſiehet leicht ein, daß es unmöglich zu hoffen ſei, ſo viel verſchiedendenkende Köpfe zu einem ſo wichtigen Werke unter einen Hut zu bringen. Eine iede wird recht zu haben glauben, ihren eigenen Grundſäzzen zu folgen, und wann auch, welches doch kaum zu hoffen ſtehet, eine iede nachgeben wolte, ſo fürchte ich doch, daß ſie nicht zuſammen kommen möchten. Selbſt die Jenaiſche Geſellſchaft, würde eine harte Probe ihrer patriotiſchen Verläugnen ausſtehen, weil ſie gewiß würde zugeben müſſen, daß das Wort Deutſch ins D und nicht ins T eingetragen würde, ſolte es auch nur aus der Urſache geſchehen, weil alle andere deutſche Geſellſchaften dieſer Meinung ſein würden, und man würde gewiß mehr ſolche küzliche Fälle finden. Uiberdem ſezt auch Hr. P. Müller die Geſchikklichkeit der Mitglieder der deutſchen Geſellſchaften als ausgemacht voraus, wider welche noch viele Zweifel zu machen wären. Es iſt zwar gewiß, daß viele anſehnliche und berühmte Männer den Namen der Mitglieder deutſcher Geſellſchaften führen; aber die Bande, womit ſie an dieſe Geſellſchaften verbunden ſind, ſind viel zu weitläuftig, als daß ſie ſich zu eines ſolchen Arbeit verbinden ſolten; Die wenigen unter denſelben, die mit einigen Geſellſchaften näher verbunden ſind, würden an ihren ordentlichen Amtsgeſchäften Hinderniß und Entſchuldigung genug finden. Die meiſten wirklichen Mitglieder deutſcher Geſellſchaften, auf welchen auch der gröſte Theil der Arbeit beruhen würde, ſind iunge Leute, die zum Theil die

Sprache, die ſie zu üben anfangen, noch nicht in ihrer Gewalt haben, geſchweige daß ſie die nöthigen Hülfsmittel, die fremden Sprachen, die Kritik, die Geſchichte zu brauchen, im Stande ſein ſolten. Was würde man von dieſen Leuten, die gewiß die gröſte Anzahl der Mitarbeiter ausmachen würden, wohl erwarten können? Daß Mitglieder deutſcher Geſelſchaften, wider die deutſche Sprachkunſt anſtoſſen, iſt ſo ſehr gemein, daß es keines Beweiſes braucht; aber was mich am meiſten wundert, iſt, daß man auch in den Schriften der Jenaiſchen Geſelſchaft, an mehr als einem Orte Beiſpiele davon antrift; einsweilen, umrungen, an ſtatt umringet, abhelfliche Maße geben u. d. gl. ſind Redensarten, die niemand für rein und zierlich deutſch erkennen wird.

2) Iſt bei der Zeit ſehr viel zu erinnern. Sie iſt zu der Ausarbeitung viel zu kurz angeſezzet, und wann man hingegen die Zeit bedenket, die die Verbeſſerung wegnimmt, und erwäget, wie viel Hinderniſſen ein Werk unterworfen iſt, das von ſehr vielen und verſchiedenen Köpfen abhänget, und gleichwohl mehrere Jahre dauern ſoll, ſo wird ſie viel zu lang ſcheinen. Laſſen Sie uns einen kleinen Uiberſchlag machen: Mir ſind nur acht Geſelſchaften bekannt, die an dem Wörterbuche arbeiten könten, nämlich:

Die deutſche Geſelſchaft in Jena.
Die deutſche Geſelſchaft in Göttingen.
Die deutſche Geſelſchaft in Helmſtädt.
Die deutſche Geſelſchaft in Königsberg.

Die deutſche Geſelſchaft in Frankfurt an der Oder.
Die deutſche Geſelſchaft in Bremen.
Die Geſelſchaft der Freunde der ſchönen Wiſſenſchaften, vormals in Halle, izt in Frankfurt an der Oder.
Die Geſelſchaft der freien Künſte in Leipzig.

Ob ſie ſich alle gleich willig würden finden laſſen? Ob ſie alle gleich geſchikt dazu ſind? und ob nicht manche gegen manche etwas einzuwenden haben würden? iſt eine andere Frage: Doch wir wollen achte ſezzen, ſo würde folgen, daß von vier und zwanzig Buchſtaben, iede drei in anderthalb Jahren ausarbeiten müſte. Vier und zwanzig Vierteliahre zur Durchſicht eines ieden Buchſtaben, von ieder Geſelſchaft machten ſechs Jahre, und weil für ieden Buchſtaben, zu Abthuung der Streitigkeiten, und der Zeit, die zur Correſpondenz erfodert wird (ein Punkt den Hr. P. Müller vergeſſen hat,) auch ein Vierteliahr gerechnet wird, ſo machet dieſes noch vier und zwanzig Vierteliahre, oder ſechs Jahre aus. Nimt man nun die Hinderniſſe und Aufhaltungen, die in ſo langer Zeit nicht fehlen werden, dazu, ſo wird man finden, das vierzehen bis funfzehen Jahre kaum hinreichen würden. Und hier wird doch noch vorausgeſezzet, daß die eigentliche Ausarbeitung in anderthalb Jahren, könne volbracht werden, welches ich für unmöglich halte. Wann ſechszehen bis zwanzig Perſonen, (dann ſo viel wirkliche Mitglieder wird ohngefähr iede Geſelſchaft haben) einen Buchſtaben von etlichen tauſend Wörtern ausarbeiten ſollen, ſo müſſen ſie beinahe ihre ganze Zeit darauf wenden, welches weder zu verlangen noch zu hoffen iſt; und hier iſt doch nicht einmahl das in Ordnung bringen, das doppelte Abſchreiben u. d. gl. gerechnet. Geſezt auch, daß der Anfang mit groſſem Feuer geſchähe, ſo iſt doch zu befürchten, daß daſſelbe in den folgenden beiden halben Jahren bei vielen ſehr ſinken würde, da es durch gar nichts, als eine patriotiſche Neigung unterhalten wird. Dieſes würde man in den folgenden zehen und mehr Jahren, die zur Ausbeſſerung beſtimmet ſind, noch mehr merken. Dann hier würde vielen die Gedult reiſen, der Unbequemlichkeit nicht zu gedenken, daß die Geſelſchaften andere Vorſteher und Mitglieder würden erhalten haben, und alſo ganz andere urtheilen würden, als die geſchrieben hatten. Es iſt auch ein groſſer Fehler bei dieſem Vorſchlag, daß niemand von den Mitarbeitern, auſſer der Ehre, einigen Vortheil davon zu gewarten hat, (dann der Vortheil, der von dem Drukk könte gezogen werden, würde, wann er unter alle vertheilet werden ſolte, ungemein geringe ſein) und gleichwohl auſſer der Mühe viel auſſerordentliche Ausgaben an Abſchreiberlohn, Briefporto, u. ſ. w. dazu erfodert, wozu kein Fonds angewieſen iſt.

Die franzöſiſche Akademie, die mehr Zeit auf ihre Arbeit wenden konte, als unſere deutſche Geſellſchaften können würden, und die auch ihre Arbeit nicht an ſieben andere Geſelſchaften ſchikken

ken dürfte; hat auf die bloſſe Durchſicht und Verbeſſerung ihres Wörterbuchs, das doch ſchon entworfen war, zwei und zwanzig Jahre, von 1672. bis 1694. zugebracht; wie ſolten dann die Deutſchen bei weit unbequemern Umſtänden hoffen können, Ausarbeitung und Durchſicht in der Hälfte dieſer Zeit zu vollenden? da überdem die deutſche Sprache an ſich weit reicher iſt, als die franzöſiſche, und Hr. P. Müller noch dazu ſeinen Entwurf, viel weitläuftiger eingerichtet hat, als die franzöſiſche Akademie, den ihrigen, woran ich gleich mehr ſagen werde: Das Beiſpiel der Akademie della Crusca iſt noch weniger tröſtlich, dann dieſe hat bekanntermaſſen vierzig Jahr zugebracht, ihr berühmtes Wörterbuch zu ſammeln, und hat faſt eben ſo lange nicht unterlaſſen, es zu ergänzen und zu verbeſſern.

Sie werden alſo leicht ſehen, daß der Vorſchlag des Hrn. P. Müllers unausgeführet bleiben wird. Ich muß aber geſtehen, daß ich dennoch ein groſſes Vergnügen über dieſen patriotiſchen Vorſchlag, empfunden habe, weil ſolche Vorſchläge bei uns ſehr ſelten ſind, und er vielleicht zu einem Vorſchlage Gelegenheit geben kan, der leichter auszuführen iſt. In dieſer Abſicht habe ich dem Entwurf des Hrn. P. Müllers, weiter nachgedacht, und ich will Ihnen einige Gedanken darüber entdekken.

Das vornehmſte, was ich an dem Entwurf des Hrn. P. Müllers auszuſezzen habe, iſt, daß er in ſein Wörterbuch, alle deutſche Wörter, alte und neue, gebräuchliche und ungebräuchliche, in ſo gar ganz veraltete, und unverſtändlich gewordene Wörter, Kunſtwörter, Provinzialwörter, pöbelhafte Wörter bringen will, und nichts davon ausſchlüſſet, was deutſch iſt. Er ſezt hierdurch das ganze Unternehmen unendlichen Schwierigkeiten aus, und vermehret die Gröſſe des Werks, wohl um die Hälfte, die einen ſehr geringen Nuzzen haben würde. Er ſcheinet, den Zwekk ſeines Wörterbuchs: Daß es die deutſche Sprache, nach ihrer ohnfehlbaren Reinigkeit, Richtigkeit, in ihrem ganzem Reichthume, nach der vernünftigſten Rechtſchreibung, bekannt machen ſolle, aus den Augen gelaſſen zu haben. Der Reichthum der deutſchen Sprache wird durch die alten Wörter, die ſich nur noch in den alten Handſchriften finden; durch die Kunſtwörter, Provinzialwörter, und Wörter des gemeinen Lebens, nicht erwieſen. Es iſt ſehr nüzlich, von allen dieſen, beſondere Wörterbücher zu haben, aber in ein algemeines deutſches Wörterbuch, gehören ſie nicht. Die Franzöſiſche Akademie, die eben dieſe Abſichten hatte. Und die wegen der glükklichen Ausführung dieſes Vorſazzes, davon die ganze Welt überzeiget iſt, gar wohl verdienet, unſer Muſter zu werden, hat bloß dieienigen Wörter zu ihrem Plan genommen, die in artigen Geſelſchaften, in öffentlichen Reden, in der Dichtkunſt, in der Geſchichte, und kurz in allen den Schriften gebraucht werden können, die iedermann leſen und verſtehen kan; hingegen hat ſie ausdrüklich davon ausgeſchloſſen: Die Kunſtwörter, wofern ſie nicht ſehr bekannt, und im gemeinen Leben gebräuchlich ſind; die veralteten

Wörter, wofern ſie nicht Stammwörter gebräuchlicher Wörter ſind. Neue Redensarten, die noch nicht allgemein gebräuchlich, (hieher werden bei uns die ungeheuren poetiſchen Epitheta, der Herren Schweizer zum Theil gehören,) die Schimpfwörter, die Wörter der Schwelger, (termes de Debauche) diejenigen, die die Religion und die Schamhaftigkeit beleidigen, und endlich die pöbelhaften Wörter nebſt den Provinzialwörtern.

Ich darf zu dieſer Einrichtung nichts hinzuthun, weil Ihnen ihr Vorzug ſogleich in die Augen leuchten wird.

Mich dünkt auch, daß die vornehmſte Bemühung eines Wörterbuchs nicht ſo wohl die Aufſuchung der Stammwörter, und die Beſtimmung der Rechtſchreibung ſein würde, als vielmehr die allergenauſte Unterſuchung, aller Haupt- und Nebenbedeutungen eines Wortes, ſein würde, Hr. Müller berühret dieſen Punkt zwar auch, aber nur als einen Nebenpunkt, da er meines Erachtens, der Hauptendzwekk eines vernünftigen und brauchbaren Wörterbuchs ſein muß. Die allgemeine Bedeutung eines Wortes, läßt ſich zwar wohl aus der Etymologie, und der Rechtſchreibung beſtimmen, aber die nähere Bedeutungen, und die verſchiedene Nebenbegriffe, durch deren Verbindung, der Hauptbegriff geſchwächet, oder geſtärket werden kan, müſſen durch die genauſte Vergleichung verſchiedener Exempel gefunden werden, und wann man ſich bei den daraus zu ziehenden Schlüſſen, einer philoſophiſchen Gründlichkeit bedienet, ſo kan der Leſer ſich nicht nur

Raths erholen, ſondern, wann er einer Meinung nicht Beifall geben kan, beurtheilen, in wie fern ſie gegründet ſei, oder nicht. Eine ſolche Bemühung, würde in unſerer Sprache, die Gewißheit und Genauigkeit bringen, die die ſchönſten Eigenſchaften einer Sprache ſind.

Ich wünſchte, daß alle unſere Schriftſteller anfingen, ſich mehr um die Sprache zu bekümmern, als es bisher geſchehen iſt. Es wäre eine Unternehmung, die nicht vielen Schwierigkeiten unterworfen ſei, und dennoch einen unausbleiblichen Nuzzen mit ſich führen würde, wann man anfinge, auf die Bedeutungen, und Verbindungen der Wörter, näher acht zu geben, und einen Verſuch machte, Anmerkungen über unſere Sprache, wie ſie Vaugelas und Bouheurs, über die ihrige gemacht haben, herauszugeben. Sonderlich wäre es ein Werk von einem unbeſchreiblichen Nuzzen, wann iemand ein Werk von den Gallicismen in unſerer Sprache ſchriebe, ſo, wie Mauvillon, von den Germanismen in der franzöſiſchen Sprache geſchrieben hat, aber der Verfaſſer eines ſolchen Werks, müſte kein Pedant ſein, der gute und zierliche Redensarten, darum verwürfe, weil man in der franzöſiſchen Sprache ähnlich lautende hat, ſondern er müſte das Genie beider Sprachen wohl kennen. Die deutſchen Geſelſchaften würden dieſen Namen beſſer verdienen, wann ſie ſich die Mühe gäben, die herauskommende Bücher in Abſicht auf die Sprache zu kritiſiren, neugebrauchte Redensarten zu prüfen, die Wortfügungen zu unterſuchen und zu beſtimmen, Unſern häufigern Uiberſezberſezzern, beſſer deutſch zu lehren, und alſo durch eine oft wiederholte Kritik das Vorurtheil zu vertilgen, das es unanſtändig, ſich um das, was die Sprache angehet, zu bekümmern, welches leider nur alzuſehr bei uns im Schwange iſt. Nur wegen gewiſſer Leute muß ich erinnern, daß ſie eine Mittelſtraſſe beobachten müſten, um die Sprache nicht matt zu machen, anſtatt ſie zu poliren.

Wann dann alſo unſere Sprache in eine etwas beſſere Ordnung gebracht, und auf mehr als eine Art, den Weg zu einem volſtändigen deutſchen Wörterbuche gebahnet ſein wird. So könte es vielleicht einer Geſelſchaft vernünftiger und erfahrner Männer, denen, es an den gehörigen Hülfsmitteln, an Sprachen u. ſ. w. nicht fehlet, wann ſie vorhero eine Zeitlang geſammelt, gelingen, ein ſo wichtiges Werk zu Stande zu bringen, welche den Deutſchen ſo viel Nuzzen als Ehre bringen wird. Leben ſie wohl. Ich bin ꝛc. ꝛc.

Der dreizehnde Brief.

Mein erzörnter Freund!

Ich will es geduldig ertragen, daß Sie mich einen Wortgrübler, und wer weis was noch mehr, nennen, weil ich in Ihrem Gedichte unrechte und harte Conſtruktionen nebſt undeutſchen Redensarten, und der Na

unſe

unſerer Sprache zuwiderlaufenden Zuſammenfügungen bemerket habe. Ich kan es ſehr wohl geſchehen laſſen, daß Sie dieſe Art zu denken, einen Esprit mediocre françois betituln, weil ich lieber mit den Franzoſen auf dem rechten Wege bin, als mit meinen lieben Landesleuten irre. Meine Art zu denken, iſt auch nicht ſo wohl Mittelmäſſigkeit, als vielmehr die Mittelſtraſſe zwiſchen den Ausſchweifungen, die zum Schwulſt und Unſinn leiten, und der Furchtſamkeit, die uns niemals erlaubet, uns über unſere alte Vorurtheile zu erheben. Sorgen Sie ia nicht, daß ich die Einbildungskraft, und die Freiheiten der Dichter über die Sprache, einſchränken werde. Sie meinen, daß ich wider die deutſchen Dichter beſonders eingenommen ſein müſſe; ich muß ihnen zu Ihrem Troſte ſagen, daß ich mit unſern proſaiſchen Schriftſtellern noch weit weniger zufrieden bin. Die Reinigkeit und die Richtigkeit unſerer Sprache liegt mir ſo ſehr am Herzen, als ſie von unſern meiſten Schriftſtellern, gering geſchäzzet wird. Ich bin überzeugt, daß ſie der erſte Schritt zu dem Fortgange der ſchönen Wiſſenſchaften in einem Lande iſt; und gleichwohl iſt es faſt unglaublich, wie ſehr man, ein ſo nöthiges Stükk bei uns verabſäumet. Nicht allein der gröſte Haufen, ſondern auch einige unſerer beſten Schriftſteller ſcheinen ſich faſt gar nicht darum zu bekümmern. Wir wiſſen faſt gar nicht mehr was reine deutſche Wortfügungen ſind. Unſere Uiberſezzer bereichern unſere Sprache täglich mit Redensarten, die der Natur derſelben gänzlich zuwider ſind:

Sie bringen zu ihrer Arbeit, zuweilen ſo wenig Kenntniß der Sprache, aus der ſie überſezzen, als der in die ſie überſezzen. Sie conſtruiren die Franzöſiſche Sprache, ſo wie die Deutſche, und ſchreiben in der deutſchen Sprache, ſo wie in der Franzöſiſchen. Jch will es unter dreiſſig Uiberſezzungen aus dem Franzöſiſchen, gewiß neun und zwanzigen, anſehen, daß ſie aus dem Franzöſiſchen überſezzet ſind. Man denke aber ia nicht, daß bloß unſere Uiberſezzer ſchlechtes Deutſch ſchreiben; unſre meiſten Originalſchriftſteller, ſind hierinnen ſo nachläſſig, daß ſie zum Theil es ſich wohl gar für eine Schande hielten, die Geſezze der Sprachkunſt zu beobachten. Jch will gar nicht von denen reden, die iuriſtiſch oder philoſophiſch oder dogmatiſch ſchreiben, und wider den ſogenannten ſtilum curiae habe ich auch nichts; ich ſpreche bloß von denen die uns Werke der Beredſamkeit, und des Wizzes überhaupt, liefern wollen, oder die vorgeben, daß ſie ſchön, ordentlich und zierlich ſchreiben.

Man hat die Frage aufgeworfen: Ob die Deutſchen klaſſiſche Schriftſteller haben. Eine unnöthige Frage, die man unmöglich beiahen kan, deren Verneinung aber auch den Deutſchen nicht zur Schande gereichet. Die Franzoſen haben es zu einer Zeit, da ihre Sprache in dem gröſten Flor ſtehet, bekannt, daß ſie keine klaſſiſche Schriftſteller haben, und man wird wohl nicht ſehr unpartheiiſch ſein dürfen, um ein gleiches von den Deutſchen zu bekennen. Wo ſolte man auch wohl bei uns klaſſiſche Schriftſteller ſuchen,

chen, man würde ſich ſehr irren, wann man eine klaſſiſche Richtigkeit bei dem Hrn. P. Gottſched und ſeinen Anhängern, die ſich ihrer Sorge für die Sprache ſo ſehr rühmen, ſuchen wolte, ſo wenig die Sprachkunſt des Hrn. P. G. (die ich ſonſt für ein ſehr vortrefliches Werk halte) durchgängig angenommen iſt, ſo wenig ſchreiben er und ſeine Schüler allezeit genau nach derſelben, und nach dem allgemeinem Sprachgebrauch. Es wird überdem von einem klaßiſchen Schriftſteller mehr als eine grammatikaliſche Richtigkeit gefodert. Er muß die Natur der Sprache, darin er ſchreibet, ganz volkommen kennen, und ſeine Gedanken, in allen Fällen, ſo vorzutragen und zu verbinden wiſſen, daß ſie mit derſelben übereinſtimmen, er muß allezeit die beſten Redensarten wählen, und nie müſſen ihm unedle, oder nicht nachzuahmende Redensarten entfahren; Alsdenn kan ſein Exempel ſtatt einer Regel dienen, und man kan ihn als einen Gewährsmann anführen. Ich weiß wohl, daß Hr. Gottſched für einen klaßiſchen Schriftſteller will gehalten ſein, und daß ſeine Schüler, wann ſie getreulich in die Fußtapfen ihres Lehrers treten, ſich ſo viel kleine klaßiſche Schriftſteller zu ſein dünken, aber man darf nur ihre Schreibart ein klein wenig unterſuchen, ſo wird man gar nicht Urſache finden zufrieden zu ſein.

Hr. P. G. hat ſich einige Redensarten angewöhnet, die zu einer Gattung gehören, die er **Kern- und Gleichnißreden** nennet; in denſelben ſoll ſich, nach ſeiner Meinung, (*) die Weisheit und moraliſche Weisheit eines Volkes (ſo ſchreibt er) zeigen: Es iſt aber gewiß, daß ſie iedermann, auſſer ihm, höchſt unangenehm und altfränkiſch ſcheinen. Daß ſeine Perioden höchſt ſchlecht ſein, merket iedermann; er weiß die Kunſt der Uibergänge gar nicht, und verbindet ſeine Säzze mit einem ewigen Nun, welches auf allen Seiten ſeiner Schriften bis zum Ekel vorkomt, ſeine Rede iſt voller unedler Bilder und pöbelhafter Ausdrükke, die man ſich kaum im gemeinen Leben erlauben kan. Wer kan folgende Ausdrükke vertragen, welche (oder andere, die eben ſo ſchlimm ſind,) der Hr. P. G. alle Augenblikke in ſeinen Schriften braucht: Erbettelte Lappen frem-

---

(*) S. deſſelben gröſſere Sprachkunſt, S. 511. Der Hr. behauptet, daß dieſe Kernreden einen groſſen Wiz unſerer Nation anzeigen, und daß durch dieſelbe der Nachdrukk im Reden und Schreiben entſtehe, den Ausländer bewundern, und in ihren Sprachen unmöglich erreichen können. Es ſind aber unter dieſen Kernreden kaum zwölfe, die nicht für den niedrigſten Pöbel gehören. Welcher Deutſcher wird ſolch Zeug mit Vergnügen leſen können? als: **einem etwas auf dem Aermel binden; einen clyſtiren; ein gläſern Dach haben; einem das Fell gerben; Ferkel machen; Grütze im Kopf haben; Hundehaare hacken; krauſes Haar, krauſer Sinn; Nicht ein Härlein, ſagt Kahlkopf**, u. d. gl. Der Hr. P. beweiſet den Wiz der Deutſchen mit einem Verzeichniß von 1600 ſchlechten Sprichwörtern gewiß eben ſo ſchlecht, als mit einem Verzeichniß von 1600 ſchlechten Komödien.

fremder Sprachen; Brocken aus einer Schrift; Den Wörtern den **Kopf**, den **Schwanz**, abbeiſſen; Solche **Leckerbiſſen**, die ſchon an den Zeſianern ausgelacht worden, u. ſ. w. Ein Schriftſteller, muß ſo viel Achtung gegen ſeine Leſer haben, daß er glaubt, daß ſie nicht von dem unterſten Pöbel ſind. Welch ein elendes Anſehen, würden die deutſchen Schriften bekommen, wann man den Hrn. P. G. als einen klaßiſchen Schriftſteller betrachten, und eben ſo ſchreiben wolte, als er (*)? Er hat : : doch was ſoll ich viel von Dingen reden, die die ganze Welt weiß.

Laiſſons là *Chapelain* pour la derniere fois.

Diejenigen Schriftſteller, die der klaßiſchen Richtigkeit am nächſten kommen, ſind meines Erachtens, unter den proſaiſchen Schriftſtellern, der Herr Kanzler von **Moßheim**, und unter den Dichtern, nächſt dem Hrn. v. **Caniz**, der Herr P. **Gellert**. Der erſtere vortrefliche Geiſt hat ſich in ſeinen **Reden** zuweilen von dem Feuer ſeiner Gedanken hinreiſſen laſſen, aber ſeine Geſchichte **Servets** iſt ein Meiſterſtük, dem es an Rich-

---

(*) Dieſen Gedanken hätte der Verfaſſer dieſes Briefes, mit des Hrn. P. G. Worten, ſehr Gottſchediſch nachdrüklich ſagen können; es heiſt S. 462. der Sprachkunſt: **Vortreflich!** Dann wie ſehr könten wir, **traun!** nicht unſere Sprache bereichern, wann wir ein ſolch **ſpannagelneues**, oder vielmehr **altbakkenes** und **vermodertes** Deutſch wieder in den Schwang brächten?

Richtigkeit, Zierlichkeit, Deutlichkeit und Genauigkeit, ſchwerlich ein deutſches Buch zuvor thun wird. Der Herr Prof. Gellert hat vor andern deutſchen Dichtern den Vortheil, daß er zu der niederen Schreibart der Fabel nicht kühne Metaphern, und andere der Sprache ungewöhnliche Wendungen, nöthig gehabt. Da er mit der genauſten Beobachtung der Sprachgeſezze, die ihm gewöhnliche Annehmlichkeit und Leichtigkeit verbindet, ſo können ſeine Fabeln Muſter einer ungezwungenen Schreibart, und harmoniſcher Verſe ſein.

Sie, mein lieber Freund, ſcheinen nicht allein klaßiſche Schriftſteller für unnöthig zu halten, ſondern, Sie halten es auch für unnöthig, ſich hierin nach den Regeln und nach dem Gebrauch eines einzigen Mannes zu richten; Sie glauben vielmehr, ein ieder Schriftſteller könne mit der Sprache umgehen als mit ſeinem Eigenthum, und er könne darin Veränderungen und Verbeſſerungen machen, wie es ihm gut dünke. Trägt mir, ſagen Sie, der Schriftſteller ſchöne Gedanken und richtige Wahrheiten vor, ſo urtheile ich, wann ich Redensarten und Ausdrükke finde, die von der gemeinen Gewohnheit abgehen, daß er entweder dazu gute Urſachen gehabt habe, oder daß er überhaupt die Regel, wider die ſein Gebrauch ſtreitet, für unnöthig gehalten habe; Doch ſo ſprechen Sie nicht allein, ſondern auch viele Herren von Ihrer Art. Es komt nur darauf an, ob es Urſachen geben könne, die wichtig genug ſind, um den algemeinen Sprachgebrauch zu verändern, andern, und ob ein einzelner Schriftſteller, Regeln, die durch den algemeinen Sprachgebrauch beſtätiget ſind, für unnöthig erklären könne? Ein Unpartheiiſcher, wird dieſe Fragen in den meiſten Fällen mit Nein beantworten müſſen.

Gewiſſe Leute thun ſehr großmüthig, ſie verachten die Silbenhelden, die für die Sprache ſorgen, ſie rühmen ſich, daß ſie bloß von den Schönheiten der Gedanken gerühret worden, und daß ſie deswegen die Schönheiten der Sprache für nichts achteten. Hängen aber nicht die Wirkungen der Gedanken von den guten oder ſchlechten Eigenſchaften der Rede, ab? Die Worte ſind Zeichen der Gedanken: Gebet uns dunkle, verwirrte und unanſehnliche Zeichen, ſo wird uns das Bezeichnete dunkel, verwirrt und unanſehnlich vorkommen. Man ſchreiet, daß es Vorurtheile ſind, aber, kan man ohne Vorurtheile ſein, in einer Sache, die, wie die Sprache, unter der Herrſchaft der Gewohnheit ſtehet.

Eine der vornehmſten Eigenſchaften einer Sprache, iſt die Deutlichkeit; um dieſe zu erlangen, muß man reden wie andere Menſchen. Man muß ſich alſo den Geſezzen der Sprachkunſt unterwerfen. Auf der Deutlichkeit der Redensarten beruhet das zierliche, das flieſſende, und alle andere gute Eigenſchaften der Sprache. Man muß ſich alſo befleißigen, aufs Deutlichſte zu ſchreiben. Der höchſte Grad der Deutlichkeit iſt die Genauigkeit, eine der ſchönſten Eigenſchaften eines Schriftſtellers, und die unſern meiſten Schriftſtellern fehlet. Sie lehret ihn gerade die Worte,

die

die Redensarten, die Verbindungen, wählen, die den Begriff von der Seite zeigen, von der er erſcheinen ſoll; auch die kleinſten Nüancen müſſen einem genauen Schriftſteller nicht entgehen, drei, vier Worte werden ihm nicht einerlei ſein, er wird eins wählen, das gerade das beſte iſt, er wird keinen Begriff in die Rede bringen, der nicht dahin gehöret, und noch weniger Worte zum Ausdrukk eines Begriffs brauchen, die nicht nöthig ſind. Er wird nie mit Worten, die einen unedlen Nebenbegriff (ſolte es auch nur aus einem Vorurtheile ſein) mit ſich führen, einen edlen Hauptbegriff ſchwächen. Es iſt leicht zu begreifen, daß ein ſolcher Schriftſteller ſeine Sprache aufs genaueſte inne haben müſſe, dann wann er die Kraft und die genauſte Beſtimmung (*) der Wörter nicht kennet, ſo läuft er Gefahr zu irren, wann er mitten auf dem rechten Wege zu ſein meinet

---

(*) Er muß nicht allein die Kraft des Worts an ſich, ſondern auch diejenige, ſo es durch den Gebrauch erhalten hat, kennen. Ein Wort kan ſeiner Etymologie nach edel ſein, aber durch den Gebrauch unedel geworden ſein; Die Herren Schweizer, die den Gebrauch entweder vor ein Vorurtheil halten, oder nur den ſchweizeriſchen Gebrauch für richtig halten, oder die Vorurtheile des Gebrauchs mit Gründen beſtreiten wollen, fehlen täglich hier: Wann der Verfaſſer des überſezten Miltons, nicht dem Sprachgebrauch mit Fleiß hätte widerſtreiten wollen, ſo würde er uns mit Spießgeſellen der Engel verſchonet haben, und nicht zu einem wohlgebildeten Jüngling haben ſagen laſſen: Du biſt fein, ſchön und ſtämmig.

meinet : : Ich will abbrechen, dieſe Fehler ſind bei uns noch alzugewöhnlich, als daß meine Predigt dawider etwas helfen ſolte; Ich bin auch thörigt genug geweſen, einem Dichter vorzupredigen. Er hört dem Sprachkundigen geduldig zu, verſpricht auch wohl, ſich zu beſſern, und eilt in die Arme der Muſen, wo er hurtig alles vergißt, was er verſprochen hat.

> Tel qu'un pere dans Terençe
> Vient d'un fils amoureux gourmander imprudence.
> Sagement cet amant ecoute ſes leçons
> Et court chez ſa maitreſſe oublier ces chanſons.

Aber geben Sie acht, die Muſen werden in kurzem eben das von Ihnen verlangen, was der alte mürriſche Vater verlanget hat. Ich bin ꝛc.

Der vierzehende Brief. (*)

Mein Herr!

Es iſt mir angenehm, daß ich ihre Einwürfe durch einen dritten beantworten kan, der die Sache der Herren Schweizer gewiß beſſer vertheitiget hat, als ich ſie würde haben vertheidigen können: Es iſt der Herr J.

(*) Antwort auf den ſiebenden Brief.

G. S. deſſen Gedanken über den vorzüglichen Werth der epiſchen Gedichte des Herrn Bodmers ich Ihnen als eine ganz kürzlich heraus gekommene Neuigkeit, und zugleich als eine ausführliche Beantwortung ihres Briefes überſende. Der ungenannte Verfaſſer dieſer Schrift, mag auch ſein wer er wolle, ſo wird man ihm nicht abſprechen können, daß er ein einſichtsvoller und tugendhafter Mann ſei. Das lezte hat er ſonderlich dadurch gezeiget, daß er die Vortreflichkeit der beſtrittenen Gedichte, vornehmlich aus ihrer Abſicht, die Religion und die Tugend zu befördern, darzuthun ſuchet. Mich dünkt, dis heiſt uns dieſe Gedichte aus dem glükklichſten Augpunkte zeigen. Geſezt, daß man dieſelben von der poetiſchen Seite auch für ſo ſchlecht erkennte, als Sie ſie machen wollen, ſo wird ein rechtſchaffener Mann doch allezeit einen Widerſtand bei ſich finden, Gedichte zu verachten, die die Tugend, die Religion vertheidigen, welche die höchſte Glükſeligkeit ſeines Lebens ausmachen. Der Eifer unſers Verfaſſers, die Gedichte des Hrn. Bodmers von dieſer Seite anzupreiſen, gehet ſo weit, daß er von den eigentlichen poetiſchen Schönheiten gar nicht redet, und daß er ſich ſo gar feierlich erkläret, daß er kein Kunſtrichter ſei, und nicht für Kunſtrichter ſchreibe. Dieſes ſcheinet mir eine kleine Liſt zu ſein, dann wann der Hr. B. wie ich glaube, bewieſen hat, daß die Gedichte des Hrn. Bodmers von vielen Seiten vortreflich ſind, und daß ſonderlich die Hauptabſicht des Dichters, nämlich die Beförderung der Religion und Tugend,

gend, wirklich erreichet worden ſei, ſo würde daraus folgen, daß der Dichter die Regeln der Kunſt glükklich beobachtet haben müſſe, weil man von der Würkung auf die Urſach ſchlüſſen kan, und weil ein vortrefliches Werk des Geiſtes, nothwendig mit den Regeln der Kunſt übereinſtimmen muß. Da dieſes gewiß iſt, ſo muß ich mich wundern, daß Sie behaupten, der Noah könne in Erſtaunen ſezzen, und dennoch nicht gefallen. Wolten Sie hiermit andeuten, man müſſe über die gar zu ſchlechte Ausführung des Noah erſtaunen, ſo würde dieſer Gedanke gar nichts ſagen. Wann Sie alſo das Erſtaunen, wie es auch der Zuſammenhang zeiget, auf der guten Seite nehmen, ſo müſſen doch die vielen und groſſen Volkommenheiten, Volkommenheiten, die man ſehr ſelten in der Maſſe antrift, ia nur erwartet, dieſes Erſtaunen zuwege bringen; Wie ſolte dann der, den dieſe Volkommenheiten in Erſtaunen ſezzen, ihnen ſeinen Beifall verſagen können? Was die einzelnen Stellen, die ſie an den beſtrittenen Gedichten tadeln, anbetrift, ſo glaube ich, daß wann man ſie im Zuſammenhange und in ihrem rechten Lichte betrachtet, ſich ſehr vieles werde entſchuldigen und rechtfertigen laſſen. Daß in der poetiſchen Schreibart eine Schäferin, aus deren Lippen Honig fleußt, und unter deren Zunge, Milch iſt, ungereimt und lächerlich iſt, wird Ihnen wohl niemand glauben, der Breitingers Abhandlung von den Gleichniſſen geleſen hat. Auf die Art, wie dieſer groſſe Mann verſchiedene Gleichniſſe Homers gerettet hat, die dem erſten Anblikke nach noch viel ſeltſamer ſcheinen, würde dieſe, obgleich etwas kühne Metapher, auch leicht können gerechtfertiget werden. Es läuft vielleicht ein wenig Muthwillen unter Ihre Kritik: Sie ſagen, Bodmers Gedichte ſind altväteriſch, vielleicht ſcheinen ſie manchem Wizlinge altväteriſch, weil ſie aus der Bibel hergenommen ſind, und weil ſie die Gottesfurcht und Religion einprägen, die er für Narrenspoſſen hält; Der luſtige Kopf iſt Ihnen vielleicht nicht unbekannt, der geſungen hat:

Et nous rirons, mon cher ***
De cet amour *theologal*
De cette galanterie, *ſeraphique* et *bouſonne*
Dont, dans des vers couſus tres mal
Tres fade deſcription nous donne
Certain poetique animal
Nomme le Sieur de *Parcival*
Et ſa chere ſœur *colombonne.*

Ich will zwar von Ihnen ſo arge Gedanken nicht haben, aber ich muß Ihnen auch geſtehen, daß ich mit Ihren Worten keinen deutlichen Begriff verbinden kan; Ich glaube nicht, daß Hr. Bodmer den Minneſingern einen altväteriſchen Geſchmakk könne abgelernet haben; ich traue ihm zu viel Beurtheilungskraft zu, als daß er nicht bis dahin, das gute von dem ſchlechten ſolte unterſcheiden können; Wollen Sie aber auf den Gebrauch alter und ungewöhnlicher Worte deuten, ſo müſſen Sie vorher die Freiheit bedenken, die

die Poeten hierin haben; Ein ungewöhnliches Wort kan öfters eine Wirkung haben, die die gemeine Redensart, die damit überein komt, nicht gehabt haben würde; Was die niedrige Schreibart und die Gemählde von kleinen Umſtänden betrift, ſo entſchuldigt ſich Hr. Bodmer mit dem Beiſpiele der Griechen, und ich glaube auch, daß er dadurch genug entſchuldiget ſei. Es giebt zweierlei Arten, Gegenſtände lebhaft vorzuſtellen, wann man in einer gepreßten Schreibart den ganzen Gegenſtand auf einmahl von der vortheilhafteſten Seite vorſtellet, oder wann man denſelben nach und nach durch die Bemerkung der kleinſten Umſtände, die ihn charakteriſiren, in das Gemüth des Leſers gleichſam einſchleichen läſſet. Die erſte iſt glänzender, aber die andere hat auch ihre Schönheiten, und iſt bei gewiſſen Gelegenheiten durchaus nothwendig. In dem epiſchen Gedichte gebühret ihr in den mehreſten Fällen der Vorzug. : : Doch ich verliere mich unvermerkt in eine Vertheidigung, welche unnöthig ſein möchte, wann die Gedanken des Hrn. S. wie ich glaube, Ihnen in vielen Stükken eine beſſere Meinung von den Bodmeriſchen Gedichten beibringen werden. Ich bin ꝛc.

* * *

Der funfzehende Brief.

Mein Herr!

Ich habe die Gedanken über den Werth der epiſchen Gedichte des Hrn. Bodmers erhalten, und geleſen. Die vorgeſezten Anfangsbuchſtaben, ſcheinen einen berühmten Namen zu verrathen, aber ich muß es mit aller Hochachtung für die Verdienſte des unbekannten Verfaſſers, bekennen, daß mir ſeine Gedanken keine Urſach, ia nicht einmahl Gelegenheit gegeben haben, meine Meinung von den neuen ſchweizeriſchen epiſchen Gedichten zu ändern. Ich würde es dem Hrn. Verfaſſer, auch ohne ſein ausdrükkliches Bekenntniß, geglaubet haben, daß er Hr. Bodmers Freund in dem ganzen Umfange dieſes Wortes iſt, und es befremdet mich daher gar nicht, daß deſſelben Gedichte in Seinen Augen einen vorzüglichen Werth haben, ia, daß Er wünſchet, daß Bodmer der Homer der Deutſchen werden möchte, aber es befremdet mich, daß Er ſich ſogar ſchwacher Beweiſe bedienet hat, um die Vortreflichkeit der Gedichte darzuthun, die ihm ſo ſehr am Herzen liegen. Iſt es nicht etwas unerhörtes, daß ein Schriftſteller, der die Vortreflichkeit eines Gedichtes darthun will, erkläret; daß er kein Kunſtrichter ſei, und nicht als ein Kunſtrichter ſchreiben wolle. Ich wundere mich dahero, daß ſie mit dieſer Schrift, die Einwürfe meines

nes Briefes beantworten wollen; Hr. S. und ich, ſprechen ia von ganz verſchiedenen Dingen; er vertheidiget bloß Hr. Bodmers moraliſchen Charakter, und ich habe bloß ſeinen und ſeiner Nachfolger poetiſchen Charakter zu beſtreiten geſucht. Es ſei ferne von mir, daß ich wider den erſtern etwas einwenden ſolte. Wann habe ich gezweifelt, daß Hr. B. ein gottesfürchtiger, ehrlicher, gelehrter und tugendhafter Mann ſei? Wann habe ich es beſtritten, daß er viele und groſſe Verdienſte hat, und daß er gern der Homer der Deutſchen werden will? Wider alle die Lobſprüche, die man ihm von der Seite ſeiner Verdienſte, ſeiner Tugend, ſeiner guten Abſicht dieſelbe und die Religion zu befördern, giebet, habe ich gar nichts einzuwenden, und ich ſtimme denſelben von ganzem Herzen bei:

Mais que pour un modele on montre ſes ecrits
Comme roi des auteurs qu'on l'éleve à l'empire
Ma bile alors s'echauſe et je brule d'ecrire
Et s'il ne m'eſt permis de le dire au papier
J'irai creuſer la terre et comme ce barbier
Faire dire aux roſeaux, par un nouvel organe
Midas le Roi Midas a des oreilles d'ane.

Mein Tadel wider die ſchweizeriſchen Gedichte, wird alſo noch in ſeiner ganzen Stärke bleiben, da es gewiß iſt, daß ihr Vertheidiger blos von ihrer moraliſchen Güte geredet, und von ihrer poetiſchen Güte mit Vorbedacht geſchwiegen hat; Es braucht aber keines Beweiſes, daß ein mittelmäßiger Moraliſt und ein groſſer Dichter zweierlei ſind. Ich will deswegen gar nicht in Abrede ſein, daß er nicht von der Vortreflichkeit der Gedichte, die er anpreiſet, volkommen überzeugt ſein könne; Er trägt ſeine Gedanken von denſelben viel zu ungekünſtelt vor, als daß man ihn einer Verſtellung beſchuldigen könte, und Er erzählet ſeine Empfindungen ſo naiv, daß er ſich ſogar wundert, daß die Welt mit ihm nicht einerlei Meinung gehabt habe. „Es herrſcht darin, ſagt Er, ein ſo ausnehmen„der Geſchmakk des Guten und Schönen, daß „ich vermuthete, ſie würden in Deutſchland „ein äuſſerordentliches Aufſehen machen: Da „einmahl gewiß iſt, daß man noch nichts von „dieſer Art in unſerer Sprache geſehen hat. Je „gröſſer meine Erwartung über die Aufnahme „dieſer Werke war, ie gröſſer war meine Ver„wunderung, da ich ein faſt algemeines Still„ſchweigen, oder welches noch ſchlimmer iſt, ei„nen öftern Tadel über ſo ſchäzbare Werke wahr„nahm.„ (Ich würde geſagt haben, einen öftern Tadel, oder welches noch ſchlimmer iſt, ein faſt algemeines Stillſchweigen. Solte ein wahrhaftig ſchönes Werk wohl fürchten, getadelt zu werden?)

Ich kan es nicht läugnen, daß ich ein wenig gelacht habe, als ich S. 23. fand, daß Hr. Bodmer ſeine Gegner ſchon im Voraus charakteriſiret habe, als er von den Einwohnern von Mazis geſungen:

Wij

Witz iſt ihr beſter Verſtand, und unſre göttliche Reden
Sind unſinniges Zeug in ihrem verkehrten Geſchmakke.

Mir kam, mit Hrn. S. zu reden, gleich zu Sinn, wie bitter die Herren Schweizer ſchon ein paar mahl den, von ihnen ſo genannten bel-eſprit, verdammet haben, und es muſten mir nothwendig die grimmigen Leute einfallen, von denen Young ſaget:

These when their utmoſt venom they would ſpit
Moſt barbarous by tell you - - *ſhe's a wit.*

Der Hr. Vertheidiger erkläret, daß ſeine Abſicht nicht ſei, den Ruhm ſeines Freundes, des Hrn. Bodmers, zu vergröſſern, und ich gerathe in die Verſuchung, zu glauben, daß dieſes wahr ſei, weil ich finde, daß er nichts bewieſen hat, das Hrn. Bodmer zum Ruhme gereichen könte. Er handelt von dreierlei Gegenſtänden: Erſtlich von dem Juhalt der Bodmeriſchen Gedichte, da er beweiſet, daß die beſungene Geſchichte merkwürdig, rührend und erbauend ſind, ferner von dem Charakter der Hauptperſonen, da er zeiget, daß dieſelbe Muſter der Gottesfurcht, Redlichkeit, Klugheit und Tugend ſind, und endlich von der Wiſſenſchaft und Erkenntniß in den Bodmeriſchen Gedichten, da Er ſeinen Freund zu einem Polyhiſtor, und ſeine Gedichte zu einer Art von Encyclopädie machen will, bei deren Leſung man ſich mit allen Arten von Wiſſenſchaften, bekannt machen könne.

Dis iſt alles, was in dieſer Schrift behauptet wird, und worüber Hr. Bodmer, wie mich dünkt, nicht eben ſtolz werden darf: Wann nicht ein Mann, der nicht wie Hr. S. auf den Charakter eines Kunſtrichters Verzicht gethan hat, bewieſen wird, daß Hr. Bodmer ſeine Gegenſtände richtig und wohl ausgearbeitet hat, ſo wird er noch immer ein Exempel ſein, daß man ſchöne Geſchichte ſchlecht erzählen könne. Die groſſen Lobſprüche, die Hr. S. dem Hrn. Bodmer, wegen der in ſeinen Gedichten gezeigten Gelehrſamkeit giebet, werden manchem am allerſeltſamſten vorkommen. Ich glaube, es iſt noch kein Dichter, wegen der Gelehrſamkeit, die er in ſeinen Gedichten gezeiget hat, geprieſen worden: Jedermann weiß, wie leicht es iſt, zu einer hiſtoriſchen Kenntniß der Wiſſenſchaften zu gelangen; Mit dieſem kleinen Verdienſte am unrechten Orte zu prahlen, zeigt eine Pedanterei an, die man ſchon an Milton und andern getadelt hat. Ich bin gewiß, daß ſelbſt Hr. Bodmer die abentheuerlichen Gedanken ſich nicht hat laſſen in den Sinn kommen, daß man aus ſeinen Gedichten eine Kenntniß der Wiſſenſchaften, davon er einiges hat einflieſſen laſſen, erlangen ſolle. Gleichwohl ſagt es Hr. S. und er hat keine geringe Freude darüber, indem er es ſagt: daß wer dieſelbe läſe, dem werde der Kern der heutigen Wiſſenſchaft, als im Vorbeigang, bekannt. Ich erſtaune, daß Hr. S. der, wo ich nicht irre, ein Mathematiker iſt, behauptet, daß man den Kern der heutigen Wiſſenſchaft, und zwar im Vorbeigang, und zwar aus einem Gedichte erlernen ſolle. Wer aber cavalierement von der Schaale der Wiſſenſchaften etwas wiſſen will, den weiſe ich weit näher auf die Compendia, aus denen Hr. Bodmer ſeine Wiſſenſchaft geſchöpfet hat.

Wann Hr. Bodmer ia die Welt hat erbauen und unterrichten wollen, warum hat es denn eben durch Gedichte geſchehen müſſen? Bloß die unzeitige Begierde, ein Dichter ſein zu wollen, hat ihm abgehalten, uns an ſtatt ſeiner epiſchen Geſchichte, einen Commentarium über die Bücher Moſis zu liefern. Auſſerdem daß er dabei ſeine Moral, ſo gut als in ſeinen Gedichten, hätte anbringen können, ſo hätte er darinnen den Schaz von Gelehrſamkeit den Hr. S. ſo ſehr an ihm rühmet, mit beſſern Nuzzen der Welt mittheilen können; Denn ich bin verſichert, daß man aus ſeinem Commentario gewiß eher eine Kenntniß der Eigenſchaften der hebräiſchen Sprache und der Jüdiſchen Alterthümer würde erlanget haben, als man aus ſeinen Gedichten die Aſtronomie und Phyſik lernen wird. Hat er aber die Welt bloß erbauen wollen, warum hat er nicht Predigten oder moraliſche Diſcurſe geliefert? Hr. S. betrachtet ia ohnedem deſſen Gedichte nur als moraliſche Reden, und unterſcheidet die Wirkungen des Gedichts von den Wirkungen der Sittenlehre auf eine faſt ſeltſame Art, wann er ſagt: „Ich ſehe „ den Jacob, Noah, und andere Helden meines „ Dichters, nicht als theatraliſche Perſonen an, „

„die in abgemeſſnen und wollautenden Worten
„ſprechen, um mein Ohr zu ergezzen, oder mich
„zur Bewunderung ihrer Kunſt zu zwingen.
„Sie ſind mir **Prediger der Gottesfurcht** ꝛc.„
So meint dann alſo Hr. S. daß man bei einem Gedichte von der Kunſt des Dichters gänzlich abſtrahiren könne, und daß es genug ſei, wann er Muſter der Gottſeligkeit und Rechtſchaffenheit darbietet, wann er mit ſeiner Moral zu erbauen, oder mit ſeiner Gelehrſamkeit zu unterrichten ſuchet: Ich habe immer geglaubt, es müſſe beides miteinander verbunden ſein, und die Kunſt des Dichters beſtehe hauptſächlich darin, daß er den Zwek des Unterrichts oder der Ergezzung auf die beſte Art erreiche, ſo wie ſein Unterricht und ſeine Lehren nur alsdann ſchäzbar ſind, wann er ſie durch ſeine Kunſt angenehm zu machen weiß.

Wir wollen einmahl des Hrn. S. Säzze auf einen andern Dichter anwenden: Es wird niemand an der Gelehrſamkeit des Hrn. Trillers etwas ausſezzen, wenigſtens iſt es zu vermuthen, daß er ein gröſſerer Naturkündiger iſt, als Hr. Bodmer; Es würde ferner ſehr liebloß ſein, wann man läugnen wolte, daß er die Abſicht gehabt, mit ſeinen Gedichten zu erbauen, und es iſt gewiß, daß er mit ſeinen fünf Theilen poetiſcher Betrachtungen, bei denen, für die ſie geſchrieben ſind, mehr Erbauung geſtiftet hat, als die Bodmeriſchen hexametriſchen Gedichte bei denen, für die ſie Hr. Bodmer geſchrieben hat, iemals ſtiften werden. Wie leicht wäre es nun **Gedanken von dem vorzüglichen Werth der Gedichte des**

Hrn. Trillers zu ſchreiben. Man dürfte nur ſtatt Bodmer, Triller ſezzen, ſo könte man durchaus in dem Tone des Hrn. S. reden, und der Leſer würde von der Vortreflichkeit der Trilleriſchen Gedichte eben ſo überzeuget werden, als er izt von dem vorzüglichen Werth der Bodmeriſchen Gedichte überzeugt iſt. Laſſen Sie uns einmahl eine Probe machen. „Die poetiſchen Be„trachtungen, womit Hr. Triller ſeit einigen Jah„ren Deutſchland beſchenkt hat, haben in meinen„ Augen einen ſo vorzüglichen Werth, daß ich von„ der Stunde an, da ich den erſten Theil derſel„ben geleſen, recht eifrig gewünſchet habe, ein ſo„ ſchönes Werk in iedermanns Händen zu ſehen.„ Mir kam gleich zu Sinn, wie Homer von den„ Griechen und Römern als ein tägliches Hand„buch gebrauchet worden, woraus ſie ihren Wiz,„ ihre Exempel, ihre Klugheit und Sittenlehre„ ſchöpften. Ich wünſchte, daß Triller der Ho„mer der Deutſchen werden möchte, beſonders„ da ich gleich ſahe, daß ſein wohlverdienter„ Köhler vor der Ilias und Odyſſen ſehr merkliche„ Vorzüge hatte, von welchen ich hernach aus„führlicher handeln werde„.

„Dem erſten Theil dieſer fürtreflichen„ Gedichte folgte bald verſchiedene andere nach,„ von eben demſelben Geiſt, der den erſten ſchäz„bar macht. Es herrſcht darinnen ein ſo aus„nehmender Geſchmakk des Schönen und Guten,„ daß ich vermuthete, ſie würden in Deutſchland„ ein auſſerordentliches Aufſehen machen; Da ein„mahl gewiß iſt, daß man noch nichts von dieſer„

„Art in unſerer Sprache geſehen hat. Je gröſſer meine Erwartung über die Aufnahme dieſer Betrachtungen war, ie gröſſer war meine Verwunderung, da ich ein faſt algemeines Stillſchweigen, oder welches noch ſchlimmer iſt, einen öftern Tadel über ſo ſchäzbare Werke wahrnahm.„

Auf dieſe Art wolte ich die ganze Schrift abſchreiben, und es ſolte der Richtigkeit und Gründlichkeit dadurch nichts abgehen. Sie ſehen hieraus, daß wann das Lob gegründet ſein ſolte, das Hr. S. dem Inhalte, den Perſonen und der Wiſſenſchaft in den Bodmeriſchen Gedichten ertheilet, ſtatt finden ſoll, man vorhero hauptſächlich erweiſen müſſe, daß Hr. Bodmer den Pflichten eines Dichters ein Genüge gethan habe: Hr. S. hingegen beliebet uns von dieſem wichtigen Punkt nicht mehr zu ſagen, als „daß es ihm unbegreiflich ſei, worin dieienigen poetiſche Schönheiten ſuchen, die ſie in Bodmers Gedichten vermiſſen.„ Ich bedaure den Hrn. S. daß er dieſes nicht begreifen kan, weil aber eine Offenherzigkeit der andern werth iſt, ſo will ich es geſtehen, (und ich laſſe mir gefallen, daß Sie mich wegen dieſes Geſtändniſſes bedauren) daß ich nicht begreifen kan, worin dieienigen poetiſche Schönheiten ſuchen, die ſie in vielen Stellen, der Bodmeriſchen Gedichte finden: Ich darf Ihnen nur die in meinem vorigen Briefe angeführte Stellen, nebſt hundert andern zu Beiſpielen vorlegen. Doch dis mag genug ſein, und weil unſere lieben Alten geſagt haben, miſero non est addenda miſeria, ſo mag Hr. S. immer der tröſtlichen Hofnung leben, daß dieſe koſtbare Werke des feinſten Geſchmakks, des wenigen Auſſehens ohngeachtet, das ſie izt machen, dennoch durch das künftige Jahrhundert das Vergnügen der beſten Menſchen ſein werden, in welcher Hofnung er ſich noch mit dem Schikkſale, das Homers und Miltons Gedichte gehabt haben, beſtärket. Die Urſachen, die Miltons Paradieß im Anfang in etwas unterdrükket haben, ſind bekannt genug. Man wird alſo leicht einſehen, daß ſein, und noch weniger Homers Fall hieher gehore; Ich will aber, anſtatt den Geſchmakk des künftigen Jahrhunderts voraus zu beſtimmen, nur dem Hrn. Bodmer wünſchen, daß er, wie Milton, eine zweite Auflage ſeiner hexametriſchen Gedichte erleben möge, welches den Herren Orell und Compagnie zu nicht geringer Freude dienen würde.

Mein Brief wird etwas lang, ich muß aber doch noch ein paar Worte auf das antworten, was Sie ſelbſt wider meinen Brief eingewendet haben: Ich bin noch der Meinung, daß der Noah in Erſtaunen ſezzet, aber nicht gefällt. Sie wiſſen, daß ich dieſem Gedicht für den übrigen hexametriſchen Gedichten des Hrn. Bodmers einen überaus groſſen Vorzug gebe, und daß ich es in vielen Stükken ausnehme, wann ich Böſes von denſelben ſage. Ich will alſo meine Meinung mit einem Exempel erläutern. Stellen Sie ſich einen Schüler des unſterblichen Leipziger Bachs vor, der von dieſem groſſen

Manne, die tiefſten Geheimniſſe der Harmonie gelernet hat, dem aber ein feiner Geſchmakk, und die Kunſt des muſikaliſchen Ausdrukks, fehlet; Stellen Sie ſich vor, daß dieſer Mann eine Fuge, oder ein anderes künſtliches harmoniſches Stükk ſpiele. Hier wird ein gründlicher Kenner der Muſik, über die tiefe Einſicht des Spielenden, in die Grundgeſezze der Harmonie, über die bündige Ausführung ſeines Sazzes, über die ungewöhnlichen und doch richtigen Fortſchreitungen, über die Fertigkeit der Ausführung, in Erſtaunen geſezt werden, aber er wird auch bemerken, daß die Melodie an vielen Orten platt und ungemein iſt, er wird bemerken, daß dieſe Muſik die Leidenſchaften ruhig laſſe, und daß ſie an manchen Orten, durch zu viel Kunſt ſchwülſtig werde; ſie wird ihm alſo nicht gefallen. ⸗ ⸗ Dis iſt der Fall, worin der Noah iſt ⸗ ⸗ ⸗ Wollen Sie aber ein Beiſpiel haben, wie man die tiefſten Geheimniſſe der Kunſt, mit allem, was der Geſchmakk ſchäzbares hat, verbinden können, ſo hören Sie den vortreflichen Berliniſchen Bach auf der Orgel, oder auf dem Hohlfeldiſchen Bogenflügel ſpielen, oder leſen Sie ⸗ ⸗ ich darf Ihnen die Dichter nicht erſt nennen, die Sie leſen müſſen.

Ich habe Hrn. Breitingers Abhandlung von den Gleichniſſen geleſen, und glaube doch noch, daß die beſtrittene und viele andere Metaphern ſchwülſtig ſind, und dadurch ins Lächerliche fallen. Ich weiß daß Entſchuldigen und Anpreiſen zweierlei iſt, und wann ich nicht irre, ſo haben den Hr. Breitinger, und die eifrige Bewunderer der Alten, dieſelben öfters angeprieſen, wo Sie nur entſchuldigen ſolten. Ich ſoll Ihnen noch eine Beſchreibung von dem altfränkiſchen in den Schweizeriſchen Gedichten geben. Ich ſezze es in nichts anders, als in der gezwungenen Art allezeit anderer Meinung zu ſein, als die ganze Welt, in der ungemeſſenen Verachtung der Reime, die ſie zu Urſachen des ſchlechten Geſchmakks machen wolten, in dem Gebrauch der lateiniſchen Buchſtaben und einer ſeltſamen Orthographie, die ſonſt keinen Nuzzen hat, als daß ſie anders iſt, als die, die andere Leute gebrauchen; In den langweiligen unintereſſenden Erzählungen, und in tauſend Wendungen, die Hr. Bodmer aus Brandten, Fiſchart und den Minneſingern geholet hat, in einem gewiſſen Air von Gelehrſamkeit, und auch in den gezwungenen Anwendungen fremder und alter ungewöhnlicher Conſtructionen, und dergleichen. Was meinen Sie, wann ein Greiß zu einer Verſammlung von jungen Leuten eine Rede von etwa folgenden Inhalte hielte: „Ihr handelt ſehr„ thöricht, meine lieben Kinder, daß ihr eure„ Kleider mit goldenen Treſſen beſezzen laſſet, dann„ auſſerdem, daß es viel Mühe koſtet, dieſelben„ ordentlich aufzunähen, ſo iſt es lange ausgemacht,„ daß ſie zum Weſen eines Kleides ganz„ und gar nicht gehören, der Schnitt eurer Kleider„ gefällt mir überhaupt gar nicht, ihr ſeid darinnen„ wie eingepreſſet, und ihr werdet wohl„ thun, wann ihr euch inskünftige einer Art Män-„

„tel bedienet, die mir ganz beſonders gefallen, ſie ſind weitläuftig genug, daß ihr ſie ganz um euch ſchlagen, und ſchlechte Kleider darunter anziehen könnet. Weil ich ein Gelehrter bin, ſo nenne ich einen ſolchen Mantel eine römiſche Toga, und ihr dürft darüber nicht lachen, weil er einen ſolchen ſehr ähnlich ſiehet, da er eben ſo wenig Aermel hat, als dieſelbe. Ich rathe euch ferner, die unnöthige Pracht eurer Haarbeutel abzuſchaffen, ſie ſind gothiſche eckigte Zierrathen, und ihr ſoltet euch ſchämen, daß ihr einen ſo ſchlechten Geſchmakk hierin habt, da ihr ſehet, daß ich meine Haare rund um den Kopf herum abſchneide, und da euch die gründlich denkende Engländer ſchon ein Beiſpiel gegeben haben, welche ihren kleinſten Kindern runde Perükken aufſezzen. Ich bin auch mit eurem flüchtigen Weſen, mit euren Spaziergängen, mit euren Luſtbarkeiten, mit euren Geſelſchaften, wo einer um den andern wizzig thun will, und wo ehrbare Leute, wie ich kaum einmahl zum Worte kommen können, gar nicht zufrieden: Wiſſet, daß unſere Vorväter nicht ſo franzöſiſch thaten, ſie ſezten ſich fein ſtill um einen warmen Ofen, und erzählten ſich eine erbauliche Hiſtoriam, etwa von dem gehörnten Siegfried, oder den Wunderthaten des Ritters Parcival; Wann ſie dann alle zu gähnen anfingen, ſo gingen ſie zu Bette; Ich weiß gar nicht, was ich von euren Komödien denken ſoll, wo man lauter verliebtes und unnüzzes Zeug vorbringet. Als ich iung war, da hatten wir auch Komödien, aber da ſpielte man lauter„ erbauliche Hiſtorien: als von Adam und Eva,„ oder von der Zerſtörung Jeruſalems; damit„ ihr auch nicht denket, daß es was ſchlechtes ge„weſen ſei, ſo weiß ich noch recht wohl, wie mei„ne Großmutter ſeliger bei der Hiſtorie von dem„ verlohrnen Sohn, geweinet hat; Wir hatten„ auch weltliche Komödien: als die jämmerliche„ Hiſtoria von Doctor Fauſten, aber das war„ erbaulich abgehandelt, daß auch die Kinder et„was daraus lernen konten; Kurz, ich rathe euch,„ mir zu folgen, und euer flatterhaftes Weſen,„ das ihr natürlich und ungezwungen nennet, abzu„legen; Die itzige verkehrte Welt wird euch zwar„ auslachen, aber ihr könnet verſichert ſein, daß„ das künftige Jahrhundert die Wahrheit erken„nen, und euch als Nathans unter einem ver„derbten Volke, hoch preiſen wird.„

Würde man nicht ſagen, das iſt ein guter ehrlicher Mann, aber er hat ſich zu ſehr in ſein altfränkiſches Weſen verliebet; Machen Sie die Anwendung, ſo werden Sie finden, daß Sie mir ſehr Unrecht würden gethan haben, wenn Sie mir zugetrauet hätten, daß ich Gottesfurcht und Frömmigkeit für altväteriſch halten könte. Aber ſchlechte Gedichte anzupreiſen, weil ſie von geiſtlichen Materien handeln, ſcheinet mir eben ſo ungerecht, als gute Leute der Gottesläſterung zu beſchuldigen, um ſie zu verdammen. Ein Klopſtock, ein Addiſon, ein Milton, ein Racine, ſchöpft neue Kräfte von dem göttlichen Vorwurf, den er beſinget, und die ſchweizeriſche [illegible] Gedichte würden eben ſo matt ſein, wann ſie von kriegeriſchen Thaten handeln würden. Sie werden auch matt bleiben, wann ſie ſich auch tauſendmahl auf das Exempel der Griechen berufen ſolten. Ich will aufhören von dem Werthe dieſer Gedichte zu reden, denn ich werde Sie vielleicht nicht überzeugen, die izige Welt hat ſchon ihre Stimme dieſerhalb gegeben, und was das künftige Jahrhundert thun wird, das mag das künftige Jahrhundert verantworten. Wann es ſo fortgehet, ſo werden wir mehr epiſche Gedichte als Helden haben, da ein epiſches Gedicht für ein Meiſterſtükk des menſchlichen Wizzes gehalten wird, ſo muß ein Poet, der nicht aufhören kan, mehrere zu ſchreiben, entweder ein auſſerordentliches Wunderwerk der Natur ſein, weil er nichts als Meiſterſtükke macht, oder er muß ein ſehr enthuſiaſtiſcher Liebhaber ſeiner ſelbſt ſein, weil er ſich getrauet, nichts als Meiſterſtükke zu machen. Die leztern müſſen gemeiner ſein, als die erſtern, weil Young, der die Verdienſte ſehr wohl zu ordnen wuſte, kein Bedenken trägt, einen epiſchen Dichter, der bei ſeinem zehnten epiſchen Gedichte iſt, mit einer geſchwäzzigen Weiberzunge, die Jahrhunderte fortläuft, ohne aufgezogen zu werden, und mit einem Altagspoeten deſſen dienſtwillige Muſe ſich über alle Gegenſtände ausbreitet, in eine Klaſſe zu ſezzen.

Is there a man of an eternal vein
Who lulls the town in winter with his ſtrain
At Bath in Summer chants the reigning laſs

And ſoftly whiſtles as the waters paſs?
Is there a tongue like *Delia's* o'er her cup
That runs for ages without winding up
Is there, whom his *tenth epic* mounts to fame
Such and ſuch only may exhauſt my theme
Nor would theſe heroes of the task be glad
For who can write ſo faſt as men run mad.

Ja wohl! wer kan ſo viel kritiſiren als ein Schweizer ſchreibt? ꝛc.

Der Sechzehnde Brief. (*)

Mein Herr!

Sie haben Recht: die Franzoſen glauben, in die Stelle der alten Römer getreten zu ſein; und ſie ſehen wie dieſe, die übrigen Völker, für überwundene Barbarn an, deren Länder ſie zu Provinzen machen, und denſelben Landpfleger aus ihrem Schoſſe zuſchikken. Das Journal Etranger iſt ein neuer Beweiß davon: vor Frankreichs Augen auftreten, heiſt bei einem Franzoſen, vor den Augen der ganzen Welt auftreten. Dieſes Vorurtheil iſt ſchuld daran, daß man die gedachte Monatſchrift, die in der That nur, und zwar nur einigermaſſen dienen kan, die Franzoſen aus der ihnen ſehr ſchimpflichen Un-

---

(*) Antwort auf den vierten Brief.

Unwiſſenheit in der gelehrten Geſchichte anderer Völker zu reiſſen, einen Schauplaz machen will, auf welchem alle dieienigen auftreten müſſen, die auf die Ewigkeit einem Anſpruch machen wollen. Ich wundere mich über dieſe und dergleichen Hyperboliſche Lobeserhebungen der Vorrede, zu dieſem Buche, gar nicht. Ich ſehe alle Vorreden, als Apothekerrechnungen an, die man auf die Hälfte herunter ſezzen muß, und doch noch zu theuer bezahlt. Man hat auch in Frankreich ſelbſt, ſo ſchmeichelhaft die glänzende Worte der Vorrede, auch für einen Franzoſen ſein könten, gar nicht die vortheilhafte Meinung von dieſem Buche, die die Verfaſſer, davon haben. Und es iſt gewiß, daß ein Werk von einem ſo weitem und beinahe unermäßlichen Umfange, nicht einen Franzoſen zum Aufſeher haben müſte, der in der gelehrten Geſchichte aller Völker, die er doch ſeinen Landsleuten, und der ganzen Welt bekannt machen will, höchſt unwiſſend iſt. Die Benennung: *Journal etranger*, die an ſich unſchuldig iſt, wird, wie Sie ſehr richtig anmerken, durch das in der Vorrede angezeigte Vorhaben, für alle Nationen, die nicht Franzoſen ſind, höchſt beleidigend. Dann dieſe Benennung iſt nur wichtig, wann ſie eine Monatſchrift anzeiget, die den Franzoſen, von den gelehrten Bemühungen, derer die nicht Franzoſen ſind, Nachricht giebet. Aber eine Schrift, die der Sammelplaz aller Bemühungen des menſchlichen Geſchlechts ſein ſoll, die die Geſchichte der ganzen gelehrten Welt enthalten ſoll, in der andere Nationen eben ſo wohl zu Hauſe gehören, als die Franzoſen, müſte Journal literaire univerſel oder Theatre des connaiſſances humaines u. d. gl. heiſſen. Auf einem ſolchen Schauplaz müſten die Franzoſen eben ſo wohl als andere Völker auftreten, damit andere Völker von den Franzoſen, eben den Nuzzen hätten, als die Franzoſen von andern Völkern haben. Das Journal etranger iſt nicht ein ſolcher Schauplaz, ſondern ein groſſer Saal in einer Schule, worinnen die Gelehrten aller Nationen auftreten, die Franzoſen hingegen ſizzen, und dieſelbe examiniren, in wie weit ſie ihnen ähnlich geworden ſind. Ein ſolches Verfahren iſt allen Nationen ſchimpflich, und wird von nichts als einer ungemeſſenen franzöſiſchen Eigenliebe gebilliget werden. Wir würden uns nicht beſchweren, wann man das Journal etranger ſein lieſſe, was es wirklich iſt, nämlich eine magere Nachricht von den gelehrten Verdienſten anderer Völker, und von dem was die Franzoſen von ihnen noch lernen könten; aber wir werden es gewiß nie für einen Richterſtuhl unſerer Gelehrſamkeit, unſerer Gewohnheiten, und unſeres Geſchmakks, annehmen. Ich will damit gar nicht läugnen, daß die Franzoſen nicht in den meiſten Theilen der Wiſſenſchaften, eben ſo weit, und vielleicht noch weiter gekommen ſind, als wir, aber dis iſt nicht genug, ihnen eine ausſchlüſſende Freiheit zu geben, unſere und aller Nationen Richter zu ſein. Die Deutſchen wären in gewiſſer Abſicht weit geſchikkter dazu, weil ſie keine Mühe ſparen, um von der Gelehrſamkeit anderer Völker, ſo genaue Nachrichten, als möch-

liglich, zu haben, da hingegen die Franzoſen, die Gelehrſamkeit aller Völker, nach der franzöſiſchen Gelehrſamkeit abmeſſen. Wir geſtehen ſehr gern, daß ihre wizzige Werke, den unſrigen, in vielen Stükken, zum Muſter dienen können, aber wir bewundern in denſelben nur den guten Geſchmakk, den ſie früher als wir, von den Alten gelernet haben, und keinesweges, die Frankreich eigene Denkungsart und Sitten, welche wir mit unſerer deutſchen Art zu denken, in vielen Stükken nicht zu vertauſchen wünſchen. Wir müſſen alſo die Herren Franzoſen ſehr bitten, wann ſie unſere Schriften überſezzen wollen, ſie nicht bloß darum für ſchön zu halten, weil ſie ſie à la françaiſe gekleidet haben, ſie würden alsdann nur ſich ſelbſt in uns bewundern. Die Engländer haben ſich wohl eher beklaget, daß ſie ihren Benjamin Johnſon und Wicherley unter den Händen der Franzoſen nicht wieder erkennen können, und die Franzoſen ſind noch dazu ſo unhöflich geweſen, ſich einer ſolchen widerrechtlichen Veränderung zu rühmen (*), und zu behaupten, daß es einerlei ſei, wie man die Schriften der Ausländer, den Franzoſen vorlege, wann man ſie nur ſo vorlege, daß ſie denſelben gefallen. Wir werden ein ſolches Verfahren ſehr verbitten: Die franzöſiſche Ausgabe der Rabeneriſchen Satyren, die Hr. Boiſpreaux

---

(*) S. die Lettre ſur le Theatre anglais avec la traduction de l'avare Comedie de *Shadwell* & de la Femme de Campagne, Comedie de *Wicherley*. Paris 1753. 8.

Boiſpreaux (*) vermuthlich nicht ſowohl überſezzet, als vielmehr nur herausgegeben hat, und mit der ein Deutſcher ſonſt ſo ziemlich zufrieden ſein kan, iſt an vielen Orten ſehr willkührlich verändert, wo die Gedanken der deutſchen Urkunde eben ſo gut geweſen wären. Ich verſtehe unter den getadelten Veränderungen, bloß Veränderungen von dieſer Art. Wider Veränderungen, die die verſchiedene Natur beider Sprachen, nothwendig erfodert, wo man einen deutſchen Idiotismus mit einem franzöſiſchen verwechſelt, habe ich gar nichts einzuwenden. Ich finde es auch höchſt nöthig, gewiſſe Dinge, die die Franzoſen oder andere Ausländer gar nicht verſtehen würden, entweder durch eine Umſchreibung, oder durch eine veränderte Wendung deutlicher zu machen.

Wann doch einmahl unſere wizzige Werke den Ausländern bekannt werden ſollen, ſo wird es beſſer ſein, daß wir erwarten, daß ſie uns überſezzen, als daß wir ſelbſt uns ihnen aufdringen ſolten. Wir werden durch ſchlechte Uiberſezzungen, bei ihnen weit mehr verlieren, als wann wir ihnen ganz unbekannt blieben. Unſere Uiberſezzer überhaupt, und am wenigſten, dieienigen, die aus der Deutſchen in fremde Sprachen über-

ſez-

(*) Dieſer Mann heiſt mit ſeinem wahren Namen Desjardins. Es iſt nicht bekannt, was ihn Gelegenheit zu Veränderung ſeines Namens gegeben habe. Er war ſonſt Requetenmeiſter, und lebt izt in Paris als eine Privatperſon, wo er unter ſeinem angenommenen Namen viele gute und ſchlechte Schriften und Uiberſezzungen herausgegeben hat.

ſezzen, haben eine genugſame Kentniß von den Sprachen, in die ſie überſezzen wollen, und von den Pflichten, die ſie beobachten müſſen; wie wenig Bielefelde, Tſcharner und Evans, ſind unter ihnen! Solche ſchlechte Uiberſezzungen, müſſen unſern Nachbarn, ſehr widrige Begriffe von uns beibringen. Der unſeligſte Gedanke, den ein gewiſſer Magiſter Ernſt-Caſper-Pohlmann (*) (ſo ſchreibt er ſich auch, wann er Franzöſiſch ſchreibt,) qui a, wie er ſelbſt ſagt, allez bonne opinion de ſes compatriotes pour croire qu'une partie de leurs ouvrages merite l'eſtime des etrangers, wider ſein deutſches Vaterland ſich hätte einkommen laſſen können, iſt die Drohung, daß er die beſten Werke der Deutſchen, nach und nach in das Franzöſiſche überſezzen wolle. Einem ieden wizzigen Deutſchen, der ſeine erbärmliche Uiberſezzung der Rabeneriſchen Schrift, von der Verläumdung zu ſehen bekomt, wird die Haut ſchaudern, aus Furcht, daß er bei ſeinen Werken den Anfang machen möge.

Ich muß Ihnen noch eine Neuigkeit melden, die ſie ſich vielleicht nicht vermuthen, die aber hier ſehr gut Plaz finden kan. Sie kennen den Hrn. *** und die ſeltſamen Einfälle, die er zu-

weilen

(*) Dieſer Herr iſt, wo ich nicht irre, eben derienige, der ſeine Geſchiklichkeit zuerſt mit einer franzöſiſchen Zueignungsſchrift gezeiget, in der er anſtat Pierre le grand, *le grand Pierre* geſezt, und alſo durch ſeine ſeichte Kentniß der franzöſiſchen Sprache, aus Peter dem Groſſen, Czar von Rußland, einen langen Peter gemacht hat.

weilen hat; dieſer iſt auf die Gedanken gekommen, das berühmte Gedicht, der Frühling in das Engländiſche zu überſezzen. Vielleicht hat er nicht genug dabei überleget, aber vielleicht wären auch ſeine Uiberlegungen nicht nöthig geweſen, weil ihm ſeine natürliche Flüchtigkeit, ſchwerlich zulaſſen wird, ſeine Uiberſezzung zu Ende zu bringen, und wann dieſes auch geſchehen ſolte, ſo wird er doch leicht Gewalt genug über ſich haben, ein Werk nicht bekannt zu machen, daß wie ich gewiß weiß, bloß aus ſeiner Hochachtung, für das gedachte vortreſliche Gedicht, und aus ſeiner Liebe zu der engländiſchen Sprache, entſprungen iſt. Ich will ihnen den Anfang, als eine Probe mittheilen, wann Sie von iemand, der der engländiſchen Sprache kundiger iſt, als Sie und ich, eine Kritik darüber erhalten können, ſo ſchikken Sie mir dieſelbe zu, damit er ſie ſich zu Nuzze machen könne.

The Spring

a Pœm

by Mr. de Kleiſt.

Hail holy ſhades, ſeats of ecſtatic Joy,
High leavy vaults receive me! fill the ſoul
With paſſion ſoft and bold; ah! ſhould my life
Quiet ly downward ſlide, like yonder rill
Thwarting your bleſt abodes; teach me the way
Thro' duſky paths, to virtués ſhining throne;

(The ſhades around it fly) to liſtning eccho
I'll ſing the landskip's praiſe and natures view
Dancing in graceful youth. Ye ſmiling meads!
Ye roſy vales, by winding rivers croſs'd,
Enbalm me with the tenderneſs yon breatw!
Then as *aurora* upsprings, let me drink
Her purple beam. Extended in your ſhade
In tuneful notes let me ſing the Joy
That dwells within your plains. by yon inſpir'd
My ſong as ſweet will be, as weſtern gales
Flying aer violet-beds and murm'ring ſtreams.
Spring came from heav'n, in roſy clonds in volv'd
His childs the flow'rs, the tulp the violet ſweet,
Spread o'er his limbs and from his boſom flow'd.
Earth milk in luſcious ſtreams. u. ſ. w.

Nun iſt des Abſchreibens müde, Ihr ergebener Diener.

Der Siebenzehnde Brief.

Liebſter Freund!

Werden Sie dann nicht aufhören, mir meine ſchwarze Galle vorzuwerfen! Dis iſt ein Vorwurf, den ich ſo wenig verdiene, als ofte er mir von Ihnen gemacht wird! Was bewegt Sie doch zu glauben, daß ich eigenſinnig und Menſchenfeindlich handle?

daß ich bei Schönheiten die Augen muthwillig zuſchlüſſe, und daß ich nur Fehler finden will, weil ich mich nicht überreden kan, daß die ſchönen Wiſſenſchaften bei uns ſo hoch geſtiegen ſind, als bei unſern Nachbaren, weil ich glaube, daß der gröſte Theil unſerer Schriftſteller nicht den Grad der Güte hat, den ſie haben ſolten, daß ſie einen Vorzug beſizzen, der nicht viel werth iſt; nämlich: Wiz genug um ein Buch, ein Gedicht, ein dramatiſches Stükk zu ſchreiben, und daß ihnen dagegen mehrere Vorzüge fehlen, gegen die der vorige gar nicht in Vergleichung komt, und die allein die ächte Kennzeichen groſſer Geiſter ſind, nämlich: Beurtheilungskraft genug um den Plan eines Werkes ſorgfältig einzurichten; Unterſcheidungskraft genug, um nur die Gedanken zu erwählen, die an der Stelle erſcheinen, wo ſie das richtigſte Verhältniß zu dem ganzen haben, und ein ſittſames Licht, das an dem rechtem Orte erſcheinet, einem blendenden Schimmer vorzuziehen, der dasienige, worauf er fällt, eben ſo wenig helle macht, als die dunkelſte Dämmerung; Selbſtverläugnung genug, um ihre Fehler einzuſehen und zu verbeſſern, und bon-ſens genug, um nicht die Einfälle einer enthuſiaſtiſchen Stunde, zur Wirklichkeit bringen zu wollen, um nicht Gedanken bis zum Abgeſchmakkten zu treiben, um lächerliche Contraſte einzuſehen, die iedem in die Augen fallen müſſen, der nicht völlig mit dem Grade von Hizze urtheilet, mit der der Schriftſteller geſchrieben; Ich ſcheine in Ihrem Augen ſtrafbar, weil ich keiner Parthei folge, weil

ich nichts vergöttere, weil ich alles genau unterſuche, weil ich gewiſſe Dinge tadle, die man öffentlich gelobt hat, und weil mich Werke des Geiſtes rühren, von denen man, nach den öffentlichen Nachrichten, nicht ſolte gerühret werden. Sie tadeln mich, daß ich mit vielen deutſchen Schriftſtellern nicht zufrieden bin; iſt dis meine Schuld? wären dieſe Herren weniger mit ſich zufrieden geweſen, ſo würden ihre Leſer vielleicht mehr mit Ihnen zufrieden ſein! was ſoll ich thun? ſoll ich Vollkommenheiten erdichten, wo ich keine ſehe? ſoll ich von den Werken meiner Landesleute mitleidig urtheilen, und alles für gut erkennen, was nur erträglich iſt, bloß darum, weil es deutſch iſt? Dieſes Mitleiden ſcheint mir für unſere Nation viel zu ſchimpflich, es ſcheinet zu beſtätigen, daß man von ihr nicht viel erwarten dürfe, und gleichwohl bin ich viel zu patriotiſch, als daß ich nicht glauben ſolte, daß man ſie nach dem Maaſſe, der gröſten Geiſter anderer Nationen meſſen müſſe, und gleichwohl wünſchte ich, daß nicht eine ſchimpfliche Mittelmäſſigkeit unſer Ziel bliebe, ſondern daß es uns einmahl gelingen möchte, die Staffel der Feinigkeit, der Richtigkeit, des guten Geſchmakks zu erſteigen, auf der wir die unſterblichen Alten, und die vortreflichen Neuern, unter unſere Nachbarn ſehen; = = Aber hier erhizzen Sie ſich wieder: „Mit Ihren verwünſch-
„ten Nachbarn! Wir ſind ia ſchon da, wo
„wir ſein ſollen, wir ſtehen ſo hoch, als ſie!„
= = Gut alſo! laſſen Sie uns glauben, daß wir noch höher ſtehen, wann Sie wollen; was

ſind wir dadurch gebeſſert? Wer verſichert uns, daß das wahr iſt, deſſen wir uns rühmen? = = Unſere Nachbarn ſagen es nicht; = = **Wir** ſagen es alſo: Gut, wer unter **Uns**, ſoll es beſtimmen? Der Ehrgeiz und die Eigenliebe der Schriftſteller? Nein! Eine genaue und geſunde Kritik, das einzige Mittel, den guten Geſchmakk zu erhalten, und zu beſtimmen, wider das ſie dennoch ſo ſehr eingenommen ſind. Die Sache der Kritik iſt es, die ich wider Sie vertheidigen muß, nicht mein Geſchmakk und meine Urtheile = = Dieſe können falſch ſein, und dieſe verwerfen Sie auch nicht, da Sie ſich nicht die Mühe gegeben haben, dieſelben zu unterſuchen = = Ich vertheidige nicht mich, denn ich bin weit entfernt, mich zu einem algemeinen Kritiker aufzuwerfen, und Ihr Eifer gehet auch nicht wider mich allein, ſondern es ſcheinet Ihnen überhaupt hart, da zu tadeln, wo doch viel Schönheiten ſind; den Ruhm eines berühmten Namens auf die Probe zu ſezzen, ſeine Aufmerkſamkeit auf ſehr viele Dinge zu erſtrekken, die Sie Kleinigkeiten nennen, von denen Ihre Gegenparthei aber nicht ſo urtheilet; Es ſcheinet Ihnen Eigenſinn, wann man ſchwer zufrieden zu ſtellen iſt, und Sie halten es für Spizfündigkeit, wann man die Schönheiten auf allen Seiten unterſucht, ehe man ſie für richtig erkennet, ſie wolten vielmehr, daß man mit dem algemeinem Titel der Schönheit zufrieden wäre, und daß man ſichs nicht einfallen lieſſe, daß etwas, das für ſich ſelbſt eine Schönheit iſt, in einer andern Beſtimmung, eine Häßlichkeit ſein könte. Ich geſtehe es, ſo algemein muß man urtheilen, wann man dem deutſchen Wiz, den uneingeſchränkten Vorzug zuerkennen will, den Sie ihm beigeleget wiſſen wollen; Aber, ſolte es wohl für die deutſchen Schriftſteller rühmlich ſein, wann ſie ſich für einer genauen Kritik zu fürchten hätten?

Den blühenden Zuſtand der Wiſſenſchaften in Frankreich, wenigſtens in dem vorigen Jahrhundert, werden Sie doch nicht läugnen; Hat aber nicht die Kritik den gröſten Theil an dem ſchleunigen Fortgange der ſchönen Wiſſenſchaften gehabt? Bei den erſten Verſuchen, die die Franzoſen machten, um in die Fußtapfen der Alten zu treten, waren den wizzigen Köpfen die erſten Regeln der Kunſt ſo unbekannt, daß, als Chapelain, in Gegenwart des Kardinals von Richelieu, die Nothwendigkeit der drei Einheiten, in einem dramatiſchen Stükke, zu groſſem Erſtaunen aller Anweſenden, erwieſen hatte, er dafür eine Penſion von 2000. Livres erhielt. Man ſahe aber ſehr bald ein, wie nöthig die Kritik, und zwar die genauſte Kritik ſei, und dis gab den Werken aus dem Jahrhundert Ludwigs des Vierzehenden, die Richtigkeit und die männliche Schönheiten, die wir noch izt daran bewundern; Die Fehler der Kritiker ſchaden lange nicht ſo ſehr, als die Lobſprüche, die ſich die Schriftſteller untereinander geben: Man weiß wie viel Gewalt Boileau über den Geſchmakk der Franzoſen gehabt hat; und gleichwohl iſt ſeine Kritik nicht allemahl richtig und unpartheiiſch, ſie iſt im Gegentheil ſehr öfters übertrieben. Aber die Nachwelt überſiehet das, was der Gegner des Quinault geſchrieben hat, und nimt die Ausſprüche des Nebenbulers, des Horaz, mit der Ehrerbietung an, die man groſſen Geiſtern allezeit ſchuldig iſt. Uiberlegen Sie den Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften, wie er bei uns zu Anfange dieſes Jahrhunderts, ia wie er noch vor zwanzig Jahren war; wie vermiſchten wir nicht das Gute mit dem Schlechten, und welches ungefähre Glükk war es nicht, wann wir das wahre Gute wählten, ſo lange wir die Hülfe der Kritik entbehren muſten! Haben wir es nicht den kritiſchen Verſuchen einiger berühmten Leute, ia ſelbſt den unbeſcheidenen kritiſchen Streitigkeiten zu danken, daß wir, gegen die vorigen Zeiten zu rechnen, weit geſeztere Begriffe von dem Schäzbaren in den ſchönen Wiſſenſchaften erhalten haben? Warum ſollen wir mitten auf dem Wege ſtille ſtehen? : : Etwa damit wir uns bereden können, wir hätten ihn ſchon ganz zurükgeleget: Izt iſt es vielmehr Zeit ihn eifriger, als iemals, zu verfolgen, und die Hülfe der Kritik iſt uns nur deſto unentbehrlicher, da wir anfangen müſſen, die feinen Schönheiten zu erreichen, und die feinen Fehler zu vermeiden, die nicht, gleich den gröbern, ſogleich in die Sinne fallen, und auf die wir bisher zu wenig Acht gegeben haben.

Sie wiſſen, mein Herr, daß ich von unſerm Geſchmakk, überhaupt von dem groſſen Haufen unſerer Schriftſteller rede, einige wenige mit gerechnet, die ſich zwar von dem groſſen Haufen abzuſondern ſuchen, aber deswegen nicht weniger tadelnswürdig ſind. Sind Ihnen alſo unſere Nachbarn ſo verhaßt, daß ſie von ihnen keine Beiſpiele entlehnen wollen, ſo ſehen Sie nur auf die wenige groſſe Männer, deren unſere Nation ſich rühmen kan. Sind nicht Richtigkeit, Genauigkeit, Uiberlegung, Ordnung, die Eigenſchaften aller der Werke, die den algemeinen Beifall erhalten haben, den ſie verdienen? Haben dieſe groſſe Geiſter nicht ſelbſt ihre Werke der genaueſten Prüfung unterworfen, und ſind ſie alsdann noch eben ſo groß, wann ſie dieſe Prüfung verabſäumet haben? Warum ſolten wir unſere übrigen Schriftſteller nicht einer eben ſo genauen Prüfung unterwerfen? oder beſſer zu ſagen: Warum ſolten wir nicht wünſchen, daß ſie eben den Grad der Vortreflichkeit erlangen möchten, als die berühmten Deutſchen, deren Namen Lobſprüche geworden ſind? Solten wir nicht verpflichtet ſein, dem Publico den ſchwer zufrieden zuſtellenden Geſchmakk beizubringen, der allein Volkommenheiten richtig beurtheilet, und welcher verhindert, daß niemand auf den Titel eines groſſen Geiſtes Anſpruch machen darf, als der ihn verdienet.

Die Kritik nimt alſo nicht aus Milzſucht, Haß oder Eigenſinn, ihren Urſprung, ſie hat vielmehr die beſten Zwekke, und ſo wehe ſie der Eigenliebe gewiſſer Schriftſteller thut, ſo heilſam iſt ſie denſelben, und allen, die die ſchöne Wiſſenſchaften lieben. Ich weiß, mein Herr, daß berühmte Namen viel Gewalt über Sie haben; Ich will Ihnen alſo ein Zeugniß des Grafen von

Shaftesbury herſezzen, eines Mannes, den ich unendlich hoch ſchäzze, und dem niemand ſeine Hochachtung verſagen kan, der ihn kennet. Dieſer berühmte Schriftſteller, der dem Geſchmakk nicht allein die Herrſchaft über das Reich des Wizzes einräumet, ſondern der auch die Fertigkeit in der Weltweisheit und Sittenlehre, das Wahre von dem Falſchen, zu unterſcheiden, einen Geſchmakk zu nennen beliebt, und dadurch die ſchönen und höhern Wiſſenſchaften auf einen einigen Grund zu bauen gedenkt, dem alſo der Begriff des Geſchmakks weit wichtiger und fruchtbarer war, als er nach der gemeinen Erklärung iſt, giebt gleichwohl die Bemühungen der Kritik als das einzige Mittel an, einen richtigen und ſichern Geſchmakk zu erhalten. Es wäre zu demüthigend für Sie, wann ich Ihnen erzählen wolte, wie verächtlich von den von ihm ſo genanten Kritikhaſſern ſpricht, aber ich kan nicht umhin, Ihnen eine Stelle anzuführen, woraus erhellet, wie ſehr er überzeugt geweſen iſt, daß ohne die Kritik aller Geſchmakk und alle Bemühungen etwas Volkommenes herfür zu bringen, wegfalle: „(*) Wann ich zuweilen, ſpricht er, „ Männer von bekannter Geſchikklichkeit in den „ weibiſchen klagenden Ton der Beſchuldigungen „ wider die Kritiker, habe mit einſtimmen hören, „ ſo habe ich mir es nicht anders einbilden können, „ als daß ſie im rechten Ernſte, die aufblü- „

(*) S. Characteriſticks London 1737. gr. 8. Vol. III. Miſcellaneous Reflections Chap. II. S. 165.

„henden Genies der Jünglinge, die ſie für ihre
„Nebenbuhler halten, zu unterdrükken ſuchen,
„dadurch, daß ſie ihnen die Prüfung und die
„genaue Unterſuchung als unnöthig vorſtellen,
„ohne welche doch ſo wenig eine gute Schrift,
„als ein gutes Urtheil zu denken iſt.„

Es iſt gewiß, daß, wann in einem Lande der gute Geſchmakk bis auf den höchſten Gipfel geſtiegen iſt, ſo iſt die nächſte Urſach zu ſeiner Verſchlimmerung, der Mangel der Kritik; Ein Schriftſteller, der einen lebhaften Wiz, ſchimmernde Gedanken, ia öfters wohl nur gute Reime, und eine flieſſende Schreibart hat, iſt ſehr geneigt, ſich für einen groſſen Geiſt zu halten, und zu glauben, daß er das ſei, was er billig ſein ſolte; Er überredet ſich dahero leicht, daß er es ſo weit gebracht habe, als dieienigen, die ſeine Muſter ſind; Ich wundere mich dieſerwegen auch gar nicht, daß viele von unſern Kunſtrichtern und Schriftſtellern, mit ſich und ihren Brüdern in Apollo ſo ſehr zufrieden ſind. Wie nachläßig wird man aber nicht, wann man nicht glaubt, mehrere Staffeln der Volkommenheit erreichen zu dürfen, und wie wenig iſt es zu hoffen, daß man bei dieſer Zuverſicht, ſich über das Mittelmäßige, worinnen man ſich gefält, erhoben werde; Die Kritik iſt die einzige Helferin, die, indem ſie unſere Unvolkommenheiten aufdekt, in uns zugleich die Begierde nach höhern Volkommenheiten anfachen kan.

Der Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften bei uns, mag nun ſein wie er wolle, ſo iſt es gewiß, daß die genauſte Kritik uns unentbehrlich iſt; Wann man von deutſchen Genies Werke erwarten ſoll, die der Achtung der Nachwelt würdig ſind: noch weit unentbehrlicher aber iſt ſie uns, wann wir noch nicht wahre Schönheiten von Flittergolde zu unterſcheiden wiſſen, wann es wahr iſt, daß unſere Genies Ordnung und reife Uiberlegung für überflüßig halten, und daß es unſern arbeitſamen Schriftſtellern an Genie fehlet, kurz, wann der wenige gute Geſchmakk, deſſen wir uns rühmen können, auf dem Wege iſt, verderben zu werden. Warum zanken Sie alſo mit mir darüber, daß ich, für meine Perſon, dem algemeinen unbeſtimten Geſchmakk nicht Beifall geben kan? Solten Sie nicht vielmehr über die groſſe Schläfrigkeit derer, die ſich deutſche Kunſtrichter nennen, unwillig ſein, die mit ihren Lobſprüchen, mit ihren Anpreiſungen, mit groſſen Dichtern und unſterblichen Geiſtern ſo freigebig ſind, daß man öfters zweifeln muß, ob ihre alzugroſſe Gelindigkeit mehr aus Partheiligkeit, oder aus Unwiſſenheit herrühre? Bei einem Kunſtrichter, der mehr tadelt als lobet, kan man zwar zweifeln, ob ſein Tadel aus Eigenſinn, oder aus einer wahren Kenntniß der Eigenſchaften des Schönen herrühre. Der Kunſtrichter aber, der das geringſte Gute alzuſehr erhebet, der wahre und falſche, höhere und geringere, vorzügliche und entbehrlichere Schönheiten nicht unterſcheidet, muß nothwendig den gerechten Verdacht gegen ſich erwekken, daß ihm die wahre Güte, der ſeine Unterſchied, und die richtige Beſtimmung des Schönen, nicht bekannt ſein, und das gelindeſte, was man von ihm ſagen kan, iſt, daß er ſehr unbedachtſam urtheile; Wie ſchädlich iſt aber nicht die Unwiſſenheit und die Unbedachtſamkeit der Kritiker, von der die Unregelmäßigkeit und die Unvollkommenheit der Schriftſteller die gewiſſeſten Folgen ſind. Wir können es einem ſchlechten Schriftſteller noch zu gute halten, daß er ſchlecht iſt, er iſt ſchlecht für ſeine eigene Rechnung, und er kan nicht mehr thun, als uns eine verdrüßliche halbe Stunde machen, weil wir berechtiget ſind, ſein Buch wegzulegen, ſobald wir wollen; ein Kritikus aber, der uns zuverſichtlich ſagt, daß dieſer ſchlechte Schriftſteller gut iſt, handelt unverantwortlich, dann der Schriftſteller ſelbſt, und ein groſſer Theil der Leſer, wird es auf ſein Wort glauben, daß derſelbe wenigſtens erträglich iſt, und es iſt der nächſte Weg zu einem verderbten Geſchmakk, wann man das Mittelmäſſige für erträglich hält; Es gehet mit dem Verderben des Geſchmakks, wie mit der Neigung zu den Laſtern, es beſtrikket uns nach und nach.

> -This monſter of a frightful face,
> We firſt endure, then pity, then embrace!
>
> *Pope.*

Es iſt alſo das ſicherſte, daß man dem Mittelmäßigen die Hofnung auf unſern Beifall gänzlich abſchneide. Ich bin weit entfernt, meine Urtheile, ia nur meine Art zu urtheilen, für unbetrüglich und unverbeſſerlich zu halten; Aber ich preiſe nicht meine Meinungen an, ſondern ich vertheidige den Weg, auf welchem alle groſſe Geiſter zu ihrer Gröſſe geſtiegen ſind, wann ich wünſche, daß alle unſere Schriftſteller und Kunſtrichter mit dem Mißtrauen zu Werke gingen, das ſie an mir tadeln. Es iſt gewiß, daß das Mißtrauen, wann es nicht mit den übrigen Eigenſchaften eines Kunſtrichters vergeſelſchaftet iſt, in eine unzeitige Tadelſucht ausartet. Aber wann wir durch dieſes Mißtrauen auch nur auf unſere Unvolkommenheiten aufmerkſamer würden, ſo würden wir ſchon einen groſſen Schritt gethan haben, wann wir merkten, wie viel uns noch fehlt: Geſezt, daß die mittelmäßigen Geiſter anfingen, mit eben ſo weniger Bedachtſamkeit zu tadeln, als ſie izt leben, ſo könte wenigſtens die Neigung zu einer ſorgfältigen Unterſuchung einem vernünftigen Tadel den Weg bahnen; Vielleicht würden ſie gar, wann ſie ſo tadelten, wie ſie izo leben, aus Irthum auf den rechten Wege ſein, wenigſtens würde es allemahl vortheilhafter ſein, einen groſſen Schriftſteller, von einer Wolke unzeitiger Tadler, auf einen Augenblikk überziehen ſehen, aus der er, in dem folgenden Augenblikk, ſich mit vortreflichen Glanze heben wird, als ein Duzzend mittelmäßiger Köpfe ſich für Muſter der ſchönen Künſte ausgeben hören, die durch die dienſtwilligen Lobſprüche ſein wollender Kunſtrichter in ihrem guten Glauben noch mehr beſtärket werden, welche beiderſeits ſo viel ſchlechte Werke hervorbringen und anpreiſen, daß die Nachwelt mit Recht von uns wird urtheilen können,

nen, daß unſer algemeiner Geſchmakk eben ſo mittelmäßig geweſen ſei, als der gröſte Theil unſerer Schriftſteller. Ich bin ꝛc.

Der achtzehende Brief.

Mein Herr!

Es iſt bekannt, daß die Deutſchen ſeit ohngefähr vierzehen Jahren angefangen haben, richtigere Begriffe von dem wahren Schönen in der Dichtkunſt zu bekommen. Dieſes hatten ſie ohnſtreitig den Bemühungen der Herren Bodmer und Breitinger zu danken. Die kritiſche Dichtkunſt des Hrn. P. Gottſcheds hatte zwar ſeit ſchon geraumer Zeit einen guten Grund geleget, um die alzugrobe Gedanken, von dem, was in den ſchönen Wiſſenſchaften ſchäzbar iſt, zu verbannen, aber die Urtheile der Kunſtrichter, waren zu gelinde und unbeſtimt, und die Genies, aus der damaligen deutſchen Geſelſchaft in Leipzig, die ſich noch am meiſten von dem gemeinen Haufen abzuſondern meinte, waren zu mittelmäßig, daß wir alſo, ſeit dem 1724ſten Jahre, auſſer den Gedichten der Herren von Haller und Hagedorn, nichts aufzuweiſen haben, das der Ewigkeit würdig wäre. Die Herren Schweizer lebten mit dem Hrn. Gottſched in alzuguten Vernehmen, als daß ſie dieſen mittelmäßigen selmäßigen Geſchmakk hätten hart angreifen ſollen, und ihre Schriften, womit ſie anfingen, der Kritik ein Licht aufzuſtekken, waren, was die Sprache betrift, zu rauh und unangenehm, als daß ſie in den damaligen Zeiten, wo man eine reine Sprache für das gröſte Verdienſt eines ſchönen Geiſtes hielt, hätten Beifall finden können; Die mittelmäßigen Köpfe blieben alſo ruhig in dem Beſizze der Freiheit, ſich untereinander göttlich zu nennen, und Neukirch, Krauſe, Seidel, Corvinus, hieſſen immer noch Dichter, als zum Glükk für den guten Geſchmakk. Die Herren Schweizer, wie man ſagt, um einer Kleinigkeit willen, ſich mit dem Hrn. Gottſched entzweieten, um dadurch Gelegenheit bekamen, ihrer kritiſchen Heftigkeit freien Lauf zu laſſen; Weil man dazumahl Gottſcheden und die deutſche Geſellſchaft für unbetrieglich hielt, ſo muſten Schriften, darin ſie ſo heftig angegriffen wurden, nothwendig viel Aufſehen machen; und dieſes verurſachte, daß viele gute Köpfe, die in der That meiſtens aus Hr. Gottſcheds Schule gekommen waren, einzuſehen anfingen, daß zu einem groſſen Dichter mehr als Sprachrichtigkeit und reine Reime erfordert würden: Gellert, Schlegel, Käſtner, Zachariä, fingen an, als treue Gottſchedianer, ihre erſte Bemühungen auf die Grundſäzze ihres Lehrmeiſters zu bauen, aber die Gröſſe ihres eigenen Genies, machte, daß ſie bald das Unvolkommene eines ſeichten Geſchmakks verachten lerneten, ſie verbanden die Gründlichkeit der Schweizer, mit der Annehmlichkeit der Sprache, die ſie in ihrer Gewalt hatten; Die erſte Frucht dieſer glüklichen Verbindung, waren die Bremiſchen Beiträge, die ſo viel beigetragen haben, um den guten Geſchmakk algemeiner zu machen, und wann man nach dem ſchleunigen Fortgange, den die richtigern Kenntniſſe, von dem Vortreflichen in den ſchönen Wiſſenſchaften, damals gehabt haben, hätte urtheilen ſollen, ſo würde man dem deutſchen Wizze eine Gröſſe haben weiſſagen müſſen, ꞉ ꞉ zu der er nicht geſtiegen iſt: Vielleicht ſcheinet es Ihnen eine paradoxe Frage, warum die Deutſchen in ſo vielen Stükken mittelmäßig geblieben ſind? Vielleicht würden ſie mir gar nicht einmahl Beifall geben, wann ich Ihnen ſagen wolte, in wie vielen Stükken wir uns, meines Erachtens, noch nicht über das Mittelmäßige erhoben haben: Die Liebe zu ſeinem Vaterlande iſt zuweilen ſehr verführeriſch, aber Sie müſſen dieſer Liebe ohnerachtet, eine groſſe Menge elender Schriftſteller bei uns bemerket haben, und die Ausſchweifungen der beiden Partheien, die noch immer ein Recht auf die Herrſchaft über den deutſchen Wiz zu haben glauben, können Ihnen nicht unbekannt ſein; Sie werden mir alſo wenigſtens Recht geben, wann ich behaupte: daß wir in den meiſten Theilen der ſchönen Wiſſenſchaften, noch nicht zu der Höhe geſtiegen ſind, darauf wir unſere Nachbarn ſehen: Die Natur der Deutſchen ſelbſt kan hieran nicht Schuld ſein, da unſer Vaterland Geiſter gezeiget hat, die ſich mit den Ausländern meſſen dürfen; Es müſſen alſo Urſachen da ſein, warum der gemeine Hauſen

ſen unſerer Schriftſteller zu unſern groſſen Schriftſtellern nicht die Verhältniß hat, die der gemeine Haufen der ausländiſchen Schriftſteller zu der Gröſſe der berühmten Ausländer hat. Ich dürfte keinen dürftigen Poeten fragen: Woher es rühre, daß die ſchönen Wiſſenſchaften in Deutſchland nicht empor kommen können? „Hinc illæ„ lacrumæ, würde er ſagen: Lieber Herr! es fehlen„ die Mäcenaten. Man ſehe wie die Franzoſen„ und Engländer ihre wizzige Köpfe beſolden, und„ wie viel Ehre dieſe ihren Nationen dafür ma-„ chen. Wie elend gehet es nicht hingegen einem„ Deutſchen! Die Nahrungsſorgen, mit denen er„ ſich quälen muß, verſcheuchen die Muſen! Man„ mache uns ſo reich, als einen **Boileau**, **Pope**„ und **Voltaire**, wir werden bald **Boileaus**, **Popen**„ und **Voltairen** unter uns aufſtehen ſehen!„ Dieſe Klage könnten, auſſer meinem Poeten, auch vielleicht Leute von mehrerer Einſicht führen, auf deren Urtheil man glauben ſolte, ſich verlaſſen zu können; Ich muß aber geſtehen, daß ich demſelben nicht völlig Beifall geben kann. Ich habe von den beſoldeten Poeten, und von den Poeten, die nichts, als Poeten ſind, meine beſondere Gedanken: Die Malerei, die Bildhauerkunſt, die Muſik, ſind Künſte, deren Ausübung ſo vielen Schwierigkeiten unterworfen iſt, daß, wer darinnen etwas leiſten will, ſich ihnen ganz widmen muß; Hingegen die Regeln, und ſonderlich die Ausübung der Dichtkunſt, iſt ſo leicht, daß ein gutes Genie, ohne Mühe, ſich darinn eine Kenntniß erwirbt. Auſſer dieſer leichten Ausübung der

Dichtkunſt, iſt der Poet, nur in ſo wenig Stunden ein Poet, daß, wie mich dünkt, die Republik gar wohl fodern kann, daß er die übrigen Stunden ihrem Dienſte widmen ſolle: Es iſt wahr, es iſt leicht möglich, daß ſich der poetiſche Enthuſiasmus und die Amtsgeſchäfte des Poeten, zu gleicher Zeit, einfinden; Aber ein Poet muß ſich hierein zu ſchikken wiſſen, er muß bedenken, daß, wann er auch kein Amt gehabt hätte, ſeine poetiſche Hitze doch öfters hätte geſtöret werden können, wann ſich ein unbeſcheidener Gläubiger gemeldet, oder ein Verleger ſeine Schriften zurük geſchikkt hätte. Ein Poet hat auſſerdem, ſo verſchiedene Arten von Kenntniſſen nöthig, daß er, wann er nichts als ein Poet iſt, groſſe Gefahr läuft, viele Sachen mit alzu poetiſchen Augen anzuſehen, und es iſt daher, wie mich dünkt, ein beſonderer Vortheil für ihn, wann er ſich in Verbindungen befindet, die ihn öfters aus ſeiner poetiſchen Sphäre reiſſen, und ihn erinnern, daß er in einer ſehr unpoetiſchen Welt lebe. Ich will hiermit gar nicht läugnen, daß es nicht vortreflich iſt, wann groſſe Schriftſteller belohnet werden, und wann ſonderlich denjenigen, die ſich mit den gröſſern Werken der Dichtkunſt beſchäftigen, die Muſe gegeben wird, ohne die ſie nichts Vortrefliches leiſten können. Aber ich glaube nicht, daß es einem Lande ſchimpflich ſei, wann dieſe Belohnungen nicht ſo häufig ſind; Beſoldungen werden allein keine groſſe Geiſter hervor bringen: Wie viel dunkle Namen finden wir nicht, unter den wohlbeſoldeten Mitgliedern der Franzöſiſchen Akademie?

Waren König und Beſſer darum weniger mittelmäßig, weil ſie Hofpoeten waren? Machen ſie, oder ein Haller, Hagedorn, Rabener, Gleim, Uz, die alle in unpoetiſchen Aemtern ſtehen, unſerer Nation mehr Ehre? Ein guter Kopf, der durch beſchwehrliche Arbeiten, die er ſeines Unterhalts wegen unternehmen muß, ſein Genie unterdrükket ſiehet, iſt allerdings zu bedauren; Wann ich aber nicht irre, ſo würden die Reichthümer und die Beſoldungen, die unſern Dichtern ſo nothwendig ſcheinen, ſie vielleicht ſchläfriger machen, als alle Nahrungsſorgen; Ein Deutſcher, der ſo reich wäre, als der Hr. v. Voltaire, würde ſeine Intereſſen in Ruhe verzehren, und ſich wohl hüten, ſeinen Ruhm durch Trauerſpiele, Univerſalhiſtorien, und Gedächtnißverſe, darüber auf das Spiel zu ſetzen. Wir dürfen es uns alſo nicht leid ſein laſſen, wann unſere ſchöne Geiſter ihre meiſte Tage mit Beſchäftigungen zubringen, über die die Muſen nicht präſidiren. Vielleicht müſſen wir es den deutſchen Fürſten gar Dank wiſſen, daß ſie, durch an ſchlechte Köpfe ertheilte Penſionen, den verderbten Geſchmakke nicht noch mehr Nahrung gegeben haben. Wir haben davon in allen Nationen Beiſpiele, und es wäre ein Wunder, wann bloß unter den Deutſchen die Belohnungen nur auf die Würdigen ſolten gefallen ſein. Wir können uns alſo über den Mangel der Belohnungen leicht tröſten, und wir würden uns noch leichter tröſten können, wann unſere Dichter alle die Gaben hätten, durch die man vorzügliche Belohnungen verdienet; Mich dünkt aber, es fehlet den meiſten unter ihnen etwas, das ſie durch keine Beſoldungen, und durch nichts in der Welt erlangen können, nemlich: Genie. Bei vielen Schriftſtellern, die unſere Nachbarn für mittelmäßig halten, trift man wenigſtens Genie an, ob es gleich ein rohes, unausgebildetes und mängelhaftes Genie iſt. Dis iſt die Urſache, warum viele Schriftſteller, die die Ausländer ſchlecht nennen, über unſere ſchlechte Schriften ſo unendlich erhaben ſind; Unſre Buchläden wimmeln von Schriften, denen man die Mühe anſiehet, die ſich ihr Verfaſſer gegeben hat, um einige Blätter à tout prix anzufüllen; Könnten Leute, die nur einen Funken des göttlichen Feuers, das in einem Dichter lodern ſoll, ſo viel matte und proſengleiche Reime, und ſo viel kalte und nichtsbedeutende Proſe herfür bringen, als wir von allen Seiten her um uns ſehen? Das Genie, die vivida vis animi, iſt die einzige Thür zu dem Vortreflichen in den ſchönen Wiſſenſchaften, die Gelehrſamkeit und die Arbeitſamkeit, mit denen unſere ſchlechten Schriftſteller daſſelbe erſezzen wollen, dienen nur den Mangel deſſelben noch mehr zu verrathen. Eine küzzelnde Begierde, Reime oder ſechs Füſſe, zu ſechs Füſſen zu paaren, und die natürliche Fähigkeit, ſchön zu denken, und feine Wendungen von platten Gedanken zu unterſcheiden, muß man ja nicht vermengen; Ein öder Kopf, der ſich einfallen läßt, einen ſchönen Geiſt vorzuſtellen, bleibt ewig ſteif und unnatürlich, wann er ſich auch noch ſo ſehr anſtrenget; Seine Gedanken tragen beſtändig die Kennzeichen der

Mühſamkeit an ſich, mit der ſie zuſammen geſezt ſind: Er haſchet das Schimmernde; Der Weg der Natur, der einzigen Quelle aller Schönheiten, bleibt ihm unbekannt, und wann er ihn finden könnte, ſo ſind ihm Kunſt und Spielwerke lieber. Ein Chaulieu, ein Caniz denkt richtig, ohne daß er es ſelbſt weiß, er beſtreut jeden Weg mit Blumen, und wann er verführet wird, ſo ſind ſeine Vergehungen ſo angenehm, daß wir uns leicht überreden laſſen, ſie ihm zu vergeben. Das Genie iſt der wahre Probierſtein eines ſchönen Geiſtes, nicht Regeln und übel angebrachte Gelehrſamkeit. Ein **Caniz**, eine **Sevigne**, ein **Opiz**, werden leben, wann hundert Pedanten ihrer Zeit werden vergeſſen ſein; Es iſt wahr, daß das Genie für ſich nicht hinlänglich iſt, und daß es weiter bearbeitet werden muß: Ich behaupte aber auch, daß es unſern angehenden Schriftſtellern, die noch Genie haben, an einem vornehmen Mittel fehlet, daſſelbe mehr zu excoliren, nämlich an **Kenntniß und an Umgang** mit der groſſen **Welt**: Hiervon rühren ohne Zweifel die meiſten Ausſchweifungen unſerer jungen Dichter her; Sie kennen nichts als ihr Cabinet, ihr Collegium, ihre Univerſität, auf der ſie ſchreiben: Die Welt, für die ſie ſchreiben, iſt ihnen unbekannt. Jungen Leuten, die etwas von der Buchſtabenrechnung und den Anfangsgründen der Metaphyſik gelernet haben, ſcheinen dieſe Sachen viel zu artig, als daß ſie ſie nicht bey Gelegenheit anzubringen ſuchen ſolten; Weil ihnen die philoſophiſche Sprache erhaben deucht, ſo iſt es kein

Wunder, daß ſie ſie in ihren Verſen reden, und weil ſie ganz genau gerechnet, in dem Vortrag ihrer Lehrer doch auch manches nicht verſtehen, ſo ſodern ſie von ihren Leſern auch nicht, daß ſie alle Verſe verſtehen ſollen, ja ſie nehmen ſich deswegen ſelbſt nicht die Mühe, ſie zu verſtehen: Das Tändeln ſtehet dieſen Herren noch weniger an, ſie zeigen zu ſehr, daß ſie nicht in der rechten Schule geweſen ſind, ihre zärtliche Zeilen ſind mit der auserleſenſten Pedanterei begleitet; Sie ſtellen ſich ihre Leſer ſo vor, wie ſich: zum Unglükk ſind ſie nicht ſo. Wann unſere Dichter in vernünftigen Geſelſchaften, ein munteres und ungezwungenes Weſen annehmen lernten, ſo würde die Steife und die Pedanterei nicht alle ihre Zeilen verſtellen, und ſie würden ſich vor tauſend Unanſtändigkeiten in acht nehmen lernen, die ſie nicht bemerken, die aber der Welt ſogleich in die Augen fallen. Die freie Erziehung eines Franzoſen unterhält ſein Genie, er lernt ſich ausdrukken, er lernet, was Wiz und feiner Scherz iſt, er wird ein Poet, indem er die Sprache des Herzens oder des Wizzes redet. Der Engländer hat zwar nicht das Geſelſchaftliche eines Franzoſen, ſein ernſthaftes Nachdenken aber, und die fleißige Leſung der Alten, ſchaffen die männlichen Schönheiten, die dieſer Nation eigen ſind. Ein Deutſcher fängt von der Schule an, ein Dichter ſein zu wollen, weil er von ſeinen Lehrern, die vielleicht noch weniger Geſchmakk haben, als er, wegen einer unglükklichen Fertigkeit, Verſe zu machen, gelobet wird, ſo glaubt er, das Weſen der Dichtkunſt beſtehe darinn, weil ſeine Gedichte niemahls gehörig ſind getadelt worden, ſo glaubt er berechtigt zu ſein, ſich höher zu ſchwingen, und das zu thun, was groſſe Dichter gethan haben. Haben wir nicht dieſem Mangel der Erkenntniß des wahren Weſens der Dichtkunſt, die Menge unglücklicher Nachahmer groſſer Dichter zu danken, mit denen Deutſchland ſo überſchwemmt iſt? Ein kleiner Geiſt will philoſophiſch ſchreiben, wie Haller, und er ſchreibt pedantiſch und dunkel: Er höret, daß Kloppſtok ein groſſer Dichter iſt, und glaubet es, weil er ihn nicht verſtehet, er nimmt ſich vor, Kloppſtokiſch zu ſchreiben, und bringt, GOtt weiß! wie abſcheuliche und unſinnige Geburten herfür; Ein ſcherzhafter Gleim und Leſſing ſcheinen ihm Muſter zu ſein, die ſich ſehr leicht erreichen laſſen, und er fängt ſeine Dichterarbeiten, mit matten und abgeſchmakkten Tändeleien an, über die jeder, auſſer dem Verfaſſer, ſelbſt einſchlafen muß. Wann die wahre Critik, die Kenntniß der Schönheiten der Alten und Neuern, und richtige Beſtimmung dieſer Schönheiten, ich will nicht ſagen, unter unſern jungen Dichtern, ſondern nur, unter unſern ſeinwollenden Kunſtrichtern, allgemeiner wäre, ſo würden wir ſo unſinnige, und ſogar unbegreiflich ſchlechte Geburten bei uns nicht finden. In Paris, in London, iſt der Richterſtuhl des Wizzes in dem ganzen Lande, man beurtheilet daſelbſt den Werth der Gedichte, nach dem Beifall, den ſie in den Geſellſchaften, in den Coffeehäuſern, in den Cabinettern der Perſonen von Geſchmakk, erhalten. Deutſchland iſt viel zu weitläufig, und wird von zu verſchiedenen Herren beherrſchet, als daß der Geſchmakk einer Stadt, den Geſchmakk der übrigen ſolte bilden können, und unſere groſſe Geſelſchaften pflegen ſich ſo wenig mit den ſchönen Wiſſenſchaften zu beſchäftigen: Ein groſſer Theil des deutſchen Publici iſt auch viel zu bequem, als daß er die Gedichte leſen ſolte, die er beurtheilet, dahero iſt es ſelten zu erwarten, daß man in freundſchaftlichen Geſelſchaften, Gedichte vorleſen und den Werth derſelben richtig beſtimmen werde. Die gewöhnlichſte Art, den Werth der deutſchen Werke des Wizzes zu beſtimmen, ſind die gedrukkten Beurtheilungen, und dieſe ſind es eben, durch die der Geſchmakk ihres Landes zuweilen mehr verderbet, als gebeſſert wird; Die wichtigſte Beſorgniß, die ein angehender franzöſiſcher oder engländiſcher Dichter haben kann, iſt, daß die Cabale eines ältern Poeten, ihn nicht, ohnerachtet der Verdienſte, die er haben könnte, unterdrücken möge: Dasienige aber, wofür ſich ein angehender deutſcher Dichter am meiſten fürchten ſolte, iſt, meines Erachtens, daß eine Cabale guter Freunde ihm nicht durch unzeitige und unverdiente Lobeserhebungen, die gute Meinung von ſich ſelbſt beibringe, die ein ieder ſich ſo leicht gefallen läßt, und die der wahren Volkommenheit, ſo ſehr hinderlich iſt; Es iſt in Deutſchland nichts leichter, als gelobet zu werden, aber eben dieſe Verſchwendung des Lobes, macht, daß wir nicht einſehen lernen, in wie vielen Fällen, wir kein Lob verdienen. Die Freundſchaft und die Leichtſinnigkeit der Kunſtrichter, verurſachet, daß ſie vieles herausſtreichen, das ſie in ihrem Herzen, wenigſtens nicht in dem Grad, darinn ſie es loben, für lobenswürdig erkennen; Aber eine ſtrafenswürdige Unachtſamkeit und die Unwiſſenheit in den Regeln und den Beſtimmungen der Schönheiten, machet, daß ſie ein Stükk wirklich für regelmäßig und volkommen halten, das doch mittelmäßig und unausgearbeitet iſt, dadurch, daß wir uns ſo leicht mit Schönheiten der untern Gattungen zufrieden ſtellen laſſen, zeigen wir, daß wir gegen die Reizungen der höhern Schönheiten gleichgültig ſind: Daher kommen die ausſchweifenden Lobeserhebungen, die mittelmäßigen Werken gegeben werden, und dahero ſtimmen die Urtheile der wenigen wahren Kenner mit den öffentlichen Anpreiſungen ſo oft gar nicht überein. Schimmernde Gedanken und glänzende Züge, die öfters eben deswegen am meiſten glänzen, weil ſie unausgearbeitet ſind, werden für hinlänglich gehalten, um ein Werk unſterblich zu nennen; Es wird für eine ausſchweifende Tadelſucht gehalten, matte Stellen zu tadeln, die Richtigkeit einzelner Gedanken zu unterſuchen, und dasienige frei zu verbeſſern, was einer Verbeſſerung nöthig hat. Gewiſſe Leute nehmen eine ſehr verächtliche Mine an, wann man ſich verlauten läßt, daß hier eine Stelle unpoetiſch und matt ſei, daß dort eine Menge prächtiger Worte nichts ſage, daß dort ein weit hergeholter Gedanke, platt und unnatürlich ſei; Saget Ihnen vollends ein Wort von dem Wohlklange der Schreibart, von der Richtigkeit der Wortfügung, von der Deutlichkeit und Genauigkeit des

Ausdruks, ſo werdet ihr in ihren Augen die verächtlichſte Creatur ſein, und ihr möget froh ſein, wann ſie euch nicht allen Geſchmakk und geſunde Vernunft abſprechen. Sie haben eine Regel feſtgeſezet, die ſo falſch, als gefährlich iſt; nämlich, daß die Verdienſte eines Dichters uns hindern müſſen, ſeine Fehler zu bemerken. Es iſt wahr, daß es eine unedle Tadelſucht anzeigen würde, wann man einen groſſen Dichter, weniger Fehler wegen, ſeines Ruhmes zu berauben ſuchen wolte, aber ohngeachtet man dieſe Fehler, gröſſerer Verdienſte wegen, entſchuldiget, ſo bleiben ſie dennoch Fehler, und die durchaus angezeiget werden müſſen, damit ſie nicht endlich für Schönheiten gerechnet werden. Warum ſolten wir nicht kleine Fehler bemerken, da auch kleine Schönheiten zu der Annehmlichkeit des Ganzen das ihrige beitragen, und da mehrere kleine Fehler das ſchönſte Ganze verſtellen können: Und gleichwohl hält man es für Tadelſucht, wann man bemerket, daß Bodmers Hexameter nicht ſo richtig und wohlklingend ſind, als Kloppſtoks; Daß Kloppſtoks Ausdrukk nicht ſo genau und angemeſſen iſt, als Hallers; Daß Hr. Bodmer und Hr. Wieland ſich ohne Noth fremder Wörter und ungewöhnlicher Redensarten bedienen; Daß ein Reim und der Fall der Silben gut und ſchlecht ſein kann; Daß der Reim weder erhabene noch naive Schönheiten hindert, und daß Gellert in richtigem Deutſch und in reinen Reimen mehr naives geſagt hat, als die ſämtlichen Antidiluvianer, die in Hr. Bodmers übel ſcandirten Hexametern reden.

Ohnerachtet unſere Kunſtrichter am empfindlichſten werden, wann man ihnen zumuthet, daß ſie die kleinern Schönheiten auch einiger Aufmerkſamkeit würdigen ſollen, ſo iſt es doch weit gefehlet, daß ſie die höhern und würdigſten Schönheiten in ein rechtes Licht ſezzen, und genau beſtimmen ſolten; Man ſagt uns überhaupt: „Der vortrefliche„ Hr. Verfaſſer habe ein unſterbliches Werk gemacht,„ und man würde uns für ſehr unbeſcheiden halten, wann wir fragen wolten: Warum es vortreflich ſey? und ob alles daran vortreflich ſei? Man würde auch die Kunſtrichter zuweilen in eine groſſe Verlegenheit ſezen, wann man den Grund ihres Urtheils fordern wolte; Sie ſelbſt haben öfters nicht mehr dabei gedacht, als daß der Verfaſſer, ihr Freund, berühmt, oder von einer gewiſſen Parthei ſei. Dis iſt der groſſe Entſcheidungsgrund, der unſere Kunſtrichter regieret, da ſonſt ein Gedicht von der Gegenparthei eben die innere Güte haben kann, als eines von der Parthei des Kunſtrichters. Es iſt eine groſſe Frage: Ob viele Hexameter im Wurmſamen nicht eben ſo viel taugen, als viele Hexameter der Herren Schweizer; und ich zweifele nicht, daß wann man ein Stükk aus dem Wurmſamen, als ein Stukk aus dem keuſchen Joſeph, einem Schweizeriſchen Kunſtrichter vorlegen ſolte, er nicht ſehr tragiſche und entzükkende Stellen darinn finden würde. Wann Hr. Gottſched den Hr. B. v. Creuz loben will, ſo ſagt er, daß in deſſen Gedichten kein Zürchergeſchmakk ſei, und wann die Schweizer eben denſelben loben wollen, ſo ſagen ſie, daß er ſich über den Gottſchediſchen Geſchmakk erhoben habe! Dieſe ſeltſame Art zu urtheilen, wird, ſo lange ſie noch Mode bleibt, ein wichtiges Hinderniß des Fortgangs der ſchönen Wiſſenſchaften ſein. Jedermann kann mit leichter Mühe, ſich bei einer Parthei den Titel eines groſſen Geiſtes erwerben: Er darf nur mit einem von den Häuptern der Partheien, in einiger Verbindung ſtehen, und auf die Gegenparthei rechtſchaffen ſchimpfen. Und ſolte dann eine von dieſen herrſchenden Partheien, den Weg des guten Geſchmakks ſo genau betreten, daß ein Menſch von Geſchmakk verbunden wäre, ſich zu einer derſelben ganz zu ſchlagen? Mich dünkt, die Fehler beider Partheien ſind alzu ſichtbahr! Die Herren Gottſchedianer ſind ſchon zum Sprichwort worden, und machen es täglich ärger; Die Herren Schweizer haben bei ihren übrigen Verdienſten, von je her, ihren Kopf für ſich gehabt; Viel Eigenſinn und Heftigkeit; Alzuviel Liebe zum Beſondern, und alzuwenig Aufmerkſamkeit auf die Schönheiten der Sprache, der ſie wirklich durch eine zwanzigiährige Uebung noch nicht mächtig geworden ſind; Seit einiger Zeit fangen ſie an, ſich faſt ganz auf die Seite des Beſondern, und vielleicht des Abentheuerlichen zu ziehen: Hätten ſie vor funfzehn Jahren ſo gelehret, wie ſie izt dichten, ſo würden Hagedorn und Gellert nicht auf ihre Seite getreten ſein. Die Dichtkunſt iſt von der leichten Kunſt, Reime und Verſe zu machen, ſehr unterſchieden; laſſet uns ihre innerſten Gründe unterſuchen, und laſſet uns die Critik, die alle groſſe Geiſter gebildet hat, nicht ſcheuen, ſo werden wir nicht Gefahr laufen, ohne Verdienſt zu loben und ungegründet zu tadeln, und wann wir die wahren Quellen des Schönen unterſuchen werden, ſo wird die Partheilichkeit unſern Beifall nicht mehr beſtimmen. Die Klagen über das Verderben des Geſchmakks, die die eine Parthei anſtimmt, ſo bald die andere ſich empor zu heben anfängt, bedeuten nicht mehr, als wann eine Coquette von der andern übels redet. Laſſet uns bei unſern Dichtern Genie vorausſezzen, ſo werden wir keine Aeſopiſche Fabeln, keinen Hermann, keine Verſuche von Trauerſpielen, von ihnen zu befürchten haben. Und wann ſie Gelegenheit haben, mit der groſſen Welt bekannt zu werden, und zu lernen, wie weit dieſelbe von dem Cabinet eines Dichters, oder von einem Hörſaal unterſchieden iſt, ſo wird ihnen auch der Geſchmakk der Welt zu bekannt werden, als daß ſie nicht befürchten ſolten, mit matten Hexametern, unausgearbeiteten Ideen, ſeraphiſchen Tändeleien und altväteriſchen Wortfügungen, ausgepfiffen zu werden. Ich bin ꝛc.

E N D E.

Fiche

Nicolai

Ehrengedächtniß
Herrn
Thomas Abbt.

An Herrn D. Johann George Zimmermann
von
Friedrich Nicolai.

Berlin und Stettin
1767.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die Beſtürzung, mein liebſter Zimmermann! über den Tod eines Freundes, giebt bald der ſtillen Betrübniß Raum, in der uns der verlohrne Gegenſtand beſtändig vor Augen ſchwebt, in der wir uns ſo gern mit allem was ihn angehet beſchäftigen, in der uns das Andenken, auch der kleinſten Umſtände die ihn betreffen, mit einem melancholiſchen Vergnügen erfüllet.

So denke ich itzt täglich an meinen geliebten Abbt, dem die Natur das ſanfteſte, das rechtſchaffenſte Herz, verbunden mit dem fähigſten Verſtande verliehe, und der jeden Augenblik ſeines leider allzukurzen Lebens anwendete, um jenes zu beſſern, und dieſen aufzuklären. Er iſt uns entriſſen! — der durch die erſte Frucht ſeines aufblühenden Genies mir bekannt ward, mit dem ich in ſechs glüklichen Monaten, die ich ſeinen Umgang genüßen konte, die unzertrennlichſte Freundſchaft knüpfete, der ſeitdem beſtändig der Gefährte meiner Arbeit geweſen, der mich alles was die ſeinigen betraf wiſſen ließ, der beſtändig ſeine geheimſte Gedanken mit mir theilete, deſſen Eifer für die Wahrheit mich anfriſchte, deſſen Beiſpiel mich ermunterte, deſſen Briefwechſel mich unterrichtete, deſſen Zärtlichkeit mir die reinſte Wolluſt gewährte! — Er iſt uns entriſſen — Was ſage ich; Er iſt Deutſchland entriſſen! Deutſchlande, das ſeine Schriften mit Bewunderung las, das von der Güte dieſer frühen Früchte, auf die Vortreflichkeit reiferer mit Zuverſicht ſchloß, ja das in einem Manne der die edelſten Geiſtesgaben mit Fleiß, Gelehrſamkeit und geſunder Philoſophie in einem ſo vorzüglichen Grade verband, mit Recht einen der gröſten Schriftſteller zu ſehen hoffen konte.

Das Andenken dieſes verblichenen Freundes erfüllet itzt meinen ganzen Geiſt. Ich rufe jeden Augenblick zurück, den ich in ſeinem liebenswürdigen Umgange zugebracht, jede Veränderung ſeines Lebens, jede Veranlaſſung einer Schriften, jeden Zuſammenhang ſeiner Gedanken. Nach und nach ſtellt ſich mir ſein ganzer Lebenslauf dar. Wie leicht kann ich alſo mein theuerſter Freund, Ihrem Verlangen zufolge Ihnen denſelben vorlegen! Es iſt aber nicht ein Denkmal, das ich ihm bey der Nachwelt aufrichte; ſein würdigſtes Denkmal ſind ſeine Schriften. Es iſt ein Opfer das ich der Freundſchaft zolle, es iſt das ſüße Andenken eines Weiſen, der ſein Leben damit zugebracht, nach Tugend und Weisheit zu ſtreben, der in Jünglingsjahren männliche Volkommenheiten beſaß, der von ſeinen erſten Jahren an, ſein Herz jeder edlen Empfindung, ſeinen Geiſt jedem nützlichen Wiſſen öfnete, der in einem Alter ein Muſter der Nachahmung ward, in dem man ſonſt ſelbſt noch Muſter zu ſuchen pfleget.

Thomas Abbt, der einzige Sohn Herrn Thomas Abbts des Aeltern und Fr. Annen Eliſabeth gebohrnen Binderin, ward in der Reichsſtadt Ulm den 25ten November 1738 geboren.

Der Vorname Thomas iſt von ſeinen Voraltern ſeit undenklicher Zeit geführet worden, und dieſen führte auch ſein Großvater, der in den Kriegen, die im Anfange dieſes Jahrhunderts Deutſchland beunruhigten, von den niedern Stufen des Kriegsſtands ſich durch Verdienſte bis zur Stelle eines Hauptmanns ſchwang, und ſeiner Vaterſtadt Ulm bey verſchiedenen Gelegenheiten wichtige Dienſte leiſtete. Er ſtarb aber zu früh für den Vater unſers Abbts ſeinen einzigen Sohn, der nicht aus Neigung, ſondern auf Befehl ſeiner Vormünder, die Perukenmacherkunſt erlernen muſte, eine Kunſt die für ſeine Gemüthsgaben zu gering war. Inzwiſchen gab ſie ihm Gelegenheit auf verſchiedenen Reiſen nach Frankreich England und Holland, viele Merkwürdigkeiten zu ſehen, und einige Zeit nach ſeiner Zurükkunft in ſeine Vaterſtadt, ſahe er ſich in den Stand geſezt, ſeine ganze Werkſtatt einem Verwandten zu ſchenken. Seit dieſer Zeit lebt dieſer würdige Vater, deſſen rechtſchaffenen Charakter der dankbare Sohn ſelbſt der Welt geſchildert hat,*) mit der Mutter, einer ehrwürdigen Matrone, in einem anſtändigen und ſtillen Privatſtande, welcher völlig glüklich ſeyn würde, wenn ſie nicht einen einzigen und zwar ſo vortreflichen Sohn hätten überleben müſſen.

Die erſte Unterweiſung gab unſerm Abbt ſein Vater, der izige Göttingiſche Gottesgelehrte Herr D. Miller, der dazumal auf dem Ulmiſchen Gymnaſium ſtudirte. Im Jahr 1745, in ſeinem ſiebenten Jahre ward er

---

*) Man ſtelle ſich ein Leben vor, das in der Stille, ohne öffentliche Bedienung, aber mit Emſigkeit, volbracht iſt. Jede Laſt getragen; jede Schuldigkeit dem Staate entrichtet; Wohlthun über eine ganze Familie ausgebreitet, die Seinigen erzogen, verſorget; auch der Seinigen Angehörige erzogen, und verſorget; manche berathen, manchen geholfen: Sind wohl viele öffentliche Bedienungen, darin man ſo viel und ſo groſſen Nuzen ſtiften kann? Vielleicht erkennt mancher mit gerührter Dankbarkeit in dieſem Gemählde ſeinen Vormund, ſeinen Vater. Gottlob denn, daß noch mehrere einen ſolchen Vater haben, als ich habe. V. Verdienſte S. 403.

in die lateiniſche Schule des Gymnaſium gebracht. Vielleicht ſcheint der Umſtand etwas geringfügig, daß der Rector des Gymnaſium Herr Profeſſor Miller, *) als er den jungen Abbt prüfete, denſelben eine Claſſe höher ſetzen muſte, als er ſelbſt anfangs willens war, und daß Abbt in dieſer höhern Claſſe, wo die Gewohnheit dem Neuankommenden die unterſte Stelle anweiſet, durch ſeine erſte Ausarbeitung den oberſten Plaz erhielt, und auch hernach behauptete, ohnerachtet viele ſeiner Mitſchüler noch einmal ſo alt waren als er; Wenigſtens aber zeigt dieſe Anecdote, wie früh ſchon ſeine Fähigkeiten ſein Alter übertrafen.

Der öffentlichen Unterweiſung fügten ſeine ſorgfältige Eltern beſondere Meiſter in den Sprachen, der Geometrie, Geographie und Muſik bey. Spielend beinahe, begriff er dieſe einem jungen Gelehrten ſo nöthige Kenntniſſe, denn ſeine Fähigkeit glich ſeiner Wißbegierde.

Als er 1752 in ſeinem vierzehenten Jahre die ſämtliche Profeſſoren des Gymnaſium zu hören anfing, verdoppelte ſich ſein Eifer. Er ſtudirte nunmehr die Philoſophie, Mathematik, Geſchichte, die griechiſche und lateiniſche Sprache, die Dichtkunſt und Redekunſt, ſoweit ſie ein Gymnaſiaſt ſtudiren kann, und da ihn ſeine Eltern der Gottesgelahrheit gewidmet hatten, ſo lernte auch er frühzeitig das Hebräiſche, das er aber hernach bey veränderten Abſichten gänzlich wieder vergaß.

In

---

*) Des obenerwähnten Vaterbruder, der durch die zu Berlin herausgekommene Ausgaben der lateiniſchen klaßiſchen Schriftſteller bekannt iſt.

In ſeinen ganz jungen Jahren, hatte er alles mit groſſer Leichtigkeit und ohne Bemühung gefaſſet, aber nunmehr fing er an, einen ſo unermüdeten Fleiß zu zeigen, daß er deshalb ſeinen Mitſchülern beſtändig zum Beyſpiele vorgeſtellt ward, und dennoch (ſagt einer ſeiner ehemaligen Lehrer,) konte man von ihm nicht ſagen, was Nepos vom Attikus ſagt: Exſplenduiſſe illum clarius, quam generoſi condiſcipuli animo aequo ferre potuerint. Selbſt ſeine Mitſchüler räumten ihm den Vorzug um deſto williger ein, da er von Jugend auf die ſanfte Gemüthsart beſaß, die einen wahren Vorzug lieber verhehlet, als zu Demüthigung anderer damit zu pralen ſuchte.

Im Jahre 1756 bezog er die Univerſität Halle, wo er in dem Hauſe ſeines obengedachten Vetters des Herrn D. Miller, der dazumahl Rector der evangeliſchlutheriſchen Stadtſchule war, wohnte. Zuletzt wohnte er auch in dem Hauſe des berühmten S. J. Baumgarten, hauptſächlich in der Abſicht, ſich der vortreflichen Bibliothek deſſelben zu bedienen, die einem ſo wißbegierigen Jünglinge kein geringes Hülfsmittel darbot.

Den Plan ſeiner Univerſitätsſtudien hat er mehr als einmal, vielleicht ohne es ſelbſt zu merken, geändert. Auf Befehl ſeiner Eltern ſollte er die Gottesgelahrtheit ſtudiren, er trieb alſo auch anfänglich, alle ſich dahin beziehende Wiſſenſchaften, da ihn aber ſeine innerliche Neigung hiezu gar nicht anreizte, ſo legte er ſich bald vorzüglicherweiſe, auf Philoſophie und Mathematik. In der letztern genoß er den Unterricht des groſſen Segners, den er jederzeit beſonders verehrte, und der ihn wieder hochſchätzte. Bald neigte ihn ſein ſanftes empfindliches Herz zu den ſchönen

Wiſſenſchaften, in denſelben übte er ſich in Geſellſchaft verſchiedener gleichgeſinnter Freunde, insbeſondere des jungen Herrn v. Segner. Mit dieſem errichtete eine zärtliche Freundſchaft, die er auch öffentlich erwähnet hat.*) Derſelbe erregte zuerſt in ihm die Liebe zur engländiſchen Sprache, die hernach in ſeine Art zu denken nicht wenig Einfluß gehabt hat. Vielleicht war eben dieſe Liebe zu den engländiſchen Schriftſtellern, bey ihm ein Uebergang von den ſchönen Wiſſenſchaften überhaupt, zur nähern Liebe der Geſchichte. Er pflegte ſeinen Freunden zu ſagen, daß er durch Gordons Betrachtungen über den Saluſt, zuerſt auf den wahren Geſchmack in der Geſchichte geleitet worden, und geſtand, daß er ſchon damals den Tacitus bewundert, und den heimlichen Wunſch gefühlet, ſo zu ſchreiben, wie derſelbe.

Er überſetzte um dieſe Zeit verſchiedenes auf Veranlaſſung anderer, ſchrieb auch einige kleine Abhandlungen und Blätter, in der Wochenſchrift das Reich der Natur und der Sitten. So wie er aber immer ſeiner eignen Werke ſtrengſter Richter war, ſo fand er auch, bey bald erlangter reiferer Einſicht, dieſe Stücke ſeiner nicht würdig. Er pflegte gern gegen vertraute Freunde darüber zu ſpotten, und es geſchahe nicht ohne eine geheime Rückſicht auf ſeine eigne erſte Verſuche, daß er die ſchlechte Beſchaffenheit der meiſten deutſchen Wochenſchriften bey Gelegenheit auch öffentlich rügte. **)

---

*) Vom Tode für das Vaterland. S. 41.

**) Briefe die neueſte Litteratur betreffend. Th. IX. S. 149 u. folg. Th. XV. S. 138. 142. 156. 171.

Die gröſte Anzahl unſerer akademiſchen Gelehrten, glauben das letzte Ziel ihres Studirens erreicht zu haben, ſobald ſie, wie der pomphafte Titel lautet, die höchſte Würde in der Weltweisheit erlangen. Nunmehr beſtimmt andere zu lehren, glauben ſie, die Gedanke an das Lernen ſey ihnen nicht ſo gar nothwendig. Abbt dachte anders. Nachdem er 1758 Magiſter worden, glaubte er, daß für ihn die Zeit des Studirens erſt anginge. Er betrachtete die Univerſitätsſtudien, bloß als eine Sammlung von andern empfangener Kenntniſſe, die man durch reifes Nachdenken erſt entwickeln, ordnen und ſich gleichſam zu eigen machen müſſe. Nachdem er durch zwo Diſputationen als Reſpondent und als Vorſitzer, die Freiheit andere die Anfangsgründe der Wiſſenſchaften zu lehren, erlanget hatte, ſo hielt er dis weniger für ſein Hauptwerck, als das Beſtreben, dasjenige durch unermüdeten Fleiß zu erforſchen, was in den Wiſſenſchaften nicht zu den Anfangsgründen gehört, — und denen, die zehnmal den Innhalt eines Compendii ſich vorſagen laſſen, auch zuweilen denen, die ihn funfzigmal andern vorſagen, verborgen zu bleiben pflegt. —

Unter den vielen Kenntniſſen die er erlanget hatte, las er nunmehr diejenigen aus, die er ferner zu brauchen und vollkommener zu machen gedachte. Er hatte izt die Gedanken an die Gottesgelahrtheit, ziemlich fahren laſſen, er wählte alſo nunmehr, nebſt der Mathematik die Weltweisheit zu ſeiner Hauptbeſchäftigung, und die ſchönen Wiſſenſchaften zu ſeiner Hauptergötzung.

Izt dachte er nicht an unreife Ausarbeitungen; das Leſen der beſten alten und neuern Schriften, mit anhaltendem Nachdenken verknüpft, beſchäftigte ſeinen Geiſt, er lernte die Verdienſte anderer kennen, und ward gegen die ſeinigen mißtrauiſch.

Die einzige Schrift, die er um dieſe Zeit verfertiget, ward ihm auf eine ſonderbare Weiſe abgelockt. Halle ward im Jahr 1759 bekanntlich von der Reichsarmee hart gebrandſchatzet. Er war mit einem Major von den Rheiniſchen Kreistruppen, durch die beiden gemeine Liebe zu den Wiſſenſchaften, bekannt worden. Dieſer Officier befahl ihm einſt im Scherze, bey Strafe der Execution innerhalb 24 Stunden eine gelehrte Contribution zu geben. Abbt ſetzte ſich nieder und ſchrieb in der benannten Zeit *) Gedanken von der Einrichtung der erſten Studien eines jungen von Adel. Eine Schrift von einigen Bogen, der diejenigen, die ſie geleſen, nicht wenig Lob beylegen.

Im Jahr 1760. ward ihm eine auſſerordentliche Profeſſur der Weltweisheit auf der Univerſität Frankfurt an der Oder, aufgetragen. Er ging im May dahin ab, trat ſeine akademiſche Arbeiten an, unterließ aber nicht ſeine gewöhnliche Studien fortzuſetzen.

Die Wuth des Krieges war dazumal aufs höchſte geſtiegen, die Brandenburgiſchen Lande waren äuſſerſt beängſtiget, die Macht der Feinde drang von allen Seiten auf uns zu, aber der Muth getreuer Unterthanen ſammlete die letzte Kräfte, um den gröſſen König zu unterſtützen, deſſen Regie-

---

*) Dieſe Anecdote iſt aus der Mainziſchen Zeitung vom Jahre 1767 genommen. Dieſe Zeitung ſetzt hinzu: „Wie glücklich wären die deutſchen Staaten, wenn „alle Kriegsmänner, ſolche edle Beuten in das Vaterland zurück gebracht „hätten.„

Regierung, ſie aus Wahl allen denjenigen, unter die man ſie zu bringen gedachte, würden vorgezogen haben, wenn das Erbrecht ſie nicht ſchon unter dieſelbe geſetzt hätte. In dieſen bedrängten Umſtänden ſchrieb Abbt ſeine Schrift vom Tode für das Vaterland, *) eine Schrift die ſeine niedergeſchlagene Mitbürger aufzumuntern beſtimmt war, die ihnen ihre Pflichten gegen ihren Landesherrn und gegen ihr Vaterland vorſtellte, die ſie erinnerte, daß das Land, von deſſen Geſetzen wir Schutz genießen, in einem äuſſerſten Falle, das Leben eines jeden Bürgers fordern kann; Eine Schrift alſo, die wirklich den edelſten Endzweck hatte, die in dieſen kummervollen Zeiten zu rechter Zeit kam, die aber niemand — er müßte denn heimtückiſche Bosheit brüten — anders als nach dem traurigen Zeitpunkte, in dem ſie geſchrieben war, beurtheilen wird.

Aber fragt man: **War denn Brandenburg Abbts Vaterland?** Allerdings! er hatte es freiwillig dazu erwählet, *) denn er war freiwillig in die wirklichen Dienſte des Landesherrn getreten. Außerdem hatte er in dieſem Lande ſeine beſten Jünglingsjahre zugebracht, er hatte daſelbſt die wärmſte Freunde gefunden, er hatte daſelbſt ſeinen Geiſt gänzlich gebildet; dis erfoderte Dankbarkeit, und Abbt dachte zu edel, als daß er, wie

---

*) Gedruckt zu Berlin 1761. in 8.

*) Was iſt wohl das Vaterland? Man kan nicht immer den Geburtsort darunter verſtehen. Aber, wenn mich die Geburt, oder **meine freie Entſchließung** mit einem Staate vereiniget, deſſen heilſamen Geſetzen ich mich unterwerfe; Geſetzen, die mir nicht mehr von meiner Freiheit entziehen, als zum Beſten des ganzen Staates nöthig iſt: alsdenn nenne ich dieſen Staat **mein Vaterland.** Vom Tode für das Vaterland. S. 17.

mancher anderer, die Geſinnungen der Dankbarkeit ſo leicht aus dem Sinne hätte ſchlagen können.

Wäre dis aber auch nicht geweſen, ſo war ihm, als einem Bürger einer proteſtantiſchen freien Reichsſtadt die Neigung für das Haus Brandenburg angebohren; denn dieſe ſehen vor andern Proteſtanten vorzüglich ein, wie viel der gemeinen Sache daran gelegen ſey, eine ſo mächtige Stütze der Proteſtanten nicht fallen zu laßen. Er ſahe außerdem die Greuel des Krieges täglich vor ſich liegen, Cüſtrin in ſeinen Ruinen, die umliegende Neumark verwüſtet, das Kunersdorfiſche Schlachtfeld, Kleiſts Grabſtädte die er bey ſeinen täglichen Spaziergängen beſuchte, dieſes alles flamte ſeinen Geiſt an. Verſchiedene ſeiner Freunde, die nie willens geweſen waren den Soldatenſtand zu wählen, ergriffen die Waffen, und er ſelbſt, ich habe es aus ſeinem eignen Munde, würde ſie ergriffen haben, wenn ihn nicht bloß die Rückſicht auf ſeine Eltern zurückgehalten hätte.

Dieſe Geſinnungen waren gerecht, und ſie werden gewiß wieder in dem Herzen eines jeden Patrioten lodern, wenn — welches die Vorſicht verhüte — je wieder ein ſo unglücklicher Zeitpunkt erſcheinen ſollte.

Die Schrift vom Tode für das Vaterland fand übrigens zweyerley Gegner: Eifrige Republikaner, die durch einen bloßen Wortſtreit, dem Unterthanen einer Monarchie kein Vaterland, und keine Liebe für das Vaterland zugeſtehen wolten; dieſe widerlegt das erſte Hauptſtück des Buchs ſchon ſo gründlich, daß es keiner weitern Widerlegung bedarf. Zweitens ward dieſe Schrift von ſolchen Leuten angetaſtet, deren tiefe Einſicht in das deutſche Staatsrecht, ſie verhindert zu erlauben, daß man das Land, worin man geboren iſt, wo man den wohlthätigen Schutz der Geſetze genieſſet, wo man alles was uns in der Welt lieb ſeyn kan beſitzet, Vaterland nenne, und deren thätiges Chriſtenthum von der Entbehrlichkeit aller Tugend ſie ſo ſehr überzeugt, daß politiſche Tugend ihnen vollends ein gänzliches Unding ſcheint. Dieſe Leute will ich nicht wiederlegen, denn für einen unpartheiiſchen Richter, bedarf es bloß eine kalte und vernünftige Ueberlegung, des Zuſtandes, nicht, in dem ſich Deutſchland nach dem Herkommen befinden ſolte — ſondern, in dem es ſich wirklich befindet, eine billige Rückſicht auf die damaligen Zeitläufte, und vielleicht auch ein kleiner Blick, in die, ich darf es ſagen — weder rühmliche, noch für das wahre Wohl Deutſchlandes vortheilhafte Abſichten der Gegner.

Den Inhalt übrigens beiſeitegeſetzt, ward dieſe Schrift, von allen Kennern für eine der beſten proſaiſchen Schriften, die ſeit langer Zeit erſchienen, angeſehen. Die Schreibart iſt, einige kleine Fehler ausgenommen, rein, feurig, edel; die beigefügten Beiſpiele aus der Geſchichte ſind auf eine Art eingeführt, die einſichtvolle Leſer, bey deutſchen Schriften ſchon oft gewünſcht, aber ſelten gefunden hatten.

Wenn ein deutſcher Gelehrter einigen Ruhm, durch Schrifften oder ſonſt, erlanget hat, ſo pflegt er einen Ruf, bald nach dieſer bald nach jener Univerſität, zu erhalten. Abbten fehlte es auch nicht daran. Er erhielt im Anfang des 1761ten Jahr einen Ruf nach Rinteln, als ordentlicher Profeſſor der Mathematik. Ein Zuſammenfluß verſchiedener Umſtände verurſachte, daß er dieſen Ruf, zu dem er eigentlich keine ſonderliche Neigung hatte, dennoch annahm, aber mit der ausdrücklichen Bedingung, vorher ein halb Jahr in Berlin ſich aufhalten zu dürfen, wo er im May anlangte.

Eine kurze Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß die Lage eines Univerſitätsprofeſſors, wenn man beſtändig darin verharret, nicht zuträglich iſt, um die Welt von verſchiedenen Seiten kennen zu lernen, und er fing auch an zu merken, daß ſie für einen Schriftſteller, der ſich vorſetzt gut zu ſchreiben verſchiedene Unbequemlichkeiten hat; er war alſo voll Begierde, mehrere Stände als man auf Univerſitäten vor ſich hat, andere Gelehrten als Profeſſoren kennen zu lernen. Berlin, in welcher volkreichen Stadt, Wiſſenſchaften und Künſte vorzüglich blühen, und wo ein Zuſammenfluß von Menſchen verſchiedener Art, einem Fremden, deſſen Zweck iſt, die verſchiedene Neigungen und Beſchäftigungen des menſchlichen Geſchlechts kennen zu lernen, ein ſehr manichfaltiges Schauſpiel darbietet, Berlin ſchien ihm zu ſeinen Abſichten am bequemſten zu ſeyn.

Er lernte die vornehmſten Gelehrten dieſer Hauptſtadt kennen, insbeſondere die berühmten Euler Vater und Sohn. Er ſtiftete die genaueſte Freundſchaft mit meinem theuren Freunde Herrn Moſes Mendelsſohn, und theilte auf dieſe Art ſeine Zeit ſehr angenehm, unter die Reize eines vergnügten und unterrichtenden Umgangs, und unter verſchiedene Studien, denen er fortfuhr mit großem Eifer obzuliegen.

Zu Ende des Herbſtmonats, ging er über Braunſchweig, wo er die daſige berühmte Gelehrten kennen lernte, nach Rinteln ab, alwo er den 16ten Wintermonnats anlangte, und ſofort ſein Amt antrat.

Er

Es iſt nicht zu leugnen, daß er mit einer geheimen Sehnſucht Berlin verließ, und mit einigem Wiederwillen nach Rinteln ging. Das Univerſitätsleben hatte für ihn überhaupt nicht mehr viel reizendes. Er kam überdem an einen Ort, wo er von denjenigen Städten Deutſchlands, wo die Litteratur vorzüglich blühet, ziemlich entfernet war, wo er keinen Buchladen fand, wo er keinen Freund hatte dem er ſeine Gedanken mittheilen konte, und das Andenken an die Freunde die er verlaßen hatte, machte ihm ſeinen itzigen Aufenthalt noch unangenehmer.

Sein fleißiges Studiren, muſte ihn indeß für verſchiedene kleine Unbequemlichkeiten des Lebens, ſo wie der Umgang mit den beſten Schriftſtellern des Alterthums, für die verlohrne Geſellſchaft ſeiner Freunde ſchadlos halten. Alle Zeit die er von dieſen Studien und von ſeinen Amtsarbeiten übrig behielt, widmete er einem Briefwechſel mit einigen Gelehrten, und verſchiedenen Schriften, die er theils entwarf, theils völlig ausarbeitete.

Er hatte gegen das Ende ſeines Aufenthalts zu Frankfurt an der Oder, ſchon angefangen, an den Briefen die neueſte Litteratur betreffend, *) Theil zu nehmen, er war zu Berlin darin fortgefahren, und nun in Rinteln ſchrieb zu den damals herauskommenden Theilen, die meiſten und gewiß nicht die ſchlechteſten Briefe. Seine Briefe unterſcheiden ſich, außer der freimüthigen Beurtheilung, durch eine gedrungene und zuweilen etwas ungewöhnliche Schreibart, und durch einen Reichthum eigener Betrachtun-

---

*) Seine Briefe in dieſem Werke ſind an dem unterzeichneten Buchſtaben B. zu erkennen. Der erſte iſt der 143. Brief im 9ten Theile.

gen und Ausſichten, die ihn zwar öfters von ſeinem Hauptzwecke abführen, in denen ihm aber der Leſer gern folget.

Er hatte gleichfalls in Berlin ſchon den Entſchluß gefaſſet, in Geſellſchaft zweener vertrauter Freunde, des Grafen von Shaftesbury ſämtliche Werke zu überſetzen, die mit Anmerkungen und beſondern Abhandlungen herauskommen ſolten; an dieſer Ueberſetzung arbeitete er fleißig.

Er hatte auch den Verſuch eine kurze portugieſiſche Hiſtorie zu ſchreiben, wobey er Gebauers größeres Werk zum Grunde legen wollte.

Ein anderes unvollendetes, obgleich ſchon öffentlich angekündigtes Werk, waren die Gegenbeherzigungen über Freiheit und Vorurtheile. Ob ihm gleich verſchiedene falſche Sätze, und unrichtige Folgerungen des Herrn v. Moſer, mit denen er ſehr unzufrieden war, zu dieſem Werke Gelegenheit gegeben hatten, ſo ſolte es doch keine eigentliche Wiederlegung ſeyn, ſondern verſchiedene wichtige Wahrheiten aus dem Grunde erörtern. Er hat von dieſem Werke, ſeinen Freunden bloß den Plan und die Anzeige der in der That ſehr wichtigen Hauptſtücke mitgetheilet, welche macht, daß man die unterbliebene Ausführung, und zwar von einem ſo vortreflichen Kopfe, ſehr bedauern muß.

Im Jahr 1762 kam er durch einen Zufall auf die Idee ſeines nachhergeſchriebenen Buchs vom Verdienſte. Er hatte des Helvetius Werk de l'Esprit geleſen, und ſchrieb einem ſeiner Freunde als einen verlohrnen Gedanken, er wollte einmal ein Buch vom Herzen ſchreiben, dieſer fand die Idee zu weitſchweifig und nicht beſtimmt genug, und ſchrieb ihm als einen andern verlohrenen Gedanken, er ſolle vom Leben für das Vaterland ſchreiben, weil der Patriot nur ſelten durch ſeinen Tod dem Vaterlande nützlich werden kan, hingegen eine beſtändige Verpflichtung hat, für das Vaterland und für die bürgerliche Geſellſchafft zu leben. Dieſe Idee gefiel ihm ſehr, er vergleich ſie in Gedanken mit ſeiner erſten Idee, er fand bald, daß man mit bloßem gutem Herzen, wenn es nicht mit Verſtand und Thätigkeit verknüpfet iſt, dem Vaterlande wenig nützt; ſo kam er auf ſeinen Begriff des Verdienſtes;

Unter dieſen Studien und Beſchäftigungen waren etwa anderthalb Jahre verſtrichen. Er war nun des Univerſitätslebens ganz überdrüßig geworden, und hatte ſich ſchon ſeit einiger Zeit auf die Rechte und die damit verbundene Wiſſenſchaften gelegt, denn ſeine Abſicht war, ſich zu einer bürgerlichen Bedienung tüchtig zu machen. Theils um hierzu einige Ausſichten zu finden, theils um Städte und Sitten der Menſchen zu ſehen, trat er nach geſchloſſenem Frieden im Jahre 1763 eine Reiſe nach Oberdeutſchland und der Schweiz an.

Er ging im März nach Oſnabrück, wo er ſich bey ſeinem beſten Freunde in dortigen Gegenden, Herrn Juſtizrath Möſer*) einige Tage aufhielt, von da reiſete er über Caſſel und Marpurg nach Frankfurt am Mayn, von da über Mannheim und Speyer nach Straßburg, wohin ihn die Begierde den berühmten Schöpflin kennen zu lernen, trieb.

Er ging von da nach Bern, Solothurn und andere Oerter der Schweiz. In Baſel genoß er den Umgang der berühmten Herren Bernoulli,

---

*) Der V. des Harlekins, und des Schreibens des Savoyiſchen Vicars an Rouſſeau.

noulli, und des vortreflichen Iſelin, den er abweſend beſtändig ſchon ſo hochgeſchätzt hatte.

In Lauſanne verweilte er einige Zeit, und wartete öfters dem ruhmwürdigen Prinzen Ludwig Eugen von Würtenberg auf, der daſelbſt in einer philoſophiſchen Stille lebet. Dieſer vortrefliche Prinz würdigte ihn einer ganz beſondern Hochachtung, die ſich in der Abweſenheit auch durch Briefwechſel äuſerte.

In Genev hielt er ſich drey Monate auf. Er genoß daſelbſt beſonders den Umgang der Herren Vernet und Carl Bonnet. Während ſeines hieſigen Aufenthalts überſetzte er ſeines Freundes Moſes Rhapſodie *) aus deſſelben Philoſophiſchen Schriften. Herr Bonnet überſahe die franzöſiſche Schreibart dieſer Uiberſetzung.

Er beſuchte auch, welches wohl kein in Genev ſich aufhaltender Fremder unterlaſſen wird, den berühmten Voltaire. „Was ich, ſchrieb „er damals an einen Freund, mit Voltairen geſprochen, war nicht ſo „wichtig, als daß ich ihn auf ſeinem Theater, die Rolle des Triſſotin in „Molierens femmes ſavantes ſpielen ſahe.“

Nachdem er zuletzt Lyon, und die Savoyiſchen Gebürge beſehen hatte, reiſete er über Strasburg, Carlsruh, Durlach und Stuttgard nach Ulm, wo er im Anfange des Herbſtmonats ankam. Die Freude eines dankbaren Sohns, der zärtlich geliebte Eltern nach langen Jahren wiederſahe, und

---

*) Recherches ſur les Sentimens moraux traduit de l'allemand de Mr. Moſes par Mr. le Profeſſeur Abbt. gedruckt Genev. 1763 in 12mo. nachgedruckt Berlin 1764 in 8vo.

und die Freude gerührter Eltern, die einen ſo würdigen Sohn umarmten, überlaſſe ich der Vorſtellung des Leſers.

Nach einem Aufenthalte von einigen Wochen, trat er über Tübingen ſeine Rückreiſe nach Rinteln an, wo er in der Mitte des Wintermonats anlangte.

Seine erſte Arbeit nach ſeiner Zurückkunſt war das Leben des groſſen Weltweiſen A. G. Baumgarten, das eigentlich für die Rintelnſchen Anzeigen beſtimmt war, und auch darin abgedruckt ward. Er ſchickte einen vermehrten und verbeſſerten Aufſatz davon an ſeine Freunde, dieſe aber, von denen er beſtändig die ſtrengſte Beurtheilung verlangte und erhielt, fanden dieſen Aufſatz noch nicht für ausgearbeitet genug, und eines beſondern Abdrucks nicht würdig. Er war damit ſehr wohl zufrieden; denn er theilte ſeinen Freunden zwar gern alles mit, was er ſchrieb, aber er bat ſie beſtändig, nichts ohne nachmalige Durchſicht bekannt zu machen, das aber, was ſie nicht für reif genug hielten, zu unterdrücken. Er ſchreibt in einem ſeiner Briefe: „Ich betrachte in Abſicht auf meine kritiſche Freunde die Kinder, die mir meine Langeweile beſchert, mit der Geſinnung eines Spartaners: Filius ſi ſit deformis, vultu illiberali, habitu corporis perexiguo, illum necato."

Indeſſen ward hernach dieſes Leben nach dem Rintelnſchen Exemplar 1765 dennoch beſonders abgedruckt *) In der Sammlung ſeiner ſämmtlichen Werke aber ſoll es nach dem vermehrten und verbeſſerten Aufſatze geliefert werden.

---

*) Halle bey Hemmerde in 8.

Das Jahr 1764 wendete er an, ſein Werk vom Verdienſte zu ſchreiben, welches hernach im Jahr 1765 *) gedruckt ward. Dis iſt ſeine vorzüglichſte und auch mit allgemeinem Beifalle aufgenommene Schrift, bey welcher man hauptſächlich empfindet, welch ein großer Verluſt ſein frühzeitiger Tod für Deutſchland geweſen. So trefliche Einſichten von mancherley Art, eine nicht gemeine Kenntniß der Geſchichte, durch geſunde Philoſophie gemachte Anwendung derſelben, eine edle und nachdrückliche Schreibart — wenn man dis alles bey einem kaum ſechs und zwanzigjährigen Gelehrten findet, was könnten wir nicht erhalten haben, wenn eine längere Lebenszeit, ihm mehrere Erfahrung und weitere Studien erlaubet hätte,

Ich will inzwiſchen nicht verhehlen, daß Kenner die Schreibart in dieſem Buche nicht ganz tadelfrey gefunden. So glücklich er viele Gedanken ausdrückt, ſo viele Stellen voll Feuer, voll edler hinreißender Beredſamkeit ſind, ſo giebt es doch auch manche, wo er ſich nicht ganz richtig auszudrücken weis, wo er ſich in Gleichniſſe und zuweilen nicht einmahl richtig paſſende Metaphern verwirrt, wo er ſich ganz ſonderbarer neuerfundener Wörter und Wortfügungen bedient, wo er dunkel und räthſelhaft wird.

Ich glaube die Urſachen angeben zu können, wodurch er in dieſe Fehler gerathen. Er glaubte, unſere Sprache ſey zu weitſchweifig, man müſſe ſie alſo ſuchen zuſammen zu ziehen, und ſo abgekürzt als möglich ſchreiben. Seine frühe Liebe zum Tacitus hatte ihn in dieſer Meinung nicht wenig beveſtiget. Er ſuchte wie dieſer, tief zu denken, wie dieſer, ſpruchreich zu ſchrei-

---

*) Berlin in 8.

ſchreiben, jeden Begriff in der Wortfügung ſo zu ordnen, daß er auf den Leſer mehr Wirkung thäte. Wenn ihm dis nicht gelingen wolte, ſo glaubte er, es ſey Armuth der Sprache, die ihm doch auch zuweilen noch unerkannte Hülfsmittel würde dargeboten haben. Er prägte alſo neue Worte, und ſuchte ſich durch Metaphern deutlich zu machen; indem er ſich aber bemühete dieſe figürliche Redensarten nicht weitſchweifig, ſondern kurz, oft nur mit einem Worte anzudeuten, indem er die Wortfügung ſelbſt nach ſeinen beſondern Abſichten verrückte, indem er oft auf gewiſſe Begebenheiten und Stellen der Alten, nur mit einem Worte anſpielte, ſo ward ſeine Schreibart oft ſonderbar und unſchicklich, nicht ſelten räthſelhafft und gezwungen.

Im kurzem ward ihm dieſe Schreibart, die er erſt aus Noth ergriffen hatte, ſo natürlich, daß er oft gemeine Gedanken, ohne es ſelbſt zu merken, unter unſchicklichen Metaphern vortrug, er, der dieſen Fehler bey andern mit einem ſo ſichern Geſchmack empfand und tadelte, wie verſchiedene ſeiner Urtheile in den Briefen die neueſte Litteratur betreffend, genugſam zeigen.

Inzwiſchen iſt nicht zu zweifeln, daß dieſe Fehler ſelbſt, den Samen zu einer ſehr vortreflichen Schreibart in ſich hielten, ſelbſt verſchiedene Verbeſſerungen, die er zu der neuen Auflage ſeines Werks vom Verdienſte gemacht, ſind Zeugen davon. Er war der gelehrigſte Schriftſteller, der allen Tadel nutzte, und ſobald ihm nur ein Wink gegeben war, ſahe er ſeine Fehler ein und verbeſſerte ſie mit gröſtem Eifer. Er dachte richtig, und fehlte nur in der Art des Ausdrucks, den er eigenthümlich machen wolte, und daher auf verſchiedene zum Theil misgelungene Verſuche verfiel. Mehrere Jahre, Aufenthalt an einen Orte wo ſein Gemüth durch Umgang mit Freunden wäre aufgeheitert worden, fortgeſetztes Nachdenken, eine noch ſtärkere Bekanntſchaft mit den wirklichen Reichthümern unſerer Sprache, eine Fertigkeit, jeden Begriff ſo lange zu wenden, biß er in die Sprache paſſet, würden aus bildlichen räthſelhafften Auswüchſen, die feſte körnigte Schreibart gebildet haben, die er zu erlangen ſtrebte.

Dieſe Fehler übrigens, die ſein unpartheiſcher Geſchichtſchreiber nicht verſchweigen konnte, ſind keinesweges ſo zahlreich, daß ſie ſeine ganze Schreibart verderbten; überhaupt zu reden, zeigt ſie immer einen Mann der triſtig denkt, und ſich ſeinen Gedanken gemäß, eigenthümlich ausdrükt. Einen Schriftſteller, der trokene Unterſuchungen intereſſant zu machen weiß, deſſen Vortrag nach Maßgabe des Gegenſtandes feyerlich, nachdrücklich, unterrichtend, angenehm iſt.

Ich darf auch nicht eine kleine im Jahre 1765 verfertigte Schrift verſchweigen, denn ob ſie gleich manchen gutherzigen Leuten zu hart geſchienen, ſo kann ſie meinem Freunde doch im Grunde niemals zur Schande gereichen. Abbt hatte das reinſte, das warmſte Gefühl für die Religion, verſchiedene Stellen ſeinen Schriften zeigen dis auf eine ſo ungekünſtelte Weiſe, daß man ihn keiner Heucheley halben in Verdacht haben kann, die ohnedem ſeinem ganzen Charakter widerſtritte. Er liebte die Religion aufrichtig, aber eben ſo aufrichtig haßte er den geiſtlichen Stolz, den Eigendünkel, die Unverträglichkeit, den Verfolgungsgeiſt, der die Herzen ſo vieler Gottesgelehrten beſitzt, und unter dem ſcheinbaren Titel des Eifers für die Sache Gottes, ſeit der

Pflanzung der Chriſtlichen Religion, ſchon ſo viele Unruhen in der Welt verurſacht hat. Seit ein Paar Jahren hatte der Zorn einiger Geiſtlichen ganz unanſtändig gegen Gelehrte gewütet, deren einige an Verſtandeskräften und Gelehrſamkeit ihnen ſehr überlegen waren, und die alle, wenn ſie aus guten Abſichten irreten, eher ſanftmüthig zurecht gewieſen, als mit bitterm Stolz verdammt zu werden, verdienet hätten. Ob er ſich gleich ſonſt um theologiſche Streitigkeiten wenig bekümmerte, da die Erfahrung vieler Jahrhunderte zeigt, daß es die ſind, die den wenigſten Nutzen ſtiften, ſo empfand er doch den Unwillen, den jeder empfindet, dem Liebe des Nächſten, Freiheit zu denken, Aufklärung des Verſtandes am Herzen liegt, empfinden muſte, wenn er ſahe mit welcher Dreiſtigkeit dieſe geiſtliche Herren verdammten, verketzerten, verunglimpften. Dieſen geiſtlichen Stolz zu mäßigen, glaubte er würde etwas Satyre heilſam ſeyn, und ſo entſtand die **Nachricht vom Auto da Fe**, *) eine Schrift die durch den feinen Witz und durch nie verfehlte ſcherzhafte Ironie, ſogleich einen der beſten Schriftſteller verrieth. Seine Nebenabſicht war freilich auch, ſich über die **Hamburgiſche Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrſamkeit** ein wenig luſtig zu machen, welche elende gelehrte Zeitung ſeit mehrern Jahren im Beſitz iſt, alle ſchlechte Schriftſteller, die jeder Leſer von Geſchmack mit Verachtung von ſich wirft, herauszuſtreichen, von den beſten Köpfen unſerer Nation aber, entweder ganz gleichgültig zu ſprechen, oder gar ihnen verächtlich zu begegnen.

---

*) Erfreuliche Nachricht von einem hoffentlich bald zu errichtenden proteſtantiſchen Inquiſitionsgerichte, und dem inzwiſchen in Effigie zu haltenden Evangeliſchen Lutheriſchen Auto da Fe. Hamburg (Berlin) 1766.

Dieſer gelehrten Zeitung, und ihrem theologiſch-philoſophiſchen Anhange, war daher auch die Nachricht vom Auto da Fe insbeſondere ſehr ärgerlich. Billige Leſer aber, dachten anders, ſie glaubten daß die Satire nicht zu ſcharf ſey: aufs höchſte mißfiel ihnen der Schluß, der das Anſehen einer perſönliche Beleidigung haben könte; dieſer aber war, wie ich zuverläßig weiß, ohne Abbts Vorwiſſen, von einer andern Feder hinzugethan worden. Im übrigen aber, ohne weitere Vertheidigung, frage ich jeden unpartheiiſchen edeldenkenden Leſer, auf welcher Seite, im Ganzen genommen, er wohl lieber ſtehen möchte, ob bey denen die Abbt angreifet, oder bey denen die er vertheidigt.

Im Weinmonat 1765 ward ihm aufgetragen, eine kurze Braunſchweigiſche Hiſtorie, die der itzt regierende König von England verlanget hatte, aufzuſetzen: Ob er dieſe Arbeit ganz geendigt, iſt mir nicht bekannt, aber wohl, daß er ſeit einiger Zeit immer ernſtlicher anfing, ſich auf die Geſchichte zu legen. Er war deshalb auch willens eine Geſchichte des Kaiſers Maximilian des Erſten zu ſchreiben, und dachte, vielleicht dieſe Geſchichte vom Landfrieden bis auf die Reformation fortzuſetzen. Seine Abſicht war, zu verſuchen, wie ihm die hiſtoriſche Schreibart gelinge, um ſich dadurch zu größern hiſtoriſchen Werken bereit zu machen.

Unter dieſen Geſinnungen, ward ihm die Verfertigung des Auszuges aus dem alten Theile der allgemeinen Welthiſtorie, aufgetragen. Er ſahe dis Unternehmen als eine bequeme Gelegenheit an, ſich in der hiſtoriſchen Schreibart zu üben. Er glaubte, die Arbeit könne nicht ſchwer ſeyn, weil die Nachrichten in dem größern Werke ſchon da lägen, und daß es alſo nur bloß auf die Schreibart ankäme, in der er ſich hierbey auf eine um ſo bequemere Art zu üben gedachte, da er anfangs nicht willens war, ſeinen Namen bekannt zu machen. Er nahm alſo dieſen Vorſchlag ohne große Bedenklichkeit an.

Ehe er aber dieſen gefaſten Vorſatz ausführen konte veränderten ſich ſeine äußerliche Umſtände gänzlich.

Der regierende Graf von Schaumburg Lippe, nachdem er in dem letzten Kriege in Deutſchland rühmliche Thaten verrichtet, in Portugall den ganzen Kriegsſtaat auf einen neuen Fuß geſetzet, und dem Königreiche die wichtigſten Dienſte geleiſtet hatte; war in ſein Land zurück gekommen, wo das Glück ſeiner Unterthanen ſeine Beſchäftigung, ſeine Erholung aber die Wiſſenſchaften waren. Dieſer Herr hatte das Werk vom Verdienſte geleſen, und daraus eine ungemeine Hochachtung gegen den Verfaſſer geſchöpft. Er war begierig ihn perſönlich kennen zu lernen; Er lies Abbten im Julius 1765 nach Bückeburg zu ſich kommen. Dieſe Zuſammenkünfte, der verſchiedene andere folgten, war dem Grafen ſo angenehm, als ſie Abbten rühmlich war; ſie ſtifteten eine Verbindung zwiſchen beiden, die ſich auf wechſelſeitige Hochachtung gründete. Der Graf fand an dem Gelehrten nicht einen bloßen Profeſſor, der ſich außer ſeiner Univerſität an der unrechten Stelle verſetzt ſiehet; der Gelehrte hingegen fand an dem Grafen, nicht allein einen einſichtsvollen Staatsmann und Soldaten, ſondern auch einen aufgeklärten Kopf, der Geſchichte, Staatsrecht, ſchöne Wiſſenſchaften, aus dem Grunde ſtudiret hatte, (gerade die Theile der Gelehrſamkeit, die Abbts vornehmſte Neigung waren,) einen

Herrn, deſſen Geburt und Stand Ehrfurcht, ſeine Kenntniſſe und ſein ſchönes Herz aber noch mehr Zuneigung gegen ihn erweckten.

In dieſer Lage befand ſich Abbt gegen den Grafen von der Lippe, als er im Herbſte dieſes Jahrs, zugleich nach Marpurg als Profeſſor der Mathematik, und nach Halle als Profeſſor der Weltweisheit berufen ward. Er war im Begriff den letztern Ruf wenigſtens deswegen anzunehmen, weil er in Halle mehrere Hülfsmittel zur Litteratur zu finden dachte als in Rinteln, aber der Graf trug ihm an, als Hof- und Regierungsrath in ſeine Dienſte zu treten; dis ſtimmte auf alle Weiſe ſo ſehr mit ſeinen liebſten Neigungen überein, daß er noch im Wintermonate Rinteln verließ, und zu Bückeburg ſeine Dienſte antrat.

Er befand ſich daſelbſt in einer glücklichen Lage. Er hatte nach ſeinem Wunſche die Univerſität mit einer Civilbedienung verwechſelt, er behielt bey ſeinen Amtsarbeiten Muße zu ſeinen Studien übrig, er hatte einen Herrn den er liebte, der ihn noch mehr als Vertrauens, der ihn ſeiner Freundſchaft würdigte, und deſſen lehrreicher Umgang, ihm ein beſtändiger Antrieb, zu Anſtrengung aller ſeiner Kräfte war. Er ſagt ſelbſt hievon ſehr nachdrücklich: *) „Unterredungen mit einen großen Manne bringen „dem Geiſte einen Enthuſiasmus bey, während deſſen er ſich fähig zu groſ„ſen und würdigen Gedanken hält.“

Seine erſte Beſchäftigung in Bückeburg, war der Auszug der allgemeinen Welthiſtorie oder die Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts, wovon der erſte Band zwar in der Oſtermeſſe 1766 erſchien, **) aber ich weiß nicht weswegen, bis itzt noch nicht verkauft wird.

Seine

*) Vorrede zur Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts. S. 5.

**) Halle bey Gebauer gr8.

Seine Freunde hatten ihn von Anfang an, von dieſem Unternehmen ernſtlich abgerathen; ſie ſtellten ihm vor, daß acht oder neun Bände für eine bloße Uebung in der Schreibart allzuviel wären, und wie beſchwerlich es einem jeden Schriftſteller, geſchweige einem denkenden Kopfe ſeyn müſſe, jedes halbe Jahr einen Band voll zu ſchreiben. Weil er aber ſein Wort ſchon gegeben hatte, ſo konten dieſe Vorſtellungen ſeinen Vorſatz nicht ändern. Er hatte aber die Arbeit ſelbſt kaum angefangen, als er empfand wie ungemein richtig ſie waren, und er entſchloß ſich kurz, ſo bald er die Geſchichte der Hebräer, die am Ende des erſten Bandes unterbrochen wird, würde geendigt haben, ſich mit dieſer undankbaren Arbeit nichts weiter zu thun zu machen.

Es iſt zwar wahr, daß er durch die Art, wie er dieſes Werk verfertigen wolte, ſich die Arbeit ziemlich erſchwerte. Er merkte ſehr bald, daß die allgemeine Welthiſtorie, die große Lobſprüche, die Baumgarten ſeinen Zuhörern dictiret, dieſe aber durch ganz Deutſchland ausgebreitet hatten, gar nicht verdiente, und daß er unmöglich einen bloßen trocknen Auszug daraus machen könte, zumahl da man bekannt gemacht hatte, daß er der Verfaſſer des Auszugs ſey. Er wolte alſo, da er dem größern Werke doch folgen muſte, wenigſtens einen eigenen Plan haben. Ich will die Güte dieſes Plans ſelbſt nicht unterſuchen, aber gewiß iſt es, daß er in der Ausführung unendliche Schwierigkeiten verurſachen muſte. Er wolte nämlich, ohne von dem großem Werke der Welthiſtorie allzuſehr abzugehen, dennoch alle Begebenheiten betrachten, in ſo fern Europa dadurch aus der Barbarey gezogen worden. *) Dis

---

*) Vorrede zum Auszuge S. 9.

muſte ihn nothwendig ungemeinem Zwange unterwerfen, zumal da er glaubte, er müſſe ſo viel möglich einer geographiſchen Ordnung folgen, welche Idee er ſchon vormals in den Briefen *) die neueſte Litteratur betreffend, behauptet hatte.

Ueberhaupt wird man ſeine Gedanken über den Vortrag der Geſchichte in den Briefen über die Litteratur **) nachleſen müſſen, um zu merken, warum die Ausführung und die Schreibart ſeines Auszugs aus der Welthiſtorie ſo und nichts anders gerathen iſt. Er glaubte zu dergleichen hiſtoriſchen Werken von mittler Größe, ſey Voltaire das beſte Muſter, ***) daher kommen verſchiedene kurze Sätze, die eine ganze Reihe von Begebenheiten in eins faſſen und gleichſam in einem Zuge ſchildern, daher kommen verſchiedene trivialſcheinende, aber dreiſte, und unter dem anſcheinenden Scherze oft ſehr wichtige Betrachtungen, daher kommts, daß er auch öfters Fabeln und ungereimte Dinge gern erzählt, weil er gleich Voltairen will, daß ſein Leſer ſpotten ſoll. Mit dieſer Art von Laune vermiſcht ſich freilich ſein metaphoriſcher Stil manchmal auf eine ſeltſame Weiſe, und da er zugleich glaubte, er müſſe einen Theil der Begebenheiten mit den Worten der H. Schrift erzählen, ſo ſticht die Schreibart zuweilen auf eine ſonderbare Art voneinander ab, und macht wirklich, daß dis Werk ſich nicht eben allzuangenehm leſen läßt.

Inzwiſchen iſt es deswegen Abbts gar nicht unwürdig. Diejenigen die ihn tadeln, mögen bedenken, daß er von einem ſehr ſinnreich ausgedachten Plane, nur den allerkleinſten Theil hat ausführen können. Und

weil

---

*) Theil XX. S. 49.

**) Theil XX. S. 12 bis 50.

***) Briefe Theil XX. S. 14.

welchen Theil der Geſchichte? den allerälteſten, wo — auſſer wenigen Nachrichten der H. Schrift — Lügen den Stoff, und Namen die Ausfüllung geben müſſen, *) der mit der gröſten Kunſt beſchrieben, den Leſer doch niemals ſehr intereſſiren wird. Und gleichwohl bey allen kleinen Fehlern der Schreibart, und andern vorher erzählten Unbequemlichkeiten, hat er zuweilen ganz vortrefliche Stellen. Sunt certa piacula. —

Die übrige Muße des 1766sten Jahres wendete er an, zu wenigen aber ſehr guten Beyträgen zur allgemeinen deutſchen Bibliothek, **) zu einigen Verbeſſerungen ſeines Werks vom Verdienſte und zu einer Ueberſetzung des Salluſtius, die nach ſeinem Tode der großmüthige Graf von der Lippe, zum beſten des Vaters des ſeligen hat drucken laſſen.

Hier muß ich abbrechen. Mitten unter den glänzendeſten Ausſichten, in der Blüthe der Jahre, im Schooße eines Fürſten der ſein Freund war, im Laufe eifrigbetriebener Studien, bey ſichtbarer Zunahme aller Geiſteskräfte, mitten im Fortgange wohlerworbnen Ruhms, war Abbts Ende da. Die Krankheit, die ihn tödtete, eine Art von Hämorrhoidalcolik, hatte ihn ſchon öfters, allemahl ſehr ſchmerzlich, aber niemals gefährlich, angetreten. Er fühlte ſie Sonntags den 2ten November abermals; demohnerachtet hört er die Predigt, er beſucht Freunde, er ſpeiſt mit ſeinem Herrn, bey der Tafel wird er ohnmächtig, er geht in ſein Zimmer, er bringt eine ſchreckliche Nacht, und einen noch ſchmerzhaftern Tag hin. Die Schmerzen laſſen nach, ein zu frühe Freude träumt Geneſung; umſonſt!

Im

---

*) Vorrede S. 5.

**) Sie ſind mit dem Buchſtaben H. bezeichnet.

In der Nacht fordert er Arzney, und in demſelben Augenblicke ringt er mit dem Tode; Bediente, Freunde, Arzt, Wundarzt, eilen hinzu, alle Hülfe iſt vergebens; Er iſt todt! das Schloß erſchallet von Klagen, der Fürſt weinet über dem entſeelten Leichnam, ſeine Freunde ſind außer ſich. Umſonſt, er iſt nicht mehr!

Sein Herr, inniglich gerühret, ſetzt ihm eigenhändig eine Grabſchrift auf, er befiehlt den entſeelten Körper zu balſamen, das Grab ſoll in der Schloßkapelle ſeyn, er ordnet ein prächtiges Leichenbegängnis an, die Landescollegien, die Befehlshaber der Garniſon, die Geiſtlichkeit, die Hofbediente weinen über der Gruft. Feierlichkeiten die ſo oft leerer Pomp ſind! hier aber ſind es Beweiſe der würdigen Empfindung eines Fürſten, der ſelbſt groß erſcheint, indem er großes Verdienſt kennt und ehret. Hier iſt kein kaltes Todtengepränge; Es zeiget den tiefen Schmerz eines Landesherrn der einen treuen Diener, eines Weiſen der einen rechtſchaffenen Mann, eines Freundes, der ſeinen zärtlichen Freund bedauret!

So ſtarb Abbt, den Jahren nach ein Jüngling, reifen Verdienſten nach, ein Mann. Der zwar früh weggeraft worden, aber nie wird vergeſſen werden. Den alle Rechtſchaffene beweinen, und deſſen Andenken der Neid ſich nicht anzutaſten getrauet.

Er war von mittler und etwas unterſetzter Statur. Er hatte ſchwarz Haar, ein volles Geſicht, Augen, die ſo viel Geiſt als Freundlichkeit verriethen. Sein Anſehn konte gleich beym erſten Anblick einnehmen, aber ſeine treſliche Eigenſchaften vermehreten dieſe Zuneigung, je länger man ihn kannte.

Er hatte eine ſeltene Wißbegierde, und den fähigſten Verſtand um derſelben Genüge zu leiſten. Er ſtudierte mit ſo vielem Eifer als Leichtigkeit. Er hatte ein ſcharfes Gedächtniß und eine ſehr feurige Einbildungskraft. Zugleich war in der Miſchung ſeiner Gemüthskräfte nicht wenig Hang zum Enthuſiasmus. Merkwürdig ſcheint es, daß dieſe beide leztern Eigenſchaften bey ihm nie einen Hang zur Dichtkunſt gewirket haben; Er bewunderte die Dichter mehr als er ſie liebte. Seine ganze Neigung riß ihn zur Proſe.

Er dachte ſtark und tief. Bey einigem Nachſinnen, führte ihn ſeine Einbildungskraft bald zu weiteren Ausſichten, die er zuweilen ſchnell verließ, zuweilen bey ſcheinbarer Ausſchweifung, nie aus dem Geſichte verlohr. Seine Schreibart iſt eigenthümlich, wie ſeine Denkungsart, wer ihm nicht folgen kan, dem ſcheint er Sprünge zu machen.

Er hatte gründliche Einſichten in die Mathematik, und in die Weltweisheit. Hierdurch ward ſeine natürliche geſunde Beurtheilungskraft geſtärket, und die Erforſchung der Warheit erleichtert. Dieſe philoſophiſche Beurtheilung brachte er auch mit zur Geſchichte, wie glüklich würde er daher dieſe nicht bearbeitet haben, wenn ſeine vortrefliche Gaben, in einem längern Leben wären ausgebildet worden.

Die Griechiſche, die Lateiniſche, die Engländiſche, die Italiäniſche, die Franzöſiſche Sprache verſtand er volkommen. Wie gut er ſeine Mutterſprache in ſeiner Gewalt gehabt, und mit wie vielem Eifer er darin noch immer volkommener zu werden getrachtet, zeigen ſeine Schriften. Da er ein gebohrner Schwabe war, ſo hatte er durch Fleiß die ſeltene Fertigkeit erlanget, *) alle Merkmale des ſchwäbiſchen Dialects zu vertilgen, ſo wohl in den Worten, als auch, welches noch ſeltener iſt, in der Ausſprache, die einen ſo reinen hochdeutſchen Ton hatte, dergleichen man ſelbſt bey manchem Sachſen und Brandenburger vermiſſet. Er beſaß das weichſte Herz, jedem edlen Eindrucke offen, den Wohlwollen, Mitleid, Dankbarkeit, Freundſchaft, Zärtlichkeit machen können; er war der wohlthätigſte Menſchenfreund, der edelſte Patriot, der ehrerbietigſte Sohn, der wahreſte Freund. Alle geſellſchaftliche Tugenden beſaß er in einem hohen Grade; jedem Charakter gefällig, ohne ſeinen eigenen zu verläugnen. Er konte über alle Gegenſtände mit Anmuth ſich unterhalten, und jeder Art von Geſellſchaft ein guter Geſellſchafter werden. Leicht ohne oberflächlich zu ſeyn, geſetzt ohne Feyerlichkeit, anſtändig ohne Hochmuth, ernſthaft ohne Pedanterie, unterrichtend ohne Trockenheit, lehrreich ohne Lehrerton, aufgeräumt ohne Geräuſch, luſtig ohne Poſſenreiſſen, ſcherzhaft ohne Beleidigung, war er für jedermann geſellig, Freund aber nur für wenige, die er ſich auserleſen hatte, und ſie mit wahrer Zärtlichkeit liebte.

Sein Briefwechſel, war wie ſein Geſpräch, der Abdruck ſeines offenen liebenswürdigen Charakters. Seine geheimſte Gedanken theilte er ſeinen Freunden mit. Er lehrte durch ſeine Vertraulichkeit, und lies ſich gern wieder belehren. Die ſchärfſte Critik ſeiner Schriften war ihm die willkommenſte, er hatte kaum die Richtigkeit derſelben eingeſehen, ſo beſſerte er mit gutem Erfolge; Als ſeine Freunde wider ſein Werk vom Verdienſte, das er ihnen handſchriftlich zugeſendet hatte, verſchiedene Erinne-

run-

---

*) S. Briefe die neueſte Litteratur betreffend 14ter Theil S. 244.

rungen machten, arbeitete er das ganze erſte Hauptſtück um, und machte ſonſt wichtige Verbeſſerungen, ja er beſchwor ſie, noch in der Handſchrift, was er überſehen haben möchte, zu ändern. Den Ruhm liebte er nicht weiter, als er ihn glaubte zu verdienen, und ſcherzte ſelbſt gern über ſeine Fehler, mit der heitern vertraulichen Mine, die ſeinen ganzen Briefwechſel ſo angenehm machte.

Er war ein wahrer, ein eifriger Verehrer der Religion, ohne Aberglauben, ohne Verfolgungsgeiſt. Er zweifelte um ſich zu belehren, aber belehrt, war er der ſtandhafteſte Bekenner der Wahrheit. In ſeinen Briefen finden ſich rührende Beweiſe, wie angelegentlich er ſchon in ſo jungen Jahren die ernſthafteſte Wahrheiten unterſucht hat. Die Zweifel über die Beſtimmung des Menſchen *) ſind ein Stück eines ſehr intereſſanten Briefwechſels über dieſe und ähnliche wichtige Materien.

Seine Amtsgeſchäfte verwaltete er mit Treue und mit gröſten Eifer. So wenig er das Univerſitätsleben liebte, ſo ſehr ſuchte er doch ſeine Pflicht als Lehrer zu erfüllen. Sein kurzer Aufenthalt in Bückeburg, war eine beſtändige Geſchäftigkeit, in den verſchiedenen Aemtern die er bekleidete. Als Patron der Schulen des Landes, machte er in der kurzen Zeit ſeines Aufenthalts daſelbſt Anſtalten, die von dauerndem Nutzen ſeyn werden.

Alles was man von ſeinem Charakter ſagen kan, iſt erſchöpft in der vortreflichen Grabſchrift, die ihm der Graf von der Lippe, der ſeinen ganzen Werth kannte, eigenhändig aufgeſetzt, und in Marmor gehauen, in die Schloſskapelle zu Bückeburg hat ſetzen laſſen.

Ein

---

*) Briefe die neueſte Litteratur betreffend 19ter Theil.

Ein ſolches Denkmahl iſt dem Verſtorbenen rühmlich, und eben ſo rühmlich dem Fürſten der wahre Verdienſte ſo richtig zu ſchätzen wuſte, der einen Gelehrten, nicht wie viele andere Großen bloß zum Prunk, ſondern aus wahrer Kenntnis ſeines Werths zum Umgange wählte. Dieſe Grabſchrift iſt mit edler Einfalt geſchrieben, und — welches bey einem Denkmahle von dieſer Art ſehr ſelten iſt, — es iſt darin nichts übertrieben, es iſt alles wörtlich wahr:

HIER. LIEGT. DER. LEICHNAM.
VON. THOMAS. ABBT. AVS. VLM.
GRAEFLICHEN. SCHAVMB. LIPPISCHEN. HOF. REGIERVNG.
CONSISTORIAL. RATH. VND PATRONVS. SCHOLAR.
GESTORBEN. DEN. III. NOVEMB. MDCCLXVI.
IM. ACHT. VND. ZWANZIGSTEN. IAHRE. SEINES
ALTERS.

WENN. VERNÜNFTIGE. FVRCHT. VOR. GOTT.
WEISHEIT. THAETIGE. TVGEND. AVFRICHTIGE.
VND. ANMVTHIGE. FRENVDSCHAFT. TIEFE.
GELEHRSAMKEIT. VND. GLAENZENDE. GABEN.
VERDIENSTE. SIND. SO. BESASS. DERIENIGE.
DESSEN. GEBEINE. HIER. RVHEN. WAS. ER. DER.
WELT. ANGEPRIESEN. HAT.

WILH. I. V. G. G. REG. GRAF. ZV. SCHAVMB. &c.
DER. AN. DEM. VERSTORBENEN. EINEN.
RATHGEBER. VON. DEN. VORTREFLICHSTEN.
EIGENSCHAFTEN. VND. WAS. NOCH. EDLER.
EINEN. ZAERTLICHEN. FREVND. VERLOHREN.
HAT. MEHR. ZVM. DENKMAHL. SEINES.
EIGNEN. SCHMERZES. ALS. ZVR. EHRE. EINES.
MANNES. DESSEN. NAHME. SCHON. EIN.
LOBSPRVCH. IST. DIE. ENTSEELTE. LEICHE.
ALHIER. BEERDIGEN. LASSEN.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Beſchreibung
der
Königlichen Reſidenzſtädte
Berlin und Potsdam
und
aller daſelbſt beſindlicher
Merkwürdigkeiten.

Nebſt einem Anhange, enthaltend die Leben aller Künſtler, die ſeit Churfürſt Friedrich Willhelms des Großen Zeiten in Berlin gelebet haben, oder deren Kunſtwerke daſelbſt beſindlich ſind.

Mit Königl. Preußiſchen, Churbrandenburgiſchen und Churſächſiſchen Freyheiten.

Berlin bey Friedrich Nicolai,
Buchhändler unter der Stechbahn.
1769.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

An Se. Majeſtät

den

König.

Sire.

Die Beſchreibung von Berlin und Potsdam zeiget bey jedem Schritte, Spuren der unermüdeten Sorgfalt Ew. Königl. Majeſt. glorwürdigſter Vorfahren, dieſe Städte zu vergrößern und in Aufnahme zu bringen. Ew. Königl. Majeſt. haben eine gleiche Sorgfalt dazu anzuwenden geruhet, und durch den guten Geſchmack, der unter Allerhöchſt Dero Regierung eingeführet ward, ſind dieſe Städte bis zur Bewunderung verſchönert worden. Königliche Schlöſſer, öffentliche Gebäude, ganz neue Straßen von Bürgerhäuſern ſind auf Ew. Königl. Majeſt.

Befehl gebauet, die Polizeyanſtalten verbeſſert, eine Menge nüzlicher Manufacturen angelegt worden, und Allerhöchſtdieſelben fahren fort, dieſen Städten, die ſchon unter die ſchönſten von Europa gezählet werden, täglich neue Vorzüge zu geben.

Ich unterſtehe mich gegenwärtiges Werk, in welchem die Sehenswürdigkeiten **Berlins** und **Potsdams** erzählet werden, Ew. Königl. Majeſt. allerunterthänigſt zu Füßen zu legen. Wie glücklich würde ich mich ſchätzen, wenn Allerhöchſtdieſelben dieſes Unternehmen zu allerhöchſtem Wohlgefallen gereichen ſolte. Ich erſterbe mit tiefſter Ehrfurcht

Sire

Ew. Königl. Majeſtät

Berlin,
den 12ten Merz
1769.

allerunterthänigſter Knecht
Friedrich Nicolai.

St

Vorbericht.

Das gegenwärtige Werk iſt hauptſächlich zum Nutzen der Fremden geſchrieben, die die Merkwürdigkeiten von **Berlin** und **Potsdam** beſehen wollen. Nach dieſer Abſicht, muß die ganze Einrichtung deſſelben beurtheilet werden. Man hat von der Geſchichte oder dem vorigen Zuſtande der Reſidenzſtädte mehr nicht beygebracht, als etwa ein Fremder zu wiſſen verlangen könte; hingegen hat man auch verſchiedene Nachrichten eingeſchaltet, die ein bloßer Leſer vielleicht für unnütz und geringfügig achten möchte, von denen aber ein in **Berlin** oder **Potsdam** ſich aufhaltender Fremder die Nothwendigkeit oder Nützlichkeit einſehen wird.

Man hat geſorgt, daß die Nachrichten, ſo viel möglich, zuverläßig ſeyn möchten. Solten inzwiſchen einige Fehler vorgefallen ſeyn, ſo wird ein billiger Leſer, der begreift, wie viel Schwierigkeiten ein Unternehmen von dieſer Art mit ſich führet, ſie entſchuldigen. Von verſchiedenen Sachen, z. B. **von den Landescollegien, von dem Bau des Berliniſchen Schloſſes, von den Manufacturen und Fabriken** u. a. m. fand man wenig gedruckte zuverläßige Nachrichten. Der Leſer bedenke die Mühe, von ſo vielen einzelnen Perſonen in einer ſo weitläufigen Stadt Nachrichten einzuziehen, die oft ſehr ſchwer zu erhalten waren; ſelbſt die ſchon gedruckten Nachrichten waren zuweilen ſehr unzuverläßig, ihre Richtigkeit muſte öfters mit ungemeiner Mühe unterſuchet werden, oder wenn man geglaubt hatte ſich darauf verlaſſen zu können, ſo muſte man hernach zuweilen die Arbeit wieder von vorne anfangen, und Aenderungen vornehmen, die mehr Mühe machten, als der erſte Aufſatz ſelbſt.

Ob gleich an den Nachrichten zu dieſem Werke über ſechs Jahre geſamlet, und faſt jeder Abſchnitt von einem andern Verfaſſer aufgeſetzt worden, der ſich um alles dazu gehörige bekümmert,

mert hat, ſo erhielt man doch manche Nachrichten erſt unter dem Abdrucke des Werkes, welcher daher beynahe anderthalb Jahre gedauert hat, und bey der Menge von Sachen, ward bey aller Aufmerkſamkeit dennoch zuweilen etwas überſehen. Dis gab Gelegenheit, zu den am Ende angehängten **Zuſätzen und Verbeſſerungen**, die man den Leſer erſuchet, an den gehörigen Orten einzutragen, ehe er das Werk lieſet.

Wir müſſen mit ſchuldigem Dank erkennen, daß viele Perſonen, auch vom erſten Range, uns Nachrichten mitgetheilet, die dieſes Werk viel vollkomner gemacht haben, als es ſonſt würde geweſen ſeyn. Wir bitten zugleich alle Leſer das mangelhafte, was ſie an dieſem Werke etwa bemerken, dem Verleger anzuzeigen, da man denn nicht unterlaſſen wird, es bey einer folgenden Auflage zu verbeſſern.

Insbeſondere bittet man zu glauben, daß wenn etwa, irgend etwas unrichtig angeführet worden, man keinesweges die Abſicht gehabt, jemandes Rang, Rechte oder Freyheiten zu ſchmälern, welches durch ein Werk, wie das gegenwärtige iſt, ohnedem gar nicht geſchehen kann; man erbietet ſich vielmehr mit Vergnügen, dergleichen Nachrichten, auf geſchehene Anzeige, in einer neuen Auflage zu berichtigen.

Es iſt von dieſem Werke auch eine franzöſiſche Ueberſetzung unter der Preſſe, die in wenig Wochen fertig ſeyn wird. Berlin, den 12ten Merz 1769.

Inhalt.

Einleitung. Seite 1.

Erſter Abſchnitt. Topographiſche Beſchreibung der Straßen, Plätze und merkwürdigen Gebäude, der Städte und Vorſtädte. S. 22.

- I.) Die Stadt Berlin. S. 22.
  - a) Berliniſche Vorſtadt. S. 36.
    - a) Königsviertel oder Königsſtadt. S. 36.
    - b) Spandauerviertel oder Sophienſtadt. S. 38
    - c) Stralauerviertel. S. 46.
- II.) Die Stadt Cölln. S. 50.
  - 1) Alt Cölln. S. 50.
    (Beſchreibung des Königl. Schloſſes. S. 56 - 86)
  - 2) Neu Cölln. S. 93.
    - b) Cöpenikſche oder Cölniſche Vorſtadt. S. 95.
- III.) Die Stadt Friedrichswerder. S. 95.
- IV.) Die Dorotheenſtadt oder Neuſtadt. S. 106.
- V.) Die Friedrichsſtadt. S. 112.

Zweyter Abſchnitt. Von den Einwohnern in Berlin, ihrer Anzahl und Eintheilung. S. 120.

- 1) Die Garniſon und der Militarſtand. S. 122.
- 2) Die Eximirte. S. 127.
- 3) Die Bürgerſchaft deutſcher Nation. S. 128.
- 4) Die franzöſiſche Colonie. S. 128.
- 5) Die böhmiſche Colonie. S. 129.
- 6) Die Judenſchaft. S. 130.

Dritter Abſchnitt. Vom Königl. Hofe. S. 133.

Vierter Abſchnitt. Von den zu Berlin befindlichen hohen Landescollegien. S. 139.
- 1) Der geheime Staatsrath. S. 139.
- 2) Das Cabinetsminiſterium, oder Departement der auswärtigen Affairen. S. 140.
- 3) Die verſchiedenen Finanzcollegien S. 141. und Caſſen. S. 146.
- 4) Die verſchiedenen Juſtizcollegien. S. 148.
- 5) Geiſtliche Collegien. S. 157.
- 6) Verſchiedene andere Collegien. S. 159.

Fünfter Abſchnitt. Von den zum Bürgerlichen und Policeyregimente der Reſidenzien gehörigen Juſtiz- Policey- und andern Collegien, auch ſonſt zum Nutzen der Reſidenzien geſtifteten Anſtalten. S. 167.
- 1) Vom Gouvernement. S. 167.
- 2) Vom Hof- und Kammergerichte. S. 169.
- 3) Vom Magiſtrate, dem Policeydirectorium und den Stadtgerichten. S. 170.
- 4) Von den franzöſiſchen Gerichten. S. 177.
- 5) Vom Königl. Amte Mühlenhof. S. 178.
- 6) Von verſchiedenen zum Nutzen der Reſidenzſtädte geſtifteten Collegien und Anſtalten. S. 179.

Sechſter Abſchnitt. Von der Religion und deren verſchiedenen Partheyen; von den Kirchen, von der Einrichtung des Gottesdienſtes, und den milden Stiftungen. S. 188.
- 1) Von den Kirchen und Einrichtung des Gottesdienſtes. S. 192.
  - a) Deutſche Kirchen. S. 194.
  - b) Franzöſiſche Kirchen. S. 201.
- 2) Milde Stiftungen. S. 206.
  - a) Deutſche milde Stiftungen. S. 206.

a) Ar-

a) Armen und Waysenanſtalten. S. 206.
b) Das Königliche Arbeitshaus. S. 213.
c) Lutheriſche Hoſpitäler, Armenhäuſer und Armencaſſen. S. 214.
d) Reformirte Armenhäuſer und Stiftungen. S. 216.
e) Predigerwitwenanſtalten. S. 217.
f) Waysenhäuſer ſo von Privatperſonen geſtiftet worden. S. 218.
h) Franzöſiſche milde Stiftungen. S. 222.

Siebender Abſchnitt. Von der Gelehrſamkeit, von öffentlichen Schulen, Bibliotheken, Buchhandlungen u. Buchdruckereyen. S. 230.

1) Die Königl. Akademie der Wiſſenſchaften und der ſchönen Künſte. S. 230.
2) Das Collegium Medico chirurgicum. S. 238.
3) Die neue Ritterakademie. S. 241.
4) Adeliches Cadettencorps. S. 243.
5) Gymnaſien und Schulen. S. 244.
6) Oeffentliche Bibliotheken. S. 263.
7) Die vornehmſte itztlebende Gelehrten in Berlin. S. 273.
8) Buchhandlungen, Buchdruckereyen und was dahin gehörig. S. 281.

Achter Abſchnitt. Vom Handel, Manufacturen, Fabriken und was dahin gehöret. S. 284.

1) Von Münzen, Gewichten und Maaßen. S. 284.
2) Von der Königl. Bank. S. 289.
3) Vom Wechſelhandel, und Wechſelcours. S. 291.
4) Von Handlungsgeſellſchaften. S. 294.
5) Vom Großhandel. S. 299.
6) Vom Einzel- und Ausſchnitthandel. S. 301.
7) Von Manufacturen und Fabriken. S. 302.

a) Wollenmanuſacturen. S. 304.
b) Seidenmanuſacturen. S. 307.
c) Halbſeidene Manuſacturen. S. 312.
d) Baumwollne Manuſacturen. S. 312.
e) Cameelhaarne Manuſacturen. S. 314.
f) Leinene Manuſacturen. S. 314.
g) Tapetenmanuſacturen. S. 315.
h) Manuſacturen und Fabriken von allerhand Metallen. S. 316.
i) Uebrige Fabriken und Manuſacturen von allerhand Art. S. 319.

Neunter Abſchnitt. Von ſehenswürdigen Sachen. S. 327.

1) Gebäude. S. 327.
2) Privatbibliotheken. S. 335.
3) Naturalien- Kunſt- Antiquitäten- und Münzcabinette. S. 337.
  a) Die Königliche Kunſt- und Naturalienkammer. S. 337.
  b) Das Königliche Antiquitäten und Münzcabinet. S. 348.
  c) Uebrige Kunſt- und Naturalienſamlungen in Berlin. S. 353.
  d) Cabinette von Malereyen, Kupferſtich. ꝛc. S. 366
  e) Verſchiedene andere Sehenswürdigkeiten. S. 377.
  f) Verzeichniß der itztlebenden Baumeiſter, Bildhauer, Kupferſtecher und Maler. S. 379.

Zehnter Abſchnitt. Von Luſtbarkeiten. S. 392.

1) Oeffentliche Schauſpiele. S. 392.
2) Luſtbarkeiten bey Hofe. S. 395.
3) Carnavalsluſtbarkeiten. S. 396.
4) Spaziergänge und Spazierfahrten. S. 398.
5) Verſchiedene andere Luſtbarkeiten.

Eilfter Abſchnitt. Nachrichten von verſchiedenen Dingen die einem in Berlin ſich aufhaltenden Fremden zu wiſſen nöthig und nützlich ſind.
Darunter ſind unter vielen andern
Verzeichniß conterbander Waaren. S. 408.
Verzeichniß hochimpoſtirter Waaren. S. 410.
von accisbaren Sachen. S. 412.
Verzeichniß der Wirthshäuſer. S. 414.
Taxe für die Wirthshäuſer. S. 417.
Taxe der Fiacres oder Miethkutſchen. S. 423
Speiſehäuſer. S. 428.
Weinhäuſer. S. 429.
Caffeehäuſer. S. 430.
Caffeegärten. S. 431.
Anzeige wo verſchiedene einem Fremden nöthige Waaren zu verkaufen ſind. S. 431.
Ankommende und abgehende Poſten nach den Tagen der Woche. S. 447.
Ankommende und abgehende Poſten nach dem Alphabeth der Oerter. S. 456.
Poſttaxen in Königl. Landen. S. 470.
Dieſelben nach auswärtigen Oertern, S. 477. und andere Nachrichten mehr.

Zwölfter Abſchnitt. Von den in der Gegend um Berlin liegenden Luſtſchlöſſern und andern merkwürdigen Orten. S. 481.

Erſter Anhang. Beſchreibung der Königlichen Reſidenzſtadt Potsdam. S. 495.
Einleitung. S. 495.
Erſter Abſchnitt. Topographiſche Beſchreibung der Straßen, Plätze und merkwürdigen Gebäude in Potsdam. S. 499.
1) Die Altſtadt. S. 499.
(Beſchreibung des Königl. Schloſſes in Potsdam. S. 499 ⸗ 505.)

2) Die Neuſtadt. S. 515.
3) Die Friedrichsſtadt. S. 517.
Beſchreibung des Königlichen Luſtſchloſſes Sansſouci. S. 517 – 530.
Beſchreibung des neuen Schloſſes bey Sansſouci. S. 531 – 538.
Zweyter Abſchnitt. Von der Policey und Juſtizverfaſſung in Potsdam. S. 539.
Dritter Abſchnitt. Vom Gottesdienſte, Kirchen, milden Stiftungen und Schulen in Potsdam S. 541.
Vierter Abſchnitt. Manufacturen und Fabriken in Potsdam. S. 549.
Fünfter Abſchnitt. Vermiſchte Anmerkungen zum Nutzen eines Fremden, der ſich in Potsdam aufhält. S. 551.

Zweyter Anhang. Verzeichniß der Baumeiſter, Bildhauer, Kupferſtecher, Maler und anderer Künſtler, die ſeit Churfürſt **Friedrich Willhelms des Großen** Zeiten, in Berlin und Potsdam gelebet haben, oder deren Kunſtwerke daſelbſt befindlich ſind. S. 553.
a) Künſtler unter Churfürſt Friedrich Willhelm dem Großen. S. 558.
b) Künſtler unter König Friedrich I. S. 569.
c) Künſtler unter König Friedr. Willh. S. 606.
d) Künſtler unter König Friedrich II., die nicht mehr lebend, oder nicht mehr in Berlin anweſend ſind. S. 610.

Zuſätze, Verbeſſerungen und Druckfehler. S. 618.

Ver-

Verzeichniß

verſchiedener Plane und Proſpecte von Berlin und Potsdam, und Vorſtellungen verſchiedener daſelbſt befindlichen Sehenswürdigkeiten.

Die mit * bezeichnete, ſind bey dem Verleger dieſes Werks für beygeſetzte Preiſe zu haben.

Plan von Berlin auf 8 Bogen, im Jahr 1740 von dem Hrn. Hofrath Walther herausgegeben, und im Jahr 1767 verbeſſert und mit den neuen Gebäuden vermehret.

Plan von Berlin auf 8 Bogen, unter Direction des Feldmarſchalls Grafen von Schmettau von Hildner im Jahr 1748 aufgenommen, und unter Aufſicht des Königlichen Hofkupferſtechers Schmidts geſtochen.

*Ebenderſelbe auf 3 Bogen, von J. D. Schleuen ins kleine gebracht und mit den neuen Straßen und Gebäuden vermehret. Auf demſelben ſtehen die vornehmſten Gebäude in Berlin und auch verſchiedene alte Plane von Berlin abgezeichnet. 1 Rthlr.

NB. In dieſem Werke iſt dieſer Plan allezeit angeführet.

Geometriſcher Plan des Thiergartens vor Berlin. Auf Veranſtaltung der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften verfertigt im Jahre 1765. (Iſt bey dem Hrn. Hofrath Gravius auf dem Dönhofiſchen Platze, zu haben.)

*Plan der Gegend um Berlin, worauf die umliegende Königl. Luſtſchlöſſer. Städte und Dörfer angezeigt ſind, von Schleuen geſtochen. 3 Ggr.

*Verſchiedene Proſpecte und Vorſtellungen von Gebäuden in Berlin und Potsdam, von Schleuen, (jedes Blatt koſtet 1 Ggr. 6 pf.) nämlich:

XII Verzeichniß verſchiedener Proſpecte ꝛc.

Num. 1) Proſpect des Schloſſes und Dohmkirche zu Berlin. 2) der vordern Seite des Königl. Luſtſchloſſes Sansſouci bey Potsdam. 3) der hintern Seite des Königl. Luſtſchloſſes Sansſouci bey Potsdam. 4) der katholiſchen St. Hedwigskirche. 5) des Königl. Schloſſes zu Potsdam von der Gartenſeite anzuſehen. 6) des Opernhauſes. 7) des großen Lazareths la Charité. 8) des Prinz Heinrichſchen Pallaſts dem Opernhauſe gegenüber. 9) des Friedrichshoſpitals und Wayſenhauſes. 10) des Königl. Invalidenhauſes. 11) des Königl. Schloſſes, nach dem Paradeplatz und der Freyheit. 12) des Theils der Stadt Berlin ohnweit dem Spandauerthor, wie ſelbiger bey dem Unglück, ſo daſelbſt am 12ten Auguſt im Jahr 1720 durch Zerſprengung eines Pulverthurns paßirct, anzuſehen war. 13) des Vordergebäudes des großen Königl. Stalls auf der Dorotheenſtadt. 14) des Königl. Luſtſchloſſes Monbijou. 15) des Königl. Zeughauſes. 16) des Zeughauſes und Pallaſts der verwitweten Prinzeßin von Preuſſen. 17) des Königl. Luſtſchloſſes Charlottenburg von der Gartenſeite anzuſehen. 18) des Königl. Luſtſchloſſes Charlottenburg von vorne anzuſehen. 21) des am 2ten Pfingſttage im Jahr 1730 durch einen Blitzſtral angezündeten Petri Thurns. 22) des Königl. Luſtſchloſſes Cöpenik. 24) des Pallaſts des Markgrafen von Schwedt. 26) des Pallaſts der verwitweten Prinzeßin von Preuſſen. 27) des Ordenspallaſts des Prinzen Ferdinands. 28) des Luſtſchloſſes der Königin, Schönhauſen, von der Gartenſeite anzuſehen. 29) des Luſtſchloſſes des Prinzen Ferdinands, Friedrichsfelde, von vorne anzuſehen. 31) des Königl. Schloſſes zu Potsdam, wie ſolches von der St. Nicolaikirche her, anzuſehen. 33) des japaniſchen Hauſes im Park von Sansſouci bey Potsdam. 34) des Geſundbrunnens bey Berlin. 38) des Luſtſchloſſes Sansſouci bey Potsdam. 39) des Königl. Schloſſes und Marſtalls zu Potsdam, von der Gartenſeite. 40) des neuen Schloſſes bey Sansſouci, wie ſelbiges von der groſſen Allée von Sansſouci her, anzuſehen. 11) der Bildergallerie in Sansſouci. 42) der Grotte in Sansſouci. 43) des Baßins, und der Ruinen auf einem Berge Sansſouci

ſouci gegenüber. 44) des Schloſſes zu Berlin gegen die breite Straße zu. 49) des Schloſſes zu Oranienburg nach der Stadt zu. 50) daſſelbe nach dem Garten zu. 53) des neuen Schloſſes bey Sansſouci, nach Sansſouci und Bornſtädt. 54) eben daſſelbe, von der Colonade her anzuſehen.

NB. Die fehlende Nummern ſtellen auswärtige Proſpecte vor.

*Proſpect des neuen Schloſſes bey Sansſouci, wie ſolches von der Colonade her, anzuſehen, von Schuſter 1 Ggr. Ebendaſſelbe von der Colonade her, 4to von Schuſter 4 Ggr.

* * *

*Larven, (im innern Hofe des Zeughauſes) nach den Modellen des berühmten Schlüters gezeichnet, und in Kupfer geätzt von B. Rode. 20 Blatt 1 Rthlr.

*Ehrenmähler von vier im dritten Schleſiſchen Kriege gebliebenen Preußiſchen Helden, in der Garniſonkirche in Berlin gemalt, und in Kupfer geätzt von B. Rode 1762.

*Drey Altarblätter in der Marienkirche, von B. Rode gemalt und in Kupfer geätzt.

Eſtampes gravées d'apres les plus beaux Tableaux de la Gallerie & le Cabinet de S. M. le Roi de Pruſſe a Sansſouçi. Hievon ſind folgende Stücke fertig und für die beygeſetzte Preiſe, bey dem Königl. Gallerieinſpector Hrn. Oeſterreich in Potsdam zu haben: 1) Chriſtus bey Martha und Maria, nach Leonhard de Vinci von Seuter in Augſpurg geſtochen 12 Ggr. 2) Danae nach Titian von Punt in Amſterdam geſtochen 2 Rthlr. 3) Bildniß Peter Aretins nach Titian von Berger in Berlin geſtochen 16 Ggr. 4) Loth mit ſeinen beyden Töchtern, nach Raphael von

Preisler in Copenhagen geſtochen 2 Rthlr. 5) Die heil. Familie, nach **Andreas del Sarto** von **Seuter** geſtochen 12 Ggr. 6) Orion der eine Nymphe Dianens verfolgt, nach **Julio Romano** von **Berger** geſtochen 16 Ggr. 7) Maria mit dem Kinde Jeſus, nach **Correggio** von **Berger** geſtochen. 8) Der heil. Petrus nach **Spagnoletto** von **Rugendas** in Augſpurg geſtochen 12 Ggr. 9) Die Ehebrecherin nach **Procaccini** von **Seuter** geſtochen 12 Ggr. 10) Der Prinz von Geldern nach **Rembrand** von **Berger** geſtochen 16 Ggr.

Bey ebendemſelben findet man die Anordnung der Gemälde auf dem neuen Schloſſe bey Sansſouci auf 4 Blättern, jedes Blatt 4 Ggr.

*Premiere Partie des Antiquitez dans la Collection de S. M. a Sansſouci deſſinees & gravees par Kruger a Potsdam. a Berlin 1769 gr. fol. Hievon ſind folgende 7 Bruſtbilder fertig: 1) Solon. 2) Epicur. 3) Plato. 4) Cicero. 5) Horaz. 6) Sokrates. 7) Dionyſius. Jedes Blatt koſtet 4 Ggr.

* * *

Der Berliniſche Adrescalender, worin alle Mitglieder der hohen und niedern Collegien, nebſt ihren Wohnungen angezeigt ſind, iſt bey dem Hrn. Hofrath **Gravius** zu haben. Es wird alle Jahre neue gedruckt.

Einleitung.

Die Dunkelheit der Geſchichte erlaubt nicht, daß man vom erſten Anbau der Stadt Berlin etwas gewißes ſagen kann. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ſie anfänglich aus zwoen Städten, nemlich aus **Berlin** und **Cölln**, beſtanden habe, und daß beyde Städte zu gleicher Zeit erbaut worden. Ihr Erbauer iſt vermuthlich **Albert der Bär**, aus dem aſcaniſchen Hauſe geweſen. Selbiger eroberte die **Mark** zwiſchen der **Elbe** und **Oder**, und baute, nachdem er die heydniſchen **Wenden**, die in dieſen Lande gewohnt, überwunden hatte, die Städte **Berlin** und **Cöln** in zwölften Jahrhundert nebeneinander, und beſetzte ſie mit Chriſten vom **Rheine**, aus **Holland**, **Flandern** und den **Niederlanden**.

Von dieſen Coloniſten ſoll ſonderlich **Cöln** den Namen haben. **Berlin** aber iſt von dem

Bär (*) oder Berlin benennet worden, mit welchem Worte man vor Alters einen Damm oder Waſſergebäude bezeichnete, welches zur Abhaltung oder Aufbehaltung des Waſſers um der Mühlen und Fiſcherey willen dienet, dergleichen Bäre noch itzt an zweyen Orten in Berlin befindlich ſind. Es iſt ſehr wahrſcheinlich daß der **Mühlendamm** der erſte Anfang von Berlin geweſen und von den aus Holland und Flandern angekommenen Coloniſten, die des Dammbaues gewohnt waren, zuerſt angelegt worden. Die nähere Beweiſe von dieſen wahrſcheinlichen Vermuthungen ſind in des Herrn Probſt Süßmilchs **ſchnellen Wachsthum und Erbauung der Stadt Berlin** ausführlicher zu leſen.

Ob bereits vor den Zeiten **Alberts des Bären** einige Fiſcherhäuſer hieſelbſt geſtanden, kann nicht mit Zuverſicht behauptet werden. Gewißer iſt es; daß die **Markgrafen von Bran-**

den

(*) Daß der Name Berlin, von dem Bär (Urſus) herkomme, iſt gar nicht wahrſcheinlich, daß die Stadt aber einen Bären im Wappen führet, iſt ein neuer Beweiß daß ſie von Marggraf Albrecht dem Bären erbauet worden, welcher aus dem Hauſe Anhalt ſtammte, das noch bis itzt einen Bären zum Wappen hat, von welcher Abſtammung auch vermuthlich der Marggraf ſelbſt, den Beynamen der Bär führet.

denburg ſchon um das Jahr 1261. ihr Hoflager in **Berlin** und **Cöln** gehabt haben, daß folglich dieſe Städte ſchon damals etwas anſehnlich müßen geweſen ſeyn. (*) Die Reſidenz war zu der Zeit in der Kloſterſtraße. (**)

Die folgende Churfürſten haben das Schloß zu Cöln erbaut und erweitert, und auch die Städte **Berlin** und **Cöln** immer mehr ausgedehnt. Die größeſten Vermehrungen und Erweiterungen der Reſidenzien hat man den Veranſtaltungen des großen Churfürſtens **Friedrich Willhelms**, der Könige **Friedrichs I** **Friedrich Willhelms** und **Friedrichs des Großen**, zu danken. In der Folge wird dis noch ausführlicher angezeigt werden.

Die eigentliche Zeit, da die Reſidenz mit andern Städten vermehrt worden, fällt in die Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts. Bis dahin machten nur obgedachte beyde Städte die Reſidenz aus, und man rechnete im Jahr 1645. in denſelben 1236 Häuſer. Nachher nahm der ſchnelle Wachsthum der ganzen Hauptſtadt ſehr merklich zu. Beyde Städte wurden allmälig

---

(*) Siehe hievon Süßmilchs angeführte Abhandlung. S. 71.

(**) Siehe das alte und neue Berlin 3 Abtheil. S. 2.

mehr erweitert. Auſſerdem wurden noch drey anſehnliche Städte angelegt, und drey Vorſtädte, wovon zwey einen großen Umfang haben, erbaut. Dieſe fünf Städte zu **Berlin** ſind folgende:

I.) **Berlin.** Dieſe Stadt liegt zur Rechten der Spree, welcher Fluß ſie von **Cöln** ſcheidet, Nordoſtwärts. Die **Spandauer- Friedrichs- Pomeranzen- lange- Königs- und Stralauerbrücken** beſtimmen die Grenzen dieſer Stadt, welche vordem von dem **Königs- Spandauer- und Stralauerthore** umſchloſſen worden. Dieſe Thore haben da geſtanden, wo man itzt die Brücken gleiches Namens ſieht. Das Stralauerthor wurde ſchon unter der Regierung Königs **Friedrich Wilhelms** niedergeriſſen, nachdem das große **Friedrichshoſpital** erbaut worden. Das Königs- und Spandauerthor aber, ließ der itztregierende König abbrechen, als Er in den Jahren 1750 und folgenden, die Gegend zwiſchen dieſen beyden Thoren, welche ſonſt der Wall und die Contreſcarpe eingenommen, mit den ſchönſten Häuſern beſetzen ließ. Dadurch wurde die Stadt Berlin längſt dem Königs- und Spandauerviertel mit verſchiedenen anſehnlichen Straſſen vermehrt, worunter ſonderlich die lange **neue Friedrichsſtraße**, gehört. Berlin beſtand Anno 1645. aus 835 Häuſern; gegen 1747. aber waren 1059 Häuſer. Sie war alſo in Zeit von hundert Jahren mit 224 Häuſern, vermehrt.

II.) **Cöln** iſt gleichſam eine Inſel, welche von zween Armen der Spree abgeſondert wird. Sie iſt eingetheilt in

Alt-Cöln. Selbiges liegt zur lincken der Spree gegen Weſten. Es hat in der neuern Zeit keine Veränderungen erlitten, wann man einige einzelne Gebäude und die Gegend hinter dem neuen Packhofe, welche 1750. bebaut worden, ausnimmt.

Neu-Cöln, liegt Alt-Cöln gegen über. Die Spree trennet es von dieſer Stadt und einem Theile Berlins. Es iſt vom Churfürſten **Friedrich Willhelm** 1681. zu bauen angefangen, und vom Könige **Friedrich dem Erſten** erweitert worden.

Vormals ſtanden in dieſer Gegend, welche außer der Stadtmauer und dem Graben gelegen, verſchiedene öffentliche und einige wenige Privathäuſer mit Gärten. Dieſer Anbau vermehrte die Stadt **Cöln**, wie es Anno 1747. befunden worden, mit 283 Häuſern. Dann in gedachten Jahre waren überhaupt in gantz Cöln 684 Häuſer, dagegen nur Anno 1645. und alſo vor der Zeit, ehe **Neu-Cöln** angelegt worden, 401 Häuſer geweſen.

III) **Friedrichswerder** wird von Cöln, der **Dorotheenſtadt** und **Friedrichsſtadt** umgeben. Die gantze Gegend war vor Alters ein Sumpf. Daher rühret der Name **Werder**. Weil man die Gänſe hier zu hüten pflegte, ſo hieß er der **Gänſewerder**. Obgleich einige Häuſer hier außer der Stadtmauer geſtanden, ſo war der Ort doch ſonſt wüſte und von keiner Bedeutung, bis Churfürſt **Friedrich Willhelm**, bey der vorgenommenen Befeſtigung dieſer Reſidentzien, Anno 1662. eine ordentliche Stadt durch den Ingenieur und Ober-Baumeiſter **Memhard** anbauen, und dieſelbe mit in die Befeſtigung ziehen ließ.

Sie endigte ſich da, wo ſich itzt die alte Leipzigerſtraße in die **Niederwallſtraße** öfnet, und woſelbſt das Leipziger Thor damals geweſen. So ſtand auch da, wo itzt die Brücke über den Graben bey der Artilleriewache am Zeughauſe iſt, ein Thor, welches das **Neue Thor** geheiſen, und 1685. errichtet, Anno 1735. aber wieder abgetragen worden. (*) Gedachter Graben trennet den **Friedrichswerder** von der **Dorotheen- und Friedrichsſtadt**, ſo wie ihn die Spree von Cöln ſcheidet. Im Jahr 1747. befand man die Anzahl der Häuſer auf 292. In den folgenden Zeiten ſind noch einige Häuſer durch Bebauung der Gegend hinter dem Arſenal, welche Anno 1750. geſchehen, dazu gekommen.

IV.) **Dorotheenſtadt.** Hat ihren Anfang und ihr gantzes Aufnehmen der Churfürſtin **Dorothea**, der letzten Gemahlin Churfürſtens **Friedrich Willhelms**, einer gebohrnen Hertzogin von **Holſtein-Glücksburg** zu dancken. Ihr Grund und Boden war ein Ackerfeld und Wieſen, welche zu dem Vorwerck gehörten, das

---

(*) Siehe das A. und N. Berlin 1. Abtheil. S. 10.

das gedachte Churfürſtin in Thiergarten hatte. Die Häuſer, welche nachmals daſelbſt von ihr erbaut worden, machten erſt eine Vorſtadt aus, die ſchon damals mit den Lindenbäumen prangte, welche der Prinz **Moritz von Naſſau**, des Johanniter Ritters Ordens-Meiſter, pflanzen laſſen. Als ſie 1674. die Stadtgerechtigkeit erhalten, wurde ſie noch mehr erweitert, und haben die um dieſe Zeit hier angekommene Refugirten aus **Franckreich** nicht wenig zur Bevölkerung dieſer Stadt beygetragen. In den Jahren 1734. und 1735. ließ ſie der König **Friedrich Willhelm** vergrößern, ſo daß die Häuſer bis an das Quarré bey dem **Brandenburger Thore**, ausgedehnt wurden, und das Quarré ſelbſt mit dem Thore erbauet ward. Anno 1747. waren 273 Häuſer. Nach dieſer Zeit ſind keine merkliche Veränderungen mit dieſer Stadt vorgegangen. Sie gränzt an die **Friedrichsſtadt**, an **Cöln** und an das **Spandauer Viertel** der Berliniſchen Vorſtädte.

V.) **Friedrichsſtadt** liegt am Südweſtlichen Ende dieſer Reſidenzien. Ihre ganze Gegend war vormals ein Ackerfeld, das den Cölniſchen ſiſchen Bürgern zugehörte. Der König Friedrich der I. ließ ſie 1688. und in den folgenden Jahren, durch den Baudirector **Johann Heinrich Behr**, anbauen. Sie wurde mit einen Graben und Wall umgeben und hatte nur eine Landwehre. Die Einwohner ſtanden unter dem Magiſtrat des Friedrichswerders. Ihre gröſte Erweiterung aber und der Anbau der ſchönſten Häuſer auf derſelben, geſchahe durch den König Friedrich Willhelm in den Jahren 1732. bis 1736. Die **Potsdammer-** und **Lindenſtraße**, wurden weiter herausgerückt. Die **Marggrafen-** **Friedrichs-** und **Willhelmſtraße**, wie auch das **Rondel**, das **Halliſche-** und **Potsdammer Thor**, ganz neu angelegt, und die Stadt mit einer maßiven Mauer umzogen. Sie hat lauter gerade Straßen, welche alle eine regelmäßige Breite von ſechs Ruthen haben, und worunter einige auſſerordentlich lang ſind. Im Jahr 1747. beſtand ſie aus 1454 Häuſern. Hieraus erſieht man, daß dieſe Stadt gröſſer iſt als die andern Städte.

Die Städte **Berlin**, **Cöln** und **Friedrichswerder**, ließ Churfürſt Friedrich Willhelm,

helm, 1658. durch den Obriſten, **Freyherrn von Burgsdorf** nach **Dögens** Manier befeſtigen, und Churfürſt **Friedrich** der III. that noch einige Werke hinzu. Die **Friedrichsſtadt** und **Dorotheenſtadt** hatten aber blos ihre Zäune, Landwehren und einen Graben. Dieſe Veſtungswercke, deren nähere Beſchreibung im **A.** und **N. Berlin** 1 Abtheil. S. 18. und 19. zu finden, wurden vom König **Friedrich Wilhelm** bey Erweiterung der **Friedrichsſtadt** und bey Anlegung der Vorſtädte ziemlich zerſtört, und was davon noch mit den Wall und der Contreſcarpe um **Berlin** und **Cöln** übrig geweſen, ließ der itzt regierende König, gänzlich niederreiſſen, als auf deſſen Befehl die beträchtliche Erweiterung der Stadt **Berlin** und der Vorſtädte vorgenommen wurde. Um aber doch eine kleine Idee von den vorigen eingeſchränckten Umfange der Städte **Berlin** und **Cöln** zu bekommen; ſo iſt hier hinreichend, wenn wir anmercken, daß der Wall, welcher beyde Städte umgeben hatte, die Gegenden eingenommen, wo itzt die Häuſer ſtehn in neu **Cöln**, in der neuen **Friedrichs-Straße**, am **Spittelmarkt** und von demſelben längſt den **Wallſtraßen** bis an die **Artilleriewache**, und von da hinter dem **Gieshauſe**, Zeughauſe und neuen Packhofe; ferner, jenſeit der **Spree** in der neuen **Friedrichsſtraße** ganz herunter bis an den **Cadettenhof** und weiter. (*)

Ob

(*) Von dieſer ehemaligen Befeſtigung findet man itzt keine Spur, auſſer einem kleinen Stückgen Wall, ſo am Anfange des Weidendamms bey der Pomeranzenbrücke noch zu ſehen.

Die beſte Idee des allmähligen Anwachſes der Stadt Berlin kann man ſich machen, wenn man die auf dem groſen Schleuenſchen Plane, befindliche Nebenplane von Berlin, wie es in den Jahren 1650, 1688, 1700 und 1723 ausgeſehen, mit einander vergleichet. Der erſte Plan von 1650. zeiget die bloßen Städte **Berlin** und **Cöln** ehe der **Werder** dazu gekommen, und die Fortification geſchehen, der zweyte Plan von 1685. zeigt die 1658. angelegte Fortifikation, den in dieſelbe mit eingeſchloſſenen **Werder** und die **Neuſtadt**, ſo weit ſie von der Churfürſtin **Dorothea** angelegt, und damals durch einige Wercke mit an die Fortification angeſchloſſen worden. Der Plan von 1723. zeigt, was Friedrich der Erſte an der **Friedrichsſtadt** bauen laſſen, es fehlen aber noch die Straßen die König **Friedrich Willhelm** in den Jahren 1732. und folgenden, zu der **Friedrichsſtadt** und **Dorotheenſtadt** hinzuthun laſſen, welche man, nebſt dem, unter **Friedrich** den **Großen** geſchehenen Anwachs Berlins, nemlich, den auf der Contreſcarpe angelegten Straßen, dem Vogtlande, dem Jnvalidenhauſe, den neuen Artilleriecaſernen, auf dem groſen Plan ſuchen muß.

Ob nun zwar zur Zeit des fortificirten Zuſtandes obgedachter dreyer Städte, hie und da einige Häuſer mit Gärten außer den Thoren und Mauren geſtanden, ſo waren es doch noch keine rechte **Vorſtädte** bis ſie vom Könige **Friedrich** I. angelegt, und von den folgenden beyden Königen **Friedrich Willhelm** und **Friedrich** II. anſehnlich vergrößert worden. Eigentlich aber zählt man in hieſigen Reſidenzien drey Vorſtädte.

I.) Die **Berliniſchen Vorſtädte**, welche die Stadt **Berlin** gegen Oſten und Nordoſten umſchräncken. Sie werden wieder in drey Viertel abgetheilt, als

1) das **Königsviertel**, welches ſonſt das **St. Georgenviertel** geheiſſen, und ſeinen itzigen Namen von dem prächtigen Einzug, **Friedrichs des erſten Königs in Preuſſen**, erhalten hat, als Derſelbe von der Krönung in hieſige Reſidenzien zurück gekommen. Man nennt dis Viertel auch zuweilen die **Königsſtadt**. Unter des itzt regierenden Königs Regierung iſt es mit ſehr prächtigen Häuſern ausgeziert worden, ſonderlich am **Königsgraben** und auf der **Contreſcarpe**, welche allererſt ſeit 1750. erbaut

baut worden. Im Jahr 1747. beſtand es aus 386 Häuſern.

2) **Das Spandauerviertel** liegt gegen Nordoſt. Es iſt eine weitläuftige Vorſtadt, die mit vielen maßiven und neuen Häuſern prangt. (*) Die **Comendanten-** und **Präſidentenſtraße**, der **Hakiſche Markt**, und die an demſelben und auf der Contreſcarpe ſtehende Häuſer, ſind insgeſamt erſt ſeit 1750. angelegt und erbaut worden. Im Jahr 1747. zählte man darin 629 Häuſer.

3) **Das Stralauerviertel** gränzt an das Königsviertel Oſtwärts. Es iſt auch von groſſen Umfang und ſind ſehr viele Gärten darinnen befindlich. Im Jahr 1147. fand man 350 Häuſer darin.

II.) **Die Cölniſche Vorſtadt** liegt der Stadt **Cöln** gegen Süden. Sie heißt auch die **Cöpeniker Vorſtadt**, und fängt jenſeit der **Cöpeniker Brücke** an, wo ehedem das Thor dieſes Namens geſtanden, welches dieſe Vorſtadt

---

(*) Man nennt dis Viertel auch zuweilen die Sophienſtadt. Dieſer Name kommt vor im Stiftungsbriefe der Kirche von 31 Auguſt 1712. Siehe A. und N. Berlin 2. Abtheil. S. 700.

ſtadt von **Cöln** getrent. Unter Sr. itzt regierenden Königl. Majeſt. iſt ſie anſehnlich erweitert und mit ſchönen Häuſern verſehen worden. Sie iſt ſehr weitläuftig und hat noch einige unbebaute Plätze, welche vielleicht künftig noch bebaut werden dürften. Anno 1747 waren 386 Häuſer darinn.

Die Berliniſche Vorſtädte und Cölniſche Vorſtadt haben itzt einen unzertrennlichen Zuſammenhang mit den Städten; und ihre Scheidung machen die Brücken, nemlich die **Königs- Spandauer- Stralauer-** und **Cöpniker-Brücke**, wozu man noch die neue **Friedrichs-Brücke** rechnen muß. Weil es ſo gar lange nicht iſt, daß die Thore, ſo dieſe Vorſtädte ausgeſchloſſen, weggebrochen worden, ſo iſt bis itzt noch der Redegebrauch beygeblieben, daß man das Thor nennt, wann man die Vorſtadt meynt. Als z. E. vor dem Spandauerthore u. ſ. w.

III.) **Das Vogtland** iſt im eigentlichen Verſtand eine Vorſtadt, denn es liegt auſſer dem **Roſenthaler** und **Hamburger** Thore, und beſtehet aus einigen Reihen weitläuftig von einander geſetzter Häuſer mit kleinen Gärten und einigem Ackerfelde. Dieſe Häuſer ſind

Anno 1752. auf des Königs Koſten angelegt und den Maurern und Zimmerleuthen eingegeben, welche bey den hieſigen vielen Bauen, aus Sachſen, und ſonderlich aus dem **Vogtlande** hier alle Sommer Arbeit ſuchten, und des Winters nach Hauſe zurück zu kehren pflegten. Daher iſt der Nahme entſtanden. Der **Friedrichswerder**, die **Dorotheenſtadt** und **Friedrichsſtadt** haben keine Vorſtädte. Die beyden leztzen Städte erſtrecken ſich bis an ihre Thore.

Die hieſigen Reſidenzien ſind jedoch nicht ringsherum mit Thoren und Mauern verſehen; ſondern ein Theil derſelben hat bloße Zäune oder Palliſaden mit Landwehren, leztere beſtehen aus hölzernen Thorflügeln mit Schlagbäumen. Nur der Umfang der Stadt von Süden gegen Weſten, vom ſogenannten **Oberbaum** vor dem **Stralauerthore** bis zum ſogenannten **Unterbaum** vor dem **Spandauerthore**, hat eine ganz maßive Mauer mit Schwibbogen, welche von einer Seite der Spree bis zur andern eine Circumferenz von 1676 Rheinländiſchen Ruthen macht. Dieſe Mauer ließ König **Friedrich Willhelm** mit den fünf Thoren errichten, welche alle von einerley Beſchaffenheit ſind. Die

Wände der Thore ſind ſtarke Pfeiler, an jeder Seite mit 2 Doriſchen Pilaſten geziert, auf welchen das Gebälcke ruht. Auf dieſen ſtehen aus Stein gehauene Trophäen. Ob gleich die übrigen nur Landwehren ſind, ſo giebt man ihnen doch den Namen der Thore. Es ſind alſo folgende Thore in den Reſidenzien.

1) Das Cöpenikſche oder Schleſiſche Thor 2) Das Cottbuſſer oder Wendiſche	ſind beyde in der **Cölniſchen Vorſtadt.**

3) Das Halliſche, auf der **Friedrichsſtadt**, am **Rondel.**

4) Das **Leipziger** oder **Potsdammer**, au

der **Friedrichsſtadt** am **Achteck.**

5) Das **Brandenburger** auf der **Dorotheenſtadt** am **Viereck.**

6) Der **Unterbaum**, zu Ende des **Schiffbauerdammes**, an der **Spree.**

7) Das **Oranienburger** führt zur **Dorotheenſtadt** und zum **Spandauerviertel.**

8) Das **Hamburger** 9) Das **Roſenthaler** 10) Das **Schönhauſiſche**	führen alle zum **Spandauerviertel.**

11) Das Prenzlauer 12) Das Bernauer 13) Das Landsberger	führen zum Königsviertel.
14) Das Frankfurther Thor 15) Der Oberbaum	führen zum Stralauerviertel.

16) Die kleine Frankfurtherlandwehre, iſt eine Oefnung der Palliſaden zwiſchen den letzten beyden Thoren, welche zur Bequemlichkeit der Wachen gemacht worden.

Aus der Menge dieſer Thore und aus den vielen Städten und Vorſtädten dieſer Reſidenzien, deren Weitläuftigkeit noch mehr aus den vielen Straßen im folgenden erhellen wird, kann man auf die Größe dieſer Hauptſtadt einen hinlänglichen Schluß machen. Man ſchätzt ihren Umfang beynahe auf zwo deutſche Meilen.

Man kann ſich auch leicht aus der Anzahl der Häuſer einen Begrif von der Größe und den ſchnellen Wachsthum dieſer Reſidenzien machen. Vor Anno 1645. beſtand die Hauptſtadt nur allein aus Berlin und Cölln und beyde zuſammen hatten 1236 Häuſer. Im Jahr 1747. beſtanden beyde aus 1743 Häuſern und folglich waren 507 mehr.

Die durch den Anbau der übrigen Städte vermehrte Anzahl der Häuſer belief ſich im

Jahr 1747. auf 4277; dann alle Städte zu-
ſammen mit den Vorſtädten hatten damals 5513
Häuſer.

Was die Bauart der Häuſer aller Städte
zu Berlin betrift, ſo merken wir hier ein für allema
an, daß ſie meiſtentheils ganz ſteinern oder maßiv,
von drey, vier, bis fünf Stockwerken hoch, und seh
regelmäßig gebaut ſind. Unter den hohen gebroch
nen Dächern, ſind in vielen Häuſern bequem
Dachſtuben mit Fenſtern. Man findet viele
ſowol öffentliche als Privatgebäude, die we
gen der daran verwendeten zierlichen Baukunſt
die Augen der Kenner auf ſich ziehen. Vo
alten gothiſchen Häuſern mit Erkern und Thürn
gen, findet man noch einige in **Berlin** und **Cöll**
als den älteſten Städten, die, welche mit Ho
durchſeẓt ſind, ſiehet man in den Vorſtädte
häufig, in den Städten aber ſehr ſparſam.

Die Polushöhe zu **Berlin**, iſt 52 Gra
30 Minuten, und die Länge 33 Grad 55 M
nuten, oder nach Kirchs Berechnung 31 Gra
10 Minuten. (*) Die Lage der Stadt, iſt a
einem ebenen ſandigten Boden, und in ſo we
der Geſundheit zuträglich, da die meiſten Stra
ſen ſehr geräumlich und ſo angelegt ſind, daß d
Wind allenthalben ſtreichen, und die Luft v
d

(*) Miſcell. Berol. P. I. Continuat. 2. p. 191.

den Ausdünſtungen der vielen Menſchen und den Unreinigkeiten genug reinigen kann. Es giebt auch um die Stadt keine ſtehende Waſſer oder Sümpfe, ſondern im Gegentheil viel fließendes Waſſer und Canäle, welche zu Abführung der Unreinigkeiten große Dienſte leiſten. Der Fluß welcher die Reſidenzien theils umgiebt, theils durchwäſſert, iſt die Spree, welche nicht allein alle Arten von Fiſchen reichlich darbeut, ſondern auch durch ihre Communication mit der **Elbe** und **Oder** durch die **Havel** und verſchiedene gegrabene **Canäle** zur Handlungsſchiffahrt ſehr bequem iſt. Sie entſpringt bekannter maßen in der **Laußitz**, fließet über **Cöpenik** nach **Berlin** und fällt bey **Spandau** in die **Havel**. Sie ſcheidet **Cölln** von **Berlin**, neu **Cölln** von alt **Cölln**, und lezteres vom **Friedrichswerder**. Die **Spandauer**- und **Stralauerviertel** der Berliniſchen Vorſtadt werden von dieſem Fluße nur ſeitwärts berührt. Er hat mit den Canälen, welche aus ihm, und wieder in ihn geleitet worden, die vielen Brücken nothwendig gemacht, deren Namen an ihrem Orte vorkommen werden.

Durch hieſige Reſidenzien hat man zween Stadtgraben geführt, welche beyde vor dem **Stralauerthore** aus der **Spree** kommen.

Der eine fließt von der **Stralauer-Schleuſenbrücke**, durch das **Königs- und Spandauerviertel** dicht an der Stadt **Berlin**, welche eben durch dieſen Graben von gedachten beyden Vorſtädten getrennt wird. Er endigt ſich an der **Pomeranzenbrücke**. Der zweyte größere Stadtgraben kommt ohnweit der **Stralauerbrücke** her, und geht durch **neu Cölln**, die **Friedrichs- und Dorotheenſtadt**, und läuft auf dem Weidendamm hinter den Häuſern am Arſenal, wo er der **Kupfergraben** genennet wird, in die **Spree**.

Das Waſſer beyder Graben, welches aber keinen ordentlichen Abfluß hat, wird zum Betriebe der Mühlen durch den **großen Bär** an der **Pomeranzenbrücke** und durch den **kleinen Bär** in **neu Cölln** hinter dem Splittgerberſchen Garten nach Gefallen regiert. Beyde Bäre ſind von Quaderſteinen maßiv gebauet.

Ueber den erſten Graben gehet die **Königs- Spandauer- und Friedrichsbrücke**, außer der Brücke gleich bey ſeinen Anfange am **Stralauerthore**. Der zweyte Graben aber hat folgende Brücken: die **Cöpenikerbrücke**, welche nach der **Ricksdorferſtraße** führt, die **Laufbrücke** bey der neuen **Grünſtraße**, die

Schinkenbrücke, die Laufbrücke nichtweit davon an der Mohrenſtraße, die Jägerbrücke, die neue Thorbrücke am Opernhauſe, und die Brücke am Weidendamm hinter dem Arſenal.

Uebrigens iſt außerhalb der Stadt vor dem Cöpenikerthore ein Floßgraben aus der Spree geleitet worden, welcher um die Stadt in einiger Entfernung am Halliſchenthore vorbey, nach dem Thiergarten fließet, wo er ſich wieder in die Spree verliert.

Erſter Abſchnitt.

Topographiſche Beſchreibung der Straſſen, Plätze und merkwürdigen Gebäuden der Städte und Vorſtädte.

I. Die Stadt Berlin.

1) Die **Königsſtraße**, gehet von der langen **Brücke** bis zur **Königsbrücke** und nimmt faſt die Mitte von Berlin ein. Sie hat dieſen Namen, ſeit dem **Churfürſt Friedrich der Dritte**, nach geſchehener Krönung zum **König**, ſeinen Einzug durch dieſelbe gehalten. Vorher hieß ſie die Georgenſtraße weil ſie zur **Georgenkirche** in der Vorſtadt führt. Hier bemerkt man

das neue Poſthaus, ein maßives Gebäude von drey Stockwerken von dem berühmten **Schlüter** unter Friedrich dem Erſten gebauet. Das unterſte hat Boßagen und das Portal einen Balcon, die obern Etagen ſind zwiſchen den Fenſtern mit joniſchen Pilaſtern gezieret, worauf eine Attica befindlich iſt, außerdem ſieht man an dieſem Gebäude mancherley Zierrathen von halbererhobener Arbeit. Der Eingang iſt an der Waſſerſeite.

Das alte Poſthaus iſt auch ein maßives Gebäude von drey Stockwerk an der Ecke der **Königs- und Poſtſtraße**. Es hat außer dem Thorwege in die Poſt einen mit zwo Toſcaniſchen Wandſäulen verſehenen Eingang nach der **Königsſtraße**. Beyde Häuſer haben viel geräumige Zimmer, und communiciren mit einander durch den Hof und die Seitengebäude. Es ſind darinn, das Hofpoſtamt, das Generalpoſtamt und die geheime Kriegscanzeley befindlich, außerdem ſind darinn Wohnungen für den Generalpoſtintendanten, und verſchiedene andre Poſtbediente.

Das Rathhaus an der Ecke der **Königs-** und **Spandauerſtraße**, iſt ein altes Gebäude mit einem Thurn. Nebenbey in der **Königsſtraße** iſt die **Rathswaage**.

Das Gouverneurhaus ein prächtiges, weitläuftiges Gebäude von drey Stockwerken, an der Ecke der **Königs-** und **Jüdenſtraße**. Es iſt unten mit einen eiſernen Geländer und darzwiſchen ſtehenden Poſtumentern eingefaßt. Ueber dem Fenſter des großen Balcons iſt auf einem ausgezierten Schilde der Königliche Namenszug befindlich. Das unterſte Stockwerk iſt von Quaderſtücken mit Boßagen geziert. In dieſen Gebäude wohnt der jedesmalige Gouverneur der Reſidenzien. Ehemals gehörte dis Gebäude dem Staatsminiſter **Chriſtoph von Katſch**, von deßen Erben, es König **Friedrich Willhelm** kaufte, und zum Gouverneurhauſe widmete.

In dieſer Straße findet man viele Privathäuſer, die wegen ihrer ſchönen Bauart, merkwürdig ſind. Der Platz vor der **Königsbrücke** zu Ende dieſer Straße, iſt auf beyden Seiten mit Buden beſetzt worinn allerhand Waaren verkauft werden. Dieſe Straße wird von folgenden Straßen No. 2. 3. 4. 5. 10. 11. 12 und 13. theils durchſchnitten, theils berührt.

2) Die **Burgſtraße** liegt an den Gränzen von **alt Cölln**, längs der Spree auf beyden Seiten der **langen Brücke**. Sie hat den Namen von dem gegen über gelegenen Schloße oder Burg. Längſt der Spree iſt ſie mit Quaderſtücken und einem Geländer von Eiſen eingefaßt. Darinnen ſind

der **Nürnberger Bilder- und Galanterieladen.**
Das **Hintergebäude der Königl. Ritterakademie,** welches 1765. auf dieſen Platze wo ſonſt Gärten waren, zu bauen angefangen worden. Noch wird mit dem Bau fortgefahren.
Das Hintergebäude des **Joachimsthaliſchen Gymnaſium** nebſt dem Communitätshof.

Aus dieſer Straße kommt man über die **lange Brücke** nach dem Schloß und dem alten Dohmplatz; über die **Cavalierbrücke** nach dem Schloß und dem Luſtgarten; über die **Friedrichsbrücke** nach dem Spandauerviertel; neben dieſer Brücke rechter Hand in die neue **Friedrichsſtraße,** und linker Hand über die **Pomeranzenbrücke** nach dem **neuen Packhofe** und dem **Weidendamm.** Durch **Bohms Hof,** oder durch das Haus, das gerade auf die Cavallierbrücke ſtößt; durch den **Durchgang** bey der Ritterakademie, welcher ehedem die **Waſſerſtraße** geheißen, und über den **Wurſthof,** einer niedrigen Querſtraße bey des Juden **Daniel Itzigs** Hauſe, kommt man in die **heilige Geiſtſtraße.**

3) Die **Heiligegeiſtſtraße** geht von der **Königsſtraße** bis an das **Heiligegeiſthoſpital.** Hier ſind
ein **Nürnberger Bilder- und Galanterieladen.**
Das **Vordergebäude der Königlichen Ritterakademie** worinn die Wohnungen der Profeßoren befindlich ſind.

Das **Königliche Joachimsthaliſche Gymnaſium** iſt ſo wohl nach der Heiligengeiſtſtraße als Burgſtraße zu, ganz maßiv gebauet. Der König **Friedrich der Erſte** ließ dis prächtige Gebäude aufführen, welches 1717. zu Stande kam. Die Aufſchrifft über dem Haupteingange in der Heiligengeiſtſtraße, iſt in **Küſters A. und N. Berlin** III. Abtheil. S. 394. nachzuleſen. Inwendig iſt dieſes

Gebäude von weitem Umfange. Die Seite nach dem Waſſer iſt das eigentliche Schulgebäude, woſelbſt die Inſpectoren und Gymnaſiaſten wohnen. In den Vordergebäuden und auf den beyden Höfen, welche die Gebäude trennen, wohnen die Lehrer des Gymnaſium in ſehr bequemen Wohnungen. Es iſt auch eine Schulbibliothek daſelbſt. (*)

Das Hoſpital zum heil. Geiſt nebſt der Kirche. Beyde Gebäude ſind alt, und ganz gothiſch gebauet. Das Hoſpital iſt vermuthlich im dreyzehnten Jahrhunderte geſtiftet worden. Weder daßelbe noch die Kirche haben von außen einige Zierrathen. In der Leztern iſt außer den Gemählden, deren Beſchreibung in der II. Abtheil. des A. und N. Berlins S. 680 zu finden, nichts ſehenswürdiges. Als im Jahr 1720 der an der Ecke der Spandauerſtraße geſtandene Pulverthurn aufflog, ward dieſe Kirche ſehr beſchädigt. Dieſer Schaden iſt auf Schleuens Planen No. 12 vorgeſtellt. Folgende Gaßen führen aus dieſer Straße in die Spandauerſtraße.

a) **Pancosgaße.**
b) **Clandersgaße.**
c) die **Heiligegeiſtgaße**, mittelſt welcher das Hoſpital an die Spandauerſtraße ſtößt.

4) **Die Poſtſtraße** liegt mit der Heiligengeiſtſtraße in einer geraden Linie, und lauft von der **Königsſtraße** an den **Mühlendamm.** Man ſieht hier das Seitengebäude des alten Poſthauſes. Den **Nicolaikirchhof** und die **Nicolaikirche.** Leztere iſt ſehr alt, und hat bereits 1202. geſtanden. Sie unterſcheidet ſich durch ihren beſonders ſpitzen Thurn. So wohl wegen ihrer alten Bauart, als auch der innern

---

(*) Die Beſchreibung der Schulanſtalten iſt unten im ſiebenden Abſchnitte nachzuſehen.

nern Beſchaffenheit, und um verſchiedener alter Denkmähler willen, verdient ſie betrachtet zu werden. Eine weitläuftige Beſchreibung der Chöre, Altäre, Gemählde, der Orgel und des Taufſteins, wie auch der vielen Epitaphien, findet man in A. und N. **Berlin** 1 Abtheil. 4 Cap.

Die **Fleiſchſcharn.**

Der **Kraut- und Fiſchmarkt.**

Das **neuerbaute Haus des Schutzjuden Ephraim,** ein ſehr anſehnliches Gebäude.

Sie hat folgende Gaßen

a) Die **Probſtgaße,** worinn die **Probſtey.** Sie führt zur Spandauerſtraße.

b) Die **Kirchgaße** geht vom **Nicolaikirchhof** zur **Spandauerſtraße.**

c) Die **Eyergaße,** durch welche man von **Kirchhof** nach den **Molkenmarkt** kommt.

d) Die **Bollengaße** vom **Fiſchmarkt** nach dem **Molkenmarkt.**

5) **Die Spandauerſtraße,** führt von der neuen **Friedrichsſtraße** nach den **Molkenmarkt.** Außer vielen ſchönen Privatgebäuden ſind hier folgende öffentliche Häuſer.

Ein Theil des **Rathhauſes.**

Das **Landſchafftshaus,** wo zu gewißen Zeiten des Jahrs die Deputirten der Landſtände zur Einrichtung gewißer Abgaben ſich verſammlen.

Des **Berliniſchen Gymnaſium Wittwenhaus.**

Die Gaßen ſind folgende:

a) Die **Heydereutergaße** worinn die **Synagoge** der Juden. Sie geht in die **Roſenſtraße** und hieß vormals die **Büttelgaße.**

b) Die **Nagelgaße** ⎤ laufen zur **Judenſtraße.**
c) Die **Reezengaße**(*) ⎦

6) Der

(*) Sie hat ihren Namen von den ehemaligen Stadtkämmerer **David Reez,** der vor Zeiten hier wohnte.

6) Der neue Markt, iſt ein großer viereckter Platz, der auf allen Seiten mit maßiven Häuſern bebauet iſt. Er wird von der Spandauer- Roſen- und Biſchofsſtraße und dem hohen Steinwege umſchloſſen. Auf dem Platze werden Victualien, Getreyde und Gartengewächſe verkaufet. Außer den Fleiſchſcharrn ſind hier

Die Hauptwache.

Das Predigerwittwenhaus.

Die Marienkirche iſt vermuthlich im dreyzehnten Jahrhunderte erbaut worden. Ihre Bauart kommt mit der Nicolaikirche faſt überein. Inwendig aber iſt ſie heller, und durch die verſchiedenen mit ihr vorgenommenen Verbeſſerungen ziemlich verändert worden. Sie iſt mit vielen Chören oder Emporkirchen verſehen. Das Kirchengewölbe erſtreckt ſich in die Länge und ruhet auf zehn gothiſchen Pfeilern, und nach dem Chore zu auf zween Wandpfeilern. Das Chor ſelbſt, ob es gleich keine Pfeiler hat, iſt dennoch mit dem übrigen Gewölbe von gleicher Höhe und Stärke. Im Chore iſt der große Altar befindlich. Vom Jahr 1757 bis zum Jahr 1762, ward er nach der Angabe des Baumeiſters Krügers neu gebaut und mit drey Gemälden des berühmten Bernhard Rode gezieret; imgleichen ſind die beyden Gemälde ſehenswürdig, welche dieſer Künſtler ſeinen Eltern zu einem kindlichen Denkmal innerhalb der Thüre unter dem Thurn hat aufhängen laſſen. Ohnweit des großen Altars iſt ein trefliches Monument von Marmor, des ehemaligen Comthurs des Johanniterordens Joachims von Sparre zu ſehen, der im Jahre 1571 in einer Seeſchlacht wider die Türken geblieben, und zu Malta begraben worden, zu ſehen, der berühmte antwerpiſche Bildhauer Artus Quellinus hat es verfertiget. Die Kanzel iſt ganz von Marmor mit treflicher halberhobener Arbeit geziert, und auf jeder Seite unterſtützt ſie ein Engel von gleicher Materie. Die Decke iſt von Holz, mit vielen Zierrathen ausgeſchmückt. Der Pfeiler an welchem ſie ſteht, iſt durchſchnitten, und an ſtatt des herausgenommenen Mauerwerks, ſind vier joniſche Säulen von Sandſtein, die wie ein rother Marmor angeſtrichen ſind, hineingeſetzt worden, die Kanzel ſelbſt ruht auf eiſernen Balken, ſo durch die Säulen gehn, und das ganze Werk wird durch eine Schraube unter der Kanzel zuſammen gehalten, welche mit einer ſteinernen Roſe umgeben iſt. Dieſes kühne Unternehmen, ward unter Aufſicht des berühmten **Schlüters** ausgeführt, von dem auch die Bildhauerarbeit an der Kanzel iſt. Der metallene **Taufſtein** iſt mit den Bildern der zwölf Apoſteln geziert. Die Orgel hat 3 Claviere und 40 Stimmen, und iſt eine der beſten in Berlin, **Johann Joachim Wagner** hat ſie gebaut. Der Thurn iſt wohlgebauet und der höchſte in Berlin. Der Churfürſtl. Hofbaumeiſter **M. M. Schmidt** hat ihn in den Jahren 1663 bis 1666 errichtet. Von dem alten Zuſtande dieſer Kirche und von ihren vielen ſchönen Grabmälern und Epitaphien handelt die II. Abth. des **A. und N. Berlins** ſehr umſtändlich. Zu dieſer Kirche komt man von neuen **Markte** durch zwo kleine Gaſſen, vom **hohen Steinwege**, durch den engen Gang bey dem **Diaconathauſe**, und von der **Kloſterſtraße** durch die Gaſſe bey **Calandshof**.

7) Die **Roſenſtraße** führt vom neuen **Markte** bey der Hauptwache linker Hand, nach der neuen **Friedrichsſtraße**. Aus derſelben geht eine Gaſſe nach der **Cloſterſtraße**.

8) Die **Papenſtraße** läuft vom neuen **Markt** bey der Hauptwache gerade aus, nach der **Cloſterſtraße**.

9) Die **Biſchofsſtraße** (*) geht vom neuen **Markte** bey den **hohen Steinwege** zur **Cloſterſtraße**. In derſelben iſt das **Diaconathaus** der **Marienkirche**.

10) Der

(*) Sie hat ihren Nahmen von der daſelbſt ehemahls befindlich geweſenen Wohnung des Biſchofs von Lebus.

10) **Der hohe Steinweg** iſt zwiſchen dem **neuen Markte** und der **Königsſtraße**. Es ſind einige Trödelbuden daſelbſt.

11) **Die Judenſtraße** geht von der **Königsſtraße**, an der Ecke des Gouverneurhauſes, bis zur **Stralauerſtraße**. In derſelben iſt der **große Judenhof**. Folgende zwey Gaßen führen in die **Cloſterſtraße**

a) **Die Siebergaße.**

b) **Die Kronengaße.**

12) **Die Cloſterſtraße** geht von der **neuen Friedrichsſtraße** bis zur **Stralauerſtraße**, der Theil derſelben von der **neuen Friedrichs-** bis zur **Papenſtraße** heißt **Jeckhol** oder **Geckhol**, bey ſelbiger ſind

a) **Die Gaße an der Königsmauer.** Sie iſt lang und eng, und geht bis zur **Königſtraße**. Man ſieht hier nur alte ſchlechte unanſehnliche und meiſtens mit Holz durchſetzte Häuſer. Bey ihrem Anfang am **Geckhol** trift man noch Ueberbleibſel von der ehmaligen alten **Stadtmauer** an.

b) **Der kleine Judenhof**, geht bis an die **Königsmauer.**

In der eigentlichen **Cloſterſtraße** ſind

Der Calandshof, ein maßives, aus verſchiedenen Häuſern beſtehendes Gebäude, daß ſich bis an die Gaße an der **Königsmauer** erſtreckt. Es iſt das **Stadtgefängniß** für die Bürger und alle die unter des **Magiſtrats** Jurisdiction ſtehn, hier wohnt auch der Criminalrichter. Von den **Calandsbrüdern**, denen dieſe Häuſer vordem zugehört, iſt eine Nachricht in **A. und N. Berlin II. Abtheil.** S. 443.

Das Lagerhaus war ehemals die Churfürſtliche Burg, nachher das Gouverneurhaus, darauf eine Ritterakademie, bis es unter König Friedrich Willhelm zu ſeiner itzigen Beſtimmung aptirt worden. Es ent-

Die

hält eine anſehnliche Tuchfabrik, woſelbſt die feinſten Tücher verfertiget werden. Auch wird in dieſer Fabrik ein großer Theil der zur Montirung der Königlichen Armee nöthigen Tücher verfertiget. (*) Das vormalige alte **Provianthaus**, welches einen Theil der Cloſtergebäude ausmachte, gehört noch dazu.

Die Kirche und das Gymnaſium zum grauen Cloſter. Dieſes vormalige Cloſter gehörte den Franciſcaner Mönchen und war 1271. geſtiftet. Als die Mönche nach der Reformationszeit ausgeſtorben, wurde 1574. eine allgemeine Landſchule, oder das **Berliniſche Gymnaſium**, errichtet. Die Kirche und die Cloſtergebäude, beſtehn aus alten Mauerwerck von tüchtigen Backſteinen. Die Kirche iſt ziemlich hoch. Sie hat ein ſchönes Gewölbe, nebſt zwey Seiten Gewölben, ſo etwas niedriger ſind, und iſt durch die, an gehörigen Orten angelegte Fenſter, überall helle. Der hohe Altar, iſt voller Bilder der Heiligen, wie denn auch noch hie und da einige mit Bildern ausgezierte Altäre anzutreffen ſind.

Man findet auch in der Kirche viele Epitaphien von Churfürſten, Gräflichen und andern vornehmen Perſonen die hier begraben worden. In dem Schulgebäude ſind die Gemälde ſehenswürdig, welche der Kaufmann **Streit** in **Venedig**, ein gebohrner Berliner, vor einigen Jahren der Schule geſchenkt hat. Dieſe Schule heißt auch das **Berlinſche Gymnaſium**, im May 1767. iſt das **Cöllniſche Gymnaſium** mit demſelben vereiniget, und iſt hier ſo wie in **Cölln** noch eine beſondre kleine Schule.

Die franzöſiſche Kirche wurde 1721. erbaut.

Die Parochialkirche der Reformirten. **Churf. Friedrich der Dritte** ließ ſie 1695. nach den Riſſen des

---

(*) Nähere Nachricht von der Fabrik iſt im 8. Abſchnitt aufzuſuchen.

des Baudirectors Martin Grünebergs aufführen; nach deſſelben Tode ward unter König Fr. Willh. der Thurn nach den Riſſen des Geheimenraths und erſten Baumeiſters Philipp Gerlachs aufgeführt. Das Gewölbe iſt nicht ganz maßiv, ſondern zum Theil von Holz. Unter der Erden aber iſt alles maßiv gewölbet, und zu Begräbnißen eingetheilet. Die Hauptfacade und der Eingang iſt an der Thurnſeite gaßenwärts, und hat zwo bis an das Dach gehende Wandſäulen joniſcher Ordnung, mit ihren Fußgeſtellen und ganzem Gebälke, auf welchem ein Frontiſpiz ruhet. Das Portal hat gleichfals zwey joniſche Wandſäulen, welche einen runden Fronton tragen. Die Ecken ſind mit joniſchen Pilaſtern verkröpft. Auf dem Geſimſe iſt eine Baluſtrade mit verſchiedenen Poſtumenten und Vaſen. Am Frontiſpize ſind zwey Conſolen, worauf das erſte Stockwerk des Thurns von corinthiſchen Säulen und Pilaſtern getragen wird. Hierauf folgt das zweyte Stockwerk des Thurns, welches römiſche Säulen und Pilaſter tragen. In dieſem Stockwerke hängt ein vortrefliches Glockenſpiel. Es beſteht aus 37 großen und kleinen Glocken die frey hängen, und von der Straße zu ſehen ſind; alle Viertelſtunden ſpielt dieſes Werck ein Präludium, alle halbe und ganze Stunden aber bezeichnet es mit einem oder zwey Verſen aus einem Pſalmen oder geiſtlichen Liede: nach deren Endigung es durch Glockenſchläge, die halbe oder ganze Stunden anzeigt. Dieſes Stokwerk iſt mit einer runden Kuppel bedeckt. Hierauf folgt das dritte Stokwerk des Thurns, ſo in pyramidaliſcher Form, und ganz mit Kupfer gedeckt iſt und ſich mit einer goldenen Kugel endiget. Uebrigens kann man die Hiſtorie dieſer Kirche und des Glockenſpiels in Küſters A. und N. Berlin 1. Abtheil. S. 492. leſen. Zwey Stücke von den Mauren, die den

Kirchhof einſchließen, ſind noch Ueberbleibſel von dem, ohnweit der ehemaligen Burg geſtandenen Markgräflichen Gebäude. (*)

Das Königliche **Pagenhaus.**

Das Kornmeſſerſche **Wayſenhaus.**

An prächtigen und wohl erbauten Privathäuſern mangelt es in dieſer Straße nicht. Vorzüglich aber ſind der Gräflich Hakiſche Pallaſt, der von den Ober Baudirector Böhm einen Schüler **Schlüters** und **Eoſanders**, gebaut worden; ingleichen der Gräflich **Podewillsſche** Pallaſt neben der Parochialkirche.

13) Die neue **Friedrichsſtraße** iſt an den nord: und oſtlichen Ende **Berlins.** Sie geht von der **Pomeranzenbrücke** bey der Burgſtraße, bis an die **Spandauer Brücke,** von da weiter in einer Krümmung bis an das **Königsthor** und endlich bis an das **Stralauerthor.** Vormals ſtanden an dem Walle, der längſt der Spree befindlich war, nur einige ſchlechte Häuſer nebſt der Garniſonkirche. Itzt aber prangt dieſe Straße ſowol um die Garniſonkirche als ganz hinauf bis an die **Königsſtraße** mit vielen neuen maßiven Häuſern, die ſeit 1752. angebaut worden. Auf der einen Seite ſind noch Ueberbleibſel von der alten Stadtmauer, und daran ſtehen einige niedrige ſchlechte Häuſer. In dieſer Straße iſt folgendes zu bemerken.

Die **Garniſonkirche** ließ König **Friedrich der Erſte** im Jahr 1701. erbauen. Die Beſatzung war damals nur klein, folglich war es auch die Kirche. Eine Vorſtellung ihrer damaligen Hauptfacade findet man auf dem Schleuenſchen großen Plane von Berlin, ingleichen auf No. 12 ſeiner Proſpecte. Als ſie durch den aufgeflogenen Pulverthurm 1720. gänzlich ruinirt worden, ließ König Friedrich **Willhelm** eine neue, gröſſere

---

(*) Siehe Küſters angef. Buch S. 4.

ſere und höhere Kirche aufbauen, welche 1722. eingeweyht worden. Sie macht ein längliches Viereck aus, und iſt mit ſtarken Pfeilern unterſtützt. Sie hat acht Thüren. Ueber einer jeden derſelben, ſieht man einen ſchwarzen Adler von halberhobner Arbeit, welcher Blitz und Donnerkeile in den Klauen hat, und nach einer vergoldten Sonne fliegt. Darüber ſtehn die Worte: NON SOLI CEDIT. In der oberſten Fronte ſind allerley Kriegsarmaturen, und der Namenszug König **Friedrich Willhelms**. Die ohnweit der Kanzel auf einem Stein befindliche Inſcription von der Fundation und Einweyhung dieſer Kirche, lieſt man im **A. und N. Berlin** 2 Abtheil. S. 606. Das Orgelwerk beſteht aus 50 klingenden Stimmen und 3220 Pfeiffen. Es iſt außerdem wegen verſchiedener in die Augen fallender Kunſtſtücke merkwürdig. An den beyden Flügeln des Werks ſind zwey Pauken, welche durch die dahinter ſtehende zwo Bildſäulen der Engel geſchlagen, und durch den Organiſten durchs Pedal regiert werden. Zwey Famen, welche über den Pyramiden ſchweben, laßen ſich, wann die Pauken geſchlagen werden, mit Bewegung der Flügel, bis auf die Spizen der Pyramiden herab, ſetzen die Trompeten an den Mund, und wieder von denſelben ab, und ziehen ſich nachher wieder in die Höhe. Zwey Sonnen laufen unter Cymbelklang, durch den Trieb des Windes in den Wolken herum, und endlich ſiehet man zween Adler, welche während dem Umlauf der Sonnen, durch eine eigene Regierung die Flügel von ſelbſt auf und nieder ſchlagen als wann ſie lebten. Dieſes Orgelwerk hat **Joachim Wagner** gemacht. Man beſehe davon das von **G. P. Buſch** geſtochene Kupfer, mit der angefügten Beſchreibung, des vormaligen Organiſten und itzigen Hofraths und Rathsherrn **Johann Friedrich Walther**.

An den Pfeilern dieſer Kirche hängen viele Fahnen und Standarten, als Siegeszeichen, welche den Oeſterreichern und Sachſen in den Schleſiſchen Kriegen abgenommen worden. Die vier Gemälde des Herrn Rode, die er zur Ehre vier Preußiſcher Helden, der Generale **Schwerin**, **Keith** und **Winterfeld**, und des berühmten bey Kunersdorf gebliebenen **Kleiſts**, 1762. aufſtellen laßen, ſind ſehenswürdig. (*)

Das **Garniſonpredigerwittwenhaus** iſt 1722. erbaut worden.

Die **Garniſonſchule** ließ König **Friedrich** der I. zugleich mit der Kirche erbauen; ſie wurde aber auch durch den aufgeſprungenen Pulverthurn verwüſtet, und 1722 von König **Friedrich Wilhelm** neu errichtet. (**)

Das **Lazaret** des Zeunertſchen Regiments.

Die **Caſerne** für das Zeunertſche Regiment.

Das **Wegelinſche Haus**, worinnen ehemals eine Porcellainfabrik war und nun eine Tuchfabrik iſt.

Die vorigen drey Gebäude ſind in dieſer Straße zwiſchen den **Königs- und Spandauerthore**. Die Gegend hieß ſonſt am **Königswall**.

14) Die **Stralauerſtraße** geht vom **Molkenmarkte** bis an das **Stralauerthor**, und macht auf dieſer Seite, nebſt dem dahinterfließenden **Spreefluß**, die Gränzen zwiſchen **Berlin** und **neu Cölln**. Rechter Hand am Thore iſt

das große **Friedrichshoſpital**, ein großes viereckigtes ganz maßives Gebäude von drey Stockwerken, welches hinten an die Spree ſtößt, und mit bequemen Zimmern verſehen iſt. Der große Eingang iſt in der Straße, mit einen ſchönen Portal, welches ein gekrönter Adler ziert. Der Bau dieſes Gebäudes wurde 1702.

un

(*) Er hat dieſe Bilder auch in Kupfer geäzet.

(**) Siehe Schleuens Proſpecte S. 12.

unterm König Friedrich I. nach den Riſſen des Baudirectors Martin Grünebergs angefangen, und unter König Friedrich Willhelm von dem Geheimenrath und Oberbaumeiſter Philipp Gerlach 1727. vollendet, nach deßen Riß auch der ſchöne Thurn gebaut ward. Die Kirche ſteht an der Waßerſeite. (*)

In dieſe Straße laufen die Kloſter- und Jüdenſtraße. Siehe No. 11 und 12. Sonſt hat ſie folgende Gaßen.

a) Der **Krögel**, eine enge lange Gaße, rechter Hand am **Molkenmarkt**, führet nach der Spree.

b) Die **Paddengaße**, rechter Hand, geht zur Spree und nach dem Schlachthauſe.

c) **Hinter der Stralauermauer**, eine Gaße mit ſchlechten Häuſern. Sie liegt linker Hand. Das Ende, ſo an die Kirche zum grauen Kloſter ſtößt, heißt der **Bullenwinkel**. Man ſieht hier noch ein Stück der alten Stadtmauer.

15) Am **Stralauerthore** iſt die Gegend vor den **Stralauerbrücken**. Vorne an, wann man nach dem Cadettenhof gehen will, ſtehet

das große **Königl. Provianthaus**. Selbiges ſtößt gerade auf die Stralauerſtraße.

16) Der **Molkenmarkt** iſt ein Platz zwiſchen der Stralauerſtraße und dem Mühlendamm. In denſelben endigen ſich die Spandauerſtraße (Siehe No. 5.) und die Eyer- und Bollengaße (Siehe No. 4.) Auf dieſem Platz, der mit ſchönen Häuſern umgeben iſt, ſind viele Buden, und ein Markt von Gartengewächſe, wie auch

das **Haus der Königlichen Tobaksadminiſtration.**

(*) Auf No. 9 der Schleuenſchen Proſpecte iſt der Aufriß dieſes Gebäudes zu finden.

Berliniſche Vorſtadt.

I. Königsviertel; ſonſt auch Königsſtadt.

1) Am Königsgraben iſt die Reihe neuer Häuſer längſt dem Graben, linker Hand der Königsbrücke.

2) Hinter dem Kornmagazin ſind auch neue Häuſer. Das Magazin ſteht im Graben auf einer Inſel.

3) Auf der **Contreſcarpe** iſt die Gegend um den Exercierplatz, welche ihren Namen von der vorigen Befeſtigung übrig behalten hat. Auf beyden Seiten ſtehen lauter neue Häuſer. Rechts kommt man in das **Stralauerviertel**, und links nach dem **Spandauerviertel**. Hier ſind

die Fabrikenhäuſer des Herrn **Paul Jacob Lange.**
Das große Treiſchkiſche Fabrikenhaus.
Das neue Arbeitshaus, ein großes weitläuftiges gan maßives Gebäude von vier Stockwerken. Es iſt inwendig mit einem geräumigen Hofe, vielen bequemen Zimmern und einem großen Kirchenſaale verſehen.

4) Die **Bernauerſtraße** geht von der Contreſcarpe gerade aus, wann man von der Königsbrücke kommt, bis an das **Bernauerthor**. Hier ſind folgende Orte un Gaßen.

a) Auf dem **St. Georgen Kirchhofe**, daſelbſt ſin die **St. Georgenkirche**, welche vermuthlich ſcho im dreyzehenten Jahrhundert geſtanden hat.
Das **Hoſpital**, welches 1720. von neuem erbau worden.

Vom Kirchhofe kann man in die **Landsbergerſtraße** un **Kirchgaße** kommen.

b) Die Muderichsgaße linker Hand, geht in di **Prenzlauerſtraße.**

c) Die Liezmannsgaße, rechter Hand
d) Die Gollnosgaße, rechter Hand
} führen zur Landsbergerſtraße.

In der lezteren Straße ſind viele Weinberge.

e) Die große Kirchgaße, geht aus der Golnosgaße zum St. Georgenkirchhof.

5) Die alte Schüzenſtraße,
6) Die neue Schüzenſtraße,
} laufen aus der Bernauerſtraße links zur Prenzlauerſtraße.

In lezterer Straße iſt der Schüzenplaz. Aus derſelben geht auch eine Quergaße, welche die Münderichsgaße durchſchneidet, und die Schießgaße heißt.

7) Die Judengaße, geht von der Gollnosgaße zur kleinen Kirchgaße.

8) Die Landsbergerſtraße, von der Contreſcarpe bis an das Landsbergerthor. Sie liegt der Bernauerſtraße zur rechten.

Die kleine Kirchgaße führt aus derſelben zum St. Georgenkirchhof.

9) Die kurze Straße, läuft aus der Landsbergerſtraße rechts zur Sandgaße.

10) Die kleine Frankfurterſtraße, geht aus der Landsbergerſtraße bis zur Schillingsgaße des Stralauerviertels.

11) Die Linienſtraße geht vom Prenzlauerthore bis in die große Frankfurterſtraße.

a) Die Baumgaße läuft aus derſelben zur kurzen Straße, und durchſchneidet die kleine Frankfurterſtraße.

b) Die Waßmannsgaße geht von der Baumgaße, wo ſie ſich in die Linienſtraße öfnet, zur großen Frankfurterſtraße. Man ſieht auf beyden

Seiten nichts als die Zäune der Gärten. Der Holzekerſche Garten iſt ſchön.

12) Die **Prenzlauerſtraße**, von der **Contreſcarpe** bis an das **Prenzlauerthor**. Sie liegt der **Bernauerſtraße** zur linken, und gränzt dicht an das **Spandauerviertel**.

II. Spandauerviertel; ſonſt auch Sophienſtadt.

Es liegt dem **Königsviertel**, von Berlin aus gerechnet zur linken, und hatte ſonſt nur durch die **Spandauerbrücke** eine Gemeinſchafft mit der **Stadt Berlin**. Als aber der itztregierende König einige neue Straßen anlegte, ließ er im Jahr 1749. noch eine Brücke über den Graben bauen, welche daher die neue **Friedrichsbrücke** genennt wird. An **Cölln**, **Friedrichswerder** und **Dorotheenſtadt**, gränzt dieſe Vorſtadt vermittelſt des **Weidendamms**. Sie hat folgende Straßen und Plätze

1) Die **Commendantenſtraße** iſt am Graben zwiſchen den beyden erwehnten Brücken, und beſteht aus lauter neuen, maßiven und ſchönen Häuſern. Am Graben ſind Lindenbäume gepflanzt, und gegenüber ſieht man die Gärten hinter den Häuſern der **neuen Friedrichsſtraße** und die **Garniſonkirche**.

2) Am **Hakiſchen Markt** ſind die neuen Häuſer von der **Spandauerbrücke** bis an die **Roſenthalerſtraße**. Der Platz an der Brücke, wo die Fleiſcher- und Trödelbuden ſtehn und auch Fiſche und Kraut feil gehalten werden, hat den Namen von dem damaligen Commendanten hieſiger Reſidenzien, **Grafen von Hake**, welcher den Anbau dieſer Gegenden dirigirt hat.

3) Die **Präſidentenſtraße** iſt hinter der **Commendantenſtraße**, und geht von dem Platze bey **Monbijou**,

oder ſogenannten **Monbijoufreyheit** bis an die kleine Hamburgerſtraße. Die Häuſer ſind auch neu.

4) Die **Oranienburgerſtraße** läuft von dem Platz bey **Monbijou**, ohnweit der neuen **Friedrichsbrücke**, bis an das **Oranienburgerthor**.

Vornan auf dem Platze iſt der Eingang zu dem Königl. Luſtſchloße **Monbijou**. Selbiger iſt mit einer Wache beſetzt. Dieſes Luſtſchloß, deßen Garten längs der Spree befindlich iſt, wurde zuerſt unter dem Könige Friedrich dem **Erſten** von dem Grafen **von Wartenberg**, durch den berühmten Baumeiſter **Freyherrn Eoſander von Göthen**, erbaut. Als der Graf in Ungnade fiel, wollte er es dem Könige ſchenken, der es ihm aber bezahlen ließ, und es der damaligen Cronprinzeßin und nachherigen Königin, Sophia **Charlotte, aus dem Hauſe Hannover**, ſchenkte. Dieſelbe ließ das Schloß noch beßer ausbauen, und den Garten erweitern. Sie beſaß es als einen Sommerpallaſt bis an ihr Ende. (*)

Die **neue Plüſch- und Manſcheſterfabrik** der Kaufleute **Laurent Goiron und Comp.** iſt 1764. auf Königl. Koſten zu bauen angefangen worden, und ſteht auf dem Platze, wo ſonſt ein Königl. Holzmarkt geweſen.

Das Theater des Pantomimenſpielers Berge iſt gegenüber.

Das Poſtillionhaus oder Poſthof iſt ein großes maſſives Gebäude von zwey Stockwerken, faſt in der Mitte der Straße, mit einem weitläuftigen Hofe. Es dient vielen Poſtillionen zur Wohnung. Hier ſtehen auch die Poſtpferde und Wagen zu Beſtellung der Extrapoſten.

Sonſt ſind in dieſer Straße viele ſchöne Gärten.

Die **Waßergaße** geht links nach dem Waßer. In der-

(*) In Schleuens Proſpecten iſt auf No. 14 die Fronte gegen den Weidendamm zu ſehen.

derſelben ſind lauter Gärten. Links iſt ein Gang zwiſchen den Gärten, der auf **Monbijou** ſtößt und ſonſt **Flathoogaße** hieß, als der verſtorbene Geheimerath **Flatho** hier ſeinen Garten hatte.

Rechts führt ein Gang neben dem **Poſtillionhauſe** durch die **Hoſpitalſtraße** bis an die Palliſaden.

5) Die **Friedrichsſtraße** läuft von den **Weidendamm** nach dem **Oranienburgerthore**, und giebt vermittelſt der **Schiffbauerdammsbrücke** die Paßage übers Waßer. Hier ſind

Das Königl. **Salzſchiffartscomptoir.**

Die Caſerne vor das zweyte Regiment der Artillerie, ein weitläuftiges maßives Gebäude von vier Stockwerken, das 1765. fertig geworden.

Das franzöſiſche Armenhoſpital.

Der prächtige Gräflich Reußiſche Garten der wegen vieler ſchönen Bildſäulen und Springbrunnen ſehenswürdig iſt.

6) Die **Ziegelſtraße** geht von der **Friedrichsſtraße** nach der **Waßergaße**. Hier ſind die **Kalkſcheunen**.

7) Die **Kirchhofſtraße** führt aus der **Friedrichsſtraße** nach der **Waßergaße**. (*)

8) Die **Hoſpitalſtraße**, geht aus der **Oranienburgerſtraße** in die **Roſenthalerſtraße**.

Die kleine Gaße führt von hier in die Gegend zwiſchen dem **Hamburger- und Roſenthalerthor**. Sie wird ſonſt auch **Friſchensgäßgen** genennt, von dem daran ſtoßenden **Friſchiſchen Maulbeergarten**.

9) Die **kleine Hamburgerſtraße** fängt zwiſchen der **Präſidenten- und Roſenthalerſtraße** an und endigt ſich in die **Oranienburgerſtraße**. Hier iſt der Juden-Begräbnißplatz.

10) Die

(*) Sie hat den Namen von den vormaligen Kirchhof der den Platz eingenommen wo itzt die Caſernen ſtehen.

10) Die große Hamburgerſtraße läuft aus der kleinen Hamburgerſtraße durch die Hoſpitalſtraße nach dem Hamburgerthore.

11) Die Roſenthalerſtraße fängt vom Hakiſchen Markt neben der kleinen Hamburgerſtraße an, und theilt ſich am Ende ſo, daß ſie links nach dem Roſenthalerthore, und rechts in die Linienſtraße läuft. Sie hat folgende Gaßen:

a) Die Kirchgaße links, ſie endigt ſich in die großſen Hamburgerſtraße. Zum Bau der Kirche ſtreckte König Friedrich des Erſten dritte Gemalin, Sophia Louiſe, 1713. dem Magiſtrate ein Capital von 4000 Rthlr. vor, vermachte auch dieſes Capital als einen immerwährenden Fond zur Beſoldung eines evangeliſch lutheriſchen Predigers, Cantors und Küſters. Den wohlgebauten Thurn aber hat König Friedrich Willhelm nach des Oberbaudirecter Grahls Angabe errichten laßen. Eben dieſer Monarch befahl auch durch ein beſonderes Reſcript an den Magiſtrat, vom 18 May 1716. „daß dieſe Kirche hinführo nicht mehr „die Sophien- ſondern die Spandauiſche Kirche ſolle genennt werden.„ Inzwiſchen iſt dieſe Benennung im gemeinen Leben noch immer gewöhnlich, und kommt ſogar auch im Addreſcalender noch vor.

b) Die Weinmeiſtergaße rechts, nach der Schönhauſerſtraße und Contreſcarpe.

c) Die Laufgaße gerade aus, zur Linienſtraße. Sie durchſchneidet folgende zwo Gaßen, die aus der Roſenthalerſtraße in die Schönhäuſiſcheſtraße gehn.

d) Die Nagelgaße.

e) Die Mulakogaße.

f) Die Gipsgaße (*) läuft links in die Hoſpitalſtraße.

g) Die Heydereutergaße geht aus der Gipsgaße durch die Hoſpitalſtraße in die Gegend zwiſchen dem Roſenthaler- und Hamburgerthore.

12) Auf der Contreſcarpe, iſt die mit neuen Häuſern ganz beſetzte Gegend, welche ſich von der Roſenthalerſtraße rechts bis an die Prenzlauerſtraße herum zieht. Hier ſind vornemlich zu merken

die neue Münze.

der gräflich Nealiſche Pallaſt.

Die Caſernen vor das dritte Regiment der Artillerie, werden itzt gebaut.

13) Die Schönhauſiſche Straße gehet von der Contreſcarpe nach dem Schönhauſiſchen Thore zu

Die Schönweidergaße führt aus derſelben durch die Dragonerſtraße nach der verlornen Straße.

14) Die Dragonerſtraße läuft von der Contreſcarpe, dießeits der Wache in die Linienſtraße.

15) Die verlorne Straße geht von der Contreſcarpe jenſeits der Wache, in die Linienſtraße,

die Hirtengaße geht aus derſelben nach der Prenzlauerſtraße. Man nennt ſie auch die kleine Scheunengaße, wegen der Scheunen die zwiſchen dieſer Gaße und der Linienſtraße ſonſt befindlich waren. Hier ſteht das Hintergebäude der Caſernen.

16) Die Jacobsſtraße, von der Contreſcarpe bis zur Linienſtraße. Faſt die ganze Hälfte der Straße nimmt das Seitengebäude der Caſernen ein. Zu Ende waren ſonſt auch Scheunen, daher heißt ſie auch die lange Scheunengaße.

17) Die

(*) Sie hat den Namen von den Gypsbrennern, die darinnen wohnen.

17) Die Linienſtraße geht vom Roſenthaler- bis zum Schönhauſerthore, und von da bis zum Prenzlauerthor. Bey der Laufgaße iſt der große Garniſonkirchhof.

18) Zwiſchen dem Roſenthaler- und Hamburger- wie auch zwiſchen dem Oranienburgerthore, ſtehn einzelne Häuſer. Manche rechnen dieſe Gegend noch zur Linienſtraße.

19) Der Weidendamm fängt bey der Pomeranzenbrücke an, wo er nur eine einzige Allee ausmacht, die zur Weidendammsbrücke führt, und zur rechten die Spree, zur linken aber die Gärten hat, die zu den Häuſern hinter dem neuen Packhof gehören. Jenſeit der Spree ſieht man den prächtigen Garten von Monbijou mit ſeinen Luſtgebäuden, und viele anmuthige Privatgärten, z. B. den Müllerſchen, Alberdahlſchen, van Aſtenſchen. Hinter der gedachten Brücke umſchließet der Weidendamm in vier Gängen eine große Wieſe, die dem Hoſpital la Charité gehört. Der Gang, welcher links von der Brücke geht, führt nach dem Zeughauſe über die Brücke am Kupfergraben, bey welcher das ſchöne Haus des Herrn Kriegsrath Weſtphals ſteht. An den zweyten Gange, der längſt der Wieſe einen breiten Graben hat, ſtoßen die Gärten die zu den Häuſern hinter der Anatomie und der lezten Straße gehören.

20) Der Schiffbauerdamm geht längs der Spree, von der Friedrichsſtraße bis an den Unterbaum. Die Brücke bey ſeinen Anfange heißt die Schiffbauerdammsbrücke. Faſt in der Mitte aber, führet eine Laufbrücke zur Dorotheenſtadt. Hier ſind

die Wohnungen und Werkſtädte der Schiffbauer.

Der große Garten des Schutzjuden Veitel Ephraim.

Der hintere Theil des ſchon oben angeführten gräflich Reußiſchen Gartens.

Die Gärten jenſeit der Spree hinter den Häuſern der lezten Straße.

Nach innerhalb den Pallisaden, zwiſchen dem Unterbaume und dem Oranienburgerthore, ſteht das Maiſon de Charité, ein großes Gebäude von drey Stockwerken mit den dazu nöthigen Oeconomiehäuſern Garten und Wieſen. Es war anfänglich ein Spinnhaus. König Friedrich Wilhelm aber ließ es 1723. erweitern und zu einem Lazareth einrichten. Hier werden arme Kranke aus der Stadt aufgenommen, und ohnentgeldlich mit Betten, Speiſen, Holz, Licht und Arzeneyen verſorgt. Man nimmt hier auch betagte Alten auf. Dem ordentlichen Arzte, wird von vielen Penſionairen und Wundärzten Beyſtand geleiſtet. Die vortrefliche und ordentliche Anſtalten, die man in dieſem Zufluchtsorte der Unglücklichen und Elenden antrift, ſind ein würdiger Gegenſtand der Aufmerkſamkeit für Fremde und Einheimiſche. Auch iſt in dieſem Haus ein lutheriſcher und reformirter Prediger. (*)

Außerhalb den Thoren ſind hier noch folgende Orte und Gebäude merkwürdig.

Das Königl. Invalidenhaus, vor dem Oranienburgerthore. Dieſes weitläuftige Gebäude ließ der itztregierende König bauen, um zum ruhigen Aufenthalte, durch Wunden zum Dienſt untüchtig gemachter Soldaten zu dienen, wie ſolches die Ueberſchrifft Laeſo & invicto Militi bezeuget. Der Bau ward im Jahr 1747. angefangen, und im Jahr 1748. geendigt. Das Invalidenhaus beſteht aus einen großen Hauptgebäude, welches mit zween langen Seitenflügeln, einen viereckigten Vorhof einſchließt, der vorne durch ein eiſernes Gatterwerk umſchränkt wird. An den Ecken des Haupt-

---

(*) Der Aufriß und Grundriß dieſes Hauſes iſt in Schleuens Proſpecten No. 7. zu finden.

Hauptgebäudes ſtehen die beyden Kirchen, deren eine lutheriſch und reformirt, die andere aber katholiſch iſt. Auf beyden Seiten werden zwey Nebenhöfe von verſchiedenen Wirthſchaftsgebäuden, als Back- und Brauhauſe u. d. gl. eingeſchloſſen. In dieſem Nebengebäude wohnt auch der lutheriſche und katholiſche Prediger; der reformirte Prediger aber, der zugleich die Seelenſorge in dem Maiſon de Charité hat, wohnet daſelbſt. Die Invaliden genießen freye Wohnung und Uniform und bekommen ihre ordentliche Löhnung gleich andern Soldaten. Sie haben ihre Gärten und Aecker, ſo daß ihnen nichts zur Nothdurft und Bequemlichkeit fehlet. Sie ſtehen unter dem Befehle eines Oberſten und verſchiedener Subalternofficiers. Diejenigen die noch geſunde Hände und Füße haben, verſehen die nöthigen Wachten bey dem Hauſe, zu welchem Behufe beym Eingang ein Wachthaus zu finden iſt. (*)

Die **Pulvergebäude** liegen jenſeits der Spree, ohnweit dem Unterbaume. Sie wurden von 1717. bis 1719. angelegt. In den Jahren 1718, 1741, 1745 und 1765. ſind noch mehrere Gebäude errichtet worden. Itzt beſtehen ſie aus acht Mühlen, deren jede zween Gänge hat, aus fünf Magazinen, zwey Trockenhäuſern und zwey Körnhäuſern, dabey iſt ein geräumiges Wohnhaus für den Aufſeher.

Das **Moabiterland** iſt eine Reihe von Häuſern, die theils mit Maulbeer- und andern Plantationen verſehen ſind, theils von Arbeits- und Ackerleuten bewohnt werden. Es liegt an der Spree hinter den Pulverhäuſern. Die meiſten Häuſer wurden hier auf Befehl Königs Friedrich Wilhelms erbaut, als Derſelbe ſich bemühete, den Seidenbau in Schwung zu bringen.

Der

(*) Siehe den Aufriß dieſes Hauſes No. 12 des Schleuenſchen Proſpects.

Der Geſundbrunnen iſt vor dem Roſenthalerthor ohnweit Reinikendorf. Er iſt von martialiſcher Art und wird vor mancherley Krankheiten gebraucht. Es ſtehen daſelbſt Gebäude für die Brunnen- und Badegäſte. Die Gegend iſt ziemlich angenehm. Das ganze Werk gehört dem hieſigen Doctor der Arzeneykunſt Herrn Behm, welcher den Brunnen 1758. einfaßen laßen und zum Gebrauch tüchtig gemacht hat. (*)

III. Stralauerviertel.

Selbiges fängt an bey der Stralauerbrücke und ſtößt links an das Königsviertel.

1) Auf der Contreſcarpe iſt die Gegend welche ſich links längſt dem Graben befindet, und bey dem neuen Arbeitshauſe endiget. Hier ſind

Die dritte Zukerſiederey.

Die Proviantbeckerey.

Folgende Gaßen gehen hier ab:

a) Die Lehmgaße iſt der Zukerſiederey gegenüber und endigt ſich ganz oben in der Krautsgaße.

b) Die Magazingaße geht in die Schillingsgaße. In derſelben iſt das Königl. Heu- und Strohmagazin und dabey eine Wache.

c) Die Sandgaße iſt dem neuen Arbeitshauſe gegenüber und führet nach der kleinen und großen Frankfurterſtraße.

2) Die große Frankfurterſtraße fängt da an, wo die kleine Frankfurterſtraße, die Sand- und Schillingsgaße zuſammen laufen, und geht bis an das Frankfurterthor. Zu Ende derſelben iſt eine ſchöne Lindenallee.

Die

(*) Siehe deßelben Beſchreibung des Friedrichs-Geſundbrunnen. Ingleichen Schleuens Proſpecte No. 34. woſelbſt die ganze Anlage in Kupfer geſtochen iſt.

Die Schillingsgaße iſt neben der Sandgaße und läuſt in die Lehmgaße. Hier iſt eine Bleyfabrik.

3) Die lange Straße geht von der Stralauerbrücke bis an den Holzmarkt und von da neben dem Brettermagazine bis in Koppensgaße. Außer gedachten Magazine ſind hier noch

Das Königl. Schiffartscomptoir.

Die zwote Zukerſiederey.

Sie hat folgende Gaßen.

a) Die Roſengaße geht links in die große Frankfurterſtraße.

b) Die Roſenquergaße führt aus der Roſengaße rechts in die Krautsgaße.

c) Der grüne Weg, ein Gang zwiſchen den Gärten, läuſt aus der Roſengaße links in die Lehmgaße.

4) Die Holzſtraße geht hinter dem erſten Holzmarkte bis an die Mühlenſtraße. Hier ſind die Holzmärkte längs den Waſſer. Aus derſelben laufen folgende Gaßen links:

a) Krautsgaße geht nach der Frankfurterſtraße und durchſchneidet die lange Straße. Gleich bey ihren Anfang iſt der gräſlich Hakiſche Garten, der ſich durch die Holzſtraße bis in Koppensgaße erſtreckt. Er gehörte vordem dem Staats-Miniſter von Kraut, wovon die Gaße den Namen hat. Hier iſt auch der Krauſiſche Kunſt- und Botaniſche Garten ſehenswürdig.

b) Koppensgaße endigt ſich bey den Gärten ohnweit dem Frankfurterthore.

c) Der Bullenwinkel iſt zu Ende der Straße, und läuſt quer nach den Gärten am Frankfurterthore.

5) Die **Mühlenſtraße** oder der **Mühlengang** fängt zu Ende der Holzmärkte an, und geht bis an den **Oberbaum**. Hier ſind
die **holländiſche Windmühlen**.

II. Die Stadt Cölln.

1.) Alt Cölln.

Man kommt aus Berlin dahin, über die **lange Brücke**, die **Cavalier- und Pomeranzenbrücken**, und über den **Mühlendamm**; aus dem **Friedrichswerder** über die **Hunde- Schleuſen- Jungfer- und Gertrautenbrücke**.

Die lange Brücke iſt von Stein, und die einzige dieſer Art in Berlin. Anfänglich war ſie von Holz. Ihren Namen hat ſie, weil ſie vorzeiten die längſte Brücke geweſen, die über die Spree gelegt worden. Im 15 und 16 Jahrhunderte hat das Rathhaus beyder Städte von Berlin und **Cölln** darauf geſtanden. Churfürſt **Friedrich III.** nachmaliger erſter König, gab derſelben ihre itzige Zierde. Er ließ ſie von 1692. bis 1695. aus lauter Quaderſtücken verfertigen, und mit der Bildſäule ſeines Herrn Vaters zieren.

Die Brücke hat fünf Schwibbogen, die unten mit Bildſäulen von Seegöttern und Naiaden gezieret ſind. Auf den Poſtamenten des Geländers ſtehen Laternen. In der Mitte iſt die Brücke gepflaſtert, an den Seiten aber ſind erhöhete Fußwege von Quaderſtücken zur Bequemlichkeit der Fußgänger. Dieſe Brücke hat der trefliche Baumeiſter **Nehring** erbaut, der ſich aber dabey des Raths des Ingenieurobersten und Baumeiſters **Cayart** und des Königlichen Oberbaudirectors **Schlüters** bedient hat. Der Me-

dailleur

bailleur **Raymond Falz** hat zum Andenken derſelben eine Denkmünze verfertigt.

Die prächtige Bildſäule des Churfürſten Friedrich **Willhelms des Großen** ſteht Mittagwärts, auf einen beſondern deswegen herausgerückten Platze. Der Churfürſt iſt zu Pferde vorgeſtellet, in römiſchem Habite, fliegendem Mantel und antiken Stiefeln. Er iſt mit einem Schwerd umgürtet und hält in der rechten Hand den Commandoſtab. Das Fußgeſtell iſt von weiſſem italiäniſchen Marmor, und iſt mit vier aus Erz gegoſſenen Sklaven, in mehr als Lebensgröße umgeben. Auf beyden Seiten iſt es mit halberhobener Arbeit geziert, die aus Erz gegoſſen iſt, und verſchiedene allegoriſche Vorſtellungen enthält. Man kann derſelben, aber nicht völlig richtige, Auslegung, wie auch die Aufſchrift die ſich an der Vorderſeite unter dem Königl. Wapen befindet, im **A. und N. Berlin** III. Abtheil. S. 33. nachleſen.

Dis Werk, welches von allen Kennern mit Recht bewundert wird, iſt unter Aufſicht des berühmten **Andreas Schlüters** und nach deſſen Modellen zu ſtande gebracht worden. Die Bildſäule des Churfürſten nebſt dem Pferde, hat er ſelbſt ins große modelliret, die vier Sklaven aber, haben unter ſeiner Aufſicht die vier Bildhauer, **Baker**, **Bruckner**, **Henzi** und **Herfort** nach ſeinen kleinen Modellen ins Große modelliret. Den Guß der Bildſäule verrichtete der Aufſeher der Königl. Gießerey, **Jacobi**, welcher an Geſchicklichkeit ſeinem Lehrmeiſter, dem berühmten **Keller**, (der die Bildſäule **Ludwig XIV.** zu Paris auf der Place de Victoires, gegoſſen) an die Seite zu ſetzen iſt. Man hat von dieſer Bildſäule einen Kupferſtich auf zween Realbogen von **Wolfgang**, der aber die Schönheit derſelben bey weiten nicht erreicht. Auf die Errichtung derſelben hat **Chevalier zu Utrecht** eine Denkmünze geprägt. Die

Figuren der Seegötter und Naiaden, unten an den Bogen der Brücke, ſind auch von Schlüter.

Die **Cavalierbrücke** führt aus der Burgſtraße, neben dem Schloſſe weg, nach dem Luſtgarten. Sie hat daher den Namen, weil ſie in den alten Zeiten zum Gebrauch des Hofes und der Cavaliere geweſen, und damals wurde ſie nur zu Fuße paßirt. Nachher iſt lange Zeit darüber gefahren worden, bis ſie ſeit dem Jahre 1763 wieder zur Laufbrücke gemacht worden. Itztbeſchriebene beyde Brücken beſtimmen die Grenzen des Schloſſes nach der Waſſerſeite. Jedoch gehört das Gebäude, welches rechter Hand der Cavalierbrücke längſt dem Waſſer ſteht, wenn man von der Burgſtraße über dieſelbe komt, noch mit zum Schloſſe. Es iſt von zwey Stockwerken und wird von einigen Hofbedienten und von dem Hofapotheker frey bewohnt. Zu Ende deſſelben iſt ein kleiner Schloßbauhof.

Um eine deutliche Beſchreibung des Schloſſes geben zu können, iſt es nöthig daß wir erſt die umliegenden Gegenden beſehen. Hier ſind aber zu merken:

1) Der neue **Packhof** nebſt den Häuſern hinter demſelben. Er liegt zwar jenſeit der Spree bey der **Pomeranzenbrücke**; wird aber noch zu Cölln gerechnet, weil das halbrunde Gebäude, welches im Jahr 1749 zu einem Packhofe eingerichtet worden, das Orangeriehaus des ehemaligen Luſtgartens geweſen. Die erwehnte Brücken haben ohnſtreitig den Namen davon. Um die gedachte Zeit ſind die neuen Häuſer hinter dem Packhofe erbauet worden, nachdem der Wall abgetragen worden.

2) Der **Luſtgarten** iſt ein großer ebener Platz an der nordlichen Seite des Schloſſes, der auf drey Seiten von der Spree umfloſſen wird. Er hat ſeinen Namen von dem Garten übrig behalten, welchen Churfürſt Friedrich

Willhelm hier angelegt hatte. Er wurde aber nebſt den prächtigen Waſſerwerken von König **Friedrich Willhelm** ganz zerſtört, und zu einem Paradeplatze eingerichtet, wozu er auch noch gebraucht wird. Die in den neuern Zeiten am Waſſer angelegte Allee von Caſtanienbäumen dient den Einwohnern zu einer angenehmen Abendpromenade. An Gebäuden ſtehen hier an der einem Waſſerſeite

Die Börſe. Dieſes Haus enthielt vorzeiten die Werke zum Umtriebe der Waſſerkünſte des Gartens. König **Friedrich Wilhelm** gab 1738. das obere Stockwerk der hieſigen Kaufmannſchaft zu einer Börſe, nachdem es vorher aufgeputzt und ausgebeſſert worden. Es beſteht aus zwey Stockwerken mit Vorſprüngen und Gallerien auf allen vier Seiten. Es iſt mit einer Kuppel, zween kleinen Thürnen und joniſchen Wandpfeilern gezieret. In dem untern Stockwerke ſind itzt die Werkſtädte der Königl. Bildhauer.

Das Königl. Waſchhaus iſt vom König **Friedrich Willhelm** angelegt worden, Es iſt theils maßiv und gewölbt, theils aber nur mit Holz durchſetzt. In demſelben wird alle den Königl. und Prinzl. Perſonen gehörige Leibwäſche gewaſchen.

Die Königliche Schloß- Ober-Pfarr- und Dohmkirche. Selbige ſtand ſonſt auf dem Schloßplatze bey der breiten Straße. Sie war anfänglich ein Dominicanerkloſter, welches Churfürſt **Ludwig der Römer** im vierzehnten Jahrhunderte geſtifftet. Churfürſt **Joachim der II.** machte es 1536. zu einem Dohmſtiffte, zu Ehren **Mariä Magdalenä, St. Eraſmi Epiſcopi** und **St. Crucis**, nachdem ſich die Predigermönche nach **Brandenburg** hatten begeben müßen. Allein ſchon 1539. geſchahe die Reformation dieſer Kirche, als gedachter Churfürſt, der auch das Erbbegräbniß geſtifftet, zur evangeliſch-lutheriſchen Religion übergetreten war. Joachim Friedrich ernannte ſie 1609. zu einer Oberpfarrkirche. Im Jahr 1614. führte Johann Sigismund die reformirte Religion in dieſe Kirche ein. Weil das Gebäude dieſer Kirche wankend wurde, ließ es der itztregierende König 1747. ganz abbrechen, und eine neue Kirche im Luſtgarten aufführen, wozu einige alte niedergerißene Gebäude Platz machen muſten. Der Bau ward 1750. fertig. Dieſe Kirche iſt 230 Fuß lang und 134 Fuß breit. Die Hauptfacade iſt mit zehn joniſchen Pilaſtern geziert und das Hauptportal, welches heraus gerückt iſt, hat ſechs joniſche Wandſäulen, und drey Thüren, zu welchen man auf einer freyliegenden Treppe ſteigt, an jeder der übrigen drey Seiten iſt auch eine Thüre, zu der man auf einer freyen Treppe ſteigt. Das Dach wird von einer Baluſtrade mit Poſtumenten, worauf Vaſen geſtellt, umgeben. Ueber dem Hauptportal ſiehet ma eine Attika, und an jeder Ecke derſelben eine Grupp von Figuren über Lebensgröße, die eine ſtellt nebſt de Geſetztafeln und der Bundeslade, durch die Figuren de Moſes Jeſaias und Daniels, das alte Teſtament vor Sämmtliche Figuren zeigen auf die andre Gruppe, welche durch die vier Evangeliſten und die ſieben Siegel de Offenbahrung das neue Teſtament vorgeſtellet. Uebe der Attika des Hauptportals erhebt ſich der Thur deßen Kuppel von corinthiſchen Säulen mit Säulenſtühlen, zwiſchen welchen acht Arkaden zu ſehen ſind getragen wird. An der Kuppel ſind vier Uhrzeige woran ein alter geflügelter Mann die Zeit, eine jung Perſon mit dem Ringe aber, die Ewigkeit andeute Ueber der großen Kuppel, iſt noch eine kleine, gleichfals m durchſichtigen Arkaden, und über demſelben nebſt de Knopf und der Fahne ganz oben der Name Jehov Ueber dem Vorſprunge der Hinterſeite nach dem Waſſ werden die chriſtlichen Tugenden in vier Gruppen vorgeſtellt. Inwendig iſt die Kirche ganz von corinthiſcher Ordnung, die beyden Bildſäulen an der Kanzel ſtellen dem Glauben und die Andacht vor. Die Gewölbe unter der Kirche ſind das gewöhnliche Begräbniß der Leichen des Königl. Hauſes. In der Kirche ſelbſt ſtehen die zinnernen und verguldeten Särge, Königs **Friedrichs I.** und ſeiner Gemahlin **Sophia Charlotte**, ſie ſind nebſt den dabey befindlichen Statüen, von Erfindung des berühmten **Schlüters** und daher ſehenswürdig. (*)

Die Gebäude vom Dohm bis an das Schloß, ſind ein Theil des alten Schloſſes, welches **Joachim Friedrich** als einen Flügel angebaut hat. Das Haus von einem Stockwerke neben dem Dohm, iſt die Freywohnung des Königl. Hofconditors. In dem andern Gebäude aber, von zwey Stockwerken und drey Erkern nach alter Art, ſind unten die Königl. **Hofapotheke**, darüber im zweyten Stockwerk die Königl. **Bibliothek**, und oben einige Freywohnungen.

Vorerwehnter Churfürſt und deßen Gemalin **Catharina** haben die **Schloßapotheke** 1598. geſtifftet und eingerichtet. Churfürſt **Friedrich Willhelm** ſetzte zum Behuf derſelben, einen jährlichen gewißen Fond aus, und König **Friedrich Willhelm** ließ ſie unter Direction des berühmten **Neumanns** erneuern und erweitern. In derſelben ſind die ſogenannte ſilberne Apotheke, deren Thüren ſich vermittelſt eines Uhrwerks auf- und zuthun, und deren Gefäße aus ächten Silber beſtehen; ferner die Springgrotte in der großen Apotheke, das wohlgebaute Laboratorium, und das ſogenann-

---

(*) Die Hauptfacade dieſer Kirche ſiehet man in Schleuens Proſpecten No. 1.

genannte Königl. Laboratorium, welches ganz und gar mit porcelainenen Flieſen ausgelegt iſt, ſehenswürdig. Auch iſt es werth, die bequeme Art zu deſtillieren zu bemerken, da das Waſſer aus der Schloßwaſſerkunſt durch kupferne Röhren auf die halbe Blaſenköpfe läuft, und wieder davon abfließt, ſo daß man keine Kühlfäſſer nöthig hat.

Das Gemach zur Königl. Bibliothek iſt 150 Fuß lang, und 40 breit. Es wird durch fünf doppelte Fenſter erleuchtet, aus welchen man hinterwärts die Ausſicht nach dem Waſſer, abendwärts aber, einen ſchönen Proſpect nach dem Luſtgarten und dem Arſenal hat. Ehedem wurde dieſe Bibliothek, da ſie kleiner war, in den Schloßgemächern, unter dem Dache verwahrt, Churfürſt **Friedrich Willhelm** aber verlegte ſie an den itzigen Ort, der das alchymiſche Laboratorium des bekandten **Thurneyßers** geweſen. Gedachter Churfürſt errichtete ohnweit derſelben die Hofbuchdruckerey, die aber nachher eingegangen iſt. Die Spanheimiſche Bibliothek, die ſonſt in der Brüderſtraße in den alten Collegienhauſe ſtand, ſteht ſeit 1735 auch hier.

Die Schloßfreyheit iſt die Reihe von maßiven und meiſtens hohen Häuſern, welche vom **Luſtgarten** bis an die **Stechbahn** dem Schloſſe gegenüber ſtehn. Hinter denſelben läuft ein Arm der Spree. Zu Ende ſind

Die Mühlen welche zwar die **Werderſche Mühlen** heiſſen, aber eigentlich noch zur Freyheit gehören. Sie beſtehn aus zwey Gebäuden, deren jedes zwey Stockwerke hat. Sie erſtrecken ſich von der Ecke der Freyheit bis an die Schleuſenbrücke, welche hier die Gränze zwiſchen **Cölln** und **Friedrichswerder** macht. König **Friedrich** I. hat ſie zu bauen angefangen, und König **Friedrich Willhelm** vollendet. Bey dieſen

Mühlen wird durch ein beſonderes Rad ein Kunſtwerk getrieben, welches, durch unter der Erde fortgeführte Röhren das Waſſer aus dem Graben, bis in einen, auf dem Dache des Schloſſes befindlichen großen Waſſerbehälter bringt, von da es in alle Küchen des Schloſſes, und im Fall einer Feuersbrunſt noch in mehrere Zimmer des Schloſſes, durch andere in die Schloßmauer angebrachte Röhren vertheilt wird.

Zwiſchen den Mühlen und den gegenüber ſtehenden hohen maßiven Häuſern, die unten mit Kaufläden verſehen ſind, iſt die **Paſſage** aus **alt Cölln** nach dem **Friedrichswerder.**

4) **Die Stechbahn** iſt die Reihe maßiver Häuſer von drey Stockwerken, welche ſich von der **Schloßfreyheit** bis an die **Brüderſtraße** erſtrekt. Bey Erbauung des neuen Schloſſes wurden die Häuſer, welche vor dem alten Schloſſe geſtanden hatten, unter dem Könige **Friedrich I.** und **Friedrich Willhelm** weggeriſſen. Selbige hatten den Namen der **Stechbahn** weil vor alters Turniere und Ritterſpiele auf dem Platze wo ſie ſtanden gehalten worden. Sie waren mit Kaufläden und Buden verſehen. Um nun das Andenken derſelben zu erhalten, wurden dieſe neue Häuſer, die neben dem Schloſſe erbaut wurden, nach einer ähnlichern aber zierlichern Bauart, mit vielen Schwibbogen, unter welchen lauter Kaufmannsläden befindlich ſind, aufgeführt. Der Gang unter dieſem Arkaden, und der Vortritt vor demſelben ſind mit Flieſen und Klinkern gepflaſtert. Dieſer Vortritt, unter welchem die Keller befindlich ſind, iſt mit hölzernen Pfählen umgeben, damit nicht darauf gefahren werde. Hier verſammlen ſich die Kaufleute alle Mittag als auf einer Börſe. Dieſes Gebäude iſt nach **Johann von Bodts** Riſſen gebaut.

5) Der **Schloßplatz** iſt der große Platz vor dem Schloße nach der mittäglichen Seite. Er heißt auch der alte **Dohmplatz**, weil der Dohm ehedem daſelbſt geſtanden. Zuweilen wird er noch die alte **Stechbahn** genennt, von dem alten Turnierplatzhäuſern die vormals vor dem Schloſſe geſtanden haben. Die ganze Seite gegen dem Schloſſe über, von der **langen Brücke** bis zur **Brüderſtraße**, iſt mit Häuſern beſetzt, die faſt alle Kaufläden haben.

6) **Das Königliche Schloß**, das vornehmſte Gebäude in Berlin, und vielleicht in vielen Städten Deutſchlandes verdienet eine etwas ausführliche Beſchreibung. Wir wollen zugleich deßen Geſchichte kürzlich erzählen, die Baumeiſter namhafft machen, die unter verſchiedenen Regenten daran gearbeitet, und für Kenner der Baukunſt die merkwürdigſten Theile dieſes weitläuftigen Gebäudes kunſtmäßig beſchreiben.

In alten Zeiten war die Reſidenz der Churfürſten zu **Tangermünde**; als ſie hernach nach Berlin verleget war, ſtand das Churfürſtl. Schloß in der Kloſterſtraße, auf dem Platze wo itzt das Lagerhaus ſtehet. Hier ließ ſich noch Thurfürſt **Friedrich** I. aus dem Hauſe Hohenzol[illegible] der Anherr des itztregierenden Hauſes 1415. huldigen. Sein Nachfolger Churfürſt **Friedrich** II. fand für gut ein neues Schloß in Cölln zu bauen, und ſeine alte Reſidenz in Berlin zu verlaßen. Die Urſach dazu waren die öftern Empörungen der Berliner Bürger, und gewiße Streitigkeiten mit dem Berliniſchen Magiſtrate, welche dem Churfürſten Verdruß gemacht hatten. Dieſes Schloß ſtand an der Spree, auf dem Platze wo itzt der **Flügel** des Schloſſes nach der langen Brücke zu, ſtehet. Den Platz überließ der Cölniſche Magiſtrat dem Churfürſten, und empfing dafür das noch itzt vor dem Halliſchen Thore liegende Dorf **Tempelhoff**. Dieſes erſte Schloß in Cölln, ward ohngefehr um das Jahr 1444 erbauet, und ſtand bis zum Jahr 1540, da Churfürſt Joachim II. es niederreiſſen und ein neues Gebäude erbauen ließ. Der eine Flügel deſſelben ſtand von der Cavalierbrücke nach der langen Brücke, davon noch verſchiedene Gemächer und die beyden Thürngen nach der langen Brücke zu, nebſt einem Theil des Thurns der Schloßkapelle übrig ſind. Der andre Flügel ging auf der Seite von der langen Brücke, bis an das itzige zweyte Portal der breiten Straße gegenüber. Der Platz vor dem Schloſſe von der langen Brücke bis gegen die breite Straße und gegen die ehmalige Dohmkirche, war zum Behuf der Turnierſpiele rundsumher mit gemauerten Schranken eingeſchloſſen, und ward daher die Stechbahn (*) genannt. Da alſo von der langen Brücke nach dem Dohm, nur eine Straße von mäßiger Breite ging, der Dohm hingegen noch einen Kirchhof hatte, ſo war die Paſſage um das Schloß allenthalben ſehr enge. Die Kapelle dieſes Schloſſes war auf der Seite nach der Spree zu. In dem Gange welcher itzt durch das große Portal des innern Schloßhofes zu den Gemächern des itztregierenden Königs führet, ſiehet man noch Ueberbleibſel der nach gothiſcher Art verzierten Pfeiler, die dieſelbe getragen haben. Der Flügel nach dem Dohmplatze und der langen Brücke zu, iſt unter König **Friedrich** I. vielfältig verändert und neu verzieret worden. Ohnweit der langen Brücke blieb ein alter Thurn von Churfürſt **Friedrich** II. Gebäude ſtehen, welcher, wegen des kupfernen Daches der **grüne Hut** genennet ward, und erſt im Jahr 1682 unter Churfürſt **Friedrich Willhelm** eingeriſſen ward.

(*) Man muß dieſen ehemaligen Platz nicht mit der im Anfange des itzigen Jahrhunderts erbauten neuen Stechbahn verwechſeln, die wie oben S. 55 erwähnt worden, nicht vor, ſondern neben dem Schloſſe, bey der Brüderſtraße liegt.

Der Baumeiſter dieſes Schloſſes war **Caſpar Thieß**, deſſen Grabſchrift annoch in der Nicolaikirche, ſein Bildniß aber neben dem Bilde des Churfürſten über dem Eingange des Jagdſchloſſes **Grünewald**, (ſo zwo Meilen von Berlin, auf dem Wege nach **Potsdam** liegt,) in Stein gehauen annoch vorhanden iſt. Wenn man ſeiner Grabſchrift (*) trauen kann, ſo war er zu damaligen Zeiten der Baukunſt halber ſehr berühmt. Inzwiſchen erinnere ich mich nicht, ihn und ſeine Werke in Kunſtbüchern angeführt gefunden zu haben, es iſt auch von ſeinem Leben nichts weiter bekant.

Im Jahr 1583 ward dieſes Schloß durch einen heftigen Sturmwind beſchädiget, der einen ſteinernen Gang, auf welchen Bildſäulen der Churfürſten geſtellt waren, umwarf. Churfürſt **Johann George** ließ nicht allein das beſchädigte verbeſſern, ſondern auch zwo koſtbare Treppen in der Gegend erbauen, wo itzt das große Schlüterſche Portal ſteht. Eine von den Treppen war eine Wendeltreppe ohne Stufen, auf der man hinauf reiten oder fahren konte. Er ließ ferner nicht allein an der Ecke bey der Cavalierbrücke das Schloß weiter ausführen, ſondern auch von der andern Seite den Flügel anbauen, der itzt die beyde Schloßhöfe trennet und noch ganz nach der alten Bauart vorhanden iſt. Nunmehr alſo ſtellte das Schloß mit einigen kleinen gegen den itzigen Luſtgarten angebauten Gebäuden, ein freyſtehendes Viereck in der Mitten mit einem Hofe vor.

Churfürſt **Joachim Friedrich** baute den annoch vorhandenen Durchgang bey der itzigen Cavalierbrücke, nebſt dem darüber ſtehenden Gebäude, und den Gebäuden der Schloßapotheke. Vielleicht iſt damals die Abſicht geweſen neben

---

(*) Sie ſtehet im alten und neuen Berlin 1ter Th. S. 241.

neben den damaligen alten Schloß auf dieſer Seiten ein neues Viereck zu ziehen, das einen zweyten Schloßhof umzogen hätte, ſo wie dieſes nachher auf der Seite gegen der Schloßfreyheit geſchehen iſt. Dem ſey wie ihm wolle, ſo iſt auf dieſer Seite bis unter König Friedrich I. nichts weiter gebauet worden. Der kurz darauf folgende dreyßigjährige Krieg drückte das Land ſehr, ſo daß unter Churfürſt George Willhelm an den Schloßbau nicht gedacht wurde. Nachdem aber Churfürſt Friedrich Willhelm der Groſſe, mit ſo glücklichem Erfolge, ſein von dem Kriege ganz erſchöpftes Land wieder in guten Stand geſetzet hatte, ſo ließ er um das Jahr 1680. den Flügel des Schloſſes nach der Spree niederreiſſen und von ſeinem Oberbaumeiſter Nehring ſo aufbauen, wie er noch itzt zu ſehen iſt. Die Zimmer wurden zur Wohnung des Churfürſten und der Churfürſtin beſtimmt. Die großen Fenſter ſind nach dem Modell einiger Genueſiſchen Palläſte genommen. Es blieb von dem alten Gebäude nur das noch ſtehende ſchmale Stück mit den beyden Thürngen nach der langen Brücke zu, ſtehen, wovon der eine doch in etwas in den Vorſprung des von Nehring gebauten Flügels eingezogen iſt. Eben dieſer Churfürſt ließ auch die Seite des Schloſſes nach dem Luſtgarten mit einem niedrigen Flügel ſchließen und baute über den Durchgang zwiſchen beyden Höfen den großen Saal, in welchen itzt die franzöſiſche Comödie iſt, und in welchem damals die ſchönen marmornen Bildſäulen der Churfürſten, von B. Eggers, die itzt auf dem weißen Saale befindlich ſind, aufgeſtellt waren. Dieſe Bildſäulen ſind um das Jahr 1686. verfertiget. Schon um das Jahr 1652. hatte er auch den zweyten Schloßhof mit einem Gebäude von zween Stockwerken umziehen laſſen, welches die Seite vom Luſtgarten an der Freyheit bis gegen dem Dohm über, einſchloß, in welchen der Hof aus dieſem Flügel durch einen bedeckten Gang gelangen konnte. Auf der Seite gegen

gen dem Luſtgarten war ein **Ballhaus** angebauet, und auf der **Ecke** nach der Hundebrücke ſtand ein Thurn, der, weil auf dieſer Ecke in den untern Gemächern die Münze angelegt war, der **Münzthurn** genannt wurde. Außerdem waren in dieſem neuen Gebäude das Archiv, das Conſiſtorium, die Cammergerichts- und Kriegscanzley, nebſt andern Landescollegien und Caſſen, auch verſchiedene Zimmer für fremde Herrſchaften.

Wer die Baumeiſter dieſer großen Gebäude geweſen, davon hat man keine Nachricht. Weil der Geſchmack in denſelben von dem Flügel den **Nehring** gebauet, ganz unterſchieden war, ſo könnte man muthmaßen, daß entweder **Johann Gregorius Memmhard** oder **Rütger van Langerfeld** (beyde Holländer von Geburt und des Churfürſten Hofbaumeiſter) dieſe Gebäude angeordnet. In dem alten von **Joachim II.** und nach dem Domplatz zu erbauten Flügel, hat Churfürſt **Friedrich Willhelm** der Große nichts geändert, aber die vor denſelben ſtehende alte Stechbahn hat er verſchönert. Er ließ den inneren Platz der nun nicht mehr zu Turnieren gebraucht wurde, mit Bäumen bepflanzen, und da an den Schranken gaßenwärts, allerhand kleine Buden angebaut waren, die keinen ſonderlichen Zierrath gaben, ſo ließ er die Schranken weiter hinein rücken und daran maßive Kaufmannsläden bauen, vor welchen ein dergleichen auf Bogen ruhender bedeckter Gang zu ſehen war, als ſich noch itzt bey der auf der Freyheit liegenden neuen **Stechbahn** zeiget. Bey dieſer Verbeſſerung ward vermuthlich der dicke noch von dem älteſten Schloßgebäude übrige Thurn, der **grüne Hut** genannt, der an der langen Brücke ſtand, weggeriſſen.

Den **Schloßgarten** verbeſſerte der Churfürſt ſehr, legte eine Grotte darinn an, baute die **Orangerie**, worinn itzt der neue **Packhof** befindlich iſt, und das Haus zum

Waſſerwerke, ſo itzt die Börſe heiſt. Dieſes Haus hat **Memmhard** gebauet, und diente zugleich zum Churfürſtlichen Luſthauſe. (*)

Der Churfürſt und nachmalige König **Friedrich I.** nachdem er die lange Brücke durch **Nehringen** ſteinern bauen laßen, nachdem er den Schloßgarten ſehr verſchönert, und an der Seite deſſelben (wo itzt der Dohm ſtehet) ein Gebäude angefangen hätte, durch deſſen verſchiedene Säle die Geſandten bey öffentlichen Audienzen ſollten geführet werden, faßte den Vorſatz, das Schloß nach einer guten Bauart aufführen zu laſſen. Er erwählte zu Ausführung dieſes Vorhabens, unter vielen an ſeinem Hofe befindlichen guten Baumeiſtern, den unſterblichen **Andreas Schlüter**, einen der größten Baumeiſter, auf den Deutſchland ſtolz ſeyn kann. Dieſer hatte den Zweck das alte Schloß und den innern Schloßhof ganz neu von vier Stockwerken zu bauen, auf das von Churfürſt **Friedrich Wilhelm** gebaute Gebäude von zween Stockwerken, von der Seite des Luſtgarten, und der Freyheit, aber einen auf freyſtehenden Säulen ruhenden bedeckten Gang zu ſetzen, und von der Ecke, der Werderſchen Mühle gegenüber, dieſen Gang bis in den Dohm fortzuführen, übrigens aber den Theil des Schloßhofes dem Dohm gegenüber, oder ſo wie es itzt iſt, zwiſchen der breiten Straße und Brüderſtraße, bloß mit einem eiſernen Gitter, das zween Eingänge haben ſollte, zu ſchließen. Zu dieſer leztern Anordnung

---

(*) Den Aufriß, ſo wie es damals ausgeſehen, findet man in Merians Topograph. Brandenb. S. 27. Lorenz Beger hat im Anfang der erſten Section ſeines Theſaurus Brandenburgicus einen Proſpect des Schloſſes von der langen Brücke her, geliefert, aus welchem man ſich einen Begriff machen kann, wie das Schloß von dieſer Seite, und ſonderlich der Schloßplatz und die damalige alte Stechbahn zu Anfang der Regierung Churfürſt Friedrich III. ehe noch der neue Schloßbau angefangen war, ausgeſehen hat. Wie damals ohngefehr die Seite des Schloſſes nach der Freyheit und dem Luſtgarten ausgeſehen haben, kann man auf dem großen Schleuenſchen Plan von Berlin, unten finden.

nung vermochte ihn vermuthlich der wenige Raum, der dazumal auf dieſer Seite des Schloſſes war, da der Dohm mit dem umzäunten Kirchhofe dicht davor lag, und die alte Stechbahn, an der außer den Kaufmannsläden noch verſchiedene Häuſer angebaut waren, gleich daneben lag. Nach dieſem Plane ſtand das erſte der Portale nach der langen Brücke zu, in der Mitte dieſer Facade, und auf der Seite nach dem Dohm zu, ſollte eben ein ſolcher runder Erker gemacht werden, als man itzt gegen die lange Brücke zu ſiehet, wodurch dieſe Facade ganz gleichförmig geworden wäre.

Vermuthlich hatte auch **Schlüter** die Abſicht, das Gebäude welches itzt die beyden Schloßhöfe trennet, ganz weg zuwerfen, und aus beyden Höfen einen großen zu machen, wie man aus dem an dieſer Stelle in den innern Facaden auf beyden Seiten angebrachten Vorſprunge urtheilen kan, der ſonſt ganz unnöthig ſeyn würde.

Es wäre überhaupt zu wünſchen, daß dieſem großen Baumeiſter die Einrichtung des ganzen Schloßbaues auf einmal überlaßen, und nicht während dem Bau ſo viele Veränderungen in der Anordnung wären gemacht worden, er würde gewiß ein ſchönes Ganzes angegeben haben, anſtatt daß itzt das Schloß, daß ſo viele vortrefliche Theile hat, keinen vorher übergedachten und übereinſtimmenden Plan zeiget.

Dieſer große Mann unternahm den Schloßbau unter mancherley Unbequemlichkeiten. Die Hauptfacade gegen den Dohmplatz war durch die alte Stechbahn, den Dohm, und Dohmkirchhof ganz verbauet. Gegen die Freyheit, ſollte er das alte Gebäude ſtehen laßen, und muſte alſo nur beſorgt ſeyn, es auf eine erträgliche Art mit den übrigen Gebäuden zuſammen zu hängen. Die Seite gegen den Garten zu, muſte als eine Hinterfacade gerechnet werden, und auch dieſe ſollte er nur halb bauen. Er war alſo allenthalben gebunden. Wäre ihm aber der Bau des ganzen Schloſſes auf einmal aufgetragen worden, hätte er voraus ſehen können, daß der Dohm würde einmal, ſo wie die alte Stechbahn, abgeriſſen werden, daß der Luſtgarten ein öffentlicher Platz werden würde, welch ein Gebäude würde ein Genie, das des Erhabenen ſo fähig war, auf einer ſo vortheilhaften Lage angegeben haben.

Schlüter riß den Flügel nach dem Luſtgarten nieder, und bauete ihn in vier Stockwerken wieder auf; er bauete die drey ſchönen Portale in dem innern Schloßhofe nebſt dem Säulengange, und die ſchon erwähnte Facade nach dem Dohmplatz von der langen Brücke bis etwa gegen die breite Straße über; bey dieſer und der innern Facade, wo die doppelte Treppe iſt, ward nicht alles umgebauet, ſondern zum Theil die inwendige Anordnung beybehalten. Auch äußerlich blieb die alte Mauer meiſt ſtehen (*), und es wurde nur alles weggeriſſen, was ein gothiſches Anſehen gab, und alle Facaden wurden ſo wie ſie itzt ſind, ausgezieret.

Im Anfange des itzigen Jahrhunderts, als der eben erwähnte neue Bau des alten Schloſſes fertig war, ward auch die alte Stechbahn abgeriſſen, welche nunmehr die Ausſicht des ſchöner gebauten Schloſſes ſehr hinderte und wurden dagegen hinter dem Dohm eine Reihe Häuſer mit einem ähnlichen Bogengange und Kaufmannsläden nach Johann von Botts Riſſe aufgebauet, welche den Namen der Stechbahn behielten. Am Dohm aber blieben noch allerhand kleine Häuſer ſtehen. Um dieſe Zeit muß der König auch befohlen haben, die Facade des Schloſſes zu verlängern, weil Schlüter ein zweytes Portal ſowol gegen den Dohm- als

---

(*) Siehe Broebes Proſpecte No. 2. b.

als gegen den Luſtgarten bauete. Im Jahr 1701 bekam er Befehl, den Münzthurn, der an der Ecke gegen die Hundebrücke ſtand, zu einer anſehnlichen Höhe zu bringen. Es iſt leicht zu erachten, daß ein Mann von Schlüters Einſichten bald eingeſehen, wie mißlich dieſes Werk ſey, da dieſer Thurn ohnweit dem Waſſer auf einem von Triebſand und Lohn vermiſchten Grunde ſtand. Man will ſogar vermuthen, daß Schlüters Feinde den König ausdrücklich auf den Vorſchlag von Erhöhung des Thurns gebracht hätten, um ihn in Ungnade zu bringen. Iſt dieſes, ſo haben ſie ihren Zweck nur allzuwohl erreichet, dann Schlüter brauchte zwar alle nur mögliche Vorſicht, um den Grund zu verſtärken (*), aber alle verſtärkte Mauern und eiſerne Anker halfen nichts. Im Jahre 1706 als der Thurn ſchon über die Hälfte hinaufgebauet war, fing er an zu ſinken, ſo daß er in gröſter Eil muſte abgetragen werden. Schlüter fiel in Ungnade und verlohr die Aufſicht über den Schloßbau.

Der König befahl nunmehr, das Gebäude, das den äußern Schloßhof umſchließ, oder das ſogenannte neue Schloß rund umher auch mit vier Stockwerken, mit dem neugebauten alten Schloſſe übereinſtimmend aufführen zu laſſen. Dieſer Bau ward einem andern geſchickten Baumeiſter Johann Friedrich Eoſander Freyherrn von Göthe aufgetragen, dieſer riß die Facade nach der Schloß-

frey-

(*) Man kann dieſe Verſtärkungen in Broebes radirten Proſpecten No. 6 ſehen. Dieſe Vorſtellung iſt freylich zum Spott dieſer nouvelle maniere de batir wie ſie Broebes nennt, gemacht. Aber ein unpartheyiſcher der ſich ſelbſt in Schlüters Umſtände ſtellt, der den Thurn zu der angewieſenen Höhe bringen ſollte, und keinen neuen Grund graben, oder einen Roſt legen konnte, wird finden daß er bey ſolchen mißlichen Umſtänden ſo vorſichtig als möglich zu Werke gegangen, und daß er vielmehr zu bedauren als zu verdammen iſt.

freyheit ganz nieder, und weil anſtatt daß der ehemalige Münzthurn an der Ecke geſtanden hatte, nunmehr in der Mitte dieſer Facade ſollte ein hoher Thurn aufgerichtet werden, ſo legte er an dieſer Stelle einen ungewöhnlich ſtarken Roſt, und darauf ein ſehr veſtes Fundament, auf daßelbe bauete er das treſliche Portal mit drey Eingängen welches nach dem Muſter des Triumphbogens des Conſtantinus zu Rom angelegt iſt. Auf dieſes Portal ſollte der Thurn geſetzt werden. **Eoſander** bauete ferner die drey innere Facaden des äußern Schloßhofes. Die vier ſich entſprechende Portale der beyden Seitenfacaden ſind von ihm, auch die vortrefliche auf freyſtehenden Säulen ruhende Treppe, die neben dem Portal rechter Hand der Schloßwache, nach der Churmärkiſchen Kriegs- und Domainenkammer, und nach den Königlichen Zimmern führt. **Eoſander** hat freilich ſich hin und wieder nach Schlüters einmal gemachter Anordnung richten müßen, man ſiehet aber wohl daß er von ihm abgegangen, ſo viel es ſich hat thun laßen, um ſein Gebäude ſo viel es möglich geweſen, von Schlüters Arbeit zu unterſcheiden. Er hat daher gegen den Luſtgarten, ſein Gebäude, ohne einzige ſichtliche Urſach etwa vier Fuß vorgerückt, er hat in den Fenſtern und Verzierungen der Seite nach der Freyheit und nach dem Luſtgarten, eine ganz andre Einrichtung getroffen, ja ſo gar nicht einmal eben die Höhe der vorigen das Dach verdeckenden Baluſtrade gänzlich beybehalten, daher auch die Baluſtrade auf der Seite nach dem Dohmplatze noch bis itzt nicht gänzlich geſchloſſen iſt.

Als die Seite nach dem Luſtgarten und nach der Freyheit unter Dach gebracht, und an der Ecke nach der neuen Stechbahn kaum der Grund gelegt war, ſtarb König Friedrich I. König Friedrich Willhelm ließ den noch übrigen Bau der Facade nach dem Dohm zu, vollführen: Er ließ daher den dicken Glockenthurn des Dohms, den

Dohmkirchhof mit den Mauern und allen daran ſtehenden Gebäuden und Erbbegräbnißen wegbrechen. Auf der Seite nach dem Luſtgarten, ließ er auch das Ballhaus und einige daran gebaute Freyhäuſer abbrechen, weil dieſe Gebäude die Ausſicht aus dem neuen Schloſſe in dem Luſtgarten, aus dem der König einen Paradeplatz machen wollte, hinderte.

Der Bau des Schloſſes, ſo wie es itzo iſt, ward im Jahr 1716. fertig, man ſiehet aber deutlich, daß König Fr. Wilhelm dieſen Bau nicht geliebet, denn er ließ nicht allein auf das Portal keinen Thurn ſetzen, ſondern er ließ die meiſt ſchon fertigen Bildſäulen und Vaſen, die rund herum auf die Baluſtrade kommen ſollten, nicht einmal heraufbringen, ſondern verſchenkte ſie. Man ſiehet noch einige davon in dem Garten des Palaſts des Johannitermeiſters auf der Friedrichsſtadt.

Dis iſt ein kurzer Entwurf der Geſchichte der Erbauung des Schloſſes, nach welcher man ſich von den verſchiedenen Theilen deſſelben, die zu verſchiedenen Zeiten, von verſchiedenen Baumeiſtern gebauet worden, einigen Begriff wird machen können. Nunmehr wollen wir dieſes weitläuftige Gebäude nach ſeiner itzigen Beſchaffenheit beſchreiben.

Das Schloß macht ein längliches Viereck aus, deſſen längere Seiten nach dem Schloßplatz und dem Luſtgarten, die kürzere Seiten aber nach dem Waſſer und nach der Freyheit zu ſtehen. Inwendig hat das Schloß drey Schloßhöfe. Der äußere Schloßhof iſt derjenige in den man durch das große Eoſanderſche Portal von der Freyheit kommt, und der rechter Hand die Schloßwache hat. Der innere Schloßhof iſt derjenige, in welchem das große Schlüterſche Portal mit der Wendeltreppe ſteht. Der kleine Schloßhof iſt hinter dem innern Schloßhofe, wird von dem alten Joachimi-

ſche

ſchen, und von dem unter Churfürſt Friedrich Wilhelm von Nehring gebauten Gebäude umſchloßen, und hat durch offne Arkaden Ausſicht gegen die Waſſerſeite. Die Gebäude die den innern Schloßhof umſchließen, nennte man vordem auch wohl das alte Schloß, und die, die den äußern Schloßhof umſchlieſſen, das neue Schloß; dieſe Benennung iſt itzt aber nicht mehr ſehr gewöhnlich.

An der Waſſerſeite ſiehet man an der langen Brücke die Ecke des von Schlütern hervorgerückten neuen Gebäudes, hernach kommt der Reſt des alten von Churfürſt Joachim errichteten Gebäudes. An demſelben ſtehen von dem ehemaligen Thurn der Schloßkapelle noch drey Stockwerke deren jedes zwey Fenſter hat; der übrige noch ſtehende Theil dieſes Gebäudes hat an den beyden Enden zween ein wenig hervorſpringende Erker nach alter Art, oben mit gothiſch verzierten Thürngen. Neben demſelben ſteht das von Nehring unter Churfürſt Friedrich Willhelm gebaute Gebäude. Es hat an beyden Enden zween Vorſprünge von vier Stockwerken, davon der eine den anſtoſſenden Erker des Joachimiſchen Gebäudes von der Seite verdeckt, der andere an der Ecke der Cavalierbrücke, hat zween übereinander ſtehende Balcone. Der zurückſpringende Theil dieſes Gebäudes hat nur drey Stockwerke, deren beyde untere aus großen Arkaden beſtehen. Die Arkaden des mittelſten Stockwerks ſind mit groſſen Fenſtern verſchloſſen. Die Arkaden des untern Stockwerks ſind offen, und gehen in den kleinen Schloßhof. Dieſer kleine Schloßhof (der hier am bequemſten beſchrieben wird) iſt ſo breit als der zurückſpringende Theil des Nehringiſchen Gebäudes. Er iſt mit Bäumen bepflanzt, und iſt auf demſelben ein Eißkeller zum Behuf der daneben befindlichen Königl. Küchen angelegt. Sonſt iſt daſelbſt nichts merkwürdiges, außer einer alten ein Schwerd in der Hand haltenden Bildſäule, welche zu der Sage Anlaß gegeben, daß in alten Zeiten, hier ein geheimes Gericht befindlich geweſen, woſelbſt Staatsverbrecher, durch eine Maſchine oder ſogenannte **Jungfer** hingerichtet worden, ſo, daß ihre Körper in die Spree fallen müſſen. Es hat aber dieſe fabelhafte Sage nicht den geringſten hiſtoriſchen Grund, es iſt vielmehr höchſt wahrſcheinlich, daß dieſe Bildſäule ein **Rolandsbild** ſey, dergleichen man in vielen Städten antrifft, und daß ſie ein Zeichen der **Hausvogtey** geweſen, deren Gerichtsbarkeit ſich in alten Zeiten, ſo wie itzt noch, über das Schloß und alle dazu gehörige Burglehne oder Freyhäuſer erſtreckte. Da die Wohnung des **Hausvogts** und die Gerichtsſtube vor alten Zeiten bis noch ins vorige Jahrhundert auf dem Schloſſe ſelbſt war, ſo ſtand vielleicht dieſes Rolandbild auf einem Platze vor oder innerhalb des Schloſſes.

Das neue Gebäude, an der Ecke nach der langen Brücke zu, enthält unten einen Theil der Silberkammer, in dem zweyten Stockwerke einige von dem Zimmern de Königs, im dritten Stockwerke einige Zimmer der Königin. In dem alten Gebäude Churfürſt **Joachims**, wohnen einige zum Hofſtaate gehörige Perſonen. I dem von Churfürſt Fr. **Willhelm** gebauten Gebäude, werden die Zimmer im **untern Stocke**, welche ſich von der Ecke der Cavalierbrücke bis in den Luſtgarten erſtrecken, die **pohlniſchen Cammern** genennet, ſeit dem König Auguſt II. von **Pohlen** bey ſeiner Anweſenhei in Berlin darinnen gewohnet hat. Sie ſind mit prächtigen Tapeten ausgeziert, und die Fenſter ſind von geſchliffenem Spiegelglaſe. Dieſe Zimmer pflegen zur Wohnun fremder Fürſtlicher Perſonen, wenn ſie ſich in Berli aufhalten, gebraucht zu werden. Im zweyten Stoc

werk

werke wohnte ſonſten die Prinzeßin **Willhelmine von Preuſſen**, anitzt vermählte Prinzeßin **von Oranien**. Auch ſind gegen den kleinen Schloßhof heraus, einige Wohnungen vor Königl. Hofbediente. Im **dritten Stockwerke** ſind die ehemaligen Wohnzimmer König Friedrich I. welche noch mit den darin befindlichen Meublen pflegen gezeiget zu werden; insbeſondere ſind in der Gallerie alte hautelisse Tapeten merkwürdig, die aus der oraniſchen Erbſchaft herkommen, und die Bildniſſe einiger alten Fürſten von Naſſau in völliger Rüſtung vorſtellen.

Die Seite nach dem Schloßplatze beſteht ſo wie alle die neuen unter König Friedrich I. gebaute Flügel, aus vier Stockwerken. Dieſe ganze Facade iſt nach **Schlüters** Angabe ausgezieret, und bis auf den Theil nach der neuen Stechbahn, auch von ihm ſelbſt gebauet worden. Man erblickt an dieſer Seite zwey gleiche hervorſpringende Portale (*) davon jedes drey Eingänge hat, welche nebſt dem ganzen unterſten Stockwerke a la ruſtique verzieret ſind. Ueber jedem Portale finden ſich vier freyſtehende korinthiſche Säulen ohne Säulenſtuhl, welche mit ihrem Gebälke bis unter die Baluſtrade, die das Dach umſchließt, gehen. Ueber dem **erſten Portal** von der langen Brücke an zu rechnen, ſind vier Bildſäulen zu ſehen. Inwendig iſt dieſes Portal, welches zu dem innern Schloßhof führet, mit breiten Flieſen belegt, und man ſiehet daſelbſt, auſſer den Wandpfeilern, zwo wohlangelegte Treppen auf bey-

---

(*) Vermuthlich würde Schlüter, wenn er dieſe Facade ſelbſt völlig ausgebauet hätte, noch ein dergleichen Portal, und an der Ecke nach der Stechbahn einen ſolchen runden Erker wie nach der langen Brücke zu befindlich, angebracht haben, um die Symmetrie herauszubringen. Wir haben oben angeführt, daß ſeine erſte Abſicht war, daß das erſte Portal nach der langen Brücke zu, das mittelſte ſeyn, und das neue Gebäude nur die halbe Länge des Schloſſes haben ſollte, die rechte Ecke deſſelben gleich der linken mit einem runden Erker zu zieren.

beyden Seiten; wovon die rechter Hand zu den Zimmern des itztregierenden Königs führet. Das **zweyte Portal** welches zum äuſſern **Schloßhof** führet, wird inwendig von doriſchen gekuppelten Säulen getragen. Beym Eingang linker Hand führet eine einige Stufen erhöhete Thüre nach den Zimmern, die ehemals der hochſeel. **Prinz Heinrich von Preuſſen**, bewohnte. Am Ende des Portals rechter Hand, findet man die vortrefliche von dem Freyherrn **Eoſander von Göthe** angelegte Treppe, ſie ruhet auf drey übereinanderſtehenden Reihen gekuppelter Säulen, joniſcher Ordnung. Auf dieſer Treppe iſt linker Hand der Eingang zu der Churmärkiſchen Krieges und Domainenkammer, weiter herauf führet ſie zu des Königs Gemächern.

Die Fenſter des zweyten Stockwerks ſind mit reichen Verzierungen und ordnungsmäßigen Geſimſen verſehen, über denſelben ſiehet man geſchweifte Frontone. Die große Bogenfenſter über den Portalen ſind mit beſondern kleinen Wandſäulen geſchmücket und die Einfaſſungen ſind bronzieret.

Die Fenſter im dritten Stockwerke ſind auf ähnliche Art verzieret, über denſelben ſind gebrochene Frontone, in welchen das Preußiſche Wapen zu ſehen iſt. Das vierte Stockwerk zeigt verzierte Baſtardefenſter, zwiſchen jedem ſieht man an dem Hauptgeſimſe des Gebäudes, den Preußiſchen Adler (*) mit ausgearbeiteten

Flü-

(*) Herr von Humbert hat ſich in der Bibliotheque Germanique T. XLIV. S. 112. und folg. wider die gebrochene Frontone des dritten Stockwerks, wider die vielen Zierrathen die Schnitter an ſeinen Gebäuden anzubringen pflegte, wider die Mezaninen oder Baſtardefenſter überhaupt, und insbeſondere wider dieſe Baſtardefenſter des Berliniſchen Schloſſes erkläret, weil die Verzierung derſelben in das Hauptgeſimſe des Gebäudes tritt. Die gebrochenen Frontone will ich nicht ver-

thei-

Flügeln; die wenigſten Bildſäulen und Vaſen, die auf die Baluſtrade haben kommen ſollen, ſind wie ſchon erwehnet darauf geſetzet worden.

Im erſten Stockwerke bemerkt man nach der Stechbahn zu, zwey Fenſter die breiter ſind als die übrigen, dieſe hat König Friedrich Willhelm als er in dieſen Zimmern wohnte, ſeiner Bequemlichkeit halber, ſo vergrößern laſſen.

---

theidigen, denn ſie ſind allemal tadelhaft. Daß Schlüter die Schwachheit gehabt, weil er ſelbſt ein guter Bildhauer war, ſeine Gebäude zuweilen mit allzuvieler Bildhauerarbeit auszuzieren, iſt auch nicht zu billigen. Doch muß man auch nicht vergeſſen, daß dieſe Zierrathen, an ſich allemal ſchön, und zuweilen ſehr ſinnreich ausgedacht ſind, und alſo bloß ihre Menge zuweilen anſtößig iſt. Das man Mezaninen öfters am unrechten Orte brauche, iſt ausgemacht, daß aber Mezaninen ſich zwar an Bürgerhäuſer, aber niemals an Palläſte ſchicken, wird dem Herrn von Humbert nicht wohl können zugegeben werden. Der Augenſchein zeigt hier, daß am Berliniſchen Schloſſe zum vierten Stockwerke ein ganzes Stockwerk ſchwerlich eine ſo gute Wirkung für das Auge gehabt haben würde, als Schlüters halbes Stockwerk, zugeſchweigen daß die innere Bequemlichkeit es erforderte. Daß man das Hauptgeſimſe nicht unterbrechen müſſe, iſt an ſich zwar ausgemacht, ob aber Schlüters Anordnung das Auge ſehr beleidige, und ob man ihn nicht aus verſchiedenen wichtigen Gründen vertheidigen könne, will ich hier, weil es eine weitläuftige Erörterung erforderte, nicht unterſuchen. Aber wie muß man nicht die Achſeln zucken, wenn Herr von Humbert um den angeblichen Fehler zu vermeiden, das Hauptgeſimſe auf das dritte Stockwerk legen, und über demſelben eine Attica zu führen anräth, in welche man die Mezaninen hätte ſetzen ſollen. Welch eine ſchlechte Würkung würde bey einer ſo langen Facade eine Attica gemacht haben, die von dreyßig Mezaninen wäre durchſchnitten worden, die das Anſehn von Dachfenſtern würden gehabt haben und es auch würden geweſen ſeyn. Wie der Herr von Humbert die beyden Portale, deren Säulen bis unters Dach gehen, mit ſeiner Attica würde vereinigt haben, will ich nicht unterſuchen. Aber von innen würde dieſe Einrichtung die elendeſte Wirkung gethan haben. Das vierte Stockwerk welches in Anſehung des äußerlichen Anſehens zwar ein halb Stockwerk iſt, hat dennoch inwendig eine anſtändige Höhe, es ſtehet in dieſen Stockwerke die Kunſtkammer und das Antiquitätencabinet in wohlausgezierten Zimmern, es ſind in dieſen Stockwerke eine Menge ſehr bequemer Wohnſtuben. Hätte aber die Attica das Dach bedecken

Auf dieſer Seite ſind im untern Stockwerke vom Waſſer bis ans erſte Portal, die **Silberkammern** des Königs und der Königin, imgleichen die Maſchine zu der ſogenannten **Confidenztafel**, welche im erſten Stockwerk in den Zimmern des Königs iſt; dieſe wird hierunten völlig aufgeſetzt, und in die Höhe, auch wieder herunter gezogen, ſo daß die Herrſchaften ganz allein, ohne Bedienung ſpeiſen können. Zwiſchen den beyden Portalen, iſt die **General-Domainenrenthey**, die **Chargencaſſe** und die **Oberſteuerkaſſe**. Jenſeit des zweyten Portals aber, iſt die **Orangiſche Succeßionscaſſe**, die **Hofſtaatscaſſe**, die **Salzcaſſe**, die **General-Kriegscaſſe** und die **General-Domainencaſſe**.

In dem zweyten Stockwerke ſind die Zimmer des Königs, welche ſich von der Seite am Waſſer bis an das zweyte Portal erſtrecken. In dem Saale über dem Eingange dieſes Portals iſt die Wache der Guardes du Corps welche täglich, auch in des Königs Abweſenheit, aufziehet. Jenſeits des zweyten Portals folgen die Zimmer die ehemals der Hochſeel. Prinz Heinrich von Preuſſen bewohnte.

Im dritten Stockwerke ſind die Zimmer der Königin. Auf der Ecke gegen der Stechbahn über, iſt die **Regiſtratur des Generaldirectorium**. Im vierten Stockwerke ſind Wohnungen für Hofbediente.

Die

ſollen, ſo hätten wir anſtatt des vierten Stockwerkes durch alle Flügel des Schloſſes eine Menge von Dachſtuben bekommen, aus deren Fenſtern man wegen des breiten Geſimſes nicht hätte auf die Straße ſehen können, und die inwendig ein ſehr ſchlechtes Anſehen gehabt haben würden. Ich will der Unbequemlichkeiten nicht gedenken die bey den Sälen, die durch das dritte und vierte Stockwerk zugleich gehen, z. E. beym weiſſen Saale daraus hätten entſtehen müſſen. Es iſt zu entſchuldigen, wenn Schlüter allenfalls der innern Bequemlichkeit zu Liebe, einen kleine Fehler in den äuſſerlichen Einrichtungen gemacht hätte. Abe daß man nur einem ſo kleinen Fehler abzuhelfen, eine Einrichtung vorſchlägt, die äuſſerlich nicht ſonderlich ausſiehet und inwendig die gröſten Unbequemlichkeiten verurſacht, iſt wirklic unerträglich.

Die Seite nach der Schloßfreyheit iſt von den Freyherrn Eoſander von Göthe gebauet, und hat daher eine etwas veränderte Eintheilung der Fenſter, die auch ſimpler verzieret ſind. In der Mitte dieſer Facade erblickt man ein groſſes ziemlich weit hervorſpringendes Portal, das der Haupteingang zum Schloſſe iſt, und auf welches, nach des Baumeiſters Abſicht ein hoher Thurn (*) ſollte geſetzt werden, welches aber unterblieben iſt. Es iſt eine Nachahmung des Conſtantiniſchen Triumphbogens zu Rom, aber ungleich höher, und von einer ausbündigen Baukunſt. In der Mitte iſt ein groſſer und auf jeder Seite ein niedriger Eingang. Vier freyſtehende römiſche Säulen mit ihren Säulenſtühlen und Gebälke tragen eine Attica worauf zwo Conſolen als ein Fronton ſich ſchlieſſen. Das Plattefond dieſes Portals wird von zwölf joniſchen Säulen mit ihren Stühlen getragen. Da dieſes Portal von der Facade heraus ſpringt, ſo ſind die Winkel an beyden Seiten inwärts verkröpft. An dieſen Portal iſt folgende Aufſchrift zu leſen:

Hæc ſunt Friderici medio molimina bello.
Condidit is tantam belligerando domum
Victori reſpondet opus. Debebat in urbe
Non aliter Pruſſius Mars habitare ſua.

Da König Friedrich Willhelm ſonſt das ganze zweyte Stockwerk bewohnte, ſo ließ er durch dieſes Portal

---

(*) Ich habe öfters gehört, daß ſich Fremde gewundert haben, warum man den Haupteingang des Schloſſes mit einen hohen Thurn gegen die Freyheit, und nicht lieber gegen einen von den an beyden Seiten befindlichen Plätzen angelegt habe. Man muß aber bedenken, daß als das Schloß zu bauen angefangen ward, der Luſtgarten ein Garten war, und hinter demſelben war die Fortification die weder Ausgang noch Eingang zuließ, und daß der Schloßplatz durch den Dohm, dem Dohmkirchhof und die alte Stechbahn gänzlich verbauet war, alſo war die ziemlich breite Schloßfreyheit noch immer der gelegenſte Platz.

tal 1718. einen hölzernen Communicationsgang ziehen, wodurch es in etwas verbauet worden. Daß übrigens der ehemalige **Münzthurn** nicht auf der Stelle dieſes Portals, ſondern an der Ecke gegen der Hundebrücke über geſtanden habe, iſt oben ſchon erinnert worden.

An dieſer Seite iſt in dem **unterſten Stockwerke**, von der Ecke der Stechbahn gegenüber bis zum Portal, in verſchiedenen Zimmern das **geheime Archiv**; in dem **zweyten, dritten und vierten Stockwerke**, der **Staatsrath und das Generaldirectorium**. Jenſeit des Portals ſind im **unterſten und zweyten Stockwerke** die Zimmer des **Prinzen und der Prinzeßin von Preuſſen**. Im **dritten und vierten Stockwerke** aber, iſt der **weiße** Saal den **König Friedrich Willhelm** angelegt hat. Auf demſelben ſiehet man einen koſtbaren Schenktiſch mit einer Menge ſilberner Trinkgeſchirre; imgleichen die marmornen Bildſäulen der Brandenburgiſchen Churfürſten, aus dem Hauſe Hohenzollern, bis auf **König Friedrich I.** Sie ſind von **B. Eggers** einem unbekanten, aber guten Bildhauer, von dem man auch noch vier andere gute marmorne Bildſäulen auf dieſem Saale ſiehet, auſſerdem hängen auf dieſem Saale verſchiedene Bildniſſe hoher Potentaten in Lebensgröſſe.

Die Seite nach dem **Luſtgarten** iſt von den Durchgange zur Cavalierbrücke an, bis an den Vorſprung von **Schlüter** gebauet, und ſind die Fenſter eben ſo als an der Facade nach dem Schloßplatze zu, verzieret.

Der kleine Theil nach der **Hundebrücke** zu, von ſieben Fenſtern, den **Eoſander** gebauet, ſpringt etwa vier Fuß heraus, wovon man auſſer dem Eigenſinne des Baumeiſters, ſchwerlich einen Grund angeben kann. Die Fenſter dieſes Theils, ſind nicht völlig ſo, wie bey der übrigen Facade eingetheilt und gezieret. Der von Schlütern gebaute Theil dieſer Facade hat zwey Portale deren Eingänge, den beyden oben beſchriebenen Portalen, der Facade nach dem Schloßplatze, gerade gegenüber ſtehen, aber ganz anders verzieret ſind. Das erſte Portal (vom Durchgange zur Cavalierbrücke an zu rechnen) hat nur einen breiten zum Durchfahren eingerichteten Eingang. Das Gebälke wird auf jeder Seite von zwo gekuppelten doriſchen Säulen getragen, wie denn auch das Plattfond inwendig von ſechs freyſtehenden doriſchen Säulen unterſtützt wird. Ueber dieſem Portal ſiehet man drey große Fenſter, deren mittelſtes mit zwo joniſchen Säulen gezieret iſt. Die Schäfte auf beyden Seiten der drey Fenſter haben jeder einen Cariatiden, welche ein großes Balcon tragen. Hinter dieſem Balcon ſiehet man im dritten Stockwerke abermals drey Fenſter, davon das mittelſte mit einem Bogen gezieret iſt, der von zwey corinthiſchen Säulen getragen wird. Ueber dem Bogen iſt ſtatt des Schlußſteines ein mit Trophäen umgebenes vergüldetes Schild, in welchem der Preußiſche Adler zu ſehen iſt. An dieſen Portale iſt folgende Innſchrift zu leſen:

Regiæ quam P. O. M. Friedericus Elector
erigi ac ſubſt. juſſ. nov. faciem,
idem Boruſſ. Rex Deo auſp. coronat. perfectam invenit
Inchoata A. O. reparati CIↃDCXCIX.
Perfecta anno novi Sæculi Regni publici primo.

Die beyden nächſten Fenſter auf beyden Seiten dieſes Portals, die den Platz der Nebengänge einnehmen, ſind mit Frontonen gezieret, an welchen man halberhabene Arbeit (*) erblickt.

Das

(*) Diejenige die dieſe Basreliefe genau betrachtet haben, behaupten, daß das eine, wenn man gegen den Eingang ſteht rechter Hand, die ſchlafende Gerechtigkeit mit zuſammengeſchobener Waage, und

Das zweyte Portal, ſahe von auſſen ſonſt dem erſten ganz ähnlich, nur daß es drey Eingänge hatte, als aber König Friedrich Willhelm durch das ganze untre Stockwerk auf dieſer Seite eine Communication haben wollte, ſo ward dieſes Portal ſehr verbauet. Die Eingänge wurden nur ſo hoch gelaſſen, daß man durchgehen kann, der obere Theil des Portals ward in einen Saal verwandelt. Das Plaufond des Portals ward vorhero von 24 doriſchen Säulen ohne Säulenſtühle mit einen Plint getragen, von welchen man nur noch den unterſten Theil ſiehet. Auch die äuſſere Verzierung des untern Stockwerks iſt ganz verdeckt worden. In den beyden obern Stockwerken aber, iſt noch die Anordnung eben ſo, wie bey dem erſten Portale.

An dieſem Portale iſt folgende Aufſchrift zu leſen:

Bello Pomeraniæ profligato
FRIDERICUS WILLHELMUS
Rex Pruſſ. & Brandenb. Regiam
a divo Parente ampliatam & utrumque ædificium
porticu junxit.
A. Aeræ Chriſti MDCCXVI.

Ver

---

und das andere linker Hand, Venus und Cupido, die mit des Herkules Keule ſpielen, vorſtelle. Welcher Künſtler ſo dreiſte geweſen dieſe Allegorien hieher zu ſetzen, wird ſchwer zu unterſuchen ſeyn. Dem ſey wie ihm wolle ſo iſt es zu vermuthen, daß man damit auf eine verdeckte Weiſe auf den Grafen und die Gräfin von Wartenberg habe zielen wollen, die damals bekanntlich alles vermochten, und nicht ſehr geliebt wurden. Weil aber ein anweſender Künſtler, bey einem ſolchen Unternehmen immer ſehr viel gewagt hätte, ſo könnte man vielleicht muthmaßen daß Schlüter, nachdem er 1706. wegen des Münzthurns in Ungnade gefallen, (wozu der Graf von Wartenberg der kein Freund nicht war, etwas will beygetragen haben,) ehe er ſich von Berlin wegbegeben, dieſe Basreliefe an das ſchon fertige Portal geſetzt habe, welches vielleicht damals, wann etwa noch ein Theil des Gerüſtes davor geſtanden, niemand wahrgenommen. Wenigſtens bleibt es allemal ſeltſam, daß damals niemand den Sinn dieſer Allegorie geargwohnet hat.

Beyde Portale ſpringen etwas vor der Fronte heraus, und haben an den Schäften im erſten und zweyten Stockwerke Pilaſtern a la ruſtique, im dritten aber römiſche Pilaſtern. Vom zweyten Portale, um die Ecke herum, bis an das große Portal an der Seite der Schloßfreyheit, ſiehet man ein breites und hohes Gatterwerk (*) dergleichen auch im Schloßhofe auf dieſer Seite iſt.

Daß der von **Eoſandern** gebauete Theil von ſieben Fenſtern einige Fuß hervorſpringt, iſt ſchon bemerkt worden. Oben im Winkel dieſes Verſprungs iſt ein von einer Fama gehaltener Schild, mit dem Preußiſchen Wapen angebracht.

Auf dieſer Seite ſind im unterſten Stockwerke zwiſchen dem Durchgange unter dem erſten Portale noch einige **Polniſche Zimmer**. Zwiſchen beyden Portalen Wohnungen für Hofbediente. Jenſeit des zweyten Portals die Zimmer des **Prinzen von Preuſſen** welche um die Ecke herum bis an das große Portal gehen. In dem zweyten Stockwerke ſind die Zimmer, welche vormals die **Prinzeßin Amalia, Aebtißin von Quedlinburg**, bewohnte, und weiter hinunter, die Zimmer der **Prinzeßin von Preuſſen**, die auch um die Ecke bis ans große Portal gehen. Das dritte Stockwerck nehmen ganz die **Königl. Staatszimmer** und die **Bildergallerie** ein, von welcher man in den oben gedachten **weißen Saal** kommt, der das Ende der Staatszimmer macht. Dieſe Zimmer gehen ſchon in dem großen Portal im innern Schloßhofe an; ſie ſind unter **König Friedrich I.** und zum Theil unter **König Fr. Wilhelm**

(*) Auf No. 11 von Schleuens Proſpecten woſelbſt dieſe Seite des Schloſſes vorgeſtellet wird, iſt aus Irrthum an der Ecke gegen die Hundebrücke eine Thür und Oeffnung dieſes Gatterwerks angedeutet, welche ſich nicht daſelbſt befindet.

helm in dieſe Ordnung gebracht, und alſo nach damaliger Art, aber ſehr prächtig meubliret. Man trift insbeſondere eine große Menge Silberzeug an, ſonderlich ſind die große ſilberne Wandleuchter merkwürdig, die mit vieler halberhobener Arbeit gezieret ſind welche von dem beſten Geſchmack iſt, desgleichen verſchiedene vortreflich gearbeitete ſilberne Spiegelrahmen. An dieſen Sachen hat insbeſondere **Haid**, der Vater der berühmten dreßdniſchen **Wernerin**, ein geſchickter Goldſchmidt aus Augſpurg gebürtig, gearbeitet. Auf verſchiedenen großen ſilbernen Tiſchen ſind treflich gezeichnete hiſtoriſche Vorſtellungen mit dem Griffel geſtochen. Die unter König **Friedrich Willhelm** verfertigte Silberarbeit iſt zwar ſauber, aber nicht in einem ſo großen Geſchmacke, meiſt nur mit Muſchelwerk und dergleichen gezieret, doch muß man das große ſilberne Muſikantenchor auf dem Ritterſaale ausnehmen, welches **Lieberkühnen** der es verfertiget hat, viele Ehre macht. Die Decken ſind meiſtens mit vieler ſchönen halberhobenen Arbeit in **Schlüterſchen** Geſchmack gezieret. Die Deckenſtücke ſind von **Belau**, **Wenzel**, **Terweſten**, **Coxie** und andern.

Unter den Staatszimmern iſt der **Ritterſaal** beſonders merkwürdig, der ſeinen Namen von den Ritterſchlägen hat, die König **Friedrich** I. auf dieſem Saale vorzunehmen pflegte. Hier hat auch der itztregierende König dem türkiſchen Geſandten **Achmet Effendi** öffentliche Audienz ertheilet. Man ſiehet auf dieſem Saal einen großen Thron von rothem Sammet, reich mit Gold beſetzt, ferner einen großen Schenktiſch mit vielen ſilbernen Gefäßen, und das obengedachte ſilberne Chor. Der ganze Saal iſt in einem ſehr edlen Geſchmacke verzieret.

Die **Bildergallerie** iſt zehn Fenſter lang, und ruhet auf einigen marmornen Säulen. Man ſiehet hier einen Vorrath ſehenswürdiger Gemälde, von Meiſtern verſchiedener Schulen, die Decke iſt mit trefflicher halberhobener Arbeit nach Schlüterſchen Zeichnungen von Simonetti gezieret. (*) Die Deckenſtücke ſind von Coxie und Belau. Neben der Gallerie ſind noch zwo Cabinette voll Gemälde. Hier zeiget man auch drey von König Friedrich Willhelm gemalte Stücke, der Seltenheit wegen.

Im vierten Stockwerke ſtehet nach dem Durchgang zu, die Kunſt- und Naturalienkammer in verſchiedenen Zimmern. Wo dieſelbe aufhört ſtößt der Ritterſaal an, der durchs dritte und vierte Stockwerk gehet. Jenſeit deſſelben nach der Hundebrücke zu, ſteht das Antiquitäten- und Münzcabinet,

Dieſe Beſchreibung der vier äußern Seiten des Schloſſes wird hinlänglich ſeyn, davon einen gehörigen Begriff zu geben. Nun iſt noch übrig von dem alten Churfürſtengebäude, welches beyde Schloßhöfe trennet, und von dem äußern und innern Schloßhofe zu handeln, denn der kleine Schloßhof iſt ſchon oben beſchrieben.

Den hohen Theil dieſes Gebäudes von vier Stockwerken und verſchiedenen Giebeln hat Churfürſt Johann George gebauet. Er hat Fenſter ſowol nach dem äußern als innern Schloßhof. Dieſes Gebäude hat mit der Schloßſeite nach dem Luſtgarten durch innere Gänge Communication, mit der Seite nach dem Schloßplatze aber durch die auf Säulen ruhende von dem Freyherrn Eoſander von Göthe erbaute Treppe, und im dritten Stockwerke durch eine an dieſem Gebäude befindliche alte Gallerie, an welche ein hölzer-

---

(*) Die Auszierung einer Abtheilung weiß zu Ende der Gallerie, welche verſchiedene einzeln angebrachte Genien zeigt, iſt nicht in Schlüters Geſchmacke, ſondern vermuthlich von eines andern Anordnung.

hölzerner auf langen Pfeilern ruhender Gang (*) angehangen werden.

Den niedrigen Theil dieſes Gebäudes von zwey Stockwerken, in welchem man durch einen gewölbten Durchgang aus einem Schloßhof in den andern kommen kann, hat Churfürſt Friedrich **Willhelm** der große gebauet. Unter den beyden Gebäuden, iſt in gewölbten Kellern die Königl. **Weinkellerey.** In dem Winkel nach der Schloßplatzſeite neben der oben erwähnten **Eoſanderſchen Treppe,** kommt man unten in die **Landrenthey.** Auf eben dieſer Treppe geht man im zweyten Stockwerke zur **Churmärkiſchen Kriegs- und Domainenkammer.** Im dritten Stockwerke kommt man durch die Gallerie zur Wohnung des Königl. Obercaſtellans. Im vierten Stockwerke wohnen einige Bediente der Königin. Unten iſt von der Seite des innern Schloßhofes noch ein beſonderer Eingang, der zur geheimen **Canzley** führet. Unter dem oben gedachten Durchgange iſt auf beyden Seiten die Küche des Prinzen und der Prinzeßin von Preuſſen. Ueber dem Durchgange iſt der von Churfürſt Friedrich Willhelm dem Großen gebaute **Churfürſtenſaal,** der ſeine Benennung von den darauf geſetzten marmornen Bildſäulen der Churfürſten von Brandenburg hatte, welche König Friedrich **Willhelm** auf den weißen Saal hat ſetzen laſſen. Der itztregierende König hat in dieſem Saal, das wohlausgezierte **Schloßtheater** errichten laſſen, auf welchem franzöſiſche Comödien geſpielt werden. Man ſteigt zum Theater, im innern Schloß-

---

(*) Vermuthlich hat Schlüter dieſen Flügel ganz wegbrechen wollen, wie man aus ſeinem erſten Plan muthmaßen kann, daher hat man auf keine Communication mit dieſem Gebäude gedacht; als aber dennoch diß Gebäude ſtehen geblieben, hat man ſich mit dieſer Communication, die äuſſerlich nicht das beſte Anſehen giebt, behelfen müſſen.

Schloßhofe neben dem Durchgange auf einer ſteinernen Treppe, auf das Amphitheater aber, vermittelſt einer Treppe zu der man ſowohl im äußern Schloßhof, durch einen beſondern Eingang zwiſchen dem Portal und Durchgange gelangt, als auch von der Seite des innern Schloßhofes, in jedem der beyden untern Stockwerke, durch einen Gang kommen kan.

Der äußere Schloßhof liegt zwiſchen dem innern Theile der Schloßſeite nach der Freyheit, und dem Churfürſtengebäude. Die Facade dieſes Hofes nach der Freyheit zu, iſt von Coſandern gebauet, und die beyden Seitenfacaden ſind nach deſſen Angabe verzieret. An der Hauptfacade erblicket man vorzüglich, den innern Theil des großen Portals. Derſelbe hat eine Bogenſtellung mit ſechs freyſtehenden römiſchen Säulen, an jedem Ende mit einer Verkröpfung. Die Säulen haben, ſo wie gaſſenwärts, Säulenſtühle und ganzes Gebälke, auch iſt oben das Frontiſpiz mit Conſolen verzieret. An dieſer Seite lieſt man folgende Aufſchrift:

FRIEDERICUS
Rex Pruſſiæ Elect. Brandenb. P. P. P. fel. aug.
poſt inſtauratum vetus Pruſſorum Imperium,
Regiam condidit, & pro Dignitate Regni amplificavit,
ingenuarum Artium æterno urbis & Sæculi ſui
ornamento Magnificus Reſtitutor.

An der Facade linker Hand bey der Schloßwache erblicket man ein durchgehendes Portal, und am andern Ende ebenfals ein Portal, ſo aber nicht durchgehet, ſondern in dem die Treppen angebracht ſind, auf welchen man zu dem General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domainendirectorium ſteiget. Man bemerkt an beyden Portalen unten eine Säulenſtellung von gekuppelten doriſchen Säulen mit ihren Säulenſtühlen. In dem zweyten Stockwerke ein großes Bogenfenſter mit vier joniſchen Wandſäulen, worüber im dritten Stockwerke ein Fenſter mit römiſchen Pilaſtern, und über demſelben ein vergoldeter Schild mit dem Königl. Namen befindlich iſt. Die Fenſter dieſer Facade ſind unten mit einem Architravgeſimſe, im zweyten Stockwerke mit runden und im dritten mit abwechſelnden runden und eckigten Frontonen gezieret. In den Kellern ſind die Wachtſtuben der Schloßwache, dieſe wird täglich, außer einem Detachement Grenadiere, mit einer ganzen Compagnie Musketiere, nebſt ihrer Fahne, dem Hauptmann, und ſämmtlichen Officieren beſetzt.

Die gegenüberſtehende innre Facade nach dem Luſtgarten zu, iſt mit der eben gedachten, ſymmetriſch verzieret, nur daß in der Ecke nach der Freyheit nur ein Eingang iſt, der zu den Zimmern des Prinzen und der Prinzeßin von Preuſſen führet, und daß auf der andern Seite das Portal, das nach dem Luſtgarten durchführt, der obengedachten Communication (*) wegen, nur drey niedrige Eingänge hat. Viele Zimmer, deren ſchon bey Beſchreibung der beyden Seiten nach dem Schloßplatze und nach dem Luſtgarten gedacht worden, gehen auch nach dem äuſern Schloßhof heraus. Die übrigen Fenſter erleuchten die Communicationsgänge und Treppen.

Der innre Schloßhof liegt zwiſchen dem alten Churfürſtengebäude, und dem innren Theile der Waſſerſeite des Schloſſes. Er iſt ganz von Schlütern gebauet, und nach deſſelben Angabe verziert. Er hat drey Portale. Das eine Seitenportal nach dem Schloßplatze zu, hat auf jeder Seite zwey große freyſtehende corinthiſche Säulen, worauf vier Statüen zu ſehen ſind. Das zweyte Stockwerk hat ein großes Bogenfenſter, das von corinthiſchen Säulen unterſtützt, und

---

(*) Siehe Seite 78.

und auf den Seiten zwiſchen den Nebenfenſtern mit canellirten Pilaſtern verziert iſt. Ueber dem Kranze ſiehet man eine Attica mit einer Baluſtrade.

Das zweyte Portal, nach dem Luſtgarten, iſt mit dieſem in allen Stücken ſymmetriſch. Das mittelſte große Portal, das Meiſterſtück Schlüters, ſpringet vor der Facade hervor. Es hat acht große freyſtehende corinthiſche Säulen mit dahinterſtehenden Pilaſtern, das Geſimms iſt verkröpft und mit Poſtumenten verſehen, welche Bildſäulen tragen. Die drey Eingänge zwiſchen dieſen freyſtehenden Säulen, ſind mit doriſchen Säulen gezieret. Die Fenſter im zweyten Stockwerke, welche bis unter das Geſimms der großen Säulenſtellung reichen, ſind joniſch verziert. Ueber den großen Säulen erblickt man ein Bogenfenſter das von kleinen corinthiſchen Säulen unterſtützt wird. Die Schäfte zwiſchen den Nebenfenſtern, ſind mit corinthiſchen Pilaſtern gezieret, welche bis an den Kranz unter dem Dach gehen. Der Kranz iſt gleichfals corinthiſch, und mit dieſer Ordnung gemäßen Zierrathen, ſonderlich mit Kragſteinen verſehen. Inwendig wird die Decke von Caryatiten und joniſchen Wandſäulen getragen. Die Decke iſt von Belau al freſco gemahlt, und man ſieht viele Zierrathen und Bildſäulen von Gipsarbeit, die nach Schlüters Zeichnungen von Simonetti verfertiget worden. Rechter Hand führt eine Treppe von Quaderſteinen auf bequemen Stufen bis in das oberſte Stockwerk. Linker Hand iſt eine Wendeltreppe von Backſteinen ohne Stufen, auf welcher man bis ins dritte Stockwerk reiten oder fahren kann. Dieſe Treppen haben in jedem Stockwerke durch einen Gang mit einander Communication, und am Ende derſelben tritt man in dem dritten Stockwerke in den Schweizerſaal, in welchem zu König Friedrichs I. Zeiten, die

Schweizerwache aufzog, den itzt aber täglich ein Detaſchement Grenadiere, unter Befehl eines Officers beſetzt.

Alle drey Portale ſind auf beyden Seiten durch zween übereinanderſtehende bedeckte Gänge zuſammen gehängt, wovon der untere von gekuppelten (*) doriſchen Säulen, und der obere, von nach joniſcher Art verzierten Pfeilern getragen wird. Ueber dieſen beyden bedeckten Gängen iſt ein mit einem Bruſtgeländer umgebener offener Gang.

Unter dem großen Portale gerade zu, war ſonſt die Schloßwache. Itzt ſind daſelbſt die Königl. Küchen, durch welche man auch in den kleinen Schloßhof und zur **Eisgrube** kommen kann. Rechter Hand kommt man zu den **Silberkammern**. Im erſten **Stockwerke** gehet man rechter Hand nach den Zimmern des **Königs**, die wie oben gemeldet, (**) ſich bis auf die Seite nach dem Schloßplatze erſtrecken, gerade zu durch einen Gang in einige Zimmer des alten Joachimiſchen Gebäudes, linker Hand nach den Zimmern des von Churfürſt **Friedrich Willhelm** erbauten Theils, wo ſonſt die **Prinzeßin Willhelmine** wohnte. Im dritten **Stockwerke** tritt man durch den **Schweizerſaal rechter Hand**, bey der Grenadierwache vorbey, in die Zimmer der Königin, die ſich wie die Zimmer des Königs, bis nach dem Schloßplatz zu, erſtrecken. **Linker Hand** iſt der Eingang zu den Königl. Paradezimmern, die ſich wie oben gemeldet, (***) die ganze Seite vom Luſtgarten durch, bis an das große **Eoſanderſche** Portal auf der Freyheit erſtrecken. In

das

(*) Herr von Humbert merkt in der Bibliotheque Germanique T. XLIV. S. 111 mit Recht an, wie ſchwer es ſey doriſche Säulen zu kuppeln, und dabey die gehörige Abmeſſung der Metopen und Triglyphen beyzubehalten, und wie viel Lob alſo Schlüter verdiene, daß er hierbey aller Schwürigkeiten ohngeachtet, die größte Regelmäßigkeit zu beobachten gewußt hat.

(**) Siehe Seite 72.

(***) Siehe Seite 77.

das vierte Stockwerk ſteigt man aus dem Schweizerſaale auf einer engen Treppe. Es ſtößet daſſelbe theils an das Dach des dahinterliegenden alten Joachimiſchen und Friedrich Willhelmiſchen Gebäudes, theils kommt man linker Hand durch einen Gang auf welchem verſchiedene Wohnungen Königl. Bedienten befindlich ſind, nach der Kunſtkammer.

Die unter Friedrich I. und König Friedrich Willhelm neugebaute drey Flügel des Schloſſes ſind mit einem flachen mit Kupfer gedeckten Dache bedeckt, welches mit einem ſteinernen, mit Vaſen und Bildſäulen gezierten Bruſtgeländer umgeben iſt. Oben kann man gemächlich herum gehen, und hat allenthalben, ſonderlich nach Charlottenburg zu, die ſchönſte Ausſicht. An der Ecke nach der Stechbahn zu iſt auf dem Dache ein großes Waſſerbehältniß, in welches (wie oben erwähnt (*) aus der nahe gelegenen Werderſchen Mühle das Waſſer hinauf getrieben, und von da in alle Gegenden des Schloſſes, ſelbſt in das Laboratorium der Schloßapotheke vertheilt wird. (**)

7) Die breite Straße gehet vom Schloßplatze bis an den Cölniſchen Fiſchmarkt, ſie iſt von anſehnlicher Breite, und prangt mit vielen ſchönen Häuſern. Unter denſelben ſind vorzüglich merkwürdig

Der Königl. Marſtall linker Hand. Es iſt ein großes langes ſteinernes Gebäude von drey Stockwerken. Oben erblickt man einen großen Fronton, der mit halberhobener Arbeit von Pferden und Armaturen gezieret iſt. Der Theil dieſes Gebäudes nach dem kleinen Stall zu, hat vorn eine ſteinerne Treppe, iſt aber am Dache nach alter Art mit gothiſchen Zierrathen verſehen.

(*) Siehe Seite 55.

(**) Alle vier Seiten des Schloſſes ſind auf dem großen Schleuenſchen Plane von Berlin vorgeſtellt, auf No. 11 der Proſpecte ſieht man auch die Seite nach dem Luſtgarten.

ſehen. Dieſes Gebäude war 1661. abgebrannt, Churf. Friedrich Willhelm aber hat es wieder aufbauen laſſen. Es erſtreckt ſich bis an die Spree, woſelbſt das Hintergebäude, welches faſt bis an die lange Brücke ſtößt mit einem Thurn, und einem Frontiſpiz das ebenfals mit Pferden geziert, zu ſehen iſt. Der Marſtall iſt unten. Selbiger beſteht gleichſam aus vier Ställen, die oben mit ſchönen Plattfonds von Stukatur- und Malerarbeit gezieret, unten aber gepflaſtert ſind. Sie ſind lang, breit, hoch und ſehr helle. Die Pferdekrippen ſind von Stein, und die Pfeiler, womit die Stände vor die Pferde abgetheilet werden, ſind eiſern und mit dem verguldeten Königl. Nahmenszug F.R. gezieret. Ueber den Krippen ſiehet man viele große Gemälde von den ſchönſten Pferden, die aus dem Königl. Stutereyen gekommen. Dieſe Ställe ſtoßen hinten an das Ufer der Spree, wo man die Pferde ſehr bequem zur Schwemme bringen kann. Dabey ſind zwey Höfe. Im innern Hofe iſt die ofne Reitbahn, zwiſchen dem zweyten aber die verdeckte Reitbahn, und das Behältniß vor die Königl. Caroſſen. Ueber dem letztgedachten Reithauſe iſt ein Saal, worin zu König Friedrichs I. Zeiten, zuweilen Schauſpiele oder Opern aufgeführt worden. Dieſer nebſt den anliegenden Zimmern iſt itzt für die Königl. neue Ritterakademie zurecht gemacht worden. Es wohnen itzt daſelbſt die jungen Edelleute mit ihren Hofmeiſtern, bis das neue Gebäude in der Burgſtraße wird fertig ſeyn. Die Rüſtkammer, welche mit deß ſeltenſten und ſehenswürdigſten Rüſtzeugen, Waffen und andern Merkwürdigkeiten verſehen war, iſt nicht mehr vorhanden, weil der itztregierende König befohlen, die meiſten Sachen veräußern zu laſſen. Auſſer den Wohnungen des Oberſtallmeiſters und vieler Stallbedienten, ſind hier noch die Königl. Ober-Kriegs- und Domainen-Rechenkammer, die Licentcaſſe und das Proviantamt. Hinten nach dem Waſſer heraus, ſind oben einige Montirungskammern für die Armee.

Die alte Ritteracademie. Dieſes Gebäude von zwey Stockwerken wurde 1716. eingerichtet. Es wurden Lehrer dabey beſtellt, welche die jungen Edelleute in den einem Cavalier nützlichen Studien und Ritterübungen, als in den Sprachen, in Reiten, Tanzen und Fechten, unterwieſen. Der Director dieſer Akademie, war der Königl. Oberſtallmeiſter.

Der ſogenannte Prinzliche oder kleine Stall, iſt ein altes Gebäude mit einem gothiſchen Erker. Das Keiliſche Haus ſteht zwiſchen dieſem, und dem vorigen Gebäude.

Die Cöllniſche Hauptwache iſt in den gewölbten Kellern des Rathhauſes.

Aus dieſer Straße kommt man durch die Neumannsgaße in die Brüderſtraße.

8) Die Brüderſtraße geht von dem Schloßplatze bey der neuen Stechbahn bis an die Petrikirche. Hier ſind folgende Häuſer merkwürdig

Die beyden Häuſer gleich vorn an der Ecke rechter Hand, nemlich das Bokſche und Quintinſche Haus, waren vordem ein einziges Gebäude. Vor alten Zeiten ſtand hier die Dohmprobſtey. Selbige wurde im dreyßigjährigen Kriege erweitert und zum Stadhalterhauſe gemacht. Churfürſt Friedrich III. aber, legte vor Annehmung ſeiner Königl. Würde, alle damalige Landescollegia und Gerichten in dieſes Haus, welches, als nachher unter König Friedrich Wilhelm die Juſtizcollegia in das Collegienhaus auf der Friedrichsſtadt verlegt worden, in zwey Häuſer getheilt, und von ihren Beſitzern verſchiedentlich verändert worden. Beyde

Häuſer werden noch zuweilen, das **alte Collegienhaus** oder **Cammergericht** genennet.

Das **reformirte Schulhaus zur Dohmkirche** gehörig iſt vorn, an der Ecke linker Hand.

Die **Cöllniſche Probſtey**, rechter Hand jenſeit der Spreegaße, gehörte ehemals dem Staatsminiſter von Happe und ward nach deſſen Tode auf König **Friedrich Willhelms** Befehl von dem Magiſtrate zur Probſtey erkauft.

Die **Petrikirche** hat vermuthlich ſchon vor 1285. geſtanden. Sie hat ſtarke Veränderungen und viele traurige Schickſale erlitten. Nachdem verſchiedene Renovationen mit ihr vorgenommen worden, war ſie durch dieienige, welche 1717. unter König **Friedrich Willhelm** geſchehen, von innen und außen eine der ſchönſten Kirchen geworden. Man war auch mit dem Bau des außerordentlich hohen Thurns faſt fertig geworden, als ſelbiger, mit ſamt der ſchönen Kirche, und einer großen Anzahl umſtehender Häuſer, durch einen Wetterſtrahl 1730. von grundaus zerſtört wurde. (*) Vorerwehnter König ließ darauf das übrige Mauerwerk der Kirche, mit dem Fundament vollends niederreiſſen, und ein neues Fundament legen. Die neue Kirche wurde unter der Aufſicht und nach den Zeichnungen des Königl. Hofbaumeiſters **J. F. Grahls** 1733. fertig, allein als 1735. der hohe noch nicht ganz vollendete Thurn unvermuthet einſtürzte, wurde die Kirche wieder ſtark beſchädigt, ſo daß man abermals eine große Reparatur vornehmen muſte, an dem Thurne aber iſt ſeit der Zeit nichts gebauet worden. (**) Die Kirche iſt

---

(*) Siehe die Vorſtellung dieſer Zerſtörung in Schleuens Proſpecten No. 21.

(**) Von den großen Veränderungen und der vorigen Beſchaffenheit dieſer Kirche, findet man eine umſtändliche Nachricht im zweyten Theil des A. und N. Berlins.

iſt in einem länglichen Viereck mit zwey Vorſprüngen gebauet, und hat vier Eingänge. Von außen iſt ſie mit Wandſäulen doriſcher Ordnung, die auf ihren Fußgeſtellen ruhen und über derſelben Gebälke mit einer Attica gezieret. An der Seite nach der Brüderſtraße ſieht man inwendig noch Ueberbleibſel der Verwüſtung welche der eingeſtürzte Thurn hier angerichtet hat. Der Ort, wo die Thurmmauer geſtanden iſt von unten bis oben mit einem Gerüſte verſehen, und von außen mit Brettern zugeſchlagen. Man entdeckt auch noch einige beſchädigte Säulen. Das Dach iſt ſehr flach, mit Schiefer gedeckt, und mit vielen Fenſtern durchbrochen, oben iſt ein kleiner Thurn in Form einer Laterne. Er beſteht aus lauter Holzwerk, und hat acht corinthiſche Säulen, und eben ſo viel längliche Fenſter, deren jedes ein kleineres ovales über ſich hat. Er iſt mit einer eiſernen Gallerie umgeben, die einige flache vergoldete Kronen zieren. Die Haube iſt mit Schiefer gedeckt, und mit einer erhabenen vergoldeten meßingenen Krone beſezt. Inwendig ruht das Gewölbe der Kirche, nebſt der Kuppel und Laterne, welche alleſamt von Holz ſind, auf vier ſtarken Pfeilern. Das Innere der Laterne, und die von ihr erleuchtete Kuppel iſt mit Stuccaturarbeit gezieret, zwiſchen den ovalen Fenſtern der Kuppel ſind die vier Evangeliſten mit ihren Zeichen al fresco gemahlet. Oben in der Laterne erblikt man die Glorie mit dem Namen Jehova, matt vergoldet. Die Chöre werden von eichenen Säulen getragen; weil ſie aber wankend zu werden geſchienen, hat man ſie vor einigen Jahren noch beſonders mit ſtarken Pfälen unterſtüzen müſſen. Der Altar iſt auch von Holz, aber mit einem ſchönen Gemählde, das Herr **Bernhard Rode** gemalt und hieher geſchenkt hat, gezieret. Der meßingene Taufſtein iſt vielleicht das einzige Ueberbleibſel aus den katholiſchen Zeiten. Die itzige neue Orgel iſt von 1745. bis 1750. gebauet worden. Die neue Kanzel iſt nach einer Stiftung des ſeel. Predigers Grieſe 1765. errichtet worden.

Die beyden Plätze um die Kirche ſind mit vielen Buden beſetzt. An gewiſſen Tagen der Woche hat man auch allerhand Gartengewächſe daſelbſt feil.

Aus der Brüderſtraße führt die Spreegaße nach dem Waſſer und zur Jungferbrücke.

9) Die Scharrnſtraße geht aus der breiten Straße bis an das Waſſer. Hier ſind

die Fleiſchſcharrn wovon die Straße den Namen hat, und welche bis zur Gertrautenſtraße durchgehn.

Das Predigerhaus, und einige andre zur Petrikirche gehörige Häuſer.

10) Der Cöllniſche Fiſchmarkt wird umſchränkt von der breiten- Gertrauten- Roß- und Fiſcherſtraße und dem Mühlendamm. Er iſt auf beyden Seiten mit ſchönen Häuſern beſetzt.

Das Haus des Kaufmanns **Weſtphal**, deſſen obere Baluſtrade mit vier Statüen geziert iſt, giebt denen die vom Schloſſe kommen, einen ſchönen Proſpect.

Der ſchwarze Adler iſt darum merkwürdig, weil der Rußiſche Kayſer Peter I. 1699. darin zum erſten mal, nebſt ſeiner großen Geſandſchaft bewirthet worden. dieſer Markt auf welchem die Fiſcher feil haben, iſt noch mit Buden beſetzt, und die Häuſer ſind mit vielen Kram- und Kaufmannsläden verſehen.

11) Die Gertrautenſtraße läuft vom Cöllniſchen Fiſchmarkt bis zur Gertrautenbrücke. In derſelben ſtehen

das Cöllniſche Rathhaus ein maßives Gebäude von drey Stockwerken, wurde unter Friedrich I. von dem Baudirector **Martin Grüneberg** gebauet. Nach deſſen Anlage ſollte es einen ſchönen Thurn haben, welches aber unterblieben iſt. Sonſt war hier das **Cöllniſche Gymnaſium**, nachdem es aber mit dem **Berliniſchen** vereiniget worden, ſo iſt hier nur noch bloß die **Cöllniſche Schule** geblieben. Die **Serviscommißion** hat auch hier ihre Verſammlung. Nahebey iſt eine **Rathswaage**.

Die eine Seite der **Petrikirche** um und neben welcher viele Buden ſtehen.

Das große der **Splittgerber- und Dauniſchen Handlung** gehörige Haus.

12) **Zwiſchen der Gertrauten- und Jungferbrücke.** So heißt die Gegend dieſſeits des Waſſers. Hier ſind das ſchöne **Fickertſche** ehemals **von Seckendorfiſche** Haus.

Der franzöſiſche Hof.

Einige Häuſer gehen von hier nach der **Brüderſtraße** durch. Hier öfnet ſich auch die **Scharrnſtraße**.

13) **An der Schleuſe** oder, zwiſchen der **Jungfer- und Schleuſenbrücke**, iſt auch dieſſeits des Waſſers. Hinter den Häuſern läuft der **Mühlengraben**, welcher von der **Jungferbrücke** ſeitwärts, neben der **Spreegaße** aus der **Spree**, zwiſchen den Häuſern dieſer Gegend, der **Brüderſtraße** und der **Stechbahn** geleitet werden, unter den Häuſern, welche den Mühlen gegenüber ſtehen weg, und auf gedachte Mühlen fließet. Nachdem er ſelbige umgetrieben, verliert er ſich wieder in die **Spree**.

Die Gegend jenſeit des Waſſers, zwiſchen der **Gertrauten- Jungfer- und Schleuſenbrücke** gehört zum **Friedrichswerder**, welche Stadt mit **Cölln** durch gedachte Brücken auf dieſer Seite vereiniget wird.

14) **Die Friedrichsgraſt** geht, von der **Gertrautenbrücke** kommend rechter Hand, längs dem Waſſer bis an die

Inſelbrücke. In dem Hauſe, an der Ecke der **Gertrautenſtraße**, iſt vormals der **Stadthof** geweſen, wo die **Stadtdiener** gewohnt, und die Feuerinſtrumenten verwahrt worden.

Was gegenüber, jenſeit dem Waſſer liegt, gehört zu **neu Cölln.**

15) Die **neue Kirchſtraße** von der **Gertrautenſtraße** in die **Scharrnſtraße**. Die Häuſer ſind insgeſamt erſt nach dem großen Brande der Kirche neu erbauet worden. Sie liegt linker Hand, wenn man von der **Gertrautenbrücke** kommt. Die folgenden drey Straſſen aber liegen rechts, zwiſchen der **Gertrautenſtraße** und der **Friedrichsgraft.**

16) Die **alte Grünſtraße.** Sie iſt ziemlich gerade und breit, auch itzt mit einigen neuen Häuſern gezieret.

17) Die **Lappſtraße** iſt eine enge ſchlechte Straße.

18) Die **Roßſtraße** hat noch einige alte Häuſer. Aus derſelben läuft

a) Die **Ritter-** oder **Peterſiliengaße** rechts in die **Lappſtraße.**

b) Die **Schornſteinfegergaße** links in die **Fiſcher-Straße.**

19) Die **Fiſcherſtraße** geht vom **Cöllniſchen Fiſchmarkte** bis an die **Friedrichsgraft.** Faſt zu Ende derſelben iſt linker Hand eine Straße, welche der **Cöllniſche Wurſthof** genennt wird, und nach der **Inſel** führt.

20) Der **Mühlendamm** iſt zwiſchen dem **Cöllniſchen** und **Berliniſchen Fiſchmarkte.** Er hat den Namen von den Mühlen welche auf der Berliniſchen Seite befindlich ſind. Dieſe Mühlen gehören theils zu **Berlin**, theils zu **Cölln.** Die Cöllniſche oder alte Seite hat unter Churf. **Fr. Willhelm** dem Großen, **J. E. Bleſendorf** gebauet. Im Jahr 1759. brannten zwey Mühlengänge nebſt verſchiedenen Häuſern ab, die aber ſeitdem viel anſehnlicher wieder aufgebauet worden. Die Häuſer auf

beyden Seiten, deren gutes Anſehn durch die Pfeiler und Schwibbogen vermehrt wird, ſtehen auf Pfählen und zum Theil auf Gewölben. Da ſie unter den Schwibbögen insgeſamt mit Kaufmannsläden verſehen, und die Gänge, ſelbſt mit vielen Buden beſetzt ſind, ſo iſt dieſe Gegend beſtändig ungemein volkreich, und die ſtärkſte Paſſage aus Berlin nach Cölln.

Der **Mühlenhof** iſt ein weitläuftiges Gebäude von drey Stockwerken nach der **Poſtſtraße** zu, das hinten an das Waſſer ſtößt. Hier iſt das Königliche **Mühlenamt**. Auf dem Hofe ſtehen viele Gebäude, die meiſtens frey bewohnt werden. Die ſämtlichen auf dem Mühlendamm wohnende Eigenthümer ſtehen unter der Jurisdiction des Amts **Mühlenhof**.

21) Auf und an der Fiſcherbrücke iſt der Durchgang von der Mitte des **Mühlendamms** bis zur Inſelbrücke, über welche man nach neu Cölln kommt. Die Häuſer auf und neben der eigentlichen Fiſcherbrücke ſtehen auf Pfählen. Ohnweit der zweyten Brücke iſt die **Inſel** ein beträchtliches Fabrikenhaus nebſt Schönfärberey und ſonſt dazu gehörigen Gebäuden mitten in der Spree, es gehört den **Wegelinſchen Erben**. Man pflegt auch wohl beyde Brücken mit den Namen der Fiſcherbrücken zubelegen.

II.) Neu Cölln.

Dieſen Namen hat diejenige Gegend am Waſſer, welche der Stadt alt Cölln, und den Hinterhäuſern der Stralauerſtraße gegenüber liegt. Sie wird mit alt Cölln durch die Brücken bey der Inſel, der Roß- und Grünſtraße, mit dem **Friedrichswerder** und der **Friedrichsſtadt** durch den **Spittelmarkt** und mit Berlin, durch die Stralauer-Blocksbrücke, vereinigt. Sie beſteht nur aus zwo langen Straßen.

1) **Neu Cölln am Waſſer**, erſtreckt ſich nach der Roßſtraßenbrücke bis an das Schlachthaus bey der Blocksbrücke.

2) **Neu Cölln.** So nennt man ſchlechtweg die Straße vom **Spittelmarkt** bis an die erſte **Zuckerſiederey**, welche 1749. erbauet geworden. Vornen ſieht man den Salzhof, der aus drey langen Gebäuden beſteht, die hinten an das Waſſer ſtoßen, wo das aus den Halliſchen Salzwerken ankommende Salz aus- und eingeladen, und für Königl. Rechnung theils in Berlin verkauft, theils weiter in die Provinzen verführt wird. Dieſe Straße heißt ſonſt auch die **Wallſtraße** in neu **Cölln.**

Noch gehören zu neu **Cölln** die Häuſer, zwiſchen der Roßſtraßen- und **Cöpeniker Brücke**, und zwiſchen der Grünſtraßen- und **Laufbrücke**. Jngleichen wird die eine Seite des **Spittelmarkts** dazu gerechnet. Die andre Seite gehört zum **Friedrichswerder**. Dieſer Markt iſt der mit Häuſern und Buden beſetzte Platz, in welchen ſich die **Wallſtraßen** von neu **Cölln** und **Friedrichswerder** öfnen. Aus **Cölln** kommt man dahin über die **Gertrautenbrücke**. Auf demſelben ſind

ein Wachthaus.

Die Kirche zu St. Gertraut. Selbige war erſt eine Capelle, die 1405. zu Ehren der heil. Gertraut errichtet worden, und die man 1711. erneuert hatte. Als ſie aber ganz baufällig geworden, wurde die Kirche nebſt dem Hoſpital, 1744. ganz neu erbauet. Ao. 1766. wurde ſie ausgebeſſert. Sie iſt zwar klein hat aber ein artiges Anſehn.

Das Hoſpital zu St. Gertraut wurde anfänglich für zwölf adeliche Jungfern geſtiftet, nachher aber 24. Bürgerleuten eingeräumet. Jm dreyßigjährigen Kriege iſt es verwüſtet, und 1646. wieder erbauet worden. Das itzige Gebäude ſteht ſeit 1744.

Cöp-

Cöpenikſche oder Cölniſche Vorſtadt.

Sie fängt hinter neu Cölln an, von der Cöpeniker- oder **Laufbrücke**, welche über den Graben gelegt ſind, die dieſe Vorſtadt von neu Cölln trennen. Linker Hand läuft ſie hinter neu Cölln, und hernach längſt dem Waſſer der Spree, welches ſie vom Stralauerviertel der **Berliniſchen Vorſtadt** ſcheidet. Rechter Hand erſtreckt ſich dieſelbe noch hinter neu Cölln, und gränzt an die **Friedrichsſtadt**, indem die linke Seite der **Lindenſtraße** dazu gerechnet wird.

1) **An und auf der Cöpeniker Brücke** ſtehen gute Häuſer.

2) **Die Ricksdorferſtraße** geht von der **Cöpeniker Brücke** gerade nach dem Cottbuſſer Thor.

  a) **Die Schäfergaße** führt gerade aus nach dem Felde innerhalb der Mauer. In derſelben ſind einige Meyereyen.

3) **Die Cöpeniker Straße** geht von der **Cöpeniker Brücke** links in einigen Krümmungen nach dem **Cöpeniker Thor.** Hier ſind

die **Holzmärkte** am Waſſer, einige Meyereyen und der ſchöne Garten des Schutzjuden Daniel **Itzigo**, welcher ehemals dem berühmten Königl. Geheimenrathe und Leibarzte Eller, zugehörte. Imgleichen iſt in dieſer Gegend 1767. eine **Caſerne** zu bauen angefangen worden.

4) **Die Jacobsſtraße** geht von der Cöpeniker **Brücke** rechts ab, und wird in die neue und alte eingetheilt. Erſtere iſt diſſeits der Stallſchreibergaße, und leztere jenſeits. Hier iſt

die **Cöpeniker Kirche** welche 1694. erbauet worden, ſie wird auch im gemeinen Leben auch wohl die **Sebaſtianskirche** genennt. Dis iſt aber nur daher entſtanden, weil der erſte Kirchenvorſteher Sebaſtian Nethe hieß.

Man ſiehet alſo daß es ganz unſchicklich iſt, ſie die St. Sebaſtianskirche, wie wohl einige gethan, zu nennen. Folgende Gaßen findet man hier:

a) die Kirchgaße, durch welche man nach dem Kirchhof kommt.

b) Die Stallſchreibergaße die ſich in das Feld, ſo innerhalb der Mauer befindlich iſt, verlieret.

c) Die Todtengaße, die auch nach dem Felde zuläuft.

d) Die **Orangengaße.**

e) Die Haſenhägergaße führet rechts in die **Lindenſtraße** der **Friedrichsſtadt.**

Die erſtern vier Gaßen ſind linker Hand der **Jacobsſtraße.**

5) Die neue Grünſtraße, geht von der **Laufbrücke** in die neue **Commendantenſtraße.** Sie beſteht aus lauter neuen Häuſern.

6) Die neue **Commendantenſtraße** geht aus der alten Jacobsſtraße bis an den Dönhoffſchen **Platz.** Sie hieß ſonſt die Scheunenſtraße, und hat den itzigen Namen erhalten, ſeit dem der zeitige Commendant hieſiger Reſidenzien, der Herr Graf **von Lottum** darin wohnet. Hier ſind

die franzöſiſche **Capelle.**

Die **Caſernen** für das gräflich Lottumſche Regiment.

Die **Caſernen** für das von Bülowſche Regiment.

III. Die Stadt Friedrichswerder.

Wird mit **Cölln** vereinigt durch die **Hundebrücke am** Luſtgarten, und durch die Schleuſen- **Jungfer-** und Gertrautenbrücke; mit neu **Cölln** durch den **Spittelmarkt;** mit der **Dorotheenſtadt** hängt ſie durch die

Brücke bey dem Opernhauſe zuſam̃en; mit der **Friedrichsſtadt** communicirt ſie vermittelſt der **Spittel- Schinken- Lauf- und Jägerbrücke**, und mit dem **Weidendamm** hängt ſie zuſammen, durch die Brücke am **Kupfergraben**.

Unſere Beſchreibung fangen wir von den Grenzen **Cöllns** an.

1) **Am Packhofe** iſt die Gegend von der **Schleuſenbrücke** bis an den Markt. Hier bemerkt man den Schleuſengraben. Selbiger war vormals der Cöllniſche Stadtgraben, welchen Churf. **Friedrich Willhelm** zur Bequemlichkeit der Schiffart durch ſeine beyden Baumeiſter **J. E. Bieſendorf** und **Philipp de Chieſe** (welche auch den Canal zu Müllroſe gebauet haben) zu einem Canal und Schleuſe einrichten, und an beyden Seiten mit Holz ſchälen ließ. Churf. **Friedrich** III. ließ den Canal 1694 ganz mit Steinen einfaſſen. Die Einfaſſung beſtund aus ſtarken, von guten Werkſtücken zuſammen geſetzten Mauern. Der Canal iſt 252 Fuß lang und 24 Fuß breit. Auf dieſen Schleuſen- und Canalbau hat **Raymond Falz** in gedachtem Jahre eine Medaille verfertiget.

Das **Königliche Acciſe- und Zollhaus** iſt ein langes weitläuftiges maßives Gebäude von zwey Stockwerken, gleich an der Schleuſe rechter Hand. Der ebengedachte **Philipp de Chieſe** hat es unter Churf. **Friedrich Willhelm** erbauet. Unten iſt der Königl. Zoll, und beſſerhin die Acciſekammer und Regiſtratur. Oben iſt die Acciſeeinnahme, die Landſchaftliche und Städtezieſencaſſe, und die Magiſtratseinlage. Verſchiedene Acciſebedienten haben hier freye Wohnung.

Der **Packhof** oder alte **Packhof** iſt hinter der Acciſe, und erſtreckt ſich längs dem Waſſer bis an die **Hundebrücke**. Er hat verſchiedene Thorwege zur Durchfart der Wagen, und am Waſſer eine bequeme Anfurt für die Schiffe. Auf dem

Bayerische Staatsbibliothek München

dem geräumigen Hofe iſt ein Wachthaus. Unter den Gebäuden die hier ſtehen, ſind die vornehmſten die Wage und die Güterhäuſer zu Waſſer und Lande.

Sonſt iſt neben der Accise und gegenüber alles bebauet.

2) Die Unterwaſſerſtraße nehmen die Häuſer ein, zwiſchen der Schleuſen- und Jungferbrücke. In derſelben ſind ſehenswürdig:

Die alte Münze, ein maßives Gebäude von zwey Stockwerken. Vor Alters war die Münze in der Heiligengeiſtſtraße. Churf. Friedrich Willhelm legte ſie im Schloſſe an, weil aber König Friedrich I. den Münzthurn ſtark erhöhen ließ, ſo fing er an zu ſinken, und muſte im Jahr 1706 ganz abgetragen werden. Nun wurde ſie hieher verlegt, und im Jahr 1750 noch mit dem Hauſe vereiniget, worin bis dahin das Hofgericht geweſen. Die Münze gehet hinten bis an die Friedrichsſtraße. Der Gewölbte Münzcanal iſt aus dem Schleuſengraben geleitet worden.

Die Spiegelfabrik. Man erkennt ſie von außen ſchon an den großen Spiegelfenſtern. Sie iſt die Niederlage der Spiegel, die zu Neuſtadt an der Doſſe, zehen Meilen von Berlin verfertiget werden. Dis Werk gehört dem Kriegsrath, Herrn Krug von Nidda. (*)

Das ſchöne Schikleriſche Haus.

Das anſehnliche neuerbaute Baudeſſonſche Haus.

3) Die alte Leipzigerſtraße geht von der Jungferbrücke bis an die Niederwallſtraße. Sie hat den Namen von dem Thore, welches vor Erbauung der Friedrichsſtädt zu Ende dieſer Straße geſtanden. Sie ſcheidet die Churſtraße von der Fridrichsſtraße. Hier iſt

Raules Hof, ein Durchgang nach der Adlerſtraße. Er hat ſeinen Namen von Benj. Raulé, einem franzöſiſchen Finanzier unter Churf. Friedrich Willhelm, eben-

---

(*) Siehe von dieſem Werke nähere Nachricht unten im [illegible] Abſchnitte.

demſelben, deſſen in Canitzens Gedichten erwähnt wird.

4) Die Adlerſtraße iſt wie ein Triangel. Sie öfnet ich zweymal in die Holzgartenſtraße.

5) Die Holzgartenſtraße geht von der Friedrichstraße in die Unterwaſſerſtraße. Sie hat den Namen davon, weil hier, als der Platz noch wüſte geweſen, Brennholz geſtanden hat.

6) Die Oberwaſſerſtraße iſt längs dem Waſſer zwichen der Jungfer- und Gertrautenbrücke. Aus derelben gehen die Chur- und Niederwallſtraße.

a) Die Kreuzgaſſe.

b) Die Schuſtergaſſe.

7) An der Gertrautenbrücke ſtehen ſchöne Häuſer, on der Gertrautenbrücke bis an den Spittelmarkt.

8) Ein Theil des Spittelmarkts. (*)

9) Die Churſtraße geht vom Spittelmarkte bis an ie alte Leipzigerſtraße.

10) Die Niederwallſtraße geht vom Spittelmarkte is an den Platz bey der Schinkenbrücke. Hier iſt die Hausvogtey, oder das Königl. Hofgericht, nahe bey dem Jägerhofe. Es iſt ein ſchönes weitläuftiges Gebäude von zwey Stockwerken, mit viel geräumigen Stuben und einem Kirchenſaale. Der Hofrichter hat in dieſem Hauſe ſeine Wohnung. Hinten ſind auf zween Höfen geräumige Gefängniſſe, für alle Gefangene die eximirter Condition ſind, oder nicht unter des Magiſtrats Jurisdiction ſtehen. Vor Alters war dieſes Gericht bey dem Schloſſe, nachher dichte neben der alten Münze, von da es im Jahr 1750 hieher verlegt worden.

11) Die kleine Jägerſtraße, geht von der Niederwallſtraße in die Friedrichsſtraße. Hier iſt die Wohnung des Königl. Wildfactors.

G 2 12) Die

(*) Von dieſem Markte ſiehe neu Cölln.

12) Die **Oberwallſtraße**, läuft von dem Platze bey der Schinkenbrücke geradeaus bis an das Kronprinzliche Palais. Sie durchſchneidet die große Jägerſtraße. Hier ſind:

der Königl. **Jägerhof**, ein langes Gebäude mit einem Thurn und zween bebauten Höfen, wo die Jagdbediente des Königs wohnen.

Das Seitengebäude des **Kronprinzlichen Pallaſtes.**

Der **Pallaſt Sr. Königl. Hoheit des Prinzen und Markgrafen Heinrichs**, welcher ſehr weitläuftig iſt, und hinten einen ſchönen Garten am Graben hat. Ehemals gehörte er dem berühmten Großkanzler von Cocceji.

13) Die **große Jägerſtraße** geht von der Jägerbrücke bis an die Friedrichsſtraße. Hier iſt

eine **Wache** an der Brücke, welche noch zuweilen, den Namen der Wache am Jägerthor führet.

Die Königl. **Banco**, welche 1765 angelegt worden. Dieſes große maßive Haus von zwey Stockwerken, war vordem die Wohnung des Königl. Oberjägermeiſters und gehört zu dem No. 12 erwähnten Jägerhofe.

14) Die **Friedrichsſtraße** geht von der alten Leipzigerſtraße bis an den Markt. Hier ſind

das **Fürſtenhaus**, ein maßives Gebäude von drey Stockwerken. Der Staatsminiſter Freyherr von Dankelmann ließ es nach den Riſſen des berühmten Baumeiſters Nehring erbauen. Als Dankelmann bey König Friedrich I. in Ungnade gefallen, fiel es an die Krone, und wurde zur Wohnung fremder Fürſten, die ſich einige Zeitlang in Berlin aufhielten, zurechte gemacht. Jtzt wohnen die Königl. Pagen darin, wann der König zu Berlin iſt. Unten iſt die **Kriegskanzley** angelegt worden, in welcher die Montirungsſtücken und andere Lieferungen für die Armeen beſorgt werden. Oben hat man 1766 die Zimmer erweitert und ausgebeſſert, und die Königl. Haupt- Stempel- und Kartenkammer darin errichtet. Desgleichen iſt daſelbſt das Königl. Hüttendepartement und Caſſe.

Das Addreßhaus.

Das Eppertſche Haus.

15) Der **Markt**. Auf demſelben ſtehn die Fleiſchſcharrn, und geſchieht der Verkauf von allerley Gartengewächſen. Von den Häuſern ſind merkwürdig

das **Rathhaus**, ein maßives Gebäude von zwey Stockwerken mit einem Thurn. Unter dem Rathhauſe iſt der **Rathskeller**, wo allerhand fremde Biere verſchenkt werden. Im untern Stockwerke iſt eine Gerichtsſtube, worin das Königl. **Obercollegium Medicum** ſeine Verſammlung hat, und der Stadtrichter des **Friedrichswerders** und der **Friedrichsſtadt** die kleinen Gerichtstage hält. Imgleichen hat hier die ſeit einigen Jahren angeordnete Königl. immediate **Wechſelcommißion**, ihre Sitzungen. Oben iſt das Gymnaſium.

Die **deutſche** und **franzöſiſche Kirche** iſt ein langes maßives zuſammenhängendes Gebäude ohne Thurn, mit modernen gothiſchen Fenſtern. Inwendig ſind beyde Kirchen durch eine Zwiſchenwand von einander abgeſondert. Die deutſche Gemeine verſammelte ſich anfänglich auf dem Rathhauſe, die franzöſiſche aber auf dem Schloſſe, bis Churf. Friedrich III. das ehemalige Reithaus oder Marſtall im Jahr 1699 zu einem Kirchengebäude geſchenkt. Der Churfürſtl. Hofbaumeiſter **Grünberg** verfertigte den Riß zu dieſer Kirche, welche nach demſelben einen ſchönen Thurn haben ſollte, der aber nicht gebauet worden.

Sonſt ſtehen noch auf dieſem mit Linden beſetzten Platze einige wohl gebaute Häuſer.

16) Die **Marktſtraße** geht vom **Markte**, bey der deutſchen Kirche in die Oberwallſtraße.

Die **Falconiergaſſe** führt aus dieſer Straße in die **Roſenſtraße.**

17) Die **Roſenſtraße** geht von der franzöſiſchen **Kirche** nach der **Oberwallſtraße.**

18) Die **Niederlagsſtraße,** ſonſt **hinter dem alten Packhof** genannt, geht vom **Markte** bis an die **Hundebrücke.** Auf der einen Seite iſt das Gitter des Packhofes, und dieſem gegenüber ſind verſchiedene ſchöne Häuſer, worunter das gräflich **Wartenslebenſche** das prächtigſte iſt. Das **Conradiſche Eckhaus,** dem Zeughauſe gegenüber, wird für das erſte gehalten, das auf dem **Friedrichswerder** gebauet werden. Es hat es der Churfürſtl. Ingenieur **J. G. Memmhard,** der den ganzen Werder angelegt hat, erbauet und bewohnet.

19) Die **Niederlage-Wallſtraße** iſt hinter der vorangezeigten Straße. Darin iſt

Das franzöſiſche Rath- und Schulhaus.

20) **An der Hundebrücke.** Wir verſtehn hier den Platz zwiſchen der **Hunde- und Grabenbrücke,** auf welchem der Pallaſt der verwitweten **Prinzeßin von Preuſſen** und das **Arſenal oder Zeughaus** ſtehen.

Der Pallaſt der verwitweten Prinzeßin von Preuſſen wurde von Churf. **Friedrich Willhelm** dem Großen für den berühmten Marſchall **von Schomberg** gebauet, der nach Widerrufung des Edicts von **Nantes,** die franzöſiſchen Dienſte verließ und gleich den übrigen der Religion wegen vertriebenen Franzoſen, bey dem Churfürſten Schutz ſuchte, der ihn zum Feldmarſchall ſeiner Völker machte. Als **Schomberg** nach einiger Zeit die Brandenburgiſchen Dienſte verließ, um in Engländiſche zu treten, ward dis Haus zur Wohnung des jedesmaligen Gouverneurs von Berlin beſtimmt, wozu es auch bis 1734 gebraucht werden, da König **Friedrich Willhelm** das Gouverneurhaus nach der

Königsſtraße verlegte, dieſes Gebäude aber mit einem daneben ſtehenden Privathauſe zuſammen ziehen, verbeſſern und meubliren ließ. Es bewohnte es darauf der **Kronprinz** oder nunmehr regierende König, der es beym Antritt ſeiner Regierung an ſeinen älteſten Herrn Bruder, den nunmehr hochſeel. **Prinz von Preuſſen** verliehen, deſſen Witwe es annoch bewohnet. (*)

Das **Zeughaus** iſt eines der ſchönſten Gebäude in Europa. Es beſteht aus einem großen von allen Seiten freyen Viereck, von dem jede Seite ohngefehr 280 Fuß lang iſt. Es iſt nach **Nehrings** Riſſen erbauet. Ob er ſich dabey einiger Zeichnungen von **Blondel** bedienet habe, wie einige vorgeben wollen, iſt ſehr ungewiß. Im Jahr 1695 legte der Churfürſt (und nachmalige König) **Friedrich I.** ſelbſt den Grundſtein zu dieſem Gebäude. Nach **Nehrings** Entwurfe ſollte es zwey Stockwerke und über denſelben eine hohe Attica haben, (**) an welcher die vornehmſten Thaten Churf. **Friedrich Wilhelms** ſollten vorgeſtellet werden; da **Nehring** aber ſtarb, ſo ſetzte **de Bott**, dem die Aufſicht, nachdem ſie **Grünberg** eine kurze Zeit gehabt, aufgetragen ward, anſtatt der Attica eine niedrige Baluſtrade auf das zweyte Stockwerk, und darauf die vielen Trophäen von **Schlüterſcher** Erfindung. Daß **Schlüter** überhaupt an dem Bau und ſonderlich an der Auszierung vielen Antheil gehabt, iſt ausgemacht. Das unterſte Stockwerk iſt auf Ruſtikart mit Schwibbogenfenſtern, das obere aber nach doriſcher Ordnung erbauet. Die darüber geſetzte Baluſtrade iſt, wie eben geſagt, mit vielen Trophäen gezieret. Das Geländer um das ganze Zeughaus beſtehet aus eiſernen Ketten, die von vielen aufrechts ſtehenden halb in die Erde gegrabenen Kanonen,

---

(*) Auf No. 26 von Schleuens Proſpecten iſt die Hauptfacade, und auf No. 16 der Seitenproſpect dieſes Pallaſtes zu ſehen.

(**) Man ſehe dieſe Anlage in Broebes Proſpecten No. 6.

getragen werden. Hinter denſelben lag ſonſt eine große Anzahl pyramidaliſch aufgeſetzter Kugeln und Bomben, ſie ſind aber in dem leztern Kriege meiſt weggenommen und verbraucht worden. Das große Portal, dem Pallaſte der Prinzeßin von Preuſſen gegenüber, beſtehet aus vier freyſtehenden doriſchen Säulen, die einen Fronton tragen, darauf in halberhobener Arbeit der auf Siegeszeichen ruhende und mit gefeſſelten Sclaven umgebene Kriegesgott vorgeſtellt iſt. Zwiſchen den beyden mittlern Säulen über der großen Thüre ſiehet man das in Erzt gegoſſene Bruſtbild König Friedrich I. von Schlüters Arbeit und darunter eine lateiniſche Aufſchrift. Die vier große Bildſäulen auf beyden Seiten des Eingangs, ſtellen die Rechenkunſt, die Geometrie, die Mechanik und die Feuerwerkskunſt vor. Sie ſind von Hülot, einem mittelmäßigen franzöſiſchen Bildhauer, der zur Zeit der Erbauung des Zeughauſes ſich in Berlin aufhielt. Das unterſte Stockwerk wird inwendig von zwoen Reihen Pfeilern unterſtützet, und iſt ganz mit Kanonen, Haubitzen, Mörſern und den dazu gehörigen Geräthſchaften angefüllt. In dem obern Stockwerke wird das kleine Gewehr nebſt den dazu gehörigen Säbeln, Degen, Trommeln, Kurzgewehren, Spontons ꝛc. in guter Ordnung aufbehalten. Viele Harniſche, eroberte Fahnen und andere Zierrathen ſind im Jahr 1760, als Berlin von den Ruſſen eingenommen ward, weggenommen und verderbt worden. In dem innern Hofe ſind die vortreflichen Larven von Schlüters Hand, die über den Fenſtern anſtatt der Schlußſteine befindlich ſind, ſehr ſehenswürdig. Sie ſtellen verſchiedene Leidenſchaften ſterbender Menſchen vor, und ſind von Bernhard Rode meiſterhaft in Kupfer geäzt worden. Raymund Falz hat auf die Erbauung des Zeughauſes eine Denkmünze verfertiget. (*)

Die

(*) Auf No. 15 der Schleuenſchen Proſpecte iſt die Hauptfacade, und auf No. 16 die Seitenfacade nach dem Graben zu, vorgeſtellt.

Die Artilleriehauptwache, welche ſonſt den Namen der Wache am neuen Thore führte.

Das Gieshaus iſt hinter dem Zeughauſe und beſteht aus zwey Stockwerken. Darin werden die Kanonen, Mörſer und andere Artillerie geformet, gegoſſen, gebohret und ausgearbeitet.

Sonſt ſtehen an der Spree, welche hier mit einer Mauer von Backſteinen eingefaßt, und mit zwey Anfurten verſehen iſt, einige ſchöngebauete Privathäuſer neben dem Zeughauſe.

21) Am Graben iſt der mit Kaſtanienbäumen beſetzte Platz bey der Artilleriewache. Hier befinden ſich

Das Laboratorium der Artilleriſten.

Das ſchöne Donnerſche Haus, welches itzt die Acciſeadminiſtration inne hat.

22) Hinter dem Gieshauſe. Dieſe Gegend war bis ins Jahr 1749 wüſte, und wurde vom Wall eingenommen. Zwiſchen dem Packhofe und den Häuſern bey dem Arſenal, wo itzt die Paſſage aus dem Friedrichswerder nach dem Weidendamm iſt, war ſonſt eine gewölbte Waſſerpforte, über welche man rechter Hand nach der Spandauervorſtadt und linker Hand nach der Dorotheenſtadt kommen konte. Sie wurde aber mit dem Walle 1750 weggeriſſen, und die ganze Gegend wurde mit den ſchönſten maßiven Häuſern beſetzt, deren Gärten hinten an den Weidendamm ſtoßen.

IV. Die Dorotheenſtadt oder Neuſtadt.

Sie wird mit dem Friedrichswerder durch die Brücke vereiniget, welche über den Graben bey der Artilleriewache gelegt iſt. Linker Hand hängt ſie mit der Friedrichsſtadt zuſammen, indem ſich die Behren- Charlotten- Friedrichs-

und **Willhelmsſtraße** in ſie öfnen. Rechter Hand grenzt ſie an den **Weiden- und Schiffbauerdamm**.

11) **Am Opernhauſe**. So nennt man den Platz, der zwiſchen dem Graben und den Linden befindlich iſt. Er iſt nicht allein zu Ende, neben der Behrenſtraße mit ſchönen Häuſern beſetzt, ſondern prangt auch mit folgenden prächtigen und ſehenswürdigen Gebäuden. Nemlich man ſieht

Den **Pallaſt des Prinzen Heinrichs Ludewigs von Preuſſen, Herrn Bruders des Königs.** Es iſt ein ſehr weitläuftiges Gebäude von drey Stockwerken, welches die ganze rechte Seite vom Graben bis an die Linden einnimt, und ſich hinten bis an den Bauhof erſtreckt. Es iſt 1755 bis 1764 durch den Königl. Baudirector **Bowmann** erbauet worden. Die Zimmer ſind mit vielem Geſchmack meubliret. Hinter dem Pallaſt gegen den Bauhof zu, iſt ein Platz zum Garten, welcher aber noch nicht angelegt iſt. (*)

Das **Opernhaus** iſt ein auf allen Seiten freyſtehendes, nach einem edlen Geſchmack erbauetes Gebäude. Der itzregierende König ließ es bald nach Antritt ſeiner Regierung, durch den Oberaufſeher der Königl. Gebäude, **Hans Georg Wenceslaus Baron von Knobelsdorf** erbauen. Die vordere Seite hat zween Eingänge, einen, der der Erde gleich iſt, den andern, zu welchen man auf einer doppelten wohlangelegten Treppe ſteigt. Den Vorſprung zieren ſechs freyſtehende corinthiſche Säulen mit dem ganzen Gebälke, welche einen Fronton tragen. Derſelbe iſt mit halberhobener Arbeit, und mit der Aufſchrift Friedericus Rex Appollini & Muſis gezieret. In der Mauer ſieht man verſchiedene Bildſäulen alter Dichter und Schauſpieler in Blenden (Niches.) Die Eingänge zu beyden Seiten ſind eben ſo beſchaffen, außer daß ſie keinen Vorſprung und freyſtehende Säulen haben.

(*) Die Vorſtellung der Hauptfacade iſt in Schleuens Proſpecten No. 8 zu finden.

ben. Der hintere Eingang aber hat keine Treppe, ſondern nur eine Thüre, der Erde gleich. Einen großen Theil der Vorderſeite nimt ein Saal ein, in dem der Hof an den Redoutentagen zu ſpeiſen pflegt. Das übrige nimt der weitläuftige Schauplatz und das Amphiteater ein, das außer dem geräumigen Parterre, vier Ränge Logen enthält. Zu den Logen ſteigt man auf zwo bequemen Treppen, die bis unter das Dach führen, und vermittelſt eines breiten Corridors auch mit dem Schauplatz Gemeinſchaft geben. (*)

Die neue katholiſche Kirche zu St. Hedwig. Dieſes Gebäude iſt nach der Art der Rotonda zu Rom aufgeführt. Der Grundſtein der Kirche ward auf erhaltene Königl. Erlaubniß im Jahr 1747 gelegt, und das äußere nebſt dem Dache war ſchon im Jahr 1755 meiſt fertig. Das Portal, zu welchem man auf einigen Stufen ſteiget, zeiget ſechs joniſche Säulen, welche einen mit halberhobener Arbeit und mit Bildſäulen gezierten Fronton tragen. Zwiſchen den Säulen ſind vorne mit Bildſäulen gezierte Blenden, imgleichen drey Eingänge, und an jeder Seite noch ein Eingang. Dieſes Portal hat, wie die lateiniſche Inſchrift an dem Fronton zeigt, der Kardinal Quirini auf ſeine Koſten bauen laſſen. Eben derſelbe hat auch in die Kirche eine ſchöne von Johann Merchiori in Venedig verfertigte marmorne Gruppe geſchenkt. (**) Die übrigen Koſten zur Errichtung dieſer Kirche ſollten durch eine in allen katholiſchen Landen angeſtellte Collecte geſammelt werden, weil aber dieſe nicht ergiebig genug geweſen, ſo iſt der Bau ſchon ſeit mehrern Jahren liegen geblieben, und die Kirche inwendig noch nicht ausgebauet. Inzwiſchen liegt der General

---

(*) Der Aufriß des Opernhauſes iſt in Schleuens Proſpecten No. 6 zu ſehen.

(**) Man findet ſie vor ſeinen Vindiciis B. Reformat. Frfti. 1738. 8vo. in Kupfer geſtochen.

rallietenant **Graf von Rothenburg** und verſchiedene andere geweſene Mitglieder der katholiſchen Gemeinde ſchon in dieſer Kirche begraben. (*)

Das Seitengebäude des Markgräflich Schwedtiſchen Pallaſtes, welches die Stallungen enthält, und mit einem vom Königl. Baudirector **Feldmann** gebauten Portal von beſonderm Geſchmack verſehen iſt, nimt die eine Seite des Platzes dem Opernhauſe gegenüber, ein.

2) **Unter den Linden.** Dieſe Gegend erſtreckt ſich bis an das Quarré. Die Bäume ſtehn in ſechs geraden Reihen, und die Mitte iſt zur Bequemlichkeit der Spaziergänger mit Schranken eingeſchloſſen. Auf beyden Seiten ſtehen ſehr ſchöne Häuſer, worunter beſonders folgende merkwürdig ſind.

Der Pallaſt des Prinzen und Markgrafen Friedrichs von Schwedt, ein maßives Gebäude von zwey Stockwerken, gleich vorn an linker Hand. Der Artillerieoberſte **von Weiler** erbauete es unter König **Friedrich I.** Von deſſelben Gemahlin kaufte es der hochſel. **Markgraf Philipp Willhelm** und erweiterte es ſehr. Der itzige Beſitzer hat es in einen noch beſſern Stand geſetzet. Hinten iſt ein ſchöner Garten nach der **Behrenſtraße** zu, und aus den dahinausgehenden Zimmern hat man eine gute Ausſicht längs der **Markgrafenſtraße** bis an das **neue Collegienhaus** oder **Kammergericht**. (**)

Der Königl. Marſtall iſt ein großes Gebäude, vorgedachtem Pallaſte gegenüber. Es ward unter Churfürſt **Friedrich Willhelm** von **Nehring** erbauet. (***) Die Vor-

---

(*) Den Grundriß und Aufriß von dieſer Kirche findet man in Schleuens Proſpecten No. 4.

(**) In Schleuens Proſpecten No. 24 iſt die vordere Facade dieſes Pallaſts zu ſehen.

(***) Auf dem 1678 von J. B. Schulz geſtochenen Plan von Berlin, erſcheint dieſes Gebäude bereits.

Vorderfacade hatte wie itzt zwey Stockwerke, deren oberſtes 1695 der neuerrichteten Akademie der Künſte eingeräumet ward. Im Jahr 1743 verzehrte ein unglücklicher Brand dieſe Facade, und zugleich alle Statüen, Gemälde und Kunſtmodelle. Darauf ward dieſe Facade, auf Befehl des Königs durch den Königl. Baudirector Boumann neu erbauet, (*) und die gröſſere Hälfte des obern Stockwerks, (nach der Stallſtraße zu) der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften eingeräumet, das übrige aber der Malerakademie gelaſſen. Dieſes neue Gebäude beſteht aus zwey Stockwerken, wovon das unterſte auf Ruſtikart gebauet iſt; das zweyte Stockwerk iſt corinthiſch, doch ohne Säulen. Das mittelſte Riſalit wird von zwölf Termen getragen, welche die Cyclopen mit ihren Attributen vorſtellen. Auf dem Dache ſtehet eine Baluſtrade. Dieſe iſt mit verſchiedenen auf ihren Poſtumenten ſtehenden Bildhauergruppen gezieret, welche die Wiſſenſchaften und Künſte andeuten. Die drey andern Seiten des Marſtalls haben nichts beſonders an ſich. Die an dem Hauptgebäude rechts anſtoſſende Seite enthält die Gensd'armesſtälle, über welche an der Ecke bey der letzten Straße der Anatomieſaal iſt, welcher auch zum Hörſaale für die Vorleſungen des Königl. mediciniſch-chirurgiſchen Collegium dienet, und die dazu gehörige Sectionsſtuben nehmen das obere Stockwerk der dritten Seite ein, in deren Mitte das der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften gehörige aſtronomiſche Obſervatorium oder Sternwarte hervorraget; es ward 1702 von Grünberg gebauet.

Der Pallaſt der Prinzeßin Amalia von Preuſſen, Aebtißin von Quedlinburg. Selbigen hat dieſe Fürſtin

---

(*) Dieſe Facade iſt in Schleuens Proſpecten No. 13 zu ſehen.

ſtin 1765 käuflich an ſich gebracht, erweitern und ſchön auszieren laſſen. Er liegt linker Hand ohnweit der **Willhelmsſtraße**.

Das **Pontonhaus** iſt rechter Hand, und erſtreckt ſich hinten bis an die Mauer. Hier werden die Schiffbrücken und andre Geräthſchaften für die Armee aufbehalten. Dabey iſt auch ein **Laboratorium**.

Das gräflich **Ramekiſche Haus** linker Hand,

Das **Haus der Erben von Reichenbach** rechter Hand, ſind wegen der guten Baukunſt ſehenswürdige Häuſer. Sie ſind unter König **Friedrich Willhelm** von dem Königl. Hofbaumeiſter **J. F. Grahl** erbauet.

3) Das **Quarré** oder **Viereck**. Dieſer Platz iſt zwiſchen der **Lindenallee** und dem **Brandenburgerthor**. Er iſt mit den ſchönſten Häuſern beſetzt. Dieſe ganze Gegend wird einem Fremden, der durch dieſes Thor zum erſten mal nach Berlin komt, ein vortheilhaftes Vorurtheil von dieſer Stadt geben. Wenn man von den Linden das Geſicht nach dem Luſtgarten wendet, ſo hat man ſeitwärts nach den Palläſten des **Prinzen Heinrichs**, des **Markgrafen von Schwedt**, des **Markgrafen Heinrichs**, der **Prinzeßin von Preuſſen**, ferner nach dem **Opernhauſe** und **Arſenal**, und geradezu nach dem **Schloß**, die angenehmſte Ausſicht. Vor dem Thore iſt der ſchöne **Park** oder **Thiergarten**, der beynahe bis nach **Charlottenburg** geht. Rechter Hand am **Brandenburgerthore** iſt 1767 eine neue **Caſerne** zu bauen angefangen, und deshalb die Stadtmauer weiter herausgerückt worden.

4) Der **Bauhof** iſt hinter dem Prinz Heinrichſchen Pallaſte. Dieſer Platz, der mit ſchlechten Häuſern beſetzt iſt, geht bis an den Kupfergraben.

5) **Hinter der Anatomie** ſtehn itzt lauter neue Häuſer, deren Gärten nach dem **Weidendamm** hinausgehen.

Das ſchöne Haus welches gerade über dem Obſervatorium iſt, hieß ſonſt der **Hünerhof.**

Zwiſchen dieſer Gegend und dem Bauhofe führt ein Gang der mit ſchlechten Häuſern beſetzt iſt, nach dem **Weidendamm.**

6) Die Stallſtraße führt aus den Linden bis an das gräflich **Wartenslebenſche Haus.** Sie hat den Namen von den Gens d'armesſtällen.

7) Die **Friedrichsſtraße.** Derjenige Theil dieſer längſten Straße Berlins, welcher aus den Linden nach dem Weidendamm führt, und den man auch die Quer- oder Dammſtraße nennt, gehört zur **Neuſtadt.** Hier ſind
Die **Fleiſchſcharrn** und
Der **Fiſchmarkt.**

8) Die **Kirchſtraße** geht bis an das **Moderloch,** welches die Gegend am Weidendamm iſt.

9) Die **Wallſtraße** geht nach der letzten Straße. Vorhergehende vier Straßen ſind rechter Hand der Lindenallee.

10) Die **Mittelſtraße** geht aus der Stallſtraße in die Wallſtraße.

Die **Dorotheenſtädtſche Kirche** hat ihre Eingänge ſowohl in dieſer als in der letzten Straße. Darin halten die Lutheraner, Reformirten und die franzöſiſche Gemeine den Gottesdienſt wechſelsweiſe. Die Churfürſtin **Dorothea** ließ ſie 1678 vermuthlich vom **Rutger van Langerveld** erbauen, und mit einem artigen Thurn zieren. Den Kirchhof umgiebt eine ſteinerne Mauer.

11) Die letzte Straße führt aus der Stallſtraße bis an den Zaun der Gärten. Zu Ende geht ein Gang nach dem Schlachthauſe und der Schiffbauerdammsbrücke. In dieſer Straße iſt

Das Hoſpital und Armenhaus der Domkirche.
Das Gartenhaus des Bankier Merk. Der Oberhofmeiſter von Ramke ließ es unter König Friedrich I. durch den berühmten Schlüter bauen. Es iſt wie alle Denkmale der Baukunſt dieſes großen Baumeiſters, für einen Kenner ſehenswürdig.

V. Die Friedrichsſtadt.

Sie hat durch den Spittelmarkt mit neu Cölln und dem Friedrichswerder Gemeinſchaft, mit welchem letztern ſie auch durch die Schinken- Lauf- und Jägerbrücken zuſammen hängt, und durch verſchiedene Straßen mit der Dorotheenſtadt eine Connexion hat. Die Lindenſtraße und die eine Seite des Dönhofiſchen Platzes vereinigen ſie mit der Cöllniſchen Vorſtadt.

1) An und auf der Spittelbrücke iſt die Gegend, welche zu Ende des Spittelmarkts rechts nach der Leipzigerſtraße führet. Die Brücke bedeckt hier den Graben. Auf der Brücke ſind Trödelbuden und kleine Häuſer.

2) Der Dönhofſche Platz iſt zwiſchen der Spittelbrücke, Leipziger- Jeruſalemer- Krauſen- und neuen Commendantenſtraße. Der Platz hat den Namen von dem ſel. General von Dönhof, der hier ſein Haus gehabt. Er dient zum Exerciren und zur Wachtparade. Es umgeben ihn viele ſchöne Häuſer. Hier ſind

eine Hauptwache.

Der ſteinerne Obeliſk oder Meilenzeiger, von welchem aus die Wege in der ganzen Mark unter König Friedrich Willhelm gemeſſen worden, die Meilenſteine ſind aber nur bis Potsdam wirklich geſetzt worden.

3) Die Jeruſalemerſtraße geht von der Schinkenbrücke in die Lindenſtraße. Gedachte Brücke iſt mit Häuſern beſetzt. Unter derſelben fließt der Graben. Man ſieht hier

Das Armenhoſpital zu St. Jeruſalem. Es iſt etwa 1680 von dem Churfürſtl. Rath von Martiz geſtiftet und erbauet worden.

Die Jeruſalemskirche. Sie war vor Alters eine Kapelle, welche von einem begüterten Patricius zu Berlin, Namens Müller, zum Andenken ſeiner, nach dem gelobten Lande gethanen Wallfahrt, 1484 erbauet worden. Churf. Friedrich Willhelm ſchenkte ſie 1671 dem Magiſtrat des Friedrichswerders. Der Churfürſtl. Rath von Martiz ließ die Kapelle auf ſeine Koſten repariren, auch ein Armenhaus für acht Perſonen errichten, ſchenkte 1485 Rthlr. Capital dazu und verordnete, daß es der Friedrichswerderſche Magiſtrat verwalten ſollte, doch ſollten ſeine Erben die Stellen im Armenhauſe mit dem Magiſtrate wechſelsweiſe vergeben. Die Friedrichsſtädter übten ihren Gottesdienſt in dieſer Kapelle. Weil aber die Zahl der Einwohner zunahm, wurde ſie verſchiedenemal erweitert. Als die Gemeine zu ſtark wurde, ließ König Friedrich Willhelm die alte Kirche niederreiſſen und an deren Stelle eine neue nach den Riſſen des Geheimenraths Gerlach erbauen, die 1728 eingeweyht worden. Sie dienet zum wechſelsweiſen Gottesdienſt der Lutheraner und Reformirten, und hat mit der Stallkirche auf dem Gensd'armesmarkt eben dieſelbigen Prediger.

4) An der Schinkenbrücke iſt der Platz zwiſchen dieſer Brücke und der Ober- und Niederwallſtraße. Er iſt mit ſchönen Häuſern beſetzt. Er wird von einigen ſehr uneigentlich das Quarré benennt.

5) Die Mohrenſtraße geht von der Laufbrücke am Schinkenplatze in die Mauerſtraße.

Folgende drey Straßen fangen von der Jeruſalemsſtraße an.

6) Die Kronenſtraße endigt ſich in der Mauerſtraße.

7) Die Leipziger- oder Potsdammerſtraße läuft bis zum Achteck und zum Potsdammerthore. Sie iſt eine ſchöne lange Straße mit prächtigen Häuſern gezieret, worunter die Königl. Porcelanfabrik und der gräflich Reuſſiſche Pallaſt ſowohl wegen ihrer innern als äußern Beſchaffenheit alle Aufmerkſamkeit verdienen. Dieſe ſchnurgerade Straße vergönnt den Fremden, die durch das Thor hereinkommen, bis zum Thurn der Spittelkirche, einen guten Proſpect. Hier iſt

das franzöſiſche Armenhaus.

8) Das Achteck iſt ein achteckigter Platz zwiſchen der Leipzigerſtraße und dem Thore; es hat ſchöne Häuſer

9) Die Krauſenſtraße geht bis zur Mauerſtraße. Hier ſind

das Haus, worin die Römiſchkatholiſchen ſeit 1720 ihren Gottesdienſt halten.

Das Irrenhaus ein maßives Gebäude von zwey Stockwerken. Hier werden raſende und melancholiſche Leute aufbehalten und wohlverpflegt. Inwendig iſt auch ein Kirchenſaal.

10) Die Schützenſtraße geht von der Lindenſtraße in die Mauerſtraße.

11) Die Zimmerſtraße geht von der Lindenſtraße in die Willhelmsſtraße.

Vorige beyde Straßen durchſchneiden die Jeruſalemsſtraße.

12) Die Kochſtraße führt von der Jeruſalemskirche in die Willhelmsſtraße. Sie hieß ſonſt die Kirchſtraße. Hier ſind

die beyden weitläuftigen Gebäude der Realſchule.

13) Die Lindenſtraße geht aus der neuen Commendantenſtraße bis zum Rondeel und zum Halliſchen Thor. Sie iſt mit Linden bepflanzt. Hier ſind

Die Ställe für die Pferde der Garde zu Pferde.

Das neue Collegienhaus, ein weitläuftiges Gebäude von zwey Stockwerken, welches in den Jahren 1734 und 1735 erbauet worden. Die beyden Figuren über dem Königl. Wappen, welches oben in der Mitte des Frontiſpizes befindlich iſt, ſtellen die Gerechtigkeit und Vorſicht vor. Zwiſchen den Fenſtern des obern Stockwerks ſiehet man die Köpfe der Kayſer Juſtinian und Theodoſius, und der Rechtsgelehrten Tribonian und Dorotheus. Ueber der Thür aber nach dem Hofe zu erblickt man den Kopf des gerechten Ariſtides. Auf dem Hofe iſt das weißmarmorne Bruſtbild des verſterbenen Großkanzlers, Freyherrn von Cocceji, von Adam verfertiget, welches Ehrendenkmal der itztregierende König, dieſem ſonderlich durch die Ausarbeitung des von dem Könige eigenhändig entworfenen Projects eines Codicis Fridericiani, um die Brandenburgiſchen Lande höchſtverdienten Miniſter 1766 errichten laſſen. In dieſem Hauſe ſind, das Tribunal, die drey Senate des Kammergerichts, das Churmärkiſche Pupillencollegium, das Oberconſiſtorium und das Lehnsarchiv, nebſt allen zu dieſen Collegien gehörigen Regiſtraturen. In der Lehnsarchivſtube befinden ſich die Bildniſſe der zwölf Churfürſten von Brandenburg in Knieſtücken.

14) Das Rondeel iſt der Platz am Halliſchen Thore, welcher mit Häuſern umgeben iſt, die in die Runde gebauet ſind. Mitten auf dem Platze iſt ein großer Stern von Pflaſterſteinen, ſo daß, wenn man in der Mitte des Sterns ſteht, man eine gerade Ausſicht auf das Thor, oder, wenn man das Geſicht nach der Stadt wendet, den Proſpect längs den drey Straßen hat, die ſich in das Rondeel öfnen. 1767 iſt am Thore eine Caſerne zu bauen angefangen, und deshalb die Mauer bis über den Floßgraben herausgerückt worden.

15) Die Willhelmsſtraße führt von den Linden der Dorotheenſtadt nach dem Halliſchen Thore. Sie iſt ſehr lang und hat den Namen von König Friedrich Willhelm, der ſie angelegt. Die Häuſer ſind meiſtens von gleicher Höhe, und darunter ſind zwiſchen den Linden und dem Willhelmsplatze, ungemein prächtige Häuſer gräflicher und andrer vornehmen Perſonen. Sonſt aber ſind am merkwürdigſten

der Pallaſt des Johanniterordensmeiſters, des Prinzen Ferdinand von Preuſſen. Selbiger iſt von weitem Umfange, und die Hauptfacade am Willhelmsplatze. (*)

Der Pallaſt des Prinzen Friedrichs von Braunſchweig.

Das ehemalige von Vernezoberſche itzt Werſtlerſche Haus. In dieſem Hauſe ward der türkiſche Geſandte, Achmet Effendi im Jahr 1763 einquartieret.

Das Haus der böhmiſchen Schule und das Predigerhaus.

Das Schindleriſche Wayſenhaus.

16) Am Willhelmsplatze ſind die Häuſer, welche den Platz umgeben, der zum Exerciren u. zur Wachtparade dienet.

Die Gold- und Silbermanufactur und der Pallaſt Sr. Excell. des Cabinetsminiſters, Grafen von Finkenſtein, iſt beſonders merkwürdig. Letzteren hat Gerlach erbauet. (**)

17) Die Friedrichsſtraße geht von den Linden der Dorotheenſtadt bis an das Halliſche Thor. Sie beſtimmt die Mitte und ganze Länge der Friedrichsſtadt, und iſt die längſte Straße von ganz Berlin. Sie beträgt von gedachtem Thore durch die Friedrichsſtadt, durch die Dorotheen-

---

(*) Auf No. 3* der Schleuenſchen Proſpekte iſt ſie zu ſehen.

(**) Der Aufriß und Grundriß dieſes Pallaſts ſind von Johann Georg Pintz in Augsburg, in Johann Jeremias Wolfs zu Augsburg Verlag auf 2 Blättern in Kupfer geſtochen worden.

rotheenſtadt und durch das Spandauerviertel bis an das Oranienburgerthor, über eine Viertelmeile in die Länge. Die meiſten Häuſer in dieſer Straße ſind maßiv und zum Theil ſehr anſehnlich. Von der Rochſtraße bis an das Halliſche Thor haben ſie alle eine gleiche Höhe. Die Stelle in der Friedrichsſtraße ohnweit der Behrenſtraße bey dem Wachthauſe, hat den Namen der Potsdammerbrücke, weil ſonſt daſelbſt über den ehemaligen Neuſtädtiſchen Graben eine Brücke war.

18) Die Charlottenſtraße läuft von den Linden der Dorotheenſtadt in die Rochſtraße.

19) Die Markgrafenſtraße geht von der Behrenſtraße in die Lindenſtraße gerade auf das neue Collegienhaus. Vielleicht hat ſie den Namen, weil ſie auf den Garten des Markgräflich Schwedtſchen Pallaſtes ſtößt.

20) Die Junkerſtraße iſt klein, und geht aus der Markgrafenſtraße in die Lindenſtraße.

21) Die Behrenſtraße geht von dem Platze bey dem Opernhauſe nach der Willhelmsſtraße. Sie hat den Namen von dem Oberingenieur und Hofbaumeiſter Joh. Heinr. Behr, welcher unter König Friedrich I. über den Anfang des Baues der Friedrichsſtadt die Aufſicht hatte. Dis war die erſte Straße und ward nach ihm benennet. Man muß ſie alſo nicht, wie oft geſchieht, Bärenſtraße ſchreiben, noch weniger auf franzöſiſch rüe des ours nennen. Ehe die Friedrichsſtadt gebauet ward, war da, wo itzt die Häuſer an der linken Seite dieſer Straße ſtehen, um die Neuſtadt ein Graben gezogen, daher wird dieſe Straße noch zuweilen von den Franzoſen rüe du foſſé genennt.

22) Die Mauerſtraße führt aus der Behrenſtraße in die Friedrichsſtraße. Man ſieht hier das Hintergebäude oder die Stallungen des Ordenspallaſtes.

Die Kirche zur heil. Dreyfaltigkeit ſteht auf dem Platze, auf welchen die Mauer- Kronen- und Mohrenſtraßen zuſammenlaufen. Sie ward von dem Königlichen Oberlandbaumeiſter Favre 1737 zu bauen angefangen, und 1739 eingeweyht. Sie iſt in der Runde, oben mit einer Kuppel und Laterne gebauet, und dienet den Lutheranern und Reformirten zum wechſelsweiſen Gottesdienſt.

Die böhmiſche Kirche ſteht auf dem Platze, wo die Schützen- und Krauſenſtraße in die Mauerſtraße laufen. Sie iſt von dem Königl. Oberbaudirector Friedrich Willhelm Dieterichs 1732 bis 1736 gebauet und 1737 eingeweyhet worden. Die heißt auch die Bethlehemskirche und hat mit der Dreyfaltigkeitskirche beynahe einerley äußerliches Anſehen. Doch hat ſie ein vorgerücktes Portal.

23) Die Kanonierſtraße geht aus der Behrenſtraße in die Mauerſtraße. Ohnweit der Behrenſtraße ſieht man an dem Hauſe eines Schlächters eine kleine meßingene Kanone, welche vermuthlich auf die Benennung der Straße deuten ſoll.

24) Die franzöſiſche Straße geht von der Kanonierſtraße bis an den Graben.

25) Die Jägerſtraße läuft von der Jägerbrücke in die Kanonierſtraße. Hier ſind

das trefliche Haus der von Bodenſchen Erben
das kleine franzöſiſche Wayſenhaus.

26) Der neue Markt, ſonſt auch der Gensd'armesmarkt genannt, iſt zwiſchen der Jäger- Charlotten- Mittel- und Markgrafenſtraße. Er war vordem eine Eſplanade vor dem damaligen Leipziger Thore. Hier ſtehen Fleiſcherbuden und an gewiſſen Tagen hat man allerley Gartengewächſe feil. Hier bemerkt man

die neue oder Stallkirche, die 1701 von Simonetti nach Grünbergs Riſſen erbauet worden. Sie ſtellet ein Fünfeck vor. Das künſtliche Dach hat ein Zimmermeiſter Namens **Michael Kenneter**, zu Stande gebracht. Sie iſt von den Gensd'armesſtällen ganz umgeben.

Die **franzöſiſche Kirche** ward im Jahr 1705 von dem Ingenieurobersten **Cayart** nach dem Modell der ehemaligen Kirche zu Charenton erbauet, welche 1624 von des **Broßes** gebauet, im Jahr 1685 nach der Widerrufung des Edicts von Nantes aber niedergeriſſen worden.

Die **Gensd'armeswache.**

Die **Gensd'armesſtälle** auf beyden Seiten des Markts.

27) Die **Mittelſtraße** geht von der **Kanonierſtraße** bis an den Graben.

Die **Charlotten-** und **Friedrichsſtraße** werden in der Breite erſt von der **Behrenſtraße**, hernach aber zugleich mit der **Markgrafenſtraße** von den Straßen No. 6. 7. 8. 10. 11. 12. 13. 25. 26. und 28. durchſchnitten.

Außerhalb der **Friedrichsſtadt** vor dem **Potsdammer** Thore ſind noch merkwürdig

Der **botaniſche Garten der Realſchule.**

Der **Königl. und akademiſche botaniſche Garten**, welcher wegen ſeiner Menge einheimiſcher und auswärtiger Vegetabilien ſehenswürdig iſt. Er war anfänglich ein Königl. Küchengarten, wurde aber nach der Stiftung des Königl. anatomiſchen Theaters, und mediciniſch chirurgiſchen Collegium, zum Behuf der Studirenden eingerichtet. Er wird in gemeinen Reden oft noch der **Hopfengarten** genannt.

Zweyter Abſchnitt.

Von den Einwohnern in Berlin, ihrer Anzahl und Eintheilung.

Die erſten Einwohner von Berlin (*) ließ Markgraf Albrecht der Bär im zwölften Jahrhunderte aus den Niederlanden kommen. Vermuthlich geſellten ſich auch zu ihnen die eingebohrnen Wenden, und machten mit ihnen nunmehr ein Volk aus. Berlin blieb inzwiſchen bis ins ſiebenzehnte Jahrhundert eine mittelmäßige Stadt. Um das Jahr 1590 war die Anzahl der Einwohner 14000. Zwiſchen 1670 und 1680 war ſie kaum 12000, weil Krieg und Peſt das ganze Land verderbt hatten. Unter der Regierung Churf. **Friedrich Wilhelms des Großen**, und ſonderlich nach der Einrichtung der franzöſiſchen Colonie, fing Berlin an, in mehrere Aufnahme zu kommen, dennoch war um das Jahr 1690 die Anzahl der Einwohner mehr nicht als um 1590, nemlich etwa 14000. Unter der Regierung Churf. **Friedrich III.** nachherigen Königs, fing der ſchnelle Wachsthum von Berlin an, ſo daß von 1690 bis 1700 die Anzahl der Einwohner ſich verdoppelte, und ſich auf 29000 belief. In dem itzigen Jahrhunderte aber nahm die Anzahl, ſo wie der Flor der Stadt unglaublich geſchwinde zu, ſo daß ſich 1747 die Anzahl der Einwohner auf 107380 belief. Nachhero iſt ſie 1750 auf 126661 (**) geſtiegen. So hoch mag ſich auch, nachdem die Stadt im lezten Kriege auf mancherley Weiſe gelitten hat, itzt ohngefehr wieder die Anzahl der Einwohner belaufen. Viele glauben, daß durch

---

(*) Siehe Süßmilchs ſchnellen Wachsthum und Erbauung der Königl. Reſidenz Berlin.

(**) Siehe Süßmilchs göttliche Ordnung ꝛc. Berlin 1765 1 Th. Tab. 1 u.

durch die Ankunſt fremder Fabrikanten die Anzahl vermehret worden, viele aber glauben, ſie ſey durch Anbauung einiger Landſtädte und andern Abgang etwas vermindert worden. Wir ſind nicht im Stande dis genau zu beſtimmen. Inzwiſchen wollen wir doch aus der erſten von den oben gedachten Süßmilchiſchen Schriften, (S. 8 und 9) die doppelte Liſte der Einwohner, wie ſie im Jahr 1747 bey der vom Policeycollegium vorgenommenen Zählung gefunden worden:

Es waren 1747 vorhanden

Nach den Städten	Häuſer	Einwohner	Nach den Geſchlechten und Ständen	
In Berlin : :	1059	18282	Männer : :	16344
Spandauerviertel	629	6775	Söhne : :	14005
Königsviertel :	386	4727	Geſellen : :	3969
Strahlauerviertel	350	3016	Knechte, Diener	2722
Cölln : : :	684	11849	Lehrjungen :	2076
Cölniſche Vorſtadt	386	5155	Frauen : :	20984
Werder : : :	292	5025	Töchter : :	16675
Dorotheen- oder			Mägde : :	8279
Neuſtadt : :	273	4506		
Friedrichsſtadt :	1454	25709		
Summa	5513	85054		85054
			Hiezu kommt die Garniſon mit Weibern und Kindern :	21905
Hierunter befinden ſich von der franzöſiſchen Colonie :		7193		106959
von der böhmiſchen Colonie : : :		1476	Ferner in den Häuſern außer den Ringmauern : : :	
Juden : : :		2007		421
			ganze Summa	107380

Die Einwohner von Berlin beſtehen

I. Aus der Garniſon und dem übrigen Militarſtande.

Ueber dieſelbe gebietet das Königl. **Gouvernement**, welches aus dem **Gouverneur** und **Commendanten** beſtehet, und wozu der **Platzmajor** und **Garniſonauditeur**, nebſt einigen Secretarien und andern Unterbedienten gehören. Die Regimenter ſind folgende:

1) Das adeliche Cadettencorps.

Der Chef dieſes Corps iſt Se. Excell. Herr J. H. W. **Freyherr von Buddenbrock**, Generallieutenant von der Infanterie und Ritter des Johanniterordens. Es iſt in vier Compagnien eingetheilt, die ein Major und drey Hauptleute commandiren. Dieſes Corps beſtehet aus jungen Edelleuten, die ſich den Kriegsdienſten widmen wollen, ſie ſind in blauer Uniform mit rothen Aufſchlägen, blaßgelben Weſten, und Hüten mit ſilbernen Treſſen gekleidet, lernen auch die Kriegsexercitien, und ziehen auf die Wacht im Cadettenhauſe; zugleich werden ſie in den Sprachen und Wiſſenſchaften unterwieſen, wozu ſechs Profeſſoren nebſt verſchiedenen Schreib- Zeichen- Sprach- Tanz- und Fechtmeiſtern verordnet ſind, (wie ſolches unten im ſiebenden Abſchnitt weiter ausgeführet iſt.) Wann ſie heranwachſen, ſo werden ſie als Fahnenjunker, ja auch zuweilen gleich als Officiere bey die Regimenter geſetzt. Das **Cadettenhaus** iſt in der neuen Friedrichsſtraße zwiſchen dem Königs- und Stralauerthore.

2) Eine Schwadron der Leibgarde zu Pferde.

Sie verſiehet die Wacht vor den Zimmern des Königs, und wird von dem Herrn Major **von Poſadowsky** commanmandiret. Die beyde andere Schwadronen der Garde liegen in **Potsdamm** und **Charlottenburg**. Die Uniform der Garde ſind weiße Collette und rothe Weſten mit Silber beſetzt. Bey feyerlichen Gelegenheiten, trägt ſie noch darüber Superweſten von rothem Sammet, worauf vorn und hinten ein großer ſilberner Stern und in demſelben der Preußiſche Adler geſtickt iſt. Außer dem Dienſte tragen die Officiere ſcharlachene Röcke mit blauen Aufſchlägen, ſilberne Achſelbänder, blaßgelbe Weſten und Hüte mit breiten ſilbernen Treſſen und weißen Federn. Der Stall für die Pferde der Leibgarde iſt neben der Jeruſalemskirche in der Lindenſtraße, und in dieſer Gegend iſt auch die Mannſchaft einquartieret.

3) Das Leibregiment Huſaren.

Der Chef dieſes Regiments iſt Se. Excellenz Herr **Hans Joachim von Zieten**, General von der Cavallerie und Ritter des ſchwarzen Adlerordens. Es beſtehet aus zehen Schwadronen, davon aber nur fünf in Berlin liegen. Dieſes Regiment liegt auf der Friedrichsſtadt und hat ſeine Hauptwache am Halliſchen Thore. Die Uniform des Regiments beſteht aus rothen Dolmannen und blauen Pelzen, bey den Revüen ſind die Officiere mit Tygerdecken bekleidet, und tragen Reyherfedern auf den Mützen.

4) Das Regiment Gens d'armes.

Der Chef dieſes Regiments iſt der Generalmajor Herr **von Kruſemark**. Es beſtehet aus fünf Schwadronen. Die Ställe für die Pferde und auch die Hauptwache, hat dieſes Regiment auf dem neuen Markte der Friedrichsſtadt. Auf der Friedrichsſtadt und Neuſtadt iſt auch die Mannſchaft einquartieret. Die Uniform ſind weiße Collette und blaue Weſten mit Gold beſetzet. Außer dem Dienſte tragen die Officiere rothe Röcke mit blauen Aufſchlägen, blaßgelbe Weſten und goldene Achſelbänder.

5) Das Regiment von Bülow, Infanterie.

Der Chef iſt Se. Excellenz Herr Johann Albrecht von Bülow, Generallieutenant von der Infanterie und Ritter des ſchwarzen Adlerordens. Das Regiment beſtehet aus zwo Grenadier- und zehen Füſeliercompagnien, und iſt auf der Cöpenickervorſtadt und neu Cölln einquartieret. Die Uniform ſind blaue Röcke mit ſchwarzen Klappen und Aufſchlägen und blaßgelbe Weſten. Die Officiere tragen Hüte mit breiten goldnen Treſſen beſetzt, und goldne Achſelbänder.

6) Das Regiment Prinz Friedrich, Infanterie

Der Chef iſt Se. Durchl. der Prinz Friedrich von Braunſchweig, Generallieutenant von der Infanterie. Es beſtehet aus zwo Grenadier- und zehen Musketiercompagnien und liegt auf der Friedrichsſtadt. Die Uniform ſind blaue Röcke mit rothen Aufſchlägen und ſtatt der Klappen mit Borten beſetzt. Die Officiere tragen mit Gold geſtickte Röcke und ſchmale goldene Treſſen auf den Hüten.

7) Das Regiment von Ramin, Infanterie.

Der Chef iſt Se. Excellenz Herr Friedrich Ehrenreich von Ramin, Generallieutenant von der Infanterie, Gouverneur der Königlichen Reſidenzſtädte Berlin und Ritter des ſchwarzen Adlerordens. Das Regiment liegt auf der Friedrichsſtadt. Die Uniform ſind blaue Röcke mit rothen Klappen und Aufſchlägen, und gelben Knöpfen. Die Officiere tragen Hüte mit ſchmalen goldnen Treſſen beſetzt. Die

Hauptwache hat dieſes Regiment mit dem vorigen gemeinſchaftlich neben der Dreyfaltigkeitskirche.

8) Das Regiment von Lottum, Infanterie.

Der Chef iſt der Generalmajor Reichsgraf **von Wylich und Lottum**, Commendant der Reſidenzſtädte Berlin. Das Regiment liegt auf der Friedrichsſtadt und auf dem Friedrichswerder. Die Uniform ſind blaue Röcke mit weißen Klappen und Aufſchlägen. Die Officiere tragen ſchmale ſilberne Treſſen um die Hüte und ſilberne Achſelbänder. Dieſes, und das Steinkellerſche Regiment, beſetzen gewöhnlich die Schloßwache.

9) Das Regiment von Renzel, Infanterie.

Der Chef iſt Herr **Chriſtoph Friedrich von Renzel**, Generalmajor von der Infanterie. Das Regiment liegt in der Berliner Vorſtadt im Königs- und Spandauerviertel. Die Uniform ſind blaue Röcke mit weißen Borten. Die Officiere tragen die Borten von Silber.

10) Das Regiment von Steinkeller, Infanterie.

Der Chef iſt Herr Anton Abraham **von Steinkeller**, Generalmajor von der Infanterie. Das Regiment liegt in Berlin und in alt Cölln. Die Uniform ſind blaue Röcke mit rothen Aufſchlägen und gelben Borten, die Officiere tragen die Röcke und Aufſchläge mit Gold geſtickt, und ſchmale goldene Treſſen um die Hüte. Die Hauptwache hat das Regiment mit dem Lottumſchen gemeinſchaftlich auf dem Spittelmarkte.

11) Das Regiment von Roſchenbahr, Infanterie.

Der Chef iſt der Oberſte Herr **von Roſchenbahr**. Das Regiment liegt in Berlin und iſt das älteſte in der ganzen Königl. Armee. Die Uniform ſind blaue Röcke mit rothen Klappen und Aufſchlägen und weißen Knöpfen. Die Officiere tragen Klappen und Aufſchläge mit Silber geſtickt und ſchmale ſilberne Treſſen um die Hüte. Dis Regiment hat die Hauptwache mit dem Renzelſchen Regiment gemeinſchaftlich auf dem neuen Markte in Berlin.

12) Das Königliche Feldartilleriecorps.

Der Chef der ſämtlichen Artillerie iſt Se. Excell. **Herr Carl Willhelm von Dieskau**, Generallieutenant von der Infanterie und Ritter des ſchwarzen Adlerordens. Das Feldartilleriecorps beſtehet aus drey Regimentern, jedes von zehen Compagnien, welche ganz in Berlin werden zu ſtehen kommen, wenn die neuerbauten Caſernen völlig fertig ſeyn werden. Das zweyte Regiment liegt ſchon itzt, in den Caſernen an dem Oranienburger Thore. Das erſte Regiment aber iſt theils in der Berliniſchen Vorſtadt, theils auf der Dorotheenſtadt einquartieret. Die Uniform ſind blaue Röcke mit gelben Knöpfen und blaßgelben Weſten. Die Officiere tragen breite goldne Treſſen auf den Weſten und ſchmale goldne Treſſen auf den Hüten. Die Hauptwache der Artillerie iſt am Zeughauſe. (*)

Zu dem Militarſtande gehöret auch das **Invalidencorps**, welches im Invalidenhauſe vor dem Oranienburgerthore befindlich iſt. Es wird von dem Oberſtlieutenant Herrn **von Dömbke** commandiret und iſt in drey Compagnien eingetheilet.

Das **Lembkeſche** Regiment iſt eine Art Landmiliz, die nur im Kriege, zu Beſtellung der Wachten in Berlin, zuſammengebracht wird, doch werden die Ober- und Unterofficiere auch in Friedenszeiten beſtändig beſoldet. Der Chef

---

(*) Die Nahmen der Stabsofficiere, der Hauptleute und des Unterſtabs aller zur Berliniſchen Garniſon gehörigen Regimenter, findet man, nebſt der Anzeige der Wohnungen derſelben, im Adreßcalender.

Chef dieſes Regiments iſt der Oberſte Herr von Lembke. Dieſes Regiment wird von den Landſtänden unterhalten.

Die Soldaten ſind bey den Bürgern einquartieret, doch ſind ſchon vor dem leztern Kriege für die beweibte Soldaten der Regimenter Bülow, Lottum, Steinkeller und Koſchenbahr Caſernen erbauet worden, und itzt werden auf Königl. Befehl an verſchiedenen Orten der Stadt Caſernen erbauet, in welche zu mehrerer Erleichterung des Bürgers ein Theil der Garniſon ſoll einquartieret werden.

Uebrigens iſt es beynahe überflüßig anzumerken, daß kein Fremder ſich in Königl. Landen, und am wenigſten in Berlin vor gewaltſamer Werbung zu fürchten hat. Die aus dem Lande nöthigen Rekruten werden aus den angewieſenen Cantonen, mit Zuziehung der Civilobrigkeit, ausgehoben. In Berlin aber iſt kein Canton, ſondern alle gebohrne Berliner ſind aus Königl. Gnade, von aller Einrollirung frey. Die auswärtigen Rekruten werden in fremden Ländern auf Königl. Koſten geworben. In Berlin aber iſt kein Werbeplatz. Es iſt alſo die Furcht, die ſich Auswärtige zuweilen aus einem eingewurzelten Vorurtheile zu machen pflegen, ganz vergeblich.

II. Die Eximirte.

Man verſtehet unter dieſer allgemeinen Benennung, den Adel, die Königlichen Räthe und übrige Bediente, die Gelehrten, die Perſonen die von ihren Renten leben, kurz, alle diejenigen, excluſive der franzöſiſchen Colonie, die nicht bürgerliche Nahrung treiben; ſie heißen deswegen Eximirte, weil ſie der Gerichtsbarkeit des Magiſtrats und der Stadtgerichte der Reſidenzſtädte nicht unterworfen ſind, ſondern unmittelbar unter das Kammergericht gehören.

Zu den Eximirten rechnet man die Eigenthümer der Freyhäuſer, (*) ja vor Zeiten waren auch diejenigen die nur in Freyhäuſern wohnten eximirt. Die Freyhäuſer (**) ſelbſt, ſtehen auch unmittelbar unter dem Hofgerichte, ſind von aller Einquartierung und andern bürgerlichen Auflagen frey; müſſen aber dagegen, wenn fremde Herrſchaften nach Berlin kommen, das Gefolge derſelben logiren, oder auch für daſſelbe gewiſſe Nothwendigkeiten z. B. Betten u. ſ. w. liefern.

III. Die Bürgerſchaft deutſcher Nation.

Hierdurch werden alle diejenigen, die bürgerliche Nahrung treiben, ſowohl Kaufleute als auch Künſtler und Handwerker u. ſ. w. verſtanden. Sie ſtehen unter der Gerichtsbarkeit des Magiſtrats und der Stadtgerichte.

IV. Die franzöſiſche Colonie.

Es waren ſchon ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Anzahl Franzoſen in Berlin, welche auch eine eigene Kirche hatten. Aber die größte Anzahl kam ins Land, als nach der Widerrufung des Edicts von Nantes 1685 (***) viele tauſend Franzoſen der Religion wegen, ihr

---

(*) Die Frage, ob die bürgerlichen Eigenthümer der Freyhäuſer unmittelbar unter dem Kammergericht ſtehen, iſt noch nicht gänzlich entſchieden, laut des Reſcripts vom 23 November 1762. Siehe neue Sammlungen der Edicte 1761 bis 1765. Seite 169.

(**) Man kennet dieſe Häuſer auch von außen an dem Worte FREY-HAUS, welches über den Thüren pflegt angeſchrieben zu ſeyn.

(***) Siehe Hiſtoire de l'Etabliſſement des françois refugiez dans les Etats de S. A. E. de Brandebourg par David Ancillon a Berlin 1690 in 8vo., in welchem Werke man die väterliche Sorgfalt, mit der Churfürſt Friedrich Wilhelm der Große, die Refugirten aufgenommen und verſorgt hat, nicht ohne Rührung lieſet.

ihr Vaterland verließen. Und dis iſt auch der Urſprung der franzöſiſchen Colonien (*) und derſelben anklebenden Rechten und Freyheiten. Die Franzoſen haben ihre eigene Gerichte, vor welchen alle zur franzöſiſchen Colonie gehörige Perſonen, ſie ſeyn von Adel, in Bedienungen oder Bürger, müſſen belangt werden. Es gehören aber zur Colonie, nicht allein die der Religion wegen aus Frankreich vertriebenen Perſonen und ihre Nachkommen, ſondern auch alle übrige Franzoſen reformirter Religion, auch können ſich reformirte Deutſche die Franzöſinnen heyrathen, zur Colonie halten; hingegen katholiſche Franzoſen können ſich nicht zur Colonie rechnen, ſondern ſtehen unter der gewöhnlichen Gerichtsbarkeit, unter welche ſie ihrem Stande nach gehören. Die Franzoſen haben auch ihr eigenes Oberdirectorium und Oberconſiſtorium, imgleichen ihre Kirchen und Schulen, in welchen in franzöſiſcher Sprache geprediget und gelehret wird.

V. Die böhmiſche Colonie.

Es haben ſich unter der Regierung König **Friedrich Wilhelms**, ſonderlich um das Jahr 1732 viele der Religion wegen aus Böhmen vertriebene Proteſtanten, nach Berlin begeben. Sie haben verſchiedene nützliche Fabriken angelegt, einige ſind auch wegen der guten Gartengewächſe, die ſie ziehen, bekant. Sie haben auf der Friedrichſtadt ihre eigene Kirche, an welcher zween Prediger ein lutheriſcher und ein reformirter, ſtehen, die ſowohl böh-

---

(*) Alle die franzöſiſche Colonien angehende, und ſonſt ins Franzöſiſche überſetzte Edicte, ſind dem ſechſten Bande von Mylius Corp. Conſtit. march. beygefügt, und ſind auch beſonders zu haben, unter dem Titel: Recueil des Edits, Ordonances, Reglemens & Reſcripts, contenant les Privileges & les Droits attribués aux françois refugiez dans les Etats du Roi &c. à Berlin 1750 fol.

miſch, als auch zu gewiſſen Zeiten deutſch predigen. Eine beſondere Gerichtsbarkeit haben die Böhmen nicht, ſondern ſind den ordentlichen Gerichten, unter die ſie ihrem Stande nach gehören, unterworfen.

VI. Die Judenſchaft.

Vor alten Zeiten ſind die Juden aus der Churmark zu verſchiedenen malen vertrieben worden, und war wegen ihres Schutzes keine rechte Ordnung, bis Churf. Friedrich Willhelm der Große unterm 21 May 1691 (*) funfzig Judenfamilien die Erlaubniß gab, ſich in der Churmark, gegen ein gewiſſes Schutzgeld niederzulaſſen. Dieſe Familien vermehrten ſich nach und nach ſo, daß unter König Friedrich I. im Jahre 1700, 112 Judenfamilien (**) in der Reſidenzſtadt befindlich waren. Beym Antritt der Regierung König Friedrich Willhelms, ward der hieſigen Judenſchaft ihr Privilegium unterm 20 May 1714 (***) erneuert, in dieſem Privilegium werden 119, damals in den Reſidenzſtädten anſäßige Schutzjudenfamilien namentlich angeführet. Unterm 29 September 1730 (****) ward das erſte Generalprivilegium und Reglement für die Judenſchaft in allen Königl. Ländern gegeben. Das neueſte Generalprivilegium iſt vom 17 April 1750, (*****) in welchem, und einigen nachher ergangenen Reſcripten die Art, wie ſich Judenfamilien in den Königl. Ländern anſetzen können, und wie ſie ſich zu verhalten haben, feſtgeſetzet iſt.

Izt

(*) Siehe Mylii Corpus Conſtit. march. 5ter Th. 3te Abtheil. S. 121 und folg.

(**) Siehe Verordnungen vom 25 Jan. 1700 in Mylius V. V. S. 121.

(***) Siehe Mylius V. V. S. 157 und folg.

(****) Siehe Mylius V. V. S. 193.

(*****) Es ſtehet in der neuen Sammlung der Königl. Verordnungen Edicte ꝛc. für die Jahre 1756 bis 1760 S. 118 und folg.

Itzt beſteht die Judenſchaft in Berlin aus etwa vierhundert Familien. Jeder Hausvater hat die Freyheit eines ſeiner Kinder im Lande ſich ſetzen und verheyrathen zu laſſen, auch unter gewiſſen Bedingungen ein zweytes Kind, jedoch haben verſchiedene der reichen Häuſer Hauptprivilegien für ihre ſämtlichen Kinder. In dem Generalprivilegium vom Jahre 1750 iſt den hieſigen Juden zwar nur erlaubet, in den Reſidenzſtädten 40 Häuſer eigenthümlich zu beſitzen, unterm 11 November 1763 (*) aber, hat der König aus beſonderer Gnade die Anzahl mit dreyßig vermehret.

Die Berliniſchen Juden ſtehen wegen Gewinnung ihres Schutzes, wegen ihrer Präſtationen, Nahrung, Verheyrathung und ihres übrigen Verhaltens, unter der Churmärkiſchen Krieges- und Domainenkammer. Wegen Klagen und Juſtizſachen ward den 23 November 1708 [**] eine beſondere Judencommißion errichtet. Dieſe ward bey der neuen Einrichtung des Kammergerichts, mit dem erſten Senate deſſelben vereiniget, ſo daß nunmehr die hieſigen Juden in der erſten Inſtanz unter dem erſten Senate des Kammergerichts ſtehen. Die Streitigkeiten der Juden unter ſich, können auch von dem hieſigen Oberrabbiner nach jüdiſchen Gewohnheiten geſchlichtet werden, ſein Spruch wird für rechtskräftig gehalten, doch ſteht die Vollſtreckung der Execution demſelben nicht zu, ſondern er muß den ordentlichen Richter der Juden dazu belangen. [***]

Die Juden leben größtentheils von der Handlung. Die reichſten Häuſer haben verſchiedene nützliche Fabriken und Manufacturen angelegt, ſie haben auch Antheil an den hieſigen Handlungscompagnien, und führen anſehnliche Wechſelbanken. Die übrigen führen einen Ausſchnitthandel mit aller-

---

(*) Siehe Edicte von 1761 bis 1765 S. 1121.

[**] Siehe im Mylius 2ten Th. 2ter Abthl. S. 353.

[***] Siehe neue Samml. von Verordn. 1756 bis 1760 S. 269.

allerhand Waaren, und dürfen offene Läden haben. Es giebt auch unter ihnen vereydete Bancomäkler. Mit Wolle, mit rohen Häuten, gefärbtem Leder, rohem Tobak, Wein und Hökerwaaren zu handeln, iſt ihnen im Generalprivilegium verboten, desgleichen iſt ihnen auch Brauhäuſer zu halten, und zünftige Handwerker zu treiben verſaget. Die freyen Künſte ſind ihnen zwar erlaubt, aber ſie ſcheinen keine ſonderliche Neigung dazu zu haben. Sonſt muß man von der Berliniſchen Judenſchaft rühmen, daß unter derſelben verſchiedne Gelehrte, und viele Leute von Geſchmak und Liebhaber der ſchönen Wiſſenſchaften angetroffen werden. Sie haben auch ihre eigene Buchdruckereyen, in welchen hebräiſche Bücher gedruckt werden.

Sie genießen freye Religionsübung und haben im Jahr 1707 eine öffentliche Synagoge gebauet.

Dritter Abſchnitt.

Vom Königlichen Hofe.

Die hohen Hofchargen bey des Königs Majeſtät ſind folgende:

Der Oberkammerherr: anitzt iſt dieſe Stelle unbeſetzt.

Der Oberhofmarſchall: itzt Se. Excell. Graf Heinrich der IX. Reuß.

Der Grand-Maitre de Garderobbe: itzt Se. Excell. der Graf von Eickſtedt Peterswalde.

Der Oberſtallmeiſter: itzt Se. Excell. der Graf von Schafgotſch.

Der Oberſchenke: itzt Se. Excell. der Graf Henkel von Donnersmark.

Der Oberjägermeiſter: itzt der Freyherr von Grappendorf.

Der Schloßhauptmann: itzt der Graf von Kameke.

Der erſte Kammerherr: itzt der Freyherr von Pöllnitz; und die übrigen Kammerherren.

Die hohen Hofchargen bey Ihro Majeſtät der Königin ſind folgende:

Der Oberhofmeiſter: itzt Se. Excell. der Reichsgraf von Wartensleben.

Die Oberhofmeiſterin: itzt Ihre Excell. die verwittwete Freyfrau von Kanneberg, gebohrne Gräfin von Finkenſtein.

Der Hofmarſchall: itzt der Herr von Voß, ferner, die Kammerherrn, die Dames d'Atour und die Hofdamen. (Dames d'Honneur)

Die Prinzen des Königlichen Hauſes haben ihre Hofmarſchälle und Kammerherren, und die Prinzeſſinnen des Königlichen Hauſes, haben ihre Oberhofmeiſterinnen und Hofdamen, deren Namen man im Adreßcalender findet.

Alle Perſonen adelichen Standes können ſich ſowohl dem Könige und der Königin, als auch den Prinzen und den Prinzeßinnen vorſtellen laſſen. Hiezu wird erfordert, daß ſie dem Oberhofmarſchall, Oberhofmeiſter, oder der Oberhofmeiſterin, oder dem Hofmarſchall des Hofes, an dem ſie ſich wollen vorſtellen laſſen, aufwarten, und ſie um die Vorſtellung erſuchen, welche denn einen dazu bequemen Tag beſtimmen. Ehe die Vorſtellung geſchiehet, iſt es auch gewöhnlich die übrigen Hofcavaliere und Hofdamen des Hofes, an welchem man ſich will vorſtellen laſſen, zu beſuchen. Wer einmal vorgeſtellet iſt, kann hernach jederzeit an den Cour- und Apartementstagen bey Hofe erſcheinen.

Die an dem hieſigen Hofe übliche Etikette bringt es mit ſich, daß niemals ein Fremder bey dem Könige und der Königin zur Tafel gezogen wird, wohl aber zuweilen bey den Prinzen und Prinzeßinnen. Nur die fremde Geſandten, werden der hergebrachten Etikette gemäß, weder bey dem Könige und der Königin, noch bey den Prinzen und Prinzeßinnen zur Tafel gebeten. Doch werden bey großen Solennitäten, als z. B. bey hohen Vermählungen, die fremden Geſandten auch nach Hofe zur Tafel eingeladen, da denn an der Tafel, an welcher ſie ſpeiſen, einer der Staasminiſter vom Departement der auswärtigen Affairen die Honneurs zu machen pflegt.

Zur Nachricht der Fremden wollen wir noch die Namen der Ober- und Hofmarſchälle und Oberhofmeiſterinnen aller Höfe hieher ſetzen, welche den hohen Herrſchaften fremde Cavaliere und Damen vorſtellen.

Sr. Majeſtät dem Könige werden die Fremden durch Se. Excell. den Grafen Heinrich IX. Reuß, als Oberhofmarſchall, vorgeſtellet.

Ihro Majeſtät der Königin, die Cavaliere, durch des Oberhofmeiſter Grafen von Wartensleben Excellenz.

Die Damen durch die Oberhofmeiſterin Freyfrau von Kanneberg Excell.

Sr. Königlichen Hoheit dem Prinzen von Preuſſen, durch den Hofmarſchall, Herrn Oberſten von Forcade,

Ihro Königlichen Hoheit der Prinzeßin von Preußen durch die Oberhofmeiſterin Frau von Marien,

Ihro Königlichen Hoheit der verwittweten Prinzeßin von Preuſſen, die Cavaliere, durch den Hofmarſchall, Freyherrn von Keſſel.

Die Damen, durch die Oberhofmeiſterin Frau von Wolden.

Sr. Königlichen Hoheit dem Prinzen Heinrich, durch den Hofmarſchall, Herrn Grafen von Schlippenbach.

Ihro Königlichen Hoheit der Prinzeßin, Gemahlin des Prinzen Heinrichs, durch die Oberhofmeiſterin, Frau von Blumenthal.

Sr. Königlichen Hoheit dem Prinzen Ferdinand, durch den Hofmarſchall, Freyherrn von Meden.

Ihro Königlichen Hoheit der Prinzeßin, Gemahlin des Prinzen Ferdinands, durch die älteſte Hofdame, Gräfin von Wartensleben.

Jhro Königlichen Hoheit der Prinzeßin Amalia, regierenden Aebtißin von Quedlinburg, die Cavaliers durch den Hofmarſchall, Herrn von Meden. Die Damen, durch die Oberhofmeiſterin, verwitwete Frau von Maupertuis.

Sr. Königlichen Hoheit dem Markgrafen von Schwedt, durch den Hofmarſchall Herrn von Wilmersdorf.

Bey Sr. Königlichen Hoheit dem Markgrafen Heinrich, iſt die Hofmarſchallſtelle itzt unbeſetzt.

Jhro Königlichen Hoheit, der regierenden Aebtißin von Hervorden, werden Fremde durch den Herrn von Bonin vorgeſtellt.

Die Courtage, die Einrichtung der Luſtbarkeiten im Carnaval, die Bälle und andere außerordentliche Feyerlichkeiten, wie auch die Hoftrauern, werden dem Adel durch den Königl. Hoffourier angeſaget. An den Courtagen bey der Königin, und an den Appartementstagen bey der verwitweten Prinzeßin von Preuſſen, erſcheinen die Damen jederzeit in Roben und Reifröcken. Bey andern Feyerlichkeiten aber wird ausdrücklich angeſagt, ob ſie en robe oder en volante, mit oder ohne Reifrok erſcheinen. Desgleichen wird es bey den Bällen allemal angeſaget, ob es ein geſchmükter oder maskirter Ball ſeyn werde, und im lezten Fall, ob man in Domino, oder in Charaktermasken erſcheinen ſoll.

Die Officiere in Königl. Dienſten erſcheinen bey Hofe allemal in ihrer Uniform, doch die Cavalleriſten, wenn ſie bey der Königin Majeſtät Cour machen, ohne Stiefeln. Auch fremde Cavaliere die in Militardienſten ſtehen, können wenn ſie wollen, in ihrer Uniform, doch ohne Stiefeln bey Hofe erſcheinen. Selbſt bey Hoftrauern iſt es ihnen erlaubt, bloß militariſch mit einem Flore oder ſchwärzer Weſte zu trauern.

Wegen der Hoftrauer iſt zu merken, daß ſelbſt bey den Trauerfällen des Königl. Hauſes, kein Einheimiſcher, außer den Prinzen des Königl. Hauſes, ſeine Kutſchen drapiren, und ſeine Bediente ſchwarz kleiden darf. Fremde Geſandten pflegen dis zu thun, wenn an ihren reſp. Höfen tiefe Trauerfälle geſchehen, auch andern Fremden iſt hierin alles zu eigner Willkühr überlaſſen.

Die Geburtsfeſte der Königlichen Familie, die bey Hofe allemal in Galla gefeyert werden ſind folgende:

Im Jenner.

den 18. Geburtstag des Prinzen Heinrich.
den 24. Geburtstag des Königs.
den 29. Geburtstag der verwitweten Prinzeßin von Preuſſen.

Im Hornung.

den 23. Geburtstag der Prinzeßin Gemahlin des Prinzen Heinrich.

Im Merz.

den 5. Namenstag des Königs.
den 13. Geburtstag der Herzogin von Braunſchweig.

Im April.

den 22. Geburtstag der Prinzeßin Gemahlin des Prinzen Ferdinand.

Im May.

den 7. Geburtstag der Prinzeßin Friederika Charlotta Ulrika, Prinzeßin Tochter des Prinzen von Preuſſen.
den 23. Geburtstag des Prinzen Ferdinand.

Im Auguſt.

den 7. Geburtstag der Prinzeßin Gemahlin des Statthalters der vereinigten Niederlande.
den 21. Geburtstag des Markgrafen Heinrich.

Im Herbſtmonat.

den 25. Geburtstag des Prinzen von Preuſſen.

Im Wintermonat.

den 8. Geburtstag der Königin und der Prinzeßin von Preuſſen.

den 9. Geburtstag der Prinzeßin Amalia.

Im Chriſtmonat.

den 27. Geburtstag des Markgrafen von Schwedt

Vier

Vierter Abſchnitt.

Von den zu Berlin befindlichen hohen Landescollegien.

In dem gegenwärtigen Abſchnitte ſoll ein kurzer Begriff der vielen zu Berlin befindlichen Collegien gegeben werden, die ihre Verrichtungen zum Theil auf alle, zum Theil auf einige Provinzen der Königl. Länder erſtrecken. Um bey der Menge doch eine Ordnung zu beobachten, ſo wollen wir zuförderſt vom geheimen Staatsrath und dem Cabinetsminiſterium einige Nachricht geben, die übrigen Collegien in Finanz- Juſtiz- und geiſtliche Collegien eintheilen, und endlich die übrigen, die unter obiger Eintheilung ſich nicht aufführen laſſen, nach einander herzählen. [*]

I. Der geheime Staatsrath.

Iſt das höchſte Collegium im Lande, deſſen Wirkung über alle Provinzen geht, und beſteht aus allen wirklichen geheimen Staatsminiſtern, ſie mögen Chefs von Collegien ſeyn oder nicht. Auch die in andern Provinzen befindliche wirkliche Staatsminiſter haben bey ihrer Anweſenheit in Berlin, im Staatsrathe Sitz und Stimme. Die aus dieſem Collegium ergangenen Edicte und Befehle werden zuweilen von allen anweſenden Miniſtern, bey vielen Gelegenheiten aber auch nur von den Miniſtern, zu deren Departement die Sache gehöret, unterſchrieben. Die wichtigſten Landesangelegenheiten von allen Orten können vor dieſes Collegium gezogen, und daſelbſt entſchieden werden.

---

[*] Die Ordnung, in der wir die Collegien nach einander ſetzen, iſt bloß willkührlich, und iſt nicht die Meynung den Rang irgend eines Collegium dadurch zu beſtimmen, oder ihm etwas davon zu entziehen.

Auch ertheilet dieſes Collegium die vorfallende Belehnungen, die Schleſiſchen Fürſten ausgenommen, die der König vom Throne belehnet. Wenn ein anderes Collegium an den Staatsrath berichtet, oder wenn jemand etwas bey demſelben ſuchet, ſo pflegt man die Redensart zu gebrauchen, nach Hofe berichten, oder bey Hofe etwas ſuchen. Suchet man aber bey des Königs allerhöchſter Perſon immediat, ſo pflegt man zu ſagen: man habe ſich im Cabinet gemeldet. Daher auch die von des Königs allerhöchſter Perſon immediat ergehende Befehle Cabinetsordern pflegen genennet zu werden. Der Staatsrath verſammelt ſich zufolge eines Reſcripts König Friedrich Willhelms vom 17 Junius 1738 des Montags Vormittags auf dem Schloſſe.

II. Das Cabinetsminiſterium, oder Departement der auswärtigen Affairen.

Man muß es wie eben erwehnet, mit dem Cabinet, wodurch bloß die von dem Könige immediat ergehende Befehle verſtanden werden, nicht verwechſeln. Das Cabinetsminiſterium hat die Beſorgung der ſämtlichen auswärtigen Geſchäfte. Daſſelbe giebt den Geſandten an auswärtigen Höfen Inſtruction, empfängt ihre Berichte und führt auch die Geſchäfte mit den am hieſigen Hofe ſich befindenden Geſandten fremder Höfe, und betreibet überhaupt alle Staatsgeſchäfte. Dis Departement beſtehet au zween wirklichen geheimen Staats- Kriegs- und Cabinetsminiſtern, welches itzt Se. Excell. Herr Carl Willhelm Graf von Finkenſtein und Se. Excell. Her Ewald Friedrich von Herzberg ſind. Auch pflegt bey dieſem Departement ein rechtsgelehrter Geheimerrath z ſeyn, der in Sr. Majeſtät deutſchen Reichsangelegenheiten, Proceß- Grenz- und Juſtizſachen, den Vortrag ha

un

und in den darüber gehalten werdenden Conferenzen das Protocoll führet; dis iſt itzt der Herr Geheimerath Buchholz. Uebrigens arbeiten in dieſem Departement verſchiedene Geheimelegationsräthe und Legationsräthe.

In der geheimen Canzley werden die im Geheimenſtaatsrathe dem Cabinetsminiſterium und Miniſterium des Juſtizdepartements, (ſiehe S. 148) wie auch noch in einigen andern Collegien vorfallende Geſchäfte durch verſchiedene Geheime- und Kriegesräthe, deren jeder ſein Departement hat, expediret, und durch eine Anzahl geheime Secretarien und geheimer Canzelliſten ins Reine gebracht. Sie iſt auf dem Schloſſe und täglich Vor- und Nachmittages offen.

In dem geheimen Archive werden alle Expeditionen dieſer hohen Collegien, und ſowol die die Geſchäfte mit fremden Mächten, als auch die die wichtigſten Landesangelegenheiten betreffende Schriften aufbehalten. Es iſt auf dem Schloſſe und täglich Vor und Nachmittags offen. Verſchiedene geheime Archivarien haben die Aufſicht darüber.

III. Die verſchiedene Finanzcollegien und Caſſen.

1) Das General- Ober- Finanz- Kriegs- und Domainendirectorium.

Es ward im Jahr 1723 vom König Friedrich Wilhelm errichtet, der das ehemalige Generalcommiſſariat und Generalfinanzdirectorium aufgehoben und dagegen dieſes hohe Collegium angeordnet hat (*). Es hat die

oberſte

(*) Siehe das deßhalb ergangene Notificationspatent vom 24 Januar 1723 in Mylius Corp. Conſt. march. 6ter Th. 2te Abth. S. 241.

oberſte Erkentniß und Anordnung aller Finanz- und Domainenſachen, und erſtreckt ſich über die geſamte Länder des Königs, das Herzogthum Schleſien ausgenommen. Daher iſt dieſes hohe Collegium in ſechs Departemente eingetheilet, in deren jedem ein geheimer Staats- Krieges- und dirigirender Miniſter als Chef präſidirt. Der König ſelbſt iſt Präſident des ganzen Directorium, daher die Chefs der Departemente ſich Vicepräſidenten ſchreiben. Das erſte Departement hat das Königreich Preuſſen, Littauen, Pommern und die Neumark, wie auch die Salzſachen aller Königl. Provinzen. Zum zweyten Departement gehören die Churmark und Magdeburg, wie auch alle Caſſenſachen. Zum dritten Departement gehören alle übrige Länder des Königs, wie auch die Stempel und Kartenkammerſachen, imgleichen das Hüttendepartement. Das vierte Departement hat das Acciſe- und Zollweſen. Das fünfte Departement hat die Commercien- Fabriken- und Manufacturſachen. Das ſechſte iſt das Kriegesdepartement, wohin alle Marſch- Servis- Einquartirungs- Magazin u. Proviantſachen, ferner das Salpeterweſen, das Lagerhaus, die Gold- und Silbermanufactur und das große Potsdammiſche Wayſenhaus gehören. Die dieſem hohen Collegium als Vicepräſidenten vorgeſetzte **wirkliche Geheime- Staats- Krieges- und dirigirende Miniſter** ſind folgende: Se. Excell. Herr **Graf Heinrich der IX. Reuß** concurrirt als Director der Churmärkiſchen Landſchaft mit dem zweyten Departement. Se. Excell. Herr **Carl Heinrich von Wedell**, Vicepräſident des ſechſten Departements. Se. Excell. Herr **Valentin von Maſſow**, Vicepräſident des zweyten Departements. Se. Excell. Herr **Joachim Chriſtian von Blumenthal**, Vicepräſident des erſten Departements. Se. Excell. Herr **Ludwig Philipp von Hagen**, Vicepräſident des dritten Departements. Se. Excell. Herr **Julius Frey-**

herr von der Horſt, Vicepräſident des vierten Departements, und concurriret mit dem fünften Departement. Beym fünften Departement hat der Herr Geheimefinanzrath Fäſch, das Präſidium, und die Direction. Der Geheimelegationsrath Freyherr von Knyphauſen, hat als Generalcommerciencommiſſar, die Direction in extraordinairen Commercien und Finanzſachen, bey allen Departements. Den Vortrag der Sachen haben die Geheimenfinanzräthe, welche als Mitglieder des Collegium ihre Stim̃en geben. Bey allen Departementen werden die Juſtizſachen von einem eigenen Juſtitiarius, der auch Geheimerfinanzrath iſt, beſorget. Die Decrete werden in pleno eines jeden Departements entworfen, und von den expedirenden Secretarien extendirt, in ordentliche Form gebracht, und in die Canzley des General Ober- Finanz- Krieges- und Domainendirectoriums gegeben. Daſelbſt werden ſie an die gehörigen Orte befördert, nachdem ſie vorher von den Canzeliſten nochmals copirt, und dieſe Copie zur Regiſtratur geliefert worden. Der jedesmalige Director der Churmärkiſchen Landſchaft concurriret mit dem zweyten Departement. Der Präſident der Churmärkiſchen Kammer hat auch Sitz und Stimme bey dem Generaldirectorium. Dieſes hohe Collegium verſammelt ſich auf dem Schloſſe, des Dienſtags, Mittwochs und Donnerſtags Vormittags.

2) Churmärkiſche Kriegs- und Domainenkammer.

Hat die Verpachtung der Aemter und aller Domainengüter, die öffentliche Baue, die Creyß- und Vorſpannſachen, das Policey- Jagd- und Forſtweſen der ganzen Churmark. Außer dem Präſidenten und Director ſind die Krieges- und Domainenräthe die Mitglieder, deren jeder ein beſonderes Fach zu bearbeiten hat. Auch haben die Oberforſtmeiſter und

Landräthe Sitz und Stimme dabey. Unter dieſem Collegium ſtehen die Steuerräthe in den Provinzialſtädten, die Amtspächter, die Feldmeſſer und Conducteure. Es hat daſſelbe auch einen eigenen Juſtitiarius und ſeine eigene Fiſcäle Zuweilen ſind einige junge Leute, denen es erlaubt iſt den Seßionen beyzuwohnen, um die Routine in Kammerſachen zu erlangen, ſie heißen **Auskultatoren.** Zur Canzley gehören die Secretarien, Canzeliſten und Regiſtratoren. Zur Nachſehung der Aemter- Bau- und Forſtrechnungen iſt ein eigenes **Rechnungsdepartement,** und noch beſonders eine **Aemterbaucanzley.** In Policeyſachen concurriret der Policeydirector in Berlin mit der Kammer. Auch verſieht dieſes Collegium die Anweiſung des Bau- und Brennholzes. Es verſammelt ſich täglich auf dem Schloſſe.

3) Baudepartement.

Iſt der Churmärkiſchen Kammer ſubordiniret. Es beſteht aus den Bauinſpectoren, die die Angabe und Anweiſung der Baue, die die Kammer veranlaſſet, zu beſorgen haben.

4) Generalproviantamt.

War ehedem mit dem Mühlenamte vereinbaret. Itzt ſteht es unter dem ſechſten Departement des Generaldirectorium, dazu gehöret auch das **Berliniſche Proviantamt** von den Korn- und Strohmagazienen zu Berlin, und vor der Beckerey, deſſen in dem folgenden Abſchnitte wird erwähnet werden. Das Generalproviantamt iſt auf dem Mühlenhofe, die Hauptmagazincaſſe aber in der breiten Straße in der alten Ritterakademie.

5) Generalacciſe- und Zolladminiſtration oder Regie.

Gehöret zum vierten Departement des Generaldirectorium. Die Regie beſteht aus den Finanziers welche das

Acciſeweſen aller Provinzen adminiſtriren. Die Regie iſt in dem ehemaligen Donnerſchen Hauſe neben dem Zeughauſe. Die Berliniſche Zoll- und Acciſedirection, die auch von der Regie abhänget, wird im folgenden Capitel erwähnet werden.

6) Ober-Krieges- und Domainenrechenkammer.

War ſonſt ein Theil des Generaldirectorium, ward nachher aber ein beſonderes Collegium, welches alle bey dem Generaldirectorium von den ſämtlichen Kammern einlaufende Rechnungen nachzuſehen und zu berichtigen hat. Im Junius 1768 ward ſie abermals zu einem Theil des Generaldirectorium erkläret, und ihr der Rang vor allen Provinciallandescollegien gegeben. Sie iſt in der breiten Straße auf dem Stalle, und täglich Vor- und Nachmittages offen.

7) Haupt-Stempel- und Kartenkammer.

Hat die Austheilung des Stempelpapiers, und die Berechnung der dafür einlaufenden Gelder, ferner die Stempelung und Austheilung der Spielkarten; denn es iſt verboten fremde und ungeſtempelte Spielkarten einzuführen, oder auch nur damit zu ſpielen, bey Einhundert Reichsthaler Strafe, für jedes Spiel. Hier muß auch von den Muſikanten, die für Geld mit Muſik aufwarten wollen, ſo oft ſie aufwarten, ein Zettel gelöſet und dafür eine gewiſſe Taxe bezahlet werden. Wobey, und wie hoch das Stempelpapier gebraucht werden müſſe, iſt aus dem neueſten Stempel- und Kartenedicte d. d. Berlin den 13ten May 1766 zu erſehen. Die Haupt-Stempel- und Kartenkammer ſtehet unter dem dritten Departement des Generaldirectorium, und iſt auf dem Werder im Fürſtenhauſe.

8) Das Bergwerks- und Hüttendepartement.

Iſt im Julius 1768 errichtet, und gehört zum dritten Departement des Generaldirectorium. Es hat die Aufſicht auf alle Königl. Berg- und Hüttenwerke. Es iſt auf dem Fürſtenhauſe, woſelbſt auch die dazu gehörige Caſſe befindlich iſt.

Verſchiedene Caſſen.

a) Churmärkiſche Landrentey.

Hat die Einnahme und Berechnung der Domainengefälle und iſt der Churmärkiſchen Kammer ſubordinirt. Sie iſt auf dem Schloſſe und täglich offen.

b) Generaldomainencaſſe.

Hängt von der Churmärkiſchen Kammer ab, und hat die Einnahme und Berechnung des Ueberſchuſſes, der bey vielen andern Caſſen, nach Abzug der Etatsmäßigen Ausgaben, übrig bleibt. Sie iſt auf dem Schloſſe.

c) Churmärkiſche Steuercaſſe.

Hat die Einnahme und Berechnung der in den Zoll- und Acciſeämtern und ſonſt einlaufenden Steuergelder. Iſt der Churmärkiſchen Kammer ſubordinirt und gleichfals auf dem Schloſſe täglich offen.

d) Licentcaſſe.

Hat die Einnahme und Berechnung der Gelder, welche durch den Waſſerzoll, welchen man Licent zu nennen pflegt, gehoben werden. Sie iſt in der breiten Straße über dem Königl. Stalle.

e) Ge-

e) Generalkriegescaſſe.

Hat die Berechnung und Auszahlung der zum Kriegesweſen erforderlichen Gelder, welche zu dieſem Behuf aus andern Caſſen einlaufen. Hieher laufen alle Reſte der andern Caſſen. Sie iſt auf dem Schloſſe.

f) Generalſalzcaſſe.

Da alles Salz im Lande bereitet, und für Königliche Rechnung verkaufet wird, ſo fließen alle dafür einkommende Gelder in dieſe Caſſe. Sie iſt auf dem Schloſſe.

g) Generalſtrafcaſſe.

Hieher fließen alle Geldſtrafen, welche ſo wohl in Inquiſitions- als Civilproceſſen, von den obern Collegien in Berlin zuerkannt werden, auch in einigen Fällen der Abſchoß. Sie iſt auf dem Schloſſe.

h) Hofſtaatscaſſe.

Hat die Einnahme und Berechnung der Gelder zu den Beſoldungen der zu des Königs Hofſtaat gehörigen Perſonen und Bedienten. Beſorgt auch andere Ausgaben. Der Hofſtaatsrentmeiſter beſorgt zugleich die Königliche Hand- und Diſpoſitionsgeldercaſſe. Die Hofſtaatscaſſe iſt auf dem Schloſſe.

i) Chargencaſſe.

Churfürſt Friedrich Willhelm errichtete dieſe Caſſe im Jahr 1686 unter dem Nahmen der Marinecaſſe, weil ſie zum Behuf der Marine oder Flotte beſtimmt war. König Friedrich Willhelm ſubſtituirte ihr im Jahr 1721 die Recrutencaſſe. Die Einnahme war indeß immer dieſelbe, nemlich die Berechnung der Gelder für die ertheilte Prädicate und Titel. Ueberdem muß ein jeder Civilbedienter bey Antritt ſeiner Bedienung ſogleich den vierten Theil ſeiner jährlichen Beſoldung an dieſe Caſſe entrichten. Sie iſt auf dem Schloſſe.

k) Orangiſche Succeßions- und Invalidencaſſe.

Der Invalidencaſſe fällt das Vermögen aller Deſerteure, ſowohl der Officiere als der Gemeinen, wie nicht weniger auch der blos enrollirten zu. In die damit verbundene Orangiſche Succeßionscaſſe fließen gewiſſe Revenüen, aus den aus der Orangiſchen Erbſchaft an das Königl. Haus gekommenen Provinzen. Sie iſt auf dem Schloſſe.

l) Extraordinairencaſſe.

Iſt zu ſolchen Ausgaben beſtimmt, die auf dem ordinairen Etat keine Rubrik haben, und alſo mit demſelben nicht in Rechnung gebracht werden dürfen. Sie iſt auf dem Schloſſe.

IV. Die verſchiedenen Juſtizcollegien.

1) Miniſterium des Juſtizdepartements.

Mit demſelben ſind zugleich verbunden a) das geiſtliche Departement. b) Das Lehnsdepartement. c) Das Obercuratorium über die Univerſitäten. d) Das franzöſiſche Departement. e) Das Pfälzerkolonie-departement. Es beſtehet itzt aus vier wirklichen geheimen Staats- und Juſtizminiſtern.

Se. Excell. der Großkanzler Herr **Philipp Joſeph von Jariges**, iſt Chef der Juſtiz und aller Juſtizcollegien. Er hat die Aufſicht auf das ganze Juſtizweſen, ſowohl bey den deutſchen als franzöſiſchen Gerichten, in ſämtlichen

lichen Königl. Ländern, inſonderheit aber in der Churmark und Oſtfrießland, wie auch bey den Pfälzerkolonien. Alle die Beſtellung, Prüfung, Verpflichtung und Beſoldung der Juſtizbedienten, ferner alle die Erhaltung und Verbeſſerung der Juſtizeinrichtungen und die Verwaltung der Juſtiz überhaupt, betreffende Sachen, gehören allein für ihn.

Se. Excell. Herr **Carl Joſeph Maximilian Freyherr von Fürſt und Kupferberg**, hat die beſondere Aufſicht auf die Juſtizverwaltung in den Provinzen, Preuſſen, Geldern. Magdeburg, Cleve, Mark, Pommern, Halberſtadt, Minden, Ravensberg, Meurs, Lingen, Tecklenburg, Lauenburg, Bütow und Quedlinburg; das Lehnsdepartement, oder die Direction in Lehnsſachen in allen Königl. Ländern, ausgenommen Schleſien; das Oberkuratorium über die ſämtlichen Univerſitäten, und die Mitaufſicht mit des Herrn Großkanzlers Excell. auf die ſämtlichen Pfälzerkolonien. Außer dieſem iſt er zugleich Präſident des Obertribunals oder Oberappellationsgerichts.

Se. Excell. Herr **Ernſt Friedemann von Münchhauſen**, hat die beſondere Aufſicht auf die Juſtizverwaltung und die Lehnsſachen in Schleſien, wie auch auf alle Criminalſachen in ſämtlichen Königl. Landen; das geiſtliche Departement, oder die Direction in allen evangeliſchlutheriſchen geiſtlichen Kirchen- und Schulſachen, auch alle, die Stifter und Klöſter, imgleichen die katholiſche Geiſtlichkeit betreffende Sachen, in ſämtlichen Provinzen; wie auch mit des Herrn von Dorville Excell., gemeinſchaftlich: die Direction in allen reformirten Kirchen- und Schulſachen in Schleſien und Weſtphalen; das Curatorium der Dreyfaltigkeitskirche, und das Directorium der Königl. Bibliothek, Kunſtkammer und der Bibliothekcaſſe. Außer dieſem iſt er zugleich Päſident des evangeliſchlutheriſchen Oberconſiſtorium, des Churmärkiſchen Conſiſtorium, des Amtskirchenrevenüendirectorium und des Armendirectorium.

Se. Excell. Herr Johann Ludwig von Dorville, hat das geiſtliche Departement oder die Direction in allen evangeliſchreformirten geiſtlichen Kirchen- und Schulſachen, in ſämtlichen Provinzen; das franzöſiſche Departement, oder die Direction aller die ſämtlichen franzöſiſchen Colonien angehenden Sachen; das Directorium des Montis pietatis und des Witwenhauſes zu Potsdam. Außer dieſem iſt er Präſident des Kammergerichtes, des reformirten Kirchendirectorium, des franzöſiſchen Oberdirectorium und Oberconſiſtorium, des Domdirectorium und des Directorium des Joachimsthaliſchen Gymnaſium, auch Director des franzöſiſchen Obergerichts.

Das Miniſterium des Juſtizdepartements verſammelt ſich alle Montage auf dem Schloſſe, in dem Geheimen Staatsrathszimmer. Was von demſelben verfüget wird, wird in der geheimen Canzley expediret, welcher ſchon oben Seite 141 gedacht worden.

2) Obertribunal oder Oberappellationsgericht.

Iſt die lezte Inſtanz in Rechtsſachen. Das Churhaus Brandenburg erhielt im Jahre 1702 (*) vom Kayſer Leopold das Privilegium de non appellando auf eine gewiſſe Summe, über geſammte dem Hauſe Brandenburg außer der Chur zuſtändige Reichslande. Selbige erneuerte (**) Kayſer Franz I. und machte das Privilegium ganz uneingeſchränkt. Dieſem zufolge findet in keiner Sache und in keinem Falle, es mag Nahmen haben wie es will, die Appellation an die höchſten Reichsgerichte aus den Königl. Reichslanden ſtatt. Gegenwärtiges Oberappellationsgericht ſtiftete König Friedrich I. im Jahre 1703. Das Präſidium führet itzt Se. Excell. der wirkliche geheime Staats- und Juſtizminiſter Freyherr von Fürſt und

Kupfer-

(*) Siehe Mylius Corp. Conſt. march. 2ter Th. 4r Abth. S. 7.

(**) Siehe neue Samml. von Verord. von 1751 bis 1755 S. 163 u. 197.

Kupferberg. Die Glieder ſind die geheimen Tribunalsräthe. Da durch die von dem itztregierenden Könige im Jahre 1747 vorgenommene Juſtizverbeſſerung, in keiner Sache mehr als drey Inſtanzen zugelaſſen ſind, ſo hat zwar das Obertribunal, die alte Benennung des Oberappellationsgerichts noch behalten; es kommen aber gegenwärtig bloß Sachen in der dritten und letzten oder Reviſionsinſtanz aus allen Königl. Provinzen, an daſſelbe, theils als an ein höheres Gericht, theils per modum commiſſionis.

Im Königreich Preuſſen und in Lauenburg iſt zwar auch ein Tribunal, es kann aber gegen derſelben Urtheile in zweyter Inſtanz, wenn die Sache ſonſt ſich dazu qualificiret, die Reviſion eingewendet werden, und das Obertribunal faſſet auch in ſolchen Sachen die Erkenntniſſe in letzter Inſtanz ab, ſchicket ſie aber an das Miniſterium des Juſtizdepartements ein, von welchem ſie mit der Beſtätigung in gedachte Provinzen zurück geſchickt werden. Das Tribunal verſammelt ſich alle Dienſtage und Donnerſtage in dem neuen Collegienhauſe auf der Friedrichsſtadt in der Lindenſtraße.

3) Kammergericht.

Seitdem der itztregierende König, nach dem von Höchſtdemſelben eigenhändig aufgeſetzten Plane, in den Jahren 1747, 1748 und 1749 das Juſtizweſen in den ſämtlichen Königl. Ländern, durch den damaligen Großkanzler Freyherrn von Cocceji, auf einen verbeſſerten und unwandelbaren Fuß geſetzet, und der Codex Fridericianus dieſe neue Einrichtung befeſtiget, ſo beſtehet itzt das Kammergericht aus dreyen Senaten. Von allen dreyen zuſammen und von dem oberſten oder dritten Senat insbeſondere iſt itzt Se. Excell. der wirkliche geheime Staats- und Juſtizminiſter Herr von Dorville, Präſident. Der zweyte Senat hat einen beſondern Präſidenten, und der erſte Senat einen beſondern Director. Der erſte Senat iſt das combinirte Hof- und Criminalgericht, die Judencommiſſion und das Criminalcollegium. Das Hofgericht, ſo ehemals unter dem Oberhofmarſchalle und Schloßhauptmanne ſtand, war lange Zeit ein eigenes Gericht, und wurde erſt im Jahre 1738, die Judencommiſſion und das Criminalcollegium aber, im Jahr 1748 mit dem Kammergerichte vereiniget. In Civilſachen hat dieſer Senat die Gerichtsbarkeit auf dem Schloſſe, auf der Schloßfreyheit, über alle Königl. Unterbediente, über die Freyhäuſer und einen Theil des Spreeſtroms, über die Juden in Sachen unter 100 Rthlr., übrigens in allen Injurien und unter 50 Rthlr. betreffenden Sachen, der unter dem Kammergerichte ſtehenden Perſonen. In Criminalſachen hat dieſer Senat nicht allein die Gerichtsbarkeit über alle unter dem Kammergerichte ſtehende Perſonen und Untergerichte, (welche ſonſt das Criminalgericht hatte) ſondern er faſſet auch die Gutachten an das Juſtizminiſterium über alle aus den andern Königlichen Provinzen einlaufende Criminalſachen jederzeit ab (welches vorzeiten die Verrichtung des Criminalcollegium war.) Der Hofrichter oder Hausvogt urtheilet über kleine Vorfälle auf den kleinen Gerichtstagen, die wöchentlich gehalten werden. Das Gefängniß der Schuldigen iſt die Hausvogtey.

Der zweyte und dritte Senat iſt das eigentliche Kammergericht. Dieſes ſtiftete ſchon Churfürſt Joachim I. Die nachfolgende Churfürſten und Könige haben deſſen Verfaſſung immer mehr und mehr verbeſſert. Durch die im Jahre 1748 erfolgte neue Einrichtung iſt mit demſelben der Geheimejuſtizrath und das Ravensbergiſche Appellationsgericht, welches ſonſt beſondere Gerichte waren, verbunden worden. Alle Sachen Königlicher Bedienten, adelicher und anderer Eximirten gelangen in erſter Inſtanz an den zweyten Senat, in der zweyten oder Appellationsinſtanz an den dritten Senat und die dritte oder Reviſionsinſtanz wird alsdenn, wofern es nöthig, beym Obertribunale geſuchet. Alle Sachen aber, die durch Appellation von den Untergerichten an das Kammergericht gelangen, werden in der Appellationsinſtanz bey dem zweyten Senate und in der Reviſionsinſtanz bey dem dritten Senate entſchieden, ohne daß ſie an ein anderes Collegium gebracht werden dürfen. In der Kammergerichtscanzley werden alle Beſcheide, Sentenzen und übrige Verfügungen ausgefertiget. Die Ausfertigungen geſchehen im Nahmen des Königs, wie ſolches alle obere Collegien thun. Unter der Gerichtsbarkeit des Kammergerichts ſtehen unmittelbar, alle in der Mittelmark, der Priegnitz und Grafſchaft Ruppin, den Untergerichten nicht unterworfene Perſonen, wie auch ſämtliche Untergerichte ſelbſt, von deren Urtheilen die Appellationen an das Kammergericht gehen. In der Altemark und Ukermark wurden vorzeiten alle Vierteljahre ein oder mehrere Kammergerichtsräthe nach Stendal und Prenzlow zum Quartalgerichte geſendet. Nachher aber iſt in der Altemark ein Obergericht errichtet worden, desgleichen auch in der Ukermark, wo der Landvogt den Vorſitz führet. Unter jedem dieſer beyden Obergerichte ſtehen die Eximirte einer jeden Provinz in erſter Inſtanz, und in der zweyten Inſtanz wird an das Kammergericht appelliret. Von der Neumärkiſchen Regierung kommen die Appellationen auch per modum commiſſionis an das Kammergericht. Dieſes hohe Collegium verſammelt ſich auf der Friedrichsſtadt in der Lindenſtraße im neuen Collegienhauſe, Montags, Mittwochs und Freytags Vormittags um 8 Uhr.

4) Pupillencollegium.

Iſt ein Anhang vom Kammergerichte. Es beſorget das Pupillenweſen der Eximirten durch die ganze Churmark und hat ſeinen beſondern Präſidenten. Es beſtehet meiſtens aus Kammergerichtsräthen, aus einigen beſondern Pupillenräthen und den gehörigen Secretarien und Canzelliſten. Es verſammelt ſich in dem neuen Collegienhauſe auf der Friedrichsſtadt in der Lindenſtraße des Sonnabends Vormittags um 9 Uhr.

5) Generalauditoriat.

Iſt das Militargericht in Civil- und Criminalſachen über die ganze Armee. Den Vorſitz führet der Generalauditeur, unter ihm ſtehen zwey Oberauditeure und ein Secretar. In der Reviſionsinſtanz werden die Sprüche an eine der Univerſitäten in den Königl. Ländern verſandt. Es verſammelt ſich auf dem neuen Markte in der Hauptwache, alle Dienſtage Vormittags um 9 Uhr.

6) Franzöſiſche Gerichte.

Werden eingetheilt 1) in das Untergericht, als die erſte Inſtanz, wohin alle unter der franzöſiſchen Colonie in Berlin vorfallende Rechtshändel gehören, das Forum militare und eccleſiaſticum ausgenommen. 2) Das Obergericht, als die zweyte Inſtanz, wohin die Appellationen von allen franzöſiſchen Gerichten in den Königl. Landen gelangen. Gegen die bey gedachtem Obergerichte ausgeſprochenen Urtheile gehet die Reviſion an das Königl. Obertribunal, welches mit Zuziehung einiger franzöſiſchen Reviſionsräthe in lezter Inſtanz die Sachen entſcheidet.

7) Fiſcalat.

Ein Collegium welches aus allen in Berlin ſich befindenden Fiſcälen beſteht. Es verſammelt ſich alle Sonnabende unter dem Vorſitze des Generalfiſcals, welcher die fiſcaliſchen Proceſſe unter die Fiſcäle vertheilet, wobey zugleich jeder von dem Zuſtande ſeiner von ihm zu führenden Proceſſe Bericht abſtattet.

8) Juriſdictionscommißion.

Hat die Entſcheidung der zwiſchen den Juſtizcollegien und den Krieges- und Domainenkammern vorfallenden Streitigkeiten, und beſtehet aus einigen Gliedern des Generaldirectorium und des Tribunals. Die Expedition geſchiehet in der geheimen Canzley.

9) Reviſionscollegium.

Dieſes Collegium gehört zum Generaldirectorium, iſt die lezte Inſtanz in allen Juſtizſachen, ſo in den Königl. Domainen vorkommen, und beſtehet aus einigen zur Juſtiz verpflichteten Räthen. Wenn nemlich von der Krieges- und Domainenkammer ein Decret abgefaſſet worden, wodurch der eine Theil gravirt worden zu ſeyn glaubt, ſo kann er ſich an das Reviſionscollegium wenden.

10) Immediate Examinationscommißion.

Beſteht aus einigen Tribunals- und Kammergerichtsräthen, welche diejenigen Subjecte examiniren, die zu Juſtizbedienungen gelangen wollen. Die Candidaten aus allen Königl. Ländern müſſen ſich hier ſtellen.

11) Königliche Immediate Wechſelcommißion.

Ward im Jahr 1763 bey Gelegenheit der damals in Holland, Hamburg und andern großen Handelsſtädten vorgefallenen großen Erſchütterung der Handlung, errichtet. Ihr Amt iſt, die bey vorfallenden Bankerotten entſtehende Wechſelſtreitigkeiten und Concursproceſſe zu entſcheiden. Sie beſteht aus einigen Mitgliedern des Kammergerichts und Magiſtrats, und verſammelt ſich auf dem Werderſchen Rathhauſe.

12) Tobaksgerichte.

Das Untergericht urtheilt über zweifelhafte Fälle, welche Tobaksdefraudationen betreffen, in dem Bezirk der Churmärkiſchen Tobaksdirection; an das Obergericht aber, welches aus einigen Räthen von der Krieges- und Domainenkammer und den hohen Juſtizcollegien beſtehet, ergehen alle über Tobaksdefraudationen entſtehende Proceſſe, zur zweyten und lezten Inſtanz. Es verſammeln ſich beyde Gerichte, in dem Hauſe der Generaltobaksadminiſtration am Molkenmarkte.

13) Zoll- und Acciſegericht.

Entſcheidet alle über Zoll- und Acciſedefraudationen entſtehende Streitigkeiten aus der Churmark, in der erſten, und aus den ſämtlichen Königl. Provinzen in der zweyten Inſtanz. Der Generalfiſcal iſt Juge d'Attribution, dieſes Gerichts. Es verſammelt ſich auf dem alten Packhofe.

14) Holzgericht.

Spricht über alle mit der Königl. octroyirten Brennholzhandlungsgeſellſchaft, über Eingriffe in ihre Rechte entſtehende Streitſachen. Es verſammelt ſich in dem Comtoir der Brennholzcompagnie, im Werkenthinſchen Hauſe, an der Ecke der Roßſtraßenbrücke.

V. Geiſtliche Collegien.

1) Das Ober- und Churmärkiſche Conſiſtorium.

Es hieß ſonſt nur das Churmärkiſche Conſiſtorium und hatte bloß die Aufſicht und Beſorgung aller in der Churmark vorkommenden Conſiſtorialſachen. Im Jahr 1750 (*) aber bekam es zugleich unter dem Nahmen eines Oberconſiſtorium die Direction über alle andere Provinzialconſiſtorien. Es hat alſo das Examen der in der Mark zu beſtellenden evangeliſch lutheriſchen Prediger und Schulmeiſter; die Beſetzung der Kirchen und Schulen im ganzen Lande, Schleſien und Geldern ausgenommen, mit tüchtigen Lehrern, wo es die von den Provinzialconſiſtorien vorgeſchlagene Subjecte confirmiret; die Abnahme der Rechnungen der Kirchen und geiſtlichen Stiftungen, und die Aufſicht über das Armenweſen. Es giebt wegen allerhand geiſtlicher Sachen, auch an die reformirte und römiſchkatholiſche Geiſtlichkeit Befehle. Dieſes Collegium beſtehet aus den Oberconſiſtorialräthen geiſtlichen und weltlichen Standes, von beyden Confeßionen, und hat allemal einen wirklichen geheimen Staatsminiſter (itzt Se. Excell. Herrn von Münchhauſen) zum Chef. Es hat ſowohl hier als in den Provinzen ſeine eigenen Fiſcäle. Die Verordnungen deſſelben ergehen im Nahmen des Königs. Die Churmärkiſchen Sachen expediret der Protonotarius, in Provinzialſachen geſchehen die Ausfertigungen in der geheimen Canzley. Die weltlichen Verbrechen der geiſt-

---

(*) Siehe Inſtruction für das Oberconſiſtorium vom 4 Octob. 1750 in Mylius Contin. 4. S. 291 und folg.

geiſtlichen Perſonen, die Eheſachen und Kirchenproceſſe, gehören in der Churmark vor das Kammergericht. Das Oberconſiſtorium verſammelt ſich alle Donnerſtage Vormittags, im neuen Collegienhauſe auf der Friedrichsſtadt in der Lindenſtraße.

2) Reformirtes Kirchendirectorium.

Iſt den 10 Julius 1713 geſtiftet worden. Der Chef iſt allemal ein wirklicher Staatsminiſter, (itzt Se. Excell. Herr von Dorville) die Mitglieder ſind verſchiedene geiſtliche und weltliche Kirchenräthe reformirter Confeßion, nebſt den nöthigen Canzeleybedienten. Es beſetzet alle evangeliſchreformirte Kirchen- und Schulbedienungen im ganzen Lande, ausgenommen die in den Weſtphäliſchen Provinzen von der Jülichſchen Erbſchaft, hat auch die Aufſicht über die reformirte Predigerwitwencaſſe. (*) Es verſammelt ſich Dienſtag Morgens um 9 Uhr in dem neuen Collegienhauſe auf der Friedrichsſtadt in der Lindenſtraße.

3) Kriegesconſiſtorium.

Beſtehet unter Vorſitz des Generalauditeurs, aus zween Oberauditeuren und einem Secretar. Es wird jedesmal mit Zuziehung zween Stabsofficiere, welche dazu commandirt werden, auf dem neuen Markte auf der Hauptwache gehalten.

4) Franzöſiſches Oberconſiſtorium.

Churfürſt Friedrich III. errichtete im Jahr 1694 eine Commißion Eccleſiaſtique über alle in ſeinen Ländern befindliche franzöſiſche Colonien und Gemeinen. Selbige konte aber nur die Kirchenſachen, die von geringer Bedeutung

---

(*) Siehe Mylius Corp. Const. march. 1ter Th. 2te Abtheil. S. 269.

tung waren, entſcheiden. Daher ernannte erwehnter Churfürſt, nachdem er König geworden, im Jahre 1701 dieſe Commißion zu einem ordentlichen Conſiſtorium, und ertheilte demſelben alle die Rechte und Freyheiten, welche das deutſche Conſiſtorium in allen Kirchen- und Conſiſtorialſachen hat. Es theilet ſich aber ſelbiges in das franzöſiſche Oberconſiſtorium, welches alle Schul- und Conſiſtorialſachen der franzöſiſchen Nation im ganzen Lande zu beſorgen hat, und in das franzöſiſche ordentliche Conſiſtorium, welches die Berliniſchen Kirchen und Schulſachen, nebſt den Armengeldern zu beſorgen hat. Lezteres beſtehet aus den hieſigen franzöſiſchen Predigern und den Anciens. Erſteres aber hat einen eigenen Präſidenten und zu Gliedern einige weltliche Räthe und einige Prediger. Beyde verſammeln ſich auf dem franzöſiſchen Rathhauſe auf dem Werder.

5) Amtskirchenrevenüendirectorium.

Die Einkünſte der evangeliſchlutheriſchen Kirchen auf den Königl. Aemtern in der Churmark, werden beſonders hieher berechnet, und die gehörigen Verfügungen deshalb gemacht. Der Chef iſt der jedesmalige Miniſter des geiſtlichen Departements. (itzt Se. Excell. Herr von Münchhauſen.) Die Regiſtratur iſt im Collegienhauſe in der Lindenſtraße.

VI. Verſchiedene andere Collegien.

1) Lehnsarchiv.

Vorzeiten muſten alle Lehne in der Churmark bey der Lehnskanzley geſuchet und genommen werden. Nachdem

dem aber **König Friedrich Willhelm** im Jahr 1717 alle Lehne der Ritterſchaft in der Churmark für Allodien erklärte, (*) und anſtatt der Ritterpferde und anderer Lehnspräſtationen, einen gewiſſen jährlichen Canon feſtſetzte, ſo war die bisherige **Lehnscanzley** nicht mehr nöthig, und ward daher verabſchiedet. Das **Lehnsarchiv** aber ward beybehalten, und demſelben iſt ein wirklicher **Staatsminiſter** (itzt Se. Excell. der **Freyherr von Fürſt und Kupferberg**) vorgeſetzt, der einen **Geheimenrath** als Lehnsarchivarius, unter ſich hat. Es werden hier nicht allein die ehemaligen Lehnsbriefe und andere Regiſtraturen aufgehoben, aus welchen in ſtreitigen Fällen Entſcheidungen zu ſuchen ſind, ſondern es werden auch beym **Lehnsarchive** annoch verſchiedene Belehnungen geſuchet, als z. B. die illüſtern Lehne, welche verſchiedene Reichsfürſten und andere Standesperſonen von Sr. Majeſtät recognoſciren, die Lehne der Vaſallen in fremden Territorien, die Erbämter und Dignitäten und andere Standeserhöhungen. Auch ertheilt das Lehnsarchiv Privilegien über den Druck der Bücher. Dasjenige, was beym Lehnsarchive geſucht wird, pflegt der Miniſter, der Lehnsdirector iſt, im Staatsrath in pleno vorzutragen, und ſein Decret wird hernach im Lehnsarchive ausgefertiget. (**) Das Lehnsarchiv iſt im neuen Collegienhauſe auf der **Friedrichsſtadt** in der Lindenſtraße.

2) Obercollegium Medicum.

Churfürſt **Friedrich Willhelm** ſtiftete den 12 Nov. 1685 in Berlin ein **Churfürſtliches Collegium Medicum,** (***) welches alle Medicinalſachen im Lande beſorgen

---

(*) Siehe Aſſecuration für die Ritterſchaft in der Churmark Brandenburg vom 30 Junius 1717 in Mylius 2ten Th. 5te Abt. S. 89 u. folg

(**) Siehe zwey Reſolutionen für die ehemalige Lehnscanzley vom 2 Febr. 1726 loc. cit. S. 109.

(***) Siehe Mylius Corp. Conſt. march. 5ter Th. 4te Abth. S. 1 und folg.

ſorgen ſollte, und bey welchem alle Aerzte, Wundärzte, Bader, Apotheker und Hebammen, nach vorhergegangenem Examen, die Approbation ſuchen muſten. In allen Provinzen ernannte dieſes **Collegium Medicum** geſchickte Aerzte als **Adjuncten**, welche von dem Zuſtande des Medicinalweſens Bericht erſtatten, und die erhaltene Aufträge ausrichten muſten. Als aber König **Friedrich Willhelm** den 4ten December 1724 in jeder Provinz ein beſonderes Collegium Medicum zu errichten verordnete, ſo ernannte er das in Berlin befindliche Collegium Medicum den 17ten December 1725 zum **Obercollegium Medicum**, und verordnete, daß, wie vom Anfange der Stiftung an, allemal ein **wirklicher Geheimerrath** Vorſitzer dieſes Collegium geweſen, alſo auch fernerhin ein wirklicher geheimer Staatsminiſter, **Chef und Oberdirector** dieſes Collegium ſeyn ſolle, welchen Platz anitzt Se. Excell. der wirkliche geheime Staats- und dirigirende Miniſter **Graf Heinrich der XI. Reuß** bekleidet. Hiernächſt befinden ſich bey dieſem Collegium ein **Geheimerfinanzrath** als **Director**, ferner die Königl. Leib- und Hofärzte, nebſt den älteſten Aerzten und einem **Juſtitiarius**, welche bey einer Vacanz von dem Collegium gewählet, und von dem Könige beſtätiget werden. Unter dieſe Räthe ſind die Königl. Provinzen, ausgenommen Schleſien, zu gewiſſen Departements, vertheilt. Bey den Provinzial-mediciniſchen Collegien wird in der erſten Inſtanz über alle Medicinalſachen, (*) über die Bezahlung der Aerzte (ſuper ſoſtro,) in mediciniſchlegaliſchen, auch den davon abhängenden Inquiſitionsfällen, geſprochen, welche Sachen hernach in der zweyten Inſtanz an das **Obercollegium Medicum** gelangen. Bey lezterem Collegium werden in zweifelhaften Criminalfällen, wegen Tödlichkeit der Wunden, vermuthlichen Kindermords, Vergiſtung u. ſ. w. die Gutachten eingeholet, des-

---

(*) Siehe Medicinaledict von 1725 p. 9. §. 7.

gleichen werden bey dieſem Collegium bey Krankheiten auf Erfordern Reſponſa ertheilet. Dieſes Collegium hat ſeine eigene Medicinalfiſcäle. Zween Wundärzte und zween Apotheker ſind bey vorfallenden chirurgiſchen und pharmaceutiſchen Examen Beyſitzer. Es verſammelt ſich Freytags Vormittags um 10 Uhr, auf dem Werderſchen Rathhauſe.

3) Generalpoſtamt.

Hat die Beſorgung des geſamten Poſtweſens durch alle Königl. Länder. Es beſtehet aus ſeinem Chef, welches ein Staatsminiſter (itzt Se. Excell. Herr Heinrich IX. Graf von Reuß) iſt, einem Intendanten und einigen Räthen. Alle Poſtbebiente im Lande können, außer in Criminalſachen, nirgends als beym Generalpoſtamte belanget werden, welches deshalb ſeinen eigenen Juſtitiarius hat. Hiezu gehöret auch das Adreßcomtoir, welches die Verſorgung der Intelligenzblätter hat. Es iſt im Jahr 1727 [*] unter König Friedrich Willhelm errichtet, in der Abſicht, alles was ſowohl die Landescollegien als auch Privatperſonen in der Churmark wollen zur Notiz des Publicum gelangen laſſen, durch die Intelligenzblätter bekant zu machen. Das Generalpoſtamt verſammelt ſich im Poſthauſe in der Poſtſtraße, alle Vormittage von 9 bis 12, und Nachmittags von 3 bis 5 Uhr.

4) Franzöſiſches Oberdirectorium.

Beſorget alle die franzöſiſche Nation und Colonien im ganzen Lande angehende Geſchäfte, und correſpondiret deshalb nöthigenfalls mit den Königl. deutſchen Collegien. Es ward von König Friedrich Willhelm den 19 Merz 1719 [**] errichtet. Ein wirklicher Staatsminiſter (itzt Se. Excell. Herr von Dorville) führet darin den Vorſitz, und die Mitglieder haben den Charakter als Geheimeräthe. Es verſammelt ſich Mittwochs und Freytags Nachmittags auf dem franzöſiſchen Rathhauſe. Die Expedition geſchiehet in der geheimen Canzley.

---

[*] Siehe Mylius 6te Abtheil. 2ter Abſchnitt S. 387.

[**] Siehe deſſelben Inſtruction im Recueil d'Ordonnances S. 11 u. folg.

5) Generalkriegscanzley.

Der Chef dieſer Canzley iſt der Oberſte Herr **von Wartenberg**, unter welchem neun expedirende Secretarien arbeiten. Sie hängt vom Cabinet ab. Es werden darin die Lieferungen der Montirungsſtücke und Gewehre für die ganze Königl. Armee beſorget; auch zum Theil die Werbungsgelder berechnet. Die Canzley iſt auf dem Friedrichswerder im Fürſtenhauſe.

6) Geheime Kriegscanzley.

Hat die Ausfertigung aller Beſtallungen für die Militarperſonen, und dependiret gleichfals vom Cabinet. Die dabey beſtellten Perſonen ſtehen in Juſtizſachen unter dem Generalauditoriat. Die geheime Kriegscanzley iſt im neuen Poſthauſe an der langen Brücke.

7) Die Königliche Münzen.

Daſelbſt werden die im Lande gangbaren Geldſorten ausgeprägt. Die Aufſicht darüber hat ein beſonderer Münzdirector. Die alte Münze iſt auf dem Werder, und die neue vor dem Königsthore.

8) Königliche Banco.

Durch dieſelbe gehen die Wechſelgeſchäfte des Landes. Sie beſtehet aus dem Girocomtoir, dem Diſcontocomtoir und dem Lombard. Uebrigens ſtehet ſie unter dem dritten Departement des Generaldirectorium. Mehreres beſagt davon das neueſte Bancoedict, und unten im Kapitel von der Handlung wird davon weiter gehandelt werden. Die Königl. Banco iſt auf dem Jägerhofe.

9) Das Collegium Sanitatis.

Es hat die Beſorgung aller öffentlichen Anſtalten wegen graßirender Krankheiten, desgleichen wegen Viehſterben u. ſ. w. in allen Königl. Staaten. Es beſteht aus einem Präſidenten, aus einigen Mitgliedern des Königl. Obercollegium Medicum, einem Kriegs- und Domainenrath und einem Burgemeiſter aus dem Magiſtratscollegium. Alle Provincialcollegia Sanitatis müſſen an daſſelbe berichten. Es verſammelt ſich alle Freytage auf dem Berliniſchen Rathhauſe, und ſonſt ſo oft es nöthig iſt.

10) Salzfactorey und Schleſiſches Salzſchiffarthscomtoir.

Da in den geſammten Königl. Ländern das Salz auf Königl. Rechnung verkaufet wird, ſo ſind in jeder Stadt Salzfactoreyen errichtet, wohin es aus den Halliſchen Salzwerken geliefert wird, und welche dann die Einwohner eines gewiſſen Diſtricts damit verſehen. Die Berliniſche verſieht die Stadt und einen Theil des nächſten platten Landes. Zur Verführung aber des Salzes nach Schleſien iſt ein beſonderes Comtoir errichtet, welches über die dazu gehörigen Schiffer und ihre Kähne die Aufſicht hat. Die Salzfactorey iſt in Neucölln am Waſſer, und das Schleſiſche Salzſchiffarthscomtoir, in der alten Grünſtraße im Schumanniſchen Hauſe.

11) Jägerey.

Hat die Aufſicht über alle Königl. Jagdbediente, als Jäger, Zeugmeiſter ꝛc. und ſteht unter der Direction des Königl. Hofjägermeiſters. (Itzt des Herrn Oberſten von Anhalt.) Der Jägerhof iſt auf dem Werder.

12) Lotteriedirection.

Dirigirt die Königl. Zahlen- und Claſſenlotterie. Unter derſelben ſtehen alle Lotteriecomtoire und Einnehmer, und es veranſtaltet zu geſetzten Zeiten die Ziehungen. Es iſt ihr im Sellentinſchen Hauſe auf dem Werder.

13) Ordensregierung und Kammer.

Die Ordensregierung iſt ein Collegium des Johanniterordens in den Königl. Ländern, wo die in der Jurisdiction des Ordens entſtehende Streitſachen abgethan werden. Die Ordenskammer beſorget die aus den Beſitzungen fließende Einnahmen. Beyde Collegien hängen von Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Ferdinand, als Heermeiſter des Johanniterordens ab, und halten ihre Sitzungen in Dero Pallaſt.

14) Prinzliche Geſamtkammer.

Die Prinzen, Brüder des Königs, laſſen gewiſſe Güter die ſie gemeinſchaftlich beſitzen, unter der Aufſicht dieſer Kammer verwalten. Dieſes Collegium ward vom Könige Friedrich Willhelm den 23 October 1737 und von dem itztregierenden Könige den 23 Februar 1743 erweitert. [*]

* * *

Churmärkiſche Landſchaft.

Eigentlich iſt dis kein Königl. Collegium, ſondern hängt von der Ritterſchaft und den Städten ab, daher wir es hinten ganz beſonders ſehen. Da vor Zeiten zum Behuf des Staats von den Landesſtänden verſchiedene Capitalien aufgenommen worden, ſo wurden zu derſelben Wiederbezahlung der Hufen- und Giebelſchoß, oder die Contribution von den Grundſtücken, und das neue Biergeld bewilligt, welches leztere eine Abgabe von dem zu Bier verbrauten Malz iſt. [**] Ueberhaupt wird durch die Land-

---

[*] Siehe die neue Samml. von Edicten von 1761 bis 1765 S. 1239 u. folg.

[**] Wie dieſe Abgaben entſtanden, und noch itzt auf die Ritterſchaft und die Städte vertheilet ſind, davon iſt nachzuſehen, des Herrn Geheimenrath von Thiele Nachricht von der Churmärkiſchen Contributions- und Schoßeinrichtung, oder Landſteuerverfaſſung des ritterſchaftlichen Corporis. Halle 1768 in 4to.

ſchaft der Landescredit empor gehalten, weil für die aufgenommenen Capitalien ſämtliche Landſtände haften, und aus den oben gedachten ſichern Einkünften, ſelbige ſowohl als die Intereſſen bezahlet werden, daher ſind bekanter maßen die Landſchaftlichen Obligationen im gröſten Credit.

Die Churmärkiſche Landſchaft beſteht aus einem Director (itzt Se. Excell. der Königl. Staatsminiſter Graf Heinrich XI. Reuß) einem beſtändigen Deputirten abſeiten der Ritterſchaft und einem beſtändigen Deputirten abſeiten der Städte. Es ſind ferner dabey ein Landſyndicus, ein Landrentmeiſter, zween Landeinnehmer, und verſchiedene Subalternen. Es wird auch allhier das Mittelmärkiſche Land- und Hypothekenbuch gehalten.

Die ſämtlichen Deputirten der Landſtände verſammeln ſich zweymal im Jahre, nämlich im Junius, zu Regulirung des Hufen- und Giebelſchoſſes und im November oder December zu Regulirung des neuen Biergeldes. Das Landſchaftliche Haus iſt in der Spandauerſtraße. Zur Landſchaft gehört die

Städtecaſſe.

Sie hat die Einnahme und Diſpoſition gewiſſer aus den Städten in der Churmark einlaufenden Brauzieſegelder, welche ebenfals zu Aufrechthaltung des Landescredits verwendet werden. Das Städtecaſſendirectorium hat daher eine Concurrenz mit der Landſchaft. Sie iſt auf den Berliniſchen Rathhauſe täglich Vor- und Nachmittags offen.

Fünfter Abſchnitt.

Von den zum Bürgerlichen- und Policeyregimente der Reſidenzen gehörigen Juſtiz- Policey- und andern Collegien, auch ſonſt zum Nutzen der Reſidenzen geſtifteten Anſtalten.

Es ſind in Berlin verſchiedene zur Regierung der Reſidenzſtädte und zur Verwaltung der Juſtiz gehörende Collegien, die alle ihre eigene Jurisdiction, zuweilen auch wohl eine zuſammenlaufende Jurisdiction haben. Dieſe verſchiedene Collegien, die derjenige, der ſich von dem Regimente der Stadt einen richtigen Begriff machen will, wohl unterſcheiden muß, ſind folgende:

1) Das Gouvernement.
2) Das Hof- und Kammergericht.
3) Der Stadtmagiſtrat, wozu auch die Stadtgerichte, und Policeyanſtalten gehören.
4) Die franzöſiſche Ober- und Untergerichte.
5) Das Amt Mühlenhof.

Wir wollen von jedem dieſer Collegien kürzlich handeln.

I. Vom Gouvernement.

Hiezu gehören der Gouverneur, der bisher von Generalfeldmarſchalls oder Generallieutenants Rang geweſen; der Commendant, der gemeiniglich ein Generalmajor iſt; der Platzmajor und der Garniſonauditeur, welcher die Juſtizſachen beſorget. Ferner ſind dabey ein Gouvernementsſecretar und andere Unterbediente.

Das **Gouvernement** hat die allgemeine Gerichtsbarkeit über alle ſich in hieſigen Reſidenzen befindende zum Militarſtande gehörige Perſonen; in einigen Fällen werden auch wohl Fremde vom Civilſtande, die ſich nur eine kurze Zeit in der Stadt aufhalten, unter die Gerichtsbarkeit des Gouvernements gezogen, Fremde von Militarſtande aber, gehören allemal unter deſſelben Jurisdiction. Die hieſige Garniſon ſtehet vorzüglich unter deſſelben Aufſicht. Die **Parole** wird, wenn der König ſelbſt nicht zugegen iſt, von dem Gouverneur ausgegeben, die Anordnung der Wachtparaden, und anderer Exercitien, Recrutentransporte, kurz alle den Kriegsſtand betreffende Einrichtungen hängen von ihm ab. Das Gouvernement concurriret auch in Policeyſachen auf mancherley Art mit dem Policeydirectorium, ja verſchiedene in die Policey ſchlagende Sachen ordnet es nach eignem Gefallen an, als z. B. das Auf- und Zuſchließen der Thore, die Patrouillen zur nächtlichen Sicherheit u. ſ. w. Die Anlegung neuer Straßen, und ſonſtige wichtige Veränderungen der Stadt werden nicht ohne Vorbewuſt des Gouvernements vorgenommen. Bey Feuersbrünſten findet ſich der Gouverneur und Commendant unverzüglich, nebſt den Policeydirectoren ein, und giebt Befehle zum Löſchen und zur guten Ordnung. Alle zu den Thoren einpaßirende Fremde werden an das Gouvernement gemeldet, und es ertheilet daſſelbe auch allen Wegreiſenden, ſie ſeyn einheimiſch oder fremde, unentgeldlich einen Paß, ohne deſſen Vorzeigung kein Reiſender aus den Thore gelaſſen wird. Die Behauſung des zeitigen Gouverneurs iſt jederzeit das ſchöne **Gouverneurhaus** in der Königsſtraße. Die **Gouvernementsgerichte** aber, bey denen der Garniſonauditeur das Protocoll führet, halten ihre Sitzungen auf der Hauptwache auf dem neuen Makte. Mehrere Nachrichten von Militarſtande in Berlin ſiehe im zweyten Kapitel **von den Einwohnern Berlins.**

II. Vom Hof- und Kammergerichte.

Dieſes hohe Collegium, welches die Jurisdiction über die ganze Churmark hat, iſt oben im dritten Abſchnitte unter den zu Berlin befindlichen hohen Landescollegien ſchon vorgekommen, hier führen wir es nur in ſofern an, als es an der Regierung der Stadt Berlin Antheil hat, und beziehen uns deshalb oben auf Seite 151 und folg. Wir wiederholen hier nur, daß mit dem erſten Senate deſſelben, das Hofgericht oder die Hausvogtey genau verknüpft iſt, welches durch den Hofrichter oder Hausvogt, der ein Mitglied dieſes Senats iſt, verwaltet wird. Dis hat die beſondere Jurisdiction in Juſtizſachen über alle zum Königl. Hofſtaat gehörige Unterbediente, über die Freyhäuſer [*] und deren Eigenthümer; daher hier von den Freyhäuſern ein beſonderes Hypothekenbuch gehalten wird, in welchem die darauf haftende Schulden verzeichnet ſind. Beym zweyten Senate werden die Proceſſe aller Eximirten in erſter Inſtanz geführet. Man nennet in Berlin Eximirte, alle die von des Magiſtrats Jurisdiction eximirt ſind, welches nach einer neuern Königl. Verordnung alle diejenige ſeyn ſollen, die keine bürgerliche Nahrung treiben, dahin gehören alſo alle adeliche, alle in Königl. Dienſten ſtehende Perſonen, alle die Titel führen, alle Fremde u. ſ. w. In der zweyten Inſtanz gehen die Sachen an den erſten Senat und in der dritten Inſtanz an das Obertribunal oder Oberappellationsgericht, von welchem hohen Collegium im vierten Ab-

---

[*] Dis ſind einige hundert Häuſer in den Reſidenzen die aus Churfürſtlicher oder Königlicher Begnadigung von der Jurisdiction des Magiſtrats von allen bürgerlichen Laſten als Wachgeld u. d. gl. imgleichen von Grundſchoß und Einquartierung befreyet ſind. Der erſte Anfang derſelben, waren die ehemaligen Burglehne, da nemlich die Churfürſten die Eigenthümer gewiſſer Häuſer mit Freyheiten begnadigten, wofür ſie der Burg oder dem Schloſſe bey entſtehender Noth zu Hülfe kommen muſten.

ſchnitte ſchon gehandelt worden. An den zweyten Senat wird ferner von den Beſcheiden des Magiſtrats und der Stadtgerichten hieſiger Reſidenzien appelliret, da denn der dritte Senat die dritte Inſtanz iſt. Das Kammergericht wird in dem Collegienhauſe in der Lindenſtraße Montags, Mittwochs und Freytags Vormittags um 8 Uhr gehalten.

Das Churmärkiſche Pupillencollegium muß hier auch kürzlich erwehnet werden, weil es, ſo wie in der ganzen Mark, alſo auch beſonders in hieſigen Reſidenzen die Beſorgung der Güter aller minderjährigen Pupillen, adelichen oder eximirten Standes unter ſeiner Aufſicht hat. Es verſammelt ſich im Collegienhauſe, alle Sonnabend Morgens um 9 Uhr. (Siehe auch oben S. 154.)

III. Vom Magiſtrate, dem Policeydirectorium und den Stadtgerichten.

a) Vom Magiſtrate oder Stadtrathe.

Vor Alters hatten die Städte Berlin und Cölln jede ihren beſondern Magiſtrat; als der Friedrichswerder angelegt wurde, bekam er gleichfals ſeinen beſondern Stadtrath. Die Churfürſtin Dorothea, behielt bey Anlegung der Dorotheenſtadt, die Jurisdiction ſowohl in Civil- als Criminalſachen über dieſelbe auf Lebenszeit, und ſetzte daher einen Richter und Gerichtsſchreiber dahin, wie ſolches das von Churfürſt Friedrich Wilhem dem Großen unterm 2ten Januar 1674 ertheilte Stadtprivilegium §. 5 bezeuget. Als dieſe Stadt hernach anwuchs, wurden Burgemeiſter und Rathmanne beſtellet, ſie hatten aber keine Specialconceßion wegen der Jurisdiction, als welche ihnen erſt den 8ten Auguſt 1693, jedoch nur auf zwanzig Jahre ertheilet ward, und muſten ſie während dieſer zwanzig Jahre für die Conceßion jährlich 30 Rthlr. zur Churfürſtlichen Hofrenthey erlegen. [*] Die **Friedrichsſtadt** hat niemals einen beſonderen Stadtrath gehabt, ſondern ſtand anfänglich unter dem Rathe des **Friedrichswerders**. Desgleichen haben die Vorſtädte des **Königs- und Spandauſchen Viertels**, niemals die Stadtgerechtigkeit gehabt, ob ſie wohl von einigen die **Königsſtadt** genennet werden. Im Jahre 1701 baten zwar die Bürger der ſämtlichen Vorſtädte den König **Friedrich I.** um die Stadtgerechtigkeit, erhielten auch unterm 13ten Julius 1701 zur Reſolution: „daß Se. Königliche Majeſtät derſelben allerunterthänigſten Bitten in Gnaden deferiren wollten.„ Sie bekamen Befehl Stadtverordnete zu erwählen, die mit dem Magiſtrat in Berlin ſich über alles vorher vergleichen ſollten. Die Stadtverordnete wurden auch erwählet, aber dabey iſt es geblieben.

Im Jahre 1709 fand König Friedrich I. für gut, die Magiſtråte aller zu Berlin gehörigen Städte zu vereinigen, und daher unterm 17ten Januar dieſes Jahres zu verordnen: „daß von nun an, und hinführo, in unſern „hieſigen Reſidenzen, Berlin, Cölln, **Friedrichswerder**, **Dorotheen- und Friedrichsſtadt** und allen deren Vorſtädten, „nur ein Stadtrath ſeyn, und daß derſelbe die Adminiſtration aller vorbenannten unſerer Reſidenzen ſo hinführo „ſämtlich den **Nahmen von Berlin** tragen ſollen, unweigerlich über ſich nehmen ſolle.„ Von dieſer Verordnung ſchreibt ſich die Benennung: die **Reſidenzſtädte** Berlin, her.

Seit dieſer Einrichtung beſteht der Magiſtrat oder Stadtrath zu Berlin aus einem Präſidenten, drey, auch zuweilen vier Bürgermeiſtern, zween Syndicis, einem Oeconomiedirector und verſchiedenen Rathmannen,

---

[*] Siehe hievon das alte und neue Berlin 1 Th. S. 10 u. 11.

nen, wozu denn noch der Stadtſecretär, die Regiſtratoren und Canzelliſten gehören. In öffentlichen Patenten iſt gewöhnlich zu ſetzen: **Wir Präſident, Bürgermeiſter, Syndici und Rathmanne hieſiger Reſidenzien.** Dieſes Collegium verwaltet das allgemeine Regiment der Stadt, und beſorget alle dahin gehörige Sachen. Es hat die Jurisdiction über alle Einwohner Civilſtandes die bürgerliche Nahrung treiben, dahingegen die übrigen, wie ſchon gedacht, eximirt und der Jurisdiction des Kammergerichts unterworfen ſind. Von eigentlichen Juſtizſachen kommen hier wenige vor, weil ſie eigentlich den Stadtgerichten überlaſſen ſind, die mit dem Magiſtrate zuſammenlaufende Gerichtsbarkeit haben, ſo daß es in vielen Sachen gegen bürgerliche Perſonen dem Belieben des Klägers anheimgeſtellt iſt, ob er beym Magiſtrate oder bey den Stadtgerichten klagen will. Einige Sachen aber, z. B. Wechſel- Vormundſchafts- und Gewerksſachen gehören beſonders für den Magiſtrat. Von den Beſcheiden wird in zwoter Inſtanz an den zweyten Senat des Kammergerichts appellirt. Zu Verwaltung der Magiſtratseinkünfte iſt die Kämmerey angelegt, worüber zween Rathmanne Aufſeher ſind, und die ihren Einnehmer und Controlleur hat. Der Magiſtrat verſammelt ſich auf dem Berliniſchen Rathhauſe alle Dienſtage, Donnerſtage und Sonnabende Vormittags.

b) Vom Policeydirectorium und der Serviscommißion.

Das Policeydirectorium iſt mit dem Magiſtrate aufs genaueſte verbunden, denn der Stadtpräſident iſt zugleich Policeydirector, nebſt ihm arbeitet der zweyte Policeydirector, und verſchiedene Rathmanne ſind Beyſitzer. Außerdem ſind bey dieſem Collegium zween Polieyinſpectoren und zween Policeymeiſter, nebſt verſchiedenen Policeydienern und Marktmeiſtern. Zu beſſerer Beobachtung guter Policey ſind die ſämtlichen Reſidenzſtädte in achtzehn Quartiere eingetheilt, denen eben ſo viele Quartiercommiſſarien vorgeſetzet ſind, deren Namen und die Anzeige der ihnen zugehörigen Quartiere man in dem Adreßcalender findet. Jeder dieſer Commiſſarien hat die genaueſte Kenntniß ſeines Quartiers, der darin befindlichen Häuſer und darin wohnenden Einwohner. Jeder Einwohner muß bey Strafe von 2 Rthlr. dem Quartiercommiſſar jeden Fremden, den er bey ſich beherberget, namentlich anzeigen, davon dieſer weiter dem Policeydirectorium Nachricht giebt. Durch dieſe nützliche Einrichtung können ſich nicht leicht verdächtige Perſonen einſchleichen, oder werden bald entdecket.

Die hieſigen Policeyanſtalten ſind überhaupt in vielen Stücken vortreflich und andern großen Städten zum Muſter anzupreiſen. Die öffentliche Sicherheit iſt ſo vollkommen, als man es in einer ſo großen und volkreichen Stadt kaum vermuthen ſollte. Es gehet manches Jahr vorbey, ehe man von einem Morde höret, und faſt niemals bleibt der Thäter unentdeckt; von Straßenraub, gewaltſamen Einbruch und andern beträchtlichen Diebſtählen, höret man vergleichungsweiſe gegen andere große Städte nicht viel. Man kann auf den Straßen die ganze Nacht hindurch beynahe eben ſo ſicher gehen als bey Tage. Dieſe Sicherheit hat man theils der genauen Aufmerkſamkeit der Policey auf das Betragen aller verdächtigen Perſonen zu danken, theils tragen die Patroullen, welche die wachthabende Garniſon die ganze Nacht thut, die Nachtwächter, und die in allen Straßen vom September bis May brennende Laternen, nicht wenig dazu bey. Ueber dieſe Laternen iſt ein beſonderer Commiſſarius geſetzt, desgleichen auch über die Miethkutſchen oder Fiacres, welche vordem Schloſſe, den ganzen Tag über zur Bequemlichkeit des Publicum, halten.

Die Feueranſtalten ſind ein wichtiges Stück der hieſigen Policey. Sie ſind ſo wohl angeordnet, daß eine Feuersbrunſt ſelten mehr als ein Haus verzehret. In alle Gegenden der Stadt ſind Sprützenhäuſer vertheilet, worin die Sprützen und andere Feuergeräthſchaft verwahret werden, dieſe werden auf das erſte durch die Glocken oder Trommeln gegebene Zeichen geöfnet. Die Bürger die dazu durch monathlich ausgetheilte Feuerzettel ſchon vorher bestellt ſind, eilen zum Feuer, die Eigenthümer die eigene Häuſer beſitzen, mit Eymern, die aber, die zur Miethe wohnen, mit Ober- und Untergewehr zur Bewachung der geretteten Sachen. Die Garniſon tritt ins Gewehr, theils um Unordnung zu verhüten, theils um im Fall der Noth auch löſchen zu helfen. Nähere Nachricht von dieſen wohleingerichteten Anſtalten, kann man in der beſonders deshalb publicirten Feuerordnung für die hieſige Reſidenzien, finden.

Ueberdis iſt, um derentwillen die durch Feuerſchaden ihre Häuſer verlieren, ein beſonderes Feuercataſtrum aufgenommen worden; in daſſelbe ſind alle Häuſer nach ihrem wahren Werth verzeichnet. So oft nun ein Haus durch Feuersbrunſt verunglückt, ſo wird der Werth deſſelben von allen Eigenthümern aufgebracht, und dem Verunglückten zu einiger Schadloshaltung gegeben. Die Direction dieſer Anſtalt hat der Magiſtrat, und ein Stadtſecretar die nähere Verwaltung derſelben.

Die öffentlichen Brunnen ſtehen auch unter Aufſicht der Policey. Man findet in hieſigen Reſidenzen keine große Springbrunnen, aber in allen Straßen ohngefehr alle 200 Schritte wohleingerichtete Ziehbrunnen, die wegen der hieſigen ſandigten Gegend an den meiſten Orten ein ſehr ſchönes Waſſer geben. Neben jedem Brunnen ſtehen auf Schleiffen zwey große mit Waſſer gefüllte Feuerfäſſer, um bey Feuersbrünſten gebraucht zu werden.

Die **Nachtwache**, beſteht aus einer Anzahl in alle Straßen vertheilter, mit Spießen und Seitengewehr gewafneter Nachtwächter. Sie rufen alle Stunden der Nacht ab, wie hoch es an der Zeit ſey, und ſtoßen dabey ins Horn.

Die **Straßenreinigung** geſchiehet, durch eine Anzahl dazu geſetzter mit zwey Pferden beſpanter Karren. Ehe ſie durch die Gaſſen fahren, wird allemal den Bürgern angeſagt, vor ihren Häuſern zuſkehren, da denn alsdann der Unrath durch die Karren vor die Thore gebracht wird.

Die **Wegſchaffung** der Bettler von den Straßen geſchieht durch gewiſſe beſtellte Armenwächter, welche die Bettler aufgreifen, und nach dem vor dem Königsthor befindlichen großen Arbeitshauſe bringen, wo die Unvermögenden verſorget, die geſunden und ſtarken Bettler aber zur Arbeit angehalten werden.

Die **Lohnlakeien**, welche den Fremden aufwarten, werden von der Policey angenommen, vereydet und müſſen der Policey Caution machen, damit man ſich auf ſie der Treue wegen verlaſſen könne.

Der **Leichencommiſſarius**, der die Beerdigung der Leichen beſorget, und alle dazu nöthige Geräthſchaft gegen gewiſſe feſtgeſetzte Gebühren ins Sterbehaus liefert, ſteht auch unter Aufſicht der Policey.

Hier müſſen wir auch noch der Königl. **Serviscommißion** gedenken, die zwar ein von dem Policeydirectorium ganz unterſchiedenes Collegium iſt, aber dennoch in die Policey verſchiedentlichen Einfluß hat. Von dieſer Commißon iſt der jedesmalige Miniſter des Kriegsdepartements (itzt Se. Excell. Herr von **Wedell**) Chef. Ein Geheimerfinanzrath führt die Direction, und es ſind auch etliche Räthe dabey. Dieſe Commißion kommt alle Freytag Vormittage auf dem Cöllniſchen Rathhauſe zuſammen.

Sie beſorget die Einquartierung der Soldaten, und concurriret deshalb vielfältig mit dem Gouvernement. Die Servis- und Nachtwachcaſſe, ſodert von jedem Einwohner bürgerlichen Standes, monathlich ein gewiſſes ihm von der Commißion zugeſchriebenes Servisgeld ein, hievon wird für die Einquartierung, denjenigen die ſie im Hauſe haben, ein gewiſſes feſtgeſetztes Geld für jeden Mann ausgezahlet. Aus dieſer Caſſe werden auch die Koſten der Nachtwache und die Unterhaltung der Feuergeräthſchaft beſtritten, daher auch die Freyhäuſer, welche von der Naturaleinquartierung und deren Bezahlung frey ſeyn, dennoch einen geringern Servis zu Unterhaltung der Nachtwache und Feuergeräthſchaft erlegen.

c) Von den Stadtgerichten.

Die Stadtgerichte ſchlichten alle vor ſie gebrachte Proceſſe bürgerlicher Perſonen, oder die unter des Magiſtrats Juriſdiction ſtehen, daher die Stadtgerichte als ein mit dem Magiſtrat genau verbundenes Collegium anzuſehen ſind. Sie beſtehen aus einem Präſidenten, vier Civilrichtern, die das Prädicat als Hofräthe zu haben pflegen, einem Criminalrichter und fünf Actuarien, welche die Ausfertigung der Sentenzen, das Hypothekenbuch und die Regiſtratur beſorgen.

In kleinen Sachen, die unter 50 Rthlr. betreffen, iſt der älteſte Richter gemeiniglich zugleich zum Richter über Berlin, der zweyte über Cölln, der dritte über den Friedrichswerder, Dorotheenſtadt und Friedrichsſtadt, der vierte über ſämtliche Vorſtädte geſetzt, Sachen von gröſſerm Belange aber, werden von dem Präſidenten unter die Richter nach Gutbefinden ausgetheilet.

Der Criminalrichter hat die Unterſuchung aller unter bürgerlichen Perſonen vorfallenden Criminalſachen, daher er auch ſeine Wohnung im Calandshofe hat, woſelbſt das Stadtgefängniß iſt.

Von den Beſcheiden der Stadtgerichte in Civilſachen wird in zweyter Inſtanz an den zweyten Senat des Kammergerichts, und in Criminalſachen, an den erſten Senat appelliret

Die Advocaten bey den Stadtgerichten ſind eben dieſelben die bey dem Magiſtrat beſtellet ſind. Die ordentlichen Gerichtstage ſind Mittwochs und Sonnabends Vormittags um 8 Uhr, auf dem Berliniſchen Rathhauſe, außerdem hat jeder Richter zu den obenerwähnten Sachen von geringer Erheblichkeit noch wöchentlich einen beſondern kleinen Gerichtstag.

Das Hypothekenbuch wird von einem Actuarius geführet, in demſelben ſind alle Häuſer in den Reſidenzien (excluſive der Freyhäuſer, wovon beym Hofgerichte ein Hypothekenbuch gehalten wird,) eingeſchrieben und dabey alle auf den Häuſern haftende Schulden verzeichnet, und werden daſelbſt, wenn ſie bezahlet ſind, gelöſchet; auch werden auf Begehren von dem Hypothekenzuſtand eines jeden Hauſes ein Hypothekenſchein ertheilet. Ehe eine Schuld nicht ins Hypothekenbuch eingetragen iſt, kann ſie nicht die Rechte einer Hypothek haben.

IV. Von den franzöſiſchen Gerichten.

Als im Jahre 1685, nach der Widerrufung des Edicts von Nantes, viele tauſend Franzoſen reformirter Confeſſion Frankreich verließen, und Churfürſt **Friedrich Wilhelm der Große**, alle die ſich anboten in ſein Land aufnahm, ſo war unter andern Freyheiten, die er dieſen nützlichen Flüchtlingen angedeyen ließ, auch dieſe, daß ſie Richter von ihrer Nation haben ſolten und ihnen das Recht in ihrer eigenen Sprache geſprochen werde. Man findet daher in allen Städten, wo ſich franzöſiſche Colonien befinden, beſondere franzöſiſche Gerichte. Es ſind aber nur die Franzoſen reformirter Confeßion, der Jurisdiction der Coloniegerichte unterworfen. Denn die katholiſchen Franzoſen gehören nicht zur Colonie und müſſen alſo bey den gewöhnlichen Gerichten, unter die ſie ſonſt ihrem Stande nach gehören, belanget werden, wie ſolches oben im zweyten Abſchnitte erwähnet worden.

Der Berliniſchen franzöſiſchen Colonie, der anſehnlichſten in allen Königl. Preußiſchen Provinzen, wird Recht geſprochen in dem franzöſiſchen Untergerichte. Dis Gericht beſteht aus einem Richter und verſchiedenen Aſſeſſoren, und wird **Montags Vormittags** auf dem franzöſiſchen Rathhauſe auf dem Friedrichswerder gehalten. Von den hier gegebenen Beſcheiden wird an das franzöſiſche **Obergericht** appellirt. Hievon iſt allemal ein Staatsminiſter Präſident, (itzt Se. Excell. Herr **Johann Ludwig von Dorville.**) Die Sachen bey dieſem Collegium, an welches, (wie im vierten Abſchnitte S. 154 gedacht,) die Apellationen von allen franzöſiſchen Untergerichten im Lande gehen, werden von einer Anzahl **Obergerichtsräthe** verhandelt. Die Sachen die zur Reviſionsinſtanz kommen, werden bey dem Obertribunal mit Zuziehung zweener **Reviſionsräthe**, franzöſiſcher Nation, verhandelt. Itzt ſind überhaupt fünf **Reviſionsräthe**. Die franzöſiſchen **Advocaten** können ſowol vor dem franzöſiſchen Ober- und Untergerichten, als auch bey dem franzöſiſchen **Oberconſiſtorium** vortragen, und arbeiten auch in der Reviſionsinſtanz.

V. Von dem Königl. Amt Mühlenhof.

Vorzeiten beſaß die Stadt Berlin die Mühlengerechtigkeit, als aber die Bürger im Jahre 1448 gegen den Churfürſten

fürſten rebellirten, ſo verlohr die Stadt unter andern Strafen auch die Mühlen, die ſeitdem des Landesherrn Eigenthum ſind. Jtzt werden die Mühlen durch ein Amt verwaltet.

Das Königl. Amt Mühlenhof hat die Gerichtsbarkeit über den Mühlendamm und die Fiſcherbrücke. Alle daſelbſt wohnende Eigenthümer und Einwohner ſtehen unter deſſelben Gerichtszwange. Es hat ferner die Gerichtsbarkeit über einen Theil des Spreeſtroms (denn der übrige gehört fürs Hofgericht) über alle in und um Berlin befindliche Mühlen, und verſchiedene um Berlin liegende Aemter. Jn gewiſſen Sachen müſſen ſich die Fiſcher, Schiffer, Becker und Brauer vor demſelben ſtellen. Die Gerichtsſtube iſt auf dem Mühlenhofe und wird alle Mitwoch und Sonnabend Vormittag um 9 Uhr Gericht gehalten.

VI. Von verſchiedenen zum Nutzen der Reſidenzſtädte geſtifteten Collegien und Anſtalten.

Die fünf in den vorigen Abſchnitten angeführte Collegien gehören eigentlich zur Regierung der Reſidenzſtadt, es giebt aber noch andere Collegien, die eigentlich an der Regierung der Stadt keinen Antheil haben, aber doch nur zum Nutzen der Reſidenzien errichtet ſind, und die alſo ein Fremder zu kennen nöthig hat. Wir werden ſie an dieſem Orte am bequemſten abhandeln können. Wir führen ſie ohne Abſicht auf einigen Rang oder Vorzug nacheinander an:

1) Das Hofpoſtamt.

Hat die Beſorgung der in Berlin ankommenden, ab- und durchgehenden Briefe, Gelder und Pakete. Es beſtehet ſolches aus dem Hofpoſtmeiſter und eilf Hofpoſtſecretarien. Dieſen lieget die Abfertigung der abgehenden und ankommenden Poſten ob, welche in der Poſtſtube, beym Eingange rechter Hand geſchiehet, wohin auch alle abzuſendende Sachen, wann ſolche zuvor in der ſogenannten Paſſagierſtube linker Hand gewogen worden, abgeliefert werden; die Gelder aber, wieget einer der vereydeten Poſtbothen in der Poſtſtube, wo ſie ſodann dem Hofpoſtſecretar, welcher den Cours zu beſorgen hat, gegen Quitung zugeſtellet werden. Gleich vorn am Eingange ſitzen an zwo verſchiedenen Fenſtern, zwey Hofpoſtſecretarien im Poſtcomtoir, von welchem der eine die abgehende frankirte Briefe einnimmt (*), der andere aber am zweyten Fenſter giebet die mit den Poſten eingelaufene Briefe jedesmal eine, Stunde nach Ankunft der Poſten aus. Das Einnahme Fenſter iſt von 7 Uhr des Morgens, bis 12 Uhr Nachmittags, und von 2 Uhr des Nachmittags, bis um 7 Uhr des Abends offen. Das Ausgabe Fenſter aber, ſo oft es die Nothwendigkeit der ankommenden Poſten erfodert. Um 11 Uhr des Vormittags, werden die noch nicht abgefoderte Briefe durch die Briefträger denjenigen, an welche ſie gerichtet ſind, ins Haus geſchickt, man zahlet ſodann für jeden Brief 3 pf.; die mit Gelde beſchwerten Briefe werden der Sicherheit wegen, niemanden unter keinem Vorwande aus dem Poſtcomtoir verabfolget, ſondern wann darin unter 30 Rthlr. befindlich, ſo werden ſelbige gleichfals von den Briefträgern nach einer gedruckten Quitung zur Unterſchrift ins Haus gebracht. Befindet ſich aber im Briefe mehr als obige Summe, oder etwa ein Beutel und Faß mit Gelde, ſo wird nur der Schein an den Empfänger abgegeben, welcher ſodann die Gel-

---

(*) Zu den unfrankirten Briefen iſt an der Poſtſtubenthüre ein Kaſten befindlich, worin alle Briefe, welche unfrankirt bis über die Grenze gehen können, zu allen Tageszeiten eingeſteckt werden können, doch können ſie auch im Poſtcomtoir abgegeben werden.

Gelder gegen Unterſchrift der gedruckten Quitung, ſelbſt abholen laſſen muß. Für jeden Geldbrief, oder zubeſtellenden Geldſchein erhält der Briefträger 6 pf.

In der **Packkammer** beym Eingange linker Hand, worin ſich zween **Hofpoſtſecretarien** befinden, werden alle mit den Poſten ankommende Pakete ꝛc. nachgeſehen, die weiter gehende Poſtſtücken in die Poſtſtube an denjenigen Hofpoſtſecretar abgeliefert, welcher die Beſorgung des Courſes, wohin das Paket beſtimmet iſt, hat. Die in Berlin bleibende Sachen, werden ſodann von dem älteſten Secretar in der Packkammer eingeſchrieben, und denjenigen welche gleich nach Ankunft der Poſten ſich melden, verabfolget, nachdem die Empfänger, ſich bey der Poſtacciſe, welche zu dem Ende gleich bey der Packkammer errichtet iſt, gemeldet, die Pakete geöfnet und die gehörige Acciſe entrichtet haben. Die übrigen Pakete werden durch die **Packkammerknechte** in die Häuſer geſchickt; für jedes Paket wird 1 Gr. auch nach dem Verhältniß der Größe und Schwere ein mehreres bezahlt.

Die **Poſtbothen** werden in der Poſtſtube zur nöthigen Arbeit bey Eröfnung und Zumachung der Felleiſen und Briefbäckel, zur Beſtellung der ankommenden und abgehenden Eſtaſſetten und Kuriere, auch zur Bequemlichkeit der mit Poſten reiſenden gebraucht, zu welchem Ende ein Poſtbothe die Wache in der **Paſſagierſtube** hat. Kurz vor Abgang der Poſten, wird den Paſſagieren ihr Reiſegeräthe durch den Poſtbothen abgeholet, welcher auch für die richtige Aufpackung deſſelben Sorge tragen muß. Eben dis geſchiehet auch bey den ankommenden Paſſagieren, welche in der Paſſagierſtube die beym Eingange linker Hand vor der Poſtacciſe und Packkammer befindlich iſt, abtreten, und nachdem ihre Kuffers gehörig viſitiret und die etwanige Acciſe dafür erlegt worden, ſchaffet der Poſtbothe die Paſſagiergüter in die Wohnung des Reiſenden, wofür er 1 Gr. erhält. Einem jeden Paſſagier bleiben 30 Pfund Fracht frey, die Ueberfracht wird nach dem Werth der Sachen, entweder als Kaufmannswaare oder nach der Victualientaxe bezahlet, denen zur Meſſe reiſenden Kaufleuten bleiben 50 Pfund Fracht frey, die übrige Fracht aber muß das Porto wie Kaufmannswaaren tragen. Auf allen Hauptcourſen als nach Cleve, Breßlau, **Stettin** und **Königsberg in Preuſſen**, ſind zur Bequemlichkeit der Reiſenden, die ordinairen Poſtwagen bedeckt. Eſtaffetten werden ſowol zu Tages- als zu Nachtszeiten abgefertiget und muß man ſich deshalb bey den Poſtbothen in der Paſſagierſtube melden, in eben der Stube werden auch die **Extrapoſten** von den Leuten des **Oberpoſtcommiſſaro** beſorget. Sowol Eſtaffetten als Extrapoſten können ohne **Gouvernementspaß** nicht abgefertiget werden.

2) Die Berliniſche Acciſe- und Zollkammer

Iſt auf dem Werder nahe an der Schleuſenbrücke und täglich Vor- und Nachmittags offen; im Sommer von 7 bis 12 Uhr Vormittag, und von 2 bis 7 Uhr Nachmittag; im Winter von 8 bis 12 Uhr Vormittag, und von 2 bis 6 Uhr Nachmittag. Die Direction darüber führen ein **Director**, **Unterdirector** und **Generalinſpector**, welche unter dem **General- Ober- Finanz- Krieges- und Domainendirectorium** und der itzigen **Generalacciſe- und Zolladminiſtration** ſtehen. Zur Nachricht für Fremde, die etwa ihre ankommende Güter frey machen wollen, hat man hier umſtändlich anzeigen wollen, wie es auf der Königl. Acciſekammer mit allen ankommenden Waaren, die entweder durch gehen oder hier bleiben, gehalten wird.

Alle zu Waſſer und Lande ankommende Sachen werden bey den Buchhaltern eingeſchrieben, ſobald ihnen die

Schiffer und Fuhrleute ihre Frachtbriefe vorzeigen. Sie ſetzen das Folium der Eintragung des Regiſters auf die Frachtbriefe und geben ſolche den Schiffern und Fuhrleuten zurück, welche ſie nach ihren Adreſſen in der Stadt abgeben. Die Empfänger haben hernach folgendes zu beobachten:

1. Ein Kaufmann oder Particulier, der Sachen erhält, meldet ſich alsdenn mit dem Frachtbriefe bey dem Buchhalter und zeiget demſelben an, ob die ihm zugeſchickten Sachen hier in der Stadt bleiben, ob ſie ins Magazin gegeben, oder im Lande, oder außerhalb zum Tranſito verſandt werden ſollen. Bleiben die Sachen in der Stadt, ſo giebt ihm der Buchhalter einen gedruckten Zettel, mit welchem er ſich in der Acciſekammer bey den Eſtimateurs, die den Betrag der Acciſe nach dem Werth der Sachen ſchätzen, meldet. Dieſe tragen alsdenn ſolche auf ein dazu beſtimmtes Regiſter ein, bemerken die Nummer der Eintragung ihres Regiſters auf dem Zettel, und der Kaufmann, oder wer er ſonſt iſt, geht damit wieder zu dem Buchhalter. Nachdem der Buchhalter die Nummer des Eſtimationsregiſters in ſein Hauptbuch eingetragen, ſchickt er ihn mit demſelben Zettel zu dem Eſtimateur zurück, welcher ſodann einen andern gedruckten Zettel ausfertiget, worauf die Viſitation geſchehen ſoll. Die Kiſten, Kaſten, Ballen u. ſ. w. werden nunmehr nach dem Viſitationsſaal gebracht, in Gegenwart eines Eſtimateurs und Viſitators geöfnet, und die darin befindlichen Sachen auf gedachten Zettel geſchrieben. Der Eſtimateur trägt darauf die Sachen einzeln ſpecificirt in ſein Regiſter ein, ſetzt die Schatzung oder Eſtimation nach den Tarifmäßigen Sätzen dabey, und ſchickt den Kaufmann oder Particulier damit auf die Acciſecaſſen zur Bezahlung der Steuern. Es ſind deren eigentlich vier verſchiedene, nemlich: die Getränk- Schlacht- Victualien-

und Kaufmannſchaftscaſſe. Bey einer jedweden iſt ein **Einnehmer, Controlleur** und **Caſſendiener** befindlich. Der Einnehmer, zu deſſen Caſſe die Steuern gehören, trägt nach der Eſtimation und den Tarifmäßigen Sätzen die Sachen ein, und ſchreibt auf den erhaltenen Zettel die Numer des Regiſters, nebſt der Summe der erlegten Acciſe. Der Kaufmann oder wer er ſonſt iſt, geht mit dieſem Zettel wieder zu dem **Eſtimateur**, welcher die Acciſenummer wieder in ſein Regiſter einträgt und ſeinen Namen unterſchreibt. Alsdenn wird dieſer Zettel denen an der Thüre des **Packhofes** ſtehenden **Viſitatoren** vorgezeigt, welche darauf die Stücke verabfolgen laſſen.

2. Will jemand ſeine Sachen in das Magazin geben, ſo zeigt er ſolches den Buchhalter an. Dieſer fertigt ihn mit einem Zettel an den **Güterverwalter** ab, welcher in ſeinem Niederlagsregiſter die Stücke verzeichnet, die Nummern derſelben auf den Zettel ſetzet und ſolchen dem Buchhalter zu gleichem Verfahren zuſchickt.

3. Wenn die Sachen zum **Tranſito** beſtimmt ſind, giebt gleichfals der Buchhalter die Ausfertigung, ſchickt damit den Kaufmann oder Particulier nach dem **Plombirungscomtoir**, wo dieſelben in das Tranſitoregiſter eingetragen, und die Nummern auf den Zettel geſetzt werden, welcher dem Buchhalter zurück geſchickt wird. Alsdann werden die Stücke plombirt und ein Begleitungsſchein darüber ausgefertiget, der an dem Ort der Beſtimmung beſcheiniget und zurück geſchickt werden muß.

4. Wenn die in dem Magazin niedergelegten Sachen wieder herausgenommen, entweder in der Stadt bleiben oder **Tranſito** verſandt werden ſollen, ſo meldet man ſich bey dem **Güterverwalter**, der darüber die erforderlichen Ausfertigungen machet. Mit den Sachen ſo hier in der Stadt bleiben, wird ſo verfahren, wie Num. 1. be-

ſchrieben werden; mit den andern aber, die weiter geſchickt werden ſollen, wie Num. 3. bemerkt iſt.

Alle ankommende Reiſende und Fremde, werden, wenn ſie es verlangen, an den Thoren viſitirt, an deren jedem ein Einnehmer, Controlleur und Viſitator beſtellet ſind. Haben ſie aber viele Sachen und beſonders acciſbare Waaren bey ſich, ſo werden ſolche mit einer Wache nach dem Packhofe zur Viſitation begleitet.

Ueberhaupt iſt das Acciſeweſen allhier dergeſtalt eingerichtet, daß das Publicum mit Ordnung ſo geſchwinde als möglich iſt, abgefertiget, und den Kaufleuten in Anſehung ihres Commerces aller Beyſtand geleiſtet wird, wozu die auf dem alten und neuen Packhofe gut eingerichteten Magazine zur Unterbringung der Güter ſehr bequeme Dienſte thun.

3) Das Berliniſche Proviantamt

Stehet unter dem Generalproviantamt. Es hat die Beſorgung der hieſigen Magazine, und die Verabfolgung der Naturalien an die Behörde. Es iſt ein Proviantmeiſter und verſchiedene Commiſſarien dabey. Es gehöret dazu eine beſondere Bäckerey, und die Proviantſchiffarth wird auch hier beſorget.

4) Baugericht oder Baucommißion.

Iſt im Jahre 1742 den 1ten Auguſt errichtet (*), und ſtehet unter dem zweyten Departement des Generaldirectorium. Es beſtehet aus einem Director und verſchiedenen Bauräthen. Es entſcheidet die Streitigkeiten in Bauſachen, ſowol zwiſchen bürgerlichen als zwiſchen militar- und eximirten Perſonen. Von deſſelben Sprüchen kann man an das Kammergericht appelliren. Es verſam-

---

(*) Siehe Mylius Corp. Conſt. march. 2te Contin. S. 73 das Reglement derſelben.

mlet ſich Freytags Nachmittags auf dem Berliniſchen Rathhauſe. Man muß es nicht mit dem Churmärkiſchen Baudepartement verwechſeln, welches der Churmärkiſchen Krieges- und Domainenkammer ſubordinirt iſt, und die bey derſelben vorfallende Bauten beſorgt. Auch nicht mit dem

5) Bauamt.

Dis beſtehet aus dem Oberbaudirector und dem Bauadjudanten, und hat die Beſorgung der Königl. und andern öffentlichen Bauten.

6) Salzfactorey

Verſiehet die Reſidenz und umliegende Gegend mit Salz, welches für Königl. Rechnung verkaufet wird. Sie iſt in neu Cölln am Waſſer auf dem Salzhofe.

7) Brennholzcommißion oder Holzgericht.

Da die Anſchaffung und der ausſchlieſſende Verkauf des für die Reſidenzien nöthigen Brennholzes einer Königl. octroyirten Brennholzcompagnie überlaſſen worden: ſo ward auch zugleich eine Königl. Commißion, zur Entſcheidung der dabey vorkommenden Streitigkeiten, niedergeſetzt. Sie beſteht aus verſchiedenen Mitgliedern des Kammergerichtes und der Churmärkiſchen Kammer. Sie verſammelt ſich im Werkenthinſchen Hauſe an der Ecke der Roßſtraße. Sie iſt auch oben im vierten Abſchnitte ſchon angeführet worden.

8) Das Adrescomtoir. (*)

Hat die Beſorgung der wöchentlich dreymal herauskommenden Intelligenzblätter, worin Sachen, die gekauft

und

(*) Siehe auch oben Seite 162.

und verkauft werden ſollen, Perſonen die ihre Dienſte antragen, Citationes Creditorum u. a. dgl. Nachrichten, bekannt gemacht werden. Dieſes Werk ſtehet unter der Aufſicht des Generalpoſtamts, die Einkünfte aber werden an die Caſſe des großen Potsdamſchen Wayſenhauſes abgeliefert. Der Chef dieſer Caſſe, ſo wie auch des Directorium des Wayſenhauſes iſt der Miniſter des Departements de Guerre (itzt Se. Excell. Herr **von Wedell.**)

9) Die Armenanſtalten

Gehören auch hieher, werden aber füglicher in dem folgenden Kapitel ausführlich abgehandelt.

Sech-

Sechſter Abſchnitt.

Von der Religion und deren verſchiedenen Partheyen; von den Kirchen, von der Einrichtung des Gottesdienſtes und den milden Stiftungen.

Die Brandenburgiſchen Provinzen gehören mit zu den Gegenden Deutſchlandes, welche bald im Anfange an der bekannten Religionsverbeſſerung durch **Luthern** Theil nahmen, und von **Berlin** aus, verbreitete ſich die gereinigtere chriſtliche Lehre über die übrigen Kreiſe der Churmark. Nachdem vorher das Pabſtthum überall geherrſcht hatte, ſo nahm Churfürſt **Joachim II.** mit ſeinem Hofe, das lutheriſche Glaubensbekenntniß öffentlich an, und im Jahre 1539 wurde durch den damaligen Biſchof von Brandenburg, **Mathias von Jagow**, den 1ten November am Tage aller Heiligen in der neugeſtifteten Domkirche das heilige Abendmal zuerſt unter beyderley Geſtalt ausgetheilt, nachdem der Churfürſt es den Tag zuvor in Spandow gehalten hatte. **Joachim II.** ließ auch in den folgenden Jahren eine Kirchenordnung aufſetzen, wie es mit dem Gottesdienſtlichen Ceremonien im Lande gehalten werden ſolte, von denen damals aus guten Urſachen ſo wenige als möglich abgeſchaft wurden. Seine Nachfolger, **Johann George** und **Joachim Friedrich**, welche darin ſchon freyer handeln konnten, ließen unterſchiedene Verbeſſerungen machen. Letzterer ſchafte im Jahre 1598 die tägliche Ausſpendung des Sacraments, das heilige Grab am Charfreytage, die Proceßionen und manche andere Gebräuche ab. In dieſem Zuſtande blieb die Religion bis ins Jahr 1614, da der Churfürſt Johann Sigiſmund die reformirte Lehre annahm und ſeinen neuen Confeßionsverwandten die Domkirche eingab. Grabmäler, Crucifixe, Bilder und Altäre muſten anfänglich darin bleiben, allein das folgende Jahr, ließ der damalige Statthalter, Markgraf Johann George, in Abweſenheit des Churfürſten ſie ſämtlich herausnehmen. Der Churfürſt George Willhelm beſtätigte den Reformirten dieſe Kirche im Jahre 1632 zum immerwährenden Gebrauch durch ein beſonderes Patent. In den folgenden Zeiten und inſonderheit bey immer zunehmenden Wachsthum Berlins unter den glücklichen Regierungen des groſſen Churfürſt Friedrich Willhelms und ſeiner Königl. Nachfolger, ward auch die Anzahl der reformirten Einwohner in der Stadt immer gröſſer, daß mehrere Kirchen für ſie erbauet werden muſten. Die Parochialkirche war darunter die erſte und vornehmſte.

Das Churfürſtliche und nachher Königliche Haus iſt ſeit Johann Sigiſmunds Zeiten allemal der evangeliſch reformirten Confeßion zugethan geweſen, doch ſind auswärtige lutheriſche Prinzeßinnen, wenn ſie an das Königliche Haus vermählt worden, allemal bey ihrer Confeßion geblieben, welches auch noch itzt ſtatt findet. Der Hof hat jederzeit in der Religion ſolche Grundſätze geheget, daß er zwiſchen beyden proteſtantiſchen Kirchen keinen merklichen Unterſcheid gemacht, und mehr auf das weſentliche des Chriſtenthums, als auf Nebenſachen und Meinungen geſehen, worüber man ſich zur Zeit der Reformation ohne Noth getrennet hatte. Es kommt um deswillen bey Hofämtern und bey andern Königlichen Bedienungen gar nicht darauf an, ob jemand lutheriſch oder reformirt ſey. Unter der itzigen Regierung ſind auch Perſonen

ſonen von der römiſchen Kirche nicht von Hofbedienungen ausgeſchloſſen geweſen.

Dieſe wahrhaftig chriſtlichen Grundſätze eines in der Religion von aller Partheylichkeit völlig freyen Hofes ſind beſonders in neuern Zeiten die Grundſätze aller Preußiſchen Staaten geworden, und haben vorzüglich unter den Gliedern beyder proteſtantiſchen Kirchen ſowol im Lande, als in dieſer großen Reſidenz einen ſolchen allgemeinen Geiſt der Duldung, der Verträgſamkeit und gegenſeitigen Liebe ausgebreitet, daß man in Berlin von dem verhaßten Unterſcheide, der wohl anderswo unter beyden noch immer gemacht wird, faſt gar nichts weiß. Die Proteſtanten haben allhier zum Theil einerley gemeinſchaftliche Kirchen, ſie wohnen wechſelsweiſe ihren Gottesdienſten bey, ſie verheyrathen ſich untereinander, ſchicken ihre Kinder in beyderſeitige Schulen, ſtehen überhaupt in den freundſchaftlichſten Verbindungen und Umgange mit einander und ſehen ſich nach dem Geiſte des Stifters ihrer Religion wie Glieder einer Kirche an. Ein glücklicher Vorzug, den Berlin und das ganze Land vor vielen andern deutſchen Ländern und Reichsſtädten, wo die eine oder die andere Parthey noch immer unter einer Art von Bedrückung ſtehet, voraus hat, und von dem ſich in vieler Abſicht ſehr glückſelige Folgen darlegen.

Man iſt übrigens auswärts ſehr ſchlecht von dem hieſigen Zuſtande der Religion unterrichtet, wenn man ſich zum Theil einbildet, als wenn hier in Berlin ſeit gewiſſen Jahren ein allgemeiner Geiſt des Unglaubens und der Religionsgleichgültigkeit unter den Einwohnern herrſche. So ausgearbeitet derſelbe freylich zum Theil ſeyn mag, ſo giebt es doch Reſidenzen und andere große Städte in Deutſchland, wo Irreligion, Laſterhaftigkeit und Verderbniß der Sitten noch viel weiter als alhier gehen. Ein ſchädliches Uebel, das aber natürlicher Weiſe in Volkreichen

chen Oertern allemal gröſſer als anderswo zu ſeyn pfleget. Berlin hat viel gelehrte und würdige Prediger, unſre Gotteshäuſer werden beſonders an den Sonntagen von hohen und niedrigen ſo ſtark beſucht, als an einem Orte in der Welt, der Hof und die Stadt können viel leuchtende Beyſpiele der wahren Gottesfurcht und Tugend aufweiſen, und vielleicht iſt allhier im Verborgenen mehr wahres Chriſtenthum, als in manchen andern volkreichen Städten, wo man mit der Andacht und dem angeblichen Eiſer für die Religion ſehr viel Geräuſch macht.

Freilich wird in Berlin niemand wegen beſonderer Religionsmeynungen von einer Inquiſition in gewaltthätigen Anſpruch genommen, ſondern wenn ſich jemand als ein guter und treuer Bürger im Staat beweiſet, ſo genießt er übrigens das unſchätzbare Glück einer völligen Gewiſſensfreyheit. Allein ob gleich von allen möglichen Sekten unter den Chriſten ſich hier Anhänger finden mögen, ſo ſtehen doch keine als die Gottesdienſtlichen Verſammlungen der drey Hauptpartheyen der Chriſtenheit unter öffentlichem und Obrigkeitlichem Schutz. Die einzigen Herrnhuter ausgenommen, da ſie ſich nicht öffentlich von der lutheriſchen Kirche abſondern, haben auf der Friedrichsſtadt ein eigenes Haus zu ihren Zuſammenkünften, welches ihnen verſtattet wird. Die Gichtilianer haben auch Conventiculn, aber man hört von dieſen Leuten wenig. Die Juden, deren Anzahl ziemlich ſtark iſt, genießen nicht nur als Bürger und Unterthanen des Königl. Schutzes, ſondern auch einer völlig freyen Religionsübung und haben ihre eigene Synagoge, ihre kleinern Schulen in ihren Privathäuſern und ihren eigenen Kirchhof. Die Juden ſind zwar nach dem blinden Eiſer der vorigen Zeiten oft aus der Mark verjagt worden, aber um das Jahr 1670, da ſie aus der Oeſterreichiſchen Ländern verbannt werden ſolten, ſuchten ſie bey dem Churfürſt Friedrich Willhelm

helm dem Großen Schutz, der ihnen nicht nur bey dem Kayſerlichen Hofe einen fernern Aufenthalt in dortigen Ländern auswirkte, ſondern auch im Jahre 1671 funfzig Familien in ſein eigenes Land aufnahm. Es wurde ihnen damals noch keine eigene Synagoge zugeſtanden, ſie konten aber in ihren Häuſern ihre Gebete verrichten und ihren Gottesdienſt halten. Im Jahre 1697 erhielten ſie durch den Schutzjuden Rieß von Friedrich I. die Erlaubniß, gegen Erlegung einer gewiſſen Summe Geldes ad pias cauſas, eine Synagoge anzulegen. Der damalige Hofjude Liepmann erbauete dazu ein kleines Haus. Als ſich aber die jüdiſchen Familien vermehrten, kaufte die Judenſchaft einen Platz, und fing gegen Erlegung einer andern Summe Geldes, im Jahr 1700 an, den itzigen größern und ſchönern Tempel zu bauen, der im Jahre 1714 eingeweyhet wurde. Dis ſind die verſchiedenen Religionspartheyen, die man in Berlin antrift.

I. Von den Kirchen und Einrichtung des Gottesdienſtes.

Wie die Einwohner aller Preußiſchen und Brandenburgiſchen Länder dem gröſten Theil nach der Augſpurgiſchen Confeßion zugethan ſind, ſo machen auch die Lutheraner in dieſen Reſidenzen die ſtärkſte Parthey aus. Die deutſch- und franzöſiſch Reformirten, ſo anſehnlich auch ihre Gemeinden ſind. werden zuſammen genommen der Anzahl nach jenem doch kaum in dem vierten oder höchſtens dritten Theil gleich kommen, und der Katholiſchen ſind vergleichungsweiſe überaus wenige. Die geſammten Städte von Berlin ſind auch nur in Anſehung der lutheriſchen Kirchen in beſondere Parochien eingetheilt; die Reformirten haben eigentlich gar keine, ſondern ein jeder von ihnen kann ſich halten, zu welcher Kirche er will.

Es findet zwar, was die Sacramente betrift, auch bey den Lutheranern nach Königl. Verordnungen eine gewiſſe Freyheit hierin ſtatt, denn ſie dürfen zum heil. Abendmal gehen und ihre Kinder taufen laſſen, wo und in welcher Kirche ſie wollen. Allein die Trauungen und die Leichen ſind ohne Ausnahme an ihre gehörige Parochien gebunden. Der Kirche, in deren Sprengel ein Verſtorbener gewohnt hat, müſſen, wenn er als ein Armer kein Freybegräbniß bekommt, die Leichengebühren entrichtet werden, doch ſteht den Seinigen frey, wenn das geſchehen, ihn begraben zu laſſen, wo ſie wollen. Dieſe Gebühren betragen mehr oder weniger, nachdem die Leiche eine halbe oder ganze Schulleiche ſeyn, und entweder auf dem Kirchhofe, oder in der Kirche ſelbſt beerdiget werden ſoll. Diejenigen, welche in Häuſern wohnen, die zur Burgfreyheit gehören, können ihre Todten begraben laſſen in welcher Parochie ſie wollen, ohne deshalb der Parochie in welcher das Haus ſteht, die Gebühren zu entrichten, desgleichen können ſie ſich in ihren Häuſern trauen laſſen von welchem Prediger ſie wollen, ohne die jura ſtolä der Parochie zu bezahlen. Wegen der Trauungen haben ſonſt die Königl. Geſetze beſtimmt, daß das Brautpaar allemal bey der Kirche getrauet werden ſoll, in deren Parochie die Braut wohnet; ſolte daſſelbe aber bey einer andern, von dieſem oder jenem Geiſtlichen lieber vertraut werden wollen, ſo müſſen die jura ſtolä zuvor bey der eigentlichen Parochie bezahlt werden, alsdenn ſteht ihnen ſolches auch frey. Dis iſt aber nur von einheimiſchen Einwohnern und eigentlichen Bürgern zu verſtehen. Eximirte Perſonen, daß ſind ſolche, die nicht unter des Magiſtrats Jurisdiction ſtehen, und Fremde, die ſich hier aufhalten, wenn die Braut nicht aus der Stadt oder vom bürgerlichen Stande iſt, können ſich nach ihrem Belieben, bey welcher Kirche ſie wollen, copuliren laſſen. Die Trauungen überhaupt aber können nicht geſchehen, bevor nicht das Brautpaar in der Kirche, zu welcher die Braut und der Bräutigam gehören, gewöhnlicher weiſe dreymal, oder (mit Königl. Conceßion) zweymal oder ein vor allemal des Sonntags öffentlich aufgeboten worden. Wenn Reformirte und Lutheraner einander heyrathen, ſo muß ein Geiſtlicher von der Confeßion, der die Braut zugethan iſt, nach den Geſetzen die Trauung verrichten; wiewol auch hier zuweilen mit Bewilligung des einen und des andern Theils Ausnahmen gemacht werden.

Die Anzahl der ſämtlichen Kirchen in Berlin erſtreckt ſich, die katholiſche mit eingeſchloſſen, auf 26. Da aber einige den Lutheranern oder Reformirten ganz allein, andere ihnen beyden gemeinſchaftlich zugehören, ſo wird es nöthig ſeyn, hiervon noch beſonders Nachricht zu geben. Wir wollen zuerſt der deutſchen und hernach der franzöſiſchen Kirchen Erwehnung thun.

1) Deutſche evangeliſchreformirte und evangeliſch-lutheriſche Kirchen und die katholiſche Kirche.

Den Reformirten allein, gehört 1 der **Dohm in Cölln**, welcher zugleich die Königl. Schloßkirche iſt, 2 die **Parochialkirche** in Berlin. Die Hofprediger an der erſten werden von dem Könige unmittelbar ernennet. Die Prediger bey der leztern aber von ihrem **Presbyterium** erwählet und vom Könige confirmiret. König **Friedrich I.** hat eine eigene Caſſe, **Mons pietatis** genannt, geſtiftet (*), woraus itzt reformirte Prediger und Schulbedienten beſoldet werden. Sie ſteht allemal unter Aufſicht eines Staatsminiſters (itzt Sr. Excell. Herrn **von Dorville**) und des reformirten Kirchendirectorium. Nach der Stiftung eben dieſes Königes werden bey der Dohmkirche ſechs Königl. Candidaten gehalten und aus der Candi-

---

(*) Siehe die Stiftung deſſelben in Mylins 6ten Abſchnitte 1ſte Abtheilung Seite 633 und folg.

Candidatencaſſe beſoldet. Die zwey älteſten gehen auf Reiſen und genießen die Zeit über ein doppeltes Gehalt.

Den Lutheranern allein, gehören 1 die Kirche zu St. **Nicolai**, nebſt der zum **Grauenkloſter**. 2 Zu St. **Marien**, nebſt dem Hoſpital zum heil. Geiſt in Berlin. 3 Zu St. **Petri**, nebſt der Hoſpitalkirche zu St. **Gertraut** in **Cölln**. 4 Die **Georgenkirche** in der **Königsvorſtadt**. 5 Die Kirche vor dem **Spandauerthore** und 6 die Kirche in der **Köpeniker Vorſtadt**.

Gemeinſchaftlich haben beyde Partheyen die Kirchen 1 auf dem **Friedrichswerder** und der **Dorotheenſtadt**, bey denen einerley Prediger ſtehen. 2 Die **Jeruſalems-** und **neue Kirche** auf der **Friedrichsſtadt**, deren Gemeinden auch zuſammen gehören und einerley Prediger haben. 3 Die **Dreyfaltigkeitskirche** und dann 4 die **böhmiſche Kirche**, welche den ſogenannten mähriſchen und böhmiſchen Brüdern von beyden Confeßionen, die der König **Friedrich Willhelm** in den Jahren 1730 bis 1735 großmüthig aufnahm, gemein iſt. In dieſen Kirchen wird Vor und Nachmittags wechſelsweiſe von lutheriſchen und reformirten Predigern geprediget, welches auch in der großen **Friedrichshoſpitalkirche** in **Berlin** geſchiehet. Die beyden Pröbſte in Berlin und **Cölln** und der Inſpector auf dem **Werder** werden als **Pröbſte** und **Inſpectores** von dem Könige ernennet und berufen, doch beruft ſie hernach als **Paſtores** der Kirchen, der **Magiſtrat** der hieſigen Reſidenzen, dem das Patronat über ſämtliche Kirchen (den Dohm, die Parochialkirche, die **Dreyfaltigkeitskirche**, von welcher der Chef des geiſtlichen **Departements** Patronus iſt, und die Garniſonkirche ausgenommen) verliehen worden. Daher beruft der **Magiſtrat** alle übrige ſowol lutheriſche als reformirte Prediger, und ſie werden von dem Oberconſiſtorium im Namen des Königs beſtätigt.

Die ſämtlichen lutheriſchen Kirchen in **Berlin** ſind in drey Inſpectionen abgetheilt, die **Berliniſche**, **Cöllniſche** und **Friedrichswerderſche**. Die Probſtey in **Berlin** iſt die älteſte und ſchon vor der Reformation eine Probſtey geweſen, daher auch die Inſpection des Probſtes an dieſer Kirche die gröſte und weitläufigſte iſt. Es gehören dazu, die **Nicolai-** nebſt der **Grauenkloſterkirche**, die **Marienkirche** und das **Heiligegeiſthoſpital**, die **Georgen-**, **Spandauiſche-** und **große Friedrichshoſpitalkirche**; desgleichen 24 Landpfarren mit ihren Filialen, aus der benachbarten auf der Morgenſeite von **Berlin** liegenden Gegend. Das große **Arbeitshaus** in der **Königsvorſtadt** hat auch einen beſondern Prediger, der nebſt dem lutheriſchen Prediger am **großen Friedrichshoſpital** und dem auf dem **Maiſon de Charité** unter der Berliniſchen Inſpection ſtehet. Die **Nicolaikirche**, welche 545 Jahr alt iſt, zählt in dem itzigen Herrn **Spalding** ihren zwey und zwanzigſten Probſt. Jeder Probſt iſt allemal zugleich Königl. Oberconſiſtorialrath. Die Probſtey in **Cölln** hat ihren Urſprung erſt ſeit dem Berliniſchen Reformationsjahre 1539, da die **Petrikirche** vorher zu **Nicolai** gehört hatte. Unter der Inſpection des Cöllniſchen Probſtes ſtehet die **Petrikirche**, **St. Gertraut** und die **Kirche vor dem Köpenikerthore**; imgleichen die Kirche in **Charlottenburg** und die ſämtlichen Land- und Stadtkirchen des **Teltoſchen Kreyſes**. Der itzige Probſt in **Cölln**, Herr **D. Teller**, iſt der achtzehente in der Ordnung und auch Königl. Oberconſiſtorialrath. Die Inſpection auf dem **Friedrichswerder** iſt erſt im Jahr 1718 von dem Könige Friedrich **Willhelm** aufgerichtet, und es gehören dazu die ſämtlichen lutheriſchen Kirchen auf dem **Werder**, der **Dorotheenſtadt** und **Friedrichsſtadt**, imgleichen die Kirche zu **Altenlandsberg** und **Köpenik**. Der itzige Inſpector zum **Werder** Herr **Sadewaſſer** iſt, wie ſein

Vorfahr auch zum Königl. Oberconſiſtorialrath beſtellt worden.

Die Garniſonkirche iſt ganz lutheriſch, kann aber zu keiner von dieſen dreyen Inſpectionen gerechnet werden, weil ſie in gar keiner Verbindung mit den übrigen Stadtkirchen ſtehet. Sie hat ſo wenig eine eigene Parochie, als daraus entſtehende Parochialrechte, und gehört bloß für die Garniſon. Das Königl. Gouvernement hat das Patronat darüber. Die dabey ſtehenden Feldprediger gehören unter das Kriegesconſiſtorium und der Feldprobſt in Potsdam iſt ihr Inſpector. Unter der Regierung **Friedrich Willhelms** ſtand der Feldprobſt bey dieſer Kirche und war eigentlicher Garniſonprediger. Die ſämtlichen Feldprediger der allhier in Beſatzung liegenden Regimenter verrichteten damals den Nachmittagsgottesdienſt, weil die ſämtliche Garniſon hineingeführt wurde. Gegenwärtig aber und ſeit vielen Jahren gehören eigentlich nur die Regimenter von **Renzel**, von **Steinkeller** und von **Roſchenbahr** nebſt dem Cadettencorps dazu, deshalb auch nur der Cadettenprediger und die Feldprediger der angeführten drey Regimenter in derſelben predigen und die Actus miniſteriales verrichten. Die übrigen Regimenter auf der Friedrichsſtadt halten ihren Gottesdienſt in unterſchiedenen Friedrichsſtädſchen Kirchen, vor oder nach dem Gottesdienſt der ordentlichen Stadtgemeinden. Die Garniſonkirche hat übrigens das Recht, alle Taufen, Trauungen und Leichen der Perſonen vom Militarſtande, ihrer Kinder und Bedienten, ohne Unterſcheid der Confeßion, zu verrichten. Eximirte, die nicht unter der Jurisdiction des Magiſtrats ſtehen, können ſich auch dazu halten, wenn ſie wollen.

Die Katholiſchen haben zu ihrem öffentlichen Gottesdienſte eine eigene Kapelle auf der Friedrichsſtadt. Ihre Errichtung veranlaßten die unter der vorigen Regierung außerhalb Landes angeworbenen Soldaten von dieſer Religion, welche nebſt einigen Italiänern die erſten Glieder der katholiſchen Gemeinde ausmachten. Nach der Eroberung von Schleſien hat ſich ihre Zahl vermehret. Proceſſionen anzuſtellen iſt übrigens den Katholiken allhier niemals erlaubt geweſen. Ihre Geiſtlichen, deren drey oder viere ſeyn werden, haben bisher niemals Taufhandlungen oder Trauungnn verrichten dürfen, welche jederzeit von lutheriſchen Predigern geſchehen müſſen. Im Jahr 1766 aber hat der König verordnet, daß die katholiſchen Einwohner dieſe Miniſterialhandlungen von ihren eigenen Geiſtlichen ſollen verrichten laſſen, ſobald die große katholiſche Kirche fertig ſeyn wird. Im Jahr 1747 wurde mit dem Bau dieſer prächtigen Kirche, wozu mit Königl. Genehmhaltung in auswärtigen katholiſchen Ländern große Summen geſammelt worden, der Anfang gemacht. Er iſt aber ſeit einigen Jahren in Stecken gerathen, ſo daß das Gebäude zwar völlig da ſteht, aber doch inwendig nicht ausgebauet worden. Itzt fängt man wieder an etwas zu bauen.

Die Formalitäten des öffentlichen Gottesdienſtes ſind zwar in allen reformirten, aber nicht in allen lutheriſchen Kirchen gleich, ob die leztern ſchon einerley Liturgie haben. Die reformirten haben, wie bekannt, nie viel äußerliche Ceremonien dabey beobachtet, und die öffentliche Uebung der Religion zu allen Zeiten ſehr einfach eingerichtet. In dieſer Simplicität gleichen ihnen, bis auf einige geringe Kleinigkeiten, die Lutheraner in allen den Kirchen, worin ſie mit ihnen das Simultaneum haben. Und daß die Petrikirche ihnen in dieſem Stück gewiſſermaßen übereinſtimmig geworden, wiewol ſie ſeit dem Jahre 1741 wieder angefangen hat, mehr äußerliche lutheriſche Gebräuche anzunehmen, das geſchahe auf ausdrückliche Verordnung König **Friedrich Willhelms.** Da dieſer Monarch dieſelb nach dem unglücklichen Brande im Jahr 1730, von grundaus wieder hatte aufbauen laſſen, ſo wollte er auch den ſimpeln äußerlichen Gottesdienſt, wie er ihm liebte, nachher darin eingeführt wiſſen. Allein in der Nicolaikirche und in andern unter der Berliniſchen Inſpection ſtehenden Kirchen findet man die Einrichtung des öffentlichen Gottesdienſtes noch den ältern Zeiten gemäß. Die weiſſen Chorhemden, womit ſich die Prediger bey ihren öffentlichen Amtsverrichtungen bekleiden, die Abſingung des Vater Unſers, ſamt den Einſetzungsworten beym heil. Abendmal, und der ſogenannten Collecten vor den Altären, die brennenden Wachskerzen auf den Altären bey der Austheilung des Sacraments u. d. gl. ſind daſelbſt ebenfals, wie an andern lutheriſchen Orten im Gebrauch; nur Meßgewande hat man nicht mehr. Dieſe äußerlichen Dinge wurden zwar im Jahr 1736 auf Befehl König Friedrich Willhelms abgeſchaft. Allein da der itzt regierende König bald nach Antritt ſeiner Regierung im Jahr 1741 den lutheriſchen Kirchen ihre völlige Freyheit hierin wieder verſtattete, ſo blieben dergleichen äußerliche Gebräuche in den Werder- Dorotheen- und Friedrichſtädtſchen Kirchen, wo ſie niemals eingeführt geweſen waren, auch nach dieſer gegebenen Königl. Freyheit dennoch weg; allein von den alten Kirchen nahm eine jede, was und ſoviel ſie wolte, von dieſen Gebräuchen wieder an. Die Nicolai- und Marienkirche, denen ſeit kurzem der lutheriſche Werder gefolget iſt, haben vor andern ſeit dem Jahr 1766 das Vorzügliche, daß man ſich darin beym Gottesdienſt neben den alten Kirchengeſängen auch der guten neuen Liederſamlung bedient, die mit Königl. Approbation zu dem Zweck im Jahr 1766 herausgegeben worden.

Der Anfang des öffentlichen Gottesdienſtes an den Sonntägen iſt in allen Berliniſchen, ſowol deutſchen als franzöſiſchen Kirchen Vormittags um 9, und Nachmittags um 2 Uhr; ausgenommen im **Dohm**, wo er eine halbe Stunde ſpäter, und auf der **Dorotheenſtadt**, wo der deutſche Gottesdienſt eine halbe Stunde zeitiger, der franzöſiſche aber Vormittags gegen 11 Uhr und Nachmittags gegen 4 Uhr, desgleichen in **St. Gertraut**, wo er auch erſt Nachmitags um 4 Uhr angeht. Im **grauen Kloſter**, in **Petri**, **Friedrichswerder**, **Jeruſalem-** oder der **neuen Kirche**, und in der **Dreyfaltigkeitskirche**, werden bereits um 6, oder halb 7, und 7 Uhr Frühpredigten gehalten. In dem **grauen Kloſter** und der **Hoſpitalkirche zum heil. Geiſt** kann man auch Mittags um 12 Uhr eine Predigt hören. Auch in der Woche fehlt es in den Berliniſchen Kirchen an öffentlichem Gottesdienſte nicht. In einigen werden an dieſen und in andern an andern Tagen in der Woche Predigten, Betſtunden und öffentliche Catechiſationen gehalten. Manche haben nur mehrere, manche weniger. In der **Nicolaikirche** allein fällt darin kein einziger Tag aus, außer in dem Winterhalbenjahr der Mittwoch. In der **Garniſonkirche** und dem **grauen Kloſter** aber iſt der wöchentliche Gottesdienſt gar nicht mehr eingeführt. Wo er gehalten wird, da geſchieht es Vormittags um 8 oder 9 Uhr. Nur im **Dohm** und ein paar andern Kirchen ſind auch Nachmittags um 2, 3 oder 4 Uhr an gewiſſen Tagen Betſtunden. Alle Sonnabend iſt bey den Küſtern jeder Kirche ein Zettel für 3 pf. zu haben, worauf die Namen der Prediger verzeichnet ſind, die den folgenden Sonntag in allen deutſchen Kirchen predigen.

Das heil. Abendmal wird in den reformirten Kirchen nur alle 2, 4, 6 oder 12 Wochen gehalten, allein in den lutheriſchen großen Kirchen iſt jeden Sonntag Communion, ſowol frühe als nach der Hauptpredigt. Bey den Kirchen, wo die Gemeinden klein ſind, hält man ſie ebenfals nur alle 6 Wochen. Für die Communicanten iſt in den meiſten Kirchen um 1 oder 2 Uhr der Sonnabends eine

Vorbereitungspredigt. Vormittags in der 10ten, und Nachmittags in der 2ten Stunde, wird Beichte gehört. Dieſe Beichte iſt aber nicht für den, der communiciren will, ſchlechterdings nothwendig, ſondern auf Befehl des Hofes einem jeden von den Gliedern der Gemeinde ſchon ſeit 40 Jahren auch hierin die völlige Freyheit gelaſſen worden, ob er ſich derſelben bedienen wolle oder nicht. Wer es dem Prediger, dem er ſich beſonders anvertraut, vorher anzeigt und der Vorbereitung, wobey die allgemeine Beichte verleſen wird, beywohnt, wird zum heil. Abendmahl zugelaſſen, ſolte er es auch für ſich gut gefunden haben, nicht im Beichtſtuhle oder in der Sakriſtey zu einer Privatvorbereitung zu erſcheinen. Eine Freyheit, die überaus rühmlich iſt, weil ſo manchem Mißbrauche der Beichte dadurch vorgebeugt, allem Gewiſſenszwange damit abgeholfen und der Zweck der Communion von denen, die ihn erreichen wollen, doch erreicht wird. Wer es weiß, daß die Privatbeichte kein nothwendiges und weſentliches Stück zur heilſamen Haltung des heil. Abendmals, und in mehreren lutheriſchen Ländern ebenfals nicht im Gebrauch iſt, wird ſich um ſo weniger über dieſe Freyheit in Berlin wundern. Die allermeiſten unter den lutheriſchen Communicanten bedienen ſich indeſſen doch der Beichte, die an ſich einem jeden nützlich werden kann, und derer ſind Vergleichungsweiſe nur wenige, welche ſich davon ausſchließen.

Wir glauben, daß dieſe Nachricht, bey der unſers Erachtens nichts nothwendiges vergeſſen worden, hinlänglich ſeyn werde, auswärtigen Leſern von den verſchiedenen Religionspartheyen in Berlin und der Einrichtung des Gottesdienſtes in den hieſigen Kirchen einige Kenntniß beyzubringen.

2) Franzöſiſche Kirchen.

Die franzöſiſche Gemeinde zu Berlin iſt einige Jahre vor der Aufhebung des Edicts von Nantes entſtanden.

Es hatten ſich ſeit dem Jahre 1672 einige franzöſiſche Familien, welche durch die angefangenen Verfolgungen aus ihrem Vaterlande zu gehen genöthiget worden, in Berlin niedergelaſſen, und der Herr von **Beauveau**, Graf von **Epenſes**, der als Oberſtallmeiſter bey dem Churf. **Friedrich Willhelm dem Großen**, in Dienſten ſtand, verſchafte ihnen die Freyheit des öffentlichen Gottesdienſtes in ihrer Sprache.

Die ganz kleine Gemeinde verſammelte ſich das erſtemal zu dem Zweck den 10ten **Junius** deſſelben Jahres, anfänglich in den Zimmern des Herrn von **Pöllnitz**, und nachher in einem beſondern Zimmer, das ihr auf dem Stallplatze dazu angewieſen worden. Sie hatte damals nur einen einzigen Prediger (**Fornerod**,) dem in der Folge der berühmte **Abbadie** zum Gehülfen gegeben wurde, nachdem er in der Dohmkirche von dem damaligen Hofprediger **Bergius**, die Ordination empfangen.

Die Anzahl der franzöſiſchen Flüchtlinge wurde täglich größer, und der Gottesdienſt im Jahr 1682 in die Schloßkapelle, von da aber im Jahr 1688 nach der Dohmkirche verlegt, wo ſich die franzöſiſche Gemeinde nach geendigtem deutſchen Gottesdienſte, Vormittags um 11 und Abends um 5 Uhr verſammelte. Man fieng aber noch in eben dem Jahre an, in der **Neuſtädtiſchen Kirche** zu predigen, welche ihr darauf im Jahre 1697 zur Hälfte als eigenthümlich zugeſtanden ward.

Die Anzahl der Communicanten belief ſich ſchon im Jahr 1691 auf 1406, von welcher Zeit an ſie bis itzo beynahe 5000 ausmacht, und da die Refugiés Haufenweiſe nach Berlin kamen, ſo gab der Churfürſt der Gemeinde die Erlaubniß, nach und nach mehr Prediger anzuſetzen, und genehmigte alle Anordnungen, welche zum Beſten dieſer angehenden Colonie gemacht wurden. Durch die großmüthige Beſchützung und Wohlthätigkeit dieſes groſſen Prinzen und ſeiner Königl. Nachfolger begünſtiget, wurde dann die franzöſiſche Gemeinde zu Berlin, eine der vornehmſten, wohin die Vertriebenen aus Frankreich ihre Zuflucht nahmen.

Sie hat gegenwärtig 5 Kirchen, die Hoſpitalkirche nicht mit gerechnet. Der ordinairen Prediger ſind eilfe. Das Hoſpital hat ſeinen beſondern, und im Jahr 1754 haben das Conſiſtorium und die pia Corpora zur Unterweiſung der Jugend, welche die Colonie unterhält, einen Catecheten angenommen. Die Kirchen ſind folgende:

1. Die **Neuſtädtiſche Kirche**, in welcher die franzöſiſchen mit den deutſch Reformirten und Lutheranern das Simultaneum haben.

2. Die Kirche auf dem **Werder**, deren Einweihung im Jahr 1701 geſchahe.

3. Die Kirche in der **Köpenickſchen Vorſtadt**, die man auch die **Kapelle** zu nennen pflegt, ſie ward im Jahr 1700 eingeweihet, und im Jahr 1724 zur Pfarrkirche gemacht.

4. Die Kirche auf der **Friedrichsſtadt**, welche auf Koſten der Colonie erbauet und im Jahr 1705 eingeweihet worden.

5. Die **Kloſterkirche**, die ebenfals auf Koſten der Gemeinde erbauet und im Jahr 1726 eingeweihet iſt.

Der Gottesdienſt wird jeden Sonntag in allen fünf Kirchen und im Hoſpital zwey mal gehalten. Auſſer dem iſt alle Tage in der Woche, nur des Sonnabends nicht, in einigen Kirchen Predigt, Catechiſation oder Betſtunde. Alle Sonnabend iſt bey den Küſtern jeder franzöſiſchen Kirche, ein gedruckter Zettel zu haben, welche Prediger den folgenden Sonntag in allen franzöſiſchen Kirchen in der Stadt predigen.

Ob nun gleich die franzöſiſchen Gemeinden zu Berlin in fünf Kirchſpiele eingetheilt ſind, ſo machen ſie doch zuſammen nur eine Gemeinde aus, die unter der Aufſicht und Fürſorge eines einzigen Collegium ſteht, welches nach dem Gebrauch der franzöſiſchen Kirchen la venerable Compagnie du Conſiſtoire genannt wird. Dis Collegium beſteht aus den Predigern und ohngefehr vierzig der angeſehenſten Glieder der Colonie, welche ſich bis itzt aus einem rühmlichen Eifer und ohne den geringſten Eigennutz bemüht haben, wechſelsweiſe nach der Reihe für das Beſte der Gemeinde zu arbeiten.

Die ſogenannten Anciens darunter, machen mit den Predigern das eigentliche Conſiſtorium aus, und haben das Amt, über die geiſtliche Wohlfahrt der Gemeinde, zur Aufrechthaltung der guten Sitten und der Kirchenzucht, zu wachen. Die übrigen, welche Anciens Diacres heiſſen, formiren unter der wechſelsweiſen Aufſicht der Prediger das ſogenannte Diaconat, ſorgen für die Bedürfniſſe der Armen, nehmen die Allmoſen der Kirchen in Empfang, und verwalten ſie nach dem Reglement. In allen Angelegenheiten von einiger Wichtigkeit vereinigen ſich die leztern mit jenen, um gemeinſchaftlich darin zu handeln.

Alle Quartiere der Stadt ſind unter die Prediger, Anciens und Anciens Diacres vertheilt, um ihre verſchiedenen Functionen darin zu verrichten. Die Diſciplin der reformirten Kirchen in Frankreich die nur in einigen Stücken durch beſondere Befehle und Privilegien des Landesherrn eingeſchränkt worden, iſt der Grund der Einrichtung der franzöſiſchen Kirchen in den Brandenburgiſchen Staaten.

Das Conſiſtorium hängt übrigens in geiſtlichen Sachen von dem franzöſiſchen Oberconſiſtorium ab, welches aus einem Königl. Staatsminiſter als Chef, aus einigen der älteſten Prediger und einigen weltlichen Räthen beſteht.

Was die Verwaltung der Armengelder anbetrift, ſo richtet ſich das Conſiſtorium darin nach den allgemeinen Landesverordnungen, für alle pia Corpora, und verantwortet dieſelbe bey den Häuptern der Familien, die es repreſentirt,

ſentirt, und denen es alle Jahr Rechnung ablegt. Bey wichtigen Vorfällen wird eine gewiſſe Anzahl der leztern, als ein Conſiſtorium zuſammen berufen, um ſich ihres Raths und ihrer Einſichten zu bedienen.

Die fünf franzöſiſchen Kirchen zu Berlin haben vermöge einer Verordnung vom Jahr 1715 das Recht, ihre Prediger zu wählen. Das Conſiſtorium der Gemeinde, die einen Prediger wählt, ſtellt unter dem Vorſitz zweyer Deputirten vom franzöſiſchen Oberconſiſtorium der Verſamlung ſechs Subjecte vor. Die drey darunter, welche die meiſten Stimmen haben, werden dem Könige vorgeſchlagen, der gemeiniglich denjenigen beſtätigt, für den die meiſten Stimmen ausgefallen ſind.

Man kann zum Lobe der franzöſiſchen Kirche zu Berlin ſagen, daß ſie ſich bis itzt von einer ſehr guten Seite gezeigt hat. Die erſten Refugies waren dem Feuer der Verfolgung mit einem Eifer für die Religion und den Gottesdienſt entronnen, von dem ſich auch noch bey ihrer Nachkommenſchaft die Spuren zeigen. Sie hatten ſich in der Schule der Widerwärtigkeit zu einer groſſen Einfalt der Sitten gebildet, von der ſich ihre Nachkommen nicht ganz entfernet haben. Ihr Unglück war vielleicht der Grund von dem Geiſte der Liebe, der brüderlichen Eintracht und der Theilnehmung an ihrem gemeinſchaftlichen Wohl, von dem auch dieſe noch immer belebt werden. Wenigſtens wird man ſchwerlich eine Kirche finden, in der man zur Unterſtützung der Armuth ſo viel gethan, und in der man mehr geſucht hätte, durch gute Anſtalten den traurigen Folgen des Elendes und des Laſters zuvor zu kommen.

Vielleicht war man ſelbſt in der Bereitwilligkeit, mit welcher man allen Armen beyſtand, gewiſſermaßen zu weit gegangen, worüber denn die Erfahrung erſt unvermerkt den Vorſtehern der Kirche die Augen geöfnet hat. Um den

Unbequemlichkeiten, die daraus entſtehen könnten, vorzubeugen, hat das Conſiſtorium zum Grundſatz angenommen, ihre wohlthätige Hülfleiſtung, es müſten denn außerordentliche Fälle vorkommen, gewöhnlicher Weiſe nur 1. auf die Alten und Kranken 2. auf die Wayſen und 3. auf ſolche Kinder einzuſchränken, deren Eltern nicht im Stande ſind, ihnen eine anſtändige Erziehung zu geben; und zu dem Ende hat es die dreyfachen Armen- und Wayſenanſtalten gemacht, deren an ſeinem Ort wird gedacht werden, und zu deren Unterhaltung die Einkünfte der Kirchen hauptſächlich angewendet werden.

II. Milde Stiftungen.[1]

Es fehlet in den hieſigen Reſidenzen nicht an guten Anſtalten, ſowol armen und nothleidenden Einwohnern, als auch Witwen und Wayſen nach Möglichkeit zu Hülfe zu kommen. Wir wollen die deutſchen und franzöſiſchen Einrichtungen von dieſer Art kürzlich beſchreiben.

1. Deutſche milde Stiftungen.

Dazu gehören

I. Die Armen- und Wayſenanſtalten, welche unter der Direction des Königl. Armendirectoriums ſtehen.

Das Armendirectorium wurde von Churf. Friedrich III. im Jahr 1699 geſtiftet. Nach der Fundation ſoll es aus einer gleichen Anzahl lutheriſcher und reformirter Confeſſionsverwandten beſtehen. Der Staatsminiſter, der Chef des geiſtlichen Departements iſt, (itzt des Freyherrn von Münchhauſen Excell.) iſt jederzeit erſter Präſident des Armendirectorium, und außer demſelben der Präſident des Königl. Oberconſiſtorium allemal der zweyte. Einige Magiſtrats giſtratsperſonen, einige Oberconſiſtorialräthe und andere Geiſtliche, der erſte Königl. Leibarzt und einige Aſſeſſoren machen die Mitglieder dieſes Collegiums aus. Die Verpflegung der Wayſen, Kranken und Armen iſt das Geſchäfte deſſelben, daher ſtehen die öffentlichen Armenhäuſer unter deſſen Aufſicht, beſonders folgende:

1. Das Charitehaus, wo kranke, elende und abgelebte Leute völlige Cur und Verpflegung haben. Es war ehedem ein Spinnhaus, welches König Friedrich Willhelm im Jahr 1723 zu einem Krankenhauſe erweitern, im Jahr 1727 aber durch Aufbauung aller dazu gehörigen Wirthſchaftsgebäude ſo weitläufig machen ließ, als es itzo iſt. Man legte eine eigene Brauerey, einen Speiſeſaal für einige hundert Menſchen, Küche, Waſch- und Backhäuſer, große Keller und Böden zur Verwahrung vieles Korns, ein ſtarkes Gewölbe zur Darr- und Malzbereitung, eine Brandweinbrennerey, die benöthigten Viehſtälle und alles, was zu einer groſſen Wirthſchaft gehöret, an, und es wurden nicht nur die Wohnungen für die Kranken, ſondern auch für alle, die bey dem Hauſe dienen, aufs bequemſte eingerichtet. Der König gab alle dazu erforderlichen Baumaterialien und ſchenkte dem Hauſe einen gewiſſen Fond zu deſſen Unterhaltung, wozu nachher verſchiedene Schenkungen reicher Particuliers kamen, worunter die vom verſtorbenen Generalfeldmarſchall Grafen von Wartensleben, welche in einem ziemlichen Striche Ackers, in einer Wieſe und in baarem Gelde beſtand, die vornehmſte iſt. In dieſem Charitéhauſe werden nun alljährlich an die 1500 Menſchen, Männer, Weiber, Sechswöchnerinnen und Säuglinge, theils als Kranke, die nach ihrer Geneſung wieder heraus gehen, theils als Hoſpitaliten, die Zeitlebens darin bleiben, unterhalten. Arme, in Unehren geſchwängerte, kranke und beſonders veneriſche Weibsperſonen, wenn ſie ſich dazu angeben, werden dahin gebracht

und curirt, wobey unter der Anweiſung dazu verordneter Aerzte die Königl. Penſionaire die Kranken beſorgen und künftige Hebammen das Accouſchement lernen. Wenn man die innere Einrichtung deſſelben will näher kennen lernen, ſo kann man die Beſchreibung nachleſen, welche der verſtorbene Geheimerath **Eller** ſeinen mediciniſchen und chirurgiſchen Anmerkungen von den im Lazareth der Charité vorgefallenen Operationen, vorgeſetzt hat. Das Haus hat ſeinen eigenen Inſpector, der über die ganze Oekonomie der Charité und der folgenden Armenhäuſer, wie auch des Invalidenhauſes die Aufſicht führet, und alljährlich vor dem Armendirectorium ſeine Rechnungen ablegt. Er ſowol, als die beyden Prediger der reformirte und der lutheriſche, die von eben dieſem Collegium berufen, und aus eigenen dazu vermachten Fonds beſoldet werden, ein Königl. Penſionair, als Wundarzt des Hauſes, und andere nothwendige Bediente mancherley Art wohnen insgeſamt auf demſelben, und es wird nichts verabſäumet, was zur geiſtlichen und leiblichen Pflege der Armen und Kranken nöthig iſt. Diejenigen ſo hinein wollen, müſſen ſich auf dem Rathhauſe in Berlin Mittwochs und Freytags melden, und ihrer armſeligen Umſtände wegen Zeugniſſe von ihren Predigern oder andern glaubwürdigen Perſonen beybringen, worauf ſie näher examinirt werden, und wenn von den dazu beſtellten Viſitatoren ihr Zuſtand gehörig unterſucht worden, nach Beſchaffenheit der Umſtände angenommen oder abgewieſen werden. Es kann auch jemand für ein geringes Geld, welches dem Charitehauſe anheim fällt, auf zeitlebens oder bis zu ſeiner Geneſung in daſſelbe kommen, welches aber nur in außerordentlichen Fällen bewilliget wird.

2. **Das große Friedrichshoſpital.** Dieſes führet ſeinen Namen von deſſen Stifter, König Friedrich I. welcher an dem Tage ſeiner Krönung 100000 Rthlr. zur

Erbauung zweyer Armenhäuſer, eines zu Königsberg in Preuſſen und eines zu Berlin geſchenckt hatte. Der Bau des Hoſpitals wurde im Jahr 1702. angefangen und erſt nach etlichen Jahren geendiget. Der König Friedrich Willhelm aber ließ die Kirche noch geräumiger machen und mit einem ſchönen Thurn zieren, der im Jahr 1727. fertig wurde. Es werden in dieſem Hauſe nicht nur unterſchiedene unvermögende Männer und Weiber, davon die Anzahl der erſtern ſich itzo auf etliche 30, und die Zahl der leztern auf 6 beläuft, unterhalten, ſondern auch ohngefähr dreyhundert elternloſe Kinder, deren Zahl das eine Jahr zu, das andere Jahr abnimmt, frey ernährt, auferzogen und unterrichtet; ſie müſſen aber, wenn ſie hinein kommen, ſchon von den Jahren ſeyn, daß ſie ſich ſelbſt ankleiden können. Ob ſie lutheriſcher oder reformirter Confeßion ſind, iſt gleichviel, wie denn zwo reformirte Wayſenhäuſer, ſo ehedem außerhalb Berlin geweſen, das Lindauſche und Oranienburgſche, ſeit mehreren Jahren mit den Wayſenanſtalten des großen Friedrichshoſpitals ſind vereinbart worden. Aus dem Fond des erſten werden noch zwölf Knaben und zwölf Mädchen, und aus dem Fond des andern halb ſoviel unterhalten. Die Kinder empfangen darin den nöthigen Unterricht im Leſen, Schreiben, Rechnen und dem Chriſtenthum. Dazu ſind gegenwärtig noch acht Candidaten als Präceptoren, fünf lutheriſche und drey reformirte, nebſt einem Schulmeiſter angeſezt. Dieſe genießen außer ihrem jährlichen Gehalte freye Wohnung und Tiſch auf dem Wayſenhauſe. Zween von ihnen müſſen wöchentlich über die Diſciplin und Verpflegung der Kinder Aufſicht haben, und von den lutheriſchen haben zween andere auch das Amt, jeden Sonntag Vor- und Nachmittag im Irrenhauſe eine Predigt zu halten. Außer dem Schulſtunden lehrt man die Kinder allerhand Arbeiten für die hieſige Gold- und Silberfabrik machen.

Der Oekonomieinſpector, der Controlleur und Oekonomus, die dabey geſetzt ſind, nebſt den Unterbedienten, den Wärtern und dem Thürſteher wohnen ſämtlich in dem Hauſe. Die beyden Prediger, der evang. reformirte und der evang. lutheriſche, welcher leztere auch jeden Sonntag Vor- oder Nachmittags für die Gefangenen auf dem Calandshofe predigen muß, haben außer ihren Gottesdienſtlichen Verrichtungen bey der Kirche und dem Hoſpitale die nähere Aufſicht über das Schulweſen. Ihre Oberinſpectoren ſind der Probſt zu St. Nicolai und der erſte Prediger an der Parochialkirche. Sie werden vom Armendirectorium berufen, doch ſo, daß das reformirte Kirchendirectorium den einen, und der jedesmalige Probſt zu St. Nicolai den andern präſentiren muß. Dem letztern ſtehet dieſes Recht vermöge eines Teſtaments der ſel. Feldmarſchallin von Spaen zu, welche ſolches in ihrem lezten Willen verordnet, nachdem ſie ſchon bey Lebzeiten zum Beſten des lutheriſchen Hoſpitalpredigers ein Vermächtniß gemacht und ihn ſonſt jedesmal ſelbſt ernannt hatte. Wenn die Prediger einige Jahre dabey geſtanden haben, können ſie um eine weitere Verſorgung anhalten, welches auch bey den Predigern auf dem Charitéhauſe ſtatt findet.

5. **Das Irrenhaus**, wo raſende und wahnwitzige Leute curirt und erhalten werden. Ehedem wurden dergleichen unglückliche Menſchen in dem großen Friedrichs-Hoſpital aufbewahret. Nachdem aber im Jahr 1730 ein eigenes Haus auf der Friedrichsſtadt zu ihrem Aufenthalt gewidmet worden, iſt dieſe Anſtalt gänzlich von jener abgeſondert. Die etwas verrückt, aber nicht raſend ſind, werden in guten Gemächern mit andern zuſammen gehalten, und dürfen am Tage im Hauſe und auf dem Hofe frey herum gehen. Bey denen es ſich thun läßt, werden alle Geneſungsmittel angewendet, und im Fall ſie ſich zum Theil oder ganz und gar beſſern, nimmt man ſie entweder

in die Charité oder entläßt ſie aus dem Hauſe. Die ganz raſenden werden jeder allein, ſo lange die unſinnige Wuth anhält, unbekleidet in enge Behältniſſe oder ſogenannte Kaſten eingeſperret, wo man ihnen durch Löcher Speiſe und Trank in kupfernen Becken an Ketten feſtgemacht, zureichet. Iſt nach einiger Zeit der Paroxismus vorüber, ſo werden ſie wieder herausgelaſſen und bekommen mehr Freyheit. Für die Reinigung ihrer Leiber und Wohnungen wird nach Möglichkeit geſorgt, wozu bey den Männern ein eigener Mann und bey den Weibern eine eigene Frau beſtellt iſt. Wer ſeine Verpflegung bezahlen kann, der bezahlt, wer es nicht thun kann, wird umſonſt gehalten. Das Irrenhaus hat übrigens ſeine eigene Communität, und die nöthigen Bediente bey demſelben wohnen in dem Vorderhauſe nach der Straße zu.

4. **Das Koppenſche Armenhaus**, in der Hamburgerſtraße gelegen, worin alte Frauen Wohnung, Feuerung und etwas Geld bekommen. Es hat ſeine Stiftung dem ſel. Stadthauptmanne und Brauherrn **Koppe** zu danken, welcher im Jahr 1721. ein Capital zur Errichtung deſſelben in ſeinem Teſtamente vermacht hat. Die Anzahl derer, die darin Wohlthaten genießen, beläuft ſich ohngefehr auf 20 bis 30 Perſonen.

5. **Das Dorotheenhoſpital**, worin ebenfals 15 alte Frauen freye Wohnung, Licht und Feuerung genießen.

Außer denjenigen, die in dieſen angeführten Armen- und Wayſenanſtalten Unterhalt und Pflege empfangen, wird noch aus der Rathhäuslichen Armencaſſe einer großen Anzahl von Kranken, alten abgelebten Leuten, auch Wittwen die Kinder haben, ſowohl von bürgerlichem als Soldatenſtande, mit freyer Cur, Medicin, Geld oder Brod beygeſtanden. Derer, die Geld bekommen, ſind über 800, und derer die Brod empfangen, über 300. Sie erhalten bey ihrer Aufnehmung in die Zahl der Rathhäuslichen Armen, nachdem ihre Umſtände genau unterſucht worden, einen gedruckten Zettel, gegen deſſen Vorzeigung ſie ſich ihre wöchentlichen Allmoſen des Montags Vormittags von dem Rathhauſe abholen.

Man kann leicht erachten, daß zur Beſtreitung der Koſten, welche dieſe ſämmtlichen Armenanſtalten erfordern, keine kleine Summen gehören. Außer den öffentlichen Fonds, welche bey ihrer erſten Stiftung vom Hofe dazu beſtimmt worden, und den Vermächtniſſen wohlthätiger Privatperſonen, die nach der Zeit dazu gekommen ſind, werden theils gewiſſe Strafgelder, theils die monatlichen Kirchen- und Hauscollecten dazu angewandt. Es werden nemlich in den ſämtlichen deutſchen Kirchen der hieſigen Reſidenzien jeden Monat einen Sonntag, nach vorhergegangener achttägigen Abkündigung von den Kanzeln, die Becken für die Armen ausgeſetzt, und das eingekommene Geld wird von denen dazu verordneten Vorſtehern auf das Rathhaus geliefert. Hiernächſt ſammelt man zu gleichem Behufe monatlich in verſchloſſenen Büchſen Haus bey Haus in allen Vierteln der Stadt, und ſeit ein paar Jahren ſind gewiſſe Allmoſenbücher eingeführt, worin ſich viele Einwohner der Stadt, von wohlthätigen und menſchenliebenden Geſinnungen bewegt, zu einer jährlichen freywilligen Beyſteuer unterſchrieben haben. Diejenigen, die auf ein ſolches Buch zu den Armenanſtalten beytragen, werden mit der Armenbüchſe, welche monatlich in die Häuſer herumgeht, verſchonet, dagegen wird das vierteljährige Quantum, wozu ſie ſich unterſchrieben haben, alle Quartale gegen ihre eigenhändige Beſcheinigung in dem Buche, durch dazu beſtellte Bothen abgefordert.

Daß alle dieſe einkommenden Gelder zu dem guten Zwecke, wozu man ſie einſammelt, angewendet, und wie ſie verwaltet werden, davon kann ſich ein jedweder bey der öffentlichen alljährlichen Rechnungsabnahme auf dem

Rathhauſe, welche allemal vorher von den Kanzeln bekannt gemacht wird, ſelbſt überführen; und die Nachricht an das Publicum, welche das Königl. Armendirectorium zu Anfange eines jeden Jahrs drucken läßt, legt ſolches Jedermann noch klärer vor Augen.

Was die Hausarmen anbetrift, welche an den bisher erwehnten Anſtalten keinen Theil nehmen können, ſo iſt zu merken, daß denſelben bey jeder Kirche, zu der ſie gehören, auf die Recommendation ihrer Prediger aus den Geldern des Klingebeutels eine proportionirte wöchentliche Allmoſengabe durch die Kirchenvorſteher und Küſter gereichet wird. Manche Kirchen haben durch Vermächtniſſe eigene Legate für ihre Hausarmen erhalten, und die Prediger derſelben Kirchen ſorgen dafür, daß mit den Intereſſen davon, nothdürftigen Leuten aus der Gemeinde geholfen werde. Und dann ſchenket der König alle Neujahr eine anſehnliche Summe an ſämmtliche deutſche Kirchen, welche von den Predigern an ihnen bekannte Hausarme nach ihren Gutbefinden vertheilt und ihren Inſpectoren nach dem Namen und Quantum, wie viel ein jeder davon bekommen hat, berechnet wird. Die Inſpectoren ſtellen alsdenn dieſe Liſten dem Magiſtrate zu.

2. Das Königl. Arbeitshaus vor dem Königsthore, welches von einer eigenen dazu verordneten Commißion dirigirt wird.

Die Stiftung deſſelben fällt in das Jahr 1741. Als damals die Betteley auf den Straßen ſehr groß war ſo ſchenkte der itzige König 100 000 Rthlr zur Errichtung eines öffentlichen Arbeitshauſes, zu welcher Summe nach und nach noch einige Legate von Privatperſonen gekommen ſind. Der Anfang wurde gleich mit hundert Perſonen gemacht, welche man auf der Friedrichsſtadt in dem Schlächtergewerkhauſe einmiethete und verpflegte. Im Jahre 1756 ließ der König das große Gebäude vor dem Königsthor, ſo itzt dieſen Namen führt, zu bauen anfangen, und im Jahr 1758. ward es fertig, daß die Armen, die man in die Anſtalten aufgenommen hatte, einziehen konnten. Die Anzahl derſelben hat ſich nach der Zeit auf mehr als 300, ja während des lezten Krieges auf 500 belaufen. Alle Bettler, ſo ſich auf den Straßen ſehen laſſen, ſollen, nach den Geſetzen, dahin gebracht werden. Sie mögen männlichen oder weiblichen Geſchlechts ſeyn, ſo werden ſie in Kleidung, eſſen und trinken frey darin unterhalten. Alte Leute, werden zeitlebens darin verſorget, junge Leute, die man auf den Straßen als Bettler ergriffen, werden einen oder mehr Monate zur Zucht hineingeſetzt, und hernach wieder herausgelaſſen. Die zu arbeiten fähig ſind, müſſen Wolle ſpinnen, und was damit verdient wird, fällt an die Caſſe des Hauſes, und wird mit zu ihrem Unterhalt angewandt. Ein Inſpector und Controlleur führen die Rechnung darüber und legen ſolche an die Arbeitshauscommißion ab. In dem Hauſe wird alles ungemein reinlich gehalten. Es hat einen großen geräumigen Saal zum Gottesdienſt, und einen eigenen Prediger, der zugleich Prediger in Strahlau iſt, und nebſt den übrigen Officianten eine ſehr gute Wohnung in dem Hauſe hat.

3. Lutheriſche Hoſpitäler, Armenhäuſer und Armencaſſen, welche unter der Aufſicht des Magiſtrats und des Probſtes zu St. Nicolai ſtehen.

Dieſe ſind

1. Das Hoſpital zum Heiligengeiſt, in der Heiligengeiſt- und Spandauerſtraße, im Jahr 1313. von dem Ritter **Borchard Grevelhut** geſtiftet. Es wohnen darin 16 Männer und 17 Frauen, welche außer der warmen

Stube, jährlich was gewiſſes an Gelde und etwas Naturalien bekommen.

2. Das Hoſpital zu St. Georgen vor dem Königsthor. Die Stiftungszeit iſt nicht bekannt, es wird aber deſſen ſchon in einem Briefe des Biſchof Ludolphs zu Halberſtadt vom Jahr 1278. erwehnt, und iſt mit dem vorigen combinirt. Es werden darin auf vorhin angezeigte Art 8 Männer und 9 Frauen erhalten.

3. Das Splettlhaus vor dem Königsthor, deſſen Urſprung und Stifter unbekannt iſt. Es wohnen darin 12 arme Frauen, welche auch etwas weniges Geld erhalten.

4. Das Hoſpital zu St. Gertraut' iſt von ähnlicher Einrichtung. Da es aber zu Cölln gehöret, ſo hat der Probſt zu Cölln neben dem Magiſtrate darüber die Aufſicht.

5. Das Jeruſalemshoſpital, ohnweit der Jeruſalemskirche iſt nicht bloß lutheriſch, indem 10 bis 12 alte Frauen, die Hälfte reformirter und die Hälfte lutheriſcher Confeßion ihren nothdürſtigen Unterhalt darin finden. Der Churfürſtl. Rath von Martiz hat es im vorigen Jahrhunderte geſtiftet. (*)

6. Die Nicolai- und Marienkirchenarmencaſſe, ſo ſeit alten Zeiten exiſtirt. Es werden daraus wöchentlich an eine gewiſſe Anzahl armer Perſonen, deren Umſtände vorher unterſucht, und von den Predigern bezeugt worden, nach des Probſtes Beſtimmung, Almoſen ausgezahlt.

7. Die Bürgerwayſenkindercaſſe, deren Urſprung und Stifter unbekannt iſt. Es werden daraus 4 Knaben erhalten, und wohnen nebſt einer Wartsfrau in einem Hauſe des Heiligengeiſthoſpitals zur Miethe.

(*) Siehe Seite 113.

4. Reformirte Armenhäuſer und Stiftungen.

1. **Das Götzeſche Wittwenhaus** unter der Aufſicht des Dohmkirchendirectorium, ſo von der Oberhofmeiſterin von Götze im Jahr 1678. geſtiftet worden, iſt auf der Friedrichsſtadt an der Ecke der Mohren- und Jeruſalemsſtraße. Es haben darin 4 arme Wittwen freye Wohnung und etwas Holzgeld zu genießen.

2. **Das Dohmhoſpital** auf der Neuſtadt in der lezten Straße iſt im Jahr 1752. auf Veranſtaltung des Hof- und Dohmminiſteriums, mit Beytritt des Dohmdirectorium größtentheils auf Koſten der Dohmgemeinde geſtiftet worden. Die beſondere Aufſicht darüber hat ein Rath des gedachten Directorium und ein Hofprediger. Es befinden ſich darin ein Hoſpitalvater und Mutter, und an die 40 Arme, zuweilen mehr oder weniger. Alte abgelebte oder kränkliche Manns- und Frauensperſonen genießen darin freye Wohnung, eine gemeinſchaftliche warme Stube und Küche, und überdem ein gewiſſes an Gelde. Zuweilen werden ſie nach der Stiftung oder beſondern Schenkungen geſpeiſet, und wenn ſie krank ſind, beſonders verpflegt, und durch einen dazu beſtellten Arzt und Chirurgus curiret.

3. **Der rothe Hof**, darneben gelegen, unter Aufſicht des Hof- und Dohmminiſterium. Es erhalten darin verſchiedene dürftige Perſonen mittlern und geringern Standes außer freyer Wohnung, auch noch eine monatliche Beyhülfe an Gelde.

4. **Ein Hoſpital der Parochialkirche** wird itzt, bey derſelben, aus einem alten in der Mauerſtraße am Kirchhofe ſtoßendem Hauſe angelegt, worin 30 Armen guten und geringen Standes freye Wohnung erhalten werden. Dieſes ſteht unter der Aufſicht der Prediger und des Kirchenpresbyterium.

5. Die Andreäſche Legatencaſſe, ſo von des Hofprediger D. Andreä Schweſter geſtiftet worden. Es erhalten daraus einige Predigerwittwen und Wayſen guter Familien jährliche Penſionen, und an 100 Hausarmen halbjährige milde Beyſteuern.

6. Die Lüderitziſche Legatencaſſe, ſo von dem Oberhofmarſchall von Lüderitz geſtiftet iſt. Es werden daraus einige Penſionen gegeben, der gröſte Theil aber wird von dem Hof- und Dohmminiſterium halbjährlich unter nothleidende Arme reformirter Confeßion vertheilet.

7. Die Almoſencaſſe beym Dohm, welche unter der Aufſicht der Hofprediger ſtehet, woraus die Dohmarmen monatlich ein gewiſſes erhalten, und wozu auch der oben angeführte rothe Hof gehört.

8. Die Parochialkirchencaſſe, wozu verſchiedene Legate fließen. Es werden daraus monatlich und wöchentlich Almoſen, auch wöchentlich Eſſen ausgetheilt und Kinder in der Schule unterhalten.

5. Predigerwittwenanſtalten.

Deren ſind folgende:

1. Das reformirte Predigerwittwenhaus neben dem Dohmhoſpitale, welches unter der Aufſicht des Hof- und Dohmminiſterium ſtehet. Es haben darin reformirte Predigerwittwen freye Wohnung und jede eine beträchtliche jährliche Penſion.

2. Die Churmärkiſche Predigerwittwencaſſe, welche zum Unterhalt der Wittwen und unverſorgten Kinder der reformirten Prediger in der Churmark geſtiftet iſt, und woraus ſelbige zum Theil gute Penſionen erhalten, ſtehet unter der Aufſicht des reformirten Kirchendirectorium, und wird von einem Prediger adminiſtrirt.

3. **Das Predigerwittwenhaus** auf dem neuen Markte, worin die Predigerwittwen zu St. Nicolai und Marien freye Wohnung haben, und aus der Wittwencaſſe beyder Kirchen anſehnliche Penſionen genießen. Dieſe iſt im Jahr 1635. auf Veranlaſſung des Amtsraths **Weiler** geſtiftet worden. Es ſind nachher einige Legate dazu geſtoſſen, und ſie wird von den Predigern beyder Kirchen wechſelsweiſe verwaltet.

4. **Das Predigerwittwenhaus von St. Petri** in der Roßſtraße, für die Predigerwittwen dieſer Kirche, welche darin freye Wohnung, und jährliche beträchtliche Penſionen aus ihrer Wittwencaſſe, ſo von dem Miniſterium zu St. Petri verwaltet wird, genießen.

6. Wayſenhäuſer, ſo von Privatperſonen geſtiftet worden.

Nemlich

1. **Das Kornmeſſerſche Wayſenhaus.** Dieſe reformirte Wayſenanſtalt iſt im Jahr 1719. von des Hofraths **Joachim Friedrich Kornmeſſer**, Burgermeiſters in **Berlin**, nachgelaſſenen Wittwe, **Maria de Pedy**, eines Banquiers Tochter aus **Rotterdam**, geſtiftet worden. Sie widmete ihre Häuſer und liegende Gründe, nebſt einem beträchtlichen Capitale zum beſtändigen Fond eines Wayſenhauſes, worin ſoviel arme vater- und mutterloſe Kinder, als von den Intereſſen möglich wäre, ſollten erzogen und unterhalten werden. Im Jahr 1721. erhielte daſſelbe ſeine vollſtändige Einrichtung. Die Anzahl der erſten Wayſenkinder, die darin aufgenommen wurden, belief ſich damals auf vierzehn. Unter ſieben Jahren nimt man kein Kind darin auf, und höchſtens darf es bis zum zwanzigſten Jahre darin bleiben. Wenn die Knaben zur Erlernung eines Handwerks und die Mädchen zum

dienſt tüchtig ſind, werden ſie daraus entlaſſen. Ob ſie von Lutheriſchen oder reformirten Eltern gebohren worden, iſt gleichviel, doch müſſen ſie alle in der reformirten Confeßion erzogen werden, und Kinder, die von holländiſchen Familien abſtammen, haben bey Aufnehmung in das Wayſenhaus vor andern den Vorzug. So lange ſie in den Anſtalten ſind, werden ſie auf einerley Art gekleidet und wenn ſie das Wayſenhaus verlaſſen, bekommen ſie ein neues Kleid und etwas Wäſche. Im Fall, daß ein Kind, ſo lange es noch in dem Wayſenhauſe iſt, etwas erbte oder geſchenkt bekäme, ſo zieht das Haus die Helfte von dem Nutzen der Erbſchaft oder des Geſchenkes. Stirbt ein geweſenes Wayſenkind, noch dem es aus dem Hauſe gekommen und Güter erworben hat, unverheyrathet, oder ohne Leibeserben, ſo erbt das Wayſenhaus ſein Vermögen mit Ausſchließung der Verwandten. Wenn ein Ehegatte nachbleibt, theilt ſich dieſer mit dem Wayſenhauſe in das Vermögen, oder die Oberinſpectoren müſſen bey deſſen Lebzeiten ſchon zum Beſten des Hauſes ſeyn abgefunden worden. Die Oberinſpection über dieſe Anſtalten führt das reformirte Kirchendirectorium, welchem der von der Stifterin beſtellte eigene Inſpector, der über das Wayſenhaus die Aufſicht hat, von allem fleißig Berichte abſtatten muß und ohne deſſen Vorwiſſen weder ein Meiſter einen Knaben in die Lehre, noch eine Herrſchaft ein Mädchen in Dienſte nehmen kann. Der Informator, der täglich 6 Stunden die Kinder unterrichtet und auf ihre Erziehung und Sitten acht hat, der Oekonomus und Koch, der die Speiſung beſorgt, der Hausvater und die Hausmutter, welche für die Reinlichkeit und Aufführung der Knaben und Mädchen Sorge tragen müſſen, wohnen ſämtlich in dem Hauſe.

Die Kornmeſſerſche Stiftung hat auch in den folgenden Zeiten durch ähnliche Vermächtniſſe von andern

Wohlthätern noch einen anſehnlichen Zuwachs erhalten. Herr **Johann Conrad von Ruſſelmann** ſchenkte im Jahr 1745 ſein Haus in der Kloſterſtraße zur Wohnung für die Wayſenkinder, welches ſie beziehen muſten, nachdem das erſtbewohnte zum Nutzen der Wayſenkinder verkauft worden.

1. **Das Schindlerſche Wayſenhaus.** Es hat den ehemaligen Geheimenrath **Severin Schindler** zum Stifter. Er erkaufte im Jahr 1734. ein drey Meilen von Berlin gelegenes Dorf Schöneiche und ließ daſelbſt zur Unterhaltung und Erziehung zwölf armer vater- und mutterloſer Knaben lutheriſcher Confeßion, ein Wayſenhaus bauen. Im Jahr 1741. ſetzte deſſen nachgelaſſene Wittwe, bis auf einige andere Vermächtniſſe zu milden Stiftungen, dieſes Wayſenhaus zum einzigen Erben ihres ganzen anſehnlichen Vermögens ein, und verordnete, daß der jedesmalige Probſt und Archidiakonus an der Nicolaikirche, nebſt einem weltlichen Juſtiz- und Oekonomieverſtändigen, den dieſe ſich jedesmal wählen würden, Ausrichter des Teſtamentes ſeyn und die Curatel über die Wayſenanſtalt nach ihrem guten Gewiſſen führen ſollten, ohne irgend jemanden davon Rechnung ablegen zu dürfen. Dieſe haben das Gut Schöneiche nachher verkauft, und das Wayſenhaus, um es näher in Aufſicht zu haben, nach Berlin verlegt, wo die Kinder mit ihrem Inſpector, Informatoren und Wayſenhausvater in einem ſchönen dazu erkauften Hauſe in der Wilhelmsſtraße wohnen. Die Einrichtung dieſer Wayſenanſtalt iſt folgende:

Ein Knabe der darinnen aufgenommen ſeyn will, muß wenigſtens ſieben Jahr alt ſeyn, und kann ſo lange darin bleiben, bis er tüchtig iſt ein Handwerk, oder ſonſt eine Kunſt, oder die Kaufmannſchaft zu lernen. Fähige Köpfe, die Luſt zum Studiren haben, können ſich auch den Wiſſenſchaften widmen. Sie bringen in dieſem Falle, wenn ſie das Wayſenhaus verlaſſen, ehe ſie auf die Univerſität gehen, noch etliche Jahre auf dem Berliniſchen Gymnaſium zu, wo ſie ebenfals aus der Schindlerſchen Stiftung noch Beneficien genießen, und wenn ſie die Univerſität beziehen, jährlich gewiſſe Stipendiengelder bekommen. So lange ſie im Wayſenhauſe ſind, werden ſie mit Speiſe und Trank, Kleidung, Bette, Büchern, Papier und Schreibmaterialien, und aller übrigen Wartung des Leibes verſehen, und der Unterricht, den ſie von dem Inſpector und zweyen Informatoren genießen, iſt ſo eingerichtet, daß ſie von dem erſten in dem Chriſtenthum und der Rechenkunſt unterwieſen werden, von den beyden Lehrern aber, wenn ſie Gelehrte werden wollen, die lateiniſche, griechiſche und hebräiſche Sprache, Geographie, Hiſtorie, Mathematik und die ſchönen Wiſſenſchaften lernen. Ein eigener franzöſiſcher Sprachmeiſter, imgleichen ein Zeichen- und Schreibmeiſter geben ihnen im Franzöſiſchen, Zeichnen und Schreiben Unterricht. Für diejenigen, welche ſich nicht dem Studiren widmen, ſondern ein anderes Metier ergreifen, wird bey dem Profeßioniſten, Künſtler oder Kaufmann das Einſchreibe- und Lehrgeld bezahlt, und wenn ſie ausgelernt haben, bekommen ſie auch wieder wie bey dem Abſchiede aus dem Wayſenhauſe ein neues Kleid. Alle Jahr wird zweymal, auf Oſtern und Michaelis in Gegenwart der Curatoren und Prediger bey der Nicolaikirche ein öffentliches Examen gehalten. Und da die Einkünfte des Wayſenhauſes von Zeit zu Zeit noch durch andere Vermächtniſſe dazu, vermehret worden, ſo iſt die erſte Anzahl von zwölf Knaben durch die Vorſorge der Curatoren itzt ſchon bis auf zweyundzwanzig geſtiegen.

Von der Geheimeräthin Schindler rühret auch die Schindlerſche Legatencaſſe her, welche ſie zum Beſten nothdürftiger Schüler und Studenten, die daraus Stipendien erhalten, und zur Beſoldung der beyden Hofge-

richtseichtprediger im Jahr 1746. geſtiftet hat. Die Verwaltung derſelben ſteht bey dem Miniſterium zu St. Nicolai.

II. Franzöſiſche milde Stiftungen.

1. Das franzöſiſche Hoſpital. Dieſe Stiftung iſt beynahe ſo alt, als die Colonie ſelbſt, mit deren Anwachs ſie auch in der Folge vergrößert worden. In den erſten Jahren befanden ſich etwa dreyßig Perſonen darin, gegenwärtig iſt die Anzahl allemal zwiſchen 130 und 160. Man nimmt in das Hoſpital zwo Arten von Leuten auf; alte und ſchwache Perſonen, die für ſich allein nicht leben können, auf zeitlebens; kranke aber, denen es für ſich an der nöthigen Wartung und Hülfe fehlt, bis zu ihrer Geneſung. Es können auch für Koſtgeld ſolche Perſonen hinein kommen, deren ſehr geringe Einkünfte zu ihrer Erhaltung nicht hinreichen.

Die Direction dieſes Armenhauſes führet unter der Aufſicht des Conſiſtorium eine eigene Commißion, welche aus den Anciens Diacres genommen wird, und wobey die Prediger wechſelsweiſe, jeder ein Jahr lang, den Vorſitz haben.

Diejenigen, welche in das Hoſpital aufgenommen werden, werden nicht allein auf Koſten der Kirche verpflegt, ſondern auch gekleidet, und man verabſäumt nichts, was zu ihrem geiſtlichen und leiblichen Wohle erforderlich iſt. Außer den gewöhnlichen Betſtunden, welche alle Tage in der Hoſpitalkirche gehalten werden, wird der Gottesdienſt jeden Sonntag und Dienſtag früh von dem Prediger des Armenhauſes verrichtet, welcher zugleich die Kranken beſuchen muß.

Der älteſte von den beyden Aerzten der Colonie dient auch dem Hoſpitale, welches überdem ſeinen eigenen Wundarzt hat.

Mit den Allmoſen der Kirche ſind bisher die Koſten zur Unterhaltung dieſer Stiftung beſtritten worden, welche ſich allemal das Jahr über auf vier bis fünftauſend Thaler belaufen. Einige Privatperſonen haben dazu Legate gewidmet, die ſie der Kirche vermacht haben.

Das Hoſpital liegt in der Spandauſchen Vorſtadt in der Straße, welche nach der Oranienburger Landwehre führt. Im Jahr 1733. war man genöthiget, es anſehnlich zu vergrößern und ließ auf dem einen Flügel, den man an dem alten Gebäude anbaute, eine neue Kirche bauen, deren Einweihung den 14ten Junius geſchahe. Seit etlichen Jahren iſt es durch ein nahegelegenes Haus noch mehr erweitert worden, welches von dem Conſiſtorium zu dem Ende gekauft wurde, um kranke Kinder darin beſonders wohnen zu laſſen. Man hat auch einige Zimmer dazu verwahret, daß junge Leute, die noch nicht communicirt haben und die das Conſiſtorium auf Verlangen ihrer Eltern oder Vorfahren darin aufnimmt, zur Zucht hineingeſetzt werden.

2. **Das franzöſiſche Wayſenhaus.** Dieſe Stiftung wurde im Jahr 1718. gemacht. Sie entſtand durch Hülfe einer Collecte, welche der König in ſeinen Staaten bewilligte und wozu viele Kirchen der Refugirten, als die zu London, Hamburg und Leipzig, etwas mit beytrugen. Das Privilegium des Wayſenhauſes iſt vom Jahr 1723. und die Geſetze wurden im Jahr 1725. von dem Könige beſtätigt.

Durch einen unmerklichen Fortgang und eine kluge Haushaltung iſt dieſes Wayſenhaus nach den Abſichten der Stifter zu dem Beſitz eines Capitals gekommen, von dem die Zinſen künftig zur Unterhaltung aller der franzöſiſchen Kirche angehörigen Wayſen hinreichend ſeyn werden. Dis Capital rühret einerſeits von Legaten, die zum Wayſenhauſe ſeit ſeiner Stiftung vermacht werden, anderer ſeits von verlohenen Fonds her, welche die Directeurs dazu zu nehmen bevollmächtiget geweſen. Es dient itzo wirklich zur Un-

Unterhaltung von ohngefehr 60 Wayſenkindern, ſowohl von der Berliniſchen Colonie, als von andern Colonien im Lande.

Das Wayſenhaus wird von einer Direction verwaltet, welche aus 8 Perſonen beſteht, von denen vier, der Anſehnlichſten in der Colonie, vom Hofe beſtätigt, und vier von dem Conſiſtorium als Deputirten ernennet werden. Das Conſiſtorium ernennet außerdem alle Jahre einen von den Predigern, der bey der Direction den Vorſitz hat.

Die Knaben müſſen ſieben und die Mädchen fünf Jahr alt ſeyn, wenn ſie in das Wayſenhaus aufgenommen werden wollen. Sie müſſen aus einer rechtmäßigen Ehe ſeyn und von franzöſiſchen Refugirten abſtammen. Kinder von guter Familie werden vorgezogen, indem ihnen nach ausdrücklicher Erklärung des Hofes ihre Erziehung in dieſem Hauſe niemals in Anſehung ihrer Titel und Geburt nachtheilig ſeyn ſoll.

Sie werden in allem Stücken frey unterhalten. Sie ſtehen unter der Aufſicht zweyer Inſpectoren und einiger Aufſeher, und empfangen von verſchiedenen Maitres den nöthigen Unterricht.

Die Direction hat von einer Collecte ein ſchönes Haus auf dem großen Friedrichsmarkt bauen laſſen.

3. l'Ecole de Charité. Die große Anzahl von Armen, welche die franzöſiſche Kirche hatte, und die ſchlechte Erziehung, welche die Kinder derſelben bey den ihrigen genoſſen, bewog im Jahr 1747. das Conſiſtorium und die Häupter der Familien dieſe neue Anſtalt zu errichten, um darin die Kinder der Armen beyſammen zu haben, für deren Unterhalt man bis dahin dadurch geſorgt hatte, daß man ihren Eltern zu Hülfe gekommen war, oder ſie bey gewiſſen Leuten in die Koſt gegeben hatte.

Die Stiftung wurde ſo allgemein gebilliget und von dem Publicum begünſtiget, daß ſie binnen 10 Jahren einen Zuwachs bekommen hat, den man kaum erwarten konnte.

Die Stifter der Armenſchule hatten anfänglich nicht mehr als zwölf Kinder darin aufnehmen können, aber die Mildthätigkeit der Colonie ſetzte ſie bald in den Stand, deren Anzahl zu vergrößern. Im Jahre 1752 unterhielte man ſchon 65 Kinder, und da der König ſich von dieſer neuen Stiftung hatte Bericht erſtatten laſſen, ſo genehmigte und beſtätigte er ſie durch ein öffentliches Patent, und geſtand ihr alle die Freyheiten zu, welche die pia Corpora in dieſer Reſidenz genieſſen.

Als im Jahre 1765 die Zahl der Kinder, welche in dieſer Armenſchule erzogen wurden, für das Haus, welches ſie inne hatten, zu groß war, und die Direction die Unbequemlichkeiten erwog, welche daraus entſtehen, wenn in dergleichen Anſtalten Kinder von beyden Geſchlechtern beyſammen wohnen, ſo arbeitete das Conſiſtorium mit den Directoren gemeinſchaftlich daran, die Schulanſtalt zu verbeſſern und ihr die Einrichtung zu geben, die ſie itzo wirklich hat. Nach derſelben wohnen nunmehr die Kinder, deren Anzahl ſich zuſammen auf 150 bis 160 beläuft, in zwey verſchiedenen Häuſern. Die Knaben ſind in dem alten auf der Friedrichsſtadt in der Jägerſtraße belegenem Hauſe geblieben, und die Mädchen hat man in ein beſonderes, der franzöſiſchen Kirche in Berlin zugehörendes und nahe daran gelegenes Haus in der Kloſterſtraße, gebracht.

Mit einem jeden der beyden Häuſer hat man eine öffentliche Schule verbunden, in der man theils ohnentgeltlich, theils für eine geringe Bezahlung franzöſiſche und deutſche Kinder annimt, deren Zahl in jeder Schule aus 120 bis 140 beſteht. Die Lehrlinge ſind in vier Claſſen getheilt, deren jede ihre beſondere Lehrer hat.

Die Direction über die Ecole de Charité führen vierzehn Perſonen, fünf von den Souſcripteurs (dis ſind Hausväter, die ſich anheiſchig gemacht haben, jährlich etwas gewiſſes zur Unterhaltung des Hauſes beyzutragen) fünf aus den Mitgliedern der Colonie, und die vier übrigen von den Häuptern der Familien.

Sieben angeſehene Frauen von der Colonie führen, unter dem Titel Dames Directrices, die Aufſicht ſowohl über die Oekonomie des Hauſes überhaupt, als inſonderheit über die Aufführung der jungen Mädchen.

Nach den Anzeigen, welche die Ecole de Charité alljährlich drucken läßt, ſteigen die Koſten zur Unterhaltung dieſer Anſtalt auf 7000 Rthlr.

Die Collecte welche alle Jahr in den franzöſiſchen Kirchen der Stadt dazu geſammelt wird, die Geſchenke des Königs und des Königl. Hauſes, die feſtgeſetzten Beyträge mehrerer Wohlthäter, die Zinſen von dem Capitale, welches durch Vermächtniſſe an die Schule gekommen, nebſt dem, was die Schulen, die Penſionaire und die Arbeiten der Kinder einbringen, haben bis itzt eine Anſtalt unterhalten, für welche ſich die Colonie um ſoviel ſtärker intereſſirt, da ſie dem Elende aus dem Grunde abhilft, und die Kinder, ſo darin erzogen werden, zu Handwerken und Künſten anleitet, deren Erlernung ihnen die Directeurs zu erleichtern ſuchen. Alle Jahre wird eine Relation de l'Ecole de Charité gedrückt und umſonſt ausgegeben.

Außer dieſen dreyen zur Unterſtützung der Armuth unumgänglich nothigen Stiftungen ſind noch einige andere Anſtalten zum Beſten der Colonie, die zwar nicht von dem Conſiſtorium gemacht worden, aber doch den Armen zu gute kommen. Dahin gehören

1. La maiſon françoiſe. Dis war zu der Zeit, da die Refugirten ſich hieher begaben, eine Art von Herberge, welche der Hof dazu beſtimmt hatte, die Vertriebenen, wie ſie aus Frankreich ankamen, ſo lange darin aufzunehmen, bis beſondere Anſtalten für ſie gemacht werden könnten.

Die Einkünfte, welche damals zu dem Zwecke beſtimmt waren, werden itzo dazu angewandt, einer gewiſſen Anzahl bejahrter Leute freye Wohnung und Unterhalt zu geben. Die übrigen Bedürfniſſe ſchaffen ſich diejenigen, welche man in dieſes Haus aufnimmt, durch ihre Arbeiten. Das Conſiſtorium ſorgt für ihre Kleidung, oder nimmt ſie in das Hoſpital, wenn ſie außer Stande ſind zu arbeiten. Die Directeure des Hauſes werden vom Könige ernennet.

2. l'Hotel de Refuge. Dieſes iſt im Jahr 1699 von einer Collecte, die man zum Beſten der Refugirten in proteſtantiſchen Ländern geſammelt hatte, errichtet worden. Ihre Anzahl hatte ſich in den Staaten der Schweizeriſchen Cantons, beſonders zu Bern ſo ſehr vermehrt, daß man ſich genöthiget ſahe, ihnen gegen das Ende des 1697ſten Jahres anzudeuten, ſie mögten auch anderswo einen ſichern Aufenthalt ſuchen. Sie wählten alſo aus ihrem Mitteln Deputirten, welche ſich nach **Engelland, Holland** und Deutſchland begaben, um bey den Souverainen nicht nur um Schutz und eine ſichere Zuflucht in ihre Staaten, ſondern auch um Geld zur Reiſe und zur Errichtung eines Etabliſſements anzuhalten. Dieſe Deputirten, welche allenthalben gut aufgenommen wurden, fanden auch Friedrich I. geneigt, den Refugirten, die ſich in der Schweiz niedergelaſſen hatten, im Brandenburgiſchen eine Freyſtadt zu gönnen. Andere Mächte, an die ſie ſich gewendet hatten, kamen ihnen mit anſehnlichen Collecten zu Hülfe. Ein Theil der Summen, die ſie zuſammen brachten, wurde zur Reiſe und zum Unterbringen der Familien angewandt, welche ſich entweder mit den Colonien die ſchon da waren, vereinigten, oder neue errichteten. Von dem Ueberſchuſſe wurde ein Haus angekauf, dem man den Namen Hotel oder Maiſon de Refuge gab, und zu deſſen Unterhaltung man in die Land-

ſchaft ein Capitul legte, deſſen Zinſen noch bis auf den heutigen Tag den Nachkommen dererjenigen zu gute kommen, für welche die Collecte geſammelt war. Die es beweiſen können, daß ſie von refugirten Familien, ſo im Jahre 1699 aus der Schweiz gekommen ſind, abſtammen, ſie mögen nun aus Berlin, oder aus andern Städten im Lande ſeyn, können nicht allein in dieſes Haus aufgenommen werden, ſondern auch nach Beſchaffenheit der Umſtände die benöthigte Hülfe erlangen. Sie müſſen ſich zu dem Ende an die Direction wenden, deren Mitglieder vom Hofe ernannt werden, und bey der das Conſiſtorium allemal zween Deputirte hat.

3. La maiſon d'Orange iſt beynahe auf eben die Art wie das Hotel de Refuge entſtanden. Die Vertreibung der Proteſtanten aus Oranien im Anfange dieſes Jahrhunderts hat Anlaß dazu gegeben. Da der König **Willhelm**, ihr rechtmäßiger Oberherr, ſie in ſeinen Schutz genommen hatte, ſo verſchafte ihnen der engliſche Hof eine Freyſtadt in den Brandenburgiſchen Staaten, und ließ eine Collecte für ſie ſammeln, wovon das Geld zu ihrem Unterkommen angewendet wurde.

Man machte zu ihrem Nutzen, wie bey den Refugirten aus der Schweiz geſchehen war, Gebrauch davon, und ſparte von dem, was die Collecte eingebracht hatte, ein Capital, wovon die Zinſen noch zum Beſten ihrer Nachkommen angewendet werden. Ein Haus, welches nahe an der Neuſtädtiſchen Kirche liegt, und **Maiſon d'Orange** genannt wird, dienet denen zur Zuflucht, die man für würdig hält, darin aufgenommen zu werden, und man hilft dadurch unterſchiedenen ſowol aus Berlin als aus andern Städten im Lande. Die Commiſſarien des Königs verwalten die Einkünfte dieſer Stiftung mit Vorbewuſt des jedesmaligen am Berliniſchen Hofe reſidirenden Grosbritanniſchen Miniſters.

4. Die Chambre du ſou pour Livre errichteten die franzöſiſchen Flüchtlinge kurz nach ihrer Ankunft. Es fanden ſich nemlich viele arme Refugiés, von nicht ganz geringem Stande, die von ihren Mitteln bey der Flucht nichts hatten retten können, und die entweder alt und unvermögend waren, oder ſonſt nicht ſogleich durch Aemter oder Jahrgehalte, konnten verſorget werden. Um dieſen einigermaßen zu helfen, ließen ſich die ſämtlichen Franzoſen, die Beſoldungen oder Jahrgehalte genoſſen, freywillig den zwanzigſten Theil, oder von jedem Livre einen Sol abziehen, welches zur Unterſtützung dieſer Bedürftigen angewendet ward. Dieſe Beſtimmung dauert noch, und die Kammer wird durch gewiſſe von der Colonie erwählte Commiſſarien verwaltet.

Siebenter Abſchnitt.

Von der Gelehrſamkeit, von öffentlichen Schulen, öffentlichen Bibliotheken, Buchhandlungen und Buchdruckereyen.

1. Die Königliche Akademie der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte.

Die Königliche Akademie der Wiſſenſchaften war, wie alle dergleichen Anſtalten, in ihrem Urſprunge gering und unvollkommen. Aus einer kleinen Geſellſchaft von Aſtronomen und Calenderverfertigern, hat ſie ſich binnen einem halben Jahrhundert bis zu dem anſehnlichen Range empor geſchwungen, den ſie itzt in dem gelehrten Europa behauptet. König Friedrich I., ein Herr, der wie bekannt, auf den Ruhm ſeiner Perſon und ſeines Hauſes gleich aufmerkſam war, legte ſchon als Churfürſt den Grund dazu. Er hatte zum Vortheil und Wachsthum der ſchönen Künſte in ſeinen Ländern bereits im Jahre 1691 die hieſige **Akademie der Maler, Bildhauer und Baukunſt** geſtiftet. Es fehlte nun noch in Deutſchland an einer ſolchen Societät der Wiſſenſchaften, als in Engelland, Italien und Frankreich errichtet waren; und eine ſolche Geſellſchaft ließ der König errichten, und im Jahre 1700 an ſeinem Geburtstage, den 10ten Julius, das Diplom ihrer Stiftung ausfertigen. Der große Leibnitz hatte den Plan dazu entworfen, der dem Monarchen ſehr wohl gefiel und wurde mit dem Range eines Königlichen Gehei-

men

menraths, zum Präſidenten derſelben beſtellt. Er nahm dieſe Würde mit Vergnügen an, ob er gleich in Hannöverſchen Dienſten blieb und kam gleich darauf nach Berlin, um die Einrichtung bey der Societät zu machen, die er ſchon lange gewünſcht hatte. Indeſſen verurſachte der Krieg, der im Anfange dieſes Jahrhunderts in **Europa** ausbrach, und die Langſamkeit, mit welcher das **Obſervatorium** und die dazu gehörigen Gebäude aufgeführt wurden, daß ganze zehen Jahre vergiengen, ehe ſie recht zu Stande kam.

Im Jahre 1710 aber, gewan ſie eine regelmäßige Geſtalt. Man nahm auswärtige Gelehrte zu Mitgliedern darin auf, und gab auch zum erſtenmal einige gelehrte Arbeiten unter dem Titel Miſcellanea Berolinenſia &c. heraus. Das folgende Jahr, nachdem der oben angeführte Bau geendiget worden, wurde die Societät den 19ten Jenner öffentlich auf dem Obſervatorium eingeweyhet. Der Tag zuvor war gerade der Jahrstag der Königl. Krönung geweſen. (*) Die Societät, die alſo nun völlig errichtet war, fieng nunmehr ihre gelehrten Zuſammenkünfte und Beſchäftigungen ordentlich an und der König ließ ein eigenes Reglement für ſie ausfertigen. In demſelben wurde verordnet, wie es künftighin mit der Direction der Societät, mit der Verwaltung und Berechnung ihrer obgleich damals noch geringen Einkünfte, mit der Wahl und Aufnahme ihrer neuen Mitglieder, mit ihren ordentlichen und außerordentlichen Verſammlungen, mit der Ausgabe ihrer Schriften u. ſ. w. gehalten werden ſollte. Man kann ſolches in der ſchon citirten Hiſtoire de l'Academie S. 47 u. folg. nachleſen. Wir wollen nur die damals feſtgeſetzte Eintheilung der Mitglieder in vier Claſſen anzeigen. Die erſte Claſſe ſollte ſich mit der Naturlehre, Medicin and Chymie beſchäftigen; die zweyte mit der Mathe-

---

(*) Siehe Hiſtoire de l'Academie 1752 S. 31 u. folg.

Mathematik, Aſtronomie und Mechanik; die **dritte** mit der Verbeſſerung der deutſchen Sprache und Landesgeſchichte; die **vierte** mit der orientaliſchen Litteratur. Dieſe lezte ſollte auch nach der damaligen Verordnung die Ausbreitung des Chriſtenthums unter den ungläubigen Nationen beſorgen; ein Geſchäft welches ihr aber in der Folge abgenommen worden, da es eigentlich nicht für eine Akademie gehörete, welche die Wiſſenſchaften, die Künſte und den Geſchmack einer Nation verbeſſern ſoll. Jede von dieſen vier Claſſen ſollte ihren beſondern Director haben, den ſie nach der Mehrheit der Stimmen aus ihrem Mittel zu wählen hätte.

Friedrich I. verſicherte die Societät bey allen Gelegenheiten ſeines Königlichen Schutzes, und ſie würde, nachdem eine ſo ſichere Anlage zu ihrer Aufnahme gemacht worden, gewiß blühend genug geworden ſeyn, wenn er länger gelebt hätte. Allein ſie verlor den 25ſten Februar 1713 durch den Tod dieſes Monarchen ihr Glück und ihre Hofnung. Sein Nachfolger **Friedrich Willhelm**, ſahe die gelehrten Arbeiten ihrer Mitglieder anfänglich nicht aus dem vortheilhafteſten Geſichtspuncte an. Sie ſchienen ihm mehr ein Zeitverderb und leere Spekulationen, als dem Staate würklich vortheilhaft zu ſeyn. Und da er ſeyn Hauptaugenmerk auf die Verbeſſerung der Finanzen und auf die Errichtung einer ſchönen, zahlreichen und geübten Armee gerichtet hatte, ſo war er gegen die Wiſſenſchaften und Künſte, und gegen die Societät, die ſie trieb, gleichgültiger, als ſein Vorgänger. Ihr Schickſal wurde unter dieſen Umſtänden ſehr mißlich, und vielleicht hätte nichts als der Vorſchlag, ein **Theatrum Anatomicum** zu errichten, ſie von ihrer völligen Unterdrückung retten können. Der König wollte die Chirurgie zum Beſten ſeiner Armee zur größern Vollkommenheit gebracht wiſſen und alſo gereichte ihm der gethane Vorſchlag zu nicht geringem Wohlgefallen. So ſchwer es auch der Societät fallen muſte, und ſo ſehr ihr Plan dadurch verändert wurde, daß ſie von ihren ohnehin geringen Einkünften die Beſoldungen für die Mitglieder des Collegii Medici und Anatomici hergeben ſollte, ſo war ſie doch ſo glücklich, ſich zu erhalten und alles nach den Abſichten des Monarchen dabey einzurichten. Dis hatte die Folge, daß endlich nach vielen Ungewißheiten und vierjährigen Beſorgniſſen von Seiten der Societät, dieſelbe im Monat May 1717 die Königliche Beſtätigung erhielte. Sie fieng nunmehr an, ſich wieder zu erhohlen und ihre vorigen Beſchäftigungen fortzuſetzen, allein es dauerte doch etliche Jahre, ehe von ihren Arbeiten etwas zum Vorſchein kam. Im Jahre 1723 erſchien erſt der 2te Theil von den angefangenen Miſcellaneis und es gehörten zwanzig andere Jahre dazu, ehe die folgenden Theile, bis auf den 7ten, welcher der lezte iſt, heraus kamen.

Leibnitz war im Jahre 1716 geſtorben. Der König beſetzte ſeinen Platz zwey Jahre darauf durch den Geheimenrath **Gundling**. Im Jahr 1737 aber wurde die Präſidenten Stelle dem gelehrten **Jablonsky** anvertraut. Ihr vornehmſter Beſchützer, der Herr **von Prinzen** war auch im Jahre 1725 verſtorben. Ihm folgte in der Direction der Herr **von Creutz**, und dieſem im Jahre 1733 der Herr **von Viereck**. Dieſem Miniſter hat die itzige Akademie beſonders die gute Einrichtung und Verwaltung ihrer Einkünfte, die er auf einen beſſern Fuß geſetzt hat, zu verdanken.

Friedrich Willhelm nahm indeſſen in den lezteren Jahren ſeiner Regierung vortheilhaftere Geſinnungen gegen die Societät an, als er anfänglich gehabt hatte, und beſchenkte ſie auch im Jahre 1735 mit einer beträchtlichen Anzahl aſtronomiſcher, mathematiſcher und zur Naturlehre und Arzneygelahrheit gehörigen Bücher aus der Königl. Bibliothek. Sie wurden mit dem Büchervorrath, den die Geſellſchaft ſeit ihrer Stiftung für ſich geſammelt hatte, vereinigt und machen mit ſelbigen itzt eine Bibliothek aus.

Als der itzige König im Jahre 1740 den Thron beſtiegen, ſo zeigten ſich noch günſtigere Zeiten für die Geſellſchaft der Wiſſenſchaften. Ihr Intereſſe zog gleich anfänglich die Sorge des Monarchen auf ſich und ſie würde ohnfehlbar ohne Anſtand die glücklichſten Wirkungen davon empfunden haben, wenn nicht der Krieg, in welchen Se. Majeſtät noch gegen das Ende deſſelben Jahres mit dem Hauſe Oeſterreich verwickelt wurden, ſolches verhindert hätte. Die Liebe zu den Wiſſenſchaften vereinigte indeſſen in Berlin auch mitten unter den Unruhen des Krieges unterſchiedene Gelehrte von hohem Range mit einander. Sie machten zur Aufnahme der Litteratur mit den eigentlichen Gliedern der Societät gemeinſchaftliche Sache und hielten unter ſich ihre gelehrte Zuſammenkünfte. Das Geräuſch der Waffen ſtöhrte die Freunde der Muſen in ihren ſtilleren Vergnügen des Geiſtes nicht. Sie kamen über gewiſſe Anordnungen mit einander überein und ſetzten einige Artikel als Grundgeſetze der Geſellſchaft feſte. Man findet ſie nebſt den Nahmen der ſämtlichen damaligen Mitglieder in der Hiſt. de l'Acad. S. 67 und folg.

Nachdem die öffentlichen Angelegenheiten ein anderes Anſehen gewonnen und dem Könige mehr Muße verſchaft hatten, fand er für gut, die alte Societät mit der neuen gelehrten Geſellſchaft zu vereinigen und eine daraus zu machen. Es wurde gegen das Ende des Jahres 1743 eine eigene Commißion zu deren vortheilhafteſten Einrichtung niedergeſetzt, und die Societät erhielte von der Zeit an; den Nahmen einer Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften und freyen Künſte. Sie bekam im Anfange des Jahres 1744 vier Königl. Miniſter zu Curatoren und ein eigenes Reglement. Es ſtehet in der angeführten Hiſt. de l'Academie S. 85 u. folg. Wir wollen der vornehmſten Puncte daraus Erwähnung thun. Die Gegenſtände, mit deren Unterſuchung und Verbeſſerung die Akademie ſich beſchäftigt, ſind zufolge dieſer Verordnung alle Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte überhaupt, die **geoffenbahrte Theologie**, die **bürgerlichen Rechte**, die **bloße Poeſie** und **Redekunſt** ausgenommen; imgleichen die alte und neue Geſchichte, beſonders der Preußiſchen Staaten und des deutſchen Reichs, und die Erhaltung der deutſchen Sprache in ihrer Reinigkeit; wiewohl dieſer lezte Punct in der Folge ganz vergeſſen worden. Die Ehrenmitglieder und die ordentlichen Mitglieder, gegenwärtige und abweſende, werden aus Krieges- Hof- Staats- und Policeybedienten, aus Perſonen vom Adel, aus bekannten und großen Gelehrten, ſowol auswärtigen als einheimiſchen gewählt, nur mit dem Unterſchiede, daß die ordentlichen Mitglieder in Berlin nothwendig wohnen müſſen, und die auswärtigen unter den Ehrenmitgliedern begriffen ſind. Die vier Claſſen, worin die ordentlichen Mitglieder eingetheilt werden, ſind die **phyſikaliſche, mathematiſche, philoſophiſche** und **philologiſche**. Jede Claſſe hat ihren Director. Die Akademie hat einen beſtändigen Secretar, der in allen Verſammlungen das Protocoll führet, den Druck der **Memoires** beſorgt, die Regiſtratur und überhaupt alle Documente der Akademie unter ſeiner Aufſicht hat. Seit vielen Jahren bekleidet dieſe Stelle der Herr Profeſſor **Formey**. Alle Jahr wird ein Preis von 50 Ducaten auf die beſte Schrift über eine Materie geſetzt. Im Jahr 1747 hat man zu dem Zwecke eine eigene Medaille von eben dem Werth ſchlagen laſſen. Die Preisfrage wird durch die öffentlichen Zeitungen bekannt gemacht. Die eingeſandten Piecen werden in einer allgemeinen Verſamlung aller Mitglieder vorgeleſen und dann wird der beſten der Preis zuerkannt. Das Reglement iſt vom 24ſten Jenner 1744. Der König verſicherte darin die Akademie ſeiner Königl. Gnade und ſeines allerhöchſten Schutzes, und beſtätigte ihr zu gleicher Zeit alle ihre Privilegien, Schenkungen, Vorrechte und Einkünfte, welche von ihm und ſeinem Königl. Vorgänger der alten Societät bereits zugeſtanden waren. Den 24ſten Jenner, als den Tag vor dem Geburtstage des Königs, feyerte ſie ſchon dieſen ihren neuen Stiftungstag. Das folgende 1745 Jahr erkannte ſie zum erſtenmal den, auf die Unterſuchung der Electricität geſetzten Preis, zu. Und nachdem man ſich über die Ausgabe der Aufſätze, welche die Akademie künftig drucken laſſen wollte, berathſchlaget hatte, wurde man einig, daß ſie allemal in der franzöſiſchen Sprache erſcheinen ſollten.

Die Einrichtungen der Akademie waren durch obiges Reglement auf einen ſichern Fuß geſetzt, aber es fehlte ihr noch an einem Präſidenten. Der König hatte dazu ſchon im Jahre 1740 gewiſſermaßen den Herrn von **Maupertuis** beſtimmt und ließ auch dieſem franzöſiſchen Gelehrten, den er für tüchtig dazu fand, die Stelle eines **Leibnitz** zu vertreten, das Patent als Präſident der Akademie den 1ſten Februar 1746 wirklich ausfertigen. **Maupertuis** Erhebung zog einige Veränderungen in der vorigen Verfaſſung nach ſich, die hauptſächlichſte aber war das unumſchränkte Anſehen und die alleinige Direction über alles was die Akademie, es mochte beſtehen worin es wollte, angieng, wozu der König den neuen Präſidenten bevollmächtigte. Er machte ſelbſt den Entwurf zu einem neuen Reglement, welches die Königl. Beſtätigung erhielt. Man findet es auf der 98ten Seite der obbenannten Hiſt. de l'Acad. Die Anzahl der Ehrenmitglieder iſt nunmehr auf 16 geſetzt. Jede Claſſe beſteht aus gewiſſen Veteranen, die wegen ihrer langen Dienſte von allen akademiſchen

Arbeiten frey ſind, aber ihre Beſoldungen und Vorrechte behalten, aus drey Penſionairen und eben ſoviel Aſſociés Wenn ein Penſionair abgeht werden dem Könige drey vorgeſchlagen, woraus Se. Majeſtät einen benennen. Die Verſammlung der Akademie wird jeden Donnerſtag Nachmittag um 4 Uhr gehalten, und müſſen ihr die Mitglieder aus allen Claſſen dabey erſcheinen. Jeder Akademiſt, der Penſion hat, lieſet des Jahrs zwey Memoires, jeder Aſſocié aber eines vor. Der Präſident, die vier Directoren, der Sekretar, Hiſtoriagraphus und Bibliothekarius machen einen engern Ausſchuß aus, und kommen am Ende jedes Monats zuſammen, um ſich über die Wahl der Stücke zu vereinigen, die gedruckt werden ſollen. Ein Mitglied der Akademie darf ſich nicht auf dem Werke, das es drucken läßt, den Titel geben, wenn die Akademie daſſelbige nicht gebilliget hat. Die Mitglieder ſelbſt dürfen an dem Gewinn des jährlich ausgeſetzten Preiſes keinen Theil mehr nehmen.

Herr von Maupertuis ſtarb im Jahr 1758 auf einer Reiſe nach Frankreich, und ſeitdem hat die Akademie keinen Präſidenten wieder gehabt. Curator derſelben aber iſt gegenwärtig der Herr Graf von Redern. Damals als der König den verſtorbenen Herrn von Maupertuis zum Präſidenten beſtellte, nahm er bald darauf ſelbſt den Titel eines Protectors der Akademie an und gab ihr durch dieſe außerordentliche Ehre einen Glanz, den ſie niemals vorher gehabt hatte. Er ließ ihr auch im Jahre 1744 über dem Königlichen Gens d'armesſtall, nahe bey dem Obſervatorium neue Zimmer zu ihren Verſammlungen, zur Verwahrung der Bibliothek, der mathematiſchen Inſtrumente, der Naturalien, der mechaniſchen Modelle und anderer Seltenheiten, erbauen, wo ſich die Akademie ſeit der Zeit auch jedesmal verſammelt, da ſie ſonſt auf einem dazu beſtimmten Saal des Königl. Schloſſes zuſammen kam.

Von den Schriften der Akademie ſind ſeit dem Jahre 1745, 17 Bände erſchienen. Zweymal des Jahrs werden öffentliche Verſammlungen gehalten, wo einem jeden der Zutrit frey ſtehet. Die eine iſt den Donnerſtag nach dem 24ſten Jenner, an dem Geburtstage des Königs, die andere den Donnerſtag nach dem 31 May, als am Krönungstage. Die gewöhnlichen ordentlichen Verſammlungen ſind, wie ſchon geſagt, alle Donnerſtage, während gewiſſer Ferien aber werden gar keine gehalten, und wann außerordentliche ſeyn ſollen, ſo läßt ſie der Präſident zuvor anſagen. Die außerordentlichen ſind mehrentheils überaus glänzend und zahlreich, weil ihnen gemeiniglich die Königl. und fremden Prinzen, einheimiſche und auswärtige Miniſter und Generale, viel andere Herren vom Hofe und Gelehrte aus der Stadt beywohnen. Es iſt gewöhnlich, daß der beſtändige Secretar der Akademie alsdenn auch die Lobreden auf die das Jahr vorher verſtorbenen Mitglieder ablieſet. Die Namen aller itztlebenden Mitglieder findet man in dem **Berliniſchen Adreßcalender.**

2. Das Collegium Medico Chirurgicum.

Dis Königl. Collegium ſtiftete **Friedrich Willhelm** im Jahre 1724, nachdem er ſchon im Jahre 1713 durch die Societät der Wiſſenſchaften die Anatomiekammer hatte anlegen laſſen. Die Einrichtung deſſelben iſt ſo gemeinnützig und für junge Leute die die Arzeney und Wundarzeney ſtudiren ſo vortreflich, daß ſchwerlich auf irgend einer deutſchen Univerſität ſo gute Gelegenheit, etwas gründliches in dieſen Wiſſenſchaften zu lernen, anzutreffen ſeyn wird. Es geſchehen auf der Anatomiekammer nicht nur in den Wintermonaten die öffentlichen Zergliederungen der todten Cörper, wozu nach Königl. Verordnungen alle in dem **Maiſon de Charité,** und den übrigen öffentlichen Armen- und

Wayſenhäuſern verſtorbene, wie auch die Leichname aller ſich ſelbſt entleibten, dahin geliefert werden müſſen; ſondern es werden auch auf einem beſondern Hörſaale das ganze Jahr hindurch in gewiſſen Vor- und Nachmittagsſtunden, über alle Theile der Arzneywiſſenſchaft öffentliche Vorleſungen gehalten. Hierzu ſind 9 beſondere Profeſſores der Medicin beſtellt, von welchen jährlich einer Decanus iſt; zween lehren die Anatomie, drey die **Chirurgie, Pathologie** und **Therapie**, zween die **Botanik** und zween die **Chymie** und **Pharmacie**.

Der erſte Profeſſor der Anatomie lehrt die ſechs Wintermonate über, alle Theile derſelben nebſt den äuſſerlichen **Organis**, durch öffentliche Demonſtrationen, wobey ihm der zweyte Profeſſor ſowol in den Lectionen als Präparationen aßiſtiren muß. Die zwölf Königl. **Penſionairchirurgi**, aus denen allemal die Regimentsfeldſcherer der Armee genommen werden, ingleichen die einheimiſche und fremde Studirende müſſen bey den Sectionen ſelbſt Hand anlegen, um von den Profeſſoren zugleich die Vortheile und Handgriffe dabey zu lernen. In den Sommermonaten lieſet ſtatt der Anatomie der erſte Profeſſor derſelben die **Phyſik**, ſoweit ſie zur Medicin und Chirurgie nöthig iſt, und der zweyte die **Phyſiologie**. (*) Der Profeſſor in der **Chirurgie** zeigt die Wintermonate hindurch den lernenden die vornehmſten chirurgiſchen Operationen an den todten Cörpern, lehrt ſie die Handgriffe und dazu erforderlichen Inſtrumente kennen, und läßt ſie nachdem ſelbſt die Operationen verrichten. Und wann dergleichen bey den Kranken in dem Maiſon de **Charité** vorfallen, ſo werden ſie mit dabey zugelaſſen. Zur Sommerszeit wird ihnen nachher die Lehre von den **Luxationen** und **Fracturen** der Knochen erkläret und die Theorie von Hei-

---

(*) So iſt es im Reglement verordnet, itzt aber iſt nur ein Profeſſor der Botanik, und ein beſonderer Profeſſor der Phyſiologie.

Heilung der verſchiedenen Wunden beſonders ausgelegt. Die Lehrer der Pathologie und Therapie endigen ihre Vorleſungen über dieſe Wiſſenſchaften allemal binnen Jahresfriſt. Die Profeſſores der Botanik halten ihren Zuhörern während den Sommermonaten nicht nur öffentliche Vorleſungen, über die auf dem Felde und in dem Königl. botaniſchen Garten befindlichen und in der Medicin und Chirurgie zu brauchenden Pflanzen und Kräuter, ſondern ſtellen auch botaniſche Excurſionen auf das Feld, mit ihnen an. Zur Winterszeit aber treiben ſie an derenſtatt mit den Lernenden die Materia Medica. Die Chymie und Pharmacie wird von den dazu beſtellten beyden Profeſſoren ebenfals jährlich vollkommen abgehandelt, und ihre Zuhörer haben die Erlaubnis, in der Königl. Hofapotheke den chymiſchen und pharmaceutiſchen Bearbeitungen der Arzeneyen zuzuſehen. Auf ſolche Art kann ein Arzeney- oder Wundarzeneybefliſſener auf dieſem Collegium innerhalb 12 Monaten den ganzen Curſum durchhören, und wenn er will, ungemein viel lernen; daher auch daſſelbe ſowol von einheimiſchen als fremden, die ſich der Medicin und Chirurgie widmen, und entweder erſt noch auf die Univerſität gehen wollen, oder ſolche ſchon verlaſſen haben, ſehr ſtark beſucht wird.

Alle diejenigen, welche ſich dieſe Anſtalten zu Nutze machen wollen, können den öffentlichen Vorleſungen beywohnen, doch müſſen ſie ſich vorher bey dem jedesmaligen Decano des Collegii einſchreiben laſſen, und nach akademiſcher Art eine Matrikel löſen, ſonſt werden ſie nicht zugelaſſen.

Das Collegium hat übrigens einen eigenen Chef und Director, welches gegenwärtig Se. Excell. der Staatsminiſter Herr Graf von Reuß und der Geheimerath und Königl. Leibmedicus Herr Cothenius ſind. Niemand in der Stadt darf ſich auch mit Privatvorleſungen über die

Medicin und Chirurgie für Einheimiſche oder Fremde abgeben, weil lediglich die Profeſſoren dieſes Collegium dazu berechtigt ſind, es müſte dann ſeyn, daß jemand von dem Collegium und deſſen Director dazu für tüchtig erkannt worden wäre, und von dem Chef beſondere Erlaubniß dazu bekommen hätte. Diejenigen, welche ſich in des Königs Ländern als praktiſirende Aerzte oder Wundärzte und Apotheker niederlaſſen wollen, müſſen zuvor bey dieſem Collegium in Gegenwart der Profeſſoren einen Curſus der Anatomie, Chirurgie und Pharmacie machen und dadurch ihre Geſchicklichkeit beweiſen, ſonſt können ſie die Freyheit dazu nicht erhalten.

Die neue Ritterakademie.

Die Stiftung dieſer akademiſchen adelichen Schule war die erſte Frucht der Königl. Muße, welche **Friedrich der Große** nach dem im Jahr 1763. geendigten achtjährigen Kriege mit dem halben Europa, genießen konnte. Der König wolte eine ausgeſuchte adeliche Jugend zu den groſſen Geſchäften des Staats und des Krieges erziehen laſſen, und fand die Einrichtung einer eigenen Schule zu dieſem Zweck am bequemſten. Es wurden alſo im Jahre 1763. funfzehn junge Edelleute aus dem Königlichen Cadettencorps dazu auserleſen und unter die Aufſicht von vier Gouverneuren gegeben, deren Anzahl nachher noch mit zween vermehrt worden. Sie erhielten ihre eigenen franzöſiſchen Profeſſoren und Lehrmeiſter, welche ſie in Sprachen, in der Geſchichte, in der Mathematik, den Staats- und Kriegeswiſſenſchaften und ſchönen Künſten unterrichten ſolten. Die Unterweiſung in der Religion wurde dem Cadettenprediger aufgetragen. Der König ließ in der breiten Straße über dem Königl. Stalle die nöthigen Zimmer zurechte machen, wo ſie ſo lange mit ihren Hofmeiſtern wohnen ſolten, bis das große Gebäude in der Heiligengeiſt- und Burgſtraße für ſie fertig ſeyn wird. Hier ſind ſie außer ihren Informationsſtunden beſtändig unter der Aufſicht ihrer] Gouverneure. Sie werden auf Koſten des Königs in allen Stücken frey, und auf einem überaus artigen und ihrem Stande gemäßen Fuß gehalten. Die Penſionairs, welche außer jenen funfzehn, mit Genehmhaltung des Königes, darin erzogen werden können, müſſen allein alles bezahlen. Sie gehen ſämtlich in Uniform, in blauen Röcken mit ſilbernen Knöpfen und bleichgelben Unterkleidern gekleidet, da die Gouverneurs rothe Röcke, mit bleichgelben Aufſchlägen und ſolchen Unterkleidern tragen. Sie ſpeiſen ſehr gut, haben ihre eigenen Bedienten zu ihrer Aufwartung und bekommen monatlich ein gewiſſes Taſchengeld zu ihren kleinen willkührlichen Ausgaben. Die Profeſſoren wohnen bereits in dem Theile des Gebändes der in der heil. Geiſtſtraße lieget. Der Chef des Cadettencorps führet über die ganze Anſtalt die Direction.

Adeliches Cadettencorps.

Dis Corps junger Edelleute von 8 bis 16 Jahren hat ſeine Stiftung dem Könige **Friderich Willhelm** zu danken. Er ließ die wenigen Cadets, welche bereits in **Stettin**, **Magdeburg** und **Berlin** waren, im Jahr 1720. zu einem Corps vereinigen und den damaligen ſogenannten Zwinger oder Hetzgarten, wo zu der Zeit wilde Thiere verwahret wurden, zu einem Gebäude für daſſelbe einrichten. Es beſteht eigentlich aus 236 Köpfen, wiewohl ihrer gemeiniglich mehr ſind, welche ſich in 4 Compagnien theilen, die von 4 Capitains und 2 Lieutenants commandirt werden, und jedesmal einen Oberſten oder General zum Chef haben. Die jungen Edelleute werden auf dem Cadetten-

hoſ

hofe nicht allein in allen Kriegesexercitien geübet, ſondern lernen auch daſelbſt den ganzen kleinen Soldatendienſt, wie ihn der gemeine Mann bey den Regimentern in der Garniſon verrichten muß. Alle Tage um 11 Uhr iſt ihre Parade, da die eine Wache auf und die andere abzieht. Sie beſetzen vor und auf dem Hofe gewiſſe Poſten, löſen ſich nach gewiſſen Stunden ab, und halten alles ſo, wie es bey ordentlichen Stadtwachen gehalten wird. Das iſt aber nicht ihre einzige Beſchäftigung, vielmehr werden ſie in andern ritterlichen Leibesübungen, in Sprache und andern ihnen nützlichen Wiſſenſchaften unterrichtet und zu guten Sitten angehalten. Sie haben zu dem Ende ihre eigenen Profeſſoren, einen eigenen Prediger, ihre Sprach- und Exercitienmeiſter, und eine Bibliothek, die unter der Aufſicht des Predigers ſteht. Uebrigens werden ſie daſelbſt frey unterhalten. Sie bekommen freyen Tiſch und ihre ſämtlichen großen und kleinen Montirungsſtücke. Wenn ſie zu gewiſſen Jahren heran wachſen, werden ſie auf Befehl des Königs unter die Regimenter gegeben. Bey dieſen dienen ſie eine Zeitlang als Freycorporale und werden dann zu Officierſtellen erhoben. Die Königl. Armee hat ſeit Errichtung des Corps zu allen Zeiten große Generals, Oberſten und Staabsofficiere gehabt, die aus dieſer militariſchen Pflanzſchule aufgewachſen waren. Das Corps dieſer edlen Jünglinge iſt beſonders durch die rühmliche Vorſorge ſeines itzigen Chefs, Sr. Excell. des Herrn Generallieutenants von Buddenbrock in ungemein gute Ordnung gebracht worden. In ſofern dieſes Corps einen Theil der Garniſon und des Militarſtandes ausmacht, iſt deſſelben auch oben Seite 122. ſchon Erwehnung geſchehen.

Gymnaſien und Schulen.

Berlin hat zu allen Zeiten berühmte Schulen und Gymnaſien gehabt, worunter das Joachimsthaliſche, das graue Kloſter, das Cöllniſche und Friedrichswerderſche, und nunmehr auch die Realſchule die vornehmſten ſind. Wir wollen nach einander die nöthigſten Nachrichten davon geben.

Joachimsthaliſches Gymnaſium.

Es führet den Nahmen von ſeinem Stifter, dem Churfürſten Joachim Friedrich, welcher im Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts ſein, ohnweit Neuſtadt Eberswalde in der Mittelmark, erbautes Jagdſchloß, Jachimsthal die dabey liegenden Gebäude und Kirchen, ſamt den dazu gehörigen Aeckern, Gärten und Wieſen zur Anlegung einer Fürſtenſchule widmete. Er ſchenkte gleich im Anfange dazu anſehnliche Geldſummen und Pächte, und vermachte der Schule einige Klöſter und Amtsdörfer in der Altemark und Uckermark. Von den Einkünften ſolten 120 junge Leute, adelichen und bürgerlichen Standes bis auf Betten, Schränke, Kleider und andre kleine Geräthſchaften, wofür ſie ſelbſt ſorgen muſten, frey erhalten werden. Die übrigen aber muſten auf eigene Koſten leben. Den 23 und 24 Auguſt 1607. wurde das Gymnaſium zu Joachimsthal eingeweyhet. Es hatte damals weniger Claſſen, als itzt, weil unter 13 Jahren kein Knabe darin aufgenommen wurde. Es vergrößerte ſich aber wegen ſeiner guten Einrichtung in kurzer Zeit. Allein der Krieg, der Deutſchland gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts verheerete, verurſachte nach 30 Jahren deſſen gänzlichen Verfall. Im Jahr 1631. wurde das Gymnaſium von den Schweden ſo völlig verwüſtet, daß ſich Lehrer und Zuhörer zerſtreuten. Erſt nach dem Weſt-

phäli

phäliſchen Frieden, da die Ruhe in Deutſchland wieder hergeſtellt war, ſammelte ſich gegen das Jahr 1650. wieder eine kleine Schule davon in **Berlin**, aus welcher Churfürſt **Friderich Willhelm** der Große das Gymnaſium wieder errichtete. Da der Hof ſeit **Johann Sigismunds** Zeiten reformirt geworden war, ſo wurde die **Cöllniſche** reformirte Schule mit der **Joachimsthaliſchen** vereiniget, und von der Zeit an iſt das Gymnaſium unſers Wiſſens auch jedesmal mit reformirten Lehrern beſetzt worden. Es dauerte indeſſen bis 1660, ehe es wieder zu einigen Kräften kommen konte, aber hernach half es ſich durch die wirklich erhaltenen Einkünfte von den Altemärkiſchen Aemtern **Dambeck** und **Neuendorf** wieder auf. Weil nun unterdeſſen feſt geſetzt worden, daß dieſe Fürſtenſchule auf immer in **Berlin** bleiben ſolte, ſo wurden anfänglich auf dem Churfürſtl. Schloſſe in deſſen Vordertheile einige Zimmer dazu eingerichtet, bis hernach an der langen Brücke ein eigenes Haus für dieſelbe gekauft werden muſte. Im Jahr 1667. wurde ſolches mit dem gegenwärtigen Poſthauſe vertauſcht, welches 1690. ganz von neuen aufgebauet wurde. Der Grund zu dem itzigen großen und ſchönen Gebäude des Gymnaſium wurde unter der Regierung **Friedrich I.** gelegt, allein unter **Friedrich Willhelm** ward es erſt 1717. völlig zu Ende gebracht. Es hat das vorzügliche, daß in den unterſchiedenen Vorder- Hinter- und Seitengebäuden, zu vortreflichen Wohnungen für den Oberamtmann, für die Profeſſoren, Inſpectoren und Gymnaſiaſten, zur Communität, zu unterſchiedenen Hörſälen und Klaſſen, zur Bibliothek und überdis noch zu Wohnungen für die Unterbedienten deſſelben hinlänglich Raum iſt.

Das Gymnaſium iſt beſonders in dieſem Jahrhundert jederzeit in dem gröſten Flor geweſen und hat viele gelehrte und berühmte Lehrer gehabt. Es ſtehen gegenwärtig bey demſelben ſieben Profeſſoren, deren erſter Rector des Gymnaſium iſt, nemlich ein Profeſſor 1. der Gottesgelahrheit. 2. Beredſamkeit. 3. Griechiſchen Sprache. 4. Philologie. 5. Rechtsgelahrheit. 6. Phyſik und Mathematik. 7. Philoſophie und Geſchichte. Dieſe lehren ſämtlich in einer oder mehrern der vier oberſten Claſſen, welche eigentlich das Gymnaſium ausmachen. In den drey unterſten Claſſen, aus welchen die Schule beſteht, und wo die Jugend zum Gymnaſium vorbereitet wird, geben vier beſtellte Collegen, deren jeden die Arbeit, nach ſeiner beſondern Geſchicklichkeit aufgetragen iſt, den Unterricht. Religion und deutſche Sprache lehret darin einer von den acht Inſpectoren des Gymnaſiums. Für die obern Claſſen aber iſt ein eigener franzöſcher Sprachmeiſter, und für alle ſieben ein Schreibmeiſter angeſetzt.

In den obern Claſſen werden vornehmlich die ſogenanten **Studia Humaniora**, Sprachen, Geographie und Hiſtorie getrieben; nebſt dem aber auch die Anfänge der höheren Wiſſenſchaften. Die Theologie, Rechtsgelehrſamkeit, Philoſophie, Mathematik und Phyſik werden hier nicht ſo wohl nach ihren ganzen Umfange, als nach ihren weſentlichen Theilen, mit möglichſter Deutlichkeit, zur Zubereitung der Jugend auf die Univerſität vorgetragen. In den untern Claſſen wird die Jugend in den erſten Gründen der Religion und Sittenlehre, in den Anfängen der deutſchen, lateiniſchen und griechiſchen Sprache, in den Anfängen der Hiſtorie und Geographie, und im Rechnen und Schreiben unterrichtet.

Für Leibesübungen und Künſte werden keine Meiſter gehalten, und diejenigen, welche ſie erlernen wollen, müſſen ſie für ſich annehmen, doch genießen ſechs auf dem Gymnaſium ſtudirende Edelleute freyen Unterricht auf der Königl. Reitſchule.

Die Gymnaſiaſten, welche in dieſer Königl. Schule erzogen und unterwieſen werden, ſind entweder Alumni oder Hoſpites. Die Alumnen wohnen auf dem Gymnaſium. 110 nebſt den 8 Inſpectoren ſpeiſen itzt in der Communität frey, die übrigen für wöchentliche Bezahlung zu 1 Rthlr. 4 Gr. Die Hoſpites wohnen bey ihren Eltern, oder wo ſie ſonſt wollen, in der Stadt und beſuchen nur die Lehrſtunden. Als Alumnus wird unter 13 Jahren keiner angenommen, es wäre dann, daß ein junger Menſch ſich frühzeitig durch ein vortrefliches Genie und beſondern Fleiß hervor thäte. Sie ſtehen unter der Aufſicht von 8 beſondern Inſpectoren, welche Candidaten der Theologie ſind, und wohnen 2. 3. 4 auf einer Stube und 2 Kammern. Dieſe Inſpectoren müſſen auf die Beſchäftigungen, Geſellſchaften und ganze Aufführung der Alumnen auf ihren Stuben, acht geben. Sie haben ferner die Gelder der jungen Leute entweder ſelbſt in Verwahrung, in welchem Fall ſie vor ihre richtige Anwendung und Berechnung ſtehen und alle Ausgaben beſorgen müſſen; oder ſie laſſen die pränumerando zu bezahlende Quartalgelder vor Stubenmiethe und Heitzung, Schulgeld und was die Alumnen ſonſt zu ihren Ausgaben brauchen, von ihren Eltern, Vormündern, oder denen, die ihr Geld in Händen haben, holen, zahlen es gegen Quittung aus, und bringen es in Rechnung, indem die Hoſpites das vierteljährige Schulgeld pränumerando an den Rentmeiſter der Lehrcaſſe zu erlegen haben. Zween von den Inſpectoren haben jeden Tag, außer ihrer beſondern Inſpection, in der ſie die Stuben etliche mal des Tages beſuchen müſſen, die Aufſicht über das ganze Haus, und müſſen von 6 Uhr des Morgens, bis um 9 Uhr des Abends wechſelsweiſe fleißig durch alle Gänge gehen und auf alle Unordnungen acht haben. Ohne ihr Vorwiſſen darf kein Alumnus aus der Communität bleiben und noch weniger ausgehen. Die Erlaubniß zu dem leztern muß von ihnen ſchriftlich auf einem Paßierzettel, der dem Thürhüter vorgezeigt wird, atteſtiret werden, und wenn eine Anzahl junger Leute ſpazieren gehen will, muß einer von ihnen ſie begleiten.

Um 6. Uhr des Morgens verſammeln ſich alle Alumnen zum Gebet, welches die Inſpectoren in der oberſten Claſſe, der Reihe nach verrichten. Um 7 Uhr gehen die Lectionen an und währen bis um 11 Uhr. Alsdann wird in der Communität gegeſſen. Die Inſpectores ſpeiſen mit und einer von den vier **Ephoren**, welche Profeſſoren ſind und dahin ſehen müſſen, daß die Alumnen mit Speiſt und Trank, nach der, dem Oekonomus ertheilten Vorſchrift, verpflegt werden, iſt allemal vom Anfang bis zum Ende dabey gegenwärtig. Nachmittags von 1 bis 4 Uhr werden wieder Lectionsſtunden gehalten, außer Mittwochs und Sonnabends. Abends um 6 Uhr wird wieder geſpeiſt und darauf das öffentliche Abendgebet gehalten. Das Collegium der Profeſſoren hält jeden Mittwoch von 10 bis 11 oder 12 Uhr, mit Zuziehung dieſer Inſpectoren, ein Concilium über die Aufführung und das Verhalten der Gymnaſiaſten, oder was ſonſt das Beſte der Jugend und die Disciplin betrift. Der Rector führet dabey das Präſidium und der jüngſte Profeſſor das Protocoll. Die vorgegangenen Vergehungen der jungen Leute, werden vor dieſem Concilium verhört, und die Strafe davor nach der Mehrheit der Stimmen dictirt. Und wann bey vorfallenden Unordnungen die Thäter nicht bekant ſind, ſo wird die Unterſuchung der Sache einem oder zween Profeſſoren von dem Concilium aufgetragen. Solten über die Inſpectoren Klagen ſeyn, ſo werden die auch, nachdem ſelbige, von dem Rector beurlaubt worden, von den Profeſſoren vorgebracht und im Concilium entſchieden. Alle drey Monat wird von den Profeſſoren, Collegen und Inſpectoren ein Quartalconcilium gehalten, von welchem beſonders alle Sachen, die das Examen, die Conduitenliſte, die Promotionen und Prämien betreffen, abgemacht werden.

Das große Examen, welches acht Tage währt, und alle Claſſen durchgeht, wird alljährlich 14 Tage vor Oſtern gehalten. Einige Supremaner halten dabey öffentliche Reden. Nach Endigung deſſelben geſchieht von dem Rector die Verſetzung aus den niederen in die höhern Claſſen. Diejenigen, welche im vorigen Jahre beſondern Fleiß und gute Sitten bewieſen haben, bekommen Bücher zu Prämien. Weil aber für jede Claſſe nicht mehr als ſechſe von verſchiedenem Werth ausgetheilt werden können, ſo genießen die übrigen Fleißigen und Geſitteten doch die Ehre, daß ihre Namen öffentlich verleſen werden, welches auch die Unfleißigen und Unordentlichen zu ihrer Demüthigung leiden müſſen. Sonnabends wird diſputiret.

Uebrigens hat das Gymnaſium ſein eigenes Schuldirectorium, welches aus einem Königl. Staatsminiſter und unterſchiedenen Königl. Räthen reformirter Confeßion beſteht. Dieſes ſorgt für die Aufrechthaltung, Oekonomie und ganze Direction deſſelben, wählt die Lehrer, die aber von dem Könige ſelbſt beſtätigt werden müſſen, und beſtimmt diejenigen, welche öffentliche Wohlthaten und Stipendien vom Gymnaſium genießen ſollen. Wer als Alumnus in das Gymnaſium aufgenommen werden will, hat ſich deshalb bey dieſem Schuldirectorium durch ein Memorial zu melden. Außer dem iſt ein eigener, vom Könige beſtellter Viſitator, deſſen Amt darin beſteht, daß er auf alles, was den Unterricht und die Diſciplin in dem Gymnaſium betrift, ein wachſames Auge habe, damit er alle vorgekommene Mängel und eingeſchlichene Misbräuche endecken, ſolche dem Schuldirectorium anzeigen, auch in vorkommenden Fällen, alles was zur Verbeſſerung des Unterrichts und der Diſciplin erforderlich ſeyn möchte, demſelben vorſtellen könne. Er muß daher von Zeit zu Zeit, wenigſtens jährlich zweymal, alle Claſſen, währender Lectionen beſuchen, dem jährlichen Examen beywohnen, und bey dem vierteljährigen Generalconcilium, wozu er von dem Rector beſonders eingeladen wird, gegenwärtig ſeyn. Des **Rectors**, der **Ephoren** und der **Inſpectoren** iſt ſchon vorher Meldung geſchehen. Hier ſind nur noch die übrigen Bedienten des Gymnaſium bis auf die allerunterſten anzuzeigen. Der **Rentmeiſter** der Lehrclaſſe führet die Rechnung der einzuhebenden Schulgelder von den jungen Leuten, ſowohl der **Alumnen** als **Hoſpitum**, welche in den vier obern Claſſen jedes Quartal, zwey **Thaler**, in den drey untern, einen **Thaler** zwölf Groſchen, bezahlen. Der **Caſtellan** hat die Aufſicht über ſämtliche, dem Gymnaſium gehörige Gebäude, über die darin befindliche Inventarienſtücke, über die Reinigung der Stuben, Kammern, Gänge und Claſſen, über die Spritzen, Feuereymer, Waſſerthienen auf den Höfen und den Böden u. d. gl. Er hebt auch die vierteljährige Stubenmiethen, welche von jedem Alumnus 3 Rthlr. 18 Gr., und Holzgelder, welche 1 Rthlr. ausmachen, pränumerando ein und berechnet ſie. Der **Pedell** hat außer ſeinen Functionen im Gymnaſium bey dem Rector und dem Concilium der Profeſſoren in allen Amtsſachen, die vorfallen, die Aufwartung. Der **Thürſteher** hält die Thore und Thüren des Gymnaſiums zur gehörigen Zeit offen oder verſchloſſen, und hat acht, daß niemand ohne ſein Vorwiſſen aus- oder eingelaſſen werde. Die **Calefactoren** dienen zur Erhaltung der Sicherheit, Reinlichkeit und Ordnung des ganzen Hauſes. Sie müſſen mit ihren Weibern des Morgens, während des Gebets auf den Stuben die ſämtlichen Betten machen, alles rein halten und kehren, auf Feuer und Licht acht geben, im Winter einheitzen und die Laternen in den Gängen anzünden, des Nachts wechſelsweiſe Wache halten, und den Gymnaſiaſten aufwarten. Der **Hauspoliceydiener** wird von den Inſpectoren in ihren Amtsverrichtungen als Bothe gebraucht und muß die zu beſtrafende junge Leute in die Arreſtſtube oder ins Carcer bringen und verſchließen. Was die Verpflegung der Kranken unter den Alumnen anbetrifft, ſo wird dafür aufs beſte geſorgt. Es iſt nicht nur ein eigener Medicus und Chirurgus bey dem Gymnaſium beſtellt, ſondern die Arzeneyen werden auch ohne Entgeld aus der Königl. Schloßapotheke verabfolget.

Die Bibliothek, worüber ein Profeſſor die Aufſicht hat iſt anſehnlich. Sie ſteht Mittewochs und Sonnabends von 2 bis 4 offen, und ſo wohl Lehrer als Schüler können Gebrauch davon machen.

Zuletzt müſſen wir noch eines beſondern Inſtituts, des theologiſchen Seminarium Erwehnung thun. Die beſteht aus 12 jungen Leuten, worüber der erſte Inſpector allemal die Aufſicht hat. Sechſe davon haben freye Stubenmiethe, und vorzüglich Hofnung zu Stipendien vom Gymnaſium. Wer in dieſes Seminarium aufgenommen ſeyn will, muß zu der reformirten Kirche gehören, dahingegen die Wohlthat des Freytiſches ohne Unterſchied Lutheranern und Reformirten zufließt. Die reformirten Pohlen ſind an dem Gymnaſium zu allen möglichen Beneficien und Stipendien, qualificirt. Da die Güther und Einkünfte des Gymnaſiums anſehnlich ſind, ſo werden die ſämtlichen Lehrer ſehr gut beſoldet und die ganze Verfaſſung, wenn anders die Geſetze von einem jeden darin beobachtet werden, kann gewiß zum Muſter einer wohleingerichteten Schule dienen.

Das Berliniſche und Cöllniſche vereinigte Gymnaſium.

Wir wollen zuerſt von einem jeden für ſich handeln und hernach anzeigen, wie es nunmehr nach der geſchehenen Vereinigung beyder Gymnaſien um dieſelben ſtehet.

Das ſo genante graue Kloſter gehörte vor der Reformation, den Franciſcaner Mönchen. Als aber nach geſchehener Religionsverbeſſerung die Mönche theils zur evangeliſchen Kirche übergetreten, theils weggezogen und ausgeſtorben waren, wurde unter der Regierung des Churfürſten Johann George, im Jahr 1573. eine Landſchule darinnen errichtet. Man vereinigte die Parochialſchulen zu Nicolai und Marien und ſetzte, weil die Anzahl der Schüler groß war, gleich ordentliche Lehrer dabey. Die Einweyhung geſchahe am 27 November 1574. In den folgenden Jahren ſchenkte der hieſige Magiſtrat der neuen Schule ein anſehnliches Capital. Es fanden ſich auch außer dem einige andere Gönner, welche Vermächtniſſe dazu machten, von deren Zinſen die Lehrer beſoldet und einige arme Schüler unterhalten wurden. Im Jahr 1591. bekam das Gymnaſium eine gewiſſe Schulordnung und eigene Schulaufſeher, worunter der Probſt zu Nicolai der vornehmſte war, wie er auch noch itzt Ephorus deſſelben iſt. Da die Anzahl der Schüler zunahm, ſo mußte auch damals die Zahl der Lehrer mit dreyen vermehret werden. Allein in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, litte das Gymnaſium durch die Peſt, welche ſo viel Menſchen in Berlin aufrieb, einen großen Umſturz. Es kam aber in den folgenden Zeiten wieder zu ſeiner völligen Aufnahme, und hat beſonders in dieſem Jahrhundert jederzeit geblühet. Bis zur gegenwärtigen veränderten Einrichtung haben ſonſt nur neun Lehrer dabey geſtanden, nehmlich der Rector, Prorector, Conrector und Subrector nebſt drey Collegen, von denen der eine zu Nicolai, der andre zu Marien und der dritte bey der Kloſterkirche Cantor iſt, und zwey Baccalaureen. Dieſe wohnen ſämtlich, die beyden erſten Cantoren ausgenommen, auf dem Kloſter und den dazu gehörigen Gebäuden. Für die Schüler aber ſind, außer einigen wenigen, keine Wohnungen da, ſondern ſie müſſen in der Stadt wohnen.

Das Gymnaſium hatte ehedem 8 Claſſen und eine deutſche für die ganz kleinen Kinder. Die öffentlichen Schulſtunden wurden früh in der 7ten Stunde angefangen und endigten ſich mit der 10ten. Außer dem aber wurden noch von jedem Lehrer, in den Privatſtunden beſondere Lectionen gegeben. Das öffentliche Chorſingen auf der Straße, oder das ſogenante recordiren, iſt noch im Gebrauch, wie dann auch eine Currende da iſt, welche aus 24 armen Knaben beſteht, die mit grauen Kleidern und Mänteln unterhalten werden, und das geſammelte Geld unter ſich getheilt bekommen. Oeffentliche Königl. Fonds zu Beneficien hat das Gymnaſium nicht. Durch die Mildthätigkeit einiger Privatperſonen, welche einige Gelder dazu vermacht haben, hat aber doch eine Communität errichtet werden können, in welcher unbemittelte Schüler, einige Tage in der Woche ohnentgeldlich ſpeiſen. Den Freytiſch, wozu die ſel. Geheimeräthin Schindlern ein Capital vermacht hat, können 12 Gymnaſiaſten genießen, die das Miniſterium zu Nicolai, welches die Stellen vergiebt, würdig dazu findet. Die Bibliothek der Schule, dazu der ehemalige Geheimerath von Tiefenbach den erſten Vorrath ſchenkte, iſt nach der Zeit durch die Freygebigkeit mehrerer andrer noch vermehrt worden und nicht ganz unbeträchtlich. Die Gemälde, welche der Kaufmann Herr Streit, in Venedig, dem Gymnaſium geſchenkt hat, ſind ſehenswürdig, und wann einſt der Nutzen von dem großen Capital, das dieſer großmüthige Wohlthäter der Schule zum Vermächtniß beſtimt iſt, ihr würklichzufließen wird, ſo wird Lehrern und Zuhörern dadurch ungemein können aufgeholfen werden.

Der Urſprung des **cöllniſchen Gymnaſium** verliert ſich in Dunkelheit, doch weiß man, daß es bereits im Jahr 1540. eine Schule geweſen iſt. Wir übergehen deſſen mittlere Schickſale, um nur auf die neuern Zeiten zu kommen. Als im Jahr 1730. die Petrikirche und deren umliegende Häuſer den bekanten unglücklichen Brand erlitten, ſo wurde auch das **cöllniſche Schulgebäude** völlig in die Aſche gelegt. Der Magiſtrat trug darauf Sorge, daß einige ledige Zimmer auf dem **cöllniſchen Rathhauſe** zu Claſſen eingerichtet wurden, wo die jungen Leute konten unterrichtet werden. Dieſe Verfaſſung iſt auch nach der Zeit geblieben, aber nie wieder ein eigenes Schulgebäude aufgeführet worden. Der Lehrer am Gymnaſium waren ſonſt fünfe, ein Rector und Conrector, der Cantor bey Petri und 2 Baccalaureen. Die Claſſen und Schulſtunden waren auf den gewöhnlichen Fuß eingerichtet. Chor- und Currendſchüler giebt es hier noch gleichfals. Von den Zinſen einiger Legate, die der Schule von Zeit zu Zeit vermacht worden, wird eine kleine Communität unterhalten, und an zween Studirende auf der Univerſität ein jährliches Stipendium bezahlt, worüber die Prediger von der Petrikirche, deren Probſt auch Ephorus iſt, diſponiren. Seit 1750. iſt durch die Schenkung des verſtorbenen Kaufmanns Götze, zur Sammlung einer Bibliothek der Anfang gemacht worden.

Dieſe beyden Gymnaſien, das berliniſche und cöllniſche, welche ſeit einiger Zeit ſehr abgenommen hatten, ſind nun, mit Königl. Genehmhaltung, unter Anordnung des Magiſtrats, als Patronen, und der Aufſicht der **Ephoren**, zur Verbeſſerung des Gehalts der Lehrer, und zur größern Aufnehmung des Schulweſens, den 29ten May 1767. zuſammen vereinigt worden und haben Herrn D. Büſching, der zugleich Königl. Oberconſiſtorialrath iſt, zum Director und Rector erhalten. Doch iſt in Cölln eine kleine Schule geblieben, und eine eben dergleichen von dem eigentlichen Gymnaſium im grauen Kloſter, wo die Claſſen ſind, abgeſondert worden. Es ſtehen nunmehro dabey, außer dem Rector, der die ſämtlichen Schulanſtalten dirigirt, vier Lehrer für das eigentliche Gymnaſium, und ſechs Collegen für die beyden Schulen im grauen Kloſter und Cölln. In den letztern werden nicht nur Schüler, welche den Handwerken und Künſten, der Kaufmannſchaft und dem Kriege gewidmet ſind, ſondern auch diejenigen, welche zu dem Gymnaſium zubereitet werden ſollen, unterrichtet. Sie lernen ſchreiben, zeichnen und rechnen, die deutſche Ortographie und gute Schreibart, auch, wenn ſie Gelehrte werden ſollen, die Anfänge in der lateiniſchen, griechiſchen und franzöſiſchen Sprache. Man unterweiſet ſie in der chriſtlichen Lehre und in der Geſchichte der Religion. Man giebt ihnen einen kurzen, aber richtigen und nützlichen Begrif vom Himmelsbau, von den natürlichen Dingen auf Erden, von der Geographie und Weltgeſchichte. Hiernächſt werden ihnen auch Regeln der Diät, Haushaltungskunſt und Weisheit vorgetragen, wie ſie dann ebenfals Uebungen im kunſtreichen Singen haben. Kein Kind wird aber in die untern Schulen aufgenommen, welches nicht ſchon deutſch leſen kann.

Das eigentliche Gymnaſium des grauen Kloſters iſt den Studirenden gewidmet. Die jungen Leute ſetzen daſelbſt die Erlernung der deutſchen, franzöſiſchen, lateiniſchen, griechiſchen und hebräiſchen Sprache, wann ihnen die beyden letzten nöthig ſind, fort. Der Unterricht in der Religion und deren Geſchichte wird ausführlicher gemacht. In den Claſſen, welche der Geographie gewidmet ſind, wird auch die Numismatik und Heraldik mitgenommen. Bey der Weltgeſchichte, bey der Hiſtorie der

Künſte und Wiſſenſchaften und der itzigen Europäiſchen Staaten, werden ſie mit zur Genealogie angeführt. Die mathematiſchen Wiſſenſchaften, die Naturlehre und Naturgeſchichte werden ebenfals getrieben, und in der Philoſophie wird nicht ſowohl ein Syſtem derſelben, als vielmehr ihre Geſchichte gelehrt. Der vormalige Unterſchied zwiſchen öffentlichen und Privatſtunden iſt völlig aufgehoben. Die Schüler bezahlen alljährig an die Schulcaſſe 12 Rthlr. oder 6 Rthlr, je nachdem ſie alle oben genante Sprachen, Künſte und Wiſſenſchaften, oder nur einige davon lernen. Dis wird jedes Quartal pränumerirt. Nachdem die Geſchicklichkeiten der jungen Leute in dieſen und jenen Sprachen und Wiſſenſchaften verſchieden ſind, nachdem kommen ſie auch in verſchiedene Claſſen für eine jede zu ſitzen.

Das Friedrichswerderſche Gymnaſium.

Es hat ſeine Stiftung dem großen Churfürſten Friedrich Willhelm zu danken, der in dieſer neu angelegten Stadt im Jahr 1681. auch eine Schule errichtet wiſſen wollte, und zur Beſoldung der Lehrer einen gewiſſen Fond feſtſetzte. Die Claſſen ſind auf dem Werderſchen Rathhauſe, wo einige Zimmer dazu eingerichtet ſind. König Friedrich Willhelm ließ 1732. den Befehl ergehen, daß künftig die beyden erſten Stellen, das Rectorat und Prorectorat wechſelsweiſe mit lutheriſchen und reformirten Confeßionsverwandten beſetzt werden ſollten, welches auch noch geſchieht. Der Conrector und Subrector ſind ebenfals lutheriſch oder reformirt. Außer dieſen vier erſten Lehrern ſtehen noch 2 Collegen bey der Schule, davon der eine Cantor und der andre Organiſt bey der Friedrichswerderſchen Kirche iſt, und ſeit 1698. hat das Gymnaſium einen eigenen Schreib- und Rechenmeiſter.

Im Jahr 1740. ſollte dieſe Schule nach der Friedrichsſtadt verlegt werden, weil der König Friedrich Willhelm nach deren großen Erweiterung auch eine größere Schule daſelbſt errichtet wiſſen wollte. Allein das Gymnaſium blieb doch auf gethane Gegenvorſtellung, wo es war. Und ob gleich wirklich auf der Friedrichsſtadt eine beſondere Schule mit drey Lehrern angelegt wurde, ſo hatte es doch wenig Fortgang damit. Der itztregierende König ließ ſie alſo auf wiederholte Vorſtellung wieder eingehen und mit dieſem Gymnaſium vereinigen. Der Magiſtrat zahlet jährlich 100 Rthlr. zur Unterhaltung einer kleinen Communität für einige arme Schüler deſſelben.

Franzöſiſches Gymnaſium.

Die franzöſiſchen Reformirten, welche in den Brandenburgiſchen Staaten, nach ihrer Emigration aus Frankreich, Gewiſſensfreyheit, Ruhe und Glück fanden, erhielten unter der Regierung Churfürſt Friedrich III., nachmaligen erſten Königes von Preuſſen, auch dieſes Gymnaſium zur Erziehung ihrer Jugend. Es iſt im Jahr 1689. auf dem Friedrichswerder ohnweit ihrer Kirche errichtet worden. Die Anſtalten ſind ſehr gut und ſo eingerichtet, daß die Jugend in den Gründen der Religion, in der lateiniſchen Sprache, der Philoſophie und den ſchönen Wiſſenſchaften, auch im Rechnen und Schreiben, unterrichtet wird. Die Anzahl der Claſſen beläuft ſich auf ſechſe. Das Gymnaſium hat zwey Profeſſoren, einen in der Philoſophie und einen in der Eloquenz. Der zweyte wohnet auf dem Collegium. In der zweyten bis ſechſten Claſſe unterrichten drey andere Präceptoren, und zum Unterricht im Rechnen und Schreiben iſt ein beſonderer Lehrmeiſter. Man hat angefangen eine Bibliothek für das Gymnaſium zu ſammeln, und iſt darauf bedacht, ſie von Zeit zu Zeit zu vermehren. Zur Aufmunterung der Schüler werden alle Jahr Bücher zu Prämien unter ſie ausgetheilt. Gewiſſe Directoren, welches Königl. Räthe ſind, haben die Aufſicht darüber, und es wird nicht bloß von franzöſiſchen, ſondern auch von vielen deutſchen jungen Leuten beſucht.

Die Realſchule.

Dieſe Schule, welche in den Königlichen Preußiſchen Ländern die einzige in ihrer Art, und die neueſte in Berlin iſt, hat unter der itzigen Regierung im Jahre 1747. der verſtorbene Oberconſiſtorialrath Hecker, als Paſtor an der Dreyfaltigkeitskirche, auf der Friedrichsſtadt angelegt. Die Abſicht derſelben war, daß Kinder außer den Unterweiſungen im Chriſtenthum, darin zu jedem Stande und jeder Lebensart, der ſie ſich widmen wollen, ſolten vorbereitet werden. Sowohl diejenigen, welche Facultätenmäßig ſtudiren, oder ſich auf die Krieges Ingenieur-Baukunſt u. ſ. w. legen wollen, als die, welche Kaufleute, Landwirthe und Handwerker werden wollen, ſolten darin den erſtern Unterricht finden können, der ihnen für ihr zukünftiges eigentliches Geſchäft der nöthigſte und brauchbarſte wäre. Nach dieſem Plan wurde die ganze Anſtalt angelegt, die in kurzer Zeit, wiewohl zum Nachtheil anderer hieſigen Schulen, auch ſehr weit gediehen iſt, weil ihre Gemeinnützigkeit bald einen großen Zufluß junger Leute von allerley Beſtimmung nach ſich zog, und viele Eltern ſich überzeugt hielten, daß ſie ihre Kinder in keine beßre Anſtalten geben könten. Die Schule führet eben von der Abſicht ihrer Anſtalten den Namen einer Realſchule, da ſie ſonſt auch die Dreyfaltigkeitsſchule genannt wird, weil darin die kleinen Kinder der Eltern, welche zu der Kirche dieſes Namens gehören, in ſieben deutſchen Schulen unterrichtet werden. Verſchiedene dazu beſtellte Schulhalter lehren ſie hier, was ein kleines Kind lernen muß. Dis iſt die erſte Art Kinder. In die große Schule, welche in einem in der Rochſtraße belegenen großen Hauſe, angelegt worden, gehen ſchon erwachſene und weiter gekommene Schüler, welche die zweyte Art ausmachen, Stadtkinder und auswärtige, die aber weder im Schulhauſe wohnen noch ſpeiſen. Bloß die Penſionairs, oder die dritte Art Schüler, bekommen für Geld in dieſem Hauſe und den von Zeit zu Zeit dazu gekauften mehreren Schulgebäuden, Wohnung, Tiſch und Unterricht; ob ſie Berliniſche Stadtkinder oder Fremde ſind, iſt gleich viel.

Von den Anſtalten in den 7 deutſchen Schulen iſt weiter nichts zu ſagen. Die große beſteht aus einer Knaben und Mädchenſchule. Von den letzteren werden einige Vor- und Nachmittags im Chriſtenthum, Leſen, Schreiben, Rechnen, Geographie und Hiſtorie unterrichtet; andere haben auch Lehrmeiſterinnen in der franzöſiſchen Sprache und allen weiblichen Handarbeiten. Sie können auch Zeichnen lernen. Was die Penſionairs anbetrift, welche gräflichen, adelichen und bürgerlichen Standes ſeyn können, aber auf den Stuben und in den Claſſen gleichen Rang haben, ſo ſind ihre Wohnungen und Tiſche von höherem oder geringerem Preiſe. Man hat eine gedruckte **kurzgefaßte Nachricht von der Verfaſſung der Realſchule**, worin die verſchiedenen Arten der Unkoſten, welche ein Penſionair aufwenden muß, umſtändlich angezeiget werden. Kinder unter 12 Jahren werden als Penſionairs nicht aufgenommen. Sie haben mehrentheils ihre beſondere Claſſen, in manchen Lectionen aber genießen ſie mit der zweyten Art von Schülern gemeinſchaftlichen Unterricht. Die Lectionen dauern des Sommers früh von 7 bis 11, des Winters von 8 bis 12, Nachmittags von 2 bis 5, in einigen Claſſen bis 6 Uhr. Die beſtimmte Anzeige

zeige von ihrer Verſchiedenheit findet man in der oben angeführten Nachricht. Man kann hier mit wenig Worten nur ſo viel ſagen: es iſt keine Wiſſenſchaft, Kunſt und Sprache, worin die jungen Leute nicht ſolten können Unterricht bekommen. Man hat bey dem öffentlichen Examen, welches jährlich zweymal auf Oſtern und Michaelis gehalten wird, außer den deutſchen, lateiniſchen und franzöſiſchen Reden, auch welche in engliſcher, italiäniſcher, griechiſcher, hebräiſcher, ſo gar türkiſcher Sprache, halten hören. Für Anweiſungen in der Oekonomie, im Buchhalten, in Manufactur- und Handwerksſachen iſt ebenfals, wenn ſie verlangt wird, beſonders geſorgt worden.

Die Claſſen in jeder Art theilen ſich in untere, mittlere und höhere. Die Schüler werden nach ihren Fähigkeiten darin verſetzt. Morgens und Abends vor und nach den Lectionen werden auf der Schule Betſtunden gehalten und des Sonntags die Schüler von ihren Präceptoren in die Kirche geführt. Mittwochs und Sonnabends Nachmittags ſind ſie frey; außer dem aber giebt es wie billig keine Ferien. In ſolchen Freyſtunden werden ſie bey gutem Wetter ſpazieren geführet, oder man verſtattet ihnen andere Erholungen und Bewegungen auf dem Schulhofe. Wer will, kann ſich auch darin mit Drechſeln, Glaßſchleifen u. d. gl. beſchäftigen. Von 12 bis 1 Uhr ſpeiſen die ſämtlichen Scholaren in drey beſondern Zimmern unter der Aufſicht ihrer Lehrer.

Dieſer Lehrer an der Realſchule ſind wegen Mannigfaltigkeit der Claſſen eine große Anzahl. Die ordentlichen Collegen, deren Zahl ſich über 12 erſtreckt, ſind lauter Candidaten der Theologie, welche von Zeit zu Zeit zu Predige- und Schulämtern weiter befördert werden. Sie arbeiten in den lateiniſchen und höhern Claſſen, wohnen in der Schule und haben die Aufſicht über ihre Untergebene. In den deutſchen Schulen unterrichten 12 Schulhalter und eben ſo viel andere Mitarbeiter, welche insgeſamt ebenfals ihre Wohnung auf der Schule haben, und nach gewiſſen Jahren mehrentheils in den Provinzen Cantores, oder Schulhalter und Küſter werden. Die außerordentlichen Lehrmeiſter im Franzöſiſchen, im Rechnen, Schreiben, in der Gärtnerey, dem Seidenbau u. ſ. w. geben ihre Lectionen in geſetzten Stunden, wohnen aber in dortiger Gegend der Friedrichsſtadt, wo ſie wollen.

Ueber die ſämtlichen Schulanſtalten führen zwey Inſpectoren, welche zugleich Prediger bey der Dreyfaltigkeitskirche ſind, die beſondere und beſtändige Aufſicht, ſowohl was die Einrichtungen des Hauſes, als die Anordnung der Lectionen und Claſſen betrift, welche die Schüler zu beſuchen haben. Die Hauptdirection über alles führet nach dem Tode des ſel. Oberconſiſtorialrath Hecker, der von dem Könige dazu beſtellte Oberconſiſtorialrath Herr Silberſchlag, ſo daß er alle Hauptſachen beſorgt, die Lehrer und Arbeiter ſelbſt beſtellet; und ohne ihn nichts bey den ganzen Anſtalten geändert oder eingeführet werden darf. Die Obercuratoren der Schule ſind ein paar Königl. Miniſter und Räthe.

Was die Art des Unterrichts in derſelben betrift, ſo hat man vom Anfang an für gut befunden, ſich durchgängig der tabellariſchen Methode zu bedienen. Uebrigens hat ſie eine eigene Buchhandlung, eine Bibliothek, die aber zur Zeit noch nicht groß iſt, eine Sammlung von Naturalien und künſtlichen Sachen, einen Modellenſaal voller mathematiſchen und phyſikaliſchen Maſchinen und einen eigenen botaniſchen Garten. Alles iſt zum beſten der Scholaren angelegt und ohnfehlbar wird die Zukunft noch an manchen Einrichtungen und Verbeſſerungen einer in ihrer Grundlage ſo löblichen und weitläuftigen Schulanſtalt, reich ſeyn.

Andere Schulen.

Berlin hat außer den angeführten großen Schulen und Gymnaſien eine namhafte Menge von Trivialſchulen, und wird keine Kirche gefunden, die deren nicht eine oder mehrere für ſich beſonders hätte. Auf der Dorotheenſtadt iſt eine mittlere Schule, wenn wir ſie ſo nennen ſollen, bey der ein Rector, ein College und ein Schreib- und Rechenmeiſter ſtehen. Die Garniſonkirche hat eine Schule, worin die Kinder der Soldaten ohnentgeldlich im Leſen und Schreiben unterwieſen werden können. Der Cantor, der Organiſt und der Küſter der Garniſonkirche ſind dabey Collegen, wohnen im Schulhauſe und müſſen täglich ein paar Stunden Unterricht geben. Schon zu Friedrichs I. Zeiten ward ein altes der Kirche nahe gelegenes Gebäude zur Garniſonſchule gewidmet. König Friedrich Wilhelm aber ließ im Jahr 1722. das itzige mit der neu erbauten Kirche zugleich, ſo wie es iſt, einrichten.

Freyſchulen.

Die Freyſchulen von Berlin ſind im Anfang dieſes Jahrhunderts errichtet worden. Ihren Urſprung hat man einem Vermächtniſſe der ſel. Feldmarſchallin von Spaen zu danken, welches ſie zur Beſoldung eines eigenen Armenpredigers ausſetzte. Der nachmalige Berliniſche Probſt Raue, der der erſte lutheriſche Prediger bey dem großen Friedrichshoſpital, und auch der erſte in dieſem Amte war, legte in kurzer Zeit mehrere kleine Schulen an, worin die Kinder armer Eltern ohnentgeldlich im Leſen, Schreiben, Rechnen und dem Chriſtenthum unterrichtet, auch mit Bibeln, Catechismen, und andern Büchern verſehen wurden. Gutgeſinnte Wohlthäter unterſtützten dieſe Anſtalten durch freywillige Beyträge. Seine Nachfolger, die jedesmaligen lutheriſchen Prediger beym großen Frie-

drichs

drichshoſpital, unter deren Aufſicht die ſämtlichen Freyſchulen ſtehen, ſetzten das Werk zwar fort, weil aber die Beyträge in den nachfolgenden Jahren abnahmen, ſo verringerte ſich ihre Zahl von zwölfen ſo ſehr, daß im Jahr 1715, deren nur noch drey waren. Neue Wohlthaten, die ihnen nach der Zeit zufloſſen, machten, daß ihre Aufſeher ſie wieder vermehren konten, und da die Freyſchulen um das Jahr 1736. durch die ſogenannten Wachsgelder, welche ſonſt für die Einſchreibung der Lehrknaben bey den Gewerken an die Kirchen geliefert wurden, eine jährliche Vermehrung ihres Fonds erhielten, ſo wuchs ihre Anzahl damals auch wieder bis zu neunen an. Seit dem Jahre 1740. ſind unterſchiedene Vermächtniſſe zum Beſten der Freyſchulen vermacht worden. Durch dieſe und die Beyhülfe verſchiedener Wohlthäter, welche noch jährlich dazu beytragen, werden gegenwärtig in allen Städten der Reſidenzen zuſammen genommen, funfzehn unterhalten. Vier in **Berlin**, vier in **Cölln**, eine in der **Friedrichsſtadt**, eine in der **Dorotheenſtadt**, vier in den Vorſtädten und eine neu angelegte Mädchenſchule in der neuen **Friedrichsſtraße**. In dieſen ſämtlichen Freyſchulen werden Jahr aus Jahr ein 900 bis 1000 Kinder frey unterrichtet. Die darin aufgenommen ſeyn wollen, müſſen ſich bey Herrn Rauch, Prediger bey dem großen Friedrichshoſpital, melden.

Bibliotheken.

Königliche Bibliothek.

Die Königl. Bibliothek iſt eine der anſehnlichſten, gröſten und beſten Bibliotheken in Europa. Sie hat ihren Urſprung der Privatbibliothek der Churfürſten zu danken, und iſt unter Churfürſt Friedrich Wilhelm dem Groſſen, als ihrem eigentlichen Stifter, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts bereits ſo angewachſen, daß ſolche auf Bitte der damaligen Räthe, unter dem Nahmen der Schloßbibliothek, den vornehmſten Hofbedienten, Räthen und Gelehrten zum Gebrauch geöfnet wurde. Sie wurde nachher unter ihm ſowohl, als ſeinem Königl. Nachfolger, nach dem entworfenen Plane, daß in keinem Theile der Gelehrſamkeit etwas fehlen ſolte, anſehnlich vermehret. Man ließ ſich insbeſondere gleich Anfangs angelegen ſeyn, alles was die Geſchichte von Deutſchland, die Reformations-Geſchichte und das deutſche Staatsrecht angehet, mit vieler Mühe und Koſten anzuſchaffen. Nachher hat ſolche durch Schenkungen einzelner koſtbarer Werke von Vornehmen und Gelehrten, auch durch Ankaufung ganzer Bibliotheken, beſonders der Spanheimiſchen, einen anſehnlichen Zuwachs erhalten, und der berühmte la Croze hat bereits im Jahre 1715. über 50000 Bände, ohne die Handſchriften und die Spanheimiſche Bibliothek, gezählet. Gegenwärtig beläuft ſich die Anzahl weit höher, da ſowohl der vorige als itztregierende König durch Ankaufung koſtbarer Werke ſolche anſehnlich vermehret haben, und jedes nützliche Buch, welches in den Königl. Ländern gedruckt wird, daſelbſt anzutreffen iſt.

Das Gebäude, worin die Bibliothek auf einem 150 geometriſche Schuhe langen, und 40 Schuhe breiten Saale aufgeſtellet iſt, lieget nahe am Königl. Schloſſe, mit der Fronte nach dem ehemaligen Luſtgarten.

In Anſehung ihrer innern Einrichtung iſt hier nur anzuführen, daß die ſämtlichen Bücher in 47 Claſſen getheilet ſind. Die theologiſche enthält 14. Die erſte begreift die Bibeln. Dieſe ſehr zahlreiche Sammlung iſt um ſoviel ſchäzbarer, da die allerrareſten Ausgaben, auch faſt in allen Sprachen, in derſelben anzutreffen ſind. Die zweyte enthält die Ausleger der heiligen Schrift; die dritte die Kritik; die vierte die erſten Kirchenväter. Dieſe hat dadurch einen großen Werth, daß keine der allererſten Ausgaben daſelbſt vergeblich geſuchet wird. Die fünfte enthält die geſammelten Werke der katholiſchen und die ſechſte der proteſtantiſchen Gottesgelehrten. In der ſiebenten iſt die dogmatiſche; in der achten die polemiſche Theologie, nebſt den Handſchriften; in der neunten die ſymboliſche; in der zehnten alles, was zu der Kirchenverfaſſung und Caſuiſtic gehöret; in der eilften die moraliſche und praktiſche Theologie. In der zwölften ſind die Rabbinen nebſt den zur jüdiſchen, türkiſchen und heydniſchen Religion gehörigen Werken, in der dreyzehnten die Concilia und Synoden, und in der vierzehnten alles was zur Kirchen- und Reformationshiſtorie gehöret.

Die juriſtiſchen Bücher ſind in dreyzehn Claſſen abgetheilet. In der erſten ſind die Corpora juris civilis und canonici, nebſt ſämtlichen Landesgeſetzen; in der zweyten die Commentarien; in der dritten das Criminalrecht; in der vierten die Conſilia; in der fünften die Obſervationes und Queſtiones juris; in der ſechſten alles, was zur praktiſchen Rechtsgelehrſamkeit gehöret; in der ſiebenten die Deciſiones; in der achten die Repertoria und Lexica; in der neunten die Tractatus juris; in der zehnten das Jus publicum; in der eilften das Lehnrecht; in der zwölften die geſamleten Werke der Rechtsgelehrten, und in der dreyzehnten die juriſtiſche Streitſchriften.

Von den mediciniſchen Büchern iſt nur eine Claſſe, nachdem das, was zur Naturlehre und Medicin gehöret, an die Bibliothek der Akademie der Wiſſenſchaften abgegeben worden.

Die philoſophiſchen Bücher ſind in zwey Claſſen getheilet. Die erſte geht gröſtentheils auf die theoretiſche, und die andere auf die praktiſche Weltweißheit. Die zur Politic und Oekonomie machen eine beſondere Claſſe aus.

Die Bücher zur bürgerlichen Hiſtorie ſind in vier Claſſen getheilet. In der erſten ſind vornehmlich die Quellen; in der zweyten die zur alten; in der dritten die zur Geſchichte mitlerer Zeiten; in der vierten die zur neuern Geſchichte gehörigen.

Die geographiſchen Bücher nebſt den Landcharten und Reiſebeſchreibungen ſind in einer beſondern Claſſe.

Die Chroniken von allen Ländern und Reichen machen ihrer großen Anzahl wegen, hier eine beſondere Claſſe aus. Desgleichen die genealogiſchen Bücher, und die, ſo zur gelehrten Hiſtorie und der Geſchichte der Künſte und Wiſſenſchaften gehören.

Die mathematiſchen Bücher, wovon aber ebenfals der gröſte Theil an die Bibliothek der Akademie der Wiſſenſchaften abgegeben worden, ſind in zwey Claſſen getheilet. Die, ſo zur bürgerlichen und Kriegesbaukunſt, Artillerie und Feuerwerkskunſt gehören, machen eine beſondere Claſſe aus.

Die Bücher, welche die Unterſuchung der griechiſchen, römiſchen, auch anderer Völker Alterthümer betreffen, ſind in einer beſondern Claſſe; wohin auch alles, was zur Diplomatic, Numismatic u. ſ. w. gehöret, gezogen worden.

Die Poeten und was in die Dichtkunſt und Muſik einſchlägt, haben ihr beſonderes Fach. Desgleichen iſt eine beſondere Claſſe von den Büchern gemacht, die zur Erlernung der Sprachen gehören; wohin auch die Lexica gezogen ſind.

Die Fabeln, Romanen und dahin gehörigen Bücher, ſtehen ebenfals in einem beſondern Fache.

Jede dieſer Claſſen enthält nicht nur die gröſten und koſtbarſten Werke, ſondern auch zugleich diejenigen Bücher, die blos ihrer Seltenheit wegen ungemein ſchätzbar ſind, und man wird den gröſten Theil derer, die **Vogt**, **Clement** und andere in ihren Catalogen verzeichnet und beſchrieben haben, daſelbſt antreffen.

Die Bibliothek hat auch äuſſerlich ein vorzüglich ſchönes Anſehn, weil die Bücher in einerley und zwar rothem Bande, mit verguldeten Rücken, auf welchem das Zeichen des Regenten, unter welchem ſolches angeſchafft worden, der Titel, der Ort und die Jahrzahl des Drucks ſtehet, gebunden ſind. Sie ſind auch in der ſchönſten Ordnung nach dem Formate in jeder Claſſe aufgeſtellet, und der Saal ſelbſt iſt mit Gemälden alter Philoſophen, der erſten Reformatoren und anderer Gelehrten ausgezieret.

Am Ende dieſes Saales iſt die Manuſcriptenkammer. Die Menge und Seltenheit der Denkmäler in der gelehrten Geſchichte und der Bücherkenntniß, welche in dieſem beſondern Zimmer aufbehalten werden, hat die Bibliothek, nächſt ihren erſten Stiftern, der Freygebigkeit der Stifter, Klöſter und Kirchen, auch einzelner Privatperſonen zu verdanken, und es wäre zu wünſchen, daß die annoch daſelbſt vergrabenen Schätze, an das Tageslicht gebracht würden, da ſolche hieſelbſt einem jeden vorgezeiget werden, und der Gebrauch davon nach Beſchaffenheit der Umſtände, Gelehrten zum allgemeinen Nutzen, verſtattet wird. Die ſämtlichen Handſchriften ſind in dreyzehn Claſſen getheilet. Die orientaliſchen hat gröſtentheils **Theodorus Petränus** geſammelt, jedoch ſind aus des **Olearius**, **Ravius** und anderer Gelehrten Bibliotheken, viele dazu gekommen. Die hebräiſchen Handſchriften des alten Teſtaments, der griechiſche Codex Ravianus vom neuen Teſtamente, der Talmud und ein ſehr ſchön geſchriebener Alcoran, verdienen beſondere Aufmerkſamkeit; der vielen arabiſchen, perſiſchen, türkiſchen, coptiſchen, aethiopiſchen und anderer nicht zu gedenken, ſo werden hier auch 2 Exemplarien von der Thora, ſo wie ſie in den Synagogen anzutreffen ſind, vorgezeiget.

Die gröſte Anzahl iſt von lateiniſchen Handſchriften auf Pergament. Die älteſte iſt des **Ambroſius** Werk de officiis miniſtrorum Eccleſiæ, das im achten Jahrhundert, für die Zeiten **Carls des Großen** geſchrieben worden. Von dieſer Zeit an, gehen die Handſchriften in ununterbrochner Reihe fort. Unter den theologiſchen verdienen die in großer Anzahl vorhandenen alten Codices von den Büchern alten und neuen Teſtaments eine beſondere Achtung, vornehmlich ein Pſalterium, in welchem alle Varianten, die **Hieronymus** im hebräiſchen und griechiſchen bemerket hat, mit beſondern Zeichen (obelis & aſteriſmis) unterſchieden ſind; der lateiniſche Codex **Corſendoncanus**, deſſen ſich **Eraſmus** bey ſeiner Ueberſetzung des neuen Teſtaments bedienet hat; nicht weniger die Handſchriften von Werken der erſten Kirchenväter, und die liturgiſchen Bücher; der Gloſſatoren und Commentatoren nicht zu gedenken.

Unter den juriſtiſchen ſind die Corpora juris, ſowohl civilis als canonici und Feudalis gloſſata, und die ſehr alte Handſchrift vom Sachſen-Spiegel merkwürdig. Promtuaria, Summæ, Tractatus, Autoritates, Repetitiones, Lectiones u. d. gl. ſind von den gelehrteſten Juriſten der älteren Zeiten, in großer Anzahl vorhanden.

Zu den mediciniſchen Büchern wird hier auch gerechnet, was zur Erweiterung der Naturgeſchichte gehöret, davon ſehr viele ſehenswürdige Sachen aufbewahret werden, als des berühmten Bayeriſchen Mahlers **Carli** Samlung von Blumen und Inſecten, **Menzels** Flora japonica, der von dem Prinzen **Johann Moriz von Naſſau** geſammelte Braſilianiſche Schauplatz der Natur, C. Johrenii Floræ ad vivum depictæ in 8 Bänden in Folio, und noch eine dergleichen Samlung von 16 Bänden, worin zugleich die Vögel, Fiſche und Inſecten nach dem Leben gemahlet ſind. Nicht weniger iſt das ſehr zahlreiche und wohleingerichtete Herbarium vivum ſehenswerth.

Unter den in großer Anzahl vorhandenen hiſtoriſchen Handſchriften, ſind außer den alten und neuern Chroniken der Reiche und Staaten, den Genealogien der vornehmnehmſten Häuſer, den ſchön geſchriebenen und prächtig illuminirten, auch gemahlten Stammtafeln, beſonders der Herzoge von Pommern, den Gemählden und Zeichnungen, die die Gebräuche verſchiedener Völker erläutern; zur Ergänzung der Geſchichte des 15ten und 16ten Jahrhunderts die Mazariniſche Samlung von 118 Bänden, und eine andere von 47 Bänden in Folio; die mit der Feder ungemein ſauber gezeichneten 49 Charten des ganzen Schwäbiſchen Kreyſes, von dem Hauptmann Jacob von Michel; die Dithmariſche Samlung vieler raret Handſchriften zur Ergänzung der Weſtphäliſchen Geſchiche u. d. m. merkwürdig.

In Anſehung der Philoſophie fehlt es nicht an Denkmälern von dem Verfall dieſer Wiſſenſchaft vor der Reformation. Unter den klaßiſchen Schriftſtellern iſt Lucanus de bello civili vom 9ten Jahrhundert auf Pergament der älteſte.

Unter den deutſchen Handſchriften ſind merkwürdig eine alte Ueberſetzuug der Pſalmen vom 13ten Jahrhundert; die Ueberſetzungen der Bücher des alten und neuen Teſtaments vor Luthern; Luthers und anderer Gelehrten eigene Handſchriften; Handſchriften deutſcher Dichter vom 14ten und 15ten Jahrhundert; die alten deutſchen und lateiniſchen Wörterbücher, beſonders in der Rechtsgelehrſamkeit; die Leben der Heiligen und Altväter.

Eine gleiche Aufmerkſamkeit verdienet von den Denkmälern der Erfindung der Buchdruckerkunſt, die erſte auf Pergament zu Maynz gedruckte Bibel; eine andere von 1462, und noch eine, ſo ſchon zu Neapel im Jahr 1476 gedruckt worden; das Corpus juris canonici, ſo zu Maynz auf Pergament im Jahr 1472. gedruckt worden; die Denkmäler von Lorenz Coſtern Erfindung zu Harlem, nemlich das von Holzſchnitten abgedruckte Speculum ſalutis und die Offenbahrung Johannis; zwey auf Pergament von Hanns Luſt gedruckten und von dem berühmten Lucas Cranach illuminirte Bibeln; die ſogenannte Sternbibel in 2 Bänden in Folio, in auf Glas gemahlten, mit Silber eingefaſſeten prächtigen Bänden, deren Kupfer ſämtlich mit natürlichen Farben aufs ſauberſte illuminiret ſind;

Die chineſiſche Bibliothek, nebſt der chineſiſchen Buchdruckerey, die in beſondern Schränken aufbehalten werden;

Zwey Bände in ſehr großem Folio von Handzeichnungen der berühmteſten Mahler; eine anſehnliche Samlung von Kupferſtichen;

Otto Guerikens erſte Luftpumpe, nebſt deſſelben Hæmiſphæriis Magdeburgicis.

Anderer Seltenheiten nicht zu gedenken, müſſen wir noch erwähnen, daß gleich bey dem Eingange in die Bibliothek eine künſtliche hölzerne Maſchine gezeiget wird, die aus 6 Pulten beſtehet. Wenn man ſolche mit Büchern belegt, und durch Hülfe eines an der rechten Seite angebrachten Räderwerks herum drehet, ſo bleiben dieſelben dennoch darauf liegen.

Am Ende des Haupteinganges liegt auf einem beſonders dazu verfertigten Pulte, ein ſehr großer Atlas, deſſen Landcharten wohl 6 mal größer als das gewöhnliche Format ſind. Er enthält 38 in Holland geſtochene Stücke.

Unter den großen Himmelskugeln iſt auch eine von denen, die der berühmte Weigel in Jena aus Kupfer mit illuminirten Figuren verfertigen laſſen, worauf die Geſtirne ſtatt der gewöhnlichen Himmelszeichen mit den Wapen der vornehmſten Regenten bezeichnet ſind.

Die Königl. ſowohl als die Spanheimiſche Bibliothek iſt täglich offen und es ſtehet einem jeden Gelehrten frey, ſich in dem Vorzimmer, woſelbſt auch die alphabetiſchen Catalogen in einem beſondern Schranke ſtehen, Bücher heraus geben zu laſſen, daſelbſt nachzuſchlagen und zu leſen.

Es werden aber keine Bücher ohne beſondere Erlaubniß ausgeliehen.

Die Oberaufſicht über die Königl. Bibliothek führet ſeit dem Jahr 1709. allemal der Staatsminiſter des geiſtlichen Departements (itzt Se. Excell. Herr von Münchhauſen.) Die itzigen Bibliothecarien ſind Herr Hofrath Stoſch und Herr Pernetti.

Die Spanheimiſche Bibliothek.

Mit der Königl. Bibliothek iſt, wie ſchon geſagt, die Spanheimiſche vereiniget. **Friederich I.** hat ſolche von dem gelehrten Miniſter **Ezechiel von Spanheim** gekauft. Sie hat anfangs in dem ehemaligen Conſiſtorium in der breiten Straße, beſonders geſtanden. König **Friedrich Willhelm** vereinigte ſie aber im Jahr 1735 mit der Königl. Bibliothek, weil die meiſten Werke, die in dieſer fehleten, in jener anzutreffen waren. Sie iſt von der vorigen abgeſondert in demſelben Saal aufgeſtellet, und ſo wie die Königl., jedoch ihrer geringern Anzahl wegen, nur in 9 Hauptclaſſen getheilet. Man zählet in derſelben 9000. Bände, die alle in Franzband gebunden ſind.

Die Handſchriften, die zu dieſer Bibliothek gehören, ſind eigenhändige Collectaneen und Anmerkungen zu griechiſchen und lateiniſchen klaßiſchen Schriftſtellern des ehemaligen Beſitzers, die von Gelehrten ſchon vielfältig genutzet, und bey neuen Ausgaben auch noch gebraucht werden können.

Mehr Nachrichten findet man in **J. C. C. Oelrichs Entwurf einer Geſchichte der Königl. Bibliothek zu Berlin**; in **Küſters altem und neuem Berlin**, 3te Abtheilung 1ſtes Capitel; in **Hendrichs** Notitia Bibliothecæ Elect. Brandenb.; in **Möhſens** 2 Diſſert. epiſtolic. de manuſcriptis medicis, quæ inter codices Bibliothecæ Regiæ ſervantur; in Jacobi Tollii epiſtolis itinerariis; in **Widekinds Verzeichniß von raren Büchern**

chern; in Wincklers Cimeliis Bibliothecæ Regiæ Berolinenſis; im Theſauro epiſtolico la Croziano; in Schützens Critik über die gewöhnlichen Ausgaben der hebräiſchen Bibel u. a. m.

Die Bibliothek der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften.

Sie beſteht aus zwo Abtheilungen. Die erſte macht ohngefehr 2000 Bände aus, ſowohl phyſikaliſcher als mathematiſcher Bücher, welche ſonſt der Königl. Bibliothek gehört hatten, aber von dem Könige Friedrich Willhelm den 22ten Jenner 1735. der Königl. Societät geſchenkt wurden.

Die zweyte Abtheilung iſt ſeit Stiftung der alten Societät nach und nach entſtanden und nur langſam angewachſen, daß auch vor dem 6ten December 1726. nicht einmal ein Bibliothekar dabey geweſen. Unter der itzigen Regierung hat ſie einen beträchtlichen Zuwachs erhalten, und beſonders ſeit ohngefehr zwey Jahren, da der König zu ihrer Vermehrung eine jährliche Summe von den Einkünften der Akademie angewieſen hat.

Sie iſt nach den vier Claſſen der Akademie eingetheilt, wie die Bücher zur Phyſik, Geometrie, Philoſophie und Litteratur gehören. Man ſchafft in jeder Art nur die ſeltenſten und wichtigſten Werke an, und man hat dieſen Plan deshalb vorgezogen, weil die Ausführung eines andern, von weiterm Umfange mehreren Schwierigkeiten und Unterbrechungen unterworfen ſeyn würde. Die Art von Werken, welche man beſonders zu ſammeln und fortzuſetzen ſucht, beſteht in den Schriften der verſchiedenen Akademien und gelehrten Societäten in Europa, nebſt den beſten gelehrten Journalen, die in und außerhalb Deutſchland herauskommen.

Es gehöret zu dieſer Bibliothek eine Samlung von Münzen aus den mittleren Zeiten, beſonders ſolcher, die ſich auf die Geſchichte der Mark Brandenburg beziehen; worunter ſich auch eine große Anzahl von Blechmünzen befindet. Die Königl. Societät hat dieſe Sammlung, welche von **Herrn Rau**, geweſenen Probſt bey der Nicolaikirche, zuſammen gebracht war, den 21ten März 1724 für eine Summe von 1000 Rthlr. erſtanden. Herr **Schmidt** hat ſie im Jahr 1737, und Herr **Pelloutier** zum zweytenmal im Jahr 1755 beſchrieben.

Man verwahrt auch bey der Bibliothek einige Handſchriften und beſonders die nachgelaſſenen Schriften **Jacob von Gundlings**, über die Brandenburgiſche Geſchichte, wovon auch ein Theil bereits bekandt gemacht worden.

Die Bibliothek befindet ſich auf einem großen Saale und zween andern Sälen von mittelmäßiger Größe in einem Flügel des Gebäudes der Akademie.

Die Bücher werden nur an Mitglieder der Akademie, oder an andere Perſonen, für welche jemand aus ihnen gut ſagt, verliehen. Zu deren Bequemlichkeit iſt die Bibliothek auch gewöhnlicher maßen des Donnerſtags eine Stunde vorher, ehe ſich die Akademie verſammelt, offen. Herr **Merian** Mitglied der Akademie, iſt Bibliothekar.

Bey allen Gymnaſien, ſind wohleingerichtete Schulbibliotheken vorhanden, die auch zum öffentlichen Gebrauch gewidmet ſind. Von den vornehmſten Privatbibliotheken werden wir unten im neunten Abſchnitte handeln.

* * *

Die vornehmſten itztlebenden Gelehrten in Berlin.

Unſere Abſicht iſt nicht alle Berliniſche Gelehrten anzuzeigen oder ihre Verdienſte zu preiſen, wir wollen nur nach alphabetiſcher Ordnung diejenigen anzeigen die ſich durch Schriften berühmt gemacht, oder die ein Fremder zu beſuchen und perſönlich kennen zu lernen neugierig ſeyn möchte. Wir zeigen daher auch zu mehrerer Bequemlichkeit für Fremde, derſelben Wohnung an. Solte ein hieher gehöriger Gelehrter vergeſſen worden ſeyn, ſo bittet man deshalb um Entſchuldigung, und hoffet, daß ſich niemand durch eine ſolche Auslaſſung werde für beleidigt halten.

Herr Johann Baptiſt Boyer Marquis d'Argens, Königl. wirklicher Kammerherr, Director der philologiſchen Claſſe bey der Akademie der Wiſſenſchaften. Seine Lettres Iuives, Chinoiſes und Cabaliſtiques, ſeine Memoires pour ſervir a l'Hiſtoire de l'Eſprit humain, und viele andere Schriften haben ihn berühmt gemacht. Er wohnt in Potsdam, und bey ſeinen Hierſein, wohnt er auf dem Schloſſe im innern Schloßhofe, wenn man in das große Portal gehet, gerade zu, eine Treppe hoch.

Herr Ludwig von Beauſobre, Mitglied der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften und Königl. Cenſor. Er iſt durch verſchiedene Schriften in den Memoires der Akademie und ſonſt bekant. Er wohnet auf der Friedrichsſtadt in der Jägerſtraße, in des Buchdrucker Winters Hauſe.

Herr Johann Ulrich Bilguer D. der Arzneygelahrheit, Generalchirurgus der Königl. Armeen. Mitglied verſchiedener Akademien. Er iſt durch verſchiedene mediciniſche und chirurgiſche Schriften berühmt worden. Er wohnt auf der Friedrichsſtadt in der Friedrichsſtraße, in ſeinem Hauſe.

Herr Paul Jeremias Bitaubé. Mitglied der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften. Seine franzöſiſche Ueberſetzung des Homers hat ihn bekannt gemacht. Er wohnt in der Königsſtraße, in des Kaufmann Heſſe Hauſe.

Herr Anton Friedrich Büſching. Königl. Oberconſiſtorialräth, D. der heil. Schrift und Director des vereinigten Berliniſchen und Cölniſchen Gymnaſium. Seine Erdbeſchreibung und übrige Schriften haben ihn berühmt gemacht. Er wohnet im Gymnaſium in der Kloſterſtraße, gleich beym Eingang linker Hand.

Herr Chriſtian Tobias Damm. Rector emeritus des ehemaligen Cölniſchen Gymnaſium. Er iſt durch verſchiedene Schriften, insbeſondere durch die vor einigen Jahren herausgekommenen Ueberſetzung des neuen Teſtaments mit Anmerkungen welche viel Aufſehen machte, bekant. Er wohnt in der Grünſtraße im Cölniſchen Rectorathauſe.

Herr Samuel Formey, V. D. M. Beſtändiger Sekretar der Konigl. Akademie der Wiſſenſchafften, Lehrer der Weltweisheit an dem franzöſiſchen Gymnaſium, Mitglied verſchiedener Akademien. Er hat eine ſehr große Menge von Schriften geſchrieben, von denen viele ſehr wohl aufgenommen worden. Er wohnet in der Behrenſtraße in ſeinem Hauſe.

Herr Joſeph dû Freßne de Francheville Mitglied der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften. Er hat verſchiedene Schriften geſchrieben und iſt Verfaſſer der Gazette litteraire de Berlin. Er wohnt auf der Friedrichsſtadt in der Mittelſtraße, in ſeinem Hauſe.

Herr Carl Abraham Gerhard. D. der Arzneykunſt, und Königl. Bergrath. Er iſt Verfaſſer verſchiedener medicinischer Schriften, und pflegt auch medicinische und phyſikaliſche Privatcollegien zu leſen. Er wohnt auf der Dorotheenſtadt unter den Linden.

Herr Johann Gottlieb Gleditſch. D. der Arzneykunſt. Mitglied der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften und verſchiedener anderer Akademien. Er iſt als einer der gröſten itztlebenden Kräuterkenner, und auch durch verſchiedene botaniſch, ökonomiſche Schriften berühmt. Er hat die Aufſicht über den botaniſchen Garten der Akademie. Er wohnt unter den Linden, im Wilkenſchen Hauſe.

Herr Ludwig de la Grange. Director der mathematiſchen Claſſe der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften. Einer der gröſten itztlebenden Mathematikverſtändigen. Er wohnt in der Königsſtraße im Buyretteſchen Hauſe.

Herr Johann Philipp Heinius. D. der heil. Schrift Director der philoſophiſchen Claſſe der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften, Rector des Königl. Joachimsthaliſchen Gymnaſium, und Königl. Cenſor. Wohnt in der Heiligengeiſtſtraße, im Gymnaſium.

Herr Joachim Friedrich Henkel. Hofrath und Doctor der Arzneykunſt. Er iſt durch verſchiedene mediciniſche und chirurgiſche Schriften, imgleichen durch ſeine groſſe Geſchiklichkeit in der Entbindungskunſt berühmt. Er wohnt auf dem Friedrichswerder in ſeinem Hauſe.

Herr Ludwig Martin Kahle. Königl. Geheimer-finanz-Kriegs- und Domainenrath, Juſtitiarius des Generaldirectorium. Er iſt durch viele juriſtiſche und philoſophiſche Schriften berühmt, die er als er noch Profeſſor zu Göttingen und zu Marpurg war, geſchrieben hat. Er wohnt in ſeinem Hauſe auf der Friedrichsſtadt in der Fridrichsſtraße, ohnweit der Kochſtraße.

Frau Anna Louiſa Karſchin gebohrne **Dürrbachin.** Ihre Gedichte haben ſie berühmt gemacht. Sie wohnt im Curtſchen Hauſe, am Spandauerthore.

Herr Chriſtian Gottfried Krauſe, Advocat. Er iſt durch ſein ſchönes Werk von der muſikaliſchen Poeſie berühmt, und den Kennern der Muſik auch durch viele muſikaliſche Compoſitionen bekant. Er wohnt in der Spandauerſtraße am Rathhauſe in ſeinem Hauſe.

Herr Johann Georg Krüniz. D. der Arzneykunſt. Er iſt durch viele Ueberſetzungen phyſikaliſcher und ökonomiſcher Schriften bekant. Er wohnt in der Stralauerſtraße, in ſeinem Hauſe.

Herr Georg Gottfried Küſter. Rector des Friedrichsdrichswerderſchen Gymnaſium und Mitglied der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften. Er iſt durch viele Schriften, insbeſondere, durch ſein altes und neues Berlin bekant. Er wohnt auf dem Werder in der Friedrichsſtraße in ſeinem Hauſe.

Herr **Ernſt Gottfried Kurella**, der Arzneykunſt Doctor, hat einige Schriften herausgegeben, und ſich auch um die Ausgabe einiger Scharſchmidtſchen Werke verdient gemacht. Er wohnt an der Schleuſe in Herrn Profeſſor Potts Hauſe.

Herr **Johann Heinrich Lambert**. Mitglied der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften. Er iſt durch viele mathematiſche und philoſophiſche Schriften berühmt. Er wohnt auf der Neuſtadt in der lezten Straße.

Herr **Andreas Sigmund Marggraf**. Director der phyſikaliſchen Claſſe der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften. Er iſt wegen ſeiner vortreflichen chymiſchen Verſuche und Schriften berühmt. Er wohnt hinter dem Obſervatorium.

Herr **Friedrich Willhelm Marpurg**. Königl. Kriegsrath und Director der Königl. Lotterie. Er iſt wegen vieler muſikaliſchen Schriften bekant. Er wohnt in dem Königl. Lotteriehauptcomptoir auf dem Werder, in der Leipziger Straße.

Herr **Friedrich Heinrich Willhelm Martini**. D. der Arzneykunſt, iſt durch verſchiedene Schriften, ſonderlich durch die Ausgabe, eines (von dem Maler der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften Herrn Hoppe) ſchön illuminirten Conchyliencabinets bekant. Er wohnt auf dem Haakſchen Markte.

Herr **Johann Friedrich Meckel**, der Arzneykunſt Doctor und erſter Profeſſor der Anatomie, Naturlehre und Hebammenkunſt beym Königl. mediciniſch-chirurgiſchen Collegium. Er iſt wegen ſeiner großen Stärke in der Anatomie und durch verſchiedene dahin einſchlagende

Schriften ſehr berühmt. Er wohnt hinter dem Obſervatorium in ſeinem Hauſe.

Herr **Johann Bernhard Merian**, Mitglied und Bibliothekar der Königl. Akademie der Wiſſenſchafften, iſt durch verſchiedene philoſophiſche Schriften bekant. Er wohnt in der Friedrichsſtraße an der Ecke der Behrenſtraße.

Herr **Johann Carl Möhſen**. D. der Arzneykunſt, Mitglied verſchiedener gelehrten Geſellſchaften, iſt durch verſchiedene Schriften bekant. Er wohnt auf dem Werder an der Ecke bey der Jungferbrücke, in ſeinem Hauſe.

Herr **Moſes Mendelſohn**. Er iſt wegen ſeiner philoſophiſchen Schriften berühmt. Er wohnt in Spandauerſtraße ohnweit dem goldnen Stern.

Herr **Friedrich Hermann Ludwig Muzell**. Königl. Geheimderrath und Profeſſor beym Königl. mediciniſch-chirurgiſchen Collegium. Er iſt verſchiedener wohlaufgenommener mediciniſcher Schriften wegen, bekant. Er wohnt in der Kloſterſtraße in ſeinem Hauſe.

Herr **Simon Pallas**. Profeſſor der Chirurgie beym Königl. mediciniſch-chirurgiſchen Collegium. Er iſt ein berühmter Wundarzt, und durch verſchiedene in dieſe Wiſſenſchaft ſchlagende Schriften bekant. Er wohnt in der Jeruſalemsſtraße hinter der Hauptwache in ſeinem Hauſe.

Herr **Joſeph Pernetty**. Benedictiner von der Congregation des heil. Maurus. Bibliothekar der Königl. Bibliothek. Er hat in franzöſiſcher Sprache viele Schriften geſchrieben, darunter das Dictionaire de Peinture beſonders beliebt iſt. Er wohnt in der Königl. Generalacciſeadminiſtration.

Herr **Carl Ludwig Freyherr von Pöllnitz**. Königl. erſter Kammerherr und Aufſeher der Schauſpiele, Ehrenmitglied der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften. Iſt durch ſeine ſehr bekante Memoires & Lettres berühmt. Er wohnt auf dem Friedrichswerder in der Jägerſtraße.

Herr Johann Albrecht Philippi. Zweyter Policeydirector hieſiger Reſidenzien; iſt durch verſchiedene in die Staatswirthſchaft einſchlagende Schriften bekant. Er wohnt in der Heiligengeiſtſtraße im goldnen Arm.

Herr Johann Heinrich Pott. Profeſſor der Chymie bey dem Königl. mediciniſch-chirurgiſchen Collegium. Einer der gröſten itztlebenden Scheidekünſtler. Er wohnt an der Schleuſenbrücke in ſeinem Hauſe.

Herr Carl Guiſchard genannt **Quintus Icilius.** Obriſtlieutenant der Königl. Armeen, Mitglied der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften. Er iſt durch ein gelehrtes Werk in franzöſiſcher Sprache, von der Kriegskunſt der Alten, berühmt. Er wohnt in Potsdam.

Herr Carl Willhelm Rammler. Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften beym Cadettencorps. Iſt unter die vortreflichſten deutſchen Dichter zu zählen. Er wohnt in der neuen Friedrichsſtraße im goldenen Lamm, ohnweit der Wegelinſchen Porcelainfabrik.

Herr Auguſt Friedrich Willhelm Sack. Königl. Oberconſiſtorialrath und Kirchenrath, auch erſter Hof- und Dohmprediger. Unterſchiedene theologiſche Schriften, beſonders ſeine geiſtreichen Predigten und ſein **vertheidigter Glaube der Chriſten** haben ihm berühmt gemacht. Er wohnt auf der Doroteenſtadt in der lezten Straße in ſeinem Hauſe.

Herr Benjamin Willhelm Daniel Schulze Profeſſor des Königl. Joachimsthaliſchen Gymnaſiums. Iſt durch verſchiedene in die hebräiſche Litteratur einſchlagende Schriften bekant. Er wohnt im Gymnaſium.

Herr Johann Joachim Spalding. Königl. Oberconſiſtorialrath, Probſt zu Berlin und erſter Prediger bey der Nicolaikirche. Er iſt durch verſchiedene Schriften, ſonderlich durch ſeine vortrefliche geiſtliche Reden berühmt. Er wohnt in der Probſtey bey der Nicolaikirche.

Herr Chriſtian Willhelm Steck. Königl. Geheimertribunalsrath, iſt wegen verſchiedener in die Rechtsgelahrſamkeit, ſonderlich ins Staatsrecht einſchlagende Schriften berühmt. Er wohnt in der Lindenſtraße in der Frau Geheimeräthin Schmalz Hauſe.

Herr Ferdinand Stoſch. D. der heil. Schrift, Profeſſor und Conrector des Joachimsthaliſchen Gymnaſium. Er iſt durch viele gelehrte Schriften, insbeſondere durch die Fortſetzung des itztlebenden gelehrten Europa, berühmt. Er wohnt im Gymnaſium.

Herr Friedrich Willhelm Stoſch. Königl. Hofrath, Bibliothekar der Königl. Bibliothek, Aufſeher über die Kunſt- und Naturalienkammer, imgleichen über das Antiquitäten- und Medaillencabinet, Profeſſor der Rechte bey der Königl. Ritterakademie. Er wohnt in der Heiligengeiſtſtraße in der Ritterakademie.

Herr Johann Georg Sulzer. Mitglied der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften, Viſitator des Königl. Joachimsthaliſchen Gymnaſium, und Profeſſor der Weltweisheit bey der Königl. Ritterakademie. Er iſt durch verſchiedene Schriften berühmt. Er wohnt in der Heiligengeiſtſtraße in der Ritterakademie.

Herr Willhelm Abraham Teller. D. der heiligen Schrift, Königl. Oberconſiſtorialrath, Probſt zu Cölln und erſter Prediger an der Petrikirche. Er iſt durch ſein Lehrbuch des chriſtlichen Glaubens, und verſchiedene in die Philologie ſchlagende Schriften berühmt. Er wohnt in der Brüderſtraße in der Probſtey.

Herr Franz Vincent Touſſaint. Mitglied der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften, Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften bey der Königl. Ritterakademie. Er iſt durch ſein berühmtes Buch les Moeurs und andrer Schriften in der gelehrten Welt bekant. Er wohnt am Kupfergraben hinter dem Gießhauſe in des Mauermeiſter Wendts Hauſe.

Herr D. Johann Gottlieb Walter, zweyter Profeſſor der Anatomie und Proſector bey dem Königl. mediciniſch-chirurgiſchen Collegium. Er iſt durch anatomiſche Schriften bekant. Er wohnt an der Ecke der Behren- und Charlottenſtraße in des Goldſchmidt Thoma Hauſe.

Herr Jacob Weguelin. Mitglied der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften, Profeſſor der Geſchichte bey der Königl. Ritterakademie. Iſt durch verſchiedene ſowohl in deutſcher, als in franzöſiſcher Sprache geſchriebenen philoſophiſche und hiſtoriſche Werke bekant. Er wohnt in der Heiligengeiſtſtraße in der Ritterakademie.

Herr Johann Lucas Woltersdorf. Prediger bey der Hoſpitalkirche St. Gertraud. Er iſt den Gelehrten durch ſein Mineralſyſtem und andere Schriften bekant. Er wohnt auf dem Spittelmarkt im Pfarrhauſe.

Herr Johann Friedrich Zückert. D. der Arzneygelahrheit, und Mitglied verſchiedener Akademien. Er hat verſchiedene mediciniſche und phyſicaliſche Schriften geſchrieben. Er wohnt am Durchgange an der Cavalierbrücke.

Buchhandlungen, Buchdruckereyen und was dahin gehörig.

Die Buchhändler pflegt man in deutſche und franzöſche einzutheilen. Die deutſchen Buchhändler handeln vorzüglich mit Büchern die in Deutſchland herauskommen, ſind aber auch mit franzöſchen, engländiſchen und italiäniſchen Büchern hinlänglich verſehen. Sie pflegen alle Jahre zweymal nach den Leipziger Oſter- und Michaelismeſſen, Verzeichniſſe der neuen Bücher, die bey ihnen zu haben ſind, drucken zu laſſen. Die franzöſche Buchhändler, handeln nur hauptſächlich mit franzöſchen Büchern, und ſind mit Büchern in andern Sprachen nicht verſehen. Ihre Verzeichniſſe von Büchern ſind ohne Preiße, und kommen theils monatlich, theils jährlich heraus.

Die deutſchen Buchhändler ſind nach Ordnung des Alphabets folgende:

Die Herren: Haude und Spener, auf der Schloßfreyheit.
Gottlieb Auguſt Lange, in der breiten Straße.
Auguſt Mylius, in der Brüderſtraße.
Friedrich Nicolai unter der Stechbahn.
Joachim Pauli, unter der Stechbahn.
Die Buchhandlung der Realſchule, an der Ecke der Kochſtraße und Friedrichsſtraße auf der Friedrichsſtadt.
Johann Heinrich Rüdiger, dem Schloſſe gegenüber.
Chriſtian Friedrich Voß, in der breiten Straße.
Die Buchhandlung des Wayſenhauſes zu Halle, in der Poſtſtraße.
Arnold Wever, dem Schloſſe gegenüber.

Die franzöſchen Buchhändler ſind, die Herren
Etienne de Bourdeaux, in der Brüderſtraße.
Jean Jaſperd, der Werderſchen Mühle gegenüber.
Samuel Pitra, in der breiten Straße.

Außer dieſen privilegirten Buchhändlern, ſind noch viel Bücherantiquarien die alte Bücher kaufen und ver kaufen.

Die Bücherauctionen geſchehen durch den Königl Comiſſar Herrn Mylius, der den Schloſſe gegenübe wohnt.

Landcharten und Kupferſtiche von allerhand Ar nebſt verſchiedenen Sorten von Nürnberger Waaren h ben die Nürnberger Kaufleuthe, Simon Schropp un Compagnie, an der Ecke der Heiligengeiſt- und Po ſtraße, und Gebrüdere Kirchmayer, an der lang Brücke.

Es ſind itzt in Berlin zwölf Buchdruckereyen vorhanden, die alle in ſehr guten Stande ſind. Sie ſind nach Ordnung des Alphabets, folgende:

Die Herren: Chriſtian Sigemund Bergemann, unter den Linden.

Friedrich Willhelm Birnſtiel, an der Schinkenbrücke.

Johann George Boſſe, in der Willhelmsſtraße.

Georg Jacob Decker, Königl. Hofbuchdrucker. In der Brüderſtraße.

Samuel König, in der Königsſtraße.

Chriſtian Ludewig Kunſt, an der Jägerbrücke.

Johann Gottfried Michaelis, unter den Linden.

Carl Friedrich Rellſtab, in der neuen Friedrichsſtraße.

Benjamin Chriſtian Schaz, in der Kloſterſtraße.

Paul Chriſtian Friedrich Veltheim, in der Kloſterſtraße.

Chriſtian Moriz Vogel, in der Kronenſtraße.

Georg Ludewig Winter, in der Friedrichsſtraße auf der Friedrichsſtadt.

Achter

Achter Abſchnitt.

Vom Handel, Manufacturen, Fabriken und was dahin gehöret.

1) Von Münzen, Gewichten und Maaßen.

a) Vom Werthe der gangbaren Münzen.

In Berlin, ſo wie in der ganzen Mark wird nach Thalern, Groſchen und Pfennigen gerechnet; ein Thaler hat vier und zwanzig Groſchen, und ein Groſchen zwölf Pfennige. Die gangbaren Münzen ſind:

1) Silberne. Die unter dem jeztregierenden Könige, nach dem ſogenannten Graumanniſchen Fuß geſchlagene Thaler, halbe- und Viertelthaler. Imgleichen die ſeit dem lezten Kriege geſchlagenen Thaler und halbe Thaler. Imgleichen Acht- Vier- und Zweygroſchenſtücke, desgleichen Scheidemünze an Groſchen, Sechspfennigern, Dreyern und Pfennigen. Die unter den vorigen Regenten geſchlagene Münze und Scheidemünze, desgleichen die Graumanniſche Vier- und Zweygroſchenſtücken und Scheidemünze, werden in Handel und Wanbel nicht genommen, ſondern werden gegen Bezahlung des innern Werths in die Münze geliefert. Auswärtige Silbermünze hat auch keinen ordentlichen Cours.

2) Goldne. Alle Friedrichs d'or, imgleichen vollwichtige Braunſchweigiſche und Franzöſiſche Piſtolen, desgleichen Holländiſche und andere Ducaten, ſind

die gewöhnlichen Goldmünzen. Ein Friedrichsd'or und wichtige Piſtole ſolte gegen courante Silbermünze eigentlich fünf Thaler gelten, der Mangel und öftere Gebrauch des Goldes aber verurſacht, daß ſie gemeiniglich einige Groſchen mehr gelten. Aus eben der Urſach gilt der wichtige Ducat etwa drey Thaler.

Spaniſche und andere Piſtolen ſind zwar nicht verrufen, werden aber in einiger Anzahl nicht gern genommen. Carolinen, Schildlouisd'ore und Guineen ſiehet man ſelten, ſie gelten etwas über ſechs Thaler. Souveraind'ore ſolten zwar für drey Ducaten gelten, ſie werden aber ſelten für voll angenommen.

b) Vom Gewichte.

Der Centner wird zu 5 Stein, oder 110 Pfund gerechnet.
Ein Stein hat 22 Pfund.
Ein Pfund hat 2 Mark, oder 32 Loth.
Ein Loth hat 4 Quentlein.
Ein Quentlein hat 4 pf.
110 Berliner Pfund, oder ein Centner, thut

	zu Amſterdamm =	103	Pfund.
= = = =	Antwerpen =	$109\frac{3}{8}$	=
= = = =	Augſpurg =	104	=
= = = =	Botzen = =	100	=
= = = =	Bourdeaux =	103	=
= = = =	Bremen = =	106	=
= = = =	Breßlau = =	126	=
= = = =	Cölln ſchw. Gew.	$107\frac{1}{8}$	=
	daſiges leichte	158	=
= = = =	Coppenhagen =	$131\frac{1}{4}$	=
= = = =	Cracau = =	128	=
= = = =	Danzig = =	$115\frac{1}{2}$	=
= = = =	Dresden = =	110	=

110 Berliner Pfund thun

ſ ſ ſ zu Frankfurt a. M. ſchw. Gew.	100	Pfund
daſiges leichte	108	ſ
ſ ſ ſ ſ Frankfurt an der Oder	110	ſ
ſ ſ ſ ſ Hamburg	105	ſ
ſ ſ ſ ſ Leipzig	110	ſ
ſ ſ ſ ſ Lindau	110	ſ
ſ ſ ſ ſ Liſſabon	$112\frac{3}{8}$	ſ
ſ ſ ſ ſ London	112	ſ
ſ ſ ſ ſ Lübek	$108\frac{1}{8}$	ſ
ſ ſ ſ ſ Lyon Stadtgewicht	$119\frac{3}{8}$	ſ
daſiges Seidengewicht	$110\frac{1}{2}$	ſ
ſ ſ ſ Madrit	109	ſ
ſ ſ ſ ſ Mayland ſchwer Gewicht	156	ſ
daſiges leichte	$173\frac{1}{4}$	ſ
ſ ſ ſ ſ Naumburg	110	ſ
ſ ſ ſ ſ Nürnberg	100	ſ
ſ ſ ſ ſ Paris	103	ſ
ſ ſ ſ ſ Regensſpurg	90	ſ
ſ ſ ſ ſ Rom ſchwer Gewicht	$97\frac{5}{8}$	ſ
daſiges leichte	$143\frac{7}{8}$	ſ
ſ ſ ſ ſ Rotterdam	103	ſ
ſ ſ ſ ſ Strasburg	103	ſ
ſ ſ ſ ſ Stuttgard	108	ſ
ſ ſ ſ ſ Venedig ſchwer Gewicht	$107\frac{1}{8}$	ſ
das leichte	$169\frac{3}{8}$	ſ
ſ ſ ſ ſ Ulm	108	ſ
ſ ſ ſ ſ Wien	90	ſ
ſ ſ ſ ſ Zürch	95	ſ

Dagegen:

100 Pfund zu Amſterdamm thun allhier	$106\frac{3}{4}$	Pfund
ſ ſ ſ Bordeaux	$106\frac{3}{4}$	ſ
ſ ſ ſ Botzen	110	ſ

100 Pfund zu Breßlau thun allhier	$87\frac{1}{4}$	Pfund
ſ ſ ſ Coppenhagen ſ ſ	$83\frac{1}{4}$	ſ
ſ ſ ſ Dantzig ſ ſ	$95\frac{1}{4}$	ſ
ſ ſ ſ Dresden ſ ſ	100	ſ
ſ ſ ſ Frankfurt a. Mayn ſchw. Gew.	110	ſ
ſ ſ ſ Hamburg ſ ſ	$104\frac{3}{4}$	ſ
ſ ſ ſ Leipzig ſ ſ	100	ſ
ſ ſ ſ London ſ ſ	$98\frac{3}{16}$	ſ
ſ ſ ſ Lübeck ſ ſ	$101\frac{3}{4}$	ſ
ſ ſ ſ Mayland ſchwer Gewicht	$70\frac{1}{2}$	ſ
ſ ſ ſ Nürnberg ſ ſ	110	ſ
ſ ſ ſ Paris ſ ſ	$106\frac{3}{4}$	ſ
ſ ſ ſ Regenſpurg ſ ſ	$122\frac{1}{4}$	ſ
ſ ſ ſ Rotterdamm ſ ſ	$106\frac{3}{4}$	ſ
ſ ſ ſ Strasburg ſ ſ	$106\frac{3}{4}$	ſ
ſ ſ ſ Stuttgard ſ ſ	$101\frac{7}{8}$	ſ
ſ ſ ſ Venedig ſ ſ		
ſ ſ ſ Wien ſ ſ ſ	$122\frac{1}{4}$	ſ
ſ ſ ſ Zürch ſ ſ ſ	$115\frac{3}{4}$	ſ

c) Vom Maaße.

1. Scheffelmaaße.

Ein Wiſpel hat 24 Scheffel.

Ein Scheffel hat 4 Viertel, oder 16 Metzen.

6 hieſige Scheffel machen 1 Laſt in Hamburg.

Ein ſolcher Scheffel, welcher ungefehr 82 Pfund an Roggen wiegt, iſt ſeit dem Jahr 1716 ungefehr im ganzen Lande das allgemeine Maaß.

2. Getränkmaaße.

Ein Fuder Wein hält 6 Ohm;

Ein Ohm nach der Eyche 120 Maaß, oder Quart; nach der Schenke wird gerechnet zu 128 Quart.

Ein Oxhoft Wein oder Brandtewein hält 192 Quart, oder 3 Eymer,

Ein Eymer hält 2 Anker.

Ein Anker 32 Quart.

Ein Quart 2 Nöſel. Hiebey iſt zu merken, daß die franzöſchen Oxhöfte nicht allezeit genau 192 Quart halten, und iſt der Unterſchied bisweilen ſo beträchtlich, daß man wohl ſagen könne, ein franzöſcher Oxhoft hält in Berlin 175 bis 200 Quart.

4 Maaß allhier machen in Hamburg 5 Quartier. 1 Stübchen in Hamburg hält allda 4 Quartier, oder $3\frac{1}{5}$ Berliner Maaß, das iſt, 5 Stübchen machen 16 Quart Berliner.

2 Quart allhier machen 5 Schoppen in Frankfurt am Mayn, 5 daſige Quart geben hieſige 8 Maaß.

4 Maaß allhier thun 3 Maaß in Cölln am Rhein, und 3 daſige Pinger machen eine hieſige Maaß.

8 Quart allhier thun zu Breßlau 13 Quart.

3 Quart allhier ſind 2 Stoffe Weinmaaß in Danzig.

1 Quart allhier gleichet 1 Pinte zu Bourdeaux, und 2 Pintes machen 1 Pot de Bourdeaux.

3 Ellenmaaße.

6	Ellen Berliner	thun	$6\frac{3}{4}$	Ellen	Augſpurger Gewandell.
5	ſ	ſ	6	ſ	Baßler.
21	ſ	ſ	20	ſ	Brabander.
6	ſ	ſ	7	ſ	Breßlauer.
21	ſ	ſ	22	ſ	Coppenhagener.
12	ſ	ſ	11	ſ	Däniſche.
7	ſ	ſ	5	ſ	engliſche Yards.
5	ſ	ſ	6	ſ	zu Frankfurt am Mayn.
7	ſ	ſ	8	ſ	Hamburger.
16	ſ	ſ	15	ſ	Holländiſche.
32	ſ	ſ	37	ſ	Leipziger.

25 Ellen	Berliner	thun	14	Stabe Lyoner.
9	„	„	5	Stabe Pariſer.
1	„	„	1	Elle Nürnberger.
20	„	„	17	Ellen Wiener.

2) Von der Königl. Bank.

Nachdem durch das Edict vom 17ten Jun. 1765 die Königl. Giro- und Lehnbanken in Berlin und Breßlau (*) errichtet worden, ſo müſſen nunmehr alle in Berlin und Breßlau zahlbare Wechſel, wenn ſie über 100 Rthlr. ſind, in Banko bezahlet, auch andere Geſchäfte der Kaufleute durch die Bank getrieben werden. Daher auch die Kaufleute in Berlin und Breßlau ihre Bücher in Bankopfunden, Groſchen und Pfennigen halten.

Nach dem neueſten Bankoedicte vom 29ten October 1766 enthält ein Bankopfund 24 Bankogroſchen, und ein Bankogroſchen 12 Bankopfennige. Der immerwährende Werth des Bankogeldes ſoll nach eben dem Edicte 25 pro Cent mehr ſeyn, als der Werth der Friedrichsd'or, welche zu 21 Karat 9 Grän ausgemünzet ſind, und deren 35 Stück eine Mark enthalten. Da nun ſolchergeſtalt 4 Pfund Banko einen Friedrichsd'or ausmachen, ſo iſt ein Bankopfund, ſoviel als ein Thaler ſechs Groſchen in Gold.

Wer in den Büchern der Girobank ein Folium haben will, muß Friedrichsd'or zu 125 pro Cent, oder grob Silbercourant a 131¼ pro Cent oder Bankonoten in die Bank bringen, dafür ihm denn der Werth derſelben in banko zu gut geſchrieben wird. Das Capital

---

(*) Im Jahre 1768 ſind auch zu Minden, Magdeburg, Königsberg in Preuſſen und Stettin Königl. Bankocomptoire und Lombarde errichtet worden, welche von der Berliniſchen Bank abhängen.

tal kann er nach Maßgabe ſeiner Geſchäfte entweder auf des Folium eines andern abſchreiben laſſen, oder er kann es auch baar wieder herausnehmen. Wer aber kein baares Capital eingelegt, ſondern ſich blos hat eine Summe zuſchreiben laſſen, kann kein baares Geld fodern.

Die Banknoten ſind zum geſchwindern Umlaufe des Geldes, nach dem Beyſpiele anderer Länder, wo die Handlung blühet, errichtet worden. Sie ſind von den Präſidium der Bank (Ihren Excellenzen dem Grafen Heinrich IX. Reuß und dem Freyherrn von Hagen,) dem Königl. Commiſſar der Bank, und den Bankodirectoren unterſchrieben; ſie lauten auf zehen, zwanzig, funfzig, Einhundert, Fünfhundert und tauſend Bankopfunde.

Man kann Bankonoten erhalten, wenn man in der Leihbank im Diſcontocomptoire gute Wechſel diſcontiret, oder a 100 Pfund 125 Rthlr. Friedrichsd'or oder $131\frac{1}{4}$ Rthlr. Courant baar bezahlt, imgleichen wenn man im Lombarde Gold, Silber und andere Effecten verpfändet. Dieſe Bankonoten rouliren in ſämtlichen Königl. Landen, dem baaren Gelde gleich, und ſind, weil man damit, ſowohl in ſämtlichen Königl. Landen, als auch auswärtig Zahlung thun kann, für die Handlung von großem Nutzen, dürfen aber doch einen Gläubiger in andern als Handlungsgeſchäften nicht wider Willen anſtatt baarer Zahlung, aufgedrungen werden. Man kann auch Wechſel damit bezahlen, als ob es durch die Girobank geſchehen wäre. Alle Königl. Caſſen nehmen Banknoten bey allen in Silbergeld zu leiſtenden Gefällen an ſtatt baarer Zahlung an, und wer Banknoten in baares Geld verwandeln will, kann dafür (laut der Declaration vom 29ten December 1767) täglich Vormittags von 9 bis 12 Uhr im Bankohauſe ohne einigen Abzug und Koſten, klingende Münze bekommen. Man kann in der Bank auch beſtändig Wechſel und Aßignationen auf alle Königl. Provinzen bekommen.

Das **Girocomptoir** wird (außer den Sonn- und Feſttagen) täglich um 7 Uhr geöfnet, bis 9 Uhr kann jedermann wegen desjenigen nachfragen, was ihm den vorigen Tag auf ſein Folium zugeſchrieben worden. Von 9 bis 12 Uhr kann jeder wiederum an einen andern abſchreiben laſſen. Imgleichen ſtehet einem jeden frey, noch deſſelben Tages Nachmittags von 3 bis 5 Uhr über die ihm des Vormittags zugeſchriebene Poſten wieder zu diſponiren und ſolche an andere abſchreiben zu laſſen.

In der **Leihbank**, werden im **Diſcontocomptoir**, allerhand gültige Wechſelbriefe gegen ⅓ procent Zinſen per Monat, diſcontirt, in dem **Lombard** wird auf Gold, Silber und allerhand Effecten gegen ⅓ procent monatliche Zinſen Bankogeld geliehen. In beyden Contoiren wird zufolge der Declaration vom 2ten Februar 1768, auf 6 Monat lang diſcontiret und geliehen.

Beyde Contoire ſind außer den Sonn- und Feſttagen täglich offen.

Die **Girobank** ſowohl, als das damit verbundene **Diſcontocomptoir** und **Lombard**, werden alle Jahre den lezten May geſchloſſen, und den 14ten Junius wieder geöfnet.

Wer weitern Unterricht von der Beſchaffenheit der Königlichen Bank verlangt, kann ſich aus dem ſchon erwähnten **Bankoedict** vom 29ten October 1766 unterrichten.

3) Vom Wechſelhandel und Wechſelcours.

Es ſind in Berlin anſehnliche Wechſelcomptoire, die auf die vornehmſte Plätze Europens Wechſel ziehen können. Der allhier blühende Handel ſowohl mit den Königlichen Provinzen als mit den benachbarten auch zum Theil mit entlegenen Ländern, die Münze und die dazu nöthigen

Gold- und Silberlieferungen, der Aufenthalt vieler Fremden allhier, alles dieſes giebt zu vielfältigen Wechſelgeſchäften Anlaß. Da wie ſchon erwähnet, alle Wechſel durch die Königl. Bank bezahlet werden, ſo werden auch alle Wechſelcourſe in Banko ausgerechnet. Wir wollen zum Behufe der der Wechſelhandlung Unkundigen, den ohngefähren Cours der Plätze, mit denen Berlin wechſelt, hieher ſetzen und die Art wie gewechſelt wird in etwas erklären:

Amſterdam in Banko giebt $42\frac{5}{8}$ Stüver mehr oder weniger, für 1 Pfund Berliner Banko.

Amſterdamm in Courant $44\frac{5}{8}$ Stüver für 1 Pfund Berliner Banko.

20 Stüver machen einen holländiſchen Gulden und $2\frac{1}{2}$ Gulden einen Thaler. Wer alſo einen Wechſel von 100 Rthlr. oder 250 Gulden holländiſch Banko kauft oder verkauft, ſchreibt für jede $42\frac{5}{8}$ Stüv. holl. dem Verkäufer oder Käufer in hieſiger Bank 1 Pfund zu oder ab, macht ohngefähr 117 Pfund 7 Groſchen Berliniſch Banko. Lautet aber der Wechſel auf 100 Rthlr. oder 250 Gulden holl. Courant, ſo hat er für jede $44\frac{5}{8}$ Stüv. ein Pfund Berl. Banko ab oder zuzuſchreiben, macht 112 Pfund 1 Gr. Bko.

Augſpurg giebt 108 Kreuzer mehr oder weniger, für 1 Pfund Berl. Bko. in Augſpurger Courant, das den Louisd'oren a 5 Rthlr. gerechnet, ohngefehr gleich iſt.

Breßlau, Königsberg, Magdeburg, Stettin, wechſeln in hieſig oder daſigem Banko, und ſind hieſiger Bank al pari, oder haben nur einen geringen Unterſchied von $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{2}$ p. Cent.

Frankfurth am Mayn giebt 108 Kreuzer mehr oder weniger für 1 Pfund Berl. Bko. die Carolin zu $9\frac{1}{5}$ Fl. gerechnet.

Ein Reichsgulden hat bekanntlich 60 Kreuzer.

Hamburg giebt 42 Schilling Bko. m. o. w. für 1 Pfund Berl. Bko.

16 Hamburgiſche Schillinge machen 1 Mark Lübſch, und 3 Mark einen Thaler. Für einen Wechſel von 100 Rthlr. oder 300 Mark Hamb. Bko. wird alſo dem Verkäufer alhier zugeſchrieben 114 Pfund 6 Gr. 10 pf. Bko.

Wann Briefe in Hamb. Courant vorkommen, ſo ſind ſie nach dem dortigen jedesmaligen Cours, ohngefehr mit 20 p. Cent leicht in Hamb. Bko. zu reduciren.

In **Leipzig** iſt der alte franzöſiſche **Louisdor** a 5 Rthlr., der Maaßſtab der Wechſelzahlung. So wird auch dahin von hieraus gewechſelt. Daher iſt der Leipziger Cours, dem Courſe gleich, den die Louisd'or alhier haben. Für 1 Louisd'or rechnet man 4 Pfund Berl. Bko. m. o. w,

London giebt 49 pf. Sterling m. o. w. für 1 Pfund Berl. Bko.

12 pf. (Pence) machen 1 Shilling Sterling, und 20 Shill. Sterl. machen 1 Pfund Sterl. Für einem Wechſel von 100 Pfund Sterl. wird alſo dem Verkäufer alhier 489 Pfund 18 Gr. Banko zugeſchrieben.

Neufchatel giebt 65 Sols m. o. w. für 1 Pfund Berl. Bko., wobey zubemerken, daß 7 Liv. Neufchateller Geld mit 10 Liv. Pariſer oder Tournois gleich ſind.

Paris und Lyon geben 93 Sols m. o. w. für 1 Pfund Berl. Bko.

20 Sols machen 1 Livre und 3 Liv. machen 1 Ecu de France. Für 100 Ecus de France wird alſo alhier 64 Pfund 12 Gr. 5 pf. Bko. zu- oder abgeſchrieben.

Wien giebt 108 Kreuzer für 1 Pfund Berl. Bko. in dortiger Courantzahlung, welche ohngefähr Dukaten a 2 Rthlr. 18 Gr. gleich iſt.

Man wird alſo wenn man 100 Pfund Berl. Bko. dem Verkäufer zuſchreibt, einen Wechſel von ohngefähr 175 Fl. 30 Kreuzer Wiener Courant erhalten.

Baſel, Genev, Venedig und andre ſchweizeriſche und italiäniſche Plätze, wechſeln mit Berlin nicht a drittura ſondern mehrentheils über Amſterdamm.

Uebrigens verſtehet es ſich, daß, weil der Cours veränderlich iſt, derjenige wer den jedesmaligen Cours genau wiſſen will, ſich auf der Börſe, vor der Stechbahn, wo die Kaufleute alle Mittage zuſammen kommen, oder auf den Wechſelcomtoiren, oder bey den vereydigten Bankomäklern, jederzeit darnach erkundigen müſſen. Dazu dienen auch die alle Dienſtage und Sonnabend, bey den Mäklern Herrn Abele, Bouiſſont und Franke herauskommende Courszettel.

Die Königl. Wechſelordnung, wornach alle Wechſelſtreitigkeiten entſchieden werden iſt den 30 Jenner 1751 publicirt. (*) Die Mäklerordnung für ſämtliche Handelsſtädte der Königl. Lande, iſt vom 15ten November 1765.

4) Von Handlungsgeſellſchaften.

a) Königl. Generaltobaksadminiſtration.

Durch das Edict vom 17ten Julius 1765 ward der excluſive Debit und Fabricirung des Rauch- und Schnupftobaks in ſämtlichen Königl. Landen, Neuſchatel und Oſtfrießland ausgenommen, einer Compagnie von Kaufleuten und Tobaksfabrikanten auf 15 Jahre vom 1ten November 1765 bis zum 1ten November 1780 verpachtet. Dieſe Pächter

---

(*) Sie ſteht in Bohns wohlerfahrnen Kaufmann. Hamb. 1762 gr. 8vo. Seite 329 und folgl. Ingleichen in der neuen Sammlung von Verordnungen.

Pächter errichteten unter ſich Actien, nach Maaßgabe des Capitals, das jeder zu dieſer Unternehmung einlegte. Sie übernahmen die Tobaksfabriken aller derer Tobaksfabrikanten, die nicht durch Erkaufung von Actien der Generalpachtung beytreten wolten, desgleichen kauften ſie den ſämtlichen Vorrath von Tobak, der bey dem Antritte ihrer Pacht, bey den Kaufleuten und Privatperſonen zu finden war. Da nun hiezu ein allzugroßes Capital erfordert ward, und mehrere andere Umſtände die Pächter in Verlegenheit ſetzten, ſo zählete ſie der König (laut des Edicts vom 11ten Julius 1766) von der Verbindlichkeit der übernommenen Pacht loß, übernahm dagegen die ſämtlichen Magazinvorräthe, Häuſer und Effecten der Compagnie, und ordnete zu fernerem Betreib des Tobakshandels, die **Königl. Generaltobaksadminiſtration** an. Den völligen Einſatz der Innhaber der Actien, garantirt ihnen laut eben angeführten Edicts, der König nicht allein, ſondern giebt ihnen von den Actien eine jährliche Dividende von 10 p. C. deren richtige Zahlung die Landſchaft garantiret hat. Durch die **Adminiſtration** wird alſo ſo wie vorher durch die **Generalpachtung** der auswärtige und inländiſche Tobakshandel getrieben, auch darf niemand damit handeln, als die Kaufleute oder **Diſtributeurs** welche von derſelben beſonders dazu privilegirt ſind. In den Provinzen hat ſie ihre Unteradminiſtrationen und Comptoire. Die Verſamlung der Generaltobaksadminiſtration iſt in derſelben Hauſe auf dem Molkenmarkt, und die Niederlage derſelben, aus welcher die hieſigen Diſtributeurs den Tobak nehmen, iſt in des Herrn Jean Bouiſſon Hauſe auf der Friedrichſtadt in der Jägerſtraße.

b) Levantiſche Compagnie.

Unterm 17ten May 1765 erhielt Herr **Philipp Clement** und die von ihm zuerrichtende Compagnie, eine

Octroy auf 20 Jahre vom 1ten Jenner 1766 bis zum 1ten Jenner 1786 über eine ausſchließende Handlung nach und von der Levante, von der Küſte von Morea angerechnet, durch Aegypten, Syrien, Candien, Cypern, alle Inſeln des Archipelagus, und alle Häfen, Städte und Plätze, welche bis an das ſchwarze Meer, unter der Ottomanniſchen Pforte Gebiet liegen. Der Hauptfond der Compagnie, iſt laut der Octroy, von einer Million Thaler, und beſtehet aus 4000 Actien, jede von 250 Rthlr. Friedrichsd'or zu 21 Karat 9 Grän und 35 Stück auf die Mark gerechnet. Jedermann auch Ausländer können in dieſe Compagnie treten, ohne dem Adel, Range ꝛc. zu ſchaden. Zur Generalverſamlung wird jeder gelaſſen, der Innhaber von wenigſtens 20 Actien iſt. Die Generalverſamlung erwählet vier Directoren die wenigſtens 50 Actien haben müſſen, und die Direction mit dem Generaldirector und Präſidenten Herrn **Philipp Clement** führen. Ihre Verwaltung dauert 6 Jahre. In den Häfen wo die Schiffe der Compagnie ankommen, hält ſie Auctionen von den mitgebrachten Retourgütern. In der Octroy ſind die Waaren genennet, mit welcher die Compagnie ausſchließend handelt, darunter ſind auch verſchiedene Waaren, welche bloß nach Emden und Königsberg, zum auswärtigen Verkauf dürfen eingeführet werden. Die Levantiſche Compagnie hat ihr Comptoir und Magazin in dem großen Ephraimiſchen Hauſe am Mühlendamm.

c) Aſſecuranzcompagnie.

Unterm 31ten Jenner 1765 (*) iſt einer in Berlin ſich etablirenden Aſſecuranzkammer eine Königl. Octroy auf 30 Jahre vom 1ten Junius 1765 an gerechnet, gegeben, ſo daß während dieſer Zeit keine Aſſecuranzkammer in allen

---

(*) Siehe neue Samlung von Verordnungen für das Jahr 1761 bis 1765. Seite 573 und folgl.

allen Königl. Provinzen errichtet werden ſoll; doch bleibt es allen Privatperſonen frey, zu aſſecuriren, und auch da, wo ſie es am vortheilhafteſten finden, veraſſecuriren zu laſſen. Der Fond der Aſſecuranzkammer, iſt von einer Million, die in 4000 Actien, jede von 250 Rthlr. Friedrichsd'or zu 21 Karat 9 Grän, und 35 Stück auf die Mark gerechnet, getheilet iſt. Auf jede Actie wird der vierte Theil in baarem Gelde bezahlet, und über die übrigen drey Theile ſonſtige Sicherheit geleiſtet. (*) Die Aſſecuranzkammer wird von dreyen Directoren und zween Aßiſtenten verwaltet, nebſt einem Diſpacheur, der den an den aſſecurirten Schiffen verurſachten Schaden ausrechnet. Die Aſſecuranzprämien, müſſen in Friedrichsd'or zu 21 Karat 9 Grän gleich bey Zeichnung der Policen bezahlet werden, in welcher Münzſorte, auch die Schädenvergütigungen bezahlet werden. Alle Jahr wird eine Verſamlung der Actieninnhaber gehalten, in welcher der Vortheil getheilet, oder wegen des etwa erlittenen Schadens Maaßregeln genommen werden. Das Comptoir der Aſſecuranzkammer iſt in der breiten Straße im Daumſchen Hauſe.

d) Holzhandlungscompagnie.

Im Jahre 1766, ward der ausſchließende Handel mit Nutzholz und Brennholz, auf der Elbe nach Hamburg, an eine Geſellſchaft von Kaufleuten überlaſſen. Die derſelben gegebene Königl. Octroy, iſt nicht gedruckt worden. (**) Das Comptoir der Holzhandlungscompagnie, iſt bey Herrn Heße unter den Linden.

(*) Die Verſchreibungen der Intereſſenten, haben Wechſelkraft, und müſſen in Banko verſchrieben ſeyn, laut Königlicher Declaration vom vom 22ten Julii 1765.

(**) In Ludovici Kaufmannslexicon 1ten Theile ſo zu Leipzig 1767 neu aufgelegt worden, wird geſagt, daß ſie aus 1600 Actien, jede von [illegible] Bankopfunden beſtehe.

e) Brennholzcompagnie.

Durch die Octroy vom 31 Januar 1766 deren Inhalt durch das Edict vom 20 Junius 1766 bekant gemacht worden, ward die Brennholzlieferung für Berlin und Potsdamm (excluſive der Porcellanfabrik, des Lagerhauſes, der Realſchule und der Kalkſcheunen) an gewiſſe Entrepreneurs auf 8 Jahre, von Trinitatis 1766 bis dahin 1774 überlaſſen. Dieſem zufolge darf in Berlin und Potsdam niemand mit Brennholz handeln; die kleinen Fuhren ausgenommen, die die Bauern vom platten Lande zu Markte bringen. Doch kann ſich jedermann zu ſeiner eignen Conſumtion, ſo viel Holz er gebrauchet, woher er will, kommen laſſen, wenn er es der Compagnie im Jennermonat eines jeden Jahres anzeiget, und ſich darüber einen Paß geben läßt, welcher unentgeldlich ausgefertiget wird. Jeder Haufen Holz muß 9 Rheinländiſche Fuß in der Höhe, 18 Fuß in der Breite und jede Klobe 3 Fuß in der Länge haben. Derjenige Käufer der zweifelt, ob ein Haufen dieſes Maaß halte, kann gegen Erlegung von 4 Gr., den Haufen von den geſchwornen Holzſetzern umſetzen laſſen. Die Compagnie iſt ſchuldig das Holz für nachfolgende Preiſe zu verkaufen, nämlich:

den Haufen	Stubbenholz	für	13	Rthlr.	12	Gr.
„ „	kiehnen Knüppelholz	„	15	„	12	„
„ „	kiehnen Klobenholz	„	17	„	12	„
„ „	Elſen- und Birkenholz	„	18	„	12	„
„ „	Eichenholz	„	19	„	12	„
„ „	Büchenholz	„	20	„	12	„

Außerdem iſt ſie verbunden für die Garniſon zu Potsdam und Berlin, imgleichen für die Armuth 8163 Haufen kiehnen Brennholz, und zwar das Klobenholz zu 10 Rthlr. 12 Gr. und Knüppelholz zu 9 Rthlr. 12 Gr. per Haufen zu liefern.

Wer Holz kaufen will, bezahlet nach obengemeldeten Preiſen ſolches in dem Comptoir der Compagnie (im Werkenthienſchen Hauſe an der Ecke bey der Roßſtraßenbrücke) und erhält alsdenn einen Anweiſezettel auf den ihm am bequemſten gelegenen Holzplatz, gegen welchen ihm daſelbſt das Holz angewieſen und verabfolget wird. Die Bezahlung geſchiehet in gutem Preußiſchen Silbergeld bis incluſive 2 Groſchenſtücken.

5) Vom Großhandel.

Es giebt außer den oben erwähnten großen Handlungsgeſellſchaften, in Berlin anſehnliche Handelshäuſer, welche ſowohl innerhalb als außerhalb Landes beträchtliche Geſchäfte treiben. Dieſer Handel geſchiehet theils mit inländiſchen Producten und Fabrikwaaren, theils mit ausländiſchen Waaren. Viele hieſige Handlungshäuſer haben einen bloßen auswärtigen Handel, den ſie entweder durch Correſpondenz, oder durch Bereiſung der Leipziger, Frankfurter, Braunſchweiger, Danziger und andere Meſſen treiben. Alle dieſe Handlungshäuſer zu benennen, würde alzuweitläufig, und unnöthig ſeyn. Um Wechſel und andere Geſchäfte zu ſchließen, verſamlen ſich die Kaufleute täglich gegen 12 Uhr, unter der Stechbahn, als auf einer Börſe.

Von dem Preiſe der Waaren iſt alle Woche des Dienſtags bey L. W. 17. Beckerhinn, am Dönhoffiſchen Platze ein gedrucktes Preißcourant zu haben, worauf auch zu finden, für welche Prämie die hieſige Aſſecuranzcompagnie, nach jeden Ort ſowohl von Stettin als von Hamburg, wie auf dem Strome Güter aſſecuriret.

Die Lage von Berlin giebt zu einem anſehnlichen Speditions- und Tranſitohandel Gelegenheit, denn viele Waaren gehen über Berlin zu Waſſer aus Hamburg, Stettin u. ſ. w. nach Schleſien, Pohlen und Böhmen, desgleichen ſehr viele Schleſiſche Fabrikwaaren und Producte, imgleichen viele pohlniſche Producte nach Hamburg und weiter, desgleichen gehen viele Waaren aus Sachſen und dem Reiche zu Lande über Berlin nach Pommern, Preuſſen u. ſ. w.

Der Handel überhaupt iſt gar ſehr durch verſchiedene in der Churmark gegrabene Canäle befördert, wodurch die Elbe, Spree, Havel und Oder vereiniget, und dadurch der Transport der Waaren ſehr erleichtert und ungemein viel wohlfeiler gemacht werden. Es ſind hauptſächlich drey dergleichen Canäle oder Graben zu merken.

a) Der neue Graben, vereinigt die Spree und **Oder.** Churfürſt **Friedrich Wilhelm der Große** ließ ihm 1662 bis 1668 unter der Aufſicht der geſchickten Baumeiſter **J. E. Bleſendorf** und **Philipp de Chieſe,** erbauen. Den eigentlichen Schleuſenbau dirigirte der geſchickte Mühlenmeiſter **Winter.** Er geht aus der Spree in den **Werchenſee** bey **Müllroſe,** und aus dieſem, theils neben, theils durch die **Schlubbe** und bey dem Dorfe **Wriezig** in die **Oder.** Er iſt allenthalben 5 Rheinländiſche Ruthen breit, und erſtreckt ſich auf 3 Meilen in der Länge.

b). Der **Finowkanal** vereiniget die **Havel** und die **Oder.** Er nimmt bey **Liebenwalde** in der **Havel** ſeinen Anfang, gehet in den Fluß **Finow,** und unterhalb dem Dorfe **Niederfinow** in die **Oder,** und hat 13 Schleuſen. Der itzregierende König hat ihn 1743 bis 1746 bauen laſſen.

c) Der **Plauenſche Kanal** vereinigt die **Elbe** und **Havel.** Der itzregierende König ließ ihn gleichfals 1743 bis 1745, durch den Ingenieurmajor **Mahiſtre,** bauen. Er geht im **Magdeburgiſchen** bey dem Dorfe **Parey** aus der **Elbe,** durchſchneidet die **Ihle** und **Stremme.** Vermittelſt dreyer Schleuſen wird der 21

Fuß hohe Fall des Waſſers aus der **Elbe** in die Havel aufgehalten, und den Kanal ſchiffbar gemacht. Bey dem Städtgen Plauen in der Mittelmark fällt er in die Havel, welches eine Länge von 8655 Ruthen oder von $4\frac{1}{2}$ Meile machet. Beym Anfange iſt er 26 Fuß, unten durchgehends 22 Schuhe breit, doch hat er an einigen Orten eine Breite von 40 bis 50 Schuh. Es ſind 9 Brücken darüber gebauet.

Wegen der Schiffarth nach und von Hamburg iſt noch zu merken, daß die Churmärkiſche Schiffergilde die Schiffart von und nach Hamburg hat, und die Hamburger Schiffer davon gänzlich ausgeſchloſſen ſind. (*) Es iſt auch deshalb ein beſonderer Königl. Preußl. Schiffartsinſpector in Hamburg beſtellet.

Wegen der einländiſchen Schiffart von Berlin nach Stettin, Magdeburg, Croſſen, Cüſtrin u. ſ. w. ſind unterm 31ten Merz 1766 **Kahn- und Gellenfrachttaxen von Mehl, Getrayde, Kaufmannsgüter, Bretter, Bohlen, Salz, Ziegelſteinen, Mauerſteinen, Kalkſteinen und Brennholz**, publicirt, welche die Schiffer nicht überſchreiten dürfen.

6) Vom Einzel- und Ausſchnitthandel.

Die Kaufleute in Berlin, die einen **Einzel- oder Ausſchnitthandel** mit allerley Sorten von Waaren treiben und deshalb ofne Läden haben, haben unter ſich eine **Kaufmannsgilde** errichtet, die ſich zu gewiſſen Zeiten auf der Börſe im Luſtgarten zu verſammeln pfleget. Hier werden die Lehrburſchen eingeſchrieben und auch loßgeſprochen. Diejenigen die nicht zur Gilde gehören, dürfen keinen

---

(*) Die Urſachen dieſer Anordnung findet man in dem deshalb ergangenen Reglement der Elbſchiffart vom 21 Febr. 1740. Siehe Mylius Corp. Conſt. march. Cont. IV. S. 26.

nen ofnen Laden halten, es ſey denn daß ſie deshalb beſondere Königl. Privilegien oder Conceßionen erhalten hätten.

Uebrigens iſt leicht zu erachten, daß alle mögliche, zum Gebrauche nöthige Waaren von allerhand Art, in den Berliniſchen Läden zu haben ſind. Jede derſelben beſonders zu benennen, würde eine ſehr unnöthige Weitläuftigkeit ſeyn. Doch werden wir im eilften Abſchnitte eine Anzeige einrücken, an welchen Orten ſolche Waaren, die ein Fremder beſonders nöthig haben kann, zu verkaufen ſind.

Die Berliniſchen Jahrmärkte, fallen auf folgende Tage: 1) auf Lätare in Berlin. 2) auf Philippi Jacobi auf der Friedrichsſtadt. 3) acht Tage nach Fronleichnam auf der Friedrichsſtadt. 4) auf Laurenti in Cölln. 5) auf Crucis in Berlin. 6) auf Allerheiligen in Berlin, Kram- Vieh- Pferde- und Ochſenmarkt.

7) Von Manufacturen und Fabriken.

Die Manufacturen und Fabriken, ſind ſeit der Regierung Churfürſt Friedrich Willhelms des Großen, in den Brandenburgiſchen Landen überhaupt, und insbeſondere in Berlin in ſehr blühenden Zuſtand gekommen. Man hat dabey ſehr vieles, bekantermaßen, den aus Frankreich der Religion wegen vertriebenen Flüchtlingen zu danken. Doch muß man hauptſächlich die große Vorſorge, die die jedesmaligen Landesbeherrſcher, für das Aufkommen der Fabriken und Manufacturen getragen, dankbarlichſt rühmen. Insbeſondere hat König Friedrich Willhelm die gröſte Sorgfalt dafür getragen, und anſehnliche Summen darauf verwendet. In beyden aber iſt er noch von Friedrich dem Großen übertroffen worden, der für Erweiterung der alten und Anlegung neuer Manufacturen, unglaubliche Sorge getragen, und dazu, ſich ſehr hoch belaufende Summen, verwendet hat. Jeder Unternehmer nützlicher Fabriken, kann ſich von dieſem in allen Feldern großem Monarchen den erſprießlichſten Beyſtand verſprechen. Viele haben anſehnliche Geldvorſchüſſe ohne Zinſen erhalten. Vielen ſind ſehr große Summen mit wahrhaftiger Königl. Großmuth geſchenket worden. Sehr vielen ſind auf Königl. Koſten die weitläuftigſten Fabrikhäuſer gebauet und hernach geſchenkt worden, kurz kein Vorſchub den ein einſichtvoller und gütiger Regent, zu Erweckung eines nützlichen Fleiſſes und der Arbeitſamkeit geben kann, iſt jemals geſparet worden. Daher kommt es denn, daß die Fabriken ſo unglaublich vermehret und erweitert worden. Im Monat May des Jahres 1767, iſt eine beſondere Manufactur- und Fabrikencommißion auf Königl. Befehl errichtet worden, welche von dem fünften Departement des Generaldirectorium abhänget. Dieſe Commißion hört einen jeden Fabrikanten in Fabrikangelegenheiten, und giebt ihm prompten Beſcheid.

Nach des Herrn Oberconſiſtorialrath Büſchings (*) Nachricht waren im Jahre 1755 in Berlin: 2858 Weberſtühle, zu wollenen Zeugen; 443 zu ſeidenen Zeugen; 149 zu halbſeidenen Zeugen; 453 zu Baumwollenen Zeugen; 248 zu Leinwand; 454 zu Poſamentierarbeit; 39 Stühle für ſeidene und 310 für wollene Strümpfe. Dieſe Anzahl hat ſeit der Zeit ſehr zugenommen, ob wir gleich nicht im Stande ſind, ſie genau anzugeben.

Wir wollen einen Verſuch machen von den verſchiedenen Arten der zu Berlin befindlichen Fabriken und Manufacturen einige Nachricht zu geben. Wir wollen zugleich die Namen der hauptſächlichſten Fabrikanten und (wo es uns bekant iſt) auch ihre Wohnungen anzeigen, wel-

---

(*) Siehe deſſelben Erdbeſchreibung 3ten Theils 2ten Band S. 2052.

welches denjenigen Fremden die in den weitläuftigen Reſidenzien, einen oder den andern dieſer Handelsleute und Fabrikanten aufzuſuchen oder ihre Waaren zu kaufen nöthig haben, vermuthlich angenehm ſeyn wird. Wir geben dieſe, obwol mit vieler Mühe geſamlete Nachrichten, gar nicht für vollkommen aus, wir erſuchen vielmehr jedermann, ſonderlich die Herren Fabrikanten ſelbſt, dasjenige unſerm Verleger mitzutheilen, was zu deren Vervollkommung dienen kann. Wir vermuthen daß noch verſchiedene Fabriken vorhanden ſind, von denen wir nicht Nachricht haben erhalten können. Uebrigens hoffen wir von jedem billig geſinnten Leſer, daß er, woſern ja etwas ausgelaſſen oder nicht richtig angeführet ſeyn ſollte, nicht argwohnen werde, daß es aus üblen Abſichten, oder um jemand zu ſchaden, geſchehen ſey. Bloß der Mangel richtiger Nachrichten, kann uns zu einigem Irrthume verleitet haben, den wir aber, ſobald wir eines beſſern belehret werden, gern berichtigen wollen.

Verzeichniß der vornehmſten Manufacturen und Fabriken in Berlin.

a) Wollenmanufacturen.

König Friedrich Willhelm legte den erſten Grund zu den Wollenmanufacturen, da er gleich im Anfange ſeiner Regierung die Ausfuhr der inländiſchen Wolle verbot, und theils die ſchon im Lande befindliche **Weber** beſchützte und vermehrte, theils aus auswärtigen Ländern **Weber** Färber und andere zur Beförderung der **Fabriken** nöthige Perſonen mit großen Koſten kommen ließ. Die erſte Frucht ſeiner Königl. Sorgfalt war:

Das Königl. Lagerhaus (in der Kloſterſtraße.) In demſelben werden ſehr ſchöne **Tücher** und andere wollene Zeuge als: Calemanke, Camelotte, Serges de Rome u. ſ. w. verfertigt, ſowol von ausländiſcher als von inländiſcher Wolle. Insbeſondere ſind das feine blaue ſogenante Königstuch, wegen Vorzüglichkeit des Tuches und wegen der ſchönen blauen Farbe, und die ſchwarzen Serges de Rome berühmt. Dieſes Werk ward im Jahr 1714 von dem Staatsminiſter Johann Andreas von Kraut zum Beſten armer Wollarbeiter errichtet, denen die Wolle zum verarbeiten gegeben und die verfertigten Tücher und Zeuge, ſogleich gegen baare Bezahlung des Arbeitslohns abgenommen und zur Bekleidung der Königl. Armee verbraucht wurden. Dieſe Anſtalt hatte einen ſo glücklichen Fortgang, daß ſchon im Jahr 1716 die ganze Königl. Armee aus dem Lagerhauſe gekleidet werden konte. Die Manufactur ward immer ſtärker, ſo daß viele, auch die feinſten Tücher, die für die Armee nicht nöthig waren, an Kaufleute konten überlaſſen werden, welches auch noch geſchiehet. Im Jahre 1723 wurde das Einkommen dieſer Manufactur zum Beſten des großen Wayſenhauſes in Potsdam, gewidmet. Im Jahre 1764 ward es dem Königl. Commercienrath Hrn. Heinrich Schmids und Söhnen überlaſſen, welche aus Aachen nach Berlin kamen.

Die Herren Johann Georg Wegeli und Söhne, haben eine weitläufige Manufactur von baumwollnen und wollenen Zeugen, als: Damaſte, glatte Satins, Serges de Rome, Prußiennen, Luſtrinen, Tabourettas, Cotonetti oder Siamoiſin, Cotonade, geſtreifte Flanelle, baumwollne Flanelle, wollene Mancheſter, wollene Plüſch, wollene Velpe, Kronſerge, Etamine, Tamis, geſtreifte Camelotte, dreydrätige Barracane, halbſeidene Camelotte, melirte Concente, Arlequine, Strichſergen, feine glatte und Köperflanelle, die bis nach Italien, Spanien und Portugall verkauft werden. Sie haben auf der ſogenanten Inſel eine ſehr ſchöne Wollfärberey, ſo wie auch daſelbſt, und in der ehemaligen Porcellanfabrik am Königsthore, eine Meng Werkſtühle, und andere zur Manafactur gehörigen Anſtalten. Ihre Wollſpinnereyen haben ſie in Pommern und in der Neumark. Die in dieſer Manufactur verfertigte Zeuge haben eine ſehr vorzügliche Zurichtung und Appretur.

Der Kaufmañ Hr. **Jac. Lange**, hat auch eine beträchtliche Wollenmanufactur, worin auch ebengedachte Zeuge gemacht werden; und giebt es überhaupt in Berlin eine Menge Manufacturen, in welchen **grobe und feine Tücher**, imgleichen **Raſche, Etamine, Calemanke, Camelotte** und andere wollene Zeuge von beſonderer Güte verfertiget werden. Unter den feinen Tuchfabrikanten iſt **Peter Rouſſel**; (am Weidendamm am Kupfergraben) beſonders merkwürdig, weil deſſen Vater (der gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zu Brandenburg, die erſte Fabrik von Perpetuellen, von Flanellen von ſpaniſcher Wolle, von wollenen Droguetten nach engländiſcher Art und andern dergleichen Zeugen angelegt, auch zuerſt den ſchönen Scharlach fabricirt hatte, der itzt in Berlin zu ſo großer Vollkommenheit gebracht worden,) von König **Friedrich Willheim** nach Berlin berufen ward, wo er auf ſeine Koſten die erſten Spinnereyen von ſpaniſcher Wolle angelegt, und zuerſt feine Tücher aus ſpaniſcher Wolle hat verfertigen laſſen.

Der itztregierende König hat vielen Coloniſten Stühle geſchenkt und ſie ganz etabliret, wodurch dieſe Manufacturen immer zu größerer Vollkommenheit gediehen ſind.

Eine Fabrik von **Golgas**, oder **gedrucktem Raſche**, iſt im Jahr 1762 von dem Kaufmann **Schröder** aus Kolberg errichtet worden.

Hüte werden von **Douilhac** (in der Heiligengeiſtſtraße) imgleichen von **Corſica** (in deſſen Garten vorm Spandauerthor) von allen Arten und von beſonderer Güte fabricirt. Man macht auch ganz ſeidene **Hüte**, die ſehr ſchön ſind.

Wollne Strümpfe ſind ſchon ſeit 1707 von Refugirten fabricirt worden, itzt ſind vorhanden die Fabrikanten Hofmann, Hartwig und andere. Dieſe Fabrikanten machen auch gewebte wollne Mannswesten und Beinkleider.

Noch iſt zu erinnern, daß zum Behuf der hieſigen Wollenfabriken, auf dem Rathhauſe ein Wollenmagazin angelegt iſt, woraus den kleinen Fabrikanten (ſonderlich den Böhmen) gegen gewiſſe Sicherheit Vorſchuß an Wolle gegeben wird.

b) Seidenmanufacturen.

König Friedrich Willhelm, der vom Anfang ſeiner Regierung an, ſich bemühete, nützlichen Fleiß und Arbeitſamkeit bey ſeinen Unterthanen zu erwecken, legte auch den erſten Grund zu den Seidenmanufacturen im Lande dadurch, daß er bereits 1714 die Anlegung der Maulbeerplantagen veranlaßte und hernach die Zucht und Fortpflanzung derſelben, aus dem Saamen, ſoviel nur thunlich war begünſtigte. Durch das Edict vom 16ten Decemb. 1716 wurden abermals alle Stände ermahnet, den Seidenbau und die Maulbeerzucht fleißig zu treiben, welches Edict bey vielen Unterthanen erwünſchte Wirkung that. In Berlin war der durch viele Schriften berühmte Rector Johann Leonhard Friſch der erſte, der ſich die Errichtung der Maulbeerplantagen und Erziehung der Seidenwürmer mit großem Eifer angelegen ſeyn ließ. Auf ſeine Veranlaſſung, ließ die Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, (deren Mitglied er war) die damaligen Wälle um Berlin, mit Maulbeerbäumen bepflanzen; er hatte auch zuerſt die Idee die Kirchhöfe in Städten und Dörfern mit Maulbeerbäumen zu beſetzen, welches hernach durch Königl. Edicte im ganzen Lande befohlen und allgemein gemacht worden. Er legte zuerſt eine große Maulbeerplantage vorm Spandauerthore in der Heidereuterſtraße an, welche noch im Flor iſt, und aus welcher, theils durch junge Bäume, theils durch Saamen, viele andere Maulbeerplantagen ſind formiret worden.

Man war zu gleicher Zeit bedacht, ſeidene Waaren im Lande zu verfertigen. Um das Jahr 1730 legte der Schutzjude **David Prager** in Potsdam eine Sammetmanufactur an. Er verſchrieb dazu zween Schweizer Namens **Schopp** und **Kiniker** und einen Leipziger Fabrikanten Namens **Hollinger**, welche dieſe wichtige Manufactur völlig in Stand ſetzten; zu gleicher Zeit legte ein franzöſiſcher Refugirter Namens **Bourguignon** die erſte Seidenmanufactur in Berlin, mit gutem Erfolge an.

Der itztregierende König fuhr fort den Maulbeerbau und die Seidenzucht aufs äußerſte zu befördern, wie davon verſchiedene Edicte Zeugniß geben. Er ließ aus fremden Landen Planteurs zum Maulbeerbau, und der Seidenzucht erfahrne Leute verſchreiben, welche mit Königl. Penſionen begnadigt wurden, dieſen ward eine Anzahl junge Burſche aus den Wayſenhäuſern gegeben, welche unter ihrer Anführung die Pflanzung der Maulbeerbäume und die Wartung der Seidenwürmer lernten. Auch werden jährlich noch ſowohl Seidenwurmeyer, als auch Maulbeerſaamen, (der theils aus fremden Lande verſchrieben, theils in innländiſchen Plantagen gezogen wird,) an diejenigen umſonſt ausgetheilet, die Seidenwürmer erziehen, oder Maulbeerplantagen anlegen wollen. Beſonders werden an die Prediger und Küſter auf dem Lande, die die meiſte Seide ziehen, jährlich gewiſſe Preiſe ausgetheilet.

Die Seidenmanufacturen haben ſich unter der Regierung dieſes Monarchen in Berlin ungemein vermehret, denn außer den beyden oben angeführten, ſind alle andere

Seidenmanufacturen (die wir weiter unten namentlich anführen werden) unter dieſer glorreichen Regierung angelegt worden. Den Unternehmern ſind die gröſten Vortheile zugeſtanden worden, ſie haben vom Könige nicht allein Schenkungen, Geldvorſchüſſe, Stuhlgelder, Beneficationen auf verkaufte Waaren u. ſ. w. erhalten, ſondern der König ließ meiſt auf eigene Koſten, aus Lyon, Turin, der Schweiz, Holland, Sachſen u. ſ. w. erfahrne Arbeiter von allen Sorten kommen, die zu einer Manufactur nöthig ſind, als Stuhlſchlößer, Stuhlſetzer, Blattmacher, Mouliniers, Appreteurs, Färber, Zeichner, Wicklerinnen, Muſterleſerinnen, Seidenſortierer u. ſ. w. die Königliche Penſionen erhielten. Desgleichen wurden geſchickte Seidenwürker in allen Arten von Zeugen und Stoffen, verſchrieben, ihnen Königliche Penſionen ertheilet, und ihnen Lehrlinge aus dem Lande gegeben, um ſie zu unterweiſen; eine Anordnung die von der Landesväterlichen Vorſorge des gröſten Königs zeuget. Die Namen dieſer geſchickten Leute, die den Grund zum Wachsthum der hieſigen Seidenmanufacturen gelegt haben, verdienen wohl angeführet zu werden, ſie ſind, ſoviel uns bekant worden folgende: Bourguignon, Chaumont, Combes, Desquaire, Fonrobert, Giroud, Grenet, Labaye, Liebmann, Maſa, Payan, Paquelin, Paturell, Perian, Proſt, Püys, Ranpon, René, Schrobach, Simon, Tallandier.

Unterm 15ten Februar 1766 ließ der König ein beſonderes Reglement für die Seidenfabriken bekant machen, worin die Länge, Breite und Güte der Waaren vorgeſchrieben iſt.

Es werden durch dieſe Veranſtaltungen nunmehr in Berlin eine Menge Seidene Zeuge von allen Sorten und Farben, als Taffete, Satins oder Atlaße von allen Sorten, Grosdetoure, ſeidene Serge von mancherley Art, **Perùviennen, Prußiennen, Damaſte, Moire,** Stoffe und reiche **Zeuge von** mancherley Art, in Berlin in großer Menge fabricirt. Die Seidenfärbereyen und andere zur Manufactur gehörige Anſtalten, ſind auch wie ſchon erwähnt in gutem Zuſtande. Die merkwürdigſten Manufacturiers ſind, die Kaufleute: **Gebrüdere Baudoin,** (in der **Königsſtraße.**) **Girard, Michelet und Compagnie,** (in der **Königsſtraße.**) **Bernhard Iſaac,** (in der Spandauerſtraße.) **Moreau und Bäßke,** (in der breiten Straße,) haben ihre Manufacter zu Frankfurt an der Oder, woſelbſt ihnen der König ein großes Manufacturhaus hat bauen laſſen. **Eſaias Villiers und Comp.** (in der Brüderſtraße,) haben ihre Manufactur 1767 in Cöpenik errichtet. Die ehemalige **Gotzkowskiſche** Manufactur hat itzt der Schutzjude **Meyer Benjamin Levi,** (in der Heiligengeiſtſtraße,) Die ehemalige **Treitſchkiſche** Fabrik iſt mit der **Moreauſchen** vereinigt.

Die Berliniſche Seidenmanufacturen haben kürzlich durch die patriotiſche Bemühungen des Königlichen wirklichen Staatsminiſters **Freyherrn von der Horſt** Excell. eine ſehr vollkommene **Moirmaſchine** erhalten. Dieſer würdige Miniſter ließ vor einigen Jahren einen jungen Menſchen Namens **Maſſonneau,** bey dem er Fähigkeit verſpürte, nach London reiſen, und in der Kunſt ſeidne Zeuge zu moiren, unterrichten. Nach deſſen Zurückkunft, kaufte der Miniſter in der Willhelmsſtraße ein Haus, ließ die Maſchine zum Moiren auf ſeine Koſten bauen, und ſchenkte beyde großmüthig dem jungen Künſtler, der mit ſeinem Bruder in Geſellſchaft, die Kunſt zu moiren, zum großen Nutzen der Berliniſchen Seidenmanufacturen täglich vollkommener zu machen ſucht.

Eine Sammt- und Plüſchfabrik legte zuerſt der Schutzjude **David Prager** wie oben gemeldet, um das Jahr 1730 an, deſſen Sohn **Hirſch David** (in der Spandauerſtraße) ſetzet ſie noch fort. Der Poſamentier **Blume** errichtete 1743 eine zweyte Sammetfabrike, die deſſelben Erben, unter Direction des Kaufmanns **Johann Ernſt Gotzkowsky** lange fortgeſetzt, und im Jahre 1764 an den Schutzjuden **Moſes Rieß** (in der Spandauerſtraße) verkauft haben.

Seidne Strümpfe wurden unter der Regierung König **Friedrich I.** 1707 zuerſt, ſo wie auch **wollne Strümpfe**, von einigen der Religion wegen vertriebenen Franzoſen, verfertigt, unter denſelben hatten **Aman**, **Dalençon** und **Delon** die anſehnlichſten Manufacturen. Delon hatte die meiſten Stühle. Als er 1719 ſtarb, ward ſeine ſeidne Strumpffabrik durch den einige Zeit vorher aus Frankreich angekommnen Manufacturier **Franz Düchesne**, übernommen, und durch ihn, und durch ſeinen nach lebenden Sohn **Paul Düchesne**, (in der Heiligengeiſtſtraße) fortgeſetzt und ſehr erweitert. Unter der Regierung des itzigen Königs ſind die ſeidnen Strumpfmanufacturen anſehnlich vermehret worden, außer dem obenerwähnten **Paul Düchesne**, ſind die folgenden die vornehmſten: **Jacob Aſimont. Ludwig Peter Bodet. Abraham, Jonas Couvreur. Chriſtian Friedrich Fetting**, (an der Werderſchen Mühle.) **Theodor Hagemeiſter**, (in der Spreegaſſe,) (dieſe beyde laſſen auch gewürkte ſeidne Mannsweſten und Beinkleider machen.) **Matthias Kniepieler**. Der Schutzjude **Levin Moſes Levi**.

Poſamentirarbeit, ſowohl an **Bändern**, als **Frangen, Troddeln, Agremens** u. d. gl. ſowohl von **Seide** als von **Leinwand** und **Wolle**, machen die hieſigen Poſamentiere von vorzüglicher Güte und Schönheit.

Eine ſeidene **Bandfabrik**, haben die Gebrüdere **Platzmann** (in der Brüderſtraße) 1752 errichtet, imgleichen **Favraut und Stumpf** (am Molkenmarkte.)

Eine ſeidne Gazefabrik hat **Jeremias Baron**, aus Holland, 1756 errichtet, und ſetzet er ſolche mit ſeinen Söhnen noch fort.

c) Halbſeidne Manufacturen.

Alle Arten halbſeidne Zeuge, werden in großer Menge und von beſonderer Güte gemacht, als halbſeidne Tafte, Grosdetoure, Griſette, Droguette, Lüſtrinen, ferner Terzinelle, Cordelette, Ferandinen, Moncayar, Siamoiſen, u. a. m. Die hauptſächlichſten Manufacturen haben **Jeremias Gutbiers Witwe und Sohn** (in der neuen Friedrichsſtraße, am Spandauerthore, und die Niederlage derſelben in der Königsſtraße, der Poſt gegen über) und **Hilliger und Bando** (in der Gertrautenſtraße, an der Petrikirche.) Auch laſſen wie oben gedacht, die **Gebrüdere Wegeli** allerhand halbſeidne Zeuge verfertigen.

Atlaße mit leinenem Aufzuge zu Tapeten u. d. gl. machen die hieſigen Seidenfabrikanten.

Floretbänder oder halbſeidene Bänder machen die Poſamentiere.

d) Baumwollne Manufacturen von verſchiedener Art.

Unter der Regierung König **Friedrich Wilhelms**, waren alle Zitze, Cattune und dergleichen Baumwollene Zeuge aufs ſchärfſte verboten. Sie durften nicht allein nicht zu Kleidern getragen werden, ſondern es war nicht einmal erlaubt, ſie alt zu Meublen, Bettumhängen u. d. gl. zu gebrauchen. Unter der Regierung des itzigen Königs aber, legte **Paul Demißy**, die erſten Baumwollenſpinnereyen an, wozu er die Spillen aus der Schweiz kommen ließ, darauf ſieng 1747 **Johann Peter du Plantier** zuerſt an, Oſtindiſche Kattune zu drucken, als aber darauf einige ſächſiſche und böhmiſche Coloniſten anfingen Kattune zu weben, ward ihm das drucken fremder Zeuge unterſagt. Er verkaufte darauf ſeine Druckerey an die **Gebrüdere Oemigke**, welche hernach auch ſelbſt eine Manufactur anlegten. Die itzigen Manufacturen ſind: **David Simon und Comp.** (an der Friedrichsbrücke.) **Stephan Dutitre**, (in der Poſtſtraße.) **Rubaſek und Comp.** (dieſe drey haben 1747 ihre Manufacturen angelegt.) **Gebrüdere Oemigke** (auf dem Mühlendamm.) **Sieburg** (im Quarree am Brandenburgerthor,) hat 1761 ſeine Manufactur angelegt. Der Schutzjude **Iſaac Benjamin Wulff**, (an der Garniſonkirche.)

Die **Kattundruckereyen** ſind folgende: **Jüterbock, Janke, Becker, Ermler, Neumann.**

Romales oder **Baumwollne Schnupftücher**, werden in großer Menge und von beſonderer Güte verfertiget. **Johann Remian, Barſch, Roſe** und verſchiedene andere, die in der Willhelmsſtraße wohnen, verfertigen dieſe und verſchiedene andere Baumwollne Waaren.

Daß die **Gebrüdere Wegeli** auch **Baumwollene Zeuge** machen laſſen, iſt oben Seite 305 erwähnet.

Cotonnade oder geſtreifte Zeuge von Garn, Baumwolle und Wolle hat **Paul Demiſſy** zuerſt eingeführet, itzt machen ſie die hieſigen **Wollfabrikanten**, ſonderlich einige **Böhmen**.

Gingan und **Crittian** verfertigt der Fabrikant **Krumbholz** in neu Cölln.

Eine **Parchentmanufactur** legte um das Jahr 1748 der Kaufmann **Friedrich Carl Daun**, welche Manufactur itzt in **Brandenburg** von **Köppen** und **Wagener** fortgeſetzt wird. Imgleichen hat der Schutzjude **Pintus** eine dergleichen in Rathenow. Die **Mancheſter** oder **Baumwollne Sammetfabrik** ſiehe im folgenden Artikel.

e) Cameelhaarenmanufactur.

Baracane, Plüſche und **Brüßler Camelotte**, läßt der Kaufmann **Salzmann** (auf dem Mühlendamm,) machen.

Den Kaufleuten **Laurent Goiron und Compag.** hat der König im Jahre 1764 ein großes Manufacturhaus, nahe bey Monbijou bauen laſſen und geſchenkt. In dieſem Hauſe werden nicht allein **Cameelhaarne Plüſche**, dergleichen **Velpe, Camelotte auf Brüßler**, franzöſiſche und holländiſche Art, und unterſchiedliche zwey- und dreydrätige **Baracane** auf ſächſiſche Art, ſondern auch **Mancheſter** und **Utrechter Baumwollne Sammete** verfertiget.

f) leinene Manufacturen.

Größere und kleinere **Leinwand-** und leinene **Damaſtmanufacturen** ſind in Berlin in großer Menge. Sonderlich haben die böhmiſchen Koloniſten viele angelegt; unter ihnen iſt die anſehnlichſte diejenige, die **Urban und Conſorten** 1749 errichtet haben, und noch in großen Flore ſtehet. Insbeſondere haben die böhmiſchen Koloniſten die Manufacturen von **geſtreiften Leinen** weit gebracht. **Glanzleinwand**, wird auch vielfaltig und zwar von den **Leinfärbern** verfertigt.

Eine Manufactur, worin **leinene Bänder** auf Mühlſtühlen gewebet werden, hat **Siegmund Pfund**.

Türkiſch Garn zu verfertigen und ächt zu färben, ward von dem hieſigen Bürger **Schiffel** im Jahre 1753 der erſte Anfang gemacht, und hernach ward es von dem Färber **Treſchkow**, auf eine dem türkiſchen ziemlich ähnliche

liche Art zur Vollkommenheit gebracht. Der Commercienrath Schmids ſucht zu Caput ohnweit Potsdam, dieſe Manufactur auch zu Stande zu bringen, und hat deshalb ſchon viele Mühe und Koſten aufgewendet.

Beutel Sichte- und Haarſiebtücher für die Müller fabriciret die **Witwe David Guy** vor dem Königsthor in der Sandgaße. Imgleichen hat die hieſige Judenſchaft eine ſolche Fabrik errichtet. Die Niederlage davon iſt bey **Hirſch David**, in der Sammetfabrik in der Spandauerſtraße, und bey **Wulff Meſes Berlincher** in der Poſtſtraße.

g) Tapetenmanufacturen.

Gewürkte Tapeten auf haute- und baßeliſſe Art, ſo wie ſie in Brabant und Frankreich verfertigt werden, machen **Carl Vignes Erben**. Sie wohnen auf der Neuſtadt im Seitengebäude des Königl. Stalles. Der Tapetenmahler **Johann Nicolaus Ludwig** (auf der Friedrichsſtadt in der Friedrichsſtraße, in der Fräulein von Voigt Hauſe,) mahlet Tapeten auf Segeltuch, nach hauteliſcher Art, wie auch wachstuchene und andere Tapeten. Die Kaufleute Sonnin und Bando, laſſen Tapeten von Wachsleinwand, von gedruckter und gemahlter Leinwand auf Peckingart u. d. gl. machen. Die Niederlage davon iſt in der Getrautenſtraße an der Petrikirche.

Tapeten auf Papier verfertigen gedachte Sonnin und Bando, imgleichen der Goldſticker **Johann Pailly** (auf der Neuſtadt unter den Linden.) Desgleichen der Golſticker **Kolbe** (an der Schinkenbrücke.)

Der Schutzjude Iſaac Joel in Potsdam, läßt zu Glieneke ohnweit Potsdam, Wachsleinwand und Tapeten von gedruckter und gemahlter Leinwand verfertigen. Die Niederlage iſt allhier in der Königsſtraße.

Eine Fabrik von Teppichen hat Johann Chriſtian Schulz aus Anſpach gebürtig, im Jahre 1733 zuerſt angelegt; ſie dauert noch fort.

h) Manufacturen und Fabriken von allerhand Metallen.

Die Gold- und Silbermanufactur, in welcher Gold- und Silberdrat, mancherley Gold- und Silbergeſpinſt, Treſſen, Borten, Frangen u. d. gl. verfertigt werden, ward 1692 von den Gebrüdern **Boſe** aus Leipzig errichtet, welchen zu dieſem Behuf der Churfürſtl. Generalempfänger **Johann Andreas von Kraut**, das zu einer ſolchen Manufactur erhaltene Privilegium abtrat.(*) Der Kaufmann **Severin Schindler** (nachmaliger Königlicher Geheimerath) ein Boſiſcher Tochtermann, ſetzte dieſes Werk fort, und erweiterte es ungemein. Nach des Geheimenrath **Schindlers** Tode kaufte König **Friedrich Wilhelm**, den ganzen Vorrath von goldnen und ſilbernen Treſſen, der Witwe ab, übergab die ganze Manufactur dem großen **Potsdamſchen Wayſenhauſe**, und ließ dazu auf der Friedrichsſtadt am Willhelmsmarkte ein prächtiges Haus bauen. Im Jahre 1763 ward die ganze Manufactur den Schutzjuden **Ephraim und Söhne** übergeben, welche dieſelbe noch itzt mit allen Rechten mit denen ſie das Potsdamſche Wayſenhaus gehabt, beſitzen, ſogar daß die Manufactur noch die Jura piorum corporum hat. (**) Die Niederlage der Manufactur, wo alle in derſelben fabricirte Waaren zu haben ſind, iſt an der Ecke des Mühlendamms, im Ephraimſchen Hauſe.

Goldſchmieds- und Juwelierarbeit wird in Berlin vorzüglich ſchön gemacht. Silberarbeit an Terrinen, Schüſſeln, Leuchter u. ſ. w. findet man bey den Hofgoldſchmie-

---

(*) Siehe das Privilegium in Mylius Corp. Conſt. March. Vten Theile 2te Abtheilung Seite 447 u. 457.

(**) Siehe neue Samlung von Verordnungen 1761-1765. Seite 1123.

ſchmieden **Lieberkühn** (in der Heiligengeiſtſtraße,) und **Müller** (in der breiten Straße,) ſo wie auch bey allen übrigen Goldſchmieden.

Goldarbeit an Doſen, Degengefäßen, Uhrgehäuſen u. d. gl. imgleichen Arbeit in allen Sorten von Edelgeſteinen, Ringe, Ohrringe u. d. gl. verfertigt der Königl. Hofjubelier **Baudeßon** (auf dem Werder) **Egelsfeld** (in der Brüderſtraße,) **Gillet** (in der Brüderſtraße,) **P. Henry** (am Schloſſe,) **Lautier** (in der neuen Grünſtraße,) vorzüglich ſchön, auch viele andere Jubelierer und Goldarbeiter. Es ſind auch zu dieſen Arbeiten ſehr geſchikte Graveurs vorhanden.

Ein Künſtler Namens **Hofmann** (an der Koch- und Willhelmſtraßen Ecke) macht Inſecten und andere kleine Figuren mit bewundernswürdiger Kunſt, von durchſichtigen und undurchſichtigen Steinen, Flüſſen u. ſ. w. zur Auszierung von Doſen, Uhrgehäuſen u. d. gl. Der Goldſchmidt **Oppermann** hat das Geheimniß erfunden, Silber eben ſo zu bearbeiten, daß die verſchiedene Farben die man ſonſt dem Golde auf Doſen u. ſ. w. zu geben pflegt, ſehr genau vorſtellt.

Die Silberaffinerie, gehört den Gebrüdern Ephraim und iſt auf dem Schiffbauerdamm.

Stahlarbeit an Degengefäßen und andern Galanterieſachen, verfertigt ſehr ſauber der Stahlarbeiter **Engel** (auf der Friedrichsſtadt in der Charlottenſtraße,) und andere mehr.

Hieher gehören auch chirurgiſche ſchneidende und andere Werkzeuge, welche in großer Vollkommenheit verfertigt werden, ſo daß ſie ſelbſt den in England und Straßburg verfertigten nichts nachgeben. Die vornehmſte chirurgiſche Inſtrumentenmacher ſind **Müller** (auf der Friedrichsſtadt in der Zimmerſtraße.) **Manns Witwe** (daſelbſt in der Schützenſtraße,) **Bouillon** (unter den Linden.)

Mathematiſche Inſtrumente werden gleichfals ſehr gut verfertigt von den Mechanikern der Königl. Akademie, Koch (nahe am Cadettenhofe,) und Ring (unter den Linden an der Ecke der Charlottenſtraße.)

Allerhand Maſchinen und andere künſtliche mechaniſche Werke macht der Mechanicus Holefeld (unter den Linden im Gräflich Podewilſchen Hauſe,) deſſen ſehr künſtlicher Bogenflügel und Maſchine, die dasjenige was man auf einen Claviere ſpielet, von ſelbſt nachſchreibt, den Kennern der Muſik bekant ſind.

Die Bleyfabrik hat der Commercienrath Schneider 1756. errichtet, und hernach an Herrn Dieterich Ernſt Büring verkauſt. In dieſer Fabrik, welche vorm Königsthor in der Sandgaße befindlich iſt, wird Rollbley, Doſenplatten, Bleyweiß verfertigt, und werden auch alle Arten von Schroot gegoſſen.

Eine Bleyweißfabrik haben die Gebrüdere Ephraim 1766 errichtet. Die Niederlage iſt im Ephraimſchen Hauſe auf den Mühlendamm.

Die Eiſendratfabrike gehört dem Baron von Vernezobre.

Leonſche Gold- und Silberdrat und dergleichen Spitzen, oder unächte goldne und ſilberne Spitzen. Dieſe Fabrik ward zuerſt 1747 durch den Dratzieher Friedrich Winkler angefangen, hernach ſetzten die Kaufleute Samuel Ludwig Meyel und Johann Daniel Felix, imgleichen der Poſamentier Johann Friedrich Berg, die Fabrik fort, und erhielten im Jahre 1764 ein ausſchließendes Privilegium über dieſe Fabrik auf 20 Jahre, wobey zugleich alle fremde Leoniſche Gold und Silberwaaren bey Strafe der Confiſcation verboten wurden. (*) Die Fabrik iſt in der Cöpenickervorſtadt in der Ricksdorferſtraße.

Meſ

(*) Siehe neue Samlungen von Verordnungen 1761 : 1765 Seite 419.

Meßingne Einſatzgewichte von allen Sorten. Dieſe Fabrik haben 1766 die Gelbgießer **Knorre** (in der Kloſterſtraße,) und **Voigt** (in der Stralauerſtraße,) errichtet.

Metallne Knöpfe von verſchiedenen Muſtern und Größe auf Hamburger Art. Die Niederlage iſt bey dem Kaufmann **Johann Ludwig Richter** an der Petrikirche.

Emailarbeit auf Kupfer, auf Doſen, **Etuis** u. ſ. w. wird ſehr häufig verfertigt, und iſt zum Theil mit ſchöner Malerey verſehen. Die hieſige Galanteriehändler verkaufen ſie.

Oehrſchmiedefabrik. In welcher Pfriemen und andere dergleichen dem Schumachergewerk benöthigte Inſtrumente gemacht werden. Der Fabrikant heiſt **Georg Röhr.**

Eine Schriftgießerey hat **Johann Schmid** 1741 auf Königl. Koſten angelegt, und ward hernach von **Johann Ludwig Zink** mit vielem Succeß fortgeführet, und nach deſſen Tode hat ſie **Johann Fürſt**, welcher in Königlicher Penſion ſtehet. Da dieſe und andere Schriftgießereyen im Lande zu großer Vollkommenheit gediehen ſind, ſo ſind alle fremde Druckerſchriften verboten.

i) Uebrige Fabriken und Manufacturen von allerhand Art.

Königliche Porcellanfabrik.

Der Kaufmann **Willhelm Caſpar Wegeli**, fing 1751 zuerſt an, ächtes Porcellan verfertigen zu laſſen. Er erbaute deshalb in der neuen Friedrichsſtraße neben dem Königsthor, ein großes Fabrikenhaus. Es ward vieles Porcellan von mancherley Art und recht gut gemacht. Inzwiſchen ſcheint es, daß der Unternehmer ſeine Rechnung nicht dabey gefunden habe, weil er die Fabrik gänzlich aufgab, und das anſehnliche Waarenlager vor einiger Zeit, durch öffentliche Verſteigerung verkauft hat.

Im Jahre 1759 trat der Kaufmann **Johann Ernſt Gottskowsky** an deſſelben Stelle. Er errichtete die Fabrik in ſeinem Hauſe auf der Friedrichsſtadt in der Leipzigerſtraße ohnweit dem Achteck. Er verbeſſerte nicht allein die Maſſe, ſondern brachte auch die Malerey und die Modelle zu einer ſo großen Vollkommenheit, daß das Berliniſche Porcellan in dieſem Stücke, dem Meißniſchen, wo nicht vorzuziehen, doch wenigſtens gewiß nicht nachzuſetzen iſt. Im Jahre 1763 übernahm der König dieſes Werk, und ſeitdem wird es für Rechnung Sr. Majeſtät fortgeſetzt. Das Porcellan wird täglich zu mehrerer Vollkommenheit gebracht, die Fabrik wird immer mehr erweitert, und werden neue Oefen angebauet. Es iſt in Berlin ein ſehr anſehnliches Waarenlager vorhanden, und ſind außerdem noch in verſchiedenen Provinzen Niederlagen angelegt worden. Die Porcellanfabrik iſt auf der Friedrichsſtadt in der Leipzigerſtraße, ohnweit dem Achteck. Die Niederlage iſt in der Brüderſtraße im **Gottskowskiſchen** Hauſe.

Unächt Porcellan oder Fayance. **Carl Wilhelm Lüdike**, hat ſeine Fabrik vor dem Königsthor in der Baumgaße, und die Niederlage auf dem Mühlendamm.

Schmelztiegelfabrik gehört dem Kaufmann **Döring**, in derſelben werden alle Arten von Schmelztiegeln, Muffeln, und andern zur Chymie und Probierkunſt dienlichen feuerfeſten Gefäßen verfertiget. Die Niederlage iſt in der Königsſtraße im Ranſpachſchen Hauſe.

Die Spiegelfabrik. Dieſe Fabrik iſt eigentlich in dem Städtgen **Neuſtadt** an der Doſſe, wird aber hier angeführt, weil der Eigenthümer und die Niederlage in Berlin iſt. Um das Jahr 1695 legte **Johann Heinrich von Moor,**

Moor, der vorher in Copenhagen ſchon eine Spiegelfabrik gehabt hatte, dieſes Werk auf Churfürſtl. Rechnung zu Neuſtadt an der Doße an. Die Oberdirection hatte der berühmte Miniſter **Eberhard von Dankelmann**, und es ward ſchon 1696 (*) die Spiegelglaßhütte, mit den dazu gehörigen Schmelz- und Kühlofen, imgleichen den Schleif- und Poliermühlen zu Stande gebracht. Im Jahre 1721 überließ König **Friedrich Willhelm**, dieſes Werk an **Moors** Sohn, **Heinrich Johann von Moor** gegen baare Bezahlung eigenthümlich. Dieſer nahm **Johann Heinrich Colomb** in Geſellſchaft, welcher als **Moor** ſtarb, das ganze Werk allein behielt. **Colomb** verbeſſerte die Fabrik ungemein, denn da bisher die Spiegel nur waren geblaſen worden, ſo erfand er die Art die Spiegel zu gieſſen, ſeit der Zeit hat man viel gröſſere Spiegel und bis über 100 Zoll hoch gegoſſen. Ueberhaupt liefert die Fabrik die vortreflichſten Spiegel von Gröſſe, Weiße und Politur. Man pfleget ſie in drey Sorten einzutheilen, nämlich: gemeine, kriſtallene und kriſtallengute, die letztern geben an Schönheit der Venetianiſchen und andern berühmten Fabriken nichts nach. Die Fabrik kann alle Königliche Länder reichlich mit Spiegeln verſehen, daher auch fremde Spiegel (außer die ganz kleinen und ſchlechten nürnbergiſchen) verboten ſind. Auswärtig hat die Fabrik auch anſehnlichen Debit, ſonderlich nach Holland, daher ſonſt im Haag eine eigene Niederlage dieſer Fabrik war. Im Jahre 1741 verkaufte **Colomb** die Fabrik an den Königliche Geheimenrath Herrn **Krug von Nidda**, deſſen Sohn der Herr Kriegsrath **Krug non Nidda** ſie annoch eigenthümlich beſitzet. Die Niederlage iſt in deſſelben Hauſe auf dem Werder, in der Unterwaſſerſtraße, ohnweit der Schleuſe.

(*) Siehe Reglement der Spiegelfabrik zu Neuſtadt an der Doſſe, in Mylius Corp. Conſt. march. 4ter Th. 2te Abtheil. S. 101 u. folgl.

Die Zuckerſiedereyen in Berlin gehören der Splittgerber- und Dauniſchen Handlung. Es ſind drey. Die erſte liegt in neu Cölln an der Stralauer Blockbrücke. Sie ward 1749 erbauet. Die zweyte ward vor dem Stralauerthore am Holzmarkte 1751 erbauet. Dieſe beyde Zuckerſiedereyen ſind nach holländiſcher Art eingerichtet. Die dritte ward 1754 vor dem Stralauerthore auf der geweſenen Conterſcarpe erbauet. Sie iſt die gröſte, und nach engländiſcher Art eingerichtet. Der rohe Zucker wird aus Amerika über Hamburg und Stettin verſchrieben, in dieſen Siedereyen geläutert und in Formen gegoſſen. Aus dieſen Siedereyen werden alle Königl. Länder reichlich mit Zucker verſehen; daher aller Hamburgiſcher und anderer fremder Zucker verboten iſt.

Wir glauben bey dieſer Gelegenheit auch die auswärtigen Fabriken, die dem Comptoir Splittgerber und Daun gehören, kürzlich anzeigen zu müſſen. Bey Spandau beſitzet dieſes Handelshaus, den ſogenannten Gewehrplan, allwo die Läufe zu den Gewehren gebohret, imgleichen die Schlöſſer und Ladeſtöcke dazu, geſchmiedet werden. Daſelbſt werden auch Küraſſe, Säbelklingen und Bajonette verfertigt. In Potsdam iſt die auch dieſem Hauſe gehörige Gewehrfabrik, wo alles geſchäftet, und ins feine gearbeitet wird. In Neuſtadt-Eberswalde beſitzt es die Meſſerfabrik, wo allerhand ſchneidende Werkzeuge, alle Sorten Meſſer, Scheeren, Senſen u. d. gl. verfertigt werden. Der itztregierende König hat daſelbſt 1751 für die zur Fabrik gehörigen Meſſer- und Scheerenſchmiede eine neue Vorſtadt von 80 Häuſern anlegen laſſen. Bey Neuſtadt-Eberswalde beſitzt dieſes Haus, das Meßingwerk woſelbſt allerhand Geräthſchaften von Meßing, als Keſſel, Thee- und Caffeekannen u. d. gl. geſchmiedet werden. Die Niederlage davon, iſt in Berlin, bey dem Kaufmann Richter in der breiten Straße.

Die Königl. Pulvermühlen nebſt den dazu gehörigen Magazinen liegen in der Jungferheide vor dem Oranienburgerthore an der Spree. Das Pulver von allen Sorten wird für Königl. Rechnung verfertigt, und meiſt zum Gebrauch der Armee und der Veſtungen angewendet. Doch wird auch unter gewiſſen Einſchränkungen Pulver an Kaufleute zu fernerem Debit verkauft.

Das Königl. Gießhaus iſt hinter dem Zeughauſe. Es werden daſelbſt Kanonen gegoſſen, gebohret und ausgearbeitet, auch ſind in demſelben verſchiedene ſchöne Bildſäulen gegoſſen worden.

Der Debit des **Tabaks** ward 1765 an einige Tabaksfabricant[illegible] ausſchließend verpachtet. Als aber die Pächter ihrem Contract nicht Genüge leiſten konten, ſo ward eine Königliche Generaltobaksadminiſtration angeordnet, welche den Debit beſorget, wie ſolches oben angezeiget worden. Es iſt jedermann erlaubt Tabak zu bauen, auch die, die dazu privilegirt ſind, fahren nach wie vor fort, denſelben zu fabriciren; nur dürfen beyde, ſowohl den rohen als geſponnenen Tobak, an niemand anders als an die Königl. Tobaksadminiſtration verkaufen. [*]

Tobakspfeifen werden in großer Menge und ziemlicher Güte fabricirt. Die erſte Fabrik legte der Bildhauer Glume (in der neuen Friedrichsſtraße im goldnen Lamm) 1753 an. Die zweyte legte der Kaufmann Kaue 1755 an.

Saffian- und Corduanmanufactur. Die vornehmſte Manufactur davon hat der Lohgerber Johann Heinrich Langſtraß (an der Ecke der Oranienburgerſtraße und des Schiffbauerdamms) angelegt, und iſt ihr zu beſonderer Vollkommenheit gediehen. Sonſt ſind noch folgende Fabrikanten vorhanden: Meinert, und der Commercienrath Schneider (im Thiergarten.)

---

[*] Siehe oben Seite 294.

Juchten zu machen, hat ſeit 1764 der eben gedachte Commercienrath **Nicolaus Schneider** verſuchet, und ſucht dieſe Manufactur zu mehrerer Vollkommenheit zu bringen. Die Manufactur iſt im Thiergarten, in der ehemaligen Knobelsdorffſchen Meyerey.

Andere Lederarbeiten zu Patrontaſchen, Degengehänken, ꝛc. werden vielfältig verfertiget von der **Witwe Siegmund** (in der Königsſtraße,) und andern mehr.

Lederne Handſchuhe von allen Arten und Farben, werden von beſonderer Güte verfertigt. Sonderlich ſind die Berliner glaſirte Handſchuhe berühmt, die beſonders die franzöſchen Handſchumacher verfertigen, z. B. **Rouſſet** (in der Spandauerſtraße am Rathhauſe.) **Ermann** (auf dem Schloßplatze,) und ſehr viel andere mehr.

Die Wachsbleichereyen, und damit verbundene Fabricirung der weißen und gelben Wachslichter, Fackeln und Wachsſtöcke, ſind in ſehr gutem Stande. Die vornehmſten Fabriken dieſer Art ſind: die **Witwe Krügerin** (in der Poſtſtraße,) **Prinz, Jenſchowsky.**

Eine Weineßigſiederey hat der Kaufmann **Ernſt Heinrich Schmidt** (in des Kammerſecretar Conradi Hauſe, dem Zeughauſe gegenüber)

Eine Grüz- und Graupenmühle auf holländiſche Art, haben die **Gebrüdere Ephraim**, (vor dem Halliſchen Thore,) bauen laſſen.

Eine Wattenmanufactur errichtete **Johann Friedrich Schüſſer**, aus der Schweiz gebürtig, ſie ſtehet auch in guten Flor.

Eine Schreibfedermanufactur hat **Johann Friedrich Bauer** (an der Jungferbrücke am Waſſer) errichtet, und zu ziemlicher Vollkommenheit gebracht.

Muſikaliſche Inſtrumenten von aller Art, werden in großer Vollkommenheit gemacht, ſonderlich Flügel und Claviere, von den Inſtrumentenmachern **Oeſterlein** (am

Salzhofe,) Schramm, (am Stralauerthore in des Hofſtaatsholzſchreibers Krügers Hauſe) und Straube (in der Markgrafenſtraße im Wallfiſch.) **Violinen, Violdigamben, Violoncelle** und andere beſaitete Inſtrumente beym Inſtrumentenmacher Bachmann [auf dem Werder in der alten Leipziger Straße.] **Flöten, Hoboen, Fagotte** u. d. gl. von der Witwe **Mundtin** (in der Landsbergerſtraße) und von Freyer (in Potsdam.)

Uhrwerke von aller Art, als **Wanduhren, Stutzuhren, Taſchenuhren,** werden von den hieſigen Uhrmachern [deren Namen im Adreſscalender zu finden,] verfertigt.

Spieluhren, welche muſikaliſche Stücke, ſowohl auf **Clavier**- als auf **Flötenart** ſpielen, nebſt den dazu gehörigen Walzen, läßt der Königl. Uhrenfabrikinſpector Huguenin [in der Adlerſtraße] ſehr ſchön verfertigen. Auch beſchäftigen ſich viele andere damit.

Die Berliner **Kutſchen** ſind wegen ihres guten Anſehens, Bequemlichkeit und Dauerhaftigkeit ſehr berühmt. (*) Die hieſigen Sattler unternehmen gemeiniglich die Beſtellung einer Kutſche mit allem Zubehör, Malerey und Lackirung, laſſen auch wohl Kutſchen von verſchiedener Art zum Verkauf fertig machen. Dergleichen ſind z. B. der Hofſattler **Mappes,** [in der Heiligengeiſtſtraße,] Oeol, [auf dem Dönhoffiſchen Platz,] **Wenz,** [in der Leipzigerſtraße,] und ſehr viele andere.

Kutſchen, Stühle und anderes **Hausgeräthe,** wird itzt nach Art des berühmten **Martin** in Paris ſehr ſchön lakiret. Im Jahre 1765 ließ der König nahe bey Monbijou,

---

(*) Schon im vorigen Jahrhunderte, als Philipp de Chieſe, Churfürſt Friedrich Wilhelms des Großen Generalquartiermeiſter von der Armee, und erſter Baumeiſter von dem Churfürſten in einigen Geſchäften nach Frankreich geſchickt ward, fand der Wagen, den er zu dieſer Reiſe in Berlin hatte machen laſſen, in Frankreich ſoviel Beyfall, daß ſolche Art Wagen vielfältig nachgemacht, und Berlines genennet wurden, welche Benennung auch noch itzt bekannt genug iſt.

bijou, zu dieſem Behufe ein Haus bauen, welches der Lackirer Chevalier erhielt, der dieſe Arbeiten ſchon zu nicht geringer Vollkommenheit gebracht hat.

Alle Sorten von Lackirungen ſonderlich Caffetiſche, Präſentirteller und Zuckerſchachteln von Papier macht, welche kochend Waſſer aushalten, verfertiget der Hoflackierer Johann Georg Stobwaſſer [in der alten Grünſtraße, in des Stellmacher Seiferts Hauſe.]

Das **Berlinerblau**, wird an verſchiedenen Orten gemacht, insbeſondere von dem Apotheker Fabricius [auf dem Werder im Einhorne.]

Hutfedern und alle andere Arten von Federſchmuck verfertigt die Witwe **Thiemannin** [in der neuen Grünſtraße.]

Schmelzkantenfabrik ward 1754 von Andreas Meiners und Anna Eliſabeth Freyern errichtet, und dauert noch fort.

Ausgenähte Arbeit; als neſſeltuchne Manchetten, Engaganten, Tücher ꝛc. wird ſehr vielfältig verfertigt; der Kaufmann Gabriel Nicolas [am Gensd'armesplatz,] ingleichen die Schutzjuden David Baruch [in der Poſtſtraße,] und **Ruben Hirſch** [am Berlinſchen Rathhauſe] laſſen viel dergleichen machen.

Neun-

Neunter Abſchnitt.

Von ſehenswürdigen Sachen.

Wir ſind gar nicht geſonnen, die Dinge welche werth ſind, daß ſie ein Fremder beſehe, weitläufig zu beſchreiben, wir wollen das Merkwürdigſte nur kurz anzeigen, um Fremden dasjenige, was ſehenswürdig iſt, bekannt zu machen, damit ſie eine beſſer anzuwendende Zeit nicht mit Suchen und Nachfragen verlieren dürfen. Es gehören alſo hauptſächlich hieher:

1) Gebäude.

Daß Berlin mit ſehr vielen ſchönen, zum Theil prächtigen Gebäuden prange zeiget der Augenſchein. Die meiſten derſelben, fallen wegen der breiten Straßen und großen Plätze beſſer in die Augen, als die Gebäude in vielen andern Städten, wo öfters die prächtigſten Paläſte, in engen Gaſſen, verſteckt liegen. Wir haben in dem erſten Abſchnitte, oder in der topographiſchen Beſchreibung der Straßen Plätze und Gebäude, die vornehmſten Gebäude, Paläſte und Kirchen, ſchon angeführet. Wir wollen ſie itzt kurz wiederholen und zugleich die beträchtlichſten innern Merkwürdigkeiten anführen, damit ein Fremder wiſſe, was er an jedem Orte zu beſehen habe.

Das **Königl. Schloß** iſt allen ſeinen Theilen nach, oben S. 56 bis 85 beſchrieben und die Geſchichte der Erbauung deſſelben erzählet worden; daſelbſt findet man auch angemerket, was die Baukunſt von außen merkwürdiges hat, wohin hauptſächlich die von Schlütern und Boſandern gebaute Portale und beyde trefliche Treppen, der Aufmerkſamkeit eines Kenners der Baukunſt würdig ſind. Etwas iſt auch von der innern Beſchaffenheit, der meiſtens prächtig ausgezierten Zimmer geſagt worden. Die Königl. Bibliothek iſt oben im ſiebenden Abſchnitte S. 263 bis 270 beſchrieben worden, die auf dem Schloſſe befindliche Kunſtkammer und das Antiquitätencabinet ſollen unten beſonders beſchrieben werden, weil derſelben Beſchreibung hier allzuviel Raum einnehmen würde. Wer die Zimmer des Schloſſes ſehen will, meldet ſich bey dem Königlichen Obercaſtellan Herrn Hofrath Hagemeiſter, welcher auf dem Schloſſe wohnet, der denn die Fremden durch den Bettmeiſter herumführen läſſet. Es werden aber gewöhnlicher maßen nur die Königl. Staatszimmer [S. 77] die Bildergallerie mit begriffen, ingleichen die Wohnzimmer König **Friderich** I. [S. 69] und die Wohnzimmer des itztregierenden Königs [S. 72] gezeiget. Die Gemächer der Königin, des Prinzen [*] und der Prinzeßin von Preuſſen, die Pohlniſchen Zimmer u. a. ſind gewöhnlicher Weiſe nicht zu ſehen.

Noch verdienet die **Schloßapotheke** [S. 53] wegen verſchiedener Merkwürdigkeiten, geſehen zu werden, desgleichen der **Waſſerbehälter** über dem großen Portale nach der Freyheit, in welchen das Waſſer durch ein Schöpfrad von der Werderſchen Mühle getrieben, und von da in alle Gegenden des Schloſſes vertheilet wird.

Die lange **Brücke** ohnweit des Schloſſes iſt wegen der vortreflichen Bildſäule Churfürſt **Friedrich Willhelms** des Großen [S. 49] ſehenswürdig.

In der **Börſe** im Luſtgarten [S. 51] iſt die Werkſtatt des Königl. Bildhauers ſehenswürdig. Es ſtehet itzt darin die auf Befehl des Königs von Adam verfertigte marmorne Bildſäule des bey Prag 1757 gebliebenen Feldmarſchalls von Schwerin, nebſt vielen ſchönen Modellen in Gips und Thon. Wenn darin gearbeitet wird, wird einen Fremden der Eingang nicht verſagt, wenn er höflich darum erſuchet.

---

[*] Die vornehmſten in denſelben Zimmern befindliche Malereyen ſollen unten angeführet werden.

Das **Zeughaus** iſt oben S. 103, beſchrieben worden, und wegen der ſchönen Baukunſt für einen Kenner der Aufmerkſamkeit ſehr ſehenswürdig. Die von **Schlütern** verfertigte Larven, über den Fenſtern des innern Hofes ſind beſonders ſehenswürdig.

Der **Palaſt der verwitweten Prinzeßin von Preuſſen** [S. 102.] Der **Palaſt Sr. Königl. Hoheit des Markgrafen Heinrichs** [S. 100] ſind von außen anſehnliche und inwendig ſchön meublirte Gebäude.

Das **Fürſtenhaus** [S. 100] hat eine ſchöne Facade.

Das **Opernhaus** [S. 106] iſt ſchön gebauet und auch deſſen innere Einrichtung ſehenswürdig.

Der **Palaſt des Prinzen Heinrich-Ludewigs von Preuſſen** [S. 106] iſt ein weitläuftiges, und inwendig prächtig meublirtes Gebäude. Von dem darin befindlichen Cabinette von Gemälden, und ſonſt darin vorhandenen vornehmſten Malereyen wird unten beſonders gehandelt.

Der **Palaſt Sr. Königl. Hoheit des Markgrafen von Schwed** [S. 108.]

Der **Palaſt Ihro Königl. Hoheit der Aebtißin von Quedlinburg**, beyde unter den Linden, ſind gut gebauet.

Der **Königl. Stall** unter den Linden [S. 109.] Das erſte Stockwerck der Vorderfacade enthält, die Zimmer der **Akademie der Wiſſenſchaften**, welche oben S. 230 u. folgl. beſchrieben worden. Die Akademie verſammelt ſich alle Donnerſtage, ein Fremder kann den Verſammlungen beywohnen, wenn er von einem Mitgliede der Akademie eingeführet wird, und die Mitglieder der Akademie machen ſich ein Vergnügen, fremden Gelehrten dieſe Gefälligkeit zu erweiſen. Die auch allhier befindliche Bibliothek der Akademie iſt oben S. 272 u. folgl. beſchrieben worden. Das Naturaliencabinet ſoll unten angezeigt werden. Auf der Seite nach dem Prinz Heinrichſchen Palaſte, ſind einige Zimmer die der Malerakademie gehören.

In der Seitenfacade dieſes Gebäudes, iſt die Vigneſche Tapetenmanufactur, von Haute- und Baßeliſſe ſehenswürdig.

An der Hinterfacade, ſiehet man in der Mitte die Sternwarte, welche in einem erhabenen viereckigten Thurn beſtehet; ſie ward im Anfange dieſes Jahrhunderts für die damals neuerrichtete Geſellſchaft der Wiſſenſchaften erbauet, und mit allen nöthigen Inſtrumenten verſehen. Daß dieſe Inſtrumente zum Theil alt und unbrauchbar worden, ſo iſt nunmehr auf Königl. Befehl ein Theil der Einkünfte der Akademie ausgeſetzt worden, um Inſtrumente nach der neueſten Erfindung anzuſchaffen, wie denn die Sternwarte kürzlich ein vortrefliches achromatiſches Sehrohr, mit einen objectiviſchen Mikrometer von des berühmten Dollonds Erfindung, erhalten hat, nachdem ſchon vor einiger Zeit der König der Sternwarte ein ſehr ſchönes gregorianiſches Teleſcop, gleichfals von Dollond verfertigt, geſchenkt hate. Es iſt auch bereits bey einem geſchickten Künſtler ein neuer Quadrant, der in der Mauer ſoll befeſtigt werden, in Arbeit genommen worden, und in wenig Jahren wird die Sternwarte ſo gut, wie irgend eine, mit Inſtrumenten verſehen ſeyn. Die Aufſicht darüber hat Herr Bernoulli Aſtronomus der Akademie, bey demſelben müſſen ſich auch diejenigen melden, die ſie beſehen wollen.

Auch iſt in dieſer Facade, das Königl. mediciniſchchirurgiſche Collegium welches oben S. 238 u. folgl. iſt beſchrieben worden. Das anatomiſche Theater, dient zugleich den Profeſſoren welche Collegien leſen, zum Hörſäle. Einige Sectionsſtuben, dienen im Winter denen welche die Anatomie üben. Auch iſt daſelbſt ein ſchöner Vorrath von anatomiſchen Präparaten und andern Seltenheiten enthalten, von welchen unten am gehörigem Orte nochmals wird Erwähnung geſchehen.

Der Palaſt des Johannitermeiſters, [S. 116] itzt Se. Königl. Hoheit des Prinzen Ferdinands von Preuſſen, iſt ein ſchön gebautes Gebäude, nebſt einem ſchönen Garten, in welchem man unter andern verſchiedene große Bildſäulen ſiehet, die eigentlich beſtimmt waren, auf das Schloß geſetzt zu werden.

In der Wilhelmsſtraße ſiehet man überhaupt viele prächtige Paläſte, darunter iſt der Gräſl. Schulenburgiſche, in welchen ein ſchön Cabinet von Malereyen befindlich, das aus der Verlaſſenſchaft des ehemaligen Feldmarſchalls der Republik Venedig Grafen von Schulenburg herrühret. Es wird unten davon weitere Nachricht gegeben werden.

Das neue Collegienhaus in der Lindenſtraße [S. 115.] Auf dem Hofe deſſelben iſt das marmorne Bruſtbild des verſtorbenen Großkanzlers von Cocceji, von Adam verfertigt, ſehenswerth.

Das Irrenhaus in der Krauſenſtraße [S. 114] worin raſende und melancholiſche Leute verpfleget werden. Das Maiſon de Charité, [S. 46] oder Krankenhaus, das große Friedrichshoſpital, oder Wayſenhaus [S. 35] und das Königl. Invalidenhaus, [S. 46] wo durch Wunden zum Dienſt untüchtig gemachte Soldaten einen ruhigen Aufenthalt haben, verdienen ihrer guten Einrichtung wegen die Aufmerkſamkeit eines Reiſenden.

Die Anſtalten der Realſchule, die oben S. 258 u. folgl. beſchrieben worden, verdienen betrachtet zu werden, die daſelbſt befindliche Samlung von Modellen und andere Merkwürdigkeiten, werden unten näher angezeiget werden.

Die meiſte Kirchen ſind theils wegen ihrer äußerlichen Baukunſt, theils wegen innerer Zierrathen, Alterthümer, Epitaphien u. d. gl. merkwürdig, wer ſie außer dem Gottesdienſte beſehen will, darf ſich nur bey dem Küſter jeder Kirche melden. Die vornehmſten Kirchen, worin Merkwürdigkeiten befindlich ſind, ſind die folgende:

Die Nicolaikirche [S. 26] hat viele merkwürdige Grabmäler, [*] darunter iſt beſonders das Grabmal des geweſenen Hofgoldſchmids **Männlichs**, merkwürdig, an welchem von **Schlütern** die Verweſung, die ein Kind umfaſſet, vorgeſtellet worden. Desgleichen noch zwey kleine Grabmale von **Schlütern**. Das Grabmal des berühmten **Puffendorf** ohnweit des großen Altars. Das **Krautiſche** Erbbegräbniß beym Eingange unter dem Thurn linker Hand, welches mit Bildſäulen und Malereyen gezieret iſt, u. a. Der große Altar, iſt 1715 nach des Maler **S. J. Gerike** Angabe erbauet, von demſelben ſind auch die Gemälde daran. Hinter dem Altar aber ſiehet man eine Anzahl Gemälde aus dem ſechzehnden Jahrhunderte. [**]

Die Marienkirche [S. 27] darin iſt merkwürdig die ſchöne marmorne Kanzel von **Schlütern**, das **Sparriſche** Erbbegräbniß neben dem großen Altar, woran ſonderlich das marmorne Denkmal **Joachims von Sparr**, des Johanniterordens Comthur zu Mainz, der 1571 in einer Schlacht gegen die Türken geblieben, und zu Malta begraben worden, merkwürdig iſt. Es iſt von dem berühmten Antwerpiſchen Bildhauer **Artus Quellinus**. Der Comthur iſt in Lebensgröße vor einem Betpulte knieend vorgeſtellet. Der große Altar iſt nach **Andreas Krügers** Angabe gebauet, und von **Bernhard Rode** mit drey ſchönen Gemälden gezieret worden. Das große Altarblatt in der Mitten ſtellt die Abnehmung vom Kreuze vor, und die beyden Nebenſtücke, das Leyden am Oelberge, und die Geſchichte da der heil. Thomas die Finger in die Wunden des erſtandenen Heilandes legt. [*] Am Eingange unter dem Thurn ſind zwey Denkmäler die ebenfals Bernhard Rode ſeinen Eltern errichtet hat. Das eine ſtellet die Hofnung vor, welche bey dem Grabe des Vaters ſtehend, die unter dem Bilde eines Schmetterlings bildlich vorgeſtellte Seele, gen Himmel ſteigen ſiehet. Das andere ſtellet die Ewigkeit vor, welche das Grab öfnet, worin die Mutter des Künſtlers liegt. Unter der Bibliothek zur linken iſt das Kanitzſche Erbbegräbniß, wo der berühmte Dichter **Rudolph Friedrich Freyherr von Canitz**, begraben liegt. [**]

---

[*] Im alten und neuen Berlin ſind ſie ſämtl. beſchrieben 1 Th. S. 240.

[**] Sie ſind verzeichnet im alten und neuen Berlin 1 Th. S. 239.

Die **Parochialkirche** in der Kloſterſtraße iſt oben S. 31 beſchrieben worden. Es ſind darin nebſt der guten Architectur, [***] das ſchöne Glockenſpiel merkwürdig; wer deſſen innere Einrichtung ſowohl, wie es mit Händen geſpielet, als auch wie es durch die große Walze, vermittelſt eines Triebwerks alle Viertelſtunde von ſelbſt ſpielt, betrachten will, muß ſich bey dem Organiſten und Glockeniſten Herrn **Seidel**, der ohnweit der Kirche wohnt, melden. Das Triebwerk und die Walze ſind in Holland verfertigt, die Glocken aber ſind in Berlin gegoſſen. König **Friedrich I.** wolte dis Glockenſpiel auf den Münzthurn ſetzen laſſen, weil dieſer aber nicht zu Stande kam, ſo ſchenkte König **Friedrich Willhelm** das Glockenſpiel 1713 der Parochialkirche. Der Orgelbauer **Johann Michael Reder**, hat es aufgeſetzt. Es ſind auch in der Kirche verſchiedene Grabmäler [****] worunter das **Berchemſche** und **Unfriedſche**, die vorzüglichſten ſind.

---

[*] Dieſe Bilder ſind auch in Kupfer geätzt.

[**] Nähere Nachrichten von den in der Kirche befindlichen Grabmälern ſind im alten und neuen Berlin 2te Abtheil. S. 470 bis 48 nachzuſehen.

[***] Siehe auch davon unten im Anhange in Grünebergs Leben.

[****] Siehe altes und neues Berlin 1 Th. S. [illegible]

Die Garniſonkirche [S. 32] darin iſt das Orgelwerk merkwürdig, ſo daſelbſt ausführlich beſchrieben worden. Vier Gemälde, die **Bernhard Rode** hieher geſchenket, ſtellen vier in dem leztern Kriege gebliebene preußiſche Krieger vor, als: 1) den Feldmarſchall **Schwerin** der ſterbend den Sieg umfaßt, der ihn krönet; auf ihm liegt die Fahne, welche in der Hand habend, er 1757 in der Schlacht bey Prag erſchoſſen ward. 2) Des Generals **Winterfeld** Grab, bey welchem die Muſe der Geſchichte ſitzt, deſſen Thaten zu beſchreiben. 3) Den Feldmarſchall **Keith**, deſſen Grab von dem Ruhm mit Lorberzweigen umwunden wird. 4) Den Major und berühmten Dichter **Kleiſt**, über deſſen Urne die Freundſchaft weinet, [*] unten am Grabmale liegt Degen und Leyer mit einem Lorberkranze umflochten.

Die **Domkirche** iſt oben S. 51 u. folgl. ausführlich beſchrieben. Die beyden Särge **König Friedrichs I.** und der Königin **Sophia Charlotte** [**] nach **Schlüters** Modell von **Jacobi** gegoſſen, ſind ſehenswerth. Sie ſtehen in der Kirche, weil ſie der Größe wegen, nicht wohl, ohne beſchädigt zu werden, haben können in die Gruft gebracht werden.

Die **Petrikirche** hat eine ſchöne Baukunſt, welche ſo wie die Geſchichte derſelben S. 88 u. folg. beſchrieben worden. In derſelben iſt das Altarblatt. von **Bernhard Rode** ſehenswürdig. Es ſtellet vor, wie dem Heilande beym Herodes das weiße Kleid angelet wird. Die alten Grabmäler, worunter ſonderlich ein vortrefliches Grabmal, von **Balthaſar Permoſers** Hand befindlich war, ſind, als die Kirche im Jahr 1730 abbrante ganz vernichtet worden.

---

[*] Nach Anleitung einer Ode von Uz, auf den Tod Kleiſts:

Der Freundſchaft Schmerz, die mit beſtäubten Haaren
Stumm über ſeine Urne weint,
Rührt auch die Feinde.

Siehe deſſen Werke Leipzig 1768 1ter Band S. 257. Dieſe Bilder ſind auch in Kupfer geätzt.

[**] Die an denſelben befindliche Aufſchriften ſiehe in Küſters alten und neuen Berlin 1te Th. S. 60 u. 61, wo auch die übrigen Aufſchriften, der in dem Königl. Erbbegräbniße befindlichen Särge zu leſen ſind.

Die neue **katholiſche** noch nicht ganz ausgebauete Kirche zu **St. Hedwig** [S. 107]. In derſelben iſt eine Gruppe von weißem carrariſchem Marmor ſehenswürdig, welche Chriſtum vorſtellet, wie ihn Magdalena für den Gärtner anſiehet. Sie iſt im Jahre 1750 von **Johann Merchiori** zu Venedig auf Koſten des **Kardinals Querini** (*) verfertigt worden. Auch ſiehet man daſelbſt die zwölf Apoſtel von **Ebenhecht** in Stein verfertigt, welche auf die Kuppel ſollen geſetzt werden.

2) Bibliotheken.

Die vereinigte **Königl. und Spanheimiſche Bibliothek** iſt oben S. 263 u. folg. ſo wie die **Bibliothek der Akademie der Wiſſenſchaften** S. 272 u. folg. beſchrieben. Die **Privatbibliotheken**, ſind uns nicht alle bekant, wir wollen aber wenigſtens einige die uns bekant worden, anführen:

Das **Königl. Joachimsthaliſche Gymnaſium**, hat eine auserleſene Schulbibliothek, bey der beſonders der Fundation zufolge auf eine vollſtändige Samlung der beſten Ausgaben der claßiſchen Autoren geſehen wird. Sie iſt des Mittwochs und Sonnabends Nachmittags offen. Hr. D. **Stoſch** iſt Bibliothekar.

Das vereinigte **Berliniſche und Cöllniſche Gymnaſium**, hat nach dem bey Vereinigung beyder Gymnaſien auch die Bibliotheken vereinigt worden, einen nicht unanſehnlichen Bücherſchatz. Die Berliniſche hat ihrem erſten Grund dem ehemaligen Königl. Geheimenrathe **von Tiefenbach** zu danken, und iſt durch verſchiedene Schenkungen vermehret worden. Kürzlich iſt ſie noch durch eine großmüthige Schenkung des noch lebenden Kaufmanns Hrn. **Streit** zu Venedig (eines gebornen Berliners) vergrößert worden, der nicht allein ein ſehr anſehnliches Capital dem Gymnaſium vermacht, ſondern auch eine Samlung

---

(*) Man kann den Contract zwiſchen des Kardinals Bevollmächtigten, und dem Bildhauer, in Formey Vindiciis B. Reformatorum S. 84 leſen, vor welchem Werke auch die Gruppe in Kupfer geſtochen iſt.

lung ſchöner Gemälde, und eine Anzahl Bücher geſchenkt hat, worunter beſonders, viele italiäniſche ſind. Die Cölniſche iſt durch ein Vermächtniß des im Jahre 1740 verſtorbenen Kaufmanns **Johann Wolfgang Götzens**, zuerſt angefangen, und nachher durch einige Schenkungen vermehret worden. Die vereinigte Bibliothek ſtehet auf einem Saale in dem Gymnaſium in der Kloſterſtraße.

Bey dem **Friedrichswerderſchen Gymnaſium**, imgleichen bey den meiſten Kirchen iſt einiger Büchervorrath vorhanden. Die Realſchule hat auch eine Schulbibliothek.

Viele Privatperſonen haben Bibliotheken die der Aufmerkſamkeit würdig ſind. Wir wollen der Kürze halber nur folgende anführen: des Königl. wirkl. Staatsmiſters **Freyherrn von Fürſt und Kupferberg** Excell. beſitzen eine ſchöne Bibliothek, worin beſonders viele die Genealogie der ſchleſiſchen fürſtlichen, gräflichen und adelichen Häuſer betreffende Handſchriften und gedruckte Werke befindlich ſind. Des Königl. wirkl. Staatsminiſters **Freyherrn von Münchhauſen** Excell. beſitzen eine ſchöne Bibliothek, ſonderlich eine zahlreiche Samlung der auserleſenſten hiſtoriſchen Werke. Der Hr. Geheimerath **Freyherr von Dankelmann** hat eine auserleſene Samlung von Werken die ins Staatsrecht und die deutſche Reichshiſtorie einſchlagen. Der Hr. Geheimefinanzrath **Kahle** (auf der Friedrichsſtadt in der Friedrichsſtraße) hat eine zahlreiche Bibliothek, beſonders von Werken, die in das Staatsrecht einſchlagen. Hr. Hofrath **Stahl** (unter den Linden in ſeinem Hauſe) hat eine vortrefliche Samlung von mediciniſchen und phyſikaliſchen Schriften, worunter viele der prächtigſten und zum Theil ſeltene franzöſiſchen und engländiſche Werke befindlich ſind. Hr. Prediger **Rolof** (in der Kronenſtraße) hat eine zahlreiche Bibliothek, worin ſonderlich die beſten Ausgaben der Kirchenväter und der griechiſchen und lateiniſchen Schriftſteller vorzüglich ſind. Hr. **Daun** (Bankier in der breiten Straße) beſitzt eine anſehnliche Bibliothek, beſonders von Werken die in die Naturhiſtorie und ſchönen Wiſſenſchaften einſchlagen, und ſonderlich viele engländiſche Bücher. Bey

Herrn D. Möhſen (an der Jungfernbrücke) findet man eine ſchöne mediciniſch- phyſikaliſche und numismatiſche Bibliothek, eine ſehr zahlreiche Samlung von in Kupfer geſtochenen Bildniſſen berühmter Aerzte, und eine ſchöne Münzenſamlung. Herr D. Heinius (auf dem Joachimsthaliſchen Gymnaſium) hat eine anſehnliche Bibliothek von Werken, die in die philoſophiſche Hiſtorie, die Weltweisheit und die Litteratur einſchlagen. Herr Rector **Küſter** (auf dem Friedrichswerder in der Friedrichsſtraße in ſeinem Hauſe) beſitzt eine gute hiſtoriſche Bibliothek, ſonderlich eine ſtarke Samlung zur Märkiſchen Geſchichte. Herr Hofrath **Badenhaupt** (in des Herrn Major von Viereck Hauſe in der Behrenſtraße) hat eine ſehr vollſtändige Samlung der treflichſten Ausgaben der claßiſchen Autoren, und in die kritiſche Gelehrſamkeit einſchlagenden Schriften.

3) Naturalien- Kunſt- Antiquitäten- und Münzkabinette.

a) Die Königliche Kunſt- und Naturalienkammer.

Die erſte Anlage, zu dieſer ſehenswürdigen Samlung der vornehmſten Merkwürdigkeiten der Natur und Kunſt, wurde unter Churf. **Friedrich Willhelm** dem Großen, dergeſtalt entworfen, daß in Anſehung der erſten, nicht allein die vornehmſten Stücke, in den drey Reichen der Natur, vollſtändig in gehörige Ordnung gebracht, ſondern daß auch beſonders die vornehmſten Seltenheiten in der Natur, und was der Koſtbarkeit wegen, Privatperſonen ſich anzuſchaffen unmöglich fällt, geſammelt werden ſollten, um die Gelehrten und Naturforſcher hierdurch zu ermuntern und Gelegenheit zu geben, die Wirkungen der Natur genauer zu unterſuchen, und die natürliche Geſchichte, die dazumal noch ſehr unbearbeitet war, zu erweitern. In Anſehung der andern, ſolten die aus jeder natürlichen Sache von den geſchickteſten Künſtlern ausgearbeiteten Stücke, geſammelt werden, um den Künſtlern alle Modelle vor Augen zu legen, wornach ſie die rohen Stücke der Natur bearbeiten, brauchbar machen und zu gewiſſen Abſichten einrichten könten; was aber zur Maler- und Bildhauerkunſt gehöret, wurde hiervon abgeſondert, und bey der unter Churf. Friedrich III. errichteten Maler- und Bildhauerakademie beſonders aufgeſtellet. Es wurde zu dem Ende alles was hin und wieder zerſtreuet, aufbewahret, aber zu dieſer Abſicht dienlich war, zuſammen gebracht und in einigen Zimmern auf dem Churfürſtlichen Schloſſe aufgeſtellet, jedoch niemanden ohne beſondere Erlaubniß der Zugang verſtattet. Durch die dem Churfürſtlichen Hauſe zugefallene Erbſchaften und Acquiſitionen, wurde es ſchon unter dieſer, noch mehr aber unter der folgenden Regierung mit ſehr vielen koſtbaren Werken vermehret. König Friedrich I. ließ deshalb fünf beſondere Zimmer auf dem Königl. Schloſſe dazu einrichten, woſelbſt die **Kunſtkammer** auch noch befindlich iſt.

Von der äußeren Einrichtung iſt hier nur ſoviel zu erwähnen, daß die Zimmer mit Säulen, Bildhauer- und Stukaturarbeit, mit Gemählden und Spiegelwänden ſehr ſchön und mit gutem Geſchmacke ausgezieret ſind. In Anſehung der inneren Einrichtung, ſind die Naturalien von den Kunſtſtücken getrennet. Jene ſtehen in einem beſondern Zimmer, und von dieſen ſind die großen Stücke in den Zimmern hin und wieder nach Beſchaffenheit des Raumes, die kleineren Kunſtſtücke aber nach verſchiedenen Abtheilungen, in beſonderen Schränken mit Glasthüren, aufgeſtellet. Wir begnügen uns die vornehmſten und ſehenswürdigſten Stücke blos zu benennen.

Im **Naturalienkabinette** ſind die ausgeſtopften Thiere ſehenswerth, als zwey Zebra, ein Renuthier, ein Biſambock, ein ſchwarzer Wolf, ein buntes Reh, außerordentlich große wilde Schweine; Papageyen ſo im Jahre 1705 in Berlin ausgebrütet und erzogen worden; Paradiesvögel, ein kleiner Crocodill, ein Crocodill wie es aus dem Ey kommt; Schilder von großen Meerſchildkröten, ein Geweihe vom Elendthier, ein Backenzahn vom Elephanten, ein dergleichen Vorderzahn.

Unter den außerordentlichen Spielen und zufälligen Würkungen der Natur, iſt das in Preußiſch Littauen gefundene Geweihe eines Hirſches, um deſſen Kopf der Stamm eines Eichbaumes herum gewachſen, ſo daß der Kopf im Holze veſte ſtekket, und die Geweihe auf allen Seiten hervorragen, beſonders merkwürdig. Ferner noch ein ähnliches Spiel der Natur. Ganz beſondere Gewächſe von Reh- Hirſch- und anderen Geweihen. Ein ganzer Fiſch in Bernſtein, eine Citrone die in der andern gewachſen, Birnen die aus andern gewachſen, Palmfrüchte die in Berlin zur Reife gebracht worden, ein mit Gold durchwachſener Kieſel u. d. gl. Von den Minern Foßilien, Concretien und Verſteinerungen, begnügen wir uns nur folgende Stücke anzuzeigen: Eine ſehr große und reichhaltige Goldſtufe aus Sumatra, ein ſehr großes Stück Eiſenblüte, ein ſehr großer roher Magnet, Bezoarſteine, das gröſte Stück Preußiſcher Bernſtein, aus der Erde in Pommern und andern Ländern ausgegrabene Stücken Bernſtein, die aber zur Bearbeitung untauglich ſind, große Tropfſteine aus der Baumanns Höhle, ein verſteinerter Erdſchwamm, der großen Echiniten, Conchiten, Hammonshörnern u. d. gl. nicht zugedenken.

Auch iſt noch hier das zahlreiche Schnecken- und Muſchelkabinett, welche ſämtlich in beſondern Schubladen, nach ihren Geſchlechtern und Arten eingetheilet, und unter denen auch ſehr ſeltene Stücke anzutreffen ſind, ſehenswerth.

Unter die großen Kunſtſtücke von verſchiedener und mannigfaltiger Arbeit, ſind hier gleich beym Eingange im zweyten Zimmer verſchiedene große Kunſtſchränke, die vor 150 und mehr Jahren gearbeitet ſind, und woran die geſchickteſten Künſtler ihre Hand geleget haben, aufgeſtellet. Zween derſelben ſind mit Cameen und Edelgeſteinen prächtig ausgezieret, und die mannigfaltige Arbeit in Silber, Emaille, Elffenbein, Glas, Schnitzwerk und Mahlerey iſt bewundernswerth. Ein anderer iſt mit lauter Miniaturgemählden, welche bibliſche Hiſtorien vorſtellen, und auf Jaſpis ſchön gemahlet ſind, ausgezieret; ein anderer iſt mit Lapis Lazuli ausgeleget, noch ein anderer iſt ſehr künſtlich von Schildkröt gearbeitet, andere ſind von moſaiſcher Arbeit mit verſchiedenen Steinen, welche Vögel, Früchte u. d. gl. nach dem Leben vorſtellen, ausgeleget, und noch andere ſehr künſtlich aus Holz geſchnitzet und gearbeitet. Der merkwürdigſte iſt aber der ſogenannte Pommerſche Kunſtſchrank, welcher um das Jahr 1606 verfertiget iſt und woran 24 Künſtler gearbeitet haben; man trift in demſelben faſt von jeder natürlichen Sache ein Kunſtſtück an, und was zu einer vollkommenen Haushaltung gehöret, iſt in demſelben ſehr künſtlich gearbeitet und in beſondere Fächer vertheilet.

Unter den großen Stücken von Bildhauerarbeit in Holz, verdienet die Statüe Churf. Friedrich Willhems in Lebensgröße bemerket zu werden. Unter denen von mittlerer Größe, eine Fortuna verguldet, die in der rechten Hand das Horn des Ueberflußes, und in der linken Hand den Kranz hält. Die Schlacht des Hannibals und Scipio. Die Geißelung Chriſti. Eine viereckigte Tafel, auf welcher die Parabel Joh. X. ausgeſchnitzt, und ein ſehr altes Stück iſt. Unter den kleineren, eine Venus nach Titians Gemählde. Die Thaten des Herkules. Die Geſchichte Simſons von Albrecht Dürer; noch zwey unbekante Bruſtbilder von ebendemſelben. Friedrichs I. Marggrafen zu Brandenburg Bruſtbild von ebendemſelben. Noch gehören hieher ein Kirſchkern, auf welchem 265 Geſichter geſchnitzt ſind, ein Todenkopf aus einem Kirſchkern geſchnitzt; das Begräbnis und die Creuzigung Chriſti auf einem Pfirſichkern; zween Becher, welche ein Däniſcher Bauer verfertiget, auf deren einem die Geſchichte des Hamans und der Eſther befindlich iſt; ein Runenſtab; der vielen andern aus Holz künſtlich gearbeiteten Gefäße nicht zu gedenken, worunter auch noch beſonders ſehr viele chineſiſche Arbeiten merkwürdig ſind.

Unter den **Statüen von Marmor, Alabaſter und Gyps** iſt unter den großen eine Copie der Florentiniſchen Venus aus Gyps. Cleopatra ſitzend mit einer Schlange an der Bruſt, die ſich um ihre Arme geſchlungen, von Marmor. Der Bogenſchnitzende Cupido von **Franz Queſnoy** genannt **Fiamingo**. Das Bruſtbild Churfürſt **Friedrich Willhelms** von Marmor. Unter denen von mittler Größe iſt die Statüe, ſo die Tugend vorſtellet, aus Alabaſter die ſchönſten. **In bas relief** ferner **Prometheus** am **Caucaſus** gebunden, wie ihm der Adler die Leber ausgefreſſen. Loth mit ſeinen Töchtern aus Marmor. Die Auferſtehung Chriſti von Alabaſter. Unter den kleinern iſt eine Cleopatra von Alabaſter merkwürdig.

Unter den aus **Edelgeſteinen, Perlenmutter, Corallen, Schildkröt, Einhorn, Naſehorn, Muſcheln und dergleichen gearbeiteten Stücken**, verdienen unter den an oben gedachte Kunſtſchränke befeſtigte antiken Cameen hier angeführt zu werden: Ein Chalcedonier, auf welchem Mars und Venus vorgeſtellet, wie ſie vom Vulcanus verrathen worden. Ein Onyx, auf welchem Herkules und Omphale. Drey Türkiße, auf welchen die Fabel der Venus und Adonis. Ein Agat, auf welchem das Urtheil des Paris. Ein anderer auf welchem die Verurtheilung des Marſyas vom Apollo. Ein Lapis Lazuli, auf welchem das Haupt der Meduſa. Ein Jaſpisſchälchen, an welchem verſchiedene geſchnittene Carniole befindlich ſind.

Von neuern Werken die zwölf erſten römiſchen Kayſer, auf Onyx ausgeſchnitzet. Das Bild Chriſti auf einem Jaſpis. Moſes aus einem großen Stück Corallen. Churf. Friedrich Willhelm aus Perlenmutter. Aus Kiesſtein geſchnittene Trauben nebſt Ranken und Blättern, welche in einander geflochten, aus einem Stücke, nach der Natur und als ob ſie reif wären, geſchnitten ſind. Ein Blumenſtraus von Jaſpis, Agat u. d. gl. in einem cryſtallenen Glaſe. Sehr viele künſtlich gearbeitete Becher von Nautilus. Ein mit Perlenmutter künſtlich ausgelegter marmorner Tiſch, worauf Blumen und Inſecten vorgeſtellet ſind. Ein aus Holz mit Perlenmutter künſtlich ausgelegter chineſiſcher Kaſten. Ein von Holz mit Perlenmutter künſtlich ausgelegtes Modell des Tempels zu Jeruſalem. Ein dergleichen vom Tempel zu Bethlehem. Sehr viele aus Naſehorn künſtlich gedrehete und erhaben ausgearbeitete Gefäße. Ein Sprachrohr aus einem Einhorn gedrehet und verſchiedene Stücken aus Schildkröt.

Von den in Gold und Silber gearbeiteten Sachen ſind beſonders merkwürdig, der Becher Kayſers Rudolph vom Jahr 1589, auf deſſen Deckel auswendig die halbe Himmelskugel, inwendig die erſten deutſchen Könige, mit alten deutſchen Innſchriften, inwendig in dem Becher Europa in Form einer Jungfrau, mit allen Provinzen und Städten, auswendig der Kayſer und die damaligen Churfürſten mit ihren Wapen vorgeſtellet ſind. An dem Griffe iſt ein Modell des Tempels zu Jeruſalem mit allen Eingängen ſehr künſtlich gearbeitet, unten am Füße ſind, oben die drey Theile der Welt, und unten die Himmelfahrt Chriſti. Ferner ein von Silber ſehr künſtlich gearbeiteter Hirſch, auf welchem Diana, mit Köcher, Bogen und Pfeilen gerüſtet,

ſitzet,

ſtet, unter dem Hirſche ſind verſchiedene künſtlich ausgearbeitete Hunde und Thiere. Ein Elephant mit einem Thurn auf dem Rücken, in welchem die Krieger nach Art der Alten ihrer Rüſtung. Johannes und Maria von Silber ſehr künſtlich im kleinen gearbeitet.

Von den aus Bronze, Kupfer, Stahl, Eiſen u. d. gl. ausgearbeiteten Stücken, verdienen beſonders geſehen zu werden, die von dem Künſtler Gottfried Leygeben, aus einem Stücke Eiſen verfertigte Bildſäule Churf. Friedrich Willhelms des Großen als Bellerophon, der die Chimera erlegt. (*) Das Modell von der Statüe auf der langen Brücke aus Bronze, ſo der berühmte Schlüter angegeben und Jacobi gegoſſen. Ein ſehr großer Medaillon von Bronze, der das Bruſtbild Churf. Friedrich Willhelms vorſtellet. Das Bruſtbild König Carls I. von Engelland, von Bronze. Eine Copie der Florentiniſchen Venus von Bronze, mittlerer Größe. Ein Gladiator. Nicht weniger ſind unter den kleineren Bildnüſſen von Metall, Philipp Melanchton, Theophraſtus und Bilibald Pirckheimer, merkwürdig.

Von andern hieher gehörigen künſtlichen Sachen, iſt noch zu erwehnen eines künſtlichen Schrankes, mit einer Thüre, die an beyden Seiten auf- und zugemacht werden kann; einer kleinen Schachtel aus Stahl, ſo der Künſtler Fromery in Berlin in ſeinem 78ſten Jahre verfertiget hat, und in welcher ein ſtählernes Petſchaft, worauf der Brandenburgiſche Nahmenszug, Adler und Zepter befindlich, geſtochen iſt.

Von denen in Cryſtall und Glas geſchliſſenen Arbeiten verdienen hier angezeiget zu werden, ein großer cryſtallener in Silber eingefaßter Kaſten, auf welchem verſchiedene zur Jagd und Fiſcherey gehörige Stükke, geſchliſſen ſind. Sehr viele in Glas geſchliſſene Landſchaften, von Spiller geſchnitten. Zween

---

(*) Siehe hievon unten im Anhange im Leben Leygebens.

japaniſche Wandleuchter von Spiegeln, deren Rähme von Marmor und mit Blumen von Perlenmutter, Glas und Steinen gezieret ſind. Die in Glas geſchliffene Bildniſſe Churf. Johann Siegismund, Heinrich Friedrich und Moritzens Prinzen von Oranien, vermuthlich auch von Spillern.

Von den aus Wachs gearbeiteten und pouſirten Sachen, ſind folgende Stücke beſonders ſehenswürdig: König Friedrich I. in Lebensgröße, in rothem Sammetnen Kleide, auf einem Stuhl ſitzend. Prinz Friedrich Auguſt, Königs Friedrichs I., als Churprinz, erſter Sohn. Prinz Friedrich Ludwig von Oranien und Preuſſen, König Friedrich Willhelms, als Churprinzen, erſter Sohn. Prinz Friedrich Willhelm, deſſelben 2ten Sohn. Die Prinzeſſin Charlotte Albertine, deſſelben 2te Tochter. Ludwig Carl Willhelm, deſſelben 4ter Prinz, alle in Lebensgröße. Außer dieſen verdienen unter den Stücken mittlerer Größe, zwey Bruſtbilder von König Friedrich I., und die Statüe des heiligen Hieronymus, bemerket zu werden. Unter den kleinern und Miniaturarbeiten folgende: die Belägerung von Troja mit lebendigen Farben. Eine Schlacht Alexanders des Großen und des Darius. Ein Kriegesſchiff. Der Durchgang der Kinder Iſrael durchs rothe Meer, aus Wachs auf Agat. Das Bruſtbild Berthold Schwarzens. Anderer vieler ſchön ausgearbeiteter Ideen der Künſtler nicht zu gedenken, erwähnen wir nur noch folgende aus Wachs nach dem Leben verfertigter Bildniſſe: Des Churfürſten Johann George und ſeiner Gemahlin Eliſabeth. Churf. Friedrich Willhelms. Prinz Willhelms von Oranien und ſeiner beyden Söhne, Moriz und Friedrich Heinrichs. Eliſabeth Madgalena, Herzogin zu Braunſchweig, Churf. Joachim II. Tochter. Sigismunds II. Königs von Pohlen. Anna, Königin von Pohlen. Carl XII. Königs in Schweden. Chriſtian IV. und Chriſtian V., Königs von Dännemark. Charlotte Amalia, Chriſtian des VI., Königs von Dännemark Gemahlin. Churf. Chriſtian und Johann George von Sachſen. Friedrichs IV., Churfürſten von der Pfalz. Georg II., Herzogs zu Liegnitz.

Von punktirter Arbeit ſind zu bemerken: ein großer metallener Spiegel, auf welchem das Urtheil des Paris vorgeſtellet iſt. Von kleineren Stücken Churfürſt Friedrich Willhelm auf Stahl. Jacob, König von Engeland auf Silber. Maria von Oeſterreich auf Silber.

Von den miniatur- und emaillirten Gemählden verdienen hier angeführet zu werden: Churf. Johann Sigismunds und ſeiner Gemahlin Anna, Bildniſſe. Friedrich, Johannes Cicerons Bruder, von Albrecht Durer gemahlet. Eliſabeth Charlotte, Churf. Georg Willhelms Gemahlin. Churf. Friedrich Willhelm und ſeine Gemahlin Dorothea. Hedwig Sophia, Willhelm IV. Landgrafens in Heſſen Gemahlin. Der Czaar Peter I. Guſtav Adolph, König in Schweden. Zwey Bildniſſe von D. Martin Luther, deren eines ihn vorſtellet, wie er im Jahr 1507 zuerſt ins Kloſter gegangen, das andere wie er zu Eisleben geſtorben. Beyde ſind von Lucas Forbenagel gemahlet. Flora, von Joſeph Werner gemahlet, Narciſſus, von eben demſelben. Die Gefangennehmung der Familie des Darius von Alexander dem Großen, iſt von den Gebrüdern Huot, nach dem Original des le Brun, und in demſelben colorit in Emaille gemahlet. Auch iſt die Geburt Chriſti, ein ſchönes Stück in Emaille vorhanden.

Unter den größeren Gemählden verdienen bemerkt zu werden: Markgraf Johann von Cüſtrin, zu Pferde in Lebensgröße, Johann Baſſlowiz. Mahomed IV. Die Stadt Cleve. Die Gegend von Bonn. Die Vereinigung der Perſante und Rega. Auch werden noch verſchiedene chineſiſche, indianiſche, mogoliſche und andere Gemählde vorgezeiget.

Von den aus Elfenbein künſtlich gearbeiteten Sachen, die hierſelbſt in großer Anzahl vorhanden ſind, zeigen wir folgende Stücke an: ein Canape; Ein Tiſch nebſt Gueridonen, zween Stühle auf Art der Sella curalis; Spiegel mit Elfenbeinernen Rahmen; Tabouretten. Ein Modell eines Tempels. Verſchiedene Cabinetter mit Thüren und Schubläden, deren eines in China verfertiget iſt u. d. gl. Die übrige aus Elfenbein verfertigte Kunſtſtücke ſind in drey beſondern Schränken aufbehalten. Unter denen von mittlerer Größe verdienen bemerkt zu werden: Ein Atlas. Ein Herkules. Omphale mit Herkules Keule. Cupido. Herkules wie er den Nemäiſchen Löwen erſticket. Pan, zu deſſen Füßen die Syrinx, ſo in Rohr verwandelt worden. Ein Pocal, auf welchem zehn Bachanten vorgeſtellet ſind. Ein anderer auf welchen ein Bachusfeſt befindlich iſt. Adam und Eva, aus einem Stück gearbeitet, wie dieſe ihm die verbotne Frucht darbietet. Adam mit einem Hunde. Eva mit der Schlange und in der Hand einen Apfel haltend. Simſon wie er dem Löwen den Rachen aufreiſſet.

Unter den kleineren und erhaben ausgearbeiteten Kunſtſtücken von Elfenbein, ſind beſonders merkwürdig der Engel Michael, wie er den Drachen erleget. Die Hiſtorie des Leidens Chriſti. Das Urtheil Salomons. Die Schlacht bey Fehrbellin. Ein Schlacht der Griechen mit den Perſern. Ein Kriegesſchif. Ein Spinnrad. Unter den Bildniſſen von Elfenbein iſt des Johannes Sobiesky, Königs von Polen, Bruſtbild das ſchönſte; jedoch verdienen nicht weniger folgende bemerket zu werden: Churf. Friedrich Willhelms. Königs Friedrich I. und ſeiner Gemahlinnen. Des Markgrafen Carl Willhelms. Des Markgrafen Philipp Willhelms. Des Pabſtes Innocentius XI. Maria, Königin von Engeland. Carl II. Jacobs I. und Willhelms III.

Das Cabinet von gearbeitetem Bernſtein iſt der Größe und der Anzahl der Stücke wegen, ſehr vorzüglich. Die vornehmſten Stücke, die hier zu bemerken ſind, ſind folgende: eine Schäferey von Bernſtein, wobey auch andere Thiere und Bäume ſind. Ein ganzer Bauerhof, worauf Ochſen, Kühe, Kälber, Tauben, Störche ꝛc. befindlich ſind. Eine Uhr von Bernſtein. Die Auferſtehung Chriſti. Ein Altar. Sehr viele künſtlich ausgearbeitete Schränke, Pocale und andere Gefäße, Hausgerath, Thiere u. d. gl. Ein Schiff aus Bernſtein, mit einem Uhrwerke. Ein dergleichen Bergwerk, worin die Figuren der Arbeitsleute aus Bernſtein ſind, mit einem Uhrwerke. Eine Waſſerkunſt, Unter den ſehr künſtlich aus einem Stücke gearbeiteten Sachen, ſind beſonders merkwürdig: Perſeus, wie er mit dem Haupte der Meduſa ſeine Feinde in Stein verwandelt. Das Urtheil des Paris, wie er der Venus den Apfel reichet.

Von Porcellan und lackirter Arbeit auf Holz, ſind die in China verfertigte Sachen, Uhren, Schränke, Schüſſeln, Teller und anderes Hausgeräthe und die in Japan verfertigte Schilder, worauf das Brandenburgiſche Wapen iſt, merkwürdig. Auch ſind verſchiedene aus Stroh gearbeitete und aus Papier geſchnitzte Sachen vorhanden. Unter dieſen ſind ein kleiner Garten, und das von einem holländiſchen Künſtler, Nahmens Vlieth, verfertigte Kriegesſchiff ſehenswerth.

Von in Silber und Gold geſtickter Arbeit, iſt das Preußiſche Wapen eines der ſchönſten Stücke.

Von Thon, Töpferarbeit und Magolica ſind ſehr viele ſauber gemahlte und künſtlich verfertigte Schüſſeln, Teller u. d. gl. vorhanden. Wir übergehen ſehr viele andere merkwürdige Sachen, und wollen nur noch von den vielen optiſchen, mechaniſchen Modellen und andern mathematiſchen Sachen folgende anführen: Ein

volloptiſcher Kaſten darin verſchiedene Figuren nach dem Leben vorgeſtellet ſind. Eine von dem Opticus Dobler verfertigte optiſche Uhr, welche des Nachts an der Wand die Stunden zeiget. Verſchiedene von Stahl verfertigte Hohl- und Vergrößerungsſpiegel. Ein Tſchirnhauſiſcher Brennſpiegel. Eine Uhr mit einem Flötenwerke, welche ſchon im Jahr 1606 verfertiget iſt. Ein Reiſeklavier, das zuſammen gelegt werden kann. Ein Modell von einem Kriegesſchiffe mit 74 Kanonen und allem Zubehör. Ein Modell von einer holländiſchen Windmühle. Modelle von verſchiedenen Rammen und Zugwerken. Modelle von Korn- und andern Mühlen, von Spritzen und andern hydrauliſchen Maſchinen, von Häuſern, Feſtungen, Ehrenpforten und dergleichen. (*)

Es iſt einem jeden erlaubet, dieſe Seltenheiten in Augenſchein zu nehmen, und verſteht es ſich, daß man auch hier, was an allen Orten dieſerhalb üblich und gebräuchlich iſt, beobachte. Insbeſondere iſt der guten Ordnung wegen eingeführet, daß man ſich Tages, oder einige Stunden vorher, wenn man ſelbige zu ſehen verlanget, bey dem Aufſeher über dieſelbe, Herrn Hofrath und Bibliothekar Stoſch (der in der neuen Ritterakademie in der Heiligengeiſtſtraße wohnet) melde, oder demſelben ſolches wiſſen laſſe.

b) Das Königliche Antiquitäten- und Medaillenkabinet.

Obgleich der Grund zu dieſer Sammlung unter Churfürſt Joachim II. geleget worden, und ſeine Nachfolger ſolche nach und nach zu vermehren nicht unterlaſſen haben, ſo konnte doch ſelbige bis auf Friedrich Willhelm dem Großen, nur als eine ſehr unvollſtändige Privat-

ſamm-

(*) In des Herrn Rector Küſters alten und neuen Berlin, werden noch mehr hierſelbſt aufbewahrte und ſehenswürdige Sachen angeführet.

ſammlung angeſehen werden. Dieſer ließ ſich, um durch Anlegung eines öffentlichen Antiquitäten- und Medaillencabinets, die Bemühungen der Gelehrten, in Unterſuchung der Alterthümer und der Geſchichte zu befördern, bey aller Gelegenheit angelegen ſeyn, die bereits vorhandene Sammlung zu vergrößern, und ſo viel damals möglich war, zu ergänzen. (*) Den größten Zuwachs unter ſeiner Regierung bekam daſſelbe nach dem Tode Churfürſt **Carls von der Pfalz**, im Jahr 1685, welcher gewiſſen Handlungen und Verträgen gemäß, ſeinen Vorrath von Münzen und Seltenheiten dem Churfürſten von Brandenburg im Teſtamente vermachte. Der neue Churf. **Philipp Wilhelm**, trug deshalb dem damaligen pfälziſchen Bibliothekar, **Lorenz Beger** auf, ſolches dem Churfürſt **Friedrich Wilhelm**, der dazumal in Cleve war, zu überbringen. **Beger** hatte das Glück dem Churfürſten zu gefallen und wurde von ihm mit Einwilligung ſeines vormaligen Herrn, zum Bibliothekar und Aufſeher über die Münzen, Alterthümer und übrige Seltenheiten, beſtellet. Seine erſte Bemühung gieng dahin, die ganze Sammlung in gehörige Ordnung zu bringen. **Friedrich I.** fand daran ein beſonderes Wohlgefallen, und bezeigte für dieſe Art von Kenntniß viel Geſchmack und Neigung. Er gab deshalb **Begern** Befehl, unter der Aufſicht des Oberpräſidenten **Eberhard von Dankelmann**, des Oberkämmerers **Kolbe von Wartenberg** und des Staatsminiſters Samuel von Schmettau, alles was er für nöthig, nützlich und vom Werthe hielte, anzukaufen. Dis geſchahe, und dadurch wurde dieſe Sammlung in kurzer Zeit dergeſtalt vermehret, daß **Beger** ſchon im Jahr 1696 dieſe Sammlung für ſehr vollſtändig hielt. Den anſehnlichſten Zuwachs aber erhielt dieſe Sammlung durch

---

(*) Leti gedenket bereits derſelben mit Ruhm in ſeinem kurzen Auszuge der Hiſtorie des Churhauſes Brandenburg.

durch die vom Churfürſten bewilligte Ankaufung des Muſäum des berühmten Bellorius; und man kann mit Wahrheit ſagen, daß ſelbige damals den vornehmſten Kabinettern, wo nicht vorzuziehen, doch gleich zu ſchätzen geweſen. Um ſie nun auch den Gelehrten und Liebhabern öffentlich zu zeigen und gemeinnütziger zu machen, ließ Friedrich I., außerdem daß er Begern zur Herausgabe der Beſchreibung dieſes Kabinets beſondere Abſchreiber, Zeichner, Maler, Kupferſtecher und Buchdrucker hielt, und ihm ſeine Arbeiten noch außerordentlich bezahlte, drey beſondere Zimmer auf dem Königl. Schloſſe einrichten, wo das Antiquitätenkabinet auch noch itzo aufbewahret iſt. In dem erſten Zimmer, welches mit Spiegelwänden, Gemählden, Stukaturund vergulderter Bildhauerarbeit, nebſt Schränken mit Glasthüren, prächtig ausgezieret iſt, ſind die Gefäße von Thon und Glas, nebſt den Urnen und Lampen, ſo gröſtentheils in Bellorius Sammlung geweſen, aufgeſtellet; von den lezteren hat Bellorius ſelbſt eine beſondere Beſchreibung herausgegeben, welche Beger unter dem Titel: Lucernæ veterum ſepulchrales iconicæ, ex cavernis Romæ ſubterraneis collectæ a Petro Santi Bartoli, cum obſervationibus J. P. Bellorii ante decennium editæ, nunc ob argumenti nobilitatem, & latius defundendi ejus uſus gratia, ad exemplar Romanum, verſis ex italico in latinum obſervationibus, recuſæ, ſtudio L. Begeri Coloniæ Marchicæ 1702 fol. von neuem hat auflegen laſſen. Man findet auch die vornehmſten derſelben in Fortunati Liceti Libris VI. de Lucernis antiquorum reconditis Patavii 1662 fol. in Kupfer geſtochen. Wer ſich auch von den übrigen hier aufbehaltenen Alterthümern, einigermaßen einen Begriff machen will, ſo viel es ohne ſolche ſelbſt in Augenſchein zu nehmen geſchehen kann, der darf nur im zwölften Theil des Theſaurus Gronovianus nachſehen, wo er ſie gröſtentheils in Kupfer geſtochen antrift; oder im dritten

Theile von Begers Theſaurus Brandenb. imgleichen beym Montfaucon in den antiquités expliquées. T. V. P. 2.

Von den hier aufbehaltenen Urnen beſchreibet Beger an angeführtem Orte die alten römiſchen. Von den übrigen kann man ſich aus Treuers Beſchreibung der heydniſchen Todtentöpfe, Nürnberg 1688 in 4to. eine Vorſtellung machen. Die hier aufbehaltenen Vaſa Lacrymalia teſtacea & vitrea findet man in Bellorii monumentis veterum Romanorum & Etruscorum in Kupfer geſtochen. Und von den übrigen Gefäßen, deren ſich die Alten bey ihren Opfern bedienten, die vielen Tiſch- und Küchengeräthe nicht zu gedenken, kann man den Montfaucon am angeführten Orte Tom. 3 nachſehen.

Im zweyten Zimmer, welches ſo wie das erſte ausgezieret iſt, ſind erſtlich die kupferne, metallene und eiſerne Gefäße, deren ſich die Alten bey ihren Opfern, Gaſtmahlen, Haushaltungen u. ſ. w. bedienet haben, aufbewahret. Beger hat die vornehmſten im dritten Theil des Theſaur. Brandenb. in Kupfer ſtechen laſſen. Man findet hier faſt alle diejenigen Geräthſchaften beyſammen, die man in Lazari Bayſii tractat. de vaſculis, in Mich. Angeli Cauſei tract. de inſignibus pontificis maximi, flaminis dialis, Auguris & inſtrumentis ſacrificantium; in Tomaſini tract. de Donariis, & Tabellis votivis veterum; in Lucæ Paeti tract. de Romanorum & Græcorum menſuris; in Cauſei Diſert. de vaſis, bullis, armillis, fibulis, annulis, clavibus, teſſeris, ſtylis, ſtrigilibus, manibus æneis vota ferentibus und anderswo mehr in Kupfer geſtochen, antrift. Eben ſo merkwürdig iſt hier die Sammlung von den ſogenannten hetruriſchen Gefäßen, worunter die alten ächten ſich von denen, die Pietro Fondi nachgemacht hat, bey Vergleichung durch den Augenſchein bald unterſcheiden und erkennen laſſen. So ſind auch die Werke aus Thon, die den alten Künſtlern bey ihrer Arbeit zu Modellen gedienet,

net, und deren viele ſehr gut bewahret worden, ſehenswerth. Das merkwürdigſte in dieſem Zimmer aber ſind die kleinere Statüen der alten heydniſchen Gottheiten, auch vieler andern zur hiſtoriſchen Mythologie gehörige Stücke aus Bronze, desgleichen einige zur römiſchen Geſchichte gehörige Denkmäler. Beger hat die vornehmſten Stücke im dritten Theile ſeines Theſ. Brandenb. beſchrieben und in Kupfer ſtechen laſſen. Mehreres findet man in Bellorii monumentis veterum Romanorum & Etruſcorum und in Michaelis Angeli Cauſei (de la Chauſſe) ſimulacris Deorum idolis aliisque imaginibus æneis auch beſchrieben und in Kupfer geſtochen.

Im dritten Zimmer, welches mit Gemählden und vergoldeter Bildhauerarbeit ausgezieret iſt, ſind vornemlich die **Gemmen** und **Münzen**, jene in einem, und dieſe in drey beſondern Schränken aufbewahret. Die Schränke hat der Künſtler **Dagly**, aufs feinſte lackiret, und auf dem Deckel ſind ſolche mit vergoldeter ſymboliſcher Bildhauerarbeit ſehr ſchön gezieret.

Von Gemmen trift man hier die älteſten Stücke, ſo wohl von erhabener, als von geſchnittener Arbeit, und wichtige ſo wohl egyptiſche, als anderer Völker Denkmäler. Beger hat die vornehmſten in ſeinem Theſ. Brandenb. beſchrieben und in Kupfer ſtechen laſſen, woraus ſich ein jeder von den Werthe dieſer Sammlung überzeugen und ſehen kann, wie viel ſolche zur Erläuterung der römiſchen und griechiſchen Mythologie, zur Erläuterung der Geſchichte dieſer Völker, und zur richtigen Erkentniß ihrer Sitten und Gebräuche, beygetragen habe.

Die goldene, ſilberne und kupferne **Münzen** ſind jede in beſondern Schränken, wie ſchon gedacht, aufbewahret, und da Beger die vornehmſte und merkwürdigſten Stücke beſchrieben, ſo iſt genug hier zu gedenken, daß ſolche nach der in den Kabinettern beliebten Ordnung eingetheilet ſind; die Bracteaten ſind in beſondere Fächer eingetheilet.

Man hat an verſchiedenen Orten in den Königl. Ländern, durch beſondere Zufälle Münzen gefunden, dieſe werden der Geſchichte wegen beſonders aufbewahret; nicht weniger die Jettons, und inſonderheit die ſchönen Werneriſchen, desgleichen Abgüſſe in Metall, Zinn und Bley; wie auch das von dem berühmten Medailleur Falz, der Königlichen Sammlung vermachte Kabinet.

Wir übergehen die beſondere und verſchiedene Schickſale, die dieſe Sammlung ſowohl als die Königl. Bibliothek und Kunſtkammer zu verſchiedenen Zeiten gehabt hat. Die Wiederherſtellung der guten Einrichtung und Ordnung derſelben, hat das Publicum dem unermüdeten Fleiße des itzigen Aufſehers derſelben, des Herrn Hofrath und Bibliothekarius Stoſch, zu danken, bey dem ſich auch diejenigen, ſo ſie zu ſehen verlangen, melden müſſen.

c) Uebrige Kunſt- und Naturalienſammlungen in Berlin.

Die Einrichtung dieſes Werkes erlaubt nicht ſo wohl eine ausführliche Beſchreibung, als vielmehr eine getreue Anzeige aller uns bekanten hieſigen Kabinette. Man hat ſie nach alphabetiſcher Ordnung der Namen der Beſitzer geordnet.

Das Naturalienkabinett der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

Das Naturalienkabinett der Akademie ſtehet auf dem Eckſaale der Akademie, zwiſchen dem, wo ſich die Akademie verſammelt, und der Bibliothek. Es entſtand zuerſt aus dem Kabinette des ehemaligen Hofraths und Leibarztes

Spener (*) und aus einem Theil des Königl. Kabinets, den der vorige König im Jahr 1735 der Akademie ſchenkte. Nachher ſind viele ſchäzbare Sachen hinzugekommen.

Dieſes Naturalienkabinet ſtehet unter Aufſicht des Herrn Hofrath Gleditſch, bey welchem ſich auch diejenigen melden müſſen, die es ſehen wollen. Es unterſcheidet ſich vornemlich durch die Mannigfaltigkeit und Reichthum der darin befindlichen natürlichen Seltenheiten. Der Botaniſt hat daſelbſt eine Sammlung von ſeltnen und ausländiſchen Pflanzen zu ſuchen, worüber das ganze Tournefortiſche Werk nur ein ſehr unvollſtändiges Verzeichniß ſeyn würde. Die vom Tournefort ſelbſt geſammelte Saamen werden daſelbſt in cryſtallnen Gläſern in ihrer Vollſtändigkeit aufbehalten, und dieſes Fach überhaupt iſt durch den Fleiß des Herrn Hofrath Gleditſch in die beſte Ordnung gebracht worden. Der Mineralogiſt wird die hier befindliche Erze, Steine und Verſteinerungen mit Vergnügen in Augenſchein nehmen. Beſonders iſt die Sammlung geſchlifner Steine und Holzarten durch einen ſtarken Beytrag vom Herrn D. **Feldmann** in **Ruppin** anſehnlich vermehret worden. Die an ſich ſchon recht artige **Conchylienſammlung**, hat durch das auserleſene Kabinet des Herrn D. **Conradi**, imgleichen durch die ſchöne Sammlung des verſtorbenen berühmten Königl. Geheimenraths und erſten Leibarzts Herrn **Ellers**, die die Akademie im Jahr 1767 kaufte, einen ſo beträchtlichen Zuwachs erhalten, daß man dieſe Sammlungen, ſobald ſie in eins werden zuſammen geſchmolzen ſeyn, allerdings für die reichſte in Berlin wird halten müſſen. Außer der linksgewundenen Feige, dem Pohnſchen Hammer, dem ſeltnen Admirale und vielen andern raren Stücken, bemerkt man an dieſer Sammlung den ſeltnen Vorzug, daß alle vorräthige zwey-

---

(*) Der Catalogus davon iſt im Jahr 1718 in 8vo gedruckt.

zweyſchalige Conchylien in ihrer Vollſtändigkeit vorhanden ſind. Von Corallengewächſen, Seeſternen, Seekrebſen ꝛc. beſitzt die Königl. Akademie einen guten Vorrath. So wie man ſich auf den Naturalienſaale nach ausländiſchen Spirituoſis und andern Seltenheiten des Thierreichs nicht ganz vergeblich umſehen wird.

Auf dem Königl. anatomiſchen Theater findet man viele anatomiſche Präparaten und Skeletten, worunter auch die Skelette der beyden größten Soldaten von König Friedrich Willhelms großem Grenadierregimente befindlich ſind. (*)

Herr Georg Friedrich Aſchenborn, Apotheker (in der göldnen Kugel am Cöllnſchen Fiſchmarkt.) So wohl der Vater, als beſonders der Sohn ſind große Liebhaber natürlicher Seltenheiten. Wenn es dieſen Kabinetten an ſattſamer Ordnung fehlt, ſo vergnügen ſie doch durch den Ueberfluß und die Manigfaltigkeit faſt aus allen Reichen der Natur. Außer einer großen Menge von Steinen, Erzen und Verſteinerungen, trift man hier beſonders einen ſchönen Vorrath von Conchylien- und Corallengewächſen an, den die Kenner nicht mit gleichgültigen Augen betrachten werden.

Herr Profeſſor Brandes, (in der Brüderſtraße, in des Hofbuchdrucker Deckers Hauſe.) Die Sammlung des Herrn Profeſſors iſt von vorzüglichem Werthe. Man kann ſagen, daß ſie mit Geſchmak geordnet und gewählt ſey. Der reiche Vorrath von Conchylien beſteht aus lauter ausgeſuchten Stücken, die ſich durch ihre Jugend, ihre Reinigkeit und Lebhaftigkeit der Farben unterſcheiden. Von Meerigeln und allen dazu gehörigen Theilen beſitzt er allhier die ſchönſte und vollſtändigſte Sammlung. Coral-

---

(*) Eine umſtändliche Nachricht davon, findet man in D. Auguſt Schaarſchmidts Verzeichniß der Merkwürdigkeiten, welche bey dem anatomiſchen Theater zu Berlin befindlich ſind. Berlin 1750 in 8vo.

len, Seeſterne, Seekrebſe von allerley Art, geben dem Kabinette eine angenehme Mannigfaltigkeit, und aus dem Mineralreich findet man einen auserleſenen Vorrath von Erzen, Steinen und Verſteinerungen.

Herr D. **Carl Auguſt Brandt**, (auf dem Werder am Waſſer in ſeinem Hauſe.) Das vorzügliche ſo man hier zu ſuchen hat, beſteht in einer ziemlich vollſtändigen Samlung koſtbarer phyſikaliſcher und optiſcher Inſtrumente. Die Ordnung und die ſchönen Behältniſſe, worin ſie aufbewahret werden, ertheilen dieſer Sammlung einen noch größern Werth. Die Naturalienſamlung iſt weniger beträchtlich und noch ungeordnet, aber deswegen doch wohl einer Anzeige werth, weil man darunter artige Steine, Verſteinerungen, Erze, einen kleinen Anfang von Conchylien, und unterſchiedene Merkwürdigkeiten des Thierreichs, in und außer Weingeiſt zu ſehen bekommt.

Herr Bankier **Daum** (in der breiten Straße,) beſitzt eine anſehnliche Sammlung von Conchylien und andern Seltenheiten der Natur und Kunſt, desgleichen faſt alle zur Naturgeſchichte gehörige illuminirte Werke.

Herr Holzverwalter und Rendant **Ebel**, (am Stralauer Holzmarkt, nicht weit von der Zuckerſiederey im Magazindienſthauſe.) Iſt der ſtärkſte Sammler aller in- und ausländiſchen Holzarten. Seine Hölzer ſind alle in unterſchiedenen Richtungen durchgeſchnitten und durchgängig ſo ſauber, als der ſchönſte Marmor polirt. Die Mannigfaltigkeit der Platten iſt groß und für das Auge eine angenehme Beluſtigung. Viele große in Rahmen eingefaßte Platten würde man beym erſten Anblick in Anſehung der Farbe und Zeichnungen für die ſchönſte Florentiner Landſchafts- und Ruinen-Marmorplatten anſehen. Eben ſo vorzüglich iſt die Samlung geſchlifner edler und halbedler Steine, die in vielen Fächern in ſchwarz gebeiztes Holz eingelegt, mit goldnen Rändern eingefaſſet und über denſelben mit ganz fein geſchriebenen Benennungen verſehen ſind. Verſteinerungen und Conchylien ſind hier nur ein zufälliges Nebenwerk. In beyden Fächern hat der Beſitzer nur einen kleinen Anfang.

Herr Hofrath Elteſter, (auf der Friedrichsſtadt in der Friedrichsſtraße in ſeinem Hauſe.) Die Freunde der Alterthümer finden einen großen Schatz von Seltenheiten und Ueberbleibſeln der vorigen Jahrhunderte bey dieſem Kenner der Antiquitäten. Ein großer Glasſchrank iſt allein mit Urnen von unterſchiedner Größe und Bauart, und mit Thränengefäßen ꝛc. ein anderer hingegen mit den merkwürdigſten Ueberbleibſeln des Alterthums angefüllet. Die Sammlung von geſchliſnen und rohen edeln, halbedeln und gemeinen Steinen, von einigen merkwürdigen Erzen und beſonders von Verſteinerungen iſt vor vielen andern betrachtungswerth, und enthält auserleſene Kabinetſtücke in ſaubern Behältniſſen.

Herr Apotheker Flemming, (in den ehemaligen Markgrafiſchen itzo Lehmanniſchen Hauſe, in der Spandauerſtraße an der Probſtgaſſenecke,) hat einen großen, wiewohl noch ungeordneten Vorrath, ſowohl von rohen als geſchliſnen Foßilien, von Erzen, ſauber geſchliſnen Steinen, Marmor und Alabaſterplatten, und ſowohl rohem, als geſchliſnem und bearbeitetem Bernſteine. Das Fach der Verſteinerungen und Conchylien hält den andern Sachen auf keine Weiſe das Gleichgewicht, ob es gleich auch einige einzelne Seltenheiten in ſich begreift. Von alten Gedächtnißmünzen hat der Beſitzer auch einen anſehnlichen Vorrath geſammelt, aber noch nicht in Ordnung gebracht.

Herr Bergrath Gerhardt, (unter den Linden.) Da der Beſitzer bishero beſtändig in der Mineralogie Unterricht gegeben, ſo iſt leicht zu erachten, daß deſſen hieher gehörige Sammlung ſowohl in Anſehung der Schönheit, als der guten Anordnung vor vielen andern etwas voraus haben muß. Es iſt alſo nur noch übrig, daß wir zugleich der ſchönen Sammlung phyſikaliſcher Inſtrumente gedenken, die man bey ihm in Augenſchein nehmen konn.

Herr Hofrath Gleditſch, (unter den Linden im Wilkenſchen Hauſe.) Nächſt dem vollſtändigen Herbarium der Königl. Preußl. Akademie der Wiſſenſchaften, findet man bey dieſem großen Kräuterkenner ohnſtreitig die merkwürdigſte Sammlung gut aufgetrokneter Pflanzen. An Verſteinerungen, die beſonders in unſern Gegenden geſammelt worden, trift man bey ihm einen auserleſenen Vorrath an, und wenn man von ſeiner Conchylienſammlung nicht ſagen darf, daß ſie groß ſey, ſo beſteht ſie doch aus lauter vorzüglichen und zum Theil höchſtſeltenen Kabinetſtücken.

Der Maler Herr Glume, (auf dem Willhelmsmarkte,) beſitzt einen ſehr anſehnlichen Vorrath von Conchylien.

Herr Chriſtian Friedrich Hägelin, Königl. Hofglaſer, (auf dem großen Judenhofe, in ſeinem Hauſe,) hat ſich ſchon durch viele ſonderbare Kunſtſtücke bey Kennern bekannt gemacht. Vornemlich verdient er hier wegen des **optiſchen Kabinets** in ſeinem Hauſe angeführt zu werden. Es beſteht dieſes Kabinet aus einem kleinen Zimmer, in welchem nebſt vielen Verzierungen ſowohl die Decke als alle Wände mit Spiegelglaſe auf eine ſo künſtliche Art bekleidet ſind, daß alle in demſelben angebrachte Werke der Natur und Kunſt auf vielfältige Art in die Augen fallen.

Herr Andreas Friedrich Happe, Naturalienmaler der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften, (vor dem Königsthor, ohnweit der neuen Münze in des Kaufmann Liebſcher Hauſe.) Die vorzüglichſte Arbeit dieſes Mannes beſteht in natürlichen Abbildungen der Pflanzen, Inſekten und Conchylien. Das Original ſeines nach den Leben den gemalten Herbarium beläuft ſich nahe an 3000 Stück und wird noch alle Wochen vermehrt. Die einmal abgezeichnete Pflanzen hat er zwar nicht aufgetroknet und geſammelt; deſto ſtärker aber iſt ſein **Vorrath von natürlichen Inſekten** die er nach dem Linné ſyſtematiſch geordnet und in gläſernen Kaſten aufbehält. Man kann ihm in dieſem Fach den Ruhm des ſtärkſten Sammlers in Berlin, und einer großen Inſektenkenntniß nicht abſprechen. Er hat auch eine gute Sammlung, von **Conchylien, Erzen** und geſchliffenen **Marmor, Alabaſter** und andern Steinen.

Der Kunſtgärtner Herr **Krauſe**, (vor dem Stralauer Thor.) Unter den Kabinetten welche verdienen mit Aufmerkſamkeit betrachtet zu werden, darf dieſes eben nicht zuletzt genennet werden. Es iſt keinesweges methodiſch geordnet, allein es enthält in ſaubern und bequemen Glasſchränken und Commoden, einen reichen Vorrath anſehnlicher Stücke aus allen Reichen der Natur. Das vollſtändigſte Fach iſt bey ihm unſtreitig das botaniſche. Ein unter ſeinem Namen gedruktes Verzeichnis nennet die Menge der einheimiſchen und ſeltnen ausländiſchen Pflanzen, die man in ſeinen Gärten und Treibhäuſern finden kann. Noch vollſtändiger iſt ſein Samenkabinet, womit er einen beträchtlichen Handel in weitentlegene Gegenden führet. Von ausgeſtopften Thieren, beſonders Fiſchen, Vögeln, auch von Inſekten ſieht man bey ihm allerley Merkwürdigkeiten. Die Conchylienſammlung iſt anſehnlich. **Seeigel, Meerſterne, Meduſenhäupter, Corallen** ꝛc. beſitzt er in ziemlicher Anzahl; beſonders iſt er mit einen großen Vorrathe von **Erzen, Drußen, Steinen, Verſteinerungen, Kunſtſachen** und verſchiedenen Antiquitäten verſehen. Sein Kabinet iſt in vier Zimmer vertheilet.

Herr **D. Kurella**, (an der Schleuſe in des Herrn Profeſſor Potts Hauſe.) Hier trift man eine gute Sammlung von edeln, halbedeln und unedeln, rohen und geſchlifnen Steinen an. Die aufbehaltene Erze und Verſteinerungen des Beſitzers ſind nicht minder merkwürdig. Die Conchylien machen den unbeträchtlichſten Theil dieſer Sammlung aus.

Herr **D. Andreas Siegmund Markgraf**, Director der phyſikaliſchen Claſſe bey der hieſigen Königl. Akademie der Wiſſenſchaften, (hinter dem Obſervatorium.) Wer außer andern mineralogiſchen Reichthümern die auserleſenſten und ſeltenſten Erze zu ſehen wünſcht, kann ſein Verlangen nirgends ſichrer befriedigen, als bey dieſem Gelehrten. Gold- und Silberſtufen von großem Werth und alles was die Tiefen der Berge in allen Gegenden der Welt merkwürdiges verſchließen, iſt hier im Ueberfluß und in der gröſten Ordnung zu ſehen. Außerdem iſt bey ihm, das der Königl. Akademie gehörige vortrefliche chymiſche Laboratorium ſehenswürdig.

Herr **D. F. H. W. Martini**, (auf dem Haakſchen Markte, an der Spandauerbrücke in Curths zweytem Hauſe eine Treppe hoch) Wenn ſein Kabinet ſich nicht durch den reichſten Ueberfluß empfehlen kann, ſo iſt es deſto mehr um der methodiſchen Anordnung willen zu rühmen. Es enthält eine Menge nach der Cartheuſeriſchen Methode geordneter Erdarten, edler, halbedler und gemeiner, geſchlifner und roher Steine, Erze und einen reichen Vorrath von Verſteinerungen. Bey den Seeconchylien, die den anſehnlichſten Theil ſeines Kabinets ausmachen, iſt das Syſtem des Herrn von Argenville zum Grunde gelegt worden. Bey den Erd- und Flußſchnecken und Muſcheln hat er ſich der Ordnung bedient, wie er ſie ſelbſt im **Berliniſchen Magazin** beſchrieben. Die Seeigel ſind nach des berühmten **Kleins Diſpoſ. Echinoderm.**

die Meerſterne nach dem **Link**, die Corallen und Steinpflanzen nach des Herrn Profeſſor **Pallas Elench. Zoophytorum** geordnet. Die übrigen Merkwürdigkeiten des Thierreichs, außer einem kleinen Eyerkabinet, ſind wie die Kunſtſachen von keiner Erheblichkeit. Die Anzahl aufgetroknete Kräuter, welche der Herr Doctor theils ehemals in Jena, theils in hieſigen Gegenden und Gärten ſelbſt geſucht und aufgetroknet, beläuft ſich ohngefehr auf 2000 Gattungen und Abänderungen. Sie ſind nach dem **Tournefort** gelegt und zugleich mit Linneiſchen Namen beſchrieben.

Herr Profeſſor **Meckel**, (auf der Neuſtadt dem Obſervatorio gegenüber,) verwahret in ſeinem Hauſe, außer vielen andern Seltenheiten, einen unſchätzbaren Vorrath ſelbſt verfertigter anatomiſcher Präparate. Alles, was die Zergliederungskunſt merkwürdiges und die Natur zuweilen außerordentliches hat, iſt hier in den mühſamſten und ſauberſten Zubereitungen, theils in Weingeiſt, theils mit Wachs injicirt, beyſammen zu finden. Der Herr Profeſſor als einer der größten Anatomiker unſerer Zeiten, beſitzet auch eine große Anzahl vortreflicher anatomiſcher, ſonderlich zur Nevrologie gehöriger Zeichnungen.

Herr D. **Möhſen** (an der Jungferbrücke in ſeinem Hauſe,) hat eine ſehr zahlreiche Sammlung von antiken und modernen Münzen, die die Arzneykunſt und das Leben der Aerzte betreffen. Desgleichen eine anſehnliche Sammlung von Bildniſſen der Aerzte, und andere Merkwürdigkeiten mehr.

Der junge **Freyherr von la Motte**, (in der Spandauerſtraße im Krügeriſchen Hauſe,) hat nach der Happiſchen die anſehnlichſte Inſektenſammlung in Berlin, und einen reichen Vorrath ſchöner Conchylien.

Herr Profeſſor **Pallas** (in der Jeruſalemmerſtraße hinter der Hauptwache,) beſitzt eine vortrefliche Sammlung von chirurgiſchen Inſtrumenten.

Auf der **Realſchule** (in der Kochſtraße auf der Friedrichsſtadt,) iſt eine gute Sammlung von natürlichen Seltenheiten und künſtlichen Arbeiten, imgleichen von phyſikaliſchen und mechaniſchen Inſtrumenten zu ſehen. Am merkwürdigſten ſind die **Kunſtmodelle**, welche auf einem in dem Eckgebäude des Schulwohnhauſes aufgeführten Saale, verwahret werden.

Unter den zu den mathematiſchen und phyſikaliſchen **Wiſſenſchaften** gehörigen Inſtrumenten und Maſchinen, befinden ſich unter andern eine Electriſirmaſchine, deren Kugel einen Fuß im Durchmeſſer hat, die vorzüglich gut eingerichtet iſt; ein Modell von einem Gebäude nach verbeſſerter Hartmanniſcher Methode, um die Gewitterelectricität zu zeigen; eine Vorſtellung des Thurns zu Piſa und Bologna zur Erklärung der Schwere. Zur **Mechanik** gehören außer den einfachen und zuſammengeſetzten Hebezeugen, die Modelle von zuſammengeſetzten Maſchinen, z. B. von einer Mahl- horizontalen Wind- Oel- Papier- Glasſchleif- und Steinſchleifmühle. Von **Bergwergsmaſchinen** iſt beſonders eine große ſehr kunſtreich zuſammen geſetzte Bergſtufe und körperliche Vorſtellung eines Bergwerks ſehenswürdig; ferner ein Treib- und Puchwerk mit dazu gehörigen Schlemmgraben, ein Blaſebalg, ein Kupfer- und Eiſenhammer und allerley Arten von Hüttenöfen. Zur Aerometrie gehören eine Luftpumpe mit zween Cylindern und engländiſchen Ventilen, nebſt dazu gehörigen Hemiſphärien; ein veränderter **Pila Heronis** mit einer Compreſſionsmaſchine und ſechs verſchiedenen meßingenen Aufſätzen; ein ſchwimmender Springbrunnen und andere Inſtrumente. Zur **Hydroſtatik** und **Hydraulik** verſchiedene Arten von Hebeln, ein Modell der Magdeburgiſchen Domwaſſerkunſt, die lernäiſche Schlange, die archimediſche Waſſerſchraube mit Waſſerflügeln u. d. gl. Zur Optik unterſchiedene Mikroſcopien, eine Camera obſcura und allerley Arten von Spiegel; inſonderheit iſt eine Vorſtellung im Modell, wie Archimedes durch zuſammengeſetzte Planſpiegel die Flotte vor Syrakus anzünden können, merkwürdig. Unter den zur Aſtronomie, Geographie, Chronologie, Artillerie, und Architektur gehörige Sachen, verdienen das Syſtema Copernikanum; eine Himmelskugel und Erdkugel, jede 3 Fuß im Durchmeſſer; eine Maſchine um die Phaſes Lunä und eine andere um den Durchgang der Venus durch die Sonne im Jahr 1761 zu erklären; ein Feldlager, Modelle ganzer Veſtungen und einzelner Stücke von Veſtungswerken, eine horizontale, geſenkte und erhöhete Batterie und Keſſel; ein Landhaus mit dazu gehörigem Hofraume, Ställen, und Gärten; ein Pallaſt mit zween Flügeln; ein Modell von dem Altar der hieſigen Marienkirche, ein anders von der Werbelliner Schleuſe mit angefügtem Waſſerbau u. d. gl. geſehen zu werden.

Unter den zu andern Wiſſenſchaften und Künſten gehörigen Modellen befinden ſich auch eine von Bildhauerarbeit gemachte Vorſtellung der bibliſchen Geſchichte, zwo andere von einem römiſchen Triumphe und römiſchen Lager, ein Modell vom Pantheon zu Rom und der Brücke, die Cäſar über den Rhein ſchlagen laſſen, und außer dieſem verſchiedene Landwirthſchafts- Fabriken- Künſtler- und Handwerkermaſchinen; welche ſämtliche Modelle bey dem Unterrichte der jungen Leute gebraucht werden, um ihnen die Sachen darin klärer vorzuſtellen, als durch bloße Zeichnungen und Riſſe geſchehen kann.

Wer dieſe Merkwürdigkeiten ſehen will, meldet ſich bey dem jedesmaligen zweyten Inſpector der Realſchule.

Herr **Sigismund Ehrenfried Graf von Redern**, Königl. Kammerherr und Oberhofmarſchall von Ihro Majeſtät der Höchſtſel. Königin Frau Mutter, (auf der Friedrichsſtadt in der Jägerſtraße in ſeinem Hauſe.) Der

Herr Graf hat nicht ſowohl als ein bloßer Liebhaber, ſondern auch als ein wirklicher Kenner der Natur und zugleich der Scheidekunſt und der mathematiſchen Wiſſenſchaften geſammlet. Was daher die Natur ſchönes, die Kunſt merkwürtiges und die Phyſik und Mathematik nützliches an Hülfsmitteln zu neuen Kenntniſſen haben, gehört alles zu dem Umfange des vom Herrn Grafen geſammelten Kabinets, das bey allen Gelegenheiten mehrere Erweiterungen erhält.

Herr **Revelt**, Apotheker (in der Stahliſchen Apotheke am Molkenmarkt,) iſt hier einer der ſtärkſten Conchylienſammler und hat das vorzügliche, daß er ſeine Conchylien alle in gläſernen Pyramiden aufbehält, die ſich herum drehen und die Neugierigen ohne Mühe den ganzen Vorrath überſehen laſſen.

Herr **D. Roloff**, (am Königsthor im Schulzliſchen Hauſe,) beſitzt eine anſehnliche Sammlung natürlicher und künſtlicher Seltenheiten.

Der Maler Herr **Sauermann**, (am Döhnhofſchen Platz, an der Ecke der Commendantenſtraße,) beſitzt eine anſehnliche Sammlung auserleſener Conchylien.

Herr Hauptmann **Schmiedel**, (auf der Friedrichsſtadt in der Friedrichsſtraße, dem ſchwarzen Hahn gegenüber.) Sein Naturalien- und Kunſtkabinet füllt einige Zimmer an. Es iſt an ausgeſtopften und in Weingeiſt aufbehaltenen Thieren, beſonders aber an Conchylien, Seeigeln, Meerſternen und Corallen ſo reich, als an Steinen und Erzen. Außer einer Menge künſtlicher Arbeiten von Holz, Wachs, Elfenbein u. ſ. w. enthält es zugleich eine kleine Rüſtkammer, und hat den Vorzug, methodiſch geordnet zu ſeyn.

Herr Geheimerfinanzrath **Schulzer**, (in der Spandauerſtraße in ſeinem Hauſe,) beſitzt ein Naturalienkabinet. Seine Conchylien ſind auserleſen und ziemlich zahlreich. Von Steinen, Erzen und Verſteinerungen ſind die meiſten ausgeſucht ſchön, und gröſtentheils polirt. Die Liebhaber der Naturlehre finden daſelbſt überdis noch viele ſehr ſchöne phyſikaliſche Maſchinen und Inſtrumente.

Herr Sievert Königl. Lieverant, (in der breiten Straſſe, in ſeinem Hauſe,) hat eine anſehnliche Sammlung von modernen Münzen.

Der Herr Profeſſor Johann Theodor Sprögel (hinter der Petrikirche im Sprögelſchen Hauſe,) iſt ſonſt vornemlich auf eine auserleſene und koſtbare Sammlung phyſikaliſcher Inſtrumente und Maſchinen bedacht geweſen, itzt aber zugleich ein eifriger Naturalienſammler.

Bey Herrn Hofrath Georg Ernſt Stahl, (auf der Neuſtadt unter den Linden,) wird eine ſchöne Sammlung auserleſener Conchylien, und ein reichlicher Vorrath vermiſchter Naturalien aufbehalten. Dazu beſitzt dieſer Gelehrte eine vortrefliche Bibliothek von phyſikaliſchen und alchemiſchen Büchern.

Herr Hofpoſtſekretar Stiller, (in der Poſtſtraße im Doullhacſchen Hauſe,) hat einen ſehenswürdigen Vorrath von Conchylien, ſchönen geſchliſnen und rohen Steinen, Erzen und Verſteinerungen, die auch gut geordnet ſind.

Herr Profeſſor **Walter**, (an der Behren- und Charlottenſtraßenecke, in des Goldſchmidts Thomas Hauſe,) hat einen großen Vorrath anatomiſcher Merkwürdigkeiten, ſowohl mit Wachs injicirt, als in Weingeiſte, nebſt einer der anſehnlichſten Sammlungen phyſikaliſcher Maſchinen und Inſtrumente.

Der Herr Prediger **Johann Lucas Woltersdorf**, (bey der Hoſpitalkirche zu St. Gertraud, im Pfarrhauſe,) iſt den Freunden der Natur ſchon längſt durch ſein Mineralſyſtem bekannt, und beſitzt eine koſtbare nach demſelben geordnete Mineralienſammlung, nebſt ſo viel natürlichen Conchylien, als nothwendig ſind, die Verſteinerungen derſelben zu erläutern.

Außer dieſem haben noch als Liebhaber der Naturalien folgende Privatperſonen zum Theil ſchon beträchtliche Samlungen von Conchylien, Erzen, Steinen, Verſteinerungen, Inſecten u. d. gl. zuſammengebracht, und bemühen ſich ſolche beſtändig zu vermehren; als Herr Oberſte von Villerbeck, (in der Friedrichsſtraße zwiſchen dem Halliſchen Thore und der Kochſtraße.) Hr. D. Bloch, (in der Spandauerſtraße in des Brauer Hoppens Hauſe.) Hr. Geheimer Sekretar Graf, (an der kleinen Jungferbrücke in der Witwe Wohlgemuthin Hauſe.) Hr. Prediger Gualtieri, (in der Charlottenſtraße im Garagnonſchen Hauſe, der franzöſiſchen Kirche gegenüber.) Hr. D. Krünitz, (in der Stralauerſtraße.) Hr. Riſeus, (an der Roßſtraßenecke.) Hr. Friedrich Emanuel Lange, (auf der Friedrichsſtadt in der Friedrichsſtraße.) Hr. Kriegesrath Reimari, (in der breiten Straße im Salzmanniſchen Hauſe.) Hr. Commercienrath Reichhard, (in der Spandauerſtraße in der ſogenannten rothen Apotheke.) Der Königl. Kammermuſikus Herr Riedt, (im Durchgange an der neuen Ritterakademie.) Hr. D. Schefler, (auf dem Werder in der Friedrichsſtraße.) Hr. D. Wasmannsdorf, (auf dem Spittelmarkt an der Gertrautenkirche.) Hr. D. Zückert, (an der Cavalierbrücke,) und vielleicht ſind uns manche Kabinette unbekannt geblieben.

d) Kabinette von Malereyen, Kupferſtichen ꝛc.

1. Verzeichniß einiger Gemälde in der Königl. Gallerie auf dem Schloſſe zu Berlin.

Der heilige Bruno, eine Figur in Lebensgröße von Euſtache le Sueur. Meleager und Atalanta auf der Jagd, von P. P. Rubens. Eine Hirſchjagd, von P. P. Rubens. Ein vom Kreuz abgenomener Chriſtus, von Ant. van Dyk. Ein vortreflich Stück, die Fabel vom Satyr und dem Bauer, von Jacob Jordans. Der betrunkne

Silen wird von Satyren und Faunen geführt, von **J. Jordans.** Eine Bären- und wilde Schweinsjagd, beyde von **Franz Sneiders.** Eine Allegorie auf Friedrich Willhelm dem Großen, von **Michael Wilmann**, ein ſehr ſchönes Bild. Ein großes allegoriſches Gemälde auf Friedrich Willhelm dem Großen, als er noch jung war, von **van Tulden.** Eine heilige Familie, von **Poußin**, ein kleines Stück. Zwey Stücke mit Soldaten und Zigeunern, von **Mich. Angelo Caravagio.** Der blinde Tobias und ſein Weib mit dem Böcklein, von **Rembrandt.** Die Geburt Chriſti, das Gegenbild zu obigem, von **Rembrandt.** Eine Wahrſagerin, von **Ferdinand Boll.** Ein alter Mannskopf, von **Joh. Livens.** Die ihre Tochter ſuchende Ceres, von **Adam Elsheimer.** Suſanna im Bade, von **A. Peone.** **Peonens** Familie, von ihm ſelbſt gemalt. Ein Viehſtück; das Vieh iſt in Lebensgröße, von **Abraham Begyn**, ganz in der Manier von **Claes Berghem.** Eine Jagd, von **Philipp Wouwermann.** Eine Landſchaft, von **Pynacker.** Eine Geſellſchaft, von **Pater.** Verſchiedene halbe Figuren, von **Spagnolett** und andere gute italiäniſche, franzöſiſche, niederländiſche und deutſche Gemälde mehr. Es werden hier auch verſchiedene Stücke gezeigt, welche König Friedrich Willhelm, wenn er das Podagra hatte, gemalt, mit der bekannten Ueberſchrift: F. W. R. in tormentis pinxit und der Jahrzahl.

2. In den Zimmern Sr. Königl. Hoheit des Prinzen von Preuſſen auf dem Schloſſe zu Berlin.

Ein römiſcher Triumph, eine Skize von **P. P. Rubens.** Das Abendmahl Chriſti. Eine Skize von **Jacob Jordans.** Die berühmte Schauſpielerin **Mademoiſelle Clairon**, als Medea. Sie ſteht auf einem mit Drachen beſpannten Wagen, den Dolch in der Hand, womit ſie ihre beyden Kinder ermordet, welche zu des Jaſons Füſſen, der ſie dieſes Mordes wegen verfolgt, in ihrem Blute liegen, von Carl Andreas Vanloo. (*) König Willhelm von Engeland, eine ganze Figur im Harniſch, von Caſpar Netſcher. Venus und Aeneas, von la Foſſe. Die Verehrung Chriſti von den Weiſen aus dem Morgenlande, von la Feſſe. Die heilige Magdalena in einer Höle betend, von la Foſſe. Jacob geht ſeinem Bruder Eſau entgegen; eine kleine Skize von Vleughels. Abigail und David, von Vleughels; eine kleine Skize. Einige Nimphen tanzen um eine Statüe; eine kleine Skize von Vleughels. Ein Göttermal, von Daniel Vertanghen. Eine kleine sehr ſchöne Landſchaft, von Hermann Sachtleven. Ein Seeſtück, von Wüſt. Zween Seeſtürme, von Mich. Madderſteeg. Zween Seehäfen, von Andreas du Buiſſon, die Figuren darauf ſind von A. Pesne gemalt. Zween Proſpecte von A. du Buiſſon, die Figuren von A. Pesne. Andromeda und Perſeus, von Vanloo. Pan und Syrinx, von Vanloo. Zween ſich ſchlagende Engeländer, mit vielen Zuſchauern umgeben, von A. Möller. Ein junger Mädchenkopf mit einem Federhute, von Willh. Honthorſt. Ein Bildniß einer Dame in Spaniſcher Kleidung, von A. Pesne. Das Bildniß der Frau von Oerzen, ein Bruſtbild von A Pesne. Das Bildniß der Fräulein von Platen, von Pesne. Das Bildniß der Mademoiſelle Barbarina, ein Knieſtück von A. Pesne. Das Bildniß der Mademoiſelle Cochois, ein Knieſtück von A. Pesne. Das Bildniß eines Malers, von A. Pesne. Ein Frauenzimmer ſpielt auf dem Flügel, und ein junger Herr auf der Flöte, ein Knieſtück von Pesne. Ein Kopf einer Schäferin, von Pesne. Maria Mancini die Nichte des Kardinals Mazarin, als Cleopatra vorgeſtellt, von Pierre Mignard. Zwo Geſellſchaften in Wateauſchen

Ge-

(*) Diß Stück iſt von Cars in Paris geſtochen.

Geſchmack, von C. G. E. Dietrich. Wie Gott dem Adam die Eva giebt, von Dietrich.

5. In dem Pallaſte Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Heinrichs.

Maria mit dem Kinde Jeſus und Johannes, ein vortrefliches Staffeleygemälde, halbe Figuren, von van Dyk. Die keuſche Suſanna, ein kleines Stück von P. P. Rubens. Chriſtus mit den zween Jüngern auf dem Wege nach Emahus; die Figuren ſind von Rubens und die Landſchaft von Breugel gemalt. Der weinende Petrus, ein Bruſtſtück von P. P. Rubens. Ein alter Mannskopf, von Rembrandt. Lot mit ſeinen zwo Töchtern, halbe Figuren in Lebensgröße, von Rembrandt. Ein junger Kopf, ein ovales Stück, von G. Flinck. Zwo Landſchaften, von Pynacker. Adam und Eva werden aus dem Paradieſe getrieben, und Lot mit ſeinen zwo Töchtern; zwey kleine Bilder, von Poelemburg. Acis und Galathee in der Ferne zu ſehen, von Sebaſtian Rocco, ſonſt Parmegianino. Der Triumph der Venus, das Gegenbild zum obigen, von Sebaſt. Rocco. Die Verſuchung des heiligen Antonius, von D. Teniers. Eine Bauerngeſellſchaft, von Teniers. Ein Marketenderſtück, von Ph. Wouwermann. Eine Feldſchlacht, von Ph. Wouwermann. Eine große Landſchaft, von Ph. Wouwermann. Ein kleines Stück mit Pferden, von Peter Wouwermann. Die Heimſuchung Mariä, und die Geburth Chriſti, beyde von Jeaurat. Laban ſucht ſeine Götzen bey dem Jacob, von Vleughels. Eſau begegnet dem Jacob, von Vleughels. Joſeph flieht vor Potiphars Weibe, von Nattier. Chriſtus macht die Blinden ſehend, von Bertin. Eine Geſellſchaft, von Lancret. Le Glorieux, von Lancret. Le Philoſophe Marié, von Lancret. Die Tänzerin Mademoiſelle Camargo, und Monſieur Sallé, beyde Stücke von Lancret. Les Troqueurs, des La Fontaine, von Lancret. Eine Geſellſchaft auf dem Lande, von Wateau. Der König von Frankreich Ludwig der XIV. hängt dem jungen Dauphin den Orden um, von Wateau. Eine Frau am Tiſche ſitzend, neben ihr eine Magd, von van de Hoef. Ein Jüngling hält eine Citrone in der Hand, ein klein vortrefliches Gemälde von Netſcher. Venus giebt dem Aeneas die Waffen, von Franc. Marot. Das Gegenbild dazu iſt Venus und Mars. Artemiſia, wie ſie ſich die Urne mit der Aſche ihres Gemahls Mauſolus reichen läßt, halbe Figuren in Lebensgröße, von Jean Baptiſta Santerre. Wie Moſes von der Tochter Pharaons gefunden wird, von La Foſſe. Abrahams Knecht mit der Rebecca am Brunnen; das Gegenbild zu obigem. Cupido, von Carl Vanloo; ein Stück in Lebensgröße. Das Bildniß des Largilliere, von ihm ſelbſt gemalt. Chriſtus mit den zween Jüngern zu Emahus zu Tiſche ſitzend, von A. Pesne. Eine Skize den Helenenraub vorſtellend, von A. Pesne. Das Bildniß Friedrich Willhelms Königs von Preuſſen, im Harniſch gemalt, ganze Figur, von A. Pesne. Deſſen Gemahlin von eben der Größe, von A. Pesne. Die Erlachiſche Familie, von A. Pesne. Das Portrait des Goldſchmids Dinglingers, von A. Pesne. Deſſen Frau, von A. Pesne. Dieſe drey ſind vortrefliche Bilder. Ein Bildniß, vorgeſtellt wie eine Veſtale, von A. Pesne. Das Bildniß der Tänzerin Reggiana, als die Leda vorgeſtellt, von A. Pesne. Zwey große und ſehr ſchöne Stücke in Poelemburgiſchen Geſchmacke, von Dietrich: Die Ruhe der Maria mit den Kinde Jeſus und Joſeph, auf dem Wege nach Egypten, und eine Grablegung Chriſti, beyde vortrefliche Stücke, von Dietrich. Eine der ſchönſten Landſchaften, von Dietrich.

In dem Audienzzimmer ſind vier ovale Gemälde von dem Königl. Hofmaler Herrn **Carl Amadäus Philipp Vanloo**. Die Vorſtellungen ſind: Dichtkunſt, Malerey, Bildhauerey und Architectur, durch Kinder abgebildet.

In dem Hauptſaale ſind zwo große Malereyen von **Vanloo**. Das Deckenſtück in dieſem Saale, welches die Verſammlung der Götter vorſtellet iſt von **Gregorio Guillielmi** gemalt. Auch das in der Gallerie iſt von **Guillielmi**. Es iſt wegen ſeiner Länge in der Mitten mit vergoldeter Gypsarbeit getheilet. Die eine Hälfte ſtellet die vier Theile der Welt vor; und die andre Hälfte, wie ein junger Held von der Minerva zum Tempel der Ehre geführet wird.

In zwey Zimmern der Prinzeßin Königl. Hoheit ſind ſehr ſchöne hauteliſſe Tapeten, welche in Frankreich nach Malereyen von **Boucher** gemacht worden.

4. In dem Gräflich Schulenburgiſchen Pallaſte in der Willhelmsſtraße.

Der in ſeiner Stiefmutter verliebte kranke Prinz, von **Pittoni**. Das Opfer der Polyxena, von **Pittoni**. Die ſterbende Artemiſia, Gemahlin des Königs Mauſolus, von **Pittoni**. Die Großmuth des Scipio, von **Pittoni**. Die Geburt Chriſti, von **Giov. Benedetto Caſtiglione**. Zwey Feldſchlachten, von **Michael Angelo Cerquozzi**. Ein Bauernſtück, in der Art des **David Teniers**. Noch verſchiedene niederländiſche und italiäniſche Gemälde, ſowol hiſtoriſche Stücke, als Landſchaften und Viehſtücken: Cajus Mutius Scävala, vor dem Könige Porſenna, von **Sebaſtian Ricci**. Die Geburt des Cupido, von **Liberi**. Jupiter und Calliſto, von **Liberi**. Cimon und Pero, halbe Figuren, von **Cignani**. Die Liebe, halbe Figur, von **Cignani**. Wie Moſes aus dem Waſſer gezogen wird; die Figuren ſind halb Lebensgröße, von **Paul**

Veroneſe. Die Hochzeit zu Canaan, nach **P. Veroneſe** von **Tiepolo** gemalt. Ein Jüngling wird der Diana geopfert, von **Tiepolo.** Ein Dianenbad, von **H. Golzius.** Zween alte Köpfe, von **Nogari.** Zween junge Köpfe, von **Nogari.** Eine Landſchaft, von **Zucharelli.** Zwo kleinere Landſchaften, von **Zucharelli.** Zwo Schlachten, von **Bourguignon.**

4. In dem **Berliniſchen Gymnaſium,** oder grauen Kloſter, ſind viele Stücke von **Belotti** detto il **Canaletto,** unter welchen beſonders das Carnaval von Venedig, und die Vermählung des Doge mit dem Meere, ſchön ſind. Verſchiedene hiſtoriſche Gemälde, Köpfe und Landſchaften, von **Nogari, Amiconi** und andern noch neueren italiäniſchen Meiſtern. Sie ſind von einem großen Wohlthäter des Gymnaſium, Herrn **Streit** Kaufmann zu Venedig, einem gebohrnen Berliner, dem Gymnaſium geſchenket worden.

5. Kabinette einiger Privatperſonen.

Der Herr Baudirector **Boumann,** (an der Ecke der franzöſiſchen und Markgrafenſtraße,) hat eine ſchöne Sammlung Malereien.

Bey dem Hofmaler Herrn **Böhme,** (in der Porcelanfabrik,) trift man einige ſehr gute Gemälde von Herrn **Dietrich,** beſonders aber eine ſtarke Sammlung aus deſſen Schule, worunter viele von der geſchikten Hand der Madame **Böhmin** und **Wagnerin,** zwoer Schweſtern des Churfürſtlich Sächſiſchen erſten Hofmalers, Herrn **Dietrichs.** Auch eine Sammlung guter Kupferſtiche.

Der Herr Hofrath **Buchholz,** (in der Spandauerſtraße in der Landſchaft,) hat ein Kabinet Malereyen, worunter Lot mit ſeinem zwo Töchtern, halbe Figuren in Lebensgröße, von **Gerh. Honſthorſt** gemalt, beſonders ſchön iſt. Zwo Landſchaften von ſeltener Größe, den Winter und Sommer vorſtellend, von **Joh. Griffier**. Eine kleine Skize, wie Moſes von ſeinen Eltern ins Waſſer gelegt wird, von **Poußin**. Das Bildniß des Herrn Kriegsrath Michel, des Schwiegervaters des Herrn Hofraths, von **Peone** in Knieſtück gemalt, iſt ſehr ſchön, denn es iſt mit einer dreiſten Hand gearbeitet, ſchön gezeichnet, und vortreflich colorirt. Auch beſitzet der Herr Hofrath eine Sammlung der ſchönſten Handzeichnungen und Kupferſtiche.

Der Herr Director Cäſar, (unter den Linden,) beſitzet eine zahlreiche Sammlung der beſten Gallerie- und Kabinetgemälde, aus der italiäniſchen, franzöſiſchen und niederländiſchen Schule, unter welchen folgende beſonders ſchön ſind: Maria mit dem Kinde Jeſu, halbe Figur, von **Leonard da Vinci**, von ſeiner erſten Manier. Chriſtus auf dem Schoße der Maria; auf der linken Seite kniet die heil. Catharina, auf der Rechten ſteht der heil. Hieronymus, und hinter der Maria ſind noch einige Engel; Eine Skize von **Anton Corregio**. Der Streit zwiſchen den Centauren und Lapithen, ein klein Stück von **Jul. Romano**. Cupido einen Pfeil abſchießend, in Lebensgröße, von **Palma Giovane**. Die Verleugnung Petri bey der Magd am Feuer; halbe Figur in Lebensgröße, nach der erſten Manier des G. Reni. Apollo verfolgt die Daphne, von **Benedetto Lotti**. Die ſterbende Lucretia im Bruſtſtück, von **Guido Cagniacci**. Diana, wie ſie zu dem ſchlafenden Endymion kömmt, von Trevisani. Das Bildniß eines Procuraters di St. Marco aus der Familie Crizzi, halbe Figur, von Giorgione. Wie Abdolonym vom Alexander zum Könige der Sydonier erwählt wird, von **Poußin**. Die Ruhe der heiligen Familie auf der Reiſe nach Egypten, von **S. Bourdon**. Die Grablegung Chriſti, von **Vouet**. Eine Heilige, wie ſie von zween Engeln

geln gehalten wird, von **Vouet**. Ulyſſes wie er den jungen Aſtyanax, ſeiner Mutter der Andromacha raubt, von **Jouvenet**. Bachus und Ariadne, von **Coypel**. Die Die Ruhe der heiligen Familie auf der Flucht nach Egypten, von **Boucher**. Chriſtus erweckt Jairi Töchterlein, von **Rembrandt**. Ein alter Mann in einer Höhle ſitzend, um ihm herum liegen goldene und ſilberne Geſchirre, und in der Entfernung iſt eine Feuersbrunſt. Es ſoll vielleicht den Lot mit ſeinen geretteten Schätzen vorſtellen, von **Rembrandt**. Ein junger Prinz aus dem Hauſe Oranien mit ſeinem Lehrmeiſter dem Poeten Cats, halbe Figuren von **Govaert Flink**. Einige ſchlafende Nymphen, von **F. Boll**. Minerva in der Werkſtatt des Vulkans, wie ſie ſich ihren Harniſch anlegen läßt, von **P. P. Rubens**. Maria mit dem Kinde Jeſus, halbe Figur in Lebensgröße, von **P. P. Rubens**. Das Bruſtbild des alten Cäſar Alexander Scaglia, ganze Figur, von **van Dyk**. Ein Viehſtück, von **Berghem**. Zwey Bauernſtücke, von **Bega**. Chriſtus auf dem Schoße der Maria, welcher nach einen Zweige mit Kirſchen greift, den ihn Joſeph darreicht, ganze Figuren, von **van der Werf**. Eine betende Maria, von **van der Werf**. Wie Abraham die Hagar verläßt, von **Willh. Mieris**. Ein Blumenſtück, von **Joh. van Huyſum**. Ein dergleichen von **Abrah. Mignon**. Ein an einem Baume hängender Haſe, bey welchen noch einige Rebhüner und anderes Geflügel liegt, von **Joh. Weeninx**. Simeon im Tempel, das Kind Jeſu auf ſeinen Armen haltend; im Geſchmacke des Rembrandts, von **Dietrich**. Wie Hagar von der Sara dem Abraham zugeführet wird, von **Dietrich**. Die heilige Familie unter einem Baume ſitzend, an welchem eine Laterne hengt, von **Dietrich**; dieſes Bild iſt wegen ſeiner Erleuchtung von der Laterne beſonders ſchön Zween Waſſerfälle von Tivoli; dieſe Stücke ſind von **Dietrich** nach der Natur gemalt worden. Auch beſitzet der Herr Director eine ſchöne Sammlung Kupferſtiche.

Der Miniaturmaler Herr **Daniel Chodowiecki** (in der Brüderſtraße,) hat ein Kabinett Malereyen, worunter ein ſehr ſchönes Stück von **Joh. Miel** iſt; es ſind einige Reiſende die vor der Thür eines Gaſthofes trinken. Auch beſitzt er eine gute Sammlung Kupferſtiche.

Bey Herrn **Friedrich Carl Daum** (Bankier, in der breiten Straße,) iſt eine ſehr anſehnliche Sammlung ſchöner Kupferſtiche, meiſt nach niederländiſchen Künſtlern: das radierte Werk des Rembrandts iſt faſt vollſtändig.

Bey dem Maler Herrn **Falbe**, findet man einige Skizen; die Geſchichte von Simſon und der Delila, von **Pesne** gemalt. Auch eine ſtarke Sammlung von den radierten Sachen des Rembrandts, und andere gute Kupferſtiche mehr.

Der Maler Herr **Glume** (auf dem Willhelmsplatze,) hat ein Kabinett ſchöner Malereyen, unter welchen vier ſchöne Proſpecte von **Canaletto** ſind, auch beſitzt er eine Sammlung guter Kupferſtiche.

Se. Excell. der Großkanzler Herr **von Jariges**, beſitzen ein ſchönes und zahlreiches Kabinett der beſten italiäniſchen, franzöſiſchen, niederländiſchen und deutſchen Gemälden von **Titian**, **Corregio**, **P. Veroneſe**, **C. Maratto**, **Carravagio**, **Lanfranco**, **Treviſani**, **Benedetto Lotti**, **de Troy**, **Vleughels**, **Nic. Raux**, **F. Boucher**, **Mich. Mierevelt**, **Rembrandt**, **Ferd. Bol**, **Helſtokade**, **Berghem**, **Ph. Wouwermans**, **Andreas Both**, **Gerhard Terburg**, **Franz Mieris**, **Willh. Mieris**, **Carl de Moor**, **A. Dürer**, **Heinz**, einige von **P. P. Rubens**, unter welchen Chriſtus am Kreuze, eines der ſchönſten Staffeleygemälde dieſes Künſtlers iſt. Ein ſchönes Gemälde von **Caſpar Netſcher**, Jupiter und Antiope vorſtellend. Schöne Stücke von

G. Laireſſe, Adrian von Oſtade ꝛc. Hiſtoriſche Stücke, Landſchaften und Viehſtücke mit nackenden Figuren, von **Dietrich**, unter denen beſonders ſchön iſt: wie Chriſtus die Kranken geſund macht; die Taufe Philippi, zwey große Bilder; und die Flucht Chriſti nach Egypten, ein Nachtſtück. Apollo, wie er die Daphne verfolgt, von **B. Lotti**, iſt ein kleines vortrefliches Stück.

Bey den Herrn Grafen von **Ramke** iſt auch ein Kabinett ſchöner Gemälde, ſowol von italiäniſchen als niederländiſchen Künſtlern. Zwey Bruſtſtücke in Lebensgröße, ein alter Mann und ein junges Mädchen, von **Rembrandt**, ſind gewiß unter die beſten Arbeiten Rembrandts zu zählen. Das Mädchen iſt von einer ſchönen Geſichtsbildung, welches etwas ſeltenes von dieſen Künſtler iſt, und das Colorit iſt ſo, daß dieſes Bild zu leben ſcheint. Auch beſitzt der Herr Graf eine gute Sammlung Kupferſtiche.

Der Director der Malerakademie Herr **le Sueur**, (auf dem Werder am Waſſer,) hat einige gute Malereyen, beſonders zwo Skizen, die Auferſtehung Chriſti von **Rubens**, und der heilige Martin, der einem armen Manne ein Stück von ſeinem Mantel giebt, von **van Dyk**. Drey ſchöne Landſchaften, von **Cl. Lorrain**, von **Abraham Begyn** und **J. Hackert**; viele ſchöne Skizen von ſeiner Arbeit, desgleichen ſchöne Zeichnungen, beſonders von ſeiner Hand, und eine Sammlung der beſten Kupferſtiche.

Herr **F. W. Meil**, (in der neuen Grünſtraße,) beſitzt eine vortrefliche Sammlung von Kupferſtichen, ſonderlich eine der Vollſtändigkeit ſehr nahe Sammlung, von Albert Dürers und anderer alten Meiſter Werken.

Bey dem Herrn Geheimenrath **de la Motte**, (in der Spandauerſtraße,) iſt eine ſchöne Sammlung großer Gemälde von **B. Rode**.

Der Herr D. Möhſen beſitzt eine Sammlung Malereyen, unter denen eine ſehr ſchön gemalte Schlacht, von Huchtenburg iſt. Schöne große Gemälde von B. Rode und andern guten Künſtlern mehr; auch Kupferſtiche, ſowol hiſtoriſche Stücke, als Bildniſſe.

Der Maler Herr Reclam, (in der Jägerſtraße,) beſitzt auch ein Kabinett ſehr guter Malereyen, worunter ſich eine der ſchönſten Landſchaften von Both befindet.

Bey dem Maler Herrn B. Rode, eine ſchöne Sammlung hiſtoriſcher Gemälde von ſeiner Hand, wie auch eine Sammlung Kupferſtiche.

Bey dem Hofkupferſtecher Herrn Schmidt, ſind einige Malereyen, worunter ein ſchönes Stück ſich befindet worauf Herr Schmidt und ſeine Frau von Pesnen gemalt ſind; auch eine der ſchönſten Landſchaften von Pinacker, und andere gute Stücke mehr. Eine ſchöne Sammlung Handzeichnungen und Kupferſtiche.

Bey dem Herrn Commercienrath Tribble, (auf dem Werder,) eine Sammlung der beſten italiäniſchen, franzöſiſchen und niederländiſchen Gemälde, ſowol Gallerie- als Kabinettſtücke. Eine Sammlung Handzeichnungen und Kupferſtiche der beſten Meiſter.

5.) Verſchiedene andere Sehenswürdigkeiten.

Die vielen in Berlin befindliche angenehme Gärten, ſind für einen Fremden ſehr ſehenswürdig. Dergleichen ſind: das Königl. Luſtſchloß Monbijou, nebſt dem Garten, den ſonderlich die ſchöne Ausſicht auf den Weidendamm ſehr reizend macht, und in dem jedermann der Zutritt verſtattet wird. Die beyden gräflich Reußiſchen Gärten, ſowol in der Leipzigerſtraße ohnweit dem Achtecke, als vorm Spandauerthore in der Oranienburgerſtraße. Der botaniſche Garten der Akademie, oder der ſogenannte Hopfengarten, vorm Potsdammerthore. Der gräflich Hakiſche Garten in der Krautsgaße vorm Stralauerthore. Der **Krauſiſche** Kunſtgarten in eben der Straße. Der **Holzeckerſche** vorm Königsthore Der **Splittgerberſche** in neu Cölln. Der ſehr ſchöne **Gottskowskiſche** Garten in der Leipzigerſtraße ohnweit dem Achtecke. Der ehemalige **Schweiggerſche** vorm Stralauerthore. Der **Daniel Itzigſche** ohnweit dem Cöpenickerthore, der **Ephraimſche** auf dem Schifbauerdamm und viele andere, die hier anzuführen allzuweitläufig ſeyn würde. Der **Thiergarten,** iſt in dem folgenden zehnten Abſchnitte weitläufig beſchrieben. Die um Berlin herum liegende Luſtſchlöſſer ſind im zwölften Abſchnitte beſchrieben.

Die täglichen **Wachtparaden** gehören auch hieher; die Paradeplätze ſind, der **Luſtgarten,** der **Platz am Arbeitshauſe vorm Königsthore,** der **Willhelmsplatz** und der **Dönhoffiſche Platz.**

Die jährlichen **Muſterungen** oder **Revüen** pflegen allezeit im Frühlinge, vor ſich zu gehen. Einige Wochen vorher, kommen von den ſämtlichen Berliniſchen Regimentern die Beurlaubten an, welche ſodann täglich in Waffen geübet werden. Zur Revüe rücken jederzeit aus den benachbarten Garniſonen als Prenzlow, Frankfurt an der Oder u. ſ. w. verſchiedene Infanterieregimenter in Berlin ein; die Cavallerie aber, pflegt vor dem Halliſchen Thore ein Lager zu beziehen. Jedes Regiment paßirt vor dem Könige beſonders die Specialrevüe. Die Generalrevüe pflegt gemeiniglich drey Tage zu währen, da denn jeden Tag früh die ganze Armee vor das Halliſche Thor auf die Ebene bey Tempelhof ausrücket, woſelbſt in Gegenwart des Königs, verſchiedene Manöuvres gemacht werden, und hernach jederzeit alle Regimenter vor Sr. Majeſtät vorbey defiliren. Nach der Revüe, pflegen die Artillerieregimenter, ohnweit dem Wedding und Geſundbrunnen, einige Wochen lang, zur Uebung ſowol mit Stücken nach dem Ziele zu ſchießen, als auch mit Haubitzgranaten und Mörſern, nach dem Ziele zu werfen.

Die **Berliniſche Fabriken und Manufacturen** von allerhand Art können die Neugierde eines Fremden angenehm beſchäftigen. Wir haben ſie oben im achten Abſchnitte S. 302 u. folg. ſämtlich namentlich angezeigt, und beziehen uns hier darauf.

Die öffentlichen Examen im **Joachimsthaliſchen Gymnaſium**, ſind allemal gleich nach Oſtern, und im **Berliniſchen Gymnaſium** nach Michaelis; in der **Realſchule** aber Oſtern und Michaelis. Bey dem letztern werden gemeiniglich allerhand Probſtücken, Zeichnungen und Modelle vorgewieſen. Zu allen dieſen Examen werden die Zuhörer allemal durch beſondere Programmen eingeladen.

Fremde die Liebhaber der Reitkunſt ſind, können täglich von 9 bis 12 Uhr Vormittags, die **Königl. Reitbahn** in der breiten Straße, beſuchen, wo ſie der Unterweiſung der Scholaren mit beywohnen, und auch öfters ſchöne Pferde können vorreiten ſehen.

Die **Ziehungen der Königl. Zahlenlotterie** geſchehen alle drey oder vier Wochen, entweder auf öffentlicher Straße vor dem Lotterieamte, oder auf dem großen Saale des Berliniſchen Rathhauſes, und werden allemal vorher durch die Zeitungen bekannt gemacht.

Verzeichniß der itztlebenden Baumeiſter, Bildhauer, Kupferſtecher und Maler.

Herr Johann Boumann, Königl. Baudirector, iſt zu Amſterdam im Jahre 1706 gebohren. Im Jahre 1732 berief ihn König Friedrich Willhelm nach Potsdam, unter deſſen Regierung er daſelbſt die ſogenannten holländiſchen Häuſer gebauet hat. Unter dem itzigen Könige hat er daſelbſt die Aufſicht über den Bau des Berliner und neuen Thores, desgleichen des Rathhauſes, der franzöſiſchen Kirche und vieler anderer auf Befehl des Königs erbauter Gebäude gehabt. In Berlin hat er die Domkirche, den Pallaſt des Prinzen Heinrichs, die neue Münze, die Hausvogtey, das Invalidenhaus, das Treitſchkiſche Fabrikenhaus, die neue Ritterakademie und andere Gebäude gebauet. Er wohnt auf der Friedrichsſtadt, an der Ecke der Markgrafen- und franzöſiſchen Straße.

Herr **Johann Peter Benkert**, Bildhauer, ward zu Neuſtadt an der Saale in Franken, im Jahre 1709 gebohren, lernte die Bildhauerey zu Eichſtedt und arbeitete nachher in München, Bamberg und den umliegenden Gegenden. Beym Antritt der Regierung des itzigen Königs ward er nach Potsdam berufen, wo er viele Bildſäulen in Marmor, Stein und Gyps, verfertigt hat. (*) Er wohnt zu Potsdam.

Herr Daniel **Berger** der jüngere, Kupferſtecher, hat verſchiedene Stücke der Königl. Gallerie in Sansſouci, in Kupfer geſtochen. Er wohnt am Salzhofe.

Herr **Willhelm Ludwig Böckli**, Bildnißmaler, iſt im Jahre 1711 gebohren. Er wohnt an der Schinkenbrücke.

Herr **Martin Friedrich Böhm**, Königl. Kriegesrath und Oberbaudirector, ein Sohn des Baumeiſters **Martin Heinrich Böhm**, deſſen Leben unten im Anhange erzehlet wird. Er wohnt in der neuen Grünſtraße, im Voßiſchen Hauſe.

Herr **Carl Willhelm Böhme**, Königl. Hofmaler. Er iſt im Jahre 1720 zu Großpörten in Sachſen gebohren. Er lernte die Porcelanmalerey, auf der Porcelanfabrik zu Meiſſen, und brachte es ſo weit, daß er für einen

der

(*) Das Verzeichniß davon ſiehe in der Nachricht. von Künſtlern, und Kunſtſachen. Leipz. 1768 in gr. 8vo S. 113.

der beſten Maler daſelbſt gehalten ward. Im Jahre 1762 kam er nach Berlin und ward bey der Königl. Porcellanfabrik, mit dem Prädicat als Hofmaler, zum Aufſeher über die Malerey in der Fabrik ernennet, die unter ſeiner Aufſicht zu großer Vollkommenheit gediehen iſt. Er wohnt in der Königl. Porcellanfabrik.

Frau Rahel Roſina Böhmin geb. **Dietrichin**, die Ehegattin des ebengenannten Künſtlers, und eine Schweſter des berühmten Churfürſtl. erſten Hofmalers Herrn **Dietrichs**. Sie ward im Jahre 1725 zu Weimar gebohren, wo ihr Vater Hofmaler war, der ſich aber im Jahr 1731 nach Dresden begab. Da ſie frühe Neigung zur Malerey bezeugte, genoß ſie des Unterrichts ihres Vaters, und erlangte viel Geſchiklichkeit im Malen, und ſonderlich im Copiren, worin ſie ſehr glücklich iſt. Man findet in den Kunſtſammlungen verſchiedener Liebhaber Arbeiten von ihr, die Proben ihrer Talente ſind.

Herr Daniel Chodowiecki, Miniaturmaler und Mitglied der Königl. Malerakademie, ward im Jahre 1726 zu Danzig gebohren, und ward nach Berlin die Handlung zu lernen geſchikt, widmete ſich aber der Malerey. Er malt Bildniſſe in Miniatur vortreflich, desgleichen Converſationsſtücke u. d. gl. in Waſſerfarben und in Email. Er hat auch einige Converſationsſtücken in Oel klein gemalet. Er hat auch eine Anzahl Blätter artig in Kupfer geätzet (*), und beſitzet ein ſchönes Kabinett von Kupferſtichen und Malereyen. Er wohnt in der Brüderſtraße im Rolletſchen Hauſe.

Herr Gottfried Chodowiecki der jüngere, Bruder des vorigen, iſt im Jahre 1728 zu Danzig gebohren. Er malt auch in Miniatur und Email, ſonderlich Jagden und Stücke worauf Pferde vorkommen. Er wohnt auf dem Werder in der Holzgartenſtraße, in ſeinem Hauſe.

Herr

(*) Siehe das Verzeichniß derſelben, in der Nachr. von Künſtlern, S. 28.

Herr Iſaak Jakob Clauze iſt zu Berlin den 20ten October 1728 gebohren. Sein Vater war ein Goldſchmidt aus Metz gebürtig. Im Jahre 1739 kam er zu dem Miniaturmaler **Wolfgang**, um die Malerey zu erlernen, bey welchem er acht Jahre verblieb. Als er denſelben verließ, legte er ſich auf die Emaillemalerey, die dazumal in Berlin auf Doſen, Uhren u. d. gl. ſtark Mode war. Er zeigte hierin ſeine beſondere Gaben, ſo daß er bald, als einer der gröſten Künſtler in dieſer Art, bekannt ward, und ſeine Arbeit von Kennern geſucht wurde. Im Jahre 1753 gieng er nach Dreßden, wo er ſich ein Jahr, lang aufhielt, und verſchiedenes arbeitete; bey ſeiner Zurückkunft, erhielt er die Aufſicht über die Malerey, in der neuerrichteten Wegelinſchen Porcellanfabrik. Gleiches Amt übernahm er in der Gottskowskiſchen Porcellanfabrik, in welcher er auch ſeitdem dieſe Fabrik für Königl. Rechnung geführet wird, geblieben iſt, und ſeine Geſchicklichkeit, ſowol in ſehr ſchönen Gemälden auf Porcellan, als in Unterweiſung der ihn untergebenen Lehrlinge zeiget. Er wohnt in der Porcellanfabrik.

Herr **Nathanael Diemar**, im Jahre 1735 in Berlin gebohren. Er lernte die Malerey bey **Ring** und **Andr. Möller**. Er malt ſchöne Bildniſſe in Miniatur und Email. Er wohnt in dem Pielerſchen Hauſe an der neuen Friedrichsbrücke.

Herr **Emanuel dû Buiſſon.** Bildnißmaler, Mitglied der Königl. Malerakademie, ein Schüler ſeines Schwagers **Anton Pesne** und älteſter Sohn des Blumenmalers **J. B. dû Buiſſon**, gebohren zu Neapel im Jahre 1699. Er wohnt am Dönhofſchen Platz im Zierlſchen Hauſe.

Herr Auguſtin dû **Buiſſon**, Königl. Blumenmaler und Mitglied der Königl. Malerakademie, der zweyte Sohn und Schüler **J. B. dû Buiſſon**, gebohren 1700, wohnt an der Schinkenbrücke im Creutzſchen Hauſe.

Herr Joachim Martin Falbe, Bildnißmaler und Mitglied der Königl. Malerakademie, iſt im Jahre 1709 gebohren. Er iſt ein Schüler Joh. Harpers und A. Pesne. Er gehöret zu den beſten Bildnißmalern in Berlin, und hat auch verſchiedene artige Blätter in Kupfer geätzet. (*) Er wohnet in der Kloſterſtraße in des Kaufmann Jacobs Hauſe.

Herr Carl Friedrich Fechhelm, Königl. Theatermaler und Mitglied der Königl. Malerakademie. Er iſt im Jahre 1725 zu Dreßden gebohren, wo er unter Bibiena und Bellavita ſtudiret hat. Außer verſchiedenen Decorationen des Opertheaters, hat er viele Gärten und Palläſte in Berlin mit perſpectiviſchen Malereyen gezieret. Er hat auch verſchiedene Plätze in Berlin in Kupfer geätzet. Er wohnt an der Jägerbrücke in ſeinem Hauſe.

Herr Joh. Heinr. Chriſtian Franke. Ein Bildnißmaler und Schüler der Madame de Gaſc geb. Liſiewska. Er hat ein Bildniß des itztregierenden Königs gemalt, welches ſehr oft copirt worden, und für ähnlich gehalten wird. Er wohnet vor dem Stralauerthore in der Schillingsgaſſe in ſeinem Hauſe.

Herr Joh. Friedel, Königl. Bauadjutant, hat verſchiedene Gebäude, zum theil auch nach eigenen Riſſen gebauet. Er wohnt hinter der Garniſonkirche.

Herr Joh. Chriſtoph Friſch, Hiſtorienmaler, iſt zu Berlin im Jahre 1739 gebohren. Er hat ſich unter B. Rode, und hernach auf Reiſen in Italien und Frankreich gebildet. Im Jahr 1768 hat er im neuen Schloſſe zu Potsdam drey Deckenſtücke, und andere Gemälde gemalt.

Herr Nicolaus Georgi, Königl. Hofſtempelſchneider. Er iſt aus Schweden gebürtig. Man hat von ihm verſchiedene ſchöne Medaillen. Er wohnt in der Spandauerſtraße.

Herr

(*) Siehe das Verzeichniß davon in der Nachricht von Künſtlern, S. [illegible]

Herr **Johann Gottlieb Glume**, Bildnißmaler und Mitglied der Königl. Malerakademie, der älteſte Sohn des Bildhauers Joh. Georg Glume, iſt zu Berlin im Jahr 1711 geboren und hat die Malerey bey Pesne und Harper gelernt. Er malet auch Landſchaften und Converſationsſtücke, und hat eine Anzal artige Blätter in Kupfer geätzet. Er wohnt auf dem Willhelmsmarkte.

Herr **Carl Philipp Glume**, Bildhauer, jüngſter Sohn Joh. Georg Glumens, iſt im Jahr 1724 geboren. Er wohnt auf dem Willhelmsmarkte.

Herr **Carl von Gontard**, Hauptmann von der Armee und Königl. Baumeiſter. Er hat die Aufſicht über den Bau des neuen Schloſſes bey Sansſouci, und verſchiedener anderer auf Befehl des Königs in Potsdam aufgeführten Gebäude gehabt. Er wohnet in Potsdam.

Herr **J. C. Hagen**, Bildhauer, hat verſchiedene Bildſäulen in Potsdam und Berlin verfertiget. Er wohnt in Potsdam.

Herr **Joh. Bernh. Gottfr. Hopfer**, Königl. und des Johanniterordens Wapenmaler. Iſt im Jahre 1711 zu Redelſee in Franken gebohren. Iſt beſonders in anatomiſchen Zeichnungen geſchickt. Er wohnt auf der Friedrichsſtadt in der franzöſiſchen Straße.

Herr **Joh. Mich. Hoppenhaupt** der ältere, Bildhauer. Iſt zu Merſeburg im Jahr 1709 gebohren. Er hat in Dreßden, Wien und andern Orten gearbeitet, und ward im Jahre 1740 nach Berlin berufen. Von ihm ſind viele Verzierungen in Sansſouci und andern Königlichen Schlöſſern. Er wohnt auf der Friedrichsſtadt.

Herr **Thomas Huber**, Königl. Hofmaler und Mitglied der Königl. Malerakademie. Er iſt im Jahre 1700 in der Veſtung Rheinfels gebohren, und hat die Malerey in Berlin bey Liſiewski gelernet. Er malet Früchte, Landſchaften, Hiſtorien und Bildniſſe. Er wohnet in der Leipziger Straße in des Cantor Pochhammers Hauſe.

Herr Friedrich Rauke, Kupferſtecher, aus Berlin gebürtig. Er lernte die Kupferſtecherey bey Schleuen, und gieng 1755 nach Dreßden, um ſich daſelbſt weiter zu üben, kam aber im Jahre 1757 nach Berlin zurück, wo er verſchiedene Bildniſſe und Geſchichte geſtochen hat. Er wohnt in der Friedrichsſtraße ohnweit der Oranienburgerſtraße.

Herr Andreas Ludwig Krüger ward zu Potsdam im Jahre 1743 gebohren. Der Baumeiſter Andreas Krüger (*) war ſeines Vatern Bruder, nahm ihn im neunten Jahre zu ſich und unterwieß ihn hernach in der Baukunſt. Er hatte aber mehr Neigung zur Malerey, worin er einige Unterweiſung von B. Rode erhielt. Als ſein Vetter im Jahre 1759 ſtarb ſo überließ er ſich ganz der Malerey. Er hat verſchiedene Zeichnungen, nach Gemälden in der Königl. Gallerie gemacht, wovon folgende geſtochen worden, nemlich:

Chriſtus, Maria und Martha, nach Leonhard de Vinci. Eine heilige Familie, nach Andreas del Sarto. Chriſtus und die Sünderin, nach Procacino. Von Senter geſtochen.

Der Kopf des Apoſtels Petrus, nach Spagnolett von Rugendas geſtochen.

Er hat auch verſchiedene antike Köpfe aus der Königlichen Sammlung in Kupfer geätzt. Er wohnt in Potsdam.

Herr Johann Conrad Krüger, Bildnißmaler, ward zu Stettin im Jahre 1733 gebohren. Er lernte die Malerey bey dem Königl. Hofmaler Hrn. Huber, er hat ſich in Dreßden und hernach in Polen aufgehalten, und ſich zulezt in ſeiner Vaterſtadt Stettin geſetzt, von da er im Jahre 1768 nach Berlin gezogen iſt. Er hat auch verſchiedene Vignetten und Bildniſſe in Kupfer geätzt. Er

---

(*) Siehe unten im Anhange.

wohnt in der Königsſtraße neben dem Gouvernementhauſe.

Herr **Friedrich Elias Meyer der ältere.** Modellmeiſter in der Königl. Porcellanfabrik. Er iſt zu Erfurt im Jahre 1723 gebohren. Sein Vater war ein Bildhauer, den er aber ſehr früh verlohr. Im Jahre 1737 ward er nach Gotha zu dem Hofbildhauer **Grünbeck** geſchickt, um die Bildhauerey zu erlernen, und im Jahre 1741, ward er, ohneracht er nur achtzehn Jahre alt war, von dem Fürſten von Sondershauſen zum Hofbildhauer erkläret. Von da kam er zum Herzoge Ernſt Auguſt von Weimar, der ihn nach Berlin ſendete, um ſich daſelbſt in ſeiner Kunſt weiter zu bilden. Bald darauf ſtarb dieſer Fürſt und er gieng im Jahre 1745 nach Dreßden, von da wurde er nach Meißen in die Porcellanfabrik, zu Modellirung der Figuren berufen. Im Jahre 1761 kam er nach Berlin, in die damalige Gottskowskiſche, nachher Königl. Fabrik als Modellmeiſter und Aufſeher über die Bildhauerarbeit. Ihm hat man die ſchöne Einrichtung der Modelle des Berliniſchen Porcellans hauptſächlich zu danken. Er wohnt in der Königl. Porcellanfabrik.

Herr **Willhelm Christian Meyer der jüngere,** ein Bruder des vorigen, iſt im Jahre 1726 in Gotha gebohren. Sein Bruder gab ihm drey Jahre Unterricht in der Bildhauerkunſt. Nachher reiſete er nach Leipzig, Berlin, Potsdamm und Halle, wo er arbeitete, und ſich in ſeiner Kunſt feſter ſetzte. Er kam darauf nach Berlin zurück. Im Jahre 1757 ward er nach Düſſeldorf berufen, wo er für den Churfürſten arbeitete, von da reiſete er nach Bonn, wo der Churf. **Clemens** Auguſt verſchiedene ſchöne Statüen von ihm verfertigen ließ. Nach dem Tode dieſes Fürſten kam er wieder nach Berlin. Man ſiehet von der Hand dieſes ſehr geſchickten Künſtlers in Berlin nur wenig Statüen; nemlich in dem Garten des Herrn Wegeli zu Charlottenburg vier Bildſäulen von

Kriegsleuten, voller Geiſt; ſie ſtanden ehemals in Berlin im ehemaligen Eimbkiſchen Garten. Bey ihm ſelbſt findet man eine Gruppe: Aeneas der ſeinen Vater Anchiſes aus Troja trägt, von ſeiner beſten Arbeit. Er wohnt in der Behrenſtraße im Schuchiſchen Hauſe.

Herr Joh. Willh. Meil, der jüngere, (*) Zeichner, Kupferſtecher und Mitglied der Königl. Akademie der Künſte. Er ward zu Altenburg im Jahre 1731 gebohren, wo ſein Vater Hofbildhauer war. Er kam nach Bayreuth wo er ſich dem Studiren widmete, und beſuchte hernach die Univerſität Leipzig um ſeine Studien daſelbſt fortzuſetzen. Er hatte ſchon vorhero ohne Anweiſung einen geringen Anfang im Zeichnen gemacht, dieſe Uebung wozu ihm ſein Genie trieb, ſetzte er beſtändig fort. Im Jahre 1752 kam er nach Berlin. Da durch die Kunſtwerke, die er daſelbſt ſahe, ſein Eifer vermehret wurde, ſo zeichnete er unabläßig: hiſtoriſche und allegoriſche Gegenſtän[illegible] Statüen, Vaſen, Verzierungen der Zimmer für Bildhauer, desgleichen für Gold- und Silberarbeiter, Jubelierer, Goldſticker ꝛc., hierdurch erwarb er ſich zwar Fertigkeit im Erfinden, und Leichtigkeit der Hand aber ſein Name blieb meiſtens unbekannt, bis er durch Titelblätter und Vignetten zu verſchiedenen Büchern, bekannt ward. Er hatte, ſo wie im Zeichnen, alſo auch im Kupferätzen, keine Anweiſung, ſondern ſein eigenes Genie muſte ihn leiten. Dieſe Arbeit aber erhielt von Anfange an, großen Beyfall, ſodaß er von Kennern den beſten Kupferätzern unſerer Zeit beygezählet wird. Seine Vignetten und übrige Kupferſtiche belaufen ſich an 300 Stück, die aber ſchwer zuſammenzubringen ſind, weil ſich verſchiedene ſehr rar gemacht haben. Er fähret fort, in Kupfer zu ätzen, und ſowol ins große als ins kleine, ſowol hiſtoriſche Gegenſtände, als

---

(*) Sein älterer Bruder Herr J. H. Meil, der ſich in Leipzig aufhält, iſt auch durch viele Vignetten und Titelblätter, desgleichen durch eine Folge von Kupferſtichen zu Gellerts Fabeln bekannt.

Verzierungen ꝛc. zu zeichnen. Er wohnt in der neuen Grünſtraße im Aſchenborniſchen Hauſe.

Herr Aug. Gotthilf Naumann, Königlicher Kriegs- und Domainenrath, Hofbaumeiſter und Oberbaudirector. Wohnt vorm Königsthore in ſeines Hrn. Vaters Hauſe.

Herr Matthias Oeſterreich, Königl. Gallerieinſpector. Er iſt zu Hamburg im Jahre 1716 gebohren. Man hat von ihm verſchiedene radirte Blätter, desgleichen Beſchreibungen verſchiedener Kabinette, (*) ſonderlich der Königl. Gallerie zu Sansſouci. Er wohnt in Potsdam.

Herr Friedrich Reclam, Bildniß und Landſchaftsmaler, imgleichen Mitglied der Königl. Malerakademie. Er iſt im Jahre 1734 zu Magdeburg gebohren, hat die Malerey bey Peone gelernt, und ſich hernach lange in Frankreich, auch in Italien aufgehalten. Er wohnt an der Jägerbrücke.

Herr Arnold Rentink, Landſchaftenmaler, und Converſationsmaler. (**) Er ward zu Amſterdam im Jahre 1712 gebohren, lernte zuerſt bey Arnold Boonen und vernach bey Nikolas Verkolje. Der Ritter Carl van Moor, unterrichtete ihn weiter, da er ſeine Liebe zur Kunſt ſahe. Er ſchildert Bildniſſe, Converſationsſtücke und Landſchaften. Er weiß auch ſehr gut in Waſſerfarben die Manier berühmter Meiſter, ſonderlich Wowermanns nachzumachen. Er wohnt in der Leipzigerſtraße ohnweit dem Dönhofſchen Platz.

Herr Joh. David Ränz der ältere, und Herr Joh. Lorenz Willh. Ränz der jüngere, beyde Bildhauer, die ihre Werke meiſt gemeinſchaftlich gearbeitet haben. Der ältere ward im Jahr 1729, und der jüngere 1733 zu Bayreuth gebohren, wo ihr Vater Hofbildhauer war, von dem

---

(*) Siehe Nachricht von Künſtlern S. 120.

(**) Sein Leben hat van Gool in de Nieuwe Schouburg der Nederlantſche Kunſtſchilders IIde Deel S. 36 und folg. beſchrieben.

dem ſie bloß Verzierungen zu verfertigen lernten; die höhern Theile ihrer Kunſt aber lernten ſie unter Anführung des Herrn Director Preißlers in Nürnberg. Schon im Jahre 1753 kamen ſie nach Berlin, beſonders aus Begierde Schlüters vortrefliche Werke kennen zu lernen. Im Jahre 1754 reiſeten ſie nach Copenhagen, um auf der dortigen Akademie zu ſtudiren, wo der jüngere Hr. Ränz im Jahre 1755 den erſten Preiß von einer goldnen Denkmünze, durch ein aus Thon boßirtes Basrelief, das den Auszug Lots aus Sodom vorſtellte, erhielt. Sie verfertigten auch daſelbſt die Statüen an dem gräfl. Lewezowſchen Pallaſte. Im Jahre 1756 wurden ſie nach Bayreuth zurück berufen, wo ſie verſchiedenes arbeiteten. Im Jahre 1764 giengen ſie nach Potsdam, wo man von ihrer Arbeit folgendes ſiehet: ſechs ſteinerne Gruppen, jede von zwo Figuren, auf der breiten Brücke. Zwo Kindergruppen von Marmor, auf der Terraßenmauer in Sansſouci. An dem neuen Schloſſe, die Basreliefe am Vorſprunge, der Colonade gegenüber. Den pythiſchen Apollo an dem Frontiſpiz. Die Basreliefe an dem mittlern Bogen der Colonade, desgleichen an den Frontiſpizen der Communs und die Gruppen auf den Treppen derſelben. Die marmornen Basreliefe im grottirten Saal, deren jedes zwey Kinder vorſtellet, die auf Delphinen reiten. Verſchiedene Gruppen auf dem Frontiſpize, und unten am Riſalite, und verſchiedene andere Sachen mehr. Sie wohnen in Potsdam.

Herr **Bernhard Rode**, Hiſtorienmaler und Mitglied der Königl. Akademie der Künſte. Er ward zu Berlin im Jahre 1725 gebohren. Er lernte bey Peſne, reiſete hernach nach Italien und Frankreich. Man ſiehet von ihm in der Marienkirche drey Altarblätter und zwey Grabmäler ſeiner Eltern; in der Garniſonkirche vier große Denkmale auf vier Preußiſche Helden; in der Petrikirche ein Altarblatt. Dieſe ſämtlich, hat er dahin geſchenkt. In verſchiedenen Privathäuſern hat er Deckenſtücke und andere hiſtoriſche Zuſammenſetzungen gemalt, darunter ſonderlich ein großer ganz gemalter Saal im Krauſiſchen Hauſe in der Spandauerſtraße merkwürdig iſt. In Potsdam hat er im neuen Schloſſe in einem Saale drey große Deckenſtücke gemalt; der großen Menge Staffeleyſtücke und Bildniſſe die man von ſeiner Hand in Berlin antrift, zu geſchweigen. Er hat auch viele Blätter in Kupfer geätzet. Er wohnet in der Kloſterſtraße in ſeinem Hauſe.

Die Gebrüdere Herren J. D. und J. G. Schleuen, Kupferſtecher, haben verſchiedene Bildniſſe, und auch hiſtoriſche Stücke geſtochen. Sie wohnen vorm Königsthore in ihres Hrn. Vaters Hauſe.

Herr **Carl Samuel Schmidt**, Königl. Krieges- und Domainenrath, und Oberbaudirector. Wohnet in der Kloſterſtraße in des Hrn. Advokat Schmids Hauſe.

Herr **Georg Friedrich Schmidt**, Königl. Hofkupferſtecher, Mitglied der Malerakademie zu Paris, zu Petersburg und zu Berlin. Er iſt zu Berlin im Jahre 1712 gebohren. Seine vortrefliche Bildniſſe und nach Rembrand geätzte Stücke haben ihn weltberühmt gemacht. Er wohnt in Neucölln, zwiſchen der Roßſtraßen- und Fiſcherbrücke in ſeinem Hauſe.

Herr **Martin Friedrich Schulze**, Bildnißmaler. Er iſt zu Berlin im Jahre 1721 gebohren, und lernte die Malerey bey dem Königl. Hofmaler Huber. Er legte ſich aber bald auf eine andere Beſchäftigung: nämlich auf Ausbeſſerung alter Malereyen, worin er es ſehr weit gebracht hat. Er hat eine Beize erfunden, womit er alte, beräucherte, ſchmutzig gewordene, oder von ungeſchikten Händen übermalte Gemälde, ſehr behutſam abwäſcht, das Ueberſchmierte, ſorgfältig ohne dem Gemälde zu ſchaden, abnimt, und alſo das Gemälde wieder in vorigen Stand ſetzet. Gemählde auf Holz, die geſprungen ſind, weiß er

zu

gut zuſammen zu fügen. Gemälde auf Leinewand, weiß er, wenn ſie noch ſo ſchadhaft ſind, auf neue Leinewand zu bringen, beſſert das nöthige daran aus, und überzieht ſie mit einem leichten unſchädlichen Firniſſe. Seinem Fleiße iſt es zu danken, daß manches alte Gemälde vom Untergange gerettet worden; wie unter andern verſchiedene Gemälde in der Königl. Gallerie bezeugen. Er wohnt an der Cöpenicker Brücke.

Herr **Sigisbert Michel**, Königl. Hofbildhauer. Er iſt aus Frankreich gebürtig und ward nach **Adams** Tode nach Berlin berufen. Er wohnt in der Börſe im Luſtgarten.

Herr **Nicolaus Blaſius le Süeur**, aus Paris gebürtig. Iſt Director der hieſigen Akademie der Künſte, in ſeiner Behauſung werden auch vor der Hand die Zeichnungsklaſſen gehalten. Er zeichnet vorzüglich ſchön, und malet Hiſtorien und Landſchaften. Er wohnet auf dem Werder in der Oberwallſtraße, im Brandhorſtſchen Hauſe.

Frau **Anna Dorothea Theerbuſch** geb. **Liſiewska**. Sie iſt im Jahre 1721 bebohren, und hat die Malerey bey ihrem Vater gelernt, hat ſich nachher auf die Hiſtorienmalerey gelegt, und hat verſchiedene große hiſtoriſche Stücke gemalt. Im Jahre 1766 reiſete ſie nach Paris, wo ſie im Jahre 1767 in die dortige Malerakademie aufgenommen ward. Sie iſt von dieſer Reiſe noch nicht zurück gekommen. Sie wohnet in der Heiligengeiſtſtraße in der weißen Taube.

Zehnter Abſchnitt.

Von Luſtbarkeiten.

1) Oeffentliche Schauſpiele.

a) Die italiäniſche Oper wird auf Königl. Koſten in dem prächtigen Opernhauſe auf der Neuſtadt, geſpielet. Die Königl. Kammer- und Kapellmuſik iſt bekantermaßen eine der vornehmſten in Europa, die ſich der trefflichſten Virtuoſen rühmen kann. (*) Sie beſtehet aus beynahe funfzig Perſonen, nämlich:

Zween Componiſten,
Einem Concertmeiſter,
Zwölf Violinſpielern,
Fünf Violoncellſpielern,
Zween Violonſpielern,
Zween Clavierſpielern,
Einem Harfenſpieler,
Vier Bratſchenſpielern,
Vier Flötenſpielern,
Vier Hoboenſpielern,
Vier Fagottſpielern,
Zween Waldhornſpielern,

Diejenigen Virtuoſen die für einem Fremden beſonders merkwürdig ſind, ſind folgende:

Herr

(*) Ein Theil davon iſt zum Behuf der Kammermuſik des Königs in Potsdam, kommt aber wenn Opern geſpielet werden, nach Berlin.

Herr Joh. Joach. Quanz, Königl. Kammercomponiſt und Kammermuſicus. Sein vortrefliches Flötenſpielen, ſeine zahlreichen und ausnehmenden Compoſitionen, ſonderlich ſeine Flötenconcerte, davon er über 200 verfertigt hat, und ſein im Jahre 1752 herausgegebener Verſuch über die Flöte, (Berlin in 4to.) der auch ins franzöſiſche überſetzt iſt, haben ihn berühmt gemacht. Er wohnt bey ſeinem Hierſeyn auf der Friedrichsſtadt in der Cronenſtraße im Rutziſchen Hauſe.

Herr Joh. Fried. Agricola, Königl. Hofcomponiſt. Ihm iſt ſeit dem Tode des berühmten Kapellmeiſters Graun, die Verfertigung der Opern aufgetragen. Er iſt durch verſchiedene muſikaliſche Schriften, und eine große Anzahl von Compoſitionen berühmt. Er wohnt auf der Friedrichsſtadt in der Kronenſtraße im Friedelſchen Hauſe.

Herr Joh. Gottlieb Graun, Königl. Concertmeiſter. Er iſt ein treflicher Violinſpieler, und hat ſich durch viele vortrefliche, ſowol Inſtrumental- als Vocalcompoſitionen, berühmt gemacht. Er wohnt in der Kloſterſtraße neben dem grauen Kloſter im Tonariusſchen Hauſe.

Herr Franz Benda, ſein ausnehmendes Violinſpielen und viele ſehr angenehme Compoſitionen, haben ihn berühmt gemacht. Er pflegt bey ſeiner Anweſenheit in Berlin auf dem Werder in der alten Leipzigerſtraße im Hänelſchen Hauſe zu wohnen.

Wir ſchweigen aus Mangel des Raums von vielen andern in der Königl. Kapelle befindlichen ſehr geſchikten Virtuoſen und Componiſten. Man findet die Namen aller zur Königl. Kapelle gehörigen Perſonen in den Leipziger muſikaliſchen Nachrichten.

Außer den ebenerwähnten Componiſten und Inſtrumentiſten, gehören zur Oper zwo Sängerinnen und ſechs Sänger, ein Chor von 24 Perſonen, ein Balletmeiſter, zwo Solotänzerinnen und ein Solotänzer, ſechs Figurantinnen und ſechs Figuranten. Ein Theatermeiſter, nebſt verſchiedenen Gehülfen und einer Menge Arbeiter und Statiſten.

Wenn neue Opern geſpielet werden, ſo beſorgt der Königl. Dichter Herr Abt **Landi** die Poeſie, und der obengedachte Königl. Hofcomponiſt Herr **Agricola**, die Compoſition, öfters werden auch alte Opern aber nur von **Graunſcher** oder **Haſſeſchen** Compoſition wiederholet.

Die Decorationen und Kleider ſind prächtig.

Die Opern werden gewöhnlich während des Carnevals, (ſiehe unten S. 397) alle Montage und Freytage geſpielet. Außerordentlich pflegen auch wohl Opern, bey hohen Vermählungen, Beſuchen u. d. gl. vorgeſtellet zu werden.

Da die Opern auf Königl. Koſten geſpielet werden, ſo iſt der Eingang, ſo wie bey allen auf Koſten des Hofes gegebenen Luſtbarkeiten, unentgeldlich. Aufs Parterre können alle anſtändig angekleidete Mannsperſonen kommen. Der erſte Rang der Logen iſt für den Hof und den Adel, die Parterrlogen, und der zweyte und dritte Rang, ſind für die hieſigen und fremden Miniſter, für die Mitglieder hoher Landescollegien, für die zur Hofſtaat gehörigen Perſonen, und für Fremde bürgerlichen Standes. Ein Fremder der die Oper ſehen will, meldet ſich (wofern er nicht etwa ſonſt jemand kennet, der eine Loge hat) bey dem Königl. erſten Kammerherrn und Director aller Luſtbarkeiten, Herrn **Baron von Pöllnitz**, der demſelben einen Platz anweiſen läßt.

b) Italiäniſche **komiſche Oper**, wird auf Königl. Koſten geſpielet. Es gehören dazu zwo komiſche Sängerinnen und drey komiſche Sänger, die vom Könige beſoldet werden. Zur Inſtrumentalmuſik wird die Königl. Kapelle, und zu den Tänzen die Königl. Tänzer genommen. Die Sänger und Sängerinnen halten ſich beſtändig in Potsdam auf. Die Aufführung der komiſchen

Opern iſt an keine gewiſſe Zeit gebunden, ſondern geſchiehet wenn es der König befiehlt, auf den Schloßtheatern, in Potsdam, Berlin und Charlottenburg.

c) Franzöſiſche Komödie. Wird auf Königl. Koſten geſpielet. Die Königl. Schauſpieler und Schauſpielerinnen ſtehen in Königl. Solde. In der Carnavalszeit werden gewöhnlicherweiſe alle Mittwoche auf dem Schloßtheater in Berlin franzöſiſche Komödien geſpielet. Wenn außerdem welche ſollen geſpielt werden, ſo befielet es der König beſonders. Auch in Potsdam und Charlottenburg werden von den Königl. Schauſpielern bey feyerlichen Gelegenheiten Komödien geſpielt.

d) Deutſche Komödie, wird für Geld geſpielt, im Schuchiſchen Komödienhauſe in der Behrenſtraße auf der Friedrichsſtadt. Es ſind zween privilegirte deutſche Schauſpielergeſellſchaften, die Schuchiſche und die Döbbeliniſche, dieſe wechſeln, weil wenn die eine in Berlin ſpielet, die andere unterdeſſen nach andern Städten reiſet.

e) Franzöſiſche Komödie und franzöſiſche komiſche Operette, wird für Geld geſpielt in dem Hauſe des Entrepreneurs Berge, vorm Spandauerthore ohnweit Monbijou. In dieſem Hauſe ſind vorzeiten auch allerhand Luftſprünge gezeigt und Pantomimen vorgeſtellt worden. Auch ſpielen die franzöſiſchen Komödianten im Schuchiſchen Komödienhauſe.

2) Luſtbarkeiten bey Hofe.

Die Cour- und Gallatäge werden durch den Hoffourier angeſagt. (*) Die Geburtstage des Königl. Hauſes ſind oben S. 137 aufgezeichnet.

Wenn die Königin große Tafel hält, ſo kann man den Hof ſpeiſen ſehen.

Bälle

(*) Wie ſich ein Fremder von Adel der bey Hofe erſcheinen will, zu verhalten habe, iſt unten im dritten Abſchnitte S. 134 nachzuſehen.

Bälle, ſowol geſchmückte als maskirte werden bey Hofe öfters gegeben, Fremde von Stande können wenn ſie eingeladen werden, daran Theil nehmen, andern aber wird bey den mehreſten Gelegenheiten erlaubt zuzuſehen.

Se. Königl. Hoheit der Prinz Heinrich pflegen jährlich den 24ten Januar, als am Geburtstage des Königs, in Dero Pallaſte einen großen maskirten Ball zu geben, wozu ein paartauſend Billette, nicht allein an den Hof und den Adel, ſondern auch an bürgerliche Perſonen ausgetheilet. Jeder der ein Billet vorzeiget, und anſtändig maskirt iſt, wird eingelaſſen. Es wird in zween Sälen getanzt, und den anweſenden Masken werden alle Arten von Erfriſchungen ausgetheilet.

Wenn bey der **Königin oder der verwitweten Prinzeßin von Preuſſen**, Concerte gegeben werden, welches öfters geſchiehet, ſo iſt es jedermann erlaubt zuzuhören. Ein Fremder wird die gute Gelegenheit, die Königl. Sänger und Sängerinnen, und die vornehmſten Virtuoſen der Königl. Kammermuſik zu hören, nicht vorbey laſſen.

3) Carnavalsluſtbarkeiten.

Das **Carnaval** pflegt gemeiniglich in der Mitte des Decembers anzufangen, und wird gegen Ende des Jenners geſchloſſen. Doch leidet dieſes, nach den Befehlen des Königs eine Ausnahme. Der König kommt mit ſeinem Gefolge dieſe Zeit über nach Berlin, und täglich iſt bey Hofe eine andere Luſtbarkeit. Gemeiniglich pflegen die Winterluſtbarkeiten folgendermaßen eingetheilet zu ſeyn:

Sonntags, große Cour bey der Königin.

Montags, Oper.

Dienſtags, Redoute oder maskirter Ball im Opernhauſe.

Mittwochs, franzöſiſche Komödie auf dem Schloßtheater.

Donnerſtags, Apartement bey der verwittweten Prinzeßin von Preuſſen.

Freytags, Oper.

Sonnabends, Ruhetag.

An den Cour- und Apartementstagen wird gewöhnlich bey Hofe geſpielt, auch öſters nach geendigter Tafel ein Ball gegeben.

Die Opern werden wie ſchon gedacht im Opernhauſe auf Koſten des Hofes geſpielt und der Anfang iſt um 6 Uhr. Der König nebſt den Prinzen und ſeinem übrigen Gefolge, ſitzt im Parterre, gleich vornan. Die Königin, nebſt den Prinzeßinnen und übrigen Damen, ſitzt in der Königl. Loge, die im erſten Range, gerade dem Schauplatze gegenüber befindlich iſt. Sobald die Königin in der Loge erſcheint, ſo wird ſie mit zwey Chören Trompeten und Pauken begrüßet, die zu dieſem Behufe in dem oberſten Range von Logen auf beyden Seiten des Schauplatzes geſtellet ſind; unmittelbar darauf, gehet die Oper an. Nach jedem Acte wird ein Ballet getanzt, und wenn alles geendigt iſt, werden die hohen Herrſchaften beym Weggehen wieder mit Trompeten und Pauken begrüßet.

Jedes Carnaval über, werden zwo Opern aufgeführet, deren jede fünf oder ſechsmal geſpielet wird. Die Texte werden in italiäniſcher und deutſcher Sprache gedruckt und verkauft.

Die Redouten oder maskirten Bälle werden auch im Opernhauſe gegeben. Es wird zu dem Behufe das Parterre durch beſondere Maſchinen in die Höhe geſchraubet, und dem Theater gleich gemacht, ſo daß beyde zuſammen einen ſehr großen Saal ausmachen. Aus dem erſten Range Logen werden zu mehrerer Bequemlichkeit Treppen angelegt, die Decorationen werden vom Theater weggeräumet, und daſſelbe mit einer Wand umzogen, die einen Saal nach korinthiſcher Ordnung vorſtellet. Das Theater wird von dem Parterre durch Schranken abgeſondert, welches der Tanzplatz für den Hof, den Adel, die Königl. Räthe und diſtinguirte Fremde iſt, dieſe erſcheinen in roſenfarbnen Dominos, die übrigen können in Dominos von andern Farben, oder in Charaktermasken erſcheinen, und tanzen auf dem Theater. Der Eingang wird allen anſtändig maskirten Perſonen ohne weitere Anfrage, und unentgeltlich verſtattet. Man kann auch unmaskirt hineingehen, muß ſich aber alsdenn nicht auf den Gängen, und auf dem Tanzplatze aufhalten, ſondern muß aus den Logen, die zu dem Ende geöfnet ſind, zuſehen. Man tanzt von 7 Uhr bis 9 Uhr Abends. Alsdann ſpeiſet der Hof im Opernhauſe, in einem beſondern großen Saale an fünf Tafeln. Roſenfarbne Dominos können, wenn ſie die Maske abnehmen, auch in den Saal kommen, die übrigen können von einer rund um den Saal gehenden Gallerie, den Hof ſpeiſen ſehen. Um 10 Uhr wird die Tafel aufgehoben, und wieder bis gegen Morgen getanzt. Geſpiele wird gar nicht, weil alle Hazardſpiele in Königl. Landen aufs ſchärfſte verboten ſind.

Die franzöſiſche Komödie wird wie ſchon gedacht, Mittwochs auf dem Schloßtheater geſpielet, und wird ſo viel der Platz erlaubet, jedermann der Eingang verſtattet. Der Anfang iſt um 6 Uhr.

Uebrigens pflegen in dem Bergeſchen Komödienhauſe, in, und nach dem Carnaval maskirte Bälle gegeben zu werden, bey welchen der Eingang bezahlet wird.

4) Spaziergänge und Spazierfahrten.

Berlin hat in der Stadt ſelbſt, und dicht vor der Stadt im Thiergarten, die ſchönſten Spaziergänge, die im Sommer bey angenehmen Wetter ſehr ſtark beſucht werden. Verſchiedene Straßen und einige Plätze, z. B. der Dönhofſche Platz, und der Willhelmsplatz ſind mit Bäumen bepflanzt.

Diß

Die Kaſtanienallee im Luſtgarten iſt ein angenehmer Abendſpaziergang. Die rundumher liegende ſchöne Gebäude, und der benachbarte Spreeſtrom, machen ihn noch reizender. Da dieſe Allee mitten in der Stadt liegt, ſo pflegt an ſchönen Sommerabenden die Anzahl der Spaziergehenden öfters ſehr anſehnlich zu ſeyn.

Der **Weidendamm**, wird wegen der ungewöhnlich hohen und ſtarken Weidenbäume mit denen er bepflanzt iſt, wenig Spaziergänge ſeines gleichen haben. Ob er gleich mitten in der Stadt lieget, ſo giebt ihm doch die Ausſicht über eine angenehme Wieſe, ein gewiſſes ländliches Anſehen. Der benachbarte ziemlich breite und meiſt mit Schiffen bedeckte Spreeſtrom, die Ausſicht in die dieſſeits und jenſeits der Spree liegende vortrefliche Gärten, ſonderlich, ſo das Königl. Luſtſchloß **Monbijou**, geben dieſem Spaziergange ungemein viel Annehmlichkeiten.

Die ſechsfache im vorigen Jahrhunderte gepflanzte **Lindenallee** auf der Neuſtadt, iſt beynahe tauſend Schritte lang, und führet zum Brandenburger Thore. Die mittelſte Allee iſt für die Spaziergänger mit Schranken eingefaſſet, und mit Bänken verſehen, auf beyden Seiten ſind volkreiche Straßen die von Wagen und Fußgängern niemals leer ſind, und der gröſte Theil der Häuſer, die dieſe prächtige Allee einfaſſen, ſind Palläſte und anſehnliche Gebäude, welches dieſen an ſich ſehr ſchönen Spaziergang noch angenehmer macht. Die Lindenallee führet durch das Brandenburgerthor zum

Thiergarten, welcher dicht vor dem Thore ſeinen Anfang nimmt. Er geht in der Breite, vom **Potsdammer Thore** bis an den **Unterbaum**, und in der Länge beynahe bis nach **Charlottenburg**, wohin vom Brandenburgerthore an, die Hauptallee des Thiergartens geradeaus führet. Dieſer ganze ungemein groſe Platz war vorzeiten ein bloßer Tannen- und Fichtenwald, der unter Churfürſt

Friedrich Willhelm mit Wild beſetzt, und zum Behufe der Jagd verzäunet ward, von welchem vormaligen Zuſtande ſich der itzige Name noch herſchreibt. Der itzige König ließ beym Antritte ſeiner Regierung, dieſen Tannenwald, um ihn zum ſpazieren bequem zu machen, unter Aufſicht des Freyherrn von Knobelsdorf mit verſchiedenen großen Alleen zum fahren aushauen und in gewiſſer Weite von der Stadt linker Hand des Charlottenburgiſchen Weges, drey Labyrinthe von geſchnittenen Fichtenhecken zum Spazierengehen anlegen. Seit dieſer Zeit ſind durch den ſehr geſchickten Königl. Planteur Hrn. Selle im Thiergarten eine ungemein große Anzahl vortreflicher Spaziergänge von allerley Art angelegt worden. Sie durchkreuzen ſich auf mancherley Art theils gerade, theils ſchlangenförmig; zwiſchen den Alleen ſind eine Anzahl Salons oder große und kleine Plätze angelegt, die mit Statüen beſetzet ſind, die aus verſchiedenen Alleen gemeiniglich können geſehen werden. Alleen von Acacien, Ulmen, Ahorn, Plantanus, Caſtanien, Linden, alten und jungen Eichen, Abreſchen, Birken und Tannen ſind auf mannigfaltige Art, ſo glücklich vermiſchet, daß die Kunſt beſtändig Natur zu ſeyn ſcheinet.

Auf dem großen Platze rechter Hand an der Spree, der die ſieben Churfürſten pflegt genannt zu werden, weil von demſelben ſieben Hauptalleen abgehen, ſind auf der Seite nach der Spree den ganzen Sommer durch, eine Anzahl Zelte aufgeſchlagen, worinnen allerhand Erfriſchungen verkauft werden. Die gegenüberſtehende halbe Rundung des Platzes iſt mit einer Allee von ſehr hohen Eichen eingefaſſet, und iſt gleichſam der Sammelplatz aller Spazierenden, die ſich theils auf den umher geſetzten Bänken ausruhen, theils unter der Allee hin und her ſpazieren. An ſchönen Sommernachmittagen, ſonderlich des Sonntags und Feyertags pflegt der Zulauf der Spazierenden in

Wagen, zu Pferde und zu Fuße ſehr ſtark, welches ſelbſt an ſich ein angenehmes Schauſpiel iſt. Auf dieſer Seite liegt auch der große Exercierplatz der rundherum mit Alleen eingefaſſet iſt.

Auf der linken Seite des Thiergartens ſind zween Teiche, nicht weit von einander entfernt, und weiter hinauf ſind die obengedachten drey Labyrinthe, die aber itzt, ſeitdem näher an der Stadt ſo viel ſchöne Spaziergänge angelegt werden, nicht mehr ſo ſtark beſucht werden. Hinter denſelben liegt die Wohnung des Königl. Hofjägers der die Aufſicht über den Thiergarten, als einen Königl. Wald hat, und weiter hinauf noch mehr linker Hand die Königl. Faſanerie in einer ſehr angenehmen Gegend. Auf dieſer Seite liegen auch verſchiedene Caffeegärten, als: Richard, Michaelis, Fritze u. a. m.

In den breiten Alleen des Thiergartens darf man fahren und reiten, die ſchmalen aber, ſind bloß zum gehen. Niemand darf außer den Alleen gehen, oder etwas daran beſchädigen, auch darf niemand einen Hund bey ſich haben, noch weniger ſchießen, weil der Thiergarten noch als ein Königl. Wald betrachtet wird, auch wirklich noch in den abgelegenen Gegenden Wild darinnen befindlich iſt.

Wer ſich von der allgemeinen Lage des Thiergartens unterrichten will, kann den großen Plan deſſelben zu rathe ziehen den die Königl. Akademie der Wiſſenſchaften im Jahre 1765 hat ſtechen laſſen. Auf demſelben ſind alle Alleen, Plätze, Statüen und Teiche aufs genaueſte verzeichnet; außer daß, da beſtändig noch an der Verſchönerung des Thiergartens gearbeitet wird, ſeitdem verſchiedene junge Alleen geöfnet worden.

Auch die Gegend um Berlin bietet Gelegenheit zu angenehmen Spazierfahrten dar. Man würde ſehr unrecht thun, wenn man ſich dieſelbe, einem alten eingewurzelten Vorurtheil zufolge, als ganz ſandig, unfruchtbar und unangenehm verſtellen wollte. Es iſt wahr der Boden iſt meiſtens, doch nicht allenthalben ſandig, einige Gegenden z. B. vor dem Königs- und Spandauerthore ſehen freylich wegen des vielen Flugſandes etwas traurig aus, andere hingegen z. B. die ganze Gegend vor dem Cöpenickerthor iſt ein Wald und Wieſe, die dem Auge keine Idee von der vermeinten Unfruchtbarkeit der Gegend um Berlin hinterlaſſen. Selbſt die wirklich ſandigten Gegenden ſind öfters waldicht, wie z. B. (den Thiergarten zu geſchweigen,) die Gegend der Jungfernheide jenſeits der Spree, bis nach dem ſogenannten Wedding und dem Geſundbrunnen. Aus allen Thoren führen Alleen, oder gehen ſonſt Wege nach Luſtſchlöſſern, und ziemlich angenehm liegenden Dörfern, z. B. aus dem Brandenburgerthore durch den Thiergarten nach Charlottenburg; aus dem Potsdammerthore nach dem akademiſchen Garten, und weiter nach Grunewald, einem Jagdſchloſſe, das anderthalb Meilen von Berlin, im Walde liegt; aus dem Halliſchen Thore nach Tempelhoff, woſelbſt ein ſchöner Garten dem Hrn. Geheimenfinanzrath Reichhard zugehörig, befindlich iſt; aus dem Cöpenikerthore nach Trepto, einem an der Spree ſehr angenehm liegenden Jägerhauſe, und weiter durch einen ſchönen Wald nach Cöpenick, einem ſchön gebauten und in einer vortreflichen Gegend liegenden Luſtſchloſſe und Städtgen; zwo Meilen von Berlin; aus dem Stralauerthore nach Stralau, einem an der Spree dem obengedachten Trepto gegenüber, ſehr luſtig liegendem Fiſcherdorfe, worin auch verſchiedene Landhäuſer von Privatperſonen aus Berlin befindlich ſind; aus dem Frankfurterthore durch eine trefliche Lindenallee nach Friedrichsfelde, einem ſchönen Luſtſchloſſe Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Ferdinand; aus dem Bernauerthore nach Weißenſee, worin der an dem See liegende groſſe und ſchöne Garten des Hrn. Geheimenraths von Nüßler,

ler, ſehenswürdig iſt; Aus dem Prenzlauer- oder Landsbergerthore nach Buchholz, einem franzöſiſchen Gärtnerdorfe, das am Walde ſehr angenehm lieget, und mit Gärten und Landhäuſern angefüllet iſt, vor welchen meiſtens hohe Kaſtanienbäume gepflanzt ſind; Aus dem Schönhauſenſchen Thore durch eine Lindenallee nach **Panko** einem großen Dorfe und dem dichte dabey liegendem Luſtſchloße der Königin, **Schönhauſen**, deſſen Garten, ob er gleich nicht ſehr groß iſt,dennoch ſehr viel reizendes hat. Von Schönhauſen führet auch eine trefliche Ulmenallee nach ebengedachtem Buchholz. Beym Roſenthaler Thore, dem Oranienburger- und Hamburgerthore iſt die ſandigſte und am wenigſten angenehme Gegend dicht bey der Stadt, aber in einiger Entfernung von derſelben kommt man nach dem **Invalidenhauſe**, nach der **Jungfernheide**, nach dem **Geſundbrunnen**, woſelbſt man die Gegenden nicht unangenehm finden wird. Aus dem Unterbaume kommt man durch die Jungfernheide nach dem **Moabiterlande**, welches aus verſchiedenen Landhäuſern und Gärtnerhäuſern beſtehet; ferner nach **Tegel**, **Reinickendorf**, **Daldorf** und andere im und am Walde liegende Dörfer.

In dem zwölften Abſchnitte, werden wir nochmals auf die Gegend um Berlin kommen, und die Merkwürdigkeiten einiger umliegenden Orte beſchreiben, hier haben wir nur etwas weniges von Spazierfahrten, die eine angenehme Zeitverkürzung geben können, erwähnen wollen, nimmt man die Waſſerfahrten dazu, durch den Unterbaum nach **Charlottenburg**, und ſonderlich durch den Oberbaum nach **Stralau**, **Trepto**, **Rummelsburg** und ſo weiter nach **Cöpenik**, wo man an beyden Ufern, nichts als Wald und angenehme Gegenden ſiehet, ſo wird man geſtehen müſſen, daß die Gegend um Berlin, des meiſtens ſandigen Bodens ungeachtet, dennoch keinesweges öde oder unangenehm mit Recht kann genennet werden.

5) Verſchiedene andere Luſtbarkeiten.

Oeffentliche Concerte pflegen den Winter durch, auf Subſcription einiger Liebhaber angeſtellt zu werden, wie denn noch kürzlich ein ſolches Concert wöchentlich in dem großen Saale des Opernhauſes, iſt gehalten worden. Privatconcerte ſind häufig, welche meiſtens gut beſetzt ſind, weil außer der Königl. Kapelle und den verſchiednen Kapellen der Prinzen des Königl. Hauſes, in Berlin noch verſchiedne Privatmuſiker, und ſonſt viele Kenner der Muſik befindlich ſind. Ein Fremder alſo, der ein Liebhaber der Muſik iſt, wird öftere Gelegenheit haben ſich angenehm zu vergnügen.

Hazardſpiele ſind aufs ſchärfſte verboten, Commercespiele aber werden in allen Geſellſchaften geſpielet, Whiſt, l'Hombre, Taroc, Triſett und Piket ſind die gewöhnlichſten Spiele, jedoch pflegt man gewöhnlicherweiſe nicht hoch zu ſpielen. Schach und Toccatille wird auch viel geſpielt, und finden ſich ſonderlich im erſten Spiele, ſtarke Spieler. Liebhaber vom Billiardſpiele finden auf allen Caffeehäuſern dazu Gelegenheit.

Liebhaber der Jagd, finden in den waldigten Gegenden nahe bey Berlin, dazu viel Gelegenheit. Sie müſſen aber mit Jägern, oder Beſitzern der Jagden, Bekantſchaft haben.

Einem Fremden der geſellſchaftlichen Umgang liebet, wird es, wenn nur einige Addreſſe hat, und ſich anſtändig aufführet, eben nicht ſchwer werden, in Familien bekannt zu werden, und an den Vergnügungen derſelben Theil zu nehmen. Die Lebensart in Berlin iſt frey und ungezwungen, von unnöthigen Ceremonien hält man wenig. Die verſchiedene Stände vermiſchen ſich allhier in Geſellſchaften eher, als vielleicht in manchen andern Städten. Indem man Perſonen höhern Standes die Ehrerbietung und Achtung die man ihnen ſchuldig iſt, nie verweigert, ſo verlangen dieſelben hingegen nicht die knechtiſche Ehrfurcht, die allen Umgang unter Perſonen von nicht ganz gleichem Stande ſonſt unmöglich machen würde; daher iſt eine Rangſtreitigkeit in Berlin eine ſehr ſeltene Erſcheinung. Dieſer ungezwungne Umgang erzeugt Geſelligkeit. Jeder wählet ſich die Geſellſchaft die ihm am beſten ſcheinet; man ſuchet mehr das Vergnügen, als den Schein deſſelben, bey Mahlzeiten findet man den guten Muth der Gäſte vorzüglicher als die Menge und die Koſtbarkeit der Gerüchte.

Man muß dem Berliniſchen Frauenzimmer den Ruhm laſſen, daß es zur Annehmlichkeit des Umgangs nicht wenig beyträgt. Man findet in Berlin viel ſchöne, und vergleichungsweiſe vielleicht mehr wohlgewachſene Perſonen als in verſchiednen andern Städten. Die mehreſten haben eine gute Erziehung genoſſen, viele lieben eine dem ſchönen Geſchlechte anſtändige Lectüre, wiſſen ihren Verſtand zu zeigen ohne Gelehrſamkeit zu affectiren, und wiſſen, an einer angenehmen Unterhaltung theil zu nehmen, ohne mit geſuchten Witze zu pralen. Der Umgang zwiſchen beyden Geſchlechtern iſt in den meiſten Häuſern nur ſo weit eingeſchränkt, als es der Wohlſtand und die Ehrbarkeit erfordert, die jeder Vernünftige zum Grunde einer guten Geſellſchaft machet. Daher beſuchen beyde Geſchlechter die öffentliche Spaziergänge, Gärten und andere Geſellſchaften, ohne kleinſtädtiſche Nachrede zu befürchten. Es iſt eben nicht ungewöhnlich zuweilen kleine Bälle zu geben, bey welchen einige Familien ſich zum Vergnügen verſammeln. Auch werden wohl in einigen öffentlichen Sälen in der Stadt, im Thiergarten, oder bey Spazierfahrten auf dem Lande Pickenike angeſtellt, bey denen gemeiniglich getanzt wird. Man beſtellet denn die Speiſen und andern Zubehörde bey einem Koche oder Gaſtwirthe, und jeder bezahlet ſein Antheil.

Jn den hieſigen Geſellſchaften wird außer den gewöhnlichen Menuetten, meiſtens engländiſch getanzt, die pohlniſchen Tänze die ſonſt ſehr gewöhnlich waren, ſind nun ganz abgekommen. Zuweilen tanzt man noch franzöſiſche Quadrillen.

Oeffentliche Tanzhäuſer oder ſogenannte Tanzböden, werden von Perſonen die guten Ruf lieben, nicht leicht beſucht.

Zu den Luſtbarkeiten der Berliniſchen Bürgerſchaft, gehöret noch, das Scheibenſchießen und Königsſchießen. Jenes nimmt den Tag nach Pfingſten jederzeit ſeinen Anfang und währet einige Tage. Die Schützenbrüder ſchießen alsdenn auf den Schützenplatze (vorm Königsthore) nach der Scheibe, um gewiſſe unter ſich aufgeſetzte Preiſe. Das Königsſchießen iſt den 27ten Auguſt, da denn gleichfalls um gewiſſe Preiſe, nach einem auf einer Stange aufgerichteten Vogel, geſchoſſen wird, derjenige der den Vogel ganz abſchießet, wird zum Schützenkönig erkläret; man hänget ihm ſodann eine güldne Kette um, und führet ihn unter Begleitung aller Schützen mit voller Muſik nach Hauſe, wo er die ganze Geſellſchaft bewirthet, und dagegen ein Jahr lang gewiſſe bürgerliche Freyheiten genießet.

Sowol beym Scheibenſchießen als beym Königsſchießen ſind auf dem Schützenplatze verſchiedene Buden aufgebauet, in welchen allerhand Waaren verlooſet und verſpielet werden, welches, ſonderlich bey ſchönem Wetter, öfters eine große Menge Volk auf dieſen Platz ziehet.

Aufzüge der Handwerker mit ihren Fahnen und Muſik, fallen auch zuweilen bey verſchiedenen Gelegenheiten vor.

Eilfter Abſchnitt.

Nachrichten von verſchiedenen Dingen, die einem in Berlin ſich aufhaltenden Fremden, zu wiſſen nöthig und nützlich ſind.

Da dieſes ganze Werk hauptſächlich zum Nutzen der Fremden geſchrieben worden, ſo glaubt man auch, in dieſem Abſchnitte, einige Nachrichten und Anmerkungen ſammeln zu müſſen, die einem Fremden nützlich ſeyn können. Dis ſind einzelne Nachrichten von allerhand Art, die wir in keine weitere Ordnung zu bringen wiſſen, als daß wir zuſammenſetzen, was einem Fremden bey der Ankunft, beym Aufenthalte und bey der Abreiſe ohngefähr zu wiſſen nöthig ſeyn kann. Einige Anmerkungen dürften manchem Leſer unnöthig oder allzu geringfügig ſcheinen, man bedenkt aber vielleicht nicht, wie vielen Verlegenheiten ein Fremder ausgeſetzt iſt, wenn er in einer großen Stadt ganz unbekannt, und von gewiſſen Kleinigkeiten nicht unterrichtet iſt, ja vielleicht niemand bey der Hand hat, der ihm zuverläßige Nachricht geben kann.

Bey der Ankunft auf der Gränze der Königl. Lande, pflegen die Kuffer der Fremden die mit Extrapoſt oder eigenen Pferden ankommen, (denn die ordinairen Poſten ſind davon ausgenommen,) von den Acciſebedienten, mit Bley verſiegelt oder plombiret zu werden. Dieſe Anordnung hat zur Abſicht, die Contrebande, und ſonſtige Defraudationen der Acciſe zu verhüten, und dieſes Bley bleibt ſo lange hängen, bis in der Stadt wo der Reiſende bleiben will, die Kuffer von den Viſitatoren unterſucht werden. Wer aber ſeine Sachen nicht plombiren läſſet, muß, im Falle eines Verdachts, ſich auch die Viſitirung in Städten wo er durchreiſet gefallen laſſen.

Wir wollen hier die conterbande Waaren, die ein Fremder etwa bey ſich führen, und dadurch etwa in Verdrießlichkeiten gerathen könnte, erzehlen, damit man ſich deſto eher dafür hüten könne. Fürnehmlich muß ſich ein Fremder hüten bey ſich zu führen:

1) **Rauch- und Schnupftobak** der nicht mit dem Stempel der Königl. Generaltobaksadminiſtration geſtempelt iſt, er iſt conterband, auch iſt es nicht einmal erlaubt, ſolchen durchgehen zu laſſen. Das Pfund giebt 10 Rthlr. Strafe. Doch iſt es erlaubt bis ein **Viertelpfund** zu eignem Gebrauch bey ſich zu führen.

2) **Fremde ungeſtempelte Spielkarten**, ſelbſt wenn ſie ſchon gebraucht ſind, ſind verboten, bey Strafe von 100 Rthlr. für jedes Spiel.

3) Alle fremde ſeidene **Zeuge**, ſie mögen Namen haben, wie ſie wollen, ſind bey Strafe von 100 Rthlr. für die Elle, desgleichen alle fremde ſeidene Manns- und Frauensſtrümpfe.

4) **Fremde Calender**, die nicht mit dem Stempel der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften geſtempelt ſind.

Die übrigen conterbande Waaren ſind laut eines neuerlichen Edicts (*), folgende:

Fremde Allaune.
Fremde Buchdruckerſchriften.
Fremde Bieberhaarene Waaren.

Blech

(*) Erneuertes Edict wegen verbotener Einführung und Gebrauch der ausländiſchen Waaren überhaupt, desgleichen wegen verbotener Einführung der hochimpoſtirten Waaren auf dem platten Lande, d. d. Berlin, den 17ten December 1766.

Blech und Klempnerwaaren aus Sachſen.
Fremde Horn- und knöcherne Waaren.
Böhmiſch Stabeiſen.
Fremde ſteinerne Flieſen zu Hausfluren.
Fremde Federpoſen.
Fremdes Hohl- Tafel- und Scheibenglaß.
Fremde große Spiegel.
Fremde Knöpfe ohne Unterſcheid der Materie oder Façon.
Fremde kupferne Waaren.
Gingange und andere fremde gemalte, gedruckte, geſtreifte oder gefärbte, ganz und halbleinene Zeuge, ſie haben Namen wie ſie wollen.
Fremde geſtreifte Bettlinnen und Drell.
Alle fremde weiße, bunte, geſtreifte Leinwand desgleichen ſächſiſche Pakleinewand, auch leinene Waaren und Tafelzeuge.
Fremdes Meßing und meßingener Drath, auch meßingene und kupferne Waaren, ſie ſeyn ſo klein und geringe als ſie immer wollen.
Türkiſche und andere fremde bunte und gemalte Papiere.
Fremd Gold- und Silberpapier.
Fremd Schießpulver.
Fremder Parchent.
Sächſiſches Porcellan (NB. darf auch nicht durchgehen)
Fremdes unächtes Porcellan oder Fayance.
Fremdes Salz.
Boyſalz.
Fremde Sammete und Velpe.
Fremde halbſeidene und halbwollene Waaren, auch Baumbaſte.
Fremde wollene gewebte und geſtrikte Strümpfe, auch Handſchuhe und wollene Hüthe,
Fremd ſchneidend Zeug für die Handwerker, als Sägen, Bohrer, Meiſſel, Hobel und Stämmeiſen, Schnitzer

und Schneidemeſſer, Hammer, Zangen, Schraubſtöcke ꝛc. imgleichen fremd Küchen- und Camingeräthe, als: Feuerſorgen, Bratpfannen, Bratenwender, Brandruthen, Feuerböcke, Feuerzangen, Kellen, Leuchter, Putzſcheeren, Roſte ꝛc. von Eiſen ferner: fremde Tuch- Baum- Schneider- und Saſſcheeren.

Fremde Tabakspfeifen.

Fremde Tapezereyen, auch papierne Tapeten.

Leoniſche Treſſen.

Fremde Tücher und wollene Waaren.

Fremde ganz und halbwollene, auch ganz und halb baumwollene, imgleichen halbleinene und halb, wollene oder halb baumwollene Zeuge.

Fremder gedruckter und gemalter Zitz und Cattun, auch baumwollene Hals- und Schnupftücher.

Fremder Zucker und Syrop.

Fremde Zuckerbilder.

Laut eben dieſes Edicts ſind die zum beſten der innländiſchen Manufacturen, zwar nicht ganz verbotene, aber doch hochimpoſtirte Waaren, folgende:

Agremens.

Broderien zu Manns- und Frauenskleider.

Bley- und Rothſteinfedern.

Brüſſelſche Cameelhäarne Barracane und Cameelhaarne Plüſche.

Ganz- und halbſeidene Camelotte.

Degen- und Hirſchfängerklingen.

Harzer oder ander fremd Eiſen, excluſive des Eiſens aus dem Braunſchweigiſchen und von Wernigerode.

Axten und Beile.

Senſen- und Futterklingen.

Wagenwinden für die Fuhrleute.

Fiſchbein, geriſſenes.

Roth- und Gelbgießerarbeit.

Spiegelglaß und kleine Spiegel.
Gebleichte Perükenhaare.
Handſchuh, ſeidene und lederne.
Hüte, ganzer und halber Caſtor, Carolinhüte und Caudebec.
Körbe und Korbmacherarbeit aus Zerbſt.
Dergleichen aus Holland.
Holländiſche Leinewand.
Gaze.
Cambraytuch.
Schleyer, Klare und Flore.
Mützen, ſeidene Mannsmützen.
Eiſerne Latt- Brett- und Hufnägel.
Nägel aus den Braunſchweigiſchen.
Puder.
Strümpfe, als ſeidene Manns- und Frauensſtrümpfe, ingleichen Florettſeidene Manns- und Frauensſtrümpfe und fremde gewebte wollene und Caſtor- Manns- und Frauensſtrümpfe, ingleichen gewebte Zwirnſtrümpfe.
Fremde engländiſche, franzöſiſche Tiſch- Scheer- und Federmeſſer, auch Scheeren.
Hamburger Seife.
Gold- und ſilberne Treſſen und Chamerirung.

Allen Verdrüßlichkeiten die ein Fremder, vielleicht unwiſſender weiſe, ſich zuziehen könnte, wenn man bey ihm Conterbande, oder auch unangezeigte accisbare Waaren fände, kann er leicht vorbeugen wenn er alle Waaren die er außer ſeiner Kleidung, Wäſche, oder andern ſchon gebrauchten Waaren, bey ſich führet, den Accisbedienten die ihn viſitiren, treulich anzeiget. Man wird ihm alsdenn von den accisbaren Waaren die tarifmäßige Acciſe abfodern, die conterbande Waaren aber bis zu ſeiner Abreiſe verſiegeln, oder ſonſt dieſelben aus dem Lande zu ſchicken nöthigen, niemals aber dieſelben confiſciren und ihn deshalb ſtrafen. Nur Tabak muß ein Fremder gar nicht bey ſich führen, weil (ſo wie in andern Ländern, als in Frankreich, Oeſterreich es auch gebräuchlich iſt,) es ihm ſehr leicht Verdruß zuziehen könnte, wenn mehr als ein Viertelpfund bey ihm gefunden würde.

Solte ein Fremder in einer Stadt in den Königl. Landen einige Waaren kaufen, und ſolche nach andern Städten der Königl. Lande bey ſich führen wollne, ſo iſt es nöthig, daß er 1) bey dem Accisamte des Ortes die Waaren plombiren oder ſiegeln laſſe. 2) Bey eben dem Accisamte ſich einen gedruckten Schein darüber geben laſſe, daß dieſe Waare entweder in Königl. Landen verfertiget, oder ſchon verſteuert ſey. Alsdenn wird ihm eine ſolche Waare nie für conterbande erkläret, die Accise dafür gefodert, oder ſonſt die geringſte Weitläufigkeit gemacht werden, ob dieſes wohl einige Fremden, aus einem ganz ungegründetem Vorurtheile zu befürchten pflegen.

Man hat gefunden, daß einigen Fremden ſonderlich in benachbarten Ländern, von der hieſigen Acciſeeinrichtung, und der Art, wie den Fremden bey der Viſitirung angeblich begegnet würde, ſehr falſche Begriffe beygebracht worden, es wird alſo nicht unnöthig ſeyn, dieſen falſchen Vorſtellungen zu widerſprechen, und die ganz ungegründete Furcht für Plackereyen zu benehmen. Vernünftige Reiſende werden ſich ſelbſt beſcheiden, daß die Anſtalten die zu Entdeckung der conterbanden oder verſchwiegenen accisbaren Waaren gemacht worden, an ſich ſehr nothwendig ſind, und daß auch ein Reiſender ſich den Geſetzen des Landes wo er ſich befindet, unterwerfen müſſe. Es iſt auch ſehr begreiflich, daß derjenige, der was er bey ſich führet nicht richtig angiebt, oder ſich gar weigert, ſeine Sachen viſitiren zu laſſen, ſich verdächtig machen müſſe. Man kann aber der Wahrheit gemäß verſichern, daß einem Fremden, der was er bey ſich führet richtig, angiebt, niemals werde Verdrüßlichkeit gemacht werden, und ſolte es wider Vermuthen geſchehen, ſo kann ein Fremder gewiß verſichert ſeyn, daß ihm bey gegründeter Beſchwerde die Berliniſche Acciſedirection die ſchleunigſte Hülfe werde widerfahren laſſen. Die Viſitatoren und andere Unteracciſebedienten ſind von ihren Obern angewieſen, niemand ungebührlich zu begegnen; inzwiſchen erfodert die Billigkeit, daß ein Fremder auch dieſen Leuten nicht unhöflich begegne, denn ſo wie allenthalben, ſo auch hier findet ein gutes Wort eine gute Statt. Manchem Reiſenden giebt die bloße Erblickung eines Accisbedienten eine üble Laune, ſie nennen ungebührliche Begegnung, wenn ihnen doch auf alle Weiſe gebührlich begegnet wird. Zuweilen auch, wenn ſie würklich über einige Unfreundlichkeit zu klagen Urſach hätten, möchten ſie nur wohl unterſuchen, ob ſie nicht durch die trotzige und unfreundliche Art, mit der ſie die Accisbediente, wenn ſie ihr Amt verrichten wollen, angefahren haben, ſich ſelbſt allerley Ungelegenheiten zugezogen haben möchten.

Ein Reiſender der mit Extrapoſt, oder mit bedungener Fuhre nach Berlin kommt kann ſich wofern er keine oder ſehr wenig accisbare Sachen hat, gleich am Thore viſitiren laſſen. Sobald er daſelbſt abgefertigt iſt, kann er fahren wohin er will, ohne daß ihn jemand weiter behelligt.

Führet er aber eine nicht ganz unbeträchtliche Anzahl accisbare Waaren bey ſich, oder hat er ſonſt ſelbſt nicht Luſt, ſich am Thore viſitiren zu laſſen, ſo giebt die Thorwacht eine Schildwacht mit, die den Wagen nach dem Packhofe begleitet. Unterweges darf denn niemand abſteigen, oder etwas vom Wagen weggenommen werden. Auf dem Packhofe werden die Sachen des Fremden viſitiret, ſind accisbare Waaren dabey, ſo werden ſie auf die

Art, die oben im fünften Abſchnitte S.   u. folg. beſchrieben worden, frey gemacht, und denn kann der Reiſende nach Hauſe fahren.

Den ordinairen Poſten, wird am Thore allezeit eine Schildwacht mitgegeben, welche ſie nach dem Poſthauſe begleitet, hier werden die Kuffer und das übrige Gepäcke der Reiſenden, in die Paſſagierſtube, beym Eingange linker Hand gebracht, daſelbſt von den Poſtviſitatoren viſitiret, in der Poſtacciſekammer, wofern accisbare Waaren vorhanden ſind, das gehörige bezahlt, alsdenn bringen die Poſtboten das Gepäcke, wohin es der Fremde verlangt.

Das erſte wornach ein Fremder fragen wird, iſt wohl ein gutes Wirthshaus. Wir wollen daher, die ſämtlichen hieſigen öffentlichen Wirthshäuſer hieher ſetzen, nach den drey Claſſen, in welche ſie von dem Policeydirectorium getheilet ſind:

No.	Zeichen oder Schild.	Namen der Straßen wo die Wirthshäuſer belegen.	Namen des Wirths.
		Erſte Claſſe.	
		In Berlin und Cölln.	
1.	Stadt Paris.	Brüderſtraße.	Quien.
2.	König von Engelland.	Brüderſtraße.	Starke.
3.	König von Portugall.	Burgſtraße.	Zieſe.

Zweyte

No.	Zeichen oder Schild.	Namen der Straßen wo die Wirthshäuſer belegen.	Namen der Wirths.
		Zweyte Claſſe.	
		In Cölln.	
4.	Stadt Breslau.	Brüderſtraße.	Witwe Dietrich.
5.	Stadt Wien.	Fiſcherbrücke.	Miethmann.
		In Berlin,	
6.	Weiße Taube.	Heiligegeiſtſtraße.	Therbuſch.
7.	Goldne Scepter.	Heiligegeiſtſtraße.	Mörner.
8.	Schwarze Adler.	Poſtſtraße.	Witwe Liebertin.
9.	Goldne Traube.	Königsſtraße.	Horn.
10.	Grüne Baum.	Kloſterſtraße.	Gerhard.
11.	Rothe Adler.	Spandauerſtraße	Adler.
12.	Alte Ruppinerherberge.	Spandauerſtraße	Haſe.
13.	Neu Ruppinerherberge.	Spandauerſtraße	Witwe Türkin.
		Werder.	
14.	Conſtantinopel.	Leipzigerſtraße.	Berensdorf.
15.	London.	Leipzigerſtraße.	Gerrsheim.
16.	Goldne Hirſch.	Friedrichsſtraße.	Wittens Erben.
17.	Rothe Adler.	Friedrichsſtraße.	Farchmin.
18.	A l'hotel des quatre Fils Hemon.	Adlerſtraße.	Derlet.
		Neuſtadt.	
19.	Goldne Hirſch.	Unter den Linden.	Stöwe.
		Friedrichsſtadt.	
20.	Goldne Adler.	Leipziger- und Jeruſalemsſtraße.	Com̃iſſar. Krüger.
21.	Goldne Stern.	Leipzigerſtraße.	Burich.
22.	Goldne Arm.	Leipzigerſtraße.	Witwe Iſſinger
23.	Fürſt von Deſſau.	Jeruſalemsſtraße	Latomus.

Dritte

No.	Zeichen oder Schild.	Namen der Straßen wo die Wirthshäuſer belegen.	Namen des Wirths.
		Dritte Claſſe. Wirthshäuſer wo Ausſpannungen gehalten werden.	
		In Cölln.	
24.	Weiße Roß.	Roßſtraße.	Durge.
25.	Hof von Holland	Roßſtraße.	Hoffmann.
26.	Weiße Roß.	Fiſcherſtraße.	Maſche.
		In Berlin.	
27.	Weiße Schwan.	Judenſtraße.	Hofräth. Kraußin.
28.	Frankf. a. Mayn.	Judenſtraße.	Witwe Bolzin.
29.	Rehbock.	Judenſtraße.	Hofr. Gersheim.
		Königsvorſtadt.	
30.	Goldne Krone.	Contreſarpe.	Kläger.
31.	Goldne Adler.	Prenzlauerſtraße.	Friedrich.
32.	Drey Glocken.	Bernauerſtraße.	Calvary.
33.	Schwarze Adler.	Landsbergerſtraße	Richter.
34.	Grüne Baum.	Landsbergerſtraße	Betz.
35.	Danziger Wapen	Landsbergerſtraße	Sange.
36.	Goldne Hirſch.	Landsbergerſtraße	Homeyer.
		Spandauer Vorſtadt.	
37.	Schwarze Roß	Oranienburgerſtraße.	Zindler.

Dieſen Wirthshäuſern hat das Policeydirectorium unterm 24ten März 1766 eine Taxe geſetzet, wornach ſie ſich in Bezahlung der Logis, imgleichen wegen Speiſung ꝛc. aufs genaueſte richten müſſen. Auch dieſe Taxe wollen wir den Fremden zur Nachricht, hier einrücken.

Taxe

Taxe für die Wirthshäuſer in den Reſidenzſtädten.

Erſte Claſſe.

I. Zur Stadt Paris bey Quien in der Brüderſtraße, wird bezahlt

	thlr.	gr.	pf.
Für das Logis, es ſey mit oder ohne Betten, desgleichen mit Lichter, vorne heraus in dem erſten und zweyten Stockwerke, für ein Apartement von 4 Zimmern, daferne eine Herrſchaft mit ihrem Gefolge ſolche alle viere verlanget, für Tag und Nacht	2		
Sonſten aber nach Proportion, wenn ſie nicht alle zuſammen gebraucht werden.			
Vorne heraus im dritten Stockwerke für eben dergleichen Apartement von 4 Zimmern	1	8	
wann aber nicht alle 4 Zimmer gebraucht, ſondern nur eine Stube und Kammer hievon genommen werden, ſo wird dafür, nebſt Betten und Licht bezahlet im erſten und zweyten Stockwerk	1		
im dritten Stockwerk		16	
Hinten heraus für eine Stube nebſt Kammer im zweyten Stockwerke		12	
im dritten Stockwerke		10	
Für Einheizung täglich in allen drey Claſſen		8	
Für Eſſen: Der Mittagstiſch, welcher lediglich für fremde Paſſagiers gehalten, und mit 5 guten wohlgekochten Gerichten, wie ſie nach der Jahreszeit zu haben, an Fleiſch, Fiſchen, zahmen und Wildbraten, nebſt Deſſerte verſehen wird, entweder in Geſellſchaft oder allein, wird bezahlt für die Perſon		16	

	thlr.	gr.	pf.
Der Abendtiſch, welcher in 3 guten Schüſſeln beſtehet, mit		12	
Woſern aber auch ein Fremder nur ein paar Gerichte für ſich allein auf ſein Zimmer verlanget, ſo zahlt er		8	
II. Im König von Engelland bey Starken, in der Brüderſtraße.			
Für das Logis, mit oder ohne Betten und mit Licht, beſtehend in einer Stube und Kammer	1		
Für jedes der übrigen		12	
Für Eſſen: Der ordinaire Mittagstiſch in Geſellſchaft, oder allein, beſtehend in 3 guten Gerichten, nebſt Butter und Käſe, für die Perſon		8	
Wenn aber 4 Gerichte gegeben werden		12	
Das Abendeſſen, in ſoferne es nur in einer Portion Butterbrod und kalten Braten ꝛc. beſtehet		3	
III. Im König von Portugall bey Zieſen in der Burgſtraße.			
Für das Logis, mit oder ohne Betten und mit Licht, beſtehend in einer Stube und Kammer im erſten und zweten Stockwerke vorne heraus	1		
hinten heraus		12	
Im dritten Stockwerke vorne heraus		16	
hinten heraus		8	
Für Eſſen: Der ordinaire Mittagstiſch von 3 guten Gerichten, Butter und Käſe, die Perſon in Geſellſchaft oder allein		8	

Wenn

	thlr.	gr.	pf.
Wenn aber 4 Gerichten verlanget werden, die Perſon ſ ſ ſ ſ ſ		12	
Das Abendeſſen von einem Butterbrod mit kaltem Braten ꝛc. ſ ſ ſ ſ		3	
In jedem dieſer vorbenanten Gaſthöfe wirt bezahlt für Wein:			
1 Quartbouteille ordinairen Cahors ſ		8	
ſ ſ Hautbrion ſ		12	
ſ ſ weißen Franzwein ſ		8	
ſ Rheinwein 20 gr. auch bis	1	8	
1 Bouteille Champagner 1 thlr. 10 gr. auch	1	12	
ſ Burgunder 20 gr. auch ſ		22	
Jedoch behält der Paſſagier die Freyheit, die Weine ſich ſelbſt außerhalb des Gaſthofes holen zu laſſen.			
Für Caffe, eine Portion von $1\frac{1}{2}$ Loth bis 2 Loth mit Zucker und Milch ſ ſ		4	
Thee ſ ſ ſ		2	
Das Bier, ſowol einheimiſch als fremdes, ſofern es erlaubt iſt, wird nach den alle halbe Jahre allhier publicirten öffentlichen Taxen bezahlet.			
Für einen Miethswagen täglich ſ ſ	1	6	
Für den Lohnlakay täglich ſ ſ		12	
Für die Stallung für Pferde, wird nichts bezahlet in ſofern das Futter von dem Wirthe genommen wird, hierauf wird demſelben über den jedesmaligen Marktpreis an Proviſion zu nehmen vergönnet, auf 1 Scheffel Haber oder Roggen ſ ſ		4	
Für ein Bund Heu von 6 Pfund nach itzigen Preiſe ſ ſ ſ		1	6

Zweyte Claſſe.

Der Gaſthöfe in ſämtlichen Städten in Berlin.

	thlr.	gr.	pf.
In dieſen wird bezahlet: für ein Logis in dem zweyten Stockwerke vorne heraus mit Betten und Licht 8 gr. bis , ,		12	
Für ein Logis in den obern Stockwerken und hinten heraus 6 gr. bis ,		8	
Für das Mittagseſſen von 3 guten Gerichten nebſt Butter und Käſe ,		8	
Wenn aber extraordinair oder mit 4 Schüſſeln auf Verlangen geſpeiſet wird ,		12	
Für Abendeſſen, als Butterbrod, kalten Braten ꝛc. , , ,		3	
Eine Portion Caffee , ,		4	
Thee , , ,		2	

Die Weine werden auch in dieſen Gaſthöfen nach vorſtehenden Preiſen bezahlet, der Paſſagier aber behält die Freyheit ſolche ſich ſelbſt außerhalb des Gaſthofes holen zu laſſen.

Alle einheimiſche und fremde Biere werden nach der öffentlichen Policeytaxe wie oben erwähnet bezahlet.

Wegen der Futterung bleibet es ebenfals bey oben feſtgeſetzten Proviſion, nemlich 4 gr. vom Scheffel Hafer oder Roggen über den Marktpreiß.

Die übrigen Eßbedürfniſſe, ſo außerhalb der Mahlzeit allenfals verlanget werden, und ſo genau nicht angeführet werden können, müſſen die Wirthe nach Billigkeit von den Fremden ſich bezahlen laſſen, jedoch muß

1 Pfund

	thlr.	gr.	pf.
1 Pfund friſche gute Tiſchbutter nicht höher als mit		6	
Ein Glaß Liqueur		2	
und ein Glaß Brandtwein mit bezahle werden.		1	

Dritte Claſſe.

Der Wirthshäuſer ſo Ausſpannung halten.

	thlr.	gr.	pf.
Was die unter dieſer dritten Claſſe benannte Wirthshäuſer betrift, ſo ſind ſolche hauptſächlich als Ausſpannungen betrachtet, in welchen die Wirthe das Hart- und Rauchfutter den fremden Fuhrleuten nach obiger Taxe überlaſſen, und wenn kein Futter genommen werden ſollte, wird bezahlet für ein Pferd an Stallgeld		1	
Sollte ein Fremder eine beſondere Stube mit Bette in dieſen Wirthshäuſern verlangen, bezahlet er dafür nebſt Licht		6	
Für eine Portion Mittagseſſen, beſtehend in einer Suppe und Zugemüſe mit Fleiſch		3	
Für ein Nachtlager in der Gaſtſtube auf Stroh			
mit Betten		2	
ohne Betten		1	

Obige Taxe muß in jedem Zimmer der Wirthshäuſer, bey Strafe 5 Rthlr angeſchlagen ſeyn. Dafern auch ein Wirth ſolche übertreten ſolte; ſo darf der Freinde ſolches dem Policeydirectorium nur mündliche Anzeige thun, da denn die Beſchwerde ſofort ohne Schriftwechſel und ohne allen Aufenthalt unterſucht, und derjenige Wirth der überführet wird, daß er die Taxe überſchritten für jeden Groſchen, den er über die Taxe genommen einen Thaler Strafe erlegen muß.

Außer dieſen öffentlichen Wirthshäuſern ſind noch viele Häuſer zu finden wo Fremde, Tage- Wochen- und Monatweiſe, können beherberget werden, Ueberhaupt wird ein Fremder, der ſich einen oder mehrere Monate in Berlin aufhalten will, in allen Gegenden der Stadt Gelegenheit genug finden, meublirte Zimmer monatweiſe zu miethen, woſern ihm etwa ein langer Aufenthalt in einem Wirthshauſe allzukoſtbar fallen ſollte, Man darf zu dieſem Behuf nur den Intelligenzzeitel leſen.

Zur Bedienung der Fremden ſind von dem Policeydirectorium eine Anzahl **Lohnlakaien** angenommen und beſonders vereydet worden, damit man bey ihnen wegen der Ehrlichkeit geſichert ſey. Dieſe **Lohnlakaien** ſind täglich im **Lederſchen Hauſe**, neben der **langen Brücke am Waſſer, bey Hrn. Neumann**, anzutreffen. Die Namen und Wohnungen derſelben kann man im **Adrescalender** nachſehen. Der von der Policey feſtgeſetzte Lohn eines Lohnlakaien iſt täglich 12 Ggr.

Wenn ein Fremder ſonſt andere Bedienten oder **Mägde** miethen wollte, ſo kann er ſich deshalb an die vereydigte **Geſindemäkler** wenden, die ihm dergleichen zuweiſen werden. Die Namen und Wohnungen der **Geſindemäkler** findet man gleichfals im **Adrescalender**.

Dieſer eben erwähnte **Adrescalender** wird jährlich gedruckt, und iſt bey dem Hrn. Hofrath **Gravius** als Calenderpächter, (auf dem Dönhofiſchen Platz) oder bey dem Buchbinder Hrn. **Peſenecker** (ohnweit der Petrikirche) zu haben. In demſelben findet man die Namen und die Wohnungen der zum Königl. Hofe und zu den in Berlin befindlichen Collegien gehörigen Perſonen, imgleichen deren die zu den Schulen und andern öffentlichen Anſtalten gehören, ferner die Namen und Wohnungen der Aerzte, Wundärzte, Hebammen, Notarien, Wechsler, Buchhändler, Buchdrucker u. ſ. w. Da dieſer **Adrescalender** dem Fremden gleichſam ein Wegweiſer zu denjenigen Perſonen ſeyn kann, die er zu beſuchen nöthig hat, ſo thut er wohl, wenn er ſich denſelben gleich anfänglich anſchaffet. Man hat auch einen **Provincialadreſscalender** worin alle Collegien in den Königl. Provinzen verzeichnet ſind.

An obenerwähnten Orten ſind auch alle übrige Sorten von Calendern zu bkommen. Und wer fremde Calender verlangt muß ſich an den Hrn. Hofrath **Gravius** addreßiren.

Die öffentlichen **Miethkutſchen** oder **Fiacres** ſind mit Nummern bezeichnet und ſtehen auf dem Schloßplatze der Stechbahn gegenüber, von frühem Morgen bis ſpät auf dem Abend. Ihnen iſt von dem Policeydirectorium alle Reihefahrt aufs ſchärfſte verboten, und jeder kann ſich allemal den Wagen ausſuchen, der ihm am beſten gefällt. Zugleich iſt ihnen unterm 1ten Junius 1764 folgende Taxe vorgeſchrieben:

Taxe der Miethkutſchen oder Fiacres.

	gr.
1. Vor eine Fuhre innerhalb den Städtem Berlin, Cölln und Werder	4
2. Vor eine Fuhre aus dieſen dreyen Städten in geſamte Vorſtädte, nemlich vor das Königs- Spandauer- und Stralauerthor bis an jedes Haus innerhalb den Landwehren	5
3. Vor eine Fuhre von Berlin, Cölln und Werder bis auf die Neuſtadt und bis an das Quarre am Brandenburgerthore	4
4. Vor eine Fuhre von Berlin, Cölln und Werder auf die Friedrichsſtadt bis an das Rondel und Potsdammerthor, oder	
5. Von der Friedrichsſtadt nach nur benannten innern Städten, es ſey in welcher Straße es ſey	5

	gr.
6. Wenn jemand einen Fiacre länger als auf der erſten Fuhre haben oder Stundenweiſe miethen wollte, ſo ſoll derſelbe für die erſte Stunde , ,	8
7. Für die zweyte, dritte und mehrere Stunden, wenn ſie nacheinander folgen, jede Stunde mit , bezahlen.	4
8. Würde jemand, der ſich eines Fiacres bediente, ſich nicht länger als eine Viertelſtunde aufhalten, ſo wird demſelben für das Zurückfahren, in das Quartier wo er eingeſtiegen, 1 gr. mehr über obige Taxe zu nehmen erlaubt.	
9. Wird aber länger aufgehalten, ſo geſchiehet die Bezahlung Stundenweiſe, wie obenſtehend verordnet, nemlich für die erſte Stunde , ,	8
und für die übrigen ſo wie ſie auf einander folgen	4
10. Wenn eine Geſellſchaft von 2, 3 bis 4 Perſonen zuſammen in den Fiacre fähret, bezahlet ſolche für eine Fuhre oder Stundenweiſe nicht mehr, als eine Perſon allein nach obiger Taxe.	

Sollte einer darwider handeln, oder ſich ſonſt ungebührlich aufführen, ſo darf man nur die Nummer des Wagens dem **Policeydirectorium** mündlich anzeigen, ſo wird man die ſchleunigſte Hülfe erlangen.

Außer dieſen öffentlichen **Miethkutſchen** giebt es noch ungemein viele **Privatmiethkutſcher**, welche anſpannen ſobald ſie beſtellet werden, und ſowol innerhalb als außerhalb der Stadt fahren Wegen des Preiſes muß man ſich mit ihnen vergleichen, doch wird er eben nicht viel theurer als die obige Taxe ſeyn. Dieſe **Miethkutſcher**, pflegen ihre Wagen den Tag über vor die Häuſer wo ſie wohnen, auf die Straſſe zu ſtellen, daher ſie leicht zu erfragen ſind.

Wer ſich in Sänften will tragen laſſen, findet ſie im Schloſſe, unter dem erſten Portal nach der langen Brücke zu, den ganzen Tag über bereit ſtehen.

Der Intelligenzzettel wird alle Dienſtage, Donnerſtage und Sonnabend ausgegeben. In demſelben findet man alle Sachen die zu Wiſſenſchaft des Publicum gelangen ſollen, als: Verordnungen, Notificationen von Sachen die zu verkaufen, zu vermiethen oder zu verpachten ſind; von Sachen die zu kaufen geſucht werden; von Perſonen die ihre Dienſte antragen; von geſtohlnen und verlohrnen Sachen; ferner Citationen der Creditoren, die Getrayde- Woll- und Zuckerpreiße, auch die Fleiſch- Brod- und Biertaxen u. ſ. w. Wer etwas in den Intelligenzzettel will ſetzen laſſen, giebt die Aufſätze leſerlich geſchrieben im Königl. Adreßcomtoir (in der neuen Friedrichsſtraße, ohnweit der Garniſonkirche) ab. Die Taxe der Einſatzgebühren (*) iſt folgende:

Für 1 bis 4 gedruckte Zeilen (jede zu 12 bis 14 Worte gerechnet) 2 gr.

Für 5 bis 8 Zeilen 4 gr.
und ſofort von 4 zu 4 Zeilen 2 gr. mehr.

In dem gedachten Königl. Adreßcomtoir, imgleichen im Hofpoſtamte kann man den Intelligenzzettel auch, und zwar den Jahrgang für 3 Rthlr. und jedes Stück einzeln für 1 Ggr. bekommen.

Es kommen in Berlin zwo politiſche und gelehrte Zeitungen heraus, und zwar in der Haude- und Speneriſchen Buchhandlung (auf der Schloßfreyheit) und in der Voßiſchen Buchhandlung (in der breiten Straße.) In dieſen Buchhandlungen, und im Hofpoſtamte werden dieſe Zeitungen alle Dienſtage Donnerſtage und Sonnabende ausgegeben. Der Jahrgang koſtet 2 Rthlr. und das Stück einzeln 6 pf. Im Hofpeſtamte kann man auch alle fremde Zeitungen haben.

(*) Laut der Verordnung vom 9ten Januar 1758.

Die Gazette Litteraire de Berlin, wird bey dem Verfaſſer Hrn. Hofrath Francheville (auf der Friedrichsſtadt in der Mittelſtraße) alle **Montage** ausgegeben.

Es iſt in Berlin eine Königl. Zahlenlotterie errichtet, welche alle drey oder vier Wochen gezogen wird; die Ziehungen ſind auf das ganze Jahr aus dem Lotteriecalender, der jährlich gedruckt wird, zu erſehen, und ſie werden auch, ſo wie nach den Ziehungen die Gewinnliſten, durch die öffentlichen Zeitungen bekannt gemacht. Die Ziehungen geſchehen im Sommer bey gutem Wetter vor dem Hauſe der Lotteriedirection (auf dem Werder in der Leipzigerſtraße) und im Winter, auf dem Berliniſchen Rathhauſe, da denn jedesmal fünf Zahlen aus dem Glücksrade gezogen werden. Man kann die Einſätze willkührlich machen, für jeden gewonnenen Auszug zahlt die Königl. Lotteriedirection den Einſatz 15 mal, für jeden beſtimten Auszug 70 mal; für jede Ambe 270 mal; für jede Terne 5300 mal: für jede Quaterne 60000 mal. Bey jeder Ziehung werden fünf arme **Mädchen**, deren Namen auf die herausgekommenen Nummern, vorher bey der Lotteriedirection eingeſchrieben geweſen, ausgeſtattet.

Die Claſſenlotterie beſtehet aus 5 Claſſen, wovon die Ziehungen durch die Zeitungen bekannt gemacht werden. Von fremden Lotterien iſt nur die Hannöverſche erlaubt.

Die **Königl. Akademie der Wiſſenſchaften** läßt jährlich eine Sammlung der das vorige Jahr über herausgekommenen **Edicte, Reſcripte und Verordnungen** ꝛc. drucken, welche bey dem Obercommiſſarius Hrn. **Milylaff** (vorm Spandauerthore in der Oranienburgerſtraße) zu haben ſind.

Alle Sonnabend und die Tage vor jeden Feſten, iſt bey allen deutſchen und franzöſiſchen Küſtern, ein gedrucktes **Verzeichniß** zu haben, welche **Prediger** in jeder Kirche der ganzen Stadt, den folgenden Sonntag oder Feſttag predigen. Der Anfang des Gottesdienſtes in jeder Kirche, haben wir oben im ſechſten Abſchnitte S. 190 angezeigt.

Im Adreßhauſe (auf dem Werder in der Friedrichsſtraße, dem Fürſtenhauſe gegenüber) kann man gegen hinlänglich Pfand Geld erhalten. Man meldet ſich bey dem Director dieſer Anſtalt Hrn. Carl Humbert.

Im Königl. Lombard oder Leihbank, (ſiehe oben im achten Abſchnitte S. 189) wird auch auf hinlängliches Pfand Bancogeld gegeben, doch in keinen geringern Summen als 500 Pfund Bko.

Bücher zum Leſen, ſowol in deutſcher als in franzöſiſcher Sprache, werden verliehen bey dem Verleger dieſer Nachrichten (unter der Stechbahn im Schaarſchmidtiſchen Hauſe.) Man zahlet fünf Thaler Pfand. Wer auf ein Jahr voraus zahlen will giebt ſechs Thaler, auf ein halb Jahr drey Thaler zwölf Groſchen, auf einen Monat ſechzehn Groſchen. Man kann auch Bandeweiſe leſen, und bezahlt ſodann nach Maaßgebung der Stärke des Bandes 1, 2, 3 und mehr Groſchen. Von den Büchern ſind beſondere gedruckte Verzeichniſſe zu haben, und werden beſtändig neue Bücher dazu geſchaft.

Die Proſpecte und Plane von Berlin, die am Ende der Vorrede verzeichnet ſind, ſind ebenfalls bey dem Verleger dieſes Werks zu haben.

Die Wochenmärkte, ſind Dienſtags und Freytags auf dem Neuenmarkte, und Mittwochs und Sonnabends auf dem Spittelmarkt.

Der Werth der Münzen, und welche allhier gangbar ſind, iſt oben im achten Abſchnitte S. 284 angezeigt.

Das Gewicht und Ellenmaaß iſt im achten Abſchnitte S. 285 angezeigt, und mit dem Gewichte und Maaße anderer Städte verglichen worden.

Ver-

Verzeichniß einiger Speiſehäuſer, Weinhäuſer, Caffeehäuſer und Caffeegärten.

Wir wollen den Fremden zur Nachricht von jeder Art nur einige nennen, denn ſie ſind ſämtlich in weit größerer Anzahl vorhanden.

a) Speiſehäuſer, wo ein öffentlicher Tiſch zum Theil nur Mittags, zum Theil Mittags und Abends gehalten wird.

Ruſſin in der Heiligengeiſtſtraße, ohnweit der Ritterakademie. Mittags für 12 Ggr.

Rexrath in der Heiligengeiſtſtraße. Mittags und Abends, jedesmal für 4 Ggr. und 6 Ggr.

Madame Dietrich in der Brüderſtraße. (ſiehe Wirthshäuſer.) Mittags und Abends, jedesmal für 10 Ggr.

Starke in der Brüderſtraße (ſ. Wirthshäuſer.) Mittags für 8 Ggr.

Gebhardt in der Scharrnſtraße in den 9 Churfürſten, für 4, 6, 8 und 10 Ggr.

George in der Unterwaſſerſtraße. Mittags für 4 Ggr. Sonntags 6 Ggr.

Bianchi an der Schleuſenbrücke, (ſ. Caffeehäuſer.) Mittags 8 Ggr.

Witwe Oelſchlägerin an der Jungferbrücke, Mittags 6 Ggr. und 8 Ggr.

Charrier unter den Linden. Abends für 4 Ggr.

Novis in der Behrenſtraße. Mittags und Abends, jedesmal für 4 Ggr. und 6 Ggr.

Hache in der Taubenſtraße. Mittags für 4 Ggr.

Krapp im Bergemannſchen Hauſe an der Jägerbrücke; des Mittags für 6 Ggr.

Eyvers auf dem Werderſchen Keller. Mittags für 4, 5 und 6 Ggr.
Reibekeil auf dem Berliniſchen Keller, für 4, 5 und 6 Ggr.

Garküchen, wo man für geringes Geld ſpeiſen, oder ſich holen laſſen kann, ſind faſt in allen Straßen, z. B. Haſe in der Ruppiner Herberge in der Spandauerſtraße, eine Portion Zugemüſe und Fleiſch für 1 Ggr. 6 pf. Eine Portion Braten 2 Ggr. Zu ebendem Preiſe bey dem obengedachten Koch Rexrath. Bey Tiem an der Ecke der Churſtraße und alten Leipzigerſtraße, die Portion für 1 Ggr.

b) Weinhäuſer wo Weingäſte geſetzt werden.

Witwe Heberlin, in der Heiligengeiſtſtraße.
Schmidt, bey der Poſt.
Schumacher, in der Poſtſtraße.
Krüger, in der Spandauerſtraße.
Anders, auf dem neuen Markte.
Lange, vorm Königsthore an der Brücke.
Mayn, vorm Spandauerthore.
Alberthal, in der breiten Straße.
Heyl, in der breiten Straße.
Hinze, in der alten Grünſtraße.
George, bey der Jungferbrücke am Waſſer.
Lamartiniere, dem alten Packhofe gegenüber.
Klein, dem alten Packhofe gegenüber.
Johannes, auf dem Werder, dem Fürſtenhauſe gegenüber.
Elßholz, in der Leipzigerſtraße, ohnweit der Friedrichsſtraße.
Joyeux, in derſelben Gegend.
Novis, in der Behrenſtraße.

c) Caffeehäuſer in welchen auch zugleich Billiards befindlich ſind.

Schmidt, dichte neben der Poſt.
Fehr, an der Ecke der Königs- und Jüdenſtraße.
Böhm, in der Königsſtraße.
Hönold, an der Ecke der breiten Straße und des Schloßplatzes.
Mehling, auf dem Königl. Stalle in der breiten Straße.
Bernau,
Dortü, } auf der Stechbahn.
Döbler,
Bianchi, im italiäniſchen Caffeehauſe, an der Schleuſenbrücke.
Conrad, im Preußiſchen Caffeehauſe, zwiſchen der Gertrauten- und Jungferbrücke.
v. Sanden, im Leipziger Caffeehauſe, dem alten Packhofe gegenüber.
Koch, im Hilmerſchen Hauſe an der Jägerbrücke.

d) Caffeegärten, wo man (ſonderlich im Sommer) Caffee, Thee, Wein, Bier, kalte Küche u. ſ. w. bekommt, auch zum Theil des Abends geſpeiſet wird.

1) In der Stadt.

Corſika, vorm Spandauerthore in der Kirchhofſtraße.
Sonnenberg, in der Hamburgerſtraße.
Schaub, vorm Stralauerthore, in der Lehmgaße.
Bernau, vorm Stralauerthore, in der Krautsgaße.
Lutomus, in der Jeruſalemmerſtraße, im Fürſten von Deſſau, (ſ. Wirthshäuſer.)
Würzer, in der Lindenſtraße.
Juſtine, in der neuen Commendantenſtraße.

2) Außer

2) Außer der Stadt.

Richard, Michaelis, Witwe Fritzin, Taroni,	im Thiergarten.

In der neuen Welt, vorm Frankfurterthore.
Im Sandkruge, vorm Oranienburgerthore.

* * *

Wir wollen zu mehrerer Bequemlichkeit der Fremden hier einige wenige Oerter anzeigen, wo ſolche Sachen die ein Fremder am meiſten brauchen möchte, zu haben ſind. Die meiſten Sachen ſind noch an weit mehreren Orten zu haben, aber man hat nur einige anzeigen wollen die uns eben beygefallen ſind, damit ein Fremder der in Berlin gar nicht bekannt iſt, doch einigermaßen davon unterrichtet ſey. Diejenigen Adreſſen die wir nicht genannt, wollen wir durch dieſes Stillſchweigen keineswegs verachten; wir muſten bey manchen des Raums ſchonen, und manche ſind uns vielleicht unbekannt geblieben die wir, wenn man uns davon Nachricht geben will, bey einer neuen Auflage dieſes Werks gern nachholen werden.

Apothekerwaaren, Arzney u. d. gl.	Die Apotheker und die Wohnungen derſelben ſtehen ſämtlich im Adreßcalender, wir führen nur einige an:	
	Schraders Erben und Revelr.	am Molkenmarkte.
	Valentin Roſe.	in der Spandauerſt.
	Joh. Chriſtian Fabricius.	auf dem Werder, im Einhorn.
	J. Carl Wildenow	auf der Neuſtadt unter den Linden.
	Gab. H. Wendland	auf der Friedrichsſt. am Wilhelmsmarkte.

Baum-

Baumwollene geſtreifte Zeuge, Cottonade ꝛc.	in den meiſten Läden	auf dem Mühlendamm.
Baumwollner Plüſch, ſ. Manchester		
Baumw. Mützen, Strümpfe	Witwe Janiken	Poſtſtraße.
	Benjamin Reuther	Poſtſtraße.
Bettſtellen: eiſerne Reiſebettſtellen nebſt Bettſack u. Kiſte	Frommery u. Sohn beym Schlöſſer Meiſter Kochwaſſer.	Stechbahn.
Bildhauerarbeit an Trümeaux, Tiſchen ꝛc.	Labadie	im Pallyſchen Hauſe an der Schinkenbrücke.
	Schulz	Taubenſtraße.
Brennholz	octroyirte Brennholzcompagnie ſ. oben S. 298	an der Roßſtraßenbrücke im Werkenthinſchen Hauſe.
	Ferner bringen es auf kleinen Wägen die Bauren von den benachbarten Dörfern, zu Markte.	
Bücher	die ſämtlichen Buchläden ſind oben S. 282 verzeichnet	
Buchbinder	Schatz	Königsſtraße
	Kraft	Bollengaße.
	Peſenecker	an der Petrikirche.
	Jacobi	Poſtſtraße.
	Donat	Poſtſtraße.
	Lagnac	Friedrichſtadt franzöſche Straße.
Caffee, martinikiſch.	ſ. Specereywaaren	
Caffee, levantiſcher	im Magazin der levant. Compag.	im Ephraimſchen Hauſe am Mühlendamm.

Caf-

Cattune und Zitze	in den oben S. 313 verzeichneten Cattunfabriken, kann man Stückweiſe kaufen. Ausſchnittweiſe, in vielen Läden, ſonderlich	auf dem Mühlendamm.
Chirurgiſche Inſtrumente von allen Sorten	Inſtrumentenmacher Tilly, Müller, Bouillon, ſ. oben S. 317	
Conditorwaaren, allerhand eingemachte Früchte u. ſ. w.	Hofconditor Meyer	breite Straße.
	Zimmermann	Königsſtraße.
	Eckſtein	unter den Linden.
Degen und Hirſchfänger	Frommery u. Sohn imgleichen bey ſehr vielen Schwerdfegern.	Stechbahn.
Degengehenke, ſeidene, zwirnene, meſſingene, ſamtene, nebſt Schnallen u. Carabinerhak. dazu	bey den Galanteriehändlern	
Eiſenwaar. Hämmer, Nägel, Senſen, Waagen u. d. gl.	Buther	Stralauerſtraße.
	Buther	Spittelmarkt.
	Müller	Molkenmarkt.
dergl. insbeſondere auch eiſerne Oefen, Töpfe, Gewichte u. d. gl.	Kaufmann Royer	breite Straße.
Engliſches Hofpflaſter	Chriſtian Ludwig Brückner	Behrenſtraße.
Federn, Schreib-	Joh. Friedr. Bauer ſ. oben S. 324	an der Jungferbr.
Federn, geſchnittene	Frommery u. Sohn	Stechbahn.

Ferngläſer, Brillen, Perſpective	Nürnberger Bilderladen, ſ. Kupferſtiche.	
	Frommery u. Sohn	Stechbahn.
Flecke werden aus wollnen und ſeidenen Zeugen ausgemacht	vom Schneider Krauſemann	aufm neuen Markt.
Frauenzimmerputz und alle dahin gehörige Galanteriewaaren.	Mdlle. Hauchecorne	breite Straße.
	C. C. Mebus	breite Straße.
	Philipp Devrient	Stechbahn.
	Peter Lautier jun.	Schloßplatz.
	Philipp Naudé	Stechbahn.
Friſeurs	Arnaud	Gertrautenbrücke.
	Gradolf	Heiligegeiſtſtraße.
	Villain	Brüderſtraße.
	Ehlert	auf dem Werder im im Pagenhauſe.
Galanteriew. ſ. Frauenzimmerputz.		
Galanteriew. an goldenen Tabattieren, Degen, emaillirten Sachen ꝛc.	Peter Lautier	Schloßplatz.
	Gebrüdere Jordan	Königsſtraße.
Garten- und andere Sämereyen	Gärtner Krauſe ſ. S. 359.	vor dem Stralauerthore in Krautsgaße.
	Langerbeks Erben	Neumannsgaße.
	Kaufmann Herr	Roßſtraße.
Genähte Waaren, an Manchetten, Tücher u. ſ. w.	C. C. Mebus	breite Straße.
	Chriſtn. Heinr. Heſſe	Königsſtraße.
	Iſaias Villiers	Brüderſtraße
	Gabriel Nicolas	in der Markgrafenſtraße am Gensdarmesmarkt.

Glaſ

Glaßwaaren, Pocale, Kronen ꝛc.	Hofglaßſchneider Trümpert	neue Friedrichsſtraſſe an der Pomeranzenbrücke.
Haarbeutel	bey den Galanteriehändlern	
Halbſeidne Waaren	ſ. die Fabriken oben S. 312	
Handſchuhe	ſ. oben S. 324 auch bey den Galanteriehändlern.	
Haußgeräth, neue Schränke, Comoden ꝛc.	machen die Tiſchler fertig und ſetzen es zum Verkauf nieder auf	dem Berliniſchen Rathhauſe.
Altes doch brauchbares Hausgeräth	in verſchiedenen Trödelläden	auf der Spittelbrücke, auf der Jägerbrücke
Hirſchfänger ſiehe Degen.		
Hüte	ſ. die Fabriken oben S. 306 auch in beſondern Hutläden z. B. Richard Schreve u. From̄e	Schloßplatz. Stechbahn.
Italiänerwaaren als Auſtern, Sardellen u. d. gl.	Heyl Sala Tarone Heller Cattaneo	Schloßplatz. Schleuſenbrücke. Dänhofiſchen Platz. an der Petrikirche.
Juwelierarbeit	Hofjubelier Baudeſſon Gebrüdere Jordan ſ. auch oben S. 317	Unterwaſſerſtraße. Königsſtraße.
Kanten, brabanter, engländiſche und andere	Franke C. C. Mebus C. H. Heſſe.	am Mühlendamm. breite Straße. Königsſtraße.

Karten u. Stempelpapier ſind nur allein zu haben bey den von der Hauptſtempel- u. Kartenkammer angeſezten Diſtributeurs	Buchhändler Jaſperd	Werderſche Mühle
	Denis Chriſtoph u. Compagnie	Roſenſtraße an der Spandauerbrücke.
	Joh. Fried. Willh. Bleil	am Königsthore.
	Kyſäus	Roßſtraße.
	Heinicke	am Dänhof. Plaz ohnweit dem Spittelmarkte.
	Lavall	am Gens d'armesmarkt.
	Rendant Meineck.	auf der Neuſtadt in der lezten Straße
Kleider ſ. Schneider		
Kleider, alte	in den Trödelläden	Jüdenſtraße. Reezengaße. Spandauerſtraße nach dem Molkenmarkte zu.
Köche, bey welchen Eſſen kann beſtellet werden, die auch Mahlzeiten, Pikenike u. d. gl. beſorgen.	Krapp	Jägerbrücke.
	Torly	Brüderſtraße.
	Gürtler	Fiſcherſtraße.
	Jouanne	an der Jungferbrücke, und im Sommer im Juſtinſchen Garten.
	Gebhard	Scharnſtraße.
Kuffer, Hutfutterale u. andere Täſchnerarbeit	Schöppentha	Poſtſtraße.
	Ackermann	breite Straße.
Kupferſtiche, Landcharten u. ſ. w.	in den ſogenannten Nürnberg. Bilderladen bey Simon Schropp und Comp.	Heiligegeiſtſtr. am Jordanſchen Hauſe.
	Gebrüdere Kirchmeyer	an der langen Brücke.

Lein-

Leinwand weiſſe u. rohe	Fetting	an der Werderſchen Mühle.
	Bardin u. Rippmaß	Brüderſtraße.
	Franke	am Mühlendamm.
	in den meiſten Läden	auf dem Mühlend.
Lichtſchirme von Metall u. Stahl, mit und ohne Schreibzeug	Frommery u. Sohn	Stechbahn.
Mancheſter oder Baumwollne Plüſche	Laurent Gioiron u. Comp.	im Fabrikenhauſe ohnweit Monbijou.
	Salzmann	Mühlendamm.
Maskenkleider, Dominos nebſt Larven u. ſ. w. werden verliehen und verkauft	bey verſchiedenen Galanteriehändl.	Stechbahn, Schloßplatz.
	desgleichen bey einigen Juden die mit alten Kleidern handeln	Reezengaße u. Judenſtraße.
Mathematiſche Beſtecke	bey den mathematiſchen Inſtrumentenmachern ſiehe oben S. 318 ꝛc.	
	bey Frommery u. Sohn	Stechbahn.
Meſſer Taſchen- u. Tafelmeſſer	bey den Meſſerſchmieden, imgleichen feine Sorten bey Frommery u. Sohn	Stechbahn.
	Voigt	Charlottenſtraße.
Muſikaliſche Inſtrum. bey vielen Inſtrumentenm. die dergl. auch repariren, z. B.		
1) Flügel, Claviere Orgeln	Schramm	am Stralauerth. im Krügerſch. Hauſe
	Oeſterlein	am Salzhofe.
Pianoforte	Hildebrand	Stralauerſtraße.

Flügel und Claviere werden verliehen bey	Scalla	unter den Linden.
Flügel werden geſtimmt bey	Schramm	ſ. oben
	Muſikus Menais	am Spittelmarkt.
	Organiſt Schmalz	in der Garniſonſchule.
2) Violinen, Lauten, Violoncelle u. d. gl. Saiten zu dieſen Inſtrumenten zu überſpinnen	Bachmann	auf dem Werder in der alten Leipziger Straße.
	Straube	franzöſiſche Straße
3) Flöten, Hoboen, Fagotte u. d. gl.	Witwe Mundtin	Bernauerſtraße.
	Freyer	in Potsdam.
Nürnberger Waaren in Meßing, Elfenbein, Zahlpfennige u. d. gl. Spiegel ꝛc.	Nürnberger Laden bey Bardin	Brüderſtraße.
	in den nürnberger Bilderläden ſiehe oben Kupferſtiche	
	Reuter	Königsſtraße.
Nürnberger u. ander feines hölzernes Spielzeug für Kinder, it. Schach- Treſet- u. andere Spiele.	C. C. Mebus	breite Straße.
Packleinewand	in einigen Läden	auf dem Mühlend.
Papier im Ganzen	Com̃ercienrath Reichard	in der Spandauerſtraße.
	Buchdrucker Nellſtab	der Garniſonſchule gegenüber.
	Ohle	Nagelgaße.
	Ebert	Mohrenſtraße.
	Fiſcher	Schloßfreyheit.
beſchnitten u. einzeln	Buchbinder Schatz	Königsſtraße.
	„ „ Peſenecker	Gertrautenſtraße.
	„ „ Jacobi	Poſtſtraße.
	Frommery u. Sohn	Stechbahn.

linirt

linirt Notenpapier	Inſtrumentmacher Bachmann	alte Leipzigerſtraße.
Pantoffeln fertige ſeidne und wollne für Frauenzimmer und gelbe lederne für Mannsperſonen	C. C. Mebus	breite Straße.
Pelzwerk von allen Sorten	Kaufmann Johann Daniel Broſchwitz	an der langen Brücke am Waſſer neben der Poſt.
	Hofkürſchner Rößler	Schloßplatz.
Pettſchafte ſ. Wapen		
Perückenmacher ſ. Friſeurs.		
Pomade ſ. Riechwaſſer.		
Porcellan ächtes	in der Niederlage der Königl. Porcellanmanufact. bey J. E. Gotzkowsky	Brüderſtraße.
Porcellan unächtes	Lüdike	Mühlendamm.
Pulverflaſchen von Horn mit Chagrin und Leder überzogen	Frommery u. Sohn	Stechbahn.
Puppenzeug	C. C. Mebus	breite Straße.
	Nürnberger Laden	Brüderſtraße.
Riechwaſſer, Pomade, Schminke u. d. gl.	Eſperendieu	Schloßplatz.
	Philipp Devrient	Stechbahn.
	Frommery u. Sohn	Stechbahn.
Riemerarbeit	Riemer Ahler	Mühlendamm.
Röhre, ſpaniſche von allen Sorten, imgleich. Potsdam. lakirte Stöcke	Frommery u. Sohn	Stechbahn.
	Philipp Devrient	Stechbahn.
	in verſchiedenen Läden	auf dem Mühlendamm.

Saiten, meſſingene und ſtählerne zu Clavieren, Flügeln ꝛc.	Nürnberger Laden bey Bardin	Brüderſtraße.
	Reuter	Königsſtraße.
Saiten, Darmſaiten zu Violinen, Lauten ꝛc.	Inſtrumentmacher Bachmann	alte Leipzigerſtraße.
	Alexand. Frommery	Stechbahn.
	Gebrüdere Jordan	Poſtſtraße.
	Eiſenkrämer Müller	Molkenmarkt.
Sammet	ſ. oben S. 310 die Sammetfabriken auch ſchneiden viele Kaufleute aus: z. B.	
	Eiſenharde	auf dem Mühlendamm.
	Vemiske	
Sattlerarbeit, als Sättel, Kutſchen u. deren Zubehör	Hofſattler Mappes	Heiligegeiſtſtraße.
	Sattler Döbler	Junkerſtraße.
	, , Wentz	Jeruſalemsſtr. an der Schleuſenbrücke.
	ſ. auch oben S. 325	
Schießgewehr, an Flinten, Büchſen Piſtolen ꝛc.	Frommery u. Sohn desgleichen bey vielen Büchſenmachern.	Stechbahn.
Schminke ſ. Riechwaſſer.		
Schneider:		
1) Frauenzimmerſchneider	Schäfer	Heiligegeiſtſtraße.
	Wagenſühr	bey der Petrikirche.
	Matho	auf der Cöpenickerbrücke.
2) Mannsſchneider	Börſtel	Königsſtraße am Rathhauſe.
	Meuſeler	am Königsthor.
	Schrader	am Salzhofe.

Sch

Schreibtafeln von allen Sorten, desgl. Brieftaſchen von Chagrin u. Saffian ꝛc	Philipp Devrient	Stechbahn.
	Frommery u. Sohn	Stechbahn.
	in den Nürnberger Bilderläden	Poſtſtraße in der langen Brück.
Schuſter:		
1) Frauenſchuſter	Schulze	Königsſtraße an der langen Brücke.
	Bertram	Spittelmarkt.
	Schillack	Friedrichsſtr. Daſſy Hauſe.
2) Mannsſchuſter	verſchiedene	Pankosgaſſe und in der Nagelgaſſe.
Schuhe fertige für Frauenzimmer ſowol ſeidne als wollne	C. C. Mebus	breite Straße.
	Philipp Devrient	Stechbahn.
Seidne Zeuge von allen Arten	ſ. oben S. 310 die hieſigen Seidenfabriken. auch ſchneiden viele Kaufleute aus.	
Seidne Strümpfe ſ. Strümpfe.		
Silberzeug	Hofgoldſch. Müller	breite Straße.
	„ „ Lieberkühn	Heiligegeiſtſtraße.
	ſ. auch oben S. 317	
Specereywaaren im großen	Paul Lange	vorm Königsthor.
	Gillet	breite Straße.
	Jacob	Brüderſtraße.
	Hiller u. Voak	Königsſtraße
im einzeln	in allen Materialläden, welche man in allen Straßen antrift.	
Spiegel von allen Arten	in der Spiegelfabrik	an der Schleuſe.

Sporen von Silber Metall, Stahl ꝛc.	Frommery u. Sohn	Stechbahn.
Stahlwaaren feine	Gebrüdere Jordan	Königsſtraße
	Frommery u. Sohn	Stechbahn.
	Peter Lautier	Schloßplatz.
Stempelpapier ſ. Karten.		
Stickereywaaren in Gold und Silber	Pailly	unter den Linden.
	Hajouscheck	Friedrichsſtraße.
	Ranſpach	Königsſtraße.
	Kolbe	an der Schinkenbr.
	Bahrd	auf dem Dönhoffſch. Platz.
Stöcke ſ. Röhre.		
Stockknöpfe, Krücken ꝛc.	bey eben denſelben Adreſſen	
ingleichen goldene und ſilberne	bey den Goldſchmieden	
Strümpfe ſeidene	bey den ſeidnen Strumpffabrikanten ſ. oben S. 311 desgleichen bey den Galanteriehändlern	
Strümpfe wollene	Reuter	Königsſtraße.
	Weinhold	Königsſtraße.
	in kleinen Buden	um und auf dem Mühlendamm.
Strümpfe Baumw.	Witwe Janike	Poſtſtraße.
	Benjamin Reuther	Poſtſtraße.
Strümpfe lederne	Handſchuhmacher Wattie	auf dem Werder der Banko gegenüb.
Tabak, ſowol Rauch- als Schnupftabak	verkaufen bloß die von der Kön. Generaltabaksadm. angeſetzte Diſtributeurs, welche in allen Straßen offene Läden haben.	

Thee

Thee von allen Sorten	Frommery u. Sohn	Stechbahn.
	die Witwe Bayrette	Königsſtraße.
Treſſen goldne und ſilberne	Niederlage der Geld- und Silbermanufactur	im Ephraimſchen Hauſe am Mühlendamm.
	auch findet man Ausſchnittsweiſe, ſowol ächte als unächte Treſſen bey vielen Kaufleuten z. B.	
	Eiſenhardt	Mühlendamm
	Wendland	Mühlendamm
Trödel, oder allerhand alte aber noch brauchbare Sachen.		
alte Kleider u. d. gl.	ſonderl. in den Judenläden	in der Judenſtraße u. Retzengaße.
allerhand Hausrath Schränke, Stühle, Canapees, Comoden u. ſ. w.	ſonderlich in den Buden und Läden	auf der Jägerbrücke auf u. an der Spittelbrücke.
Wachsleinewand	von Iſaac Joels Fabrik in Potsdam	in der Königsſtraße
	Berlin	im nürnb. Laden in der Brüderſtraße
Tücher u. andere ſowol einfarbige als geſtreifte wollene Zeuge	a) im ganzen	
	das Kön. Lagerhaus	in der Kloſterſtraße.
	Gebrüdere Wegeli	auf der Inſel.
	Jacob Lange	vorm Königsthor.
	b) im Ausſchnitt	
	Salzmann	Mühlendamm.
	Gebrüd. Hofmann	Schloßplatz.
	Humbert u. Vertelsmann	Königsſtraße an der langen Brücke
	Adrian Sprögel	Mühlendamm
	Bauer	Mühlendamm.
	D. H. König	Mühlendamm.

Uhren

Uhren	die Namen u. Wohnungen ſämtlicher Uhrmacher welche Uhren verkaufen u. zurechte machen, ſtehen im Adreßcalender wir führen nur einige an:	
	Martinet u. Sohn	Poſtſtr. im Schiffe.
	Eger	Königsſtraße.
	Vaillant	auf der Friedrichsſtadt ohnweit der ſogenant. Potsdammerbrücke.
	Uhren werd. auch verkauft bey	
	Gebrüd. Jordan	Königsſtraße.
	Peter Lautier	Schloßplatz.
	Dan u. Comp.	Schloßplatz.
Hölzerne Wanduhren	verkaufen einige Schweizer. Sie wohnen im weiſſen Roſſe	in der Roßſtraße.
Wagen zum wägen	kupferne bey den Kupferſchmieden	
	die eiſerne Balken bey den Eiſenkrämern ſ. oben S. 433	
	von feinem Stahl von der größten bis zur Probierwage beym Büchſenmacher Nortmann	
Goldwagen	Frommery u. Sohn	Stechbahn.
	Nürnbergerladen	Brüderſtraße.

Wapen und Pettſchafte ſchneidet	der Medailleur bey der neuen Münze Seidel	vorm Spandauerth. in der Schönhauſer ſtraße.
dergleichen in Edelſteinen auch andern Steinen u. Metallen	der Graveur Sauerbrey	in der Markgrafenſtraße in des Fabrikanten Röſen Hauſe.
Weine fremde als: Rheinweine, franzöſiſche, ſpaniſche u. a. Wein	Palmier	Schloßfreyheit.
	Pretre	Heiligegeiſtſtraße.
	Schüler	Brüderſtraße.
	Hinze	Grünſtraße.
	ſ. auch oben S. 427	
Landwein rother u. weißer	Kühn	Spittelbrücke.
Wollne Zeuge ſiehe Tücher.		
Wollne Strümpfe ſ. Strümpfe.		
Zitze ſ. Cattune		

* * *

Wer Unterricht im Reiten verlangt, kann denſelben auf dem Königl. Stalle in der breiten Straße erhalten, wo von den Königl. Bereutern täglich Vormittag Unterricht gegeben wird. Es wird ſowol unter freyem Himmel, als auch, ſonderlich bey regnigtem Wetter, auf einer wohleingerichteten bedeckten Reitbahn geritten.

Unterricht im Fechten, geben die Fechtmeiſter beym Königl. Cadettencorps, deren Namen man im Adreßcalender findet.

Unterricht im Tanzen, geben einige Tänzer beym Königl. Theater, die Tanzmeiſter beym Königl. Cadettencorps und viele andere.

Sprachmeiſter, in italiäniſcher, engländiſcher, franzöſiſche und pohlniſcher Sprache, findet man im Adreßcalender ihren Nahmen und Wohnungen nach, angezeigt.

In Berlin ſind drey Freymäuerlogen, ſie heißen die drey Kugeln, die Eintracht und die Freundſchaft, leztere heißt auch die Königl. York, ſeitdem vor einigen Jahren der hochſeel. Herzog von York, in derſelben zum Freymäurer aufgenommen worden.

Oben Seite 183 u. folg. iſt beſchrieben, wie ein Fremder der Sachen mit Fuhrleuten oder Schiffern erhält, ſich verahlten muß, wer dergleichen verſenden will, erkundigt ſich auf dem Packhofe, ob dergleichen eben nach dem Orte, wohin er Sachen verſenden will, in Ladung ſind, wird hernach wegen der Fracht mit ihnen einig, und ſchickt die Sachen nach dem Packhofe, wo ſie, nachdem ſie beſichtigt und plombiret worden, den Fuhrleuten oder Schiffern übergeben werden. Wobey nur noch zu erinnern iſt, daß Fuhrleute und Schiffer, keine verſiegelte Briefe oder Pakete unter 40 Pfund mitnehmen dürfen, als welche mit der Poſt müſſen verſendet werden.

Wie derjenige der mit der Poſt Briefe und Pakete empfängt oder verſenden will, ſich zu verhalten habe, iſt oben S. 180 u. folgl. beſchrieben. Hier fügen wir nur noch hinzu, die Verzeichniſſe wie die Poſten in Berlin abgehen und ankommen, ſowol 1) nach den Tagen der Woche, als 2) nach dem Alphabete der Oerter, desgleichen 3) die Poſttaxen.

1) Ver-

a) Verzeichniß der ankommenden und abgehenden Poſten, nach den Tagen der Woche.

NB. Wo nicht gemeldet wird, ob es die reitende oder fahrende Poſt ſey, muß es jedesmal von der fahrenden Poſt verſtanden werden. Die Meilen eines jeden Ortes von Berlin ab, ſind unten in der Poſttaxe nachzuſehen. Ein jeder Reiſende bezahlet vor die Meile ſowol im Winter als im Sommer ſechs Ggr. und iſt nicht ſchuldig dem Poſtillion für Stationsgeld u. d. gl. etwas mehr zu geben. Dreyßig Pfund Bagage gehet frey, das übrige aber muß nach der Taxe bezahlet werden; den zur Meſſe reiſenden Kaufleuten iſt funfzig Pfund frey mitzunehmen, erlaubt.

Abgehende Poſten.

Am Sonntage des Morgens früh um 6 Uhr, nach Potsdam, Treuenbrietzen, Deſſau, Zerbſt, Halle, Zörbig, Merſeburg, Zeiz, Naumburg, Jena, Gotha, Bayreuth, Barby, Weimar.

Um 9 Uhr Morgens nach Potsdam, Beeliz, Treuenbrietzen, Wittenberg, Leipzig.

Ebenfals um 9 Uhr Morgens, nach Bötzow, Fehrbellin, Wuſterhauſen, Neuſtadt an der Doſſe, Kyritz, Kletzke, Perleberg, Lenzen, Boltzenburg, Lüneburg, Hamburg, Coppenhagen, Stockholm und ganz Hollſtein.

Desgleichen um 9 Uhr Morgens nach Cöpenick, Fürſtenwalde, Frankfurt,

Ankommende Poſten.

Am Sonntage früh um 7 Uhr die reitende Poſt aus Engelland, Holland, Italien, Frankreich, Lothringen, Schweiz, aus dem Reiche, Duderſtadt. Amſterdam, Cleve, Emmerich, Weſel, Bremen, Lingen, Tecklenburg, Bielefeld, Minden, Hannover, Halberſtadt, Magdeburg, Zieſar, Potsdam.

Um 7 Uhr des Morgens aus Vorpommern, Stettin, Prenzlow, Löcknitz, Lychen, Templin, Strelitz, Zehdenik, Oranienburg.

Um 8 Uhr aus Frankfurt, Fürſtenwalde, Cöpenik.

Nachmittags um 1 Uhr, die reitende Poſt aus Hamburg.

Croſſen, Grüneberg und Breßlau, auch über Sagan nach allen Gebürgſtädten in Schleſien, als Hirſchberg, Landeshut, Schmiedeberg ꝛc.

Um 11 Uhr Nachmittags, nach Ruppin; Reinsberg, Wittſtock, Güſtrow, Roſtock, Wismar.

Am Montag um 6 Uhr Morgens, nach Spandau, Wuſtermark, Brandenburg, Genthin, Burg, Magdeburg, Halberſtadt.

Um 8 Uhr Morgens, nach Oranienburg, Zehdenick, Templin, Neuſtadt Brandenburg, Streelitz, Lychen, Löcknitz, Prenzlow, Stettin, Stralſund, Greifswalde, Wollgaſt, Demmin, Anklam, Ukermünde und ganz Vorpommern.

Um 9 Uhr Vormittags, die Hamburger Küchenpoſt, gehet denſelben Cours wie am Sonntage über Bötzow.

Um 9 Uhr Vormittags, die Halliſche Landkutſche, mit welcher große Packete

Am Montage um 6 Uhr des Morgens aus Rußland, Memel, Königsberg in Preuſſen, Pillau, Danzig, Wutzkow, Lupow, Stolpe, Schlawe, Cöslin, Cörlin, Neugaſſchaff, Pinnow, Plathe, Naugardt, Maſſow, Stargard, Pyritz, Bahn, Königsberg in der Neumark, Schwedt, Angermünde, Eberswalde, Bernau.

Um 7 Uhr aus Drieſen, Friedeberg, Landsberg an der Warthe, Soldin, Cüſtrin, Müncheberg, Tasdorf.

Um 7 Uhr aus Coppenhagen, Hamburg, Boitzenburg, Lenzen, Perleberg, Havelberg, Kyritz, Kletzke, Fehrbellin, Wuſterhauſen an der Doſſe, Bötzow.

Um

über 40 Pfund nach Saarmund und Trebbin beſtellet werden können. Dieſe gehet vom alten Packhof ab.

Um 9 Uhr Vormittags nach Müncheberg, Cüſtrin, Beerwalde, Sonnenburg, Landsberg, Soldin, Friedeberg, Drieſen.

Zur Stettiner und Cüſtriner Poſt, müſſen ſowol Briefe als Gelder und Packete des Sonntags und Donnerſtags Nachmittags, zur Poſt eingeſandt werden.

Um 11 Uhr Vormittags nach Tasdorf, Frankfurt an der Oder, Droſſen, Zilenzig, Croſſen, Züllchau, Grüneberg, über Neuſtädtel, Liſſa, Poſen, Breßlau, ganz Schleſien, auch Wien ꝛc.

Um 11 Uhr Vormittags nach Bernau, Eberswalde, Angermünde, Schwedt, Königsberg, Bahn, Pyritz, Stargard, Maſſow,

Um 8 Uhr aus Dreßden, Großenhayn, Königsbrück, Elſterwerda, Sonnenwalde, Lubben, Luckau, Baruth, Trebbin, Zoſſen, Mittenwalde, auch aus Prag und dem gröſten Theil von Böhmen.

Um 10 Uhr aus Leipzig, Wittenberg, Treuenbritzen, Beelitz, Potsdam, Zehlendorf.

Um 2 Uhr Nachmittags, aus Engelland, Holland, Nimwegen, Cleve, Weſel, Lühnen, Hamm, Lipſtadt, Bielefeld, Bremen, Minden, das ganze Reich, Caſſel, Duderſtadt, Ellrich, Hildesheim, Zelle, Hannover, Halberſtadt, Quedlinburg, Wernigerode, Aſchersleben, Braunſchweig, Helmſtädt, Magdeburg, Brandenburg, Zieſar, Potsdam.

Um 5 Uhr Nachmittags aus Jena, Halle, Zerbſt, Deſſau, Treuenbriezen, Beelitz, Potsdam.

Naugardt, Platho, Pinnow, Neugaſthof, Cörlin, Cöslin, Schlawe, Stolpe, Lupou, Wutzkow, Danzig, Pillau, Königsberg in Preuſſen und Memel.

Am Dienſtage um 6 Uhr Morgens nach Königs-Wuſterhauſen, Storkow, Beeskow, Lieberoſe, Peitz, Cottbus und nach der Niederlauſitz.

Um 7 Uhr Morgens nach Spandau, Barnewitz, Rathenow, Tangermünde, Stendal, Arendſee, Gardelegen, Salzwedel.

Um 9 Uhr Vormittags nach Mittenwalde, Zoſſen, Trebbin, Jüterbock, Baruth, Luckau, Lübben,

Um 6 Uhr Abends aus Hamburg, Lübeck, Lüneburg und ſo weiter wie des Montags Morgens um 7 Uhr.

Um 7 Uhr Abends aus Wrietzen, Freyenwalde, Strausberg und alten Landsberg.

Um 8 Uhr des Abends, aus Cottbus, Peitz, Lieberoſe, der Lauſnitz, Beeskow, Storkow, Königswuſterhauſen.

Am Dienſtage um 9 Uhr Morgens die reitende Poſt aus ganz Rußland, Riga, Memel, Königsberg in Preuſſen, Danzig, Stolpe, Schlawe, Cöslin, Cörlin, Colberg, Naugard, Stargard, Stettin, Königsberg in der Neumark, Freyenwalde, Werneuchen.

Um 2 Uhr Nachmittags die reitende Poſt aus ganz Oeſterreich, Mähren und Schleſien, auch Pohlen, Glaz, Croſſen, Züllchau,

Son,

Sonnenwalde, Elſterwerda, Königsbrück, Großenhayn und Dreßden.

Um 10 Uhr Vormittags über Bötzow nach Hamburg, wie am Montage.

Um 6 Uhr Abends die Cleviſche Poſt nach Zehlendorf, Potsdam, Großenkreutz, Brandenburg, Zieſar, Magdeburg, Calbe, Cöthen, Bernburg, Helmſtädt, Braunſchweig, Halberſtadt, Hannover, Zelle, Quedlinburg, Aſchersleben, Werningerode, Hildesheim, Ellrich, Duderſtadt, Caſſel, Frankfurt a. Mayn, Nürnberg, Regensburg, Augsburg, ganz Italien, Minden, Bremen, Bielefeld, Lipſtadt, Hamm, Lühnen, Weſel, Cleve, Nimwegen, auch ganz Portugall, Spanien, Frankreich, Holland und Engelland.

Um 8 Uhr Abends nach Hamburg die reitende Poſt wamit auch die Briefe nach Lübeck abgehen.

Zielenzig Droſſen, Frankfurt an der Oder, Tasdorf. Um 6 Uhr Abends aus Wismar, Roſtock, Güſtrow, Wittſtock, Ruppin, imgleichen die Poſtkutſche aus Leipzig.

Um 8 Uhr Abends aus ganz Schleſien, Glatz, Croſſen, Züllchau, Zielenzig, Droſſen, Frankfurt an der Oder, Tasdorf.

Um 9 Uhr Abends die Preußiſche reitende Poſt Werneuchen, Freyenwalde, Schwedt, Königsberg in der Neumark, Stargard, Stettin, Naugard, Colberg, Cörlin, Cöslin, Schlawe, Stolpe, Danzig, Königsberg in Preuſſen, Memel, Riga, Reval, ganz Curland, Liefland und Rußland.

Um 9 Uhr Abends die reitende Poſt nach Potsdam, Zieſar, Magdeburg, Helmſtädt, Braunſchweig, Halberſtadt, Hannover, Zelle, Quedlinburg, Aſchersleben, Wernigerode, Goslar, Ellrich, Duderſtadt, Caſſel, Nürnberg, Regensburg, Frankfurt am Mayn, die Schweiz u. Italien, Minden, Bremen, Bielefeld, Tecklenburg, Lingen, Lipſtadt, Soeſt, Ham̃, Lühnen, Weſel, Cleve, Emmerich, Duisburg, Düſſeldorf, Cölln, Amſterdamm, Braband, Flandern und Frankreich. Desgleichen

Abgehende Poſten.	Ankomende Poſten.
Um 9 Uhr Abends nach Frankfurt an der Oder, Croſſen, Züllchau, ganz Schleſien, Cracau, Warſchau, die Grafſchaft Glatz, Mähren, Oeſterreich und Ungarn.	
Am Mittwoch früh um 6 Uhr nach Halle wie am Sonntag. Desgleichen um 6 Uhr nach alten Landsberg, Strausberg, Freyenwalde, und Wrizen.	Am Mittwoch früh die Cleviſche reitende und Vorpommerſche fahrende Poſt wie am Sonntag. Um 9 Uhr Vormittags aus Halberſtedt, Magdeburg, Burg, Genthin, Brandenburg, Wuſtermark und Spandau.
Um 9 Uhr Morgens nach Leipzig wie am Sonntage. Desgleichen um 9 Uhr nach Hamburg über Havelberg, Sandow, Prizwalk und Arendſee.	Um 12 Uhr Mittags aus Salzwedel, Gardelegen, Stendal, Tangermünde, Rathenau, Spandau. Um 8 Uhr Abends aus Hamburg.
Am Donnerſtag um 6 Uhr Morgens nach Halberſtädt wie am Montag früh. Desgleichen	Am Donnerſtag früh um 7 Uhr aus Frankfurt an der Oder, Fürſtenwalde und Cöpenik.

um 6 Uhr Morgens nach Ruppin wie des Sonntags Mittags um 12 Uhr. Um 9 Uhr des Morgens die Leipziger Poſtkutſche, welche auch Sachen und Briefe nach Teltow, Saarmund und Beelitz mit nimt. Um 9 Uhr Vormittags die Hamburger Küchenpoſt wie am Montage. Um 9 Uhr des Morgens nach Schleſien wie am Sonntage.	Um 8 Uhr die Preußiſche und Cüſtriner fahrende Poſt wie am Montage. Um 9 Uhr aus Dresden. Um 2 Uhr Nachmittags aus Cleve. Um 3 Uhr Nachmittags die reitende Poſt aus Hamburg. Um 5 Uhr Nachmittags aus Halle. Um 7 Uhr aus Wrizen. Um 8 Uhr aus Cottbus wie am Montage.
Am Freytag um 7 Uhr Morgens nach Salzwedel wie am Dienſtage; die übrigen Poſten gehen ab wie am Montage, außer die Poſt nach Cottbus, welche des Freytags Abends um 7 Uhr abgefertiget wird, und die Hamburger Küchenpoſt welche am Donnerſtag früh abgehet.	Am Freytage um 7 Uhr Morgens aus Hamburg. Um 9 Uhr aus Leipzig. Um 6 Uhr Abends aus Hamburg wie am Montage.

Abgehende Poſten.	Ankommende Poſten.
Am Sonnabend gehen die Poſten ab wie am Dienſtage gemeldet worden, außer der Altmärkſchen und Cottbuſſer Poſt. Um 6 Uhr des Morgens gehet die Poſt nach Wriezen und um 9 Uhr nach Hamburg ab, wie am Mittwoch früh.	Am Sonnabend früh um 7 Uhr die reitende Poſt aus Schleſien. Um 9 Uhr die reitende Poſt aus Preuſſen wie am Dienſtage. Um 9 Uhr aus Burg. Um 12 Uhr aus Stendall, wie am Mittwoch. Um 6 Uhr Abends aus Ruppin. Um 8 Uhr aus Schleſien wie am Dienſtag. Um 9 Uhr aus Hamburg wie am Mittwoch Abend.
Die Journaliere nach Potsdam gehet täglich des Morgens um 7 Uhr und des Mittags um 12 Uhr, ſowol von Berlin nach Potsdam als auch von Potsdam nach Berlin ab, ausgenommen des Mittwochs als an welchem Tage des Morgens, keine Journaliere weder von Berlin noch Potsdam abgeſchicket wird.	Die Journaliere kömt täglich des Mittags um 12 und des Abends um 6 Uhr außer des Mittwochs Mittags aus Potsdam hier an. Die Perſon zahlt auf der Journaliere 16 Ggr. weñ ſolche aber völlig beſetzt iſt, bezahlt die Perſon ſo auf dem Bocke ſitzen will, 12 Ggr.

NB. Wenn die Briefe nicht zwey Stunden vor Abgang der Poſt ins Poſthaus geliefert werden, ſo muß ein jeder gewärtig ſeyn, daß ſie bis zur andern Poſt liegen bleiben. Daher wenn die Poſten Morgens um 4. 5. 6 oder 7 Uhr abgehen, müſſen die Briefe Abends vorher um 7 Uhr, die Gelder und Packete aber um 6 Uhr zur Poſt geliefert werden.

b) Verzeichniß der abgehenden und ankommenden Poſten nach dem Alphabet der Oerter.

fr. bedeutet früh morgens.
v. „ vormittages.
m. „ mittages.
n. „ nachmittag
a. „ abends.
* oder * die reitende Poſten.
† „ die Landkutſchen.

Nahmen der Oerter.	Sonntag.	Montag.	Dienſtag.	Mittwoch.	Donnerſt.	Freytag.	Sonnabend
	Uhr.	Uhr.	Uhr.	Uhr.	Uhr.	Uhr.	Uhr.
Alt Landsberg	„	„	„	6 fr.	„	„	6 fr.
Amſterdam	„	„	5 n. *9 a	„	„	„	5 n. *9 a
Anclam	„	8 v.	„	„	„	8 v.	„
Angermünde	„	10 v.	„	„	„	10 v.	„
Anſpach	8 v.	„	*9 a.	8 v.	„	„	*9 a.
Arendſee	„	„	7 fr.	„	„	7 fr.	„
Aſchersleben	„	6 fr.	5 n. *9 a	„	6 fr.	„	5 n. *9 a
Augsburg	„	„	5 n. *9 a	„	„	„	5 n. *9 a
Aurich	„	„	5 n. *9 a	„	„	„	5 n. *9 a
Bareuth	8 v.	„	* 9 a.	8 v.	„	„	* 9 a.
Barnewitz	„	„	7 fr.	„	„	7 fr.	„
Baruth	„	„	7 fr.	„	„	„	7 fr.
Baſel	„	„	5 n. *9 a	„	„	„	5 n. *9 a
Beeskow	„	„	5 fr.	„	„	7 a.	„
Bernburg	„	„	5 n. *9 a	„	„	„	5 n. *9 a
Bern	„	„	5 n. *9 a	„	„	„	5 n. *9 a
Bernau	„	10 v.	„	„	„	10 v.	„
Bielefeld	„	„	5 n. *9 a	„	„	„	5 n. *9 a
Boitzenburg	11 v.	10 v.	10 v.	10 v.	10 v.	„	10 v.
Bötzow	11 v.	10 v.	10 v.	10 v.	10 v.	„	10 v.
Braband	„	„	5 n. *9 a	„	„	„	5 n. *9 a

Nah-

Die Gelder und Pakete nach Preuſſen, Pommern und der Neumark werden Sonntags und Donnerſtags zur Poſt geliefert.

Bey den ankommenden Poſten iſt zu merken, daß ſolche zur Winterszeit 4, 8, 12 und mehr Stunden ſpäter einlaufen wie in dieſem Verzeichniß beſtimmt.

Nahmen der Oerter.	Soñtag. Uhr.	Montag. Uhr.	Dienſtag. Uhr.	Mittwoch. Uhr.	Donnerſt. Uhr.	Freytag. Uhr.	Soñabend Uhr.
Alt Landsberg	ſ	ſ	4 fr.	ſ	ſ	4 fr.	ſ
Amſterdam	*7 fr.	2 n.	ſ	*7 fr.	2 n.	ſ	ſ
Anclam	6 fr.	ſ	ſ	6 fr.	ſ	ſ	ſ
Angermünde	ſ	7 fr.	ſ	ſ	7 fr.	ſ	ſ
Anſpach	*7 fr.	7 a.	ſ	*7 fr.	ſ	7 a.	ſ
Arendſee	ſ	ſ	ſ	12 m.	ſ	ſ	12 m.
Aſchersleben	*7 fr.	2 n.	ſ	*7 fr.	2 n.	ſ	ſ
Augsburg	*7 fr.	2 n.	ſ	*7 fr.	2 n.	ſ	ſ
Aurich	*7 fr.	2 n.	10 v.	*7 fr.	2 n.	ſ	ſ
Bareuth	*7 fr.	7 a.	ſ	*7 fr.	ſ	7 a.	ſ
Barnewitz	ſ	ſ	ſ	12 m.	ſ	ſ	12 m.
Baruth	ſ	12 m.	ſ	ſ	12 m.	ſ	ſ
Baſel	*7 fr.	2 n.	ſ	*7 fr.	2 n.	ſ	ſ
Beeskow	ſ	ſ	2 fr	ſ	ſ	2 fr.	ſ
Bernburg	*7 fr.	2 n.	ſ	*7 fr.	2 n.	ſ	ſ
Bern	*7 fr.	2 n.	ſ	*7 fr.	2 n.	ſ	ſ
Bernau	ſ	7 fr.	ſ	ſ	7 fr.	ſ	ſ
Bielefeld	*7 fr.	2 n.	ſ	*7 fr.	2 n.	ſ	ſ
Boitzenburg	9 v.	10 v.	10 v.	ſ	9 v.	10 v.	10 v.
Bötzow	9 v.	10 v.	10 v.	ſ	9 v.	10 v.	10 v.
Braband	*7 fr.	2 n.	ſ	*7 fr.	2 n.	ſ	ſ

Nahmen der Oerter.	Soñtag. Uhr.	Montag. Uhr.	Dienſtag. Uhr.	Mittwoch. Uhr.	Donnerſt. Uhr.	Freytag. Uhr.	Soñabend Uhr.
Brandenburg	ſ	6 fr.	5 n.	ſ	6 fr.	ſ	5. n.
Braunſchweig	ſ	ſ	5 n. *9 a	ſ	ſ	ſ	5 n. *9 a
Bremen	ſ	ſ	5 n. *9 a	ſ	ſ	ſ	5 n. *9 a
Breslau	9 v.	11 v.	* 9 a.	ſ	9 v.	11 v.	* 9 a.
Burg	ſ	6 fr.	ſ	ſ	6 fr.	ſ	ſ
Calbe	ſ	ſ	5 n. *9 a	ſ	ſ	ſ	5 n. *9 a
Calcar	ſ	ſ	5 n. *9 a	ſ	ſ	ſ	5 n. *9 a
Caſſel	ſ	ſ	5 n. *9 a	ſ	ſ	ſ	5 n. *9 a
Cleve	ſ	ſ	5 n. *9 a	ſ	ſ	ſ	5 n. *9 a
Cöpenik	9 v.	ſ	ſ	ſ	9 v.	ſ	ſ
Cörlin	ſ	10 v.	* 9 a.	ſ	ſ	10 v.	* 9 a
Cöslin	ſ	10 v.	* 9 a.	ſ	ſ	10 v.	* 9 a.
Cöthen	ſ	ſ	5 n. *9 a	ſ	ſ	ſ	5 n. *9 a
Colberg	ſ	10 v.	* 9 a.	ſ	ſ	10 v.	* 9 a.
Coppenhagen	10 v.	ſ	* 8 a	10 v.	ſ	ſ	* 8 a.
Coswicz	6 fr.	ſ	ſ	6 fr.	ſ	ſ	ſ
Cottbus	ſ	ſ	5 fr	ſ	ſ	7 a.	ſ
Cracau	ſ	11 v.	* 9 a	ſ	ſ	11 v.	* 9 a.
Crefeld	ſ	ſ	5 n. *9	ſ	ſ	ſ	5 n. *9 a
Croſſen	9 v.	11 v.	* 9 a	ſ	9 v.	11 v.	* 9 a.
Cüſtrin	ſ	9 v.	ſ	ſ	ſ	9 v.	ſ
Curland	ſ	10 v.	* 9 a	ſ	ſ	10 v.	* 9 a.
Danzig	ſ	10 v.	* 9 a	ſ	ſ	10 v.	* 9 a.
Demmin	ſ	8 v.	ſ	ſ	ſ	8 v.	ſ
Detmold	ſ	ſ	5 n. *9	ſ	ſ	ſ	5 n. *9 a
Deſſau	6 fr.	ſ	ſ	6 fr.	ſ	ſ	ſ
Dresden	ſ	ſ	7 fr	ſ	ſ	ſ	7 fr.
Drieſen	ſ	9 v.	ſ	ſ	ſ	9 v.	ſ
Droſſen	ſ	11 v	ſ	ſ	ſ	11 v.	ſ
Duderſtadt	ſ	ſ	5 n. *9	ſ	ſ	ſ	5 n. *9 a
Duisburg	ſ	ſ	5 n. *9	ſ	ſ	ſ	5 n. *9 a
Düſſeldorf	ſ	ſ	5 n. *9 a	ſ	ſ	ſ	5 n. *9 a
Eberswalde	ſ	10 v	ſ	ſ	ſ	10 v.	ſ
Ellrich	ſ	ſ	5 n. *9 a	ſ	ſ	ſ	5 n. *9 a
Emden	ſ	ſ	5 n. *9 a	ſ	ſ	ſ	5 n. *9 a
Emrich	ſ	ſ	5 n. *9 a	ſ	ſ	ſ	5 n. *9 a

Nah'

Nahmen der Oerter.	Soñtag.	Montag.	Dienſtag.	Mittwoch.	Donnerſt.	Freytag.	Soñabend
	Uhr.	Uhr.	Uhr.	Uhr.	Uhr.	Uhr.	Uhr.
Brandenburg	⸗	2 n.	⸗	10 v.	2 n.	⸗	10 v.
Braunſchweig	* 7 fr.	2 n.	⸗	* 7 fr.	2 n.	⸗	⸗
Bremen	* 7 fr.	2 n.	⸗	* 7 fr.	2 n.	⸗	⸗
Breslau	10 v.	⸗	* 6 a.	10 v.	⸗	⸗	* 6 fr.
Burg	⸗	⸗	⸗	10 v.	⸗	⸗	10 v.
Calbe	* 7 fr.	2 n.	⸗	* 7 fr.	2 n.	⸗	⸗
Calcar	* 7 fr.	2 n.	⸗	* 7 fr.	2 n.	⸗	⸗
Caſſel	* 7 fr.	2 n.	⸗	* 7 fr.	2 n	⸗	⸗
Cleve	* 7 fr.	2 n.	⸗	* 7 fr.	2 n.	⸗	⸗
Cöpenik	8 v.	⸗	⸗	⸗	8 v.	⸗	⸗
Cörlin	⸗	7 fr.	* 9 v.	⸗	7 fr.	⸗	* 9 v.
Cöslin	⸗	7 fr.	* 9 v.	⸗	7 fr.	⸗	* 9 v.
Cöthen	* 7 fr.	2 n.	⸗	* 7 fr.	2 n.	⸗	⸗
Colberg	⸗	7 fr.	* 9 v.	⸗	7 fr.	⸗	* 9. v.
Coppenhagen	* 2 n.	7 fr.	⸗	⸗	* 2 n.	7 fr.	⸗
Coswieg	⸗	⸗	⸗	⸗	4 n.	⸗	⸗
Cottbus	⸗	⸗	2 fr.	⸗	⸗	2 fr.	⸗
Cracau	10 v.	⸗	* 6 a.	10 v.	⸗	⸗	* 6 fr.
Crefeld	* 7 fr.	2 n.	⸗	* 7 f.	2 n.	⸗	⸗
Croſſen	10 v.	⸗	* 6 a.	10 v.	⸗	⸗	* 6 fr.
Cüſtrin	⸗	9 v.	⸗	⸗	9 v.	⸗	⸗
Curland	⸗	7 fr.	* 9 v.	⸗	7 fr.	⸗	* 9 v.
Danzig	⸗	7 fr.	* 9 v.	⸗	7 fr	⸗	* 9 v.
Demmin	6 fr.	⸗	⸗	6 fr.	⸗	⸗	⸗
Detmold	* 7 fr.	2 n.	⸗	* 7 fr.	⸗	2 n.	⸗
Deſſau	⸗	4 n.	⸗	⸗	⸗	1 n.	⸗
Dresden	⸗	12 m.	⸗	⸗	12 m	⸗	⸗
Drieſen	⸗	9 v.	⸗	⸗	9 v.	⸗	⸗
Droſſen	10 v.	⸗	⸗	10 v.	⸗	⸗	⸗
Duderſtadt	* 7 fr.	2 n.	⸗	* 7 fr.	2 n.	⸗	⸗
Duisburg	* 7 fr.	2 n.	⸗	* 7 fr.	2 n.	⸗	⸗
Düſſeldorf	* 7 fr.	2 n.	⸗	* 7 fr.	2 n.	⸗	⸗
Eberswalde	⸗	7 fr.	⸗	⸗	7 fr	⸗	⸗
Ellerich	* 7 fr.	2 n.	⸗	* 7 fr.	2 n.	⸗	⸗
Emden	* 7 fr.	2 n.	⸗	* 7 fr	2 n.	⸗	⸗
Emrich	* 7 fr.	2 n.	⸗	* 7 fr.	2 n.	⸗	⸗

Nah

Nahmen der Oerter.	Soñtag. Uhr.	Montag. Uhr.	Dienſtag. Uhr.	Mittwoch. Uhr.	Donnerſt. Uhr.	Freytag. Uhr.	Soñabend Uhr.
Engelland	ſ	ſ	5 n. *9 a.	ſ	ſ	ſ	5 n. *9 a.
Eſens	ſ	ſ	5 n. *9 a.	ſ	ſ	ſ	5 n. *9 a.
Fehrbellin	10 v.	10 v.	10 v.	10 v.	10 v.	ſ	10 v.
Flandern	ſ	ſ	5 n. *9 a.	ſ	ſ	ſ	5 n. 9 a.
Frankf. a. d. O.	9 v.	11 v.	* 9 a.	ſ	9 v.	11 v.	* 9 a.
Frankf. am M.	ſ	ſ	5 n. *9 a.	ſ	ſ	ſ	5 n. *9 a.
Frankreich	ſ	ſ	5 n. *9 a.	ſ	ſ	ſ	5 n. *9 a.
Freienwalde	ſ	ſ	* 9 a.	6 fr.	ſ	ſ	6 fr. *9 a.
Friedeberg	ſ	9 v.	ſ	ſ	ſ	9 v.	ſ
Friedeburg	ſ	ſ	5 n. *9 a.	ſ	ſ	ſ	5 n. *9 a.
Fürſtenwalde	9 v.	ſ	ſ	ſ	9 v.	ſ	ſ
Gardelegen	ſ	ſ	7 fr.	ſ	ſ	7 fr.	ſ
Geldern	ſ	ſ	5 n. *9 a.	ſ	ſ	ſ	5 n. *9 a.
Genev	ſ	ſ	5 n. *9 a.	ſ	ſ	ſ	5 n. *9 a.
Genthin	ſ	5 fr.	ſ	ſ	6 fr.	ſ	ſ
Gieſſen	ſ	ſ	5 n. *9 a.	ſ	ſ	ſ	5 n. *9 a.
Goslar	ſ	ſ	5 n. *9 a.	ſ	ſ	ſ	5 n. *9 a.
Gotha	5 fr.	ſ	* 9 a.	6 fr.	ſ	ſ	* 9 a.
Greifswalde	ſ	8 v.	ſ	ſ	ſ	8 v.	ſ
Großkugel	5 fr.	ſ	ſ	6 fr.	ſ	ſ	ſ
Grüneberg	9 v.	11 v.	* 9 a.	ſ	9 v.	11 v.	* 9 a.
Güſtrow	12 M.	ſ	ſ	ſ	6 fr.	ſ	ſ
Gumbinnen	ſ	10 v.	* 9 a.	ſ	ſ	10 v.	* 9 a.
Haag	ſ	ſ	5 n. *9 a.	ſ	ſ	ſ	5 n. *9 a.
Halberſtadt	ſ	5 fr.	5 n. *9 a.	ſ	5 fr.	ſ	5 n. *9 a.
Halle	5 fr.	ſ	ſ	5 fr.	ſ	ſ	ſ
Hamm	ſ	ſ	5 n. *9 a.	ſ	ſ	ſ	5 n. *9 a.
Hamburg	10 v.	10 v.	10 v. *9 a.	10 v.	10 v.	ſ	10 v. *9 a.
Hanau	ſ	ſ	5 n. *9 a.	ſ	ſ	ſ	5 n. *9 a.
Hannover	ſ	ſ	5 n. *9 a.	ſ	ſ	ſ	5 n. *9 a.
Harlem	ſ	ſ	5 n. *9 a.	ſ	ſ	ſ	5 n. *9 a.
Havelberg	ſ	ſ	ſ	10 v.	ſ	ſ	10 v.
Herford	ſ	ſ	5 n. *9 a.	ſ	ſ	ſ	5 n. *9 a.
Hildesheim	ſ	ſ	5 n. *9 a.	ſ	ſ	ſ	5 n. *9 a.
Holland	ſ	ſ	5 n. *9 a.	ſ	ſ	ſ	5 n. *9 a.
Homburg	ſ	ſ	5 n. *9 a.	ſ	ſ	ſ	5 n. *9 a.

Nahmen der Oerter.	Sonntag. Uhr.	Montag. Uhr.	Dienſtag. Uhr.	Mittwoch. Uhr.	Donnerſt. Uhr.	Freytag. Uhr.	Sonnabend Uhr.
England	* 7 fr	2 n.	.	* 7 fr.	2 n.	ſ	ſ
Eſens	* 7 fr.	2 n.	.	* 7 fr.	2 n.	ſ	ſ
Fehrbellin	9 v.	10 v	0 v.	.	9 v.	10 v.	10 v.
Flandern	* 7 fr.	2 n.	.	* 7 fr.	2 n.	ſ	ſ
Frankf. a. d. O.	3 fr. 10 v.	.	* 6 a.	10 v.	8 fr.	ſ	6 fr.
Frankf. am M.	* 7 fr.	2 n.	.	* 7 fr.	2 n.	ſ	ſ
Frankreich	* 7 fr.	2 n.	.	* 7 fr.	2 n.	ſ	ſ
Freienwalde	.	.	2 fr. 9 v.	.	ſ	2 fr.	* 9 v.
Friedeberg	.	9 v.	.	.	9 v.	ſ	ſ
Friedeburg	* 7 fr.	2 n.	.	* 7 fr.	2 n.	ſ	ſ
Fürſtenwalde	8 fr.	.	.	.	8 fr.	ſ	ſ
Gardelegen	.	.	.	2 n.	ſ	ſ	2 n.
Geldern	* 7 fr.	2 n.	.	* 7 fr.	2 n.	ſ	ſ
Genev	* 7 fr.	2 n.	.	* 7 fr.	2 n.	ſ	ſ
Genthin	.	.	.	10 v.	ſ	ſ	10 v.
Gieſſen	* 7 fr	2 n.	.	* 7 fr.	2 n.	ſ	ſ
Goslar	* 7 fr	2 n.	.	* 7 fr.	2 n.	ſ	ſ
Gotha	* 7 fr	4 n.	.	* 7 fr.	4 n.	ſ	ſ
Greifswalde	6 fr.	.	.	6 fr.	ſ	ſ	ſ
Großkugel	.	4 n.	.	.	4 n.	ſ	ſ
Grüneberg	11 v	.	* 6 a.	10 v	ſ	ſ	6 fr.
Güſtrow	2 fr.	.	.	2 fr.	ſ	ſ	ſ
Gumbinnen	.	7 fr.	* 9 v.	.	7 fr.	ſ	9 v.
Haag	* 7 fr.	2 n.	.	* 7 fr.	2 n.	ſ	ſ
Halberſtadt	* 7 fr	2 n.	.	* 7 fr. 10 v.	2 n.	ſ	0 v.
Halle	.	4 n.	.	.	4 n.	ſ	ſ
Hamm	* 7 fr.	2 n.	.	* 7 fr.	2 n.	ſ	ſ
Hamburg	* 2 n.	4 fr. 11 v.	6 n.	.	6 fr. 2 n.	4 fr. 11 v.	5 n.
Hanau	* 7 fr.	2 n.	.	* 7 fr.	2 n.	ſ	ſ
Hannover	* 7 fr.	2 n.	.	* 7 fr.	2 n.	ſ	ſ
Harlem	* 7 fr.	2 n.	.	* 7 fr.	2 n.	ſ	ſ
Havelberg	.	10 v.	.	.	.	10 v.	ſ
Herford	* 7 fr.	2 n.	.	* 7 fr.	2 n.	ſ	ſ
Hildesheim	* 7 fr.	2 n.	.	* 7 fr.	2 n.	ſ	ſ
Holland	* 7 fr.	2 n.	.	* 7 fr.	2 n.	ſ	ſ
Homburg	* 7 fr.	2 n.	.	* 7 fr.	2 n.	ſ	ſ

Nahmen der Oerter.	Sonntag. Uhr.	Montag. Uhr.	Dienſtag. Uhr.	Mittwoch. Uhr.	Donnerſt. Uhr.	Freytag. Uhr.	Sonnabend Uhr.
Horneburg	⸗	⸗	5 n.·9 a.	⸗	⸗	⸗	5 n.·9 a.
Jena	6 fr. 9 v.	·	⸗	6 fr. 9 v.	·	⸗	·
Inſterburg	⸗	10 v.	·9 a.	⸗	⸗	10 v.	·9 a.
Iſerlohn	⸗	⸗	5 n.·9 a.	⸗	⸗	⸗	5 n.·9 a.
Italien	⸗	⸗	5 n.·9 a.	⸗	⸗	⸗	5 n.·9 a.
Kletzke	10 v.	10 v.	10 v.	10 v.	10 v.	⸗	10 v.
Königsberg in der Neum.	⸗	10 v.	· 9 a.	⸗	⸗	10 v.	· 9 a.
Königsberg in Preuſſen	⸗	10 v.	· 9 a.	⸗	⸗	10 v.	· 9 a.
Kyritz	10 v.	10 v.	10 v.	10 v.	10 v.	⸗	10 v.
Landsberg an der Warthe	⸗	9 v.	⸗	⸗	⸗	9 v.	⸗
Lausnitz	⸗	⸗	5 fr.	⸗	⸗	7 a.	⸗
Leer	⸗	⸗	5 n.·9 a.	⸗	⸗	⸗	5 n.·9 a.
Leyden	⸗	⸗	5 n.·9 a.	⸗	⸗	⸗	5 n.·9 a.
Leipzig	8 fr.	⸗	⸗	8 fr.	† 9 v.	⸗	⸗
Leutzen	10 v.	10 v.	10 v.	10 v.	10 v.	⸗	10 v.
Lychen	⸗	8 v.	⸗	⸗	⸗	8 v.	⸗
Lieberoſe	⸗	⸗	6 fr.	⸗	⸗	7 a.	⸗
Lingen	⸗	⸗	5 n.·9 a.	⸗	⸗	⸗	5 n.·9 a.
Lion	⸗	⸗	5 n.·9 a.	⸗	⸗	⸗	5 n.·9 a.
Lipſtadt	⸗	⸗	5 n.·9 a.	⸗	⸗	⸗	5 n.·9 a.
Löknitz	⸗	8 v.	⸗	⸗	⸗	8 v.	⸗
Lübeck	10 v	10 v.	10 v.·9 a.	10 v.	10 v.	⸗	10 v.·9 a.
Lübehen	10 v	10 v.	10 v.	10 v.	10 v.	⸗	10 v.
Lünnen	⸗	⸗	5 n.·9 a.	⸗	⸗	⸗	5 n.·9 a.
Lüneburg	10 v.	10 v.	10 v.	10 v.	10 v	⸗	10 v.
Magdeburg	⸗	5 fr.	5 n.·9 a.	⸗	5 fr.	⸗	5 n.·9 a.
Marienwerder	⸗	10 v.	· 9 a.	⸗	⸗	10 v	· 9 a.
Marpurg	⸗	⸗	5 n.·9 a.	⸗	⸗	⸗	5 n.·9 a.
Memel	⸗	10 v.	· 9 a.	⸗	⸗	10 v	· 9 a.
Merſeburg	6 fr.	⸗	⸗	6 fr.	⸗	⸗	⸗
Meurs	⸗	⸗	5 n.·9 a.	⸗	⸗	⸗	5 n.·9 a.
Minden	⸗	⸗	5 n.·9 a.	⸗	⸗	⸗	5 n.·9 a.
Mirow	⸗	⸗	⸗	10 v.	⸗	⸗	10 v.

Nah-

Nahmen der Oerter.	Sonntag. Uhr.	Montag. Uhr.	Dienſtag. Uhr.	Mittwoch Uhr.	Donnerſt. Uhr.	Freytag. Uhr.	Sonnabend. Uhr.
Horneburg	· 7 fr.	2 n.	⸗	· 7 fr.	2 n.	-	⸗
Jena	⸗	4 n.	-	⸗	4 n.	-	⸗
Inſterburg	⸗	7 fr.	· 9 v.	⸗	7 fr.	⸗	· 9 v.
Iſerlohn	· 7 fr.	2 n.	-	· 7 fr.	2 n.	-	⸗
Italien	· 7 fr.	2 n.	-	· 7 fr.	2 n.	-	⸗
Kletzke	9 v.	10 v.	9 v.	⸗	9 v.	10 v.	9 v.
Königsberg in der Neum.	⸗	7 fr.	· 9 v.	⸗	7 fr	⸗	9 v.
Königsberg in Preuſſen	⸗	7 fr.	· 9 v	⸗	7 fr	⸗	· 9 v.
Kyritz	9 v.	10 v.	9 v.	⸗	9 v.	10 v.	9 v.
Landsberg an der Warthe	⸗	9 v.	⸗	⸗	9 v.	⸗	⸗
Lausnitz	⸗	-	2 fr.	⸗	⸗	2 fr.	⸗
Leer	· 7 fr	2 n.	-	· 7 fr.	2 n.	⸗	⸗
Leyden	· 7 fr	2 n.	-	· 7 fr.	2 n.	⸗	⸗
Leipzig	⸗	7 a.	† 6 a.	⸗	⸗	7 a.	⸗
Lentzen	9 v.	10 v	9 v.	⸗	9 v.	10 v	9 v.
Lychen	5 fr.	⸗	⸗	6 fr.	-	⸗	⸗
Lieberoſe	⸗	⸗	2 fr.	⸗	-	2 fr.	⸗
Lingen	· 7 fr.	2 n.	⸗	· 7 fr.	2 n.	-	⸗
Lion	· 7 fr	2 n.	⸗	· 7 fr.	2 n.	-	⸗
Lipſtadt	7 fr.	2 n.	⸗	· 7 fr.	2 n	-	⸗
Löknitz	6 fr.	⸗	⸗	6 fr.	-	⸗	⸗
Lübeck	9 v. · 10 v.	10 v.	9 v.	⸗	9 v. · 10 v.	10 v.	9 v.
Lübthen	9 v.	10 v.	9 v.	⸗	9 v.	10 v.	9 v.
Lübnen	· 7 fr.	2 n.	⸗	7 fr	2 n.	⸗	⸗
Lüneburg	9 v.	10 v.	9 v.	⸗	9 v.	10 v.	9 v.
Magdeburg	· 7 fr.	2 n.	⸗	11 v	⸗	2 n.	⸗
Marienwerder	⸗	7 fr.	· 9 v		7 fr.	⸗	9 v.
Marpurg	· 7 fr.	2 n.	⸗	7 fr	2 n.	⸗	⸗
Memel	⸗	7 fr.	· 9 v	⸗	7 fr	⸗	· 9 v.
Merſeburg	⸗	-	2 fr	⸗	-	2 fr.	⸗
Meurs	· 7 fr.	2 n.	-	7 fr.	2 n.	-	⸗
Minden	· 7 fr.	2 n.	-	7 fr.	2 n.	-	
Mirow	⸗	-	9 v.	⸗	-	-	9 v.

[illegible]

Nahmen der Oerter	Sonntag. Uhr.	Montag. Uhr.	Dienſtag Uhr.	Mittwoch. Uhr.	Donnerſt. Uhr.	Freytag. Uhr.	Sonnabend Uhr.
Mittenwalde	⸗	⸗	7 fr.	⸗	⸗	⸗	7 fr.
Moskau	⸗	10 v.	· 9 a.	⸗	⸗	10 v.	· 9 a.
Müllerose	9 v.	⸗	⸗	⸗	9 v.	⸗	⸗
Mümpelgard	⸗	⸗	5 n. 9a.	⸗	⸗	⸗	5 n. 9a.
Müncheberg	⸗	9 v.	⸗	⸗	⸗	9 v.	⸗
Naugard	⸗	10 v.	· 9 a.	⸗	⸗	10 v.	· 9 v.
Naumburg	6 fr.	⸗	⸗	6 fr	⸗	⸗	⸗
Neapolis	⸗	⸗	5 n. 9a.	⸗	⸗	⸗	5 n. 9a.
Nimwegen	⸗	⸗	5 n. 9a.	⸗	⸗	⸗	5 n. 9a.
Nördlingen	⸗	⸗	5 n. 9a.	⸗	⸗	⸗	5 n. 9a.
Norden	⸗	⸗	5 n. 9a.	⸗	⸗	⸗	5 n. 9a.
Nordhauſen	⸗	⸗	5 n. 9a.	⸗	⸗	⸗	5 n. 9a.
Nürnberg	⸗	⸗	5 n. 9a.	⸗	⸗	⸗	5 n. 9a.
Oranienburg	⸗	8 v.	⸗	⸗	⸗	8 v.	⸗
Osnabrück	⸗	⸗	5 n. 9a	⸗	⸗	⸗	5 n. 9a.
Oſterburg	⸗	⸗	7 fr	⸗	⸗	7 fr.	⸗
Oſterwik	⸗	⸗	5 n. 9a.	⸗	⸗	⸗	5 n. 9a
Paderborn	⸗	⸗	5 n. 9a.	⸗	⸗	⸗	5 n. 9a
Peiz	⸗	⸗	5 fr	⸗	⸗	7 c.	⸗
Perleberg	10 v	10 v.	10 v.	10 v	10 v.	⸗	10 v
Petersburg	⸗	10 v.	· 9 a	⸗	⸗	10 v.	· 9 a.
Pillau	⸗	10 v.	· 9 a	⸗	⸗	10 v.	· 9 a.
Portugall	⸗	⸗	5 n. 9a	⸗	⸗	⸗	5 n. 9a.
Potsdam	9 v	⸗	5 n. 9a	9 v	dgl. die	Journ.	5 n. 9a.
Prag	⸗	⸗	7 fr.	⸗	⸗	⸗	7 fr.
Prenzlow	⸗	8 v.	⸗	⸗	⸗	8 v	⸗
Prizwalck	⸗	⸗	⸗	10 v	⸗	⸗	10 v.
Pyriz	⸗	10 v.	⸗	⸗	⸗	10 v.	⸗
Quedlinburg	⸗	6 fr.	5 n. 9a.	⸗	6 fr.	⸗	5 n. 9a.
Rathenow	⸗	⸗	7 fr.	⸗	⸗	7 fr.	⸗
Rees	⸗	⸗	5 n. 9a.	⸗	⸗	⸗	5 n. 9a.
Regensburg	⸗	⸗	5 n. 9a.	⸗	⸗	⸗	5 n. 9a.
Reinsberg	12 m.	⸗	⸗	⸗	6 fr.	⸗	⸗
Reval	⸗	10 v.	· 9 a.	⸗	⸗	10 v.	· 9 a.
Riga	⸗	10 v.	· 9 a.	⸗	⸗	10 v.	· 9 a.
Roſtock	12 m.	⸗	⸗	⸗	6 fr.	⸗	⸗

Nahmen der Oerter	Sonntag. Uhr.	Montag. Uhr.	Dienſtag. Uhr.	Mittwoch. Uhr.	Donnerſt. Uhr.	Freytag. Uhr.	Sonnabend Uhr.
Mittenwalde	⸗	12 m.	⸗	⸗	12 m.	⸗	⸗
Moskau	⸗	7 fr.	*9 v.	⸗	7 fr.	⸗	*9 v.
Mülleroſe	8 fr.	⸗	⸗	⸗	8 fr.	⸗	⸗
Mümpelgard	*7 fr.	2 n.	⸗	*7 fr.	2 n.	⸗	⸗
Müncheberg	⸗	9 v.	⸗	⸗	9 v.	⸗	⸗
Naugard	⸗	7 fr.	*9 v.	⸗	7 fr.	⸗	*9 v.
Naumburg	⸗	⸗	2 fr.	⸗	⸗	2 fr.	⸗
Neapolis	*7 fr.	2 n.	⸗	*7 fr.	2 n.	⸗	⸗
Nimwegen	*7 fr.	2 n.	⸗	*7 fr.	2 n.	⸗	⸗
Nördlingen	*7 fr.	2 n.	⸗	*7 fr.	2 n.	⸗	⸗
Norden	*7 fr.	2 n.	⸗	*7 fr.	2 n.	⸗	⸗
Nordhauſen	*7 fr.	2 n.	⸗	*7 fr.	2 n.	⸗	⸗
Nürnberg	*7 fr.	2 n.	⸗	*7 fr.	2 n.	⸗	⸗
Oranienburg	6 fr.	⸗	⸗	6 fr.	⸗	⸗	⸗
Osnabrück	*7 fr.	2 n.	⸗	*7 fr.	2 n.	⸗	⸗
Oſterburg	⸗	⸗	⸗	2 n.	⸗	⸗	2 n.
Oſterwik	*7 fr.	2 n.	⸗	*7 fr.	2 n.	⸗	⸗
Paderborn	*7 fr.	2 n.	⸗	*7 fr.	2 n.	⸗	⸗
Peiz	⸗	⸗	2 fr.	⸗	⸗	2 fr.	⸗
Perleberg	9 v.	10 v.	9 v.	⸗	9 v.	10 v.	9 v.
Petersburg	⸗	7 fr	*9 v	⸗	7 fr.	⸗	*9 v.
Pillau	⸗	7 fr.	*9 v	⸗	7 fr.	⸗	*9 v.
Portugall	*7 fr.	2 n.	⸗	*7 fr.	2 n.	⸗	⸗
Potsdam	*7 fr.	⸗	12v.7a.	tägl. die	Journ.	12v.7a.	⸗
Prag	⸗	10 v	⸗	⸗	10 v.	⸗	⸗
Prenzlow	6 fr.	⸗	⸗	6 fr.	⸗	⸗	⸗
Pritzwalck	⸗	⸗	9 v.	⸗	⸗	⸗	9 v.
Pyritz	⸗	7 fr.	⸗	⸗	7 fr.	⸗	⸗
Quedlinburg	*7 fr.	2 n.	⸗	*7 fr.	2 n.	⸗	⸗
Rathenow	⸗	⸗	⸗	2 n.	⸗	⸗	2 n.
Rees	*7 fr.	2 n.	⸗	*7 fr.	2 n.	⸗	⸗
Regensburg	*7 fr.	2 n.	⸗	*7 fr.	2 n.	⸗	⸗
Reinsberg	6 fr.	⸗	⸗	6 fr.	⸗	⸗	⸗
Reval	⸗	6 fr.	*9 v.	⸗	6 fr.	*9 v.	⸗
Riga	⸗	6 fr.	*9 v.	⸗	6 fr.	*9 v.	⸗
Roſtock	6 fr.	⸗	⸗	6 fr.	⸗	⸗	⸗

Nahmen der Oerter.	Soñtag. Uhr.	Montag. Uhr.	Dienſtag. Uhr.	Mittwoch. Uhr.	Donnerſt. Uhr.	Freytag. Uhr.	Soñabend Uhr.
Rotterdam	ſ	ſ	5 n. * 9 a	ſ	ſ	ſ	5 n. * 9 a
Rügenwalde	ſ	10 v.	* 9 a.	ſ	ſ	10 v.	* 9 a.
Rürmonde	ſ	ſ	5 n. * 9 a	ſ	ſ	ſ	5 n. * 9 a
Ruppin	12 m.	ſ	ſ	ſ	6 fr.	ſ	ſ
Saarmund	ſ	ſ	ſ	ſ	† 9 v.	ſ	ſ
Saltzwedel	ſ	ſ	7 fr.	ſ	ſ	7 fr.	ſ
Sandau	ſ	ſ	ſ	10 v.	ſ	ſ	10 v.
Schafhauſen	ſ	ſ	5 n. * 9 a	ſ	ſ	ſ	5 n. * 9 a
Schlawe	ſ	10 v.	* 9 a.	ſ	ſ	10 v.	* 9 a.
Schleſien	ſ	11 v.	* 9 a.	ſ	ſ	11 v.	* 9 a.
Schweden	10 v.	ſ	* 9 a.	10 v.	ſ	ſ	* 9 a.
Swwedt	ſ	10 v.	* 9 a.	ſ	ſ	10 v	* 9 a.
Schwelm	ſ	ſ	5 n. * 9 a	ſ	ſ	ſ	5 n. * 9 a
Soeſt	ſ	ſ	5 n. * 9 a	ſ	ſ	ſ	5 n. * 9 a
Soldin	ſ	9 v.	ſ	ſ	ſ	9 v.	ſ
Spandow	ſ	6 fr.	7 fr.	ſ	5 fr.	7 fr.	ſ
Stade	10 v	10 v.	10 v. * 9 a	10 v.	10 v.	ſ	10 v. * 9 a
Stargard	ſ	10 v.	* 9 a.	ſ	ſ	10 v.	* 9 a.
Stargardt	ſ	10 v.	* 9 a.	ſ	ſ	10 v.	* 9 a.
Stasfurth	ſ	ſ	5 n. * 9 a	ſ	ſ	ſ	5 n. * 9 a
Stendal	ſ	ſ	7 fr.	ſ	ſ	7 fr.	ſ
Stettin	ſ	8.9 v	* 9 a	ſ	ſ	8,9 v.	* 9 a.
Stolpe	ſ	10 v	* 9 a	ſ	ſ	10 v.	* 9 a.
Storkow	ſ	ſ	5 fr	ſ	ſ	7 a.	ſ
Stralſund	ſ	8 v.	ſ	ſ	ſ	8 v.	ſ
Strasburg	ſ	ſ	5 n. * 9 a	ſ	ſ	ſ	5 n. * 9 a
Strausberg	ſ	ſ	ſ	6 fr.	ſ	ſ	6 fr.
Strelitz	ſ	8 v.	ſ	ſ	ſ	8 v.	ſ
Stutgard	ſ	ſ	5 n. * 9 a	ſ	ſ	ſ	10 v. * 9 a
Tangermünde	ſ	ſ	6 fr.	ſ	ſ	6 fr.	ſ
Tasdorf	ſ	11 v.	* 9 a.	ſ	ſ	11 v.	* 9 a.
Tecklenburg	ſ	ſ	5 n. * 9 a	ſ	ſ	ſ	5 n. * 9 a
Templin	ſ	8 v.	ſ	ſ	ſ	8 v.	ſ
Thoren	ſ	10 v.	* 9 a.	ſ	ſ	10 v.	* 9 a.
Tilſit	ſ	10 v.	* 9 a.	ſ	ſ	10 v.	* 9 a.
Treptow	ſ	10 v.	* 9 a.	ſ	ſ	10 v.	* 9 a.

Nahmen der Oerter.	Sonntag.	Montag.	Dienstag.	Mittwoch	Donnerst.	Freytag.	Sonabend.
	Uhr.	Uhr.	Uhr.	Uhr.	Uhr.	Uhr.	Uhr.
Rotterdam	° 7 fr.	2 n.	⸗	° 7 fr.	2 n.	⸗	⸗
Rügenwalde	⸗	6 fr.	° 9 v.	⸗	6 fr.	⸗	° 9 v.
Rürmonde	° 7 fr.	2 n.	⸗	° 7 fr.	2 n.	⸗	⸗
Ruppin	6 fr.	⸗	⸗	6 fr.	⸗	⸗	⸗
Saarmund	⸗	⸗	2 n.	⸗	⸗	⸗	⸗
Salzwedel	⸗	⸗	⸗	2 n.	⸗	⸗	2 n.
Sandau	⸗	10 v.	⸗	⸗	⸗	10 v	⸗
Schafhauſen	° 7 fr.	2 n.	⸗	° 7 fr	2 n.	⸗	⸗
Schlawe	⸗	6 fr.	° 9 v.	⸗	6 fr.	⸗	° 9 v.
Schleſien	10 v.	⸗	° 4 n.	10 v.	⸗	⸗	6 fr.
Schweden	9 v.	10 v.	⸗	⸗	9 v.	10 v	⸗
Schwedt	⸗	6 fr.	° 9 v.	⸗	6 fr.	⸗	° 9 v.
Schwelm	° 7 fr.	2 n.	⸗	° 7 fr.	2 n.	⸗	⸗
Soeſt	° 7 fr.	2 n.	⸗	° 7 fr.	2 n.	⸗	⸗
Soldin	⸗	9 v.	⸗	⸗	9 v.	⸗	⸗
Spandow	⸗	⸗	-	10 v. 2 n.	⸗	⸗	10 v. 2 n.
Stade	v. ° 10	10 v.	9 v.	⸗	v. ° 10	10 v.	9 v.
Stargard	-	6 fr.	° 9 v.	-	6 fr.	-	9 v.
Staſfurth	7 fr	2 n.	⸗	° 7 fr.	2 n.	⸗	⸗
Stendal	⸗	⸗	⸗	2 n.	⸗	⸗	2 n.
Stettin	6 fr.	6 fr.	° 9 v.	6 fr	6 fr.	⸗	° 9 v.
Stolpe	⸗	6 fr.	° 9 v.	⸗	6 fr.	⸗	° 9 v.
Storkow	⸗	⸗	2 fr.	⸗	⸗	2 fr.	⸗
Stralſund	6 fr.	⸗	⸗	6 fr.	⸗	⸗	⸗
Strasburg	° 7 fr	2 n.	⸗	° 7 fr	2 n.	⸗	⸗
Strausberg	⸗	⸗	4 fr.	⸗	⸗	4 fr.	⸗
Strelitz	6 fr.	⸗	-	6 fr.	⸗	⸗	⸗
Stutgard	° 7 fr.	2 n.	⸗	° 7 fr.	2 n.	-	-
Tangermünde	-	-	-	2 n.	-	-	2 n.
Tasdorf	10 v.	-	° 4 n.	10 v.	⸗	⸗	° 6 fr.
Tecklenburg	° 7 fr.	2 n.	⸗	° 7 fr.	2 n.	⸗	⸗
Templin	6 fr.	⸗	⸗	6 fr.	⸗	⸗	⸗
Thoren	⸗	6 fr.	° 9 v.	⸗	6 fr.	⸗	° 9 v.
Tilſit	⸗	6 fr.	° 9 v.	⸗	6 fr.	⸗	° 9 v.
Treptow	⸗	6 fr.	° 9 v.	⸗	6 fr.	⸗	° 9 v.

Nahmen der Oerter.	Soñtag. Uhr.	Montag. Uhr.	Dienſtag. Uhr.	Mittwoch. Uhr.	Donnerſt. Uhr.	Freytag. Uhr.	Soñabend Uhr.
Treuenbrietzen	6 fr.	.	ſ	6 fr.	† 9 v.	ſ	ſ
Trient	ſ	ſ	5n. *9a	ſ	ſ	ſ	5n. *9a
Turin	ſ	ſ	5n. *9a	ſ	ſ	ſ	5n. *9a
Uckermünde	ſ	8 v.	ſ	ſ	ſ	8 v.	ſ
Ungarn	ſ	11 v.	*9 a.	ſ	ſ	11 v.	*9 a.
Unna	ſ	ſ	5n. *9a	ſ	ſ	ſ	5n. *9a
Utrecht	ſ	ſ	5n. *9a	ſ	ſ	ſ	5n. *9a
Venedig	ſ	ſ	5n. *9a	ſ	ſ	ſ	5n. *9a
Warſchau	ſ	11 v.	*9 a.	ſ	ſ	11 v.	*9 a.
Weiſſenfels	6 fr	ſ	ſ	6 fr.	† 9 v.	ſ	ſ
Wernäuchen	ſ	ſ	*9 a.	ſ	ſ	ſ	*9 a.
Wernigerode	ſ	ſ	5n. *9a	ſ	ſ	ſ	5n. *9a
Weſel	ſ	ſ	5n. *9a	ſ	ſ	ſ	5n. *9a
Wetzlar	ſ	ſ	5n. *9a	ſ	ſ	ſ	5n. *9a
Wien	ſ	11 v.	*9 a.	ſ	ſ	11 v.	*9 a.
Wismar	12 m.	ſ	ſ	ſ	6 fr.	ſ	ſ
Wittenberg	8 fr.	ſ	ſ	8 fr.	† 9 v.	ſ	ſ
Wittmund	ſ	ſ	5n. *9a	ſ	ſ	ſ	5n. *9a
Wittſtock	12 m.	ſ	ſ	ſ	6 fr.	ſ	ſ
Witzenhauſen	ſ	ſ	5n. *9a	ſ	ſ	ſ	5n. *9a
Wolfenbüttel	ſ	ſ	5n. *9a	ſ	ſ	ſ	5n. *9a
Wolgaſt	ſ	8 v.	ſ	ſ	ſ	8 v.	ſ
Wrietzen	ſ	.	ſ	6 fr.	ſ	ſ	6 fr.
Wuſterhauſen Stadt	10 v.	10 v.	10 v.	10 v.	10 v.	ſ	10 v.
Wuſterhauſen Amt	.	.	5 fr.	ſ	ſ	7 a.	ſ
Wuſtermark	.	5 fr.	7fr.	ſ	6 fr.	7 fr.	ſ
Xanten	.	.	5n. 9a	ſ	ſ	ſ	5n. *9a
Zehdnick	.	8 v.	ſ	ſ	ſ	8 v.	ſ
Zeitz	6 fr.	.	ſ	6 fr.	ſ	ſ	ſ
Zerbſt	6 fr.	.	ſ	6 fr.	ſ	ſ	ſ
Zielenzig	.	11 v.	ſ	ſ	ſ	11 v.	ſ
Zieſar	.	.	5n. *9a	ſ	ſ	ſ	5n. *9a
Züllichow	.	11 v.	*9 a.	ſ	ſ	11 v.	*9 a.

Nahe

Nahmen der Oerter.	Sonntag. Uhr.	Montag. Uhr.	Dienſtag. Uhr.	Mittwoch. Uhr.	Donnerſt. Uhr.	Freytag. Uhr.	Sonnabend Uhr.
Treuenbrietzen	ſ	5 a.	2 n.	ſ	5 a.	10 m.	ſ
Trient	*7 fr.	2 n.	ſ	*7 fr.	2 n.	ſ	ſ
Turin	*7 fr.	2 n.	ſ	*7 fr.	2 n.	ſ	ſ
Uckermünde	6 fr.	ſ	ſ	6 fr.	-	ſ	ſ
Ungarn	10 v.	ſ	*4 n.	10 v.	-	ſ	*6 fr.
Unna	*7 fr.	2 n.	ſ	*7 fr.	2 n.	ſ	ſ
Utrecht	*7 fr.	2 n.	ſ	*7 fr.	2 n.	ſ	ſ
Venedig	*7 fr.	ſ	10 v.	*7 fr.	-	10 v.	ſ
Warſchau	10 v.	ſ	*4 n.	10 v.	-	ſ	*6 fr.
Weiſſenfels	ſ	5 a.	ſ	ſ	5 a.	ſ	ſ
Wernauchen	ſ	ſ	*9 v.	ſ	-	ſ	*9 v.
Weſel	*7 fr.	2 n.	ſ	*7 fr.	2 n.	ſ	ſ
Wetzlar	*7 fr.	2 n.	ſ	*7 fr.	2 n.	ſ	ſ
Wien	10 v.	ſ	*4 n.	10 v.	ſ	ſ	*6 fr.
Wismar	2 fr.	ſ	ſ	2 fr.	ſ	ſ	ſ
Wittenberg	ſ	5 a.	†2 n.	ſ	ſ	5 a.	ſ
Wittmund	*7 fr.	2 n.	ſ	*7 fr.	2 n.	ſ	ſ
Wittſtock	2 fr.	ſ	ſ	2 fr.	ſ	ſ	ſ
Witzenhauſen	*7 fr.	2 n.	ſ	*7 fr.	2 n.	ſ	ſ
Wolfenbüttel	*7 fr.	2 n.	ſ	*7 fr.	2 n.	ſ	ſ
Wolgaſt	2 fr.	ſ	ſ	2 fr.	ſ	ſ	ſ
Wrietzen	ſ	ſ	4 fr.	ſ	ſ	4 fr.	ſ
Wuſterhauſen Stadt	9 v.	10 v.	9 v.	ſ	9 v.	10 v.	9 v.
Wuſterhauſen Amt	ſ	ſ	2 fr.	ſ	ſ	2 fr.	ſ
Wuſtermark	ſ	ſ	ſ	cw. an.	ſ	ſ	cw. an.
Xanten	*7 fr.	2 n.	ſ	*7 fr.	2 n.	ſ	ſ
Zehdnick	6 fr.	ſ	ſ	6 fr.	ſ	ſ	ſ
Zeitz	ſ	5 a.	ſ	ſ	5 a.	ſ	ſ
Zerbſt	ſ	5 a.	ſ	ſ	5 a.	ſ	ſ
Zielenzig	10 v.	ſ	ſ	10 v.	ſ	-	ſ
Zieſar	*7 fr.	1 n.	ſ	*7 fr.	2 n.	-	ſ
Züllichow	10 v.	ſ	*6 a.	10 v.	ſ	-	*6 fr.

c) Poſttaxen in den Königl. Landen und bis an die Grenze der benachbarten Lande.

Meilen	Von Berlin nach	Porto von 1 Briefe. gr.	pf.	100 rthlr. Silber. gr.	pf.	100 rthlr. Gold. gr.	pf.	1 Pfund K.Waare gr.	pf.	1 Pfund Victual. gr.	pf.
3	Alt Landsberg	1	=	5	=	3	6	=	2	=	1½
22	Anclam	3	6	15	=	10	6	1	=	=	9
19	Arendſee	2	6	10	=	7	6	=	10	=	7½
28	Aſchersleben	3	=	15	=	10	6	1	2	=	10½
57	Aurich	7									
7	Barnewitz	1	6	5	=	3	6	=	4	=	3
6	Baruth	1	6	5	=	3	6	=	4	=	3
3	Bernau	1	=	5	=	3	6	=	2	=	1½
24	Bernburg	2	6	15	=	10	6	1	=	=	9
9	Beeskow	1	6	5	=	3	6	=	6	=	4½
48	Bielefeld	3	6	25	=	17	6	2	=	1	6
3	Bötzow	1	=	5	=	3	6	=	2	=	1½
26	Boitzenburg	2	6	15	=	10	6	1	2	=	10½
8	Brandenburg	1	6	5	=	3	6	=	4	=	3
53	Bremen	4	=	30	=	21	=	2	4	1	9
40	Breslau	4	=	20	=	14	=	1	8	1	3
46	Brieg	4	6	25	=	17	6	2	=	1	6
31	Bunzlau	3	6	20	=	14	=	1	4	1	=
15	Burg	2	6	10	=	7	=	=	8	=	6
22	Calbe	2	6	15	=	10	6	1	=	=	9
70	Calcar	4	6	35	=	24	6	3	=	2	3
71	Cleve	4	6	40	=	28	=	3	=	2	3
31	Colberg	3	6	20	=	14	=	1	4	1	=

Meilen.	Von Berlin nach	Porto von									
		1 Briefe.		100 rthlr. Silber.		100 rthlr. Gold.		½ Pfund L. Waare		1 Pfund Victual.	
		gr.	pf.	gr.	pf.	gr.	pf.	gr.	pf.	gr.	pf.
31	Cörlin	3	ſ	20	ſ	14	ſ	1	4	1	ſ
34	Cöslin	3	6	20	ſ	14	ſ	1	6	1	1½
57	Coſel p. Bresl.	5	6	30	ſ	21	ſ	2	6	1	10½
13	Coswieg	2	ſ	10	ſ	7	ſ	ſ	8	ſ	6
14	Cottbus	2	ſ	10	ſ	7	ſ	ſ	8	ſ	6
17	Cöthen	2	ſ	10	ſ	7	ſ	ſ	10	ſ	7½
70	Crefeld	4	6	35	ſ	24	6	3	ſ	2	3
16	Croſſen	2	ſ	10	ſ	7	ſ	ſ	8	ſ	6
10	Cüſtrin	1	6	5	ſ	3	6	ſ	6	ſ	4½
2	Cöpenick	1	ſ	5	ſ	3	6	ſ	2	ſ	1½
27	Demmin	3	6	15	ſ	10	6	1	2	ſ	10½
15	Deſſau	2	ſ	10	ſ	7	ſ	ſ	8	ſ	6
34	Duderſtadt	4	ſ	20	ſ	14	ſ	1	6	1	1½
70	Duisburg	4	6	35	ſ	24	6	3	ſ	2	3
20	Drieſen	2	6	10	ſ	7	ſ	ſ	10	ſ	7½
13	Droſſen	2	ſ	10	ſ	7	ſ	ſ	8	ſ	6
20	Dresd. p. Baruth	3	ſ	ſ	ſ	ſ	ſ	ſ	ſ	ſ	ſ
30	Ellrich	4	ſ	15	ſ	10	6	1	4	1	ſ
60	Emden	7	ſ	ſ	ſ	ſ	ſ	ſ	ſ	ſ	ſ
71	Emerich	4	ſ	40	ſ	28	ſ	3	ſ	2	3
	Eſens p. Lingen	7	6	ſ	ſ	ſ	ſ	ſ	ſ	ſ	ſ
7	Fehrbellin	1	6	5	ſ	3	6	ſ	4	ſ	3
10	Frankf. a. d. O.	1	6	5	ſ	3	6	ſ	6	ſ	4½
43	Franckenſtein	4	6	25	ſ	17	6	1	10	1	4½
8	Freienwalde	1	6	5	ſ	3	6	ſ	4	ſ	3
23	Freyſtadt	3	ſ	15	ſ	10	6	1	ſ	ſ	9
18	Friedeberg	2	6	10	ſ	7	ſ	ſ	10	ſ	7½

Meilen.	Von Berlin nach	Porte von									
		1 Briefe.		100 rthlr. Silber.		100 rthlr. Gold.		1 Pfund K. Waare		1 Pfund Victual.	
		gr.	pf.	gr.	pf.	gr.	pf.	gr.	pf.	gr.	pf.
	Friedeb. pLins	7	2	ſ	ſ	ſ	ſ	ſ	ſ	ſ	ſ
6	Fürſtenwalde	1	6	5	ſ	3	6	ſ	4	ſ	3
18	Gardelegen	2	6	10	ſ	7	ſ	ſ	10	ſ	7½
71	Geldern	4	6	40	ſ	28	ſ	3	ſ	2	3
12	Genthin	2	ſ	10	ſ	7	ſ	ſ	6	ſ	4½
46	Glatz	5	ſ	25	ſ	17	6	2	ſ	1	6
34	Goldberg	4	ſ	20	ſ	14	ſ	1	6	1	1½
27½	Groß Glogau	3	6	15	ſ	10	6	1	2	ſ	10½
22½	Großkugel	2	6	15	ſ	10	6	1	ſ	ſ	9
28	Grotkau	4	6	15	ſ	10	6	1	2	ſ	10½
20	Grüneberg	2	ſ	10	ſ	7	ſ	ſ	10	ſ	7½
20	Güſtrow	3	ſ	10	ſ	7	ſ	ſ	10	ſ	7½
91	Gumbinnen	7	6	50	ſ	35	ſ	3	10	2	10½
24	Halberſtadt	2	6	15	ſ	10	6	1	ſ	ſ	9
20	Halle	2	6	10	ſ	7	ſ	ſ	10	ſ	7½
57	Hamm	3	6	30	ſ	21	ſ	2	6	1	10½
33	Hamburg	3	ſ	16	ſ	9	ſ	1	6	ſ	10
13	Havelberg	2	ſ	10	ſ	7	ſ	ſ	8	ſ	6
32	Haynau	4	ſ	20	ſ	14	ſ	1	4	1	ſ
63	Horneburg	4	ſ	35	ſ	24	6	2	8	2	ſ
37	Hirſchberg	4	ſ	20	ſ	14	ſ	1	8	1	3
35	Jauer	4	ſ	20	ſ	14	ſ	1	6	1	1½
88	Inſterburg	7	ſ	45	ſ	31	6	3	8	2	9
61	Iſerlohn	4	ſ	35	ſ	24	6	2	8	2	ſ
76	Königsb. in P.	5	6	40	ſ	28	ſ	3	2	2	4½
12	Königsb. i. d. N.	2	ſ	10	ſ	7	ſ	ſ	6	ſ	4½
11	Kyritz	1	6	10	ſ	7	ſ	ſ	6	ſ	4½

Meilen.	Von Berlin nach	Porto von									
		1 Briefe.		100 rthlr. Silber.		100 rthlr. Gold.		1 Pfund K. Waare		1 Pfund Victual.	
		gr.	pf.	gr.	pf.	gr.	pf.	gr.	pf.	gr.	pf.
15	Landsberg an der Warthe	2	ſ	10	ſ	7	ſ	ſ	8	ſ	6
41	Landshuth	4	ſ	25	ſ	17	6	1	10	1	4½
19	Lenzen	2	ſ	10	ſ	7	ſ	ſ	10	ſ	7½
[illegible]	Leer p. Lingen	6	6	ſ	ſ	ſ	ſ	ſ	ſ	ſ	ſ
11	Lieberoſe	2	ſ	10	ſ	7	ſ	ſ	6	ſ	4½
33	Liegnitz	4	ſ	20	ſ	14	ſ	1	6	1	1½
57	Lingen	4	6	30	ſ	21	ſ	2	6	1	10½
53	Lippſtadt	3	6	30	ſ	21	ſ	2	4	1	9
17	Löknitz	2	ſ	10	ſ	7	ſ	ſ	10	ſ	7½
30	Lüben	3	6	15	ſ	10	6	1	4	1	ſ
59	Lübnen	3	6	30	ſ	21	ſ	2	6	1	10½
23	Lübtheene	2	6	15	ſ	10	6	1	ſ	ſ	9
11	Lychen	1	6	10	ſ	7	ſ	ſ	6	ſ	4½
18	Magdeburg	2	6	10	ſ	7	ſ	ſ	10	ſ	7½
68	Marienwerder	6	ſ	35	ſ	24	6	2	10	2	1½
94	Memel	8	ſ	50	ſ	35	ſ	4	ſ	3	ſ
70	Meurs	4	6	35	ſ	24	6	3	ſ	2	3
43	Minden	3	6	25	ſ	17	6	1	10	1	4½
15	Mirow	2	6	10	ſ	7	ſ	ſ	8	ſ	6
3	Mittenwalde	1	ſ	5	ſ	3	6	ſ	2	ſ	1½
12	Müllroſe	1	6	10	ſ	7	ſ	ſ	6	ſ	4½
6	Münchenberg	1	6	5	ſ	3	6	ſ	4	ſ	3
45	Münſterberg	5	ſ	25	ſ	17	6	2	ſ	1	6
23½	Naugard	2	6	15	ſ	10	6	1	ſ	ſ	9
9	Neu Angermünde	1	6	5	ſ	3	6	ſ	6	ſ	4½

Meilen.	Von Berlin nach	Porto von									
		1 Briefe		100 rthlr. Silber		100 rthlr. Gold.		1 Pfund d. Waare		1 Pfund Victual.	
		gr.	pf.	gr.	pf.	gr.	pf.	gr.	pf.	gr.	pf.
51	Neuſtadt in Schleſien	5	ſ	30	ſ	21	ſ	2	2	1	7½
6	Neuſtadt Eberswalde	1	6	5	ſ	3	6	ſ	4	ſ	3
24	Neuſtädel	3	ſ	15	ſ	10	6	1	ſ	ſ	9
36	Neumarckt	4	ſ	20	ſ	14	ſ	1	6	1	1½
48	Neiſſe	5	ſ	25	ſ	17	6	2	ſ	1	6
	Nordenp. Ling.	7	6	ſ	ſ	ſ	ſ	ſ	ſ	ſ	ſ
44	Oels p. Breſl.	4	6	25	ſ	17	6	1	10	1	4½
44	Ohlau	4	6	25	ſ	17	6	1	10	1	4½
52	Oppeln	5	ſ	30	ſ	21	ſ	2	2	1	7½
4	Oranienburg	1	ſ	5	ſ	3	6	ſ	2	ſ	1½
27	Oſterwieck	3	ſ	15	ſ	10	6	1	2	ſ	10½
33	Parchwitz	4	ſ	20	ſ	14	ſ	1	6	1	1½
13	Peitz	2	ſ	10	ſ	7	ſ	ſ	8	ſ	6
16	Perlsberg	2	ſ	10	ſ	7	ſ	ſ	8	ſ	6
28	Polckwitz	3	6	15	ſ	10	6	1	2	ſ	10½
4	Potsdam	1	ſ	5	ſ	3	6	ſ	2	ſ	1½
69	Pillau	5	ſ	35	ſ	24	6	3	ſ	2	3
13	Prentzlow	2	ſ	10	ſ	7	ſ	ſ	8	ſ	6
14	Pritzwalck	2	ſ	10	ſ	7	ſ	ſ	8	ſ	6
16	Pyritz	2	ſ	10	ſ	7	ſ	ſ	8	ſ	6
26	Quedlinburg	3	ſ	15	ſ	10	6	1	2	ſ	10½
10	Rathenau	1	6	5	ſ	3	6	ſ	6	ſ	4½
58	Ratibor	5	6	30	ſ	21	ſ	2	6	1	10½
70	Rees	4	6	35	ſ	24	6	3	ſ	2	3
41	Reichenbach	4	6	25	ſ	17	6	1	10	1	4½

Meilen.

Meilen	Von Berlin nach	Porto von 1 Brief.		100 rthlr. Silber.		100 rthlr. Gold.		1 Pfund K. Waare		1 Pfund Victual.	
		gr.	pf.	gr.	pf.	gr.	pf.	gr.	pf.	gr.	pf.
8	Ruppin	1	6	5	ſ	3	6	ſ	4	ſ	3
39	Rügenwalde	4	6	25	ſ	17	6	1	8	1	3
4	Saarmund	1	ſ	5	ſ	3	6	ſ	2	ſ	1½
23	Salzwedel	3	ſ	15	ſ	10	6	1	ſ	ſ	9
17	Sandow	2	6	10	ſ	7	ſ	ſ	10	ſ	7½
39	Schlawe	4	ſ	20	ſ	14	ſ	1	8	1	3
11	Schwedt	2	ſ	10	ſ	7	ſ	ſ	6	ſ	4½
39	Schweidnitz	4	ſ	20	ſ	14	ſ	1	8	1	3
64	Schwelm	4	ſ	35	ſ	24	6	2	8	2	ſ
55	Soeſt	4	ſ	30	ſ	21	ſ	2	4	1	9
15	Soldin	2	ſ	10	ſ	7	ſ	ſ	8	ſ	6
2	Spandau	1	ſ	5	ſ	3	6	ſ	2	ſ	1½
19	Stargard	2	6	10	ſ	7	ſ	ſ	10	ſ	7½
21	Staſsfurth	3	ſ	15	ſ	10	6	1	ſ	ſ	9
14	Stendal	2	6	10	ſ	7	ſ	ſ	8	ſ	6
20	Stettin	2	6	10	ſ	7	ſ	ſ	10	ſ	7½
42	Stolpe	4	ſ	25	ſ	17	6	1	10	1	4½
6	Storkow	1	6	5	ſ	3	6	ſ	4	ſ	3
4	Strausberg	1	ſ	5	ſ	3	6	ſ	2	ſ	1½
45	Strehlen	4	6	25	ſ	17	6	2	ſ	1	6
13	Strelitz	2	6	10	ſ	7	ſ	ſ	8	ſ	6
13	Tangermünde	2	ſ	10	ſ	7	ſ	ſ	8	ſ	6
3	Tasdorf	1	ſ	5	ſ	3	6	ſ	2	ſ	1½
62	Tarnowitz	5	6	35	ſ	24	6	2	8	2	ſ
55	Tecklenburg	4	6	30	ſ	21	ſ	2	4	1	9
9	Templin	1	6	5	ſ	3	6	ſ	6	ſ	4½
96	Tilſit	7	6	50	ſ	35	ſ	4	ſ	3	ſ

Meilen

Meilen.	Von Berlin nach	Porto von									
		1 Briefe.		100 rthlr. Silber.		100 rthlr. Gold.		1 Pfund K. Waaren		1 Pfund Victual.	
		gr.	pf.	gr.	pf.	gr.	pf.	gr.	pf.	gr.	pf.
28	Treptow an der Rega	3	ſ	15	ſ	10	6	1	2	ſ	10½
8	Treuenbriezen	1	6	5	ſ	3	6	ſ	4	ſ	3
25	Uckermünde	3	6	15	ſ	10	6	1	2	ſ	10½
59	Unna	4	6	30	ſ	21	ſ	2	6	1	10½
3	Werneuchen	1	ſ	5	ſ	3	6	ſ	2	ſ	1½
	Wehndrepling	7	ſ	ſ	ſ	ſ	ſ	ſ	ſ	ſ	ſ
26	Wernigerode	3	ſ	15	ſ	10	6	1	2	ſ	10½
67	Weſel	4	ſ	25	ſ	24	6	2	10	2	4½
12	Wittenberg	2	ſ	10	ſ	7	ſ	ſ	6	ſ	4½
12	Wittſtock	2	ſ	10	ſ	7	ſ	ſ	6	ſ	4½
7	Wriezen	1	6	5	ſ	3	6	ſ	4	ſ	3
3	Wuſterhauſen Königs	1	ſ	5	ſ	3	6	ſ	2	ſ	1½
10	Wuſterhauſen an der Doſſe	1	6	5	ſ	3	6	ſ	6	ſ	4½
47	Wutzkow	4	ſ	25	ſ	17	6	2	ſ	1	6
	Wittmund	7	6	ſ	ſ	ſ	ſ	ſ	ſ	ſ	ſ
68	Xanten	4	6	35	ſ	24	6	2	10	2	1½
7	Zehdenick	1	6	5	ſ	3	6	ſ	4	ſ	3
14	Zerbſt	2	ſ	10	ſ	7	ſ	ſ	8	ſ	6
15	Zielenzig	2	ſ	10	ſ	7	ſ	ſ	8	ſ	6
11	Zieſar	1	6	10	ſ	7	ſ	ſ	6	ſ	4½
20	Züllichow	2	6	10	ſ	7	ſ	ſ	10	ſ	7½

Nach allen dieſen Oertern kann man die Briefe und Sachen auch unfrankirt ſenden.

* * *

Nach

Nach auswärtigen Landen werden die Briefe auf folgende Art ausgeſandt:

Von Berlin nach	Porto von 1 Brief.	
	gr.	pf.
Elſas Lothringen } muß bis Rheinhauſen frankirt werden	7	ſ
Frankreich muß bis Weſel frankirt werden	4	ſ
Portugall Spanien } muß bis Maſſeyk frankirt werden	6	6
Deutſche Reich Schweiz } muß bis Duderſtadt frankirt werden ſ	4	ſ
Italien muß bis Augsburg frankirt werden	3	ſ
Engelland muß bis Amſterdam frankirt werden	6	ſ
Holland muß bis Emmrich frankirt werden	4	ſ
Ungarn muß bis Neiß frankirt werden	5	6
Pohlen, Warſchau muß bis Wartenberg frankirt werden ſ ſ	5	ſ
Cracau muß bis Tarnowitz frankirt werden	6	ſ
Düſſeldorf Jülich Braband Flandern } muß bis Weſel frankirt werden	4	ſ
Lauſitz muß bis Cottbus frankirt werden	2	ſ
Torgau Leipzig } muß bis Wittenberg frankirt werden ſ	2	ſ
Danzig, wenns franko iſt, franko Butzkow	4	ſ
Dännemarck Holſtein Schweden } franko Hamburg	3	ſ
Rußland Liefland Curland } franko Memel ſ	8	ſ
Münſter franko Hamm ſ	3	6
Paderborn franko Bielefeld ſ	3	6
Oldenburg franko Bremen ſ	4	ſ
Osnabrück franko Minden ſ	3	6

Caſſel

Von Berlin nach	Porto vor 1 Brief.	
	gr.	Pf.
Caſſel franko Duderſtadt	4	–
dito Pakete und Gelder per Ellrich		
Nordhauſen Mühlhauſen } franko Ellrich	4	–
Hildesheim } franko Halberſtadt	4	–
Hannover } franko Halberſtadt	4	6
Braunſchweig } franko Halberſtadt	4	–
Helmſtädt franko Magdeburg	2	6
Schwerin Roſtock Wismar } franko Güſtrow	2	6
Stralſund franko Anclam	3	6
Mansfeld Merſeburg Zeitz Naumburg Jena Weimar Altenburg } franko Halle	2	6
Gotha Eiſenach Bamberg Bareuth Anſpach } franko Halle	2	6
Lübeck Lüneburg } franko Boitzenburg	2	6

NB. Nach denjenigen Oertern wobey es nicht ausdrücklich gemeldet worden, daß ſolche franko gemacht werden müſſen, können Briefe und Pakete auch unfrankirt beſtellet werden.

Ein Fremder der wegreiſen will, meldet ſich, wofern er mit der ordinairen Poſt zu reiſen gedenket, in dem Hofpoſtamte einige Tage vor Abgange der Poſt, welcher aus vorſtehenden Liſten zu erſehen iſt. Daſelbſt wird er gegen Bezahlung des Poſtgeldes bis auf die erſte Station eingeſchrieben. Man zahlet für jede Meile 6 Ggr. incluſive des ſogenannten Stationsgeldes, und darf der Poſtillon von dem Reiſenden kein Trinkgeld als eine Schuldigkeit fodern. Dem Paſſagier wird 30 Pfund Bagage (und wenn er ein Kaufmann iſt der zur Meſſe reiſet 50 Pfund) frey paßiret, hat er mehr bey ſich, ſo bezahlt er die Ueberfracht nach der Poſtaxe, nach Beſchaffenheit der Sachen. Eine Stunde vor Abgang der Poſt holt ein Poſtbothe das Gepäcke des Reiſenden aus deſſelben Wohnung ab, und empfängt dafür 2 Ggr.

Wer mit Extrapoſt abgehen will, meldet ſich den Tag oder auch nur einige Stunden vorher im Hofpoſtamte in der Paſſagierſtube bey den Leuten des Poſtcommiſſars, welche denn die Pferde beſtellen, und zu verlangter Stunde, nebſt der Poſtkaleſche, wofern der Reiſende nicht einen eigenen Wagen hat, vor die Wohnung des Paſſagiers bringen. Für jedes Pferd wird für jede Meile 8 Ggr. und dem Poſtillon für jede Meile 3 Ggr. Trinkgeld bezahlt, doch iſt zu merken, das beym Poſtamte in Berlin als poste royale allezeit eine Meile mehr bezahlt wird, z. B. nach Potsdam 5 Meilen u. ſ. w. Vor einen zweyſitzigen leichten Wagen mit zwey (allenfalls drey leichtbeladenen) Perſonen, werden drey Pferde geſpannt. Vor einen vierſitzigen Wagen, worin vier Perſonen ſitzen, vier Pferde, auch nach Beſchaffenheit des Wagens und des Gepäckes fünf, ſechs und mehr Pferde. Wollte jemand Courierpferde haben (wozu übrigens eine beſondere Erlaubniß vom Gouvernement erfodert wird) der zahlet für jedes Pferd die Meile 12 Ggr.

Wer mit einem Fuhrmanne, auf eine ganze Reiſe einen Vergleich treffen will (denn es iſt alsdenn nicht erlaubt unterweges Pferde zu wechſeln) muß im Hofpoſtamte einen Fuhrſchein löſen, gegen Zahlung von 2 Ggr. auf die Meile, für jede Perſon.

Wer mit Extrapoſt oder Fuhre abgeht (denn mit den ordinairen Poſten iſt es nicht nöthig) muß ſich von dem Gouvernement einen Paß geben laſſen, ohne welchen man nicht aus dem Thore gelaſſen wird. Dieſe Päſſe werden in der Behauſung des Commendanten unentgeltlich ausgegeben; der Wagenmeiſter wird, wenn es ein Fremder verlangte bey Beſtellung der Pferde, auch zugleich für den Paß ſorgen.

Wenn ein Fremder bey einer weiten Reiſe, etwa einen Geſundheitspaß verlangt, ſo meldet er ſich perſönlich bey dem Stadtſecretar, auf dem Rathhauſe oder in deſſen Behauſung und erhält ihn, gegen Zahlung 12 Ggr. für Stempel und Expedition.

Ein Reiſender thut wohl wenn er vor der Abreiſe ſeine Kuffer auf dem Packhofe beſichtigen, plombiren und ſich darüber Beſcheinigung geben läſſet, und nur ſein Nachtzeug, oder was er ſonſt unterweges brauchen will, im Wagen, oder einem beſondern Päckgen herausbehält, denn wenn er dieſe Vorſicht verſäumet, ſo könte er, bey etwa entſtehendem Verdachte einer Defraudation, genöthiget werden, auf einer Station unterweges, oder an der Grenze ſein Gepäcke viſitiren zu laſſen.

Ungemünztes Gold und Silber, alte Treſſen u. d. gl. desgleichen alle gemünzte Silberſorten, außer nur das itzige Königl. Preußl. Silbercourant, dürfen nicht außerhalb Landes geführet werden, daher hat ſich ein Fremder deshalb wohl vorzuſehen. Doch iſt einem Reiſenden vom adelichen oder Militarſtande erlaubt bis 400 Rthlr. und wenn er ein Kaufmann iſt, bis 250 Rthlr. in Golde an Friedrichsd'or, Louisd'or u. ſ. w. zu ſeinem Gebrauche bey ſich zu führen.

Auch iſt es Reiſenden verboten verſiegelte Briefe und Pakete, zur Beſtellung mitzunehmen, bey Strafe 10 Rthlr. für jeden Brief.

Zwölfter Abſchnitt.

Von den in der Gegend um Berlin liegenden Luſtſchlöſſern, und andern merkwürdigen Orten.

Charlottenburg. Eine Stadt und Königl. Luſtſchloß liegt eine kleine Meile von Berlin, und gehet aus dem Brandenburger Thore durch den Thiergarten, dahin ein ſehr angenehmer Weg. Man kann auch wenn man vom Weidendamme abfähret, durch den Unterbaum auf der Spree, eine wegen der umliegenden angenehmen Gegend ſehr reizende Spazierfahrt zu Waſſer, dahin thun. Dicht an dieſem Ort liegt das Dorf Lützen. Die Churfürſtin Sophia Charlotta, Churfürſt Friedrich III. zweyte Gemahlin, ließ um das Jahr 1696 ohnweit dieſes Dorfes ein Schloß bauen, und Lützenburg nennen. Schlüter bauete dieſes Schloß, welches noch itzo unverändert vorhanden iſt und einen Theil des Corps de Logis ausmacht. Es iſt nämlich von Schlütern gebauet, der mittelſte Theil von 3 großen und 8 ſchmalen Fenſtern, der hervorraget, weil er über den beyden Stockwerken noch ein Halbgeſchoß hat, doch die itzt darauf ſtehende Kuppel (**), iſt nach-

---

(*) Schleuen hat einen Plan der Gegend um Berlin geſtochen, wo die umliegenden Oerter verzeichnet ſind.

(**) Ein Aufriß dieſes kleinen Schloſſes Lützenburg wie es von Schlütern ohne die Kuppel gebauet worden, und der dem itzigen Zuſtande völlig ähnlich iſt, ſtehet in Begers Theſaur. Brandenb. T. III. S. 311.

nachher von Eoſandern darauf geſetzt worden. Im Anfange dieſes Jahrhunderts, ließ König Friedrich I., durch Eoſandern dieſes Schloß vergrößern und nach dem Namen ſeiner Gemalin Charlottenburg nennen, ertheilte dem Orte auch zugleich Stadtgerechtigkeit. Eoſander ſetzte an das Corps de Logis auf jeder Seite noch fünf Fenſter doch nur in zwey Stockwerken ohne Halbgeſchoß, und auf das Schlüterſche Gebäude ſetzte er die itzt darauf befindliche ſchöne Kuppel. Er bauete ferner die beyden Seitenflügel, doch nur von zwey Stockwerken. Die Facade nach dem Garten zu, verlängerte er ſo wie Schlüter das Mittel angefangen hatte, durchaus mit einem Halbgeſchoſſe über den beyden Stockwerken (*). Dieſen Theil des Gebäudes alſo, den Schlüter und Eoſander gebauet haben, pflegt man das alte Schloß (**) zu nennen. Der itztregierende König hat linker Hand nach der Brücke zu, das Corps de Logis, mit einer langen Facade, von dem Freyherrn von **Knobelsdorf** verlängern laſſen, dieſem Theile des Gebäudes pflegt man den Namen des neuen Schloſſes beyzulegen.

Die **Orangerie** hat in der Mitten einen ſchönen auf Säulen ruhenden Salon (***), und iſt auf beyden Seiten ſehr lang, an der einen Seite iſt ein kleines Komödien- oder **Operntheater**, wo bey Solennitäten pflegen Schauſpiele aufgeführet zu werden, der übrige Theil dient zum Speiſe- und Tanzſaal.

Der

(*) Ob Eoſander zu dieſer ſonderbaren Anordnung, vermöge welcher der größte Theil des Vorderſchloſſes zwey Stockwerke, die ganze Hinterfacade aber drey Stockwerke hat, einige gegründete Urſachen gehabt, laſſe ſich ſchwer ſagen.

(**) Man ſiehet die Hinterfacade nach dem Garten zu auf No. 17 der Schleuenſchen Proſpecte, und die Forderfacade mit den beyden Seitenflügeln auf No. 18.

(***) Einige glauben Schlüter habe dieſen Salon, und Eoſander die beyden Seiten der Orangerie gebauet; es iſt aber aus einigen Umſtänden faſt wahrſcheinlich, daß alles von Eoſandern herrühre. Man ſehe unten im 2ten Anhange das Leben Eoſanders.

Der Garten iſt groß und ſchön, und hat ſonderlich eine vortrefliche Orangerie.

Das Schloß iſt inwendig ſehr prächtig und nach dem beſten Geſchmacke meubliret. Im Jahre 1760 ward es zwar von den Rußiſchen, Oeſterreichiſchen und Sächſiſchen Truppen gänzlich geplündert, und alle Tapeten, Spiegel und Gemälde ruiniret, es ward aber auf des Königs Befehl, (verſchiedene Gemälde ausgenommen, welche nicht konten erſetzet werden,) alles ſo wie es vorher geweſen neu meubliret. Es ſind in dieſem Schloſſe eine ziemliche Anzahl Statuen, Gemälde und andere Kunſtwerke ſehenswürdig, (*) die wir kürzlich anführen wollen.

Die **Capelle** iſt von Coſandern gebauet, und in einem ſehr edlen Geſchmacke ausgezieret (**) Das Deckenſtücke iſt von **Coxie** im Jahr 1708 mit Oelfarbe auf Kalk gemalt.

Die **Porcellankammer** gleich daneben, iſt mit dem ſchönſten Japaniſchen Porcellan angefüllet (***). In derſelben ſtehen auch zwo vortrefliche kleine Statuen von **Balthaſar Permoſer**, die eine ſtellt vor, den Cupido mit dem Bogen, die andere den kleinen Herkules, der die Schlangen zerdrückt. Die Decke iſt auch von **Coxie** (andere ſagen von Terweſten) allegoriſch gemalt.

In den erſten Zimmer nach der **Porcellankammer**, ſiehet man ein Deckenſtück die vier Jahrszeiten vorſtellend, das nach einiger Meinung von Gerard de Laireſſe ſeyn ſoll.

(*) Als dieſer Abſchnitt ſchon fertig war, erſchien im Jahre 1768 eine Beſchreibung aller Seltenheiten der Kunſt und übrigen Alterthümer, beſonders an Statuen, in dem Königl. Luſtſchloſſe Charlottenburg. Hieraus haben wir noch verſchiedene Nachrichten gezogen.

(**) Einige ſagen ſie ſey nach Schlüters Angabe verzieret, ſo aber nicht wahrſcheinlich iſt, weil Coſander, Schlüters ärgſter Feind, die Aufſicht über den Schloßbau und auch über die Auszierung der Capelle gehabt.

(***) Vieles hievon iſt bey der Plünderung vernichtet worden, ſo daß, ob gleich vieles wieder herbeygeſchaft worden, dennoch die Porcellankammer nicht mehr ſo reich iſt, als vormals.

In einem Seitenzimmer, ſiehet man über dem Camin König Friedrich Willhelm, (noch als Kronprinz) als den jungen David mit der Schleuder vorgeſtellt. Dis Bild iſt im Jahre 1709 von Ant. Schoonjans gemalt.

In drey Zimmern hat Terweſten (1698) drey Deckenſtücke gemalt, das eine ſtellet vor: wie Pſyche von den Grazien geſchmücket wird, das zweyte, wie Cupido der Pſyche entflieht, das dritte, die Vergötterung der Pſyche.

In einem Cabinette iſt der Grund der ganzen Decke von Gold, auf deren Mitte vorgeſtellet iſt, wie Flora vom Zephir gekrönet wird. Dieſe Malerey ſoll von Schoonjans ſeyn. In dieſem Zimmer ſind auch ſchön gemalte Verzierungen.

Unten kömmt man noch in das Zimmer, wo das Cabinet von antiken Bildſäulen, Bruſtbildern und Basreliefs ſtehet, welches ehedem der berühmte Cardinal Polignac (*) beſeſſen, der König aber von deſſen Erben für 90000 Livres gekaufet hat. Doch iſt in dieſem Zimmer nur der geringſte Theil des Cabinets befindlich, weil nicht allein eine Anzahl ſchöner Stücke nach Sansſoucy gebracht worden, ſondern auch in Charlottenburg ſelbſt, in dem neuen Flügel des Schloſſes, hin und wieder verſchiedene ſchöne Stücke aufgeſtellet worden. Dergleichen ſind z. B:

Unten

(*) Das Verzeichniß davon, daraus wir die untenfolgende Beſchreibung der Bildſäulen, Urnen und Tiſchblätter gezogen haben, iſt unter folgendem Titel gedruckt: Etat & Deſcription des Statues tant coloſſales, que de Grandeur naturelle, & de demi-nature, buſtes, moyens- & demi-buſtes, bas-reliefs de differentes eſpeces, Urnes, colonnes, Inſcriptions & autres ouvrages antiques, tant grecs que romains, trouves a Rome, aſſembles, & aportes en France par feu Mr. le Cardinal de Polignac a Paris de l'Imprimerie de J. B. Coignard 1752.

Unten an der Haupttreppe, die zwo coloſſaliſche Bildſäulen des Aeſculapius und der Hygiä (*) jede 9 Fuß hoch aus ſaliniſchem Marmor, von römiſcher Arbeit vom zweyten Range.

In dem Speiſeſaale im neuen Schloſſe auf einem Camine, Herkules als ein Kind wie er die Schlangen erdrückt, von Metall in der Proportion von 2 Fuß. Dieſes Stück iſt vom Ritter Algardi verfertigt und vom erſten Range.

Auf dem andern Camine ſtehet die Copie davon aus carariſchem Marmor, auch in der Proportion von 2 Fuß.

Zwo Urnen von antikem ägyptiſchen Porphyr.

Acht antike Bildſäulen, die zu der ſogenannten Familie des Lycomedes (**) gehören, als:

(*) Auf den Titel von des Herrn D. Möhſen Comment. de Medicis equeſtri dignitate ornatis Berol. 1768 ſind dieſe beyde Statuen von J. W. Meil in Kupfer geſtochen.

(**) Der Kardinal Polignac ließ dieſe zehn Bildſäulen ohnweit Frescati aus den Trümmern eines Landhauſes des Marius ausgraben, und glaubte, daß ſie zuſammen gehörten, und die Familie des Lycomedes, nebſt dem Achill in Weibskleidern und dem verkleideten Ulyſſes vorſtellten. Winkelmann (von Empfindung des Schönen S. 19.) will daran zweifeln, und berichtet, daß alle Köpfe neu, und von jungen Anfängern in der franzöſiſchen Akademie zu Rom verfertigt worden, und daß der Kopf des ſogenannten Lycomedes das Bildniß des Herrn von Stoſch ſey. Ob dieſe Statuen, wirklich die Familie des Lycomedes vorſtellen, dafür und dawider läßt ſich freylich, wie bey allen ſolchen Erklärungen manches ſagen. Genug daß ſehr ſchöne Statuen darunter ſind. In dem oben angeführten Verzeichniße der Bildſäulen des polignacſchen Cabinets, wird geſagt: daß der ältere Adam die fehlenden Theile ſehr glücklich ergänzt habe, und in der That ſehen ſie nicht ſogar anfängermäßig aus. Eine Bildſäule des Lycomedes iſt nicht vorhanden. [Es müſten denn weil Winkelmann von 11 gefundenen Statüen redet, da hier nur 10 vorhanden ſind, etwa die Bildſäule des Lycomedes nicht ins Polignacſche Cabinet gekommen ſeyn.] Mit dem Kopfe des Herrn von Stoſch, hat es folgende Bewandniß: als die Bildſäulen waren gefunden worden, ließ der Herr von Stoſch, für den berühmten Greffier Fagel im Haag, ſie ſämtlich in einem Gemälde abmalen, und weil an allen die Köpfe fehlten, ſo ließ er dafür auf jeder das Bildniß eines ihrer beyderſeitigen Freunde malen, worunter auch ſein eigenes Bildniß war. Man findet alſo das Bildniß des Herrn von Stoſch auf dem Gemälde im Haag [wo es noch vorhanden iſt] nicht aber auf der Statue zu Charlottenburg.

1) Ulyſſes als ein Kaufmann verkleidet um den Achill aufzuſuchen, aus pariſchem Marmor, von römiſcher Arbeit vom erſten Range, 5½ Fuß hoch.

2) Eine Tochter des Lycomedes, die ſich im Spiegel beſiehet, aus pariſchem Marmor, von griechiſcher Arbeit vom dritten Range, 5 Fuß hoch.

3) Achilles in weiblicher Kleidung, in der rechten Hand eine Lanze und an dem linken Arme einen Schild, aus pariſchem Marmor, von griechiſcher Arbeit vom erſten Range, 5 Fuß 3 Zoll hoch.

4) Eine andere Tochter des Lycomedes. Man ſiehet durch ihren Mantel die Falten ihres Kleides und ihren Gürtel, welche Genauigkeit man an Bildſäulen ſelten findet. Aus pariſchem Marmor, von griechiſcher Arbeit vom erſtem Range, 4½ Fuß hoch.

5) Die Gemahlin des Lycomedes, in der rechten Hand hält ſie einen Scepter, mit welchem ſie ihrem Schleyer ein wenig zurück ziehet, in der andern Hand trägt ſie einen Beutel. Dieſe Bildſäule iſt römiſche Arbeit vom zweyten Range.

6) Die älteſte Tochter des Lycomedes, die ein Schmuckkäſtgen in einer Hand hält. Aus ſaliniſchem Marmor von römiſcher Arbeit, 5 Fuß 4 Zoll hoch.

7) Deidamia, in der Stellung wie ſie den Achill anſiehet. Sie iſt in ein langes feines und ſchön gefaltenes Gewand gekleidet. Aus pariſchem Marmor, von griechiſcher Arbeit vom erſten Range, 5 Fuß hoch.

8) Die jüngſte Tochter des Lycomedes. Sie iſt in ein feines leinenes Gewand gekleidet, mit einer Schärpe umgeben, die auf die linke Schulter angeheftet iſt. Sie hält in der rechten Hand eine Münze, die ſie ihrer Schweſter zeiget. Aus pariſchem Marmor, von griechiſcher Arbeit vom erſten Range, 4½ Fuß hoch.

In der Gallerie oder dem Tanzſaale, neben dem einen Camin ſiehet man die beyden übrigen zu dieſer Familie gehörigen Bildſäulen.

9) Eine Tochter des Lycomedes. Sie kniet auf einem Fuße, und will auf den andern eine antike Sole ziehen. Aus pariſchem Marmor, von griechiſcher Arbeit vom erſten Range, in der Proportion von 4½ Fuß.

10) Eine Tochter des Lycomedes. Sie ſitzet auf einem Felſen und hält einem Ring in der Hand. Aus pariſchem Marmor, von griechiſcher Arbeit vom erſten Range. Sie iſt 4 Fuß 9 Zoll hoch.

Auf dem Camine, eine liegende Figur des Nils, von carariſchem Marmor, von einem Schüler des Ritters Bernini im Jahre 1690 verfertiget. Desgleichen zwo Urnen von weißem Marmor.

Neben dem andern Camine, ſiehet man auf jeder Seite eine Gruppe von 2 Kindern. Die eine ſtellt zwey Kinder vor die ſich um eine Weintraube ſtreiten. Die andere zwey Kinder, die mit einander ringen. Beyde ſind aus carrariſchem Marmor nach der Art des Ritters Bernini gearbeitet, in der Proportion von 3 Fuß.

Auf dieſem Camine ſiehet man eine liegende Figur aus carariſchem Marmor, die Tiber vorſtellend, im Jahre 1691 von einem Schüler des Ritters Bernini verfertigt. Desgleichen eine flache ovale gereifte Vaſe, von grünem orientaliſchen Serpentinſtein.

Neben den Fenſtern ſtehen zwanzig antike Bruſtbilder auf Fußgeſtellen, von verſchiedenen Arten Marmor und Agate.

In einem Zimmer im zweyten Stockwerke des neuen Schloſſes ſtehet: ein kleines Tiſchblatt von grünem Porphyr, und auf demſelben eine Urne von grauem pariſchem Marmor.

Zwey groſse Tiſchblätter, eins von grauem carariſchem Marmor, das andere von ägyptiſchem bunten Marmor, worauf zwo Vaſen von Erz, und eine Schale von orientaliſchem grünen Serpentinſtein ſtehen.

Zwo ſchöne Copien nach zwey antiken Vaſen. Auf der einen iſt die Opferung der Iphigenia, und auf der andern eine Bachanalie vorgeſtellt. Sie ſind von Erz, 2 Fuß hoch. Die Originale davon im groſsen, ſind zu Rom, die eine in den mediceiſchen Pallaſt, und die andere in der Villa Bergheſe.

Noch eine Schale von grünem orientaliſchem Marmor.

In einem andern Zimmer. Ein ſchlafender Cupido in Proportion von 2 Fuß, aus pariſchem Marmor, antike römiſche Arbeit vom zweyten Range.

Noch in einem andern Zimmer: eine ſchlafende nackende Venus, ſie iſt eine modernantike Figur vom zweyten Range, aus carrariſchem Marmor verfertigt (*).

Noch in einem andern Zimmer ein groſses in vergoldetes Erz eingefaſstes agathenes Tiſchblatt.

In der Bibliothek ſtehen über den Bücherſchränken achtzehen antike Bruſtbilder, auf ebenſoviel Kragſteinen.

Neben dem Camine ſtehen zwo metallne Bildſäulen des Herkules und der Dejanira, modernantike Werke vom dritten Range, aus der Schule des Michael Angelo, 2 Fuß 7 Zoll hoch.

Auf dem Camine ſtehen: ein antikes metallnes Modell der Bildſäule des Marcus Aurelius auf dem Capitol; es iſt 1 Fuß 6 Linien hoch. Zwo andere kleine antike metallne Figuren, die eine ſtellet den Neptun und die andere den Paris vor, jede iſt, das Fußgeſtelle mitgerechnet 1 Fuß 2 Zoll hoch. Noch ſtehet dem Camine gegenüber ein Tiſchblatt von grünem antikem Marmor.

Der Schaden der bey der Plünderung an den Statuen geſchehen, iſt nur gering und ganz wieder erſetzet.

Das

(*) In dieſem Zimmer ſind auch zwey Landſchaften von Dubois.

Das Deckenſtück in dem Speiſeſaale von Peſne, ſtellet vor, wie Juno, Minerva und Venus vom Merkur, der den goldnen Apfel vor ihnen herträgt, zum Paris geführet werden.

Das Deckenſtück über der großen Treppe, Prometheus, wie er unter Anführung der Minerva das Feuer vom Himmel ſtielt, von Peſne.

In einem Zimmer ſtellet das Deckenſtück Apoll und die Muſen vor, von Peſne.

In einem Cabinette ſtellet das Deckenſtück die Morgenröthe vor; in einem andern, Venus die dem Cupido befielt einen Pfeil abzuſchießen, beyde von Peſne.

An der Decke der Bibliothek, Minerva und die Dichtkunſt, von Peſne.

Ein Deckenſtück vorſtellend die Diana und den Endymion, und ein anderes das Kinder in verſchiedenen Stellungen vorſtellet, ſind beyde von Joh. Harper.

Im Concertzimmer hängen ſieben und zwanzig Mahlereyen als: das Bildniß des Bildhauers Martin van den Baugaerten (ſonſt Desjardins genannt) und das Bildniß des Malers la Foſſe, beyde von Hyacinthe Rigaud. Eine Köchin die eben eingekauft hat, von N. Chardin. Zwey Stücke welche Läden vorſtellen, worinnen Malereyen verkauft werden, von Wateau (*). Eine Geſellſchaft von ebendemſelben. Zwey kleine allegoriſche Gemälde von P. P. Rubens, das eine der Sieg der Religion über die Ketzereyen, das andere die Zerſtörung des Götzendienſtes durch Chriſtum. Ludwig XIII. König von Frankreich, von Rubens. Ein Frauenzimmer mit einer Maske, neben ihr eine alte Frau, halbe Figuren in Lebensgröße und die Tänzerin Reggiana in Theaterkleidung, Knieſtück in Lebensgröße, beyde von Peſne. Eine Zurückkunſt von der

---

(*) Dieſe beyde Stücke ſollten eigentlich ein Bild ausmachen, wie es der Kupferſtecher den P. Aveline, nach dieſem Bilde geſtochen, ausweiſet.

Jagd, nebſt Hirten die ihr Vieh eintreiben; Ein Landwirthshaus, wo ein Fuhrmann anhält um zu trinken, beyde von **Claas Berghem**. Eine Geſellſchaft, wobey ein Jüngling auf der Zitter ſpielet, von **Lancret**. Eine Zurückkunft von der Reigerbeize, von **Ph. Wouwermanns**. Eine Tiegerhetze, eine Skize von **Parrocell**. Der Frühling und der Herbſt, beyde auf einem Bilde, desgleichen der Sommer und Winter, oder Venus und Mars, ganze Figuren in halber Lebensgröße, beyde Stücke von **Dominico Tintoretto**. Maria Magdalena die dem Heylande die Füße ſalbet, imgleichen, wie Chriſtus die Kindlein zu ſich kommen läßt und das Urtheil des Paris, drey Stücke von **Caze**. Ein Muſikus der einem Jünglinge auf dem Clavier Unterricht giebt, halbe Figuren in Lebensgröße von **Kupetzky**. Eine Landſchaft mit Bruchſtücken, und die Gegend des Campo Vaccino bey Rom, beyde von **Paul Brill**. Ein Mann mit einem Gukkaſten in einer Landſchaft, imgleichen eine Landſchaft worauf im Vordergrunde ein Wagen mit einem Pferde beſpannt, von **Pater**.

In dem Zimmer neben dem **Concertzimmer** (*) hängen zwölf Gemälde, als: Medea und Jaſon, von **Carl Coppel**. Eine Landſchaft mit einigen ſpielenden Kindern, desgleichen eine waldigte Gegend, wo ſich eine Geſellſchaft erluſtigt, beyde von **Lancret**. Der Triumph der Venus, nebſt Najaden, Tritonen und Liebesgöttern, von **van Tulden**. Ein Gaſtmahl, halbe Figuren in Lebensgröße, von **Jakob Jordaens**. Die Sendung des heil. Geiſtes von **le Brün**. Der verlohrne Sohn wie er wieder nach Hauſe kehret, von **Carl Loth**. Zwey Stücke worauf Trümmer von Gebäuden, von **Pannini**. Die bußfertige Maria Magdalena von **van Dyk**. Die Entführung der Europa und Herkules, beyde von **S. Ricci**.

Im

(*) In dieſem Zimmer iſt auch ein großes Tiſchblatt von grünem Antiken Marmor.

Im Schreibecabinette des Königs, (*) ſind vier Füllungen in der getäfelten Wand von dem Königl. Preuß. Hofmaler Hrn. Dietrich in Dreßden, auf Leinwand gemalt, wozu Se. Majeſt. ſelbſt die Vorſtellungen vorgeſchrieben haben. Dieſe vier Gemälde ſtellen vor: 1) Meleager und Atalante, 2) Herkules und Omphale, 3) Philemon und Baucis und 4) Diana mit ihren Nymphen im Bade. Die Figuren auf dieſen Gemälde ſind in Proportion von 12 bis 14 Zoll.

Wer das Schloß ſehen will, meldet ſich bey dem Caſtellan, der in einem beſondern Hauſe ohnweit des Gartens wohnet, wenn man aber in den Garten gehen will, muß man durch eine kleine Nebenthüre bey des Obergärtners Wohnung treten, wo man (wie es in allen Königl. Gärten gewöhnlich) Stöcke und Degen, wenn man dergleichen bey ſich hat, abgeben muß.

In der Stadt **Charlottenburg** iſt das Rathhaus zwar klein aber artig, von Coſandern gebauet. Desglei ſind daſelbſt viele ſchöne Gartenhäuſer befindlich, die meiſtens Privatperſonen in Berlin gehören. Die vornehmſten darunter ſind, das **Wegeliniſche** Haus dem Schloſſe gegenüber, nebſt einem ſehr ſchönen Garten, und das Dannſche Haus und Garten in Lützen.

Cöpenik, ein Städtgen und Königl. Luſtſchloß, zwo Meilen von Berlin. Es gehet dahin aus dem Cöpeniker Thore eine angenehme Allee durch den Wald, und zu Waſſer kann man durch den Oberbaum auch dahin fahren, und hat ſodenn an beyden Ufern die ſchönſte Ausſicht. Das Schloß liegt dicht an der Spree in einer ungemein reizenden Gegend (**). **Rütger van Langerfeld** bauete es auf Befehl Churfürſt **Friedrich Willhelms** des

Großen

(*) Hier ſiehet man auch ein ſehr groſſes Tiſchblatt von orientaliſchem bunten Marmor in vergüldetes Erz eingefaſſet, es gehöret ſo wie das in der vorigen Anmerkung angeführte, zum Polignacſchen Cabinet.

(**) Die Vorderfacade findet man in Schleuens Proſpecten No. 22. Die Facade nach dem Waſſer und nach dem Garten, desgleichen die Kapelle, findet man in Bröbes Proſpecten No. 30 und 31.

Großen, der es Friedrich I. als er noch Churprinz war, zum Luſtſchloſſe eingab. Nehring bauete darauf die Capelle. Itzt reſidiret auf demſelben die verwitwete Erbprinzeſſin von Würtenberg, Henrietta Maria Prinzeſſin Tochter des Hochſel. Markgrafen Philipp Willhelms von Brandenburg, und Schweſter des Markgrafen von Schwedt und des Markgrafen Heinrich.

Friedrichsfelde, ein Dorf, wo ein ſchönes Luſtſchloß befindlich iſt. Es liegt eine kleine Meile von Berlin vor dem Frankfurter Thore. Unter Churf. Friedrich Willhelm dem Großen, ließ es der Generaldirector der Marine, Benjamin Raulé, bauen; damals hieß das Dorf, Roſenfelde [*]. Als Raulé hernach im Jahre 1695 in Ungnade fiel, fiel es ſo wie ſeine übrigen Güter an Churf. Friedrich III. der es zum Luſtſchloß behielt und Friedrichsfelde nannte. König Friedrich Willhelm ſchenkte es dem Markgrafen Albrecht Friedrich, dieſer Markgraf ließ durch den Oberbaudirector M. H. Böhm dis Schloß ſo erweitern, wie es itzt noch beſchaffen iſt, denn vorher war nur ein kleines Gebäude vorhanden, auf jeder Seite mit einem kleinen Altane [**]. Nach Markgraf Albrecht Friedrichs Tode bekam das Schloß ſein Sohn Markgraf Carl, Heermeiſter des Johanniterordens; nach deſſen Tode es der Prinz Ferdinand von Preuſſen, itziger Heermeiſter des Johanniterordens erhielt, der ſich im Sommer meiſtens hier aufhält.

---

[*] Caniz ſchreibt in einem Scherzgedichte:

Der Churfürſt und was fürſtlich heiſt
Haben jüngſt beym Raulé geſpeiſt
Mittags zu Roſenfelde.

Siehe deſſen Gedichte S. 264.

[**] Siehe Breedes Proſpecte No. 23. Die itzige Vorderfacade iſt in Schleuens Proſpecten No. 29 befindlich.

Ohnweit davon liegt **Weißenſee**, ein Dorf dem Hrn. Geheimenrath von Nüßler gehörig, der daſelbſt einen ſehr ſchönen Garten hat, den die angenehme Lage an dem großen See von dem das Dorf den Namen hat, noch mehr Reiz giebt. Ferner

Buchholz ein Dorf, welches am Walde angenehm lieget. Hier ſind viele franzöſiſche Bauern, die auch einen franzöſiſchen Prediger haben, desgleichen viel Landhäuſer die Privatperſonen in Berlin gehören, von da gehe eine trefliche Ulmenallee nach

Schönhauſen einem Luſtſchloſſe und Dorfe, der Königin gehörig. Es liegt eine Meile von Berlin, von da eine Lindenallee bis nach dem Dorfe Panco gehet, von da gehet eine kurze aber ſehr hohe und ſchöne Allee nach dem Schloſſe. Dieſes ward unter Friedrich I. gebauet, der ſich oft hier aufhielt. Er ließ auch unter Aufſicht des Freyherrn Eoſander von Göthe einen Canal graben um zu Waſſer nach Charlottenburg zu fahren, der aber nicht zu Stande kam. Der itzt regierende König ſchenkte dis Luſtſchloß ſeiner Gemahlin zum Sommerpallaſt, welche die Gebäude ziemlich erweitert [*] auch den Garten verſchönert hat und verſchiedene Plantagen hat anlegen laſſen. Ihro Majeſt. pflegen den Sommer über hier zu reſidiren.

Roſenthal liegt vorm Roſenthaler Thore. Es war ehemals ein Luſtſchloß und iſt itzt ein Amt.

Malcho ein Dorf $1\frac{1}{2}$ Meile von Berlin. Der Staatsminiſter Paul von Fuchs bauete daſelbſt ein ſchönes Haus und Garten. König Friedrich I. kaufte es nach deſſen Tode und hielt ſich bisweilen da auf. König Friedrich Willhelm verliehe es dem Markgrafen Chriſtian Ludewig. Nach deſſen Tode iſt das Schloß unbewohnt geblieben.

---

[*] Eine Facade des Schloſſes ſiehet man in Schleuens Proſpecten Nr. [illegible].

Spandau eine Stadt und Veſtung an der Havel gelegen, in welche daſelbſt die Spree fällt, zwo Meilen von Berlin. Man kann dahin ſowol aus dem Brandenburgerthor durch den Thiergarten, als aus dem Oranienburgerthor die Jungfernheide reiſen. Die Veſtung dient bekantermaſſen, auch zum Gefängniſſe für Staatsgefangene.

Oranienburg eine Stadt und Königl. Luſtſchloß, vier Meilen von Berlin. Vorher hieß der Ort **Bützau** und war daſelbſt ein kleines Churfürſtl. Jagdſchloß. Churfürſt **Friedrich Willhelm** der **Große** ließ daſelbſt von dem Baumeiſter **Johann Gregor Memmhard** ein prächtiges Schloß bauen, und nennte es ſeiner Gemahlin **Louiſe Henriette** Prinzeßin von Oranien zu Ehren, **Oranienburg**. Der Theil des itzigen Schloſſes, wo an der ſchönen Treppe zwo porphyrne Säulen ſtehen, die der Churf. aus Pohlen hat dahin bringen laſſen, iſt von **Memmhard** gebauet. König **Friedrich I.** ließ durch **Nehring** und durch den Freyherrn **Coſander von Göthe**, dieſes Schloß [*] ſehr verſchönern und erweitern, ſo daß es itzt eines der ſchönſten Luſtſchlöſſer iſt. **Coſander** legte unter andern die ſchöne Porcellankammer [**] an, dazu **Terweſten** ſchon im Jahre 1690 die Decke gemalet hatte. Die ſogenannte **Favorite** und die **Orangerie** ſind auch von ihm gebauet. Der itztregierende König ſchenkte es dem Hochſeel. Prinzen von Preuſſen, der ſich oft daſelbſt aufhielte. Seit deſſen Tode iſt das Schloß unbewohnet. Es ſind in **Oranienburg** viele Deckenſtücke Gemälde und andere ſehenswürdige Dinge. Der Garten iſt groß und nach Riſſen des berühmten **le Nautre** ſehr ſchön angelegt.

---

[*] Man ſiehet in Broebes Proſpecten No. 11 bis 19 die Riſſe der verſchiedenen Theile dieſes Schloſſes, die aber nicht allemal zutreffend ſind.

[**] In No. 14 beym Broebes ſiehet man den Aufriß davon.

Erſter Anhang.

Beſchreibung der Königl. Reſidenzſtadt Potsdam.

Einleitung.

Die Stadt Potsdam liegt auf einer Inſel, welche welche der Potsdamiſche Werder genennt wird, und vier Meilen im Umfange hat. Sie wird von der Havel gebildet, auf der rechten Seite dieſes Fluſſes, nach Mitternacht zu. Der Churfürſt Friedrich I. hat dieſe Inſel zuerſt mit dem feſten Lande durch eine hölzerne Brücke vereiniget, welche aber nicht mehr vorhanden iſt. Churfürſt Friedrich Willhelm der Große ließ dagegen den Fluß weiter herauf und dichte am Churfürlichen Schloſſe, die Teltauer, und noch weiter herauf, die Glinikſche Brücke erbauen. Auf der andern Seite konte man vordem nicht anders als auf Fahrzeugen nach den Potsdamiſchen Werder kommen, bis endlich auch noch zu des großen Churf. Zeiten die Brücke auf der ſogenannten Fähre und die Baumgartenbrücke fertig geworden iſt.

Der vornehmſte Ort auf dieſer Inſel iſt die Stadt Potsdam, außerdem liegen ſieben Dörfer auf dieſer Inſel. Der erſte Urſprung der Stadt läßt ſich ſchwerlich ent-

Der

decken. Sie iſt unter dem Namen **Potsdepimi** ſchon zu der Wenden Zeiten zu Ende des 10ten Jahrhunderts bekannt und im Jahre 993 in den Händen des Kayſers Otto III. geweſen, der ſie ſeiner Vatersſchweſter, der **Aebtiſſin Mathildis von Quedlinburg**, geſchenket hat. Damals mag ſie wohl noch keine Stadt geweſen ſeyn. Seit dem Anfange des 14ten Jahrhunderts aber iſt ſie unter die Städte gerechnet worden.

Der Name ſcheinet aus der Wendiſchen Sprache herzurühren, ob man gleich nicht mit Gewißheit ſagen kann, was er eigentlich bedeuten ſoll. Die erſten Einwohner ſind vermutlich Fiſcher geweſen, und haben aller Wahrſcheinlichkeit nach auf beyden Seiten der Havel ihre ſchlechte Wohnungen gehabt. Noch zu Churfürſt **Friedrich** II. Zeiten wußte man von Potsdam dis und jenſeits der Havel zu ſagen, und die Häuſer, welche damals als der große Churfürſt daran zu bauen anfieng, die Stadt ausmachten, ſtanden meiſtens alle nahe bey der Havel. Derſelbe hat die Straßen vom Schloſſe ab nach der Neuſtadt zu, angelegt, und die Könige von Preuſſen haben das übrige hinzu gethan.

Zur Zeit der Lützelburgiſchen Markgrafen iſt dieſe Stadt in mancherley Hände und zuletzt auch unter Bothmäßigkeit der **Herrn von Rochow** geweſen. **Sigismund**, Kayſer, und Markgraf zu **Brandenburg**, wies dieſe Stadt dem Burggrafen von **Nürnberg**, **Friedrich** VI. zum Brautſchatze für ſeinen Sohn **Johann** an, welcher ſie aber, nachdem er unter dem Namen **Friedrich** I. Churfürſt geworden war, dem **Herrn von Rochow** mit Gewalt aus den Händen reiſſen muſte. Seit dieſer Zeit iſt **Potsdam** beſtändig bey der Churfürſtlichen Hauptlinie geblieben, bis es nach des großen Churfürſtens Ableben der verwitweten Churfürſtin **Dorothea** zum Witwenſitze gegeben wurde. Als dieſelbe im Jahre 1689 im Carlsbade verſtorben, hat **Friedrich** III. nachmaliger König, dieſe Stadt von ſeinen Herren Brüdern im Jahre 1690 reluiret, und für ſich und ſeine Nachkommen wieder im Beſitz genommen.

Im Jahre 1731 erklärte König **Friedrich Willhelm** Potsdam zu einer Immediatſtadt. Im Jahre 1737 gab er der Stadt die Freyheit, daß alle die ſich aus andern Städten oder Aemtern dahin begeben, von Abſchoß, Abzugsgeld und Loßkaufe frey ſeyn ſollten, dieſe Freyheit iſt unter dem itzigem Könige durch ein Reſcript vom 15 Nov. 1743 [*] befeſtigt worden.

Churf. Joachim I. wollte ſie zu einer Veſtung machen, und ließ im Jahr 1528 einen Wall aufwerfen, und einen Graben ſtechen. Die weitere Ausführung dieſes Unternehmens aber, unterblieb.

König **Friedrich Willhelm** fieng zuerſt an, **Potsdam** ſeit dem Jahre 1720 mit ſchönen Häuſern zu zieren, und nahm große Erweiterungen dieſer Stadt vor. Schon lange vorher hatte der große Churfürſt den von **Joachim** angefangenem Graben ausfüllen und mit Bürgerhäuſern beſetzen laſſen. Die Schuſterſtraße ſteht auf dieſem vormaligen Graben. Der itzige König hat durch Erbauung der prächtigſten Häuſer und Palläſte, wie auch durch anſehnliche Erweiterung der Stadt, **Potsdam** ungemein verſchönert.

Vor des Königs **Friedrich Willhelms** Zeiten theilte man **Potsdam** in die **Stadt** und in den **Kiez** ein, und die Einwohner des Kiezes muſten dem Amte, wie die Bauern, Hofedienſte thun. Da aber nunmehr aus dem Kieze eine ganze neue Stadt, nemlich die **Neuſtadt**, geworden iſt, ſo iſt dem Einwohnern dieſe Laſt abgenommen. Man rechnet eigentlich drey Städte zu Potsdam.

1) Die Altſtadt, iſt die Gegend zwiſchen der Havel und dem Canale.

---

[*] Siehe Mylii Cont. II. S. 162.

2) Die Friedrichsſtadt begreift das in ſich, was vom Canale ab bis zum Baſſin und zur Plaine gehet.

3) Die Neuſtadt, unter welchem Namen alles übrige begriffen iſt.

Die Stadt hat 11 Thore, worunter 6 Landthore ſind.

1) Das Berliniſche **Thor**, welches der itzige König hat neu bauen laſſen.

2) Das Nauenſche **Thor**, welchem der itztregierende König zwey ſteinerne Thürne nach gothiſcher Art, hat beyfügen laſſen.

3) Das Jägerthor.

4) Das Brandenburger **Thor**.

5) Das Neuſtädter **Thor**, welches aus zween Obeliſken beſtehet.

6) Das Teltauerthor.

Die nähere Beſchreibung dieſer Landthore wird an ſeinem Orte vorkommen. Die fünf Waſſerthore, außer dem Kellerthore, haben keine beſondere Namen.

Vor dem Berliniſchen, Nauenſchen, Brandenburgiſchen und Teltauerthore ſind nach und nach ganz neue Vorſtädte angewachſen. Die Einwohner derſelben haben die Häuſer theils auf ihre eigene Koſten, theils durch Vorſchub des itzigen Königs erbauet, welcher ſowol Baumaterialien als auch Geld, zu Erbauung der Häuſer geſchenkt hat.

Das Königliche Luſtſchloß Sansſouci iſt außerhalb der Stadt. Weiter herauf, nach Bornſtädt zu, ſteht das neue Schloß bey Sansſouci.

Noch gehören zu Potsdam die außer der Stadt an der Havel belegenen Coloniſtenhäuſer, die zuſammen den Namen Novaweſt oder böhmiſch Neudorf führen, und unter dem itztregierenden Könige angeleget worden ſind.

Was die Größe der Stadt und Anzahl der Einwohner betrift, ſo iſt ſie itzt ohnſtreitig weitläufiger als zu des König Friedrich Willhelms Zeiten, und doch hielt man ſie damals ſchon ſo groß wie Magdeburg. Im Jahre 1690 waren nicht mehr als 200 Bürgerhäuſer und eine Kirche. Nachdem vom vorigen und itzigen Könige geſchehenen Anbau aber zählet man itzt an 1500 bis 2000 Feuerſtellen, und etwa an 17000 Einwohner, ohne die Königl. Hofſtaat und den Militarſtand, welcher etwa 8000 Mann begreift. Es liegen vier Battaillonen Königl. Garde zu Fuß, die Leibeſcadron der Garde du Corps und das Regiment des Prinzen von Preuſſen, zur beſtändigen Beſatzung in Potsdam [*]. Der gröſte Theil der bürgerlichen Einwohner beſteht aus Handwerksleuten, Künſtlern und Fabrikanten.

Potsdam iſt ſehr regulair gebauet. Die Straßen ſind wohl gepflaſtert, breit, gerade und ſchön. Die Häuſer ſind mehrentheils maßiv und neu, von zwey, drey und vier Stockwerken. Die umliegende Gegend iſt reizend und luſtig, und ſehr reich an Naturſchönheiten. Die Wälder, buſchigte Hügel und Weinberge an der Havel, ſind dem Auge ein ergetzender Anblick. Von Sansſouci und andern Anhöhen hat man die vortreflichſten Ausſichten. Die Allee nach Glinike, wo die Tapetenfabrik iſt, die Nauenſche und Jägeralleen, wie auch die Allee in der Teltauer Vorſtadt und durch Novaweſt, ferner das Königliche Luſt und Jagd-

---

[*] Das erſte Battaillon der Fußgarde hat blaue Röcke, rothe Aufſchläge, blaßgelbe Weſten, die Röcke ſind ſehr reich mit Silber geſtickt und ſie tragen Hüte mit breiten gebogenen ſilbernen Treſſen und ſchwarze Cocarden; die zu dieſem Battaillon gehörige ſogenannte Flügelgrenadier tragen rothe Grenadiermützen. Das zweyte Battaillon trägt ſilberne Borten auf den Röcken und Hüte mit glatten ſilbernen Treſſen. Das dritte Battaillon trägt ſilberne Borten auf den Röcken und blaßgelbe Grenadiermützen. Das Leſtewitziſche Battaillon, iſt der Ueberreſt der ehemaligen großen Grenadiere unter König Friedrich Wilhelm. Es trägt goldne Borten auf den Röcken, ganz bleichgelbe Weſten und rothe Grenadiermützen.

Das Regiment Prinz von Preuſſen trägt blaue Röcke mit pfirſichblütnen Aufſchlägen und weiße Weſten. Die Röcke der Officiere ſind mit Silber geſtickt und ſie tragen ſchmale ſilberne Treſſen auf den Hüten.

Jagdſchloß, der Stern [*] genannt, das Dorf und Luſtſchloß Caput und das auf einer Inſel in der Havel liegende Städtgen Werder, das ſich vom Wein- und Gartenbau nähret, machen die Gegend um Potsdam angenehm.

Die Stadt iſt auf der Mittagsſeite an der Havel mit Palliſaden, auf der andern Seite aber mit Mauern, verwahret.

In der Stadt iſt kein anderes fließendes Waſſer, als das im Canal und Baßin, welche beyde hernach umſtändlicher ſollen beſchrieben werden. Dicht vor der Stadt vorbey aber fließt die Havel, ein großer Fiſch- und Schiffreicher Fluß, welcher der Handlung alle Vortheile verſchaffet. Die Havel hat auf der einen Seite mit der Elbe und Nordſee, auf der andern Seite aber mit der Spree, Oder und Oſtſee Communication.

---

[*] Es liegt gegen Berlin zu, im Walde, und hat den Namen daher, weil 14 Alleen durch den Wald gehauen ſind, die alle als ein Stern auf daſſelbe zugehen.

Erſter Abſchnitt.

Topographiſche Beſchreibung der Straßen, Plätze und merkwürdigen Gebäude in Potsdam.

I. Die Altſtadt.

1) Die Schloß- oder Brauerſtraße führt von der langen Brücke oder dem Teltauer Thore, nach der Burgſtraße und Berlinerſtraße. An der linken Seite derſelben iſt vorzüglich merkwürdig:

das Königl. Schloß. In den vorigen Zeiten werden zwar Schlöſſer erwähnet, die die Churfürſten Joachim I. und II., wie auch die Churfürſtin Catharina, Churfürſt Joachim Friedrichs I. Gemahlin gebauet haben ſollen, man kann aber nicht genau ſagen, an welchem Orte der Stadt ſie geſtanden haben, doch iſt zu vermuthen, daß auf dieſem Platze ſchon vorher ein Schloß ſey erbauet worden. Im Jahre 1660 ließ Churfürſt Friedrich Willhelm der Große, die Gartenfacade des itzigen Schloſſes, wo die grüne Treppe iſt, durch Philipp de Chieſe bauen. Die Eintheilung der Fenſter war ſo wie itzt, nur waren ſie nicht ſo verzieret, und über dem Haupteingange war die Treppe, welche damals Stufen hatte, ein Vorſprung gebauet, welcher bis ans Dach gieng und auf welchem ein Altan war [*]. Auf beyden Seiten der Facade, waren auf dem Dache Thürmgen. Es ſcheinet, daß dieſe Facade, nebſt der innern Facade des Corps de Logis die

---

(*) Siehe Bröbes Proſpecte No. 9 und 10 b.

die dazumal ſo wie itzt drey Stockwerke hatte, daß ganze Schloß ausgemacht habe; denn man hat Nachricht daß um das Jahr 1683, 39 Bürgerhäuſer um der Erweiterung des Schloſſes willen, niedergeriſſen, und an einem andern Orte der Stadt wieder aufgebauet worden. Um dieſe Zeit wurden die beyden Seitenflügel von **Nehring** gebauet, der auch die Orangerie, worinnen itzt der Königliche Stall iſt, anlegte. Dieſe Flügel hatten nur zwey Stockwerke, und in der Mitte und am Ende hatten ſie einen drey Fenſter breiten Aufſatz von einem dritten Stockwerke, zu mehrerer Erhöhung der Säle. Dazumal ſchon, wurden die Thürmgen an den Ecken der Gartenfacade weggeriſſen. Nach **Nehrings** Tode vollendete de Bott den Schloßbau, und bauete im Jahre 1701 das Portal mit der Kuppel nach dem alten **Markte** zu, welches noch ſtehet. In dieſem Zuſtande blieb das Schloß bis unter dem itztregierenden Könige, welcher durch den **Freyherrn von Knobelsdorf** das Schloß mit Beybehaltung der innern Einrichtung der meiſten Zimmer, von außen ungemein verſchönern ließ, und inwendig ward es ganz neu und mit vielem Geſchmacke meubliret. **Knobelsdorf** verzierte das ganze Schloß von außen mit korinthiſchen Säulen und Pilaſtern, bauete die grüne Treppe ſo wie ſie itzt iſt, desgleichen die Marmortreppe in dem innern Riſalit des Corps de Logis, die Flügel erhöhete er ſämtlich zu drey Stockwerken, und verſchönerte die beyden Eckportale nach dem Markte zu, mit freyſtehenden korinthiſchen Säulen, nur das dazwiſchen ſtehende ſchöne von de Bott gebauete Portal, ließ er unverändert.

Die itzige Lage des Schloſſes iſt folgendermaßen beſchaffen: gegen Mittag liegt die Gartenfacade, gegen die Havel und den Luſtgarten zu; gegen Morgen, liegt die Schloß oder Brauerſtraße; gegen Abend die breite Straße und gegen Mitternacht, der alte **Markt**.

Die Gartenfacade hat in der Mitten und an beyden Seiten drey Vorſprünge, jeden fünf Fenſter breit. An den mittelſten ſiehet man die grüne Treppe [*] ohne Stufen, ſo bis ins zweyte Stockwerk reichet, und zur Auffahrt bis dahin dienet. Oben auf der Mauer der grünen Treppe, ſiehet man vier Gruppen welche Laternen halten, die beyden abſchüßigen Seiten ſind mit Vaſen beſetzt, und unten liegen Sphinxe. Unten hat die Treppe drey Eingänge, welche zu Wagenremiſen dienen. Dieſe Facade, ſo wie das ganze Schloß, iſt im unterſten Stockwerke auf Ruſtikart mit Werkſtücken beſetzt, und die beyde oberſte Stockwerke ſind am mittelſten Riſalite mit gekuppelten 3viertel korinthiſchen Säulen, an den beyden Eckriſaliten und an den Vertiefungen mit korinthiſchen Pilaſtern verzieret. Auf der Baluſtrade ſtehen auf dem Riſalite Figuren, und auf den Vertiefungen Vaſen. Auf der Seite gegen die lange Brücke, gehet eine Colonade von 28 korinthiſchen Säulen, mit dazwiſchen ſtehenden Gruppen, bis ans Ufer.

Von der grünen Treppe tritt man ſogleich in den Marmorſaal, welcher zwar ſchon unter Churf. Friedrich Willhelm gebauet worden, aber ſeine itzige Auszierung von dem itztregierenden Könige erhalten hat. Der ganze Saal, ſowol an den Wänden als auf dem Fußboden, iſt mit ſchleſiſchem Marmor belegt. An der Volute iſt die Verzierung von Kindern ꝛc. unter König Friedrich I. von Schlütern verfertiget, oder nach ſeiner Angabe gemacht worden. Das Deckenſtücke aber iſt unter dem itztregierenden Könige von Amadeus Vanlo gemalet worden: es ſtellet die Vergötterung Churf. Friedrich Willhelms des Großen vor. Dem Eingange gegenüber, hängen zwey

---

[*] Sie hat den Namen daher, weil ſie unter Churf. Friedrich Willhelm mit Orangerie beſetzt wurde.

zwey vortrefliche große allegoriſche Gemälde von van Tulden, davon das rechter Hand mit der Unterſchrift: Regia progenies MDCLVII. auf die Geburt des Churprinzen, und das linker Hand mit der Unterſchrift: Pax facta MDCLXXIX. auf den in dieſem Jahre geſchloſſenen Nimwegenſchen oder St. Germainiſchen Frieden deutet. Rechter Hand iſt ein eben ſo großes allegoriſches Gemälde. Der große Churfürſt ſitzt auf einem von vier weißen Pferden gezogenen Triumphwagen, den Minerva und Herkules führen. Durch verſchiedene andere Gottheiten ſind die großen Eigenſchaften dieſes Fürſten angedeutet. Linker Hand ſiehet man ein großes allegoriſches Gemälde auf die Eroberung der Inſel Rügen, wie es die Aufſchrift an einer Pyramide zeigt: Suecico milite inſula Rugia ejecto &c. Wer dieſe beyde Gemälde gemalt, iſt nicht mit Gewißheit bekannt, man ſchreibt das erſtere P. C. Leygeben und das andere Jacob Vaillant zu, ſo aber nicht ganz ausgemacht iſt.

Rechter Hand nach der langen Brücke zu, ſind im zweyten Stockwerke die Wohnzimmer des Königs, in welchen unter andern das vortrefliche Cabinet von geſchnittenen Steinen, das ehemals dem berühmten Freyherrn von Stoſch zugehöret hat, [*] befindlich iſt, und in dem unterſten Stockwerke ſind die Wohnzimmer der Prinzen von Braunſchweig. Hierauf folget auf der andern Seite das Audienzzimmer, [**] und Zimmer für fremde Herrſchaften, welche ſich bis in den daran ſtoßenden Flügel nach der breiten Straße zu, erſtrecken.

Jn

---

[*] Die Beſchreibung davon, von der Hand des berühmten Winkelmann, iſt zu Florenz im Jahre 1760 unter folgender Aufſchrift in 4to gedruckt: Deſcription des pierres gravees du feu Baron Stoſch &c.

[**] Im Audienzzimmer iſt ein vortreflicher 8 Fuß langer antiker Tiſch von aegyptiſchem bunten Marmor merkwürdig, der aus der polignacſchen Sammlung hieher gekommen iſt. Er iſt in den Bädern des Kayſers Diocletian gefunden worden; man glaubt daß er gedienet habe die Kleider des Kayſers darauf auszubreiten, wenn er ins Bad gieng.

In der Mitte der innern Facade iſt, wie nach dem Garten zu, in einem großen Vorſprunge durch die von Knobelsdorf angelegte Marmorne Treppe, der Haupteingang zum Corps de Logis. Die Wände dieſes Eingangs ſind gleichfals mit Marmor belegt und das Deckenſtück iſt von Pesne gemalet.

Dem Corps de Logis gegenüber, nach dem Markt zu, ſiehet man das von Bott gebaute Portal als den Haupteingang zum Schloſſe. Den untern Durchgang tragen Pfeiler nach Ruſtikart, das zweyte, von allen vier Seiten offene Stockwerk, tragen freyſtehende joniſche Säulen. Auf dem Hauptgeſimſe ruhet eine Kuppel die wegen ihrer ſchönen Form beſonders merkwürdig iſt, auf derſelben ſiehet man eine vergoldete Glücksgöttin. An der mit Schiefer gedeckten Kuppel ſiehet man vier Uhrweiſer, weil anfänglich hier eine Uhr geweſen, die aber König Friedrich Willhelm dem Wayſenhauſe geſchenckt hat. Die Armaturen an dieſem Portal ſind von R. Charpentier, einem franzöſiſchen Bildhauer. An dieſem Portale ſiehet man folgende Aufſchriften, nemlich auf der Seite am Marktplatze:

Fridericus Rex Boruſſ. P. P. Aug. inter alias ſubſtruct.
magnificentiæ, prætorium a divo par. extruct.
Nova Porta amplicavit anno nov. Sæc. & Regni
pruſſiæ I.

und inwendig im Schloßplatze:

Friedericus Rex Boruſſ. Opt. max. quum Dignitate
Domum Aug. Primus Deo auſp. illuſtraſſet; Hoc Palat.
in Auguſtiorem Formam erigi juſſit MDCCI.

Auf beyden Seiten dieſes Portals iſt die Mauer in einem halben Zirkel abgerundet, und man ſiehet am Ende der Rundung auf jeder Seite eine kurze gerade Mauer mit Fenſtern in zwey Stockwerken. Darauf erblickt man auf jeder Seite ein in das Schloß führendes Portal, das unten auf Ruſtikart verzieret iſt und oben vier freyſtehende korinthiſche Säulen hat, hinter welchen korinthiſche Pilaſter befindlich ſind. Dieſe beyde Portale endigen die beyden Seitenflügel des Schloſſes.

Inwendig im Schloßhofe ſind zu beyden Seiten des Bottſchen Portales, die Hauptwachen, nemlich linker Hand die Wache für das erſte Bataillon Garde, und rechter Hand, für das zweyte und dritte Bataillon Garde und das Leſtewitziſche Bataillon.

Die Seite nach der Schloßſtraße hat drey Vorſprünge, ſonſt iſt ſie eben wie die andern Seiten, unten auf Ruſtikart, und oben mit korinthiſchen Pilaſtern verzieret.

In dieſem Flügel ſind im unterm Stockwerke die Holzkammern, die Königl. Küche und Kellerey, die Küch- und Kellerſchreiberey. Beym Eingange am Markte iſt das Königl. Bancomtor. Uber dieſem iſt der Schauplatz woſelbſt franzöſiſche Komödien und italiäniſche komiſche Opern geſpielet werden. Das Parterre iſt als ein Amphitheater erhoben, darüber iſt ein Chor, welches anſtatt der Säulen, von vergoldeten Palmbäumen getragen wird. Weiter herunter wohnt in den zweyten und dritten Stockwerke das Gefolge und die Bedienten des Königs.

Der Flügel des Schloſſes nach der breiten Straße, iſt mit dem nach der Schloßſtraße ſymetriſch, nur ſiehet man an dem einen Vorſprunge eine ſteinerne Treppe mit vergoldetem Geländer umgeben, ſie führet zur Fahnenkammer, wo die Fahnen der Garde liegen.

Nach der Hohenwegſtraße, iſt das Schloß mit einer Colonade von 32 korinthiſchen Säulen mit architravirtem Geſimſe, an den Reitſtall gehangen, zwiſchen denſelben ſiehet man Gruppen und Statuen.

In dieſem Flügel ſind in dem untern Stockwerke die Speiſezimmer für die Officiere des erſten Bataillons Garde, de, (als welche täglich bey Hofe ſpeiſen,) die Silberkammern und Königl. Küche, darüber ſind im zweyten Stockwerke viel Zimmer für fremde Herrſchaften, in denen man verſchiedene antike Köpfe, aus der Sammlung des Kardinals **Polignac**, und viele Gemälde von **Wateau**, **Lancret** und **Pater** antrift, ſonderlich iſt ein vorzüglich ſchönes Stück von **Wateau**, die Abreiſe zu Schiffe aus **Cythera**, merkwürdig. Am Ende dieſes Flügels war zu **Friedrichs** I. Zeiten die Schloßcapelle, in welcher nachher die franzöſiſche Gemeine ihren Gottesdienſt hielt, nachdem aber der König der franzöſiſchen Gemeine im Jahre 1752 eine beſondere Kirche gebauet hat, ſo ſind ihr auch Zimmer daraus gemacht, in welchen bey verfallenden Gelegenheiten fremde Herrſchaften logiren. Man ſiehet in dieſen Zimmern theils vortrefliche geſtickte Tapeten, theils ſchöne hauteliße Tapeten, welche in der **Vigneſchen** Fabrik in Berlin nach Cartons von **Amadeus Vanlo** gewirket werden. Auch wird auf dieſer Seite noch das Schlafzimmer König **Friedrich Willhelms** mit den darin befindlichen alten Meublen gezeiget, woraus man ſich einen Begriff von dem ehemaligen Zuſtande des Schloſſes, und der itzigen Verſchönerung deſſelben machen kann. Im dritten Stockwerke ſind Kammern für die Bedienten der fremden Herrſchaften.

Das Dach des Schloſſes iſt mit Kupfer gedeckt und allenthalben mit vergoldeten Zierrathen verſehen. Die Schornſteine ſind von weiſſen Marmor. [*]

Der Königl. Stall iſt unter Churf. **Friedrich Willhelm** von **Nehring** zur Orangerie erbauet werden. Die Bauart iſt doriſch. Da König **Friedrich Willhelm** den Luſtgarten niederreiſſen ließ, ſo ward dis Orangerihaus zum Stalle gebraucht, und ward auch eine engländiſche Schmiede darin angelegt. Der itztregierende König ließ die über den Thüren ſtehende Gruppen von Pferden und Figuren darauf ſetzen.

---

[*] Man ſiehet das Schloß wie es vom Markte anzuſehen iſt, in Schleuens Proſpecten No. 31. Die Gartenfacade No. 5. und eben dieſe Facade nebſt dem Marſtall und Luſtgarten, wo ſie ſich in einiger Entfernung darſtellt No. 39.

Der Luſtgarten hatte unter König Friedrich I. ſchöne Gänge und Waſſerwerke, König Friedrich Willhelm aber, ließ alles, bis auf einige Alleen am Waſſer niederreiſſen, und brauchte den Platz zum Paradeplatz. Der itzige König ließ vor dem Schloſſe ſoviel Platz, als zum Paradeplatz nöthig war, und auf dem übrigen Theile einen kleinen Park oder Luſtwald anlegen, der ungemein angenehm iſt; vorne ſiehet man zwo Reihen gerade geſchnittene Hecken, vor welchen marmorne Termen und Statuen von Ebenhecht ſtehen, bald darauf komt man in einen mit ſchönverzierten Gitterwerk eingeſchloßnen und rundherum mit vergoldeten Bildſäulen und marmornen Ruhebänken verſehenen Platz, welcher mit einer zahlreichen Orangerie beſetzt iſt, linker Hand hat man über eine ſchöne Wieſe eine reizende Ausſicht nach der Havel. Den übrigen Platz nehmen ſchattigte Gänge ein die mit kleinen, mit Vaſen beſetzten Plätzen unterbrochen ſind. Nach der breiten Straße zu ſtehet das Orangeriehaus, daſelbſt iſt der Luſtgarten mit einer inwendig alfresco gemalten Mauer umſchloſſen, die man noch zuweilen das eiſerne Gitter heißt, weil vorzeiten hier ein eiſernes Gitter geweſen. An den Luſtgarten fließt die Havel vorbey, die hier ſehr breit iſt, ohnweit des Ufers derſelben nach der langen Brücke zu, ſiehet man einen Teich, auf welchem Neptun und Amphitrite auf ihrem Wagen, von blaſenden Tritonen begleitet, vorgeſtellet ſind, die Figuren ſind von Bley gegoſſen und vergoldet, die Modelle dazu hat Nahl verfertigt.

Nach der Beſchreibung des Schloſſes und der anhängenden Gebäude, wenden wir uns wieder zur Brauerſtraße welche den Namen noch behalten hat, weil vor alten Zeiten hier alle Brauer an der Havel gewohnet haben, daher iſt faſt jedes Haus in dieſer Straße zum Brauhauſe eingerichtet. In dieſer Straße ſind viele neuerbauete Häuſer. Merkwürdig ſind

zwey Häuſer am Waſſer, wovon das eine dem Operettenſaal über ſtehet, und vom itzigem Könige nach dem Palladio, in doriſcher Ordnung iſt erbauet worden. Das andere ſtößt an die Burgſtraße, und iſt im Geſchmack des Serlio nach doriſcher Ordnung.

In dem Eckhauſe an der langen Brücke iſt der Land- und Waſſerzoll, ein bürgerliches Haus und Gaſthof.

2) Der alte Markt liegt an der Brauerſtraße, auf demſelben ſind ſehenswerth

Das Rathhaus. Dieſes Gebäude iſt nach dem Amſterdammer gebauet, und hat 3viertel Säulen korinthiſcher Ordnung mit Fußgeſtellen. In der etwas hohen Attica iſt noch ein Stockwerk, und auf der Attica ſtehen Figuren. In der Mitte des Rathhauſes iſt ein Thurn, und auf demſelben eine Art einer mit Stufen belegten Kuppel, worauf ein Atlas von vergoldetem Bley befindlich iſt, der eine kupferne vergoldete Kugel trägt. Unten iſt die Acciſe, und hinter dem Rathhauſe iſt die Rathswage.

Die Nicolaikirche. Selbige hat der itzige König mit einem ſchönen Portale von Werkſtücken verzieren laſſen. Um die Kirche herum ſind Gänge mit Schwibbogen gebauet, worunter Buden ſtehen. Die Gänge werden von joniſchen Pilaſtern getragen. Auf dem Hauptgeſimſe iſt eine Baluſtrade, worauf Vaſen ſtehen. Das Portal iſt nach der römiſchen Kirche, Maria Maggiore genannt, gebauet, und mit ebenderſelben Decoration verſehen. Nur hat hier der oberſte Aufſatz keine Durchſichten wie die römiſche Kirche. In der Mitte iſt eine Vertiefung mit einem Gemälde en freſco, welches die Religion vorſtellet, und von Vanlo gemalt worden. Auf beyden Seiten anſtatt der Durchſichten ſind Trophäen von Bildhauerarbeit, welche das alte und neue Teſtament vorſtellen. Der Thurn iſt ſehr hoch, und endigt ſich mit einer Kugel. Die Kirche hat gothiſche Fenſter und außen herum ſtarcke Pfeiler, die aber verbauet ſind.

Der Kirche gegenüber, nach der Seite des hohen Steinweges, ſind die Predigerhäuſer, die itzt in eins gezogen ſind, ſie machen zuſammen ein Gebäude von vier Stockwerken aus, das nach dem Muſter des Pallaſts des Kardinals Quirini zu Rom, gebauet iſt.

Der Obeliſk ſteht auf der Mitte des Marktes. Sein Fußgeſtelle iſt von weißem italiäniſchen Marmor, und die Figuren an den vier Ecken ſind auch von dieſem Marmor. Die Zwiſchenfelder aber füllt ſchleſiſcher Marmor aus. Auf dem Deckel des Fußgeſtelles ſind Sphinxe, und an der Pyramide ſieht man vier Bruſtbilder, welche den großen Churfürſten und ſeine drey Nachfolger vorſtellen. Alles dieſes iſt von ſchleſiſchem rohtem Marmor.

3) Die Burgſtraße oder Fleiſcherſtraße geht rechts von der Brauerſtraße ab, und führt an die Heiligegeiſtkirche. Hier ſtehen

Das Salzhaus, welches nur von Holz und zwey Stockwerke hoch iſt, und nach dem Waſſer zu einen großen Platz hat.

Der Schlachthof.

Das Lazareth für das erſte Bataillon Garde, maſſiv, und von zwey Stockwerken.

Der Packhof.

Das Provianthaus und die Beckerey, von Stein gebauet, von einem Stockwerke.

Die Heiligegeiſtkirche, iſt länglicht und hat einen hohen Thurn. Sie ward unter König Friedrich Wilhelm im Jahre 1728 vermuthlich nach Grahls Riſſen erbauet. Der Thurn ruhet auf zween Aufſätzen von Pfeilern, an deren unterſten man ein Portal mit zwo joniſchen Säulen mit einem runden Fronton ſiehet, der zweyte iſt mit Conſolen verzieret, darauf folget ein Aufſatz von gekuppelten joniſchen Säulen, alsdenn endiget ſich der Thurn mit einer kleinen Kuppel, worauf eine Kugel und Wetterfahne ſteht.

Die Predigerhäuſer ſind an der Ecke der Burg- und Kellerſtraße.

4) Die Kellerſtraße geht links aus der Burgſtraße nach der Kellerbrücke und dem Kellerthore, welches leztere an der Mauer von Holz iſt. Aus der Kellerſtraße geht rechts die Fiſchergaſſe, wo meiſtens Fiſcher wohnen.

5) Die Heiligegeiſtſtraße geht aus der Kellerſtraße links in die Berlinerſtraße. Hier ſind

Der Stall der Garde du Corps.

Die Caſernen für die Garde du Corps. Sie ſind vom Baron Knobelsdorf gebauet. Die Architectur daran iſt ſimple. Die Hauptfronte iſt gegen dem Canal mit 3 Vorſprüngen. Es wohnen auch ſämtliche Officiere der Garde du Corps darinnen. Der Commandeur aber hat ſeine Wohnung über den Canal gerade vor der Caſerne.

Die Caſernen für das Bataillon von Leſtewitz, ſie ſind von Holz und ein Stockwerk hoch.

6) Der hohe Steinweg iſt bey dem Rathhauſe und führt nach der Burg- und Berlinerſtraße. Hier ſind die Fleiſchſcharren und verſchiedene neuerbaute Häuſer. Die Grünſtraße communicirt mit demſelben. Rechts geht die Wagegaſſe in die Brauerſtraße. Darin ſteht die Rathswage.

7) Die Berlinerſtraße geht vom hohen Steinweg geradeaus über die Berlinerbrücke nach dem Berlinerthor. In dieſelbe öfnen ſich die Schuſterſtraße und Heiligegeiſtſtraße. Erſtere gehet in die Grünſtraße.

Links iſt der Buſſenwinkel, der nach der grünen Brücke führet. In dieſer Straße ſtehen einige Fabrikantenhäuſer und die Caſernen für das zweyte Bataillon Garde.

8) Die Schuſterſtraße führt aus der Grünſtraße in die Berlinerſtraße.

9) Die Cantorſtraße geht hinter der Nicolaikirche weg, und fällt in die Grünſtraße. Sie heißt auch die Kirchgaße.

10) Die Grünſtraße geht vom hohen Steinwege ab bis an die grüne Brücke. Hier ſtehen neuerbaute Fabrikantenhäuſer.

11) Die Hüterſtraße geht von der Schloßfreyheit nach den Canal und führet links in die Schwerdſegerſtraße, welche ſich auf dem neuen Markte öfnet.

An der Ecke der Schwerdſeger- und Hüterſtraße ſiehet man ein ſchönes Haus nach Palladio. Das erſte Stockwerk davon iſt mit joniſchen zviertel Säulen, und das zweyte mit korinthiſchen Säulen, in dieſem Stockwerke ſind über den Fenſtern Frontone, woran Guirlanden herunter hängen. In der Attica iſt auch ein Stockwerk, worüber Figuren ſtehen. Man iſt dem Original ſehr gut gefolget.

Die andere Ecke nach der Cantorſtraße iſt auch nach Palladio, ein ſimples Gebäude, welches im zweyten und dritten Stockwercke in der Mitte des Riſalits vier korinthiſche Pilaſtern hat. Ueber dem Riſalit iſt ein Fronton.

12) Die Hohewegſtraße führet vom Marſtalle über die Nauenſche Brücke nach der Nauenſchen Straße. Sie wird von der Schwerdſegerſtraße durchſchnitten, welche rechts nach der Cantorſtraße, und links nach dem neuen Markte führet. Es ſtehen hier viele ſchöne Häuſer. Unter andern verdient das Eckhaus angemerkt zu werden,

welches aus dem Palladio mit römiſchen Pilaſtern gebauet worden. In der hohen Attica, worauf Figuren ſtehen, iſt noch ein Stockwerk. Von der Hüterſtraße bis an die Hohewegſtraße iſt am Canal die Hutfabrik.

13) Der neue Markt führet rechts in die Siebertsgaſſe. (*) Zu Ende derſelben ſind links Caſernen für das Bataillon von Leſtewitz, welche auch am Canale weg bis an das Komödienhaus gehen. Auf dem neuen Markte ſtehen

der Königl. Kutſchſtall. Er iſt ein Stockwerk hoch, und maßiv. Dahinter iſt ein groſſer Platz nebſt den Wagenremiſen.

Die Malz und Kornwage.

Ein ſchönes Gebäude nach Palladio, vier Stockwerke hoch, wovon die zwo erſten auf Ruſtikart, und die zwo andern mit korinthiſchen Pilaſtern gebauet ſind. Oben im Frieſe iſt eine Verzierung mit Fruchtkränzen.

Bey dem Marſtalle und neuen Markte liegt das Haus worin itzt der Prinz von Preuſſen wohnet.

Von der Hohenwegſtraße bis an die Siebertsgaſſe ſind Seidenfabriken.

14). Die Mammonsſtraße führt nach der Garniſonkirche und dem langen Stall oder Reitſtall, welches leztere ein Gebäude von Holz iſt. Am Ende des Stalles ſteht das Comödienhaus. Von dem langen Stalle geht eine ſchöne Plantage oder ein mit Lindenbäumen bepflanzter Platz bis an die Garniſonkirche und breite Brücke. Er dient zum Exercierplatze für des Prinzen von Preuſſen Regiment.

15) Die breite Straße geht vom Luſtgarten über die breite Brücke bis an das Neuſtädter Thor. Sie iſt mit Linden beſetzt, und mit vielen neuen Gebäuden gezieret, worunter einige Aufmerkſamkeit verdienen.

(*) Sie hat den Namen von einem Huf- und Waffenſchmidt dieſes Namens unter König Friedrich Wilhelms Regierung.

Die Garniſonkirche hat hier ihre Hauptfacade. Die Hinterſeite iſt nach der Plantage, eine Seite nach der Mammonsſtraße und die andere nach dem groſſen Wayſenhauſe. Der hohe Thurm fängt unten mit Wandpfeilern, worauf ein Fronton ruhet, an. Der erſte Aufſatz iſt von korinthiſchen Pilaſtern, und auf den Ecken ſind Säulen. Der zweyte Aufſatz iſt eben ſo. Der dritte iſt von Holz und mit Kupfer belegt. In demſelben hängt ein ſchönes Glockenſpiel. Oben iſt eine Kuppel, und aus deren Verzierung geht eine eiſerne Stange heraus, welche eine Sonne trägt. In der Quere geht von der eiſernen Stange in Form eines Kreuzes ein Adler, der gegen die Sonne fliegt. Am andern Ende iſt der Name Friedrich Willhelm im Zuge. Die Kirche ward nach Gerlachs Riſſen von Feldmann gebauet, und ward im Jahr 1735 fertig. Der Thurm ſolte nach der Idee des Baumeiſters noch einen Aufſatz haben weil er aber auf Königlichem Befehl ſchlechterdings im Jahr 1739 fertig werden ſollte, ſo muſte der Aufſatz, der noch fehlet, wegbleiben.

Inwendig iſt die Kirche länglicht, und hat zur Befeſtigung der zwey Chöre, zwölf große ſteinerne Pfeiler. Die Kanzel iſt von Marmor mit korinthiſchen Säulen. Sie iſt von Feldmann angegeben und von dem damaligen Hofbildhauer Boch verfertigt. Das Fußgeſtelle und der Plint iſt von rothbuntem Marmor, der Würfel von ſchwarzem, und der Deckel rothbunt. An den Würfel ſind in den Vertiefungen halberhobene Armaturen von weißem italiäniſchen Marmor, davon auch das Schaftgeſimſe an den Säulen, und die Capitäler verfertiget ſind. Die Säulen und das Hauptgeſimſe ſind auch von rothem Marmor. Auf dem Hauptgeſimſe ſind über den Säulen Harniſche. Auf dem Baldachin gehen in einem Bogen Zierrathen in die Höhe, auf welchen man eine metallene und vergoldete Sonne ſtehet. Die Kanzel ſelbſt iſt mit allen Zierrathen, und den auf jeder Seite ſtehenden Bildſäulen der **Tapferkeit** und der **Weisheit**, von weißem Marmor. Unter der Kanzel iſt das Grab König **Friedrich Willhelms**, welches man durch eine Gatterthüre ſehen kann. Der Sarg iſt von ſchwarzem Marmor, womit auch die Gruft inwendig ausgelegt iſt. Die Zierrathen ſind von weißem Marmor. Die Orgel hat auch viele Verzierungen.

Das Comtor der Königl. Gewehrfabrik iſt am Ende der Straße bey der breiten Brücke. Es iſt doriſcher Ordnung und hat drey Stockwerke. Die Hauptfacade geht nach den Canale, wo ſie ein Riſalit mit halben Säulen hat. Oben auf der Attica ſind Armaturen mit Figuren und Vaſen.

16) Die **Prieſterſtraße** führt vom **Luſtgarten** nach den Canal und der Gewehrfabrik. Bey dem ſogenannten eiſernen Gitter am Luſtgarten, ſteht ein zum Wayſenhauſe gehöriges Gebäude, welches in doriſcher Ordnung nach des Baron **Knobelsdorfs** Zeichnung erbauet iſt. An dem Portale iſt ein Balcon, und über den Fenſtern ſind Caſtete. Außer den Predigerhäuſern ſind in dieſer Straße noch merkwürdig:

Die katholiſche Kirche, ein länglichtes Gebäude von Holz, und nicht ſehr hoch. Drey Gemälde am Altare, von dem berühmten **Peone** verfertigt, ſind vorzüglich ſchön, darunter nimt ſich vornemlich das mittlere Altarblatt aus, welches Chriſtum am Oelberge betend vorſtellet.

Die Gewehrfabrikenhäuſer, ſind alle von Holz.

Das alte Waſſerthor iſt auch von Holz.

17) **Der Canal** ſchließt die **Altſtadt** ein, und ſcheidet ſolche von der **Neuſtadt** und **Friedrichsſtadt**. Der Kö

nig Friedrich Willhelm ließ ihn anlegen, der itzige König aber hat ihn mit Werkſtücken einfaſſen und auf beyden Seiten mit einem eiſernen Geländer verſehen und das Ufer mit Lindenbäumen bepflanzen laſſen. Er formiret eine vollkommene Inſel, aus welcher man in den übrigen Theilen der Stadt über ſieben ſteinerne Brücken kommt. Sie ſind folgende:

Die **Kellerbrücke**, **Berlinerbrücke**, **grüne Brücke** und **Nauenſche Brücke**, ſind alle von Werkſtücken, in der Mitte mit einem großen und auf den Seiten mit kleinen Bogen. Die Keller- und grüne Brücke haben eiſerne Geländer, worauf Laternen ſtehen. Die Laternen aber auf der Berliner- und Nauenſchen Brücke, ſtehen auf Brüſtungen. Die **Cavalierbrücke** iſt mit der Straße gerade, und hat Pfeiler von Werkſtücken, worauf Balken ruhen. Die **breite Brücke** hat an ſich mit den vorigen einerley Bauart, nur hat ſie auf jeder Seite eine Brüſtung von Werkſtücken, worauf drey Gruppen ſtehen, welche römiſche Soldaten vorſtellen, und die Laternen tragen. Dieſe Gruppen ſind von den Gebrüdern Ränz. Für die Fußgänger hat ſie einen mit Werkſtücken belegten Gang. Die alte **Waſſerthorbrücke** iſt noch von Holz, wird aber auch maſſiv gemacht werden.

II. Die Neuſtadt.

1) **Bodens Graft**, geht von der Nauenſchen Brücke rechts bis an die Berlinerbrücke. Hier iſt eine ſchöne Lindenplantage, wie auch die faule See, welche von der Plantage, der Friedrichs- und Brandenburgiſchen Straße umſchloſſen wird. Es werden

den hier viele neue Häuſer von drey Stockwerken hoch gebauet, welche meiſtens fertig ſind.

2) Die Nauenſche Straße geht von der Nauenſchen Brücke bis an das Nauenſche Thor. Sie wird von der Brandenburger- franzöſiſchen und großen Junkerſtraße durchſchnitten. Links läuft die Kupferſchmidtsgaſſe in die kleine Jägerſtraße. In dieſer Straße iſt ein ſteinernes Gebäude von zwey Stockwerken mit einem Balcon, welches eine große Schule und zugleich die Wohnung der Pagen iſt. Am Nauenſchen Thore ſind rechts die holländiſchen Häuſer, welche vier Quarrees haben, und noch durch eine vom Baßin quer durchgehende Straße getheilet werden.

Das Nauenſche Thor iſt von gothiſcher Bauart, und hat zween hohe Thürne mit Pyramiden.

3) Die kleine Jägerſtraße geht von der Cavalierbrücke bis an die Mauer bey dem Jägerthore. Sie wird von der Brandenburgiſchen- franzöſiſchen und großen Junkerſtraße durchſchnitten.

4) Die Wayſenſtraße fängt bey dem Altwaſſerthore an, und geht bis an die Mauer bey dem Jägerthore. Sie wird von der großen Junker- Brandenburgiſchen- und franzöſiſchen Straße durchſchnitten. Sie hat den Namen von dem großen Knabenwayſenhauſe, welches linker Hand an der breiten Brücke ſteht, und ein großes hölzernes Gebäude von vier Stockwerken iſt. Bey dem Altwaſſerthore kommt man zum ſogenanten Riez. Links gehn aus der Wayſenſtraße die Sporer- und Beckergaſſe in die Lindenſtraße. Hier ſind auch das Landſchaftshaus und das Wittwenhaus.

5) Die Lindenſtraße oder große Jägerſtraße geht vom Neuſtädterthore rechts bis an das Jägerthor. Das Neuſtädterthor hat auf beyden Seiten Obeliſke mit

Hieroglyphiſchen Characteren. Das **Jägerthor** aber hat doriſche Pilaſter und Wandpfeiler mit einem ſcheidrechten Bogen, auf welchem ein Hirſch von Bildhauerarbeit ſteht, den Hunde feſt halten. In der **Lindenſtraße** ſind

viele Caſernen an der Mauer, für des Prinzen von Preuſſen Regiment.

Das Haus des **Commendanten.**

Das Lazareth für das 2te und 3te Bataillon Garde und Leſtwitziſche Bataillon, und endlich

das **Mädgenwayſenhaus**, welches ein maßives Gebäude von drey Stockwerken iſt.

6) Die breite **Brandenburger- oder franzöſiſche Straße** geht van der franzöſiſchen **Kirche** bis an die Mauer. Hinter der Kirche ſieht man

das **Baßin**, welches ringsherum mit Linden beſetzt iſt. In der Mitte des Baßins ſteht ein auf holländiſche Art gebauetes Luſthaus. Das Waſſer fließt aus Rinnen in dieſes Baßin, und hat ſeinen Abfluß nach den Canal.

Die **franzöſiſche Kirche** iſt nach den Pantheon in doriſcher Ordnung von Boumann gebauet. Sie hat einen Vorſprung von vier Säulen, und dazwiſchen zwo Blenden :worin Figuren von Sandſtein, welche die Liebe und Hofnung vorſtellen, ſtehen. Neben der Kirche ſtehen rechts einige auf holländiſche Art erbauete Fabrikenhäuſer, und neben denſelben die Caſernen für das 2te und 3te Bataillon Garde.

7) Die **Brandenburgerſtraße** geht vom Baßin bis an das **Brandenburgerthor.** Es hat doriſche Pilaſter, mit einem ſcheidrechten Bogen; man ſiehet daran eine Cartuſche mit dem Namenszug Friedrich Willhelm.

8) Die **große Junkerſtraße** geht von der Mauer vor dem Baßin vorbey bis an das **neue Waſſerthor.**

9) Die kleine Junkerſtraße geht aus der franzöſiſchen Straße bis an die Mauer. Sie durchſchneidet die Brandenburger- und große Junkerſtraße.

III. Die Friedrichsſtadt.

Fängt von der Nauenſchen Plantage an, und geht bis an das Berliner- und Kellerthor, und hier iſt vornemlich die Friedrichsſtraße welche von der grünen Brücke bis an die franzöſiſche Kirche gehet.

* * *

Von Sansſouci und dem neuen Schloſſe bey Sansſouci.

Schon in der Einleitung iſt der ſchönen Alleen und Gegenden, die um Potsdam befindlich ſind, gedacht worden. Auch iſt bereits das alte Schloß in der Stadt ſelbſt beſchrieben worden. Jtzt müſſen wir noch die beyden berühmten Luſtſchlöſſer betrachten, welche außer der Stadt liegen, und die Bewunderung jedes Reiſenden verdienen.

Sansſouci iſt von 1745 an, nach der Idee Sr. Majeſtät ſelbſt, unter der Aufſicht des Freyherrn von Knobelsdorf gebauet worden. Man kann dahin durch das Nauenſche- Jäger- und Brandenburgerthor kommen. Vor dem erſtern Thore führet eine Allee von Linden und Pappelbäumen in die Allee vor dem Jägerthore. Vor dem Jägerthore liegt der Jägerhof, der aber itzt zum Seidenbau eingerichtet iſt. Das Brandenburgerthor führet rechts ſeitwärts nach dem Garten von Sansſouci über eine Aufziehbrücke, vor welcher zween marmorne Sphinxe, von Ebenhecht verfertiget, ſtehen, und rechts an der Mauer durch eine Allee auch nach Sansſouci, wo auf dem Wege ein ziemlich hoher Obeliſk mit hieroglyphiſchen Figuren ſtehet. Von dieſem Obeliſk kommt man links nach demjenigen Portale, welches in den Garten führet. Daſſelbe hat auf beyden Seiten vier gekuppelte Säulen korinthiſcher Ordnung, worauf Genien ſtehen. Rechts liegen Treibhäuſer (*) zu Ananas und Melonen an einem Berge.

Ehe man an das Schloß kommt, ſieht man die **Königl. Bildergallerie.** Sie ſteht auf einer Anhöhe. Die Mauer am Fuße des Gebäudes iſt von weißem Marmor, die Zwiſchenfelder, ſind von dem Königl. Orangegärtner Hrn. Heydert, ſehr artig mit allerhand Muſcheln, grottirt. In der Mitte ſteiget man auf einer Treppe von weißem Marmor hinauf, an deren beyden Seiten Luſtſtücke von dunkelblauen, hellblauen und weißen Corallen angelegt ſind. Außen vor der Gallerie ſtehen vor jedem Pfeiler Marmorne Bildſäulen, welche verſchiedene Künſte vorſtellen, ſie ſind von **Benkert.** Die Bildergallerie iſt ein über 250 Fuß langes Gebäude, das außen nur eine ſimple Architectur hat. Uber den Fenſtern ſind die Schlußſteine Köpfe, welche Maler vorſtellen. Die Fenſter ſelbſt ſind von Spiegelglas. Auf der Baluſtrade ſtehen Kinder mit Vaſen und in der Mitte iſt eine Gruppe, deren Figuren die Malerey und Mathematik vorſtellen, alles gleichfalls von **Benkert.** Auf der zweyten marmornen Mauer, auf der Seite von der Grotte zu, ſiehet man zwo marmorne Gruppen von Kindern, von den **Gebrüdern Ränz.** Die Bildergallerie iſt nur ein Stockwerk hoch und hat in der Mitten einen runden Vorſprung. Oben auf

---

(*) Man pflegt ſie auch im gemeinen Leben Talutmauern zu nennen, weil in verſchiedenen Abſätzen gemauerte Treibhäuſer angelegt ſind, um die Sonnenſtralen aufzufangen.

auf der Gallerie ſtehet eine Kuppel, und über derſelben ein kleiner Thurn mit einer Kugel, um welche ſich eine Schlange windet, welche ein Adler fängt. (*) Das inwendige des Gebäudes beſteht aus einem Vorſaal, aus dem eine Treppe nach dem Schloß von Sansſouci führet, aus der Gallerie ſelbſt und dem Cabinette. Hinter der Gallerie iſt ein Coridor. Die Gallerie wird von 16 Säulen von weißem italiäniſchen Marmor aus einem Stücke, korinthiſcher Ordnung getragen. Die Capitäler und Schaftgeſimſe ſind von Metall und verguldet, die Wände an den Fenſtern und Thüren auf getäfelte Art verzieret, und die Pannele mit Füllungen. Die Tafeln ſind von gelbem antiken Marmor (giallo antico) und die Einfaſſungen von weißem italiäniſchen Marmor. Der Fußboden iſt mit viereckigten Marmorplatten beleget, ſo daß die eine Platte giallo antico und die andere weißer Marmor iſt. Die Ründung in der Mitte iſt mit verſchiedenem Marmor ausgeleget, die Decke rund, mit Stukaturarbeit verzieret und vergoldet. Das Cabinet iſt eben ſo wie die Gallerie mit grünem antiken Marmor (verde antico) und weißem Marmor ausgelegt, die Decke gerade, mit vergoldeter Stukaturarbeit.

Die in der Gallerie befindlichen Gemälde von verſchiedenen berühmten Meiſtern ſind folgende:

1) **Aus der niederländiſchen und deutſchen Schule,** von **Ferd. Boll,** der großmüthige Scipio. Von **Abrah. van Diepenbeck,** der Triumph der Amphitrite. Von **Ant. van Dyk,** der ſegnende Iſaac; Johannes der Täufer und der Evangeliſt; die Verſpottung Chriſti; die Sendung des heil. Geiſtes; die vier Evangeliſten; Rinald und Armide; das Bildniß einer jungen Dame; eine Allegorie über einen Prinz von Oranien, wie das Glück dem Helden die Waffen anlegt. Von **Joh. Liveno,** der ſegnende

---

(*) Man ſiehet die Bildergallerie auf Schleuens Proſpecten No. 41.

Jacob. Von **Rembrandt van Ryn**, Moſes mit den Geſetztafeln; eine Begebenheit eines Prinzen von Geldern. Von **Peter Paul Rubens**, Abraham opfert ſeinen Sohn Iſaac; die Errichtung der ehernen Schlange; die heilige drey Könige; die Auferweckung des Lazarus; die Auferſtehung aus der Hölle, iſt eine allegoriſche Vorſtellung des Triumphs Chriſti; die heilige Familie; ebendieſelbe; ebendieſelbe; die Himmelfarth Chriſti; Maria; die heilige Cecilia; die heilige Barbara; der Raub der Dejanira; das Bad der Suſanna; die Vergötterung der Pſyche; Monime; Perſeus und Andromeda; die Himmelfarth der Maria in Gegenwart der Apoſtel; die Geburt der Venus; eine allegoriſche Vorſtellung: Glück und Zeit giebt dem Helden Gelegenheit; das Bildniß Jacobs Jordans mit ſeiner Frau; drey Frauenzimmer; die Vermählung der heil. Catharina.

2) Aus der italiäniſchen Schule.

Von **Franz Albani**, Venus und Adonis. Von **Michael Angelo da Carravagio**, Diogenes. Von **Hannibal Carracci**, Galathe. Von **Andreas Celleſti**, Chriſtus bey Tiſche; das Opfer Gideons. Von **Carl Cignani**, die fünf Sinne. Von **Correggio**, Leda; Jo; eine heilige Familie; Merkur und Venus, der Cupido ſeine Lection aufſagt. Von **Domenico Zampieri**, Petrus im Gefängniß; die drey Grazien. Von **Ciro Ferri**, Coriolan. Von **Luca Giordono**, das Urtheil des Paris; Alpheus und Arethuſa. Von **Guercino**, Maria mit dem ſchlafenden Kinde Jeſus. Von **Guido Reni**, Venus beym Nachttiſche; die Liebe; die Entführung der Europa. Von **Carl Maratti**, die Himmelfarth der Maria. Von **Procaccini**, die Ehebrecherin. Von **Raphael**, eine heilige Familie; eine andere heilige Familie. Von **Julio Romano**, zwo auf einem Bette nackend liegende Figuren; ein Hirtenſtück. Von **Roſſo**, verſchiedene Gottheiten. Von **Rottenhamer**,

mer, Thetis und Aurora. Von **Andrea del Sarto**, eine heilige Familie. Von **Titian**, Diana; eine liegende Venus; eine ſchlafende Venus; Venus und Adonis; Leda; Bildniß des Petrus Aretinus; Bildniß eines Pilgrims der ein Mädchen im Arme hat; Bachus und Venus. Von **Leonard da Vinci**, Chriſtus Maria und Martha; Vertummus und Pomona.

Die in dem Cabinette befindlichen Gemälde von unterſchiedenen berühmten Meiſtern ſind folgende:

Von Franz Albani, Venus und Adonis; Venus mit ihrer Geſellſchaft. Von **Heinr. van Balen** und **Joh. Breugel**, Ceres und Flora; Venus und Vulkanus. Von **Baſſano**, eine heilige Familie. Von **Pompeo Battoni**, die Vermählung der Pſyche. Von **Ferd. Boll**, des Königs Belſazar Gaſtmal. Von **Bon Boullogne**, Pan und Syrinx; Venus. Von **Hannibal Caracci**, Adam und Eva. Von **Andrea Celeſti**, Loth mit ſeinen Töchtern; die Verſtoßung der Hagar. Von **Correggio**, eine Maria; verſchiedene Gottheiten. Von **Domenico Zampieri**, der heil. Hieronimus. Von **Gerard Dow**, Maria Magdalena; ein junges Frauenzimmer; ein Einſiedler; eine alte Frau. Von **Anton van Dyk**, der Heiland; Maria; Venus in der Werkſtadt des Vulkanus; das Bildniß einer Mannsperſon; das Bildniß eines Bildhauers; ein Knabe; Maria Magdalena. Von **Govaert Flink**, die Verſtoßung der Hagar. Von **Carl de la Foſſe**, Diana mit ihren Nymphen. Von **Guido Reni**, ein Engel. Von **Euſtachius le Süeur**, Chriſtus, wie er einen Blinden heilet. Von **Heinrich von Limburg**, die heilige Familie. Von **Carl Maratti**, Maria mit dem Kinde Jeſus, in Moſaik; Maria. Von **Caſpar Netſcher**, Vertumnus und Pomona. Von **Nicolaus Poußin**, ein Bachanal. Von **Raphael**, der Kopf des Heilandes; die Pſyche in Moſaik; Loth mit ſeinen Töchtern.

Von **Rembrand van Ryn**, ein Mann; das Bildniß des Rembrands. Von **Julio Romano**, die Vermählung der heiligen Catharina; Orion. Von **Joh. Rottenhamer**, des Midas Urtheil. Von **Peter Paul Rubens**, die keuſche Suſanna; der Herodias Tochter; das Kind Jeſus und Johannes; zwey Kinder; Apollo und Daphne; ein Mannsbild; ein Knabe; ein Mädchen; vier Kinder; Suſanna; ein Hirtenſtück; die Bathſeba; Maria mit verſchiedenen Heiligen; verſchiedene Engel. Von **Andrea del Sarto**, Johannes der Täufer. Von **Spagnolett**, Petrus. Von **David Teniers dem jüngern**, die Verſuchung des heil. Antonius; ein Alchymiſte; eine Bauerngeſellſchaft. Von **Titian**, Maria mit dem Kinde Jeſus. Von **Leonard da Vinci**, eine heilige Familie. Von **Watteau**, eine Geſellſchaft; eine andere. Von dem **Ritter Adrian van der Werf**, Simſon und Delila; die heilige Familie; Maria Magdalena; Cimon und Pero; ein Frauenzimmer mit einem Buche; der Seegen Jacobs an Joſephs Kindern; der geſegnete Jacob; eine Allegorie über den verlohrnen Sohn; die Abnehmung Chriſti vom Kreutz; die heilige drey Könige; eine ruhende Diana unter einem Baum; eine heilige Familie; Loth mit ſeinen Töchtern; ebendaſſelbe; Loth wie er aus Sodom geht; der heil. Hieronimus. Von **Peter van der Werff**, die heilige Familie; die Grablegung Chriſti; Daphne und Chloe.

Wer die Gemälde genauer beurtheilt ſehen will, kann die beſondere Beſchreibung der Gallerie und des Cabinets (*) nachſchlagen, deren Verfaſſer der Königl. Gallerieinſpector Hr. Oeſterreich iſt. Bey demſelben wird auch ein großer Realbogen verkauft, worauf die Ordnung der Bilder, wie

ſie

(*) Beſchreibung der Königl. Bildergallerie und des Cabinets in Sansſouci, Potsdam 1764 gr. 8vo. Auch ſind verſchiedene in der Gallerie und dem Cabinette befindliche Stücke geſtochen, ſiehe oben S. 325.

ſie in der Gallerie ſtehen, angezeiget ſind. Doch da die Gallerie täglich vermehret wird, ſo iſt auch in der Anordnung etwas geändert worden.

In der Gallerie ſind auch verſchiedene antike Kunſtwerke zu ſehen, die zu der polignacſchen Sammlung gehört haben als z. B. die Bruſtbilder des Marcus Antonius, des Caracalla, und eines römiſchen Rathsherren, alle drey von pariſchem Marmor. Julia die Tochter des Auguſtus, aus pariſchem Marmor, von einem griechiſchen Bildhauer, dieſe Figur iſt gut gezeichnet und ſchön drapirt, ſie iſt aus den Ruinen des Pallaſts des Marius, zwiſchen Rom und Frescati ausgegraben worden. Die Göttin des Reichthums, deren Kennzeichen in einem Füllhorn liegen, auf dem ſie ſitzt. Der Rumpf iſt von pariſchem Marmor, von einem griechiſchen Bildhauer ſehr ſchön gearbeitet, der Kopf iſt neu dazu gemacht. Sie ſtehet auf einem agathenem Tiſch. Auf einem gleichen Tiſche iſt die ſitzende Figur eines jungen Mädchens befindlich, das mit Aſtragalen oder Fußknochen ſpielet. Dis iſt ein römiſches Werk von pariſchem Marmor (*) und vortreflich gearbeitet. Auf einem andern Tiſche iſt ein ſitzender Bachus befindlich, neben ihm ein junger Satyr, der einem Tyger Trauben giebt; und auf einem dritten Tiſche eine ſehr ſchöne liegende Bachantin. Beyde Stücke ſind ebenfalls römiſche Arbeit. Ueber einer Thür iſt ein Basrelief 3½ Fuß hoch und ſieben Fuß lang mit 14 Figuren, worauf man die Köpfe des Bachus, der Ariane und des Silens ſiehet. Es iſt ein römiſches Werk von ſaliniſchem Marmor und aus den Ruinen des Pallaſts des Nero ausgegraben worden. Ueber der andern Thür ein Basrelief 3 Fuß hoch, und 6 lang, welches im Grabe der Livia

gefun-

(*) Winkelmann der in ſeiner Abhandlung von Empfindung des Schönen S. 19 dieſe Statue rühmet, ſaget: ſie ſey von Erz, ſie iſt aber wirklich von Marmor.

gefunden war, welches im Jahre 1730 entdeckt ward. Man ſiehet darauf die drey Grazien, und auf beyden Seiten die Genien der Kayſerin. Es iſt ein römiſches Werk, von pariſchem Marmor. Ueber der Thür des Cabinets zwey Basreliefe zuſammengeſetzt, worauf Kinder vorgeſtellet ſind die muſiciren. Sie ſind von carariſchem Marmor, von einem Bildhauer aus der Schule des Bernini verfertigt. Sie kommen auch aus der polignacſchen Sammlung.

In dem Corridor hinter der Gallerie ſtehen gleichfals viele Antiken, die zum Theil aus der Sammlung des Markgrafen von Bayreuth herkommen., Sie ſollen künftig in die beyden Tempel, die bey dem neuen Schloſſe aufgebauet werden, geſtellet werden.

Vor der Gallerie führet ein Gang zwiſchen dem Gitterwerk nach einer Mauer von weißem italiäniſchen und rothem ſchleſiſchen Marmor, mit einer Baluſtrade, worauf Kinder und Vaſen ſtehen, eine runde marmorne Treppe iſt davor. Linker Hand geht ein Gang nach der Grotte (*) die auswendig von rothem und weißem Marmor, ioniſcher Ordnung, und inwendig mit Muſcheln ausgelegt iſt, der darauf ſtehende 10 Fuß hohe Neptun, nebſt den Delphinen und der übrigen Bildhauerarbeit, ſind von Benkert. Rechter Hand gehet man nach der Mitte des Gartens, wo der Eingang über die Brücke iſt, welche gerade vor das Schloß von Sansſouci lieget. Hier ſiehet man forn eine ſechs Fuß hohe Säule deren Fußgeſtelle und Geſims von weißem carrariſchem Marmor, der Schaft aber von Porphyr iſt. Auf derſelben ſiehet das Bildniß des Paolo Jordanzio zweyten Herzogs von Bracciano, aus Porphyr, nach dem Modelle des Ritters Bernini gemacht. Dieſe Säule nebſt dem Bruſtbilde komt aus der polignacſchen Sammlung. Ferner ſtehen hier in einer Rundung

---

(*) Man ſehe dieſelbe auf Schleuens Proſpecten No. 41.

dung zwölf ſchöne marmorne Figuren und Gruppen, die verdienen, daß man ſie genau und mehr als einmal betrachtet. Es ſind folgende: 1) Jupiter und Juno, eine Gruppe, von Caſpar Balthaſar Adam dem jüngern im Jahr 1754 verfertiget. 2) Ceres und Triptolemus, eine Gruppe, von ebendemſelben im Jahr 175[illegible] verfertiget. 3) Ein ſitzender Mars mit einem Wolfe, von ebendemſelben angefangen und von Sigisbert Michel im Jahr 1764 geendiget. 4) Die erzürnte Minerva, von Adam dem jüngern im Jahr 1760 verfertiget. 5) Die Jagd, eine Gruppe, von Lambert Sigisbert Adam dem ältern zu Paris im Jahr 1749 verfertiget. 6) Venus, von Joh. Baptiſt Pigalle zu Paris im Jahr 1748 verfertiget. 7) Merkur, der ſich die Flügel anbindet, von ebendemſelben. Dieſe beyde Stücke ſind von ausbündiger Schönheit. 8) Der Fiſchfang, ein junger Triton der ſich nebſt verſchiedenen Muſcheln und Fiſchen in einem Netze gefangen hat, von Adam dem ältern zu Paris im Jahr 1749 verfertiget. Die ſehr ſaubere Arbeit an dem Netze fällt in die Augen. 9) Apollo der den pythiſchen Drachen erlegt hat, von Adam dem jüngern im Jahr 1752 verfertiget. 10) Diana die aus dem Bade komt von ebendemſelben im Jahr 1753 verfertiget. 11) Vulcan und Venus, die die den von dem Vulcan geſchmiedeten Schild des Aeneas betrachtet. Eine Gruppe, von ebendemſelben im Jahr 1756 verfertiget. 12) Juno, von ebendemſelben im Jahr 1753 verfertiget.

Wenn man das Geſicht gegen das Schloß kehret, ſo ſiehet man ſechs Terraſſen, (*) über welche man auf eben ſo viele Treppen nach dem Schloſſe ſteiget. Man kann wie oben erwähnet, auch gleich aus der Gallerie durch eine Treppe zum Schloſſe ſteigen.

Das

(*) Die Ausſicht von Sansſouci von unten her, wo man das Schloß, die Bildergallerie und die Orangerie überſiehet, ſiehe in Schleuens Proſpecten No. 31.

Das Schloß Sansſouci iſt, wie oben gemeldet, nach Sr. Maj. eigenen Angabe vom Freyh. von Knobelsdorf gebauet worden, und 1 Stockwerk hoch. Es hat nach der Gartenſeite eine gute Ausſicht. Man ſieht in einiger Entfernung Caput und das neue Schloß liegen. Das Gebäude iſt an der Gartenſeite, mit vielen Termen, die das Hauptgeſimſe tragen, gezieret. (*) In der Mitte hat es eine runde Ausbeugung, deren Dach mit einer kleinen offenen Kuppel verſehen iſt, und auf jedem Ende wieder eine Ründung, in deren einer gegen Morgen ſich des Königes Bibliothek befindet. Auf dem Hauptgeſimſe iſt eine Brüſtung, worauf Genien und Vaſen ſtehen. Von hinten [**] hat das Schloß drey große Auffahrten von Bruchſteinen gemauert, die den Berg hinauf gehen. Von einem Ende des Corps de Logis bis zum andern gehen hier zwo Reihen Säulen in einem halben Zirkel herum, und machen eine Colonade, die oben bedeckt iſt, und auf beyden Seiten des Dachs eine Brüſtung hat, worauf Kinder und Vaſen ſtehen. In der Mitte dieſer Colonade iſt die eine von den drey großen Auffahrten, zu deren Seiten die andern in einiger Entfernung liegen. Zwiſchen den Säulen werden im Sommer Orange- und Lorberbäume in Kaſten geſtellt.

Die Zimmer in Sansſouci ſind alle nach dem beſten Geſchmack verzieret. Der Saal in der Mitte wird von oben durch ein längliches ovales Fnſter in der Kuppel erleuchtet, die mittelſte Scheibe hat in ihrem langen Diameter 6, und in den kurzen 4 Fuß rheinländiſch Maaß. Der Saal wird von weißem marmornen canellirten Säulen, korinthiſcher Ordnung, getragen. Die Kuppel iſt mit vergoldeter Arbeit verzieret, und am Hauptgeſimſe ſiehet man verſchiedene Gruppen von Kindern und Genien. In die-

ſem

(*) Die Gartenſeite von Sansſouci ſiehe in Schleuens Proſpecten No. 1.

[**] Siehe die Hinterfaçade von Sansſouci in Schleuens Proſpecten No. 3.

ſem Saale ſtehen zwo marmorne Bildſäulen von C. B. Adam dem jüngern im Jahr 1748 verfertigt. Die eine ſtellt einen mit Lorber bekränzten Jüngling vor, der in der Hand ein Buch hält, worauf die folgenden bekannten Verſe aus dem Lucrez ſtehen:

> Te Sociam, ſtudeo, ſcribundis verſibus eſſe
> Quos ego de rerum natura pangere conor.

Die andere ſtellt ein in die Höhe ſehendes, nakendes jugendliches Frauenzimmer vor, (vermuthlich die **Venus Urania** auf die obige Verſe deuten,) zu deren Füßen eine Leyer, eine Himmelskugel u. d. gl. liegen.

Wenn man in dem Saale das Geſicht nach dem Garten kehret, ſo ſind links die Wohnzimmer des Königes. Sie beſtehen in einer Vorkammer, einem Concertzimmer, einem Schlafzimmer und der Bibliothek. Die Tapeten und die Decke im Concertzimmer ſind von **Pesne** gemalt. Rechts von dem Saal aus, ſind verſchiedene Zimmer für Herrſchaften, worunter eine lackirte Kammer mit natürlich gemalten erhobenen Blumen vorzüglich ſehenswürdig iſt. Man trift darin unterſchiedene Gemälde von **Rembrand**, **Pesne**, **Raoux**, **Lancret**, **Wateau** und **Cases** an, imgleichen eine ſchöne Urne von grünem Porphyr, die zur polignacſchen Sammlung gehöret. Hinter dem Saale iſt noch ein anderer von Gipsmarmor mit korinthiſchen Säulen und einer Decke von **Harper** gemalet, im welchem ſich ein ſchöner antiker Merkur von Marmor befindet. Bey dem Ausgange nach der Colonade, iſt rechts eine kleine Gallerie, worin unterſchiedne Gemälde von **Wateau**, **Lancret** und **Pater** anzutreffen ſind, imgleichen verſchiedene Antiken, ſonderlich **Minerva** von pariſchem Marmor, $5\frac{1}{2}$ Fuß hoch, die den kleinen Pyrrhus in der Hand hält, ſie iſt von griechiſcher Arbeit, und im Pallaſt des Marius ohnweit Frescati gefunden worden, desgleichen **Neptun** und Amphitrite, zwey Bruſtbilder aus carrariſchem Marmor auf grauen Fußgeſtellen, von Adam dem ältern. Alle drey Stücke ſind aus der polignacſchen Sammlung.

Die Fenſter in Sansſouci ſind ſämtlich von Spiegelglaſe. In den Flügeln auf beyden Seiten wohnt das Gefolge des Königs. Nach dem Garten zu, iſt an beyden Enden des Schloſſes ein Gitterwerk; auf der Seite von der Bibliothek ſieht man einen antiken Antinous von Erz, den der König aus der Verlaſſenſchaft des Prinzen Eugen gekauft hat, aufgeſtellet. In dieſer Gegend ſiehet man zwey Gruppen von Adam dem jüngern, die eine ſtellet Venus und Cupido vor, und die andere Cleopatra die ſich die Schlange auf die Bruſt ſetzet.

Steht man vor Sansſouci, ſo ſieht man links die große Bildergallerie, und rechts das Orangeriehaus, worin zuweilen franzöſiſche Comödie oder Operette geſpielet wird. Von hinten nach der Colonade hinaus, liegt in einer Entfernung der Heinkenberg, worauf ein großer Keſſel oder Waſſerbehälter, mit Ruinen umgeben, angelegt worden. Der König hat dieſe Ruinen (*) bauen laſſen, um die Ausſicht von hinten abwechſelnder zu machen, ob ſie gleich ſchon durch die Natur ſehr angenehm gemacht worden, weil das Auge eine der ſchönſten Gegenden bis auf vier Meilen in das Havelland hinein, überſehen kann. Von Sansſouci rechter Hand, komt man die Orangerie vorbey, in den Park oder Luſtwald, durch welchem eine breite Allee nach dem Königl. neuen Schloſſe führet. Der Park iſt von vielen anmuthigen Buſchwerken und Gängen durchſchnitten, und es liegen in dieſer Hauptallee drey Springbrunnen, welche künftig, wenn die Waſſerkunſt fertig iſt, Waſſer geben werden, und mit vielen zum Theil bleyernen vergoldeten, zum Theil marmornen Statuen meiſt von Ebenhecht, umgeben ſind. Bey dem lezten Springbrunnen vorbey, komt man rechter Hand nach der Orange-

gerie

(*) In Schleuens Proſpecten ſind ſie No. 43 vorgebildet.

gerie zu, in eine Ründung, wo eine ſehr ſchöne marmorne Vaſe von **Ebenhechts** Arbeit ſtehet; und linker Hand in eine Ründung, nach dem Graben zu, der den Garten von Sansſouci umſchließt, in dieſer Ründung ſteht die **Venus von Papenhoven**, die **Kleiſt** beſungen hat, (*) imgleichen zwo ſehr ſchöne Copien nach Antiken von **Bouchardon**, nemlich: der Flötenſpieler und der Hirt der eine Ziege trägt, welche Statue den Künſtlern unter dem Namen la Capretta bekannt iſt. Von da führet auch ein anderer gebogener grüner Gang zu dem japaniſchen Palaſte. (**) Dieſer hat in der Mitte einen großen Saal und auf drey Seiten Cabinette. Das Dach formirt in gewiſſen Ausbeugungen einen Zirkel, und iſt mit chineſiſchen ſchlangenförmigen Zügen, wovon einige Streifen roth, grün und vergoldet ſind, verzieret. Auf dem Dache iſt ein Thurn worauf ein Chineſer ſitzet. Unten hat es Vorſprünge, die von Palmbäumen getragen werden, woran verguldete Figuren ſitzen, welche nach chineſiſcher Art eſſen, trinken, ſpielen oder andere Verrichtungen vornehmen. In dem Saale befindet ſich verſchiedenes Porcellan, und an der Kuppel ſind, nach Zeichnungen von le Sueur, Chineſer von **Huber** gemalet. Auswärts iſt die Decke auch von **Huber** nach eigner Erfindung gemalet. Um den Pallaſt herum, ſind unterſchiedene Gänge und Buſchwerke angeleget, auch ausländiſche Bäume gepflanzet, und in einer Entfernung ſieht man eine Küche, die gebraucht wird, wenn der König im japaniſchen Pallaſte ſpeiſet. Der Reh- und Faſanengarten, der ſchon um die Gegend des japaniſchen Pallaſts angeht, hängt mit dem

---

(*) Siehe deſſelben Werke [Berlin 1760 in gr. 8vo.] S. 112

Bezaubernd Bild, des Meiſſels Meiſterſtück,
O ſchwiege deine Bruſt, o wär dein Auge helle.
Ein jeder der dich ſieht, wünſcht dir Eliſens Glück
Und ſich an Amors Stelle.

(**) Siehe denſelben in Schleuens Proſpecten No. 33.

eigentlichen Park von Sansſouci zuſammen. Man kann nichts anmuthigers ſehen als dieſen Garten, den Natur und Kunſt wechſelsweiſe verſchönert haben. Die lange Hauptallee läuft mit jenen drey Baßins in gerader Linie, zwiſchen Bäumen, Hecken und grünen gebogenen Nebengängen, immer durch ſelbigen bis zum neuen Schloſſe fort.

In der Mitte dieſer großen Hauptallee iſt eine prächtige runde Colonade, nach der Zeichnung des **Freyherrn von Knobelsdorf**, aber erſt nach deſſen Tode erbauet, die im Jahre 1764 fertig geworden, die Säulenordnung iſt joniſch. Die auswendigen Pfeiler ſind von Werkſtücken, die inwendigen Säulen von hohenſteinſchem bunten Marmor, die Hauptgeſimſe und Fußgeſtelle ſind von weißem ſchleſiſchem Marmor. Auf der Attica ſtehen bleyerne vergoldete Vaſen und Genien. Die Colonade hat zween Haupteingänge mit großen Bogen, auf deren Mitte ein Schild, von dem ein Blumenkranz nach den Enden des Bogens geht, angebracht iſt. Oben an den Seiten des Bogens liegen Figuren von weißem Marmor, welche Waſſerkrüge halten, bis dahin ſoll das Waſſer durch die Kunſtmühle getrieben, daß es von da heraus wieder in die unterſtehenden ebenfals weiße marmorne Muſcheln falle. Zwiſchen den großen Durchſichten, ſtehen vergoldete Gruppen, welche ebenfals Waſſer geben ſollen. Von der Colonade links liegt in ziemlicher Entfernung am Canal die **Kunſtmühle**, in welcher, wenn alle Gebäude des neuen Schloſſes fertig ſeyn werden, Triebwerke angeleget werden ſollen, um das Waſſer von dem umliegenden Bergen zuſammlen, und in alle Springbrunnen des Gartens und Parks zu vertheilen, und rechts liegt ohngefehr in gleichem Abſtande an der äußerſten Grenze des Gartens, nach dem Felde zu, ein eigenes Faſanenhaus, worin japaniſche Faſanen aufgezogen werden.

Ehe man an das neue Schloß komt, muß man eine Brücke von Werkſtücken über den Graben oder Canal, der daſſelbe mit allen dazu gehörigen Gebäuden umſchließt, paßiren, zu deren beyden Seiten in gleicher Entfernung noch zwo andere Brücken von Quaderſteinen über den Graben mit ihr paralell gehen. Vor dem Schloſſe iſt ein großer in einem halben Zirkel geründeter Platz, auf beyden Seiten des Ganges auf engliſche Art mit Raſen belegt, und mit Linden umpflanzet. Hier werden rundherum eine Anzahl antike Statuen aufgeſtellet werden. Etwas zurück, wird im Walde auf jeder Seite ein Tempel gebauet, die beyde gleichfals mit antiken Statuen ſollen gezieret werden.

Wenn man über den Platz gegangen iſt, ſo ſteiget man auf zwölf Stufen zu der Gartenfacade des neuen Schloſſes. Das Corps de Logis iſt 25 Fenſter breit und hat drey Stockwerke. Das ganze Corps de Logis iſt mit korinthiſchem canellirten Pilaſtern gezieret, welche auf Würfeln ſtehen und bis unter das Dach reichen. Vor jedem Pilaſter ſtehet eine Bildſäule davon die meiſten aus der Mythologie und einige aus der Hiſtorie genommen ſind. Die Pilaſter ſind wie gelbe Quaderſtücke, und die übrige Mauer wie rothe Ziegelſteine angeſtrichen. In der Mitte iſt ein Vorſprung von fünf Fenſtern, der oben mit einer Attica, und mit einem Fronton, woran halberhobene Arbeit befindlich, gezieret iſt. An dem Hauptgeſimſe ſiehet man den Preußiſchen Adler, mit der gewöhnlichen Beyſchrift: Nec ſoli cedit. Ueber dem Fronton erhebet ſich eine Kuppel, auf welcher man die drey Grazien auf einem hohen Fußgeſtelle ſiehet, die ein Küſſen in die Höhe halten, worauf eine Königl Krone lieget. Sowol auf der Attica des Vorſprungs, als auf der Baluſtrade des übrigen Theils des Corps de Logis, ſiehet man viel Statuen und Gruppen.

Auf jeder Seite des Corps de Logis, iſt ein kleiner Flügel ein Stockwerk hoch, und ſieben Fenſter breit in gleicher Linie angehängt. Auf jedem ſiehet man eine mit Kupfer gedeckte und grün angeſtrichene Kuppel, auf welcher eine groſſe Laterne ruhet, und worauf man einen vergoldeten Adler erblicket. [*]

Die Hauptfacade, [**] hat am Corps de Logis einen Vorſprung, ſo wie die Gartenfacade, Das Corps de Logis iſt hier etwas ſchmaler, denn auf jeder Seite iſt ein Seitenflügel von drey Stockwerken vorgeführet, welche beyde Flügel mit einem halbrunden eiſernen Gitter, woran die Pfeiler von Werkſtücken ſind, zuſammengehänget ſind, der ganze Platz bis dahin, iſt mit Quaderſteinen gepflaſtert. Etwas weiter zurück, ſiehet man noch zwey kleine Flügel, von einem Stockwerke, die von den an der Gartenfacade befindlichen kleinen Seitenflügeln hieher geführet ſind. Uebrigens iſt dieſe Facade mit der Gartenfacade gleichförmig verzieret.

Der Hauptfacade gegenüber ſtehen zwey groſſe Gebäude oder ſogenannte **Communs**, worin unten die Küche, Kellerey, Conditorey ꝛc. und in den beyden oberſten Stockwerken Zimmer vor das Gefolge des Königs und fremder Herrſchaften, befindlich ſind. Jedes dieſer **Communs** hat einen Vorſprung der dem gegenüberſtehenden Hauptflügel des Schloſſes entſpricht. Vor jedem Vorſprunge ſteiget man auf einer doppelten runden Treppe zu einer Colonade von freyſtehenden korinthiſchen Säulen, welche einen mit Bildſäulen gezierten Fronton tragen. Auf jeden Flügel befindet ſich ein kleiner Thurn mit einer Kuppel, beyde Gebäude ſind mit einer prächtigen halbrunden Colonade von groſſen korinthiſchen Säulen zuſammengefüget, die in der Mitte ein Portal hat und ſich auf beyden Seiten an die Vorſprünge des Communs anſchließet.

---

[*] Man ſehe die Gartenfacade des neuen Schloſſes in Schleuens Proſp. N. 47. Ebendieſelbe iſt von der Seite im Proſpecte, von J. F. Schleuen geſtochen.

[**] J. F. Schleuen hat dieſe Facade auch in Kupfer gebracht.

Neben den Flügeln der Communs ſind die Ställe und Wagenremiſen. Weiter herunter iſt links ein Wachthaus von zwey Stockwerken, für die Garde des Königs, und rechts die Wohnung des Caſtellans und Gärtners, gleichfals von zwey Stockwerken.

Hinter den Communs iſt ein ziemlicher leerer Platz bis an den Canal, über welchen ohngefehr zwiſchen dem Schloſſe und den Communs ſteinerne Brücken gehen.

Die Anlage dieſes neuen Schloſſes, ſo wie der meiſtens großen Gebäude, die in Potsdam auf Befehl des Königs aufgeführet worden, iſt von Sr. Majeſtät ſelbſt angegeben worden. Nach der Idee dieſes Allerdurchlauchtigſten Kenners, ſind die Zeichnungen von den Königl. Baumeiſtern, Büring, le Geay und von Gontard verfertigt worden, welcher leztere auch die Aufſicht über die wirkliche Ausführung des Baues hat.

Wir wollen nun das Schloß inwendig beſchreiben: In der Mitte des Schloſſes an der Gartenfacade unten, tritt man in den grottirten Saal von fünf Fenſtern, welcher mit vielen Seemuſcheln, Cryſtallſtufen und Corallen belegt iſt. Er hat auf beyden Seiten einen Gang, in welche man durch zwey große Bogen gehe, deren Pfeiler ſteinartig grob gearbeitet, mit weißem Marmor und Stuffen beſetzet ſind, ſo wie die Fenſterſeite nach dem Garten zu. An den Fenſterpfeilern machen unten zum Schluß der Felder marmorne Gruppen von Kindern die Verzierung, ſie ſind von den Gebrüdern Ränz verfertiget. Den Fenſtern gegenüber ſind Blenden, ebenfals mit Kindergruppen verzieret, auf einer Muſchel die auf Felſen liegt. Nach der Decke zu ſind große caricatirte Seefiſche. Die Decke iſt von Rode mit Oehlfarben auf Gips gemalt, und ſtellet den Bachus als Kind vor, und verſchiedne andere Kindergruppen, die ſich mit Blumen und Früchten beſchäftigen. In den beyden Gängen ſind ebenfals ſchöne Deckenſtücke mit Kindern von dieſem Künſtler. Das eine ſtellet die Luſt, und das andere das Waſſer vor. Der Fußboden wird mit verſchiedenem Marmor muſiviſch beleget. Zu dieſem Saale kommt man von der Hauptfacade, durch den untern Vorſaal, welchen ſowol Säulen als Bekleidung von Marmor zieren. Die Decke Apollo und Muſen vorſtellend, iſt von Friſch auf Leinwand gemalet.

Aus dem Saal kommt man in die marmorne Gallerie, welche durchgängig mit Roßo Carolin [oder rothgeflecktem Marmor] und weißem italiäniſchen Marmor belegt iſt. Den Fenſtern gegenüber, ſind mit Spiegeln gezierte Blenden, und auf der Seite zween Camine von weißem italiäniſchen Marmor, über welchen Spiegel mit vergoldeter Bildhauerarbeit hängen. An der Decke ſind drey Deckenſtücke von Rode auf Leinwand gemalt, die Nacht, die Morgenröthe und der Mittag. Die Einfaſſung an denſelben iſt vergoldete Stukaturarbeit, und der Fußboden mit viereckigten Marmorplatten belegt.

An die Gallerie ſtößt ein Zimmer, das mit Drapd'or auf blauem Grunde tapeziert iſt und einen Fußboden von Cedern- und weißlichem Holze hat. In demſelben ſind folgende Gemälde befindlich: (*) eine muſiviſche Malerey, der Kopf eines Philoſophen. Von Pesne, ein Frauenzimmer in Profil. Von Boulogne, Venus und Adonis. Von Wigmana, die Tochter des Jairus. Von Limburg, Venus und Adonis; die Tochter des Pharao mit dem Moſes; Meleager und Atalante. Von Gerard Honthorſt, Loth mit ſeinen Töchtern. Von Dietrich, die

Nacht

(*) Bey dem Königl. Gallerieinſpector Hrn. Oeſterreich wird auf drey Bogen die Anordnung und Verzeichniß der in dieſem und den nachher zu erwähnenden Zimmern befindlichen Gemälde verkaufet.

Nacht des Correggio (*). Von Otto Venius, eine Allegoria auf einen Prinzen von Oranien. Von Dietrich, die Magdalena (**). Von Pater, eine Geſellſchaft; imgleichen einige Mädchen die ſich in einem kleinen Fluſſe baden. Vom Ritter Celeſti, Agrippina. Von Raoux, die Wahrſagerin. Vom Ritter Conca, die heil. Jungfrau. Von Pompeo Battoni, die Tochter des Pharao. Von Rubens, die Anbetung der Könige. Von Düfresnoy, die Venus im Bade, und die Venus mit den Grazien. Die Decke des Zimmers iſt ſehr reich vergoldete Stukaturarbeit.

Aus dieſem kommt man in ein pfirſichblütenes lakirtes Zimmer, mit vielen Conſolen, worauf porcelainene Vaſen ſtehen. Die Decke iſt weiße Stukaturarbeit.

Dieſes Zimmer führet nun in den kleinen Flügel, wo das Concertzimmer das erſte iſt. Deſſen ganze Hauptverzierung beſteht in Spiegeln, mit Bildhauerarbeit, zum Theil vergoldet und grün lackirt. Die Decke iſt reich vergoldet.

An das Concertzimmer ſtößt ein Zimmer mit rothem Stof voll Silberblumen tapezirt, und die Decke ſamt den übrigen Zierrathen ebenfals verſilbert.

Auf dieſes folget ein anderes roth mit goldenen Blumen ausgeſchlagenes Zimmer. Die zwey Gemälde über den Thüren ſind Landſchaften mit Ruinen, von Fechhelm.

Dann kommt man in das Schlafzimmer des Königs, bleumourant mit Silber tapeziert.

Aus dieſem in ein von Martin lakirtes Zimmer. Es iſt von blaßgelber Farbe und die Spiegel ſind von Porcelan aus der Berliner Fabrik.

Aus dem rothen Zimmer kommt man auch hintenaus, in ein blaues.

(*) Nach dem berühmten Gemälde in der Dresdner Gallerie copirt.
(**) Eine Copie nach Pompeo Battoni.

Aus demſelben geht man rechts nach der Bibliothek, und links in eine rothe mit Gold tapezirte Kammer, worin über der Thür ein Proſpect von Fechhelm gemalt iſt.

An dieſe ſtößt ein kleines Zimmer mit rothen Tapeten u.ſ.w.

In dieſem linken Flügel hintenaus ſind die ſämtlichen Zimmer fertig. Nun folgen die Zimmer von dem grottirten Saal aus, rechter Hand.

Das erſte iſt ein getäfeltes Zimmer, worin folgende Gemälde befindlich ſind: vom Ritter **Celeſti**, Tamerlan und Bajazeth. Von **Paul Veroneſe**, die Beſchneidung. Von **Vaſari**, die Apoſtel; imgleichen die Ausgießung des heil. Geiſtes über die Apoſtel. Von **Peter von Cortona**, Herkules und Omphale. Vom Ritter **Liberi**, Diana und Actäon. Von **Franz Gieſſi**, einem der beſten Schüler des **Guido Reni**, die Circe. Von **Carravaggio**, die Leda (*). Vom Ritter **Conca**, die Rebecca. Von **Lucas Giordano**, die ſchlafende Venus mit einem Satyr. Von **Paul Veroneſe**, der Glaube, die Liebe und die Hofnung (**). Von **Carl Cagliari**, des **Paul Veroneſe** Sohn, das Feſt Herodias und ihrer Tochter mit dem Haupte des heil. Johannis. Von **Caſari**, einem Abte und Maler zu Venedig, die Klugheit, imgleichen die Liebe. Von **Rottenhamer**, die ſchlafende Venus mit dem Amor, eine Copie nach **Raphael**. Von **Jul. Cäſar Procacini**, der ſchlafende heil. Joſeph mit dem Engel, der ihm erſcheint. Von **Carl Maratti**, die heil. Jungfrau mit dem Kinde Jeſus. Von **Titian**, Venus mit dem Amor; die Dornenkrönung (***). Von **Michel Rocco**, Venus wie ihr Amor einen Dorn aus dem Fuße zieht.

Aus dieſem, kommt man in ein Zimmer worin ſich folgende Gemälde befinden: von **Tintoret**, die Diana.

Von

(*) Eine Copie nach der berühmten Leda die Michel Angelo Bonarotti gemalt hat.

(**) Eine Allegorie auf die edle Familie Cornara von Venedig.

(***) Dieſes Gemälde iſt ein Geſchenk des Grafen Maſini, von Maſſa Carara.

Von Jordans, Meleager. Von Dietrich, die heil. Jungfrau und die heil. Catharina. Von Dominiquin, Artemiſia. Von le Moyene, Venus mit den Liebesgöttern. Von Berghem, Perſeus und Andromeda. Von Paul Veroneſe, die Beſchneidung. Von Schidone, Cain und Abel. Von Jakob Jordans, Silen. Vom Ritter Liberi, eine ruhende Venus.

Aus dieſem kommt man in ein mit rothem Stof tapezirtes, mit vieler Bildhauerarbeit geſchmücktes und an der Decke vergoldetes Zimmer.

Alsdenn in eines mit Täfelwerk verziertes Zimmer, worin fünf Gemälde von Solimena hängen, nemlich: Diana und Endimion. Acis und Galathee. Venus und Adonis. Zephyrus und Flora. Bachus und Ariadne.

Auf dieſes folgt ein gelb tapezirtes Zimmer, und dann ein Cabinet, deſſen Decke eine von Chevallier lakirte Kuppel hat. Die übrigen Zimmer ſind auch reich und mit Geſchmacke verzieret.

Die Treppen in dem ganzen Schloſſe von unten bis oben ſind von Sandſteinen, die Wände aber mit Gipsmarmor, wie der Roſſo carolin bedeckt. Die beyden am großen Eingange führen zum obern Vorſaale, in demſelben ſind Wände und Säulen, ſo wie die Treppen mit ſchon benahmten Gipsmarmor bekleidet, und an der Decke eine Venus mit Liebesgöttern umgeben, von Friſch auf Leinwand gemalet.

Ueber dem grottirten Saale iſt in dem zweyten Stockwerke der große ganz mit Marmor belegte Speiſeſaal, worin vier Gemälde befindlich ſind: von Pesne, die Entführung der Helena; von Pierre, Paris Urtheil; von Reſtout, Bachus und Ariadne im Triumph; von Carl Vanlo, die Opferung der Iphigenia, ein ausbündig ſchönes Stück. Die Decke dieſes Saals iſt von Amadeus Vanlo auf Leinwand gemalt, und ſtellet ein Göttermal vor.

An den Speiſeſaal ſtößt rechter Hand über der marmornen Gallerie, eine andere von Holz getäfelt, worin zwey Gemälde von **Guido Reni** anzutreffen, nemlich Lucretia, wie ſie ſich erſtechen will, und Diogenes im Faſſe; zwey von **Luca Jordano**, Paris Urtheil und der Sabinenraub; zwey von **Titianello** mit nakenden Figuren. Die Decke des Zimmers iſt reich und vergoldet.

Die übrigen folgenden Zimmer ſind alle reich von Bildhauerarbeit und Vergoldungen.

Links aus dem Speiſeſaal kommt man in ein Zimmer, welches mit Gemälden von **Rubens**, **van Dyk**, **Mart. de Vos** und andern mehreren, ausgeſchmückt iſt.

Dieſes führet in ein rothes Zimmer, worin ſich unterſchiedene Gemälde vom **Ritter Conca** befinden, unter andern eine Frau, die ein Kind leſen lehret, welches Gemälde auch für die **Maria** und **Anna** ausgegeben wird.

Aus dieſem Zimmer kommt man in ein Zimmer, das mit rothem mit großen ſilbernen Blumen durchwürktem Stoff, ausgeſchlagen iſt. Auf ſelbiges folgt ein Zimmer mit gemalten Blumen und verſilberter Bildhauerarbeit. Der Fußboden darin iſt ſo wie in dem folgenden Zimmer mit gebeizten Holze formiret. Daſſelbe iſt mit verſilberter Bildhauerarbeit auf hellgelben Grunde verzieret. Alle Gemälde in demſelben beziehen ſich auf die Jagd. Man ſiehet darin auf dem Deckenſtücke die Jagdgöttin Diana, und vier runde Wandſtücken, auf welchen Kinder, ſo ſich mit zur Jagd gehörigen Dingen beſchäftigen. Sie ſind ſämtlich von **Friſch** auf Leinwand gemalet. Es iſt auch noch in dieſem Zimmer am Camine ein ſchöner antiker Camee oder erhaben geſchnittener Stein, welcher ohngefehr 6 Zoll hoch iſt, angebracht.

Links in dem großen Flügel des zweyten Stockwerks iſt der Schloßſchauplatz, der ſo, wie der in Potsdam im alten Schloſſe, eingerichtet iſt. Die Decorationen ſind von **Fechhelm** gemalet.

Zwey-

Zweyter Abſchnitt.

Von der Policey und Juſtizverfaſſung in Potsdam.

Sowol das Policey- als Juſtizweſen wird gemeinſchaftlich von dem Magiſtrat verwaltet, deſſen Gerichtsbarkeit die Bürger der ſämtlichen drey Städte, nebſt den Einwohnern von **Novaweſt** unterworfen ſind.

Das Magiſtratscollegium beſteht aus einem **Königl. Commiſſarius Loci**, der zugleich Kriegs- und Steuerrath iſt, aus **drey Bürgermeiſtern** und **drey Rathmannen**, nebſt **einem Regiſtrator.**

Die Generaldirection in Policeyſachen, führen der **Commiſſarius Loci**, und neben ihm der **regierende Bürgermeiſter**, der zugleich Richter in Juſtizſachen iſt. Die Unterofficianten bey der Policey, ſind: **ein Policeyinſpector, ein Policeymeiſter, vier Stadtverordnete, ſechs Quartiercommiſſarien** in der Stadt, und **ſechs** in den Vorſtädten. Die Oekonomie- und Cämmereyſachen gehören für den zweyten Bürgermeiſter, und der dritte hilft als Gerichtsaſſeſſor die Juſtiz verwalten.

Dieſes Collegium verſammelt ſich täglich zu Rathhauſe von Morgens um 8, bis Mittags um 1 Uhr, ſo, daß Montags **Stadt** und Policeyſachen, Dienſtags und Donnerſtags große Gerichtstage gehalten, Mittwochs und Freytags aber andere Policey- und Juſtizſachen abgethan werden. Des Sonnabends werden die Städtiſchen Rechnungsſachen vorgenommen. Da es hier keine Advocaten giebt, ſo werden die Rechtshändel nach den allgemeigemeinen Landesgeſetzen kurz und ohne Weitläufigkeit entſchieden: jedoch bleibet in den gehörigen Fällen die Appellation an die Landescollegien frey Das Königl. Amt, das groſe Wayſenhaus, die franzöſiſche Colonie und die Gewehrfabrik haben ihre eigene und beſondere Gerichtsbarkeit.

Dritter Abſchnitt.

Vom Gottesdienſte, Kirchen, milden Stiftungen und Schulen in Potsdam.

Seit dem von Churfürſt Friedrich Willhelm dem Groſſen an, die Brandenburgiſchen Regenten, beſonders der vorige und der itzige König ſich gröſtentheils in Potsdam aufgehalten, und die Stadt dadurch weit volkreicher als ſonſt geworden, haben ſie auch vorzüglich für die Erbauung hinlänglicher Kirchen geſorget, damit es den Einwohnern nicht an den Uebungen der Religion und des freyen öffentlichen Gottesdienſtes fehlte. Nach der Reformation, die unter Churf. Joachim II. wie bekannt, zu ſtande kam, wurde die lutheriſche Confeſſion, welche die ganze Churmark Brandenburg annahm, auch in Potsdam eingeführet. Unter der Regierung des groſſen Churfürſten, der hier eine eigene Hofcapelle anlegte, ließen ſich aber nach und nach immer mehr Reformirte in Potsdam nieder, und daß die Römiſchkatholiſchen in der Folge auch die Freyheit des öffentlichen Gottesdienſtes erhielten, dazu gaben die vielen katholiſchen Soldaten, welche der König Friedrich Willhelm unter ſeinem Regimente hatte, und die Lückenwalder Gewehrfabri, kanten von dieſer Religion, Gelegenheit. Den Ruſſen von der griechiſchen Kirche wurde nachher die freye Religionsübung billigermaßen ebenfals zugeſtanden. Separatiſten und andere Secten finden ſich hin und wieder, ſind aber nicht zahlreich.

Außer den chriſtlichen Partheyen, genießen auch die Juden gleiche freye Religionsübung, und ſelbſt den 22 Türken, welche der Herzog von Curland im Jahre 1739 dem Könige Friedrich Wilhelm ſchenkte, wurde ein Platz angewieſen, wo ſie den mahometaniſchen Gottesdienſt abwarten konten.

Wir wollen kürzlich der hieſigen Kirchen und milden Stiftungen Erwehnung thun.

1. Kirchen in Potsdam.

Vor den Zeiten des großen Churfürſten iſt hier nicht mehr als eine einzige Kirche geweſen, denn die Hofkapelle wurde, wie ſchon geſagt, erſt durch ſeine Veranſtaltung erbauet. Der vorige König hat in die Stelle der alten Kirche die zu St. Nicolai, außerdem aber auch die Garniſon-Heiligegeiſt-Waiſenhaus- und katholiſche Kirche bauen laſſen. Der itzige König hat die Schloßkapelle, worin die franzöſiſche Kolonie ſonſt ihren Gottesdienſt hielte, wieder zum Schloſſe gezogen, an deren Stelle aber eine eigene franzöſiſche Kirche bauen laſſen. Die Anzahl der hieſigen Kirchen beläuft ſich daher auf ſieben.

1. **Die Nicolaikirche.** Sie iſt auf der Stelle der erſten alten Kirche, welche im Jahr 1720 völlig abgeriſſen wurde, wiewohl vergrößert aufgebauet, und wurde im Jahre 1724 eingeweyhet. Man hat ſchon oben angezeiget was der itzige König für Veränderungen daran hat machen laſſen. Sie gehöret ganz den Lutheranern und hat zween Prediger, davon der eine zugleich Inſpector und der andere Diaconus iſt.

2. **Die Garniſonkirche.** Der vorige König hatte ſchon im Jahre 1722 eine Kirche für die Garniſon bauen laſſen. Weil ſie aber in der Folge für die Anzahl der Zuhörer zu klein wurde, ſo muſte ſie wieder abgeriſſen und die gegenwärtige, die weit größer iſt, gebauet werden, welche

che denn im Jahr 1735 fertig wurde. Der Baumeiſter war der Geheimerath Gerlach. Es ſtehen bey dieſer Kirche zween Geiſtliche, ein reformirter und ein lutheriſcher; von denen jener Hofprediger, und dieſer Feldpropſt und Feldprediger bey der Königl. Fußgarde iſt. Sie predigen wechſelsweiſe des Sonntags Vormittags, und die Feldprediger der Regimenter der Garniſon beſorgen den Nachmittagsgottesdienſt. Alle eximirte Einwohner, daß ſind ſolche, die nicht unter des Magiſtrats Jurisdiction ſtehen, können ſich wenn ſie wollen, zu dieſer Kirche halten.

3. Die **Heiligegeiſtkirche** iſt aus der Königl. Kellerey erbauet, und hat ebenfals einen reformirten und lutheriſchen Prediger. Der erſtere iſt zugleich Inſpector.

4. Die **Wayſenhauskirche** gehört zum Königl. Wayſenhauſe, deſſen unten wird gedacht werden. Und da das Simultaneum der Proteſtanten auch hier ſtatt findet, ſo iſt der eine Prediger ebenfals lutheriſch und der andere reformirt.

5. Die **franzöſiſche Kirche** iſt im Jahr 1752 fertig geworden und hat zwey Prediger, von denen der älteſte franzöſiſcher Conſiſtorialrath iſt.

6. Die **katholiſche Kirche**. Es gieng mit ſelbiger wie mit der Garniſonkirche. Da ſie im Jahr 1722 erbauet, aber zu klein angelegt worden, ſo muſte ſie auf Befehl des Königes Friedrich Wilhelm wieder abgeriſſen und größer gebauet werden. Sie wurde, wie ſie itzo iſt, im Jahre 1739 fertig und eingeweyhet. Es ſtehen zween Geiſtliche bey der Gemeinde.

Man findet in keiner Potsdamſchen Kirche Taufſteine oder Altäre, die katholiſche ausgenommen. Silberne und vergoldete Kirchengefäße hat der König Friedrich Wilhelm den ſämtlichen Kirchen zum Geſchenk gegeben.

Die Juden haben ihre eigene Synagoge auf der Plantage ohnweit des Canals.

2. Milde Stiftungen.

Unter den milden Stiftungen in Potsdam, welche ihren Urſprung der großmüthigen Wohlthätigkeit des Königes Friedrich Wilhelm zu danken haben, iſt das dortige Königl. Wayſenhaus das merkwürdigſte und beträchtlichſte. Es gehören dazu drey beſondere Häuſer, nemlich das Knabenwayſenhaus, das Mädchenwayſenhaus und das Lazareth.

Das Knabenwayſenhaus, welches in den Jahren 1722 bis 1724 erbauet worden, iſt für arme Soldatenknaben von der ganzen Armee beſtimmt. Die Einkünfte deſſelben ſind von dem Belang, daß ſie hinreichen, ſoviel arme Kinder darin aufzunehmen, als von den Regimentern der Armee verlangt wird. Ihre Anzahl iſt um deswillen nicht allemal gleich groß, ſie erſtreckt ſich aber öfters auf mehr als tauſend. Bey der Aufnahme der Kinder wird auf die Religionsparthey der Eltern gar nicht geſehen, und es iſt gleichviel, ob ſie reformirt, lutheriſch oder katholiſch ſind. Sie werden in dem Wayſenhauſe nicht allein frey ernähret und gekleidet, ſondern auch in den reformirten und lutheriſchen Schulen, im Chriſtenthum, im Leſen, Rechnen und Schreiben unterrichtet. Nachdem ſie zum heil. Abendmahl eingeſegnet worden, werden ſie zu einem Handwerk gebracht, welches ſie ohnentgeldlich entweder bey den Profeßioniſten, die in dem Wayſenhauſe wohnen und dazu gehören, oder bey auswärtigen lernen. Zur Unterweiſung in den Schulen ſind 14 lutheriſche und 3 reformirte Lehrer beſtellt, welche, wenn ſie dem Hauſe einige Jahre gedienet haben, alsdenn zu Königl. Pfarrſtellen befördert werden. Sie genießen nebſt einem jährlichen Gehalte freye Wohnung und Speiſung auf dem Wayſenhauſe. Die Kirche, in welche auch das Mädchenwayſenhaus und Lazarethhaus eingepfarret ſind, iſt auf dieſem Knabenwayſenhauſe befindlich. Es ſtehen zween Prediger dabey, ein reformirter und ein lutheriſcher, welche auch zugleich die Mitaufſicht über die Schulen des Wayſenhauſes haben, und ebenfalls wie die Lehrer zu andern Königl. Pfarren befördert werden. Außer den 1000 und mehr gemeinen Knaben, wird in dieſem Hauſe auch noch eine Anzahl armer Officiersſöhne, als Cadetten erzogen. Dieſe werden in der Speiſung und Kleidung beſſer als jene gehalten. Sie haben ihren eigenen Feldwebel zum Aufſeher, und empfangen auch in der franzöſiſchen Sprache, in der Geometrie, Hiſtorie und Geographie Unterricht. Wenn ſie von gutem Adel ſind, ſo werden ſie von hier nach dem Berliniſchen Cadettenhofe geſchickt.

Das Mädchenwayſenhaus. Der Bau deſſelben wurde im Jahre 1726 angefangen und vollendet. Alle arme Soldatentöchter aus der Armee können darin aufgenommen werden, und es ſind deren gemeiniglich mehr als 600 darinnen. Sie werden eben ſo wie die Knaben frey ernähret, gekleidet und unterrichtet. Außerdem daß ſie in den lutheriſchen und reformirten Schulen leſen, ſchreiben, rechnen und die Gründe des Chriſtenthums lernen, ſind auch auf den im Wayſenhauſe angelegten Fabriken eigene Factoreßinnen angeſetzt; von denſelben lernen die Mädchen theils die feinſte ausgenähte Arbeit an Manchetten, Enveloppen u. d. gl. verfertigen, theils lernen ſie goldne und ſilberne Spitzen, Blonden und Kanten, ſowohl ordinaire als auf Brabander Art klöppeln, welche leztere ſie durch die Anweiſung einer aus Brüſſel verſchriebenen Lehrmeiſterin, zu ſo großer Vollkommenheit gebracht haben, daß ſie Stücke verfertigen, die von jedem Kenner dieſer Arbeit, den Brabander Kanten gleichgeſchätzet werden. Die Mädgen bleiben bis zu ihrer Einſegnung in dem Hauſe und werden alsdenn mit ganz neuer Kleidung und einigen Hemden entlaſſen. Man giebt ihnen auch eine Bibel und ein Geſangbuch mit, welche auch die Knaben allemal bey ihrer Einſegnung bekommen.

Auf dieſem Mädchenwayſenhauſe ſind ein reformirter und vier lutheriſche Lehrer, welche nach der Verordnung des Königl. Stifters verheyrathet ſeyn müſſen. Eine Anzahl armer Fräulein, deren Väter in der Armee oder ſonſt gedienet haben, genießt hier eben die Vorzüge, welche die Cadets im Knabenhauſe haben. Sie ſind in der Kleidung von den übrigen unterſchieden und haben ein franzöſiſches Frauenzimmer zu ihrer beſondern Aufſeherin, bey der ſie die franzöſiſche Sprache und außerdem nehen und Putzmachen lernen.

Das Lazareth des Wayſenhauſes liegt vor dem Thor und iſt für die Kranken von beyden Häuſern, welche zu beſſerer Verpflegung dahin gebracht werden. Es hat ſeinen Arzt, und vier beſondere Feldſcherer. Zween von denſelben wohnen auf dem Knabenwayſenhauſe zur Beſorgung beyder Häuſer, und zween auf dem Lazarethe, um den Kranken beyzuſpringen. Auch wohnet allemal ein lutheriſcher Lehrer auf dem Lazareth, der über die kranken Kinder Aufſicht haben muß.

Was die Direction dieſer großen Anſtalten betrifft, ſo ſtehet dieſelbe bey dem Staatsminiſter vom Kriegsdepartement, (itzt des Herrn von Wedell Excell.) welcher allemal zugleich Chef des Wayſenhauſes iſt. Der Chef der alten Garde (itzo der Hr. Oberſte von Leſtwitz.) führet die nähere Direction darüber. Die Aufſicht, beſonders in ökonomiſchen Sachen, wird von den drey Gliedern der Adminiſtration beſorgt, welche auf dem Knabenhauſe wohnen, und worunter der von dem Könige beſtellte Capitain des Wayſenhauſes der vornehmſte iſt. Die Generalinſpection über die Prediger und Lehrer in Kirchen und Schulſachen, haben von reformirter Seite, der Königl. Hof- und Garniſonprediger, und von lutheriſcher Seite der Königl. Feldprobſt; ſo wie die Prediger wiederum ihrer ſeits die nähere Inſpection über die Lehrer und Schulangelegenheiten führen.

2. *Das reformirte Wittwenhaus.* Die Gemahlin des großen Churfürſten *Friedrich Willhelms*, *Louiſe Henriette* Prinzeſſin von Oranien, hat es ohngefehr um das Jahr 1670 eigentlich für zwölf reformirte Predigerwittwen geſtiftet. Die Oberaufſicht darüber führen der hieſige Hofprediger Herr Cochius und Herr Hofrath Herrmann in Berlin.

3. *Das bürgerliche Gertrautenhoſpital*, welches von einem gewiſſen *Moritz von Schönau zu Bergholz*, im Jahr 1498 geſtiftet worden. Nachdem die Familie des Stifters ausgeſtorben, ſteht es unter dem Magiſtrate und dem Paſtor an der hieſigen Nicolaikirche, kann aber nur eine kleine Anzahl von Armen mit ſehr wenigem verſorgen.

4. *Das Bürgerlazareth*, ſo der König *Friedrich Willhelm* für allerley Kranke bürgerlichen Standes errichten laſſen. Es ſtehet unter der Verwaltung des Magiſtrats und hängt von der Kämmerey ab.

Andere Armenanſtalten hat Potsdam nicht, außer daß monatlich bey den Bürgern eine Collecte geſammelt wird, wovon der Magiſtrat Leuten von allerley Stande und Religion wöchentlich ein geringes Allmoſen reichen läſſet.

3. Schulen.

1. *Die große Parochialſchule.* Der König *Friedrich Willhelm* ließ, nachdem die alte Stadtſchule damit vereinbaret worden, ein eigenes Haus dazu erbauen, und ſchenkte zur Beſoldung der neuen Schulcollegen, ein beſonderes Capital. Die Schule hat einen Rector, Conrector, Subrector und Cantor, der die Singſtunden hält.

2. Eine kleine Schule bey der Nicolaikirche, worin der Cantor und Organiſt derſelben Kirche, die Jugend unterrichten.

3. Die beyden kleinen Schulen, eine reformirte und lutheriſche, bey der Heiligegeiſtkirche. Die Cantoren und Küſter geben darin Unterricht.

4. Die lutheriſche und reformirte Garniſonſchule, zur Garniſonkirche gehörig, welche ebenfalls beyden Confeſſionsverwandten gemein iſt. Die lutheriſche hat einen Rector, der ſtudirt hat, die reformirte einen Cantor zum Lehrer.

5. Eine kleine franzöſiſche Schule, worin der Cantor von der franzöſiſch reformirten Kirche lehret.

Vierter Abſchnitt.

Manufacturen und Fabriken in Potsdam.

Man ſindet in Potsdam viele Arten von Manufacturen und Fabriken, wir wollen ſie mit den Namen ihrer Eigenthümer und der Anzeige, in welcher Gegend der Stadt ſie befindlich ſind, hierher ſetzen:

Eine Sammetmanufactur in der Nauenſchen Straße, gehört dem Schutzjuden Hirſch David.

Eine ſeidene Damaſt- und Gros dü Tourmanufactur am Nauerſchen Thor, dem Schutzjuden Moſes Rieß gehörig.

Eine ſeidene Stoffmanufactur am Canal bey der Nauenſchen Brücke, gehört dem Schutzjuden Bernhard Iſaac, in Berlin wohnhaft.

Eine Sammetbortenmanufactur, ebendaſelbſt, gehört dem Schutzjuden Liebmann Iſrael.

Eine ſeidene Strumpfmanufactur am Canal, hat Aſſimont.

Eine ſeidene Schnupftüchermanufactur, an der Nicolaikirche, hat der Kaufmann Roch.

Eine Cattun- und Zitzmanufactur, am Canal, haben Lautenſack und Hotho.

Eine andere Cattun- und Zitzmanufactur, in Novaweſt, hat Elias Wolfs Wittwe.

Eine Kamelharene Plüſchmanufactur in der Nauenſchen Straße, hat Berend David Hirſch.

Eine Mancheſtermanufactur am Canal, Lautenſack und Hotho.

Eine Leinwandsmanufactur in der Nauenſchen Straße, der Kaufmann Willh. Fried. Fiſcher.

Eine leinene Damaſtmanufactur am Brandenburgiſchen Thor, Moſes Marcus.

Lackirte Stockmanufacturen haben, in der Pflugſtraße am Baßin, Holberg und Lorenz; auf der Friedrichsſtadt Thümke; in den holländiſchen Häuſern Jonas.

Eine gemalte Tapetenmanufactur, in Glienecke, hat Iſaac Levin Joel.

Eine Fußteppich- und türkiſche Pferdedeckenmanufactur im holländiſchen Quarree, der Bildhauer Müller.

Eine Hutmanufactur am Canal, Peter Franz Bott.

Eine Elfenbeinmanufactur am Canal, der Rathmann Bätke.

Eine Kanten- und ſeidene Blondenmanufactur im Wayſenhauſe, der Hofjuvelier Ephraim und Söhne.

Eine Manufactur von genähten Waaren im Wayſenhauſe, Iſaac Levin Joel.

Eine Nähnadelfabrik am Canale, der Fabrikeninſpector Fried. Jacobi.

Eine Schnupf- und Rauchtabakofabrik ohnweit dem Brandenburgiſchen Thor, der Kaufmann Schock.

Eine Harſiebmanufactur am Baßin, Jacob Hirſch.

Eine Fayancefabrik in der Nauenſchen Straße, Chriſtian Fried. Rewendt.

Die Gewehrfabrik, in der breiten Straße am Canal, gehört den Bankieren Splittgerber und Daum in Berlin.

Eine Korkpfropfmanufactur in der Jägerſtraße, hat der Materialiſt Brüſenick, imgleichen Joh. Chriſtoph Ludewig Diekow.

Eine geſtickte Kantenmanufactur am Canal, Joh. Willh. Lezius.

Fünfter Abſchnitt.

Vermiſchte Anmerkungen zum Nutzen eines Fremden, der ſich in Potsdam aufhält.

Wir haben keinen beſondern Abſchnitt von den Sehenswürdigkeiten in Potsdam machen wollen, da ſie in den vorigen Abſchnitten ſchon allerſeits beſchrieben ſind. Ein Fremder wird nicht unterlaſſen, außer den Königl. Schlöſſern, die der Hauptgegenſtand ſeiner Reiſe ſeyn werden, die Kirchen, ſonderlich in der Garniſonkirche die Kanzel, die Orgel und das Glockenſpiel, und in der katholiſchen Kirche drey Gemälde von Pesne, desgleichen viele Facaden von ſchönen Häuſern die er in allen Straßen ſiehet, zu betrachten. Denn da eine große Anzahl Häuſer, nach Häuſern von Palladio, Serlio und andern berühmten Baumeiſtern copiret oder nachgeahmet worden, ſo wird ein Kenner der Baukunſt ſchwerlich irgendwo eine ſolche Menge ſchöner und prächtiger Facaden beyeinander finden.

Die Wachtparade der Königl. Garden zu ſehen, welche alle Vormittage vor dem Schloſſe aufziehen, wird ein Fremder nicht verabſäumen.

Die Anſtalten des großen Wayſenhauſes (S. 544 u. folg.) und ſonderlich die Manufacturen im Mädgenwayſenhauſe, in welchem von den Wayſenmädgen ſchöne ausgenähete Arbeit verfertiget und goldne und ſilberne Spitzen, Blonden, insbeſondere aber feine Kanten, die den ſchönſten Brabandter Kanten gleich ſind, geknöppelt werden, verdienen geſehen zu werden.

Die übrigen **Manufacturen** und **Fabriken** (S. 549 u. folg.) verdienen gleichfals die Aufmerſamkeit eines Reiſenden.

Der Herr **Obriſt Quintus Icilius** beſitzet eine ſehr anſehnliche Bibliothek von den ſchönſten und beſten Ausgaben der claßiſchen Autoren, und allen in die kritiſche Gelehrſamkeit, die Münzwiſſenſchaft und die ſchönen Künſte einſchlagenden Werken in allen Sprachen. Desgleichen ein vortrefliches Münzcabinet und ein ſchönes Cabinet von Malereyen und Kupferſtichen.

Der Königl. Orangegärtner **Hr. Heydert**, hat eine ſehr anſehnliche Samlung von Conchylien und andern merkwürdigen Naturalien.

Noch ſind verſchiedene Cabinette von Malereyen, Kupferſtichen und Zeichnungen in Potsdam befindlich, z. B. bey dem Maler Hrn. **Krüger** (am Schloſſe) und bey Hrn. **Bock** (in den holländiſchen Häuſern.

Bey dem Bildhauer Hrn. **Benkert** findet man artige Modelle, und verſchiedene Abgüſſe von Statuen.

* * *

Die Wirthshäuſer in Potsdam ſind folgende:

Nummer	Nahmen, Zeichen oder Schild.	Nahmen der Straße und des Orts, wo ſolches belegen.	Nahmen des Wirths.
1	Stadt Hannover	Am Schloſſe und Markte.	Hofrath Heſſert.
2	Rothe Adler		Schmidt.
3	D. weiße Einſiedler		Wittwe Benkertin.
4	Prinz v. Preuſſen		Plöger.
5	König v. Engelland		Kramer.
6	Prinz Heinrich		Krug.
7	König v. Pohlen	Am Canale.	Dominico Benſerl.
8	die goldne Krone		Schulze.
9	Die Traube	In der Stadt.	Philipp Duiſſa.
10	Stadt Königsberg		Joach. Fr. Gaddum.
11	Blaue Hecht	In der Stadt, um Ausſpannen.	Güldenhaupt.
12	Drey Hechte		Schulze.
13	Goldene Stern	Vor dem Berliner Thor.	Schmidt.
14	Löwe		Werner.
15	Schwarze Bär		Sterndorf.
16	Braune Roß		Stimming.
17	Grüne Tanne		Wittwe Crollin.
18	Tanne	v. d. Naueſch. Thor	Stüber.
19	Weiße Roß	vor dem Brandenburger Thor.	Puhlmann.
20	Drey Linden		Angermann.
21	Schwarze Adler		Cameradt.
22	Feigenbaum.	v. d. lang. Brücke.	Feige.

Dieſen Wirthshäuſern iſt unterm 16ten May 1766 folgende Taxe vorgeſchrieben worden, wornach ſie ſich bey ſchwerer Verantwortung richten müſſen.

Für

	gr	pf.
Für eine Stube in den vornehmſten Wirthshäuſern von der erſten Claſſe	10	
in geringern	8	
und in der dritten Claſſe ſo bloß Ausſpannung halten mit Betten und Licht	6	
Sonſt aber für ein Bette in erſtern	4	
Für Heizung überhaupt den ganzen Tag	8	
Für Kammer und Bette des Domeſtiken	2	
Für einen ordiairen Mittagstiſch in einer öffenlicher Geſellſchaft, wenn drey Gerichte nebſt Butte und Käſe gegeben werden, die Perſon	8	
und wenn in vornehmern Wirthshäuſern vier Schüſſeln verlanget werden	12	
Wer auf ſeiner Kammer ſpeiſen will, zahle zwey Groſchen mehr		
Für eine Suppe mit Zugemüſe und Fleiſch	3	
Für das Abendeſſen in ſo ferne es nur in Butterbrod, kalten Braten ꝛc. beſtehet	3	
Für eine Portion Caffée mit Milch	4	
Für eine Portion Thee	2	

Für Wein.

Eine Quartbouteille Cahors	8	
Eine Quartbouteille Hautbrion	12	
Eine Bouteille ordinairen weißen Franzwein	8	
Eine Bouteille ordinairen Rheinwein	20	
auch bis 1 rthlr. 8 gr.		
Eine Bouteille Muſcaten Wein	10	
Eine Bouteille Champagner 1 rthlr. 10 gr. bis 1 thlr.	12	
Eine Bouteille Burgunder 20 gr. bis	22	

Jedoch behält der Paſſagier die Freyheit, die Weine ſich ſelbſt außerhalb des Gaſthofes holen zu laſſen.

Die

	gr.	pf.
Die übrigen Eßbedürfniſſe, ſo außer der Mahlzeit verlanget werden, müſſen ſich die Wirthe von den Fremden nach Billigkeit bezahlen laſſen, jedoch muß		
Ein Pfund friſche Tiſchbutter nicht höher als mit	6	
Ein Glas Liqueur oder Franzbrandwein mit	2	
Ein Glas ordin. Brandwein mit	1	
bezahlet werden.		
Das Bier ſowol einheimiſches als fremdes, in ſofern es erlaubt iſt, wird nach den publicirten öffentlichen Taxen bezahlet.		
Für ein Pferd Stallgeld, wenn das Futter nich vom Wirth genommen wird	1	
ſonſt aber nichts.		
Das Futter wird dem Wirth nach den Marktprei bezahlt, und auf jedem Scheffel Haſer oder Roggen an Proviſion zu nehmen verſtattet	4	
Für ein Bund Heu von 6 Pfund nach itzigen Preiſe	1	6
Für ein Nachtlager in der Gaſtſtube auf Stroh mit Betten	2	
und ohne Betten	1	

Sollte eine Herrſchaft oder fremder Paſſagier mehr als einen Monath in dem Gaſthofe logiren wollen, ſtehet ihm frey, ſich mit dem Wirth über dem Preiß der einhabenden Wohnzimmer und Speiſung beſonders zu verſtehen, und mit ihm überhaupt zu accordiren.

Den Bedienten muß auf der Herrſchaft Namen ohne deren Vorwiſſen nichts gegeben werden.

* * *

Caffeehäuſer und Billards ſind an vielen Orten, wir wollen nur einige nennen:

Im rothen Adler, beym Schloſſe.

Bey Cramer, am alten Markte, iſt auch zugleich ein Weinhaus.

In der franzöſiſchen Bäckerey in der Nauenſchen Straße.

Bey Philipp, in der Lindenſtraße.

Italiäniſche Kaufleute, welche Auſtern, Sardellen und andere fremde Delicateſſen desgleichen fremde Weine verkaufen, ſind:

Dominico, am Canale.
Morino, am Canale.
Torchiana, ohnweit der Nauenſchen Brücke.

Vor der langen Brücke liegt, der Dominicoſche Garten, in welchem im Sommer Caffée und Wein geſchenkt, auch geſpeiſet wird.

Hinterm Schloſſe halten beſtändig zween Miethkutſcher. Um den Preiß der Fahrt muß man ſich vergleichen, wei denſelben noch keine Taxe vorgeſchrieben iſt.

Zwey

Zweyter Anhang.

Verzeichniß der Baumeiſter, Bildhauer, Kupferſtecher, Mahler und anderer Künſtler, die ſeit Churf. Friedrich Wilhelms des Großen Zeiten in Berlin und Potsdam gelebet haben, oder deren Kunſtwerke daſelbſt befindlich ſind.

Man hat auf Verlangen vieler Liebhaber für gut befunden, der Beſchreibung der Königl. Reſidenzſtädte Berlin und Potsdam, ein kurzes Verzeichniß der vornehmſten Künſtler, deren Werke in Berlin und Potsdam vorhanden ſind, beyzufügen, und den Zuſtand der ſchönen Künſte in Berlin ſeit dem vorigen Jahrhunderte kurzlich zuberühren.

Dieſe Nachrichten ſind nicht für Kenner der Kunſtgeſchichte aufgeſetzt, um ſie etwas neues zu lehren, (ob ſie gleich auch hin und wieder einige bisher unbekante Nachrichten antreffen werden,) ſondern ſind vielmehr nur zur Bequemlichkeit der Fremden hier angehänget, daß ſie, wenn ſie ein Kunſtwerk ſehen, auch in dieſem Werke ſogleich einige Nachricht von dem Meiſter finden mögen. Die Nachrichten ſind übrigens theils aus gedruckten Büchern, theils aus zuverläßigen handſchriftlichen (*) und mündlichen Nachrichten genommen.

a) Künſt-

(*) Unter denſelben war auch ein Aufſatz des verſtorbenen Mahlers von Humbert, der eine Nachricht von den Künſtlern die in Berlin gelebt haben, enthielt. Da nun dieſer Aufſatz kürzlich in den Nachrichten von Künſtlern und Kunſtſachen Leipzig 1768 8vo. ins deutſche überſetzt und mit Zuſätzen von Hrn. J. M. Falben abgedruckt worden, ſo hat man Gelegenheit gehabt ſich auch dieſer Zuſätze zu bedienen.

a) Künſtler unter Churf. Friedrich Willhelm dem Großen.

Churfürſt Friedrich Willhelm der Große, berief verſchiedene auswärtige Baumeiſter nach Berlin, und legte dadurch den Grund zu dem guten Geſchmacke, den man an den meiſten Häuſern, die ſeit ſeiner Zeit in Berlin gebauet worden, wahrnimt. Er ſamlete auch eine Gallerie von Gemälden (*) berühmter Meiſter, die er zum Theil in Holland kaufen ließ, davon verſchiedene um das Jahr 1670 von Gottfried Bartſch einem Kupferſtecher in Berlin, ſind in Kupfer geſtochen worden (**). Die merkwürdigſten Baumeiſter, Bildhauer Maler und andere Künſtler unter ſeiner Regierung ſind folgende:

Joachim Ernſt Bleſendorf. Er ward im Jahr 1640 zu Zielenzig gebohren (***). Der Churfürſt ließ ließ ihn reiſen, und er hielt ſich eine Zeitlang in Rom auf, wo er ein Freund des berühmten **Kirchers** wurde. Nach ſeiner Zurückkunf ward er Oberingenieur und Baudirector, und nach de **Chieſe** Tode auch Generalquartiermeiſter von der Armee. Im Jahr 1677 ward er bey der Belagerung von Stettin mit einer Stückkugel erſchoſſen.

Er hat mit de **Chieſe** in Geſellſchaft den Canal zu Müllroſe, und den Schleuſencanal am Packhoſe in Berlin, gebauet. Es ſollen ſonſt noch Gebäude, ſonderlich auf dem Werder, (an deſſen Erbauung er um das Jahr 1670 viel Antheil gehabt,) von ihm vorhanden ſeyn, die wir aber nicht anzugeben wiſſen. Entweder er oder **Nehring**, hat die alte Stechbahn mit Arkaden verzieret [†] die im Anfang dieſes Jahrhunderts bey dem Bau de

neuen

(*) Von dieſer Gallerie iſt einige Nachricht in Leti Hiſtoire de l Maiſon de Brandebourg und aus demſelben in alten und neue Berlin III. Th. S. 7. Siehe auch Schonburg T. II. S. 394.

(**) Das Verzeichniß derſelben ſiehe Nachrichten von Künſtlern S.

(***) Siehe altes und neues Berlin III. Th. S. 302.

[†] Siehe oben S. 60.

neuen Schloſſes weggeriſſen wurde. Man glaubt auch daß er den Mühlendamm mit Häuſern bebauet habe, ſo aber nicht ganz gewiß iſt.

Conrad Freyherr von Borgsdorf, Churfürſtlicher oberſter Kammerherr, Geheimerrath, Obercommendant aller Veſtungen, des Johanniterordens Comthur zu Lagow, hat Berlin um das Jahr 1658 nach Dögens Manier, oder gar nach deſſen Riſſen beveſtigt, welche Beveſtigung itzt gänzlich geſchleifet iſt.

Philipp de Chieſe, war aus Orange gebürtig und ſtammte vermuthlich aus einer italiäniſchen Familie her die ſich Chieſa ſchrieb. Er war beym großen Churfürſten Generalquartiermeiſter und erſter Baumeiſter. Er hat mit J. C. Bleſendorf in den Jahren 1662 bis 1668 die Aufſicht über den Bau des Canals zu Müllroſe gehabt, und auch mit ebendenſelben den Schleuſencanal am alten Packhofe gebauet. Das Corps de Logis des Schloſſes in Potsdam bauete er auch, welches aber itzt etwas verändert iſt. Die Gebäude des alten Packhofs ſind auch von ihm gebauet. Als er von den Churfürſten in Geſchäften nach Frankreich geſchickt, ließ er ſich nach eigener Erfindung zu dieſer Reiſe einen beſondern Wagen bauen. Da nun dieſe Erfindung in Frankreich Beyfall fand, ſo wurde ſie bald allgemein, und wurde ſolcher Art Kutſchen die Benennung Berlines gegeben, welche noch gewöhnlich iſt. Er ſtarb um das Jahr 1674.

Matthias Dögen ward um das Jahr 1610 zu Dramburg in der Neumark geboren. Er war ein guter Ingenier, und hat von ſeiner Kunſt ein Werk unter dem Titel Architecturæ militaris modernæ Theoria & Praxis in Folio, in Holland, woſelbſt er lange Zeit mit dem Titel eines Churfürſtl. Rathes, Reſident des Churf. Friedrich Wilhelms des Großen geweſen, herausgegeben. Man glaubt daß er an der Beveſtigung von Berlin Antheil gehabt. Er ſtarb zu Berlin im Jahr 1672.

B. Eggers. Ein guter Bildhauer. Er hat die marmornen Bildſäulen der Churfürſten zu Brandenburg, welche itzt auf dem weißen Saale (*) des Schloſſes in Berlin befindlich ſind, um das Jahr 1686 verfertigt. Seinen Namen und die Jahrzahl findet man auf den Bildſäulen ſelbſt angemerkt. Sonſt findet man nirgend von ihm eine Nachricht.

Ottomar Elliger der ältere. Ein guter Blumen- und Fruchtmaler von dem man in der Berliniſchen Königl. Gallerie und auch hin und wieder in den Berliniſchen-Cabinettern Stücke antrift. Er ward im Jahr 1633 zu Gotenburg geboren und lernte ſeine Kunſt bey dem berühmten Blumenmaler **Daniel Seghers** zu Antwerpen. Er ward von Churf. **Friedrich Willhelm** dem Großen als Hofmaler nach Berlin berufen, wo er auch ſtarb (**)

Heinrich de Fromantion (***). Ein Hiſtorien- und Thiermaler. Er lebte noch um das Jahr 1680. Houbraken erwähnt ihn beyläufig Th. II. S. 294 bey Gelegenheit einer Anzahl italiäniſcher und anderer Malereyen, die **Gerard Uilenburg** dem großen Churfürſten für 30000 holländiſche Gulden verkaufen wollte, **Fromantion** aber für Copien erklärte, wodurch der Handel zurückging.

Johann Hainzelmann. Ein Kupferſtecher aus Augſpurg, der nachher in Paris gearbeitet hat, und endlich in Berlin Hofkupferſtecher ward, wo er verſchiedene ſchöne Bildniſſe geſtochen hat, die er meiſt ſelbſt nach dem Leben zeichnete. Er ſtarb gegen Ende dieſes Jahrhunderts in Berlin.

Wille

(*) Siehe oben Seite 74.

(**) Füßli ſchreibt im Kunſtlexicon, er ſey im Jahr 1666 geſtorben. Houbraken in ſeiner Schouburgh meldet hingegen [Th. II. S. 293] er ſey erſt 1666 nach Berlin berufen worden, welches auch glaubwürdiger iſt, da man Stücke vom Jahr 1670 und ſpäter, mit ſeinem Namen und der Jahrzahl bezeichnet, noch in Berlin antrift.

(***) Hagedorn in ſeinem Eclairciſſement nennt ihn Formandeau, und Houbraken l. c. ſchreibt Fromention. Man findet aber ſeinen Vor- und Zunamen auf ſeinem Bildniſſe das von Vaillant gemalt, und von Leonhard geſtochen worden.

Willhelm Honthorſt aus Utrecht gebürtig, des bekanten Malers **Gerard Honthorſts** Bruder, und **Abraham Bloemarts** Schüler. Er kam nach Berlin, wo er viele Bildniſſe, und auch Hiſtorienſtücke, ſonderlich zu Oranienburg, verfertigt hat. Er lebte noch in Berlin 1680.

Rütger van Langerfeld ward im Jahr 1625 zu Nimwegen geboren, und ward etwa zwiſchen den Jahren 1660 und 1670 als Baumeiſter nach Berlin gerufen und ihm zugleich die Unterweiſung der Churfürſtl. Prinzen in der Mathematik aufgetragen. Er hat das Luſtſchloß Cöpenik gebauet, welches zeiget daß er ein guter Baumeiſter geweſen. Vermuthlich hat er auch die Neuſtädtſche Kirche gebauet. Laut ſeiner Grabſchrift (*) war er auch ein Maler [**], aber itzt ſind von ſeinen Werken keine bekant. Wir haben ein von **Joſeph Mulder** zu Amſterdam, nach ihm geſtochenes hiſtoriſches Titelblatt in groß Folio geſehen, worin eine ziemliche Gruppirung der Perſonen und gute Kopfſtellungen angetroffen werden. Er ſtarb zu Berlin im Jahr 1695.

Gottfried Leygebe. Ein künſtlicher Eiſenſchneider. Im Jahr 1630 zu Freyſtatt in Schleſien gebohren. Er erlernte erſt das Schwerdfegerhandwerk, und begab ſich im Jahr 1645 nach Nürnberg, wo er, weil er das Zeichnen verſtand, ſich ganz aufs Eiſenſchneiden legte, welches er zu einer überaus großen Vollkommenheit brachte. Er ſchnitt in Nürnberg zwo Statuen aus Eiſen, welches der Härte des Metalls wegen, etwas ſehr ungewöhnliches iſt. Die erſte war Kayſer Leopolds Statue zu Pferde, ohne das Fußgeſtelle 8 nürnberger Zoll hoch, welche itzt in Koppenhagen befindlich iſt. Die andere, die itzt in der Kunſtkammer zu Dreßden befindlich iſt, ſtellet König Carl II.

(*) Sie ſtehet in der Neuſtädtſchen Kirche, und iſt abgedruckt im alten und neuen Berlin II. Th. S. 630.

[**] In Fueßli Künſtlerlexicon ſind zween Künſtler Langerfeld ein Maler und Langerfeld ein Baumeiſter (im Suppl.) angeführet, es ſind beyde aber nur eine Perſon.

von Engelland vor, der zu Pferde ſitzend einen ſiebenköpfigen Drachen erlegt. Dieſes Werk iſt mit allen Beywerken 2 Schuh hoch. Im Jahr 1668 ward er nach Berlin berufen, wo er nebſt andern Kunſtwerken, die dritte und beſte Statue [*] aus Eiſen ſchnitt. Sie ſtellet den großen Churfürſten als Bellerophon zu Pferde vor, wie er die dreyköpfigte Chimera erlegt. Dieſes Werk welches etwas über 10 nürnberger Zoll hoch iſt, und woran er drey Jahre gearbeitet hat, wird noch in der Berliniſchen Kunſtkammer gezeiget, und giebt von ſeiner guten Zeichnung und fleißigen Ausarbeitung einen hohen Begriff. Er ſtarb zu Berlin im Jahr 1683. Er hatte vier Söhne: Ferdinand, ein Ingenieur und Baumeiſter, ward 1655 zu Nürnberg geboren, und im Jahr 1682 als Ingenieur nach Guinea, auf die damalige Brandenburgiſche Feſtung Friedrichsburg geſendet, wo er bald ſtarb. **Joh. Chriſtoph**, geb. im Jahr 1661 und **Balthaſar Gottfried**, geb. im Jahr 1665, waren Maler, ſtarben aber zu Berlin ſehr jung um das Jahr 1680. **Paul Jacob**, geb. 1665 wird unten vorkommen.

Joh. Friedrich Leonhard. Ein guter Kupferſtecher, aus Nürnberg gebürtig, der erſte der in Berlin die ſchwarze Kunſt geübet hat. Er hat viele Bildniſſe verfertigt. Churf. Friedrich Willhelm berief ihn im Jahr 1674 nach Berlin wo er im Jahr 1680 ſtarb.

Daniel Männlich. Churfürſtl. Hofgoldſchmidt zu Berlin im Jahr 1625 geboren. Er hat viele künſtliche Arbeit in Gold und Silber verfertiget. Er ſtarb im Jahr 1700. Sein Grabmal von Schlüters Hand iſt in der Nicolaikirche (S. 332.) Bleſendorf hat ſein Bildniß in Kupfer geſtochen.

Joh. Gregorius Memmhard. Ein Holländer von Geburt, kam im Jahr 1629 [**] in Churfürſtl. Dienſte als Ingenieur. Ihm ward die Anlage des Friedrichswerders anvertrauet, und er ward auch zugleich Bürgermeiſter dieſer neuen Stadt und Churfürſtl. Hofbaumeiſter. Sein eigenes Haus (das itzige Conradiſche an der Hundebrücke,) war das erſte das er in der neuangelegten Stadt bauete. Er iſt zwiſchen den Jahren 1675 und 1679 geſtorben. Es iſt vermuthlich, daß er an den Gebäuden die Churf. Friedrich Willhelm im Jahr 1651 um den äußern Schloßhof ziehen ließ, [*] Theil gehabt. Um das Jahr 1656 hat er das Luſthaus im Luſtgarten, das man itzt die alte Börſe heiſt, gebauet. Sonſt ſind noch verſchiedene von ihm gebaute Privathäuſer vorhanden, z. B. das itzige Friedelſche an der Gertrautenbrücke. Das Eckhaus auf dem Werder an der Jungferbrücke, welches itzt dem Hrn. D. Möhſen gehört, u. a. m. Er hat auch den erſten Riß des Luſtſchloſſes Oranienburg gemacht, (den aber Coſander nachher ſehr veränderte,) und ſonderlich die dortige ſchöne Treppe gebauet.

---

[*] In Doppelmayrs Nachrichten von Nürnberger Künſtlern 1730 fol. ſind dieſe drey Stücke in Kupfer geſtochen.

[**] Siehe das alte und neue Berlin III. Th. S. 154.

Joh. Nehring war Churfürſtl. Baumeiſter. Sein Geburts- und Sterbensjahr iſt unbekant, aber es ſind noch viele von ihm gebauete Gebäude vorhanden, welche von ſeiner großen Geſchicklichkeit ein unverwerfliches Zeugniß ablegen, darunter ſind hauptſächlich: der Stall auf der Neuſtadt und ſonderlich die vordere Facade, deren oberſtes Stockwerk die Malerakademie enthielt, welche im Jahr 1743 abgebrannt und nun vom Königl. Baudirector Boumann neu gebauet iſt. Die an der hinterſten Facade befindliche Sternwarte, hat der unten zu erwehnende [**] Grüneberg gebauet.

---

[*] Siehe oben S. 62.

[**] In der Nachricht von Künſtlern S. 67 wird auch das Obſervatorium Nehringen zugeſchrieben, das Gegentheil aber erhellet aus Marpergers Ueberſetzung von Felibiens Leben der Baumeiſter S. 444 und aus Leibniz und Jablonsky Briefen S. 153 u. 195.

Der Flügel des Schloſſes nach dem Waſſer zu, den er um das Jahr 1680 gebauet hat. Zu den großen Bogenfenſtern ſoll er das Modell von einigen Genueſiſchen Palläſten genommen haben.

Die Orangerie im Luſtgarten, in welcher itzt die zum neuen Packhof gehörige Gebäude befindlich ſind.

Die Orangerie zu Potsdam, welche aber nun ſeit dem zum Königl. Stall eingerichtet worden.

Am Schloſſe in Potsdam hat er um das Jahr 1683 die beyden Seitenflügel gebauet. Desgleichen hat er auch verſchiedenes am Schloſſe zu Oranienburg gebauet.

Den Königl. Stall in Cölln, die hintere Facade nach dem Waſſer zu, iſt von ihm, die vordere Facade aber nach der breiten Straße iſt viel älter.

Das alte Leipziger Thor, welches auf der Stelle ſtand, wo itzt des Kaufmann Behrens Haus am Dönhofiſchen Platze ſtehet, hatte er ſehr ſchön gebauet, es ward aber unter König Friedrich Willhelms Regierung, bey Erweiterung der Friedrichsſtadt niedergeriſſen.

Das Fürſtenhaus, hat der berühmte Premierminiſter Eberhard von Dankelmann im Jahr 1674 bauen laſſen, ließ es aber im Jahr 1689 von ihm auf die itzige Art einrichten

Der Hetzgarten, welcher itzt der Cadettenhof iſt, ward auch von ihm im Jahr 1694 gebauet.

Die Kapelle im Schloſſe zu Cöpenik, ward von ihm um das Jahr 1694 gebauet.

Das Haus des ehemaligen Feldmarſchalls Dörflinger, am Cöllniſchen Markte, welches itzt dem Kaufmann Weſtphal gehört, iſt auch von ihm gebauet.

Die ſechs Schleuſen zu Schiffbarmachung der Saale zu Trota, Wettin, Rotenburg, Alsleben, Calbe und Gimriz, wurden nach ſeiner Angabe, und unter ſeiner Aufſicht in den Jahren 1694 bis 1696 gebauet [**]

[**] Siehe Marperger S. 411.

Die Parochialkirche ward nach ſeinen Riſſen und unter ſeiner Direction angefangen. Der Grundſtein ward im Jahr 1695 gelegt. Man hat zwee Kupferſtiche von Samuel Bleſendorf, woraus zu erſehen wie dieſe Kirche nach Nehrings Angeben hat ſollen gebauet werden, der Hauptgrundriß iſt auch geblieben, doch hat Grüneberg hernach in der Anlage und zu mehrerer Veſtigkeit an den Auszierungen vieles verändert [*].

Die lange Brücke iſt in den Jahren 1692 bis 1695 von ihm erbauet worden.

Das Zeughaus hat er im Jahr 1695 zu bauen angefangen, und die erſte Anlage dieſes vortreflichen Gebäudes iſt von ihm, wiewohl de Bott hernach verſchiedenes daran geändert hat.

Um das Jahr 1699 muß er in einem ziemlich hohen Alter geſtorben ſeyn.

Michael Probener aus Graudenz in Polen gebürtig, ein Hiſtorienmaler, hat zu Churf. Friedrich Willhelms Zeiten verſchiedene Deckenſtücke, ſonderlich in Oranienburg, gemalet. Er hat noch bis zu Anfang dieſes Jahrhunderts gelebt, da er Rector der vom König Friedrich I. angelegten Malerakademie war.

Artus Quellinus, ein berühmter Bildhauer zu Antwerpen, in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geboren, hat das Grabmal von weißen Marmor Joachims von Sparr Johanniterritters und Comthurs zu Maynz verfertigt, welches in der Marienkirche zu ſehen iſt.

Peter Rollos. Ein Kupferſtecher, von dem man verſchiedene Bildniſſe und andere Blätter von den Jahren 1628 bis 1639 in Berlin geſtochen findet. Er hat unter andern die Bildniſſe in Cernitii Icones & Res geſtæ de-

---

[*] Siehe altes u. neues Berlin 1 Th. S. 200. und unten in Grünbergs Leben

cem Elect. Brandeb. Berolini 1648 Fol. und ſonſt verſchiedene Titelblätter geſtochen. Seine Arbeit iſt nur mittelmäßig.

Joh. Jacob Rollos ein Hiſtorienmaler, vermuthlich ein Sohn oder ſonſt ein Verwandter des vorigen. Churf. Friedrich Willhelm der Große ließ ihn auf ſeine Koſten reiſen, um die Malerey zu ſtudiren, wozu er ſchon in Berlin den Anfang gemacht. Er ging nach Holland, und von da nach Paris, wo er ſich etwa um das Jahr 1670 aufhielt, und verſchiedene Gemälde ſoll gemalt haben. Er hielt ſich daſelbſt eine Zeitlang auf, ergab ſich aber mehr den Wollüſten als ſeiner Kunſt. Er wollte weiter nach Italien reiſen und ging über Bern, wo er eine trefliche Zeichnung zu einem Grabmale des Schultheißen von Erlach gemacht, welche hernach modellirt und in Erz gegoſſen, und daran, wie ein gleichzeitiger Künſtler ſagt [*], gezeigt daß er ein mehr als gemeiner Maler ſey. Er hat zu Bern auch etwas gemalet, muſte aber wegen liederlicher Händel von da flüchten, und ward ohnweit Muriten auf der Straße tod gefunden.

G. Romandeau [**] ein guter Bildnißmaler, der bis beynahe zum Ende des vorigen Jahrhunderts gelebet hat. Er hat ſich lange in Italien aufgehalten. Er beſaß auch eine große Stärke im Zeichnen, daher man in den Berliniſchen Cabinettern zuweilen Zeichnungen von ihm antrift. In Charlottenburg ſollen verſchiedene Bildniſſe von ihm geweſen ſeyn, die aber zum Theil bey der Plünderung im Jahr 1760 verloren gegangen ſind.

Michael Matthias Schmid. Churfürſtl. Hofbaumeiſter, ward im Jahr 1626 zu Rotterdam geboren. Er hat in den Jahren 1663 bis 1666 den Thurn der Marienkirche, ſo wie er itzt iſt, neu gebauet, nachdem derſelbe im Jahr 1661 durch den Blitz war angezündet und ver-

brannt

---

[*] Siehe Füeßli Geſchichte der Maler in der Schweiz 2ter Th. S. 16 in W. Sattlers Leben.

[**] Andere ſchreiben ihn Ramondon.

bekannt worden (*). Er ſtarb den 24ten Julius im Jahr 1691. (**)

Theodor van Tulden. Ward zu Herzogenbuſch im Jahr 1607 geboren und lernte die Malerey bey Rubens, mit dem er auch nach Paris reiſete, und mit an der Luxemburgiſchen Gallerie arbeitete, und in dem Chore der Mathuriner Kirche vier und zwanzig hiſtoriſche Stücke verfertigte. Im Jahr 1638 ward er Director der Akademie zu Antwerpen. Im Jahr 1661 wohnte er wieder in ſeiner Vaterſtadt Herzogenbuſch. In ſeinem hohen Alter muß er nach Berlin gekommen ſeyn, oder wenigſtens für Churf. Friedrich Willhelm dem Großen, gearbeitet haben, denn in Potsdam ſind in dem Marmorſaale im Schloſſe zwey große allegoriſche Gemälde, von denen man glaubt, daß ſie von ſeiner Arbeit ſind. Das eine iſt auf die Geburt des Churprinzen (nachmaligen Königs Friedrich I.) im Jahr 1657, und das andere auf den Nimwegenſchen und St. Germainſchen Frieden im Jahr 1679 verfertiget. Wenn und wo er geſtorben, iſt unbekant.

Jacob Vaillant ward im Jahr 1628 zu Ryßel in Flandern geboren. Er lernte die Malerey bey ſeinem ältern Bruder **Wallerant Vaillant**, hielt ſich auch zwey Jahre in Italien auf, wo er den Bentnamen Leeuweryk bekam. Durch den Brandenburgiſchen Geſandten im Haag, der verſchiedene von ſeinen hiſtoriſchen Gemälden geſehen hatte, ward er nach Berlin als Hofmaler berufen. In Potsdam im Marmorſaale im alten Schloſſe, ſiehet man zwey große allegoriſche Gemälde, davon das eine Churf. Friedrich Willhelm dem Großen im Triumphwagen vorſtellet, und das andere auf die Eroberung der Inſel Rügen (im Jahr 1678) verfertigt worden. Man glaubt, daß dieſe beyde Gemälde, oder wenigſtens eins davon, von ihm ſind.

(*) Siehe altes u. neues Berlin 2ter Th. S. 161.

(**) Siehe ebendaſſelbe S. [illegible]

Andreas Vaillant, des vorigen jüngſter Bruder, zu Ryßel im Jahr 1629 geboren, lernte die Kupferſtecherey zu Paris, und kam zu ſeinem Bruder nach Berlin, wo er aber bald nach ſeiner Ankunft in jüngern Jahren ſtarb.

Nicolaus Wieling. Ein Hiſtorienmaler aus dem Haag gebürtig; Auguſtin Terweſten, war ſein Schüler. Im Jahr 1671 ward Wieling als Hofmaler nach Berlin berufen, wo er im Jahr 1689 ſtarb. (*)

Michael Willmann ein Hiſtorienmaler, wurde im Jahr 1630 zu Königsberg in Preuſſen geboren. Er lernte die Kunſt bey ſeinem Vater Peter Willmann, und malte ſchon in ſeinem zwanzigſtem Jahre die vortreflichſten Hiſtorienſtücke. Aus ſeinem Vaterlande ging er nach Holland und kam vermuthlich auf Veranlaſſung eines holländiſchen Malers, nach Berlin, wo er um das Jahr 1660 arbeitete. Man findet in Cabinettern noch zuweilen Staffeleyſtücke von ihm. In Charlottenburg waren verſchiedene vorhanden, die aber bey der Plünderung im Jahre 1760 verlohren gegangen ſind. Von Berlin ging er nach Polen, und endlich nach Schleſien. Er verheyrathete daſelbſt ſeine Tochter Anna Eliſabeth die auch eine gute Malerin war, an einen ſeiner Schüler Namens Liſzka, der ein guter Hiſtorienmaler war. Er ſelbſt aber ließ ſich in dem Kloſter Leubus als ein Mönch einkleiden, malete daſelbſt eine große Anzahl vortreflicher Hiſtorienſtücke, die noch bis itzo in der dortigen Kirche und Kloſter vorhanden ſind, und ſtarb in dieſem Kloſter gegen Ende des vorigen Jahrhunderts.

Melchior Friedrich Winter Bau- und Mühlenmeiſter zu Ruppin, war in Waſſerbau ſehr erfahren. Er hat die Schleuſen zum neuen Graben zu Müllroſe unter Philipp de Chieſe Aufſicht gebauet, auch ſoll er die Schleuſen am alten Packhofe in Berlin haben bauen helfen.

b) Künſt-

(*) Siehe van Gool nieuwe Schouburgh Deel I. p. 58.

b) Künſtler unter König Friedrich I.

Unter dieſem Könige haben die ſchönen Künſte und der gute Geſchmack, in Berlin ſehr zugenommen. Er liebte die Pracht, und alles was in die Augen fällt, hieran hatten die Künſte Vortheil. Er fand, als er zur Regierung kam, ſchon verſchiedene obenerwähnte gute Baumeiſter und Maler in Berlin, er zog aber noch eine Menge Künſtler an ſeinen Hof, und ließ verſchieden junge Künſtler auf ſeine Koſten nach Italien und Frankreich reiſen, um in ihrer Kunſt vollkommner zu werden. Er bauete das Schloß zu Berlin und das zu Charlottenburg, er verſchönerte Potsdam, Oranienburg und andere Luſtſchlöſſer. Er vermehrte die Bildergallerie. Er ließ verſchiedene vortrefliche Bildſäulen verfertigen. Er errichtete die Akademie der Künſte, von deren ehemaligen und itzigen Zuſtande, wir hier auch kürzlich etwas erwähnen wollen.

Es hatten ſich bald nach Antritt der Regierung des damaligen Churfürſten um das Jahr 1690 verſchiedne Künſtler, unter denen Schlüter der angeſehenſte war, aus Liebe zur Kunſt zuſammen gethan, um eine Privatakademie zu errichten. **Auguſtin Terweſten** war auch von dieſer Geſellſchaft. Dieſer war es auch der Gelegenheit nahm, als der Churfürſt im Jahr 1694 über ein Gemälde von ihm ſeine Zufriedenheit bezeugte, die Vorſtellung zu thun, daß in Berlin könnte eine Akademie der Künſte, nach dem Muſter der Pariſer, errichtet werden. Der Churf. ließ ſich dieſen Vorſchlag nicht allein gefallen, ſondern trug auch Terweſten die Ausführung deſſelben auf, welcher mit Zuziehung Schlüters, den erſten Entwurf zu der Einrichtung der Akademie machte, den der Churfürſt approbirte und ſeinen erſten Miniſter **Eberhard von Dankelmann** zum Protector der neuen Akademie ernannte. Der Baumeiſter **Nehring** bekam alſo im Jahr 1695 Befehl das obere Stockwerk der Vorderfacade des Königl. Stalles auf der Dorotheenſtadt, zur Akademie einzurichten, Dieſes ward in ſechs Zimmer abgetheilet. In dem erſten (*) (nach der Stallſtraße zu,) ward die Jugend in den Anfangsgründen der Zeichenkunſt unterwieſen. Im zweyten Zimmer ward nach Gips gezeichnet. Das dritte Zimmer war der Conferenzſaal, in welchem ſich die Rectoren und übrige Mitglieder der Akademie verſammleten. Im vierten Zimmer ward die Jugend in der Geometrie, Perſpectiv- bürgerlichen und Veſtungsbaukunſt unterwieſen. Im fünften Zimmer ward die Anatomie und die Kunſt Gewänder in Falten zu legen, gelehret. In dem ſechſten Zimmer, (an der Ecke nach der Neuſtädtiſchen Brücke zu,) ward nach dem Leben gezeichnet. Dieſer Saal war rund, und theils mit Gemälden verſchiedener Mitglieder der Akademie, theils ſonderlich mit den Abgüſſen in Lebensgrößen der beſten antiken Bildſäulen und Gruppen, als des **Herkules, Apollo, Laokoon,** der **Venus** u. ſ. w. gezieret, welche auf Koſten des Churf. in Italien von **Geriken** waren verfertiget worden. Sie waren auf hölzerne Fußgeſtelle mit Rollen geſtellet, ſo daß ſie ohne viele Mühe konnten gedrehet und verſetzt werden. Der runde Saal war von allen Seiten mit Fenſtern erleuchtet, die man nach Belieben verhängen, und dadurch das Licht, ſo wie man es brauchte, geben konte. Wenn aber im Winter des Abends gezeichnet ward, ſo ward eine in der Mitte hängende ſehr helle Lampe angezündet. Das Modell war in die Mitte auf einer Erhöhung geſtellet, und rund herum gingen Banken ſtuffenweiſe in die Höhe, auf welchen an hundert zeichnende Perſonen gnugſamen Raum hatten, Alle dieſe Anſtalten wurden zwar ſchon im Jahre 1697 fertig, ſo daß ſie auch der Churfürſt beſahe, und ſein beſonderes Wohlgefallen dar-

über

(*) Ich folge in der Beſchreibung der Zimmer dem Houbraken, im Leben Terweſtens (Schouburgh Deel 3 S. 271.) Im alten u. neuen Berlin 2ter Th. S. 167, werden 7 Zimmer angegeben, und anders beſchrieben, vermuthlich aber iſt dieſe Beſchreibung nicht ganz richtig.

über bezeugte. Die akademiſchen Unterweiſungen nahmen auch ihren Anfang. Das Reglement der Akademie war aber noch nicht ganz in Ordnung gebracht und ward erſt den 11ten Julius im Jahr 1699, als die Akademie in Beyſeyn des Hofes öffentlich eingeweyhet wurde, publiciret. Dieſer Verzug rührte von den Streitigkeiten her, die unter den Mitgliedern wegen des Directorats entſtanden, und die folgende Veranlaſſung hatten. Der Herr von Dankelmann hatte es vielleicht Terweſten nicht ſogleich vergeben können, daß er wegen Einrichtung der Akademie den Churfürſten ſelbſt angetreten hatte, ohne deshalb ihn zu fragen, dis mochte wohl die Urſach ſeyn, warum er ohne des Churf. Wiſſen (*) im Jahr 1695 einen fremden Künſtler, den wegen ſeiner in Frankreich verfertigten Miniaturgemälde berühmten Joſeph Werner zum beſtändigen Director der Akademie berief. Dieſer kam im Jahre 1696 an, und zeigte ſogleich in ſeinem ganzen Betragen die Dreiſtigkeit eines Mannes, der von einem Favoriten war berufen worden. Er fand die Anſtalten zur Akademie meiſt fertig, er wolte aber das meiſte anders und nach ſeinem Eigenſinne eingerichtet haben. Die Mitglieder der Akademie, hatten die zu Erhaltung eines guten Vernehmens ſo ſchickliche Verabredung genommen, daß das Directorat jährlich abwechſelnd unter ihnen herum gehen ſolte. Werner aber verlangte, daß er beſtändiger Director ſeyn, und die übrigen Künſtler ſeine Untergebene ſeyn ſolten: dis konte nichts anders als Gelegenheit zu dem äußerſten Mißvergnügen geben. Terweſten und Schlüter, die ſich vom Anfang an, um die Einrichtung der Akademie ſo viele Mühe gegeben hatten, waren Künſtler, die, aufs beſcheidenſte zu reden, Wernern an Geſchicklichkeit nicht nachzuſetzen waren: außerdem waren ih-

re

(*) Dieſe Umſtände hat Werner ſelbſt an [illegible] [illegible] [illegible]. Siehe Füeßli Geſchichte der ſchweizeriſchen Maler [illegible] [illegible] [illegible] Th. S. 134.

re Werke als Zeugen ihrer Geſchicklichkeit jedermann in Berlin vor Augen, dahingegen **Werner** in Berlin kein Stück verfertigt hatte, woraus man ſeinen Vorzug hätte erkennen können, daher auch die übrigen Künſtler ungern unter ihm ſtehen wolten, hiedurch geriethen alle Angelegenheiten der Akademie in Unordnung. Unterdeſſen fiel der Herr **von Dankelmann** in Ungnade, und nach ſeinem Fall ward es kund, daß der Churf. von **Werners** Berufung zum beſtändigen Director gar nicht war unterrichtet geweſen [*]. Es ward daher das Reglement zu Stande gebracht, man ließ **Wernern** den Titel eines Directors, da die andern nur Rectoren hießen, aber die Aufſicht über die Akademie, ward ihnen jährlich wechſelsweiſe aufgetragen [**].

Die Akademie kam nun in einen blühenden Zuſtand in welchem ſie auch bis ins Jahr 1713 verblieb. Der König **Friedrich I.** ſtarb. König **Friedrich Willhelm** war bekanntermaßen mehr ein Beförderer der nützlichen als der angenehmen Künſte, daher dauerte die Akademie unter ſeiner Regierung zwar fort, aber in einem matten Zuſtande. Die Stellen der abgehenden Künſtler, wurden nicht durch andere Künſtler von gleichem Verdienſten erſetzet, aber die Unterweiſung der Lehrlinge ward fortgeſetzt, die beſtändig noch vielen Nutzen ſchafte. In dieſem Zuſtande befand ſich die Akademie, als im Jahre 1743 im Monat Julius in der Nacht in den unter den Zimmern der Akademie befindlichen Königl. Ställen ein unglücklicher Brand entſtand, der die ſämtliche Zimmer der Akademie, alle Gemälde, Zeichnungen, Gipsbilder, Kupferſtiche und ſonderlich die vortreflichen Abgüſſe der antiken Bildſäulen, und die Formen dazu, verzehrte, welchen unerſezlichen Schaden die Akademie noch bis izt empfindet. Die abgebrannte Facade ward zwar auf Befehl des Königs wieder aufgebauet, und halb der Akademie der Wiſſenſchaften und halb der Akademie der Künſte gewidmet, die leztere iſt auch kürzlich in dem Beſiz der für ſie beſtimmten Zimmer geſezt worden. Die Unterweiſung der Jugend geſchiehet bis izt in der Behauſung des izigen Directors der Akademie des Hrn. le Sueur, und die Akademie erwartet die gänzliche Wiederherſtellung ihres vorigen Glanzes von der Gnade des Königs.

---

[*] Siehe die angeführte Stelle aus Füeßli Geſchichte der Maler in der Schweiz.

[**] Das Reglement der Akademie vom 20ten Merz 1699, worin dieß ausdrücklich verordnet wird, findet man im europäiſchen Theater im 5ten Theil S. 730 u. folg. imgleichen in Gutthers Leben König Friedrichs I. (Breslau 1750 gr. 4to.) S. 187 u. folg.

Wir wollen nun die Künſtler von verſchiedner Gattung, die unter König Friedrich I. Regierung zu Berlin gearbeitet haben, kürzlich aufführen:

Baker ein geſchickter Bildhauer, der viel Bildſäulen nach Schlüters Modellen ausgeführet hat. Insbeſondere hat er an den Sklaven an der Bildſäule Churfürſt Friedrich Willhelms des Großen, auf der langen Brücke nach Schlüters Modellen gearbeitet.

Lorenz Auguſt von Balck, war Conducteur beym Schloßbau, ſonderlich unter Coſandern.

Johann Beckmann, ein Hiſtorienmaler, war Adjunctus der Königl. Malerakademie. Mehr iſt von ihm nicht bekannt [*].

C. A Bega, ein holländiſcher Landſchaftmaler, lebte in den lezten Jahren des vorigen Jahrhunderts in Berlin. Man trift in den Königl. Schlöſſern hin und wieder Landſchaften von ſeiner Arbeit an, ſo wie in den Cabinettern der Liebhaber, Handzeichnungen, die ſehr geachtet werden.

Abraham Begyn, ward in Holland im Jahr 1650 geboren [**]. Ein treflicher Maler, der Landſchaften, und Waſſer- und Landausſichten, malte, und mit Figuren Vieh und Gebäude artig auszuſtaffiren wuſte. Er verſtand die Baukunſt und Perſpectiv aus dem Grunde, daher er beſonders große Stücke zu malen geſchickt war. Er hielte ſich bis ins Jahr 1690 meiſtens im Haag auf, in welchem Jahre er nach Berlin als Hofmaler berufen ward. Der Churf. ließ ihn durch ſeine ſämtlichen Länder reiſen, um deſſen Schlöſſer und andere ſchöne Ausſichten abzuzeichnen, nach welchen Zeichnungen er hernach große Stücke malte, welche in den Sälen der Königl. Schlöſſer noch hin und wieder zu finden ſind. Er ſtarb in den erſten Jahren dieſes Jahrhunderts plötzlich zu Berlin an einem Schlagfluſſe [*].

---

[*] Siehe altes und neues Berlin 2ter Th. S. 170.

[**] Siehe van Gool nieuwe Schouburgh I. Deel S. 100.

Nicolaus Bruno Belau, ward zu Magdeburg im Jahr 1684 geboren. Er lernte die Malerey in Berlin bey Auguſtin Terweſten, malete verſchiedene Stücke im Schloſſe zu Berlin z. B. in dem großen Schlüterſchen Portal im innern Schloßhofe. Er ging hernach nach Italien, und hielt ſich auf der Zurückkunſt in Wien auf, wo er in den dortigen Schlöſſern verſchiedenes malte. Er kam endlich nach Berlin zurück, wo er Geſchichte und Bildniſſe malte. In der Berliner Gallerie ſind zwey Stücke mit Figuren in Lebensgröße von ihm, das eine ſtellt die Geſchichte Beliſars vor, das andere ein Gaſtmal des Kayſer Carls VI. in Wien gegeben. Belau begab ſich endlich nach Barby, wo er im Jahr 1747 ſtarb.

Samuel Bleſendorf, ein geſchickter Kupferſtecher, der nach den damals in Berlin lebenden Malern viele Bildniſſe ſtach, auch findet man in verſchiedenen damals in Berlin gedruckten Schriften viele Bildniſſ von ihm.

---

[*] Man könte faſt vermuthen daß er mit dem vorgehenden Künſtler eben dieſelbe Perſon geweſen. Vielleicht war er denn ein Sohn des Malers Cornelius Begyn (Siehe Deſcamps vies des Peintres Part. II. S. 239.) der ſeinen Geſchlechtsnamen Begyn, aus daſelbſt angeführten Urſachen in Bega veränderte. Vielleicht hieß er eigentlich Cornelius Abraham, welches das C. A. anzeiget.

Conſtantin Friedrich Bleſendorf, ein Bruder des vorigen, malte ſchön in Miniatur, und auch in Oel. Er zeichnete auch viel für Kupferſtecher, und ätzte ſelbſt verſchiedene artige Sachen in Kupfer. Auch hat er für **Schlütern** und **Eoſandern** viel ſaubere architectoniſche Riſſe gezeichnet. Er ſtarb etwa im Jahr 1754.

Johann de Bott, ward im Jahr 1670 in Frankreich von reformirten Eltern gezeuget. Er verließ Frankreich der Religion wegen, in ſehr jungen Jahren und begab ſich nach Holland, wo er bey dem Prinzen **Willhelm von Oranien,** als Cadet in Dienſte trat. Als dieſer Prinz den engländiſchen Thron beſtieg, ſo ging **Bott** mit ihm nach England, wo er bey der Armee bis zum Range eines Hauptmanns ſtieg. Er ward nicht allein zu verſchiedenen Befeſtigungsarbeiten gebrauchet, ſondern zeigte ſich auch in der Baukunſt, wie er denn an dem Bau des Schloſſes zu Whitehall, Antheil hatte. Als König **Willhelm** ſtarb, ging er in Brandenburgiſche Dienſte, wo er die Stelle eines Hauptmanns unter der Garde erhielt, und zugleich als Baumeiſter gebraucht ward. Sein erſtes Gebäude war das Zeughaus in Berlin, welches **Nehring** unvollendet gelaſſen, und **Grünberg** eine kurze Zeit nach **Nehrings** Riſſen fortgeſetzt hatte. **Bott** machte in der ganzen Anlage wichtige Veränderungen. Die Seite nach der Gieſſerey zu, ſollte nach **Nehrings** Riſſe rund werden. **Bott** aber machte ſie auch eckigt, und änderte verſchiedenes an den Facaden, wie ſchon oben angemerket, ſo daß das Zeughaus, ſo wie es itzt ſtehet, nach ſeinem Sinne angeordnet iſt. Im Jahr 1700 gab er bey dem Einzuge des neuen Königs **Friedrich I.** zwey von den ſieben Ehrenpforten an, die zu dieſem Einzuge gebauet wurden. Nachher machte er einen ſchönen Riß, ein neues Königsthor, anſtatt des alten zu bauen, auf welches die Bildſäule des Königs zu Fuß kommen ſollte. Der König hatte dieſen Bau genehmiget, Jacobi hatte auch die Bildſäule wirklich nach Schlüters Modell gegoſſen, aber dennoch iſt dieſer Bau nicht vor ſich gegangen. Den Riß zur Facade der neuen Stechbahn, hat er verfertigt, und ſolche im Jahr 1702 unter ſeiner Aufſicht bauen laſſen, die innere Einrichtung der Häuſer, ward der Willkühr der Eigenthümer überlaſſen. Bott hat noch mehrere Häuſer in Berlin gebauet, die man aber nicht genau angeben kann. In Potsdam bauete er im Schloſſe das ſchöne Portal mit der Kuppel, nach dem Markte zu, welches noch unverändert zu ſehen iſt. Nach König Friedrich I. Tode, blieb er in König Friedrich Willhelms Dienſte, der ihn zum Generalmajor ernennt. Er ward auch zum Commendanten zu Weſel ernannt, und ihm zugleich die Befeſtigung dieſes wichtigen Platzes aufgetragen, welche er auch vollführte, und daſelbſt auch das trefliche Berliner Thor bauete. Im Jahr 1728 trat er als Generallieutenant und Commandeur der Ingenieurs, in Königl. Pohlniſche und Churſächſiſche Dienſte. Er bauete verſchiedene Gebäude in Dreßden und auf der Veſtung Königſtein. Er ſtarb im Jahr 1745 den 2ten Januar zu Dreßden.

Joh. Babtiſta Broebes, war ein Franzoſe von Geburt, und hatte ſich von Jugend auf, eigentlich der Ingenieurkunſt befliſſen, ſich aber zugleich bey dem berühmten Johann Marot, auf die bürgerliche Baukunſt gelegt, und von demſelben Unterricht in der Kunſt in Kupfer zu ätzen bekommen. Um das Jahr 1690 kam er als Ingenieurhauptmann in Brandenburgiſche Dienſte, und that auch einige Feldzüge mit. Bey Errichtung der Akademie der Künſte, ward er zum Profeſſor der Baukunſt bey derſelben ernannt. Ob er in Berlin einige Gebäude wirklich gebauet, iſt unbekannt, ſoviel weiß man, daß er zu vielen großen und öffentlichen Gebäuden Angaben und Riſſe gemacht, weil aber mehrentheils die Entwürfe anderer Baumeiſter

meiſter gewählet wurden, ſo war er auf die damaligen berühmteſten Baumeiſter eben nicht gut zu ſprechen. Am meiſten iſt er bekant worden, durch die Plane und Aufriſſe der vornehmſten Königl. Schlöſſer, die er, (wie man ſagt auf Befehl König Friedrich I.) in Kupfer ätzte, und davon nach ſeinem Tode im Jahr 1733, 47 Blatt in groß Folio von **Johann Georg Merz**, Kupferhändler in Augſpurg unter folgendem Titel: Vues des Palais & Maiſons de Plaiſançe de S. M. le Roi de Pruſſe deſſinées & gravées par J. B. Broebes Ing. & Arch. de S. M. bekannt gemacht worden. Dieſe Riſſe dienen indeſſen mehr, aus Neugierde betrachtet zu werden, als daß ſie wirklich den damaligen Zuſtand der Königl. Schlöſſer vorſtellen ſollten, denn ſie ſind nicht allein unvollſtändig (z. B. Monbijou, Malcho u. a. fehlen, ſelbſt das Berliniſche Schloß iſt nicht vollſtändig darin,) ſondern es ſtehen auch viele Riſſe darin, die niemals ausgeführet worden, andere ſind verändert, theils weil ſie die Baumeiſter im Ausführen geändert, theils aus bloßem Eigenſinn des Hrn. Broebes, der öfters ſeiner Meinung nach, die Ideen der Baumeiſter hat verbeſſern wollen; da nun dieſes alles niemals angezeiget werden, ſo bringet es denjenigen, der nach dieſen Riſſen urtheilen will, ohne die Gebäude ſelbſt damit zu vergleichen, in die unausbleiblichſte Verwirrung. Selbſt die unterzeichnete Namen der Baumeiſter ſind ſehr unzuverläßig (*). Auch hat er ſelbſt in den Riſſen, ſonderlich in den Schlüterſchen, zuweilen allerhand kleine hämiſche Anmerkungen zum Nachtheil des Baumeiſters eingeſtreuet, die zwar für denjenigen, der dieſe

---

(*) Was das ſeltſamſte iſt, ſo findet man auf manchen Platten deutliche Spuren, daß die Namen der Baumeiſter hin und wieder ausgeſchlagen, oder weggebrochen, und dagegen geſetzt worden: Suivant le Deſſein de Br. oder Br. inv. & fecit. welches denn der Leſer nach Belieben, von der Erfindung des Riſſes ſelbſt, oder von der zum Kupferſtich gemachten Zeichnung verſtehen ſoll.

Riſſe genau unterſuchen will, merkwürdig ſind, aber (*) zeigen, wie gern er (öfters ohne Grund) gleichzeitige Künſtler verunglimpfen mögen. Er hat außer obigen Planen, noch verſchiedene andere Gebäude und Blätter radirt. Um das Jahr 1720 ward er nach Barby berufen, um an dem dortigen Pallaſte zu bauen, wo er einige Jahre nachher ſtarb.

Simon Bullard war ein Benedictinermönch in Frankreich, der ſich zugleich aufs Malen legte. Er nahm in der Schweiz die reformirte Religion an, und kam im Jahr 1699 mit Recommendation an Joſeph Wernern nach Berlin (**). Er ſoll wenig Erfindung gehabt und ſeine Hiſtoriſche Stücke gemeiniglich nach Kupferſtichen gemalt haben. Er malte unter andern im Jahr 1700 verſchiedene Gemälde an den oben erwähnten Ehrenpforten.

Michael Carree ward zu Amſterdam geboren, lernte bey ſeinen Bruder Heinrich Carree und Claß Berghem. Er zog nach England, kam aber wieder nach Amſterdam zurück. Von da, ward er nach A. Begyns Tode, vom König Friedrich I. zum Thier- und Landſchaftmaler berufen, auch zum Adjunct bey der Königl. Akademie der Künſte ernennet ward. Er liebte ſehr Ungewitter, wo der Blitz einſchlägt u. d. gl. zu malen, welches man in ſeinen Gemälden bemerkt. Wenn der König auf die Jagd ging, pflegt' er mitzugehen, da er denn verſchiedene Vorfälle nach dem Leben zeichnete, um ſie nachher in ſeinen Gemälden anzubringen. In Potsdam hängt von ihm ein Stück, welches einen Thiergarten mit verſchiedenen Herſchern vorſtellet. Nach König Friedrich I. Tode bekam er ſeinen

---

(*) Wir haben ſchon oben S. 64 von den auf No. 46 abgezeichneten Verſtärkungen des Münzthurms erwähnet, die zwar für einen Bauverſtändigen ſehr merkwürdig ſind, aber nebſt den mit verkehrtem Gemüth geſchriebenen ſpöttelnden Anmerkungen, bloß gezeichnet worden, um ſich über Architecten aufzuhalten.

(**) Siehe Füeßli Geſchichte der Mahler in der Schweiz 4ten Theil S. 187.

ſeinen Abſchied und ging nach Holland zurück, wo er im Jahr 1728 zu Alcmar ſtarb.

Peter Cauliz, ward in Berlin von ſehr armen Eltern gebohren, und von ihnen als Trommelſchläger unter das Dörflingiſche Dragonerregiment gegeben. Er erhielt aber bey einer Reduction den Abſchied und kam bey einem jungen Maler in Dienſte, der eben nach Rom ging, hier war er äußerſt fleißig, machte mit vielen guten Malern Bekanntſchaft und legte ſich aufs Landſchaftsmalen. Nach ſeiner Zurückkunft ward er zum Königl. Hofmaler ernannt, und ſind von ihm noch viel ſchöne Landſchaften in den Königl. Schlöſſern, ſonderlich zu Potsdam, vorhanden. Er ſoll viele Zeichnungen von C. A. Bega beſeſſen und ſich darnach gebildet haben (*). Er arbeitete auch in Moſaik und ſtarb zu Berlin im Jahr 1619.

Cayart ein Franzoſe von Geburt, hatte als Ingenieur in Frankreich unter dem Feldmarſchall von Vauban gearbeitet. Er kam als Ingenieur in Brandenburgiſche Dienſte und ward von Nehringen beym Bau der langen Brücke zu rathe gezogen. Er ſtieg endlich bis zum Grade eines Oberſten. Bauete in den Jahren 1701 bis 1705 die franzöſiſche Kirche auf der Friedrichsſtadt, auf Verlangen der Gemeine nach dem Modell der Kirche zu Charenton, die von des Broſſes im Jahr 1624 erbauet und im Jahr 1685 wieder eingeriſſen ward. Doch verbeſſerte er verſchiedenes, ſonderlich am Portal nach dem Markte zu. Er hat auch angefangen Weſel zu beveſtigen (**).

Renatus Charpentier. Ein Bildhauer zu Cuillé in Anjou, im Jahr 1677 gebohren, kam mit Bott nach Berlin, und hat verſchiedene Gebäude, die derſelbe gebauet, mit Bildhauerey gezieret, ſo ſind z. B. die Zierrathen, des von Bott gebaueten Portals zu Potsdam von ihm. Er ging hernach nach Frankreich zurück, wo er im Jahr 1713

(*) Siehe Nachrichten von Künſtlern S. 11.

(**) Siehe Sturms Reiſeanmerkungen. Augsburg 1716 fol. S. 76.

durch eine Bildſäule des Meleager, in die Akademie aufgenommen ward, er hat nachher in Paris verſchiedene vortrefliche Bildſäulen verfertigt und ſtarb im Jahr 1723.

de Coxie. War vermuthlich aus den Niederlanden gebürtig. Malte nach van Dyks Manier ſehr gut. Von ihm iſt das Deckenſtück der Bildergallerie im Schloſſe zu Berlin, welches die vornehmſten Thaten König Friedrich I. vorſtellet, insbeſondere aber die ſchöne Kapelle zu Charlottenburg im Jahr 1708, mit Oelfarben auf Kalk gemalt. Man findet auch in mehrern Königl. Schlöſſern Stücke von ihm; auch hat er einige hiſtoriſche Titel vor Bücher gezeichnet, die von Wolfgang geſtochen worden.

Martin Friedrich Creuz, Königl. Kammerrath und Landbaumeiſter, hat in und um Berlin verſchiedene Gebäude gebauet.

Gerard Dagly aus Lüttich gebürtig, ein berühmter Lackirer, der den Titel eines Königl. Intendanten der Königlichen Gebäude hatte. Er konte den chineſiſchen Lack nachmachen. Die Schränke in den Königl. Antiquitätencabinette ſind von ihm lackiret, desgleichen verſchiedene Sachen ſonſt im Königl. Schloſſe. Er unternahm auch die Gemälde in der Königl. Gallerie, mit einem Firniß zu überziehen, ſo ihm aber ſchlecht gelang (*).

Paul Decker, zu Nürnberg im Jahr 1677 geboren, ging im Jahr 1699 nach Berlin, um von Schlütern die Baukunſt zu erlernen, in deſſen Hauſe er auch wohnte, und von ihm bey dem Schloſſe und andern Gebäuden zur Ausführung gebraucht ward. Er hat im Jahr 1703 das Königl. Schloß, ſo wie es nach Schlüters Gedanken hatte ſollen ausgeführet werden, mit J. W. Heckenauers Beyhülfe auf ſechs Blättern in Kupfer geſtochen (**). Im Jahr 1706 ging er wieder nach Nürnberg und ſtarb im Jahr 1713 als Hofbaumeiſter zu Bayreuth. Joh.

(*) Siehe hievon mit mehrerem die Nachrichten von Künſtlern S. 32.

(**) Wir haben aller angewandten Mühe ohngeachtet, dieſe Abbildungen noch nicht können anſichtig werden.

Johann Babtiſta Gayot Dübuiſſon, ein treflicher Blumen- und Fruchtemaler, aus Frankreich gebürtig. Lebte lange zu Neapel, und hernach zu Rom, wo Pesne ſeine älteſte Tochter heyrahete. Als dieſer nach Berlin zog, nahm er ſeinen Schwiegervater mit, der hernach nach Dreßden und Warſchau ging, an welchem leztern Orte er in hohem Alter ſtarb.

Carl Sylva Dübois, im Jahr 1668 zu Brüſſel geboren, kam als Hoftanzmeiſter nach Berlin. Er hatte ein ungemeines Talent zum Landſchaftsmalen. Er malte in Ruisdaels Manier, und einige von ſeinen Stücken ſind von ſeinem vertrautem Freunde Anton Pesne mit Figuren ausſtaffiret worden. Er ſtarb in Cöpenick im Jahr, 1753.

Ebert, malte kleine Stücken auf Kupferplatten und war auch in der Mechanik geſchickt. Er ſtarb im Jahr 1727 in einem hohen Alter.

Johann Friedrich Eoſander Freyherr von Göthe, war ein geborner Schwede. Es iſt nicht bekant auf was Art er an Churf. Friedrich III. Hof gekommen. Die gemeine Sage indeſſen iſt, daß er, als Ingenierhauptmann bey der Armee, zuerſt in Brandenburgiſche Dienſte getreten ſey, welches wahrſcheinlich iſt, weil er beſtändig in Kriegsdienſten geblieben, und auch den Graden nach geſtiegen iſt, denn im Jahr 1701 ward er Major, um das Jahr 1703 Obriſtlieutenant, im Jahr 1705 war er ſchon Obriſter und Generalquartiermeiſter von der Armee und um das Jahr 1712 war er Brigadier. Der Churf. ließ ihn nach Italien und nach Frankreich reiſen, aus welchem Lande er (*) im Jahre 1699 zurück kam. Nach ſeiner Zurückkunft ward ihm die Direction der Decorationen der Opern aufgetragen, die damals auf dem Stalle in der breiten Straße aufgeführet wurden. Er gab auch ver-

---

(*) Siehe Bekers Schriften. 1ter Th. S. 633.

ſchiedene der Ehrenpforten an, die die Stadt Berlin im Jahr 1700 beym Einzuge König Friedrich I. errichten ließ. Er bauete auch vieles zu Oranienburg, ſonderlich die daſige Orangerie und Favorite, darauf ward ihm die Seitenflügel des Schloſſes zu Charlottenburg zu bauen aufgetragen, da Schlüter ſchon vorher das Corps de Logis gebauet hatte, auf welches **Eoſander** die Kuppel über dem Haupteingange ſetzte. Die Orangerie zu Charlottenburg wollen einige **Schlütern** zuſchreiben, wovon man doch nicht zuverläßig Nachrichten hat, und es iſt aber wahrſcheinlicher, daß ſie **Eoſander** gebauet habe, da man den ſchönen mittelſten Salon dieſer Orangerie im Europäiſchen Theater abgebildet ſiehet, wo **Eoſander** nichts bekant zu machen pflegte, was von andern Künſtlern gebauet worden, am wenigſten aber von Schlütern, auf den er höchſteiferſüchtig war. **Eoſander** gab ferner das prächtige Trauergerüſte im Dohm an, bey der Beerdigung der Königin **Sophia Charlotte**, desgleichen hernach bey der Beerdigung König Friedrich I. Im Jahr 1704 [*] ward er zum König **Carl XII.** von Schweden der dazumal bey Warſchau ſtand, mit Friedensvorſchlägen abgeſchickt, und da er bey dem Könige wenig Gehör fand, ſo ward er in gleicher Abſicht nach Stockholm geſendet, um den Senat zu erſuchen, den König zu friedliebenden Geſinnungen zu bewegen. Man hatte ihn zu dieſer Geſandſchaft gewählet, weil er ein geborner Schwede war. Bey ſeiner Zurückkunſt im Aprill des Jahres 1704, ward er zum Oberaufſeher (Surintendant) der Königl. Gebäude ernennet. Er bauete um dieſe Zeit das Luſtſchloß Monbijou für den Grafen von Wartenberg, das er nachher, als der Graf in Ungnade fiel, und die Cronprinzeſſin dis Luſtſchloß erhielt, mehr erweiterte. Im Jahre 1706 ward der Charlottenburgiſche Schloßbau fertig und Eoſander unternahm einen Canal von Schönhauſen zu graben, der im Thiergarten in die Spree fallen ſollte, damit man auf dieſe Art von Schönhauſen nach Charlottenburg zu Waſſer fahren könnte, aber er hatte nicht richtig nivellirt, ſo daß wenig Waſſer in den Canal floß, und derſelbe von dem lockern Erdreich bald völlig verſandet ward. In eben dem Jahre ward er nebſt dem Profeſſor Sturm in Frankfurt, und dem Baudirector **Grünberg** ernennet, um über den fallenden Münzthurn, ihr Gutachten zu geben. Da er ſeit langen Zeiten auf Schlütern eiferſüchtig geweſen [*], als der bisher das Königl. Schloß gebauet hatte, und nebſt de Bott der einzige war, der in Berlin ihm an Geſchicklichkeit gleichzuſchätzen, wo nicht vorzuziehen war, ſo nahm er dieſe Gelegenheit wahr, Schlütern nach der äußerſten Strenge zu behandeln. **Eoſandern** ward hierauf die Fortſetzung des Schloßbaues aufgetragen, der ſodann die Seite nach der Freyheit, mit dem großen Portale, und die etwas hervorſpringende Seite der Facade nach dem Luſtgarten, desgleichen die ſchöne auf Säulen ruhende Treppe die zur Churmärkiſchen Kriegs- und Domainenkammer führet, und die drey innern Seiten des Schloßhofes [**] bauete. Mitten unter dieſem wichtigen Baue, ward er im Jahr 1712 abermal zum König **Carl XII.** von Schweden, nach Bender, mit Friedensvorſchlägen abgeſchickt; kaum war er zurückgekommen, ſo ſtarb König **Friedrich I.** im Jahr 1713, und weil ſein Nachfolger, **Eoſanders** Beſoldung (ſo wie aller anderer Künſtler) verringern wollte, ſo ging er im

---

[*] Siehe Theatr. europ. 17ter Th. 1720 S. 108.

---

[*] Gleichzeitige Künſtler beſchreiben (wir ſagen es ungern) Eoſandern in ſchriftlichen und mündlichen Nachrichten, als einen ſehr eitlen und gegen verdiente Künſtler neidiſchen Mann; einigermaßen wird dieſe Sage durch verſchiedene Stellen im europäiſchen Theater, und ſonſt beſtätiget. Schlütern hingegen beſchreibet man gerade als das Gegentheil, der allen Künſtlern wo er nur konnte, aufzuhelfen ſuchte. Wie ſich Eoſander bey der Commißion, wegen des Münzthurms aufgeführet, kann man in Sturms Prodr. Archit. Vorrede S. 3 nachſehen.

[**] Siehe oben S. [illegible].

Jahre 1714 in Schwediſche Dienſte, wo er Generalmajor ward. Der Schloßbau war aber noch nicht ganz fertig, und ward von einem andern Baumeiſter, (vielleicht de Bott,) im Jahr 1716 ſo weit geendigt, als er itzt erſcheinet. **Coſander** half im Jahre 1715 Stralſund, wo Carl XII. in Perſon war, vertheidigen, ward nach Eroberung dieſer Veſtung zum Preuſſiſchen Kriegsgefangnen gemacht, und erhielt die Erlaubniß auf ſein Ehrenwort nach Frankfurt am Mayn ſich zu begeben, woher ſeine Gemahlin, eine geborne **Merian**, (der der Merianſche Bücherverlag gehörte,) gebürtig war. Hier gab er den erſten Theil eines Werks, unter dem Titel: **Kriegsſchule oder der deutſche Soldat**, heraus. Er hatte aber theils durch eine allzuprächtige Haushaltung, theils durch eine unglückliche Neigung zur Alchymie [*] ſeine häusliche Umſtände ſo ſehr in Unordnung gebracht, daß auch ſelbſt der ganze bisher ſo einträgliche Merianſche Bücherverlag darüber gänzlich zu Grunde ging. Dis bewog ihn durch ſeinen ehemaligen berliniſchen Freund, den bekanten Oberceremonienmeiſter Beſſer, ſächſiſche Dienſte zu ſuchen, die er auch erhielt und im Jahr 1722 Generallieutenant ward, er ging alſo nach Dreßden, wo er im Jahr 1729 ſtarb.

Raimond Falz ein berühmter Medailleur, ward im Jahr 1658 zu Stockholm geboren, und brachte ſeine Kunſt in Paris zur Vollkommenheit. **Friedrich III.** berief ihn im Jahr 1688 nach Berlin, wo er verſchiedne ſchöne Münzen verfertigte [**]. Er ſtarb den 21ten May im Jahr 1703.

Peter Fromery. Ein ſehr künſtlicher Büchſenmacher und Eiſenarbeiter Er ward zu Sedan geboren, ging der Religion wegen aus Frankreich und kam in Berlin im Jahr 1668 an. Er ſtarb zu Berlin im Jahr 1738 einige 80 Jahre alt. Es ſind Sachen von ihm in der Kunſtkammer befindlich.

Sa

---

[*] Siehe Lorens Schriften 1ter Th. S. [illegible].

[**] Man findet ſie ſämmtlich in dem oben angeführten Leben König Friedrich I. aus Münzen, von Wülther [illegible]. Berl. 1752 in 4to.

Samuel Theodor Gerike, war im Jahr 1665 zu Spandau geboren und lernte die Malerey bey **Rütger van Langerveld**. Er ward vom Churf. **Friedrich III.** um das Jahr 1694 nach Rom geſchickt, um daſelbſt nebſt **Elias Terweſten**, unter Päbſtlicher Erlaubniß die vornehmſten antiken Bildſäulen zum Nutzen der neuanzulegenden Akademie in Gips abformen zu laſſen. Er hielt ſich deshalb einige Jahre in Italien auf, und nahm dieſe Zeit mehr, um unter **Carl Maratti** die Malerey zu ſtudiren. Er brachte bey ſeiner Zurückkunft nicht allein die großen Modelle der antiken Bildſäulen, nebſt den Formen, ſondern auch viele andere Kunſtſachen, als Abgüſſe von halberhobenen Arbeiten, Gemälde, Kupferſtiche und Zeichnungen zum beſten der neuen Akademie mit, zu deren Rector er hernach ernannt ward. Dis war auch nebſt der Ausgabe einiger Ueberſetzungen von theoretiſchen Werken ſeine gröſten Verdienſte; denn ob er gleich auch viele Deckenſtücke und andere hiſtoriſche Gemälde in den Königl. Schlöſſern, desgleichen auch den Altar in der Nicolaikirche gemalt hat, ſo mangelt es doch allen ſeinen Compoſitionen an Geiſt, und ſie werden von Kennern nur für mittelmäßig gehalten. Er ſtarb im Jahr 1730 zu Berlin.

Johann Georg Glume ward im Jahr 1679 zu Wansleben im Magdeburgiſchen geboren. Er war ein guter Bildhauer der vieles nach Schlüterſchen Modellen und ſonſt gearbeitet hat. Er ſtarb im Jahr 1765. Seine drey Söhne werden unten vorkommen.

Martin Grünberg, war aus Preußiſch Litthauen gebürtig. Er iſt etwa um das Jahr 1660 geboren. Sein Vater der ein Förſter war und ſeinem Sohn zur Jägerey erziehen wolte, daher er ihn frühzeitig die Mathematik in allen ihren Theilen lehren ließ; bey dieſer Gelegenheit aber ward in ihm eine ſo große Liebe zur Baukunſt erreget, daß er alle ihm vorkommende Riſſe nachzeichnete, und beſchloß, ſich der Baukunſt gänzlich zu widmen. Er ging um darin vollkommer zu werden, nach Berlin wo er, weil ſeine Gaben bald bekannt wurden, auf Koſten des Hofes (in den lezten Jahren der Regierung Churf. Friedrich Willhelms, oder den erſten Regierungsjahren Churf. Friedrich III.) nach Itallen und Frankreich reiſete, um die Baukunſt in den be ſten Muſtern zu ſtudiren. Nach ſeiner Zurückkunſt ward e als Hofbaumeiſter bey Churfürſtlichen Gebäuden gebraucht, und nach Nehrings Tode, erhielt er die Stelle eine Baudirectors, und ward auch bey Errichtung de Königl. Societät der Wiſſenſchaften, Mitglied derſelben. Er hat im Anfange dieſes Jahrhunderts viele Gebäude i Berlin gebauet, z. B.

Das Obſervatorium, der Königl. Societät der Wi ſenſchaften, vom Jahr 1700 bis 1703. Nehring ha den ganzen Stall gebauet. Das Obſervatorium abe ward von Grünberg nach deſſen Tode errichtet [*].

Die Parochialkirche in der Kloſterſtraße war i Jahr 1695 nach Nehrings Riſſen angefangen worden weil aber wie ſchon erwähnet, das Gewölbe ohne hinläng liche Strebepfeiler allzukühn gewölbet war, ſo fiel im Jah 1698 ein Theil davon ein, und da Nehring kurz da auf ſtarb, ſo ward die Aufſicht über den Bau Grünbe gen aufgetragen, der aus Vorſicht das Gewölbe mit viele Strebepfeilern verwahrte, ob er gleich einen Theil deſſelbe nur von Holz aufführte. Das Portal hat er auch ga geändert, denn da es nach Nehrings Angabe vier kori thiſche freye Säulen, die mit einem Fronton gedeckt w ren, und drey Eingänge haben ſollte, ſo hat Grünber nur einen Eingang mit zwo joniſchen Säulen verzier die einen kleinen Fronton tragen, und vier joniſche Wan pfeiler die eine Attica unterſtützen, über welche ſich d Thurn erhebt, der bis ins erſte Stockwerk auch von Grü

berg

---

[*] Siehe Kappens Sammlung von Briefen zwiſchen Leibniz u Jablonsky. Leipzig 1745 gr. 8vo. S. 155 u. 185.

bergs Anlage iſt, da das obere von Gerlach gebauet worden. Dieſe Einrichtung des Portals iſt zwar an ſich gut, und entſpricht dem Thurne der darauf geſetzt iſt, aber es iſt auch nicht zu läugnen, daß **Nehrings** Idee weit edler und ſchöner war, und alſo zu wünſchen wäre, daß ſie **Grünberg** hätte beybehalten und den Thurn darnach einrichten wollen. Die Kirche ward im Jahr 1703 eingeweyhet.

Zu der **neuen Kirche** auf der Friedrichsſtadt verfertigte er den Riß, und nach demſelben bauete ſie Simonetti im Jahr 1701. Sie iſt merkwürdig, weil ſie ein Fünfeck iſt.

Das **Friedrichshoſpital** in der Stralauerſtraße, ward im Jahr 1702 zu bauen angefangen, die Kirche und den Thurn aber, baute nach ſeinem Tode Gerlach.

Das **Cöllniſche Rathhaus**, welches ſeiner Abſicht nach, einen ſchönen Thurn nach der breiten Straße zu, haben ſollte, iſt auch von ihm gebauet, desgleichen hat er viele Privathäuſer in der Stadt gebauet. Er ſtarb im Jahr 1707. In Vogels moderner Baukunſt 1708 Fol. ſind verſchiedene Gebäude die er auswärts gebauet, in Kupfer geſtochen. Nach **Nehrings** Tode hat er eine kurze Zeit die Aufſicht über den Bau des Zeughauſes zu Berlin gehabt, den hernach de Bott erhielt.

Andres Haid. Ein Goldſchmidt aus Augſpurg, machte in Berlin viele künſtliche getriebene Arbeit in Silber und Kupfer; er arbeitete insbeſondere viel an der groſſen ſilbernen Wandleuchtern, die in den Paradezimmern des Königl. Schloſſes hängen. Er war auch Adjunct der Akademie der Künſte. Er war der Vater der nachher in Dreßden berühmt gewordenen Miniaturmalerin und Zeichnerin **Anna Maria Wernerin.**

Johann Georg von Hamilton, der mitlere unter drey Brüdern, die der Malerey Ehre machen. Er malte Pferde, Geflügel, Blumen, Früchte u. ſ. w. Nach Friedrich I. Tode ging er nach Wien, wo er in hohem Alter geſtorben iſt.

Jacob Willhelm Heckenauer, ein Kupferſtecher aus Augsſpurg, der verſchiedene Bildniſſe, und auch wie oben gemeldet das Berliner Schloß auf ſechs Blättern mit Deckern geſtochen hat.

Henzi und **Herfort**, waren Bildhauer, die vieles nach Schlüterſchen Modellen verfertigt, unter andern auch an den Sklaven auf der langen Brücke gearbeitet haben.

Hülot ein Bildhauer, der mit de Bott aus Frankreich gekommen war, von ihm ſind die vier Bildſäulen, die vor der vorderſten Facade des Zeughauſes ſtehen. Bott nahm ihn auch mit nach Weſel, wo er an dem Berliner Thore gearbeitet hat. Er iſt endlich nach Frankreich zurück gegangen, wo man in den Garten zu Verſailles marmorne Vaſen von ihm findet (*).

Joh. Jacobi. Ein ſehr geſchickter Gießer, ward im Jahr 1664 zu Homburg vor der Höhe geboren, und lernte, um das Jahr 1679 das Schmiedehandwerk; weil er in Nebenſtunden die franzöſiſche Sprache erlernet hatte, ſo wanderte er als Geſelle nach Frankreich, er bekam daſelbſt Schmiedearbeit in der Königl. Gießerey, dadurch ward er dem berühmten Balthaſar Keller, Aufſeher der Königl. Gießerey, bekannt, der weil er einen beſonders fähigen Geiſt an ihm bemerkte, ihn zur Gießerey anführte. **Jacobi** kam etwa um das Jahr 1697 nach Berlin, und weil der damalige Königl. Gießer, den Guß der Bildſäule Churf. Friedrich Willhelms des Großen, zu übernehmen ſich nicht getrauete, ſo bot ſich **Jacobi** dazu an, und verrichtete auch den Guß nach Schlüters Modell im Jahr 1700 ſehr glücklich. Im Jahr 1703 ward die Bildſäule eingeweyhet, und er ward darauf zum Inſpector der Königl. Gieße-

---

(*) Siehe Voyage pittoresque des Environs de Paris S. 115.

Gießerey ernennet. Er goß denn auch die Bildſäule König Friedrich I. nach Schlüters Modell, ingleichen ſehr viele Kanonen, worunter die beyden großen Stücke, Aſia und Afrika genannt, waren, die aber hernach eingeſchmelzt wurden. Er ſtarb im Jahr 1725 (*).

Michael Kemmeter, aus Regensſpurg gebürtig. Ein beſonders geſchickter Zimmermeiſter, der verſchiedene gute hölzerne Gebäude, und zum Theil künſtliche Dächer in und um Berlin verfertigt, z. B. das fünfeckigte Dach auf der Stallkirche.

Carl King ein Engländer und guter Bildhauer. Er arbeitete ſauber in Holz. Man ſiehet in Charlottenburg in der getäfelten Gallerie des alten Flügels, ſchöne Frucht- und Blumengehänge von ſeiner Arbeit. Er ſtarb im Jahr 1756 in einen hohem Alter.

Paul Carl Leygebe, des obigen Gottfried Leygebe zweyter Sohn. Ward im Jahr 1664 zu Nürnberg geboren und kam mit ſeinem Vater im Jahr 1668 nach Berlin. Er war Profeſſor der Anatomie bey der Malerakademie, und in Pferde- und Jagdmalereyen ſehr geſchickt. Im Schloſſe zu Potsdam ſieht man ein großes Stück wo Churf. Friedrich Willhelm der Große auf einem Triumphwagen, von vier weißen Pferden gezogen, erſcheinet; dieſes Stück wird ihn in der Nachricht von Künſtlern S. 61 zugeſchrieben, da andere es vor Vaillants Arbeit halten. In Deſſau ſiehet man verſchiedene große Jagdſtücken von ihm, in welche Pesne die Bildniſſe und Figuren gemalt. Er lebte noch im Jahr 1730 (**) in Berlin.

Georg Liſiewsky. Ein guter Bildnißmaler, der ſeine Kunſt meiſt eignem Fleiße zu danken hatte. Er ward in Polen im Jahr 1674 geboren und ſtarb zu Berlin, in einen hohem Alter.

Theo-

(*) Siehe Hamb. Magaz. 12ter Band S. 567 u. folg.

(**) Siehe Doppelmayr von Nürnbergiſchen Künſtlern S. 239.

Theodor Lubienietzky. Ward zu Cracau im Jahr 1653 geboren, lernte die Malerey in Hamburg und hernach in Holland bey Laireſſe. Ging nach Florenz, von da er nach Berlin berufen ward, wo er Kammerjunker, auch Hofmaler und Rector der Akademie ward. Er malte Hiſtorien und Landſchaften. Man findet in den Königlichen Schlöſſern, und ſonſt noch verſchiedenes von ſeiner Arbeit. Er ging im Jahr 1706 nach Polen, wo er geſtorben iſt.

Michael Madderſteg, ein Schüler von **Bakhuyzen**, malte Seeſtücken, Seeſchlachten und war zugleich ein treflicher Schifbaumeiſter. **König Friedrich** I. ließ von ihm eine Fregatte die 82 Fuß lang, 23 Fuß breit war und 22 Kanonen führte, in Holland bauen, und dieſes Schiff (*) nach Berlin auf die Spree bringen. **Madderſteg** hatte es mit vortreflicher Bildhauer- und Malerzierrathen verſehen, und kam dadurch in Königl. Dienſte als Schiffbaumeiſter und Maler. Er hielt ſich geraume Zeit in Berlin auf, ging aber nach Amſterdamm zurück wo er im Jahre 1709 ſtarb.

Johann Chriſtoph Merk, aus Hall in Schwaben gebürtig. Malte Bildniſſe, auch Thiere und Jagdſtücken. Er war Adjunct der Akademie der Künſte. **König Friedrich Willhelm** ließ ihn in Potsdam ſehr viele von ſeinen großen Grenadieren von ihm in Lebensgröße malen, dergleichen Stücke man itzt noch hin und wieder in den Häuſern in Berlin ſiehet.

Nicolaus Molwitz. Ein ſehr geſchickter Mechanicus, (**) hat in Berlin ſonderlich beym Schloßbau verſchiedene ſinnreiche Maſchinen angegeben, und ſoll auch die Waſſerleitung zur Vollkommenheit gebracht haben, wodurch von der Werderſchen Mühle vermittelſt eines Rades

das

(*) J. G. Wolfgang hat es in Kupfer geſtochen.

(**) Siehe Marpergers Leben der Baumeiſter S. 485 bis [illegible].

das Waſſer in einen großen Waſſerbehälter auf dem Dache, getrieben, und von da in alle Gänge des Schloſſes vertheilet wird.

Balthaſar Permoſer ein berühmter Bildhauer aus Bayern gebürtig, der mehr unter ſeinem Vornahmen **Balthaſar**, bekannt iſt. Er war im Jahr 1650 gebohren, lernte die Bildhauerey zu Salzburg, und hielt ſich hernach 14 Jahr in Italien auf. Er kam im Anfange dieſes Jahrhunderts nach Berlin, wo er für den König zwo kleine Bildſäulen von Marmor machte, deren eine den kleinen Cupido mit dem Bogen, und die andere, den kleinen Herkules der die Schlangen zerdrückt, vorſtellen; (*) er verfertigte ferner, eine Gruppe von Adam und Eva (**). Er hatte auch in der Petrikirche ein trefliches Grabmal des berühmten Steinſchneiders Raimund Falz, verfertigt, welches aber in dem unglücklichem Brande im Jahr 1730 vernichtet worden. Er hatte auch einen Schüler der verſchiedenes in Berlin gearbeitet hat, Namens Alfanz, aus Wien gebürtig, von ihm ſind die beyden Löwen über der Gatterthür des Gräflich Walliſchen Pallaſts in der Willhelmsſtraße und die daſelbſt befindlichen 10 Vaſen. Balthaſar ging von Berlin nach Dreßden wo er im Jahr 1732 ſtarb.

Anton Pesne ward im Jahr 1683 zu Paris geboren, lernte die Malerey bey ſeinen Vater der, ein Bildnißmaler war, und bey ſeiner Mutter Bruder, dem Geſchichtmaler **la Foſſe**. Er ging ſodann nach Italien, wo er im Jahr 1707 in Venedig, den **Freyherrn von Knyphauſen** malte, der nach ſeiner Zurückkunft das Bild dem Könige zeigte, der ihn im Jahr 1710 als Hofmaler nach Berlin berief. Unter König Friedrich Willhelms Regierung beſchäftigte er ſich meiſt mit Bildniſſen, die bekanntlich von hoher Schönheit ſind, that auch eine Reiſe nach England. Unter Regierung des itzigen Königs, malte er verſchiedene

---

(*) Sie ſtehen beyde itzt in der Porcellankammer zu Charlottenburg.

(**) Iſt in dem gräflich Reußiſchen Garten befindlich.

Deckenſtücken in den Königl. Schlöſſern, und Hiſtorienſtücke. Auf Befehl des Königs muſte er ein groſſes Stück, den Raub der Helena verfertigen, welches, da er es nach ſeinem im Jahr 1757 erfolgten Tode unvollendet hinterließ, von B. Rode geendigt worden (*).

Roßi ein Maler aus Raguſa gebürtig, hat in Berlin und in Charlottenburg perſpectiviſche und Architecturſtücke gemalt (**).

Willhelm Friedrich (***) van Roye. Ein geſchickter Blumen- und Fruchtmaler der im Jahr 1654 zu Harlem geboren ward. Er ward in den lezten Jahren des vorigen Jahrhunderts nach Berlin berufen, wo er Churfürſtlicher Hofmaler und Rector der Malerakademie ward.

Saponius. Schlüters Lehrmeiſter in Danzig, den hernach ſein geweſener Schüler nach Berlin berief und ihm beym Schloßbau Arbeit gab.

Philipp Sauerland. Ward im Jahr 1677 zu Danzig geboren und ein guter Thiermaler. Hielt ſich im Anfange dieſes Jahrhunderts einige Jahre in Berlin auf und gieng nachher nach Breßlau, wo er vor einigen Jahren geſtorben iſt.

Johann Schlurch und Gottfried Spiller, zween künſtliche Glasſchneider, welche Jagden, Schlachten und Geſchichte ſehr zierlich in Glas geſchnitten haben, wovon unter andern verſchiedenes in der Berliniſchen Kunſtkammer befindlich iſt.

Anton Schoonjans, ein Hiſtorienmaler. Ward im Jahr 1655 zu Antwerpen geboren, hat viel in Düſſeldorf gemalet, und iſt auch an vielen andern deutſchen Höfen geweſen. Im Jahr 1709 war er in Berlin. In Charlotten

---

(*) Es ſtehet im neuen Schloſſe zu Potsdam.

(**) Vielleicht iſt es der Bonaventura Roßi, den Füeßli im Suppl. ſeines Lexicon S. 240 anführt.

(***) Im Gundlings Leben Friedrich I., wird er S. 187 vermuthlich au einem Schreibfehler Willhelm Heinrich genennt.

lottenburg ſiehet man ein Stück von ſeiner Arbeit. Er ſtarb zu Wien im Jahr 1726.

Andreas von Schlüter, ward im Jahr 1662 oder 1663 zu Hamburg geboren. Sein Vater war ein mittelmäßiger Bildhauer, der ſich zu Schiffe nach Danzig begab, um ſich daſelbſt zu ſetzen, und ſeinen Sohn in ſehr jungen Jahren mit ſich dahin nahm. Da der Vater einige Zeit nachher ſtarb, ſo ward der Sohn einen Bildhauer zu Danzig, Nahmens **Sapovius** in die Lehre gegeben, hier zeigte er bald ſeine ungemeine Gaben zur Bildhauerkunſt. Er reiſete auch, um ſich ferner zu bilden nach Italien, hielt ſich auch kurze Zeit in Frankreich auf. In Italien ſtudirte er insbeſondere die Werke des **Michael Angelo**, und legte ſich auch nach den Beyſpiele dieſes großen Mannes zugleich auf die Baukunſt, darin er ungemeine Einſichten erlangte. Es iſt nicht bekannt wie lange er ſich auf Reiſen aufgehalten, doch ungefehr um das Jahr 1692, kam er nach Berlin, wo er in die Dienſte des Churfürſten als Hofbildhauer trat, und einen Gehalt von 400 Rthlr. bekam. Seine erſte Arbeit waren die Bildhauerzierrathen am Zeughauſe, die theils nach ſeinen Modellen, theils von ihm ſelbſt verfertigt wurden. Er hatte auch wie oben gemeldet, großen Antheil an der Errichtung der Akademie der Künſte, davon er von Anfang an eines der vornehmſten Mitglieder war, und auch einigemal **Rector** derſelben geweſen iſt. Im Jahr 1698 verfertigte er das Modell ins Große von der vortreflichen Bildſäule zu Pferde, die Jacobi im Jahr 1700 goß, und die itzt auf der langen Brücke befindlich iſt. Seine Geſchicklichkeit in der Baukunſt muß auch ſeyn genugſam bekannt geweſen, weil ihm der wichtige Bau des neuen Schloſſes aufgetragen wurde, welcher im Jahr 1699 ſeinem Anfang nahm. Als die Facade nach dem Dohmplatz, und die nach dem Luſtgarten [ſo weit ſie nemlich damals ſollte gebauet werden] im Jahr 1701 fertig war, ſo empfand der König darüber ein ſehr großes Wohlgefallen, daß er Schlütern in den Adelſtand erhob, ihn zum Oberbaudirector erklärte, und ihm deshalb eine Beſoldung von 1000 Rthlr., außer ſeiner vorigen, die er als Hofbildhauer hatte, beylegte. Er fuhr inzwiſchen fort eine Menge der treflichſten Kunſtwercke zu verfertigen, er bauete den innern Schloßhof mit dem drey überausſchönen Portalen, er bauete verſchiedene Privatgebäude und verfertigte eine unglaubliche Menge kleine Modelle von Thon, wornach **Weihenmeyer**, **Simonetti**, **Baker**, **Herfort**, **Kirchner**, **Sapovius** und andere Bildhauer arbeiteten. Die Erhöhung des Münzthurns, der an der Ecke des Schloſſes nach der Hundebrücke zu ſtand, und den der König zu einer außerordentlichen Höhe gebracht wiſſen wollte, war bekantermaßen ſein Unglück. Man glaubt, daß Schlüters Feinde, die ſeine ausnehmende Verdienſte beneideten, den König auf dieſe Gedanken gebracht hätten, um Schlütern zu ſtürzen (*) Kurz Schlüter könnte ſich nicht entbrechen dem Befehle des Königs zu gehorſamen, er gebrauchte zwar alle mögliche Vorſicht, er veränderte ſogar verſchiedene male die Anlage des Thurns, um denſelben deſto dauerhafter zu machen, aber der ſehr unſichere Grund und die große Laſt des Gebäudes,

---

(*) Der berühmte Leonh. Chr. Sturm, der von Frankfurt berufen ward, um nebſt Leſandern und Grimbergen den ſinkenden Thurn zu unterſuchen, und der in ſeinem Prodrom. Architect. drey Riſſe geliefert, wie der Thurn anders gebauet werden könte, ſchreibt daſelbſt davon: „Er vermuthe, daß der Grund höchſtens auf 15 Fuß Triebſand mit „Lehm vermenget, und weiter hinunter ein fetter Grund von grauem „Thon ſey, und man müſſe geſtehen, daß ein ſolcher Grund vor allen böſen Gründen am geſchickteſten ſey, einen Architecten in die „Schule zu führen.„ Er ſetzt noch hinzu: „An dem Thurm ſelbſt „waren folgende harte Poſtulata: 1, Sollte er 300 Fuß hoch, 2, ganz „bis in die Spitze klar von Stein gebauet, und mit freyſtehenden „Säulen, und mit durchſichtigen Arcaden an der obern Hälfte, reich „aufgeführet werden. 3. Sollte ein Waſſercanal entweder hart daran „vorben, oder gar darunter weggehen, ein Mühlrad, und dadurch „eine große Waſſerkunſt und die Münze treiben.“ Siehe Sturms Prodrom. Architect. Goldmann deutſch. Augsp. 1714 lit. Hh bäudes, machten alle Vorſicht zu nichte, ſo daß der Thurn im Jahr 1706 muſte abgetragen werden. Schlüters Feinde triumphirten und nahmen Gelegenheit öffentlich ſeiner zu ſpotten; (*) die Nachwelt wird aber hoffentlich billiger ſeyn: und wenn ſie auch erkennet, daß Schlüter ein nicht wohl auszuführendes Unternehmen gewaget, ſo wird ſie doch auch geſtehen, daß es ſchwer ſey, dem ausdrücklichen Befehl eines Monarchen nicht zu gehorſamen, zumal, wenn Nebenbuhler in der Kunſt, nur darauf zu lauern ſcheinen, daß ein Baumeiſter durch eine abſchlägige Antwort ſein Unvermögen geſtehen, und ſich alſo ſelbſt verkleinern ſoll. Man wird auch geſtehen, daß Schlüter nicht aus Unwiſſenheit gefehlet habe, ſonderlich da es bekannt iſt, daß der Grund in Berlin nur an wenigen Orten außerordentlich hohe und ſchwere Gebäude tragen könne, wie die verunglückten St. Petri- und Jeruſalemsthürne, das Zeughaus und die Parochialkirche (davon im Anfange auch verſchiedenes einfiel) u. ſ. w. zeugen.

Nach dieſem Unfalle verlohr Schlüter zwar die Direction des Schloßbaues, aber es ſcheinet, daß er ſeine Beſoldung, ganz oder zum Theil behalten habe, weil er bis ins Jahr 1713 noch zu Berlin blieb, wo er ſich meiſtens

---

(*) Man kann nicht ohne gröſten Unwillen leſen, wie ſchimpflich, z. B. ein Theatrum Europäum (Th. 17 v. 1706 S. 102) bey Gelegenheit des Münzthurns von Schlütern geurtheilt hat; man beſchreibt ihn als einen unwiſſenden Bildhauer der in der Baukunſt ganz unerfahren geweſen, der zwar einen Riß machen können, aber nicht verſtanden was in der Ausübung möglich. Der Verfaſſer verſchweiget daß dieſer große Mann ſchon die gröſte Gebäude gebauet, und ſeine Geſchicklichkeit in der Baukunſt hinlänglich bewieſen habe. Es würde kaum zu begreifen ſeyn, wie man ſo offenbar ungerecht habe urtheilen können, wenn es nicht bekannt wäre, daß Eoſander, Schlüters Gegner, dem nach dieſes Fall, die Fortſetzung des Schloßbaues aufgetragen wurde, ein Merianiſcher Tochtermann geweſen, und in das Theatrum Europäum was er gewollt, einſchicken können, wie denn in eben dieſem Theile die Abriſſe verſchiedener von Eoſandern ausgeführten Gebäude, die in Berlin geſtochen worden, befindlich ſind. Aus dieſem einzigen Beyſpiel iſt zu ſehen, wie ſehr Schlüter beneidet und verfolget worden.

mit Boßiren und Bildhauerarbeit beſchäftigte, doch auch in den umliegenden Provinzen einige Gebäude ſoll gebauet haben. Als König **Friedrich Willhelm** zur Regierung kam, verließ er Berlin; Zuerſt ging er nach Caſſel, wo er dem Landgrafen ſeine Dienſte als Baumeiſter anbot; weil man aber an dortigem Hofe auch wider ihn eingenommen war, ſo ging er nach Rußland, wo ihm Hofnung war gemacht worden, daß er als Oberingenieur und Baumeiſter in Dienſte kommen ſollte. Ob dieſes geſchehen, und ob er, wie einige vorgeben wollen, in St. Petersburg einige Gebäude gebauet habe, iſt nicht bekannt, ſo viel weiß man, daß dieſer große Mann um das Jahr 1720 zu St. Petersburg in kümmerlichen Umſtänden verſtorben ſey. Man weiß dis aus mündlichen Erzählungen ſeines einzigen Sohnes, der auch in Rußiſchen Dienſten Ingenieur geweſen war, aber nach ſeines Vaters Tode, Rußland verließ, in Sächſiſche Dienſte ging und noch vor dem Jahre 1730 in Dreßden ſtarb.

Die, von dieſem wahrhaftig großem Genie, in Berlin noch übrig gebliebene Denkmäler ſind folgende:

1) Gebäude.

Der mitlere Theil des **Corps de Logis** des Schloſſes zu **Charlottenburg**, ward von ihm im Jahr 1696 für die Churfürſtin **Sophia Charlotte** gebauet. (Siehe oben S. 481.) Die darauf befindliche Kuppel, ſo wie auch die Seitenflügel, ſind hernach von **Eoſandern** hinzugethan worden.

Die Facade des **Berliniſchen Schloſſes** nach dem Dohmplatz zu, und die nach dem Luſtgarten zu, ferner: die drey neuen Seiten des innern Schloßhofes, die an dieſen Facaden befindliche fünf Portale, ſonderlich das vortrefliche Portal das zur Wendeltreppe führet, zeigen von ſeiner großen Einſicht in die Baukunſt, und von den erhabenen Ideen, deren ſein Geiſt fähig war. Nimmt man dazu, daß er bey dieſen Schloßbau gar nicht freye Hände gehabt, ſondern, daß die innere Einrichtung der Zimmer zum Theil beybehalten werden müſſen, (*) und der ganze umliegende Platz damals verbauet war, (**) ſo muß man ihn noch mehr bewundern.

Das Kamekeſche Gartenhaus das itzt dem Bankier Hrn. **Merk** gehöret, (auf der Neuſtadt in der lezten Straße.) Dieſes Gebäude hat er nach dem Fall des Münzthurns, etwa um das Jahr 1709 gebauet. Man ſiehet in dieſem Gebäude, ein erhabenes Genie, das ſich zum Artigen herablaſſen will; ein Kenner der Baukunſt wird dis, wenn er es aufmerkſam betrachtet, empfinden (***).

2) Bildhauereyen und Gipsarbeiten.

Die Bildſäule des Churfürſten, Friedrich Wilhelm des Großen zu Pferde, nebſt den vier an dem Fußgeſtelle befindlichen Sklaven, auf der langen Brücke. Die Bildſäule des Churfürſten hat er ſelbſt ins

---

(*) Aus dieſer Urſach ſtehet auch das große Portal nicht völlig in der Mitte, weil die Zimmer der Königin ſollten verſchonet werden.

(**) Siehe oben S. 62.

(***) In Broebes Proſpecten ſiehet man No. 1 einen Riß, wie der Dohmplatz zu verſchönern ſey, der ungezweifelt von Schlütern iſt; er iſt von gar vorzüglicher Schönheit, und ſehr zu bedauern, daß er nicht ausgeführet worden iſt. Nach demſelben ſollte ein prächtiger Dohm mit einer großen und vier kleinern Kuppeln gerade der langen Brücke gegenüber, die ganze Breite des Platzes vom Schloß bis an die breite Straße einnehmen; die Häuſer von der langen Brücke bis an die breite Straße ſollten weggebrochen und an derſelben Stelle eine ſchöne Facade des Stalls mit römiſchen Säulen gebauet werden, dergleichen Facade ſollte der Stall auch gegen das Waſſer zu haben, und von der langen Brücke auf beyden Seiten des Stroms ein Quay nach dem Mühlendamm führen. Von Jeremias Wolf in Augsburg iſt der Aufriß und Grundriß eines ſehr ſchönen Marſtalls, imgleichen der Aufriß eines prächtigen Landhauſes in Kupfer geſtochen worden, die von Schlütern erfunden, gezeichnet und laut der Unterſchrift auch wirklich gebauet worden, es wird aber nicht angezeigt, wo er ſie gebauet.

Große modelliret, die vier Sklaven aber ſind von den Bildhauern Baker, Bruckner, Herfort und Henzi nach ſeinen Modellen, ins Große modellirt worden. Schlüter hat auch das ganze Werk, auch die Sklaven, in Wachs [*] nochmals überarbeitet, ſo daß alſo alles völlig für ſeine Arbeit zu halten iſt. Den 22ten October im Jahr 1700 ward die Statue von Jacobi im Königl. Gießhauſe gegoſſen und im Jahre 1703 eingeweihet.

Die Bildſäule König Friedrich I. ſtehend, zu Fuß, ward auf Befehl dieſes Königs ſelbſt verfertigt, und ſollte auf das Königsthor kommen, das nach de Botts Riſſen neu ſollte gebauet werden. Die Statue ſelbſt hat Jacobi gegoſſen, von den vier Sklaven aber waren nur die großen Modelle in Gips erſt vorhanden, als Schlüter nach König Friedrich I. Tode im Jahr 1713 von Berlin weg ging. Alles dieſes ſtand im Gießhauſe bis zum Jahr 1728, da König Friedrich Willhelm die Statue nebſt den Sklaven von Gips auf dem Molkenmarkt aufrichten ließ, welcher deshalb eine kurze Zeit der Königsmarkt genannt wurde. Weil man aber einſahe, daß die Gipswerke nicht lange dauren konnten, ſo modellirte der damalige Hofbildhauer Koch, andere Sklaven, die Meyer, des Jacobi Nachfolger goß, ſie ſind aber nicht aufgeſtellet worden, weil die Statue aus unbekanten Urſachen vom Molkenmarkte weg und ins Zeughaus gebracht ward, wo ſie noch befindlich iſt [*].

---

[*] Es iſt vielleicht nöthig für einige Leſer hier anzumerken, daß eine ſolche Statue erſtlich in eben der Größe, die ſie im Metall haben ſoll, von dem Bildhauer in Gips modelliret wird; alsdenn formet der Gießer das Modell, nachdem es wohl geölet worden, in Gips, als dieſe Form wird Stückweiſe abgenommen, und Stückweiſe Wachs darin geformet, genau von eben der Dicke die künftig das Metall haben ſoll, alsdenn wird das gipſene Modell in eben ſolche Stücke zerſchnitten, weggenommen und die aus der Form genommenen wächſerne Stücken von dem Bildhauer genau darnach überarbeitet, alsdann wird ein Kern von Gips, Thon u. d. gl. gemacht, der mit eiſernen Stäben unterſtützt und durchzogen wird; auf dieſen Kern werden die wächſerne Stücke, in die er genau paſſen muß, gelegt, und nochmals im ganzen zuſammen geſetzt, und wo es nöthig, überarbeitet. Wenn nun auf die Art die ganze Statue in Wachs da ſtehet, ſo wird ſie in feinem beſonders dazu bereiteten Thon abgeformet, der erſtlich ganz dünne aufgeſtrichen und endlich bis zur Dicke von ſechs bis zwölf Zoll gebracht wird, denn wird dieſe Form der Feſtigkeit wegen rund herum alle vier Zoll kreuzweiß mit eiſernen Bänden umſchmiedet; in dem Modell ſind dreyerley Sorten Canäle gelaſſen worden, wodurch nämlich das Wachs von unten abträufeln, das Metall von oben in alle Stellen herunterfließen, und die Luft oben wieder heraus fließen könne. Alsdenn wird durch ein gelindes Feuer das Wachs herausgeſchmelzen, und ſowohl der Kern als die Form gehärtet. Wenn alles wieder kalt iſt, werden die Löcher, wodurch das Wachs abgelaufen, wieder verſtopfet. Die ganze Form, die ſchon vorher zum Behuf der Austrocknung mit einer Mauer umgeben, iſt mit feſtgeſtampfter trockner Erde umſchüttet. Darauf wird das Metall in einem beſondern Ofen geſchmolzen, der höher gebauet wird, als der Kopf der Figur, aus welchem, ſobald er geöfnet wird, das Metall in die Form fließt, und endlich alle Canäle bis oben anfüllet, darauf wird die Form weggethan, die vom Metall vollgelaufenen Canäle weggeſchnitten, durch Oefnungen, die man dazu gelaſſen, der Kern heraus genommen, wo etwa im Guß ein Fehler vorgegangen, nachgeholfen, und endlich das ganze Werk geſchäuert, polirt und mit einem Firniß überzogen.

Die zinnerne und vergoldete Särge der Königin Sophia Charlotte und König Friedrich I., ſind nach ſeinen Modellen von Jacobi gegoſſen worden. Sie ſind in der Dohmkirche zu ſehen.

Die marmorne Kanzel in der Marienkirche. Schlüter hat ſie gebauet, und man glaubt, daß die daran befindliche halberhobene Arbeit von ſeiner eigenen Hand ſey, die Engel aber ſind nach ſeinem Modell von einem andern Bildhauer gemacht. Der Bau dieſer Kanzel iſt die beſte Widerlegung derjenigen, die bey Gelegenheit des verunglückten Münzthurns Schlütern haben beſchuldigen wollen, daß er die practiſche Baukunſt nicht verſtünde,

---

[*] König Friedrich I. ließ von Jacobi 12 halbe Carthaunen, die 12 Churfürſten genant, gießen, [Siehe altes und neues Berlin 2ter Th. S. 159] worauf derſelben Bildniſſe, Nahmen und Wapen befindlich waren, dazu machte Schlüter die Modelle. Desgleichen wollte derſelbe König vier doppelte Carthaunen machen laſſen, welche die vier Welttheile vorſtellen ſollten; die eine Aſia genannt, ward fertig und hat bis zum Jahr 1744 vor dem Zeughauſe geſtanden, da auf Befehl des itztregierenden Königs 12 Regimentsſtücke daraus gegoſſen worden.

denn er hat bey dieſem kühnen Unternehmen gezeigt, daß er ſehr wohl verſtehe, wie man eine Laſt ſtützen müſſe. Er hat einen der großen gothiſchen Pfeiler, auf eine unbekante Art, (vermuthlich durch eine Art von Sprengwerk) ſeitwärts geſtützt, alsdenn ſolchen durchſchnitten und vier Säulen darunter geſetzt, durch welche itzt der Prediger auf die Kanzel ſteigt, zwiſchen den vier Säulen und dem Pfeiler liegt eine breite marmorne Platte zum Zeichen, daß nicht etwa der Pfeiler ſtückweiſe durchſchnitten worden.

Die meiſten Bildhauerzierrathen des Zeughauſes, (ausgenommen die vier Statuen an der Hauptthüre, die von Hülot ſind,) ſind von Schlütern, oder nach ſeinen Modellen. Die 24 Schlußſteine der Bogenfenſter in dem innern Hofe des Zeughauſes, ſind mit eben ſoviel Larven verzieret, die die verſchiedenen Leidenſchaften ſterbender Menſchen vorſtellen. Schlüter hat die Modelle dazu gemacht, und vermuthlich ſelbſt zum Theil daran gearbeitet; ſie ſind von bewundernswürdiger Schönheit. **Theodor Lubieniezky** hatte dieſe Larven abgezeichnet, um ſie in Amſterdamm in Kupfer ſtechen zu laßen, welche Sammlung von Zeichnungen, iſt in dem **Winklerſchen** Cabinet in Leipzig, befindlich ſeyn ſoll. Vor einigen Jahren hat **Bernhard Rode** dieſe Laven nochmals abgezeichnet und in Kupfer geätzet, welcher Künſtler auch Hofnung macht, die übrigen Schlüterſchen Werke zu ätzen.

Den großen Medaillon König Friedrich I.) über der Hauptthür des Zeughauſes hat nach Schlüters Modell **Jacobi** gegoſſen. Die übrigen Zierrathen, als die Helme an den äußerſten Fenſtern, und die Trophäen und Gruppen, die auf der obern Baluſtrade befindlich ſind, ſind nach Schlüters Angabe von **Weihenmayr** und andern Bildhauern gemacht.

Auf dem Schloſſe ſind gleichfals alle Bildhauerarbeiten von ihm, oder nach ſeiner Angabe verfertigt.

Die Stürzung der Rieſen an der Decke des großen Portals im innern Schloßhofe ſind von Simonetti nach Schlüters Modellen [*] aus Gips gemacht, ferner zween Rieſen die die Treppe tragen, und zween Termen am Eingange der Treppe, von Weihenmayr, desgleichen vier Termen an der Facade des Schloſſes nach dem Luſtgarten zu, welche die zween Balcone tragen, ſie ſtellen die vier Jahrszeiten vor. An eben dieſer Facade, zwo halberhobene Arbeiten über den beyden Fenſtern des Portals nach dem Durchgang zu. (Siehe oben S. 75.) Im Ritterſaale ſind über den vier Thüren die vier Theile der Welt, in vier vortreflichen Gruppen vorgeſtellet, man glaubet daß ſie von Schlüters eigner Hand ſind. In allen Zimmern des Theils des Schloſſes, der im Anfange dieſes Jahrhunderts gebauet worden, ſind die Stukkaturarbeiten an den Decken, die Bildhauereyen an den Kaminen und andere Zierrathen von ihm angeordnet, und meiſt nach ſeinen Modellen gearbeitet. Die Bildſäulen die auf dem Schloſſe und auf dem neuen Poſthauſe ſtehen, ſind nach ſeinen Modellen verfertigt. Eine Anzahl der Bildſäulen, die auf das Schloß haben kommen ſollen, aber nicht wirklich ſind hingeſetzet worden, ſiehet man in dem Pallaſte des Heermeiſters des Johanniterordens in der Willhelmsſtraße.

An der langen Brücke ſind von ihm die Figuren unten an den Bogen der Brücke.

In der Nicolaikirche ſind von ihm, über dem Eingange des Grabmals des Hofgoldſchmidts Männlich, eine Gruppe in Stein gehauen, vorſtellend: die Verweſung die ein ſchreyendes Kind umfaßt, wobey ein weinender Jüngling ſitzt: desgleichen zwey kleine Grabmäler, die etwas beſchädigt ſind.

---

[*] Man will aus mündlicher Ueberlieferung wiſſen, daß der Jupiter beynahe ganz von Schlütern überarbeitet worden; wie er denn überhaupt gewohnt geweſen, wenn er die Künſtler die nach ſeinen Modellen gearbeitet, beſuchte, ſogleich Meiſel und Werkzeuge in die Hand zu nehmen, und einige Stellen zu überarbeiten.

Wenn man bedenket, daß Schlüter in eilf Jahren, etwa von 1696 bis 1706, das weitläuſige Schloß nebſt andern Gebäuden gebauet, eine Menge Riſſe zu noch mehrern gemachet, daß er außer den beyden Statuen Churfürſt **Friedrich Willhelms** und König **Friedrichs** I. die er ſelbſt ins große modelliret, wohl noch zu funfzig Statuen, die Modelle gemacht, die vielen Modelle zu halberhobenen Arbeiten, Zierrathen, Trophäen, Decken- Thür- und Kaminſtücken ungerechnet, wenn man dazu nimmt, daß er als ein ſehr dienſtfertiger Mann beſtändig für andere Künſtler, als Bildhauer, Goldſchmiede, ja für Tapetenwirker, Tiſchler u. d. gl. Erfindungen, Zeichnungen und Modelle gemacht, ſo muß man über das ungemein fruchtbare Genie dieſes großen Künſtlers erſtaunen, der in ſo kurzer Zeit ſo viel Werke hat liefern können, die alle den Beyfall der Kenner verdienen, und ſein unglückliches Schickſal bedauern, daß er um eines einzigen Fehlers willen, der noch dazu, nicht ganz ihm zuzuſchreiben iſt, der Verfolgung ſeiner Feinde Preiß gegeben worden, und in fremden Landen ſeine Tage in bedrängten Umſtänden beſchließen müſſen.

Michael Schröckh ein Bildnißmaler. Im Jahr 1670 zu Preßburg in Ungarn geboren, ließ ſich, nachdem er an verſchiedenen Höfen gemalet hatte, im Jahr 1698 zu Berlin nieder and ſtarb im Jahr 1706 (*).

Johann Simonetti ſtammte aus einer anſehnlichen Familie im Mayländiſchen. und ward im Jahr 1652 den 14ten December zu Rovoredo im Graubündterlande geboren, wo ſich dazumal ſeine Eltern aufhielten. Er erlernte in Italien die Baukunſt und die Bildhauerey, und erwarb ſich ſonderlich eine große Geſchiklichkeit in Gips zu arbeiten. Er ward aus Italien nach Prag beruſen, wo er den Czerniſchen Pallaſt und noch andere Gebäude in dieſem Königreiche

---

(*) Siehe altes u. neues Berlin 1ter Th. S. 253.

reiche aufführte. Er ward von Churf. Friedrich III. nach Berlin als Baumeiſter und Hofſtukkator berufen, wo er bald nach ſeiner Ankunf zur evangeliſchlutheriſchen Religion trat. Er erbauete das Werderſche Rathhaus nach eigener Erfindung, [*] und die Werderſche Kirche im Jahr 1699, ingleichen die neue Kirche auf der Friedrichsſtadt im Jahr 1701 nach **Grünbergs** Riſſen, hat auch noch mehrere Gebäude in Berlin theils nach fremden theils nach eignen Riſſen aufgeführet. Er ward im Anfange dieſes Jahrhunderts, (ohnerachtet er in Königl. Preuß. Dienſten blieb,) zum Fürſtl. Zerbſtiſchen und Herzoglich Barbiſchen Baumeiſter ernennet. In Zerbſt fing er an das Schloß zu bauen, und hat die dortige Dreyfaltigkeitskirche, und das Schloß zu Coswigk gänzlich aufgeführet. In Barby hat er auch angefangen das Schloß zu bauen (das hernach **Broebes** fortſetzte.) In Magdeburg hat er die Dohmprobſtey gebauet, weil damals der Herzog von Barby Dompropſt zu Magdeburg war. In Dohm zu Breßlau hat er ein Grabmal eines damals verſtorbenen Biſchofs angegeben und aufgerichtet. Im Berliniſchen Schloſſe hat er eine große Menge Bildſäulen und Zierrathen, nach **Schlüters** Modellen in Gips verfertigt, darunter hauptſächlich die Bildſäulen und Zierrathen, an der großen Treppe, und die Deckenſtücke der Gallerie. Er ſtarb zu Berlin im Jahr 1716. Der rühmlich bekante Gottesgelehrte Hr. **Chriſtian Ernſt** Simonetti iſt ſein Sohn.

Auguſtin Terweſten ward im Haag im Jahr 1649 geboren, Nachdem er die erſten Anfangsgründe der Zeichenkunſt erlernet, ſo legte er ſich aufs Boußiren in Thon und Wachs, und machte getriebene Arbeit in Gold und Silber. Darauf lernte er die Malerey bey **Wieling**, und ging nachher nach Italien, Frankreich und England. Im Jahr 1690 ward er als Churfürſtl. Hofmaler nach

---

[*] Er war zugleich Mitglied des Werderſchen Raths.

Berlin gerufen, wo das Deckenſtück in der Porcellankammer in Oranienburg, ſeine erſte Arbeit war, und da dieſe Beyfall fand, ſo hat er in mehreren Königlichen Schlöſſern Deckenſtücke und Säle gemalet. Seine Gemälde ſind richtig gezeichnet, und haben ein angenehmes Colorit. Daß man ihm die Errichtung der Akademie der Künſte zu danken habe iſt oben S. 569 erwähnet worden. Nachdem Werner im Jahr 1697 das erſtemal das Rectorat verwaltet hatte, ſo folgte ihm Terweſten im Jahre 1698 und hat nachher noch zweymal das Rectorat verwaltet. Er ſtarb zu Berlin im Jahr 1711.

Friedrich Willhelm Weidemann ward im Jahr 1668 zu Oſterburg in der Altenmark geboren, und lernte die Malerey bey **Rütger van Langerfeld**. Er legte ſich beſonders aufs Bildnißmalen, ging auch nach London, wo er unter dem berühmten **Kneller** arbeitete. Er ward nach ſeiner Zurückkunſt erſt Adjunct und hernach Rector der Akademie der Künſte. Unter König Friedrich Willhelm, waren ſeine Bildniſſe ſehr beliebt. Er ſtarb zu Berlin im Jahr 1750.

Carl Aemilius Weidemann. Ein Vetter des vorigen. In Berlin etwa um das Jahr 1684 geboren. Lernte das Bildnißmalen bey ſeinem Vetter, ging aber auch nach England um unter **Knellern** zu arbeiten. Bey ſeiner Zurückkunſt ward er zum Hofmaler ernannt, und ſtarb im Jahr 1735.

Georg Gottfried Weihenmayr. Ein geſchickter Bildhauer aus Ulm gebürtig. Hat nach **Schlüters** Modellen eine ungemeine Menge Bildſäulen, Vaſen, Trophäen am Zeughauſe und am Schloſſe verfertigt. Er [*] war Adjunct der Akademie der Künſte und ſtarb im Jahr 1715.

Johann Friedrich Wenzel ward zu Berlin im Jahr 1670 geboren, lernte die Anfangsgründe der Malerey bey einem mittelmäßigen Maler in Berlin, und ſtudirte nachher zu Braunſchweig unter Querfurt und Harms. Churf. Friedrich III. ſchickte ihn im Jahr 1698 nach Italien wo er ſich ſonderlich den berühmten Carl Maratti zum Muſter vorſtellte. Im Jahr 1700 aber ward er nach Hauſe berufen, um alle Ceremonien bey der Krönung des Königs zu malen. Er malte nachher vieles in den Zimmern des Schloſſes zu Berlin, und auch in Oranienburg ein großes Deckenſtück die Apotheoſe des Hauſes Oranien vorſtellend. Nach Friedrich I. Tode ging er nach Dreßden, wo er aber wenig Beyfall fand, und im Jahr 1729 ſtarb.

---

[*] Siehe altes u. neues Berlin 2ter Th. S. 493. u. 3ter Th. S. [illegible]

Joſeph Werner. Ward zu Bern im Jahr 1637 geboren, lernte die Malerey unter Matthäus Merian in Frankfurt am Mayn, und reiſete auch nach Rom, wo er ſich neben der Malerey in Oel, auf die Mignatur legte, die er zu einem hohen Grade der Vollkommenheit brachte. Er ward nach Frankreich berufen, wo er großen Ruhm erwarb, ging wieder nach ſeiner Vaterſtadt zurück, und ward wie oben gemeldet, als erſter Hofmaler und beſtändiger Director der neuanzulegenden Akademie der Künſte, nach Berlin berufen. Seine Streitigkeiten deshalb, ſind oben erzählet worden. Er ging nach ſeinem Vaterlande zurück, wo er im Jahr 1710 ſtarb.

Jahann Georg Wolfgang. Königlicher Kupferſtecher und Mitglied der Königl. Akademie der Künſte. Ward zu Augſpurg im Jahr 1664 geboren [*], gerieth im Jahr 1684 auf einer Reiſe nach England in die algieriſche Sklaverey, woraus er hernach losgekaufet ward. Im Jahr 1704 ward er als Hofkupferſtecher nach Berlin gerufen, wo er ſehr vieles gearbeitet und endlich im Jahr 1744 im 80ten Jahre ſeines Alters geſtorben iſt.

Remi.

---

[*] Siehe Reiſen und wunderbare Schickſale zweener Brüder Wolfgang, 1769. [illegible]

Remigius Nooms, Zeemann genannt. War anfangs ein gemeiner Matroſe; legte ſich aber hernach auf die Malerey, und ward ſonderlich Seeſtücke zu malen, ſehr geſchickt. Er iſt lange in Berlin geweſen, und findet man vieles in den Königl. Luſtſchlöſſern von ihm [*].

Q) Künſtler unter König Friedrich Willhelm.

König Friedrich Willhelm, fing bekanntermaßen gleich nach Antritt ſeiner Regierung an, zum wahren Beſten ſeines Landes, die übermäßigen Ausgaben der vorigen Regierung einzuſchränken. Eine ſittſame Sparſamkeit tritt an die Stelle einer prächtigen Verſchwendung. Dieſe Verordnung war für das wahre Beſte des Landes in der That ſehr heilſam, da ſie aber ſo ſchnell geſchahe, ſo fiel ſie mit vielen andern den zu Berlin ſich befindenden Künſtlern ziemlich hart. Die meiſten auswärtigen bekamen ihren Abſchied, die wenigen die da blieben, fanden nicht mehr ſo vorzüglich Gelegenheit ihre Kunſt auszuüben. Inzwiſchen blieben doch noch verſchiedene gute Künſtler, ſonderlich Baumeiſter, zurück, die ihre Kunſt von dem groſſen Meiſtern unter der vorigen Regierung gelernet hatten. Die vornehmſten waren:

Martin Heinrich Böhm. Hatte unter Schlütern und Coſandern die Baukunſt gelernet, und war ſchon beym Schloßbau Conducteur geweſen. König Friedrich Willhelm ernannte ihn zum Oberbaudirector. Er hat viele Gebäude in und um Berlin gebauet, das Schloß zu Friedrichsfelde hat er auf die itzige Art ausgebauet. Das gräflich Haakſche Haus in der Kloſterſtraße, iſt von ihm. Er ſtarb um das Jahr 1725.

Favre, Königl. Oberlandbaumeiſter. Hat die Dreyfaltigkeitskirche im Jahr 1737 [**] und vermuthlich auch mehrere Häuſer auf der Friedrichsſtadt gebauet.

---

[*] Siehe Nachrichten von Künſtlern S. 94.

[**] Siehe altes u. neues Berlin 1ter Th. S. 668.

Philipp Gerlach ward zu Spandau im Jahr 1679 gebohren, lernte die Ingenieur- und Baukunſt bey Broebes. In Kriegsdienſten ſtieg er bis zum Range eines Ingenieurmajors, und ward hernach Oberbaudirector und Geheimerrath. Berlin iſt demſelben einen groſſen Theil ſeiner Verſchönerung ſchuldig, weil er, ſonderlich auf der Friedrichsſtadt eine Menge ſchöner Privatgebäude aufgeführet hat, darunter unter andern der ehemalige Marſchallſche itzo gräflich Finkenſteinſche Pallaſt auf dem Willhelmsmarkte gehöret, wie er denn überhaupt die Erweiterung der Friedrichsſtadt die König Friedrich Willhelm in den Jahren 1732 bis 1736 vornehmen ließ, beſorgte und angab. An öffentlichen Gebäuden hat er gebauet, die beyden obern Stockwerke des Parochialthurms, wo das Glockenſpiel hänget. Die Kirche des groſſen Friedrichshoſpitals nebſt dem ſchönen Thurm. Die Jeruſalemskirche (in den Jahren 1726 bis 1728) und den Thurm derſelben (im Jahre 1731) der nachher wegen des ſchlechten Grundes halb abgetragen werden muſte. Die Kirche vorm Spandauerthore. Die Garniſonkirche in Berlin. Die Garniſonkirche in Potsdam. Den Markt in Cöſlin u. a. m. Er ſtarb zu Berlin im Jahr 1748.

Johann Friedrich Grahl. Im Jahr 1708 zu Schwedt gebohren, hatte die Baukunſt bey Böhm erlernet, hat gleichfals viele wichtige öffentliche und Privatgebäude in Berlin gebauet. Der gräflich Ramkiſche Pallaſt und der gegenüberſtehende Reichenbachiſche Pallaſt unter den Linden, der Thurm an der Kirche in der Spandauer Vorſtadt u. a. m. ſind von ihm. Die Petrikirche hat er nach dem Brande im Jahr 1730, ſo wie ſie itzt iſt, neu aufgebauet. Sie ſollte einen ſchönen hohen Thurm haben, der auch bereits ziemlich hoch aufgeführet war, als derſelbe den 28ten Auguſt im Jahr 1734 plötzlich einſtürzte. Durch dieſen Vorfall (deshalb doch viele für Grahlen einige Entſchuldigungen anführen wollen.) gerieth derſelbe in der Königs äußerſte Ungnade. Er ward ſogar auf eine kurze Zeit unter das Regiment des Grafen Dönhof als ein gemeiner Soldat gegeben. Der Markgraf von Bayreuth, der Mitleiden mit ſeinem Schikſale hatte, bat ſich ihn vom Könige aus, um ihn als Baumeiſter zu gebrauchen. Er ſtarb einige Jahre hernach in Bayreuth, woſelbſt er auch einige Gebäude aufgeführet hat.

Samuel Gottlieb Hanrich. Ein Bildnißmaler und Schüler von **Johann Kupezky**, aus Neuſol in Ungarn gebürtig. Im Jahr 1726 war er in Berlin, wo er ſich bey dem berühmten Rector **Friſch** aufhielt, und verſchiedenes arbeitete. Er ging nach Braunſchweig und endlich nach London.

Johann Harper, im Jahr 1688 in Stockholm gebohren, lernte die Malerey bey **Martin Mytens** und **David Craft**. Im Jahr 1712 ging er nach Berlin, wo er im Jahre 1719 Hofmaler ward, und viele Bildniſſe und andere Stücke in Oel und Miniatur malte. Unter des itzigen Königs Regierung malte er verſchiedene Deckenſtücke u. a. in Potsdam und Charlottenburg mit Oelfarben und ſtarb zu Potsdam im Jahre 1746.

Carl Friedrich King und **Philipp King**, Söhne der oben gemeldeten Bildhauers **Carl Kings**, und beyde gute Bildnißmaler. **Carl Heinrich** war ein Schüler **Pesnes** und ſtarb im Jahr 1738; **Philipp** ſtarb um das Jahr 1750.

Johann Conrad Koch. Königl. Bildhauer. Hat verſchiedene Bildſäulen, unter andern die Modelle zu den Sklaven, die zu der oben in **Schlüters** Leben erwähnten Bildſäule König **Friedrich** I. kommen ſollten (*) verfertigt, desgleichen verfertigte er im Jahre 1720 in der Petrikirche eine marmorne Kanzel (**), woran halberhobene Arbeiten waren, ſie ward aber in dem unglücklichen Bran

de

(*) Siehe altes u. neues Berlin 3ter Th. S. 60 u. 74

(**) ibid. 2ter Th. S. [illegible]

de im Jahre 1730 zerſtöret. Die marmorne Kanzel in der Garniſonkirche zu Potsdam, hat er nach **Feldmanns** Angabe verfertigt.

Chriſtian Lieberkühn. Königl. Hofgoldſchmidt. Verdienet hier wegen des ſilbernen Chors auf dem Ritterſaale im Berliniſchen Schloſſe angeführt zuwerden, welches er verfertiget hat (*).

A. von Wangenheim, ward im Anfange dieſes Jahrhunderts geboren. Lernte bey **C. F. Bleſendorf** architectoniſche und perſpectiviſche Zeichnungen verfertigen, welches er zu großer Vollkommenheit gebracht. Zu Reinsberg hat er verſchiedene Verbeſſerungen des Schloſſes angegeben. Er unterrichtete unter andern den Freyherrn von **Knobelsdorf** in der Baukunſt, und ſtarb im Jahr 1742.

Guſtav Andreas Wolfgang, älteſter Sohn des Kupferſtechers **Andreas Matthias Wolfgang** in Augſpurg, wo er im Jahr 1692 geboren ward. Im Jahr 1718 kam er zu ſeines Vaters Bruder dem obenerwähnten **Johann Georg Wolfgang,** verfertigte viele Kupferſtiche, ſo aber unter **Johann Georgs** Nahmen gingen, und malte in Miniatur. Er blieb in Berlin bis ins Jahr 1738, da er nach Augſpurg zurück ging, wo er noch in einem hohen Alter lebet.

Chriſtian Wolfgang. Der jüngere Sohn **Andreas Matthias Wolfgangs** und Bruder des obengedachten, ward im Jahr 1719 in Augſpurg geboren. Er lernte in Berlin Zeichnen, Radiren und Kupferſtechen bey ſeinem Bruder, und in der Malerey, gab ihm **Johann Harper** Unterweiſung. Er legte ſich beſonders auf die Miniaturmalerey und ſtarb zu Berlin im Jahre 1750.

(*) Siehe oben S. [illegible]

d) Künſtler unter König Friedrich II. die nicht mehr lebend, oder nicht mehr in Berlin anweſend ſind.

Sobald Friedrich der Große zur Regierung kam, hoben alle ſchöne Künſte wieder das Haupt empor. Er berief verſchiedene auswärtige Künſtler, und gab auch inländiſchen Gelegenheit ſich zu zeigen. Die vielen Gebäude, die auf ſeinen Befehl gebauet, ſind Denkmäler des großen Fortgangs der Baukunſt, Bildhauerey und Malerey. Der gute Geſchmack des Königs breitete ſich über die Nation aus. Die itzt in Berlin vorhandenen Künſtler ſind ſchon oben S. 379 u. f. erzählet worden, itzt thun wir nur diejenigen hinzu, die verſtorben, oder von Berlin abweſend ſind.

Caſpar Balthaſar Adam. Ein jüngerer Bruder des berühmten Bildhauers zu Paris **Lambert Sigisbert Adam** (von dem man auch im Garten zu Sansſouci Statuen ſiehet,) ward Königl. Hofbildhauer, und hat viele marmorne Statuen, ſonderlich in Sansſouci verfertigt. Fing auch auf Königl. Befehl die Bildſäule des verſtorbenen Feldmarſchalls von Schwerin in Marmor an, welche er unausgearbeitet hinterließ, als er im Jahr 1761 in Frankreich, wohin er wegen Familienangelegenheiten gereiſet war, ſtarb.

Innocenz Bellavita, ein Theatermaler aus Verona gebürtig, der um das Jahr 1748 in Berlin ſich aufgehalten, und fürs Operntheater gemalet, desgleichen

Joſeph Galli Bibiena, hat für das Operntheater verſchiedene ſchöne Decorationen gemalet, und iſt zu Berlin im Jahr 1757 geſtorben.

Johann Gottfried Büring. Königl. Baumeiſter. Hat in Potsdam viele Gebäude gebauet, und über die Aufführung verſchiedner Königl. Gebäude die Aufſicht gehabt. Er hält ſich außerhalb Berlin auf.

Friedrich Willhelm Dietrichs. Königl. Kriegsrath und Oberbaudirector. Ein Schüler M. H. Böhms. Er hat in den Jahren 1732 bis 1736 die böhmiſche Kirche und ſonſt verſchiedne ſchöne Privathäuſer z. B. das Berendſche Haus auf dem Dönhofiſchen Platze gebauet. Er lebet in einem hohen Alter außer Berlin.

Georg Franz Ebenhecht. Ein Bildhauer der in Berlin und Potsdam viel gearbeitet hat, ſonderlich iſt eine ſchöne marmorne Vaſe merkwürdig, die im Park bey Sansſouci ſtehet, desgleichen zween marmorne Sphinxe bey der Brücke die in den Garten nach Sansſouci führet, neben deren einem, ein geſchleierter Knabe ſehr ſauber gearbeitet iſt. Er ſtarb im Jahr 1757.

Jacob Fabri, ein Theatermaler aus Venedig, hat ſich um das Jahr 1742 in Berlin aufgehalten, und verſchiedene gute Decorationen gemalt. Er ging hernach nach Copenhagen, wo er geſtorben iſt.

Chriſtian Friedrich Feldmann, ward im Jahr 1706 in Berlin geboren, und legte ſich auf die Baukunſt. Er hat die Aufſicht über den Bau des Schloſſes zu Reinsberg, nach Wangenheims, und über den Bau der Garniſonkirche in Berlin, nach Gerlachs Riſſen, gehabt; desgleichen half er die Vergrößerung der Friedrichsſtadt nach, Gerlachs Anordnung beſorgen. Im Jahr 1746 ward er Kriegs- und Domainenrath, Churmärkiſcher Oberbaudirector und Oberbaudirector in Berlin, und im Jahre 1757 Baurath beym Baugericht. In Berlin hat er nach eignen Riſſen gebauet: den Flügel des Markgräflich Schwedtſchen Pallaſts, dem Opernhauſe gegenüber; das Dennerſche Haus, neben dem Zeughauſe, welches itzt die Königl. Acciſeadminiſtration inne hat; das große Arbeitshaus vorm Königsthore; die neue Seite des Mühlendamms, nach dem Brande im Jahr 1759, nebſt verſchiednen Privathäuſern. Er ſtarb im Jahr 1765.

Roſina von Gaſc, geborne **Liſiewska**, Witwe **Matthieu**. Eine Tochter **Georg Liſiewsky**, ward im Jahr 1713 geboren, und von ihrem Vater im Bildnißmalen unterwieſen. Sie hat in Berlin viel Bildniſſe gemalt, heyrathete in erſter Ehe den Maler **Matthieu**. in zweyter Ehe den Hrn. **von Gaſc** und ward im Jahr 1765 nach Braunſchweig, als Hofmalerin berufen, wo ſie noch lebet.

Benjamin Gieſe, ein guter Bildhauer, der auch das Gießen verſtand. Er hat in Potsdam und Sansſouci verſchiedene bleyerne und metallne Bildſäulen desgleichen verſchiedene halberhobene Thürſtücken verfertigt. In Berlin ſiehet man in den Cabinettern der Liebhaber, von ihm, verſchiedene kleine Modelle von Thon, die voller Geiſt ſind. Er ſtarb 1755.

Friedrich Chriſtian Glume, zweyter Sohn des oben erwähnten **Johann Georg Glumens**, im Jahr 1714 geboren. Er war ein guter und ſehr fleißiger Bildhauer, der auch in den Königl. Schlöſſern und Gärten in Potsdam verſchiedenes gearbeitet hat. Er ſtarb im Jahr 1752.

Gregorius Guglielmi. Ein Hiſtorienmaler, zu Rom im Jahr 1714 geboren, hat im Jahr 1764 zwey groſſe Deckenſtücken im Pallaſte des Prinzen Heinrich zu Berlin al fresco gemalet, wovon aber das eine bald ſtückweiſe herunter fiel, und von Rode ausgebeſſert worden. Er iſt wieder von Berlin weggegangen.

Jacob Philipp Hackert, ein ſehr geſchickter Landſchaftmaler, geboren zu Prentzlow im Jahre 1737 [*]. Er iſt ein Schüler des Hrn. Director le Süeur, reiſete im Jahr 1726 nach Stralſund und darauf nach Schweden, kam im Jahr 1764 wieder zurück und ging im Jahr 1765 nach Paris, alwo er mit vielen Beyfall gearbeitet [**].

---

[*] Wo ſein Vater ein Bildnißmaler war, der ſich nach Berlin begab, und daſelbſt im Jahr 17[illegible]. ſtarb.

[**] Fueßli im Suppl. S. 129 hält ihn, ich weiß nicht warum, für einen niederländiſchen Maler, ſo aber ein Irrthum iſt.

Er ätzt auch in Kupfer. Man hat von ihm 11 Blätter die er in Pommern auf der Inſel Rügen nach einigen Gegenden in Kupfer gebracht. Im Jahre 1766 hat er wiederum 2 Lagen, jede von 6 Blättern, radirt, wovon die eine Ausſichten, ſo er in Schweden gezeichnet, und die andere Lage, Gegenden aus der Normandie vorſtellen. Er iſt itzo in Geſellſchaft ſeines zweyten Bruders nach Italien gereiſet.

Johann Gottlieb Hackert, geboren im Jahr 1744, auch ein Schüler des Hrn. le Süeur, widmete ſich wie ſein älterer Bruder, der Landſchaftsmalerey, und hat ſich eine beſondere Geſchicklichkeit im Zeichnen der Thiere, womit er ſeine Landſchaften auszieret, erworben. Er folgte im Jahr 1766 ſeinem Bruder nach Paris und begleitet ihn auf ſeiner Reiſe nach Italien.

Adolph Friedrich Harper, im Jahr 1725 in Berlin geboren, lernte bey ſeinem obenerwähnten Vater die Malerey, reiſete nach Frankreich und Italien, und ward ein treflicher Landſchaftenmaler. Er lebt noch und iſt itzt Hofmaler in Stutgard.

Friedrich Willhelm Höder, ward zu Cottbus geboren, lernte die Malerey in Berlin, ging darauf nach Italien, und weil er Neigung zur Theatermalerey hatte, ging er auch nach Paris, um daſelbſt unter dem berühmten **Servandoni** zu ſtudiren. Er kam darauf nach Berlin zurück. In Charlottenburg hat er zwey Zimmer in Lancretſchem Geſchmack gemalet. Er iſt vor einigen Jahren geſtorben

Gottfried Kirchner, ein Bildhauer und Modellirer, aus Meißen gebürtig. Er ſtarb in Berlin.

Hans Georg Wenceslaus Freyherr von Knobelsdorf. Ward im Jahr 1697 geboren, nahm Kriegesdienſte und ſtieg bis zum Grade eines Hauptmannes. Im Jahr 1730 nahm er ſeinen Abſchied, um ſich ganz auf die Malerey und Baukunſt zu legen. Er that eine Reiſe nach Italen und Frankreich wo er ſeinen Geſchmack zu bilden ſuchte. Der itztregierende König ernennte ihn zum Oberaufſeher aller Königl. Gebäude. Er erbauete das Opernhaus [*], den neuen Flügel des Schloſſes zu Charlottenburg, das Luſtſchloß Sansſouci bey Potsdam, das Schloß zu Deſſau und andere Gebäude. Er zierte das Schloß zu Potsdam aufs neue aus (ſiehe oben S. 500) und baute ſonderlich die marmorne Treppe im Corps de Logis. Den Luſtgarten zu Potsdam richtete er ein, ſo wie er itzt iſt. Den Thiergarten vor Berlin hat er gleich beym Antritt der Regierung des itzigen Königs, unnachahmlich ſchön angeordnet. Man hat auch gute Bildniſſe und Landſchaften von ihm. Er ſtarb im Jahr 1753 den 5ten September, von allen Kennern und Künſtlern bedauert. Der König, der ſeinen ganzen Werth kannte, ſchrieb ſelbſt ſein Ehrengedächtniß welches man in den Memoires der Akademie Th. VIII. S. 1 findet.

Andreas Krüger, ward im Jahr 1719 zu Neuendorf bey Potsdam geboren, lernte die Mälerey und die Baukunſt. Er malte artige Landſchaften und Proſpecte mit Ruinen. Knobelsdorf brauchte ihn zu Ausführung ſeiner Gebäude, und hernach hat er auch verſchiedene nach eigener Erfindung gebauet, z. B. das Schulziſche und das danebenſtehende Heſſiſche Haus unter den Linden, und das Plantierſche (itzt Devrientſche Haus) auf der Schloßfreyheit, desgleichen hat er den ſchönen neuen Altar in der Marienkirche gebauet. Er hatte im Jahr 1757 das Unglück durch einen Brand einen Theil ſeines beträchtlichen Cabinets von Malereyen, Kupferſtichen und Zeichnungen, in ſeiner Abweſenheit zu verlieren. Er gerieth von der Zeit an in kränkliche Umſtände und ſtarb zu Berlin im Jahr 1759.

Joh.

---

[*] Den Grund- und Aufriß deſſelben findet man in Berthers Baukunſt erſt. Th. Tab. [illegible]

Johann Daniel Laurenz ein Miniaturmaler, im Jahr 1734 zu Berlin geboren. Iſt weniger wegen ſeiner Malerey, als wegen 25 Stücke nach Rembrand und einiger andern kleinen Blätter, die er in Kupfer geätzt, anzumerken. Er iſt um das Jahr 1760 von Berlin weggegangen und lebt vielleicht noch in Wien.

Johann le Geay, (oder Leger, wie er ſich auch geſchrieben haben ſoll,) ein franzöſiſcher Baumeiſter, hat ſich etwa vom Jahr 1754 bis zum Jahr 1763 in Berlin aufgehalten, und zwar wenig gebauet, aber viel ſchöne Riſſe gemacht, davon einige bey neuen Königl. Gebäuden, in Potsdam befolget worden.

Johann Jeremias Martini. Ein Bildhauer aus Erfurt gebürtig, kam aus Bayreuth nach Berlin, wo er verſchiedene Bildſäulen verfertiget hat, und vor einigen Jahren geſtorben iſt.

Andreas Möller. Ein Bildnißmaler. Ward im Jahr im Jahr 1684 zu Koppenhagen geboren. Er reiſete in Deutſchland und Italien, und hielt ſich ſonderlich lange in England auf, daher man ihn den Engländer, zu nennen pflegte. Er begab ſich endlich nach Berlin, wo er im Jahr 1762 ſtarb.

Johann Auguſt Nahl aus Strasburg gebürtig, ward im Jahr 1741 Königl. Hofbildhauer, und hat ſonderlich in Charlottenburg und Potsdam viel gearbeitet. Er ging von Berlin nach der Schweiz, und iſt itzt Hofbildhauer in Caſſel.

Johann Merchiori. Ein Bildhauer in Venedig, Von ihm iſt eine Gruppe von carrariſchem Marmor in der katholiſchen Kirche in Berlin.

Papenhoven. Ein Bildhauer, von dem man eine ſchöne marmorne Bildſäule der Venus mit dem Cupido, im Park von Sansſouci ſiehet.

Johann Babtiſt Pigalle, ein noch lebender Bildhauer in Paris. Von ihm ſiehet man zwo ſehr ſchöne Bildſäulen des Merkur und der Venus, im Garten zu Sansſouci. Dieſer Künſtler ward, als er in Rom ſtudirte, von den Profeſſoren der franzöſiſchen Akademie für einen mittelmäßigen Kopf gehalten. Bey ſeiner Zurückkunft nach Frankreich aber, verfertigte er das Modell des obengedachten Merkur, darin ſogleich alle Kenner den groſſen Künſtler ſahen, ſo daß dieſe Statue den Grund zu ſeinem Ruhm legte.

Johann Heinrich Rode, des oben S. 389 erwähnten Malers Bruder, ward zu Berlin im Jahr 1729 geboren, lernte die Goldſchmidtskunſt, hatte aber eine groſſe Neigung zum Zeichnen und Kupferſtechen, die ſein Bruder unterhielte. Er ging endlich nach Paris um unter dem berühmten Wille die Kupferſtecherey zu lernen. Stach nach ſeiner Zurückkunft einige ſchöne Blätter, und würde es vermuthlich in ſeiner Kunſt ſehr weit gebracht haben, wenn er nicht wegen ſehr ſchwacher Leibesconſtitution im 31ten Jahre ſeines Alters im Jahre 1759 geſtorben wäre.

Carl Friedrich Thienpondt, ward im Jahr 1719 zu Berlin geboren, lernte bey Anton Peſne, wählte aber hernach die Miniatur- und Emaillemalerey. Er ging nach Dresden.

E N D E.

Zuſätze, Verbeſſerungen und Druckfehler.

Seite 5. Zeile 6. anſtatt Sie ließ es

S. 17. No. 15. ſetze hinzu: Er wird genennet der Oberbaum von dem Baum der alle Nächte vor die Brücke gezogen wird, damit die Schiffe nicht hinaus können. Das Thor heiſt auch das Stralauerthor, und das Mühlenthor von der Mühlenſtraße die darauf führet.

Ebendaſelbſt No. 16. iſt keine Oeffnung, ſondern nur ein Wachhaus.

S. 22. Z. 4. anſtatt Gebäuden ließ Gebäude

S. 23. die geheime Kriegscanzley, iſt im ſogenannten neuen Poſthauſe an der langen Brücke befindlich.

S. 29. Z. 27. die Worte: hier wohnt auch der Criminalrichter müſſen weggeſtrichen werden.

S. 30. Z. 3. von unten, anſtatt 1721 ließ 1726.

S. 31. Z. 1. ließ des Baudirectors Nehrings und M. Grünebergs (ſiehe S. 586.)

S. 34. Z. 15. 16. ſtatt Zennertſchen ließ Roſchenbahrſchen.

S. 35. Z. 2. und unter ließ und die Kirche unter

S. 36. nach Z. 18. wird hinzugeſetzt: die Caſerne für das Kenzelſche Regiment die im Jahr 1767 zu bauen angefangen worden.

S. 51. Z. 8. ließ: dieſes Haus, ward von Memmhard als ein Churfürſtl. Gartenhaus gebauet,

S. 60. z. 14. nach Langerfeld ließ oder Michael Matthias Schmid (alle drey Holländer von Geburt

S. 61. Z. 9 von unten, im Anfang ließ S. 169.

S. 67. Z. 10. hervorgerükten ließ gebaueten

S. 75. die daſelbſt angeführte Aufſchrift ſteht nicht an dem erſten Portale der Facade nach dem Luſtgarten zu, ſondern an dem erſten Portale nach dem Dohmplatze zu, welches S. 70 beſchrieben worden, desgleichen

S. 76. die daſelbſt angeführte Inſcription, ſtehet an dem zweyten Portale, nach dem Dohmplatze zu, welches S. 71 beſchrieben worden.

S. 76. Z. 20. nach ampliatam wird hinzugeſetzt, abſolvit

S. 83. Z. 15. Zeichnungen ließ Modellen

S. 85. Z. 15. an der Ecke nach der Stechbahn zu ließ, über dem groſen Portal nach der Freyheit

S. 90. Z. 21. wird hinzugeſetzt: dieſes Haus iſt von Nehring erbauet, und gehörte ehemahls dem Churfürſtl. Feldmarſchall Dörfling unter Churf. Friedrich Wilhelm

S. 115. nach Z. 22. wird hinzugeſetzt: auf dieſem Platze wird itzt die marmorne Statue des ſel. Feldmarſchalls von Schwerin aufgerichtet.

S. 129. Z. 4. von 1750 ließ 1755, und es wird noch hinzugeſetzt: nach geiſtlichen: und in eben dem Jahre zählte man 5816 Häuſer, laut Büſchings Geographie III. Th. 2ter Band S. 1078.

S. 158. Z. 9. einzige ließ erſte.

S. 171. Z. 2. Schützens ließ Schulzens

S. 179. müſſen folgende itztlebende Gelehrte (die aus Verſehen ausgelaſſen worden) hinzugeſetzt werden:

Herr Nicolaus Beguelin, Mitglied der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften. Iſt durch verſchiedene Abhandlungen in den Memoires der Akademie bekant. Er wohnt in der Behrenſtraße in ſeinem Hauſe.

Herr D. Johann Bernoulli. Mitglied der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften. Er hat die Aufſicht über die Königl. Sternwarte, und wohnt derſelben gegenüber. Ferner S. 124.

Herr Johann von Caſtillon. Prof. der Mathematik bey der Königl. Ritterakademie und Mitglied der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften. Er iſt durch eine franzöſiſche Ueberſetzung des Euklides, und andere Schriften bekant. Er wohnt in der franzöſiſchen Straße.

Herr Heinrich von Catt. Vorleſer des Königs und Mitglied der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften. Man lieſet von ihm verſchiedene ſchöne Abhandlungen in den Memoires der Akademie. Er wohnt, wenn er in Berlin iſt, in der breiten Straße im Beßiſchen Hauſe. Ferner S. 179.

Herr Johann Eſaias Silberſchlag, Königl. Oberconſiſtorialrath, Prediger bey der Dreyfaltigkeitskirche und Director der Realſchule. Er iſt durch verſchiedene Schriften bekannt. Er wohnt im Directorathauſe in der Kochſtraße.

Herr Deodatus Thibault. Profeſſor der franzöſiſchen Wohlredenheit bey der Königl. Ritterakademie und Mitglied der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften. Er wohnt in der Heiligengeiſtſtraße in der Ritterakademie.

S. 275. bey Hrn. Bergrath Gerhard, iſt hinzuzufügen: **Mitglied der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.**

S. 279. bey Hrn. Oberconſiſtorialrath Sack iſt hinzuzufügen: Mitglied der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

S. 280. Z. 7. anſtatt Conrector lies Rector und Profeſſor der Beredſamkeit.

Z. 9. nach Europa lies und Antiquitates Thyatirenæ.

S. 281. Z. 7 u. 9. von unten, desgleichen S. 282. Z. 18. franzöſche lies franzöſiſche

S. 282. Z. 13. Johann Heinrich Rüdiger lies Johann Jakob Kanter

S. 289. Z. 2. von unten, nach Stettin muß hinzugeſetzt werden: Frankfurt an der Oder und Emden; desgleichen kann man auch in die Königl. Bank Capitalien gegen 3 p. C. Zinſen, und achttägige Aufkündigung geben.

S. 294. nach Z. 15. wer noch näher unterrichtet ſeyn will, wie man die Berliner Courſe berechnen könne, kann ſich folgender Bücher bedienen: 1) Ausrechnungstabellen von Berliner Banko gegen auswärtige Courſe und courante Geldſpecies. Berlin 1765 in 12. und 2) Gerlachs Univerſal- und Specialregeln zu Berechnung der Wechſelcourſe und Arbitragen der Plätze Berlin und Breſlau. Berlin 1769 in 8.

S. 311. unten, Stumpf und Favraut wohnen in der Heiligengeiſtſtraße im Dücheoniſchen Hauſe.

S. 312. Z. 17. lies Satinade oder Atlaſſe mit leinenem Aufzuge.

S. 313. Z. 22. Gebrüdere Wegeli lies Johann Georg Wegeli und Söhne.

S. 317. Z. 9. wird hinzugeſetzt: Schwanefeld (ohnweit der Fiſcherbrücke)

S. 318. Z. 4. der Mechanikus Ring wohnt in der Charlottenſtraße, das zweyte Haus von der Ecke der Mohrenſtraße.

S. 319. Z. 12. Fürſt ließ Frank

S. 323. unten: der Saffian und Brüſſlerlederfabrikant Joh. Ulr. Stoffel auf dem Schiffbauerdamm.

S. 325. Z. 3. wird hinzugeſetzt: dergleichen, ſo wie auch Pianoforte beym Hofinſtrumentenmacher Hildebrand (in der Stralauerſtraße.)

S. 332. Z. 4. Schlacht ließ Seeſchlacht im Golfo di Levante.

S. 346. Z. 7. curalis ließ curulis.

S. 354. Z. 3. von unten, Pohnſchen ließ Pohlniſchen

S. 363. Z. 4. von unten, Ehrenfried ließ Ehrenreich

S. 372. Z. 8. anſtatt 4. ließ 5.
Z. 18. anſtatt 5. ließ 6.
unterſte Zeile Honſthorſt ließ Honthorſt

S. 377. Z. 23. anſtatt 5) ließ e)

S. 384. Z. 16. der Bildhauer Hagen iſt im Jahr 1768 den 25ten December geſtorben.

S. 384. nach Z. 18. wird hinzugeſetzt:

Herr Johann Hieronymus Hirſchmann, ein Landſchaftmaler. Er ward zu Nürnberg im Jahr 1708 geboren. Er lernte die Malerey bey ſeinem Vater Johann Leonhard, der ein guter Bildnißmaler war. Er ſtudirte die Landſchaftmalerey nach Gemälden von Bemmel und Ermel. Im Jahr 1729 nahm ihn ſein Vater mit ſich nach Regenſpurg, wo er zwey Jahre blieb, und beſonders nach Gemälden von Agricola ſtudirte. Im Jahr 1731 nahm ihn der Churbrandenburgiſche Geſandte Herr von Bork, mit nach Berlin. Er malt Landſchaften ſowol ins große, als auch klein. Er hat auch für das Königl. Schloßtheater die Vorſtellung eines Waldes gemalt. Er wohnt in der neuen Commendantenſtraße, bey dem Koch Steffeck.

S. 385. Z. 1. ließ in der Charlottenſtraße, in des Hrn. Pred. Gillet Hauſe

S. 386. Z. 2.

Herr Chriſtian Gottfr. Matthes. Bildnißmaler und Zeichenmeiſter in der Realſchule. Er iſt ein Schüler von

B.

B. Rode. Er hat auch verſchiedene Titelblätter radiret. Er wohnt auf der Friedrichsſtadt in der Leipzigerſtraße.

S. 391. nach Z. 8. wird hinzugeſetzt:

Herr **Joachim Chriſtian Schulz**, ein Blumenmaler, geboren zu Berlin im Jahr 1721. Er iſt ein Schüler Auguſtin du **Buiſſons**, und hat hernach für ſich nach der Natur ſtudiret. Er malt auch Zimmer mit Blumen, Früchten u. d. gl., in welcher Art er eins in Treptow an der Rega, für Se. Durchl. den Prinzen **Eugen von Würtenberg** gemalt hat. Er wohnt am Dänhofiſchen Platz hinter der Hauptwache, in des Baders Buſe Hauſe.

Ebendaſelbſt wird unten hinzugeſetzt:

Herr **Amadeus Vanlo**. Erſter Königl. Hofmaler, Mitglied der Malerakademien zu Paris und Berlin. Er iſt ein Schüler ſeines Vaters **Johann Babtiſt Vanlo** und ſeines Vetters **Carl Vanlo**. Er hat viele hiſtoriſche Gemälde, und in den Königl. Schlöſſern verſchiedene Deckenſtücke gemalt, das neueſte davon iſt das Deckenſtück im Marmorſaale, des neuen Schloſſes zu Potsdam, welches ein Göttermahl vorſtellt. Er hat auch viel ſchöne Bildniſſe, und noch kürz-
ich den König und die übrigen hohen Perſonen des Kö-
niglichen Hauſes gemalt. Er wohnt auf dem Dohmplatze.

Herr **Johann Friedrich Wenzel** (der jüngere.) Ein
Hiſtorienmaler im Jahr 1709 zu Berlin geboren. Er
ernte die Malerey bey ſeinem Vater (ſiehe S. 604) und
ach deſſen im Jahr 1729 zu Dreßden erfolgten Tode übte
r ſich ſelbſt durch copirung vieler hiſtoriſchen Gemälde. Im
ahr 1734 machte er eine Reiſe nach Holland, England,
wo er zwey Jahre bey Amiconi ſtudirte) Frankreich und
en Niderlanden. Im Jahre 1738 ſetzte er ſich in Ham-
urg, wo er bis zum Jahr 1760 blieb, da er wieder nach
erlin kam, wo er ſich noch mit hiſtoriſchen Gemälden be-
häftigt, kam. Er wohnt in der Spreegaſſe in ſeinem Hauſe.

. 402. Z. 20. Reichhard ließ Reinhard

. 408. nach Z. 27. wird hinzugeſetzt:

5) fremde Kanten, beſonders brabantiſche ſind unterm 16ten Januar 1769 einzuführen verboten worden.

. 410. Z. 6. Saſſcheeren ließ Schaafſcheeren

. 411. Z. 16. werden die Worte ausgeſtrichen: ſeidne
Manns- und Frauensſtrümpfe imgleichen S.

S. 414. Z. 1. wird hinzugeſetzt: S. 183. 184.
S. 432. nach Z. 15. wird hinzugeſetzt:
Brandwein (Danziger) und Liqueurs bey Levin Meyer Wulf, in der Spandauerſtraße.
S. 481. wird Z. 11. nach neunen hinzugeſetzt: Es ward um 1699 fertig, ſiehe Beſſers Schriften 2ter Th. S. 664.
S. 486. Z. 3. nach ſalinſchem Marmor wird hinzu geſetzt: (marmo Salino)
S. 487. Z. 5. von unten, wird weggeſtrichen: und Agate.
S. 488. Z. 4. Serpentinſtein lies Serpentinſteinmarmor auch allenthalben wo ſonſt dis Wort vorkomt.
S. 488. Z. 19. agatheneo lies von Jaſpis, auch allenthalben wo dieſes Wort vorkomt.
S. 491. Z. 2. Preuß. lies Pohln.
S. 501. Z. 9. Wagenremiſen lies zur Bewahrung der Schloßſprützen.
S. 506. Z. 14. Ebenhecht lies Blume
Z. 31. Kahl lies Birſe.
S. 510. unterſte Z. nach Eckhaus, wird hinzugeſetzt: (das Wirthshaus zum Prinzen von Preuſſen)
S. 537. Z. 20. wird hinzugeſetzt: ſchöne Landſchaften von Dubois, Zucharelli u. a.
S. 537. Z. 7. wird hinzugeſetzt:
Von den Communs bis an das Wachhaus und Caſtellanhaus, gehet eine Balluſtrade worauf Vaſen ſtehen, hinter dem Caſtellanhauſe iſt ein Glashaus. Um die Communs ſind Lindenbäume gepflanzt, und zwiſchen denſelben und dem Schloſſe an beyden Seiten Grasvertiefungen.
S. 546. Z. 25. wird hinzugeſetzt:
Und es iſt deshalb in Berlin ein beſonderes Directorium des Wayſenhauſes angeordnet, welches aus gedachter Sr. Excell. und einem Geheimenfinanzrath beſtehet und einen Secretair, zween Regiſtratoren, zween Canzelliſten, und auch eine beſondere Caſſe hat, wobey ein Caſirer und ein Rendant ſtehen.
S. 552. wird unten hinzugeſetzt:
Der Voßiſche Buchladen iſt am alten Markte, dem Rathhauſe gegenüber.
S. 559. nach Z. 9. wird hinzugeſetzt:
Er ſoll zwar ſchon im Jahr 1652 geſtorben ſeyn, da aber um das Jahr 1654 kein anderer Oberſter von Borgsdorf bekant iſt, ſo iſt zu vermuthen, daß die Befeſtigung von Berlin vor ſeinem Tode angefangen worden, und nach ſeinem Tode vielleicht von Dönen ſelbſt geendigt worden.
S. 564. Z. 17. nach hatte er lies im Jahre 1685
Z. 19. nach Friedrichsſtadt lies im Jahre 1735
S. 566. Z. 2 von unten, Sattlers lies Stettlers
S. 574. nach Z. 12. wird folgendes hinzugeſetzt:
Johann Heinrich Behr, Königl. Oberingenieur und Hofbaumeiſter, Mitglied der Königl. Societät der Wiſſenſchaften. Er ward im Jahr 1647 zu Schleiz im Voigtlande gebohren, ſtudirte neun Jahr lang zu Leipzig die Theologie und Mathematik, welche leztere er nachher zu ſeiner Hauptwiſſenſchaft erwählte. Er ging im Jahr 1680 unter die Churfürſtl. Brandenburgiſche Armee, that verſchiedene Feldzüge mit, und als er im Jahr 1685 aus Ungarn zurückkam, ward er Lehrer der mathematiſchen Wiſſenſchaften bey den Churfürſtlichen Cadets.
Im Jahr 1688 ward ihm der erſte Anbau der Friedrichsſtadt aufgetragen, wo er die Gaſſen und Märkte abſteckte und die Bauſtellen anwies. Es iſt auch wahrſcheinlich, daß er verſchiedene Häuſer auf der Friedrichsſtadt gebauet habe, ob man gleich nicht davon genaue Nachricht hat.
Die Behrenſtraße als die erſte Straße auf der Friedrichsſtadt die bebauet wurde, führet noch von ihm den Nahmen. Er ſtarb im Jahr 1717 den 7ten December. Siehe altes u. neues Berlin 4ter Th. S. 194.
S. 587. Z. 17. von ihm lies nach ſeinen Riſſen im Jahr 1710 gebauet
S. 599. Z. 22. hat ſie in den Jahren 1702 bis 1703 gebauet

Regiſter.

NB. Wo ein P. beygefüget iſt, da bedeutet es Potsdam.

A.

Academie der Künſte 569
= der Wiſſenſchaften 109. 230 bis 238
Acciſe und Zoll 97
Acciſe P. 507
Acciſegerichte 156
Acciſeregie 105
Acciſe- und Zollkammer 182
Achteck 114
Adam 610
Addrescalender 422
Addrescomtoir 162. 186
Addreshaus 101
Adlerſtraße 99
Aemterbaucanzley 144
Agricola 393
Allmoſencaſſe beym Dohm 217
Altſtadt P. 495. 499
Amtskirchenrevenüendirectorium 159
Anatomie 110
Anciens 204
Andreäſche Legatencaſſe 217
Antiquitätencabinet, Königliches 79. 348
Appellationsinſtanz 153
Arbeitshaus 36. 213
Archiv, geheime 74. 141
Argens, Marquis 274
Armencaſſe 211
Armendirectorium 206
Armenhaus, franzöſiſches 114
Armenhoſpital, franzöſiſches 40
= zu St. Jeruſalem 113
Armenwächter 175
Artilleriecorps 126
Artilleriewache 105
Aſſecuranzcompagnie 296
Ausgenähete Arbeit 326
Ausſchnitthandel zu Berlin 301

B.

Bär, großer und kleiner 20
Bäzke, Seidenfabrikant 310
Baker 573
Balk 573
Banko 100. 163. 289
Bandmanufactur, ſeidene 311
Baßin P. 516
Bauamt 186
Bauart der Berliniſchen Häuſer 18
Baucommißion 185
Baudepartement 144
Baudißonſche Haus 98
Baudouin 310
Baugericht 185
Bauhof 110
Baumeiſter Berlins 379
Baumgaſſe 37
Baumwollene Manufacturen 312
Beauſobre, von 274
Beckmann 573

Befeſtigung, ehemalige Berliniſche 10. 11
Bega 573
Begyn 573
Beguelin 618
Behr 622
Behrenſtraße 117
Belau 574
Bellavita 610
Benda 393
Benkert, Bildhauer 380
Bergemann, Buchdrucker 283
Bergens Theater 39
Berger, Kupferſtecher 380
Bergwerksdepartement 146
Berlin 4. 5. 22
Berlinerblau 326
Berlinerſtraße P. 509
Berliniſche Vorſtädte 12. 13. 36
Berliniſches Gymnaſium 30. 252 bis 256
Bernauerſtraße 36
Bernauerthor 36
Bernhard Iſaac, Seidenfabrikant 310
Bernoulli 618
Bethlehemskirche 118
Bibiena 610
Bibliothek, Königliche 53. 54. 263 bis 271
, der Königichen Akademie der Wiſſenſchaften 272
, Spanheimiſche 271
Bibliotheken, ſehenswürdige 335 bis 337
Biergeld, neues 165
Bildergallerie im Schloſſe 78
, in Sansſouci P. 518
Bilderladen, nürnbergiſcher 24
Bildhauer Berlins 379
Bilquer 274
Birnſtiel, Buchdrucker 283
Biſchofsſtraße 28
Bitaubé 274
Bleſendorf 558. 574. 575
Bleyfabrik 47. 318
Bleyweißfabrik 318
Blocksbrücke 94
Blondenmanufactur P. 550
Blumenthal, Frau von 135
, Herr von 141
Bodenſche Haus 118
Bodens Graft P. 514
Böckli 380
Böhm, Kriegesrath 380
, Künſtler 606
Böhme, Hofmaler 380
Böhmin 381
Böhmiſche Kirche 118
, Schule 116
Börſe 51
Bohms Hof 24
Bollengaſſe 26
Bonin, von 136
Borgsdorf, von 559. 622
Boße, Buchdrucker 283
Bott 577
Boumann 379
Bourdeaux, Buchhändler 282
Brandenburgerſtraße P. 516
Brauerſtraße P. 499
Breite Straße 35
, P. 511
Brennholzcommiſſion 186
, compagnie 298
Brettermagazin 74
Broebes 576

Brü-

Brücken Potsdams 514
Brüderſtraße 87
Buchdrucker 283
Buchhändler 282
Buchholz 141
„ Dorf 493
Buddenbrock, von 122
Bülowſche Infanterieregiment 124
Bürgerlazareth P. 547
Bürgerſchaft Berlins 128
Bürgerwayſenkindercaſſe 215
Büring 610
Büſching, D. 274
Büttelgaſſe 26
Bullard 578
Bullenwinkel 35
„ vor dem Stralauerthor 47
„ P. 510
Burgſtraße 22
„ P. 508

C.

Cabinetsminiſterium 140
Cadettencorps 122. 242
Cadettenhof 35
Caffeehäuſer und Caffeegärten 428. 430
„ in Potsdam 556
Calandshof 29
Cameelharenmanufactur 314
Canal P. 512
Cantorſtraße P. 510
Canzley, geheime 80. 141
„ der Kammer 144
„ des Generaldirectoriums 143
„ Generalkriegs 101. 163
„ Geheimekriegs 22. 163
Canzley des Kammergerichts 153
Caput P. 498
Carnaval 396
Carree 578
Caſernen P. 509. 510. 511
„ der Artillerie 40. 41
„ des Bülowſchen Regiments 96
Caſernen des Koſchenbahrſchen Regiments 34
Caſernen des Lottumſchen Regiments 96
Caſſa montis pietatis 194
Caſtanienallee 51
Caſtillon 618
Catholiſche Kirch 107. 114. 335
„ P. 513. 543
Catholiſcher Gottesdienſt 197. 198
Catt, von 618
Cattunmanufactur P. 549
Cauliz 579
Cayart 579
Cavalierbrücke 50
Chambre du ſou pour livre 229
Chargencaſſe 72. 147
Charitehaus 44. 207
Charlottenburg 481
Charlottenſtraße 117
Charpentier 579
Chieſe, de 559
Chodowiecki 381
Churfürſt Friedrich Willhelms Bildſäule 49
Churfürſtenſaal 80
Churſtraße 99
Clandersgaſſe 25
Clauze 382

Cloſterkirche und Gymnaſium 30
= franzöſiſche 30
Cloſterſtraße 29
Coccejis marmornes Bruſtbild 115
Cölln 5. 6. 48
Cölniſche Vorſtadt 13. 95
Colonie franzöſiſche 128
= böhmiſche 129
Cöpenik 491
Cöpenikerbrücke 20. 95
Cöpenikerkirche 95
Cöpenikerſtraße 95
Cöpenikerthor 95
Cöpenikſche Vorſtadt 13. 95
Collegienhaus, altes 88
= neues 115
Collegium medico chirurgicum 238 bis 241
Collegium Sanitatis 164
Commendantenſtraße vor dem Spandauerthore 38
Commendantenſtraße, neue 96
Comtoir der Gewehrfabrik P. 513
Concerte 404
Confidenztafel 72
Conradiſche Haus 102
Conſiſtorium 157
= franzöſiſches 158
Contreſcarpe 36. 42. 46
Contrebande Waaren 408. 409. 410. 411
Corduanmanufactur 323
Corſica, Hutfabrik 306
Cottbuſſerthor 95
Courtage und Ceremoniel dabey 136
Corie 580
Creuz 580
Criminalcollegium 152

D.

Dagly 580
Damaſtmanufactur P. 549. 550
Damm, Rector 275
Dammſtraße 311
Decker, Buchdrucker 283
= Baumeiſter 580
Departement der auswärtigen Affairen 140
Diaconathaus der Marienkirche 28
Diemar 382
Dieskau, von 126
Dietrichs 611
Doegen 559
Dönhoffſche Platz 112
Dohmkirche 51
= Merkwürdigkeiten derſelben 334
Dohmplatz, alter 56
Donnerſche Haus 105
Dorotheenhoſpital 211
Dorotheenſtadt 7. 8. 105
Dorotheenſtädtſche Kirche 111
Dorville, von 150
Doulhac, Hutfabrik 306
Dragonerſtraße 42
Drepfaltigkeitskirche 118
Dubois 581
Du Buiſſon 582. 581
Durchgang bey der Cavalierbrücke 58

E.

Ecole de charité 224
Ebenhecht 611
Ebert 581
Eggers 560
Eickſtedt, Graf von 133
Einwohner Berlins. Anzahl und Claſſen 121
Eiſendrathfabrik 318
Elfenbeinmanufactur P. 550
Elliger 560
Emaillearbeit 319
Eoſander 581
Eppertſche Haus 101
Ephraimſche Garten 43
Examinationscommiſſion 155
Eximirte 127
Extraordinariencaſſe 148
Extrapoſt 479
Eyergaſſe 26

F.

Fabri 611
Fabriken zu Berlin 302. 304
Fäſch 143
Falbe 383
Falconiergaſſe 102
Falz 584
Favre 606
Fayancefabrik 320
 , P. 550
Fechhelm 383
Fechten, Unterricht darin 445
Feldmann 611
Feueranſtalten 174
Feuercataſtrum 174
Fiacres 172. 423
Fickertſche Haus 91
Finkenſtein, Graf von 140
Finkenſteinſche Haus 116
Fiſcalat 155
Fiſcherbrücke 93
Fiſchergaſſe P. 509
Fiſcherſtraße 92
Fiſchmarkt, berliniſcher 26
 , cölniſcher 90
Flathos Gaſſe 40
Fleiſcherſtraße P. 508
Fleiſchſcharren, berliniſche 26
 , cölniſche 90
Floßgraben 21
Forcade, von 135
Formey, Prof. 275
Francheville, de 275
Franke, Maler 383
Frankfurterſtraße, kleine 37
 , große 46
Frankfurterthor 46
Franzöſiſche Capelle 96
 , Colonie 123
 , Hof 91
 , Kirche P. 516. 543
 , Straße 118
 , Straße P. 516
Franzöſiſcher Gottesdienſt 201 bis 206
Franzöſiſches Hoſpital 222
 , Gymnaſium 257
 , Wayſenhaus 223
Freyhäuſer 128. 169
Freyſchulen 262
Friedel, Bauadjudant 383
Friedrichsbrücke 20. 38
Friedrichsfelde 492
Friedrichsgraft 91
Friedrichshoſpital 34. 35. 208 bis 210

Friedrichsſtadt 8. 9. 112
ſ P. 496. 517
Friedrichsſtraße 40. 100. 111. 116
ſ neue 32
Friedrichswerder 6. 7. 96
Friedrichswerderſche Gymnaſium 101. 256
Friedrich Willhelms Bildſäule 49
Friſch, Maler 382
Friſchens Gäßgen 40
Fromantiou 560
Fromery 584
Fürſt, von 149
Fürſtenhaus 100
Fußteppichmanufactur P. 550

G.

Gärten, botaniſche 119
Garde P. 497
Garde du Corps 122
ſ P. 497
Garküchen 429
Garniſon, berliniſche 122 bis 127
Garniſonkirche 32. 33. 197
Merkwürdigkeiten derſelben 334
Garniſonkirche P. 512. 542
Garniſonkirchhof 42
Garniſonſchule 34. 262
Gaſe 612
Gaſthöfe zu Berlin, Namen derſelben 414 bis 416
Gazefabrik 312
le Geay 615
Gebäude, ſehenswürdige 327
Geburtstage des Königs und der Königin, wie auch der Königl. Prinzen und Prinzeßinnen 137. 138
Geheime Canzley 80 141
ſ Kriegscanzley 22. 163
Gekhol 29
Gelehrte, berühmte zu Berlin 272 bis 281
Generalacciſe und Zoll Regie 144
Generalauditoriat 154
Generaldirectorium 74. 141
Generaldomainencaſſe 72. 146
Generaldomainenrenthey 72
Generalkriegskanzley 163
Generalkriegscaſſe 72. 147
Generalpoſtamt 162
Generalproviantamt 144
Generalſalzcaſſe 147
Generalſtrafcaſſe 147
Generaltabaksadminiſtr. 294
Gens d'armes 123
ſ wache 119
Georgenkirche 36
Georgenviertel 12
Georgi 383
Gerhard, D. 275
Gerichte, franzöſiſche 154. 177
Gerike 585
Gerlach 607
Gertrautenbrücke 90. 99.
Gertrautenhoſpital P. 547
Gertrautenkirche 94
Gertrautenſtraße 90
Geſammtkammer, Prinzliche 165
Geſindemäkler 422
Geſundbrunnen 46
Geſundheitspaß, wo er zu bekommen 480

Gewehrfabrik P. 513. 550
Gewichte, berliniſche 285
Gichtilianer 191
Gieſe 612
Gießhaus 105. 323
Gipsgaſſe 42
Girard, Seidenfabrikant 310
Girobanko 289. 291
Gleditſch, D. 275
Glinike P. 497
Glockenſpiel 31. 333
Glume 384. 585. 612
Göthe 581
Götzeſche Wittwenhaus 216
Gold- und Silbermanufactur 116. 316
Goldarbeit 316. 317
Gollnosgaſſe 37
Gontard 384
Gottesdienſt, Einrichtung deſſelben 192. 198. 199. 200
Gouvernement zu Berlin 122. 167
Gouverneurhaus 23
Grahl 607
Grange, de la 276
Grappendorf, von 133
Graue Kloſter 30
Graun 393
Grosdutourmanufactur P. 549
Großhandel zu Berlin 299
Grünberg 585
Grüne Weg 47
Grünſtraße, alte 92
= neue 96
Grütz- und Graupenmühle 324
Güterverwalter 184
Guglielmi 612
Gymnaſium, berliniſches 30
= Friedrichswerderſch. 101
= Joachimsthalſches 24

H.

Haarſiebmanufactur P. 550
Hackert 612. 613
Hackiſche Markt 38
= Pallaſt 32
Hagemeiſter, Obercaſtellan 328
Hagen, von 142
Haid 587
Hainzelmann 560
Halbſeidene Manufacturen 312
Hamburgerſtraße, kleine 40
= große 41
Hamburgerthor 41
Hamilton 587
Handlungsgeſellſchaften 294
Hanrich 608
Harper 608. 613
Hartwig, Fabrikant 307
Haſenhägergaſſe 96
Haude und Spenerſche Buchhandlung 282
Havel P. 498
Hausarmen 213
Hausvogt 152
Hausvogtey 99
Heckenauer 588
Heiligegeiſtgaſſe 25
= hoſpital 25
= kirche P. 508. 543
= ſtraße 24
= P. 509
Heinius, D. 276

Henkel, Graf von 133
, Hofrath 276
Henzi 588
Herfort 588
Herrnhuter 191
Herzberg, von 140
Heu- und Strohmagazin 46
Heydereutergaſſe 26
, vor dem Spandauerthore 42
Hirſchmann 610
Hirtenſtraße 4
Höder 613
Hofapotheke 53
Hofetikette 134
Hofgericht 99. 152. 169
Hofmann, Fabr. 307
Hofpoſtamt 179
Hofſtaatscaſſe 72. 147
Hoheſteinweg 29
, P. 509
Hohewegſtraße P. 510
Holefeld, Mechanicus 318
Holländiſche Häuſer P. 515
Holzgartenſtraße 99
Holzgericht 156. 186
Holzhandlungscompagnie 297
Holzſtraße 47
Honthorſt 561
Hopfer 384
Hoppenhaupt 384
Horſt, von 142
Hoſpital der Dohmkirche 111
216
, zum heil. Geiſt 25. 214
, der Parochialkirche 216
, zu St. Georgen 36. 215
, zu St. Gertraut 94. 215
, zu St. Jeruſalem 215
Hoſpitalſtraße 40
Hotel de Refuge 227
Huber 384
Hünerhof 111
Hüterſtraße P. 510
Hüttendepartement und Caſſe 101. 146
Huf- und Giebelſchoß 165
Hülot 588
Hundebrücke 102
Huſaren, Leibregiment 123
Hutfabriken 306
Hutfedern 326
Hutmanufactur P. 550
Hypothekenbuch 177

J.

Jacobi 588
Jacobsſtraße vor dem Spandauerthore 42
Jacobsſtraße vor dem Cöpenikerthore 95
Jägerbrücke 21
Jägerey 164
Jägerhof 100
Jägerſtraße, kleine und große 99. 100
, auf der Friedrichsſtadt 118
, P. 515
Jägerthor 100
Jagd 404
Jahrmärkte, berliniſche 302
Japaniſche Pallaſt in Sansſouci 529
Jariges, von 148
Jaſperd, Buchhändler 282
Jeckhol 29
Jeruſalemerkirche 113

Jrw

Jeruſalemerſtraße 112
Inſel 93
Inſelbrücke 93
Inſpectionen der Kirchen zu Berlin 195. 196
Inſtrumentenmacher, chirurgiſche 317
Inſtrumentenmacher, mathematiſche 318
Inſtrumentenmacher, muſikaliſche 324
Intelligenzblätter 425
Invalidencaſſe 148
„ corps 126
„ haus 44
Joachimsthaliſches Gymnaſium 24. 244 bis 251
Irrenhaus 114. 210
Juchtenfabrik 324
Judenbegräbnißplatz 40
Judencommißion 152
Judengaſſe 57
Judenhof, kleiner und großer 29
Judenſchaft 130. 191
Judenſtraße 29
Jungferbrücke 91
Junkerſtraße 117
„ P. 516
Juriſdictionscommißion 155
Juſtizdepartement 148
Juſtizverfaſſung in Potsdam 539
Juvelierarbeit 316

K.

Kahle, Geheimerrath 276
Kalkſcheunen 40
Kameke, Graf von 133
Kamekiſche Haus 110
Kammer, Churmärkiſche 144
„ Prinzliche Geſamt 165
Kammergericht 151. 169
Kanneberg, Freyfrau von 133. 135
Kanonierſtraße 118
Kantenmanufactur P. 550
Kanter 282
Kanzley ſ. Canzley
Kapellmuſik, Königl. 392
Karſchin 276
Kartenkammer 101. 145
Kaſtanienallée 399
Kattundruckereyen 313
Kauke 385
Kellerbrücke P. 509
„ ſtraße P. 509
„ thor P. 509
Kemmeter 589
Keſſel, von 135
Kiez P. 515
King 589. 608
Kirche, deutſche auf dem Werder 101
Kirche, franzöſiſche eben daſelbſt 101
Kirche, auf der Friedrichſtadt 119
„ katholiſche 107
„ Dorotheenſtädtſche 111
„ böhmiſche 116
„ neue 118
Kirchen, franzöſiſche 201
Kirchendirectorium, reformirtes 158
Kirchenzettel 426
Kirchhofſtraße 40
Kirchgaſſe in Berlin 26

Kirchgaſſe, große und kleine vor dem Königsthor 37
Kirchgaſſe, vor dem Spandauerthore 41
Kirchner 613
Kirchſtraße, neue 92
⸗ auf der Neuſtadt 111
Kleine Gaſſe 40
Kniphauſen, von 143
Knobelsdorf, von 613
Koch 608
Kochſtraße 114
König, Buchdrucker 283
Königsbrücke 20. 36
⸗ graben 36
⸗ mauer 29
⸗ ſchießen 406
⸗ ſtadt 12. 36
⸗ ſtraße 22
⸗ wall 34
Komödien 395
Komödienhaus P. 511
Koppensgaſſe 47
Koppenſche Armenhaus 211
Korkpfropfmanufact. P. 550
Kornmagazin 36
Kornmeſſerſche Wayſenhaus 32. 218
Koſchenbarſche Infanterieregiment 125
Krauſe, Advocat 276
Krauſenſtraße 114
Krautsgaſſe 47
Kreuzgaſſe 99
Kriegscanzley geheime 22. 163
⸗ General⸗ 101. 163
Kriegsconſiſtorium 158
Kriegs⸗ und Domainenkammer 70. 143
Krögel 35
Kronengaſſe 29
⸗ ſtraße 113
Krüger 385. 614
Krünitz, D. 276
Kruſemark, von 123
Küſter, Rector 276
Kunſt, Buchdrucker 283
Kunſt⸗ und Naturalienkammer, Königl. 79. 337 bis 347
Kunſt⸗ und Naturalienſammlungen, ſehenswürdige in Berlin 353 bis 368
Kupfergraben 20
Kupferſtecher Berlins 379
Kupferſtiche, Sammlungen davon 368 bis 377
Kurella, D. 277
Kurze Straße 37
Kutſchen 325
Kutſchſtall P. 511

L.

Laboratorium der Artilleriſten 105
Lackirungen 326
Lagerhaus 29. 305
Lambert 277
Landescollegien 139
Landrenthey 146
Landſchaft 165
Landſchaftshaus 26
⸗ P. 515
Landsbergerſtraße 37
Landsbergerthor 37
Lange, Buchhändler 282
⸗ Fabrikant 306
Lange Brücke 48
Langerfeld 561

Lange Straße 47
Langiſche Fabrikhäuſer 36
Lappſtraße 92
Laufbrücke bey der neuen Grünſtraße 20
Laufbrücke an der Mohrenſtraße 21
Laufbrücke bey dem Schiffbauerdamm 43
Laufgaſſe 41
Laurenz 615
Lazareth des Koſchenbarſchen Regiments 34
Lazareth der Garde P. 508
Le Geay oder Leger 615
Lehmgaſſe 46
Lehnsarchiv 159
= departement 148
Leichencommiſſarius 175
Leihbank 291. 427
Leinene Manufacturen 314
Leinwandmanufactur P. 550
Leipzigerſtraße, alte 98
= neue 114
Lembkenſche Regiment 126
Leonhard 562
Leonſche Gold- und Silberfabrik 318
Leſtewitzſche Bataillon P. 497
Levantiſche Compagnie 295
Levi, Meyer Benjamin, Seidenfabrikant 310
Leygebe 561. 589
Letzte Straße 111
Licentcaſſe 87. 146
Lieberkühn 609
Lieſiewsky 589
Liezmannsgaſſe 37
Linden 108
Lindenallée 399
= ſtraße 114
= P. 515
Linienſtraße 37. 48
Lohnlakeyen 175. 422
Lombard 427
Lotterie 426
Lotteriedirection 164
Lottumſche Infanterieregiment 125
Lubienietzky 590
Lüderitziſche Legatencaſſe 217
Luſtbarkeiten, öffentliche zu Berlin 392
Luſtbarkeiten bey Hofe 395
= andere 404
Luſtgarten 50
= P. 506

M.

Maaße, berliniſche 287
Männlich 562
Madderſteg 590
Magazingaſſe 46
Magiſtrat 170
Maiſon d'Orange 228
= françoiſe 226
Malchow 498
Maler Berlins 379
Malereyen, Sammlungen davon 368 bis 377
Mammonsſtraße P. 511
Manſcheſterfabrik 39
= P. 549
Manufacturen zu Berlin 302
304
Marggraf, Director 277
Marienkirche 27. 28
Merkwürdigk. derſelben 332

Mark-

Markgrafenſtraße 117
Markt auf dem Friedrichswerder 101
Markt, alter P. 507
Marktſtraße 101
Marpurg, Kriegsrath 277
Marſtall 85. 108
Martini, D. 277
: Bildhauer 615
Maſchinentafel 72
Maſſow, von 142
Matthes 620
Mauer Berlins 15
Mauerſtraße 117
Maupertuis, Frau von 136
Meckel, Prof. 277
Medaillencabinet, Königl. 352
Meden, von 155
Meil 387
Meilenzeiger 112
Memmhard 562
Merchieri 615
Merian 278
Merk, Maler 590
Merkſche Gartenhaus 112
Meyer 386
Michaelis, Buchdrucker 283
Michelet, Seidenfabrik. 310
Miethkutſchen 423
Mittelſtraße 111
: auf der Friedrichsſt. 119
Moabiterland 45
Moderloch 111
Möhſen, D. 278
Möller 615
Mohrenſtraße 113
Molkenmarkt 35
Mohwiz 590
Monbijou 39
Monbijoufreyheit 39
Moreau, Seidenfabrik. 310
Morien, Frau von 135
Moſes Mendelſohn 278
Meuderichsgaſſe 36
Mühlen, werderſche 54
Mühlendamm 92
: gang 38
: graben 91
: hof 93. 179
Münchhauſen, von 149. 157
Münze, neue 42. 163
: alte 98. 163
Münzen, gangbare 284
Mulacksgaſſe 41
Muzell, Geheimerath 278
Mylius, Buchhändler 282
: Commiſſar 282

N.

Nachtwache 175
Nähnadelfabrik P. 550
Nagelgaſſe 26
: vor dem Spandauerthore 41
Nahl 615
Naturalienſammlungen, ſehenswürdige in Berlin 353 bis 368
Nauenſche Straße P. 514
Naumann 388
Nealſche Pallaſt 42
Nehring 563
Neu Cölln 5. 6. 95. 94
Neuemarkt 37
: auf der Friedrichsſt. 118
: P. 511
Neue Kirche 118
Neue Thorbrücke 21

Neumannsgaſſe 87
Neuſtadt 105
„ P. 496. 514
Nicolai, Buchhändler 282
Nicolaikirche 25
Merkwürdigkeiten derſelben 332
Nicolaikirche P. 507. 542
Niederlageſtraße 102
Niederlagewallſtraße 102
Niederwallſtraße 99
Novaweſt 496
Nürnberger Bilderladen 282

O.

Obeliſk oder Meilenzeiger 112
„ P. 508
Oberappellationsgericht 150
Oberbaum 17
Obercollegium Medicum 160
Oberdirectorium, franzöſiſches 162
Oberrechenkammer 87. 145
Oberſteuercaſſe 72
Oberwallſtraße 100
Oberwaſſerſtraße 99
Oehrſchmiedefabrik 319
Oeſterreich, Gallerieinſpector 388
Opern, italiäniſche 392. 394. 397
Opernhaus 106
Orangengaſſe 96
Orangeriehaus, ehemaliges 50
Orangiſche Succeßionscaſſe 72. 148
Oranienburg 494
Oranienburgerſtraße 39
Oranienburgerthor 39
Ordensregierung und Kammer 165

P.

Packhof, neuer 50
„ alter 97
„ P. 508
Packkammer 181
Paddengaſſe 35
Pagenhauß 32
Pallas 278
Pallaſt der verwitweten Prinzeßin von Preuſſen 102
Pallaſt des Prinzen Heinrichs von Preußen 106
Pallaſt des Prinzen Ferdinand 116
Pallaſt der Prinzeßin Amalia von Preuſſen 109
Pallaſt des Markgrafen von Schwedt 108
Pallaſt des Markgrafen Heinrichs 100
Pallaſt des Prinzen Friedrich von Braunſchweig 116
Pancosgaſſe 25
Papenhoven 615
Papenſtraße 28
Parchentmanufactur 313
Parochialkirche 30. 31
Merkwürdigkeiten derſelben 333
Parochialkirchencaſſe 217
Parochialſchule P. 547
Paſſagirſtube 181
Pauli, Buchhändler 282
Permoſer 591
Pernetty 278
Pesne 591

Peterſiliengaſſe 92
Petrikirche 88
  Merkwürdigkeiten derſelben 334
Pfälzercoloniedepartem. 148
Philippi 279
Pickenike 405
Pigale 616
Pitra, Buchhändler 282
Plombirungscomtor 184
Plüſchmanufactur P. 549
Podewillſche Pallaſt 32
Pölnitz, von 133. 278
Policey in Potsdam 539
Policeydirectorium 172
Polignacſche Cabinet 513
Polniſche Kammern 68
Polushöhe Berlins 18
Pomeranzenbrücke 32. 43
Pontonhaus 110
Porcellanfabrik 114. 319
Poſamentierarbeit 311
Poſt, ordinaire 478
Poſtboten 181
Poſten, Verzeichniß der abgehenden und ankommenden 447 und folg.
Poſthaus 22. 23
Poſthof 39
Poſtillionhaus 39
Poſtſtraße 25
Poſttaxen 470
Potsdam 495
  Größe der Stadt und Anzahl der Einwohner 497
Potsdammerbrücke 117
  = ſtraße 114
Pott, Profeſſor 279
Präſidentenſtraße 38
Predigerwitwencaſſe 217
  = witwenhäuſer 217. 218
Prenzlauerſtraße 38
  = thor 38
Prieſterſtraße P. 513
Prinzlich Friedrich Braunſchweigiſches Infanterieregiment 124
Prinz von Preuſſen Regiment in P. 497
Prinzlicher Stall 87
Probener 565
Probſtey, berliniſche 26
  = cölniſche 88
Probſtgaſſe 26
Pröbſte zu Berlin und Cölln 196
Proviantamt 87. 144. 185
  = bäckerey 46
  = Haus 35
  = = P. 508
Pulvergebäude 45
  = mühlen 323
Pupillencollegium 154. 170

Q.

Quanz 393
Quarée 110
Quartiercommiſſarien 173
Quellinus 565
Quintus Icilius, Oberſtlieutenant 279. 552

R.

Ränz 388
Raminſche Infanterieregiment 124
Rammler, Profeſſor 279
Rathhaus, berliniſches 23

Rathhaus, cöllniſches 90
⸗ Friedrichswerderſch. 101
⸗ franzöſiſches 102
⸗ in P. 507
Rathswage, berliniſche 23
Raulés Hof 98
Realſchule 14. 258 bis 261
deren Buchhandlung 282
Rechenkammer 145
Rechnungsdepartement 144
Reclam 388
Redouten 397
Reezengaſſe 26
Reichenbachiſche Haus 110
Reiten, Unterricht darin 445
Reitſtall P. 511
Religion zu Berlin 188
Rellſtab, Buchdrucker 283
Rentink 388
Renzelſche Infanterieregiment 125
Reuß, Graf von 133. 135. 142
Reußiſche Garten 40
Reviſionscollegium 155
⸗ inſtanz 151. 153
Ricksdorferſtraße 95
Ritterakademie, neue 24. 241
⸗ alte 87
Rittergaſſe 92
Ritterſaal 78
Rode 389. 616
Rollos 565. 566
Romandeau 566
Rondel 115
Roſengaſſe 47
⸗ quergaſſe 47
⸗ ſtraße 28
⸗ ſtraße auf dem Werder 102
Roſenthal 493
⸗ thalerſtraße 41
⸗ thalerthor 41
Roßi 592
Roßſtraße 92
Rothe Hof 216
Rouſſel, Fabrikant 306

S.

Sack, Oberconſiſtorialr. 279
Saffianmanufactur 313
Salzcaſſe 72
⸗ factorey 164. 186
⸗ haus P. 508
⸗ ſchiffarthscomt. 40. 164
Samtbortenmanuf. P. 549
⸗ fabriken 310. 311
⸗ manufactur P. 549
Sandgaſſe 46
Sansſouci 517
Sapovius 592
Sauerland 592
Schäfergaſſe 95
Schafgotſch, Graf von 233
Scharrnſtraße 90
Schauſpiele zu Berl 392
Schaz, Buchdrucker 283
Scheibenſchießen 406
Scheunengaſſe, lange und kleine 42
Scheunenſtraße 96
Schießgaſſe 37
Schiffbauerdamm 43
⸗ dammsbrücke 40. 43
Schiffathscontor 47
Schikleriſche Haus 98
Schillingsgaſſe 47
Schindleriſche Wayſenh. 116. 220

Schinkenbrücke 21. 112. 113
Schleuen 390
Schleuſe 97
Schleuſenbrücke 91
Schlippenpach, Graf von 135
Schloß, Königl. 56
„ zu Potsdam 499
„ zu Sansſouci 526
„ neues, bey Sansſouci 531
Schloßapotheke 53
„ bauhof 50
„ freyheit 54
„ höfe 66. 67. 68
„ platz 56
„ ſtraße P. 499
„ theater 80
Schlüter, von 592
Schlurch 592
Schmelzkantenfabrik 326
Schmelztiegelfabrik 320
Schmids und Söhne 305
Schmidt 390. 566
Schnupftüchermanuf. P. 549
Schnupf- und Rauchtabaksmanufact. P. 551
Schönhauſen 493
Schönhauſiſche Straße 42
„ Thor 42
Schönweidergaſſe 42
Schoonjans 592
Schornſteinfegergaſſe 92
Schreibfedermanufactur 324
Schriftgießerey 319
Schröder, Fabrikant 306
Schröth 602
Schützenplatz 37
„ ſtraße alte und neue vor dem Königsthor 37
Schützenſtraße, auf der Friedrichsſtadt 114
Schule, cöllniſche 91
„ franzöſiſche 102
Schulhaus, reformirtes 18
Schulz 621
Schulze, Profeſſ. 279
„ Maler 390
Schuſtergaſſe 99
„ ſtraße P. 509. 510
Schweizerſaal 83
Schwerdfegerſtraße P. 510
Sebaſtianskirche 95
Sehenswürdigkeiten Berlins 377 bis 379
Seidenmanufacturen 307
Serviscommiſſion 91. 172. 175
Siebergaſſe 29
Siebertsgaſſe P. 511
Siegisbert Michel 391
Silberarbeit 316
Silberraffinerie 317
Silberſchlag 618
Simonetti 602
Sophienkirche 48
Sophienſtadt 13. 38
Spalding, Probſt 279
Spandau 494
Spandauerbrücke 20. 38
„ kirche 41
„ ſtraße 26
„ viertel 13. 38
Spazierfahrten und Spaziergänge zu Berlin 398
Speiſehäuſer 428
Spiegelmanufactur 98. 320
Spieluhren 325
Spiele, verbotene 404

Spiller 591
Spitalmarkt 94
⸗ brücke 112
Splitthaus 215
Splitgerber und Daumiſche Handlungshaus 91
Sprachmeiſter 446
Spree 19
Spreegaſſe 90
Sprützenhäuſer 174
Staatsrath 74. 139
Stadtgerichte 176
Stadtgraben 19. 20
Stadtrath 170
Städtecaſſe 166
Stahlarbeit 317
Ställe f.d.Garde duCorps 114
⸗ P. 509
⸗ für die Gens d'arm. 119
Stall, Königl. 86. 87. 329
⸗ P. 505
Stallſchreibergaſſe 96
Stallſtraße 111
Stechbahn 55
⸗ alte 56
Steck, Geheimerath 280
Steinkellerſche Infanterieregiment 125
Stempelkammer 101. 145
Stern P. 498
Steuercaſſe 146
Stoffmanufactur P. 549
Stockmanufactur P. 550
Stoſch 280
Stralauerbrücke 20. 46
⸗ mauer 35
⸗ ſtraße 34
⸗ viertel 13. 46
⸗ thor 35
Straßenreinigung 175
Strohmagazin 46
Strumpffabrik. wollene 307
Strumpfmanuf. ſeidene 311
Strumpfmanufact. P. 549
Sücur 391
Sulzer, Profeſſor 280

T.

Tabaksadminiſtration 35
⸗ gerichte 156
⸗ pfeifenfabrik 323
Tanzen, Unterricht darin 446
Tapetenmanufacturen 315
⸗ P. 550
Taxe für die Wirthsh. 417
⸗ ⸗ ⸗ in Potsdam 554
⸗ die Fiacres oder Miethskutſchen 423
Teller, D. 280
Teppichfabrik 316
Terweſten 603
Therbuſchin 391
Thiebault 619
Thienpondt 616
Thiergarten 399 bis 401
Thore Berlins 16. 17
Todtengaſſe 96
Touſſaint, Profeſſor 280
Treiſchkiſche Fabrikenhaus 36
Tribunal 150
Tulden 567

U. V.

Vaillant 567. 568
Vanlo 621
Veltheim, Buchdrucker 283
Verlorne Straße 42
Vernezoberſche Haus 116
Uhrwerke 325
Viereck 110
Villiers, Seidenfabrikant 310
Viſitation 183
Umfang Berlins 17
Unterbaum 16
Unterwaſſerſtraße 98
Vogel, Buchdrucker 283

Voigtland 14
Voß, von; Hofmarſchall 132
= Buchhändler 282

W.

Wachsbleichereyen 324
Wallſtraße 94. 111
Walter 281
Wangenheim 609
Wartenberg 163
Wartensleben, Graf 133. 135
= Gräfin 135
Wartenslebenſche Haus 102
Waſſergaſſe 39
= thore P. 513
Waßmannsgaſſe 37
Wattenmanufact. 324
Wayſenhaus, franzöſ. 118. 119
= Kornmeſſerſches 32
= Potsdamſches 515. 516. 622. 544. 546
= Schindleriſches 116. 220
Wayſenhauskirche P. 543
Wayſenſtraße P. 515
Wechſelcommißion 101. 156
= cours 291
= handel 291
Wedel, von 142
Wegeli, Manufactur 305
Wegelinſche Haus 34
Weguelin, Profeſſor 281
Weidemann 604
Weidendam 43. 399
Weidendammerbrücke 21. 43
Weihenmayr 604
Weineßigſiederey 324
Weinhäuſer 429
Weinmeiſtergaſſe 41
Weißenſee 493
Weiße Saal 74
Wendeltreppe 83
Wenzel 604. 621
Werder 96
= P. 498
Werner 605
Weyer, Buchhändler 282
Wieling 568
Willhelmsplatz 116
= ſtraße 116
Willmann 568
Wilmersdorf, von 136
Windmühlen, holländiſche 48
Winter, Buchdrucker 283
= Baumeiſter 568
Wirthshäuſer, Namen derſelben 414
Wirthshäuſer in Potsd. 553
Witwenhaus des berliniſchen Gymnaſium 26
Witwenhaus Prediger= 27
= Garniſonprediger= 34
= P. 515. 547
Wochenmärkte 427
Wolden, von 135
Wolfgang 605. 609
Wollenmagazin 307
Wollenmanufacturen 304
Woltersdorf 281
Wurſthof 24
= cöllniſcher 92

Z.

Zeemann 606
Zeitungen 425
Zeughaus 103
Ziegelſtraße 40
Ziethen, von 123
Zimmerſtraße 114
Zitzmanufact. P. 549
Zoll ſ. Generalacciſeregie
Zoll= u. Acciſegerichte 156
Zoll P. 507
Zückert, D. 281
Zuckerſiedereyen 46. 47. 322

Ma

[Nicolai]

Freuden
des
# jungen Werthers.

Leiden und Freuden
Werthers des Mannes.

Voran und zulezt ein Geſpräch.

Freyſtadt, 1775.

[illegible] 1545 [illegible]

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK • MUENCHEN •

Geſpräch.

Perſonen:

Hanns. Ein Jüngling.
Martin. Ein Mann.

'ſ, der Henker hohl' 'n Buch, **die Leiden des jungen Werthers**, ſagte Hanns, 's bringt dir durch Mark und Bein, jede Ader ſchwillt dir, und 's Gehirn funkelt dir, daß du gleich auf möchteſt —

Ja freylich, 's ſo ein Buch, ſagte Martin, wer 's geſchrieben hat, kann ſich ruhig auf's Haupt legen, und fürchten nicht, daß über hundert Jahr 'n beleſner Tölpel davon ſchwatze: 's iſt euch ein rar Buch, ihr Leute, ſeit neun und neunzig Jahren, hat kein Menſch davon was gehört und geſehn.

Hanns war ein und zwanzig Jahr alt, und Martin zwey und vierzig.

Hanns fuhr fort: Was das für 'n Junge war, der Werther. Gut, edel, ſtark. Und wie ſie 'n verkannt haben. Da kamen die Schmeiſsfliegen, ſezten ſich auf'n, beſchmizten alles was er that. Und auch Albert, ſein Freund, verkannt'n, konnt' eiferſüchtig werden. Ach was hat der Albert nicht auf ſich! **Möchte nit Albert ſein, um aller Welt Güter nit!**

M. Du nicht Albert? Hör' Hanns, du thät'ſt 'n groſſen Sprung wenn du Albert würd'ſt. War Albert nicht der redlichſte, unbeſcholtenſte, nützlichſte Mann, der Lotten von ganzer Seele liebte? Sollt' er etwan ganz geruhig zuſehen, daß ein andrer bey ſeiner Frau den ſterblich verliebten ſpielte, ihr den Kopf umkehrte, und ſie in der Leute Mäuler brächte. Was hat denn wohl Albert gethan, warum du nicht Albert ſeyn möchteſt?

H. 's ja 'n Greuel, haſt nicht geleſen, wie 'r eiferſüchtig war, wie 'r Lotten ſpitze Reden *) gab, als er den armen Werther in aller Unſchuld bey 'r fand.

M. So? haſt niemanden ſpitze Reden gegeben, wenn dir der Kopf warm war? Hatt' Werther nicht auch 'n Kopf? Und gabs ihm 's ſchwarze Blut nicht gar ein, daß er Alberten ermorden wollte, **) und Lotten dazu? Darf Werther alles, und Albert nichts? das wollt' Werther ſelbſt nicht. †) Ne, Hanns! Dein Held mag Werther ſeyn, mein Held iſt der Autor.

H. Da ſieht man's, biſt 'n alter, kalter, weiſer Kerl, der mit Werthern und mit ſeinen Leiden nicht ſympathiſiren kann, liebſt nit 'n jungen braven Buben, voll Feu'r und Leben, und wilſt 'n ſteifen, troknen Aktenkrämer loben, wie Albert.

M.

---

*) S. die Leiden des jungen Werthers S. 117.

**) S. 119. ſ. auch S. 93. †) S. 48.

M. Alſo bin ich ſo kalt? Hab' dir g'ſagt, daß ich 'n Autor bewundere, und ſollt' nicht Werthers Charakter bewundern, der des Autors Meiſterſtük iſt? Wer kann dieſem feurigen edlen Charakter Bewunderung und Liebe, und ſeinem Schikſal, zumal, wenns ſo meiſterhaft erzählt, ſo lebhaft dargeſtellt wird, ſeine Thränen verſagen? Meinſt' nicht, daß ſich mir das Blut im innerſten Herzen bewegt hat, als ich las, wie er neben Alberten gieng „pflükte Bluhmen am Wege, fügte ſie ſehr ſorgfältig „in einen Strauß und — warf ſie in den vorüberfließenden Strom, und ſah ihnen nach, wie ſie leiſe „herunterwallten„ *) —

H. Wenn du denn Werthern liebſt, ſiehſt nicht, wie gut's wär', wir wären alle [illegible] wie Werther, unſerer Kräfte uns bewuſt, und brauchten unſere Kräfte ſo weit's gienge, und keiner ließe ſich **durch Geſetz und Wohlſtand** modeln.

M. Schau Hanns, dazu hat, wenn ich's recht ſehe, der Autor die **Leiden des jungen Werthers** nicht geſchrieben, dir und dein 's Gleichen nicht. Er kennt euch beſſer, ihr jungen Burſchen (Hanns, biſt auch einer davon,) die ihr izt eben pflücke ſeyd, und anfangt, aus der hohen Schule in d' Welt zu gucken. Euch Kerlchen iſt nichts recht, all's wißt ihr beſſer, was der Welt nüzt mögt ihr nicht lernen, denn's wäre Brod-

---

*) S. 52.

Brodwiſſenſchaft, eingeführter guter Ordnung wollt ihr euch nicht fügen, denn's wäre Einſchränkung, was andre thun mögt ihr nicht, wollt Originale ſeyn, wollt's anders haben, 's lange gnug ſo geweſen, was kümmern euch Geſetze und Ordnungen und Staaten- und Reiche und Könige und Fürſten; prätorianiſche Garden wollt ihr haben, und 'n bißl Fauſtrecht, und Keulen und Völkerwanderungen, da wär' noch 'ne Selbſtſtändigkeit in'n Menſchen, gäng' doch ſein kunterbunt. Sa! Sa! wär's nicht 'n Leben, wenn ihr denn ſo zuſehn könntet, wie das alles paßirte, und ließt eure winzige Seelchen drob erſchüttern, und könnt't ſchreyen: He! da iſt Kraft und That! Ja traun zuſehn und drob ſchreyen würdet ihr Bürſchchen, und nichts weiter! Denn was auch in der Welt vorgienge, ihr thät't nichts, 's doch in eur'n lappigen Mäußlein keine Schnellkraft, noch Feſtigkeit in euren leeren Geiſtern. Plandert da viel von [illegible] und Stätigkeit, und ſeyd arme läßige herumtrollende Flittchen. Habt 'n weidlich Geſchwätz, von Einſchränkung und Modelung, und Polirung und Nachahmung, und doch gäbt ihr nicht 'n Polſterchen von eurem Sorgeſtuhle, noch 'n Schleifchen von eurem Haarbeutel weg, daß 's anders würde. Euch Püppchen würd's auch frommen, wenn's Fauſtrecht gälte, müſt't ja ausm Lande laufen. Daß ihr Springinsfelde, Werther würdet, damit hat's nicht

Noth, dazu habt 'r 'n Zeug nicht. Aber wohl könnt am guten Werther von weitem ſehen, wohin's führen muß, wenn einer auch beym beſten Kopfe und beym edelſten Herzen, immer einzeln für ſich ſeyn, immer Kräfte anſtrengen, und immer dabey außerm Gleiſe ziehen will. Wenn dabey Kraft und Stätigkeit in der Seel' iſt, (iſt die aber nicht da, ſo iſts eitel lächerliches) und ein Unglük ſtemmt ſich dawider, wo will da Troſt oder Entſchluß herkommen, muß da nicht, wie der Autor vortrefflich ſagt: „die ganz „in ſich gedrängte, ſich ſelbſt ermangelnde, und unaufhaltſam hinabſtürzende Creatur, in den innern „Tiefen ihrer vergebens aufarbeitenden Kräfte „knirſchen?„ *) Das würd' euch nicht frommen, ihr Füllen die ihr Roſſe wollt ſeyn, eh's Zeit iſt! Zieht denn nur ruhig am Seil wo ihr geſpannt ſeyd und laßt euch füttern, wähnt nicht, daß 's euch im Walde beſſer wär'.

H. Haſt ausgeredt, Prediger? dir deuchts wohl, jeder gienge geblendet im Zirkel wie 'n Roß in 'r Mühle, und dächt' nicht eins: Auf und davon, jenſeit iſt Licht und 'n freyer Sprung. So dacht' Werther, und ließ die Welt, wie's nicht mehr gieng. Wars nicht 'n großer Streich? He?

M. 'n groſſer Streich? wenn du 'n thät'ſt Hanns, ich ſag', hätteſt dich übertroffen!

---

*) S. 102.

H. Geh, haſt nur 'ne halbe Seele, 's lodert nur 'n ſchwaches Fünkchen himmliſchen Feuers in dein'r engen Bruſt. Spott'ſt über Edelthat. „Daß ich dieſen Kerker verlaſſen kann, wenn ich will *) iſts nicht 'n ſüſſes Gefühl von Freyheit? Kannſt's läugnen?

M. Wär der Körper der Seele ein Kerker, nicht ein nöthiges Werkzeug, ſo möcht's drum ſeyn, aber —

H. Aber Menſch, biſt kalt wie 'n Stein. Muſt nicht Werthern betauern, inniglich im Herzen betauern?

M. Betauern? Ja. lieben und betauern! Wo ſo viel' edle Kräfte, bloß zur *unruhigen Läſtigkeit* **) *verwendet, ungenuzt vermodern*, ***) wenn, der ſo viel wichtige Zwecke ſehn und erfüllen konnte, *tobender endloſer Leidenſchaft* ****) folgt, bis Natur unter Anſtrengung erliegt, wer wird da nicht betauern! — Aber bloß betauern? Was meinſtu, wenn Werther den Menſchen im ſchlechten grünen Rocke †) der zwiſchen den Felſen Bluhmen ſuchte, anſtatt der Bluhmen, mit der Piſtole in der Hand gefunden hätt', wie er ſich eben die Mündung übers rechte Aug' an die Stirn drükte, ††) hätt' er da ruhig warten ſollen,

---

*) S. 14. **) S. 63. ***) S. 11. ****) S. 65.
†) S. 104. ††) S. 53.

ſollen, bis der Schuß geſchehen wäre, hernach die Achſeln zucken, und ſagen: „der Menſch hat das „Maaß ſeines Leidens nicht ausdauren können. *)

H. Ey nu ja freylich —

M. Ey nu ja freylich! Was Werther einem andern ſchuldig war, war ers nicht vielmehr ſich ſelbſt ſchuldig? —

H. Steht er nicht da, und ſpricht weiſe wie 'n Buch! Als wenn Werther beym Sturme ſeiner Leiden hätte ſo vorſichtig handeln können. Da ſtirbt einer am hitzigen Fieber. Sagſt nicht auch Menſch, wie Lucas in der Kömödie: *Warum hat er ſich doch nicht kuriren laſſen!* Hätt' der Thor nicht warten können, er ſtarb ſo ſchnelle.

M. Gut, daß du geſtehſt, daß der Menſch, der ſeinen Körper zerſtören will, ſich in einem eben ſo unnatürlichen Zuſtande befindet, als der ein hitziges Fieber hat. Aber ich ſage dem Kranken nicht, warte, eh du ſtirbſt, bis ſich deine Säfte verbeſſert, dein Blut gekühlt, deine Kräfte erhohlt haben. **) Ich ſage: Freund! liegſt in einer engen Stube voll fauler Dünſte, öfne's Fenſter, draußen iſt's lieben Gottes reine Luft die alle Creaturen erquikt, trink 'n Julep der dein Blut abkühlt, nimm 'n Chinatrank, der Fäulniß hindert und Kraft giebt. Diß war Werther auch ſich ſelbſt ſchuldig. Die ganze Welt lag

---

*) S. 56. **) S. 58.

ja vor ihm. Und war er, der edelſten einer, der Welt nichts zu leiſten ſchuldig? Warum wollt' er einzeln ſeyn. Wenn ihn Menſchen haben mochten, ſich an ihn hängten, deren Weg nur ſo eine kleine Strecke mit ſeinem gieng, *) warum ſchlendert' er nicht ihren Weg mit ihnen eine Strecke weiter, bloß weils Menſchen, eine rechte gute Art Volks waren. Er würde viel beſſer mit ſich geſtanden haben. **) Die vielerley Menſchen, die allerley neue Geſtalten, die dem in ſich und in ſeine Leidenſchaften eingeſchloßnen gleichgültigen Werther, ſonſt nur ein buntes Marionettenſpiel ***) machten, würden ein heilſames Kühlungs- und Stärkungsmittel worden ſeyn, wenn er Theil genommen und bedacht hätte: Sie ſind ja, was ich bin, Menſchen. Die Kräfte die in ihm ungenuzt ruhten, †) hätt' er ſie entwickelt und gebraucht, ſo würd' ihm in kurzen die Welt wenigſtens ſo gefallen haben, wie der kleine Knabe, den er ungeachtet ſeines Roznäschens küßte, ††) und die Welt würd' ihm die Hand geboten haben, eben wie's freymüthige Kind.

H. 's alles ſchön und gut; aber 's war mit Werthern zu weit, 's konnt nun nicht anders werden, mußt' nothwendig ſo kommen.

M.

---

*) S. 10. **) S. 74. ***) S. 75. 79.
†) S. 11. ††) S. 22.

M. Verſteh mich. Wenn du Werthern betrachteſt, wie den Thon in der Hand des Töpfers, wie einen Charakter in der Hand des Dichters, ſo muſt's ſo kommen. Der Autor hat freylich, mit ſeltner Kenntniß, alle Züge dieſes ſchwärmeriſchen Charakters ſo zuſammengeſezt, mit bewundernswürdiger Feinheit, alle Begebenheiten, auch die kleinſten, ſo eingeleitet, daß die ſchrekliche Kataſtrophe natürlich erfolgt, die uns das herbe Ach! auspreſſen ſoll. *) Stellſtu dir aber Werthern vor, als einen Menſchen, der in der Geſellſchaft lebt, ſo hatt' er unrecht, daß er einzeln ſeyn, und die Menſchen um ſich, als Fremde anſehn wollte. Er hatte, ſeit er an der Mutter Bruſt lag, die Wohlthaten der Geſellſchaft genoſſen, er war ihr dagegen Pflichten ſchuldig. Sich ihnen entziehn war Undank und Laſter; ſie ausüben, würde Tugend und Beruhigung geweſen ſeyn. Selbſt, nachdem er ſchon die hoffnungsloſen Todesbriefe geſchrieben hatte, ſelbſt da noch, hätt' er gedacht, daß er noch, Sohn, Bürger, Vater, Hausvater, Freund, ſeyn könnte, ſeyn müſte, ſo konnte noch Troſt und Zufriedenheit, von vielen Seiten her, auf ſeine bedrängte Seele flieſſen, wenn er nicht mit einem Stoße die Thür zuwarf.

H.

---

*) S. 114.

H. Wüßt' warlich nit, wie Werther da noch glüklich hätt' werden können; war ja ſein's Leidens kein Ende zu finden.

M. Wollens mal ſehn. Die geringſte Veränderung thuts wohl; giebt Freuden, Leiden, wieder Freuden und allerley. Setze z. B. den einzigen kleinen Umſtand: Als Albert, des lang verſchobenen Geſchäfts wegen, wegritt, und Werther Lotten zulezt beſuchte, *) war Albert und Lotte noch nicht verheirathet, nur ſo gut als verlobt, **) die Hochzeit ſollt' an Weihnachten ſeyn. Du ſiehſt, ich denk mir's ſo, weil die Scene um Worms liegt, wo man ſich nicht ſo leicht ſcheiden kann, wie in Brandenburg. Wär's da, ändert ich auch diß nicht. Lotte mag in einem Hauſe mit Albert wohnen, oder dicht neben, bey ihrer Tante, oder bey wem du ſonſt willt.

Albert iſt wieder kommen, ***) hat gehört, daß Werther ſeine Zeit wohl nahm, und geſtern eine Stunde da war.

Und nun — —

---

*) S. 121. **) S. 27. ***) S. 136.

Freuden des jungen Werthers.

Als Albert aus ſeinem Zimmer *) zurükkam, wo er mehr hin und hergegangen war und ſich geſammelt, als ſeine Packete durchgeſehen hatte, kam er wieder zu Lotten, und fragte lächelnd:

„Und was wollte Werther? Sie wuſten ja ſo gewiß, daß „er vor Weihnachtsabends nicht wieder kommen würde! „

Nach Hin- und Wiederreden geſtand Lotte, aufrichtig wie ein edles deutſches Mädchen, den ganzen Vorgang des geſtrigen Abends. **) Indem ſie 's aber geſagt hatte, bangte ſie auch ſchon, ſie möchte, aus Unkunde zu lügen, ihm Wermuth gereicht haben.

Nein, ſagte Albert, ſehr ruhig: Sie haben Balſam in meine Seele gegoſſen. Sie verläugnen auch hierin Ihr edles Herz nicht. Aber ein wenig unüberlegt haben Sie gehandelt, meine liebe Lotte. Sie hatten ihm, wie ich merke, ein Verſprechen abgezwungen, daß er vor Weihnachtsabends nicht wieder kommen wollte. Sie wollten mich dadurch beruhigen, weil Sie wuſten, daß ich verreiſen muſte, weil ſie, liebſte Lotte, meine Eiferſucht gemerkt hatten, die ich gern vor mir ſelbſt verborgen hätte. Ich danke Ihnen dafür, (er küßte ihr die Hand) Aber da nun Werther wieder ſein Verſprechen ſich eindrang, ſo hätten Sie ſich nicht ſo vertraulich mit ihm aufs Kanapee ſetzen, und unter vier Augen in Büchern leſen ſollen. Sie verlieſſen ſich auf die Reinheit Ihres Herzens. *) Diß iſt für ein Mädchen ein ſehr edles Bewußtſeyn. Aber da denkt der beſte Kerl nicht dran, zumal wenn die Liebe Hinderniſſe find't und die Zeit koſtbar iſt. O Weiber! Machts dem beſten Buben weiß, daß er euch **Ein** Verſprechen ungeſtraft brechen darf, und er wird mehrere brechen wollen. — So haben Sie's, liebſte Lotte, ohn 's zu denken, ſelbſt ſo eingeleitet, daß Sie ſich ins Kabinett verſchließen mußten. — Die Scene war wirklich ſtark. —

---

*) S. die Leiden des jungen Werthers zweyter Theil. S. 136.

**) S. 121. — 131.

Lotte weinte bitterlich.

Albert nahm ſie bey der Hand, und ſagte ſehr ernſthaft: Beruhigen Sie ſich, liebſtes Kind. Sie lieben den Jungen, er iſts werth daß Sie ihn lieben, Sie haben 's ihm geſagt, mit dem Munde oder mit den Augen, 's iſt einerley. —

Lotte fiel ihm ſchluchzend in die Rede, betheuerte, daß ſie ihn nicht liebe, daß er vielmehr nach der lezten Scene ihren Haß verdiene, daß ſie ihn verabſcheue. — —

Verabſcheuen? das iſt etwas, liebſtes Lottchen, das lautet ſo, als ob Sie ihn noch liebten. Hätten Sie ganz gelaſſen geſagt, der Burſch wäre ihnen gleichgültig, ſo hätte ich ganz ſtill geſchwiegen, ſo hätte ich nicht Ihnen geſagt, daß ich wechſelſeitige Liebe nicht ſtöhren will, daß ich alle Anſprüche —

---

*) S. 122.

Großer Gott! rief Lotte laut ſchluchzend, indem ſie ſich das Geſicht mit dem Schnupftuche bedekte, wie können Sie meiner ſo grauſam ſpotten! Bin ich nicht Ihre Verlobte? Ja er ſoll mir ſeyn was Sie wollen, gleichgültig! verabſcheuungswürdig! ſo gleichgültig als — —

Als ich ſelbſt? rief Albert. Das wäre für mich gut, aber nicht für ihn. Für mich wäre unter dieſen Umſtänden —

Indem kam der Knabe, der Werthers Zettelchen *) brachte, worinn er Alberten um die Piſtolen bat.

Albert las den Zettel. Murmelte vor ſich: der Querkopf! gieng in ſein Zimmer, ergriff die Piſtolen, lud ſie ſelbſt, und gab ſie dem Knaben: Da! bring ſie, ſagt' er, deinem Herrn. Sage ihm, er ſoll ſich wohl damit in Acht nehmen, ſie wären geladen. Und ich ließe ihm eine glükliche Reiſe wünſchen.

Lotte ſtaunte — Albert erklärte ihr nun weitläufig, er gebe nach reifer Ueberlegung alle Anſprüche an ſie auf. Er wolle eine zärtliche wechſelſeitige Liebe nicht ſtöhren. Er wolle ſie beide und ſich ſelbſt nicht unglüklich machen. Aber er wolle ihr Freund bleiben. Er wolle ſelbſt Werthers wegen ſogleich an ihren Vater ſchreiben, das ſolle ſie auch thun, und Werthern eher nichts ſagen, bis ſie Antwort erhalten habe. Lotte,

---

*) S. 135.

Lotte, nach vielen Umſchweifen, nach vieler weiblichen Zurükhaltung, geſtand ihre herzliche Liebe zu Werthern, nahm Alberts Vorſchlag dankbar an, und gieng in ihr Zimmer um zu ſchreiben.

Im Weggehen kehrte ſie noch um, und äuſſert' eine ängſtliche Beſorgniß wegen der Piſtolen.

„Seyn Sie ruhig, Kind! Wer ſich von ſeinem Nebenbuhler Piſtolen fordert, erſchießt ſich nicht. Und wenn er allenfalls — —

So ſchieden ſie von einander.

Werther erhielt indeſſen die Piſtolen, ſezt' eine vor den Kopf, drükte loß, fiel zurük auf den Boden. Die Nachbarn liefen zu, und weil man noch Leben an ihm verſpürte, ward er auf ſein Bette gelegt.

Indeſſen wurden Werthers zwey lezte Briefe *) an Lotten, und der Brief an Alberten **) dem leztern gebracht, und zugleich erſcholl die Nachricht von Werthers trauriger That. Albert ließ dieſelbe vor Lotten verbergen, las die ſämtlichen Briefe, und gieng ungeſäumt nach Werthers Wohnung.

Er fand ihn auf dem Bette liegend, das Geſicht und das Kleid mit Blut bedekt. Er hatte eine Art von Convulſionen gehabt, und nun lag er ruhig mit ſtillem Röcheln.

Die

---

*) S. 118. 133. **) S. 139.

Die Umſtehenden traten weg, und ließen beyde allein.

Werther hob die Hand ein wenig empor, und bot ſie Alberten. Nun triumphire, ſagt' er, ich bin nun aus deinem Wege!

Ich komme nicht zu triumphiren, ſprach Albert ruhig, ſondern dich zu betauern, und wenns möglich iſt, dich zu tröſten. Aber du biſt raſch geweſen Werther —

Werther ſtieß, für einen ſo hartverwundeten beinahe mit zu heftiger Stimme, viel unzuſammenhängendes garſtiges Gewäſche aus, zum Lobe *) des ſüßen Gefühls der Freyheit dieſen Kerker zu verlaſſen, wenn man will.

A. Diß iſt, lieber Werther, eben ſo wie die Freyheit diß Glas zu zerbrechen, eine Freyheit, der man ſich nicht bedienen muß, weil ſie nicht nützt, ſondern ſchadet.

W. Heb dich von mir, vernünftiger Menſch! du biſt zu kaltblütig, ſo einen Entſchluß auch nur von fern zu denken!

A. Ja freylich, ſo kaltblütig bin ich, und dabey iſt mir recht wohl zu Muthe! Meinſt etwa 's wäre 'n edler großer Entſchluß? Bild'ſt dir ein, 's wäre Kraft und That drinn? Geh! biſt 'n weichlicher Zärtling. Kannſt aus der Mutter Natur Schublade wenns dir einfällt, nicht eben Zuckerwerk gnug naſchen, **) ſo willt gleich aus'r Haut fahren, denkſt, ſie giebt dir nie wieder Zucker.

---

*) S. 14. **) S. 13.

W. O des weiſen Vernünftlers! Und doch weiſt du 's Menſch. 's war keine Hülfe da. Ich konnte nicht beſitzen, was ich liebte. Und nun, (er ſchlug die Hand übers Geſicht) was kümmert mich Welt und Natur.

A. Armer Thor, der du alles ſo gering achteſt, weil du ſo klein biſt! *) Konnt'ſt nicht? 's war keine Hülfe da? Konnt' nicht ich, der ich dich liebe, weil ein braver Junge biſt, dir Lotten abtreten. Faß 'n Muth, Werther! 'ch will's noch izt thun.

Werther richtete ſich halb auf: Wie? Was? du könnteſt du wollteſt! — Schweig Unglüklicher! — dein' Arzney iſt Gift. — Denn was hülfs? — (er ſank wieder zurük) Nein! 's iſt auch nichts. — Du biſt ein boshafter. — Wer kalt iſt, iſt boshaft — Haſt dirs abſtrahirt, wie du mich bis aufs Ende quälen willt. —

A. Guter Werther, biſt 'n Thor! Wenn doch kalte Abſtraktion nicht klüger wäre, als verſengte Einbildung. — Da laß dir 's Blut abwiſchen. Sah' ich nicht, daß du 'n Querkopf warſt, und würd'ſt deinen böſen Willen haben wollen. Da lud ich dir die Piſtolen mit 'ner Blaſe voll Blut, 's von 'm Huhn, das heute Abend mit Lotten verzehren ſollt.

Werther ſprang auf: Seligkeit — Wonne — u. ſ. w. — Er umarmte Alberten. Er wollte es noch kaum glauben, daß ſein Freund ſo großmüthig gegen ihn handeln könne.

---

*) S. 61.

Albert ſagte: Sprich nicht von Großmuth; ein bischen kalte Vernunft thut 's meiſte, und den Reſt thut 's, daß ich 'n Jungen liebe, wie du, in dem s' liegt, noch viel zu ſchaffen. Das Ding mit dir und Lotten hat mir ſchon lang gewurmt. 's gefiel mir ſchon nicht, als du in dem geſchloßnem Plätzchen, hinter den hohen Buchenwänden, dich zu ihren Füſſen warfſt;*) ſo unbefangen du dabey ſchienſt, ſo wars doch ein ſo romantiſch-feyerliches Ding, das 'nem Bräutigam nicht in' Kopf will. Darüber habe ich denn allerley hin und her gedacht. Du wirſt dich noch erinnern, wie ſich Unmuth und Unwillen aneinander vermehrten**) als du am Sonntage ſo ungebeten dableiben wollteſt. Dem ſann ich auch nach, und machte mir die leidige Abſtraction, daß meine Braut dich liebte. Du hälſt mich für kalt, Werther, und ich bin's auch, wenns Zeit iſt, aber ſo warm bin ich doch, daß ich herzlich liebe, und herzliche Gegenliebe verlange. Ich ſah' alſo, ich konnte mit Lotten nicht glücklich ſeyn. Mein Entſchluß war ſchon unterweges gefaßt, euch glücklich zu machen, weil ich ſelbſt nicht glücklich ſeyn konnte. Nun kam noch die geſtrige Scene dazu. Lotte hat ſie mir erzählt! Hör' Werther, 's 'ſt 'ne ſtarke Scene! Und ich hab auch dein'n Brief an Lotten***) drüber, geleſen. Hör' Werther, 's Ding 'ſt nu ſo! ſo!

Werther rief: Was meinſtu? Meine Liebe iſt rein wie die Sonne — Lotte iſt ein Engel — vor dem alle Begierden ſchweigen. —

Albert ſagte: Ich glaub 's ja! Aber, hör Werther, hätt'ſt 's auch wohl ſchreiben können, in dem letzten Briefe, worauf du ſterben wollteſt.

---

*) S. 69. **) S. 117. ***) S. 133-135.

Und ſo giengen ſie zum Abendeſſen.

In wenigen Monaten ward Werthers und Lottens Hochzeit vollzogen. Ihre ganze Tage waren Liebe, warm und heiter wie die Frühlingstage, in denen ſie lebten. Sie laſen auch noch zuſammen Oſſians Gedichte, aber nicht Selma 's Geſang, *) oder den traurigen Tod der ſchönäugigten Dar-Thula, ſondern ein wonniglich Minnelied von der Liebe der reizenden Colna-Dona, „deren Augen „rollende Sterne waren, ihre Arme weiß wie Schaum „des Stroms, und deren Bruſt ſich ſanft hob, wie eine „Welle aus dem ruhigen Meere. „

Nach zehn Monaten war die Geburt eines Sohns, die Loſung unausſprechlicher Freude.

---

*) S. 123. und folg.

Leiden
Werthers des Mannes.

Die Geburt war ſehr beſchwerlich geweſen, ließ empfindliche Nachwehen nach ſich, die Lotten an den Rand des Grabes brachten. Werther war für Schmerz auſſer ſich. Dieß war aber nicht der ſelbſtſüchtige Schmerz eines Menſchen, der ſich vernichten will, weil er unmögliches wünſcht, und nicht erlangen kann, es war der geſellige Schmerz, der Mitleid zum Grunde hat, der Troſt geben und empfangen will.

Lotte, eine zärtliche Mutter, konnte bey ihrer Schwäche, ihr Kind nicht ſäugen. Eine Amme ward geholt. Ein Ungeheuer durch viehiſche Luſt mit verborgner Peſt angeſteckt, vergiftete den zarten Säugling, und der Unſchuldige vergiftete, unwiſſend, die Mutter die ihn mütterlich liebkoſete.

Als Werther vom Arzte die ſchreckliche Wahrheit vernahm, ſtieß er ſein Haupt gegen den Erdboden, und rief: Gott! wozu haſt du mich aufbehalten! Ehmals glaubt' ich, der Schmerz Lotten nicht zu erhalten, wäre der größte, und für menſchliche Natur zu ertragen zu ſtark!

Und dieſen ſtärkern Schmerz kannſt ertragen! ſprach Albert; Freund! warſt ein Weichling, biſt nun ein Mann worden! Geſelligkeit, ſonſt von dir verachtet, *) giebt auch Kraft. Du dünkteſt dich einzeln, als du den Hahn losdrückteſt, uneingedenk daß du deiner Mutter das Herz brachſt.

Lotte ward, durch eine langwierige und ſchmerzhafte Kur, kaum dem Tode entriſſen, das Kind war nicht zu retten.

Auch dieſen Schmerz ertrug Werther, zum Schmerze gewöhnt, nun aber ſollt' er auch Gram und Sorgen ertragen lernen. Väterlich Erbtheil war gering, gewirthſchaftet hatt' er nie. Seine Mutter war erſchöpft, von ihr zu verlangen, konnt' er nicht über ſich bringen. Die Krankheit ſeiner Frau brachte Mangel herbey.

Univ.-Bibl. München

Werther mußt' alſo ein Amt annehmen, und wohl wars ihm, daß Albert ihm eins ſchaffte, und Anleitung gab, wie 's zu treiben wär. Ob ein Bindwörtchen **) mehr da wär', oder eine Inverſion weniger, mußt' ihn itzt nicht kümmern. Nun galts, daß er ſich nach andern bequemte, andere nicht nach ihm. Auch fand er bewährt, was er ſchon wußte, daß zum Laviren ***) Kraft gehöre, wie zum Segeln und daß man oft weiter käm'. Auch ſah er, was er ſonſt nicht wußte, daß mehr Stärke des Geiſtes dazu gehöre, bürgerliche unvermeidliche Verhältniſſe ertragen, als, wenn tobende endloſe Leidenſchaft ruft, einen gähen Berg (ohn' Abſicht) klettern, durch einen unwegſamen Wald, einen Pfad, (der zu nichts führt,) durcharbeiten, durch Dorn und Hecken. ****) Doch

---

*) S. 15. **) S. 75. ***) S. 74. ****) S. 65.

Doch thats weh, dem, der mit belebender Kraft Welten um ſich ſchaffen möchte, *) daß er finden ſollt', er ſey ein Geſchöpf. Dieß ſchnitt ins Herz, und machte gute Laune ſeltner.

Lotte nahms hoch auf, daß er ſo mismüthig war, und wollt', daß ihms Herz ſollt', aufgehen wie ſonſt, wenn er in ihre ſchöne Augen ſah', dacht' nicht, daß ſich untern ſchönen Augen itzt wohl ein feines Näschen rümpfte, wie ſonſt nicht. Werther mußt' oft, Geſchäfte wegen, verreiſen, auf ſeiner Arbeitsſtube den Tag verſitzen, und denn gieng er wohl weg, weil er Aerger hatte, der ſeine Frau nicht kränken ſollte.

Lotte, ſonſt ein gutes Weib, aber, die ihn nicht durchſah, ſchmollte, weil er nicht bey ihr war, und drohte aus verliebtem Verdruß: Traun Werther, wilt mir nicht fleiß'ger Geſellſchaft halten, ſuch ich ſie mir wohl ſonſt.

's war da ein junges Kerlchen, leicht und lüſtig, hatt' allerley geleſen, ſchwätzte drob kreuz und quer, und plaudert' viel, neuſt' aufgebrachtermaßen, vom erſten Wurfe, von Volksliedern, und von hiſtoriſchen Schauſpielen, zwanzig Jährchen lang, jed's in drey Minuten zuſammengedruckt, wie ein klein Teufelchen im Pandämonium. Schimpft' auch alleweil auf 'n Batteux, Werther ſelbſt konnts ſchier nicht beſſer. Sonſt konnte der Fratz bey hundert Ellen nicht an Werthern reichen, hatte kein Grütz' im Kopf, und kein Mark in 'n Beinen. Sprang ums Weibſen herum, fiſpelte hier, faſelte da, ſtreichelte dort, gab's

---

*) S. 100.

Pfötchen, holt 'n Fächer, ſchenkt' 'n Büchschen, und ſo geſellt' er ſich auch zu Lotten.

Nun hatt's wohl keine Noth, daß der Laffe Lotten gefallen hätte, aber ſie wollte Werthern weh thun, daß er ihr hofieren ſollt', wie ſonſt, deß doch nicht mehr Zeit war. Und 's Kerlchen ward dreiſt, und dacht' er hätt' Lotten, und Werther grisgramte, daß Lottchen ſolch 'nen Lumpen litt, ſo hatten ſie Worte, und Lotte ließ nicht ab, und neckten ſich ſo fort, bis Uebel ärger ward, und ſie ſchieden ſich von Tiſch und Bette, Lotte zog zu ihrem Vater.

Lotte weinte Tag und Nacht, liebte Werthern in der Seele, und wollt' doch nicht Unrecht gehabt haben. Werther ſchlug ſich mit der Fauſt wider die Stirn; Hui! ſchrie er: unbeſchreiblich freſſender iſt der Gram, weder je ſonſt einer! Ich habe Lotten, und ſoll ſagen, ſie liebt mich nicht, beſſer war's da ſie mich liebte, und hatte ſie nicht.

Freuden
Werthers des Mannes.

Albert war in Geſchäften ſeines Fürſten acht Monden in Wien geweſen, und kam zurück, kurz drauf, als Werther und Lotte ſich getrennt hatten.

Er traf Werthern, mit dem Geſicht' auf demſelben Kanapee liegen, worauf er ehmals mit Lotten den Oſſian laß.*)

Und nun? wie iſts mit deiner Frau? ſagt' Albert.

Ha! rief Werther, als er ihn ſah', 's mit den Weibſen nichts, alle ſind falſch, wankelmüthig! — und biß ſich die Nägel.

A. Nur wieder fein mit dem Kopf durch die Wand, Werther! Als wenns nicht von dir ſelbſt käme! biſt 'n Thor Werther, und haſt die arme Lotte auch bethört. Ich hab' ſie gekannt, ein gutes Landmädchen, luſtig und fromm, konnte kleine Spiele ſpielen, konnte frohen Muths tanzen, aber auch den Kindern Brod ſchneiden, **) liebte herzlich häusliches Leben, ***) ob 's gleich wußte, daß 's kein Paradieß, aber doch im Ganzen eine Quelle unſäglicher Glückſeligkeit iſt. Da liebt' ich 's Mädchen, und

---

*) S. 122. **) S. 21. ***) S. 23.

wollt' ſie haben, denn ſolche Frau braucht' ich. Drauf kamſt du, und ſtimmteſt die Weiſe viel' Töne höher: Da ſollt 's lauter innige Empfindung ſeyn, lauter ſtarke Anſpannung, keine Einſchränkung, keine Ueberlegung, wir hielten 's Herzchen wie ein krankes Kind, geſtatteten ihm all ſeinen Willen, *) lebten immer in der Zukunft, wo ein großes dämmerndes Ganze vor unſerer Seele ruhte, wo wir unſer ganzes Weſen hingeben mochten, uns mit der Wonne eines einzigen großen herrlichen Gefühls ausfüllen zu laſſen. **) Dieß verſchluckte das weibliche zärtliche Geſchöpf begierig, und hielt ſich am glücklichſten, wenn 's im freundlichen Wahne ſo hintaumeln konnte. †) Ja wohl, guter Werther, wär' der Wahn beſſer als die Wahrheit, wenn er nur nicht aufhören müßte. Nun hat er bey dir aufgehört, das gute Weibchen taumelt noch drinn fort, und du wunderſt dich, daß ihr nicht zuſammen kommen könnt? Hohe überſchweifende Empfindung, lieber Werther, ſteht gut im Gedicht, aber macht ſchlechte Haushaltung. Seiner junger Herr! Lieben iſt menſchlich, nur müßt ihr menſchlich lieben, ††) berechnet euer Vermögen zu lieben, und haltet die güldne Mittelſtraße, ſonſt wenn ihr 's Mädchen gierig macht, ſo wird ſie mitten im Genuſſe darben! Wer hätte dir das vor zwey Jahren ſagen dürfen, und doch iſts itzt nicht anders.

W. Geh zum Teufel mit deinen unbedeutenden Gemeinſprüchen! †††)

A.

---

*) S. 9. **) S. 31.
†) S. 41. ††) S. 16. †††) S. 55.

A. Wenn ſie nicht wahr wären, ſchickt' ich ſie auch dahin.

Albert reiſete zu Lotten; die weinte bitterlich und rief: Alle Manſen ſind treulos, hätte ich je gedacht, daß mich Werther verlaſſen könnte! ! ! !

Bis geſetzt gutes Kind, ſagte Albert, und denk' ob du nicht auch dran ſchuld biſt. Werther wollt' keinen Geelſchnabel um dich leiden; weiſt noch, obs mir auch behaglich war, da Werther ſo um dich buhlte? Und doch war Werther ein ehrlicher guter Kerl, und dein Lecker iſt 'n Popanz. Haſt unrecht gehabt Lottchen. Necken geht wider 'n Mann, und gerümpfte Naſe bringt nicht verlohrne Liebe zurück. Wärs nicht beſſer, du liebteſt Werthern wie zuvor, und er dich auch? Liebſt 'n noch?

Lottchen weinte abermahl bitterlich: Ob ich ihn liebe? Gott! —

Albert holte Werthern auf den Jagdhof, der alte Amtmann hieß Werthern kurz und lang, Lotte weinte, und entſchuldigte ihn. Werther umarmte Lotten, und ſie reiſeten völlig verſöhnt zurück.

Izt, durch kleine Uebereilungen vorſichtiger gemacht, genoſſen ſie, in reichem Maaße, die Vergnügungen des häuslichen Lebens, die ſich ſo tief empfinden, und ſo wenig beſchreiben laſſen. Wechſelſeitige Liebe und Zutrauen beſeligte ſie. Werther hieng wieder, mit Gott weiß wie viel Wonne, an dem Arme und Auge ſeiner Frau, das voll vom wahrſtem Ausdrucke des offenſten reinſten

ſten Vergnügens war. *) Er wartete ſeine Geſchäfte ab, ſie erzog ihre Kinder, und ſo floß ihr Leben wie ein ſtiller Bach dahin, — ein nicht ſo poetiſches Bild, als reißende Ströme, aber deßhalb Glücklichen nicht weniger angemeſſen.

Durch Fleiß und Sparſamkeit wurden ſie nach etwa ſechszehn Jahren wohlhabend. Werther konnte nun wieder des mühſamen Arbeitens entbehren, und ſo kauft er ſich ein klein Bauergütchen. Am Abgange eines Berges mit hohen Ulmen und bejahrten Eichen beſetzt, lag es. Nur ein klein Häuschen war da, aber fruchtbare Aecker und ein Garten ums Haus, darinn, unter hohen Bäumen, ein Brunn', wohl zwanzig Stufen tief in den Felſen gehauen, **) wie ihn Werther liebte. Hier ließ er ſich nieder, und genoß abermal, die ſimpel harmloſe Wonne eines Menſchen, der ein Krauthaupt auf ſeinen Tiſch bringt, das er ſelbſt gezogen, und nun nicht den Kohl allein, ſondern all die guten Tage, den ſchönen Morgen, da er ihn pflanzte, die lieblichen Abende, da er ihn begoß, und da er an dem fortſchreitenden Wachsthume ſeine Freude hatte, alle in einem Augenblicke wieder mit genießt ***) Denn Lotte zog auf den Krautfeldern Gemüſe und Wurzeln, die den unbeſcholtenen ländlichen Tiſch füllen. Der Obſtgarten war Werthers Beſorgung, und die Kinder, pflanzten ſich Beeten voll Tulpen und lieblicher Anemonen.

Das war all gut, bis 'n Kerl kam, der war in England geweſt, hatte des Herzogs von Bridgwater Kanal befah-

ren,

---

*) S. 26. **) S. 8. ***) S. 32.

ren, unterm Berg weg, und über 'n Irwell, hatte die Gärten zu Stowe geſehn, und hatte ſich von Chambers erzehlen laſſen, was der Kaiſer von China für Gärten habe, wunderbar und ſchrecklich, daß 's 'ne Luſt iſt. Sonſt war der Kerl nicht klüger wieder kommen, als er war weggereißt, hatt' aber Geld wie Heu, wolt' was originales haben, bauen 'nen orientaliſchen Garten, wo kein Orient iſt, hätt' er bey Dſidda gewohnt, würde er ein Verſailles angelegt haben, nach le Notre's Riſſen. Der kauft' den Berg über Werthers Hüttchen, legt' darauf große Dinge an, ſonderlich und wunderlich, Schlangengänge, Abgründe, Tempel, Pagoden und Wildniſſe. Als er fertig war, wolt' er den Garten auch bevölkern, wie der Kaiſer von China, daß 's recht natürlich wär'. Da ſchaft' er ſich Hunde, die verkleidet' er in Wölfe, Cyperkatzen in Tieger, Lämmer gelb und braun gefärbt in Leoparden, und Spitzmäuſe in Hermeline. Das Vieh lief über, in 'Werthers Obſtgarten, und ſtreifte ſich, zwiſchen den Bäumen, die hölzernen wilden Larven ab, die ihm vorgebunden waren. Doch weil ſich 's noch ſcheuchen ließ, achtet 's Werther nicht. Aber nun wollte der reiche Fratz was großes beginnen. Er hatte jenſeits des Berges einen ziemlichen Fluß, den leitet' er mit Mühlen in die Höhe, daß er diſſeits einen Waſſerfall haben wollte, am gähen Abſturz des We[illegible]. Da frohlockte das Kerlchen, und ſeine Seele wa[illegible]erſchüttert, wie das Waſſer in hohen Fluthen herabbrauſte, zwiſchen den hundertjährigen Eichen, und über die Felſenſtücken weg ſchäumte, aber eh' man 's ſich verſah, wars in Werthers Garten, ſpühlt' die Bäume aus, riß das kleine Gartenhäuschen um, und verheert', die früchtbaren Krautfelder, und die lieblichen Tulpenbeete.*)

Seele

---

*) S. 16.

Lotte raufte ſich die Haare, die Kinder weinten, aber Werther war durch Erfahrung gelaſſen geworden. Er ſtaunte eine Weile, und ſagte zu ſich ſelbſt:

Der Kerl iſt traun 'n Genie, aber 'ch merks wohl, ein Genie iſt ein ſchlechter Nachbar. Wenn 's einem ſelbſt auch wohl thut, als ein Genie ſprechen, ſo thut's andern oft ſchier übel, wenn man als ein Genie handelt. Der Waſſerfall iſt warlich keck, aber das kleine Häuschen, in dem ich mit meinen Lieben mein fröliches Butterbrod aß, meine Krautfelder, meine Obſtbäume, meine Tulpenbeete waren gut. Sonſt wohl war mir die Loſung: Keckheit ohne Gränzen, Schwingen bis in den Aether, Anſpannung ohne Erſchlaffung, Brauchen der Kräfte ohne Einſchränkung. Alles ſchön! Wir wollens Genie auch nicht einſchränken, denn der Kerl, der ſein'm Geck ſo Zucker gieb't, iſt reich und mächtig, und Klagen thuts nicht. Aber wenn wir dem Genie aus dem Wege gehen könnten!

Er gieng zum reichen Nachbar, führt' ihn an der Hand herab und ſagte ganz gelaſſen:

Hier ſeht Nachbar, was euer Waſſerfall in meinem Garten angericht't hat. Ich könnt' euch verklagen, aber was hilfts; wollt ihr mir 's Gütchen abkaufen, ſo zieh' ich weg, und ſo möcht ihr fallen und laufen laſſen, wie's euch deucht.

s' n' Wort, ſchrie der Nachbar, 'ch ſeh 'r ſeyd 'n Kerl der 's Große liebt. Schaut wie die Bäume mit 'n Wurzeln empor liegen, und wie 's Dach vom Häuschen auf d' Seite hängt, und die Krautköpfe drüber rollen! He! Nachbar! Natur im Garten geht weit über die verdammte

Kunſt, ſolch 'ne Anſicht, hätte mir nun keine Theorie, wie s' den Quark nennen, ausſinnen können. Und ſo gab er Werthern, ungefordert, mehr, als 's Gütchen werth war.

Werther nahm's Geld, dacht' in ſich: 's doch auch Natur, wenn Wurzeln in der Erde ſtehen, und Aepfel an 'n Bäumen hängen. So kauft' er ſich ein ander Gütchen, ein wohlgebaut Haus, vorm Hauſe ein Platz mit zwo Linden, wie zu Wahlheim *) vor der Kirche. Hier lebt er noch, glücklich und vergnügt, mit Lotten und ſeinen acht Kindern. Erfahrung und kalte gelaßne Ueberlegung hat ihn gelehrt, ferner nicht, das bißchen Uebel, das das Schickſal ihm vorlegte, zu wiederkäuen, **) dagegen aber, die Wonne, die Gott über ihn ausgoß, mit ganzem, innig dankbarem Herzen aufzunehmen. ***) Nachdenken über die Wege der Vorſehung, die kein blindes Schickſal,†) ſondern Güte und Gerechtigkeit ſind, hat ſeine ausgetrocknete Sinnen wieder heiter gemacht, die überſpannten Nerven abgeſpannt, ihm die Fülle des Herzens ††) zurück gegeben, die er vormals genoß. Er kann wieder, im hohen Graſe am fallenden Bache liegen, und näher an der Erde, zwiſchen Halmen und tauſend mannigfaltigen Gräschen, die unzählichen, unergründlichen Geſtalten, all der Würmchen, der Mückchen, näher an ſeinem Herzen fühlen, fühlen die Gegenwart des Allmächtigen, der uns all nach ſeinem Bilde ſchuf, das Wehen des Alliebenden, der uns in ewiger Wonne ſchwebend trägt und erhält. †††) Und was noch mehr, er geht nicht darüber zu Grunde, erliegt nicht unter

---

*) S. 14. **) S. 5. ***) S. 101.

†) S. 102. ††) S. 8. †††) S. 79.

der Herrlichkeit dieſer Erſcheinungen; *) denn Lötte und ſeine acht Kinder, die beſten Gaben die ihm Gott gegeben hat, liegen neben ihm, und fühlen geſellig, was er fühlt. Wenn je in ſeinem feurigen Gemüthe ein Tumult aufſteigen will, ſo lindert ihn, unverzüglich, der Anblick der glücklichen Gelaſſenheit **) dieſer geſunden liebenswürdigen Geſchöpfe, der Abdrücke der Stärke und Edelmuth des Vaters, und der Munterkeit und Schönheit der Mutter. Sie haben ſchon wieder andere Beeten gepflanzt, wo Tulpen mit Narciſſen und Hyacinthen abwechſeln, und durch ihre arbeitſamen Spiele, werden die Krautfelder umfaßt, mit Roſenhecken und Jesmingängen, das Gartenhäuschen, mit duftendem Geißblatt', des Wohnhauſes Mittagsſeite, mit Traubengeländern.

Hm! ſagte Hans, hol' mich 'r Henker, 's hätte doch auch ſo kommen können.

Ey freylich wohl! ſprach Martin, auch noch auf hunderterley andere Art. Erſchießt man ſich aber einmahl im Ernſt', weg ſind ſie.

H. Haſt traun recht, 'ch ſchieß mich nit!

---

*) S. 8, **) S. 18.

Ein paar Worte
betreffend
Johann Bunkel
und
Chriſtoh Martin Wieland
von
Friedrich Nicolai.

Berlin und Stettin
1779.

Dieſer Aufſatz iſt auch in der allgemeinen deutſchen Bibliothek, Anhang zum XV. bis XXXVI. Bande in der erſten Abtheilung zu finden.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Herr **Wieland** hat für gut gefunden, in drey Stücken ſeines Merkurs,*) **Johann Bunkels Leben, Bemerkungen und Meynungen,** zu **zergliedern**, wie er ſelbſt ſeine Arbeit **ſehr emphatiſch** benennet: denn wahrhaftig, ſo wenig ein Schlachtvieh, dem ein geſchäftiger Schlächter den Hals aufſchneidet, das Blut in den Koth laufen läßt, die Haut abzieht, die Knochen zerhackt, Glied von Glied trennt, und das beſte Fleiſch in die Gedärme ſtopft, noch einem beſeelten Geſchöpfe ähnlich ſiehet: ſo wenig kann ein Buch einem Buche ähnlich ſehen, wenn ein Mann wie **Wieland**, nebſt allem ſeinem Witze, noch Eigenſinn, Zorn und üble Laune aufbietet, um deſſen beſte Beſtandtheile ſo zu trennen und unter einander zu werfen, daß niemand mehr ſehen kann, wie eins zu dem andern gehöret.

---

*) Im Jul. 1778. S. 75 bis 90. Aug. S. 165. bis 172. October. S. 55. bis 75. und die Fortſetzung ſoll nächſtens folgen.

Ich kann allen Tadel ſehr wohl ertragen. Ich habe dieß, ich denke, bey Büchern, die ich ſelbſt geſchrieben habe, mehr als einmal gezeigt; wie ſollte ich denn nicht ertragen können, daß ein Buch getadelt werde, von dem ich bloß Verleger bin, und ſonſt nicht den allergeringſten Antheil daran habe. Wie wenig ich beſonders für das **Leben Bunkels** ein **uneingeſchränktes Lob** verlange, zeiget die Recenſion deſſelben, die ich in die **allgemeine deutſche Bibliothek** (Anhang z. XXV. bis XXXVI. Bande 1te Abtheil. S. 664.) eingerückt habe; ob ich gleich mit dem einſichtsvollen Verf., derſelben in vielen Stücken nicht einerley Meynung bin. Der bloße **Tadel** alſo, an ſich, würde nicht einmal meine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen haben; aber ſchon der Tadel eines Mannes wie **Hr. Wieland**, kann aufmerkſam machen, und wenn eines ſolchen Mannes Tadel ohne ſichtbare Urſache ſo **unbeſcheiden, zudringlich, heftig**, und **bis zum Unbarmherzigen weitläuftig** iſt, ſo kann die Aufmerkſamkeit bis zum Befremden ſteigen.

Man möchte in der That zuweilen ſeinen Augen kaum trauen, wenn man ſiehet, wie viel Mühe ſich Hr. W. giebt, den rechten Geſichtspunkt, aus welchem man ein Buch wie das **Leben Bunkels** anſehen muß, ſchlechterdings zu verrücken, und wie weit Er ſeinen Eifer gegen den armen **Bunkel** ſelbſt treibt. Nichts wird dem treuherzigen, aufrichtigen, menſchenliebenden **Bunkel** von Hrn. **Wieland** zu gute gehalten, und es wird ihm viel aufgebürdet, woran er ſehr unſchuldig iſt. Nichts, gar Nichts kann er recht machen. Alles was er thut, ſoll übel gethan ſeyn: alle ſeine Tugenden ſollen nichts werth, ſeine unſchuldigſten Handlungen ſollen Vergehungen, ſeine geringſte Vergehungen ſollen Sünden, und ſeine allerkleinſte Sünden ſollen Laſter ſeyn. Ich will nur einige wenige Beyſpiele anführen, wie Hr. **Wieland Bunkeln** behandelt. Z. B. Weil **Bunkel** warmen Eifer für die Religion zeigt, ſo legt es ihm Hr. **Wieland** ſehr übel aus, daß er oft gut gegeſſen und getrunken, ſich in Frauenzimmer verliebt, und bey Gelegenheit, gejagt, Karten geſpielt, und getanzt hat. Dieß nennt Hr. **Wieland**,*) „ein **ſardanapaliſches, ſybaritiſches, ſchlaraffenländiſches Wohlleben**: und damit ſich niemand wun-

---

*) Oct. S. 63.

dere, daß **gerade Hr. Wieland, ein ganz gewöhnliches Wohlleben** ſo ſehr **ſündlich** finde, ſo giebt er ſehr weiſe zur Urſach an *) „Weil es ſich für einen Menſchen, der den **Religionsverbeſſerer und apoſtoliſchen Mann** macht, **nicht geziemt, in mehr als epikuriſchem Tone** **) **von gut Eſſen und Trinken** zu reden. Ein jeder anderer, der ſich **für nichts als einen ehrlichen Kerl glattweg** ausgiebt, (alſo natürlich auch Hr. Wieland ſelbſt) mag **ungetadelt** ſeinem **Gaum gütlich thun**, und **in guter fröhlicher Geſellſchaft ſcherzen und lachen**, und ſich **ſeines Lebens freuen** ſo lang er will, und kann.“ Wenn **Bunkel** ſehr feyerlich ſagt: „Es gezieme einem Chriſten, Gott das vollkommenſte der verſtändigen Weſen, in allen ſeinen moraliſchen Vollkommenheiten nachzuahmen, und nach ſeinem **Vermögen** vollkommen zu ſeyn wie Gott, heilig wie Gott heilig iſt, barmherzig wie Gott barmherzig iſt;." u. ſ. w. ſo entblödet ſich **Hr. W.** folgende Anmerkung dazu zu machen; *) „Dieſe moraliſche clauſula ſaluatoria ſtehe hier nicht blos pro forma da. Denn wenn Meiſter Bunkel (wie am Tage liegt) ein **gar elender Nachahmer Gottes** iſt, ſo kann er ſich immer mit ſeinem **wenigem Vermögen** entſchuldigen. **Das ſchlimmſte iſt nur, daß jeder Schurke eben das ſagen kann,** und mit ſo gutem Fug als er." Daß **Bunkel** ſo oft heyrathet, findet **Hr. Wieland** ganz unverzeihlich. Wenn **Bunkel** glaubt, **Gründe der Religion und des Gewiſſens zu haben**, warum er bald nach Abſterben einer Frau wieder habe heyrathen müſſen, ſo ſagt **Hr. Wieland**: **) **das infamſte dabey iſt, daß ihm die Religion zum Feigenblatt für die Blöße ſeines böckiſchen alten Adams dienen muß.**" Wenn **Bunkel** ehelich geſtehe, daß auch ſein **Temperament** eine der Urſachen ſey, warum er öfter geheyrathet habe, ſo ruft **Hr. Wieland** dabey aus: ***) **„der garſtige Bock!"**

---

*) Aug. S. 171.

**) Eine von Hrn. Wielands gewöhnlichen Uebertreibungen: denn im Leben Bunkels findet man nichts, als zuweilen angezeigt, daß die Mahlzeit gut und die Geſellſchaft fröhlich geweſen ſey; das beliebt dem Hr. Wieland, „die thieriſche ſinnliche ſchmatzende Behaglichkeit Hrn. Joh. Bunkels“ zu nennen.

---

*) Aug. S. 166. **) Oct. S. 73. ***) Aug. S. 67.

Sollte man glauben, es ſey möglich, daß **Wieland**, der Mann von Verſtand und Einſichten, **Wieland**, der große Schriftſteller, und — auch — **Wieland**, der **Verf. des Idris und der komiſchen Erzählungen**, ſo ſchreiben könnte! Aber dieß ſind nicht die einzigen Waffen, deren ſich jeder ehrliche Mann, und am meiſten ein Mann wie **Wieland** ſchämen ſollte, und die er doch zum Angriff gegen **Bunkeln** nicht verſchmähet. Sollte man glauben, es ſey möglich, daß der V. der **Palmblätter des Abulfaouaris** ſich ſo weit vergeſſen könne, **Bunkeln** einen **chriſtlichen Deiſten** zu ſchelten: denn daß dies Beywort ein Scheltwort ſeyn ſolle, ſiehet man daraus, daß er gänzlich im Geiſte und im Tone der **Bützowiſchen kritiſchen Sammlungen** ihm *) „**wäſſerichtes kahles, ſophiſtiſches Gewäſche** gegen **gewiſſe ihm verhaßte Artikel des chriſtlichen Lehrbegriffs**, — wovon nicht ein **einziger Einwurf gegen die Orthodoxen** — nicht ſchon wer weiß wie oft **von ſeines Gleichen** vorgebracht worden, Schuld giebt." Sollte man nicht in Verſuchung gerathen, ſeinen eignen Augen nicht zu trauen, wenn man lieſet, daß, wenn Bunkel geſagt hat: „Ein liebenswürdiges Frauenzimmer ſey durch die Blattern überall ſchändlich zugerichtet worden," Hr. Wieland ſich nicht ſchämet, dabey „zu bemerken: „Ueberall? Hr. Bunkel muß ſehr „vorwitzig geweſen ſeyn."Pfui! kann man hier „mit Rechte über Wielanden ausrufen: „Pfui! der garſtige Bock!"

---

*) Ibid. S. 78. 79.

Da man ſiehet, daß Hr. Wieland, in ſeinem blinden Zorn gegen Bunkeln, ſo ganz vergeſſen kann, wer er iſt; ſo darf man ſich wohl ſehr viel weniger wundern, daß er ſich befleißet, dem Buche, deſſen Helden und V. Ekelnämchen in großer Menge anzuhängen, um ſie lächerlich zu machen. So heißt das Buch: Die Johann Bunkliade ein dreyleibigtes Ungeheuer, der Held heißt. „Maſter Bunkel, Meiſter Bunkel, Bunkelchen, Hr. Joh. „Bunkel, *V. C.* Sanct Joh. Bunkel, Hänschen „Bunkel, und er ſoll ſeyn ein junger Pennal, ein „Schuft, ein Beutum, ein ungeduldiger Popanziſcher Mädchenfreſſer, ein ſelbſtiſches Gott „und der Welt unnützer antitrinitariſcher Müſ-

„ſiggänger, **Wollüſtling**, und **Libertiner**, „ſeine **Reiſen**, eine **Landſtreicherey**, wenn er „lehrt, thut er **ſeinen lehrreichen Mund zum** „**Taaanen auf**, u. dgl. Der V. heißt ein **Buchmacher, ein armer Schlucker, ein Alltagskopf**, u. ſ. w. und deſſen Buch: *) **das ſchaalſte, platteſte, impertinenteſte Buch**, das je „aus dem Gehirne eines **Non-Conformiſtiſchen**, „ſtoiſch-chriſtliche Moral **ſchwatzenden**, und Bacchanalia **lebenden, mißgeſchaffenen** Drittelдings von **Deismus, Pietiſterey und Epikuriſmus** hervorgegangen."

Es würden mich alle dieſe Floskelchen, die jeder vernünftige Leſer bald für das ſchätzen wird, was ſie werth ſind, nicht bewegt haben, eine Feder zur Vertheidigung des **Lebens Bunkels** anzuſetzen. Dieß Buch liegt der Welt vor Augen, Herrn **Wielands** Zergliederung auch. Kann es ſich durch eigenen Werth nicht erhalten, und iſt es vollends das äußerſt elende Buch, wozu es Herr **Wieland** machen will, ſo mag es fallen.

---

*) Jul. S. 11.

Ich würde mein Stillſchweigen auch deßhalb nicht brechen, weil Hr. Wieland ſpöttelt: *) „daß die Liebhaber ſich **gar nicht zu beſchweren hätten**, wenn ſie für ihre pränumerirten 3 Thlr. 12 Gr. **ſechszehn Kupferſtiche von Chodowiecki von den beſten Abdrücken**, und nach billigem Abzuge **eines halben Alphabets** für das **Beſte**, was das Buch allenfalls enthalten möchte, noch wenigſtens **vier baare Alphabete Makulatur** in den Kauf bekommen.“ Ich weiß, wie viel ein ſolcher Einfall bedeutet, und im Grunde, wenn ein Verleger ſorgt, den Pränumeranten den Werth von ihrem Gelde zu geben; ſo hat er gethan, was er thun konnte, und mehr, als manche Autoren thun, die ſich Geld vorauszahlen laſſen.

Aber da ſelbſt die gefliſſentliche Verunglimpfung des **Lebens Bunkels** an ſich deutlich genug zeigt, und da Hr. W. es auch nicht an wirklichen Inſinuationen fehlen läßt, als hätte ich **aus niederträchtigen Abſichten der Welt nicht nur ein ſchlechtes, ſondern das ſchaalſte platteſte Buch aufzuhängen, und die Pränumeranten ums Geld**

---

*) Jul. S. 74.

zu bringen geſucht: ſo ſehe ich mich genöthigt meinen ehrlichen Namen zu retten, und zu zeigen, daß mit der gewiſſenhaften Genauigkeit eines ehrlichen Mannes alles erfüllet ſey, was ich dem Publikum verſprochen habe.

Hr. **Wieland** nimmt Imagination und böſen Willen *) zuſammen, um alles, ſo viel immer möglich, von der falſchen und von der nachtheiligen Seite vorzuſtellen. Er ſagt das **Leben Bunkels** ſey **) **mit Trompeten und Pauken** angekündigt worden. Ich berufe mich auf jeden, der meine gedruckte Nachricht von dieſem Buche geleſen hat oder leſen will, ob ſie ganz ſimpel und beſcheiden, oder ob ſie in dem **Trompeten- und Paukentone**, abgefaßt ſey, mit dem ſo viele andere Bücher angekündigt werden, oder in dem **Trompeten- und Paukenton**, worinn weiland die ehemalige, nicht die jetzige **Erfurtiſche oder Halliſche gelehrte Zeitungen**, ſeine damalige neueſte Produktionen ankündigten oder in dem wohlbehaglichen ſelbſtiſchen Ton, in welchem, Hr. **Wieland** ſelbſt vorzeiten ſeine **Alceſte** oder ſeinen **Mercur** der Welt bekannt machte. Ich habe von dem Buche, deſſen Ueberſetzung ich ankündigte, meine Meynung geſagt. Ob ich darinn **mehr** oder **minder** geirret, ob ich etwan eine **zu vortheilhafte Meynung** von dieſem Buche gehabt habe, kommt mir nicht zu, zu entſcheiden, und Hr. **Wieland** wird es in dem Zorn, den er gegen dies Buch gefaßt hat, auch nie entſcheiden können. Ich glaube aber wenigſtens, es falle in die Augen, daß das, was ich von dieſem Buche geſagt habe, **überhaupt wahr** ſey, und daß ich, ſo weit meine Einſicht reichet, bey dieſer Ankündigung, aufrichtig und ehrlich zu Werke gegangen bin.

---

*) Dieſer böſe Willen gehet ſo weit, daß er (Oct. S. 63.) ein Beyſpiel von Bunkels ſchlechter Schreibart geben will, und dazu eine Stelle nimmt, die Bunkel aus Sir Walter Raleigh anführt, und die von Raleighs Zeitalter etwas an ſich hat. Man ſehe des Leben Bunkels II. Th. S. 207. Der böſe Willen gehet ſo weit, daß Bunkel nicht ſagen darf, Er habe den Locke geleſen, um denken zu lernen, ſo ſetzt W. hinzu: Dieß ſey eben ſo, als wenn man Hecquet von der Verdauung leſen wollte, um verdauen zu lernen.

**) Jul. S. 76.

Ich habe geſagt, es ſey, eins der **ſonderbarſten** und der **merkwürdigſten** Bücher. Und ich dächte, **Sonderbarkeit und Merkwürdigkeit** würde ihm jeder zugeſtehen müſſen, geſetzt er wollte es auch nicht einmal, für **ein gutes Buch**, im höchſten Verſtande des Wortes, halten. Ich habe geſagt, daß, ungeachtet einiger romantiſchen Charaktere, das Buch nicht den **Zuſchnitt eines Romans** habe, ſondern daß die Erzählung den **ruhigen natürlichen Gang einer eignen Lebensbeſchreibung eines funfzigjährigen Mannes** gehe. Dieß iſt wahr, und es iſt auch wohl hauptſächlich die Urſache, warum das Buch manchen Leſern mißfallen hat, da ſie einen Roman in Form erwarteten, und gar nicht geneigt waren, ſich in den Geiſt und in die Abſicht des V. hineinzudenken. Ich habe es auch geradezu geſagt, daß **die Betrachtungen des V. über verſchiedene wichtige Wahrheiten**, daß ſeine **theologiſchen Unterſuchungen**, einen **anſehnlichen Theil** ſeines Buchs ausmachen. Ich habe nicht einmal verheelt, daß ich vorausſahe, nicht wenig Leſer **würden alle ausführliche theologiſche Unterſuchungen überſchlagen** (Und am erſten war dieß von Hrn. **Wieland** zu vermuthen.) Ich ſagte aber auch, „dieſe würden

im

zu der natürlichen beynahe anſchauend gemachten Erzählung der Begebenheiten, *) in den Beſchreibungen voll Wahrheit, der mannichfaltigen Gegenſtände aus der Natur, beſonders der vortrefflichen romantiſchwilden Ausſichten in den Gebürgen Weſtmorelands, **) an der Darſtellung vieler äußerſt

ſonder-

---

*) So oft ich Bunkeln leſe, ſo fällt mir das natürliche der Erziehung des alten Mannes, das Anſchauende in der Bemerkung der kleinſten Umſtände auf. Ich will noch nicht ſtreiten, ob die Begebenheiten wichtig oder unwichtig ſind; aber fürs Anſchauen ſind ſie wahrhaftig gebracht, und mancher, der mit ſeinem vielen Witze hier und da herumtappt, ehe er eine kleine Begebenheit hervorbringt, könnte von Bunkeln natürlich erzählen lernen.

**) Daß in Bunkels Wanderungen, Beſchreibungen ſonderbarer Gegenden und Naturerſcheinungen, häufig vorkommen, und daß dieſe eine, Art von Intereſſe geben, fällt ſo ſehr in die Augen, daß auch Hr. Wieland (Okt. S. 72.) ſo ſehr er Bunkeln alles abſpricht, dieſes zu läugnen ſich nicht getrauet. Freylich hat Hr. Wieland, nach ſeiner gewöhnlichen Gemüthsbilligkeit, hinzugeſetzt, der Verfaſſer habe dieſe Beſchreibungen aus ſeinen Collektaneen zuſammengehäuft. Hr. W. mag mir aber vergeben, wenn ich darinn anderer

Reiſonderbaren, meines Erachtens aber, im höchſten Verſtande des Worts wahren, menſchlichen Charakters, *) beſonders an dem Charakter Bunkels ſelbſt, und an der bey aller Sonderbarkeit und Ausſchweifung **) durch das ganze Werk durchſcheinenden Gutherzigkeit,

guten

Meynung bin. Seltſame Zaubergegenden und wunderbare Erſcheinungen aus der Feenwelt, ſo wie ſie etwan im Idris vorgeſtellt werden, kann man erfinden, ſobald man ſich, in einem lebhaften Gehirne, Collektaneen aus hundert Feenmährchen gemacht hat. Sie bedürfen keiner Wahrheit, als im poetiſchen Detail, und je toller und ſeltſamer ſie auf einander folgen, oder neben einander ſtehen, deſto beſſer ſind ſie. Aber wahre wilde, bergigte, romantiſche Gegenden, Waſſerfälle, Ausſichten, und andere wahre Naturerſcheinungen, ſo wie ſie Haller und der Verfaſſer des Lebens Bunkels beſchrieben hat, muß man geſehen und empfunden haben, wenn man ſie ſchildern will.

*) Da ich hierüber weder weitläuftig ſeyn kann, noch will; ſo berufe ich mich auf die Charaktere der ſechs Irrländer, die Bunkel im Bade zu Harrogate antrifft (II. B. S. 305. u. f.) beſonders des Gallaſpy und Gollogher.

**) Hr. W. hat dieſen Charakter aufs hämiſchſte verunſtaltet. Wer das Buch lieſet, urtheile, ob Hr. W. oder ich, ihn richtig beurtheilt haben.

guten Laune und edlen Philanthropie, für ihren Geiſt noch Nahrung finden.“ Sollte ich mich hierinn geirret haben, ſo weiß ich nicht, wie ich meinem Irrthume helfen ſoll, denn noch hat nichts, am wenigſten aber Hrn. **Wielands** plumpe Verunſtaltung deſſelben *) meine Empfindung von der Beſchaffenheit dieſes Werks ändern können.

---

*) Daß Hr. Wieland nichts, was man von dieſem Buche ſagt, verſtehen will, will ich nur noch durch ein einziges einleuchtendes Beyſpiel beweiſen. Ich führte in meiner Nachricht auch das Urtheil der Verfaſſer des *Monthly Review* über das Leben Bunkels an. Meine Abſicht dabey war nichts weiter, als überhaupt zu zeigen, was in England vernünftige Gelehrten, und die ſonſt eben nicht ſehr lobſelig ſind, von dieſem Werke geurtheilt haben, ohne daß ich deshalb eben nöthig hätte, jedes von ihren Urtheilen ſchlechterdings zu dem meinigen zu machen. Sie ſagen unter andern: „Bunkel ſey ſo vollkommen einzig für ſich, und in ſeiner Art ſo original, wie Shakeſpear oder Richardſon.“ Sie ſetzen aber hinzu: „Mit dem Unterſchiede, daß dieſer Männer Vortrefflichkeiten bloß aus angebohrnem Genie herrühren; dagegen Bunkel die Frucht eines Genies und einer Einbildungskraft zu ſeyn ſcheint, die durch romantiſches Weſen und durch religiöſen Eifer, wie in einem Treibhauſe erhitzt, und

Da ich dieſes Werk für **merkwürdig** und **nützlich** hielt, was war ſimpler, als daß ich die Ueberſetzung gern in Verlag nahm, und auf gewiſſe Weiſe veranlaßte? *) Aber ſo ſimpel und unbeſchol-

---

zum Sproſſen getrieben worden." Wer ſieht nicht, daß die Reviewers weiter nichts ſagen wollen, als Bunkel ſey in ſeiner Art ſo einzig, wie Shakeſpear und Richardſon in der ihrigen, (und das iſt er wahrhaftig, da er in ſeiner Art zu denken und zu ſchreiben, niemandes Manier nachahmt, ſondern ſich einen ganz neuen Weg bahnt) Uebrigens ſetzen ſie offenbar durch ihr Gleichniß Bunkeln eben ſo weit unter Shakeſpear und Richardſon, als jedermann eine getriebene Frucht unter eine natürliche ſetzt. Was thut Hr. Wieland? Er giebt nicht etwan bloß zu verſtehen, die Reviewers hätten Bunkeln ganz ſo hoch geſetzt, wie Shakeſpear und Richardſon. Dieß wäre bloß eine gemeine Ungerechtigkeit gegen die Reviewers. Er träumt noch etwas hinzu, daß ſo hämiſch als abſurd iſt, nämlich: „Nach „einer ſolchen Ankündigung von Nicolai garantirt, „mußte jedermann erwarten, daß hier noch mehr „als Cervantes, Fielding und Sterne ſeyn würde." Was in aller Welt, das die Reviewers oder ich können geſagt haben, kann eine ſolche Erwartung veranlaſſen? Wer aber ſolche Erwartung träumt, kann denn leicht finden, daß ſie nicht befriedigt worden ſey, und ſo mit ſeinem eigenen Hirngeſpinſte ſtreiten.

*) Ich beſitz dieſes Buch, wie viele meiner Freunde wiſſen,

ten will Hr. Wieland die Sache nicht haben; ſondern in ſeiner **Zergliederung Bunkels** ſucht er, wo er kann, aufs **gehäſſigſte zu inſinuiren**, als ob ich **unredlich** dabey zu Werke gegangen wäre. Seine Zergliederung hebt an: „Practica eſt multiplex.“ er redet, „**von einem der ſchlauſten Kniffe unſers Soſius.**“ *)

Was nun zuerſt die Benennung eines Soſius betrifft, ſo ſcheint er nur bloß aus der Hrn. Wie-

---

wiſſen, an ſechs Jahre, und hatte es ſelbſt geleſen, und vielen Perſonen mitgetheilt, ohne an eine Ueberſetzung zu denken. Erſt im Jahre 1775. als einſt zufälliger Weiſe von dieſem Buche geredet wurde, theilte ich es dem Herausgeber mit. Er las es, es gefiel ihm, er erbot ſich, die Ueberſetzung zu beſorgen, und nicht allein das Buch, wo es nöthig, abzukürzen, ſondern auch Zuſätze und Erläuterungen hinzu zu thun. Es iſt ſehr kindiſch, wenn Hr. W. zu verſtehen giebt, die Zuſätze wären nach dem **Intereſſe des Verlegers** eingerichtet; denn der **Verleger** iſt über die Beſchaffenheit der Zuſätze gar nicht gefragt worden, und hat nicht verlangt, darüber gefragt zu werden.

*) Aug. S. 166 dieſer ſchlauſte Kniff, ſoll ſeyn: „ein elendes Buch durch die Anmerkungen und Zuſätze, paßlich zu machen.“ Man ſollte denken, Hr. Wieland müßte ſich beſſer auf Kniffe verſtehen, als daß er ſo etwas für ſchlau ausgeben könnte.

Land ſo behaglichen Laune, die Dinge nicht mit ihrem rechten Namen zu nennen, herzukommen. Denn er hat ja den **Buchhändlern** die Ehre angethan, in ihre Zahl zu treten. Er treibt ja mit ſeinem **Merkur**, durch **Verlag**, **Einkauf** und **Verkauf**, **Geldeinnehmen** und **Geldausgeben**, **Kreditirung**, **Berechnung**, **Annehmung von Pränumerationen**, **Ablieferung** und **Spedition der Exemplarien**, u. ſ. w. nicht allein alle Geſchäffte eines **Buchhändlers**, ſondern er ſorgt auch, nach Art der römiſchen **Soſier**, ut proſtet liber *mundus*, durchs **Einhefften**, oder wie es auf Wielandiſch deutſch heißt, durchs **Broſchieren**. Es wird alſo wohl, da er ſich ſelbſt ſonſt ſo gerne ſchont, nicht den **Stand eines Buchhändlers** verächtlich machen wollen.

Aber „**die mannichfaltige Praktika, meine Kniffe, einer der ſchlaueſten meiner Kniffe.**“ Dieſe **Beſchuldigungen** ſind **von einer ernſthaftern Natur**. Wie? Bin ich etwa, durch **mannichfaltige Praxis**, durch **Kniffe**, durch **ſchlaue Kniffe**, ſo bekannt? Ich hoffe nicht! Mein Gewiſſen zeihet mir, daß ich niemals anders, als **ehr-**

lich, **redlich, geradezu, ohne Winkelzüge**, gehandelt habe. Ich bin auch nicht willens, die **Beſchuldigung der Unredlichkeit** ungerügt auf mir ſitzen zu laſſen. Ich fordere daher Herrn **Wieland** hier öffentlich **vor dem ganzen Publikum** auf: „Wenn er irgend einige Praktiken und Kniffe, irgend einige Ränke, irgend eine Unredlichkeit, von mir weiß, ſo mache er ſie bekannt, und beweiſe ſie. Kann er ſie anzeigen und beweiſen: ſo will ich öffentlich meine Schande geſtehen. Kann er aber nichts anzeigen und beweiſen: ſo bleibe die Schande der Verläumdung auf Ihm, und Er hüte ſich inskünftige, mit dem guten Leumund eines ehrlichen Mannes zu ſpielen.“

Jeder Leſer des **Merkurs** muß wohl beym erſten Blicke überſehen können, daß die ſogenannte **Zergliederung Bunkels eine ganz beſondere Veranlaſſung** gehabt haben müſſe; denn wie käme es ſonſt, daß ein Mann wie Hr. **Wieland**, ein Buch, **das ganz elend, äußerſt ſchaal und**

platt ſeyn ſoll, **ſo äuſſerſt genau, ſo äuſſerſt weitläuftig, ſo äuſſerſt hämiſch** zergliedert. Es kann ſeyn, daß Hr. **Wieland** geglaubt hat, **er hätte noch mit mir ein Hühnchen zu pflücken.**

Man erinnert ſich vielleicht, daß es Hrn. **Wieland** beliebte, in ſeinem **Merkur im erſten Vierteljahre** 1775. ſehr **unbeſtimmte und gänzlich unbewieſene Anklagen**, wider **die allgem. deutſche Bibl.** und wider **mich**, bekannt zu machen, und daß ich ihn im XXVten Bande der **allgemeinen deutſchen Bibliothek** S. 628. u. f. öffentlich auffoderte; „**Die Beweiſe davon, öffentlich der Welt vorzulegen.**" **Dieß konnte** er nicht, **denn es war nicht wahr**, was er in einer von ſeinen querköpfiſchen Launen, die man an ihm ſchon gewohnt iſt, behauptet hatte, um ſo wie jetzt, der Galle, die er auf dem Herzen hatte, ſich durch die Feder zu entledigen. **Er durfte es** auch nicht wagen, **wieder mit bloſſen unbeſtimmten Worten eins daher** zu ſchwatzen, oder ſich, **mit ſeiner gewohnten vornehmen Miene**, durchzuhelfen; denn ich hatte ihn vorher ſchriftlich verſichert: „daß ich zwar ungern die Feder zu meiner Vertheidigung anſetzen, aber ſie auch, nicht eher niederlegen würde, als bis ich mich völlig gerechtfertigt hätte.“ **Er mußte alſo ſchweigen.** Dieß **erzwungene Stillſchweigen** mag ihm **eine unangenehme Stunde** gemacht haben, weil er wohl empfinden mußte, in welchem **zweydeutigen Lichte** er dadurch, vor dem ganzen deutſchen Publikum erſchiene. Es thut mir leid! Aber er hatte ſie ſich wahrhaftig, ohne die geringſte Veranlaſſung, ſelbſt zugezogen, dieſe **unangenehme Stunde**, und ich bin mir bewußt, wie **ſchonend** ich gegen ihn verfahren bin. Er hatte ſich aber vermuthlich die Sache **hinters Ohr geſchrieben.** Nun dachte er mich, bey dem **Leben Bunkels**, auf einer ſchwachen Seite ertappt zu haben: daher brach er loß, denn er glaubte, jetzt dürfe er mir wieder **eine unangenehme Stunde** machen.

Iſt dieſes, wie es der ganze Ton ſeiner **Zergliederung Bunkels** genugſam zeiget, ſein Zweck geweſen, ſo hat er, ich geſtehe es, **dieſen Zweck nur allzuſehr erreicht.** Denn welche Stunde kann einem Manne, der Litteratur herzlich liebt, und diejenigen, welche ſie befördern, aufrichtig hochſchätzen möchte, **unangenehmer** ſeyn, als die **Stunde**, in der er ſieht, daß ein Gelehrter, mit den ſeltenſten Talenten begabt, die ihm die Zuneigung und die Ehrfurcht ſeiner Zeitgenoſſen erwerben könnten, vergißt, wer er iſt, vergißt, was ſeiner würdig iſt, herabſinkt, um ſtinkender Eitelkeit, um kindiſcher Rachgier zu frohnen, zu den Künſten der niedrigſten Scribbler. Mußte ihm die **Stunde** nicht **äuſſerſt unangenehm** ſeyn, wenn noch die **bittere Unannehmlichkeit** hinzukommt, daß er, zu **ſeiner eignen Vertheidigung**, und **um ſeinen ehrlichen Namen zu retten**, ſich in die Nothwendigkeit geſetzt ſieht, einem der **größten Schriftſteller** öffentlich zu ſagen, **welch ein verächtlicher Menſch er iſt**, damit das Publikum, deſſen hämiſchen und unbewieſenen Beſchuldigungen, nicht aufs Wort trauen möge,

Wenn Hr. **Wieland** ein wenig **Selbſterkenntniß** beſäße, ſo würde ihm, wo nicht die **Billigkeit**, doch die **Klugheit** gelehret haben, mir nicht muthwilligerweiſe, ungegründete Vorwürfe zu machen. Er hätte ſich an das gute alte deutſche Sprichwort erinnern ſollen; **Wer ein gläſern**

Dach hat, muß andere nicht mit Steinen werfen. Wie? Herr Wieland will mir, wider alle Wahrheit, eine mannichfaltige Praxis vorwerfen? Herr Wieland? Er, der ein ſo guter Praktikus iſt, durch Pränumerationen ſeinen Pränumeranten ihr Geld abzunehmen, und wiſſentlich ihnen den Werth nicht zu geben! Hat er denn ſo ganz und gar vergeſſen, daß im Jahr 1772. mit höchſten Trompeten- und Paukenſchall, eine neue Ausgabe ſeines Agathon angekündigt, und dabey eine Fortſetzung, „verſprochen ward:“ worin die ſchöne Danae ihre Geſchichte erzählen wird, und Archytas, in einer Reihe von Unterredungen, dem Agathon ſeine Philoſophie beybringt, wodurch, dieſes bisher unvollendete Werk erſt ein Ganzes wird:“ Für alles dieſes ward ein Louisdor Pränumeration gefodert, mit einer Miene, ob ſchäme man ſich, für ſo etwas außerordentliches, das geleiſtet werden ſollte, von uns ſo wenig zu fodern. Man fügte aber auch ausdrücklich hinzu: „die typographiſche Ausführung des Werks, wird dem angeſetzten Preiſe angemeſſen ſeyn.“ Man mußte in der That, eine **außerordentliche typographiſche Pracht** erwarten, wenn 80 **Bogen** (ſo ſtark ward die Ausgabe angekündigt) **einen Louisdor** koſten ſollten. Auch lieſen die Pränumerationen haufenweiſe ein. Herr **Wieland** aber fand für gut, plötzlich vom **Agathon** ſeine Hand abzuziehen, die **Unterredungen des Archytas gar nicht zu liefern**, und die **Beſorgung der Ausgabe** einem Buchhändler aufzutragen, als ob ihn dieſelbe, ungeachtet der Verbindung, in die er mit den Pränumeranten getreten war, **gar nichts angienge.** Die Ausgabe, obgleich an ſich ſauber und gut, war ſo beſchaffen, daß der Buchhändler (**aus Mangel der Praxis**) ſie denen, **die nicht pränumerirt hatten**, nur für **drey Thaler zwölf Groſchen** verkaufte. Aber Hr. **Wieland** ließ den Buchhändler walten, ſackte die **Louisdore** fleißigſt ein, und gab die Ausgabe ſo wie ſie war, ſagte auch ſeinen **Pränumeranten** hierüber weiter nichts *), als: daß die Unterredungen des **Archytas** (durch die, laut der Nachricht, das **unvollendete Werk**; erſt ein **Ganzes werden** ſollte) nicht zum Agathon

---

*) Agathon IV Th. S. 286.

thon gehörten, daß ſie gelegentlich im **Merkur** erſcheinen ſollten, (wo ſie noch nicht erſchienen ſind,) und, obgleich offenbar, **das Verſprochne nicht gehalten war**; ſo ſetzte er mit einer **Wielandiſchen Stirn** hinzu, „daß ſtatt derſelben **in andern Stücken**, mehr als man verſprochen, gehalten worden ſey.“ Hier iſt doch eine *Practica multiplex* oder nirgend!

Wenn Hr. **Wieland** ſich ſelbſt kennte, ſo hätte ihn ſein Gewiſſen noch öfter geſchlagen, und er würde ſich gehütet haben, gewiſſe Ideen bey ſeinen Leſern wieder rege zu machen. Welche **Unbeſonnenheit**, im **Merkur**, von Werken zu reden, die mit **Trompeten- und Paukenſchall** angekündigt werden! Im **Merkur**, worinn **Wielands trompetende Briefe über ſeine eigene Alceſte** ſtehen, welcher beſagte **Merkur ſelbſt**, mit ſolchem **Trompeten- und Paukenſchall** angekündigt worden, daß noch jetzt, das **Ankündigungsblatt**, und die **Vorrede zum erſten Theile des Merkurs**,*) die ärgſte Satyre auf dieſes Werk ſind, indem von alle dem, was verſprochen worden, faſt nichts ſo

---

*) Da der gegenwärtige Aufſatz durch eine Recenſion eines Buchs im Merkur veranlaſſet worden iſt: ſo verdient aus dieſer Vorrede, die Stelle angeführt

wie

---

gefährt zu werden, worin Hr. Wieland verſpricht, wie ſeine künftige Recenſionen beſchaffen ſeyn ſollen. Der Kontraſt iſt ſehr komiſch, wenn man den Ton *patelin* dieſer Stelle, gegen die Zergliederung Bunkels hält. „Nur gute Schriftſteller, (ſagt Hr. W. S. XII. verdienen eine ſcharfe Beurtheilung.“ (Ey! Ey! ſo könnte ja Johann Bunkel wohl gar ein guter Schriftſteller ſeyn!) „denn an ihnen iſt alles, bis auf die Fehler lehrreich. Unſer Tadel, wird daher öfter den Ton des Zweifels, der ſich zu belehren ſucht, als den herriſchen Ton der Unfehlbarkeit heben, die ihre Richterſprüche wie Orakel von ſich giebt. Man wird uns anſehen, daß wir lieber Schönheiten als Fehler bemerken; daß wir die leztern nicht mühſam ſuchen; aber uns eben ſo wenig ſcheuen, ſie anzuhalten, wenn ſie uns aufſtoßen. Wir befinden uns nicht in dem Falle der kritiſchen Heroſtraten, welche aus Verzweiflung, ſich durch irgend ein löbliches Werk hervorthun zu können, die Tempel der Muſen und der Gratien in Brand zu ſtecken verſuchen, und zufrieden ſind, daß man das ſchlimmſte von ihnen ſpreche, wenn ſie nur erhalten können, daß von ihnen geſprochen wird. Wir ſind uns bewußt, daß nichts als die Schranken unſerer Einſichten uns verhindern könnten, allezeit gerecht zu ſeyn; aber eben darum werden wir über nichts urtheilen, daß wir nicht verſtehen. Wir können uns zuweilen irren; aber

wenigwie es verſprochen, geleiſtet worden iſt. Welche **Unbeſonnenheit**, im **Merkur**, zu ſagen, es ſey einer der **ſchlauſten Kniffe**, wenn man ein **elendes Buch** durch die **Anmerkungen und Zuſätze paßlich** macht! denn welchem **Leſer des Merkurs** müſſen dabey nicht ſo viel **elende Aufſätze** in dieſem Journale einfallen, die **Hr. Wieland** ſelbſt für elend erkannte, und ſie, bloß durch ſeine weiſen **Anmerkungen und Zuſätze**, **paßlich** machte, in den **Merkur** eingerückt zu werden. Welche **Unbeſonnenheit**, im **Merkur**, ſolche ebengedachte **ſchlechte Aufſätze** mit **guten Anmerkungen**, mit einem „**Gaſtmale** zu vergleichen, wo die ganze Tafel mit einer Menge zwar größtentheils ſaft- und kraftloſer, unverdaulicher, übel zugerichteter, eckelhafter und ungeſunder Speiſen beſetzt, jedoch neben

jeder

---

wenigſtens werden wir alle mögliche Behutſamkeit anwenden, damit es nicht geſchehe. Kurz wir wünſchen dem deutſchen Merkur das Anſehen des Areopagus zu Athen zu erwerben, welches nicht auf Gerichtszwang, ſondern auf den Ruhm der Weisheit und Unbeſtechlichkeit gegründet und ſo befeſtiget war, daß Götter ſelbſt kein Bedenken trugen, ihre Fehden vor dieſem ehrwürdigen Senat entſcheiden zu laſſen.“ Siehe da! Wie murmelt auch der gedämpfte Paukenſchall!

jeder Schüſſel weislich ein beſonderes Pulverſchächtelchen und Arzneygläschen geſtellt wäre, damit ein jedes, das von jener gegeſſen hätte, ſogleich auch das Gegengift zu ſich nehmen, und ſeinen innern Menſchen dadurch wieder ins gehörige Gleichgewicht ſetzen könnte." Denn wahrlich! hiebey müſſen ja dem Leſer des **Merkurs** nicht allein, eben jene ſaft- und kraftloſe Speiſen im Merkur, zu denen Hr. **Wieland**, ſeine **Pillenſchächtelchen** und **Arzneygläschen** ſtellt, zuerſt einfallen, ſondern auch noch ſo manche andere **ſaft- und kraftloſe ungeſunde Aufſätze**, die Hr. W., ohne alle **Arzney**, im **Merkur**, uns einſtopft, unſer **innerer Menſch** mag ſich dabey befinden, wie er will. Endlich, welche **Unbeſonnenheit**, im **Merkur** von Büchern zu reden, die gegen ein **halb Alphabet des beſten, vier Alphabethe Makulatur** enthalten: denn dabey wird jedem Leſer des **Merkurs**, nicht ſowohl das **Leben Bunkels**, als **der Merkur ſelbſt** einfallen, der als ein **Werk der Nation**, austrompetet worden, und deſſen **kleinſter guter** Theil nichts als die **Schreibtafel Herrn Wieland und einiger ſeiner Freunde** iſt, worinn ſehr oft auch **Abſchnitzel von unverdauten Entwürfen** fallen, und wenn uns, das unterzeichnete **W.** das beſte erwarten läßt, **Schach-Lolo** und andere ſolche Sieben Sachen die Lückenbüßer ſeyn müſſen; deſſen **größter** und **ſchlechter Theil** mit einer Menge der mittelmäßigſten Aufſätze, Ueberſetzungen; Schulexercitien, mit Hr. **Wielands** Anmerkungen, worin bewieſen wird, daß ſie nichts taugen, ellenlange Recenſionen, Verſteinerungen und Schaalthiere betreffend, Zeitungsraiſonnements über Politik, angefüllt iſt, wo zuletzt **Logogryphen** und **Bücheravertiſſements** den Bogen füllen müſſen, und nicht etwa **Kupferſtiche von Chodowiecky** vorhanden ſind, welche dem **unbilligſten Beurtheiler** das Geſtändniß abdringen müßten, daß die **Pränumeranten** ſich über das, was ſie für ihr Geld erhielten, **gar nicht zu beſchweren hätten.**

Genug! Obgleich Hr. **Wieland**, noch bis jetzt nicht, **Genug!** ſagt. Ob er gleich bey der **erſten Fortſetzung***) **ſeiner Zergliederung**, ſo fein bemerkte, daß er dadurch, (wie es in der That wahr iſt) **gegen ſich ſelbſt unbarmherzig** würde; ſo merkt er doch bey den **ferneren Fortſetzungen** nicht, wie **unbarmherzig** er dadurch **gegen ſeine Leſer** wird. Es iſt noch keine **Schonung** zu hoffen. Im **October** S. 75; ſteht ſehr ausdrücklich: **Die Fortſetzung nächſtens.** Der Himmel weiß, wenn es zum **Beſchluſſe** gedeihet. **Nächſtens** gewiß nicht. Meinethalben mag er auch über **Bunkeln** ſchwatzen, ſo lange er will. Mag tadeln **Bunkeln** und alle **Bücher**, die ich je künftig verlegen oder ſchreiben werde. Ich werde darüber ferner um ſoviel weniger ein Feder anſetzen dürfen, da allenfalls die Welt zu einem **ungerechten Tadel** den Schlüſſel haben würde. Aber Beſchuldigungen, die ſich auf Thatſachen gründen, wodurch mein **ehrlicher Namen**, und mein **moraliſcher Charakter**, in einem **nachtheiligen** Lichte erſcheinen könnte, werde ich nie unbeantwortet laſſen, und nie die Feder niederlegen, als bis ich alle Umſtände aufgeklärt habe, womit man meine **ehrliche Geſinnungen** anfechten will.

---

*) Aug. S. 165.

Noch ein paar Worte
betreffend
Johann Bunkel
und
Chriſtoph Martin Wieland

von

Friedrich Nicolai.

Berlin und Stettin
1779.

Dieſer Aufſatz iſt auch am Ende des 1ſten Stücks des XXXVIIſten Bandes der allgemeinen deutſchen Bibliothek zu finden.

Herr **Wieland** hat den **paar Worten** betreffend **Johann Bunkel und Ihn**, welche öffentlich bekannt zu machen, mich ſein heftiger Angriff gezwungen hat, einen **abgenöthigten Nachtrag** (in ſeinem Merkur **Febr.** 1779. S. 154) entgegengeſetzt. Wie der Mann doch in allen Dingen ſo ganz, ſo überſchwenglich Recht hat! Und mit welchen Worten und Wendungen — in Ermangelung der Gründe — er ſein unwiderſprechliches Recht zu beſtätigen weiß! Meine Verantwortung, verſichert Er, iſt „**Rache**, und die **Rache eines** „**Verzweifelten. Keinem Menſchen iſts zweifelhaft gewesen**, ob **Hr. Wieland** in **guter** „oder in **böſer Laune** gewesen, da er die **Anti-Bunkels** geſchrieben. Im Gegentheil, die **gute** „**Laune**,a) worinn ſie geſchrieben ſind, **hat ſich** „**auch den Leſern mitgetheilt**, und beynahe hätte „man, **um der Auszüge willen**, dem Herrn „**Nicolai** das unausſtehliche Buch **vergeben, das** „ſie veranlaßte. Das **Leben Bunkels**, ſey ein „**Buch, das kein Menſch von Verſtand und**

---

a) Gute Laune? Freylich die gute Laune eines Katers, mit dem er eine Maus zerreißt, auf die er lange gelauert hat, und die ſich nicht wehren kann.

„Geſchmack, ohne vor Eckel krank zu werden, „leſen könne,“ u. ſ. w. Da er mich einer *Practica multiplex* beſchuldigte, da er von **einem meiner ſchlaueſten Kniffe** redete: ſo ſahe zwar jeder, daß ich wegen mehrerer **Praktiken** und **Kniffe**, dem Publikum bekannt ſeyn mußte, wenn dieſe Worte nicht bloße Schimpfworte ſeyn, ſondern einen Sinn hätten haben ſollen. Da ich ihn aber, mit der Dreiſtigkeit, die ein gutes Gewiſſen giebt, aufforderte: „Wenn er einige Praktiken oder Kniffe, irgend „einige Ränke, irgend eine Unredlichkeit von mir „wiſſe, ſo ſolle er ſie bekannt machen und beweiſen. „Könne er ſie anzeigen und beweiſen, ſo wolle ich öffentlich meine Schande geſtehen. Könne er aber „nichts anzeigen und beweiſen, ſo ſolle die Schande „der Verläumdung auf ihm bleiben, und er möge „ſich inskünftige hüten, mit dem guten Leumund „eines ehrlichen Mannes zu ſpielen.“ Da ich dieſe Aufforderung an ihn that, die ich thun mußte, die jeder ehrlicher Mann, der ſich ſeiner unſträflichen Aufführung bewußt iſt, in gleichem Falle, gegen jeden Verläumder thun würde; da er nichts anzeigen und nichts beweiſen konnte: ſo dreht er ſich hin und her, ſo ſteckt er ſich hinter Worte, ſo plaudert er: (S. 163.) „ich habe ihn mit **der ſichtlichſten** „**Verdrehung ſeiner Worte**, und mit einer „**Konſequenzenmacherey**, deren ſich ein **abderitiſcher Sykophant** beynahe ſchämen würde,

„beſchuldigt: **daß Er mich an meiner bürgerlichen Ehre angegriffen**;" ſo ſagt er mit einer **Wielandiſchen Stirn**, dieſe Aufforderung ſey: „**eine lächerliche Aufforderung, eine ſchamloſe Aufforderung, eine elende Plattitüde.**" Wenn ich der Welt die geheime Veranlaſſung ſeines hitzigen Ausfalls wider mich, offenherzig entdecke, ſo nennt er dieß (S. 160) „das alberne Geſchnatter meiner **lächerlichen Eitelkeit** b)" Wenn ich bemerke, wie auffallend es iſt, daß der V. der **Palmblätter des Abulfaouaris** ſich die Mine geben will, die **Orthodoxie** zu vertheidigen, wenn ich den langweiligen Schach-**Lolo** ſetze, wohin er gehört, unter die **Siebenſachen** und **Lückenbüſſer**, ſo iſt dieß: (S. 169) „Eine **unverſtändige Wuth**, die mir **keine Urtheilungskraft und Geſchmack** zurückgelaſſen hat." Wenn ich ſage, was alle Welt längſt ſiehet und ſaget, daß Hr. **Wielands Merkur**, dem größten Theile nach, ſchlecht iſt, daß langweilige Stücke, Logogryphen, Avertiſſements u. ſ. w. den Bogen füllen müſſen: „ſo iſt es meine ſchamloſe **Frechheit** die mich gleich dem **Zeichen Kains** ſo auffallend auszeichnet." c) Kurz weder die gröb-

---

b) Eitelkeit! Wieland will jemand der Eitelkeit beſchuldigen! Quis tulerit Gracchos de ſeditione querentes?

c) Bey Gelegenheit dieſes Streits war es nöthig, Hrn. Wielands ehmalige Correſpondenz mit mir nachzuſehen.

ſten Schimpfwörter, noch die armſeligſten Tiraden verſchmäht Hr. **Wieland**, theils um den Leſern Staub in die Augen zu ſtreuen, theils um ſeiner **guten Laune** Luft zu ſchaffen. Er verſchmähet nicht S. 168 zu ſagen; „die **Zergliederung Bunkels** ſey „die **ſanfteſte Züchtigung**", und S. 172. „die „Rache die er an mir nehmen werde, ſolle darinn be„ſtehen, daß er die Opera omnia, die es mir belie„ben werde gegen ihn zu ſchreiben, zuſammendrucken

„laſſe,

ſehen. Ich habe darinnen allerley gefunden. Er ſchrieb mir unter andern den 9ten May 1770. „Die „Achtung eines Mannes von Ihren Verdienſten „kann mir nichts weniger als gleichgültig ſeyn, und „Verſchiedenheit der Meynungen, wird die meinige „denen nie entziehen, welche gerechten Anſpruch „daran haben." Und unterm 8ten Jun. 1773. „Erlauben Sie dieſen Brief meiner Freundinn mit „der Verſicherung zu begleiten, daß die wenigen Ta„ge, welche Sie ihren Freunden in Weimar, und „meiner Alceſte geſchenkt, eine werthe Erinnerung „und ein ſchmerzendes Bedauern von Ihnen ge„trennt leben zu müſſen, in meinem Gemüthe zu„rück gelaſſen haben. Einen Geiſt, wie den Ihrigen, „kann man nicht näher kennen, ohne ſich ſeinen Um„gang und ſeine Freundſchaft zu wünſchen." Hat Hr. Wieland ſeine Meynung von mir ſo ſehr geändert, oder iſt es dem Manne, dem die Empfindung von dem Werthe anderer Menſchen, nicht im Herzen, ſondern nur an der Spitze ſeiner Feder, oder auf der Gaukelruthe ſeiner Laune ſitzt, gleich leicht, Schmeicheleyen oder Verläumdungen zu ſchreiben?

„laſſe, und das Werk, mit meinem Bildniſſe er„läutert, (wo möglich von **Chodowiecky**) **auf**
„**alle Bibliotheken in Deutſchland ſtifte, da**„**mit meines Namens und Charakters Ge**„**dächtniß bleiben möge, für und für.**" O der Armſeligkeiten! Und wie weit muß es mit **Wieland** gekommen ſeyn, da er herabſinkt, ſolche Armſeligkeiten zu ſagen!

Sein Geſchwätz ganz auseinander zu wickeln, würde eckelhaft, allen ſeinen Luftſtreichen auszuweichen zu wollen, würde unnütz ſeyn. Ich will nur drey Punkte beantworten, die einiger Erläuterung bedürfen.

1) Hr. **Wieland** giebt mir S. 155. Schuld: „Ich habe den ganzen **Streitſtand über Johann** „**Bunkeln verändert**, und da ich alle Hofnung „Bunkeln zu retten, verloren geben müſſen, **den** „**Spieß gegen ihn gedrehet**, **ihm ſchlechte** „**Leidenſchaften und Abſichten** Schuld zu geben, „um durch gehäſſige Gegenbeſchuldigungen die Ver„achtung des Publikum, wo möglich von mir ab und „auf ihn zu wälzen."

Ich habe nie, ich darf mich deßhalb kühn auf das Publikum berufen, mit jemand über den Werth eines Buches, das ich geſchrieben oder herausgegeben habe, geſtritten. Ich habe noch bisher allen Tadel ſehr ruhig ertragen können. Auch über den Werth des **Lebens Bunkels** habe ich mich mit niemand ſtreiten wollen, und ich frage jeden unbefangenen Leſer, ob es irgend wozu würde haben nützen können, mit einem Menſchen darüber zu ſtreiten, der in der Verfaſſung iſt, in der Hr. **Wieland** die **Zergliederung Bunkels** ſchrieb, mit einem Menſchen, der jetzt noch (S. 166.) die Stirn haben kann, vorzugeben, das Urtheil des Reviewers, und meine Ankündigung haben ihn berechtigen können: mehr als **Cervantes**, **Fielding** und **Sterne** zu erwarten. Das Buch liegt der Welt vor Augen. Glaubt der verſtändige Theil des Publikum, daß **Bunkel** nicht, ein ehrlicher, obgleich ſonderbarer, ein wohlmeynender, obgleich ſeltſamer, ein unbefangener, obgleich von Vorurtheilen nicht freyer, ein religiöſer, obgleich heterodoxer und in Religionsbegriffen ſchwankender Mann, ſondern **„ein junger Pennal, ein „Schuft, ein Brutum, ein ungeduldiger „popanziſcher Mädchenfreſſer, ein ſelbſtiſcher „Gott und der Welt unnützer antitrinitari„ſcher Müſſiggänger, Wollüſtling und Li„bertiner ſey;“** ſo muß ich ohnedieß meine Hand auf den Mund legen. Hr. **Wieland** iſt ſeiner Sache ſo gewiß, daß er allen Menſchen Verſtand und Geſchmack abſpricht, die über **Bunkeln** anders denken als er. Ich kann jedem hierüber ſeine Meynung laſſen, und werde deshalb nicht ein Wort weiter verlieren.

Nur

Aber daß mir Hr. **Wieland** es hämiſcher Weiſe, für einen **Kniff** auslegte, daß ich das **Leben Bunkels** verlegt, und dieſes Buch ſo angekündigt hatte, wie es mir beſchaffen zu ſeyn ſchien, und wie ich noch glaube, daß es beſchaffen iſt; daß er hämiſcher Weiſe einflieſſen ließ, als ob ich **mehrerer Praktiken** und **Kniffe** ſchuldig wäre, war eine Verläumdung, wider welche ich mich öffentlich vertheidigen mußte. Wer im gemeinen Leben ſo verläumdet wird, verklagt den Verläumder vor dem beſtellten Richter, und erhält Genugthuung. Wer in der gelehrten Republik, über Sachen, die das ganze Publikum angehen, ſo verläumdet wird, dem bleibt nichts übrig, als ſich öffentlich, vor dem ganzen Publikum zu verantworten, deſſen vernünftiger Theil, wenn er Thatſachen und Gründe ſiehet, den unſchuldig angeklagten Theil bald loszählet. Bloß in dieſer Rückſicht habe ich in meinem **erſten Aufſatze** gezeigt, daß das, was ich in meiner vorläufigen Nachricht von dem **Leben Bunkels** geſagt, wirklich wahr, und daß es gar nicht meine Schuld ſey, wenn ſich jemand davon etwas anderes, oder wohl gar abſurderweiſe, mehr als **Cervantes, Fielding** und **Sterne** von dieſem Buche vorgeſtellet habe. Bloß in dieſer Rückſicht, habe ich gezeigt, daß ich auf die unbeſcholtenſte und ſimpelſte Weiſe dabey zu Werke gegangen bin, und da ich mir bewußt bin, daß ich nie in meinem Leben anders gehandelt habe, ſo forderte ich Hrn. **Wieland**, der mich ſehr ausdrücklich einer *Practica multiplex*, und **mehrerer ſchlauen Kniffe** beſchuldigt hatte, auf, ſie **anzuzeigen und zu beweiſen.** Er hat **nichts anzeigen und beweiſen können**, und ſo **wird die Schande der Verläumdung ewig auf ihm bleiben.**

Ich überlaſſe jedem Verſtändigen zu beurtheilen, was Hr. **Wieland** abermals S. 167. ſagt: „Geſetzt, daß ich bona fide geglaubt habe, ich gebe „der Welt etwas gutes, ſo ſey es der Welt" (— nein! ihm nur, nicht der Welt, die ſo etwas nie geglaubt hat —) „nicht zu verargen geweſen, wenn ſie geglaubt, daß die Geſchichte **Dunkels**, nichts mehr „und nichts weniger als ein **Verlegerkniff** und „alſo ein hübſches Exempelchen zu dem Sprichworte „Practica eſt multiplex ſey. d)" Wie? wenn ich

bona

---

d) Hr. W. iſt hier, wie ſonſt mehr, in einem ſeltſamen Widerſpruche. Er nennt es S. 163 Konſequenzenmacherey, daß ich ihn beſchuldige: Er habe mich an meiner bürgerlichen Ehre angegriffen. Gleichwohl wendet er S. 161 bis 168 viel Worte an, um vorzuſpiegeln, ich habe der Welt einen Verlegerkniff verkaufen wollen. Greift mich denn dieſe Beſchuldigung, (die glücklicher Weiſe durch nichts bewieſen iſt, als dadurch, daß Hr. W. es für unmöglich hält, jemand könne vom Leben Dunkels glänzender urtheilen als er) nicht an meiner bürgerlichen Ehre an? Oder meynt etwan Hr. W. die Kniffe, die man mit Pränumerationen macht, wä-

ren

bona fide geglaubt habe, ein merkwürdiges und nützliches Buch anzukündigen, ſollte man mich, geſetzt, und nicht zugegeben, daß ich geirrt hätte, eines **Kniffs** bezüchtigen dürfen? Vermuthet man von einem Manne, der nie anders als ehrlich und unbeſcholten gehandelt hat, **Kniffe**? Ohne weitern Beweis? Ohne weitere Veranlaſſung, als daß er ein Buch, ſo wie es, ſeinem Urtheile nach, beſchaffen iſt, ankündigt und hernach verlegt? *e*) Iſts wirklich ſo ganz ſicher, daß allen Leſern ohne Ausnahme, das **Leben Bunkels**, ſo äuſſerſt abſcheulich iſt, als es Hr. **Wieland** machen will? Iſt es nicht abgeſchmackt, ein Verbrechen daraus zu machen, daß ich that, was hundert Menſchen thun, daß ich ein Buch auf Pränumeration drucken und Kupferſtiche von **Chodowiecky** dazu ſtechen ließ? (Nachtrag S. 171) Was ſoll man von dem Manne urtheilen, der, wo die natürlichſten Bewegungsgründe am Tage liegen, einen **Kniff** ſucht?

Was

---

ren nur ſo Kleinigkeiten, welche eben die bürgerliche Ehre nicht treffen? Wie denn, (nach ſeiner Meynung S. 163) „jedes Handwerk ſeine Practicam „und ſeine Kniffe hat." Die Geſchichte mit der Pränumeration des Agathon, wäre ein feiner Kommentar zu dieſem Brokardikon.

e) Ich bin bey dem Leben Bunkels bloß Verleger. Obgleich der Herausgeber die Vorrede in meinem Namen geſchrieben hat; ſo habe ich doch daran ſo wenig, als an den Zuſätzen, oder ſonſt an einer Zeile des Buches, Antheil.

Was ſoll man von dem Manne urtheilen, der einem andern einer *Practica multiplex*, der **ſchlaueſten Kniffe** beſchuldigt, und wenn er **aufgefordert wird, dieſe Praktiken, dieſe Kniffe anzuzeigen,** und zu **beweiſen.** ein ſolches Begehren, eine **lächerliche Aufforderung**, eine **ſchaamloſe Aufforderung**, eine **elende Plattitüde** nennet?

s) Hr. **Wieland** ſagt ferner: „Ich recriminire „gegen ihn." Hr. **Wieland** machte mir ungegründete hämiſche Beſchuldigungen. Viele Leſer, die nicht geneigt ſind, die Sache gründlich zu unterſuchen, hätten ihm leicht auf ſein Wort glauben können. Ich ſahe mich daher, wie ich ſchon in meinem erſten Aufſatz anzeigte, in der unangenehmen Lage: „daß ich zu **meiner eignen Vertheidigung**, und „**um meinen ehrlichen** Namen zu retten, einem „der größten Schriftſteller öffentlich ſagen mußte, „welch ein **verächtlicher Menſch er iſt, damit** „**das Publikum deſſen hämiſchen und unbe-** „**wieſenen Beſchuldigungen, nicht aufs Wort** „**trauen möge.**"

Nächſtdem zwang mich ſein ſtolzer verächtlicher zudringlicher Ton, ihm derbe Wahrheiten zu ſagen, ihm nicht Vermuthungen oder herbeygezogene Verunglimpfungen, ſondern offenbare Thatſachen f) vorzuhal-

---

f) Wie gar armſelig er ſich übrigens vertheidigen könne, liegt am Tage, beſonders in der Pränumerations-geſchichzuhalten, welche zeigen, daß er der Mann gar nicht iſt, der Urſach hätte, ſich ſo unnütz zu machen. Iſt es mir, der ich zu ſo vielen ungerechten Angriffen ſtille geſchwiegen habe, gar nicht zu verzeihen, wenn ich einmal,

---

geſchichte des Agathon. Er gab freylich die verſprochene Geſchichte des Archytas nicht; „aber, ſagt er, (S. 170) „es iſt nicht ſo in der Gewalt eines Schriftſtellers, binnen einer gewiſſen beſtimmten Zeit einen „Archytas zu ſchreiben, als es in der Gewalt eines „Schuſters ſteht, binnen der verſprochenen Zeit ein „Paar Stiefeln zu liefern.“ Vortreflich! Damit können und müſſen ſich die Pränumeranten beruhigen! Aber ſie haben doch einen Louisdor gegeben, und die Ausgabe war, außerdem, daß die verſprochene Geſchichte des Archytas daran fehlte, noch ſo beſchaffen, daß ſie nur für 3 Thaler 12 gr. außer der Pränumeration verkauft ward. Ja! „Hr. W. (S. 170) drang „auf einen weit geringern Subſcriptionspreis; „aber ſeine Freunde beſtanden auf dem höhern“— „und da kommen Umſtände, welche die Urſachen „jener ihm unvermeidlichen Folgen waren, die nur „ein Mann, wie der Buchhändler Nicolai, fähig „iſt, einer vorſetzlichen betrügeriſchen Gewinnſucht beyzumeſſen, einem Laſter, das gerade unter „allen möglichen dasjenige iſt, deſſen Hrn. W. „alle Menſchen, die jemals mit ihm gelebt haben, „am unfähigſten halten.“ Dieß ſagt Hr. W. von ſich ſelbſt, und ſo wird es wohl wahr ſeyn. Vom betrügeriſchen habe ich kein Wort geſagt. Wie mag es kommen, daß ihm hier dieß Wort in die Feder gekommen?

einmal, bey einem plumpen Angriff, zu dem ich gar keine Gelegenheit gegeben habe, eine gerechte Empfindlichkeit zeige? Muß ich ſchlechterdings alle Grobheiten eines ſtolzen Menſchen ruhig ertragen? Darf ich ihn nicht merken laſſen, daß ich mich gar nicht vor ihm fürchte? Iſt es mir gar nicht erlaubt, der Welt ſeine Aufführung zu zeigen, wie ſie iſt, damit durch dieſe wahre Schilderung ſeines zweydeutigen Betragens, das Publikum weniger geneigt werde, ſeine hämiſchen Beſchuldigungen gegen mich, ununterſucht auf ſein Wort zu glauben? Semper ego Auditor tantum?

3) Ich habe dem Publikum öffentlich die geheime **Quelle des Grolls**, des **hämiſchen Weſens**, der **Heftigkeit**, der **Zunöthigung** entdeckt, die in der **Zergliederung Bunkels** ſo ſichtlich ſind, obgleich Herr **Wieland** aus ihm beywohnender Machtsvollkommenheit feſtſetzt, daß alles für nichts als für klare lautere **gute Laune** gehalten werden ſoll.

---

kommen? Uebrigens kann freylich nur ein Buchhändler, ein Menſch, wie ich, der ein Gewerbe treibt, wie mir der Hr. Hofrath Wieland ſo oft zu verſtehen geben, auf die Gedanken kommen, es ſey unrecht, ein verſprochnes Buch mangelhafter und ſchlechter gedruckt zu geben, als man verſprochen, und doch die volle Pränumeration zu behalten Noch iſt nur Hrn. W. Erklärung zu erwarten, welche „die andern Stücke „ſind, in welchen, beym Agathon, mehr als man „verſprochen, gehalten werden.“

ſoll. Sie iſt, daß ich ihn im Jahre 1775. (A. d. B. XXV B. S. 628.) öffentlich aufforderte, unbewieſene Beſchuldigungen gegen die **allgemeine deutſche Bibliothek** und gegen **mich** zu **beweiſen**, und **daß er ſtillſchweigen mußte, weil es nicht wahr war, was er geſagt hatte.** Daß Er dachte, mich beym **Leben Bunkels** wieder auf einer ſchwachen Seite ertappt zu haben, und glaubte, er dürfe mir wieder **eine unangenehme Stunde** machen. Hierauf erwiedert Herr **Wieland**, in der **beſten Laune**: „Dieß ſey ein **albernes Ge-** „**ſchnatter** der **lächerlichen Eitelkeit** eines Men- „ſchen wie ich — es ſey **eine mir eigne Frechheit**, „daß ich ſage, er habe ſchweigen **müſſen. Salomo** „ſage, **antworte dem Narren nicht nach ſeiner** „**Narrheit** — Sein Stillſchweigen ſey **höchſt-** „**freywillig, ſey gerecht, ſey ihm anſtändig** — „**Reden und Schreiben** wäre **überflüſſig**, und „**in mehrern Rückſichten unverantwortlich** „geweſen. — Er habe meine Aufforderung an ihn „in der deutſchen Bibliothek, **nicht geleſen** — g)“ u. ſ. w.

Ich

---

g) **Nicht geleſen!** Hr. Wieland ſchrieb mir, **aus eigner Bewegung**, aus Erfurt unterm 16 Nov. 1771: „die allgemeine deutſche Bibliothek und die Weißi- „ſche B. der ſch. Wiſſ. ſind die einzigen deutſchen „Journale, die ich kaufe und leſe, und ich befinde „mich daher **ordentlicher Weiſe in einer tiefen Un-** „**wiſſen-**

Ich bin ſchon oft unſchuldig beym Publikum angeſchwärzt worden. Ich habe mich allemal am beſten dabey befunden, wenn ich die ganze Beſchaffenheit der Sache dem Publikum vorgelegt habe: ich will alſo auch hier die Umſtände dieſes Vorgangs etwas genauer auseinander ſetzen, und dann mag jeder verſtändige Mann urtheilen, ob Hr. **Wieland** hätte **antworten ſollen**, ob er **habe ſchweigen müſſen**, ob ſein **gezwungnes Schweigen** wohl mit dem **zudringlichen und beleidigenden Ton der Zer-**

glie-

„wiſſenheit deſſen, was in andern kritiſchen periodiſchen Schriften von mir und meinen Werken geſagt wird. Dieſen Augenblick leſe ich im 2ten St. des XV Bandes der Allg. D. B. den Anhang, und aus dieſem Anhange lerne ich, daß der Herr G. R. Klotz, oder wer der Verfaſſer derjenigen Artikel in ſeiner Bibliothek iſt, worinnen Sie und Ihre Bibliothek aus Gelegenheit der Aventures de Don Sylvio, der Grazien des Kleinen ꝛc. gemißhandelt worden, aus einem Tone ſpricht, welche bey Perſonen, denen ich wenig bekannt bin, die Vermuthung erwecken könnte, als ob ich auf irgend eine Weiſe, directe oder indirecte Antheil an ſolchen Artikeln haben könnte“ u. ſ. w. Ueber den Mann, der zur Zeit, als die Klotziſche Bibliothek von ſeinem Lobe überſtrömte, die Klotziſche Bibliothek gar nicht las, der damals nichts als die allgem. deutſche Bibliothek las, und der jetzt in der allgem. deutſchen Bibliothek nicht einmal einen Aufſatz lieſet, der ihn ganz unmittelbar angehet!

gliederung des Lebens Bunkels einen Zuſammenhang habe, und wie es bey Hrn. **Wielanden** und bey **mir** unter der linken Bruſt beſchaffen ſey.

Hr. **Wieland** fand für gut, in ſeinem **Merkur** vom März 1775, nachdem er von den **Freuden des jungen Werthers** vortheilhaft geurtheilt hatte, folgendes hinzuzuſetzen:

„Sollte man zu B * * oder wo es ſonſt ſeyn „mag, abermal übel finden, daß ich von dieſer Broſchüre des Hrn. N * * nach meinem eigenen und „anderer unpartheyiſcher Leute Gefühl und Urtheil geſprochen habe, ſo muß ich mirs gefallen laſſen. Hr. „N * * * **iſt nie mein Freund geweſen**; in ſeiner Bibliothek bin ich **faſt immer ſchief angeklotzt**, k) **oft muthwillig mißhandelt, und „nicht ein einzig mal (das ich wüßte) durchaus „unpartheyiſch beurtheilt worden.** Ich habe „mich nie etwas darum bekümmert. Wer mich fähig „glaubt, ihm, oder irgend einem andern Journaliſten zu hofiren, und ſeine Gunſt oder Nachſicht zu „erſchmeicheln, der kennt weder meine Art zu denken, „noch den Karacter meines Herzens; wiewohl es mei-

„ne

---

k) Hr. Wieland ſetzt jetzt, S. 160 ſeines Nachtrags, angeklagt anſtatt angeklotzt, und findet für gut, gar nicht wieder zu erwähnen, was er damals von Privatbeleidigungen des Mannes einfließen ließ, welches doch auf niemand als auf mich konnte gedeutet werden.

„ne Schuld nicht iſt, wenn man beydes nicht kennen „will. Aber ich bin der Richtigkeit der Grundſätze, „nach welchen ich handle, zu gewiß, um mich jemals „durch **Privatbeleidigungen des Mannes** hin„dern zu laſſen, **gegen den Schriftſteller gerecht „zu ſeyn**; oder anders zu urtheilen als ich denke, aus „Furcht, dieſer und jener möchte mir ſchlechte Abſich„ten ſchuld geben. Im übrigen iſt es traurig genug, „daß ein Autor, welcher Andern, **ohne Perſonal„rückſichten, Gerechtigkeit wiederfahren läßt**, „eine ſo ungewöhnliche Erſcheinung iſt, daß Leute, die „den Unterſchied nicht wiſſen, ſie für **unnatürlich** „halten.“

Ich bitte jeden billigen Leſer, ſich in meine Lage zu ſetzen. Die Herausgabe der **allgemeinen deutſchen Bibliothek** iſt nebſt der unbeſchreiblich großen Mühſamkeit, auch mit unbeſchreiblichen Verdrießlichkeiten verknüpſt. Ich bin mir bewußt, und diejenigen, welche die ſaure Arbeit der Herausgabe dieſes Werks, die delikaten Kolliſionen in die ich oft dabey geſetzt werde, und was ich dabey thue und leide, näher kennen, werden es bezeugen, daß ich alle mögliche Mühe, die ein ehrlicher Mann anwenden kann, anwende, um zu erlangen, daß nebſt der Gründlichkeit, beſonders die **Unpartheylichkeit** der Hauptcharakter dieſes Werks ſey. Ich hoffe auch ohne Ruhmredigkeit ſagen zu können, daß der beſte Theil des Publikum, dieſem Werke, nebſt andern Vorzu-

Vorzügen, beſonders den Charakter der **Unpartheylichkeit**, im allgemeinem zugeſtehe. Es in dieſem Ruhm zu erhalten, iſt mein äuſſerſtes Beſtreben. Nun iſt es nicht zu vermeiden, daß in dieſem Werke nicht ſehr oft Schriftſteller ſollten ſtreng und offenherzig getadelt werden müſſen. Es iſt bekannt, wie empfindlich ein großer Theil der Schriftſteller gegen allen Tadel iſt, wie wenig dem Kunſtrichter, oft auch die billigſten Erinnerungen vergeben werden. Dieß zieht mir beſtändig ſchriftliche und gedruckte Klagen, über Partheylichkeit, über ungerechten Tadel, u. ſ. w. zu. Da es unmöglich iſt, beſtändig zu antworten und zu ſtreiten, da ich überhaupt höchſt ungern ſtreiten mag: ſo erdulde ich dergleichen Vorwürfe, wenn mich ſchon ſehr oft, ich geſtehe es, dieſe Gleichmüthigkeit etwas koſtet; ſobald ich nur abſehen kann, daß verſtändige Leute, ſobald ſie einigermaßen den Mann kennen, der mich und die deutſche Bibliothek beſchuldigt, oder ſobald ſie einigermaßen die Sache unterſuchen wollen, meine Unſchuld einſehen müſſen. So habe ich gehandelt, als der ſel. Klotz und ſeine Genoſſen, mit der gröſſeſten Wuth, wider die deutſche Bibliothek und wider mich tobten. Noch jetzt liegt am Tage, in wie vielen Schriften, gelehrten Zeitungen und Journalen, der Bibliothek und mir Vorwürfe gemacht werden, die ich ſehr wohl beantworten könnte, und auf die ich nie ein Wort erwiedern werde. Die Hrn. V. der deutſchen Bibliothek wiſſen auch, wie oft ich Streitigkeiten, wenn ſie nur irgend abzuwenden und zu vermeiden ſind, abzuwenden und zu vermeiden ſuche. Deſtomehr aber iſt es meine Pflicht, wenn die deutſche Bibliothek mit Thatſachen, mit Beſchuldigungen, die Wahrſcheinlichkeit vor ſich zu haben ſcheinen, angegriffen wird, ſie öffentlich zu vertreten, und wo möglich, jeden Umſtand ſo aufzuklären zu ſuchen, daß die Unſchuld der Verfaſſer erhellet.

Ich will jeden vernünftigen Mann urtheilen laſſen, ob es mir gleichgültig ſeyn konnte, daß ein Mann von Hrn. **Wielands** Anſehen, öffentlich ſich beklagte, daß er darinn **faſt immer ſchief angeklotzt, oft muthwillig mißhandelt, nicht ein einzigesmal durchaus unpartheyiſch beurtheilt wäre.** Hätte ich ſolche Beſchuldigungen ſtillſchweigend eingeräumt, würde das Publikum, das die genaue Beſchaffenheit der Sache nicht kannte, nicht geſagt haben: **Wenn das geſchieht am grünen Holz, was will am dürren werden? Wenn in der deutſchen Bibliothek ein Mann wie Wieland, ſo behandelt wird, was kann ſich jeder anderer Schriftſteller von ihren Verfaſſern verſpre-**

verſprechen? Beſonders, da Hr. **Wieland** ſo unbeſtimmt als künſtlich mit der Beſchuldigung gegen die Bibliothek die Nachricht verband, **daß ich nie ſein Freund geweſen**, ſo unbeſtimmt als künſtlich etwas von **Privatbeleidigung des Mannes**, mit einflieſſen ließ, das man auf Niemand als auf mich deuten konnte; ſo mußte das Publikum gewiß glauben, daß dieſe unbeſtimmte Beſchuldigungen etwas im Hinterhalte hätten, ſo mußte ich nothwendigerweiſe in Verdacht kommen, ich ſey der nichtswürdige Menſch, der ſich **Privatbeleidigungen** gegen **Wieland** ſchuldig gemacht habe, und öffentlich dieſen berühmten Mann **anklotzen** und **mißhandeln** laſſe. Da ich mir völlig des Gegentheils bewußt war, mußte ich nicht wünſchen, daß der Ungrund dieſer Beſchuldigungen in helles Licht geſetzt würde? war ich es alſo nicht meinem ehrlichen Namen ſchuldig, Hrn. **Wieland** öffentlich aufzufordern, ſeine Beſchuldigungen zu **widerruffen**, oder zu **beweiſen**. Jeder ehrliche verſtändige Mann wird ſagen, ich mußte dieß nothwendig thun. Aber Hr. **Wieland**, der ſeine faule Sache, bloß mit Winkelzügen, mit unverſchämten Machtſprüchen und mit Schimpfworten zu vertheidigen weiß, entblödet ſich nicht, (S. 162 des Nachtrags) zu ſagen: dieſe ſo billige Auffordeforderung, ſey eine unſinnige Zumuthung geweſen.

Ich wollte indeſſen alle Mäßigung brauchen, und, wo möglich, einen öffentlichen Streit mit einem Manne, deſſen Talente ſo ſchätzenswürdig ſind, zu vermeiden ſuchen. Ich ſchrieb dieſes an Herrn **Wieland**, ich erſuchte ihn in den gemäßigſten Ausdrücken, er möchte ſeine Beſchuldigungen auf eine Art zurücknehmen, **die weder Ihn, noch die deutſche Bibliothek, noch mich kompromittire**; wofern er aber dieſes nicht thäte, ſo würde ich mich genöthigt ſehen, **öffentlich** von ihm einen **Beweis zu fordern**, den er, wie ich wüßte, nicht führen könnte. **War das eine unſinnige Zumuthung?** — Doch da Hr. **Wieland** ſelbſt dieſer Korreſpondenz gedenkt, ſo iſt es am beſten, daß ich ſie hier wörtlich einrücke. Man wird daraus hoffentlich den Kontraſt zwiſchen Hrn. **Wielands** Aufführung und der meinigen deutlich erſehen.

Erſtes Schreiben an Hrn. Wieland.

„Leipzig d. 5 May 1775."

„So ſehr angenehm es mir geweſen iſt, daß mir Ew.
„H. im D. Merkur wegen der Freuden Werthers,

„haben Gerechtigkeit i) wiederfahren laſſen, ſo ſehr hat „mich die Anklage befremdet, welche Sie wider die „deutſche Bibliothek und mich hinzufügen. Sie beklagen ſich, man habe Sie **angeklotzt**, man habe „Ihnen **muthwillig begegnet**, man habe Sie **beleidiget**, und man habe Sie **kein einzigmal unpartheyiſch beurtheilet**. Beſchuldigungen über „welche ich erſtaune! Sie kennen den verehrungswürdigen Mann, der in der deutſchen Bibliothek „Ihrè wichtigſten Werke angezeigt hat, und Sie „wiſſen wie weit er entfernt iſt, jemand **hämiſch** „oder **muthwillig** zu begegnen. Worinn Sie Partheylichkeit zu finden vermeinen, weiß ich nicht. „Von Ihrem und meinem Freunde ***, vermuthe „ich ſie nicht, auch nicht von den andern Recenſenten, deren Rechtſchaffenheit ich kenne. Was mich „ſelbſt anbetrift, ſo bin ich mir bewußt, daß ich, „wenn ich Bücher anzeige, welches ſehr ſelten geſchieht,

---

i) Ich verſtand hierunter vorzüglich, daß Hr. W. zugeſtanden hatte: daß der Zweck dieſes kleinen Aufſatzes nicht ſeyn könne, den Werth der Leiden Werthers, als eines vortreflichen Kunſtwerks, zu verringern, ſondern dem Mißbrauche deſſelben, bey unverſtändigen Leſern, vorzubeugen. Dieß war die Gerechtigkeit, die ich von allen Leſern dieſes kleinen Aufſatzes zu erhalten wünſchte.

„keine andere Abſicht habe, als meine Meynung davon „frey heraus zu ſagen. Dieß darf ich, ſo wie „Sie es dürfen, und jeder Gelehrte es darf. Ich „kann ſehr wohl geſchehen laſſen, daß man ſage, ich „habe geirrt; aber niemals werde ich ſtillſchweigen, „wenn man mich beſchuldigt, daß ich hämiſch und „partheyiſch geweſen, daß ich den **Mann beleidigen** „wollen, anſtatt den **Schriftſteller zu beurtheilen**. Eben ſo wenig kann ich dieſes von der deutſchen „Bibliothek ſagen laſſen. Denn dieß iſts gerade, „was ich, ſoviel in menſchlichen Kräften ſtehet, zu „verhindern ſuche, da ich ſonſt jeden Recenſenten ſeine „Meynung, ohne daß ich daran Antheil nehme, „frey ſagen laſſe.

„Ich halte noch dafür, daß Sie ſich blos übereilt „haben. Finden Sie dieſes, wie ich hoffe, bey reiferer „Ueberlegung ſelbſt: ſo habe ich zu Ihrer Gerechtigkeit „das Zutrauen, daß Sie im nächſten Stücke „des D. M. Ihre Beſchuldigungen auf eine „Art **zurücknehmen werden, die weder Sie, „noch die deutſche Bibliothek, noch mich „kompromittiret**. Erklären Sie ſich aber im nächſten „Stücke deshalb nicht, oder nicht genugthuend, „ſo bin ich genöthiget, im nächſten Stück der A. D. „B. von Ihnen den Beweis Ihrer Beſchuldigung

„zu fordern. Ich weiß, Sie können ihn nicht ſüchten. Was wollten Sie z. B. ſagen, wenn ich Ihnen „auf die Beſchuldigung, daß Sie **niemals unpar„theyiſch beurtheilet werden, die großen „Lobſprüche vorhielte**, die Sie ſelbſt, in Brie„fen an mich, den Verfaſſern der Recenſionen Ihres „**Idris** und **goldenen Spiegels** ertheilten.k) Coll-

---

k) Den 8 März 1770 ſchrieb Hr. Wieland aus Erfurt an mich: „Mit der Beurtheilung des Idris würde „ich ſehr zufrieden ſeyn, wenn ich gleich weniger „gelobt wäre. Sie ſcheint einen von den Ariſtar„chen zum Urheber zu haben, deren Tadel beſ„ſert, und deren Lob Ehre mache.“ (Etwas von dieſem Lobſpruche muß ich ſchon auf mich ſelbſt ziehen; denn der größte Theil der Recenſion iſt von mir) Den 18 Jun. 1773 ſchrieb er aus Weimar: „Darf ich noch eine Bitte hinzufügen, ſo iſt es, mir „den vortreflichen Mann zu nennen, von welchem „die Recenſion des goldnen Spiegels in Ihrer Bi„bliothek herrührt. Wiewohl ich glaube, daß es „mir nicht unmöglich fallen ſollte, den ehrlichen Da„niſchmende und den guten Tifan, ja ſogar mich „ſelbſt hie und da wider ihn zu vertheidigen: ſo iſt „mir doch der belehrende Tadel dieſes Unbekannten „ſo angenehm, daß ich recht ſehnlich zu wiſſen wünſche, wem ich ihn zu danken habe.“ Und unterm 16 Nov. 1771 ſchrieb er aus Erfurt: „Ich bin ſeit „geraumer Zeit mit dem Ton, der mich ſelbſt un„mittel-

„ten Sie ihn aber führen wollen, dieſen Beweis, ſo werde ich ihn ausführlich und aufs entſchloſſenſte widerlegen. Ich will niemand bedrohen, und niemand anklotzen; aber ich laſſe mich auch weder bedrohen noch anklotzen. Ich habe in mehrern Fällen gezeigt,

„daß

„mittelbar betreffenden Recenſionen in der Allg. Bibl. zufrieden gnug. Freundlicher, oder wenigſtens geſitteter Tadel, iſt mir allezeit willkommen, ſo wie übertriebenes, unbeſtimmtes und unverſtändiges Lob allezeit ekelhaft.“ Wie? Iſt dieß noch ebenderſelbe Mann, der im Jahre 1775 von anklotzen, von mißhandeln, von ſtetigen partheyiſchen Beurtheilungen ſchwatzte? Derſelbe Mann, der jetzt (Nachtrag S. 161) ſchwatzt: „Es ſey eine notoriſche, vor aller Welt Augen liegende Sache, daß er beſtändig in der deutſchen Bibliothek angeklotzt, mißhandelt und partheyiſch beurtheilt worden. — Man dürfe nur ſeine Schriften und die beſagten Beurtheilungen leſen, um zu ſehen, daß er ſie recht qualificirt habe — Es ſey Reden und Schreiben darüber überflüſſig, und in mehreren Rückſichten unverantwortlich. — Es ſey eine unſinnige Zumuthung, den ganz unnöthigen Beweis des Anklotzens, des Mißhandelns, des beſtändigen partheyiſchen Beurtheilens zu führen.“ Iſt dieß noch derſelbe Mann: ſo muß zwiſchen 1773 und 1775 wohl etwas mit ihm vorgegangen ſeyn, weswegen er die Sprache ſo gänzlich ändert.

„daß ich gerne Streit vermeide; daß ich aber, wenn
„ich ihn führen muß, die Feder nicht eher niederlege,
„bis ich, mit der Dreiſtigkeit, die ein gutes Gewiſ-
„ſen giebt, meine Unſchuld ins hellſte Licht geſetzt
„habe. Ich kann ſehr ruhig ertragen, daß jeder von
„dem Werthe meiner Schriften und der deutſchen
„Bibliothek urtheile, was er will; **aber es ſoll
„kein Dokument, und am allerwenigſten,
„von einem Manne wie Sie, auf die Nach-
„welt kommen, das über meine und der
„Verfaſſer der A. D. B. ehrliche Geſinnun-
„gen einen Zweifel erregen könnte.**

„Es ſtehe nunmehr bey Ihnen, ob Sie dieſe Sa-
„che beylegen, oder vor den Augen des Publikum
„weiter ausführen wollen. Es geſchehe, welches
„wolle, ſo wird dadurch in der großen Hochachtung
„gegen Ihre Talente nichts verändert werden, mit
„der ich ſtets verharre ꝛc.“

„N. S. Anbey liegt der eben erſchienene zweyte
„Theil des Sebaldus Nothanker.“

Ant-

Antwort des Hrn. Wieland.

Weimar den 8ten May 75.

„Ich danke Ew. H. für den 2ten Theil des M. Sebald. Nothanker, und die ſeit einiger Zeit mir überſandten Stücke der A. D. B. **Ich bitte mir deswegen eine kleine Note aus, was ich Ihnen deswegen zu bezahlen habe.**

„Ira furor brevis eſt. Dies dient Ew. H. für eine Apologie des ſeltſamen Briefes, womit Sie den guten Sebaldus an mich haben abgehen laſſen. **Mir fällt wenigſtens nichts beſſers zu Ihrer Entſchuldigung ein:** denn daß ich bisher zu gut von Ihnen gedacht haben ſollte, mag und will ich noch nicht glauben. Ich ſehe alſo alles was Sie mir aus Leipzig den 5 May geſchrieben haben, an, **als ob es in einem vorübergehenden Fieberanſtoß geſchrieben wäre,** und damit mag es für diesmal gut ſeyn.„

„Was ich im Merkur Ihrenthalben und über die Recenſionen meiner Schriften in Ihrer Bibl. geſagt habe, **habe ich mit gutem Bedacht geſchrieben, und werde es alſo nicht wieder zurücknehmen.**

„Finden Sie nöthig, viel oder wenig darüber
„in Ihrer Bibliothek zu ſagen, ſo ſind Sie
„Patron.

„Sie können nicht glauben, wie tröſtlich mirs
„iſt, daß Sie den impertinenteſten Fehde-
„brief, der je mit Gänſeſpulen geſchrieben
„worden iſt, mit der Clauſula ſalutari enden,
„daß Sie dem ungeachtet, ich möchte nun wie
„ein ehrlicher Kerl zur einmal geſagten Wahr-
„heit ſtehen, oder wie ein Schurke recantiren,
„meine Talente hochachten werden.

„Deſto ſchlimmer für Sie, mein Herr,
„wenn Sie nichts an mir hochzuachten finden,
„als meine Talente!

N. S.

„Sie belieben von Dokumenten zu ſprechen;
„ich habe auch Dokumente in Händen, und
„Dokumente über welche Sie ſich wundern
„ſollten, wenn ich ſie Ihnen jemals gedruckt
„vorlegen müßte.“

Zweytes Schreiben an Hrn. Wieland.

Leipzig d. 16 May 1775.

„Sie beleidigen mich öffentlich durch unerwieſene „Beſchuldigungen, ich fordere in einem Briefe, daß „Sie dieſe Beſchuldigungen **beweiſen**, oder auf eine Art, **die weder Sie noch mich kompromittiret**, zurück nehmen ſollen. Dieſen Brief nennen „Sie den **impertinenteſten Fehdebrief, der je „geſchrieben worden.** Sie irren ſich in der That, „denn mein Brief iſt **gar kein Fehdebrief**, und „auch nicht der **impertinenteſte Brief, der je geſchrieben worden**, wenigſtens kenne ich **einen „viel impertinentern.**

„Daß Ihnen nach Leſung meines Briefs das „Sprüchelchen, Ira furor **brevis** est,, mit Rechte „habe einfallen können, iſt aus der **Schreibart** des „Ihrigen zu ſehen. Aber warum gerade zu meiner „Vertheidigung? warum nicht lieber zur Vertheidigung der neuen Beleidigung, die Sie mir aus heiler „Haut anthun, indem Sie ſich, **über die Bücher**, die „ich Ihnen, wie Sie wohl wiſſen, **nicht für Bezahlung geſendet habe, eine kleine Note ausbitten?** Welches lateiniſche Sprüchelchen würde

„Ihnen einfallen, mein Herr, wenn Sie einem Ge-
„lehrten, aus Achtung für deſſen Verdienſte, Ihren
„**Merkur**, oder Ihren **Agathon**, zur Zeit der
„Pränumeration, zugeſendet hätten, und er forderte
„von Ihnen, wenn er mit Ihnen in einiges Miß-
„verſtändniß gerathen wäre, **eine kleine Note,**
„**was er Ihnen deswegen zu bezahlen hätte.**
„Der Fall iſt ganz gleich: denn ſo hoch herab Sie
„auch auf einen niedrigen Kaufmann ſehen mögen,
„wenn es Ihnen einfällt, **daß Sie Ihrem Hofe**
„**rathen dürfen, ſobald er Ihren Rath be-**
„**gehrt**; ſo iſts doch ausgemacht, daß Sie mit dem
„**Agathon** und **Merkur** gerade eben das **Gewer-**
„**be treiben**, als ich mit der **deutſchen Bibliothek**
„und mit dem **Sebaldus Nothanker**, und daß
„**wir beyde nicht verdienen**, wegen dieſes Gewerbes
„auf eine tölpiſche Art beſchimpft zu werden. Ich
„werde mich hüten, Ihnen **jemals durch** überſchickte
„Bücher wieder zu einem Mißverſtändniße, oder zu
„einer **Unhöflichkeit** Gelegenheit zu geben, deren ſich
„vielleicht ſo gar ein * * * * ſchämen würde.

„Ich hätte mir zwar nicht vorgeſtellt, daß Sie
„das, was Sie über die deutſche Bibliothek in Ih-
„rem Merkur geſagt haben, **mit gutem Bedacht**

„hätten ſagen wollen. Da Sie dieß aber ſelbſt verſichern: ſo werden Sie mir auch vermuthlich Dank wiſſen, wenn ich Sie öffentlich auffodere, **Ihre Beſchuldigung zu beweiſen.** Sie bekommen ja auch dadurch die beſte Gelegenheit, der Welt zu zeigen, daß das **wohl überlegt** geweſen, was man bis jetzt, nach allen Kennzeichen, für **unbedachtſam** halten muß.

„Daß Sie nicht recht geleſen, was ich von **Dokumenten** ſchrieb, iſt ſehr leicht zu ſehen. Da Sie mir aber bey dieſer Gelegenheit berichten, daß Sie **Dokumente** in Händen haben, und „„Dokumente, über die ich mich wundern ſollte, wenn Sie ſie mir jemals gedruckt vorlegen müßten;““ **ſo fordere ich Sie hiemit auf, ſo dringend als ich kann, kein einziges dieſer Dokumente ungedruckt zu laſſen.** l) Es thut nichts zur Sache, ob ich mich darüber **wundern** möchte, genug,

---

l) Kloz drohte mir, Dokumente, die er in Händen habe, herauszugeben. Ich forderte ihn öffentlich auf, (A. D. B. VIII. a. S. 330.) ſie bekannt zu machen. Kloz verſtummte! Boyſen drohte mir, Dokumente herauszugeben. Ich forderte ihn dazu auf. (A. D. B. XVI. Band S. 339. 340) Boyſen verſtummte! Wieland drohte mir, Dokumente herauszugeben. Ich forderte ihn dazu auf. (A. D. B. XXV. Band S. 430.) Wieland verſtummte!

„genug, daß ich ſicher bin, daß ich mich deshalb „nicht werde ſchämen dürfen. Ich wünſche jedem, von dem Dokumente in andern Händen ſeyn mögen, daß er mit gleicher Ueberzeugung das gleiche ſagen dürfe. m)

„Es ſoll für mich deſto ſchlimmer ſeyn, wenn „ich nichts an Ihnen hochachtete als Ihre Talente? Weswegen? Sie können hundert hochachtungswürdige Seiten haben, die ich noch nicht kenne. „Die haben hundert andere Leute auch, ohne daß „Sie, mein Herr, es wiſſen, ohne daß es deshalb „für Sie, deſto ſchlimmer wäre.

„Auch ſollte die Ihnen ſo tröſtliche Clauſula ſalutaris das nicht ſagen, was Sie daraus ſchlieſſen; „ſondern nur etwa, daß ein Mann, der ein gut „Gewiſſen hat, nicht nur mit Feinden, die gar keiner Achtung würdig ſind, ſtreiten darf, ſondern „auch, wenn er dazu gezwungen wird, mit einem „Manne, deſſen Talente er hochzuſchätzen fortfährt, „wenn er gleich über deſſen hochfahrenden Eigendünkel die Achſeln zuckt, und nicht geneigt iſt, der

„Laune

---

m) Man ſehe zu Erläuterung dieſer Anmerkung die Stellen, die ich aus Hrn. Wielands Briefen an mich habe drucken laſſen. Ich pflege in ſolchen Fällen nicht zu drohen; aber wenn man mich zwingt, kann ich thätig wirken.

„Laune deſſelben, ſo oft es beliebe, gutwillig zum Gauckelſpiele zu dienen.

„Dieſer Brief ſoll Ihnen einen Beweis deſſen geben, was ich Ihnen ſchon in meinem erſten Briefe ſchrieb, daß ich niemand **bedrohen** und niemand **anklotzen** will; **daß ich mich aber auch weder bedrohen noch anklotzen laſſe.** Fernere Beweiſe hievon werden Sie bekommen, ſo oft Sie dazu Gelegenheit geben.“

Was ſagen meine Leſer zu dieſem Briefwechſel? Ob Hr. **Wieland** gleich mein billiges Anſuchen mit plumpem Bauerſtolze abwies; ob ich ihm gleich geantwortet hatte, wie einem Grobian zu antworten iſt, nicht grob, ſondern derb; ſo war ich doch weit entfernt, von dieſem Vorgange, der Hrn. **Wieland** ſo wenig Ehre macht, das geringſte zu erwähnen. Aus Schonung gegen einen Mann von ſeinen Talenten, und weil ich überhaupt äuſſerſt geneigt bin, die *partie honteuſe* der deutſchen Litteratur, die mir bey der durch die A. D. B. veranlaßten Korreſpondenz mit ſo vielen Leuten, ſo ſehr oft vors Geſicht kommt, nach aller Möglichkeit zu verdecken. Ich forderte zwar öffentlich den **Beweis ſeiner Verunglimpfungen**; aber, ich bitte meine Leſer, dieſen Aufſatz in der A. D. B. (XXV B. S. 628.) nachzuſehen, ob mir das geringſte Wort entfahren iſt, das Empfindlichkeit über Hrn. **Wielands** groben Brief an mich verriethe. Ich fragte ihn: „was **ſchief anklotzen** eigentlich bedeute. — Er werde doch **Dummheit** wenigſtens ſeinen Recenſenten nicht zuſchreiben wollen. — Ob es denn den Verfaſſern der A. D. B. ſo gewöhnlich ſey, **anzuklotzen** und zu **mißhandeln**? Und wofern nicht; warum ſie bey Hrn. **Wieland** ſollten eine Ausnahme gemacht haben? Etwan weil ich, wie Hr. **Wieland** erkläre, **nie ſein Freund** geweſen, in einem Zuſammenhange, als wolle er zu verſtehen geben, ich ſey ſein **Feind**, und meine feindſelige Geſinnungen haben Einfluß in die Art gehabt, wie er in der Bibl. beurtheilt worden: zumal da er von **Privatbeleidigungen des Mannes** ſpreche, welche ihn nicht hinderten, gegen den **Schriftſteller** gerecht zu ſeyn.“ Ich fragte ihn: „Wenn und wie ich **als Mann**, ihn beleidigt habe? Welches die **Perſonalrückſicht** ſey, die die **Erſcheinung**, daß er mir **als Schriftſteller**, Gerechtigkeit widerfahren laſſen, ſogar **unnatürlich** darſtellen könne?“ Ich forderte ihn auf: „Wenn ihm, der ſo oft über erlittenes Unrecht geklagt habe, **bewußt** ſey, wie wehe es thue, Unrecht leiden zu müſſen: ſo ſolle er entweder meinen Charakter ſelbſt rechtfertigen; oder wenn er im Ernſte glaubte, daß ich einer ſo ſchändlichen Aufführung gegen ihn ſchuldig ſey, ſo ſolle er die Beweiſe, ſo gedruckte als **un-**

„gedruckte n) der Welt öffentlich vorlegen; ich „ſcheuete mich nicht, meine Handlungen, ſo wie ſie „ſind, dem Urtheile des ganzen verſtändigen Publi„kum zu unterwerfen.“

Dieß war es, was Hr. **Wieland** eine **unſinnige Zumuthung** nennet, worauf er verſtummete, und worauf er jetzt nichts beſſers zu erwiedern weiß, als: „Salomo ſage: **Antworte dem Narren „nicht nach ſeiner Narrheit.“**

Ich will jeden verſtändigen Mann urtheilen laſſen: Wenn ein Gelehrter dem andern, bey einer geſuchten Gelegenheit, öffentlich ungerechte Beſchuldigungen macht; wenn der andere ihn in gemäßigten Ausdrücken ſchriftlich erſucht, ſie **auf eine Art zurück zunehmen, die beyde nicht compromittire,** oder ſie zu **beweiſen**, wenn der erſte zu der gedruckten Ungerechtigkeit, noch ſchriftliche Impertinenz hinzuthut; wenn der andere, die Impertinenz ſchriftlich derb abfertigt, öffentlich aber derſelben aus Schonung nicht gedenkt, ſondern nur die billige Forderung, zu **beweiſen**, oder ſich **genugthuend zu erklären**, bekannt macht; und wenn der erſte darauf

---

n) Ich meynte hierunter die Dokumente, mit deren Herausgabe mir Hr. Wieland in ſeinem Briefe gedrohet hatte. Er mußte verſtehen, was ich meynte, ob ich gleich, aus Schonung, der Welt von der Veranlaſſung dieſes Ausdrucks nichts ſagen wollte.

darauf verſtummet; — Welcher von beiden hat ſich aufgefuhrt wie es einem Gelehrten anſtändig iſt? Welcher von beyden iſt der ſich ſeiner guten Sache bewußte, ſo lange es ſeyn kann, nachgebende, und wenn es ſeyn muß, entſchloſſene Mann? Und welcher von beyden iſt der Kauſenmacher und die Memme?

Ich will jeden verſtändigen Mann urtheilen laſſen: war es **überflüſſig** und **unverantwortlich**, daß Hr. **Wieland** auf meine Aufforderung antwortete? oder war es ſeine Schuldigkeit, ſich **öffentlich zu erklären**, ſeine **Beſchuldigungen zu beweiſen**, die **Dokumente**, mit denen er mir gedrohet hatte, **herauszugeben**, wenigſtens die **Privatbeleidigungen**, derer er mich nicht undeutlich beſchuldigte, **zu nennen**? Oder, wenn ja dieſer leztere Ausdruck nicht auf mich gehen ſollte, war es nicht ſeine Schuldigkeit, dieß öffentlich zu ſagen? Denn daß er meine Aufforderung **nicht geleſen** habe, mag er einem Kinde weiß machen. Dieß Vorgeben gehört zu den vielen Armſeligkeiten, deren er ſich nicht ſchämt, um nur etwas ſagen zu können.

Ich will jeden verſtändigen Mann urtheilen laſſen: Da ich Hrn. **Wieland** gemäßigt, obgleich entſchloſſen, ſchriftlich erſuchte, die Sache, **ohne uns beide zu kompromittiren**, beyzulegen;

da er mich mit **Impertinenz**, mit **Drohungen, Dokumente herauszugeben**, abzuſchrecken ſuchte; da er ſahe, daß mich weder **Impertinenz** noch **Drohungen** abſchreckten; da er meine determinirte ſchriftliche Antwort einſchluckte, und auf meine öffentliche Auforderung, **nicht ein Wort erwiederte** -- Iſt **ſein Stillſchweigen gezwungen** oder **höchſtfreywillig** geweſen? War es ein **gerechtes**, ein **ihm anſtändiges Schweigen?** (wie er es Nachtrag S. 162. nennt.) Hat ihm dieß **Stillſchweigen** bey der Welt in ein **zweydeutiges Licht** ſetzen müſſen oder nicht? Wird ein **gezwungenes Stillſchweigen** einem ſtolzen Menſchen, der ſiehet, daß er mit ſeinem affectirten vornehmen Ton, gegen geſunde Vernunft und Wahrheit nichts anrichten kann, und weiter nichts weiß, eine **unangenehme Stunde** verurſachen? o) Und wenn nun eben dieſer Menſch, der ſo ſtockſtille ſchwieg, wo er hätte reden ſollen, ſobald er glaubt, mich bey dem **Leben Bunkels** auf einer ſchwachen Seite ertappt zu haben, nun ſo ſchnell, ſo hämiſch, ſo tölpiſch, ſo zudringlich hervorſchreyet, ſich ſo ſichtlich pflegt, daß er mit ſolchem Hohn necken, mit ſolcher Gehäſſigkeit, mit ſolchem Katzemausſpielen, das **Leben Bunkels** und mich zu handhaben weiß; — Will der mir wohl eine **unangenehme Stunde machen?** Oder hat

---

o) Hr. Wieland berichtet, er habe bey ſeinem Stillſchweigen lauter angenehme **Stunden** gehabt.

hat alles was vorher zwiſchen uns vorgegangen iſt, nicht den geringſten Einfluß darauf, ſondern iſt alles nur eine unverfälſchte Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit, eine ſchuldloſe allerliebſte **gute Laune**?

Herr **Wieland** hat den **Ton** ſelbſt angegeben, in dem ich, mit großem Widerwillen, gezwungen bin ihm zu antworten. So wenig der geſetzteſte Mann, einem ſich vor Zorn nicht kennenden Menſchen, der ihn auf öffentlicher Straße mit Scheltworten und mit Thatlichkeiten angreift, blos mit Entſchuldigungen und Vorſtellungen begegnen kann, ſondern ſich, wenn er nicht in den Koth getreten ſeyn will, ſeiner Haut wehren muß; eben ſo wenig war es für mich zu vermeiden, daß ich Hrn. **Wieland**, der, in dieſem Streite, alles aus den Augen ſetzt, was einem Gelehrten geziemet, in einem Ton habe anreden müſſen, der auf den Ton, mit dem er auf mich zufuhr, gehört, aber nicht ihm ähnlich iſt. Er hat ſich Unwahrheiten, hämiſche Verunglimpfungen, die ungezogenſten Scheltworte, erlaubt. Ich hoffe nichts geſagt zu haben, als was ich nothwendig ſagen mußte. Mein **härteſter Ausdruck**, wird zugleich eine **traurige Wahrheit** ſeyn.

Ich habe nun alle Thatſachen erläutert, die den verſtändigen Theil des Publikum in Stand ſetzen können, zu urtheilen, ob Hr. **Wieland**, oder ich, Recht habe. Herr **Wieland** mag nun ferner mit Schimpfworten und höhniſchen Stichelreyen um ſich werfen. Es ſteht ja jedem frey ſich ſelbſt zu ſchänden, wenn er es durchaus nicht unterlaſſen will. Mir können dergleichen Dinge nicht ſchaden, nachdem das Publikum in der Hauptſache genugſam unterrichtet iſt, worauf es ankommt. Ich werde daher ferner keine Feder anſetzen, Hr. **Wieland** mag ſchreyen und ſchreiben ſo viel er will; es wäre denn, daß er Thatſachen verbrächte, die eine Erläuterung nöthig hätten. Ich hoffe ſie allezeit genug aufklären zu können, um verſtändige Leute zu überzeugen, daß ich jederzeit **ehrlich** und **geradezu** gehandelt, daß ich mich nie, irgend einiger **Kniffe** oder **Praktiken** ſchuldig gemacht habe.

Friedrich Nicolai

beſcheidene und freymüthige

Erklärung

an das

Deutſche Publikum

betreffend

das Verbot

der allgemeinen deutſchen Bibliothek
und vieler ſonſt allgemein erlaubten
Bücher
in
den Kaiſerl. Königl. Erblanden.

Berlin 1780.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Dieſer Aufſatz iſt ein Theil der Vorrede zum Anhange des XXV bis XXXVIſten Bandes der allgemeinen deutſchen Bibliothek, und iſt auf Verlangen auch beſonders gedruckt worden.

Um zu dem wahren Gemälde des Zuſtandes unſerer itzigen deutſchen Litteratur einen Strich hinzuzuthun, kann ich nicht umhin, einen Vorfall, der freylich zunächſt, und unmittelbar nur die Allgemeine Deutſche Bibliothek angeht; mittelbar aber, die ganze deutſche Litteratur intereſſirt, anzuführen, und darüber mit der Freymüthigkeit, mit der ich allezeit ſprechen werde, wenn es auf Vertheidigung der Wahrheit, und der Freyheit zu denken ankommt, meine Meynung öffentlich zu ſagen.

Die allgemeine deutſche Bibliothek hat, von ihrem Anfange an bis itzt, ich darf es ohne Ruhmredigkeit ſagen, den Beyfall des aufgeklärteſten Theils der Nation erhalten. Wenn gleich viele verdienſtvolle Gelehrte, — wie es denn nicht anders ſeyn kann, und ſeyn muß — in verſchiedenen Sachen anderer Meynung geweſen ſind, als die Verfaſſer; ſo hat doch keiner von ihnen einem Werke ſeinen großen Nutzen im Ganzen abſprechen dürfen, wovon in die Augen fällt, daß Männer von Einſichten und Gelehrſamkeit daran arbeiten. Die Anfälle, welche zuweilen geſchehen, um der Galle getadelter Autoren Luft zu machen, können nichts wider dieſes Werk beweiſen. Es hat mir bey Gelegenheit eines neulichen Falls geſchienen, der Zorn, der in dieſen Herren ſo heftig aufſprudelt, ſey eine wirkliche

Wohlthat der Natur, weil ſonſt der Haß, den die ihnen geſagte Wahrheit gemeiniglich erregt, wenn er ſich nicht in Scheltworte und Sticheleyen ausließe, in ſtillen **Groll** ausarten, und ihnen noch ſchädlicher werden könnte. Endlich der ganze verächtliche Anhang verächtlicher Leute, die vom Anfang, und bey allen Gelegenheiten, wider dieſes Werk entweder kindiſch geſchwatzt, oder unbeſonnen getobt haben, iſt von Männern, denen der Fortgang der Wiſſenſchaften am Herzen liegt, niemals der Aufmerkſamkeit würdig geachtet worden.

Aber vor einiger Zeit ſchien es, als ob Männer, die keinesweges verächtlich ſind, die allgemeine deutſche Bibliothek nicht etwan bloß für unnütz, ſondern ſogar für gefährlich erklären wollten. Gegen das Ende des Jahres 1777 ward unvermuthet dieſes Werk in allen Oeſterreichiſchen Ländern verboten, und zwar nicht etwan ein einzelnes Stück, oder mehrere Stücke, ſondern ſowohl alle vorhergehende Stücke, denen doch, nach vorgängiger Cenſur, die Exiſtenz in den K. K. Erblanden erlaubt worden war, als auch alle künftige Stücke, woraus erhellet, daß man das ganze Unternehmen für ſchädlich hielt.

Es fehlte im übrigen Deutſchland nicht an Leuten, die ſich hierüber freuten, wie es denn unter uns ſehr viele Leute giebt, welche die Freyheit zu denken, auf dem kürzeſten Wege, durch die Macht des weltlichen Arms, unterdrückt wiſſen wollen. Sie entblödeten ſich ſogar nicht, in öffentlichen Zeitungen auszuſtreuen, es werde auf dieß öſterreichiſche Verbot, die Kaſſirung des über dieſes Werk gegebenen Kaiſerl. Privilegium, und ein Kaiſerliches Verbot deſſelben durch ganz Deutſchland folgen. Daß es Leute in und außer Wien gegeben, die ſo etwas gewünſcht, und auch wohl geſucht haben, daran iſt kein Zweifel; aber ich hoffe, es werde nie ſo etwas Hohen Orts ſeyn beſchloſſen worden, oder jemals beſchloſſen werden. Der König, mein allergnädigſter Landesherr, der während ſeiner glorreichen Regierung beſtändig die Freyheit zu denken beſchützt hat, befahl im März 1778 durch Sein Kabinetsminiſterium, in welchem Miniſter ſitzen, die Beſchützer ächter Gelehrſamkeit, und ſelbſt ächte Gelehrte ſind, dem Königl. Geſandten in Wien, (und dieſer war der Freyherr von Riedeſel, der Freund Winkelmanns, ſelbſt ein berühmter Gelehrter) wider ein ſolches Verbot, wofern es im Werke ſeyn ſollte, glimpfliche aber dringende Vorſtellungen zu thun. Es geſchah, und es iſt nachher von einem Kaiſerl. Verbot durch ganz Deutſchland niemals die Rede geweſen, welches auch in unſere Freyheit zu denken, und ich darf es ſagen, in die Rechte aller, beſonders der evangeliſchen Reichsſtände, aufs empfindlichſte würde eingegriffen haben. Es blieb bey dem Verbote in den K. K. Erblanden, wider welches, an ſich, ich weit entfernt bin, das geringſte einzuwenden; denn wer wird zweifeln, daß ein Landesherr die Macht habe, in ſeinen eignen Landen ein Verbot ergehen zu laſſen, ohne daß er jemand Rechenſchaft geben dürfe, warum es geſchehe?

Aber folgendes darf ich ſagen, und ſage es laut, mit der Freymüthigkeit, die ein gut Gewiſſen giebt:

Wenn der verächtliche Verfaſſer einer Schmähſchrift oder einer Winkelſchartecke erfährt, daß ſein Buch von der Obrigkeit verboten worden, ſo mag er, nachdem es kömmt, ſich heimlich kützeln, daß ſein Werk dadurch einen Werth bekomme; oder, um der Strafe zu entgehen, ſich nicht trauen, den Kopf aufrecht zu tragen. Nicht ſo Männer, welche ein Werk herausgeben, worinn mit Eifer und Einſicht die Wiſſenſchaften cultiviret, und ihr Fortgang befördert wird. Dieſe dürfen es laut ſagen, daß ſie ein ſolches Verbot weder an ihrer Ehre kränken könne, noch ſie an ihrem Eifer, Wahrheit und Freyheit zu denken in allen Wiſſenſchaften zu befördern, im geringſten irren müſſe. Ich ſelbſt, ob ich mir gleich von dem unſtreitigen Verdienſte, das die allgemeine deutſche Bibliothek um den Fortgang der Wiſſenſchaften in Deutſchland hat, nur einen ſehr geringen Theil zueignen kann, darf es öffentlich bekennen, daß mich dieſes Verbot zwar gekränkt hat, aber nie mich abhalten wird, beſtändig nach eben den Grundſätzen zu handeln, denen ich, bey der Herausgabe dieſes Werks, von dem erſten Anfange deſſelben an, gefolget bin.

Die Urſachen dieſes ſtrengen Verbots zu ergründen, bin ich nicht im Stande. Man erfährt von der Cenſur in Wien niemals den Grund, warum ein Buch verboten werden. Es iſt bekannt, daß die größere Hälfte der ſchätzbarſten deutſchen Schriften in Oeſterreich nicht geleſen werden darf. Man weiß aus dem Schlötzeriſchen Briefwechſel *), mit

welcher

---

*) XXVſter Heft, S. 51. und in einigen folgenden Heften.

welcher unerhörten Strenge noch vor weniger Zeit, gegen einige der Werke der beſten deutſchen Schriftſteller in Prag verfahren, und wie ſie mit den ſchmutzigſten Schandſchriften in eine Klaſſe geſetzt, und des Landes verwieſen worden. Nach unſerer Denkungsart können wir nicht begreifen, warum dieſes geſchehen. Würden die Urſachen bekannt gemacht, ſo würden Schriftſteller, die ſonſt ſo viel Wahrheitsliebe und Einſicht gezeigt haben, wenn ſie die Urſachen gegründet fanden, gewiß ihre Denkungsart und Schreibart ändern. Iſt es aber unſern Schriftſtellern zuzumuthen, daß ſie, bloß aus blinder Furcht, ohne Gründe, bloß um ſicher zu gehen, erlaubte Schriftſteller zum Muſter nehmen ſollen, welche die Klippen, an die ein freydenkender Schriftſteller ſcheitern kann, von einer nahen und ſtrengen Aufſicht geleitet, ſo glücklich vermieden haben? Soll **Leſſing**, um ſich würdig zu machen, ſo wie in ganz Deutſchland, auch in Oeſterreich geleſen zu werden, ſo ſchreiben, wie der in der ganzen Welt unverbotne **Stephanie**? Soll **Wieland**, den ihm vorgeworfenen Leichtſinn zu meiden, den Pomp und die Gravität eines **Haſchka**, oder die Lieblichkeit eines **Regelsberger**, nachahmen? Soll **Iſelin** ſeine mit dem Verdammungsurtheil bezeichnete **Geſchichte der Menſchheit**, nach dem Maaße der **doppelten Kameralbuchhaltung** zuſchneiben; und ſollen die Verfaſſer der **allgemeinen deutſchen Bibliothek** ſich die unverdächtigen **litterariſchen Monate** zum Muſter nehmen, bey jedem Blick in die Verbeſſerung der Philoſophie und Religion, bey jedem Ausbruche der

Freymüthigkeit ſich an die Bruſt ſchlagen, und ehe ſie ſchreiben, erſt zurückdenken, ob auch der ängſtlichſte unter den Cenſoren zu Wien, was ſie ſchreiben, für erlaubt halten werde?

Ich wiederhole es nochmals, ich erkenne mit Ehrfurcht die Befugniß, und die Macht der höchſten Regenten, in ihren eignen Landen Schriften zu verbieten, auch ohne die Gründe anzuzeigen. Ich erkenne es, daß die Cenſoren in Wien, welche wider die allgemeine deutſche Bibliothek ihr Urtheil gefällt haben, als Cenſoren betrachtet, niemals irgend jemand, außer ihrer höchſten Landesobrigkeit, von ihrer Cenſur Rechenſchaft zu geben, nöthig haben. Aber dieſe Cenſoren ſind ſelbſt Gelehrte, Männer, die auch auſſer Oeſterreich einen litterariſchen Ruhm zu bewahren oder zu verlieren haben. Alſo bloß als Gelehrte betrachtet, kann ich ſie doch wohl, mit der ehrlichen Freymüthigkeit, die einem jeden Gelehrten gegen einen andern anſteht, im Namen der vier und neunzig würdigen Gelehrten, welche itzt die Verfaſſer der allgemeinen deutſchen Bibliothek ſind, öffentlich auffodern dürfen, nicht als Cenſoren, ſondern als Gelehrte, die Gründe ihrer Verwerfung bekannt zu machen, und ſie, dem Fortgange der Wiſſenſchaften zum Beſten, einer gelehrten Unterſuchung zu unterwerfen, kann ich ſie wenigſtens öffentlich fragen dürfen:

Was ſie denn eigentlich an der allgemeinen deutſchen Bibliothek ſo außerordentlich Verdammliches gefunden haben?

Im allgemeinen Ausdrucke zu ſagen: Die Bibliothek ſey ein Werk wider die

Religion u. dgl. hieße nichts geſagt. Unbefangene Leſer haben längſt eingeſehen, daß die freymüthigen Betrachtungen über Religionslehren, die in der Bibliothek enthalten ſind, aus warmem Eifer für Religion und Sittlichkeit fließen, und die Beförderung der wahren, dem menſchlichen Geſchlechte heilſamen Religion zum Zwecke haben. Es iſt übrigens notoriſch, daß die Bibliothek niemals im Winkel herausgegeben worden; ſondern ſeit funfzehn Jahren vor den Augen der ganzen Nation erſcheint, und mit Beyfall aufgenommen wird; daß ſie ſogar von der ſonſt ſo ſtrengen Cenſur in Wien über zwölf Jahre lang für erlaubt erkannt worden; daß die größten Gelehrten Deutſchlands, Männer, an deren Eifer für das, was einem jeden Menſchenfreunde heilig iſt, nicht gezweifelt werden kann, daran Theil genommen haben. Dazu wird die Bibliothek vor dem Abdrucke doppelt, ſowohl in Sachſen, als in Brandenburg, durch Cenſoren, die von den Landesherren geſetzt ſind, cenſirt. Es iſt aber unmöglich, von einem Buche, das von einem Landesherrlich beſtellten Cenſor cenſiret worden iſt, zu ſagen, es ſey **wider Religion** und gute **Sitten**; oder man müßte mit Worten ſpielen; oder die ganze Einrichtung einer öffentlichen Cenſur müßte ganz ohne alle Kraft und Nutzen ſeyn, müßte nicht einmal einen bürgerlichen Effekt haben, und Schriftſteller und Verleger müßten endlich gar nicht wiſſen ſollen, woran ſie ſich bey Herausgabe neuer Bücher zu halten hätten.

Wenn ſich aber der Fall ereignet, daß Cenſor und Cenſor zweyerley, und gerade entgegengeſetzter, Meynung ſind: geht denn unſer ganzes deutſches Vaterland noch ſo ſehr im Gängelbande, daß es nothwendig dem von beyden folgen muß, der Schriftſteller und Leſer für Unmündige anſieht, denen jedes ſpitzige Hölzchen zu nehmen iſt, aus Furcht, ſie möchten ſich damit verwunden, und nicht dem, der ſie für Männer hält, denen man ein wirkſames Werkzeug in die Hände geben darf, weil ihnen zuzutrauen iſt, daß ſie es zu ihrem eigenen und anderer Beſten werden zu brauchen wiſſen? O! der Schande für Deutſchland, O! der Schande für das achtzehnte Jahrhundert, wenn dieſes behauptet werden müßte!

Und wenn nun der Cenſor in Wien ein Buch für ſchädlich, und daher für verwerfungswürdig; der Cenſor in Berlin ebendaſſelbe für nützlich, und daher für erlaubt erklärt, iſt es denn ſo ganz unmöglich, einen Richter zu finden, der entſcheiden könnte, welcher von beyden Recht habe? Sollte das ganze erleuchtete gelehrte deutſche Publikum dieſer unſtreitige Richter nicht ſeyn können? Man verfahre nur in der Cenſur mit Schriftſtellern, die die beſten Kräfte ihres Geiſtes anwenden, um ihre Zeitgenoſſen und die Nachkommen zu erleuchten, ferner nicht, wie mit den Gefangenen in der ſpaniſchen Inquiſition, denen niemals angezeigt wird, worüber ſie angeklagt ſind. Man verdamme ſie nicht ungehört, man lege ihnen **Gründe des Urtheils** vor, die man ja dem ſchlechteſten Bürger des Staats, der wegen der geringſten Schuldfoderung oder Injurienklage verurtheilt wird, nicht vorenthält, und da Bücher, und Verbote von Büchern, eine Sache des ganzen gelehrten Publikum ſind, ſo mache man dieſe Gründe öffentlich bekannt. Laß ſie auftreten, die Männer, die nun ſchon ſeit ſo vielen Jahren die Schriften unſers Leſſings, Wielands, Moſes Mendelsſohns, Iſelins, Hallers, Göthe, Zimmermanns, Abbts, Baſedows, und wie die würdigen Schriftſteller unſerer Nation alle heißen, dem ganzen deutſchen aufgeklärten Publikum zur höchſten Verwunderung, öffentlich in den Indicem librorum prohibitorum neben die Scharteken vom Schatzgraben und Hexenbeſchwörungen, und neben die ſchmutzigſten Sammlungen von Schandſchriften, Zoten, und Gotteslaſterungen ſetzen! Laß ſie auſtreten, und dem ganzen erleuchteten Publikum die Gründe dieſes befremdenden Verfahrens vorlegen! Es ſey fern von mir, zu glauben, daß keine Gründe vorhanden wären, wodurch die Cenſoren in Wien zu einem Verfahren, das uns, die wir eine freyere Luft athmen, ſo ſonderbar vorkömmt, bewogen worden. Es läßt ſich von einem Kollegium, worinn ſo viele Männer ſitzen, deren unbeſcholtene Ehrlichkeit und Gelehrſamkeit kein verſtändiger Menſch in Zweifel ziehen wird, nicht denken, daß es ſeit vielen Jahren, ohne wichtige Gründe, einer Praxis ſollte gefolgt ſeyn, die, dem erſten Anblick nach, der Beförderung der wahren Gelehrſamkeit ſo hinderlich ſcheint. Es werden gewiſſe vorausgeſetzte Axiomen vor-

handen

funden ſeyn, aus denen man, durch Schlüſſe, mehrere Gründe wird gefolgert haben, wegen welcher man geglaubt hat, ſo, und nicht anders verfahren zu müſſen. Aber eben dieſe Axiomen, dieſe Schlüſſe, dieſe Folgerungen ſind es, von denen es höchſt zu wünſchen wäre, daß ſie dieſe gelehrte Männer, ohne Rückſicht auf ihr Amt als Cenſoren, bloß als Gelehrte, bloß als wahrheitsliebende Gelehrte, dem deutſchen gelehrten Publikum vorlegen möchten, damit es unterſuche, ob dieſe Axiomen, wahre Axiomen, ob dieſe Schlüſſe und Folgerungen, richtige Schlüſſe und Folgerungen ſind.

Ein jeder Freund der Wahrheit würde von einem ſolchen Verfahren, mit Recht, die wichtigſten Folgen erwarten dürfen. Jeder Gelehrter hat das Recht, die Gründe eines andern Gelehrten zu prüfen. Die ſämmtlichen würdigen Schriftſteller, welche bisher die beſten Kräfte ihres Geiſtes, den beſten Theil ihres Lebens zur Aufklärung ihres deutſchen Vaterlandes angewendet haben, die von ihren Zeitgenoſſen ſonſt mit allgemeiner Stimme für gemeinnützig, für ſchätzenswürdig, für vortrefflich erkannt, bloß in Oeſterreich durch öffentliche Autorität für ſchädlich, für verderblich, für verachtungs= für verabſcheuungs= für verdammungswürdig ſind erklärt worden, dieſe würdigen Gelehrten haben noch einen beſondern Beruf, die Grundſätze, nach denen das Cenſurkollegium in Wien handelt, ſobald ſie öffentlich bekannt gemacht ſind, mit aller Gründlichkeit, mit aller Unpartheylichkeit, mit aller Freymüthigkeit zu prüfen. Sie werden es ſich, ih-

ren

Univ.-Bibl.
München

wir Zeitgenoſſen, der Gelehrſamkeit ſchuldig ſeyn, dieſes zu thun, und das Reſultat ſolcher Prüfung falle aus, wie es wolle, ſo kann es zur Beförderung der wahren Gelehrſamkeit nicht anders, als höchſt heilſam ſeyn.

Sind die Urſachen gegründet, wegen welcher man in Wien ſo viele Bücher verbietet, die ſonſt allgemein für erlaubt und nützlich gehalten werden; hat man in Wien wirklich Fehler an dieſen Schriften entdeckt, wegen deren ſie unterdrückungswürdig ſind, und die den Verfaſſern und bisherigen Leſern derſelben unbekannt geblieben wären; kann man den Verfaſſern derſelben Ausſichten eröffnen, aus denen ihre Schriften verwerfungswürdig erſcheinen müſſen: — Wer wird Schriftſtellern, die ſonſt ſo viel Liebe des Wahren und Guten gezeigt haben, nicht zutrauen, daß ſie den überzeugenden Gründen nachgeben, wo nicht ſelbſt ihre bisherige Schriften verdammen, dennoch in der Folge viel behutſamer und zurückhaltender ſeyn würden? und würde es nicht ganz Deutſchland den Cenſoren in Wien danken müſſen, wenn ſie, auf dieſe Art, durch ihre Gründe zuwege brächten, was ihre bloßen Verbote nie haben bewerkſtelligen können, und nie bewerkſtelligen werden!

Sollte aber, wir wollen es auf einen Augenblick annehmen, von Deutſchlands beſten Männern, nach gründlicher und unpartheyiſcher Unterſuchung gefunden werden, daß die Grundſätze, worauf das Verbot ſo vieler in allen andern deutſchen Ländern nützlich geachteten Bücher beruhet, größtentheils eingewurzelte Vorurtheile wären, von denen man ſich nur, durch einen Zuſammenfluß vieler Umſtände, in Oeſterreich weniger, als in andern Ländern, hätte losmachen können; würde dieß nicht öſterreichiſche Patrioten ermuntern, mit Ernſt dahin zu trachten, daß dieſe Vorurtheile endlich gänzlich ausgerottet würden; damit nicht die Einwohner anſehnlicher und volkreicher deutſcher Provinzen, damit nicht die Einwohner der Erblande eines Durchlauchtigſten Hauſes, aus welchem ſeit Jahrhunderten die deutſchen Kaiſer erwählt werden, Monarchen, die in dieſen Erblanden, zum Beſten der Wiſſenſchaften, ſchon ſo ſehr viele preiswürdige Anſtalten gemacht haben, ferner nicht, den Einwohnern ſo vieler andern deutſchen Provinzen, an Freyheit zu denken, folglich an Fähigkeit, die Wahrheit zu unterſuchen, ſo weit nachgeſetzt werden müßten.

Aber wie? Wenn ein öſterreichiſcher Patriot aufſtände, und uns ſagte: „Meine Lieben! fahret nicht zu geſchwind zu! Wir „können geſtehen, daß ihr für euch Recht habt, „und dennoch glauben, daß auch wir, für „uns, Recht haben. Ihr müßt nicht ſo geradezu uns nach euch beurtheilen, da die „Verfaſſungen, in denen wir leben, ſo höchſt „verſchieden ſind. **Es ſind Lokalurſachen** „in den öſterreichiſchen Erblanden, welche daſelbſt, in andern deutſchen Provinzen aber „nicht, die Verbote vieler Bücher nothwendig machen. Die öffentliche Erörterung dieſer Lokalumſtände würde bey euch vielleicht nicht nützlich, bey uns gewiß ſchädlich ſeyn. Die plötzliche Umänderung aller „dieſer lokalen Umſtände, die (wie auch bey „euch viele Lokalumſtände anderer Art,) in

„Verfaſſung, Denkungsart, Sitten, Religion verwebt ſind, iſt weder rathſam, noch möglich. Seyd übrigens verſichert, daß es auch bey uns Männer von Einſicht und Redlichkeit giebt, welche mit Ernſt arbeiten, Lokalverfaſſungen, welche dem Fortgange der Wiſſenſchaften hinderlich ſind, unvermerkt abzuändern, ſo viel es ohne Nachtheil anderer Verfaſſungen, die ohne Revolution nicht abgeändert werden können, möglich iſt. Sie werden mit deſto ſichererm Erfolge arbeiten, je langſamer und bedächtiger ſie zu Werke gehen, je weniger ſie Geräuſch machen, je weniger geſchwind ſie ſich überreden, wenn ſie etwas gethan haben, ſey alles gethan, ſondern immer bedenken, wie ſehr viel noch zu thun übrig bleibt. Rechnet übrigens darauf, daß wir eure großen

„Schriftſteller ſchätzen, wenn wir gleich wenig davon leſen dürfen, und daß wir nicht alle die ſchätzen, die uns zu leſen erlaubt ſind.“

Wenn ich den billigen Mann ſo reden hörte, ſo würde ich mich des Laufes der Welt erinnern, nach welchem, wenn man ihn kennt, vieles, was höchſt widerſprechend ſcheint, gar ſehr begreiflich wird, und das, was unverzeihlich ſcheinen möchte, entſchuldigt werden muß. Aber bey dieſer Begreiflichkeit und Entſchuldigung kann ich nicht umhin, in dem innerſten meiner Seele zu bedauren, daß es noch ein großes und volkreiches Land geben ſoll, in welchem die Schriften eines Obladen, Merz, und P. Alexander *a S. Ioanne de Cruce*, jedermann ohne Unterſchied leſen kann, und in welchem die Schriften eines Haller, Iſelin, und Moſes Mendelsſohns zu leſen, nur ſehr wenigen verſtattet iſt. Ich kann nicht umhin, herzlich zu wünſchen, daß die Zeit bald kommen möge, wo es allen denkenden Einwohnern ſo ausgedehnter Länder ungeſtört erlaubt ſey, an der Erleuchtung, die ſich in dem übrigen Deutſchlande auszubreiten anfängt, Theil zu nehmen. Und ich empfinde tief in meinem Herzen, will auch alle, die mit mir unter dem Schutze Friedrichs des Großen wohnen, daran erinnern, wie ſehr wir Urſache haben, Gott täglich zu danken, daß wir unter der Regierung dieſes Einzigen leben, unter der, Freyheit zu denken, und mit ihr Liebe zur Wahrheit begünſtiget werden, wodurch

durch Künſte und Wiſſenſchaften blühen, wodurch mit der Aufklärung des Verſtandes ſich zugleich, anſtatt eines ſteifen Herkommens, ächte gute Sitten, anſtatt leerer für Religionsübungen geachteter Ceremonien und eines finſtern Aberglaubens, herzliche Religionsgeſinnungen immer mehr durch alle Stände verbreiten.

Fig. 1.

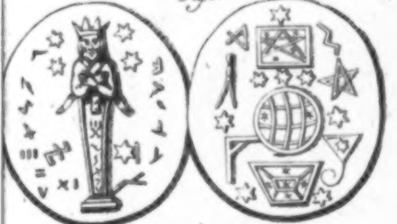


Fig. 2.

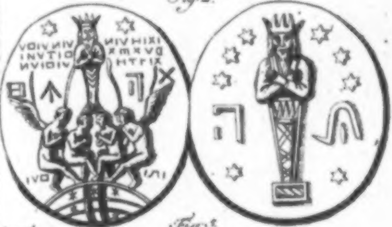

VOIVNIV
INVTIO
NVIOIV
NIVHIXI
XMXVQ
HTYIX
IVO

Fig. 3.

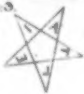


Fig. 5.

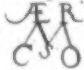
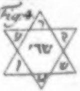


Fig. 4.



Dorchaſ.

Verſuch
über die
Beſchuldigungen
welche dem
Tempelherrenorden
gemacht worden,
und über
# deſſen Geheimniß;
Nebſt einem Anhange
über
K
das Entſtehen
der
Freymaurergeſellſchaft,
von
Friedrich Nicolai.

— Si quid nouiſti rectius iſtis,
Candidus imperti, ſi non, his utere mecum.

Berlin und Stettin.
1782.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Der

Bayeriſchen Akademie

der

Wiſſenſchaften

zu

München

ehrerbietigſt

zugeeignet

von dem

Verfaſſer.

[illegible]

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Vorbericht.

Staats-
Bibliothek
München

Ich theile hier den Leſern welchen hiſtoriſche Unterſuchungen wichtig ſind, die Erörterung eines Theils der Geſchichte der Tempelherren mit, der bisher in der größten Dunkelheit geweſen iſt. Er war es, nicht ſo ſehr deswegen weil es an den nöthigen Nachrichten ganz ermangelte; ſondern weil dieſe, zum Theil aus Vorurtheil, zum Theil aus Nachläßigkeit, von den Geſchichtſchreibern nie gehörig gebraucht wurden. Es kann dieß ein neuer Beweis ſeyn, wie viel noch in der Geſchichte aufzuräumen iſt, und welch eine andere Geſtalt ſie haben würde, wenn die Nachrichten die wirklich da ſind, gehörig nachgeſehen und ins rechte Licht geſtellt würden.

Ich hoffe dieſer bisher ſehr dunkeln Sache ſo viel Licht aufgeſteckt zu haben, daß die Wahrheit deutlich zu erkennen iſt. Ich weiß daß man mit dieſer Unterſuchung noch weiter gehen kann, und glaube, daß aus der Art wie ich dieſe Geſchichte dargeſtellt habe, verſchiedene wichtige Reſultate zu ziehen wären. Ich überlaße dieß Gelehrten, die mehr Kenntniſſe und Muße als ich, und eben ſo viel Liebe zur Wahrheit haben. Vielleicht gefällt es einem der Mitglieder der berühmten Akademie der Wiſſenſchaften, der dieſer Verſuch zugeeignet iſt, die Unterſuchung dieſer Materie weiter fortzuſetzen. Man darf dieſes um ſo viel mehr hoffen, da ſich dieſe Akademie beſonders der Geſchichte widmet, und dazu ſchon ſo viel wichtige Monumente geliefert hat.

Die Materie die ich im Anhange unterſuche, hat mit meinem Hauptgegenſtande nur von weitem einen Zuſammenhang. Ich habe indeſſen dieſe Gelegenheit ergriffen, Entdeckungen, die ich ſchon ſeit einiger Zeit zufälligerweiſe gemacht hatte, näher zu erörtern und bekannt zu machen, damit ſie nicht ganz verlohren giengen. Berlin, den 4ten März 1782.

Friedrich Nicolai.

Erſter

Erſter Abſchnitt.

Einleitung.

Die Geſchichte des Tempelordens und ſeiner plötzlichen Aufhebung iſt allgemein bekannt. Sehr viele Geſchichtſchreiber haben ſie erzählt, ſie iſt in beſondern Werken von **du Puy** und **Gürtler** beſchrieben, und noch kürzlich hat ſie Hr. D. **Anton** *) in Görlitz, aus den Quellen, mit unermüdeter Sorgfalt hervorgeſucht, ſo daß es unnöthig ſeyn würde, wenn ich mich hier in einiges Detail der Geſchichte dieſes Ordens einlaßen wollte.

Es iſt auch bekannt, daß den Tempelherren viele harte Beſchuldigungen gemacht worden. Ueber die Wahrheit und Unwahrheit derſelben ſind die Schriftſteller ſehr uneins. Die meiſten und die beſten, wie **Thomaſius**, **Meuſel**, **Anton**, rechtfertigen und entſchuldigen die Tempelherren. Sie ſchieben die Verdammung derſelben bloß auf den Geiz und die Rachſucht des Königs von Frankreich, **Philipps des Schönen**, und auf die niedrige Gefälligkeit des von ihm gemachten Pabſtes **Klemens V.** Hingegen einige franzöſiſche Schriftſteller, als **Natalis Alexander**, **du Puy**, **Daniel**, verdammen die Tempelherren und vertheidigen oder entſchuldigen den König. **Gürtler** und der Verfaſſer einer kürzlich herausgekommenen Hiſtoire de l'Abolition de l'Ordre des Templiers *), gehen, auf eine etwas ſchwankende Weiſe, eine Art von Mittelweg, indem ſie die Tempelherren wohl nicht ſo ſehr ſchuldig halten, aber doch nicht alle Schuld auf dem Könige und dem Pabſte wollen haften laßen.

---

*) Verſuch einer Geſchichte des Tempelherrenordens, 2te Auflage. 8. Leipz. 1781.

Es war natürlich, daß Menſchenfreunde, gerührt durch die Grauſamkeit, mit welcher man die Tempelherren als Ketzer hinrichtete, geneigt wurden die Unterdrückten zu vertheidigen; ſo wie es auch ſehr begreiflich iſt, daß franzöſiſche Schriftſteller ihres Königs, und katholiſche des Pabſtes ſich annahmen. Wenn ich aber nicht irre, ſo haben ſich alle Theile von ihrer Neigung zu weit treiben laßen.

So viel iſt ausgemacht, daß die widrige Geſinnung König **Philipps**, woran vielleicht auch Habſucht einigen Antheil haben mochte, die Haupturſache des Falls des Tempelherrenordens geweſen iſt. Ohne den Willen des Königs wäre der Orden nicht aufgehoben worden. Aber es iſt auch nicht zu läugnen, daß die Tempelherren durch ihre Aufführung zu ihrem Falle genug Gelegenheit gegeben haben. Sie waren ſtolz als Geiſtliche und als Ritter. Den geiſtlichen Stolz hatten ſie mit dem ganzen geiſtlichen Stande damaliger Zeit gemein, und noch war der Stolz der Ritterorden, nicht bloß den Layen, ſondern ſelbſt den Geiſtlichen unleidlich, da die Ritter, obgleich mit Gelübden verbunden, dennoch nicht geweihete Prieſter waren, ſondern als Layen betrachtet wurden. Als Ritter fühlten ſie die Uebermacht die Tapferkeit und Sieg giebt, und ließen ſie auch andere in reichem Maaße empfinden.

---

*) Zu Paris 1779. 8. Ins deutſche überſetzt mit Anmerkungen. Altona 1780. 8.

Sie waren nicht erſt ſeit kurzer Zeit, und nicht bloß dem Könige **Philipp** verhaßt. Alle gleichzeitigen Schriftſteller melden bey Erwähnung der Tempelherren auch, wie ſie weit um ſich gegriffen, wie ſie ihre Vorzüge weit über ihre erſte Regel ausgedehnet, und vielen durch ihre Anmaßungen beſchwerlich geworden. Sobald ſie es vermochten, entzogen ſie ſich der Gewalt des Patriarchen von Jeruſalem *), und ver-

---

*) Neglecta humilitate, Domino *Patriarchae Hieroſolymitano* a quo & ordinis inſtitutionem & prima beneficia ſuſceperant, *ſe ſubtraxerunt*, obedientiam ei, quam

verſagten auch die Zehnten zu geben. Nun weiß man, mit wie grauſamen Haſſe in den mittlern Zeiten diejenigen verfolgt wurden, welche den Geiſtlichen den Gehorſam und die Zehenten verſagten.

Schon 1199 that ſie der Biſchoff von Tyberias in Bann *) weil ſie ihm 1300 Byzantinen und andere Güter vorenthielten. 1208 beſchwerte ſich eben der Pabſt Innocenz III, der ihnen ſo wichtige Wohlthaten erzeigt, der ſie von aller andern Jurisdiction eximirt und bloß der päbſtlichen Gewalt unterworfen hatte, aufs bitterlichſte über ihre Ausgelaßenheit und Widerſpenſtigkeit, wodurch ſie, wie er ſagt, verdient hätten die apoſtoliſchen Freyheiten die ſie ſo ſehr mißbrauchten, zu verlieren **).

Doch

---

quam eorum prædeceſſores eidem exhibuerant, denegantes: ſed & Eccleſiis Dei, eis *decimas & primitias ſubtrahentes*, & eorum indebite turbando poſſeſſiones *facti ſunt valde moleſti.* So ſagt der Erzbiſchoff Willem von Tyr in ſeiner Hiſtoria rerum in partibus transmarinis geſtarum Lib. XII. Cap. VII. in den Geſta Dei per Francos P. I. S. 820. welches *Matthæus Pariſ.* auch beynahe wörtlich ſagt, in ſeiner Hiſtoria major S. 56. der Ausgabe von **W. Watts.** London 1686. gr. fol. Eine Bulle des Pabſts Innocenz III. hatte ſie für bloß dem Pabſt unterworfen erklärt. S. du Puy Hiſt. des Templiers à Bruſſelles 1751. 4. in den Urkunden S. 104.

*) S. du Puy in den Urkunden S. 135.

) Et licet per hæc & alia nefanda, quæ idcirco plenius exaggerare ſubſiſtimus, ne cogamur gravius vindicare, Doch nicht etwan nur die Geiſtlichen beſchwerten ſich über ſie, ſondern auch weltliche Fürſten waren mit Recht gegen ſie aufgebracht. Um 1200 klagte **Leo König von Armenien *), daß ſie, da ſie in ſeinem Reiche Beſitzungen 20000 Byzantinen am Werth hätten, ihm verſagten wider die Ungläubigen zu Felde zu ziehen, ja, nur ſein Reich zu ſchützen indeß er zu Felde zog. Im Jahr 1229 begegneten ſie dem Kayſer **Friedrich** II. treulos **). Er beſchwert ſich ſelbſt 1244 in einem Schreiben über ihren Stolz und Weichlichkeit, und über ihr Verſtändniß mit dem Sultan von Damaſk und Krach ***). Sie griffen 1223 ohne Scheu in die Jurisdiktion des Königs **Heinrichs** III. von England, zu Rochelle, welches ihnen ſogar der Pabſt **Honorius** III, welcher ſo oft ihre Par-

---

dicare, Apoſtolicis Privilegiis, quibus tam enormiter abutuntur, eſſent merito ſpoliandi, cum Privilegium meretur amittere, qui commiſſa ſibi abutitur poteſtate. du Puy S. 142.

*) du Puy. S. 137. **) Matth. Paris S. 301.

***) Templariorum ſuperba religio, & aborigenarum terræ Baronum deliciis educata ſuperbia — noſtro Regio foedere parvipenſo — — ut infra clauſtra domorum *Templi* prædictos Soldanos & ſuos cum alacritate pomposa receptos, *ſuperſtitiones ſuas cum Invocatione Machometi*, & luxus ſæculares Templarii paterentur. Matth. Paris S. 547. Man ſehe auch eine ähnliche Geſchichte aus der Ausſage eines engländiſchen Ritters Br. Thomas de Tocci de Thoroldeby, beym du Puy S. 398.

thie gegen die weltlichen Fürſten genommen hatte, verweiſen muſte *). Eben dieſer König von Engelland, über der Geiſtlichen beſonders der Tempelherren und der Johanniter Uebermuth aufgebracht, ſagte es dem Prior der Johanniter 1252, (alſo etwa 50 Jahre vor dem Untergange der Tempelherren) ins Geſicht, daß er beide Orden demüthigen wolle **). Wann Könige dieſe Geſinnungen ſchon vor mehreren Jahren gegen dieſen Orden hatten, ſo ſcheint es daß er große Behutſamkeit nöthig gehabt hätte um ſich zu erhalten. Aber die Tempelherren fuhren fort, durch ihre Begierde ſich zu bereichern, durch ihren Stolz, durch ihre Habſucht und durch ihr von Zucht entferntes Leben ſich allenthalben verhaßt zu machen. Als ſie um 1290 alles in Paleſtina verlohren hatten und nach Cypern flüchteten, nahm ſie zwar der König **Heinrich** II. von Cypern auf. Aber er verbot ihnen Beſitzthüſitzthümer zu haben weil er ihre Macht fürchtete, und wollte ſie einer Kopfſteuer unterwerfen. Sie begünſtigten einen Aufruhr gegen dieſen König, der ihn beynahe um ſeinen Thron gebracht hätte *). So giengen ſie auch wenige Jahre nachher in Frankreich zu Werke. Der Großmeiſter, ein gebohrner Vaſall des Königs, führte den Titel von **Gottes Gnaden**, und betrug ſich als ob er dem Könige gleich wäre. Man weiß daß **Philipp der Schöne**, mit ſtandhaftem Muthe, die Rechte der Regenten, gegen die unerhörten Forderungen der Geiſtlichen, beſonders gegen den ſtolzen und harten Pabſt **Bonifaz** VIII. verfocht, daß er zuerſt mit reifem Verſtande unterſuchte **), worauf ſich denn die ungeheure Gewalt gründe, welche ſich die Geiſtlichkeit anmaßte. War es nicht natürlich daß er in Abſicht auf die Geiſtlichen in eben den Geſinnungen war, wie König **Heinrich** III. von England? Da er nun den Stolz der Tempelherren vor ſich ſahe ***), welche die

---

*) du Puy in den Urkunden, S. 147.

**) Vos Prælati & Religioſi maxime tamen *Templarii* & Hoſpitalarii, tot habetis libertates & chartas, quod ſuperfluæ poſſeſſiones vos faciunt *ſuperbire & ſuperbientes inſanire.* Revocanda ſunt igitur prudenter quæ imprudenter ſunt conceſſa, & revocanda conſulte quæ inconſulte ſunt diſpenſa. — Nonne Dominus Papa quandoque, imo multoties factum ſuum revocat? Nonne a, poſito hoc repagulo, *Non obſtante*, chartas caſſat præconceſſas? *Sic & ego infringam hanc & alias chartas, quas Prædeceſſores mei & ego temere conceſſimus.* Matth. Paris S. 737.

---

*) Anton S. 250. Man ſehe auch die drey Bullen Bonifaz VIII. beym du Puy S. 178.

**) Dieſes iſt in zwey beſondern Werken beſchrieben. S. Acta inter Bonifacium VIII, Benedictum XI, Clementem V. & Philippum pulchrum a Petro Puteano edita 1614. 4to und in Histoire des Demêlés de Boniface VIII. avec Philippe le Bel par Baillet, Paris 1718. in 8.

***) Der Doktor Alexander Ferreira, Verfaſſer der zu Liſſabon 1735 in 4to gedruckten portugieſiſchen Memo-

Parthey des Pabſtes wider ihn nahmen, ſobald es ihnen vortheilhaft war, und die ſelbſt dem Pabſte nicht gehorſamten, wenn es der Vortheil des Königs und nicht der ihrige war *), (gerade wie es die Jeſuiten zu unſern Zeiten machten,) da über dieſes die Tempelherren in ziemlich wahrſcheinlichem Verdachte waren, daß ſie an dem Aufruhre der 1304 in Paris war, Theil gehabt hätten; ſo iſt ſehr wohl zu begreifen, daß der König darauf dachte, dieſe unruhigen Unterthanen zu demüthigen oder gar beſchloß ſich von ihnen loß zu machen, und daß er ſelbſt ſchon vorläufig den Pabſt um ſeine Bewilligung dazu angeſucht hat.

Wenn man alles dieſes auch zugiebt, wie man es denn zugeben muß, da es ſich auf un-

wider-

Memorias e noticias hiſtoricas da celebre ordem militar *dos Templarios* na Paleſtina, para a hiſtoria da admiravel ordem de noſſo Senhor Jeſu Chriſto em Portugal, (wovon 2 Bände heraus ſind) ſagt T. I. S. 698 vom Großmeiſter: que defendendo ſe de que era Vaſſallo, ſe oppoz *declaramente à deliberaçaon* del Rey, *como igual.*

*) Eben dieſer portugieſiſche Schriftſteller berichtet auch, König Philipp habe einen Tribut auf die Güter des Ordens gelegt. In der Hiſtoire des Abolitions S. 9. wird berichtet, daß der Pabſt Benedikt XI. dem Könige einen Zehenten von den Gütern der Tempelherren akkordirt habe, den ſie, der Bulle des Pabſtes ungeachtet, ſich weigerten zu bezahlen. Beyde Schriftſteller haben keine Quellen angeführt, und ich habe auch keine gleichzeitige Quelle finden können.

unwiderſprechliche und übereinſtimmende Nachrichten gleichzeitiger Schriftſteller gründet; ſolte wohl daraus nothwendig folgen, alle andere Beſchuldigungen, welche König **Philipp** und nach ihm Pabſt **Klemens** V. wider den Tempelorden ausbreiteten, worüber ſie eine Menge Tempelherren verhören ließen, wären ganz falſch, wären vom König **Philipp** nur aus Geiz und Rachſucht erſonnen, das Geſtändniß derſelben wäre von den Tempelherren nur durch die Folter erpreßt worden? Ich muß geſtehen, daß ich nach ſorgfältiger Unterſuchung der Beſchuldigungen und der uns aufbehaltenen gerichtlichen Verhöre mich nicht davon überreden kann. Zu unſern Zeiten, war die Aufhebung des Jeſuitenordens auch ſchon von den bourboniſchen Höfen beſchloſſen, ehe der Pabſt dazu bewegt wurde. Soll man **bloß deshalb** ſagen, daß auch alles, deſſen man ſonſt die Jeſuiten beſchuldiget, falſch ſeyn, daß die ſpitzfindigen Diſtinktionen **Buſenbaums** über den Königsmord, und die ſchlüpfrigen Gewiſſensräthe des Sanchez über Hurerey und Ehebruch erdichtet geweſen ſeyn müßten? **Philipp dem Schönen**, dem der Tempelorden läſtig war, der Gelegenheit ſuchte, ihn ſo wie alle geiſtliche Orden einzuſchränken, kam es ſehr zu gelegener Zeit, durch einen unvermutheten Zufall zu erfahren, daß ein Theil des Tempelordens ketzeriſche Grundſätze hege, und es durch die Ausſage vieler Tempelherren beſtätigt zu ſehen. Dieß gab dem Könige **Philipp** Gelegenheit, den Orden den er nur unterdrücken wollte, ganz auszutilgen. Selbſt der Pabſt konnte ſich nun nicht wiederſetzen. **Philipp** brauchte nun Schwert und Scheiterhaufen, welche zu der damaligen Zeit bey dem geringſten Scheine der Ketzerey gebraucht wurden, um das mit Gewalt ſchnell und ganz auszurichten, was er kurz vorher kaum mit Politik, nach und nach und nur zum Theil ſich auszurichten getrauet hatte. Wie erwünſcht würde es den bourboniſchen Höfen nicht geweſen ſeyn, wenn ein Zufall Gelegenheit gegeben hätte, dem Jeſuitenorden, deſſen Aufhebung man aus andern Urſachen beſchloſſen hatte, ähnliche Beſchuldigungen zu machen, und einen Theil gefangener Jeſuiten zum Geſtändniſſe derſelben zu bringen. Und wirklich, ein anſehnlicher Theil der gefangenen Tempelherren, hat die Beſchuldigungen, und nicht bloß unter der Folter, ſondern auch ganz freywillig geſtanden; und nicht bloß in Frankreich ſondern auch in England, und in Ireland; und nicht bloß im allgemeinen, ſondern ſehr genau und wahrhaftig, mit Bejahung deſſen ſo ihnen bekannt war, und Läugnung deſſen ſo ſie nicht wuſten. Dieß erhellt aus den bis auf unſere Zeiten aufbehaltenen obgleich nicht vollſtändigen Verhören der

Gefangenen, denen man die Glaubwürdigkeit nicht abſprechen kann, wenn man nicht alle hiſtoriſche Glaubwürdigkeit gleichzeitiger gerichtlicher Akten und Schriften aufheben will.

Man muß ſich nur wundern, daß alle Geſchichtſchreiber über die Beſchuldigungen die man wider den Tempelherrenorden hervorgebracht ſo gar leicht weggegangen ſind. Alle haben ſich begnügt die Beſchuldigungen herzuerzählen, und ſie für ſchrecklich, faſt für unglaublich zu erklären; und nachdem nun jeder den Tempelherren entweder ungeneigt oder geneigt war, ward entweder geſchloſſen, daß die Tempelherren, ſolcher ſchrecklichen Lehren und Thaten wegen, den Tod oder doch die Verbannung verdient hätten, oder daß die Beſchuldigungen ſo ſchrecklich und unglaublich wären, daß ſie ins abgeſchmackte fielen, daß man ſie alſo für bloße Erdichtungen halten müſſe, die der Geiz und die Habſucht hervor gebracht, und daß folglich die Tempelherren ganz unſchuldig, und bloß ein Opfer grauſamer Leidenſchaften geworden wären.

Niemand hat ſich, ſoviel ich habe finden können, bemühet, die Beſchuldigungen ſelbſt, und die Ausſagen der gefangenen Tempelherren genauer zu erwägen. Niemand hat daran gedacht jede Beſchuldigung beſonders zu unterſuchen; zu unterſuchen was etwa davon, dem Geiſt der damaligen

keßer:

keßermacheriſchen Zeit gemäß, möchte übertrieben ſeyn, und was wahr ſeyn möchte. Niemand hat geſucht ins Licht zu ſetzen, was entweder von den Richtern, oder von den Beklagten könnte ſeyn mißverſtanden worden. Jene waren rechtgläubige Keßermacher, dieſe waren Ritter die zum Theil weder leſen noch ſchreiben konnten, deren vielleicht kaum ein einziger über Rechtgläubigkeit, noch weniger über Keßerey nachgedacht hatte, und die alſo ſelbſt nicht recht wußten ob die Gewohnheiten ihres Ordens zu der einen oder der andern Claſſen gehörten. Es iſt leicht zu erachten, daß bey ſolchen Geſinnungen mancherley Mißverſtändniſſe möglich waren. Es wäre doch ſo leicht geweſen, alles dieſes zu erörtern, da bey der neueſten Ausgabe der ſonſt unerheblichen Geſchichte des du Puy, der größte Theil der zur Geſchichte der Tempelherren gehörigen Urkunden und Nachrichten gleichzeitiger Schriftſteller, beſonders was von den Auſſagen der gefangnen Tempelherren noch übrig iſt, geſammelt worden. Dieſe wichtige Nachrichten und Aktenſtücke brauchten nur wohl erwogen zu werden, um die Wahrheit zu finden. Gleichwohl hat dieſes, ſo viel ich ſehen kann, niemand gethan. Ich könnte vielmehr deutliche Beweiſe anführen, daß man zufolge der Geſchichte des du Puy geurtheilt, ohne die nachher angehängten Urkunden anzuſehen, durch welche die Geſchichte oft gerade widerlegt wird. Auch hat niemand ſich bemühet die Urtheile neuerer Schriftſteller, die wie es in hiſtoriſchen Sachen faſt allgemein gewöhnlich iſt, immer aus einem Buche ins andere ununterſucht übergetragen werden, ſämmtlich mit den Urkunden zu vergleichen, und ihre Richtigkeit zu unterſuchen; zu unterſuchen, ob ſie wohl allemahl den rechten Geſichtspunkt getroffen hätten, aus welchen man die Beſchuldigungen und die Geſtändniſſe betrachten muß.

Ich habe hierüber beſtändig einige Zweifel gehegt, und ich ward zu einer vollſtändigen Unterſuchung alles deſſen was hieher gehört bewogen, da ich, ſelbſt in der zweyten vermehrten Auflage von des Hrn. D. **Antons** ſonſt in ſo vieler Abſicht ſchätzenswürdigen **Geſchichte des Tempelherrenordens** ſehr wenig davon fand. Ich habe, ſo viel möglich, bloß die vorhandenen gleichzeitigen Geſchichtſchreiber und Urkunden zu dieſer Unterſuchung gebraucht, beſonders aber die eigenen Ausſagen der Tempelherren, und werde nichts zu behaupten ſuchen, was ich nicht mit dieſen Zeugniſſen belegen kann, und wo die Dunkelheit der Geſchichte mich zu Muthmaſſungen nöthigen ſollte, will ich ſie nicht allein für nichts mehr als Muthmaſſungen, ſondern auch nicht für wahrſcheinlicher gehalten wiſſen, als ſie durch den Zuſammenhang mit der unbezweifelten Geſchichte werden können.

Ich unterſuche die Beſchuldigungen und die Geſtändniſſe bloß um die Wahrheit zu erforſchen, ohne Rückſicht auf die Verdammung welche die Ketzerrichter auf die Geſtändniſſe folgen ließen. Denn ſollten auch die Tempelherren durch meine Unterſuchung ſchuldiger erſcheinen als man gewöhnlich glaubt, ſo ſey es fern von mir, daß ich ſie verdammen, oder die Grauſamkeit ihrer Blutrichter entſchuldigen ſollte. Irrthum iſt niemals verdammlich, am wenigſten des Scheiterhaufens werth. Ja was noch mehr iſt, irrige Lehren, wenn man den wahren Urſprung derſelben erforſchen kann, können ſehr oft edleren Urſprungs ſeyn, als das was man nach irgend einem Syſtem einer Rechtgläubigkeit für Wahrheit ausgiebt. Ich begehre nicht den Geſchichtſchreibern der Ketzereyen gleich zu ſeyn, die mit **Irenäus** oder **Epiphanius**, Ketzern nur Irrthum, ſich und ihrer Parthei nur Wahrheit zuſchreiben. In welchen menſchlichen Behauptungen iſt denn wohl nur eins von dieſen! Aber aus dem Irrthum Wahrheit herausſuchen iſt edler, als aus der Wahrheit, Irrthum. Und doch haben faſt alle Geſchichtſchreiber menſchlicher Meinungen, — und was ſind die Schreiber der ſogenannten Kirchengeſchichte anders — leider! faſt beſtändig nur das letzte gethan.

Zweyter Abſchnitt.

Nähere Widerlegung der Einwürfe wider die Glaubwürdigkeit der Geſtändniſſe der gefangenen Tempelherren.

Der große **Thomaſius**, der ſo oft die Ehre der Menſchheit gerettet hat, hat auch den Proceß der Tempelherren angefochten, weil er durch ihre Verurtheilung die Menſchheit gekränkt glaubte, weil er ſie für Opfer eines blutgierigen Ketzergerichts hielt. Ich laße der Menſchlichkeit dieſes großen Mannes, der ſich mit ſo männlichen Muthe, verjährtem Aberglauben verjährter Ungerechtigkeit widerſetzte, vollkommne Gerechtigkeit wiederfahren; ob ich gleich unternehme ſeine Gründe womit er die Falſchheit der Beſchuldigungen wider die Tempelherren beweiſen will, zu unterſuchen. Gelingt es mir auch die Wahrheit dieſer Beſchuldigungen zu beweiſen, ſo mögen immer die längſt gemarterten Tempelherren vor dem Tribunale einer unvernünftigen und grauſamen Inquiſition, nochmals des Feuers ſchuldig befunden werden; wenn nur vor dem Tribunale der geſunden Vernunft erhellt, daß ſie nicht ſchuldiger geweſen als ein großer Theil ihrer Zeitgenoßen, und daß der Tod vieler einzelner Mitglieder dieſes

Ordens, die entſetzliche Menge der Grauſamkeiten blutdürſtiger Prieſtergewalt und blutdürſtiger Politik vermehret.

Thomaſius hat beſonders wider den Proceß der Tempelherren dreyerley Hauptgründe gebraucht, welche von vielen Schriftſtellern wiederholt worden ſind:

1) Viele der gefangnen Tempelherren haben ſchlechterdings alle Beſchuldigungen die man ihrem Orden gemacht hat, geläugnet. *).

Es iſt wahr, wenn die verſchiedenen noch vorhandenen Verhöre welche mit den Tempelherren gehalten worden, nur obenhin durchgeſehen werden, ſo kann es den Leſer wohl Wunder nehmen, daß obgleich viele einen großen Theil der Beſchuldigungen eingeſtanden, dennoch mehrere eben dieſe Beſchuldigungen gänzlich geläugnet haben. Mich nimmt aber noch mehr Wunder, daß nicht ein einziger unter den vielen Schriftſtellern, deren Gegenſtand die Geſchichte der Tempelherren und ihr Proceß war, auf einen Umſtand acht gegeben haben, der mir von der äußerſten Wichtigkeit zu ſeyn ſcheint, nämlich daß die Tempelherren zweyerley Aufnahmen, wo nicht gar drey gehabt haben. Dieß

---

*) Diſs. de Templariorum Equitum ordine ſublato Halæ 1705. S. 50.

Dieß erhellet unwiderſprechlich aus ihren freywilligen, an verſchiedenen Orten geſchehenen Ausſagen, wovon ich nur einige Beweiſe hier beybringen will.

Es war dieſer Umſtand ſogar den Ketzerrichtern gleich anfänglich nicht unbekannt. In den erſten Artikeln, welche der Inquiſitor Br. **Wilhelm von Paris** zum Behuf der Verhöre aufſetzte, merkt er von der Anbetung des Bildes an: daß nicht alle Brüder dieß wüßten, ſondern nur der Großmeiſter und die Aelteſten. *)

Br. Stephan von Stapelbrugge, (alſo nicht etwan ein franzöſiſcher Ritter, deren Zeugniſſe man als erzwungen verdächtig machen will) der im Anfange nebſt mehrern aus Furcht floh, und nachher 1311 zu London verhöret wurde, bekennet freywillig: „daß im Tempelorden **zweyerley Aufnahmen** ſind, **) eine „**erlaubte und gute und die andere wider** „**den Glauben.**“ Er ſagt, daß er in beide aufgenommen ſey, und zwar in die erſte gewöhnliche, ſchon vor eilf Jahren, und in die zweyte erſt im abgewichenen Jahre. Er nennt alle Ritter namentlich, welche bey der zweyten Aufnahme *) gegenwärtig geweſen. Eben dieſes ſagt auch **Br. Johann von Stoke** aus, der ein Jahr und 15 Tage nach der erſten Aufnahme in die zweyte aufgenommen worden. Er beſchreibt dieſe ſehr genau **) und nennt die dabey gegenwärtig geweſenen Perſonen.

---

*) Mais ce ne ſavent pas tout li frere, fors li grant Meſtre & li encien. S. du Puy S. 202.

**) Quod duæ ſunt Profeſſiones in Ordine templi, prima licita & bona, & ſecunda eſt contra fidem. Du Puy. S. 392. S. Auch die ähnliche Auſſage Br. Thomas de Tocci de Thoroldeby eines andern engländiſches Ritters. S. 396. 397. Desgleichen Br. Joh. de Stoke. S. 399.

Meiſter **Raoul de Praelles**, ein berühmter Advocat aus Laon zeugt, daß ihm **Br. Gervaſius de Belvaco**, Rektor des Tempelhofes zu Laon, der mit ihm genau bekannt geweſen, mehrmahls geſagt habe: „Er habe „ein

---

*) Eine, obgleich ſehr ſchwache Spur, daß die Richter der Tempelherren, auch aus derſelben Ausſage, gemerkt haben, daß es eine zweyte Reception gebe, finde ich unter den 123 Artikeln, wornach die fernere Inquiſition der Tempelherren geführt werden ſoll (beym du Puy S. 262.) im 4ten Artikel: „Quod etiam *poſt ipſam Receptionem* aliquando hoc „faciebant.“ Aber die Richter haben hierüber weiter nicht nachgedacht, auch keiner von den Geſchichtſchreibern des Tempelordens hat es gethan. Dieſe haben wohl viel Worte gemacht, ob diejenigen welche den Tempelorden zuerſt anklagten, ehrliche Leute oder Schelme geweſen; aber was die Tempelherren ſelbſt ausgeſagt, zu unterſcheiden, zu vergleichen, zu unterſuchen, iſt keinem eingefallen.

**) Du Puy. S. 399.

„ein kleines Buch von den Statuten ſeines Ordens, das er wohl zeige, aber er habe auch ein „**heimlicheres**, das er für alle Welt nicht „zeigen würde“ *)

Ein ſolches **geheimes Statutenbuch** hatte der Großmeiſter von England Br. **Wilh. de la More**, einem neuaufgenommenen Ritter Br. **Wilhelm von Pokelington** zum Abſchreiben gegeben, mit dem Befehle, es keinem als einem Ritter zu zeigen. Da nun **Kaſpar von Nofferton** Kapellan in Ryde, der ſelbſt **ein halb Jahr Tempelherr geweſen war**, nur von weitem hineinſahe, erſchrack Br. **Wilhelm** der dazu kam, über die Anweſenheit des Kapellans, riß dem Schreibenden das Statutenbuch aus der Hand, und ſchwor, er wolle es künftig weder einem Ritter noch ſonſt jemand ſehen laßen, oder anvertrauen**). Hier iſt unwiderſprechlich **zweyerley und ſehr verſchiedene Art der Aufnahme** zu ſehen. Denn der Kapellan war ſelbſt Tempelherr geweſen, und doch war ihm von dieſem ſo geheimen Statutenbuche nichts geſagt worden.

Es ſcheint mir, man könne **dreyerley** Arten oder **drey Grade der Tempelherrenſchafft** unterſcheiden. Ich will ſie ſo nennen, weil ich kein bequemeres Wort habe. Der erſte

---

*) du Puy S. 339. **) du Puy S. 525.

Grad, war die gewöhnliche jedermann bekannte, der öffentlichen Regel gemäße Aufnahme. Bey dem 1307 zu Paris vorgenommenen großen Verhöre von 142 Tempelherren, geſtanden alle den größten Theil der Beſchuldigungen. Nur ein einziger, Br. **Heinrich von Hercigny**, ſagte aus: „Es ſey ihm bey der Aufnahme nichts gethan „oder geſagt worden, als was ehrbar ſey“ *). Dieſer war alſo zu der zweyten Aufnahme nicht gelangt, in welcher die andern mehr erfahren hatten, und ſo war es auch mit vielen andern, welche von allen dem nichts wußten was man ſie fragte. Hier iſt noch der Umſtand zu merken, daß die Tempelherren keine **Novizen** gehabt, ſondern daß ein neuaufgenommener gleich für Profeß gehalten ward. Es ſcheint, daß ſie die gewöhnliche Aufnahme, anſtatt der Novizenzeit geachtet; ſo wie auch bey den Jeſuiten, derjenige der nur das erſte Gelübde abgelegt hatte, ohne Bedenken wieder weltlich werden konnte. Hingegen iſt es auch von den Tempelherren merkwürdig, daß viele Neuaufgenommene ſchwören müſſen, daß ſie den Orden nicht verlaſſen wollten **). Man muß ſie doch alſo etwas haben ſehen

---

*) du Puy S. 211. No. 98.

) Dieſe beiden Umſtände haben viele ausgeſagt. Ich berufe mich, der Kürze wegen, hier nur auf die Auſſage Br. **Wilhelm von Lambertun eines ſchottiſehen laſſen, daß auſſer dem Orden nicht bekannt werden ſollte, oder man hat diejenigen, welche man einen ſolchen Schwur thun laßen, für beſonders tüchtig gehalten, dem Orden genauer verbunden zu werden, und künftig mehr zu erfahren. Daher kann auch die Beſchuldigung, daß einige Tempelherren welche die zweyte Aufnahme empfangen hatten, und nicht alles thun wollten, was von ihnen verlangt wurde, von den Rittern zuweilen getödtet worden, wohl einigen Grund haben. *)

Im zweyten **Grade** waren diejenigen, welche auf die Art wie Br. **Stephan von Stapelbrugge** zum zweytenmahle aufgenommen waren. Dieſe geſtanden, daß ſie Jeſum verläugnet, auf das Kreuz getreten hätten u. ſ. w. Einige bekannten auch unanſtändige Küſſe, welche aber von andern geläugnet wurden. **) Es ſcheint daß zuweilen, einige gleich

---

ſchottiſchen Ritters: Item quod in Receptione ſua eum jurare fecerunt, quod de Ordine nunquam recederit; et ſic credit quod faciunt omnes alii. Item quod non utuntur in Ordine ſuo, anno Probationis; immo ſtatim habetur Receptus pro Profeſſo. Du Puy S. 374.

*) du Puy S. 393. und ſonſt oft.

**) Z. B. die drey oben angeführten engländiſchen Ritter, die ſonſt ihre zweyte Aufnahme offenherzig beſchreiben, wollen hievon nichts wiſſen. du Puy S. 393, 395. 400.

in dieſen zweyten Grad aufgenommen worden, ohne den erſten durchzugehen; und denn iſt es um ſo viel weniger zu verwundern, wenn ſie haben ſchwören müſſen, den Orden nicht zu verlaſſen. **Guy Dauphin von Auvergne**, ward im **zwölften Jahre**, zu dieſen zweyten Grad zugelaſſen, *) es ſcheint alſo nicht daß in ſo jungen Jahren, noch einige Zeit vorher die erſte Aufnahme geſchehen können. Zuweilen geſchahen drey Aufnahmen zugleich. Ein Beyſpiel iſt **Br. Johann de Caſſanhac.** **) Als er aufgenommen ward, unterrichtete man ihn im Vorzimmer von der Regel. Man ſagte ihm nachher 1) daß die Regel des Ordens ſehr ſchwer ſey, und daß er davon nur das äußerliche ſehe. Man führte ihn nachher ins Zimmer, und befahl ihm 2) an Gott zu glauben der nicht geſtorben iſt, und der nicht ſterben wird und 3) zeigte man ihm ein Bild. Vermuthlich geſchahe dieſe Aufnahme in einem **Generalkapitel**, denn

Den **dritten Grad** endlich, machte die auserleſene Anzahl aus, die zu den Generalkapiteln zugelaſſen war, und daſelbſt ein gewiſſes Bild hatte kennen lernen, deſſen Beſchaffenheit unten näher ſoll erörtert werden. Verſchiedene von denen welche geſtehen, daß ſie um **zweytenmahle** aufgenommen worden, wollen

---

*) du Puy S. 207.

**) du Puy S. 215.

len doch von dieſem Bilde nichts wiſſen. Einige ſagen ausdrücklich, daß ſie dieſes Bild in verſchiedenen Generalkapiteln *) geſehen haben. Einige ſagen eben ſo ausdrücklich, daß ſie dieſes Bild, wovon ſie hatten reden hören, nicht geſehen hätten, weil ſie nicht in den Generalkapiteln geweſen wären. **) Man ſieht alſo, daß außer denen, welche zum zweyten aufgenommen waren, noch ein dritter geheimer Ausſchuß des Ordens geweſen. Diejenigen, welche dieſen dritten Grad erlangt hatten, waren dem Orden gänzlich einverleibet, ſo daß dieſer dritte Grad den Tempelherren eben das war, was das vierte Gelübde bey den Jeſuiten iſt. ***) Diejenigen die zu den Generalkapiteln zugezogen wurden, hatten an der Regierung des Ordens und folglich an allen deſſen Geheimniſſen Antheil. Es iſt mir nicht unwahrſcheinlich, daß man unter mehrern Urſachen auch deshalb, bey den Generalkapiteln ein Bild und eine beſondere

---

*) z. B. du Puy S. 208. No. 22. S. 210. No. 28.

**) du Puy S. 207. No. 7.

***) Es iſt bekannt, daß kein Jeſuit der innern Einrichtungen und Abſichten des Ordens erfuhr, der nicht das vierte Gelübde abgelegt hatte, und auch von dieſem wußten ſie nicht alle. Daher kommt der Spruch: Nemo ſcit, quid Jeſuita ſit, niſi Jeſuita ſit, et ſi Jeſuita ſit, etiam non ſcit. Eben ſo war es auch im Tempelorden.

mit demſelben verknüpfte Benennung gehabt, damit ein Tempelherr der von wichtigen oder geheimen Sachen zu ſprechen hatte, den andern, den er vielleicht zum erſtenmahle ſahe, ausforſchen konnte, ob er von den geheimen Anſchlägen des Ordens Wiſſenſchaft habe. Denn wenn er das Bild nicht beſchreiben und das Wort Baphemetus nicht nennen konnte, ſo war es ein Zeichen, daß er nicht in Generalkapiteln geweſen war, und daß man daher, was geheim ſeyn ſollte, ihm verbergen mußte. Es läßt ſich leicht denken, daß Ritter welche oft aus dem Occident nach dem Orient, und wieder aus dem Orient in den Occident zu reiſen hatten, eine ſolche Vorſicht öfters können nöthig gehabt haben,

Ich komme nun auf den Einwurf zurück, den man daher nimmt, daß viele Tempelherren, alles dasjenige deſſen der Orden beſchuldigt ward, läugneten. Wenn es ausgemacht iſt, ſo wie man, nach den oben angeführten Zeugniſſen nicht daran zweifeln kann, daß die Tempelherren, außer der öffentlich bekannten Aufnahme, noch eine oder mehr andere geheime Arten der Aufnahmen gehabt haben, ſo bekommt wohl die Sache ein ganz anderes Anſehen. Man kann ſich nun nicht weiter wundern, daß diejenigen, welche nur nach der gewöhnlichen öffentlich bekannten Regel aufgenommen waren, das nicht wußten und bekennen konnten, was nur die wußten die nach einer geheimen Regel, aufgenommen waren. Man ſiehet auf dieſe Art, daß das Läugnen jener, dem Bekänntniſſe dieſer gar nicht widerſpricht. Vielmehr da leicht zu erachten iſt, daß diejenigen denen die geheimen Gebräuche des Ordens in einer zweyten Aufnahme, oder im Generalkapitel vertrauet worden, nur die kleinere Anzahl war, ſo gewinnen nun ihre Auſſagen deſtomehr Glaubwürdigkeit, da der Auſſagen ſo viele, und dieſe ſo wohl übereinſtimmend ſind.

Man muß auſſerdem auch bedenken, daß viele Ritter werden verſchwiegen haben was ſie wohl wußten. Da nur den älteſten und geſcheuteſten des Ordens, die geheimen Gebräuche bekannt waren, ſo iſt dieß um ſo viel mehr wahrſcheinlich. Selbſt der Großmeiſter **Jacob von Molay**, der erſt alles geſtand, und nachher alles läugnen wollte, iſt gewiß in dieſem Fall geweſen. Der oben erwähnte engländiſche Ritter **Johann von Stoke** bekannte freywillig, und mit vielen Umſtänden, daß er nach ſeiner erſten Aufnahme, von eben dieſem **Jakob von Molay**, auf die zweyte Art ſey aufgenommen worden. *) Dieſes ungezwungne Zeug-

---

*) du Puy S. 399. Es ſcheint da, durch einen Drukfehler tunc anſtatt nunc zu ſtehen.

niß eines weitentfernten Ritters, den nichts bewegen konnte dieſen Umſtand zu erdichten, verdient die höchſte Glaubwürdigkeit. Eben ſo findet man, daß **Br. Himbert Blanke** Präceptor von Auvergne in Frankreich, der 1310 in London verhört ward, und 37 oder 38 Jahre im Orden war, nichts zu wiſſen vorgab, der den an ihn geſchehenen Fragen ſchlau auszuweichen *) und ſeine Worte genau abzumeſſen wußte; dennoch gar nicht unwiſſend geweſen, wie es auch von einem ſo alten Ritter, und der ein ſo anſehnliches Amt bekleidete, nicht zu vermuthen war. Denn **Br. de Tocci**, in London, der zu den aufrichtigſten und umſtändlichſten Bekennern gehört, ſagte auch aus, er habe vier **Tempelritter** in partibus Ultramarinis gekannt, **) receptis per Fr. *Himbertum Blauke*; quos

---

*) Interrogatus de modo receptionis, et de *occultis* inibi factis; reſpondit quod ipſi jurant obſervare ſecreta Capituli (eine gefliſſentliche Zweydeutigkeit, er hatte die Geheimniſſe des Generalkapitels im Sinn, worauf ſeine Richter nicht fallen konnten) — Interrogatus quod dicat modum ſuæ receptionis, et occulta quæ in ea fiebant; reſpondit, quod promittunt obedientiam, caſtitatem, abdicationem: et quod non fiunt ibi occulta quin totus mundus poſſit videre. (Freilich bey derjenigen Aufnahme, wo Gehorſam und Keuſchheit gelobt wurde, war nichts geheimes, aber bey der zweyten?) Interrogatus quare tenuerunt iſta ſecreta! dicit, quod *propter Stultitiam.* du Puy S. 300.

**) Du Puy S. 396.

quos ipſe receperat cum Abnegatione Chriſti et Spuitione Chriſti ſupra Crucem, ut ſibi dicebant. Gleichwohl blieb dieſer ſchlaue Bruder beſtändig beym Läugnen *), und ſo finden ſich mehrere Beyſpiele, daß die Bekänntniſſe nicht allemahl aufrichtig geweſen.

Bey dieſer Gelegenheit wird es nöthig ſeyn eine falſche Meinung zu widerlegen, die man in allen Schriftſtellern, die von den Tempelherren handeln, wiederholt findet. Nämlich:

Daß außer Frankreich kein einziger Tempelherr die dem Orden angeſchuldigte Dinge bekannt habe, woraus folge, daß dieſe Geſtändniſſe der franzöſiſchen Ritter, von K. Philipp durch Drohungen, durch Martern, durch Verſprechungen und Beſtechungen erpreſſet worden.

Es iſt wahr dieſes ſtehet wörtlich **) in der Defenſionsſchrift, welche die Prokuratoren der fran-

---

*) Du Puy S. 405. u. f. Eben dieſer ſchlane Br. Himbert Blanke unterrichtete den mit ihm gefangnen Großprior von England, wie er im Verhör ſeine Auſſage einrichten ſollte, wie dieſer in ſeinem dritten Verhör ſelbſt bekannte. S. du Puy S. 369.

**) Beym du Puy S. 333. Item dicunt quod extra Regnum Franciæ nullus *in toto terrarum orbe* reperietur Frater franzöſiſchen Tempelherren den 7. April 1307 übergaben, in denen man die Schreibart eines geſchickten Advokaten ſehr wohl erkennt. Er mochte es damals vielleicht auch ſelbſt glauben, weil man 1307 noch keine Nachrichten aus fremden Ländern haben konnte; aber wie kann man dieſes jetzt noch gegen die klarſten Zeugniſſe behaupten?

Die oben angeführte Auſſagen dreyer engländiſchen Ritter wären allein ſchon hinlänglich dieſes falſche Vorgeben zu widerlegen. Sie ſind freywillig, umſtändlich, ohne Folter und ohne Beſtechung abgelegt, gleichwohl zeigen ſie deutlich einen großen Theil eben der Sachen *), an, die auch in Frankreich von vielen Rittern ausgeſagt wurden. Auch ſind dieſe drey nicht die einzigen Ritter in England, welche die geheimen Gebräuche des Ordens bekannt haben. Noch Fünf und ſiebenzig engländiſche Ritter, die

1311

Frater Templi, qui *dicat*, vel qui *dixerit* iſta mendacia. Propter quod ſatis patet, *quare dicta ſunt in Regno Franciæ*: quia qui dixerunt, corrupti timore, prece vel pretio teſtificati fuerunt.

*) Es iſt merkwürdig, daß dieſe drey Ritter, (welches die ſind die von den geheimen Gebräuchen des Ordens die umſtändlichſte Anzeige gethan haben,) erſtlich flohen, und nachher wieder ergriffen wurden. Hingegen die übrigen 46 Ritter welche ſich nichts bewußt waren, gaben ſich nicht auf die Flucht, ſondern ſtellten ſich ſelbſt ins Gefängniß.

1311 zu London verhört wurden *) thaten ähnliche Ausſagen. Der franzöſiſche Ritter **Gottfried de Gonavilla**, der in ſeiner Ausſage über die geheimen Gebräuche am ausführlichſten iſt, berichtet, daß er in England aufgenommen worden. **)

In Ireland, thaten von 54 verhörten Tempelherren die meiſten ein gleiches. ***)

In Schottland waren ihnen von 43 Ausſagen ebenfalls nicht alle günſtig. †)

In Italien findet man einige, aber nur geringe Spuren, daß die geheimen Aufnahmen nicht unbekannt geweſen ††).

Die Ritter in **Kaſtilien, Arragon** und **Portugal**, wurden durch ein Koncilium unſchuldig erklärt, und ſo wird wohl wider ihre Unſchuld nichts können eingewendet werden. Auch ſind die **Spanier** und **Portugieſen** immer ſo gehorſame Söhne der Kirche geweſen, daß es wohl glaublich iſt, daß ſich die Obern der Tempelherren mit ihren Paradoxien nicht in dieſe Länder gewagt haben. Indeſſen iſt es gewiß auch kein geringer Vortheil der ſpaniſchen Tempelherren geweſen daß ſie ſich feſter Schlöſſer bemächtigten. Von daher kann man ſich gegen ein Koncilium beſſer vertheidigen als aus dem Gefängniſſe. Der nachher ſo berühmt gewordene **Campomanes** iſt Verfaſſer einer 1747 gedruckten Geſchichte des Tempelordens *), worinn er hauptſächlich zu zeigen ſucht, daß die Tempelherren ſeines Vaterlandes von den Beſchuldigungen welche man ihrem Orden gemacht, ganz frey geweſen. Aber er giebt zu, daß ſie in andern Ländern Statt gefunden **) haben.

---

*) Die Ausſagen ſtehen beym du Puy S. 519.

**) du Puy S. 211.

***) du Puy S. 371 und 527.

†) du Puy. S. 372 und 530. ††) du Puy. S. 25.

Ob in **Deutſchland** etwas von den geheimen Gebräuchen der Tempelherren vorhanden geweſen, iſt ungewiß, ob es gleich aus einigen Umſtänden zu vermuthen wäre; welches ich hier übergehen will. Aber die **deutſchen Tempelherren** vertheidigten ſich, noch dreiſter wie

---

*) Diſſertaciones hiſtoricas del Orden, y Cavalleria de los Templarios, o reſuma hiſtorical de ſus principios, fundacion, inſtituto, progreſſos, y extinction — ſu Autor el Lic. Don Pedro Rodriguez *Campomanes*, Abogado de los Reales Conſejos, y del iluſtre Colegio de eſta Corte. En Madrid, 1747. 4to.

**) Er führt an, der Verfaſſer der Genealogia Comitum Flandriæ ſage: Templarii deſtructi, *propter erroris perfidiam latitantem*, & repertam in eosdem In der Approbacion des Fray Manuel Joſeph de Medrano, del Orden di Predicadores, ſu Croniſta general &c. wird vom Verfaſſer geſagt: poniendo à los ojos la juſta razon, con que ſe extinguò eſta *deſgraziada* Orden, teſtificando la *felicidad*, y el *honor* de nueſtra Eſpanna: *terreno fiel* que reſiſte las impreſſiones, que obſcurecen el Candor de la Fé, y manchan la pureza de la Religion u. ſ. w.

wie die Spanier, mit dem Schwerte gegen die Anklagen. Der Wildgraf Hugo proteſtirte 1310 mit zwanzig völlig gewafneten Rittern in der Verſammlung des Koncilium zu Mainz *) und jagte den Vätern ein ſolches Schrecken ein, daß in Deutſchland die Anklagen gar nicht unterſucht wurden.

Aus dieſer Ueberſicht deſſen was in verſchiedenen Ländern vorgegangen, ſieht man ſehr deutlich, daß König **Philipp** von Frankreich nicht könne alle Bekenntniſſe durch Martern erpreßt, oder durch Beſtechungen erſchlichen haben. Hingegen ſieht man auch wohl daß die geheimen Gebräuche der Tempelherren, in Frankreich und nächſtdem in England, vorzüglich üblich geweſen ſind. Es waren dieß die beiden Nationen, welche an den Kreuzzügen vorzüglich Theil hatten. Der allgemeine Schatz und Archiv des Tempelordens war in Paris **). Seit Ende des zwölften Jahrhunderts waren alle Großmeiſter aus der franzöſiſchen Nation gewählt worden, und auch vorher findet man ſehr viel Großmeiſter aus dieſer Nation, zu welcher auch der Stifter **Hugo de Paganis** oder **Payens** gehörte *). Da nun oben gezeigt worden, daß die geheimen Gebräuche vorzüglich bey den **Obern** des Ordens geweſen, ſo war es wohl ſehr natürlich, daß dieſe Gebräuche vorzüglich in Frankreich vorhanden ſeyn mußten, wo faſt beſtändig der Sitz des Großmeiſterthums geweſen war. Ja was noch mehr iſt, die **engländiſchen** Ritter ſagen ausdrücklich, daß dieſe Gebräuche aus **Frankreich** nach **England** gekommen ſind. Br. **Stephan de Stapelbrugge** ſagt: Er habe gehört daß ſie in der Gegend Agenois ihren Urſprung genommen **) und Br. **Thomas de Tocci de Thoroldeby** ſagt noch genauer, ſie wären vor 50 oder 60 Jahren durch franzöſiſche Brüder, entweder **von Adelard oder Himbert von Peraut** ***)

---

*) du Puy S. 356.

**) Als der König von England Eduard I. dem Orden 30,307 Livres Tournois 1274 wieder zahlte, lagen deſſen Obligationen im Schatze der Tempelherren zu Paris. du Puy S. 771.

Groß-

---

*) Siehe das Verzeichniß der Großmeiſter in du Cange Gloſſarium latinitatis med. ævi, voce *Templarii*, aus welchem es in die Urkunden zu du Puy S. 533 eingerückt iſt.

**) du Puy S. 393.

***) Quod introducti fuerunt (iſti errores) primo in Angliam per Fratres *Adelardum* vel *Himbertum de Peraut*, (er wird auch *Iderand* genannt, beym du Puy S. 316) *Gallicos*, aliquando Magiſtros in Anglia: ſed per quem ipſorum neſcit pro certo. Credit tamen quod per illum, qui prius erat de eis in Anglia magiſter, 50 vel 60 abhinc annis elapſis. du Puy S. 397. Ich muß hier noch eine Anmerkung machen. du Puy in ſeiner Geſchichte S. 18 ſchreibt, (der Ausſage des

Br.

Großprioren in England, eingeführet worden. Aus dieſem allem iſt leicht die Urſache einzuſehen, warum in Frankreich die geheimen Gewohnheiten längſt bekannt geweſen, ehe ſie in andern Ländern bekannt worden, und daß ſie in einigen Ländern ganz unbekannt können geblieben ſeyn. Auch wird bey reifer Ueberlegung dieſer Umſtände ſehr klar, warum eine ſehr große Men-

---

Dr. G. de Gonavilla zufolge, (S. 212) unter Thomas Berauld, der im Jahre 1216 Großmeiſter geweſen, und den man auch Thomas von Montaigu heiße, ſey die Gewohnheit Jeſum zu verläugnen im Tempelorden entſtanden. Nun wird der Großmeiſter der um 1216 regieret hat, von allen Thomas (auch Peter) von Montaigů genannt und niemand nennt ihn Beraud. Du Cange aber, hat ſich durch die obige Nachricht des du Puy, die er nicht genug erwogen hat, vermuthlich verführen laßen, die Einführung dieſer geheimen Gewohnheit unter den Großmeiſter, Thomas Berart oder Beraud, zu ſetzen, der um 1273 regierte, welches ihm nachher alle Schriftſteller, ohne weitere Unterſuchung, nachgeſchrieben haben. Wenn, wie aus dem eben angeführten Zeugniſſe erhellet, dieſe Gewohnheit, ſchon zwiſchen 1250 und 1260 aus Frankreich nach England gekommen, ſo kann ſie nicht erſt nach 1270 in Frankreich ſeyn eingeführt worden, ſondern muß ſchon einige Zeit vorher in Frankreich geweſen ſeyn. Ich vermuthe faſt du Puy und dů Cange haben Peraut mit Beraud und die Einführung dieſer Gewohnheit in England, mit der in Frankreich verwechſelt. Man kann in hiſtoriſchen Sachen nicht genau genug ſeyn.

ge von Tempelherren dieſe Gebräuche nicht gewußt haben, und ſie alſo nicht haben bekennen können.

2) Die Geſtändniſſe ſind durch die Folter erpreſſet, und viele der Gefangenen haben ſie nach der Folter zurückgenommen, und ſind bis in den Tod beym Läugnen geblieben.

Man ſieht hier wieder die menſchenfreundlichen Geſinnungen des großen Thomaſius, denen man an ſich von ganzem Herzen Beyfall geben muß. Die Folter iſt allerdings ein ſehr zweydeutiges Erforſchungsmittel der Wahrheit. Eben deswegen aber, kann ein Geſtändniß auf der Folter weder viel für, noch das Zurücknehmen nach der Folter an ſich, viel gegen die Wahrheit einer Beſchuldigung beweiſen. Man hat Beyſpiele daß das Geſtändniß wirklicher Wahrheiten zuerſt durch die Folter iſt erpreſſet worden, und daß wirkliche Wahrheiten auch nach ausgeſtandener Folter, und bis in den Tod ſind geläugnet worden. Man kann alſo auf beides nicht, ohne Erwägung anderer mitvorkommender Umſtände trauen.

Wenn man bey dieſem Proceſſe, alle Umſtände unpartheyiſch erwägt, ſo wird man ſich bald überzeugen, daß durch die gebrauchte Folter,

ter, oder durch die Zurücknehmung der zuvor gethanen Ausſage die Erdichtung der Beſchuldigungen nicht erwieſen werden könne.

Wer in Frankreich gefoltert worden, und wer nicht, davon haben wir gar keine Nachricht. Es kann auch eben ſo wenig behauptet werden daß alle franzöſiſche Tempelherren die bekennet haben, ſind gefoltert worden, als daß alle ihr Bekenntniß zurückgenommen haben. Und hätten einige, die nicht zum zweyten mahle, in den geheimen Gebrauch, aufgenommen wären, unter der Folter Beſchuldigungen bejahet, von der ſie in der That nichts wußten, was wäre daraus zu folgern? Wir haben ja die offenbare, zum Theil oben angeführte Zeugniſſe der engländiſchen, iriſchen, ſchottiſchen Ritter, welche von ihren Richtern ſo gelinde behandelt wurden, bey denen an keine Folter, an keine Verſprechung oder andere Verführung gedacht wurde. Was kann man mit Grunde gegen dieſe Zeugniſſe einwenden? Will man, ſo wie man den Kardinälen in Frankreich, ohne den geringſten Grund Schuld giebt, daß ſie die Protocolle des Verhörs zu Chinon verfälſchet, auch den geiſtlichen Richtern in England, Ireland und Schottland Schuld geben, daß ſie ihre, zum Theil ſehr ausführlich bis auf uns gekommene Protocolle auch nach Gutfinden verfälſcht hätten? Oder ſollen auch die engländiſchen, iriſchen und ſchottiſchen Ritter alles was ſie bekannten erdacht haben? Zu welchem Endzwecke hätten ſie denn dieſes gethan? Wie wäre es möglich geweſen Namen, Orte, Perſonen und ſo mancherley andere Nebenumſtände die in die Hauptſache Einfluß haben, zu erdichten? Oder wie wäre es möglich, daß die engländiſchen Ritter mit den iriſchen, und dieſe beyde mit den franzöſiſchen hätten in den Hauptſachen übereinſtimmen können, wenn ſie nicht eine gemeinſame Wahrheit zuſammen gehabt hätten? Ich kann mein Erſtaunen nicht bergen, daß ſo viele Gelehrten auf dieſe höchſtwichtigen Umſtände die doch ſo klar am Tage liegen, gar nicht acht gegeben haben.

Was den Umſtand betrift, daß der Großmeiſter ſeine beyden erſten, NB. **nicht unter der Folter ſondern freywillig** gethanenen Geſtändniße zurückgenommen, und hernach bis in den Tod beym Läugnen geblieben iſt, ſo will ich ihn etwas näher betrachten. Ich muß geſtehen, je mehr ich des Großmeiſters Betragen erwäge, deſtoweniger kann ich finden, daß er als ein großer Mann, ja ſelbſt nicht, daß er ſehr **verſtändig** *) gehandelt habe, vielmehr ſcheint mir ſein Betragen von Schwäche, Wankelmuth und Verlegenheit zu zeigen.

---

*) du Puy (S. 35) hat einen ganz ſeltſamen Fehler gemacht, und Thomaſius hat ihn S. 52 ſeiner Diſſertation nachgeſchrieben und eine ſonderbare Folge daraus gezogen. Du Puy giebt vor, als der

Er that 1308 zu Chinon vor drey von dem Pabſt abgeſchickten Kardinälen, nebſt **verſchiedenen andern** ſein Bekänntniß freywillig, ohne Folter oder ohne Verſprechung, nachdem er es ſchon vorher vor dem Br. **Wilhelm von Paris** 1307 auch freywillig gethan hätte. Man hat in neuern Zeiten den Kardinälen ſchuld geben wollen, daß ſie dieſes Protocoll verfälſcht hätten, weil der Großmeiſter nachher ſeine Ausſage geläugnet hat. Erlaubt wohl die Unpartheylichkeit, **auf das bloße Vorgeben** des unglücklichen Großmeiſters, den Kardinälen ſol-

---

Großmeiſter vor den zweyten Kommiſſarien erſchienen, und geſagt er habe im Orden nichts Böſes geſehen; haben ihn die Kommiſſarien einfältig und faſt närriſch befunden (fatuus & non bene compos mentis.) Hieraus ſchließt **Thomaſius**: „weil er nämlich, wieder ihre Erwartung ganz anders geantwortet hätte, als ſie geglaubt hätten, wären ſie auf dieſe Antwort nicht genug vorbereitet geweſen, ſo daß ſie durch dieſen albernen Vorwand (fatuo hoc prætextu) ihre eigene Bosheit verrathen hätten. Zumahl da ſie ihn drey Tage nachher doch verhört, wo er nullam ſtultitiam ſed *ſummam prudentiam* gezeiget habe.“ Es iſt aber das Faktum ganz anders, und folgt alſo nichts daraus wider die Richter. Es meldete ſich 1309 den 22. November, vier Tage vor dem Verhör des Großmeiſters, bey den Kommiſſarien ein Menſch in weltlicher Kleidung, er ſagte er hieße Br. Joche ſchändliche That zur Laſt zu legen? Iſt ſie auch überdieß im geringſten wahrſcheinlich? Der Pabſt war ungehalten, daß der König die ſämtliche Tempelherren hatte gefangen nehmen und ſelbſt verhören laßen, er ſendete dieſe Kardinäle ab, um die Sache vor ſich zu ziehen. Hätten die Kardinäle partheyiſch ſeyn wollen, ſo möchte es eher zu Gunſt der Tempelherren geweſen ſeyn, für die ſie in ihrem Berichte auch wirklich um Gnade bitten. (Man ſehe dieſen Bericht beym du Puy S. 241) Es iſt wahr, der unglückliche Mann läugnete nachher ſeine Ausſage, als er den 26 Nov. 1309 vor den Kommiſſarien des Pabſtes geführt ward, aber konnte

---

ames de Molayo (der Großmeiſter hieß Jakob) „Er zeigte ihnen ſein Siegel, ſagte er ſey 10 Jahre „im Tempelorden geweſen, wiſſe nichts als Gutes „vom Orden, er wolle aber alles thun und beſiegeln was ſie wollten, und er möchte wiſſen wie es „mit dem Orden werden würde, und die Herren „Kommiſſarien möchten über ihn ordiniren was „ihnen beliebte, und ſie möchten ihm das nöthige „reichen laßen, weil er arm ſey.“ Von dieſem Menſchen deſſen ganzes Anbringen verrückt war, urtheilten die Kommiſſarien ex aſpectu & conſideratione perſonæ ſuæ, actuum geſtuum & loquelæ, quod erat valde ſimplex vel fatuus, & non bene compos mentis, und ſchickten ihn zum Biſchoff zu Paris, der ihm wie andern aus dem Tempelorden getretenen Perſonen Unterhalt reichen laßen würde. Sie hatten wohl ſehr Recht, und dieſer Vorfall zeigt ihre Unpartheylichkeit; denn wenn ſie falſche Zeugen hätten haben wollen, ſo durften ſie dieſen nur nehmen.

konnte ſein bloßes Läugnen damals Eindruck machen, da ſchon ſo viele andere Zeugniſſe vorhanden waren, kann es jetzt Glauben finden, da durch die oben angeführten Zeugniſſe der ausländiſchen Ritter außer Zweifel geſetzt iſt, daß die geheimen Gewohnheiten beym Orden waren, die der Großmeiſter alſo nothwendig wiſſen mußte, da wir das obenangeführte unverdächtige Zeugniß eines engländiſchen Ritters vor uns haben (S. S. 25) der umſtändlich beſchreibt, wie er von dieſem Großmeiſter ſelbſt die geheime Aufnahme empfangen habe? Zudem hatte der Großmeiſter dieſes Bekänntniß nicht allein 1308 vor den Kardinälen zu Chinon gethan, ſondern er war auch vorher 1307 mit 140 Tempelherren zu Paris von dem Br. **Wilhelm von Paris**, examinirt worden, wo er eben dieſes bekennet *) hatte, und er hatte in dem Bekenntniß vor den Kärdinälen ſeine erſte Ausſage be-

---

*) S. du Puy S. 208. Der Großmeiſter ſagte in dieſem Verhör ziemlich leichtſinnig: Que ſon intention etait de leur faire, ce qu'il avait fait. Ihm ſo wie mehreren Rittern ſchienen die geheimen Gebräuche deren Urſprung und Beſchaffenheit er nie unterſucht hatte, nicht ſo wichtig, und ſie machten vielleicht anfänglich deſtoweniger Umſtände ſie zu bekennen, da ſie mit einer bloßen Buße davon zu kommen glaubten. Unten werde ich hierüber noch etwas mehreres ſagen.

kräftigt *). Konnten dieſe beyde übereinſtimmende Zeugniſſe durch ein bloßes Läugnen gänzlich getilget werden?

Wenn man die beyden 1309 geſchehenen Verhöre, worinn er ſich zur Vertheidigung des Ordens erbot, genau durchſiehet, ſo wird man die Schwäche und Verlegenheit des guten Großmeiſters deutlich gewahr, da er gar keine verſtändige Abſicht ſeiner Reden zeigt, und zwar viele Worte, aber faſt nichts zur Sache gehöriges vorbringt. Ich will einen Auszug dieſer beyden Verhöre *) hieher ſetzen damit der Leſer ſelbſt urtheilen könne.

Er ſagte den Kommiſſarien, im erſten **Verhör**: „der Orden der Tempelherren ſey vom
„apoſtoliſchen Stuhle beſtätigt, und ſie wunderten ſich ſehr, daß die Kirche ſo geſchwinde zur Aufhebung des Ordens ſchreiten wolle,
„da die Sentenz zur Abſetzung Kaiſer Friederichs 32 Jahre ſey verſchoben worden.
„Er wäre nicht ſo weiſe und klug (ſapiens nec
„tanti conſilii) als nöthig wäre den Orden zu
„vertheidigen, doch wolle er es ſo gut wie möglich thun, weil er ſonſt für einen ſchlechten
„Menſchen würde gehalten werden. (nam alias
„ſe vilem & miſerabilem reputaret & poſſet ab
„aliis

---

*) Clemens V. ſagt dieſes ausdrücklich in der Bulle Faciens miſericordiam; beym du Puy S. 254.

*) Sie ſtehn ausführlich beym du Puy S. 318 u. f. f.

„aliis reputari). Ob es gleich auch ſchwer ſey, „da er gefangen ſey, und kein Geld habe, als „was ihm zum Unterhalte gereicht werde“ u. ſ. w. Er berief ſich darauf auf alle **Könige, Fürſten, Prälaten, Herzoge, Grafen, und Baronen, in allen Theilen der Welt.** Dieſe ſeltſame Deklamation erſcheint dadurch noch ſeltſamer, daß er doch wohl wiſſen muſte, daß von Sachen die Rede war, die im Innern ſeines Ordens vorgefallen waren, die ſogar nicht alle Tempelherren wußten, geſchweige denn **Könige und Fürſten.** Die Richter ſtellten ihm vor: „Er möchte wohl überlegen, wie er „die Vertheidigung des Ordens unternehmen „könne, nach dem was er ſchon wider den Orden bekannt habe, doch wollten ſie ſeine Vertheidigung annehmen, und ihm auch Aufſchub „zugeſtehen, wenn er es weiter überlegen wolle.“ Nun ließen ſie ihn die ſämtlichen hieher gehörigen Briefe des Pabſtes, und auch den oben erwähnten Brief der drey Kardinäle vorleſen, da er denn ſeine vorige Ausſage läugnete. Es fand daſelbſt von ohngefehr ein weltlicher Ritter **Wilhelm de Plaſiano,** der ſein Freund war, (quem, ſicut aſſerebat, diligebat & dilexerat quia uterque miles erat) dieſer gieng mit ihm beyſeit und ſtellte ihm vor, er möchte ſich vorſehen, daß er ſich nicht beſchimpfte, oder ohne Urſach ins Verderben brächte (habeat providere ne ſe vituperaret vel perderet ſine cauſa). Man ſiehet leicht, dieſer Mann hat ihm ſeine vorige Bekänntniſſe zu Gemüthe geführt, denn wenn dieß nicht wäre, wie hätte denn die bloße Vertheidigung des Ordens, deſſen Oberhaupt er war, wenn ſie die Richter auch nicht gültig gefunden hätten, ihm auf irgend eine Art **Schimpf** bringen können. Der Großmeiſter ward hierdurch auch wirklich wankelmüthig gemacht. Er ſagte: „Er ſähe wohl ein, wenn „er es nicht wohl überlegte, ſo könne er das „Uebel ärger machen *) Er bitte daher die Herren Kommiſſarien, ihm bis auf den Freytag Zeit „zu geben, damit er es überlegen könnte.“ Die Kommiſſarien geſtanden ihm dieſes zu, und verſicherten, ſie wollten ihm noch längern Aufſchub geben, wenn er es verlangte.

Im **zweyten Verhöre** ſagte er den Kommiſſarien erſtlich Komplimente darüber, „daß „ſie ihm hätten Aufſchub gegeben, und noch „längeren hätten geben wollen, er hielte ſich ihnen „desfalls ſehr verbunden **). Was die Vertheidigung des Ordens beträfe, ſo ſey er ein

---

*) Cito poſſet cadere in capiſtrum ſuum. Wörtlich: Er könne bald in ſeinen Halfter fallen. Es ſcheint ein Vergleich von einem Pferde zu ſeyn, daß ſich am Halfter verwickele und wenn es ſich niederlegen will, daran erwürgt.

**) Die Worte ſind: Et in hoc (ſicut dixit) poſuerant fœnum ſuper collum ejus.

„ungelehrter und armer Ritter *) und er habe „in einem ihm vorgeleſenen Briefe des Pabſts „gehöret, daß der Pabſt ihn und einige Vornehmen des Ordens ſich reſervirt habe, er wolle „alſo hier weiter nichts ſagen, ſondern zum „Pabſte gehen, ſobald es dem Pabſte gefalle, „alsdenn erſt wolle er dem Pabſte nach Möglichkeit ſagen, was zur Ehre Chriſti und der „Kirche gereiche.“ Es iſt offenbar, daß dieß eine bloße leere Ausflucht war. Die Bulle des Pabſtes Faciens Miſericordiam die er anzog, iſt vom 2 Id. Aug oder vom 12. Aug. 1308. **) darinn ſagt der Pabſt zwar, er habe den Großmeiſter und einige ſelbſt verhören wollen, aber

er

---

*) Miles illiteratus & pauper. Ich erinnere mich das Vorgeben geleſen zu haben, der Großmeiſter habe nicht leſen und ſchreiben können. Dieß habe ich nirgends in gleichzeitigen Schriften gefunden.

**) du Puy S. 252. Es iſt wegen des Verhörs zu Chinon ein ſonderbares Mißverſtändnis in der Zeit wenn es geweſen; das ich jetzt nicht näher zu unterſuchen habe, da es eigentlich zu meinem Zwecke nicht gehört. So viel ſehe ich: das Breve des Pabſts, worin der Pabſt dem Könige die Ankunft der Kardinäle meldet, hat Baluzius in Vita Paparum Avenonienſium T. II. p. 76 (in welchem Werke ich mehrere Urkunden unter falſchen Jahren gefunden habe) ins Jahr 1306 geſetzt, und ſo iſts auch ohne Unterſuchung in die Urkunden zum du Puy geſetzt. Es iſt aber Nonis Novembris anno Pontificatus noſtri ſecundo datirt, alſo gehört ſie ins Jahr 1307. Es wird darinn geſagt die Kardinale würden in

drey

„er ſagt auch, da ſie ſo krank geweſen*), daß ſie „nicht zu ihm haben reiſen können, habe er die „drey Kardinäle zu dieſem Behufe geſendet.“ Vor eben dieſen Kommiſſarien des Pabſtes hatte der Großmeiſter ſchon 1308 zu Chinon ſein Bekenntniß das er jetzt läugnete, abgelegt. Er ſtand jetzt wieder vor Kommiſſarien die der Pabſt

zu

---

drey Wochen ankommen, alſo ſollte man denken das Verhör hätte müſſen im Anfange 1308 gehalten werden. Baluzius ſetzt l. c. p. 122 den Bericht der Kardinäle an den König, der ohne Datum iſt, ins Jahr 1308. In demſelben wird geſagt, daß das Verhör die Sabbati poſt Aſſumptionem Mariæ geweſen. Dieſes Feſt wird ſonſt auf den 15ten Auguſt gerechnet. Gleichwohl wird in dieſer Bulle vom 12. Aug. 1308 deſſelben erwähnt. (Leibnitz in Mantiſſa Cod. Jur. Gent. S. 76 ſetzt ſie ins Jahr 1307, dieß iſt aber falſch, denn ſie iſt anno Pontificatus tertio datirt) Pilgram im Calendarium Chronol. medævi ſagt S. 205. Aſſumptio Mariæ wäre bis auf die Zeiten Karls des Großen in Frankreich auf den 18. Januar, und noch im 12ten Jahrhundert noch nicht in ganz Frankreich den 15. Aug. gefeyert worden. Wenn alſo ausgemacht wäre, daß im 14ten Jahrhunderte dieſes Feſt in Frankreich noch den 18. Januar gefeyert worden, ſo wäre die Schwierigkeit gehoben.

*) Aus den eigenen Worten dieſer Bulle und der beyden Verhöre des Großmeiſters iſt die Geſchichte offenbar zu widerlegen, die du Puy S. 62 erzähle, als ob der Großmeiſter, nachdem er das erſte Bekenntniß zu Paris gethan, zum Pabſt nach Lyon und nachher nach Poitiers geführet worden, wo er und mehrere unter Verſprechung ihres Lebens ihre

Auszu Unterſuchung der Sache beſtellt hatte. Wie ſeltſam war alſo ſein Berufen auf den Pabſt? Als ihn die Kommiſſarien fragten: „Ob er et„was anzuführen wüſte, warum ſie in der In„quiſition nicht gut und treu verführen?“ ſo ſagte er: „Nein. Sie möchten darinn fort„fahren“*). Er ſagte alſo nicht, daß er die

Päbſt-

Ausſagen beſtätigt hätten. Der Verfaſſer des Hiſtoire de l'Abolition de l'O. d. T. (deutſche Überſ. S. 45) und mit ihm Hr. Anton (S. 273) erzählen die Geſchichte auch, aber ganz anders; daß die Zuſammenkunft zu Poitiers vor der Gefangennehmung geſchehen, daß der Großmeiſter und die Ritter die von den Beſchuldigungen gehört, dieſelbe für Verläumdungen erklärt und den Pabſt um Unterſuchung gebeten hätten. Aber doch iſt dieß nicht ganz richtig, denn nicht der Großmeiſter ſondern der König hatten den Pabſt zu Lion und zu Poitiers geſprochen, wie aus einem Briefe des Pabſtes in Baluzii Vitæ Paparum Avenonienſ. T. II, S. 76 zu ſehen. Man muß in der Geſchichte keinen Schritt auch nicht den kleinſten thun, ohne die Quellen zu Rathe zu ziehen, wenn man nicht ſtraucheln will. Aus Mangel dieſer Vorſicht ſind allen Schriftſtellern die von der Geſchichte des Tempelordens geſchrieben haben, eine Menge kleiner Irrthümer entwiſcht, die ich bey Vergleichung mit den Quellen wohl gemerkt habe, aber hier nicht auseinander ſetzen kann.

*) Requiſitus ſi vellet aliud dicere quare Domini Commiſſarii — non deberent bene & fideliter procedere in Negotio Inquiſitionis contra ordinem prædictum, per Dominum Papam commiſſæ eisdem: reſpondit *quod non, requirens eos, ut bene & fideliter procederent in negotio ſupradicto.*

Päbſtlichen Kommiſſarien für partheyiſch halte. Hätte er ſie aber auch für partheyiſch gehalten, ſo muſte er den Pabſt der ſie verordnet hatte, eben ſo partheyiſch halten, und was konnte er auch dem Pabſt ſagen das er deſſen Kommiſſarien nicht hätte ſagen können? Es war alſo nur das Reſultat ſeiner Ueberlegung von einigen Tagen geweſen, daß er (wegen ſeiner vorigen Bekänntniſſe, *ne ſe vituperaret*) mit Ehren die Vertheidigung des Ordens nicht auf ſich nehmen könne, und daß alſo eine Berufung auf den Pabſt die beſte Ausflucht ſeyn würde.

Indeſſen, ob er gleich den Orden vor den Kommiſſarien nicht vertheidigen wollte, ſo gab er ihnen doch zu **Entledigung ſeines Gewiſſens** (ad exonerationem conſcientiæ ſuæ) folgende drey Punkte zu vernehmen: „1) daß „er keinen andern Orden wüßte, die beſſere Kapellen und Kirchen mit **ſchöneren Zierrathen und Reliquien** hätten, und in denen „der Gottesdienſt von den Prieſtern beſſer verrichtet würde. 2) Daß in keinem Orden mehr „Almoſen gegeben würden, als im Tempelorden, der ſie drey mahl in der Woche gäbe. 3) „Daß kein Orden ſtärker gegen die Ungläubigen „gefochten habe.“ In der That wenn der gute Großmeiſter nicht ein gar zu ſchwacher Kopf geweſen wäre, ſo würde er, da er weiter nichts ſagen wollte, auch dieſe drey Punkte auf ſeinem Gewiſſen behalten haben, denn ſie gehörten gar nicht zur Unterſuchung der Beſchuldigungen, die bey dieſen drey Punkten, noch alle wahr bleiben konnten, wie es die Richter auch gar wohl bemerkten. Nach einem unbedeutenden Wortwechſel zwiſchen ihm und dem dazu kommenden Kanzler **Wilhelm von Nogaret**, verlangte er die Meſſe zu hören, und dazu ſeine Kapelle und Kapelläne zu haben, welches ihm verſprochen ward.

Dies iſt der getreue Inhalt beyder Verhöre. Ich will den Leſer ſelbſt urtheilen laßen, ob man darinn nicht allenthalben die Verlegenheit merkt die Ausflüchte ſucht, und ob durch ſein bloßes **jetziges Läugnen**, ſeine vorherige **beide übereinſtimmende** freywillige **Bekenntniſſe**, und ſo vieler anderer Ritter, beſonders derer in auswärtigen Landen umſtoßen könne. Wenn er wirklich die Bekenntniſſe zu **Paris** und **Chinon** nicht gethan hätte, wenn ſie wären **erlogen** geweſen; ſo müſte die Nachricht von einem ſolchem ſchändlichen Betrug auf einen ehrlichen Mann nothwendig einen tiefen Eindruck gemacht haben. Sie müſte ihm in der Bedenkzeit, die ihm geſtattet ward, nothwendig ſehr im Kopfe herumgegangen ſeyn; er müſte nothwendig in dem zweyten Verhör, wo er ſo unnöthige Dinge vorbrachte, vielmehr von einer ſo ſchändlichen Erdichtung, die ihn unmittelbar angieng, geſprochen haben. Er der beſorgt war, ſeine Kapelle und Kapelläne zu haben, müſte vielmehr für ſeine Ehre geſorgt haben. Er müßte wiederholet haben, daß er kein ſolches Bekenntniß gethan, er müßte entweder, wenn er gekonnt, geläugnet haben, daß er zu Chinon vor den Kardinälen erſchienen, oder wenn er geſtand da geweſen zu ſeyn, ſagen, was er vor ihnen ausgeſagt. Die Kardinäle lebten noch, und waren zum Theil in Frankreich *), er konnte ſich auf dieſelben ſelbſt berufen, er konnte verlangen mit ihnen konfrontirt zu werden. Dieſes und ähnliche Dinge hätte ein Mann von Ehre, der eine ihm widerfahrne ſo ſchändliche Verläumdung empfunden, und der ſeiner Sache gewiß war, vermuthlich gethan. Aber der Großmeiſter übergeht dieſe wichtige Sache mit einem Stillſchweigen, das deutlich genug merken läßt, was wir jetzt aus andern Zeugniſſen wiſſen, daß er ſchuldig war.

Daß er bis auf dem Scheiterhaufen bey ſeinem Läugnen geblieben, kann nicht alles andere, was die Geſchichte als wahr beweiſet, falſch machen. Zudem wird faſt von allen neuern Schriftſtellern, ſein letzter Auftritt mit drey andern Ordensobern ganz unrichtig erzählt. Z. B. der Verfaſſer der Hiſt. de l'Abolition de l'Ordre

---

*) Der Kardinal Berengar, war ſeitdem Biſchoff zu Toulouſe geworden.

l'Ordre des Templiers *), erzählt ihn nicht allein mit zierlichen Worten, ſondern, um die Sache wunderbarer zu machen, thut er, als ob der Großmeiſter, nebſt dem Dauphin von Auvergne, NB. **vor Anhörung des Urtheils, mittelſt einer Rührung von oben, wie durch eine plötzliche Begeiſterung,** widerrufen hätten. Er giebt vor, daß ihnen die Frey**heit verſprochen worden, wenn ſie ihren Widerruf zurücknehmen** wollten. Er läßt den Großmeiſter eine lange zierliche Rede halten. Schön aufgeputzt iſt die Geſchichte! Aber alles dieſes ſind Umſtände wovon der **Continuator der Chronik des Wilhelm Nangis** **), ein gleichzeitiger Schriftſteller der die einzige **richtige** Quelle dieſer Erzählung iſt, **kein Wort** ſagt. Er erzählt ganz ſimpel, „daß ihnen „das Urtheil vorgeleſen worden, daß ſie zum ewigen **Gefängniſſe verdammt** würden ***). „NB. Erſt nachher †) traten ſchnell **und unver„hoft**

---

*) Deutſche Ueberſ. S. 216 f. f.

**) In Dacherii Spicilegium Tom. III. p. 67 der Ausgabe in Fol. und aus demſelben im du Puy S. 459.

***) Gerade wie der Jeſuiten-General Ricci und die übrigen Ordensobere.

†) Sed ecce dum Cardinales *finem negotio impoſuiſſe* credidiſſent, confeſtim & *ex inſperato* duo ex ipſis — contra Cardinalem qui ſermonem *fecerat* u. ſ. w.

„hoſt *) beyde auf, und läugneten ihre Ausſa„ge. Sie wurden indeß ins Gefängniß gebracht „(NB. kein Wort daß ihnen die Freyheit ange„boten worden). Sie wurden auf Befehl des „Königs noch denſelben Tag verbrannt. Sie „ſchienen mit ſtandhaftem Muthe ins Feuer zu „gehen (NB. kein Wort von einer Rede) und „hierüber und über ihre endliche Widerrufung, „waren die ſo es ſahen ſehr verwundert und er„ſtaunt.“ Dieß iſt die ſimple wahre Erzählung, und ſie ſtellt, meines Erachtens, die Sache ganz anders vor, als die geſchmückte Erzählung, deren Zierrathen ein falſches Licht auf die Wahrheit werfen.

Man kann und muß das Schickſal dieſes unglücklichen Mannes und ſeiner Mitbrüder herzlich bedauren, dieſes ſoll aber nicht hindern ihre Geſchichte nach ihrer wahren Beſchaffenheit zu unterſuchen. Sehr vermuthlich glaubte der Großmeiſter, da er ſahe, daß er nicht auf freyen Fuß kam, ſich von dem ewigen Gefängniſſe durch den Tod zu befreyen und vielleicht durch ſein Läugnen noch ſeinem Orden einen Dienſt zu thun. Es iſt ihm auch wirklich gelungen bis jezt ein Mitleiden zu erregen, das die

---

*) Alſo unverhoft? Es muß doch alſo der Großmeiſter bey ſeinem vorigen Widerrufe nicht geblieben ſeyn, ſonſt hätte ja hier ſein jetziger Widerſpruch gewiß müſſen vermuthet werden.

die Geſchichtſchreiber abgehalten hat, die Aktenſtücke ſorgfältig zu prüfen. Sie hätten ſich erinnern ſollen, daß die erſte Pflicht des Geſchichtſchreibers die Unterſuchung der Wahrheit iſt, der alles andere nachſtehen muß.

3) In unglaublichen Sachen, beweiſen auch die freywilligen Ausſagen nichts.

Thomaſius erläutert dieſes mit den Hexenproceſſen, deren Nichtigkeit dieſer große Mann zuerſt in Deutſchland gezeigt, und mit dieſem Satze von der Bekenntniß unglaublicher Dinge, mehr wie einmahl die Ehre der gekränkten Menſchheit gerettet hat. Welcher vernünftige, welcher fühlende Menſch wird ihm hierin nicht recht geben! Wenn alſo die Tempelherren von ſich Dinge bekennen, die im natürlichen Lauf der Dinge nicht möglich und deshalb nicht glaublich ſind, wenn ſie Dinge bekennen, die ſie, wie die Zaubereyen, durch eine kranke oder erhitzte Einbildungskraft ſich haben bloß einbilden können, ſo wollen wir ſie, ihres eignen freywilligen Geſtändniſſes ungeachtet, doch nicht glauben. Z. B. Wenn ſie ausſagen: die Rede gehe, daß bey den Generalkapiteln einer der anweſenden Tempelherren fehle, ſo wollen wir dieſer Ausſage wegen nicht glauben, es könne wohl bey jedesmahligen Generalkapitel der Teufel einen Tempelherren gehohlt haben. Nun iſt aber die Frage: Sind alle Beſchuldigungen die man den Tempelherren machte, ſo beſchaffen, daß bloß ihre **Unglaublichkeit** die Beſchuldigten freyſprechen konnte, oder ſind die vornehmſten **glaublich und in wie fern ſind ſie glaublich**? Dieſes hat, ſo viel ich weiß, noch niemand unterſucht, obgleich mehrere Schriftſteller die Tempelherren durch die **Unglaublichkeit** deſſen was man ihnen vorwarf, haben vertheidigen wollen. Ich will es jetzt mit der ſtrengſten Unpartheilichkeit thun, ſo gut es mir möglich iſt, und mich dabey hauptſächlich der Ausſagen der Tempelherren ſelbſt bedienen, und zwar nicht nur der franzöſiſchen ſondern hauptſächlich derer von andern Nationen, die auf gar keine Weiſe im geringſten verdächtig ſeyn können.

Dritter Abſchnitt.

Unterſuchung der hauptſächlichſten Beſchuldigungen und wie viel die Tempelherren von jeder bekannt haben.

Man hat ſechſerley Verzeichniſſe der Beſchuldigungen die man den Tempelherren machte. 1) Eilf Artikel die man in der Chronik von St. Denis findet *). 2) Sechs Artikel, die Abraham Bzovius in einem Manuſcripte des Vatikans gefunden hat **). 3) Vierzehn Artikel der Bulle Regnans in Coelo beygefügt ***). 4) 123 Artikel der Bulle Faciens miſericordiam beygefügt †). 5) 31 Artikel welche der Pabſt, nachher ſeinen Kommiſſarien zuſendete ††). 6) 24 Artikel worüber die engländiſchen Tempelherren verhört worden †††). Alle dieſe Artikel ſind in den weſentlichſten Stücken gleichlautend, und beſonders ſind die 123 Artikel die vollſtändigſten. Ich will aus allen

---

*) Sie ſtehen du Puy S. 22.

**) du Puy S. 25. Auch ſtehen ſie in Campomanes Hiſtoria des Templarios S. 78.

***) du Puy S. 28 und Campomanes S. 80.

†) Leibnitz hat ſie meines Wiſſens zuerſt bekannt gemacht in Mantiſſa Cod. Jur. Gent. S. 82, woher ſie in die Urkunden zum du Puy S. 262 eingerückt worden.

††) S. du Puy S. 38.

†††) S. du Puy S. 326.

allen die wichtigſten und weſentlichſten Beſchuldigungen ausziehen und jede beſonders unterſuchen. Mißverſtandne und unweſentliche Beſchuldigungen, z. B: daß ihnen in ihren Conventen eine Katze erſchienen, die ſie anbeteten, daß ſie keine ihrer Kinder tauften, daß ſie ihre Kinder brieten und ihr Götzenbild mit dem Fette ſalbten, glaube ich weglaßen zu dürfen, um nicht allzuweitläuftig zu werden Ich muß ohnedem meine Leſer um Geduld bitten, indem ich zuweilen ſehr umſtändlich und pünktlich bey dieſer Unterſuchung zu Werke gehen muß, weil ich die bisher ſo ſehr verſtellte Wahrheit auf keine andere Weiſe in ihr rechtes Licht ſtellen kann.

Erſte Beſchuldigung.

Daß ſie es nicht für Sünde hielten fremde Rechte mit Unrecht zu erwerben, *) ja daß ſie einen beſondern Eid geſchworen, die Güter des Ordens auf alle Weiſe mit Recht oder mit Unrecht zu erweitern, und daß ſie es nicht für Sünde hielten, deshalb einen Eid zu brechen. **) Es

---

*) Unter den 123 Artikeln No. 94. 95. 96. du Puy S. 265.

**) Sowohl beym Leibnitz als beym du Puy ſteht zwar dejerare, ich glaube aber faſt, daß es dejurare hei-
ßen

Es erhellet zwar aus keiner einzigen Ausſage, daß die Tempelherren, hiezu ſich hätten eidlich verbinden müſſen, oder daß etwas hiervon ein Theil ihrer geheimen Lehre geweſen. Aber es iſt gar nicht unglaublich, daß ſie, ſo wie alle Orden, ja, ſo wie alle Theile der hierarchiſchen Gewalt, Jahrhunderte lang thaten, ſobald es darauf ankam ihren Reichthum und Beſitzungen zu vermehren, nach Recht und Unrecht nicht ſonderlich mögen gefragt haben. Woher kam es ſonſt, daß ſie um 1240, 7050 Kapellen beſaßen *), ohne die vielen Tempelhöfe die keine Kapellen hatten. Wenn ſie auch ihre Beſitzungen im gelobten Lande mit dem Schwert erobert hatten, — und alle hatten ſie nicht dadurch — **) woher kamen denn die vielen Beſitzungen, die ſie in Europa in kurzer Zeit an ſich riſſen. Auf dem bloßen Pfade des Rechtes konnte es wohl nicht ſeyn. ***) Und wozu brauchte ein Orden, deſſen Regel es war die Pilgrimme auf dem Wege nach dem gelobten Lande zu ſchützen, ſo übermäßig viele Beſitzungen

---

ßen ſoll, in eben dem Verſtande, wie im mittlern Zeitalter, dejejunare, ſoviel wie jejunium infringere bedeutet.

*) Anton S. 199.

**) Man ſehe oben S. 5. den Bericht des K. Leo v. Armenien.

***) S. oben S. 6. die Anrede Königs Heinrich III. v. England.

in Frankreich England Deutſchland und Spanien? Wollten ſie die Kreuzfahrer auch auf dem Wege nach den Sammelplätzen nach Europa beſchützen? Dieß wäre ihre Pflicht geweſen, oder vielmehr ſie hätten die Länder Europens wider die Kreuzfahrer ſchützen ſollen. Die Geſchichte iſt voll von Räuberey, Mord und allen Schandthaten welche die Kreuzfahrer auf dem Wege begiengen. In Brandenburg ſogar, wo die Regenten ſeit den früheſten Zeiten ſich dem Mißbrauche der herſchenden Religion und der Prieſtergewalt widerſetzt haben, wurden ſie durch einen Landfrieden mit den Herzogen von Meklenburg und Pommern 1382 geächtet. *)

Indeſſen ſo gewiß es iſt, daß die Tempelherren, von der Beſchuldigung des gethanenen Unrechts nicht freyzuſprechen ſind, ſo konnte dies doch keinen Grund zu ihrer Verdammung geben, denn hätten nicht aus gleichen Gründen alle andere Ritterorden, alle Mönchsorden, ja alle Aebte, Prälaten, Biſchöfe, und ſelbſt der Pabſt müſſen verdammt werden. Denn kann man wohl von einer einzigen geiſtlichen Kommunis

---

*) Ouch ſal kein Cruzſignatus in unſir allir Lande, ſtete adir ſlozze gleites vnd frides genißen. S. Gerken Cod. Dipl. T IV. S. 409, und ebendaſelbſt S. 419 in einer Vereinigung der Mittelmärkiſchen Städte zur Sicherheit, von 1394, werden ſie mit den Mördern, Mordbrennern und Echtern in Eine Klaſſe geſetzt.

munität ſagen, daß ſie niemals ihre Gewalt und ihre Beſitzungen, per fas et nefas ausgedehnt habe? Das ganze mittlere Zeitalter ſey Zeuge.

Zweyte Beſchuldigung.

Sie glaubten, daß ſie der Großmeiſter, die Viſitatoren, die Präceptoren, von denen viele Layen waren, von ihren Sünden abſolviren könnten, daher ſie nur den Brüdern beichteten, ja ſie glaubten, daß der Großmeiſter ſie von ungebeichteten Sünden entbinden könnte. *)

So viel ich habe bemerken können, ſo haben kaum ein paar Ritter dieß nicht geradezu, ſagen wollen, ſondern einige kleine Winkelzüge gebraucht, **) ſonſt iſt es allgemein zugeſtanden worden. **Br. Robert de St. Juſt** unter andern, geſteht ganz ausdrücklich, daß die Tempelherren ſo **Layen** waren, andere ſogar von der **Excommunikation** abſolvirten ***). **Br. Wilhelm de Vernage** merkt an, daß wenn ein

---

*) In den 123 Artikeln No. 20—25 und 104.

**) Z. B. Br. Wilhelm de la Forde, du Puy S. 301. Auch Br. de Tocci S. 310.

***) Item quod a *Sententia Excommunicationis*, *Auctoritate ordinaria* et *delegata* in ſuos homines lata Templarii *laici* ſuos homines abſoluebant. du Puy S. 316.

Bruder, dem ein anderer eine geheime Sünde gebeichtet, ſolche offenbarte, wurde er eben ſo geſtraft, wie derjenige der ſie begangen hatte.*)

Zwar findet ſich Nachricht, daß die Obern des Tempelordens zuweilen einen Prieſter zur Abſolution gebraucht haben, aber dieß war eine bloße Vorſpiegelung, denn der Meiſter hörte die Beichte, und ſchickte hernach den Bruder zum Prieſter, der ihn ohne Beichte abſolviren mußte, ſo daß die Sache im Grunde eben dieſelbe war. Mehrere Ritter ſagen dieſes aus. Br. **Wilh. Kilros** ein Irländiſcher Ritter und ſelbſt ein Prieſter und Kapellan, ſagt es ausdrücklich**) Br. **Th. de Walkington** ein engländiſcher Ritter, ſagt auf ähnliche Art, daß der Meiſter die Sünde remittire und den Büßenden zum Prieſter ſende, der ihn abſolvire***) Und Br. **de Tocci**, der in ſeinem zweyten Bekänntniſſe ſo umſtändlich iſt, ſagt auch daß der Prieſter im Kapitel ſtockſtill (ſicut beſtia) geſtanden, und nichts dabey gethan als einen

---

*) du Puy S. 208. No. 23.

**) Quando Magnus Magiſter audit confeſſionem fratris alicujus dicti ordinis, præcipit Fratri Capellano eum abſolvere a peccatis ſuis: *quamvis Capellanus confeſſionem Fratris non audierat*, du Puy S. 372.

***) Magiſter dixit: *Deus remittat* tibi et *nos remittimus*, et vadas *ad Fratrem Sacerdotem, qui abſolvat*. du Puy S. 310.

Pſalm geſagt habe.*) Daß der Meiſter, Sünden welche aus Schamröthe (propter erubeſcentiam carnis) nicht wollen gebeichtet werden, im allgemeinen vergebe, bekennt nebſt andern der Großprior von England Br. **Wilhelm de la More**, **) der ſonſt in ſeiner Ausſage, wie mehrere Obern des Ordens, ziemlich hinterhältig iſt. ***)

Es iſt wahr, die Obern der Tempelherren geben mehrmals vor, daß ihnen dieſe Gewalt vom Pabſte ſey verliehen worden, Z. B. Br. **Wilhelm de Midleton**, ein ſchottiſcher Ritter ſagt aus; daß der Großprior von England, im **Namen Gottes**, des **H. Petrus und des Pabſts** ſie von allen Sünden abſolvirt

---

*) Et dicit quod frater Presbyter in Capitulo ſtabat ſicut beſtia, et de nullis ſe intromiſit, niſi quod dicebat Pſalmum: *Deus miſereatur noſtri*, in fine Capituli, du Puy. S. 397.

**) du Puy S. 369.

***) Z. B. Er ward gefragt: Ob er die Worte ſage: Abſolvo vel remitto tibi, in nomine Patris, Filii et Spiritus Sancti, und er antwortete: Er ſage ſie nicht. Dieß war ſehr wahrſcheinlich eine reſervatio mentalis, denn aus andern Zeugniſſen erhellt genugſam, daß die Meiſter des T H O. nicht im Namen des Vaters Sohnes und heil. Geiſtes, ſondern im Namen Gottes die Sünde vergeben, folglich antwortete er nur wie gefragt wurde, und wußte wohl was er dachte. Ebendaſelbſt.

virt habe *). Es iſt aber theils nicht zu gedenken, daß der Pabſt eine ſolche Macht Sünden zu vergeben, den Layen hätte verleihen können und wollen, theils, wenn der Pabſt eine ſolche Macht ihnen gegeben hätte, ſo würde ja der Pabſt nicht dieſes als eine große Sünde mit in die Beſchuldigungspunkte geſetzt haben, worüber ſollte Unterſuchung gehalten werden, denn es hätte ein ſolches wichtiges Privilegium am päbſtlichen Hofe ſehr wohl bekannt ſeyn müſſen. Man ſieht alſo wohl, daß dieſes Vorgeben der Tempelherren völlig grundlos iſt, und daß ſie ſich aus eigner **Macht** einander ihre Sünden vergeben haben.

Ich wende mich hier einen Augenblick zu denjenigen welche in dem Wahn ſtehen, als ob die Verdammung des Tempelordens ohne alle innere Urſach geſchehen wäre, welche behaupten, daß bloß die bittere Rachſucht und der ſchändliche Geiz Königs **Philipps**, daß bloß die Begierde die Beſitzungen und Reichthümer dieſes mächtigen Ordens zu rauben, daß bloß die knechtiſche Gefälligkeit des Pabſts gegen den König von Frankreich, dieſe große Begebenheit hervorgebracht

---

*) Dixit quod vidit et audiuit Magnum Magiſtrum Ordinis ſui Angliæ, *laicum*, abſolventem Fratres ſui Ordinis per hæc Verba; *Auctoritate Dei, et B. Petri, et D. Papæ nobis commiſſa*, abſolvimus vos a *quocumque peccato*: et *committebat* ſuper hoc *vices ſuas fratri Sacerdoti* ejusdem Ordinis.

bracht hätten. Wenn nur dieſe einzige Beſchuldigung wahr iſt, ſo waren doch wohl die Tempelherren höchſtſtrafbar, nach Päbſtlichen Grundſätzen, welche die Vergebung der Sünden ſchlechterdings an die Abſolution des **Prieſters** binden und den **Layen** davon ausſchließen. Die Ritter, die niemals rechtmäßig gebeichtet hatten, niemals rechtmäßig waren abſolvirt worden, waren ipſo facto in der Excommunikation, und ſie waren ſo dreiſt, ſich ſogar ſelbſt von der **Excommunikation** zu abſolviren. Wer irgend reiflich überlegen will, welchen wichtigen Einfluß die Ohrenbeichte auf das ganze Gebäude der römiſchen Hierarchie hat, der wird bekennen müſſen, daß wenn dem Pabſte irgend ein Grund zur Aufhebung des Ordens gültig geweſen, ſo muſte es dieſer ſeyn, daß der Orden einen **Grundſatz hegte**, und beſtändig ausübte, der ihn von der Prieſterlichen Gewalt ganz **unabhängig** machte, und weiter verbreitet, dieſe ganz aufgehoben haben würde. Dem Orden der Jeſuiten, der es auch ſehr wohl verſtand, die Beichtväter nach ſeinen Abſichten zu ſetzen, hat man nur zeihen können, daß in demſelben Grundſätze gehegt, und nur ehemals von einzelnen Mitgliedern ausgeübt worden, welche der Königlichen Gewalt ſchädlich waren. An die Prieſterliche Gewalt hat er ſich nicht vergriffen, und doch hat der Pabſt nützlich und nothwendig gefunden, ihn aufzuheben. Wie viel mehr hat ihm zu Aufhebung der Tempelordens, nur bloß der Umſtand, daß dieſer Orden ſich von der prieſterlichen Gewalt loszählen wollte, einen wichtigen Grund an die Hand geben müſſen.

Daß die Aufhebung der Tempelherren mit Martern und Scheiterhaufen begleitet geweſen, können und müſſen wir in ſeiner ganzen Abſcheulichkeit empfinden, aber es ſoll uns nicht Wunder nehmen. Es war damals den Geſetzen der Kirche, dem ganzen Genius der Zeiten gemäß. Wenn man 1212 in Strasburg hundert Leute verbrannte, *) welche dem Prieſterlichen Befehl zuwider in den Faſten Fleiſch gegeſſen hatten, und den Coelibat nicht billigten, wenn man 1235 die Stedinger verbrannte die nicht Zehenden geben wollten **) wenn man im vierzehnten Jahrhundert die Albigenſer verbrannte, die den Grundſätzen der Kirche widerſtritten, wie kann es noch Befremden erregen, daß man ebenfalls im vierzehnten Jahrhunderte Leute ſchon bloß deswegen verbrannte, weil ſie, indem ſie die Beichte dem Prieſterthume entzogen, die ganze prieſterliche Autorität untergruben.

---

*) Ritter Tr. de Stedingis Viteb. 1751. 4. S. 28. aus Mutii Chron. Germ. in Piſtorii Scr. R. G. T. II. S. 809.

**) Ritter in dem eben angeführten Tractate.

Doch genug von den Folgen des Päbſtlichen Rechts oder Konvenienz, genug von den Scheiterhaufen der Ketzermacher. Das Herz empört ſich zu leicht bey dem entſetzlichen Wüten gegen irrende, und vielleicht aus Liebe zum Guten auf Irrthum gerathene Menſchen. Ich will nur noch meine Leſer aufmerkſam machen, welche außerordentlich merkwürdige Erſcheinung es iſt, daß man einen ganzen Orden findet, der den dreiſten Grundſatz hegt, ſich der prieſterlichen Beichte zu entziehen. Daß zu allen Zeiten einzelne Perſonen Begriffe gehabt, die über die herrſchende Rechtgläubigkeit ihrer Zeit weit hinausſchritten, iſt bekannt, auch daß ſolche Geſinnungen nach und nach zu einer größern oder kleinern Sekte gediehen, iſt zu begreifen. Aber wenn man das ganze Bild des dreyzehnten Jahrhunderts ſich deutlich vor Augen ſtellt, ſo muß man erſtaunen, in **dieſer Zeit**, einen ganzen mächtigen im Orient und Occident ausgebreiteten **Ritterorden** zu finden, in welchem ein der herrſchenden Kirche, in einem ſo wichtigen Punkte, widerſtreitender Satz, nicht allein angenommen iſt, ſondern auch, im größten Geheimniſſe, allgemein **ausgeübt** wird. Da nichts in der Natur durch einen Sprung geſchiehet, ſo müſſen nothwendig Vorbereitungsurſachen vorhanden geweſen ſeyn, welche den Orden, auf dieſe ſonſt ganz unbegreiflich ſcheinende Praxis gebracht haben. Ich werde dieſe Urſachen unten, im vierten Abſchnitte, näher angeben, und hoffentlich zur Befriedigung des nachdenkenden Leſers zeigen können, woher der Orden Lehren genommen habe, aus welchen eine ſolche Praxis natürlich folgte.

Dritte Beſchuldigung.

Daß ſie unnatürlicher Lüſte gepflogen *).

Ich wünſchte, daß dieſe Beſchuldigung ſo unglaublich wäre, daß ſie bloß deshalb müßte für falſch zu erklären ſeyn. Aber die Geſchichte dieſes Jahrhunderts, beſonders die Geſchichte der Kreutzzüge iſt voll von Laſtern aller Art, und auch von allen Sünden der Unzucht, die unter denen die ſich Chriſten nennten ungeſcheut getrieben wurden.

Daß beſonders das Laſter von dem hier die Rede iſt, ſeit langen Zeiten ſehr gemein geweſen, davon wären hundert Zeugniſſe anzuführen. Aber um über einen ſolchen Gegenſtand nicht weitläufig zu ſeyn, will ich nur Einen Beweis darlegen, der hoffentlich ſtatt aller ſeyn kann.

Im Achten Jahrhunderte, wie Alcuin, ein Zeuge wider den niemand etwas einwenden kann, bezeugt, und ſehr wahrſcheinlicher Weiſe auch

---

*) In den 123. Artikeln No. 36 bis 41.

auch noch in den folgenden Jahrhunderten, mußte jeder gewählte Biſchoff, ehe er geweihet wurde, ſich über folgende vier **kanoniſche Fragen vertheidigen:** *) 1) Ob er ein Knabenſchänder geweſen. 2) Ob er mit einer Nonne gebuhlet. 3) Ob er mit einem vierfüßigen Thier zu thun gehabt. 4) Ob er in zweyter Ehe gelebt, oder eine Wittwe geheirathet. **) **Und wenn er in der Vertheidigung unſchuldig befunden ward, ſo muſte er auf die Evangelien ſchweren, und auf den Leib des H. Petrus beſtätigen,**

daß

---

*) Cum Epiſcopus civitatis fuerit defunctus novus eligitur a Clero ſ. Populo, fitque decretum ab illis, & veniunt ad Apoſtolicum cum ſuo electo, deferentes ſecum ſuggeſtionem, hoc eſt, rogatorias literas, ut eis conſecret Epiſcopum. Tunc Pontifex jubet eum inquiri de *quatuor capitulis Canonicis*, hoc eſt. 1) De *arſenoquita* (ἀρσενοκοίτῃ) 2) pro *ancilla Deo ſacrata* 3) pro *quadrupedibus*, 4) aut ſi conjugem habuit ex alio viro, quod graece dicitur δευτερογαμία. Et ſi de his *inculpabilis inventus fuerit*, *jurat Archidiacono ſuper quatuor Evangelia*, deinde *confirmat ſuper Corpus S. Petri* de his *inculpabilem* ſe fore. *Alcuinus de divinis officiis* Cap. XXXVII in deſſen *Opera*, ſtudio *Frobenii* Principis et Abb. ad. S. Emeram. Tom. II. Vol. 2. S. 492.

**) Man legte nämlich die Worte des Apoſtels ſo aus: Ein Biſchoff ſoll ſeyn eines Weibes Mann. Der Apoſtel ſetzte hinzu: Er ſoll ſeyn, unſträflich, nüchtern, mäßig, ſittig, gaſtfrey, lehrhaftig. — Und was müßte man im achten Jahrhunderte hinzuſetzen!

daß er ſich dieſer vier Dinge auch künftig enthalten wolle. Ich bitte jeden unbefangnen Leſer, der auf Sitten der Menſchen Achtung zu geben gewohnt iſt, zu überlegen, welches der moraliſche Zuſtand der Menſchen in einer Kirche geweſen müſſe, wo man für nöthig fand von **jedem Biſchofe** eine **Vertheidigung** zu fordern, daß er kein **Knabenſchänder, Nonnenverführer** und **Beſtialit** geweſen ſey, und ihn feyerlich beſchwören und beſtätigen zu laſſen, **daß er es nicht werden wolle!** Wären dieſe Laſter nicht ſo äußerſt gemein geweſen, *) ſo hätte ein jeder ehrlicher Mann mit Unwillen ſagen müßen: Nolo epiſcopari! Daß aber das moraliſche Leben der ſogenannten Chriſten, vom achten Jahrhunderte bis ins dreyzehnte leider! nicht beſſer geworden, iſt bey allen denen die in der Geſchichte des mittlern Alters nicht ganz fremd ſind, ſo bekannt, daß es keines Beweiſes bedarf, und vielleicht hätten die Tempelherren, ihren Ketzerrichtern gerade zurufen dürfen: **Welcher unter euch von dieſer Sünde frey iſt, der werfe den erſten Stein auf uns!**

Es

---

*) B. Rather von Verona, im 10ten Jahrhundertes ſagt: Quam perdita *tonſuratorum* univerſitas tota, ſi nemo in eis, qui non aut *adulter*, aut ſit *arſenoquita*. Du Cange Gloſſ. med. Lat. v. Arſenoquita.

Es iſt alſo an ſich gar nicht unglaublich, daß dieſes Laſter auch unter den Tempelherren ausgeübt worden. Sie bekennen ſelbſt ſo vielfältig, und in verſchiedenen Ländern, es ſey bey ihnen erlaubt geweſen,*) daß man gar nicht daran zweifeln kann, und es iſt leicht zu erachten, daß dieſe Sünde zu denen gehörte, welche ſie, wie oben S. 59 zu ſehen, propter Erubeſcentiam carnis nicht beichteten, und die ihnen der Großmeiſter in Pauſch und Bogen ungebeichtet vergab.

Sie geben zur Urſach dieſer Erlaubniß an, ut melius caliditatem Terræ Ultramarinæ ualeant tolerare: & ne diffamentur propter mulieres **) Es läßt ſich ſehr wohl denken, daß man, wenn der natürliche Trieb mit aufgelegten Pflichten und mit dem Eifer für die Ehre eines Ordens in Kolliſion kam, ſich durch dieſe und ähnliche Winkelzüge die Empfindung daß man Unrecht thue, wegraiſonniret habe; es läßt ſich auch wohl begreifen, daß wenn dieſes oft geſchehen, eine Konnivenz erwachſen könne. Doch ſcheint im Tempelorden noch etwas mehr geweſen zu ſeyn,

---

*) Die Hiſtoire de l'Abolition (deutſche Ueberſ. S. 69) behauptet, daß nur drey bekannten dieß Laſter begangen zu haben. Es ſind aber in allen Verhören weit mehrere.

**) Du Puy S. 216.

ſeyn, denn es bekennen gar zu viel Ritter innerhalb und auſſerhalb Frankreich, daß ſie, bey der zweyten Reception, die Erlaubniß hiezu von dem Meiſter ausdrücklich erhalten haben, wann ſie auch zum Theil vorgaben ſich derſelben nicht bedient zu haben. Eine ausdrückliche und allgemeine Erlaubniß dieſer Art, und die ſo lange Jahre fortgeſetzt werden, wovon man wohl in der Geſchichte nirgends ein Beyſpiel findet, iſt zu merkwürdig, als daß man nicht aufmerkſam darauf ſeyn müßte. Ich glaube der Sinn deſſen, was Recht und Unrecht iſt, iſt den Menſchen ſo tief ins Herz geſchrieben, daß kein Geſetzgeber einer Geſellſchaft, wenn er auch noch ſo kurzſichtig wäre, ein offenbar unmoraliſches Geſetz geben kann, bloß um die Unmoralität zu befördern. Wenigſtens kann die Ausübung nicht lang dauern. Wenn man daher in irgend einer Geſellſchafft ein offenbar unmoraliſches Geſetz findet, ſo iſt es nöthig den Urſprung deſſelben tiefer zu ſuchen, man wird ſolchen ſicher in den Vorurtheilen und Abſichten der Menſchen finden, oder ſehen, daß eine unmoraliſche Handlung nur zugelaſſen worden, um etwas anderes zu vermeiden, das man mit Wahrheit, oder aus Vorurtheil für ſchlimmer hielt. Die oben angeführte Vorwände, konnten allenfalls eine Konnivenz veranlaßen, ſcheinen aber noch nicht eine ausdrückliche Erlaubniß

laubniß hervorbringen zu können. Sie konnten allenfalls auch von vielen andern geiſtlichen und weltlichen Ordensperſonen gebraucht werden, und ſind gewiß gebraucht worden, aber eine **wirkliche Erlaubniß** ihres Ordens haben ſie wohl nimmermehr vor ſich angezogen.

Ich glaube auf eine Urſach gekommen zu ſeyn, die die Obern des Tempelordens zuerſt veranlaſſet haben kann, eine ſo ſonderbare Erlaubniß zu geben. Im Anfange des Tempelordens waren **verheurathete Ritter** verhanden. Der §. LV der Regel des Tempelordens *) handelt von ihnen und erlaubt ſie, befielt auch daß wenn der verheurathete Tempelritter eher ſterbe, die Wittwe von dem Orden, der allemahl ihn und die Frau beerbte, ſollte ernähret werden. Es waren damals auch Tempelritter, die unter dem Namen **Schweſtern**, **) Beyſchläferinnen bey ſich hatten, welches aber im § LVI verboten wird. Man findet in ſpätern Zeiten aber weiter keine verheurathete Ritter, Man findet vielmehr daß ſie ſchwören mußten, daß ſie **nicht verheurathet** wären. Es iſt alſo wahrſcheinlich, daß die Obern zu irgend einer Zeit, die Erlaubniß verheurathete Brüder aufzu-

---

*) Du Puy S. 99.

**) S. Du Cange Dict. lat. med. aevi v. Sorores extraneae.

aufzunehmen aufgehoben haben, auf das Verbot der Schweſtern ſtrenger gehalten haben, und als Klagen darüber entſtanden, dieſe Erlaubniß an die Stelle ſetzten. Die Klauſel: ne Ordo diffametur propter mulieres deutet ziemlich darauf. Noch leitete mich auf dieſe Vermuthung das auch ſonſt ſehr merkwürdige Bekenntniß Br. **Johann de Caſſanhas** *) zu Karkaſſone. Er muſte ſchwören, daß er kein Hinderniß an ſich habe, als Schulden, **Heurath**, Knechtſchaffte und dergl. Ferner, daß er ohne Eigenthum leben, **keuſch bleiben** wollte u. ſ. w. und am Ende ward ihm doch die Erlaubniß gegeben, von der die Rede iſt. Hier ſieht man deutlich, daß durch **keuſch bleiben**, nur die Enthaltung von der Heurath und vom weiblichen Geſchlechte überhaupt verſtanden wird. Da damals der **Cölibat** für ſo ſehr vorzüglich gehalten ward, ſo glaubten ſie vielleicht daß der Orden durch die Verbindung mit den verheuratheten Rittern an ſeiner Würde verlöhre, und der Unterhalt der Wittwen machte vielleicht Schwierigkeiten.

Endlich darf ein Menſchenfreund wenigſtens vermuthen, daß die Männerliebe, zuerſt nicht aus unmoraliſchen Abſichten erlaubet worden, **) und daß nur der Mißbrauch unmoraliſch geweſen. Man glaubte wohl in dieſem militariſchen Orden, engere Freundſchafft und Verbindung in Gefahr zu veranlaßen. Es iſt bekannt daß im mittlern Zeitalter jeder Ritter ſeinen Waffenbruder hatte und in der alten Geſchichte iſt die heilige Kohorte der Spartaner bekannt. Beyſpiele die ganz ungezwungen hieher gezogen werden können.

---

*) Du Puy S. 215. 216.

**) S. Meiners vermiſchte philoſophiſche Schriften 1r Band S. 61 u. f.

Vierte Beſchuldigung.

Daß ſie ſich bey den Aufnahmen auf eine unanſtändige Art geküſſet haben. *)

Dieſes haben ſehr viele geſtanden, und einige ſehr wenige von denen, die die 2te Aufnahme durchgegangen waren, geläugnet, **) aber ſie ſind ſehr in den Ausſagen von dem Orte des Leibes, wo die Küſſe gegeben worden, verſchieden. Indeſſen kommen die meiſten, welchen die zweite und dritte Arten oder Grade bekannt waren, darinn überein, daß dabey der Neuaufgenommene den Meiſter der ihn aufnahm,

---

*) Unter den 123 Artikeln No. 26 bis 29.

**) Drey engländiſche Ritter, Br. Stephan v. Stapelbrugge, Thomas de Tocci und Johann Stoke, welche ſonſt ihre zweite Aufnahme ſehr ausführlich beſchreiben, ſagen hiervon nichts.

nahm, in fine ſpinae dorſi, in umbilico, & in ore habe küſſen müſſen, verſchiedene ſprechen nur von den beiden letztern Küſſen. *) Ich glaube man muß bey dieſer, beym erſten Augenblicke ſeltſamen Gewohnheit folgendes bemerken.

Es kann ſehr leicht ſeyn, daß ſich bey einzelnen Perſonen des Ordens wollüſtige Mißbräuche gefunden, auf welche Vermuthung auch ſchon die vorige Beſchuldigung leiten kann. Hierüber aber wäre denn nicht der Orden ſelbſt, ſondern einzelne Perſonen und das gänzliche Verderben der Sitten dieſes finſtern Zeitalters anzuklagen, wovon aus der Geſchichte auffallende Beweiſe beyzubringen wären, wenn es hier nöthig und ſchicklich wäre.

Indeſſen ſieht man aus den vielfältigen Ausſagen, daß die unanſtändig ſcheinende Arten von Küſſen bey den geheimen Aufnahmen ſehr gewöhnlich geweſen, ſo daß ſie nicht bloß einem Mißbrauche einzelner Perſonen zugeſchrieben werden kann. Ich habe hierüber folgende wahrſcheinliche Muthmaßungen.

Der

---

*) Man ſiehet hier wohl, ſo wie bey den andern Beſchuldigungen, daß obgleich in der Hauptſache die geheimen Gebräuche der Tempelherren allenthalben eben dieſelben geweſen, dennoch in Nebendingen ſich hin und wieder Abänderungen finden, welche vielleicht bloß von der Willkühr der Meiſter abhiengen.

Der Leſer wird ſich hier erinnern, daß im Tempelorden, mehrere unterſchiedene Grade oder Arten der Aufnahme gewöhnlich geweſen. Sie ſind von der zweyten an, ſehr geheim geweſen, und es iſt ſehr natürlich, daß die Obern viele von den Tempelherren zu dieſen geheimen Gebräuchen gar nicht zulaßen wollten, weil denſelben nicht zu trauen war, oder aus andern Urſachen. Es iſt aber auch zu begreifen, daß dieſe zum Theil merken mochten, daß in ihrem Orden noch etwas geheimes vorgehe, und daß ſie verlangt haben, zu den Geheimniſſen zugelaßen zu werden. Um dieſe loszuwerden, war nichts natürlicher als unangenehme Bedingungen zu machen, welche ſie abſchrecken konnten. Es iſt bekannt, daß man in den mittlern Zeiten, bey Errichtung der damals entſtandenen Innungen, die Aufnahme in viele derſelben mit gewiſſen beſchwerlichen und zum Theil lächerlichen und unanſtändigen Ceremonien verbunden habe, um zu verhindern, daß nicht zu viele in dieſelbe träten. Insbeſondere iſt es bekannt, daß zu den Zeiten der berühmten Hanſa, bey Aufnahmen in die Kaufmannscomtore, zu den unanſtändigen noch grauſame Gebräuche *) hinzugethan wurden, um den Eintritt in die

---

*) In Holbergs Beſchreibung der Handelsſtadt Bergen in Norwegen 2ten Th. S. 59 und f. f. kann man

Kaufmannſchaft ſchwer zu machen, wovon der Ausdruck **hänſeln** herkommt. Findet man nicht jetzt noch, in einigen hohen Domſtiftern den Gebrauch, daß die neuaufgenommenen Domherren mit Ruthen gepeitſcht werden, welches gleichfalls zur Abſicht hat, die Anzahl der Kompetenten zu vermindern.

Es iſt übrigens leicht zu erachten, daß Ceremonien, welche in einer Geſellſchaft anfänglich nur angenommen wurden, um ſolche Kompetenten, die man nicht haben will, abzuhalten, endlich als weſentlich zur Aufnahme gehörig können betrachtet, und in der Folge der Zeit, nachdem man ihren erſten Urſprung vergeſſen hat, auf mannichfaltige Art können abgeändert werden.

Endlich iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß der uns unanſtändig ſcheinende Theil dieſer Küſſe, als ein Zeichen des blinden Gehorſams des Neu-

man nachleſen, welche unanſtändige und unmenſchliche Spiele man auf dem deutſchen Comtor daſelbſt mit denen vorgenommen, welche die Kaufmannſchaft lernen wollten, wie man ſie in den Rauch gehangen, ins Waſſer getaucht, gepeitſchet, mit Koth beworfen. Wenn glaubwürdige hiſtoriſche Nachrichten nichts, und die Vergleichung mit unſern jetzigen Sitten alles gälte, ſo konnte man das auch für unglaublich halten, und diejenigen welche ſo geradezu ſchließen, niemand würde ſich den unanſtändigen Gebräuchen der Tempelherren unterworfen haben, könnten eben ſo gut ſchließen, niemand im mittlern Zeitalter würde ſeinen Sohn haben laſſen einen Kaufman werden.

aufgenommenen gegen ſeinen Meiſter ſey eingeführt worden. Man weiß wie ſehr der blinde Gehorſam in allen Orden eingeprägt wird, und welche Forderungen oft die Novizenmeiſter an die Novizen *) machen um ihren Gehorſam zu prüfen. Ein Augenzeuge, der Abbé **Pilati** verſichert, daß der jetztregierende Pabſt bey ſeiner Krönung 1775 von den Kardinälen und Prälaten, auf den Fuß, auf das Knie und auf den Bauch geküſſet worden **). Iſts denn ſo gar unglaublich, daß die Tempelherren im zwölften oder dreyzehnten Jahrhunderte einen Schritt weiter im Küſſen gegangen ſind, oder anſtatt des Fußes und Knies einen andern Theil des Körpers geküſſet haben. Es iſt dieß ganz und gar nicht unglaublich, zumahl wenn man daran denkt, daß es dem Geiſte dieſes Zeitalters gemäß war, ſehr oft die ernſthafteſten Dinge mit den ſeltſamſten Ceremonien zu verbinden, wobey ich nur an die wunderlichen Gebräuche bey einigen Belehnungen erinnern will. Es ſcheint mir wenigſtens unrecht, übereinſtimmende hiſtoriſche Zeugniſſe, ja ſogar eigene Bekenntniſſe, bloß durch eine nicht einmahl richtige Vergleichung mit unſern jetzigen Sitten, umſtoßen zu wollen. Ich glaube vielmehr, wenn andere Orden und Geſellſchaften aus dem mittlern Zeitalter in ſolche genaue Inquiſition gekommen wären, wie die Tempelherren, ſo würden von denſelben ebenfalls uns jetzt ſeltſam ſcheinende Gebräuche ans Licht gekommen ſeyn, davon man jetzt nichts weiß.

---

*) S. Geſchichte der Mönchsorden 1ter Th. S. 231. oder Briefe aus dem Noviciat. 1ter Th. S. 141. u. f.

**) Apres cela Pie VI. donna deux benedictions au Peuple, par ou finit la ceremonie, pendant laquelle le Pape reçut bien de Baiſers des Cardinaux & des autres Prélats. Les Chanoines les Abbés & les Penitenciers, ne furent admis qu'à lui baiſer les pieds. Les Patriarches, les Archéveques & les Eveques lui baiſoient le pied & le *genou*. Les Cardinaux en corps lui baiſerent une fois les pieds, le *genou* & la *joue*. Ceux d'entre les Cardinaux qui firent des fonctions plus particulières, comme de l'encenſer, de lui mettre la mitre &c. le baiſerent à *l'eſtomac* & à la *joue gauche*: une autre fois les Cardinaux en Corps ne lui baiſerent que la *main*, & les Eveques ne lui baiſerent àlors que le genou droit. *Voyages en differens pays de l'Europe.* T. I. S. 321.

Fünfte Beſchuldigung.

Ihre Kapitel und Aufnahmen würden geheim, bey verſchloſſenen Thüren und des Nachts, oder vor Sonnenaufgang gehalten *).

Daß ſie ihre Verſammlungen bey Nacht gehalten war allgemein bekannt **). Ein einziger

---

*) Unter den 123 Artikel No. 97 — 102.

**) Et in veteri templo (Pariſiis) ædificia ſunt cuidam numeroſo exercitui ſufficientia & competentia. Quia cum

Tempelherr Br. Robert de Sautre zeigt an: daß er im Zimmer des Meiſters circa medium Diei aufgenommen worden *). Dieß iſt aber gewiß eine Ausnahme geweſen, denn es ſind ſonſt unzählige Ausſagen der Tempelherren vorhanden, worin ſie berichten, daß ſie bey Nacht, oder eigentlich in der größten Frühe, kurz vor oder nach Aufgang der Sonne **) aufgenommen worden, wo alsdenn auch Kapitel gehalten ward. Daß die Aufnahmen geheim ***) geweſen, daß niemand

---

cum Templarii omnes ciſmontani temporibus ac terminis ſuis ad generale eorum Capitulum conveniunt; hoſpitia ibidem inveniunt competentia. Oportet enim quod in una curia quieſcant, *quia de nocte ſua contractant in Capitulo negotia*. Matth. Paris Hiſtoria magna S. 773.

*) du Puy S. 304.

**) Super *ſecunda Receptione* ſua, qua hora fuerat, repetitus dixit: quod in aurora inter Diem & noctem, & quod eadem hora celebrantur clandeſtiné Capitula eorum, du Puy S. 393. Quaſi hora prima. S. 300 hora tertia S. 304 intra primam & tertiam horam S. 306 N. 41. item poſt ortum ſolis. ib. No. 36 Aliquantulum poſt ortum ſolis S. 277 auch in Prima Dormitione. S. 524. Surgebant fratres circa mediam noctem & fiunt capitula ante auroram du Puy 577.

***) Br. Patrick de Rippon: Quod ingreſſu ſuo ductus fuit *indutus* NB. *camiſia & bracciis tantum* per *longum aditum* uſque ad *ſecretiorem domum*. du Puy S. 519. So auch Br. Adam de Walincourt, der den Orden verlaſſen hatte, und wiederaufgenommen wurde: Nudus *cum femoralibus tantum*, a porta exteriori uſque ad Capitulum venit. S. 342.

niemand als Tempelherren zugegen geweſen *) daß die Thüren verſchloſſen und bewacht worden **) darüber ſind in den Ausſagen auch genugſame Zeugniſſe vorhanden. Die Richter der Tempelherren haben nicht daran gedacht ſich nach den verſchiedenen Graden der Tempelherrenſchaft genauer zu erkundigen, daher kann man jetzt nicht wiſſen, wie es dabey mit der Geheimhaltung eingerichtet geweſen iſt, ob es gleich aus ein paar, eben in den Anmerkungen angeführten Zeugniſſen beinahe ſcheinen ſollte, als ob bey der erſten Aufnahme nach der öffentlichen Regel nur die Thüren verſchloſſen geweſen, und daß bey der zweyten auch die Thüren bewacht worden. Das erſtere iſt vermuthlich geſchehen, um Jedermann daran zu gewöhnen, daß die Tempelherren ihre Zuſam-

men:

---

*) Br. Hugo de Tadecaſtre, ob er gleich nur im erſtein Grade geweſen, ſagt: quod nullus ſecularis erat præſens quando fuerit receptus. Nec eſt conſuetudinis, quod aliquis ſecularis ſit præſens in receptione Fratrum. du Puy S. 298.

**) Br. Thom. le Chamberlayn, gleichfalls nur im erſten Grade: Dicit quod unum oſtium claudebatur poſt eum, quando ingreſſus fuit capitulum; & aliud oſtium verſus Coemeterium erat, ubi nullus potuit ingredi. du Puy S. 298. Auch Br. Joh. de Stoke, im zweyten Grade: Stantibus ante oſtium duobis ſervientibus, cum gladiis & clavis, & erant *gladii in Camera* juxta prædictos duos fratres collocati. du Puy S. 399.

menkünfte geheim hielten, und ſie auf die geheimen Kapitel des zweyten Grades, weniger aufmerkſam zu machen. Das letzte aber vermuthlich, um diejenigen Ritter, welche nur im erſten Grade waren, abzuhalten, daß ſie nicht merkten wenn eine vor ihnen verborgne Zuſammenkunft gehalten wurde. Eine merkwürdige Geſchichte die Br. **Robert de Oteringham** erzählt *), läßt bemerken daß dieſes nothwendig geweſen. Der Großprior war unter einem andern Vorwande von der Abendmahlzeit **) weggeblieben. Dieſer Tempelherr, der nur im erſten Grade war, hörte Nachts ein Geräuſch von Stimmen in der Kapelle. Er ſtand auf, gieng

---

*) Quod ſunt 20 anni vel circa, ex quo ipſe apud *Wetherby* Eboracenſis Dioeceſis audivit in ſero, quod magnus Præceptor Templi, qui erat in prædicto loco, non veniret ad collationem, quis parabat Reliquias quas portaverat e Terra-Sancta & volebat eas oſtendere Fratribus ſuis. Et poſtea de profunda nocte audivit confuſum clamorem intra Capellam: & ſurrexit Deponens & per foramen clavis vidit magnum lumen ignis vel candelæ in Capella. Et in craſtinum, cum quæreret à quodam Fratre Templi, de quo Sancto fecerant ita magnum feſtum iſta nocte: prædictus Frater *in pallorem mutatus, quaſi ſtupefactus, & timens* quod vidiſſet aliquid de actis per eos; dixit Frater ſibi: *Vade viam tuam: & ſi me diligis & vitam tuam, nunquam Magiſtris loquaris de materia iſta.* du Puy S. 520.

**) Eigentlich von der Collation ſ. Regula Templariorum §. 16. beym du Puy S. 93.

gieng nach der Kapelle, die entweder nicht bewacht war, oder die Wächter waren nachläßig, und ſah durchs Schlüſſelloch helles Licht. Er fragte nachher einen Ritter der bey der Verſammlung geweſen war, welchem Heiligen zu Ehren ſie Nachts ein ſolches Feſt gefeyert hätten. Dieſer erſchrack, ward blaß, und ſagte ihm: „So „lieb er ſein Leben habe, ſolle er den Obern „nichts davon ſagen.“

Dieſe heimlichen Zuſammenkünfte erweckten damals ſchon verſchiedenen Perſonen mancherley Verdacht wider den Orden *). Es war dieſes ſehr natürlich; da eine ſolche Heimlichkeit weder bey irgend einem andern Orden üblich, noch auch in der öffentlichen bekannten Regel des Tempelordens auf irgend eine Art verordnet war. Es war auch leicht zu erachten, daß ſo viel Vorſicht und Geheimhaltung nicht ohne Urſach angeordnet ſeyn müſſe. Man kann daher ſicher annehmen, daß die Gewohnheit, die Kapitel

---

*) Funfzehn Perſonen in Schottland zeugten: Quod contra perſonas dictorum fratrum dicti ordinis nihil ſciunt dicere, nec de receptione aut profeſſione, quia nunquam viderunt aliquem in Scotia vel alibi in fratrem recipi vel etiam profiteri; quia ſemper iſtud clandeſtine faciebant. *Propter quod, tam ipſi quam progenitores ſui* contra præſatum ordinem & fratres ejusdem *malam præſumtionem habuerunt.* Et maxime cum viderint ceteros Religioſos publice recipi ac etiam profiteri, & in ſuis receptionibus & profeſſionibus amicos parentes & vicinos vocari. du Puy, S. 532.

pitel heimlich und bey verſchloſſenen Thüren zu halten, eher nicht beym Tempelorden eingeführet worden, bis etwas geheimes in denſelben gekommen, welches anfänglich nicht in demſelben war. Aus vielen übereinſtimmenden Zeugniſſen der Tempelherren, die bey der folgenden Beſchuldigung, und deren Erläuterung im vierten Abſchnitte, werden angeführt werden, wird auch genugſam erhellen was es geweſen, und daß die Tempelherren Urſach gehabt haben, es geheim zu halten. Diejenigen Geſchichtſchreiber, welche durch den gerechten Abſcheu, über die im vierzehnten Jahrhunderte den Geiſtlichen und Königen nur allzugewöhnliche Hartherzigkeit, mit welcher ein Theil der Tempelherren hingerichtet ward, ſich haben verleiten laßen, dieſe für ganz unſchuldig und ihre Richter für ganz partheyiſch zu halten, hätten doch überlegen ſollen, daß die allgemein zugeſtandene ungewöhnliche Heimlichkeit ihrer Verſammlungen, einen ſtarken Verdacht wider den Orden erregen müſſe, daß ſie nicht von ohngefähr habe kommen können, und daß es daher doppelt nöthig wäre die Beſchaffenheit der geheimgehaltenen Gebräuche genau zu unterſuchen, und nicht, wie ſie ſämtlich gethan haben, ſo leicht darüber wegzuſchlüpfen.

Sechſte Beſchuldigung.

1) Bey der geheimen Aufnahme müßten ſie Jeſum verläugnen, und das Kreuz mit Füßen treten *).

2) Sie ließen beym H. Abendmahl die Worte der Konſekrirung weg **).

3) Sie zeigten in ihren Generalkapiteln ein gewiſſes Bild, und verehrten es ***).

4) Es würde ihnen dabey ein Gürtel gegeben, von welchem man ſagte, daß er mit dieſem Bilde berühret worden ****).

Ich nehme dieſe vier Beſchuldigungen in Eine zuſammen, weil ſie ſich auf einander beziehen, und ſich auch, wenn ich in dem folgenden Abſchnitte ihre wahre Beſchaffenheit unterſuchen werde, wechſelsweſie werden erläutern können.

Es iſt ſchon oben S. 21 erinnert worden, daß nur ein Theil der Tempelherren, dieſe Beſchuldigungen bejahet habe, und auch die Urſach hinzugefügt worden, weil dieſe Gebräuche die eigentliche Diſciplina arcani des Ordens waren,

---

*) S. unter den 123 Artikeln No. 1—13. **) No. 16—18. ***) No. 14 auch No. 4 bis No. 53. ****) No. 54—57.

ren, die nur auserleſenen Rittern in einer oder mehreren geheimen Aufnahmen eröfnet ward.

Dieſe Beſchuldigungen ſind ſehr wichtig, und, ich geſtehe es daß ſie beym erſten Anblicke ſehr fremd ſcheinen. Gleichwohl ſind ſie von ſo vielen Rittern, an ſo vielen und verſchiedenen Orten, freywillig und übereinſtimmend bejahet worden, daß man bey reifer Ueberlegung und Vergleichung dieſer vielen Geſtändniſſe, überzeugt werden muß, daß dieſe Geſtändniſſe weder erdichtet noch erpreſſet*) geweſen ſeyn können. Sie verdienen alſo ge-

---

*) Dieß haben gleichwohl viele Geſchichtſchreiber, ohne alle Unterſuchung, ſich überreden wollen. Dieß wäre unmöglich geweſen, wenn ſie die Zeugniſſe der Tempelherren unterſucht hätten aus verſchiedenen Ländern unterſucht hätten. Der Verfaſſer der Hiſtoire de l'Abolition des templiers, der nur einigermaſſen darauf geblickt, ohne ſie doch recht bis auf den Grund zu unterſuchen, empfindet (S. 94 der Ueberſ.) wenigſtens von den franzöſiſchen Rittern: „Es ſey ohne Wahrſcheinlichkeit, daß ſie „aus Gefälligkeit gegen den König und die Kommiſſarien, den Orden entehren, und Thaten hätten erfinden ſollen, und man könne nicht an der „Wirklichkeit und Aufrichtigkeit ihrer Geſtändniſſe „zweifeln.“ Aber ſein Ueberſetzer, der, wie man offenbar ſiehet, nichts von dieſer Sache unterſucht hat, widerſpricht ihm in ſeinen unlehrreichen Anmerkungen, erklärt alle Geſtändniſſe, ohne weitere Umſtände, für erdichtet oder durch Martern erpreßt, und erklärt den Reichthum der Tempelherren für ihr größtes Verbrechen.

wiß eine reife Unterſuchung. Ehe ich aber dazu ſchreiten kann, wird es nothwendig ſeyn, daß ich erörtere, was eigentlich über jede dieſer zuſammen verbundenen Beſchuldigungen von den gefangnen Tempelherren ausgeſagt worden, damit nicht, wie bisher, die Ausdrücke unbeſtimmt gebraucht und einer durch den andern verwirret werde. Es iſt noch nothwendiger, dieß hier genau und pünktlich zu thun, da alle Geſchichtſchreiber, mit unglaublicher Sorgloſigkeit, darüber weggegangen ſind, und kein einziger daran gedacht hat, ſo ſehr viele vorhandene Zeugenausſagen zuſammenzubringen, zu vergleichen und zuſammenzuſtellen. Es ſind viele Ausſagen, beſonders die franzöſiſchen, nicht ganz ausführlich ſondern nur ſummariſch vorhanden, ſie gehen in Nebenumſtänden zuweilen von einander ab, ſind auch nicht vollſtändig, ſo daß man manchen Umſtand aus der einen Ausſage nachholen muß, der in der andern nicht vorkommt, aber in den Hauptpunkten ſind ſie ſehr übereinſtimmend und deutlich. Ich werde zwar, um nicht allzuweitläuftig zu werden, nicht alle übereinſtimmende Zeugniſſe von jeder Art anführen, aber ich werde mit größter Treue und Unpartheylichkeit jedes anführen, das von den andern abgehet, ſo daß ich wiſſentlich, keinen Umſtand, der zu Erforſchung der wahren Beſchaffenheit der Sache dienen kann, weglaßen werde.

1) Daß bey der geheimen Aufnahme der Tempelherren, die Neuaufgenommenen Jeſum haben verleugnen und das Kreuz anſpeyen oder treten müſſen, wird von ſo ſehr vielen und in verſchiednen Ländern ausgeſagt, daß man alle hiſtoriſche Glaubwürdigkeit aufgeben müßte, wenn man es läugnen wollte. Es iſt aber dabey eine gar ſonderbare Erſcheinung, daß viele, indem ſie dieſes bekennen, ſo gar wenig daraus machen, und es beynahe nur für eine üble Gewohnheit hielten, die nun einmahl im Orden eingeführt wäre, und weiter nicht ſchade *). Der Großmeiſter **Jakob de Molay** ſagt mit der größten Gleichgültigkeit, davon daß er andere ſo aufgenommen: „Que ſon Intention etait de „leur faire, ce qu'il avait fait **). Bruder **Nikolas de Compendio** wollte erſt nicht daran, that es aber, da man ihm ſagte, daß es

---

*) Als Br. Gottfried de Gonavilla nicht gleich verläugnen wollte, ſagte ihm der Großprior von England: Je de jure *que cela ne te peut nuire*, c'eſt la coutume de notre ordre. Und Br. G. de Gonavilla hatte nachher andere eben ſo aufgenommen, *dont il penſa etre en peine.* Weiter nichts. du Puy S. 211. 212. Eben dieſes ſteht in dem weitläuftigern Bekänntniſſe dieſes G. v. Gonavilla. S. 314. Der Großprior ſagte ihm: Ego juro tibi *in periculo animæ meæ* quod *nunquam præjudicabit tibi, quantum ad animam vel conſcientiam.*

**) S. 208 No. 26.

alle andere auch thäten *). Einige glaubten, es geſchehe zum Andenken des H. Petrus, der Jeſum dreimahl verläugnet habe **). Man ſiehet hieraus, wie wenig die rohen Soldaten über die wichtigſten Lehren ihrer Religion nachgedacht haben und wie konnten ſie es, da allen Layen verboten war von Glaubensſachen zu reden ***). Indeſſen es iſt auch eine Anzeige daß dieſe Gewohnheit anfänglich nicht ſo ſehr ſchlimm gemeint geweſen, als ſie nachher ausgelegt worden, und daß die Tempelherrn geglaubt, dabey noch gute ehrliche Leute bleiben zu können. Einige halfen ſich bloß mit einer jeſuitiſchen reſervatione mentali, wie Br. Johann de Foullejo, der anſtatt Jeſu, den Superior im Herzen dachte, und dieſen anſchauend ſagte: nego te ****).

Einige ſind zwar zur Abläugnung gezwungen worden, weil wie ſchon oben erinnert worden, leicht zu erachten iſt, daß wenn die Obern ſo weit gegangen waren, ſie um das Geheimniß zu bewahren, nicht zurückkonnten. Einige ſind gezwungen worden, theils durch Gefängniß*), theils mit gezogenem Schwert **), theils mit beiden ***). Man findet aber nicht, daß ſich ein einziger nachher beſchweret habe.

---

*) S. 212 No. 139.

**) S. Eben dieſes Ritters Ausſage S. 212 und S. 315.

***) Durch eine Bulle von Pabſt Gregor IX. von 1231.

****) du Puy S. 207. Dieſer Ritter fragte nachher hierüber einen Advokaten, der ihm rieth vor dem Official zu Paris zu proteſtiren: que cet ordre ne lui plaiſait pas, welches aber der Ritter nicht that. du Puy S. 207.

Br. Th. **de Tocci de Thoroldeby**, ließ ſich zwar dahinbringen Jeſum zu verläugnen, und auf das Kreuz, oder eigentlich neben daſſelbe (per reſervationem mentalem) zu ſpeyen, aber durch keine Gewalt war er zu bewegen, daß er die **Heil. Jungfrau** verläugnet hätte, †) ſondern küßte die Füße ihres Bildes. Einige hatten ſich zwar vorgenommen, deshalb in einen andern Orden zu treten, hatten es aber doch nicht gethan ††). Ein einziger Engländiſcher Br. **Johann de Donyngſton** bekannte, daß er deshalb den Orden verlaſſen habe †††). Einige hatten es gebeichtet, und nachher dachten ſie wei-

---

*) Z. B. S. 209. No. 64. und S. 210. No. 68 und No. 81.

**) S. 208. No. 18, desgl. S. 396.

***) S. 211 No. 112.

†) Du Puy S. 396.

††) S. 209. No. 37. S. 210. No. 86. Dieſer leßte ſagte: Er würde den Orden verlaßen haben, wenn es nicht aus Furcht vor ſeinen Eltern unterblieben wäre, die den Orden für heilig gehalten, und zu ſeiner Reiſe nach dem Oriente große Koſten verwendet hätten, da man denn würde geglaubet haben, er verließe bloß den Orden aus Mangel von Herzhaftigkeit. Dieſes Bekänntniß iſt merkwürdig, denn gewiß mehrere Tempelherren haben eben ſo gedacht.

†††) Du Puy S. 525.

ter nicht daran. *) Br. Robertus de Supervillam de Rſis beichtete es und ſendete in einem Jubeljahre ſeinen Neffen nach Rom, Abſolution zu holen, und da dieſer unterweges ſtarb, that er weiter keinen Schritt um abſolvirt zu werden **) Br. Johann de Pont l'Eveque beichtete es einem Franziskaner, der ihm zur Buße weiter nichts verordnete, als ein Jahr lang alle Freytage zu faſten und ohne Hemde zu gehen. ***) Es muß wohl ſehr Wunder nehmen, daß für eine ſolche Sünde keine andere Buße verordnet worden.

2) Der Umſtand daß die Prieſter der Tempelherren, beym H. Abendmahl die Worte der Konſekration ausließen, war ſchon den erſten Kommiſſarien bekannt, welche unter Br. Wilh. de Pariſiis zu Paris 1307 die erſte Unterſuchung wider die Tempelherren hatten †). Es waren der Prieſter unter den Tempelherren wenige, und alſo kann man wenige Zeugniſſe haben. Dieſe indeſſen ſind genug um die Wahrheit dieſer Beſchuldigung zu

---

*) Der ebengedachte Ritter beichtete es dem Biſchof Walther von Poitiers. Auch Br. Gaucerand de Montepeſato S. 216. u. a m.

**) S. 208. No. 14.

***) S. 211. No. 100.

†) Derechef li Preſtre de l'Ordre ne ſacrent pas à l'Autel le Cors Nuſtre Seigneur. Du Puy S. 202.

erhärten, auch kann ich mich nicht erinnern einen einzigen Prieſter gefunden zu haben, der ſie geläugnet, obwohl verſchiedene Layen ſagen, daß ſie es nicht glauben, welches aber nichts beweißt, da ſie es nicht wiſſen konnten. Der am ausführlichſten drüber redet iſt ein Prieſter in Beaucaire, aus deſſen Zeugniſſe auch erhellet, daß die Tempelherren es gewußt, daß ſie unkonſekrirte Hoſtien bekämen. *)

3) Daß Sie ein Bild oder Kopf in ihren Generalkapiteln gehabt, und es ver-

---

*) Quant à ce qui regarde la Conſecration de la ſaincte Hoſtie, un ſeul Preſtre des Templiers en a confeſſé tous les erreurs: diſant, que celuy qui le receut à l'Ordre, luy commanda de ne la conſacrer à l'Autel, ny moins dire les parolles requiſes à la Conſecration & Sacramentales, ſur l'Hoſtie qu'il elevoit & monſtroit au peuple, ny à celles qu'il donnoit aux Templiers, quand ils faiſoient la Communion. Ce meſme Preſtre a dit & confeſſé, l'avoir exactement obſervé, ſelon qu'il lui avoit eſté trés-eſtroitement enjoint, touchant les Hoſties qu'il diſtribuoit aux autres Freres, quand ils ſe preſentoient á la Table: mais que pour celle de ſon Elevation à l'Autel, qu'il monſtrait au peuple, quelle eſtroite & rigoureuſe defenſe qu'on lui euſt fait, il la conſacroit touſjours dans ſon cœur, avec la meſme intention & les propres Parolles Sacramentales à ce requiſes — Il y en a neantmoins quelques-uns (peu toutesfois) qui ont depoſé, que lors qu'ils faiſoyent la Communion, ils croyoient & ſcavoient fort bien, ne recevoir que des feuilles blanches, & des Hoſties non conſacrées. S. Du Puy S. 220. auch S. 392. In receptione extitit dictum ei quod non crederet in Sacramentum Altaris.

ehret, daß ſie bey dieſer Verehrung öfters die Verachtung des Krucifixes bezeugt, *) erhellt aus vielen freywilligen übereinſtimmenden Zeugniſſen, in verſchiedenen Ländern, und es kann alſo daran gar nicht gezweifelt werden. Verſchiedene ſagen aus, ein ſolcher Kopf werde in Frankreich zu Montpellier **) aufbehalten. Br. **Johann Wolby de Buſt**, ein Minorit bezeugt daß ein geweſener Tempelherr Br. **Johann de Dingeſton** ihm vertrauet habe, daß in England zwey ſolche Köpfe wären. ***) Und ein ihm im Namen ſehr ähnlicher Br. **Johann de Donyngſton**, welches vielleicht ebenderſelbe

---

*) Br. Johann de Caſſanhas erzählt: le Precepteur âpres tira d'une boéte une Jdole *de Auritbake*, en figure d'Homme, le mit ſur un coffre & dit ces mots. Domini ecce &c — Cela dit, ils l'adorèrent, ſe mettant à genoux par trois fois, & a toutes fois qu'ils adorèrent cette Jdole, ils monſtroient le crucifix, *in ſignum ut ipſum penitus abnegarent*, & crachaient deſſus. Du Puy S. 215. 216. Br. Joh. Ducis de Tavernia.o ſagt: Et pour la tête qu'il l'a vue en ſix chapitres, & l'a adoreé. S. 209. No. 36. Br. Radulph de Gyſi ſagt: *de Capite*, qu'il l'a veu *in ſeptem Capitulis*; — qu'ils l'adorent ainſi quand on le monſtre: *Omnes proſternunt ſe ad terram & amotis caputiis adorant illud*. S. 210. No. 88.

**) Z. B. S. 210. No. 87.

***) S. 523. Quod quatuor *Idola* principalia fuerunt in anglia; unum uidelicet *Londoniæ* in Templo in Sacriſtorio, aliud apud *Byſtelesham*, tertium apud *Brueram* citra Lincolniam, & quartum ultra *Humbram*; neſcit tamen Juratus in quo loco. S. 526.

ſelbe iſt, ſagt aus, es wären vier ſolche Bilder in England, und zeigt auch die Oerter an. *) Doch haben auch andre in Orient, beſonders in Cypern ſolche Bilder geſehen. Man findet oft erwähnt, daß dieſes Bild aus einer Büchſe genommen, und auf einen Kaſten geſetzt worden, **) und Ein Zeuge ſagt aus, Quod aliqui Templarii portarent talia *Idola in coffris ſuis.* ***) Woraus man ſiehet, daß ſie klein geweſen, und alſo leicht haben können verborgen bleiben, zumahl da dazumahl ſo viel Bilder im kirchlichen Gottesdienſte gewöhnlich waren.

Ein oben ſchon erwähntes Zeugniß ſagt, daß dieſes Bild von Erz geweſen, verſchiedene andere, es ſey von verguldetem oder verſilbertem Holze geweſen. †) Es iſt dieß im Grunde einerley, kann auch wohl ſeyn, daß ſie von vielerley Materie gemacht worden. Weiter wird es zuweilen Bild (Idolum) mehrentheils aber ein Kopf (Caput) genannt. Ein einzigmahl ††) heißt es eine Idole en figure d'Homme. Weil nun am meiſten von einem Kopfe geredet wird ſo ſcheint es eine Abbildung eines menſchlichen Bruſtbildes geweſen zu ſeyn. Alle Zeugen reden nur von **Einem** Kopfe, nur ein einziger ſagt aus, daß im Oriente ein zweyköpfiges Bild

---

*) S. 215. **) S. 526. ***) S. 208. No. 22.
†) S. die Anmerkung. ††) S. 90.

Bild geweſen*). Mehrere ſagen aus, daß es einen Bart gehabt**). In den ſechs Artikeln des Abr. Bzovius ſteht, es habe ſchwarze und krauſe Haare***) gehabt, ich finde aber nicht, daß irgend ein Zeuge, etwas von den Haaren deſſelben beſtimmt hat. Einer ſagt zwar, er habe ſchrecklich wie ein Kobold oder böſer Geiſt ausgeſehen, †) und ein anderer, dieſes Haupt habe vier Füße, zwey von Seiten des Kopſs und zwey hinten gehabt, ††) vielleicht aber dienen dieſe beide Zeugniſſe zu erläutern, was ein dritter ganz naiv ſagt: „Er habe „diß Haupt zweymahl im Kapitel geſehen, „wo es nicht ſehr helle war.“ †††) Man wird ſich erinnern, daß die Kapitel bey Nachte gehalten wurden, wenn alſo das Zimmer nicht hell erleuchtet war, ſo iſts ſehr möglich, daß manche es nicht recht geſehen, und wie es gewöhnlich mit dunkeln Sachen gehet, deſſen Geſtalt nach ihrer eignen Einbildungskraft ausgebildet haban.

---

*) Br. Heinrich Tanet: caput aeneum bifrons. Du Puy S. 519.

**) 3. B. S. 208. No. 2 und 22.

***) Du Puy S. 25.

†) Qu'il eſt de figure terrible, qui ſemble à un Diable, dicendo Gallice d'un Maufé. Dieß will mit dem vergoldeten nicht recht paſſen, doch kann des Bildhauers Arbeit ſo ſchlecht geweſen ſeyn, daß es eher einem Kobolt als einem Menſchen ähnlich geſehen. S. 210. No. 88.

††) S. 250. No. 87. Kein einziger Zeuge redet von einer thieriſchen Geſtalt, daher können dieſe vier Füſſe keine thieriſche Figur anzeigen, vielmehr da bloß von Kopf und Füſſen geredet wird, ſo ſcheint es ein Bruſtbild geweſen zu ſeyn, das auf einem Poſtumente von vier kleinen Füßen geſtanden, ſo wie dergleichen noch jetzt ſehr gewöhnlich ſind.

†††) S. 210. No. 90.

Es iſt mit dieſem Bilde auch ein Namen verbunden, welchen zween Zeugen gleichförmig angegeben, ob ſie gleich in einem Nebenumſtande nicht ganz deutlich ſind. Br. Gaucerand de Montepeſato *) ſagt aus: „Que le Superior „lui montra une Idole barbue faite *in figuram* „*Baſſometi*," und Br. Raimond Rubei **) ſagt: „idem que les autres pour l'adoration de „l'Idole, *ubi erat depicta figura Baſſometi.*" Alſo iſt nun der kleine, im Grunde nicht weſentliche Umſtand ungewiß, ob das Bild zu einer gewiſſen unbekannten Figur gemacht, oder ob vielmehr darauf eine gewiſſe unbekannte Figur gemahlt geweſen. Du Puy ſagt, dieſe Figur habe *Baſſometum* geheißen. Ich ſehe nicht, warum gerade *Baſſometum*, da das Wort beidemahl im Genitiv vorkömmt. Es kann eben ſo gut auch *Baſſometus* geheißen haben, oder Baphemetus, wie ichs ſchreiben würde, aus Gründen, die im folgenden Abſchnitt ſollen angezeigt werden.

Endlich 4) der Gürtel war ein Zeichen der Ritterſchafft. Die Tempelherren empfingen einen

---

*) S. 116. **) Ebendaſelbſt.

einen in ihrer gewöhnlichen Aufnahme. Br. Th. de Thoulouſe der von der geheimen Aufnahme nichts wiſſen will, ſagt ausdrücklich, ſie trügen einen Gürtel, nicht zu Ehren eines Götzenbildes, ſondern nach der **Regel des H. Bernard** *) und mehrere nennen ihn den Gürtel der Keuſchheit **). Aber gewiß iſt es auch, daß ſie in der zweyten geheimen Aufnahme noch einen leinenen Gürtel bekamen, den ſie auf dem Hemde beſtändig tragen mußten. Dieſer Gürtel war ein Zeichen einer neuen und geheimen Ritterſchaft, und ſollte ſie beſtändig an das erinnern, wozu ſie ſich in der geheimen Aufnahme verbindlich gemacht hatten. Einige Ritter in **Beaucaire** ſagen dieſes ausdrücklich ***)

„Dieſe Ritter waren zwar in der geheimen Aufnahme aufgenommen, hatten aber das **Bild** nicht geſehen, wie ſich denn mehrere finden, die in eben dieſem Grade waren, und doch den geheimen Gürtel empfangen hatten. Dieß dient die Beſchuldigung zu widerlegen, welche dazumahl ſchon

---

*) Du Puy S. 301. **) S. 304. 374.

***) Que certain cordeau ou ceinture etroit leur eſt donnée en leur reception, qu'ils ceignent ſur leur chemiſe & ſont tenus de porter toute leur vie: *en ſigne qu'ils* ſont inviolablément aſtraints aux choſes par eux promiſes á leur entrée. Du Puy S. 220.

ſchon gemacht ward, daß dieſer geheime Gürtel an das Bild wäre angerührt worden. *) Man hat daraus geſchloſſen, daß magiſche Abſichten damit verbunden geweſen. Aber man findet, wie ſchon erwähnt, daß verſchiedene den geheimen Gürtel gehabt, die das Bild noch nicht geſehen hatten. Zwar findet man, daß diejenigen, welchen bey ihrer geheimen Aufnahme gleich das Bild gezeigt ward, auch den Gürtel bekommen haben. Dieß geſchah aber wegen der geheimen Aufnahme, nicht des Bildes wegen. Woher aber die Sage gekommen, daß dieſe Gürtel an dem Bilde angerührt geweſen, davon finden wir vielleicht die natürlichſte Erklärung in der Ausſage des Br. **Gancerand de Montepeſato** welcher ſagt: Der Superior der ihn aufnahm, habe den leinenen Gürtel aus eben dem

---

*) Et ceint l'en chaſcun quant il eſt receus d'un cordelette ſus ſa chemiſe, et la doit tousjours li freres porter ſeur ſoi, tant comme il vivra. Et entent l'en que ces cordoles ſont *touchiés* & *miſes entour une* Ydole; qui eſt en la forme d'une tête d'homme a grande barbe. Du Puy S. 202. Br. R. de Hamilton (S. 309) ſagt aus: Uſum cinguli fatetur propter honeſtatem, et nominat eum *cingulum de Naſareth*, tactum ad quandam *columnam*. Dieſer Ritter, von dem man nicht einmahl gewiß weiß, ob er in der geheimen Aufnahme geweſen, meinet, wenn ers nicht etwan bloß von Hörenſagen gehabt hat, durch *columna* vermuthlich das auf einem Poſtumente ſtehende Bruſtbild.

dem Kaſten genommen, worinn das Bild lag.*) Es war wohl natürlich, daß man das was geheim bleiben ſollte, beyſammen aufbewahrte, und mag wohl keine beſondere Abſicht dabey geweſen ſeyn. Daß Magie damit getrieben werden ſollen, oder getrieben worden, davon findet man in ſämmtlichen Ausſagen auch nicht einen Schein von Spur. Geſetzt aber, einige Tempelherren hätten auch würklich damit Magie treiben wollen, ſo wäre dieß kein Beweis der Abſicht. Denn hat man nicht auch damals, und ſogar noch jetzt, mit Chriſtlichen Sachen Magie treiben wollen, die gar dazu nicht gemacht worden.

Ein Zeuge in England ſagt:**) daß jemand der verſteckt etwas von dem geheimen Kapitel der Tempelherren geſehen habe, gewahr worden ſey, daß ſie ſämtlich ihre Gürtel an einen gewiſſen Ort niedergelegt. Die ganze Ausſage iſt aus andern Urſachen verdächtig, beſonders, da ſie bloß auf dem Hörenſagen von nicht mehr vorhandenen Perſonen beruhet. Indeſſen wenn dieſer Umſtand richtig wäre, ſo wären es wahrſcheinlich die Gürtel geweſen, die ſie bey ihrer erſten Aufnahme erhielten. Die Ablegung derſelben, wäre ein natürliches Zeichen, daß ſie ſich jetzt nicht mit dem was ihre öffentliche Regel beſagt, ſondern mit dem was ihre geheime Aufnahmen mit ſich brachte, davon ſie die Gürtel beſtändig trugen, beſchäftigen.

---

*) Et lui fut baillé une ceinture, qu'il tira de la caiſſe, ou'etait cette Idole, & lui commanda de la garder, & de la porter perpetuellement. Du Puy S. 216.

**) Du Puy S. 512.

Ich habe nun ſo getreu und ſo deutlich als ich gekonnt, alle Umſtände erzählt, welche durch die Ausſagen unverdächtiger Zeugen bis zu uns gekommen ſind. Die Unterſuchung, wie der Orden auf dieſe Dinge habe kommen können, und wie ſie alſo zu verſtehen ſind, muß, wenn ſie einleuchtend ſeyn ſoll, ſo umſtändlich ſeyn, daß ſie einen beſondern Abſchnitt erfordert.

Vierter Abſchnitt.

Beſondere Unterſuchung der im Tempelorden gewöhnlich geweſenen Verläugnung Jeſu, des Namens Baphemetus, und was dahin gehöret.

Daß die Ketzerrichter, ſobald den Tempelherren die eben angeführten Beſchuldigungen, nur einen Schein, nur einen Theil davon bekannt hatten, nichts weiter unterſucht, daß ſie nur mit ihren Gefangenen entweder zur Kirchenbuße oder zum ewigen Gefängniß, oder zum Scheiterhaufen geeilt ſind, iſt dem Sinne

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

der damaligen Zeiten ſehr gemäß, wo man zwar Ketzereyen zu verdammen und zu beſtrafen, aber nicht den Grund derſelben zu erforſchen bemüht war. Wozu wäre auch faſt in den damaligen Zeiten eine nähere Unterſuchung der Ketzereyen nöthig geweſen, da ſchon die geringſte Abweichung von dem, was von der Kirche zu glauben befohlen war, wenn man den Ketzer nicht durch ſonderbare Gnade abſolvirte, und ihm ein vorgeſchriebenes Glaubensbekänntniß ablegen ließ, mit dem Scheiterhaufen beſtraft ward. Vorgeſchriebene Glaubensbekenntniſſe, eben ſo wie Scheiterhaufen, ſind Hinderniſſe der Unterſuchung. Beide ſind ſchuld, daß wir von vielen Glaubens- und Lehrpunkten vieler ſogenannter Ketzer, nicht völlig deutliche Nachricht haben, welches wir auch von den geheimen Lehren der Tempelherren ſagen müſſen. Sobald man ſahe daß Ketzerey da war, unterſuchte man derſelben Beſchaffenheit weiter nicht, denn es kam beym Verdammen auf etwas Ketzerey mehr oder weniger nicht an.

Aber man muß billig erſtaunen, daß da ſo vieles über die Geſchichte der Tempelherren geſchrieben worden, niemand bemüht geweſen, die wahre Beſchaffenheit dieſer geheimen Gebräuche oder Lehren, aufzuklären. Eine leicht in die Augen fallende Abſcheulichkeit hat den Geſchichtſchreibern zur Veranlaßung gedient, eine freylich ſehr beſchwerliche Unterſuchung zu vermeiden. Die meiſten haben ſie für abſcheulich für unglaublich erklärt, und damit war es gethan, ohne weiter nachzudenken, wenn eine durch ſo viele Ausſagen bezeugte Sache für wahr angenommen werden müſſe, ob ſich etwan ein Geſichtspunkt finden ließe, in welchem ſie in einem klärern Lichte erſchiene. Waren auch Irrthümer da, ſo war zu unterſuchen, wie die Irrenden darauf gerathen wären. Es ſind ja ſo viele Beyſpiele vorhanden, daß die ungereimteſten Lehren, zumahl in der Theologie, mit dem beſten Willen, und aus dem beſten Herzen entſtanden ſind. Es käme darauf an, ſich ſorgfältig umzuſehen, ob nicht in der Geſchichte, in den Sitten, in den Lehren, in den Meinungen der damaligen und damals ſchon vergangenen Zeit etwas bekannt ſeyn könnte, wodurch die Tempelherren hätten auf dieſe Sachen gebracht werden können. Mir ſind, als ich vor einigen Monaten die Ausſagen der Tempelherren zum erſtenmahl aufmerkſam durchlas, verſchiedene Umſtände, die zu Erläuterung dieſes Geheimniſſes dienen können, gleich in die Augen geſprungen, ſo daß ich mich wirklich wunderte, daß noch niemand darauf Acht gehabt hat. Im weitern Fortgang auf dieſer Spur habe ich geſucht, in eine ſo ſehr dunkle Sache, ſo viel Licht als möglich zu bringen.

Die Tempelherren berichten: die Sage ſey, ſie hätten die Gewohnheit Jeſum zu verläugnen, durch einen Ritter*) empfangen, der bey den Saracenen gefangen geweſen, und unter der Bedingung loßgelaßen worden, daß er dieſe Gewohnheit einführen ſollte. Dies kann aber wohl nicht völlig ſo ſeyn. Denn wenn auch ein Ritter durch ein ſolches Verſprechen ſeine Freyheit und ſein Leben hätte retten wollen; ſo läßt es ſich wohl kaum denken, daß er, nachdem die Lebensgefahr vergangen, eine ihm aufgedrungene ohne Ueberzeugung angenommene Lehre, ſolte beybehalten, und nicht vielmehr ſogleich gebeichtet und die Abſolution geſucht haben. Und wie wäre es vollends möglich, daß er, ſelbſt unüberzeugt, und ohne weitere Mittelurſachen, bloß wegen des dem Sultan gethanenen Verſprechens, eine ſolche Gewohnheit, im ganzen Orden, und zwar im tiefſten Geheimniſſe hätte einführen können? Und welch ein Thor hätte der Sultan ſeyn müſſen, der im Ernſte vom Abdringen eines ſolchen Verſprechens nur einigen Erfolg hätte erwarten wollen?

---

*) du Puy S. 212. Es ſteht zwar wohl da, es ſey ein Großmeiſter geweſen, aber man findet in der Geſchichte keinen Großmeiſter, der von den Saracenen gefangen worden. Von dem Großmeiſter Roncelin (S. 213) oder Procelin (S. 315) der auch für den Urheber dieſer Gewohnheit ausgegeben wird, iſt in der Geſchichte gar nichts bekannt. Es darf aber auch gerade nicht ein Großmeiſter geweſen ſeyn, ſondern nur ein anderer Ritter, der beym Orden in Anſehn geſtanden.

Ich glaube indeſſen, daß man dieſe Spur doch nicht ganz verlaſſen dürfe. Aus den umſtändlichen Ausſagen der Tempelherren erhellt, daß mit dem Gebote der Verläugnung Jeſu, zugleich das **Gebot, an den großen allmächtigen Gott zu glauben, der Himmel und Erde geſchaffen hat**, verknüpft geweſen *). Man ſieht daraus, daß es mit der Verläugnung Jeſu, nicht auf einen frechen Spott, oder auf unmoraliſche Bosheit, ſondern daß es

---

*) **Br. Joh. de Stoke**: Interrogatus ut Teſtis, in quem dixerit ſibi Magiſter quod credere deberet, cum Jeſum Chriſtum abnegaſſet; reſpondit, quod in *Magnum Deum omnipotentem*, qui *creavit coelum & terram*, & non in Crucifixum. du Puy S. 399. **Br. Th. de Tocci de Thoroldeby**: quod d.Aus Guido Magnus Magiſter dogmatizavit eum, *quod crederet in Magnum Deum*: & injunxit eidem, *quod ſtaret in Societate bonorum virorum ordinis.* S. 396. **Br. Johann de Caſſanhas**: Le Precepteur lui dit: Il faut que vous promettiez à Dieu & a Nous — que croiez *en Dieu Createur qui n'eſt mort & ne mourra point.* S. 315. — Einige hatten dieß freylich nicht begriffen, wie man aus dem Zeugniſſe Br. Stephan de Stapelbrugge ſiehet: der (du Puy S. 393) ſagt: neſcio in quem credere deberent, niſi in malignum Spiritum. Aber dieß iſt auch der einzige unter allen der dieſes ſagt, und ſeine Einfalt erhellet daraus, daß er hinzuſetzt: Man ſagte „in jedem Kapitel „werde ein Tempelherr vermißt, (den nemlich der Teufel holte).

auf das Läugnen der Gottheit Chriſti*), und auf Behauptung der Einheit Gottes angeſehn geweſen.

Nun iſt es bekannt, daß die Behauptung der Einheit Gottes die Hauptlehre der Mahometaniſchen Religion iſt. Die Saracenen welchen die Lehre von der Dreyeinigkeit unbegreiflich, und das Anbeten der Bilder anſtößig war, warfen den Chriſten vor, daß ſie mehrere Götter hätten, nannten ſie gerade zu Götzendiener**), **Knechte des Kreuzes**, ſich aber **Einheitsbekenner*****). Dieſer Begriff entflammte die Mahometaner zu eben dem Religionseifer gegen die Chriſten, der die Chriſten gegen die Mahometaner beſeelte. Beide Theile nennten den Krieg, einen **heiligen Krieg**. Die Mahometaner ſagten: „**der Glauben an die Einheit** ſey gegen den „Glau-

---

*) Oportet te *negare*, Jeſum Chriſtum *eſſe verum Deum & hominem*, — dogmatizavit eum, quod J. C. non erat *verus Deus & verus homo* du Puy S. 392. Erat enim *filius cujusdam mulieris*, & quia dixit ſe filium Dei, fuit crucifixus S. 399.

**) Vitæ & res geſtæ Sultani Almalichi Alnaſiri *Saladini* auct. Bohaddino F. S. jeddadi ex edit. Alb. Schultens. Lugd B. 1732. fol: Conſcribere aggredior de Rege victorioſo, Domitore *ſervorum crucis* — *Saladino* — Ereptore ſanctae Dei Domus e manibus *idololatrarum*, S. 1.

***) Ibi quum *Franci* unum conſonum tollerent clamorem, gravis Muſulmannos oppreſſit calamitas, *Unitariisque* infandus creatus dolor eſt. Ebendaſ. S. 180.

„Glauben an die Dreyeinigkeit zu Felde gezogen, der Rechtſchaffne ſey aufgeſtanden „den Gottloſen zu vertilgen“ *). Die Wuth ſtieg von beiden Seiten aufs höchſte. Im Anfange ließ Saladin alle Gefangene, beſonders alle Tempelherren ermorden, als aber die erſte Wuth nachließ, als ſich die beiden Partheyen öfters Boten abſchickten, Waffenſtillſtände ſchloſſen, den Gefangenen das Leben ſchenkten; ſo wurden ſie auch näher bekannt, und der Haß mußte ſich nothwendigerweiſe vermindern. Wenn nun zu dieſer Zeit ein Tempelherr gefangen wurde, ward ihm vielleicht von ſeinem Ueberwinder menſchlich begegnet, aber er mußte von ihm den Vorwurf der Vielgötterey leiden. Ein Ritter der von Jugend auf den Waffen gefolgt war, der vielleicht weder leſen noch ſchreiben konnte, der nie über ſeine Religion nachgedacht hatte, dem es, als einem Layen, ſogar vom Pabſte verboten war, über Religion nachzuden.

---

*) *Francis* allata fama exercitus abundantis, atque adeo vaſti maris undantis, *Unitatisque fidem* adverſus *fidem Trinitatis* exiiſſe, *probumque ad condemnandum improbum* ſurrexiſſe, metuunt u. ſ. w. S. ebendaſ. im Anhange, Excerpta ex Libro de Expugnatione Kudſitica ſcr. a Amadoddino Mahommede Iſpahenſi. S. 22. Einen Brief des Sultans von Egypten, an den Pabſt Innocenz IV, worinn derſelbe ſeinen Widerwillen gegen die Lehre von der Dreyeinigkeit zu erkennen giebt. ſ. Raynaldi Contin. Baronii ad 1247.

zudenken und zu ſprechen, konnte ſeine Religion wohl nicht gegen Mahometaner vertheidigen, bey denen der Satz, der damals allen Diſputen ein Ende machte: **Ich glaube was die Kirche glaubt**, von keinem Gewichte war. Es herrſchten im mittlern Zeitalter ſelbſt unter vielen Chriſten, und ſelbſt unter hohen Geiſtlichen ſehr ſchwankende Begriffe von der Dreyeinigkeit *). Die Lehren von der Gottheit und von den beiden Naturen Jeſu, die mit der Lehre von der Dreyeinigkeit ſo unzertrennlich verbunden ſind, hatten ſeit der Annahme des Athanaſiſchen Symbolum, eine ſehr große Menge von Meinungen, Streitigkeiten und Sekten veranlaßet. Jeder wollte von dem Geheimniſſe der Verbindung der göttlichen und menſchlichen Natur eine Erklärung nach ſeiner Art geben; ſo entſtanden Doketen, Monophyſiten, Adoptianer und andere mehr. Dazu kamen noch die mit jeder Generation etwas anders modificirten vielen gnoſtiſchen und manichäiſchen Partheyen, deren jede die rohen Begriffe von der göttlichen und menſchlichen Natur Jeſu, durch bald dieſen bald jenen Zuſatz mißverſtandener neuplatoniſcher Philoſophie läutern wollte, und deren keine die Gottheit Chriſti annahm. Zwar waren alle dieſe Sekten von der herrſchenden Kirche verdammt, aber durch Verdammung werden die Meinungen der Menſchen nicht geändert, es werden dadurch vielleicht Meinungen verheelt, aber ſie dauern fort, und breiten ſich ſogar heimlich weiter aus, wenn etwas in den Sitten und Geſinnungen der Menſchen vorhanden iſt, was ihre Ausbreitung befördert. Die Kirchengeſchichte aller Jahrhunderte gewährt die deutlichſten Beweiſe hiervon.

---

*) Als Abelard auf dem Koncilium zu Soiſſons wegen des in ſeinem Buche de Trinitate behaupteten Satzes: daß bloß Gott der Vater allmächtig ſey, angeklagt wurde; rief der Päbſtliche Legat aus: „Es ſey ja allen Kindern bekannt, daß es drey „Allmächtige gebe.“ S. Hiſtoire de l'Univerſité de Paris par Crevier. T. I. S. 241 oder Bulaei Hiſt. Univ. Paris T. II. S. 71.

Man findet beſonders im zwölften und dreyzehnten Jahrhunderte verſchiedene Bemühungen das Geheimniß der Dreyeinigkeit zu erklären, und es iſt merkwürdig, daß der größte Theil dieſer Erklärungen unitariſch war, und alſo aufs Neue für Ketzerey erklärt wurde. Man kennt die Ketzereyen der **Katharer**, die glaubten daß Jeſus ein bloßes Geſchöpf wäre, und der **Albigenſer**, welche ihn wenigſtens nicht für Gott hielten. Beſonders merkwürdig iſt aber die Entſtehung der **Philoſophiſchen Sekte** der **Nominaliſten**, die im eilften Jahrhunderte auf der Univerſität zu Paris ſich zuerſt zeigte. Ihr erſter Anfänger **Roſcelin** behauptete,

daß

daß wenn man die Dreyeinigkeit annehmen wollte, man drey Götter annehmen müſſe, weil ſonſt der Vater und Heil. Geiſt auch hätten müſſen Menſch werden. Er ward zwar verdammt, aber ſein Schüler Abelard drückte ſich in ſeinem Buche de Trinitate viel deutlicher aus: **daß bloß Gott der Vater allmächtig ſey.** Man widerlegte ihn nach Art der damaligen Zeit dadurch, daß man ihn auf dem Koncilium zu Soiſſons zwang, ſein Buch ſelbſt ins Feuer zu werfen, das Athanaſianiſche Glaubensbekenntniß herzuſagen *), und eine Zeitlang ſich in die Abtey St. Medard einſchlieſſen zu laßen. Umſonſt wollte der Biſchof von Chartres ihn vertheidigen, ſeine erboßten Gegner **Alberich** und **Lothulf**, ſchwache Schüler des ſchwachen Anſelms, verdammten ihn durch das Geſchrey: „Er ſey ſchon dadurch verdammlich daß er ohne „Erlaubniß der Kirche gelehrt habe,“ und ein Theil der wohlgeſättigten Väter des Koncilium nickten ihren Beyfall zur Verdammung im Schlafe zu **).

---

*) Hiſtoire de l'Univerſité de Paris par Crevier T. I. S. 138.

**) Berengar erzählt, die Väter des Koncilium, hätten an dieſem Tage ſo wohl gegeſſen und getrunken gehabt, daß verſchiedene derſelben, über der, obgleich ſehr tumultuariſchen Unterſuchung von Abelards Buche einſchlieſen, und kaum von den damnamus —.

Ich glaube ſicher behaupten zu können, daß unter mehreren Veranlaſſungen zu dieſen Neuerungen in der Lehre, nebſt den ungeheuern Eingriffen der Päbſte in die Rechte aller Nationen, auch beſonders der nähere Umgang der Chriſten mit den Mahometanern, durch die Kreuzzüge im Orient, und durch die Eroberungen der Mauren in Spanien zu zählen ſind. Indeſſen, daß damals bey den Chriſten in allen Wiſſenſchaften die dickſte Finſterniß herrſchte, ſtanden verſchiedene Wiſſenſchaften bey den Mahometanern im größten Flore. Sie hatten im Oriente anſehnliche Bibliotheken*) und Akademien, und errichteten in Spanien berühmte Schulen zu Korduba, Sevilien u. ſ. w. Ihre Aerzte waren, nebſt den jüdiſchen die beſten die man hatte,

---

nemus — das nemus nachſprachen. Ita ſchreibt er: Qui vigilerat in Lege Domini Die & nocte, damnatur a Sacerdotibus Bacchi. S. Semlers Verſuch eines fruchtbaren Auszugs der Kirchengeſchichte, 1ter Th. S. 498.

*) Der König von Frankreich Ludwig der Heilige, als er aus ſeiner Gefangenſchaft aus dem Oriente zurückkam, legte eine Bibliothek, in der Kapelle ſ. Pallaſtes an, wozu er viele Bücher abſchreiben und kaufen ließ. Er hatte ſolche Bibliotheken bey mahometaniſchen Fürſten gefunden, welchen er dieſes nachahmte. Denn ſagte er: Die Kinder dieſer Welt ſind klüger als die Kinder des Lichts. Crevier, l.c. T. II. S. 36.

hatte, und die Jüdiſchen hatten was ſie wuſten von den Arabern. Der erſte Anfang der Chymie kam von dieſen, die Mathematik verſtanden ſie, und in der Philoſophie hatten ſie ſich nach den Muſtern der Griechen gebildet, die ſie überſetzt hatten. Verſchiedene Gelehrte thaten Reiſen nach Spanien, um dieſe Wiſſenſchaften zu lernen,*) und legten ſich deshalb auch auf die Arabiſche Sprache. Man lernte der Mahometaner Wiſſenſchaften und mit ihnen ihre Religion kennen, und daß der Satz **von der Einheit Gottes** ihr erſtes Gebot ſey. Man ſuchte ſie zu widerlegen, dieſe Religion. Aber in der Widerlegung näherte man ſich oft derſelben zu ſehr, oder ſchien oft von den auf Koncilien verordneten Lehren abzuweichen. Dieß gieng ſo weit, daß ſogar die damaligen Obern der Kirche dadurch beunruhigt wurden, welche wohl einſehen, wie ſehr ein Theil ihrer Lehren, und mit ihnen ihr Anſehen wanken müßte, ſo bald die Chriſten anfiengen zu unterſuchen, und nicht bloß blind zu glauben.

Um zu zeigen, daß das was ich ſage, nicht leere Hypotheſe, ſondern der Geſchichte gemäß iſt, will ich, der Kürze wegen, nur einige geſammlete Beweiſe des Einfluſſes hieher ſetzen, den die Mahometaniſche Gelehrſamkeit, und die Mahometaniſche Religion hatte, um den dogmatiſchen Geſinnungen der damaligen Chriſten eine andre Wendung zu geben.

---

*) Bruckeri hiſt. crit. Philoſ. T. III p. 681. ſ. ſ.

Friedrich II. einer der aufgeklärteſten deutſchen Kaiſer, der ſich im dreyzehnten Jahrhundert, den Mißbräuchen der Päbſtlichen Gewalt herzhaft widerſetzte, und daher auch vom Pabſte **Gregor** IX *) wütend verfolgt ward, befahl die philoſophiſchen Schriften der Araber ins lateiniſche zu überſetzen. **) Er ſelbſt hatte bey ſeinem Kreuzzuge nach dem Oriente viel Bekanntſchafft mit den Arabern gemacht, und er ſoll auch ihre Sprache verſtanden haben. An ſeinem Hofe lebte der berühmte **Averroes**, deſſen Lehren er ſelbſt anhing. So wie die Ueberſetzung des Ariſtoteles aus dem arabiſchen, und die Ueberſetzung anderer arabiſcher philoſophiſcher Schriften, den erſten Stoß zu Kultivirung der Denkungskraft in allen Ländern gab, und in der That die Stiftung der obenerwähnten philoſophiſchen Sekte der Nominaliſten

---

*) Es verdient wohl bey dem ſehr unpartheyiſchen **Matthäus Paris**, nachgeleſen zu werden, wie auf der einen Seite die Wuth des Pabſts und auf der andern die Standhaftigkeit des Kaiſers aufs höchſte getrieben worden. Hiſt. major ad 1239. S. 416. u. f.

**) Der Befehl ſtehet in Petri de Vineis Epiſtolæ Lib. III. No. 67. S. 489. Auch handelt davon Celſius in hiſtoria erud. Arabum, in der Biblioth. Brem. nova Cl. IV.

liſten veranlaßte; ſo trug der Auffenthalt des **Averroes** am Hofe des Kaiſers, ſehr viel zur Ausbreitung der Ariſtoteliſchen Philoſophie bey, die ſchon **Otto von Freiſingen** unter Kaiſer **Friedrich dem Rothbarte** nach Deutſchland verpflanzt hatte.

Daß dem Pabſte der vertraute Umgang des Kaiſers mit **Averroes** ſehr mißfällig geweſen und daß er daher Gelegenheit genommen, ihm feindſelige Geſinnungen gegen die Chriſtliche Religion ſchuld zu geben, iſt gewiß. *) Es iſt bekannt, daß ihm der Pabſt Schuld gegeben, er habe die bekannte Legende von den drey Betrügern, **Moſes Chriſtus und Mahomet**, zuerſt

---

*) In einem Briefe P. Gregors IX an alle Fürſten, der anfängt: Aſcendit de mari beſtia &c. heißt es: Fidei occultos olim paravit arietes, & nunc apertas machinas inſtruit *Iſmaelitarum* gymnaſia animas euertentia conſtruit, et in *Chriſtum* — conſurgit. S. Matth Paris hiſt. maj. S. 455 auch Coleti Concilia T. XIII p. 1149. In dem letztern Werke p. 1178 in der Epiſt. 31 ad Ludov. Franc. regem wird der Kaiſer abermahls für einen Verläugner Chriſti ausgegeben. Desgleichen T. XIV. S. 69 in der 2ten Seſſion des 1ten Lyonſchen Koncilium giebt der Pabſt dem Kaiſer Schuld: Quod civitatem quandam in Chriſtianitate conſtruxerat novam, quam *Saracenis* populaverat, *ipſorum utens vel potius abutens ritibus & ſuperſtitionibus.*

zuerſt ausgedacht, *) welches der Kaiſer zwar läugnete; indeſſen iſt es gewiß, daß er in vielen Lehren nicht rechtgläubig geweſen, und daß man dieſes von ſeinen Umgange mit den Arabern hergeleitet habe. **)

Der berühmte **Raymund Lullus**, da er das chimäriſche Projekt hatte, die Mahometaner zu bekehren, erlangte vom Pabſt Honorius IV um 1290, daß Lehrer der Arabiſchen Sprache auf der Univerſität zu Paris geſetzt wurden, und im Jahre 1311, in eben dem Koncilium zu Vienne, durch welches die Tempelherren aufgehoben wurden, erhielt er vom Pabſte **Klemens V**, daß auch zu **Rom**, **Oxford**, **Bologna** und **Salamanca** ſolche Lehrer ſollten angeſetzt werden, damit ſie die die Originalbücher der Mahometaner ſollten leſen und widerlegen können. Allein ſchon 1325 ſchrieb Pabſt Johannes XXII an ſeinen Legaten in Frankreich:*) „Er ſolle auf die Lehrer der fremden Sprachen „ein wachſames Auge haben, damit nicht „durch dieſelben **fremde Lehren** eingeführt „würden, welche ſie **aus den Büchern** holten, „mit denen ſie ſich Amts wegen beſchäftigen müß„ten.“ Und es ſcheint, daß man aus Furcht vor den **fremden Lehren**, die Profeſſoren der orientaliſchen Sprachen ganz abgeſchafft habe, da man von derſelben in der Geſchichte dieſer Univerſität weiter keine Nachricht findet, bis König Heinrich III im ſechszehnten Jahrhunderte, erſt einen ſetzte.

---

*) Der Streit iſt ausführlich erzählt, in Harenbergii Diſſ. de Secta non timentium Deum. Brunſv. 1756. 8.

**) Der Kardinal Nicolaus von Arragonien in ſeinem Leben P. Gregors IX: Friedericus excommunicatione contempta, ſacratiſſimum Chriſti corpus, quod nec ſano devotio, nec ægro neceſſitas ſuadebant, nunc, de corpore præciſus eccleſiæ, aſſumit ſacrilegus — ore polluto proteſtans, *nullam ligandi & ſolvendi datam Chriſti Vicario poteſtatem* Hoc quidem ipſe de Græcorum & *Arabum* converſatione ſuſcepit. *Harenberg* l. c. S. 60.

Als Reynald, Fürſt zu Sidon 1189 zum Saladin kam, eigentlich, ihn zu hintergehen, ſo hatte er, welcher der arabiſchen Sprache kundig war, über der Tafel ein Geſpräch über die Mahometaniſche Religion, die er mit der Chriſtlichen verglich **)

Die unnatürliche Härte des Pabſts **Gregor IX.** trug viel bey, die Layen auf die in der chriſtlichen Religion waltende Misbräuche aufmerkſam zu machen, und verſchiedene giengen ſo weit, daß ſie zur **Mahometaniſchen** Religion traten *). Vorher ſchon verließ der Biſchof von Hiſpalis Johann, den chriſtlichen, und trat zum **Mahometaniſchen** Glauben **). Noch früher verbot **Atto** Biſchof zu Verceil ſeiner Gemeine den **Freytag** zu feyern ***), welches ſie von den Mahometanern annahmen, und als der **Heil. Ludwig** von den Saracenen um 1250 gefangen ward, verläugneten viele von ſeinem Gefolge die chriſtliche Religion. Dieſes letztere kam wohl zum Theil mit von dem liederlichen, ſchändlichen und gottloſen Leben der Kreuzfahrer her, das jedem ehrlichen Manne einen Abſcheu, und hingegen eine Zuneigung zu den Saracenen bringen mußte, die ehrbar und ordentlich lebten. Man muß wirklich erſtaunen, wenn man die ſcheußliche Schilderung lieſet, die ein Augenzeuge **Jakob de Vitriako** †), nicht nur von dem Leben der Layen, ſondern auch der Prälaten, Prieſter und Mönche macht.

---

*) S. Crevier hiſtoire de l'Univerſité de Paris T. II. S. 212 und S. 227.

**) Marins Geſchichte Saladins 2r Th. S. 27 aus Bohaeddin.

Endlich wurden auch durch die Kreuzzüge, die Chriſten und Saracenen auf mancherley Art genauer mit einander bekannt. Die Saracenen richteten eine eigene leichte Miliz von ſol-

---

*) Raynaldi Cont. Baron. ad 1231 No. 39.

**) Baronius ad 1136.

***) S. Dacherii Spicilegium T. I. S. 442. ſ. auch daſelbſt die Canones Attonis S. 402.

†) In Hiſtoria Hieroſol. Cap. 69. u. f. in Geſtis Dei per Francos T. I. S. 1087 und 1088.

chen Kindern an, die von einem Saracenen und einer chriſtlichen Mutter gezeugt waren. Sie hießen Turcopoli *). Von der andern Seite waren bey dem chriſtlichen Heere, eine große Menge junger Leute, die von vornehmen Franken und einer ſyriſchen Mutter gezeugt waren. Sie hießen Pullani, und waren an Glauben und Sitten faſt halbe Saracenen. **) Beyde Nationen wurden ſo bekannt miteinander, daß ſie zur Waffenübung Zweykämpfe hielten, ja, daß die Franken nach den Inſtrumenten der Saracenen tanzten, und dieſe wieder den Geſang der Franken anhörten. ***) Der ſtolze und heftige Pabſt Gregor IX, ließ ſich, um den Kaiſer Friedrich II zu Grunde zu richten, mit dem Sultan von Aegypten in Korreſpondenz ein. Pabſt Innocenz IV. hingegen verbot den Chriſten im Oriente durch eine Bulle im J. 1253 **Münzen mit Mahomeds Namen** zu ſchlagen, welches alſo ſehr gemein geweſen ſeyn muß.

---

*) S. du Cange v. Turcopoli.

**) Ipſius quoque terræ novi indigenæ, quos *Pullanos* vocabant, *Saracenorum* inſerti vicinia, *non multum ab eis fide vel moribus* diſcrepabant, atque *inter Chriſtianos & Saracenos tanquam* quidem *neutri* eſſe videbantur, ſagt du Cange, v. Pullani aus dem Wilhelmus Neubrigenſis. Jakob de Vitriako ſchildert ſie in der oben angeführten Stelle noch ſchlechter.

***) Marins Geſchichte Saladins 2ter Th. S. 146.

Die Tempelherren verſtatteten den Gottesdienſt der Saracenen bey ſich *) Sowohl die Tempelherren, als auch Kaiſer **Friedrich** II. und **Richard** König von England, ſchloſſen zu verſchiedenen Zeiten Bündniſſe mit den Saracenen, den Gefangnen ward von beiden Seiten wohl begegnet, theils wurden ſie ausgelöſet, theils auch zuweilen großmüthig zurück geſendet. Die Chriſten mußten endlich finden, daß die Saracenen, welche ſie faſt für Vieh gehalten hatten, edelmüthige und zum Theil erleuchtete Menſchen waren. **Saladin** ward allenthalben verehret. Die Geſchichte, wahr oder erdichtet, daß er durch einen gefangenen Ritter **Hugo von Tiberias**, alle Gebräuche der Ritterſchaft an ſich ſelbſt habe, bis auf die Aufnahme, vornehmen laßen, **) iſt wenigſtens ein Beweis, wie aufmerkſam beide Völker aufeinander geweſen.

Alle dieſe Umſtände zuſammengenommen, ſcheint es gar nicht fremd oder unwahrſcheinlich, daß ein gefangen geweſener Ritter bey ſeiner Zurükkunft die Nachricht mitbringen können, daß die wilden Saracenen an **Einen** Gott glaubten,

---

*) Matth. Paris S. 547. f. auch oben S. 5.

**) Die ſehr naive Erzählung davon in alten franzöſiſchen Verſen, ſteht am Ende des 2ten Theils von Marins Geſchichte Saladins, und in den Fabliaux ou Contes du XII. & XIII Siecle, Paris 1779. 8. Tome I. S. 133 f. f.

daß er dieſe Nachricht ſeinen Brüdern in geheim mittheilte und daß ſie Aufmerkſamkeit erregte. Indeſſen, wie ich ſchon bemerkt habe *) ohne mehrere mitwirkende Mittelurſachen, konnte dieſe Lehre doch wohl nicht eine Diſciplina arcani des ganzen Ordens werden, ſie konnte wohl nicht, bloß den Saracenen zu Liebe, eine Verläugnung Jeſu, des Heilandes aller Chriſten bewirken, und Anlaß geben, daß in dem Tempelorden eine neue und geheime Aufnahme eingeführt wurde.

Auch hier läßt uns die Geſchichte nicht ohne Spur, die uns auf die wahre Beſchaffenheit dieſer ganz ſonderbaren Begebenheit leiten kann. Die Tempelherren hatten ein **Bild** in Form eines Menſchlichen Kopfs, welches ſie nur in ihren geheimſten Verſammlungen zeigten und verehrten. Wie läßt es ſich denken, daß ihnen die Verehrung eines Götzenbildes von Mahometanern überliefert worden, welche vor Bildern, **) beſonders für Bildern die man anbetet, den größten Abſcheu haben. Es iſt alſo offenbar, daß man den Urſprung der Verehrung dieſes Kopfes weiter ſuchen muß. Dazu kann uns der Namen Anlaß geben, der mit dem Bilde verknüpft war. Es heißt, wie oben S. 95 ſchon angezeigt worden: Une Idole barbue, *faite in figuram Baſſometi*, oder noch deutlicher: Une Idole, *ubi erat depicta figura Baſſometi.*

---

*) S. oben S. 100.

**) Im dreyzehnten Jahrhunderte ward zu Valentia den Bildhauern verboten, an Bildern öffentlich zu arbeiten, weil es den Mauren anſtößig war. S. Semlers Verſuch einer Kirchengeſchichte 1ter Th. S. 566. aus Waddingii Annales &c.

Selbſt dem ſonſt ſo aufmerkſamen **du Cange** iſt dieſes Wort entgangen. Da er es nun nicht erklärte, ſo hat unter den zahlreichen Schriftſtellern die über die Tempelherren geſchrieben haben, auch nicht ein einziger daran gedacht, auf den Urſprung einer Benennung zu ſinnen, welcher doch nothwendig zu Erklärung eines ganz unerklärlich ſcheinenden Gebrauchs etwas beytragen muß.

Ob ich gleich im Voraus gewiß vermuthete, daß dieſes Bild nicht von den Saracenen herkommen könnte, ſo habe ich doch, um ganz ſicher zu gehen, den Hrn. Prof. **Eichhorn** in Jena, einen großen Kenner der orientaliſchen Sprachen zu Rathe gezogen, und von ihm vernommen, daß **Baphomet** auf keine Weiſe ungezwungen für ein arabiſches Wort könne angenommen werden.

Zwar bietet ſich eine Herleitung an, die dem erſten Anſcheine nach, ſehr wahrſcheinlich ausſiehet. **Mahomet** kann auch **Bahomet** ausgeſprochen werden, weil das M in den orientaliſchen Sprachen, oft in ein B übergehet. *) Zwar iſt, wie Hr. Prof. **Eichhorn** verſichert, der Namen des Propheten in keinen arabiſchen Büchern **Bahomet** oder **Babumet** geſchrieben, aber er kömmt doch ſo in den lateiniſchen Geſchichtſchreibern der Kreuzzüge zuweilen vor. **) Zwar kann der Natur der arabiſchen Sprache gemäß, noch weniger ch oder h in f oder ph übergehen, und **Bahomet**, in **Baphomet**. Doch kömmt **Baphomet** in einem lateiniſchen Geſchichtſchreiber, ein einzigesmahl als der Namen des Propheten vor, ***) und ſo könnte man das durch auf die Gedanken gerathen, daß die figura Baffometi, ein Bild Mahomets geweſen, das die Tempelherren angebetet hätten.

---

*) Mecca heißt auch Becca (Golius ad Alfrag. v. Mecca) Dibon auch Dimon (Eichhorns Einleitung ins A. T. S. 199) Mechrâb (der heilige Ort des Gebets Abulfedæ Syria vergl. Golius in Lex. S. 592) heißt auch Mechrâm u. ſ. w.

**) Z. B. In des Raimond de Agiles Hiſtoria Hieruſalem: Si veniret contra nos in prælium, & colerent *Alim*, quem ipſe colit, qui eſt de Genere *Bahumeth* Geſta Dei per Francos S. 164 und ebendaſ. S. 165 noch zwey mahl.

***) In der Epiſtola Anſelmi de Ribodimonte ad Manaſſem Archiepiſcopum Remenſem von 1099 in Dachery Spicilegium T. II. in fol. S. 431. Nos autem contra illos egreſſi victi ſumus atque fugati. Ipſi vero nobiſcum muros ingreſſi illum diem & noctem ſequentem inſimul fuimus deſtantes, ab invicem quaſi uno lapidis ictu. Sequenti Die, aurora apparente altis uocibus *Baphomet* inuocaverunt; & nos Deum noſtrum in cordibus noſtris deprecantes impetum fecimus in eos, de muris civitatis omnes expulimus.

Indeſſen kann ich mich hievon nicht überzeugen. Es ſteht dahin, ob dieſes nur ein einzigesmahl in dieſer Bedeutung vorkommende Wort **Baphomet**, nicht ein Druckfehler für **Bahomet** ſey. Auch mag dahin geſtellt ſeyn, ob im Latein des mitlern Zeitalters Figura eine **Abbildung** bedeuten könne. **Ein Zeichen** heißt es eigentlich. Hauptſächlich aber iſt zu bedenken, welche Schwierigkeiten ein Ritter würde gefunden haben, der unter den gröſten Theil ſeines Ordens hätte einen geheimen Dienſt **Mahomets** einführen wollen. Was hätte die Ritter bewegen ſollen, ihm zu gefallen, heimlich zur Religion ihrer Feinde überzugehen. Und wie verwirrt ſieht, nach dieſer Vorausſetzung die ganze Sache aus. Die Mahometaner verabſcheuen den **Bilderdienſt**, und die Tempelherren ſollten ſich ein **Bild Mahomets** heimlich anſchaffen, um es anzubeten? Geſetzt, man wollte ſagen, die Tempelherren wären bey ihrer **öffentlichen** Religion ſo gewohnt geweſen, Bilder als ſinnliche Zeichen ihrer Verehrung zu haben, daß ſie ſich auch zu **geheimer** Verehrung ein Bild Mahomets gemacht hätten; ſo muß man wieder bedenken, daß ihnen bey ihrer geheimen Aufnahme eingeprägt wurde, an den allmächtigen Gott zu glauben, der Himmel und Erde geſchaffen hat, und daß Mahomets niemals im geringſten erwähnt wird. Wie wären ſie denn darauf gekommen, an ein ſinnliches Bild der Anbetung Gottes nicht zu denken, und ſich ein Bild der Anbetung Mahomets zu machen, den ſelbſt die Mahometaner nicht anbeten? Nicht zu gedenken, daß wenn ihre geheime Anbetung einen Dienſt Mahomets hätte vorſtellen ſollen, ſo müßte man doch auch wenigſtens einige von den übrigen weſentlichen Stücken des mahometaniſchen Gottesdienſtes. Z. B. von dem täglichen Waſchen, von Richtung während des Gebets nach Mecca, von Feyerung des Freytags, u. dgl. wenigſtens etwas finden. Davon aber iſt auch nicht die geringſte Spur vorhanden.

Ich glaube alſo nicht, daß Baphemetus, die geringſte Beziehung auf Mahometh habe. Vielmehr ſcheint es mir ausgemacht, daß die Benennung Griechiſch ſey, und Buchſtäblich βαφη μητας (εος) *) die Taufe oder die Tinktur

---

*) Βαφη heißt eigentlich eine Eintauchung, welche eine Farbe zurückläßt, alſo Farbe, Tinktur. Doch ward dieß Wort im mittleren Zeitalter auch für Taufe gebraucht. (S. du Cange Lexicon græcitatis v. βαφη) μητος ſo wie μητις heist Klugheit, Weisheit. Wem iſt nicht der πολυμητις Ο'δυσσευς bekannt.

Tinktur der Weisheit bedeute. Dieſe Benennung ſtimmt mit der **Anbetung Gottes**, und mit dem **Geheimniſſe**, auch wie unten ſoll gezeigt werden, mit allen übrigen Umſtänden, welche bey den geheimen Gebräuchen der Tempelherren vorkommen, ſehr wohl überein. Es iſt bekannt, daß in den Geheimniſſen der Alten, Lehren geſagt wurden, die wegen der herrſchenden Religion nicht öffentlich durften behauptet werden. Die **Einheit Gottes** war unter denſelben. Es wurde lächerliche Grille ſeyn, die Geheimniſſe des alten Griechen hieher ziehen zu wollen. Aber auch die verſchiedenen **gnoſtiſchen** Partheyen hatten vom Anfange ihre Diſciplina arcani, und die griechiſche Benennung berechtigt uns, den Urſprung bey den damaligen Chriſten in Oriente zu ſuchen, auf welche, bey noch ſubſiſtirendem Griechiſchen Kaiſerthum, die griechiſche Sprache mancherley Einfluß hatte. Um dieſes einleuchtender zu thun, muß ich etwas weiter zurück gehen.

Es iſt in der Kirchengeſchichte bekannt, daß faſt mit der Entſtehung des Chriſtenthums, auch **gnoſtiſche Lehren** entſtanden ſind. Die Neuplatoniſche Philoſophie, war ſchon im Erſten Jahrhunderte nach Chriſti Geburt unter den Juden ſehr im Schwange, und aus ihr hatten die Lehren der **Kabbala** ihren Urſprung, die richtig verſtanden, eine edle, reine, obgleich bildliche Philoſophie ausmachen können, aber, eben wegen der bildlichen Ausdrücke ſehr bald auf die ſcheußlichſte Art mißverſtanden wurden; woraus ein Gewebe der alberſten Meinungen entſtand, welches an vielen Orten unter den Juden noch im Schwange iſt, und auch unter den Chriſten, noch jetzt unter mancherley Geſtalt die Köpfe ſchwacher Menſchen verwirret.

Die kabbaliſtiſche Philoſophie war urſprünglich vernünftig und edel. Z. B. die Kabbaliſten lehren von Gott, daß er in ſeiner Größe, in abſtracto, (**Enſoph**) von einem menſchlichen Verſtande nicht gedacht werden könne, und alſo nicht ausgeſprochen werden müſſe.*) Ihr Sinn war, daß jede Göttliche Eigenſchafft, die wir denken und ausſprechen können, **nicht Gott** ſey, auch **kein Theil von Gott**, weil Gott nicht kann getheilt werden. Dennoch erkennen wir Gott nur aus dieſen ſeinen Eigenſchaften, und daher wird von ihnen geſagt, daß Gott durch ſeine Eigenſchaften die Welt geſchaffen habe. Dieſe Eigenſchaften nennen ſie **Zahlen** (Sephiroth) woraus denn nachher, ſo wie die verſchiedenen gnoſtiſchen Sekten dieſe Lehre umgemodelt haben, Kräfte (δυναμεις) Fürſten (αρχοντες) und endlich gar chriſtliche **Engel** wurden. Daher

---

*) Daher die Juden das Wort Jehovah nicht ausſprechen dürfen.

her beſchuldigte man die Gnoſtiker, daß ſie Gott von den Weltſchöpfern unterſchieden hätten, ſo wie die aus den Gnoſtikern entſtandene Manichäer, daß ſie zwey Götter glaubten. Zum ſichern Beweiſe, zu welchen ſchädlichen Mißverſtändniſſen bildliche Vorſtellungen in philoſophiſchen Lehren Anlaß geben.

Die erſten Kabbaliſten hatten gewiß den wahren Satz zum Grunde, daß Gott, an ſich betrachtet, unveränderlich, ſich ſelbſt genug, in ſeiner unendlichen unausſprechlichen Gottheit nur ſich ſelbſt bekannt iſt, von endlichen Kreaturen nicht begriffen werden kann; daß wir hingegen Gott nur in ſeiner Schöpfung erkennen können, aber nicht den unendlichen Gott, ſondern nur ſeine uns begreiflichen Eigenſchaften, die wir in der Schöpfung gewahr werden. Die Kabbaliſten hatten zu dieſen Begriffe auch ein Bild, ſie ſtellten Gott in abſtracto durch einen **Kopf ohne Bart** vor, den ſchaffenden Gott aber als einen **Bärtigen Kopf**. *) Jenes bildete die Unveränderlichkeit ab, dieſes die beſtändige Schöpfung, das beſtändige Wachſen das man in der Welt wahrnimmt.

---

*) Die Kabbaliſten, den edlen Urſprung der Allegorie bald vergeſſend, machen viele Eintheilungen und Kapitel über die Eigenſchaften dieſes Geſichts und beſonders über den Bart und deſſen dreyzehn Formen, worinn Weisheit und Thorheit ſo nahe neben einander ſteht, daß für uns nicht wohl zu unterſcheiden iſt, was Weisheit und was Thorheit iſt. S. Kabbalæ denudatæ Tom. IIdus Liber Sohar reſtitutus. Fiſti, 1684. 4. S. 391 u. f.

Aus den **Kabbaliſten** entſtanden die ihnen ſo ähnlichen **Gnoſtiker.** Man kann die erſten derſelben nicht wohl Chriſten nennen, ſie machten vielmehr einen dritten Lehrbegriff zwiſchen Chriſten und Juden, *) ſo wie auf eine andere Art, die jetzt noch beſtehende **Johannischriſten** oder **Sabäer**, welche nur an Johannes den Täufer, nicht aber an Jeſum glauben. **) Sie verließen, durch das Beyſpiel der

---

*) Der berühmte Semler iſt eben dieſer Meinung, in ſeiner Geſchichte der chriſtl. Glaubenslehren vor Baumgartens theol. Streitigkeiten 1ter Th. S. 139. In dieſer treflichen Abhandlung iſt der Lehrbegriff der verſchiedenen Gnoſtiker beſſer auseinandergeſetzt als irgendwo. Aber der gelehrte Mann hat wohl, (ſo wie auch **Mosheim**,) zu wenig Rückſicht darauf genommen, daß die Gnoſtiker unmittelbar aus den Kabbaliſten entſtanden ſind. Z. B. Die 30 gepaarten männlichen und weiblichen Aeonen der Valentinianer, die Hr. S. (S. 146) für bloßes ungefähres Gewäſche hielt, ſtammen aus der Kabbala, wo ſie ihre richtige Bedeutung haben. So iſt auch was im Epiphanius contra hæreſes T. I. S 89 von den Fragen der **Maria** vorkommt, ganz kabbaliſtiſch, und kann eine ſehr anſtändige, und vielleicht phyſiſche Bedeutung haben.

) Hr. **Norberg hat kürzlich von dieſer ſo lange bekannten und doch unbekannten Religionspar-
they.

der erſten Chriſten veranlaßt, das jüdiſche Geſetz, behielten aber die jüdiſche kabbaliſtiſche Philoſophie, und ſuchten das wenige was ſie von dem Leben Jeſu wuſten oder annahmen, durch dieſe zu erklären. In der Folge der Zeit, näherten ſie ſich mehr dem Chriſtenthume, von deſſen Lehren ſie mehr in die ihrigen einflochten, und obgleich nach den erſten Jahrhunderten ihr Namen verſchwand, blieben ihre Grundſätze, der **Aeonen**, der **Emanation** und was dazu gehört, noch mehrere Jahrhunderte die Quelle vieler beſondern Religionsgrundſätze, und noch in unſrer Zeit, in der ſo weit verbreiteten **myſtiſchen** (dem Wortverſtande nach, **geheimen**) **Theologie**, haben ſich ihre Grundſätze, obgleich in veränderter Geſtalt, noch bis jetzt erhalten.

Von ihren Lehren will ich nur das nothwendigſte, was zu meinem Zwecke gehört, hieher ſetzen:

Sie nannten den Weltſchöpfer *), **Gott und Vater, Bild des wahren Gottes und ſeinen Propheten.** **)

Sie

---

they nähere Nachricht in den Comment. Soc. Götting. T. III. hat gegeben, und Hr. Prof. **Walch** hat darüber in der K. Akademie der Wiſſenſchaften zu Göttingen eine Abhandlung vorgeleſen.

*) Eigentlich δημιουργος, der offenbar wirkende.

**) Clem. Alex. Strömat. Lib. IV. S. 507. Auch Beauſobre Hiſtoire du Manicheiſme S. 15.

Sie ſagten ſie wären keine Juden mehr, aber noch keine Chriſten. *)

Sie glaubten Jeſus habe einen Scheinkörper **) gehabt, den einige auch einen himmliſchen Körper genennet. Sie glaubten daher auch nicht, daß Jeſus am Kreuze gelitten habe, ſondern daß Simon von Cyrene, der das Kreuz trug, an ſeiner Stelle gekreuzigt worden. ***) Aehnliche Meinung hatten auch die Doketen †) und die Manichäer. ††) Es ſchien nämlich nach gnoſtiſcher Lehre nicht möglich, daß der νȣς, eine unmittelbare Emanation der Gottheit, ſolle menſchliche Bedürfniſſe haben, leiden, ſterben können. Sie hielten daher zwar die Zukunft Jeſu, aber nicht den Tod am Kreuze für Erlöſung, wollten daher nicht den **Gekreuzigten**, ſondern Jeſum bekennen. *) Denn der den **Gekreuzigten** bekennte, hielten ſie für einen **Knecht** der Aeonen, wer ihn aber **verläugnete**, ſey von ihnen befreyet, und kenne den **unerſchaffenen Vater** (d. h. er habe die *γνωσιν*).

---

*) S. S. Irenæi adv. Valentiani Hæreſes. Lutet. 1675 fol. Lib. I. C. 23. S. 120.

**) S. *Irenæus* l. c. Cap. 23. S. 119. Marcion, um dieß zu behaupten, überſetzt ſogar die Worte Lukas XXIV. 39. „Ein Geiſt hat nicht Fleiſch und Bein, „wie ihr ſehet, das ich auch nicht habe.“ *Beauſobre Hiſt. du Man.* T. I. S. 111.

***) Wegen dieſer Lehre vom Scheinkörper ſind die Gnoſtiker aufs äußerſte verketzert worden, weil daraus gefolgt ward, daß Jeſus nicht geſtorben, folglich nicht auferſtanden, folglich nicht die Erlöſung vollbracht hätte. Gleichwohl ſagt der rechtgläubige H. Auguſtin folgendes: Eſt Speculum in aliqua domo, intrat aliquis in illam, *umbra* ejus apparens in ſpeculo, quando ingreditur & egreditur, non frangit illud ſpeculum: ſimiliter in *Domino*, in *eundo & redeundo*, uterus virginalis integer permanſit. S. *Alcuini Opera. Ed. Frobenii S. R. J. Principis.* T. I. S. 509.

†) Beauſobre Hiſt. des Manich. T. I. S. 544. u. f.

††) S. Epiph. Opera. Colon. 1682. T. I. adv. Hæreſes. S. 23.

Die **Ophiten**, eine berühmte Sekte der Gnoſtiker, lieſſen niemand in ihre Verſammlung, ehe er **nicht Jeſum verfluchte**. **)

Die **Baſilidianer** hatten ein **Bild**, ***) gleich dem Jupiter, und eins, gleich der Minerva, das ſie verehrten.

Die

---

*) Dicunt non oportere confiteri eum *qui ſit crucifixus*, ſed eum qui in hominis forma venerit, & putatus ſit crucifixus, & vocatus ſit *Jeſus*. — Si quis igitur ait, *confitetur crucifixum*, adhuc hic ſervus eſt, & ſub poteſtate eorum qui corpora fecerunt, qui autem *negaverit*, liberatus eſt quidem ab iis, *cognoſcit autem diſpoſitionem innati patris*. Irenaeus l. cit. C. 23. S. 119.

**) *Ε'αν μη ἀρας θηται κατα τȣ Ιησȣ*. Origenes l. c. S. 652.

***) Imaginem *Simonis* habent, factam ad figuram Jovis, & *Selenæ* in figuram Minervæ & has adorant. *Irenæus* l. c. C. 20. S. 116. Daß ſie den Simon

göttlich

Die Karpokretianer hatten insgeheim Abbildungen Jeſu, die ſie neben den Bildern des Pythagoras, Plato und Ariſtoteles, auf heidniſche Art verehrten.

Was nicht chriſtlich oder jüdiſch war, hieß den Kirchenvätern heidniſch. Da die wahre Beſchaffenheit dieſer geheimen Bilder, den Kirchenvätern wohl nicht genau bekannt ſeyn konnte, ſo ſcheint mir es am ſicherſten, nur ſo viel zu glauben, daß die Karpokretianer, ſo wie die Baſilidianer und vermuthlich mehrere Gnoſtiker, Bilder gehabt, ohne zu beſtimmen welche es geweſen. Um dieſes begreiflicher zu finden, muß man ſich erinnern, daß die Kabbaliſten, welche dem jüdiſchen Geſetz folgten, kein **Bild** machen durften, um es zu verehren. Aber **Bilder zu ſprechen** hielten ſie für erlaubt, und zwar ſprachen ſie von vielen menſchlichen Bildern, von Geſichtern, vom Barte, von beiden Geſchlechtern, von Zeugungen. Die Gnoſtiker ihre unmittelbare Nachfolger, die ſich vom jüdiſchen Geſetze loszählten, brauchten dieſe Freyheit

---

göttlich verehren können, wird dem guten Irenäus niemand glauben, der das gnoſtiſche Emanationsſyſtem kennet." Es erhellet hieraus nur, daß ſie ein männliches und weibliches Bild (ſehr vermuthlich, eins mit einem Barte und eins ohne Bart) verehrt haben. *Irenaus* l. c. C. 24. S. 122. desgleichen *Epiphan.* l. c. & adv. hær. XXVII. C. 6. S. 108.

heit dazu auch wirkliche Bilder zu machen, wozu ihnen die geſprochenen Bilder ihrer Philoſophie ſo offenbar Anleitung geben.

Baſilides hielt ſeine Schüler verſchiedene Jahre zum Schweigen an. *) Wenn ſeine Schüler ſeiner ganzen γνωσις, waren theilhaftig worden, ſchrieb er ihnen eine Anhauchung oder Auſerwählung (ἐκλογη) zu, welche er dem Weltlichen (τα κοσμικα) entgegenſetzte. **). Marcion und andre Gnoſtiker, ſtellten ihre Anhänger, (als gleichſam πνευματικοι,) den natürlichen Menſchen (ψυχικοι) mit Verachtung entgegen, und Baſilides hielt nur ſich und ſeine Anhänger (der γνωσις wegen) allein für Menſchen, alle andere aber für Thiere †). Er machte aus dem vornehmſten Theile ſeiner γνωσις eine Diſciplinam arcani. Es ſollten ſie unter tauſenden nur einer, und unter zehntauſenden nur zwey wiſſen. Seinen Schülern gebot er: Du ſolſt alles kennen, dich aber ſoll niemand kennen ††). Priſcillianus hatte ebenfalls Geheimniſſe. Er lehrte ſeine Schüler: „Schwöre, ſchwöre falſch, nur verrathe das Geheim-

---

*) Euſeb. Hiſt. eccl. Cap. 7.

**) Clem. Alex. Strom. Lib.V. S. 509 f. u. 540 f.

†) Epiphanius adv. hær. S. 72.

††) Irenæus l. c. Cap. 23. S. 120. Epiph. l. c. S. 72.

„heimniß nicht.*) Die **Karpokratianer** behaupteten ſogar, Jeſus habe ſeinen Apoſteln geheime Lehren gegeben, und ihnen befohlen daß ſie ſolche nur den würdigen mittheilen ſollten. Sie hatten ein geheimes Zeichen, denn wenn ſie ſich beym Gruſſe die Hand gaben, ſo berührten ſie das innere der Hand einigemahl ſanft mit den Fingerſpitzen, hieran ward ein fremder Gnoſtiker erkannt und genoß der Gaſtfreyheit. **)

Was insbeſondere die Bilder betrift, die **Baſilides** gehabt hat, ſo iſt es bekannt, daß er das Wort Αβρασαξ gebraucht, welches durch ſeine Buchſtaben die Zahl 365 ausmacht, und alſo vermuthlich den jährlichen Umlauf der Sonne und die Wohlthaten die den Menſchen dadurch erwachſen, vorſtellen ſollte. Dieſes hat dem **Johann l'Heureux** Gelegenheit gegeben, die geſchnittene Steine, worauf das Wort Αβρασαξ vorkommt, nebſt vielen andern in einem beſondern Werke zu ſammeln, und ſämtlich dem **Baſilides** zuzueignen, welches Werk Jo. Chiflet mit einem Kommentar begleitet hat.***) Der berühmte

---

*) S. Walchs Hiſtorie der Ketzereyen 3ter Th. S. 445. auch S. 460.

**) Epiph. l. c. S. 86.

***) Jo. Macarii Abraxas ſ. Ariſtopiſtus, acc. Abraxas Proteus, exhibita & Commentario illuſtrata a Jo. Chiſſletio. 4. Antverp. 1657.

rühmte **Beauſobre** urtheilt ganz recht [*]) daß dieſe Steine ohne alle Auswahl geſammlet ſind. Aber er ſcheint ſie wirklich nicht genug unterſucht zu haben [**]), wenn er behauptet daß kein einziger **Baſilidiſch** wäre. Es ſind einige offenbar **gnoſtiſchen** Urſprungs. Ob ſie bis an die Zeiten des **Baſilides** reichen, thut wenig zur Sache, genug wenn ſie von **Gnoſtikern** herkommen. Unter dieſen Steinen ſind mir beſonders die beiden merkwürdig geweſen, die ich neben dem Titelblatte Fig. 1. 2. habe nachſtechen laßen. [***]) Sie erklären ſich wechſelsweiſe. **Chiflet** behauptet meines Erachtens ſehr richtig, es werde auf demſelben der **gnoſtiſche** Allvater (Schöpfer der Welt, *πατηρ των ὁλων*) vorgeſtellt. Es

---

[*]) Hiſt. du Manicheiſme T, II. S. 51 u. f. f.

[**]) Daß er auf dieſe Steine, welche freilich, bey ſeinem treflichen Werke nur ein Nebenwerk waren, nicht aufmerkſam genug geweſen, erhellet aus folgendem Beyſpiel. Da kein einziger Stein baſilidiſch seyn ſoll, ſo will er doch ein einziges Stück No. 90. S. 60 für baſilidiſch halten, aber hierbey iſt dieſer ſonſt ſo große Gelehrte in einen ſonderbaren Fehler gefallen. Er will dieſes Stück desfalls für baſilidiſch halten, weil es einen Menſchen vorſtelle, der ein Schaf auf die Schultern heben will. Nicht allein würde ſeine Folgerung nicht treffend ſeyn, wenn der Stein ein Schaf vorſtellte, aber dieß iſt nicht einmahl, ſondern der Stein ſtellt einen Menſchen vor, der einen Löwen erdrücken will, alſo ganz etwas anders als er geſehen zu haben vermeint.

[***]) Beym Makarius No. 77. 78.

zeigen dieſes die auf Fig. 2. ſitzende vier Sephiroth oder Engel, auf die ſein Ausfluß herabgeht, und die ſich vor ihm beugen. Daß er als **Schöpfer** betrachtet werde, zeigt ſein **Bart**, noch mehr die auf der Rückſeite befindliche Sinnbilder: die himmliſche Sphäre, der Zirkel, das Winkelmaaß, anzuzeigen, daß die Welt mit Ordnung gebauet iſt, das pythogoräiſche **Fünfeck der Geſundheit und Wohlfahrt**, um die wohlthätige Erhaltung der Welt anzuzeigen, die Zahl ſieben, durch 4 und 3 beſtimmt, die göttliche **Ruhe** nach den ſechs **Schöpfungstagen**, endlich die **acht große Sterne**, davon Einer oben ſteht, um die berühmte **gnoſtiſche Ogdoade** auszudrücken, welche der **Schöpfer der Welt** mit ſeinen ſieben **Emanationen** ausmacht.

Ich bin ſehr überzeugt, daß das Bild, welches die Tempelherren in ihren Generalkapiteln verehreten, an welchem die **Figur Baphemetus** zu ſehen war, den **Allvater**, der **Himmel und Erden geſchaffen hat** vorſtellte, und daß es ebendaſſelbe, oder ein ähnliches wie das auf den beiden geſchnittenen Steinen vorgeſtellte, war. Alle Zeichen treffen zuſammen. Es iſt ein **Bruſtbild** oder **Haupt**, bärtig, mit glatten langen Haaren. *) Es war

den

---

*) Wenn das Bild der Tempelherren dieſes Zeichen hatte, ſo zeugte es, nach damaliger Sitte einen Herr-

ſches

den Tempelherren in der geheimen Aufnahme geboten: An den großen Gott zu glauben, der Himmel und Erden geſchaffen hat. Dieſen ſtellte dieſes Bild vor. Der Obere ſprach bey Zeigung deſſelben das arabiſche Wort *Yalla*: **) Gott! oder Licht Gottes! ***) Der Neuaufgenommene hieß ein

---

ſcher an: Francorum Reges & regia ſtirpe oriundi *Criniti* ſemper erant, reliqui vero tonſi. — Cæſaries tota decenter eis in humeros propendet, anterior coma e fronte diſcriminata, in utrumque latus deflexa. — Subditi orbiculatim tonduntur — S. Spelmanni Gloſſar. v. *Crinitus*. Selbſt den Tempelherren war in ihrer Regel §. 28. befohlen, ſich die Haare zu ſcheren, der Demuth wegen. S. du Puy S. 95.

*) du Puy S. 216.

**) Vorausgeſetzt, daß in dieſem Worte der richtige Schall enthalten iſt, ſo kann man es nicht anders als إِيَّا آللَّه ſchreiben. Dieß kann auf zweyerley Weiſe erklärt werden.

1. إِيَّا als ganz überflüßige Partikel, die vor nomina ohne alle weitere Bedeutung geſetzt wird. Und dann heißt إِيَّا آللَّه nichts als Gott. Die Grammatiker die nicht gern etwas beim Ueberſetzen überſchlagen, würden es überſehen: *utique* Deus.

2. إِيَّاءٌ als nomen, das lux, ſpendor, nitor bedeutet, und z. B. vom Glanz und Lichte der Sonne

Freund Gottes. *) Selbſt die Beſchuldigung, in den letzten Unterſuchungsartikeln: die Tempelherren glaubten, durch dieſes Bild grüne die Erde und die Bäume blüheten, **) welche doch aus irgend einer Ausſage genommen ſeyn muß, deutet offenbar darauf.

Hiezu kommt noch der Umſtand, daß man, an einem gewiſſen Orte in Deutſchland, als das Grab eines geweſenen Tempelherren eröfnet worden, darin eine Art von Talisman mit den auf der Rückſeite der Fig. 1. dargeſtellten Sinnbildern, gefunden hat. Ich kann zwar die nähern Umſtände dieſer merkwürdigen Begebenheit hier nicht bekannt machen, doch die Quelle,

woraus

---

ne gebraucht wird. Dann iſt إِيَّاءُ آللَّهِ lux, ſplendor, nitor Dei.

Recht genau, und langſam, mit Ueberſchlagung keiner Sylbe, aber mit Beybehaltung der Ausſprache des gemeinen Lebens, würde إِيَّاءُ آللَّهِ Jiallah ausgeſprochen werden müſſen, das aber ſehr leicht bey geſchwinder Ausſprache, die nicht alle Sylben vorzählt, zu yalla werden kann.

Nur genau müßte nicht yalla, ſondern yh alla geſchrieben werden.

Lux, ſplendor Dei würde ein für die Gnoſtiker ſehr ſchicklicher Ausdruck ſeyn. Anmerkung des Hrn. Prof. Eichhorn.

*) S. oben S. 90 und du Puy S. 315.

**) S. unter den 123 Artikeln No. 52. 53. du Puy S. 264.

woraus ich dieſe Erzählung habe, macht ſie mir glaubwürdig.

Sobald man das **Bild**, das die Tempelherrn verehret haben ſo erkläret, wie man es denn ſo erklären darf, ſo erſcheint die Sache in einem ganz andern Lichte, und alle widerſinniſch ſcheinende Umſtände hängen ganz natürlich zuſammen.

Es kann ſeyn, daß ein Ritter aus ſeiner Gefangenſchaft von den Saracenen, ihre Lehre von der Einheit Gottes und ihren Zweifel wider die Dreyeinigkeit mitgebracht hat. Er kann ſogar vielleicht gnoſtiſche Lehren von daher gebracht haben, da Spuren da ſind, daß dergleichen unter den Arabern geweſen *). Er wird dieß in Geheim Freunden anvertrauet haben, deren Aufmerkſamkeit es auch erregt haben kann. Die Chriſten waren vor dieſer Zeit und bis dahin, gerade über die Materie von den Naturen Chriſti am meiſten getheilet. **Monophyſiten, Adoptianer, Katharer, Bogomilen, Manichäer**, zeigen gnugſam, wie viel man über dieſe Materie nachgedacht, und wie ſie nach der damals herrſchenden Philoſophie umgemodelt werden. Mehr oder weniger waren gnoſtiſche Principien damals allenthalben verbreitet. Die

---

*) Ad *Gnoſticos* etiam refero Arabem *Monoimum* de quo *Theodoretus*, qui ad numerorum artem deſcripſit doctrinæ modum. *Semler de Statu Chr.* T. I. S. 108.

Tempelherren muſten alſo bald Leute finden, die auf gnoſtiſche Art, einen **Einigen Gott** glaubten, und von der Gottheit Jeſu und der Dreyeinigkeit nicht die Begriffe der herrſchenden Kirche hatten. Dieſe Lehre war bey den Gnoſtikern Diſciplina arcani von jeher geweſen, und mußte es jetzt noch mehr bleiben, da auf den geringſten Argwohn davon, Folter und Scheiterhaufen folgten. Diſciplina arcani mußte ſie alſo auch bleiben, als ſie die Tempelherren annahmen. Die Obern des Ordens die ſich wohl für die **klügern** oder **weiſern** halten konnten, behielten ſie für ſich, und ſie ward vielleicht desfalls noch allgemeiner unter ihnen, da ſie, wie ich oben S. 24 wahrſcheinlich gemuthmaßet habe, eine **politiſche Abſicht** damit verbanden. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dieſe geheime Lehre ſchon vorher bey einer **gnoſtiſchen Parthey**, βαφη μητυς die **Taufe** der **Weisheit** ſey benennet worden. Γνωσις und μητος iſt in der That nicht ſo weit unterſchieden. Man findet wirklich einige ähnliche Spuren, und ich bin feſt überzeugt, daß wenn ein Gelehrter jemals die griechiſchen Sekten näher in dieſer Abſicht unterſucht, ſo werden ſich, ſelbſt in den Byzantinern, mehrere finden. Die **Bogomilen**, (**Geliebte Gottes**) eine aus der griechiſchen Kirche entſtandene gnoſtiſche Parthie im 12ten Jahrhunderte, verwarfen die Waſſertaufe, und hatten eine Taufe des Geiſtes *), und was noch merkwürdiger iſt, man findet in des ſogenannten **Hermes Trismegiſts Poemander**, einem Buche voller neuplatoniſcher Ideen, mit denen die Gnoſtiker auch erfüllt ſind, eine Taufe **der Vernunft** (eigentlich des νȣς, gerade das Wort, das auch die Gnoſtiker brauchen, um die erſte Emanation anzudeuten). Hermes ſagt im vierten Hauptſtücke **): „Gott „hat die **Vernunft** in einen Becher gethan und „einen Herold damit ausgeſchickt, den Menſchenherzen dieß zu verkünden. Die Menſchenſeele die „es kann, tauche ſich in dieſen Becher (βαπτιζει) „die da glaubt, daß ſie hinanſteigen wird zu „dem der den Becher geſandt hat, der da weiß „wozu ſie geſchaffen iſt. Die nun die Verkündigung verſtanden, und mit **Vernunft** getauft werden, hatten Theil an der Erkenntniß, und wurden nach Erlangung der Vernunft vollkommene Menſchen.“

Was eigentlich das Zeichen der **Baphemetus**, die figura baffometi geweſen, die auf dem den **Schöpfer** vorſtellenden Bruſtbilde **gemahlt** geweſen; (S. oben S. 93) läßt ſich nicht gewiß beſtimmen. Ich will indeſſen meine Muthmaßung ſagen, die ich, als Muth-

---

*) S. Füßli Ketzergeſchichte des mittlern Jahrhunderts, 2ter Th. S. 408.

**) Nach Hrn. Prof. Tiedemanns deutſcher Ueberſetzung, Berlin 1781. S. 40.

maßung, ſehr wahrſcheinlich finde. Ich glaube, es ſey eben das pythagoräiſche Fünfeck der **Geſundheit und Wohlfarth** (ὑγείας) welche auf der Rückſeite von Fig. 1 zu ſehen, und Fig. 3 mit der gewöhnlichen Innſchrift vorgeſtellt iſt *). Es iſt bekannt wie heilig dieſe Figur gehalten worden, und daß die Gnoſtiker mit den Pythagoräern viel gemein haben. Aus den Gebeten, welche die Seele nach dem Diagramma der **Ophiten** ſprechen ſoll, wenn ſie bey ihrer Rückkehr zu Gott von den **Archonten** aufgehalten und ihre Reinigkeit unterſucht wird **), erhellet, daß die **Ophiten** geglaubt,

ſie

---

*) Mit dieſem Fünfeck wird oft das kabbaliſtiſche Sechseck verwechſelt, das ich, um den Unterſchied zu zeigen, Fig. 4. habe abbilden laßen. Beide haben ganz und gar nichts gemein. Die kabbaliſtiſchen Juden glaubten, dieſes Sechseck diene die Gewalt der Feuersbrünſte zu dämpfen. Aus dieſem Aberglauben kam es her, daß man es an die Brauhäuſer hängte, weil daſelbſt bekanntlich leicht Feuersgefahr zu befürchten iſt. Der Urſprung iſt ſo ſehr vergeſſen worden, daß man es nunmehr in Nürnberg und vielen andern Städten Oberdeutſchlands als ein Zeichen des Bieres anſieht, und an allen Häuſern als ein Zeichen aushängt, wo Bier gebrauet oder geſchenkt wird.

**) Es iſt bekannt, daß die Gnoſtiker glaubten, die hier ſchon reinen Seelen giengen unmittelbar zu Gott, die aber von den Archonten unrein befundenen, müßten entweder zurückbleiben oder wieder auf die Erde zurück in Thiere fahren. S. Epiph. l. c. S. 91.

Der

ſie müßte ein Zeichen vorweiſen, zum Beweiſe, daß ſie auf dieſer Erde rein werden. Ich vermuthe, daß dieſes Zeichen ebenfalls dieſes heilige Fünfeck, das Zeichen der Einweihung, (τελειας, βαφης μετεος) geweſen ſey. Die Seele grüßt *) bey dem erſten Ausgange aus der Welt, die erſte Macht, ſagend: „Ich komme von dort rein, ein Theil des Lichts des „Sohnes und Vaters.“ Um dieſes zu beweiſen muß ſie, ſo wie ſie bey jeden der Archonten vorbergeht, ihr Zeichen (συμβολον) vorzeigen. Den erſten derſelben, Jaldabaoth **), redet ſie an: „Erſter und ſiebenter, Archont des λογος, „Unterarchont des reinen νȣς, dir bringe ich, „das durch Sohn und Vater vollendete Werk „(die Schöpfung) in dieſem Bilde, dem Zeichen des Lebens.“ Darauf redet ſie den Jao an: — „Dir bringe ich nun ebendaſſelbe, in „oder

---

Der berühmte Mosheim hat S. 93 ſeiner Geſchichte der Ophiten, die ſonſt ſo viele ſcharfſinnige Bemerkungen enthält, hieran nicht gedacht, und daher von dieſen Gebeten nicht ganz richtig geurtheilt.

*) Origenis Opera cura *de la Rue* T. I. S. 654.

**) Es muß im Text offenbar λογω anſtatt λογος geleſen werden. Nach dem Begriff der Gnoſtiker folgte in den Emanationen auf den νȣς erſt der λογος. Der Archont des λογος, konnte daher der Unterarchont des νȣς ſeyn, beide waren im Jaldabaoth vereinigt, der daher auch zwey Zahlen hat.

„oder unter dem νους gezeigte Zeichen*)“. Darauf gehet ſie zum Sabaoth, ſagend: „Archont der fünften Erlaubniß, Herr Sabaoth, Ausſprecher des Geſetzes deiner durch Wohlwollen gelöſeten Schöpfung! Durch Kraft der mächtigſten gefünften Zahl, laß mich vorbey! Da ſiehe das beſchuldigungsfreye, (durch alle vorige Archonten gegangene) Zeichen deiner Kunſt**) (der Schöpfung,) in der Form dieſes Bildes, eines durch fünf gelöſeten Körpers.“ (Ich glaube deutlicher könne das pythagoräiſche Fünfeck nicht bezeichnet werden, welches allezeit Bild der Schöpfung des Wachſens und der Wohlfahrt geweſen iſt.) Nachdem die Seele dieſes Zeichen nun dreymahl vorgezeigt hat, bedarf ſie beym folgenden Archonten Aſtopbeus kein Zeichen, ſondern redet ihn mit Zuverſicht an: „laß mich vorbey, du ſieheſt einen Eingeweihten (μυστην).“ Man ſiehet hieraus deutlich, daß die Eingeweihten unter den Gnoſtikern, eben die welche die ſo berühmte gnoſtiſche εκλογην hatten, ein Fünfeck zum Zeichen ihrer Vollkommenheit gehabt haben, welches hier die Seele an drey Orten zum Zeichen daß ſie eingeweihet war, vorzeigt. Weiter kann ich mich hier auf dieſe Materie, die näherer Unterſuchung wohl würdig wäre, nicht einlaßen.

---

*) Ich gehe ſehr von der Ueberſetzung ab, welche der berühmte Mosheim von dieſen Gebeten gegeben hat. Er iſt dabey faſt ganz der lateiniſchen Ueberſetzung gefolgt. In derſelben ſteht hier porrigens ego proprium loco ſymboli barbam, über welchen Bart dieſer gelehrte Mann ohne Noth allerley Muthmaßungen macht. Ueberhaupt hat ihn der Gedanken als ob an jeden Archonten ein beſonderes Zeichen hätte gegeben werden müſſen, irre geführt. Es war dem de la Rue eingefallen, wie er ſelbſt ſagt, ſine ulla manuſcriptorum auctoritate zu leſen: τον ἰδιον ὑπηνην συμβολον, da doch, wenn man το ἰδιον ὑπο της συμβολον lieſet, dem gewöhnlichen Text gar keine Gewalt geſchiehet, und der richtigſte Verſtand da iſt.

**) Es iſt bekannt, daß die Gnoſtiker glaubten, der Gott der Juden ſey eigentlich der Schöpfer dieſer Welt.

Ich glaube nun alles deutlich auseinander geſetzt zu haben, was zu dieſer Materie gehört, und es werden alle von den Tempelherren bekannte Umſtände übereinkommen, und ſo fremd ſie ſchienen, natürlich erklärt ſeyn:

Der Begriff einer geheimen Weisheit war bey den gnoſtiſchen Sekten, hier finden wir ihn bey den Tempelherren, die Taufe des νους ſcheint der Taufe des μητρος ſehr ähnlich, ſelbſt der Umſtand, daß die Tempelherren ihre neuaufzunehmenden bis aufs Hemd entkleidet einführten, ſcheinet auch dem Begriffe einer Taufe zu entſprechen. Daß die Tempelherren bey der geheimen Aufnahme einen Gürtel bekamen, den ſie auf dem bloßen Hemde trugen, war ein Zeichen einer neuen und zwar geheimen Ritterſchaft *). Das bey den Gnoſtikern gebräuchliche Bild des Schöpfers, nahmen die Tempelherren um ſo viel leichter an, da ſelbſt unter den Chriſten die Verehrung der Bilder ſehr gewöhnlich war. Daß ſie Jeſum verläugneten, ſo fremd es ſcheint, war auch bey den Gnoſtikern ſehr gewöhnlich; ſo wie das Kreuz zu verachten. Die Gnoſtiker glaubten keine Erlöſung durch das Blut, ſie glaubten nicht daß Jeſus einen Körper gehabt habe, alſo konnten ſie auch nicht glauben, daß er im Abendmahle empfangen würde, wie wir dieſes auch bey den Tempelherren finden, welche deshalb die Worte der Konſekration ausließen, und zum Theil wiſſentlich bloße Hoſtien empfingen. Damit auch nicht etwan jemand glaube, es wären bloß zu den ältern Zeiten der Gnoſtiker dieſe Lehren gewöhnlich geweſen, ſo will ich nur ein Paar Zeugniſſe anführen, daß ſelbſt zu den Zeiten der Tempelherren dieſe Meinungen noch vorhanden waren. **Stephana von Proaudo** **), von der Sekte der Albigenſer ſtand 1307 ***),

gerade

---

*) S. du Cange Gloſſarium lat. v. Cingulum.

**) S. Füesli Ketzergeſchichte des mittlern Jahrhunderts, 3ter Th. S. 433., aus Limborch Hiſt. Inquiſitionis.

***) Man ſehe auch nur die 219 Sätze, welche der Biſchof von Paris Stephan II. im Jahre 1277 verdammt hat. Man wird genug darunter finden, die unmittelbar von den Gnoſtiſchen Lehren abſtam-

men

gerade zu der Zeit, da die Tempelherren in Inquiſition waren, vor dem Ketzerrichter zu Toulouſe, welcher ihm vorhielt: „Du verachteſt die ſieben „Sakramente unſers Heils — das Sakrament „des Leibes und Blutes Chriſti auf dem Altar, „— du ſageſt das heilige Kreuz, das die ganze Kirche verehret als ein Zeichen unſers Heils, „ſey ein verfluchtes teufeliſches Zeichen“ u. ſ. w. **Benedikt Moliners** geſtand desgleichen 1301 **): „die Verwandlung im Abendmahl wäre unmöglich, durch die Handauflegung (welche auch die Geiſtestaufe genannt „ward) könne man ohne Beichte und Kaſteyung ſelig werden.“ Hier wird man ſich erinnern, daß auch die Tempelherren ihren Obern, welche ihrer **Taufe der Weisheit** waren theilhaftig worden und nicht den Prieſtern beichteten. Ein Umſtand der unerklärlich ſeyn würde, wenn er nicht durch die gänzliche Uebereinſtimmung

der

---

men und welche die damalige Gährung in den Meinungen anzeigen, z. B. No. 1. Quod Deus *non eſt trinus & unus*, quoniam *trinitas* non ſtat cum ſumma *ſimplicitate*. No. 2. Quod Deus non poteſt generare *ſibi ſimilem*, quod enim *generatur* ab aliquo, *habet principium* und der dreiſte Satz No. 37: Quod *non eſt credendum* niſi per ſe *notum* ſit, vel *ex per ſe notis poſſit declarari*. Sie ſtehen ſämtlich in Hrn. O. K. R. Schneiders Bibliothek der Kirchengeſchichte, 1ten Bandes 1tes Stück. Weimar 1781. gr. 8.

**) Füeßli l. c. 1ter Th. S. 417.

der geheimen Lehre der Tempelherren *) mit der geheimen Lehre der Gnoſtiker, ſeine natürliche Erklärung fände.

Daß die Tempelherren **Magie** getrieben, erhellet zwar aus keiner einzigen Ausſage, aber dieſe Beſchuldigung hätten ſie allenfalls auch mit den Gnoſtikern gemein. In den älteſten Zeiten hat man ſich durch Misbrauch der Hieroglyphen eingebildet, das Verhältniß der Zeichen und bezeichneten Dinge, ſey in dem Weſen der Natur gegründet, und darauf eine **Theurgie**, einen gegenſeitigen Einfluß der ſichtbaren und unſichtbaren Welt aufeinander, gegründet, welcher, nachdem gründliche Philoſophie und Phyſik allgemeiner geworden, für Träumerey erkennet wird. Die Begierde außerordentliche Dinge zu thun beförderte dieß, und man kann ſagen, daß auch die rechtgläubige Kirche von dieſer Schwachheit nicht frey geweſen, welches nicht die Schuld der Lehren der Kirche, ſondern der unaufgeklärten Philoſophie war, daher die Beurtheiler der Meinungen ihrer Nebenmenſchen die ſie Ketzer nannten, in ihren Verdammungen wohl hätten vorſichtiger ſeyn ſollen *).

---

*) Andere Geheimniſſe als dieſe, hatten die Tempelherren nicht. Hr. D. Anton ſagt zwar S. 259 K. Philipp hätte geſchloſſen, daß ſie die Goldmacherey wüßten, aber es iſt in dem ganzen Proceſſe nicht die geringſte Spur daß man dieſes vermuthet, oder daß ſie nur darüber befragt worden.

Man kann in der That ohne Entſetzen nicht leſen, was die Schreiber der ſogenannten Kirchengeſchichte, was die Kirchenväter ſelbſt ſich von je her wider die Ketzer erlaubt haben. Mein ganzes Herz hat ſich bewegt, des **Epiphanius Buch von den Ketzereyen** durchzuleſen. Wie doch die Ketzer in allem ſo unrecht haben, wie ſie in allem geſcholten werden, wie die unbeſcholtenſte Sache ſo oft zu ihrem Nachtheil gekehrt wird, wie ſo gar in keiner Beſchuldigung der andere Theil gehört wird, wie ſo gar niemals der Gedanken entſtehet, ob etwan etwas zu entſchuldigen wäre, ob die für albern ausgegebenen Dinge eine vernünftige Auslegung leiden könnten, ob die für gottlos ausgegebenen Dinge, im Grunde aus einer, wenn auch mißverſtandenen Gottesfurcht könnten entſtanden ſeyn, ob

---

*) Der berühmte Beauſobre, nachdem er bewieſen hat, daß der Kirchenvater Origenes die Magie vertheidigt und nicht allein dem Namen Jeſus, ſondern auch dem Namen Sabaoth, Adonai u. ſ. w. eine eigenthümliche Kraft beygelegt, ſetzt mit einer edeln Menſchenliebe hinzu: N'ajons pas deux poids, ni deux meſures: l'une pour nos Amis, & l'autre pour nos Ennemis. Si le Catholique a penſé comme l'Heretique, le dernier ſera-t il diffamé comme un Magicien, comme un homme digne du Feu, pendant que l'on juſtifiera, ou que l'on excuſera le premier? S. *Hiſt. du Manicheiſme* T. II. S. 48.

ob man bey Beſchuldigung der ungemeſſenſten Abſcheulichkeiten, etwan nicht zurücktreten, und ſagen müße, ſo äußerſt abſcheulich, ſo ohne alle Urſach abſcheulich können Menſchen nicht ſeyn. Was Menſchen! Es waren ja Ketzer!

So nicht ich. Ob ich gleich die gänzliche Uebereinſtimmung der geheimen Lehre der Tempelherren mit den ſo ſehr verſchrieenen Gnoſtikern habe zeigen müſſen, ſo will ich doch keinen von beiden verdammen. Der Gnoſtiker, der durch Reinigkeit des Herzens in den Schooß der Gottheit zurückkehren zu können glaubte, der Tempelherr, der durch ſeine **geheime Taufe der Weisheit** ein **Freund Gottes** zu ſeyn glaubte, und auf Ihn traute; — beide können nach jedem Syſtem der Rechtglaubigkeit Ketzer und ſchlimme Ketzer ſeyn. Aber verdamme ſie jeder hartherzige Rechtgläubige, ich nicht. Müßte ich verdammen, ſo würde ich niemand als den verdammen, der verbot, daß kein Laye über Gegenſtände der Religion nachdenken ſollte, der den Arm von vielen tauſend Menſchen, gegen die Saracenen, ihre Mitmenſchen bewafnete, und ſo durch gleich ſchädliche Verbote und Gebote, zu irrigen Meinungen Veranlaßung gab, und den Geiſt der Unterſuchung, das einzige Mittel, mißverſtandene Meinungen auf ihren rechten und nützlichen Sinn zu bringen, ſo viel an ihm war, erſtickte.

Anhang.

Ueber das Entſtehen der Freymaurergeſellſchaft.

Anhang.

Ueber das Entſtehen der Freymaurergeſellſchaft.

Da die Ritter des Tempelordens, durch die Ordensverbindung an ſich, durch politiſche Abſichten, und noch durch eine Art geheimer Religion untereinander verbunden waren, ſo iſt ſehr leicht zu erachten, daß die Verbindung unter den einzelnen Gliedern, durch die Aufhebung des Ordens, nicht mit einmahl gänzlich aufgehört habe. Wir ſehen ja jetzt vor Augen, daß unter den Exjeſuiten noch ein gewiſſer Esprit de Corps, eine gewiſſe Art von Verbindung iſt. So iſt es ſicherlich auch mit den Tempelherren nach der Aufhebung ihres Ordens geweſen, denn durch ein Gebot oder Verbot laßen ſich weder die Neigungen noch die Meinungen der Menſchen auf einmahl tilgen. Selbſt eine, wenn gleich ſchimäriſche Hofnung, daß der Orden noch möchte wiederhergeſtellet werden, konnte, ſo wie jetzt die Jeſuiten, ſo auch damals die Tempelherren noch eine geraume Zeit in Verbindung erhalten. Indeſſen hat man weder Urkunden noch Nachrichten, von der Beſchaffenheit ſolcher Verbindung. Zwar iſt es, auch durch öffentliche Schriften, bekannt, daß man an verſchiedenen Orten, auf verſchiedene Art, vermeinet habe, den Orden der Tempelherren wieder darzuſtellen. Da ſich aber die Dokumente, worauf eine unmittelbare Verbindung eines jetzt beſtehenden Ordens mit einem im vierzehnten Jahrhunderte aufgehobenen gegründet wird, wohl nie mit hiſtoriſcher Kritik, wie man Dokumente unterſuchen muß, unterſucht worden ſind, oder unterſucht werden können; ſo kann man in einer Sache, die bloß auf Glauben beruht, ſehr füglich jedem ſeinem Glauben laßen.

Als ich eben hierüber nachdachte, fielen mir einige Stellen in einer Schrift meines theuren vieljährigen vertrauten Freundes Leſſing ungemein auf. Ich nahm mir vor, ihn ſelbſt über dieſe mir unerklärlichen Behauptungen zu befragen, als ich die traurige Nachricht von ſeinem frühzeitigen Tode erhielt, welchen die jetzige und folgende Welt nicht genug bedauern kann. Er behauptet in ſeiner **Fortſetzung des Ernſt und Falk** *) S. 53: Die Maſſoneyen der Tempelherren wären im zwölften und dreyzehnten Jahrhunderte in ſehr großem Rufe geweſen, und aus ſo einer **Tempelherren-Maſſoney**, die ſich beſtändig mitten in London erhalten hätte, ſey die Freymaurergeſellſchaft, zu Ende des vorigen Jahrhunderts durch **Chriſtoph Wren**, gebildet worden. **Leſſing** war nicht der Mann, der eine Sache nur auf Gerathewohl hinſchrieb. Beſonders muß er zu dem Satze, daß die Maſſoneyen der Tempelherren ſchon im dreyzehnten Jahrhunderte in großem Rufe geweſen,*) wenigſtens einen Fingerzeig in der Geſchichte gefunden haben. Ich vermuthe dieß auch noch aus einer andern Urſach. Mein ſel. Freund ſprach mit mir ſchon vor ſechs Jahren, als er

---

*) Sie iſt zwar ohne ſein Vorwiſſen herausgegeben worden, aber unſtreitig von ihm.

---

*) Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß er hierdurch auf die geheimen Grade der Tempelherrenſchaft deuten will. Indeſſen kann man doch eigentlich nicht ſagen, daß ſie damals in großem Rufe geweſen. Sie waren vielmehr bis zur Verdammung der Tempelherren ganz unbekannt. Auch ſcheint es mir ſehr unwahrſcheinlich, daß eine geheime Verſammlung von Nachfolgern der Tempelherren, ohne ſichtliche wichtige Abſicht, an 400 Jahr beſtändig habe fortexiſtiren können. Hat ſich ſo etwas im 17ten Jahrhunderte in London gefunden, ſo iſt wohl wahrſcheinlicher, daß es nach dem Vorbilde einer ältern Geſellſchaft oder Maſſoney errichtet worden, als daß es ſeit dem Anfange des 14ten Jahrhunderts beſtändig fortgedauert habe.

nach ſeiner Zurückkunft aus Italien ſich eine kurze Zeit in Berlin aufhielt, umſtändlich von ſeiner Hypotheſe über die Entſtehung der Freymaurergeſellſchaft. Er gründete ſie auf eine **Maſſoney** oder Geſellſchaft, die **Chriſtoph Wren** beym Bau der Paulskirche errichtet habe, dergleichen **Maſſoneyen** ſchon ſeit Jahrhunderten beſtanden hätten; nicht aber gründete er ſie, auf eine ſeit Jahrhunderten insgeheim beſtandene **Maſſoney von Tempelherren**, die **Wren** bloß ſollte **geändert** oder deren Grundſätze exoteriſch gemacht haben *). Er muß alſo ſeitdem Nachrichten gefunden haben, welche Ihn bewogen haben, ſeine Meinung zu ändern, oder näher zu beſtimmen.

Ich muß indeſſen geſtehen, daß ich mich von der Richtigkeit der Hypotheſe meines Freundes, daß die Freymaurergeſellſchaft erſt **zu Ende des vorigen Jahrhunderts** geſtiftet worden, damals auch nicht überzeugen konnte und es auch noch nicht kann. Ich behauptete mündlich gegen ihn, daß dieſe Geſellſchaft ſchon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in England exiſtirt habe, und daß ich mich gar wohl erinnere, ſchon vor mehreren Jahren in engländiſchen Büchern, Nachricht gefunden zu haben, zu welchem wichtigem politiſchem Nutzen dieſe

---

*) Fortſetzung von Ernſt und Falk. S. 57.

Geſellſchaft in dem damaligen bürgerlichen Kriege gebraucht worden. Er wollte mir dieſes nicht zugeben, und da ich den Zettel, worauf ich die Nachweiſung der Nachricht notirt hatte, nicht finden konnte, ſo meinte er, ich hätte durch einen Gedächtnißfehler die **Revolution** vielleicht mit der **Reſtoration** verwechſelt, und es wäre ſchlechterdings der Namen **Freymaurer** oder *Free-Maſon* in keinem **gedruckten Buche** vor Anfange dieſes Jahrhunderts zu finden, und eben ſo wenig in einer **geſchriebenen Urkunde** vor dieſer Zeit.

Eben dieſes behauptet mein ſel. Freund S. 38 ſeiner **Fortſetzung von Ernſt und Falk.** So ſehr er ſonſt in hiſtoriſchen Behauptungen genau zu ſeyn pflegte, ſo unermeßlich ſeine Beleſenheit war, und ſo treflich er ſie anzuwenden wuſte, ſo hat Er ſich doch dießmahl geirret. Der berühmte Alterthumskenner **Elias Aſhmole,** iſt ſchon 1646 in die Freymaurergeſellſchaft aufgenommen worden. Er war noch 1682 den 11 März in einer Loge in Maſon's-Hall zu London, er zeigt S. 66 ſeines Tagebuchs den Meiſter vom Stuhl und die Aufſeher namentlich an, ſo wie auch die Perſonen, welche damals aufgenommen worden. *)

---

*) S. Memoires of that learned Antiquary Elias Aſhmole Esq. written by himſelf, in form of a Diary &c. Lon-

Dieſes Tagebuch iſt freylich erſt in dieſem Jahrhunderte 1717 gedruckt worden, aber es iſt im vorigen Jahrhunderte geſchrieben, und es iſt dadurch die Exiſtenz der Freymaurergeſellſchaft um 1646 in England unumſtößlich bewieſen, und **Chriſtoph Wren** kann ſie nicht um 1690 erſt errichtet haben, der ohnedieß ſchon 1663 **Großoberaufſeher** *) derſelben war. **)

Mein ſel. Freund ſagt ferner S. 18. „Man darf die Geſchichte der Tempelherren nur „mit Bedacht leſen, um den gehörigen Punkt „zu beſtimmen, in welchem die **Tempelherren** „die **Freymaurer** ihrer Zeit waren.“ Ich habe die Geſchichte der Tempelherren gewiß mit großer

---

London 1717. 12. desgleichen den Auszug daraus in der Biographia Britannica Art. Aſhmole, desgl. in der Sammlung von Lebensbeſchreibungen aus der Biographia Britannica, Halle gr. 8. im 4ten Th. S. 184. auch im Dictionnaire par Chauſepie, T. I. S. 513.

*) S. Free-Maſon's Calendar for 1775.

) Einer meiner ſchätzbarſten Freunde, der Herr Juſtizrath **Möſer in Osnabrück, hat des ſel. Leſſings Meinung noch anders gewendet. Er ſagt in ſeinen **Patriotiſchen Phantaſien** 1ter Th. S. 209 der Ausgabe in gr. 8. „die Erbauung der Paulskirche in London, welche die jetzt ſogenannten „Freymaurer durch Beyſchüſſe an Geld zu Stande brachten, habe Gelegenheit gegeben, daß eine „freye Maſſoney, die Maurerwerkzeuge als Ordenszeichen angenommen habe.“ Es iſt aber die Freymaurergeſellſchaft, wie oben bewieſen, viel älter, auch ihre Zeichen ſind eben ſo alt. Dazu

kommt

großer Aufmerkſamkeit unterſucht, und ich glaube den Punkt errathen zu haben, den mein ſel. Freund meint. Er hat ihn, meines Erachtens S. 21. deutlich genug angedeutet. Ob die Freymaurerey mit den Tempelherren, und einer Maſſoney derſelben, unmittelbare Verwandſchaft habe, kann ich noch nicht einſehen, und auf bloße Vermuthung und Hypotheſe nicht annehmen. Ein anders wäre es, wenn ein hiſtoriſcher Beweis davon könnte aufgefunden werden. Ich wünſche und hoffe, daß unter den Handſchriften meines ſel. Freundes, die hiſtoriſchen Beweisſtellen ſeiner Behauptung ſich finden mögen, *) und daß ſie bald mögen öffentlich bekannt gemacht werden. Bis dahin will

---

kommt daß die Paulskirche nicht durch Beyſchüſſe der Freymaurer zu Stande gekommen iſt. In Maitland's Hiſtory of London S. 492 iſt die Rechnung des Baues zu finden. Vermöge derſelben ſind die zu derſelben benöthigte 736,752 Pfund 2 Sch. 3 P. und noch 49,384 Pfund 3 P. darüber, durch Königl. Geſchenke, durch einige Beyſteuern, durch Verkauf der alten Materialien, und beſonders durch eine vom Parlamente bewilligte Auflage auf die Kohlen von 1670 bis 1716, zuſammen gebracht. Die Beyſteuern ſind verhältnißweiſe unbeträchtlich, und der Freymaurer wird gar nicht gedacht. In Northouck's new hiſtory of London iſt S. 635 nur die obige Summe angegeben, ohne weitern Detail.

*) Wenigſtens weiß ich zuverläßig, daß unter ſeinen Handſchriften ſich ein Paket, mit der Ueberſchrift: Papiere zu Ernſt und Falk gehörig, gefunden hat.

will ich wenigſtens hier ſagen was ich durch vielfältiges Nachforſchen gefunden habe.

Was iſt Maſoney? Leſſing ſagt S. 47 Maſe heißt in angelſächſiſcher Sprache der Tiſch, und Maſoney alſo eine geſchloſſene Tiſchgeſellſchaft. Daß Maſe ein Tiſch heiße, iſt mir zwar nicht bekannt, kann aber ſeyn. Sonſt heißt *Maça* auf Angelſächſiſch, ein Geſellſchafter *). Daß aber das Wort *Maſonia* im mittlern Zeitalter für Tiſchgeſellſchaft gebraucht worden, habe ich nach vielem Nachforſchen nicht finden können, und Gelehrten, welche in den Schriftſtellern des mittlern Zeitalters mehr beleſen ſind, als ich, hat es auch nicht glücken wollen. Vielleicht werden auch hierüber meines ſel. Freundes Papiere näheren Bericht geben. Zwar die Stelle im Agricola auf die Er anſpielt, habe ich gefunden, **) dieß iſt aber keine alte Quelle, und Meſſeney, wie Agricola ſchreibt, iſt noch nicht völlig Maſoney. Ich glaube dieſes Wort im mitt-

lern

---

*) *Maça*, Per, Socius, Conſors, conjux, *a peer*, *an equal*, *a Companion*, *a mate*. S. Somneri Dictionarium Saxonico-Latino-Anglicum, fol. Oxon. 1689. Ihre in ſeinem Gloſſarium leitet von Mat das bekannte Matkopi, (Geſellſchaft) her.

**) Die Verſammlung der Ritter, hieß die Tafelrunde, oder die Meſſeney. S. Joh. Agricola 750 deutſcher Sprüchwörter. Wittenb. 1582. 8. No. 668 auf dem 323ten Blatte 1te Seite.

lern Zeitalter auf einer ganz andern Seite zu finden. *Maſſonya* heiſt, im Latein des mittlern Zeitalters, *Clava* eine Keule. (Franz. Maſſue) *) *Clava* aber bedeutet auch ſoviel als *Clavis* ein Schlüſſel (beynahe wie im deutſchen Dialekte wohl Kolbe und Bolzen verwechſelt wird), davon kommt *clavare*, **) welches ein Recht andeutet, ſelbſt in ein Haus zu gehen, und einem andern den Eingang zu verſchließen.

Nun finden wir, daß was wir im deutſchen eine geſchloſſene Geſellſchaft nennen, (gleichſam Societas clavata) in engländiſcher Sprache *Club*, eine Keule heißt. Iſt dieß nicht das völlig gleichlautende *Maſſonya*, ***) welches ſowohl Keule heißt als jenes? So wäre denn Maſoney oder vielmehr Maſſoney, nicht bloß eine Tiſchgeſellſchaft, ſondern nachdrücklicher, eine geſchloſſene Geſellſchaft, ein Club, dergleichen die Tafelrunde auch war, daher meine

Herlei-

---

*) S. Carpentier Gloſſarium latin. med. aevi. T. II. v. *Maſſonya*.

**) S. daſelbſt T. I. v. *Clava*, *clavare*: Item quod Dom. Abbas. — poſſit *clavare* & claudere domus dictorum hominum.

***) Wenigſtens iſt von dem Worte Club, in ſo fern es eine geſchloſſene Geſellſchaft bedeutet, ſonſt gar keine vernünftige Herleitung zu finden; denn daß Skinner und nach ihm Johnſon, es vom angelſächſiſchen *cleoban*, ſpalten, herleiten will, weil die Zeche in gleiche Theile zertheilt wird, iſt wohl ſehr gezwungen.

Herleitung, Leſſings Behauptung nicht widerſpricht. Hiezu kommt ein in der That merkwürdiger Umſtand. Es giebt in Italien, Kirchen welche ehemals den Tempelherren gehörten, die bis jetzt, den Beynamen *de la Maſon* führen. *) Paciaudi will dieß *della Maggione* ausdeuten, weil dieſe Kirchen an den Wohnhäuſern der Tempelherren geweſen. Aber ſind denn nicht bey allen Orden gewöhnlich die Kirchen an den Wohnhäuſern? Und wie kommt es denn, daß bloß bey dem Tempelorden und bey keinem einzigen andern Orden dieſes *de la Maſon* vorkommt? Wie? Sollte dieß wohl eine **Tempel-Maſſoney**, die Societas clavata, die **geheime geſchloſſene Geſellſchaft** von ſolchen Tempelherren andeuten, welchen die oben umſtändlich beſchriebenen geheimen Gebräuche bewuſt waren, deren Zweck war, **an den allmächtigen Gott zu glauben, der Himmel und Erde geſchaffen hat?** Sollte **Leſſing** etwan eine Rückſicht gehabt haben, daß ſein vortreflicher **Leu von Filneck** aus der **Maſſoney** geweſen? Der Gedanken ſchlägt mir aufs Herz! Genug; auch hierüber können uns meines ſel. Freundes Papiere vielleicht einiges Licht geben.

---

*) Nemlich die Kirche U. L. Fr. zu Bologna, ſo wie auch die ehemalige Kirche der Tempelkommende in Mailand. S. Paciaudii de Cultu S. Joannis Baptiſtae Antiquitates chriſtianae. Romae, 1755. 4.

Ob übrigens mit ſolcher **Maſſoney**, die Freymaurergeſellſchaft ihrem Urſprunge nach, einige Verwandſchaft habe, laße ich, wie ſchon geſagt, dahingeſtellt. Es kommt nun dieſes zu beweiſen, nicht auf Muthmaßung oder Tradition an, ſondern auf bündige hiſtoriſche Beweiſe, die noch zu erwarten ſind. Indeſſen will ich, da ich über dieſer Materie bin, einiges von dem hieherſetzen, was mir von der **ältern Geſchichte der Freymaurergeſellſchaft** bekannt iſt. Ich kann aber nur einige Reſultate meiner in der That mühſamen Unterſuchungen mittheilen. Die Unterſuchung ſelbſt, wenn es auch rathſam wäre, ſie vor den Augen meiner Leſer anzuſtellen, würde überaus weitläufig werden, und ich befürchte ſie würde ermüden. Aus vielen alten, verlegenen, unverſtändlichen Büchern, ein wenig Wahrheit heraus zu ſuchen, iſt in hiſtoriſchen Unterſuchungen nothwendig, zumahl, wenn ſo wie hierinn, alles ſeit langer Zeit untereinander geworfen und mißverſtanden iſt. Es wird freilich dazu eine gewiſſe Anſtrengung und Stätigkeit erfordert, die viele ermüdet und nur wenige amüſirt.— Wenn ich nicht alle meine Behauptungen mit hiſtoriſchen Beweiſen hier begleiten kann, ſo wird man doch hoffentlich erkennen daß ſie nie der erwieſen richtigen Geſchichte widerſprechen, vielmehr jederzeit durch dieſelbe werden beſtätigt werden.

Uebrigens, daß ich von der Entſtehung dieſer berühmten Geſellſchaft handele, wird hoffentlich niemand, den es näher angehen kann, anders deuten als ich es meine. Ich ſuche weder, derſelben innere Einrichtung und mannichfaltige Arten zu entfalten, noch weniger ihre Geheimniſſe zu unterſuchen oder zu entdecken. Ich laße mich darauf gar nicht ein. Ueber das was ihre **äußerliche Symbolen** betrift, folge ich den Büchern die man für die richtigſten hält. **Z.B. Dem flammenden Stern**, dem **Geiſt der Maurerey, der Freymaurerbibliothek, den Freymaurerkalendern** und **Münzen.**

Nach meiner Abſicht, kann ich ſogar ganz vergeſſen, ob dieſer Orden **Geheimniſſe** habe, oder nicht. Ich betrachte dieſen Orden nur, als eine wichtige **Erſcheinung** in der **Geſchichte der Menſchheit.** Ein Buch unter dem Titel: **der flammende Stern***) giebt die Anzahl der jetzt exiſtirenden Freymaurer auf **zehn Millionen** an. Geſetzt es wären auch nur fünf, ſo iſt eine ſo weit ausgebreitete Geſellſchaft wohl werth, daß derjenige, dem die **Geſchichte der Menſchheit** intereſſant iſt, einen Blick darauf werfe. Hat dieſe Geſellſchaft kein Geheimniß, ſo iſt ſie ein wichtiger Beweis von der Neigung der Menſchen zur Geſelligkeit, ein wichtiger Beweis, daß eine ſo große Geſellſchaft, bloß durch einige Gebräuche und Symbolen, nun doch wenigſtens ſchon über ein Jahrhundert zuſammen gehalten werden können, eine Kraft die man ſonſt nur der Religion, den Bedürfniſſen des menſchlichen Lebens und der politiſchen Macht zugetraut hat. Wofern ſie aber Geheimniſſe hat, ſo iſt es eben ſo wichtig, daß eine ſo große Anzahl von Menſchen, durch fortdaurende Verſchwiegenheit ſich in eine ſolche Verbindung ſetzt und erhält, wovon diejenigen, welche das Geheimniß nicht wiſſen, gar keinen Begrif haben.

---

*) 2ter Theil S. 130.

Daß nach dem Erfolge meiner Unterſuchungen, dieſe berühmte Geſellſchaft nicht bis zu dem grauen Alter hinaufſteigt, das ihr in manchen Büchern zugeſchrieben worden, kann und ſoll ihrem wahren Werthe nichts nehmen. Es war eine Zeit, ehe die wahre hiſtoriſche Kritik allgemein bekannt war, wo der Geſchichtſchreiber jeder Stadt und jeder Nation, ſie bis aufs graueſte Alterthum zurückführete, alles zuſammenſtoppeln mußte, was an Namen oder Geſchichten nur von weiten ähnlich ſah, ohne deſſen Richtigkeit und Beziehung ernſtlich zu unterſuchen. So iſt es auch der Geſellſchaft der Freymaurer gegangen. Leſſing ſagt: **Bruder Redner** iſt ein Schwätzer, und das, befürchte ich, iſt auch oft **Bruder Geſchicht-**

ſchreiber. Wenn man, wie der Verfaſſer des Eſſai ſur les N. N. alle Zeiten und Orten durcheinander wirft, wenn man zur Geſchichte willkührliche Zuſätze macht, *) wenn man alle geheime Geſellſchaften, ſo ſehr verſchieden ſie geweſen, in eine bringen will, wenn man ſo gar erdichtete mit in die Reihe bringt, wenn man ſich einbilden kann, Horaz **) wäre ein Freymaurer geweſen, weil er einmahl ſagt: hora quota eſt: und an einer ganz andern Stelle: Poſt mediam noctem — et cogit dextram porrigere; ſo kann man in der That beweiſen was man will, und verdient keine Widerlegung.

---

*) Dieſer Schriftſteller redet, wie man ſich leicht einbilden kann, auch von Tempelherren, und berichtet unter andern von ihnen S. 111: 1) daß ſie bey ihrer Aufnahme den Fuß auf das Kreuz und auf den Triangel geſetzt. 2) Daß ſie ein dreyköpfiges Bild, mit Zirkeln und Todtenköpfen umgeben, anbeteten. Hier iſt mehr nicht, als die Triangel, die drey Köpfe, die Zirkel und die Todtenköpfe, ganz und gar aus der Luft gegriffen. Dieſer Schriftſteller thut ſehr gelehrt, und giebt ſeiner Schrift durch meiſtens höchſt unnöthige Citationen und große Stellen aus ſolchen Büchern die keine Quellen ſind, und alſo keine Aufmerkſamkeit verdienen, ein ſehr buntes Anſehen. Er citirt auch S. 30 des Chiflet Diſſ. de Gemmis Baſilidianis, er hat ſie aber, ſo wie manche andere Bücher die er anführt, ſicherlich nicht geleſen. Denn hätte er nur die Kupferſtiche dieſes Werks durchgeſehen, würde er wohl die beiden ſehr merkwürdigen Steine, die ich auf dem Titelblatt habe abbilden laßen, ganz übergangen haben?

**) Eſſai ſur les N. N. S. 95.

Will man eine wahre Geſchichte liefern, ſo muß man nichts als gewiß behaupten, wovon man nicht einen hiſtoriſchen Beweis führen kann, und dieſer muß aus den rechten Quellen, aus gleichzeitigen Geſchichtſchreibern und aus Urkunden geführt werden, und noch müſſen hierbey alle Umſtände wohl erwogen werden. Beſonders muß man bedenken, daß nicht alle ähnliche Dinge, die zu verſchiedenen Zeiten geweſen ſind, deshalb zu Einer Klaſſe gehören: Poſt hoc non eſt propter hoc! Tradition iſt gut für den, ſo ſchon überzeugt iſt, und überzeugt ſeyn will, und dem mag, ich wenigſtens, ſeine Ueberzeugung wohl laſſen. Muthmaßungen und Hypotheſen ſind nicht hiſtoriſche Beweiſe. Sie können, in Ermangelung dieſer, ihren Werth haben, hauptſächlich Spuren in der Dunkelheit der Geſchichte zu finden, doch können ſie nur beybehalten werden, in ſo fern ſie mit andern ſichern Nachrichten übereinſtimmen, und durch die Zuſammenſtellung mehrerer Umſtände können wahrſcheinlich gemacht werden. Aber Thatſachen die nicht zuſammengehören zuſammenzwingen, Jahrhunderte überſpringen, und keine Widerſprüche mit der übrigen Geſchichte achten, wenn man etwas herbeyziehen kann, was zu einem vorgeſetzten Zwecke dienlich ſcheint, heißt nicht Geſchichte ſchreiben, ſondern träumen, und wenn es auch mit Gelehrſamkeit und Beleſenheit geträumet wäre.

Ich kann gar nicht abſehen, daß man der Freymaurergeſellſchaft nothwendig ein graues Alterthum zuſchreiben müßte, um ſie ehrwürdig und ſchätzbar zu machen. Die jetzige innere Beſchaffenheit einer jeden Geſellſchaft, nicht was ſie ehemals geweſen, ſondern was ſie jezt iſt, macht ſie ſchätzenswürdig. Iſt ſie jezt ehrwürdig, ſo iſt ſie es durch ſich ſelbſt, darf nicht von längſt verloſchenen Geſellſchaften ihren Werth borgen, und daß ſie jezt ehrwürdig ſey und bleibe, dahin muß die Bemühung jedes jetzigen Geſellſchafters hautſächlich gerichtet ſeyn

Dieß wird hoffentlich hinreichen, jedermann zu überzeugen, daß meine Abſicht bloß iſt, die Wahrheit der Geſchichte zu finden, ohne eine Nebenabſicht zu haben, und am wenigſten die, jemand zu nahe zu treten.

Um die Entſtehung der Freymaurer näher zu zeigen, muß ich nothwendig auf den Urſprung einer andern, auch ſehr berühmten Geſellſchaft, auf die Roſenkreuzer zuückgehen. Ich werde auch dabey nichts anders als Thatſachen anführen, ohne Seitenblick auf Tradition, ſion", die ſo leicht die Einbildungskraft zu entflammen und den Verſtand irre zu führen pflegt.

Man hat über den **Urſprung** dieſer Geſellſchaft viel geſtritten, und auch über ihre Wirklichkeit. Schon bey dem erſten Anfange haben viele den Würtembergiſchen Gottesgelehrten **Joh Valentin Andreä**, einen der trefflichſten, hellſten und wohldenkendſten Gelehrten ſeiner Zeit, für den Urheber derſelben gehalten, welches beſonders **Arnold** in ſeiner **Kirchen- und Ketzerhiſtorie***) mit ſehr wichtigen Gründen gethan hat. Andere haben ihn dagegen vertheidigt, weil er ihrer Meinung nach, ſo etwas ungereimtes nicht habe anſtellen können. Keiner aber hat **Roſenkreuzer** von **Roſenkreuzern** unterſchieden. Unter allen, die ausführlich von den **Roſenkreuzern**, und ihren Schriften gehandelt, findet ſich nicht ein einziger, dem man es anmerken kann, daß er die dahin gehörigen Schriften ſorgfältig geleſen und verglichen habe, vielmehr hat gewöhnlich einer dem andern ohne weitere Unterſuchung nachgeſchrieben.**) Wäre dieß nicht, ſo wäre man viel

---

*) IIter Band S. 245.

) Hievon iſt der berühmte **Brucker auszunehmen. Nachdem er im IVten Bande ſeiner Hiſt. philoſ. S. 735 u. f. f. ziemlich ſchwankend von dieſer Geſellſchaft geurtheilt hatte, ſo ſagt er nachher im Supplement S. 794 ſehr richtig: Certe quae poſt hoc tienviel eher auf den wahren Grund dieſer Sache gekommen. Ich habe den größten Theil von J. V. Andreä Schriften und den größten Theil von den Roſenkreuzerſchriften, geleſen, (denn alle zu leſen, iſt nicht möglich, da ſie nicht alle zuſammen zu finden ſind) und wer wie ich dieß kann und will, muß überzeugt werden, daß Andreä dieſe Geſellſchaft aus moraliſchen und politiſchen Abſichten, als ein Gedicht erſonnen hat. Aber ſein Gedicht ward von vielen ſeiner Zeitgenoſſen für wahr angenommen, und von jedem nach ſeinem eignen Gefallen anders gedrehet, ſo daß zum Theil die ungereimteſten Dinge hervorkamen. Es ſind auch deutliche Spuren da, daß ſelbſt Andreä, damals ein feuriger junger Mann,*) der die Fehler in den Sitten in der Theologie und in der Gelehrſamkeit ſeiner Zeit einſah und beſſern wollte, mit ſeinem Roſenkreuze anfänglich weiter zu gehen gedachte, und im Ernſte im Sinne hatte, die Verehrer des Schönen und Guten in Eine Geſellſchaft

---

triennium (1615—1617) prodierunt ſcriptiunculae *F. R. C. nomen mentientes*, homines produnt, *qui longe aliam ſententiam de fraternitate fouerunt*, eamque ad ſeriam artium ſecretarum diſciplinam traxerunt. Nur darin irret er, daß er gerade die drey Jahre zum Kennzeichen angiebt, wie er denn ſelbſt auf eben dieſer Seite Roſenkreuzerſchriften von ganz verſchiedener Art untereinander miſchet.

*) Er war 28 Jahr alt, als die fama fraternitatis herauskam.

ſellſchaft zuſammen zu bringen, und ſo die Sitten, Theologie und Gelehrſamkeit auf einen beſſern Fuß zu ſetzen. Ein edles Unternehmen, das ein junger feuriger Mann, der noch glaubt, ſein eigener Muth, ſein eigenes Wohlwollen und Herzenswärme der ganzen Welt mittheilen zu können, für leicht auszuführen hält, und ſich in dieſem angenehmen Traume wieget. Aber der gute Andreä ward bald von ſeinem Vorhaben abgeſchreckt, da er die Welt beſſer kennen lernte, da er die Verfolgung, welche allemahl auf die wartet, welche die Fehler ihrer Zeitgenoſſen offenherzig aufdecken, auf die bitterſte Weiſe erfahren mußte. Dazu kam der ungeheure Mißbrauch, den Schwärmer aller Art von ſeiner Idee machten, und der von ſeinen Verfolgern, die alles untereinanderwarfen, ihm beſtändig zur Laſt gelegt ward, ſo daß er ſich, um Ruhe zu haben, zurückzog, und in ſeinen Schriften an mehrern Orten zu verſtehen gab, es ſey mit der angeblichen Roſenkreuzer-Societät nichts, und wenigſtens nehme er nicht Antheil daran. *) Dieß iſt, was aus ſeinen

---

*) In der Vorrede des dritten Theils ſeiner Mythologia Christiana (S. 220) kann man nicht ohne Mitleiden die Klagen über die Wuth ſeiner ſchändlichen Verfolger leſen. Daß er ſelbſt nicht ganz läugnen will, bey der erſten Erdichtung des Roſenkreuzes etwas gethan zu haben, ob er gleich ſich hernach zurückge-

Schriften deutlich erhellet, beſonders aus ſeinem Menippus und der Mythologia Chriſtiana, zweyen Büchern voller Geiſt und Leben, voller treflicher Ideen, welche zur Kenntniß der Beſchaffenheit der damaligen Sitten, Theologie und Gelehrſamkeit ſehr wichtig ſind. Und bey allem unglücklichen Erfolge ſeiner erſten Idee, ließ er ſie in der That nicht ganz fahren. Er ſuchte noch nachher, durch die Kraft der Geſellſchafft Gutes zu ſtiften. Es könnte wohl ſeyn, daß der unmittelbare Erfolg ſeiner Bemühung noch jetzt in ſeinem Vaterlande exiſtirte.

Ich will nun von der verſchiedenen Beſchaffenheit der **Roſenkreuzerſchriften** nur etwas weniges anführen. Im Jahre 1614 kam heraus: *) **Allgemeine und General-Reformation der ganzen weiten Welt**, beynebenſt

---

rückgezogen habe, davon will ich nur eine Stelle anführen. In der gedachten Myth. Chriſt. S. 329, läßt er die *Alethea* ſagen: Planiſſime nihil cum hac Fraternitate commune habeo. Nam cum *paulo ante luſum quendam ingenioſiorem*, *perſonatus aliquis in literario foro agere vellet*, credidiſſem, hac inprimis ætate, quæ ad inſolita quæque ſe arrigit, nihil mora ſum libellis inter ſe conflictantibus, ſed velut in ſcena, prodeuntes ſubinde alios hiſtriones non ſine voluptate ſpectavi. At nunc cum Theatrum omne variis opinionum jurgiis impleatur, & conjecturis, ſuſpicionibus, maledicentia potiſſimum pugnetur, *ſubduxi ego me, ne imprudentius me ulli rei incertæ & lubricæ immiſcerem.*

*) Einige ſagen 1610. Mir iſt aber keine ältere Ausgabe, als die von 1614 zu Geſichte gekommen.

nebenſt der Fama Fraternitatis des löblichen Ordens des Roſenkreuzes. Desgleichen 1616 *) Chymiſche Hochzeit Chriſtiani Roſenkreuz **) Dieß ſind die erſten Bücher in welchen man etwas von Roſenkreuzern findet, ſie ſind von allen nachfolgenden Roſenkreuzerſchriften, an Schreibart und an Denkungsart, ſo gänzlich unterſchieden, und ſie haben hingegen, mit J. V. Andreä übrigen Schriften, an Schreibart und Denkungsart eine ſo auffallende Aehnlichkeit; daß man ihren Unterſchied von jenen, und ihre Uebereinſtimmung mit dieſen nur allzu deutlich ſieht. Die Fama welche eine Reformation der Welt ankündigt, muntert die weiſen Leute auf, ſich in eine der Welt unbekannte Geſellſchaft zu verbinden, um alles was in der Welt verderbt war abzuthun, und wahre Weisheit auszubreiten. Dieß iſt mit der allegoriſchen Erzählung von der Entdeckung des Grabes des Vater Roſenkreuz ***) begleitet, und darunter

---

*) Einige Schriftſteller reden von einer Ausgabe von 1615, ich habe auch nur die Ausgabe von 1616 geſehen.

**) Beyde erwähnte Bücher, welche ſehr rar ſind, ſind im Jahr 1781 zu Regenſpurg wieder aufgelegt worden.

***) Der Namen Roſenkreuz ſelbſt iſt allegoriſch. Das Kreuz ſtellt die Heiligkeit der Verbindung vor, und Roſen die Verſchwiegenheit. Roſenkreuz iſt heilige bildlich die Abſichten der entworfenen Geſellſchaft vorgeſtellt. Die Chymiſche Hochzeit ſoll von dem Vater Roſenkreuz 1459 geſchrieben ſeyn; ſie trägt aber in Schreibart und Denkungsart den Anfang des 17ten Jahrhunderts und den ganzen J. V. Andreä. Es iſt ein anmuthiges Geſicht, voller blühender poetiſcher Einbildungskraft, aber fremd und ſonderbar, wie man es an Andreä Imaginationen gewohnt iſt*). Selbſt die darin vorkommenden Gedichte, ſehen andern deutſchen Gedichten des J. V. Andreä ſehr ähnlich, und ſind zum Theil voller Anmuth, dergleichen (S. 126 der neuen Aus-

gabe)

---

heilige Verſchwiegenheit. Roſen waren von jeher Bilder des Verſchweigens. Der Ausdruck ſub Roſa iſt bekannt, daher kommen die drey Roſen auf den Schürzen der Freymäurer, und ſie theilen Roſen aus, um ſich der gelobten Verſchwiegenheit zu erinnern.

*) Ich will unter ſehr vielen andern nur aus ſeinen Opuſculis aliquot de Reſtitutione Reipublicae Chriſtianae in Germania, den Apap (Papa) prodigus anführen, wo ſeine Dichtungskraft ſich eben ſo ſonderbar zeigt. Darinn wird unter andern ein großer papierner Chriſtus ſchön roſenfarb angemahlt (ein Bild des Scheinchriſtenthums) von ſechs ſtarken Leuten in großem Pompe einhergetragen. Aber es fällt ein plötzlicher Platzregen. Der papierne Chriſtus wird naß und weich, die Glieder fallen ab, die Farben trieſen herunter, und ein kleiner Knabe tragt den ganzen papiernen Chriſtus weg, den vorher ſechs ſtarke Kerle getragen hatten. Bey-

nahe

gabe) das **Lied an die Liebe** iſt. Hin und wieder iſt in dieſem Buche etwas dunkel, welches wie man wohl ſiehet abſichtlich geſchehen, und es ſind chymiſche Anſpielungen eingemiſcht, um die Alchymiſten damaliger Zeit aufmerkſam zu machen, die er in der That mit ernſthafter Mine aufs feinſte verſpottet. Man darf z. B. nur die **Komödie** anſehen die er die **Paracelſiſchen** Alchymiſten, oder von ihm ſogenannten **Merkurialiſten** *) ſpielen läßt, nebſt den ſeinen **Zwiſchenſpielen**, **) ſo muß man ſich wirklich wundern, daß Leute dieſer

---

nahe eben ſo läßt er in der Fama (S. 64 der neuen Ausgabe) das Seculum von den vier Zeiten des Jahres hineintragen: „Es war ſchön von Geſicht, „allein war engbrüſtig und redete mit einer heiſern „Stimme, und es fand ſich, daß der arme Tropf „vber ſeinem ganzem Leibe einen vier Finger dicken Grindt habe, der ihne auszehrt. Die „Philoſophen ließen derowegen Scheermeſſer herbringen, den Grindt damit wegzuſchneiden, aber „ſie befunden, daß er ſo tief bis aufs Gebein „hineingedrungen hatte, daß in dem großen „Coloſſo nicht eine einzige Unze lebendiges Fleiſch „wäre zu finden geweſt.“

*) S. 99 der neuen Ausgabe.

**) Z. B. S. 106 „Kommen ein Chor Narren, der jeder einen Stecken mit ſich gebracht, „daraus machten ſie in kleiner Eil eine große „Weltkugel, die ſie auch alsbald zerlegen, war „eine feine kurzweilige Fantaſey.“ Auch verdient nachgeleſen zu werden, mit welchem feinem Witze, er diejenigen die geheime Künſte ſuchen, in dieſer Art ſchon ſo lange chymiſche Geheimniſſe in dieſem Buche geſucht, und die ſo offenbare Satyre nicht gemerkt haben.

Dieſe beyde Schriften, beſonders die Fama, machten als ſie herauskamen, in Deutſchland und in andern Ländern *), auch beſonders in England, ein ungemeines Aufſehen. Deutſchland war damals mit Liebhabern geheimer Wiſſenſchaften, inſonderheit der Alchymie und Aſtrologie erfüllt, welche letztere oft den Namen Mathematik tragen mußte. Es iſt bekannt, wie viel Kaiſer **Rudolf** auf die Alchymie hielt, und von England darf man nur die Leben damaliger Gelehrten in der Biographia Britannica oder in Wood's Athenae Oxonienſes **) leſen um zu ſehen, wie beide damals mit großem Eifer getrieben worden, und wie beſonders damals die

Aſtro-

---

in ſeinen Inſtitut. magicis pro curioſis, die ſeinem Menippus angehängt ſind, verſpottet, und mit welcher edlen Menſchenliebe er ſie belehret. Nachdem der Chriſtianus die Neugier des Curioſus der ihm geheime Wiſſenſchaft zutrauet, aufs höchſte getrieben hat, ſo eröfnet er ihm endlich den magiſchen Tempel, und die Erklärung der darin befindlichen Bilder, die er ihm giebt, iſt, meines Erachtens, ein wahres Meiſterſtück.

*) Die Fama kam auch lateiniſch heraus.

**) S. Beym Wood was von den Aſtrologen John Evans T. I. S. 579 von Wilh. Lilly, John Humphrey T. II. S. 1110 und andern erzählt wird.

Aſtrologie eine Wiſſenſchaft ausmachte, der man die Erforſchung der größten Geheimniſſe zutraute. Alle Liebhaber von Geheimniſſen glaubten alſo bey der Roſenkreuzergeſellſchaft ihre Rechnung zu finden. Sie wollten darin aufgenommen ſeyn, ſie ſuchten fernere **Kommunikation**, aber keiner konnte ſie finden, welches auch ſehr natürlich war. Nun warfen ſich verſchiedene Perſonen auf, welche ſich rühmten Mitglieder der Roſenkreuzergeſellſchaft zu ſeyn. Wenn man aber ihre Schriften genau betrachtet, ſo ſiehet man, wie ſchon oben bemerkt, daß ſie von den erſten beiden Schriften, worinn die Brüderſchaft der Roſenkreuzer angekündigt ward, auf alle Weiſe unterſchieden ſind. Was dieſen Unterſchied noch deutlicher macht, iſt daß alle Vertheidigungen der Roſenkreuzergeſellſchaft, weder im Sinne noch in der Schreibart, der **Fama** und der **Hochzeit** geſchrieben ſind. Kann man einen überzeugendern Beweis haben, daß an die Stelle der erſtern Ideen, ganz andere Ideen ſind untergeſchoben worden. Wer des Jrenæi Agnoſti Clypeum Veritatis des **Michael Maiers** und **Robert Fludds** Vertheidigungen der Roſenkreuzer aufmerkſam lieſet, und die **Fama** und **Hochzeit** dagegen hält, muß dieß ganz gewiß finden. Andreä hat ſelbſt in ſeinen Schriften ſich deutlich genug erklärt, daß die Komödie ein Ende haben ſolle *) daß er von der Fraternitate Roſeæ Crucis ganz abgehen, aber bey der fraternitate Chriſti bleiben wolle u. ſ. w.

Der Roſenkreuzerſchriften ſind eine ſehr große Menge, und die Partheyen, welche man daraus erkennet, ſind ſehr mannichfaltig, weil ſich jeder nach ſeiner eignen Art, ſeine Idee formirte. Ich glaube indeſſen ſie auf vier oder fünf Hauptklaſſen bringen zu können.

1) Die **Myſtiker oder Theoſophen.** Dieſe ſahen das Verderben ein, welche die damalige **verdammende und verketzernde Dogmatik** dem Chriſtenthume that. Sie nutzten die Winke, welche die **Fama** zur Verbeſſerung gegeben hatte. Es waren viele düſtre Schwärmer unter ihnen, wie unter dieſer Parthey immer geweſen. Aber ihre Appellation von der **Theologie des Buchſtabens** an den **Chriſtus in uns**, (d. h. an die in uns wohnende Vernunft und das moraliſche Gefühl,) war in der That ein großer Schritt zur Verbeſſerung, und es gab unter dieſen Roſenkreuzern verſchiedene, welche das große Gebot der **Liebe**, an-

ſtatt

---

*) In ſeinem Turris Babel, Argent. 1619 12. führt er S. 69 die Fama redend ein: Satis ſuperque hominibus illuſum eſt — Eheu Mortales! nihil eſt quod *Fraternitatem* expectetis: *fabula* peracta eſt. *Fama* aſtruxit: fama deſtruxit. *Fama* ajebat: Fama negat. u. ſ. w. Man ſehe auch ſ. Menippus Ed. Colon. 1676 8. S. 31 und die Mythologia Chriſtiana T. III. S. 328.

ſtatt der dürren Dogmatik mit einer Innbrunſt preiſen, der ein Menſchenfreund herzlich Beyfall geben muß *).

2) **Robert Fludd** in England, und ſeine Anhänger. Dieſer gab zu verſtehen, er ſey ein Roſenkreuzer, und bekam viel Anhänger. Seine Schriften ſind ein Syſtem einer mediciniſch-theologiſchen Philoſophie. Der mediciniſche Theil geht offenbar dem Paracelſus nach. Die Philoſophie iſt ganz und gar gnoſtiſch und noch genauer zu reden manichäiſch. So ſehr, daß ich mich getraue, jeden philoſophiſchen Satz, der in Fludds Schriften vorkommt, auch bey den Gnoſtikern die in der Kirchengeſchichte vorkommen, zu zeigen, nur daß Fludd verſchiedenes nach ſeiner Art weiter ausgeführt, und ſelbſt einigermaßen auf die Phyſik angewendet hat. Er erkläret Roſenkreuz, fein ſchematiſtiſch, durch das mit dem roſinfarbenen Blute Chriſti beſprengte Kreuz dem die Chriſten nachfolgen ſollen, an welche Spielerey die Fama nicht gedacht hatte.

3) **Michael Maier** und ſeine Anhänger. Dieſer Mann war Leibarzt und Alchymiſt des Kaiſers Rudolfs geweſen, und ſeine Ro-

---

*) Dahin gehört des Gratianus Amandus de Stellis geiſtlicher Diskurs, was für eine Gottſeligkeit und Art der Liebe erfordert wird, welche der Ausgabe der Fama und Reformation von 1781 beygefügt worden.

ſenkreuzerſchriften ſind ganz alchymiſtiſch. Unerachtet er ausdrücklich nach England gereiſet war *), um engländiſch zu lernen, damit er des Fr. **Norberts Ordinal** verſtehen und überſetzen könnte **); Unerachtet er mit **Robert Fludd** in genauer Verbindung war, indem er deſſen Buch de Vita, Morte & Reſurrectione (unter dem Namen Otreb) zu Oppenheim herausgab, ſo erklärt er doch **Roſenkreuz** ganz anders als **Fludd** und ganz anders als die **Fama**. Oder vielmehr er läugnet überhaupt, daß die geheime Geſellſchaft vom **Roſenkreuze** ihren Namen habe; ſondern es wären, ſagt er, von dem Stifter der Geſellſchaft, den Brüdern die Buchſtaben R. C. zum Zeichen ſich einander zu erkennen, gegeben worden, welche nachher von andern fälſchlich durch **Roſenkreuz** ausgelegt worden. ***) Um ſeiner neuen Lehre ein geheimes

---

*) Biographia Britannica im Leben des Aſhmole.

**) Er hat es zu Frankf. am Mayn 1618 nebſt noch zwey alchymiſchen Tractaten unter den Titel Tripus aureus in 4to drucken laßen.

***) Symbolum vero & characteriſmus eorum mutuæ agnitionis, ipſis a primo authore præſcriptus eſt in duabus literarum notis, nempe R. C. — Nec enim diu abfuit, cum primum hæc Fraternitas per aliquod Scriptum emanavit, quia mox interpres illorum ſe obtulerit qui eas, *Roſeam Crucem* ſignificare coniecerit — licet ipſi teſtentur fratres in poſterioribus Scriptis *ſe ita perperam vocari* — Sed ego potius *R. pro ſubſtantiali* & C.

Anſehen zu geben, ſo bringt er eine neue Figur hervor, die er ein Anagramma nennt, und die ich Fig. 5 habe abbilden laſſen. Dieß iſt doch wohl der gröſte Beweis, daß man in kurzem auf ganz andere Sachen nach eines jeden Gutdünken verfallen ſey. Denn die Fama, die erſte Schrift dieſer Art, nennt ja auf dem Titel ausdrücklich Roſenkreuz, und durch die Hochzeit wurde es beſtätigt. Beide wußten von allen den Sachen die Michael Maier vorgiebt, ganz und gar nichts, und beide hatten erklärt, daß das Goldmachen gar nicht das wichtigſte, ſondern nur ein Nebenwerk für einen Weiſen ſey. *) Andreä wuſte die zu ſeiner

---

& C. pro adiecta parte habuero, contra quam ſit in *Roſeæ Crucis* vocabulis. S. *Maieri Themis aurea* h. e. de legibus fraternitatis R. C. Tractatus. Frfc. 1624. 8. S. 210 und 213. Aus der lezten hier angeführten Behauptung, hat man nachher herausbringen wollen, daß die Maierſchen Brüder eigentlich Fratres Roris Cocti heiſſen wollen. Aber dieß iſt ſehr viel neuer, und man wird das, worauf hierdurch gezielt wird, in Michael Maiers Schriften nicht finden.

*) In der Fama S. 95 der neuen Ausgabe, iſt eine ſehr harte Erklärung hierüber, und in der chymiſchen Hochzeit S. 154 der neuen Ausgabe, iſt dieß wiederholt. Dieſe und mehrere Stellen ſind ſehr wichtig, da ſie aufs unwiderſprechlichſte, den Unterſchied des Anfängers der Roſenkreuzer, von denen die ſeine Idee aufgriffen und verſtümmelten, zeigen.

Zeit heftig graſſirende alchymiſtiſche Einbildung nicht beſſer herabzuwürdigen, als indem er zu verſtehen gab, daß dieſe Kunſt, wenn ſie wirklich wäre, nicht ſo viel werth ſey, als die Verbeſſerung des menſchlichen Geſchlechts.

4) Ein Schriftſteller unter dem Namen B. M. J. nennet ſchon 1616, ehe Michael Maier zu ſchreiben anfieng, eine Geſellſchaft R. C. Er beſchreibt ihre Art zu leben, ihre Beſchäftigungen, u. ſ. w. ſaget ſchon damals, daß ſich unter dieſem Namen die gröbſten Betrüger fänden, behauptet auch, daß die rechte Geſellſchaft nicht vom Roſenkreuze ſollte genennet werden. *) Dieſer Mann iſt gleichwohl von Michael Maier himmelweit unterſchieden. Er hat weder deſſen Schreibart, noch deſſen Gegenſtand, die Alchymie. Er nähert ſich hingegen weit mehr der Idee des J. V. Andreä.

5) Ende

---

*) S. Aſſertio oder Beſtetigung der Fraternitet R. C. welche man des Roſen Creutzes nennet, von einem derſelben Fraternitet Mitgeſellen. Item: Schnelle Bothſchafft, an die philoſophiſche Fraternitet vom Roſen Creutz. Durch Valentinum Tſchirneſſum. Gedruckt zu Danzig, 1617. in 12. Daſelbſt ſtehet Q. 7 „Vnd mag ſich auch wol einer für einen Bruder „außgeben, da er doch weit von vnſerer Zunfft iſt, „Gleich wie auch der Betrieger vorhin vmb Nürenberg viel eytele Dinge bey dem groben Pöbel „außgeſprenget hatte, bis das es außkam das er „Ein Dieb vnd Beutelſchneider war, der den Galgen muſte helfen ſchmücken. Oder wie der Land-

„ſtrei

5) Endlich hat um 1622 im Haag wirklich eine geheime Geſellſchaft ſeynwollender Alchymiſten exiſtirt. Dieſe nennten ſich, ganz wider **M. Maiers** Behauptung, ausdrücklich **Roſenkreuzer**. Sie nannten ihren Stifter **Chriſtian Roſe**, gaben auch vor, daß ſie in **Amſterdam**, **Nürnberg**, **Hamburg**, **Danzig**, **Mantua**, **Venedig** und **Erfurt** Zuſammenkünfte hielten. Sie trugen öffentlich eine ſchwarze ſeidene Schnur, in ihren Verſammlungen aber giengen ſie mit einem goldenen Ordensbande, an welchem ein güldenes Kreuz mit einer Roſe hieng. Dieſe und mehrere Nachrichten findet man in **L. C. Orvius** Vorrede zu der erſten Ausgabe von **Montani Anweiſung zur hermetiſchen Wiſſenſchaft.** *) Der ehrliche **Orvius** erzählt mit einer Treuherzigkeit, die

---

„ſtreicher, der zu Augſpurg auffgegriffen, und zur „Staupe geſchlagen, beyde Ohren im Lauff gelaſſen „hat. Zudem, ſo nennet uns der gemeine Mann „nicht recht vom Roſen-Creutz, weil wir von unſe„rer Secte erſten Vater ſollen genennet werden. „Wie aber derſelbe unſer erſter Vater genennet ge„weſen, wird von uns mit Fleiß in geheim gehal„ten, und nicht außgebracht."

*) In der neuen Ausgabe Frankfurt u. Leipzig 1757 von **Johann Ludolph ab Indagine** herausgegeben, ſteht dieſe Vorrede nur unvollſtändig. Eben dieſer ab Indagine behauptet in ſeinen **chemiſch-phyſikaliſchen Nebenſtunden** Hof 1780. 1 S. 66,

für die Wahrheit ſeiner Erzählung ein vortheilhaftes Zeichen iſt: Daß er dieſer Leute wegen viele Reiſen gethan, daß er durch dieſe Leute ſein ganzes väterliches Vermögen, ſo ſehr beträchtlich geweſen, und noch ſeiner Frau Vermögen, ſo ſich auf 11000 Rthl. belaufen, verkochet, und doch dabey in Hunger und Kummer gelebet, unterdeſſen, daß ſie im Haag in köſtlichen Palläſten gewohnet, und in gröſter Delikateſſe gelebt. Er erzählt, daß als ihm ein gedrucktes Buch in die Hände gefallen, worinn er das, was ſie für Geheimniſſe ausgegeben und mehr gefunden, er einen heftigen Verweis bekommen, und das Buch ſey verbrannt worden. Und da er einem Freunde eine Arzney wider die Waſſerſucht zu brauchen gerathen hatte, ward er, (da er nun ganz arm, und nichts mehr von ihm zu nehmen war) 1622, wie er ſagt: „Ohne Gnade in den Bann gethan, „und aus ihrer vermeinten Geſellſchaft geſtoßen, mit Bedrohung, noch auf Leib und Leben „dazu **verſchwiegen** zu ſeyn, welches letztere

„ich

66, daß dieſer Art von Roſenkreuzern eigentliche Geſetze, in Sinceri Renati, (deſſen Namen Samuel Richter ſeyn ſoll) Theophiloſophia theoretico-practica ausführlich beſchrieben worden. Ich habe dieſes Buch nicht auftreiben können. Eben dieſer behauptet auch S. 70, daß dieſe Roſenkreuzergeſellſchaft zu Anfange dieſes Jahrhunderts gänzlich aufgehöret habe, welches ich ihm zu beweiſen überlaſſe.

„ich auch gehalten, wie die **Weiber**, die „nichts entdecken wo ſie nichts wiſſen.“

Andreä, der mit ſeiner *Fama* und **Reformation der ganzen Welt** ſeinen eigentlichen Zweck nicht hatte erreichen können, wirkte doch, durch ſeine Idee, mit Macht auf ſein Jahrhundert. Es wurden verſchiedene Sachen erörtert, die ſonſt würden unerörtert geblieben ſeyn. Es entſtand in den Gemüthern eine Gährung, ein Trieb zur Verbeſſerung, den ein Menſchenfreund in verſchiedenen deutſchen Roſenkreuzerſchriften mit Vergnügen bemerken muß.

In England war es eben ſo. **Rob. Fludd**, ſo dunkel, ſo unbeſtimmt und ausſchweifend ſeine Philoſophie iſt, that doch darinn einen wichtigen Schritt, daß er ſie auf die Erſcheinungen in der Natur näher anwendete. Sein Gedanken, die Gnoſtiſche Lehre von der **Schöpfung durch die Zuſammenziehung**, auf die täglichen Erſcheinungen des Wetters anzuwenden, und eine Art von Thermometer auszudenken, den er einen **gläſernen Kalender** *) nennte, war in damaliger Zeit gewiß ein höchſt wichtiger Schritt, und ein Beweis deſſen, was in der Geſchichte der menſchlichen Erfindungen nicht ſelten zu bemerken iſt, daß wir oft aus **Irrthum auf dem rechten Wege ſind.**

Zu-

---

*) Bruckeri Hiſt. philoſ. T. IV. S. 692.

Zugleich ſtand der große **Baco von Verulam** auf, dem die Wiſſenſchaften ſo ſehr viel zu danken haben. Es könnten einige Spuren gefunden werden, daß die auch in England bekannt gewordene **Fama von der Reformation der ganzen Welt**, ihm zu ſeiner Inſtauratio magna, wo nicht die erſte Idee, doch einen Antrieb mehr gegeben habe. Er gieng aber einen ganz andern Weg. Die Idee der Roſenkreuzer gieng immer dahin, alle Verbeſſerungen in den Wiſſenſchaften niemals **exoteriſch** der ganzen Welt zu überliefern, ſie niemals ſo vorzutragen, daß ſie allen Menſchen könnte verſtändlich ſeyn. Die ganze Welt ſollte ſie nur unter einer Hülle ſehen, und der rechte Verſtand ſollte nur einer gewiſſen Geſellſchaft von Philoſophen, (namentlich der Roſenkreuzerbrüderſchaft) eigen bleiben, denen alles **eſoteriſch** ſollte erkläret werden. Hingegen die Hauptabſicht des großen, über ſein Jahrhundert weit wegſehenden **Baco** war, daß der Unterſchied, unter **exoteriſch** und **eſoteriſch**, wozu die Gelehrten ſeiner Zeit nur allzuviel Hang hatten, gänzlich aufgehoben würde, und die Wiſſenſchaften ſollten unter alle denkenden Menſchen verbreitet werden, damit ſie nicht in ein leeres Geſchwätz ausarteten, ſondern fruchtbar *) und nützlich

---

*) Er ſagt in der erſten Ankündigung ſeiner Inſtauratio magna. (Works, London 1740 T. I.) S. 3:

Ur

nützlich würden. Daher ſchrieb er nicht allein ſein unſterbliches Werk de Augmentis ſcientiarum, welches allen Gelehrten ſeine großen Ideen völlig entwickelte; ſondern um ſie unter Leuten von allen Ständen auszubreiten, kleidete er ſeine Ideen von **Beförderung der Erkenntniß** auch in eine Art von Roman, den er in ſeiner Mutterſprache unter dem Titel, die **neue Atalantis**,*) herausgab. Er dichtet darinn, daß ein Schiff an eine unbekannte Inſel **Benſalem** angelandet ſey, auf welcher ehemals ein König **Salomona** regiert habe. Dieſer habe eine große Anſtalt geſtiftet, welche den Namen führe: **Salomons Haus**, oder **das Kollegium der Werke der ſechs Tage** (d. h. der Schöpfung.) Er beſchreibt denn dieſe

unter:

Ut vero errores corrigerent, nulla prorſus ſuberat ſpes; propterea quod *notiones rerum primæ*, quæ mens hauſto facili & ſupino excipit, *vitioſæ* ſint & *confuſæ*. — Dum enim *falſas mentis vires* mirantur homines & celebrant; *veras ejusdem* quæ eſſe poſſint *prætervertunt & perdunt*. — In iis vero, quæ *jam fiunt* circa Scientias, *eſt vertigo quædam*, & agitatio perpetua & circulus. Und in der Vorrede S. 5. Et de utilitate aperte dicendum eſt; ſapientiam iſtam quam a Græcis potiſſimum hauſimus, (Er meint die neuplatoniſche oder ſogenannte hermetiſche Philoſophie.) *Pueritiam* quandam Scientiæ videri, atque habere quod *proprium eſt puerorum*; ut ad *garriendum prompta*, ad *generandum invalida & immatura* ſit. Hieher gehört auch ſein ganzer herrlicher Tractat: *de interpretatione naturæ*. (Works T. II. S. 243) beſonders S. 260 u. f.

*) Works Vol. III. S. 235.

unermeßliche Anſtalten zur Beförderung der Erkenntniß der Urſachen und Eigenſchaften der natürlichen Dinge: Nämlich es waren da tiefe Hölen und hohe Thürme, um vermittelſt derſelben, verſchiedene Naturbegebenheiten zu beobachten, künſtliche mineraliſche Brunnen und Bäder, große Häuſer, wo Luftbegebenheiten, als Wind, Regen, Donner nachgemacht wurden, große botaniſche Gärten, viele Wälder und Land, in welchen alle Thiere eingeſchloſſen waren um ſie zu beobachten, alle Arten von Häuſern, worinn alle natürliche und künſtliche Dinge bereitet wurden, eine ſehr große Menge von Gelehrten, welche alle dieſe Sachen jeder in ſeinem Fache beſorgten, theils Reiſen thaten, theils Verſuche machten, theils ſie aufſchrieben und ſammleten, Reſultate daraus zogen, und gemeinſchaftlich überlegten, was davon ſollte bekannt gemacht werden, und was nicht.

Dieſer Roman, mit allen Erdichtungen und poetiſchen Farben, *) ſo wie ſie dem Ge-

ſchmacke

---

*) Es iſt doch merkwürdig, daß man in Schriften damaliger Zeit hin und wieder Anſpielungen auf die Tempelherren antrifft. In Roſenkreuz chymiſcher Hochzeit, werden Neun auserwählt, (S. 40 der neuen Ausgabe) und nachdem ſie alle Proben durchgegangen, wird ihnen (S. 158) angezeigt ſie wären Ritter, und ſie trugen jeder eine ſchneeweiße Fahne mit einem rothen Kreuz. Und in der neuen Atalantis (S. 239) trägt der-

jenige,

ſchmacke der damaligen Zeit gemäß waren, ausgeſchmückt, trug vielleicht mehr bey, Bacons Ideen von Erforſchung der Natur zu verbreiten, als ſelbſt ſein großes gelehrtes Werk. Das Salomoniſche Haus erregte eine allgemeine Aufmerkſamkeit. König Karl der 1te ſelbſt, hatte im Sinne, etwas das Bacons Erdichtung ähnlich war anzulegen, welches aber durch den bürgerlichen Krieg verhindert wurde. Doch fuhr dieſe große Idee Bacons, mit den Ideen vom Roſenkreuze vermiſcht, fort, ſelbſt mitten unter den Unruhen des bürgerlichen Kriegs, auf die Gemüther vieler Gelehrten mit großer Kraft zu wirken.

Von der Nothwendigkeit der Verſuche fieng man an überzeugt zu werden. Um 1646 vereinigten ſich verſchiedene Gelehrten, welche gänzlich der Meinung Bacons waren, daß die philoſophiſchen und phyſikaliſchen Lehren exoteriſch getrieben, und allen denkenden Köpfen mitgetheilt werden müßten. Sie hielten Zuſammenkünfte, ſie unterredeten ſich über die dahin gehörigen Materien, ſie ſuchten ſich durch gemeinſchaftliche Mittheilung ihrer Kenntniſſe aufzuklären, ſie machten viele phyſikaliſche Verſuche, und theilten

---

jenige, der den Reiſenden die Erlaubniß ertheilt, auf der Inſel ſich aufzuhalten: ein blau Kleid, einen weißen Turban und ein rothes Kreuz darauf. Die Urſachen dieſer Anſpielungen zu entwickeln, iſt hier der Ort nicht.

theilten ſich ihre Gedanken darüber mit. Es waren darunter **Joh. Wallis**, **Johann Wilkins**, **Jonathan Goddart**, **Samuel Foſter**, **Franz Gliſſon**, u. a. mehr, aus deren Zuſammenkünften etwan 14 Jahr nachher, die **Königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu London** entſtand.

Dieſes Verfahren war aber gar nicht nach dem allgemeinen Geſchmacke, der damals unter den engländiſchen Gelehrten und überhaupt in England herrſchte. *) Es iſt bekannt, daß eine traurige melancholiſche Furcht vor Gott in ganz England verbreitet war, daß eine myſtiſche, faſt gnoſtiſche Theologie die Herzen der wackerſten Männer in England einnahm, und daß ſie eine Triebfeder des blutigſten Krieges und der unglaublichſten Revolutionen wurde, weil die Innigkeit dieſer religiöſen Geſinnungen, wirklich fromme Leute von Religion zum Enthuſiasmus und von da zum Fanatismus trieb, und weil liſtige Heuchler wie Cromwell und Ireton, den äuſſern Schein der Religion ſehr ſchlau zu brauchen wuſten, ihre Abſichten darunter zu verbergen, und die ehrlich frommen Leute dahin zu bringen dieſe Abſichten zu befördern. *) Dieſer Geiſt einer düſtern Theologie gab damals allen Wiſſenſchaften, beſonders der Philoſophie, ja ſelbſt der Beredſamkeit und Dichtkunſt einen dunkeln Anſtrich. Aſtrologie und Theurgie waren im größten Anſehen. Die Chymie, welches damals die einzige Experimentalphyſik war, hatte von dieſer Farbe den ſtärkſten Anſtrich. Ihre Lehren ſo wie ihre Verſuche, wurden nur in der bildlichen Allegorie der Alchymiſten und in den räthſelhaften Sprüchen der fluddiſchen Roſenkreuzer vorgetragen. Dieſe faſt allgemein angenommenen Geſinnungen bewogen verſchiedene Gelehrten, welche wohl die Nothwendigkeit einer beſſern Kenntniß und Bearbeitung der Natur einſahen, aber ſie theils durch die gehei-

---

* Um ſich hievon zu überzeugen, darf man nur nachleſen mit welchen weitläufigen Gründen Sprat in ſeiner History of the Royal Society of London (third Part, S. 321) die Bemühung Verſuche zu machen und bekannt zu machen, hat vertheidigen müſſen. Jetzt würde man dieſe Gründe für höchſt unnöthig halten, dazumahl aber mußte Sprat die öffentlichen phyſiſchen Verſuche und die Bekanntmachung der Reſultate derſelben, wider die Beſchuldigung vertheidigen, daß die Erziehung der Jugend, die Wiſſenſchaften, die Religion und der Staat Nachtheil davon zu erwarten hätten.

---

*) Unter tauſend Beweiſen, will ich hier nur den einen der ſchändlichen Heucheley anführen, daß Cromwell den ehrlichen Fairfax, der in den Tod Königs Karls I. nicht willigen wollte, durch ſeinen Blutgenoſſen Harriſon, im Gebet unterhalten ließ, bis die Exekution vorüber war, und dieß hernach für den wunderbaren Willen Gottes ausgab. S. Hume's Hiſtory of England, London 1772. gr. 8. P. VII. S. 155.

geheimen Lehren der Roſenkreuzer geſchwinder zu erhalten hofften, theils ſich gar nicht überreden konnten, es werde nützlich ſeyn, wenn alle Kenntniſſe der Natur ſchlechterdings exoteriſch würden, ebenfalls um 1646 eine Geſellſchaft zu dieſem Behufe zu errichten. Die erſten Glieder derſelben waren, der nachher als Alterthumskenner ſo berühmte **Elias Aſhmole, Wilhelm Lilly** ein Aſtrolog, der damals in größtem Anſehen ſtand, **D. Thomas Wharton** ein Arzt, **Georg Wharton, Wilhelm Oughtred** ein Mathematiker, **Dr. J. Hewitt, Dr. Jo. Pearſon,** zwey Geiſtliche, nebſt andern mehr. Eine entfernte Veranlaßung zu dieſer Verbindung, war das jährliche Feſt der **Aſtrologen,** welche damahls Leute von der größten Bedeutung waren. Es war auch ſchon zu **Warrington** *) in Lancaſhire eine Zuſammenkunft gehalten worden, aber in London bekam die Geſellſchaft ihre Konſiſtenz.

Die Abſicht derſelben war, im eigentlichſten Verſtande, das **Salomoniſche Haus** zu bauen welches die **neue Atalantis** beſchrieben hatte. Auch ſollte es ſo unbekannt bleiben wie die **Inſel Benſalem,** das heißt, die **Kenntniß der Natur der Dinge** ſollte in dieſer Geſellſchaft

---

*) S. Aſhmole's Leben in der Biographia Britannica; in der deutſchen Ueberſetzung S. 740.

ſellſchaft getrieben, aber auch nur bloß in dieſer Geſellſchaft ſollten die wichtigſten Lehren derſelſelben eſoteriſch gelehrt werden, und nicht exoteriſch werden. Die Stifter dieſer Geſellſchaft ſtellten ihre Abſicht bildlich vor. Zuerſt bildeten ſie die **alten Säulen des Hermes** ab, aus deren geheiligten Nachrichten **Jamblichius** alle Zweifel **Porphyrs** beantwortete. *) Darauf ſtieg man auf ſieben Stufen zu einem Eſchequer oder viereckigt getheiltem Boden, die **höhere Kenntniß** anzudeuten **), und darauf kamen die Sinnbilder der Schöpfung oder des Werks der **ſechs Tage**, welche der Gegenſtand des **Salomoniſchen Hauſes** ſeyn ſollten. Es waren eben dieſelben, die auf dem Fig. 1. abgebildeten alten geſchnittenen Steine befindlich ſind. ***)

---

*) S. Jamblichius de Myſteriis; Edit. Oxon. fol. Cap. II. pag. 3.

**) Scaccarium, the Court of Eſchequer war ſeit den älteſten Zeiten in England das höhere Gericht, an das von den untern Gerichten appellirt ward. (ſ. du Cange v. Scaccarium und Hume's Hiſtory of England T. II. S. 128.) Es hat den Namen davon, weil es auf einem mit ſchwarzen und weißen viereckigten Steinen gepflaſterten Saale gehalten ward.

***) Es iſt ſogar möglich, daß ſie von eben dieſem geſchnittenen Steine können entlehnet ſeyn, denn obgleich des Macarii Abraxas damals noch nicht heraus war, ſo hat doch eine Abbildung dieſes Steins, Ihre Bedeütung iſt der Gedanken, daß Gott dieſe Welt nach weiſen und beſtimmten Regeln erſchaffen habe und erhalte. Wer dieſe Regeln wornach Gott ſeine Schöpfung geordnet hat, d. h. das Innere der Natur, kennen lerne, der nähere

ſich

vermuthlich in einem gewiſſen früher gedruckten Werke geſtanden. Dieſe Sinnbilder waren überhaupt damals nicht ſo unbekannt. Man findet ſie auf dem Titelblatte des 1610 zu Paris in 8. gedruckten Speculum lapidum Camilli Leonardi, cui acceſſit Sympathia VII. Metallorum ac VII ſelectorum lapidum ad Planetas, D. Petri Arlenſis de Scudalupis. Eben der J. V. Andreä, welcher der Erfinder der Brüderſchaft des Roſenkreuzes iſt, ſetzte ſie, mit merkwürdigen Zuſätzen, auf den Titel ſeiner 1618 in 12. gedruckten Mythologia Chriſtiana. Eben dieſer Schriftſteller gedenkt dieſer Symbolen abermahls in einer ſeiner rareſten Schriften, in dem 1623 in 12. gedruckten Adelichen Zucht- und Ehrenſpiegel, nach dem Leben Hrn. Ehrenreich Hohenfelders von Aiſtershaimb ꝛc. S. 111:

Gott iſt der beſte Logikus
Dem nicht fehlet ein einger Schluß,
Er ſagt, ſo iſt's; Er will, ſo ſteht's
Er bläßt, ſo liegt's; Er haucht, ſo lebt's
Sein Wort bleibt wahr, auch ohn Beweis
Sein Rath geht fort, auch ohn Geheiß,
Darum kein Menſch ſein'm Schluß wohl trau
Wenn er nicht hat in Gott ſein'n Bau.
Will denn uns hier gefallen baß,
Zirkel, Richtſcheit, Bleywag', Kompaß,
Da müſſen wir ja nicht vergeſſen,
Das Maaß damit uns Gott thut meſſen u. ſ. w.

ſich Gott, ſo wie auch umgekehrt, wer Gott, durch innige Vereinigung mit ihm, ſich nähere, erlange Gewalt über die Natur*). Daß dieſes damals die Hauptlehren geweſen, könnte ich aus verſchiedenen myſtiſchen und alchymiſchen Schriften, welches die beiden Zweige der damaligen γνωσις in England waren, augenſcheinlich beweiſen, wenn ich es hier für dienlich hielte.

---

*) Einer, dem ein Diadem von ſeltner Koſtbarkeit
Sich um die heitre Stirne ſchließet,
Sein langer Bart, ſein Silberhaar
Verkündigt hohes Alter zwar,
Allein ihr Zeugniß widerleget
Der Wangen Roth, der Augen feurig Paar
Die jugendliche Kraft, mit der er ſich beweget.
Er nahet ſich und ſpricht: Der du erkohren biſt
In der Natur geheimſte Kunſt zu dringen,
Ja ſelber die Natur zu deinem Dienſt zu zwingen
Sohn! dich umarmet Trismegiſt.
Empfange nun die wohlverdienten Gaben:
Zu einem Orden über alle weit erhaben,
Zum Roſenkreuze weih' ich Dich,
Hier nimm das Kleinod hin, an welchem ſich
Und an gewiſſen Worten, die wir myſtiſch nennen,
Die Brüder unter ſich erkennen.

S. L. H. Nicolai Vermiſchte Gedichte 4ter Th. S. 90, wo S. 76. u. f. das Syſtem der Roſenkreuzer in einer angenehmen epiſodiſchen Dichtung ſehr deutlich vorgeſtellt wird.

Es iſt bekannt, daß jedermann, der das Bürgerrecht in London hat, er ſey von welchem Stande er wolle, ſich zu einer gewiſſen Zunft halten muß, welche Zünfte das Recht zur Aufnahme auch nicht leicht einem Gelehrten oder Manne von Stande, zu verſagen pflegen. Einige Mitglieder dieſer Geſellſchaft gehörten zur **Maurerzunft**. Dieß gab ihnen Gelegenheit ihre Zuſammenkunft in dem **Zunfthauſe der Maurer** (Maſon's Hall, in Maſon's Alley Baſinghall-Street) *) zu halten, und die übrigen traten auch in die **Zunft der Maurer** und hießen desfalls *Free and accepted Maſons*, bedienten ſich auch der Zeichen der **Maurerzunft**. **) *Free* heiſt auf engländiſch, jeder der das Recht einer gewiſſen Geſellſchaft oder Zunft erhält ***), und das gegebene Recht ſelbſt, heißt *Freedom*, z. B. Freedom of a City. Die Mitglieder einer Zunft, heißen *Freemen*. *Accepted*

---

*) S. Aſhmole's Leben in der deutſchen Ueberſetzung der Biographia Britannica S. 742.

**) Die Maurerzunft in London, führt im Wapen ein Winkelmaaß worauf ein winkelrecht geöfneter Zirkel liegt und über und unter demſelben drey Thürme, gerade ſo, wie das Freymaurerwapen in Andersons Conſtitutionsbuche ſteht. S. Maitland's Hiſtory of London, S. 601, wo es abgebildet iſt.

***) Z. B. in Wood's Athenæ Oxonienſes T. I. S. 372 wird geſagt: daß ein gewißer Simon Forman der Kranke kurirte, had much Trouble with the Doctors of Phyſic, becauſe he was not *free* among them.

ted zeigt an, daß dieſe beſondere Geſellſchaft von der Maurerzunft angenommen war *). Und ſo entſtand der nachher ſo berühmt gewordene Namen der **Freymaurer** eigentlich zufälligerweiſe, ob es gleich wohl ſeyn kann, daß man dabey auf die Allegorie des Baues des Salomoniſchen Hauſes auch einige Rückſicht genommen hat. **)

---

*) Noch bis jetzt hat in England und Schottland jeder zünftige Maurer, wenn er ſich ſonſt qualificirt, ein vorzügliches Recht Freymaurer zu werden, und zahlt nur die Hälfte der Aufnahmegebühren, ein Zeichen daß die Acceptance für wechſelſeitig gehalten wird.

**) Aſhmole war ein Antiquarius, und nach damaliger Art, da man in den Antiquitäten alles was zu finden war ohne Auswahl zuſammen ſtoppelte, weil man durch das Alterthum jedem Dinge eine Wichtigkeit zu geben ſuchte. Er ſuchte alſo auch, ſoviel möglich in der alten engländiſchen Geſchichte alles auf, was die Maurer betreffen konnte. Da nun die Freymaurer wirklich zur Maurerzunft gehörten, ſo ſubſtituirte er ihnen was er von Maurern finden konnte. Es iſt aber merkwürdig, daß er, einer der erſten Mitglieder der Geſellſchaft, ſelbſt ſchon das Vorgeben widerlegt hat, als ob ſie von einer Bulle des Pabſts unter Regierung König Heinrich II. die einigen italiäniſchen, (orientaliſchen) Bauleuten (Caementariorum Societati) gegeben worden, herſtammten, und zeigte, daß dieſe bloß Handwerks-Maurer geweſen ſind. S. deſſen Leben in der Biographia Britannica deutſche Ueberſ. S. 741.

Auf dieſe Art entſtand die berühmte Geſellſchaft der **Freymaurer**, in der That mit der berühmten **Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in London**, aus ebenderſelben Veranlaßung. Beide hatten in ihrem erſten Anfange einen gemeinſchaftlichen Zweck, den ſie nur auf eine ſehr verſchiedene Art ausführten, jede ſo wie es den Meinungen ihrer Mitglieder angemeſſen war. In dieſer folgte man der Meinung, es müßte die Kenntniß der Natur durch alle Stände öffentlich verbreitet werden, in jener glaubte man, es wäre, der Natur der Sache nach, zuträglicher, daß die wichtigſten Theile dieſer Kenntniße nur unter einer geſchloſſenen auserleſenen Geſellſchaft blieben. Es waren daher die Zuſammenkünfte dieſer Geſellſchaft abgeſondert, und ſie hielten auch die Art ihrer Behandlung geheim, doch wird man ſchwerlich eine zuverläßige Nachricht beybringen können, daß damals dieſe Geſellſchaft ſich eines Geheimniſſes gerühmt habe. Es iſt wahr ſie hatte ein *Myſtery*, und Mitglieder derſelben können ihres *Myſtery* erwähnt haben. Es iſt aber ein ſonderbares Mißverſtändniß, daß man dieß *Myſtery* durch Geheimniß überſetzt hat. Eine jede geſchloſſene Zunft einer Kunſt oder Handwerks heißt auf engländiſch *Myſtery*.*) Wenn man

---

*) Johnſon in ſeinem Dictionary erklärt es durch *trade, calling*, und glaubt mit Warburton, es komme

man Maitland's Hiſtory of London S. 598. u. f. f. nachſiehet, ſo findet man eine Menge Künſte und Geheimniſſe dieſer Art: *) das Geheimniß der Gewürzkrämer, der Fiſchhändler, der Eiſenhändler, der Barbierer, der Grobſchmiede, der Zimmerleute, der Köche, der Meſſerſchmiede, der Hutbandmacher, der Seifenſieder und noch viele andere mehr.

Die Geſellſchaft der Freymaurer kann ſich damals um ſo viel weniger eines Geheimniſſes gerühmt haben, da bald nach der Entſtehung derſelben, darin wirklich eine geheime Sache abgehandelt wurde, welche es höchſt nöthig machte, daß ihre Verſammlung auf kei-

---

me von dem italiäniſchen Meſtiere, und ſollte daher in dieſem Verſtande Miſtery geſchrieben werden. Ich ſollte aber faſt denken, da es nicht von jedem Handwerksmann einzeln, ſondern collective von dem ganzen Handwerke oder Zunft gebraucht wird, ſo könne es wohl von Myſterium herkommen. Jede Kunſt hat ihr Geheimniß, welches in ihre Zunft eingeſchloſſen iſt. Keiner erfährt es, der nicht die Kunſt lernet, und dieſe kann niemand lernen, der nicht in die Zunft eingeſchrieben iſt.

*) The myſtery of the Grocery, the myſtery of the Fiſhmongers, the Art or myſtery of Ironmongers, the myſtery of the Barbers, the Art and myſtery de lez Blackſchmids, the myſtery of *Freemen* of the Carpentry, the myſtery of Cooks, the myſtery of Cutlers, the myſtery of Hatband-makers, the Art and myſtery of Tallow-Chandlers.

ne Weiſe das Anſehen irgend eines Geheimniſſes, ſondern einer unbefangnen Zuſammenkunft von Maurern oder Naturforſchern hatte. Es iſt bekannt, daß in England, in jeder geſchloſſenen Geſellſchaft gewöhnlich gleiche politiſche Principien herrſchen, ohne welches daſelbſt die geſellſchaftliche Eintracht unmöglich wäre. Die Mitglieder der Freymaurergeſellſchaft waren gänzlich wider das Parlament und für den König geſinnet *). Dieß gab Gelegenheit, daß in ihren Verſammlungen verſchiedene Maaßregeln zum Beſten des Königs verabredet wurden. Nachdem aber der König 1649 war hinge-

---

*) Aſhmole verlohr 1648, wegen ſeiner Treue gegen den König ein ihm zugehöriges Landgut. S. Chaufepié Dict. T. I. S. 514 und Wood Athenæ Oxon. T. II. S. 886. Lilly war der ſo vertraute Aſtrolog König Karls I. der ohne ſeinen Rath faſt nichts that. Als der König von Hamptoncourt und nachher aus der Inſel Wight fliehen wollte, wurde erſt ſeine Aſtrologie zu Rathe gezogen. 1653 hatte er die Dreiſtigkeit in ſeinen Kalender zu ſetzen, daß der Fall des Parlaments nahe wäre, weshalb er angeklagt ward, und ſich nur durch eine Liſt heraus half. S. Chaufepié Dict. T. III. S. 76. Georg Wharton, machte ſein ganzes Vermögen zu Gelde und warb dafür eine Anzahl Leute auf ſeine Koſten zum Dienſte des Königs, nachdem dieſe 1645 völlig in die Pfanne gehauen waren, ſchrieb er Satyren wider die Rebellen, kam deshalb in lange Gefangenſchaft, und ward durch Lilly's Vorſprache befreyt. S. Wood Athenæ Oxon. T. II. S. 684 und 886.

hingerichtet worden, und die geheimen politiſchen Abſichten Cromwells immer deutlicher an den Tag kamen, ſo vereinigte ſich die dem Königlichen Hauſe getreue Parthie noch näher, und da öftere Zuſammenkünfte nöthig, aber auch ſehr gefährlich waren, ſo wählten ſie die ohnedem Königlichgeſinnte Freymaurergeſellſchaft dazu, worinn verſchiedene Leute vom Stande*) deshalb aufgenommen wurden, weil ſie unter dem Scheine dieſer ſchon bekannten Geſellſchaft ſich ohne Argwohn verſammeln konnten. Indeſſen da dieſe geheimen Zuſammenkünfte nichts geringers zur Abſicht hatten, als die Anhänger des Parlaments zu vermindern, den Leuten von Anſehen die Republik verhaßt und ſie dem Königlichen Hauſe geneigt zu machen, dadurch den Weg zu bahnen den Tod des Königs zu rächen, und ſeinen Sohn auf den Thron zu ſetzen; ſo war es nicht rathſam den ganzen Umfang dieſer Abſichten, die im größten Geheimniſſe mußten verabredet und ausgeführet werden, allen vorher ſchon aufgenommenen Freymaurern, ohne Zurückhaltung mitzutheilen. Man fand alſo Mittel, aus dieſer Geſellſchaft

---

*) S. Skinner's Life of General Monk, ſecond Edit. London 1724. 8. S. 82, wo alle Glieder dieſes *Secret Conclave*, das die Angelegenheiten des Königlichen Hauſes beſorgte, namentlich angeführt ſind, obgleich der Namen Freymaurer nicht gebraucht wird.

einen geheimen Ausſchuß zu machen, der ſich beſonders verſammlete. Dieſer Ausſchuß, deſſen Abſichten gar nicht auf das **Salomoniſche Haus** giengen, wählte ſich Sinnbilder, die mit jenem nichts gemein hatten, ſondern deſſen geheime Abſichten vorſtellten. Seine Mitglieder wählten die Zeichen des Todes, ſie beklagten ihren ermordeten **Herrn** (Maſter, *) nämlich den König Karl I.) ſie deuteten die **Hofnung** an, ihn an ſeinen Mördern zu rächen, ſie ſuchten das **verlohrne Wort** **), (das heiſt den **entwichenen Sohn des Königs** wieder einzuſetzen). Als treue Anhänger der Königlichen Familie, deſſen Haupt nun die **Königinn** war, nennten ſie ſich **Söhne der Wittwe** ***). Sie änderten auch die Zeichen ab. Durch dieſe Anordnung, konnte jeder geheime Anhänger des Königs den andern genau kennen, und er traute keinem, der ihm nicht das rechte Zeichen und Wort geben konnte. Es war dieſes ſowohl zu den Reiſen der Königlichgeſinnten in die verſchiedenen Provinzen, als auch nach Holland, wo ſich der Hof aufhielt, ſehr nützlich, und am Hofe ſelbſt, wo viel Spionen waren, daß man alſo niemand trauen durfte den man nicht genau kannte, gar nicht unnöthig.

---

*) Man erinnere ſich, (oben S. 181) daß K. Karl I. ſelbſt ein Salomoniſches Haus hatte bauen wollen. Nach ſeiner Neigung zu geheimen Wiſſenſchaften, würde es ungefähr ein ſolches Anſehen gehabt haben, wie das von ſeinen getreuen Anhängern aufgebaute.

) Λογος, ſo **Wort und **Sohn** bedeutet. Nach der damaligen in England allgemein üblichen Art, auf die Bibel anzuſpielen.

***) Man ſehe den Altengliſchen Ausdruck hievon in Shaw's Galic and Engliſh Dictionary. Lond. 1780. gr. 4. im M.

Nachdem **Oliver Cromwell** geſtorben, und ſein Sohn **Richard** abgeſetzt war, war England in den Händen einiger unter ſich ſelbſt uneiniger, wütend heftiger und doch ſchwacher Rädelsführer. Jeder Patriot ſahe ein, daß dieſe tyranniſche und geſetzloſe Regierung landverderblich ſey, und nicht dauern könnte, und daß das einzige Mittel das Vaterland zu retten, die Wiedereinſetzung der Königlichen Gewalt ſeyn würde.

Es war aber große Schwierigkeit hiezu zu gelangen, da die Feldherren der Armee in England, obgleich unter ſich uneinig, dennoch ſämtlich der Königlichen Gewalt zuwider waren. Man hatte die einzige Hofnung auf den General **Monk** geſetzt, der die Armee in Schottland befehligte. Dieſer war die Wiedereinſetzung der Königlichen Würde heimlich geneigt, und brachte dieſes ſchwere Unternehmen auch endlich zu Stande. Man muß erſtaunen, wenn man in **Skinners** Leben dieſes großen Generals und Staatsmanns lieſet, mit wie viel Geheimniß, Ueberlegung und Weisheit er zu Werke gegangen, um alle Schwierigkeiten zu überwinden, die ſich ihm bey dieſem großen Unternehmen in den Weg ſtellten. Man muß beſonders die tiefe Verſchwiegenheit bewundern, mit der er handelte, als ihm der König im Julius 1659 die erſte Eröfnung that *), wobey er niemand, auch nicht einmahl ſeinem eigenen Bruder trauete, und indeſſen doch anfieng, ſich langſam mit ſeiner Armee nach England zu bewegen. Die Augen aller Partheyen waren damals in England auf die Schottiſche Armee gerichtet. Und die **geheime Geſellſchaft der Freunde des Königs** in London, die auch alle ihre Hofnung dahin ſetzte, ſahe die Nothwendigkeit ein, bey dieſen äußerſt kritiſchen Zeiten, aufs vorſichtigſte und verſchwiegenſte zu Werke zu gehen. Da nun der Umſtand hinzukam, daß einer von ihren Mitgenoſſen, Sir **Richard Willis** **), verdächtig ward und ſie ihm nicht mehr trauen konnten, ſo fanden ſie für höchſt nöthig, aus ihrem ſchon **geheimen Ausſchuſſe** noch einen **engern Ausſchuß** zu machen, dem beſonders die ſchottiſchen d. h. die geheimſten Geſchäfte aufgetragen wurden. Sie wählten ſich neue Sinnbilder, die ſich zu ihrer äußerſt kritiſchen Lage ſchickten. Sie bildeten ab, daß in derſelben **Weisheit, Biegſamkeit, Muth, Aufopferung ſeiner ſelbſt und Mäßigung** nöthig ſey. Ihr Spruch war: **Weisheit über dir** *). Sie veränderten, der Sicherheit halber, abermals ihr Zeichen, und erinnerten, ſich zu hüten, in ihrer wankenden Lage nicht zu fallen, und den Arm zu brechen.

---

*) Skinner's Life of General Monk. S. 95 und 97.

**) S. daſelbſt S. 82.

Dieß iſt die wahre Geſchichte der Entſtehung und der erſten Veränderung der **Freymaurergeſellſchaft**, die aus einer eſoteriſchen Geſellſchaft von Naturforſchern eine geheime Geſellſchaft von getreuen Unterthanen wurde, welche die Beförderung der Wiedereinſetzung der Königlichen Würde zum Zwecke hatte, daher ſie auch den Namen der **Königlichen Kunſt** annahm. Ein Ungenannter in Hrn. **Wielands deutſchem Merkur** **) will dieſes Verdienſt aber der andern oben S. 186 erwähnten Geſellſchaft von Gelehrten zuſchreiben, aus welcher nachher die **Königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften** entſtanden iſt. Er ſagt: „**Joh. Wilkins**, der gelehrteſte Mann ſeiner Zeit, „und Schwager des alten **Cromwells**, war „der **Regierung des Richards** müde, und „ſann auf Mittel die **Königl. Familie** wie

---

*) S. Shaw's Galic Dictionary im N.

**) Erntemond 1781. S. 181.

„der ins Land zu bringen. Er gab daher „den erſten Gedanken zu Errichtung eines „Clubs auf einem Kaffehauſe, und man bediente ſich dieſer Maſke als ob man wegen „der Wiſſenſchaften zuſammen käme, um „alle Königlich-geſinnte Perſonen ohne „Verdacht zu verſammlen, ſo oft man wollte. „Der General **Monk** und viele Militarperſonen, die wenig mehr als ihren Namen „ſchreiben konnten, waren Mitglieder dieſer Geſellſchaft. Anfangs las man zum „Schein etwas von Wiſſenſchaften in der „Verſammlung, nachher beſprach man ſich von „Staatsſachen, und vom Intereſſe der Königlichen Parthey.„ Ich wünſchte daß der Verfaſſer dieſes Aufſatzes angezeigt hätte, woher er dieſe ſeltſame Nachricht genommen habe, in welcher in jeder Zeile wenigſtens **Ein** Fehler iſt, wo nicht mehrere.

Joh. Wilkins konnte wohl der Regierung des **Richard** nicht müde ſeyn, da ihm die Regierung **Olivers** und **Richards** ſo ſehr vortheilhaft war. Er war völlig wider die Königliche Parthey, war puritaniſch vorher*) und ſchlug ſich, als die Rebellion ausbrach, zu den Puritanern. Er ward 1648, anſtatt eines verabſchiedeten **Königlich geſinnten**, zum

---

*) S. Wood's Athenæ Oxon. T. II, S. 506.

Aufſeher von **Wadham - College** beſtellt. 1649 nach des Königs Tode, ſchlug er ſich ganz zur republikaniſchen Parthie, und ſchwor: **der Republik England, ohne König und Oberhaus,** getreu zu ſeyn. 1656 heirathete er **Cromwells Schweſter,** der ſchon **Protektor** war. Unter **Richards** Protektorate erhielte er 1659 **die beſte Stelle auf der Univerſität Oxford** *), die Stelle eines *Head of Trinity College*, und NB. **verlor** ſie das folgende Jahr, da der **König wiedereingeſezt** war. Wie läßt es ſich denken, daß ein Mann in dieſer Lage, habe eine Geſellſchaft veranlaßen wollen, um die **Wiedereinſezung des Königs** zu befördern? Auch waren die übrigen Glieder dieſer Geſellſchaft gerade von der entgegengeſezten Parthey. Dr. **Goddard,** einer der vornehmſten Mitglieder, war **Oliver Cromwells** Leibarzt und Vertrauter **), dem er auch nach **Karls I.** Tode in den Feldzug nach Schottland und Jreland folgte. Sehr ſeltſam iſt es, zu ſagen, daß die Geſellſchaft von der **Wilkins** Mitglied war, durch Mißvergnügen über **Richards** Regierung (die 1658 anfieng) entſtanden ſey, da ſie ſchon 1646 ihren Anfang gehabt hatte. Sehr ſeltſam iſt es, zu ſagen, die

---

*) Wood ſagt dieß ausdrücklich l. c.

**) S. Wood T. II. S. 538.

Geſellſchaft habe ſich auf einem Kaffehauſe verſammlet. Die paar Kaffehäuſer die 1658 in London ſeyn mochten, wurden, in den damaligen düſtern puritaniſchen Zeiten, gewiß nicht, ſo wie jetzt, zu Zuſammenkünften von Leuten von ſehr vermiſchten Ständen gebraucht. Auch wäre es wohl eine große Unvorſichtigkeit geweſen, eine Geſellſchaft, wo ſo wichtige und geheime Rathſchläge über einen ſo gefährlichen Gegenſtand ſollten gepflogen werden, in einem Kaffehauſe anzulegen, wo ſie von jedem Spion konnte beobachtet werden. Dieſe Geſellſchaft verſammlete ſich auch nie in einem Kaffehauſe, ſondern theils bey **D. Goddard**, oder in der Nachbarſchaft, weil bey ihm ein Mechanikus wohnte, der Teleſkope und Mikroſcope machte, theils in **Cheapſide**, theils im **Gresham-College**. Dieſes bezeugt ein Mitglied derſelben, der berühmte **Joh. Wallis.** *) Eben dieſer bezeugt, daß nicht **Joh. Wilkins** ſondern ein **Deutſcher Gelehrter** **) aus der **Pfalz** gebürtig, Namens **Theodor**

---

*) S. **Joh. Wallis** Leben in der Biographia Britannica und Chaufepié Dictionnaire S. 673 Note G.

) Eben ſo war es ein Deutſcher, **Oldenburg, der bey der nachherigen wirklichen Errichtung der K. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in London hauptſächlich geſchäftig war, und zuerſt die berühmten philoſophical Transactions, nicht als ein Werk der Geſellſchaft, ſondern als ſein und ſeiner Freunde Werk herausgab.

Theodor Hank, den erſten Gedanken zu Errichtung dieſer Geſellſchaft gehabt hat, die nachher auf die Ausbreitung der Wiſſenſchaften einen ſo wichtigen Einfluß hatte. Der General Monk kann zu der Zeit wohl weder von dieſer, noch von irgend einer andern Geſellſchaft in London ein Mitglied geweſen ſeyn. Er ward 1647 im Januar aus dem Tower entlaſſen, wo er ſeit 1643 gefangen geſeſſen hatte, er kam zwar im Aprill dieſes Jahres auf eine ganz kurze Zeit nach London, aber ſeitdem war er beſtändig abweſend, bis er 1659 mit ſeiner Armee nach London kam, und da hatte er ſo äußerſt delikate Geſchäfte auf ſich, handelte dabey äußerſt verſchwiegen, *) ward auch ſo genau beobachtet, daß ſich nicht denken läßt, er habe einer politiſchen Verſammlung beywohnen können oder wollen. Sein Lebensbeſchreiber Skinner, der alle ſeine Schritte aufs genauſte anführt, ſagt hievon nicht ein Wort, und wie läßt ſich es vollends denken, daß dieſer ſo äußerſt behutſame Mann ſich einer Geſellſchaft ſollte anvertrauet haben, in der Cromwells nächſte Verwandten und Vertraute geweſen wären. Auch würde es von einer Geſellſchaft die unter der Maske der Wiſſenſchaften hatte von Staatsſachen handeln wollen, wohl ſehr un-

---

*) Skinner's Life of General Monk. S. 203 u. f. f.

behutſam geweſen ſeyn, **Militarperſonen** aufzunehmen, die wenig mehr als ihren **Namen** ſchreiben konnten, denn nichts wäre wohl, in den damaligen Zeiten, wo man aufs äußerſte mißtrauiſch war, verdächtiger geweſen als gerade dieſes. Endlich, daß die gedachte Geſellſchaft, die Wiſſenſchaften gar nicht zum **Schein**, ſondern im **Ernſte** getrieben, hat der **Erfolg** genug gezeigt, und zum ganz **unwiderſprechlichen** Beweiſe, daß ſie die ihren politiſchen **Principien** ohnedieß entgegengeſetzte **Wiederherſtellung der Königlichen Würde** gar nicht zur Abſicht gehabt haben könne, dient das Zeugniß ihres Mitgliedes **Joh. Wallis**, daß alles was **Staatsgeſchäfte** betroffen aus ihren Konferenzen **ausdrücklich ausgeſchloſſen** geweſen.*) Es iſt alſo nichts in der erwähnten Nachricht wahr, als daß die **Wiederherſtellung der Königlichen Würde** in England, durch eine geſchloſſene Geſellſchaft insgeheim befördert worden. Nur war dieß nicht die Geſellſchaft von Gelehrten, aus der nachher die Königl. Geſellſchaft der **Wiſſenſchaften** entſtand, und konnte es nicht ſeyn, ſondern es war, die mit ihr zugleich und aus gleicher Veranlaßung entſtandene, obgleich in **politiſchen und wiſſenſchaftlichen Principien**,

---

*) S. Chaufepié Dict. l. c.

pien, ihr damals ganz entgegengeſetzte Geſellſchaft der Freymaurer.

Dieſe Geſellſchaft blieb nach der 1660 wieder hergeſtellten Königlichen Würde zuſammen, und nahm 1663 in einer allgemeinen Verſammlung verſchiedene Maaßregeln zu ihrer Aufrechthaltung *). Es war aber doch natürlich, daß ſie in der folgenden Zeit nicht mehr mit eben dem Eifer als vorher betrieben werden konnte. Unter **Karl II.** änderten ſich bekanntermaßen die Sitten, die Politik, und die Behandlung der Wiſſenſchaften auf eine ausnehmende Art, welches auf eine ſolche Geſellſchaft nothwendig Einfluß haben mußte.

In ihrer doppelten Beſchäftigung mußte ſich nothwendig eine wichtige Lücke zeigen. Ihre politiſche Geſchäfte, waren durch die Widerherſtellung der Königlichen Würde gänzlich geendigt. Ihr erſter Hauptzweck, die Kenntniß der Natur eſoteriſch zu betreiben, konnte um 1680 nicht mehr auf die Art ſtatt finden, wie um 1646. Die Königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften die dem entgegengeſetzten Zwecke folgte, hatte ſeit ihrer Errichtung 1660, ſtarke Schritte gethan, um den Unterſchied zwiſchen dem eſoteriſchen und exoteriſchen in der Naturwiſſenſchaft ganz aufzuheben. Verſchiedene Mitglieder der Freymaurergeſellſchaft welche

---

*) S. the Free-Maſon's Calendar 1775.

dem eſoteriſchen Vortrage der Naturwiſſenſchaft am meiſten geneigt waren, waren geſtorben. Andere waren mit ihrem Jahrhunderte fortgegangen, und hatten ihre Meinung ſehr geändert. Eins ihrer erſten Mitglieder, der oft erwähnte **Elias Aſhmole**, der bey dem Anfange der Geſellſchaft, in dieſer Lehrart am eifrigſten geweſen war, der verſchiedene wichtige roſenkreuzeriſche alchymiſche Werke herausgegeben,*) und zu dieſem Behufe ausdrücklich hebräiſch gelernt hatte, der 1653 glaubte, er habe von einem berühmten Roſenkreuzer **William Backhouſe**, den er daher ſeinen **Vater** nennte, das große Werk völlig erfahren,**) änderte bald darauf ſeine Gedanken, und **nahm**, wie ſich ſein Lebensbeſchreiber **ausdrückt**, von ſeinen **Kunſtverwandten höflichen Abſchied**.***)

Er

---

*) Faſciculus Chymicus, or Chymical Collections, expreſſing the Ingreſs, Progreſs and Egreſs of the Secret Hermetic Science, written by *Arth. Dee* and made Engliſh by *James Haſolle* (Elias Aſhmole) Eſq. Lond, 1650 8. Theatrum chymicum Britannicum containing ſeveral poetical pieces of our famous Engliſh Philoſophers, who have written the Hermetic Myſteries in their own Language, illuſtrated with figures and Annotations by *Mercuriophilus Anglicus*. Lond. 1652. 4.

**) S. Wood's Athenæ Oxon. T. II. S. 890.

***) In der Vorrede eines von ihm herausgegebenen alchymiſchen Werks The Way to bliſs. London 1650. 8., das er von ſeinem Vater Wilh. Backhouſe empfangen hatte, und das ein anderer Roſenkreu-

zer

Er war in die, ganz entgegengeſetzten phyſiſchen Principien folgende, K. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften bald nach ihrer Errichtung getreten, und auf der andern Seite war ſchon 1663 **Chriſtoph Wren**, welcher der eingeſchränkten eſoteriſchen Lehrart nicht geneigt war, **Großoberaufſeher** der Freymaurergeſellſchaft. Alles Umſtände woraus ſich begreifen läſſet, was man aus glaubwürdigen Nachrichten weiß, daß damals die Verſammlungen nicht mit dem größten Eifer beſucht worden.

Wenn alſo dieſe Geſellſchaft nicht nach und nach ganz auseinandergehen ſollte, ſo war es ſehr nöthig, in ihrer bisherigen Einrichtung einige Aenderung zu machen, und ihr einen beſtimmten Zweck vorzuſtellen. Dieß geſchah, und man fand zugleich für gut, in ihren äußern Sinnbildern, anſtatt des **Salomoniſchen Hauſes**, nunmehr den **Tempel Salomons** zu ſetzen, wodurch man die verſchiedenen Theile auf eine bequeme Weiſe, ſowohl näher verbinden als übereinſtimmend deuten könnte. Es iſt möglich, daß gerade dieſe ſymboliſche Auslegung zu wählen, der damalige Bau der St. Pauls-

---

ter Johann Heydon unter dem Titel: The Wise-Man's Crown or Rosy-crucian Physik by *Eugenius Theodidactus* als ſeine Arbeit heraus gegeben hatte. S. Wood l. c. S. 591, und Aſhmole's Leben in der Biographia Britannica in der deutſchen Ueberſetzung S. 760.

kirche in London, daß die vielen Verfolgungen und Verdrießlichkeiten die der Baumeiſter derſelben Chr Wren erleiden mußte, *) einige Veranlaſſung könne gegeben haben. Sollte vollends die Behauptung meines ſel. Freundes Leſſing, daß in London eine Maſoney von Tempelherren um dieſe Zeit exiſtirt habe, durch ſichere hiſtoriſche Nachrichten oder Urkunden können bewieſen, oder nur wahrſcheinlich gemacht werden, ſo würde zu dem Entſchluſſe den Tempel Salomons an die Stelle des Salomoniſchen Hauſes zu wählen, eine noch viel nähere Veranlaßung zu finden ſeyn.

Zu welcher Zeit dieſe Veränderung vor ſich gegangen ſey, läßt ſich nicht genau beſtimmen. Es iſt aber ſehr wahrſcheinlich, daß ſie 1685 geſchehen, als Chriſtoph Wren Großmeiſter ward, nachdem er ſchon ſeit 1666 deputirter Großmeiſter geweſen war, und vermuthlich ſchon ſeit ſeiniger Zeit die Nothwendigkeit dieſer Veränderung eingeſehen und mit den vornehmſten Mitgliedern überlegt hatte, aber ſie eher nicht ausführen konnte, bis die Direktion ganz in ſeiner Hand war. Die nähere Abſichten bey dieſer Veränderung zu erörtern iſt hier ganz und gar mein Zweck nicht. Man erinnere ſich indeſſen daß 1685 König Jakob II zur Regierung

---

*) S. ſein Leben in Chaufepié Dictionnaire, T. IV, S. 761.

rung kam, und welche heftige Bewegung die ungemeſſene Neigung dieſes Königs zum Deſpotismus und zur katholiſchen Religion in England verurſachte. Es iſt gewiß, daß eine der Abſichten dieſe Geſellſchaft fortzuſetzen, geweſen ſey, den bittern Haß, den Verſchiedenheit der Meinungen unter Menſchen unnöthiger Weiſe hervorbringt, zu mindern, den Unterſchied den Verſchiedenheit der Religion, des Standes, der Erkenntniſſe, der Abſichten und ſelbſt der Nationen verurſachen, nie zur Spaltung ausarten *) zu laſſen, brüderliche Eintracht an ihre Stelle zu ſetzen, Menſchen mit Menſchen näher zu vereinigen, und dieſe ehrwürdige Geſellſchaft zum Vereinigungspunkte der Eintracht und Geſelligkeit zu widmen. **) Es war

---

*) S. Leſſings Ernſt und Falk 1tes St. S. 65. 66.

**) Ich will hier beyläufig der Geſellſchaft der Mauerkelle (Compagnia della Cazzuola) gedenken, die 1512 zu Florenz aus einem Scherze entſtand, und in die ſich hernach viele vornehme Herren, Gelehrten und Künſtler aufnehmen ließen. Ihr Zeichen war die Mauerkelle und der Hammer, ihr Patron der heil. Andreas. Sie gaben verſchiedene Mahlzeiten und Feſte, worunter eins war, da ſämtliche Mitglieder als Maurer gekleidet erſchienen. Dieſe Geſellſchaft war ganz dem geſellſchaftlichen Vergnügen gewidmet, ſo wie die damahls in Florenz beſtehende Keſſelgeſellſchaft (Compagnia del Pajuolo). Mit den lange nachher in England entſtandenen Freymaurern hat dieſe eine edle Abſicht, und noch hoffe ich, kann ſie kein Freymaurer der ein Menſchenfreund iſt, jetzt oder im Jahre 1785, welches das eigentliche hundertjährige Jubeljahr der erneuerten Stiftung ſeyn wird, für die Geſellſchaft deren Mitglied er iſt, zu unwürdig oder zu klein halten.

In gedruckten Büchern bis zu Ende des Jahrhunderts findet man, ſo viel mir wiſſend, keine Nachricht von der Freymaurergeſellſchaft. Im Anfange dieſes Jahrhunderts kam ein kleines Wörterbuch*) heraus, worinn folgendes ſteht:

„Das **Maurerwort** (Maſon's Word). „Wer es hat leidet niemals Mangel, denn es „iſt eine Bank in einer gewiſſen Schottiſchen „Loge, zu ihrer Beyhülfe. Es wird mit einem ſtrenge Eide und vielen Ceremonien mitgetheilt. **Der Maurer Tand**, (Maſon's „Mawnd.)

Geſellſchaft nicht die geringſte Gemeinſchaft, noch hat jene die geringſte Beziehung auf dieſe. S. Vaſari Vite de' Pittori &c. Roma 1760. S. 76. bis 79 im Leben des Bildhauers und Baumeiſters Joh. Franz Ruſtici.

*) A new Dictionary of the Terms ancient and modern of the Canting Crew, with an Addition of ſome Proverbs, Phraſes, figurative Speeches &c. by B. E. Gent. London printed for W. Hawes at the Roſe in Ludgateſtreet. gr. 8. Dieß rare Büchlein iſt ohne Jahrzahl gedruckt. Es kommen aber Spaaße aus Farquhars Komödien darin vor, welches nebſt andern in der Vorrede angeführten Umſtänden genugſam zeigt, daß es im Anfange dieſes Jahrhunderts gedruckt iſt.

„Mawnd.) Eine verſtellte Wunde dicht über „dem Ellenbogen, einen zerbrochenen Arm „durch einen Fall von einem Gerüſte, vorzu„ſtellen.“

Im Jahre 1723 kam das erſte Konſtitutionsbuch (Constitutions of the Freemasons *) in England heraus, deſſen Herausgeber der berühmte Phyſiker J. F. Desagüliers, als deputirter Großmeiſter war. In dieſem Konſtitutionsbuche werden S. 58 in den *General-Regulations*, nur die Freymaurer in und um **London** und **Weſtminſter** genennet, zum ſichern Beweiſe, daß damals keine andere bekannt waren. Ich enthalte mich verſchiedene andere ſehr merkwürdige Dinge aus der erſten Ausgabe dieſes Buchs anzuführen.

Dieſes öffentlich herausgekommene Konſtitutionsbuch erregte Aufmerkſamkeit, und gab Gelegenheit, daß **Mylord Derwentwater**, der Ritter **Maſkelyne** und **Herr Heguerty**,

---

*) Der Verfaſſer der Freymaurerbibliothek iſt über dieſe ſehr rare Ausgabe in zwey Irrthümer verfallen. Erſtlich ſchreibt er S. 9 deren Herausgabe dem J. Anderſon zu, ohne Desagüliers zu erwehnen. Hernach führt er dieſe Ausgabe S. 21 durch einen Druckfehler nochmals unter dem Jahre 1732 an, (von welchem Jahre keine Ausgabe exiſtirt) und verwechſelt hernach dieß auf Befehl der großen Loge herausgegebene Werk, mit dem 1736 herausgekommenen Franc Maçon demasqué.

alle drey Engländer, im Jahre 1725, bey Hüre, einem engländiſchen Speiſewirthe *) in Paris, die erſte Loge in Frankreich errichteten. Seit der Zeit, und von daher, entſtanden die ganz ungemeſſene Ausbreitung und die vielen Abänderungen dieſer Geſellſchaft. Ob beyde der Geſellſchaft ſelbſt und dem menſchlichen Geſchlechte nützlich oder ſchädlich geweſen, mögen die beurtheilen welche die innere Beſchaffenheit dieſer Geſellſchaft gänzlich kennen, und wiſſen was dem menſchlichen Geſchlechte nützlich iſt.

Ich habe vor einiger Zeit eine Fabel geleſen, die ich hieher ſetzen will, weil ſie mir eben beyfällt;

Ein weiſer Mann fand ein gutes dauerhaftes Zeug, aus dem er ſich einen weiten Mantel ſo wie es ſchicklich war machen ließ, denn der Mantel ſollte ihn für Wind und Regen ſchützen, und er wollte in denſelben gehüllt, unter dem Haufen unbemerkt weggehen. Verſchiedene Thoren ahmten nur die Farbe und den Schnitt des Mantels nach, ſahen aber nicht auf die Beſchaffenheit des Zeugs, daher ſchlug Wind und Regen durch die flatternde Hülle manches Thoren, dem ſie ganz unnütz geweſen ſeyn würde, wenn er ſie nicht, ganz gegen die er-

ſte

---

*) Encyclopedie, Edition d'Yverdon in 4. v. Franc-Maçon.

ſie Abſicht des weiſen Mannes, gebraucht hätte, um bemerkt zu werden. Denn wenn ihm auch die Zähne klapperten, ſo war es doch Nahrung für ſeine Eitelkeit, daß einer oder der andere aus dem Haufen ſagte: Siehe da den weiſen Mann, der ſich in ſeinen warmen Mantel hüllt! Dieß gab endlich zu vielen Mißverſtändniſſen Anlaß. Der Haufen wollte unterſuchen, was unter den Mänteln wäre, und fieng hier und da an ſie genauer zu beſehen und aufzuheben. Da fand man denn, bald das rechte Zeug, aber nicht den rechten Schnitt des Mantels, bald den rechten Schnitt des Mantels, aber nicht das rechte Zeug, am allerwenigſten aber, und faſt gar nicht den rechten Mann. Wo man aber den rechten Mann fand, hat man jederzeit auch das rechte Zeug und nicht nur den rechten Schnitt des Mantels, ſondern auch eigentlich den rechten Mantel ſelbſt gefunden.

Inhalt.

Erſter Abſchnitt. Einleitung. — — Seite 1
Zweyter Abſchnitt. Nähere Widerlegung der Einwürfe wider die Glaubwürdigkeit der Geſtändniſſe der gefangenen Tempelherren. — — S. 15.
Dritter Abſchnitt. Unterſuchung der hauptſächlichſten Beſchuldigungen und wie viel die Tempelherren von jeder bekannt haben. — — — S. 53
Vierter Abſchnitt. Beſondere Unterſuchung der im Tempelorden gewöhnlich geweſenen Verläugnung Jeſu, des Namens Baphemetus, und was dahin gehöret. S. 97.
Anhang. Ueber das Entſtehen der Freymaurergeſellſchaft. — — — — S. 147

Druck-

Druckfehler.

Seite 17 Zeile 2 von unten Titters l. Ritters
— 22 — 1 von unten, um l. zum
— 23 — 7. von unten, der l. die
— — — 4 von unten, von dieſem l. von dieſen
— 38 — 13 den l. die
— 41 — 23 Es fand daſelbſt l. Es fand ſich daſelbſt.
— 43 — 2 von unten, gehört ſie l. gehört es
— 48 — 21 bis, iſt auszuſtreichen.
— 51 — 22 ſie l. ihnen
— 59 — 3 von unten, vergeben l. vergäben
— 65 — 2 von unten, müßte l. mußte
— 67 — 18 Kalliſion l. Kolliſion
— 83 — 17 unterſucht hätten, iſt auszuſtreichen.
— 92 — 11 dienen l. dienet
— 97 — 4 beſchäftigen l. beſchäftigten
— 98 — 9 ihm l. ihn
— 102 — 8 von unten, Siedladi l. Sjeddadi
— 112 — 10 derſelben l. denſelben
— 128 — 1 u. 10 Kupokratianer l. Karpokratianer
— 129 — 1 nach dazu, ein Komma.
— — — 3 geben l. gaben
— 134 — 16 ſtatt des doppelten Phatha l. ein einfaches
— 137 — 1 l. Geiſtes, welche durch eine Handauflegung geſchahe,
— 141 — 8 von unt. nach Tempelherren ein Punct.
— 160 — 15 u. 16 dieſer Orden l. dieſe Geſellſchaft.
— 164 — 1 von unt. zurückgeben l. zurückgaben
— 179 — 11 welche ſie bekamen nachdem ſie einige Lanzen gehabt
— — — 12 goldnen l. blauen
— 188 — 9 zu Lille, gehört die Note:
Butler hat ihn unter dem Namen Sidrophel zu einer wichtigen Perſon in ſeinem Hudibras gebraucht.
— 193 — 5 von unten, die l. der

Fig. I.

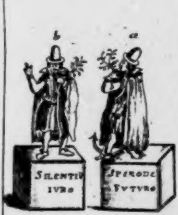

b
a
SILENTIV IVRO
SPERO DE FVTVRO

Fig. II.

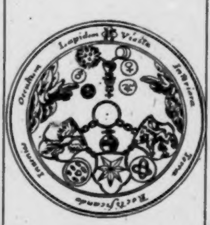
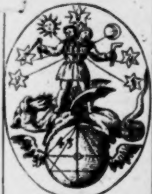
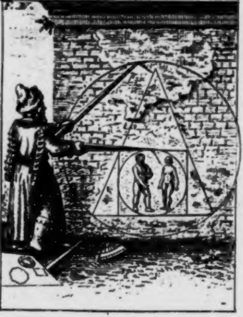

Lapidem
Visita
Interiora
Terrae
Rectificando
Invenies
Occultum

Fig III.



F. IV.



Zum IIten Theile.

Verſuch
über die
Beſchuldigungen
welche dem
Tempelherrenorden
gemacht worden,
und über
# deſſen Geheimniß;
Nebſt einigen Anmerkungen
über
# das Entſtehen
der
Freymaurergeſellſchaft,
von
Friedrich Nicolai.

Zweyter Theil.

Ὁ αὐτος ἡλιος τηκει μεν τον κηρον, ξηραινει δε τον πηλον.

Berlin und Stettin.
1782.

Erſter Abſchnitt.

Einleitung; und über des Herrn D. Anton Unterſuchung über das Geheimniß der Tempelherren.

Wenn viele Leute über eine Materie ſchon ihre Meinung feſtgefaſſet haben, wenn dieſe Meinung mit andern Meinungen und vielleicht mit einigen Vorurtheilen verflochten iſt; ſo kann es nicht fehlen daß derjenige, der über eine ſolche Materie ſo ſchreibt, als ob noch gar keine Meinung da wäre, der ohne auf Vorurtheile zu achten, gerade auf den Grund der Sache gehen will, allenthalben anſtößt, von vielen nicht verſtanden wird, von vielen ſchon widerlegt iſt, ehe ſie ihn noch ausgeleſen haben.

Wenn jemand über eine hiſtoriſche Materie mühſame und genaue Unterſuchungen macht, die Geſchichte in den Quellen ſucht, mehr nicht ſagt, und auch nicht weniger, als er nach ſorgfältiger Vergleichung der Urkunden und gleichzeitigen Schriftſteller in der Geſchichte findet; ſo kann ein Gegner, dem es nur darum zu thun iſt, daß der andere Unrecht haben ſoll, den Leſern ſehr leicht Staub in die Augen ſtreuen, wenn er ſich die Mine giebt, als habe er auch nachgeſchlagen und unterſucht, wenn er dreiſt behauptet, daß das was er ſagt, in den Quellen und Urkunden ſtände, es ſtehe nun darinn, oder nicht. Denn unter tauſend Leſern ſind nicht zehen, welche wiſſen, was für Genauigkeit und Selbſtverläugnung zu einer hiſtoriſchen Unterſuchung eigentlich gehört, und unter den zehen iſt vielleicht nicht einer, der die Urkunden und Quellen zur Hand hat, und die mühſame Arbeit übernehmen will, ſie nachzuſchlagen und zu vergleichen.

Ich habe ſehr wohl gewußt, daß ich bey meinem Verſuch über die Tempelherren in beiden Fällen war, konnte mir daher leicht vorſtellen, daß meine bloß aus den alten Quellen ohne Rückſicht auf neuere Vorurtheile geſchöpfte Erforſchung dieſer Geſchichte, vielen Leſern welche die Vorurtheile lange für Wahrheit angeſehen hatten, nicht ſogleich einleuchten würde, und daß ich Gegner finden könnte, welche mich nicht würden verſtehen wollen, und mich widerlegen würden, weil ich nicht Recht behalten ſollte. Es war dieſes um ſo vielmehr zu vermuthen, da zufälliger Weiſe meinem Verſuche über die **Tempelherren** ein **Anhang über den Urſprung der Freymaurergeſellſchaft** beygefügt iſt. Auch hier hatte ich mich nicht nach Vorurtheilen bequemt, ſondern Winke gegeben die auf die Wahrheit führen, und es giebt ſo manche Demagogen, denen es gemächlicher iſt, daß man nur jenes thue.

Meine Vermuthung iſt richtig eingetroffen. In Hrn. **Wielands Merkur**, (März 1782 S. 224 bis 255 und April S. 46 bis 83) iſt ein heftiger Ausfall auf meine Schrift geſchehen, von einem Ungenannten der nicht will, daß ich recht haben ſoll. Er hat Mittel gefunden, alles unerhört zu verwirren, mich faſt immer mehr oder weniger ſagen zu laßen als ich ſage, und alſo meine Meinung unrichtig vorzuſtellen, Citationen wo nicht wiſſentlich zu verfälſchen, doch mit unglaublicher Nachläßigkeit falſch anzuführen, viele Dinge herbey zu ziehen, die gar nicht zur Sache gehörig ſind, und gefliſſentlich wegzulaßen, was nothwendig erwogen werden mußte. Da er nun hierdurch der Sache eine ganz andere Geſtalt giebt als ſie wirklich hat, und da er dabey beſtändig mit dem dreiſteſten Ton entſcheidet, ſo möchten diejenigen welche glauben, daß er genau und ehrlich zu Werke gegangen wäre, vermeinen, er könne die Sache gründlicher einſehen als ich; wenn nicht der durchgängig heftige und wegwerfende Ton, ſchon jeden unbefangenen Leſer mißtrauiſch machen müßte. Stände nicht mein Verſuch auf irgend eine Art den Abſichten dieſes Ungenannten im **Wege**, wozu ſo viel Bitterkeit? Und über eine hiſtoriſche Unterſuchung, die nichts als einer genauen und richtigen Auseinanderſetzung braucht.

Mein Verſuch hat noch einen Gegner an dem Hrn. D. **Anton** *) gefunden, aber einen Gegner von ganz anderer Art. Wenn verſtändige Leute ſo zu handeln pflegten als Unverſtändige, ſo könnte man es ihm weit eher verzeihen, daß er über meinen Verſuch ungehalten wäre, als der Ungenannte; aber er hat mit einer Beſcheidenheit und mit einer ruhigen Anführung ſeiner Gründe geantwortet, die einem wahren Gelehrten anſtändig iſt.

Eigentlich iſt mein **Verſuch** bloß durch des Hrn. D. **Antons Geſchichte des Tempelherrnordens** veranlaßet worden. Ich ſtehe mit ihm ſeit mehreren Jahren in freundſchaftlicher Korreſpondenz, die ſich oft über gelehrte Gegenſtände erſtreckt, wie es bey Leuten welche beyde die Wiſſenſchaften lieben, leicht geſchiehet. Ich hatte ihm mit der Offenherzigkeit, welche jedem Liebhaber der Wahrheit eigen ſeyn muß, geſagt, daß mir die erſte Ausgabe ſeiner Geſchichte der Tempelherren nicht Genügen thäte. Er ſendete mir zu Ende des Jahrs 1780 die zweyte Ausgabe dieſes Werks, welche in der That vor der erſtern viele Vorzüge hat. Ich ſchrieb Ihm aber doch, daß mich Seine Gründe von der gänzlichen Unſchuld der Tempelherren noch nicht überzeugen könnten, und daß die der Geſchichte des du Puy beygefügte Urkunden, die ich ſchon vor verſchiedenen Jahren geleſen hätte, ein anders beſagen würden. Mein Freund verlangte von mir hierüber nähere Erläuterung, die ich aber nicht augenblicklich auf eine überzeugende Weiſe geben konnte. Meine Zweifel gründeten ſich auf eine Lektur, die ſchon vor einer ziemlichen Zeit geſchehen war. Davon pflegt man wohl das Reſultat im Sinne zu behalten, aber die genauern Umſtände ſind nicht mehr ſo deutlich vor den Augen, daß man gegen jemand der anderer Meynung iſt, den Beweis führen könnte. Da aber Hr. D. Anton nochmahls darauf beſtand, ſo machte ich mich an die Lektur der du Puyſchen Urkunden, und anderer dahin gehörigen Bücher. Ich ſahe aber bald ein, daß ich ohne die genaueſte und vollſtändigſte Unterſuchung, meine Meynung nicht zuſammenhängend darſtellen könnte, und daß die Materie für einen Brief allzuweitläuftig werden würde. So entſtand

---

*) Unterſuchung über das Geheimnis und die Gebräuche der Tempelherren, von K. G. Anton. D. Deſſau 1782. 8.

ſtand mein Verſuch, der mit meines Freundes Vorbewußt erſchien, und ohne ihn nie erſchienen ſeyn würde; denn ich würde lieber viel wichtigere Entdeckungen unterdrückt, als einem Manne der ſo ſchätzenswürdig iſt, auch nur eine unangenehme Viertelſtunde verurſacht haben. Auch ſeine Unterſuchung erſcheint mit meinem Vorwiſſen, und unſere hierinn verſchiedene Meynungen haben unſere freundſchaftliche Verbindung nicht einen Augenblick unterbrochen. Hr. D. **Anton** hat nun ſeine Meynung vollſtändiger dargelegt, und mit neuen Gründen zu beſtätigen geſucht. Ich muß indeſſen geſtehen, daß ſie mir noch nicht hinlänglich ſcheinen, meine Meynung zu verlaßen, und der Seinigen beyzutreten. Ich bin auch gar nicht willens mich vor den Augen der Welt mit meinem Freunde herumzuſtreiten. Indeſſen will ich zu fernerer Erläuterung nur folgendes ſagen.

Ich hätte wohl gewünſcht, Hr. D. Anton hätte die genauere Anwendung der Urkunden auf ſeine Meynung, die man jetzt, auf Veranlaßung meines **Verſuchs** in ſeiner **Unterſuchung** findet, vorgenommen, ehe das ganze Reſultat: **Die Tempelherren wären völlig unſchuldig geweſen und nur ein Opfer der Rache und des Geizes K. Philipps des Schönen geworden**, ganz in ſeinem Geiſte feſtgeſetzt, und in zweyen Auflagen ſeiner Geſchichte der

Welt vorgelegt worden. Alsdenn, glaube ich, würde ein Mann von ſo vielem Fleiß, Gelehrſamkeit und Wahrheitsliebe, verſchiedene Urkunden aus einem andern Geſichtspunkte angeſehen haben. Wenn einmal eine Idee im Geiſte recht lebendig worden, wenn man ſie ſogar öffentlich behauptet hat, ſo hält es wohl ſchwer, ſich in völlige Unpartheylichkeit hineinzuſetzen. Selbſt einem Wahrheitliebenden Manne, erſcheinen viele Umſtände in dem Geſichtspunkte, in dem er ſeit langer Zeit die Sachen zu ſehen gewohnt iſt, und was aus dieſem nicht deutlich erſcheint, erblickt er gar nicht oder nicht ganz. Hieraus erkläre ich mir, warum Hr. D. **Anton** auf viele zum Theil auch von mir angezogene Stellen, die der Sache eine andere Geſtalt geben, nicht geachtet, und diejenigen auf die er geachtet hat, nicht ihrem ſimpeln Sinne gemäß, ſondern ſeiner Vorausſetzung nach zu erklären ſucht. Dahin rechne ich auch daß er, wenn z. B. die Ausſage eines Zeugen ſich mit ſeiner Meynung nicht verträgt, hinzuſetzt: *die Furcht vor dem Tode redete aus dem Zeugen* (S. 14) oder: *ſie reden nach dem Willen der Inquiſitoren* (S. 19) oder: *der Zeuge wollte ſich recht inſinuiren* (S. 24.) Eine ſolche Auslegung würde ich mir nicht zu machen geſtatten, wenn nicht aus der Geſchichte ſelbſt folgt, daß eine ſolche Furcht oder eine ſolche Gefälligkeit vorhanden geweſen ſeyn müſſe. Denn wenn man dieſes nur vorausſetzt, kann dadurch ein klares Zeugniß nicht umgeſtoßen werden.

Die Beſchuldigung, daß die Obern der Tempelherren, als Layen, die Ritter von ihren Sünden loßgeſprochen haben, wovon ich *) ſo deutliche Zeugniſſe angeführt habe, will Hr. D **Anton** nicht zugeben, weil freylich dieſer Umſtand allein die Tempelherren nach dem kanoniſchen Rechte ſchuldig macht, und genugſam zeigt, daß ſie Dinge unter ſich gehabt, welche geheim gehalten werden müſſen. Er ſagt **) **Kein Franzoſe wiſſe etwas davon,** und der erſte Zeuge den ich anführe, der ſogar ausſagt: daß die Meiſter die Ritter, **auch von der Exkommunikation** loßſprächen, iſt Br. **Robert de St. Juſt**, ein Franzoſe ***). Er

---

*) S. den erſten Theil meines Verſuchs S. 57 u. f.

**) S. 30 ſeiner Unterſuchung.

***) Ich kann nicht umhin eine Anmerkung hieher zu ſetzen, welche mir ein einſichtsvoller katholiſcher Gelehrter mitgetheilt hat: „War der Prieſter beym Tempelorden ſchon ſelbſt in die geheime Verbindung eingeweiht, ſo war auch das Verbot der Konſekration eine natürliche Folge der in dieſem Grade gewöhnlich geweſenen Verläugnung Jeſu, welche aus gnoſtiſchen Principien entſtand. Denn er konnte ja das Andenken desjenigen den er eben verläugnet hatte, nicht feyern, und wenn er nach gnoſtiſchen Principien glaubte, daß Jeſus bloß „einen

Er führt S. 37 Ein Bruchſtück aus einem Statutenbuche der Tempelherren in **franzöſiſcher Sprache**, das im du **Puy** S. 328, aus einer Sammlung der Koncilien in England aufbehalten werden, an, um zu beweiſen, daß die Abſolution die der Meiſter NB. **nachdem er die Beichte gehört hatte**, den Rittern gab, keine rechte Abſolution wäre. Ich befürchte, es beweiſet ganz das Gegentheil. Hr. D. Anton ſagt: dieß iſt das **Statut**, aus welchen man einen **Eingriff in die Hierarchie erpreſſen** wollte. Ich bitte um Verzeihung. Nicht aus dem **Statute**, ſondern aus der Praxis des Ordens, aus den **klaren Zeugniſſen** der Ritter ſelbſt, erhellet, daß dieſes eine **wahre Abſolution** ſeyn ſolle. Ich habe dieſe Stelle aus einem Statutenbuch in meinem Verſuche **gar nicht angeführt**, hauptſächlich weil die Spra-

---

„einen Scheinkörper gehabt, ſo konnte er auch nicht
„ſeinen Leib konſekriren wollen. War aber der
„Prieſter noch nicht in der geheimen Verbindung,
„ſo war die Präkaution der Obern, ihm das Kon-
„ſekriren zu verbieten, zu ſeiner eignen Beru-
„higung von dem Orden gemeint und darum noth-
„wendig, weil dieſer Prieſter wußte und wiſſen
„mußte, daß die Ritter keinem geordneten Prie-
„ſter beichteten; und ohne Beichte, nach dem
„katholiſchen Syſteme, die Empfangung des
„Abendmahls ſakrilegiſch iſt. Deswegen gab
„der Prieſter in Beaucaire (S. 89) den Rittern
„unkonſekrirte, dem Volke aber konſekrirte Ho-
„ſtien.“

Sprache ſo alt oder ſo verſtümmelt iſt, daß ich vieles nicht recht verſtehe. In derſelben ſteht unter andern: „Et nous *de par Dieu* e de par „la poëſte (puiſſance) que noſtre Sire otria a „Sein Piere, *la quele* noſtre Pere le Pape Lieu„tenant à terre, a otryé à la *Maiſon* e *nos Sou„vereyns*, é nous de par Dieu *& de par noſtre „Meſtie* *) & tout noſtre Chapitre *tiel pardoun*, „*comme ieo vous puis fere*. Hr. D. A. meint, daß dieſes nur eine bloße **Kapitels- oder Ordensverzeihung**, nicht aber eine **vollkommene Abſolution** ſey. Ich übergehe, daß dieß, ſo wie es Hr. D. A. weiter ausführt, ſchon eine große Neuerung ſeyn würde, die man in andern Orden nirgend findet, und die immer gerichtet geweſen wäre, die **Beichte** und **prieſterliche Abſolution zu eludiren**. Aber man ſehe doch die Worte nur genau an. Wenn **Gottes Gewalt und eben die Gewalt** (*la quele*) welche **unſer Herr dem heil. Petrus, und der Pabſt als Statthalter auf Erden** der *Maiſon* *) und den **Obern des Ordens wieder verlieh**, jetzt ausgeübt werden ſollte, ſo war die Verzeihung die der Meiſter geben **konnte, wohl ohne alle Einſchränkung**; und das Statut ſagt hier ausdrücklich, ſie geſchehe **vermöge dieſer Gewalt**. Kein Wunder, wenn die Meiſter ihre Ritter auch von der **Exkommunikation** abſolvirten, denn wenn ſie eben die Gewalt hatten, die der Pabſt hat, ſo konnten ſie das ſehr wohl.

---

*) Hr. D. Anton läßt in ſeiner Ueberſetzung dieſe Worte, & de par noſtre Meſtie, weg, vermuthlich weil er ſie nicht verſtehen konnte. Ich verſtehe ſie auch nicht. Borel im Dictionnaire des Termes du vieux François, Paris 1750 fol. erkläret *Meſtier* durch *beſoin*. Dieß würde ein ſehr bedeutungsvoller Sinn in dieſer geheimen Verhandlung ſeyn. Vielleicht heißt es aber nur ſo viel als Miniſtere, von Amtswegen.

Aber ich bitte jedermann, zu überlegen, ob es ſich wohl denken läßt, der Pabſt habe eben die Gewalt, die katholiſcher Meinung nach, **Chriſtus dem Petrus gegeben**, an irgend jemand und ſogar an Layen verleihen können oder wollen? Iſt eine einzige Spur in der Geſchichte daß der römiſche Hof, der von jeher ſeine Vorzüge ſo eifrig bewahrt hat, jemals einen

---

*) Ich will dieß Wort hier nicht überſehen, aber es könnte wohl nicht anders als Maſoney überſetzt werden. Ein einzelnes Haus kann nicht vor den Obern genennt werden. Man konnte nicht ſagen der Pabſt habe jedem Hauſe beſonders eine ſolche Gewalt gegeben, auch nicht einem einzelnen Hauſe, denn die Obern hatten ſie. Aber weit eher konnte der geheime Ausſchuß, die Maſoney, worin die Obern als *primi inter pares* ſaßen, ſich eine ſolche Gewalt zueignen. Ich habe dieſes Wort vorher überſehen, ich finde es ſehr merkwürdig. Man vergleiche was ich S. 158 des 1ten Theils von Kirchen der Tempelherren angeführt, die den Beynamen de la Maſon führten.

nen ſo unerhörten Schritt gethan hätte. Und aus welchem **Statutenbuche** iſt dieſes Bruchſtück? **Von wem und wenn** iſt es gegeben? Die öffentlichen **Statuten** oder die Regel des Tempelordens *), die man dem H. Bernard zuſchreibt, die einzige wahre Richtſchnur der Regierung des Ordens, enthält gar nichts von Beichte und Abſolution. Iſt die geringſte Nachricht in der Geſchichte, daß jemals den Tempelherren von einem Pabſte oder Koncilium **andere Statuten** und zwar Statuten ſolche unerhörte Privilegien enthaltend, gegeben wären? Hingegen weiß man aus unverwerflichen Zeugniſſen, daß die Tempelherren ein **geheimes Statutenbuch** hatten **), das ſie für alle **Welt niemand zeigen wollten.** Dieſes Bruchſtück kann alſo nirgend her, als aus dieſem **geheimen Statutenbuche** ſeyn, **das die Tempelherren ſich ſelbſt machten,** worinn ſie ſich ein vom Pabſt erlangtes Privilegium zuſchrieben, das der Pabſt nicht konnte gegeben haben, das der Pabſt nicht erkannte, denn ſonſt würde **Pabſt Clemens** V. in den 123 Beſchuldigungspunkten, die er aufſetzen ließ, nicht 8 Punkte ***) allein über dieſe unerlaub-

---

*) S. du Puy S. 90 u. f.

**) Siehe 1ter Theil Seite 18.

***) No. 20—26. 103 und 104. beym du Puy S. 2[illegible] u. f. Verſuch 1ter Th. S. 57 u. f. Hr. D. Anerlaubte **Beichte und Abſolution** haben ſetzen laßen. Anſtatt alſo daß dieſes Stück eines Statuts, die Tempelherren entſchuldigen ſollte, ſo giebt es einen neuen ſehr treffenden Beweis, daß ſie **in geheim** Dinge vornamen, die ſie öffentlich gewiß ſich nicht durften merken laßen, und daß ſie **ein geheimes Statutenbuch** hatten, das **ihrer öffentlichen Regel** gar nicht gemäß war.

Die verſchiedenen Arten der Tempelherrenſchaft, da, wie aus den unverwerflichſten Zeugniſſen erhellet, einige Ritter **nach der öffentlichen Regel**, andere mit **geheimen Gebräuchen** aufgenommen wurden, habe ich **Grade** genennet. Ich ſetze ausdrücklich S. 19 hinzu: **„Ich will ſie ſo nennen, weil ich kein bequemeres Wort habe.“** Hr. D. Anton ſcheint

---

Anton nimmt (S. 21 ſeiner Unterſuchung) nur die unvollkommenen 11 Artikel welche in der Chronick von St. Denis ſtehen, zum Gegenſtande ſeiner Vertheidigung der Tempelherrey. Er ſagt S. 22. Sie enthielten den Grund der ganzen Anklage. Dieß iſt aber nicht. Schon die wichtige Beſchuldigung wegen der Beichte fehlt darinn. Der ganze Grund der Anklage liegt in den 123 Artikeln. Dieſen muß man folgen, ſo wie ich gethan habe. Sie ſind unter päbſtlicher Autorität gemacht, und enthalten alles. Die Zeugenverhöre der franzöſiſchen Tempelherren beziehen ſich unmittelbar darauf.

ſcheint aber dieſes zu wörtlich, faſt im **Freymaurerſinn** zu nehmen. Er ſpricht von **Ceremoniel**, von **Paſſirwort**, von **geheimen Ritualien** u. d. gl. macht daher Zweifel wenn die Gewohnheiten an verſchiedenen Orten etwas verſchieden geweſen, wenn z. B. an einem Orte ein Kreuz, am andern ein Krucifix angeſpien worden, oder wenn mehrere geheime Sachen zugleich gezeigt worden. Ich habe aber keine **ſo förmliche Stufen** anzeigen wollen, die ſo unterſchieden wären, wie etwan die Grade in jetzigen geheimen Geſellſchaften. Alle Zweifel fallen weg, wenn man ſich nur an die ſimpeln Ausſagen der Zeugen hält. Dieſe ſagen aus, daß einige **nach der öffentlich bekannten Regel**, und andere mit **geheimen Gebräuchen**, inſonderheit **mit der Verläugnung Chriſti** aufgenommen worden. Hier iſt ein **weſentlicher Unterſchied**, und ein Unterſchied, der viele Widerſprüche in der Geſchichte der Tempelherren aufhebt. Da man gewöhnlich, wie es auch natürlich war, mit der Aufnahme nach der öffentlichen Regel den Anfang machte, ſo kann dieſe wohl der erſte, und die andere, der **zweyte Grad** heißen. Da endlich aus vielen unverwerflichen Ausſagen erhellet, daß viele die **Verläugnung Chriſti** geſtanden, aber von dem **Bilde** nichts gewußt hatten, da man hingegen keinen fand, der das

Bild geſehen hatte, aber von der **Verleugnung Chriſti** nichts zugab, ſo war es wohl nicht unſchicklich, noch eine **dritte Art oder Grad** anzunehmen. Da nun aus verſchiedenen Ausſagen erhellte, daß beſonders in den **Generalkapiteln** dieß Bild gezeigt worden, ſo war es wohl ſehr natürlich, zu vermuthen, daß nur die Vertrauten des Ordens, bey denen die Regierung ſtand, um dieſes Bild gewußt hätten. Es hindert nichts, wenn es auch in einem Provincialkapitel gezeigt worden. Die Deputirten zum Generalkapitel kamen aus den Provinzen. Wenn alſo in einem Provinzialkapitel lauter ſolche Ritter zugegen waren, die, nach der Einrichtung des Ordens, fähig waren zum Generalkapitel geſendet zu werden, ſo konnte auch das Bild da ſeyn. Zu dem iſt das Wort Generalkapitel ſelbſt noch vieldeutig. Auch thut es meines Erachtens wenig, ob die engere **Verbindung, die nähere Entdeckung,** ganz gleichförmig, oder unter etwas verſchiedenen Umſtänden, ob ſie zu verſchiedenen Zeiten, oder zugleich geſchehen iſt. Genug, viele Ritter blieben ganz zurück, wußten nichts als die öffentliche Regel, wenige wußten alles dasjenige ſo vor den andern geheim gehalten wurde. Dieſe in neuern Zeiten nachgeahmte geheime Politik, giebt eine ganz andere Einſicht in den Geiſt dieſes Ordens, als wenn man bloß die oſtenſible Seite anſieht.

Hr. D. Anton ſucht beſonders die Zeugniſſe der **engländiſchen Ritter** wegzuſchaffen. Sie widerlegen freylich allzudeutlich das gemeine Vorurtheil, daß **niemand als franzöſiſche** Ritter bekannt hätten, und der **Engländer freywillige** Ausſage widerlegt offenbar das Vorgeben, daß alle Zeugniſſe durch Tortur oder Zureden wären erpreſſet worden. Hr. D. Anton ſagt S. 13 von Br. **Stephan de Stapelbrughe**, er ſey ein **flüchtiger** Apoſtat, der ſeine Ausſage gethan, um **ſich** wegen ſeiner **Flucht wieder** in Gunſt zu ſetzen. Ich habe ſchon erinnert, daß durch ſolche Beſchuldigungen, die Wahrheit verſtellt wird. Br. **Stephan** war, nebſt andern, die um die geheimen Gebräuche wußten, geflohen, als die ſämtlichen Tempelherren ins Gefängniß geſetzt wurden, dieß war wohl ſehr natürlich. Als er wieder ergriffen ward, legte er ſein ſehr wichtiges Bekenntniß **ohne Zwang** und **ohne Ueberredung** ab. Es iſt bekannt, wie gelind man in England mit den Tempelherren umging. Daß er ein wenig einfältig war, und auf Befragen meinte *), da die Tempelherren nicht an Jeſum glaubten, ſo müßten ſie wohl an **den** böſen Geiſt glauben, und er habe gehört, in jedem **Kapitel** werde ein Tempelherr vermißt; kann ſein umſtändliches Zeugniß über

---

*) S. 1ter Theil S. 101.

Thatſachen nicht ſchwächen, ſondern vielmehr es wird dadurch beſtärkt. Ein einfältiger Menſch kann wohl eine **Lehre** falſch verſtehen, oder ein abergläubiſches **Gericht** nachſagen, aber er kann nicht eine umſtändliche **Erzählung** von **Thatſachen** zuſammenhängend erdichten. Wie läßt ſich denken, daß der ſchwache Br. **Stephan**, die doppelte Aufnahme überhaupt, ſeine eigene doppelte Aufnahme, deren Zeit, Ort, die dabey geweſenen Perſonen, die er aufs genaueſte angiebt *), nebſt ſo manchen andern Umſtänden habe erdichten können. Da müßte er ſehr ſchlau geweſen ſeyn, ſchlau wie Br. **Himbert Blanke**, der ſelbſt ſein Bekänntniß auf Schrauben ſetzte und andere unterrichtete wie ſie ihr Bekänntniß einrichten ſollten **). Und weshalb hätte er dieß erdichten ſollen? In **England** ſuchte man ja nichts an den Tempelherren? Man vergißt auch einen Hauptumſtand, den ich ſchon angezeigt habe ***). Wenn die Beſchuldigungen ganz und gar nicht gegründet, und in Frankreich bloß erdichtet, bloß von den Tempelherren durch **Marter** erpreſſet worden wären; wie wäre es denn **möglich**, daß in England und Ireland gerade eben die franzöſiſchen Erdichtungen, wieder aufs neue **freywillig**, ohne

---

*) du Puy. S. 392.

**) 1ter Theil S. 26, 27 und du Puy S. 300, 369.

***) 1ter Theil S. 28.

ohne Tortur, wären erdichtet worden. Man ſieht ja deutlich, daß hier Wahrheit geweſen ſeyn müſſe, denn wie hätten ſonſt die Ausſagen ſo entfernter Länder übereinſtimmen können. Daher ſind die engländiſchen und irländiſchen Zeugen, ſelbſt diejenigen die nicht Tempelherren waren, wenn ſie die Sachen von Tempelherren ſelbſt (z. B. in der Beichte) oder von andern glaubwürdigen Perſonen gehört hatten, ſehr wichtig. Wie hätte man jenſeits des Meeres, Sachen ganz gleichförmig erdichten können, die in Frankreich nur erſt bey den Verhören der Tempelherren wären erdichtet worden?

Daß ich die genaue Uebereinſtimmung der geheimen Gebräuche der Tempelherren mit den Lehren und Gebräuchen der Gnoſtiker zeige, hat nicht meines Freundes Beyfall. Er ſagt S. 42: „dieſer Gnoſticismus ſetze zu viele „Ideen für ungebildete Ritter voraus.“ Aber wenn jemand Lehren annimmt, muß er darum ihren Urſprung wiſſen, und die philoſophiſchen Ideen entwickeln können, worauf ſich dieſe Lehren gründen? Wie viele ſo ſchwer zu begreifende Lehren der Dogmatik nimmt nicht der gemeinſte Mann bey uns an, ohne daß ihm der Ideen zu viel wären. Sollte wohl jemand deshalb zweifeln, daß zu den Zeiten der janſeniſtiſchen Streitigkeiten in Frankreich ſich Dienſtmägde über die grace efficace und grace ſuffiſante geſchlagen hätten, oder daß in Deutſchland reformirte und lutheriſche Handwerker ſich über die Bedeutung der Einſetzungworte des H. Abendmahls angefeindet hätten; weil es zu viel Ideen bey ſolchen Leuten vorausſetze, daß ſie mit dergleichen Spitzfindigkeiten umgehen ſollten? Der größte Theil der Tempelritter unterſuchte dieſe Lehre gar nicht, wie man aus ihren Bekänntniſſen gar deutlich ſieht. In eine engere Geſellſchaft ihres Ordens zugelaßen zu werden, (ich möchte faſt nicht ſagen, in einen höhern Grad aufgenommen zu werden, damit man mich nicht mißverſtehe, und Nebenideen hinzudenke, die gar nicht dahin gehören,) das zu erfahren, was ihnen vorher verborgen geweſen war, ſich durch eine geheime Verbindung mit den Obern näher zu vereinigen, war eine Beförderung im Orden. Die Gebräuche die dabey vorfielen machten ſie mit, die Lehren hörten ſie an, glaubten davon ſo viel ein jeder nach ſeiner Kenntniß und Gemüthsbeſchaffenheit wollte oder konnte, hielten aber dieſe Lehren und Gebräuche heilig und hehr, weil ſie durch dieſelbe, einer engern Verbindung des Ordens zugehörten, durch die ihr Hauptzweck, im Orden höher zu ſteigen, beſſer zu erreichen war. Wenn ich aus der Geſchichte zeige, daß die ſo fremd gehaltenen geheimen Gebräuche der Tempelherren, ſich ſchon bey den Gnoſtikern finden, und daraus und aus andern Umſtänden ſchließe, daß ſie gnoſtiſchen Urſprungs ſind, ſo kann und will ich deshalb nicht ſagen, daß alle Tempelritter welche in der engeren Verbindung geweſen, dieſen Urſprung genau gewußt, oder daß ſie alle gnoſtiſche Philoſophen geweſen und den Zuſammenhang der Lehren hätten erörtern können. Wenn ein Bayriſcher Ritter des H. Georgs, die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria zu glauben und zu vertheidigen beſchwört, muß man desfalls bey ihm alle die Ideen, alle die Gelehrſamkeit vorausſetzen, welche dazu gehören, um dieſe ſehr ſubtile Lehre zu beweiſen? Genug, er kann nicht Ritter werden, wenn er nicht verſpricht dieſe Lehre zu glauben und zu vertheidigen.

Da ein einziger Tempelherr ſagt das Bild das angebetet wurde eſt de figure terrible, qui ſemble a un Diable, dicendo gallice d'un *Mauſe* ſo ſoll nach dem Hrn D. Anton Mauſé, einen Ungläubigen *) andeuten, und dieſer Ungläubige ſoll Mahomet ſeyn, der durch das Wort *baffometus* angedeutet werde.

---

*) Er will es von maon böſe, und ſi Glauben herleiten, welche Etymologie in der That wohl nicht ſtatt finden kann. Dem franzöſiſchen Protocolliſten im 14ten Jahrhunderte, der ſchrieb: „un *Diable* gallicè un *Mauſe*“ iſt wohl zu glauben, daß Mauſe

Da ein einzelner Tempelherr ſagte: Quod dictum caput habet quatuor pedes *), duos ante ex parte faciei, & duos *retro*; ſo meint Hr. D. Anton, das *Caput* ſey eine **liegende Figur** geweſen, und dieſe liegende Figur wäre ein **Sphinx**. Dieſer Sphinx ſey den Tempelherren ein **Sinnbild der Verſchwiegenheit** geweſen, und das Wort *y alla*, ſo nach dem Zeugniſſe eines Ritters dabey ausgeſprochen worden, könne das Wort Abu'l hahla, oder **Vater des Schröckens** geweſen ſeyn.

Ich muß zwar freylich geſtehen, daß ich nicht einſehen kann, wie und wozu ein **Sinnbild der Verſchwiegenheit**, könne der Vater des **Schröckens** genennet, desgleichen wie ein **bärtiger Kopf** an einen **Sphinx** kommen könne, desgleichen, daß wenn figura baffometi den **Mahomet** und figura eine **Geſtalt** andeuten könnte, wie eine **liegende Figur** habe können in *figuram Mahometi* gebracht werden, oder

---

in ſeiner Mutterſprache damals der Böſe hieß, und Menage, im Dictionnaire etymologique de la Langue françaiſe, beſtätigt, daß es im ganzen Mittelalter dieſes bedeutet habe. Ja es bedeutet noch jeßt eben daſſelbe, und hat niemals einen Ungläubigen bedeutet.

*) Ich glaube dieß, (1ter Theil S. 92) ſehr ſimpel dadurch zu erklären, daß der Kopf auf einem Poſtument geſtanden, das vier kleine Füße gehabt. Kann man ſagen, daß eine liegende Figur eines Sphinxes, die Füße retrò habe?

wie an einen Sphinx die *figura Mahometi* habe können angemahlt ſeyn *). Obgleich ſo viele Zeugen ausſagen daß der Kopf angebetet, und das Kreuz angeſpieen worden, ſo will doch mein Freund S. 58, die ganze Sache zur gänzlichen Entſchuldigung der Tempelherren, folgendermaßen auslegen:

„Die Eröfnung des Kapitels geſchahe in „Frankreich mit dem Sphinx. Die Brüder „warfen ſich, nachdem ſie der Meiſter erinnert „hatte Gott zu danken, daß ſie ihren Wunſch „in dem Orden zu ſeyn, hatten befriedigen können, dreymal zur Erde nieder, und beteten „mit zurückgeſchlagenen Kapuzen das Kreuz „das ſie in den Händen hatten, an. Das „Kapitel fiel gewöhnlich zwiſchen das Kompletorium und die Metten. Man erinnerte ſich „dabey an die Verläugnung Petri und da niemand ſo leicht der Gefahr ausgeſetzt war in „ähnliche Verſuchung zu gerathen, als die Brüder des Ordens, ſo gelobte man, den Herrn „nie, wie Petrus, zu verläugnen, und ſpuck-

---

*) Man muß nicht vergeſſen, daß das Bild nicht baffometus hieß, ſondern daß es nur heißt, es ſey daran eine figura baffometi gemahlt geweſen, oder es ſey in figuram (zum Zeichen) baffometi gemacht geweſen. Eben ſo habe ich auch nicht behauptet, das Bild ſelbſt habe βαφη μετυς geheiſſen, ſondern an dem Bilde, ſey ein Zeichen einer geheimen Lehre, die βαφη μετυς genannt ward, zu ſehen geweſen.

„te dreymal dazu aus. Von dem Rituale „ſind uns leider nur die letzten zwey Worte, „die ſo viel Unheil ſtifteten, nego te, nebſt dem „Ausſpucken übrig geblieben. — Bey der Er„mahnung an die Brüder konnte leicht einmal „ein Prior von dem Gekreuzigten geſagt ha„ben: ſehet da einen Freund Gottes, der „mit Gott redet, wenn er will. Jeder „hielt das Kreuz in der Hand, die Anbe„tung galt alſo dieſem, und nicht der ſoge„nannten Idole."

Ich will jedem Leſer der die Urkunden nachleſen will, überlaßen, ob er dieſe Hypotheſe genugthuend finde, oder ob es möglich ſey, ſie mit verſchiedenen Ausſagen der Ritter zu vereinigen.

Endlich fragt mein Freund S. 60: „Ob „denn der Tempelorden eben ein Geheimniß ha„ben müßte?" So viel iſt gewiß, dieſer Orden hatte weder alchymiſche, noch magiſche, noch freymaureriſche noch irgend andere Geheimniſſe, von denen noch bis jetzt ſo manche Leute träumen. Aber ſo viel iſt bey reifer Ueberlegung wohl einzuſehen: Da ihre urſprüngliche Regel ihnen nicht vorſchrieb, ihre Aufnahme und Kapitel geheim zu halten, da man aber doch findet, daß ſie ſolche ſehr geheim hielten, ſo muß eine Zeit geweſen ſeyn, da ſie angefangen haben, ſolche geheim zu halten.

Ohne Urſach iſt dieß nicht geſchehen, und die Urſach kann keine andere geweſen ſeyn, als daß ſie nun irgend etwas vornahmen, das geheim bleiben ſollte. Ich glaube hinlänglich gezeigt zu haben, daß es Religionslehren und Gebräuche waren, die von gnoſtiſchen Partheien ihren Urſprung hatten, die ſie aber wohl weniger als dogmatiſche Lehren, ſondern vermuthlich mehr brauchten, ihrer engern Verbindung die Sanktion der Religion zu geben.

Ich will nichts weiter über Hrn D. **Antons** Unterſuchung hinzufügen, ohnerachtet ich noch vieles ſagen könnte. Hrn. D. **Antons** Gründe, und die meinigen liegen der Welt vor Augen. Wer die Urkunden nachſehen, und mein Raiſonnement darüber mit dem Seinigen vergleichen will, iſt in den Stand geſetzt zu urtheilen wer von uns beyden der Wahrheit ſich am meiſten genähert hat. Ein anderer kann ohne dieß nicht vollſtändig davon urtheilen.

Zwey-

Zweyter Abſchnitt.

Ueber die Einwürfe des Ungenannten, betreffend die Verdammung und das Geheimniß der Tempelherren.

Ich bin wider meinen Willen genöthigt über den Ungenannten, der mich im Merkur angegriffen hat, weitläuftiger zu ſeyn, als mir lieb iſt. Er iſt über alles ſo hingefahren, hat alles ſo verwirrt, hat meine Meinung ſo oft nicht verſtanden, ſie ſo oft unrichtig vorgeſtellt, hat den rechten Geſichtspunkt ſo oft verrückt, hat alles ſich erlaubt, Verdrehungen, Nachläßigkeiten, ſchaale Spöttereyen, hämiſche Verunglimpfungen, und hat dabey ſo dreiſt und ſo entſcheidend geurtheilt, ſo ſichtlich mit ſeinem übermüthigen wegwerfenden Tone dem Leſer Staub in die Augen zu ſtreuen geſucht; daß ich die ſehr unangenehme Arbeit übernehmen muß, das was er verdrehet und verwirret hat, wieder zurecht zu ſetzen, zu zeigen wie nachläßig und wie unverantwortlich zugleich, er zu Werke gegangen iſt, zu zeigen, wie wenig er leiſtet, indem er ſich die Mine giebt, als ob er alles leiſten könnt.

Dieſes letzte iſt die Welt in der That von dieſem Ungenannten, der aber nicht unbekannt iſt, gar ſehr gewohnt. Es wird nicht leicht jemand in unſerm Zeitalter ſeyn, der in dem Maaße wie dieſer Ungenannte die Kunſt verſteht, die wenigſte Kenntniß von einer Sache am meiſten geltend zu machen, und den trivialſten Sachen das Anſehen neuer und wichtiger Erfindungen zu geben. Dieß weiß er zu erlangen, dadurch daß er immer ſeine Gedanken ſo hinwirft, als ſähe er weit über das weg was andere geſehen haben, dadurch daß er immer ſeine Begriffe ſo ſchweben läßt, daß man ſie nur halb faſſen kann, immer ein wenig mehr oder weniger ſagt, welches leicht war, indem es ſcheinet er habe gerade das rechte geſagt, welches ſchwer geweſen ſeyn würde. Wenn es dienlich iſt, weiß er ſeine Gegenſtände in ein ſo wohlthätiges Dunkel zu hüllen, daß man glauben möchte, man ſehe etwas, da man gerade nichts ſiehet, und er weiß auch ſeine Ausdrücke ſo zu ſchnitzeln, daß man glaubt, man vernehme tiefe Weisheit, da man nichts als Worte tönen hört. Alle Gelehrten die vor ihm über ſeine Materie geſchrieben haben, pflegt er aufs verächtlichſte wegzuwerfen, damit es ſcheine als ob er mit viel höherer Wiſſenſchaft begabt ſey, und pflegt beſtändig ſo dreiſt zu entſcheiden, daß ſich jeder ſcheuen ſoll, wo alles ſo ganz ausgemacht iſt nur eine Einwendung zu machen.

So hat er mehrmals gehandelt, ich berufe mich auf diejenige ſeiner Schriften, durch die die Welt in Erwartung geſetzt und getäuſcht wurde. Dieſem Dünkel hat er ſo oft den Nutzen, den ſeine wirklichen Talente hätten ſtiften können, aufgeopfert, hat ſo oft den verdienteſten Gelehrten, die ihm in Wege wären, oder an denen er ſein Müthlein kühlen wollte *), auf die ſtolzeſte wegwerfendeſte verächtlichſte Art begegnet. Es iſt alſo zwar kein Wunder, daß er auch mir ſo begegnet, aber iſts mir zu verdenken, daß ich ſein ſchlechtes Betragen gegen mich in ſeiner wahren Geſtalt darſtelle; daß ich das vernünftige Publikum frage, ob meine Bemühung einen dunkeln hiſtoriſchen Punkt aufzuklären, eine ſolche Begegnung verdiene?

Ich habe in meinem Verſuche, unpartheyiſch, alle zu meinem Zweck dienliche Urkunden und gleichzeitige Schriftſteller, ſo viel ich davon habhaft werden konnte, ſorgfältig durchgeleſen und genau erwogen. Ich habe alles was daraus ganz gewiß erhellet, in der ſimpelſten Ordnung geſtellet, nichts hinzugethan, nichts wiſſentlich weggelaßen, alles mit Zeugniſſen belegt.

---

*) Vor neun Jahren wagte er ſich, Schlözern zu meiſtern. Schlözer zeigte in einem beſondern Buche (Vorſtellung ſeiner Univerſalhiſtorie 2ter Theil. Göttingen 1773. 8.) wie wenig ſich das ganze Weſen dieſes Mannes zu hiſtoriſchen Unterſuchungen ſchickt.

legt. Wenn ich durch Muthmaßungen die Lücken einer ſehr dunkeln Geſchichte ausfüllen mußte, habe ich die Gründe meiner Muthmaßungen angezeigt, nichts verſteckt, nichts ins dunkle zu bringen, keine Schwäche zu verbergen geſucht.

Es wäre wirklich Wunder, wenn bey einem ſolchen genauen Verfahren, nicht einige Wahrheit ſollte ſeyn hervorgezogen worden. Und geſetzt es wäre möglich, daß ich mich in allem ſollte geirret haben, ſo glaube ich doch dadurch ſchon etwas nützliches geleiſtet zu haben, daß ich die Urkunden, die offenbar vorher niemand mit ganzer Aufmerkſamkeit erwogen hatte, wieder hervorgebracht und ihren Inhalt ſo geordnet habe, daß nun jedem der dieſe Materie weiter unpartheyiſch unterſuchen will, die Arbeit viel leichter werden muß.

Aber ſelbſt dieſe Gerechtigkeit läßt mir der Ungenannte nicht wiederfahren. Er ſpricht als ob ich nichts überlegt, nichts unterſucht hätte, als ob mein Verſuch voll Träumerey und voll unverdauter Gelehrſamkeit wäre, und hiemit nicht zufrieden, entblödet er ſich nicht, zu verſtehen zu geben, mein Verſuch ſey aus Abſichten geſchrieben, er ſey ein elender Catch-penny, nur darauf eingerichtet, viele Leſer und Käufer anzulocken. Er ſagt,*): „Warum ſollten die

---

*) März, Seite 194.

„Freymaurer nicht loben? Eben darauf,
„ſcheints hat der Verfaſſer gerechnet: Alle Partheyen
„die jetzt nach den Katalogen gäng
„und gäbe ſind, ſollen ſein Buch leſen. Die
„**Roſenkreuzer primo, denn die laſſen ſich**
„**jetzt am lauteſten hören**: jede Meſſe bringt
„eine Anzahl alchymiſtiſcher und theoſophiſcher
„Werke ans Licht; darum ſind ſie auch in dieſem
„Buche die **Urheber oder Veranlaßer**
„der Geſellſchaft. Die **Philoſophen** müſſen
„das Büchlein leſen, denn — — die **Politiker**
„müſſen es leſen, denn — — Endlich
„die **Tempelherren, Deiſten***), die an den
„Gott

---

*) Daß ich die Tempelherren ſollte zu Deiſten gemacht haben, daß ich mich dadurch hätte jetzigen Deiſten wollen gefällig machen, iſt ſo hämiſch als es abgeſchmackt iſt. Wer einigermaßen die gnoſtiſchen Religionsſyſteme kennt, kann ſich nie einfallen laſſen, den Gnoſtikern eine bloße natürliche Religion, ohne Offenbarung, zuzuſchreiben, und dieß iſt doch, was jetzt einen Deiſten charakteriſirt. Die Gnoſtiker hatten von dem Verhältniſſe Gottes zur Kreatur, folglich auch von der Offenbarung andere Begriffe als die jetzigen Chriſten, aber auch andere Begriffe als die jetzigen Deiſten. Kurz ſie waren Gnoſtiker, erſt gnoſtiſche Juden, nachher gnoſtiſche Chriſten. Chriſten waren ſie gewiß, ob ſie gleich von den Orthodoxen für Ketzer geſcholten wurden. Man hatte bisher die Beſchuldigungen der Tempelherren: daß ſie Jeſum verläugnet, daß ſie den Prieſtern nicht gebeichtet, daß ſie das Kreuz angeſpieen, daß

„Gott glauben, der nicht geſtorben iſt, „nicht ſterben kann, auch das Kreuz verſpeyen ꝛc. müſſen es leſen.“

Schande ſey über den niederträchtigen Verläumder, der mit ſolchen gehäſſigen Auslegungen das unſchuldigſte Vornehmen anzuſchwärzen ſucht, der ſchlechte Abſichten zu erdichten ſucht, wo gute am Tage liegen! Wahrhaftig,

eine

---

die Einſetzungsworte des Abendmahls weggelaſſen, daß ſie ein Bild angebetet, nicht anders zu erklären gewußt, als daß ſie Götzendiener und Spötter der Religion geweſen ſeyn müßten, die ſie doch vertheidigten. Dieß ſchien widerſinniſch. Ich zeige daß alle dieſe Gebräuche bey den gnoſtiſchen Parthien von Anfang an geweſen ſind, die dennoch Chriſten waren. Ich ſchließe daraus, daß die ſonſt ſo widerſinniſch ſcheinende Gebräuche der Tempelherren, weder Bosheit noch Spott, noch Götzendienſt angezeigt, (1ter Theil S. 101) ſondern daß ſie gnoſtiſchen Urſprungs geweſen. Die Tempelherren blieben alſo meiner Meynung zufolge, Chriſten, ob ſie gleich gnoſtiſchen Principien folgten. Sie waren gnoſtiſche Chriſten. Dieß behaupte ich, und ich ſoll die Tempelherren zu Deiſten gemacht haben, um mich Deiſten gefällig zu machen? Wie ungereimt iſt dieß! Wenn man aber überlegt, daß gewiſſe Leute, wenn ſie jemand recht brandmarken wollen, ihn einen Deiſten ſchelten. — Wie hämiſch erſcheint denn dieſe Beſchuldigung des Ungenannten? Eben ſo hämiſch, als wenn er (April S. 47) ſagt: „Ich lade die neuen Gnoſtiker, aufs toleranteſte ein, Freunde Gottes „durch die geheime Taufe der Weisheit zu „werden.“ Iſt nur ein Schein von ſolcher Abſicht in meinem Buche zu finden?

eine Schriſt, die, wie es offenbar iſt, ohne die mühſamſte Lektur, ohne die beſchwerlichſten Unterſuchungen nicht konnte zu Stande gebracht werden, deren Reſultate allenthalben gegen eingewurzelte Vorurtheile anſtoßen, würde auch jemand ſchreiben, der dem Genius Saeculi frohnen wollte! Da lohnt es beſſer, wenn man ſich an die weitverbreitete und mächtige Zahl der Orthodoxen und der Theoſophen anſchmiegt, und ſeinen Eifer zeigt, indem man rechtſchaffen denkende Gottesgelehrten, der Accommodation gegen die Fürſten, des Hofgeſchmacks im Chriſtenthum, der philoſophiſchen Deiſterey und der Heterodoxie verdächtig zu machen ſucht *). Da lohnt es beſſer, wenn man eine Idee von Brydone über die moſaiſche Schöpfung ergreift, und mit ein paar andern Ideen dazu, die auf vier Bogen Raum hätten, alles zu einem dicken Quartbande voll dunkeln Unſinns **) ausſpinnt, und das Ibisbild hineinſetzt, und die ſieben Geiſter die da ſchreyen und die Figur: und die Figur: $\begin{array}{ccc} & A & \\ E & & H \\ & I & \\ O & & Y \\ & \Omega & \end{array}$ und die Symbolen ⊕ ⊙ X ⊕ und die Geheimniſſe des O und X, und was des Unſinns mehr iſt, damit die Schwärmer

---

*) An Prediger. Funfzehn Provinzialblätter. Leipz. 1774. 8.

**) Aelteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts. Riga 1774. 4.

tiefe Weiſheit darinn ſuchen ſollen. Da lohnt es beſſer, wenn man im Abauzit eine Hypotheſe über die Apokalypſe erhaſcht, und nun, ohne davon ein Wörtchen zu erwähnen, als ob alles eigene Erfindung wäre, ſie in eigener myſtiſcher Sprache auskramt, und nun alle Gelehrten für Tölpel ausſchreyt, welche die Apokalypſe für unverſtändlich oder unbeträchtlich gehalten haben, dagegen man zeigt daß man deren Weiſſagungen ſo leicht und ſo deutlich drehen und ziehen kann wohin man will, und denn wieder ſein kabbaliſtiſch den Typus der Apokalypſe in die Zahl ſieben ſetzt, und das ewige Reich verkündigt, wo die Schechina bey den Menſchen ſeyn, wo der Glanz aller Sephiroth anſchaubar ſeyn wird u. d. gl. mehr; damit die Schwärmer etwas anzuſtaunen haben und den Mann fleißig leſen mögen, der ihnen ſagt, ſo recht wie ſie es gern haben wollen: „die Apokalypſe ſey das Buch von der überdachteſten „Anordnung im großen und kleinen, — ſie ſey des „Neuen Teſtaments Siegel — jedes Wort „in ihr ſey ein Sakrament — ſie ſey das heilige Labyrinth Gottes mit ſieben Pforten, „das lebende Bild ſeiner Ankunft, mit ſieben „Sternen und Flammenzügen [*].“ Wenn ein ſonſt vernünftiger und gelehrter Mann ſich nicht ſchämt ſo unerklärlich unſinnig zu ſchreiben, ſo mag man Abſichten vermuthen; aber nicht wenn jemand eine hiſtoriſche Frage aus den Urkunden, mit Fleiß und Mühe, aufzuklären ſucht.

---

[*] ΜΑΡΑΝ ΑΘΑ; das Buch von der Zukunft des Herrn, des Neuen Teſtaments Siegel. Riga 1779. 8. S. 249. 250. 343. 346.

Ich würde dem Ungenannten alle ſeine Unbilligkeit und auch ſeinen ſtolzen wegwerfenden Ton ſehr gern vergeben, wenn er nur etwas belehrendes vorbrächte. Mir ſind alle Zweifel die auf Erforſchung der Wahrheit gehen, ſehr angenehm, denn ich ſuche nichts als die Wahrheit. Der Ungenannte hat aber nichts gründlich und ordentlich unterſucht, und iſt ſo ſeicht als er unbeſcheiden iſt, verwirret alles, erläutert nichts, ſagt nichts als was andere hundertmahl geſagt haben, nur viel verwirrter, nur mit mehr Geſchrey und Oſcitanz.

Wäre es dem Ungenannten bloß darum zu thun geweſen mit mir die Wahrheit zu unterſuchen, geſetzt auch daß die Wahrheit nicht anders als durch völlige Widerlegung meiner Meinungen hätte gefunden werden können; ſo hätte er doch dem ſimpeln Faden den ich angegeben habe folgen, meine Behauptungen Stück vor Stück unterſuchen, und wo es nöthig widerlegen ſollen. Aber er hat es für ſich gemächlicher gefunden, von einem aufs andre zu ſpringen, alles untereinander zu werfen, und viele

Dinge zu verſtellen; da er denn freylich ſeiner Einbildung beſſern Lauf laßen und leichter behaupten kann was er will, als ich, der ich mich der Ordnung befliſſen, und nichts zu behaupten geſucht habe, was ich nicht in der Geſchichte vor mir fand. Er hat alles ſo untereinander gemiſcht, daß es unmöglich iſt der Folge ſeiner Schreiberey zu folgen. Ich will nur das nothwentigſte ausheben, um zu zeigen wie der Ungenannte zu Werke gehet, und wie ich zu Werke gegangen bin. Alle ſeine Seitenſprünge, ſeine kleine Unrichtigkeiten, ſeine Prävarikationen, ſeine hämiſchen Inſinuationen auseinander zu ſetzen, würde die weitläuftigſte und ekelhafteſte Beſchäftigung ſeyn.

Er hebt damit an *), „daß er ſagt, die ſo „**oft** ventilirten Beſchuldigungen des längſt „erloſchenen Tempelordens würden **nicht** in„tereſſant ſeyn." Ob ſie **oft** ventilirt ſind, thut wohl nichts zur Sache. Die Frage iſt, wie ſie ſind ventilirt worden, ob ſie jemals **mit Ordnung und Vollſtändigkeit** ſind ventilirt worden. Ferner ſagt er **) „ob nicht mit „meinem Buch den bisherigen Geſchichtſchrei„bern **Unrecht** geſchehe. Schon **Gürtler** „habe den du **Puy** gebraucht, **Anton** gleich„falls." Damit will doch der Ungenannte wohl zu verſtehen geben, ich hätte Unrecht gethan, dieß Buch beſſer zu brauchen als meine Vorgänger, es ſey unnütz, daß dieß Buch weiter gebraucht werde. Bloß weil mein Freund Anton es bey ſeiner **Geſchichte** nicht ſo gebraucht hat, als ich gewünſchet hätte, iſt mein Verſuch ans Licht gekommen. Aber wenn der Ungenannte **Gürtlern** anführt, ſo zeigt er daß er **Gürtlern** und **du Puy** nicht recht kennet. Die Geſchichte des **du Puy** kam 1651 heraus. Er arbeitete nach Archivakten, und fand die Tempelherren **ſchuldig**, gieng aber wirklich nicht auf den Grund der Sache. Er fügte ſeiner Geſchichte verſchiedene aus dem Königl. Franzöſiſchen Archive gezogene Verhöre und einige andere Urkunden bey, aber bey weitem nicht die wichtigſten. **Aegid. Strauch** ſchrieb nicht lange nachher eine Geſchichte der Tempelherren. Ich habe ſie nach aller angewandten Bemühung nie können zu Geſichte bekommen, kann alſo nicht davon urtheilen. **Gürtler** gab 1691 ſein mageres Büchlein heraus, worinn keine Spur iſt, daß er die bey der erſten Ausgabe des **du Puy** befindliche Urkunden mit kritiſchem Auge angeſehen habe, ſondern er ſchreibt meiſt des **du Puy** und anderer Erzählungen ohne Unterſuchung nach. So haben es faſt alle andere Geſchichtſchreiber gemacht, ſie haben den **du Puy** ſelbſt in ſeinen Fehlern nachgeſchrieben, bloß des **du Puy** Geſchichte geleſen, nicht die Urkunden. Ich habe *) ſogar von dem großen Thomaſius ein ſchreyendes Beyſpiel davon angeführt. Im Jahre 1713 da Gürtler ſchon tod war, wurden einer neuen Ausgabe des du Puy verſchiedene nicht unbeträchtliche Urkunden beygefügt **Aber erſt in der neueſten Ausgabe von 1751 wurden alle Urkunden die aufzufinden waren, beſonders die wichtigen engländiſchen ꝛc. Verhöre, nebſt Auszügen aus vielen Schriftſtellern die Tempelherren betreffend, angefügt. Dieſer Anhang von Urkunden**, macht eigentlich die ganz unbeträchtliche Geſchichte des du Puy wichtig; und dieſe Urkunden konnte Gürtler nicht brauchen, und niemand vor mir hat alles das was ſie enthalten gebraucht. Auch habe ich, wie vor Augen liegt, nicht bloß die **Urkunden des du Puy**, ſondern alles was mir nur irgend aufzutreiben möglich war, nachgeſehen. Der Ungenannte der mir bey allen Gelegenheiten unbillig begegnet, wirft mir vor **) daß ich die Interrogatoires des Templiers, in des Menard Hiſtoire de la Ville de Niſmes nicht gebraucht hätte. Wie gern hätte ich dieſes Buch, und noch verſchiedene andere gehabt, die ich an ſo vielen Orten vergeblich geſucht habe! Wie würde ich dem Ungenannten, der ſich mehr als einmal auf die bey **Menards** Buch befindlichen Verhöre beruft beruſt, verbunden geweſen ſeyn, wenn er ſie ſämtlich unpartheyiſch und genau excerpirt hätte; er der vergiebt du Puy ſey ausgebraucht. Sind in dieſen Ausſagen Beweiſe wider meine Meinung, ſo mochte er ſie nur immer anführen, ſind Beweiſe dafür darinn, ſo mußte er ſie auch anführen, wenn er Wahrheit und nicht bloß Widerſpruch ſuchte. Aber auf ſein bloßes Berufen gebe ich nichts. Ich weiß es, und werde unten deutlicher zeigen, wie wenig ſeinen Citationen zu trauen iſt. Und ſelbſt bey dieſem Werke des Menard giebt er ein Beyſpiel, wie er ſo wichtige Verhöre zu brauchen pflegt. S. 53 des Aprills ſagt er: „der „arme Br. Bernh. de Selgues der vorher „vernünftige Sachen ausgeſagt hatte, da er „torquirt ward, ſagt und bekennet deutlich —“ was denn? Eine Menge unvernünftiges Zeug von Katzen, Zauberey u. d. gl welches unſer Verfaſſer der Länge nach hinſetzt, weil es wider mich zu ſeyn ſcheint; hingegen von dem Vernünftigen was dieſer Ritter geſagt haben ſoll, läßt er uns gar nichts leſen. Was würde der Ungenannte von mir urtheilen, wenn er mich überführen könnte daß ich nur das für mich anführte, was ein Ritter unter der Tortur geſagt hat, und das wegließe, was er vorher freywillig ausſagte?

---

*) März S. 225.

**) S. 250.

---

*) 1ter Th. S. 36.

**) Aprill S. 53.

Der Ungenannte thut immer, als ob in meinem Verſuche alles darauf ankäme zu beweiſen, daß figura baffometi durch Zeichen der Taufe oder Tinktur der Weisheit müſſe überſetzt werden. Er ſagt ausdrücklich *): „der Zweck „meines Buchs ſey darauf geſezt, und mein „Syſtem ſey auf dem Namen Baphemetus „allein gebaut.“ Nichts weniger als das! Der Zweck meines Buchs bleibt eben daſſelbe, wenn das Wort baffometus ferner ganz unerklärt bleibt, ſo wie es ſeit mehr als vier Jahrhunderten unerklärt blieb, bis ich verſuchte es zu erklären. Die Ueberſetzung des Worts baffometus in Taufe der Weisheit, iſt bloß ein gelegentlicher Verſuch zu Erklärung eines dunkeln Wortes, das verdiente näher aufgeklärt zu werden.

Der Hauptzweck meines Buchs war, in den Urkunden und gleichzeitigen Geſchichtſchreibern nachzuforſchen, wie viel wir über die Beſchuldigungen der Tempelherren, über die man Jahrhunderte lang ohne genaue Unterſuchung geſchwazt hatte, eigentlich wüßten oder nicht wüßten. Daß dieß mein eigentlicher Zweck ſey, fällt in meinem ganzem Verſuch in die Augen. Nachdem ich alles was ich erhalten konnte, ſorgfältig durchgeſehen hatte, nachdem ich beſonders die eigenen Ausſagen

---

*) Aprill S. 47. S. 60.

gen der Tempelherren in verſchiedenen Ländern erwogen hatte, ſo glaubte ich, ſie wären obgleich nicht vollſtändig, dennoch hinlänglich, um von der eigentlichen Beſchaffenheit der Sache einen ziemlich richtigen Begriff zu geben.

Sind die Ausſagen der Tempelherren dazu hinreichend? Hievon kann in der That niemand völlig urtheilen, der ſie nicht mit Unpartheylichkeit und Sorgfalt durchgeleſen, und alle Umſtände verglichen hat. Zweifel à priori, die einer dem andern nachſchreibt, wollen in der That nicht viel ſagen. Der Ungenannte ſagt *): „wir können die Tempelherren jetzt nicht „mehr abhören; wir hören ſie nur aus den „Protocollen ihrer damaligen **habbegierigen** „**Feinde**, der Inquiſitoren: und auch aus ihrer Relation und aus der Geſchichte des ganzen Proceſſes wird ja theils das **Unübereinſtimmende** der Ausſage, theils das **Harte** „und **Gewaltthätige**, endlich das **Abergläubige** und **Vorurtheilige** ihrer Verhöre „offenbar genug.“

Es iſt falſch, und ein Zeichen, daß der Ungenannte die Urkunden nicht ſorgfältig geleſen hat, es iſt ein Beweis, unter vielen mehrern, wie wenig genau er in dem iſt, was er vorbringt, wenn er ohne Einſchränkung behauptet: Wir hörten die Tempelherren **nur** aus den

---

*) März S. 250.

Protokollen. Eben das Königl. franzöſiſche Archiv, aus welchem du Puy, die Auszüge der **Protokolle** ſchöpfte, hat uns auch verſchiedene **Vertheidigungsſchriften der Tempelherren** aufbehalten, und du Puy hat ſie gedruckt geliefert. Der Ungenannte mag ſie nur beym du Puy S. 329 bis 346 nachleſen. Ich ſelbſt habe auch *) das nöthige daraus angeführt. Wir haben auch das ausführliche **Verhör**, in welchem ſich der Grosmeiſter **Jakob von Molay** vertheidigt, wo ſeine Richter gewiß ſo nachgebend mit ihm umgingen als möglich. Ich habe es **) **ausführlich** excerpirt. Wir können alſo die Tempelherren in ihren **Vertheidigungsſchriften** noch gar wohl **abhören** und in den meiſten Protokollen finden ſich nicht wenige Dinge die zur **Vertheidigung** der Tempelherren gereichen, und die eben dadurch für die Aufrichtigkeit und Unpartheylichkeit der Protokolliſten ein gutes Vorurtheil machen.

Es iſt eben ſo falſch als unbillig, wenn der Ungenannte zu verſtehen giebt, als ob alle die welche die Tempelherren **verhöret** haben, ihre **habbegierige Feinde** geweſen wären. Der Pabſt wollte ihnen, wie es bekannt iſt, eher wohl als übel, und der größte Theil derer die ſie in Frankreich verhörten, waren vom Pabſte verordnet; die Kardinäle die ſie zuerſt zu Chinon verhörten, baten für ſie um Gnade. (Dü **Puy** S. 241). Gewiß ein anſehnlicher Theil der Ausſagen der franzöſiſchen Tempelherren war **freywillig.** Man findet die Spuren von gebrauchter Strenge, wovon in den neuern **Geſchichten der Tempelherren** ſo viel ſtehet, in den alten **Originalprotokollen** weit weniger als man denken ſollte. Der Generalinquiſitor **Wilhelm** *de Pariſiis*, befahl zwar 1307 den Kommiſſarien welche die Tempelherren verhören ſollten: „& examineront diligemment la „verité, & par *jehine*, ſe *meſtier (beſoin)* eſt“. Eine Anmerkung beym **Dü Puy** S 201 will *jehine* durch *torture* erklären, ſo es nicht einmal heißt, ſondern nur etwan **alle mögliche, allenfalls auch Zwangsmittel** *). Wenigſtens verſtanden es die Kommiſſarien nicht ſo, daß ſie ſchlechterdings die **Tortur** gebrauchen ſollten, um alle mögliche Art von Bekenntniſſen **herauszupreſſen**; wie ſich dieſes in den neuern Zeiten verſchiedene Gelehrten ohne allen Grund eingebildet haben. Br. **Gelfried de Gonovilla**, ward den 15. Nov. 1307 von **Nikolas** *de Annoſſiaco* Predigerordens, verhört, und nachdem er ſein merkwürdiges Bekenntniß freywillig gethan hatte, ward er zuletzt gefragt: „Utrum *vi* vel *metu carceris* aut *tormentorum*

---

*) Verſuch S. 27.

**) Verſuch S. 40 bis 47.

„nur

---

*) S. Menage Dict. Etymol. v. gehir und jehir.

„aut *aliqua* de cauſa aliquam *falſitatem immiſcuerit in ſua Depoſitione*, aut *veritatem tacuerit*; dixit *per juramentum quod non**)". Und dieß war eines der erſten **Verhöre**, zu einer Zeit wo man von den Tempelherren noch wenig wußte, und wo alſo, wenn man aus **Bosheit** hätte Zeugniſſe **erpreſſen** wollen, ſie am erſten würde erpreſſet haben. Ich habe auch ſchon im erſten Theile **) ein auffallendes Beyſpiel der Ehrlichkeit der franzöſiſchen Richter gezeigt, da ſie einen **falſchen Zeugen** der ſich anbot, **zurück**wieſen. In England war den **Tempelherren** bekanntlich der König, und der größte Theil der Prälaten gewogen. Dort hat man **keinen einzigen gefoltert**, dort **zögerte** man ſo lange man konnte, und es ſind gewiß viele **entflohen**, viele in weltlicher Kleidung **verborgen geblieben**, die ſehr viel **hätten ausſagen können**, gleichwohl wurden in England, Schottland und Irland **freywillig** ſehr merkwürdige Umſtände ausgeſagt, und Umſtände die mit denen in **Frankreich ausgeſagten übereinſtimmen**, und die alſo ſchon aus dieſer Urſach nicht konnten erdichtet ſeyn.

Indeſſen iſt kein Zweifel, daß wir die Geſchichte viel genauer wiſſen würden, wenn wir noch ausführlichere Nachrichten von Seiten der Tempelherren ſelbſt hätten, am genaueſten,

---

*) du Puy S. 315.

**) S. 38 in der Anmerkung.

wenn wir nicht bloße Vertheidigungsſchriften von ihnen hätten, (denn in Vertheidigungsſchriften pflegt doch jeder die Sache ſo zu zeigen, wie er ſie wünſcht,) ſondern wenn uns das Archiv des Ordens zu Dienſten ſtände, woraus wir ſehen könnten, wie die Tempelherren gehandelt hätten, ehe ſie angeklagt wurden. Ich glaube immer noch, daß davon im K. franzöſiſchen Archive Ueberbleibſel vorhanden ſind, die gewiß verdienten, daß ſie ein franzöſiſcher Gelehrter, der dazu Zugang hat, nachſuchte.

Aber da wir nun einmal dieß nicht haben, ſind denn deshalb die würklich vorhandenen Nachrichten ganz unnütz? Kommt die Sache nicht im mindeſten weiter, wie der Ungenannte zu verſtehen giebt*) wenn man ſie gehörig nachſieht und ins rechte Licht ſtellt? Das ſollte doch niemand ſagen, der wiſſen will, was in der Geſchichte Quellen heißen, und Quellen in der oft ſo dunkeln Geſchichte des mittlern Zeitalters. Worauf muß der beſte Geſchichtſchreiber, der mit aller möglichen kritiſchen Genauigkeit, mit der ausgebreitetſten Beleſenheit, mit dem ſtrengſten Unterſuchungsgeiſte die Wahrheit ſeiner Erzählung zu befeſtigen ſucht, mehrentheils ſeine Erzählung gründen? Eine bloße Stelle eines gleichzeitigen Schriftſtellers, wenn ſonſt nichts da iſt was ihr widerſtreitet, wird ohne Bedenken für einen Beweis gehalten, einige Stellen die ſich einander wechſelsweiſe aufklären, gelten auch dafür. Hält man ſich nicht glücklich wenn man einen **Vertrag**, einen **Brief** oder anderes **Privatdokument** aus ſo entfernten Zeiten zu Geſichte bekommen kann, das einen hiſtoriſchen Umſtand zu erörtern dienlich iſt. Sind vollends **Archivſtücke**, **gerichtliche Akten** zu finden, die öffentlichen Glauben haben; ſo hat ſie der Geſchichtſchreiber noch immer als die ſicherſten Beweiſe anführen dürfen. Und die **gerichtlichen Protokolle** die Tempelherren betreffend, ſollten allein nicht glaubwürdig ſeyn? **Protokolle** die zu **verſchiedenen Zeiten**, von **verſchiedenen Perſonen**, in **verſchiedenen Ländern** aufgenommen ſind, und doch auf eine ſo merkwürdige Weiſe übereinſtimmen; Protokolle in denen auf eine **unpartheyiſche Weiſe** erzählt wird, was die Befragten ausgeſagt haben, es ſey zu ihrer **Vertheidigung**, oder zu ihrer **Beſchuldigung**, wo klar unterſchieden iſt, **was** und **wie viel** ein jeder **zugeſtanden** hat, und was ein jeder **geläugnet** hat? Das Vorurtheil gegen dieſe Protokolle, iſt bloß daher gekommen, weil man die Beſchuldigungen für allzuabſcheulich, für allzuunwahrſcheinlich hielt.

---

*) März S. 150.

Da man nicht begreifen konnte, daß die Tempelherren ſo **abſcheuliche und unwahrſcheinliche** Dinge ſollten begangen haben: ſo nahm man zur **Bosheit der Inquiſitoren** und zur **Verfälſchung der Protokolle** ſeine Zuflucht; welches Vorgeben aber mit der Geſchichte, wenn man ſie genau erwäget, gar nicht übereinſtimmet. Da ich nun gezeigt habe, daß die Beſchuldigungen, wegen **ihrer Uebereinſtimmung mit den gnoſtiſchen Gebräuchen** gar nicht **unwahrſcheinlich** und gar nicht **abſcheulich** ſind; ſo fällt auch dieſer Grund wider die Protokolle weg, denen man alſo die Glaubwürdigkeit gerichtlicher Protokolle abzuſprechen, gar keinen Grund hat.

Aber dieſe Protokolle, da ſie einſeitig ſind, müſſen mit gehöriger Behutſamkeit und Ueberlegung mehrerer Umſtände gebraucht werden. — Allerdings! — So wie alle hiſtoriſche Zeugniſſe. Das habe ich aber auch gethan, und wer es noch beſſer thun kann wie ich, der ſoll meinen ganzen Beyfall haben, nicht aber der, wie der Ungenannte, von dem Gebrauch dieſer wichtigen Quellen abſchrecken will, ſie ſelbſt nicht zu Rathe ziehet, und doch über die Geſchichte ins Gelag hinein ſchwatzet, was ihm ſeine Einbildung oder ſein Dünkel an die Hand giebt.

Das **Unübereinſtimmende** der Protokolle habe ich durch die Bemerkung gehoben, die vor mir noch niemand gemacht hatte, daß in dem

Tempelorden, weitere und engere **Verbindungen**, gewiſſe Grade waren (wie ich ſie der Kürze wegen genennt habe) in welchen die Tempelherren mehr oder weniger wußten, und daß dieſe Verſchiedenheiten ſelbſt zwey **verſchiedene Arten von Aufnahmen***) oder **Profeſſionen** machten, ſo wie man auch zwey Statutenbücher hatte, ein öffentliches und ein **geheimes**. Unverwerfliche Zeugen ſagen dieſes aus. Warum ſoll man dieſen Zeugen nicht trauen? Wann ſolche Nachricht in dem **Continuator des Nangis**, oder in der **Chronik von St. Denis** ſtände, würde wohl jemand daran zweifeln wollen? Und alsdenn wüßten wir doch nicht aus was für Quellen dieſe Chronikſchreiber die Nachricht geſchöpft hätten. Jetzt ſagen es die Tempelherren ſelbſt, und unbeſcholtene Männer,**)

---

*) Der beſtändig unbillige Ungenannte ſagt: (Aprill S. 69) „Es iſt Staub in die Augen, wenn unſer „Autor Profeſſion durch Aufnahme überſetzt.“ Die Tempelherren hatten keine Novizen. Es heißt: *Receptus ſtatim habetur pro Profeſſo*, und alſo, wenn Aufnahme und Profeſſion ganz nicht unterſchieden war, ſo iſts bey dieſem Orden wohl einerley welches von beiden Worten man braucht, zumal da kein Schein da iſt, daß ich eine Abſicht dabey gehabt hätte. Die Hauptſache iſt, daß man in der einen Verbindung geheime Sachen erfuhr, die man in der andern nicht wuſte. Dieß bleibt einerley: ob ich das Wort Profeſſion oder Aufnahme brauche.

**) Erſter Theil. S. 17—19.

die es wiſſen konnten, weil ſie es von Tempelherren erfahren hatten. Dieſe müſſen alſo wohl Glauben haben. Das Harte und Gewaltthätige habe ich ſehr wohl unterſchieden, ſo wie auch das Abergläubige und Vorurtheilige. Ich habe nicht, ſo wie der Ungenannte, vernünftige und unvernünftige *) Zeugniſſe, ſolche

---

*) Der immer unbillige Ungenannte ſagt: (März S. 251) „Ich hätte nur einige Beſchuldigungen „ausgehoben, und z. B. die Beſchuldigung daß „den Tempelherren eine Katze erſchienen die ſie an„gebetet, nicht angeführt". Er will hierdurch inſinuiren, als ob ich nur einige Beſchuldigungen ausgehoben, nicht die Beſchuldigungen in ihrem ganzen Umfange unterſucht hätte. Ich will aber jeden der die Beſchuldigungspunkte, die Ausſagen, und meinen Verſuch mit Unpartheylichkeit geleſen hat, urtheilen laßen, ob ich nicht alles was zur Sache gehörte, angeführt und deutlich auseinandergeſetzt habe. Daß ich den Punkt von der Katze weggelaßen, davon ſteht die Urſach S. 52 des 1ſten Theils, und eine andere Urſach iſt, weil ich unter den Ausſagen die ich vor mir hatte, nicht fand, daß die Tempelherren über dieſe und dergleichen Punkte etwas ausgeſagt hätten. Es kommt aber nicht darauf an, was von den Richtern gefragt, ſondern was von den Tempelherren geſagt, und unter welchen Umſtänden es geſagt worden. Wann der Richter die Verhörs-Artikel formirt, ſo nimmt er auch den entfernteſten Verdacht, die unwahrſcheinlichſten Gerüchte mit, um zu hören, ob das was der Beklagte darüber ſagt, nicht etwas anders erläutern möchte. Aber das Urtheil, wird nach den Ausſagen und nach Vergleichung aller übrigen Umſtände gemacht.

die unter der Folter, und ſolche die freywillig geſagt worden, ohne Unterſchied angeführt, bloß weil ſie etwan meiner Meinung dienlich geweſen wären.

Man leſe den Liber Sententiarum Inquiſitionis Tholoſanae, den **Limborch** ſeiner *Hiſtoria Inquiſitionis* beygefügt hat, ein gerichtliches Aktenſtück, eben wie die Verhöre der Tempelherren, und aus eben dem Zeitalter; aber weit **mehr unzuſammenſtimmend, feindſelig, hart, abergläubig.** Iſt es noch jemand eingefallen, dieſes Inquiſitionsbuch, nicht für eine **ſehr wichtige Beweisquelle** zu halten. Hat nicht ſchon **Fueßli** in ſeiner **Ketzergeſchichte des mittlern Jahrhundertes,** (eben ſo wie ich mit den Verhören der Tempelherren gethan habe,) geſucht, **das harte, abergläubige, übelverſtandene herauszuſondern,** es aus **andern Umſtänden** meiſt mit dem glücklichſten Erfolge zu **erklären,** *) und dadurch die **Wahrheit in einem hellern Lichte zu zeigen?**

Sobald ich nun die Verhöre der Tempelherren, als gerichtliche Schriften die Glauben verdienten anſehen mußte, und alles was der Natur der Sache nach, **übelverſtanden, abergläubig** u. d. gl. war, abgeſondert hatte; ſo hielt ich mich nun an das übrige auch ganz genau, wie man es mit hiſtoriſchen Quellen von unverwerflicher Art machen muß. Ich ſagte nicht mehr, nicht weniger, als was da ſtand, ich ließ wiſſentlich nichts aus, ſondern ich brachte alles zuſammen was die Tempelherren wirklich ausgeſagt hatten, was man alſo den Umſtänden nach, als wahr annehmen mußte.

---

*) Man ſehe z. B. im 2ten Theile dieſes Werkes S. 181 und f. f. und an ſehr vielen andern Orten.

Nachdem ich alle dieſe Ausſagen von den geheimen Gebräuchen der Tempelherren ſo geordnet hatte, daß ſie einzeln und im Zuſammenhange zu überſehen waren, ſo kam es darauf an, zu unterſuchen, wie wohl die Tempelherren zu ſolchen Gebräuchen, die beim erſten Anblicke widerſinniſch ſcheinen könnten, gekommen wären. Ich ſuchte zu dieſem Behuf die Geſchichte der damaligen und verhergehenden Zeiten zu überſchauen. Ich muß geſtehen, daß mir unter der Arbeit des Ausſonderns der Zeugniſſe und Ausſagen, mehr als einmal Gedanken in den Sinn kamen, die ich ſchon vor geraumer Zeit über die Entſtehung und die männichfaltige Abwandlung verſchiedener chriſtlichen Glaubenslehren gehabt hatte. Es hat mir immer geſchienen, daß die Eintheilung in Rechtgläubige und Unrechtgläubige, die man beſtändig in allen Kirchenhiſtorien, von den Kirchenvätern an, findet, den Geſichtspunkt auf mannichfaltige Art verrückt habe. Man vergaß, daß die orthodoxe Lehre eines jeden Zeitalters, eben ſo gut eine **menſchliche Meinung** iſt, als alle heterodoxe Lehren; daß ſie eben wie dieſe aus den nächſt vorhergehenden theologiſchen und philoſophiſchen Meinungen entſtanden, und modificirt worden iſt. Dieſer Entſtehungsart hat man ſicherlich noch nicht genug nachgeſpüret, und beſonders ſcheint es mir, hat man auf die gnoſtiſchen Lehren von den **Emanationen**, von den **Reinigungen**, von den **Tröſtungen** u. ſ. w. nicht genug Acht gehabt. Der Hauptgrund dieſer Lehren, der Begriff der **Emanationen**, war ſchon zu Chriſti Zeiten vorhanden und auch nachdem der Namen der Gnoſtiker erloſchen, ſind die Hauptprincipien derſelben nie erloſchen, ſie ſind beſtändig, ununterbrochen, der orthodoxen Lehre zur Seite, vorhanden geweſen, und haben mannichfaltigen Einfluß in dieſelbe gehabt *). Sie ſind noch bis jetzt der

Grund

---

*) Es ſey hier beyläufig geſagt, es ſcheint mir, daß das Syſtem des Arius von der Gottheit Chriſti, dieß Syſtem, das beynahe das orthodoxe Syſtem der Chriſtenheit geworden wäre, nie anders als in einem Kopfe entſpringen konnte, der von gnoſtiſchen Principien ausgieng. Nach unſern philoſophiſchen Begriffen iſt das Arianiſche Syſtem völlig widerſinniſch, und aller Analogie der Natur zuwider. Jeſus ſoll ein Weſen ſeyn, über alle Menſchen, und über alle, auch die höchſten Geiſter erhaben, nicht geſchaffen und doch nicht Gott. Aber nach gnoſti-

ſchen

Grund der myſtiſchen und theoſophiſchen Partheyen, die unter uns ſo ſehr verbreitet ſind.

Ich warf einen Blick auf die Lehren und Gebräuche der Gnoſtiker, und fand, daß ſie ſchon ſeit den erſten Zeiten der Chriſtenheit eben die Gebräuche gehabt hatten, welche man den Tempelherren ſchuld gab, und welche die Tempelherren wirklich bekannten, z. B. die

---

ſchen Principien iſt dieß Syſtem völlig zuſammenhängend. Jeſus iſt eine Emanation, (wie dieſes alle gnoſtiſche Chriſten behauptet haben.) Er iſt alſo nicht Gott, aber ſo wie alle Emanationen unendlich über alle Menſchen und Geiſter erhaben. Gott hat Jeſum, wie Arius behauptet, nicht geſchaffen, ſondern gezeuget. Die Emanation war nicht geſchaffen, aber von Gott ausgefloſſen, d. h. gezeuget. (Gerade das Aziluth und Briſ der Kabbaliſten, welches die Gnoſtiker von ihnen annahmen.) Endlich iſt nach gnoſtiſchen Principien ganz klar, warum dem Arius der Begriff ὁμοούσιος unausſtehlich war. Welchen Einfluß die gnoſtiſchen Lehren auf die orthodoxe Lehre von der Dreyeinigkeit gehabt haben, davon darf man nur das bekannte Buch des Souverain, le Platoniſme devoilé nachſehen, das kürzlich unter dem Titel: Ueber den Platonismus der Kirchenväter ins Deutſche überſetzt worden. Man hat auf die Gnoſtiker ſelbſt nicht Aufmerkſamkeit genug gehabt, um ihre eigene mannichfaltige Abänderungen und den Einfluß derſelben auf die dogmatiſche Meynungen zu bemerken; man hat ſie blos für düſtre Schwärmer gehalten. Schon Clemens Alexandrinus, hätte eines beſſern belehren können. Dieſer ſagt z. B. (Strom. Lib. VII. 4. Ed. Potteri S. 841) „Wer eine königliche

„Seele

die Verachtung des Kreuzes und ein Bild das Gott vorſtellte. Ich fand, daß bey den manichäiſchen Partheyen, die zu den Zeiten der Tempelherren bekannt waren, außer dieſem noch eben die Verachtung der Beichte und eben die Begriffe vom H. Abendmahl zu finden waren, welche die Tempelherren auch hatten, und die aus gnoſtiſchen Principien ſo leicht zu erklären ſind. Ich fand, alle aus gnoſtiſchen oder manichäiſchen Principien entſtandene Religionspartheyen hatten beſtändig geheime Abtheilungen unter ſich, geheime Lehren gehabt; auch dieſes war eben ſo bey den Tempelherren. Ich warf endlich einen Blick auf die mahometaniſche Lehre, und zeigte ihren Einfluß auf die veränderte Denkungsart der damaligen Chriſten.

„Seele hat, und ein Gnoſtiker iſt, da er gottesfürchtig und nicht abergläubiſch iſt, weiß daß „Gott allein muß verehrt werden, daß Er allein „großmächtig, wohlthätig, alles Guten Urheber, „aber nicht des Böſen Urſach iſt." Eben dieſer Kirchenvater nimmt drey Grade des Chriſtenthums an: 1) ὁ ἐξ ἐθνῶν ἐπιστρέφων. 2) ὁ ἐν γνώσει ἀναβαίνων 3) ὁ γνωστικος oder ὁ κορυφαιος. Es iſt bekannt, daß man glaubt, daß ſich ſeine drey Bücher auf dieſen Unterſchied beziehen, welches auch ſehr wahrſcheinlich iſt. Das vortrefliche zwar wohl berühmte aber ſehr wenig auch von Gelehrten geleſene Buch des ſel. Herrn von Beauſobre ſur le manichéiſme, hat genug gezeigt, wie viel verſtändige Lehren bey den Gnoſtikern zu finden waren.

ſten. Was war natürlicher, als daß ich ſchloß, die geheimen Gebräuche der Tempelherren, hätten aus Kommunikation mit den gnoſtiſchen und manichäiſchen Partheyen, welche zu ihren Zeiten ſowohl im Orient als im Occident*) verbreitet waren, ihren Urſprung genommen, und die beſſere Meinung, welche die Tempelherren von den Mahometanern, durch den nähern Umgang mit ihnen, faßten, könne etwas bey-

---

*) Es war zu dieſem Behuf nöthig, daß ich einen kurzen Begriff der hieher gehörigen gnoſtiſchen Lehren gab, und ihn aus den Quellen bewieß. Ich mußte zugleich anführen daß ſie aus der Kabbala entſtanden, und daß die kabbaliſtiſch-gnoſtiſche Philoſophie, ſo abſcheülich ſie durch das Mißverſtändniß und den Mißbrauch ihrer bildlichen Vorſtellungen, entſtellet worden, dennoch ihrem Urſprunge nach, ſo relativ vernünftig geweſen, als irgend eine andere Philoſophie. Ich will jeden vernünftigen Menſchen fragen, ob dieſe Ausführung nicht nöthig war. Ich mußte ja viele Leſer vorausſetzen, denen dieſe Sachen ganz unbekannt waren, und viele Leſer denen ſie zwar bekannt ſind, die ſich dieſelben aber wohl nicht gerade jetzt im nöthigem Zuſammenhange verſtellen möchten. Aber der Ungenannte, der beſtändig unbillig iſt, ſpöttelt unaufhörlich, daß ich ſo vielen kabbaliſtiſchen und gnoſtiſchen Wuſt vergebracht hätte. Dieſer Ungenannte iſt in verſchiedenen ſeiner Schriften mit kabbaliſtiſchem und ſchwärmeriſchem Wuſt ſehr freygebig geweſen. Ich frage jeden unbefangenen Menſchen, der ſeine und meine Schriften geleſen hat, ob er jemals von kabbaliſtiſchen Sachen einen ſo vernünftigen Gebrauch hat machen wollen, als ich davon zu machen geſucht habe.

getragen haben, ſie von der orthodoxen Dogmatik abwendig zu machen. Dieſe Vorausſetzung, die mit ſo wahrſcheinlichen Gründen unterſtützt werden konnte, nahm alles widerſinniſche, alles boshafte ſowohl von Seiten der Tempelherren als ihrer Richter weg, zeigte jene nicht als Religionsſpötter und Götzendiener, ſondern als Irrende, und wenn ich ja hart reden ſoll, als Ketzer; und dieſe erſchienen auch nicht mehr als die abſcheulichen unſinnig boshaften Leute, welche einem ganzen Orden gottloſe Dinge ohne allen Grund aufbürden, und in ſolcher, durch ſo viele Jahre und in ſo vielen Ländern fortzuſetzen nicht möglichen Lüge, über acht Jahre lang verharren, bloß um den Reichthum der Tempelherren an ſich zu ziehen; ſondern ſie trieben ihr Handwerk, wie es in den damaligen Zeiten ſo gewöhnlich war, ſie verdammten die Ketzer, ſobald ſie nur ausfündig gemacht hatten, daß Ketzerey da war, ohne den Urſprung und die Beſchaffenheit der Ketzereyen zu unterſuchen. Eine Hypotheſe, die alle Widerſprüche einer ſo verwickelten Begebenheit auf eine ſo in die Augen fallende Art vereinigt, verdient doch wohl Aufmerkſamkeit, verdient beybehalten zu werden, wenn man nicht eine vorbringen kann, die es auf eine viel beſſere Art thut. Wenn man in einer ſo höchſtdunkeln Sache eine Hypotheſe finden kann, die alles aufklärt, wenn man dieſe Hypotheſe höchſtwahrſcheinlich machen, ſie mit der Geſchichte gänzlich vereinigen kann; ſo iſt dieß alles was ein Leſer der die Schwierigkeit ſolcher Unterſuchungen kennt, verlangen wird.

Es war alſo, wie ich eben gezeigt habe, der wahre Zweck meines Verſuchs, die den Tempelherren gemachten Beſchuldigungen, zu unterſuchen, und die anſcheinenden Widerſprüche zu heben. Und nun frage ich jeden unbefangenen Leſer, ob der Ungenannte die Sache nicht unverantwortlich verdrehet, wenn er vorgiebt der Zweck deſſelben ſey die **Erklärung des Wortes** *baffometus*, oder gar, darauf ſey mein Syſtem ganz allein gebauet. Das Wort baffometus kann, wie ſchon geſagt, noch ferner unerklärt bleiben, und alles was ich von der Uebereinſtimmung der von den Tempelherren ausgeſagten geheimen Gebräuche mit den gnoſtiſchen Gebräuchen geſagt habe, bleibt eben ſo unwiderſprechlich. Ich hatte dieſe Uebereinſtimmung gemerkt, ehe ich noch darauf dachte das Wort baffometus zu erklären. Aber da ich auf alle Umſtände welche irgend etwas zur Aufklärung dieſer dunkeln Sache beytragen konnten, höchſt aufmerkſam war, ſo fiel mir freilich auch das unbekannte Wort baffometus auf. Ich mußte mich wundern, daß unter allen Schriftſtellern die über die Tempelherren geſchrieben hatten, auch nicht ein einziger nur einen Verſuch gemacht hatte dieſes Wort zu erklären. Ich ſahe ein, da dieſes Wort mit einem geheimen Gebrauche der Tempelherren ſo genau verbunden war, ſo müßte deſſen Erklärung nothwendig ein groſſes Licht auf den Gebrauch ſelbſt werfen. Nachdem ich auf verſchiedene Vermuthungen gekommen war, die nicht Stich hielten, ſo fiel mir ein, ob das Wort auch wohl *griechiſch* ſeyn könnte. Es mußte mich allerdings frappiren, daß ich fand, dieſes unbekannte Wort heiße auf griechiſch *wörtlich die Eintauchung in die Weisheit*. Eine Erklärung die mit allen den Umſtänden, die ich vorher gefunden hatte, ſo auffallend übereinſtimmte, daß ſie mich freilich noch mehr darinn beſtärken konnte.

Es gefällt dem Ungenannten, der vorſpiegeln wollte, daß ſich mein ganzes Syſtem hierauf gründe zu ſagen: *) „Eine unglück„lichere Konjektur könne wohl nicht gemacht „werden.“ Zum Grund führt er an: „Βαφη „hätten die Gnoſtiker; von λογος, νȣς, σοφια, „φρονησις redeten ſie auch; aber weder von „βαφη noch μητȣς.“ Es läßt ſich wohl ſchwerlich mit einem gelehrtern Anſehen eine gröſſere Armſeligkeit ſagen. Die angeführten Wörter gehören zu den *Emanationen*, und davon iſt hier ganz und gar nicht die Rede.

---

*) März S. 252.

Ich habe S. 137 meines Verſuchs bewieſen, daß die Gnoſtiker die **Einweihung** wodurch ihre τελειοι, ihre **Vollkommenen**, die γνωσιν, die Erkenntniß erlangten, als eine **Eintauchung** vorſtellen und alſo **allerdings** eben denſelben Begriff hatten den βαφη giebt. Es iſt bekannt, daß ſelbſt bey den orthodoxen Chriſten die Taufe τελειον, τελειωσις *) in dem mittlern Zeitalter τελειοποιειν **) taufen hieß. Der Ungenannte ſagt ferner: „μητις heißt **bürgerliche** „**Klugheit, Liſt, Ränke.**" Hierauf antworte ich, wenn es zuweilen **Liſt** heißt, ſo heißt es auch eben ſo oft **guter Rath** und **Weisheit.** Dieß braucht keines Beweiſes. Auch meinem ſehr einſichtsvollen Recenſenten im 29. und 30. Stück der Jenaiſchen **gelehrten Zeitung,** (dem gar nicht auffält, daß μητος nicht ſolle **Weisheit** bedeuten können,) ſcheint nur μητος in der Bedeutung **geheimer** Weisheit fremd. Ich bitte aber zu bedenken, daß das ſo berühmte Wort γνωσις, Jahrhunderte lang, da es viele tauſend Menſchen ſo emphatiſch für **geheime**

---

*) Dieſes gehört unter die vielfältigen Spuren des Einfluſſes der gnoſtiſchen Lehren und Gebräuche in die orthodoxe Lehre. Wer ſich näher überzeugen will, leſe nur in des Klemens Alex. Pädagogus das ſechſte Kapitel (In Potters Ausgabe 1ſten Theile, beſonders S. 113 bis 116).

**) S. Du Cange Gloſſarium mediae & infimae Graecitatis. ſ. h. v.

Kenntniß nahmen, in der ganzen übrigen Welt noch immer fort weiter nichts als Kenntniß bedeutete. Die *Convenanza*, die *Endura*, welche die manichäiſchen Religionspartheyen im mittelſten Zeitalter hatten, waren ganz gewöhnliche Benennungen, auf einen beſondern religieuſen Gebrauch angewendet. Ich ſehe keine Schwierigkeit, daß es mit μητος nicht eben ſo geweſen ſeyn könnte, wie mit γνωσις und andern Wörtern. Daß man das Wort μητος als zu einer diſciplina arcani gehörig, an andern Orten bisher nicht gefunden hat, iſt wahr, aber deſſen gewöhnliche Bedeutung widerſpricht gar nicht, daß eine Sekte ihre geheime Lehre eine Eintauchung in die Weisheit, eine Taufe des μητȣς, könne genennet haben, ſo wie wir eine Taufe des πνευματος und des νȣς finden. Die aus der griechiſchen Kirche entſprungenen und im Oriente verbreiteten Religionspartheyen ſind noch viel zu wenig unterſucht, als daß man es geradezu läugnen könnte.

Daß ich meine Entdeckung nicht für unwiderſprechlich *) hielt, oder hartnäckig darauf be-

ſtehen

---

*) Auch noch halte ich ſie nicht für unwiderſprechlich, und wünſche ſehr, daß ſie und der ganze Gegenſtand mit Einſicht und Unpartheylichkeit ferner unterſucht werde. Verſchiedene von meinen Freunden ſind auf andere Ableitungen gefallen. Ein ſehr gelehrter und vortreflicher Mann glaubt, Baffomet

ſtamme

ſtehen wollte, wenn ich eines beſſern könnte belehret werden, erhellet daraus, daß ich meinen würdigen Freund den Herrn Prof. **Eichhorn** zu Rathe zog, um von dieſem ſo erfahrnen Kenner zu erfahren, ob baffometus oder baffometum auf eine ungezwungne Weiſe aus einer der orientaliſchen Sprachen könne hergeleitet werden, und ob ich dadurch auf eine beſſere Erklärung der Widerſprüche in den Beſchuldigungen der Tempelherren könnte geführet werden, als die ich ſchon gefunden hatte. Einen ſolchen Schritt thut niemand, der ſeine Einbildungen ſchlechterdings für Wahrheit verkaufen will, noch

---

ſtamme von Buſo her, weil verſchiedenen Ketzern im Mittelalter vorgeworfen worden, ſie beteten eine Kröte an. Ein anderer leitet es aus dem Griechiſchen her, aber ſo wie Mahomed in Baffomet verändert ſeyn ſoll, verwechſelt er auch B und M, ſo kommt Maffobet heraus, gleichſam μα φοβη, welches auf das Haupthaar und den Bart des Bildes gehen ſoll, oder μα φοβερος, welches ſo ziemlich auf den Vater des Schröckens meines Freundes Anton herauskommt. Ein anderer geht noch weiter, und bildet aus βαφον, einen μαφον oder Maffon, einen magiſchen Ausdruck den die Kenner für ſehr wichtig halten; wowider ich hauptſächlich zu erinnern habe, daß alsdann das Wort Maffon verſtändlich ſeyn würde, aber die rechten Namen der Geiſter- und Teufelsbenennungen müſſen eigentlich in bekannten Sprachen nicht verſtändlich ſeyn. Bis ſo weit führen die Etymologien! Ich laſſe jedem hierinn ſeine Meinung, ich möchte mich aber gern an die ſimpelſte Meinung halten, der die Geſchichte nicht widerſpricht, und die alle Umſtände aufklärt.

noch weniger jemand, der wie mich der Ungenannte zu verläumden ſucht, ein Buch ſchreibt um gewiſſen Leuten zu gefallen, um nur das zu behaupten zu ſuchen, was ihren Abſichten gemäß iſt.

Herr Prof. **Eichhorn** ſchrieb mir, baffometus könne auf keine Weiſe ein arabiſches Wort ſeyn, aber man könne annehmen, es ſolle durch die ſonſt gewöhnliche Ausſprache des B. wie M. und durch Verſtümmelung, Mahomet andeuten. Ich habe die Gründe für dieſe dem erſten Anblicke nach ſo ſcheinbare Meinung in meinem Verſuche ehrlich und in ihrer größten Stärke vorgetragen*), aber nach reifer Ueberlegung aller Um-

---

*) S. 118. Ich ſage daſelbſt: „Bahomet und Bahumet kommt in den lateiniſchen Geſchichtſchreibern der Kreuzzüge zuweilen vor. Zwar kann der Natur der arabiſchen Sprache gemäß ch. oder h. nicht in f. oder ph. übergehen, und Bahomet in Baphomet. Doch kommt Baphomet in einem lateiniſchen Schriftſteller, ein einzigesmahl, als der Namen des Propheten vor," und ich ſetze hinzu, es ſtehe dahin, ob es dieß einzigemahl nicht ein Druckfehler für Bahomet wäre. Dieß dient nicht zur Abſicht des Ungenannten. Er verſchweigt alſo, daß ich die Sache ſelbſt erörtert, daß ich vom Bahomet und Bahumet geredet habe, ſagt aber hingegen (Aprill S. 46) ganz dreiſt: „Seyn Sie ſicher und gewiß, daß Baphomet in der Welt nichts als Mahomet bedeute. Es iſt unrichtig: „„daß der Namen in einem lateiniſchen Schriftſteller ein einzigesmahl als Namen des Propheten „„vor-

Umſtände konnte ich derſelben nicht beytreten. Ich will hier meine Gründe ausführlich anzeigen.

Wenn man annehmen will, daß baffomet durch **Mahomet** müſſe erklärt werden, und daß das **Bild** welches die Tempelherren verehrten, den Propheten **Mahomet** anzeigen ſolle, ſo ſind zwey Wege da, die man wählen kann.

1) Man kann annehmen, daß die Tempelherren **wirklich ein Bild Mahomets** angebetet haben, daß ihre geheime Gebräuche ein geheimer Dienſt Mahomets geweſen ſind. Die Schwierigkeiten welche dieſer Meinung entgegen ſtehen, habe ich S. 119 des 1ten Theils auseinandergeſetzt. Es wird ſchwerlich ein

---

„„„vorkomme. (Siehe Nicolai v. Tempelherren S. „„„118) — "". Um dieß zu beweiſen citirt er die Geſta Dei per Francos p. 143. 150. 164. 165. 171. Wer ſollte nicht denken, auf dieſen Seiten werde das Wort Baphomet gefunden? Aber man ſchlage nach! S. 164. 165 kommt Bahumet vor, und dieſe beide Seiten habe ich ſelbſt im 1ſten Theile S. 118 angeführet, um zu beweiſen, daß Mahomet auch Bahumet heiße. S. 143. 150. 171 aber, kommt nur vor, *Baſumaria* eine Moſchee, davon hier gar nicht die Rede iſt. Kann einem Manne, der ſo dreiſt, und dabey ſo unehrlich citirt, wohl jemals wieder auf ſeine bloße Citation geglaubet werden? Die Stellen, worinn *Bahumet* und *Baſumaria* vorkommen, ſind übrigens alle aus des Raimond d'Agiles Hiſtoria Francorum qui ceperunt Iheruſalem. Der Ungenannte ruft triumphirend aus: „Und das iſt nur Ein Buch, Ein Schrift- „ſtelein Beyſpiel beyzubringen ſeyn, daß figura im Latein des mittlern Zeitalters ein Abbildung anzeige, ſondern dieß Wort bedeutet ein Zeichen. Daß es hier ein Zeichen, und nicht eine Geſtalt, eine Abbildung, bedeuten könne, zeigt vollends der Kontext offenbar: Une *Idole, ubi erat depicta figura baffometi.* An ein Götzenbild kann doch nicht noch eine Abbildung, eine Geſtalt eines Menſchen angemahlt geweſen ſeyn. Wenn alſo figura ein Zeichen und baf-

fomet,

„ſteller! Wie wenn man die Jagd verfolgen wollte.“ Wäre der Ungenannte ein aufmerkſamer und ein ſicherer Mann, den man auf die Jagd merkwürdiger Stellen ausſchicken könnte, ſo wünſchte ich wohl, daß er die Jagd hätte verfolgen mögen. So aufmerkſam ich geweſen bin, ſo hat es mir nicht glücken wollen, in den Geſtis Dei per Francos, ſo weit ich ſie geleſen habe, und ſo vielmahl ich manche große Stellen geleſen habe, oder in andern Schriftſtellern von den Kreuzzügen, irgendwo *Bahumet* anſtatt *Mahumet* oder *Bafumaria* anſtatt *Mahumeria* zu finden, außer in dem Raimond d'Agiles, und in einer Stelle in einem Diplom, das du Cange aus *Ughelli Archiepisc. Genuensib.* anführt, wo Bufumaria vorkommt. Der ſo ſehr beleſene du Cange ſagt: „Qui aliis *Mahumet*, eidem Raimundo *Bahumet* „appellatur.“ Woraus erhellet, daß ſelbſt du Cange dieſe Verſtümmelung bey andern Schriftſtellern nicht gefunden hat. Und wann *Bahumet* nur bloß bey einem Schriftſteller, *Baphomet* gar nur ein einziges mahl in der *Epiſtola Anſelmi* vorkommt, ſo läßt ſich, bloß um deswegen, um ſo viel weniger aus der *figura baffometi* eine Beſchuldigung des Dienſtes Mahomets erzwingen.

ſomer, Mahomed bedeutet; was wäre denn das Zeichen Mahomets? Hat man jemals etwas von einem Zeichen Mahomets gehört? Aber wohl konnte das Zeichen, (συμβολον,) βαφης μητυς daran gemahlt geweſen ſeyn und ich habe gezeigt, daß die Gnoſtiker ein συμβολον der Einweihung hatten, und habe eine nicht unwahrſcheinliche Muthmaßung beygebracht, was es für ein Zeichen geweſen ſey*). Nun kommen noch die übrigen Schwierigkeiten. Es iſt gar nicht abzuſehen, weshalb die Tempelherren heimlich die Religion ihrer Feinde hätten annehmen ſollen, und wie dieß wäre möglich zu machen geweſen. Es iſt gar nicht abzuſehen, wie es hätte zugehen können, daß die Tempelherren ein Bild Mahomets hätten machen ſollen, da die Mahometaner alle Bilder verabſcheuen; wie die Tempelherren Mahomet hätten anbeten ſollen, den die Mahometaner ſelbſt nicht anbeten, wie die Tempelherren Mahomet hätten verehren wollen, und doch bey ihnen von Ausübung der übrigen Gebote der mahometaniſchen Religion, vom Feyern des Freytags, vom täglichen Waſchen, ſo gar nichts zu finden wäre **). Es würde die Sache, die man auf-

---

*) 1ter Theil S. 137 u. f. f.

**) Selbſt der Ungenannte fühlt dieſe Schwierigkeiten (Aprill S. 61). Er kann aber faſt keine Zeile ſchreiben, ohne entweder eine Falſchheit, oder eine Ungerechtigkeit gegen mich, oder beides zu ſchreiben;

aufklären will, noch dunkler und verwirrter werden, wenn man dieß annehmen wollte. Man kann es alſo nicht annehmen.

Aber nun kann man 2) auch vorausſetzen, daß den Tempelherren ein geheimer Dienſt Maho-

ben; ſo iſt es auch hier. Er fragt: „Und wie kamen die Tempelherren zum Mahometskopfe? „Ein gefangener Ritter ſoll ihn eingeführt haben." Es ſteht weder in der Geſchichte noch in irgend einer Ausſage etwas von einem Mahometskopfe, auch hat kein einziger Tempelherr ausgeſagt, daß der Kopf oder das Bild das ſie hatten, von den Saracenen gekommen ſey, wohl aber die Gewohnheit Jeſum zu verläugnen. Dieß iſt ganz etwas anders, und muß um ſo viel weniger verwechſelt werden, da ich ſo deutlich aus den Ausſagen gezeigt habe, daß viele die Verläugnung Jeſu bekannten, die von dem Bilde nichts wußten. Genau zu ſeyn iſt unſers Ungenannten Sache gar nicht, aber wohl iſts ihm ſehr gewöhnlich, ungerechte Vorwürfe ohne Grund zu machen. Der Zeuge nennt einen Großmeiſter Roncelin, und einen Thomas Berard. Man muß wohl bemerken, daß wir die Folge der Großmeiſter weiter nicht kennen, als aus einer Liſte die der fleißige Dû Cange gemacht hat, indem er alle Großmeiſter die er in Büchern erwähnt fand, aufzeichnete, welche Liſte alle Schriftſteller ohne weitere Unterſuchung angenommen haben. Dû Cange ſelbſt fand Lücken, und es iſt möglich daß noch mehrere Lücken in dieſer Liſte ſind. Denn es kann ſeyn, daß von einigen Großmeiſtern in Büchern gar nichts ſtehet, auch kann es ſeyn daß Dû Cange, bey ſeiner ſo unſäglich mühſamen Arbeit, Einen überſehen hat. Nun zeige ich an, daß kein Großmeiſter Roncelin bekannt

Mahomets nur aus Boßheit oder aus Mißverſtändniß ſchuld gegeben worden, und daß alſo das Bild das die Tempelherren hatten, nur aus Mißverſtand

kannt iſt. Zugleich zeige ich an, (S. 33) daß du Puy den Thomas Berard mit einem Thomas Montagu verwechſelt, und daß du Cange die Einführung dieſer Gewohnheit einem Berard zugeſchrieben, deſſen Regierung ſpäter fällt. Für die Genauigkeit, dieſe Mißverſtändniſſe anzumerken, die vor mir niemand bemerkte, ſondern viele nachſchrieben, wird mir ein Kenner der Geſchichtskunde danken; denn nicht anders, als durch Bemerkung der kleinſten Fehler, muß die Geſchichte immer mehr berichtigt werden. Statt deſſen ſagt der Ungenannte: Ich wollte dem Mährchen aufhelfen. Kann denn nicht ein Roncelin Großmeiſter geweſen ſeyn, von dem du Cange nichts gefunden hat, und kann nicht noch ein anderer Thomas Berard oder Peraut regieret haben, als der Thomas Beraud, den er fand. Iſt es nicht eines Jeden Pflicht, wer in einer ſo mühſamen und wichtigen Folgeliſte einen Irrthum oder Zweifel findet, ihn zu künftiger Berichtigung anzuzeigen. Habe ich wohl ein Wort geſagt, um an der Ausſage des Ritters etwas weg- oder hinzuzuthun, oder ſonſt etwas, um wie es der Ungenannte nennt, dem Mährchen aufzuhelfen; etwan ſo wie der Ungenannte den Mährchen die er vorbringt, durch Verſtümmlung, ſehr meiſterlich aufzuhelfen weis. Ich zeige an, daß zwey Schriftſteller die Ausſage falſch angewendet haben, und daß ihnen viele Schriftſteller die falſche Anwendung nachgeſchrieben haben. Das iſt doch wohl etwas ganz anders als aufhelfen. So unverſtändig und zugleich ſo unbillig handelt der Ungenannte faſt allezeit.

für ein **Bild Mahomets gehalten werden.** Nimmt man dieſes an, ſo wird dadurch nicht nur eigentlich nichts erklärt, und es bleibt immer noch die Frage was denn das Bild eigentlich geweſen ſey; ſondern man muß mit Annehmung dieſer Hypotheſe auch der Geſchichte offenbar Gewalt anthun, wie ich bald zeigen werde. Ich habe daher dieſe Vorausſetzung in meinem **Verſuche** gar nicht angeführt und widerlegt, weil ich in der That es nicht für möglich hielt, daß jemand der die Geſchichte der Tempelherren überhaupt, und beſonders die **Beſchuldigungen**, die **Verhöre** und die **Urtheile** der Tempelherren im **Zuſammenhange** geleſen hätte, ſie im Ernſte vorbringen könnte. Aber eben dieſe mit der Geſchichte gar nicht zu vereinigende **Vorausſetzung** iſt es, die der Ungenannte, nicht etwan wie beſcheidenere Gelehrten gethan haben, als einen Zweifel oder als eine Möglichkeit, oder als eine Sache die noch unterſucht zu werden verdiente, anführt, ſondern als eine **ausgemachte Wahrheit** vorausſetzt, und ſie in einem ſo entſcheidenden Tone, mit einem ſolchen Triumphe über meine abſurde **Tinktur der Weisheit**, mit einem ſolchen Hohngelächter über mein im **Staube liegendes Syſtem**, ausposaunet; daß man glauben ſollte, es finde gar keine Einwendung ſtatt, alles was ich darüber geſagt habe, ſey ganz ad abſurdum gebracht, ich hätte nichts weiter zu thun als mich auf den Mund zu ſchlagen, und mich zu ſchämen, daß ich ſo ſonnenklare Sachen nicht ſelbſt eingeſehen hätte.

Wir wollen das, was der Ungenannte hierüber vorbringt, näher beleuchten, und ſehen wer ſich zu ſchämen hat.

„Mit nichten!“ ſchreyt der Ungenannte *), als wäre er ſeiner Sache völlig gewiß. „Mit „nichten war der Kopf Baffomets, auch nur „als Anſchuldigung **) betrachtet, ein Geheimniß, noch weniger ein Ordensgeheimniß, das nur den Tempelherren vom dritten „Grade bekannt ſeyn konnte; am wenigſten „unter allen war er eine geheime Tinktur der „Weisheit ***). Wenn ich Ihnen zeige, daß

---

*) Aprill S. 48.

**) Freylich, als Anſchuldigung konnte es nicht ein Geheimniß, und nur den Tempelherren des dritten Grades bekannt ſeyn, ſo unkorrekt iſt des Ungenannten Schreibart beſtändig.

***) Ich kann unmöglich alle die Unrichtigkeiten des Ungenannten anzeigen, denn ihrer ſind allzuviel, aber was mir gerade aufſtößt, muß ich doch anführen, damit man den Mann und ſein Verfahren näher kennen lerne. Ein großer Theil dieſer Unrichtigkeiten iſt der überaus großen Nachläßigkeit zuzuſchreiben, mit der er die Gegenſtände betrachtet, da denn beſtändig ſeine Einbildungskraft vorantrabe, und ihm die Gegenſtände ſo zeigt, wie er ſie gern ſehen will, und das iſt mehrentheils ſo wie ſie

„er die gemeinſte Romanlüge und Pöbel-„ſage war, wenn ich zeige, daß es eben die „gröbſte Beſchuldigung war, die man den „Tempelherren machen konnte, und die ſich „durch ihre Abſurdität, durch ihren innern „Widerſpruch ſelbſt aufhebet: was werden „Sie denn von unſerm Autor ſagen?“

Ich antworte, was die Spartaner einſt einem Praler antworteten: Wenn!

Ich frage: Wer hat die Tempelherren beſchuldigt, daß ſie den Mahomet anbeteten?

ſie nicht ſind. Aber er hat auch eine ihm ganz beſondere Art, wie er zuweilen Winke hinwirft, und Gedanken zuſammenkuppelt, wenn er von meinen Sätzen redet, um ihnen eine verkehrte Wendung zu geben. Der Kopf Baffomets, kann freylich nicht Tinktur der Weisheit ſeyn, denn dieß ſind zwey ſich einander ausſchlieſſende Hypotheſen. War das Bild das die Tempelherren verehrten, jenes, ſo kann es nicht dieſes ſeyn. Aber ich habe überhaupt nicht geſagt, das Bild heiße baffometus, oder das Bild ſey die Tinktur der Weisheit; (woraus der Ungenannte März S. 254 mit dummem Spotte, eine bärtige Tinktur der Weisheit, macht) ſondern an dem Bilde war ein Zeichen einer geheimen Lehre (Siehe meinen Verſuch S. 136) angemahlt, welche Tinktur der Weisheit hieß. Aus verſchiedenen wichtigen Urſachen muß man beides nicht verwechſeln. Der Gelehrte welcher meinen Verſuch in den Göttingiſchen Anzeigen No. 49. recenſirt hat, ſiehet die Nothwendigkeit dieſes Unterſchiedes ein, meint aber ich hätte beides verwechſelt, welches nicht iſt.

ten? Wer hat geſagt daß dieß Idolum mit der figura baffometi das Bild Mahomets bedeute? Wenn iſt es geſchehen? Wie iſt es geſchehen? Der Ungenannte wendet einige Seiten an, zu berichten: Jedermann wiſſe, daß die damaligen Chriſten die Saracenen nicht anders als Heiden kannten *), daß man ihnen in Geſchichten und Romanen dieſen Namen beylegte, daß man ihnen darinn Schuld gab, ſie beteten den Mahomet an, daß man Mahomet für einen Zauberer ausgebe, daß

---

*) Jedermann weiß! — — — Die damaligen Chriſten! ——Nicht anders! —— So ſchneidend, ſo übertrieben iſt immer was der Ungenannte behauptet. Was wirklich jedermann weiß, und was der Verfaſſer in der That nicht mit unnützer Weitläuftigkeit hätte beweiſen dürfen, eben, weil es jedermann weiß, iſt, daß der chriſtliche Pöbel und einfältige Mönche, etwan wie Robertus Monachus und dergleichen Leute die abſurdeſten Dinge von den Mahometanern und Saracenen glaubten, ſie für Heiden, Götzendiener, Zauberer und für wer weiß was hielten. Aber es gab auch damalige Chriſten, welche die Saracenen ganz anders kannten. Ich berufe mich der Kürze halber nur auf das, was ich in meinem 1ten Th. S. 107 bis 115 über den Umgang der damaligen Chriſten mit den Saracenen geſagt habe. Da wird man finden, daß die Kreuzfahrer mit den Mahometanern über Religion diſputirten, daß die Gelehrten den Alkoran laſen und widerlegten, ja ſogar, daß dieſe Kenntniſſe auf die Philoſophie und Dogmatik der Chriſten Einfluß hatten. Will man ein

man ſeinen Namen verſtümmelte, u. d. gl. mehr. Alle dieſe Dinge beweiſet der Verfaſſer mit Citationen, von Schilters *Theſaurus* an bis auf die *Contes de la Fontaine*, welches in der That nicht nöthig geweſen wäre, denn weder ich, noch ſonſt jemand, er wäre denn in der Geſchichte der Kreuzzüge und des Mittelalters ganz fremd, kann ſich einfallen laſſen dieſes zu läugnen.

Aber

---

ein Beyſpiel haben, wie genau damals vernünftige Chriſten den ganzen Zuſtand des Saracenischen Reichs gekannt haben, so leſe man in dem zweiten Theile der Geſta Dei per Francos des Marci Sanuti Secreta fidelium Crucis, beſonders des IIIten Buchs 3ten Theil S. 123 u. f. f. welcher von der Mahometaniſchen Kirche handelt, und ſehe, ob im 4ten Kapitel das vom mahometaniſchen Geſetz handelt, nicht p. 126 Z. 13 ſteht, daß Mahomet den Götzendienſt abgeſchaft habe. Beyläufig ſey es geſagt, daß dieſes Buch des Markus Sanutus einen Schatz von Anmerkungen zur Geſchichte und zur Geographie des Orients enthält, beſonders zur Kenntniß der damaligen Art Kriege zu führen, und ganz vorzüglich zur Kenntniß vieler damals üblichen Künſte und Handwerker, und zur Kenntniß des damaligen orientaliſchen Handels. So viel ich weiß hat kein neuerer Schriftſteller dieß Buch zu Erläuterung der zuletzt angeführten Sachen gebraucht. Wenn uns doch Hr. Prof. Joh. Beckmann in Göttingen, der ſich um die Geſchichte der Entdeckungen in den mechaniſchen Künſten und der Handlung ſo verdient gemacht hat, einen raiſonirten Auszug der wichtigſten dahin gehörigen Stellen geben wollte. Es könnte es niemand beſſer als Er.

Aber was ich läugne und wovon ich den Beweis, trotz des Verfaſſers weitläuſigem Geſchwätze, in ſeinem Geſchwätze vergebens ſuche, iſt, daß dieſe Romanlüge und Pöbelſage, mit der uns der Ungenannte ſo umſtändlich unterhält, das geringſte mit der Geſchichte und mit der Verdammung der Tempelherren zu thun habe. Ich ſuche vergebens einen Beweis daß jemals nur irgend jemand, die Tempelherren wirklich beſchuldigt habe, daß ſie einen Kopf Mahomets hätten. Dieß hätte der Ungenannte beweiſen müſſen, ſonſt iſt ſein ganzer Einfall, auf den er doch ſo groß thut, nichts als ein leerer Einfall.

Erſt ſeitdem ich meinen Verſuch geſchrieben habe, ſind einige Gelehrten auf den Gedanken gekommen, daß *baſſomet* hier wohl könne durch Mahomet erklärt werden. Vorher hat man nie etwas davon gehört *). Man leſe

---

*) dû Puy (S. 216) der den Tempelherren bekanntlich ſehr zuwider iſt, nennt die *Idole une Ceremonie deteſtable* und ſetzt hinzu, da *Baſumaria* eine Moſchee heiße, ſo ſchiene es, es könne dieſe *Ceremonie deteſtable* von den Saracenen herkommen, mit denen die Tempelherren Bündniſſe geſchloſſen. Nun kann eine Anbetung Mahomets nimmermehr von den Saracenen herkommen; dû Puy denkt auch nicht daran, denn er will, (freilich bloß des Gleichlauts wegen) die Worte *baſſouer*, *traiter* indigne

leſe alle die weitläufigen **Beſchuldigungsartikel**, wornach die Tempelherren verhört wurden, worinn ihnen zum Theil andere ungereimte Dinge aufgebürdet werden, ob in einer einzigen ſtehet, daß die Tempelherren einen **Kopf Mahomets angebetet hätten.** Man leſe beſonders **diejenigen Artikel welche von dem Bilde handeln**, ob ein **Wort** davon zu finden iſt, daß es **Mahomets Kopf** ſeyn ſollte. Es heißt *Caput*, oder *Idolum*, es iſt bezeichnet nach den Kennzeichen die man davon gehört hatte, z. B. es ſey ein Cranium humanum, es ſey mit einer Haut überzogen, es habe funkelnde Augen und einen Bart gehabt, es ſey nicht ein Heiligenbild *) u. d. gl. aber nirgends

---

indignement & avec mepris, und *Babouin* oder un Marmouſet ou vilaine figure qu'on fait bailer par force à ceux, à qui on veut faire quelque honte, daher leiten. Er ſagt aber nichts von einem Mahometskopfe oder Verehrung Mahomets. Es ſcheint, wie man aus den Etymologien merkt, er habe das Bild für eine Art von Popanz gehalten, ohne daß er unterſuchte, wie dieß mit der übrigen Geſchichte zuſammenhängen könne.

*) Daß die Richter der Tempelherren, beſonders in den 123 Artikeln, in ihrer Beſtimmung von Nebenumſtänden ſo unbeſtimmt ſind, und die Fragen auf mehrere Umſtände einrichten, iſt meines Erachtens ein ſicherer Beweis ihrer Unpartheilichkeit. Es iſt ein Zeichen, daß ſie die Fragen nur nach den verſchiedenen Umſtänden aufſetzten, die ſie erfahren hatten.

gends haben die Richter beſtimmt, was der Kopf vorſtellen ſollte, am allerwenigſten daß es ein Bild Mahomets wäre, und eben ſo wenig daß es, wie der Ungenannte träumet, den Teufel vorſtellen ſollte *). Man überlege doch die Sache reiflich. Wenn die Richter die boshaften Leute waren, die nichts als den Untergang der Tempelherren ſuchten, die, wie der Ungenann-

---

hatten. Auf andere Art kann kein Richter die Verhörsartikel aufſetzen. Hätten ſie vermöge der Bosheit, die man ihnen jetzt andichten will, ſchon vorher Lügen ausgedacht, deren die Tempelherren ſchuldig befunden werden ſollten, ſo würden ſie dieſe Lügen ſämtlich in die Verhörsartikel geſetzt und die Tempelherren ſo lange gefoltert haben, bis ſie ſie bekannten. Davon findet man aber, wenn man alle die Verhörsakten ſorgfältig erwägt, gar nichts.

*) April S. 54. Mein Recenſent in den göttingiſchen Zeitungen glaubt auch, das Bild wäre weiter nichts, als eine magiſche Poſſe, ein Zauberorakel der Tempelherren geweſen. Das läßt ſich nun wohl vorausſetzen, wenn man aber die Ausſagen der Tempelherren in ihrem ganzen Umfange lieſet, und ſorgfältig vergleicht, ſindet man, daß dieſes gar nicht ſtatt haben könne. Und doch nur durch kritiſche Unterſuchung der Quellen der Geſchichte, nicht durch Vorausſetzungen muß man die Geſchichte aufklären. Ich wünſchte, daß dieſem Gelehrten, eine vortrefliche Stelle des ſel. Hrn. von Beauſobre über die Magie (Hiſt. du manicheisme T. II. S. 47) eben vor Augen geweſen wäre. Er würde vielleicht dieſe übereilte Beſchuldigung nicht hingeſchrieben haben.

genannte träumt, ſich gar nicht einmahl die Mühe nahmen, neue und paſſende Anklagen zu erfinden, um ihnen das Marterhemde anzuziehen *), die mit einer Kompoſition von Pöbelmeinungen des Zeitalters, mit einer plebejen Vorſtellungsart der Zauberey und des Mahometismus, ihre Anklagen färbten **); ſo müßten dieſe falſchen Anklagen, doch in den Beſchuldigungspunkten ſehr deutlich ſtehen. Wo ſind ſie denn zu finden? Der Ungenannte zeige uns doch dieſe Farbe der Anklagen, er laße uns doch ſehen, wo in den Anklagen, etwas von der Pöbelmeinung des Mahometismus zu finden ſey? Iſt nichts darinn, ſo hat der Ungenannte, mit vielen unnützem Geſchwätze, uns nur eine leere Vorausſetzung aufbürden wollen. Denn hätten die Richter die Pöbelmeinung der Zauberey und des Mahometismus den Tempelherren boshaftiglich aufbürden wollen; ſo müßte in den gerichtlichen Beſchuldigungspunkten, die ſo vollſtändig bis zu uns gekommen ſind, ſehr viel davon ſtehen.

Man leſe alle Anklagen durch. Es ſteht in keiner ein Wort von Mahomet, kein Wort daß die Tempelherren ſein Bild angebetet hätten. Es wird von dem Bilde ſo mancherley geredet, aber kein Wort daß es Mahomets Bild ſeyn könnte. Man leſe alle **Verhöre** durch. Es ſteht in keinem ein Wort, daß die Tempelherren bekennet hätten daß ſie **den Mahomet** anbeteten, oder daß ſie ſich wider eine ſolche Beſchuldigung **vertheidigt** hätten. Sie bekennen die Verläugnung Jeſu, die Verachtung der Beichte, die Anbetung eines **Bildes**, aber erwähnen nicht daß ihnen **angeſchuldigt** worden, dieß ſey **Mahomets Bild**. Man leſe die überbliebenen **Vertheidigungsſchriften der Tempelherren** *) ſelbſt. Nicht eine Sylbe von **Mahomet** ſteht darinn. Wie gehört alſo die ganze **Pöbelſage** und **Romanlüge** daß die **Mahometaner Heiden** wären, hieher? Ein Mann wie der Ungenannte kann im Traume ſeiner beſtändig ſpringenden Einbildungskraft zwar vorausſetzen, dieſe **Pöbelſage** könne hieher gezogen werden, wenn man aber die Geſchichte der Tempelherren in den Quellen nachlieſet, ſo findet man **nichts** davon. Hätte der **König von Frankreich, Philipp der Schöne**, weil er ſonſt keine Urſach gehabt hätte die Tempelherren verdammen zu laſſen, ihnen durch die **Inquiſitoren** die **grobe Beſchuldigung** andichten wollen, daß ſie **den Mahomet** anbeteten; ſo würde er doch geſorgt haben, daß dieſe **Beſchuldigung** mit recht **brennenden Farben** in die **Anklagen**, in die **Verhörartikel**

---

*) Aprill S. 82.

**) Aprill S. 60.

---

*) Beym du Puy S. 319 u. f f.

tikel gekommen wäre. So gut wie man die Tempelherren beſchuldigte: daß ſie ihre Kinder dem Götzenbilde opferten, und ihn mit ihrem Fett betrieſten, weil es eine Pöbelſage war, und weil es in der That die Pflicht des Richters iſt, auch eine Pöbelſage nicht zu vernachläßigen, wenn er Artikel zur Inquiſition formirt; eben ſo gut würde man ja auch die Beſchuldigung, daß das Götzenbild, Mahomets Bild wäre, daß ſie ihre Kinder dem Mahomet opferten, in die Beſchuldigungen geſetzt haben, wenn eine Pöbelſage da geweſen wäre, daß die Tempelherren den Mahomet anbeteten, noch mehr wenn ſich die Richter dieſer Pöbelſage als eines Vorwandes hätten bedienen wollen, die Tempelherren auf den Scheiterhaufen zu bringen. Wäre dieſes ihr boshafter Zweck geweſen, ſo würden ſie mit recht ſchwarzen Farben, in den Beſchuldigungen, den Götzendienſt Mahomets abgemahlt haben, hätten ſie ihn durch Foltern erreichen wollen, ſo würden ſie die Tempelherren ſo lange gefoltert haben, bis ſie den Mahomet und ſeinen Götzendienſt zehnfach ausgeſagt hätten, damit ihre Protokolle von Mahomet und ſeinem Bilde recht voll würden. Wenn ſie ſo boshaftiglich, ſo dürſtiglich die Pöbelſagen vom Mahomet den Tempelherren hätten aufdrin-

gen

ſten wollen, ſo würden ſie ihre Protokolle, die der Ungenannte, als von der Tempelherren habſüchtigen Feinden herrührend, verdächtig machen will, ſo gedrehet haben, daß nichts darinn vorkäme, was die Pöbelſage, daß die Tempelherren den Mahomet anbeteten, etwan widerlegen könnte. Und ſiehe da, dieſe ſeyn ſollenden boshaften Verläumder, dieſe habſüchtigen Feinde, welche nach des Ungenannten Vorgeben, den Tempelherren die abſurdeſten Beſchuldigungen, die ſich durch innern Widerſpruch ſelbſt aufheben, ſollen haben aufbürden wollen, haben von Mahomets Bild, von Anbeten des Bildes Mahomets, nicht ein Wort in ihren Beſchuldigungen geſagt, ſagen in ihren Protokollen nicht ein Wort davon, ſetzen aber dagegen ehrlich in die Protokolle was die Tempelherren ausſagten: der Großmeiſter habe ihnen in der geheimen Aufnahme befohlen: „an den allmächtigen Gott zu glauben der Himmel und Erde geſchaffen hat“ *); Dieſes Bekenntniß zeigt deutlich, daß die Anbetung des Bildes welche die Tempelherren geſtanden, weder Götzendienſt noch Mahometsdienſt geweſen iſt, ſondern ſich mit Anbetung des höchſten Weſens muß haben vereinigen laßen. Daß die Richter

dieſes

---

*) S. den Iten Theil S. 161.

dieſes Bekenntniß ehrlich protokollirt haben, iſt ein unwiderſprechlicher Beweis, daß ſie unpartheyiſch zu Werke gegangen ſind, daß ſie den Tempelherren keinesweges einen Mahometsdienſt aus Bosheit haben aufbürden wollen.

Wenn man endlich das Urtheil der Tempelherren lieſt, findet man von Anbetung des Mahomets ebenfalls nicht ein Wort. Hätten die Richter eine Pöbelſage gemißbraucht, um den Tempelherren einen eingebildeten Dienſt Mahomets Schuld zu geben, um einen Vorwand zu haben, ſie zu verdammen; ſo würden ſie doch die Tempelherren aus dieſer Urſach verdammt haben. Aber auch im Urtheile iſt nicht die geringſte Spur davon, und ſo iſt ausgemacht, daß in dem ganzen Proceſſe von Mahomets Bilde gar nicht die Rede iſt, und daß alſo das Idolum mit der figura baffometi gar nicht dahin gezogen werden kann.

Auch alle gleichzeitige, alle nachfolgende Geſchichtſchreiber der Kreuzzüge, ſo viel ich davon geſehen habe, ſagen kein Wort von dieſer Beſchuldigung. Kaiſer Friedrich II. der gegen die Tempelherren ſo aufgebracht war, wirft ihnen zwar vor, daß ſie mit den Saracenen in gutem Verſtändniſſe lebten, daß ſie ſogar zugäben, daß ſelbſt in den Tempelhöfen, die Sultane, welche die Tempelherren darinn aufgenommen hatten, den Mahomet anbe-

teten

rrten und ihren Aberglauben trieben*). Aber daß die Tempelherren ſelbſt den Mahomed anbeteten, oder daß ſie nur deſſen könnten beſchuldigt werden, fällt auch ſelbſt dem erzürnten Kayſer nicht ein. Der einfältige Robertus Monachus, auf den ſich der Ungenannte berufet, erdichtet zwar eine Rede an den Mahomed **), ſo wie er eine an einen Heiligen würde erdichtet haben, worinn er auch die herrlichen Bilder, Dekorationen und Ceremonien anführt, mit denen Mahomet von den Mahometanern verehret worden, der nun doch den Mahometanern nicht helfen wolle, aber er ſagt nicht, die Tempelherren hätten den Mahomet verehret. Der viel geſcheutere Jakob de Vitriako iſt von dem Vorurtheile, daß Mahomet der Gott der Mahometaner ſey, auch nicht frey. Aber was thut denn dieſes hier zur Sache? Sagt er, ſagen Th Walſingham, Robert Gaguin, Wilhelm Paradin, welche du Puy in ſeinem neunten Kapitel anführt, oder ſagen irgend andere glaubwürdige Geſchichtſchreiber, daß jemals die Tempelherren beſchuldigt worden den Mahomet angebetet zu haben. Davon iſt aber ja hier nur allein die Rede. Wo iſt denn nun einiger Beweis davon?

---

*) Erſter Th. S. 5. Anmerk. ***

**) Gesta Dei per Francos. T. I. S. 79.

Doch ſtill! der Ungenannte hat ja einen Beweis! Laßt uns ihn hören. Er ſagt *): „Die „Verhörsartikel ſagens deutlich. Von der „Schnur, mit der das Bild berührt wurde, „wird geſagt: laquelle etait leur *mahonmerie*“. Wie? Dieß wäre ein Beweis? Dieß iſt kein Beweis, ſondern wieder einer **von den Luftſtreichen** des Ungenannten, von dem ich nicht weiß, ob er aus **vorſetzlichem Betrug**, oder aus **unverzeihlicher Nachläßigkeit** herrührt.

Ich muß geſtehen, daß ich mich nicht wenig verwunderte, als ich dieſe Citation beym Ungenannten zuerſt las. Ich war mir bewußt, daß ich alle Gründe für die Meinung wegen des **Mahometbildes** reiflich erwogen, daß ich deshalb wo ich konnte nachgeforſchet, daß ich beſonders die **Verhörsartikel** und die **Protokolle, beym du Puy deshalb ausdrücklich zweymahl durchgeleſen, und nichts davon gefunden hatte.** Es war mir doch ſehr unangenehm daß ich eine Stelle die zwar nicht viel **) aber doch etwas beweiſen würde, ſollte über-

---

*) März S. 254.

**) Dieſe Stelle ſteht nehmlich in der Chronique de St. Denis, die ich ſchon oben S. 15 angeführet habe. Der Chronikſchreiber hat nicht die wahren 123 Artikel etwan abgeſchrieben, ſondern er erzählt die Beſchuldigungen, wie er ſie mochte gehöret haben. Daher findet man auch in dieſen Beſchuldigungen verſchiedene Sachen, die nicht in den 123 Artikeln ſtehen überſehen haben. Ich beneidete den Ungenannten, daß er, der wie er ſelbſt ſagt, ſich nur zwey Tage lang mit der Unterſuchung abgegeben hatte, auf eine Stelle ſollte geſtoßen ſeyn, die mir, bey ſo vielem Fleiße und Mühe nicht hatte in die Augen fallen wollen. Voll angeſpannter Erwartung ſchlug ich nach, und fand — was folget:

„Le IX. Article eſt tel: Que ſi aucun Templier eût eu entour lui ceinte ou liée une *courroie*, laquelle etait leur *malhommerie*, après ce *jamais ſa loi ne fut reconnuë*; tant avoit illec *ſa foi & ſa loi affichée & fermée*“.

Nun? Was ſagen die Verhörsartikel deutlich? Wo ſteht etwas vom Mahomet? Wo ſteht *Mahommerie?* Es ſteht da *Malhommerie*, ein Wort das von mal und homme herkommt, ſo wie andere Wörter auf ähnliche Art zuſammengeſetzt ſind, als z. B. Mal-ſez, Mal-hardy, Mal-herbe, Mal-heur, und andere mehr. Malhommerie, kann nimmermehr Mahometismus, ſondern muß eine ſchlechte That,

---

hen, und namentlich iſt in den 123 Artikeln nicht, was hier von dem Gebrauch ſtehet, den die Tempelherren ſollen mit dem Gürtel gemacht haben; daher dieſe Stelle auch nicht kann zum Beweiſe angeführt werden, daß die Tempelherren der Magie beſchuldigt worden, oder Magie getrieben hätten. Denn die Richter ſelbſt ſagen nichts von dem, was der Chronikſchreiber aus Hörenſagen anführt.

Treuloſigkeit, vermuthlich Zauberey andeuten.

Ich möchte auch ſelbſt einem Gegner, der ſo höchſt unbillig mit mir umgehet, nicht mehr aufbürden als er verdienet. Aber wenn man ſeine ganze Art zu verfahren betrachtet, wenn man ſiehet, wie er alles nur ſo wendet, daß ich ſcheine in allem Unrecht zu haben, wie er alles offenbar verdrehet, wo er keine Gründe hat, wie er alles zuſammenſucht um Staub in die Augen zu ſtreuen; ſo kann man ſich faſt nicht enthalten zu glauben: Er habe wiſſentlich dieſe Stelle falſch angeführt, um doch nur eine Art von Grund für ſeinen Traum von der **Pöbelſage des Mahometismus** anzuführen, und daß er ſich darauf verlaſſen habe, ich würde die Stelle nicht ſo genau nachſehen. Es ſtehet deutlich da: *Malhommerie*, und nicht *Mahommerie*. Wenn ich auch zugebe, daß er im erſten Anblicke, weil ihm das **Bild des Mahomets** ſchon in der Einbildungskraft ſchwebte, anſtatt *Malhommerie* könne *Mahommerie* geleſen haben; ſo müßte doch auch einem Manne wie dem Ungenannten, der wahrhaftig viel Verſtand hat wenn er verſtändig ſeyn will, auffallen, daß durch den Riem kein **Bild Mahomets**, keine **Verehrung Mahomets** könne angedeutet werden. Wenn er ſechs Worte weiter las, ſo ſo mußte er finden, die *Malhommerie* habe darin in beſtanden, daß wenn der Tempelherr einen Riem umgürtete, ſo ſollte ſeine *foi & loi*, dermaßen damit feſtgebunden ſeyn, daß man ſie nicht erkennen konnte. Wenn alſo der Tempelherren Glauben und Geſetz durch das Umgürten des Riems unbekannt ward*), ſo wußte man ja auch nicht ob ſie Mahometismus oder was ſie anders war. Nicht zu gedenken daß kurz vorher in dem 3ten Artikel, das Bild beſonders beſchrieben wird: „Et pour „certain icelle Idole étoit une vieille peau ainſi „comme toute embamé, & comme toile „polie, — & en icelle avait ès foſſes des yeux „eſcarboucles reluiſſans, comme clairté du „ciel; & pour certain toute leur eſperance „etait en icelle, & etait leur Dieu ſouverain“ u. ſ. w. wobey, obgleich alles offenbare Pöbel-

---

*) Ich habe ſchon erinnert, daß dieſe Artikel der Chronik von St. Denis nicht die wahren Verhörsartikel ſind. Der Chronikſchreiber muß eben dieſen IXten Artikel aus Hörenſagen haben, weil er in den Verhörsartikeln nicht ſtehet. Ich habe S. 94. u. 96 des erſten Theils gezeigt, daß den Tempelherren bey der geheimen Aufnahme noch ein beſonderer Gürtel gegeben worden. Wenn man mehrere Umſtände zuſammennimmt, ſo findet man hier eine Spur, daß damals ein dunkles Gerücht geweſen ſey, bey den Tempelherren wäre ein geheimer Glauben und Geſetz, die ihnen zugleich mit einem Gürtel gegeben würden. Dieß legte der Aberglauben ſo aus, als ob der Gürtel die Urſach wäre, daß der Glauben geheim bliebe.

ſage iſt, nicht ein Wort von Mahomet ſtehet; ſo daß der Ungenannte, wenn er nur die Augen öffnen wollte, gar zu offenbar ſehen mußte, daß hier nichts zur Sache gehöriges war.

Das er böſen Willen hiebey gehabt habe, erhellet auch daraus, daß er zwey Zeilen darauf, noch eine Stelle falſch citiret. Br. Raymund Rubei ſagt aus:*) „idem que les „autres pour l'adoration de l'Idole, *ubi erat de-„picta figura baffometi*, & le ſuperieur, baiſant „cette Idole dit *Yalla*, *verbum Saracenorum*". Du Puy S. 21 ſeiner Geſchichte, welche unſer Verfaſſer citirt, erzählt dieß folgendermaßen: „*Un autre* ajoute cette parcitularité, que le Supe-„rieur montrant l'Idole, dit ce mot Sarrazin: „*Yhalla*". Was macht nun der Ungenannte: Nachdem er eine *Mahumerie* durch falſche Citation hervorgebracht hat, ſo ſetzt er hinzu: „Und ein armſeliger anonymer Bruder **) „ajou-

---

*) du Puy S. 216.

**) Hier iſt ein offenbarer Beweis, daß der Ungenannte nicht die Urkunden nachzuſehen ſich die Mühe genommen, ſondern nur des du Puy Geſchichte nachgeſchrieben, und daher die Geſchichte nach ſeinem Sinne gedrehet hat. Du Puy ſagt: Un autre, und findet gerade nicht nöthig den Namen anzuführen, der Ungenannte ſieht nicht nach ob der Namen genennt werde, behauptet keck, er werde nicht genannt, und träumt hinzu, der Ritter wäre daher ein armſeliger Kerl. Er ſagt: ein armſeliger anonymer Bruder, und in der Urkunajouté cette particularité, daß der Grosmeiſter aufs Bild gezeigt und geſagt habe: Sarrazin y alla! Was wollen wir mehr" So einfältig iſt der Ungenannte nun nicht, daß er nicht wiſſen ſollte, es müſſe dieß überſetzt werden: Das Saraceniſche Wort *Yalla*, und nicht: Das Wort *Sarrazin y alla*, zumahl da ſteht: *ce mot ſarazin* und nicht *ces mots*. Aber er iſt hämiſch genug, dieß wiſſentlich falſch zu überſetzen. Wollte man auch glauben, er habe ſich in der Eil verſehen, ſo iſts faſt nicht möglich, denn du Puy hat ihm nach Sarrazin ein großes Kolon geſetzt, und das *Y, halla* mit Kurſivſchrift drucken laßen. Man merkt aber, der Ungenannte will bey ſeinen Leſern ſo ganz im Vorbeygehen eine Art von Idee erregen, als ob ungefähr der Saraceniſche Gott genennet worden, welches ſo fein in ſeinen Kram taugen würde. Zwey ſo wichtige falſche

---

Urkunde iſt doch Raymund de Rubei ausdrücklich genannt. In der Urkunde ſteht, der Superior habe das Bild geküßt. Du Puy erzähle er habe es gezeigt. Der Ungenannte ſagt alſo auch gezeigt, macht aber aus Urſachen die ihm am beſten bewuſt ſind, aus dem Superior, den Großmeiſter. Es iſt ekelhaft, dergleichen kleine Unrichtigkeiten auseinander zu ſetzen. Aber des Ungenannten ganze Schreiberey iſt voll davon. Ich muß einige rügen, um zu zeigen, wie er niemals recht nachſiehet, wie er die Geſchichte beſtändig nach ſeinen Willen drehet, wie er beſtändig prävariciret.

ſche **Citationen hintereinander kommen nicht von ungefähr!** Und ſie kommen von einem Manne, der gar nicht einfältig iſt, der ſehr wohl ſehen und verſtehen kann, wenn er nur ſehen und verſtehen will, dem man es aber ſo ſehr anſieht, daß er mir nur durchaus widerſprechen, nur durchaus ſeine Meinung durchſetzen will, der durchaus nicht delikat iſt, in den Mitteln ſeine Meinung durchzuſetzen. Und nun ſind dieß Citationen für die **Beſchuldigung des Mahometismus**, von der er, wie ich gezeigt habe, keine **wahre Beweiſe finden** kann, und doch durchaus **Beweiſe finden** will! Sie ſind eine *Malhommerie*, deren er ſich ins Herz ſchämen ſollte, wenn er ſich noch ſchämen kann. Und geſetzt, dieſe Fehler wären bloß Fehler der **Uebereilung** und **Nachläßigkeit**. Kann in ſolchem Falle **unverantwortlichere Uebereilung und Nachläßigkeit** gefunden werden? Zumal bey ſo **wegwerfendem entſcheidendem Tone!** Der Ungenannte, der über alles was ich behaupte, mit ſolcher Verachtung und Verunglimpfung herfährt, der mir, bis auf die offenbarſten Schreibfehler und Druckfehler, aufmutzet — was würde er ſagen, wenn er mich **zweyer ſolcher Nachläßigkeiten**, die ſo nahe an wiſſentliche **Verfälſchung** gränzen, überführen könnte?

Da nun alſo 1) widerſprechend iſt, daß die Tempelherren wirklich den Mahomet ſollten haben verehren wollen; Da 2) die Vorausſetzung, man habe nur die Tempelherren einer Anbetung des Mahomets beſchuldigen wollen, um ſie zu verdammen, durch keinen hiſtoriſchen Beweis kann beſtätigt werden, indem niemand zu den Zeiten der Tempelherren ſolche Beſchuldigung hat machen, oder ſie deshalb verdammen wollen; ſo iſt deutlich zu ſehen, daß die *Idole ubi erat depicta figura baſſometi*, gar nicht auf Mahomet gezogen werden kann, um ſo viel weniger, da das Zeichen Mahomets immer keinen Sinn haben würde. Wenn nun dieſes ganz weg fällt, wie es denn wegfallen muß, wenn ſich noch bis jetzt keine andere, mit den übrigen Umſtänden zuſammenhängende Erklärung finden läßt; wird es nicht immer höchſt merkwürdig bleiben daß baſſometus wörtlich, ohne Verſtümmelung, *βαφη μητυς* die Tinktur der Weisheit bedeutet; daß, wenn man dieſe Bedeutung annimmt, alsdenn die figura, das Zeichen der Tinktur der Weisheit, einen richtigen Sinn giebt, daß die Uebereinſtimmung der gnoſtiſchen Gebräuche mit den Gebräuchen der Tempelherren unwiderſprechlich iſt *), und daß die Tinktur der Weis-

*) Dieſe Uebereinſtimmung der Gebräuche der Tempel-

Weisheit wieder vollkommen damit übereinſtimmt. Iſt dieß eine Konjektur, die nicht leicht unglücklicher konnte gemacht werden, wie der Ungenannte vorſpiegelt *), und was iſt des Ungenannten unüberlegte und unbewieſene Konjektur, daß die an das Bild angemahlte figura baffomeri das Bild zum Mahometekopfe mache? Ich denke, es müſſe erhellen, daß meine Konjektur, die ich nicht ohne Ueberlegung gewagt habe, alle Widerſprüche vereinigt, und alle Umſtände in den ungezwungenſten Zuſammenhang bringt. Kann jemand eine noch beſſere finden, die alles noch ungezwungener erklärt, ſo will ich ihr gern beyfallen. Bis dahin ſehe ich keine Urſach von dieſer abzugehen.

Doch

pelherren, mit den Gebräuchen der Gnoſtiker bleibt immer unwiderſprechlich, wenn auch noch jemals ſollte können bewieſen werden, daß die Tempelherren beſchuldigt worden, ein Bild Mahomets zu verehren. Dieſe Beſchuldigung an ſich könnte noch nicht beweiſen, daß baffomerus nicht dennoch βαφη μητεος bedeuten könne. Eine falſche Beſchuldigung hebt ja die wahre Natur einer Sache nicht auf. Geſchähe es hätte jemand im Anfange des 14ten Jahrhunderts, da man wahrhaftig den eigentlichen Grund der Ketzereyen nicht unterſuchte, die Benennung βαφη μητεος mißverſtanden, und ſie für Baphomet oder Mahomet genommen, würde ſie deshalb nicht βαφη μητεος geblieben ſeyn, wenn ſie es ſonſt war?

*) März S. 151.

Der Ungenannte wirft hiebey noch einen Zweifel auf. Er ſagt: „wie gehört die „Gnoſtik der Kabbala, der Ophiten, Baſilidianer, Karpokratianer, ins vierzehnte „Jahrhundert *)?“ Ich habe dieſen Einwurf,

---

*) Auch mein Recenſent in den Göttingiſchen gelehrten Anzeigen No. 49 d. J. ſagt: „die ganz „geſuchte hiſtoriſche Verbindung dieſes Phänomens mit den kabbaliſtiſch gnoſtiſchen Ideen, daß „überhaupt etwas, das der Geſchichte dieſer „Zeiten völlig zuwider iſt. Das Klima eines „ſpitzfindig ſcholaſtiſchen Zeitalters und der „ganze damalige Zuſtand im Orient waren der „Entſtehung oder Fortpflanzung gnoſtiſcher „Vorſtellungen gar nicht günſtig.“ Ich muß geſtehen daß ich hier beynahe Druckfehler vermuthe. Was iſt das Klima eines Zeitalters? Der gelehrte Mann kann wohl nicht meinen, das orientaliſche Klima ſey den gnoſtiſchen Vorſtellungen zuwider, welche ja aus dem Oriente herkamen und da beſtändig regierten. Von einer Entſtehung gnoſtiſcher Vorſtellungen habe ich nicht geredet, doch kann ich nicht einſehen, was die Spitzfindigkeit der Scholaſtiker daran hätte hindern können, denn die kabbaliſtiſch-gnoſtiſche Philoſophie iſt wohl ſo ſpitzfindig, als irgend eine. Daß aber die gnoſtiſchen Vorſtellungen ſeit Chriſtus Zeiten ununterbrochen fortgepflanzt worden, glaube ich als eine unter den Gelehrten bekannte Sache annehmen zu können. Haben nicht die Manichäiſchen Partheyen, bis ins 14te Jahrhundert gedauert, und entſtanden nicht alle manichäiſche Lehren, ſo mannigfaltig ſie auch abgewandelt wurden, immer aus gnoſtiſchen Principien. Selbſt Mahomet hatte ſeine Kenntniſſe vom Chriſtenthum von gno-

wurf, aber nur von Leuten welche die Kirchengeſchichte des mittlern Zeitalters nicht genau kennen, beſorgt, denn ſonſt glaubte ich wäre es den Gelehrten bekannt genug, daß die gnoſtiſchen Lehren in allen Jahrhunderten Anhänger gefunden, und daß im dreyzehnten und vier-

zehn-

---

gnoſtiſchen Chriſten. Er behauptet z. B. im Koran, Jeſus ſey nicht wirklich, ſondern nur ſcheinbar gekreuzigt worden. Ein Satz der gnoſtiſch iſt, und nur aus der gnoſtiſchen Vorausſetzung, daß Jeſus eine Emanation Gottes geweſen, folgen kann. Mir fällt hiebey die aus den Manichäern entſprungene Sekte der Paulicianer ein, die ſchon im 7ten Jahrhunderte entſtand beſonders aber im 9ten Jahrhunderte ſo viele Unruhen machte. Aus derſelben entſprangen ähnliche manichäiſche Sekten, die unter dem Namen der Populikaner, oder Publikaner bis ins dreyzehnte Jahrhundert bekannt, und im Oriente ſehr weit ausgebreitet waren. Es iſt mir daher in der That unbegreiflich, wie man ſagen kann die Geſchichte dieſer Zeiten, der ganze damalige Zuſtand im Orient, ſey nicht günſtig geweſen, daß die Tempelherren hätten können gnoſtiſche Lehren annehmen. Gnoſtiſche Religionsparthien waren damals unter den Chriſten im Oriente zuverläßig. Kabbaliſtiſch-Gnoſtiſche Philoſophie herrſchte unter den Juden und Arabern in den nächſtvorhergegangenen Jahrhunderten und gewiß damals noch. Stellte ſich Maimonides im XIIten Jahrhunderte, mit ſeiner großen Reformation der jüdiſchen Religion nicht hauptſächlich den Kabbaliſten entgegen? Avicenna hatte im XIten Jahrhunderte völlig gnoſtiſche Begriffe von Gott. S. Beauſobre Hiſtoire du Manicheiſme T. III. S. 7. f.

zehnten Jahrhunderte, mänichäiſche, folglich gnoſtiſche Religionspartheyen genug da waren. Um indeſſen auch dieſem Einwurfe zu begegnen, führte ich nur aus Fueßli Ketzergeſchichte des mittlern Jahrhunderts, ein paar Beyſpiele an*), woraus unwiderſprechlich erhellet, daß die Lehren welche die Gnoſtiker in den erſten drey Jahrhunderten nach Chriſti Geburt hegten, im vierzehnten Jahrhunderte noch nicht ausgetilgt waren. Was thut nun der Ungenannte? Er ſagt kein Wort, daß ich mir dieſen Einwurf ſchon ſelbſt gemacht, und ihn auch widerlegt habe, er hat auf meine Widerlegung nichts zu antworten, aber er nimmt ſich vor, ſie zu verdrehen. Er ſchlägt die Fueßliſche Ketzergeſchichte, die ich angeführt hatte, nach, und findet eben die große Uebereinſtimmung zwiſchen den Lehren der Gnoſtiker, zwiſchen den Lehren welche die Tempelherren bekennet haben, und zwiſchen den Lehren der Katharer, Albigenſer, und anderer manichäiſchen Partheyen, die ich auch gefunden hatte. Dieß diente gar nicht zu ſeiner Abſicht. Aber er weiß es umzukehren. Er ſagt: die Albigenſer u. d. gl. hatten dieſe Lehren nur, um ſich der römiſchen Kirche zu widerſetzen. Er empfindet zwar, daß er indem er gleich anfänglich*) dieſe Partheyen **Manichäer** nennt, er ſie auch **Gnoſtiker** nenne. Aber er weiß die Volte zu ſchlagen. Er ſagt nämlich**): „der **manichäiſche Sauerteig**, aus „dem die Sekte der Albigenſer hervorgegangen „war, blieb allgemach zurück.“ Das wirft er ſo hin, als ob es wahr wäre. Mit dem **allgemach zurückbleiben** diſpenſirt er ſich von der Chronologie Rechenſchaft zu geben. Eben ſo auf Schrauben geſetzt, ſagt er: neben den **Albigenſern** entſtanden **reinere Waldenſer**; als ob deshalb nicht die Albigenſer auch da geweſen wären. Aber man laſſe ſich nicht Staub in die Augen ſtreuen, oder mit Namen verwirren. Wer den *Liber Sententiarum Inquiſitionis Tholoſanae ab A.* 1307 *ad* 1337 mit Aufmerkſamkeit und Unpartheylichkeit durchlieſet, kann unmöglich verkennen, daß die **Ketzer**, welche **zu eben der Zeit**, da man die **Tempelherren** in **Paris** und **London** verdammte, auch in **Toulouſe** verdammt wurden, **manichäiſche** und **gnoſtiſche Lehren** hatten, daß die ihnen beſondere eigene **Sätze** und Gebräuche mit **gnoſtiſchen Principien** durchflochten***) waren.

---

*) Im erſten Theil S. 142.

Ich

---

*) Aprill S. 73. **) Daſelbſt S. 75.

***) Eben dieſe in ſie ſo feſtgepflanzte gnoſtiſche Principien, die ſeit vielen Jahrhunderten der orthodoxen Lehre ganz entgegengeſetzt waren, die ihr immer mehr entgegengeſetzt wurden, jemehr ſich päbſt-

liche

Ich ſchließe daraus, und wie ich glaube, ſehr natürlich und richtig: Weil gnoſtiſche Lehren um 1307 in Toulouſe ſo gänge und gäbe waren, darf man es gar nicht fremd finden, daß die Tempelherren in Paris und London gnoſtiſche Lehren in ihren Ausſagen bekannten. Nun ſtelle man ſich vor, wie der Ungenannte dieß alles drehet. Er zeigt Stück vor Stück, daß die hauptſächlichſten Lehren und Gebräuche, welche den Tempelherren Schuld gegeben werden, ſich auch bey den Albigenſern finden. Und nun ſagt er: „es war nur das gewöhnliche landübliche Ketzerſchwert *).

„Man

---

liche Lehrſätze, in die katholiſche Dogmatik eindrangen, gaben dieſen Sekten den Widerwillen gegen die römiſche Kirche, und die Kraft, eher Verfolgungen und Krieg ſo lange Jahre lang auszudauern, als ſich mit dieſer Kirche zu vereinigen. Schlimm genug daß unſere gewöhnlichen Schreiber von Kirchengeſchichten, nicht auf den Fortgang und die mannichfaltige Abwandlung der Principien der Meinungen achten, die Albigenſer und Waldenſer, allenfalls als Zeugen der Wahrheit, als Vorläufer Luthero ankündigen, weil ſie ſich, ſo wie dieſer der römiſchen Kirche widerſetzten. Und damit iſts ihnen genug, ohne recht nachzuforſchen, woher ihre Lehre, und ihre Widerſetzlichkeit gegen die römiſche Kirche eigentlich entſprang.

*) Wenn man die Protokolle über die Tempelherren und die *Historia Inquiſitionis Tholoſanae* zwey gleichzeitige Aktenſtücke hintereinander mit Aufmerkſamkeit durchlieſet, ſo fällt der Unterſchied des

„Man gab ſich gar nicht die Mühe für die **Tempelherren**, neue und paſſende Anklagen zu erfinden.“ Traun! wieder ein treflicher Luftſtreich! Er hätte eben ſo gut auch ſagen können, man nahm die Anklagen von den **Tempelherren** und paßte ſie den **Albigenſern** an. Es iſt zu Einem ſo viel Grund als zu dem andern, denn ſie waren gleichzeitig. Freilich wenn man den liber ſententiarum ſelbſt lieſet, findet man daß die **Albigenſer** außer den **gleichförmigen** Dingen, auch vieles ausſagten, das in den Ausſagen der Tempelherren nicht vorkommt. Man ſollte freylich denken, dieß wären zwey ganz verſchiedene Proceſſe. Man ſollte freilich denken die Anklagen der Tempelherren wären **paſſend** geweſen, weil die Tempelherren in **verſchiedenen Ländern** in Frankreich, England und Ireland, den gröſten Theil der Lehren und Gebräuche welcher ſie beſchuldigt wurden, bekannten. Aber eine ſolche Kleinigkeit hindert den Ungenannten nicht. Er hat die Ausſagen der Tempelherren vorher ſchon

---

Verfahrens ſehr in die Augen, beſonders ſiehet man, daß man mit den Tempelherren viel anſtändiger und gelinder umgegangen iſt. Der Tempelorden war auch ein mächtiger Orden, der vornehme Mitglieder und mächtige Freunde hatte, mit deſſen Mitgliedern man nicht allenthalben ſo zufahren konnte, wie mit gemeinen Ketzern, wenn man ſie einmal im Gefängniſſe hatte.

ſchon für abſurd *), die **Protokolle** für Werkzeuge ihrer habſüchtigen Feinde erklärt. Alſo nur friſch darauf. Er beſchuldigt die Richter der Tempelherren noch einer Bosheit mehr, und ſagt damit ſelbſt eine Ungereimtheit mehr. Das will ſo viel nicht ſagen. Aber noch eins! Wenn der Ungenannte behauptet, man habe für die Tempelherren keine neue Anklage erfunden; ſo vergißt er, daß ſich bey den Albigenſern nicht findet, daß ſie den **Mahomet** ſollten angebetet haben, deſſen man wie er vorgiebt, die **Tempelherren** beſchuldigt haben ſoll. Wenn man nun ſeiner Meinung nach, nur das **landübliche Ketzerſchwerdt** brauchte, wenn man ſich gar nicht die **Mühe gab**, neue Anklagen für die Tempelherren zu erfinden — wie beſtehet dieß damit, daß man auch ſeiner Meinung nach, die **ganz neue Anklage** für die Tempelherren **erfand**, daß ſie den **Mahomet anbeteten. So wenig** überlegt der Ungenannte, auch ſelbſt die Unwahrheiten die er ſchreibt.

Br. Johann de Caſſanhas, nachdem er die erſten Ceremonien ſeiner Aufnahme erzählt hat, ſetzt folgendes hinzu **): „Le Precepteur „après tira d'une boëte une Idole *de Aurichalco*, „en figure d'homme. Le mit ſur un coffre „& dit ces mots: Domini ecce *meum amicum* „*Dei*, qui *loquitur cum Deo quando vult*. Cui

---

*) Nyrll S. 61.

**) du Puy S. 115.

„referatis gratias, quod vos *ad iſtum ſtatum* duxerit, quem multo deſideraviſtis, & veſtrum deſiderium complevit.“ Ich habe das *Ecce unum amicum Dei* niemals anders verſtanden, als daß es auf den Neuaufgenommenen gegangen ſey. Einige Gelehrten wollen es hingegen auf das Bild ziehen. Mein gelehrter Recenſent in den Jenaiſchen Zeitungen, will zu dieſem Behuſe, das ſaraceniſche Wort Y alla, welches bey einer ähnlichen Aufnahme ausgeſprochen worden, in Chalil allah (Freund Gottes) ausdehnen. Dieſes geſchieht aber nur in der Vorausſetzung daß baffometus, Mahomed bedeute, und Freund Gottes ſoll ein Ehrennamen des Propheten ſeyn. Da aber, wie oben ausführlich gezeigt, weder das Bild noch die daran gemahlte *figura baffometi* auf Mahomet eine Beziehung haben kann, oder die Tempelherren den Mahomet verehret haben können; ſo fällt dieß ohnedieß weg. Auch ſcheint es mir, es ſey ein wenig zu viel gewagt, das Wort Y alla, das als Gott, oder Licht Gottes eine ſehr richtige Bedeutung hat, und ſich zu dem Bilde, das den Weltſchöpfer vorſtellte, ungemein wohl ſchickt, ohne weiteren Grund in der Geſchichte, in Chalil Allah zu verändern. Auch ſcheint es mir nicht recht zu paſſen, ſogar wenn auch das Bild den Mahomet vorſtellte, zu ſagen: qui loquitur cum Deo quando vult. Kann das Bild mit Gott reden? kann die figura baffometi, die an das Bild gemahlte Figur reden? kann man von Mahomet ſagen, daß er mit Gott reden könne wenn er wolle? In welchem Verſtande konnten dieß die Tempelherren ſagen? Da es aber ausgemacht iſt, daß die Tempelherren den Mahomet nicht haben anbeten wollen, da man ſie ſogar nicht einmal eines ſolchen ungereimten Götzendienſtes beſchuldigt hat, ſo kann ich, wenn das Bild alſo nicht Mahomet ſeyn kann, gar keinen Sinn finden, wenn die Worte an das Bild gerichtet ſind. Sind ſie aber an den Neuaufgenommenen gerichtet, ſo hängen ſie ſehr wohl zuſammen, wenn man dazunimmt, was aus den andern Ausſagen der Tempelherren erhellet, daß ſie die geheime Lehre gehabt haben, an Gott, aber nicht an den Gekreuzigten zu glauben, ſo wie eben dieß die Gnoſtiker lehrten, und dennoch Chriſten waren.

Die Rede hängt meines Erachtens ſo zuſammen: Die gewöhnlichen Ceremonien der erſten Profeſſion oder Aufnahme waren vorbey, es war dem Neuaufgenommenen auch ſchon geſagt worden: Er ſolle an Gott den Schöpfer glauben, der nicht geſtorben iſt, und nicht ſterben wird. Nun zog der Superior das Bild hervor, und indem er es ihm zeigte, weihte er ihn eben dadurch zu dem geheimſten **Grade der Tempelherrenſchaft** ein. Er ſtellte ihn den andern Tempelherren, die auch in dieſem innerſten Geheimniß waren, vor, und ſagte: „Hier ſehet ihr einen **Freund Gottes**, (der nun euch gleich geworden iſt, die ihr auch **Freunde Gottes** ſeid.) Er kann nun mit Gott reden wenn er will (denn er hat dieß geheime **Bild Gottes** geſehen, er weiß nun, wie er zu Gott beten muß. Er weiß, daß er an Gott glauben ſoll, der nicht ſtirbt, noch ſterben wird.) Danke Gott, daß er euch in dieſen Stand gebracht hat, (in dieſe geheime Verbindung gebracht hat, wo ihr das **Licht Gottes**, das **Bild Gottes** ſehet, zur βαθη μυτυς eingeweihet ſeid,) wornach ihr ſo ſo lange ſtrebetet, bis Gott euer Verlangen erfüllete." Daß diejenigen welche in ſolcher geheimen **Einweihung** waren, emphatiſch **Freunde Gottes** hießen iſt auch gnoſtiſch. Denn die Gnoſtiker heißen, ſchon beym **Klemens Alexandrinus** Φιλοι τȣ Θεȣ *); man darf dieſes Ausdrucks wegen nicht zum **Mahomet** gehen.

---

*) Ὡς δε ἐπι τῃ ψυχῃ το τελος ἰσχει ποτε ὁ γνωστικος [illegible], ἀλλ' ἐν, αὐτῳ [illegible], ὡσι και τῳ μακαριῳ ἐσται, [illegible] τε Φιλῳ τȣ Θεȣ. Clem. Alex. Strom. Lib. IV. in Edit. Potteri Tom. I. S. 587. 17.

Nun aber ſollte man kaum glauben, wie ganz ungereimt der Ungenannte mit dieſer Stelle umgehet. Er erträumt ein Ordensſymbol, (davon ich nachher ſprechen werde.) Er läßt den, ins Kapitel eingeführten, Ritter dieß angaffen, und wenn dieß der Großmeiſter ſiehet, anſtatt zu ſagen es ſey ein Ordensſymbol, macht er einen Spaaß, — ſollte man ſich ſo etwas vorſtellen! — Einen freyherrlichen Ordens- und Ritterſpaaß! „Es war ſagt der Ungenannte *) nach Art der Zeiten und der gewöhnlichen Ritterſpaaße **) ſehr natürlich, „daß ein Großmeiſter, zum Gaffenden ſagen „konnte: Mon ami, c'eſt *l'ami de Dieu*, *Mahomet*, il parle à lui quand il veut: *remercions le* de ce qu'il vous a fait parvenir au „point que vous avez deſiré; die letzten „Worte zeigen genugſam, daß es ein freyherrlicher Ordens- und Ritterſpaaß war. Dem „Freunde Gottes, Mahomet, nemlich d. i. „den

---

*) Aprill S. 66.

**) Der Ungenannte hat eine ganz ihm eigene Art, ſeine Falſchheiten ſo dreiſt hinzuwerfen, als ob es Wahrheiten wären. Daß irgend eine Art von Rittern, im Mittelalter, wo die Ritterſchaft für eine ſo edle und wichtige Sache gehalten ward, mit den Ceremonien der Aufnahme, Spaaß getrieben worden iſt ſo gar widerſinniſch, daß es kein vernünftiger Menſch behaupten kann, und der Ungenannte ſagt ſo dreiſt weg, es ſey nach Art der Zeiten, es ſey gewöhnlich geweſen.

„den heiligen Kriegen hatten ſie es zu verdanken, daß ſie auf einen ſo guten Fleck in Beſitz ſtolzer Reichthümer und Pfründen waren: und die Eingeführten ſolltens dem Kopf danken, daß ſie auf dieſe Stufe (im Kapitel nehmlich) gekommen waren, wohin ſie lange verlangt hatten. Der Spaaß dreht ſich um nichts, als um die damals gänge Märchen der Mahometsköpfe.“ Man traut kaum ſeinen Augen, wenn man ſolch gar ungereimtes Zeug lieſet. Nur ein Menſch wie der Ungenannte kann die Stirn haben, die ernſthafteſte Ceremonie für Spaaß auszugeben, und die deutlichſte Stelle, die er nicht wegbringen kann, ſo unverantwortlich zu verdrehen. Dabey iſt er ſo unbedachtſam, nicht zu überlegen, wie er ſich in ſeine eigene grundloſe Hypotheſen verwirret. Erſtlich erdichtet er, man habe aus Bosheit die Tempelherren beſchuldigt, daß ſie den Mahomet angebetet hätten, und nun erdichtet er eine Art ins Kapitel einzuführen, die, wenn ſie wahr wäre, die Tempelherren ſchuldig machen würde. Man überlege doch einmal, wenn ein ins Kapitel eingeführter Ritter vor den Inquiſitoren ausgeſagt hätte, was ich oben aus des Ungenannten Schrift angeführt habe; und der Inquiſitor hätte zum Grosmeiſter der Tempelherren geſagt: „Könnt Ihr läug-

„nen, daß Ihr in eurem geheimen Kapitel einen Kopf gehabt, und den Rittern geſagt habet: *C'eſt l'ami de Dieu, Mahomet, remercions le!* Ihr ins Kapitel eingeführte, danket es dem Kopfe, daß ihr im Kapitel auf einem ſo gutem Flecke, daß ihr im Beſitze ſtolzer Reichthümer und Pfründen ſeid.“ Und der Großmeiſter hätte geantwortet: „Ich läugne das alles nicht, aber es war nur Spaaß, es war nur ein freyherrlicher Ordens- und Ritterſpaaß.“ Könnte man in ſolchem Falle behaupten, ein Richter, er ſey nun ein Richter im vierzehnten Jahrhunderte, oder ein Richter im achtzehnten Jahrhunderte, ſey boshaft, wenn er dieſe Entſchuldigung nicht annehmen wollte, und es ſey wirklich alles nichts als Spaaß geweſen?

Ich habe zur Erläuterung meiner Bemerkung, daß die Gebräuche der Tempelherren mit den Gebräuchen der Gnoſtiker übereinſtimmen, zwey merkwürdige geſchnittene Steine angeführet, die in des Chifflet Sammlung von Abraxasſteinen ſtehen, worauf nebſt den gnoſtiſchen Symbolen der Schöpfung ein Bild ſtehet, das, der Beſchreibung nach, dem Bilde ähnlich ſiehet, daß die Tempelherren verehrten, denen in ihrer geheimen Verbindung geboten ward, an den Gott zu glauben der Himmel und Erde geſchaffen hat. Es ſchien mir ſehr merkwürdig, daß auf der Rückſeite dieſes, dem Tempelherrenbilde ähnlichen Bildes, das den gnoſtiſchen πατηρ των ὅλων vorſtellte, Figuren ſtehen, die offenbar die Schöpfung und Erhaltung der Welt andeuten. Es ſchien mir merkwürdig, daß die ſogenannten Roſenkreuzer des vorigen Jahrhunderts, eben dieſe Symbolen unter gleicher Bedeutung brauchten, und daß die jetzigen Freymaurer noch eben dieſe Symbolen haben. Niemand vor mir war auf dieſe Beziehung dieſer Steine aufmerkſam geweſen. Ich glaubte es wäre der Mühe werth ſie bekannter zu machen, und ließ ſie meinem Verſuche vorſetzen.

Eine ſolche Uebereinſtimmung dient zu des Ungenannten Abſicht nicht. Er ſagt anfänglich im März (S. 243) mit ſchnöder Wegwerfung: „Am Steine iſt nichts; er iſt eine ſehr „gewöhnliche gnoſtiſche Abraxe.“ Im Aprill hat er ſich aber anders beſonnen; er hat ſich vermuthlich erinnert, dieſe Steine könnten nicht gemein ſeyn, weil ſie vor mir niemand angeführt hat. Nun werden ſie für ſeine Meinung ſehr wichtig; denn er weiß ſie zu drehen und zu drehen, bis ſie auch zum Mahomet hingedrehet ſind, und denn unterläßt er nicht die Naſe darüber zu rümpfen, daß ich dieſes Bild dreymahl habe ſtechen laßen, ohne auch nur zu argwohnen, was dieß Jahrhundert damit wollte, oder darinn zu ſehen glaubte. Mein Gott! wer kann argwohnen, was einem Manne wie dem Ungenannten träumen wird, oder was er zu ſehen glauben wird, weil ers durchaus ſehen will.

Er kann nicht läugnen*): „daß dieſes Bild „den ruhenden Allvater, den Höchſten Ewigen bedeute, der, wie die gnoſtiſchen Sekten „vorgeben, im Abgrunde der Stille wohnet, „und nur durch Emanationen in die tief „unter ihm rollende Welt wirke.“ Aber nun macht ihm ſeine Einbildungskraft und er ſeinen Leſern ein Gaukelſpiel vor. Er ſagt: „Aber „es iſt gewiß daß dieſe Bedeutung bald verlohren ging. Schon jenen Ketzern warf „man vor, daß ſie unter dieſem Bilde den Si-

„mon

---

*) Aprill S. 58. Wie er nichts recht genau und richtig anzeigen kann, ſo ſagt er auch S. 57 „Unter „den Abraxasſteinen finde ſich eine Menge Steine „mit der Figur eines alten bärtigen Mannes.“ Der Abraxenſteine iſt eine Menge, aber gewiß wenige gehören den Gnoſtikern, und auf ſehr wenigen ſteht die gedachte Figur. Aber nicht allein die Figur, ſondern hauptſächlich die beygefügten Symbolen der Schöpfung und die beygefügten Figuren der Emanationen, machen zuſammen das Merkwürdige aus. Denn jeden bärtigen Kopf, ohne weitere Gründe, nachdem man Luſt hat, für einen gnoſtiſchen Allvater oder für Mahomet zu erklären iſt, doch wohl nicht erhört. Uebri-

gens

„mon Magus anbeteten, und da nun ein Jahr„tauſend zwiſchen lief, da Europa in der tief„ſten Barbarey lag, ſah man an dieſem Bilde — „was anders? als — den Mahomet.“ Wie? Was? die Bedeutung des gnoſtiſchen Bildes des Allvaters wäre bald verlohren gegangen? Das ſchreibt der Ungenannte nun mit ſeiner gewöhnlichen Dreiſtigkeit hin, als ob es eine ausgemachte Sache wäre, und führt nicht den geringſten Beweis an, kann auch nimmermehr einen anführen. Wenn iſt die Bedeutung verlohren gegangen? Bey wem iſt die Bedeutung verlohren gegangen? Wenn ein leichtgläubiger und ketzerverdammender Epiphanius, alle Lehren und Gebräuche der Gnoſtiker mißverſtand, hatten deswegen auch die

Gno-

---

gens möchte ein Kenner wohl nicht, wie es der Ungenannte ſo unvermerkt hinwirft, glauben, daß etwa dieſe Steine, „aus den erſten Zeiten des chriſtlichen „Jahrhunderts, oder wahrſcheinlich noch älter wä„ren.“ Die Figur des Kreuzes und die arabiſchen Zahlen 4 und 5, zeigen näher in welche Zeit man ſie ohngefähr ſetzen könne. Noch etwas luſtiges ſagt der Ungenannte S. 58. Man habe desfalls das bärtige Bild auf den gnoſtiſchen Steinen für Mahomet gehalten, weil man ſich ihn, die Sultane und Saracenen immer mit großen Bärten dachte. Wo hat der Ungenannte dieſe Fratze her? Hat er vergeſſen, daß die Chriſten und die Tempelherren ſelbſt im 14ten Jahrhunderte Bärte tragen. Wie konnte denn der Bart ein Kennzeichen eines Saracenen oder Mahomets ſeyn?

Gnoſtiker in ihrer Diſciplina arcani den wahren Verſtand ihrer Lehren vergeſſen? Wie kann man beweiſen, daß jemals die wahre Bedeutung bey den verſtändigen Leuten unter den Gnoſtikern verlohren gegangen ſey? Und vollends wo iſt die geringſte Spur, daß jemals auch der Pöbel gnoſtiſche Bilder für Bilder Mahomets gehalten habe? Der Ungenannte ſtoppelt hier wieder das unerfindlichſte Zeug zuſammen. Turpin fabelt etwas, von einem magiſchen Bilde Mahomets, das bey Kadix am Ufer des Meeres auf einem hohen Stein ſtehe, und magiſche Schlüſſel in der Hand habe. Wenn die fallen, eher nicht, gehet das Saraceniſche Reich unter. Ein mahometaniſcher Schriftſteller fabelt etwas ganz anders von einer 60 Ellen hohen Statue eines Mannes*) in Andeluſien, der nach Art der Mauren ſchwarzen und

---

*) In Hottingers Hiſtoria orientalis S. 194 (Im Meßkatalog ſteht durch einen Druckfehler S. 291) iſt die Statue ſo beſchrieben: „Tilſemam quoque formavit, vi-
„rum nempe Barbarum, barbâ & pilis *Maurorum mo-*
„*re, nigris & criſpis*. In aëre procerus eminebat.
„Longitudo quippe ſexaginta, praeter propter, cubi-
„torum fuit, aut ſeptuaginta. Artificioſiſſime omnia
„erant; id cumprimis quod *dextra ejus fuerit extenſa*
„cum clavi ferae, quam ille tenebat, nutuque, quaſi
„in mari vergens ſignificabat: Nemo hic tranſeat.
„Sunt autem hujus Tilſemae quaedam reliquiae, in
„mari. *Neque ulla unquam attigit navis Barb.*, *quin de*
„*manu ejus ceciderit clavis*."

und krauſen Bart und Haare hat. Dieſen Mann nennt dieſer mahometaniſche Schriftſteller *barbarum*, einen Fremden; er nennt ihn nicht Mahomet. Es kann alſo unmöglich eine Statue Mahomets ſeyn; gleichwohl ſagt der Ungenannte ganz keck, es ſey daſſelbe Bild wie das beym Turpin. Er ſagt: Turpin habe dieß Zauberbild in Gang gebracht. Kann denn der mahometaniſche Schriftſteller dem Turpin nachgeſchrieben haben? Wie ungereimt! Pabſt Gerbert, fährt er fort hatte einen Kopf, der Antworten geben konnte von den Saracenen erhalten, Robert Greathead, Roger Baco, Albertus M. hatten Teufelsköpfe, und was des Zeuges mehr iſt das der Ungenannte zuſammenſchleppt.

Wie kommt nun das alles zu dem gnoſtiſchen Bilde des Allmächtigen auf dem geſchnittnen Steine? Kann der Ungenannte eine einzige Stelle eines glaubwürdigen Hiſtorikers darbringen, daß dieſes gnoſtiſche Bild mit einem Teufelskopfe oder Mahometsbilde verwechſelt worden? Denn wenn er bloß träumt, es hätte können verwechſelt werden, ſo iſt dieß kein hiſtoriſcher Beweiß. Was hat der fabelhafte Mahometskopf bey Kadix, der Schlüſſel in Händen hatte, von welchen der Fall des Saraceniſchen Reichs abhängt, mit einem wirklich exiſtirenden gnoſtiſchen **Bilde** des **Allmächtigen** gemein, das keine Schlüſſel in Händen hat, aber dabey **Sinnbilder der Schöpfung** ſind, wovon bey dem Kopf in Kadix nichts war? Wie kommt die gefabelte Statue eines viri barbati dazu, die weder **Mahomet** noch den **Schöpfer** vorſtellte? Und wie kommt das alles mit dem **Bilde** das die **Tempelherren hatten**, zuſammen? Doch halt! der Verfaſſer hat Aehnlichkeiten gefunden. Beide Bilder, das beym **Turpin** und das von den Tempelherren waren ex aurichalco. Vortreflich! zwey **meſſingne Bilder** eins in Spanien im achten Jahrhunderte oder etwas ſpäter, ein anderes in **Montpellier** oder in **London** im vierzehnten Jahrhunderte die gehören ſicherlich zuſammen *). Und ferner ſagt er, beide Köpfe ſtehen auf einem **Terme**. Wieder eine Aehnlichkeit, die zeigt, daß man ſie gewiß hat verwechſeln müßen! Da hat man, ſagt der Ungenannte, „etwan den Namen terminus oder termagnus aufgeſchnappt, oder man geht bey den Namen **Mahom**, **Mahon**, **Mahound**, weil er auf einer Terme ſtand, zu dieſem Worte über.“ Daraus meint er, wäre denn Termagant geworden, als gleichſam **Mahomet** auf einer Terme. Die Geduld möchte einem reißen, wenn man ſolch Zeug lieſet, und was noch dazu ganz und gar nicht zur Sache gehört. Dann nochmals muß ich es ſagen, wenn auch alle Leute damals das **gnoſtiſche Bild** der Tempelherren, für den **Mahomet** oder für den **Termagant** gehalten hätten, welches niemand gethan hat, ſo würde doch

---

*) Der Ungenannte kann und mag nichts richtig anführen, er drehet alles nach ſeinen Sinne. Er ſagt: (Aprill S. 56) „Eine bärtige Figur, mit ſchwarzen, krauſen Haaren, ex aurichalco, magiſch „zuſammengeſetzt, übergüldet, ſo ſtand der Talisman, den Turpin zum Mahomet kreirte, zu „Kadix die Feinde vom Ufer abzuhalten; ſo ſtand „er im Kapitel der Tempelherren." Von dem Kopfe der Tempelherren hat niemand geſagt, er ſey magiſch zuſammengeſetzt, dieß ſetzt alſo der Ungenannte hinzu. Vom Kopfe zu Kadix, wie ihn der Ungenannte S. 55 aus Turpin beſchreibt, wird hingegen nicht geſagt, daß er ſchwarze krauſe Haare

Haare gehabt, das gilt die Talismaniſche Statue die nicht auf einer Terme ſtand, ſondern einen ganzen Mann über ſechzig Ellen hoch vorſtellte, wie Ibn Chalikan fabelt. Daß das Bild der Tempelherren, welches ſo klein war, daß es aus einer Büchſe gezogen ward, ſchwarze krauſe Haare gehabt, ſteht zwar in den Artikeln, die Abraham Bzovius in einem Buch im Vatikan gefunden haben will, aber nicht in den ausführlichen auf Befehl des Pabſtes formirten Verhörsartikeln; auch haben die Tempelherren nichts von den Haaren geſagt. Die Statue des Ibn Chalikan hatte den rechten Arm ausgeſtreckt, das Bild auf dem Steine hat beyde Arme übers Kreuz. Das Bild der Tempelherren, das aus einer Büchſe gezogen ward, hatte gewiß keinen ausgeſtreckten Arm. Wie kommt denn nun das alles doch daraus nicht folgen, daß diejenigen unter den Tempelherren welche die rechte Bedeutung wußten, die rechte Bedeutung verlohren hätten. Oben iſt aber ohnedieß gezeigt worden, daß es vom vierzehnden Jahrhunderte bis ins achtzehnte, niemand eingefallen iſt, die Tempelherren zu beſchuldigen, daß ſie etwas mit dem Mahomet zu thun hätten, wozu denn alſo alles das verwirrt zuſammengeſtoppelte Zeug von Mahomet und Mahound, Terine und Termagant, das gar nicht zu den Tempelherren gehört. Seit Klotzens Zeiten hat in Deutſchland kein Schriftſteller mit zuſammengeſtoppelter ſeynſollender Gelehrſamkeit ſeinen Leſern ſo unverſchämt einen blauen Dunſt vorgemacht, wie hier der Ungenannte.

Der Ungenannte ſagt auch noch: *) Weil in der Ausſage von der figura baffometi, ganz ſchlechtweg, ohne Erklärung geredet wird, müſſe

---

alles zuſammen.? Und ſind alle Statuen oder Bruſtbilder die ſchwarze krauſe Haare haben, und *ex aurichalco* ſind, ſie mögen 70 Ellen oder 10 Zoll hoch, gefabelt, oder in einer Unterſuchung ausgeſagt ſeyn, ganz einerley Art? Der Ungenannte hätte, da er einmal des Hottingeri Hist. orient. vor ſich hatte, S. 190 u. f.f. noch eine Menge Talismane und Teraphim finden, und ſie alle mit eben ſo vielem Rechte und Unrechte wie dieß, hieher ziehen können.

*) März S. 253.

die Figur **Baphomets** eine jedermann bekannte Geſtalt, der Namen, ein jedermann **bekannter Namen** ſeyn, denn man würde doch nicht das **dunkle** durch ein **noch dunkleres**, ja durch **etwas ganz unverſtändliches** haben erklären wollen. Iſt denn jemals hierbey vom **Erklären** die Rede geweſen? Iſt es jemals die Sache der Ketzerrichter im vierzehnten Jahrhunderte geweſen die Ketzereyen zu **erklären**? Man leſe den ganzen Liber Sententiarum Inquiſitionis Tholoſanae beym **Limborch** durch, ob man jemals findet, daß die Ketzerrichter in den Sachen, die ſie nicht verſtanden, ja, die ſie, wie wir jetzt wiſſen offenbar falſch verſtanden, jemals zu erklären oder ihren Urſprung zu finden, geſucht haben? Wuſten dieſe Ketzerrichter wohl recht, was das Conſolamentum der Albigenſer war, oder verlangten Sie es zu wiſſen? Genug, ſie wuſten es war eine hereticatio und die war dampnabilis und weiter brauchten Sie nichts. Wie oft reden ſie vom more hereticorum, vom ordine, von der banca, und dergleichen ohne zu genau zu fragen, was das alles eigentlich geweſen ſey. Eben ſo fragten die Ketzerrichter die Tempelherren: Ob ſie ein **Bild verehret hätten**? Die Tempelherren antworteten **Ja**; und ſetzten hinzu, es ſey ein **Bild geweſen**, *ubi erat depicta figura baffometi.* Das protokollirten die Richter, weil es geſagt wurde. Aber was eigentlich die *figura baffometi* für eine *figura* geweſen, fragten ſie nicht, verlangten ſie nicht zu wiſſen, denn ihnen war es gar nicht darum zu thun, die Bedeutung oder den Urſprung dieſer angemahlten *figura* zu wiſſen, ſondern zu wiſſen, ob ein *Idolum* verehret würde, und da dieſes bejahet war, ſo war es zu ihrem Zwecke genug.

Auch ſagt der Ungenannte*): der Kopf war ein Corpus Delicti, den mußte man ſuchen. Man fand ihn nicht in **Montpellier**, nicht in **Cypern, nirgends in der Welt.** Der Ungenannte möchte nur nachweiſen, daß man dieſen Kopf habe ſuchen **wollen**, und daß man **doch ihn nicht geſunden hätte**, ſo hätte er etwas geſagt. Die Ketzerrichter brauchten nur das eigene Bekenntniß, und bekümmerten ſich ſehr wenig um das Corpus Delicti eines Bildes, nachdem ſie die Bekenntniſſe hatten, daß die Tempelherren, **nicht Prieſtern gebeichtet, nicht abſolviret worden, nicht an den Gekreuzigten glaubten** u. ſ. w. **Limborch** in ſeiner Hiſt. Inquiſitionis hat die **Form des Proceſſes** der Inquiſition, ſehr ausführlich beſchrieben. Man wird finden, daß es ſogar hinlänglich geweſen, wenn nur Zeugen wider den Ketzer da waren, noch mehr wenn der Ketzer ſelbſt die Ketzerey ausſagte. Man wird nicht nir-

---

*) April S. 63.

nirgend finden, daß man außer dem Bekenntniſſe noch ein Corpus Delicti geſucht habe. Auch iſts die Frage ob dieſes Bild hat geſucht werden können. Die Bilder waren klein, die Tempelherren werden ſie möglichſt wegzubringen geſucht haben, fand man ſie auch, ſo wären ja allenthalben eine Menge Bilder in damaligen Zeiten, ſo daß man gerade nicht wiſſen konnte, was dieſes für Bilder wären. Dazu kamen die Güter der Tempelherren gleich Anfangs in die Rappuſe, hingegen vergiengen Monathe und Jahre unter mancherley Unterbrechungen ehe allenthalben die Verhörsartikel gemacht, die Protokolle aufgenommen, eingeſchickt, und durchgeſehen wurden. Da war wohl nicht mehr Zeit nach einem Corpus Delicti von Bilde zu ſuchen, das man ohnedieß nicht brauchte, da man das eigene Bekenntniß der Ketzer hatte. Daß der Kopf nicht in Cypern gefunden worden, darf ſich der Ungenannte am wenigſten wundern. Der Orden war da bekanntlich allzumächtig, war von dem Könige von Cypern nicht mit Gewalt zu zwingen, daher hatten die Tempelherren Zeit genug, was ſie nicht wollten ſehen laßen, zu verbergen oder wegzubringen. Auch iſt es wirklich noch ſo ausgemacht nicht, ob der Tempelorden gerade zu der Zeit, da er in Europa vertilgt wurde, auch in Cypern völlig ausgerottet worden.

Endlich müſſen wir doch auch noch ſehen, was der Ungenannte, der alles ſo gut weiß, was außer ihm niemand weiß, aus dem Bilde der Tempelherren eigentlich machen will. Er ſagt es war ein Ordensſymbol. Mein Freund Anton meint dieß auch, und nach ihm ſoll das Ordensſymbol ein Sphinx geweſen ſeyn. Er hat ſich wenigſtens die Mühe gegeben, Stellen in der Geſchichte zu ſuchen, welche ſeine Meinung einigermaßen beſtätigen ſollen. Geſetzt, man finde den Beweis nicht bündig genug; ſo iſt die Bemühung des Hrn. D. Anton immer ein Beweis, daß er als ein vernünftiger Mann eingeſehen hat, wer ſo etwas behaupten will, müſſe die Gründe dazu in der Geſchichte finden, ſonſt könne es gar nicht behauptet werden. Aber unſer Ungenannter nimmt ſich ſo viel Mühe nicht einmahl. Er behauptet geradezu was ihm beliebt, ohne nachzuſehen ob auch nur wenigſtens ein ſcheinbarer Beweis in der Geſchichte aufzufinden ſey. Er behauptet alſo ohne weitere Umſtände, das Bild ſey ein Ordensſymbol, und „wenn er annehme, daß „die Tempelherren im Kapitel in Gauckleidern*) erſchienen, daß ſie nun eben deswe-

---

*) Es iſt ſeltſam, wie der Ungenannte alles zu verdrehen weiß, daß es zu ſeiner Meinung paſſen ſoll. Weil ich mich bemühet habe, auch den geringſten Umſtand anzumerken, von dem es mir ſchien, daß er

„gen, um doch als Ritter beyſammen zu ſeyn, „etwa eine **Ritterrüſtung**, eine **Trophee**, ei„nen **geharniſchten Kopf** etwa als **Ordens„ſymbol** aufgeſtellet haben, ſo iſt Alles, Alles „erklärt. Sah ihn nun etwan gar noch ein An„geber ein **Laurer**, der nicht dahin gehörte; „was konnte er anders als einen **Teufelskopf**, „alſo den leibhaften **Baſſometus** in ihm ge„wahr werden." Ueber den Ungenannten! der Alles, Alles vor der Fauſt weg erklären kann! Weiß er denn noch nicht, daß ein leeres Annehmen, eine **willkührliche Vorausſetzung**, die mit keinem Umſtande in der Geſchichte zuſammenhängt, **Nichts**, **Nichts** erklärt! Und daß derjenige, der eine ſolche Vorausſetzung wa-

gen

---

er vielleicht künftig einmahl zu einiger Erläuterung dienen könnte; ſo habe ich auch (S. 77 m. Verſuchs) angezeigt, daß Ein Ritter gebeichtet: „Er „ſey bey der Aufnahme in Camiſia & braccis tantum, durch einen langen Gang geführet worden." Dieß führt der Ungenannte als einen Beweis an, daß die Tempelherren im Kapitel in Hauskleidern erſchienen wäre. Ich verſtehe gar wohl, warum es dem Ungenannten ſehr gelegen wäre, wenn ſich ein Beweis fände, daß die Tempelherren im Kapitel in der langen weiſſen Hauskleidung die allenfalls, obgleich nicht recht auch Camiſia heiſſen könnte, angekleidet geweſen wären. Aber dieſe Stelle kann er gar nicht dahin ziehen. Erſtlich hat er vergeſſen daß in der Stelle von einer Aufnahme die Rede iſt, nicht aber vom Kapitel,

und

gen will; erſt nachſehen muß, ob ſie nicht der Geſchichte widerſpricht, ſonſt macht er mit ſeinem Annehmen, das Alles, Alles erklären ſoll, eine armſelige Figur! Wie? Eine Ritterrüſtung, ein Helm und ein Bruſtharniſch, eine Trophee die wohl zwey Ellen hoch iſt, ſoll mit einem Bilde ſeyn verwechſelt worden, das einen bärtigen Kopf hatte, und das ſo klein war, daß es aus einer Büchſe gezogen, und auf einen Kaſten geſetzt ward? Findet ſich in der ganzen Geſchichte, daß ein Laurer einen Harniſch oder einen Teufelskopf will geſehen haben, oder ihn angegeben hat? Alles was wir von dem Bilde wiſſen, iſt ja aus den eigenen Ausſagen der Tempelherren ſelbſt,

---

und daß von der Art wie ein Neuaufzunehmender gekleidet geweſen, als er zur Aufnahme gieng, nicht auf die Kleidung geſchloſſen werden könne, welche die Tempelherren im Kapitel gehabt haben. Hernach da hier in Camiſia & braccis ſtehet, und Camiſia auch ein Hemd bekanntlich heißt, ſo ſieht man wohl, daß nichts als Hemd und Hoſen gemeint ſeyn können, nicht aber das lange weiße enge Prieſterkleid, das auch *Camiſia* heißt. Ich weiß wohl, daß es Leute giebt, welche ein ſolches weißes langes Kleid für die Hauskleidung der Tempelherren nehmen. Es iſt aber nicht ausgemacht, ob die Hauskleidung der alten Tempelherren ſo geweſen ſey, wie man ſie ſich jetzt ausdenkt, denn die Artikel in der Regel welche von den Kleidern handeln, ſind darüber gar nicht deutlich.

die doch wohl einen Harniſch gekannt haben würden, oder wiſſen mußten, ob ſie ein Ordensſymbol hätten, davon auch in keiner Ausſage ein Wort ſtehet,

Der Ungenannte thut hierbey verzweifelt geheimnißvoll und ſchlau. Er ſagt: „Er habe in einer Zeitung geleſen, daß man in Neapel bey den Freymaurern einen geharniſchten Kopf gefunden. Wäre es nun wahr, wie Leſſing hiſtoriſche Indicien gefunden haben will *), daß die Geſellſchaft der Freymaurer mit dem Tempelorden auf irgend eine Weiſe zuſammenhängen; ſo könnte dieſe Geſellſchaft allein dieſen Punkt aufklären **). Hätte ſich nämlich in ihren ge-

---

*) Der Ungenannte dreht doch alles wie ers braucht. Leſſing will hievon keine hiſtoriſche Indicien gefunden haben. Er ſagt die Maſſoneyen wären ſehr alt, auch die Tempelherren hätten Maſſoneyen gehabt. Eine ſolche Tempelherrenmaſſoney (die doch wohl kein Kapitel von wirklichen Tempelherren geweſen ſeyn ſoll) ſey zu Ende des vorigen Jahrhunderts in London geweſen, aus welcher Maſſoney Chr. Wren verſchiedene Grundſätze exoteriſch gemacht habe, woraus nach Leſſings Meinung die Freymaurergeſellſchaft entſtanden ſeyn ſoll. Auch ſagt er einmahl. Es ſey ein Punkt worinn die Tempelherren die Freymaurer ihrer Zeit geweſen wären, das heiſt dasjenige, was nach Leſſings Meinung die Freymaurer eigentlich ſeyn ſollten.

**) Welch ein Sprung Herr Ungenannter!

„heimen Verſammlungen ein ähnlicher Gebrauch fortgepflanzt *); aus Büchern könnte ſies ſodann nicht haben, denn in Büchern „ſteht nichts davon. Sie hätte es alſo als „Inſtitut, durch lebendige Ueberlieferung „**), die in dieſem Falle das bündigſte Creditiv vom Alterthume der Geſellſchaft, „ſo wie die augenſcheinlichſte Rechtfertigung jener Unterdrückten wäre.“ Hat man jemals ſolch verwirrtes Zeug geſehen! Wie kann der Ungenannte alles aus der Luft greifen! Alles ohne den geringſten Grund hinwerfen! Geſetzt eine Art von Freymaurern ſetzte in ihren Verſammlungen einen Helm und Bruſtharniſch auf einen Tiſch (nicht einen geharniſchten Kopf, wie es der Ungenannte drehet, daß es zu ſeiner Abſicht paſſen ſoll) wie ſoll dieß Symbol, von einem kleinen Bilde

---

*) Das iſt petitio principii, daß er ſich fortgepflanzt habe und nicht neu eingeführt wäre.

**) Ich kann nicht umhin hier folgende Stelle aus dem 1ten Theil S. 163 anzuführen, worinn ich auf Dinge dieſer Art ſchon Rückſicht genommen habe: „Man muß bedenken, daß nicht alle ähnliche Dinge, die zu verſchiedenen Zeiten geweſen ſind, deshalb zu Einer Klaſſe gehören. Poſt hoc non eſt propter hoc! Tradition „iſt gut für den, der ſchon überzeugt iſt, oder „überzeugt ſeyn will, und dem mag, ich wenigſtens, ſeine Ueberzeugung wohl laſſen.“

herkommen, das ganz etwas anders, einen **bärtigen Kopf** vorſtellte? Hat man je ſo einen Schluß gehört! Geſetzt eine andere mit jenen verbundene Art von Freymaurern hätte ſogar (Ich habe es in eben der Zeitung geleſen, die der Verfaſſer geleſen haben will) noch das Zeichen eines **kleinen Bildes mit blitzenden Augen**, nicht auf einem Tiſche, ſondern ſonſt irgendwo. Würde daraus folgen, daß dieſe Freymaurerklaſſe in gerader Linie von den Tempelherren abſtamme, und allein **aufklären könne**, was die figura baffometi geweſen ſey? Und der auf dem Tiſch geſetzte **Harniſch**, wovon in **Büchern**, nach des Ungenannten eigenem Geſtändniß **nichts** ſtehet, wovon im **ganzen Alterthume keine Spur iſt**, ſollte **das bündigſte Kreditiv vom Alterthum der Freymaurergeſellſchaft** ſeyn? Wie hängt das zuſammen?

Doch der Ungenannte zieht ſelbſt zurück. Er ſagt hinter her, es ſolle nur eine **bloße Muthmaßung** ſeyn. Iſt ſie dieß, ſo kann **wohl nicht leicht eine unglücklichere Konjectur** gemacht werden. Aber ſie iſt nicht eine **Muthmaßung**, ſie iſt eine **Idee** die der Verfaſſer **erregen will**, die er hinwirft um **andere Ideen** zu erregen. Man darf wahrhaftig kein **Oedip** ſeyn um des Verfaſſers Räthſel zu errathen! Er will bey den Leuten, die

ſolche Muthmaßung für **Wahrheit** halten könnten, einen Begriff von lebendiger Ueberlieferung, von Fortpflanzung eines Gebrauchs, von bündigſtem Kreditiv von dem Alterthume der Geſellſchaft erregen, darum wirft er dieſe ſeynſollenden Muthmaſſung ſo künſtlich hin, wie er viele ſchiefe Ideen allenthalben in ſeine Widerlegung meines **Verſuchs** hingeworfen hat. Iſt es nicht eine Schande für einen Gelehrten, daß er die Aufklärung einer hiſtoriſchen Frage, der hiſtoriſchen **Kritik**, der ſie allein gehört, aus den Händen winden will, und ins dunkle hin eine Geſellſchaft allein dazu für fähig erklärt, die allezeit noch dabey geblieben iſt, ihre Geheimniſſe für ſich zu behalten, und ſie außer ihrem Zirkel nicht zu erklären. Ich gebe dem Ungenannten hier mit Recht zurück, was er mir mit Unrecht vorwarf: „Ein ſolcher myſti-
„ſcher Sinn in der Geſchichte — ſo iſts mit
„aller hiſtoriſchen Wahrheit ein Ende *).

Und wer von der Freymaurergeſellſchaft, ſoll dieſe hiſtoriſche Frage erklären? Die ganze aus fünf oder zehen Millionen Menſchen beſtehende Geſellſchaft? Oder eine von den vielen Sekten oder Abtheilungen dieſer Geſellſchaft, und welche? Oder die **Obern** der Geſellſchaft, welche wie in der oft gedachten Zeitung an mehreren Orten ſtehet, noch unbekannt ſind? Von dieſen will ich die Aufklärung mit recht dankbarem Herzen annehmen, wenn ſie mit Gründen, Beweiſen, Dokumenten belegt iſt, denn eine Aufklärung ohne Gründe, eine hiſtoriſche Aufklärung ohne Dokumente, iſt gar keine Aufklärung.

---

*) März S. 145.

Es ſey dahin geſtellt, mit welchen Dokumenten der Ungenannte, ein anderes Geheimniß der Tempelherren, ein großes Ordensgeheimniß, belegen wird, das er am Ende hiſtoriſch darzuthun*) verſpricht. Wir haben geſehen, was für Träume der Ungenannte hiſtoriſche Zweifel nennt, und es iſt zu befürchten, daß das was er hiſtoriſch darthun nennt, von eben der Art ſeyn werde. Er ſagt voraus, das große Ordensgeheimniß ſey nichts anders geweſen, als das Geheimniß reich zu werden, die Goldtinktur, und er wolle auch zeigen, worinn ſie beſtanden und wie ſie bereitet worden. Es ſcheint alſo, er werde uns, wie ers ſchon bey andern Gelegenheiten gethan hat, nachdem er uns lange herumgefahren hat, gerade da ſanft wieder abſetzen, wo wir vorher geweſen waren. Denn daß der Reichthum der Tempelherren ihr größtes Verbrechen geweſen, daß durch den Reichthum ihre habbegierige Feinde zu der Bosheit bewogen worden den Tempelherren Lügen anzudichten, das hat man ſchon längſt geſagt ohne es jemals zu beweiſen. Dieſes Vorurtheil, das auch den beſten Geſchichtſchreibern vorſchwebte, hat ſie gehindert, die Urkunden nachzuleſen, oder ſie ſorgfältig zu überlegen, ob darinn nicht etwas anders ſtände. Dieß habe ich zuerſt gethan, und dieß iſts wovon der Verfaſſer abſchrecken will, der die Urkunden verdächtig macht, ohne ſie ſelbſt geleſen und erwogen zu haben; denn wenn Urkunden bekannt gemacht, geleſen und erwogen werden, ſo kann mit Träumen ferner nicht durchkommen.

---

*) Aprill S. 83.

Indeſſen der Ungenannte, ſage, beweiſe, oder thue dar was er will, es ſey über Tempelherren oder über Freymaurer, ſo glaube ich vor aller Welt entſchuldigt zu ſeyn, wenn ich ihm weiter nichts antworte. Ich will lieber vor den Leuten die ſich von ihm Staub in die Augen ſtreuen laßen wollen, Unrecht haben, als die ekelhafte und undankbare Arbeit nochmals übernehmen, ſeine Trugſchlüſſe und Verdrehungen auseinander zu wickeln. Wer die Quellen und Urkunden nachſchlagen und unpartheyiſch erwägen kann und will, kann ganz allein vollſtändig beurtheilen, wer von uns beyden Recht habe, und der wird finden, daß ich ehrlich zu

Werke gegangen bin. Wer dieß nicht thut, kann die Streitfrage nicht gründlich unterſuchen, am wenigſten, wenn er ſchon Vorurtheile hat, die er nicht verlieren will. Ich möchte ohnedieß überhaupt wohl nicht weiter auf dieſe Materien kommen. Ich habe darüber genug geſagt, um die gröbſten Vorurtheile wegzuräumen, und um denjenigen welche weiter forſchen wollen den rechten Weg anzuzeigen. Mehr habe ich nicht gewollt, und mehr möchten mir auch wohl Arbeiten von ganz anderer Art, mit denen ich mehr beſchäftigt bin als ich es ertragen kann, nicht verſtatten.

Erſte Beylage

zum zweyten Abſchnitte. (S. 76)

Der Ungenannte macht ein weitläuftiges Geſchwätz von der Pöbelſage, daß die Mahometaner Heiden geweſen. Er träumt, daß ein Zauberbild Mahomets von welchem der Erzbiſchof Turpin etwas fabelt, das lügenhafte Vorbild aller zauberiſchen Mahometsköpfe, in ſpecie des Baffometus der T. H., geweſen ſey*). Er träumt, daß die Richter der Tempelherren, mit einer Kompoſition von Pöbelmeinungen des Zeitalters, mit einer plebejen Vorſtellungsart der Zauberey und des Mahometismus ihre Anklagen färbten, und daß dieß aus den Verhörsartikeln und aus den Bekenntniſſen gewiß ſey. Dieſes Vorgeben hat nicht den geringſten Grund.**) Die Beſchuldigungen, wornach man die Tempelherren verhöret hat, ſind ſehr vollſtändig bis zu uns gekommen. Hätte das Vorgeben des Ungenannten Grund, ſo müßte die Beſchuldigung des Mahometismus ſehr ausführlich in denſelben ſtehen; aber es ſteht in denſelben nicht ein Wort von Mahomet, nicht ein Wort, daß das Bild der Tempelherren ein Mahometskopf geweſen ſey, nicht ein Wort von einer Zauberey die ſich auf einen Mahometskopf bezöge. Meine Freunde geben mir zu erkennen, viele Leſer würden ſich nicht vorſtellen können, daß der Ungenannte ſo unverſchämterweiſe und mit einem ſo entſcheidenden Tone, die offenbaren Falſchheiten: Daß Turpins Zauberbild ein Vorbild des Bildes der Tempelherren geweſen, daß die Richter ihre Anklagen mit der plebejen Vorſtellungsart der Zauberey und des Mahometismus gefärbt hätten, und daß dieß aus den Verhörsartikeln gewiß ſey, bloß geträumt, bloß aus der Luft gegriffen hätte; wenn ſie ſich nicht ſelbſt durch den Augenſchein überführen könnten, daß in den Verhörsartikeln keine Spur einer ſolchen Farbe der Anklage zu finden iſt. Es iſt freilich gewiß, ſobald man einſiehet, daß in den Verhörsartikeln ſchlechterdings gar nichts davon ſtehet, daß das Bild der Tempelherren ein Mahometskopf geweſen ſeyn ſoll, ſchlechterdings gar nichts davon ſtehet, daß die plebeje Vorſtellungsart vom Zauberer Mahomet von den Richtern aus Bosheit auf die Tempelherren angewendet worden; ſo fällt des Ungenannten ganzes Vorgeben weg, und man ſiehet, daß er die Geſchichte auf eine unverantwortliche Art verwirret, und das Publikum auf eine unverantwortliche Art zum Beſten gehabt hat. Da ich nun vermuthen muß, daß die meiſten von meinen Leſern die ziemlich rare neueſte Ausgabe von du Puy Histoire des Templiers nicht beſitzen werden; ſo will ich, damit die Wahrheit deſto heller in die Augen leuchte, lieber hier die ſämtlichen ſechſerley Beſchuldigungspunkte, ſo wie ich ſie ſchon S. 53 des 1ten Theils angeführet und zum Grunde meiner ſorgfältigen Unterſuchung der Beſchuldigungen gebraucht habe, gänzlich abdrucken laſſen.

---

*) Abriß S. 55.

**) Abriß S. 60.

I. Eilf Artikel die man in der Chronik von St. Denis findet.

(Aus du Puy Geſchichte S. 11.)

Voici les *) Articles qui ſe trouvent au long dans la Chronique de S. Denis.

„Les forfaits pourquoi les Templiers furent ars &
„condamnez & pris, & contre eux approuvez, *ſi comme*
„*l'on dit*, & d'aucuns d'eux en priſon reconnu, s'enſuivent.

„Le premier Article de leurs forfaits eſt tel: Qu'ils ne
„croient point en Dieu fermement, & quand ils faiſoient
„un nouveau Templier, ſi n'étoit de nullui ſçeu, comment
„ils le faiſoient: mais bien étoit vû & ſçû, comment ils
„lui donnoient les draps.

„Le II. Article étoit: Quand icelui nouvel Templier
„avoit vêtu les draps de l'Ordre, tantôt étoit mené en une
„chambre obſcure, & tantôt le nouvel Templier renioit
„Dieu

---

*) En la vie de Philippe le Bel chap. 66, & au livre intitulé: *Paſſage d'Outre mer* [illegible]

„Dieu par ſa male avanture, & paſſoit par-deſſus ſa Croix, & en ſa douce figure crachoit.

„Le III. Article étoit: Car tantôt après ils alloient adorer une idole, & pour certain icelle idole étoit une vieille peau ainſi comme toute embaumé & comme toile polie, & illecques certes le Templier mettoit ſa très vile foi & creance, & en lui trés-fermement croioit, & en icelle avoit ès foſſes des yeux eſcarboucles reluiſans comme clairté du ciel; & pour certain toute leur eſperance étoit en icelle, & étoit leur Dieu ſouverain, & mêmement ſe affioit en lui de bon cœur.

„Le IV. Article eſt tel: Car ils reconnurent auſſi la trahiſon que S. Louis eut Outre-mer; il fut pris en ces parties & mis en priſon, & Acre une cité trahirent-ils par leur grand meſpriſon.

„Le V. Article eſt tel: Que ſi le peuple Chrétien fût prochainement allé ès parties d'Outre-mer, ils avoient fait telles ordonnances & convenances au Souldan de Babyloine, qu'ils avoient par leur mauvaiſtié apertement les Chrétiens vendus.

„Le VI. Article eſt: Que eux reconnurent du Treſor du Roi à aucuns avoir donné, qui au Roi avoient fait contrarieté: laquelle choſe étoit moult domageable au Roiaume.

„Le VII. Article eſt tel: Car ſi comme l'on dit, ils connurent le peché d'hereſie, & pour leur hypocriſie habitoient l'un à l'autre charnellement. Pourquoi c'étoit merveille, que Dieu ſouffroit tels crimes & felonies deteſtables être faites: mais Dieu par ſa pieté ſouffre faire moult de felonie.

„Le VIII. Article eſt tel: Que ſi nul Templier en leur idolatrie bien affermer mourut en ſa malice, aucunement ils le faiſoient ardoir, & de la poudre de lui donnoient à manger aux nouveaux Templiers, & ainſi plus fermes leur creance & idolatrie tenoient, & du tout depriſoient le Corps de Jeſus-Chriſt.

„Le IX. Article eſt tel; Que ſi aucun Templier eût au entour lui ceinte ou liée une courroie, laquelle étoit leur *malhommerie*, après ce jamais *ſa loi ne fut reconnuë*; tant avoit illec ſa foi & ſa loi affichée & fermée.

„Le X. Article eſt tel: Que leur Ordre ne doit nul enfant baptiſer ni levér des ſaints Fonds, tant comme ils s'en pourront abſtenir, ne entrer en l'hôtel où femme

„giſt d'enfant, s'ils ne s'en va du tout en tout à reculons, laquelle choſe eſt deteſtable à raconter. Et ainſi pour ices forfaits & crimes furent du ſouverain Evêque Pape Clement, & de pluſieurs Archevêques, Evêques & Cardinaux condamnez.

„Le XI. Article eſt tel; Car encores faiſoient-ils pis: car un enfant nouveau engendré d'un Templier en une pucelle, étoit cuit & rôti au feu, & toute la graiſſe ôtée, & de celle étoit ſacrée & ointe leur idole.

II. Sechs Artikel, welche Abraham Bzovius in einem Buche im Vatikan gefunden hat, worinn berichtet wird, daß einige Biſchöfe in Italien die Tempelherren dieſer Punkte überwieſen hätten.

(Aus du Puy Geſchichte S. 25.)

I. Tirones, qui primò Religionem Templariorum ingrediebantur, Deum blaſphemabant, & Chriſtum, Beatam Dei parentem Mariam, & omnes Sanctos abnegabant; ſuper Crucem & Imaginem Jeſu-Chriſti ſpuebant, eamque pedibus conculcabant: Chriſtum falſum fuiſſe Prophetam, neque pro redemptione generis humani paſſum, aut crucifixum eſſe affirmabant.

II. Caput quoddam, faciem albam quaſi humanam præ ſe ferens, capillis nigris & criſpantibus, & circa collum deauratis ornatum, quod quidem nullius Sancti fuerat, cultu latriæ adorabant, orationes coram eo faciebant, & cingulis quibuſdam illud cingentes, illis ipſis, quaſi ſalutares forent, ſeſe accingebant.

III. Verba Conſecrationis in Miſſæ ſacrificio omittebant.

IV. Tirones receptos oſculis in ore, umbilico, & membris quæ pudor occuluit, in loco Capitulari, mox atque habitum induiſſent, fatigabant.

V. Averſâ libidine omnes promiſcuè ſeſe inquinabant.

VI. Nemini ea revelare, quæ vel in aurora, vel primo crepuſculo agerent, juramento præſtito promittebant: aliaque nefanda perpetrabant.

III. Vierzehn Artikel welche der Pabſt der Bulle Regnans in Coelo beyfügen ließ.

(Aus du Puy Geſchichte S. 28.)

I. Cùm in Ordinem coöptabantur, in ipſis Sacrorum ſuorum initiis, Chriſtum-ne aut Deum, aut Virginem Deiparam, aut Divos abjuraſſent, vel ut abjurarent moniti fuiſſent, alioſve ipſi ad abjurandum incitaſſent?

II. An Chriſtum, vel Jeſum, Crucive ſuffixum, verum Deum eſſe, vel paſſum pro humano redimendo genere negaſſent?

III. An fuiſſe pſeudo-Prophetam, & pro ſuis ipſis afflictum criminibus affirmaſſent?

IV. An Ordinis Magiſtrum, qui nullis erat ſacris initiatus, crederent per Pœnitentiæ Sacramentum eluere animæ ſordes & peccata poſſe, & an ipſe id feciſſet?

V. An quæ occulta habebantur in eorum Legibus, ea Orthodoxæ Romanæ Eccleſiæ vituperationi eſſe, criminaque ac errorem fovere putarent?

VI. An in ipſo Ordinis ingreſſu docerentur, poſſe inter ſe luxurioſè commiſceri, idque eſſe faciendum, neque ullum ob id perpetrari flagitium; & an hæc Tirones etiam docerent?

VII. An Ordinis ſui amplitudini ſtuderent, vel contrà quàm fas eſſet juraſſent; ad idque jurandum alios induxiſſent?

VIII. An qui coöptabat eos in Ordinem, ne ſpem ſalutis ſuæ in Chriſto Dei poſitam haberent, illis ediceret?

IX. An conſpuiſſent Crucem, Imaginemve Chriſti Dei, aut pedibus protriviſſent ac conculcaſſent; & die Veneris ſancto, vel alio, in eam minxiſſent?

X. An cattum, craniumve, aut ſimulacrum quodpiam & idolum hujuſmodi fictum & commenticium divinâ veneratione coluiſſent, in magnis Comitiis, aliove Fratrum loco; divitiaſque ab eo & terrarum arborumve uberes fructus ſperaſſent?

XI. An quo cingulo interulam carnemve cingebant, eo idolum quodpiam hujuſmodi terigiſſent?

XII. An Tyrones, adoleſcentulos præſertim, libidinosè, intemperanterque atque aliâ quàm deceat, parte oſculati fuiſſent?

XIII. An dum rem divinam facerent, ſacra Myſteriorum, & conſecrationis verba omiſiſſent?

XIV. An ſceleſtum & nefarium facinus ducerent, hæc committere?

IV. Einhundert und drey und zwanzig Artikel, welche der Pabſt an alle Erzbiſchöfe und päbſtliche Kommiſſarien ſchickte, um die Tempelherren, zufolge der Bulle Faciens miſericordiam darnach zu verhören *).

(Aus du Puy Geſchichte, S. 261 — 266.)

Iſti ſunt Articuli, ſuper quibus inquiretur contra Ordinem Militiæ Templi, quorum mentio in ſuperiore Bulla Clementis V. Papæ facta.

Primò: quod licet aſſererent ſanctè Ordinem fuiſſe inſtitutum, & à Sede Apoſtolica approbatum, tamen in receptione Fratrum dicti Ordinis, & quandoque poſt, ſervabantur & fiebant ab ipſis Fratribus quæ ſequuntur:

1. Videlicet, quod quilibet in receptione ſua, & quandoque poſt, vel quam citò ad hoc commoditatem recipiens habere poterat, abnegabat Chriſtum aliquando Crucifixum, & quandoque Jeſum, & quandoque Deum, & quandoque Beatam Virginem, & quandoque omnes Sanctos & Sanctas Dei, inductus ſeu monitus per illos, qui eum recipiebant.

2. Item, quod communiter Fratres hoc faciebant.

3. Item, quod major pars.

4. Item, quod etiam poſt ipſam Receptionem aliquando.

5. Item, quod dicebant & dogmatiſabant Receptores, illis quos recipiebant, Chriſtum non eſſe verum Deum, vel quandoque Jeſum, vel quandoque Crucifixum.

6. Item, quod dicebant ipſi illis, quos recipiebant, ipſum fuiſſe falſum Prophetam.

7. Item, ipſum non fuiſſe paſſum pro Redemptione humani generis, nec Crucifixum, ſed pro ſceleribus ſuis.

8. Item,

---

*) Dieſe Artikel ſind das vorzüglichſte und vollſtändigſte Verzeichniß der Beſchuldigungen, daher ich mich im 1ten Theil öfters darauf bezogen habe.

8. Item, quod nec receptores nec recepti habebant ſpem Salvationis habendæ per Jeſum; & hoc dicebant illis quos recipiebant, vel æquipollens, vel ſimile.

9. Item, quod faciebant illos quos recipiebant, ſpuere ſuper Crucem, ſeu ſuper ſignum, vel ſculpturam Crucis & Imaginem Chriſti; licet interdum qui recipiebantur ſpuerent juxtà.

10. Item, quod ipſam Crucem pedibus conculcari quandoque mandabant.

11. Item, quod eandem Crucem ipſi Fratres recepti quandoque conculcabant.

12. Item, quod mingebant & conculcabant interdum, & alios mingere faciebant ſuper ipſam Crucem; & hoc in die Veneris Sancti aliquoties faciebant.

13. Item, quod nonnulli eorum ipſâ die vel aliâ Septimanæ ſanctæ, pro calcatione, & mictione prædictis convenire conſueverunt.

14. Item, quod adorabant quemdam Catum, ſibi in ipſa Congregatione apparentem quandoque.

15. Item, quod hæc faciebant in vituperium Chriſti & Fidei Orthodoxæ.

16. Item, quod non credebant Sacramentum Altaris.

17. Item, quod aliqui ex eis.

18. Item, quod major pars.

19. Item, quod hæc Receptores eorum ſibi injungebant.

20. Item, quod credebant, & ſic dicebatur eis, quod Magnus Magiſter à peccatis poterat eos abſolvere.

21. Item, quod Viſitator.

22. Item, quod Præceptores, quorum multi erant laici.

23. Item, quod hæc faciebant de facto.

24. Item, quod aliqui eorum.

25. Item, quod Magnus Magiſter Ordinis prædicti hæc fuit de ſe confeſſus, in præſentia magnarum perſonarum, antequàm eſſet captus.

26. Item, quod in receptione Fratrum dicti Ordinis, vel circa, interdum recipiens, & receptus aliquando ſe deoſculabantur in ore, in umbilico, ſeu in ventre nudo, & in ano ſeu ſpina dorſi.

27. Item, aliquando in umbilico.

28. Item aliquando in fine ſpinæ dorſi.

29. Item, aliquando in virga virili.

30. Item, quod in receptione ſua, illi faciebant jurare illos quos recipiebant, quod Ordinem non exirent.

31. Item, quod habebant eos ſtatim pro Profeſſis.

32. Item, quod receptiones ipſas clandeſtinè faciebant.

33. Item, quod nullis præſentibus, niſi Fratribus dicti Ordinis.

34. Item, quod propter hoc contra dictum Ordinem vehemens ſuſpicio à longis temporibus laboravit.

35. Item, quod communiter habebatur

36. Item, quod Fratribus quos recipiebant, dicebant quod de invicem poterant unus cum alio commiſceri carnaliter.

37. Item, quod hoc licitum erat eis facere.

38. Item, quod debebant hoc facere ad invicem, & pati.

39. Item, quod hæc facere non erat eis peccatum.

40. Item, quod hoc faciebant ipſi, vel plures eorum.

41. Item, quod aliqui eorum.

42. Item, quod ipſi per ſingulas Provincias habebant Idola, videlicet capita: quorum aliqua habebant tres facies, & alia unam, & aliqua cranium humanum habebant.

43. Item quod illa idola, vel illud idolum adorabant; & ſpecialiter in eorum magnis Capitulis & Congregationibus.

44. Item, quod venerabantur.

45. Item, quod ut Deum.

46. Item, quod ut Salvatorem ſuum.

47. Item, quod aliqui eorum.

48. Item, quod major pars illorum, qui erant in Capitulis.

49. Item, quod dicebant, quod illud caput poterat eos ſalvare.

50. Item, quod divites facere.

51. Item, quod omnes divitias Ordinis dabat eis.

52. Item, quod facit arbores florere.

53. Item, quod terram germinare

54. Item, quod aliquod Caput idolorum prædictorum cingebant ſeu tangebant chordulis, quibus ſe ipſos cingebant circa camiſiam ſeu carnem.

55. Item, quod in ſui receptione ſingulis Fratribus prædictæ chordulæ tradebantur; vel aliæ longitudines earum.

56. Item, quod in venerationem idoli hæc faciebant.

57. Item, quod injungebant eis, quod dictis chordulis, ut præmittitur, ſe cingerent, & continuè portarent; & hæc faciebant etiam de nocte.

58. Item, quod communiter Fratres dicti Ordinis recipiebantur modis prædictis.

59. Item, quod ubique.

60. Item, quod pro majori parte.

61. Item, quod qui nolebant prædicta in ſui receptione facere, vel poſt interficiebantur, vel carceri mancipabantur.

62. Item, quod aliqui ex eis.

63. Item, quod major pars.

64. Item, quod injungebant eis per Sacramentum, ne prædicta non revelarent.

65. Item, quod ſub pœna mortis vel carceris.

66. Item, quod neque modum Receptionis eorum revelarent.

67. Item, quod nec de prædictis inter ſe loqui audebant.

68. Item, quod ſi capiebantur quod revelarent, morte vel carcere affligebantur.

69. Item, quod injungebant eis, quod non confiterentur aliquibus, niſi Fratribus ejuſdem Ordinis.

70. Item, quod Fratres dicti Ordinis, ſcientes dictos errores, corrigere neglexerunt.

71. Item, quod ſanctæ Matri Eccleſiæ nunciare neglexerunt.

72. Item, quod non receſſerunt ab obſervantia prædictorum errorum, & communione prædictorum Fratrum; licet facultatem habuiſſent recedendi & prædicta faciendi.

73. Item, quod prædicta fiebant & ſervabantur ultra mare, in locis, in quibus Magiſter Generalis & Conventus dicti Ordinis pro tempore ſunt morari.

74. Item, quod aliquando prædicta Abnegatio Chriſti fiebat, in præſentia Magiſtri & Conventus prædictorum.

75. Item, quod prædicta fiebant & ſervabantur in Cypro.

76. Item, quod ſimiliter citra mare, in omnibus Regnis & locis aliis, quibus fiebant receptiones Fratrum prædictorum.

77. Item, quod prædicta obſervabantur in toto Ordine, generaliter, & communiter.

78. Item, quod ex obſervantiâ generali & longâ.

79. Item, quod de conſuetudine antiqua.

80. Item, quod ex Statuto Ordinis prædicti.

81. Item, quod prædictæ Obſervantiæ, Conſuetudines, Ordinationes, & Statuta in toto Ordine, ultra mare & citra mare, ſiebant & obſervabantur.

82. Item, quod prædicta erant de Punctis Ordinis, introductis per errores eorum, poſt Approbationem Sedis Apoſtolicæ.

83. Item, quod Receptiones Fratrum dicti Ordinis fiebant communiter modis prædictis, in toto Ordine ſupradicto.

84. Item, quod Magiſter Generalis dicti Ordinis prædicta ſic ſervari & fieri injungebat.

85. Item, quod Viſitatores.

86. Item, quod Præceptores.

87. Item, quod alii Majores dicti Ordinis.

88. Item, quod ipſimet obſervabant prædicta hic, & dogmatizabant, fieri & ſervari.

89. Item, quod aliqui eorum.

90. Item, quod alium modum recipiendi in dicto Ordine Fratres non ſervabant.

91. Item, quod non eſt memoria alicujus de Ordine qui vivat, quod ſuis temporibus modus alius obſervatus fuerit.

92. Item, quod prædictum Receptionis modum & ſupradicta alia non ſervantes, & ſervare nolentes, Magiſter Generalis, Viſitatores, Præceptores, & alii Magiſtri dicti Ordinis in hoc poteſtatem habentes, graviter puniebant, quando querela deferebatur ad eos.

93. Item, quod Eleémoſynæ in dicto Ordine non fiebant ut debebant, nec Hoſpitalitas ſervabatur.

94. Item, quod non reputabatur peccatum in dicto Ordine, per fas aut nefas jura acquirere aliena.

95. Item, quod juramentum præſtabatur ab eis, augmentum & quæſtum dicti Ordinis, quibuſcunque modis poſſunt, per fas aut nefas procurare.

96. Item, quod non reputabatur peccatum, propter hoc dejerare.

97. Item, quod clam conſueverant tenere ſua Capitula.

98. Item, quod clam; ac in primo ſomno, vel primâ vigiliâ noctis.

99. Item, quod clam: quia expulſâ totâ aliâ familiâ, de domo & clauſuris domûs; ut omnes de familia illis noctibus quibus tenent Capitula, jaceant extrà.

100. Item, quod clam, quia ſic ſe includunt ad tenendum Capitulum, ut omnes januas Domûs & Eccleſiæ, in quibus tenent Capitulum, firmant adeò firmiter, quod nullus ſit, vel eſſe poſſit acceſſus ad eos, nec juxtà: ut poſſit quicunque videre vel audire de factis aut dictis ipſorum.

101. Item, quod clam adeo, quod ſcilicet (forte, ſciunt) ponere excubiam ſupra tectum Domûs vel Eccleſiæ, in quibus tenent Capitulum: ad providendum, ne quis locum in quo tenent Capitulum, appropinquet.

102. Item, quod ſimilem clandeſtinitatem obſervant, & obſervare conſueverunt ut plurimùm, in recipiendo Fratres.

103. Item, quod error hic viget, & viguit in Ordine longo tempore, quod ipſi tenent opinionem, & tenuêre retroactis temporibus, quod Magnus Magiſter poſſit abſolvere Fratres à peccatis eorum.

104. Item, major error viget, & viguit, quod ipſi tenent, & tenuerunt retroactis temporibus quod Magnus Magiſter poſſit abſolvere Fratres Ordinis à peccatis, etiam non confeſſatis, quæ confiteri, propter aliquam erubeſcentiam aut timorem Pœnitentiæ injungendæ vel infligendæ, omiſerunt.

105. Item, quod Magnus Magiſter hos prædictos errores confeſſus eſt, ante captionem, ſponte coram fide dignis, Clericis & laicis.

106. Item, quod præſentibus Majoribus Præceptoribus ſui Ordinis.

107. Item, quod prædictos errores tenent, & tenuerunt, nedum hæc opinantes, & tenentes de Magno Magiſtro, ſed de cæteris Præceptoribus, & Primatibus Ordinis, Viſitatoribus maximè.

108. Item, quod quidquid Magnus Magiſter, maximè cum Conventu ſuo faciebat, ordinabat, aut ſtatuebat, totus Ordo tenere, & obſervare habebat, & etiam obſervabat.

109. Item, quod hæc poteſtas ſibi competebat, & in eo reſederat ab antiquò.

110. Item, quod tanto tempore duraverunt ſupradicti pravi modi & errores, quod Ordo in perſonis potuit renovari ſemel, bis, vel pluries tempore introductorum ſeu obſervatorum prædictorum errorum.

111. Item, quod omnes vel quaſi duæ partes Ordinis, ſcientes dictos errores, corrigere neglexerunt.

112. Item, quod ſanctæ Matri Eccleſiæ nunciare neglexerunt.

113. Item, quod non receſſerunt ab obſervantia prædictorum errorum; licèt facultatem habuiſſent recedendi & prædicta faciendi.

114. Item, quod multi Fratres de dicto Ordine, propter fœditates & errores ejusdem Ordinis exierunt, nonnulli ad Religionem aliam tranſeuntes, & nonnulli in ſeculo remanentes.

115. Item quod propter prædicta & ſingula, grandia ſcandala contra dictum Ordinem ſunt exorta, in cordibus ſublimium perſonarum, etiam Regum & Principum, & ferè totius populi Chriſtiani generata.

116. Item, quod prædicta omnia & ſingula ſunt nota & manifeſta inter Fratres dicti Ordinis.

117. Item, quod de his eſt publica vox, opinio communis, & fama, tam inter Fratres dicti Ordinis, quàm extrà.

118. Item, quod de majori parte prædictorum.

119. Item, quod de aliquibus.

120. Item, quod Magnus Magiſter Ordinis, Viſitator, & Magnus præceptor Cypri, Normanniæ, Pictaviæ, & quamplures alii Præceptores, & nonnulli alii Fratres dicti Ordinis præmiſſa confeſſi fuerunt, tam in judicio quàm extrà, coram ſolemnibus Perſonis, & in pluribus locis, etiam perſonis publicis.

121. Item, quod nonnulli Fratres dicti Ordinis, tam Milites quàm Sacerdotes, alii etiam in præſentia Domini noſtri Papæ & Dominorum Cardinalium fuerunt prædicta, vel magnam partem dictorum errorum confeſſi.

122. Item, quod per juramenta præſtita ab eisdem.

123. Item, quod etiam in pleno Conſiſtorio recognoverunt prædicta.

V. Ein

V. Ein und dreyßig Artikel welche du Puy aus den vorigen, von dem Pabſt an die Kommiſſarien geſendeten Artikeln gezogen hat.

Ich will dieſe hier nicht nochmals abdrucken laßen, da ſie nur aus den vorigen wörtlich ausgezogen ſind.

VI. Neun und zwanzig Artikel, worüber die engländiſchen Tempelherren ſind beſonders verhört worden *).

(Aus du Puy Geſchichte S. 326 — 328.)

1) Vier und zwanzig Artikel, welche die Biſchöfe von London und Chicheſter zu den vorigen hinzuſetzten.

Item memorandum, quod in Eccleſia S. *Martini de Ludgate*, Londoniæ, IV. Kal. Februarii anno Domini M.CCC. X. (id eſt 29. Januar. 1311. ſtylo novo) Epiſcopus & Inquiſitores prædicti propoſuerunt & exhibuerunt XXIV. novos Articulos ſuper quibus repertæ & examinatæ fuerunt ſingulares perſonæ Templariorum.

1. Primò interrogentur, an ſuper Abnegatione Chriſti, ſpuitione ſuper Crucem, ſodomiâ vel idololatriâ, ſeu aliis Articulis ejsdem impoſitis, & ſub Bulla miſſis, aliquid ſciant?

2. Item interrogetur quilibet, an credat, quod omnes & ſinguli Fratres recepti in Anglia, ſeu magno Præceptori Angliæ mediatè vel immediatè ſubjecti, ſunt boni homines & fide digni: & tales qui timore Magni Præceptoris vel Ordinis, vel alicujus odio vel gratiâ, vel aliâ quacumque

---

*) Dieſe beſondere Artikel wurden vermuthlich dadurch veranlaßt, daß aus den Ausſagen der engländiſchen Tempelherren erhellete, daß verſchiedene Profeſſionen, Abtheilungen oder Grade im Tempelherrenorden waren, und daß daſelbſt ein Theil des geheimen Statutenbuchs in franzöſiſcher Sprache, betreffend die Abſolution die der Meiſter den Rittern gab, zum Vorſchein kam, wovon ich ſchon S. 11 geſprochen habe. Dieſe Artikel ſind vermuthlich in der Abſicht gemacht, um die Wahrheit und Allgemeinheit dieſer Ausſagen näher zu erforſchen. Dieß iſt auch die Urſache warum in England über dieſe Punkte mehrere und deutlichere Ausſagen vorhanden ſind, als in Frankreich, weil man auf dieſe Umſtände beſonders inquirirte.

que caſu non deviarent à veritate? Item an velit ſtare eorum teſtimoniis, ac ſi de ſua Receptione ſingulariter depoſuiſſent?

3. Item an ſit ita eadem conſuetudo idemque modus recipiendi in Anglia, quod quicumque ſciens modum recipiendi alicujus ſeu aliquorum Fratrum, ſciat modum, per quem recepti ſunt omnes alii, & ſinguli ipſorum?

4. Item an ſit ita eadem conſuetudo, idemque modus recipiendi Fratres ubique; & quod quicumque ſciens modum recipiendi qui ſervatur in Anglia, ſciat illum qui ſervatur in aliis locis, & ubique: & è converſo?

5. Item an omnes Magni Præceptores Ordinis, & ſpecialiter Magnus Præceptor Angliæ, obſervantias ſuas recipiebant à Magno Magiſtro; & omnes & ſinguli Fratres Ordinis Templi in Anglia conſtituti illas ſervabant; & per iſtum modum, per quem per Magnum Magiſtrum & Viſitatores prædictos, & per alios Fratres in Cypro & in Italia, & in aliis Regnis, Provinciis & Præceptoriis ſervabantur.

6. Item an prædicti Fratres in Anglia & alibi recepti, in præſenti Inquiſitione, per eos ad quos ſpectabat, ubique per juramenta propria requiſiti, ſuper Obſervantiis prædictis, ipſas non celaverunt: ſed eas ubique in judicio ſponte confeſſi ſunt?

7. Item interrogetur quilibet, an velit ſtare ſpontaneis Confeſſionibus & depoſitionibus eorumdem?

8. Item an prædictæ Obſervantiæ per Magnum Præceptorem Franciæ, vel Viſitatorem Ordinis Magno Præceptori Angliæ, ſeu Deputatis ab eo, in Capitulo celebrato in Regno Franciæ communiter tradebantur?

9. Item, an quando Fratres faciebant Capitulum, pulſaretur campana vel aliud ſignum ad convocandum prædictum Capitulum; & an ipſe, & omnes alii & ſinguli Fratres, nullo excepto, tenerentur ad Capitulum convenire, & convenirent?

10. Item an ipſe interfuerit in aliquo Capitulo, & fecerit ea, quæ alii communiter faciebant?

11. Item an ſciat vel credat, omnia & ſingula quæ fiebant in eorum Capitulis tam in Receptionibus Fratrum, quam in Abſolutionibus, & in quibuſcumque aliis, eſſent bona & licita, & bene & licitè fierent; vel an fierent ibi aliqua erronea, illicita, hæretica vel vicioſa;

12. Item an ea quæ fiebant circa præmiſſas Receptiones & Abſolutiones, fierent in Capitulo, & ex Statuto vel Conſuetudine, & Approbatione Ordinis, & omnium & ſingulorum Fratrum?

13. Item an credit, quod prædictæ Abſolutiones habebant talem efficaciam, qualem ſonabant?

14. Item an ea quæ continentur in libro de Confeſſione, & Abſolutione, & de aliis, ſint vera, & per Fratres communiter approbata; & an ipſe & alii ita ſervaverint: & per quem modum illa ſervabant?

15. Item an ipſe & alii omnes & ſinguli crederent & dicerent, quod Magnus Præceptor & alii poſſent relaxare pœnitentias à Sacerdotibus pro peccatis injunctas?

16. Item an ipſe & omnes alii crederent, quod Magnus Præceptor, vel Viſitator, vel alii Præceptores Laici poſſent abſolvere aliquem Laicum excommunicatum, ex eo quod injecerat manus violentas in aliquem Fratrem, vel laicum Servientem ipſorum?

17. Item an ipſe, & omnes alii & ſinguli crederent, quod aliquis Frater ipſorum poſſet abſolvere à peccato perjurii quemlibet Servientem laicum, quando veniebat ad diſciplinam in aula; & Frater Serviens flagellabat eum: in nomine *Patris & Filii & Spiritûs Sancti*?

18. Item an ipſe crederet, & an omnes, & alii & ſinguli crederent, quod Abſolutio facta per Magnum Magiſtrum vel Viſitatorem vel Præceptorem Laicos, de aliis peccatis mortalibus, (ſimoniâ & violentâ manuum injectione in Clericum exceptis,) ſibi & aliis ſufficeret, abſque aliâ Confeſſione vel Abſolutione?

19. Item an crederent communiter, & ita diceretur inter Fratres, quod ipſi, ſeu Majores vel Sacerdotes eorum poterant abſolvere Fratres & homines Suos à Sententiis Excommunicationis in eos latis Auctoritate Ordinariâ vel Delegatâ?

20. Item quod Frater *Jacobus de Molay* nunc Magnus Magiſter, & Frater *Hugo de Peraut* generalis Viſitator Ordinis, viſitarunt in Angliâ & tenuerunt Capitula ſuper Obſervantiis ſuis?

21. Item an prædicti Magiſter & Viſitator, & alii Fratres in Francia & in aliis Regnis conſtituti, obſervaverunt Obſervantias, in Articulis ſub Apoſtolica Bulla miſſis contentas; & ſe & omnes ſingulos Fratres ipſas obſervaturos, in Judicio confeſſi ſunt?

22. Item an communis ſuſpicio populi fuerit, & ſit contra omnes & ſingulos, & eorum Profeſſionem, & modum recipiendi clandeſtinum?

23. Item an prædicta ſuſpicio ſit ſuper his, quæ continentur in Articulis ſub Bulla miſſis, an ſuper dictis?

24. Item an omnia & ſingula prædicta ſint in Anglia & alibi adeo manifeſta & notoria, quod non poſſint ulla tergiverſatione celari?

2) Fünf noch hinzugeſetzte Artikel.

1. Interrogetur quilibet, quos Fratres viderit recipi?

2. Item quos Fratres in Anglia in Cantuarienſi Provincia novit?

3. Item an Receptio omnium & ſingulorum quos vidit recipi, fuerit facta eo modo, quo ipſe depoſuit?

4. Item an ea quæ ipſe depoſuit, fuerint ſervata per Ordinem, per ipſos quos novit, & circa ipſos omnes & ſingulos.

5. Item quare clandeſtine ſepeliantur Fratres defuncti.

Zweyte Beylage

zum zweyten Abſchnitte.

Es war bis hieher abgedruckt worden, da ich den **Junius** des **Merkurs** und in demſelben den **Schluß** deſſen was der Ungenannte wider mein Buch zu erinnern hat, zu Geſichte bekam. Es iſt damit gerade ſo wie ich geſagt habe. Die **Goldtinktur** die der Ungenannte zu zeigen verſprach, ſoll der **Reichthum** der Tempelherren ſeyn. Der Ungenannte ſetzt uns wieder ab, wo wir vorher geweſen waren. Er zeigt mit wenigen Worten, wie die Tempelherren ſo reich werden konnten, welches jedermann gar leicht einſiehet. Und nun will er, es wäre dieſer **Reichthum** das Geheimniß der Tempelherren geweſen. Weil die Tempelherren Gelder ausliehen, Zinſen einnahmen, und in andere Welthändel verflochten waren, und weil **Matth. Paris** ſagt: in *capitulo negotia ſua contractant*, ſo meint er, „die **Zauberkatze** die den Tempelherren erſchienen ſeyn ſoll, „hätte ihnen von reichen Erndten, von **groſ**„**ſen Beſitzungen Goldes und Silbers vor**„**geredet** *). Ihr Großmeiſter **Hugo** habe „eine ſehr **politiſche** Idee gehabt, das **Kapi**„**tel** auf die **Nacht** zu verlegen.“ Der Ungenannte muß doch beſtändig etwas an der Geſchichte nach ſeinem Sinne drehen. Hätte der Großmeiſter Hugo *de Paganis* vom Anfange an angeordnet, daß die Kapitel ſollten des Nachts gehalten werden, ſo hätte die Streitfrage ein ganz anderes Anſehen. Aber eben deswegen, weil die erſte Regel der Tempelherren kein Wort davon ſagt, daß die Kapitel ſollten geheim oder des Nachts gehalten werden, eben weil erſt nachher Aufnahmen und Kapitel bey verſchloſſenen Thüren, und des Nachts gehalten wurden, eben weil aus den Zeugenausſagen erhellet, daß die Tempelherren ein geheimes Statutenbuch hatten; ſo muß man aus allen dieſen Umſtänden ganz natürlich ſchließen: Es ſey nachher etwas Geheimes bey den Tempelherren entſtanden, das vorher nicht war, und wenn die Zeugen ausſagen, daß zweyerley Aufnahmen, zweyerley Arten Profeß zu thun in dieſem Orden wären, ſo ſtimmt dieß mit dem übrigen ſo wohl überein, daß es ſich wechſelsweiſe aufkläret.

---

*) Jun. S. 247.

Uebrigens kann nichts ſchwächer ſeyn als die Gründe, mit denen der Ungenannte erweiſen will, daß die einzige Urſach warum ſich die Tempelherren ingeheim und des Nachts verſammelt hätten, die Behandlung ihres Reichthums, ihr Wucher, ihre reiche Erndten, ihre große Beſitzungen Goldes und Silbers geweſen. Es iſt dieß eine bloße Vorausſetzung, die mit nichts aus der Geſchichte bewieſen iſt, die mit den Zeugenausſagen gar nicht übereinſtimmet, (denn wenn es ſonſt nichts geweſen wäre, warum hätten es denn die Tempelherren nicht geſagt) und die das Geheimniß der nächtlichen Verſammlungen gar nicht erkläret. Die Johanniter waren, ihrem Inſtitute nach, in allen Abſichten völlig in der Lage der Tempelherren, ſie haben eben ſo gut einen großen Reichthum zu verwalten gehabt; hat man aber jemals gehört, daß ſie ihre Kapitel ganz ingeheim und des Nachts gehalten hätten? Ein jedes Kapitel eines jeden Ordens, wird in ſofern geheim gehalten, daß niemand dahin kommt, als der dahin gehört. Daß man nicht behorcht wird, dafür pflegt man bey weit minder wichtigen Verſammlungen zu ſorgen. Aber das feyerliche Geheimniß der nächtlichen Zuſammenkünfte der Tempelherren mußte doch noch andere Urſachen haben. Hat denn der Ungenannte ganz vergeſſen, daß nicht allein die Kapittel, ſondern auch die Aufnahmen, ganz geheim, bey verſchloſſenen Thüren, des Nachts, vorgenommen wurden? Bey den Aufnahmen kam doch gewiß nichts von reichen Erndten und von vielem Golde und Silber vor! Wäre bey den Aufnahmen ſonſt gar nichts vorgenommen worden, als was in der Regel des H. **Bernhards** ſtehet, ſo wäre es wohl ſehr **unpolitiſch** geweſen, nachdem der Orden anfänglich, der Regel gemäß, **öffentlich** aufgenommen hatte, plötzlich zu thun, was bey keinem Orden geſchahe; **dieſe Aufnahmen bey verſchloſſenen Thüren, des Nachts**, vorzunehmen, wodurch nothwendig Verdacht gegen dieſen Orden entſtehen mußte. Bey allen Orden ſind die Aufnahmen und Ablegungen der **Profeſſionen** öffentlich, obgleich freilich die **Kapitel** in ſofern **geheim** ſind, daß man nur bloß diejenigen dazu läßet, die ſich dazu qualificiren. Daß man von der innern Verfaßung jedes Ordens, von deſſen **Beſitzungen** und **Reichthümern** einem Fremden mehr nicht ſagt, als man für gut findet, iſt auch ganz gewöhnlich, und kann die ganz beſondern Umſtände bey den Tempelherren nicht erklären. Es ward ja bey den Tempelherren, von der erſten Aufnahme an, alles **geheim, bey verſchloſſenen Thüren, des Nachts** vorgenommen.

Daß **politiſche Abſichten** mit dem **Geheimniſſe** des Ordens verbunden geweſen, habe ich übrigens von Anfang an angezeigt. Aber meine Abſicht war nicht dieſe **politiſche Abſichten** zu entwickeln; ſondern ich wollte die **Beſchuldigungen** und **Zeugenausſagen** unterſuchen, alles dahin gehörige in **Ordnung** bringen,

gen, alles abſondern, was in der Geſchichte bisher aus **Vorurtheil**, ohne Beweis angenommen worden, und die ſcheinbaren **Widerſprüche** dadurch vereinigen, daß ich den Urſprung der auf den erſten Anblick ſeltſam ſcheinenden Gewohnheiten aufſuchte. Da ich den Grund der fremdeſten dieſem Orden ganz eigenen Gebräuche, darinn finde, daß in den Orden ſich eine **geheime Lehre** eingeſchlichen hat, deren **Principien** damals im **Oriente** und in **Europa** verbreitet waren, da ich die **Uebereinſtimmung** der **Gebräuche** der Stifter dieſer Lehre, und die Uebereinſtimmung mit **Ketzern** des **vierzehnten Jahrhunderts** zeige, deren Lehren aus eben den **Principien** herſtammten; ſo glaube ich noch immer etwas zu Aufklärung einer bisher gänzlich dunklen Sache etwas beygetragen zu haben. Es läßt ſich aus dem was ich aus der Geſchichte angeführt habe, leicht begreifen, daß die geheimen **gnoſtiſchen Lehren**, durch einen Zuſammenfluß von Umſtänden, und anfänglich durch Ueberzeugung, verſchiedenen Mitgliedern des Ordens gefallen haben, daß dieſe Ueberzeugung auch bey einzelnen Mitgliedern mehr oder weniger geblieben ſeyn kann, daß aber das **Geheimniß** mit welchem dieſe Lehren ihrer Natur nach traktirt wurden, nothwendig eine **engere Verbindung** zuwegebringen mußte, und daß die **Obern** des

Ordens dieſe geheime **Verbindung** zu politiſchen Abſichten nutzten, und die geheimen Gebräuche ſchon deswegen heilig hielten, um die enge **Verbindung** zu befeſtigen, wenn auch die **Lehren**, und der **Urſprung** der Gebräuche nicht von allen einzelnen Mitgliedern unterſucht ward. Hierinn iſt nichts der Geſchichte und den Zeugenausſagen widerſprechendes, vielmehr iſt alles der Natur der Sache und dem gewöhnlichen Laufe der Welt gemäß.

Der Ungenannte ſagt S. 251. Wer über die Tempelherren ſchreiben wolle, müſſe ſo ſchreiben, **als ob noch gar nichts darüber geſchrieben wäre.** Dieß habe ich gethan. Ich habe die **Vorurtheile** welche durch neuere Geſchichtſchreiber ohne Grund eingeführt waren **ganz beyſeite geſetzt**, ich habe mich zu den **Urkunden**, und zu den **Quellen** zu den **gleichzeitigen Schriftſtellern** gewendet, und habe, **bloß aus dieſen**, ſo viel mir möglich geweſen, alle Thatſachen hervorgeſucht, und ſo unpartheyiſch, deutlich und ſimpel geordnet als es mir möglich war. Ich hoffe geleiſtet zu haben, was man von einem Manne fordern kann, bey dem dieſe Arbeit eine zufällige Veranlaßung*) hatte, und ein Nebenwerk bleiben mußte. Alles habe ich nicht leiſten können. Da ich wirklich that als ob **noch gar nichts über die Tempelherren**

---

*) S. Seite 7.

herren geſchrieben wäre, da mir alſo noch gar nicht vorgearbeitet war, da ich ſo vielen Schutt wegräumen, und mich in die mühſamſten Unterſuchungen einlaßen mußte; ſo iſts gar nicht zu verwundern, daß ich in einigen Nebenſachen in Fehler gefallen bin. Schon mein Freund der Hr. D. **Anton** hat mir in ſeiner Unterſuchung einige derſelben angezeigt, die ich auch bereits in der neuen Auflage des erſten Theils, die jetzt unter der Preſſe iſt, verbeſſert habe.

Unter meine Fehler gehört auch, daß ich ſage: **Averroes** habe am Hofe Kayſer **Friedrichs** *II.* gelebt, welches mit der Chronologie nicht zu vereinigen iſt. Ich würde dem Ungenannten verbunden ſeyn, daß er mir dieſen *) Fehler anzeigt, wenn ihn nicht ſchon die **Halliſche gelehrte Zeitung** vom 21. **März** dieſes Jahres, mir, (und vermuthlich auch dem Ungenannten **) angezeigt hätte, daher dieſer Fehler auch ſchon zur **neuen Ausgabe** verbeſſert iſt. Uebrigens habe ich nicht, wie es der Ungenannte ſehr unartig drehet, „etwas von den „beiden **Söhnen** des Averroes gehört, die auf „ihren Reiſen den Hof des Kayſers beſuchten,

---

*) Inn. S. 141.

**) Er braucht S. 240 auch den Gedanken der Jenaiſchen gelehrten Zeitung, ohne es anzuzeigen. Dabey braucht er nochmals das *Sarrazin y alla*, welches, wie ich S. 87 gezeigt habe, entweder eine wiſſentliche Falſchheit, oder ein lächerlicher Fehler iſt.

„und dichtete daraus ein Faktum." Hätte ich die Stelle aus Bruckeri Hiſt. philoſ. *) auf die ſich der Ungenannte beziehet, vor mir gehabt, ſo würde ich von weiter nichts als von den Söhnen geredet haben. Die Treue mit der ich alles, ſo wie ich es gefunden, dargeſtellt habe, wird mich bey meinen Leſern gegen die Verunglimpfung des Ungenannten ſchützen. Ich hoffe es erſcheint aus meinem Verſuche deutlich, daß ich nicht dichte, ſondern nur ſo viel ſage als ich finde. Wozu hätte ich auch den Aufenthalt des Averroes bey Kaiſer Friedrich *II.* erdichten ſollen? Es iſt einmahl ausgemacht „daß „Kaiſer Friedrich II. bey ſeinem Kreuzzuge nach „dem Orient viel Bekanntſchaft mit den Arabern gehabt, viel mit Arabern umgegangen, „Befehl gegeben die philoſophiſchen Schriften „der Araber zu überſetzen." Ich habe davon Beweiſe angeführt, und ſelbſt der Ungenannte läugnet dieß nicht. Dies blieb aber hinlänglich zu dem Zwecke, den ich S. 109 meines erſten Theils hatte, auch wenn Averroes an des Kaiſers Hofe nicht geweſen iſt. Ich habe das Faktum nicht erdichtet, ſondern Harenberg in ſeiner Diſſert. de Sectis non timentium Deum, den ich auch über das was ich vom Kaiſer Friedrich *II.* ſage, S. 111 überhaupt citire, ſagt S. 50 ausdrücklich: „Id primis *Pontifex* cum ſuis „*aegre tulit*, quod philoſophus Arabs *Aver*„*roes in aula Friederici II.* cum filiis verſaba„tur." Ich hatte **Harenbergen** bey andern Citationen die ich nachſchlug richtig befunden, und glaubte ihm alſo in dieſem Nebenumſtände. Er hat geirret, ich habe ihm geglaubt; dieß iſt eigentlich mein Fehler.

---

*) Dieſe Stelle beruft ſich wieder auf den Ægid. Rom. und vermuthlich nicht mit Recht. Doch da dieß eine bloße Nebenſache iſt, will ich mich hierauf weiter nicht einlaßen.

Es ſcheint ein Schickſal zu ſeyn, daß ich dem Ungenannten, über das was er mir an Wahrheit, die bey ihm ſo ſelten zu finden iſt, mittheilen könnte, nicht eigentlich verbunden ſeyn ſoll. Auch die Stelle in den Geſta Dei per Francos S. 1152, die er anführt, daß Saladin von **Enfried von Turone** zum Ritter geſchlagen worden, iſt mir, ſeitdem ich den erſten Theil meines Verſuchs geſchrieben hatte, nicht unbekannt geblieben, und bereits in die neue Auflage eingetragen, nebſt einer beſtätigenden Stelle S. 1002, in welcher die *nimia familiaritas* des **Enfried von Torono** mit **Saladin** berichtet wird, und die der Ungenannte nicht anführet.

Auch ſagt der Ungenannte, „man müſſe „ohne **Liebe und Haß gegen den Orden**, „ohne eine **Lieblingshypotheſe** urtheilen, die „mich offenbar irre geführt habe." So habe ich geurtheilt, ohne Liebe und Haß. Es kann mich an Wiſſenſchaft und Beleſenheit leicht jemand übertreffen; aber daß ich bloß aus Wahrheitsliebe und mit völliger Unpartheylichkeit geſchrieben habe, bin ich mir bewußt, und ich hoffe meine ganze Aufführung zeigt es denen die ſelbſt Wahrheit lieben und unpartheyiſch ſind. Um andere kümmere ich mich wenig. Ich habe, wie ich angezeigt habe, meine Muthmaßungen aus der Geſchichte gezogen, ſie eher nicht gebraucht, als bis der Mangel deutlicher Nachrichten Muthmaßungen nothwendig machte. Ich habe vorher keine Lieblingshypotheſe gehabt, die ich durchſetzen, oder die Geſchichte darnach drehen wollte, wie es der Ungenannte in ſeinen Anfall wider mich macht. Doch würde ich hierüber weiter nichts ſagen, wenn der Verfaſſer nur bloß zu verſtehen geben wollte, daß er meiner Meinung nicht ſeyn könnte, bloß, daß ich wäre irre geführt worden. Aber er ſetzt hinzu: „Es iſt augenſcheinlich daß N. ſein „Gewebe über fremde Grundfäden zuſammengeſchlagen, über Grundfäden, die auch „zur Fortführung der Hand deſſen bedorften der ſie zog; und nicht der Hand — “ Hier bricht er bedeutungsvoll ab.

Der Ungenannte der mich nicht widerlegen kann, will mich hier vor der Welt verdächtig und verächtlich machen. Calumniare audacter denkt er, ſemper aliquid haeret! Er, der mich ſchon einmahl fälſchlich beſchuldiget hat, daß ich darum die Freymaurer von den Roſenkreuzern ableite, damit mich die Roſenkreuzer leſen ſollten, daß ich die neuen Gnoſtiker einlade, Freunde Gottes durch die geheime Taufe der Weisheit zu werden, ſucht mich abermahl zu verunglimpfen, als ob ich nicht bloß um die Wahrheit zu unterſuchen, ſondern um Abſichten durchzuſetzen geſchrieben hätte, als ob ich ſogar von andern geleitet worden, als ob ich meine Abhandlung aus fremden Grundfäden zuſammengeſetzt hätte, die die Hand eines andern zog. Ich erkläre dieß, wie ich ſchon S. 32 gethan habe, hier abermahls für die ſchändlichſte Verläumdung, wenn es der Ungenannte nicht beweiſen kann, und er kann es nimmermehr beweiſen. Der Ungenannte hat immer geliebt, die Sachen ins Dunkle zu werfen, und hat ſich beſſer dabey befunden. Ich habe immer geliebt, bey allem was ich je behauptet habe, und bey den verſchiedenen Streitigkeiten zu denen man mich wider meinen Willen gezwungen hat, alles aufs deutlichſte darzulegen, die Sachen ins hellſte Licht zu ſetzen. Dabey habe ich mich immer, am beſten befunden; und das unpartheyiſche Publikum hat mir Gerechtigkeit wiederfahren laßen. Ich fodere den Ungenannten hier öffentlich auf, deutlich und ohne Umſchweiſe zu ſagen: was verſteht er durch Grundfäden? Hat mir jemand die Materialien zu meiner Abhandlung gegeben, hat mir jemand das Reſultat meiner Abhandlung vorgeſchrieben? Habe ich es mir vorſchreiben laßen? Was iſt in meinem Verſuche, das augenſcheinlich zeigen könnte, ich habe die Materialien nicht ſelbſt ſammlen, das Reſultat nicht durch eignen Fleiß und Nachdenken finden können? Ich fodere ihn auf, deutlich zu zeigen, was das Geſpenſt das in ſeinem Gehirne ſpukt, für einen Zweck hätte haben können mir Grundfäden vorzuziehen, und woraus augenſcheinlich erhelle, daß mein Verſuch nach vorgezogenen fremden Grundfäden gemacht, nicht aus meiner Ueberzeugung gefloſſen, nicht die Frucht eigener Arbeit und eigenen Nachdenkens ſey? Endlich fodere ich ihn auf, daß er ſich deutlich erkläre, was er darunter verſteht daß die Grundfäden meines Verſuchs zur Fortführung der Hand deſſen bedürfen der ſie „zog, und nicht meiner Hand?“ will er damit ſagen ich wäre zu ungeſchickt, über ſolche Materien zu ſchreiben; ſo will ichs Kennern der Geſchichtkunde überlaßen, aus meinem Verſuche und aus ſeinen Zweifeln zu urtheilen, ob er oder ich geſchickter ſey hiſtoriſche Materien abzuhandeln. Will er zu verſtehen geben

ben ich hätte die Grundideen meines Verſuchs nicht ſelbſt in der Geſchichte finden können? Sonderbar genug! Der Ungenannte will in ſeinen Zweifeln vorgeben die Grundlinien meines Verſuchs wären, Träumereyen, falſche Konjekturen u. d. gl. Alſo könnte ja, wenn der Ungenannte recht hätte, zu den Grundideen dieſes Buchs ein ſo gar großer Verſtand nicht erfordert werden. Es gehören aber alle Ideen meines Erſten Theils, ſo wie die Ausführung, ihr Werth ſey welcher er wolle, mir ganz allein zu. So iſts auch in dieſem zweyten Theile, und ſo wenig ich Luſt habe, auf die Materie von Tempelherren und Freymaurern zurückzukommen, ſo wird doch, wenn ich dazu gezwungen werde, alles was ich künftig ſagen könnte, aus meinem eigenen Antriebe, aus eigener Unterſuchung geſchrieben werden, ohne daß jemand, wer er auch ſey, mir Grundſäden ziehen oder Anleitung geben wird.

Aber es ſcheint wohl der Ungenannte will durch ſolche unbeſtimmte Worte, deren rechten Sinn man nicht erkennen kann, die Idee hinwerfen, ich habe mir Grundſäden vorziehen laßen, um anderer Leute Abſichten zu befördern. Er kann und wird von dieſer Verläumdung, als ob ich nicht die Wahrheit, ſo wie ich ſie ſelbſt habe erforſchen können, geſucht, ſondern die Materie nach Grundſäden die mir von andern vorgezogen werden, und die ich nicht einmahl ſelbſt fortführen könnte, gedrehet hätte, niemals den geringſten Beweis führen können. Ich habe noch immer gezeigt, daß ich Wahrheit ſuche und liebe. Ich bin überdem nicht der Mann der ſich in dem was er unternehmen will, von andern leiten oder ſich Grundfäden vorziehen läßet. Ich hätte, wenn ich dieſes bey vielen andern Gelegenheiten hätte thun wollen, des Zeitungslobes viel mehr haben, und hätte beſonders verſchiedene hämiſche Angriffe und Beſchuldigungen vermeiden können, mit denen Leute deren Grundfäden ich nicht folgen wollte, denen ich alſo im Wege war, nun ſchon einigemahl, ſo wie jetzt der Ungenannte, mir haben wehe thun wollen. Ich habe mich noch allemahl über ſolche Beſchuldigungen vor den Augen der Welt völlig rechtfertigen können, und ich werde es auch jetzt können, der Ungenannte mag ſagen was er will. Ich bin mir zu ſicher bewußt, daß er dieſe Beſchuldigung, ohne einzigen Grund bloß aus der Luft gegriffen hat. Ich habe S. 7. die einzige Veranlaßung meines Verſuchs erzählt. Herr D. Anton wird, wenn es nöthig iſt, bezeugen können, daß alles ſo iſt, wie ich es erzählt habe. Dieſer Freund der Wahrheit, wünſchte die Wahrheit näher erörtert zu wiſſen. Ich verehre ihn deswegen,

wegen, wenn ich ihn auch gleich vielleicht von meiner Meinung nicht überzeugen ſollte. Dieß verlangt niemand unbedingt, der nur mit Gründen ſtreitet, und weiß wie relativ Ueberzeugung iſt. Es hat mir zu der Art wie ich die Materie ausführen wollte, niemand Anleitung gegeben, noch weniger wie der Ungenannte träumt, **Grundfäden** gezogen. Ja, ich habe ſo viel ich mich erinnern kann, außer Hrn. D. **Anton** und außer folgenden Perſonen **niemand** von meinem Vorhaben oder von dem nähern Inhalte des Verſuchs den ich ſchreiben wollte, etwas nur einigermaßen ausführliches geſagt. Herrn Prof. **Eichhorn** in Jena habe ich, wie ſchon angezeigt, ſchriftlich befragt, ob das Wort baſſometus aus den orientaliſchen Sprachen herkommen könne, und was das arabiſche Wort Y alla bedeute, und habe ihm zugleich einige meiner Ideen über die Uebereinſtimmung der Gnoſtiker mit den Tempelherren, und von dem Einfluſſe den die nähere Kenntniß der mahometaniſchen Religion auf die Dogmatik der Chriſten hätte haben können, mitgetheilt, um dieſes großen Gelehrten Meinung darüber zu erfahren. Bey meinem Aufenthalte in Göttingen im Oktober vorigen Jahres habe ich von einigen allgemeinen Ideen meines Buchs mit dem Hrn. Prof. Dieze geſprochen, weil ich durch die Gefälligkeit dieſes gelehrten Mannes, viele Bücher von der dortigen vortreflichen Bibliothek erhielt. Aus gleicher Urſach habe ich auch mit dem Hrn. Bibliothekar **Langer** in Wolfenbüttel und mit dem Hrn. Prof. **Bruns** in Helmſtädt davon geſprochen. Mit dem Hrn. Prof. **Spittler** in Göttingen, als einem Kenner der Kirchengeſchichte, nahm ich Gelegenheit, unter andern lehrreichen Unterredungen, derer ich mich noch mit Vergnügen erinnere, etwas von meiner Erklärung der βαφη μητρος, und von einigen andern Materien, den Einfluß der gnoſtiſchen Lehren in die chriſtliche Dogmatik betreffend, zu ſprechen, und dieſer Gelehrte fand, daß dieſe Materie einer nähern Unterſuchung wohl würdig ſey. Endlich haben meine theuren Freunde Herr Juſtitzrath **Möſer** und Herr **Moſes Mendelsſohn**, mein Vorhaben und den Inhalt meines Werks gewußt. Sonſt erinnere ich mich nicht mit jemand darüber geſprochen noch weniger korreſpondirt zu haben. Von meinen Ideen über die **Geſchichte der Freymaurerey**, habe ich ehe mein **Verſuch** herauskam, mit niemand, (außer vor etwan ſechs Jahren mit meinem ſel. Freunde **Leſſing**,) nur einigermaßen ausführlich geſprochen, auch niemals darüber korreſpondirt. Wer ſoll nun derjenige ſeyn, der mir **Grundſäden vorgezogen** hätte, denen ich **gefolgt wäre**, und ſie doch nicht ſelbſt fortfühführen könnte? Wie unverſchämt kann der Ungenannte dieſes träumen! Wenn die Unterredung mit den eben genannten würdigen Gelehrten etwas beygetragen haben könnte, meine noch nicht ganz feſtgeſetzte Ideen näher zu beſtimmen, würde ich es mit Dank erkennen. Ich habe es in Anſehung des Hrn Prof. **Eichhorns** ſchon in meinem Verſuche öffentlich gethan. Ich bin weit entfernt mich mit fremden Federn ſchmücken zu wollen, wie unter andern der Ungenannte ſchon ſo oft unbemerkt, und mit gutem Erfolge gethan hat. Aber ich darf auch, da mich der Ungenannte durch eine ſo unverſchämte **Verunglimpfung** dazu nöthigte, öffentlich ſagen: daß ich mich von niemand leiten, mir von niemand **Grundſäden vorzeichnen** laße, und daß ich die **Grundſäden**, die ich mir in hiſtoriſchen Sachen aus **Lektur, Ueberlegung, Vergleichung** und **Nachdenken** ſelbſt zeichne, auch ſelbſt **fortzuführen** weiß. Daß dieß in der vorhabenden Materie der Fall ſey, kann der Ungenannte aus dieſem zweyten Theile erſehen, und ſoll es ferner erſehen, wenn er künftig über dieſe Materien etwas vorbringt, das ich der Mühe werth halte, etwas darüber öffentlich zu ſagen.

Am Ende giebt der Ungenannte zu verſtehen: Er habe noch mehr über dieſe Materie geſchrieben: „Er habe die **Akten**, die wir vom

„Proceß der Tempelherren haben, unterſucht, und ein **Gemälde** deſſelben **gerichtlich** und **hiſtoriſch** dargelegt. Er habe die Fragen unterſucht: ob der Orden nach ſeiner Aufhebung **hiſtoriſch-erweislich fortgedauert**? Ob er in andern Geſellſchaften **erneuert** ſey? Ob vor **Valentin Andreä Roſenkreuzer** geweſen? Ob die **Freymaurer** unter Karl I. und Kromwell mit den *Levellers* zuſammenhangen? Ob die Stelle in **Aſhmole** Leben ächt? Ob des ſogenannten **Dr. Knipe** Kommentar darüber vernünftig ſey? u. ſ. w. Da aber den meiſten Leſern des **T. Merkurs** an **hiſtoriſchen Erörterungen der Art** wenig gelegen ſeyn dürfte; ſo bliebe dieß an einem andern Orte.“

Der Ungenannte hat es ſehr an ſich, Winke hinzuwerfen als ob er vieles wüßte und konnte, was er nicht eben allemahl weiß oder nicht kann! Doch dem ſey wie ihm wolle. Wenn der Ungenannte alle dieſe Materien ſeit Erſcheinung meines **Verſuchs**, auf den ſich die meiſten dieſer Fragen ſo ſichtlich beziehen, **gründlich** und **ordentlich** unterſucht hätte; ſo hätte er viel Werk in weniger Zeit gethan, und die Leſer des **Merkurs**, die ſein verwirrtes zur Sache nicht gehöriges Zeug, von **Turpin** und **Ibn Chalikan**, von **Mahound** und **Termagant**, von *Mahommerie* und *Sarrazin* y alla ſich haben müſſen aufdringen laſſen, müßten ſehr verwöhnt ſeyn, wenn ihnen gründliche und ordentliche hiſtoriſche Erörterungen nicht intereſſant wären. Mir beſonders würde es angenehm ſeyn, daß ich Gelegenheit gegeben hätte, dieſe Materie gründlich und ordentlich erörtert zu ſehen. Sind aber ſeine Erörterungen dieſer Materien der Art, wie ſeine ſogenannte hiſtoriſchen Zweifel im Merz, Aprill und Junius des Merkurs; ſo möchte allerdings ſo wohl den Leſern des Merkurs als andern vernünftigen und wahrheitliebenden Leſern, an Erörterungen der Art, wenig gelegen ſeyn.

Dritter Abſchnitt.

Ueber des Ungenannten Einwürfe betreffend die Entſtehung der Freymaurergeſellſchaft.

Der Ungenannte verheelt es gar nicht daß ihm mein Anhang über das Entſtehen der Freymaurergeſellſchaft intereſſanter geweſen, als die ſeiner Meinung nach ſo oft ventilirte Beſchuldigungen des längſt verloſchenen Tempelordens *). Man merke wohl, dieß iſt bey ihm die Hauptſache. Ich muß geſtehen bey mir war es nicht ſo. Mein Anhang wäre ohne den Verſuch über die Tempelherren nie ans Licht gekommen, ohnerachtet ich die Hauptideen ſchon vor mehr als zehen Jahren, aus der Lektur verſchiedener Bücher, die mir damals von ungefähr in die Hände fielen, ſchöpfte, und ich ſie ſeitdem oft überlegt, und bey vorfallender Gelegenheit fernere Unterſuchungen darüber angeſtellt hatte. — Da Leſſing von Tempelmaſſoneyen redete, mußte ich auf dieſe Ideen zurückkommen, und ſahe meine auf Zetteln geſchriebene Kollektaneen nach, die ich leider! nicht alle wiederfand. Da ich mich indeſſen doch des meiſten wieder erinnerte,

ſo

---

*) März S. 225.

ſo hielt ich fürs beſte, meine Ideen niederzuſchreiben, damit ſie nicht ganz verlohren giengen, weil ich glaubte, ſie könnten andern die dieſe Materie einmahl näher erörtern wollten, Gelegenheit geben, den rechten Weg, auf welchen allein nur die Wahrheit liegt, eher zu finden, wenigſtens die vielen Abwege, welche gewöhnlich betreten werden, fahren zu laßen.

Ich wollte und konnte übrigens dieſe Materie nicht ganz ausführen. Ich habe ſelbſt geſagt *) „ich wolle einiges hinſetzen, was mir „von der ältern Geſchichte der Freymaurergeſellſchaft bekannt iſt. Ich könne nur einige Reſultate meiner Unterſuchungen mittheilen. „Die Unterſuchung ſelbſt vor den Augen „meiner Leſer anzuſtellen, werde nicht rathſam ſeyn, und werde ſie ermüden.“ Wer in dieſen Sachen nicht ganz fremd iſt, wird verſtehen, warum ich es nicht rathſam finde. Genug, mehr als ich verſprochen habe ſoll man von mir nicht fordern, wenn man billig iſt. Das iſt aber der Ungenannte niemals. Auch hier nicht. Er fodert von mir nicht allein, daß ich die Unterſuchung vor den Augen meiner Leſer anſtellen ſoll, ſondern er ſucht auch auf die ungerechteſte Art die Freymaurergeſellſchaft wider mich aufzuhetzen, als ob meine Abſicht geweſen wäre, dieſe Geſellſchaft zu ver-

---

*) Erſter Theil. S. 159.

kleinern. Er ſagt, ich ſetze dieſe Geſellſchaft „in ein verächtliches Licht *), ich mache ſie „bald zu einen Dunſt der Roſenkreuzer, bald „zum Nachhall einer verlebten politiſchen „Parthey, bald gar zum Handwerksſpaaß „eines Baumeiſters“ **) Es iſt dieß wieder eine der unverſchämteſten Verunglimpfungen des Ungenannten. Jeder der meinen Anhang mit Verſtand und Unpartheylichkeit lieſet, wird ſehen wie weit ich entfernt bin, dieſe Geſellſchaft auf irgend eine Art in einem verächtlichen Licht zu zeigen, daß ich beſtändig von ihr mit Achtung rede, daß ich ſorgfältig, ſo viel als möglich zu vermeiden geſucht habe, dieſer berühmten Geſellſchaft überhaupt, oder einer von den mir bekannten jetzigen Abtheilungen derſelben, auf irgend eine Art zu nahe zu treten. Ich habe daher von verſchiedenen Dingen davon ich wohl hätte reden können, gänzlich geſchwiegen, ich habe ſogar aus Vorſicht, und um Anſtoß zu vermeiden, zuweilen mich unbequemer Ausdrücke bedienen müſſen, über die mich nun der Ungenannte leicht zur Rechenſchaft ziehen mag! ohne daß ich mich vertheidigen kann, wenn ich mich nicht jetzt in einen Detail einlaßen will, den ich vorher mit Fleiß vermieden hatte.

---

*) März S. 246.

**) März S. 199.

„Wer nicht des Ungenannten hämiſchen und ſchadenfrohen Blick hat, muß ſehen, daß ich jeden Gedanken, als ob ich, durch meine Unterſuchung der erſten Entſtehung der Freymaurergeſellſchaft, dieſer Geſellſchaft oder irgend einem Theile derſelben, auf einige Art Mißvergnügen erwecken wollte, im voraus abzuwenden geſucht habe. Ich ſage ausdrücklich: „Ich „ſuche weder derſelben innere Einrichtung „und mannigfaltige Arten zu entfalten, noch „weniger ihre Geheimniſſe zu entdecken. — „Daß nach dem Erfolge meiner Unterſuchungen „dieſe berühmte Geſellſchaft nicht bis zu dem „grauen Alter hinaufſteigt, das ihr in manchen „Büchern zugeſchrieben worden, kann und ſoll „ihrem wahren Werthe nichts nehmen. — „Die jetzige Beſchaffenheit einer jeden Geſellſchaft, nicht was ſie ehemals geweſen, ſondern was ſie jetzt iſt, macht ſie ſchätzenswürdig.“ u. ſ. w.

Mit dieſen Geſinnungen machte ich mich an die Unterſuchung. Es iſt jedermann bekannt, wie mancherley ungereimte, aller wahren Geſchichte widerſtreitende hiſtoriſche Herleitungen für die wahre Geſchichte der Freymaurergeſellſchaft ausgegeben worden. Es iſt bekannt, wie mancherley Unſinn unter dem Mantel geheimnißvoller Herleitungen verborgen worden. Es iſt bekannt, welchen Misbrauch hinterliſtige

Demagogen und pfiffige Betrüger, von falſchen hiſtoriſchen Herleitungen, und von dunkeln und bildlich eingekleideten Sätzen, die damit ſehr künſtlich verflochten werden, gemacht haben. Sollten ſich vernünftige Leute nicht endlich über lange gehegte Vorurtheile wegſetzen, ſollten ſie ſich nicht endlich vereinigen, den alten Wuſt auszuräumen, ſich durch keine dunkle Vorſpiegelungen ferner herumführen zu laſſen, ſich ferner durch keine Hypotheſe anlocken zu laſſen, die ſich nicht durch deutliche Beweiſe legitimiren kann, der Wahrheit offen ins Geſicht zu ſchauen, die denen, welche ſie mit Eifer ſuchen, ſo gern entgegen kommt. Dieß kann am beſten durch eine unpartheyiſche Unterſuchung der wahren nicht der eingebildeten Geſchichte dieſer Geſellſchaft bewirket werden, welche, wenn ſie allgemein recht eingeſehen werden könnte, zur allgemeinen Verbeſſerung mehr beytragen müßte, als man dem erſtern Anblicke nach denken ſollte. Ich bin weit entfernt zu glauben, dieſe große Wirkungen, könnten durch meinen kurzen und unvollkommenen Grundriß dieſer Geſchichte bewirkt werden. Ich bin überhaupt weit entfernt, irgend eine Reformation im Sinne zu haben, irgend jemand der etwas glaubt, in ſeinem Glauben ſtören zu wollen, irgend einen ehrlichen Mann der im Stillen fortwirkt, aus ſeiner Lage zu reißen und aus ſeinem Wirkungskreiſe ſetzen zu wollen, ich bin überhaupt weit entfernt auf den jetzigen Zuſtand dieſer Geſellſchaft einige Rückſicht zu haben. Aber ich glaube ich durfte auch ſagen, was ich in der ehemaligen Geſchichte der Freymaurerey für Wahrheit halte, da ich einſahe, es könne nützlich ſeyn. Ich durfte es um ſo viel eher ſagen, da die gewöhnliche Freymaurergeſchichte mit vielem Unſinne und mit vielen der Geſchichte widerſprechenden Erzählungen erfüllt iſt; und da man jetzt zu merken anfängt, daß hin und wieder unter dem Unſinn, dunkle Anſpielungen auf wahre Geſchichte eingemiſcht ſind. Bloß um Wahrheit hervorzubringen habe ich den erſten Urſprung und die Hauptepochen der Veränderungen dieſer Geſellſchaft angedeutet, aber freylich nur andeuten können.

Was könnte der Geſellſchaft an dieſer kurzen Andeutung ihrer wahren Geſchichte mißfallen? Daß ich ſage, der allgemeine Trieb zur Verbeſſerung, der, wäre es auch nur zufällig geweſen, durch die Ideen von Roſenkreuzern erregt worden, und der Gedanken, eine der edelſten Ideen Bacons, nach dem Sinne der damaligen Zeit, durch eine geheime Geſellſchaft auszuführen, habe zu dieſer Geſellſchaft die erſte Veranlaßung, ſo wie der zufällige Umſtand, daß ſie ſich in dem Hauſe der Maurerzunft verſammlete, und dazu trat, den Namen Free-

maſon

maſon gegeben? Dieß iſt das wahre Bild, das ich vom Urſprunge der Geſellſchaft mache, der Ungenannte ſagt aber tölpiſcherweiſe, ich mache die Geſellſchaft zu einem Dunſte der Roſenkreuzer.

Ging es nicht natürlich zu, daß die geheime Geſellſchaft in England bey dem ſchrecklichen bürgerlichen Kriege in ihren auf die Kenntniß der Natur abzielenden Arbeiten, vielleicht ſelbſt wegen der Folgen ihrer erſten Einrichtung nicht ſonderlichen Fortgang hatte, daß ſie in dieſem bürgerlichen Kriege, in politiſche Geſchäfte verwickelt und durch dieſelbe über ihren erſten Entwurf ausgedehnt ward? War es ihr an ſich nicht rühmlich, daß ſie etwas beytragen konnte, die Königl. Familie wieder auf den Thron zu ſetzen? Heißt das, wie der Ungenannte ſo hämiſch es drehet, ich mache ſie zum Nachhall einer verlebten politiſchen Parthey? Eben weil ſie das nicht ſeyn ſollte, und man doch dieſe Geſellſchaft die einmahl verbunden war, zuſammenhalten, ſie wieder lebendig machen und durch ſie wirken wollte, „machte man „1685 in ihrer Einrichtung eine Aenderung, „und in ihren äußern Sinnbildern ſetzte man „anſtatt des Salomoniſchen Hauſes den „Tempel Salomons, wodurch man die „verſchiedene Theile auf eine bequeme „Weiſe, ſowohl näher verbinden, als

„übereinſtimmend deuten konnte“ *). Heißt dieſes wie mich der Ungenannte wiſſentlich verläumdet, die Geſellſchaft zum Handwerksſpaaß eines Baumeiſters machen.

Wie kann hier von Handwerk oder von Spaaß die Rede ſeyn? Ich ſage: „Es iſt „gewiß, daß eine der Abſichten dieſe Geſellſchaft fortzuſetzen, geweſen ſey, den bittern „Haß, den Verſchiedenheit der Meinungen unter den Menſchen unnöthigerweiſe hervorbringt, zu mindern, den Unterſchied, den „Verſchiedenheit der Religion, des Standes, „der Erkenntniſſe, der Abſichten und ſelbſt der „Nationen verurſachen, nie zur Spaltung ausarten zu laßen, brüderliche Eintracht an die „Stelle zu ſetzen, Menſchen mit Menſchen näher zu vereinigen, und dieſe ehrwürdige Geſellſchaft zum Vereinigungspunkte der Eintracht und Geſelligkeit zu widmen **). Es „war eine edle Abſicht.“ Dieß iſt die oſtenſible Abſicht die ich der Geſellſchaft gebe, und der Ungenannte hat die Stirn, vorzugeben, ich wolle ſie zum Handwerksſpaaß machen? Ich ſage ausdrücklich: „die nähern Abſichten bey „dieſer Veränderung zu erörtern, iſt hier „ganz und gar mein Zweck nicht.“ Geſetzt, es ſey auch noch ein geheimer Zweck

---

*) Dieß ſind meine Worte Iter Theil S. 209.

**) Iter Theil S. 211.

damit verbunden geweſen, nur einem Ausſchuſſe von wenigen bekannt, welche die eigentliche Urſach wußten, warum man die Symbolen gerade unter dem Bilde des **Tempels Salomons** vereinigte; ſo war dieſer **geheime Zweck** wahrhaftig weder Spaaß noch **Handwerksſpaaß**, ſondern nur allzuernſthaft.

So verſtellt der Ungenannte meine unſchuldigſten Gedanken, um mir Dinge Schuld zu geben, die mir nie in den Sinn gekommen waren. In den geringſten Dingen macht er mir Chicanen. Ich ſage *), „daß das Wort Maſonia im mittlern Zeitalter für Tiſchgeſellſchaft gebraucht worden, habe ich nach vielem „Nachforſchen nicht finden können.“ Maſoney ſoll aber ſchlechterdings von Tiſch herkommen. Das Unglück iſt nur, daß dieß Wort nirgend eine Tiſchgeſellſchaft, ſondern allenthalben eine Geſellſchaft, eine geſchloſſene Geſellſchaft, bedeutet. Die Verſammlung der Ritter oder die Tafelrunde, welche die älteſte Maſony ſeyn ſoll, war eine geſchloſſene Geſellſchaft, und Agricola tadelt es, daß ſie in eine Tiſchgeſellſchaft ausgeartet ſey. In einem Kedex des XVten Jahrhunderts den Hr. Prof. Eſchenburg im fünften Theile der Leſſingiſchen Beyträge Nr. 25 beſchrieben hat ſteht:

Vnd den prieſtern wil er (Gott) geben zu letz
Die maſaney der hymel geſetz

---

*) Iter Theil S. 156.

Iſt

t das Tiſchgeſellſchaft *)? Wenn man
erlegt was eine Tempelmaſoney, wofern
da geweſen iſt, geweſen ſeyn kann, ſo ſie-
t man deutlich, ſie müſſe nicht eine Tiſch-
eſellſchaft, ſondern eine geſchloſſene Geſell-
haft geweſen ſeyn. Wozu nun alſo Chicanen
er eine Etymologie, die zu nichts führen.

Gegentheils ſagt der Ungenannte, kann es
ar nicht ſeyn, daß Maſſoney von Maſſonya,
lava, (und Clava heißt auch Schlüſſel,) käme;
s ob es eine Socieras clavata wäre. Kann
ar nicht ſeyn! So ſchneidend kann nur ein
Mann wie der Ungenannte über dunkle Ety-
nologien urtheilen! Wenn ich zwey Wörter
nde, *Maſſonya* und *Club*, beyde bedeuten Keu-
, und beyde bedeuten Geſellſchaft, geſchloſ-
ene Geſellſchaft — — kann es denn gar
icht ſeyn, daß beyde etwas gemein haben?
Ind wenn unſtreitig das lateiniſche Wort clava
ußer Keule auch Schlüſſel bedeutet, iſt es ſo-
ar ungereimt, zu vermuthen, daß dieſe beyde
Wörter, ſo ſonderbarer Weiſe Keule und
geſchloſſene Geſellſchaft bedeuten, komme
om Begriffe des Schließens her? Der Un-
genannte hat eine andere Herleitung des Worts
Club

---

*) Auch in dem von Hrn. Prof. Caſparſon in Kaſſel im vorigen Jahre herausgegebenen alten Gedichte Wilhelm der Heilige, kommt das Wort Maſoney vor. Ich kann aber jetzt die Stelle nicht finden.

Club, von kleiben, umfaſſen, das iſt nun freylich etwas weit hergeholt, und wenn er herausbringt, einen in die Kluppe nehmen, d. h. ins Enge bringen, ſo leiten andere dieſe ſprüchwörtliche, allemahl in widrigem Verſtande gebrauchte Redensart, von Klopfen und Schlagen her. Indeſſen wenn er den Begriff der Enge, der geſchloſſenen Geſellſchaft herausbringt, auf den es nur ankommt, ſo will ich mich über die Herleitung nicht ſtreiten, oder ſagen, es kann gar nicht ſeyn.

Da Leſſing von Tempelherrenmaſoney redet, einem Worte das bisher noch ganz unbekannt war; ſo habe ich auch die geringſte Spur davon nicht wollen unangezeigt laßen, wie dieſes in hiſtoriſchen Dingen ſehr nöthig iſt. Ich führe alſo beyläufig an *), ich habe in des Paciaudi Buch de Cultu S. Joannis gefunden, daß einige Kirchen welche ehemals den Tempelherren gehörten, bis jetzt den Beynamen de la maſon führten: Ich ſetze hinzu:
„Paciaudi will dieſes *della Maggione* ausdeu-
„ten, weil dieſe Kirchen an den Wohnhäu-
„ſern der Tempelherren geweſen. Aber ſind
„denn nicht bey allen Orden gewöhnlich
„die Kirchen an den Wohnhäuſern? Wie
„kommt es denn, daß bloß bey dem Tempel-
„orden und bey keinem einzigen andern
„Orden,

---

*) Iter Theil S. 158.

„Orden, (bey Kirchen nämlich) dieſes de la „Maſon vorkommt?“ Der Ungenannte führt gar nicht an, daß ich dieſes geſagt habe, antwortet auch nicht auf meine Frage, kann auch nichts darauf antworten, ſondern er belehret mich *) „Maſon, Maiſon, Haus, ſey in der „mittlern Zeit oft und in mannigfaltigen Ge„brauch, wie die Veränderungen deſſelben in „Maſagium, Maſcagium, Malucagium u. ſ. w. „zeigen.“ Muß man über ſolche Armſeligkeiten nicht die Achſel zucken! Wer fragte nach ſolchen ganz bekannten Dingen? Das merkwürdige iſt, daß Kirchen der Tempelherren den Beynamen de la maſon haben, und daß man dieſes bey Kirchen keines andern Ordens findet. Dieß giebt einen Fingerzeig, daß maſon, maſonia, außer dem gewöhnlichen, noch einen beſondern emphatiſchen Gebrauch gehabt habe. Ich habe oben S. 13 noch eine Spur angezeigt, daß maiſon, maſon, etwas mehr als Haus bedeutet haben möge.

Ueber die **Entſtehung der Roſenkreuzer** macht er vielerley Redens, und ſage in der Hauptſache eben das was ich ſage, nur verwirrt er alle Nebenumſtände. Da ich ſorgfältig die verſchiedenen Klaſſen von Roſenkreuzern unterſchieden habe, ſo gehet er darüber ganz weg, miſcht alles wieder untereinander, und verdreht die ganze Sache.

---

*) März S. 227.

Ich ſage*): „Andreä hat dieſe Geſellſchaft „aus moraliſchen und politiſchen Abſichten als „ein Gedicht erſonnen. Es ſind deutliche „Spuren da, daß er, als ein feuriger junger „Mann **), der die Fehler in den Sitten, „in der Theologie und in der Gelehrſamkeit „ſeiner Zeit einſah und beſſern wollte, mit „ſeinem Roſenkreuze anfänglich weiter zu gehen „gedachte, und im Ernſt im Sinne hatte, die „Verehrer des Schönen und Guten in

---

*) 1ter Th. S. 156.

**) In den geringſten Kleinigkeiten will mir der Ungenannte etwas anhaben, und in den geringſten Kleinigkeiten ſieht er niemals recht zu, aber tadelt doch friſch weg. Ich ſage: „Andreä war 28 Jahre alt, „als die *Fama fraternitatis* herauskam.“ (Er war nemlich 1586 geboren und die Fama erſchien 1614) dieß kann der Ungenannte nicht ungetadelt vorbeygehen laßen. Er ſagt: (S. 229) „Er war 21 „(nicht 28) Jahr alt, da er die chymiſche Hochzeit ſchrieb.“ Iſt denn *fama* und Hochzeit; herauskommen und ſchreiben nicht zweyerley? Nicht zu gedenken, daß wenigſtens aus der Stelle die er S. 228 anführt, wo Andreä ſagt: Er habe ſchon 1602 und 1603 angefangen etwas zu ſchreiben, und nachher der chymiſchen Hochzeit gedenkt, noch nicht erhellt, daß ſie ſchon 1607 geſchrieben ſey. Hätte er ſie aber wirklich 1607 ehe er auf ſeine große Reiſe ging, geſchrieben, ſie alſo, ſo wie die Fama die handſchriftlich ausgeſtreuet wurde, vermuthlich handſchriftlich mit ſich geführet, und ſie nach 9 Jahren 1616 drucken laßen, ſo wäre dieß ein neuer wichtiger Beweis, daß etwas weiter, als bloßer Spott damit intendirt geweſen.

„Eine Geſellſchaft zuſammenzubringen, und „ſo die Sitten, Theologie und Gelehrſamkeit „auf einen beßern Fuß zu ſetzen.“ Der Ungenannte kann nicht leugnen, daß Andreä die Roſenkreuzergeſellſchaft als ein **Gedicht** erſonnen habe, ebenfalls will er nicht läugnen, daß Verbeſſerung ſeine Abſicht geweſen ſey, nur ſoll er nicht im Sinne gehabt haben, die **Verehrer des Schönen und Guten** wirklich in eine Geſellſchaft zu ſammlen. Dieß thut eigentlich zur Hauptſache davon wir reden, ſo wenig, daß der Ungenannte deshalb keine weitläufige Ausführung zu machen nöthig gehabt hätte. Indeſſen da er es gethan hat, da er dabey wieder meine Meynung verſtellet, und alles verwirret hat; ſo muß ich hier dieß doch auseinanderſetzen, und zeigen, daß meine Muthmaßung nicht unwahrſcheinlich iſt.

Man überlege, da ich jetzt nicht weitläufig ſeyn kann, nur folgende Umſtände. Andreä war von 1607 bis 1614 beſtändig auf Reiſen. Die Fama war ſchon eine Zeit vorher **handſchriftlich** herumgegangen, wie man aus manchen Spuren weiß. 1610 will ſie ein gewiſſer **Haſelmeyer in Tyrol**[*]) ſchriftlich geleſen haben, und antwortet darauf. Eine Schrift von einer **geheimen** Geſellſchaft, die **handſchriftlich**, unter der Hand, einige Jahre lang verbreitet wird, muß wohl mit einer **ernſthaften Abſicht** verbreitet werden; und was kann die Abſicht anders ſeyn, als die Gemüther, unter dem Scheine des Geheimniſſes, zu einer ſolchen Geſellſchaft vorzubereiten. Wäre vollends eine **Antwort** wirklich erfolgt, und dieſe **Antwort** wäre an **Andreä** gekommen, ſo müßte doch eine Art von Korreſpondenz ſeyn errichtet und Addreſſen gegeben worden. 1614, gerade als **Andreä** von ſeinen Reiſen zurückkam, ward die **Fama** mit vorangeſetzter **Reformation** gedruckt. Hier ward der Namen **Brüderſchaft der Roſenkreuzer zuerſt genennet.** Folglich hat Andreä dieſen Namen **zuerſt genennet**; den alle andere noch ſo verſchiedene Sekten von dieſer Schrift geborgt haben. Schon in dieſem Jahr ergriffen andere Leute

---

*) Wer dieſer Haſelmeyer geweſen ſey, verdiente wohl näher erörtert zu werden. Der Ungenannte, der doch des Andreä Erdichtung der Roſenkreuzergeſellſchaft für Spaaß erklären will, hält ihn für einen

dieſe

---

einen wirklichen Mann (S. 130). Auf der älteſten Ausgabe von 1614 ſtehet: „Nebſt einer kurzen „Reſponſion von dem Hrn. Haſelmeyer geſtellet, „welcher deswegen von den Jeſuiten iſt gefänglich „eingezogen und auf eine Galeren geſchmiedet.“ Wäre dieß wahr, und wäre es deswegen geſchehen, ſo müßte man doch ſchon damals die Sache für ſehr wichtig gehalten haben. Mir ſcheint aber noch bis jetzt dieſer Haſelmeyer ein erdichteter Namen, und ſeine Reſponſion eine Art von Einkleidung zu ſeyn. Haſelmeyer, iſt übrigens der Namen einer Familie in Wirtenberg.

dieſe Idee, in der Aſſertio, und machten aus Roſenkreuz die Buchſtaben R. C. Schon 1615 machte J. Sperber in ſeinem Echo der Fraternität R. C. Geſetze bekannt *). 1616 ward ſchon die Fama mit fremden ſchwärmeriſchen Zuſätzen vermiſcht gedruckt, gewiß ohne Andreä Mitwirkung. Er ließ hingegen in dieſem Jahre ſeine chymiſche Hochzeit drucken. Da er aber als Verfaſſer der Fama und Hochzeit bekannt ward, da er den bitterſten Verdruß davon hatte, ſo ließ er dieſe Idee ganz fahren. Um den Gedanken wegzubringen, als ob er zuerſt die Brüderſchaft des Roſenkreuzes aufgebracht hätte, und alſo an allen den folgenden Schwärmereyen, die man mit der erſten Idee vermiſchte, ſchuld wäre, ſo ließ er 1617 eine Invitatio Fraternitatis Chriſti **) drucken,

---

*) Zu Entdeckung wie der Betrug nach und nach entſtanden, führet der kleine Umſtand, daß indem J. Sperber 1615 ſelbſtverfaßte Geſetze, als Geſetze der Roſenkreuzer, in Danzig drucken läßet, der verkappte Julianus de Campis, der damahls für einen wichtigen Mann paſſirte, in ſeinem auch 1615 gedruckten Sendbriefe ſagt: „Es ſey noch zur Zeit „keine incorporirte Verſammlung aller Roſenkreu„zer an einem gewiſſen Ort angeſtellet und vorhan„den." Mich. Mayer machte auch Geſetze bekannt. Andreä mußte allem dieſem zuſehen.

) In einem Exemplar des Turris Babel, das ich vor mir habe, iſt von einer alten Hand folgendes eingeſchrieben: „M. Theophilus Hirſch ein verborge„ner Theoſophus und Buſenfreund des Joh. Arnd, drucken, richtete auch wirklich eine ſolche Geſellſchaft auf, wodurch er die **Verehrer des Guten wirklich verſammlete, und wodurch er einen Theil der **Abſichten** die ich ihm zuſchrieb, zu **bewirken trachtete.** Nun war es natürlich, daß er ſich öffentlich wider die **Roſenkreuzer** in ſeinem Turris Babel, Mythologia Christiana, u. ſ. w. erklärte; weil er **durchaus nicht wollte,** daß man ihn für den **Stifter halten ſollte,** und weil auch der viele Unſinn der ſich zeigte, nicht von ihm herkam.

Der

„Prediger zu Roßa und Eißleben, hat auf Arnds Angeben den Pegaſum Firmamenti, Auroram Astronomiae coeleſtis in Germania magicam geſchrieben. An dieſen hat der ſeel. Arnd alle ſeine Secreta geoffenbahret, und was für verborgene Theoſophi unter dem Namen der Roſenkreuzer in Deutſchland latitiren, deren bey 30 im Würtenberger Lande ſich vereinigt, und die fama fraternitatis herausgegeben, alle verborgene Liebhaber der Weisheit darüber zu entdecken, wie aus dem Buch Turris Babel, und invitatio ad fraternitatem Christi J. V. Andreæ einem jeden durchſichtigen offenbahr ſeyn kann.“ Ich habe nachher gefunden, daß dieſes beynahe wörtlich in Arnolds K. H. (2ter Theil S. 903) ſtehet, und daß die Nachricht von Fr. Breckling kommt. Aber daſelbſt ſteht Chriſtoph Hirſch. Dieſes Theoph. oder Chriſtoph Hirſch Schriften habe ich nie können zu ſehen bekommen. Der Pegaſus Firmamenti iſt unter dem Namen Josephus Stellatus herausgekommen. (S. Arnolds K. u. K. H. 2ter Theil S. 255.) Ich ſetze dieſe Nachricht hieher um zur fernern Nachforſchung aufzumuntern.

Der Ungenannte verdrehet die Sache ſo künſtlich, daß ich unrecht haben ſoll. Er ſpricht ſo unbeſtimmt *), als hätte ich geſagt: „Andreä „habe eine Geſellſchaft der Roſenkreuzer ſtif„ten wollen.“ Dabey muß ſeinen Leſern der dunkle Unſinn einfallen, der ſich nachher einſchlich, den ich aber nicht meine. Ich habe von **Verehrern des Schönen und Guten** geredet. Auch dasjenige was Andreä gethan hat, verdrehet er auf die unverantwortlichſte Weiſe. Er führet **) erſtlich eine Stelle aus Andreä **ungedrucktem Leben** ***) an, worinn dieſer von ſeiner **chymiſchen Hochzeit** ſagt, ſie ſey geweſen: „cum monſtrorum foecundo foetu *ludi„brium*, quod *mireris a nonnullis aeſtimatum &*

---

*) März S. 177. **) März S. 218.

***) Ich weiß es, daß der Ungenannte dieſes Leben aus der Wolfenbüttelſchen Bibliothek gehabt hat, daß er es kürzlich nebſt der Korreſpondenz Andreä mit Herzog Auguſt von Braunſchweig wieder gefodert, desgleichen noch an andern Orten Andreäiſche Manuſcripte aufgeſucht hat, und ſie zu einem **Ehrendenkmal J. V. Andreä** brauchen will. Wenn er den Verſtand und die Talente die er wirklich beſitzt, ohne Uebereilung, ohne Leidenſchaft, ohne Hinterliſt anwenden, die Manuſcripte ehrlich brauchen, richtig citiren, nichts weglaſſen, nichts außer dem Zuſammenhange anführen und keine Trugſchlüſſe machen, kurz ſich nicht ſo aufführen will, wie er ſich in dieſem Streite aufgeführet hat; ſo kann er ein ſehr nützliches Werk liefern. Ich wünſche und hoffe es.

„*ſubtili indagine explicatum*, plane futile & „quod *inanitatem curioſorum prodat.*“ Darauf läßt er ſo ſacht einfließen, Andreä habe die chymiſche Hochzeit im 21ten Jahre geſchrieben, als ob ſie ſchon 1607 geſchrieben wäre, welches er aber durch nichts beweiſet; und endlich nachdem er etwas von den Paracelſiſten und Weigelianern geſagt hat, denen ſich Andreä zu widerſetzen ſuchte *), fügt er hinzu: „Solch „ein Spiel war auch ſeine Fama Fraternitatis, darinn er die Geſchichte von einem Chriſtian Roſenkreuz, der ſchon in ſeiner chymiſchen Hochzeit erſchienen war, weiter dichtete, ſie mit Reiſen, Wunderzügen Regeln „und Konfeſſion einer geheimen Geſellſchaft „ausſchmückte.“

Hier iſt wieder eine wiſſentliche Verfälſchung des Ungenannten zu ſehen. Er fädelt die Sache ſo ein, daß man denken ſoll, die chymiſche Hochzeit ſey ein Spaaß, und ſey zuerſt erſchienen, und die Fama habe ſie nur weiter gedichtet, nur ſie ausgeſchmückt. Der Ungenannte weiß aber ſehr wohl, daß die Reformation und Fama 1614, und die chymiſche Hochzeit erſt zwey Jahre nachher, 1616 herausgekommen iſt, hier aber verkehrt er es, um Staub in die Augen zu ſtreuen. Könnte er beweiſen, daß die chymiſche Hochzeit eher als 1616 geſchrieben worden, ſo müßte ers ſagen und beweiſen, aber ſelbſt alsdenn iſt es nicht ausgemacht, daß die Fama nicht noch früher geſchrieben ward; aber ausgemacht, daß in der Fama zuerſt die Brüderſchaft des Roſenkreuzes genannt ward, wovon in der chymiſchen Hochzeit nichts vorkommt, und daß die Hochzeit zwey Jahre ſpäter gedruckt iſt. Hat alſo Andreä in der Fama*), die er nicht

---

*) Doch iſt auch ausgemacht, daß er von der andern Seite ſich auch an die Weigelianer anzuſchließen geſucht, (er nennt z. B. in der Mythol. Chriſt. P. III. S. 137. verſchiedene Schwärmer, worunter der unſinnige Gutmann, und der Träumer Studion ſind, inſolitae eruditionis viros, und tadelt nur ihre Unverſtändlichkeit) und daß er in der Fama ſich wenigſtens unter dem Mantel der Paracelſiſten zu verbergen geſucht. Es iſt darinn etwas nicht übereinſtimmendes. Es ſcheint, er hatte Weltkenntniß, nahm die damalige Welt wie ſie war, und ſuchte, wenn er nicht geradezu reformiren konnte, was vorhanden war, zum beſten zu kehren.

---

*) Ich habe die Ausgaben der Reformation und Fama von allen Jahren vor mir, und will nur folgendes davon anführen. 1) Die erſte Ausgabe iſt von 1614 auf 147 Seiten in 8. Es ſteht darinn erſt die Reformation, alsdenn die Fama und Haſelmeyers Antwort. 2) In der Ausgabe von 1615, 111 Seiten in 8. ſteht die Reformation nicht; ſondern nur die Fama, dagegen findet ſich hier ein Aufſatz unter dem Titel Konfeſſion, der im Inhalt einigermaßen mit der Reformation übereinſtimmt. Ich getraue mir aber nicht zu beſtimmen ob ſie auch von Andreä ſey. Haſelmey-

ohne Abſicht handſchriftlich ausbreitete, zuerſt die Brüderſchaft des Roſenkreuzes angekündigt, ſo iſt er der Erfinder dieſes Gedichts zu nennen, ſo hat ſeine Erdichtung einer ſolchen Geſellſchaft, alle nachfolgende Geſellſchaften die ſich ſo nennten, veranlaßet. Daß Andreä etwan eine ſolche Geſellſchaft, wie Irenæus Agnoſtus und ſeines gleichen hatte, habe ſtiften wollen, habe ich gar nicht zu erkennen gegeben. Daß er aber eine Geſellſchaft zur **Verbeſſerung der Menſchen**, ſo wie nachher die Fraternitas Chriſti war, gleich anfänglich im Sinne gehabt, bleibt höchſtwahrſcheinlich.

Daß ich beyläufig ſage, Roſenkreuz bedeutet **heilige Verſchwiegenheit**, läßt der Ungenannte auch nicht gelten, und will es dadurch widerlegen, daß Andreä ein **Kreuz und vier Roſen im Wapen** geführet habe. Ich habe dieſes ſehr wohl gewußt. Vor einem Exemplare

---

ers Reſponſion fehlt hier. 3) Die Ausgabe von 1616, 304 Seiten, enthält die Fama, Konfeſſion und Reformation, aber mit allerhand verſchiedenen Traktätchen, worunter auch ſchwärmeriſche ſind, untermiſcht, ſo daß man deutlich ſiehet, daß es eine Kompilation iſt, die ohne Vorwiſſen des erſten Verfaſſers gemacht worden. 4) Die Ausgabe 1617 Frft. a. M. bey Bringern 108 Seiten in 8. enthält nur die Fama und Konfeſſion, nebſt einigen Traktätchen, aber noch andere als in der Ausgabe von 1616. Dieſe Ausgabe von 1617 iſt wegen einer kleinen Veränderung ſehr merkwürplare der Fama Andreana reflorescens, das ich vor mir hatte, als ich den erſten Theil dieſes Verſuchs ſchrieb, ſteht dieſes Wapen auf einer Kupferplatte unter mehrern Wapen. Andreä Nachkommen führen dieſes Wapen noch bis jezt. Daß Jakob Andreä, als Verfaſſer der Form. Conc. es wahrſcheinlich aus Luthers Petſchaft genommen haben ſoll, ſagt der Ungenannte zwar, aber ohne Grund, denn der Pfalzgraf Otto Heinrich hat es dem J. Andreä ſchon 1554 verliehen, lange vor der F. C. (Siehe Olea Andreanae S. 26). Dieſes

dig. In allen Ausgaben der Fama, ſteht eine Art von Glaubensbekenntniß, und in demſelben: „Wir genießen auch zwey Sakramenten.“ In dieſer Ausgabe aber ſteht S. 30: „Wir genießen „auch der Sakramenten.“ Dieſe beym erſten Anblicke geringſcheinende Veränderung giebt einen Aufſchluß zu einer Schwierigkeit, die mich anfänglich oft geirret hat. Man findet nämlich, daß im Anfange die Roſenkreuzer ſich ſtark wider die Katholiſchen, namentlich wider den Pabſt und die Jeſuiten erklären. In kurzer Zeit darauf findet man, neben den proteſtantiſchen, verſchiedene Roſenkreuzerſchriften die offenbar von Katholiſchen ſind, ja es finden ſich Spuren, daß beſonders auch Jeſuiten mit Roſenkreuzern in Verbindung geweſen. Hier ſieht man den Punkt wo die Veränderung anfängt. Denn entweder die Ausgabe iſt von einem Katholiken gemacht, oder die Veränderung iſt dem Katholiken zu gefallen geſchehen. Ich könnte überhaupt über die gedruckten Roſenkreuzerſchriften viel ſagen, aber es dient

Wapen ſelbſt kommt nicht von **Luthern** her, ſondern iſt mehr als ein Jahrhundert älter. Das Andreaskreuz mit vier dazwiſchen geſetzten Roſen, eben ſo wie es J. Andreä zum Wapen erhielt, iſt das Wapen der Grafſchaft **Gützkow**, im jetzigen ſchwediſchen Pommern. Als Herzog **Barnim IV.** von Pommern den letzten **Grafen von Gützkow** 1355 oder 1357 überwand, muſte dieſer dem Herzoge von Pommern ſein Land verſchreiben. Als Churfürſt **Joachim I. von Brandenburg** 1529 durch den Grimmitziſchen Vertrag das Succeſſionsrecht auf Pommern erhielt,

ſo

dient nicht zu meinem jetzigen Zweck. Ich will hier nur drey anführen die ich ſonſt eben nicht angeführt gefunden habe. 1) Reparation des Atheniſchen verfallnen Gebäues Palladis 1615. 8. Eine artige Allegorie, die des Andreä Reformation unterſtützen zu wollen ſcheint. Sie iſt wegen ein Paar Nebenumſtänden merkwürdig, die man viel ſpäter wieder findet, und die man hier wohl noch nicht ſuchen würde. 2) Die löblich Bruderſchaft zum Leichtſchiff. Verteutſcht aus einem lateiniſchen Exemplar, ſo allem Anſehn nach eben ſo alt als die Bruderſchaft zum Roſenkreuz ſeyn will. 1617. 8. Es iſt eine Art von Satire, die aber doch eine ernſthafte Abſicht zu haben ſcheint. 3) Frawenzimmer der Schweſtern des Roſinfarbenen Creutzes d. i. kurze Entdeckung von der Beſchaffenheit dieſer Frawenzimmer ꝛc. 1620. 8. Außer der Idee von Roſenkreuzerinnen, welche man ſonſt nicht findet, ſind hier auch merkwürdige Sachen, und ſonderbare Anſpielungen; Joco-ſeria.

ſo führte ſeit dieſer Zeit das Churhaus Brandenburg und auch die fürſtlichen Brandenburgiſchen Häuſer, nebſt den übrigen Pommerſchen Wapen, auch dieſes Gützkowſche Wapen, bis 1648 *) in ihrem Wapen. Als durch den Weſtphäliſchen Frieden, das Churhaus Brandenburg einen Theil von Pommern und mit demſelben die Grafſchaft Gützkow an die Krone Schweden abtrat, ſo blieben ſeitdem die Wapen von Wolgaſt, Bahrd, Rügen und Gützkow aus dem Brandenburgiſchen Wapen weg. Alſo führte das Haus Brandenburg eben dieſes uralte Roſenkreuz im Wapen, zu eben der Zeit da J. Andreä das Wapen bekam, und noch zu der Zeit da die Roſenkreuzer entſtanden. Man könnte alſo, wenn man einmahl vermuthen wollte, eben ſo gut vermuthen, daß das Andreäiſche Familienwapen, eher mit dem Gützkowſchen viel älterm Wapen, als mit Luthern oder mit der Formula Concordiae eine Gemeinſchaft habe. Aber das wahrſcheinlichſte iſt, daß dieſes Andreaskreuz, auf den Namen Andreä ſich beziehet, und daß die dazwiſchen geſetzte Roſen ein willkührlicher Zuſatz ſind.

---

*) Aus Hockers Hailsbronniſchen Antiquitätenſchatz, Onolzbach 1731 fol. S. 37 und Fig. XII. XV. und XVI. iſt zu erſehen, daß es auf den Monumenten der Markgrafen von Brandenburg zu Hailsbronn vorkommt. Auf dem Monumente Markgraf Joachim Ernſts, der 1625 ſtarb, kommt es zuletzt vor.

Doch dem ſey wie ihm wolle; ſo kann man noch nicht gewiß ſagen, ob dieß Familienwapen gerade mit der Brüderſchaft des Roſenkreutzes eine Gemeinſchaft habe. Die nach Andreä entſtandene Roſenkreuzer haben dieß wenigſtens nicht geglaubt. Dieſe brauchten nie ein Andreaskreuz ſondern allemahl ein ſtehendes Kreuz, das eigentliche Sinnbild der Heiligkeit. Der Ungenannte ſagt*): „Ritter vom Roſenkreuz klinge ſchön. Andreä „in der chymiſchen Hochzeit habe ſeinem irrenden Ritter, der im Grunde er ſelbſt „war, dieſen Namen beygelegt, weil es ſein Familienpetſchaft war. Er konnte und muſte „ſich alſo im eigentlichſten Verſtande Ritter „vom Roſenkreuz nennen.“ Es iſt ſeltſam wie der Ungenannte auch den geringſten Umſtand nicht richtig anführet, ſo daß man ſich in nichts was er ſagt auf ihn verlaßen kann, wenn man nicht nachſiehet. Von einem Ritter vom Roſenkreuz iſt ja niemals die Rede geweſen. Dieß erfindet der Ungenannte, bloß, damit das Wapen dieſem eingebildeten Ritter zugehören ſoll. So ſucht der Ungenannte immer mit einem Winke, mit einem Worte, allen Sachen eine andere Wendung zu geben, als ſie wirklich haben. Es iſt höchſt unangenehm, dergleichen Unrichtigkeiten auseinander zu wickeln, aber ich muß es thun, damit man ſehe, wie ſorglos der Ungenannte zu Werke gehet, und alles dadurch verſtellet. **Andreä** nennt 1614 in der **Fama** zuerſt die **Brüderſchaft des Roſenkreuzes**, und denkt nicht an eine **Ritterſchaft.** Der Ungenannte verſchweigt dieß, weil es ganz wider ſeine Ritterſchaft iſt. Den **Stifter** oder **Vater dieſer Brüderſchaft** nennet **Andreä** C. Roſ. c., der zwar von adelichen Eltern geboren, aber nicht ein **Ritter**, noch weniger ein **irrender Ritter**, ſondern ein **Mönch** war. Zwey Jahr nachher 1616 gab **Andreä** die **chymiſche Hochzeit** heraus, deren **Verfaſſer** er in Rückſicht auf den C. Roſ. c. der **Fama**, **Chriſtian Roſenkreuz** nennt. In dieſem Gedichte kommt auch vor, daß neun Perſonen unter denen der Verfaſſer war, zu **Rittern** erklärt worden, aber nicht zu **Rittern vom Roſenkreuz**, (der Verfaſſer hieß ja ſchon Roſenkreuz) ſondern ausdrücklich zu **Rittern vom güldenen Stein***). Sie trugen **weiße Fahnen****) mit einem **rothen Kreuz.** Aber bey dieſem **Kreuze** waren keine **Roſen**; folglich iſt gar von keinen **Rittern des Roſenkreuzes** die Rede, vielmehr iſt ſehr wahrſcheinlich, daß mit dem **rothen Kreuze auf weißem Grunde** auf die **Tempelherren** angeſpielt wird, zumahl da dieſer Ritter **Neun** waren. Ich habe dieß im erſten Theil angezeigt *).

---

*) Aprill S. 131.

---

*) Chym. Hochzeit, neue Ausgabe von 1781 S. 151.

**) Daſelbſt, S. 161.

Aber geſetzt nun **Andreä**, der nachher wirklich eine Fraternitatem Christi errichtete, habe bey Ankündigung der **Brüderſchaft des Roſenkreuzes**, ſich, den Stifter, in Anſpielung auf ſein Familienwapen, etwan Christianum a Rosea Cruce nennen wollen; hindert denn dieſe **Veranlaßung** **), die von mir angegebene **Bedeutung** des Namens. Die **Brüderſchaft des Roſenkreuzes** ſollte **heilige Verſchwiegenheit** geloben und halten, ſie mußte solenne Fidei & Silentii Juramentum ***) leiſten; daran erinnerte ſie der ſinnbildliche Namen des **Roſenkreuzes**. Wenn, wie der Ungenannte vorgiebt, **Roſenkreuz** keine ſymboliſche **Bedeutung** hätte, weiter nichts als **Andreä** wäre, ſo hieße **Brüderſchaft des Ro-**

ſen

---

*) Fama, neue Ausgabe S. 85.

) Man könnte auf eine Beziehung dieſer Art, wegen eines Umſtandes muthmaßen, den der Ungenannte nicht anführt. Ueber dem Andreäiſchen Wapen, ſo wie es ſeine Nachkommen noch jetzt führen, ſteht die halbe Figur eines Mannes, der in der rechten Hand einen Zweig hält. Es iſt bekannt, daß ſchon bey den alten Myſterien ein Zweig einen geheimnißvollen Sinn hatte. **Warburton wenn er das ſechſte Buch Virgils von den Myſterien erklären will, deutet auch den güldenen Zweig dahin. Am Bilde des Apulejus auf geſchnittenen Steinen findet man dieſen Zweig u. ſ. w.

***) S. Fama neue Ausgabe von 1781. S. 85.

ſenkreuzes nichts als Brüderſchaft des Andreä. Heißt aber Roſenkreuz die heilige Verſchwiegenheit, ſo iſt die Geſellſchaft, die Brüderſchaft der heiligen Verſchwiegenheit, des heiligen Geheimniſſes. Dieß iſt ein angemeſſener Namen für eine Geſellſchaft die eine Reformation der ganzen Welt ankündigt, welche Reformation durch geheime Mittel ſollte bewirkt werden. Es wäre ganz ohne Sinn, wenn dieß durch eine Brüderſchaft von Andreä Petſchaft hätte ſollen erreicht werden, wenn dieſes Petſchaft hier nichts als Roſen und Kreuz, und Kreuz und Roſen hier nichts als Andreä hätten anzeigen ſollen. Auf dem Titel der chymiſchen Hochzeit ſteht: Ne Aſino ſubſterne Roſas, in Anſpielung auf Lucians und Apulejus bekannte Fabel vom Eſel der Roſen fraß. Ich habe ſeitdem gefunden, daß ſchon der P. Garaſſe und G. Naudé in ſeiner Inſtruction à la France ſur les Roſecroix, (einem Buche, das ich, bey langer Nachfrage noch nicht habe können zu Geſichte bekommen,) eben der Meinung iſt *): Ich finde noch ſehr wahrſcheinlich, daß Andreä im Anfang die angezeigte Bedeutung im Sinne gehabt habe, aber eine Roſenkreuzergeſellſchaft die lange nach ihm entſtand, nahm dieſen Namen für geheimes Kreuz, Geheimniß des

Kreu-

---

*) S. Kazauer Diſp. de Roſæcrucianis; Viteb. 1715. 4.

Kreuzes *). Ein Umſtand der zur Aufklärung gewiſſer ſonſt fremd ſcheinenden Begebenheiten führen kann.

Darinn hat der Ungenannte Recht, daß Bacon bey ſeiner Instauratio magna, nicht die Fama kann vor Augen gehabt haben, wie ich durch einen Gedächtnißfehler geſchrieben hatte, indem ich bey dieſem Nebenumſtande nicht nachſchlug, welches ich billig hätte thun ſollen. Aber dieſer Irrthum thut hier eigentlich nichts zur Sache und der Ungenannte zieht wieder meine Meinung zu weit, wenn er **) mir ſchuld giebt, als hätte ich vorgegeben, Bacons Atlantis habe eine Beziehung auf Andreä und die Roſenkreuzer gehabt ***). Ich glaubte nur Bacon habe überhaupt, von der Idee der Roſenkreuzer einige Veranlaßung zu ſeinen Verbeſſerungen der Wiſſenſchaften haben können. Von der Atlantis redete ich gar nicht. Doch wäre noch etwas darüber zu reden.

Der Ungenannte ſagt: †) „Es iſt eine Fabel, daß Bakon vorzüglich durch ſeine Atlantis zu Errichtung der Societät der Wiſſenſchaften in London Gelegenheit gegeben habe.“

---

*) Ein äußerſt rares Buch: Myſtere de la Croix, iſt zu Paris 1731 in 8. gedruckt.

**) März S. 235. S. 237.

***) Ich ſage S. 185, Es wäre eine Anſpielung auf die Tempelherren darinn. Das iſt ja ganz etwas anders.

†) März S. 237.

„habe.“ **Thomas Buſhell** ein Gelehrter, der, als **Bakon** Großkanzler war, in deſſen Dienſten als **Siegelträger** ſtand, ſagt in einer ſeiner Schriften ausdrücklich, **Bakon** ſei, kurz ehe er, wie bekannt iſt, ſein Amt verlohr, willens geweſen vor dem Parlamente eine Rede zu halten: „um die Errichtung einer **Königl. Akademie der Wiſſenſchaften auszuwirken** „**nach** einem **Entwurfe**, in einem von ſeinen „Werken, ſo die Aufſchrift der neuen Atlantis hat“ *) und dieſe Rede ließ **Buſhell wirklich drucken.** Wie kann ſich nun der Ungenannte unterſtehen, eine Erzählung eines **Hausgenoſſen Bakons**, die mit einer **eignen Rede Bakons** bewieſen iſt, mit ſolcher Dreiſtigkeit ohne den geringſten Grund anzuführen, für eine **Fabel** zu ſchelten?

Der Ungenannte meint, „es wäre ſchlimm, „wenn die Gelehrten, welche nachher die Geſellſchaft der Wiſſenſchaften ſtifteten, ſich der **Einkleidung der Atlantis** wegen verſammlet „hätten.“ Nicht der **Einkleidung der Atlantis** wegen, als **Roman** oder **Reiſebeſchreibung**, verſammleten ſie ſich; ſondern in der **neuen Atlantis** war zuerſt die Idee aufs Ta-

pet

---

*) S. Bakons Leben in der Biographia Britannica, in der deutſchen Ueberſetzung 1ſter Band S. 437, desgleichen im Vten Bande im Leben Joh. Evelins S. 485, auch Haymanns Geſchichte der Gelehrten Geſellſchaften 1ter Bd. S. 487 u. f. f. u. S. 501.

per gebracht, durch gemeinſchaftliche Bemühung Verſuche zu machen, eine beſondere Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu errichten; dieß gab zu ihren geſellſchaftlichen Verſammlungen Anlaß.

Daß auch in Gelehrten, welche paracelſiſchen und Roſenkreuzeriſchen Ideen folgten, ein ähnlicher Trieb entſtehen mußte, war wohl ſehr natürlich, zumahl da die Idee einer Roſenkreuzerbrüderſchaft ſchon auf eine geſellſchaftliche Betreibung der Kenntniß der Natur führte. Es iſt nicht zu läugnen, daß Paracelſus, bey ſeinen großen Fehlern und beſtändigen Trugſchlüſſen, in der praktiſchen Arzneywiſſenſchaft und auch in der Chymie für die damalige Zeit, einen großen Schritt zur Verbeſſerung dieſer Wiſſenſchaften gethan hat *). Dieſes war noch in friſchen Gedanken, und fing an immer mehr zu wirken. Die elende Theorie verwirrte zwar die Köpfe der Leute, die bloß dabey ſtehen blieben. Aber ſo weit ſie zu Erforſchung der Kräfte der Natur leitete, indem ſie Verſuche begünſtigte, war ſie damals von großen Nutzen. Es waren auch unter Paracelſus Anhängern in England Leute, die Fähigkeit und Liebe zu den Wiſſenſchaften hatten. Daß ſie ſich zu ſolchem Behuf verſammlet haben, und von mancherley andern Umſtän-

---

*) S. Halleri Bibl. Med. Pract. T. II. S. 1.

den ſind in gedruckten Büchern Nachrichten zu finden, die ich zum Theil in Händen gehabt habe, die aber jetzt, ſo viel ich mir Mühe gegeben habe, nicht herbeyzuſchaffen waren, ſonſt würde ich mich näher darüber herauslaßen können *).

Es iſt unerhört wie hier wieder der Ungenannte alle Begriffe und Erzählungen, die ich aufs deutlichſte auseinander geſetzt habe, verdrehet und verfälſcht. Ich habe im erſten Theile verſchiedenemahl geſagt, unter der Roſenkreuzeriſchen Geſellſchaft, welche nachher den Namen *Free-Maſons* bekam, weil ſie ſich in dem Hauſe der Maurerzunſt (Maſons Hall) verſammlete, war **Aſhmole** eines von den erſten **Mitgliedern** *). Er giebt aber vor, ich hätte geſagt, Aſhmole habe die Freymaurergeſellſchaft **geſtiftet** oder **errichtet**. Er ſagt dieſes **viermahl** **), und ſagt viermahl eine **Falſchheit**. Er führt, um mich vermeintlich zu widerlegen, eine Stelle aus der Biographia Britannica an, die ich NB. **auch ſelbſt angeführt habe** ***). Er fügt hinzu, dieſe Stelle enthalte **gerade das entſchiedenſte Gegentheil** von dem was ich ſage, weil darinn berichtet wird: „Aſhmole ſey den 16. Okt. 1646 in die Geſellſchaft der Freymaurer **aufgenommen** worden.“ Der Ungenannte ſagt: „er **begreife** „dieſe Citation noch **im geringſten nicht**.“ Freylich würde ſie **unbegreiflich** ſeyn, wenn ſie, wie der Ungenannte **träumt**, beweiſen ſollte, daß Aſhmole der **Stifter** der Freymaurergeſellſchaft ſey. Das habe ich aber nicht behauptet, auch iſts mir nie in den Sinn gekommen. Der Ungenannte **verſchweigt**, daß ich ſelbſt †) **ausdrücklich** anzeige: „Aſhmole „ſey 1646 in die Freymaurergeſellſchaft **aufge-** **„nom-**

---

*) Ich wünſchte, ich hätte nebſt andern Roſenkreuzerſchriften, auch folgende Bücher erhalten können: D. Danielis Crameri Societatis Jeſu & Roſeæ crucis uera h. e. Decades quatuor Emblematum Sacrorum, ex S. Scripturæ, de dulciſſimo nomine & cruce Jeſu Chriſti. 8. Francof. 1617. apud Luc. Jennis. (einem Verleger vieler Roſenkreuzeriſchen Schriften.) Imgleichen: Sylloge an Hoſtia ſit uerus, cibarius & ſubſtantialis dictus Panis, a Fratre Roſeæ Crucis donata Joh. Conr. Rhumelio & Mart. Piello per Theoph. de Pega. Hanov. 1618. 8. Auch habe ich gute Gründe zu vermuthen, daß in folgendem Buche Erläuterungen über gewiſſe Materien zu finden ſind: Franc. Riberæ de Templo hieroſolymitano & iis quæ ad templum pertinent. Salmanticæ 1591. und Duaci 1613. 8. Wer mir dieſe Schriften, wäre es auch nur auf kurze Zeit, verſchaffen kann, wird mich ſehr verbinden.

---

*) 1ter Th. S. 188. S. 193 in der Note S. 208.

**) Zweymal im März S. 238 und S. 241 u. 242.

***) Ich citire (1ſter Theil S. 188) dieſe Stelle des Nebenumſtandes wegen, daß ſchon in Warrington eine Zuſammenkunft oder Loge geweſen, weil ich ſo genau wie möglich zu ſeyn ſuche, und auch keinen Nebenumſtand unangezeigt laße, der einmahl etwas erläutern könnte.

†) 1ter Th. S. 253.

„nommen worden.“ Iſts ehrlich dieß zu verſchweigen, um mich in den Verdacht zu bringen, ich behauptete Dinge die den Stellen die ich ſelbſt anführe, auf eine unbegreifliche Art widerſprächen? Ich habe nie daran gedacht den erſten Stifter anzuzeigen, weil ich nie etwas zu erzählen pflege wozu ich in der Geſchichte nicht Grund finde. Ich ſage S. 189 die Stifter im Plural, ohne irgend einen zu beſtimmen. Aſhmole war nicht Stifter, war unter den erſten **Mitgliedern**, das heiſt unter den Mitgliedern, die zuerſt aufgenommen wurden. Aber Aſhmole iſt bey dieſer Unterſuchung ein merkwürdiges Mitglied, denn es iſt durch ſeine Schriften ausgemacht, daß er gerade um die Zeit, als er in die Geſellſchaft der Freymaurer aufgenommen ward, ein eifriger **Roſenkreuzer** war.

Aber der Ungenannte hat in der Citation die ich ihm nachgewieſen habe, noch außerdem etwas gefunden, ſo von meiner Meinung, die Freymaurergeſellſchaft ſey um 1646, aus einer **geheimen Verſammlung von Roſenkreuzeriſchen Phyſikern** entſtanden, gerade das entſchiedenſte Gegentheil beweiſen, und ſie alſo ganz zu Boden ſchlagen ſoll. Er findet nämlich in eben dieſer Stelle, daß die Freymaurergeſellſchaft „eine alte Geſellſchaft ge-„nennet wird, und daß ſie Aſhmole als einen

„**Gegenſtand des grauen Alterthums** betrachtet, und ſogar bis auf **St Alban** zurückgeführt habe.“ Der Verfaſſer hat die Unverſchämtheit zu verſtehen zu geben *), ich hätte die Erzählung davon, die er des breitern in den **Merkur** eingerückt, weggelaßen, weil ſie **gegen mich wäre**. Man höre an. Der Verfaſſer von **Aſhmole's** Leben in der Biographia britannica ſagt: „**Aſhmole** ward zu „einem Mitbruder der **alten** und ehrwürdigen „Geſellſchaft der Freymaurer erwählt.“ Ein Ungenannter in einem Briefe von dem man ſo wenig weiß, **wenn als von wem** er geſchrieben worden, (welchen Brief D **Rhipe** dem Verfaſſer aus einem in Oxford befindlichen Büche mitgetheilt hat,) nennt auch die alte Geſellſchaft der **Freymaurer**. Wie? dieß ſollte ein Beweis ſeyn, daß die Geſellſchaft **älter** als 1640 oder 1646 iſt? Wenn es meine Sache ſonſt wäre, hiſtoriſche Nachrichten zu unterdrücken die gegen meine Meinung ſind, wäre es wohl der Mühe werth geweſen zu verheelen, daß ein Paar Leute der Geſellſchaft das Beywort Alt gegeben haben? Aber **Aſhmole** hat dieſe Geſellſchaft als einen **Gegenſtand des grauen Alterthums** betrachtet, wie es unſer Ungenannter **ausdrückt**, denn der **ungenannte Briefſteller** erzählt ferner, **Aſhmole** hat

---

*) März S. 140.

Sammlungen zur Geſchichte der Freymaurer gemacht, und aus dieſen Sammlungen berichtet er: „St. Alban der erſte Märtirer in England hat das Maurerhandwerk allhier eingeführt, und von ſeiner Zeit an hat daſſelbe, wie es der Lauf der Welt mit ſich gebracht hat, bald mehr bald weniger geblühet, bis auf die Zeiten des Königs Athelſtans herab; welcher um ſeines Bruder Edwyns willen, den Maurern einen Freyheitbrief ertheilet hat, ob man gleich ſaget, daß er hernach gegen ſeinen Bruder argwöhniſch geworden, und denſelben nebſt deſſen Edelknaben auf ein Boot ſetzen und auf das Meer bringen laßen, auf welchem ſie umgekommen ſind.“ u. ſ. w. Ich habe ſo wenig daran gedacht dieſe **Legende vom Maurerhandwerk** *) verheelen zu wollen, daß ich vielmehr, in unmittelbarer Rückſicht auf dieſelbe,

---

*) Wie wenig der Ungenannte Bücher die von der Geſchichte der Freymaurergeſellſchaft handeln geleſen hat, ſiehet man daraus, daß er die auch von Aſhmole angeführte Akte unter K. Heinrich VI. die bloß von Handwerksmaurern handelt, für merkwürdig hält, und ſie zu leſen begierig iſt. Sie iſt ſchon in bekannten Büchern abgedruckt, z. B. in der Hiſtoire des Francs-Maçons, à Frft. chez Varrentrapp. 1742. 8. S. 306. Auch, in Preſtons aus Falſchheiten zuſammengeſtoppelter ſogenannter Erläuterung der Freymaurerey, S. 69 der deutſchen Ueberſetzung.

und NB. mit Verweiſung auf dieſe Stelle, (Seite 193 des Iten Theils in der Note) ſage: „Aſhmole war ein Antiquarius und nach damaliger Art, da man in den Antiquitäten alles was zu finden war ohne Auswahl zuſammenſtoppelte, weil man durch das Alterthum jedem Dinge eine Wichtigkeit zu geben ſuchte. Er ſuchte alſo ſo viel möglich in der alten engländiſchen Geſchichte alles auf, was die Maurer betreffen konnte. Da nun die Freymaurer wirklich zur Maurerzunft gehörten, ſo ſubſtituirte er ihnen, was er von Maurern finden konnte.“ Ich frage nochmals, iſt es ehrlich gehandelt, dieß zu verſchweigen und mich zu beſchuldigen, ich hätte eine Erzählung die zur Sache gehörte, weggelaßen, weil ſie gegen mich wäre?

Ich ſage, die erſten Freymaurer wollten das Salomoniſche Haus, das in der neuen Atlantis erdichtet war, zur Wirklichkeit bringen. Ich zeige S. 189 deutlich, wie ſich alle Symbolen dahin bezogen. Ich ſpreche da gar nicht vom Salomoniſchen Tempel. Nun ſagt der Ungenannte dabey ganz ungereimt: *) „Salomons Haus aus der Atlantis? Wer dieſe lieſet, findet: Es hat Keller, Thürme, Katheder, Schallkammern, Gärten, und was weiß ich mehr; änigmatiſche Säulen, alchy-

„myſti-

---

*) März S. 143.

„myſtiſche Bilder habe ich darinn nicht „gefunden.“ Er ſcheint alſo zu glauben, in der neuen Atlantis hießen die Keller, Thürme ꝛc. das Salomoniſche Haus; denn er ſetzt hinzu, das Wort Haus, hieße hier offenbar ſo viel als *Hall*, Kollegium. Dieß iſt aber ein Zeichen, daß er die neue Atlantis gar nicht mit Aufmerkſamkeit geleſen hat. Die Geſellſchaft ſelbſt, *) geſtiftet zum Studium der Werke Gottes, deren Zweck die Kenntniß der geheimen Urſachen und Bewegungen der Dinge war, welche die Gränzen der Kräfte des Menſchen erweitern, und ihn in den Stand ſetzen ſollte alles mögliche zu thun. — Dieſe Geſellſchaft ſelbſt heißt in der neuen Atlantis Salomons Haus. Da alſo der Zweck dieſer erdichteten Salomoniſchen Geſellſchaft mit dem Zweck der roſenkreuzeriſchen Philoſophen in England völlig übereinſtimmte, ſo nahmen ſie ſich vor

---

*) Ye ſhall underſtand, that amongſt the excellent acts of that king one above all hath the preheminence. It was the *Erection* and *Inſtitution of an order or ſociety, which we call* Salomon's *houſe*; — *It is dedicated to the ſtudy of the Works and creatures of God.* (Bacon's Works, Mallet's Edition Vol. III. S. 246 und S. 253.) The *end of our foundation is the knowledge of cauſes and ſecret motions of things; and the enlarging of the bounds of human empire*, to the *effecting of all things poſſible.*

eine ſolche Geſellſchaft wirklich zu machen. Nach roſenkreuzeriſchem Sinne, mußten die Verhandlungen ihrer Geſellſchaft geheim ſeyn, und auch dieſes fanden ſie in dem Salomoniſchen Hauſe, oder bey der ſalomoniſchen Geſellſchaft die Bakon erdichtet. In dieſer ward überlegt, *) „welche „von ihren Erfindungen und Erfahrungen ſollten „bekannt gemacht werden, und jedes Mitglied „mußte einen Eid der Verſchwiegenheit „leiſten, diejenige zu verſchweigen die geheim „gehalten werden ſollten.“ Dieſe Einrichtung war ihren eſoteriſchen Principien völlig gemäß. Aus allen dieſen Urſachen zuſammen, glaubten ſie eine Geſellſchaft ſo wie das Salomoniſche Haus war, zur Wirklichkeit zu bringen, und zum Zeichen ihres Zwecks, das Werk der Sechs Tage zu unterſuchen, waren in ihren Verſammlungen, der Zirkel, das Winkelmaaß, und andere Symbolen vorgeſtellt, welche ſchon die Gnoſtiker zum Zeichen der Schöpfung gebraucht hatten, wie ich durch einen merkwürdigen geſchnittenen Stein gezeigt habe. Der Ungenannte, nach ſeiner gewöhnlichen Art alles verächtlich wegzuwerfen, was

---

*) We have conſultations, which of the inventions and experiences, which we have diſcovered, ſhall be publiſhed, and which not: *and take all an oath of Secrecy* for the concealing of thoſe, which we think fit to keep ſecret. S. 258.

was nicht zu ſeiner Abſicht dient, ſagt auch hier:*) „Am Stein iſt nichts; er iſt eine „ſehr gewöhnliche gnoſtiſche Abraxe.“ Ich möchte doch wohl wiſſen, was daran ſo ſehr gewöhnlich ſeyn könnte. Jeder vernünftige Menſch muß ſehen, daß dieſer Stein ſehr merkwürdig iſt, und daß er bisher noch ſehr unbekannt geweſen. Es iſt die Frage ob wohl unter allen Freymaurern, die ihre Geſellſchaft ſo ſehr alt haben machen wollen, und ſo wunderliche Gründe angeführt haben, ein einziger gewußt hat, daß die Symbolen dieſer Geſellſchaft ſchon auf einen ſo alten geſchnittenen Stein vorkommen. Hätten ſie ihn gekannt, ſie würden ihn gewiß angeführt, und Folgen daraus gezogen haben — die gar nicht daraus folgen würden.

Ich habe deutlich das anfänglich, um 1646, angedeutete Salomoniſche Haus, von dem nachher eingeführten Salomoniſchen Tempel unterſchieden. Ich habe deutlich angezeigt, daß meiner Meinung nach, der Salomoniſche Tempel erſt an 40 Jahre nachher, um 1685 angedeutet werden **). Der Ungenannte deſſen bequemſte Art mich zu widerlegen iſt, daß er meine Meinungen verdrehet, und was ich ſorgfältig auseinandergeſetzt habe, wieder untereinanderwirft, verwirret hier auch gefliſſent-

---

*) März S. 143. **) Verſuch S. 109. 110.

fliſſentlich das Haus und den Tempel, verſichert „von Salomons Tempel gehört zu „haben und von den Säulen Jachin und „Boas *)“ und alsdenn ruft er triumphirend: „Standen dieſe an Salomons Hauſe? „Setzt ſie die Atlantis dahin? — Es wäre „Sünde bey Salomons Haus, an einen „myſtiſchen Tempel Salomons nur zu den„ken. — Wie kämen zum Salomoniſchen „Tempel die Säulen des Hermes? Ja„chin und Boas heißt Stärke und Kraft. „Erklärt aus dieſen Worten Jamblichus et„was? Holte er etwas aus Salomons Tem„pel? — Wie kommt der gewürfelte Bo„den zum Symbol der höhern Weisheit? **) „ein Tempel iſt ja kein Court of Exchequer.“ — Kann dieß abgeſchmackte Geſchwätz mich angehen? Kann es einen aufmerkſamen Leſer meines

---

*) März S. 243. Die Leute die dem Ungenannten von den zwey Säulen Jachin und Boas geredet haben, hätten ihm richtiger von zwey Säulen reden können, die mit J und B bezeichnet ſind, und hinzuſetzen können, J und B könne zwar Jachin und Boas, aber auch vielleicht noch etwas anders bedeuten. Doch vielleicht haben ſie ihm gerade nicht alles ſagen wollen.

**) Ich dächte meine Erklärung (Iter Th. S. 189) hänge mit dem übrigen ſehr wohl zuſammen. Wenn der Ungenannte denn ſo weiſe iſt, ſo erkläre er ungezwungen, wie der gewürfelte Boden zum Tempel kommt.

nes Vorſuchs angehen, welcher daſelbſt die Veranlaßung des Hauſes angezeigt, und bemerkt findet, daß man erſt 40 Jahr nachher den Tempel gewählt habe, daß alſo beide nichts mit einander gemein haben. Der Ungenannte ſagt: der Unterſchied zwiſchen beiden iſt auffallend und ſchneidend. Freilich! Aber warum verwirrt er ſo unverantwortlicherweiſe, was ich ſo auffallend und ſchneidend unterſchieden habe?

Der Ungenannte wirft gleich im Anfange ſeiner Widerlegung das Urtheil hin: „daß die „Roſenkreuzergeſellſchaft mit den Freymau-„rern gar nicht zuſammenhänge *).“ Der Ungenannte redet niemals präcis. Ich habe von wei-

---

*) Er ſetzt hinzu, noch vielweniger mit ihnen Eins iſt. Dieß iſt ein hämiſcher Seitenblick, der zu der Verläumdung gehört, die ich ſchon S. 32 gerügt habe,: als ob ich den jezigen Roſenkreutzern zu gefallen, eine Hypotheſe von Entſtehung der Freymaurerey erdacht hätte. Ich habe geſchrieben, was ich für Wahrheit hielt. Ich habe niemand zu Liebe oder zu Leide geſchrieben. Ich habe der Geſellſchaft welche ſich jezt in öffentlichen Schriften, den uralten Orden der Gold- und Roſenkreuzer nennet, mit keinem Worte gedacht, auch wo ich die nächſte Veranlaßung dazu gehabt hätte: (z. B. S. 180. zu Ende der Note) die Urſach iſt, weil ich, wie ich ſchon S. 146 erinnert, mich auf den jezigen Zuſtand der Freymaurerey gar nicht einlaßen, über kein einziges der jezt im Schwang ſeyenden Syſteme urtheilen

weiter keinen Zuſammenhange geſprochen, als daß der erſte Urſprung der Freymaurergeſellſchaft, um 1646, von einer Roſenkreuzergeſellſchaft herrühre, und daß die öffentlich bekannten erſten Symbolen der Freymaurer von den Roſenkreuzern entlehnet ſind, bey denen ſie die Ordnung der Werke der Schöpfung ſymboliſch andeuteten, ſo wie ſie dieß ſchon bey den Gnoſtikern angedeutet hatten. Wenn das dreiſte Läugnen des Ungenannten von einigem Gewichte ſeyn ſollte, ſo müßte man erkennen können, daß er die Sache unterſucht hätte, das hat er aber offenbar nicht. Ich will hier keinen vollſtändigen Beweis führen, und ich kann es auch nicht. Ich

kann

ſen will. Ich will auch jetzt über dieſe Geſellſchaft nicht urtheilen. Folgendes will ich nur ſagen, weil es auch zur ältern Geſchichte gehörten ſollte. Dieſe Geſellſchaft kündigt in einem ihrer klaßiſchen Bücher, (Kompaß der Weiſen S. 43 der Vorrede) einen noch lebenden Adepten Federico Gualdo, an, der faſt 600 Jahre zurückgelegt hat. Dieſer Adept muß vermuthlich zu dieſer Geſellſchaft gehören, weil man außer derſelben, ſeit Erfindung der Buchdruckerkunſt, da er doch ſchon viel älter iſt als dieſe Erfindung, nichts von ihm gehört hat. Ich bekenne, daß ich in allen Nachrichten, betreffend diejenige Roſenkreuzergeſellſchaft welche zum Entſtehen der Freymaurergeſellſchaft in England Veranlaßung gab, nichts von einem ſolchen Adepten gefunden habe. Daher ich alſo wenigſtens denke, dieſer Federico Gualdo habe zu der damaligen Geſellſchaft nicht gehört.

kann mich auf innere Beweiſe nicht einlaſſen. Ich könnte zwar einen Beweis aus Büchern führen, die in England gedruckt ſind. Dieſe habe ich zum Theil in Händen gehabt, zum Theil kenne ich ſie, aber ich habe ſie zum Behuf meines **erſten Theils**, und auch jetzt, ſo ſehr ich mich darum bemühet habe, nicht auftreiben können. Ich will indeſſen nur aus **gedruckten Schriften deutſcher Roſenkreuzer des vorigen Jahrhunderts**, bey denen doch gewiß keine Spur einer eigentlichen **Freymaurerey** zu finden iſt, einen Beweis führen, daß ſchon **auch bey denſelben**, nicht allein die gewöhnlichſten **Symbolen der Freymaurerey**, noch ehe man in England von derſelben etwas wußte, ſondern auch noch einige andere Sachen gebräuchlich geweſen, die man bey ihnen, ohne dieſe meine Anzeige vielleicht nicht geſucht hätte. Unpartheyiſche Leſer, und die Kenntniß der Sache haben, mögen denn urtheilen, ob ich ganz in den Wind hinein geredet, und ob ich in ſolchen Sachen des Ungenannten **Läugnen** oder mein **Bejahen** von mehrerm Gewichte ſey.

Theophilus Schweighart Conſtantienſis iſt ein merkwürdiger Mann unter den **deutſchen Roſenkreuzern**, und einer von denen, denen man es anmerkt, daß ſie eine **wirkliche Geſellſchaft** haben errichten wollen, oder eine **wirklich errichtet haben**. Der Namen iſt gewiß erdichtet, und deutet auf Liebe Gottes, Schweigen und Beſtändigkeit. Dieſer Theophilus Schweighart iſt eine Art von Theoſophen. Er iſt viel beſcheidener und vernünftiger, als der *Irenæus Agnoſtus C. W.* der auch im Namen und auf Befehl einer Roſenkreuzergeſellſchaft ſchreibt, und ſich Fraternitatis per Germaniam Notarius nennet, auch für falſchen Brüdern warnet, aber ſich oft des gröbſten Unſinns, und offenbarer Charlatanerien ſchuldig macht. Es kam 1617 ein Traktätchen heraus, betitelt:

> *Sub umbra alarum tuarum Jehova! Pandora Sextæ aetatis, ſive Speculum Gratiæ* Das iſt: Die ganze Kunſt vnd Wiſſenſchafft der von Gott Hocherleuchten *Fraternitet Chriſtiani* Roſenkreutz, wie fern ſich dieſelbige erſtrecke, auff was weiß ſie füglich erlangt, vnd zur Leibs vnd Seelen Geſundheit von vns möge genuzt werden, wider etliche deroſelben *Calumnianten.* Allen der *Univerſal* Weißheit vnd Göttlichen *Magnalien* waren Liebhabern, treuhertziger meynung entdeckt durch *Theophilum Schweighart, Conſtantienſem, Panſophiæ Studioſum.* 1617. *Cum Privilegio Dei & naturæ* in ewigkeit nicht vmbzuſtoſſen.

In dieſem Traktate findet ſich S. 19. ein

Sendſchreiben, An die Brüderſchafft deß Hochlöbl. Ordens deß Roſencreuzes. Mit einem Kupferſtücklein, Auff der Allerſeeligſten *Fraternitet Famam* vnd *Confeſſion* einfältig geſchehen, Durch einen *Medicinae, Theoſophiae, Chymiae* vnd *Philoſophiae ſtudioſum.*

und bey S. 20 iſt das Kupferſtücklein beſonders eingeklebt, worauf auf beyden Ecken die zwey nämliche Figuren abgebildet ſind, die ich Fig. I habe nachſtechen laßen An beyden ſiehet man den **Zweig**, der ſchon in den alten **Myſterien** eine geheime Deutung hatte, eben ſo wie auf dem **Andrediſchen Pettſchafte***). Beyde ſtehen auf einem **zugehauenen** kubiſchem Steine. Fig. a, iſt **ohne Bart**, alſo **jünger**, Fig. b, hat einen **Bart**, iſt alſo **älter**; Fig. a, iſt **fortſchreitend**, und Fig. b, **mitten auf dem kubiſchen Steine ſtehend**, vorgeſtellt. Ob die **Stellung** derſelben merkwürdig ſey, mag der Leſer urtheilen, der ſich auf **Stellungen** verſteht. Ganz oben ſtehet: *Ignorantiam meam*, ſumma cum invidia mortalium junctam ex animo, ſerioque, nec ſerò *deplorans*, unicum mihi Solatium exiſtimo quod J. D. ejusque mediantibus miniſtris, tacendo ſperandoque rumpantur ut ilia momo, tandem fit ſurculus, arbor fiat. Zwiſchen beyden iſt ein mit **Roſen umkränztes ſtehen-**

---

*) S. oben S. 186

des Kreuz, auf demſelben die ſo bekannte Sphäre, um dieſelbe der Namen Jehovah im Scheine, nebſt andern Symbolen, welche ich, da ſie nicht zu meinem Zweck gehören, übergehe. Im Buche ſelbſt iſt zu Erklärung dieſes Kupferſtichs nichts zu finden. Man ſiehet wohl, er iſt nur hingeſetzt um Aufmerkſamkeit zu erregen; in dem folgenden 1618ten Jahre kam heraus;

Speculum Sophicum Rhodo Stauroticum Das iſt: Weitläuffige Entdeckung deß *Collegii* vnd *axiomatum* von der ſondern erleuchten *Fraternitet Chriſt.* Roſen Creutz: allen der wahrn Weißheit Begirigen *Expectanten* zu fernerer Nachrichtung, den vnverſtändigen *Zoilis* aber zur vnauslöſchlicher Schandt vnd Spott. Durch *Theophilum* Schweighart *Conſtantienſem. Cum privilegio Dei & naturae* in Ewigkeit nicht vmbzuſtoſſen 1618. 4.

Auf dem Titel ſteht wieder Sphär, Zirkel, Richtſcheit, nebſt andern Symbolen die ich übergehe, ſo wie ich vieles merkwürdige und ſonderbare in den beyden erſten Kapiteln auch übergehe *). Im dritten Kapitel, kommt den „Spiegel der Natur und Kunſt, *tam* „*Naturantis quam Naturatæ*, die ganze Wiſ„ſenſchaft der Brüderſchaft.“ Nach einem Eingange und einem feyerlichen Gebet an Gott heißt es:

---

*) Er ſagt darinn unter andern: (S. 10) „Setz alle „weltliche Dinge hindan, betrachte die alte theologi„ſche a Opuſcula Thomæ a Kempis — folge ihnen nach, „— kannſt und thuſt du das, ſo biſtu ſchon mehr als „viel

Incipit feliciter
Panſophia Rhodo-Staurotica.

Durch Gott den Allmächtigen von Ewigkeit der Welt her fundirt, vnd den *Seculi Benedicti filiis* gnedigſt vorbehalten

Arrige, Arrige, Aures!
Wer Ohren hat zu hören der höre,
Wer Augen hat zu ſehen, der ſehe,
Wer Zungen hat zu reden, der rede,
Vnd ſpreche aus die Allmächtigkeit
des Allerhöchſten!

Und was iſt nun dieſe *Panſophia* *), die ſo feyerlich angekündigt wird? Nichts als die Worte:

„Im Anfang war das Wort, und das „Wort war bey Gott, und Gott war das „Wort

---

„ein halber Roſenkreuzer, und werden ſich Magnalia macro- und microcoſmica bald finden, will dich „auch vergewiſſern, daß in der Geſtalt bald ein „Bruder ſich einſtellen wird!“ Man ſiehet, es geſchiehet nichts Neues unter der Sonnen.

*) Ich will hierbey den vollſtändigen Titel eines ſchon oben angeführten Buchs anführen: Pegaſus Firmamenti ſ. Introductio brevis in veterum Sapientiam quæ

„Wort, daſſelbige war im Anfange bey Gott, „alle Dinge ſind durch daſſelbige gemacht, „und ohne daſſelbige iſt nichts gemacht, was „gemacht iſt, in ihm war das Leben, und „das Leben war das Licht des Menſchen. „Und das Licht ſcheinet in der Finſterniß, und die Finſterniß habens nicht „begriffen.“

Ich übergehe alles übrige, und will nur noch von den dieſem Buche beygefügten Kupferſtichen die zweyte Tafel einigermaßen beſchreiben. Sie ſtellt ein länglichtes Viereck vor, das auf den beyden ſchmalen Seiten unten mit Abend, und oben mit Morgen, auf den beyden langen Seiten mit Mittag und Mitternacht bezeichnet iſt. In dieſem länglichtem Vierecke iſt ein Gemählde. Dieß ſtellet ein offnes Feld *) vor. In der Mitten

ſteht

---

olim ab *Aegyptiis & Perſis*, *Magia*, hodie vero a venerabili *Fraternitate Roſeæ Crucis*, *Panſophia*, recte vocatur, à *Joſepho Stellato* 1618. 8. Man erinnere ſich, daß dieſer *Joſeph Stellatus*, ein Freund Arnds des Theoſophen, und Arnd ein vertrauter Freund Andreä war, der erſt die Brüderſchaft des Roſenkreuzes ankündigte, und hernach eine Brüderſchaft Chriſti ſtiftete.

*) 1615 kam von einem Julianus a *Campis*, ein Sendbrief heraus, um zu einer theoſophiſchen Roſenkreuzerbrüderſchaft einzuladen. Hier ſiehe man aus einem Loche des Kollegium, ſeinen mit einem Schwert gewafneten Arm mit Beyfügung des Worts, *Cavete*; um die Unwürdigen abzuhalten.

ſteht das Roſenkreuzerkollegium in Form eines Gebäudes*). Es hat oben ein Thürmchen an welchem Flügel ſind, und unten ſteht es auf Rädern (Rotæ R. C.) Der Eingang iſt durch eine vor dem Thore nach Mittag aufgezogene Brücke. Es ſind noch viele Abzeichen dabey, die ich hier übergehen muß Beym

---

*) S. 10 wird dieß Kollegium folgendergeſtalt beſchrieben: „Es iſt ein Baw, ein groſſer Baw, carens feneſtris & foribus, ein Fürſtlich ja Kayſerlicher Palaſt, allenthalben ſichtbar, vnd doch vor den Augen der Menſchen verborgen, geziert mit allerhandt Göttlichen vnd Natur-vermöglichen Dingen, deren genugſamb Betrachtung, Theoria vnd praxis ohne ſonderbare remuneration oder Coſten jedlichem vergönnt, doch von wenigen in acht genommen wirdt, ſintemal das Gebäw ſchlecht, gering, alt vnd bekant ſcheint, vor dem Gemüth des Newheit begierigen vnbedachten Pöfels, an jhm ſelbſten aber iſt es alſo köſtlich, ſo zierlich, künſtlich vnd wunderlich auffgeführet, daß auch kein Kunſt, kein Wiſſenſchafft, kein Reichthumb, Golt, Edelgeſtein, Gelt, Gutt, Ehr, Authoritet, vnd Reputation auf gantzer Welt mag ernänt werden, welche nicht in Hochgedachtem Pallaſt in ſummo gradu.“ Die Roſenkreuzer reden oft von ihrem Gebäude, (Hauſe, Kollegium.) Rob. Fludd ſagt in ſeinem Summum Bonum (Frf. 1629 fol.) S. 49: „Denique *ſub Architecti figura* operatur *frater ad hujus operis perfectionem*, Unde Apoſtolus ait: Secundum gratiam Dei quæ mihi data eſt, ut *ſapiens Architectus*, fundamentum poſui &c. (1 Cor. III. v. 10. 11) — Atque ſub iſtiusmodi *Architecti typo* nos monet Propheta; ut aſcendamus montem rationabilem, ut *ædificemus domum ſapientiæ*.“

Abend iſt der Eingang in das Feld über eine Brücke die über einen Graben gehet. Auf der Abendſeite gegen die Mittagsſeite im Winkel, ſieht man auf einer Anhöhe, die vermuthlich nach dem Felde zu einen Abſturz haben ſoll, (daß man nicht in das Feld kommen kann,) einen knieenden Wanderer der ſeinen Hut, Pilgerſtab und Ränzel abgelegt hat. Er ſtützt ſich auf einen Anker, und aus ſeinem Munde gehen die Worte: Ignorantiam meam agnoſco; woraus man bemerket, daß dieſes eben der Mann iſt, der auf eben dieſer Seite in der Pandora in einer merkwürdigen Stellung, und auch mit dem Anker (S. 205) vorgeſtellt wird, und Fig. I, a. zu ſehen iſt. Man ſiehet, dieſer Mann iſt außerhalb des Feldes, er bittet und hoffet hinein zu kommen. Er weiß entweder die Brücke nicht zu finden, oder er darf ohne Erlaubniß nicht bey derſelben hineingehen. Auf der andern Seite des Abends, iſt neben der Brücke außerhalb des Grabens, ein Brunnen, Puteus Opinionum bezeichnet, in demſelben ſteckt ein Mann noch mit den Füßen, und hält ſich an einen Strick der über eine Rolle gezogen iſt, und aus einem kleinen Fenſter in dem Roſenkreuzerkollegium angeſpannt wird. Es ſoll dieſes vermuthlich eben den Mann vorſtellen, der in der Pandora auf eben dieſer Seite, und (S. 205) Fig. I, b. ſtehet. Er hebt in der Pandora die drey erſten Finger der rechten Hand auf, und dadurch daß er Verſchwiegenheit ſchwört, wird er, wie hier vorgeſtellt iſt, über den Graben weg, zum Roſenkreuzerkollegium gezogen, und dem Puteus Opinionum entriſſen. Dieſe beyde Figuren ſind, wie man bemerken wird, außer dem Felde. Innerhalb des Feldes ſieht man drey Reiſende,*) einen zu Pferde und zwey zu Fuße, ſie ſcheinen um das Collegium Fraternitatis, herumzureiſen, ohne den Eingang deſſelben finden zu können, weil die Brücke aufgezogen iſt. Gegen Mittag iſt ein hoher Fels. Von demſelben ſcheint ein Mann nach dem in der Mitte ſtehenden Gebäude herüber ſpringen zu wollen, er ſtürzt aber herunter. Dabey ſteht: Feſtina lente. Gegen Mit-

---

*) Der Hr. Leibarzt Möhſen in Berlin, hat in dem 2ten Theil ſeiner Geſchichte der Arzneywiſſenſchaft, die nächſtens herauskommen wird, in dem Leben Leonhard Thurneiſers, auf eine ſehr ſinnreiche Art auseinander geſetzt, warum die Adepten des ſechszehnten Jahrhunderts und früher, warum ſelbſt Paracelſus und Thurneiſer an weitentfernte Orte reiſeten, oder ſolcher Reiſen ſich rühmten. Daraus ſiehet man, daß Andreä, das was er von den weiten Reiſen ſeines Chriſtian Roſenkreuz ſagte, aus den zunächſt in Schwange gehenden Begriffen nahm. Man ſiehet zugleich wie dieſe Vorſtellungsart in die Schriften und vermeinten Geſetze der Roſenkreuzer, und weiter kam, und aus andern Urſachen noch blieb, als man ihren erſten Urſprung vergeſſen hatte.

ternacht, iſt ein Fels, der mit Waſſer umgeben zu ſeyn ſcheint. Auf dem Felſen iſt die Arche Noah *), in welche zwey Tauben fliegen. Am Orient iſt der Namen Jehovah in einem geflügelten Schein über den Wolken, daraus geht eine Hand, welche auf die Spitze des Gebäudes der Roſenkreuzer, ein Senkbley fallen läßt, oder es an einem feinem Faden ziehet. Die übrigen Sachen die auf dieſem Gemählde oder Teppich noch vorgeſtellt ſind; übergehe ich. Ich werde ohnedieß verſchiedene meiner Leſer, wegen der Weitläufigkeit dieſer Beſchreibung um Verzeihung bitten müſſen; die hingegen andern, welche auf alle Umſtände genau Acht geben können, nicht zu weitläufig ſeyn wird.

Der Schriftſteller den ich S. 178 des erſten Theils ſchon angeführet habe **), hat folgende Worte: „Wie ich denn nun meine

---

*) Einige meiner Leſer werden ſich wundern dieſes Sinnbild hier zu finden, das man lange nachher an einem ganz andern Orte wieder findet, und wie ich vermuthe, nicht ohne Rückſicht hieher. Hier bedeutet dieſes Sinnbild vermuthlich, die Rettung der Menſchen aus dem Pelagus Opinionum. Er iſt auf dem Titel dieſes Buchs und auf dem Titel des der Pandora beygefügten Sendſchreibens vorgeſtellt, und in deſſen Mitte ein Felſen, auf dem ein ſtehendes Kreuz und Roſe zu ſehen iſt.

**) Die erſte Ausgabe kam ſchon 1614 in lateiniſchen Verſen, unter dem Titel: Aſſertio Fraternitatis R. C. in 4.

„dritte Reiſe vor mir habe, und in der nicht „gar unbekannten Stadt Hagenau mich auf„halte und die naſſe Luft, und Regen in mei„nem angefangenen Lauf mich ſäumen.“ Der Regen hindert das Licht; das Licht wird durch Reiſen erlangt.

In dem 1620 in 8. gedruckten *Prodromus Rhodoſtauroticus Parergi Philoſophici* oder **Vortrab und Entdeckung der Hocherleuchten Brüderſchaft vom Roſenkreuz**, ſteht S. 4 das Fig. II. vorgeſtellte Bild. Ich will hier nur auf die zwey Hände mit drey ausgeſtreckten Fingern, die ſchon auf Fig. I. da geweſen ſind, aufmerkſam machen. Es iſt auch noch mehr anzumerken.

In eben dieſem Buche S. 14 iſt Fig. III. anzutreffen. Das agens und patiens, welches nach des **Paracelſus** von den Kabbaliſten genommenen Idee, zu Entſtehung aller Dinge nöthig iſt, wird durch einen männlichen und weiblichen Kopf vorgeſtellt, die in Einen Körper zuſammen gehen. Das Wort REBIS auf der Bruſt, deutet beym **Paracelſus** die erſte **Materie der Dinge** *) an,

---

in 4. heraus. Die angeführte deutſche Ausgabe iſt von 1616. 8. und 1618 kam unter dem Titel: Ars Foederis theraphici F. X. R. eine Ueberſetzung in deutſchen Reimen in 4. heraus.

*) S. le Baillif Dictionarium Vocum Paracelſi S. 17 in Paracelſi Opera, Genevæ, 1648 fol. T. II.

woraus alles geſchaffen iſt. Um die Ordnung und die weiſen Regeln der Schöpfung anzudeuten, haben beyde Arme **Zirkel** und **Winkelmaaß** in Händen, in eben der Bedeutung wie auf dem gnoſtiſchen Steine, den ich im erſten Theile S. 132 angeführt habe, auch findet man hier ſo wie dort, die 4 und 3, **Viereck**, und **Dreyeck**, nebſt der **Sphäre** oder **Zirkellinie**. Hier ſind, wie auf Fig. II **Sonne**, **Mond**, und **Sterne**. Man bemerke beſonders das **flammende** das an dem **Sterne** angedeutet iſt, der den **Merkur** vorſtellt. **Merkur** war dem Paracelſus und ſeinen Anhängern, der Archaeus, der Spiritus Rector, die vis vivificans, die nach ſeiner (und älterer Philoſophen) Meynung, durch die ganze Natur verbreitet war. Auf dem Mißverſtändniſſe dieſer Meynung, beruht eigentlich die Träumerey aller hermetiſchen Philoſophen. Denn weil ſie glauben, dieſer **Archäus** ſey ein für ſich beſtehendes Ding, ſo meinen ſie, es ſey möglich ihn aus den Körpern zu ziehen, ihn zu fixiren, und ihrem Zwecke gemäß zu brauchen. Hier ſieht man unwiderſprechlich, daß den **Roſenkreuzern**, (ſo wie vormals den **Gnoſtikern**) **Zirkel** und **Winkelmaaß**, **Viereck**, **Dreyeck**, **Sphäre**, Sinnbilder der Ordnung der Schöpfung geweſen ſind. Hier ſieht man eben ſo unwiderſprechlich die Sinnbilder der nachherigen **Freymaurer**: **Zirkel**, **Winkelmaaß**, **Vier-**

Viereck, Dreyeck, Sonne, Mond und den flammenden Stern.

Fig. IV. iſt aus Mich. Maiers Atalanta Fugiens*) h. e. Emblemata nova de Secretis Naturæ 1617. 4. S. 93 genommen. Hier ſiehet man einen Roſenkreuzeriſchen Philoſophen, welcher den Zirkel in die Hand nimmt, mit welchem Gott die Natur der Dinge beſtimmet oder gemeſſen hat. Er mißt Gott nach, und will die Regeln wornach Gott ſeine Schöpfung geordnet hat, d. h. das Innere der Natur kennen lernen**). Er zieht die Linien, wodurch die Roſenkreuzer die Einrichtung der Natur auf die Geometrie (die fünfte Wiſſenſchaft) reducirten. Sie ſind, die Zirkellinie, in welcher das agens und patiens, unter Mann und Weib vorgebildet ſtehen,

---

*) Dieſes Buch iſt eines der rareſten von Mich. Maiers raren Schriften, und überhaupt eines der ſonderbarſten Bücher. Die ganze Roſenkreuzeriſche Philoſophie oder ihr Geheimniß iſt in funfzig in Kupfer geſtochenen Sinnbilder gebracht. Jedes Sinnbild iſt durch ein lateiniſches Epigramm erklärt, welches in einen deutſchen Reim überſetzt iſt. Zugleich iſt jedes lateiniſche Epigramm in Muſik geſezt, und zwar in eine kurze dreyſtimmige Fuge. Derſelben Führer heißt allemahl Atalanta fugiens. der Gefährte Hippomanes ſequens und die Baßſtimme Pomum morans, denn die Baßſtimme iſt in allen 50 Fugen ebendieſelbe. Jedes Sinnbild iſt noch durch einen Diskurs erläutert.

**) Verſuch, 1ſter Theil S. 190.

das **Viereck**, das **Dreyeck** *) und wieder die Zirkellinie, eben ſo wie in Fig. III., und in eben der Bedeutung.

Doch genug hievon. Will jemand noch glauben der Ungenannte wiſſe was er redet, wenn er ſagt: die **Roſenkreuzer hangen mit den Freymaurern gar nicht zuſammen**, ſo mag ers nach Belieben glauben.

Der Ungenannte verlangt noch Beweis: **) „daß ſeit dem Tode Karls I. die Freymaurerey „eine Decke der Königlichgeſinnten geweſen, daß „man einen geheimen Ausſchuß gemacht, und „Zeichen des Todes vom ermordeten Herrn „(Maſter) ***) gewählet habe. — Daß **Monks „Parthey**, die **Loge der Freymaurer**, und „die **ſchottiſche Parthey**, die **ſchottiſche „Loge**

---

*) M. Maler in ſeinem 39. Diskurſe S. 167 ſagt: *Quadrangulus ſ. quatuor elementa* omnium prima conſideranda ſunt, — abhinc pervenitur ad *Triangulum* qui conſtat, *corpore ſpiritu & anima*, ſive *Sole*, *Luna Mercurio*: (oder *Sal*, *Sulphur*, *Mercurius*, welches dem Paracelſus, und nach ſeiner Lehre allen Gattungen der Roſenkreuzer, die drey Grundkräfte der Natur ſind, ſ. auch Fig. II. und Fig. III.) Hinc Rhaſis in Epiſt. *Lapis* inquit *triangulus eſt in Eſſe, quadrangulus eſt in qualitate.*

**) März S. 245 u. f. f.

***) Der Ungenannte der immer verunglimpfen will, ſeht hinzu, (wie ich ſchon S. 162 erinnert habe) „daß die „Freymaurergeſellſchaft in ein verächtliches Licht „geſeht werde, wenn die Ceremonie noch fortdauerte, wenn ſie noch zuſammenkäme Karls I. „Tod

„Loge geweſen ſey.“ Er ſetzt hinzu: „Wie „käme es, wenn die Geſellſchaft, und ſie allein, „den König auf den Thron gebracht hätte, ja

„wenn

„Tod zu bedauern, und ſeinen verlohrnen Sohn, „(das verlohrne Wort) zu ſuchen.“ Es iſt ganz ungereimt, mir dieſes vorzuwerfen. Ich habe ja (im 1ſten Theile S. 207. 209) ausdrücklich geſagt, daß eben deshalb, weil die vorige Zwecke und Geſchäfte geendigt waren, „um 1685 in ihrer „bisherigen Einrichtung eine Aenderung gemacht, „ihr ein beſtimmter Zweck vorgeſtellt, der „Tempel Salomons ſubſtituirt worden, um die „verſchiedene Theile näher zu verbinden, und „übereinſtimmend zu deuten.“ Heißt dieß nicht für den, der die Sache verſteht, ſo deutlich geredet, als man öffentlich reden kann? Ich zeige den erſten Urſprung der Ceremonie, und ihre ehemahlige Deutung. Durch dieſe Deutung ſiehet man, wie dasjenige was ganz unzuſammenhängend ſcheinet, nach und nach entſtanden iſt. Selbſt die jetzige übereinſtimmende Deutung bekommt eine Erläuterung, wenn man auf den erſten Grund der Sache gehet, wenn man den erſten Urſprung und die Zeit und Veranlaßung der Aenderung überlegt. Da ich indeſſen die Aenderung deutlich angezeigt habe, ſo iſt es ſehr ungerecht, mir vorzuwerfen, ich behauptete, daß das vorige noch fortdauere, und daß ich dadurch die Geſellſchaft in ein verächtliches Licht ſetze. Eben ſo iſts gar nicht wider mich, wenn der Ungenannte wider mich anführet, was ich S. 212 von Maſon's Word bemerke, denn das gehört lange nach 1685. Eben ſo wunderlich iſt es, wenn er bey dieſer Gelegenheit dieſe S. 212 mit S. 192 vergleichen will, denn S. 192 rede ich von dem was 1646 vorgieng. So verwirret der Ungenannte alles untereinander, verſteht mich nicht, und will mich nicht verſtehen.

„wenn ſie neu geſtiftet und reformirt *) wäre „dieß zu bewirken,“ — daß kein Wort davon in der Geſchichte ſtände? Der Ungenannte übertreibt alles, und verſtellt es dadurch. Wo habe ich geſagt, daß dieſe Geſellſchaft, oder gar, daß dieſe Geſellſchaft allein, den König Karl II. auf den Thron geſetzt habe? Dazu kamen bekanntlich ſehr viele andere Umſtände zuſammen. Ich habe ja ausdrücklich geſagt, daß nur ein Theil der Geſellſchaft dazu beygetragen haben, ich habe S. 205 ſogar bewieſen, daß der General Monk, welcher das unmittelbare Werkzeug der Wieder-

ein-

---

*) Der Ungenannte muß doch alles aus einem falſchen Geſichtspunkte vorſtellen. Wo habe ich denn von den Sachen die ſich auf den Tod des Königs beziehen, geſagt, daß ſie eine neue Stiftung, eine Reforme geweſen wären. Es war ein engerer Ausſchuß, ein höherer Grad, wenns denn ſo heißen ſoll, einer Geſellſchaft, die äußerlich einerley Namen, aber in dieſem engern Ausſchuſſe ganz andere Zwecke hatte, als in der allgemeinen Verſammlung, und auch andere Symbolen. Da von dieſen Symbolen Spuren da ſind, obgleich die Deutung ganz anders iſt, ſo fühle man zuweilen einen Mangel von Zuſammenhang, dieſen habe ich aus der Geſchichte gezeigt. Daß übrigens ſchon in den damaligen Zeiten, in Einer Geſellſchaft verſchiedene Zwecke geweſen, ſollte wohl niemand wundern. Iſt jetzt kein Fall, wo jemand der zu einem engern Ausſchuß befördert wird, ſich mit einemmahle in ein ganz neues Feld verſetzt ſiehet, ganz andere Symbolen, ganz andere Zwecke ſiehet?

einſetzung des Königs war, zur damaligen Zeit nicht zur Freymaurergeſellſchaft gehört haben kann. Wann der Ungenannte nun die Frage ſo faßt: Ob es möglich ſey, daß von einer Geſellſchaft, die den König allein auf den Thron gebracht hätte, kein Wort in der Geſchichte ſtände; ſo wird jedermann antworten müſſen: Nein! Aber er dreht nur die Sache ſo, damit wider meine Meinung Mißtrauen erregt werden ſoll. Ich hingegen ſtelle die Sache folgendergeſtallt vor: (1ſter Th. S. 196) „Die Mitglieder der Freymaurer„geſellſchaft waren alle Königlich ge„ſinnt.“ Daher entſtand ein geheimer Ausſchuß dieſer Geſellſchaft, worinn verſchiedene der Königlichen Parthie zugethanene Perſonen, unter dem Scheine dieſer Geſellſchaft, (ganz unabhängig von dem allgemeinen Zwecke der Geſellſchaft, der Kenntniß der Natur,) ſich verſammleten, in der Abſicht, was ihnen möglich war zu thun, um den Weg zur Wiedereinſetzung des Königs zu bahnen. Daß ſich mehrere Geſellſchaften insgeheim zu dieſem Zwecke verſammelt haben, erhellet aus der Geſchichte. Alle Königlichgeſinnten, deren eine große Anzahl war, konnten ſich in Einer Verſammlung nicht ohne Verdacht verſammlen. Ich deute ſelbſt an, daß man nicht allen Freymaurern, die doch damals alle Königlich geſinnt waren, traute, ſondern einen geheimen Ausſchuß machte. Hier iſt alſo nur die Frage: Hat ſich ein geheimer Ausſchuß von Freymaurern zu dieſem Zwecke verſammelt? Hat dieſer geheime Ausſchuß ſich Symbolen gegeben, die noch unter einer andern Verbindung und unter anderer Deutung bekannt ſind? Wie viel findet man von dieſer geheimen Geſellſchaft in der Geſchichte? Iſt es nicht leicht möglich, daß man von einer ſolchen geheimen Geſellſchaft in der öffentlichen Geſchichte nichts findet? Wer die wahre Beſchaffenheit der Sache recht erwägt, könnte ſich gar nicht wundern, wenn auch, von einer beſtändig ſo geheim gehaltenen Sache, in der Geſchichte kein Wort zu finden wäre. Es iſt gewiß, daß die Freymaurergeſellſchaft, auch in dieſem Jahrhunderte, es ſey nun unmittelbar oder mittelbar, auch auf andere politiſche Veränderungen Einfluß gehabt hat, wovon vielleicht noch lange Zeit in der Geſchichte kein Wort zu finden ſeyn wird. Können wohl in der Geſchichte alle geheime Triebfedern der Begebenheiten entdeckt werden? Wird allemahl bekannt, unter welchem Vorwande ſich die Perſonen verſammelt haben, welche zur Ausführung der Begebenheiten ingeheim vieles beytrugen? Es iſt daher ganz wunderlich, wenn der Ungenannte*) daraus, daß **Skinner** in ſeinem **Leben Monks**, da er von dem ſecret Conclave der Königlichgeſinnten redet, den Namen **Freymaurer** nicht nennet,**) etwas wider mich ſchließen will. **Skinner** beſchrieb das **Leben Monks**, der wie ich S. 205 des 1ſten Theils bewieſen habe, vor der Wiedereinſetzung des Königs, die Freymaurergeſellſchaft nicht kann beſucht haben, der ſelbſt nach **Skinners** genauem Berichte mit niemand in London in Korreſpondenz ſtand, bis er ſich ganz zuletzt dem **Granville** anvertraute. **Skinner** hatte alſo gar nicht nöthig von **Freymaurern** zu reden. Entweder wußte er, wie es leicht möglich iſt, gar nicht, daß eine **Freymaurergeſellſchaft** exiſtirte, und daß ein **geheimer Ausſchuß** derſelben ſich mit politiſchen Angelegenheiten beſchäftigt hatte; in dieſem Fall **konnte** ers nicht ſagen. Oder er war mit der Geſellſchaft näher bekannt; in dieſem Falle **wollte** ers um ſo viel weniger ſagen. Die **Freymaurergeſellſchaft** hat im vorigen Jahrhunderte überhaupt immer **unbekannt** bleiben wollen*). Die beyden **geheimen Ausſchüſſe** hatten ſehr gute Urſachen, nicht einmahl der **übrigen Freymaurergeſellſchaft**, ihre **Exiſtenz**, noch weniger ihre **Beſchaffenheit und Abſichten** zu entdecken. Iſt es denn nicht noch bis jetzt, beſonders in gewiſſen Syſtemen, ganz gewöhnlich, daß Leute die nur überhaupt in die Freymaurergeſellſchaft aufgenommen ſind, nicht erfahren, was in den engern

---

*) März S. 145.

**) So ſage ich S. 197 des 1ſten Theils. Der Ungenannte hingegen, der alles zu verdrehen weiß, ſagt: „Ich müſſe ſelbſt geſtehen, daß bey der geheimen Parthey der Königlichen, der Name „Freymaurer nie genannt wird.“ Dieß habe ich nie geſagt oder geſtanden. Die geheime Parthey der Königlichen konnte den Namen Freymaurer ſehr wohl kennen, und insgeheim nennen, wenn gleich Skinner ihn entweder nicht kannte oder nicht öffentlich nannte. Das ſind ja ganz verſchiedene Sachen.

Aus-

---

*) In a Dictionary engliſh latin and latin engliſh by *Eliſha Coles*; London 1677. gr. 8. iſt das Wort *Free-Maſon* zu finden, und wird durch *Caementarius* erklärt, das Wort *Maſon* ebenfalls durch Caementarius, lapidarius. Hierdurch iſt 1) meines Freundes Leſſings Meinung, daß vor Anfange dieſes Jahrhunderts der Namen *Free-Maſon* in keinem gedruckten Buche vorkomme, abermals widerlegt. 2) Es erhellet hieraus entweder, daß damals der Namen *Free-Maſon* auch einen zünftigen Maurer, der Häuſer bauet, bedeutet hat, und daß man etwan, ſo wie man jetzt noch die Zimmerleute *Freemen of the Carpentry* nennt (S. d. 1ſten Theil S. 195 in der Note) damals die Maurer *Freemen of the Maſonry* genennt habe; oder es erhellet daraus wenigſtens ſicher, daß noch 1677 die Freymaurergeſellſchaft als eine geheime Geſellſchaft ſo unbekannt geweſen ſey, daß man ſie bloß als einen Theil der Maurerzunft betrachtet hat, zu welcher ſie auch öffentlich gehörte.

Ausſchüſſen vorgehet, zuweilen kaum derſelben **Namen** und **Exiſtenz** wiſſen? Es muß wohl in allen geheimen Geſellſchaften welche verſchiedene Abtheilungen haben, eben ſo ſeyn. Auch nach der Wiedereinſetzung des Königs hatten die Leute die ſich vorher ingeheim verſammelt hatten, wohl noch vieles abzureden. Man erinnere ſich, daß in der erſten Beſtürzung Karl II. **ohne Bedingung** wieder aufgenommen ward. Nachher erſt ward eingeſehen, es ſey nöthig eine **Konſtitution** zu machen. Man erinnere ſich aller Unruhen darüber, der beſtändigen Geldbedürfniſſe des Königs, ſeiner Verbindungen mit Frankreich, ſeines Hanges zur katholiſchen Religion und anderer Umſtände, ſo iſt leicht zu erachten, daß für eine **geheime Geſellſchaft**, die einmahl eingerichtet war, Stoff genug zu Verhandlungen geweſen ſeyn kann. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß einige Abtheilungen, wenigſtens der **engſte** Ausſchuß der Geſellſchaft fortgefahren habe, geheime Verabredungen zu nehmen, und daß dadurch nach und nach die um 1685 oder eher geſchehene, von mir S. 210 des 1ſten Theils angezeigte Veränderung ihrer Einrichtung und der damit verknüpften Deutung der Symbolen, vorbereitet worden.

Dinge dieſer Art ſind gewiß ſo geheim als möglich gehalten worden; und es kann daher gar nicht fremde ſeyn, wenn in der Geſchichte wenig Spuren davon ſind. Wenn aber jemand ſich unterſtehen will, geradezu zu behaupten, es ſtehe in **der Geſchichte kein Wort davon**, ſo müßte er in der Geſchichte geforſchet, und ſehr genau darinn geforſchet haben, welches aber offenbar des Ungenannten Sache nicht iſt. So viel läßt ſich leicht erachten, daß wenn die Nachrichten davon **in den gewöhnlichen Geſchichtbüchern** ſtänden, die ſo viele Leute leſen, ſo würde dieſe Sache nicht an 130 Jahre ſo verborgen geblieben ſeyn, daß ich erſt einige Spuren davon durch einen glücklichen Zufall hätte entdecken und durch nähere Unterſuchung weiter aufklären dürfen. Das hindert aber gar nicht, daß in Schriften die damals gedruckt, und theils bald vergeſſen, theils nicht mit gehöriger Aufmerkſamkeit geleſen worden, ſo deutliche Spuren*), ſo merkwürdige einzelne Nachrichten zerſtreuet wären, daß wenn man ſie ſammelt und ſowohl untereinander als mit andern Umſtänden vergleicht, dadurch die Sache in ein deutliches Licht

---

*) **In Skinners Leben Monks**, über das der Ungenannte ſo leicht hinwegſchlüpft, iſt eine ſolche Spur, die aber erſt durch Zuſammenhaltung mehrerer Umſtände wichtig wird. Nämlich S. 81 wo Skinner die Mitglieder des secret Conclave nennet, das ſich zum Beſten des Königs verſammlet hat, findet man Namen von Perſonen, die nach andern Nachrichten Mitglieder der Freymaurergeſellſchaft waren.

Licht geſetzt werden könnte. Dieß zu thun iſt eine ſo leichte Sache nicht. Ich habe daher ſchon im 1ſten Theil*) geſagt: „daß dieſe Unterſuchung, wenn es auch **rathſam** wäre ſie vor den „Augen meiner Leſer anzuſtellen, überaus **weitläuftig** ſeyn und ſie **ermüden** würde.“ Ich geſtehe es, ich habe noch bis jetzt weder Zeit noch Luſt, dieſe Unterſuchung ſo vollſtändig anzuſtellen, daß alles in die Augen leuchtet, beſonders aber fehlt es mir an manchen hierzu nöthigen Büchern. Nachdem ich ſchon viele Mühe mir hierüber gegeben und durch Zuſammenhaltung vieler Umſtände der Sache ſo gewiß geworden bin, daß ich gar nicht mehr daran zweifeln kann; ſo finde ich doch, da ich alle Schwierigkeit und Mühſamkeit dieſer Unterſuchung vielleicht beſſer als jemand einſehe, daß eine **ganz vollſtändige Aufklärung der Sache** bloß von jemand zu erwarten iſt, der ſich lange in **England** aufhalten, und Bibliotheken daſelbſt durchſuchen will, wo man allein hoffen kann, die groſſe Menge von zum Theil kleinen und raren Schriften zu finden, welche nothwendig zu völliger Endigung dieſer Unterſuchung gehören. Und noch ſind vielleicht die nöthigen zum Theil kleinen Schriften nicht alle in den Bibliotheken Englands zu finden; man müßte noch an einigen andern Orten nachſuchen.

---

*) S. 159.

Es iſt mir indeſſen angenehm, daß ich meinen Leſern eine Nachricht aus einem gedruckten Buche vorlegen kann, die allzuwichtig iſt, als daß ſie hier zu übergehen wäre. Der Hr. Oberkonſiſtorialrath Büſching hat ſie mir nachgewieſen*). Dieſe Nachricht nebſt vielen mehrern hat Hr. B. aus dem ungedruckten Reiſejournale**) des ſel. Hrn. Anton von Geuſau, Gräfl. Reußiſchen Raths und Hofmeiſters, gezogen, und in den ſiebenden Theil der Anekdoten zur Lebensgeſchichte berühmter Gelehrten***) ſchon 1764 einrücken laßen. Herr v. Geuſau war ein ſehr gelehrter und einſichtsvoller Mann, und iſt hier um deſto glaubwürdiger, da er ſelbſt nicht Freymaurer war, und alſo was ihm Ramſey geſprächsweiſe ſagte, aufſchrieb, ohne weitern Zweck dabey zu haben. Die Vorfälle darauf ſich dieſe Nachricht beziehet waren mir zwar ſehr wohl bekannt, ich glaubte aber nicht, daß davon ſchon ſeit 18 Jahren in einem gedrucktem deutſchen Buche eine Spur zu finden ſeyn würde, da ich mich nach Nachrichten dieſer Art fleißig genug umgeſehen, und einige auch gefunden habe, wo ſie eben niemand geſucht hätte. Die Nachricht iſt folgende:

---

*) In ſeinen wöchentl. Nachrichten 1782. 12tes St.

**) Hr. O. K. R. Büſching rühmt dieſes wichtige Reiſejournal auch in der Vorrede des 2ten Bandes ſeiner Erdbeſchreibung.

***) Leipzig 1764. 8. S. 72 u. ff.

Andreas Michael Ramſay, ein Schottländer der ſich meiſt in Frankreich aufhielt, wo ihn der Hr. von Geuſau genau gekannt hat, und der durch die Voyages de Cyrus und durch andere Schriften bekannt genug iſt, ſchrieb einen Diſkurs von den Freymaurern *) in der Abſicht, den Kardinal Fleury zu Beſtätigung gewiſſer Einrichtungen die Freymaurerey betreffend, die er, (Ramſay,) vorgeſchlagen hatte, zu bewegen. Er leitet darinn die Freymaurerey aus den Kreuzzügen von einer Brüderſchaft her, die ſich im gelobten Lande zuſammen gethan hätten, um die von den Saracenen ruinirte chriſtliche Kirchen wieder zu bauen, und deshalb um ſich zu erkennen, geheime Zeichen erdacht hätten. Um dieſe Brüderſchaft**, mit guter Manier nach England

---

*) Er ſoll beſonders gedruckt ſeyn, iſt mir aber wenigſtens unter Ramſay Namen nicht bekannt. Etwas von dem Inhalte dieſes Diſkurſes, ſo wie er in den Anekdoten angegeben wird, ſteht übrigens in verſchiedenen andern Aufſätzen, die ihn vermuthlich daher genommen haben.

**) In der ganzen Geſchichte der Kreuzzüge wird ſich keine Spur von einer ſolchen Brüderſchaft finden, (welche ihrer Natur nach, nicht hätte können unbekannt bleiben,) eben ſo wenig, daß, und zu welcher Zeit ſie nach England gekommen. Wer aber eine gewiſſe Sprache verſtehet, wird wohl ſehen worauf gezielt wird, und wird es höchſtmerkwürdig finden, daß gerade von Ramſay und zu bringen, erzählt er, ein gewiſſer König von England habe ſie dahin berufen. Freylich wird, (welches in Herleitungen dieſer Art nicht üblich iſt,) dieſer König nicht genennet, auch die Zeit, wenn er gelebt habe, nicht beſtimmt. Ferner ſagt Ramſay, dieſe Brüderſchaft habe ſich beſonders angelegen ſeyn laßen, die Baukunſt, Muſik, Bildhauer- und Malerkunſt in England in beſſere Aufnahme zu bringen; eine Legende welche ihre Wiederlegung an der Stirne führt. Denn von orientaliſcher Muſik wird wohl weder der gelehrte Fürſt von St. Blaſien noch ſonſt jemand, in England eine Spur finden können. Eine Geſellſchaft die ſo lange unter den Saracenen gelebt hätte, wäre offenbar zu Beförderung der Bildhauer- und Malerkunſt untüchtig; und wenn die engländiſche alte Baukunſt, durch eine Geſellſchaft die ſich im Oriente ex profeſſo mit Bauen beſchäftigt hätte, unmittelbar aus dem Oriente gekommen wäre, ſo müßten die engländiſchen alten Kirchen eine andere

Bau-

---

in einem Diſkurſe, welcher in dieſer Zeit und zu ſolcher Abſicht geſchrieben worden, zuerſt dieſe Idee ins Publikum geworfen worden. So iſt es auch höchſtmerkwürdig, daß eben dieſer von der Freymaurerey in aller Abſicht ſo wohl unterrichtete Schottländer, wuſte, daß die Freymaurerey zu Wiederherſtellung Karls II. gedient hatte, und es wiſſentlich verbarg.

Bauart haben, als die alten gothiſchen Kirchen in andern Ländern, welches notoriſch nicht iſt.

Ramſay thut nun einen großen Sprung bis auf die Königinn Eliſabeth, und verſichert: „dieſer Königinn hätten dieſe Verſammlungen papiſtiſche Zuſammenkünfte geſchienen, weil die Ceremonien der Aufnahme, mit den Ceremonien der römiſchen Kirche manches gemein gehabt. „Man habe daher, um der Königinn allen Argwohn zu benehmen, die alte Ceremonien geändert, und nun iſt ſein Vorſchlag, „daß die Ceremonien wieder auf den alten Fuß geſetzt werden möchten, zu welchem Ende eine allgemeine Verſammlung der Brüderſchaft von allen Nationen nöthig ſey*).“ Wäre zu den Zeiten der Königinn

---

*) Dieſer Vorſchlag, die Ceremonien welche der Königin Eliſabeth zu Gefallen abgeſchaft ſeyn ſollten, wieder auf den alten Fuß zu ſetzen, wird einigen von meinen Leſern ſehr auffallen, die überlegen was damals vorgieng, und ſich einiger ſeit 20 Jahren vorgefallenen Begebenheiten erinnern. Auch iſt es merkwürdig, daß von dieſer Seite her die erſte Idee eines Generalkonvents hervorkomme. Auch iſt es höchſtmerkwürdig, daß 1723 in den in London gedruckten Conſtitutions of the Freemaſons, nur von den Freymaurern in und um London und Weſtminſter die Rede iſt, (S. den 1ten Th. S. 213) und daß in Frankreich, und in dieſer Beziehung, um 1730 die Brüderſchaft von allen

Eliſabeth, eine ſolche Geſellſchaft ſo bekannt geweſen, daß die Königinn darauf aufmerkſam und mißtrauiſch geworden, ſo könnte in der allgemein bekannten Geſchichte dieß wohl nicht verborgen geblieben ſeyn. Davon iſt aber keine Spur in allem ihrem Verfahren wider die Papiſten. Die Maaßregeln dieſer Königinn, die bey ſolchen Gelegenheiten ſehr geſchwind zuzufahren pflegte, müßten öffentlich geweſen ſeyn. Auch iſt wohl ſehr zu zweifeln, ob ſich die Königinn Eliſabeth, die vom Pabſte des Reichs verluſtig erkläret war, ſich damit befriediget haben würde, wenn eine geheime Geſellſchaft, welche ſie für eine papiſtiſche Zuſammenkunft gehalten hätte, bloß einige Ceremonien geändert, und ſich ferner insgeheim verſammlet hätte. Die Königinn

kannte

---

allen Nationen ſoll zuſammen gerufen werden. Der Verfaſſer der Abhandlung, von alten und neuen Myſterien, (Berlin 1782) ſagt S. 279. „Die „Maurerey erkennet nicht Deutſchland, ſondern „Britannien für ihr nächſtes Vaterland,“ und S. 293: „Es kann ſehr gegründet ſeyn, daß der „Orden von Frankreich aus nach Britannien „gebracht worden.“ So ſchwankend dieß ſcheinet, ſo mag doch wohl dieſer Verfaſſer ſehr beſtimmt wiſſen, was er meint. Man darf ſich nur genau verſtändigen wovon man eigentlich redet. Sobald dieß geſchieht, wird alles was ich behaupte mit dem was er behauptet ſehr gut übereinſtimmen; ſo ſehr auch ſonſt ſein Zweck von dem meinigen unterſchieden iſt.

kannte die Winkelzüge ihrer papiſtiſchen Unterthanen, und der papiſtiſchen geheimen Emiſſarien beſſer*). Und woher hätte denn die Königinn gewußt, daß die Ceremonien geändert wären? Hat man ſie zu den Verſammlungen zugelaßen? Man wird zu den Zeiten der Königinn Eliſabeth, wenn man nicht mit den Worten ſpielen will, und überhaupt vor 1640, wohl ſchwerlich Spuren von Freymaurerey in England finden; da ſie von der Zeit an ſo mannigfaltig da ſind. Die einzige Urſach warum **Ramſay** hier von der Königinn Eliſabeth redet, kann nur ſeyn, um den **alten Ceremonien** deren vermeintliche **Wiederherſtellung** ihm ſo ſehr am Herzen lag, durch dieſe Erzählung eine Art von **Sanktion** zu geben.

Auch der Verfaſſer einer **Abhandlung von alten und neuen Myſterien**, (Berlin 1782) ſagt S. 277 „Es iſt eine **bekannte Sache** „daß ſchon unter der Königinn **Eliſabeth** von „England der Orden daſelbſt in Anſehen und „ſehr zahlreich war.“ **Bekannt**, kann dieß nun auf keine Weiſe genennet werden, denn das Publikum weiß nichts davon, und ſehr viele Leute wiſſen **nichts** davon, die doch von der **Geſchichte der Freymaurerey** viel zu wiſſen glau-

---

*) Man ſehe die Geſchichte des berüchtigten Jeſuiten P. Parſons, in the Jesuit's Memorial for the intended Reformation in England &c. London 1690. 8.

glauben. Aber wenigen Perſonen möchte bekannt ſeyn, in welchem Verſtande man die Freymaurerey, in ſo fern von öffentlicher Geſchichte die Rede iſt, gerade bis zur Königinn **Eliſabeth** von England **heraufziehen** will. In **dieſem Verſtande**, iſt das, was die **Freymaurergeſchichten** in den **Freymaurerkalendern**, von dem Kommando reden, das die Königinn Eliſabeth den 27. Dec. 1561 nach **York** geſchickt haben ſoll, um die daſelbſt verſammlete **große Loge** aufheben zu laßen, dasjenige worauf **Ramſay** zielet, und dasjenige, worauf der Verfaſſer der Abhandlung **über die alten und neuen Myſterien** zielet, **ebendieſelbe** Sache.

Nun hat aber **Ramſay noch mündlich** dem Herrn von **Geuſau** geſagt: (S. 75) „daß die Wiedereinſetzung König **Karls II.** „auf den engliſchen Thron, zuerſt **in einer Ge**„**ſchaft der Freymaurer verabredet wor**„**den**, weil der General **Monk** ein Mitglied „derſelben geweſen *).“ **Er** ſagte: „daß er „dieſe **Stelle** mit **Fleiß ausgelaßen**, um „**den Zweck der Brüderſchaft in Frankreich** „**nicht in Verdacht zu** bringen, als ob ſich

„ſelbſt

---

*) Ich habe bewieſen, daß dieſer Umſtand unrichtig verſtanden worden. Genug daß hier ein Zeugniß eines ſo erfahrenen Freymaurers iſt, daß die Freymaurerey mit **Monks Expedition** unmittelbar zuſammenhieng.

„ſelbiger auf ſo wichtige Staatsſachen erſtrecke." Er ſetzte zwar hinzu: „daß es in „der That damals nur zufälligerweiſe geſchehen, „weil es ihre Geſetze ſogar mit ſich brächten al„ler politiſchen Sachen ſich zu enthalten;" aber man verſteht dieſe Sprache ſchon; und er konnte gegen den Hrn. von Geuſau, der kein Freymaurer war, nicht ganz offenherzig ſeyn. Das Geſetz von dem er ſpricht, iſt erſt von 1723, und ward durch Vorfälle veranlaßt, die Ramſay ſehr wohl kennen mußte, weil ſeine Reiſe nach England höchſtwahrſcheinlicher Weiſe darauf Beziehung hatte.

Dieſer Schottländer war auf alle Weiſe ein ſehr ſonderbarer Mann. Er war bey der engländiſchen Armee in den Niederlanden, kam 1710 noch während des Krieges, mit einem franzöſiſchen Paſſe, nach Frankreich, wo er ſich zu dem berühmten Fenelon hielt. Er ſagt: er ſey als ein Deiſt nach Frankreich gekommen, wo er katholiſch ward, und verſichert, Fenelon habe ihn überzeugt, man könne nicht ein philoſophiſcher Chriſt ſeyn, ohne katholiſch zu werden. Daß ein Mann wie Ramſay, hievon überzeugt werden können, wird einem Proteſtanten freylich nicht leicht begreiflich ſeyn. Genug Ramſay ſagte es, und war katholiſch. Er gieng nach Rom, und ward Hofmeiſter der zwey Prinzen des Prätendenten, für deren älteſten er ſeine berühmten Voyages de Cyrus ſchrieb. Gleichwohl konnte dieſer mit dem Prätendenten ſo genau verbundene Mann Königl. Erlaubniß erhalten, eine Reiſe nach England zu thun; ob er gleich öffentlich als ein Anhänger des Prätendenten bekannt war. In England ward er nicht allein zum Mitgliede der Königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften ernannt, ſondern NB. zu **Oxford** ertheilte man ihm auch die Würde eines **Doktors der Rechte**. Es wurden zwar daſelbſt Schwierigkeiten gemacht, es ward in der Verſammlung aller Magiſter der Univerſität der Einwurf gemacht, dieß ſey unſchicklich, weil er **katholiſch** ſey, es ſey **wider** die Geſetze, weil er den **König Georg nicht erkenne**, und mit **dem Prätendenten aufs genaueſte verbunden ſey**, dennoch waren 85 Stimmen **für ihn**, und nur 17 **gegen** ihn *). Wenn dieſe Reiſe geſchehen iſt, iſt mir nicht genau bekannt, aber gewiß geſchah ſie nach dem für die Freymaurerey ſo merkwürdigen Jahre 1722, gewiß auch nach dem Jahre 1725 **), da ſie öffentlich in Frankreich eingeführt wurde. Daß dieſe ſo ſonderbare Reiſe die Frey-

---

*) S. Mennelh vernünft. Gedanken, Frf. 1741. 8. S. 82.

**) Aus einem Briefe von Ramſay an Ludwig Racine erhellet, daß er 1730 in England geweſen iſt. Der Brief nämlich iſt 1742 geſchrieben, und er ſagt darinn, er ſey vor zwölf Jahren, Zeuge von

Freymaurerey betroffen habe, daran kann niemand zweifeln, dem einigermaßen die Umſtände bekannt ſind, und der ſie miteinander vergleicht.

Ramſay war ein ſehr eifriger Freymaurer, er bekleidete in dieſer Geſellſchaft eins der vornehmſten Aemter in Frankreich *). Er that kraft dieſes Amtes den Vorſchlag „daß jedes Mitglied der Geſellſchaft „**jährlich zehen Louisd'or, zur Beförderung ihres Hauptzweckes** **) geben ſollte, welches alle Jahre 30,000 Louisd'or ausgemacht hätte, weil er die **Anzahl der Brü-**

wie

---

von den letzten Geſinnungen des berühmten Clarke geweſen (S. die Religion von Hrn. Racine, überſetzt von Hrn. v. Loen. Frft. 1752. 8. S. 298) und auch das Jahr 1730 iſt in der Geſchichte der Freymaurerey in England ſehr merkwürdig. Daß aber Ramſey nach 1710 mehr als einmahl in England geweſen, iſt nicht bekannt.

*) In den Anekdoten 7ter Th. S. 66 ſteht, er ſey Großkanzler der franzöſiſchen Freymäurer geweſen, (d. h. Kanzler bey der großen Loge.) Es iſt auch merkwürdig, daß dieſes Amt gerade genannt wird. Es iſt nur bey einer gewiſſen Art der Freymaurer gebräuchlich. Dieß ſtimmt mit den andern Umſtänden überein.

**) Des Zweckes, den Ramſay nicht verdächtig machen wollte, daß er ſich auf wichtige Staatsſachen bezöge! (S. oben S. 232.) Einige von meinen Leſern werden ſich hier vermuthlich einiger Plane, die an gewiſſen Orten waren, erinnern, und vielleicht den Urſprung einer gewiſſen ſehr viel geringern Abgabe, die einen beſondern Namen hat, hievon ableiten. Sie möchten ſich eben nicht irren.

„der durch ganz Europa auf dreytauſend „ſchätzete *).“ Aus ſeinen Diſkurs erhellet, wie eifrig er ſich des Fortgangs dieſer Geſellſchaft angenommen, und wie wohl er von Dingen unterrichtet geweſen, die nur wenige wiſſen.

Ich muß faſt befürchten, daß viele von meinen Leſern über dieſe weitläufige Digreſſion ermüden werden, die andern vielleicht ſehr angenehm ſeyn möchte. Dieß würde noch mehrmahl geſchehen, wenn ich es für rathſam hielte, mich in nähere Unterſuchung dieſer Sache einzulaßen. Es iſt nicht vorauszuſetzen, daß der größte Theil meiner Leſer von der innern Beſchaffenheit der Freymaurerey unterrichtet ſeyn kann, und wer einigermaßen billig iſt, kann mir nicht zumuthen, daß ich, ich wiſſe nun davon ſo wenig und ſo viel es ſey, meinen Leſern darüber eine Auskunft geben ſoll. Hiemit fallen alle Gründe die für meine Behauptung

aus

---

*) Jetzt wird die Anzahl der Mitglieder dieſer Geſellſchaft auf ein'ge Millionen geſchätzt. (S. den IIten Theil S. 160) Es iſt in Vergleichung mit verſchiedenen Umſtänden in der Geſchichte dieſer Geſellſchaft wieder ſehr merkwürdig, daß ſie nach der Nachricht eines ſo erfahrnen Freymaurers, vor etwas über 50 Jahren noch ſo wenig ausgedehnt war. Und ebenfalls iſt ſehr merkwürdig, daß eben zu der Zeit, da die weitere Ausdehnung und genauere innere Verbindung zugleich gegründet wurden, eben die Vorſchläge geſchahen, die der Hr. v. Geuſau aus Ramſays Schrift ausgezogen hat.

aus der innern Beſchaffenheit dieſer Geſellſchaft, aus der Geſchichte ihrer Abänderungen und der Geſchichte der Entſtehung ihrer verſchiedenen Klaſſen und Sekten, beſonders in dieſem Jahrhunderte, aus genauer Vergleichung vieler dabey vorkommenden Umſtände, können gezogen werden, für das Publikum ganz weg; und dieſe Gründe ſind ſehr wichtig, und in unpartheyiſcher Vergleichung mit andern hiſtoriſchen Umſtänden, wie ich glaube, völlig überzeugend. Kann indeſſen ein billiger und vernünftiger Mann die genaue Diſkretion mißbilligen, mit der ich mich enthalten habe, von irgend einer Sache zu reden, von der man nicht öffentlich geredet wiſſen will? Ich habe verſprochen *) „die „innere Einrichtung und mannigfaltige Arten „dieſer Geſellſchaft nicht zu entfalten, noch we„niger ihre Geheimniſſe zu unterſuchen oder zu „entdecken.“ Darnach iſt die Einrichtung meines ganzen Anhangs gemacht; ich habe es als ein ehrlicher Mann gehalten, ſelbſt wenn ich wohl fühlte, daß die Deutlichkeit meiner Sätze darunter leiden würde, wenn meinen Leſern, dasjenige worauf ich zielte, nicht bewußt war. Kann dieß jemand tadeln, der nicht will, daß ich allgemeines Mißvergnügen erwecken, daß ich einer Geſellſchaft, von der ich beſtändig mit der größten Achtung geſprochen habe, wehe thun ſoll?

Wuſte

---

*) Erſter Theil S. 160.

Wuſte der Ungenannte wohl was er wollte, da er von mir forderte Zeugniſſe aus den Akten der Geſellſchaft *) vorzulegen **), zu beweiſen, daß die ſchottiſche Parthey, die ſchottiſche Loge geweſen †). Wenn ich thun wollte, was er ſo unbedachtſam fodert, wo ſollte ich anfangen, wo ſollte ich aufhören, wovon ſollte ich reden, wovon ſollte ich ſchweigen, in welchen Detail müße ich mich einlaßen ehe ich verſtändlich würde, und wer würde mich geſchwinder tadeln als der Ungenannte, wenn ich indiſkreter weiſe allen verſtändlich werden wollte? Und nun tadelt er mich daß ich diſkret bin.

Endlich

---

*) März S. 293. **) März S. 247.

†) Ich will hieher eine Anmerkung ſetzen, die den Ungenannten nichts angehet. In Oxford in verſchiedenen Kollegien, beſonders auch im vorigem Jahrhunderte, ſind immer ſolche Leute geweſen, die mit dem Innerſten der Freymaurerey genau bekannt waren. Chr. Wren hatte daſelbſt im Wadhamkollegium ſtudirt, und war daſelbſt 1660 bis 1673 Profeſſor, (S. Wood's Athenae Oxon. T. II. S. 1024) alſo eben zu der Zeit, da er (ſeit 1663) Großoberaufſeher der Freymaurer war. Im Magdelenkollegium ſind eine Parthie ſonderbarliche Figuren, die man lange bloß für ungereimte Grillen gehalten hat, die aber, wie eine zwiſchen 1677 und 1687 geſchriebene und nachher aufgefundene ſchriftliche Erklärung beſagt, hieroglyphiſche Andeutungen ſind. (S. a Pocket Companion for Oxford 1756. 8. S. 19).

Ob

Endlich iſt noch die von mir angezeigte um 1685, vorgegangene Veränderung *) übrig, wo

---

Ob dieſe Erklärung richtig ſey, kann ich nicht beurtheilen, weil die meiſten dieſer Figuren nicht deutlich genug angezeigt ſind. Es ſey alſo dahingeſtellt. Genug die beiden erſten Figuren ſind ein Löwe und ein Pelican, und es iſt wohl merkwürdig, daß man dieſe Figuren hier an dieſem Orte findet, die auch ſonſt irgendwo angetroffen werden. Dieſe letzte eigenthümliche Figur iſt einmahl mit einem Sperber oder Habicht vertauſcht worden, nach Hiob XXXIX. v. 26, wo in der Vulgata ſteht: Numquid per Sapientiam tuam *plumeſcit* accipiter, expandens alas ſuas ad *auſtrum*. (Die franzöſiſche Ueberſetzung ſagt: *l'Epervier ſe remplumera t'il*? Luther aber ſagt: Fliegt der Habicht?) und mit Anſpielung, auf die geweſen ſind, und nicht mehr waren, und wieder ſind. Wenn man dieſe Materie näher unterſuchen will, iſt es durchaus nöthig, daß man genau Achtung giebt, wo, und unter welchen Umſtänden gewiſſe ſymboliſche Vorſtellungen im vorigen und in dieſem Jahrhunderte vorkommen. Im vorigen Jahrhundert, waren ſymboliſche und emblematiſche Vorſtellungen ſehr gemein. (Man ſehe z. B. C. F. Meneſtrerii S. J. Philoſophia Imaginum, id eſt Sylloge Symbolorum ampliſſima c. f. Amſt. 1695. 8.) Ein ſolches Symbol iſt als ein Wort in einer fremden Sprache zu betrachten, das zwar ſeiner Dunkelheit wegen vieldeutig ſeyn kann, aber durch Vergleichung der verſchiedenen Stellen wo es gebraucht worden, kann deſſen wahre Bedeutung erforſcht werden.

*) Ein merkwürdiges Büchlein unter dem Titel: Maſonry diſſected, being a univerſal and genuine deſcription of all its branches from the original to this pre-

wo zuerſt die ganze Einrichtung ſo gemacht wurde, daß die verſchiedenen Arten der Sinnbilder, die,

---

ſent time &c. by *Samuel Prichard*; the forth Edition London printed for J. Wilford, at the three *flower-de-luces*. 1731. gr. 8. habe ich in keinem Verzeichniſſe von Freymaurerſchriften gefunden. Dieſes Büchlein iſt nicht ſo ſehr wegen des auch merkwürdigen Inhalts an ſich, als beſonders wegen der vermuthlichen Urſach ſeiner Bekanntmachung und wegen einzelner Stellen merkwürdig, die nur durch Zuſammenhaltung mit andern Sachen ziemlich klar werden. Der Verfaſſer ſagt auch, the *Art* and *Myſtery* of *Maſonry* (Ich habe die ſchwankende Bedeutung von *myſtery* und *maſonry* im erſten Theil angezeigt) käme vom Thurme zu Babel her, da ſey ſie durch Euklides einem ägyptiſchen Mathematiker, dem Hiram Baumeiſter des Tempels Salomons mitgetheilt worden, und ſo geht es immer in den gewöhnlichen Cant fort, der aber hier in etwas und nicht ohne Abſicht, verändert iſt, welches ich übergehe. In dieſem Buche wird unter andern geſagt: Vor 1691 habe man von conſtituted lodges und quarterly communications nichts gehört. (Es kann ſeyn, wenn *conſtituted lodges*, Logen heißen, die eine Konſtitution haben;) und als die älteſte 1691 konſtituirte Loge wird die zu King's Arms in St. Paul's Church-Yard angeführt, (welche jetzt NB. *the Mitre* heißt). Man möchte indeſſen zu zweifeln Urſach haben, daß ſchon 1691, und überhaupt vor 1720 oder 1722 Konſtitutionen zu Logen gegeben worden. Wenigſtens iſt es ſonderbar, daß in der dieſem Buche beygefügten Liſte, nur die einzige Loge von 1691 angeführt wird, nachher eine von 1712 und eine ohne Datum, und gleich darauf kommen nicht weniger als 17 ver, welche in den Jahren 1722 und 1723 konſtituirt ſind.

die, wie ich gezeigt habe*), nach und nach entſtanden waren, einförmig auf den Salomoni-

ſind. Dieß wird ſehr merkwürdig, wenn man ſich erinnert, daß 1723 das erſte Konſtitutionsbuch herauskam, wodurch die Freymaurergeſellſchaft zuerſt öffentlich als Geſellſchaft bekannt wurde, auf welchen Schritt verſchiedene andere folgten. Doch geſetzt die erſte konſtituirte Loge wäre von 1691, ſo iſts demohnerachtet ſehr wahrſcheinlich, daß die Veränderung von der ich rede, um 1685 wo nicht eher vorgegangen iſt. Ein Paar Worte die S. 7 ſtehen: „From the *Accepted Maſons* ſprang „the *Real Maſons*,“ ſcheinen darauf zu deuten; dieſe Paar Worte ſind unter allerley Cant hingeworfen, ſtehen aber gewiß nicht umſonſt da. S. 29 wird von neuen Konſtitutionen geſprochen die um 1731 den Logen gegeben wurden: „at no leſs Expence „than two Guineas with an elegant Entertainment, „under the Denomination of being put to charitable „uſes, which if juſtly applied, will give great Encomiums to ſo worthy an Undertaking, but it is very „much doubted, and moſt *reaſonable to think* it will „be expended *towards the forming another Syſtem of „Maſonry, the old Fabrick being ſo ruinous*, that, un„*leſs repair'd by ſome occult Myſtery*, — (geheimes Geheimniß kann dieß nicht heißen; man erinnere ſich aber, aus dem erſten Theile S. 194, daß Myſtery, auch eine Zunft bedeutet, und es kann noch eine dritte Bedeutung haben.) „will ſoon „be annihilated.“ Ich will nichts hinzuſetzen, aber den Leſer, der in der Geſchichte der Geſellſchaft nicht fremd iſt, möchte ich wohl aufmerkſam machen, daß im Jahre 1731 dieſe Inſinuationen in die Welt geworfen wurden, und oben habe ich gezeigt, daß um 1730 Ramſay aus Frankreich nach England reiſete. (ſ. oben S. 135.)

---

*) S. den erſten Th. S. 209.

'ſchen Tempel zurückgeführt wurden, und wo
zuerſt die Arbeit im Tempel ſtatt fand, da
von man vorher ſchwerlich, als Zweck der Ge-
ſellſchaft betrachtet, eine Spur finden wird.
Daß dieſe Epoche hier richtig angegeben ſey,
wird aus der Geſchichte des jetzigen Jahrhun-
derts noch wahrſcheinlicher, wo man bey einer
ſehr merkwürdigen Epoche den Tempel des
Esdra findet. Ich will hierüber aus der eben
angeführten Urſach weiter nichts ſagen. Ge-
nug ich habe die Zeit und nächſte Veranlaſſung
dieſer Veränderung deutlich genug angezeigt.
Ich habe hinlänglich angedeutet, wo man i
dieſem Jahrhunderte den Mittelpunkt aller fe
nern Veränderungen, ſuchen müſſe. Sapien
ti sat!

Die abgeſchmackte Verunglimpfung des Un
genannten als ob ich durch die Anzeige dieſer wich
tigen Veränderung die Geſellſchaft zu eine
Handwerksſpaaß hätte machen wollen, i
ſchon oben S. 167 gerügt. Es iſt warlich nic
von Spaaß, ſondern von wichtigen Sache
die Rede.

Des Ungenannten Gewebe von Mißve
ſtändniſſen, Verdrehungen, Verunglimpfu
gen, habe ich ausführlicher als mir lieb gew
ſen iſt, auseinander wickeln müſſen. Hä
er nicht alle Sachen verwirret, und in dem e
ſcheidendſten Ton das für wahr ausgegeben w

ſch

falſch iſt, hätte er meine Meynung ehrlich angeführt, und bloß geſagt daß er derſelben nicht beyſtimmen wolle oder könne, ſo hätte ich kein Wort darüber verlohren. Ich will auch hier weiter nichts davon ſagen, und hoffe niemals wieder daran zu denken, oder etwas darüber ſagen zu dürfen. Ich bin gewiß, der aufmerkſame und wahrheitliebende Leſer wird erkennen, daß der Ungenannte weder Wahrheit ſucht noch findet. Er will nur, daß ich Unrecht haben ſoll. Er macht ſich daher in ein Paar Tagen auf, zu widerlegen, was er vorher gar nicht unterſucht hatte. Er nimmt willkührlich an was ſeiner Meynung dient, läßt weg, ſetzt zu, verdrehet alles, verwirret alles aufs unverantwortlichſte, verfälſcht Citationen, verfälſcht meine Meynungen, verunglimpft mich hämiſcher weiſe, und erläutert mit ſeinem weitläuftigen Geſchwätze und trotz ſeines entſcheidenden Tones, gar nichts, ſagt nichts, was andere nicht längſt beſſer geſagt hätten, und bringt dem Leſer die Wahrheit nicht um einen Schritt näher. Hingegen hoffe ich, man werde erkennen, daß ich ſorgfältig unterſucht, wiſſentlich nichts angenommen, was nicht in der Geſchichte zu finden iſt, Muthmaßungen als Muthmaßungen angezeigt, Ordnung und Deutlichkeit in die Geſchichte zu bringen geſucht, auf Dinge die unbekannt geblieben, oder die man vernachläßiget hatte, aufmerkſam gemacht, die Wahrheit zu finden geſucht, und wenn ich ſie nicht gefunden haben ſollte, wenigſtens zu Erforſchung derſelben den Weg gebahnt habe. Mehr verlange ich nicht. Wer aufmerkſam macht, wer Nachdenken veranlaßet, wer zur Unterſuchung Gelegenheit giebt, kann die Wahrheit befördern, ſelbſt wenn er im Trachten nach Wahrheit irren ſollte.

Weil noch leerer Raum da iſt, ſo will ich ein Geſpräch hieher ſetzen, das ich in einer Handſchrift über das Schachſpiel gefunden habe. Wer es nicht leſen will, oder wenn es nicht gefällt, der denke es wäre bloßer leerer Raum da.

A. Sie können ohne Zweifel Schach ſpielen?

B. Wie ſo? Warum ohne Zweifel?

A. Ey, das Schach iſt ein ſo vortrefliches Spiel —

B. Das iſt wahr —

A. Daß es jeder kluge Mann ſpielen ſollte.

B. Sollte und könnte iſt zweyerley.

A. Könnte! Wer wird Ihnen das nicht zutrauen?

B. Ergebenſter Diener!

A. Und ich habe bemerkt, daß Sie neulich ſo genau zuſahen, als ich ſpielte, alſo können Sie ganz gewiß —

B. Zuſehen.

A. Mehr als zuſehen, denn ich dächte, ich hätte Sie doch wirklich einmahl am Schachbrette ſitzen und ſpielen ſehen.

B. Weniger vielleicht als zuſehen! Ich werde Steine gezogen haben! Steine ſtellen kann jedermann, Steine ziehen lernt man in vier und zwanzig Stunden, aber noch wäre ſpielen wohl etwas anders —

A. Das dem der Kopf hat nicht ſchwer wird.

B. Doch lernt es nicht jeder der Kopf hat, auch nicht jeder der Kopf zu haben glaube.

A. Ich habe es doch ſehr bald gelernt.

B. Das iſt viel Fähigkeit und viel Glück. Mancher müßte mehr Zeit dazu aufwenden, als er übrig hat.

A. Das dächte ich nicht. Ich fieng ſchon jung an, lernte geſchwind, war beſtändig beym Spiele, und verſtehe das Spiel nun vollkommen.

B. Es will ſehr viel ſagen, dieß Spiel ganz vollkommen zu verſtehen — —

A. Ja in der That ganz vollkommen, mit allen Fineſſen —

B. Und Sie ſpielen noch?

A. Warum nicht? Sehr oft.

B. Ich hätte geglaubt, wer ſo weit wäre, daß er dieſes Spiel ganz vollkommen verſtände, würde nicht mehr ſpielen wollen. Er ſieht jeden Fall voraus, jede Kombination ſteht ihm deutlich vor Augen, es kann ihm nicht intereſſant ſeyn, ſelbſt zu ſpielen. Höchſtens kann es ihm intereſſant ſeyn, zu betrachten, wie ſich Spielende von verſchiedenen Fähigkeiten, bey jeder beſondern Kombination des Spiels nehmen.

A. So! Das iſt alſo die Urſach, warum Sie nicht ſpielen, nur bloß zuſehen wollen!

B. Gar nicht! denn diejenigen die des Spiels völlig Meiſter ſind, ſehen zwar oft nur zu, ohne ſelbſt zu ſpielen, aber nicht alle die bloß zuſehen ſind deshalb des Spiels Meiſter.

A. Warum ſehen Sie denn dem Spiele zu?

B. Weil mir, unabhängig vom Spiele, immer intereſſant iſt Menſchen zu ſehen, und man auch im Spiele ihren Charakter bemerkt.

A. Das kann doch nicht ſo intereſſant ſeyn als das Spiel ſelbſt.

B. Kommt darauf an, was jedem intereſſant iſt.

A. Wozu die Ausflüchte! Kommen Sie; eine Parthie!

B. Ich danke! Wie geſagt, ich ſpiele nicht.

A. Ich aber! Sie ſollen ſehen daß ich das Spiel verſtehe!

B. O! ich glaube es —

A. Und auch die Geſchichte des Spiels habe ich ſtudirt, es iſt alt, ſehr alt.

B. Wirklich!

A. Der Palamedes hats erfunden.

B. Das wiſſen Sie!

A. Die Römer hatten ſchon den Ludus latrunculorum.

B. Ein Spiel war das freilich.

A. Im Orient iſt das Spiel ſeit den älteſten Zeiten geweſen, von da haben wirs erhalten.

B. Ja vom Orient kommt vieles her, das wir nicht wiſſen.

A. Es iſt ein edles Spiel! für Könige und Fürſten iſts eigentlich gemacht!

B. Mit denen iſt nicht gut ſpielen.

A. Ein ſinnreich Spiel! Es ſchärft den Verſtand!

B. Mehr und weniger; beſſer einige Uebung der Seelenkräfte, als gar keine.

A. Und giebt ſo angenehmen Zeitvertreib!

B. Wer Zeitvertreib braucht.

A. Und iſt ſo mannigfaltig, ſo unerſchöpflich beynahe!

B. Und das Spiel verſtehen ſie ganz vollkommen?

A. Allerdings! ich ſpiele nicht nur das gewöhnliche Schach, ſondern auch das Kriegsſpiel, und das Königsſpiel und das dreyſeitige Schach — —

B. Hm! Auch das Spiel wo zwey ſtärkere über Einen ſchwächern fallen! Hm!

A. Ich verſichere Sie, ich will Ihnen jede Parthie abgewinnen.

B. Doch nur im Fall ich ſpielte.

A. Ich will Ihnen einen Rochen vorgeben.

B. Gar zu gütig!

A. Ich will Sie auf einen beſtimmten Platz Matt machen.

B. Da wo der König ſtehen wird.

A. Nun kommen Sie — die Parthie?

B. Ich danke.

A. Sie haben ja neulich geſehen, wie ich ſpiele.

B. Recht genau.

A. Und Sie haben doch neulich auch geſpielt —

B. Steine gezogen —

A. Warum wollen Sie denn jezt nicht ſpielen?

B. Wie geſagt: Steine ziehen belohnt die Mühe nicht, und mit Ihnen könnte ich doch nicht ſpielen. Das ſagen Sie ja ſelbſt.

Zuſätze und Druckfehler.

S. 36. Z. 9. nothwentiate, l. nothwendigſte.

S. 37. Z. 15. aber bey weitem nicht die wichtigſten (bleibt weg).

S. 43. Z. 6. von unten, Gelfried de Gonovilla, l. Galfried de Gonavilla

Ebendaſelbſt, letzte Zeile: ni, l. vi.

S. 45. Z. 17. ſie, l. dieſe Nachrichten.

S. 47. Z. 11. nach und hinzugeſetzt: die gnoſtiſchen Gebräuche.

S. 48. Z. 13. nach St. Denis hinzugeſetzt: oder in einem andern gleichzeitigen Schriftſteller.

Ebendaſelbſt in der letzten Zeile der Note, l. oder das bey den Proteſtanten bekantere Wort Aufnahme.

S. 54. in der Note Z. 7. [illegible], l. [illegible].

S. 57. Z. 8. nach Beſchuldigungen das Komma weg.

S. 59. Z. 14. meinen, l. meinem.

S. 60. Z. 5. mittelſten, l. mittleren.

S. 73. iſt im Anfange der Note etwas ausgelaßen, und es muß folgendergeſtallt geleſen werden: du Puy, ob er wohl den Tempelherren bekanntlich ſehr zuwider iſt, macht aus dem Bilde ein *Baffometum* und kein Bild Mahomets. Hr. D. Anton in ſeiner Geſchichte der Tempelherren (S. 288) nennt auch Baffometum und gedenkt Mahomets nicht. du Puy nennt ꝛc.

S. 75. in der erſten Note Z. 6. ſämmtlich, l. ſehr beſtimmt.

S. 83. in der zweiten Note Z. 5. nach haben, hinzugeſetzt: Er ſelbſt ſagt ausdrücklich, er führe die Sertans an, ſi comme l'on dit (Siehe die erſte Beylage zum zweyten Abſchnitt S. 126).

S. 86. Z. 4. von unten, nach Ungenannten, anſtatt des Kolon, ein Fragzeichen.

S. 90. Z. 6. unbewieſene, l. der Geſchichte widerſprechende.

Zuſätze und Druckfehler.

S. 97. Z. 8. von unten, hinzugeſetzt: Und die Beſchuldigung der Sodomie? war die auch keine neue Anklage?

S. 98. Z. 6. von unten Weltſchöpfer, l. Schöpfer der Welt.

S. 107. in der Note Z. 5. von unten, nuſuque, l. nuſquam.

S. 142. Note zu Z. 3. von unten. Der Ungenannte führet hier das Vernünftige an, das Br. B. v. Selgnes ausgeſagt hat. (Siehe dieſen 2ten Theil S. 39) Es iſt aber unbeträchtlich, denn ein bloßes Läugnen einiger Umſtände kann mehrere ausdrückliche Ausſagen nicht umſtoßen. Ich kann mich überhaupt über die Verhöre in Nismes nicht erklären, bis ich ſie ganz im Zuſammenhange geleſen habe. Die Erfahrung hat mich gelehret, wie wenig man den einzelnen Stellen trauen kann, die der Ungenannte anführt; und zumahl in Dingen, wo der kleinſte Umſtand, wo ein Wort, der Sache zuweilen eine andere Geſtalt giebt.

S. 153. Z. 4. Grundlinien, l. Grundideen.

S. 169. in der Note Z. 1. dem, l. der.

Ebendaſelbſt Z. 2. alten Gedichte, l. Ausgabe dieſes alten Gedichts.

S. 179. Z. 6. von unten, ausgemacht, l. ausgemacht bleibt es.

S. 203. zu Z. 10. die Note: Man erinnere ſich, daß Michael Maier nach England reiſete, und mit Fludd viel Verbindung hatte. Dadurch läßt ſich einſehen, daß leiche Gebräuche deutſcher Roſenkreuzer damals haben nach England kommen können.

S. 210. Z. 14. mit, l. auch mit.

S. 215. Z. 12. muß hinzugeſetzt werden:

Das Epigramm womit M. Maier dieſes Sinnbild erklärt, bezeugt es:

Aus Mann und Weib mach dir ein Cirkel allermaaßen rund,
Daraus zieh ein Figur, ſo vier Ecken hat zur Stund

Bald

Zuſätze und Druckfehler.

Bald verkehr ſolch in ein ander, ſo drey Ecken hat eben
Und dieſe laß wiederumb ein Zirkelrund dir geben.
So iſt gemachet der Schein, welchs ſo du nicht kannſt wiſſen,
Die geometriſche Lehr zu verſtehn ſey gefliſſen.

Der erklärende Diskurs dieſes Sinnbildes iſt voll davon daß man die Geometrie nach roſenkreuzeriſchem Verſtande, die phyſiſche nicht die mathematiſche Quadratur des Zirkels, lernen ſolle, daß daher Plato ſchon diejenigen, welche der Geometrie unkundig waren, aus ſeiner Schule verwieſen habe u. ſ. w.

S. 234. in der erſten Note, l. Nemeltz vernünftige Gedanken 4ter Theil.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Inhalt.

Erſter Abſchnitt. Einleitung und über des Hrn. D. Anton Unterſuchung über das Geheimniß der Tempelherren S. 3

Zweyter Abſchnitt. Ueber die Einwürfe des Ungenannten, betreſſend die Verdammung und das Geheimniß der Tempelherren — — 29

— — Erſte Beylage: Die Beſchuldigungen die den Tempelherren gemacht worden — — 125

— — Zweyte Beylage: Abfertigung der Beſchuldigungen des Ungenannten im Junius des Merkurs 141

Dritter Abſchnitt. Ueber des Ungenannten Einwürfe betreſſend die Entſtehung der Freymaurergeſellſchaft 160

Anekdoten

von

König Friedrich II.

von Preuſſen,

und

von einigen Perſonen, die um Ihn
waren.

Nebſt Berichtigung einiger ſchon gedruckten
Anekdoten.

Herausgegeben
von

Friedrich Nicolai.

Erſtes Heft.

Berlin und Stettin, 1788.

Kö.
Bibl.
Acad.
Land.

Universitäts-
München
Bibliothek

An

Ihro Königl. Hoheit

die

verwittwete Herzoginn

von

Braunſchweig.

Durchlauchtigſte Herzoginn,
Gnädigſte Frau!

Ew. Königl. Hoheit geruheten, als ich vorigen Sommer die Gnade hatte, Ihnen in Antoinettenruh aufzuwarten, Sich mit mir von Dero Königlichem Herrn Bruder zu unterhalten. Hochdieſelben geruheten nachher meine Abſicht, die gegenwärtige Sammlung herauszugeben, zu billigen, und durch die gnädige Mittheilung zweyer höchſtmerkwürdigen Briefe dieſes verewigten geliebten Königs, welche die hauptſächlichſte Zierde dieſes Heftes ſind, mich zu ermuntern, früher als ſonſt geſchehen wäre, dieſe Sammlung zu liefern. Dieß macht es mir zur Pflicht, **Ewr Königl. Hoheit** ſie ehrfurchtsvoll zuzueignen, und **Hochdenſelben** öffentlich für den wichtigen Beytrag zu dieſer Sammlung unterthänigſt zu danken. Ich bin mit tiefſter Ehrfurcht

Ewr. Königl. Hoheit

Berlin,
den 18. März
1788.

unterthänigſter Diener
Friedrich Nicolai.

Vorrede.

Vorrede.

Die Herausgabe dieſer kleinen Sammlung hat eine ſehr zufällige Veranlaſſung. Als ich im Julius 1787, meiner Geſundheit wegen, in Pyrmont war, hatte ich das Glück, dort in einem kleinen Zirkel von ſchätzbaren Männern und geiſtreichen Frauenzimmern zu leben, deren Kenntniſſe, feine Sitten, Anmuth, fröhliche Laune, Witz und Gutmüthigkeit, der Konverſation jene Urbanität und Unbefangenheit gaben, die den Geiſt ſo ſehr aufheitern und erhellen kann. Dieſer angenehme Zirkel gewann in der letzten kleinern Hälfte meines Aufenthalts noch mehr Annehmlichkeit durch die Ankunft meines vieljährigen Freundes Hrn.

Hofraths Zimmermann aus Hannover und ſeiner vortreflichen Gemahlinn.

Wir wallfahrteten an einem heitern Nachmittage zum **Königsberge**, der ſeinen Namen durch den Aufenthalt **Friedrichs des Großen** im Jahre 1744 in Pyrmont erhielt, weil Er an einem Orte am Fuße dieſes Berges ſehr oft zu ſitzen pflegte. An dieſem den Bewohnern und Beſuchern Pyrmonts immer noch heiligen Orte, von welchem man in ein anmuthiges von der friedlichen Emmer durchſchlängeltes Thal herab ſieht, wird der jetztregierende **Fürſt von Waldeck** dem großen Könige ein Monument errichten laſſen. Sehr natürlich fiel unſer Geſpräch hier auf den außerordentlichen Mann, der dieſen reizenden einſamen Fleck vorzüglich liebte. Es wurden beym Zurückgehen verſchiedene Anekdoten von Ihm erzählt. Mir ſelbſt fielen verſchiedene ein, welche der Geſellſchaft intereſſant ſchienen; und ich widerlegte auch mehrere unrichtig erzählte gedruckte Anekdoten. Dieß gab Herrn Hofrath

rath Zimmermann Gelegenheit, freundſchaftlich in mich zu dringen, ich möchte die mir bewußten Anekdoten aufzeichnen und herausgeben, und zugleich die unrichtig erzählten berichtigen. Ich lehnte dieß zwar damals mit guten Gründen ab, worunter vorzüglich der Mangel der Muße war; doch kam durch dieſen Vorſchlag der erſte Gedanken eines ſolchen Unternehmens in meine Seele.

Nach meiner Zurückkunft, an einem ſchönen Herbſttage, wo ich bey einem einſamen Spaziergange empfand, wie ſehr durch den wohlthätigen Gebrauch des Pyrmonter Brunnens und durch die Reiſe, mein Körper und mit ihm mein Geiſt geſtärkt war, rief auch meine Einbildungskraft die ſchätzbaren Bekanntſchaften zurück, die ich während der diesjährigen Kurzeit daſelbſt gemacht hatte. Das Bild mancher angenehm und lehrreich zugebrachten Stunde ſtand lebhaft vor mir; vorzüglich kam mir die Wallfahrt nach dem Königsberge und der damals geſchehene Vorſchlag meines würdigen Freundes wieder in Gedanken. Hiebey ward, durch verſchiedene vergeſellſchaftete Ideen, die Idee der Ausführung deſſelben in mir viel lebhafter als das erſtemal.

In **Friedrichs des Großen** Regierung fielen die glücklichen Jahre meiner Jugend und die Blüthe meines männlichen Alters. Was ich an Bildung des Geiſtes und an Weltkenntniß beſitzen mag, erhielt ich in dieſer Zeit, durch den Einfluß der freymüthigen unbefangenen Denkungsart, welche dieſer große König begünſtigte, und die ſich hauptſächlich von Seinen Landen aus, (nachdem dieſe lange wegen eben dieſer wohlthätigen Freymüthigkeit von Kurzſichtigen waren übel beſchrieen geweſen, in das übrige Deutſchland ausbreitete, wo ihr ſeitdem ſo herrliche Früchte zu danken ſind. Den ſiebenjährigen Krieg mit allen ſeinen wunderbaren Wechſeln von Glück und Unglück erlebte ich in den Jahren, wo die Einbildungskraft ſtärke und helle Bilder am leichteſten aufnimmt. Ich war Augenzeuge des unbeſchreiblichen Enthuſiasmus, der ſich damals ſowohl der Unterthanen als ſelbſt weit entfernter Ausländer bemächtigte; und ich nahm Theil daran. Ich erlebte die traurigen ſieben Jahre nach dieſem Kriege, wo Friedrichs Lande ſo ſehr von den Folgen deſſelben gedrückt waren, wo Cirkulation und Induſtrie faſt gänzlich ſtockte, und wo ſelbſt einſichtsvolle Patrioten glaubten, die Wunde wäre unheilbar. Friedrich beynahe allein verlor nicht den Muth. Er ſtrebte unermüdet von den erſten Tagen ſeiner Zurückkunft an, ſein Land wiederherzuſtellen. Ich beobachtete aufmerkſam die mannigfaltigen Wirkungen dieſes Strebens. Ich ſah zuweilen aus unrichtigen Principien gute Folgen entſtehen; ich ſah oft richtige Principien mißverſtanden und ſehr widrige Folgen haben: und bewunderte nicht ſelten in beiden Fällen den an Hülfsmitteln unerſchöpflichen Geiſt, der auf die Mittelſtraße wieder einzulenken wußte, wenn man am gewiſſeſten hätte glauben ſollen, die genommenen Maaßregeln müßten auf die tadelnswürdigſten Extreme leiten, und der dennoch ſeinem Hauptzwecke immer getreu blieb. Wenn ich über viele wichtige Gegenſtände irgend etwas weiß: Ueber Glaubensfreyheit, über Aufklärung, über Sittlichkeit, über Thätigkeit, über Induſtrie, über Handlung, über Cirkulation, über die Wendung, welche der Charakter von Nationen durch ihren Regenten nimmt, und über das, was einer Nation, wenn einmal ein beſtimmter Charakter in ihr liegt, nicht leicht durch die Gewalt eines Regenten, ja ſelbſt nicht durch die Zuneigung gegen Ihn genommen wird; ſo habe ich es meiner beſtändigen Beobachtung dieſes im Frieden noch mehr wie im Kriege thatenreichen Mannes, und meiner mehr als zwanzigjährigen Aufmerkſamkeit auf ſeine Verfügungen, und auf die Folgen derſelben die uns vor Augen lagen, zu danken.

Ich empfand zuweilen, ich will es gern geſtehen, auch mein Theil an dem Mißvergnügen, das ſich anfänglich von nicht wenigen Seiten ſpüren ließ; denn gewöhnlich litten wir unter Friedrichs Fehlern unmittelbar, und die Folgen ſeiner richtig gedachten Anordnungen zeigten ſich oft nur nach und nach und ziemlich entfernt. Meine Ueberzeugung von der Weisheit ſeiner Regierung ward zuerſt ſehr lebhaft, als nach dieſen ſieben für Berlin ſo drückenden Friedensjahren, in den Jahren 1771 und 1772 eine allgemeine Theurung in Deutſchland, und dadurch an vielen Orten Hungersnoth entſtand. Damals ward hingegen in unſerm Lande, dem man von Natur ſehr wenig Hülfsmittel zutraut, und von dem man damals allgemein glaubte, es ſey durch Krieg und vermehrte Abgaben ganz ausgeſogen, zur allgemeinen nothdürftigen Verpflegung bis in die kleinſten Städte Rath geſchaft; ſo daß das Elend bey uns, obgleich ſehr groß, dennoch bey weitem nicht ſo ſchrecklich war, als in vielen andern blühender ſcheinenden Ländern. Ja es nahmen ſogar viele Unterthanen aus benachbarten getreidereichen Provinzen zu uns ihre Zuflucht, und fanden Hülfe*): theils aus unſerer eigenen Erſparung, theils durch Zufuhr durch unſer Land über See*). Dieſer

---

*) Es wurden 1771 und 1772 allein vom Armendirektorium in Berlin gewiß 3000 wo nicht mehr

---

mehr Fremde aus andern Ländern verpflegt, welche die große Noth zu uns trieb, und die nach Endigung derſelben zum Theil zurückgingen, zum Theil bey uns blieben. Ich weiß rührende und ſchreckliche Beyſpiele davon. Das Armendirektorium, deſſen gewöhnliche jährliche Ausgabe für die Berliniſchen Armen über 80,000 Rthlr. iſt, nahm in dieſen zwey Jahren des Elends, in edler Zuverſicht auf den König, ohne bey Ihm anzufragen, über 60,000 Rthlr. Kapitalien auf, um kein dringendes Bedürfniß, auch nicht das Bedürfniß ganz fremder Leute, hülflos zu laſſen. Friedrich bezahlte dieſe Schulden in den Jahren 1775 und 1777. (S. Beſchreib. von Berlin Ir Bd. S. 643.) Es iſt dieß eine in ſeinem thatenreichen Leben kaum bemerkte That, aber vielleicht eine der edelſten.

*) Im Herbſte 1771 und im Frühling 1772 gingen, auf beſondere Erlaubniß des Königs, durch Magdeburg 60,000 Berliner Scheffel Getreide als Fürſtengut, ohne allen Zoll, und 20,000 Scheffel mit dem gewöhnlichen Zolle (mit Erlaſſung des damaligen hohen Tranſito-Zolls) nach Kurſachſen. Auch wurde eine beträchtliche Menge Getreide in Stettin für Sachſen

geſer große Zug in der Regierungsgeſchichte Friedrichs iſt, wie ſo viele andere, ſo viel ich weiß, bis jetzt öffentlich noch nicht bemerkt; aber mir ſchwebt noch lebhaft der Eindruck vor, den er damals auf mich machte. Ich fing an, deutlicher zu merken, was ich ſchon ſeit einiger Zeit geahndet hatte, daß dieſer große Mann nicht, wie er verdiente, von allen Seiten bekannt war. Man hielt ihn faſt allgemein für einen bloßen Soldaten, deſſen Plane nur auf Krieg gerichtet wären, welcher damals von unſerm Publikum täglich erwartet, ja ſogar gewünſcht ward. Bey näherer Aufmerkſamkeit auf des Königs Betragen fand man es aber ganz anders. Man ſah, je mehr man ihn beobachtete, ſo viele Eigenſchaften in Ihm vereinigt, die ſonſt ſich faſt nie zuſammen finden: bey ſo viel

Hel-

---

gekauft, und es würde mehr von da gekommen ſeyn, wenn es nicht an Schiffen gefehlt hätte. Dieß erzählte mir Herr Clements, damaliger hieſiger Kurſächſiſcher Legationsſekretär, der nachher in Wien als Reſident dieſes Hofes ſtarb.

Heldenmuthe und bey ſo viel Talenten zum Kriege, ſo unermüdetes Beſtreben alle Künſte des Friedens und alle wohlthätige Folgen deſſelben in ſeinen Staaten auszubreiten. Vorurtheile wichen endlich, und aufmerkſame Beobachter fingen an einzuſehen, welche große Wirkungen, ununterbrochene Thätigkeit die nur auf wenige aber wohlgeordnete Zwecke ſich einſchränkt, verbunden mit Ordnung und mit unermüdetem Ausdauern, endlich hervorbringen kann.

Seitdem ich um mich ſehen konnte, und einige Fähigkeit, Menſchen zu beobachten, fühlte, war mir nichts wichtiger, als Beobachtung von Menſchen. Einer der außerordentlichſten Menſchen ſo nahe vor mir, noch intereſſanter für mich, als Regent meines Vaterlandes, als ein Regent, der täglich ſo viel für daſſelbe that, ſo viel, dem Laufe gewöhnlicher Regierungen nicht gemäß, ſo viel großes und ſichtbarlich wohlthätiges, ſo manches, das unerklärlich ſchien, ſo manches, das gewiß fehlerhaft war, alles aber mit dem unverkennbaren Stempel eines großen weitſehenden Geiſtes bezeichnet, — zog meine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich. Das Studium Seines Charakters ward ſeit mehrern Jahren mein Lieblingsgeſchäft. Ich glaubte, den Menſchen ſtudiren zu müſſen, um den Regenten beſſer kennen zu lernen; dem Regenten in allen den mannichfaltigen Theilen ſeiner Regierung, (durch deren ſimple Ordnung Er die Ueberſicht ſo leicht machte) ſo viel ich als bloßer Privatmann konnte, folgen zu müſſen, um die Eigenſchaften des Menſchen richtiger zu erkennen und mir zu erklären. Im Grunde war das Studium der eigentlichen Beſchaffenheit meines Vaterlandes damit verbunden.

Ich hatte einige nicht unwichtige Gelegenheiten dazu. Alle merkwürdige öffentliche Begebenheiten, nicht nur Verordnungen und wirkliche Anſtalten, ſondern auch unausgeführte Ideen und Plane zur Beförderung des Ackerbaues, der Handlung, der Induſtrie, u. ſ. w. ſuchte ich, ſo viel möglich, ihrer eigentlichen Veranlaſſung und ihrer wahren Tendenz nach kennen zu lernen, beſonders die, welche von Ihm ſelbſt herkamen. Wenn man in ſeinem Vaterlande nicht fremd iſt, und beſtändig beobachtet, dabey einige Männer von Anſehen und Geſchäftsleute kennet, ein gutes Gedächtniß hat, ſich aber in nichts miſchet, ſondern fortdauernd diſkret und verſchwiegen iſt, nichts zu irgend einer Abſicht, ſondern bloß zu ſeinem eigenen Unterricht zu wiſſen verlangt; ſo kann man wohl zu Kenntniſſen dieſer Art kommen. Es iſt meines Erachtens ſogar Pflicht eines denkenden Bürgers, den Staat genauer kennen zu lernen, in dem er lebt. So glaube ich nach und nach einen ziemlich zuſammenhängenden Faden der Hauptbegebenheiten ſeit 1763 bloß für mich ſelbſt gefaßt zu haben, der mir vieles in dem Charakter und in der Handlungsart dieſes außerordentlichen Geiſtes aufſchloß.

Den König, als Menſch, habe ich eben ſo lange und eben ſo aufmerkſam zu beobachten geſucht, aus keiner andern Abſicht, als bloß um einen deutlichen und richtigen Begriff von ſeinem Charakter zu erlangen. Sein häusliches Leben und ſelbſt die kleinſten Vorfälle deſſelben waren mir wichtig. Ich kannte verſchiedene Perſonen, die nahe um Ihn, viele, die mit ſolchen genau bekannt waren. Ich hatte nicht ſelten Gelegenheit von glaubwürdigen Leuten Seine Art zu leben, Seine Art mit Leuten von verſchiedenen Ständen und Beſchaffenheit umzugehen, Seine Gemüthsbeſchaffenheit, Seine Fehler, Seine Vergnügungen, ſowohl in frühern als in ſpätern Jahren, ziemlich deutlich und unter verſchiedenen Geſichtspunkten beſchreiben zu hören. Wenn einige Vorfälle bekannt wurden, oder wenn man ſich Anekdoten erzählte, ſo ergriff ich die erſte Gelegenheit, mich bey ſolchen Perſonen, welche die Wahrheit wiſſen konnten, genau zu erkundigen; und ſo erfuhr ich von manchen Umſtänden die wahre

Beſchaffenheit, die ſonſt bald vergeſſen ward. Ich hatte beſonders das Glück, drey Männer ziemlich genau zu kennen, die um den König ſehr lange geweſen waren und Ihn daher ſehr genau kannten: den Muſiker Quanz, den Markis d'Argens, und den Oberſten Quintus = Icilius. Quanz hatte den König ſchon im Jahr 1734 kennen lernen, und war ſeit 1740 (die Kriege ausgenommen) täglich ein paar Stunden in deſſen Zimmer geweſen. Dieſer alte Mann erzählte gern, wenn er einmal zu jemand Vertrauen hatte. Ich hörte ihm ſehr aufmerkſam zu, und that viele Fragen an ihn, die er ſehr ausführlich zu beantworten pflegte. Niemand hat mir, durch Angabe vieler auszeichnenden Züge, von des Königs perſönlichem Charakter, ſowohl in ſeiner Jugend, als im männlichen Alter, einen deutlichern Begriff beygebracht, als Quanz, ungeachtet er ſelbſt im Grunde Denſelben einſeitig beurtheilte. Alle muſikaliſchen Anekdoten vom Könige weiß ich, durch Quanz und durch ſeine muſikaliſchen Zeitgenoſſen richtiger und genauer, als vielleicht ſonſt jemand, der jetzt noch lebt; den berühmten K. P. E. Bach in Hamburg ausgenommen. D'Argens war ſeit dem Anfange der Regierung des Königs, deſſen Geſellſchafter, und auf manche Art Sein Freund und Vertrauter. Quintus war gerade in den kritiſchen Zeiten nach dem ſiebenjährigen Kriege, da der König ſeine durch den Krieg erſchöpfte Finanzen wieder in guten Stand ſetzen wollte, um den König, und hatte unter der Hand an vielen damals im Gange ſeyenden Planen viel Antheil. Er war oft mißvergnügt, wenn ſeine Abſichten nicht gelangen, und alsdann war er ſehr offenherzig. Von dieſen drey Perſonen hörte ich ſehr vieles, was mir über den wahren Charakter des Königs und in den Zuſammenhang mancher Begebenheiten viel Licht gab. Ich habe nie viel darüber geſprochen, ſondern wendete, was ich erfuhr, nur zu meinem eigenen Nutzen an, um mir ſelbſt über viele wichtige Gegenſtände deutliche Begriffe zu erwerben, und mein Nachdenken ſicherer zu leiten. Es blieb mir aber vieles tief im Gedächtniſſe eingeprägt, weil es mit Gegenſtänden, denen ich ſeit langen Jahren meine Aufmerkſamkeit gewidmet hatte, genau in meiner Seele verbunden war; verſchiedenes zeichnete ich auch mit einigen Worten auf.

Jetzt, indem ich mich deſſen ganz im Zuſammenhange erinnere, ſelbſt indem ich das von mir aufgezeichnete durchgehe, um es mit dem was mir erinnerlich iſt zu verbinden, mußten mir meine glücklichſten Jugendjahre, und die beſten Jahre meines männlichen Alters wieder ſehr lebhaft werden. Denn an dieſe Zeit, an die Geſchichte der verſchiedenen innerlichen Veränderungen in meinem Vaterlande, an die verſchiedenen Perſonen, die daran Theil hatten, an die, welche mich über vieles belehrten, zu denken, heißt: mich der Uebung meiner eigenen Beurtheilungskraft, und der Zunahme und mannigfaltigen Bildung meiner Kenntniſſe erinnern. Wie ſüß und lehrreich dieſes

ſes iſt, kann nur der mitempfinden, der ſelbſt anfängt alt zu werden, und ohne laudator temporis acti zu ſeyn, doch noch Erinnerung und Einbildungskraft genug hat, ſich ſeine früher genoſſenen intellektuellen Vergnügungen lebhaft vorzuſtellen und dadurch nochmals zu empfinden.

Jn dieſem Geſichtspunkte betrachtet, ſchien mir meines Freundes Vorſchlag: die mir bewußten **Anekdoten von Friedrich dem Großen** aufzuzeichnen, für mich ein neuer Lebensgenuß zu ſeyn, den ich mir wohl erlauben könnte. Jch glaubte dabey: dieſe obgleich nur zufällig entſtandene Jdee würde, mit gehöriger Sorgfalt ausgeführt, dem Leſer einen nicht bloß zufälligen Nutzen ſchaffen. Zwar blieb meine Muße immer ſehr eingeſchränkt. Jch glaubte aber, einige Stunden froher Zurückerinnerung an die Zeit meiner jugendlichen Jahre würden mir mehr Heiterkeit für diejenigen Stunden geben, die ich auf nothwendige, aber beſchwerliche und zum Theil unangenehme Geſchäfte zu verwenden genöthigt bin. Jch glaubte es wenigſtens!

Indeſſen würde die Herausgabe dieſer Anekdoten gewiß noch ein Jahr, und vielleicht noch viel länger ſeyn verſchoben worden, weil den Winter über meine Geſchäfte mir faſt keine Viertelſtunde Muße ließen; wenn ich nicht eine beſondere Veranlaſſung gehabt hätte, jetzt ſchon die Herausgabe anzufangen. Dieſe war, daß mir Ihro Königliche Hoheit, die verwittwete Herzoginn von Braunſchweig, im vorigen Monate zwey merkwürdige Briefe Ihres Königlichen Bruders mitzutheilen geruhte. Ich glaubte, den Abdruck dieſer Briefe nicht verſchieben zu dürfen, und bloß dadurch ward ich bewogen, den Abdruck dieſes erſten Hefts zu beſchleunigen. Demſelben werden noch einige folgen, beſonders wenn glaubwürdige Perſonen mir einige Beyträge mittheilen, oder wenn ich mich noch an verſchiedene Vorfälle erinnern möchte, bey Gelegenheit, daß ich die Begebenheiten meiner frühern Jahre in Gedanken nochmals zurückrufe. Was ſchon gedruckt iſt, werde ich wiſſentlich nicht nochmals erzählen; es wäre denn, daß eine wahre Geſchichte in einem Buche ſtände, wo man ſie nicht ſucht. Die Zeit der Fortſetzung kann ich nicht beſtimmen, vielleicht erſcheint aber nach einigen Monaten das zweyte Heft.

Die Anekdoten werden, wie ſchon dieſes erſte Heft zeigt, mehrentheils aus dem häuslichen Leben des Königs genommen ſeyn, und ſeinen perſönlichen Charakter betreffen. Jeder billige Leſer wird einſehen, daß es mehrerer Rückſicht bedarf, das, was öffentliche Geſchäfte betrift, bekannt zu machen; geſetzt, daß man es auch noch ſo richtig wüßte. Es müſſen auch, um Dinge dieſer Art richtig zu beurtheilen, verſchiedene Prämiſſen vorausgeſetzt werden, die nicht jeder Leſer hat, und der Erzähler nicht allezeit zu geben weiß. Dieß würden am beſten ſo manche würdige Geſchäftsleute thun können, die ſo viel Antheil daran hatten, dieſes großen Königs Regierungsplane theils auszuführen, theils ſie zu lenken. Ihnen bleibt es überlaſſen, die Memoiren ihrer

Zeit zu ſchreiben, wozu einige ſo vorzügliche Talente haben. Für mich iſt ein Unternehmen dieſer Art nicht. Vielleicht bloß beyläufig möchte ich auch einige dahin gehörige Anekdoten beybringen, aber auch nur beyläufig.

Ich habe mit Vorſatz vorzüglich auch Anekdoten über Perſonen, die um den König waren, erzählt. Ich glaube, ſie werden nicht allein an ſich intereſſant ſeyn, ſondern ſelbſt zur Charakteriſtik des Königs von verſchiedenen Seiten beytragen. Dieſes erſte Heft betrift hauptſächlich den Markis d'Argens. Ich habe dieſe Anekdoten hier zuſammengefaßt, weil ſie eine Art von Zuſammenhang haben. Künftig kann meine Sammlung vielleicht mehr Abwechſelung erhalten.

Man kann die Eigenſchaften und den Nutzen der Anekdoten von großen Männern aus verſchiedenen Geſichtspunkten betrachten. Herr Prof. Büſch in Hamburg hat mit vieler Einſicht davon gehandelt*). Vielleicht könnte man noch eine eben angemerkte noth-

wens

---

*) Im Niederelbiſchen hiſtoriſch-politiſch-litterariſchen Magazine 1787. April. S. 271.

wendige Eigenſchaft hinzufügen: daß Anekdoten nicht ſo aus dem Zuſammenhange geriſſen ſeyn müſſen, daß ſie entweder nicht verſtändlich ſind, oder auf Charakter und Begebenheiten ein ſchiefes Licht werfen. Aber zuweilen fehlt dem, dem die Natur die Gabe der Darſtellung verſagt hat, auch noch die Beurtheilungskraft, zu überlegen, mit welchen andern Begebenheiten eine erzählte Anekdote müſſe zuſammengehangen haben; zuweilen will man dieſes auch nicht achten, damit die Anekdoten durch die Sonderbarkeit reizen ſollen; aber denn wohl muß nothwendig alles ſchief erſcheinen, und ſchiefe Beurtheilungen veranlaſſen. Ich glaube dieß bey Erzählungen dieſer Art oft bemerkt zu haben, und dieß vermindert derſelben Nutzen gar ſehr.

Uebrigens iſt bey Erzählung jeder Begebenheit wohl die Wahrheit die Hauptſache; fehlt dieſe, ſo iſt alles übrige gar nichts werth. Darinn bin ich in dieſer kleinen Sammlung ſehr ſorgfältig geweſen. Ich kann vielleicht nur wenig liefern; aber dieß wenige ſoll wahr ſeyn. Ich erhielt, was ich erzähle, nicht nur anfänglich aus ſichern Quellen, ſondern ich habe verſchiedene noch lebende Perſonen noch jetzt über manches abermals befragt, habe über manches in Büchern ſowohl als auch in Handſchriften und Akten nachgeſchlagen, und auch kleine Umſtände dadurch zu verificiren geſucht. Zu mehrerer Bekräftigung werde ich am Ende jeder Erzählung anzeigen, von wem ich ſie habe. Wenn dieß aber entweder aus der Erzählung ſelbſt erhellet, oder ich meinen glaubwürdigen Zeugen nicht nennen kann, werde ich am Ende das Zeichen — * ſetzen. Was ich bloß als wahrſcheinliche Sage erzählen ſollte, bleibt unbezeichnet.

Eben meine Liebe zur Wahrheit hat mich auch bewogen, das in mehr als Einer Rückſicht unangenehme und bedenkliche Geſchäft zu übernehmen, bereits gedruckte Anekdoten durch Zweifel und Berichtigungen der Wahrheit näher zu bringen. Freylich werde ich nur den allerwenigſten Theil der Falſchheiten und Unrichtigkeiten dieſer Art berichtigen können; denn es iſt erſtaunend, wie ſehr viel unrichtig

erzählt wird. Ich habe es erfahren, wenn ich, wie eben angeführt, der wahren Beſchaffenheit mancher Anekdoten gleich bey ihrem Urſprunge nachforſchte. Nachher gehen ſie noch dazu gemeiniglich aus Mund in Mund, jeder ſetzt zu oder nimmt ab, nach eigenem Wohlgefallen, und ſo ſind ſie am Ende entweder als Schneebälle vergrößert, oder fahren als Dunſt aus einander, ſo daß faſt nichts mehr übrig bleibt. Ich habe dieß nicht ſelten gemerkt, da ich die bekannten Sammlungen durchleſen mußte, um nichts ſchon gedrucktes abermals zu erzählen. Ich glaube mir durch lange Aufmerkſamkeit auf den Charakter des Königs, ein gewiſſes Gefühl erworben zu haben, ob gewiſſe Erzählungen und ſogenannte witzige Antworten mit ſeinem Charakter verträglich ſind oder nicht; und von manchen ganz falſch erzählten Begebenheiten waren mir die wahren Umſtände genau bewußt. Ich glaube alſo zu dergleichen Berichtigungen einigermaßen qualificirt zu ſeyn. Aber ſo leicht es iſt, dergleichen falſche Erzählungen, wo man nur bloß ſeiner Einbildungskraft folgt, niederzuſchreiben; ſo ſchwer iſt dennoch oft die Berichtigung, wo alles genau unterſucht, verificirt, nachgefragt werden muß. Will man alles gehörig auseinander ſetzen, wie man es billig muß, ſo läuft man Gefahr, den Leſer zu ermüden, der oft noch dazu eine romantiſch ſcheinende Erdichtung mit der ſimpeln Wahrheit nicht einmal vertauſchen mag. Zuletzt will auch gemeiniglich der Schreiber oder Erfinder einer ſolchen Anekdote, ſo ſchlecht er auch unterrichtet war, nicht unrecht gehabt haben; und da wäre es wohl gar noch nöthig, mit ihm darüber zu ſtreiten. Wer mag das!

Herr Prof. Büſch führt an*), daß man, um die Glaubwürdigkeit von Anekdoten zu bewähren, auf das Zeugniß gleichzeitiger Schriften ſchon bauen möge, wenn ſie von Zeitgenoſſen geleſen und nicht widerlegt werden. Es iſt wahr, man muß es oft thun, ſonſt könnte faſt keine Geſchichte zuſammenhängen. Aber wie ſehr wenig auf dieſen Grund der Zuverläſſigkeit zuweilen zu bauen iſt, davon wird unter andern die letzte Geſchichte, die ich in dieſem Hefte unter den Zweifeln erzähle, ein einleuchtendes Beyſpiel geben. Manche Anekdoten, die von König Friedrich II erzählt werden, ſind, obgleich gleichzeitig gedruckt, und obgleich nie widerſprochen, dennoch unwahr. Leute, die ſie laſen, und wohl wußten, daß ſie falſch ſind, mochten öffentlich nichts dawider einwenden, wovon ich viele Beyſpiele weiß; daher werden ſolche falſche Erzählungen oft wiederholt, und endlich für wahr gehalten. Vielleicht kann ich durch meine Zweifel und Berichtigungen einiger wenigen unrichtigen Erzählungen verhindern, daß man hierinn nicht ferner allzu leichtgläubig iſt. Wenigſtens glaube ich, Zeit und Mühe nicht übel angewendet zu haben, wenn ich etwas zu richtigerer Beurtheilung des Charakters dieſes ſo großen und ſo oft mißverſtandenen Königs beyzutragen ſuche.

---

*) A. a. O. S. 281.

Fielding *), dieſer große Menſchenkenner und eifrige Republikaner ſagt: „Der ein-

---

*) S. Fieldings Works Vol. VI. S. 121, oder History of Tom Jones. Book XII. Ch. 11.

„zige Fehler einer Monarchie ſey die Schwierigkeit, unter ſo vielen einen Menſchen zu „finden, der ſich zu einem abſoluten Monarchen ſchicke; denn dieß Amt erfordere unumgänglich drey Eigenſchaften, welche, „wie aus der Geſchichte erhelle, ſehr ſelten „bey Fürſten zuſammengefunden würden, „nemlich: 1) Genug Mäßigung, um mit „der Macht zufrieden zu ſeyn, die es den „Umſtänden nach für ihn möglich iſt zu beſitzen. 2) Genug Weisheit, um ſeine eigene „Glückſeligkeit zu kennen. 3) Genug Güte, „um die Glückſeligkeit anderer zu befördern, „wenn ſie ſich nicht nur mit der ſeinigen verträgt, ſondern ſie auch befördert.“

Heil meinem Vaterlande! daß ſich dieſe drey ſeltenen Eigenſchaften bey **Friedrich** vereint befanden! Zwiefach Heil demſelben! daß wir ſie, obgleich auf vielfache Weiſe anders modificirt, in **Friedrich Wilhelm** abermals vereint erblicken! Berlin, den 18. März 1788.

Anekdoten

von

König Friedrich II.

Erſtes Heft.

I.

Den erſten Platz in dieſer Sammlung von Anekdoten verdienen mit Recht zwey bis itzt noch nicht bekannt gemachte Briefe des großen Königs ſelbſt, an ſeine geliebte Schweſter die verwittwete Herzoginn von Braunſchweig. Ihro Königl. Hoheit haben die Gnade gehabt, ſie mir, in Dero eigenhändigen Abſchrift, mitzutheilen, mit der Erlaubniß, davon Gebrauch zu machen. Der erſte Brief iſt kurz nach dem Tode des verewigten Menſchenfreundes, des Prinzen Leopold, geſchrieben, um die Herzoginn über den Tod dieſes von ihr innig geliebten Sohnes zu tröſten. Der zweyte Brief iſt der letzte, den der König an ſeine verehrungswerthe Schweſter nur ſechs Tage vor ſeinem Tode ſchrieb, wodurch er höchſt merkwürdig wird. Ich liefere beide ſowohl im Original als in einer Ueberſetzung, in welcher ich nicht ſowohl auf die bloßen Worte geſehen, als den Sinn zu erreichen getrachtet habe.

1.

ce 12 Mai 1785.

„Mon adorable Soeur"

„Il y a 70 ans paſſés, que je ſuis au monde,
„et dans tout ce tems je n'ai vû que des jeux bi-
„zarres de la fortune, qui mêle quantité d'événe-
„mens facheux à quelques favorables qui nous ar-
„rivent. Nous balottons ſans ceſſe entre beau-
„coup de chagrins & quelques momens de ſatis-
„faction. Voila, ma bonne ſoeur, le ſort com-
„mun de tous les hommes. Les jeunes gens doi-
„vent être plus ſenſibles à la perte de leurs pro-
„ches et de leurs amis, que les vieillards. Les pré-
„miers ſe reſſentent longtems de ces privations,
„au lieu que les perſonnes de nôtre age les ſuivent
„dans peu. Les morts ont l'avantage d'être à l'abri
„de tous les coups de la fortune, et nous qui re-
„ſtons en vie, nous y ſommes ſans ceſſe expoſés.
„Toutes ces reflexions, ma bonne ſoeur, ne ſont
„guères conſolantes, je l'avoue. Heureuſement
„que Votre ſageſſe et Votre eſprit Vous ont donné
„la force de réſiſter à la douleur qu'éprouve une
„tendre Mere, en perdant un de ſes enfans cheris.
„Veuille le ciel continuer de Vous aſſiſter, en con-
„ſervant une ſoeur, qui fait le bonheur de ma vie.
„Daignés, ma bonne Soeur me croire avec le plus
„tendre attachement et la plus haute conſidération"

Mon adorable Soeur

Votre fidele frere & ſerviteur
Féderic.

1.

„den 12. Mai 1785."

„Meine verehrungswerthe Schweſter"

„Es ſind über ſiebenzig Jahre, ſeit ich auf der Welt bin, und während dieſer ganzen Zeit habe ich nichts als ſonderbare Spiele des Glücks geſehen, welches zu einigen angenehmen Vorfällen, die uns begegnen, nicht wenig widrige miſchet. Wir ſchweben beſtändig zwiſchen vielem Kummer und einigen vergnügten Augenblicken. Dieß iſt, meine liebe Schweſter, das gewöhnliche Schickſal aller Menſchen. Jungen Leuten muß der Verluſt ihrer Verwandten und Freunde empfindlicher ſeyn, als den Alten. Die erſteren vermiſſen lange die Freunde, die ihnen der Tod entzogen hat; dagegen Leute von unſerm Alter wiſſen, daß ſie ihnen bald folgen werden. Die Abgeſchiedenen ſind nun vor allen Unglücksfällen geſichert; wir die wir am Leben bleiben, ſind denſelben beſtändig ausgeſetzt. Alle dieſe Betrachtungen, meine liebe Schweſter, ſind nicht ſehr tröſtend; ich geſtehe es gern. Glücklicherweiſe giebt Ihnen Ihre Weisheit und Ihr Geiſt die Stärke, dem Schmerz zu widerſtehen, den eine zärtliche Mutter beym Verluſte eines Ihrer herzlichgeliebten Kinder fühlen muß. Möge der Himmel fortfahren Ihnen beyzuſtehen und mir eine Schweſter erhalten, die das Glück meines Lebens iſt. Glauben Sie, meine liebe Schwe-

2.

ce 10 d'Aout 1786.

„Mon adorable Soeur“

„Le Medecin d'Hannovre †) a voulu ſe faire
„valoir chez Vous, ma bonne ſoeur; mais la ve-
„rité eſt, qu'il m'a été inutile. Les vieux doi-
„vent faire place aux jeunes gens, pour que cha-
„que génération trouve ſa place; et à bien exa-
„miner ce que c'eſt que la vie, c'eſt voir mourir et
„naître ſes compatriotes En attendant je me
„trouve un peu ſoulagé depuis quelques jours.
„Mon coeur Vous reſte inviolablement attaché,
„ma bonne ſoeur. Avec la plus haute conſideration.“

Mon adorable Soeur

Votre fidele frere et ſerviteur
Féderic.

---

†) Man kann ſich leicht vorſtellen, daß dieſer berühmte Arzt einſah, des Königs Krankheit ſey tödtlich, daß er aber der geliebten Schweſter des Königs, als Sie ihn um deſſen Zuſtand mündlich befragte, die ganze Größe der Gefahr nicht habe entdecken können und wollen, ſondern Ihr noch einige Hofnung übrig gelaſſen habe. Dieſe hatte die Herzoginn dem Könige, den Sie ſo zärtlich liebte, vermuthlich mittheilen wollen. Aber der König, der ſechs Tage vor ſeinem Tode wohl fühlte, daß alle Hülfe vergeblich ſeyn müßte, wollte es ſelbſt Ihr ankündigen.

„ſter, daß ich mit der zärtlichſten Zuneigung und
„mit der vollkommenſten Hochachtung bin“
„Meine verehrungswerthe Schweſter“
„Ihr treuer Bruder und Diener
„Friedrich.“

2.

„den 10. Auguſt 1786.“

„Meine verehrungswerthe Schweſter“

„Der Hannöverſche Arzt †) hat Ihnen nur
„ſagen wollen, er habe das Aeuſſerſte gethan was
„er konnte, meine liebe Schweſter; die Wahrheit
„aber iſt, daß er mir nicht helfen konnte. Die
„Alten müſſen den jungen Leuten Raum machen,
„damit jedes Menſchenalter ſeinen Platz finde;
„und wenn man recht überlegt, was das Leben iſt,
„ſo iſts nichts, als daß man ſeine Mitbürger ſterben
„und geboren werden ſiehet. Indeſſen befinde
„ich mich ſeit einigen Tagen ein wenig erleichtert.
„Mein Herz bleibt Ihnen unveränderlich ergeben,
„meine liebe Schweſter. Mit der vollkommenſten
„Hochachtung“
„Meine verehrungswerthe Schweſter“
„Ihr treuer Bruder und Diener
„Friedrich.“

Wer kann dieſe Briefe leſen, ohne äuſſerſt davon gerührt zu werden? Man denke bey dem erſten daran, daß ein ſiebenzigjähriger Mann, ein König, der ſo viel in dieſen Jahren erlebt hatte, hier eine zärtlich geliebte Schweſter, die ſo unvermuthet ihren geliebten Sohn verloren hatte, tröſten will: Wie ſimpel wie zweckmäßig iſt alles? Wie ſehr kannte der große Mann das Herz einer Mutter, das bey einer ſolchen Gelegenheit, bey einem warm bezeugten Mitleide ſehr leicht ſtärker zu bluten beginnt. Er fängt mit ganz gewöhnlichen obgleich ſehr wahren und hier ſehr paſſenden Betrachtungen an. Er bemerket ſelbſt, daß ſie nicht tröſtend ſind. Wer wollte auch gleich nach einem ſo harten Schlage eine Mutter tröſten wollen! Die beſte Art iſt, Theilnehmung zu zeigen, und der Natur ihre Rechte zu gönnen. Dieß that auch der königliche Bruder. Er verſichert ſeine geliebte Schweſter, daß Ihre Weisheit und Ihr großer Geiſt Ihr Kräfte geben werde, um ihren gerechten Schmerz zu ertragen. Dann erſt erwähnt er mit dem zärtlichſten Schmerz den traurigen Verluſt faſt nur ganz leiſe und in wenigen Worten, und geht von da mit inniger Empfindung zu der Erinnerung über, daß Sie in Ihm einen Bruder habe, dem Sie das Glück ſeines Lebens iſt. So ſchrieb Friedrich der Große, dieſer ſo oft verkannte Held, von dem ſo viele ausbreiteten, er wäre von Natur hartherzig.

Der zweyte Brief iſt von einem ſo groſſen Manne, ſechs Tage vor ſeinem Tode in der äuſſerſten Schwäche geſchrieben, an eine geliebte Schweſter geſchrieben, um ihr **Seinen Tod** anzukündigen. Aber welche Zärtlichkeit, welche ſchonende Beſorglichkeit in dieſen Stunden, wo er den Tod augenblicklich erwartete. Er nimmt nicht von Ihr Abſchied, denn dieß hieſſe Ihr das Herz brechen. Er verheelt ihr aber auch den unvermeidlichen Tod nicht; denn das hieſſe Ihr eine vergebliche Hoffnung machen †), die nachher in ein zärtliches Herz noch tiefer einſchneidet. Er nennt ihr nicht einmal den Tod, dem er ſo ruhig entgegen ſah, weil er doch wußte, wie dieß Wort ſchon in das zarte weibliche Schweſterherz greifen würde. Er ſagt nur voll Gemüthsruhe: „Der Arzt, ſelbſt „der beſte Arzt konnte mir nicht helfen. Alte müſ„ſen ja jungen Leuten Raum machen, daß jedes

---

†) Der König verbot, wenige Wochen vor ſeinem Tode, einem angeſehenen Herrn Seines Hofes, der nach Braunſchweig reiſete, ausdrücklich und wiederholt: Seiner Schweſter Seinen Zuſtand nicht leichter vorzuſtellen, damit Sie ſich nachher nicht noch mehr kränke.

„Menſchenalter Platz finde. Sterben und gebohren werden iſt was wir während unſers ganzen Lebens erblicken." Meiner Empfindung nach iſt ein unbeſchreiblicher Nachdruck darin, daß er hier Sterben vor Gebohrenwerden ſetzt. Es liegt darin der frohe Blick in das wohlthätige Geſetz: daß nichts in der Natur ſtirbt, daß jedes Untergehen ein neues Entſtehen verurſacht. Der Lehrdichter **Witthoff** redet in gleichem Verſtande die Natur an:

> Vollſtändig, ewig jung, unfähig zum Veralten,
> In täglich ſterbenden und werdenden Geſtalten,
> Beſtehſt du wie du warſt, ſo wenig alt wie neu.
> Hier treten Weſen auf, da gehen Weſen unter.
> Du tilgſt und zeugeſt ſtets, ſtets wirkend und ſtets munter,
> Sorgſt du, daß jeder Tod ein Quell des Lebens ſey.
> Verſchwindet auch die Pracht der abgelebten Floren,
> So folgt ihr doch Pomona nach:
> Wenn dieſe ſtirbt, wird jene neu geboren.
> Das Grabmal wird ein Brautgemach. †)

Endlich! wie zärtlich iſt es, daß der königl. Bruder ſeiner geliebten Schweſter den unvermeidlich nahe bevorſtehenden Tod zwar nicht verbergen will; aber ihr eine zufällige Erleichterung, von der er gewiß ſelbſt nichts erwartete, doch noch meldet, doch ihr, ſelbſt auf einen Augenblick, dadurch eine Erleichterung ſchaffen will, und die Verſicherung damit verbindet, daß Sein Herz Ihr unveränderlich ergeben bleibe. Ach! er wußte wohl, daß er dieß zum letztenmale ſchrieb!

---

†) S. Witthofs Sokrates im I. Bande ſeiner Gedichte. S. 276.

Ich hätte vielleicht über dieſe zwey vortrefliche Briefe keine Anmerkungen machen ſollen, da ihr Innhalt, und der große Mann der ſie ſchrieb, nebſt den Umſtänden in welchen er ſie ſchrieb, ſchon genug ans Herz greifen. Aber es war mir nicht möglich, ſie abdrucken zu laſſen, ohne einigermaßen den Empfindungen Luft zu machen, die ſich dabey in meinem Gemüthe ſo ſehr drängten.

II.

Der Markis d'Argens iſt als Schriftſteller bekannt, und das Publikum kömmt über den Werth und Unwerth ſeiner Schriften ziemlich überein, obgleich viele ſonſt billige Leute der Freymüthigkeit und Wahrheitsliebe die er in ſeinen Schriften zeigt, nicht Gerechtigkeit genug wiederfahren laſſen. Man vergißt, wie wenig man im J. 1736, da ſeine Lettres juives herauskamen, ſelbſt in Frankreich über die gröbſten Religionsmißbräuche und über die ſcheußlichſte Intoleranz ſeine Meinung freymüthig ſagen durfte. Man vergißt, welcher Muth damals dazu gehörte, ſich aus den groben Vorurtheilen der Erziehung herauszuziehen, und daß d'Argens dieſen Muth hatte. Man bleibt nur bey den Mängeln ſeiner Schriften ſtehen, die er größtentheils doch mit den mehreſten guten Schriftſtellern ſeines Zeitalters und ſeiner Nation gemein hat. — Eben ſo falſch ward der Markis als Menſch beurtheilt. Man rechnete ihm immer noch einige Unbeſonnenheiten ſeiner Jugend allzuſtreng zu ſeinem Nachtheile an, als er ſchon ein Mann war. Einige davon ſind doch Jünglingen von einer ſo lebhaften Nation wie die franzöſiſche, und aus der fröhlichſten Provinz, der Provence, nicht ungewöhnlich; und überhaupt würde man alle nicht wiſſen, wenn er ſie nicht mit seltener Offenherzigkeit, durch welche er ſchon auf einige Vergebung Anſpruch machen darf, ſelbſt beſchrieben hätte. †)

Ich will nur einen einzigen Beweis ſeines wahrhaft edlen Charakters anführen. Sein Buch: la Philoſophie du bon ſens ward von der Geiſtlichkeit in Frankreich äußerſt verkehert. Sein Vater, erſter

---

†) Mémoires et Lettres de Mr. le Marquis d'Argens. Londres 1735. 12.

Präſident zu Aix, der, ſeines Standes halber, die Geiſtlichkeit nicht wider ſich aufbringen konnte, ward durch dieſelbe gezwungen, dem Sohn das Recht der Erſtgeburt wegen dieſes Buchs zu nehmen, und es ſeinem zweyten Sohne, dem Präſidenten d'Eguilles zu geben. Der Markis ertrug dies mit vieler Gleichmüthigkeit, und liebte unter ſeinen Verwandten ſeinen Bruder d'Eguilles vorzüglich mit der größten Zärtlichkeit. Aber über dieſen und mehrere edle Züge ſeines Charakters ſah man weg; und wußte von ſeinem Leben in ſeinen reifern Jahren und in ſeinem Alter nichts genauers zu erzählen, als einige äußerliche Sonderbarkeiten, die freylich auch gemeinen Beobachtern eher in die Augen fielen, als ſeine ſehr ſchätzbare Seite.

Er ging wenig, oder eigentlich faſt gar nicht aus, ſondern beſchäftigte ſich immer auf ſeinem Zimmer. Er war ſehr empfindlich gegen die Kälte, und zog daher beſtändig ein Paar Schlafröcke über einander, und trug beſtändig über eine baumwollne noch eine wollene Mütze auf dem Kopfe. Eben ſo war ihm trübes Wetter äußerſt unangenehm. Wenn man ihn in gute Laune ſehen wollte, mußte man erſt mit ihm von ſchönem Wetter reden, und wenn nur der Himmel nicht ganz bewölkt war, ihn verſichern, die Sonne ſcheine hell und die Luft ſey warm: welches der gute alte Mann bey nur einigem Grade von Wahrſcheinlichkeit ſehr gerne glaubte, weil er gern gutes Muths ſeyn mochte. Man verlachte ihn bitter über dieſe kleinen Schwächen. Aber man überlegte nicht, daß dieſer Mann in der warmen und heitern Luft der Provence geboren war, und ſein Vaterland auſſerordentlich liebte. Wer unſer nördliches Klima von Jugend auf gewohnt iſt, mag ſich keinen Begriff machen, wie ſchwer es oft einem im ſüdlichen Himmelsſtriche Gebornen wird, in dem unſrigen angenehm zu exiſtiren. Man durfte dem Markis d'Argens nur den beau ſoleil de Provence nennen, ſo erheiterte ſich ſeine ganze Phyſiognomie.

Er hatte freylich noch mehrere Schwachheiten, die man nicht ganz ohne Lächeln betrachten konnte. Z. B. Er fürchtete ſich vor allen Krankheiten. Man konnte ihm ſehr leicht einbilden, er ſey krank; und er ſelbſt bildete es ſich leicht ein. Er war dabey, was man von ihm am wenigſten glauben ſollte, in einigen Stücken abergläubiſch. Er hielt etwas auf Vorbedeutungen; und ward z. B., wenn bey Tiſche ein Salzfaß umgeworfen ward, äußerſt mißmuthig. Ein unvermutheter Anblick einer

Heerde Schweine oder ſchwarzgekleideter Leute, war ihm höchlich zuwider. Er verheelte übrigens nicht, daß er ſelbſt dies für Schwachheiten hielt, geſtand aber ſeinen Freunden, daß alle philoſophiſche Gründe die unwillkührlichen Empfindungen bey ihm nicht unterdrücken könnten. †)

Er beſaß aber bey dieſen Schwachheiten, wegen welcher er oft hinter ſeinem Rücken verſpottet ward, viel ſchätzbare Eigenſchaften, die ihm beynahe gar nicht angerechnet wurden. Er hatte wirklich mehr gelehrte Kenntniſſe, als man ſonſt bey einem franzöſiſchen Hofmann findet. Beſonders war er in den griechiſchen Philoſophen und in den Kirchenvätern nicht unbeleſen. Er beſaß in den ſchönen Künſten, vorzüglich in der Malerey gute Kenntniſſe. Auſſer Algarotti hatte vielleicht kein Gelehrter in größerem Maaße, wie d'Argens, die Gabe, den Hofleuten und Weltleuten ſeine Kenntniſſe in Wiſſenſchaften und ſchönen Künſten mitzutheilen und ſie ihnen angenehm zu machen. Er war ein ſehr ehrlicher Mann und ein guter Hausvater. Er liebte ſeine Gemahlinn †) zärtlich, und war äuſſerſt ſorgſam für alles, was derſelben Wohl betraf. Alles, was um ihn war, war ihm werth; und wenn er zuweilen jemand in einige Verlegenheit ſetzte, geſchah es nur, weil er in der beſten Abſicht allzugern deſſen Vergnügen noch mehr befördern oder anordnen wollte. Er war unbeerbt, liebte aber Kinder, und hatte nach einander zwey Pflegetöchter bey ſich, auf deren gute Erziehung und künftige gute Verheirathung er mit größter Sorgfalt bedacht war. Die zweyte Pflegetochter adoptirte er in Frankreich

---

†) Der Verf. der Vie de Voltaire par M. (1787. 8. gr. ſagt S. 118 nicht übel: d'Argens, comme philosophe doutait de tout, comme homme de société croyait tout. Das übrige, was er von deſſen Charakter ſagt, iſt unrichtig und unbillig.

---

†) Ich weiß gar nicht, woher Herr Rath Adelung, (in der Fortſetzung von Jöchers Gelehrtenlexikon S. 1052) die ganz falſche Nachricht mag genommen haben: daß der Markis ſich von ſeiner Gemahlinn getrennt habe. Dieſe rechtſchaffene und liebenswürdige Frau, eine geb. Cochois, hat ihm niemals die geringſte Urſachen zum Mißvergnügen gegeben. Beide waren ein Muſter einer glücklichen Ehe. Sie liebte ihn aufrichtig, war genau aufmerkſam auf alle ſeine Wünſche, hatte mit allen ſeinen kleinen Schwachheiten außerordentlich viel Geduld, und pflegte ihn ſorgfältig bey ſeiner öftern Kränklichkeit. Sie lebt, ſo viel ich weiß, noch in der Provence, und iſt, ſelbſt in der dort ſehr anſehnlichen Familie des Markis, in großer Achtung.

reich, kurz vor ſeinem Tode, und verheirathete ſie an einen Parlamentsrath in Aix, von einem ſehr guten Hauſe. Sein kleiner häuslicher Zirkel war wirklich ein ſehr angenehmer Anblick. Der Markis war voll der äußerſten Gutmüthigkeit in allen ſeinen Handlungen; ſeine provenzaliſche Lebhaftigkeit machte zwar, daß er leicht aufbrauſete, aber er ließ ſich auch eben ſo geſchwind zufrieden ſprechen. Er hatte ſehr lebhaften Witz, war daher bey geſunden Tagen der angenehmſte Geſellſchafter, voll Naivetät und guter Laune. Seine Repartieen waren oft ſehr kauſtiſch, doch nie beleidigend. Er war wohlthätig und edel in ſeinen Geſinnungen, und tolerant in Religionsſachen. Man hielt ihn für einen Religionsſpötter. Es iſt wahr, daß er über die Pfaffereyen der katholiſchen Geiſtlichen und Mönche oft mit ſehr lebhaftem Witze lachte; aber die Religion ſelbſt machte er nicht lächerlich. Seine Gemahlinn ging ſonntäglich in die Meſſe. Seinen alten treuen Bedienten Jean, und ſeine Köchinn, die lutheriſch waren, ſchickte er Sonntags Nachmittags in die lutheriſche Kirche; und ſeine erſte Pflegetochter, die reformirt war, mußte nicht allein alle Sonntage eine reformirte Predigt hören, ſondern er machte ſogar für ſie, da er ſie beſonders liebte, einen kurzen Auszug aus dem Heidelbergſchen Katechismus, und unterwies ſie in der Religion nach reformirten Grundſätzen. Wahr iſt es, daß er ſelbſt weder die Meſſe noch eine Predigt hörte.

Der Markis d'Argens, als er wegen ſeiner Philoſophie du bon ſens von der Geiſtlichkeit in ſeinem Vaterlande verfolgt ward, gieng er nach Holland, und von da nach Deutſchland. Er kam auf Empfehlung der Frau Mutter des jetztregierenden Herzogs von Wirtemberg in den erſten Jahren der Regierung K. Friedrichs II nach Berlin. Er ward Kammerherr, nachher Direktor der philologiſchen Klaſſe der Akademie, und auch eine kurze Zeit Direktor der Schauſpiele.

Er war des Königs Geſellſchafter, und man kann wohl ſagen, deſſen wahrer Freund. Der König fand bey wenigen von den Ausländern, die er in den erſten funfzehn Jahren ſeiner Regierung um ſich hatte, und mit Wohlthaten überhäufte, wahre Zuneigung, da er Anfangs die Meinung hatte, in ihrer Geſellſchaft nicht König ſeyn zu wollen, ſondern ein Bedürfniß in ſich fühlte, zuweilen eine Stunde freundſchaftlich ſein Herz zu öfnen. D'Argens ſchilderte mir dieſe Männer folgendermaßen: er, der ſie genau gekannt hatte, der ein völlig unbefangener Mann und als er mit mir von ihnen ſprach, in gar keiner Kolliſion mit ihnen war, die ihn hätte parteyiſch machen können.

Darget war ein ehrlicher Mann, dem aber der Aufenthalt beym König zur Laſt fiel, und der ſich nach Frankreich zurückſehnte: er ſchätzte den König hoch, aber liebte ihn nicht. — **De la Mettrie** ward von dem Könige wirklich nicht geſchätzt. Er betrachtete ihn vielmehr als einen Poſſenreißer, der zuweilen entre deux vins beluſtigen könnte. De la Mettrie bezeugte ſich äußerſt unwürdig gegen den König, er plauderte nicht nur in der Stadt aus, was an der Tafel des Königs war geredet worden, ſondern erzählte alles falſch und mit hämiſchen Zuſätzen. Beſonders that er dieſes an der Tafel des Lord Tyrconell, des damaligen franzöſiſchen Geſandten, bey dem er auch ſtarb †). —

---

†) Er hatte beym Lord Tyrconell ſich an einer Trüffelpaſtete eine Indigeſtion zugezogen. Er wollte erſticken, und ließ ſich, gegen das eifrige Zureden ſeiner Freunde, beſonders des Hrn. D. Mac Mahon, Arztes des Geſandten, eine Ader öffnen. Er

Algarotti, ein ſehr feiner Mann und ſehr feiner Politiker, gefiel ſich in Friedrichs Geſellſchaft, weil dieſer König und ein Mann von Geiſte war. Der König ſchäzte ihn ſehr und liebte ihn wegen ſeiner guten Eigenſchaften; aber Algarotti ſah mehr auf das Anſehen, das ihm des Königs Freundſchaft gab, und liebte den König nicht, welches der-

ſelbe

wollte ſelbſt Arzt ſeyn; und man ſtellte ihm daher vor, daß dieß wieder die erſten Begriffe der Medicin wäre. Seine Antwort war: Je veux accoutumer mes indigestions aux saignées; aber er ſtarb beym erſten Verſuche. La Mettrie hatte bekanntlich immer über alle Religion geſpottet. Ein Irrländiſcher katholiſcher Prieſter, der im Hauſe des franzöſiſchen Geſandten war, wollte ihn am Ende noch bekehren, oder doch das Anſehen davon haben, wie dieß ſehr gewöhnlich iſt. Er drängte ſich ins Zimmer des Kranken, und dieß Zudringen ward von einigen Leuten begünſtigt, die dadurch den de la Mettrie dem Könige noch verächtlicher zu machen trachteten. Der Kranke wollte von allen dem, was ihm der Prieſter ſagte, nichts hören. Dieſer aber blieb immer ſitzen. Endlich rief de la Mettrie, indem der Schmerz ſehr arg ward, die Worte Jeſus Maria aus! Ah! vous voilà enfin retourné à ces noms consolateurs! rief der Irrländer. De la Mettrie ſagte: Mon Pere, ce n'est qu'une façon de parler, und ſtarb wenige Minuten darauf.

ſelbe auch zuletzt wohl merkte. — Maupertuis, den der König wegen ſeiner Wiſſenſchaften und wegen ſeines angenehmen Umganges ſchätzte, war beſtändig voll Grillen und Prätenſionen, und beneidete jeden, mit dem der König freundſchaftlich ſprach, weil er glaubte ſo viel zu verlieren als ein anderer gewann. Er war daher niemals zufrieden, und machte dem Könige, dem er mit ſeinen Grillen beſchwerlich fiel, und den Niemand hätte zufrieden ſtellen wollen, ſehr viel Verdruß. — Voltaire, obgleich bey weitem der größte Schriftſteller unter allen, war auch der undankbarſte gegen den König †). Er war neidiſch gegen jeden, den der König vorzog. Seine meiſte Unredlichkeit gegen den König kam daher, daß er ſich immer noch nicht genug von Ihm vor den übrigen gelehrten Lieblingen ausgezeichnet glaubte. Voll Stolz und Petulanz ſchlug er daher nicht ſelten, wenn alles in beſter Laune war,

---

†) Der Graf Guibert, der überhaupt Friedrich den Großen im Ganzen, ſo edel, ſo kühn, ſo richtig beurtheilt, ſagt von dem Umgange des Königs mit Voltaire ſehr wahr: Le ſentiment, les procédés et les ménagements furent toujours plus du côté du Prince que du Poëte. Eloge du Roi de Pruſſe. S. 10.

die andern in des Königs Gegenwart, auf eine unartige Weiſe nieder, die den König nicht ſelten ſelbſt verſtimmte; ja, zweymahl, da Voltaire allzu inſolent ward, mußte der König, als König ſprechen, und Voltaire war, ſo ſtolz er ſich gezeigt hatte, nun augenblicklich ſehr gedemüthigt. Aber er rächete ſich durch unartige und zum Theil falſche Erzählungen, hinter des Königs Rücken †) Er rühmte ſich des Königs Werke zu corrigiren, welches, wie d'Argens verſicherte, (außer zufälligem Rath über einzelne Wörter oder Redensarten) nicht der Wahrheit gemäß war; und ſprach doch verächtlich von denſelben. Es iſt gewiß, daß **Voltaire** von den Schriften des **Königs, die ihm unter dem Siegel des Geheimniſſes anvertrauet** waren, heimlich Abſchriften nehmen ließ, und daß die Poëſies diverſes zuerſt durch ihn, wider des Königs Willen, öffentlich bekannt wurden. Der König hatte alſo nicht Unrecht, ihm in Frankfurt am Main dieſe Abſchriften wegnehmen zu laſſen; ſonſt würde ge-

wiß

---

†) **Argens** ſagte mit ſeiner provenzaliſchen Lebhaftigkeit einſt zu mir, von **Voltaire**: Le B - a de l'esprit comme trente, mais il est malicieux comme un vieux singe.

v. Bibl.

wiß noch mehr bekannt geworden ſeyn. Der König ſchätzte ſeine außerordentlichen Talente nach Verdienſt, und liebte ihn mehr, als er es um ihn verdient hatte. Schon während des ſiebenjährigen Krieges war der König wieder mit ihm in Briefwechſel, und dem Anſcheine nach im beſten Vernehmen. In einer Entfernung von hundert Meilen ging das an; aber in der Nähe würde es bald vorbey geweſen ſeyn, nicht durch des Königs, ſondern durch Voltaires Schuld. D'Argens ſagte: Le Roi veut tacher de ſe faire aimer de lui, mais il ne réüſſira pas. Es iſt ein Zeichen von des Markis d'Argens gutmüthigem und verträglichen Charakter, daß er mit dieſem ungeſtümen Manne, ſo lange ſie beide um den König waren, nie einen Zwiſt gehabt hat.

Ueberhaupt wäre es wohl zu wünſchen, daß aus noch vorhandenen Nachrichten, der Umgang des Königs mit dieſen franzöſiſchen Gelehrten näher auseinander geſetzet würde. Man würde ſehen, daß der König genöthigt war, ſich von ihnen zurückzuziehen, weil die meiſten nicht ſelten ſeine Güte mißbrauchten. Er glaubte an ihnen litterariſche Freunde zu finden, in deren Geſellſchaft Er die Sorgen der Regierung vergeſſen, und Geiſt

und

und Herz in ihrer Konverſation öffnen könnte. Aber ſie glaubten nun den König ganz als Ihres Gleichen traktiren zu dürfen. Sie wollten ihren Zänkereyen durch Ihn Sanktion geben, waren äußerſt indiſkret darinn, und wenn ſeine Ideen nicht die ihrigen waren, ſo führten ſie ſich ſehr undankbar auf, und zeigten genug, daß ſie bloß ihr eigenes Selbſt ſuchten, aber nichts um des Königs willen thaten, den ſie nur für ein Mittel anſahen, ſich ſelbſt zu heben.

D'Argens hingegen hatte wirklich die herzlichſte Zuneigung zum Könige; auch wußte der König dieß ſehr wohl, und deßwegen liebte Er ihn vor allen Ausländern. Sie waren ſehr vertraut.†) Der König ſcherzte viel mit ihm, und ward auch, wie es ſeine Art war, zuweilen ſehr kauſtiſch. D'Argens wußte wieder zu ſcherzen, denn ſein Witz ſtand ihm in der Konverſation ſehr zu Gebote. Aber er wußte auch an ſich zu halten, wenn er merkte, daß der König nicht in der Laune war, ſich Repartieen geben zu laſſen. Machte es der König aber zu arg, ſo fuhr er entweder mit ſeiner provenzaliſchen Lebhaftigkeit auf, und dann konnte ſelbſt der König vor ihm nicht zum Worte kommen. Oder er ſchmollte auch wohl einige Tage lang, gab ſich für krank aus, und dann ſchickte der König gewöhnlich mehrmals zu ihm, oder ſchrieb ihm öftere Briefe, ehe er wieder kam. Auch alsdenn ſchalt er zuweilen noch wenn er ins Zimmer kam, halb im Scherz halb im Ernſt. Der König kam ihm ſodann entweder mit offenen Armen entgegen, oder gab ihm treuherzig die Hand. Der König, ob er gleich über des Markis kleine Schwachheiten, beſonders über ſeine eingebildeten Krankheiten ſich divertirte, und ſich oft ein kleines Feſt daraus machte, deſſen Zorn zu reizen, weil ihn das lebhafte Auffahren deſſelben beluſtigte, konnte doch nicht im Ernſt böſe auf ihn ſeyn, weil er allzugut wußte, welch ein ehrlicher Mann, und wie aufrichtig ihm ergeben d'Argens war.

---

†) Die Nachrichten vom Umgange des Königs mit dem Markis d'Argens und von vielen dahin gehörigen Vorfällen, habe ich theils aus dem Munde des ſel. Oberſten Quintus Icilius, theils von einem genauen Bekannten des Markis.

Während ſeines Aufenthalts am Preußiſchen Hofe that er drey Reiſen nach der Provence. Zu jeder derſelben gab ein kleines Mißverſtändniß mit ſeinem Königl. Freunde Gelegenheit. So bald er aber einige Stationen von Potsdam entfernt war, hatte er ſchon ſein Misvergnügen vergeſſen, und ſchrieb dann ſchon dem Könige Briefe voll rührender Ausdrücke der Dankbarkeit und Anhänglichkeit. Er war gewiß, den nächſten Poſttag die freundſchaftlichſten Antworten vom Könige zu erhalten. Auch dachte er, ſo ſehr er auch gemeiniglich, aus Misvergnügen, auf die Abreiſe beſtanden hatte, doch in den erſten Tagen nach derſelben ſchon an ſeine Zurückkunft. Er ſagte ſeiner Reiſegeſellſchaft im Wagen: Er habe nun den feſten Vorſatz gefaßt, die Einladungen des Königs zur Abendmahlzeit nicht mehr ſo oft und ſo ungeſtüm abzuſchlagen; und ſehr wahrſcheinlich nahm ſich Friedrich auch vor, ihn nicht mehr über ſeine eingebildete Krankheiten ſo laut zu verſpotten: denn das war es, was der Markis am wenigſten ertragen konnte. Die dritte und letzte Reiſe geſchah 1769. Auf derſelben war es eben [illegible] und der Markis würde wahrſcheinlich wieder zurückgekommen ſeyn, wenn ihn der Tod nicht übereilt hätte.

In einer Zeit von beynahe dreißig Jahren, die er um den König war, hat er demſelben niemals das geringſte Mißvergnügen gemacht, als zuletzt dadurch, daß er den König verließ und nach Frankreich zurückkehrte. Was ihm noch zu größerm Lobe gereicht, iſt, daß er während dieſer langen Zeit niemals jemand beym Könige geſchadet hat, aber wohl manchem nützlich geweſen iſt. Doch war er ſehr abgeneigt, ſich auf irgend eine Art in Geſchäfte zu miſchen. Nur ſelten legte er für jemand Vorſprache ein, oder bat etwas vom Könige. Der König gab ihm das größte Merkmal ſeines Vertrauens, indem er während des ſiebenjährigen Krieges faſt poſttäglich und zuweilen ſehr lange Briefe an ihn ſchrieb. Wenn man recht die Lage des großen Mannes während dieſer wunderbaren Krieges bedenkt, wenn man bedenkt, was dabey aufs Spiel ſtand, welche große Plane durch ſeinen Kopf gehen mußten, da ſich halb Europa wieder ihn verband, wie viele Unglücksfälle er erlitt, welche außerordentliche Rettungsmittel er anwenden mußte, und daß faſt ſeine einzige Erholung und Troſt war, die Gedanken, die ihn drückten, in den Schooß ſeines treuen d'Argens auszuſchütten, und deſſen Antworten zu leſen; ſo kann man auf die Wichtigkeit der Briefe *) und auf die Größe des Vertrauens

---

*) Einer derſelben, welcher nach der Schlacht bey Liegnitz aufgefangen wurde, und oft gedruckt iſt, kann

trauens gegen dieſen rechtſchaffenen Mann ſchließen. Aber d'Argens verdiente auch dieſes Vertrauen im höchſten Maaße, wegen ſeiner Treue und ſeiner äuſſerſten Verſchwiegenheit. Wenn er einen Brief des Königs erhielt, ſchloß er ſich ein, um ihn zu leſen. Man hat mehrmals durchs Schlüſſelloch beobachtet, daß er, ſo ängſtlich er ſonſt die Kälte fürchtete, gemeiniglich ſeine zwey Mützen vor ſich liegen hatte, und den Brief mit entblößtem Haupte las. Er hielt alle dieſe Briefe ſorgfältig verſchloſſen, und erzählte niemals etwas von deren Inhalt, es müßte denn etwas ſehr erfreuliches geweſen ſeyn, da er dann den enthuſiaſtiſchen Antheil, den er daran nahm, nicht verhehlen konnte. Er ſagte mir von dieſer Korreſpondenz: — „Ich hatte den König ſchon mehrere „Jahre gekannt, und wußte, daß er ein großer „Mann war; aber erſt durch dieſe Briefe habe ich „ſeinen erhabenen Geiſt recht kennen lernen. Er „iſt einzig in ſeiner Art.“ — *

III.

kann zum Beyſpiel dienen. Der Graf Guibert ſagt: (Eloge S. 139) qu'il eſt impoſſible de s'arracher de cette lettre. Was würde er ſagen, wenn er die ganze Sammlung leſen ſollte!

III.

Um ein kleines Beyſpiel zu geben, auf welchem vertrauten Fuß der König mit dem Markis d'Argens umging, will ich hier ein ſcherzhaftes Billet mittheilen, mit welchem ihm der König einen ſeiner Aufſätze ſendete, den er von Thibault †) in der Akademie hatte vorleſen laſſen. Um den Anfang des Billets zu verſtehen, muß man wiſſen, daß der König, welcher gewohnt war, ſeinen Lieblingen Namen beyzulegen ††), ſchon in früheren Jahren den Markis, wenn er denſelben in ſeiner ausgezeichneten liebenswürdigen Laune ſah, le divin Marquis zu nennen pflegte; ferner, daß der König oft mit ihm wegen ſeiner Gelehrſamkeit und Beleſenheit ſcherzte, und darüber ſpöttelte. Das Billet iſt ganz von der eignen Hand des Königs. Es hat kein Datum. Man weiß aber, daß es etwa 1767 oder 1768 geſchrieben iſt. —

---

†) Herr Thibault ward vor einigen zwanzig Jahren als Profeſſor der franzöſiſchen Sprache an die Ritterakademie in Berlin berufen. Wegen ſeiner guten Ausſprache trug ihm der König gewöhnlich auf, was er in der Akademie wollte vorleſen laſſen, vorzuleſen.

††) So nannte er z. B. Suhm, Diaphane, Kaiſerling, Caeſarion, u. ſ. w.

„Votre Divinité permettra, que mon humanité Lui offre un ouvrage lû dans l'Academie. Je vous l'envoye parce qu'il a été lû dans cette aſſemblée, dont (quoiqu'abſent) Vous faites le plus bel ornement. Un ouvrage de Scaliger, ou de Suidas, ou de Freinshemius Vous ſeroit peut-être plus agréable; je n'en ai point dans ma boutique, et chaque arbre ne peut fournir que les fruits qu'il produit. Contentez-Vous de ceux-ci, et ſi cela ne Vous fatigue pas trop, continuez Votre bienveillance au pauvre ignorant qui Vous donne ce qu'il a, [illegible] qui du pied du ſacré Mont, admire votre Divinité, dont la plénitude domine ſur ce ſommet impérieux qui s'éléve au deſſus des nûes."

„*Fédéric.*"

„Ew. Gottheit wolle erlauben, daß meine Menſchheit Hochderſelben ein in der Akademie vorgeleſenes Werk vorlege. Ich ſchicke es Ihnen, weil es in dieſer Geſellſchaft iſt vorgeleſen worden, von der Sie — obgleich abweſend — die ſchönſte Zierde ſind. Ein Werk von Skaliger oder Suidas oder Freinshemius würde Ihnen vielleicht angenehmer ſeyn; ich habe aber dergleichen nicht in meinem Vorrathe, und ein Baum kann keine andere Früchte liefern, als die er hervorbringt. Nehmen Sie mit dieſem vorlieb, und wenn es Ihnen nicht zu beſchwerlich fällt, fahren Sie fort in Ihrem Wohlwollen gegen den armen Unwiſſenden, der Ihnen giebt was er hat, und der am Fuße des heiligen Berges Ew. Gottheit bewundert, deren Fülle auf deſſen ſtolzem Gipfel thront, welcher ſich bis über die Wolken erhebt."

„Friedrich"

IV.

Ich will auch ein Beyſpiel von der hypochondriſchen Laune des Markis gegen den König geben. Während der zweyten Reiſe des Markis nach der Provence, da ihn der König gern bald wieder zurück wünſchte, ſetzte der letzte, im Namen des Erzbiſchofs von Aix, einen Hirtenbrief wider die Freygeiſter auf, in welchem beſonders der Markis d'Argens als ein Ketzer und Atheiſt abgemalt war, vor welchem alle gute Provenzalen gewarnt würden. Der König ließ von dieſem ganz im erzbiſchöflichen Kanzleyſtil abgefaßten Hirtenbriefe eine kleine Anzahl Exemplare drucken, und ließ einige davon ohne Namen an Perſonen von des Markis Bekanntſchaft in der Provence ſenden, damit dieſer Aufſatz ihm durch dieſelben zukommen ſollte. Die Abſicht war theils Scherz, theils daß der Markis, von dem der König vorher vermuthete, daß deſſen lebhafte Einbildungskraft die Beſorgniß der Gefahr übertreiben würde, den Hirtenbrief vielleicht für wirklich ächt halten, und deſto eher zurückkommen ſollte. In dieſer letzten Abſicht that dieſer vorgegebene Hirtenbrief viel größere Wirkung, als der König im Sinne hatte. Er hatte nicht daran gedacht, daß man in der Provence nicht ſo tolerant als in den preußiſchen Staaten iſt, ſondern daß die Einwohner mehrentheils bigott-katholiſch ſind, und daß ein Mandement eines Erzbiſchofs dort kein Gegenſtand des Spaßes ſeyn kann. Anfänglich ward auch wohl der Hirtenbrief in Aix und Toulon wirklich für ächt gehalten. Der Markis lachte anfänglich darüber, als er aber ſah, daß viele Einwohner in Aix und Toulon die Sache ernſtlich nahmen, ſo hatte er deshalb einige ſehr unangenehme Stunden. Bey ſeiner Zurückkunft ſchalt er darüber den König, nach ſeiner Art, wacker aus. Dieſer lachte über dieſe Schäkerey. Jener aber behauptete immer: Que cela paſſoit la raillerie.

Einige Zeit vor der dritten und letzten Reiſe des Markis, da er oft kränklich und mit dem Könige unzufrieden war, und da es zugleich Leute gab, die unter dem Scheine der Freundſchaft dieſe Unzufriedenheit zu vermehren ſuchten, machte er in einer mißvergnügten Stunde das folgende Geſpräch eines Kapuziners mit dem Hauptmanne Don Pedro, in welchem er ſeine Lage bey dem Könige nach dem Leben ſchilderte, und auch den Hirtenbrief, der ihm noch wehe that, nicht vergaß. Er wollte dieß Geſpräch dem Könige übergeben, und es vielleicht drucken laſſen. Indem er mit dieſem Gedanken umging, fiel der König in eine Unpäßlichkeit. Sogleich war ſein Mißvergnügen vorüber, und er übergab ſein Geſpräch dem Könige nie. Furcht war gewiß nicht Urſache daran, denn er hat in mehreren Fällen dem Könige alles geſagt, was er ſagen wollte. Es war wirklich Gutmüthigkeit: denn, zumal wenn er den König leiden ſah, konnte er es nicht übers Herz bringen, Denſelben auch nur eine mißvergnügte Viertelſtunde zu machen. Ich habe das Geſpräch nach der Originalhandſchrift des Markis überſetzt.

„Geſpräch zwiſchen einem Kapuziner und „einem ſpaniſchen Officiere.“

Don Pedro und Pater Irenäus.

D. P. „In Wahrheit, ehrwürdiger Vater, ich hätte
„mir nie eingebildet, meinen alten Freund Don Lopez
„in Kapuzinerkleidung wiederzufinden. Seit wann
„tragen Sie die Kutte?“

P. J. „Kurz darauf ſeitdem ich Valenzia verlies,
„wo unſer Regiment abgedankt wurde. In Verlegen-
„heit, einen Stand zu finden, worinn ich ruhig leben
„könnte, und voll Verdruß über alle ausgeſtandene
„Sorgen und Kummer, faßte ich endlich den Entſchluß,
„die Welt zu verlaſſen, und ward ein Mönch.“

D. P. „Aber wie konnten Sie ſich zu dieſem neuen
„Stande gewöhnen, der von Ihrem vorigen ſo weit
„entfernt iſt?“

P. J. „Man gewöhnt ſich an alles; Gewohnheit iſt
„die andre Natur. Anfänglich war es mir etwas ſchwer,

„von allem menſchlichen Umgange entfernt zu leben;
„als ich aber überlegte, was ich in demſelben gelitten
„hatte, ſo ſchien mir die Einſamkeit angenehm. Ich
„war genöthigt, Morgens und Abends Pſalmen herzubeten,
„ich betete ſie ſehr ruhig und gelaſſen her;
„und wenn der Chor vorbey war, that ich in meiner
„Zelle was mir gefiel. Ich aß gemeine Speiſen, aber
„ich verdauete ſie gut, weil Niemand meine Verdauung
„ſtörte. Ich dachte bey mir ſelbſt: wie viele Leute haſt
„du nicht daſſelbe Schickſal in der Welt erfahren ſehen,
„das Gott dem Adam vorhersagte, daß er nemlich im
„Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brod eſſen ſollte! Endlich
„machten Gewohnheit und Nachdenken mir meinen
„Zuſtand ſo angenehm, daß ich izt ſehr ungern wieder in
„die Welt zurückkehren würde. Aber Sie, Freund
„Don Pedro, was haben Sie ſeit beynahe dreyßig Jahren,
„da ich Sie nicht geſehen habe, gemacht?"

D. P. „Ich trat zwey Jahre nachdem ich Sie verlaſſen
„hatte, beym Herzog von Medina Celi in Dienſt,
„und ſeit dieſer Zeit bin ich beſtändig dabey geblieben."

P. J. „In welcher Bedienung ſtehen Sie bey dieſem
„Herzog, und wozu nützen Sie ihm?"

D. P. „Ihnen die Wahrheit zu ſagen, ich weiß es
„nicht. Ich begreife noch nicht, wozu ich dieſem Herrn
„nützlich ſeyn könnte, es ſey denn, daß ich ihm zur
„Gelegenheit diene, ſich durch allerhand Späße zu
„beluſtigen. Da mir aber Gott noch nicht alle Selbſt-

verläugnung eines guten Mönchs verliehen hat, ſo fällt es mir ſchwerer, mich zu dieſen Späßen zu gewöhnen, als Ihnen, Ihre Pſalmen zu ſingen.“

P. J. „Aber, Don Pedro, Spaß iſt nur Spaß. Der ehrwürdige Vater Seraphin unſer Gardian, ſagt ſein Späßchen ſo gut wie ein andrer; indeſſen iſt unſer Kloſter doch ſehr wohl mit ihm zufrieden. Wie ſind denn aber ſeine Späße beſchaffen? Verletzen ſie auch nicht die chriſtliche Liebe?

D. P. „Er hat ſo einige Späße, die den P. Seraphin in Verlegenheit ſetzen würden, wenn ſie ihn beträfen. Ich will Ihnen ein Beiſpiel geben. Als ich vor einiger Zeit eine Reiſe nach den eſtremaduriſchen Gebirgen unternahm, ließ der Herzog von Medina Celi, um ſich einen Spaß zu machen, einen unter dem Namen des Biſchofs von Madrid ausgefertigten Hirtenbrief drucken, in welchem dieſer Prälat allen Spaniern, die mich antreffen würden, rieth, über mich als einen Freygeiſt, einen Störer der öffentlichen Ruhe, und einen Feind der Religion geradezu herzufallen. Ich könnte Ihnen noch mehrere von ſeinen kurzweiligen Dingen anführen, die zwar weniger gefährlich, aber deſto kränkender ſind.

P. J. „Was dachten Sie aber, als Sie in dieſem vorgegebenen Hirtenbrief die biſchöfliche Ermahnung fanden, Sie ad majorem Dei gloriam in die andre Welt zu ſchicken?

D. P. „Ich dachte, es wäre allenfalls beſſer, einen
„Menſchen aus Spaß in Lebensgefahr zu bringen, als
„funfzig in einem Auto da Fé verbrennen zu laſſen.“

P. J. „Der Spaß im Namen des Biſchofs von
„Madrid kommt mir ein wenig ſtark vor. Was die
„übrigen Späße betrift, ſo müßen Sie dem Himmel
„dafür danken, wenn ſie Ihre Eigenliebe beleidigen:
„denn das wird zu Ihrem Seelenheil gereichen. Aber
„ſollten Sie nicht von ohngefähr etwas gethan haben,
„was Ihnen ſolche Späße hat zuziehen können?“

D. P. „Ich habe öfter meine Aufführung mit
„größter Strenge unterſucht, und ſeit den ſieben und
„zwanzig Jahren, die ich im Dienſte des Herzogs von
„Medina Celi bin, habe ich mir niemals etwas vorzu-
„werfen gewußt. Es müßte denn ein gleich großes
„Verbrechen ſeyn, aus Mangel der Geſundheit wie aus
„Mangel des guten Willens nicht dienen zu können.“

P. J. „Ich weiß nicht, ob es bey den Großen ein
„Verbrechen iſt, krank zu ſeyn und alt zu werden; aber
„wenns wäre, ſo geben Sie ſich immer auch deshalb
„zufrieden. Ich habe in meinem Kloſter ſieben und
„zwanzig Jahre hindurch vier bis fünf tauſend Pſalmen
„verbraucht, und Sie ſieben und zwanzig Jahre lang
„vier bis fünf tauſend Späße. Das kommt beynahe
„auf eins heraus. Das Leben iſt ja ohnedas nichts
„als ein Gaukelſpiel, oft mehr traurig als luſtig, wel-
„ches endlich der Tod endigt.“

V.

Ein einziges Beyſpiel von den ſonderbaren Ausbrüchen der provenzaliſchen Lebhaftigkeit des Markis, will ich hier zu ſeiner Charakteriſirung erzählen. Der König hatte ihm während des ſiebenjährigen Krieges erlaubt, in Sans-Souci zu wohnen, und hatte befohlen, alle Zimmer ſollten für ihn geöfnet ſeyn, ganz wie in ſeinem Eigenthume. Eben damals hatte der Herr Geh. Rath Cothenius in der Akademie eine Abhandlung von der Schädlichkeit des kupfernen Küchengeſchirres vorgeleſen. Es iſt bekannt, daß die Franzoſen alles in kupfernen Kaſſerollen kochen. Der Markis, deſſen ſehr lebhafte Einbildungskraft ſehr bald erhitzt werden konnte, gerieth in eine ſolche Angſt, vergiftet zu werden, daß er bey Tiſche beſtändig davon redete, und ſeine Gemahlinn ſo dringend bat, daß er ihr endlich das Verſprechen abdrang, alles kupferne Geſchirre in ſeiner Küche mit eiſernem zu vertauſchen.

Man hat bemerken wollen, daß die Frauenzimmer noch bis jetzt durch die in der That ſehr wichtigen Gründe wieder das kupferne Küchengeräthe, noch nicht gänzlich von der Schädlichkeit deſſelben überzeugt werden, und nicht eben geneigt ſind, die Einrichtungen in der Küche nach andern Ideen als nach den ihrigen machen zu laſſen. Etwas ähnliches mußte wohl der Markis von ſeiner eigenen Küche vermuthen. Denn, ob ihm gleich, die Markiſe gewiß verſichert hatte, es ſey wirklich alles Kupfer abgeſchaft worden; ſo fuhr er doch fort, immer von deſſen Schädlichkeit zu reden.

Die Familie des Markis lebte auf Sans-Souci zwar vergnügt, aber ſehr einſam. An einem Abende hatte die Markiſe ſich, den jungen Leuten, die ein Theil der Familie waren, und einigen andern Perſonen ein kleines Vergnügen machen wollen, welches in einem Familien-Ball beſtand, der in der Wohnung des Königl. Obergärtners (der damals dicht vor Sans-Souci jenſeit eines kleinen Grabens wohnte) gegeben werden ſollte. Man ſagte dieſes Vorhaben dem Markis. Er war der gutmüthigſte Mann, und gönnte gern andern die Vergnügungen, die er ſelbſt nicht genießen konnte oder wollte. Er hatte alſo gar nichts wider dieß Vorhaben. Indeſſen, um ſeinetwegen ſicher zu ſeyn, weil er doch gemeiniglich ſehr leicht unruhig und ängſtlich ward, ſo bemerkte gegen Abend einer oder der andere: Das Wetter ſey kühle, und der Himmel ſey bewölkt. Man wußte ſchon, daß er nach einer ſolchen Bemerkung glaubte, ſich nicht wohl zu befinden. So brachte man ihn bey Zeiten zu Bette, und verließ ſich auf ſeine wirkliche Geſundheit, daß er bald einſchlafen würde. Er erwachte aber wieder, weil er immer von Kupfer träumte, und rief ſeinen alten Bedienten Jean. Er bekam auf öfteres Rufen keine Antwort; denn die Domeſtiken, welche glaubten er ſchliefe ruhig, und die bey dem dortigen Aufenthalte auch eben nicht ſonderlich viel Veränderung hatten, waren herunter gegangen, ſo gut ſie konnten, dem Balle zuzuſehen. Er merkte wohl, dieß würde die Urſache ſeyn, daß auf ſein öfteres Klingeln niemand kam, und war weiter nicht böſe darüber. Unglücklicher Weiſe fiel ihm ein: da jetzt niemand im Hauſe ſeyn werde, könne er unvermerkt am ſicherſten unterſuchen, ob wirklich alles Kupfer aus der Küche verbannt ſey, wie man ihn mehrmals hatte verſichern wollen. Er ſtand alſo auf, ſo wie er im Bette lag, ohne Beinkleider, warf bloß einen Schlafrock über, zündete an ſeinem Nachtlichte eine Kerze an und ging nach der Küche. Da fand er — welch ein Schrecken! — nicht allein alles voll von kupfernen Kaſſerollen, ſondern auch eine, die noch etwas von einem ſäuerlichen Ragout enthielt, von welchem er glaubte Mittags gegeſſen zu haben. Darüber gerieth er in den größten Zorn, und um augenblicklich ſeine Familie zur Rede zu ſetzen, lief er ſogleich, ſo wie er war, nach dem Orte des Balls. Es iſt bekannt, daß man von Sans-Souci herunter ſechs Terraſſen auf beynahe 150 Stufen herunter ſteigen muß, daß der Garten noch eine ziemliche Breite hat, bis man an den Graben, und über die kleine Brücke kommt, die man durchs Auftreten niederlaſſen muß und welche ſich durch ein Gegengewicht ſelbſt wieder aufzieht, von wo man denn weiter zu den Gärtnerwohnungen gehen muß. Dieſen weiten Weg machte er im Dunkeln, in der größten Geſchwindigkeit. Man ſtelle ſich das allgemeine Erſtaunen vor, als der alte Marquis in dem groteskeſten Aufzuge ins Zimmer trat. Er war barfuß; denn er hatte unterwegens die Pantoffeln verloren, dagegen hatte er zwey oder drey wollene Mützen auf dem Kopf, der Schlafrock flog zurück, und er ſtand da im Hemde ohne Beinkleider. In der Hand hielt er das corpus delicti, die Kaſſerolle mit den Ueberbleibſeln des Ragouts, und ſchrie aufs heftigſte: je ſuis empoiſonné! †) Zugleich

---

†) Ich bin vergiftet!

gleich ſchalt er ſo arg er konnte auf die entſetzliche Nachläſſigkeit: trotz aller Beweiſe gelehrter Leute, noch immer in Kupfer zu kochen, welches ihnen allen noch den Tod bringen würde. Man ſuchte ihn zu beſänftigen, aber anfangs ohne allen Erfolg. Da er endlich ſich beſann, was für einen ſeltſamen Aufzug er machte, und daß er, der ſich ſo ſehr vor kalter Witterung fürchtete, in der Nacht, ohne einige Bedeckung, einen ſo weiten Weg gelaufen war, ſo kam er beynahe außer ſich. Man ſprach ihn möglichſt zufrieden, wickelte ihn in Betten ein, und trug ihn wieder in ſeine Schlafkammer. Er deklamirte den folgenden Tag, wie man leicht denken kann, aufs heftigſte gegen die Schädlichkeit des kupfernen Küchengeſchirres. Er ließ ſich feyerlich verſprechen, daß es nun völlig abgeſchaft werden ſollte; und es ward ihm, wie man ebenfalls leicht denken kann, beſtens verſprochen. Aber die kupfernen Kaſſerollen blieben wo ſie waren, und man hütete ihn nur, daß er nicht wieder in die Küche kam. — *

VI.

Es verdient auch eine merkwürdige Geſchichte aus der Familie des Markis d'Argens in Frankreich

reich angeführt zu werden. Sein jüngſter Bruder, der, wie gewöhnlich, bey den Jeſuiten †) ſtudirt hatte, war daſelbſt ſo ſtumpf bigott, und dabey ſo fanatiſch eifrig geworden, daß ſein Umgang unerträglich wurde. Er predigte in allen Geſellſchaften mit Bitterkeit gegen die unſchuldigſten weltlichen Freuden. Spatziergang und Tanz ſchrie er für Sünde aus. Er hatte beſtändig den Bekehrungsgeiſt und die Wunderſucht des fanatiſchen heil. **Franz Xavier** und die Keuſchheit des kindiſchen heil. **Aloyſius Gonzaga** im Munde, und ging in ſeiner bigotten Devotion für den heil. Aloys ſo weit, daß er eines Tages heimlich in ſeines zweyten Bruders des Präſidenten zu Aix Kunſtſammlung ſich ſchlich, und voll Wuth verſchiedene Gemälde und alle Bildſäulen verſtümmelte. Dieſer war natürlich ſehr ungehalten darüber, und der junge Menſch war nicht zu bedeuten, daß er unrecht gehandelt hätte; denn er glaubte immer noch Gott und dem heil. Aloys einen Dienſt gethan zu haben. Die ganze Familie war einig, daß der junge Menſch endlich verrückt [illegible]rden würde, wenn man ihn nicht auf beſſere Gedanken brächte; aber wie dieß anzufangen wäre, wußte man nicht: denn die Macht der Jeſuiten war viel zu groß, als daß man ſich hätte unterſtehen dürfen, zu ſagen, ſie hatten ihn in ſeiner Devotion irre geführt. Es war ein Biſchof in der Familie, der nach einiger Ueberlegung ganz kalt ſagte: „Ich werde den rohen Jüngling „bald von ſeiner fanatiſchen Thorheit aufs ſicherſte „kuriren. Ich werde ihn zum Prieſter weihen.“ Man begriff nicht, was dieß helfen ſollte. „Sehr „viel“, verſetzte der erfahrne Biſchof. „Wann er „oft Beichte hört, wird er ſchon den Lauf der Welt „kennen lernen.“ Die Weihung geſchah, und zur Verwunderung aller ward der junge Menſch in ein paar Jahren ſehr viel billiger und toleranter. Der Markis ſetzte d'un air goguenard hinzu: „Unſere „Weiber in Provence beichten lebhaft und umſtänd-

---

†) Der Markis liebte die Jeſuiten nicht. Er kannte ihre Ränke, und die geheimen Mittel, wodurch ſie ihre Macht zu unterſtützen wiſſen, ſehr genau, und hat mir manches davon erzählt. Nachdem ſie 1767 aus Frankreich vertrieben waren, und jedermann der nachher erfolgten Aufhebung entgegen ſah, war er der einzige, welcher, auch gegen den König, behauptete: „Selbſt wenn dieſer furchtbare Orden „aufgehoben werden ſollte, würde er in wenigen „Jahren unter andern Namen und mit verneuerter Macht wieder empor kommen.“ Der Erfolg hat genügſam gezeigt, wie richtig er geurtheilt hat.

„ſich; und das ſruchtere ſo viel, daß mein from„mer Bruder nichts mehr verſtümmeln, und ſelbſt „nicht verſtümmelt ſeyn wollte.“ — *

VII.

Im Winter zu Ende des Jahres 1760 und im Anfange des Jahrs 1761 nahm der König ſein Winterquartier in Leipzig. Seine Sorgen nach einem Feldzuge voll ſo vieler widriger und glücklicher Vorfälle verließen ihn auch während dieſer Erholungszeit nicht; denn er ſah das Mißliche ſeiner Lage wohl ſehr genau ein, und er mußte alle Kräfte ſeines großen Geiſtes aufbieten, um in dem folgenden Feldzuge gegen ſeine vielen Feinde Stand halten zu können. Die Mittel dazu mußte er bloß in Sich Selbſt finden, da er faſt niemand zu Rathe ziehen konnte und wollte. Um ſein Gemüth etwas aufzuheitern, ließ er ſeine Kammermuſik zu ſeinem gewöhnlichen Abendkonzerte, und auch den Markis d'Argens zu einem freundſchaftlichen Abendgeſpräche nach Leipzig kommen.

Der König, äußerſt ſorgſam für ſeine Geſundheit, die er im folgenden Feldzuge, wie er wohl wußte, ſo ſehr würde nöthig haben, ſpeiſete des Abends gar nicht. Er ließ dem Markis aber die

Wahl, ob er um halb 3 Uhr nach dem Konzerte in ſeiner Gegenwart ſpeiſen, oder ob er früher zu Hauſe ſpeiſen und um dieſe Zeit zu ihm kommen wollte. Der Markis wählte das letzte. Eines Abends, da er ins Zimmer trat, fand er den König auf dem platten Boden ſitzen, vor ihm eine Schüſſel mit Fricaſſé, aus welcher ſeine Hunde ihr Abendeſſen hielten. Er hatte ein kleines Stöckchen in der Hand, mit dem er unter denſelben Ordnung hielt, und dem Favorithunde die beſten Biſſen zuſchob. Der Markis trat einen Schritt zurück, ſchlug die Hände voll Verwunderung zuſammen, und rief aus: „Wie werden ſich doch jetzt die fünf „großen Mächte von Europa, die ſich wider den „Marquis de Brandebourg verſchworen haben, den „Kopf zerbrechen, was er jetzt thut? Sie werden „etwa glauben, er macht einen für ſie gefährlichen „Plan zum nächſten Feldzuge, er ſammlet die „Fonds, um dazu Geld genug zu haben, oder „beſorgt die Magazine für Mann und Pferd, „oder er entwirft Negociationen um ſeine Feinde „zu trennen und ſich neue Alliirten zu ſchaffen. „Nichts von alle dem! Er ſitzt ruhig in ſeinem „Zimmer und füttert ſeine Hunde.“ — *

VIII.

VIII.

Als der ſiebenjährige Krieg geendigt war, und der König nun ſiegreich zurückerwartet wurde, machten die Einwohner von Berlin zur Einholung deſſelben Anſtalten, die dem Enthuſiasmus angemeſſen waren, den dieſer ſchwere Krieg, und die Geiſtesgröße des Siegers ſchon längſt erregt hatten. Alle Stände waren in allgemeinem Taumel, um den triumphirenden Einzug des Königs zu vergrößern. Von verſchiedenen Perſonen wurden Kompanien errichtet, zu Fuß und zu Pferde, mit neuen Uniformen. Eine der anſehnlichſten war eine Kompanie zu Pferde, die der bekannte Kaufmann Gotzkowski errichtete. Zu dieſer geſellete ſich auch der Marquis d'Argens. Ob er ſich ſonſt gleich ſehr ſelten, außer wenn er zum Könige ging, ankleidete, und damals gewiß in ſechs Monaten nicht in die freye Luſt gekommen war, ob er gleich ſeit mehr als zwanzig Jahren nicht geritten hatte, ob ihn gleich jedermann, der ihn kannte, abrieth, dieſem Einzuge beyzuwohnen; ſo ließ er ſich doch durch nichts abhalten. Er ließ ſich die zur Kompanie gehörige reiche Uniform ſticken. Es ward ein ſanftmüthiges Pferd ausgeſucht, auf demſelben übte er ſich viele Tage lang auf dem Hofe ſeiner Wohnung im Reiten, und am Tage des Einzugs ritt er wirklich hinaus. Er hatte dem Könige die Anſtalten der Einwohner von Berlin gemeldet; auch, daß er Ihm an der Spitze der Kompanie des Gottskowski, entgegen kommen, und ihn bewillkommen würde. Der König that alles mögliche, um den Markis von dieſer Expedition abzubringen; aber er ward nur immer eifriger darauf. Endlich ſchrieb ihm der König einige Zeit vor Seiner Ankunft ausdrücklich, er möchte ſich keine Mühe machen und ſollte auch den Einwohnern Berlins bekannt machen: Sie möchten ſich nicht bemühen, denn Er würde Abends ganz ſpät kommen, eben um ſolchem Gepränge auszuweichen, wovon er kein Freund war. Der Markis bemühte ſich in ſeiner Antwort an den König, noch kurz vor deſſen Ankunft, Ihn durch viele Gründe zu bewegen, den Einzug anzunehmen, und den Einwohnern Berlins nicht ihre Freude zu verderben. Mit feſter Ueberzeugung, daß der König ſeinen Gründen folgen würde, ritt er getroſt heraus. Der Tag der Ankunft des Königs, der 30ſte März 1763, war ſehr kalt und unfreundlich. Das Getümmel vor dem Frankfurter Thore war unermeßlich. Man hatte den König ſchon gegen zwey Uhr vermuthet; und da er nicht kam, wurde die Erwartung immer mehr geſpannt. Gegen 5 Uhr war hin und wieder Mißvergnügen unter den Einholenden deutlich zu merken. Hier und da ſammleten ſich Leute in kleine Haufen und murmelten allerley. Unter dieſem Getümmel ſtieß ich ohngefähr auf den Markis. Ich würde ihn nicht gekannt haben; denn ich hatte ihn noch niemals anders als unter zwey Schlafröcken und zwey Nachtmützen geſehen, wenn er mich nicht ſelbſt zu ſich gerufen hätte. Er machte eine ſonderbare Figur in ſeiner geſtickten Uniform und runden Perücke mit einem Zipfelchen. Die Heftigkeit, mit der er deklamirte, war unbeſchreiblich. Das kalte Wetter und das Ausbleiben des Königs hatten ihn in die verdrießlichſte Laune geſetzt; und dann pflegte er nichts zu ſchonen. Er ſchalt auf den König, daß er ſeinen ſo wichtigen Gründen nicht habe folgen wollen. Er rief aus, in ſeiner treuherzigen Lebhaftigkeit: „Ich habs Ihm ja geſchrieben, daß Er es Seinem Volke ſchuldig iſt, deſſen Liebe anzunehmen! Es iſt unverzeihlich, daß Er nicht kommt! Wenn ich Ihn nur erſt ſehe, ſo will ich Ihm recht die Wahrheit ſagen!“ Alles was man that, ihn zu beſänftigen, war umſonſt. Endlich, nach einer Stunde, da es für ihn wirklich allzukalt ward, bewegten wir ihn, nach der Stadt zu reiten; und noch unterweges ſchalt er beſtändig fort bis aufs Schloß, wo er mit den andern Hofleuten den König erwarten wollte. Der König kam bekanntlich erſt nach 8 Uhr, als es ſchon dunkel war, an. Er hatte denſelben Nachmittag das Schlachtfeld bey Kunersdorf beſehen, wodurch wohl eben nicht heitere Ideen in Ihm mochten ſeyn erweckt worden. Er hatte geglaubt, der Markis würde Seinen Willen bekannt gemacht haben, daß Er nicht eingeholt ſeyn wollte; und allenfalls glaubte Er, würden die Einholenden ſich zerſtreuet, und nicht ſo ſpät gewartet haben. Aber Er ſah ſich von einigen tauſend Menſchen umringt, ſo daß ſich Sein Wagen kaum bewegen konnte. Die Fackeln, das Geſchrey, die Menge koſtbar gebundener ſchlechter Gedichte, die man Ihm überreichen wollte, die Beſorgniß, daß Leute im Getümmel zu Schaden kommen möchten: alles ſetzte Ihn in üble Laune. Er wich in der Stadt aus ſo bald er konnte, und fuhr durch einen Umweg aufs Schloß.

Nach einigen Tagen ſah ich den Markis. Er erzählte ausführlich, wie alles zwiſchen dem Könige und ihm ergangen wäre, als er Ihn unter vier Augen geſprochen habe; und ſetzte ſehr naiv hinzu:

„Ich habe Ihm nichts geſchenkt, und habe Ihm deutlich genug geſagt, daß Er mir hätte folgen ſollen. Er wollte Scherz daraus machen; aber da habe ich Ihn tüchtig ausgeſcholten †) daß Er ſeinem Volke die Freude verderbt hat. Nun wurde Er aber ernſthaft. Es iſt ein ſonderbarer Mann! Wenn Er anfängt Gründe vorzubringen, ſo muß man Ihm recht geben, man mag wollen oder nicht. ††)“ — —

IX.

Der Markis beſaß wirklich ſo viel eigentliche Gelehrſamkeit, als man ſelten bey einem franzöſiſchen homme du monde antrift. In den letzten Jahren ſeines Aufenthalts in Berlin, wollte er ſeine Werke heraus geben; und da las er allerley zuſammen, beſonders blätterte er auch viel in den griechiſchen Kirchenvätern. Er war gewohnt, mit dem Könige von allem, was er vornahm, zu plaudern, und ſo ſprach er auch jetzt ſehr viel zum Lobe der Kirchenväter.

---

†) Seine Worte waren: Il voulut plaiſanter, mais je l'ai tancé d'importance.

††) C'eſt un homme ſingulier, quand il ſe met à raiſonner, il vous force d'être de ſon avis.

Der König, der ihn gern anhörte, weil ſeine Geſpräche ſehr geſchickt waren Ideen zu entwickeln, mochte ihn auch gern necken, weil Ihm die Ausbrüche ſeiner provenzaliſchen Lebhaftigkeit zur Beluſtigung dienten. So ward auch der arme Markis mit ſeinen Kirchenvätern weidlich aufgezogen, und der König ſagte ſehr oft: „Kein Wort mehr von Euren Vätern! das ſind dicke Bücher, die nichts enthalten, Körper ohne Seele!“ †) Solche Worte waren immer das Signal, daß der Markis nach ſeiner Art böſe ward, und vom Lobe der Kirchenväter überſtrömte.

Als das neue Schloß bey Sans-Souci fertig war, hatte der König dem Markis darinn eine Wohnung zurechte machen laſſen. Eines Tages ſagte Er ihm ſehr gnädig: Er wolle ihn und die Markiſe in Ihre neue Wohnung ſelbſt einführen und ſich dabey eine Taſſe Thee von Ihnen ausbitten. Es geſchah; der König war ungemein aufgeräumt. Er führte ſeine Gäſte durch die Zimmer, zeigte Ihnen in jedem die Einrichtungen zu ihrer Bequemlichkeit, ſagte zuletzt im Schlafzimmer: Er wolle auch nicht allzulange bleiben, ſondern den Markis ſeiner Bequemlichkeit und ſeinen Schlafmützen überlaſſen; und nahm mit einem luſtigen Komplimente Abſchied †).

---

†) Ne me parlés pas de vos Péres ! Ce ſont de gros livres qui ne contiennent rien, des corps ſans ame !

In einem der Zimmer war eine kleine auserleſene Handbibliothek aufgeſtellt. Unter denſelben fielen beſonders viele prächtig gebundene große Bände in die Augen, welche ſehr leſerlich die Titel aller Werke der verſchiedenen Kirchenväter zeigten. Auch unterließ der König nicht anzumerken: der Markis werde hier ſeine guten Freunde, die Väter, in aller ihrer Glorie finden. Als der König weg war, ging die Aufmerkſamkeit des Markis zuerſt auf die Bibliothek, und in dieſer auf die prächtigen Ausgaben der Kirchenväter. Was fand er? Alle dieſe prächtigen Bände enthielten — bloß lediges Papier. — *

X.

Der Markis fing ſchon während des ſiebenjährigen Krieges an, ſich um die Verdienſte der Deut-

---

†) Die Markiſe iſt das einzige Frauenzimmer, das mit ihrer Familie auf einem der Luſtſchlöſſer des Königs eigentlich gewohnt hat. Er wünſchte ihr daher in dieſer neuen Wohnung einen jungen Erben!

ſchen in den Wiſſenſchaften und in den Künſten mehr zu bekümmern. Er fragte jedermann darum, ließ ſich Auszüge aus einigen Büchern machen, und hat auch in ſeinen letztern Schriften vielfältig von den Deutſchen mit größter Hochachtung geſprochen. Eben ſo ſprach er von ihnen mit dem Könige, mit dem er gewöhnlich alles abhandelte, was er unter Händen hatte. Er und der Oberſte Quintus Icilius waren eigentlich die erſten, welche den König aufmerkſam machten, daß ſeit 1740 eine vortheilhafte Revolution in der deutſchen Litteratur vorgegangen ſey.

Der Markis ward leicht enthuſiaſtiſch, und ſo ward er es auch für die deutſche Nation. Beſonders als im Jahre 1766 eine Menge Franzoſen als Acciſe-Bedienten ins Land kamen, und noch eine größere Menge, worunter freylich zum Theil Abenteurer und ſchlechte Leute waren, hinzu lieſen, in der Meinung, bey uns ihr Glück zu machen; ärgerte der alte Markis ſich dermaßen darüber †),

daß

---

†) Er brauchte harte Worte von Helvetius, welcher eigentlich bey ſeiner Anweſenheit in Berlin dem Könige dieſen Rath gegeben hatte. Es kam noch hinzu, daß er gerade in der Zeit, als die franzöſiſche Acciſe-Einrichtung bey uns gemacht ward,

von

daß er gar nicht mehr ein Franzoſe heißen wollte. Er demonſtrirte uns, daß er wohl nun für einen Deutſchen gelten könnte, da er länger als zwanzig Jahr in Deutſchland wohne. Man kann leicht denken, daß ihm Recht gegeben ward.

Einsmals erzählte er mir, daß einer von den jungen hergelaufenen Franzoſen ihn mit der Bitte angetreten habe, ihm als Landsmanne durch ſeine Empfehlung einen Poſten zu verſchaffen. Er ſetzte voll Zorn hinzu: „Ich habe den Kerl zum T.. geſchickt! Ich? des Kerls Landsmann? Ich! der „ich die Ehre habe ein Deutſcher zu ſeyn!“ — *

XI.

Um dieſem guten Manne, den ich immer mehr liebte und ſchätzte, je mehr ich ihn kennen lernte,

von ſeiner zweyten Reiſe aus der Provence zurückkehrte. Die Franzoſen waren damals äußerſt verhaßt, daher fand er ſogar in allen Poſthäuſern ſaure Geſichter und kaltſinnige Aufnahme. An einigen Orten, wo man ihn kannte und ſonſt liebevoll begegnet hatte, ward er mit höhniſchen Anmerkungen empfangen, weil man ſich wegen ſeiner Reiſe nach Frankreich einbildete, er ſey der Urheber der damaligen Neuerungen. Dieß machte einen ſehr unangenehmen Eindruck auf ihn, der nie ganz ausgelöſcht wurde.

ein Vergnügen zu machen, fiel mir ein, eine deutſche Ueberſetzung ſeiner jüdiſchen Briefe zu veranſtalten. Ich that ihm dieß kund, und er hatte, was ich gar nicht erwarten konnte, eine ganz unglaubliche Freude darüber. Er war damals gerade in ſeinem größten Eifer für die deutſche Nation, und ſchätzte es ſich zur Ehre, vor derſelben noch in ſeinem Alter mit einem Werke zu erſcheinen, welches er mit Recht für ſein beſtes hielt †). Er beſtand darauf, vor der Ueberſetzung das Original noch ganz durchzuſehen, zu verbeſſern und zu vermehren. Daher iſt in der deutſchen Ueberſetzung vieles enthalten, was man in allen gedruckten franzöſiſchen Ausgaben nicht findet. Ich beſitze noch das von des Verfaſſers Hand verbeſſerte und vermehrte franzöſiſche Exemplar.

---

†) Als er dieß Buch im Jahre 1735 in Holland ſchrieb, war ihm der dortige feuchtkalte Winter ſehr beſchwerlich, und der Geruch des Torfes unerträglich. Er brachte daher, um warm zu ſeyn, ob er gleich völlig geſund war, den ganzen Winter meiſt im Bette zu, und ſo ſchrieb er den größten Theil dieſer jüdiſchen Briefe. Er blieb völlig geſund dabey, ob er gleich im Eſſen und Trinken eben nicht die ſtrengſte Diät beobachtete.

Unter andern Nachrichten, die er ſich von verſchiedenen Perſonen aus dem neuern Zuſtande der deutſchen Nation hatte erzählen laſſen, war auch, daß Bodmer und Breitinger große Verdienſte um die Verbeſſerung des guten Geſchmacks in Deutſchland gehabt hätten. Der Markis war ein Franzoſe: die Worte Suiſſe und bon gout ſchienen ihm beym erſten Anblicke widerſprechend zu ſeyn, †) und er fiel ins Perſifliren. Aber er war auch ein billiger und lehrbegieriger Mann, der ſich im Ernſte unterrichten wollte. Er hörte alſo die an, welche ihm die Beſchaffenheit der Werke dieſer verdienten Männer erklärten, und erhielt ſogar einige Auszüge daraus. Nach ſeiner Gutherzigkeit: denjenigen, denen er glaubte Unrecht gethan zu haben, es möglichſt wieder gut zu machen, rühmte er nun die ſchweizeriſchen deutſchen Schriftſteller bey allen Gelegenheiten, auch gegen den König. Deſſen Beyfall erhielt er leicht dabey; denn der König, zur allgemeinen Ueberſicht in allen Dingen ſo ſehr gewöhnt, pflegte auch über die Nationen im Allgemeinen leicht abzuſprechen, und da hatte er z.B. die

---

†) *Poetes Suiſſes. L'accouplement ſeul de ces mots fait rire*, ſagt *Mercier* im *Bonnet de Nuit.* T. IV. S. 73.

Meinung: Die Schweizer wären philoſophiſche Köpfe, und es werde bey den Deutſchen mehr durch philoſophiſches Räſonnement als durch Witz ausgerichtet.

Eines Tages ließ mich der Markis gegen Abend zu einer ungewöhnlichen Zeit bitten, ſogleich zu ihm zu kommen. Als ich erſchien, nahm er mich mit einer ziemlich ängſtlichen Miene bey der Hand, und ſagte: Er komme unvermuthet in eine große Verlegenheit, die er mir unverzüglich entdecken müßte. „Ich finde, ſagte er, bey Durchſicht der jüdiſchen „Briefe, zwey Briefe, worinn ich auf eine unan„ſtändige Art über die Schweizer geſpottet habe. „Ich war damals ein junger Menſch, der die „Schweizeriſche Nation nicht genug kannte: ich „witzelte alſo über dieſelbe; und Sie wiſſen, in „Frankreich wird ein witziger Einfall weiter nicht „unterſucht *). Aber wie ſoll ich mit dieſen Brie„fen vor der ernſthaften deutſchen Nation erſchei„nen, vor einer Nation, welche den Schweizern „ſo viel zu danken hat?“ — „Man wird mich „verabſcheuen!“ ſetzte er mit ſeiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit hinzu. Ich ſagte ihm ganz geruhig,

es

---

*) En France on ne raiſonne pas ſur un bon-mot.

es würde wohl ſo arg nicht ſeyn; wenn er aber doch glaubte, den Schweizern unrecht gethan zu haben, ſo wäre nichts natürlicher, als in der deutſchen Ueberſetzung dieſe beiden Briefe wegzulaſſen. Er fuhr fort: „Das war es eben was ich wünſchte, „aber ich traute mir nicht es Ihnen vorzuſchlagen. Sie verlieren zu viel dabey; denn man „wird ſagen, Ihre deutſche Ausgabe ſey verſtümmelt." Ich konnte ihm freylich nicht geradezu ſagen, daß ich ſo ſehr viel dabey eben nicht verlieren würde, ſondern wendete die Sache nur ſo, daß ich ſagte: Er möchte deshalb ganz unbekümmert ſeyn, ich würde ihm dies kleine Opfer ſehr gern machen, zumal da die deutſche Ausgabe durch die vielen Vermehrungen ſchon große Vorzüge hätte. Er drückte mir ſehr treuherzig die Hand, und ſagte: „Sie nehmen mir einen Stein vom „Herzen; denn ich traute mir nicht, zu hoffen, daß „Sie ſo gefällig ſeyn würden. Aber Sie ſollen „doch nichts dabey verlieren. Wiſſen Sie was? „Ich werde zwey andere Briefe machen, darinn „werde ich die Schweizer loben †)"

---

†) Ecoutez! Je ferai deux autres lettres, dans lesquelles je louerai ces gens-là.

Die deutſche Ueberſetzung der jüdiſchen Briefe, welche ich, wie gedacht, nur veranſtaltete, um dem Markis ein Vergnügen zu machen, hatte nachher eine Wirkung, die ich wohl nicht voraus ſehen konnte. Sie erregte in den deutſchen katholiſchen Ländern, beſonders in Baiern und Oeſtreich (in welchem letztern Lande damals noch alle einigermaßen freymüthige deutſche Bücher verboten, und folglich unbekannt waren), viel Senſation. Sie wurde häufig geleſen, und half, daſelbſt den erſten Samen freymüthiger Denkungsart auszuſtreuen. Es erwachten dadurch, wie ich aus ſehr zuverläſſigen Nachrichten weiß, nicht wenige Leute zuerſt aus der ſtumpfen Bigotterie, worinn damals dieſe Länder verſunken waren, und welche die Jeſuiten durch den abſcheulichen Unterricht der Jugend in ihren Schulen, und durch eine Menge, vermittelſt des Beichtſtuhls, für Frömmigkeit ausgegebener Pfaffereyen bis dahin ſo kräftig zu unterhalten wußten. Noch bis jetzt wird die Ueberſetzung nach dem katholiſchen Deutſchlande verlangt. Das Verdienſt eines freymüthigen Schriftſtellers ſteigt ſehr oft im Verhältniſſe der mangelhaften Begriffe ſeiner Leſer. Den deutſchen Proteſtanten konnten freylich die jüdiſchen Briefe nicht viel neues ſagen. — *

XII.

Mein verewigter Freund **Moſes Mendelsſohn** ward mit dem Markis, durch mich, ohngefähr im Jahre 1760 bekannt, und gewann ihn wegen ſeiner Gutherzigkeit und Naivetät ſehr lieb. Der Markis ſchätzte von ſeiner Seite den vortreflichen Moſes außerordentlich, und ſie hatten zuweilen intereſſante Geſpräche, auch wohl über philoſophiſche Gegenſtände.

Es war in Berlin ein gelehrter Jude, und Freund Moſes Mendelsſohns, **Raphael**. Er trieb keinen Handel, ſondern lebte bloß als Sprachmeiſter, da er der franzöſiſchen, italiäniſchen und engländiſchen Sprache ſehr kundig war. Durch öftere freymüthige Reden wider mancherley jüdiſchen Aberglauben, zog er ſich das Mißfallen der Rabbiner und Judenälteſten zu, welche gegen Ende des ſiebenjährigen Krieges es mit Ernſt darauf anlegten, ihn von Berlin zu vertreiben. Um ihm einigen Schutz zu verſchaffen, machte ihn Moſes mit dem Markis d'Argens bekannt, der ihn bald ſehr lieb gewann, ſich von ihm im Hebräiſchen unterweiſen ließ, ſich faſt täglich mit ihm von Litteratur, beſonders von der deutſchen unterhielt, und ihn gewöhnlich ſeinen Engel Raphael nannte.

Dieß war genug, daß die Judenälteſten vor der Hand ſich nicht getrauten ihn anzutaſten.

In den Unterredungen mit Raphael kam der Markis auch auf die Toleranz. Er bezeugte ſein Erſtaunen, daß in den Staaten Friedrichs des Großen noch Intoleranz herrſche. Er glaubte, die Judenälteſten hätten nur die Abweſenheit des Königs mißbrauchen wollen, um den guten Raphael aus Berlin zu vertreiben. Er wunderte ſich aber nicht wenig, zu hören, daß die Judenälteſten durch die Geſetze nicht allein berechtigt, ſondern auch ſogar verpflichtet ſind, jeden Juden, der nicht entweder ein Schutzprivilegium hat, oder im Dienſte eines Schutzjuden iſt, ohne weitere Rechtsform, in der erſten Stunde, wo der Policey die Anzeige geſchiehet, durch dieſelbe aus der Stadt bringen zu laſſen †).

---

†) In jeder andern Stadt, wo der Jude kein Schutzprivilegium hat, geſchiehet eben dieſes, und ſo wird jeder fremder Jude endlich bis an die Gränze des Landes gebracht. Der Sinn des Geſetzes iſt: daß der Jude an den Ort ſeiner Geburt zurückkehren ſoll, wo er den Schutz hat. Raphael pflegte zu ſagen: „Ich bin in einem Dörfchen in Polen gebohren, das abgebrannt iſt. Alſo habe ich keinen Geburtsort.“

Der Markis konnte immer noch nicht begreifen, daß dieß Geſetz ohne allen Unterſchied angewendet würde; er fragte endlich: „Aber unſer lieber Mo„ſes †) iſt doch wohl nicht in dem Fall?“ Raphael antwortete: „Allerdings! er wird hier bloß geduldet, weil er in Dienſten der Wittwe Bernhard „iſt. Wenn dieſe ihn heute aus ihrem Dienſte ent„läßt, und er keinen andern Schutzjuden finden „kann, welcher ihn in ſeinen Dienſt nehmen will; „ſo muß er, wenn die Judenälteſten es noch heute „der Policey anzeigen, und ſeine Wegſchaffung ver„langen, noch heute die Stadt verlaſſen.“ Der Markis war darüber außer ſich. Der edle Mann konnte den Gedanken nicht ertragen: daß ein Philoſoph, daß ein ſo weiſer und achtbarer Mann, den jeder Rechtſchaffene hochſchätzen müßte, täglich in der Gefahr ſeyn ſollte, ſich auf ſo niedrige Art behandelt zu ſehen. Er wollte es aber nicht glauben, bis es ihm Moſes ſelbſt bekräftigte, welcher in dem ihm eigenen edlen ruhigen Tone hinzu ſetzte: „So„krates bewies ja ſeinem Freunde Kriton ††), daß

---

†) Er pflegte Moſes Mendelsſohn gewöhnlich Moſes oder Moſe zu nennen.

††) S. Platons Kriton, oder auch Moſes Phädon S. 172.

„der Weiſe ſchuldig iſt, zu ſterben, wenn es die Geſetze des Staats fordern. Ich muß alſo die Geſetze des Staats, worin ich lebe, noch für milde halten, daß ſie mich bloß austreiben, im Fall mich, in Ermangelung eines andern Schutzjuden, auch nicht einer von den Trödeljuden in der Reezengaſſe für ſeinen Diener erklären will.“

Den Markis frappirte dieſe Lage der Sache aufs äußerſte; und er war ſo ſehr davon gerührt, daß er noch während des ſiebenjährigen Krieges deshalb an den König ſchreiben wollte. Er ward mit einiger Mühe davon abgehalten, weil man voraus ſah, daß dieß nicht die rechte Zeit ſeyn würde.

Nach wiederhergeſtelltem Frieden dachte der Markis ſelbſt wieder daran, und verlangte, daß Moſes Mendelsſohn eine Bittſchrift aufſetzen möchte, die er ſelbſt übergeben wollte, ob er gleich ſonſt nie ſich damit abgab, Bittſchriften zu übergeben. Moſes wollte ſich erſt nicht dazu verſtehen. Er ſagte: „Es thut mir weh, daß ich um das Recht der Exiſtenz erſt bitten ſoll, welches das Recht eines jeden Menſchen iſt, der als ein ruhiger Bürger lebt. Wenn aber der Staat überwiegende Urſachen hat, Leute von meiner Nation nur in gewiſſer Anzahl zu dulden; welches Vor-

„Recht kann ich vor meinen übrigen Mitbrüdern haben, eine Ausnahme zu verlangen?“ Indeſſen ſtellten Moſes Mendelsſohns Freunde ihm vor, daß er ein Hausvater ſey, und für das Wohl ſeiner Familie dieſen Schritt thun müſſe. Er ließ ſich endlich überreden. Ich vermuthe, es werde den Leſern nicht unangenehm ſeyn, dieſe Bittſchrift wörtlich hier zu leſen:

„Ich habe von meiner Kindheit an beſtändig in Ew. Majeſtät Staaten gelebt, und wünſche, mich auf immer in denſelben niederlaſſen zu können. Da ich aber ein Ausländer bin, und das nach dem Reglement erforderliche Vermögen nicht beſitze, ſo erkühne ich mich alleruntertänigſt, zu bitten:

„Ew. Königl. Majeſtät wollen allergnädigſt geruhen, mir mit meinen Nachkommen Dero allerhöchſten Schutz nebſt den Freyheiten, die Dero Unterthanen zu genießen haben, angedeihen zu laſſen, in Betrachtung, daß ich den Abgang an Vermögen, durch meine Bemühungen in den Wiſſenſchaften erſetze, die ſich Ew. Maj. Protektion vorzüglicher Weiſe zu erfreuen haben.“

Der Markis übergab dieſe Bittſchrift ſelbſt dem Könige im April 1763; aber Moſes bekam keine Antwort. Wir waren alle darüber betroffen; und ich geſtehe, der ſonſt ſo ſanfte Moſes war hierüber ziemlich empfindlich, und machte uns, die wir ihn dahin gebracht hatten, wider ſeinen Willen den Schritt zu thun, gewiſſermaßen Vorwürfe. Die Sache blieb ſo einige Monate, weil der Markis vorausſetzte, die Bitte ſey gewährt worden, und weil Moſes auf keine Weiſe weiter einen Schritt thun, oder auch nur an den Markis, der in Potsdam wohnte, etwas darüber wollte gelangen laſſen. Im Julius 1763 ſprach der Markis von ohngefähr mit einem von Moſes Freunden, und von deſſen erhaltenem Schutzprivilegium. Dieſer ſagte mit Achſelzucken: der König habe auf die Bittſchrift nicht einmal geantwortet. Der Markis wollte dieß erſt gar nicht glauben; da es ihm aber auch von andern bekräftigt ward, ſo gerieth er in großen Zorn, und rief mit ſeiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit aus: „Nein das iſt zu arg! Da „erkenne ich Ihn gar nicht! Wenns aber ſo iſt, „ſo ſoll Er mir es nicht umſonſt gethan haben!“

Als der Markis denſelben Abend zum Könige kam, fing er ſchon beym Eintritt ins Zimmer an zu ſchelten. Der König, der nicht wußte, was er wollte, bezeugte ihm ſein Befremden. „Ach!“ rief der Markis aus. „Sire, Sie ſind doch ſonſt „gewohnt Wort zu halten. Sie wiſſen, daß ich

„ſo ſehr ſelten etwas von Ihnen bitte. Nun habe „ich einmal etwas von Ihnen gebeten, nicht für „mich, ſondern für den rechtſchaffenſten würdigſten Mann. Sie verſprachen auch, es zu gewähren, und hernach thun Sie es doch nicht. Nein! „das iſt zu arg! darüber muß ich wohl unzufrieden ſeyn."

Der König verſicherte, Moſes habe das Schutzprivilegium erhalten. Der Markis aber verſicherte, Moſes habe auf ſeine Bittſchrift keine Antwort bekommen. Endlich zeigte ſich, daß ein bloßes Mißverſtändniß bey der Sache war. Der König ſagte, die Bittſchrift müſſe durch einen ungewöhnlichen Zufall verloren gegangen ſeyn †). Moſes ſolle nur noch eine Bittſchrift übergeben, ſodann wolle er

---

†) Der König pflegte, wenn er mit jemand von Geſchäften zu ſprechen hatte, denſelben früh Morgens oder des Vormittags zu ſprechen. Mit denjenigen Leuten, die er des Abends kommen ließ, unterhielt er ſich bloß zu ſeiner Erholung, und alsdann dachte er nicht an Geſchäfte. Da ihm der Markis die Bittſchrift des Abends gegeben hatte, ſo hatte vermuthlich der König des andern Morgens ſich nicht mehr daran erinnert, und ſie war daher wohl unter andern Papieren verworfen und alſo ganz vergeſſen worden.

das Privilegium auszufertigen befehlen. „Gut, „Sire!“ ſagte der Markis. „ich werde Ihnen ſelbſt „eine Bittſchrift machen. Aber verlieren Sie ſie „nicht wieder.“ †) Moſes ſchrieb alſo auf wiederholtes Verlangen des Markis unterm 19. Julius ſeine Bittſchrift nochmals ab, und der Markis fügte unter ſeinem eigenen Namen folgendes hinzu:

„Un Philoſophe mauvais catholique, ſupplie un philoſophe mauvais proteſtant, de donner le privilège à un „philoſophe mauvais juif. Il y a dans tout ceci trop „de philoſophie, pour que la raiſon ne ſoit pas du côté ††) „de la demande.“

Darauf erhielt Moſes unterm 26. Oktbr. das Privilegium. Die Chargenkaſſe verlangte von ihm verordnungsmäßig tauſend Reichsthaler Gebühren. Dieſe erließ ihm der König auch im folgenden Jahre 1764.

---

†) Eh bien! Sire! Je vous ferai moi-même un placet, mais ne la perdez pas!

††) Ein nicht ſehr katholiſcher Philoſoph, bittet einen nicht ſehr proteſtantiſchen Philoſophen, einem nicht ſehr jüdiſchen Philoſophen das Schutzprivilegium zu geben. Es iſt ſo viel Philoſophie dabey, daß es die Vernunft gewiß billigt.

Im Jahre 1779 ſupplicirte Moſes, aus Liebe für ſeine Kinder, beym Könige unmittelbar:

„Sein Privilegium auf ſeine Nachkommen bei-
„derley Geſchlechts auszudehnen, nach Inhalt der
„General-Schutz-Privilegien.“

Dieß ſchlug ihm der König ab †). Aber König Friedrich Wilhelm II ertheilte es, auf Anſuchen der Wittwe des Philoſophen, im Jahre 1787. — —

XIII.

Der Markis war einige ſechzig Jahr alt, ſeine Kränklichkeit nahm zu, das kalte nördliche Klima ward ihm immer beſchwerlicher: er wünſchte ſein liebes Vaterland die Provence wieder zu ſehen, beſonders auch um ſeine Gemahlin in ſolche Lage zu ſetzen, daß ſie nach ſeinem Tode mit Anſtand leben könnte. Es kam hinzu, daß der König auch älter ward, und nicht ſelten etwas wunderlich war. Er ſöhnte ſich zwar allemal bald wieder mit dem Mar-

---

†) Die verſchiedenen dieß Privilegium betreffenden Umſtände, habe ich aus öffentlichen Akten gezogen; ausgenommen die Fürſchrift des Markis d'Argens, die der Kabinetsordre vom 14. Oktbr. 1763 nicht beygelegt iſt.

tis aus. Dieſer war doch aber bey zunehmendem Alter über manche Vorfälle empfindlicher als in jüngern Jahren, wo er alles bloß von der luſtigen Seite angeſehen hatte. Es ward ihm beſchwerlich, Abends zur geſetzten Stunde dem König aufwarten und mit ihm ſpeiſen zu müſſen, wenn er lieber ſeiner Geſundheit und Bequemlichkeit gepflegt hatte; kurz, er war des Hoflebens ſatt, und ſehnte ſich nach Ruhe. Ich erinnere mich einer intereſſanten Unterredung hierüber, in welcher er mir einen Theil der Begebenheiten ſeiner jugendlichen und männlichen Jahre mit der gutmüthigen Beredſamkeit eines alten Mannes erzählte, der auf ſein beynahe zu Ende gehendes Leben zurück denkt. Er ſchilderte beſonders mit lebhaften Farben das wenige wahre Gute, und die groſſen Beſchwerlichkeiten des Hoflebens, welches er ſeit dreyßig Jahren genug hatte kennen lernen. Er ſagte endlich †): „Der Umgang „mit den Groſſen hat etwas mit der Natur der „Sünde gemein. Anfänglich ſcheint er ſehr ange

---

†) La Société des Grands, eſt de la nature des pechés. Dans le commencement elle ſemble être bien agréable. Mais dès que le premier agrément eſt paſſé, elle trouble votre repos.

„nehm, aber, wenn die erſte Annehmlichkeit vor„über iſt, macht er ſehr unruhig.“ Er fing ſchon im Jahre 1763 verſchiedenemal an mit dem König davon zu ſprechen, daß er wohl auf ein Jahr eine Reiſe nach Frankreich machen möchte; der König wollte aber nichts davon hören, weil er befürchtete, der Markis möchte nicht zurück kommen. Endlich ſchrieb er einigemal an den König, und bat um Urlaub zu dieſer Reiſe. Aber er bekam niemals ſchriftliche Antwort. Der König ſuchte es ihm mündlich auszureden, und ſagte ihm mehrmals: „Er könne ihn nicht von ſich laſſen.“

Nachdem der Markis deshalb lange mit dem König unzufrieden geweſen war, und nicht wußte, wie er auf gute Art zu ſeinem Zwecke gelangen ſollte; ſo fiel ihm, der ſelbſt in allen Stücken ſo billig dachte, plötzlich ein, der König könne doch wohl eine hinlängliche Urſache haben, ihn zurück zu halten. Er erinnerte ſich, daß er eine anſehnliche Sammlung der vertrauten Briefe des Königs beſaß, und glaubte, dieß ſey die Urſache, warum ihn dieſer nicht von ſich laſſen wolle. Sogleich holte er ſie hervor, las ſie ſämtlich nochmals durch, und legte ſie mit größter Sorgfalt jahrweiſe in chronologiſche Ordnung. Er brachte mit dieſer Arbeit einige Wochen zu, in welcher Zeit er nicht aus dem Zimmer ging. Als er alles in Ordnung hatte, ſchrieb er an den König:

„Er habe bisher noch ein ſchätzbares Pfand des Vertrauens, deſſen ihn der König gewürdigt habe, beſeſſen. Er wolle es hiermit dem Könige wieder zuſtellen, weil es ſich nicht ziemen würde, daſſelbe mit ſich in ein fremdes Land zu nehmen. Durch ſeine beſtändige Kränklichkeit ſey er außer Stand geſetzt, dem König ferner nützlich zu ſeyn, und er ſey überzeugt, dieſelbe werde nur in einem gelindern Klima erträglicher werden. Er bitte daher den König um ſeinen Abſchied, danke Ihm für die viele genoſſene Gnade, und verſichere, daß Ihm ſein Herz dafür ewig ergeben bleiben würde.“

Dieſem Briefe war das Paket aller Briefe des Königs verſiegelt beygefügt. Dem Könige traten Thränen in die Augen, als er dieſen Brief las. Er rief aus: „Wie? Denkt der alte Mann ich werde nicht Geld genug haben, ihm, ſo lange er lebt, ſeine Penſion zu zahlen!“ Er ſchrieb einen rührenden Brief an den Markis, worinn er ihm Urlaub zur Reiſe, aber nicht den Abſchied ertheilte. Er bat ihn, ſeine Geſundheit möglichſt zu pflegen, und ſetzte hinzu, wenn er wieder zu ihm kommen könne und wolle, ſo würde es ihm eine wahre Freude ſeyn. Zugleich ſendete er ihm das Paket der Briefe unentſiegelt zurück, und verſicherte dem Markis, daß er noch ſein ganzes Vertrauen habe, und daß Er daher dieſe Briefe nicht zurücknehmen könne und wolle.

Der Markis reiſete im Jahre 1769 nach Frankreich. Der König war ſo gerührt, daß er ihn nicht wollte perſönlich Abſchied nehmen laſſen, ſondern es ſchriftlich that. Der Markis dachte ſo delikat, daß er die Briefe des Königs, ungeachtet der König ſie ihm nochmals wiedergegeben hatte, nicht mit ſich nehmen wollte, ſondern ſie jemand in Verwahrung gab. Wenn man dieſes ſo redliche und vorſichtige Verfahren des Markis gegen das Betragen Voltaire's hält; ſo fällt nur allzuſehr in die Augen, wer von beyden den König wahrhaftig geliebt habe, und welcher wirklich dankbar geweſen ſey.

D'Argens lebte in Frankreich etwas über ein Jahr, meiſtens zu Eguilles, eine kleine Meile von Aix. Den Winter zu Ende 1770 wollte er bey ſeiner zweyten Schweſter, der Baroneſſe de la Garde, auf einem Gute nahe bey Toulon zubringen. Es ſtieß ihm aber bald ein Fieber zu. Er ward deswegen nach Toulon gebracht, wo er aber im Anfange des Jahres 1771, wie man glaubt, aus Ungeſchicklichkeit des Arztes, ſtarb.

Der Markis war ein Mann von anſehnlicher Länge und wohl gewachſen. Er hatte eine offene Phyſiognomie, welche Jovialität, Gutmüthigkeit und große Lebhaftigkeit ankündigte. Sein Großvater, der Markis de Boyer, war ein großer Kenner der ſchönen Künſte. In ſeinem Hauſe wohnten beſtändig Baumeiſter, Maler, Bildhauer und Muſiker. Er hatte auch einige von dieſen Künſtlern beſtändig im Gehalte, wovon im Familien-Pallaſte zu Aix noch jetzt Denkmäler zu finden ſind. Dieſe erweckten bey ſeinem älteſten Enkel die Liebe zu den Künſten. Er gab daher auch gern guten Künſtlern in ſeinem Hauſe zu Potsdam Zutritt, und empfahl ſie dem Könige ſo viel er konnte Auch waren die meiſten Stunden des Tages in ſeinem Hauſe, nebſt der Lektur, der Malerey und Muſik gewidmet. Seine Gemahlin übte beide Künſte auf eine vorzügliche Weiſe, ſo wie auch ſeine Tochter. Er las gern ſeinen Hausgenoſſen vor, und begleitete dieſe Lektur mit mündlichen Anmerkungen. Wenn er während des letztern Winters, den er in Potsdam zubrachte, Abends beym Könige ſpeiſen ſollte, ſo as er des Mittags nichts, als eine Suppe, weil ihm zwey Mahlzeiten des Tages beſchwerlich fielen. Während ſeine Hausgenoſſen dann zu Mittag aßen, las er ihnen Plutarchs Leben großer Männer in Daciers Ueberſetzung vor, um ihnen Vergnügen zu machen. Er ward in ſeiner ganzen Familie wie ein Patriarch verehrt, und wie ein Vater geliebt; und er verdiente beides. Er ſelbſt liebte den König bis zu ſeinem letzten Athemzuge. So ſehr es ihm in der Provence gefiel, ſo dachte er doch immer nach Potsdam und an den König mit wahrer Zärtlichkeit und Sehnſucht, und war wirklich willens zurückzukommen, wenn ihn nicht der Tod übereilt hätte. Der König liebte ihn ebenfalls, und ſendete nach ſeinem Tode der Wittwe eine anſehnliche Summe, um ihm in ſeinem Vaterlande ein Denkmal von Bildhauerarbeit errichten zu laſſen. — *

XIV.

Im Jahre 1785 ſprach der König mit einem ſehr verdienten Manne, von der Art, wie ein junger Prinz, der künftig Regent werden ſoll, erzogen werden müſſe. Unter andern auch darüber, daß ein künftiger Regent früh lernen müſſe ſeine Macht recht zu gebrauchen, aber eben ſo ſehr, ſie nicht zu mißbrauchen. Er ſetzte hinzu: „Verſchiedene Dinge „ſind ihrer Natur nach ſo beſchaffen, daß ein Re„gent nie ſeine Macht bis auf ſie muß ausdehnen „wollen. Darunter gehört hauptſächlich: Reli„gion und Liebe!“ — Dieß iſt meines Erachtens einer der erhabenſten und wahrſten Gedanken, welche je ein Regent eines großen Reichs gedacht, oder geſagt hat. — *

XV.

Im Anfange des Aprils 1786, als der König ſchon ſehr ſchwach war, und noch auf dem Schloſſe in Potsdam wohnte, ließ er ſich an einem ſchönen Tage gegen Mittag auf die ſogenannte grüne Treppe tragen, wo er ſich an dem warmen Sonnenlichte erquickte. Er hatte ſchon eine ziemliche Zeit geſeſſen, als er erſt bemerkte, daß die beiden Grenadiere, welche da Schildwache ſtehen, immer noch das Gewehr ſcharf beym Fuß hatten. Er winkte einen derſelben zu ſich heran, und ſagte mit gütigem Tone: „Geht ihr immer nur auf und nieder. „Ihr könnt nicht ſo lange ſtehen, als ich hier ſo „ſitzen kann.“ — *

Zweifel und Berichtigungen
über
ſchon gedruckte Anekdoten
von
König Friedrich II.

Schon beym Leben des Königs wurden ſehr viele Anekdoten von demſelben erzählt, beſonders in Berlin, wo freymüthig über alle Gegenſtände zu ſprechen ſeit dem Regierungsantritte dieſes großen Monarchen allgemein gewöhnlich war. Von dieſen Anekdoten waren die allerwenigſten wirklich authentiſch. Die meiſten waren ganz falſch und bloß erſonnen; denn es gab nicht wenig Leute, die ſich den Charakter des Königs ſo wie ihren eigenen vorſtellten, und ihm Vorfälle, Antworten und witzige Einfälle andichteten, die ihm nie eingefallen waren noch einfallen konnten. Wenn andere auch etwas Wahres enthielten, ſo ward es oft mißverſtanden, entſtellt, und ſo wie es von Munde zu Munde ging, immer mehr mit Falſchheit vermiſcht, ſo daß die Wahrheit kaum kenntlich blieb. Dieſe ſogenannten Anekdoten wurden nach fremden Ländern übergetragen, und nicht wenig Leute beurtheilten den Charakter des Königs nach dieſen unrichtigen Erzählungen. Wie viele dergleichen habe ich nicht im Jahre 1781 auf meiner Reiſe durch Deutſchland, in verſchiedenen deutſchen Ländern erzählen hören! Wie wenig fand ich Gehör, wenn ich nur die gröbſten Unwahrheiten dieſer Art widerlegen oder in Zweifel ziehen wollte! Ich ſchwieg daher mehrentheils.

Nach des Königs Tode, da die Aufmerkſamkeit von ganz Europa auf Seinen außerordentlichen Geiſt, der in ſeiner ſechs und vierzigjährigen glorreichen und glücklichen Regierung ſo mannichfaltig ſich entwickelte, gerichtet war, wurden auch alle Anekdoten von Ihm begierig wieder hervorgeſucht, und viele theils einzeln, theils in verſchiedenen Sammlungen gedruckt. Man kann eben nicht ſagen, daß in einer derſelben auf ſorgfältige Auswahl, oder auf die Unterſuchung von der Aechtheit oder Unächtheit der Erzählungen geſehen wäre. Sie waren nur gemacht die Neugierde zu befriedigen, die ſich oft mehr befriedigt hält, wenn eine Erzählung ſonderbar oder luſtig, als wenn ſie wahr iſt.

Die mir bekannt gewordenen Sammlungen ſind folgende:

Anekdoten und Charakterzüge **aus dem Leben** Friedrichs II. 8. Berlin. XII Sammlungen oder Hefte.

Anekdoten aus dem Leben Friedrichs **des Großen**. 8. Neuwied. XII Hefte in II Bänden.

(Die Herausgeber dieſer beiden Sammlungen haben beſonders in den leztern Heften einer des andern Arbeit gebraucht.)

Neue Sammlung von Anekdoten und Charakterzügen **aus dem Leben** Friedrichs II. 8. Küſtrin. 1788. 1 Heft.

Beyträge zu den Anekdoten und Charakterzügen **aus dem Leben** Friedrichs II. 8. Berlin. 1788.

Die Anekdoten und Charakterzüge ſind, bey allen ihren Mängeln, noch immer die beſte Sammlung, ſonderlich wenn man ſie gegen die **Neuwiedſche** hält, worinn größtentheils falſche und ſehr mißverſtandene Erzählungen zuſammengeſtoppelt ſind. **Eben** ſo iſt die zu Küſtrin herausgekommene **Neue Sammlung**, welche doch verſchiedene wahre und ſonſt nicht bekannte Erzählungen enthält, ſehr den **Beyträgen** vorzuziehen; denn dieſe enthalten eine Menge völlig erdichteter Erzählungen, Unterredungen †), Einfälle, welche dem Geiſte des Königs gar nicht ähnlich ſehen.

Es iſt noch eine reiche Quelle falſcher Erzählungen vom Könige vorhanden, in zwey franzöſiſchen Lebensbeſchreibungen des Königs. Die eine ſchreibt man ziemlich allgemein Voltairen zu ††), und in

eini-

---

†) Z. B. die Unterredungen mit Graun über die Muſik vom Tode Jeſu, und die Erzählungen, wie der König ſich Kirnbergers Buch vom reinen Satze habe vorleſen laſſen, ſind ſicherlich erdichtet. Der König hat ſich nie irgend ein deutſches Buch vorleſen laſſen, am wenigſten ein Buch über die Theorie der Muſik. Die Grauniſche Muſik zu Ramlers Tod Jeſu iſt nie in des Königs Gegenwart aufgeführt worden; auch bey der erſten Aufführung im Dome zu Berlin, den 26. März 1755, war er nicht zugegen. Die Erzählungen S. 3, S. 7, S. 11, vom Großfürſten, S. 15, S. 27, S. 28, von Agricola, S. 34 von deutſchen Poeten, S. 45, S. 48 die zweyte, S. 51, S. 57, S. 73 von dem berühmten Hrn. Hofrath Zimmermann, S. 77, S. 80, S. 84 bis 90 von dem berühmten Muſiker Quanz, die ganz wider des Königs und Quanzens Charakter iſt, S. 91 vom Kapellmeiſter Graun, S. 97, u. a. m. ſind gewiß völlig falſch.

††) La Vie privée du Roi de Pruſſe ou Mémoires pour ſervir à la Vie de Mr. de Voltaire, écrite par lui-même. 12 Amſt. 1785. Der edle Graf Guibert ſagt davon ſehr richtig: Voltaire a écrit ſur le Roi

ou

einigen einzelnen Stellen möchte man ihn faſt zu erkennen glauben. Es iſt aber zur Ehre dieſes großen Schriftſtellers zu wünſchen, daß ſie nicht von ihm ſeyn möge. Sie würde, von ihm geſchrieben, den ſchwärzeſten Undank verrathen: denn ſie enthält die gröbſten Unwahrheiten, und höchſthämiſche Wendungen der unſchuldigſten Handlungen des Königs; und von ſich ſelbſt rühmt er, als was großes und gutes, daß er, unter dem Mantel der litterariſchen Freundſchaft, ein Spion und geheimer Unterhändler des franzöſiſchen Hofes beym Könige geweſen ſey. Die andere Lebensbeſchreibung erſchien nach des Königs Tode †). Sie enthält viel gute und wahre Erzählungen, aber eben ſo viel falſche und unrichtig verſtandene. Selbſt die bekannteſten Begebenheiten ſind zuweilen nicht richtig erzählt ††). Der Verfaſſer, der, wie man merkt,

---

ou les plus atroces calomnies, ſi les faits ſont faux, ou les plus viles médiſances, s'il a révélé les ſecrets de l'intimité; le Roi le ſavait, et il les a toujours mépriſées et pardonnées.

†) Vie de Frédéric Roi de Pruſſe, IV Tom. 8 Straſb. 1787.

††) Der ungenannte Verfaſſer ſagt z. B. an verſchiedenen Orten: der König ſey im ſiebenjährigen Kriege in die Reichsacht erklärt worden, (S. Vol. II. der kleinen Ausgabe S. 44. S. 50.) da dieß doch bekanntermaßen nie ſtatt gefunden hat. Nikolai Anekd. v. K. Fr. II 1s H.

merkt, ein wenig Deutſch verſteht, hat deutſche Bücher gebraucht, welches ihm einen Vorzug vor ſolchen franzöſiſchen Schriftſtellern giebt, die in der deutſchen Sprache ganz unwiſſend ſind. Aber er hat die deutſchen Bücher ohne alle Wahl, gute ſo wie ſchlechte gebraucht, er hat ſie zum Theil bloß abgeſchrieben, und oft das, was ſie nur in gewiſſer Rückſicht ſagten, aufs Allgemeine gezogen, und umgekehrt †). Oft hat er die Bücher aus Mangel gründlicher Kenntniß der Sprache gar nicht verſtanden, und iſt dabey zuweilen in die lächerlichſten Fehler ††) gefallen. Zu-

gleich

---

†) Z. B. im III. Bande ſchreibt er das vortrefliche Buch von Schleſien mit ſichtlichem Plagium aus, ohne es, ſo wenig wie ein anderes zu nennen, weiß aber die Einrichtungen, die bloß Schleſien angehen, von denen nicht zu unterſcheiden, die Schleſien mit allen preußiſchen Provinzen ganz oder zum Theil gemein hat, weil er die Länder gar nicht kennt, über deren Verfaſſungen er zu ſchreiben unternimmt. Daher ſind ſeine eingemiſchte eigene Anmerkungen mehrentheils ſo gar ſchief.

††) Z. B. im III. Bande (S. 98 der kleinen Ausgabe) ſagt er: „*la chambre royale* leve les revenus des „communités des villes." Da verſteht er nicht was Kämmerey iſt, (nämlich die Rentey des Magiſtrats, welche bloß von den Magiſträten abhängt,) und glaubt, es ſey von der Königl. Kriegs- und Do-

Dogleich mit dieſen deutſchen theils unſichern, theils ſchlecht gebrauchten Quellen, folgt er den ſeichteſten franzöſiſchen Schriften, beſonders auch der ebengedachten lügenhaften Vie privée, die man Voltairen zuſchreibt, und einer höchſtparteyiſch geſchriebenen Vie de Voltaire par M. (1787. gr. 8.), aus welcher er alle noch ſo apokryphiſche Anekdoten als die ausgemachteſten Wahrheiten in ſein Buch überträgt, wie er denn auch aus den deutſchen oben angeführten Anekdotenſammlungen eine Menge ganz falſcher Erzählungen entnimmt. Es iſt leicht zu erachten, welch eine heterogene und unzuverläſſige Kompilation dieß Werk ſeyn muß; von welchem indeſſen ſogar eine deutſche Ueberſetzung angekündigt wird, da doch der größte und beſte Theil des Werks aus deutſchen Büchern genommen iſt.

Alle Irrthümer, die in dieſen Büchern und manchen andern enthalten ſind, rügen oder berich-

---

Domänenkammer die Rede, welche die Königl. Einkünfte beſorgt, aber keinesweges die Einkünfte der Magiſträte einfordert. Gerade an dieſer Stelle, wo von der Oberaufſicht der Kammern auf die Magiſträte die Rede iſt, giebt dieſer Fehler einen höchſt ſchielenden und ganz unrichtigen Sinn.

tigen zu wollen, würde nicht das Unternehmen eines einzigen Mannes ſeyn. Das meiſte iſt ſo leicht hin erzählt, daß es faſt ganz müßte verworfen werden. Bey andern iſt Wahrheit mit Falſchheit ſo untermiſcht, daß es ſehr viel Mühe und Nachforſchen koſtet, beides wieder zu ſondern. Es iſt aber doch gewiß, daß durch dieſe vielen falſchen Anekdoten, die endlich, ſo oft wiederholt, für Wahrheit gehalten werden, der Charakter mancher Begebenheiten, und zum Theil auch der Charakter des Königs in ein ſehr falſches Licht geſtellt wird. Es iſt alſo die Pflicht eines Wahrheitsfreundes, zu berichtigen, ſo viel er kann, und wenn ihm Erzählungen aus Gründen unwahrſcheinlich dünken, wenigſtens ſeine Zweifel anzuzeigen, damit die Wahrheit hervorkomme. Dieß iſt der einzige Zweck dieſes Abſchnitts. Die Herausgeber der Anekdoten werden daher meine Berichtigungen und Zweifel nicht ſo auslegen, als ob ich ihnen dadurch auf irgend eine Art Vorwürfe machen wollte. Man kann mit dem beſten Willen nicht mehr liefern als man hat, und mit der beſten Abſicht oft eine falſche Erzählung wiederholen, weil man glaubt, ſie ſey wahr. Beſonders geſchieht dieſes, wenn man nicht Gelegenheit hat, die Wahrheit zu verificiren, oder nicht alle Sorgfalt dabey anwendet. Bey den Anekdoten, die ich ſelbſt erzähle, kam zwar beides zuſammen; aber dennoch kann es wohl ſeyn, daß ich irgend worinn geirrt habe. In ſolchem Falle werden mir von jedem, bey dem obige beide Eigenſchaften zuſammentreffen, Berichtigungen angenehm ſeyn. Wenn nur wirkliche Wahrheitsliebe da iſt, ſo wird man in jeden einzelnen Fällen ſchon bey näherer Ueberlegung und Zuſammenhaltung der Umſtände der Wahrheit näher kommen.

1.

Des Grafen Guibert Ehrengedächtniß †) unſers großen Königs, iſt eins von den vorzüglichſten neuern Kunſtwerken einer Nation, die ſo viel

---

†) Die deutſche Sprache hat kein Wort, welches dem franzöſiſchen Eloge völlig entſpricht. Es ſcheint mir, Eloge ſey nicht eine bloße Lobſchrift; dieſe würde auf franzöſiſch eher Panegyrique heißen müſſen. Das Wort Denkſchrift iſt neu gemacht, und im Singular etwas ungewöhnlich, auch hat es Adelung in ſein Wörterbuch nicht aufgenommen. Im Plural haben es die Ueberſetzer bisher für das franzöſiſche Memoires gebraucht, wofür man viel beſſer das gute deutſche Wort Nachrichten brauchen könnte.

ſchätzbare aufzuweiſen hat. Der große Ueberblick, die lichtvolle Ordnung, die lebhafte Darſtellung der Thaten des großen Mannes, die richtigen Blicke in ſeinen Charakter, die edle Theilnehmung, der Enthuſiasmus der aus Ueberzeugung entſpringt, die vollkommene Gerechtigkeit die er dem Könige widerfahren läßt, ohne parteyiſcher Lobredner zu ſeyn, machen es würdig, neben unſers Engels Lobrede auf eben dieſen großen König geſtellt zu werden.

Der Graf Guibert hat in Anſehung der Richtigkeit der Begebenheiten alles geleiſtet, was man von einem Ausländer und von einem ſo weit entfernten Ausländer verlangen kann. Es ſind freylich kleine Unrichtigkeiten vorhanden, einige Begebenheiten ſind nicht ganz aus dem wahren Geſichtspunkte angeſehen worden, und konnten es faſt

nicht

---

könnte. Es ſcheint mir, Eloge (von einer Schrift oder Rede gebraucht) drücke nach dem jetzigen franzöſiſchen Sprachgebrauche, eine kurze Darſtellung der Thaten und des Charakters eines Mannes aus, die ſo geordnet iſt, daß dadurch das Ruhmwürdige ſeines Lebens erhellt: und eigentlich, ſo viel ich weiß, pflegt man das Wort Eloge nur bey Schriften oder Reden auf Verſtorbene zu gebrauchen.

nicht von jemand der ſo weit entfernt lebt, der Sprache unkundig iſt, von manchen Verfaſſungen des preußiſchen Staats, von dem wahren Zuſammenhange mancher Begebenheiten, hin und wieder nicht genau unterrichtet ſeyn konnte. Aber dieſe kleinen Mängel betreffen ſelten die großen weſentlichen Vorfälle; davon iſt vielmehr, ſo viel ich weiß, noch kein ausländiſcher Schriftſteller ſo gut unterrichtet geweſen. Dieſes und die edle Unparteylichkeit im Urtheilen, macht dieſes Ehrengedächtniß den Deutſchen höchſt wichtig, welche ſo gewohnt ſind, von Ausländern unrichtig verſtanden und unbillig beurtheilt zu werden.

Es würde vielleicht nicht ohne Nutzen ſeyn, auch die kleinſten Unrichtigkeiten in einer in ganz Europa ſo allgemein geleſenen und bewunderten Schrift anzuzeigen und zu erörtern; denn Wahrheit iſt doch das erſte Erforderniß der Geſchichte. Ich will jetzt nur einen Zweifel über eine Erzählung des Grafen mittheilen. Sie ſcheint mir ein lehrreiches Beyſpiel, wie ſchwer es in vielen Fällen iſt, die Glaubwürdigkeit einer Geſchichte völlig außer Zweifel zu ſetzen, beſonders die Glaubwürdigkeit von Anekdoten.

Der Graf Guibert erzählt (S. 148): der König habe während des Feldzugs 1761 †) Gift bey ſich getragen. Er verſichert, der Oberſte ſt Quintus-Icilius habe es in handſchriftlichen Nachrichten aufgezeichnet, und habe es ihm mündlich verſchiedenemal wiederholt.

---

†) Es verdient angemerkt zu werden, daß vor dieſem Feldzuge, wo die Umſtände des Königs ſo ſehr ſchlecht ſtanden, Derſelbe (im Febr. 1761) anfing: den armen Einwohnern in Berlin bey der damaligen großen Theurung Brod austheilen zu laſſen. Damals waren die Einwohner von Berlin, alles mitgerechnet, kaum 100,000, davon empfingen an 30,000, worunter auch ſehr viel Soldaten-Weiber und Kinder waren, wöchentlich Brod. Der nachmalige K. Hofſtaatsſekretär Hr. Striegel, welcher damals ſelbſt die Austheilung beſorgte, hat mir dieß erzählt. Berlin iſt nicht reich, und wird es nie werden. Es kommen zwey Urſachen der Armuth des ganz gemeinen Standes zuſammen, nämlich daß dieſe Stadt eine Hauptſtadt und zugleich eine Manufakturſtadt iſt. Wenn es alſo gleich auf der einen Seite zeigt, wie ſehr Berlin im ſiebenjährigen Kriege mitgenommen war, da ſchon 1761 beynah der dritte Theil der Einwohner Allmoſen empfing; ſo iſt es auf der andern Seite einer der ruhmwürdigſten und edelſten Züge des Charakters dieſes Helden, der in eben dem Jahre, wo im Felde die Sachen ſo ſchlecht ſtanden, (daß man ihn ſogar in Verdacht hatte, er wolle ſich ſelbſt vergiften) ſich der Armen ſeiner Hauptſtadt väterlich erinnerte, und eine ſo reichliche Austheilung unter ſie veranlaßte. Er, dem es damals ſelbſt ſo ſauer ward, die zu Führung des Krieges nöthige Gelder zuſammenzubrin-

Ich muß geſtehen, daß ich eigentlich nicht abſehen kann, in welchen handſchriftlichen Nachrichten Quintus dieſe Anekdote könnte aufgezeichnet haben. Einſt ſprach er mit mir über die Beſchaffenheit der eigenen Nachrichten des Königs vom ſiebenjährigen Kriege, wovon ihm der König einen Theil hatte zu leſen gegeben, und die nun gedruckt werden. Er ſagte dabey: Er ſelbſt habe Luſt, über denjenigen Theil dieſes Krieges, dem er beygewohnet, etwas aufzuſetzen, und er habe auch ſchon an verſchiedene Stabsofficiere geſchrieben, um ſich von ihnen einige Nachrichten zu erbitten. Aber ohngefähr ein Jahr vor ſeinem Tode ſagte er mir, ſeine Korreſpondenten wären nicht dienſtfertig geweſen, um ihm das, was er wollte, mitzutheilen, und er ſelbſt habe nicht Zeit gehabt, daher habe er nichts zu Stande gebracht. Ich

habe

---

bringen! Und welch ein Zeichen ſeiner weiſen Regierungskunſt, daß er ein ſo ausgeſogenes Land in zwanzig Jahren wieder in den vorigen Wohlſtand brachte!

habe auch von deſſen Frau Wittwe nicht gehört, daß er etwas von ausgearbeiteten Handſchriften hinterlaſſen hätte. Indeſſen kann es ſeyn, daß dennoch dergleichen vorhanden wären.

Ich bin ſehr weit entfernt im geringſten zweifeln zu wollen, daß der Oberſte Quintus dem Grafen Guibert die obige Nachricht mündlich geſagt habe. Das Wort dieſes edlen Mannes iſt Bürge genug dafür. Indeſſen, die Glaubwürdigkeit der Thatſache ſelbſt wird von ſehr vielen Perſonen ſehr bezweifelt. Und, was das ſonderbarſte iſt, mir hat der Oberſte Quintus, freylich nicht mehrmals, aber doch Einmal, ganz poſitiv geſagt:

„Es tragen ſich viele mit dem Mährchen, der
„König habe während des ſiebenjährigen Krieges,
„als die Sachen ſehr ſchlecht geſtanden, Gift bey
„ſich getragen; aber er wiſſe gewiß, es ſey nicht
„andem.“ Er ſetzte noch hinzu: „Es ſey nicht
„einmal wahrſcheinlich; denn der König, wenn
„er ja hätte ſterben wollen, hätte ja den Tod viel
„glorreicher unter tauſend feindlichen Flinten-oder
„Kanonen-Kugeln finden können.“

Hier iſt alſo Zeugniß gegen Zeugniß. Der Widerſpruch iſt freylich ſonderbar. Indeſſen will ich daraus weiter nichts folgern, als daß Quintus

Ober

über dieſe Sage zu verſchiedenen Zeiten verſchiedene Meynung gehegt hat.

In ſofern ſein Zeugniß in dieſer Geſchichte etwas gelten kann, ſo würde es freylich ſehr darauf ankommen, ob er das, was er mit dem Hrn. Grafen Guibert ſprach, eher oder ſpäter geſagt habe, als was er mir ſagte. Denn wahrſcheinlich wird ſeine letzte Meynung wohl die geprüfteſte geweſen ſeyn. Ich geſtehe, daß ich mich nicht genau erinnern kann, zu welcher Zeit er mir dieß erzählte, ungeachtet ich damals dieſes Geſpräch mir gleich aufzeichnete. So viel ich mich erinnere, war es während ſeines Winteraufenthaltes in Berlin, gegen das Ende 1773, oder im Anfange 1774; und d[illegible]raf Guibert war, wie ich meyne, im Jahr 1772 in Potsdam.

Indeß, wenn auch bey näherer Unterſuchung dieſe Thatſache ſollte wahr befunden werden, welches ich bis jetzt kaum glaube, ſo muß ich doch geſtehen, daß ich von dem moraliſchen Werthe derſelben eine ganz andere Meynung hege als der Herr Graf. Er ſagt: „Man würde es ungern ſehen, „wenn dieſe Anekdote nicht wahr ſeyn ſollte. Es „liegt ſo etwas edles und rührendes in dem Anblick eines großen Mannes, den Widerwärtigkeiten niederdrücken, und der, bey dem Gefühle,

„daß ſein Genie nicht länger gegen das Schickſal „kämpfen könne, ſich im Stillen noch eine Zuflucht „in ſeinem letzten Unglücke, und einen Weg offen „hält, um aus dem Leben zu ſcheiden.“ Mir ſcheint, man könne, (im Falle anders die Geſchichte wahr ſeyn ſollte,) den König höchſtens entſchuldigen, wenn er etwa auf den Fall gedacht hätte, er könnte bleſſirt und gefangen werden, und allenfalls befürchtet hätte, er möchte alsdann ſo ſchwach werden, Bedingungen einzugehen, welche dem Staate nachtheilig werden könnten, daß er in ſolchem Falle lieber den Tod habe vorziehen wollen. In jedem andern Falle ſcheint es mir, wenn er gar keine Hofnung mehr gehabt hätte, würde er ins Gefecht gegangen ſeyn, um zu ſiegen, oder zu ſterben.“ Dieß wäre Seiner würdiger geweſen, und ſiehet auch, meiner Meynung nach, Seiner Denkungsart ähnlicher.

II.

Ich will noch an einem Beyſpiele zeigen, wie es oft mit der hiſtoriſchen Wahrheit beſchaffen ſeyn mag, und wie wenig Wahrheit zuweilen Nachrichten enthalten, die allgemein für glaubwürdig gehalten werden. Die Erzählung, daß der König während eines Feldzugs Gift bey ſich ge-

getragen hatte, betrift einen Vorfall, der ſeiner Natur nach ganz geheim war, und wo alſo die Nachrichten um ſo viel eher verſchieden ſeyn konnten. Hier aber iſt eine Begebenheit, die vor den Augen einer ganzen Stadt ſich ſollte zugetragen haben, die in öffentlichen gedruckten Nachrichten erzählt und ſeit mehr als zwanzig Jahren bis jetzt nie widerſprochen ward.

Im Februar 1767 fragte der König einſt bey ſeiner Tafel, wie er zuweilen zu thun pflegte: Was ſagt man Neues in Berlin? Es fiel jemand ein zu antworten: Die Leute ſagen, es würde nächſtens wieder Krieg entſtehen. Der König, der vielleicht ſeine Urſachen haben mochte, fuhr darüber auf, und ſagte: „Was das für dummes „Geſchwätz iſt! Die Leute reden nur immer vom „Kriege, weil ſie nichts anders zu reden haben. „Man muß ihnen Gelegenheit geben, von etwas „anderm zu ſprechen.“ Er ſchickte darauf an einen vertrauten Mann folgenden Aufſatz, mit dem Befehle, ihn in beide Berliniſche Zeitungen einrücken zu laſſen:

„Aus Potsdam wird folgendes gemeldet: Am 27ſten „Febr. des Abends wurde der Himmel ganz dunkel; „finſtere durch ein Gewitter zuſammen gezogene Wolken, wovon man wenig Exempel hat, bedeckten den

„ganzen Horizont. Es donnerte bey ſtarken Blitzen, „und bey den verdoppelten Schlägen fiel ein Hagel, „deſſen man ſich bey Menſchengedenken nicht zu erinnern gewußt. Von zwey Ochſen, die ein Bauer an „einem Wagen geſpannt, um nach der Stadt zu fahren, wurde einer auf der Stelle erſchlagen; viele gemeine Leute wurden in den Straßen verwundet, und „ein Brauer zerbrach dadurch den Arm. Die Dächer „wurden durch die Schwere des Hagels zerſchmettert; „alle Fenſter in den Häuſern, die gegen den Wind lagen, der dieſes Ungewitter fort trieb, wurden eingeſchlagen. Man hat in den Straßen große Klumpen „von Hagel wie Kürbiſſe angetroffen, die nicht eher „als 2 Stunden nachdem das Ungewitter aufgehöret, „geſchmolzen ſind. Dieſes beſondere Phänomenon hat „einen ſehr großen Eindruck gemacht. Die Naturforſcher behaupten, daß die Luft nicht Gewalt genug „habe, dieſe feſte und zuſammen gefrorne Klumpen zu „tragen, und daß die kleinen Hagelkörner in den durch „die Heftigkeit des Windes zerriſſenen Wolken ſich „wegen ihrer Menge im Herunterfallen vereinigt, und „nicht eher dieſe außerordentliche Geſtalt bekommen „haben, als da ſie nicht weit mehr vom Erdboden geweſen. Es mag nun dieſes zugegangen ſeyn, wie es „will, ſo iſt es doch gewiß, daß dergleichen Vorfall ſehr „ſelten, und beynahe ohne Exempel iſt.“

Dieſer Aufſatz ward auch wirklich in beide Berlinſche Zeitungen vom 5. März 1767 Nr. 28 eingerückt. Der König erhielt ſeinen Zweck, daß von dieſer Begebenheit in ganz Berlin geredet ward. In Potsdam hingegen war man äuſſerſt verwundert, weil man daſelbſt von einem ſolchen Gewitter gar nichts gehöret hatte. Es kamen viel Briefe aus Potsdam, beſonders an die Verleger der Zeitungen, worinn man dieſen berichtete, daß ſie ſich mit einer falſchen Nachricht hätten hintergehen laſſen, die ſie widerrufen müßten. Dieſe, welche das Geheimniß wußten, und es nicht verrathen durften, beantworteten dergleichen Briefe nicht. An einen aber, der den Widerruf durchaus verlangte, ward geſchrieben: **Man wiſſe gewiß, dieſe Begebenheit ſey wirklich geſchehen.** Dieſer Brief ward in Potsdam zur Verwunderung vieler Leute vorgezeigt. Einige fingen nun dort ſelbſt an, es für möglich zu halten, daß etwa noch am ſpäten Abende ein Gewitter geweſen wäre, das ſie nicht gehört hätten. Man redete von dieſer Begebenheit, unterſuchte ſie nicht weiter, und vergaß ſie endlich. Sehr wenige wußten die rechte Veranlaſſung.

Aus den Berlinſchen Zeitungen kam dieſe Geſchichte faſt in alle Zeitungen von **Europa**; und niemand ſagte ein Wort von der Unwahrheit oder Unwahrſcheinlichkeit der Begebenheit. Das luſtigſte war, daß ein ſonſt ſehr gelehrter und verdienter Mann, Herr Profeſſor Titius in Wittenberg, in einem Buche das im folgenden Jahre heraus kam †), über dieſen Vorfall ganz ernſthaft **ein phyſikaliſches Bedenken** gab. Er fand alles ganz natürlich, und ſagt ausdrücklich: „Es könne die Sache „gar wohl dem gewaltſamen Sturme beygemeſſen „werden, womit die Hagelſteine aus einer großen „Höhe der Wolken hernieder ſtürzten.“ Nur die Klumpen Hagel, ſo **groß wie Kürbiſſe**, ſchienen ihm etwas zu unverdaulich; und er fand dabey zu erinnern: „dieſe Klumpen wie Kürbiſſe „müßten ſchwerlich von einzelnen Hagelſteinen verſtanden werden, ſondern man müßte die zuſammen geſammleten Haufen der Hagelkörner dafür „annehmen.“ Endlich ſetzt er noch hinzu: „**Möglich iſt die Größe wohl**, aber weil weder das „Gewicht angegeben, noch bewieſen iſt, daß der

---

†) J. D. Titius gemeinnützige Abhandlungen zu Beförderung der Erkenntniß und des Gebrauchs natürlicher Dinge. Erſter Theil. Leipzig 1768. gr. 8.

„Ochſe eben von dem Hagel erſchlagen ſey, u. ſ. f.
„ſo bleibt die Sache noch bedenklich!“

Wer hätte denn nun dieſe Erzählung nicht für völlig verificirt halten ſollen! Hätte etwa jemand nach funfzig Jahren an der Begebenheit zweifeln wollen, ſo würde man dieſem gewiß antworten: „Wie wäre es möglich, eine ſolche Begebenheit, „die doch in Potsdam von der ganzen Stadt hat „bemerkt werden können, zu erdichten? Wozu „hätte man ſo etwas erdichten ſollen? Es hat „in Berlin kein Menſch öffentlich widerſprochen, „ſo wenig wie in Potsdam, das ſo nahe an Berlin liegt. Ein gelehrter Profeſſor, der acht Meilen von Potsdam wohnte, der ſich ſehr wohl daſelbſt hat erkundigen können, der ein ganzes Jahr Zeit hatte, ſich zu erkundigen, hat an der Wahrheit dieſer Begebenheit ſo wenig gezweifelt, daß er bloß wegen eines Nebenumſtandes eine kleine „phyſikaliſche Bedenklichkeit zeigte!“

Und bey allen dem, war doch dieſe ganze Sache eine bloße Erdichtung. Ich geſtehe, ich lächelte damals ſchon über die Ernſthaftigkeit, mit welcher Herr Prof. Titius dieſe Begebenheit behandelte. Ich nahm mir vor, bey der Recenſion ſeines Buchs, in der allgemeinen deutſchen Bibliothek,

gelegentlich etwas über die eigentliche Beſchaffe
heit dieſes Vorfalls beyzufügen. Zufälligerwe
ward dieſes Buch gar nicht recenſirt; denn d
Recenſent wartete, um mit dem 1ſten Theile
gleich den 2ten zuſammen zu nehmen, welcher ab
niemals erſchienen iſt. Alſo ging auch dieſe Ge
genheit vorbey; und hätte ich nicht bei der je
gen Veranlaſſung daran gedacht, ſo wäre dieſ
Hiſtörchen niemals widerſprochen worden. Fr
lich wäre der Schaden nicht ſo gar groß. Aber
geht mit viel wichtigern Begebenheiten eben
Ich weiß mehrere Vorfälle, welche in gedruckt
Büchern oft wiederholt und allgemein geglau
werden, ungeachtet mehrere Augenzeugen leb
die die wahre Beſchaffenheit ganz anders wiſſe
Sie haben aber dieſelbe entweder nicht öffentl
ſagen mögen, oder nicht ſagen dürfen; und ſo w
endlich die Falſchheit für Wahrheit angenomme

ns,
ie
er
ns,
er
ge,
is,
u
ge,
s
d.
n
er
a,
n.
h
d
n.

Anekdoten

von

König Friedrich II.
von Preuſſen,

und

von einigen Perſonen, die um Ihn
waren.

Nebſt Berichtigung einiger ſchon gedruckten
Anekdoten.

Herausgegeben
von
Friedrich Nicolai.

Zweytes Heft.

Berlin und Stettin, 1789.

Ad Bibl. Acad. Lund.

Universitäts- München Bibliothek

Vorbericht.

Ich liefere das zweyte Heft dieſer kleinen Sammlung viel ſpäter, als ich mir vorgeſetzt hatte. Die Materialien dazu und zu mehrern lagen ſchon längſt bereit; aber Verhinderungen, wodurch mir meine ganze Zeit bisher geraubt ward, ließen mir nicht eher, als vor einigen Wochen zu, die Hand daran zu legen. Hätte ich mehrere Muße gehabt, so hätte ich noch lieber den IX. Theil meiner Reiſebeſchreibung geliefert, aber dazu würde mehr Ruhe und Zeit gehört haben, als ich jetzt übrig habe; daher davon nun in dieſem Jahre nichts erſcheinen kann. Die wenige Zeit, die ich übrig hatte, widmete ich wenigſtens dieſer kleinen Sammlung.

Erzäh-

Vorbericht.

Erzählungen von Anekdoten ſind ſehr leicht, wenn man nur ſchreiben will, was etwa ein Hiſtörchen ausmacht, ohne ſich weiter genau um Wahrheit zu bekümmern; aber ſie erfordern vielerley Bemühungen, wenn man ſie genau verificiren will. Um nur einige Zeilen richtig zu erzählen, um Jahr, Ort, Namen, Umſtände genau anzugeben, muß man oft mancherley Erkundigungen einziehen. Hierin habe ich keine Mühe geſpart, ſondern, wo es ſeyn könnte, von mehrern Orten Erläuterungen eingeholt und verglichen, weil die Beobachtung der Wahrheit das erſte Erforderniß auch der kleinſten Geſchichte iſt. Ich hoffe, hierin ſollen ſich die von mir erzählten Anekdoten von manchen andern unterſcheiden.

Eben dieſe Liebe zur Wahrheit hat mich veranlaſſet, auf Berichtigungen mehr Mühe zu verwenden, als mir manche Leſer vielleicht danken werden. Doch war es vielleicht wohl nöthig, daß jemand das allzuleichtgläubige Publikum einigermaßen warnte. Mir ſcheint immer noch ſelbſt eine trockne und unbedeutende Wahrheit in der Geſchichte mehr werth zu ſeyn, als eine noch ſo glänzend ſcheinende Falſchheit. Indeſſen kann ich freylich von den ſehr vielen falſchen Anekdoten, die von Friedrich dem **Großen** herumgehn, nur ſehr wenige berichtigen; ich würde ſonſt eine unendlich weitläuftige und beſchwerliche Arbeit unternehmen müſſen. Wem übrigens meine Genauigkeit überflüßige Sorgfalt oder Pedanterey ſcheint, der überlege, welche Falſchheiten aus willkührlichen Sagen endlich in die Geſchichte kommen.

Verſchiedenen vortreflichen Männern, welche mein Unternehmen auf mannichfaltige Weiſe unterſtützt haben, ſage ich hier öffentlich den verbindlichſten Dank.

Das

Vorbericht.

Das dritte Heft iſt bereits unter der Preſſe, und wird auch noch zur Oſtermeſſe erſcheinen. Berlin d. 22. Hornungs 1789.

Friedrich Nicolai.

N. S. Da ich dieſes eben geſchrieben hatte, erſchien hier, bey Hrn. Unger, eine Ausgabe des Memoire du Prince de Ligne ſur Fr. II. Hätte ich dieß vorher gewußt, ſo hätte ich nicht den größten Theil dieſes herrlichen Aufſatzes in dieſe Sammlung eingerückt. Die Ausgabe des Hrn. Unger hat außer der typographiſchen Nettigkeit, welche ſo manche in ſeiner Druckerey herausgekommene Bücher auszeichnet, den Vorzug, daß darin weniger Stellen ausgelaſſen ſind, als in der meinigen. In der meinigen hingegen ſind einige erläuternde Anmerkungen und Berichtigungen der Abſchrift dem Leſer vielleicht nicht überflüſſig.

Anek-

Anekdoten

von

König Friedrich II.

Zweytes Heft.

XVI.

Der Römiſchkaiſerl. Generalfeldzeugmeiſter Fürſt **Karl Joſeph von Aremberg=Ligne** †), der in der militariſchen Welt als ein guter General, und in der gelehrten Welt als ein Mann von Geiſt und als ein guter Schriftſteller ††) bekannt iſt, hat ein äuſſerſt intereſſantes Memoire ſur le Roi de Pruſſe

---

†) Er hat ſich lange in Paris aufgehalten, und ſich daſelbſt den feinen Geſchmack in der franzöſiſchen Schreibart erworben, der in ſeinen Schriften ſo ſehr hervorleuchtet. Er iſt Gouverneur von Mons, ſein Regiment liegt in Friedenszeiten zu Tournay (oder Dornick) in Garniſon. Eines ſeiner Güter wo er ſich oft aufhält, heißt Antoni und liegt nahe beym Schlachtfelde von Fontenoi. Den Feldzug von 1788 hat Er bey der ruſſiſchen Armee zugebracht.

††) Sein hauptſächlichſtes militariſches Werk ſind die Prejuges militaires par un Officier Autrichien, Tome I. Fantaiſies militaires, T. II. à Kralovelhota (Dresde) 1782; die auch ins deutſche überſetzt ſind. Er arbeitet wie man ſagt, an einer Hiſtoire militaire du Pr. Louis de Bade, und an einem Catalogue raiſonné des livres concernant la guerre, qui exiſtent,

Frédéric II. nach dem Tode dieſes großen Königs geſchrieben, das, ſo viel ich weiß, bis jetzt nur noch handſchriftlich bekannt, aber auch handſchriftlich in mehrern Händen iſt. Es enthält hauptſächlich die Geſpräche, welche der Fürſt v. Ligne mit dem Könige führte, theils als der König den Kaiſer im Jahr 1770 im Lager zu Neuſtadt in Mähren beſuchte, theils als der Fürſt im Jahr 1779 eine Reiſe nach Potsdam machte. Es zerfällt alſo eigentlich in zwey Theile; beide aber kommen überein in der Lebhaftigkeit, in der Feinheit, in der Leichtigkeit, in der Munterkeit, in der Wahrheit der Darſtellung. Die Schilderung des Königs iſt ohne Schmeicheley; zuweilen möchte man ſogar ſagen, einige Seitenwinke könnten gelinder ſeyn: aber im Ganzen wird dieſer große Monarch in ſeinen weitläuftigen Kenntniſſen, in ſeiner herrlichen Art das geſellſchaftliche Geſpräch intereſſant zu machen, in ſeiner Heiterkeit, in ſeinem ſchnellen Witze, der mit ſo viel Politeſſe und Gutherzigkeit vermiſcht war, in ſeinem weit umfaſſenden Ueberblicke, — und noch dazu von einem treflichen Kopfe aus einer Nation die dem Könige eben nicht zu ſchmeicheln pflegt, — ganz lebendig dargeſtellt, ſo daß man glaubt ihn ſprechen zu hören.

Ich bin gewiß, bey meinen Leſern Dank dafür zu verdienen, daß ich ihnen hier einen Auszug dieſes herrlichen Aufſatzes mittheile, der wohl zwey Drittel deſſelben ausmacht. Ich hoffe auch desfalls von dem Hrn. Verf. Verzeihung zu erhalten, da die Handſchrift ſchon in ſo manchen Händen iſt, und wahrſcheinlich ohne mein Zuthun doch würde ſeyn gedruckt worden. Vielleicht wäre alsdenn ein anderer Beſitzer einer Abſchrift nicht ſo vorſichtig geweſen als ich. Ich habe nichts abdrucken laſſen, als wovon ich gewiß überzeugt zu ſeyn glaubte, daß kein Bedenken dabey ſeyn könne. Es ſcheint, daß manche Aeußerungen nicht fürs große Publikum und zum Drucke geſchrieben ſind, wie es mit Erzählung vertraulicher Geſpräche oft zu ſeyn pflegt. Auch ſind einige ſehr wenige herbe Stellen darin, nicht ſo ſehr den König, als einige andere Perſonen betreffend. Da ich mit dieſem Abdrucke dem Publikum ein Vergnügen zu machen hoffe, ſo möchte ich dabey weder dem vortreflichen Verfaſſer, noch ſonſt jemand das geringſte Mißvergnügen verurſachen. Solche Stellen ſollen wenigſtens durch mich nicht bekannt werden; ich will dabey lieber allzudiſkret als allzuunbehutſam ſeyn. Es iſt auch etwas ganz anders, wenn ein König etwas in vertrauter Konverſation ſpricht, wenn ein Fürſt etwas für ſeine Freunde ſchreibt, und wenn eine Privatperſon es drucken läßt. Durch mich wenigſtens ſoll nichts von dem bekannt werden, wovon es einigermaßen wahrſcheinlich iſt, daß es der erhabene Verfaſſer nicht fürs Publikum geſchrieben hatte. Ich habe daher meine Abſchrift nie aus den Händen gegeben, und werde es noch nicht thun.

Ich habe nicht überſezt was ich von dieſem trefflichen Aufſatz liefere; weshalb ich meine Leſer, die der franzöſiſchen Sprache nicht kundig ſind, um Vergebung bitte. Ich habe gute Gründe dazu. Theils würde die Ueberſetzung in meinem kleinen Hefte faſt allzuviel Raum eingenommen haben; theils will ich auch gern bekennen, daß mir die Luſt zum Ueberſetzen vergangen iſt, durch die Schwierigkeit; vielen Stellen des Originals, die ſo ſein charakteriſtiſch ſind, ſo viel von dem haben was die Franzoſen fraicheur nennen, in der Ueberſetzung völlig gleich zu kommen. Vielleicht verſucht es jemand, der dieſe Schwierigkeit nicht ſo ſehr fühlt. Unſere deutſche Sprache hat gewiß ſo viel Biegſamkeit als irgend eine andere. Wenn man alle Hülfsmittel kennt die in ihr liegen, und ſich Mühe giebt, ſie da wohin es gehört, anzuwenden;

wenden; ſo wird man in unſerer Sprache gewiß alles ausdrücken können, was andere Sprachen ausdrücken, und für alle Wendungen einer andern Sprache, bis auf die geringſten Nuancen, in der unſrigen entſprechende Wendungen finden Die größte Schwierigkeit aber iſt in der Konverſationsſprache, wenn man Leichtigkeit, ungeſuchten Uebergang, unperiodiſche Ungezwungenheit, mit Feinheit verknüpfen will; denn unſere Sprache bey allen ihren großen Vorzügen iſt bis jetzt mehr eine geſchriebene als eine geſprochene Sprache. Wer Konverſationsſprache genau kennt, und Verſuche gemacht hat ſie zu ſchreiben, wird mich verſtehen, und mir ſchwerlich Unrecht geben. Am größten möchten wohl die Schwierigkeiten bey einem Aufſatze wie der gegenwärtige ſeyn, in dem die feinſten Eigenthümlichkeiten der franzöſiſchen Konverſationsſprache verwebt ſind, die obgleich in Deutſchland wohlbekannt, dennoch der deutſchen Sprache, unter allen andern, vielleicht am wenigſten angemeſſen ſind.

Ich füge einige Anmerkungen bey, welche mir zur Erläuterung dieſes ſo intereſſanten Aufſatzes nöthig ſchienen.

Unter den Berichtigungen werde ich noch ein paar Stellen abdrucken laßen, die mir zu einigen wenigen Bemerkungen Gelegenheit gaben.

MÉMOIRE
SUR LE ROI DE PRUSSE
FRÉDÉRIC II.

Je n'aime point à parler de moi, et le Je m'eſt odieux à moi-même, à plus forte raiſon aux autres, qui me deplaiſent auſſi beaucoup quand ils le prononcent. Si je le prononce quelquefois dans ce petit ouvrage, c'eſt que je ſuis obligé de parler de moi, en racontant ce que je m'en rappelle et que je n'aurois peut-être pas écrit, ſi c'étoit d'un autre; un autre cependant ne diroit pas de ces choſes-là, et d'ailleurs les moindres petites paroles d'un homme comme celui-ci, doivent être ramaſſées.

L'année 1770, par un hazard extraordinaire, ſur l'admiration perſonnelle que l'Empereur avoit conçue du Roi de Pruſſe, ces deux grands Souverains

rains furent aſſez bien enſemble, pour ſe faire des viſites. L'Empereur m'a permis d'aſſiſter à celle qu'il alloit recevoir, et me preſenta au Roi; c'étoit au camp de Neuſtadt en Moravie. Je ne puis point me reſſouvenir, ſi j'eus ou ſi je pris l'air embarraſſé; ce que je me rappelle fort bien, c'eſt que l'Empereur, qui s'en apperçut, dit au Roi, en parlant de moi, et tout de ſuite l'emmenant ailleurs: Il a un air que je ne lui ai jamais vu, il eſt devenu timide, il vaudra mieux tantôt. Il mit à dire cela de la grace et de la gaïeté, et ils ſortirent enſemble du quartier-général, pour aller, je crois, au ſpectacle. Le Roi, chemin faiſant, le quitta un inſtant, pour me demander: „Si ma „lettre à Mr. Rouſſeau qui avoit été imprimée dans „les papiers publics, étoit de moi †)?"

Je lui dis: „Sire! je ne ſuis pas aſſez célèbre „pour que l'on prenne mon nom." Il ſentit ce

---

†) Ich habe von verſchiedenen Perſonen, die in der neuen franzöſiſchen Litteratur wohl bewandert ſind, nicht erfahren können, welcher Brief hier gemeint iſt. Ich vermuthe, daß er bey Gelegenheit des bekannten Streits, den J. J. Rouſſeau mit Hume hatte, geſchrieben iſt.

que je voulois dire. On ſait qu'Horace Walpole †) prit celui du Roi pour lui écrire la fameuſe lettre qui contribua le plus à tourner la tête de cet éloquent et déraiſonnable homme de génie.

En ſortant de là, l'Empereur lui dit: „Voilà „Noverre, ce fameux compoſiteur de ballets; il „a été, je crois, à Berlin.“ Noverre fit une belle révérence de maitre à danſer. „Ah! je le con„nois,“ dit le Roi, „nous l'avons vu à Berlin; „il y étoit bien drôle; il contrefaiſoit tous le „monde et nos danſeuſes ſurtout, à mourir de „rire.“ Noverre, peu content de cette manière legère de ſouvenir à ſon égard, fit encore une belle révérence à la troiſième poſition, eſpérant que le Roi ſe livreroit de lui-même à lui procurer une petite vengeance. „Vos ballets ſont beaux,“ lui dit-il, „vos danſeuſes ont de la grace, mais „c'eſt de la grace engoncée. Je trouve que vous

---

†) Dieſen Brief ſchrieb Walpole zur Zeit der größten Heftigkeit Rouſſeaus gegen Hume, als ob er vom Könige geſchrieben wäre. Die Abſicht dieſer Perſiflage war, Rouſſeau dahin zu bringen, daß er ſich etwas beſönne; aber der gute Mann ſah alles auf der ſchwarzen Seite an.

„leur faites trop lever les épaules et les bras: car, „Noverre, ſi vous vous en ſouvenez, notre première danſeuſe †) n'étoit pas comme cela!“

„C'eſt pour cela qu'elle y étoit, Sire!“ répondit Noverre.

J'étois tous les jours prié à ſouper avec le Roi. La converſation s'addreſſoit trop ſouvent à moi, malgré mon attachement pour l'Empereur, de qui j'aime d'être le Général. Je ne me ſouciois pas d'être ſon d'Argens ni ſon Algarotti, et mon eſtomac ſe mettoit au jeu plutôt que mon eſprit. Quand j'étois trop interpellé, il falloit bien répondre et continuer; d'ailleurs l'Empereur y mettoit beaucoup du ſien —

---

†) Noverre war 1744 als Solotänzer in Berlin, er tanzte in der Oper Alexander und Porus Seine Mittänzerinn war Mademoiſ. Lani; die Schweſter des damaligen berliniſchen Balettmeiſters. Die erſte damalige Tänzerinn war die berühmte Barberina, die beſonders wegen der unausſprechlichen Grazie in ihren Bewegungen allgemein entzückte. Die kurzhälſichte Grazie der neuſtädtiſchen Tänzerinnen Noverrens, der überhaupt in ſeinen groſſen Balletten nicht ſo wohl auf Grazie der Bewegungen, als auf Gruppen ſah, die mehr ausdrücken ſollten als ſie andeuten konnten, mag freylich in den Augen des Königs ziemlich dagegen abgeſtochen haben.

Ils parlèrent un jour de ce qu'on pouvoit deſirer d'être, et me demandèrent mon avis; je leur dis: que je voudrois être jolie femme jusqu'à 30 ans, puis un Général d'Armée fort heureux et fort habile jusqu'à 60 ans; et ne ſachant plus que dire pour ajouter cependant quelque choſe: n'importe, dis-je, que je ſois Cardinal jusqu'à 80. Le Roi, aimant à plaiſanter ſur le ſacré collège s'égaya là-deſſus. L'Empereur lui fit bon marché de Rome et de ſes ſuppôts — Ce ſouper là a été un de plus gais et des plus aimables que j'aye jamais fait. —

Le Roi me dit, de venir le voir la première fois que lui ou moi nous aurions trois ou quatre heures à nous. Un orage comme il n'y en a jamais eu, un déluge plus vrai et plus abondant que ceux de Noé et de Deucalion, couvroit d'eau nos montagnes et noya presque notre Armée qui manoeuvroit. Le lendemain fut un jour de repos. J'allai chez le Roi à 9 heures du matin et j'y reſtai jusqu'à une heure ſeul avec lui. Il me parla de nos Généraux. Je lui laiſſai dire à lui-même le bien que je penſe des Maréchaux de Lascy et de Laudon, et lui dis, pour les autres, qu'il valoit mieux parler des morts que des vivants, que l'on ne peut jamais bien juger, à moins d'avoir des hauts faits de guerre comme ceux que j'ai nommés. Il me parla du Général Daun; je lui dis, que je croyois qu'il auroit été un grand homme contre les Iroquois, mais que contre lui il n'auroit pas valu tout ce qu'il valoit, parce qu'il le voyoit toujours la foudre à la main, comme Jupiter pulvériſant ſon armée. Cela parut lui faire plaiſir. Il me témoigna de l'eſtime pour le Maréchal Daun; il me dit du bien du Général Brentano. Je lui demandai raiſon de celui que je ſais qu'il avoit dit du Général * * *: „Je le croyois un homme de mérite,“ dit le Roi.

„Je ne le crois pas, Sire! il ne vous a pas fait grand mal.“

„Il m'a pris quelquefois des magaſins“. —

„Et laiſſé quelquefois échapper Vos Généraux.“

„Mais je ne l'ai jamais battu.“ —

„Il ne s'aprochoit jamais aſſez pour cela, et j'ai toujours cru, que Votre Majeſté ne paroiſſoit en faire du cas, que pour que l'on eut de la confiance en lui, et qu'on lui donnât des corps plus forts dont Elle auroit tiré bon parti.“

„Savez-vous qui m'a appris le peu que je ſais? „C'eſt votre ancien Maréchal Traun †). — Voilà „un homme cela! Vous parliez tantôt des François; ſont-ils des progrès?"

„Oh non, Sire! c'eſt pis que jamais — on veut qu'ils ne ſoient pas ce qu'ils ſont, et on veut qu'ils ſoient ce qu'ils ne peuvent être."

„Mais quoi?"

---

†) Der Feldmarſchal Traun kommandirte im Feldzuge 1744 eigentlich die öſtreichiſche Armee am Rhein und in Böhmen, wozu der Prinz Karl von Lothringen nur den Namen hergab. Der König ließ der Klugheit dieſes Feldherrn ſchon in ſeiner Hiſtoire de mon tems Gerechtigkeit wiederfahren. (S. Oeuvres poſth. de Fr. II, T. II. S. 21.) Er ſagt von ihm (S. 143): „La Conduite de Mr. de Traun „eſt un modèle de perfection que tout militaire „qui aime ſon métier doit étudier, pour l'imiter s'il „en a les talens. Le Roi eſt convenu lui-même „qu'il régardoit cette campagne (de 1744) comme „ſon école dans l'art de la guerre, et Mr. de Traun „comme ſon précepteur." Und noch im ſiebenjährigen Kriege ſchrieb er in ſeiner Epitre ſur le Haſard (S. Oeuvres poſth. de Fr. II. T. VII. S. 200.)

Un vieux Sertorius de l'école d'Eugène
Pour traverſer mes voeux fut envoyé de Vienne.
Tout ce que peut fournir l'expérience et l'art,
Fut employé par lui pour fixer le haſard.

„Diſciplinés! L'étoient ils du tems de Mr. de Turenne?“

„Oh! ce n'eſt pas cela, ils ne l'étoient pas du „tems de Mr. de Vendome et n'en gagnoient pas „moins des batailles; mais on veut qu'ils ſoient vos „ſinges et les nôtres, et cela ne leur va pas.“

„C'eſt ce qui me ſemble: ce ſont des gens qui veulent chanter ſans ſavoir la muſique.“

„Oh! cela eſt bien vrai, mais qu'on leur laiſſe „leurs ſons naturels, j'aime aſſez les voix champêtres. — Par exemple, qu'on profite de leur „valeur, de leur légèreté et de leurs defauts mêmes; je crois que leur brave confuſion en pourroit mettre dans l'ennemi.“

„Mais oui ſans doute — qu'on les faſſe ſoutenir — je le crois, Sire! — par les Suiſſes et les Allemands.“

„C'eſt une brave et aimable nation qu'il eſt „impoſſible de ne pas aimer; mais mon Dieu! „qu'ont ils fait de leurs gens de lettres? Quelle „différence de ton parmi eux? Voltaire en avoit „un excellent, par exemple. D'Alembert, que j'eſtime à bien des égards, fait trop de bruit et „veut faire trôp d'effet dans la ſociété; etoit-ce les „gens de lettres qui donnoient de la grace à la

„cour de Louis XIV., ou la recevoient-ils de „tant de gens aimables qui la compoſoient? Di„tes-moi, je vous prie, n'y a-t-il donc plus per„ſonne à citer?“

Cela me fit rire. Le Roi me demanda pourquoi? Je lui dis qu'il me faiſoit penſer au *Ruſſe à Paris*, †) cette charmante petite pièce de vers de

---

†) Ein niedliches Gedicht Voltairens in Form eines Geſprächs zwiſchen einem Pariſer und einem Ruſſen. (S. Oeuvres de Voltaire Ed. de Goth[illegible] T. XIV. S. 154) Der Pariſer zeigt dem Ruſſen, [illegible]ach Paris kommt um ſich zu unterrichten, mit der feinſten Satire, wie viel Thorheiten in Paris damals (1760) für wichtig gehalten wurden, und wie viel mittelmäßige Köpfe damals die Aufmerkſamkeit dieſer großen Stadt theilten. Der Ruſſe ſagt unter andern:

Je vous entends aſſez; mais parlons ſans detour;
Votre nuit eſt venue, après le plus beau jour.
Il en eſt des talens comme de la finance.
La diſette aujourd'hui ſuccède à l'abondance.

Die letztern beiden Verſe, wenn ſie 1760 etwa wahr geweſen ſeyn ſollten, möchten auch faſt fürs Jahr 1788 ziemlich gelten können. Im Jahre 1789, da die Finanzen in Frankreich, wie bekannt, ganz in die vortreflichſte Ordnung kommen, wird wohl ohne Zweifel mit den Talenten der Schriftſteller eine gleiche Revolution vorgehen.

Mr. Voltaire, & nous en citames des choſes delicieuſes qui nous firent rire tous les deux.

Il me dit: „J'ai quelquefois entendu parler du „***, quel homme eſt-ce?"

„C'eſt, lui dis-je, un compoſé de vingt ou trente perſonnes: il eſt bon, il eſt dur, il eſt facile, il eſt difficile, il eſt fin, il eſt affable, ambitieux & philoſophe, tour à tour gai et humoriſte, frondeur, gourmand, pareſſeux, noble et crapuleux, l'idôle et l'exemple de la bonne compagnie, n'aimant la mauvaiſe que par un libertinage de tête, que ſes facultés ne font guères deſcendre ailleurs, mais y mettant beaucoup d'amour propre, généreux, éloquent, le plus beau, le plus majeſtueux des hommes avec une manière et un ſtile à lui, bon ami, franc, aimable, inſtruit, aimant Montaigue et Rabelais, tenant un peu de Mr. de Vendome et du grand Condé, voulant jouer un rôle, mais n'ayant pas aſſez de tenue dans l'eſprit, voulant être craint et n'étant qu'aimé, croyant mener le Parlement et être un Duc de Beaufort pour le peuple, peu conſidéré de l'un et peu connu de l'autre, propre à tout et capable de rien. Cela eſt ſi vrai, ajoutai-je, que ſa mère diſoit un jour de lui: Mon fils a bien de l'eſprit, oh! il en a beaucoup, on en voit d'abord une grande étendue; mais il eſt en Obélisque, il va toujours en diminuant à meſure qu'il s'élève et finit par une pointe comme un clocher."

Ce portrait parut l'amuſer. Il falloit le tenir par quelque détail un peu piquant, ſans cela il vous échappoit et ne vous donnoit plus le tems de parler; mais des prémiers mots aſſez vagues pour l'ordinaire d'une converſation quelconque, il trouvoit moyen de la rendre intéreſſante. Même ce qu'on diſoit de la pluïe & du beau tems devenoit tout de ſuite quelque choſe de ſublime — et jamais on n'entendit de lui quelque choſe de vulgaire; il annobliſſoit tout, et des exemples des Grecs, des Romains ou des Généraux modernes venoient bientôt diſſiper tout ce qui chez un autre ſeroit reſté trivial ou commun.

A propos de la pluïe, par exemple: „En avez-„vous jamais vu une comme celle d'hier! Les bons „Catholiques de chez vous diront: Voilà ce que „c'eſt que d'avoir un homme ſans religion parmi „nous! Qu'eſt-ce que nous faiſons de ce maudit „Roi, tout au moins luthérien! Car je crois réel„lement que je vous porte guignon. Vos Sol

,,dats auront dit: La paix eſt faite, et il faut encore que ce diable d'homme nous incommode."

,,il eſt ſûr que ſi c'eſt Votre Majeſté qui en eſt la cauſe, cela eſt bien mechant; cela n'eſt permis qu'à Dieu qui a toujours de bonnes raiſons pour tout, et Vous avez fait comme lui, qui après avoir fait périr les uns par l'eau, voulut faire périr les autres par le feu. Mais enfin voilà le feu fini, et je ne m'attends pas à en revenir."

,,Je vous demande pardon de vous en avoir ſi ,,ſouvent incommodé, j'en ſuis faché pour toute ,,l'humanité; mais quelle belle guerre d'apprentiſſage? J'ai fait aſſez de fautes pour vous apprendre à vous tous, jeunes gens, à valoir bien ,,mieux que moi. — Mon Dieu! que j'aime vos ,,grenadiers †), comme ils ont bien defilés en ma

---

†) In dem vortreflichen Briefe des Königs, nach der Schlacht bei Kollin an den Lord Marſhall, worin er ſo ruhig von der verlornen Schlacht ſchrieb: „La fortune m' a tourné le dos ce jour ,,là; je devais m'y attendre: elle eſt femme et ,,je ne ſuis pas galant, elle prend partie pour les dames qui me font la guerre;" ſagt er auch von den öſtreichiſchen Grenadieren: „Les grenadiers autrichiens ſont une troupe admirable: cent com-,,pagnies

„préſence! Si le Dieu Mars vouloit léver une garde pour ſa perſonne, je lui conſeillerois de les „prendre ſans choiſir."

„Si Votre Majeſté et l'Empereur unis, comme ils le ſont à préſent, vouloient . . . . — je crois que le reſte de l'Europe auroit mauvais jeu."

„Savez-vous que j'ai été bien content de l'Empereur hier au ſoir à ſouper! Avez-vous entendu ce qu'il m'a dit de la liberté de la preſſe „et de la gène des conſciences? Il y aura bien de „la différence de lui à tous ſes bons ancêtres, des „ignorans, des ſuperſtitieux, des tyrans d'opinions."

„Je ſuis perſuadé, qu'il n'aura des préjugés ſur rien, et que Votre Majeſté eſt pour lui un grand livre d'Inſtruction — Il a deſaprouvé fort finement hier, ſans faire ſemblant de rien, la ridicule cenſure de Vienne, le trop d'attachement de ſa Mère, ſans la nommer, à de certaines choſes, qui ne ſont que des hypocrites." —

„Mais

„pagnies defendaient une hauteur que ma meilleure „infanterie ne put emporter."

„Mais à propos de cela, Elle doit vous deteſter „cette Imperatrice?"

„Eh bien, point du tout; elle m'a grond quelquefois, même aſſez naturellement, de mes égaremens; elle me plaint et croit que j'en reviendrai. Elle me diſoit, il y a quelque tems: Je ne ſais comment vous faites, vous étiez l'ami intime du Père Griffet †); l'Evêque de Neuſtadt ††) m'a toujours dit du bien de vous; l'Archevêque de Maline auſſi, et le Cardinal *) vous aime aſſez."

Que ne puis-je me reſſouvenir de cent choſes lumineuſes qui lui échappèrent dans cette converſation, qui dura jusqu'à ce que le trompette du quartier-général nous annonça, qu'on avoit ſervi. Le Roi alla ſe mettre à table, et ce fut, je crois, ce jour-là qu'on demanda, pourquoi Mr. de Laudon n'étoit pas encore arrivé et qu'il dit:

---

†) Ein Jeſuit, der am Kaiſerl. Hofe etwas galt.

††) Der P. Kerens S. I. Er war vorher Rektor des Thereſianum, und erhielt darauf dieſes Biſchofsthum.

*) Der Kardinal Migazzi.

„C'eſt contre ſon ordinaire; autrefois il arri„voit ſouvent avant moi; permettez qu'il ait cette „place à coté de moi, car j'aime mieux l'avoir à „mes cotés que vis-à-vis."

Un autre jour les manœuvres ayant fini de bonne heure, il y eut concert chez l'Empereur. Malgré le gout du Roi pour la muſique †) il daigna me donner la préférence et vint auprès de moi m'enchanter par la magie de ſa converſation et les traits brillants, gais et hardis, qui la caractériſent.

Il me dit, de lui nommer les Officiers Généraux et particuliers qui étoient là, et de lui dire ceux qui avoient ſervi ſous le Maréchal Traun; „car enfin," me dit-il, ainſi que je crois vous l'avoir deja raconté, „c'eſt mon maitre, il me corrigeoit des fautes que je faiſois."

---

†) Es iſt gar kein Zweifel, daß die ſo intereſſante Konverſation des Fürſten v. Ligne die hauptſächliche Urſache war, daß der König nicht auf die Muſik hörte. Aber der König hatte überhaupt ſeinen ihm eignen Geſchmack in der Muſik, und konnte Muſik anderer Art nicht wohl leiden, beſonders neue italiäniſche Muſik, allzuleere Harmonieen, und Künſteleyen auf der Violine. Nach ſeiner Zurückkunft von Neuſtadt, ließ er ſich in vertrauter Konverſation über die Wahl der damaligen Muſik einigemal heraus, daß ſie ihm nicht gefallen hätte.

„Votre Majeſté fut bien ingrate, car Elle ne lui paya pas ſes leçons. Pour que cela ſut ainſi, il falloit au moins ſe faire battre par lui, et je ne me reſſouviens pas de cela."

„Je n'ai pas été battu, parceque je ne me ſuis pas battu. C'eſt ainſi que les plus grands Généraux ſe ſont fait ſouvent la guerre; on n'a qu'à voir les deux Campagnes de 1673 et 75 de Mr. Montecuculi et Mr. de Turenne, il n'y a pas de différence de Traun au premier, mais qu'elle eſt grande, bon Dieu! de l'autre à moi!

Je lui montrai le Comte Alton qui avoit été Adjutant général, et le Comte de Pelegrini; il me demanda à deux fois, qui c'étoit, et où il étoit et me dit qu'il avoit la vue ſi baſſe, que je devois le lui pardonner.

„Mais cependant, Sire! lui dis je, à la guerre vous l'aviez bien bonne, et ſi je m'en ſouviens bien, fort étendue."

„Ce n'eſt pas moi," me repondit le Roi, „c'étoit ma lunette."

„En vérité, lui dis-je, j'aurois bien voulu la trouver; mais je crains bien, qu'elle n'eut pas été mieux à mes yeux, que le ſabre de Scanderbeg aux bras des autres.

— — —

— — —

Le Roi par galenterie s'étoit mis en blanc †) ainſi que ſa ſuite, pour ne pas nous apporter le bleu que nous avions tant vu à la guerre, et avoit l'air d'être de notre Armée et de la ſuite de l'Empereur. Le Roi prenoit beaucoup de tabac d'Eſpagne; comme il nettoyoit ſon habit du mieux qu'il pouvoit, il me dit: „Je ne ſuis pas aſſez „propre pour vous, Meſſieurs, je ne ſuis pas „digne de porter vos couleurs.“

Cela me fit croire, qu'il les faſſroit encore par la poudre à canon, quand l'occaſion s'en préſenteroit.

— — —

— — —

Der

---

†) Der König und die Prinzen und Generale ſeines Gefolges trugen weiſſe Kleider mit Silber geſtickt, die Offiziere des Gefolges ſimple weiſſe Kleider. Seinen Bedienten hatte der König graue Kleider mit Orangefutter gegeben.

Univ. Bibl.
München

Der Fürſt von Ligne erzählt nun, daß im Jahre 1779 der König ihn eingeladen hatte, nach Berlin zu kommen, daß er im Frühlinge 1779 ſich vom Könige die Erlaubniß dazu ausgebeten habe, und daß der König Ihm darauf, um ihn nicht zu verfehlen, drey allerliebſte Briefe von Potsdam nach Wien, Dresden und Berlin geſchrieben habe. Er erzählt ferner, daß Er nebſt ſeinem Hrn Sohne dem Prinzen Karl †) und einem Hrn. Delille ††) ei-

---

†) Derſelbe war damals Lieutenant in kaiſerl. Dienſten, und iſt jetzt Oberſtlieutenant.

††) Dieſer Abbé Delille (nicht der Abbé De l'Isle, der durch ſchöne Gedichte bekannt iſt) iſt ein mittelmäßiger franzöſiſcher Autor, der ein ſehr mittelmäßiges Buch la Philoſophie de la Nature geſchrieben hat. (S. Oeuvres poſth. de Fr. II. T. XI. S. 257. Er war wegen deſſelben vom Chatelet und Parlement zu Paris untoleranterweiſe verfolgt worden, und verdiente in ſo fern Mitleiden und Unterſtützung. Er hatte ſich zu Voltairen, dem Beſchützer der Unglücklichen begeben, und blieb auch daſelbſt bis zu deſſen Tode. d'Alembert empfohl ihn im J. 1777 dem Könige, (Oeuvres de Fr. II. T. XV S. 63); der König aber ſchlug es ab: zu einer Zeit da er auf d'Alembert ungehalten war, weil aus des Königs Briefen an ihn etwas war gedruckt worden. (S. Oeuvres de F. II. T. XI. S. 275.)

nem franzöſiſchen Gelehrten; (der dem Könige nicht gefiel) dem Könige präſentirt worden. Er erzählt ferner, daß Er und ſein Prinz denſelben Tag und die folgenden, beym Könige zur Tafel eingeladen worden, und fähret fort:

C'eſt-là, pendant cinq heures tous les jours, que ſa converſation encyclopédique acheva de m'enchanter. Beaux arts, Guerre, Médicine, Litterature, Réligion, Philoſophie, Morale, Hiſtoire, et Legiſlation paſſoient tour à tour; les beaux ſiècles d'Auguſte et de Louis XIV., la bonne compagnie des Romains, des Grecs et des François, la chevalerie de François I., la franchiſe et la valeur de Henri IV., la rénaiſſance des Lettres et leur révolution depuis Leon X., des anecdotes ſur les gens d'eſprit, d'autres fois leurs inconveniens, les écarts de Voltaire, l'orgueil de Maupertuis, l'hypocondrie du Marquis d'Argens, que le Roi ſe plaiſoit à faire coucher pendant 24 heures, en lui diſant ſeulement qu'il avoit mauvais viſage; que ſais-je enfin, tout ce qu'il y avoit à dire de plus varié et de plus piquant, c'étoit ce qui ſortoit de ſa bouche avec un ſon de voix fort doux, aſſez bas, et auſſi agréable que le mouvement de ſes lèvres, où il avoit une grace inexprimable.

mable. C'eſt ce qui faiſoit, je crois, qu'on ne s'appercevoit pas qu'il fut ainſi que les héros d'Homère, un peu babillard mais ſublime. Cela me fit faire des reflexions ſur les bavards, dont la voix, peut-être le bruit et les geſtes, leur apportent cette réputation, que ne pouvoit avoir un plus grand parleur comme le Roi.

— — —

— — —

Encore me diſois-je à moi-même: il faudra bien que je diſe un mot. Il venoit de Virgile; „Quel grand poëte, Sire! mais quel mauvais jardinier!"

„A qui le dites-vous? N'ai-je pas voulu „planter, ſemer, labourer, bêcher, piocher, les „Georgiques à la main? Mais, Monſieur, me „diſoit mon homme, vous êtes une bête et votre „livre auſſi, ce n'eſt pas ainſi qu'on travaille. Ah, „mon Dieu! quel climat! Croiriez-Vous, que „Dieu ou le Soleil me refuſe tout?— Voyez mes „pauvres orangers, mes oliviers, mes citronniers, tout cela meurt de faim."

„Il n'y a donc que les lauriers qui pouſſent chez Vous, Sire! à ce qu'il me ſemble."

Le Roi me fit une mine charmante; et pour détourner la fadeur par une bêtiſe, j'ajoutai bien vite: „et puis, Sire! trop de grenadiers dans ce pais-ci: cela mange tout." Le Roi ſe mit à rire, parce qu'il n'y a que les bêtiſes qui faſſent rire. †)

— — —

Un jour j'avois tourné mon aſſiette, pour voir de quelle porcellaine elle étoit.

„D'où la croyez-vous?"

„Je la croyois de Saxe, mais au lieu de deux epées, je n'en vois qu'une, qui les vaut bien."

„C'eſt un Sceptre."

„J'en demande pardon à Votre Majeſté, mais il reſſemble ſi fort à une épée qu'on peut bien s'y méprendre" — et en verité cela eſt vrai de toutes les manières. On ſait que c'eſt la marque de la Porcellaine de Berlin.

---

†) Dieß iſt z. B. eine von den Stellen, welche (auch das luſtige Wortſpiel, Grenadiers nicht gerechnet) ihre große Schwierigkeit in der Ueberſetzung haben. Wehe dem, der ſie wörtlich überſetzen wollte!

— — —

— — —

Mr. de Luccheſini, ſans la moindre petite flatterie, faiſoit valoir la converſation du Roi, parcequ'il l'entendoit, parce qu'il eſt parfaitement inſtruit, et étoit auſſi agréable à Sa Majeſté qu'à tout le monde par ſon honnêteté et ſon eſprit. —

— — —

— — —

In einem Geſpräche über verſchiedene öſtreichiſche Generale, die im ſiebenjährigen Kriege gedient haben, kam der König auf folgendes intereſſante Geſpräch:

„Quand je penſe à ces diables de camps de la „Saxe,“ continua le Roi, „ce ſont des citadelles. „Si Mr. de Laſcy avoit commandé à Torgau, il y „auroit été inattaquable; mais je vis bientot de „ſuite, que le camp étoit mal pris. La bonne „réputation des camps donne quelquefois envie „de les eſſayer.“

„Par exemple“ j'en demande pardon à Votre Majeſté, mais j'ai toujours cru, qu'Elle auroit fini par tenter celui de Plauen †) ſi la guerre avoit duré.“

„Oh non, en verité, il n'y avait pas moyen.“

„Votre Majeſté ne croit-Elle pas, qu' avec une bonne batterie ſur la hauteur de Toelzſchen qui nous commandoit, quelques bataillons les uns derrière les autres dans le ravin pendant la nuit, attaquant un quart d'heure avant le jour, et donnant une eſpèce d'aſſaut à notre camp entre Coſchitz et Gitterſee, où j'ai remarqué vingt fois, qu'on pouvoit avoir un front de trois Bataillons en les ſoutenant par d'autres, donnant une allarme générale à tout le front de notre armée — Votre Majeſté ne croit Elle pas, dis-je, qu'Elle auroit emporté cette barrière presqu' inſurmontable, ce boulevard, notre pis-aller? mais au moins notre aſyle?“

---

†) Die Oeſtreicher ſtanden mehrmalen im Plauenſchen Grunde, z. B. im J. 1759. (ſ. v. Tempelhofs Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges, III. Theil S. 354)

„Et votre batterie de Windberg, qui auroit fuſillé mes pauvres bataillons dans le Ravin?“

„Mais, Sire, la nuit?

„Ah! on ne pouvoit manquer perſonne: ce grand fonds depuis Windberg et même Potzchappel eut été une gouttière pour vos boulets qui auroient plu ſur nous. — Vous voyez bien que je ne ſuis pas auſſi brave que vous penſez.“

— — —

— — —

„Savez-vous,“ me dit le Roi un jour, „que j'ai été à votre ſervice? J'ai fait mes premières Armes pour la maiſon d'Autriche.†) Mon Dieu! comme le tems paſſe!“

Il avoit une manière de mettre les mains enſemble en diſant ce *Mon Dieu*, qui lui donnoit tout-à-fait l'air de bon homme et extrêmement doux.

„Savez-vous, que j'ai vu luire les derniers rayons du génie du Prince Eugène?

---

†) Nehmlich, als Er im Jahr 1734 mit 10,000 Mann Brandenburgiſcher Truppen an den Rhein ging.

„C'eſt peutêtre à eux que celui du génie de Votre Majeſté s'eſt allumé?“

„Eh, mon Dieu! qui pourroit valoir le Prince „Eugène?“

„Celui qui vaut mieux, par exemple, quelqu'un qui auroit gagné treize batailles.“

Il prit ſon air modeſte; il eſt aiſé de l'être, quand on eſt en fonds. Il ne fit pas ſemblant de ne pas me comprendre, et me dit:

„Que lorsque la cabale que le Prince Eugène „a toujours eue dans ſon Armée, pendant 40 ans, „contre lui, vouloit lui nuire, elle profitoit du „tems que ſes eſprits aſſez récueillis le matin, „s'étoient un peu diſſipés le ſoir par la fatigue de „la journée, et que c'etoit ainſi qu'on lui avait „fait entreprendre ſa mauvaiſe marche ſur „Mayence. †)“

„Vous

---

*) Einer meiner Freunde, der in der militäriſchen Litteratur ſehr wohl erfahren iſt, hat nicht auffinden können, welchen Marſch der König hier könne gemeint haben. Im Feldzuge 1734, wo der König als Kronprinz bei der Kaiſerl. Armee war, marſchirte der Prinz Eugen nach Mainz; aber das war kein ſchlechter Marſch. Der Verfaſſer der Hiſtoire milit. du Pr. Eugène ſagt: (T. III. p. 353.

ainſi qu'on lui avoit fait entreprendre ſa mauvaiſe marche ſur Mayence". —

„Vous ne m'apprendrez rien, Sire! ſur Votre compte, lui dis-je, je ſais tout ce que Votre Majeſté a fait et même ce qu'Elle a dit. Je puis Lui en raconter de ſon voyage à Strasbourg, de celui en Hollande, de ce qui ſe paſſa dans un bateau.†) — Et à propos de cette campagne ſur le Rhin, un de nos vieux Généraux, que j'ai fait ſouvent parler, comme on lit nos vieux manuſcrits, me raconta, qu'il fut bien étonné de voir un

---

p. 353.) „Le Maréchal d'Asfeld parut d'abord vou„loir aſſiéger Mayence. Le Prince Eugène accourut „pour couvrir cette place, et le Maréchal abandonna „ſon deſſein." Sollte der König ſich wohl verſprochen, und den Marſch gemeint haben, den der Prinz Eugen in dieſem Feldzuge nach Philippsburg that, welche Feſtung vor ſeinen Augen von den Franzoſen weggenommen ward? Er iſt wegen dieſes Marſches getadelt worden, doch ſucht ihn der Verfaſſer der gedachten histoire militaire auch deswegen zu rechtfertigen.

†) Der König that 1755 von Kleve aus, inkognito in Geſellſchaft des Oberſtlieutenants von Balbi, eine Reiſe nach Holland. Daſelbſt lernte er zufälligerweiſe in einer Treckſchuit ſeinen nachherigen Vorleſer, den Herrn von Catt kennen.

un jeune Officier pruſſien qu'il ne connoiſſoit pas, dire à un général du ſeu Roi, qui expédioit ſon ordre et celui du Prince Eugène à la Parole, qui défendoit d'aller au fourage — *Et moi, Monſieur, je vous l'ordonne, fut-ce même ſur l'autel, notre cavallerie en a beſoin; en un mot je le veux!"*

„Vous me voyez trop en beau", dit le Roi, „demandez à ces Meſſieurs, de mes humeurs „et mes caprices, ils vous en diront de belles „ſur mon compte."

— — —

Der Fürſt hatte, bey Gelegenheit, dem Könige **einige luſtige Hiſtörchen und Anekdoten** erzählt, **worüber der König lachte und fragte:**

„Où avez-vous trouvé toutes ces belles choſes là? Cela m'amuſeroit le ſoir plus que la „converſation d'un Docteur de Sorbonne que j'ai „ici et qui tache de me convertir." †) —

„Dans

---

†) Der Abbé du Val du **Peyrau**, (man ſagt, er ſey ehemals ein Karmeliter geweſen) Verfaſſer verſchiedener ſehr mittelmäßigen moraliſchen Schriften, hatte ſich ſchon ſeit 1775 oder 1776 an verſchiedenen Orten in Deutſchland aufgehalten, unter andern, wenn ich nicht irre, in Homburg, wo er eine

Socie-

„Dans une bibliotheque de Bohème, qui m'a deſennuyé pendant deux hyvers.“ —

„Comment donc? deux hyvers en Bohème? „que diable faiſiez-vous là? — y-a-t-il long „tems?“

„Non, Sire! il y a un an ou deux; je m'étois retiré là pour lire à mon aiſe.“

Le Roi ſoûrit, et eut l'air de me ſavoir bon gré de ce que je ne lui nommois pas cette petite guerre de 1778, dont il me ſemble qu'il n'aimoit pas à parler, et voyant bien que c'étoit pendant mes quartiers d'hyver. Il fut auſſi aiſé de cette reticence de ma part à ce ſujet, qu'une autre fois pour Berlin, en me parlant des augmentations qu'il y avoit faites. Comme c'étoit un vieux ſor-

---

Société typographique anlegen wollte. Er kam im Anfange 1779 gleich nach dem einjährigen Baierſchen Kriege nach Potsdam. Er fand beym Könige Eingang, der ihn oft zu ſich kommen ließ, und ſich mit ihm unterredete. Du Val du Peyrau ſuchte Vicarius apoſtolicus in Weſtphalen zu werden; es ward aber aus den Privilegien der Herzöge von Kleve bewieſen, daß ſie dergleichen nicht anzunehmen ſchuldig ſind. Seit 1785 ward er nicht mehr zum Könige gerufen, behielt aber ſeine Penſion. Im Sommer 1787 reiſete er nach Frankreich zurück.

cier qui dévinoit tout, et dont le tact étoit le plus fin qu'il y ait jamais eu, il vit bien, que je ne voulois pas lui dire, que je le trouvai changé depuis que j'y avois été. Je n'avois garde de lui dire, que j'étois un de ceux, qui s'en étoient emparé l'année 1760 ſous les ordres de Mr. de Lascy; c'étoit pour lui avoir parlé de l'autre priſe de Berlin par le Maréchal de Haddick, que le Roi avoit pris Mr. de Ried en guignon.

A propos du Docteur de Sorbonne, avec qui il diſputoit tous les jours:

„Faites-moi avoir un congé pour lui,“ me dit-il une fois.

„Je ne crois pas, lui repondis-je, que ma recommendation et celle de Votre Majeſté puiſſe lui être utile chez nous.“

„Oh non!“ dit [illegible] Roi, „j'écrirai à l'Impératrice de Ruſſie pour ce pauvre diable, car il commence à m'ennuyer. — Mon Dieu, que les Janſéniſtes d'à préſent ſont bêtes! Il ne falloit pas détruire le foyer de leur génie, ce Port-royal, tout exagéré qu'il étoit. — C'eſt qu'il ne faut rien détruire. — Pourquoi a-t-on détruit auſſi les dépoſitaires des graces de Rome et d'Athè-

„nes, ces excellens Profeſſeurs des humanités, les „révérends Pères Jeſuites? — Mais comme mes frè„res, les Rois Très-Catholiques, Très-Chrètiens, „Très Fidèles et Très Apoſtoliques, les ont chaſſés, „moi Très-Hérétique, j'en ramaſſe tant que je „puis, et l'on me fera peutêtre la cour pour „en avoir, et je diſois l'autre jour aux miens: „Un Recteur comme vous, mon Père, je puis „très bien vous vendre 300 écus, vous, révérend „Père provincial 600 écus, ainſi des autres à pro„portion. Quand on n'eſt pas riche, on fait des „ſpéculations."

Faute de mémoire et d'occaſion de voir plus ſouvent le plus grand homme qui ait jamais exiſté, je ſuis obligé de m'arrêter. Il n'y a pas un mot dans tout cela, qui ne ſoit de lui, et ceux qui l'ont vu, réconnoitront ſa manière; c'eſt tout ce que je veux, pour le faire connoitre à ceux qui n'ont pas eu le bonheur de le voir. Ses yeux trop durs dans ſes portraits, mais tendus par le travail du cabinet et les fatigues de la guerre, s'adouciſſaient en écoutant ou racontant un beau trait d'élévation ou de ſenſibilité. Jusqu' à ſa mort et peu de tems encore auparavant, malgré

bien de petites légéretés qu' il a ſu que je m' étois permiſes en parlant ou en écrivant, qu'il n'a ſûrement attribuées qu'à mon devoir, qui étoit oppoſé à ſes intérêts, il a daigné m'honorer des marques de ſon ſouvenir. Il chargeoit ſouvent ſes Miniſtres de Vienne et de Paris de m'en aſſurer.

Je ne crois plus aux tremblemens de terre ni aux éclipſes à la mort de Céſar et de Jéſus-Chriſt, puisqu'on n'en a pas éprouvé à la mort de Frédéric le Grand.

XVII.

Ich beſitze handſchriftlich des ſel. Profeſſor Sulzers Leben, im Oktober 1778 von ihm ſelbſt aufgeſetzt. Er erzählt darin unter andern das Weſentliche einer Unterredung mit dem Könige, der ihn d. 31. Dez. 1777 in Berlin zu ſich rufen ließ. Sie ſcheint mir merkwürdig genug, um ſie meinen Leſern in des ſel. Sulzers eigenen Worten mitzutheilen.

„Nachher ſprach der König viel über das Epi„kuriſche Syſtem der Philoſophie, dem Er nicht

„unabgeneigt ſchien †). Er kam darauf auf die „heutigen Philoſophen in Frankreich, von denen er, „ungeachtet ſeiner Verbindung mit d'Alembert, „keine große Vorſtellung zu haben ſchien. Er „ſagte unter andern: daß dieſe Leute die Menſchen „reformiren wollten, die ſie doch gewiß nicht kenn-

---

†) Es iſt bekannt, daß der König ſeine Neigung zu den philoſophiſchen Grundſätzen des Epikur aus der fleißigen Leſung des Lukrez geſchöpft hatte. Auch d'Argens, der von einigen dieſer Ideen ausging, hatte einigermaßen Ihn darin befeſtigt. Aber ich glaube, ſelbſt die erſte Erziehung des Königs, und die partikulariſtiſchen theologiſchen Prinzipien, die man Ihm in ſeiner Jugend einflößte, und von denen er nachher zurückkam, hatten Theil daran. Vielleicht kann ich das einmal künftig mehr ausführen. Dieſer außerordentliche Mann las in dem ſo ſorgenvollen Feldzuge 1761, zu ſeiner Erholung, des Bernier abregé de la philoſophie de Gaſſendi, welches doch aus acht Bänden beſteht, dachte darüber viel nach, und korreſpondirte mit ſeinem Freunde d'Argens über die epikuriſchen philoſophiſchen Sätze. Er ſchreibt ſcherzhaft an denſelben über dieſe weitläuftige philoſophiſche Lektur: „Je me ſuis preſſé de finir, de „crainte que ce Laudon, qui n'eſt aſſurément pas „philoſophe, n'interrompît groſſierement mes étu„des! Welch ein großer Mann war es, der in ſolcher Lage ſich ſo beſchäftigen konnte!

„ten; daß ſie von dem kleinen ſehr eingeſchränkten „Zirkel ihrer Bekanntſchaft auf die Menſchen „überhaupt Schlüſſe machten, die nothwendig ſehr „einſeitig ſeyn müßten; u. ſ. w.“

„Nach mancherley die Philoſophie betreffenden „Materien kam die Unterredung auch auf die Religion. Als Se. Maj. unter andern ſagten: daß „man in dem Unſinn ſo weit gegangen, d'admettre „un Dieu, qui en a fait un ſecond, et que ces deux „enſemble en ont produit un troiſième u. ſ. w. „nahm ich mir die Freyheit zu ſagen: daß gegenwärtig die vornehmſten Theologen, beſonders „einige der angeſehenſten Geiſtlichen in Berlin, „dergleichen nicht mehr vorbringen, daß überhaupt die chriſtliche Lehre, ſo wie ſie jetzt von den „im größten Rufe ſtehenden Predigern in Berlin „vorgetragen werde, eine ganz andere Geſtalt „habe, als ſie zu den Zeiten, da Se. Maj. in der „Religion unterrichtet worden, gehabt u.ſ.w. Unter „andern ſagte ich auch, daß der Propſt Spalding „ein eigenes mit großem Beifalle aufgenommenes „Werk geſchrieben habe, worin er den Geiſtlichen „die ſtolze Vorſtellung, daß ſie unmittelbar einen „göttlichen Beruf als Prieſter Gottes hätten, zu „benehmen ſuche, und ihnen vorſtelle, daß ihr

„Beruf, als bloß politiſch betrachtet, dem zu „Folge ſie das Volk über alle Pflichten unterrichten und zu Befolgung derſelben vermahnen ſollten, edel genug ſey u.ſ.w. Worauf der König ſagte: „Cela eſt très bien, et je ſuis le premier à reſpecter „cela †). Se. Majeſtät ſetzten hinzu: die Einbildung der Geiſtlichen von einem unmittelbaren „göttlichen Beruf ſey eben ſo ungereimt, als das „Vorgeben, womit man den Suveränen ſchmeichelte, daß ſie das Ebenbild Gottes auf Erden „wären."

„Hier ſagte der König etwas, das mich ſehr „rührte, und das ich deswegen für merkwürdig „genug halte, von Wort zu Wort hier anzuführen: „Voyez-vous, ſagte er in einem ſehr ernſthaften „und nachdrücklichen Tone, ſi je réuſſirais à rendre tous mes ſujets parfaitement heureux, je „n'aurais operé que ſur une très petite partie de ce „globe, lequel n'eſt qu'une partie infiniment petite de l'Univers. Comment oſerais-je me comparer à cet Etre qui gouverne et tient en ordre

---

†) Das iſt ſehr gut, und ich bin der erſte, dieſes zu reſpektiren.

„cet immense Univers †)? Ich denke, daß wenig „Könige eines ſolchen Gedankens fähig ſind.

„Der Herr von Catt ſagte mir hernach, daß „er den König in langer Zeit nicht ſo aufgeräumt „geſehen habe. In der That war Er in einem „hohen Grad herablaſſend und höchſt aufgeräumt; „erzählte gelegentlich allerhand Anekdoten, inſonderheit von dem verſtorbenen Baron von Pöllnitz „und ſeinen Religionsänderungen, wobey Se. „Maj ſich herablieſſen, ſeine Heucheleyen durch „Ton und Gebärden auf das lebhafteſte nachzuahmen. Er ſprach überhaupt mit großer Verachtung von dieſem Manne."

„Nach dieſer Audienz zu urtheilen, würde ich „das Urtheil von ganzem Herzen unterſchreiben, das „Voltaire ehedem vom Könige gegen jemanden äußerte: que le Roi de Prusse étoit le plus poli et le

---

†) Wenn es mir gelänge, alle meine Unterthanen vollkommen glücklich zu machen, ſo würde ich nur auf einen ſehr kleinen Theil dieſer Erdkugel gewirkt haben, die nur ein unendlich kleiner Theil des Weltalls iſt. Wie könnte ich denn mich unterſtehen, mich dem Weſen zu vergleichen, welches dieſes unermeßliche Weltall regiert und in Ordnung erhält?

„plus ſpirituel de tous les hommes †).“ Ich glaube „auch überhaupt, nachdem ich alle Aufmerkſamkeit „auf jedes Wort, jeden Ton, und jede Gebärde dieſes „gewiß außerordentlichen Fürſten verwendet, bemerkt „zu haben, daß die Anlage ſeines Charakters „in Anſehung des Geiſtes und Herzens ganz vortreflich „ſey, und daß dasjenige, was etwa an Ihm „auszuſetzen wäre, wirklich zufällige und vorübergehende „Unvollkommenheiten ſind.“

XVIII.

Das was der König zu Sulzern darüber ſagte, daß man den Königen ſchmeichele, ſie wären Ebenbilder Gottes auf Erden, erinnert mich an einen luſtigen Einfall des Königs darüber. Als einmal an der Königl. Tafel auch hievon mit d'Argens die Rede war, ſagte der König: On parle „tant de ce, que nous autres Rois ſont l'Image de „Dieu ſur la terre. Sur ce je me ſuis regardé dans „le miroir, et j'ai dit: Tant pis pour Dieu ſi je „lui reſſemble. ††) Man ſehe hierüber auch des

---

†) Daß der König von Preuſſen der höflichſte und geiſtvolleſte Mann ſey.

††) Man ſpricht ſo viel davon, daß wir Könige das Ebenbild Gottes auf Erden wären. Darauf habe ich

Königs Gedanken in einem Briefe an d'Alembert in den Oeuvres posthumes de Fr. II. T. XIII. S. 19. und d'Alemberts Antwort, im T. XV. S. 230. — d'Argens.

XIX.

Als der König im December 1740 plötzlich in Schleſien einrückte, konnten die weit entlegenen Regimenter erſt im folgenden Frühlinge zur Armee kommen. Die beiden Kavallerieregimenter Geßler und Buddenbrock langten in den erſten Tagen des Aprils zu Ohlau an, bis dahin nur die ihnen vom Könige vorgeſchriebene Marſchroute ging. Weil ſie keine weitere Ordre daſelbſt antrafen, ſo wurden zwey Officiere: vom Regimente v. Geßler, der Lieutenant v. Korf, und vom Reg. Buddenbrock, der Lieutenant Schach v. Wittenau †) deshalb zum Könige geſchickt. Der König gab Ordre, daß die Regimenter über Roſenhayn,

---

ich mich im Spiegel beſehen, und mußte ſagen: Deſto ſchlimmer für Gott, wenn ich ihm gleiche.

†) Indem der König dieſem Officiere die Diſpoſition des Marſches in die Schreibtafel diktirte, ſchlug dieſer jedesmal, ſo bald er ein paar Zeilen geſchrieben hatte, ein paar Seiten über, kehrte die Schreibtafel um, und ſchrieb dann weiter. Der König bemerkte es, und fragte, warum er das

hayn, Hennersdorf u. ſ. w. zu ihm marſchiren ſollten. Unterdeſſen rückten die Feinde von Neiſſe über Grotkau ſchon ſo ſchnell zwiſchen des Königs Armee und Ohlau, daß als dieſe Officiere zu ihren Regimentern reiten wollten, ſie nicht mehr durchkommen konnten. Sie kehrten alſo zum Könige zurück, und mußten bey Oppeln über die Oder gehen, ſo daß ſie einen Umweg von ſieben Meilen zu nehmen hatten, um nach Ohlau zurück zu gelangen, wo ſie den [illegible] April ankamen. Die beiden Regimenter marſchirten alſo den 9ten früh aus Ohlau und kamen Mittags nach Hennersdorf (einem großen Dorfe, das über eine halbe Viertelmeile lang iſt, dergleichen lange Dörfer es in Schleſien mehrere giebt), wo ſie ſich einquartirten. Es war eben Oſterfeſt. Die proteſtantiſchen Einwohner dieſes Dorfs nahmen die Preuſſen gut auf, und dieſe lieſſen ſichs wohl ſeyn. Dieſe Truppen waren noch nicht im Kriege geweſen. Es ward alſo keine von den gewöhnlichen im Kriege gebräuchlichen Vorſichten

genom-

das thue? — Damit, wenn ich, antwortete er, gefangen werden ſollte, der Feind nicht die Ordre verſtehen kann — Der König lobte ſehr dieſe Vorſicht.

genommen; man ſtellte nicht einmal Feldwachen aus, und dachte nicht daran, ob der Feind nahe oder fern ſey. Plötzlich kam ein Krämer, der ins Lager bey Brieg †) hatte reiſen wollen, mit großem Geſchrey und Klagen ins Dorf, daß er von den öſtreichiſchen Huſaren völlig ſey ausgeplündert worden und alle ſeine Habſeligkeiten verloren habe. Man fragte ihn: Wo? und er ſagte: Nicht weit hinter dem vor dem Dorfe gelegenen Berge, wo eine große Kolonne marſchire. Man wollte es erſt nicht glauben. Indeſſen ritten doch einige Offiziere aus Neugierde auf den Berg, um zu ſehen was vorginge; und ſahen mit Erſtaunen, daß dicht unter demſelben wenigſtens 8000 Mann anrückten. Nun ließ man in der größten Geſchwindigkeit ſatteln, aufſitzen und zuſammenrücken, und eilte auf dem Wege woher man gekommen war, zurück. Die Oeſtreicher waren ſo nahe, und auch ſo ſorglos, daß, als eben die letzten Züge von den Preußen aus dem einen Ende des Dorfs herauszogen, ſchon die öſtreichiſchen Furierſchützen an dem andern Ende, ganz ruhig einrückten, um

---

†) Brieg ward damals von dem preußiſchen Genera Kleiſt mit einem kleinen Korps blokirt.

Quartier zu machen, und daß niemand von ihnen daran dachte, die Preuſſen zu verfolgen, welche, obgleich ſchnell, doch ganz ungeſtört, gegen Abend wieder in Ohlau ankamen.

In Ohlau blieben die beiden Regimenter bis den 10ten Mittags, ungewiß welchen Weg ſie nehmen ſollten, um zu des Königs Armee zu kommen. Um zwey Uhr hörten ſie plötzlich ein ſtarkes Feuern ſowohl aus dem groben Geſchütz als aus dem kleinen Gewehre, und ſchloſſen gleich, daß es von einer Schlacht ſey. Sie bedachten ſich nicht lange, um wo möglich noch dabey zu ſeyn. Beide Regimenter ſaßen ſogleich auf, nebſt zwey Schwadronen von den Schulenburgiſchen Grenadiers à Cheval und vier Schwadronen von Baireuth, welche ſie in Ohlau vorgefunden hatten, und marſchirten aufs eiligſte nach der Gegend, wo ſie das Schießen hörten, über Frauenhayn, jenſeits des Laugwitzer Waſſers, nach Molwitz zu. Sie hatten aber von Hennersdorf und Frauenhayn ein enges Defile, zu paſſiren, ſo daß nur drey oder vier Mann nebeneinander marſchiren konnten. Dieß hatte eine doppelte Folge: Erſtlich ward der Marſch dadurch ſehr aufgehalten, ſo daß der Anfang dieſer langen Kolonne erſt gegen Abend die Gegend von Kleinjänkwitz erreichen konnte. Zweytens, als dieſe Truppen von den Oeſtreichern erblickt wurden, ſo hielten ſie dieſelben, wegen der ſehr großen Länge des Marſches für ſehr viel zahlreicher, als ſie wirklich waren, und vermuthlich für die Avantgarde des Korps des Herzogs von Holſtein, der mit ſieben Bataillonen und vier Schwadronen zu Strehlen ſtand. Sie glaubten auf alle Weiſe, dieſe ſo unvermuthet erſcheinende Kavallerie wäre ein Korps, welches ausdrücklich abgeſchickt worden, um ihnen in den Rücken zu kommen. Sie ſendeten daher Huſaren ab, welche dieſe ſechzehn Schwadronen beim Ausgang des Defile' durch Scharmuziren aufhielten,†) und wahrſcheinlich erleichterte die unvermuthete Erſcheinung dieſer preuſſiſchen Kavallerie den Angriff des Feldmarſchalls **Schwerin** auf den öſtreichiſchen rechten Flügel. Die Oeſtreicher zogen ſich über das Laugwitzer Waſſer, (das zwar nur klein iſt, aber deſſen Ufer ſehr moraſtig ſind) geſchwinder zurück, als ſie ſonſt würden gethan haben, weil ſie befürchteten, daß dieſe Kavallerie ſonſt die Brücke bey

---

†) Der König führt dies an, in der Hiſt. de mon tems. T. I. S. 164.

Laugwitz beſetzen, ſie im Rücken angreifen und ihnen den Rückzug über dieß Waſſer ganz abſchneiden würde.

So manche wichtige Begebenheiten entſtehen aus geringfügigen Urſachen. Es iſt offenbar: wenn die öſtreichſchen Huſaren nicht den nach Brieg reiſenden Krämer geplündert hätten, ſo würden ſie bey ihrer Ankunft in Hennersdorf die beiden preußiſchen Kavallerieregimenter ganz unvorbereitet angetroffen und ſie wahrſcheinlich völlig aufgehoben haben. Wären überhaupt dieſe beiden Kavallerieregimenter nicht von ohngefähr bey Hennersdorf auf die öſtreichſche Kolonne geſtoßen und dadurch genöthigt worden, wieder nach Ohlau zurück zu marſchiren, ſo hätten ſie freilich noch zeitig genug bey der Armee ankommen können, um mit zu attakiren. Vielleicht leiſteten ſie aber einen größern Dienſt, da ſie durch dieſen Zufall, erſt gegen das Ende der Schlacht im Rücken des Feindes erſchienen, als ſelbſt wenn ſie vom Anfange an die Attake mit gemacht hätten. Ihre Gefangennehmung würde immer ein ſehr großer Schaden geweſen ſeyn, und wenn vollends, wie es wahrſcheinlich iſt, ihre unvermuthete Erſcheinung im Rücken des Feindes, zum vortheilhaften Ausgange der Schlacht von Molwitz, wodurch zuerſt der Beſitz von Schleſien befeſtigt ward, etwas weſentliches beytrug; ſo war der geplünderte Krämer, durch deſſen Geſchrey ſie auf die Beine gebracht und nach Ohlau zurück geſprengt wurden, in Rückſicht dieſes Geſchreyes ein ſehr wichtiger Mann. —*

XX.

Es wird vielen unbekannt ſeyn, daß König Friedrich Wilhelm I. ein Liebhaber der Muſik nach ſeiner Art war, daß er einen Kapellmeiſter und eine Art von Hofkapelle hatte. Er ließ dieſelbe oft in ſeinen Zimmern muſiciren, aber nur mit blaſenden Inſtrumenten. Schon unter König Friedrich I. war 1706 die Anordnung gemacht worden, daß das erſte Chor Hautboiſten von der Königl. Leibgarde der damaligen Hofkapelle einverleibt wurde †). Sie ſpielten in allen Koncerten bey Hofe mit; es ward daher dafür geſorgt, daß in dieſem Chor immer gute Virtuoſen waren. Als König Friedrich Wilhelm I. zur Regierung kam, ſo dankte er die ganze Kapelle ab, und behielt nur einen einzigen Muſiker, Namens Gottfried Pepuſch †), den er dem erſten Chor der Haut-

---

†) Durch eine beſondere Verorduung, vermöge welcher ſie auch von den Märſchen diſpenſirt wurden. Dieſe Verorduung iſt im Königl. Archive befindlich, wo ich mehrere, zum Theil intereſſante Nachrichten, von dem ehemaligen Zuſtande der Muſik an den Höfen der vorigen Regenten aufgeſucht und geſammelt habe.

---

†) Er war ein Bruder des in England bekannten Komponiſten dieſes Namens. Unter Friedrich I. ſtand er ſchon 1706 in der Hofkapelle bey der erſten Violine. Er verlor ſeine Stelle nachher wegen Händel mit dem Koncertmeiſter **Volumier**, ward er aber 1710, durch die Empfehlung der Gemahlinn K. Friedrich Wilhelms I als Kronprinzen, einer Liebhaberinn der Muſik, wieder in die Kapelle aufgenommen. Er war ein guter Komponiſt, nach damaliger Art, auf verſchiedenen Inſtrumenten, und verfertigte auch die Tanzmuſik zu einigen Balletten bey den damaligen Opern, worüber auch die Verdrüßlichkeit mit dem Koncertmeiſter Volumier zuerſt entſtand. **Volumier** von Geburt ein Franzoſe, hatte als Komponiſt kein Talent, war aber ein treflicher Violinſpieler und Koncertmeiſter. Er ging 1713 von Berlin als Koncertmeiſter nach Dresden. Er hatte eine feine Unterſcheidungskraft für die Wahl der Stücke, und die größte Sorgfalt für die Genauigkeit in der Ausführung. Die Inſtrumentalſtücke, welche bey Hofe oder öffentlich ſollten aufgeführt werden, ließ er jederzeit vorher von

Hautboiſten ſeines großen Regiments zum Kapellmeiſter vorſetzte. Wenn Er in Potsdam war, ſo hatte Er, beſonders im Herbſt und Winter, des Abends wöchentlich einigemal Muſik in ſeinen Zimmern, die oft einige Stunden dauerte. Er liebte

beſon-

---

von der ganzen Kapelle einigemal probiren. Diejenigen Stücke, die Wirkung thaten, legte er in einem großen Muſikſchrank in Ordnung, ſo daß über jedem Fache der Namen des Komponiſten mit großen Buchſtaben angeſchrieben war, von welchem Kompoſitionen in dem Fache lagen. Dieſe Stücke wurden von Zeit zu Zeit bey Hofe aufgeführt. Für diejenigen Stücke aber, die nach einigen Proben nicht gefielen, hatte er unten im Schranke einige große Fächer, über welche TRES MAUVAIS geſchrieben war. Dieſe blieben dann liegen, und wurden nie aufgeführt. Als nach ſeinem Tode in Dresden ſeine Muſikalien ſollten verkauft werden, beſah ein polniſcher Tonkünſtler dieſelben, und bewunderte aus den angeſchriebenen Namen den großen Vorrath von Werken ſo vieler berühmten Meiſter. Auch die Ueberſchrift der unterſten Fächer hielt er für den Namen eines Muſikers, und ſagte ganz treuherzig: „Es iſt wahr, der Tresmauvais „hat doch erſchrecklich viel komponirt!“ Große Wahrheit! die auch jetzt noch einleuchten würde, wenn ein Kenner die große Menge jetziger gedruckter und geſtochener Muſikalien auf Volumiers Art rangiren wollte.

beſonders die Händelſche Muſik †), inſonderheit deſſen Opern, wovon nur die Arien und Chöre — aber nicht geſungen, ſondern auf Hoboen geſpielt wurden. Seine Lieblingsmuſik waren die beiden Opern Aleſſandro und Siroë von Händel, deren Arien und Chöre mehr als hundertmal vor ihm ſind durchgeſpielt worden. Die Art dieſer Aufführung war, daß die Hautboiſten und ihr Kapellmeiſter, mit den gehörigen Pulten und Lichtern, an dem einen Ende eines langen Saales ſtanden, an deſſen anderem Ende der König ganz allein ſaß. Zuweilen geſchah es auch wohl, (da er ohnedieß gegen Abend etwas zu ſchlummern gewohnt war), daß er, (gewöhnlich wenn er Mittags gut gegeſſen, und nach damaliger Art ſtark getrunken hatte) während der Muſik einſchlief. Aber man konnte ihm doch nicht trauen. Denn

---

†) Hingegen mochte er von Telemanns Muſik nicht leicht etwas hören. Wenige Stücke waren ausgenommen, unter andern die Waſſer-Ouvertüre. Der Widerwille gegen Telemann ſoll daher gekommen ſeyn, weil dieſer Poeſien von Erdmann Neumeiſter komponirte, der heftig gegen die Reformirten predigte, und den der König daher κατ' ἐξοχὴν den Pfaffen nannte.

oft überſchlugen die Muſiker, wenn ſie merkten, daß er die Augen eine Zeitlang geſchloſſen hatte, einige Arien, um geſchwinder fertig zu werden. Ehe ſie ſichs aber vermutheten, rief er wohl: „Ihr laßt ja was aus!“ Ja er rief wohl: „Da fehlt die Arie —“ und ſang den Anfang des Thema vor. So gut waren ihm beſonders die Händelſchen Opern im Sinne. Wenn er es aber nicht merkte, ſo pflegten die Muſiker den Schlußchor recht ſtark und vollſtimmig zu ſpielen, daß der König aufwachen mußte. Wenn er dann weiter nichts zu muſiciren befahl, ſo war die Muſik geendigt. Dünkte ihm aber beym Aufwachen, die Muſik hätte nicht lange genug gedauert, ſo befahl er wohl, die ſchon geſpielte Oper noch einmal durchzuſpielen, und alsdann trauten ſie ſich nicht recht, etwas auszulaſſen.

Mehrentheils pflegte der König zu befehlen, welche Oper von Handel oder welche andere Stücke ſollten gemacht werden. Wenn dieß nicht geſchah, ſo hing die Wahl der Stücke von dem Kapellmeiſter Pepuſch ab, welcher alsdann auch wohl von ſeinen eignen Kompoſitionen etwas aufführte. Dabey war der König immer ſehr aufmerkſam; und wenn ein Stück neu war, welches er gleich merkte, ſo pflegte er ſein Urtheil darüber zu ſagen, ob es ihm gefiele oder nicht.

Bey Gelegenheit einer Geſchichte, die in der Tabacksgeſellſchaft des Königs vorgefallen war, fiel es dem Kapellmeiſter Pepuſch ein, ein Stück von ſechs Fagotten zu machen, welche Porco primo, Porco ſecundo etc. überſchrieben waren. Der König ward durch dieſe Muſik ſeines Kapellmeiſters ſehr überraſcht. Er ließ ſie oft wiederholen, und hielt ſich allemal dabey den Bauch vor Lachen. Dieſes Stück, welches im Winter zuerſt zum Vorſchein gekommen war, war noch im Gange, als der Kronprinz zur Exerzierzeit vor der Revüe nach Potsdam kam. Der Kronprinz liebte bekanntlich die Baßinſtrumente nicht, ſondern nur die Flöte, und es herrſchte bey ihm und ſeiner Geſellſchaft außerdem in der Muſik ein feinerer Geſchmack; daher wurden an ſeinem Hofe über dieſes Stück mancherley Gloſſen gemacht. Er ſelbſt, der bekanntermaßen einen fertigen Witz hatte, zog dieſes Stück bey der Tafel mehrmals durch. Einſt fügte es ſich, daß der alte Kapellmeiſter Pepuſch über den Paradeplatz ging, als der Kronprinz ſein Regiment exerzirte. Der Kronprinz ließ ihn zu ſich rufen, und ſagte ihm mit anſcheinender Ernſthaftigkeit:

Er habe gehört, daß der Hr. Kapellmeiſter eine ſchöne neue Muſik gemacht habe, Er wäre begierig, ſie zu hören, und erſuche ihn, ſie doch dieſen Nachmittag bey Ihm aufzuführen. Pepuſch wollte der Sache ausweichen, und verſicherte: Es wäre nur eine Kleinigkeit, nicht würdig von Sr. K. H. gehört zu werden. Der Kronprinz aber verſicherte ihn: Er habe wohl gehört, daß es eine gelehrte ſechsſtimmige Muſik ſey, und Er bäte Sich es aus, ſie von den Virtuoſen, für die ſie gemacht worden, zu hören.

Es war denſelben Nachmittag beym Kronprinzen eine große Geſellſchaft verſammlet worden, um das Stück zu hören, und ſich über den Komponiſten luſtig zu machen. Mitten im Saale waren ſechs Muſikpulte geſetzt, und die Hofleute lachten ſchon im voraus darüber, daß da würde gegrunzt werden. Pepuſch kam endlich mit ſieben Hautboiſten an. Er legte ſeine Muſik ganz ernſthaft ſelbſt auf, die Pulte aus, und als alle ſechſe belegt waren, ſah er, mit einem Notenpapiere in der Hand, im Saale umher. Der Kronprinz kam auf ihn zu, und fragte: „Herr Ka„pellmeiſter ſucht Er etwas?“ Es wird noch ein Pult fehlen, antwortete Pepuſch. „Ich dachte,“ verſetzte der Kronprinz lächelnd, „es wären nur

„ſechs Schweine in Seiner Muſik.“ Ganz recht, Ew. K. H. verſetzte Pepuſch; aber es iſt noch da ein Ferkelchen gekommen: — Flauto ſolo!

Der König erzählte ſelbſt an Quanz dieſe Geſchichte mit Lachen, und ſetzte hinzu: „Der alte „Kerl hatte mich doch angeführt, und ich mußte „ihm noch gute Worte geben laſſen, daß er nur „das Ferkelchen nicht noch darzu vor meinem Va„ter producirte!“ — Agricola.

Zweifel und Berichtigungen
über
ſchon gedruckte Anekdoten
von
König Friedrich II.

III.

Wenn ich wegen einiger Erzählungen von dieſem großen Könige Zweifel bekannt mache, oder irgend einige Irrungen zu berichtigen ſuche; ſo iſt es billig, daß ich zuerſt anzeige, wo ich ſelbſt geirret habe. Im erſten Hefte S. 90. habe ich an der Wahrheit der vom Hrn. Grafen Guibert erzählten Anekdote gezweifelt, daß der König während des Feldzugs 1761 Gift bey ſich getragen habe, weil eben der Oberſtlieutenant Quintus, welcher dieß dem Hrn. v. Guibert erzählt hatte, mir wieder geſagt hatte, es ſey nicht wahrſcheinlich, und ſogar, er wiſſe gewiß, es ſey nicht andem. Aber dieſes Widerſpruchs von Nachrichten ungeachtet, (der immer ein Beyſpiel iſt, wie wenig oft die hiſtoriſche Gewißheit, ſelbſt durch Zeugen, herausgebracht werden kann;) weiß ich es jetzt aus ſehr glaubwürdigen Zeugniſſen, daß der König wirklich während des ſchweren ſiebenjährigen Krieges Gift bey ſich getragen hat. Man hat es noch ganz eingepackt, nach Seinem Tode gefunden.

Es iſt bey dieſer Erzählung noch ein kleiner Umſtand, der vielleicht den Geſichtspunkt, aus dem man ſie anſieht, einigermaßen verrücken könnte. Dem Grafen Guibert ſagte Quintus, der König habe im Feldzuge 1761 das Gift bey ſich getragen; mir ſagte er, die Sage ſey, er habe dieß gethan, als die Sachen ſehr ſchlecht geſtanden. Beide Beſtimmungen ſcheinen anzudeuten, als wenn Er, nur im Jahre 1761, oder etwa nur in einem ſchnellen Anfall von Verzweiflung, einen ſolchen Entſchluß gefaßt habe. Das war es aber wohl nicht, Es ſcheint hingegen aus des Königs nachgelaſſenen Schriften ſehr wahrſcheinlich, daß Er ſchon bald nach Anfange des ſiebenjährigen Krieges, wenigſtens doch nach dem Verluſte der Schlacht bey Kollin und den Folgen derſelben, Gedanken dieſer Art gehegt, daß er für ein letztes äußerſtes Hülfsmittel geſorgt, und es bloß auf den Fall, wenn nichts anders mehr übrig bliebe, verwahrt habe.

Der Erfolg zeigt aber, daß Er bey ſo vielen auſſerordentlich widrigen Zufällen nicht für gut gefunden hat, ſich deſſen zu bedienen. Wenn gleich der Kummer über Widerwärtigkeiten ſein Herz oft brach, — denn Er war ein Menſch, — ſo endigte Er doch ſein Leben nicht, weil Er Widerwärtigkeiten wie ein Mann zu ertragen wußte. Er ging dem Tode in den Gefahren des Krieges täglich entgegen. Es gehört aber wohl eine außerordentliche Stärke des Geiſtes dazu, aus Principien ein ſo gewaltſames Hülfsmittel auf den ärgſten Fall ſchon im voraus bereit zu haben, und doch immer, auch unter den gehäufteſten Unglücksfällen, Beſonnenheit und Ueberlegung genug zu behalten, um nicht davon Gebrauch zu machen. In ſofern iſt dieſe ſonderbare Geſchichte, da ſie einmal bekannt geworden, für jeden rechtſchaffenen Mann lehrreich, der etwa in Widerwärtigkeiten auf ähnliche trübe Gedanken gerathen könnte. — Auch iſt es intereſſant, jetzt, nachdem alle dieſe trüben Scenen vorbey ſind, zu betrachten, unter welchen Umſtänden der König Ideen dieſer Art in ſeinem Geiſte mag gepflegt haben, und durch welche Uebergänge ſie in ihm entſtanden und wieder vergingen.

Um die Folge der Gedanken eines jeden Menſchen, woraus ſeine Handlungen entſpringen, richtig zu beurtheilen, muß man ſich ganz in ſeinen Charakter, in ſeine Meinungen, in ſeine Vorurtheile verſetzen; um ſo viel mehr muß man dieß bey einem auf alle Art ſo außerordentlichen Menſchen thun. Man weiß aus des Königs gedruckten Schriften, daß er ſich von der Unſterblichkeit der Seele nicht überzeugen konnte, daß er glaubte, der Tod zerſtöre das Bewußtſeyn. Er hat in ſeiner ſchon längſt bekannten Epitre an Keith †) das dritte Buch des Lukrez nachgeahmt; und ſagt auch an verſchiedenen Orten ſeiner Korreſpondenz, daß dieſes Buch Ihm zum Troſte diene ††). Man kennt

---

†) Poeſies diverſes, Ed. in 4to. Berlin 1760. Epitre XVIII. S. 302.

††) In einem Briefe an d'Argens, Oeuvres Poſth. de Frédéric II. T. II. T. X. S. 316. In einem Schreiben an d'Alembert, T. XI. S. 271 ſagt der König: Il faut nous tenir à ce qui dépend de nous. Lorſque je ſuis affligé, je lis le troiſième livre de Lucrece, et cela me conſole. C'eſt un palliatif, mais pour les maladies de l'ame nous n'avons d'autre remède.

Man

kennt die Grundſätze dieſes dritten Buchs. Wer von andern Grundſätzen ausgeht, ſollte beym erſten Anblicke nicht denken, daß ſie einem Weiſen tröſtlich ſeyn könnten. Sie waren es aber doch, wie man ſiehet, wirklich für dieſen groſſen Mann, nach der Art zu denken, in welche Er ſich einmal feſt hineingedacht hatte. Sie ſind nicht die einzigen irrigen Grundſätze, welche, wenn ſie einmal in die Denkungsart eines Menſchen verwebt ſind, verhältnißmäßig Troſt gewähren können. Der Troſt, den der König in den lukreziſchen Grundſätzen fand, war eigentlich der Gedanke, daß durch den Tod alles Bewuſtſeyn, und folglich alles Uebel aufhöre, und die Ergebung in ein nicht zu vermeidendes Schickſal. Dieſe letztere war der Punkt, wo die epikuriſche Philoſophie dieſes außer-

---

Man findet die Spuren dieſer Lukreziſchen Grundſätze allenthalben in ſeinen Schriften. In der Oper Montezuma, wozu er den ausführlichen Entwurf ſelbſt machte, läßt er den Montezuma als er zum Tode geht, ſagen:

Senza tema un' alma pura
Rendo al ſen della natura
Rendo il corpo agli elementi
Onde il naſcere ſorti.

außerordentlichen Mannes mit ſeinem Stoicismus zuſammenſtieß †). Es läßt ſich daher wohl begreifen, wie Er, wenn Er von Widerwärtigkeiten herumgetrieben und ganz daniedergeſchlagen war, den Tod als das einzige Mittel zur Ruhe betrachten konnte. Dieß war bey Ihm nicht die Wirkung der Verzweiflung, ſondern eine oft wiederholte und endlich bey Ihm befeſtigte Ueberzeugung.

Schon

---

†) Es wäre eine intereſſante Unterſuchung: aus dem Leben und den Schriften des Königs zu entwikkeln, durch welchen Weg Seine philoſophiſchen Meinungen von Seiner Jugend an, nach und nach auf ſo verſchiedene Art modificirt wurden. Seine erſte Erziehung und die Ihm in Seiner erſten Jugend eingeprägten harten partikulariſtiſchen Principien von der Gnadenwahl, denen Er noch im Jahre 1730, als Er in Küſtrin war, anhing, (ſ. Beytrag zur Lebensgeſchichte Friedrichs des Großen, über ſeinen ehemaligen Aufenthalt in Küſtrin. Berlin 1788. 8. S. 10-21) legten, meines Erachtens, gewiß den erſten Grund zu ſeinen Meinungen vom Schickſal. Durch die Wolfiſche Philoſophie, die Er mit Eifer ſtudirte, erhielt er in vielen Stücken hellere Begriffe; aber da er weiter um ſich ſah, ward Er der dogmatiſchen Entſcheidungen der Wolfiſchen mathematiſchen Methode endlich überdrüßig, indem Er nachher einzuſehen anfing, daß auch dieſe Methode trüglich ſeyn könte.

Er

Schon vor dem ſiebenjährigen Kriege (ungefähr 1751) ſagte Er in der gedachten Epitre à Keith: †)

> Le Sage de ſang-froid doit regarder la mort;
> Des maux deſeſpérés ſon ſecours nous delivre,
> Il n'eſt plus des tourmens dès qu'on ceſſe de vivre;
> Qui connait le trépas, ni le fuit ni le craint.

Dieſe Gedanken über den Tod begleiteten Ihn beſtändig während des ſiebenjährigen Krieges. Ich habe denſelben in Seinen nachgelaſſenen Schriften nachgeſpüret, und will hier einige Proben davon geben. Es iſt ſonderbar, daß man gerade im Jahre 1761 die wenigſten, mehrere aber vorher und nachher bemerkt. Aber ich will auch einige Spuren nachweiſen, wo man ſieht, daß dieſe trüben Gedanken, welche durch Seine Widerwär-

---

Er folgte itzt mehr ſolchen Sätzen, die vor den Senſus communis gebracht werden können. Dieſes, verbunden mit ſeiner groſſen Hochachtung für die alten klaſſiſchen Schriftſteller, mit ſeinem Studium der Meinungen der alten Philoſophen nach Baylens Vorſtellung in deſſen Dictionaire critique, und mit dem Skepticismus dieſes Weltweiſen, gaben die nähere Beſtimmung ſeiner Meinungen. Vielleicht habe ich einmal Gelegenheit, dieß etwas ausführlicher auseinander zu ſetzen.

†) Poeſies diverſes. S. 303.

tigkeiten einigermaßen entſchuldigt werden können, eher philoſophiſche Herzensergießungen, als Verzweiflung waren, daß Er ſich ihnen nicht lange überließ, ſondern, daß ſie weg waren, ſobald Er an ſeine Pflichten dachte, und daß mitten zwiſchen denſelben die herrlichſten und heiterſten Gedanken aus Seiner erhabenen Seele floſſen. Wenn man einen Abdruck Seiner kleinen poetiſchen Schriften in chronologiſcher Ordnung hätte; ſo würde die Folge derſelben, die verſchiedenen Zeiten wo Er ſie, um ſeinen Geiſt zu erheitern, ſchrieb, und die Vergleichung mit den Umſtänden, unter denen Er ſie ſchrieb, ſehr lehrreich ſeyn. Ich denke, ſelbſt das wenige, was ich hier anführe, wird in der chronologiſchen Folge, in welcher ich es anführe, denjenigen, die dieſen außerordentlichen Mann aus Seinen Schriften wollen kennen lernen, ein nicht unintereſſanter Wink ſeyn. Man findet ſolche Stellen, die einer gewiſſen Idee angehören, aus ſo weitläuftigen Schriften nicht ſo leicht zuſammen; und ohne Zuſammenſtellung, die den Ueberblick erleichtert, ſind ſie nicht ſo einleuchtend und lehrreich. Es erweckt, mir wenigſtens, äußerſt rührende und theilnehmende Betrachtungen: dieſen Helden, in den zweifelhafteſten und gefährlichſten Vorfällen, als Menſchen, und als denkenden Mann unter dem Einfluſſe menſchlicher Leidenſchaften zu ſehen; zu ſehen, wie er ſich durch Principien, ſie mögen auch ſeyn welche ſie wollen, emporhält. Der Mann, der nach feſten Principien handelt, iſt immer ſchätzbar, ſelbſt noch, wenn die Principien irrig ſeyn ſollten †). Ich erſuche die Leſer, welche ganz den Gang der Ideen des Königs verfolgen wollen, die Briefe und Gedichte des Königs, die ich nur kurz anzeigen kann, in ihrer Folge und mit Aufmerkſamkeit und Ruhe, ganz nachzuleſen. Ich habe es gethan, ehe ich folgendes aufſetzte.

Schon den 23 Septemb. 1757 ſchrieb der König aus Erfurt an den Markis d'Argens eine Epitre in Verſen ††), worin Er den Vorſatz, ſein Leben bald zu enden, auf eine rührende Weiſe, aber ſehr deutlich ſagt. Voltaire, dem dieſe Epitre zu Geſichte gekommen war, ſchrieb unmittelbar darauf an den König zwey ſchöne Briefe †), in deren zweytem beſonders er auf eine ſehr pathetiſche und rührende Art alle Gründe, die auf den König wirken konnten, ins kräftigſte Licht ſtellt, um Ihn zu bitten, daß er länger leben möchte. Ein empfindendes Herz könnte wirklich Voltairen die vielen Unwürdigkeiten, die er ſich wider den König mehrmals erlaubt hat, um dieſer zwey vortreflichen Briefe willen beynahe vergeben. Der König antwortete ihm ſchon den 9. Oktober:

---

†) Es muß dem Könige zu ſtatten kommen, was Er ſelbſt ſo ſehr wahr ſur l'innocence des erreurs de l'esprit ſchreibt. Er ſchrieb dieſe kleine Abhandlung ſchon 1738; (wie man aus einem Briefe an Voltaire ſieht Oeuvres de Voltaire Ed. de Gotha. T. LII. S. 326): zu der Zeit als ſein nachheriges philoſophiſches Syſtem kaum anfing einige Konſiſtenz zu gewinnen.

††) Oeuvres poſthumes de Fr. II. T. VII. p. 175.

> Je ſuis homme, il ſuffit, et né pour la ſouffrance;
> Aux rigueurs du deſtin j'oppoſe ma conſtance.

Indeſſen verſichert Er: „daß Er weder den „Kato von Utika noch den Kaiſer Otho verdamme.“ Aber nun fährt er fort mit den bekannten herrlichen Verſen, die anfangen:

> Croïez-moi ſi j'étais Voltaire, &c.

und mit den vortreflichen Zeilen enden:

> Pour moi, menacé du naufrage,
> Je dois, en affrontant l'orage,
> Penſer, vivre et mourir en Roi.

---

†) Oeuvr. de Voltaire. T. LIII. S. 251 – 256.

Was d'Argens dem Könige auf dieſe Epitre geantwortet hat, weiß man bis itzt nicht; denn in der in den Oeuvres poſthumes de Fr II. gedruckten Korreſpondenz dieſes Philoſophen fehlen ſehr viele Briefe von dieſer Zeit. Aber man kann es ſich ſehr leicht vorſtellen, wenn man weiß, wie aufrichtig d'Argens den König liebte. Ueberhaupt hat der gutherzige ehrliche d'Argens durch ſeine Korreſpondenz während des ſiebenjährigen Krieges ein unbeſchreibliches Verdienſt um den König, welches dieſer auch erkannte †). Er konnte allen ſeinen Kummer in den Schooß dieſes treuen Freundes ausſchütten. D'Argens tröſtete Ihn, richtete Ihn auf, und wendete alles an, um heitere Ideen in Ihm zu erwecken; beſonders ſind in ſeiner Korreſpondenz viele rührende Stellen, wo er den König beſchwört, für Seine Perſon und für deren Erhaltung beſorgt zu ſeyn ††).

---

†) Der König ſchreibt ihm: Mon cher Marquis, vous et la philoſophie, vous faites ma conſolation, mon aſile et ma gloire. S. Oeuvres poſth. de Fr. II. T. X. S. 316.

††) Z. B. Oeuvr. poſth. de Fr. II. T. XIII. S. 77.

Ungeachtet der obigen geſetzten Antwort an Voltaire vom 9. Oktober findet man ein Gedicht, von Leipzig den 15. Oktober datirt †), worin der Entſchluß: das Leben zu enden, wenn es unglücklich gehe, deutlich ausgeführt wird. Aber es herrſcht gegen den feſten Ton der Epitre vom 23. Sept. eine Heiterkeit des Geiſtes in dieſem Gedichte: Der Dichter blickt in der Welt ſo hell um ſich, daß man wohl ſieht, der Gegenſtand des Gedichts war Herzensergießung, nicht Vorſatz.

Im December 1758 findet man wieder in einer Epitre an den Lord Marſchall ††) die trüben Ideen vom Lebensende; aber auch die Idee: es eher nicht zu thun, als bis Er den Staat gerettet habe. Der König glaubte:

> Que ſ'il ſauve l'Etat, quitte de ſon emploi,
> Il pourra diſpoſer en liberté de ſoi.

Ueberdieß kam hier in Seine empfindende Seele die Idee der Unſterblichkeit. Er hoſte, Seine geliebte Schweſter, die Markgräfin von Baireuth nach dem Tode wieder zu ſehen †††). Er hoſte es wenigſtens!

---

†) Oeuvr. poſth. T. VII. S. 170.

††) S. 242. 247.

†††) S. 240.

Im Jänner 1760 ſiehet man aus Seinen Gedichten, welche immer der treue Abdruck ſeiner Herzensgeſinnungen ſind, daß Er in der ruhigen philoſophiſchen Faſſung war, die man in Seinen gefährlichen Lagen ſo oft an Ihm bewundern muß. Er ſchrieb den 5. Jänner an d'Argens:

— lorsque l'orage gronde,
Le Sage dans ſon cœur garde une paix profonde,
Et ſans s'inquieter d'un funeſte avenir,
Il l'attend ſans le prevenir.
Il s'arme contre l'infortune,
Quel qu'en ſoit le decret cruel,
Puisque ſans ſe ſouſtraire à cette loi commune,
Mortel, il doit ſubir le deſtin d'un mortel.

Den 7. Jänner ſchrieb der König an Seine Schweſter die Prinzeſſin Amalia die Epitre ſur le Haſard †), welche Voltaire für eines von Deſſen beſten Werken hält ††). Die Epitre endigt mit folgenden vier Verſen, welche gleiche Geſinnungen zeigen:

---

†) Oeuvr. poſth. Tom VII. S. 270.

††) Oeuvr. de Voltaire T. LIII. S. 280. Entweder in Voltairens, oder in des Königs Werken iſt das Datum falſch; denn Voltairens Brief iſt von 1759 datirt.

Laiſſons donc le deſtin dans ſes demeures ſombres
Nous voiler ſes arrêts d'impénétrables ombres;
En ſouffrant ſes revers, ſans en être abbattu,
Il faut s'envelopper, ma ſœur, dans ſa vertu.

In einem Briefe an d'Argens vom 1. Jun. 1760 iſt eine leichte Spur von Lebensüberdruß zu merken †). Den 28. Oktober dieſes Jahres, kurz vor der Schlacht bey Torgau, iſt er weitläuftiger über dieſe Materie ††); und auch ſelbſt nach der Schlacht, die er gewonnen hatte, und in welcher Er einer großen Lebensgefahr entging, bleibt Er in eben den Gedanken; desgleichen in einem Briefe ohne Datum, der von der Zeit *) ſeyn muß, und in zwey Briefen vom 5. und 10. November **). Doch ſieht man in dieſem letztern Briefe die wahre Urſache ſeiner Traurigkeit: De quelque façon que je m'y prenne, *le nombre* de mes ennemis m'accable; c'eſt en cela que conſiſte mon infortune. Den 31. Oktober ſchrieb Er offenherzig an Voltaire über

---

†) Oeuvr. poſth. T. X. S. 210.
††) S. 222 - 224.
*) S. 327. **) S. 225 - 228.

ſeine gefährliche Lage, war dabey ſehr gefaßt, weil es nicht zu ändern war †), und ſcherzte über Seinen nahen Tod und über Seine Grabſchrift.

In dem ſo ſehr bedenklichen Feldzuge 1761 ſcheint, wie ſchon oben angeführt iſt, des Königs Geiſt heiterer als ſonſt geweſen zu ſeyn; und wenn er damals Gift bey ſich trug, ſo dachte er wohl damals am wenigſten daran, es zu nehmen. Aus dem berühmten befeſtigten Lager bey Bunzelwitz ſchrieb er eine launigte Epitre an d'Argens ††), welche einen ſehr freyen Geiſt verräth. Aus einem Schreiben an d'Argens vom 2ten Jul. 1761 †††) ſiehet man, daß Er Gemüthsruhe genug hatte, mitten im Feldzuge ein ausführliches philoſophiſches Werk des Gaſſendi zu leſen (S. oben S. 137), über ſpekulative Philoſophie nachzudenken und zu ſcherzen. Den 9ten Jul. war Er voll der erhabenſten Gemüthsruhe, die in Seinen mißlichen Umſtänden warlich zu bewundern iſt. Er empfiehlt dem Markis d'Argens, den Epiktet und Markus

---

†) Il faut que le boeuf trace un ſillon, que le roſſignol chante, que le dauphin nage, et que je faſſe la guerre. S. *Oeuvres de Voltaire* T. LIII. S. 343.

††) Oeuvr. poſth. T. II. S. 319. †††) T. X. S. 233.

Aurelius zu leſen: Ce ſont, ſagt er, des toniques pour les fibres relachées de l'ame †). Wie ſehr wahr!

In einem poetiſchen Briefe an d'Argens, aus Noſſen vom 3. Oktob. 1761 ††), nachdem die Oeſtreicher Schweidnitz erobert hatten, war er nach dieſem ganz unvermutheten Streich ſo ſehr gefaßt, daß man es nicht genug bewundern kann. Er ſagt:

Aujourd'hui des revers le poids nous importune;
Demain l'inconſtante fortune
Nous favoriſera, Marquis, et nous rirons.
Ne murmurons donc plus, et ceſſons de nous plaindre
D'un mal qui ne ſauroit durer;
Le ſage ne doit pas trop craindre,
Et moins encore trop eſpérer.

Wenn man ganz die damalige Lage dieſes großen Mannes durchdenkt; wenn man erwägt, welches Unglück für Ihn nach dem ſo mühſamen, durch die größte Sorgfalt endlich von ihm rühmlich geendeten defenſiven Feldzug, der unvermuthete Verluſt von Schweidnitz war, und in welche Gefahr alle ſeine Geſchäfte dadurch geriethen; ſo muß man ſagen, daß ſchwerlich irgend ein anderer Held bey ſo großem Unglücke ſo erhabene Faſſung zeigte.

---

†) Oeuvr. poſth. T. X. S. 231.

††) T. VII. S. 294.

zeigte. Aus Seinen eigenen Widerwärtigkeiten ſammlete Sein großer Geiſt neue Kraft:

Duris ut ilex tonſa bipennibus
Nigrae feraci frondis in Algido
Per damna, per caedes, ab ipſo
Ducit opes animumque ferro †).

Den 8ten November ſchrieb Er aus Strehlen über den Ihm ſo ſchmerzlichen Verluſt von Schweidnitz, eine vortreffliche Epitre ††), voll philoſophiſchen, eines wahren Weiſen und eines großen Königs würdigen Gedanken, aus denen man recht ſieht, was dieſen edlen Mann eigentlich vom Tode zurückbrachte, den Er doch für Seine Ruhe hielt, und den Er alle Augenblicke haben konnte. Es war der Gedanken an ſeine Pflicht, wovon Er die höchſten Begriffe hatte. Was kann uns auch mehr ermuntern, die Widerwärtigkeiten des Lebens auszuhalten, als dieſer Gedanken! Der König verſichert, Er habe ſich oft gefragt, warum Er denn nicht lieber ſterbe, als ſich ſo vielem Ungemache ausſetze? Aber der heldenmüthige Mann antwortet †††):

---

†) Hor. Lib. IV. Od. 4.

††) Oeuvr. poſth. T. VII. S. 327.

†††) S. 333.

Eſclave ſcrupuleux du devoir qui me lie,
Un joug ſuperbe et dur m'attache à ma patrie,
Je vois en gémiſſant ſes honneurs abolis,
Tant d'états inondés d'avides ennemis,
Du danger renaiſſant l'intariſſable ſource,
L'ennemi triomphant, le peuple ſans reſſource,
Et par tout le ravage et la deſtruction.
Patrie! ô nom chéri! dans ton affliction
Mon coeur, mon triſte coeur te voue et ſacrifie
Les reſtes languiſſans de ma funeſte vie.
Loin de me conſumer en ſoins infructueux,
Je m'élance auſſitôt dans ces champs périlleux.
La vertu me ranime, un nouveau jour m'éclaire;
Courons venger l'Etat, ſoulager ſa miſère;
Oublions tous nos ſoins pour ne penſer qu'à lui,
Que l'effort de nos bras lui procure un appui!
Il faut dans le torrent nager malgré ſa pente,
Périr pour la patrie, ou remplir ſon attente.

Er führte dieſen Vorſatz aus. Er ſtarb nicht, der edle Mann, und erfüllte in dieſem Kriege ganz die Erwartung ſeines Vaterlandes, das Er, und das Ihn liebte. Er erfüllte mehr, als ſein Vaterland und das erſtaunte Europa ſich zu erwarten getrauten. Beſonders ein preußiſcher Unterthan, der die Früchte dieſer Seiner Entſchließungen genießt, kann ſie ſchwerlich ohne die innigſte Rührung leſen. Der Mann, der ſo dachte und ſo handelte, konnte den Tod, dem Er ſich täglich entgegenſtellte, allenfalls auch noch in der Taſche tragen, ohne zu fürchten, daß Er etwas Seiner unwürdiges thun würde. Rouſſeau empfiehlt jedem der ſein Leben endigen möchte, die vortrefliche Maxime: — „Ich will noch eine gute Handlung thun, ehe ich ſterbe †)!“ Dieſer edle Mann hatte bey jedem Schritte ins Feld die Pflicht, Sein Vaterland zu retten oder für daſſelbe zu ſterben, ſo lebhaft vor ſich, daß dieſer Gedanken jeden andern überwiegen mußte. Um dieſe gute Handlung zu thun, lebte Er!

In eben dieſem Monate November 1761, wo Ihm der letzte Feldzug noch gewiß unendlich viel Sorgen verurſachte, machte Er zwey ſchöne philoſophiſche Gedichte voll edler und rührenden Gedanken, ſur la méchanceté des hommes und le ſtoïcien ††), welche deutlich zeigen, zu welchem edlen Zwecke Er Seine Poeſieen brauchte, nämlich um ſeinem, unter den ſo mannigfaltigen Widerwärtigkeiten niederſinkenden Geiſte neue Schnellkraft zu geben.

---

†) Rouſſeau nouv. Heloïſe T. II. Lettre XXII.

††) Oeuvr. poſth. T. VII. S. 336 und 350.

Den 1ſten und 8ten December dieſes Jahres machte Er zwey pathetiſche Anreden des Kaiſers Otho an ſeine Freunde vor ſeinem Tode, und des Kato von Utika an ſeinen Sohn und ſeine Freunde †) vor ſeinem Tode. Man ſiehet wohl, daß Er ſich in die Situationen dieſer Männer hineindachte, und gewiß verglich Er auch ſeine eigene Situation mit der ihrigen; aber hier war bey ihm gewiß nichts weniger als ſchwarzer Kummer oder Verzweiflung. Es war reife Ueberlegung nach ſeinen Principien (die man immer vorausſetzen muß), daß Ihm, wenn alles Unglück über Ihn zuſammenſchlüge, ein Hülfsmittel bliebe, das Er aber gewiß auch das allerletzte wollte ſeyn laſſen. Dieſe Betrachtung machte Ihn, wie man genugſam merkt, auf alles, was geſchehen könnte, ſehr gefaßt. Weder Sein philoſophiſches Nachdenken noch Seine Heiterkeit hatten ſich damals vermindert. Man ſiehet es aus zwey Gedichten von ganz verſchiedener Art, die beide vom 28ſten December dieſes Jahres datirt ſind: eine ernſthafte Epitre à Mr. Mitchel ſur l'origine du mal ††), treflich,

ab

---

†) Oeuvr. poſth. T. VIII. S. 26-36.

††) Oeuvr. poſth. T. VIII. S. 9.

ob ſie gleich freilich den Stempel Seiner beſondern Meinungen trägt; und ein launigter Conte du Violon †) von einem Violinſpieler, der auf vier Saiten vortreflich ſpielte, dem man eine, hernach zwey, endlich drey Saiten abſpannte, und der immer noch, obgleich etwas ſchlechter ſpielte, bis man ihm endlich die vierte Saite abriß; und doch wollte man, daß er noch ſpielen ſollte! Die Anwendung macht er auf ſich ſelbſt.

Par ce conte, s'il peut vous plaire,
Apprénez, chers concitoyens,
Que malgré tout le ſavoir faire
L'art reſte court ſans les moyens.

Gewiß war der Geiſt heiter, der zu dieſer trüben Zeit ſeine eigenen widrigen Umſtände in eine ſo drollige Allegorie einkleiden konnte! Dieß war aber auch die äußerſte Epoche ſeiner Widerwärtigkeiten. Denn der Anfang des 1762ſten Jahres beſaitete, durch die Veränderung in Rußland, ſein Inſtrument aufs neue; und ganz Europa hörte Ihn wie ein Meiſter darauf ſpielen.

Alſo, hauptſächlich der große Gedanken an Seine Pflicht, wovon dieſer außerordentliche Mann den höchſten Begriff hatte, hielt Ihn in allen

---

†) S. 22.

allen Leiden empor. Ob Er gleich während des ſiebenjährigen Krieges ſo ſehr nach Ruhe ſeufzete, und den Tod für Ruhe hielt, ſo hielt Ihn doch dieſer Gedanken ab, den Tod, dem Er täglich in den Gefahren des Krieges ſehr gleichmüthig entgegenging, zu beſchleunigen; und Sein Grundſatz, daß man ſich in ſein Schickſal ergeben müſſe, trug auch nicht wenig bey, Ihn aufrecht zu erhalten. Nächſtdem konnte der heitere Frohſinn, der, wie man aus Seinen Gedichten ſehen kann, auch nach dem ſchwärzeſten Trübſinne, ſo leicht bey Ihm erneuert ward, Ihn vor Verzweiflung und jeder übereilten That bewahren. Ueberdieß, wenn es Ihm auch nicht gelang, ſich von der Unſterblichkeit der Seele vollkommen zu überzeugen, ſo blieb bey Ihm doch immer ein geheimes Verlangen darnach. Ein ſehr großer Mann unſrer Zeit ſagte zum ſel. Moſes Mendelsſohn: „Der König ver„dient, daß Er die Unſterblichkeit der Seele „glaubte!“ Von Zeit zu Zeit ward der Wunſch darnach und die Hoffnung dazu ſehr lebhaft in Ihm; dann ergriff Ihn das Vertrauen auf Gott und deſſen unermeßliche Güte, und ward ein Balſam für Seine leidende Seele. Wer es weiß, was es heißt, mit Widerwärtigkeiten kämpfen;

wer das menſchliche Herz in trüben Tagen hat kennen gelernt, und weiß, wie ſehr der Stärkſte Niedergebeugte in gewiſſen Augenblicken Troſt bedarf, und wer dieſen von ſo vielen Seiten außerordentlichen Mann ſchätzt, wer Ihn deswegen nicht weniger ſchätzt, weil Er nicht dem glattgebahnten Pfade erdachter Syſteme blind folgen wollte, ſondern ſich ſeinen eignen Weg bahnte, ſelbſt mit Gefahr ſich zu verirren; dem wird es viel werth ſeyn, zu wiſſen, daß ein ſo großer Mann des Troſtes nicht ganz entbehrte. Ich kann nicht umhin, die letzten Zeilen des obenangeführten Gedichts, le Stoïcien, hier herzuſetzen. Ich bekenne, daß es mir wohl that, ſie am Ende dieſes von mir mit Intereſſe geleſenen Gedichtes zu finden. Vielleicht können ſie dienen, manchen kleinen großen Mann zu beſchämen, der ſich etwas dünkt, wenn er über einen wahren großen Mann mit zwey Worten abſpricht:

— Si ce même eſprit par un bienfait des Dieux
Triomphant du trépas te ſurvit dans les cieux,
Ceſſe de t'alarmer, ton coeur n'a rien à craindre:
Bénis plutôt le ciel, et rougis de te plaindre.
Dieu, l'être ſeul parfait, eſt débonnaire et doux;
Son immenſe bonté s'oppoſe à ſon courroux;

Nous, foibles vermiſſeaux, qui rampons ſur la terre,
N'attirons point ſur nous les éclats du tonnerre.
L'homme ici-bas tremblant, de dangers effrayé,
Eſt à ſes yeux divins un objet de pitié,
Et devient par ſa mort un objet de clémence.
En ce Dieu bienfaiſant place ta confiance,
Et ſûr de ſon ſecours au jour de ton trépas,
Va, plein d'un doux eſpoir, te jetter dans ſes bras!

IV.

Im 1ſten Hefte S. 38 erzählte ich, eben damals, als der Markis d'Argens im ſiebenjährigen Kriege in Sansſouci wohnte, habe der ſel. Hr. Geheimerath Cothenius in der Akademie eine Abhandlung von der Schädlichkeit des kupfernen Küchengeſchirrs vorgeleſen. Ich habe hier einen doppelten kleinen Fehler begangen. Die Abhandlung war nicht von dem ſel. Geheimenrath Cothenius, ſondern von dem ſel. Geh. R. Eller, und zwar ſchon den 23. Jänner 1755 in der Akademie vorgeleſen worden. Dieſe Materie von der Schädlichkeit der kupfernen Küchengeſchirre und auch die Abhandlung darüber war nur durch eine vorfallende Gelegenheit dem Markis damals ins Gedächtniß gebracht worden.

Nicolai Anekd. v. K. Fr. II. 2s H.

V.

Der König hat ſich, als die Schlacht bey Molwitz, die erſte Schlacht die er lieferte, für verloren gehalten ward, vom Schlachtfelde retiriret. Dieß iſt wahr, und bekannt; aber der König ſelbſt erwähnt in ſeiner Hiſtoire de mon tems nichts davon. Eben ſo wenig die Umſtände, unter denen er das Schlachtfeld verließ, als was darauf erfolgte, ſind bisher zuverläßig bekannt geweſen. Man hat ſie ſehr verſchieden und zum Theil mit ganz unwahrſcheinlichen Zuſätzen erzählt; und in den wenigen gedruckten Büchern, die davon reden, werden ſie ganz falſch, und auf eine recht hämiſche Weiſe angegeben. Es ſcheint alſo wohl der Mühe werth zu ſeyn, die falſchen Berichte davon in ihrer Ungereimtheit zu zeigen, und die wahren Umſtände ans Licht zu bringen. Ich bin ſo glücklich, dieß aus der Erzählung eines großen und allgemein verehrten Mannes thun zu können, der damals ſehr nahe um die Perſon des Königs, und folglich ein Augenzeuge jedes Schritts deſſelben in und nach der Schlacht war. Man wird nun ſehen, daß der König, weder aus eigener Bewegung noch ohne Urſache, das Schlachtfeld verließ, daß er weder aus

Feigheit noch aus Troſtloſigkeit noch aus Verzweiflung dieſen Schritt that.

Alles dieſes ſuchen zwey franzöſiſche Schriftſteller, faſt die einzigen, die von dieſer Begebenheit reden, mit vielem böſen Willen auszubreiten. Der Verfaſſer der Vie privée du Roi de Pruſſe †) (davon leider ziemlich wahrſcheinlich Voltaire zum Verfaſſer angegeben wird) ſagt S. 27. „daß der „König, noch nicht gewohnt, Schlachten zu „ſehen, beym erſten Choc“ (das würde folglich im Anfange der Schlacht ſeyn) „bis nach Opeleim (wird Oppeln ſeyn ſollen) zwölf ſtarke „Lieues vom Schlachtfelde geflohen ſey. Die „Nacht habe er auf einem ſchlechten Lager in „einer Dorfſchenke bey Ratibor an der polniſchen Gränze zugebracht; er ſey voller Verzweiflung geweſen, und habe geglaubt, er „würde durch halb Polen reiſen müſſen, um „in ſeine nördliche Länder zu gelangen. Da „habe ihm ein Feldjäger die Nachricht gebracht, „die Schlacht ſey gewonnen. Der König ſey den „folgenden Tag zurück gekommen, und Schwe-

---

†) S. den erſten Heft. S. 80.

„rin, welcher die Schlacht gewonnen gehabt, ſey „darüber gewiſſermaßen in Ungnade gefallen.“

Dieſe Erzählung iſt ſo niederträchtig boshaft, als ſie widerſinnig und ohne alle Kenntniß der Sachen abgefaſſet iſt. Dem König hat es nie an perſönlicher Tapferkeit gemangelt. Man muß Ihn gar nicht kennen, wenn man Ihn fähig hielt, beym erſten Angriffe aus einer Schlacht davon zu laufen †), und zwar noch darzu aus einer Schlacht, wozu Er den Feind nöthigte †). **Ratibor** iſt ſehr weit von der polniſchen Gränze, und vom Schlacht-

---

†) Es verdient hier der kurze Brief angeführt zu werden, den Er zwey Tage vor der Schlacht, an ſeinen Freund Jordan ſchrieb: Mon cher Jordan, nous allons nous battre demain. (Der König wollte ſchon d. 9ten. ſchlagen, aber das gewaltige Schneewetter verhinderte es.) Tu connois le ſort des armes; la vie des Rois n'eſt pas plus reſpectée que celle des particuliers. Je ne ſai ce que je deviendrai. Si ma deſtinée eſt finie, ſouviens-toi d'un ami qui t'aime toujours tendrement. Si le Ciel prolonge mes jours, je t'écrirai dès demain et tu apprendras notre victoire. Adieu, cher ami! Je t'aimerai jusqu'à la mort. à Pogrell, ce 8. d'Avril 1741. (Oeuvres de Fr. II. T. VIII. p. 165.) Wer kann dieſe Zeilen leſen, ohne für den jungen Helden mitzufühlen, der freylich noch keine militariſche Erfahrung hatte, und empfand, daß er in ſeine erſte Schlacht ging, aber doch in völliger Faſſung war.

---

†) Der elende Verfaſſer der Vie privée ſagt das Gegentheil: „Le Maréchal de Neuperg *força* le Roi „de Pruſſe, de recevoir la bataille, *ſous les murs de* „*Neiſſe*, à Molwitz.“ Das heißt abermals Ungereimtheit mit Unwahrheit verbinden; denn Molwitz iſt an ſechs deutſche Meilen von Neiße entfernt. Zur Schlacht bey Sorr ward der König gezwungen; aber Er ward von Neuperg ſo wenig zur Schlacht bey Molwitz gezwungen, daß ein eigner gleichzeitiger öſtreichiſcher Bericht (S. Nachrichten zur Geſchichte der Feldzüge der Preußen, Dresden 1782. 1r. Th. S. 34.) ſagt: „der Feldmarſchall Neuperg habe in ſeiner Poſition zu „Molwitz reſolvirt, des Feindes Mouvements „zu beobachten, und ſich darnach zu reguliren.“ Inſofern nur war der König zur Schlacht genöthigt, als der Feind zwiſchen Ihm und Ohlau ſtand, und der König alſo eine Schlacht für nöthig und vortheilhaft hielt. Sonſt nahm der König warlich die Schlacht nicht an, ſondern nöthigte den F. M. Neuperg ſo ſehr ſie anzunehmen, daß die ganze preußiſche Armee ſchon in Schlachtordnung gegen Molwitz anrückte, als die Oeſtreicher noch in drey Dörfern ruhig in Kantonnirung lagen, ſo daß eine von ungefähr von Molwitz ausgegangene öſtreichiſche Patrouille auf die ſchon aufmarſchirende preußiſche Armee ſtieß; daher auch der König (in der Hiſt. de mon tems T. I.

S.

felde über fünfzehn deutſche Meilen entlegen; alſo kann man dahin nicht in einem Tage von Molwitz, und den andern Tag nach Molwitz zurückkommen. Das Feldjägerkorps war damals noch gar nicht errichtet. Wäre der König wirklich in Oppeln, einer wohlverwahrten Stadt, angekommen geweſen, wie hätte es Ihm einfallen können, noch dazu, wenn er ſo furchtſam und troſtlos geweſen wäre, bis nach einer Dorfſchenke bey Ratibor zu laufen und daſelbſt ohne alle Bedeckung zu bleiben?

Dieſe groben Ungereimtheiten müſſen jedem aufmerkſamen Leſer auffallen. Gleichwohl ſchämt ſich der Verfaſſer der zu Strasburg herausgekommenen franzöſiſchen Lebensbeſchreibung des Königs dennoch nicht, jetzt noch dieſe alberne Erzählung aus einem Buche zu wiederholen, das allen Glauben verlieren muß, wenn man nur die Landkarte zur Hand nimmt, ſie nicht nur zu wiederholen, ſondern ſie noch mit mehrern ungereimten Mährchen zu verbrämen. Sogar noch in ſeiner zweyten und angeb-

---

S. 166.) es ſich mit edler Unparteylichkeit zum Fehler anrechnet, daß er den Feldmarſchall Neuperg nicht ſchnell genug in Molwitz angegriffen, ſondern ihm Zeit gelaſſen habe, ſich zu formiren.

angeblich verbeſſerten Ausgabe †) (im erſten Bande S. 194) ſetzt er zu der Geſchichte der Flucht nach Oppeln folgendes einfältige Mährchen hinzu: „Ein öſtreichiſcher Huſar verfolgte Ihn, und da „er Ihn beynahe erreicht hatte, kehrte der König „ſein Pferd um und ließ ihn herankommen. (Dieß würde vorausſetzen, daß der König keinen einzigen Menſchen bey ſich gehabt hätte, welches ſich gar nicht denken läßt.) „Der König ſagte zum Huſaren: Laß mich gehen, ich will dir's belohnen. Der Huſar, der den König nach ſeinen „Bildniſſen kannte“ (man merke wohl, daß es bey dunklem Abend war) „ließ ſeinen Säbel fallen, „und antwortete: Topp! nach dem Kriege! „Dieſer Huſar ward nach der Zeit preußiſcher „Generallieutenant, Chef eines Huſarenregiments, „und Ritter des großen preußiſchen Ordens. „Er hieß Paul Werner.“ Dieſes Mährchen führt der Verf. des ſonſt vortreflichen Buchs von Schleſien ††) aus einem armſeligen franzöſiſchen

---

†) 1788 in IV. Bänden in gr. 8. Wie wenig ſie verbeſſert iſt, davon werde ich in einem folgenden Hefte nur einige Beiſpiele anführen.

††) S. Von Schleſien. II. Bd. S. 81.

Recueil d'Anecdotes militaires (Cologne 1770) an; und dieſes Buch von Schleſien ſchreibt der Verf. der Strasburgiſchen Vie de Fr. II. allenthalben wörtlich ab. Aber es iſt hier wohl zu merken, daß dieſe Anekdote im Buche von Schleſien, ausdrücklich als apokryphiſch angeführt wird, und daß ſie der Verf. der Vie de Fr. II. dennoch als unſtreitige Wahrheit erzählt. Ein ſolches Ammenmährchen †) verdient wahrhaftig keine Wi-

derle-

---

†) Dieſe Unwahrheit iſt von Anfang zu Ende gar zu ungereimt erdichtet. Erſtlich iſts wohl natürlich: ein feindlicher Huſar, der ſo etwas thäte, würde doch gleich mitgeritten ſeyn, um ſeine Belohnung zu holen und ſie nicht bis nach dem Kriege verſchoben haben, da er ja unterdeſſen hätte können todtgeſchoſſen und vergeſſen werden. Hernach kann dieſes Mährchen am wenigſten auf den braven General von Werner paſſen. Derſelbe hat nie als öſtreichiſcher gemeiner Huſar gedient, am wenigſten noch 1741. Er trat ſchon 1723 ſeine Kriegsdienſte als Kornett beym Nadaſtiſchen Huſarenregimente an. (Man ſehe deſſen Leben im Berliner Militariſchen Kalender 1784. Nr. 10.) 1741 mußte er ſchon beynahe Premierlieutenant ſeyn, denn er hatte damals ſchon in Italien wider die Spanier und in Ungarn wider die Türken gedient. Auch kam er nicht nach dem erſten Schleſiſchen Kriege in preußiſche Dienſte, ſondern lange

nach

derlegung; aber was ſoll man von einem Verfaſſer denken, der ſich nicht ſchämt es wiederhohlt für Wahrheit auszugeben, ſogar, wenn die deutſche Quelle, woraus er es abſchrieb, ſchon Unwahrheit dabey merkte! Die Lüge von der Flucht nach Ratibor nimmt er ebenfalls auf, und ſucht ſie noch dazu nach ſeiner Art, mit einer neuen Erdichtung auszuſchmücken. Er macht aus der Dorfſchenke des Verfaſſers der Vie privée, eine Mühle, und verſichert, der König habe ſich darin verkrochen, (caché), damit er die abgeſchmackte Witzeley anbringen kann: „Man könne vom Könige ſagen: „Er ſey mit Ruhm und mit Mehl überdeckt ge„weſen.“ Kann ein elender Witzling eine elende Erdichtung ungereimter anwenden?

nach dem zweyten Schleſiſchen Kriege, in vollem Frieden im Jahre 1750. Auch hat dieſer General nie den ſchwarzen Adlerorden gehabt, ſondern den Orden pour le merite. So voll innerer und grober Widerſprüche ſind ſehr viele Dinge, die dieſer franzöſiſche Verfaſſer erzählt, der ſich, wie man allzudeutlich ſieht, auch nicht die allergeringſte Mühe giebt, das was er aus dem erſten Buche was ihm vorkommt abſchreibt, zu verificiren.

Dergleichen Mensonges imprimés werden aus einem Buche ins andere abgeſchrieben, und immer noch vermehrt, wenn man nicht widerſpricht. Folgendes ſind die wahren Umſtände dieſer Begebenheit, deren genaue Richtigkeit ſich hauptſächlich auf das obenerwähnte reſpektable Zeugniß gründet:

Die Schlacht fing bekanntermaaßen Nachmittag um 2 Uhr an. Die preußiſche Kavallerie, des rechten Flügels, 10 Schwadronen ſtark, war von der öſtreichiſchen Kavallerie †) unter Anführung

---

†) Die öſtreichiſche Kavallerie war, außer der größern Anzahl (denn die Preußen hatten 32 Schwadronen, die Oeſtreicher aber 50, ja nach einigen Nachrichten 55 Schwadronen) in dieſer Schlacht noch der preußiſchen an Güte ſehr vorzuziehen, weil dieſe große, dicke, ganz unbehülfliche Pferde hatte. Die öſtreichiſche ſchwere Kavallerie attakirte aber damals auch noch in kleinem Trabe, hielt aufs Kommando ſtill, feuerte ihre Karabiner ab, und attakirte alsdann mit dem Säbel im ſtarken Trabe. Dieß war gewöhnlich die ſtärkſte Attake. Eine öſtreichiſche Nachricht macht es dem General Römer zum Fehler, daß Er in der Schlacht bey Molwitz mit der ſchweren Kavallerie à la houſarde im Galopp attakirt habe! Noch im Anfange des ſiebenjährigen Krieges feuerte die öſtreichiſche ſchwere Kavallerie ehe ſie mit dem Pallaſche attakirte.

rung des General Römers, der ſie mit 30 Schwadronen angriff, zweymal geworfen worden. Der Generallieutenant von Schulenburg führte ſie das zweytemal an und blieb dabey. Der König ſelbſt kam, als ſeine Kavallerie zwiſchen die beyden preußiſchen Treffen zurückgeworfen war, mitten unter ſie. Die öſtreichiſche Kavallerie ſuchte nun mit voller Macht in die preußiſche Infanterie einzubrechen, welche den tapferſten Widerſtand that. Dieſe Infanterie ſtand ſeit einigen Stunden im Feuer, und alle Munition, auch die den Verwundeten und Gebliebenen abgenommene, war verſchoſſen †). Damals begab ſich der König auf den linken Flügel zum Feldmarſchall Schwerin, der ſchon bleſſirt war. Dieſer ſtellte dem Könige vor: die Schlacht wäre noch ſehr unentſchieden, ſie könne noch gewonnen, aber ſie könne auch verloren werden.

---

†) Der König deutet dieſen Zeitrunkt in der Hiſtoire de mon tems T. I. p. 163. folgendermaßen an: „La criſe était ſi violente, que des vieux Officiers croyoient les affaires ſans reſſource et prévoyoient le moment où ce corps ſans munition ſerait obligé de ſe rendre à l'ennemi; mais il n'en fut pas ainſi, et cela doit apprendre aux jeunes militaires à ne pas déſeſperer trop vite.“

Im letztern Falle würde für die Armee keine Hülfe ſeyn; denn ſie wäre von Ohlau abgeſchnitten, wo noch das Hauptmagazin, die ſchwere Artillerie und deren Depot, nebſt einiger Kavallerie war, und auch vom Herzoge von Holſtein-Beck, von dem man damals nicht eigentlich wußte, wo er war †). Er überredete den König: das beſte was Er bey der kritiſchen Lage thun könne, würde ſeyn, wenn Er für ſeine Perſon ſuche jenſeits der Oder, ſo geſchwind als möglich zum Herzoge von Holſtein zu kommen, und denſelben, da er ſchliefe, (wie er ſich ausdrückte) aufzuwecken. Er, der Feldmarſchall, wolle alles mögliche bey der Schlacht thun. Würde ſie verloren, ſo würde des Königs Perſon beym Holſteiniſchen Korps ſicherer ſeyn, als auf der Retirade; und die Armee könnte ſich darauf repliiren und zugleich Ohlau decken, ſobald der König es näher heranführte. Würde ſie gewonnen, ſo würde dieſes

---

†) Er ſtand mit 7 Bataillonen und 7 Schwadronen bey Strehlen, ein paar Meilen vom Schlachtfelde, wo er das Schießen der Schlacht hätte hören können. Der König beklagt ſich über deſſen Saumſeligkeit, und darüber, daß Er die Feinde auf ihrer Flucht nicht angriff, in der Hiſt. de mon tems. T. I. S. 167.

Korps die Feinde auf der Flucht gänzlich aufreiben können. Die Oeſtreicher drangen immer ſtärker an. Er bat den König wiederholt aufs angelegentlichſte, ſich zu dieſem Behufe, ſogleich über die Oder zu begeben. Man war damals noch nicht gewohnt, daß ein König die Gefahren der Schlacht mit dem geringſten Soldaten theilte; auch war es gewiß, daß die Beſchleunigung der Herbeyziehung des Korps des Herzogs von Holſtein auf jeden Fall ſehr vortheilhaft geweſen wäre, und daß die Gegenwart des Königs dazu ſehr viel beytragen konnte. Ganz kann man alſo dem Feldmarſchalle ſeine Idee nicht verdenken. Gleichwohl hat der König es demſelben nie vergeben wollen, daß er dieſe Bitte that; und ſich ſelbſt nicht, daß er ihr nachgab.

Der König ritt nach dem rechten Flügel zurück, vermuthlich noch nicht ganz entſchloſſen was er thun ſollte. Erſt eine geraume Zeit nachher, da es anfing etwas dunkel zu werden, folgte er dem Rathe des Feldmarſchalls, und beſchloß nach Oppeln, wegen der dortigen Brücke über die Oder, zu reiten. Er nahm nur ein ganz geringes Gefolge von Officieren und Leibpagen mit. Vorher ſchickte Er noch zur Bagage den Befehl, daß die Kabinetsräthe mit den wichtigſten Schriften und

Geld ihm nach Oppeln folgen ſollten. †) Eine Schwadron von den Gensd'armes, die bey dieſer Schlacht war, unter dem Major von der Aſſeburg ††) folgte ohne Befehl des Königs, (vermuthlich auf Befehl des Erbprinzen von Deſſau) zu ſeiner Bedeckung. Aber der König ritt nebſt ſeinem Gefolge ſo ſcharf, daß die ermüdeten Pferde der Gensd'armes ihn nicht einholen konnten. Dieſe blieben die Nacht in Löwen, einem Städtchen an der Gränze des Fürſtenthums Brieg, wo eine Brücke über die Neiße iſt. Sie fanden den König nicht mehr da. Er hatte ſich da nur ganz kurz aufgehalten. Er wollte inkognito ſeyn; und da ſich ſein Gefolge durch verſchiedene dazu gekommene Perſonen wohl bis auf 70 Perſonen vermehrt hatte; ſo befahl er daß das Thor hinter ihm geſperrt und niemand, als wer zu ihm gehöre, hinausgelaſſen werden ſolle. Dieß Gefolge war alſo von Löwen aus nur klein, aber es fanden ſich auf dem Wege doch wieder verſchiedene Perſonen dazu. Sie kamen ohne Zufall vor das äußere Thor der Stadt Oppeln. Der König glaubte, dieſe wäre noch mit dem Regimente la Motte beſetzt. Dieſes war allerdings nicht in der Schlachtordnung, ſondern es war, da es etwas ſpät ankam, zur Bedeckung bey der Bagage gelaſſen worden. Es hatten ſich von ungefähr daſelbſt, wie man nachher erfuhr, etwa 40 bis 50 Oeſtreicher, meiſtens Huſaren, eingefunden. Dieſe hatten das Thor verſchloſſen; man rief: **Macht auf!** Auf die Frage: **Wer da?** ward geantwortet: **Preuſſen!** auch **Preußiſcher Kurier!** Da hierauf keine Antwort erfolgte, fing man an Unrath zu merken. Indeſſen befahl der König, daß einige abſteigen, ans Thor gehen und näher nachfragen ſollten. Kaum hatten ſie ſich genähert, und abermals gerufen, ſo feuerten die Oeſtreicher durch das Thor, welches ein bloßes Gatterthor iſt, unter ſie. Nun ſah man, daß Feinde da waren, und kehrte ſogleich um. Mit Anbruch des Tages kam der König mit ſeinem Gefolge nach Löwen zurück. Hier ſchickte Er aus Vorſicht erſt einen Officier in das Städchen, um zu ſehen, ob es etwa auch von dem Feinde beſetzt wäre. Daſelbſt fand er aber nicht nur die Schwadron Gensd'armes, ſondern auch den Adjutanten des Erbprinzen Leopold von Deſſau, Herrn von Bülow. †) Dieſen hatte der Erbprinz, der, nachdem der Feldmarſchall Schwerin zum zweytenmale war bleſſirt worden, das Kommando der Armee übernommen hatte, an den König geſendet, um ihm die freudige Nachricht, daß die Schlacht gewonnen ſey, zu überbringen. Der König begab ſich, nach einem ganz kurzen Frühſtücke zu Löwen, nach Molwitz zurück. — Dieß ſind die wahren aus den ſicherſten Zeugniſſen geſchöpften Umſtände einer Begebenheit, die von vielen Schriftſtellern, die das Leben des Königs ſchrieben, verſchwiegen, und von zwey franzöſiſchen Schriftſtellern durch Unwahrheiten und hämiſche Zuſätze verſtellt worden iſt.

---

†) Mit ihnen gingen auch, ohne beſondern Befehl, der Kön. geheime Kämmerier Fredersdorf, des Königs Leibarzt der Prof. Sam. Schaarſchmid (mein ſel. Schwiegervater), und einige andere Perſonen vom Gefolge. Sie holten den König ſchon in Löwen ein.

††) Er nahm nachher als Oberſter ſeinen Abſchied.

Man kann ſich nicht des Gedankens erwehren, daß wenn die Handvoll Oeſtreicher in Oppeln ſo viel Beſonnenheit gehabt hätten, auf den Ruf, daß Preußen da wären, nicht zu ſchießen, ſondern das Thor zu öfnen: ſo war der König gefangen, und ſeine ganze glorreiche Regierung nahm wahrſcheinlich eine ganz andere Wendung. Schon vor der Schlacht hatte er, als er die Poſten von Wartha und Silberberg viſitirte, Gefahr gelaufen, gefangen zu werden. (S. Hiſtoire de mon tems T. I S. 150.) Es geſchiehet aber freylich im Kriege und außer dem Kriege nicht alles was geſchehen könnte; und das iſt auch zuweilen recht gut. — *

---

†) Er ſtarb als General der Infanterie und Chef eines in Berlin in Garniſon liegenden Infanterieregiments.

VI.

In dem treflichen Aufſatze des Fürſten von Ligne über den König, deſſen größten Theil ich meinen Leſern im Anfange dieſes Heftes S. 106. bis 136. mitgetheilt habe, finde ich zwey Stellen, über welche ich, mit der Ehrerbietung die ich dem Verfaſſer ſchuldig bin, einige Bemerkungen wage. Dieſer edle Verfaſſer hat den Charakter des Königs im Ganzen ſo ſehr treffend gefaßt, daß es Ihm vermuthlich ſelbſt nicht unangenehm ſeyn wird, wenn ich von Seinem Aufſatze Anlaß nehme, auch bey einigen kleinen Nebenumſtänden, zu irgend einer nähern Beſtimmung irgend eines richtigern Geſichtspunktes Gelegenheit zu geben. Einen andern Zweck habe ich hierbey nicht. Für die Leſer iſt es vielleicht nicht unintereſſant, den König, dieſen großen, dieſen in aller Abſicht ſo wunderbaren Mann, auch in unbedeutend ſcheinenden Nebendingen, von neuen Seiten kennen zu lernen, die ſeinen ſo weitumfaſſenden Geiſt mehr oder weniger charakteriſiren.

Nach der obenangeführten Stelle, S. 125. wo der Fürſt ganz richtig ſagt: der König habe gern viel geſprochen, ſetzt er einige Worte hinzu, um zu bemerken, daß der König auch in Einſamkeit und Stille Hülfsmittel zur Erholung gefunden habe. Er ſagt:

„Accoutumé à cauſer avec Mr. de Lucchesini, „ſeulement devant 4 ou 5 Généraux, qui ne ſa„vaient pas le françois, il ſe dedommageoit de „ſes heures de travail, de lecture, de méditation, „dans la ſolitude de ſon petit jardin, où vis à vis „de la porte, on voyait le beau, jeune et facile „Antinous.“

Es ſcheint beynahe, dieſe Worte ſollten anzeigen, die Generale und Oberſten, die mit dem Könige gewöhnlich ſpeiſeten, wären der franzöſiſchen Sprache ganz unkundig geweſen. Ich weiß nicht, ob es hin und wieder bey einem der Fall geweſen ſeyn könnte; aber die meiſten waren gewiß dieſer Sprache kundig. Zudem iſt die gemeine Meinung, daß es dem Könige beſchwerlich geworden, deutſch zu ſprechen, ganz falſch; und Er wußte gewiß auch, daß der Marcheſe Luccheſini die deutſche Sprache eben ſo fertig als ſeine eigene Mutterſprache ſpricht.

Was die Laube anbetrift, in welcher die ſchöne eigentlich aus Wien †) nach Potsdam gebrachte antike eherne Bildſäule des Antinous ſtand ††); ſo iſt kein Zweifel, daß der König in heißen Som-

---

†) Zuerſt beſaß ſie der berühmte Prinz Eugen, nachher Fürſt Joſeph Wenzel von Lichtenſtein, der ſie ungefähr 1748 dem Könige verkaufte. (S. meine R. B. IV Th. S 507.) Der König ließ dieſe Bildſäule, durch einige dazu gedungene Leute, von Wien bis Potsdam tragen.

††) Der jetzt regierende König hat, bey der innern Veränderung des Schloſſes Sans-Souci, dieſe ſchöne antike Bildſäule ſowohl, als die zwey ſchönen Kopien nach Antiken von Bouchardon, die ohnweit des japaniſchen Hauſes ſtanden, nicht mehr wollen dem Wetter ausgeſetzt laſſen, ſondern ließ ſie in die neuen Zimmer des Schloſſes zu Berlin ſetzen.

mernachmittagen, wenn er den Muſen opferte, oft in dieſer kühlen Laube vor der ſchönen antiken Statue geſeſſen hat. Aber der Fürſt v. Ligne ſcheint bey Erwähnung dieſer Statue, ſo wie mehrmals einen Wink zu geben, daß die Erholungen des Königs nur fröhlicher und ſinnlicher Art geweſen. Man würde dieſen großen Mann verkennen, wenn man glaubte, Er habe ſein Vergnügen hauptſächlich nur darinn gefunden. Zwar der dem Könige angeborne heitere Geiſt, den man in ſeinen Schriften und beſonders in ſeiner jugendlichen Korreſpondenz mit ſo großem Vergnügen findet, möchte dieſem an ſich nicht widerſprechen. Er ſagt ſelbſt †):

— ſachez que dans le fond de l'ame
J'aime tous ces plaiſirs, qu'un faux Myſtique blame,
Ami des ſentimens des Epicuriens
Je laiſſe la triſteſſe aux durs Stoïciens;
Si comme Thébe, helas, notre ame avait cent portes,
J'y laiſſerai entrer les plaiſirs en cohortes!

---

†) S. Poeſies diverſes. Ed. in 4to. Berlin 1760. Epitre XIV. à Sweerts, ſur les plaiſirs. S. 260.

Noch im Jahre 1760 mitten im ſiebenjährigen Kriege ſchrieb Er †):

Nous avons deux momens à vivre;
Qu'il en ſoit un pour les plaiſirs!

Noch im Jahre 1762, unter den ſchrecklichſten Sorgen des Krieges, ſchrieb er an den Herrn von Catt ††):

Choiſiſſez la folie aimable;
De tous les agrémens pour nous
Elle eſt la ſource intariſſable.
Pour jouir longtems de ce bien,
Gardez-vous d'approfondir rien.
Tout eſt preſtige en cette vie;
Des objets de votre folie
En fidelle Epicuréen
Effleurez la Superficie.
Vos plaiſirs ſont comme une fleur,
Cueillez-la d'une main legère;
A ſa nuance, à ſa couleur,
Au doux parfum de ſon odeur
S'attache un prix imaginaire.
Ah! nos ſens ont tout à riſquer

---

†) S. Oeuvres poſthumes de Fr. II. T. VII. S. 307.

††) S. Oeuvr. poſth. T. VIII. S. 6.

De qui veut metaphyſiquer:
La roſe ſous la main profane
Qui s'obſtine à la diſſequer,
Perd tout ſon éclat, et ſe fane.

Dieſe heitere Geſinnung war es, welche, wie ich ſchon oben bemerkt habe, ſo viel beytrug, den Geiſt des großen Mannes auch in den größten Unglücksfällen, und unter den ſchwerſten Sorgen aufrecht zu erhalten. Es iſt vielleicht, recht verſtanden, keine erhabenere Philoſophie des Lebensgenuſſes, als: dem Vergnügen und ſelbſt dem, was Horaz nennt

Dulce deſipere in loco

das Herz willig zu öfnen, aber bloß auf der Oberfläche zu genießen, und nur in ernſthaften Gegenſtänden tief zu gehen. Friedrich der Große wußte in hohem Maaße beides zu vereinigen. Er wußte Vergnügungen aller Art zu genießen, aber Ihm war auch zu gehöriger Zeit

Res ſevera gaudium.

Ernſthafte Gedanken begleiteten Ihn in Seinen heiterſten und fröhlichſten Stunden, denn dieſe waren nur die Würze Seines ernſthaften Nachdenkens. Selbſt die obengedachte Bildſäule des Antinous kann ein Beyſpiel davon ſeyn. Sie war da, und er genoß der Schönheit dieſes herrlichen Kunſtwerks auch zuweilen; aber dieſe Statue war es nicht, die in dieſer Gegend Seine hauptſächlichſte Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Die Laube, in welcher ſie geſetzt war, ſteht nicht der Thür, d. h. dem Fenſter †) ſeines Studierzimmers gegenüber; ſondern weiter hinten in dem kleinen Boskette, ſo daß ſie der König aus ſeinen Fenſtern eigentlich nicht ſehen konnte. Ganz etwas anders hatte dieſer außerordentliche Mann, gerade ſeinen Fenſtern gegenüber, ſelbſt ſetzen laſſen, ſo daß er es ganz frey ſehen konnte, ja ſehen mußte, ſo oft er ſeinen Blick dahin warf. Dieß war

Sein Grab!

Nämlich auf dem offnen Platze, gerade dem Fenſter Seines Studierzimmers gegenüber, vor einer halben Rundung, ließ Er ſchon im Jahr 1744, gleich als die Terraſſen angelegt wurden ††)

---

†) In Sans-Souci gehen die Fenſter bis auf die Erde, und es iſt aus den Zimmern kein anderer Ausgang als durch die Fenſter.

††) Dieß Begräbnißgewölbe ward ſchon angelegt, ehe die Erde von der Terraſſirung auf die oberſte Anhöhe herausgekarret war. Es ward alſo zum Theile über der Erde gebauet, und nachher mit Erde bedeckt; dieß weiß ich aus der ſicherſten Quelle. Niemand wußte damals deſſen Beſtimmung.

und ehe noch der Grund des Schloſſes gelegt war, in der Stille eine Gruft graben, und das Gewölbe mit Marmor bekleiden, und auf demſelben nachher eine liegende Bildſäule der Flora ſetzen. Ich kann nun wohl öffentlich hiervon reden, da Herr Oberconſiſtorialrath Büſching etwas von dieſem Geheimniſſe bekannt gemacht hat ††). Ich habe es aus dem Munde des Marquis d'Argens ſchon vor mehr als zwanzig Jahren gewußt, aber nie davon geredet, weil es mir unter dem Siegel der Verſchwiegenheit anvertrauet war. Der König wollte in dieſe Gruft begraben werden. Er ſagte es d'Argens mehrmals, und d'Argens bat ſich aus, ſelbſt unter der ſchönen marmornen Vaſe von Ebenhecht, †) im Garten von Sansſouci ſein Grab zu finden. Der König verſprach es Ihm, und würde es gewiß gehalten haben, wenn d'Argens in Potsdam geſtorben wäre.

---

††) S. Büſchings Charakter Friedrich II. zweyte Auflage, S. 23.

†) Sie ſteht an einem grünen Gange, gleich wenn man vom Kavalierhauſe rechts herab kommt. S. Salzmanns großen Grundriß des Gartens von Sansſouci N. 62. und die Beſchr. von Berlin und Potsdam III. Bd. S. 1222.

Noch mehr! dieſe Gruft, deren Exiſtenz ſo wenige Perſonen wußten, war wahrſcheinlich die eigentliche Veranlaßung, dieſem Orte die Benennung Sans-Souci zu geben. Der König gab dieſe Benennung dem Hauſe noch nicht als es gebauet ward. Er nannte es Sein Luſthaus, Sein Weinbergsluſthaus †). Als Er, noch im Anfange der Erbauung des Schloſſes, einſt mit d'Argens auf dieſem Platze ſpatzierte, ſagte Er Ihm: Da Er den Entſchluß gefaßt, auf dieſem angenehmen Flecke ſich einen Sommeraufenthalt zu bauen, ſo ſey auch gleich Seine Idee geweſen, Sein Grab daſelbſt einzurichten. Quand je ſerai là, ſagte Er, indem Er auf die verborgene Gruft zeigte, je ſerai *ſans ſouci!*

Nicht alſo ſo ſehr auf das Schloß und den Garten, ging die ſo berühmt gewordene Benennung Sans-*ſouci.* Ob der König gleich an die Facciate

---

†) Man ſehe des Herrn Oberbaurath Mangers Baugeſchichte von Potsdam, die jetzt unter der Preſſe iſt, im 1. Theil S. 46. 48. Die Anlage zu den Weinbergen an der Anhöhe auf der das Schloß Sansſouci gebauet iſt, war, nebſt der obenerwähnten Gruft, das erſte was im J. 1744 gemacht ward.

des Hauſes dieſe Worte ſetzen ließ; ſo wußte Er doch allzuwohl, daß Ihm auch dahin die wichtigen Sorgen der Regierung und der Kummer über manche öffentliche und häusliche Widerwärtigkeiten folgen würden. Auf die Gruft ſpielte dieſe Benennung an, welche dieſer große Mann ſich von jedermann unbemerkt im Angeſichte des Zimmers, wo Er Seine beſte Zeit zubrachte, bereiten ließ, und in welcher Er einſt nach aller Arbeit zu ruhen gedachte. Um die Idee, von welcher dieſer außerordentliche Mann bey dieſer geheimen Anſpielung ausging, in ihrer ganzen Stärke zu empfinden, muß man ſich ſeiner ſchon obenangeführten lukreziſchen Meinung über den Tod erinnern, die er unter andern in Seiner Epitre à Keith, ſo deutlich ausgedrückt hat. Er ſagt darinn: †)

> Ne voyons dans la mort, qu'un tranquille ſommeil,
> A l'abri des malheurs, ſans ſonge, ſans reveil.
> Helas! tout eſt égal; pour notre cendre éteinte
> Il n'eſt aucun objet, ni d'eſpoir ni de crainte. ††)

---

†) S. Poeſies diverſes, Ed. de Berlin, gr. 4. S. 304.

††) Nach dem Lukrez, von deſſen drittem Buche dieſer Brief eine Nachahmung iſt:

> Tu quidem ut es letho ſopitus, ſic eris aevi
> Quod ſupereſt, cunctis privatu' doloribus aegris.
> *Lucr. de rer. nat. Lib. III. v. 917.*

Es kommt hier, wie ich ſchon oben bemerkt habe, nicht darauf an, ob dieſe Vorſtellung ganz richtig iſt, ſondern nur darauf, daß Friederich ſich den Tod als einen Zuſtand dachte, wo weiter keine Sorgen oder Kummer empfunden werden. Wir, die wir andre und richtigere Begriffe haben, wollen dennoch den Mann bewundern, der ſeiner Begriffe vom Tode unerachtet, ſich freywilligerweiſe täglich damit bekannt machen wollte. Es gehört keine geringe Stärke des Geiſtes dazu, aus eigener Wahl, ohne daß es jemand merken kann, und alſo ohne alle Prätenſion, in ſeinem friedlichen und einſamen Sommerhauſe ſich ſein Grab vor Augen ſetzen zu laſſen, und keine geringe Heiterkeit der Einbildungskraft, es unter der Bildſäule der Blumengöttinn zu verbergen. Friedrich hatte alſo in Seinen einſamen Sommervergnügungen immer den Tod vor Augen, und wußte Seinen Begriff davon, mit fröhlichem Genuſſe des Lebens ſowohl, als mit dem beſtändigen Andenken an Seine Pflichten zu vereinigen. Die Bildſäule des ſchönen Antinous brachte Er erſt lange nachher nach Sansſouci, als Er Seine Todtengruft daſelbſt ſchon hatte verfertigen laſſen. Es war Ihm warlich dieſe mehr vor Augen als jene, ſo wie Seine Pflichten mehr als Seine Vergnügungen. Es ging dem edlen Manne aus dem Herzen, wenn er ſagte: †)

Oui, finiſſons ſans trouble, et mourons ſans regrets,
En laiſſant l'Univers comblé de nos bienfaits.
Ainſi l'Aſtre du Jour, au bout de ſa carrière,
Répand ſur l'horizon une douce lumière,
Et les derniers rayons qu'il darde dans les airs,
Sont ſes derniers ſoupirs qu'il donne à l'Univers.

Wenn man dieſe Zeilen lieſet, und dabey an die letzten Stunden des Königs denkt, der, bis auf den letzten Augenblick ſeines Bewußtſeyns, für ſeine Pflichten lebte; kann ein empfindendes Herz dem Andenken dieſes auf alle Art ſo groſſen Mannes wohl eine willige Thräne verſagen? Er that ſo viel für Sein Land, ſo viel für Sein Zeitalter, welche von dieſem außerordentlichen Manne immer mehr forderten, und, wohlüberlegt, beynahe mehr als die Beſchränktheit der menſchlichen Natur leiſten kann. Er that ſo viel, und man verlangte immer, daß er noch mehr thun ſollte. Er fehlte nicht häufig in wichtigen Dingen; aber wenn Er fehlte, wurden Seine Fehler ſo ſehr aufgemutzt, als wäre es das Loos der Menſchheit, nie zu fehlen. Man hat die kleinſten Umſtände Seines häuslichen Lebens ans Licht gezogen, und auch dieſe Publicität, die ſo manchem andern großem Manne gefährlich geweſen iſt, kann Sein Charakter noch immer mehr ertragen, als der Charakter ſo manches andern Mannes, der Groß heißt. Soll denn Ihm allein nicht zu ſtatten kommen, daß Er ein Menſch war? Sollte ein empfindendes Herz wohl die wenigen Freuden des Lebens von einer widrigen Seite anſehen, welche ein Mann, der ſich alles hätte erlauben können, ſich nur deswegen erlaubte, weil er glaubte, bloß dieſe könnten mit ſeinen Pflichten vereinigt werden? Und die geringen Schwachheiten, die man etwa an Ihm bemerken könnte, ſind ſie nicht Zeichen, daß Er ein Menſch, das heißt Unſer Einer, war? Und welcher Menſch! Wer ſich ſelbſt kennet — das heißt, wer ſich ſelbſt zu kennen ſucht, — verſuche es einmahl, ſich ganz an Friedrichs Stelle zu ſetzen. Er prüfe ſich, was er wohl möchte in ſolcher Lage im Stande geweſen ſeyn zu thun, und was er möchte haben unterlaſſen müſſen; was er ſich würde erlaubt haben, und was er möchte weiſe genug geweſen ſeyn, ſich zu verſagen. Er überlege denn, was Friedrich that, und was Er unterließ, wie wenig dieſer große Mann ſich erlaubte, und wie viel Er ſich ver-

---

†) S. Poeſies diverſes. Ed. de Berlin. gr. 4. S. 318.

verſagte! und verurtheile denn den Mann, der Einzig in ſeiner Art war, — wenn er darf — und ſchäme ſich nicht — wenn er es unterlaſſen kann! — *

VII.

In dem Aufſatze des Fürſten von Ligne, unmittelbar nach der Stelle, S. 126 wo von einem Teller von Berliner Porcellane die Rede iſt, ſteht folgendes:

„Comme le Roi faiſait quelquefois le Roi, et
„comme il ſe croyait quelquefois bien magnifique,
„lorsqu'il prenait une canne et une boëte avec
„quelques vilains diamans, qui couraient un
„après l'autre, je ne ſai pas trop, ſi ma petite alle-
„gorie lui plut infiniment.“

Wenn ich die Anwendung dieſer Stelle auf das nächſtvorhergehende betrachte, ſo ſcheint ſie nicht eigentlich dahin zu paſſen. Ich vermuthe faſt, daß im Originale dazwiſchen noch etwas anderes, eine andere Allegorie, geſtanden hat, die in der mir mitgetheilten Abſchrift fehlt, welche überhaupt in vielen Stellen inkorrekt war, (wie es gewöhnlich zu gehen pflegt, wenn ein ſo ſehr intereſſanter Aufſatz aus einer Hand in die andere geht, und davon eiligſt Abſchriften aus Abſchriften genommen werden); und in der daher viele Worte korrigirt werden mußten.

Aber dieſe Stelle nur vor ſich betrachtet, iſt es freilich wahr, daß dieſer große König allerdings nicht ſelten den König machte, und daß Er alsdann in großem Maaße die perſönlichen Eigenſchaften beſaß, welche zur Repräſentation und zum Imponiren gehören. Auch iſts wahr, was Withof von Ihm ſagt:

Er, dem Auguſtus ſich und Antonin verpaarten,
War immer königlich, in ungemeinen Arten;
War König auf dem Thron, war König auf dem Ball,
War König in dem Feld' und König überall.

Aber, daß dieſer große Mann ſich etwas darauf eingebildet, oder es für eine beſondre Pracht gehalten hätte, wenn Er eine mit Diamanten beſetzte Stockkrücke, oder eine mit Diamanten beſetzte Tabacksdoſe in Händen hatte; möchte ſich doch wohl kaum behaupten laſſen. Er wußte gar zu gut, wie wenig ſolche Dinge einem Könige werth ſind, und denn beſonders einem Könige, der keine Schulden und mehr baares Geld hat, als alle andere Kaiſer oder Könige in Europa. Außerdem läßt ſich nicht wohl ſagen, Seine Kleinodien wären avec *quelques vilains* diamans beſetzt geweſen, *qui*

con-

couvraient l'un après l'autre Es waren weder wenige noch ſchlechte Steine, mit denen er Seine Doſen beſetzen ließ. Er ſuchte ſehr oft ſelbſt die ſchönſten Steine aus. Auch war es gar nicht der Fall, daß Er Seine Doſen mit Diamanten allzu ſparſam hätte beſetzen laſſen. Wer Ihn einigermaßen kannte, wird wiſſen, daß ſo philoſophiſch ſimpel dieſer große Mann auch in manchen Dingen war, und ſo vieles Er ſich, aus Grundſätzen zu verſagen wuſte; ſo liebte Er doch, wenn Er glänzend ſeyn wollte, es an Glanz nicht fehlen zu laſſen. Man hätte eher von Ihm ſagen mögen, daß Er eine allzureiche Beſetzung mit Brillanten liebte, als das Gegentheil. Es iſt bekannt, daß Er ſelbſt der Arbeiten viele beſtellte, die ganz mit Steinen, und zum Theil mit anſehnlichen großen Steinen überſäet waren, ſo daß bey einigen faſt der viele Glanz die Wirkung hinderte. Dieſe Doſen koſteten große Summen. Er hat während Seiner 46 jährigen Regierung eine große Menge der Doſen, welche er getragen hatte, bey mancherley Gelegenheiten verſchenkt †). Dennoch hinterließ er

an

---

†) Die meiſten Geſchenke die der König bey verſchiedenen Gelegenheiten machte, waren Doſen

und

an 300 Stück Doſen, welche, wie ich aus ziemlich glaubwürdigen Nachrichten weiß, nebſt den übrigen vorhandenen Brillanten und mit Brillanten beſetzten Sachen, an 1,750,000 Rthlr., oder an 7,000,000 Livres tournois, geſchätzt wurden. Ich weiß wohl, daß der Werth eines Königs nicht, und am wenigſten eines Königs von Preußen, auf Dingen dieſer Art beruht; aber wenn doch einmal von koſtbaren Nippen die Rede iſt, möchte man von einem Könige, der für eine ſolche Summe an Juwelen, pour ſes menus plaiſirs, (ohne die prächtigen Juwelen des Hauſes, ohne das goldene Tiſchſervice ꝛc. ꝛc.) beſitzt, beynahe eher ſagen: qu'il étoit magnifique en cela, als das Gegentheil.

Sehr oft ließ er dieſe reich mit Brillanten beſetzten Tabacksdoſen aus dem edlen Bewegungsgrunde machen, um den Künſtlern und Arbeitern, die ſie verfertigen, Nahrung zu geben. Sehr oft, wenn

---

und Ringe, bis, nach dem ſiebenjährigen Kriege, die Berliniſche Porcellanfabrik zu einer gewiſſen Vollkommenheit kam. Seit der Zeit beſtanden Seine meiſten Geſchenke in prächtigen Porcellanſervicen.

wenn die Unternehmer Ihm meldeten, daß ſie ihre Arbeiter nicht zu beſchäftigen wüßten, machte Er dergleichen Beſtellungen. Uebrigens wollte Er mit dieſen reichbeſetzten Doſen gar nicht Pracht machen, denn alles was Pracht war, haſſete Er, und beſchäftigte ſich nicht beſtändig damit; ſondern ſie waren eigentlich Seine Liebhaberey; das Feuer der Diamanten und die künſtliche Arbeit machte Ihm Vergnügen. Bekanntlich nahm Er ſehr viel ſpaniſchen Taback. In Seiner einförmigen einſamen Lebensart machte es Ihm Vergnügen, daß Er unter den Doſen wählte, und bald dieſe bald jene eine Zeitlang brauchte, dann wieder wegſetzte, oder, wenn einige ihm nicht mehr gefielen, ſie verſchenkte oder umarbeiten ließ. Es war dieß ein ſo unſchuldiges kleines Vergnügen, daß es dieſem erhabenen Einſiedler wohl zu gönnen war. Wenn er Seine koſtbaren Doſen in die Hand nahm, ſo ward der Genuß, den ſie Ihm gewährten, gewiß dadurch erhöhet, zu wiſſen: daß Er Seinen Staat nicht in Schulden ſteckte, um damit Prunk zu treiben, daß Er alle jetzt nöthige Ausgaben des Staats ſchon beſtritten, daß für jedes künftige Bedürfniß derſelben ſchon anſehnliche Summen zurückgelegt waren, daß in ſeinem

Kabinette außerdem ein beträchtliches Geld, und ſollte es auch bey kleinen Summen geweſen ſeyn, zuſammengeſpart da lag, um bey dringenden Bedürfniſſen der Armuth, oder bey unvermutheten Unglücksfällen †) ohne Zeitverluſt zu helfen; ehe Er Sich das Vergnügen erlaubte, ein ſolches glänzendes Kunſtwerk in die Hand zu nehmen, durch deſſen Beſitz Er noch dazu ſo manchem ehrlichen fleißigen Hausvater Auskommen gegeben hatte.

Wenn Er nach Berlin zum Karneval reiſete, wo er nach dem ſiebenjährigen Kriege, des Namens Karneval ungeachtet, den größten Theil

---

†) Der König hat ſehr große Summen an die Armen gegeben, ſ. Büſchings Charakter Friedrichs II. Zweyte Ausgabe S. 2 7. Es wird glaubwürdig verſichert, daß Er in den letzten Jahren Seiner Regierung in ſeinem Kabinette immer über 300,000 Rthlr. in Seiner Schatulle bereit liegen hatte, um bey den ſo oft vorkommenden Waſſerſchäden ohne Zeitverluſt zu helfen. Die vielen Niederungen und Moräſte, die Er durch gezogene Graben und Dämme urbar machte und mit neuen Anbauern beſetzte, machten dieſe Vorſicht nöthig, wenn im Frühlinge die zunehmenden Waſſerfluthen die Dämme zerriſſen und die Etabliſſemente überſtrömten.

ſeiner Zeit in ſeinen Zimmern zubrachte; nahm Er eine ziemliche Anzahl dieſer Doſen in zwey Kaſten mit, welche gewöhnlich ein arabiſches Kameel oder Dromedar nach Berlin trug †).

So wie der König unter ſeinen Doſen diejenigen auswählte, die Ihm zu der Zeit am beſten gefielen, um ſie mit nach Berlin zu nehmen, ſo wählte Er auch unter Seinen Windſpielen, den Gefährten Seiner einſamen Stunden ††). Diejenigen, die ſich am beſten aufgeführt hatten oder eben am meiſten in Gunſt waren, wurden zur Karnevalszeit mit nach Berlin genommen Sie wurden in einer ſechsſpännigen Kutſche nach Berlin gefahren, unter der Aufſicht eines von den ſogenannten Königl.

---

†) Der König hatte zwey ſolche Thiere von dem Grafen Czernichef erhalten, zu der Zeit da ein Rußiſches Korps im ſiebenjährigen Kriege bey der Preußiſchen Armee ſtand.

††) Der König mochte gern ein lebendiges Weſen um ſich haben. Er ſagte zu ſeinem alten Freunde, dem General Fouque': „Vous vivez trop en ſolitaire. „Il vous faudrait chaque jour ſociété. Il faudrait „que vos fenêtres fuſſent ornées de pots de fleurs, „et que de petits chiens ſautaſſent autour de vous „pour vous amuſer.“ S. *Mémoires du B. de la „Mothe Fouqué.* T. II. S. 118.

nigl. kleinen Lakaien, der gewöhnlich ihre Wartung und Fütterung beſorgte. Man verſichert, dieſer habe ſich allemal in der Kutſche auf den Rückſitz geſetzt, da die Windſpiele den **Vorderſitz** einnahmen, habe auch die Hunde anders nicht als per Sie angeredet. Z. B. „**Biche**, ſeyn Sie doch „artig! Alcmene, bellen Sie doch nicht ſo! — *

VIII.

Einer meiner ſchätzbaren Freunde hat mir folgende Bemerkungen über des Hrn. Hofrath v. Zimmermann Schrift über **Friedrich den Großen** mitgetheilt, die meine Leſer vermuthlich hier gern leſen werden.

1.

„Herr v. Zimmermann erzählt in ſeinem Werke „über Friedrich den Großen; (S. 269 der Aufl. „in gr. 8.) „daß der Herr **Graf von Lucchesini** „„Friedrich den zweyten vom Atheismus zum Deismus zurückgebracht habe.““ „Wenn dieſer Fürſt „eine Zeitlang ernſtlich Atheiſt geweſen iſt: ſo „muß Er in ganz ſpätern Jahren es erſt geworden, und nur ſehr kurze Zeit geweſen ſeyn. Daß „Er ſeit den frühern Jahren Seiner Regierung es „nicht war, beweiſen Seine Werke, und ſelbſt die

,,ſo bekannte Epiſtel an den Feldmarſchall Keith. †) Daß er noch, kurz vor Anfang des Baierſchen Succeſſionskrieges, eben ſo dachte, kann vielleicht folgende Anekdote beweiſen. Der Generallieutenant von K., welcher ſeit dem ſiebenjährigen Kriege, bis zu dem erwähnten Zeitpunkte, den größten Theil des Jahres in Potsdam und in Sansſouci zubrachte, und des Königs Tiſch- und Reiſegeſellſchafter war, hatte einſt in einer Unterredung, aber ſo viel ich von dieſem Generale weiß, nur par manière de Converſation, gegen den König den Wunſch ſehr lebhaft geäußert, einen hinlänglichen Erweis für das Daſeyn der Gottheit zu leſen. Der König ſchickte ihn am andern Morgen das Werk des Fenelon de l'exiſtence

---

†) Auch das Examen critique du Syſtême de la Nature, im T. VI. der Oeuvres poſthumes de Fr. II. S. 143. zeigt, daß der König im Jahr 1770, da Er dieſes Examen ungefähr kann geſchrieben haben, vom Daſeyn Gottes völlig überzeugt war. Wie Er 1777 über Gott dachte, zeigt das oben S. 139 angeführte Geſpräch mit Sulzer. In der gedruckten Korreſpondenz mit d'Alembert findet ſich nicht die geringſte Spur, daß der König ſeitdem Seine Meinung ſollte geändert haben, vielmehr Beweiſe vom Gegentheile. N.

„ſtence de Dieu auf das Zimmer; und aus dem „Munde eben dieſes Generals weiß ich, daß der „König ſowohl bey dieſer, als bey ähnlichen Unterredungen, den Theismus vertheidigt, und wider den Atheismus geſprochen hat. Daß übrigens der König gerade dieſes Werk ihm ſchickte, „kann aus mancherley Gründen geſchehen ſeyn; „unter andern aber auch vielleicht, weil der König, da Sein General nicht Anſpruch auf den „Titel eines Gelehrten machen konnte, das Werk „des Fenelon für das, der Faſſungskraft deſſelben angemeſſenſte Werk hielt.“

2.

„In eben dem angeführten Werke wird (S. „229) die bekannte Geſchichte von dem Kammerhuſaren erzählt, welcher ſich, nachdem er an dem „Könige treulos geworden, und deswegen Trommelſchläger zu werden von dem Könige verurtheilt „worden war, in Sansſouci erſchoß. Schon „Moore erzählt in ſeinem Abriß des geſellſchaftlichen Lebens und der Sitten in Frankreich, der „Schweiz und Deutſchland, (1r B. S. 359. d. Ueberſ. 1ſte Aufl.) dieſen Vorfall; und beurtheilt „ihn ſehr unrichtig. Er findet das Urtheil des Kö-

„nigs zu hart, unſtreitig weil er nicht Rückſicht „auf die Herkunft dieſes unglücklichen Menſchen, „und auf den Rechtsſpruch nahm, welchen jedes „bürgerliche Gericht, wenn ſolche Sachen vor einem dergleichen unterſucht werden könnten, würde haben fällen müſſen. Hr. v. Zimmermann ſetzt „noch hinzu, daß der König den Adjutanten, welcher Ihm den Rapport von dem Vorfalle gebracht, „gefragt habe, „„ob er dieſen Menſchen auch wohl „„zu hart behandelt?““ †) Was Friedrich der „zweyte in dieſem Augenblicke mit dem Adjutanten „geſprochen hat, und ob Er dieſes mit ihm, in „dieſem Augenblicke, ſprechen konnte, weiß ich „nicht; aber was er am folgenden Tage mit dem

---

†) Herr v. Zimmermann läßt den König zu dem Adjutanten (S. 230) Ihr ſagen. Da nicht wahrſcheinlich iſt, daß der König franzöſiſch mit dieſem Offizier geſprochen, und auch Herr Zimmermann das Vous, wenigſtens wenn es an Ihn gerichtet iſt, durch Sie überſetzt: ſo iſt hier ein kleiner Irrthum eingeſchlichen, welchen ich nicht rügen würde, wenn nicht auch Hr Z. auf dieſe Kleinigkeiten Werth zu legen ſchiene. Der König nannte keinen Offizier Ihr, ſondern Er, auch den niedrigſten.

Anmerk. des Verf.

„verſtorbnen Generallieutenant v. Buddenbrock
„ſprach, will ich, mit den eigenen Worten dieſes
„ehrwürdigen Mannes, ſo viel ich davon mich er-
„innere, erzählen. Ob ich mich gleich aller Worte
„nicht ganz genau erinnere, ſo bin ich gewiß, daß
„ich hier nichts ſchreibe, was auch nur die ge-
„äußerten Geſinnungen im mindeſten entſtellen
„könnte. Der vorgedachte General wurde am Tage
„nach dieſem Vorfalle zur Tafel des Königs gela-
„den, und aß in Sansſouci allein bey ihm. Der
„König fing, ſo wie er ins Zimmer trat, das Ge-
„ſpräch mit Erzählung dieſes Vorfalls an, und
„ſetzte hinzu: „Die Welt wird mich wieder be-
„„ſchuldigen, daß ich daran Schuld, daß ich ein
„„Tyrann bin; aber ich mußte den Menſchen doch
„„ſtrafen; ich konnte doch ſolche Bubenſtücke nicht
„„ungeahndet hingehen laſſen? Ich kann die Leute
„„doch nicht mit mir machen laſſen, was ſie wol-
„„len?“ Da der General zu allem dieſen nichts
„ſagte: ſo fuhr der König fort: „Was gilts?
„„auch Er findet mich ſtrafbar (coupable) bey die-
„„ſer Sache? Sag Er mir nur heraus, was Er
„„denkt!“ Der General ſchwieg noch, und nun
„ſetzte der König hinzu: „Ich will Seine Meinung
„„wiſſen; ich fordre ſie von Ihm, als von einem

„„alten Freunde meines Hauſes *)! Und der „ehrwürdige Mann ſagte gerade heraus: „Ja „„Sire, Sie ſind Schuld!“ — „Allons diner!“ „unterbrach ihn der König. Sie ſetzten ſich, und „der König ließ ihn in nichts die Freymüthigkeit „ſeines Urtheils entgelten. Hätte der König dem „General die Gründe dieſes Urtheils abgefragt: „ſo war dieſer entſchloſſen, dem Könige zu ſagen, „daß dieſer in ſo fern Schuld an dieſem Vorfalle „ſey, als Er einen Menſchen, wie dieſer war, „nicht ſo viel anvertrauen, oder nicht ſo viel Zutrauen zu ihm haben, ihn nicht zu einem ſolchen „Poſten, aus bloſſem Glauben an ſeine Phyſiognomie, erheben ſollen. — Dieſe Anekdote „beweiſt übrigens die Empfindlichkeit von Friedrichs Herzen zu ſehr, als daß ſie eines Kommentars bedürfte.“ —

3.

---

*) Der Generallieutenant v. Buddenbrock war ſchon bey dem Könige, da dieſer noch Prinz war, Adjutant geweſen; und ſein Vater, welcher als Feldmarſchall ſtarb, hatte ſich bey dem Kriegsrechte, welches Friedrich Wilhelm einſt über ſeinen Sohn halten ließ, höchſt merkwürdig ausgezeichnet.

Anm. d. Verf.

Dieſe leztere Anekdote werde ich im folgenden Hefte auch erzählen. N.

3.

„Herr v. Zimmermann erzählt ferner (a. a. O. S. 40 in der Anmerkung) daß, da der König in der Schlacht bey Torgau verwundet worden, und ſich die Worte: „Mich traf ſo eben eine Kugel auf die Bruſt!“ entfahren laſſen, Er nachher ſich über dieſes Geſtändniß geärgert habe. Es kann mit dieſem Aergerniß und mit den Worten ſelbſt, welche Hr. v. Z. dem Könige in den Mund legt, ſeine Richtigkeit haben; Er hat ſie von einem Augenzeugen, welchem ich nicht widerſprechen kann. Aber ich will die Sache ſo erzählen, wie ſie mir auch von einem Augenzeugen erzählt worden iſt. Der König war durch den Schuß betäubt worden; er ſank, ohne daß Er ein Wort geſagt hätte, um, und in demſelben Augenblicke eilten zwey ſeiner gegenwärtigen Flügeladjutanten herbey, Ihn aufzurichten, und den Schuß zu unterſuchen. Sie riſſen ſeine Kleider ſchnell auf, und ſahen ſogleich, daß die Kugel zwar durch alle Kleidungsſtücke hindurch gegangen, aber nicht bis in den Körper gedrungen war. †) In dieſem Augenblicke kam der König

„wie-

---

†) Der König hatte, wie Er ſelbſt an d'Argens berichtet, (S. Oeuvres de Fr. II T. X. S. 226)

einen

,,wieder zu ſich, und ſagte ganz kaltblütig: ,,Ce ,,,n'eſt rien.'' — Darüber, daß Er verwundet, ,,und daß dieſe Verwundung bekannt geworden, ,,ſcheint Er alſo nicht ſich geärgert zu haben, wofern er ſonſt etwas dergleichen nachher geäuſſert ,,hat. Auch ſchien Er in der Nacht nach der ,,Schlacht und am Tage nachher, nicht auf dieſe ,,Verheimlichung bedacht zu ſeyn, weil ſich dieſes ,,natürlicherweiſe nicht verheimlichen ließ'' †).

4.

,,Hr. v. Zimmermann redet auch S. 248. von ,,der Schlacht bey Liegnitz. Er erzählt: ,,daß da- ,,,mals drey Oeſtreichiſche und Rußiſche Heere ,,,dicht vor dem Könige geſtanden, daß man all- ,,,gemein geglaubt, nun ſey das Ende der ſchreck- ,,,lichen Tragödie da, welche halb Europa mit ,,,Friedrich dem Großen geſpielt, und daß der Kö- ,,,nig ſchon darauf gedacht, ſeine Kanonen ver-

,,,na-

---

einen dicken Pelz und einen ſammtnen Rock an, wodurch die Kraft der Kugel geſchwächt wurde.

N.

†) Daß Er es nicht verheimlichen wollte, erhellt auch daraus, daß Er es in zwey Briefen vom 5. und 10. November an d'Argens ſchrieb. N.

„„nageln zu laſſen.“ Für dieſen letztern Umſtand führt er Hrn. v. Catt, der damals als Lecteur des Königes freyen Zutritt in das Zelt „deſſelben gehabt, und den verſtorbenen Sulzer „als Zeugen an. — Beide dieſe Herren ſcheinen „indeſſen nicht genau unterrichtet geweſen zu ſeyn, „und ſie, oder Hr. Zimmermann ſcheinen noch dazu „den Feldzug vom J. 1761. mit dem Feldzuge von „1760 verwechſelt zu haben. Nicht vor der Schlacht „bey Liegnitz, nicht im Jahre 1760 ſtanden drey „Oeſtreichiſche und Ruſſiſche Heere dicht vor „Ihm; ſondern das Ruſſiſche Heer ſtand damals „an der andern Seite der Oder, und der Prinz „Heinrich um dieſe Zeit gegen daſſelbe: wohl „aber waren im Jahr 1761 die Oeſtreichiſchen „und Ruſſiſchen Hauptheere vereint vor Ihm. „In dieſem letztern Feldzuge ſtanden die Sachen, ob ſie gleich auch im Jahr 1760 ſchon „ſehr mißlich ſtehen mochten, †) noch ſo mißlich nicht, als 1757 vor der Schlacht von Leuthen.

---

†) Sie ſtanden erſt eine kurze Zeit nach der Schlacht von Liegnitz am gefährlichſten, wie der König ſelbſt in der Histoire de la guerre de sept ans (Oeuvres poſth. T. IV. p. 178) berichtet. N.

„then. Aber im Jahr 1761 ſtanden ſie doch um ein vieles mißlicher als 1760, und damals ſchien das Trauerſpiel dem Ausgange näher, als das Jahr vorher. Aber der König verlor den Muth ſo wenig im J. 1760 und 1761 als im J. 1757.

„Ferner dachte der König, ſo gedrängt Er auch von allen Seiten im J. 1760 war, und ſo mancherley Anſtalten Er auch, dieſer Lage gemäß, machte, damit das Geſchütz den Feinden nicht in die Hände fallen möchte, warlich weder damals, noch nachher daran, **Seine Kanonen vernageln zu laſſen**; weil Er natürlicher Weiſe dann ſich ſehr ſchlecht gegen die feindlichen Heere würde haben wehren können. Und wehren wollte Er ſich doch gewiß, ſonſt hätte Er nicht mit ſo vielem Muthe und Feldherrnklugheit den General Laudon auf dem Marſche angegriffen. Er wollte nicht etwa ſeine Armee auf Diſcretion gefangen geben, wie ſie gewiß würde haben thun müſſen, wenn Er alle Kanonen hätte wollen vernageln laſſen.

„Endlich kann Hr. v. Catt dieſes Alles nicht in dem Zelte des Königs gehört haben, weil der König damals kein Zelt bewohnte.“

Druckfehler.

S. 136 Z. 5 von unten: um ſie, l. um einiges davon.
S. 176 Z. 4 von unten: ein, l. einen.

Anekdoten
von
König Friedrich II.
von Preuſſen,
und
von einigen Perſonen, die um Ihn
waren.

Nebſt Berichtigung einiger ſchon gedruckten
Anekdoten.

Herausgegeben
von
Friedrich Nicolai.

Drittes Heft.

Berlin und Stettin, 1789.

Kö
Bibl.
Acad.
Land.

Universitäts-
München
Bibliothek

Anekdoten

von

König Friedrich II.

Drittes Heft.

XXI.

Die glorreiche Schlacht bey Leuthen, die in der alten und neuen Geſchichte ihres Gleichen nicht hat, iſt weltbekannt; aber nicht ſo eine doppelte Gefahr, in welche der König gerieth, nachdem die Schlacht ſchon gewonnen war, und wie viel Gegenwart des Geiſtes Er dabey hatte. Die Erzählung davon, welche ich von einem glaubwürdigen Augenzeugen habe, iſt ein abermaliger Beweis: wie ruhig Sein Geiſt nach einer vollbrachten ſo großen That war, deren Erfolg ſelbſt Seine Wünſche überſteigen mußte; wie Er bis ſpät in die Nacht Seine Vorſorge auf alle Anordnungen ausdehnte, die nöthig waren, um dieſen großen Sieg zu nutzen; und wie Er Seine Perſon weniger, als Seine tapfern Truppen ſchonte.

Die Schlacht fing bekanntlich den 5. December erſt Mittags um 1 Uhr an und war um 5 Uhr gewonnen, da es ſchon ganz dunkel war. Nachdem der

Feind gänzlich vertrieben war, ſtellte ſich die Armee im dunkeln, ſo gut es ſeyn konnte, auf dem Schlachtfelde in Ordnung, und blieb unter dem Gewehre, ſo daß der linke Flügel gegen Gukerwitz, und der rechte vor Rathen ſtand. Der König ritt durch den rechten Flügel, und erkundigte ſich, was da ſtände. Es waren die Grenadierbataillone **Mannsteufel** und **Wedel**. Er fragte: ob hier vor der Infanterie noch etwas ſtehe? und erhielt zur Antwort: daß ohngefehr 400 Schritt vorwärts ein Dragonerregiment halte. Der König ritt bloß mit ſeinem zahlreichen Gefolge dahin, und fragte den Kommandör des Regiments: ob er auf dem äußerſten Poſten ſtehe, und ob er nichts von Oeſtreichern entdeckt habe? Erſteres ward bejahet; allein weil die Dragoner hier auch, als es ſchon ganz dunkel war, angekommen waren, ſo konnte dem Könige, der letztern Frage wegen, kein Genüge geſchehen. Vorgeſchickte Truppe von den Dragonern wollten auf ohngefehr 800 Schritte von dem Dragonerregimente eine ganze feindliche Linie, andere wieder nichts geſehen haben. Endlich ſagte der König: „Wir wollen bald zur Gewißheit kommen;“ und ſchickte den Adjutanten Herrn von Wendeſſen zurück, um die beiden Kanonen des Bataillons von Wedel zu hohlen. Als dieſe kamen, hieß der König ſechs Schüſſe nach dem, was einige für feindliche Truppen hielten, thun, und befahl einigen Officieren, hinzureiten, um ſichere Nachricht zu bringen. Man ſah von weitem ein großes Feuer. Der König glaubte erſt, die Oeſtreicher hätten auf ihrem Zurückzuge Liſſa angezündet. Es zeigten aber einige Anweſende, daß das Feuer allzuweit ausgebreitet, und nicht gegen die Gegend zuginge, wo wohl Liſſa liegen könnte. Sie vermutheten, daß die Reſte der Hütten des Lagers, worin die Oeſtreicher vorher gegen den Herzog von Bevern geſtanden hatten, wären angezündet worden; und ſo fand ſichs nachher auch. Man ſuchte ſich nun zu orientiren, wo man eigentlich wäre. Die abgeſandten Officiere kamen in kurzer Zeit zurück, und verſicherten insgeſammt, daß ſie bis an ein einzelnes Gehöſte geweſen wären und bis dahin nichts vom Feinde entdeckt hätten.

Nunmehr, ſagte der König, weiß ich, wo wir ſind; das einzelne Gehöſte iſt der Krätſcham †) bey Sahra, rechter Hand am Damme nach Liſſa, und

---

†) So nennt man in Schleſien eine Dorfſchenke. Sahra iſt ein Dörfchen, links zwiſchen Rathen und Liſſa.

wir ſind auf der Breslauer Landſtraße. Der Generallieutenant von Zieten ſtand beym rechten Flügel der Kavallerie in der Nähe, und kam mit etwa zwölf Huſaren geritten, um zu wiſſen, was die ſechs Kanonenſchüſſe veranlaßt hätte. Der König kannte ihn gleich an der Sprache, dankte ihm für ſeine herrlich angeordneten Attaken des rechten Flügels, und ſagte ihm die Urſache, warum er ſchießen laſſen, und daß, wenn es möglich wäre, man noch dieſen Abend Liſſa und die dortige Brücke übers Schweidnitzer Waſſer beſetzen müßte, damit ſich der Feind nicht hinter dieſes Waſſer ſetzen könnte und morgen keine zweyte Schlacht nöthig wäre. Da nun der General Zieten den König verſicherte, der Feind habe keine förmliche Retraite gemacht, ſondern die letzten feindlichen Regimenter hätten gegen die Nacht in unordentlichen Haufen die Flucht genommen, ſo ſagte der König: „Ich weiß, ſie ſind total und en Detail „geſchlagen, und um ſo leichter wird es uns werden, die Liſſaer Brücke noch dieſe Nacht zu beſetzen.“ Er fragte die Artilleriſten, wie viel Schüſſe ſie wohl noch hätten? Dieſe meinten, ohngefehr zwanzig, und der König ſagte: „Das „iſt genug, kommt mit, und Zieten bleibe Er auch bey mir, und ſchicke Er von den Huſaren die Er bey ſich hat, einige Mann auf etwa 30 Schritt vor. Wir wollen laut ſprechen, und darnach können die Huſaren ſich richten. Aber hört, Huſaren, ich werde dann und wann hinter euch ſchießen laſſen, doch das ſoll euch nichts thun; denn die Artilleriſten ſollen die Richtkeile ausziehen und im höchſten Bogen ſchießen, daß die Kugeln um deſto weiter fliegen und in die Luft raſcheln, damit die Feinde in einem Athem beym Haufen bleiben!“ Zu den Artilleriſten ſagte der König: „Ihr habt es doch gehört, ich werde immer dicht neben euch bleiben und ſchon ſagen, wenn ihr ſchießen ſollt.‘ So ging der Zug nach Sahra. Der König ſah Licht im Wirthshauſe, und ſagte: „Es iſt auch gar zu finſter, man ſieht ja keine Hand vor Augen; ſchaffe mir doch einer eine [illegible]rne; wir wollen hier ſo lange halten.“ Der Krätſchmer, der ſeine Laterne nicht gern verlieren wollte, kam ſelbſt, und ſobald der König das Licht kommen ſah, rief Er:

„Kommt nur hier neben mir und faßt meinen Steigriemen an!“

Nun ging der Zug weiter auf einem zu beiden Seiten mit Weiden bepflanzten Fahrdamme.

Der König fragte: „Wir ſind doch auf der „Breslauer Straße, die durch Liſſa geht?“

Als es der Wirth bejahete, ſagte der König: „Dann iſt Liſſa nur kaum eine Viertelmeile von „uns; wer ſeyd Ihr denn?

Der Wirth, der den König nicht kennen konnte, antwortete: „Ihr Excellenz, ich bin der „Krätſchmer *) von Sahra.“

Der König: „Ihr habt auch wohl viel ausge„ſtanden?“

Der Wirth verſetzte ganz naiv in ſeinem ſchleſiſchen Dialekte: „Ach, Ihr Excellenz was wollte „ich nicht! Seit 48 Stunden, daß de Oeſtreicher „übers Schweinitzer Waſſer gekommen ſind, iſts „in meinem Hauſe ſo voll geweſen, daß kei Apfel „zur Erde mochte kommen, da han ſe mich ange„ſchirgt **), daß ichs kaum ſchaffen †) konnte, und „da hatten ſie ſo viel Geſchläter ††) un[illegible], de „[illegible] ich nu recht gekrängelt †††), faſt han ſe „mich reen ausgeplündert.“

Der König: „Das thut mir recht ſehr leid! „Kamen auch Generale in Euer Haus? Was ſag„ten ſie denn? Erzählt es mir doch!“

---

*) Gaſtwirth. Schleſ.

**) Angetrieben. Schleſ.

†) Ausſtehen. Schleſ.

††) Geſindel. Schleſ.

†††) Gequält. Schleſ.

Der Wirth: „J nu, ſo gerne †), Ihr Excel„lenz, ſieder ††) geſtern Mittag hab ich den Prinz „Karl in meiner Stube, und ſeine Adjutanten „mitſammen †††) haußen im Hauſe gehabt. Da „war ein Gefrage und Geſchicke! Hundert kamen „geritten, und hundert wurden wieder weggeſchickt, „und ſo fürzelten ††††) ſe aus und ein, de ganze „Nacht! Wie bald einer weg war, kamen zehn an„dere wieder! Ich mußte inde *) Feuer in der Küche „halten, und de vielen Officiere drängten ſich „heran, um ſich zu wärmen. Da paperten **) „ſe nu hin und her. Einer ſagte: Da käme nu un„ſer König mit ſeiner Potsdamiſchen Wachtpa„rade. Einer ſagte wieder: Oach! ſe trauen ſich holt „nicht zu kommen! Se laaſen, laſſen wir ſe „holt laaſen ***)! Aber das freut mich, daß ſie „unſer König dieſen Noachmittag vor ihr thäliſch „Firgeln ****) ſo braff bezahlt hat!“

---

†) Eine gewöhnliche Interjektion des ſchleſiſchen gemeinen Mannes.

††) ſeit. Schleſ. †††) ſämmtlich. Schleſ.

††††) gingen. Schleſ.

*) immer. Schleſ. **) plauderten. Schleſ.

***) S. Oeuvres poſthumes de Fr. II. T. III. p. 228.

****) thörichtes Spotten. Schleſ.

Der König: „Wenn ſeyd Ihr denn euren hohen Gaſt los geworden?“

Der Wirth: „I nu ſo gerne Ihr Excellenz, heut Vormittag, ungefehr neun, ſetzte ſich der Prinz zu Pferde, und ſchon heunt Noachmittag, ſo um drey, kam er hier mit annem großen Schwarm Officiers wieder zurück und immer in ſtarkem Trabe vorbey nach Liſſe. Da waren ſe ſo trötzerlich †) hergekommen und nu gings ärſchlich ††) den Damm längs herauf, daß ſich keiner umſah. Da merkt' ich gleich Unrath; und nach Ihm dauerte der Zug, immer ſo breit der Damm war, bis vor ungeſehr anne gute Stunde, da hoatt 's denn an Ende. Nichts war in Ordnung, Reuter und Muſketier, das alles liff durcheinander. Unſer König muß ſe jämmerlich gezuſcht han! Aber unſer Herre Goht ſteht dem kleinen Haufen bey, und das han ſe nu vor ihren Hochmuth und ihre Läſterungen; denn, Ihr Excellenz, die Oeſtreichſchen Officiers ſagten och: Unſer König würde ſchon von ſeinen erſten Generals und Verwandten verlaſſen und wären ſe vonſammen gegangen, was ich doch nimmer und in Ewigkeit glooben kann.“

---

†) trotzig. Schleſ. ††) rückwärts. Schleſ.

Der König ſchien dieſer Unterredung eine andere Wendung geben zu wollen und ſagte: „Ihr „habt Recht, ſo was kann man von meiner Armee „nicht glauben!“

Hierauf ſchien der Kretſchmer erſchrocken und rief aus: „Mei Gott! ſo ſind Se wohl gar unſer „gnädigſter König; und ich bitte ja recht ſehr †) „um Vergebung, wenn ich in meiner Einfalt „erzählt hätte, das ſich nicht ſchickte!“

Der König: „Nein! Ihr ſeyd ein ehrlicher „Mann und wahrſcheinlich evangeliſch.“

Der Wirth ſagte ganz treuherzig: „Joa, joa! „Ihr Majeſtät, ich bin von Ihrem Glauben!“

Unter dieſem Geſpräche, wobey ſich im Finſtern alles dicht heran drängte und die größte Stille beobachtete, um die naive Erzählung des Kretſchmers recht zu hören, war der Zug bis auf ungefähr 500 Schritt an Liſſa gekommen, als mit einemmahle einige 50 bis 60 Flintenſchüſſe, kaum 50 Schritt vom Zuge, fielen, und beſonders auf die nahe an der Erde hangende Laterne gerichtet zu ſeyn ſchienen; daher denn auch nur bloß einige Pferde in die Beine bleſſirt wurden. Sogleich ſprengte alles rechts und links vom Damme durch die Weiden auf die trockenen Wieſen und rief: Lichs aus! Der König nahm zuerſt das Wort und ſagte: „Aber mein Gott, lieber Zieten, dies konnte uns unmöglich begegnen, wenn die Huſaren, wie ich es befohlen hatte, immer 30 Schritt vorgeritten wären!“ Dieſe hatten ſich (vielleicht um auch die treuherzige Unterredung des Krätſchmers mit anzuhören) dicht vor und neben dem Könige gehalten, und waren daher die feindlichen Traineurs, oder einen von Liſſa aus auf dem Damme geſtellten Poſten nicht eher gewahr worden, bis dieſer an der Sprache und der Unterredung einen preußiſchen Zug bemerkt hatte, Feuer gab und ſodann davon lief.

---

†) gar ſehr. Schleſ.

Der König hätte freylich gleich ein paar Schwadronen und Bataillone vorausſchicken können; wahrſcheinlich that Er dieſes aber deßwegen nicht, um von den ſiegreichen aber ermüdeten Truppen nicht noch ſpät in der Nacht neue Angriffe zu fordern, wenns nicht nöthig wäre. Er ging mit guter Ueberlegung lieber ſelbſt vorwärts, ſehr wohl wiſſend, daß Seine Truppen Ihm, wenn es nöthig wäre, willig folgen würden. Er befahl nun einem ſeiner Adjutanten, ſchleunig zurückzureiten und die beiden oben benannten Grenadierbataillone zu holen, mit der Erklärung: „Er ſey mit ihrer heutigen „Bravur vollkommen zufrieden. Sie ſollten nur „dieſe Nacht mit Ihm in Liſſa Quartier nehmen „und jeder Gemeine oben drein einen Thaler haben,“ welchen ſie auch nachher erhielten. Während der Zeit ritten verſchiedene Officiere mit den Huſaren vor, kamen zurück und bezeugten, daß ſie bis vorn in Liſſa geweſen und nichts vom Feinde entdeckt hätten. Der König blieb ſo lange halten, bis nach einer guten halben Stunde die zwey Grenadierbataillone kamen. Er ſetzte ſich vor die Tete, und ſo ging es nach dem offenen Flecken Liſſa hinein, wo man zwar alles ſtille, jedoch in den Häuſern rechts und links viel Licht ſah. Als der König ſo vor den Grenadieren reitend und ſein Gefolge rechts und links neben ſich, auf dem geräumigen Platze neben dem Schloſſe, und etwa 60 Schritte vor der Brücke, welche über das Schweidnitzer Waſſer führt, ankam; ſo ſah man aus einigen Häuſern Weißröcke mit Bünden Stroh auf dem Rücken kommen. Die meiſten wurden von den preußiſchen Grenadieren ergriffen und einige davon vor den König geführt, die auf die Frage, was ſie hier machten? antworteten: „Drüben

„jen=

„jenſeits der Bruckn ſtände holt an Hauptmann „mit 150 Mann; dieſer hätte holt den Befehl, die „Bruckn mit Stroh zu bewerfen, und ſobald als „die Preußen kämen, die Bruckn zu verbrennen. „Nun hätten ſie zwar ſchon einmal die Bruckn mit „Stroh belegt, allein es wären immer noch bis „jetzt ſo viele von ihren Leuten darüber gegangen, „und bey dem tiefen Koth das Stroh wie Miſcht getreten. Der Hauptmann hätte alſo den Miſcht „ins Waſſer werfen laſſen und 40 Mann nach dem „Stäbtel befehligt, um holt jeder a Barden †) „Stroh zu grechteln.“ ††)

Unterdeſſen hatten ſich vermuthlich einige Oeſtreicher, von den Preußen ungeſehen, über die Brücke zu ihrem Kommando geſchlichen und dem Hauptmanne gemeldet, daß Preußen im Städtchen ankämen: denn indem der König noch mit den Gefangenen redete, ſo ließ der öſtreichiſche Kapitän ein ſtarkes Feuer geben, wodurch von den preußiſchen Grenadieren auch einige dicht neben und hinter dem Könige bleſſirt wurden. Die Artilletilleriſten ſchrien: zurück! zurück! wir werden ſchießen. Alles was zu Pferde war, ſprengte dicht an die Häuſer, um nicht im Finſtern von Freund und Feind zugleich erſchoſſen zu werden. Die preußiſchen Artilleriſten brannten ſogleich einigemal ab, und die Grenadiere ſchoſſen ſo in der Kolonne in Bogen nach dem Feinde, über die preußiſchen Kanonen weg. Aus allen Häuſern kam in eben dem Augenblicke ein ſtarkes Feuer auf die Preußen, und die Grenadiere ſchoſſen auf die Fenſter, aus denen gefeuert ward; Alles ſchrie und kommandirte durch einander. Aber der König ſagte ganz gelaſſen: „Meſſieurs, folgen Sie mir, „ich weiß hier Beſcheid!“ Sogleich ritt Er links über die Zugbrücke, welche nach dem Schloſſe führt, wohin Ihm Seine mehreſten Adjutanten folgten. Er war kaum dicht vor der Schloßthür angekommen, als verſchiedene öſtreichiſche Officiere mit Lichtern in den Händen aus den untern Zimmern und von den Treppen herabgeſtürzt kamen, um in der finſtern Nacht ihre auf dem Schloßplatz haltende Reitpferde zu finden und wegen des Schießens davon zu jagen. Der König ſtieg mit ſeinen Adjutanten ganz ruhig vom Pferde, und ſagte zu den öſtreichiſchen Officieren: „Bon ſoir, Meſſieurs!

---

†) Ein Bund Stroh. Oeſtr.

††) Zurecht machen. Oeſtr.

„Gewiß ſind Sie mich hier nicht vermuthen. Kann „man hier auch noch mit unterkommen?“

Es wäre beynahe ſchwer zu ſagen geweſen, welcher Theil des andern Gefangene hätte ſeyn ſollen; denn der Oeſtreicher waren mehrere. Aber die vornehmſten öſtreichiſchen Generale und Stabsofficiere, erſtaunt, nahmen den niedern Officieren und Reitknechten die Lichter aus den Händen, und leuchteten ſo dem Könige die Treppe hinauf und in eines der erſten Zimmer. So wie ſie da ankamen, präſentirte einer den andern dem Könige, der alle nach ihrem Namen und Charakteren fragte, und ſich mit ihnen in Konverſation einließ. Während dieſem fanden ſich immer mehr und mehr Adjutanten und andere preußiſche Officiere auf dem Schloſſe ein. Und nunmehr beurlaubte der König die öſtreichiſchen Officiere, welche andere Zimmer auf dem weitläuftigen und wohlgebauten Schloſſe einnahmen. Es kam nach und nach eine große Menge preußiſcher Generale; und da der König verwundernd fragte, wo ſie denn alle herkämen? ſo ward Ihm geſagt, daß die ganze Armee auf dem Damme nach Liſſa im Marſche wäre. Eigentlich hatte der König nur die zwey Grenadierbataillone nach Liſſa zu kommen beordert; aber es war Ihm der Mißverſtand, daß man ſeine Order auf die ganze Armee ausgedehnt hatte, ſehr lieb. Er ſchickte die Regimentsadjutanten zurück, mit der Order: daß jeder ſo gut unterzukommen ſuchen müſſe, wie er könne; und beſchied die noch nicht angekommenen Generale bey Sich auf dem Schloſſe zur Parole. In dem Städtchen Liſſa wurden alle feindliche Traineurs in den großen Schaafſtall zuſammengebracht; es waren an drittehalb tauſend, größtentheils Wirtemberger. Das Garderegiment kam auf den Kirchhof zu ſtehen, und die Officiere quartierten ſich in die Kirche ein.

Es iſt leicht einzuſehen: wenn die 50 oder 60 öſtreichiſche Soldaten nicht auf dem Damme waren, oder wenn ſie, als ſie das Licht der Laterne ſahen und das laute Reden hörten, anſtatt zu ſchießen, ſich ganz ſtille gehalten, und ihrem Hauptmann und der Generalität im Schloſſe Nachricht gegeben hätten; ſo wäre der König, da er ohne Bedeckung der zwey Grenadierbataillone nach Liſſa gekommen wäre, in Gefahr gerathen, nach der glorreichſten Schlacht, die je ein Feldherr gewonnen hat, noch erſchoſſen oder gefangen genommen zu werden. Von der andern Seite waren dieſe wenigen Schüſſe die Urſache des Befehls zum Vorrücken der beiden Grenadierbataillone, denen die übrige Armee freywillig folgte und ſich noch dieſen Abend bey Liſſa ſetzte, von wo ſie noch vor Anbruch des Tages die Feinde viel geſchwinder weiter verfolgen konnte.

Ohnerachtet das Ufer des Schweidnitzer Waſſers noch denſelben Abend von den Preußen beſetzt wurde, ſo hatten die Oeſtreicher doch weiter hinauf noch zwey Schiffbrücken †) über dieſes Flüßchen, welche ſie in der Dunkelheit dieſer Nacht), wo Freund und Feind unter einander vermiſcht waren, und ſich oft nicht kannten), abbrachen, ohne daß es die Preußen hinderten. Hätten die Oeſtreicher Zeit gehabt, auch die auf Pfählen ſtehende Brücke zu verbrennen, ſo wäre ihre Verfolgung ſehr aufgehalten worden. Die Preußen hätten bey weitem nicht ſo viele Gefangene gemacht, die Feinde hätten ſich eher geſetzt, und die Folgen des Sieges wären nicht ſo außerordentlich geweſen. Man ſieht alſo wie wichtig es war, Liſſa noch denſelben Abend zu beſetzen.

---

†) Man ſehe in des Hrn. Obriſtlieut. von Tempelhof Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges 1r Bd. den Plan dieſer Schlacht bey U.

Dieſe Geſchichte beweiſet, ſo wie unzählige andere, mit welchem Muthe der König vorzurücken pflegte, wie Er ſeine von einer hitzigen Schlacht ermüdete Truppen ſchonte, und eher Sich ſelbſt der Gefahr ausſetzte, wie ſehr er ſich dabey auf ſein gutes Glück verließ, und wie ſehr ſein Anblick imponirte. Dieſen Muth theilte ſein Beyſpiel allen denen mit, die um ihn waren. Dieß trug gewiß nicht wenig bey, ſeine Feinde, ſo wie hier, dermaßen außer Faſſung zu bringen, daß ſie den günſtigen Augenblick verſäumten, der nachher nicht wiederkam, wodurch denn das Schrecken vor Friedrich dem Großen und vor ſeinem tapfern Heere beſtändig voranging und ihm den Weg zu ſo manchen glorreichen und zum Theil faſt unglaublichen Thaten bahnte.

XXII.

Ich kannte einen jungen Edelmann, der im November 1757 in ſeinem funfzehnten Jahre zur Armee des Königs in Sachſen als Fahnenjunker abging. Er kam kurz nach der Schlacht bey Roßbach an, und mußte ſogleich den beſchwerlichen Marſch nach Schleſien mitmachen. Es iſt leicht zu erachten, daß einem Jünglinge, der von der Schule kam, und noch wenig in der freyen Luft geweſen war, eine ſolche Expedition mitten im Winter ſehr hart vorgekommen ſeyn müſſe. Er geſtand einige Jahre nachher, daß ihn damals ſein freywillig und aus wahrem patriotiſchen Muthe gefaßter Entſchluß, ſich dem Militar zu widmen, zuweilen beinahe gereuet hätte. In der Schlacht bey Leuthen war er unter den 10 Bataillonen der Avantgarde, welche bey Borna vier ſächſiſche und zwey öſtreichſche Kavallerieregimenter über den Haufen warfen. Er geſtand nachher: als es zur **Attake aus dem Walde heraus** gegangen, habe er beynahe alle Beſinnung dermaßen verloren, daß er am ganzen Leibe gezittert, und mit aller Anſtrengung **kaum Kraft genug gehabt habe**, die Fahne zu halten. Als aber das erſte Treffen den feindlichen linken Flügel jenſeit Lobetinz angreifen ſollte, kam der König gerade zu dem Bataillon geritten, bey dem er ſtand, hielt **neben den Fahnen ſtill**, und rief: „**Nun Kinder! friſch heran, in Gottes Namen!**“ Dies wirkte auf den Jüngling wie ein elektriſcher Funken. Alle Furcht war bey ihm weg, und alle Bewegungen und Gefahren des ganzen Tages ging er nun mit freudigem Muthe durch, blieb auch bey allen Attaken unverſehrt.

Als die Schlacht vorbey war und die Armee auf dem Schlachtfelde ſich im Dunkeln in Ordnung ſtellte, ſchien die Natur dem funfzehnjährigen Jünglinge einigen Tribut abfordern zu wollen. Er ſpürte jetzt erſt, wie ſehr ermüdet er war. Er legte ſich mit ſeiner Fahne auf das kalte Erdreich. Ihn fror bitterlich. Er hatte ſeit frühem Morgen nicht gegeſſen, und ob er gleich etwas Kommißbrod hervorholte, ſo war doch nichts zu trinken da; und der arme Jüngling verging beynahe vor Durſt und Froſt. Nachdem er ſo eine Viertelſtunde gelegen hatte, und mißmuthig war, fing aus dem Fahnenzuge ein Soldat an laut und langſam anzuſtimmen: **Nun danket alle Gott!** Die Feldmuſik ſtimmte gleich ein, und in einer Minute ſang die ganze Armee dieſes Lied †). Der Jüngling richtete ſich von der Erde auf, ſang aus Herzensgrunde mit, und ward, wie er verſicherte, dadurch ſo geſtärkt, daß wenn er nun nochmals in die Schlacht hätte gehen ſollen,

---

†) Dieſe rührende Scene iſt auch ſchon angeführt, im Berliner militariſchen Kalender von 1784. S. 17. im Leben des General v. Zieten.

len, er neuen Muth und Kräfte genug dazu gehabt haben würde.

Es läßt ſich kaum etwas feyerlicheres und rührenderes denken, als dieſer Geſang. Man denke an die Worte dieſes Liedes. Man ſtelle ſich dieſes Danklied vor, langſam und im Dunkeln geſungen von mehr als zwanzigtauſend männlichen Stimmen, von mehr als zwanzigtauſend Männern, welche dieſen ganzen Tag den Tod in ſo mancherley Geſtalten geſehn hatten und nun noch lebten. Man ſtelle ſich Männer vor, die geſtern noch über äußerſt unglückliche Vorfälle, wodurch beynahe alle Hofnung abgeſchnitten wurde, niedergeſchlagen waren; jetzt aber eben einen ſo großen Sieg erfochten hatten, der die äußerſte Erwartung jedes preußiſchen Patrioten übertraf. Mit welcher Herzenserhebung mußten dieſe Männer folgende Worte ſingen:

Nun danket alle Gott!
Mit Herzen, Mund, und Händen!
Der große Dinge thut,
An uns und allen Enden!

Ein ſolcher treuherziger Geſang des Dankes an die Gottheit iſt erhabener als alle Schlachtgeſänge des Alterthums, die zum Blutvergießen aufmunterten. Tyrtäus hat keinen Dankgeſang nach der Schlacht. Man ſtelle ſich lebhaft vor, mit welchen Empfindungen Männer, welche die Mühſeligkeiten des Krieges in ſo überſchwenglichem Maaße gefühlt hatten, in dieſer feyerlichen Stunde folgende Worte ſingen mußten:

Der ewig gute Gott
Woll' uns, ſo lang wir leben,
Ein immer frölich Herz
Und edlen Frieden geben!

XXIII.

Der König ſpielte bekanntermaßen die Flöte meiſterhaft. Ich wenigſtens habe niemand auf dieſem Inſtrumente das Adagio ſchöner vortragen hören. Quanz richtete ſich überhaupt in ſeinen Koncerten, die bloß für den König gemacht waren, mehr oder weniger nach Demſelben. Die langſamen Sätze in ſeiner großen Menge von Koncerten ſind entweder zufrieden ruhig oder ſchmeichelnd, oder herzrührend; nicht klagend oder traurig, welches der König nicht liebte. Die herzrührenden Sätze, von welchen ſich in den Quanzſchen Koncerten mehrere vortrefliche finden, ſpielte der König vorzüglich mit einer Simplicität und innern Empfindung, welche ſelbſt wenige Virtuoſen haben. Im Allegro hatte Er einen brillanten Vortrag; aber Seine Kammermuſik verzog Ihn, indem ſie Ihm beſtändig im Takte nachgab.

Der König war gewöhnlich äußerlich bey guter Laune, wenn Er zum Koncerte kam; denn wenn Er entweder äußerſt dringende Geſchäfte hatte oder krank war, ſo ward das Koncert ausgeſetzt. Indeſſen Quanz, welcher den König ſeit ſo vielen Jahren genau kannte, verſicherte mich: Er könne an des Königs jedesmaligen Vortrage der letzten Allegroſätze ſeiner Koncerte ſehr gut abnehmen, ob der König bey heiterm und ruhigem Geiſte ſey oder nicht. Der König pflegte nicht allein die drey oder vier Koncerte, welche Er an einem Abende ſpielen wollte, vorher durchzuſpielen, ſondern oft blies Er Vormittags auch noch Solfeggi, die er auswendig wußte. Gewöhnlich fantaſirte Er, im Zimmer herumgehend, Morgens ehe die Kabinettsräthe kamen, eine Zeitlang, länger oder kürzer. Er ſagte einſt zu d'Alembert, da er mit ihm über Muſik, und auch von den Wirkungen der Seele redete: daß Er während dieſes Fantaſirens oft allerley Sachen überlege, und nicht daran denke, was er ſpiele, daß ihm aber während des Fantaſirens ſchon oft die glücklichſten Gedanken, auch über Geſchäfte, eingefallen wären. Wer ein ſo feines Gefühl wie Quanz gehabt und den König eben ſo gut gekannt hätte, würde vielleicht, wenn er dieſe Seine Flötenfantaſieen gehört hätte, aus den Wendungen derſelben auf den jedesmaligen Gemüthszuſtand dieſes außerordentlichen Virtuoſen haben ſchließen können.

XXIV.

Der König ſpielte auch etwas das Klavier, beſonders in ſeinen jüngern Jahren. Er war im harmoniſchen Satze nicht ganz unerfahren, und hat mancherley komponirt: etwa drey Sinfonien, verſchiedene einzelne Arien in drey italiäniſchen Schäferſpielen,†) eine Kantate für eine Sopran- und Altſtimme (für die Sänger Paolino und Porporino), und etwa ſiebzig bis achtzig

---

†) Das erſte, deſſen Namen ich nicht habe finden können, ward im Auguſt 1747 zu Charlottenburg aufgeführt. Die Arien ſind vom Könige, von Quanz und Nichelmann, und die Recitative von Graun. Das zweite, Galatea ed Acide, ward 1748 im Auguſt zu Potsdam aufgeführt. Es iſt ein Paſticcio von verſchiedenen Arien, die der König

Flötenſolos. Koncerte hat der König nicht gemacht; aber da Quanz im J. 1777 ſtarb, indem er gerade von ſeinem dreyhunderten Koncerte das erſte Allegro und das Adagio fertig hatte, ließ ſich der König die Schreibtafeln bringen, worauf ſie Quanz entworfen hatte, †) und machte ganz in Quanzens

Geiſte

---

nig aus andern Opern gewählt hatte. Zwey Arien hatte er ſelbſt gemacht; davon iſt, wenn ich mich nicht ganz irre, die eine am Ende des erſten Aktes:

Al ſuon di dolce canna
Paſſai tranquilli i giorni
In umile capanna
Celato al fiero amor.

Das dritte, Trionfo della fedeltà, ward 1753 im Auguſt in Potsdam aufgeführt. Die Arien ſind abermals ein vom Könige gewähltes Paſticcio, außer einer neuen vom Könige.

†) Quanz hatte eine Anzahl pergamentene Schreibtafelblätter in Folio, worauf die Notenlinien mit rother Oelfarbe gezogen waren. Auf dieſe Blätter ſchrieb er ſeine Partituren mit Bleyſtift. Er hatte oft mehr als ein Koncert in Arbeit, und legte was er komponirte mehrere Wochen und zuweilen Monate lang beyſeite. Er ſah es von Zeit zu Zeit durch, und änderte oft nicht wenig, zumal in der Begleitung, die er nicht leicht hinſchrieb, ſondern darin vielerley Fineſſen hatte.

Geiſte das letzte Allegro dazu, nachdem er die Schreibtafeln etwa vier Wochen lang bey ſich gehabt hatte.

Es iſt hin und wieder geſagt worden: der König habe zu ſeinen muſikaliſchen Kompoſitionen gar keinen Baß, noch weniger Mittelſtimmen, ſetzen können, ſondern habe ſie ſchlechterdings von andern müſſen dazu ſetzen laſſen. Dieß iſt ungegründet, welches ich aus Quanzens Erzählung weiß, der den König genau kannte, und ihm hierin gewiß am allerwenigſten ſchmeichelte. Der König

hatte. Dieſer Aenderungen wegen ſchrieb er den erſten Entwurf mit Bleyſtift auf dieſe große Schreibtafeln. Erſt, wenn er mit ſeiner Arbeit ganz zufrieden war, ſchrieb er ſie auf Papier mit Dinte ins reine. Von ſeinem obengedachten dreyhunderten Koncerte war das erſte Allegro auf der Schreibtafel völlig fertig, vom Adagio war die Hauptſtimme ganz da, aber in der Begleitung waren noch verſchiedene Lücken. Dieſes Adagio, das letzte Werk dieſes Komponiſten, hatte eine ſimple und ſehr rührende Melodie. Der König ſagte, nachdem Er dieſes Koncert mit ſeiner Kammermuſik geſpielet hatte, zum ſel. Koncertmeiſter Franz Benda: „Man ſieht, Quanz iſt „mit ſehr guten Gedanken aus der Welt gegangen.“

hatte in ſeiner erſten Jugend das Klavierſpielen, und zu gleicher Zeit die erſten Gründe der Harmonie von Heyne, Organiſten an der Domkirche in Berlin, gelernt, den ich als einen ſehr alten Mann noch gekannt habe. Er war ein ſchulgerechter Organiſt nach alter Art, der nichts als Harmonie, und künſtliche Harmonie kannte. Er ließ den Kronprinzen lange Zeit Pſalmen und Choräle vierſtimmig ausſetzen †); und man weiß, daß Uebungen dieſer Art einen fähigen Kopf, der für die Muſik Sinn hat, wohl bald dahin bringen können, zu ſeinen eigenen muſikaliſchen Gedanken eine leidliche Baßſtimme ſetzen zu können. Als der Kapellmeiſter Graun zu Ihm noch als Kronprinz nach Rheinsberg kam, nahm Er auch von demſelben Unterricht in der Kompoſition. Hier machte er auch ſeine erſte Sinfonie, welche Graun korrigirte.

---

†) Noch in dem ſechziger Jahrzehende erzählte der König an Quanz: Heyne habe ihn mit den alten Tonarten ſehr zugeſetzt. Beide machten dabey noch ein Wortſpiel. Der König ſagte: „Den gewöhnlichen Generalbaß habe ich wohl begriffen, „aber die plagaliſchen Modi haben mich weidlich „geplagt.“ Quanz antwortete: „Sie ſind nun „auch nicht mehr Mode.

Dieſer große Komponiſt war bekanntlich, obgleich der ſimpelſte ſüßeſte Geſang ſeine Hauptſache war, ein ſtarker Kontrapunktiſt. Auch Er führte den König wieder einigermaßen auf den Kontrapunkt. Dem Könige war auch im Anfange ſeiner Regierung der kontrapunktiſche Styl noch nicht zuwider. Cleopatra, eine von Grauns erſten Opern, hatte eine Ouvertüre mit einer Fuge, ſo wie die im J. 1744 aufgeführte Oper Catone. Ein bon-mot von Voltaire ſoll Gelegenheit gegeben haben, daß der König befahl, weiter keine fugirte Ouvertüre zu den Opern zu machen. †) Aber zur Kirchenmuſik hielt Er beſtändig die Fugen und die Orgel für weſentliche Stücke. Außer den Opern und in Inſtrumentalſtücken war er einer Schreibart, die ſich auf den Kontrapunkt gründet, ſehr gewohnt. Quanzens Flötentrios und Quatuors, die Er ſonderlich in frühern Zeiten oft ſpielte, ſind ganz in dieſem Geſchmacke, und noch dazu die Quatuors ziemlich trocken. Quanzens Begleitung in ſeinen Koncerten, und oft die Fortſchreitung ſeiner muſikaliſchen Gedanken, entſpringen im Grunde aus dem Kontrapunkte, obgleich mit vieler Mannigfaltigkeit, Ungezwungenheit, Feinheit, und ſchönem Geſange. Wer, wie der König, täglich ſolche Muſik hörte, und dabey ein ſo feines muſikaliſches Ohr hatte, konnte wohl in den Grundſätzen der Harmonie nicht völlig unwiſſend ſeyn. Er hatte auch bey Anhörung der Muſik genaue Aufmerkſamkeit auf Modulationen und was dahin gehört. Als Graun in einer Arie (wenn ich mich nicht irre, in der Oper Artaserse) gleich in die Quarte modulirt hatte, anſtatt wie gewöhnlich, zuerſt in die Quinte, bemerkte es der König augenblicklich, und fragte ihn, wie er dazu käme.

---

†) Voltaire hatte es plein-chant genannt; welches eigentlich etwas ganz anders iſt.

Uebrigens war der König freylich in der Kompoſition bloß ein Dilettante, und es war auch wohl nicht mehr zu verlangen. Seine Singekompoſitionen hatten weiter nichts Ausgezeichnetes, als fließenden Geſang, den er ſo ſehr liebte. Aber bey ſeinen Flötenſolos, ſonderlich bey denjenigen, die Er in dem vierziger Jahrzehend machte, hatte Er eine merkwürdige Abſicht; welche, wie ſo viele andere Dinge, zeigt, mit welcher Ueberlegung und großem Fleiße dieſer außerordentliche Mann in Dingen, welche Er gründlich wollte kennen lernen, zu Werke ging. Nämlich in jedem Solo, das er machte, hatte er die Abſicht, irgend einen Theil des Vortrags auf der Flöte, den er ſo ſehr ſtudirte, irgend eine Schwierigkeit der Exekution, irgend eine Genauigkeit in Artikulation der Töne, irgend eine Feinheit im Ausdrucke beſonders, ſich praktiſch vorzuſtellen und darüber nachzudenken. Wenn jemand dieſe Soli zuſammen hätte, ſo würden ſie eine muſikaliſche Merkwürdigkeit ſeyn; denn ſie enthalten für einen Kenner einen ganzen praktiſchen Kurſus über den Vortrag auf der Flöte, und von einem Manne wie Friedrich der Große!

In Abſicht auf die Harmonie und die Begleitungsſtimmen ſeiner Kompoſitionen, fragte Er freylich anfänglich ſeine Meiſter, und nahm ihre Verbeſſerungen an; ſo wie er anfänglich Voltairen, d'Argens und Maupertuis über einzelne franzöſiſche Konſtruktionen und Redensarten fragte. Aber ſehr oft fragte Er ſie auch nicht, ſondern ließ es ſo, wie Er es geſetzt hatte. Da mag es denn wohl ſeyn, daß hin und wieder Sätze mit untergelaufen, die man für harmoniſche Fehler hielt; zumal nach damaliger Art, wo man in der Harmonie äußerſt ſorgſam war, und ein Flötenſolo vierſtimmig auf dem Pianoforte accompagnirte. Indeſſen war Seine Stimmenſetzung nicht ganz ſchlecht. Quanz ſagte mir ſelbſt, daß die in Nürnberg (ohne des Königs Vorwiſſen) in Kupfer geſtochene Sinfonie des Königs ungefähr im Jahre 1743 gemacht ſey, und alle Stimmen von demſelben wären. Der König habe ihm die Partitur gezeigt, er habe ſie in deſſen Gegenwart durchgeſehen, aber nichts daran korrigirt, nur ein Paar einzelne Noten bemerkt, die im Grunde Schreibfehler geweſen wären, und die der König geändert hätte.

Freylich ließ Er ſich oft auch helfen, weil er ſich zu Ausſetzung der Stimmen nicht Zeit nehmen mochte. In dem obengedachten Schäferſpiele, das 1747 aufgeführt ward, hat Quanz die Begleitungsſtimmen zu des Königs Arien geſetzt, welche der König in ſeinem erſten Entwurfe der Singeſtimme nur, mehr oder weniger, angedeutet hatte; doch hatte Er zu dieſer Singeſtimme den Baß geſetzt. In des Königs Flötenſoli ſind alle Bäſſe von Ihm ſelbſt. Er ſprach mit Quanzen oft über dasjenige, was Er bey der Hauptſtimme im Sinne gehabt hatte; ſeltner aber über die Baßſtimme, wenigſtens nicht ſo oft, als es Quanz wohl gewünſcht hätte, der in Dingen dieſer Art überaus eigen war. Quanz aber erinnerte nichts darüber, als wenn der König ihn fragte, es müßte denn etwas ſehr auffallendes geweſen ſeyn. Wer Soli von dem Könige geſehen hat, wird geſtehen müſſen, daß im ganzen darin die Harmonie dieſes Dilettanten richtiger iſt, als jetziger Zeit mancher *Profeſſori di Muſica*.

Vor dem ſiebenjährigen Kriege blies der König noch öfter im Kammerkoncerte eines ſeiner Soli. Als der König einſt ein neues Solo zum erſtenmahl ſpielte, waren in einem Satze, der in der Transpoſition einigemal vorkam, etwas merkliche durchgehende Quinten. Quanz, deſſen muſikaliſche Orthodoxie nicht ſehr tolerant war, ſchnaubte ſich die Naſe und räuſperte ſich einigemal; und Bach, etwas feiner, aber auch in ſolchen Sachen nicht ſehr nachgebend, ließ bey dem Accompagnement auf dem Pianoforte die Quinten ſehr deutlich hören. Die andern ſchlugen die Augen nieder. Der König ſagte nichts, unterſuchte ſein Solo, und fand bald die Stellen. Er zeigte ſie nach einigen Tagen, nicht an Quanz, ſondern an Franz Benda, unter vier Augen, und fragte ihn, ob der Satz wirklich fehlerhaft ſey. Dieſer bejahete es. Der König änderte darauf die Stellen mit Beyhülfe von Benda, und ſetzte hinzu:

„Wir müſſen doch Quanzen keinen Katarrh zuziehen.“ Dieß erzählte mir der ſeel. Koncertmeiſter Benda ſelbſt.

Als der König zu Quanzens obenerwähntem letzten Koncerte das letzte Allegro gemacht hatte, ſchickte Er nebſt der Quanziſchen auch ſeine eigenhändige Partitur an Agrikola, mit dem Befehle, das letzte Allegro in Ordnung zu bringen und alles ausſchreiben zu laſſen. Ich habe dieſe merkwürdige Partitur einigemal geſehen, und auch dieſes in ſeiner Art einzige Koncert, nachdem es ausgeſchrieben war, in zwey angeſtellten Privatproben dreymal ſpielen hören. In der Partitur des Königs war die Baßſtimme und zum Theil auch die Mittelſtimme mehrentheils gehörig mit Noten geſchrieben. Aber hin und wieder hatte Er Sich durch einige Worte das Notenſchreiben geſpart, z. B. im zweiten Violinſyſteme war etwa durch einige Takte geſchrieben: **Mit der erſten Violine in Terzien, in Sexten**, u. dgl., ſo daß man eben ſo deutlich ſah, was Er meinte, als ob Er es in Noten geſetzt hätte. Nur eine einzige Stelle war etwas undeutlicher. Er hatte, erinnere ich mich, ins Bratſchenſyſtem geſchrieben, entweder: **Mit**, oder **Nach dem Baſſe herauf**. Es war an einer

Stelle, wo Er nicht Uniſono konnte gemeint haben, und der Baß ging auch herunter. Wahrſcheinlich hatte Er alſo gemeint, die Bratſche ſollte eine Gegenbewegung haben, etwa um eine verbotene Fortſchreitung zu verhüten. So ward es auch geſetzt. Das ſonderbarſte war, daß in dieſem letzten Allegro eine Menge gebundener Nachahmungen über die liegenbleibende Septime oder None waren. Dieſe hatte Er nicht mit Noten ausgeſetzt, ſondern in den Stimmenſyſtemen mit Worten angedeutet. Z. B. Wenn das Thema in der erſten Violine geweſen war, ſo ſchrieb Er ins zweyte Violinenſyſtem in den folgenden Takten: ſo wie die erſte Violine vorher u. d. gl. und in die übrigen Stimmen die Noten, wie ſie ſich gehörten. Dieſe Nachahmungen waren alle ſo richtig, daß ſie nur durften mit Noten ausgeſchrieben werden, daher man wohl ſah, Er hatte ſie Sich ganz deutlich gedacht. Der ſel. Agrikola ließ es mich bemerken, und auch einige Noten, die der König in den Mittelſtimmen geändert hatte, um einer falſchen Fortſchreitung auszuweichen. Auf dem Winkel eines dieſer Partitur beygelegten Blattes, worauf Er etwas geſchrieben hatte, was Er verändert wiſſen wollte, bemerkte man einige vierfach in einem Notenſyſteme übereinander geſetzte Noten, die Er wieder ausgeſtrichen hatte. Er hatte durch dieſelben harmoniſche Fortſchreitungen, vielleicht auf dem Flügel, probiren wollen. Dieß alles zeigt genugſam, daß es unrichtig ſey, wenn man ſagt, der König habe keine Kenntniß der Harmonie oder der Kompoſition gehabt. — *

XXV.

Herr Adriani, welcher von 1777 bis an ſeinen Tod 1781, die Stelle des Oberkaſtellans auf dem Königlichen Schloſſe zu Berlin bekleidete, war aus einer guten Familie in Kleve, wo ſein Vater, wenn ich nicht irre, Geheimerregierungsrath geweſen war. Er war wegen ſeiner anſehnlichen Größe, unter König Friedrich Wilhelm I. zu Militardienſten gezwungen worden. Als er zu dem Poſten eines Oberkaſtellans befördert ward, diente er beynahe 40 Jahr, und war ſeit 1757 erſter Feldwebel der Leibkompanie des Königs beym erſten Bataillon Garde geweſen. Während dieſer 20 Jahre hatte er dem Könige, als ſeinem Hauptmanne, täglich des Morgens früh um 5 Uhr den Rapport von der Kompanie gegeben.

Der Mann hatte alle Feldzüge mitgemacht, war auch verwundet, und durch die vielen ausgeſtandenen Strapazen ziemlich ſteif geworden; ſo daß er ſich wohl nach Ruhe ſehnte. Er hatte ſich aber, ſo ſehr gnädig auch der König immer gegen ihn war, niemals getraut, den König um eine Verſorgung zu bitten; denn er wußte zu wohl, wie ſehr der König an ihn gewöhnt war, und daß Er es ſelten wohl aufnahm, wenn diejenigen, die ganz nahe um Ihn waren, Ihn verlaſſen wollten. Er hatte ſich alſo ſchon darauf gefaßt gemacht, als Feldwebel bey der Leibkompanie †) zu leben und zu ſterben.

In einer Nacht, im Anfange des Junius 1777, war einer der anſehnlichſten Leute von der Leibkompanie deſertirt. Der König ſagte zwar des Morgens beym Rapporte weiter nichts darüber. Man wußte aber ſchon, daß widrige Zufälle bey Seiner Kompanie Ihm immer ſehr verdrießlich waren. Es waren daher die Officiere von der Kompanie, und wen es ſonſt näher anging, in

---

†) Die Feldwebel des erſten Bataillons Garde haben den Rang als Lieutenante von der Armee.

größter Verlegenheit, zumahl da man vernahm, der König ſey denſelben Vormittag ſehr übler Laune geweſen. An dieſem Tage ließ der König den Feldwebel Adriani Nachmittags um 5 Uhr, zu einer ganz ungewöhnlichen Zeit rufen. Dieſer ging mit Herzklopfen nach Sansſouci. Er vermuthete gewiß, der König würde über den ausgetretenen Soldaten ſprechen wollen, und ſtellte ſich vor, ſehr ungnädige Aeußerungen zu hören. Als er ins Zimmer trat, kam der König mit ſchnellen Schritten auf ihn zu, fragte ihn: wie lange er gedient habe, und einige andere ähnliche Fragen. Adriani beantwortete ſie, ohne noch vermuthen zu können, wohin der König wollte. Der König fuhr fort: „Er hat mir lange treu gedient. Da „iſt der Hagemeiſter in Berlin geſtorben. Will „Er die Stelle als Oberkaſtellan in Berlin annehmen?“

Adriani, der ſich noch immer gewiß vorgeſtellt hatte, des Königs vorläufige Fragen würden auf eine ſehr ungnädige Aeußerung wegen des Deſerteurs führen, war bey dieſer unerwarteten Wendung ſo außer Faſſung, daß er ein paar Augenblicke verſtummte, und darauf kaum ſtammeln konnte. Der König drückte ihm ſanft die rechte

Hand und ſagte mit ſehr gütiger Stimme: Der „Poſten ernährt ſeinen Mann, nehme Er ihn im„mer an.“ Adriani wollte dem Könige die Hand küſſen. Der König aber ließ es nicht zu und ſagte ſehr gnädig: „Danke Er mir nicht. Ich weiß, „daß Er invalide iſt, und lange ſchon hätte ſollen „verſorgt werden. Ich habe Ihm längſt einen ſol„chen Poſten zugedacht, aber es wollte ſich nicht „eher Gelegenheit dazu finden.“ Der ſel. Adriani erzählte mir ſelbſt dieſe ihn betreſſende Geſchichte, nebſt noch manchen andern Anekdoten. — *

XXVI.

Ich will drey Beyſpiele von des Königs Gefühl für Billigkeit hier anführen, die der Markis d'Argens erzählte. In des Königs Korreſpondenz ſind unzählige Beweiſe von dieſem Gefühle.

Der König ſagte, als einmal bey der Tafel von gerichtlichen Unterſuchungen geſprochen ward: daß man wohl jemand zwingen könne, eine That einzugeſtehen, daß aber niemand eigentlich genöthigt werden dürfe, alle ſeine Bewegungsgründe anzugeben; indem jedermann ein natürliches Recht habe, ſein Geheimniß zu bewahren. — d'Argens.

Es

Es war dem Könige verdrießlich, daß die Allee zum Haupteingange von Sansſouci bey der Anlage nicht anders konnte geführet werden, als daß ſie einen Winkel macht. Es wurden bey der Tafel des Königs von ſeinen Günſtlingen verſchiedene Vorſchläge gethan, wie ſolchem abzuhelfen wäre. Die Schwierigkeit lag vorzüglich in der unüberwindlichen Liebe einer armen Frau zu ihrem kleinen Hauſe, einem Erbſtücke, welches ſie um keinen Preis dem Könige verkaufen wollte. Der General Graf Rothenburg behauptete: der König könne ſie zwingen, einen dreyfachen Erſatz des Werths, oder ein viel beſſeres auf einer andern Stelle dafür anzunehmen. D'Argens ward hierüber aufgebracht, und behauptete mit der ihm eigenen provenzaliſchen Lebhaftigkeit: Die Könige dürften niemanden das Seinige, auch gegen beſſern Erſatz, mit Gewalt nehmen; denn ſonſt könnte man es auch bald von einem Hauſe auf die Frau und Tochter eines Mannes anwenden, wo offenbar der mehrere Werth an Gelde nicht das Verlorne erſetzt. — Der König ſagte: „d'Argens hat Recht." Die Allee macht noch jetzt einen Winkel. — d'Argens.

Der König war gegen ſeine Bedienten oft ſehr unwillig über kleine Fehler, wenn ſie aus Nachläſſigkeit geſchahen. Z. B. wenn ein Teller oder Taſſe zerbrochen ward. Als aber einſt ein Bedienter mit einem Arme voll Geſchirre von einem ſehr koſtbaren Porcellanſervis, auf dem polirten Boden des Zimmers ausglitt und alles zerbrach, ſagte Er kein Wort darüber. — Einmal ſchüttete ein Bedienter beym Auftragen der Speiſen, ohne ſeine Schuld, weil ein anderer, auch ohne daß es zu vermeiden war, an ihn ſtieß, einem der Gäſte des Königs, Brühe über das Kleid. Beide Bedienten wurden blaß, und kamen ganz außer Faſſung. Als ſie weg waren, ſagte der König zu dem Begoſſenen: „Es thut mir leid, daß Sie einen „Fleck haben; aber die beiden Leute erſchracken „doch auch ganz entſetzlich. Ich ſah es, daß ſie „beide ohne Schuld waren. — d'Argens.

XXVII.

Ich will noch ein Paar Beyſpiele von des Königs edlem Gefühle für Billigkeit hinzufügen, die ich aus andern Nachrichten habe. Sie ſind zugleich Beyſpiele Seines feinen Gefühls für kindliche und mütterliche Zärtlichkeit.

Eine adeliche Dame hatte verſchwenderiſch gelebt, und ward Schulden halber verklagt. Sie bat den König unmittelbar: Ihre Proceſſe zu ſiſtiren, und ihr ein Moratorium gegen ihre Gläubiger zu geben. Der König forderte nicht allein Bericht von der Juſtizbehörde, ſondern erkundigte ſich auch außerdem nach ihrer Verwaltung ihres Hausweſens, und gab ihr darauf eine abſchlägige Antwort, mit dem Beyfügen, daß Er den Lauf der Juſtiz um ſo viel weniger hemmen könne, da Er gewiß wiſſe, daß ſie ſelbſt an allem ſchuld ſey. Die Dame vermochte ihren Sohn, einen Rittmeiſter, und verdienten Mann, deshalb an den König zu ſchreiben. Der König antwortete ihm: „Er bedaure, ihm dieſes abſchlagen zu müſſen; und „die Achtung, die Er für deſſen kindliche Liebe habe, „verhindere Ihn, ihm die Urſachen zu melden, warum Er es abſchlage.“ — *.

Ein junger Herr vom Stande aus einem benachbarten Kurfürſtenthume ging wider Willen ſeiner Frau Mutter und Familie nach Berlin. Er lebte da ziemlich ausſchweifend, machte viele Schulden, und glaubte, in einem fremden Lande werde ihn ſeine Familie nicht hindern können, nach allen ſeinen Lüſten zu leben. Die betrübte Mutter erwählte den kürzeſten Weg, gerade an den König zu ſchreiben: „Sie habe alles gethan, um ihrem „Sohne eine anſtändige Erziehung zu geben. Er „habe aber ſich ihrer Autorität entzogen, und habe „freiwillig den Aufenthalt in des Königs Staaten „gewählt. Sie habe an ſich gar nichts dawider, „daß er daſelbſt bleibe; nur ſey er zu jung und unerfahren, könne leicht in ſchlechte Hände kommen, „und ſie befürchte, er ſey ſchon in ſolche gerathen. „Sie wage es den König zu bitten, Er wolle geruhen, dieſen Jüngling vom Verderben zu retten, „und für ſeine künftige Bildung zu ſorgen.“ Der König antwortete der Mutter in den gnädigſten Ausdrücken: „Er ſehe ihren Auftrag als einen „Beweis des ehrenvollen Vertrauens einer reſpektabeln Mutter gegen Ihn an, und werde für „ihren Sohn ſorgen.“ Er ließ den Sohn ſogleich von einer Frauensperſon trennen, an die er ſich gehänget hatte. Er ließ deſſen Schuldenweſen unterſuchen und in Ordnung bringen, und ließ ihm ernſtlich befehlen, nach kurzer Ueberlegung zu wählen: ob er ſich dem Militar oder dem Civil widmen wollte. Der junge Herr wählte das lezte. Der König ſchickte ihn in eine entfernte Provinz als Referendar bey der Regierung. Er befahl ihn dem Präſidenten beſonders an, daß er ihn mit Arbeiten gehörig beſchäftigen, dieſelbe genau nachſehen, dabey aber ihn auch in Abſicht ſeiner moraliſchen Aufführung in genauer Aufſicht halten, und darüber dem Könige unmittelbar berichten ſollte. Unter dieſer Aufſicht ward der Jüngling in drey Jahren ſehr zu ſeinem Vortheile gebildet. Der König ließ ihn ſodann in ſein Vaterland zurückgehen, und wünſchte der Mutter zu der Veränderung ihres Sohnes Glück, welche Ihm auf das rührendſte dankte. — *

XXVIII.

Auch ein Paar Beyſpiele, wie ſehr der König des Mitleidens und ſanfter menſchlicher Empfindungen gegen diejenigen fähig war, die er perſönlich leiden ſah, will ich hier erzählen:

Im Karneval zu Anfange des Jahres 1751 erlitt eine verheurathete Sängerinn, welche in der Oper Mitridate die Rolle der Fedima zu ſpielen hatte, gerade in der Nacht vor einer der letzten Vorſtellungen dieſer Oper einen unvermutheten und unangenehmen Zufall. Sie war ſehr ſchwach; gleichwohl wollte ſie die Vorſtellung der Oper nicht ſtören, und ſpannte ihre äußerſten Kräfte an, um ihre Rolle zu ſpielen. Als ſie im dritten Auftritte des erſten Aktes auftrat, ward ihr die Arie, welche ſie in dieſem Auftritte zu ſingen hatte, ſehr ſauer, und ſie veränderte einigemal die Farbe und ſchwankte hin und her. Der König merkte dieß, und ungeachtet Er ſonſt dieſer Sängerinn, perſönlich und wegen ihres Singens, nicht ſehr gewogen war; ſo ward er doch deswegen unruhig. Er fragte die Umſtehenden: was ihr fehlen möchte; weil es aber Niemand wußte, ſo ſendete Er, da Fedima nach geendigter Arie gleich abgehet, aufs Theater, um ſich erkundigen zu laſſen; da man denn die Sängerinn in ihrem Zimmer ſehr ſchwach fand. Als der König die Urſache erfuhr, ließ Er ihr gleich wiederſagen: „Er bedaure ihren Zuſtand „ſehr, ſie hätte Ihm ſolches ſollen vor der Vorſtellung wiſſen laſſen; und ehe ſie ſich einer Gefahr ausſetze, ſollte lieber einer der andern Sänger, wer es ſey, ihre Rolle vom Blatte ſingen.“ Sie ließ äußerſt gerührt dem Könige wieder wiſſen: „Sie befände ſich weiter nicht übel, nur etwas ſchwach, und ſie glaube, Kraft genug zu „haben, den Reſt ihrer Rolle zu ſpielen.“ Der König wiederholte nochmals: „Sie ſollte ſich gar

„nicht über ihre Kräfte anſtrengen, ſondern lieber „nach Hauſe fahren. Wenn ſie aber ja ihre Rolle „endigen wollte, ſo ſollte ſie nur ganz ſachte ſingen, „die Arie aber ſollte ſie ganz weglaſſen.“

Im zweyten Akte kommt Fedima nur auf eine kurze Zeit heraus und hat wenige Worte zu ſingen; aber der König war doch wegen der kranken Sängerinn ſehr unruhig, und ſagte zu einem von den Umſtehenden: „Ich wollte, der Frau wegen, daß „die Oper erſt zu Ende wäre.“

Im dritten Akte tritt Fedima mehrmals auf, und hat vielerley zu ſingen. Dem Könige war es ſo unangenehm, die Sängerinn in dieſem Zuſtande wieder zu ſehen, daß Er im Anfange des dritten Aktes herausging, vorher aber noch dem am Flügel ſitzenden Kapellmeiſter Graun ſagte: „die Arie „der Fedima im dritten Akte ſolle ja wegbleiben.“ Er ließ ſich noch den folgenden Tag erkundigen, ob der Zufall für die Sängerinn nicht gefährliche Folgen gehabt habe? — *

Im Jahre 1774 kam der König bey ſeiner Reiſe nach Schleſien den 15ten Auguſt des Morgens ſehr frühe nach Köpenik. Während daß die Pferde gewechſelt wurden, ſprach Er mit verſchiedenen Perſonen,

ſonen, unter andern auch mit dem dortigen Landjäger Bock, welcher ſich, wie gewöhnlich, bereit machte, dem Könige vorzureiten. Der König befahl ihm, zu Hauſe zu bleiben, weil es ſehr unfreundlich Wetter und er ein alter Mann wäre und kränklich ausſahe. Bock wollte ſich aber nicht abhalten laſſen, ſeine Pflicht zu beobachten, und ſtieg zu Pferde, dem Könige vorzureiten, ungeachtet er wirklich krank war. Ungefähr eine Viertelmeile von Köpenick rührte ihn der Schlag. Der König war ganz auſſer ſich; Er ließ anhalten, holte ſelbſt ungariſches Waſſer aus Seinem Wagen; Er ließ gleich Anſtalt machen, daß dem Manne zur Ader gelaſſen ward, und fuhr nicht eher weiter, als bis ſich zeigte, daß keine Hoffnung zum Leben da war. Er war über dieſen Zufall auf der Reiſe äuſſerſt niedergeſchlagen. — *

Eine etwas ähnliche Geſchichte, da der König einem Manne, der in der Oper ohnmächtig ward, auch ungariſches Waſſer ſchickte, findet man in der zehnten Berliniſchen Sammlung der Anekdoten und Charakterzüge Friedrichs II. S. 31.

XXIX.

Der König nahm es nicht ungnädig, wenn man viel und oft von Ihm bat. Leute, welche die Dreiſtigkeit oder auch die Unverſchämtheit hatten, Ihn ſehr oft und hinter einander um etwas zu bitten, konnten gewiß ſeyn, daß ſie endlich von Ihm etwas erhielten. Man hatte Ihm abgemerkt, wenn jemand nach abſchlägiger Antwort eben dieſelbe Sache abermals bat; daß Er dann glaubte, derſelbe müſſe ein gutes Gewiſſen haben, und ſich auf einiges wirkliches Recht gründen. Dieſe Gutherzigkeit des Königs ward nicht ſelten gemißbraucht. Z. B. ein Koloniſt, der ein Gehöfte auf gewiſſe Bedingungen übernommen, aber ein ſehr ſchlechter Wirth war, und auf keinerleyweiſe ſeinen Kontrakt erfüllte, der ſogar wegen Exceſſe ins Gefängniß war geſetzt worden, mußte endlich, da wiederholte Erinnerungen nichts halfen, aus dem Gute ausgewieſen werden. Er trat den König immediate wohl zwölfmal an, und ſtellte ſeine Sache unter ganz unrichtigen Umſtänden vor; der König ließ jedesmal dieſe Sache von der Kurmärkiſchen Kammer auf verſchiedene Art unterſuchen, und es zeigte ſich immer, daß dem Menſchen gar nicht Unrecht geſchehen war. Der Menſch trat aber immer den König wieder an und ſchrie über Unrecht. Der König befahl zuletzt, daß er in das Gut wieder eingeſetzt werden ſollte; und der, dem es ſchon übergeben war, mußte ſchadlos gehalten werden, wobey der König ein paar tauſend Thaler Schaden hatte. Der König ſagte aber: „der Menſch tritt Mich ſo oft und ſo dreiſt „an; er muß doch wohl nicht ganz unrecht „haben.“

Es ward daher von Leuten, die ſich darauf zu verſtehen glaubten, für vortheilhaft gehalten, oft an den König zu ſchreiben, um Ihn um etwas zu bitten, wenn man es auch nicht erhielt. Daher hatte, kurz nach dem ſiebenjährigen Kriege, ein gewiſſes Handlungshaus ſich zur Maxime gemacht, den König monatlich einigemal um etwas zu bitten, wenn auch gewiß war, es werde nicht erlangt werden. Man wußte, der König werde des Ueberlaufens endlich überdrüßig, und habe auch einen innern Sinn der Gutherzigkeit, daß er demjenigen, dem er ſehr oft was abgeſchlagen hatte, doch endlich einmal was gewähren wollte. Einige Schleicher gaben Ihm alſo zuweilen Gelegenheit, abſchlägig zu antworten, um nachher, wenn ſie im Ernſte etwas ſuchten, deſto eher zu ihrem Zwecke zu gelangen.

Nicolai Anekd. v. K. Fr. II. 3s H.

Die Fürſten ſind wirklich zu beklagen, daß ihre beſten Abſichten oft von verſchmitzten Leuten auf ſolche und andere Art gemißbraucht werden. Wenn ſie daher dergleichen liſtige Schleichwege entdecken, und, zumal in [illegible] langen Regierung, merken, wie vielfältig ſie hintergangen worden ſind; ſo iſt es nicht zu verwundern, daß ſie gewöhnlich von dem menſchlichen Geſchlechte keine große Meinung bekommen, indem ſie es nach den liſtigen, kriechenden, doppelherzigen Leuten beurtheilen, von welchen ſie ſich hinter das Licht geführt ſehen. Da der König Erfahrungen dieſer Art nur allzuoft gemacht hatte, ſo ward dadurch Seine natürliche Neigung zur Geſelligkeit und zur Theilnehmung, beſonders in den letzten Jahren Seiner Regierung nicht wenig abgeſtumpft. Er hatte zuletzt wirklich im Ganzen von dem armen menſchlichen Geſchlechte keine ſonderliche Meinung. Als Er mit dem ſel. Sulzer vom Erziehungsweſen ſprach, und dieſer bey der Gelegenheit äußerte: der Menſch habe von Natur weniger Neigung zum Böſen als zum Guten; ſo ſchüttelte der König den Kopf, und ſagte lächelnd: Je vois bien, mon cher Sulzer, que vous ne connoiſſés pas comme moi cette race maudite

à

à laquelle nous appartenons. †) Dieſe aus der Erfahrung geſchöpften miſanthropiſchen Grundſätze hatten beſonders ſtarke Wirkung auf Ihn, wenn Er Urſache zu haben glaubte, ſchon vorher gegen jemand Mistrauen zu hegen; und dazu hatte Er leider freilich zuweilen Urſache. Es iſt aber ein ſicheres Zeichen von Seiner Billigkeit und Herzensgüte, daß Er ungeachtet dieſer Grundſätze noch bey ſo vielen Gelegenheiten thätig zeigte, wie geneigt Er zum Theilnehmen, zum Mitleiden und zur Toleranz war. — *

XXX.

Der König erinnerte ſich nicht ſelten von ſelbſt ſolcher Perſonen, denen Er etwas ſchuldig zu ſeyn glaubte, oder von denen Er eine vortheilhafte Meinung hatte, auch ohne daß ſie Ihn um etwas baten. Ich habe oben S. 260. ein Beyſpiel von dem Oberkaſtellan Adriani angeführt, und weiß noch manche ſolche Beyſpiele. In ſolchem Falle gab Er aus gutem Herzen, und freuete ſich, jemanden glück-

---

†) Ich ſehe wohl, mein lieber Sulzer, Er kennt nicht ſo wie Ich, das verwünſchte Geſchlecht zu dem wir gehören.

lich gemacht zu haben. Wenn aber, wie es freylich ſelten der Fall war, jemand dasjenige, was ihm der König freywillig anbot, nicht annehmen wollte; ſo ward der Monarch darüber empfindlich. Er wußte dieſe Empfindlichkeit zu verbergen, und ließ ſie nicht leicht Einfluß haben, wo es auf Gerechtigkeit des Regenten ankam; aber einen perſönlichen, wenn auch kleinen Widerwillen pflegte er lange zu behalten, und auch wohl bey zufälligen Gelegenheiten zu zeigen.

Ich habe im erſten Hefte S. 68. erzählt, wie mein ſel. Freund **Moſes Mendelsſohn** durch den Markis d'Argens das Schutzprivilegium erhielt. Der König hatte von dieſes Philoſophen Einſichten und redlicher Denkungsart durch d'Argens einen vortheilhaften Begriff bekommen, und die widrige Lage, in der er ſich befand, ſcheint Ihn gerührt zu haben. Eine Zeit darauf, ohne die geringſte Veranlaſſung von Moſes Seite, ließ ihm der König den Vorſchlag thun: eine Seidenmanufaktur von einer gewiſſen Anzahl Stühle in Potsdam anzulegen, wozu ihm der König 20,000 Reichsthaler ſchenken wollte. Moſes, obgleich gerührt über des Königs Andenken, hatte gegrünbete Urſachen, dieſe Gnade nicht anzunehmen; einige aber waren von der Art, daß er ſie dem Könige nicht ſagen konnte. Er führte alſo zur Urſache, wegen welcher er dieſe Gnade verbitten müſſe, nur bloß an: „Daß er von Jugend auf im Bernardſchen „Hauſe geweſen, und ſich nicht entſchließen könne, „da daſſelbe ſchon eine Seidenmanufaktur in Potsdam „habe, ſich mit demſelben in Kolliſion zu „ſetzen.“

Der König ſah dieſe Geſinnung für das an was ſie war, für philoſophiſchen Edelmuth und Dankbarkeit. Er rühmte ſie als ſolche verſchiedenemal, beſonders auch in ſtarken Ausdrücken gegen den Kurſächſ. Miniſter Freyherrn von Fritſch. Gleichwohl behielt Er einen perſönlichen Widerwillen gegen Moſes, darüber, daß er Ihm eine abſchlägige Antwort gegeben hatte. Er zeigte dieß ganz leiſe bey verſchiednen kleinen Vorfällen, unter andern als Moſes von der Akademie zum Mitgliede Ihm vorgeſchlagen ward. Er ſchlug es nicht ab, ſondern beantwortete nur dieſen Vorſchlag gar nicht: welches bey Ihm ſehr bedeutend war, da Er bekanntlich ſonſt auch die allergeringſten Briefe beantwortete. — *

XXXI.

Der König invitirte im Jahre 1771 den Kurſächſ. Staatsminiſter Freyherrn von Fritſch, den Er bey Gelegenheit des Hubertsburger Friedens hatte kennen lernen, zu ſich nach Potsdam. Gegen die Zeit als derſelbe abreiſen wollte, äußerte er gegen den König, daß er über Berlin zurückgehen möchte. Der König fragte ihn, was er da machen wolle? Der Miniſter antwortete: „Hauptſächlich ſey die „Urſache, weil er den berühmten Moſes Mendelsſohn, den er ſo ſehr hochſchätze, gern wolle „perſönlich kennen lernen.“ Der König, welcher irgend eine Urſache haben mochte, warum er nicht gern ſah, daß der Miniſter über Berlin ginge, ſagte ihm auf eine verbindliche Weiſe: „Deswegen möchte er nicht nach Berlin reiſen, ſondern „lieber noch einen Tag bey Ihm bleiben, Er wolle „Moſes nach Potsdam kommen laſſen.“

Moſes erhielt alſo von einem Herrn des Hofes ein Schreiben ungefähr in folgenden Worten:

> Da der Kurſächſ. Staatsminiſter Freyherr von Fritſch Verlangen trägt, den berühmten Herrn Moſes Mendelsſohn perſönlich kennen zu lernen; ſo habe ich Demſelben, auf Befehl Sr. Königl. Maj., hierdurch ſollen zu

wiſſen thun, daß Er gegen morgen Mittag nach Potsdam kommen möchte.

Der Tag da Moſes dieſen Brief erhielt, war ein Freytag, und folglich der Tag an welchem er reiſen ſollte, unglücklicherweiſe ein Sonnabend: der Tag der Ruhe, an welchem den Juden, zufolge der Geſetze des Talmuds, nicht erlaubt iſt, über Land zu reiſen, am wenigſten im Wagen. Moſes hatte die weiſe Zurückhaltung, niemals ſich eigenmächtig von den Geſetzen loszuzählen, die ſeine ganze Nation beobachtete. Es ward alſo vom Oberlandrabbiner eine Verſammlung der Geſetzverſtändigen veranlaßt, welche entſchied: Daß im gegenwärtigen Falle der ausdrückliche Befehl des Landesherrn eine Diſpenſation von dieſem Geſetze erlaube. Sie erſuchten aber zugleich den Reiſenden, daß er, um des Volks willen, welches die Umſtände nicht wiſſen könne, aus dem Thore zu Berlin zu Fuße gehen, und vor Potsdam aus dem Wagen ſteigen, und zu Fuße hinein gehen möchte.

Dieß geſchah. Moſes ward beym Eintritte in Potsdam von der Schildwache mit einem

Wo will der Jude hin?

aufgehalten. Zu gleicher Zeit kam ein ganz junger Officier heraus, um ihn zu examiniren. Moſes gab auf Befragen was ſein Geſchäft in Potsdam ſey, zur Antwort: Er komme auf Befehl des Königs dahin, und überreichte dabey den obengedachten Brief. Der Fähnrich las ihn bedächtig durch; und indem er nochmals auf das Wort berühmt ſah, fragte Er den Philoſophen:

„**Worinn iſt Er denn** ſo berühmt, daß Er hieher „berufen wird?"

Moſes, obgleich ſonſt ſehr ernſthaft, konnte doch bey Vorfällen dieſer Art, welche ihm in ſeinem Leben einigemal begegneten, eine gewiſſe Laune nicht verläugnen; antwortete daher ganz gelaſſen:

„Ich ſpiele aus der Taſche!"

‚So!' war der Beſcheid, „geh Er nur in „Gottes Namen!" — *

XXXII.

Der König liebte nicht die Schmeicheley, beſonders nicht ins Geſicht. Es ward bey einer ſolennen Gelegenheit eine Oper aufgeführt, und dazu ein beſonderer Prolog gemacht. Der Poet hatte darinn bey einer guten Gelegenheit auch des Königs

nigs mit Lobe gedacht. Der König ließ ſich aber den Prolog zur Durchſicht geben, ehe er komponirt ward; da ſtrich Er dieſe Stelle aus und ſchrieb auf den Rand: Il faut, qu'il ne ſoit pas queſtion du Roi †).

In dem großen Marmorſaale im obern Geſchoſſe des neuen Schloſſes bey Sansſouci malte Vanloo, auf Befehl des Königs, zum Deckenſtücke eine Verſammlung der Götter. Dieſer Maler ließ ſich einfallen, ein paar Famen vorzuſtellen, welche den Namenszug des Königs mit Lorbern umkränzt den verſammleten Göttern darbringen. Der König beſah dieſes Deckenſtück nicht eher, als bis der Saal ſchon beynahe fertig war. Dem Könige gefiel überhaupt das Gemälde wegen der Härte des Kolorits nicht; als er aber ſeinen Namenszug erblickte, ward Er äußerſt entrüſtet. Er befahl, daß augenblicklich alles ſich dahin beziehende ſollte ausgelöſcht werden. Es mußte dazu abermals ein beſonderes Gerüſte aufgebauet werden, das mit allen Umſtänden ein paar hundert

---

†) Der König muß nicht erwähnt werden.

Thaler koſtete. Vanloo konnte ſich nicht anders helfen, als eine grüne Decke über den Namenszug zu malen; denn die ganzen Figuren der Famen konnte er nicht auslöſchen. Wer dieſes Deckenſtück betrachtet, und die Umſtände nicht weiß, wird nicht begreifen können, warum die Famen den Göttern etwas verdecktes darbringen. Es iſt ein Denkmal der Beſcheidenheit Friedrichs des Großen. — *

XXXIII.

Der König konnte es nicht wohl vertragen, wenn er jemand etwas befahl, daß Ihm in die Rede gefallen, oder gar widerſprochen wurde. Ließ man Ihn aber ruhig ausreden, ſo pflegte Er mehrentheils Seine Befehle, beſonders, wenn ſie eine etwas wichtige Sache betrafen, mit den Worten zu enden: **Verſteht Er mich auch recht?** Alsdann war es Zeit, wenn man Ihn entweder nicht recht verſtanden hatte, es zu ſagen, oder wenn man glaubte, daß Er geirrt habe, ſeine Zweifel anzubringen und ſie mit Gründen zu beſtärken. Er hörte alsdann gewöhnlich gelaſſen zu, und wenn Er die Gründe gut fand, ſo änderte er auch wohl Seine Meinung.

Im ſiebenjährigen Kriege hatte der König bey einem Marſche in Sachſen in der Gegend um Freyberg und Noſſen einen Ingeniör vorausgeſchickt, um die Wege zu unterſuchen, durch welche die Kolonnen der Armee marſchiren könnten. Dieſer Officier machte dem Könige ſeinen Rapport, und bezeichnete Ihm den Weg jeder Kolonne. Der König ließ darauf die Adjutanten hereinkommen, und diktirte ihnen, wie gewöhnlich, die Diſpoſition des Marſches in die Schreibtafel. Bey dieſem Diktiren verwechſelte der König zwey gleichlautende Namen von Dörfern, und nannte eines für die erſte Kolonne, welches eigentlich die zweyte paſſiren ſollte. Der Ingeniör glaubte, wegen der Wichtigkeit der Sache, dieſes Mißverſtändniß gleich releviren zu müſſen, und fiel dem Könige in die Rede, um anzuzeigen, worin der Irthum läge. Der König, ohne ein Wort zu ſagen, ergriff den Officier bey der Hand, und führte ihn gerade zur Thür hinaus. Als Er hernach mit dem Diktiren der ganzen Diſpoſition fertig war, ließ Er ihn wieder hereinrufen, hörte ganz ruhig an was er zu ſagen hatte, und da Er den Irrthum gleich einſah, ſo ließ Er dieſen Punkt in der Diſpoſition ändern. — *

Der König ſprach einmal mit einem Gärtner von einer neuen Anlage unweit dem neuen Schloſſe bey Sansſouci, und was darzu erfordert werde, ſehr umſtändlich. Der Gärtner unterbrach den König, um einen von deſſen Gedanken zu bekräftigen, und noch etwas hinzuzuthun; der König ſah ihn ernſthaft an, und ſagte: Erſt Ich, dann Ihr! — *

XXXIV.

Wenn in des Königs Garten bey Sansſouci etwas ſelbſt anwuchs, ſah er es nicht gerne, daß man es wegnahm, wenn es auch nicht ſonderlich ausſah. In den bleyernen vergoldeten Bildſäulen im Garten von Sansſouci, war, wie es gemeiniglich zu gehen pflegt, das Bley hin und wieder, beſonders an Stellen, wo das Regenwaſſer ſtehen blieb, ſehr bald verwittert. In der Lende einer Statue war hierdurch ein großes Loch entſtanden, worin ſich etwas Erde geſetzt, und darin das Samenkorn eines Strauchs gekeimet hatte; Er befahl ausdrücklich, daß dieſer Strauch bleiben ſollte.

In einem Baſſin †) im Garten von Sansſouci, hatte in der wenigen Erde zwiſchen ein paar Quaderſteinen das Samenkorn eines Baums Wurzel geſchlagen, und war nach und nach ziemlich hoch geſchoſſen. Er befahl ausdrücklich, dieſen Baum zu pflegen, und als derſelbe einmal von dem Winde umgebeugt ward, befahl Er, ihn mit einer Stange zu ſtützen. — *

Einſt traf Er von ungefähr bey ſeinen Spaziergängen im Garten einen Gärtner, welcher von einigen marmornen Statuen das Mooß, das ſich daran geſetzt hatte, abreiben wollte. Der König fragte ihn verdrüßlich, was er da mache? Der Gärtner ſagte: er wolle es abreiben, weil ſonſt die Statuen gar zu alt und unförmlich ausſähen. Laßt es doch ſeyn, ſagte der König; wollt Ihr denn nicht auch alt werden? — *

---

†) Die Baſſins zu den Springbrunnen in Sansſouci ſind nur etwa zwey Fuß tief angedeutet, und mit Quaderſteinen belegt. Es iſt aber kein Waſſer darin, weil, ungeachtet der ſehr groſſen Koſten welche der König aufwendete, die zu den Springbrunnen erforderliche Waſſerleitungen nicht konnten zu Stande gebracht werden. Ausführliche Nachricht von der Beſchaffenheit dieſer ſehr koſtbaren und doch vergeblichen Bemühungen findet man in des Hrn. O. B. R. Mangers Baugeſchichte von Potsdam 1. Theil. S. 91 — 106.

XXXV.

Gottſched ſagte in ſeinen bekannten Unterredungen mit dem Könige in Leipzig im Novemb. 1757, wobey er ſehr viel und ſchnell redete, allerdings viel untreffendes, pedantiſches und ungereimtes; daher er auch dem Könige gar nicht gefiel, der ſich vor dieſen Unterredungen einen vortheilhaftern Begriff von ihm gemacht hatte. Aber hin und wieder ſagte er doch etwas gutes.

Es war unter andern von den Eigenſchaften der deutſchen Sprache die Rede. Der König gab ſie für rauh, ungelenk u. ſ. w. aus; und Gottſched vertheidigte natürlich die Sprache, deren Sprachlehre er geſchrieben hatte, und das mit vielem Geſchrey. Der König nahm dem ungeachtet der deutſchen Sprache immer mehr weg und ſagte endlich: es wären in ihr eine Menge widriger Klänge, welche ſie ungeſchickt zur Beredſamkeit und Poeſie machten. Z. B. ſagte der König: „da nennen ſie einen Rival, Nebenbuhler,

„welcher fatale Ton, Buhler,“ dieß wiederholte Er einigemal, und drückte den Ton aufs uh.

Gottſched. „Ew. Majeſtät, es klingt doch „eben ſo wie boule!“

Der König, den dieſe Antwort traf, hielt ſich dabey nicht auf, ſondern fuhr fort: „Und die „deutſchen Konſonanten! Mir thun immer die Oh„ren weh, wenn ich deutſche Namen nennen höre, „da iſt lauter Kah und Peh (Er drückte wieder auf „K und P.) Knap — Knip — Klop — Klotz — „Krok! — Sein eigener Namen, wie hart! — „Gottſched! — †) fünf Konſonanten t-t-ſ-c-h! „— ttſch! — ttſch! — was für ein Ton! Die „deutſche Sprache iſt einmal rauh; und was „ſanft und ſchön iſt, kann ſie gar nicht ſo ange„nehm ausdrücken als andere Sprachen!“

G. „Ich bitte Ew. Majeſtät um Verzeihung. „Die ſchönſte und ſanfteſte Leidenſchaft der Menſchen,

---

†) Gottſcheds armer Namen, weil der Mann zu ſeiner Zeit ſo lächerlich ward, mußte damals auf mancherley Weiſe herhalten. Rabener ſagte einmal an einem frölichen Abende, wo Gottſched oft und mit Lachen genennet ward: „Man müſſe „den Namen Gottes nicht mißbrauchen, ſondern „den Mann kurzweg Sched nennen.“

„ſchen, nennen wir Deutſchen — Liebe, — die „Franzoſen aber — Amuhr!“

Man kann denken, daß auch er den Ton auf das muhr drückte. Und wer noch den rauhen und ſchreyenden Ton von Gottſcheds Stimme gehört hat, und ſich deſſen erinnert, kann ſich vorſtellen, wie fürchterlich das uh und r in ſeinem Munde geklungen habe. — *

XXXVI.

Als Gottſched mit dem Könige geſprochen hatte, ſuchte er, in den wenigen Tagen die der König nach der Schlacht bey Roßbach in Leipzig blieb, auch die Bekanntſchaft von den Perſonen, die um den König waren. Einige waren auch neugierig, den Mann kennen zu lernen, und beluſtigten ſich an ſeiner mit vieler Einbildung verknüpften Pedanterey. Darunter gehörte auch der Engländiſche Geſandte Mitchel. Dieſer treffliche Kopf, und ſonſt ſo gutmüthige Mann beſaß doch bekanntlich viel Laune, und brachte Gottſcheden auf manche Materien, nur um ihn ſchwatzen zu hören. Einſtmals gerieth Gottſched auf die Materie von Schauſpielen, und beſonders wurden Shakeſpear und die übrigen engländiſchen dramatiſchen Schriftſteller von ihm angeklagt, daß ſie die drey Einheiten und andere Gebote des Ariſtoteles überträten. Der Engländer blieb dabey, daß Ariſtoteles nichts habe befehlen können, wornach man ſich in allen Jahrhunderten, und in allen Ländern richten müßte; Gottſched kam aber immer, wenn er nicht weiter konnte, auf den Ariſtoteles zurück, mit deſſen Autorität er alles niederſchlagen wollte.

Unter andern behauptete Gottſched: Ein Schauſpiel müſſe nothwendig in fünf Akte abgetheilt ſeyn, wovon man ſchlechterdings nicht abgehen dürfe. Mitchel hingegen war der Meinung: Es ſey gar keine Urſache da, warum man ein Schauſpiel nicht auch in ſieben oder zehn Abtheilungen eintheilen könne. Der Dichter habe darin völlige Freiheit, und dürfe ſich nur nach den Umſtänden richten.

G. Aber Ew. Excellenz! bedenken Sie doch! Ariſtoteles giebt die Regel —

M. Aber lieber Herr Profeſſor! nehmen Sie einmal an, Ariſtoteles wäre ein berühmter Schneider geweſen, und hätte die Regel hinterlaſſen: Man ſollte zu Rock, Weſte und Hoſen mehr nicht als fünf Ellen Tuch nehmen. Nun ſind Sie aber

ein

ein großer und ſtarker Mann. Wenn Sie nun aus fünf Ellen ſich nur Rock und Weſte könnten machen laſſen, wollten Sie dem Ariſtoteles zu Gefallen Zeitlebens ohne Beinkleider gehen? — *

XXXVII.

Der König hatte bekanntlich einen gewiſſen Widerwillen wider den König von Polen Auguſt III., und ſpielte nicht ſelten in der Konverſation auf die ſchlechte Staatswirthſchaft an, die damals in Sachſen herrſchte. Ums Jahr 1754 kam der König auf den Gedanken, bey Sansſouci eine Bildergallerie zu ſammlen. Er gab deswegen verſchiedenen Perſonen Aufträge, Bilder von berühmten Meiſtern zuſammen zu ſuchen. Dieſe verlangte Er, wie billig, erſt zu ſehen, und wenn ſie Ihm gefielen, fragte er nach dem Preiſe. Beſonders erhielt der bekannte Kaufmann Johann Ernſt Gottskowski Aufträge dieſer Art. Der König wollte inſonderheit gern ein paar Gemälde von Raphael haben. Es ward deshalb nach verſchiedenen Städten Italiens geſchrieben. Gottkowski hatte ein ſolches Gemälde in Rom entdeckt, das zu verkaufen war. Der König befahl ihm, es ſo einzurichten, daß das Gemälde auf des Königs Koſten nach Potsdam zum Anſehen geſendet würde, und ſich dabey zugleich vorläufig nach dem Preiſe zu erkundigen. Gotteskowski berichtete dem Könige im Februar 1756: „Sein Korreſpondent in „Rom melde ihm, daß der Beſitzer das Gemälde „nicht außer Rom zum Anſehen ſchicken wolle, „ſondern es ſolle in Rom darauf gehandelt wer„den; dabey gebe man vor, der König von Polen „habe auf dieß Gemälde ſchon 30,000 Dukaten „geboten, wofür man es nicht laſſen wolle.“ Darauf bekam Gotteskowski folgendes eigenhändige deutſche Antwortſchreiben, das ich mit diplomatiſcher Genauigkeit hier abdrucken laſſe:

„Ich habe einen Rafael in Handel, der nicht „ſo theuer iſt, den erwarte ich erſtlich Ant„wort. dem Könige in Pohlen ſtehet frey, „vor ein Tableau $\frac{30}{m.}$ Ducaten zu bezahlen, „und in Sachſen vor $\frac{100}{m.}$ Rthlr. Kopfſteuer „auszuſchreiben, aber das iſt meine Methode „nicht. Was ich bezahlen kann, nach einen „reſonnablen Preis, das kaufe ich, aber was „zu theuer iſt, laß ich dem Könige in Pohlen „über, denn Geld kann ich nicht machen,

„und Impoſten aufzulegen iſt meine Sache nicht.“ — * Sch. †)

XXXVIII.

Nach dem ſiebenjährigen Kriege, zu der Zeit da Gottskowski, nach der erſten Behandlung mit ſeinen Kreditoren, bald wieder ziemlich in Verfall kam, wollte er dem Könige gern ein wirklich gutes Gemälde, aber um einen anſehnlichen Preis verkaufen. Er bat den Markis d'Argens, dem Könige ſolches vorzuſchlagen und zu empfehlen. Er erbot ſich zugleich, wenn der Kauf zu Stande käme, dem Markis die Sammlung von der Dresdner Gallerie zu ſchenken, weil er wußte, daß derſelbe ſeine ſchon ſehr beträchtliche Sammlung von Kupferſtichen gern damit vermehren wollte. Der Markis wollte ungern ſich mit dieſer Sache befaſſen; doch that er es endlich, um Gottskowski, gegen den er ſehr freundſchaftlich geſinnt war, zu helfen. Als er denſelben Abend zum Könige ging, ſtellte er Demſelben die Lage des Mannes vor, rühmte das Gemälde nach ſeinem Werthe, ſagte aber dem Könige auch geradezu, welchen Vortheil er haben würde, wenn es der König kaufte. Der König ſagte lachend zu den übrigen Anweſenden: „Ich muß ſchon das Bild theuer kaufen, damit „der Markis die Dresdner Gallerie in ſeine Kupferſtichſammlung bekommt.“ Er kaufte es nachher auch wirklich. — *

---

†) Der König pflegte bekanntlich, wegen der ſehr vielen Unterſchriften, nur mit einem Fh in einem Zuge, der ein ch vorſtellte, zu unterſchreiben.

XXXIX.

Im neuen Schloſſe bey Sansſouci, im untern Geſchoſſe im Koncertzimmer, †) ſiehet man fünf große Gemälde von Solimena, welche in die vergoldete Boiſerie eingeſetzt ſind. Es ſind folgende Vorſtellungen: Diana und Endymion, Acis und Galathea, Venus und Adonis, Zephyr und Flora, Bakchus und Ariadne.

Die Geſchichte dieſer Gemälde iſt ſonderbar. Der Römiſche Kaiſer Franz hatte ſie im Jahre 1759 oder 1760 gekauft, und hatte ſie in ſeinen Zimmern in einem Luſtſchloſſe, (wenn ich nicht irre,

---

†) Nach dem Grundriſſe bey der Beſchreibung von Berlin und Potsdam iſts No. 17. S. den III. Band S. 1133.

in Laxenburg) aufſtellen laſſen. Der Kaiſerinn Maria Thereſia, welche bekanntlich ſehr devot, und beſonders in ihren Begriffen von der Keuſchheit, und von dem was unreine Gedanken erregen könnte, höchſt ſtrenge war, ſchienen die nackenden Figuren auf dieſen Bildern ſehr anſtößig; und ſo wohl Sie als der Beichtvater des Kaiſers, der bekannte Jeſuit P. Parhammer, wendeten alles an, um Ihn zu bewegen, dieſe Bilder aus Seinen Zimmern wegzuſchaffen: aber Er wollte ſich nicht dazu bereden laſſen. Endlich, ſagt man, nahm die Kaiſerinn den Vorwand von einer Feyer des Namenstages des Kaiſers, ſeine ſämmtlichen Zimmer in ſeiner Abweſenheit anders und prächtiger möbliren zu laſſen; und auf dieſe Art wurden die Gemälde auf eine ungezwungene Weiſe weggeſchaft. Die Kaiſerinn ſchenkte ſie an einen Ihrer Kammerdiener, mit der ausdrücklichen Bedingung, ſie gleich aus dem Lande zu ſchaffen, der ſie denn durch einen Unterhändler an Gottskowski in Berlin verkaufte. Dieſer ließ ſie bald nach dem ſiebenjährigen Kriege, bey einer Gelegenheit dem Könige an einem dritten Orte verzeigen; dem ſie aber nicht gefielen, weil ſie von der erſten Manier des Solimena ſind, und nicht ein Kolorit haben, wie es der König eigentlich liebte. **Gottskowski**, welcher die Bilder gern verkaufen wollte, addreſſirte ſich ein paar Jahre nachher an den **Markis d'Argens**, um ſie dem Könige zu empfehlen. Der Markis wollte ſich lange damit nicht befaſſen. Endlich gab es eine gute Gelegenheit.

Der König führte einmal den Markis im Jahre 1768 durch die Zimmer des neuen Schloſſes, deren Möblirung zum Theil noch nicht ganz fertig war. Er zeigte ihm in jedem Zimmer wie Er es angeordnet hatte, und bey denen die noch nicht fertig waren, erzählte Er ihm, wie ſie ſollten eingerichtet werden, und wie jedes ausſehen würde. Nur bey dem Koncertzimmer war Er noch unentſchloſſen. Es ſollte wie gewöhnlich boiſiret †), und einige Gemälde in die Täfelung eingeſetzt werden. Nun ſagte der König: Es wäre Ihm verdrießlich, daß ſich unter ſeinem Vorrathe von

---

†) Der König ließ alle ſeine Koncertzimmer ganz austäfeln, weil in ſolchen mit Holz getäfelten Zimmern die Muſik am beſten klingt. Merkwürdig iſt es, daß Er zugleich in alle Koncertzimmer Seiner Schlöſſer auch Gemälde hängen ließ. Er wollte zwey Sinne zugleich vergnügen.

Gemälden gerade keins von der Größe fänden, wie ſie ſich dahin ſchickte; Er wäre zwar erſt willens geweſen, ſich ausdrücklich Gemälde dazu malen zu laſſen; aber es würde Ihm unangenehm ſeyn, ſo lange auf deren Endigung zu warten, da Er gern das ganze Schloß fertig haben und brauchen wollte. Hier ſagte d'Argens: „Sire, ich „glaube, ich habe gefunden, was Sie ſuchen. „Gottskowski hat fünf Gemälde von Solimena, „welche gerade die Größe haben werden, daß ſie „ſich in dieſes Zimmer ſchicken.“

Der König ließ ſich darauf dieſe Bilder zum Anſehen bringen. Bey Erblickung derſelben ſagte Er gleich: Er habe dieſe Bilder ſchon irgend einmal geſehen. Der Markis widerſtritt dieſes als unmöglich, weil ſie Gottskowski aus Oeſtreich bekommen hätte. Denn Gottskowski hatte zwar dem Markis die Geſchichte dieſer Bilder in Oeſtreich erzählt, aber ihm nicht geſagt, daß er dieſe Gemälde dem Könige ſchon einmal am dritten Orte, als wie von ungefähr, hatte zu Geſicht kommen laſſen; ſonſt würde er ſich noch weniger damit befaſſet haben. Der Markis erzählte nun dem Könige die Geſchichte von der Kaiſerinn auf eine launigte Art, die den König beluſtigte. Der König ließ ſich überreden, Er müſſe ſich darinn irren, daß Er glaube, dieſe Stücke geſehen zu haben, und kaufte ſie endlich, ungeachtet ſie Ihm ſonſt nicht ſehr gefielen; hauptſächlich weil ſie von der Größe waren, die Er gerade brauchte, vielleicht auch mit darum, weil ſie dem Kaiſer Franz gehört hatten. — *

Zweifel und Berichtigungen
über
ſchon gedruckte Anekdoten
von
König Friedrich II.

IX.

Kompilationen können ihren Nutzen haben, wenn ſie mit Sorgfalt und Genauigkeit gemacht ſind. Es iſt ganz gut, wenn ein mittelmäßiger, aber fleißiger und genauer Mann Thatſachen und Belege dazu ſammlet, die man wenigſtens zum Nachſchlagen brauchen kann. Wir haben zwey ältere Kompilationen über das Leben Friedrichs II., nämlich die Helden- Staats- und Lebensgeſchichte Friedrichs II, welche in IX. Theilen 1758 bis 1770 unter der Rubrik Frankfurt und Leipzig in

Jena herausgekommen iſt, und die in Gotha 1757 bis 1769 erſchienenen **Denkwürdigkeiten Friedrichs** des Großen in XIV. Bänden. Beide ſind höchſt langweilig geſchrieben, aber leidlich richtig in Abſicht auf Thatſachen; und es ſind mancherley Originaldokumente darin aufbehalten, die man einzeln ſchwer zuſammenfinden würde. Sie gehen übrigens nicht bis in die neueſten Zeiten. Daher iſt ihnen eine neuere Kompilation des verſtorbenen Auditör Seyfart in Halle, welche ohne ſeinen Namen in Leipzig in III. Bänden unter dem Titel: **Lebens- und Regierungsgeſchichte Friedrichs II.** herauskam, ſehr vorzuziehen. Die Erzählung iſt nicht ſo gar ſehr diffus, wie in jenen. Die Beylagen von Urkunden ſind zahlreich und brauchbar; beſonders aber iſt die Sorgfalt dieſes Verfaſſers, von allen vorkommenden Perſonen in den Noten die Lebensumſtände kurz und ſehr genau aus den ſicherſten Nachrichten anzuführen, ſehr zu rühmen. Es fehlt dieſem Werke nur noch an einem vollſtändigen Regiſter, um die vielen darin enthaltenen ſchätzbaren und zuverläſſigen genealogiſchen und biographiſchen Nachrichten finden zu können, wenn man ſie nachzuſchlagen braucht.

Wenn aber ein Kompilator ſich die Mine geben will, als wäre er mehr als dieſes, und noch dazu bey den Thatſachen, die er zuſammenrafft, weder genau und richtig, noch ſorgfältig zu Werke gehet; ſo verdient er keine Achtung; ſondern man muß vor ihm warnen. Beides iſt der Fall bey der in Straßburg in IV. Bänden in 8. herausgekommenen, und ſo oft weit über ihren Werth geprieſenen Vie de Frédéric II, von deren Mängeln ich ſchon einigemal etwas angeführt habe.

Freilich für franzöſiſche Leſer, und für alle diejenigen, welche die deutſche Sprache nicht verſtehen, kann dieß Buch einigen Nutzen haben; denn dieſe können die in Deutſchland herausgekommenen Kompilationen nicht leſen: und alles was Deutſchland betrift iſt außer Deutſchland ſo wenig bekannt, daß ſelbſt dieſer Verfaſſer für die, welche bloß franzöſiſch leſen, noch manches Neue haben mag. Aber für einen deutſchen Leſer iſt dieß Buch ganz unnütz; und außer Deutſchland werden dadurch die falſchen Nachrichten, wovon es wimmelt, fortgepflanzt. Dem Verfaſſer fehlt ganz der ruhige und durchdringende Geiſt der Beobachtung und der Ueberſicht; er ſchreibt ſeine Nachrichten aus den bekannteſten deutſchen und franzöſiſchen Büchern ab, und verſtehet die deutſchen Bücher ſehr oft nicht einmal recht. †) So gering ſein Talent zum Biographen iſt, ſo gering iſt auch der Fleiß und die Genauigkeit, die er bey dieſem Werke angewendet hat. Er will uns zwar in der Vorrede weißmachen, er habe bey ſeinem Werke drey bis vierhundert Schriften gebraucht. Dieß iſt aber eine ungereimte Pralerey. Bey genauer Durchſicht dieſes Werks ſieht man genugſam, daß in den gewöhnlichen Erzählungen die obigen drey deutſchen Kompilationen und andere ganz bekannte Bücher ſeine Hauptquelle ſind. Außerdem ſchreibt er, wie ich ſchon im zweyten Heft S. 82. angezeigt habe, zwey Bücher von ſehr unterſchiedener Beſchaffenheit beſtändig wörtlich ab, nämlich: das berühmte und vortrefliche Buch von

---

†) Ein Beweis, wie wenig dieſer Verfaſſer deutſch verſteht, iſt folgendes: Als er in Berlin war, unternahm er, den erſten Jahrgang des Berliner militariſche Kalenders zu überſetzen. Da überſetzte er z. B. das zweyte Treffen einer Armee, durch *la ſeconde action*. In ſeinen Ueberſetzungen des berliniſchen genealogiſchen Kalenders waren ſehr viele dergleichen ſeltſame Ueberſetzungsfehler, die, ſo wie der obige Fehler, vor dem Drucke durch einen Deutſchen erſt ausgemerzt werden mußten.

Schleſien †), und die ſchon mehrmals angeführte lügenhafte Vie privée de Frédéric II, die wahrſcheinlich von Voltaire iſt. So wenig ſorgfältig iſt er in der Wahl ſeiner Quellen, daß er dieſen beiden ſo ſehr verſchiedenen Büchern gleiche Glaubwürdigkeit zutrauet, und ſie, wie ſchon geſagt, ohne Unterſuchung, wörtlich abſchreibt. Eben ſo wörtlich ſchreibt er die Anekdoten ab, die er ſich aus den Lettres de Bielefeld zueignet. Aus den Campagnes du Roi de Pruſſe de 1744 et 1745, avec des reflexions ſur les cauſes des événemens, (vom ſel. General von Stille) ſchreibt er auch ganze Stellen aus, u. ſ. w. Dabey braucht er, ohne alle Wahl, die bekannteſten deutſchen

---

†) Es iſt bekannt, daß in der Vorrede dieſes berühmten Buchs die Wendung genommen wird, als ſey es aus dem engländiſchen frey überſetzt worden. Der Verfaſſer der Vie de Frédéric II., der nicht weiß, daß dieſes eine bloße Wendung iſt, und der ſich gern ein Anſehen geben will, als kenne er viel Bücher, citirt lächerlicherweiſe unter den Büchern, die er gebraucht haben will, neben dem Buche von Schleſien, auch: *Account from Silesia with remarks on the austrian and pruſſian government*; ein Buch, das niemals exiſtirt hat!

Anekdotenſammlungen, nebſt etwa ein paar andern ganz bekannten Büchern. Wäre er beſcheiden genug, ſich für nichts als für einen gewöhnlichen Kompilator auszugeben; ſo möchte es noch hingehen. Aber er giebt ſich das Anſehen, als lieferte er etwas vorzügliches, und ſeine beſcheidenſte Aeußerung iſt: „er ſchmeichele ſich, einem „Manne von Genie, welcher Friedrichs II. Ge„ſchichte ſchreiben wollte, zahlreiche Materialien „vorgearbeitet zu haben." Wehe dem, der ſich der Materialien dieſes Verfaſſers bedienen wollte! In den geringſten, wie in den wichtigſten Erzählungen geht er mit unbeſchreiblicher Nachläßigkeit zu Werke. Nirgends wird man finden, daß er etwas ſorgfältiger verglichen, oder irgend etwas genauer unterſucht hätte, als die Bücher die er abſchreibt; aber ſehr oft findet man Beyſpiele, daß er die Begebenheiten nach ſeiner Einbildung drehet, daß er ſie mit ganz falſchen Zuſätzen, und mit ſeinen eigenen ungeſalzenen Anmerkungen verſtellt. †) In ſeinem vierten Bande ſinkt er gar ſo tief, daß er von ſeinen eigenen unbedeutenden Schriften und von ſeinen noch unbedeutendern gelehrten Streitigkeiten in Berlin, die niemand intereſſiren können, eine weitläuftige Erzählung einmiſcht.

---

†) Ich habe ein Beyſpiel davon angeführt in dem IIten Hefte S. [illegible]. Weiter unten in dieſem Hefte wird man noch eines finden.

Von dieſem Werke erſchien im Jahre 1788 eine neue Ausgabe in vier Bänden in groß 8vo, wovon gerühmt wird, daß ſie ſehr verbeſſert ſey. Ich habe auch irgendwo geleſen, daß der Verfaſſer zwey Supplementbände verſpricht. Es würde der Mühe nicht lohnen, dieß ganze weitläuftige Werk durchzugehen, und die unſäglich vielen Fehler anzuzeigen und zu berichtigen; aber ſo viel habe ich ſchon beym zufälligen Nachſchlagen bemerkt, daß die gerühmten Verbeſſerungen der neuen Ausgabe höchſt unbedeutend ſind. Der Verfaſſer hat nichts als einige ganz grobe Fehler verändert, die den Recenſenten gleich in die Augen gefallen und von ihnen angezeigt waren; ſonſt aber ſind faſt alle falſche Nachrichten, Uebertreibungen und ſchiefe Darſtellungen noch da. Ich habe ſchon in den vorigen Heften an einleuchtenden Beyſpielen gezeigt, wie wenig zuverläſſig dieſer Lebensbeſchreiber iſt, und wie er zuweilen Unrichtigkeit mit abgeſchmackter Witzeley und böſem Willen verbindet.

det. Ich will hier noch einige Unrichtigkeiten in Erzählungen, und einige ganz falſche und plump erdichtete Anekdoten, die mir beym Durchblättern der ſogenannten verbeſſerten Ausgabe in die Augen gefallen ſind, anzeigen; und dagegen die wahre Beſchaffenheit der Sachen, ſo wie ſie mir bekannt iſt, erzählen.

Im Tome I. S. 13. hat der Verfaſſer von des Königs (als Kronprinzen) Aufenthalte in Küſtrin im Jahre 1730 eine vom Anfange bis zu Ende unrichtige Nachricht gegeben. Ich werde im folgenden Artikel zeigen, wie hämiſch ſie zugleich iſt. Hier will ich nur anführen, daß dieſer Verfaſſer ſehr falſch behauptet: „Der Kronprinz habe zwar „den Seſſionen der Neumärkiſchen Kammer beygewohnt, aber Er habe da nichts gethan als „franzöſiſche Brochüren geleſen, und den Präſidenten und die Räthe als Karikaturen abgezeichnet.“ Woher kann der Verf. ſolche Behauptung haben, als aus ſeiner Einbildung, oder aus irgend einer armſeligen franzöſiſchen Anekdotenſammlung? Es iſt bekannt, daß der Kronprinz ernſthaft in den Geſchäften gearbeitet hat, und vor etwa zwanzig Jahren lebten noch Augenzeugen davon, daß er bey den Seſſionen ſehr aufmerkſam geweſen, und oft im Votiren über die vorkommenden Sachen Seine Meinung auf eine Art ſagte, die Seine genaue Applikation zeigte. Ein fader Schwätzer mag ſich vorſtellen, daß ein junger treflicher Kopf, zumal nach einer ſo harten Erſchütterung, viele Monate bloß habe mit Poſſen zubringen können! Wer die Lage der Sachen reiflicher überlegt, wird eher muthmaßen, daß dieſer Vorfall, ſo unangenehm er an ſich war, den gelegentlichen Vortheil hatte, daß der junge Herr in vielen Dingen ernſthafter zu denken anfing, daß dieſe heftige Erſchütterung auf Seinen Charakter eine ſehr wohlthätige Wirkung that, †) und daß Seine Beſchäftigungen bey der Neumärkiſchen Kammer Ihm die erſten kameraliſtiſchen und ökonomiſchen Kenntniſſe beybrachten, wovon Er nachher während Seiner Regierung ſo mancherley nutzte.

T. I. S. 21. hat der Verfaſſer noch ſeine niederträchtige Verunglimpfung ſtehen laſſen, als hätte der König in Seiner Jugend bloß deswegen an Voltaire, 's Graveſande und Wolf geſchrieben, um von ihnen gelobt zu werden; da es doch, wie die längſt bekannte Korreſpondenz mit dieſen Gelehrten deutlich zeigt, gewiß geſchah, um ihnen Seine Hochachtung zu bezeugen und von ihnen belehrt zu werden.

---

†) Der Graf Guibert ſagt viel billiger und treffender über dieſe Begebenheit; (Eloge de Fr. II. S. 7.) „Les orages ſont utiles au developpement moral de „l'homme. L'ame s'eleve et ſe mûrit au milieu d'eux, „et elle en reçoit la force de reſiſter aux événemens „de la vie."

T. I. S. 20. läßt er noch ſtehen: Beym Abſterben Friedrich Wilhelm I. ſey die Armee 80,000 Mann ſtark geweſen ſey; da doch ſchon aus den damals gedruckten Stammliſten bekannt iſt, daß es nur etwas über 70,000 Mann waren. Die Einkünfte des preußiſchen Staats ſetzt er aus eigner Freygebigkeit — (denn in den 300 Büchern, die er gebraucht haben will, kann er doch dieß nicht gefunden haben) auf 12 Millionen Thaler, und den von Friedrich Wilhelm I. hinterlaſſenen Schatz auf 20 Millionen Thaler. Der König, der es gewiß beſſer wußte, ſetzt in der Hiſt. de mon Tems S. 25. 26. die Einkünfte nur zu 7,400,000 Rthlr. und den Schatz nur zu 8,700,000 Rthlr. an.

T. I. S. 34. läßt er in dieſem in Strasburg gedruckten Buche noch ſtehen, daß, als der König auf Seiner Incognito-Reiſe in Strasburg erkannt wurde, die Straſſen daſelbſt wären illuminirt werden. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß dieß geſchehen iſt. Er hat dieß, ſo wie alles was er von dieſer Reiſe erzählt, aus den Lettres de Bielefeld †) abgeſchrieben, worinn bekanntlich die Begebenheiten oft ein wenig poetiſch eingekleidet ſind. Er ſchreibt auch dem Hrn. v. Bielefeld nach, der König habe damals nach Paris gehen wollen. Dieß war nur eine bloße Sage. In der Beſchreibung halb in Proſa halb in Verſen, die der König davon machte, ſieht nichts davon. Der König hat mehrmals mündlich geſagt, daß dieß gar nicht Seine Abſicht war. Jetzt wird dieß noch durch die gedruckte Korreſpondenz mit Voltaire beſtätigt. Voltaire hätte den König damals gern nach Paris gezogen, beſonders um ſeiner Markiſe v. Chatelet die Ehre zu gewähren, daß der König in ihrem Hauſe in Paris gewohnt hätte. Aber der König, der ſeinen eigenen Ideen zu folgen pflegte, nicht aber denen, die man Ihm unterſchieben wollte, ſchrieb Voltairen ausdrücklich, Er werde in dieſem Jahre nicht nach Paris gehen. ††) Dieſe Reiſe des Königs hatte keine andere Abſicht, als ſich wegen des Fiebers, das Ihn quälte, eine Bewegung zu machen, und die Länder am Rhein zu ſehen.

---

†) T. I. S. 149.

††) S. Oeuvres de Voltaire, Ed. de Gotha T. LII. S. 34 36.

T. I. S. 41. iſt denn wenigſtens aus Mr. Ludwig de Hall, Chancelier du Roi de Pruſſe, wie es in der erſten Ausgabe höchſt lächerlich hieß, Ludwig Chancelier de l'Univerſité de Halle geworden; denn dieſen, aus Unkunde der deutſchen Sprache herrührenden Fehler hatten alle Recenſionen gerügt. Aber der Verfaſſer läßt noch immer dieſen Chancelier das Manifeſt bey der Einrükkung der Truppen in Schleſien machen, und berichtet, halb Schleſien wäre erobert geweſen, ehe die Materialien zum Manifeſt zuſammengebracht geweſen waren. Es war der Staatsminiſter Graf Podewils Verfaſſer des Manifeſtes, das zugleich bey der Einrückung der Truppen †) bekannt gemacht wurde; Ludwig aber machte eine ausführliche Deduktion, die auch noch früh genug erſchien, um gleichfalls gleich nach Einrückung der Truppen ausgetheilt zu werden.

T. I. S. 50. ſchreibt er, wie gewöhnlich, das Buch von Schleſien wörtlich aus, und behauptet,

---

†) Hiſt. de mon Tems T. I p. 136.

die preußiſche Armee wäre 1741., nachdem das Belagerungskorps von Glogau dazu geſtoßen, (alſo vor der Schlacht von Molwitz) 60,000 Mann ſtark geweſen. Bey einigem Nachrechnen wird man finden, daß dieß gar nicht ſeyn könne." Nach einem beyläufigen Ueberſchlag war die preußiſche Armee in der Schlacht bey Molwitz höchſtens etwas über 21,000 Mann, und die öſtreichiſche vielleicht kaum 22,000 Mann ſtark. Nach dieſer Schlacht, da der König alles (außer den Garniſonen) an ſich gezogen hatte, beſtand die preußiſche Armee aus 43 Bataillonen und 69 Schwadronen †), die höchſtens 35,000 Mann ausmachen konnten. Zum fernern Beweiſe, daß bey dieſem Verfaſſer nicht die geringſte eigene Ueberlegung anzutreffen iſt, ſchreibt er dem gedachten Buche von Schleſien abermals wörtlich nach, die öſtreichiſche Armee wäre damals ſchon mit einer Anzahl von **Ungarn, Sklavoniern, Kroaten, Panduren und Warasdinern** vermehrt worden. Dieß iſt aber ganz unrichtig. Bey der in Wien bekannt gemachten Schlachtordnung der öſtreichiſchen Armee ††), in der alle Regimenter benennet

---

†) S. Hist. de mon Tems T. I. S. 167.

††) S. Leben Friedrichs II. 1r Bd. Frſt. 1758. S. 174.

nennet ſind, desgleichen in einem öſtreichiſchen Berichte eines ungariſchen Officiers, †) findet man gar keine ungariſche leichte Infanterie angeführt. Der erſte ungariſche Reichstag unter Maria Thereſia fing ja erſt im May 1741 nach der Schlacht bey Molwitz an, und erſt im September ward das Aufgebot der ungariſchen Truppen beſchloſſen. Nur ſehr wenige können im Feldzuge 1741. da geweſen ſeyn. Im Feldzuge 1742 waren die ungariſchen Inſurgenten im Glaziſchen und in Mähren. In den Feldzügen 1744 und 1745 machten ſie ſich in Schleſien fürchterlich, aber im April 1741 kannte man ſie daſelbſt noch nicht. Hätten die Oeſtreicher damals eine ſolche Menge von leichten Truppen gehabt, ſo würden die Preußen nicht bis ganz nahe vor Molwitz haben rücken können, ohne bemerkt zu werden.

T. I. S. 135. ſtehe noch ein ganz dummes Mährchen von einem Hauptmann von Zietern, den der König hätte köpfen laſſen, bloß, weil er wider den Befehl Licht in ſeinem Zelte hatte, und daß dieſer Zietern dieß ſelbſt in einem Briefe

---

†) S. Samml. v. Nachr. zur Geſchichte der preuß. Feldzüge I. Th. Dresden 1782. S. 36.

an ſeine Gemahlinn hätte ſchreiben müſſen. So falſch als ungereimt! Eine ſo raffinirte Grauſamkeit lag ohnedieß nicht im Charakter des Königs.

T. II. S. 43. verwundert ſich dieſer Verfaſſer auch noch in ſeiner verbeſſert ſeyn ſollenden Ausgabe, daß der General Haddick bey der Streiferey nach Berlin im Jahre 1757, dieſer Stadt ſo gemäßigt begegnet habe. „Er ſchiene um ſo viel „mehr zum Gegentheile berechtigt geweſen zu „ſeyn, da verſchiedene Bürger ſich unter die „Garniſon gemengt hätten, und weil ein unga„riſcher Oberſter Namens Bobokzai durch einen „Schlächter ſey bleſſirt worden.“ Faſt ſo viel Worte, ſo viel Unrichtigkeiten! Die Bürger von Berlin miſchten ſich nicht unter die Garniſon; dieſes würden auch wohl die preußiſchen Soldaten nicht gelitten haben. Es war an dieſem Tage überhaupt kein einziger bewaffneter Bürger auf den Straßen von Berlin, geſchweige auf dem Platze, wo die kleine Aktion war. Der Bleſſirte war nicht Oberſter, ſondern Generalmajor, hieß nicht Bobokzai, ſondern Baboczai oder Babeczeni; er ward nicht von einem Schlächter verwundet, denn es war kein Schlächter da, ſondern bey der erſten Gewehrabfeurung des zweyten Garniſonbataillons von Langen, ehe die öſtreichſche Kavallerie attakirte. Dieſer General ſtarb Abends im Thorſchreiberhauſe am ſchleſiſchen Thore. Der General Haddick, der für ihn einen Arzt aus Berlin holen ließ, bedauerte dieſen Officier, machte aber aus ſeiner Verwundung und Tod niemanden einen Vorwurf, konnte es auch nicht. Die berliniſchen Schlächter, die in Berlin eine Art von bürgerlicher Kavallerie ausmachen, ſaßen, ſo viel ich mich erinnere, erſt den zweyten Tag, nachdem die Oeſtreicher längſt weg und die Avantgarde des Prinz Moritzſchen Korps ſchon den Tag vorher angekommen war, auf. Die Abſicht war bloß, um in der Gegend um Berlin, beſonders im Walde nach Köpenik zu patrouilliren, weil da allerhand Troß unter dem Namen der Oeſtreicher maraudirte. Davon brachten die Schlächter einige ein, es mag auch wohl ein öſtreichiſcher Maraudeur oder Traineur darunter geweſen ſeyn; daß ſie aber jemand bleſſirt hätten, davon hat niemand etwas gehört.

Einige Stunden nachdem der General Haddick abgezogen war, kamen etwa vier oder ſechs Huſaren zurück, welche wirklich noch innerhalb Berlin, ſogar bis in die Ricksdorfer Straße, Leute plünderten und darauf wieder zum Thore herauseilten. Zwey von ihnen, ſehr betrunken, kamen aus Begierde zur Beute nochmals zurück, beraubten und bleſſirten verſchiedene Leute. Einer löſete beym Zurückreiten, nahe am ſchleſiſchen Thore eine Piſtole auf einen Gärtnerburſchen und wollte eben auf ihn hauen, als dieſer eine Flinte von dem Wahlplatze ergriff und den Maraudeur tödlich bleſſirte; der andere ergriff deſſen Pferd und nahm augenblicklich die Flucht. Der General Haddick, ein bekanntlich ſehr edeldenkender Herr, würde, wie ich glaube, die That des beherzten Menſchen nicht getadelt haben, der ſein Leben vertheidigte, gegen einen Maraudeur, der aller Kriegszucht zuwider, ſeinen Trupp verließ, um zu rauben und unbewehrte Menſchen zu verwunden. — Man ſieht, wie wenig es unſerm Verfaſſer koſtet, falſche Anekdoten zu erzählen, und noch Beſchuldigungen darauf zu gründen.

T. II. S. 43 und 49. ſteht immer noch in dieſer verbeſſert ſeyn ſollenden Ausgabe zweymal, der König von Preußen ſey im Auguſt 1757 in die Reichsacht erklärt worden. Auch die übrigen Fehler, die ich im Iſten Heft S. 82. ſchon gerügt habe, ſind alle noch vorhanden.

Im T. III. ſind der ſchiefen Erzählungen und falſchen Vorſtellungen nicht weniger, beſonders auch über die Armee. Ich will nur Eine Stelle hier anmerken, die ſtatt aller dienen könnte, um zu zeigen, wie ſchlecht der Verf. unterrichtet iſt, und wie verkehrt er alles vorſtellet. Nachdem er von den preußiſchen Feldregimentern geredet hat, ſagt er S. 149: „Die preußiſchen Garniſonregimenter würden 1) in Infanterieregimenter, 2) in Füſilierregimenter, 3) in Artillerieregimenter eingetheilt. In dieſe Garniſonregimenter ſetze man alle auswärtige Rekruten bey ihrer Ankunft, und von daher ziehe man ſie, um die Feldregimenter zu ergänzen.“ Beynahe ſo viel Worte ſo viel Falſchheiten! — Wahrhaftig! der Verf. hätte es von jedem gemeinen Soldaten in Berlin ſich richtiger können erzählen laſſen.

T. III. S. 229. wird ein ſonſt oft erzähltes Hiſtörchen von einem Acciſebedienten in Stettin wiederholt, woran auch nicht das geringſte wahr iſt.

T. III. S. 263. Eine andere Anekdote, von einem Manne, dem die Juſtiz ſoll Unrecht gethan haben, und welcher dem Großkanzler darüber mündliche harte Vorwürfe ſoll gemacht haben, iſt ebenfalls ganz aus der Luft gegriffen, nur weil der Verfaſſer gern Hiſtörchen erzählen will. Wenigſtens hätte er wiſſen können, daß ein Supplikant ſich in Geſchäften an einen Miniſter ſchriftlich wenden muß, und eben ſo beſchieden wird.

Voltaire, dem bekanntlich die gröbſten Erdichtungen nichts koſteten, wenn er ſeinen böſen Willen auslaſſen wollte, erzählt in der Vie privée S. 41. folgende grobe Lüge: „Der Saal, worinn „der König in Sansſouci geſpeiſet habe, ſey mit „einem ſehr unzüchtigen Bilde ausgezieret geweſen, „wovon der König ſelbſt den Gegenſtand an „Pesne angegeben habe.“ Dieſe offenbare Unwahrheit ſchreibt der Verf. im T. IV. S. 60. noch ſetzt nach. Er ſollte doch, während ſeines Aufenthalts in Berlin, wohl einmal in Potsdam und Sansſouci geweſen ſeyn, wo in die Augen fällt, daß in dieſem Schloſſe nicht ein einziges Gemälde von unzüchtigem Gegenſtande war. Auch iſt daſelbſt nie eines dergleichen vorhanden geweſen; ich habe mich deshalb beſonders erkundigt. Jetzt, da nach dem Tode des Königs der ganze Flügel, wo Er wohnte, ausgeräumt und neugebauet worden iſt, müßte ſich ein ſolches Gemälde, ſelbſt wenn es nur in irgend einem Winkel geſteckt hätte, gefunden haben. Am wenigſten war ein ſolches im Speiſezimmer. Alle in Sansſouci befindlichen Bilder ſind in der Beſchreibung von Berlin und Potsdam (III. Bd. S. 1214.) verzeichnet. Pesne hat überhaupt niemals ein ſolches Bild gemalt, wie es Voltaire beſchreibt; niemand hat jemals ein ſo ſchändliches Bild in irgend einem von den Schlöſſern des Königs geſehen. Im Gegentheile: der König liebte zwar in den Gemälden ſchöne und angenehme männliche und weibliche Figuren, aber keine unanſtändige Vorſtellungen. Als Ihm einſt ein ſonſt ſchöngemaltes, aber etwas unanſtändiges Gemälde eines Satyrs und einer Nymphe, von Cignani, zum Verkauf angeboten ward, ſo ſagte Er, ſobald Er es anſichtig ward: Pfui! Pfui! fort damit!

Von Pesne ſind im Koncertzimmer in Sansſouci fünf mythologiſche Gemälde: Pygmalion; Vertumnus und Pomona; die ſchlafende Diana mit Nymphen umgeben; Apollo und Daphne; Pan und Syrinx. Auf dieſen Gemälden ſind ſchöne nackende Figuren, wie auf den Gemälden mehrerer großen Künſtler; aber nicht unanſtändige Stellungen. Der König pflegte übrigens im Sommer mehrentheils in Sansſouci in dem länglichtrunden Marmorſaale zu ſpeiſen; in demſelben iſt gar kein Gemälde, ſondern die Statuen des Apoll und der Venus Urania.

T. IV. S. 84. wird erzählt, es habe ein auswärtiger Buchhändler dem Könige eine Satyre auf Ihn geſendet und ſich ein Verdienſt daraus gemacht, ſie zu unterdrücken; der König aber habe einen Buchhändler aus Potsdam kommen laſſen, und ihm das Manuſkript ſelbſt gegeben, mit dem Befehl es zu drucken, weil ein guter Coup damit zu machen ſey. Dieß alles iſt vom Anfange bis zu Ende aus der Luft gegriffen, und nicht ein Wort davon wahr. Welcher Buchhändler in Potsdam wäre es denn? Welche Satyre wäre es? Nie iſt eine Satyre wider den König in Berlin oder in Potsdam gedruckt worden.

T. IV. S. 85. erzählt der Verf. umſtändlich: In den lezten Jahren der Regierung des Königs wäre eine Cenſur etablirt worden, von welcher alle neue fremde Bücher hätten examinirt werden müſſen, ehe ſie hätten verkauft werden dürfen; aber faſt alle Buchhändler hätten Briefe vom Könige gehabt, worinn er ſie gegen die Verbote unterſtützt hätte. — Von allem dem iſt auch nicht ein Wort wahr. Alles folgende Räſonnement des Verfaſſers über die Cenſur in Berlin iſt ganz ſchief und thöricht. Er meint, es kämen in die preußiſchen Lande jährlich 8 bis 10,000 neue fremde Bücher hinein. Das Bücherſchreiben iſt ſehr arg, aber doch ſo arg nicht.

T. IV. S. 86. Von dem Geſchichtchen von einem Buchhändler, der ins Gefängniß geſetzt worden, weil er eine Schrift wider Rußland verkauft habe, und den der König losgeſprochen und ihn bloß eine geringe Geldſtrafe habe geben laſſen, habe ich nie etwas gehöret.

T. IV. S. 87. verſichert der Verfaſſer, der König habe zuweilen Bücher zum Scheine verboten, habe aber unter der Hand die Verfaſſer aufmuntern laſſen. Ein ſolches Verbot ſey ſogar mit einer Flaſche Champagner begleitet geweſen, welche die obrigkeitliche Perſon den Verfaſſer habe trinken laſſen, um ihm die Intention des Königs beſſer merken zu laſſen. — Kann man eine ärgere Armſeligkeit leſen! Was der König befahl oder verbot, das meinte Er wohl ernſtlich. Wer wider Seinen Befehl gehandelt hätte, würde es wohl gefunden haben, daß es Ernſt war.

T. IV. S. 201. wird vorgegeben der König habe, um im Winter friſche Früchte zu haben, jährlich 100,000 Thaler aufgewendet. In der Beſchreibung von Berlin und Potsdam (III. Bd. S. 1247.) iſt zu ſehen, daß der gewöhnliche Gartenetat nur 6865 Thaler war; und mit Inbegriff aller außerordentlichen Koſten, Reparaturen der Häuſer, Talutmauern und Anlagen der weitläuftigen Pflanzungen, wovon der größte Theil aus Bäumen zum Schatten, nicht aber aus Fruchtbäumen beſtand, iſt die jährliche Ausgabe immer nur zwiſchen 20,000 und 22,000 Thaler geweſen.

T. IV. S. 203. des Königs Koncert ſoll beynahe bloß aus blaſenden Inſtrumenten beſtanden haben, wie der V. berichtet. Es beſtand, nebſt der von dem Könige geſpielten Koncertflöte bloß aus Saiteninſtrumenten: außer daß in den letztern Jahren ehe Quanz ſtarb, die mit einem Pianoforte und Violoncell beſetzte Baßſtimme mit einem Fagotte verſtärkt ward. Doch dieß iſt nur eine Abſurdität; denn jedermann, der auch nur etwas von der Muſik verſteht, weiß, daß ein Flötenkoncert nicht mit blaſenden Inſtrumenten, ſondern mit Violinen begleitet wird. Aber recht hämiſch iſt es, wenn der Verfaſſer gleich darauf die Unwahrheit vorbringt: „der König habe die „Sänger und die Virtuoſen in ſeiner Kapelle „ſämmtlich königlich bezahlt, die Flötenſpieler „ausgenommen.“ Dieß, ſagt er, „ſey aus eben „der Urſache geſchehen, um welcher der König „Maupertuis und Alembert mehr geſchätzt habe, „als Voltaire †) oder Deliſle.“ Damit will er zu verſtehen geben, der König ſey auf jeden groſſen Flötenſpieler neidiſch geweſen; dieß iſt aber die ärgſte Unwahrheit. Der Flötenſpieler Quanz war beſſer bezahlt, als irgend ein anderer Virtuoſe des Königs. Er hatte zweytauſend Thaler jährliches Gehalt, nebſt andern Freyheiten. Er bekam außerdem für jedes neue Koncert hundert Dukaten, für jedes Solo fünf und zwanzig Dukaten, und für jede Flöte, die er dem Könige machte, hundert Dukaten.

Die auf eben dieſer Seite erzählte Geſchichte von einem Flöteniſten, der vor dem Könige geſpielt hätte, und den der König anſtatt eines Geſchenks, welches der Muſiker erwartete, mit einem Flötenſolo, welches er ihm vorſpielte, hätte belohnen wollen, iſt eben ſo unwahr, als abgeſchmackt. Der König hat, ſo lange als Quanz lebte, überhaupt nie einen fremden Virtuoſen vor ſich ſpielen laſſen, außer dem berühmten Hoboeſpieler Fiſcher; überhaupt, ſo viel ich mich erinnere, nie einen Flötenſpieler. Der König ſpielte nicht leicht in Gegenwart einer fremden Perſon †), am wenigſten eines fremden Muſikers. Zu des Königs Kammermuſik hat vielleicht außer den Muſikern niemals jemand den Zutritt gehabt, außer der jetzige Herr Geheime-Kammerrath Klüpfel in der hieſigen Porcelanfabrik, welcher im ſiebenjährigen Kriege in Meißen dem Könige auf dem Flügel accompagnirt hatte.

---

†) Dieß iſt nicht einmal wahr: denn der König ſchätzte Voltairen als Schriftſteller viel höher als irgend einen andern. Dieß kann man aus hundert Stellen in des Königs Oeuvres poſthumes deutlich genug ſehen.

T. IV. 227. Die umſtändlich erzählte Anekdote von einer Sängerinn, welche heimlich davon ge-

---

†) Im September 1770, bey der Gegenwart der verwittweten Kurfürſtinn von Sachſen, einer feinen Kennerinn der Muſik, ſpielte der König vor derſelben, und dieſe Dame ſang in dieſem Koncerte.

gegangen wäre, welche die Kaiſerinn Maria Thereſia, auf Verlangen des Königs, in Tyrol hätte ausliefern laſſen, welche durch Huſaren nach Berlin zurück und vor den König gebracht worden, der ihr bloß geſagt hatte: „Er habe ihr nur Adieu „ſagen wollen; ſie könne nun wieder gehen.“ iſt vom Anfang bis zu Ende erdichtet. Mir ſind alle irgend merkwürdige Perſonen von des Königs Muſik bekannt. Niemals iſt eine Sängerinn von Berlin heimlich weggegangen, ausgenommen die berühmte Mara; und dieſer hat der König weder nachſetzen, noch ſie ausliefern laſſen. Es ſah Ihm auch warlich nicht ähnlich, daß Er die großen Koſten einer Reiſe und Begleitung von Tyrol bis Potsdam hätte bezahlen wollen, bloß um einen armſeligen Einfall zu ſagen.

Dieß mag genug ſeyn, um an einigen Beyſpielen zu zeigen, daß auch bey der verbeſſerten Ausgabe dieſer Vie de Frédéric, in Kleinigkeiten ſo wenig als in wichtigen Sachen, nur die geringſte Sorgfalt angewendet worden iſt. Der Verfaſſer iſt immer noch bloſer Abſchreiber, und ein höchſtnachläſſiger Abſchreiber. Er hat nichts verificirt;

folglich iſt ſeine Erzählung nicht zuverläſſig. Dabey erdichtet er nach ſeinem Wohlgefallen, was ihm einfällt. Alle die eben angeführten falſchen Anekdoten hat er nicht einmal aus deutſchen Anekdotenſammlungen (die ſchon an ſich oft unzuverläſſig genug ſind) genommen, und hat ſie wahrſcheinlich bloß erdacht. — Es iſt nicht zu viel geſagt, daß faſt auf allen zehn oder zwölf Seiten dieſes Lebens Friedrichs II. eine oder mehrere Unwahrheiten oder Unrichtigkeiten zu finden ſind.

X.

Es iſt bekannt, daß der König als Kronprinz im Jahr 1730 in Küſtrin arretirt, und daß Sein Herr Vater ſehr erzürnt war, und Ihm den Proceß über Leben und Tod wollte machen laſſen. Voltaire hat zuerſt in der elenden Vie privée das Mährchen ausgedacht, Kaiſer Karl VI. habe behauptet, der Kronprinz könne, als ein Reichsfürſt, nur auf dem Reichstage zu Regensburg gerichtet werden, und er habe deshalb durch ſeinen Geſandten, den Grafen von Seckendorf, die ernſthafteſten Vorſtellungen thun laſſen, wodurch allein dem Kronprinzen wäre das Leben gerettet worden. Der Verfaſſer der kurz vorher angeführten franzöſiſchen in Straſsburg gedruckten Lebensbeſchreibung des Königs, welcher ſelten unterläßt, die Unwahrheiten, die er aus den unſicherſten Quellen abſchreibt, mit neuen falſchen Umſtänden zu verbrämen, ſchreibt dieſes ab, und dichtet mit unverſchämter Stirn noch hinzu: „Der König „habe darüber die Univerſitäten konſulirt, ſo wie „auch die Richter zu **Berlin**, welche der König „geprügelt †) hätte, wenn ſie nicht geſprochen hätten, wie Er wollte, und die ihre Rücken lieber „geſchont hätten, als **den Kopf des Kronprinzen**; und als der Kaiſer durch Seckendorf erlangt gehabt, daß der Kronprinz nicht ſterben „ſollte, habe König Friedrich Wilhelm I. voll Zorn

---

†) S. T. I. S. 12. der ſogenannten verbeſſerten Auflage dieſes Buchs. Dieſer verächtliche Scribler hat die Niederträchtigkeit, (daſ. S. 162.) hinzuzufügen: Cette manière de traiter les officiers de justice a laissé *dans l'esprit de tribunaux de Brandebourg certaines traces qui s'effaceront difficilement.*

„geſagt: „„Oeſtreich wird ſehen, welche Schlange „„„es in ſeinem Buſen erwärmt hat.““ †) Es iſt hier Unverſchämtheit auf Unverſchämtheit, Unwahrheit auf Unwahrheit, und Abſurdität auf Abſurdität gehäuſt.

Es iſt wahr, daß von verſchiedenen Höfen Interceſſionen für den Kronprinzen einliefen; aber ob ſie vom kaiſerlichen Hofe dringender als von einem andern waren, iſt nicht bekannt; ernſthaft, oder im Tone der Autorität können ſie wohl nicht geweſen ſeyn. Was Voltaire von Seckendorf gehört haben will, iſt kein Beweis, da der ganz groben Erdichtungen, die er ſich in der Vie privée de Fr. II. erlaubt, ſo gar viel ſind. Zudem iſt dieſe Erzählung ganz widerſinnig. Der Grund, daß über den Kronprinzen nicht durch die Juſtiz ſeines Vaters und Landesherrn, ſondern auf dem Reichstage müßte das Urtheil geſprochen werden, würde vermuthlich von König Friedrich Wilhelm I. übel aufgenommen worden ſeyn; und iſt ſchwerlich gebraucht worden. Es iſt überhaupt gewiß, daß der König auf dieſe Interceſſionen nicht viel gab.

---

†) T. I. S. 164.

Der König ließ in Berlin eine Art von Kriegsrecht, beſtehend aus Generalen und Staabsofficieren, verſammlen, worinn Er ſelbſt präſidirte. Univerſitäten oder Civilrichter hierbey zuzuziehen, konnte nach der ganzen Denkungsart des Königs ihm nicht einfallen; und es iſt auch gewiß nichts dergleichen geſchehen. Der König, als Er den verſammleten Generalen den Fall vortrug, behauptete mit großer Heftigkeit mehrmals: Sein Sohn habe den Tod verdient; und mehrere Anweſende fielen dieſer Meinung bey †): aber auch nicht wenige, unter andern der alte und ehrwürdige Feldmarſchall v. Natzmer, widerſprachen derſelben. Als der König darüber in größten Eifer gerieth, ſtand der mitanweſende Generalmajor (nachherige Generalfeldmarſchall) von Buddenbrock auf, riß ſeine Weſte auf und ſagte unerſchrocken, indem er ſeine

---

†) Daß dem Kronprinzen durch dieſe Kommiſſion förmlich wäre der Kopf abgeſprochen worden, wie Hr. Ob. Conſ. R. Büſching in ſeinem Charakter Friedrichs II. (zweyte Auflage S. 182.) behauptet, möchte noch nicht ganz gewiß, vielmehr aus einigen Umſtänden das Gegentheil zu vermuthen ſeyn.

Bruſt zeigte: „Wenn Ew. Majeſtät Blut verlangen, ſo nehmen Sie meines! Jenes bekommen Sie nicht, ſo lange ich noch ſprechen darf!“ Dieß erſchütterte den König dermaßen, daß Er eine Minute ſchwieg und hernach ſehr viel gelinder redete. Faſt eben auf die Art ſprach nachher der Fürſt von Deſſau, der dem Könige ſchon mehr als ein anderer ſagen durfte, mit demſelben, und brachte Ihn ganz von dem Gedanken einer Todesſtrafe zurück. Dieſen Männern iſt es zu danken, daß der König von ſeinem Zorne zuerſt zurückgebracht wurde; nicht einem unſtatthaften Grunde des kaiſerlichen Hofes, der, wenn er vorgebracht worden wäre, auf den König wahrſcheinlich eher eine widrige Wirkung möchte gehabt haben. Die merkwürdige Geſchichte von dem Generale von Buddenbrock hat ein Freund von mir, aus dem Munde ſeines Sohnes, der als Generallieutenant und Chef des Kadettenkorps in Berlin ſtarb, gehört. — *

XI.

Es iſt in Wien des verſtorbenen Generals von Warneri Beſchreibung von ſechs Feldzügen des ſiebenjährigen Krieges †) herausgekommen, welche abermals ein redendes Beyſpiel iſt, daß die hiſtoriſche Glaubwürdigkeit ſelbſt nicht durch Augenzeugen allemal befeſtigt werden kann, beſonders, wenn ſich Leidenſchaften und Vorurtheile ins Spiel miſchen. Dieſe Beſchreibung mag einige einzelne nützliche Beyträge zur Geſchichte dieſer Feldzüge enthalten, aber nur für denjenigen, welcher mehrere Nachrichten kritiſch zu vergleichen im Stande iſt; indeſſen bemerken Kenner doch die groſſe Menge ſehr unrichtiger Vorſtellungen. Schon gleich was er im Anfange ſeiner Beſchreibung ſagt, daß nur hauptſächlich die Inſinuationen und Intrigen des Generals v. Winterfeld, der Krieg hätte haben wollen, den König zum ſiebenjährigen Kriege bewogen hätten, iſt gewiß ſo übertrieben als unrichtig, wie es mehrere noch lebende Perſonen wiſſen, denen die Vorfälle und Negotiationen der damaligen Zeit beſſer bekannt ſind. Ließe es ſich wohl denken, es werde der König, der Nachrichten von allen Seiten her hatte, und ſie überlegen und mit einander vergleichen

---

†) Campagnes de Frederic II. Roi de Pruſſe de 1756 à 1762, par M. de W. 1788. L.

chen konnte, nichts ſollte geglaubt haben, als die vermeintlichen Uebertreibungen der vermeintlichen Emiſſarien Winterfelds? Man darf jetzt nur leſen was der König ſelbſt im Anfange der Hiſtoire de la Guerre de ſept ans darüber ſagt †), um zu ſehen, wie ganz falſch die Meinung des Generals Warneri von dem Urſprunge dieſes Krieges iſt.

Dieſer Verfaſſer ſagt im Anfange der Vorrede: „Die Nachrichten von dem ſiebenjährigen Kriege, „ſelbſt die am unparteyiſchſten ſchienen, wären „mangelhaft, weil die Eigenliebe den größten „Theil diktirt hätte.“ Man will bemerkt haben, daß eben die Eigenliebe dieſem ſonſt braven Generale wohl auch einige kleine Streiche möge geſpielt haben; denn er ſoll ſich manches zuſchreiben, was andere die auch bey der Armee waren, nicht gerade ſo wollen geſehen haben. Daß er wenigſtens mehrentheils nicht unparteyiſch iſt, möchte kaum zu läugnen ſeyn. Wer bey ihm Unrecht haben ſoll, z. B. der Oberſte v. Puttkammer, hat immer Unrecht, er mag es machen wie er will. Dabey fällt gar zu oft in die Augen, daß er mißvergnügt iſt, und daß er manche Sachen, die ganz anders waren, widrig vorſtellt, weil er ſie mit widrigen Augen anſah. Ein Beyſpiel davon iſt, daß er vorgiebt: die Infanterie des Königs habe in den letztern Jahren faſt bloß aus zuſammengelaufenem Geſindel und Deſertören beſtanden, welche der König bloß durch unzuläßige Freyheiten, die er ihnen verſtattet habe, zuſammengehalten hätte. Unglaublich iſt es, daß ein geweſener preußiſcher General ſo etwas ſchreiben konnte. Es iſt doch weltbekannt, daß wenigſtens drey Viertel davon Einländer oder alte gediente Soldaten waren. Allerdings waren die meiſten davon entweder Veteranen, deren Kräfte ſchon erſchöpft zu werden anfingen, oder junges geworbenes Volk; daher war freilich dieſe Infanterie nicht was ſie im Anfange des Krieges war. Aber ſie verließ den König dennoch nicht bey den unglaublichſten Märſchen und Fatigen, und hielt im Ganzen eine Mannszucht, die ihr zu ſo großer Ehre gereicht, als der Muth, den ſie bey allen Gelegenheiten zeigte.

---

†) Oeuvres poſth. de Fr. II. T. III. S. 78 – 82

Des Hrn. v. Warnery lebhafte Einbildungskraft verurſachte vermuthlich, daß er in ſeltſame

Widerſprüche verfällt, und manche Dinge die völlig ungegründet waren, für wahr ausgiebt, ohne ſie im geringſten näher zu unterſuchen. Das ärgſte Beyſpiel davon iſt wohl, daß er vorgiebt †): „Er „wiſſe von guter Hand, daß die Direktoren und „Wundärzte in den Hoſpitälern vom Könige Be„fehl gehabt, diejenigen umkommen zu laſſen, „welche auf ſolche Art bleſſirt waren, daß ſie nach „ihrer Heilung nicht mehr dienen konnten, und „zwar deswegen, um die Koſten ihres Unter„halts zu ſparen.“ Daß ein geweſener preußiſcher General ſo etwas in die Welt leichtſinnigerweiſe hineinſchreiben konnte, iſt ein abermaliger Beweis, wie weit Leidenſchaft und Mangel an Ueberlegung einen ſonſt wackern Mann bringen können. Daß der König ſo einen Befehl gegeben haben ſoll, iſt etwas ſo ſehr abſcheuliches, daß es gewiß die Pflicht eines jeden iſt, der eine ſolche Nachricht öffentlich bekannt macht, ſich vorher recht genau zu erkundigen, ob es auch nach allen Umſtänden genau wahr ſey. Es iſt aber auch dieß zugleich etwas ſo unglaubliches, daß der erſte Erzähler einer ſolchen Nachricht, ſeiner eigenen Ehre wegen, wohl zugleich für ſeine Leſer einen ſichern Beweis der Wahrheit einer ſo unglaublichen Beſchuldigung beyfügen müßte. Beides hat der General Warneri, leider! nicht gethan. Hätte er beides nur im geringſten thun wollen; ſo würde er dieſe Nachricht unmöglich haben niederſchreiben können. Denn an der ganzen abſcheulichen Beſchuldigung iſt auch nicht das geringſte wahr.

---

†) S. 430.

Man weiß nicht, was man von einem Manne denken ſoll, der doch ſonſt ſo manche gute Eigenſchaft hatte; aber ſich ſelbſt ſo wenig ſchätzte, um eine ſo abſcheuliche und ſo ganz grundloſe Verläumdung gegen einen der größten Männer zu verbreiten. Der General Warneri hat ſich ſelbſt, als militariſcher Schriftſteller, dadurch bey der Nachwelt am meiſten Schaden gethan. Denn, ſo viel ſieht jedermann ein, daß eine ſo dreiſt behauptete grobe Unwahrheit die Glaubwürdigkeit dieſes Schriftſtellers auf einen höchſtgeringen Grad herunterſetzt; beſonders wenn er, wie er ſo oft thut, Paradoxen und ſolche Nachrichten behaupten will, welche andern glaubwürdigen Schriftſtellern widerſprechen. Ein neuer Beweis, wie es mit der hiſtoriſchen Glaubwürdigkeit beſchaffen iſt! Wie ſehr iſt hiſtoriſche Kritik nöthig! wie ſehr iſt es nöthig, den Charakter und die Wahrheitsliebe eines Geſchichtſchreibers zu erforſchen, ſelbſt wenn er als Augenzeuge erzählt!

Der Herr von Archenholz hatte in ſeinem intereſſanten Journale, Neue Litteratur- und Völkerkunde, die Beſchreibung der Schlacht von Torgau zur Probe dieſes damals noch nicht erſchienenen Werkes bekannt gemacht. Er hatte bey einigen widerſinnigen Stellen, beſonders bey der angeführten †), ſeinen Zweifel bezeugt. Herr Geheimerrath Baldinger, der den ſiebenjährigen Krieg als preußiſcher Feldarzt mitgemacht hat, bezeugte gleich im XVII. Stücke ſeines Mediciniſchen Journals, mit der Indignation eines ehrlichen Mannes die gänzliche Unwahrheit dieſer abſcheulichen Beſchuldigung. Hr. von Archenholz rückte ſogleich, aus eigener Bewegung, dieſen Widerſpruch eines glaubwürdigen Augenzeugen ††), und auch hernach den Widerſpruch des Herrn Regimentschirurgus Horn zu Breßlau †) in ſein Journal ein. Das Zeugniß dieſer rechtſchaffenen beiden Männer wäre ſchon hinreichend, den Ungrund dieſer groben Verläumdung zu zeigen. Indeſſen, da Leute, welche einen großen Mann gern verunglimpft ſehen möchten, noch immer die Mine annehmen, als wäre irgend etwas wahres an dieſer Behauptung, etwa ein heimlicher Befehl oder dergleichen; ſo glaube ich, es werde nicht überflüßig ſeyn, hier noch das ausdrückliche Zeugniß des Königl. erſten Generalchirurgus Herrn Theden beyzufügen, welche denn hoffentlich der Verläumdung, die ſo gern an dem guten Namen eines großen Mannes nagen mag, völlig den Mund ſtopfen wird.

---

†) I. Jahrgang 1787. No. XII. S. 562.

††) II. Jahrgang 1788. No. VI. S. 468.

„Nicht ohne Schaudern leſe ich ſo eben im „zweyten Bande des erſten Jahrgangs der neuen „Litteratur und Völkerkunde S. 562. die von „einem verſtorbenen preußiſchen General bekannt „gemachte ſchändliche Anekdote:

---

†) II. Jahrgang No. IX. S. 238.

„Daß König Friedrich II. den abſcheulichen Befehl an die Aerzte und Wundärzte gegeben haben ſoll, alle diejenigen umkommen zu laſſen, welche auf eine ſolche Art verwundet wären, daß ſie nach ihrer Heilung nicht wieder dienen könnten.“

„Es ſey dieſer Autor dieſer oder jener General; ſo erkläre ich ſeine Anekdote für die gröbſte Unwahrheit. Ich habe nun ins zwey und funfzigſte Jahr meiſt unter dieſem verewigten Könige gedient, und weiß, daß kein Schatten der Wahrheit in dem Behaupteten iſt. Ich weiß, wie große Summen dieſer König mit Freuden hergab, um ſeine Kranken und Bleſſirten gut beſorgt zu ſehen. Wahr iſt es, daß die Anſtalten nicht allemal die beſten, beſonders gleich nach Schlachten waren; dafür aber konnte der König nicht. Die Hauptſache war, daß ein Lazarethreglement fehlte, welches nunmehr der menſchenfreundliche König Friedrich Wilhelm veranſtaltet hat, und wofür alle in dem holländiſchen Kriege Bleſſirte und Kranke Sr. Majeſtät noch danken.“

„Ich erinnere mich, daß der vortreſliche Fried-
„rich nach der Bataille bey Czaslau 1742, als Er
„aus dem Lager nach Kuttenberg ritt, um die
„Spitäler zu beſuchen, durch die Vorſtadt kam
„und daſelbſt einen Haufen Kompanie-Feldſchee-
„rer fand, fragte, was dieſer Auflauf bedeute,
„zur Antwort erhielt: Eine Amputation, Ew.
„Majeſtät! — „O ihr Sch...!“ war Seine
„Antwort; weil dem Könige das Amputiren zu-
„wider war. Aber es erfolgte weder damals noch
„jemals nachher jener abſcheuliche Befehl. Ich
„weiß, daß als der Herr Generalchirurgus Bil-
„guer ſeine Diſſertation von der oft unnöthigen
„Abnahme der Glieder ſchrieb, er dadurch des
„Königs Gnade erlangte. Ich glaube, daß dieſes
„ſchon des Königs Wunſch bezeichnet, auch meh-
„rere Koſten für die Erhaltung des Lebens und
„der Glieder ſeiner Bleſſirten anzuwenden, wenn
„ſie auch nicht wieder dienen konnten. Denn
„hätte der König bloß Koſten ſparen wollen, ſo
„würde Er das Amputiren einer langſamern
„und folglich koſtbarern Heilung vorgezogen
„haben.“

„Ich eile dem Grabe im 75ſten Jahre entgegen, und meine Aſche würde nicht der Ruhe „werth ſeyn, wenn ich nicht, ſo wie die edlen „Männer Baldinger und Horn, dieſer ſchändlichen Unwahrheit widerſpräche; und da ich gewiß „alle bey den Lazaretten gegebene Befehle kenne; „ſo kann mir das Publikum hierüber Glauben „zuſtellen."

„Berlin, d. 26. Febr.
1789."
„J. C. P. Theden."

XII.

Eine Geſchichte, die im 1ſten Hefte der Beyträge zu den Anekdoten (Berlin 1788) ſtehet: daß der König ſich von dem Oberkaſtellan Adriani ein Verzeichniß der Kannen und Tabackspfeifen, welche von König Friedrich Wilhelm I. übrig waren, nebſt einem dazu gehörigen Buche †), habe vorlegen laſſen, und mit Adriani darüber geſprochen habe, iſt ganz erdichtet, wie mehrere Geſchichtchen in dem höchſt unzuverläßigen erſten Hefte dieſer Beyträge †). Ich habe den ſel. Oberkaſtellan Adriani ſehr genau gekannt. Er erzählte mir noch wenige Monate vor ſeinem Tode mancherley von dem Könige, und würde mir gewiß auch dieſe Geſchichte erzählt haben, wenn ſie gegründet wäre. Ich war kurz nachdem er ſeine Stelle erhielt, in ſeiner Geſellſchaft das ganze berliniſche Schloß, Zimmer vor Zimmer durchgegangen, und ich hatte ihn auf vieles aufmerkſam gemacht, was er noch nicht wußte; beſonders bewog ich ihn zuerſt den Schrank aufzuſchließen, worinn wir die Tabackspfeifen und das Buch fanden. Adriani ſagte mir unter andern kurz vor ſeinem Tode: Seitdem er Oberkaſtellan ſey, habe

---

†) Dieſes Buch betrift nicht einmal das ehemalige Tabackskollegium K. Friedrich Wilhelm I. ſondern

---

dern darin haben ſich diejenigen eingeſchrieben, die aus einem unter K. Friedrich I. 1703 gemachten Pokal getrunken hatten. S. Beſchr. v. Berlin II. Bd. S. 895.

†) In den folgenden Heften, beſonders im dritten ſind einige intereſſante und wahre Erzählungen

ihn der König immer ſehr gnädig gegrüßt, wenn er ihn geſehen habe, aber er habe nur ſehr wenig mit ihm geſprochen. Deſto unwahrſcheinlicher iſt dieſe Erzählung. Folgender kleiner Umſtand kann vielleicht zur Erdichtung derſelben Gelegenheit gegeben haben. Adriani fand beym Antritt ſeiner Stelle kein Inventarium von den auf dem Schloſſe befindlichen Sachen. Er war beſorgt, es möchte ihm einmal irgend etwas abgefordert werden, was er nicht erhalten hätte, und ließ es alſo eine ſeiner erſten Arbeiten ſeyn, eins zu verfertigen, und es dem Könige nach Potsdam zur Unterſchrift zu ſchicken. Es ward aber, weil der König eben das Chiragra hatte, bloß mit dem Kabinetsſiegel unterſiegelt. Der König hat mit ihm nie über dieß Inventarium geſprochen. Ich habe das Inventarium mehrmals genau durchgeſehen, als ich, zum Behufe der Beſchreibung von Berlin, mit ſehr großer Mühe das Schloß zu Berlin und alle Theile deſſelben genau kennen zu lernen ſuchte, um es völlig richtig und genau zu beſchreiben. In dieſem Inventarium war kein beſonderes Verzeichniß der Tabackspfeifen, ſondern nur die Nachricht, daß ſie vorhanden wären; obgleich ſonſt der gute

Mann ſo genau zu Werke gegangen war, daß er auch die geringſten Kleinigkeiten, welche in einigen Polterkammern liegen, verzeichnet hatte. Darunter waren z. B.:

Ein Topf mit Hirſchtalg, noch von Sr. Maj. dem Höchſtſel. Könige Fr. Wilhelm I. her †).

Ein paar neue Schuhe für Se. Maj. den Höchſtſel. König Fr. Wilhelm I.

Dieſe wichtige Inventarienſtücke waren ſo lange Zeit ſorgfältig aufbewahrt worden, und wahrſcheinlich ſind ſie noch vorhanden.

Als ich die alte, jetzt ganz verbaute Kapelle im Schloſſe bis obenherauf durchkroch, um theils die alte Beſchaffenheit zu unterſuchen, theils nachzuſehen, ob nicht irgend Monumente oder Innſchriften vorhanden wären, fanden wir unter andern ganz oben in einem Winkel in einem Schranke einige Dutzend Paar weiße leinene Stiefeletten mit kleinen meſſingenen Knöpfen, welche, nach Ausſage eines alten Schloßbedienten, König Friedrich II. noch als Kronprinz gehörten. Vielleicht hat ſie der pünktliche Adriani auch noch in ſein Inventarium nachgetragen. Sie ſind allenfalls noch Reliquien von Friedrich dem Großen. — *

---

†) Man erinnere ſich, daß K. Friedrich Wilhelm I. im J. 1740 ſtarb und daß dieſes Verzeichniß im J. 1777 gemacht ward

---

Druckfehler.

S. 235. Z. 6 von unten anſtatt 300 l. 500

Anekdoten
von
König Friedrich II.
von Preuſſen,
und
von einigen Perſonen, die um Ihn
waren.

Nebſt Berichtigung einiger ſchon gedruckten
Anekdoten.

Herausgegeben
von
Friedrich Nicolai.

Viertes Heft.

Berlin und Stettin, 1790.

Ad
Bibl.
Acad.
Land.

Universitäts
München
Bibliothek

Vorbericht.

In der zweyten Ausgabe des erſten Heſts hatte ich zwar S. 31 verſprochen, in dieſem vierten Heſte den Hirtenbrief abdrucken zu laſſen, den der König im Namen des Erzbiſchofs von Aix, im Scherze mit dem Marquis d'Argens, drucken ließ. Da ich aber fand, daß er ſeitdem im *Tom. III.* der *Supplemens aux Oeuvres poſthumes de Frédéric II.* S. 354 abgedruckt worden iſt, ſo habe ich es unterlaſſen. Die Zeit der Fortſetzung dieſer Anekdoten kann ich nicht beſtimmen. Ich habe noch viel Vorrath; nur fehlt es mir an Zeit zur Ausarbeitung und zum Verificiren mancher Umſtände. Dieß iſt mehrentheils nicht ſo leicht, als es ſcheinen möchte.

Ich bin, auch wegen dieſer Anekdoten, von dem Hrn. Hofrath von Zimmermann in Hannover, in ſeinen eben erſchienenen Fragmenten über Friedrich den Groſſen, auf eine auffallend unbillige Art behandelt worden. Ich bin mir bewußt, ſie nicht verdient zu haben. Was ihn, nachdem er mich ſeit fünf und zwanzig Jahren ſeiner Freundſchaft nicht unwerth hielt, ſo ſchnell bewogen hat, auf entgegengeſetzte Weiſe zu handeln, muß ich dahin geſtellt ſeyn laſſen. Aufklärung, über die er ſo ſehr ſeufzt, wird es wohl nicht ſeyn. Ich kann nicht umhin, ihn herzlich zu bedauern.

Vermuthlich wird es verſchiedenen von meinen Leſern nicht unangenehm ſeyn, daß ich ihnen von einigen neuen engländiſchen Büchern, welche von dem verewigten Könige Friedrich *II.* handeln, hier einige Nachricht gebe, da neue Bücher dieſer Art bey uns eben nicht allgemein bekannt ſind. Es iſt nicht unintereſſant zu ſehen, wie von Ausländern deutſche Gegenſtände betrachtet werden. Berlin, den 30. März 1799.

Friedrich Nicolai.

Der berühmte Samuel Johnſon, der ſelbſt ſeine beſten Werke ſchrieb, um ſein Auskommen davon zu haben, und der daher im größten und beſten Theil ſeines Lebens in Verbindungen mit Buchhändlern zu dieſem Behuf war, arbeitete unter andern im J. 1756 an einer noch jetzt fortdaurenden periodiſchen Schrift: The literary Magazine †), woran damals auch der berühmte Garrik und D. Percy, nachheriger Biſchof von Durham, Mitarbeiter waren.

Bey dem angehenden ſiebenjährigen Kriege ward die Aufmerkſamkeit des engländiſchen Volks auf den König von Preußen gerichtet; Johnſon ſchrieb alſo für dieß Magazin ein kurzes und ſehr unbedeutendes Leben des Königs. Kurz vor dem Tode Friedrichs II waren durch die berühmten Memoires Sr. Excellenz des Herrn Grafen von Herzberg, vermit-

---

†) S. Life of Samuel Iohnſon by Hawkins, oder Vol. I. der Works, nach der neueſten Ausgabe in XI Bänden in gr. 8. (London 1787) S. 351.

telſt welcher dieſer große Regent zuerſt der Welt als der Wolthäter ſeines Volks gezeigt ward, und nach ſeinem Tode durch Seine unſterbliche gedruckte Werke, die Augen von Europa auf Ihn aufs neue gerichtet worden. Seitdem wird man auch in England wieder ſehr auf Ihn aufmerkſam. Gleich nach ſeinem Tode iſt daher Sein Leben von Johnſon in London neu gedruckt †), und eine Fortſetzung von Harriſon hinzugefügt worden ††). Wenn der Namen Johnſon in England nicht ſo ſehr beliebt wäre, ſo hätte man dieß Leben, welches ohnedieß nur bis 1745 bis zum Dresdner Frieden geht, gewiß nicht wieder gedruckt. Zu ſeiner Zeit war es Waare für einen Platz in einem Magazine; aber man hat es nicht einmal werth gehalten, es in die von Hawkins herausgegebene neue Ausgabe von Johnſons Werken zu ſetzen, ungeachtet darinn doch auch mancher Aufſatz ſteht, der nichts als ein Opus operatum iſt. Johnſon hatte keine Quellen als etwa die engländiſchen Zeitungen, und allenfalls des Königs Diſſertation ſur les loix, woraus er etwas anführt. Er war überhaupt von ziemlich ſaurer Gemüthsbeſchaffenheit und ſehr ſchneidend und wegwerfend in ſeinen Urtheilen †); dabey ſah

---

†) So unbedeutend es iſt, war es doch ſchon vorher in einer andern Sammlung: Davies 's Collection of miſcellaneous and fugitive pieces S. 97 neu abgedruckt worden.

††) Memoirs of the King of Pruſſia, written in the year 1756 by the late *Samuel Johnſon* L. L. D. with notes and a Continuation by Mr. *Harriſon*, Editor of the britiſh Claſſicks, Dr. Johnſon's folio Dictionary &c. &c. — to which are added *Poems* written by the *King of Pruſſia* and translated into engliſh by Dr. Hawkesworth &c. &c. XII Numbers, London printed for Harriſon and Co. 1786 gr. 8.

---

†) Ich will nur eins von dergleichen Urtheilen anführen. Er erzählt S. 57: Der König habe über den Breslauer Frieden ſo geheim negociirt, daß der Marſchall Belleisle, der in ſeinem Lager war, nichts davon gemerkt habe. Er ſetzt hinzu: „Es „iſt dieß einer von den Meiſterſtreichen in der Politik, dergleichen die Menſchen gar zu gern bewundern mögen; aber es war doch nichts dazu „nöthig, als daß einige Menſchen ſich entſchloſſen, „zu ſchweigen". Solche Auslegung iſt beynahe wie die Antwort des berühmten Johann Sebaſtian Bach, den jemand wegen ſeiner bewundernswürdigen Fertigkeit auf der Orgel pries. „Das „iſt eben nichts bewundernswürdiges, ſagte Bach, „man darf nur die rechten Taſten zu rechter Zeit „treffen; ſo ſpielt das Inſtrument ſelbſt". Nur daß Bach aus Beſcheidenheit ein ihm ſelbſt ins Ge-

er mit dem pedantiſchen Stolze eines Stubengelehrten auf den König herab, und urtheilte oft ſehr bitter und ohne Kenntniß. Hierinn weiſet ihn ſein Fortſetzer Harriſon in verſchiednen Anmerkungen ſehr gut zurechte. Er hätte noch verſchiedne ſeltſame Fehler bemerken können; z. B. die Schlacht bey Hohenfriedberg nennt Johnſon die Schlacht bey Niedburg, vermuthlich aus Friedberg verſtümmelt, und die Schlacht bey Soor, die er noch dazu ganz falſch beſchreibt, nennt er die Schlacht bey Standenz. Er hatte vermuthlich geleſen, daß der König im Lager bey Staudenz hätte vom Prinz Karl überfallen werden ſollen, wo er aber nicht überfallen ward. Man ſieht aus dem Zuſammenhange ſeiner Erzählung, daß er glaubt, dieſe

---

ſicht gegebenes Lob milderte, und daß Johnſon eine wichtige That eines großen Mannes durch ein wegwerfendes Urtheil verächtlich machen wollte. Sein Fortſetzer Harriſon urtheilt ſehr recht von dieſer Anmerkung Johnſons: „Wie leicht kann „man mit Rednerkünſten jede Art von menſchli„cher Vollkommenheit herunterſetzen! D. John„ſon beſaß dieſe Kunſt in hohem Grade, und iſt „in der Anwendung derſelben eben nicht ſparſam „geweſen“.

dieſe in Schleſien gelieferte Schlacht wäre in Sachſen geliefert worden. Den König Friedrich Wilhelm I beurtheilt er ſehr ungerecht, ſchildert ihn als einen bloßen Geizhals und Tyrannen, und hat ganz falſche Nachrichten von ihm. Ueberhaupt wenn jemand, der die preußiſchen Staaten kennt, dieſes Leben lieſet, ſo glaubt er in einer terra incognita zu ſeyn.

Harriſons †) Fortſetzung iſt, ſo weit die in England bekannten Quellen reichen konnten, noch ganz leidlich, wenigſtens ſehr billig gegen den König, den er allenthalben in einem ſehr vortheilhaften Lichte zeigt, in dem er wirklich jedem Unparteyiſchen erſcheinen muß. Die beygefügten Anekdoten ſind, wie gewöhnlich, zur Hälfte falſch, oder doch unrichtig erzählt. Der überſetzten Gedichte des Königs ſind mehr nicht als drey, nehmlich die beiden Oden an die Herzhaftigkeit und an den Tod, aus den Poelies diverſes von Hawkesworth

---

†) Dieſer Harriſon wird auf dem Umſchlage, Herausgeber von Johnſon's Dictionary und den britiſh Claſſicks genannt. Weiter kenne ich ihn nicht. Sein Vornamen iſt nicht angegeben.

ziemlich ſteif überſetzt. Beſſer iſt die bekannte ſchöne Epiſtel an Voltaire:

Crois-moi, ſi j'étais Voltaire &c.

von John Gilbert Cooper Esq. überſetzt †). Dieß Leben iſt übrigens mit einem von Heath gut geſtochnen Bildniſſe des Königs nach Pine geziert.

⁂

D. Johann Gillies, Mitglied ſowohl der Königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften als der antiquariſchen Geſellſchaft in London, iſt den deutſchen Gelehrten als der Verfaſſer einer engländiſchen Ueberſetzung der Reden des Lyſias und Iſokrates bekannt. Er ſetzte derſelben eine hiſtoriſche Einleitung vor, über die Geſchichte, Sitten und Charakter der Griechen, vom Schluſſe des Peloponneſiſchen Krieges an, bis zur Schlacht bey Chäronea, die auch ins Deutſche überſetzt iſt ††). Hernach gab er 1786 eine Geſchichte von Altgriechenland und von deſſen Pflanzſtädten und Eroberungen, bis zur Theilung des macedoniſchen Reichs in Aſien heraus. Er hatte das Glück, einen deutſchen Ueberſetzer †) zu finden, der ihn ſonderlich im IIten Theile beträchtlich verbeſſert hat. Weniger bekannt iſt es in Deutſchland, daß ſchon 1784 eine griechiſche Geſchichte vom Oberſten Wilhelm Mitford, nachherigem Parlamentsgliede herausgekommen war, die meines Wiſſens nicht überſetzt iſt. Gillies wollte zwar vorgeben, ſein Werk wäre ſchon fertig geweſen, als Mitfords Werk herauskam; aber dennoch hat man ihn einigermaßen überwieſen, daß er hin und wieder Mitfords Werk ausgeſchrieben habe.

---

†) Dieſe Ueberſetzung ward zuerſt abgedruckt in Dodsley's Collection of Poems. Vol. VI. p. 281.

††) Göttingen und Bremen 1781, 8.

Dieſer engländiſche Gelehrte ging mit drey engländiſchen jungen Herren zweymal auf Reiſen, und war 1772 und 1784 in Berlin. Er lernte etwas Deutſch, ſcheint aber daſelbſt nicht mehr beobachtet zu haben als andere Reiſende, die es nicht verſtehen; wenigſtens merkt man es nicht in ſeiner Darſtellung der Regierung Friedrichs II †) welche zu London 1789 herauskam. Er nennt es nicht Leben, denn er fängt mit dem Regierungsantritte an. In allen militäriſchen Begebenheiten iſt dieß Werk faſt nur ein Auszug aus des Königs Hiſtoire de mon tems und der Hiſtoire de la guerre de ſept ans. Wenn ihn dieſer Führer verläßt, ſo irret er gleich andern Ausländern; und in dem Zeitraume vom Ende des ſiebenjährigen Krieges bis zu des Königs Tode iſt dasjenige, was er nicht geradezu aus den berühmten Memoires des Grafen von Herzberg genommen hat, oft auf eine ganz ſeltſame Weiſe fehlerhaft ††).

---

†) Die deutſche Ueberſetzung iſt in zwey Bänden in gr. 8. 1787 zu Leipzig gedruckt.

Dieſe

---

†) A view of the Reign of *Frederick II* of Pruſſia, with a *Parallel* between that Prince and Philipp II of Macedon, *by John Gillies* L. L. D. F. R. S. and S. A. London, printed for Strahan & Cadell. 1789 gr. 8.

††) So ſagt er z. B. S. 378, der König hätte ſeit 1763 in ſeinen Landen 264 neue Manufakturen eingeführt. An eben der Stelle ſcheint er ſich einzubilden, das Depoſitum der Banko in Berlin werde vermittelſt Papiergeldes bewirkt; ſo wie er ſich auch S. 383 einbildet, die ſchleſiſchen Pfandbriefe wären für 20 Millionen Papiergeld. Bey

der

Dieſe kleinen Fehler abgerechnet, welche ſich bey allen Ausländern finden, wenn ſie von deutſchen Begebenheiten ſchreiben, hat dieß Buch

manche

---

der Banko weiß er nur von dem Depoſitum der Pupillengelder, aber nichts von dem Depoſitum der im Rechtsſtreite begriffenen Gelder, nichts von dem für jedermann ſo nützlichen Depoſitum der Privatperſonen, auch nichts von der ſo nöthigen und nützlichen Leihbank, ohne welche außerdem die Banko jene Depoſiten nicht würde annehmen können. Bey dem erſten Fond, den der König 1765 der Banko gab, hat er ſich um eine kleine 0 verſehen. Er giebt ihn zu 800'000 Thaler an, es waren aber 8'000'000 Thaler. S. 482 rühmt er an dem Könige sehr die Sorgfalt für die Erziehung ſeiner Unterthanen. Wie genau er ſie gekannt habe, ſieht man S. 483, wo er berichtet: der König habe für ſeine Bauern Schulmeiſter aus Sachſen kommen laſſen, aber die höhern Stände, und diejenigen jungen Leute, bey denen Talente und Induſtrie am meiſten hervorgeſchienen, wären unter ſeiner unmittelbaren Aufſicht erzogen und mit den geſchickteſten Lehrern aus Frankreich und Italien verſehen worden. Selbſt die ſo bekannten Umſtände vom Tode des Königs ſind S. 500 ganz falſch erzählt. Gegen den König Friedrich Wilhelm I iſt Gillies, ſo wie viele andere Schriftſteller, mehrentheils ſehr unbillig, erzählt auch ganz falſche Dinge von ihm.

durch theologiſche, politiſche und litterariſche Schriften nicht unbekannter Schriftſteller. Beſonders hat er eine britiſh Biography in neun Bänden in 8. herausgegeben, und mit D. **Kippis** und einigen andern Gelehrten, eine neue ganz umgearbeitete Ausgabe der Biographia britannica †) unternommen. Dieſer D. **Towers** hat auch das Leben und die Regierung des **Königs** in zween Oktavbänden beſchrieben ††), den er durch einen ſeltſamen Fehler **Friedrich den Dritten** nennt, vermuthlich weil er der dritte König ſeines Hauſes war. Dieſer Schriftſteller iſt ſorgfältiger als die andern englän-

---

und man bezeichnet diejenigen, die ſie beſitzen, ſelbſt im gemeinen Leben, wenn man ſie anredet und wenn man von ihnen redet, mit dieſem Titel. Daher kommt es, daß Gelehrte ihn oft ſuchen.

†) Biographia britannica or the Lives of the moſt eminent perſons who have flouriſhed in Great-Britain and Ireland, digeſted after the manner of Mr. Bayle's Dictionary. Im Jahre 1780 iſt der IVte Folioband dieſes Werks herausgekommen, der erſt bis D geht.

††) Memoirs of the Life and Reign of *Frederik the third*, King of Pruſſia. By Joſeph Towers L. L. D. in two volumes. London printed for Charles Dilly 1788, gr. 8.

engländiſchen Lebensbeſchreiber des Königs, und hat mehr Bücher gebraucht, als die andern. Er kennet Pöllnitzens Memoiren, eine engländiſche Ueberſetzung von Mauvillons Leben Königs Friedrich Wilhelm I (von welchem er ſich einbildet, es ſey urſprünglich deutſch geſchrieben worden), des Königs *Mémoires de Brandebourg*, des Generals von Stille *Campagnes du Roi de Pruſſe*, Bielfelds Briefe, die Korreſpondenz des Königs mit Suhm, des Königs Inſtruktion an ſeine Generale, die engländiſche Ueberſetzung eines ziemlich unzuverläſſigen franzöſiſchen Traktats, *Obſervations ſur le militaire de Pruſſe*, die engländiſche Ueberſetzung der Reiſen eines Franzoſen, Lloyds Anfang der Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges, die *Mémoires hiſtoriques* des Grafen von Herzberg, die engländiſche Ueberſetzung von den in Berlin bey Unger herausgekommenen Anekdoten, und andere Bücher mehr; und man ſiehet, daß er dieſe Quellen, ſo gut ſie waren, nebſt dem, was er in den alten engländiſchen Zeitungen und Magazinen gefunden, ſorgfältig geleſen, und mit einander verglichen hat. Die Werke des Königs waren noch nicht heraus, da er ſchrieb.

Alſo an gutem Willen hat es ihm nicht gefehlt. Er hat auch die ſo unzuverläſſige zu Strasburg in VI Bänden herausgekommene Vie de Frédéric II und ſogar die Vie privée, die man Voltairen zuſchreibt, ſehr viel gebraucht. Es macht ihm Ehre, daß er ihnen faſt allenthalben, wo ſie auf eine grobe Art unbillig ſind, nicht ganz blindlings folgt. Indeſſen ſind nicht wenig falſche Nachrichten aus dieſen trüben Quellen in ſeine Geſchichte gefloſſen. Ich wundere mich übrigens ſehr, daß man von dieſem Buche von Towers eine deutſche Ueberſetzung angekündigt hat. Für einen Deutſchen iſt es ſo wenig brauchbar, als ſelbſt das beſſer geſchriebene Werk des Gillies. Für Engländer mögen ſolche Bücher ganz nützlich ſeyn. Die Menge kleiner Fehler und falſcher Geſichtspunkte fallen dort nicht ſo auf; und wenn man noch gar nichts von einem Gegenſtande weiß, iſt man zufrieden, wenn man nur etwas davon erfährt. Deutſche ſollten ſich aber ſchämen, ſo unzuverläſſige fremde Bücher über einen deutſchen König überſetzen zu wollen. Zwar freylich ſollten wir uns auch ſchämen, daß wir ſelbſt noch kaum eine gut geſchriebene originaldeutſche Lebensbeſchreibung des großen Königs haben, wenn man einen kleinen Verſuch in Wielands Deutſchem Merkur ausnimmt, der aber nur ganz kurz iſt.

In dem Werke des D. Towers findet man ein wohlverdientes Lob des edlen Menſchenfreundes, des Herrn von Rochow zu Rekahn, da wo man es gerade nicht ſuchen ſollte, nemlich in der Beſchreibung der Schlacht bey Lowoſitz †), in welcher er verwundet ward. Ich glaube, es wird meinen Leſern angenehm ſeyn, wenn ich D. Towers Worte hieher ſetze:

„Unter den preußiſchen Officieren, welche in der Schlacht bey Lowoſitz verwundet wurden, war auch der Herr von Rochow, deſſen ungewöhnlich liebenswürdiger und vortreflicher Charakter verdient angeführt zu werden. Er verließ wegen der Wunden, die er in dieſer Schlacht empfing, nachher den Kriegsdienſt, und lebte auf ſeinem Landgute Rekahn bey Brandenburg als ein Philoſoph. Hier beſchäftigte er ſich damit, bey ſeinen Unterthanen, und überhaupt bey den Armen in ſeiner Nachbarſchaft die Moralität zu verbeſſern, und ihre Glückſeligkeit zu vermehren. Er nahm Schulmeiſter an, welche er beſſer als gewöhnlich

---

†) Tom. II. S. 45.

„beſoldete, um die Jugend in den ihr nützlichen Kenntniſſen zu unterrichten, und ihr Grundſätze der Gottesfurcht und Tugend einzuprägen. Er bemühete ſich, eine vernünftige Art der Erziehung einzuführen, und errichtete auf ſeine Koſten Landſchulen auf ſeinen Gütern Rekahn und Göttin. Durch dieſe und andere wohlthätige Bemühungen machte er ſich, nachdem er den Kriegsdienſt verlaſſen hatte, um das menſchliche Geſchlecht noch mehr verdient, als wenn er in demſelben noch ferner verharrete“.

Man ſieht, daß dieſer engländiſche Schriftſteller nur einen Theil der Verdienſte des edelmüthigen Mannes kennt; denn er ſagt nichts von der eigenthümlichen Vortreflichkeit der Schulmethode des Herrn von Rochow, und daß ſie von ihm ſelbſt ganz neu erfunden worden; auch nichts von deſſen vortreflichen Schulbüchern, beſonders vom Katechismus der geſunden Vernunft.

* *

Von den bey Unger in Berlin herausgekommenen Anekdoten und Charakterzügen des Königs ſind die ſieben erſten Hefte unter folgendem Titel ins Engländiſche frey überſetzt: Characteriſtick

Anecdotes and miſcellaneous authentic Papers, tending to illuſtrate the Character of Frederic II late King of Pruſſia with explanatory notes and Obſervations by B H. Latrobe; London printed for Stockdale, 1788. Ein Band in gr. 8. Der Ueberſetzer glaubt, dieſe Anekdoten wären unter Autorität des jetzigen Königs bekannt gemacht worden. Die beygefügten Anmerkungen ſind ſehr unbeträchtlich, und zuweilen, wenn er etwas zu erklären vermeint, fällt er in einen neuen Irthum. Dieſer Herr Latrobe iſt ein Schweitzer; der ſich ſeit einigen Jahren in London aufhält, und ſoll zur herrnhuthiſchen Brüdergemeine gehören. Man hat von ihm eine engländiſche Ueberſetzung von Cranz Geſchichte der Brüdergemeine, 1780, 8. und der Unitas fratrum, 1775, 8.

Eine andere Ueberſetzung der acht erſten Hefte dieſer Sammlung führt den Titel: Anecdotes and Characteriſticks of Frederick the Great, late king of Pruſſia, ſelected and translated from eight original Volumes in the German Languages, by F. A. W. II Voll. in 12. printed for Richardſon, 1788.

* * *

Auch das franzöſiſche Straßburgiſche Leben des Königs iſt ins Engländiſche überſetzt und zu London bey Debrett 1789 gedruckt. Die ungereimteſten falſchen Erzählungen (z. B. die von dem Huſaren und von der Mühle bey Ratibor, die ich im 1ſten Hefte S. 185 u. f. f. rügte) werden durch dieſe Ueberſetzung in die engländiſchen Magazine als Wahrheit fortgepflanzt. Man ſehe z. B. das European Magazine, 1789 Aug. S. 115.

* * *

Im Jahre 1789 kam in London ein im Grunde ſehr unbedeutendes Schauſpiel zum Vorſchein: The engliſh Tavern at Berlin, a Comedy in three Acts. London printed for Elizabeth Harlow, 1789 gr. 8. Die Idee ſcheint aus unſers Engels Edelknaben genommen zu ſeyn, doch iſt ſie ganz verändert. Es iſt darinn ein Reitpage nebſt deſſen unglücklicher Mutter, und, anſtatt des Fürſten im Edelknaben, der König Friedrich II von Preußen auf das Theater gebracht †).

---

†) Sogar noch bey Lebzeiten des Königs ward Er auf einem deutſchen Theater vorgeſtellt. Im J. 1781

Die Berliniſche Monatsſchrift hat uns im Februar d. J. den Auszug eines ſpaniſchen Schauſpiels gegeben, in welchem auch der König vorgeſtellt iſt. Das gegenwärtige könnte ein Gegenſtück dazu ſeyn.

J. 1781 kam ich um zwey Tage zu ſpät nach Karlsruhe, um den 29. Auguſt in der mittlern fürſtlichen Orangerie, von der Felix-Berneriſchen Geſellſchaft Tänzer und pantomimiſcher Kinder vorſtellen zu ſehen: Arno, ein militariſches Drama, von Joſeph Maria Babo (welches auch gedruckt iſt). In demſelben war Friedrich II in Preußen, in der Staatsuniform ſeiner Garde zu Fuß vorgeſtellt worden. Auf dem Komödienzettel war der Namen des Königs der Merkwürdigkeit wegen mit großer Text-Frakturſchrift gedruckt. Der Schauſpieler, der den König vorſtellte, hieß Herr Haslinger. Eine neue Merkwürdigkeit war, daß an eben dieſem Tage, in einem großen pantomimiſchen Ballette, eben dieſer Herr Haslinger (laut des Komödienzettels) ſich in einem beſondern Charakter im Tanzen zeigte, nemlich: — man rathe einmal — als einen kroatiſchen Zwiebelverkäufer. Es hätte einem dabey die ſpaniſche Paſſionsvorſtellung einfallen mögen, die Clark in Madrit ſah, wo ebenderſelbe Schauſpieler, der die Perſon des Herrn Chriſtus vorſtellend, gekreuzigt worden war, hernach eine Sarabande tanzte.

Damit man ſehe, wie dieſer Engländer ſich ungefähr den König vorgeſtellt hat; ſo will ich aus dem dritten Aufzuge den zweyten Auftritt überſetzen. Der König hatte den Leibpagen (welcher hier Lambert heißt) als Kurier in einem wichtigen Geſchäfte weggeſchickt. Er kommt im erſten Auftritte des dritten Aufzugs, vor Anbruch des Tages zurück ins Vorzimmer des Königs, legt den mitgebrachten Brief, ſetzt ſich auf den Tiſch und ſchläft auf einem Stuhl aus Müdigkeit ein. Der König, in völliger Uniform, in Stiefeln, mit Hut und Degen, und mit einem Lichte in der Hand, kommt heraus, und ſagt folgendes:

„Es iſt noch niemand zu ſehen. Ich bin dieſen „Morgen früher als gewöhnlich aufgeſtanden". (Er ſetzt das Licht auf den Kamin, und greift in ſeine Taſche.) „Was für Briefe bekam ich geſtern"? (Er zieht einige Briefe heraus und ſiehet auf die Siegel). „Ah, der iſt von meinem Geſandten. Er giebt mir immer Nachricht, wenn ich Geld verlange; aber er verſäumt auch keine Gelegenheit, ſich ihn wohl bezahlen zu laſſen". (Er ſieht einen andern Brief an.) „Von dem Finanzminiſter! Gewiß wieder eine Klage, ob er gleich immer ſeine Wachſamkeit rühmt". (Er ſieht einen andern an).

„Die

„Dieſen Brief kenne ich nicht". (Er öffnet ihn und lieſet). „Ah! Ein Prediger bittet um eine Stelle (Living). Ungeachtet ich mich wohl erinnere, daß er ſchon zwey oder drey bekommen hat †). Ich wünſchte, ich könnte dieſe Herren etwas von der Mäßigkeit lehren, die ſie andern predigen". (Er ſieht einen andern Brief an). „Der iſt vom Premierminiſter. Den will ich noch in vierzehn Tagen nicht aufmachen. Sein Stolz verdient eine kleine Demüthigung. Ich will ihm bald zeigen, daß er nicht der einzige geſcheute Mann im Lande iſt". (Er beſieht einen andern Brief). „Ich glaube, der iſt wieder von einem Prediger". (Er öffnet und lieſet). „Nein! von einer Predigerswittwe. Sie bittet um einen Theil der Einkünfte von ihres Mannes Stelle, um ihre Kinder zu erziehen. Das iſt zwar nicht Rechtens, aber es ſcheint billig zu ſeyn: alſo will ich Befehl dazu geben".

X X f

---

†) Hier iſt Deutſchland mit England verwechſelt. In England kann ein Geiſtlicher bekanntlich drey oder vier Stellen haben. Der Beſitzer einer ſolchen Stelle heißt der Rector, und er hält ſich in einer jeden Stelle einen Vikar, der für eine ihm gezahlte kleine Summe ſo lange die Dienſte verrichtet, indeß der Rector die Einkünfte ziehet. Die Stelle eines Rector's heißt auf Engliſch *a living*, weil man gewöhnlich ſchon von einer ſolchen Stelle bequem leben kann. Im proteſtantiſchen Deutſchlande iſt es umgekehrt; es wäre ſehr oft wohl nöthig, der Gemeinde von drey [illegible] Stellen zu geben, damit er leben [illegible] Brautkäme.

Man ſiehet, der engländiſche Verfaſſer hat von der Billigkeit und Beurtheilungskraft des Königs einen vortheilhaften Begriff. Aber der Leibarzt dieſes Königs, welcher ihm Rath giebt, den er nicht verlangt, und ſich denſelben bezahlen läßt Der Premierminiſter Friedrichs II! Der König, der einen Brief in vierzehn Tagen nicht aufmachen will, um den Stolz des Premierminiſters zu demüthigen! Das alles iſt gar zu allerliebſt!

* * *

Eine Engländerinn muß ich noch erwähnen, die Frau Eſther Lynch Piozzi, ein Frauenzimmer von vielem Geiſte und Witze, und ſelbſt von Gelehrſamkeit. Sie war an einen reichen Brauer, Herrn Thrale verheurathet, (nächſt dem berühmten Whitebread dem größten Brauer in London), der nachher auch Parlamentsglied ward. Der ſo berühmte D. Samuel Johnſon war ihr beſonderer Freund, und hielt ſich oft auf ihrem Landgute Streatham auf. Nach ihres erſten Mannes Tode heurathete ſie einen Italiäner Herrn Piozzi, ſehr wider Johnſons Rath, wodurch die Freundſchaft unterbrochen ward.

Sie hat einen Band Anekdoten von Johnſon, †) desgleichen zwey Bände Briefe von Johnſon an ſie, und einige von ihr an ihn herausgegeben ††). Die Correſpondenz zeigt, daß dieſer gelehrte Starrkopf im häuslichen Leben unter ganz vertrauten Freunden ſehr liebenswürdig war. Sein herzlicher Antheil an dem Wohle des Hauſes, an allem, bis zu den kleinen Angelegenheiten und Spielen der Kinder, zeigt ihn in einem ſehr angenehmen Lichte. Seine Briefe ſind ſo leicht, ſo naiv und natürlich geſchrieben, man möchte ihn hin und wieder für eine männliche Sevigné halten. Man ſollte dieß dieſem Manne, der ſonſt in ſeinen Büchern ziemlich ſchwerfällig ſchrieb, und wegen ſeiner Affektation neue Wörter zu prägen, mit Recht getadelt ward, (ſo daß er ſich deshalb bekanntlich eine

Satyre

---

†) Anecdotes of the late Sam. Johnſon L. L. D. during the laſt twenty years of his life, by *Heſter Lynch Piozzi*. London, printed for Cadell, 1786 gr. 8.

††) Letters to and from the late *Samuel Johnſon* D. D. to which are added ſome poems never before printed, publiſhed by *Heſter Lynch Piozzi*, in II Volumes. London, printed for A. Strahan, 1788 gr. 8.

Satire unter dem Titel: Lexiphanes zuzog), am wenigſten zugetrauet haben. Die Briefe der Frau Piozzi ſind witzig, angenehm, gut geſchrieben, aber etwas geſucht; man merkt es zu ſehr, daß ſie ſchön ſchreiben will. Sie würden mehr gefallen, wenn ſie nicht unter Johnſons Briefen ſtänden.

Dieſes Frauenzimmer that im Herbſte 1784 eine Reiſe nach Frankreich und Italien, von welcher ſie im Winter 1788 durch Deutſchland zurückkehrte, und hat dieſe Reiſe in einem beſondern Werke von zween Bänden beſchrieben †). Ihre Reflexionen gehen eben nicht tief, und das Buch iſt ſehr nachläſſig geſchrieben; indeſſen läßt es ſich ſehr angenehm leſen, wegen der Gutmüthigkeit und heitern Laune der Verfaſſerinn, zum Theil auch wegen des Witzes, ob er gleich zuweilen ein wenig geſucht iſt und die [illegible], beſonders aber wegen mancher artigen Bemerkung, über Kunſtſachen, über die häuslichen Sitten und die Konverſation in verſchiedenen Ländern.

In

---

†) Obſervations and Reflections made in the courſe of a journey through France, Italy and Germany, by Heſter Lynch Piozzi, in two Volumes. London, printed for Strahan, 1789 gr. 8.

10. In ihren Urtheilen iſt die Frau Piozzi freylich zuweilen ziemlich unglücklich. Sie klagt ſehr, daß ihr in Deutſchland der Mangel der Kenntniß der Sprache hinderlich gefallen wäre; gleichwohl urtheilt ſie doch über die Sprache. Sie meint, die deutſche Sprache wäre nur eine Karikatur der engländiſchen; welches mir eben ſo vorkommt, als ob jemand ſagte: Eine wohlgebildete Mutter ſey eine Karikatur ihrer jungen Tochter, weil ſie ähnliche aber ſtärkere Geſichtszüge hat. Daß eigentlich die engländiſchen Wörter nach den deutſchen, aus welchen ſie entſpringen, müſſen beurtheilt werden, nicht die deutſchen nach den engländiſchen, hat Frau Piozzi freylich nicht gewußt. Beyſpiele von deutſcher Geduld, meint ſie, wären in allen Werken der Deutſchen zu finden, z. B. ihrer Meinung nach, in Haydn's Muſik. Zuweilen kann man gar nicht errathen, was ſie mag im Sinne gehabt haben. Sie meint z. B. der *Danube* würde wegen der Geſchwindigkeit dieſes Fluſſes, die Donaw genannt.

11. Ihre Beobachtungen ſind oft ſehr unzuverläſſig. Wenn ſie (wie faſt zu befürchten iſt) in Frankreich und Italien nicht ſorgfältiger beobachtet hat, als in Deutſchland; ſo ſteht es um die Rich-

tigkeit ihrer Nachrichten ſehr ſchlecht aus. Sie erzählt mit unter ſolch ſeltſames Zeug, daß, wenn man nicht annehmen will, daß ſie wiſſentlich ihren Landsleuten etwas hat aufbinden wollen, man nicht weiß, wo ſie ihre Augen und Ohren muß gehabt haben. Sie berichtet z. B. daß nicht nur in Dresden, ſondern auch allenthalben auf dem Lande in der dortigen Gegend die Hauben der Kirchthürme mit blauem oder grünem Porzellan belegt wären, und daß ſie davon in der Sonne funkelten. Sie verſichert, den ſchön-ausgearbeiteten ſilbernen Sarg der jetzt regierenden Herzoginn von Braunſchweig geſehen zu haben, beſchreibt ihn ausführlich, und berichtet, er ſey nicht nur bey Ihrem Leben, ſondern ſogar ehe Sie vermählet worden, gemacht worden; und es iſt niemals ein ſolcher Sarg in Braunſchweig geweſen. In Brandenburg fiel ihr das Rolandsbild in die Augen, woven ſie folgende gelehrte Beſchreibung macht: „Ich ſah auf der „Straße eine alte runiſche Statue von koloſſaliſcher Größe, ſie ſchien von ſchwarzem Baſalte †)

---

†) Die Statue iſt aus gewöhnlichem Sandſteine, der aber freylich ſeit 1454, da dieſe 18 Fuß hohe Statue, laut der Inſchrift, gemacht worden, etwas ſchmutzig geworden iſt.

„zu ſeyn, aber ich konnte aus Mangel der Kenntniß „der Sprache keine Nachricht davon erhalten“. Sie berichtet, als ſie in dem Königl. Schloſſe zu Potsdam in ein Zimmer habe treten wollen, habe der Kaſtellan gerufen: „Madame, treten Sie „gleich zurück, denn wenn jemand in dieß Zimmer „gehet, ſo wird mir in drey Tagen der Kopf „abgeſchlagen“. Was müſſen die Engländer, wenn ſie ihrer Landsmänninn glauben, nicht von den Seltſamkeiten Deutſchlands, und von der Tiranney in den Staaten des Königs von Preußen denken! Aber ſie hatte, wie man wohl merkt, überhaupt die Idee, ſie wäre in Berlin und Potsdam in einem ganz militariſchen Staate, und daher glaubte ſie, es müßte da recht hart hergehen; ob ſie gleich ſonſt mit großer Ehrerbietigkeit von König Friedrich II ſpricht. Sie verleihet auch Ihm einen ſilbernen Sarg, und verſichert, daß in ſeiner Gruft nebſt ſeinem Herrn Vater auch der groſſe Kurfürſt liege. Sans-Souci und das neue Schloß, ſo wie auch die Bildergallerie, hat ihr übrigens gefallen, und unter den Gemälden der Gallerie vorzüglich die Auferweckung Lazarus von Rubens. Das neue Schloß müßte, wenn ihr zu trauen wäre, von einer Pracht ſeyn, dergleichen ſchwerlich ein König in der Welt haben kann. Sie bewundert den Marmo roſſo carolino, womit in demſelben Wände und Fußboden belegt ſind, und ſagt, derſelbe und der ſächſiſche Chryſopraß mache einen herrlichen Anblick. — Wahrhaftig! Ein König, der die Säle in ſeinem Schloſſe mit Edelſteinen belegt: — Das iſt aus der Feenwelt! Dergleichen lächerlich fehlerhafte Nachrichten im Garten und Sammlungen, hat ſie von Berlin und Potsdam viele, die einmal zu leſen allenfalls amüſant ſeyn kann, um zu ſehen, wie durch Mangel der Kenntniß der Sprache und Mangel der Aufmerkſamkeit die deutlichſten Sachen von Fremden falſch angeſehen und angegeben werden. Aber daß auch von dieſer Reiſebeſchreibung eine Ueberſetzung angekündigt worden, iſt faſt zu arg. Wir Deutſche bleiben doch immer noch ein überſetzungsſüchtiges Völkchen!

Anekdoten

von

König Friedrich II.

Viertes Heft.

XXX.

Der Pallaſt des Prinzen Heinrich in Berlin hat bey einer ſehr groſſen Facciate verhältnißmäßig eine ſehr kleine Hauptthür, die man von weitem kaum gewahr wird. Das gegenüberliegende, jetzige von Bredowſche Haus, beſaß vormals der Markgraf Friedrich Wilhelm von Schwet. Der Platz, worauf jetzt die Königl. Bibliothek ſtehet, gehörte theils zum Garten dieſes Hauſes, theils ſtanden darauf die Stallungen. Der König, dem dieſe Anſicht nicht gefiel, nachdem der Platz durch das Opernhaus, durch den Prinz Heinrichſchen Pallaſt und durch die neue katholiſche Kirche war verſchönert worden, verlangte mit guter Manier vom Markgrafen, daß er dieſe Seite auch wenigſtens mit einem Gebäude von zwey Geſchoſſen bebauen möchte.

Der Markgraf konnte es dem Könige nicht abſchlagen, ließ aber unten die Stallung nur bis zu Ende des Platzes erweitern und oben ein Geſchoß aufſetzen, welches zwar von auſſen Fenſter hatte, und abgeputzt wurde; aber inwendig waren gar keine Zimmer abgetheilt, und die Wände waren nicht einmal berappt. In der Mitte der Facciate dieſes Gebäudes ward eine Art von Vorhaus geſetzt, das etwa 16 Fuß Vorſprung und etwa 26 Fuß Breite hatte. An den beiden ſchief ablaufenden Seiten deſſelben war eine überaus große Thür von der Höhe des untern Geſchoſſes oder der Ställe, welche dienen ſollte, mit Wagen darunter zu fahren. Ueber dieſer großen Thür war ein überaus großes Fenſter von eben der Breite, und von der Höhe des obern Geſchoſſes. Dieſes ſeltſame vorſpringende Vorhaus mit dem großen Fenſter und der großen Thür fiel von der Seite von der Hauptſtraße her am meiſten in die Augen, und hatte, von derſelben angeſehen, beynahe das Anſehen eines großen Gläſerſchranks.

Ein Italiäniſcher Bauverſtändiger blieb einmal auf der Hauptſtraße zwiſchen dieſem Gebäude und dem Prinz Heinrichſchen Pallaſte ſtehen, ſah ſich rechts und links um, und rief endlich aus: „Son„derbar! Da iſt eine Thür ohne Haus, und „dort ein Haus ohne Thür †)!“

XXXI.

Der Platz, auf dem die Thür ohne Haus ſtand, ſcheint beſtimmt zu ſeyn, daß ein oder anderes Gebäude vom fremden Anſehen darauf ſtehen ſollte. Der König kaufte 1774 dieſen Platz, um daſelbſt ein Gebäude für die Königl. Bibliothek bauen zu laſſen. Es iſt bekannt, daß der König die Facciaten zu den Häuſern, die Er bauen ließ, ſelbſt beſtimmte, und daß Er ſie oft aus Kupferſtichen nahm; vermuthlich iſt es aber weniger bekannt, daß die Facciate der Königl. Bibliothek in Berlin eigentlich in Wien hat gebauet werden ſollen, und nicht gebauet worden iſt.

Als in Wien auf dem Platze der Kaiſerl. Burg, auf Koſten der Reichsſtände, die Reichskanzley von dem Baumeiſter Fiſcher von Ehrenbach im Jahre 1718 war gebauet worden, machte dieſer Baumeiſter auch ein Modell zu einem großen Gebäude, welches neben derſelben, oder vielleicht noch

---

†) Che coſa sarà? qui è una porta ſenza caſa, e qua una caſa ſenza porta!

etwas weiter vorwärts ſtehen, und wenn man vom Kohlmarkte kommt, die Hauptfacciate der Kaiſerl. Burg ausmachen ſollte. Dieß unterblieb aber wegen der dazu erforderlichen großen Koſten. Dieſe Facciate †) beſchloß der König der Königl. Bibliothek in Berlin zu geben.

Der Entwurf hat, wie alle Werke Fiſchers von Ehrenbach, etwas großes, aber ſchweres, und iſt, wie alle ſeine Werke, mehr fremd als korrekt ††). Man muß indeſſen nun die Wirkung dieſes Entwurfs in doppelter Rückſicht betrachten: erſtlich, wie ſie würde geweſen ſeyn, wenn er in Wien an ſeinem beſtimmten Platze wäre ausgeführt worden, und wie ſeine Wirkung jetzt wirklich iſt, da das Gebäude in Berlin auf einem Platze von ganz anderer Beſchaffenheit ſteht, und innerlich auch eine ganz andere Beſtimmung hat.

---

†) In Kleinern Proſpekten von Wien (Augsb. 1733 Fol.) IIIr Th. n. 17 iſt dieſe Facciate abgebildet, wie ſie werden ſollte. Sie iſt, bloß einige unweſentliche Zierrathen und kleine Veränderungen ausgenommen, völlig eben ſo wie die Facciate der Königl. Bibliothek in Berlin.

††) Etwas weniges iſt in der Ausführung in Berlin verbeſſert worden. Z. B. der Haupteingang war nach Fiſchers Entwurf ſo hoch, daß er den Fußboden des obern Geſchoſſes durchſchnitt. Dieß iſt geändert.

Wenn man dieſen Entwurf mit der Reichskanzley in Wien und dem anliegenden Platze vergleicht, ſo ſiehet man theils nicht völlig ein, wie beide Gebäude auf eine ungezwungene Weiſe hätten in Verbindung gebracht werden können; theils fällt gleich in die Augen, wofern dieſe Facciate einigermaßen an dieſer Stelle in Wien hätte Wirkung thun ſollen, ſo hätten die Häuſer, welche am Michaelerplatze, von der Schauflergaſſe bis zur Burg, vor dem Kohlmarkte vorſtehen, erſt müſſen gekauft und weggeriſſen werden. Wäre dieſes geſchehen, ſo würde dieſe Facciate den Michaelerplatz auf eine ſchickliche Art geſchloſſen und von dem Kohlmarkte †) herunter wahrſcheinlich eine ſehr gute Wirkung gethan haben. Der Grundriß dieſes Gebäudes macht ein Segment eines Zirkels aus, deſſen konkave Seite nach dem Kohlmarkte zu kommen ſollte. In der Mitte iſt ein großes

---

†) Der Kohlmarkt in Wien iſt nicht ein Markt, ſondern eine gerade und für Wien ziemlich breite Straße, an deren Ende der Michaelerplatz und die Kaiſerliche Burg liegt.

Thor für die Wagen, daneben zwey Thüren, und auf beiden Ecken zwey abgerundete Vorſprünge. Dieß alles würde man von der langen Straße, der Kohlmarkt genannt, ganz geradezu geſehen haben, und da hätte es vermuthlich ſehr gute Wirkung gethan.

Wenn man dieſe Facciate betrachtet, ſo wie ſie nach Berlin verſetzt, und zu einem Gebäude, das eine Bibliothek enthält, gewidmet werden; ſo muß man unpartheyiſch geſtehen, daß ihre Form ſo wenig an der Stelle, wo das Gebäude hingeſetzt worden, als zum innern Gebrauche zweckmäßig iſt. Ueberhaupt iſt nicht zu läugnen, daß Gebäude, an welchen runde, oder auch unrechtwinkliche gerade Linien erſcheinen, immer gewiſſen Unbequemlichkeiten unterworfen ſind. Der König pflegte aber meiſtens die Facciaten, die Er wählte, nur bloß nach der Wirkung zu beurtheilen, welche ſie in der Zeichnung oder im Kupferſtiche auf dem Papiere im Kleinen thaten. Man muß dieß nicht aus der Acht laſſen, wenn man urtheilen will, wie Er auf manche Dinge, die er bauen ließ, gekommen ſeyn kann. In Zeichnungen und Gemälden ſehen die architektoniſchen geraden Linien freylich etwas trocken aus, und es iſt daher eine bekannte

Regel in der Landſchaftsmalerey und ſonſt, dieſe geraden Linien durch Zierrathen, Bäume und dergl. zu brechen. Der König, der in allen ſchönen Künſten das Angenehme liebte, ſah daher gern, daß in den Zeichnungen, die Er wählte, ſich zuweilen krumme oder geſchweifte Linien, und oft Verzierungen, Bildſäulen und dergl. zeigten. Das nannte Er, un gout pittoresque dans l'architecture. Die pittoreſken Verzierungen thaten freylich nicht ſelten im Kleinen auf der Zeichnung eine beſſere Wirkung, als im Großen ausgeführt, und dem Wetter ausgeſetzt. Ferner dachte der König nicht allemal daran, welche Anſicht die Facciaten nach der Beſchaffenheit des Platzes, wohin Er ſie bauen ließ, haben würden. Hieraus entſtanden nicht ſelten große Unbequemlichkeiten.

Hier bey dieſer Facciate iſt dieß ſehr ſichtlich. Auf dem Platze, für den ſie in Wien beſtimmt war, hätte ſie auf eine lange Straße geſtoßen, und wäre von derſelben beſtändig geradezu geſehen worden. Da würden die runden Linien das Auge weniger beleidiget haben; vielmehr könnte vielleicht, unter gewiſſer Beleuchtung, die große einwärts gehende Rundung mit den auswärts abgerundeten Vorſprüngen, von weitem eine vortheilhaſte Wirkung gethan haben. In Berlin aber ſteht ſie neben einer volkreichen Hauptſtraße. Sie wird alſo faſt beſtändig nur von der Seite geſehen. Da erſcheinen die runden Linien dem Auge beſtändig verkürzt; und noch dazu verkürzen ſie ſich bey jeden zwanzig Schritten, die man geht, auf eine andere Art. Folglich kann dieſe rundliche Facciate, die immer von der Seite angeſehen wird, man mag von der Behrenſtraße her oder von der Neuſtädtſchen Brücke herkommen, niemals eine große und übereinſtimmende Wirkung thun. Der einzige Punkt, wo man ſie recht überſieht, iſt vor der Seitentreppe des Opernhauſes. Aber wer ſtellt ſich dahin? Und noch ſieht man daſelbſt zu nahe. Wenn dieſes Gebäude neben der katholiſchen Kirche (wo jetzt verſchiedene bürgerliche Häuſer ſtehen) und alſo dem Prinz Heinrichſchen Pallaſte gegenüber ſtände; ſo würde es in viel vortheilhafterm Lichte erſcheinen. An ſeiner jetzigen Stelle aber würde eine gerade Facciate eine viel beſſere Wirkung thun, als die jetzige abgerundete Form.

Wenn dieſe Form bey einem Gebäude angebracht wird, das inwendig in Zimmer eingetheilt iſt, ſo können innerhalb die meiſten ſchiefen Winkel verſteckt werden, und ſo ſchadet ſie dem innern guten

Effekte weniger. Aber zu einem Gebäude, das eine große Bibliothek enthalten ſoll, iſt ſie auf alle Weiſe unbequem. Um das Ganze zu überſehen, iſt ein gerade ausgehender Saal von guten Verhältniſſen unſtreitig das beſte. Welchen herrlichen Effekt thut nicht die Kaiſerl. Bibliothek in Wien, wenn man in den geraden erhabenen Saal tritt, der noch dazu oben durch eine herrliche Kuppel erleuchtet wird! Aber ein krummer Saal kann nicht überſehen werden, geſetzt er wäre auch unabgetheilt. Da man aber auch bey der Königl. Bibliothek in Berlin in Abſicht auf die mindere Solidität der Rundung nicht für gut gefunden hat, das Ganze einen einzigen großen Saal ſeyn zu laſſen, ſondern es durch zwey Zwiſchenmauern beſſer befeſtigte; ſo entſtanden daraus drey Säle von ungleichſeitiger Form, welche für das Auge keine angenehme Wirkung thun.

Die drey Eingänge hätten, als beſtändig offene Thore, wie ſie es in Wien ſeyn ſollten, Licht genug gehabt; da ſie hier aber geſchloſſen ſind, ſo giebt der Eintritt in dieß Gebäude ein ziemlich ödes Anſehen. Es iſt daher recht gut, daß man aus andern Urſachen, gewöhnlich nicht durch die Hauptthür, ſondern durch die Wohnung der Bibliothekare hineingeht.

Ferner, wenn das Gebäude in Wien wäre gebauet worden, ſo hätte es vermuthlich ſo viel Breite bekommen, daß die Treppen darinn Raum gehabt hätten, oder es wäre auch mit einem darneben liegenden Gebäude auf irgend eine Art verbunden geweſen. Jenes ging hier nicht an, weil der Bibliothekſaal nicht unterbrochen werden konnte, und auch von beiden Seiten erleuchtet werden mußte. Man war alſo genöthigt, an dem Hintertheil des runden Gebäudes in der Mitte ein viereckigtes Gebäude zum Treppenhauſe anzulegen. Dieß war freylich nothwendig; aber es macht kein ſonderliches Anſehen, zumal da das Profil dieſes halb runden halb viereckigten Hintertheils des Gebäudes auf eine lange Straße, die Markgrafenſtraße ſtößt, ſo daß man von weitem nicht wußte†), was man daraus machen ſollte. Dieß gab einem mauvais-plaiſant Gelegenheit zu ſagen: „Dieß „Gebäude ſehe vorn aus wie eine große Kommode, „und hinten wie eine große Kommodität.“ Gewiß wird immer die runde Form, und die für dieſe Form unſchickliche Stelle, wo es ſteht, demſelben viel von der Wirkung nehmen, welche deſſen Größe und einzelne Schönheiten, wenigſtens von außen haben könnten.

---

†) Unter der jetzigen Regierung iſt dieſe unſchickliche Anſicht durch die gleichförmige Erhöhung der rechten Hälfte des Wohnhauſes der Königl. Bibliothekare, und durch den Bau des ſchönen Gebäudes für die Wittwenkaſſe verdeckt worden.

Sonderbar genug iſt es, daß, als der König dieß Gebäude bauen ließ, Voltaire ſich einbildete, der König wollte nun erſt eine Bibliothek errichten. Er wußte alſo nicht, ob er gleich einige Jahre in Berlin geweſen war, daß die große und öffentliche Königl. Bibliothek ſchon ſeit 50 Jahren exiſtirte und längſt ihre Bibliothekare hatte. Er ſchrieb an d'Alembert: da der König eine Bibliothek baue, ſo brauche er einen Bibliothekar. Dazu wollten d'Alembert und Voltaire ohne weitere Umſtände einen ihrer guten Freunde, einen gewiſſen Abbé Delille de Sales befördern. Er war wegen eines höchſt mittelmäßigen Buchs, Philosophie de la Nature, vom Chatelet zu Paris untoleranterweiſe verfolgt worden, und war zwar in ſofern zu bedauern. Aber konnte ihm dies denn ein Recht geben, in einem weit entfernten Lande ein gelehrtes Amt zu erhalten? Ob dieſer Menſch gehörige Bücherkenntniß habe? ob er Deutſch verſtehe, und mit deutſchen Gelehrten über die Bücher, die ſie nöthig hätten, ſprechen könnte? ob nicht ſchon deutſche Bibliothekare vorhanden wären? das alles waren Dinge, um die ſich die Herren nicht bekümmerten. Genug, Delille war ein Franzoſe und ihr guter Freund, und der König, dachten ſie, müßte thun was ſie wollten. Das allerlächerlichſte iſt, daß Voltaire ſich einbildete, der König möchte gern von den Pariſern gelobt ſeyn †), und werde daher dieſen Delille (deſſen Prozeß damals in Paris einiges Aufſehen mochte gemacht haben) ſogleich annehmen. Er bildete ſich ſogar ein, der König würde es dem d'Alembert zu Gefallen thun, nicht etwa deswegen, weil dieſer ein großer Gelehrter und ſein Freund wäre, ſondern, weil dieſer in Paris eine vorzügliche Stimme hätte. Voltaire hätte doch den König beſſer kennen ſollen; aber ſo weit führet es, wenn die Einwohner einer Stadt, auch der größten, ſich einbilden, im Mittelpunkte der Welt zu ſeyn. Voltaire freylich beurtheilte den König nach ſich; denn von den Pariſern gelobt zu ſeyn, war ſein äußerſter Wunſch, dem er zuletzt ſein Leben aufopferte. Wie der König das Geſuch wegen des Delille abwies, habe ich ſchon oben im zweyten Hefte S. 123 bemerkt. Es konnte nicht fehlen, daß der König zurückhaltend werden mußte, da er ſah, wie undelikat ſeine philoſophiſchen Freunde mit Ihm umgingen, und wie ſie durch Ihn ihre Projekte durchſetzen wollten.

---

†) Voltaire ſchrieb an d'Alembert: Je ne ſais pas encore ſi vous avez reuſſi auprès de Frédéric pour le martyr du Châtelet. Vous avez pourtant bien pris votre tems; car en bâtiſſant une très-belle bibliothéque, *il a beſoin d'un bibliothécaire*, & Delille eſt tout propre pour cet emploi. J'ai écrit à Frédéric dans cette idée, je n'ai point encore de reponſe; mais ſurement Frédéric vous repondra; *car il eſt coquet*, il veut vous plaire. *Vous avez dans Paris une voix prépondérante, & Alexandre voulait plaire aux Athéniens.* Je ne ſais ſi c'eſt en donnant douze cents francs de Penſion qu'il s'écriait: O gens d'Athènes, voyez ce *qu'il m'en coute pour être loué de vous.* S. Oeuvr. de Voltaire, Ed. de Gotha. T. LXX. S. 308.

XXXII.

Man hat ſchon viele Beweiſe von der unglaublichen Unwiſſenheit der meiſten Franzoſen von dem Zuſtande anderer Länder, beſonders Deutſchlandes, und von der beſondern Präſumtion, vermöge welcher dieſe Nation noch vor nicht gar langer Zeit allgemein glaubte, und vielleicht zum Theile noch glaubt, es wären alle mögliche Vorzüge und Kenntniſſe in ihr vereinigt. Auch hat man viele Beweiſe

weiſe von der leichten und lebhaften Einbildungskraft dieſer Nation. Wenn einem Franzoſen ein Projekt in den Sinn kommt, ſo ſtellt ihm ſeine Einbildungskraft alles Schöne und Vortheilhafte davon ſo lebhaft und die Ausführung ſo leicht vor, daß er gar ſich nicht weiter um die Umſtände erkundigt, oder die Möglichkeit der Ausführung darnach beurtheilt, ſondern friſch weg ſich ſelbſt und ſeinen Ideen gänzlich folgt, und gewiß glaubt, alles andere in der Welt darnach abmeſſen zu dürfen, und ſo verſpricht er ſich gewiſſen Erfolg. Von allem dieſen kann man kaum ein ſtärkeres und zugleich ein lächerlicheres Beyſpiel finden, als daß im Jahre 1741 ein Buchdrucker in Paris, Namens Claudius Franz Simon †) und zwar insgeheim ††) dem Könige das Projekt vorlegte, auf Koſten des Königs in Berlin eine Buchdruckerey zu errichten, weil er gewiß vorausſetzte, es wäre weder daſelbſt, noch überhaupt in den Ländern des Königs irgend eine vorhanden. Er druckte ſein Projekt noch im J. 1741 unter dem Titel: Projet de l'Etabliſſement d'une Imprimerie Royale à Berlin. à Paris, dreſſé & imprimé par C. F. Simon, Fils. Imprimeur-Libraire, rue de la Parcheminerie, auf drittehalb Bogen ſehr großen Folioformats gar anſehnlich mit der Schrift welche die franzöſiſchen Buchdrucker *Gros-Romain*, und die unſrigen Tertia nennen, ſetzte eine Zueignungsſchrift an den König voran, ließ es aufs prächtigſte einbinden, und ſendete es im Jahr 1742 zugleich mit den Schriftproben des berühmten pariſiſchen Schriftgießers S. P. Fournier des jüngern an den König. Sehr wahrſcheinlich hat der König auf dieſes ungereimte Projekt gar nicht geachtet, denn es findet ſich in den

---

†) Laut dem Vol. II. S. 158 des Catalogue chronologique des Libraires & des Libraires Imprimeurs de Paris depuis 1470 jusqu'à préſent. (Paris 1789 8.) ſtarb er 1767 als Buchdrucker der Königinn, des Prinzen von Condé, des Erzbiſchofs, und der theologiſchen Fakultät. Er war Ritter des Chriſtordens, und Mitglied der Arkadiſchen Akademie zu Rom.

††) Er verlangt ausdrücklich im §. 7 ſeines zweyten Abſchnitts: *Que ce Projet doit être tenu ſecret* en cas qu'il n'ait pas lieu. Ich weiß nicht, ob Herr Simon

Archiven

Simon ſich nur bey den Pariſern hat die Lächerlichkeit erſparen wollen, einem deutſchen Furſten etwas vorgeſchlagen zu haben, was derſelbe nicht annahm, oder, ob er etwa der Meinung geweſen iſt, es bey einem andern Furſten anzubringen.

Archiven nirgend, daß etwas darüber an jemand erlaſſen worden iſt. Die beiden gebundenen Bücher hatte der König dem Geheimenrath Jordan gegeben; dieſer ſchenkte ſie einem Reiſenden, von dem ſie der ſel. Breitkopf in Leipzig erhielt, und durch die Gefälligkeit ſeines berühmten Sohns, deſſen Geſchichte der Buchdruckerkunſt von allen Kennern mit Ungeduld erwartet wird, habe ich das Originalexemplar jetzt vor mir. Gottſched machte im J. 1746 in des IIIten Bands 3tem Stücke ſeines Bücherſaals der ſchönen Wiſſenſchaften eine Nachricht von dieſem Projekte bekannt, und weil damals an verſchiednen Orten gezweifelt ward, ob jemals wirklich ein ſo ungereimter Einfall exiſtirt habe, ſo ließ er im folgenden 5ten Stücke S. 345 das ganze Projekt abdrucken.

Man möchte etwa aus dem Titel ſchließen, Herr Simon habe nur in Berlin ein ähnliches Inſtitut wie die Imprimerie Royale in Paris anlegen wollen. Selbſt dieſe Präſumtion wäre ſchon ungereimt genug geweſen; denn dazu hätte man ſelbſt auch damals warlich nicht nöthig gehabt, eine komplette Buchdruckerey aus Paris zu verſchreiben. Aber wenn man ſeinen gedruckten Aufſatz lieſet, ſo ſiehet man deutlich, daß ſeine Meinung war, ein Wohlthäter der barbariſchen preußiſchen Länder dadurch zu werden, daß er zuerſt in denſelben eine Buchdruckerey anlegte; ja, er wollte noch weiter gehn, er wollte, nebſt der Buchdruckerey ſogar zuerſt das Schriftgießen und das Buchbinden durch Lehrknaben, die nach Paris geſchickt werden ſollten, in unſer barbariſches Land verpflanzen.

Was extradummes iſt auch ſchön!

Und ſo iſts wohl der Mühe werth, dieſes ſeltſame Denkmahl franzöſiſcher Präſumtion auch jetzt noch unſern Landsleuten etwas näher bekannt zu machen. Man kann ſich gewiſſe Sachen nicht vorſtellen, wenn man ſie nicht mit Augen ſieht.

Nachdem Hr. Simon das Axiom vorausgeſchickt „hat: **Daß man nur in Frankreich die Vollkommenheit der Wiſſenſchaften und Künſte** ſuchen „müſſe †)“, und „daß man bloß aus Frankreich „die nöthigen Erläuterungen zu Errichtung einer „Königlichen Buchdruckerey ziehen könne ††)“;

---

†) C'eſt *en France* qu'il faut chercher la perfection des Sciences & des Arts.

††) C'eſt *de la France ſeule*, que l'on peut tirer des éclairciſſemens néceſſaires pour élever un établiſſement d'Imprimerie Royale.

ſo ſagt er, die Gelehrten (verſteht ſich die franzöſiſchen) würden ſich eine Ehre machen, ihre Weisheit in die preußiſchen Lande zu bringen. Er ſagt, man müſſe dieſes Königreich als eine Schule betrachten, wo die großen Meiſter (verſteht ſich abermals die Franzoſen) excellente Schüler ziehen würden, welche alle Arten von Bücher würden nöthig haben.

Dabey verſichert er, wenn man Akademieen errichten wolle, ſo müſſe man auch ſogleich an Errichtung einer Buchdruckerey denken. Alſo glaubte er, es wäre in Berlin keine vorhanden. Er ſagt ferner: zum Abdrucke der klaſſiſchen Autoren, z. B. des Cicero, Quintilian, Horaz, Virgil, Ovid, Q. Curtius, Martial, Salluſt, Livius und ſo vieler andern würden von jedem acht- bis zehntauſend Exemplarien nöthig ſeyn, wenn man auch nur bloß in Berlin Schulen und Akademieen errichten wollte. Er glaubte alſo, daß im J. 1741 der Zuſtand von Berlin ſo beſchaffen wäre, daß daſelbſt erſt müßten Schulen errichtet, und die gemeinſten und nöthigſten Schulbücher erſt gedruckt werden. Er rechnet nachher dem Könige vor, daß ſehr viele Hiſtorienſchreiber zu drucken ſeyn würden, denn ſagt er: Tout le monde voudra lire les Hiſtoriens, und der Geſchichtbücher, meint er, wären ſo viele, daß es, um ein Exemplar von jedem zu haben, wohl 10,000 Livres ausmachen würde; und vollends les Dictionnaires, wie ſie die Gelehrten brauchten, (wovon er freylich auf gut franzöſiſch vorausſetzte, daß noch kein einziges in Berlin vorhanden wäre) würden viele Millionen (pluſieurs Millions) koſten. Nun rechnet er dem Könige vor, was er für Geld erſparen und im Lande behalten würde, wenn er alle dieſe Bücher, die ſeine Unterthanen in kurzem ſo nöthig brauchen müßten, lieber ſelbſt in Berlin drucken ließe, als ſie verſchriebe. Denn ob etwa ſchon in Berlin Bücher vorhanden wären, oder ob etwa die Deutſchen eine eigene Sprache hätten †)

---

†) Die Kenntniß der Sprachen iſt bekanntlich eben nicht die Stärke der Franzoſen. Vor einigen Jahren that mir ein Chanoine Comte de Lyon die Ehre, ſich bey mir nach einem Werke zu erkundigen, das ich, wie man ihm geſagt hatte, ſollte geſchrieben haben. Er verſicherte, wenn es en langue françoiſe oder latine zu haben wäre, würde es ihm am liebſten ſeyn. Wäre es aber auch nur *en langue pruſſe* gedruckt, ſo wolle er es überſetzen laſſen.

und etwa franzöſiſche Bücher geradezu nicht brauchen könnten; daran zu denken, war dem guten Simon nicht eingefallen.

Er bildete ſich ſo wenig ein, daß in Berlin ſchon eine **Buchdruckerey** vorhanden wäre, daß er glaubte, es würde daſelbſt, ſo wie etwa in der Türkey, alles was in Geſchäften bekannt zu machen nöthig wäre, durch eine Menge von Schreibern abgeſchrieben; daher er dem Könige die erfreuliche Nachricht gab, daß dreyßig Perſonen in ſeiner Buchdruckerey mehr fördern würden, als dreyhundert berliniſche Schreiber in ſechs Monaten †).

Um dieſe für Berlin ſo nöthige und nützliche Buchdruckerey anzulegen, behielt er ſich ausdrücklich vor, daß ſie ganz in **Paris** ††) eingerichtet würde. Unter der Zeit nun, daß die Schriften in Paris gegoſſen, die Preſſen und alles andere Erforderliche eingerichtet würde, ſollte der König auf ſeine Koſten in

---

†) On peut encore ajouter à ces conſidérations que la quantité de Commis, *que l'on employe à copier tout ce qui eſt néceſſaire dans un Royaume*, deviendra inutile, puiſque trente Ouvriers exécutent plus d'ouvrage imprimé en ſix jours, que trois cents commis ne pourroient faire d'écritures en ſix mois.

††) Il faut que cet **Etabliſſement** *ſoit formé entièrement à Paris.*

Univ. Bibl. München

in Berlin ein Gebäude bauen laſſen, worinn die Buchdruckerey, die Schriftgießerey, die Buchbinderey, die Niederlagen und die nöthigen Wohnungen befindlich ſeyn ſollten. Er erbot ſich, hiezu dem Könige die gehörigen Zeichnungen aus Paris zu ſchicken; denn er ſetzte vermuthlich als ſicher voraus, daß nur in dem Lande, wo alle Wiſſenſchaften und Künſte in ihrer Vollkommenheit wären, ein Baumeiſter ſeyn könnte, welcher im Stande wäre, die Zeichnung von einem ſolchen Gebäude zu entwerfen, und daß in dem barbariſchen Berlin ein ſolcher Baumeiſter nicht vorhanden ſeyn könnte. Ich ſage nicht zu viel, daß der gute Simon Berlin für barbariſch hielt; denn er bittet ausdrücklich, man möchte gegen die Zeit, daß er in Paris mit ſeiner Buchdruckerey fertig würde, die öffentlichen Schulen in Berlin in ſolchen Stand ſetzen, die Jugend ſo zu unterrichten, daß ſie bey Ankunft der Buchdruckerey toute dreſſée wäre, um die darinn zu druckenden Bücher zu leſen und zu gebrauchen.

Es zeigte noch einiges Zutrauen zu Berlin, daß Hr. Simon ſich nicht gar erbot, aus der Sorbonne oder aus dem College des quatre Nations Lehrer für die berlinſchen Schulen zu ſchicken, um ſie recht zu Leſung der Bücher, die er drucken wollte, zu dreſſiren. Aber er erbot ſich doch ausdrücklich, die Lehrlinge, welche der König nach Paris ſchicken, und daſelbſt unterhalten wollte, in der Buchdruckerey und Schriftgießerey, desgleichen im Buchbinden zu unterweiſen; denn er ſetzte als ganz gewiß voraus, daß dieß alles in Berlin und in den ſämmtlichen preuß. Landen unbekannte Künſte wären, welche man erſt aus dem Mittelpunkte der Vollkommenheit der Künſte und Wiſſenſchaften dahin verpflanzen müßte.

Herr Simon war auch ſo gutwillig, ſich zu erbieten, die Mittel an die Hand zu geben, wie man das nöthige Papier verſchreiben könnte, (verſteht ſich aus Frankreich) und verſicherte ſogar, es würde wohl möglich ſeyn, in der Gegend um Berlin eine Papiermühle anzulegen.

Er hatte das große Werk, alle für die preußiſchen Lande nöthigen Bücher in der neuen Buchdruckerey zu drucken, auf verſchiedene Millionen berechnet. Nun, ſagt er, werde man erſtaunen, daß er dieſe Buchdruckerey in Paris einzurichten, und das dazu gehörige bis Havre de Grace zu liefern, nur 370,000 Livres verlange, welches Sümmchen ihm aber freylich der König auch baar vorauszahlen ſollte. Man muß freylich bey dieſem tollen Projekte über mancherley erſtaunen. Erſtaunen über unſers Franzoſen Unwiſſenheit im Zuſtande der Wiſſenſchaften und Künſte in Berlin, und noch mehr über ſeine Unwiſſenheit in ſeiner eigenen Kunſt. Er hatte ſeine Buchdruckerey zu zwölf Preſſen angelegt. Ob er wohl mag überlegt haben, wie lange dieſe wenigen Preſſen arbeiten müßten, um alle die Bücher zu drucken, welche die preußiſchen Lande würden nöthig haben, wenn nach ſeiner ungereimten Meinung nicht einmal die nöthigſten Schulbücher daſelbſt vorhanden geweſen wären? Es waren aber zu der Zeit, als Herr **Simon** die preußiſchen Lande mit ſeinen zwölf Preſſen beglücken wollte, gewiß mehr als noch einmal ſo viel Preſſen bloß in Berlin im Gange †).

---

†) Schon im J. 1706 waren in Berlin zehn privilegirte Buchdrucker. Wenn man auf jeden nur zwey Preſſen rechnet, ſo waren im Anfange dieſes Jahrhunderts, zu einer Zeit, da Berlin etwa 48,000 Einwohner haben mochte, daſelbſt ſchon zwanzig Buchdruckerpreſſen im Gange. Jetzt ſind in Berlin in 17 Buchdruckereyen 21 gangbare Preſſen. Zu Paris waren im J. 1789, zufolge des obenangeführten Catalogue des Imprimeurs-Libraires, 36 Buchdruckereyen. Die Anzahl der Preſſen iſt nicht angegeben.

Der wohlthätige Herr Simon erbot ſich auch gegen den König, nachdem er alle die Lehrknaben zu Paris in der Buchdruckerey, Schriftgießerey und Buchbinderey würde unterwieſen haben, ſelbſt eine Reiſe nach Berlin zu thun, ohne ein anderes Intereſſe als die Ehre, alle dieſe ſchöne Sachen in Gang zu bringen. Es fällt aber dem detaillirten Anſchlage zufolge, den er über ſeine Buchdruckerey am Ende beygefügt hat, ein ſehr großer Verdacht auf ihn, daß er noch ein ganz anderes Intereſſe dabey gehabt habe, nehmlich einen recht ſchimpflichen Eigennutz. Eine Buchdruckerpreſſe koſtet hier etwa hundert und zwanzig, aufs allerhöchſte hundert vierzig Thaler. Herr Simon ſetzt aber eine Preſſe nicht geringer als 1500 Livres an, das heißt, nach jetzigem Werthe auf mehr als 375 Thaler. Wie ſehr er die Druckſchriften im Preiſe überſetzt habe, erhellet aus folgendem Vergleiche ſeiner Preiſe mit dem jetzigen Preiſe der berühmten Didotſchen Schriften, welchen ein Kenner, nehmlich unſer Herr Unger, auf meine Bitte angeſtellt hat. Man kann dabey gewiß annehmen, daß die Preiſe der Typen in Paris im J. 1742 eher wohlfeiler geweſen ſind als jetzt:

		Bey Didot.	Bey Simon.
Das Pf.	Nompareille koſtet	3 Liv.	6 Liv.
—	Mignonne -	2 L. 6 S.	4 L.
—	Petit -	1 L. 16 S.	3 L. 10 S.
—	Petit Romain -	1 L. 12 S.	3 L.
—	Ciceron -	1 L. 8 S.	2 L. 5 S.
—	Gros Texte S Auguſtin	1 L. 8 S.	2 L.

Die Fleurons, Vignettes, Gravures en bois, Lettres griſes &c. und andere dergl. Sachen, hat er auch nicht nur viel zu theuer, ſondern auch in viel größerer Anzahl angeſetzt, als zu einer Buchdruckerey nöthig ſeyn würde. Kurz, der obengedachte Kunſtverſtändige hat nachgerechnet, daß der für die Fortpflanzung der Buchdruckerey aus Paris nach Berlin ſo ſorgfältige Herr Simon, bey ſeinem Anſchlage von 370,000 Livres, ungefähr 150,000 Livres in ſeine eigne Taſche zu ſtecken gemeint geweſen ſey.

Um das ganze Bild vom Herrn Simon zu vollenden, muß ich noch hinzuſetzen, daß dieſer Mann, welcher über den damaligen Zuſtand der Buchdruckerey in den preußiſchen Landen, und vermuthlich auch über den Zuſtand dieſer edlen Kunſt in andern Ländern, inſonderheit in Deutſchland überhaupt, ſo äußerſt unwiſſend war, eben damals, (wie er ſich in der Zueignungsſchrift an den König rühmt,) angefangen hatte, eine Geſchichte der Buchdruckerkunſt zu ſchreiben. Sie iſt nachher ungedruckt geblieben, und das iſt vermuthlich ſehr gut. Herr Simon war auf alle Weiſe kein Breitkopf! — *

XXXIII.

Die Präſumtion eines Franzoſen zeigte ſich in Anſehung des Königs, auch ſehr im Artikel Pruſſe der großen pariſer Encyklopädie, ſelbſt in der Art Ihn zu loben. Von den proſaiſchen Werken des Königs wird geſagt †): „Sie hätten eine Anmuth „und Kraft, und ſelbſt eine Reinigkeit, die man in „den Werken eines Mannes bewundern würde, der „von der Natur einen herrlichen Geiſt erhalten, „und ſein Leben in der Hauptſtadt zugebracht „hätte". — Verſteht ſich in der Hauptſtadt Frankreichs und der Welt; — denn ſelbſt der Aufenthalt in London könnte nach dem Urtheile dieſes Franzoſen, keinem Schriftſteller Anmuth und Kraft geben. Dieſem ſcheint, von der Natur einen herrlichen

---

†) Ils ont une élégance, une force & même une pureté, qu'on admireroit dans les productions d'un homme qui aurait reçu de la nature un excellent esprit, *& qui aurait paſſé ſa vie dans la capitale.*

Geiſt empfangen und ſein Leben in der Hauptſtadt zuzubringen, einerley Werth zu haben! Nach ſeinem Urtheile fehlt den Gedichten des Königs auch nur die Luft der Hauptſtadt, aber doch hätte derſelbe dort nicht einmal ſein ganzes Leben zubringen dürfen, um ſie zu reinigen; ſondern ein oder zwey Jahre wären genug geweſen. Dieſer Thor verſichert †): „Wenn der Monarch, der dieſe Gedichte ſchrieb, nur ein oder zwey Jahre in den „Vorſtädten Saint-Honore, oder Saint-Germain wäre ſpazieren gegangen, ſo würde Er „**einer der erſten Poeten der franzöſiſchen Nation** ſeyn. Es ſey nur ein leichter Hauch **eines „Mannes von Geſchmack** nöthig, um davon „**den wenigen Staub vom Sande Berlins abzublaſen**“. Alſo nicht einmal etwa der beſten Geſellſchaft in Paris hätte es bedurft, um die

---

†) J'oſe aſſurer, que ſi le monarque qui les écrivois à trois cents lieues de la France, *s'était promené un an ou deux dans le fauxbourg St. Honoré, ou dans le fauxbourg Saint-Germain*, il ſerait un des premiers poëtes de notre nation. Il ne fallait *que le ſouffle le plus léger d'un homme de goût, pour en chaſſer quelques grains de la pouſſière des ſables de* Berlin.

Gedichte des Königs zu reinigen, ſondern nur die Pflaſtertreter in den Vorſtädten von Paris hätten bloß, ſo wie er vor ihnen vorüberging, von Ihm den berliniſchen Staub wegblaſen dürfen. Da er nun aber die geſegneten Vorſtädte von Paris nicht geſehen hat; ſo werden nun wohl ſeine Gedichte, wie ſie ſind, beſtaubt auf die Nachwelt kommen, welche ſo unzählig viele abgeſtaubte und abgeglättete pariſer Gedichte nie ſehen wird. Uebrigens ſcheint der Encyklopädiſt nicht gemerkt zu haben, daß es dem Könige um die Ehre, ein Dichter für die franzöſiſche Nation zu ſeyn, ganz und gar nicht zu thun war. Er ſchrieb in franzöſiſcher Sprache, weil dieſe allein ihm geläufig war; aber es war ihm gar nicht um den Beyfall der Franzoſen und ihrer Hauptſtadt zu thun, den er nicht ſonderlich hochſchätzte, wie man aus ſehr vielen Stellen ſeiner Korreſpondenz deutlich ſiehet. Er ſchrieb ſeine Gedichte für ſich ſelbſt, um ſeine Gedanken zu entwickeln, und ſeinen durch Arbeit und Sorgen gebeugten Geiſt zu erheitern, und nächſtdem für die wenigen Freunde, denen er ſie mittheilte. Er machte die Poeſies diverſes eher nicht öffentlich bekannt, als bis während des ſiebenjährigen Krieges durch Treuloſigkeit (es ſey nun Voltairens, oder eines andern von den wenigen, denen ſie anvertrauet geweſen waren) und nach fehlerhaften Abſchriften zu Lyon und Amſterdam verſtümmelte Ausgaben herausgekommen waren.

Der König ſcheint die Unwürdigkeit dieſes Encyklopädiſten gefühlt zu haben. Man erzählt, er habe die erſten Theile der Pariſer Encyklopädie, wenn ſie herauskamen, gewöhnlich einige Wochen in ſeinem Zimmer liegen laſſen, um ſie durchzublättern. Seitdem aber der Artikel Pruſſe erſchienen war, ſollen die neuen Theile ſogleich nach der Bibliothek gebracht worden ſeyn. Der Markis d'Argens hat in ſeiner Hiſtoire de l'Eſprit humain T. XII (Berlin 1768, 8.) S. 116 u. f. f. die Unbilligkeit und Ungereimtheit des Urtheils des Encyklopädiſten gerügt. —

XXXIV.

Ich habe im dritten Hefte S. 240 erzählet, daß der König nach der berühmten Schlacht bey Leuthen ſich noch denſelben Abend unter mancherley ſonderbaren Vorfällen nach Liſſa begab, wo er auf dem Schloſſe eine ziemliche Anzahl öſtreichiſcher Staabs- und anderer Officiere fand, welche daſelbſt zu Gefangenen gemacht wurden. Nachdem er ſich mit denſelben unterhalten, und die Parole nebſt der Diſpoſition zu Verfolgung des Feindes ausgegeben hatte, ſagte Er zu dem Eigenthümer dieſes Schloſſes, dem Baron M., Er wäre wirklich hungrig; er möchte Ihm was zu eſſen geben laſſen. Der Baron war in ziemlicher Verlegenheit. Die öſtreichiſchen Officiere waren eben deshalb im Schloſſe zu Liſſa ſo lange geblieben, weil ſie, eben ſowohl wie der König von Preußen, ſeit frühem Morgen nichts gegeſſen hatten, und alſo hungrig waren. Es war für ſie aufs beſte alles zugerichtet worden, was man nur auf dem Schloſſe und im Dorfe hatte zuſammenbringen können, und es war kein Vorrath mehr vorhanden. Kein anderer Rath blieb übrig, als von demjenigen, was etwa noch in den Schüſſeln der Ueberwundenen übrig geblieben war, für den Ueberwinder etwas zu einer Art von Ragout zuſammen zu ſuchen und Ihm vorzuſetzen. Nie hat wohl ein ſolcher zuſammengeleſener Ragout jemand beſſer geſchmeckt. Der König aß mit herzlichem Appetite, war dabey äußerſt aufgeräumt, und unterhielt ſich mit dem Baron von M., der ihm bey ſeiner frugalen Abendtafel aufwartete. Plötzlich ſah der König den Baron ſteif an, und ſagte mit einer Art von bedeutender Mine:

„Mein lieber M.! kann er Faro ſpielen"?

Der Baron, welcher wohl wußte, daß der König die Hazardſpiele haßte, war in einiger Verlegenheit und ſagte ſtammelnd:

„In meiner Jugend" —

Der König verſetzte:

„So weiß er doch was va banc iſt; das „hab' ich heute geſpielt!" — *

XXXV.

Es war zwiſchen dem Prinzen Karl von Lothringen, und dem Feldmarſchall Daun überhaupt eben kein ſonderliches Einverſtändniß, beſonders vor der Bataille von Leuthen. Denn Daun wollte die Preußen in dem verſchanzten Lager bey Breslau, welches der Herzog von Bevern inne gehabt hatte, erwarten. Aber der Prinz Karl oder vielmehr ſeine Rathgeber, welche den kleinen Haufen der Preußen verachteten, rückte wider deſſen Rath bis über das Schweidnitzſche Waſſer vor. Als am Morgen der Schlacht der Prinz Karl und ſeine Adjutanten mit Anordnung der Truppen beſchäftigt waren, ritt der Feld-

Nicolai Anekd. v. K. Fr. II 46 H.

marſchall Daun hin und her vor der Fronte. Er ließ einen Bauren aus Leuthen holen, und fragte ihn nach dem Namen der dort herum liegenden Dörfer, Berge, Flüſſe und Wälder. Er zeigte unter andern mit dem Stocke auf eine Thurmſpitze, welche über einen Berg hervorragte, und fragte: „Was iſt das"? Der Bauer, welcher glaubte, der Feldmarſchall meine den Berg, antwortete: „Ew. „Excellenz, das iſt der Berg, von welchem unſer Kö„nig vor dem Kriege alljährlich die Oeſtreicher „herunterjagte". (Denn es war dieß bey den jährlichen Revüen der niederſchleſiſchen Truppen die Gegend, wo zwey Heere gegen einander manövrirten). Daun kehrte ſich zu ſeinem Gefolge und ſagte: Meſſieurs! Voilà un mauvais augure†)! Dieß erzählte ein öſtreichiſcher Grenadierhauptmann preußiſchen Officieren, die er in der Gefangenſchaft eſcortirte. — *

XXXVI.

Als der König im Jahre 1770 den Kaiſer zu Neuſtadt in Mähren beſuchte, unterhielt er ſich oft mit dem General Laudon, und fand Vergnügen an der Unterhaltung mit dieſem großen Feldherrn und ſo edlem als beſcheidenem Manne. Der König wußte ſehr wohl, daß derſelbe damals noch Feldzeugmeiſter war, aber Er redete denſelben beſtändig Mr. le Maréchal (Herr Feldmarſchall) an, um zu verſtehen zu geben, daß er dieſe Würde verdiene. — *

---

†) Meine Herren! das iſt eine üble Vorbedeutung.

Eines Tages war zahlreiche Cour, und in dem Zimmer, worinn der König ſich befand, war zufälligerweiſe die eine Thüre halb offen, ſo daß er verſchiedene Perſonen, welche in dem Gedränge jenſeits ſtanden, nicht ſehen konnte. Er hatte denſelben Tag Laudon noch nicht geſehen, und fragte einen Nebenſtehenden, ob er nicht da wäre? derſelbe antwortete: Sire! da ſteht er, hinter der Thür! Der König wendete ſich zu einem nebenſtehenden Staabsofficiere von ſeinem Gefolge, und ſagte lächelnd halblaut †): Freylich! Mit allem ſeinem Verdienſte iſt er noch immer hinter der Thür! — *

---

†) Oui! avec tout ſon merite il eſt toujours derrière la porte!

In dem Leben Laudons (Wien 1789) wird fälſchlich geſagt: Als Laudon 1740 preuß. Kriegsdienſte geſucht habe, habe der König geſagt: **Der Menſch iſt mir zuwider;** und habe ihn deshalb nicht angenommen. Es iſt gewiß, daß dieſer junge Krieger damals den König nicht geſprochen hat. Es wäre auch wirklich eine ſonderbare Ausnahme von der Regel geweſen, wenn dem Könige, der viel nach Phyſiognomie urtheilte, ein ſo offnes und biederes Geſicht nicht ſollte gefallen haben. Die wahrſcheinlichſte Sage von dieſer Sache iſt: Der Oberſte v. Naſſau trat zu Ende des Jahres 1740 in preußiſche Dienſte als Generalmajor †), unter der Bedingung, ein neues Dragonerregiment zu errichten. Mit ihm kam auch aus ſächſiſchen Dienſten der Obriſtlieutenant von Kyau ††), als Obriſter und Kommandeur des neues Regiments. Dieſer errichtete im Jahre 1741 die drey erſten Schwadronen dieſes Regiments in einer Vorſtadt von Breslau. Er hatte vom General v. Naſſau die Kommiſſion, die noch fehlenden Subalternenoffi-

---

†) Er ſtarb im J. 1755 als Graf und Generallieutenant.

††) Er ſtarb im J. 1759 als Generallieutenant.

ciere, die nicht aus Sachſen mitgekommen waren, zu engagiren. Dazu meldete ſich der jeßt ſo berühmte Laudon auch. Es hatten ſich aber mehrere gemeldet als angeſeßt werden konnten, Kyau ſuchte andere Officiere aus; daher blieb Laudon (der, nach geendigtem Türkenkriege, 1739 ſeinen Abſchied aus ruſſiſchen Dienſten als Lieutenant genommen, und bis dahin auf ſeinem väterlichen Gute Toozen in Liefland gelebt hatte,) mit mehreren andern zurück, und ging nachher in öſtreichiſche Dienſte, unter das Trenkſche Corps.

XXXVII.

Um zu zeigen, daß der König ſchon vor ausgebrochenem Kriege darauf dachte, das neue Naſſauiſche Dragonerregiment zu errichten, und daß Er auch dem General von Naſſau wirklich auftrug, die Officiere vorzuſchlagen, laſſe ich ein über die Formirung dieſes Regiments an den damaligen Königl. Reſidenten in Dresden, Kammerherrn von Ammon ergangenes K. Kabinetsſchreiben, aus dem Originale abdrucken. Es iſt zugleich ein kleiner Beytrag zur preußiſchen Kriegsgeſchichte:

„Votre

„Votre Depeche du 25. du courant M'eſt bien
„parvenuë, & y ayant vu les Conditions auxquelles
„le Colonel de Naſſau s'offre de lever un Regiment
„de Dragons pour Mon ſervice; Je veux bien Vous
„dire là deſſus, que quant à l'article 1. le dit Colonel
„ſera contenté touchant le caractere de Major-
„General, pourvu qu'il leve un Regimens de 10
„Eſquadrons, dont J'aurai lieu d'être content.
„2. l'Etat de ce Regiment ſera reglé alors ſur le
„meme pied de Mes autres Regimens de Dragons
„de dix Eſquadrons, comme ſont ceux de Schu-
„lenburg. Platen &c. 3. Pour l'enrollement de
„chaque homme, *Je ferai* bonifier dix Ecus 4. La
„Remonte ſera fournie de Moi, de meme que 5.
„les armes & l'uniforme, 6. les *Beymondirungs-*
„*ſtücken* ſeront bonifiez ſelon le Reglement & de
„la meme maniere, que cela ſe pratique auprès
„de Mes autres Regimens de Dragons. 7. l'Equi-
„page de Campagne, les Chariots de Bagage,
„l'apoticairie de campagne, les Drapeaux, les Tim-
„bales & les Tambours, avec les Inſtrumens des
„Hautbois, ſeront accordés à ce nouveau Regi-
„ment de la meme maniere comme cela ſe fait
„auprès de Mes autres Regiments. 8. le Terme
„de 18 Mois pour la levée de ce Regiment m'etant
„abſolu-

„abſolument trop eloigné, Je ne ſaurai accorder
„plus de temps, que ſix Mois, au bout deſquels
„il faut, que ce Regiment ſoit complet; con-
„dition dont Je ne ſaurois departir. La ſolde ſera
„payée, à meſure que les hommes ſeront effecti-
„vement engagés, à compter du Jour de l'enrol-
„lement de chacun d'eux. Quant à l'article 9.
„Je ne ſaurois pas encore M'expliquer ſur les quar-
„tiers que Je ferai aſſigner pour ce Regiment, mais
„d'abord qu'il y aura un pied de ce Regiment les
„Quartiers ſeront reglés d'une maniere que le Co-
„lonel de Naſſau aura lieu d'etre content. 10. Tou-
„chant la grandeur des hommes, Je ſerai content
„de gens de la grandeur de 5 pieds & 4, 5 & 6
„pouces, gens ſains & robuſtes, ni trop jeunes ni
„trop agés, mais entre 24 & 40 Ans. 11. Les
„circonſtances preſentes de Mes autres Regimens,
„ne permettant pas, qu'ils puiſſent fournir de bas-
„Officiers & de Dragons, pour faire un bon pied
„au nouveau Regiment, il faut que cet Article
„ceſſe; mais quant au 12. le Colonel de Naſſau
„pourra etre perſuadé, que J'aurai tous les egards
„poſſibles pour les Officiers qui me ſeront pre-
„ſentez de ſa part, & de la Conduite, de la Ca-
„pacité & de la Fidelité deſquels il voudra repon-

„dre, ſurtout tacherai - Je d'accommoder le Lt. Colonel Baron de Kiau autant que les circonſtances le permettront. Ce ſont là mes Reſolutions ſur les Conditions que le dit Colonel a propoſées, dont Vous l'informerez pour ſavoir à quoi il ſe determinera. Vous ne manquerez pas de m'en informer le plutot poſſible, & Je ſuis

„Votre affectionné Roy

„à Ruppin,
„le 28. de Novembre 1740“.

Fédéric“.

XXXVIII.

Der König ſah in allem aufs Große, aufs Ganze, aufs Allgemeine, weniger aufs Förmliche und Abgemeſſene. Er bekümmerte ſich freylich auch um das Detail, aber nur alsdenn, wenn das Detail nothwendiges Mittel zum Zwecke war, oder allenfalls hin und wieder um die nöthige Aufmerkſamkeit anderer auf das Detail zu erwecken. Dieß fand bey Ihm in den größten Gegenſtänden ſtatt, ſo wie in den kleinſten; in der Regierungskunſt, in der Politik, beym Militär, und in ſeinem häuslichen Leben. Dieß ſah man auch bey ſeinem Reiten.

Der König war ein raſcher und kühner, aber nicht ein kunſtmäßiger Reiter. Er war in Abſicht des Reitens ſelbſt kein ſchulmäßiger Kavalleriſt, ungeachtet es ſeinem ſcharfen Blicke in das wahre Weſen des Kavalleriedienſtes zuzuſchreiben iſt, daß die preußiſche Reiterey auf den hohen Grad der Vollkommenheit gekommen iſt. Sich mit ſeinem Pferde viel zu beſchäftigen, dazu hatte Er gewöhnlich, wenn Er ritt, viel wichtigere Dinge im Kopfe. Er führte das Pferd gut in der Hand, ritt gewöhnlich ſehr ſchnell und im Galopp, oft, auch ſchon da Er ziemlich alt war, in geſtreckter Karriere. Er ſchloß nicht, ſaß aber gut im Gleichgewichte. Er trieb das Pferd bloß mit der Zunge und mit gelinden Hülfen an. War es nachläßig oder widerſpenſtig, ſo konnte Er es nicht mit dem Sporen ſtrafen, weil Er keine Sporen trug †), ſondern mit dem Stocke und zwar zwiſchen die

---

†) Herr Lavater ſagt in ſeiner phyſiognomiſchen Beſchreibung des Bildes des Königs zu Pferde von D. Chodowiecki (Phyſiognomik III. Band, S. 330): „Der ſpornloſe Stiefel iſt in ſofern phy„ſiognomiſch, als man ihn als Emblem voll „Wahrheit und Bedeutung anſehen kann, we„nigſtens harmonirts mit der Nonchalance des „Gan-

Ohren, wozu ſeine Pferde gewöhnt waren; doch geſchah dieß nicht oft.

Der König achtete überhaupt keine Gefahr, alſo auch nicht, wenn Er durchs Reiten in Gefahr kam. Er ſah nur auf den einem Feldherrn beym Reiten nöthigen Zweck, geſchwind fortzukommen. Wenn ein

„Sporen". Ich bekenne, es ſcheint mir, daß der Begriff eines Emblems voll Wahrheit und Bedeutung hier bey Sporen und Stiefeln nicht ganz am rechten Orte angebracht ſey. Der König ſuchte gar Nichts beſonders darunter. Er war von ſeiner erſten Jugend an gewohnt geweſen, keine Sporen zu tragen. Einigermaßen waren Ihm die Sporen auch nicht ſo ſehr nothwendig, indem ſeine Pferde zugeritten waren, auch ohne Sporen ihre Schuldigkeit zu thun. Weil Er auch, ſeitdem Er zur Regierung gekommen war, gewöhnlich auch zu Fuße beſtändig in Stiefeln gieng: ſo hatte Er ſo viel weniger Urſache, ſeine vorherige Gewohnheit, ohne Sporen zu reiten, abzuſchaffen. Denn die Sporen beym Reiten immer an- und nachher wieder abzumachen, wäre Ihm zu umſtändlich geweſen, und beym Gehen hätten Ihn vielleicht die Sporen gehindert. Seine Leute, die in ſeinem Dienſte zu Pferde waren, als Stallmeiſter, Pagen, u. ſ. w. trugen ſämmtlich Sporen.

ein Pferd unvermuthet eine Unart zeigte, oder ſich ſcheute, ſo war Er nicht ganz ſicher im Sattel. Er war zwar in ſolchem Falle nichts weniger als dekontenancirt, ſondern nahm das Pferd gut zuſammen. Wenn aber daſſelbe ſich bäumte, oder allzuſcheu war und Ihm nicht folgte, auch wohl, wenn Er wichtigere Dinge vor ſich hatte, und alsdann aufs Pferd nicht Acht gab, ſo ſtürzte Er leicht. Es iſt dieß oft geſchehen, aber immer ohne ſonderliche Beſchädigung, außer ein einzigesmal; obgleich die Umſtände oft gefährlich ſchienen. Eben ſo ſind in mehreren Schlachten Pferde unter Ihm todtgeſchoſſen worden, ohne daß Er merklich beſchädigt ward. Er zeigte in allen ſolchen Fällen immer ſeine gewöhnliche Beſonnenheit. Wenn Er mit einem Pferde geſtürzt war, ſo ritt Er es nie wieder, ſondern verſchenkte es gewöhnlich nach einiger Zeit.

Der König ritt gewöhnlich keine andere, als lauter engländiſche Pferde. Er pflegte deshalb oft einen von ſeinen Stallmeiſtern nach England zu ſchicken, um die nöthigen Reitpferde zu kaufen. Im Anfange ſeiner Regierung geſchah dieß durch den Stallmeiſter Sajnſon, nach deſſen Ableben durch den Stallmeiſter Tittel, und, nachdem dieſer verabſchiedet worden, durch den noch lebenden Stallmeiſter Herrn Wollney, welcher auch unter der jetzigen Regierung vortreſliche Hengſte aus England, Spanien und Marokko geholt hat. Die Schönheit der Pferde war eins von den Haupterforderniſſen, welche der König verlangte, nächſtdem das Vermögen, und daß ſie keine grobe Unarten hatten. Auf die Farben ſah Er ſo ſehr nicht; nur Schecken hatte Er nicht gern, hat überhaupt nur zwey, und ſeit 1755 gar kein ſolches Pferd gehabt. Die gewöhnlichſten Farben waren Braune, Füchſe und Schimmel. Er mochte es wohl leiden, wenn die Braunen eine weiße Bläſſe vor der Stirne hatten, und unten an den Füßen weiß waren. Unter den Füchſen waren Zobelfüchſe, Goldfüchſe und Schweißfüchſe in Abſicht der Farbe Ihm am liebſten, unter den Schimmeln die Rothſchimmel. Ein Rappe mußte ſchön gezeichnet ſeyn, wenn er angenehm ſeyn ſollte. Der König wünſchte lange ein gutes mauſefahles Pferd zu haben, weil aber dieſe Farbe in England äußerſt rar iſt, ſo konnte Er niemals eins erhalten. Er beſaß aber einmal ein engländiſches Tygerpferd von äußerſt ſeltener Farbe und Schönheit. Der Grund war ſchön hellweiß, und der ganze Leib hatte zirkelartige rothe Flecken.

Flecken, bis an den Hals, wo ſie in die fliegenſchimliche Art fielen. Dieſes ſchöne Pferd war zugleich eins der erſten am Vermögen. Der König hatte 900 Rthlr. dafür bezahlt.

Die Anzahl der Reitpferde war nicht beſtimmt. Indeſſen kann man im Durchſchnitte rechnen, daß Er zwiſchen 40 und 60 hatte †). Im Jahr 1754, da der König ſchon den Krieg vermuthete, ſchickte Er den Stallmeiſter Sainſon nach England, welcher im folgenden Jahre 22 Pferde auf einmal brachte. Außerdem kaufte der König von den engliſchen Pferdehändlern Kiſſel und Sitlington noch 28 Pferde, ſo daß damals der Königl. Stall an 100 Reitpferden enthielt. Von denſelben nahm Er im Jahre 1756, als er zu Felde ging, 36 der auserleſenſten mit, und ließ die übrigen, ſo wie Er ſie brauchte, nachkommen.

Die Pferde des Königs wurden ſo zugeritten, daß ſie nicht allein auf die geringſte Hülfe und

---

†) Die Frau Piozzi berichtet in ihrer, in der Vorrede angeführten Reiſebeſchreibung, Vol. II S. 284, daß der Fürſt-Erzbiſchof von Salzburg 127 Pferde halte.

Wadendruck zum leichten Gallopp anſpringen, ſondern auch bey allen Fällen thätig und folgſam ſeyn mußten, und ſich für nichts ſcheueten. Sie mußten vorzüglich in der Hand ſehr geſichert ſeyn. Wenn, wie beym Exerciren oft der Fall war, gegenſeitige Hülfen und auch wohl merkliche Zukkaden erfolgten, mußte dennoch das Pferd ſich nicht zornig bezeigen, noch weniger in die Höhe gehen, welches der König ſchlechterdings nicht leiden konnte. Wenn neue ſchöne Pferde angekommen waren, hatte Er zuweilen großes Verlangen, eines oder das andere bald zu reiten, und fragte oft, ob es noch nicht zugeritten wäre. Jedoch war Er auch ſo billig, es nicht übel zu nehmen, wenn der Stallmeiſter antwortete, das Pferd ſey noch nicht fertig, und beſtieg es nicht eher, als bis der Stallmeiſter erklärte, daß es mit Sicherheit geſchehen könnte.

In den letzten Jahren, als der König anfing das Chiragra zu bekommen, befahl Er zuweilen, daß das Pferd, was Er reiten wollte, etwa eine halbe Stunde vorher von dem Stallmeiſter geritten werden mußte, damit es deſto ſicherer wäre. Zuweilen, wenn der König ein Pferd lange nicht geritten hatte, thaten es auch die Stallmeiſter von ſelbſt, aus Vorſicht, ohne ausdrücklichen Befehl. Nachdem Er durch das Podagra mehr Kräfte verlor, brachte in Potsdam der Stallknecht, welcher das Pferd vorführte, einen beſondern zu dieſem Behuf gemachten Klotz mit, von wo der König in den linken Steigbügel ſtieg. In Berlin ſtand nur ein Bereiter (welcher ehemals in Dienſten des Generals von Seidlitz geweſen war) beym Aufſteigen beym Pferde des Königs. Er griff auf eine nicht ſehr merkliche Art, mit einem beſondern Vortheil, indem der König den linken Fuß in den Steigbügel ſetzte, den König faſt unmerklich unter den Arm, und half Ihm in die Höhe, da ſich denn der König in den Sattel ſchwang. Zuweilen that es zu gleicher Zeit auf der andern Seite ein Leibpage.

Wenn der König ein Pferd geritten hatte, legte Er ihm einen Namen bey, welcher gewöhnlich entweder von der Geſtalt oder den Eigenſchaften des Pferdes hergenommen war. Man konnte daher meiſt aus dem Namen, den Er einem Pferde gab, auf die Meinung ſchließen, die Er von deſſen Gemüthsart und Kräften hatte. Zuweilen gab Er auch den Pferden Namen von bekannten Perſonen. Ein einzigesmal gab Er einem neuen Pferde, von deſſen äußerm Anſehen Er ſich nicht viel verſprach, ehe Er es ritt, den Namen **Wackelhanns**. Als Er es aber nachher beſtieg, und es wider Vermuthen ſehr gut fand, taufte Er es um, und gab ihm den Namen des Stallmeiſters, der es ſo gut zugeritten hatte. Als der König im Jahre 1762 von Leipzig aus den Feldzug eröffnete, blieben fünf neue ſchöne engländiſche Pferde, welche erſt zu Anfange des Jahres von Potsdam gekommen, und noch nicht völlig rittig waren, in Leipzig mit andern Pferden zurück, um noch völlig zugeritten zu werden. Der König hatte aber ein ſolches Verlangen darnach, daß Er aus dem erſten Hauptquartiere ſie nachkommen ließ. Viere von dieſen Pferden bekamen die Namen von den damaligen berühmteſten Miniſtern in Europa, **Brühl**, **Choiſeul**, **Kaunitz** und **Pitt**. Das ſchönſte Pferd unter den fünfen, ein Rothſchimmel (von welchem ich unten noch einmal reden werde) bekam, ſobald Er es das erſtemal geritten hatte, den Namen Cäſar. Unter den ſchönſten und zugleich vorzüglichſten Pferden, welche der König gehabt, waren der **Tyger**, der **Springer**, der **Zornige**, **Cerberus**, **Brillant**, der **Sternrappe**, der junge **Braune**, und der lange **Fuchs**.

Der König kannte alle ſeine Reitpferde genau, nach ihren Eigenſchaften, auch die, welche Er ſelten ritt. Er ließ ſich von Zeit zu Zeit, wenn Veränderungen mit den Pferden vorgegangen waren, ein Verzeichniß von ihren Namen geben; und im ſiebenjährigen Kriege trug Er es beſtändig in der Taſche, um nach dieſem Verzeichniſſe theils an verſchiedene Orte Pferde zu verſenden, wo Er ſie brauchte, theils um diejenigen herauszuſuchen, welche Er verſchenken wollte. Er verſchenkte Pferde, theils wegen Alters, theils wegen einiger Fehler, theils wenn Remonte von neuen Pferden angekommen war, theils wenn Er jemand ſeine Gnade bezeigen wollte. — *

XXXIX.

Der König hat drey Pferden aus beſonderer Zuneigung das Gnadenbrod gegeben, das heißt, nachdem ſie alt geworden, ſie bis an ihren Tod füttern laſſen: dem Molwiziſchen Schimmel, dem Cäſar, und dem Cerberus.

Nicolai Anekd. v. K. Fr. II. 4s H.

1) Der Molwitziſche Schimmel hatte noch dem König Friedrich Wilhelm I angehört. Dieß Pferd war ſo brav, daß es der König mit in den erſten ſchleſiſchen Feldzug nahm, ungeachtet es damals ſchon wenigſtens ſechzehn Jahr alt war. Es hieß damals der lange Schimmel. In der Schlacht bey Molwitz ritt der König eines von ſeinen beſten Pferden, der Sternrappe genannt, welches gleichfalls ſeinem Herrn Vater gehört hatte. Als aber der König, auf Zureden des Feldmarſchalls Schwerin, endlich das Schlachtfeld verließ, (wovon ich die Umſtände im 11ten Heft S. 190 erzählt habe) forderte er den langen Schimmel, und beſtieg ihn. Dieß Pferd machte in der Nacht den eiligen Ritt nach Oppeln und wieder zurück, nach aller Berechnung wohl an 14 Meilen, ohne Futter, und beynahe ohne auszuruhen. Hierauf verlangte der König weiter keinen Dienſt von demſelben, ſondern ließ dieß damals ſchon alte Pferd im folgenden Feldzuge zurück, und befahl, daß es, ſo lange es lebte, gefüttert werden ſollte.

Dieſes Pferd wurde an 40 Jahr alt. Es wurde auf Befehl des Königs, bey ſchönem Wetter, öfters ohne Führer in den Luſtgarten gelaſſen, daß es nach ſeinem Gefallen herumlaufen und weiden konnte. Wenn dieß zur Exercierzeit geſchah, und die Junker die Fahnen vom Schloſſe herunterbrachten, da denn von ſämmtlichen Trommelſchlägern Marſch geſchlagen ward; ſetzte ſich das alte Pferd aus eigener Bewegung auf die Croupe und traverſirte, bis die Fahnen und Trommelſchläger vorbey waren. Ein paar Jahre vor dem ſiebenjährigen Kriege, da dieß Pferd ſchon über dreyßig Jahr alt war, verlangte es der König zu Anfange der Exercierzeit unvermuthet wieder zu reiten. So wie die Fahnen kamen und Marſch geſchlagen wurde, beſchäftigte es ſich unter dem Könige freywillig mit kroupiren und traverſiren, bis ſie vorüber waren; welches den König ſehr vergnügte. Er ritt es nachher noch zuweilen beym Exercieren im Luſtgarten, aber jedesmal nur eine halbe Stunde lang.

Als die öſtreichiſchen Truppen im J. 1760 in Patsdam waren, wollten die öſtreichiſchen Huſaren dieß Pferd nebſt einem andern, dem ſogenannten jungen Braunen, welcher Alters halber allein von den Königl. Pferden war zurückgelaſſen worden, mit ſich nehmen. Beide alte Pferde mußten viele Schläge erleiden, weil ſie nicht fort konnten. Der Schimmel aber konnte doch nicht weiter, als bis in den Luſtgarten gebracht werden. Der junge Braune aber, welcher bey weitem nicht ſo alt, und noch beſſer auf den Beinen war, ward mitgenommen.

Der Molwitziſche Schimmel lebte noch bis 1762, und ward, nach dem hinterlaſſenen Befehl des Königs, von den Königl. Reitknechten auf dem Hofe des Königl. Kutſchenſtalls begraben.

2) Cäſar war, wie ich oben erzählt habe, ein großer und ausbündig ſchöner Rothſchimmel, den der König 1762 kaufte. Er konnte es beynahe nicht erwarten, dieß Pferd, das noch nicht völlig zugeritten war, zu beſteigen; ſo daß der Stallmeiſter in einiger Verlegenheit war, als es der König das erſtemal ritt. Cäſar aber hielt ſich ſo gut, daß der König gleich erklärte: Er habe niemals ein beſſeres Pferd geritten. Daſſelbe hatte Er auch beſtändig ſehr lieb. Er ritt dieß Pferd d. 16. Aug. d. J. im Treffen bey Reichenbach in Schleſien, als die öſtreichiſche Armee das kleine Korps des Herzogs von Bevern aufheben wollte, und der König

daſſelbe befreyete; und darauf neun Tage nach einander, welches etwas ganz ungewöhnliches war; auch ſonſt ſehr oft in dem ſiebenjährigen Kriege.

Als der König nach dem ſiebenjährigen Kriege den 21. April 1763 das erſtemal von Berlin nach Potsdam ging, geſchah die Reiſe zu Pferde, und der König ritt ſo ſcharf, daß Er (wie gewöhnlich mit untergelegten Pferden) die zwey Meilen von Berlin bis Zehlendorf gerade in einer halben Stunde ritt. Da Er aber auf dem letzten Relais vor Potsdam den Cäſar fand, wollte Er denſelben nicht angreifen, ſondern ritt die letzte Meile langſamer, daher auf den zwey Meilen bis Potsdam Dreyviertelſtunden zugebracht wurden.

Cäſar ward auch ſehr alt, und lebte bis wenige Jahre vor des Königs Tode.

3) Cerberus war ein ſehr ſchöner Rappe mit weißer Bläſſe, und unten weiß an den Füßen. Der König liebte dieß Pferd wegen ſeines ſchönen Baues, und ſchonte es ſehr. Er ritt es während des ſiebenjährigen Krieges bloß auf Märſchen, nie aber im Treffen, weil Er befürchtete, es möchte

verwundet oder erſchoſſen werden. In der Schlacht bey Kunersdorf war der König demungeachtet anfänglich willens, es zu reiten, und es war auf ſeinen Befehl ſchon geſattelt und vorgeführt. Er änderte aber ſeine Meinung, und wählte ein anderes Pferd, den Scipio, welcher auch in dieſer Schlacht erſchoſſen ward. — *

XL.

Das einzigemal, da der König beym Stürzen mit dem Pferde ein Unglück hätte haben können, war ein Vorfall in Potsdam im Sommer 1755, als der König einen Beſuch von ſeiner Frau Mutter bekam. Er war in der Stadt Potsdam, und wollte herausreiten, um ſeine Frau Mutter in Sans-Souci zu empfangen. Es ward ihm dazu ein Pferd vorgeführt, welches ein neuer Bereiter zugeritten hatte, welcher vermuthlich des Königs Art noch nicht ganz kennen mochte. Dieſes Pferd war aber noch zu ungelehrig. Sobald der König im Sattel war, bäumte es ſich verſchiedenemal, und machte ſo viele Sätze, daß der König mit ſolcher Gewalt zur Erde geworfen ward, daß man

Ihn in dem erſten Augenblicke für todt hielt. Er erholte ſich zwar nach einigen Minuten, hatte aber ſo viele Beſchädigungen, beſonders am Haupte, daß Er ſich mußte verbinden laſſen. Der König, beſorgt wegen der Unruhe, die ſeine Frau Mutter haben würde, welche unterdeſſen in Sans-Souci angekommen war, ſetzte ſich, ſo bald Er verbunden war, auf ein ander Pferd, und ritt heraus nach Sans-Souci; aber Er war vom Falle ſo ſehr betäubt, daß Er nicht lange ausdauren konnte, ſondern mußte ſich nach einer halben Stunde wieder zurück nach der Stadt fahren laſſen.

Sonſt hat der König nie, wenn Er mit dem Pferde ſtürzte, ſonderlichen Schaden genommen. Ein merkwürdiger Fall, und der faſt von Niemand wahrgenommen ward, war folgender: Als der König im Jahr 1769 zu Neiße einen Beſuch vom Kaiſer hatte, bat ſich der Kaiſer aus, das Regiment des Generals Seidlitz manövriren zu ſehen. Es war am dritten Tage der Manöver, als der König auf einer Anhöhe hielt, und aufmerkſam durch ſein Perſpektiv ſah, ob alles nach den gemachten Anordnungen von Statten ginge. Der Kaiſer war mit dem Prinzen

Heinrich auf einem entfernten Platze, und in der ganzen Gegend um den König hielt niemand als etwa hundert Schritt ſeitwärts der General Seidlitz mit ſeinem Regimentschirurgus. Unvermuthet fing des Königs Pferd an ſich zu ſchütteln, legte und wälzte ſich. Vermuthlich war der König vorher ſtark geritten, das Pferd war warm geworden, und da der König, welcher ſeine Aufmerkſamkeit auf die manövrirenden Truppen gerichtet hatte, wahrſcheinlich auf daſſelbe nicht Acht gab, nahm es die Gelegenheit wahr, den juckenden Schweiß ſich abzuwälzen. Der König fiel aber nicht unter das Pferd, vermuthlich, weil Er einigermaßen ſich noch hatte Hülfe zum Herabſpringen geben können; das Pferd aber, nachdem es ſich ein paar Minuten gewälzt hatte, ſprang auf, und lief davon. Der Regimentschirurgus erſchrak, und fragte den General, ob er zum Könige reiten ſollte, im Fall Er etwa Schaden genommen hätte. Der General, welcher ſah, daß der König ſchon wieder auf den Beinen war, ſagte: „Bleiben Sie „nur hier, der König ſieht es eben nicht gern, „daß jemand ſo etwas bemerkt, beſonders, wenn „es ohne Schaden abgeht“. Der Regimentschirurgus fragte, ob er nicht hinreiten ſollte, um

Für den König eines von des Generals Handpferden zu holen. Der General ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Nein! woſern es nicht der König ausdrücklich verlangt! Meine Pferde möchten Streiche machen. Sie ſind etwas ſcheu um die Köpfe“ (womit er auf des Königs Art, die Pferde zu ſtrafen zielte). So ſtand der König wohl beynahe eine Viertelſtunde ganz allein zu Fuß, und ſah mit ſeinem Glaſe unverwandt nach den Evolutionen der Truppen, und der General ſah ſeitwärts, als ob er nicht bemerkte, was mit dem Könige vorgegangen war. Die Königl. Reitknechte bemerkten in der Ferne das herumſchweifende Pferd, fingen es nach mancherley vergeblichen Bemühungen, und brachten es dem Könige wieder, welcher ſich ſogleich wieder darauf ſetzte, auch weiter mit niemand über dieſen Vorfall ſprach. — *

Einſtmals riß dem Könige der Bauchgurt unter dem Sattel, welcher alſo herunter fiel, ſo daß der König mitfallen mußte. Er beſtieg ein ander Pferd, und ſagte blos lächelnd: „Mein Oberſtallmeiſter iſt ſparſam mit dem Reitzeuge“! — *

Als der König einmal im Auguſt zur Muſterung des Artilleriekorps zu Berlin, von Potsdam nach Charlottenburg, und wie gewöhnlich in ſtarkem Galoppe ritt, ſtürzte Er durch einen unbekannten Verfall ganz unvermuthet auf dem groſsen Platze vor dem Schloſſe zu Charlottenburg. Das Pferd blieb ſtehen, der König aber ward von der Stärke des Falls (da es lange trocken Wetter geweſen war) beynahe in den dortigen tiefen Sand begraben; ſo daſs ſein Kleid vor Staub kaum zu kennen war. Sein Gefolge ſprang ſehr erſchrocken hinzu, beſonders hatte ſich der Stallmeiſter ſo entſetzt, daſs er beynahe auſser ſich war. Der König, der gleich wieder auf die Füſse kam, mochte dieſs bemerken, und ſagte ihm ſehr gnädig, indem Er wieder aufs Pferd ſtieg: „Es war nicht des Pferdes Schuld, ſondern meine Schuld"! — *

XLI.

Man hätte faſt ſagen ſollen, daſs einige von den Pferden des Königs Ihn beſonders kannten. Er hatte einmal beym Anfange der Exercirzeit in Potsdam das Podagra. Dieſer groſse Mann ließ ſich, ſo lange es nur immer möglich war, durch

Krankheit nicht von ſeinen beſtimmten Pflichten abhalten; ſo auch hier nicht vom Exerciren. Er ließ dem Stallmeiſter durch einen Pagen befehlen, er ſollte den ſogenannten faulen Schimmel, welchen er bey ſolchen Gelegenheiten gern zu reiten pflegte, dergeſtalt zureiten, daß dieß Pferd keinen Fuß höher als den andern aufheben, oder die geringſte widrige Bewegung machen müßte. Der faule Schimmel war zwar ein ſehr frommes, aber doch vermögendes und munteres Pferd. Der Stallmeiſter, um des Königs Befehl zu vollziehen, ritt nicht allein das Pferd denſelben Morgen gut ab, ſondern um recht ſicher zu ſeyn, blieb er darauf ſitzen, um es in beſtändiger Bewegung zu erhalten, bis es vorgeführt würde. Der Befehl kam, es vorzuführen; indeſſen mußte der König vermuthlich Abhaltung bekommen haben, und es währete eine kleine halbe Stunde ehe Er aufſtieg. Der faule Schimmel ward ungeduldig, fing an zu ſcharren und zu ſpielen, und wollte ſich nicht beruhigen laſſen, ſo daß man deshalb in einiger Verlegenheit war. Sobald er aber den König an der grünen Treppe erblickte, ward er zur Verwunderung der Zuſchauer ganz ruhig. Es war der erſte Tag, da mit Feuer exercirt ward. Der König hielt beym

Feuern fünf oder ſechs Schritte vor der Fronte, und wendete nur, indem das Kommando: Feuer! geſchah, das Pferd ein klein wenig. Ein ſo nahes und unerwartetes Feuer hätte auch wohl das frömmſte Pferd zu einer kleinen Kapriole bewegen können; aber der faule Schimmel regte ſich nicht, und der König ritt auch kein anderes Pferd, ſo lange die Krankheit dauerte. — *

XLIII.

Als der ruſſiſche General Czernichef im J. 1762, mit ſeinem **Korps bey der Armee des** Königs war, brachte er dem Könige zwey koſakiſche Pferde mit, welche der König oft, beſonders das eine, einen Schimmel, auf Märſchen ritt †). Als der König im Ausgange dieſes Jahres auf eine kurze Zeit in Meißen war, wollte Er an einem Vormittage von dort aus nach dem Dorfe Miltitz, welches ungefähr eine halbe Stunde von Meißen liegt, auf dem Koſakenſchimmel reiten, um in der dortigen Gegend irgend etwas zu beſehen und anzuordnen. Mit einem kleinen Gefolge begegnete Er, gleich vor der Stadt, dem verſtorbenen Generallieutenant der Kavallerie, Herrn von Krokow, welcher in eben dieſem Dorfe ſein Quartier hatte. Er befahl demſelben, umzukehren, und Ihn dahin zu begleiten. Noch waren ſie nicht weit gekommen, als der König ſich fragen ließ, wie ſpät es an der Zeit ſey; und fand nun, daß Er eilen müſſe, wenn Er nach Miltitz kommen und zur Zeit der Parole wieder zurück in Meiſſen ſeyn wolle. Das Ausgeben der Parole zu verzögern, und die Officiere darauf warten zu laſſen, war nicht in ſeinem Charakter. Er ſuchte alſo ſeinen Koſaken in einen ſchnellern Gang zu bringen, aber — dieſes war ganz vergeblich; denn die Koſakenpferde ſind bekanntlich nur mit dem ſogenannten Kantſchu in Thätigkeit zu bringen. Der König applicirte ihm wie gewöhnlich den Stock zwiſchen die Ohren; der Koſake ſchüttelte den Kopf, drehte den Hals, aber ſchneller ging er nicht; und der König ſchien einen Augenblick verdrüßlich zu ſeyn. In eben dieſem Augenblicke kam ein ſächſiſcher Bauer, mit einem langen Stocke in der Hand, dieſes Weges gegangen. Der

---

†) Die Koſaken, welche ihre Pferde ſehr lieben, ſind jetzt noch ſtolz darauf, daß König Friedrich II koſakiſche Pferde geritten hat. Dieß berichtet Mylady Craven in ihrer Reiſebeſchreibung, ſ. Cahiers de Lecture, 1789. Vol. II d. S. 55.

Generallieutenant von Krokow ließ ſich den Stock von ihm geben, und fragte den König, ob er das Pferd damit antreiben dürfe? Der König ſagte ihm: „Schlag Er zu“! und nun ließ der General den Koſaken dieſen Stock auf dem Kreuze und an den Hintertheilen fühlen. Sogleich ſetzte dieſer ſich in Galopp, und der König hieß den General, ſo bald das Pferd wieder nachlaſſen wollte, wieder zu ſchlagen. Es konnte nicht fehlen, daß der Ritt dadurch nicht ſehr luſtig geworden wäre. Der König hatte, weil es mitten im Winter war, ſeinen blauen Mantel um, und bey dem ziemlich kleinen und ſchmalen Kreuze dieſer Art Pferde, deckte der Mantel das Hintertheil des Koſaken faſt gänzlich. Der General konnte alſo das Pferd nicht antreiben, ohne daß er nicht zugleich auf des Königs Mantel, und eben aus dieſem Grunde ſehr derbe und in eben dem Verhältniſſe, worinn der Zug weiter kam, immer derber zuſchlagen mußte. Wie der Zug auf dieſe Art bis in das Dorf Groß-Jahne hineinging, und die Wache von dem dort ſtehenden Infanterieregimente Jung-Schenkendorf ins Gewehr rief, ſchien der Koſake eben wieder nachlaſſen zu wollen, und der General mochte vermuthlich ſich Bedenklichkeiten machen, eben jetzt den Koſaken mit dem Stocke anzutreiben. Aber der König ſagte ihm lachend: „Schlag Er nur zu! die Infanterie „wird zwar glauben, daß er mich ſchlägt, allein „das ſchadet nicht; wenn wir nur fortkommen! „Schlag Er nur zu“! Und ſo ging der Zug vor der Infanteriewache vorbey unter beſtändigem Antreiben, bis Miltiz, und von da, nachdem der König die Gegend hinlänglich unterſucht, und einige neue Anordnungen anbefohlen hatte, wieder beynahe auf dieſelbe Art zurück, dergeſtalt, daß der König noch zu rechter Zeit zum Ausgeben der Parole nach Meißen zurückkam. — Ich habe dieſe kleine Geſchichte von einem Augenzeugen. — *

XLIII.

Etwas ähnliches begegnete dem Könige bey der niederſchleſiſchen Muſterung im Lager bey Liſſa, im J. 1765. Er ritt am vorletzten Tage Nachmittags aus, um das Terrain zu dem Manöver des letzten Tages den Generalen anzuweiſen, und nahm ſeinen Weg durch das Lager hinter der Infanterie fort, welche das erſte Treffen ausmachte;

vermuthlich, um das Herauerufen der Wachen zu vermeiden. Hier waren eine Menge Kochlöcher gemacht. Mit einemmale hielt das ziemlich große Gefolge des Königs. Man wußte nicht, woran es lag, aber es zeigte ſich ſehr bald, daß das Pferd des Königes — ein polniſches Pferd — ſich vor den Kochlöchern ſcheute, und durchaus nicht weiter wollte. Ein damaliger Oberſte und Kommandeur eines Huſarenregiments (jetziger General von der Kavallerie) ritt neben dem Könige, faßte das Pferd deſſelben ſogleich beym Zügel, und führete es ſo bey den Kochlöchern vorbey. — *

XLIV.

Dem Könige ſind in den verſchiedenen Kriegen ſehr oft Pferde unter Ihm verwundet und todtgeſchoſſen worden. Z. B. bey Hohenfriedberg, bey Chotuſitz, bey Hochkirchen, bey Liegnitz, bey Torgau. Eins ſeiner Pferde, der Vogel genant, ward in verſchiedenen Schlachten ſiebenmal verwundet, blieb aber immer noch brauchbar. Der König verſchenkte es nach dem Kriege. In der Schlacht bey Kunersdorf wurden zwey Pferde unter dem Könige verwundet, und todtgeſchoſſen. In des Herrn v. Archenholz Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges S. 309 ſteht eine intereſſante Geſchichte, wie der König mitten in der Schlacht bey Kunersdorf, nachdem das zweyte Pferd unter Ihm todtgeſchoſſen war, ein Pferd ſeines Flügeladjutanten, (jetzigen Generals) Hrn. v. Götzen beſtieg, auf demſelben ſogleich durch einen Prellſchuß, der glücklicherweiſe nur das goldene Etui in ſeiner Taſche traf, eine Kontuſion bekam; dieſes Pferd nachher behielt, und dem Eigenthümer 100 Dukaten dafür ſchickte. Dieſes Pferd, nachher der kleine Schimmel genannt, war in der Armee ſehr bekannt. Man wollte bemerkt haben, wenn es der König beſtieg, daß Er etwas vorhatte, wozu beſondere Thätigkeit gehörte. Man pflegte daher zu ſchließen, wenn der König den kleinen Schimmel ritt, daß etwas merkwürdiges vorgehen würde. — *

XLV.

Einige Jahre vor des Königs Tode, als Er ſich zur Karnevalszeit in Berlin aufhielt, hatte Er beſtellt, daß Er den andern Morgen in verſchiedne Exercierhäuſer reiten wollte. Es fiel aber in der

Nicolai Anekd. v. K. Fr. II. 4s H.

Nacht nicht nur große Kälte ein, ſondern auch ein heftiger Wind und Schneegeſtöber, und der König befand ſich am folgenden Morgen nicht wohl, welches Er ſelbſt ſagte. Ein General nahm davon Gelegenheit, den König zu fragen, ob Er bey dem ſehr böſen Wetter nicht lieber fahren wollte? Der König nahm dieß nicht wohl auf, und ſagte ein wenig haſtig:

„Wie kann Er ſo etwas ſagen? wenn es „nun Krieg wäre, ſo müßte ich doch fort“.

„Auch alsdann könnten Ew. Majeſtät bey ſo böſem Wetter allenfalls für Ihre Perſon im Wagen „fahren“.

„Herr! wenn ich fahre, ſo fährt die „ganze Armee“!

Und Er begab ſich wirklich, ungeachtet des böſen Wetters und ſeiner Unpäßlichkeit, zu Pferde nach den Exercierhäuſern. — *

XLVI.

Des Königs populares Weſen iſt bekannt. Einmal war Er, als Er von Schleſien nach Berlin zurückkam, am ſchleſiſchen Thore zu Pferde geſtiegen, um den angefangenen Bau des an der Spree erbauten Magazins und der Kaſerne zu beſehen, und nachher, wie Er gewöhnlich that, die Prinzeſſinn Amalia zu beſuchen. Er ritt die Köpenickerſtraße herunter, wo ich Ihm von ungefähr begegnete, und von der folgenden kleinen Geſchichte Zeuge war, welche, ſo geringfügig ſie auch iſt, ein Beyſpiel von Seinem unbefangenen Weſen, und auch von Seinem treflichen Gedächtniſſe giebt.

Der König ritt ganz allein im Schritte, nur ein Reitknecht hinter Ihm. Es verſamleten ſich um Ihn, wie gewöhnlich, Leute, die Ihn ſehn wollten, beſonders eine Menge Kinder, welche zehn bis zwanzig Schritte vor Sein Pferd voraus liefen, und hernach wieder ſtehen blieben, Ihn anzugaffen, bis Er an ſie kam. Er ſagte ihnen ein paarmal mit Güte: „So geht doch fort und nehmt euch in Acht, „daß ihr nicht unters Pferd kommt". Im Anfange der neuen Jakobsſtraße übergab Ihm ein Menſch eine Supplik, die der König ſelbſt annahm. Der Menſch ging neben des Königs Pferde her und redete Ihn laut an; der König antwortete ihm einigemal, und ſchien ihn etwas zu fragen, worauf der Menſch wieder antwortete, immer neben des Königs Pferde hergehend. Durch dieſes Geſpräch hatte der König vermuthlich aus der Acht gelaſſen, rechts in die neue Roßſtraße ſeinen gewöhnlichen Weg zu nehmen, ſondern ritt in die gerade auf die neue ſtoßende alte Jakobsſtraße ziemlich weit hinein; Er mochte endlich merken, daß Er unrecht geritten war. Er hielt ſtill, ſah ſich etwas um, wo Er eigentlich ſeyn mochte, und ſagte: „Hier war ſonſt ein Haus, wo man durch„reiten, und nach dem Spitalmarkte kommen „konnte". Die Kinder ſchrieen gleich: „Ja! ja! „Ew. Majeſtät! da müſſen Sie aber etwas wieder „zurückreiten; kommen Sie, wir wollen Sie hin „führen". Der König ſagte: „Nun ſo führt „mich"! Die Kinder ſprangen voran, und ſchrieen als ſie an das Haus kamen: Hier! Hier! Der König bückte ſich, um durch den nicht ſehr hohen Thorweg und das Haus, und durch einen ſehr engen Weg zu reiten, wo etwa zwey Perſonen gehen können †), der nach der neuen Grünſtraße führt.

Der König mochte vielleicht ſeit dreyßig oder vierzig Jahren nicht in dieſer abgelegenen Gegend gewegeſchloſſen ſeyn, die Er ſonſt niemals paſſirte. Die Häuſer dieſer Straße wurden unter der Regierung ſeines Herrn Vaters um das Jahr 1730 erbauet. Wahrſcheinlich hat Er damals bemerkt, daß man vor ein kleines Gäßchen ein Haus bauete; und es war Ihm ſeit der Zeit im Sinne geblieben. — *

---

†) S. Beſchr. von Berlin, Ir Bd. S. 146 no. 185.

XLVII.

Im zweyten Hefte der Berlinſchen Anekdoten und Charakterzüge S. 29 iſt die bekannte Anekdote erzählt, wie der König auf dem Marſche verhüten wollte, daß der ermüdete General Zieten nicht ſollte aufgeweckt werden. Ich liefere hier die Nachricht eines Augenzeugen von dieſem Vorfalle, die einige noch unbekannte Umſtände enthält; imgleichen einige andere ſonſt noch nicht bekannte Anekdoten.

„Im Herbſte 1760 marſchirte der König von Schweidnitz nach der Lauſitz, um Berlin und Potsdam von den Ruſſen und Oeſtreichern zu befreyen. An den Gränzen der Lauſitz kamen wir bey einer moraſtigen Gegend in ein Gehölz, wo die Armee Halt machen mußte, bis der Morüſt ausgefüllt war, um mit der Artillerie durchzukommen. Es war des Morgens früh kalt und neblicht. Im Augenblicke wurden viele Feuer gemacht, und auch eins vor dem Könige, der ſich an einen Baum anlehnte. Die Generalität lagerte ſich um Ihn, und einige ſchliefen; auch Zieten lag da. Der König, in ſeinen Mantel gewickelt, ließ ſich eine Taſſe Chokolade machen. Unter andern näherte ſich ein Officier, der dem Könige etwas zu melden hatte, und kam nahe an Zieten: Stille (ſagte der König), wecke Er mir Zieten nicht, er iſt müde! Dieß iſt erſt kürzlich in den berlinſchen Anekdoten erzählt worden; allein ſolgendes iſt vergeſſen:

„Ein Soldatenweib kam mit ihrem Topfe, in welchem ſie, wie ich glaube, Kartoffeln hatte, an das Feuer, vor welchem der König ſtand, ohne Ihn zu bemerken. Halb knieend, blies ſie immer in das Feuer, damit ihr Topf bald zum Sieden käme, und im währenden Blaſen flog die Aſche des Feuers dem Könige ins Geſicht. Ich ſtand allernächſt dabey und ſah dieſem lächerlichen Auftritte lange zu, ob es auch der König nicht ſollte müde oder ſonſt verdrüßlich werden. Er lächelte aber nur, ohne ein Wort zu ſagen, und nahm ſeinen Mantel etwas tiefer zum Geſichte. Von ungefähr kam ein Soldat, der den König erkannte, ſchlich ſich hinter das Weib, zog ſie bey dem Rocke, und ſagte: „„Menſch! ſiehſt du nicht, wer da am Feuer ſteht? der König!““ — Ach mein Gott! rief ſie aus, nahm den Topf, und lief was ſie konnte. Der König, ungehalten über den Soldaten, winkte, daß man ſie wieder herbeyholte, und wirklich mußte ſie wieder zum Feuer kommen, bis ihre Kartoffeln gar gekocht waren. — Dieſer Zug rührte uns alle; und die Soldaten waren vor Freude ganz außer ſich. — — So mußte der König ſich herabzulaſſen, um die Gunſt der Soldaten zu gewinnen, und ihnen auf ſolche Weiſe ihre Strapazen zu erleichtern.

„Auf dieſem Marſche hörte ich zum öftern den König ſagen, wenn etwa das Volk ermüdet war: Grad uut Kinder! Grad uut! (ſie ſollten gerade marſchiren, nicht ſo gekrümmt) Friz ooch grad uut, war ihre Antwort; und ein Huſar, dem der König den gleichen Vorwurf machte, ſagte zu ihm, Friz ooch grad uut, unn die Striefeln in die Höhe gezogen! Allezeit lachte der König nur darüber!—

„So oft der König des Morgens bey den Regimentern vorbey ritt, war allemal ſeine Gewohnheit, den Soldaten zu ſagen: **Guten Tag, Kinder!** Die Antwort war ſchnell: **Guten Tag, Fritz!** —

„In der Lauſitz, auf eben dem Marſche, als der König mit der Generalität neben der Kolonne herritt, kam von der Seite ein ſtattlich geputzter Menſch geritten, ſtieg ab, und fiel vor einem großen ſtarken General, den er für den König anſah, auf die Knie, und bat um eine Gnade. Der König, der ihn von fern bemerkte, ritt etwas ſchneller, und machte ſich voraus. Der General fragte den Menſchen: Mit wem er zu reden meine? **Ich hoffe vor Sr. Majeſtät zu ſtehen!** war die Antwort. **Ey**, hieß es, der König iſt ſchon lange voraus. Er wollte dem Könige nach, weil aber der König ſcharf ritt, konnte er Ihn nicht mehr einholen. Als wir zum Könige kamen, ſagte Er zum General: „„Der Narr hat Seinen großen Bauch für mein kleines Gekröſe angeſehen““. —

„Ehe wir gegen Torgau kamen, ſtieg ein Huſarenweib vom Pferde, ging in eine offene

„Scheune, und gebar einen Knaben. Gleich nach „der Niederkunft raffte ſie alles, nebſt dem Kinde, „zuſammen, ſchwung ſich aufs Pferd, und kam „dahe zum Könige: „„Ew. Majeſtät hier iſt ein „„junger Fritz, den ich ſo eben in einer Scheune „„gebar“‘! — Iſt er ſchon getauft? fragte „der König. — „„Nein! Er ſoll aber Fritz heiſ„„ſen! — Gut, habe Sorge für Ihn, und wenn „es Friede wird, meldet Euch bey mir, Ich werde „für den Jungen ſorgen“‘! — *

XLVIII.

Der jüngſte Sohn des berühmten Großkanzlers von Cocceji war in preußiſchen Dienſten ſeit [illegible] der Leibgarde zu Fuße, bey der er 1758 eine Kompanie bekam. Im J. 1761 ward er königlicher Flügeladjutant, verließ 1762 die preußiſchen Dienſte, und ſtarb nachher als General in Dienſten der Krone Polen. Er war ein Mann von vorzüglichen Talenten, und deshalb vom Könige ſehr geſchätzt; dabey hatte er viele muntere Laune, und ſchnellen Witz. Der König wußte vieles von ſeinen leichtfertigen Einfällen, und war ihm immer deswegen nicht weniger gewogen geblieben; daher er ſeinen Witz nicht eben im Zaum hielt.

Der König marſchirte im December 1761 nach Breslau. Die Sachen ſtanden damals allenthalben äußerſt ſchlecht. Schweidnitz war von den Oeſtreichern erobert worden, und ſie nahmen zum erſtenmale Winterquartiere in Schleſien; aus Pommern, Oſtfriesland und Sachſen lieſen lauter widrige Nachrichten ein. Der König hielt auf dieſem Marſche einmal Nachtlager in einem Dorfe, und ließ Morgens den Herrn von Cocceji als Flügeladjutanten in ſein Zimmer kommen, um ihn in einer gewiſſen Angelegenheit zu verſchicken. Als er aus des Königs Zimmer trat, waren die andern Adjutanten neugierig, was ihm eigentlich wäre aufgetragen worden. Cocceji ſagte mit ſeiner gewöhnlichen luſtigen Mine und mit angenommenem geheimnißvollen Weſen: „Ich will Euch wohl vertrauen, wenn Ihr ſchweigen könnt! — St! — Ich gehe recta nach Venedig, um den ſiebenden Teller umzulegen“.

Man weiß, daß Voltaire im ſechs und zwanzigſten Kapitel ſeines Candide dichtet, daß ſechs

Könige, die ihre Länder verloren hatten, gekommen wären, das Karneval von Venedig zu ſehen, und daſelbſt in einem Wirthshauſe zuſammen geſpeiſt hätten.

Unglücklicherweiſe ſtand die Thür offen, und der König hörte dieſen vorſchnellen Witz, der Ihm in ſeiner damaligen Lage wohl empfindlich ſeyn mußte. Man ſagt, daß er von der Zeit an mit dem Herrn von Cocceji nicht recht zufrieden geweſen, welcher nachher noch während des Krieges, im December 1762 die preußiſchen Dienſte verließ. — *

XLIX.

In dem Feldzuge 1778 ließ ſich der König einmal Ader ſchlagen. An demſelben Tage fiel Nachmittags eine Kanonade mit dem Feinde vor, welche ſo ſtark ward, daß der König für nöthig fand, ſelbſt hin zu reiten. Bey der Bewegung ſprang ihm die Ader auf. Der König ſtieg vom Pferde und ließ ſich von einem Kompaniefeldſcheer, welcher ſich ungefähr daſelbſt befand, die Ader wieder zubinden. Es ſchlug eine Kanonenkugel neben ihm nieder. Der Feldſcheer erſchrak und zitterte. Der König ſagte lächelnd zu den Umſtehenden: „Der muß noch nicht viel Kanonenkugeln geſehen haben“. — *

L.

L.

Der König ſprach einmal mit dem berühmten Maupertuis von der Mathematik, und fragte unter andern, was die Infiniteſimal- und Differentialrechnungen eigentlich wären? Maupertuis ſagte Ihm die gewöhnliche Erklärungen, und wollte eine kleine Erläuterung beyfügen. Der König verſtand ihn aber nicht, und verlangte, nach einigem Zwiſchengeſpräche, er ſollte ſich völlig deutlich erklären. Maupertuis verſetzte: „Sire! das geht „nicht. Die höhere Mathematik iſt wie das „Geheimniß der Freymaurer. Durch Erzählen „erfährt man es nicht, ſondern man muß ſich einweihen laſſen, um es völlig zu begreifen“. So! rief der König lächelnd aus: „Denn mag ich die „höhere Mathematik lieber nicht lernen; denn ich „merke an mir, daß das Einweihen nicht jedermann hilft“. —

LI.

Der König beſchrieb einmal in der Konverſation den Unterſchied der drey im heil. Römiſchen Reiche üblichen Religionen folgendergeſtalt †): Die

---

†) Les reformés mangent leur pain ſans leur Dieu, les lutheriens mangent leur pain avec leur Dieu, & les catholiques mangent leur Dieu ſans pain.

Reformirten eſſen ihr Brod ohne ihren Gott, die Lutheraner eſſen mit und unter ihrem Brode ihren Gott, die Katholiken eſſen ihren Gott ohne Brod. — *

LII.

Als Voltaire einmal von Berlin nach Frankreich zurückreiſete, kehrte er an der franzöſiſchen Gränze, unerkannt, auf einige Tage in ein Kloſter ein, weil er krank war, und bequem ausruhen wollte. Er konnte in dieſer Lage nicht anders ſeyn, als daß er, wenn er nicht wirklich bettlägerig war, Morgens die Meſſe hörte. Er ſtützte ſich, wenn er in die Kirche ging, ſeiner Schwächlichkeit wegen, und vielleicht um noch ſchwächlicher zu ſcheinen, auf ſeinen Sekretar, den er aus Potsdam mitgenommen hatte. Da dieſer es bey ſeiner Zurückkunft dem Markis d'Argens erzählte; ſo ſagte der König mit Lachen: „Das wäre erbaulich genug anzuſehen geweſen, „wie ſich bey der katholiſchen Meſſe der Deismus „auf den Kalvinismus ſtützte". — *

LIII.

Der Enthuſiasmus für den König war im ſiebenjährigen Kriege überaus groß, ſelbſt auch in vielen neutralen und ſo gar hin und wieder in feindſchen Ländern. Beſonders dienten die Schweizer bey der franzöſiſchen Armee ungern wider den König; das hörte man von allen bey Roßbach zu Kriegsgefangnen gemachten Schweizerofficieren, welche mit den übrigen franzöſiſchen Kriegsgefangenen einige Monate in Berlin waren. Unter andern war darunter ein alter und ſehr biederer Mann, der Hauptmann B., der ſelbſt ſehr enthuſiaſtiſch für den König eingenommen war. Er hatte eine ſehr treuherzige Art zu erzählen. Seine Lage in der Schlacht bey Roßbach ſchilderte er folgendermaßen ſehr naiv: „Ich ſagte „zu meinen Leuten: „Ihr Schweizer, ſeyd Männer, jetzt gehts dran! ſo giengen wir frey vorwärts. Da kamen die — — Franzoſen und liefen uns über, daß wir zurück mußten, wir mochten wollen oder nicht“.

LIV.

Eben dieſer Hauptmann B. erzählte, daß er, beym Hereinmarſche nach Deutſchland, in Hanau einen alten Freund und Landsmann, der daſelbſt wohnte, nach langen Jahren wieder geſehen habe.

Derſelbe ſagte ihm: „Der König von Preußen „iſt ein großer Mann. Ich verehre Ihn außerordentlich, nur darf ich es mir hier nicht merken laſſen". Er zeigte ihm darauf eine verborgene Thür hinter einer Tapete, wo ein Bildniß des Königs hing, und ſetzte hinzu: „Hieher gehe ich täglich, und biete „Ihm einen guten Morgen"! Er bat zugleich ſeinen Freund, den Hauptmann, wenn es dem Könige im Kriege glücklich ginge; ſo möchte er es ihm melden. Der Hauptmann ſagte, dieß würde nicht wohl angehen, weil er wider den König dienen müſſe. Der eifrige preußiſche Patriot ſagte darauf: „Lieber Landsmann, thut mir nur den Gefallen, und macht in Euren Briefen einen kleinen „Strich, wenn es für den König gut gehet; ich „werde denn ſchon verſtehen, was es bedeutet". Dieß verſprach ihm der Hauptmann, und erzählte: „Als ich nach der Schlacht bey Roßbach an meinen „Freund ſchrieb, machte ich einen großen, großen „Strich über den ganzen Brief". —

Zweifel und Berichtigungen
über
ſchon gedruckte Anekdoten
von
König Friedrich *II.*

XIII.

In der erſten Sammlung der zu Berlin herausgekommenen Anekdoten und Charakterzügen wird erzählt: „Als der König aus dem ſiebenjährigen Kriege zurückgekommen, habe Er ſich ſogleich nach Charlottenburg begeben, habe den Konzertmeiſter **Benda** rufen laſſen, mit dem Befehle, die Orgel in der Schloßkapelle, welche von den Feinden war verdorben worden, innerhalb vier Tagen wiederherzuſtellen. Dieß wäre aber nicht möglich geweſen, und der König habe befohlen, ohne dieſelbe das Te Deum aufzuführen. Die Muſiker hätten den ganzen Königl. Hofſtaat vermuthet, aber der König wäre ganz allein

„gekommen, und als die Singeſtimmen mit dem „Te Deum Laudamus u. ſ. w. eingetreten wären, „habe Er die Augen verborgen, um den Thränen des Danks gegen den Ewigen freyen Lauf „zu laſſen“.

Dieſe Anekdote iſt wenigſtens in zwanzig Büchern nachgeſchrieben, und mehrentheils, wie es gemeiniglich zu geben pflegt, nach eines jeden Geſchmack in Nebendingen verändert und ausgeſchmückt worden. Der Verfaſſer der Vie de Frédéric II. unterläßt nicht, auch dieſe Anekdote anzuführen †), und macht dabey den ſel. Benda zum Kapellmeiſter, der damals noch nicht Konzertmeiſter war. Er läßt den König zwar weinen, aber nicht aus Dank gegen Gott. Ein anderer Schriftſteller beſtimmt näher, daß es das Graunſche Te Deum geweſen, und verändert das Weinen dahin, daß es nicht beym Eintritte der Singeſtimmen, ſondern bey den ſtärkſten und rührendſten Stellen geſchehen ſey. Vom Danke an Gott ſagt derſelbe gar nichts; berichtet aber, daß der König am Ende ſich gegen die Muſiker höflich verneiget habe, alſo, als dankte Er den Muſikern. Andere wenden die Erzählung noch ein klein wenig anders. Alle aber wollen aus dieſer Geſchichte ſehr vieles für das gefühlvolle Herz des Königs, für ſeine Dankbarkeit gegen Gott, und ich weiß nicht wofür ſchließen.

---

†) Tom. II. S. 285.

Nicolai Anekd. v. K. Fr. II. 46.

Es wäre das alles nun recht ſchön und gut, wenn nur das allergeringſte an der ganzen Geſchichte wahr wäre. Schon der Umſtand, daß die verdorbene Orgel in vier Tagen ſollte hergeſtellt werden, hätte müſſen mißtrauiſch machen; denn das iſt der Natur der Sache nach nicht möglich.

Dieſe kleine Erzählung mit ihren Abänderungen iſt entſtanden, wie die meiſten Anekdoten entſtehen. Maxima ex nihilo naſcitur hiſtoria. Ein geringer Umſtand wird von jemand aufgefaßt, vielleicht mit einer andern Geſchichte verwechſelt, nach jener eignen Einbildungskraft ausgebildet. Daraus entſteht denn eine Erzählung, die weiter erzählt wird, ohne daß jemand unterſucht ob ſie auch wahr iſt. Sie geht aus Mund in Mund; wird von einem andern auf einen Zweck, den er ſich eben verſezt, angewendet oder verändert, von einem Dritten und Vierten allenfalls mit kleinen Umſtänden nach Gefallen ausgeſchmückt, damit das Hiſtörchen beſſer klinge, oder damit man ſich das Anſehen geben könne, man wiſſe die Sache genau, bis auf die kleinſten Umſtände. Obs richtig oder nicht richtig iſt, darauf kommt es immer weniger an, je mehrere nach und nach die Sache erzählen. Leute, welche die Umſtände beſſer wiſſen, hören die falſche Erzählung entweder nicht, oder halten es nicht der Mühe werth, zu widerſprechen.

Der erſte Herausgeber dieſer Anekdote hatte gewiß die beſte Abſicht, und ich will auch gern zugeben, daß er ſie für wahr hielt, weil ſie vermuthlich von einem Anekdotenliebhaber oft erzählt, aber nie unterſucht ward. Mir indeſſen ſind alle muſikaliſche Vorfälle von der damaligen und ältern Zeit genau bekannt, weil ich von jeher die Muſik ſehr liebte, und mit den vornehmſten damaligen Virtuoſen ziemlich genau bekannt war. Ich habe ein ſehr gutes Gedächtniß, und auch vieles aufgeſchrieben. Von einem ſolchen Vorfalle würden ich und andere, die auch ſowohl auf den König als auf muſikaliſche Vorfälle aufmerkſam waren, doch jemals etwas gehört haben.

Die eigentliche Veranlaſſung der einzigen Aufführung des Graunſchen Te Deum vor dem Könige, woraus wahrſcheinlich obige Anekdote mit ganz unrichtigen Umſtänden nach und nach gebildet worden iſt, war ganz anders, und mir gleich damals ſehr genau bekannt. Ich habe außerdem, bey dieſer Geſchichte, ſo wie bey andern, wo es nöthig war, noch jetzt allenthalben genaue Erkundigung eingezogen. Es iſt dieß eine etwas undankbare Bemühung; aber wenn man einer in ſo vielen Büchern erzählten Anekdote zu widerſprechen hat, ſo muß man ſchon alles ſehr genau nachforſchen und genau angeben können. Denn ſonſt wird man, wenn man nach ſechs und zwanzig Jahren ſolche Erzählung lieſet, ſelbſt irre, und kann ſich kaum vorſtellen, daß ſo viele Umſtände von einer ſolchen Erzählung könnten ſeyn erdichtet worden, bis man nach genauer Unterſuchung findet, daß es ſo iſt.

Wenn man die Erzählung nur ein wenig näher unterſucht, findet man, daß alles ganz anders ſeyn muß, als es erzählt wird. Sogleich nach der Ankunft des Königs aus dem ſiebenjährigen Kriege kann dieſe Geſchichte nicht vorgefallen ſeyn. Der König kam den 30ſten März 1763 zurück. Um gewiß zu ſeyn, daß Er damals nicht ſogleich nach Charlottenburg gegangen ſey, habe ich mir die Mühe nicht verdrießen laſſen, nebſt verſchiedenen mündlichen Erkundigungen, auch in den damaligen Zeitungen nachzuſchlagen, woraus das Gegentheil erhellet. Er war gleich nach ſeiner Zurückkunft bekanntlich mit Finanzſachen ſo ſehr beſchäftigt, (wovon ſich noch viele lebende Perſonen die Umſtände erinnern werden), zeigte ſogleich eine ſo außerordentliche Thätigkeit, hatte täglich neue Verdrießlichkeiten über ſo mancherley Unordnungen, die ſich in ſeiner Abweſenheit eingeſchlichen hatten, daß er wohl an keine große Muſik dachte. Der König blieb bis den 21. April in Berlin, da er nach Potsdam abging. Während dieſer Zeit iſt auch in Berlin nicht einmal bey Hofe, geſchweige beym Könige ſelbſt, große Muſik aufgeführt worden; denn dieß würde gewiß in den damaligen Zeitungen geſtanden haben, die ich desfalls genau nachgeſehen habe.

Erſt den 13ten Julius kam der König nach Charlottenburg, wo Er bis zum 17ten blieb. Er hatte damals einen Beſuch von dem berühmten d'Alembert. Mit demſelben kam er, noch in Potsdam, unter andern auf Muſik, und beſonders von den Wirkungen kontrapunktiſcher Stücke in der Kirchenmuſik zu ſprechen, wobey es ſich fand, daß d'Alembert den Namen Graun als Komponiſten noch gar nicht kannte. Der König berichtete ihm, daß es zwey Komponiſten dieſes Namens gäbe, den im J. 1757 verſtorbenen Kapellmeiſter, und den damals noch lebenden Konzertmeiſter. Er verſprach, d'Alembert ſolle von jedem dieſer Komponiſten ein Kirchenſtück hören. Dieſe Umſtände erfuhr ich gleich damals aus einem Briefe von Quanz an ſeinen Freund Agricola.

Der König ließ an den letztern ſchreiben: es ſollten die Sänger ſogleich das Te Deum vom Kapellmeiſter Graun, und die von dem Konzertmeiſter Graun komponirte Meſſe einſtudiren. Beide Muſiken ſollten in Charlottenburg in der Schloßkapelle aufgeführt werden, weil dabey die Orgel geſpielt werden müßte, welche er könne ſtimmen laſſen.

Man muß wiſſen, nachdem die feindlichen Truppen im J. 1760 das Charlottenburger Schloß ausgeplündert hatten, hatte der König noch während des ſiebenjährigen Krieges befohlen†), daß alles eben ſo wie es vor der Plünderung geweſen, ſollte wieder hergeſtellt werden. Es wurden alſo alle Tapeten neu gemacht, aber alles nach der alten Einrichtung; alles übrige, an Fußboden, Stühlen, Möbeln, Porzellan, Statuen u. ſ. w. ward ſo viel möglich, wie es geweſen, wieder hergeſtellt. Auch die Schloßkapelle ward gereinigt, und alles wieder in Stand geſetzt; nur an die Orgel dachte man nicht. Die Kapelle war ſeit Friedrichs I Zeiten nur bey Vermählungen gebraucht, und dabey die Orgel nicht gerührt worden; man glaubte alſo, es würde unnöthig ſeyn, ſie herzuſtellen. Der König

---

†) Es iſt ganz ungegründet, was in den Anekdoten und Charakterzügen XVte Sammlung S. 6[illegible] erzählt wird, was der König ſoll geſagt haben, als er die Verwüſtung von Charlottenburg geſehen habe.

---

habe. Er hat ſie nicht geſehen; denn als Er dieß Schloß nach dem Kriege ſah, war es ſchon wieder in Ordnung. Eben ſo ungegründet iſt, was daſelbſt S. 67 erzählt wird, daß der verſtorbene Ephraim die Scherben des zerbrochnen Porzellan habe bezahlen müſſen, und dafür die Scherben erhalten habe. Dies wäre eine Ungerechtigkeit geweſen, deren der König nicht fähig war. Der Augenſchein zeigt hingegen, daß die Porzellankammer in Charlottenburg noch ganz aus dem ehemaligen japaniſchen Porzellane beſteht. Sie iſt nicht ſo vollſtändig als ehemals; aber es war doch nicht alles Porzellan zerbrochen, und manches, das nur leicht beſchädigt war, iſt wieder zuſammengeſetzt worden.

ſetzte aber voraus, es ſey geſchehen, und war ſehr verdrießlich, da er das Gegentheil hörte. Er ſchrieb an Agricola: „Zu einer Kirchenmuſik gehöre „billig eine Orgel, er ſolle alſo zuſehen, ob in der „kurzen Zeit, die noch übrig war, nicht wenigſtens ein Regiſter zum Akkompagnement könnte „in Ordnung gebracht werden“. Aber auch dieß war nicht möglich, denn das Werk war ganz zertrümmert, und keine Windlade war ganz. Es ward alſo bey der Aufführung auf einem Flügel akkompagnirt.

Bey dieſer Aufführung des **Te Deum und der Meſſe war der König nicht allein.** Nicht nur **d'Alembert**, ſondern mehrere Perſonen vom Hofe waren dabey gegenwärtig. Uebrigens ward das **Te Deum** hier ſo wenig wie ein **Danklied** aufgeführt, als die **Meſſe** ein **Gottesdienſt** ſeyn ſollte. Daß dem Könige das Te Deum ſehr gefiel, daß Er beſonders von dem ſo herrlichen *Te ergo quaeſumus* mit großem Beyfalle ſprach, weiß ich. Ob Er geweint, ob Er ſich am Ende verneigt habe, weiß ich nicht. Ich vermuthe aber, wenn auch beides geweſen wäre, daß er dabey ſo wenig an einen **Dank** an **Gott**, als an einen **Dank** an die **Muſiker** gedacht habe.

Uebrigens war dieß gewiß die erſte Aufführung des Graunſchen Te Deum bey Hofe vor dem Könige; denn ich weiß mich ſehr wohl zu erinnern, daß die Stimmen erſt dazu in der größten Geſchwindigkeit ausgeſchrieben wurden, und daß der Altiſt Porporino wegen einiger ſeiner Stimme unbequemen Stellen, die er abgeändert verlangte, mit dem ſel. Agricola konferirte. Nachher iſt es niemals wieder vor dem Könige aufgeführt worden.

Nach der Aufführung dieſer beiden Muſiken befahl der König, daß die Orgel in der Schloßkapelle zu Charlottenburg ſollte ganz in Stand geſetzt werden. Dieß geſchah durch den noch lebenden Orgelbauer Herrn Marx, der über drey Vierteljahre daran gearbeitet hat, weil er 1100 neue Pfeifen dazu machte. Im Anfange des J. 1765 ward dieſes Werk von dem ſel. Agricola examinirt und übernommen.

Es thut mir leid, daß ich den angenehmen Eindruck, den das obige Geſchichtchen bey vielen Perſonen, wie ich merke, erregt hat, auslöſchen ſoll; aber die Wahrheit geht über angenehme Einbildung. Uebrigens darf ich auch ſagen, daß dieſe Geſchichte, ſo wie da erzählt iſt, dem, was ſonſt von dem Charakter des Königs bekannt iſt,) gar nicht ähnlich ſiehet. Wer Gott aufrichtig danken will, thut es in der Stille. Wenn jemand 60 bis 70 Perſonen zuſammenkommen ließe, um ihnen Thränen zu zeigen; ſo würde es, wenigſtens nach meiner Empfindung, ausſehen wie ein wenig Prätenſion, und wie ein Verlangen, daß man davon reden ſollte. Beides war gewiß des Königs Sache nicht. — *

XIV.

Im dritten Hefte der Anekdoten und Charakterzüge S. 83 wird erzählt, in der Schlacht bey Hohenfriedberg wäre ein öſtreichiſcher General, Namens Römer gefangen worden. Zu dieſem habe der König an der Tafel geſagt: „Nun „ich Ihre Armee diesmal geſchlagen habe, nun „werde ich ſie ſtets ſchlagen, wo ich ſie finde“. Der General Römer habe geantwortet: „Sire, Hannibal ſchlug die Römer viermal, allein das fünftemal ward Er geſchlagen, und nun war der ganze „Krieg auf einmal aus“. Der König habe mit einiger Lebhaftigkeit erwiedert: „Ja, Hannibal „kommandirte aber nicht Preußen — und hatte —

„lauter Römer gegen ſich“. — Damit hätte der König dem General Römer etwas verbindliches, und dem übrigen öſtreichiſchen Generalen etwas bitteres ſagen wollen.

Nach der Schlacht bey Hohenfriedberg kann dieß wenigſtens nicht geſchehen ſeyn, denn daſelbſt ward kein General Römer gefangen. Die vier feindlichen Generale, welche in dieſer Schlacht gefangen wurden, hießen: Berlichingen, Franz St. Ignon, Forgatſch und Schlichting †). In der Schlacht bey Molwitz that ſich ein öſtreichiſcher General Römer ſehr hervor, derſelbe ward aber nicht gefangen, ſondern blieb in der Schlacht. Ob ſich in einer andern Schlacht ein öſtreichiſcher General dieſes Namens ſehr hervor gethan, und zugleich gefangen worden wäre, weiß ich nicht; wenigſtens habe ich es in den gleichzeitigen Berichten von dem Schlachten nicht finden können, und glaube faſt nicht, daß beides zugleich vorgefallen ſey. Ganz beſonders diſtinguiret müßte ſich der öſtreichiſche General doch haben, wenn der Einfall, der dem Könige in den Mund gelegt wird, paſſend ſeyn ſollte;

---

†) S. Campagnes du Roi (Amſt. 1763 8. vom General von Stille) S. 164.

denn der König würde gewiß nicht ein unverdientes Lob gegeben haben, und am wenigſten, um ein Wortſpiel zu ſagen. Auch ſieht es Ihm wirklich ganz unähnlich, daß Er den übrigen gefangenen Generalen etwas bitteres hätte ſagen wollen. Das war Seine Art gar nicht; ſondern Er pflegte den Gefangenen eher etwas verbindliches und tröſtliches zu ſagen.

XV.

Der engländiſche Schmid, deſſen in den Anekdoten und Charakterzügen im XIIten Hefte S. 63 gedacht wird, hieß Philipps. Er war eigentlich zum Arztſchmid beym Königlichen Stall angenommen. Er war ein jovialiſcher Mann, ein ſtarker Boxer, dreiſt und voll Laune. Es iſt richtig, daß ihn der König wohl leiden mochte, oft über die Pferde ihre Beſchaffenheit und Krankheiten mit ihm ſprach, weil Philipps gute Kenntniſſe davon hatte, auch zuweilen mit ihm ſcherzte, und an ſeinen ſchnellen Repartieen Gefallen hatte. Aber über die Schlacht bey Kollin konnte Philipps mit dem Könige wohl nicht geſcherzt haben, denn er ſtarb ſchon 1755. Auch möchte er dem Könige

Einen ſolchen Spaß wohl nicht ins Geſicht geſagt haben, als dort erzählt wird. Alles hat ſein Maaß und Ziel. Es iſt auch gar nicht wahrſcheinlich, daß der König gegen einen ſolchen Mann über den König von England ſollte ſpöttiſch geredet haben. Er hatte in ſolchen Dingen eine feine Empfindung deſſen was ſich ziemt. Ein anderes wäre es an ſeiner Tafel geweſen. Zudem iſt auch gar nicht abzuſehen, über welche Schlacht der König hätte ſpotten wollen, in welcher der König Georg II geflohen wäre; denn die beiden Schlachten bey Oudenarde und bey Dettingen, in welchen er war, wurden gewonnen. Daß Philipps den König Du nannte, ging auf Rechnung ſeines gebrochenen Deutſch, welches auch zuweilen den König beluſtigte. Die eigentliche Geſchichte iſt folgende, und die Repartie viel feiner. Der König ſcherzte einſt im Stalle mit dieſem Philipps, und ſagte ihm unter andern: Wenns in den Krieg ginge, ſo würde er wohl das Haſenpanier ergreifen. Ey, antwortete Philipps lachend, „ich habe ſchon „Herz, aber man hat manchmal ein Pferd, das geht „mit einem durch“! — Und nun wendete ſich Philipps zu den Umſtehenden, und ſagte, ohne daß es der König hörte: „Bey Molwitz konnte der

„lange Schimmel auch gut laſſen"! (S. oben S. 50). Ein kleiner Umſtand, der bey Erzählung einer Anekdote vergeſſen wird, giebt oft einem Vorfalle, ein ganz anderes Anſehen.

XVI.

In eben dem Hefte S. 71 ſteht eine Geſchichte, die, ſo wie ſie da ſteht, gar nicht möglich iſt. Im Schloſſe zu Potsdam iſt kein Saal, wo die Fahnen der Garde ſtänden und in welchem eine Wache wäre. Es iſt zu den Fahnen eine ganz kleine Kammer geſperrt, die einen beſondern Ausgang hat (S. Beſchr. von Berlin und Potsdam IIIter Band S. 1145); aber da ſtanden ſie nicht einmal, ſondern in der Garderobe des Königs. Es ſind bekanntlich beym Eingange des Potsdammer Schloſſes zwey große beſondere Wachthäuſer, und keine Wache in einem Saale. Wenn der König Kartenſpielen auf der Wache geſehen hätte, und vollends noch Zank dabey geweſen wäre; hätte er mit den Grenadieren gewiß nicht darüber geſcherzt. In den Erzählungen von Anekdoten werden dem Könige oft Scherze beygelegt, die nicht ſeinem Charakter gemäß ſeyn können. Z. B. über Fehler im Dienſte ſcherzte er gewiß nicht. Er wußte gar zu gut die Folgen davon, wenn nicht alles dabey ernſthaft behandelt wird.

XVII.

Eben ſo ſteht in dieſem Hefte S. 92 eine Erzählung, die höchſt unwahrſcheinlich iſt. Es iſt nicht abzuſehen, warum ein Lieutenant, der bey einer Attake bey einem Manöver ſtürzt, und den rechten Arm zerbricht, es dem Könige ſollte haben verbergen wollen. Er konnte es auch nicht; denn er wäre ja doch beym Rapport als krank angegeben worden. Ob es möglich ſey, daß ein Kavallerieofficier, der bey einem Manöver den rechten Arm bricht, ſich wieder aufs Pferd ſetze, und ſo lange unverbunden und in den großen Schmerzen verharre, bis er mit dem Regimente vor dem Könige vorbey defiliren kann; da der Arm gleich ſchwillt, und das enge Koller die Schmerzen unerträglich müßte gemacht haben, iſt ſchwer zu ſagen. Daß ein preußiſcher Officier, wenn Er in ſeinem Zuge vor dem Könige vorbei defiliret, glauben ſollte, der König würde es nicht merken, daß er den Degen nicht in der Hand habe, läßt ſich auch nicht recht denken. Aber am allerunwahrſcheinlichſten iſt es, daß der König einem Lieutenant deswegen eine Kompanie als Rittmeiſter geben würde, weil er bey einem Manöver den Arm zerbrochen, und ſich nicht gleich hätte verbinden laſſen. Der König würde ja auf dieſe Art allen Lieutenanten, die vor dieſem waren, und allen Staabsrittmeiſtern beym Regimente, Tort gethan haben.

XVIII.

In eben dieſem Hefte S. 91 ſteht eine Erzählung: der König habe in Sansſouci geglaubt, ſeine Leute ſäßen des Nachts im Weinkeller und tränken tapfer herum. Er ſey daher aus dem Bette aufgeſtanden, habe aber den Keller verſchloſſen und kein Licht gefunden. Es iſt nur ſchade, daß im Schloſſe zu Sansſouci keine Keller ſind; daneben hätte der Erzähler wohl überlegen mögen, daß der Keller eines königlichen Schloſſes doch nicht iſt wie der Keller eines Weinwirths, in welchem Gaſtſtuben ſind, wo man ſich hinſetzen und zechen kann.

Anekdoten

von

König Friedrich II.

von Preuſſen,

und

von einigen Perſonen, die um Ihn waren.

Nebſt Berichtigung einiger ſchon gedruckten Anekdoten.

Herausgegeben

von

Friedrich Nicolai.

Fünftes Heft.

Berlin und Stettin, 1791.

Reg. Bibl. Acad. Land.

Universitäts-Bibliothek München

Anekdoten

von

König Friedrich II.

Fünftes Heft.

LV.

Der König ließ im Jahre 1753 im September zwiſchen Spandow und dem Dorfe Gatow ein Lager von ungefehr ſechs- und dreyßigtauſend Mann zuſammenziehen. Es waren zu demſelben mehrere fürſtliche Perſonen eingeladen, und es waren aus allen preußiſchen Provinzen Generale und Stabsofficiere von der Kavallerie und von der Infanterie dazu berufen. Es ward dazu für den König ein beſonderes Haus, 48 Fuß lang, und ein Speiſeſaal, 76 Fuß lang, gebauet †). Es ward verboten, daß niemand, der nicht dahin gehörte, in dieſes Lager kommen, oder die Manöver, welche gemacht wurden, anſehen ſollte. Daher waren allenthalben, ſo wie im Kriege, Vorpoſten geſetzt, und die Huſaren patrouillirten beſtändig. Einige Neugierige, welche ſich demungeachtet heran wagten, wurden auf Befehl etwas geplündert; welches denn die andern abſchreckte. Durch dieſen geheimnißvollen Anſtrich ward die Neugierde aufs höchſte geſpannt; indeſſen erſchien kurz darauf

---

†) S. Mangers Baugeſchichte von Potsdam 1r Band Seite 147.

in Berlin auf Befehl des Königs eine Beſchreibung †) desjenigen, was in dieſem Lager ſollte ſeyn vorgenommen worden, nebſt beygefügten Planen. Der Verfaſſer war der damalige Oberſtlieutenant Herr von Balby; die Ideen dazu hat aber wahrſcheinlich der König ſelbſt gegeben. Ich ſage die Ideen; denn es iſt nicht die wahre Nachricht von dem, was wirklich im Lager vorgenommen worden iſt: ſondern dieſe Beſchreibung enthält ganz andere erdichtete Manöver, welche nur ſo hingeſetzt ſind, um die Neugierigen von der wahren Beſchaffenheit abzuführen, und über diejenigen zu ſpotten, welche glauben könnten, dieß wären die wirklichen Beſchäftigungen im Lager geweſen. Es iſt ein Pendant zu der Nachricht von dem Hagelwetter in Potsdam, welche der König im Jahre 1767. in die Zeitungen ſetzen ließ; wie ich dieß im I. Hefte S. 93. erzählt habe.

Man braucht nur einige Seiten dieſer Beſchreibung geleſen, und nur ſehr wenige militariſche Kenntniſſe zu haben, um ſo gleich zu ſehen, daß die darin beſchriebenen Uebungen nicht von preußiſchen Truppen unter Friedrich dem zweyten haben gemacht werden können, und wirklich, ſo wie ſie beſchrieben worden, jetzt zum Theil gänzlich unausführbar, und nicht einmahl für ein Luſt-, geſchweige denn ein Uebungs-Lager brauchbar ſind.

---

†) Erklärung und genaue Beſchreibung der Manöver ꝛc. nebſt einem großen Plan. Berlin bey Voß, 1753. 22 S. 4.

Gleich das erſte dieſer Manöver ſoll die, vor alten Zeiten bey den „Römern und Karthaginenſern in großer Reputation (wie die Worte „lauten) geſtandene, ſo genannte Tête de porc, „auf deutſch Schweinskopf, ſo aus den Phalangen beſtanden,“ geweſen ſeyn. Das zweyte ſtellt einen Uebergang über einen Fluß auf Brücken vor, welche unter den Augen und Kanonen eines jenſeit aufmarſchirten feindlichen Heeres darüber erſt geſchlagen werden, und die nur für drey Mann en fronte Breite genug haben; das dritte iſt eine ſogenannte Fouragirung, bey welcher die Bedeckung und die Fouragirenden, unter einander gemiſcht, ihren Marſch zu dem beſtimmten Orte hin und wieder zurück machen; das vierte beſteht in der Bedeckung eines Transportes, wobey die Avantgarde aus 30 Grenadieren beſteht; bey dem fünften marſchiren 12 Bataillone und fünf Eskadrone in ſieben Kolonnen aus dem Lager, und bey einem vorgeblichen Angriff werden aus der

Infanterie drey verſchiedene Zirkel, jeder von vier Bataillonen formirt und dieſe in die Form eines Triangels geſtellt; bey dem ſechſten macht die Kavallerie die mittelſten, durch lauter hohle Wege gehenden Kolonnen aus, indeſſen die äuſſerſten, aus Infanterie beſtehenden Kolonnen auf der Ebene marſchiren; und bey dem, darauf folgenden Treffen, vertreibt die Kavallerie die in einem Walde verdeckt ſtehende feindliche Infanterie, und macht, in Carriere, einen Angriff durch dieſen Wald durch, u. d. m. Man braucht, wie geſagt, nicht einmal Soldat zu ſeyn, um zu ſehen, daß dieſe Dinge ſo ſehr unmilitäriſch ſind, und am wenigſten von preuſſiſchen Truppen unter Anführung eines Generals wie Friedrich II. konnten ſeyn ausgeführt worden.

Die Urſache indeſſen, aus welcher Friedrich II. gerade eine Beſchreibung von dieſem Lager, und warum er eine ſolche Beſchreibung davon bekannt machen laſſen, iſt vielleicht zu errathen. Denn, daß der Hr. v. Balby, welcher damals zu den Günſtlingen des Königs gehörte, ſolche nicht aus eigener Bewegung herausgegeben hat, iſt wohl natürlich. Vielmehr iſt, bey der bekannten Thätigkeit des Königs, es höchſtwahrſcheinlich, und man weiß es auch aus Tradition daß er ſelbſt dieſem

Offizier das, was er beſchreiben ſollen, beſtimmt hat. In den damaligen Zeitumſtänden nämlich, war es ſehr natürlich, daß ein dergleichen großes, zuſammengezognes und länger wie gewöhnlich zuſammenbleibendes Korps die Aufmerkſamkeit mehrerer deutſchen und europäiſchen Fürſten auf ſich ziehen mußte; jeder Schritt Friedrichs II. wurde damals beobachtet und unterſucht, und es war eben ſo ſehr in ſeinem Charakter, als vielleicht nützlich, die Neugierde des fremden Publikums auf ſolche Art irre zu leiten. Und es ſcheint, es ſey ihm gelungen.

Man ſollte zwar denken, es hätte die eigentliche Beſchaffenheit dieſer Beſchreibung bald müſſen bemerkt werden. Aber wirklich ſcheint der darin herrſchende Muthwillen und Scherz von dem Publikum eben nicht bemerkt worden zu ſeyn. Damals waren die erſten Principien der Taktik auch noch nicht ſo allgemein bekannt daß man ſie von theoretiſchen Grillenfängereyen auf den erſten Blick gleich unterſchieden hätte, ſo wie jetzt wohl der Fall ſeyn würde. Es ward alſo damals ganz treuherzig geglaubt, die beſchriebenen Manöver wären wirklich vorgenommen worden. Sogar der Verfaſſer der Lebens = und Regierungsgeſchichte Friedrichs II. (Leipzig 1786.) der ſel. Seyffart in

Halle, der doch ſelbſt zur Armee gehörte, hat dieſe Beſchreibung für Ernſt genommen, und erzählt im ſeinem gedachten Werke im II. Theil S. 176. ganz ernſthaft, „der König habe verſchiedene „Kriegsübungen nach Art der Römer und Karthaginenſer vorſtellen laſſen,“ und ſchreibt dabey aus der Beſchreibung alle die widerſinnigen Manöver vom Schweinskopf bis auf die dreyeckte Stellung ab. Es iſt komiſch genug, daß nach 33 Jahren ein ſolcher Mann ſich ſo ſehr irre führen ließ.

Die Frage könnte nun noch ſeyn: Woher nahm der König die Ideen zu einer ſolchen Beſchreibung, und warum hat er gerade dieſe Ideen gewählt? Und auch dieſe Frage läßt ſich vielleicht auflöſen. Ich hatte eine dunkle Idee davon, aber die Entdeckung iſt einem meiner militariſchen Freunde zu danken. Er ſagt folgendes darüber:

„Es iſt bekannt, daß vor und in jenem Zeitpunkte die europäiſchen Fürſten ihre Völker in „Luſt- nicht in Uebungslägern zuſammenzogen und „ſolche, um ſich Vergnügen und Zeitvertreib zu „verſchaffen, mit großen Koſten manövriren ließen. „Eines der berühmteſten Läger dieſer Art war „das, was Auguſt II. König von Pohlen, im „J. 1730. bey Zeithayn oder Radewitz in Sachſen verſammelte. Nicht allein der Ceremonien-

„meiſter, und bekannte deutſche Dichter (oder vielmehr Reimer) König wollte es in einem Heldengedichte, unter dem Titel, Auguſt im Lager, „beſingen, obgleich nur, ſo viel ich weiß, der erſte „Geſang, die Einholung benannt, fertig geworden iſt; ſondern die ſämmtlich darin vorgenommenen, nicht blos die militariſchen Dinge, ſind „auch, bis auf die darin verzehrten gebratenen „Ochſen herab, ſo wie die Raſentiſche, an welchen die Officiere gegeſſen, von vorne und im „Profil, und ſogar ein großer, 22 Ellen langer und 6 Ellen breiter Kuchen prächtig in „Kupfer, auf 108 Blattern im größten Format „geſtochen worden †). Vor dem Lager war, dieſen „Grundriſſen zu Folge, eine ſchöne große Ebne „ins Gevierte, welche mit ſechs Pyramyden in „beſtimmte Bezirke eingetheilt war, und auf „welcher der größte Theil der kriegeriſchen Uebun-

---

†) Der Titel des Werks iſt: Grundriſſe derer verſchiedenen Bewegungen und Kriegsübungen, welche von denen Churſächſiſchen Truppen Ihro Maj. des Königs in Pohlen und Churfürſtens zu Sachſen in dem Lager bey Zeithayn vom 1ten bis zu dem 26ten Juny 1730. vollzogen worden.

Auf den Platten ſelbſt ſind kurze Beſchreibungen angebracht.

,,gen vorgenommen wurde. In der Mitte dieſes
,,ſchönen Platzes war ein Pavillon aufgeführt,
,,von welchem die Zuſchauer die gemachten Uebun-
,,gen überſehen konnten; und überhaupt war für
,,alle Annehmlichkeiten ſo ſehr geſorgt, daß auch
,,in einem nah gelegenen Dorfe, Streumen,
,,Komödie geſpielt wurde. Friedrich der zweyte
,,hatte als Kronprinz ſeinen Vater, den König
,,Friedrich Wilhelm, welchem zu Ehren dieſe mili-
,,täriſchen Luſtbarkeiten zum Theil mit angeſtellt
,,worden zu ſeyn ſcheinen, begleitet, und ſagt in
,,ſeinen Brandenburgiſchen Denkwürdigkeiten †)
,,davon: ,, ,,Die Uebungen, welche Auguſt ſeine Ar-
,, ,,mee machen ließ, ſtellten die Kriegsarten der
,, ,,Römer, vermiſcht mit den Träumereyen des Rit-
,, ,,ters Folard, dar. Die Kenner ſagten, dieſes
,, ,,Lager

---

†) Les manoeuvres qu'il (Auguſte) fit faire à ſon armée, étoient une image de la guerre des Romains, mêlée aux viſions du Chevalier Folard. Les connoiſſeurs jugèrent que ce camp étoit plutôt un ſpectacle théâtral, qu'un emblême véritable de la guerre. Oeuvr. de Fréderic Second, publiées du vivant de l'auteur. T. I. pag. 288. Berl. 1789. Uebrigens nennt der König dieſes Lager ein Lager bey Radeberg, village ſitué ſur l'Elbe; dieſes iſt ein Schreib- oder ein Druckfehler: es muß Radewitz heißen; bey dieſem Dorfe war das Hauptquartier.

„ „Lager ſey mehr ein theatraliſches Schauſpiel, als ein wirkliches Sinnbild des Krieges.“ “ „Ohne indeſſen hierüber eine weitläuftige Unterſuchung anzuſtellen, ſcheint ſo viel gewiß, daß ein Theil der darin gemachten Uebungen Friedrich dem Zweyten zu jener erdichteten Beſchreibung ſeines Lagers bey Gatow, die, wie gedacht, eigentlich nur eine Verſpottung der Neugierde im Jahre 1753, nicht aber des ehemaligen ſächſiſchen Luſtlagers, iſt, dennoch hauptſächlich die Ideen hergegeben hat. So formirte das ſächſiſche Heer z. B. ſich (um die Worte der ſächſiſchen Beſchreibung beyzubehalten) in drey Phalangen, oder ſieben Linien, gerade ſo, wie in dem Lager bey Gatow die ſogenannte Tête de porc formirt worden ſeyn ſoll, und rückte, wie dort, in dieſer Form, welche den militäriſchen Leſern aus dem Aelian †) bekannt ſeyn wird, zum Angrif auf den Feind an; eine Form, welche vor Erfindung des Feuergewehrs und auf großen, glatten Ebenen, wie die bey Zeithayn war, allenfalls brauchbar ſeyn konnte. Eben ſo ſtellte das in drey Phalangen vorwärts ge-

---

†) De instruendis aciebus S. 316 u. f. in den Scriptor. antiq. de re militari, Veſal. 1670. 8.

„rückte ſächſiſche Heer endlich ſich in Form von drey Triangeln; und an den folgenden Tagen marſchirte es in dreyzehn Kolonnen aus dem Lager, und formirte daraus ſich in acht Kolonnen, ſo wie es an einem andern Tage in ſehr vielen kleinen, immer aus vier Bataillonen beſtehenden Quarre's manövrirte, wornach, wie die Vergleichung beider Plane deutlich zeigt, ſehr wahrſcheinlicher Weiſe das fünfte vorgebliche Manövre bey Gatow zum Theil gebildet worden iſt.“

„Noch ähnlicher aber iſt dem in dem Lager bey Zeithayn vorgenommenen Uebergang über die Elbe auf der ſogenannten Inventionsbrücke, auf welcher drey Bataillons auf einmal übergeſetzt wurden, das zweyte der vorgeblichen Manövres bey Gatow, oder der Uebergang über einen Fluß auf Schiffbrücken, unter den Augen und Kanonen des Feindes. Freylich kam in dem ſächſiſchen Lager der Feind von hinten her, und gieng nicht gerade unter den Kanonen ſeines Gegners, aber doch in einer nicht ſehr großen Entfernung von ihm über die Elbe; und bey dem auf ihn gemachten Angriff formirte die Kavallerie auch die erſte Linie, ob er ſich gleich ſchon verſchanzt hatte, und ſeine Fronte von

„ein paar an der andern Seite der Elbe aufgeführten Batterien und den auf der Elbe liegenden „Schiffen, ſeitwärts beſtrichen oder geſchützt „werden konnte. Auch mußten damals die abgeſeſſenen Dragoner, deren Pferde zwiſchen den „Linien ſtehen, und dieſem Flankenfeuer ausgeſetzt „blieben, den erſten Angrif auf das Retranchement in 4 Kolonnen, und alſo nach dem Syſtem „des Ritters Folard, machen. —

„Und mit der Beſchreibung des leztern Manövres bey Gatow hat das lezte bey Zeithayn in ſo fern Aehnlichkeit, als auch hier die „Reuterey durch ähnliche Bewegungen und „auf ähnliche Art den Sieg entſcheidet. Sogar „an einigen andern Kleinigkeiten zeigt ſich, daß „die Beſchreibung des Lagers bey Zeithayn in einigen Stücken das Muſter der Beſchreibung des „Lagers bey Gatow geweſen iſt. In dieſer iſt z. B. „eben ſo, wie in jener, ſorgfältig die Zahl der „ganzen und halben Minuten beſtimmt, welche „zu Veränderungen in der Stellung erforderlich „geweſen ſind. Uebrigens erhellt aus dem Geſagten bereits zur Genüge, daß den, in dem ſächſiſchen Lager vorgenommenen Uebungen, ſo, wie „es der König in den Memoires de Brandebourg „erzählt, die Kriegskunſt der Alten und das be-

„kannte Syſtem des Ritters Folard zum Muſter „gedient hat. In den übrigen Planen davon findet man noch mehrere Angriffe, und ſogar Rückzüge in ganzen Kolonnen, ob dieſe Rückzüge gleich „durch die vorgedachte Ebene gemacht werden.“

Militariſche Leſer möchten nun wohl neugierig ſeyn, Nachricht zu haben, welche Manöver denn wirklich in dieſem ſo geheim gehaltenen Lager vorgenommen worden ſind. Ich bin ſo glücklich geweſen, ſie durch die Güte eines meiner militariſchen Freunde in Potsdam aus der ſicherſten Quelle zu erhalten. Dieſe Nachricht iſt zugleich ein kleiner Beytrag zur Geſchichte der allmähligen Ausbildung der preußiſchen Taktik. Der bey der obengedachten Beſchreibung befindliche richtige Situationsplan der Gegend, dient zur Erläuterung.

LVI.

Authentiſche Nachricht von den Manövern im Lager bey Spandau im Jahre 1753.

„Die Armee beſtand aus 49 Bataillonen und „61 Eskadronen, nebſt einem Bataillon Artillerie, „und gehörigem Geſchütz. Den 1. Sept. rückte „ſie in drey Kolonnen in das Lager; die erſte Kolonne führte der Feldmarſchall Keith, die zweyte

„der Feldmarſchall Schwerin, die dritte der Feldmarſchall Kalkſtein. Der linke Flügel des Lagers „ſtand in der Gegend des Dorfes Gatow, der „rechte in der Gegend des Dorfes Pikelsdorf, und „die Havel war alſo im Rücken des Lagers. Hinter der Gatower Anhöhe, welche den linken Flügel des Lagers beherrſchte, und daher, mit einer „Wache, beſetzt war, kampirten, zur Unterſtützung dieſer Wache, drey Grenadierbataillone.

„Den 2ten Sept. marſchirte die Armee in ſechs „Kolonnen ab; die erſte Kolonne beſtand aus der „Kavallerie des rechten Flügels; die 2te, 3te, 4te „und 5te Kolonne aber aus der ſämtlichen Infanterie, und die ſechſte Kolonne endlich aus der Kavallerie des linken Flügels. In der Gegend des „Dorfes Seeburg machte die Kavallerie und Infanterie diejenigen Evolutionen, die noch gegenwärtig, jedoch mit gewiſſen Abänderungen, an „den erſten Revuetagen pflegen gemacht zu werden.

„Es wurde den 3ten Sept. angenommen: der „Feind komme aus der Gegend des Dorfes Döberitz, in der Abſicht, den König in ſeinem Lager „anzugreifen. Der König entſchloß ſich, dem „Feinde entgegen zu gehen, und ihn ſelbſt anzugreifen. Er marſchierte daher ſchleunigſt mit

„der Avantgarde nach dem Dorfe Seeburg, wel„ches bereits von Königl. Truppen beſetzt war, um „dieſe Truppen zu verſtärken, und einen ſichern „Anſtützpunkt für den linken Flügel der Armee zu „haben, welchen er an dieſes Dorf anlehnen „wollte. Die Armee folgte auch unmittelbar auf „die Avantgarde, und marſchirte in Schlachtord„nung auf. Die Königl. Kavallerie des rechten „Flügels warf die feindliche Kavallerie des linken „Flügels über'n Haufen; und da nunmehr der „feindl. linke Flügel von Kavallerie entblößt war; „ſo wurde mit der ganzen Armee, nach und nach, „eine Linksſchwenkung gemacht, ſo, daß der linke „Flügel der Königl. Armee an das Dorf Seeburg „angelehnt blieb, der rechte Flügel aber den feind„lichen linken Flügel nach und nach aufrollte.

„Den 4ten Sept. wurde von dem rechten Flü„gel der Armee, unter dem Kommando des Ge„nerallieutenants von [illegible] und des Generalma„jors Prinz Heinrich, Bruder des Königs, eine „Fouragirung gemacht.

„Den 5ten Sept. wurde in der Gegend des „Dorfes Rohrbeck manövrirt. Eine Beſchrei„bung dieſes Manövers muß aber, ohne Plan, „nothwendig ganz unverſtändlich bleiben.

„Den 6ten Sept. fouragirte der linke Flügel „der Armee in der Gegend von Gr. Glinike, „unter dem Kommando des Generallieutenants „von Rochow und Generalmajors von Katte.

„Den 7ten Sept. eine Attake auf das Dorf „Dalgow, überhaupt auf den Feind, der am „Rande der Döberitzſchen Heyde poſtirt angenommen wurde. Bey dieſen Attaken ließ der König — wahrſcheinlich um die Sache zu verſuchen — die Bataillone, welche die Attake machen ſollten, en Echiquier vorrücken.

„Den 8ten Sept. war Ruhetag.

„Den 9ten Sept. führte der Generalmajor „von Winterfeld — eben derjenige, deſſen Statue auf dem Wilhelmsplatz zu Berlin ſteht, und „deſſen Namen der König noch weit mehr in „ſeinen Werken verewigt hat — einen Transport auf dem Wege von Seeburg nach Spandow, und formirte, da er befürchtete, vom „Feinde überfallen zu werden, eine Wagenburg. „Der damals kürzlich aus öſtreichiſchen Dienſten gekommene Oberſtlieutenant Nagyſarder „ſtand nämlich mit 400 Pferden in dem Buſche „bey Staaken im Hinterhalte, und attakirte in „der Folge die Huſaren, welche zur Bedeckung „der Wagenburg gehörten. Der General Win-

„terſeld manövrirte aber mit ſo überlegener
„Klugheit, daß er den Oberſtlieutenant Nagyſander
„ſelbſt gefangen bekam.

„Den 10ten Sept. Der Feind ſtand hinter
„dem Kanal bey Düretz und Dalgow, und man
„hatte Nachricht, daß er die Paſſagen, welche
„über dieſen Kanal führen, nicht hinlänglich beſetzt
„habe. Der König marſchirte alſo in der
„Nacht ab; die Bagage blieb zurück, und die
„Wachtfeuer wurden unterhalten; mit Tagesanbruch
„ging er mit mehreren Kolonnen über den
„Kanal, attakirte den Feind, und zwang ihn,
„ſich zurück zu ziehen.

„Den 11ten Sept. Der Obriſtlieutenant Werner
„hatte jenſeits des Seeburger Waldes mit
„40 Pferden die Feldwache, und wurde von dem
„Obriſtlieutenant Nagyſander mit 90 Pferden
„attakirt.

„Den 12ten Sept. Der Feldmarſchall Schwerin
„kommandirte die feindliche Armee, die ohngefehr
„aus dem dritten Theil der im Lager bey
„Spandau befindlichen Armee beſtand; alſo ohngefehr
„aus 16 Bataillonen und 20 Eskadronen.
„Es wurde angenommen, der Feind habe bereits
„Potsdam im Beſitze, und ſey Meiſter von dem
„Defilee der Krampitz. Die diſſeitige Armee iſt

„noch größtentheils in Kantonnirungsquartieren „verlegt. Der Feind hoft daher, einen großen „Theil der diſſeitigen Armee in ihren Quartieren „zu überfallen, und dann noch vielleicht eine Unternehmung auf Spandau ſelbſt wagen zu können. Auf die Nachricht von der Annäherung „der feindl. Armee zieht aber der König aufs „ſchleunigſte ſeine Armee zuſammen, verſieht „Spandau mit einer beträchtlichen Garniſon, und „geht nun dem Feinde ſelbſt bis auf eine gewiſſe „Weite entgegen. Zwiſchen der Gr. Glinikſchen und Gatowſchen Heyde wählt er einen „feſten Poſten, in welchem er den Angriff des „Feindes erwarten will; ſeine beiden Flanken „deckt er durch gut vertheidigte Verhaue, und „ſeine Front durch Schanzen. Der feindliche „General greift ihn zwar in dieſer Stellung an; „der Angriff wird aber abgeſchlagen u. ſ. w.

„Den 13ten Sept. An dieſem Tage brach „die Armee aus dem Lager auf, und jedes Regiment marſchirte nach ſeinem Standquartier. „Nur die potsdamiſchen und berliniſchen Regimenter machten noch folgendes Manöver:

„Zwiſchen dem ſogenannten Spandauiſchen „Kietz und dem Dorfe Pikelsdorf, da, wo die „Havel einen eingehenden Winkel macht, hatte

„der nachherige Ingenieur-Oberſter von Balby
„eine Tete de pont angelegt.

„Die genannten Regimenter marſchirten ſo
„auf, daß ihnen die Havel im Rücken blieb, und
„nun giengen dieſelben nach allen Regeln, wel-
„che die Taktik für einen ſolchen Fall im Ange-
„ſicht des Feindes vorſchreibt, über den Fluß.“

LVII.

Der Page, deſſen in den Anekdoten und Charakterzügen VI. Heft. S. 64. gedacht wird, daß, nachdem das Pferd unter ihm erſchoſſen war, der König ihm befahl, den Sattel abzuſchnallen und mit zu nehmen, war der Herr v. Pirch, der nachher als Oberſter bey der franzöſiſchen Armee bekannt war. Der Verfall war bey der Belagerung vor Schweidnitz im Jahre 1762, welche der General v. Tauenzien kommandirte. Der König rekognoſcirte die Feſtung ſehr nahe, und es flogen viele Kugeln um ihn her. Der König blieb aber ruhig an eben der Stelle, auch nachdem dem Pagen das Pferd erſchoſſen war, und ſagte daher zu demſelben, weil er doch nichts zu thun hätte, könne er den Sattel abſchnallen und mitnehmen.

Dieſer Herr von Pirch war ein junger Mann von Talent und von offenem jovialiſchen Charakter.

ter. Aber er machte manche kleine Jugendſtreiche †), ſo daß ihn der König nicht ſo wie er wollte in Ordnung bringen konnte. Er ließ ihn daher ſehr lange Fahnjunker bleiben, und wendete alles an, daß er von geſetztem Charakter werden, und ſich ordentlicher aufführen ſollte. Als Er ihn endlich zum Officier machte, ſetzte Er ihn zum Regimente des Generals von Saldern, und befahl demſelben, auf den Herrn von Pirch die ſtrengſte Aufſicht zu haben, und ihm nicht den geringſten Fehler durchgehen zu laſſen. Pirch ward dieſer eingeſchränkten und ganz regelmäßigen Lebensart bald überdrüßig, und machte ſich krank, um ſeinen Abſchied zu erhalten. Er hatte es ſo eingerichtet, daß er beym Exerciren an einem heißen Tage in Gegenwart des Generals einen rothen Saft aus dem Munde laufen ließ, den er vorher unvermerkt hineingebracht hatte. Er ſtellte ſich nachher ſehr hinfällig, und ſelbſt die Aerzte glaubten etwas davon. Bey der Revüe ward Pirch krank angegeben, und der General ſprach ſeinetwegen mit dem Könige. Der König wollte aber gar nicht glauben, daß er wirklich

---

†) In den Anekdoten und Charakterzügen XV. Samml. S. 62. ſind ein Paar von ſeinen kleinen Poſſen zu finden. Es wären viele dergleichen zu erzählen.

lich krank wäre, und ſagte zum Generale: „Pirch „iſt ein leichtfertiger Vogel; laſſe Er ſich doch von „dem nichts weiß machen; es iſt nur Verſtellung.“ Indeſſen ſchien Pirch mehrere Monate krank, und der General meldete endlich dem Könige deſſen Verlangen um Abſchied, wegen Unfähigkeit ferner zu dienen. Der König wollte aber immer noch nicht glauben, daß die Krankheit ſo ernſtlich wäre, und ſchrieb dem Generale: „Er kenne den Pirch „allzu gut, und wiſſe, daß er ſo krank nicht ſeyn „würde.“ Indeſſen auf wiederholte Verſicherung des Generals, ertheilte der König den Abſchied. Pirch war ſogleich völlig geſund, gieng nach Paris, avancirte vom preußiſchen Lieutenant zum franzöſiſchen Oberſtlieutenant, und machte das große Projekt, die preußiſche Taktik bey den franzöſiſchen Truppen einzuführen, worüber auch wirklich ein ſchönes neues Reglement nebſt Inſtruktion gedruckt, und bey einigen deutſchen Regimentern der Anfang gemacht ward; mit wie wenigem Erfolge für die ganze Armee, iſt bekannt. Als der König den General Saldern bey der nächſten Revüe ſah, ſagte Er lächelnd zu ihm: „Sieht Er nun wohl, daß Ich „den Pirch beſſer gekannt habe als Er?“

Pirch hatte in franzöſiſchen Dienſten viele Verdrießlichkeiten wegen der Verbeſſerungen, die er daſelbſt einführte, wodurch er manches Gute ſtiftete, aber unbeſchreibliche Hinderniſſe fand. Er ward perſönlich geliebt von allen, die ihn kannten, beſonders war das ihm untergebene Regiment ihm enthuſiaſtiſch ergeben. Er ſtarb im Jahre 1783. als Oberſter und Kommandeur des Regiments Heſſen-Darmſtadt im franzöſiſchen Lager bey Santa Maria in Spanien. Da er ein Proteſtant war, ſo durfte ſein Leichnam die geweihte Erde nicht berühren, ſondern er ward mitten im Lager hinter ſeinem Zelte begraben. Aber das Regiment, das er kommandirte, ließ auf ſeinem Grabe ein Denkmal errichten, mit folgender franzöſiſchen Inſchrift:

„SOUS CETTE TOMBE GIT JEAN ERNEST,
„BARON DE PIRCH, COLONEL COMMANDANT
„DU REGIMENT ROYAL DE HESSE-DARMSTADT, CHEVALIER DE L'ORDRE DU MERITE
„ET DE SAINT SEBASTIEN, CHANOINE DE
„MAGDEBOURG, MORT LE VINGT FEVRIER
„1783, DANS LA TRENTE NEUVIEME ANNÉE
„DE SON AGE. NÉ EN PRUSSE, IL APPRIT
„L'ART DE LA GUERRE SOUS FRÉDERIC.
„PASSÉ EN FRANCE, IL FUT PAR SES TALENS ET PAR SES VERTVS L'EXEMPLE DE
„L'ARMÉE."

„CE SIMPLE MONUMENT FUT ÉLEVÉ A
„LA POSTERITÉ, EN MARQUE DE RECONNOISSANCE ET DE REGRETS, PAR SON
„REGIMENT."

LVIII.

Der König ſchickte nach der Schlacht bey Leuthen den Oberſtlieutenant von Marwiz †) nach London, um die Nachricht von dieſer Schlacht dahin zu bringen. König George II. freuete ſich ſehr über die Nachricht von der gewonnenen Schlacht, und fragte den Herrn von Marwiz nach verſchiedenen Umſtänden davon, auch überhaupt, von dem eben geendigten ſo äuſſerſt merkwürdigen Feldzuge. Unter andern fragte Er: „Wie es denn zugegangen ſey, daß ſich der „Feldmarſchall Lehwald von den Ruſſen habe „ſchlagen laſſen?“ M. der nicht recht wußte, was darauf zu antworten, verſetzte: „Ew. Maj. „es iſt ein ſo alter Mann!“ Der König rief darauf mit einigem Befremden aus: „Alt! Wie alt iſt er „denn?“ In dem Augenblicke beſann ſich Hr. v. M. daß K. George II. damahls ſelbſt ſchon 74 Jahre alt war, und ſagte geſchwind, ohne die Farbe zu verändern: „Drey und neunzig Jahre!“ — „Ja! antwortete der König, dann iſt er wirklich alt.“ — *

---

†) Er ſtarb im J. 1780. als Generalmajor, und war im Feldzuge 1778. Intendant der Armee.

LIX.

Bekanntlich hatten alle Reitpferde des Königs Namen, die er ihnen ſelbſt gab; wie dieß auch im IVten Heft S. 47 iſt angezeigt worden. Zu Ende des ſiebenjährigen Kriegs und gleich nach demſelben hatte Er ein ſchönes engländiſches Pferd, welches den Namen Bute (vom engl. Miniſter Lord Bute) von ihm erhalten hatte. Eines Tages befahl Er ſeinem Leibpagen, (dem jetzigen Hrn. Major v. K.) daß der Bute mit den Mauleſeln die Orangebäume ziehen ſollte. Der Leibpage brachte dieſen Befehl des Königes in den Reitſtall, wo ſich alle Stallmeiſter höchlich wunderten und die Sache als ein Mißverſtändniß erklärten. Es mußte nochmals beym Könige angefragt werden, und das Pferd Bute mußte wirklich mit den Eſeln arbeiten. — *

LX.

Während des ſiebenjährigen Krieges pflegte der König eine Zeitlang des Abends nichts als geſottene Brätzeln mit franzöſiſchem Käſe, Poſte de Meaux †) genannt, zu eſſen und Tiroler Wein dazu zu trinken.

---

†) Fromage de la Poſte de Meaux. Ein feiner franzöſiſcher weicher Käſe, [illegible] vermuthlich Milchrahm,

Als der König im Jahre 1760 aus dem Winterquartiere von Leipzig in die Kantonnirungsquartiere nach Meiſſen zog, ſo wurde bey dieſer Gelegenheit der gedachte franzöſiſche Käſe mitzunehmen vergeſſen. Da der König nun ſeiner Gewohnheit nach davon zu eſſen verlangte, und man demſelben berichtete, daß er zwar vergeſſen, indeſſen bereits eine Eſtaffette zurückgeſchickt wäre, welche ihn holen ſollte, ſo war der König ſehr ungehalten über die Vergeſſenheit ſeiner Leute. Als die Kammerbedienten am folgenden Morgen in ſeinem Zimmer beym Anzuge gegenwärtig waren,

---

rahm, der angefangen hat, Käſe zu werden. Er kommt aus Meaux in weißen glaſurten irdenen Kruken zu uns, und wird von Kennern ſehr geſchätzt. Er muß bald gegeſſen werden, ſonſt wird er zäher und verliert an dem feinen Geſchmacke, der ihn ſo vorzüglich macht; ob er gleich auch alsdann noch gut iſt. Eine ähnliche Art von franzöſiſchen Käſen, welche zuweilen bis in unſere Gegenden verſchrieben, oder als Geſchenke verſendet werden, iſt der Fromage de Vacherin aus den Gebirgen des Païs de Gex, welcher in pappenen runden Kaſten verwahrt wird, und ſo bis zu uns kommt. Es gehört zu den mannichfaltigen Sonderbarkeiten des ſiebenjährigen Krieges, daß der König ſein obgleich wohlſchmeckendes doch frugales Abendeſſen aus einem feindlichen Lande kommen ließ.

waren, fragte er einen: „Wie viel Eſel habe ich bey mir?“ Der Kammerbediente, der wohl merkte, wen der König mit dieſer Frage gemeint wiſſen wollte, antwortete: „Mit mir haben Ew. Majeſtät fünf Eſel bey ſich.“ Der König, welcher dieß vermuthlich nur hören wollte, ſagte: „Es hätte alſo wohl einer davon ſo klug ſeyn „und meinen Käſe mitnehmen können.“ — Nun war wieder alles gut. — *

LXI.

Ich kann das zehnte Buch der Briefe des Plinius nicht leſen, ohne bey Trajan an den verewigten Friedrich zu denken. Das Vertrauen Trajans zum Plinius, der helle Blick, der kurze und deutliche und billige Beſcheid, die Theilnehmung an ſeinem treuen ſeines Vertrauens würdigen Diener; alles hat viel Aehnliches. Es wären vielleicht aus Kabinetsordern, die Friedrich an vertraute Miniſter und Generale ergehen ließ, ähnliche Beyſpiele zu finden. Ich begnüge mich hier nur zwey kleine vertraute freundſchaftliche Briefe und Antworten Plinius und Trajans mit ähnlichen Briefen aus des Königs freundſchaftlicher Korreſpondenz mit Fouquet, neben einander zu ſetzen, und zu verſuchen, ob die

Vergleichung der antiken und modernen ſo homogenen Geſinnungen und Charaktere meinen Leſern ſo viel Vergnügen machen möchte, als mir. Hiebey iſt noch zu bemerken, daß bey der antiken Korreſpondenz Plinius den freundſchaftlichen Schritt allemal zuerſt thut, bey der modernen jederzeit Friedrich zuerſt.

C. PLINIUS TRAJANO IMP. S.

Quia confido, Domine, ad curam tuam pertinere, nuntio tibi, me Epheſum cum omnibus meis ὑπὲρ Μαλέαν nauigaſſe. Quamuis contrariis ventis retentus, nunc, deſtino partim orariis nauibus, partim vehiculis, prouinciam petere. Nam ſicut itineri graues aeſtus, ita continuae nauigationi eteſiae reluctantur.

TRAIANUS PLINIO S.

Recte renuntiaſti mihi, Secunde cariſſime. Pertinent enim ad animum meum, quali itinere in prouinciam peruenias. Prudenter autem conſtituis interim nauibus, interim vehiculis uti, prout loca ſuaſerint.

LETTRE DU ROI.

Le 10. Févr. 1765

Je vous envoye, mon cher ami, un fragment de pâté de Périgord veritable, avec des truffes qui vien-

viennent de ce pays-là. Je ſouhaite qu'il vous ragoute, & que cette occaſion me procure des nouvelles de votre ſanté. Car quoique voiſin, je n'apprends pas le mot de ce qui vous regarde, bien que perſonne ne s'y intéreſſe plus que votre ancien & fidèle ami.

Frédéric.

LETTRE DU GÉNÉRAL FOUQUÉ.

Sire!

Je ſuis très ſenſible à la bonté de votre gracieux ſouvenir, & me réjouis fort de vous ſavoir dans votre repos. Il paroît très-convenable, Sire, d'en prendre de tems en tems à votre âge, pour faire vie qui dure. La différence de l'original du pâté de Périgord à la copie de Brandebourg me paroît très-remarquable. Je dois la même juſtice à celui de Sans-Souci, & trouve ſelon mon goût, que l'aſſaiſonnement de Sir Noël l'emporte ſur l'original même.

Ma ſanté eſt fort journalière; je ne ſors de mon enclos que pour me rendre au temple, y porter mes vœux pour la proſpérité de V. M. D'ailleurs je vis *dans la retraite, & ne vois chez moi que quelques officiers de la garniſon, mes collègues, & ma fille.*

Je ſuis &c.

à Brandebourg *L. M. Fouqué.*
ce 11. Février 1765.

C. PLINIUS TRAJANO IMP. S.

Diem Domine, quo ſeruaſti imperium, diem ſuſcipis, quanta mereris laetitia, celebrauimus, precati deos, ut te generi humano, cujus tutela & ſecuritas ſaluti tuae innixa eſt, incolumem florentemque praeſtarent. Praeiuimus & commilitonibus jus jurandum more ſolemni praeſtantibus & prouincialibus, qui eadem certarunt pietate, jurantibus.

TRAJANUS PLINIO S.

Quanta religione ac laetitia commilitones cum prouincialibus, te praeeunte, diem imperii mei celebrauerint, libenter, mi Secunde cariſſime, cognoui ex literis tuis.

LETTRE DU ROI.

*Ce 23. Dec. 1767.

Mon cher ami, je croivois avoir mal paſſé la Noel, ſi je ne vous envoyois pas une petite marque de mon ſouvenir. Voici de ma porcelaine, pour que

que vous jugiez des progrès de ma fabrique, & voici des truffes que j'ai reçues de Turin. Je ſouhaite que l'un & l'autre vous ſoit agréable; que vous vous portiez bien, & que vous n'oubliez pas votre ancien & fidele ami. Frédéric.

LETTRE DU GÉNÉRAL FOUQUÉ.

Sire!

N'être plus bon à rien, & jouir des graces & des bienfaits du Roi ſon maître, eſt une ſatiſfaction qui ne ſe fait pleinement reſſentir qu'à mon âge.

Vous jugerez, Sire, de la joye que produit en mon coeur votre gracieux ſouvenir & les belles étrennes qu'il vous a plu d'y ajouter.

La production de votre fabrique de porcelaine eſt un ouvrage achevé, dont la beauté & le goût ſurpaſſent tout ce qu'on peut voir en ce genre. Quant aux Truffes de Turin, qui à mon goût ne valent rien, peut-être que celles de votre pays auroient le même ſort en faiſant un voyage ſemblable.

Je vous ſouhaite, Sire, une bonne & heureuſe année. Portez-vous bien, ſoyez content & proſpérez toujours. *Je ſuis &c.*

à Brandebourg L. M. Fouqué.
ce 30. Decembre 1767.

LXII.

LXII.

Man hat bemerkt, daß der unſterbliche Luther, wenn er lateiniſch ſchrieb, viel zierlicher und auch weniger heftig ſchrieb, als in deutſcher Sprache. Ob ſich gleich in beiden Sprachen ſein Geiſt gleich deutlich zeigt, ſo war doch der Ausdruck ganz anders. Eine ähnliche Bemerkung kann man über Friedrich den Großen machen, wenn er franzöſiſch und wenn er deutſch ſchrieb; oder vielmehr der Unterſchied iſt noch merklicher. Der König hatte die deutſche Sprache gar nicht ſtudirt, ſie war ihm ein beſchwerliches Werkzeug, deſſen er ſich nicht recht zu bedienen wußte. Er merkte wohl immer, daß er ſich nicht ganz richtig ausdrückte, aber er wußte nicht, wie es beſſer zu machen wäre, daher kam er auf das was Er ſchon geſagt hatte zurück, und ſagte es noch einmahl, wodurch Er weitſchweifig wurde, wenn Er recht nachdrücklich ſeyn wollte. Seinen hellen Geiſt bemerkte man aber doch allenthalben. Nachſtehende umſtändliche Kabinetsordre, die Er, wie man leicht ſehen wird, ganz ſelbſt diktirt hat, weil Ihm die Sache ſehr am Herzen lag, iſt ein merkwürdiges Beyſpiel Seiner hellen Einſicht und

Seiner ſonderbar originalen deutſchen Schreibart. Ich laſſe es mit diplomatiſch. Genauigkeit abdrucken.

„Mein lieber Etats Miniſter Frh. v. Zedlitz.
„Da Ich gewahr geworden, daß bey den Schuhl-
„Anſtalten noch viele Fehler ſind, und daß be-
„ſonders in den kleinen Schuhlen, die Rhetoric
„und Logic, nur ſehr ſchlecht oder nicht gelehrt
„wird, dieſes aber eine vorzügliche und höchſt-
„nothwendige Sache iſt, die ein jeder Menſch,
„in jedem Stande, wiſſen muß, und das erſte
„Fundament, bey Erziehung der jungen Leute
„ſeyn ſoll, denn wer zum beſten raiſoniret, wird
„immer weiter kommen, als einer der falſche
„conſequences ziehet: So habe Euch hiedurch,
„Meine eigentliche WillensMeinung dahin be-
„kannt machen wollen: Wegen der Rhetoric,
„iſt der Quintilien, der muß verdeutſchet, und
„darnach in allen Schuhlen informiret werden,
„ſie müſſen die jungen Leute traductions, und
„diſcourſe ſelbſt machen laſſen, daß ſie die Sa-
„che recht begreiffen, nach der Methode des
„Quintilien, man kann auch ein Abregé daraus
„machen, daß die jungen Leute, in den Schuh-
„len, alles deſto leichter lernen, denn wenn ſie
„nachher auf Univerſitæten ſind, ſo lernen ſie
„davon nichts, wenn ſie es nicht aus den Schuh-

,,len ſchon mit dahin bringen: Zum Unterricht
,,in der logic, iſt die beſte im teutſchen, von
,,Wolff: ſolche iſt wohl ein bisgen weitläuftig,
,,aber man kan ſie abregiren laſſen: die erſten
,,Schuhlen ſind immer Schuld dran, wenn die
,,jungen Leute nichts lernen: die Lehrer laſſen
,,die jungen Leute nicht ſelbſt arbeiten, ſondern
,,ſie herum lauffen, und halten ſie nicht genung
,,zum lernen an: Lateinſch, müßen die jungen
,,Leute auch abſolut lernen, davon gehe Ich
,,nicht ab, es muß nur darauf raffiniret werden,
,,auf die leichteſte und beſte Methode, wie es
,,den jungen Leuten zum leichteſten beyzubringen;
,,Wenn ſie auch Kaufleute werden, oder ſich zu
,,was andern widmen, wie es auf das Genie
,,immer ankommt, ſo iſt ihnen das doch allezeit
,,nützlich, und kommt ſchon eine Zeit, wo ſie es
,,anwenden können: In Joachimsthal, und in
,,die andern großen Schuhlen, muß die logic,
,,durchgehends gründlich gelehret werden, auch
,,in den Schuhlen der kleinen Städte, damit
,,ein jeder lernt einen vernünftigen Schluß ma-
,,chen, in ſeinen eigenen Sachen, daß muß ſeyn:
,,die Lehrer, müſſen ſich auch mehr Mühe geben
,,mit dem Unterricht der jungen Leute, und dar-
,,auf mehr Fleiß wenden, und mit wahrem At-
,,tache-

„tachement der Sache ſich widmen, dafür werden
„ſie bezahlet, und wenn ſie das nicht gebührend
„thun, und nicht ordentlich in den Sachen
„ſind, und die jungen Leute negligiren,
„muß man ihnen auf die Finger klopfen, daß
„ſie beſſer attent werden: die Rhetoric nach den
„Quintilien, und die logic, nach dem Wolff,
„aber ein bißgen abgekürzt, und das lateinſche
„nach den Autoribus claſſicis, muß mit den jungen
„Leuten durchgegangen werden, und ſo müſſen
„ſie unterrichtet werden, und die Lehrer und
„Profeſſores, müſſen das lateinſche durchaus
„wiſſen, ſo wie auch das Griechiſche, das ſind
„die weſentlichſte Stücken mit, daß ſie das den
„jungen Leuten recht gründlich beybringen können,
„und die leichteſte methode dazu ausfündig
„zu machen wiſſen: Ihr müſſet daher, mit
„der Schuhl-Verbeſſerung, in den großen Städten,
„als Königsberg, Stettin, Berlin, Breslau,
„Magdeburg etc. zuerſt anfangen: Auch iſt die
„Eliſabeth-Schuhle zu Breslau, wo gute Leute
„gezogen werden, die hernach zu Schulmeiſtern
„genommen werden können: bey den
„kleinen Schuhlen muß erſt angefangen werden,
„denn da wird der Grund gelegt, die jungen
„Leute mögen hiernächſt auf einen Juriſten, Pro-

„feſſor, Secretair, oder was es iſt, ſtudiren, ſo
„müſſen ſie das alles, auch lateiniſch, wiſſen:
„Eine gute teutſche Grammatic, die die beſte iſt,
„muß euch bey den Schuhlen gebraucht werden,
„Es ſey nun die Gotſchedſche, oder eine andere,
„die zum Beſten iſt:“

„Von groſſen Nutzen würde es ſeyn, wenn
„die jungen Leute, ſo in einem Schuhlhauſe beſtändig
„beyſammen wären, wofür die Eltern
„was gewiſſes bezahlten, ſo würden ſie weit
„mehr lernen, als wenn ſie zu Hauſe ſind, wo
„ſie die Eltern nur herum lauffen laßen: Wie
„im Joachimsthal, da können ſie gut ſtudiren,
„da ſind ſie immer bei einander: die rhetoric
„und logic iſt für alle Stände, alle Menſchen
„haben ſie gleich nöthig, nur muß die methode
„des Unterrichts ein bisgen reformiret werden,
„damit die jungen Leute beſſer lernen: Und wenn
„ein Lehrer oder Profeſſor, darin ſich hervorthut,
„ſo muß man denn ſehen, wie man dergleichen
„Lehrer, auf eine Arth avantagiret, daß
„ſie aufgemuntert, und die andern gereitzet
„werden, ſich auch zu befleißigen, daß ſie nicht
„ſo grob ſind: die Autores claſſici, müſſen auch
„alle ins teutſche überſetzet werden, damit die
„jungen Leute eine idée davon kriegen, was es

„eigentlich iſt: ſonſten lernen ſie die Worte wohl,
„aber die Sache nicht: die guten Autores müſſen
„vor allen überſetzet werden ins teutſche, als
„im Griechiſchen und lateiniſchen, der Xenophon
„Demoſthen, Saluſt, Tacitus, Livius, und von
„Cicero alle ſeine Werke und Schriften, die
„ſind alle ſehr gut, desgleichen der Horatius
„und Virgil, wenn es auch nur in proſa iſt: Im
„Franzöſiſchen ſind auch excellente Sachen, die
„müſſen ebenfalls überſetzet werden; Und wenn
„denn die jungen Leute was gearbeitet haben,
„ſo muß das gegen die teutſche Ueberſetzung gehalten,
„und ihnen gewieſen werden, wo ſie unrechte
„Wörter angebracht, und gefehlet haben:
„Gegenwärtig geſchiehet der Unterricht nur
„ſchlecht, und es wird nicht genung Attention
„auf die Erziehung in den Schuhlen gewant,
„drum lernen die Kinder auch nicht viel,
„die erſte fundamente ſind nicht nutze: Wer zum
„beſten raiſoniren kann, wird immer zum weiteſten
„kommen, beßer als der, der nur falſche
„Schlüße ziehet: Vor junge Leute, die beym Commerce
„gehen wollen, ſind ſo ein hauffen gute
„Bücher, woraus ſie das commerce einer jeden
„nation in der ganzen Welt kennen lernen können:
„für Leute, die Officiers werden, iſt die hiſtorie

„nöthig,

„nöthig, auch für andere Leute, und zwar muß
„ſolche gleich zum Anfang gelehret werden: denn
„es ſind abregés genung davon da, anfänglich muß
„man ſie nur kurtz unterrichten, und bey den alten
„Zeiten nicht zu lange ſich aufhalten, doch ſo, daß
„ſie eine Kentniß von der alten Geſchichte kriegen:
„Aber in den neuern Zeiten, da muß man ſchon
„etwas genauer damit gehen, damit die jungen
„Leute ſolche gründlich kennen lernen, und das
„gehet auch ſpiehlend an: In Anſehung der Geo-
„metrie, da ſind ſchon andere Mittel, um ihnen
„ſolche zu lernen: Und was die Philoſophie betrift,
„die muß von keinen Geiſtlichen gelehret werden,
„ſondern von Weltlichen: ſonſten iſt es eben ſo,
„als wenn ein Juriſt einem Officier die Kriegs-
„kunſt, lehren ſoll: Er muß aber alle Syſtems mit
„den jungen leuten durchgehen, und durchaus
„keine neue machen: Von der metaphyſic, müßen
„ſie auch was durchgehen: Aber vom Griechiſchen
„und lateiniſchen gehe Ich durchaus nicht ab, bey
„dem Unterricht in den Schuhlen: Und die logic,
„iſt das allervernünftigſte, denn ein jeder Bauer
„muß ſeine Sachen überlegen, und wenn ein jeder
„richtig dächte, das wäre ſehr gut: die rhetoric,
„muß den jungen Leuten, wie ſchon geſagt, eben-
„falls gründlich beygebracht werden: Man muß
„auch

„auch darauf Acht geben, daß die Kinder, fleißig
„in die Schuhlen kommen, und wenn das nicht
„geſchiehet, muß das den Vätern und Eltern gemeldet
„werden, daß ſie ſie dafür ſtrafen, denn
„warum ſchicken ſie ſonſt die Kinder in die Schuhle,
„als daß ſie was lernen ſollen, ſonſt können ſie ſie
„ja nur zu hauſe behalten:

„Daß die Schuhlmeiſter aufm lande, die religion,
„und die moral, den jungen Leuten lernen,
„iſt recht gut, und müßen ſie davon nicht abgehen,
„damit die Leute bey ihrer religion hübſch bleiben,
„und nicht zur Catholiſchen übergehen, denn die
„Evangeliſche religion iſt die beſte, und weit beſſer
„wie die Catholiſche, darum müßen die
„Schuhlmeiſter ſich Mühe geben, daß die leute
„attachement zur religion behalten, und ſie ſo
„weit bringen, daß ſie nicht ſtehlen und nicht
„morden: Diebereyen werden indeſſen nicht aufhören,
„das liegt in der Menſchlichen Natur:
„denn natürlicher Weiſe iſt alles Volck diebiſch,
„auch andere leute, und ſolche, die bey den Caſſen
„ſind, und ſonſt Gelegenheit dazu haben: Im
„Lauenburgſchen und Bütowſchen, iſt es noch
„mehr, wie an andern Orthen nöthig, die education
„der Kinder, in einer beſſern Ordnung zu
„bringen, denn da fehlt es noch ſehr daran:

„Im Altenburgſchen iſt eine ſehr gute Erzie-
„hung, die Leute ſind da alle ſo ordentlich, und
„vernünftig: Wenn man von daher, könnte
„Schulmeiſter kriegen, die nicht ſo theuer
„wären, ſo würde das ſehr gut ſeyn: Ihr werdet
„ſehen, wie das zu machen ſtehet: ſonſten iſt es
„auf dem platten Lande genung, wenn ſie ein bis-
„gen leſen und ſchreiben lernen, wißen ſie aber zu
„viel, ſo laufen ſie in die Städte, und wollen Se-
„cretairs und ſo was werden: deshalb muß man
„aufm platten Lande, den Unterricht, der jungen
„Leute ſo einrichten, daß ſie das nothwendige,
„was zu ihrem Wißen nöthig iſt, lernen, aber
„auch in der Arth, daß die Leute nicht aus den
„Dörfern weglauffen, ſondern hübſch da bleiben:
„Nach dieſer Meiner Willens Meinung und Vor-
„ſchrift, werdet Ihr daher, bemühet ſeyn, alles
„in den Schulen beßer einzurichten, und zu re-
„guliren, damit meine Landes Väterliche intention,
„beſtens erreichet wird. Ich bin übrigens Euer
„Wohl affectionirter König.“

„Potsdam den
„5ten September 1779.“ „Friedrich.“

LXIII.

Die Mittheilung noch einiger Kabinetsordern dieſes großen Regenten, wird den Leſern ver-
muth-

muthlich Vergnügen machen. Jede, auch die unbeträchtlichſte, wird von irgend einer Seite charakteriſtiſch ſeyn.

1.

Folgendes iſt die erſte Kabinetsorder, welche der König kurz nach Antritte ſeiner Regierung über die Eheſcheidungen gab. Eine gewiſſe **Wernikken** hatte den König mit Beyfügung mehrerer Gründe gebeten, die Ehe mit ihrem Ehemanne aufzuheben.

„Sr. Königl. Maj. in Preußen remittiren an Dero würklichen Geh. Etatsminiſter v Brand und Präſidenten v. Reichenbach das allerunterthänigſte Memorial zweyer unglücklichen Eheleute, ſo ſich durchaus nicht leiden noch vertragen können, ſo geſchieden werden wollen, wie nun bey dergleichen Fällen, wo die Animoſität und Uneinigkeit auf den höchſten Grad geſtiegen, nicht rathſam ſolche Menſchen zuſammen zu laſſen, woraus noch weit mehr Inconvenienzien entſtehen müſſen; So wollen Höchſt Dieſelben, daß wann von der angeordneten Scheidung von Tiſch und Bette auf ein Jahr keine Frucht noch Verſöhnung zu erwarten iſt, daß dieſe beyde incorrigible Perſonen nur völlig von einander geſchieden, und jedem Theil ſich wieder zu verheyrathen verſtattet werden ſoll. Potsdam d. 20ten Nov. 1740."

„Friedrich."

2

Folgende Kabinetsorder zeigt des Königs Sorgfalt für eine beträchtliche Schulanſtalt, der er ſich aus eigener Bewegung erinnerte.

„Mein lieber Etatsminiſtre Frh. von Zedlitz!
„Das Wayſenhaus zu Halle, nebſt dem damit
„verbundenen Pädagogio, iſt eine der wichtigſten
„Schulanſtalten in meinen Landen, auf deren
„Verbeſſerung ich, nach meinen landesväterli-
„chen Geſinnungen, unermüdet bedacht bin. Nun
„trage ich zwar, zu dieſen beyden Anſtalten nichts
„bey, und ich erinnere mich auch noch ganz wohl,
„daß ich deſſen Privilegia, bey Antritt meiner
„Königlichen Regierung, gleich andern, beſtätiget
„habe. Dies hindert aber nicht, daß ich nicht,
„zu deren beſſeren Einrichtung, ein und anderes
„verordnen könnte, und zu dem Ende möchte ich
„wohl, von ihren Verfaſſungen, Rechten und
„Freyheiten, näher benachrichtiget ſeyn. Wenn
„nun ſolches nicht anders, als durch eine Viſitation
„dieſer Anſtalten, erfolgen kann: als will ich,
„daß ihr Euch, nach der Zurückkunft meines Groß-
„kanzlers, aus dem Freyenwalder Bade, zu die-
„ſem Ende, ſelbſt nach Halle verfügen, und dieſe
„Viſitation vornehmen; hiernächſt aber mir von
„dem Befinden, und was etwa in ſolchen zu
„verbeſ-

„verbeſſern ſeyn möchte, ausführlichen Bericht erſtatten ſollet. Gegenwärtige Kabinetsordre kann Euch dabey zur Legitimation dienen; und ich bin euer wohlaffectionirter König. Potsdam d. 14 Auguſt. 1771.“ „Friedrich.“

3.

Die Repräſentanten der Evangeliſchen Bürgerſchaft zu Bunzlau, baten im Jahre 1772. den König entweder um ein Gnadengeſchenk oder um Approbation ihrer Vorſchläge zum Schulhausbau-Fond; darauf erging folgende Kabinetsorder:

„Mein lieber Etatsminiſtre Freyherr von Zedlitz! Es iſt dieſes Jahr, in Anſehung der allgemeinen Landesbedürfniſſe ein ſchlimmes Jahr; und, aus dieſem Grunde kann ich dem in Originali angeſchloſſenen Geſuch der Repräſentanten der Evangeliſchen Bürgerſchaft zu Bunzlau vom 19 Junii, noch zur Zeit, nicht willfahren. Sie müſſen dahero, mit der nachgeſuchten Beyhülfe zu ihrem Schulbau, noch in etwas in Geduld ſtehen; und müſſet ihr ihnen ſolches, von meinetwegen, auf dieſe ihre Vorſtellung nur bekannt machen. Ich bin Euer wohlaffectionirter König. Potsdam d. 2 Jul. 1772.“

„Friedrich.“

4. Ein

4.

Ein Rath einer Fürſtl. Regierung hat um den Charakter als Königl. Hofrath, worauf folgende Kabinetsorder erfolgte:

„Mein lieber Großkanzler Freyherr von Fürſt. „Ich will wohl dem ꝛc. Regierungsrath ***. den „in der Originalanlage nachgeſuchten Hofrathscharakter, jedoch mit dem Beding, daß er niemals etwas zu rathen hat, ertheilen; wornach „Ihr ihm das Patent auszufertigen habt. Potsdam d. 6 März 1778.“ „Friedrich.“

LXIV.

Ebenfalls verſchiedene charakteriſtiſche eigenhändige Marginalien, werden vermuthlich den Leſern nicht unangenehm ſeyn. Wo es nöthig, liefere ich zugleich die Berichte der Miniſter. Ausländer, die dergleichen noch nicht geſehen, können einigermaßen hier bemerken, daß dieſe Berichte und Anfragen kurz und deutlich ſeyn mußten, und daß alle unnöthige Kurialien und ſogar die ſogenannten Courtoiſien darin wegblieben. Daß ich des Königs Marginalien mit diplomatiſcher Genauigkeit abdrucken laſſen, wird man vermuthlich billigen.

Das Oberkuratorium der Univerſitäten berichtete 1742 an den König:

1.

„Ew. K. M. allerhöchſtem Befehl zufolge iſt man „im Begriff, die Univerſität zu Frankfurth a. d. O. „zu verbeſſern, wobey zu Erhaltung guter Ordnung „vorläufig höchſt nöthig gefunden worden, eine In„ſtruktion für den ohnlängſt beſtellten Univerſitäts„direktor Fleiſcher zu entwerfen und deren Original „zu Ew. K. M. allergnädigſt gefälligen Appro„bation und Unterſchrift hiedurch allerunterthänigſt „einzuſenden. Berlin den 31 Aug. 1742."

Brand. Reichenbach.

Mündliche allergnädigſte Reſolution. †).

„Sie haben aber zu viel Profeſſores. Sie ſoll„ten wenige und tüchtige berühmte Männer neh„men, wodurch die Univerſitäten am beſten in Flor „kommen. Pedanten und faule Bäuche ſchaden mehr „als ſie nützen. Potsdam d. 14 Sept. 1742."

2.

Die vereinigte reformirte und lutheriſche Gemeine bey der Jeruſalems- und Neuen Kirche in Berlin hatte von dem Könige kurz nach Antritte

---

†) Der ſel. Geheime Kabinetsrath Eichel pflegte oft die Königl. mündl. Reſolution dieß an den Rand der Berichte zu ſchreiben.

Seiner Regierung ein Stück Landes ohnweit dem Potsdammer Thore zum Kirchhofe erhalten. Der König hatte es nachher wieder auf Vorſtellung des Forſtdepartements zum Thiergarten geſchlagen. Darauf bat die Gemeine, daß der König ſtatt dieſes Stück Landes des Kanonier Fritzens Garten für ſie zum Kirchhofe kaufen, und ihr 600 Thlr. und die Baumaterialien zu einer Mauer um den neuen Kirchhof ſchenken möchte. Auf den Bericht des geiſtlichen Departements ſchrieb der König folgende eigenhändige Reſolution an den Rand: „es iſt So viel „Sandt vohr der oranienburger Landtwehre da „macht Kirchhöwe aber nicht aus guht Landt."

„Friedrich."

2.

„Das Gymnaſium zu Brieg iſt ehedem eine „der berühmteſten ſchleſiſchen Schulen geweſen, „ſeit einiger Zeit aber in ſo großen Verfall gerathen, daß außer den dortigen Bürgern kein Menſch „ſeine Kinder mehr hinſchickt. Jetzt ſcheint der „Zeitpunct zu ſeyn, dieſem Gymnaſio aufzuhelfen, „da der zeitherige Rector und auch der dortige „Profeſſor Burghardt verſtorben ſind."

„Durch einen geſchickten und ſchon renommirten Rectorem würde wenigſtens das Zutrauen „des Publici effectuiret, und ſo, wie ich zu dem

„vacanten Profeſſorplatz nächſtens ein brauchbares Sujet aus Halle zu bekommen hoffe, ſo halte ich zu dem Rectore, den Rectorem Scheller zu Lübben in der Lausnitz für einen ſehr capablen Mann.“

„Man will mich aber verſichern, daß Ewr. Majeſtät eine Abneigung gegen ſächſiſche Schulmänner hätten.“

„Ungeachtet ich dieſerhalb nirgends eine Verordnung finden kann, und ich jedoch Ewr. Majeſtät Intention nicht gern verfehlen wollte, ſo ſehe ich mich genöthiget, allerunterthänigſt anzufragen, ob ich geſchickte ſächſiſche Docenten, wenn ſie nur keine theologiſche Pedanten ſind, zu hieſigen Schulämtern nehmen darf. Und zeige hierbey nur beſonders an, daß der Rector in Brieg keine Lektionen in der Theologie giebt, und der ꝛc. Scheller über verſchiedene Fehler der Theologen ſehr frey und vernünftig geſchrieben hat.“

„Berlin den 8 Decembr. 1771.“ „Zedlitz.“

„Die Sakſen haben beßere Schulmeiſters wie wihr, abſonderlich werden Sie in hieſigen provinzen von großen Nutzen Seindt.“ „Ich.“

5.

„Der Commandeur zu Großtinz Graf Falkenhayn, iſt mit denen dahin ehemals eingepfarrten

„evang

„evangeliſchen Herrſchaften und Gemeinden im „Proceß befangen, über Bezahlung des Pfarrdecems, ſo von Alters her nach einem mehrentheils in denen Kaufbriefen beſtimmten Quanto „dahin abgeführet worden ſind; denn bey den „Maltheſercommenden gehören die Pfarrechte „dem Orden, die Commandeurs ziehen die Zehenten „unter denen übrigen Einkünften ihrer Commenderien und bezahlen ihre Vicarien.“

„Die Entſcheidung des Proceſſes beruhet hauptſächlich auf Anwendung Ew. Königl. Majeſtät „Ordres von 1757 und 1758, daß die Evangeliſchen von allen Parochialſchuldigkeiten gegen die „catholiſchen Pfarrer frey ſeyn ſollen; indem „nun hieraus an denen Einkünften denen von Ew. „Königl. Majeſtät Collation abhangenden Commenden eine beträchtliche Verringerung entſtehen, „auch die von Allerhöchſtdenenſelben beſtätigte Verfaſſung des Maltheſerordens gewiſſermaßen leiden würde, ſo müſſen wir allerunterthänigſt anfragen: Ob Ew. Königl. Majeſtät die Commandeurs „auf denen ſchleſiſchen Maltheſercommenden, hierunter nach gleichen Grundſätzen als die gemeine „catholiſche Pfarrer, behandelt wiſſen wollen.“

„Berlin d. 10 Febr. 1775.“

„Fürſt.“ „Münchhauſen.“ „Dörnberg.“

„Ich kan Meine orders die in der bilichkeit gegründet Seindt nicht revociren." „Fch."

5.

Der Profeſſor W. in Lingen wurde im Jahre 1768 nach Herborn berufen.. Man trug daher auf ſeine Entlaſſung an, und der König ſchrieb bey:

„wan er Dort mehr Krigt und das es Kein „Exſtraordinairer Kop iſt, guht."

„Fch."

6.

Eine Fr. v.*** ſuchte im Jahre 1781 im Marienſtifte zu Königsberg in Preußen widerholentlich die Materſtelle nach. Der König forderte hierüber vom geiſtlichen Departemente Bericht, in welchem es hieß: daß die nachgeſuchte Stelle zur Zeit noch nicht erlediget ſey. Darunter ſchrieb Er eigenhändig:

„So diehnt ihr Solches zur Antworht dan ich
„Kan die leüte nicht Tohe Schlagen."

„Fch."

LXV.

Im Winter 1758 und im Anfange des Jahres 1759 hatte der König ein ſehnliches Verlangen, daß England eine Flotte in die Oſtſee ſenden †), und Rußland zur See angreifen möchte. Der König hatte desfalls ſchon lange mit dem Hofe zu London negociiret. Derſelbe hatte auch einige Hoffnung gemacht, aber er zögerte beſtändig, und brachte immer neue Schwierigkeiten darzwiſchen, wodurch die Sache noch mehr ins weite geſpielt wurde. Der König ſchmeichelte ſich noch immer, hierin ſeinen Zweck zu erreichen, und ſprach ſehr viel und ſehr lange darüber mit dem Ritter Mitchel. Derſelbe wendete ſich hin und her, ſeinen Inſtruktionen gemäß, um nichts Gewiſſes zu verſprechen. Endlich, da der König ſehr in ihn drang, konnte ſich Mitchel nicht enthalten, dem Könige aufrichtig zu geſtehen: Er glaube nicht, daß England eine Flotte in die Oſtſee ſchicken würde, weil es dem Intereſſe von England nicht gemäß ſey. Der König ſuchte ihn zu widerlegen. Mitchel aber blieb bey ſeiner Meinung und ſagte dem Könige: die Erfahrung werde lehren, daß er wahr geredet habe. Der König ward ungehalten darüber, ſchmollte mit Mitchel, und ließ ihn einige Zeit nicht zur Tafel bitten. Indeſſen nach etwa 8 Tagen kam ein Königl. Page, der ihn zur Abendtafel des Königs bat, da er eben einen Freund bey ſich hatte. Mitchel ſah den Pagen ganz ernſthaft an, und ſagte: „Er werde ſich vermuthlich irren, denn der König würde gewiß „nicht ihn, ſondern ſonſt jemand haben wollen bitten „laſſen.“ Der Page bejahte es nochmals. „Gut,“ ſagte Mitchel: „Ich werde kommen, aber fragen „Sie lieber noch einmal recht nach, damit Sie „nicht etwa Verdruß haben, denn ich glaube noch „nicht, daß der König mich zur Abendtafel hat wollen bitten laſſen.“ Als der Page weg war, ſagte **Mitchels Freund**: „Warum kommt es Ihnen denn ſogar unglaublich vor, daß der König „Sie zur Abendtafel bitten läßt?“ „Ach!“ ſagte Mitchel mit ſeiner gewöhnlichen Laune: „Point de „Flotte; point de ſoupe!“ †) — *

---

†) S. Oeuvres poſthumes de Fr. II. T. III. p. 352-361.

---

†) Kommt keine Flotte, ſo giebts auch keine Suppe!

LXVI.

Der Bau des neuen Schloſſes bey Sans-Souci hat ungemein große Summen gekoſtet, welche der König unmittelbar nach einem ſo langen verderblichen Kriege, wie der ſiebenjährige war, ausgab. Einige glaubten, der König habe dieß deswegen gethan, um zu zeigen, daß er nicht erſchöpft wäre. Es kann ſeyn. Aber Er hatte gewiß noch eine höhere Urſache. Denn es kamen dieſe Summen durch den Bau in Cirkulation, und es wurden ſehr viele Leute dadurch ernähret. Es iſt zu bemerken, daß alles, was man in dieſem Schloſſe an koſtbaren Auszierungen, Tapeten und Möbeln aller Arten findet, (bloß ausgenommen die Gemälde, und etwas ſehr weniges ſächſiſches und franzöſiſches Porzellan, welches nebſt einigen antiken Bruſtbildern und Vaſen, der König vorher beſaß), alles in Potsdam und Berlin, oder ſonſt im Lande verfertiget iſt. Auch iſt merkwürdig, daß die Anordnung und Auszierung aller Zimmer bis auf die geringſten Kleinigkeiten, von dem Könige entweder angegeben, oder doch überlegt und approbirt worden iſt. Man ſieht alſo allenthalben ſeine Ideen. Die Summe des Geldes, welche dieſes prächtige Schloß gekoſtet hat, iſt bis jetzt nicht bekannt

kannt. Man kann es auch vielleicht nicht ganz genau wiſſen, weil der König viele Rechnungen ſelbſt unmittelbar erhielt, die er vielleicht kaſſirte. So viel erzählte er einmal bey der Tafel: daß er zu den Vergoldungen in dieſem Schloſſe 70000 Rthlr. in Speciesdukaten gegeben habe. — d'Argens.

LXVII.

Der König hatte zuweilen ganz ſonderbare Ideen. Bey einer Reiſe ſprach er mit einem Regierungspräſidenten umſtändlich über die Abkürzung und Beſchleunigung der Prozeſſe; und fragte am Ende, wie viel Prozeſſe damals ſchwebten. Die Antwort war, 430. Der König fragte ihn: Wie viel Quadratmeilen und wie viel Einwohner die Provinz habe? Auf erhaltene Antwort dividirte er letztere mit 5 zu Familien, rechnete einige Minuten in Gedanken, und brachte heraus, daß 480 Prozeſſe viel zu viel, und höchſtens nur 200 Prozeſſe gut gethan werden könnten. Es müßten alſo, ſagte er, die Prozeſſe ſehr vermindert werden, worauf der Präſident ſeine Aufmerkſamkeit richten müſſe. Aber eigentlich, ſetzte er hinzu, ſollten es die Schulmeiſter thun; die ſollten die Kinder gleich in der Schule gewöhnen, nicht ſo zänkiſch zu ſeyn. — *

Zweifel und Berichtigungen über ſchon gedruckte Anekdoten von König Friedrich II.

XIX.

Ich werde täglich lebhafter überzeugt, daß man der Wahrheit von Anekdoten nie ſorgfältig genug nachforſchen kann. Sonderlich von ſolchen Anekdoten, welche einen witzigen Einfall enthalten, werden ſehr oft, je mehr ſie aus Mund in Mund gehen, die wahren Umſtände im Erzählen ſo verſtellt, daß Zeit, Ort und Perſonen allgemein verwechſelt, und ganz andere angenommen werden. Dieß hat mich ziemlich mißtrauiſch gemacht, und für mich den guten Erfolg gehabt, daß ich durch genauere Erkundigungen nicht wenig unrichtige Umſtände von Thatſachen berichtigt habe. Indeſſen finde ich freylich, daß man faſt nicht mißtraulich und behutſam genug ſeyn kann; ich erfuhr es noch kürzlich an einem neuen Beiſpiele.

Ich erzählte im IVten Heft S. 74 eine Anekdote von dem ſel. General v. Cocceji, welche in der Armee ziemlich allgemein geglaubt wird, und mir von mehrern Militarperſonen erzählt worden iſt, daher ich kein Bedenken fand, ſie nachzuerzählen. Gleichwohl iſt von der Anekdote nichts richtig, als daß ein ſolches bon-mot geſagt worden, aber nicht von dem ſel. General v. Cocceji, auch nicht im J. 1761, ſondern im Jahre 1759 und bey einer ganz andern Gelegenheit.

Ich habe dieſe Berichtigung der Gütigkeit des noch lebenden Herrn Oberſten von Cocceji zu danken, welcher nicht nur im Militarſtande als Offizier, ſondern auch im politiſchen Fache durch Geſandtſchaften dem Vaterlande rühmliche Dienſte geleiſtet hat. Dieſer edle Mann wollte auf ſeinen ſel. Hrn. Bruder den Vorwurf, daß er ein empfindliches bon-mot wider den König geſagt hätte, nicht ſitzen laſſen; und ich mache es mir um ſo vielmehr zur Pflicht meinen Irrthum zu verbeſſern, da durch die Bekanntmachung der wahren Umſtände, eine Erzählung, welche ſo allgemein für wahr iſt angenommen worden, nun auf ihren wahren Werth zurückgebracht wird; und ſelbſt aus den wahren Umſtänden erhellet, wie die falſche Erzählung entſtanden iſt.

Im März des Jahres 1759 ſendete der König aus Breßlau den Herrn Oberſten v. Cocceji (nicht den ſel. General), welcher damals Königl. Adjutant war, insgeheim nach Turin, wie er dieſes ſelbſt in der Histoire de la Guerre de ſept ans T. IV S. 68. berichtet. Er ertheilte dem Herrn von Cocceji ſehr umſtändliche Verhaltungsbefehle, empfahl ihm aber dabey die tiefſte Verſchwiegenheit, mit Bedrohung ſeiner ſchwerſten Ungnade, wenn der eigentliche Ort, wohin er geſendet ward, und etwas von den ihm anvertrauten Dingen bekannt würde. Dieſer trat alſo die Reiſe, ohne irgend mit jemand zu ſprechen, unverzüglich an. Als ihn die übrigen Adjutanten auf einmal wie verſchwunden ſahen, wurden ſie begierig, ſeinen Aufenthalt zu errathen. Jeder äußerte darüber ſeine Vermuthung, bis endlich einer von ihnen, der einen vorſchnellen Witz ohne Rückſicht öfters zu äußern pflegte, das Wort nahm, die Meinungen aller andern verwarf, und ſagte: „Er wiſſe „es beſſer, der Hr. v. Cocceji ſey nach Venedig „gegangen, um einen Teller für den König umzulegen."

Man ſieht hier alſo abermals, wie durch eine Verwechſelung der Perſonen und Umſtände, die ſo gewöhnlich iſt wenn ein bon-mot nacherzählt wird, eine ganz falſche Geſchichte entſtehen kann. Zum Beſten der hiſtoriſchen Wahrheit iſt es doch aber ſehr nöthig, daß die Umſtände nicht verwechſelt werden, weil ſonſt ſehr leicht aus einer falſchen Nachricht eine andere entſteht. Durch die eben erzählten wahren Umſtände erhellet nun auch hinlänglich, daß die obige Geſchichte nicht die Urſache ſeyn kann, warum der ſeel. Herr General von Cocceji die preuſſiſchen Dienſte verließ; welches bisher ziemlich allgemein iſt geglaubt worden.

XX.

Ich hatte mir gleich von Anfang an vorgenommen, allen Streit wegen dieſer Anekdoten möglichſt zu vermeiden. Ich bin ſtreng gegen mich ſelbſt geweſen, ich habe die gröſteſte Sorgfalt angewendet, die Wahrheit zu ſuchen, und habe ſie unpartheyiſch und nach reifer Unterſuchung mitgetheilt, ſo gut ich ſie habe finden können. Wenn ich, bey aller Sorgfalt, in einzelnen Fällen Irrthümer nicht ganz vermeiden konnte, habe ich meine Nachrichten ſelbſt berichtigt, und zu dieſem Behuf jeden auf Wahrheitsliebe gegründeten Zweifel und jede Belehrung gern angenommen, und werde es ferner thun. Wenn aber jemand, der nichts unterſucht hat, aber doch viel zu wiſſen vermeint, widerſpricht um zu widerſprechen; ſo kann man ſolche Ausfälle um deſto mehr mit Stillſchweigen übergehen, je mehr Leidenſchaft dabey verrathen wird. Aus dieſer und aus mehrern Urſachen finde ich unnöthig, mich wegen der Angriffe, **die ſich der Herr Ritter von Zimmermann in ſeinen Fragmenten über Friedrich den Großen** wider dieſe Anekdoten erlaubt hat, zu vertheidigen. Nur, da er zwey mich betreffende Briefe des Herrn Staatsminiſters Freyherrn von der Horſt einzurücken für gut gefunden hat, ſo glaube ich zur Erläuterung derſelben hier etwas ſagen zu müſſen. Wenn eine an ſich ſo reſpektable Autorität hier gegen mich gelten könnte; ſo würde ich in den Verdacht kommen, mit einer Nachläſſigkeit zu Werke gegangen zu ſeyn, deren ich mich wirklich nie ſchuldig gemacht habe. Ich würde ferner, auch in andern Fällen, auf Glaubwürdigkeit nicht Anſpruch machen können, wenn ich fähig geweſen wäre, nicht einmal Gegenſtände welche mir nahe vor Augen liegen, gehörig zu unterſuchen. Dieſes nöthigt mich, hier zu zeigen, daß ich alles geleiſtet habe, was billiger Weiſe von mir zu fordern war. Uebrigens iſt mir unbewußt, ob der Freyherr v. d. Horſt dem Hrn. v. Z. aufgetragen hat, ſeine mich betreffende Briefe öffentlich bekannt zu machen. Ich weiß ſehr wohl, daß ein gelegentliches Urtheil in einem Privatbriefe und ein öffentliches Urtheil ſehr unterſchieden ſind. Auf jeden Fall kann es dieſer Herr nur der öffentlichen Bekanntmachung, die ſich Hr. v. Z. erlaubte, zuſchreiben, daß ich genöthigt werde, hier mich öffentlich zu erklären, und mich wider unverdiente Beſchuldigungen zu vertheidigen.

Der erſte Brief des Freyherrn v. d. Horſt betrift dasjenige, was ich im dritten Hefte dieſer Anekdoten S. 325, 326 über die Sage beybringe, daß im Jahre 1730. der Kaiſerliche Hof im Tone der Autorität dem Könige Friedrich Wilhelm I. ernſthafte Vorſtellungen gemacht habe, wodurch allein, dem Kronprinzen ſey das Leben gerettet worden. Dieß iſt es was ich ſchrieb, was ich wohl überlegte ehe ich es ſchrieb; und ich kann mit Rechte verlangen, daß man mir nichts anders unterſchiebe, ſonſt wird man nicht gegen mich, ſondern mit einem Schatten ſtreiten. Hr. v. Z. verſichert nun, es habe der Freyherr v. d. Horſt folgendermaßen an ihn geſchrieben: „Spricht Herr „Nicolai als Zeitgenoſſe dieſer Begebenheiten, iſt „er jemals in der Lage geweſen, etwas Zuverläßiges von der innern Geſchichte des preußiſchen „Hofes zu erfahren: ſo will ich glauben, daß ſeinem Zeugniſſe der Vorzug vor der allgemeinen „**Sage und Meinung der damaligen Zeiten** gebühre! — Der Graf von Münchow, nachmaliger Miniſter in Schleſien, und der General von „York, waren ſpecielle Freunde meines Vaters; „und was dieſe Herren ſagten, widerlegt hier die „**Meinung des Herrn Nicolai.**“

Das Innere dieſer Geſchichte kann eigentlich bis jetzt **niemand** völlig genau wiſſen; denn die ſämtlichen Akten davon liegen im Königl. Archivkabinette verſiegelt. Ob die beiden Herren bloß nach der **allgemeinen Sage und Meinung der damaligen Zeiten** zu ſprechen geglaubt, oder ob ſie genaue **Nachrichten** vom Innern dieſer Geſchichte gehabt und **woher** ſie ſie geſchöpft haben, erhellet nicht aus dieſem Briefe. Sollte das letztere indeſſen nicht ſeyn; ſo dürfte ich, ohne die geringſte Präſumtion, faſt glauben, dasjenige was ich darüber ſage, ſey glaubwürdiger. Nicht, weil es meine Meinung iſt, denn ich werde mir nie herausnehmen, hierüber meine **Meinung** für entſcheidend auszugeben, ſondern weil es die Meinung ſolcher Perſonen iſt, die am meiſten im Stande ſind, hierüber zu urtheilen.

Ich bin ſehr weit von dem Dünkel entfernt, daß ich das Innere der Geſchichte des preußiſchen Hofes wüßte. Hingegen kann ich ohne Dünkel ſagen, daß ich dasjenige, wovon ich öffentlich ſpreche, vorher ſo genau als möglich unterſucht oder lieber unterlaſſen habe davon zu ſprechen. Ich habe mich um die beſten Nachrichten bemüht, und habe ſie immer unparteiiſch mit andern und auch mit der gleichzeitigen Geſchichte zu vergleichen geſucht; habe alle Gegenſtände unparteiiſch und nicht vereinzelt, ſondern in ihrem ganzen Umfange und in ihrer natürlichen Verbindung betrachtet, und ſonderlich wenn ich öffentlich über hiſtoriſche Gegenſtände ſchreibe, erſt deutliche und richtige Begriffe zu haben geſucht, ehe ich ſchreibe, und dabey ſo genau und ſorgfältig zu ſeyn geſucht als möglich, auch nicht etwa mich bloß auf mein Gedächtniß verlaſſen, und darinn die Gegenſtände verwirret und verwechſelt, wie es wohl manche andere thun.

Ich darf ſagen, daß ich mich überhaupt nicht ſeit geſtern mit der Geſchichte meines Vaterlandes, beſonders mit dem Studium der Geſchichte des großen Königs beſchäftige, ſondern vielmehr ſo viel Fleiß darauf gewendet habe, als vielleicht Wenige anwenden. Daher habe ich auch ſchon längſt die ſo dunkle Geſchichte der vorgehabten Entweichung des Kronprinzen und ſeines Aufenthalts in Küſtrin, durch alle Hülfsmittel, gedruckte und ungedruckte, die davon zu haben ſind, ſo zuverläſſig zu erfahren geſucht als möglich. Als ich veranlaßt war, im IIIten Hefte hierüber etwas öffentlich zu ſagen, wiederholte ich dieſe Erkundigungen an verſchiedenen Orten, und hatte Gelegenheit die Meinungen ſolcher Männer darüber zu erfahren, die in den Geſchäften grau geworden, ſogar ſolcher, welche ſchon zu den Zeiten Friedrich Wilhelms I. im Departemente der auswärtigen Geſchäfte arbeiteten. Da dieſelben ganz einſtimmig der Meinung waren, daß König Friedrich Wilhelm I. in dieſer Sache ganz ſeinen eigenen Gang gegangen und mehr auf den Rath ſeiner Generale, beſonders des Fürſten von Deſſau geachtet habe, als auf irgend einige Interceſſionen; da ſie einſtimmig die Sage, daß dem Kronprinzen bloß durch die Drohungen und durch die

Autorität des kaiſerl. Hofes das Leben gerettet worden ſey, für ein Märchen erklärten; ſo trug ich kein Bedenken es ſo zu nennen. Habe ich darin geirret, ſo irrte ich wirklich unter ſehr guter Autorität, und in ſehr guter Geſellſchaft. Hätte ich vermuthen können, daß der Freyherr von der Horſt eine von allen andern ganz unterſchiedene Nachricht hievon, vom Grafen von Münchow und vom General von York erhalten hätte; würde ich es gewagt haben an denſelben zu ſchreiben, und Ihn um Mittheilung derſelben zu erſuchen. Ich wage es zu glauben, meine Begierde, die Wahrheit von allen Seiten her zu erforſchen, würde mir bey Ihm zur Entſchuldigung meiner Freyheit gedient haben. Hätte ich dieſe Nachricht von Ihm erhalten, ſo würde ich gewiß unparteyiſch angezeigt haben, daß auch eine entgegengeſetzte Meinung exiſtire, die ſich auf die Ausſage zweyer Männer von Anſehen gründe. Ich könnte freylich alsdenn auch vielleicht die Zweifel aus der gleichzeitigen Geſchichte, die dieſe Meinung ſehr unwahrſcheinlich machen, auseinandergeſetzt haben. Verſchiedenheit der Meinungen in einer noch ſo wenig aus den Quellen unterſuchten Geſchichte, kann bey unparteyiſcher Wahrheitsliebe wohl Statt haben, und gewöhnlich pflegt man ſich durch die Entwickelung verſchiedener Meinungen der Wahrheit immer mehr zu nähern.

Die bloße allgemeine Sage würde in einer Sache dieſer Art eigentlich noch wenig beweiſen. Indeſſen ſelbſt, daß die Sage, der kaiſerl. Hof habe ſich durch Autorität in dieſe Sache gemiſcht, beſonders mit Autorität den Grund angeführt: „Der Kronprinz könne, als ein Reichsfürſt nur „auf dem Reichstage zu Regenſpurg gerichtet „werden," und dadurch ſey allein dem Kronprinzen das Leben gerettet worden, — wirklich jemals und am wenigſten zu der Zeit, da die Sache vorging, allgemein geweſen ſey, ſcheint mir, ich geſtehe es, noch bis jetzt zweifelhaft; und zwar aus folgenden Gründen:

1) Die älteſten und reſpektabelſten Geſchäftsleute, deren Meinung ich darüber theils ſelbſt unmittelbar, theils durch die dritte Hand zu erfahren Gelegenheit gehabt habe, verſichern, daß ſie nie von einer ſolchen Sage gehört haben, bis ſie durch Voltairen zuerſt ausgebreitet worden.

2) In den franzöſiſchen und engländiſchen politiſchen Journalen vom J. 1730 (denn in den deutſchen herrſcht ein tiefes Stillſchweigen über

dieſe Sache) wird nicht ein Wort von einer ſolchen interponirten Autorität gedacht, welches doch gewiß geſchehen ſeyn würde, wenn damals eine ſolche allgemeine Sage wirklich verhanden geweſen wäre. Eine Sage pflegen ſich die Verfaſſer politiſcher Journale nicht leicht entgehen zu laſſen, am allerwenigſten eine allgemeine Sage von einer Sache die ſo viel Aufſehen machte. Aber nicht einmal ein *on dit* wird man hierüber in den damaligen politiſchen Journalen finden. Im Mercure hiſtorique (Dec. 1730) S. 782. wird das Geſchäft der Kommiſſion erwähnt, welche der König im Nov. 1730 nach Küſtrin ſchickte †), um dem Kronprinzen einen Eid abzunehmen, und ihm Vergebung anzukündigen. Da heißt es: „Ils notifierent au Prince Royal, que le Roi par un „motif paternel, et ayant égard à la *Lettre* d'inter„cession *très touchante* que Sa Maj. Imp. lui „*avoit écrite de ſa propre main*, vouloit bien lui „pardonnner.“ Dieß wird in dem Clef du Cabinet

---

†) Der König hatte dieſe Kommiſſion dem Kronprinzen angekündigt, auch die Perſonen benennet in dem Briefe an den Feldprediger Müller vom 8 Nov. 1730. S. Beytrag zur Lebensgeſchichte Friedrichs des Groſſen. Berlin 1788. 8.

net des Princes (Janv. 1731, S. 57.), einem zu Brüſſel herauskommenden und damals ſehr geleſenem politiſchen Journale, worin ſonſt die kaiſerl. Prätenſionen gar ſehr begünſtigt werden, bloß wörtlich wiederholt; aber von der Autorität des Kaiſers, oder von der Prätenſion, die Sache an den Reichstag zu Regensburg zu verweiſen, wird nicht ein Wort gedacht, welches ſonſt dort, wenn es auch nur eine etwas verbreitete Sage geweſen wäre, gewiß würde ſeyn aufgegriffen worden. Alſo, eine allgemeine Sage iſt es gewiß nicht geweſen.

Daß der Kaiſer ein Interceſſionsſchreiben, ſo wie faſt alle Potentaten in Europa habe ergehen laſſen, habe ich nie zu bezweifeln begehrt; nur daß es im Tone der Autorität geweſen, und beſonders, daß dadurch, es ſey nun geweſen wie es wolle, allein dem Kronprinzen das Leben gerettet worden ſey, habe ich bezweifelt, und bezweifele es noch. Schon der Umſtand, wofern er richtig iſt, daß der Kaiſer mit eigener Hand an den König geſchrieben habe, giebt mit größter Wahrſcheinlichkeit zu erkennen, daß der Brief rührend, nicht im Tone der Autorität geweſen ſey, als in welchem Monarchen ſich einander nicht eigenhändig ſchreiben, wenn ſie nicht etwa gänzlich miteinander brechen wollen. Daß aber dieſes der kaiſerl. Hof habe thun wollen, läßt ſich gar nicht denken, da er damals gerade einen Krieg in Italien befürchtete, mit England in einer ſehr kritiſchen Lage war, und ſehr nöthig hatte, den König von Preußen auf ſeiner Seite zu behalten. Uebrigens beſtätigt es ein Umſtand, auf welchem ich bey meiner weitern Nachfrage geſtoſſen bin, daß damals ein eigenhändiger Briefwechſel zwiſchen dem Kaiſer und dem Könige Statt gefunden habe. Im Königlichen geheimen Archive, worinn ſonſt von dieſer Sache nicht die geringſte Nachricht anzutreffen iſt, (indem, wie ſchon oben erwähnt, alles dahin Gehörige im Archivkabinette verſiegelt liegt) findet ſich, daß unterm 4 Nov. 1730. aus dem Königl. Kabinette beym Departemente der auswärtigen Geſchäfte angefragt worden iſt, wie der Titel an den Kaiſer eigentlich zu machen ſey, weil ein Königl. Handſchreiben an den Kaiſer abgehen ſollte. Dieß war gerade der kritiſche Zeitpunkt; denn d. 5 Nov. ward der unglückliche Herr von Katte nach Küſtrin abgeführt. Es iſt alſo höchſtwahrſcheinlich, daß dieß des Königs eigenhändiges Antwortſchreiben auf des Kaiſers eigenhändiges Interceſſionsſchreiben geweſen iſt. Zugleich erhellet aber auch, daß dieß das erſte eigenhändige Schreiben des Königs an den Kaiſer war; woraus wieder folgt, daß ſeit dem Auguſt, da der Kronprinz war arretirt worden, wenigſtens keine unmittelbare Korreſpondenz zwiſchen beiden Monarchen geweſen iſt. Daß dieſe Korreſpondenz ſo ſpät, erſt im Oktober erfolgt iſt, muß die Muthmaßung, daß der Kaiſer hiebey unmittelbar und allein geſchäftig geweſen wäre, noch viel zweifelhafter machen.

Wie aber nach und nach die Sage, daß der Kaiſer ſeine Autorität interponirt, und dadurch dem Kronprinzen das Leben gerettet habe, von einigen Leuten hat geglaubt werden können, iſt leicht zu erklären. Iſt wirklich von der Königl. Kommiſſion des kaiſerl. Interceſſionsſchreibens namentlich erwähnt worden, welches bey dem damaligen guten Vernehmen mit dem kaiſerl. Hofe gar nicht unglaublich iſt; ſo hat man, bey der damaligen weitverbreiteten übertriebenen Meinung von der oberſtrichterlichen Gewalt des Kaiſers im Reiche, ſehr leicht aus einer freundſchaftlichen Interceſſion einen Befehl und Drohung machen können; und es iſt den Begriffen, die der kaiſerl. Hof in Deutſchland allenthalben geltend zu machen ſuchte, ſehr wohl angemeſſen, daß aus Politik und um die Begriffe von der hohen Gewalt des Kaiſers immer mehr zu verbreiten, die kaiſerl. Geſandten die Sprache geführt haben, als ob die Autorität des Kaiſers, ohne den im deutſchen Reiche nichts geſchehen könne, dem Kronprinzen das Leben gerettet hätte; wie denn Voltaire ſo etwas vom Grafen Seckendorf will gehört haben. Aber auf Voltairens Zeugniß iſt überhaupt nichts zu rechnen, da in deſſen Vie privée du Roi de Pruſſe vor und nach dieſer Nachricht die gröbſten Unwahrheiten vom Könige ſtehen. Und überhaupt deswegen, weil dieſes geſagt worden, iſt es noch nicht wahr. Man muß doch den Charakter des Königs Friedrich Wilhelm I. und die ganze Lage der Sachen, und das was diejenigen Generale thaten die im Kriegsgerichte über den Kronprinzen ſaßen, auch in Erwägung ziehen.

Daß der Kaiſer im Ernſte die Sache an den Reichstag zu Regensburg habe verweiſen wollen, läßt ſich faſt gar nicht denken; indem dieſe Forderung in den Reichsgeſetzen gar nicht gegründet iſt. Hätte dieſe Sache durch ein Kommiſſionsdekret ans Reich gebracht und ein Reichs-

ſchluß

ſchluß darüber gemacht werden ſollen? Man kann ja in Kriminalſachen nicht einmal an die Reichsgericht appelliren, geſchweige an den Reichstag. Es könnte freylich möglich ſeyn, daß entweder vom Grafen Seckendorf mündlich, oder auch ſogar im kaiſerl. Intereceſſionsſchreiben ſchriftlich, ein ſolcher Grund als eine Bedenklichkeit, als ein Zweifel oder dergleichen mochte ſeyn mit angeführt worden, um der Aufmerkſamkeit des erzürnten Königs eine andere Richtung zu geben und andern Gründen den Platz zu öfnen. Aber daß ein ſolcher Grund auf den König einen ſonderlichen Eindruck hätte machen, ja daß er allein ihn zu gelindern Geſinnungen hätte bewegen können, läßt ſich von ſeinem bekannten Charakter nicht vermuthen, am wenigſten, wenn der kaiſerl. Hof einen ſolchen Grund, wider alle Politik im drohenden Tone der Autorität dem erzürnten Könige hätte vorlegen wollen.

"Aber die nachherige Sage mag wohl, wie es mir ſcheint, aus folgendem Umſtande entſtanden ſeyn, auf welchen mich auch meine fortgeſetzte unermüdete Nachforſchungen geführt haben. Dieſer Umſtand erklärt zugleich auch, wie der Verfaſſer der Vie de Frédéric II. auf den Gedanken habe kommen können, Friedrich Wilhelm habe das Urtheil über ſeinen Sohn von Univerſitäten eingeholt.

In dem Archive der Juriſtenfakultät zu Leipzig, iſt auf dem Umſchlage der von dem damaligen Profeſſor der Rechte Hofrathe Rechenberg koncipirten rechtlichen Gutachten, vom Monate März 1731., von einer ſpätern Hand geſchrieben:

„Deſcale Nro. 43 Friedrich Wilhelms Fragen.“

Die Fragen ſelbſt aber, nebſt dem Reſponſum haben ſich bey wiederholter genauer Nachſuchung nirgends, weder im Originalkoncepte, noch in einer Abſchrift finden wollen. In dem Fakultätsprotokolle vom Jahre 1731 findet ſich im Monate März ebenfalls dieſes von Rechenbergen verfaßte Reſponſum unter eben der Rubrik, Friedrich Wilhelms Fragen, eingetragen, jedoch ohne nähere Anzeige des Inhalts. Hingegen im Protokolle vom Jahre 1730 kommt nicht ein einziges Reſponſum oder Urtheil vor, welches der Rubrik nach nur einige Beziehung auf dieſe Angelegenheit haben könnte. Die auf meine Bitte geſchehene genaue Nachforſchung hiernach, und die beglaubte Nachricht hiervon, habe ich der Güte des berühmten Hrn. Aſſeſſor Dr. Schott in Leipzig zu danken.

Den

Den Inhalt des gedachten Reſponſum weiß man alſo eben ſo wenig, als man völlig gewiß weiß, wer der fragende Friedrich Wilhelm geweſen und was er gefragt habe. Es lebt aber noch jemand, welcher ſich erinnert, vor langen Jahren eine Abſchrift dieſes *Reſponſum* geleſen zu haben, und glaubt, es ſey in der Hauptſache dahin gerichtet geweſen:

> „Der König könne dem Kronprinzen aus eigner Macht um deswillen nicht das Leben abſprechen, weil der letztere zugleich ein deutſcher Kurprinz ſey, über welchen ohne Einſtimmung des Kaiſers und der Reichsſtände dergleichen Straſe nicht verhängt werden dürfe.“

Ob die Abſchrift authentiſch geweſen, ob die Erinnerung des Inhalts richtig ſey, wie K. Friedrich Wilhelm I. darauf habe kommen können, erſt im März 1731 ſo ſonderbar zu fragen, und mit welchen Gründen aus dem Staatsrechte ein berühmter Rechtslehrer eine ſo ſonderbare Antwort habe unterſtützen wollen: muß man dahin geſtellt ſeyn laſſen, bis etwa noch einmal das Reſponſum aufgefunden wird. Aber es mag damit ſeyn wie es will, ſo iſt dies immer der deutlichſte Beweis, daß die

Bejahung dieſer ſtaatsrechtlichen Frage auf die Begnadigung des Kronprinzen nicht den geringſten Einfluß kann gehabt haben. Denn da der König dem Kronprinzen ſchon d. 25 November 1730 einen beſondern Eid abgenommen, ihm völlig vergeben †) und ihn des Arreſts entlaſſen, ihm den Degen und den Orden wiedergegeben hatte, ſo muß er wohl damals ihm nicht deswegen vergeben haben, weil ſonſt der Kaiſer und das Reich über ſeinen Sohn würde urtheilen müſſen; denn wäre er davon ſchon im November 1730 überzeugt geweſen, ſo würde er nicht erſt im März 1731 eine auswärtige Juriſtenfakultät darüber befragt haben. Dieß iſt ſehr klar.

Daß ich aber die wahre Urſache der Begnadigung des Kronprinzen richtig erzählt habe, wird,

---

†) Der König kündigte dieſe Vergebung ſelbſt allen ſeinen Geſandſchaften an auswärtigen Höfen in einem Cirkulare v. 25 Nov. 1730 an. Dasjenige was an den damaligen Reſidenten in Danzig Hrn. Oberſten von Zittwitz ergieng, iſt im neuen deutſchen Zuſchauer IV Heft S. 108 abgedruckt. Es heißt darinn: „Es bleibet euch hiemit gnädigſt „ohnverhalten, was maßen wir unſers Sohnes „des Kronprinzen Liebden — aus königl. Cle„mence und väterlicher Mildigkeit gnädigſt par„donniret. ꝛc.“

wie ich hoffe, nicht allein durch die im dritten Hefte S. 328 aus dem Munde des ſel. Generals von Buddenbrock beigebrachte Erzählung ſehr wahrſcheinlich gemacht, ſondern auch noch weit mehr durch das öffentliche Zeugniß des Hrn Staatsminiſters Grafen v. Herzberg. Derſelbe ſagt ausdrücklich in ſeinem Memoire hiſtorique ſur la dernière année de la vie de Frédéric II. pag. 11.

„Il *ne dut* la conſervation de ſa vie, *qu'à la* „*Juſtice & à la fermeté des Généraux, ſes juges.*"

Wenn der Kronprinz alſo allein der Gerechtigkeit und Standhaftigkeit der Generale die ſeine Richter waren, ſein Leben zu danken hatte, ſo konnte weder die Intercesſion noch die Autorität des kaiſerl. Hofes dieß allein bewirkt haben. Es ſcheint mir, daß ich durch die Uebereinſtimmung meiner Meinung mit der Meinung eines ſolchen Mannes ſchon allein hierin völlig gerechtfertigt bin; ob ich gleich jedermann ſeine Meinung über dieſe Sache gern gönne.

XXI.

Der zweite Brief des Freyherrn von der Horſt an Herrn von Zimmermann, betrift eine Sache, die in ſofern wichtig iſt, weil ſie auf den Charakter Friedrichs des Großen leicht ein nachtheiliges Licht werfen könnte. Voltaire erzählt in ſeiner Vie privée du Roi de Pr. welche von den ſchändlichſten und gröbſten Unwahrheiten voll iſt, S. 42.: „Der „Saal worinn der König geſpeiſet habe, ſey mit „einem äußerſt unzüchtigen Bilde ausgezieret geweſen, wozu der König ſelbſt den Gegenſtand dem „Pesne angegeben habe.“ Ich läugnete, nach ſehr ſorgfältiger Erkundigung, daß jemals ein ſo unzüchtiges Gemälde von Pesne in den Schlöſſern des Königs exiſtirt habe. Ich erzählte dabey S. 317.: „Als dem Könige einſt ein ſonſt ſchöngemaltes aber etwas unanſtändiges Gemälde eines Satyrs und einer Nymphe, von Cignani, „zum Verkauf angeboten ward, ſo ſagte Er, ſobald Er es anſichtig ward: Pfui! Pfui! fort „damit!“ Hierüber ſchrieb der Freyherr von der Horſt folgenden Brief an den Hrn. v. Zimmermann, welchen derſelbe in ſeinen Fragmenten I. Band S. 84 drucken ließ: „Ich erinnere mich ſehr wohl, „daß ich im Jahre 1747. in Potsdam ein Gemälde ſah, wie dasjenige von Pesne, das Voltaire beſchreibt. Es hing im zweyten Zimmer „von dem großen Eßſaale, worinn die Tafel der Officiere von der Garde iſt. Aber dieſes

„Ge

„Gemälde war bey weitem nicht das unzüchtigſte, denn noch weit mehr unzüchtig waren andere Gemälde in den Zimmern der königlichen Schlöſſer. In dieſem zweyten Zimmer von dem großen Eßſaale der Officiere von der Garde in Potsdam, ſah ich im Jahre 1747 ein kleines Gemälde von Watteau, das ſtärkſte in der Art das ich jemals geſehen habe. Es war eine ausgeſtreckt liegende völlig nackte Weibsperſon, der ſich ein nackter Jüngling näherte; das Bild war vorzüglich ſchön. Viele andere Gemälde dieſer Art ſah ich in den Schlöſſern des Königs. Nach dem ſiebenjährigen Kriege wurden viele von dieſen Gemälden weggenommen, aber nicht alle; denn ſelbſt in Berlin hing in dem gewöhnlichen Speiſezimmer des Königs, noch in ſeinen letzten Lebensjahren, das Gemälde einer völlig ausgeſtreckt liegenden nackten Weibsperſon in Lebensgröße. — Das von Herrn Nicolai erwähnte Gemälde eines Satyrs und einer Nymphe, muß der König doch wohl gekauft haben, weil ich daſſelbe auf dem Schloſſe zu Potsdam in dem Zimmer hängen ſah, das der alte Herzog von Hollſtein Beck bewohnte. Dieſes Gemälde hatte zum Gegenbilde einen alten Panta-

„lon, dem ein Mädchen das Geld aus der Taſche „hervorſuchet, indeß ſich daſſelbe von ihm auf eine „andere Art durchſuchen läßt.“

Ich muß bekennen, daß ich erſtaunte, da ich dieſen Brief zuerſt las. Von der einen Seite war mir bey meinen mühſamen Unterſuchungen über die Beſchreibung von Berlin und Potsdam das Innere der königl. Schlöſſer, und beſonders auch die hauptſächlichſten Gemälde und deren Geſchichte ſo genau bekannt, daß es mir gleich unmöglich ſchien, es könnte ſo geweſen ſeyn, wie es der Freyherr von der Horſt angiebt. Von der andern Seite konnte ich mir doch auch faſt nicht vorſtellen, daß ein ſolcher Mann (da es doch bekannt iſt, welche Mühe ich mir gegeben habe, um eine Beſchreibung zu liefern, von der ich ohne Ruhm ſagen kann, daß ſie an Genauigkeit und Ordnung keiner nachſteht) in einer ſolchen Sache, die Ihm fremd, mir aber ſo ſehr geläufig ſeyn mußte, mir geradezu widerſprechen würde, ohne ſeiner Sache recht gewiß zu ſeyn, und bloß nach einer unſicheren durch die Länge der Zeit noch unſicherer gemachten Erinnerung.

Ich pflege nie eine Thatſache leichtſinnig und ohne Erkundigung als gewiß zu behaupten. Ohnerachtet ich ſchon vorher wußte, daß ein ſolches unzüchtiges Gemälde von Pesne, wie Voltaire beſchreibt, niemals, weder in den königlichen Zimmern, noch überhaupt ſonſt jemals exiſtirt hat; ſo ſchrieb ich doch, ehe ich bey Gelegenheit der Straßburgiſchen Vie de Fr. II öffentlich davon redete, deshalb an den ſel. Herrn Oberbaurath Manger. Derſelbe war ſelbſt ſeit 1753 in königlichen Dienſten und beſtändig in Potsdam geweſen. Wegen ſeiner Geſchäfte als Baukondukteur und Bauinſpektor, hatte er unzähligemal in den Zimmern aller königl. Schlöſſer in Potsdam aus und eingehen müſſen, und konnte alſo ſehr wohl wiſſen, ob ein ſo auffallendes Gemälde jemals irgendwo in den königl. Zimmern geweſen ſey, oder nicht. Er wußte, daß nie ein ſolches Gemälde vorhanden geweſen war; aber er erkundigte ſich noch beſonders bey Perſonen, die ſeit langen Jahren um des Königs Perſon, und täglich in den königl. Zimmern geweſen waren: und alle waren einſtimmig, daß niemals ein ſolches, oder andere unzüchtige Gemälde jemals vorhanden geweſen wären. Ich hatte ihn auch erſucht, mir Nachricht zu verſchaffen, ob ſich etwa in dem Kabinette neben dem Schlafzimmer des hochſel. Königs in Sansſouci ein ſolches Gemälde könnte gefunden haben, indem unter der jetzigen Regierung alles ganz ausgeräumt und verändert worden iſt; wobey es ſich doch müßte gefunden haben, wäre es auch im innerſten Winkel verborgen geweſen. Ganz konnte doch ein Gemälde von Pesne nicht verſchwunden ſeyn, wenn es irgend einmal und noch dazu ſo öffentlich exiſtirt hätte. Hr. Manger erkundigte ſich aufs genauſte, und meldete mir, es habe ſich auch beym Ausräumen nichts dergleichen gefunden. Ich ſprach mit dem Hrn. **Baron v. Erdmannsdorf** darüber, welcher die neue Einrichtung der Zimmer beſorgte, und dieſer würdige Mann beſtätigte mir eben das. Jeder vernünftige Mann wird einſehen, daß ich nach einer ſolchen Erkundigung und auf dieſe Zeugniſſe, wohl poſitiv ſagen durfte, es ſey niemals ein ſolches unzüchtiges Gemälde von Pesne in den Schlöſſern des Königs geweſen. Es treffen mich alſo warlich die höhniſchen Sticheleyen nicht, die ſich Hr. v. Z. bey dieſer Gelegenheit gegen mich erlaubt. Ich wünſchte, daß er ſelbſt nie als nach ähnlicher ſorgfältiger Erkundigung hiſtoriſche Nachrichten öffentlich bekannt gemacht hätte.

Nachdem ich den vom Hrn. v. Z. bekannt gemachten Brief des Freyherrn von der Horſt geleſen hatte, ſo blieb mir nichts übrig, als meine

Erkundigungen wegen der unzüchtigen Gemälde, von welchen dieſer Herr ſo gar mehrere geſehen haben will, nochmals zu wiederholen. Ich befragte mich deshalb bey Männern von allen Ständen, welche ſehr lange in Potsdam gegenwärtig geweſen waren, und ſehr wohl davon unterrichtet ſeyn konnten. Alle verneinten einſtimmig die Exiſtenz unzüchtiger Gemälde in den Zimmern des Königs. Ich will hier nur zwey der erſten Männer im Staate als Zeugen anführen, deren Zeugniß allein ſtatt aller dienen kann. Der königl Generallieutenant von der Infanterie und wirkliche Staats und Kriegsminiſter Herr von Rohdich, und der königliche Generallieutenant Freyherr von Schlieſſen erlauben mir, daß ich ihre verehrungswürdige Namen hier öffentlich nennen darf, um bekannt zu machen, daß ſie bezeugen:

„Daß ſie niemals in irgend einem Zimmer der „königlichen Schlöſſer unzüchtige Gemälde ge„ſehen haben, am wenigſten ein ſo ſcheußliches „Gemälde wie es Voltaire beſchreibt.“

Ich zweifle nicht, daß ſchon allein das ſo glaubwürdige Zeugniß dieſer beiden Herren jeden unbefangenen Leſer überzeugen wird, daß Friedrich der Große ſich nie hat zu Schulden kommen laſſen, unzüchtige Gemälde in ſeinen Zimmern aufzuſtellen. Der Herr General von Rohdich iſt von ſeiner erſten Jugend an in Potsdam unter dem Regimente Leibgarde geweſen, und der Herr General von Schlieffen machte den erſten Anfang ſeiner Kriegsdienſte in dieſem Regimente. Beide kamen unzähligemal in die Zimmer des Königs, beſonders ſo viele Jahre lang aber der Herr General von Rohdich. Es wäre unmöglich, daß dieſe beide Herren bey dem oftmaligen Durchgehen durch die Zimmer des Schloſſes dergleichen ſo ſehr in die Augen fallende Gemälde nicht geſehen hätten, wenn ſie wirklich vorhanden geweſen wären. Man hat mich verſichert, der Freyherr von der Horſt ſey im Jahre 1730 gebohren. Iſt dies richtig, ſo würde er im Jahre 1747 erſt ſiebenzehn Jahre alt geweſen ſeyn; auch kann damals ſein Aufenthalt in Potsdam nicht lange gedauert haben. Ich kann es freylich nicht begreifen, und niemand kann es begreifen, wie es zugehe, daß ſich dieſer Herr ſo umſtändlich ſolcher Dinge von ſeiner erſten Jugend an zu erinnern glaubt, welche wirklich niemals exiſtirt haben. Er denkt gewiß zu edel, um mir nicht zu verzeihen, daß ich genöthigt bin, ihm öffentlich hierin zu widerſprechen; denn ich bin dabey in der gerechteſten Vertheidigung begriffen, und habe theils die Wahrheit ſelbſt, theils mein unermüdetes Beſtreben, ſie zu ſagen, zu vertheidigen. Ich müßte mich ſchämen, Anekdoten von dem großen Könige haben herausgeben zu wollen; denn was hätten ſie für Werth, wenn ich nicht alle mögliche Sorge getragen hätte, die Wahrheit deſſen was ich erzähle, vorher zu unterſuchen; zumal in einer Sache, wo die genaue Erkundigung ſo leicht iſt. Der Freyherr von der Horſt ſchien (ſ. oben S. 6[illegible]) zu zweifeln, ob ich von dem Innern der Geſchichte des preußiſchen Hofes unterrichtet ſey. Ein ſolcher Zweifel iſt ſehr verzeihlich. Aber faſt ſollte ich glauben, ich hätte das Vorurtheil vor mir, daß ich das Innere der Königl. Schlöſſer ſehr genau und zuverläßig kenne, da ich mir ſeit einigen zwanzig Jahren ſo viel undankbare Mühe gegeben habe, mich von allem, was zur Beſchreibung von Berlin und Potsdam gehört, ſo genau zu unterrichten, daß es wohl nicht möglich ſeyn möchte, daß ich von vielen Gemälden dieſer Art nichts hätte wiſſen ſollen, wenn ſie vorhanden geweſen wären. Und doch, als ich öffentlich Voltairens Unwahrheiten widerm[illegible]gen wollte, verließ ich mich, wie geſagt, nicht auf meine allgemeine Kenntniß, ſondern zog vorher die ſorgfältigſten Erkundigungen ein. Ich ſagte es ausdrücklich im 3ten Hefte S. 316. Ich hätte alſo wohl ſo viel Vertrauen verdient, daß mir geglaubt würde, ich hätte mich wirklich beſonders darnach erkundigt. Ganz kürzlich geſchehene Erkundigungen ſollten aber, wie es mir ſcheint, wohl billig ungewiſſen Erinnerungen ſeit vielen Jahren vorzuziehen ſeyn.

Ich kann mir wirklich beynahe gar nicht vorſtellen, daß dieſer Brief in der Abſichte geſchrieben worden iſt, daß er öffentlich bekannt werden, und im Ernſte meine Nachricht widerlegen ſollte, denn es ſind faſt zu viel Mißverſtändniſſe darin. Ich werde genöthigt, dies hier genauer auseinander zu ſetzen, ſo unangenehm es mir iſt.

Da von Gemälden in den Zimmern des Königs die Rede iſt, und wenn nach dem Briefe, „im zweyten Zimmer von dem großen Eßſaale „der Officiere von der Garde“ im J. 1747 die unzüchtigen Gemälde gehangen haben ſollen; ſo ſollte man wohl natürlich den Eßſaal verſtehen, wo die Officiere der Garde im J. 1747 ſpeiſten. Dies iſt derjenige Saal, wo jetzt die Adjutantur ſpeiſet. Er iſt in meiner Beſchreibung von Potsdam (3ter

Band S. 1140) mit Nro. 2. bezeichnet. Das zweyte Zimmer davon trift das Konzertzimmer des Königs, deſſen Gemälde daſelbſt S. 1141 angezeigt ſind. In dieſem Konzertzimmer iſt niemals, ſeitdem es im Jahre 1746 auf die jetzige Art möblirt worden, eine Veränderung mit den Gemälden vorgenommen werden, und alle diejenigen Perſonen von der Kammermuſik des Königs, welche von der damaligen Zeit noch am Leben ſind, können auch bezeugen, daß nimmermehr in dieſem Zimmer ein unzüchtiges Gemälde geweſen iſt.

Ich bekenne, es iſt mir ferner unbegreiflich, wie es in dieſem Briefe heißen kann, dieſes vermeinte Gemälde von Pesne ſey bey weitem nicht das unzüchtigſte geweſen. Es iſt faſt nicht möglich, daß der Freyherr v. d. Horſt die Beſchreibung deſſelben beym Voltaire nachgeleſen und deutlich im Sinne gehabt hat; denn ſonſt wäre es unmöglich, dieß zu ſagen. Ich mag hier das Papier nicht mit der ſchändlichen Beſchreibung, die Voltaire macht, beſchmutzen; ſonſt würde man gleich ſehen, daß der Gegenſtand desjenigen kleinen Gemäldes, das Hr. v. d. H. anführt, und es dem berühmten Watteau zuſchreibt,

des

der ſchändlichen Abſcheulichkeit des Voltairiſchen gar nicht gleich kommt. Auch iſt es wenigſtens ein Beweis, daß Hr. v. d. Horſt bey ſeinen andern unſtreitigen Verdienſten und Kenntniſſen, geringe Kenntniß von den Werken berühmter Maler haben muß, wenn er glauben kann, Watteau habe ein ſo unzüchtiges Gemälde gemalt. Dieſer Künſtler hat viel galante und verliebte Sujets behandelt, hat aber weder ſeinen Pinſel noch ſeine Reißfeder mit ſchändlichen Gegenſtänden beſudelt. Er ſtarb im 37ſten Jahre ſeines arbeitſamen Lebens. Von Klingſtede oder einem andern dergleichen Maler kann Hr. v. d. Horſt ein ſolches Gemälde geſehen haben, nicht aber von Watteau.

Und hier muß ich auch die Ehre des ſel. Peſne retten, welche durch die Lüge Voltairens, daß er ein ſo ſchändliches Gemälde gemalt habe, angegriffen iſt. Sans-ſouci war niemals ein Kapreä; und Peſne malte kein Gemälde, welches wie das Gemälde des Meleager und der Atalanta von Parrhaſius beſchaffen war. Es leben noch mehrere Perſonen, welche dieſen berühmten Maler gekannt haben, es lebt noch ſeine Tochter, es leben noch Schüler von ihm, und alle werden bezeugen, daß er durch nichts ſich würde haben bewegen laſſen, ein ſo unzüchtiges Gemälde zu malen, und wenn ihm auch der König oder ſonſt jemand wer weiß wie große Summen geboten hätte. Auch iſt es bekannt, daß Pesne eben nicht geſchwinde arbeitete, und in ſeinen hiſtoriſchen Gemälden alles nach der Natur malte. Er würde alſo lange daran gemalt haben, und würde zu einem Gemälde von ſo vielen Figuren mehrmals haben Modelle ſtehen laſſen. Es müßten alſo nothwendig mehrere Perſonen von dieſem Gemälde wiſſen; aber niemand wird jemals etwas davon gehört haben. Voltaire hat in ſeiner Vie privée eine Menge der muthwilligſten Unwahrheiten eingerückt, um den König von einer lächerlichen und von einer widrigen Seite zu zeigen; davon iſt dies eine. Voltaire ergötzte ſich ſelbſt noch in ſeinem Alter am Anſchauen von unzüchtigen Gemälden, er wollte ſeinen Aufenthalt damit auszieren; und was das ſonderbarſte iſt, ein Frauenzimmer, ſeine Nichte, die Madame la Fontaine, gab den Anſchlag dazu, weil ſie vermuthlich ihren Oheim ſehr wohl kannte, deſſen völligen Beyfall auch dieſe Idee fand †). Er hat alſo vermuthlich geglaubt, es habe nicht viel zu bedeuten, wenn er dem Könige zuſchriebe, was er ſelbſt gern würde gehabt haben. Uebrigens vermuthe ich, daß Voltaire Anlaß genommen habe, dieſe Legende zu machen, von einem ſchönen Bilde von Pesne, das Feſt der Venus genannt, welches zu ſeiner Zeit gemalt ward. Es ſind darauf nackende Perſonen beiderley Geſchlechts vorgeſtellt, aber nicht unzüchtige Dinge; dieſe hat Voltairens Muthwillen hinzugeſetzt. Es hat auch dieſes Gemälde niemals in Potsdam, weder im Schloſſe in der Stadt, noch in Sans-ſouci, gehangen. Es hängt in Charlottenburg in einem Seitenzimmer No. 7. ††) unter vielen andern Gemälden.

---

†) Man ſehe in der Correſpondance générale de Voltaire, im T. LX ſeiner Oeuvres, Ed. de Gotha S. [illegible]. den 130ten Brief an Madame de Fontaine: *Votre Idée*, ma chere niece, de faire peindre de *belles nudités* d'après Natoire et Boucher *pour ragaillardir ma vieilleſſe* eſt d'une ame compatiſſante, et je ſuis reconnoiſſant de cette *belle invention*. On peut aiſément en effet faire copier à peu de frais; on peut auſſi faire copier au palais royal ce qu'on trouvera de plus beau et *de plus immodeſte*. Mr. le Duc d'Orléans accorde cette liberté. On peut prendre deux copiſtes au lieu d'un. Ich dächte, immodeſte könne hier nicht anders als unzüchtig überſetzt werden.

††) S. Beſchr. v. Berlin IIIter Bd. S. [illegible].

Es iſt wohl ein ziemliches Mißverſtändniß, daß die Vorſtellungen nackender Figuren von dem Freyherrn v. d. Horſt mit unzüchtigen Gemälden, und zumal mit einem ſo arg unzüchtigen Gemälde, wie es Voltaire beſchreibt, in eine Klaſſe geſetzt werden. Man muß ſich nur recht verſtehen, wovon man ſpricht. Die Vorſtellung des Nakkenden haben ſich alle Künſtler erlaubt, und bekanntlich iſt ſie ein weſentlicher Theil der Kunſt. Wer eine ſtarke Sammlung von Kunſtwerken macht, wie der König, wird auch Vorſtellungen von nackenden Figuren haben, und muß ſie haben; liegend oder ſtehend, das thut nichts zur Sache. Wer wird wohl z. B. die Stücke in der Gallerie bey Sans-ſouci: Jupiter amoureux de Danaé ſe transforme en pluie d'or nach Titian von J. Punt zu Amſterdam geſtochen, oder la Chaſte Suſanne, nach Corregio von A. L. Krüger 1778 geſtochen, unzüchtige Gemälde nennen? Dies iſt nicht dem Sprachgebrauch gemäß. Ganz anders iſt es, wenn jemand in ſein Wohn- Schlaf- oder Speiſezimmer unzüchtige Gemälde, welche unzüchtige Handlungen vorſtellen, ausdrücklich zur Schau ſtellt. Davon war ganz allein die Rede, denn dieß hatte Voltaire vom Könige erzählt; aber es iſt eine von den unverſchämten Erdichtungen, wovon ſeine elende Vie privée du Roi voll iſt. Davon ſprach ich auch allein, nicht aber von nackenden Figuren. Daß derſelben viele in den Königl. Schlöſſern ſind, weiß ich ſehr wohl, und habe ſie auch in der Beſchreibung von Potsdam unter den übrigen vorhandenen Gemählden ſämtlich angeführt. Ich ſagte ja ſelbſt oben im IIIten Hefte S. 317: „der König liebte in „den Gemälden ſchöne und angenehme männliche „und weibliche Figuren;“ und ferner: „Auf den „fünf Gemälden im Konzertzimmer ſind ſchöne „nackende Figuren.“

Ich bekenne auch, daß ich gar nicht begreifen kann, wie der Freyherr v. d. Horſt darauf kommt, zu ſagen, es wären viele von dieſen Gemälden nach dem ſiebenjährigen Kriege weggenommen worden. Wann? und bey welcher Gelegenheit wäre denn dieß geſchehen? Wohin wären die Gemälde gebracht worden? Wie kommt es denn, daß alle vorher vorhandene nackende Figuren noch da ſind, welche vorher unter die unzüchtigen Gemälde gerechnet werden ſollten? Es iſt wirklich ſeit dem ſiebenjährigen Kriege faſt gar keine

Veränderung mit den Gemälden in den Königl. Schlöſſern vorgenommen worden; denn Friedrich liebte bekanntlich dergleichen Aenderungen nicht. Ich wußte dieß ſchon vorher zuverläßig, indem ich bald nach dem ſiebenjährigen Kriege Anſtalt zur Beſchreibung von Berlin machte, und alle Königl. Schlöſſer aus Liebe zur Kunſt und in eben gedachter Abſicht ſo ſehr oft beſehen habe, und da mir das Weſentlichſte von der innern Einrichtung ſo lebhaft vor Augen ſteht. Ich ſchrieb indeſſen doch, um noch ſicherer zu ſeyn, an den Königl. Kaſtellan im Schloſſe zu Potsdam, Herrn Knopf, um ihn zu bitten, mir ſichere Nachricht zu geben, ob ſeit dem ſiebenjährigen Kriege aus den Königl. Schlöſſern viele Gemälde, beſonders von nackenden oder unzüchtigen Figuren, wären weggenommen worden. Statt deſſen erhielt ich noch mehr als ich forderte, nämlich eine abermalige Verſicherung, **daß niemals unzüchtige Gemälde in den Königlichen Zimmern geweſen ſind, folglich auch nicht haben weggenommen werden können.** Dieſen Brief unterſchrieben freywillig, aus Liebe zur Wahrheit, und aus Verehrung des großen Königs, der Königl. Geheime-Kämmerer Herr **Zeyſing**, der Königl. Kammerdiener Herr **Rüdiger**, und der Hr. Ober-Acciſeeinnehmer **Meiſter**: Män-

Männer, welche über vierzig Jahre um den König, und alſo täglich in ſeinen Zimmern waren, und die es alſo nothwendig hätten wiſſen müſſen, wenn dergleichen Gemälde wären vorhanden geweſen, oder wenn ſie wären weggenommen worden. Um keinen Zweifel zu laſſen, wie ſehr dieß Zeugniß mit meinen eigenen vieljährigen ſorgfältigen Unterſuchungen übereinſtimmt, ſehe ich mich genöthigt, den Brief des Herrn Knopf hieher zu ſetzen. Es ſpricht darinn die Indignation eines treuen Dieners, welcher den Charakter ſeines geliebten und verehrten Herrn noch nach deſſen Tode durch ganz ungegründete Ausſtreuungen verunglimpfen ſiehet.

Potsdam den 20 Januar 1791.

„Sie fordern mich auf, durch mein Zeugniß eine
„von den vielen Unwahrheiten zu widerlegen, welche
„wider den großen Friedrich verbreitet worden ſind.
„Schon lange ſah ich mit innigem Unwillen den Frevel,
„daß man ſich bemühet, dem Ruhme des großen
„Monarchen Schandflecke anzuhängen, daß
„man gefliſſentlich falſche Thatſachen erdichtet, oder
„wahre ſo entſtellet, daß ſie im gehäſſigſten Lichte
„erſcheinen müſſen; und ich hoffe zur Ehre der
„Menſchheit, daß viele meiner edlen deutſchen Zeitgenoſſen

„genoſſen jenen Unwillen fühlen werden. Nicht Seinetwegen — denn wie könnte ein Herr von Zimmermann den Ruhm eines ſo großen Königs beflecken! — aber um unſer ſelbſtwillen. — Ich ſelbſt „bin nur ſeit dem Jahre 1763 in Dienſten des Königs geweſen; die mit mir Unterſchriebenen aber „waren drey Jahre nach Antritt ſeiner Regierung „täglich um ihn. Niemals iſt in einem Königl. Zimmer des Schloſſes ein einziges, vielweniger mehrere „unzüchtige Gemälde geweſen. In dem Jahre 1747 „oder 1748 ließ der König zwey dergleichen kleine „Gemälde malen, und zwar zum Scherze mit anweſenden Fremden, laut Ausſage der Unterſchriebenen. Spott war bekanntlich die Geißel, womit „Friedrich die Thorheiten und Schwachheiten anderer zu züchtigen pflegte. Ich muß die Stirn des „Mannes bewundern, der jezt, da noch ſo viele „Augenzeugen leben, jene Unwahrheiten zu ſagen „wagen konnte. —

„Zeyſing.“ „D. Rüdiger.“ „Meiſter.“
„Der Kaſtellan Knopf.“

Die beiden kleinen Gemälde, von welchem Herr Knopf in dieſem Briefe ſpricht, werde ich nun noch näher erläutern müſſen, da der Hr. v. d. Horſt dieſer beiden Gemälde auch gedenkt, ob gleich auf eine gänzlich unrichtige Weiſe. Es ſcheint mir, von dieſen beiden kleinen Gemälden, deren ſich der Freyherr v. d. Horſt ſo unſicher erinnert und ſie mit ganz andern verwechſelt, kommt hauptſächlich ſein Irrthum her.

Ich erzählte oben, im dritten Hefte S. 317: „Als dem Könige einſt ein ſonſt ſchöngemaltes aber „etwas unanſtändiges Gemälde eines Satyrs „und einer Nymphe von Cignani, zum Verkaufe „angeboten ward, ſo ſagte er, ſobald er es anſichtig ward: Pfui! Pfui! fort damit!“ Hierauf ſagt der Freyherr von der Horſt: „Der König „müſſe dies Gemälde doch wohl gekauft haben, „weil er daſſelbe auf dem Schloſſe zu Potsdam „in dem Zimmer hängen ſah, das der alte Herzog von Hollſtein-Beck bewohnte.“ Es wäre wohl zu wünſchen geweſen, im Fall, wie ich mir freylich noch nicht vorſtellen kann, wirklich die Abſicht des Freyherrn v. d. Horſt geweſen ſeyn ſollte, dieſen Brief öffentlich bekannt machen zu laſſen, um mich zu widerlegen; daß es ihm gefallen hätte, ſich erſt genau zu erkundigen, ob wir auch beide von ebendemſelben Gemälde ſprächen. Ich hatte die Anekdote von dem ſel. Oberbaurath Manger, welcher ſie von demjenigen hatte, der das Gemälde von Cignani dem Könige hatte verkaufen wollen, und alſo muß es doch wohl der König nicht gekauft haben, weil es der Eigenthümer behalten hat. Ferner iſt der Herzog von Hollſtein-Beck im J. 1749 geſtorben, und der Vorſchlag zum Verkaufe des Gemäldes von Cignani geſchah im J. 1768. Es thut mir auch wirklich leid, daß der Freyherr v. d. Horſt entweder ſo geringe Kenntniß der Malerey, oder, wie man überhaupt nur allzuſehr ſiehet, ein ſo ſehr unſicheres Gedächtniß hat, daß er das kleine Gemälde, was er 1747 im Zimmer des Herzogs von Holſtein-Beck ſah, für ein Gemälde von Cignani hat halten können. Demjenigen, der es malte, iſt gewiß ſelbſt niemals eingefallen, daß jemand ſeinem Machwerke ſo viel Ehre anthun würde. Folgendes ſind die wahren Umſtände davon.

In dem Erdgeſchoſſe des Schloſſes in Potsdam ſind verſchiedene Zimmer, worin Prinzen und Generale logirt wurden, wenn ſie nach Potsdam kamen. Dieſe Zimmer ſind ganz gut meublirt, aber es iſt wohl natürlich, daß der König keine koſtbare Gemälde von großen Meiſtern in dieſe Zimmer hängen ließ; denn ſo groß war der Ueberfluß von vorzüglichen Gemälden nicht, beſonders im J. 1747, daß der König auch die Gaſtzimmer damit hätte ausſtaffiren können. Dieß hätte allein ſchon den Herrn Verfaſſer des Briefes erinnern können, daß in dieſen Zimmern kein Gemälde von einem Maler wie Cignani werde gehangen haben. Ferner gehören ja dieſe Zimmer nicht zu den Königlichen Zimmern, von denen allein die Rede war, und die im erſten Stockwerke ſind; ſondern ſind davon ganz unterſchieden, und der König kam niemals in dieſelben. Wenn daher ein Gemälde von einer beſondern Art, dergleichen ſich in den Königlichen Zimmern niemals fand, in einem Gaſtzimmer geſehen worden iſt; ſo hätte wohl gleich die Vermuthung ſeyn können, ein ſolches Gemälde werde für den Gaſt und nicht für den König beſtimmt geweſen ſeyn. Voltaire ſprach nur von einem Gemälde, welches der König für ſich habe malen laſſen, um es öffentlich in ſein Speiſezimmer zu hängen; und ich von einem Gemälde, das er für ſich nicht kaufte.

Der König wollte ungefehr 1747 mit dem alten Herzoge von Hollſtein-Beck, der in ſein Zimmer, welches er im Erdgeſchoſſe des Schloſſes in Potsdam bewohnte, weiblichen Beſuch ſollte haben kommen laſſen, einen Spaß machen. Er ließ daher von einem ganz ordinären Maler ein kleines, nicht völlig einen Fuß hohes Gemälde, einen Satur mit einer Nymphe malen, mit einem grünen Vorhang davor, und es unvermerkt in das Zimmer des Herzogs hängen. Dieß iſt es was der Freyherr von der Horſt kann geſehen haben. Als hernach der Fürſt Biſchof von Breßlau bey einem Beſuche in eben dem Zimmer logirte, ließ der König auf eben die Art das Gemälde eines Mönchs und einer Nonne malen, und auch in das Zimmer hängen. Es iſt dem Freyherrn v. d Horſt allenfalls zu verzeihen, daß er nach ſo langen Jahren, nachdem er dieſe ſo unbedeutende Gemälde geſehen hat, vermeint, es wäre ein Pantalon geweſen; andere die es genauer angeſehen haben, verſichern, es wäre ein Mönch; denn beide Gemälde ſind noch vorhanden. Ich habe ſehr wohl gewußt, daß ſie vorhanden waren, aber ſie in der Beſchreibung von Potsdam deswegen nicht angeben wollen, weil ſie gar keinen maleriſchen Werth haben; und oben im dritten Hefte glaubte ich auch nicht, ſie anführen zu müſſen, da ſie nicht in des Königs Zimmern öffentlich hingen, wovon dort allein die Rede war, und weil ich ſonſt die ganze im Grunde unbedeutende Anekdote hätte dazu erzählen müſſen; welches mir dort unnöthig ſchien. Der ſicherſte Beweis, daß der König mit dieſen beiden Gemälden nichts als einen temporären Spaß mit dieſen gedachten beiden Herren im Sinne hatte, iſt, daß ſie auf ſeinen Befehl herausgenommen wurden, als andere Perſonen in dieſem Zimmer logirten. Sogar dieſer Befehl zeigt genugſam, wie er über dergleichen Gemälde dachte, und widerlegt geradezu, was Voltaire von ihm hat vorgeben wollen, daß er ein ſcheußlich unzüchtiges Gemälde in ſeinem Zimmer gehabt hätte; und davon war ja bloß die Rede, nicht von irgend einem Spaße mit andern. Die gedachten beiden kleinen Gemälde wurden in eins von den zwey Zimmern gebracht, worin noch eben die alten Meubeln ſind, wie ſie zu K. Fr. Wilhelms I. Zeiten geweſen (Beſchr. v. Potsdam III. Band S. 1146. No. 24) und daſelbſt hinter den Ofen gehängt, wo ſie eben niemand in die Augen fielen. Da aber vor einiger Zeit ein Fremder, der das Schloß beſah, mit dieſen Gemälden gegen ein anweſendes Frauenzimmer ſich unanſtändig aufführte, ſo ſind ſie ganz weggenommen, und in einen Schrank geſchloſſen worden.

Uebrigens ſcheint es mir, daß der Freyherr v. d. Horſt überhaupt bey ſeiner dunkeln Erinnerung deſſen was Er im Jahr 1747 geſehen hat, das Erdgeſchoß des Schloſſes zu Potsdam, mit den

Königl. Zimmern in dieſem Schloſſe ganz verwechſelt habe. In dieſem Erdgeſchoſſe iſt ein großer Eßſaal, in welchem jezt, und ſchon ſeit mehreren Jahren die Officiere der Garde ſpeiſen; aber im Jahre 1747 ſpeiſeten ſie noch oben in dem S. 82 erwähnten zu den Königl. Zimmern gehörigem Saale. Man merkt, daß er dieſen Eßſaal im Erdgeſchoſſe im Sinne gehabt hat, da er ſchrieb, daß im zweyten Zimmer davon viele unzüchtige Gemälde gehangen hätten. Etwa im zweyten Zimmer von dieſem Eßſaale, oder doch in der Nachbarſchaft deſſelben, wohnte damals nicht nur der Herzog von Holſtein, ſondern auch ein Stabsofficier und nachheriger General, welcher von ſolchen Gemälden ein großer Liebhaber war, und eine zahlreiche Sammlung davon hatte. Dieſe mag etwa der Herr Verfaſſer des Briefes geſehen haben, weil zuweilen, wenn der Bewohner abweſend war, auch wohl Fremde, ſonderlich wenn ſie es verlangten, in dies Zimmer geführt wurden. Wenn aber Er, und der Hr. v. Z. die Umſtände nicht genau wußten, und dem Könige zuſchrieben, was Ihn gar nichts anging; ſo iſt es nicht meine Schuld. Ich werde durch unſichre Erinnerungen nicht widerlegt, da ich alles ſo genau unterſuchte, ehe ich ſchrieb, als man billiger Weiſe von mir fodern kann.

Hier iſt ein neuer Beweis, wie mißlich es oft mit der hiſtoriſchen Glaubwürdigkeit ausſieht, und daß diejenigen, welche Zeit und Mühe zu einer unparteyiſchen Unterſuchung derſelben nicht ſparen, wohl auf Glaubwürdigkeit ſollten Anſpruch machen dürfen. Ein Mann wie Voltaire, ſo berüchtigt wegen hiſtoriſcher Sorgloſigkeit überhaupt, und wegen ungerechter Beſchuldigungen gegen den König insbeſondere, erdichtet die Exiſtenz eines ſchändlichen Gemäldes; zwey Männer wie der Freyherr von der Horſt und der Ritter von Zimmermann, verſichern öffentlich, daß dieſe Erdichtung Wahrheit ſey, der eine, weil Er einer unſichern Erinnerung allzuviel traut, der andere, weil er eine ungegründete Hypotheſe beſtätigen will. Würde nun dieſe Erdichtung nicht für Wahrheit ſeyn angenommen worden, wenn man nicht geeilt hätte, derſelben bald zu widerſprechen, da noch glaubwürdige Zeugen vorhanden ſind? Iſt nicht die Umſtändlichkeit der Widerlegung wohl zu verzeihen, da ohne umſtändliche Auseinanderſetzung Erdichtungen, welche ſo glaubwürdig ſcheinende Zeugniſſe vor ſich haben, nicht widerlegt werden können?

Ich bin hier genöthigt, noch etwas über eine Behauptung des Hrn. v. Zimmermann zu ſagen, ſo ungern ich es thue. Es liegt am Tage, wie ſehr unartig er mich wegen dieſer Anekdoten, deren Erſcheinung er ſelbſt veranlaßte, in ſeinen Fragmenten angreift. Ob denn dieſe Anekdoten oder meine Behandlung derſelben zu einer ſo verächtlichen Meinung berechtigen könne, und ob er oder ich, wenn jeder von uns beiden Anekdoten erzählte, Kenntniß der Sachen mit Sorgfalt und Wahrheitsliebe verband, möchten Kenner wohl leicht entſcheiden können. Ich wende gern die Augen von dem ab, was hierin Ihn oder mich perſönlich betrift; es iſt allzuſchmerzlich, nach langen Jahren zu finden, daß man ſich an einem Mann geirret hat, den man hochſchätzte.

— — Were there One, whoſe fires
True Genius kindles, and fair Fame inſpires;
Bleſt with each talent and each art to pleaſe
And born to write, converſe, and live with eaſe:
Should ſuch a man, too fond to rule alone,
Bear, like the Turk, no brother near the throne,
View him with ſcornful, yet with jealous eyes
And hate for arts that caus'd himſelf to riſe —
Like Cato give his little Senate laws,
And ſit attentive to his own applauſe;

While Wits and Coxcombs ev'ry ſentence raiſe
And wonder with a fooliſh face of praiſe —
Who but muſt laugh, if ſuch a man there be?
Who would not weep, if *Atticus* was he!

Alſo, nicht um mich ſelbſt zu vertheidigen, ſondern weil ein falſches Vorgeben des Hrn. v. Zimmermann den Leſer in Abſicht der Wahrheit der ſo eben unterſuchten Sache irre führen, und auf den Charakter des unvergeßlichen Königs ein falſches Licht werfen könnte, muß ich deſſen Ungrund zeigen. Es gefällt ihm zu behaupten, der König habe viele unzüchtige Gemälde in ſeinen Schlöſſern gehabt, und ſich das Anſehn gegeben, als fände er groſſen Gefallen daran; ja er will ihm dabey eine Abſicht beylegen, welche das thörichtſte Hirngeſpinſt iſt, das jemals ein Geſchichtſchreiber in die Geſchichte gebracht hat. Er will mich dabey ſpöttiſch durch mich ſelbſt widerlegen, und ſagt im 1ſten Bande ſeiner Fragmente S. 8: „Er ſelbſt, Herr Nicolai, ſagt: In der Königlichen „Bildergallerie zu Sansſouci hangen an der dritten Wand N. 39. die überraſchten Liebenden von „Giulio Romano. Dieſes Gemälde ſah ich im „Jahre 1786. in dieſer Gallerie; und es ſtehet

„unter allen unzüchtigen Gemälden in der „Welt doch wohl im erſten Range.“ Hr. v. Zimmermann hat ſich leider! ſchon ſehr lange gewöhnt immer ſo ſtark im Superlativ zu reden, ſo daß der Leſer gemeiniglich, wenn er im doppelten Superlativ redet, noch kaum einen völligen Poſitivus ſich denken muß. — Es iſt übrigens eine ſehr bequeme Art der Widerlegung, wenn man, damit jemand ſchlechterdings Unrecht haben ſoll, eine falſche Thatſache anführt, und falſche Folgerungen daraus ziehet. Wäre dies Gemälde wirklich ein unzüchtiges Gemälde; ſo würde ich es nicht vergeſſen haben, als ich von ſolchen Gemälden ſchrieb. Auch Hr. Manger, der deswegen alle drey Schlöſſer durchging und ſo viel nachfragte, hätte es unmöglich überſehen können. Hr. v. Z. muß dieſes Gemälde mit gar ſonderbaren Augen angeſehen haben, wenn er es für ein Gemälde, das im erſten Range der unzüchtigen ſteht, ausgeben kann. Seine ziemlich ungetreue Einbildungskraft muß ihm wohl im J. 1789, da er dieſes ſchrieb, ein ganz anderes Bild vorgeſtellt haben, als er wirklich im J. 1786 ſah. Dieſes Gemälde von Giulio Romano war ſchon vor 200 Jahren berühmt.

Vaſari †) gedenkt deſſelben mit Beyfall unter mehrern vorzüglichen und ganz unbeſcholtenen Gemälden des Giulio. So citirt wohl kein Kenner das unzüchtigſte aller unzüchtigen Gemälde! — Es iſt ferner im J. 1765 nach einer Zeichnung des Joſeph Silveſtri von Bartholomäus Crivelari in Venedig, zur Folge von Kupferſtichen der Gallerie von Sans-Souci, in Kupfer geſtochen worden. Würde man in eine ſolche Sammlung ein ſcheußlich unzüchtiges Gemälde bringen? Würde der Zeichner und der Kupferſtecher ſich unter einem ſo unzüchtigen Gemälde nennen? Hätte Hr. v. Z. den Kupferſtich vor ſich gehabt, damit er ſeinem ungetreuen Gedächtniſſe zu Hülfe gekommen wäre;

---

†) Della Signora Iſabella Buſchetta fece poi Giulio il ritratto, e belliſſimo, in un quadretto piccolo di una *Natività di Criſto*, alto un braccio, che è oggi appreſſo al Sig. Veſpaſiano Gonzaga, *con un altro quadro* donatogli dal Duca Federigo, *pur* di mano di Giulio; nel quale è *un giovane, e una giovane abbracciati inſieme ſopra un letto, in atto di farſi carezze*, mentre una vecchia dietro a un uſcio naſcoſamente gli guarda, le quali figure ſono poco meno che il naturale, *e molto grazioſe*. Man ſehe die *Vite de' piu eccellenti Pittori da Giorgio Vaſari. Tomo IVto Firenze 1772, 4. p. 349.*

ſo hätte er unmöglich dieſes Gemälde ſo ganz falſch charakteriſiren können. — Es iſt auf Holz gemalt, ſechs Fuß hoch, zehn Fuß breit; es ſtellt eine männliche und weibliche Figur vor, die auf einem Bette ſitzen, die männliche Figur lehnt ſich mit dem rechten Vorderarm und Hand auf ein rundes Küſſen, und die weibliche Figur ſchlägt den rechten Arm um den Hals der männlichen Figur. Die weibliche Figur iſt ganz nackend, die männliche aber iſt um die Mitte des Leibes mit einem Gewande bedeckt, auf welches der linke Arm der weiblichen Figur fällt. Dieſes Gemälde kann allenfalls der Strenge nach ſehr ernſthaften Perſonen anſtößig ſeyn, wie es auch ſo manche andere Vorſtellungen ſeyn werden, die man in Bildergallerien findet; aber dem gewöhnlichen Sprachgebrauche nach, iſt es nicht ein unzüchtiges Gemälde zu nennen, noch weniger kann es unter allen unzüchtigen Gemälden in der Welt im erſten Range ſtehen; welches man allenfalls von ſo einem Gemälde ſagen könnte, wie Voltaire erdichtete, aber warlich nicht von dieſem. Schon das ganz widrige Kolorit des Gemäldes zeigt, daß es nicht in die Gallerie geſtellt iſt, um Wollüſtigen Vergnügen zu machen;

ſondern weil es ein groſſes Gemälde von Giulio Romano iſt. Hr. v. Z. hätte ſich doch wohl vorſtellen ſollen, daß wenn ein König eine Gemäldegallerie errichten will, er auch gern Gemälde von Raphael (man ſehe oben den III. Heſt Seite 291), Giulio Romano und dergleichen groſſen Meiſtern haben will; er hätte doch bedenken ſollen, daß ſie nicht nur ſehr theuer, ſondern auch ſehr rar ſind, und daß alſo, wenn einmal ein ächtes Gemälde von einem ſolchen Künſtler zu verkaufen vorfällt, man über den Gegenſtand des Gemäldes wegſehen muß. Zudem iſt ein Gemälde mit nakkenden Figuren von Giulio Romano in einer Gallerie um ſo viel angenehmer und vorzüglicher, da die Zeichnung den hauptſächlichſten Werth der Werke der römiſchen Schule ausmacht. Der König hatte ſchon einige Jahre lang auf ein Bild von Giulio Romano von einer gewiſſen Gröſſe vergebens Kommiſſion gegeben, ehe er eines bekommen konnte. Als dieſes endlich ungefähr im J. 1767 ankam, war der König mit dem unangenehmen Koloritte gar nicht zuſrieden, und es würde vielleicht nicht einmal an dieſe Stelle in der Gallerie gehängt worden ſeyn, obgleich der König ſo ſehr gerne ein großes Gallerieſtück von Giulio Romano in derſelben haben wollte, †) wenn es nicht durch eine fortgeſetzte Neckerey mit dem Markis d'Argens geſchehen wäre, welcher das Stück von Giulio Romano allzuſehr heruntergeſetzt, und Romulus und Remus, ein herrliches Stück von Carlo Maratti, ††) welches an dieſer Stelle hing, allzugefliſſentlich gelobt hatte. Alſo der Gegenſtand des Gemäldes kam bey einem ſo raren Gallerieſtücke gar nicht in Betrachtung. Wäre auch dies Gemälde wirklich unzüchtig, ſo würde bey einem Meiſter, wie Giulio Romano, deſſen

---

†) Die beiden vorher unter dem Namen von Giulio Romano in der Gallerie befindlichen Stücke konnten dem König nicht Genüge thun. Mars und Venus iſt nur im Karten, wornach in Brüſſel eine Tapete gewirkt worden iſt, und die Vermählung der heil. Katharina iſt ein ganz kleines Staffeleyſtück. Zudem war ein ſolcher Gegenſtand dem Könige nicht angenehm: er war kein Liebhaber von Heiligenbildern, und würde dies letzte Stück gewiß nicht gekauft haben, wenn es nicht wegen des Namens von Giulio Romano geweſen wäre.

††) Dieſes herrliche Stück wurde nach Berlin gebracht, wo es jetzt eine große Zierde der dortigen Gallerie iſt. S. Puhlmanns Beſchreibung der Gallerie zu Berlin 1790 gr. 8. S. 86.

Stücke doch ſo ſchwer zu bekommen ſind, es eben ſo ungereimt ſeyn, daraus zu ſchließen, der König habe Gefallen an unzüchtigen Gemälden gefunden, oder ihn zur Schau tragen wollen, als wenn man aus der Vermählung der heiligen Catharina von Siena mit Chriſtus, von Giulio Romano, welche im Kabinette hängt, ſchließen wollte, er hätte dadurch die Meinung begünſtigen wollen, als hätte er geiſtliche Gemälde ſehr geliebt. In Gallerieſtücken kommt ja, wie es jedermann bekannt iſt, nicht ſo ſehr der vorgeſtellte Gegenſtand, als die Kunſt des Malers in Betrachtung.

Wie wenig aber der König an unzüchtigen Gegenſtänden Gefallen hatte, und ſie auch kaum der Kunſt des Malers oder Zeichners wegen duldete, zeigt folgende Anekdote, die ich von ſehr ſicherer Hand weiß. Der Hr. Kommerzienrath Trible, ein Mann, der ſehr viele Gemälde an den König verkauft hat, und ein wahrer Kenner der Kunſt war, beſaß eine ganz vortrefliche Zeichnung in Tuſch von Giulio Romano, eine Priapeje, die er dem Könige anbot. Der König konnte ſich lange nicht entſchließen; endlich kaufte er ſie doch, und bezahlte ſie ſehr gut, weil es eine der herrlichſten, ausgeführteſten und wohlkonſervirteſten Zeichnungen dieſes Meiſters war, und der König damals ſich ernſtlich befliß, die verſchiedenen Manieren der Maler zu ſtudiren. Nachdem er aber dieſe Zeichnung eine kurze Zeit gehabt hatte, verſchenkte er ſie, weil ihm der Gegenſtand allzuſehr zuwider war.

Es kann nichts die Geſchichte ungewiſſer machen, und den Glauben an Fabeln mehr autoriſiren, als wenn ein Mann ohne Sachkenntniß und ohne Fähigkeit und Liebe zur Unterſuchung der Wahrheit, aus bloßem Muthwillen ſich unterfängt, den zu meiſtern, der eine Geſchichte genau ſo erzählet, wie er ſie mit unparteyiſcher Wahrheitsliebe ſorgfältig unterſucht hat. Die Partie iſt ein wenig allzuungleich zwiſchen demjenigen, der voller Präſumtion, was ihm gerade einfällt, als hiſtoriſche Wahrheit ins Publikum wirft, und demjenigen, welcher erſt nach ſorgfältiger Prüfung ſchreibt, was er als Wahrheit befunden hat; der erſtere macht es ſich ſehr leicht, um das Publikum zu hintergehen, dem andern wird es ſehr ſchwer, um dem Publikum die Wahrheit vorzulegen. Der Leſer, welcher die innere Glaubwürdigkeit, die ſich auf ſtrenge Unterſuchung gründet, nicht beurtheilen kann, wird durch dreiſt vorgetragene Erdichtungen irre gemacht. Der ſorgfältige Unterſucher hiſtoriſcher Wahrheit, wenn er auch noch ſo viel Faſſung hat, möchte doch endlich beynahe ſeine zum gemeinen Beſten unermüdet angewendete Mühe bereuen, wenn er ſehen muß, daß die unüberlegteſten und ungegründeteſten Behauptungen ſeinen ſorgfältigen und mühſamen Unterſuchungen den Werth nehmen ſollen. Dabey möchte dem eifrigſten Wahrheitsfreunde wohl endlich die Luſt vergehn, ferner durch unparteyiſche Nachforſchungen, Wahrheit von Unwahrheit ſondern zu wollen.

Schweigt man zu dergleichen leeren Erdichtungen ſtill; ſo werden ſie in kurzem für Wahrheit gehalten, zumal wenn ſie dreiſt vorgetragen, und auf ſcheinbare, wenn gleich unzulängliche Autoritäten geſtützt ſind. Will man ſie widerlegen, ſo muß man längſt geſchehene Erkundigungen nochmals mühſam wiederholen, um völlig ſicher zu ſeyn, und unterläßt man es in irgend einer Nebenſache, oder bekommt irgend woher nicht ganz richtige Auskunft; ſo kann man wider ſeinen

Willen

Wiſſen in einen kleinen Irrthum verfallen, der unbilligen Beurtheilern zu einem neuen Blendwerke Gelegenheit giebt. Nun muß man die Falſchheit der Nachrichten Stück vor Stück deutlich auseinander ſetzen, wobey man nothwendig weitläuftig wird, ſo wie ich es hier habe werden müſſen. Indeſſen wie iſt dieß zu ändern? Wenn diejenigen, welche eine Sache richtig wiſſen oder erfahren können, nicht Zeit und Mühe anwenden wollten, um falſche Erzählungen zu widerlegen, ſo würden endlich dreiſt vorgetragene Erdichtungen für hiſtoriſche Wahrheit angenommen. Ob dieß zu wünſchen iſt, und ob derjenige, welcher eine ſolche Widerlegung unternimmt, ſo beſchwerlich ſie auch iſt, dadurch ſich um die Geſchichte verdient mache, mögen die Leſer entſcheiden, welche Wahrheit der Geſchichte zu ſchätzen wiſſen.

XXII.

Im fünften Hefte der berliniſchen Sammlung der Anekdoten und Charakterzüge S. 69, iſt der Ruf des jetzigen berühmten Herrn Profeſſor Eberhard zu Halle als Prediger nach Charlottenburg folgendermaßen erzählt:

Das Oberkonſiſtorium habe Herrn Eberhard zum Prediger in Charlottenburg beſtellt. Die dortige Bürgerſchaft habe deswegen beym Oberkonſiſtorio gegen Eberhard proteſtirt, weil er die Apologie des Sokrates geſchrieben habe. Dieſer Grund wäre zu ſchwach befunden, und die Bürger zur Ruhe verwieſen worden. Sie hätten ſich an den König gewendet und vorgeſtellt: „daß ſie „ihre Seelſorge keinem Manne anvertrauen könn„ten, der in öffentlichen Schriften behauptet habe, „daß der verfluchte Heide Sokrates ſelig wäre.“ Der König, dem es wehe gethan, dem Sokrates fluchen zu hören, habe ihnen zurück geſchrieben:

> „Ich will daß Socrates ſelig ſeyn, und Eber„hardt Euer Prediger werden ſoll
>
> „Friedrich.“

Ein ſolches kurzes bon-mot frappirt, darum mag man es gern leſen. Die Hauptſache aber iſt: ob es der König auch wirklich geſagt habe, oder ob es in ſeinem Charakter war, ſo an eine Bürgerſchaft zu ſchreiben. Es war im Charakter des Königs, in Religionsſachen den Meinungen des Volkes nicht geradezu zu widerſprechen, noch weniger demſelben ſeine eigene Meinungen zu empfehlen, oder aufzudringen.

Uebrig

Ueberhaupt war die Geſchichte ganz anders. Das Oberkonſiſtorium konnte Herrn Eberhard nicht zum Prediger in Charlottenburg beſtellen, kommt auch in der ganzen Sache nicht vor, ſondern nur das kurmärkiſche Konſiſtorium. Die Bürgerſchaft hat niemals die Apologie des Sokrates zum Grunde ihrer Widerſetzlichkeit angegeben. Es kommt in den fünf Kabinetsordern, welche der König über dieſe geringfügige, und doch an acht Monate dauernde Streitigkeit ergehen ließ, gar nichts davon vor, und die letzte Entſcheidung des Königs beruhte auf einem ganz andern, und einem Landesherrn viel anſtändigern Grunde.

Da die Sache einen berühmten Schriftſteller betrift, ſo will ich ſie hier, wie ſie eigentlich war, erzählen. So weit ſie aktenmäßig iſt, ziehe ich ſie aus den vor mir liegenden Originalakten. Freylich werden Akten bey Erzählung von Anekdoten gewöhnlich nicht gebraucht. Sie ſollten aber billig gebraucht werden, wenn es auf Wahrheit die durch Akten erläutert werden kann, ankommt, und ich habe ſie bey Erzählung der meinigen nicht ſelten gebraucht. Die wahre Erzählung dieſer Sache kann auch denjenigen, welche noch nicht wiſſen, wie ſich der König bey den Beſchwerden der Unterthanen zu nehmen pflegte, ein lebhaftes Bild davon geben, und zeigen, wie unermüdet er war, ſo viel möglich jeden zufrieden zu ſtellen, und mit wie vieler Geduld er die Leute beſchied, auch wenn ſie ihn zur Ungebühr behelligten. Auch dadurch wird die Ausführlichkeit der Auseinanderſetzung dieſer Sache bey verſchiedenen meiner Leſer vermuthlich intereſſanter werden.

Der Magiſtrat zu Charlottenburg iſt Patron der dortigen Kirche, und hat vermöge eines Befehls K. Friedrich Wilhelms I. vom Jahre 1724, welcher von K. Friedrich II. 1750 iſt beſtätigt worden, das Recht, den Prediger der Kirche zu wählen. Da der Prediger Erdmann im März 1773 geſtorben war, empfahl der damalige Generallieutenant und Kriegsminiſter Herr von Wedell dem Magiſtrate, und auch dem geiſtlichen Departemente, den damaligen Prediger des Invalidenhauſes zum Prediger in Charlottenburg. Der Magiſtrat wählte aber den 16 May Herrn Eberhard durch die meiſten Stimmen zum Prediger. Dieſem widerſetzte ſich ein pro emerito erklärter Prokonſul, und zwey Rathmänner, die zufolge eines Berichts des Magiſtrats, als Wreheherren †) bey der Bürgerſchaft Einfluß hatten, und ſo entſtand ſowohl bey der Bürgerſchaft in Charlottenburg als auch in Lützow, (einem an Charlottenburg gränzenden und dazu gehörigen Flecken) welche doch gar kein Recht zur Wahl haben, eine ſtarke Parthey für den Invalidenprediger. Der Magiſtrat kehrte ſich daran nicht, ſondern fertigte vermöge ſeines Patronats und Wahlrechts die Vokation aus, welche ſchon den 13. Junius dem kurmärkſchen Konſiſtorium zur Beſtätigung übergeben wurde. Nun trat eine Deputation von Bürgern ††) den König in Potsdam perſönlich an, und verlangte den Invalidenprediger von ihm. Der König gab d. 19 Jun. der kurmärkſchen Kammer Befehl, dieſe ſtreitige Predigerwahlſache zu vergleichen, und ſetzte hinzu:

---

†) Die Wrehe iſt eine gewiſſe Polizeyaufſicht auf die Aecker, wobey die Ackerbeſitzer von den Wreheherren, welche dieſe Aufſicht haben, geſtraft werden können.

††) Der Magiſtrat ſagt in einer Eingabe ans Konſiſtorium v. 1 Jul: „Die ganze Gemeine in Lützow „habe erkläret, daß ſie zu dieſer Vorſtellung an „den König niemals Vollmacht gegeben, und man „alſo ihren Namen gemißbraucht habe."

> „Wenn nur die Gemeine zu Charlottenburg mit
> „einem geſchickten und ſeinem Stande ſich ge-
> „mäß aufführenden Prediger wieder verſorgt
> „wird, ſo iſt es S. K. M. gleichgültig, welcher
> „von dieſen Predigern zu dieſer Pfarre gelan-
> „gen möchte.“

Es ſcheint ſonderbar genug, daß der König dieſe geiſtliche Sache einem Finanzkollegium auftrug. Aber eben dieß zeigt, daß Er die wahre Beſchaffenheit derſelben einſah; denn nun war ſie eigentlich eine Polizeyſache geworden. Es kam nicht ſowohl auf die Perſon der beiden Prediger und auf ihre Lehre, ſondern auf das Recht des Magiſtrats und auf die muthwillige Widerſetzlichkeit der Bürgerſchaft an; und da die letztere ſich unter der Religion verſteckte, ſo wollte der König auch den Schein vermeiden, daß er ihren Religionsbegriffen Eintrag thun wollte, ſondern wollte lieber beide Theile vergleichen.

Es ward eine Kommiſſion von der Kammer nach Charlottenburg geſchickt, welche jeden Bürger einzeln mündlich vernahm, und ſie untereinander und mit dem Magiſtrat zu vergleichen ſuchte; aber vergeblich. Die Einwendungen einiger Bürger gegen Herrn Eberhard waren ſeltſam genug.

1) Daß er in der Glaubenslehre irrig ſey (wovon ſie doch aber nicht ſpeciellen Beweiß anführen konnten; ſondern man ſah wohl, daß dieß den Leuten von andern nur war eingebildet worden. Wider die von Hrn. Eberhard gehaltenen Predigten, und wider ſeinen Lebenswandel hatten ſie nichts einzuwenden.)

2.) Er habe bey der erſten Predigt nicht laut genug, und bey der zweiten Predigt ſo laut geſprochen, daß er, wenn er ihr Prediger werden würde, es auf dieſe Art nicht würde aushalten können.

Der König gab der Kammer zur Reſolution:

Es ſolle der Gemeinde derjenige zum Prediger bewilligt werden, zu welchem ſie das meiſte Vertrauen hätte.

Der Magiſtrat ſtellte nun vor: Außer ſeinem Wahlrechte gehöre er auch zur Gemeinde, und glaube derjenige Theil derſelben zu ſeyn, welcher die Geſchicklichkeit eines Predigers beſſer beurtheilen könne, als unwiſſende Ackerleute und Handwerker. Allenfalls ſchlugen ſie vor, daß der König (d. h. das Konſiſtorium) einen dritten zum Prediger ſetzen möchte.

Aber das wollte der widriggeſinnte Theil der Bürgerſchaft nicht; denn derſelben ſchien es nur darum zu thun zu ſeyn, ihren Willen wider den Magiſtrat durchzuſetzen, welcher nun, da die Sache bis zu ſehr unanſtändigen Weiterungen geſtiegen war, ſchlechterdings ſein Recht und ſeine Autorität behaupten wollte, von welchen er glaubte, daß ſie in Gefahr kämen, wenn er der unruhigen Bürgerſchaft jetzt nachgeben wolle. Es klingt freylich nicht ſehr erbaulich, wenn der Magiſtrat in einer Vorſtellung vom 11 Auguſt ſagt:

„Die Verſchwörung dieſes Theils der Bürgerſchaft gehet ſo weit, daß unter ihnen zwey Tonnen Bier Strafe darauf geſetzet ſind, wenn jener jemand von ihrem Complotte aus denen dieſerwegen bey dem Brauer —— angeſtellten Verſammlungen ausbliebe, und nicht mit denen andern de Concert agirte. Sie drohen denen andern Bürgern, welche mit ihnen nicht gemeinſame Sache machen wollen, öffentlich und heimlich Haß und Verfolgung.“

Das Konſiſtorium fand auch die Sache ſo ernſthaft, daß es wegen eines Einwohners von Charlottenburg, von welchem der Magiſtrat namentlich anzeigte:

daß er Unterſchriften bey der Bürgerſchaft ſamlete und faſt täglich und ſtündlich in Charlottenburg umher und nach Berlin liefe, um ſich in dieſer Predigerangelegenheit zu verwenden;

an das Landeskollegium ſchrieb, dem er untergeben war, um ihn wegen ſolchen Unfugs zur Verantwortung zu ziehen, welches auch geſchah.

Die Bürger liefen wieder nach Potsdam zum Könige, und der Magiſtrat ſtellte auch Demſelben unmittelbar ſein unſtreitiges Wahlrecht, und ſeine durch die unruhigen Köpfe gekränkte Autorität vor.

Der König ließ d. 13 Jul. die dritte Kabinetsordre in dieſer Sache ergehen, worin er dem Miniſter des geiſtlichen Departements Freyherrn von Zedlitz auftrug:

> „Dem Magiſtrate und der Bürgerſchaft anzudeuten, ſie ſollten ſich über das zu ernennende Subjekt vereinigen, und Ihn durchaus nicht mehr behelligen."

Zugleich entſagte Herr Eberhard, welcher ſich bisher in dieſer Sache ſehr leidend verhalten hatte, und welcher nicht Urſache zu fernerem ſo ärgerlichem Streite geben wollte, durch eine Eingabe ans Konſiſtorium, der erhaltenen Vokation. Dieſer Schritt war ſeiner auf alle Weiſe würdig.

Es ward nun auf eine Wahl angetragen, und der Magiſtrat war bereit, einen dritten zu wählen; aber der unruhige Theil der Bürger beſtand ſchlechterdings darauf, ſeinen Willen zu haben, daß, derjenige, den der Magiſtrat nicht gewählt hatte, die Predigerſtelle haben ſollte. Dieſer Eigenſinn war Urſache, daß ſich nicht wenige von ihnen abſonderten, die billiger dachten; ſie fingen nun an zu bedauern, daß ſie einen ſo geſchickten und berühmten Mann, den ſie vorher nicht ſeinem wahren Werthe nach gekannt hatten, hätten haben können, und bloß wegen der erregten Unruhen nicht erhalten hätten. Sie wünſchten ihn nun noch zum Prediger zu haben. Da dieſer Wunſch anfing lauter zu werden, ward der Magiſtrat um ſo viel mehr bewogen, ſeine erſte Wahl durchzuſetzen, und ſich durch einige Starrköpfe davon nicht abhalten zu laſſen. Beyde Theile wendeten ſich wieder nach Potsdam.

Der König war dieſes Ueberlaufs zwar überdrüſſig, ward aber doch auf die Urſache ſo vieler Unruhen aufmerkſam. Er erkundigte ſich nach den Perſonen der beyden vorgeſchlagenen Prediger bey jemand, der ihm von Herrn Eberhard einen ſehr unrichtigen und ungerechten Begriff machte. Der König, als er bey der Tafel in guter Laune war, erzählte ſeinen Gäſten auf eine komiſche Weiſe die Unruhen in Charlottenburg. Er ſagte unter andern: „Die Leute zanken ſich um „einen Atheiſten und um einen Pietiſten. Mir iſts „einerley, welchen ſie nehmen wollen. Aber ſie „werden wohl den Pietiſten nehmen, und der „wird auch wohl am beſten für ſie ſeyn.“ Hievon nahm ein Prinz, welcher immer ein Gönner der deutſchen Litteratur war, Gelegenheit, dem Könige zu ſagen, daß Herr Eberhard nicht ein Atheiſt, ſondern ein gelehrter und würdiger Mann ſey, welcher in Halberſtadt und Berlin mehrere Jahre im Amte geweſen, wider deſſen Lebenswandel nichts einzuwenden ſey, und der wegen ſeiner Gelehrſamkeit Achtung verdiene. Er machte auch dem Könige die Apologie des Sokrates bekannt, mit deren Inhalt der König ſehr zufrieden war, und nun von deren Verfaſſer einen vortheilhaften Begriff bekam. Da alſo der Magiſtrat abermals dem Könige vorſtellte, er habe das Wahlrecht, und die erſte Wahl ſey rechtmäßig geſchehen, ſo beſtätigte der König die Wahl durch eine Kabinetsordre vom 12 Auguſt an den Staatsminiſter Freyherrn von Zedlitz, und befahl, „ohne weitere Rückſicht auf

„die Einwendungen der Bürgerſchaft zu nehmen, „das Nöthige zu verfügen.“ Aber die unruhigen Bürger überlieſen dennoch den König immerfort, und ſogar, als er einmal zu Pferde nach Charlottenburg kam, umringten ſie ihn, und ſchrieen und baten ſo gewaltig, daß der König alles verſprach was ſie nur wollten, um ſie nur los zu werden; es erließ aber keine Kabinetsordre deswegen.

Indeſſen ward doch die Introduktion aufgehoben, weil der unruhige Theil der Bürger immer auf den König pochte, und alle Mittel, die Leute zur Ruhe zu bringen, vergeblich waren. So verzog es ſich, bis zu Ende des Decembers. Als der König nach Berlin zum Karnaval reiſete, warteten einige der widriggeſinnten Bürger in Zehlendorf auf Ihn, und übergaben abermals eine Bittſchrift. Der König ließ ſich mit ihnen in ein Geſpräch ein, und fragte: „Was ſie wider den Ober„pfarr einzuwenden hätten, ob ſein Lebenswandel „und ſeine Predigten nicht gut wären?“ Die Bürger ſtockten und konnten darwider nichts einwenden, ſie ſagten aber: „er würde ihre Kinder nicht „nach der reinen Lehre unterrichten.“ Der König ſagte: „Woher wißt ihr das?“ Die Bürger ſtockten abermals und ſagten: „ſie glaubten es,

„nach dem was ihnen von demſelben wäre erzählt „worden." Der König ſagte aber ſehr ernſtlich: „Ey was! das iſt kein Grund. Wenn er eure Kinder „nicht recht lehrt, ſo iſt dafür das Konſiſtorium da, „bey demſelben könnt ihr euch alsdann beſchweren. „Ich ſehe aber wohl, daß ihr nur widerſpenſtig „ſeyd, und eurem Magiſtrate nicht gehorſamen „wollt! Ihr ſollt ihn zum Prediger haben!" So bald er nach Berlin kam, befahl er ſogleich: „Daß „der Prediger Eberhard ſofort ohne weitere Widerrede introducirt werden ſolle," welches geſchah.

Der Erfolg dieſer Geſchichte iſt ein abermaliger Beweis, wie wenig der gemeine Mann bey dergleichen erregten Unruhen ſelbſtſtändig handle oder einen wahren Grund ſeines Misvergnügens zu haben pflege. Denn Herr Eberhard hatte kaum ſein Amt angetreten, als er ſchon die allgemeine Liebe ſeiner Gemeinde hatte, welche er auch in den fünf Jahren, die er er in Charlottenburg blieb, ununterbrochen genoſſen hat. — *

XXIII.

Im IVten Heft S. 90 wird in einer unrichtigen und daſelbſt berichtigten Erzählung vom im J. 1763 in Charlottenburg aufgeführten Grauniſchen Te Deum der Hr. Konzertmeiſter Benda erwähnt;

Univ. Bibl. München

erhöhet; obgleich der ſel. Franz Benda damals noch nicht Koncertmeiſter war. Ich habe nun entdeckt woher der Irrthum des Erzählers in Anſehung dieſes Namens entſtanden iſt. Der König hatte dem jetzigen Konzertmeiſter Hrn. Joſeph Benda, beym Konzerte mündlich den erſten Befehl gegeben, daß das Te Deum von Graun aufgeführt werden ſollte, welches nachher auch geſchah.

XXIV.

Voltaire erzählt in ſeiner elenden und mit Unwahrheiten angefüllten Vie privée de Fr. II. S. 44 folgende Geſchichte: Ein Prediger auf einem Dorfe unweit Stettin, habe wider den König unter dem Namen Herodes gepredigt. Darauf wäre derſelbe nach Potsdam vors Konſiſtorium citirt, und durch zwey Grenadiere dahin gebracht werden. Der König ſelbſt, nebſt Argens und Pöllnitz hätten ſich in Kragen und Mäntel als geiſtliche Konſiſtorialräthe verkleidet, und der König hätte ihn im Namen Gottes gefragt: Wider welchen Herodes er gepredigt habe, ob gegen Herodes den erſten oder den andern; und da der Dorfprediger nicht habe antworten können, hätten ihm die verſtellten Konſiſtorialräthe geſagt: Er verdiente abgeſetzt zu werden, man wolle diesmal für ihn bitten, wofern er aber wieder gegen jemand predigte, den er nicht kennte, ſollte er exkommunicirt werden. Man habe ihm darauf eine Sentenz ausgefertigt, die mit drey lächerlichen Namen unterſchrieben geweſen, und er ſey beſchieden worden, dieſe drey vermeinte Konſiſtorialräthe den folgenden Tag in Berlin aufzuſuchen, wo ſie bey den übrigen Konſiſtorialräthen für ihn bitten wollten. Der Prediger ſey abermals in Berlin ausgelacht worden, als er die unter dem ihm gegebenen Blatte unterſchriebene Konſiſtorialräthe geſucht hätte. Der König, der mehr luſtig als freygebig geweſen, habe nicht einmal daran gedacht, dem Prediger ſeine Reiſe zu bezahlen.

Dieſe Erzählung hat der Verfaſſer, der zu Straßburg gedruckten Vie de Fr. II. (T IV. nouv. Ed. S. 67) wörtlich nachgeſchrieben, und ſie iſt in verſchiedene deutſche Anekdotenſammlungen gekommen. Gleichwohl iſt nur wenig wahr daran, und die meiſten Umſtände ſind unrichtig erzählt oder ganz erdichtet. Die Sache verhält ſich folgendermaßen.

Der Prediger hieß Blankmeiſter, war ein rechtſchaffner und gelehrter, aber etwas eifriger Mann. Er war unter der vorigen Regierung Feldprediger bey dem Regimente des Feldmarſchalls von Grumbkow geweſen, und war nachher Inſpektor zu Treptow an der Tollenſee geworden, einer Stadt, die über 11 Meilen von Stettin liegt. Ungefähr gegen Ende des Jahres 1745, oder im Anfange des J. 1746 hatte er etwas, einen Offizier betreffend, welcher zum Könige Zutritt hatte, auf die Kanzel gebracht. Dieß war dem Könige vor die Ohren gekommen, und der gute Blankmeiſter war Ihm dabey als ein ganz närriſcher pietiſtiſcher Schwärmer beſchrieben worden, deſſen Predigten Unruhen verurſacht hätten.

Es ward alſo beſchloſſen, ſich mit einem Mann, den man für einen Thoren hielt, eine Luſt zu machen; man fand aber an ihm einen ganz andern Mann.

Blankmeiſter ward zum Könige nach Potsdam entboten, aber frey und nicht durch Wache. Er ward daſelbſt in ein Zimmer geführt, wo Pöllnitz und d'Argens als Prediger verkleidet ſaßen. Es iſt aber ganz ungegründet, daß auch der König in gleicher Verkleidung zugegen geweſen wäre; ſondern derſelbe ſtand hinter einem Schirm, um zu ſehen, wie die Sache ablaufen würde. Auch iſt es ganz ungegründet, daß ſich die Herren für Konſiſtorialräthe ausgegeben hätten. Es war ja natürlich, daß der Prediger die Namen der Konſiſtorialräthe würde gekannt, und alſo die Verſtellung gleich würde gemerkt haben. Zudem iſt auch in Pommern ein Konſiſtorium, und der Prediger hätte wohl gewußt, daß ihn der König eher vor daſſelbe würde haben citiren laſſen, beſonders, da damals noch kein Oberkonſiſtorium in Berlin war. Die Herren gaben ſich blos vor Prediger aus. Pöllnitz redete den B. an: dem Könige wäre von ſeinen Lehren ein nachtheiliger Bericht gegeben worden, und er habe ihnen den Auftrag gegeben, dieſelbe zu unterſuchen, und Ihm davon zu berichten. Die erſte Frage war: Worin beſtehet die wahre Gottſeligkeit? Darauf antwortete B.: „Daß „man Gott fürchte und den König ehre.“ Von ähnlicher Art waren die andern Antworten, ſo, daß ſie dem Lächerlichen gar keinen Raum gaben, wie man vermuthet hatte. Man glaubte alſo durch gelehrte Fragen es zu finden. D'Argens nahm alſo in lateiniſcher Sprache das Wort, und wollte den B. im Griechiſchen und Hebräiſchen examiniren. Dies lief aber gar übel ab. Denn der Examinirte wußte mehr, als der Examinator,

nator, welcher bald in ziemliche Verwirrung kam, zur großen Beluſtigung des hinter dem Schirme ſtehenden Königs. B. wurde alſo mit Ehren entlaſſen. Der König ſendete ihm durch den ſel. Geheimen-Kämmerer Fredersdorf eine Summe zur Vergütigung ſeiner Reiſe, ließ ihn dabey ſeiner Gnade verſichern, und ihm die Hofnung zu einer noch beſſern Beförderung geben. Blankmeiſter ſtarb aber ohngefähr ein Jahr darauf.

Obige Berichtigung dieſer Geſchichte iſt von einem noch lebenden Manne, dem ſie damals der ſel. B. ſelbſt erzählte, und iſt mit Nachrichten von Perſonen, die um den König waren, verglichen.

Im IVten Heft ſind folgende Schreib- und Druckfehler zu verbeſſern:

S. IX. Z. 1. anſtatt Schleſien l. Böhmen.

S. 5. Z. 4. v. unten und noch einigemal anſtatt Fiſcher von Ehrenbach l. Fiſcher von Erlach.

S. 96. Z. 6. von unten: in einem Seitenflügel des Schloſſes Sans-ſouci iſt ein Keller.

Patriotiſche
Phantaſien
eines
Kameraliſten.

Mit Königl. Preußiſcher Churbrandenburgiſcher allergn. Freyheit.

Berlin,
bey Friedrich Nicolai, 1790.

Universitäts-
München
Bibliothek

An den Leſer.

Unterhaltungen mit Freunden und Schriften auch politiſche Arbeiten veranlaßten die meiſten dieſer Einfälle.

Als dem Verfaſſer der Gedanke anwandelte ſie dem Druck zu übergeben, ſo hatte er die Abſicht nicht zu dociren, ſondern, wie in guter Geſellſchaft, nur ſeine Meinung über Gegenſtände die ihm wichtig ſchienen, vorzutragen; wollte daß man darüber rede, damit mehrere Köpfe ſich dabey beſchäfftigten, die Materie mehr in Umlauf komme, und endlich die Wahrheit, der freye Unterſuchungsgeiſt und die Aufklärung dadurch gewinne *) theils auch ſo etwas, das vermuthlich Spiſame wollte, als er idealiſche Verordnungen entwarf **), paradox mag immer Einiges ſcheinen. Allgemeine Wahrheiten wiederkäuen iſt ſelten unterhaltend.

In paradox ſcheinenden Sätzen liegt zuweilen unerwartete Orthodoxie; wäre es auch nicht: ſo iſt's doch nützlich zu wiſſen, was ſich gegen etwas ſagen läßt. Aufklärung äußert ſich wahrlich dadurch nicht, daß alle Menſchen in einer Stadt oder in einem Lande über jede Sache einer Meinung ſind ***). Hat Jemand das Glück ſich zuweilen mit denkenden und ſcharfſinnigen Männern zu unterhalten, der wird wohl bemerkt haben, wie da manche des Bleibens werthe Idee oft unter pro und contra ihr Daſeyn eben ſo geſchwind erhält, als ſie auch ſchon wieder verſchwindet. Hier iſt Sammlen doppelter Genuß, beſonders für den der jeden Gedanken an ſich ſchätzt, ohne ſtolze Rückſicht ob er von einem andern oder von ihm ſelbſt herkomme.

---

*) Berliner Monatsſchrift 1783. S. 468, 469.

**) Mercier Gemählde von Paris VII. Th.

***) Zimmermann über die Einſamkeit I Th. S. 61

Der Herausgeber dieſer patriotiſchen Phantaſien ſuchte ſich ein ſolches Vergnügen zu verſchaffen — ſchrieb das, wovon er glaubte daß es der Erhaltung werth ſey, kurz nieder, und arbeitete dann daſſelbe in Erhohlungsſtunden nach einiger Ausleſe etwas aus. Er hat den Vortheil davon ſeine Begriffe, Meinungen und Urtheile über verſchiedenes zu berichtigen, aufzubewahren und der allgemeinen unpartheyiſchen Prüfung auszuſetzen. Ob ſeine Leſer Nutzen davon haben — iſt ihre Sache zu entſcheiden, wenigſtens bemühet er ſich, und hoffe, wo nicht nützlich — doch auch nicht langweilig zu ſeyn. Durchaus auf Neuheit Anſpruch machen, wäre thörige Eitelkeit; dagegen wird ihm aber auch nicht übel genommen werden, wenn er unterlaſſen hat, ängſtlich in der ungeheuren Bücherzahl herum zu wühlen, um zu forſchen ob nicht dieſer oder jener ſchon vorlängſt eben ſo gedacht habe.

Ausgemacht iſt's, daß eben jene Schreibart ſich am beſten für Geſchäftsmänner ſchickt, wovon man ehe ſolche Bröckgen als Werke erwarten darf.

Drey Stücke der Heſſiſchen Beyträge zur Gelehrſamkeit und Kunſt *) nahmen 64. Einfälle auf.

---

*) 4. 5. und 6tes Stück 1785 u. 1786.

Sie erhielten hier und da Beyfall, wodurch der Verfaſſer zur Fortſetzung ermuntert wurde. Allein da dieſe vortreffliche periodiſche Schrift bald ſelbſt nicht mehr fortgeſetzt wurde, ſo blieb auch jener Beytrag ungedruckt.

Es ſchmeichelte indeſſen der Eigenliebe des Verfaſſers als er bemerkte, daß ſich ſein Produkt die Achtung einiger verdienſtvollen Gelehrten erworben hatte: als er fand daß ſich in der durch die Hannöveriſche Anzeige bekannt gemachten Preißſchrift über die Fleiſchtaxe auf Nr. 28. berufen wurde, und daß der berühmte Herr v. Pfeiffer die erſten 30 Nummern ſeiner Erklärung und Berichtigung gewürdigt hatte. *) —

Der Recenſent dieſer Briefe in der **allgemeinen deutſchen Bibliothek** wirkte endlich durch ſeine Aeußerung „daß dieſe Einfälle weniger bekannt geworden ſeyen, als ſie es nach dem was in jenen Briefen davon geſagt worden, verdienten" den Entſchluß, dieſelbe nochmahl zu durchſehen, zu vermehren und beſonders herauszugeben.

Der Verluſt welchen das gelehrte Publicum durch den Tod des verewigten Verfaſſers des Lehrbegriffs ſämtlicher ökonom. und kammer. Wiſſenſchaften erlitten hat, iſt dem Herausgeber dieſer Schrift, der das Glück nie hatte ihn perſönlich zu kennen, beſonders zu frühe gekommen. Die Art wie derſelbe die erſten 30. Nummern behandelt hat, konnte nicht anders als den Wunſch nach der Fortſetzung einer ſolchen Kritik erregen. — Indeſſen haben ſie bey dieſer Ausgabe einige Zuſätze veranlaßt, welche der Leſer ſo wie noch verſchiedene Nachträge bey jeder Nummer finden wird.

---

*) kritiſche Briefe 4tes Heft, dritter Band

Nur die Fortſetzung der närriſchen Weisheit iſt weggeblieben aus Sorge irgend Jemand zu beleidigen. An drolligen Beyträgen fehlt es nicht, aber man hebt ſie meiſt beſſer für die Enkel auf, die mögen dann jede Nummer anfangen: es war einmahl ꝛc.

Nun wer der Verfaſſer oder Herausgeber iſt? Sein Nahme thut im geringſten nichts zur Sache.

Wichtige Urſachen hat er zwar nicht ein Geheimniß daraus zu machen, wird ſich auch gegen Freunde nicht verläugnen, nur wünſchte er denen Herrn welche dieſe Schrift zu prüfen bekommen, nicht ſamt und ſonders bekannt zu ſeyn, und zwar deswegen weil er in dieſer Materie mit dem Ueberſetzer des Grafen von **Dundonalds** Gedanken von der Bereitung des Kochſalzes gleichdenkt. „Ich habe, ſagt derſelbe, in der Vorrede, ich habe immer bemerkt daß das Urtheil über Schriften richtiger geweſen, je weniger der Verfaſſer bekannt geweſen iſt. Es ſind meiſt perſönliche Urſachen, welche dem Verfaſſer Lob oder Tadel zuziehen, und der kleinſte Theil ſeiner Mitgenoſſen entfernt ſich von einem Hange zum Tadel, ſobald der Verfaſſer in einem Stück gefehlt hat. Ich habe hierbey meine eigene Grille und glaube, alle Schriften gewinnen nichts, wenn ihre Verfaſſer bekannt ſind. Iſt die Arbeit gut, ſo wird ſie es bleiben, und auf gleiche Weiſe im Gegentheil, wäre auch der Verfaſſer genannt.

Inhalt.

Inhalt.

I. Dienſtbegebungen. Seite 3
II. Verwaltung und Verpachtung. 12
III. Des Kameraliſten wahre Verdienſte. 16
IV. Fehler. 17
V. Nutzen des Verhältniſſes zwiſchen Verdienſt und Belohnung. 17
VI. Fortſetzung. 17
VII. Jeder Kameraliſt ſollte ein Gewerb ſo gelernt haben, daß er ſich allenfalls damit nähren könnte. 19
VIII. Reiſen junger Kameraliſten. 20
IX. Kanzlei-Stil. 22
X. Ein Rechner der Rath geworden iſt, ſollte die Rechnungen ſeiner Nachfolger nicht abhören. 23
XI. Kollegialiſche Behandlung der Kameralgeſchäffte. 24
XII. Geheimniſſe derſelben. 25
XIII. Iſt es gut, wenn der Kameraliſt faſt alles verſteigt, was nicht verwaltet wird? 27

XIV. Verbindung der Wittwenſocietäten und Tontinen. 28
XV. Nutzen von reichen Gutsbeſitzern in Anſehung der Gewerbe ꝛc. 28
XVI. Beförderung der Gewerbe fordert mehr Pflege, als Beförderung der Landwirthſchaft. 29
XVII. Erhaltung des Mittelmanns. 30
XVIII. Wo es thörigt wäre, Stallfütterung einzuführen. 31
XIX. Leibeigenſchaft mehr Handel und Gewerben, als der Landwirthſchaft ſchädlich. 32
XX. Wo es dienlich ſeyn könnte, Wälder in Viehweiden umzuändern. 32
XXI. Inſtructionen können viele Verordnungen ſpahren. 33
XXII. Geſchichtbücher bey Verwaltungen. 34
XXIII. Superflua non nocent, was davon zu halten? 35
XXIV. Toleranz und Intoleranz, wie erſtere Entvölkerung im Ganzen befördern kann. 35
XXV. Was zu thun ſey, wenn der Diener zu viele ſind. 40
XXVI. In wie fern die Landwirthſchaft den andern Gewerben vor- oder nachgeht. 40
XXVII. Verbeſſerung der Zünfte. 43
XXVIII. Polizei Taxen. 46
XXIX. Bemerkung über die Maxime: „Der Mann ſieht ſeiner eigenen Haushaltung nicht vor, folglich kann ihm auch die Herrſchaft nichts anvertrauen.“ 46
XXX. Etwas ſtatt einer Kleiderordnung. 47
XXXI. Pflichten eines Kameraliſten. 48
XXXII. Juriſt und Kameraliſt, ein Geſpräch. 51

XXXIII. Wann kann und ſoll der Diener die Landſtraße verlaſſen. 56
XXXIV. Heurathen nicht jedem Diener zu erlauben. 57
XXXV. Beſetzung der Dienſte mit Ausländern. 58
XXXVI. Patriotism und Adel. 59
XXXVII. Den beſtellten Anbringern kein Theil an der Strafe zu geben. 61
XXXVIII. Sicherheitsſtellung der Rechnungsbeamten. 63
XXXIX. Sollten die Finanzbedienten beym Eintritt in den Dienſt Vermögenſtands-Verzeichniſſe übergeben? 64
XL. Man muß Exempel ſtatuiren. 64
XLI. Sollen die Rechnungsmängel, ehe ſie an den Beamten abgehen, revidirt werden? 65
XLII. Zurechnungen. 66
XLIII. Aufgabe zur Aufklärung der Geſchichte des Kameralrechnungsſtils. 67
XLIV. Die beſte Kaſſenkontroll. 68
XLV. Fehler unbeſtimmter Naturalieneinnahmen. 68
XLVI. Dieten welche ſich Rechner ſelbſt ausbedingen. 69
XLVII. Man ſollte bey den Kammern über Grundſätze eigene Berathungen anſtellen. 69
XLVIII. Unterſchied zwiſchen Raths- und Kanzleyarbeit. 71
XLIX. Wann den Räthen die Akten nach Haus zu ſchicken ſind. 72
L. Bey Rechnungsunterſuchungen iſt das klaſſificiren nöthig. 73
LI. Etwas für den Kameraliſten, welcher das Baudepartement hat. 73
LII. Kindermord, Diakoneſſinnen- und Schulmeiſterinnen-Seminarium. 76

LIII.

Inhalt.

LIII. Geſetz gegen die Väter unehelicher Kinder, ausſchlüßlich der Hausſöhne und Hausmägde. 79
LIV. Soll man die Bevölkerung durch Anlage neuer Dörfer befördern? 80
LV. Ideal, den Bauern dafür zu entſchädigen, daß er kein Landſtand iſt. 84
LVI. Keine Krämer. 88
LVII. Gegen die Wanderſchaft der Metzgerknechte. 89
LVIII. Vorſchlag zu einem Magazin für Berg- Hütten- und Salzwerksverſtändige. 90
LIX. Reglements beſſer als Landesordnungen in Gewerb- und Handelsſachen. 91
LX. Mit gewiſſen Dienern ſollte man, ſtatt der Dienſteide, vorſichtige Verträge machen. 92
LXI. Kammerrath und Pfarrer, ein Geſpräch. 93
LXII. Zu viel und zu wenig taugt nichts. 98
LXIII. Vorleſungen zur Vorbereitung auf Univerſitäten, ob ſie nützlich ſind? 102
LXIV. Akademiſche Freyheit. 103
LXV. Vorſchlag zu Vorleſungen über die Pflichten und das Betragen der Studirenden. 107
LXVI. Lehrer der Kameral Wiſſenſchaften. 111
LXVII. Adreß für meinen Sohn, wenn er auf die Wanderſchaft geht. 114
LXVIII. Noch etwas von Reiſen junger Kameraliſten. 115
LXIX. Ueber die verſchiedenen Arten die Geſchäfte unter die Glieder eines Kammer-Kollegs zu vertheilen. 116
LXX. Relationen 117

LXXI. Aufmerkſamkeit bey den Vorträgen, Freundſchaft und Feindſchaft der Räthe. 118

LXXII. Kurze Beantwortung der venetianiſchen Preißfrage über die Freyheit des Handels. 118

LXXIII. Hölzerne Gebäude fordern alſo weniger Holz als ſteinerne. 119

LXXIV. Armen-Anſtalten. 120

LXXV. Thut der Kameraliſt wohl wenn er ſich gegen Untergebene vertraulich bezeugt? 123

LXXVI. Privat-Handel und Oekonomie der Fürſten. 125

LXXVII. Officier und Kameraliſt. 125

LXXVIII. Scheide-Münze, grobe Sorten, und Kaſſen-Geld. 128

LXXIX. Dieten und Sporteln. 130

LXXX. Fallimente, Wucher, Pfandhaus-Anſtalten. Hoher Güter Preiß und niedrige Zinſen, beydes nicht immer ſichere Kennzeichen des Wohlſtandes. 132

LXXXI. Sollte die Kammer der Aufſicht des Regierungs-Kollegs untergeben werden. 137

LXXXII. Unterſchied zwiſchen Jagd- und Wildhaberey. 139

LXXXIII. Wem der Eingang in den Dienſt zu erſchweren iſt. 139

LXXXIV. Vorſchlag zu einem Kameraliſtiſchen Handbuch. 140

LXXXV. Unter welchen Umſtänden der einzelne Kammer-Rath ſich möglichſt enthalten ſoll Neuerungen zu veranlaſſen. 141

LXXXVI. Eine andre Klugheits-Regel: Nicht alles ſelbſt thun wollen. 141

LXXXVII. Was am beſten ſey: Die Acten vor oder nach dem Vortrag circuliren zu laſſen? 142

LXXXVIII. Man ſollte von Zeit zu Zeit berechnen laſſen was eine ordentliche Haushaltung jeder Diener-Klaſſe zu unterhalten koſtet. 143

LXXXIX. Bier- und Brandwein-Schank nebſt der Kramerey auf dem Lande mit der Zollerhebung zu verbinden. 144

XC. Ein Mittel öde Bezirke anzubauen. 145

XCI. Verwandlung der Einkünfte von der gemäßigten Leibeigenſchaft in Erbzinſen. 146

XCII. Kleine Herrſchaftliche Einkünfte und Befugniſſe werden am beſten an die Guts-Beſitzer verkauft. 147

XCIII. Rechner ſollten ihre Beſoldung erſt das folgende Jahr nach der Adminiſtration und richtig befundener Rechnung förmlich vorausgeben dürfen. 148

XCIV. Die beſte Prüfungsart gemeiner Rechnungen. 151

XCV. Ueberzahlungen derſelben gleich unter die Gemeinden auszutheilen. 152

XCVI. Vom Hanklen der Verwalter auf Glauben. Buch der Könige Kap. 12, 15. 152

XCVII. Vorſchlag das Rechnungsweſen durch gewiſſe Verträge mit den Rechnern zu vereinfachen. 152

XCVIII. Natural und Geldberechnungen ſollten verſchiedenen Perſonen übertragen werden. 153

XCIX. Präliminar-Syſtem. 154

C. Wodurch der Kameraliſt vom bilanziren und ſpekuliren abgehalten wird, und weswegen Pachtungen demſelben und ſeiner Herrſchaft am verträglichſten ſind. 154

CI. Mit Pacht verbundene Verwaltungen, beſonders bey Eiſenwerken. 155
CII. Stoff für Schriftſteller. 158
CIII. In der Staatsverwaltung muß ſich einer auf den andern verlaſſen. 160
CIV. Orientaliſche Devotion. 161
CV. Wie ſollen künftige Regenten reiſen? 161
CVI. Was iſt die Etiquet? 162
CVII. Adel. 163
CVIII. Eine Vorſicht bey Brand-Aſſecuranzen. 165
CIX. Vorſchläge zur Holz-Erſparung. 165
CX. Zu Revenuen-Verbeſſerungen durch eine eigene Art Verpachtung an Kameraliſten. 167
CXI. Dorf-Schultheiſen nicht auf Lebenslang anzuſtellen. 168
CXII. Intelligenz-Anſtalten noch nützlicher zu machen. 169
CXIII. Friſeurerin. 171
CXIV. Sollte man den Zunftzwang zwiſchen den Zünften eines Landes aufheben? 172
CXV. Wo die Zünfte den Fabriken vorzuziehen ſind und umgewand. 174
CXVI. Verwandlung des Meiſtergeldes und des Einkaufs in die Bürgerſchaft in eine jährliche Abgabe. 174
CXVII. Ueberfluß an Geld taugt nichts. 175
CXVIII. Fruchtwohlfeile und Geld Armuth, warum oft beyſammen. 176
CXIX. In den Rechnungen ſollten die Einnahme Zinſen beſchienen ſeyn. 176

CXX. Es wäre nützlich wenn die Landes-Herren ihren Anſprüchen auf gefundene Schäze gewiſſermaßen entſagten. 177

CXXI. Verordnung daß jeder, der Grundſtücke auſſerhalb der Stadt oder dem Dorf hat, ſeine Todten dahin und nicht auf den gemeinſchaftlichen Gottesacker begraben ſoll. 178

CXXII. Die Beſoldungs-Abzüge, als Finanz-Operationen ſind Chimären, auch den Finanzen ſelbſt ſchädlich. 181

CXXIII. Alſo ſollte nicht jeder Arzt Doctor werden müſſen. 182

Inhalt.

I) Dienſtbegebungen. II) Verwaltung und Verpachtung. III) Des Kameraliſten wahre Verdienſte. IV) Fehler. V) Nutzen des Verhältniſſes zwiſchen Verdienſt und Belohnung. VI) Fortſetzung. VII) Jeder Kameraliſt ſollte ein Gewerb ſo gelernt haben, daß er ſich allenfalls damit nähren könnte. VIII) Reiſen junger Kameraliſten. IX) Kanzlei-Stil. X) Ein Rechner der Rath geworden iſt, ſollte die Rechnungen ſeiner Nachfolger nicht abhören. XI) Kollegialiſche Behandlung der Kameralgeſchäfte. XII) Geheimniſſe derſelben. XIII) Iſt es gut, wenn der Kameraliſt faſt alles verſteigt, was nicht verwaltet wird? XIV) Verbindung der Wittwenſocietäten und Tontinen. XV) Nutzen von reichen Gutsbeſitzern in Anſehung der Gewerbe ꝛc. XVI) Beförderung der Gewerbe fordert mehr Pflege, als Beförderung der Landwirthſchaft. XVII) Erhaltung des Mittelmanns. XVIII) Wo es thörigt wäre, Stallfütterung einzuführen. XIX) Leibeigenſchaft mehr Handel und Gewerben, als der Landwirthſchaft

ſchaft ſchädlich. XX) Wo es dienlich ſeyn könnte, Wälder in Viehweiden umzuändern. XXI) Inſtructionen können viele Verordnungen ſpahren. XXII) Geſchichtbücher bey Verwaltungen. XXIII) Superflua non nocent, was davon zu halten? XXIV) Toleranz und Intoleranz, wie erſtere Entvölkerung im Ganzen befördern kann. XXV) Was zu thun ſey, wenn der Diener zu viele ſind. XXVI) In wie fern die Landwirthſchaft den andern Gewerben vor- oder nachgeht. XXVII) Verbeſſerung der Zünfte. XXVIII) Polizei-Taxen. XXIX) Bemerkung über die Maxime: „Der Mann ſteht ſeiner eigenen Haushaltung nicht vor, folglich kann ihm auch die Herrſchaft nichts anvertrauen.“ XXX) Etwas ſtatt einer Kleiderordnung. XXXI) Pflichten eines Kameraliſten.

I.

Dienſtbegebungen.

Ein politiſcher Dämon brachte zuerſt den Satz auf: Dienſtbegebung ſey Gnadenſache. Das Schickſal von hunderten und tauſenden an Einen binden, das ſollte blos Gnadenſache ſeyn, ſo wie das Verſchenken einer Almoſe! Der erſte Grundſtein zur menſchenfeindlichſten Tyranney iſt's.

Aber nun, wenn ein Regent auch den beſten Willen hat — ſeine Unterthanen als Kinder, deren keinem er eine Vorliebe ſchuldig iſt, betrachtet — mit dem größten Anliegen auch dieſe wichtige Regierungspflicht zu erfüllen ſucht. Wie ſchwer, wie unendlich ſchwer wird ihm die Erfüllung derſelben.

Es wird eine Stelle leer, ſie ſey welche ſie wolle. Die Bittſchriften erſcheinen in Menge. Eine Perſon von treflichem Charakter, würdig des Regenten Vertrauens, wagt es einen der Bittenden zu empfehlen; er führt die einnehmendſten Gründe an — aber er — er ſelbſt würde durch einen falſchen oder ſchwachen Freund hintergangen, oder, er hatte nur Gelegenheit, die gute, nie aber die ſchwache Seite des Sollicitanten kennen zu lernen.

Doch nein, der Regent hat ſich feſt vorgenommen, in dieſen Angelegenheiten privat Empfehlungen nie allein Gehör zu geben — die Kollegien erſt zu vernehmen. Aber auch hier weiß der feine Sollicitant die Stimme der Meiſtvermögenden zu gewinnen, wäre es auch nur durch einen

Wink, daß höheren Orts ſchon die vorzüglichſte Neigung für ihn ſey.

Das wahre Verdienſt, deſſen Beſcheidenheit oft ſo an Blödigkeit gränzt, daß mehr als gemeiner Sinn dazu gehört, es hervor zu ziehen, wagt's indeſſen entweder gar nicht ſich zu melden, oder kann ſich nur ſo froſtig empfehlen, daß es ganz verborgen bleibt.

Alſo auch bey den beſten Abſichten eher Mißgriff, als ächte Auswahl.

Sollte dieſer Verlegenheit nicht durch irgend eine wohl überdachte Einrichtung, wenigſtens einigermaßen, abzuhelfen ſeyn? Gewiß es verdient's darüber zu denken, ſo, wie ich oft in einſamer Stille that, ohne anders als in Anſehung des Schickſals meiner Nebenmenſchen dabey intereſſirt zu ſeyn.

Welche Menge Zeit muß einem Herrſcher unter dem Vortrag von Bittſchriften um Dienſte verſchwinden, die er weit edler zur Beurtheilung und Vollendung dieſer oder jener Anordnung verwenden könnte, und wie ſehr hängen gleichwohl die Reſultate ſeiner Entſchließungen über jene Schriften von Leidenſchaft und Schwäche der Untergebenen ab, auf deren Rath er ſich verlaſſen muß!

Wo wollte der Feldherr Zeit hernehmen, Plans gegen den Feind auszudenken und auszuführen, wenn ihn die Begebung jeder geringen Offizierſtelle der Armee eben ſo viele Zeit wegnähme!

Woher kommt's, daß man unter dem Civilſtand gemeiniglich Unzufriedenheit über Beſoldung, überhaupt Mißvergnügen bey den Allermeiſten antrifft, während der geringer ſtehende Offizier mit weit Wenigerem vergnügt und zufrieden lebt!

Sollte ſich dieſe Glückſeligkeit, welche doch offenbar ungemein groſſen Einfluß auf die Geſchäffte ſelbſt haben muß, nicht auch auf den Civilſtand übertragen laſſen?

Der unterſte Lieutenant weiß gewiß, daß er bey jedem Abgang eines der übrigen Offiziers deſſelben Regiments eine Stufe vorrückt, und daß er ſo nach und nach Obriſt werden kann. Die natürliche menſchliche Sterblichkeit ſchafft ihm den Genuß dieſes Vorrückens von Zeit zu Zeit. Der Behulf mit ſeinem Gehalt wird ihm durch dieſe Ausſichten, und durch die Vergleichung deſſelben Schickſals ſeiner Kameraden erleichtert. Gelangt er endlich zu höheren Stufen, ſo freut er ſich des Andenkens jener Zeit, in welcher er ſich ſo gut in ſein Schickſal zu finden wußte.

Inzwiſchen ſitzt der bürgerliche Diener voller Grillen: Ich habe zwar zu leben, doch kümmerlich und ohne Ausſicht.

Meines Herrn Nutzen habe ich nun durch einen vieljährigen Dienſt um ſo viel verbeſſert, aber für mich iſt keine Verbeſſerung zu hoffen? Ich habe keine Freunde an Hof oder im Kabinet, und die ich habe nehmen ſich meiner nicht an, weil ich nicht ſchmeicheln kann. Die Kollegien ſind zwar ganz wohl mit mir zufrieden, aber wenn der Fall eintritt mich zu verbeſſern, ſo ſind der Bittenden, Schmeichelnden, Groſſprechenden und Liſtigen ſo viele, daß es nie an mich kommen wird. Das Schickſal hat mich in Feſſeln gelegt, worin ich ſchmachte. Der Züchtling in den holländiſchen Zuchthäuſern, welcher von der Waſſerpumpe bis zur erträglichen ländlichen Arbeit fortrückt, hat doch Ausſichten, ich nicht u. ſ. w.

Um ſolchen Uebeln abzuhelfen, wovon man ſchon aus der Erfahrung weiß, daß auch die weiſeſte Einſchränkungen wenig gegenwirken, hat oft die kürzeſte Verordnung das meiſte gethan. Die beſt ausgedachteſte Trauerordnungen ſchafften nie Erfolg von ſolchem Nutzen, als jene, welche alle Trauer unterſagte. Alſo möchte auch hier jene Verordnung die beſte ſeyn, nach welcher alle Bittſchriften um Dienſte ſchlechterdings abgeſchafft, oder welches einerley wäre, keine mehr angenommen, und dem Regenten vorgetragen werden dürfte.

Die erſte Miniſters wählte ſich der Fürſt ſelbſt, nicht nach Geburt, Alter, oder Rang, ſondern nach Fähigkeit, Erfahrung und Herz, änderte aber ohne Anſtand bey deutlicher Einſicht einer fehlerhaften Wahl.

Mit den Rathsſtellen bey den Kollegien und anderen, aber nahmentlich zu beſtimmenden, ähnlichen wichtigen Dienſten, würde es etwa ſo gehalten:

Zur Zeit wenn alles beſetzt wäre, müßten die Kollegien ſelbſt berichten, welchen ſie für den Würdigſten erkennten und vorſchlügen, bey der erſten Eröffnung einzurücken. Hierbey wäre kein Unterſchied unter In- und Ausländern zu machen, auch nicht auf lang oder kurze Dienſtjahre zu ſehen: Herz, Geſchicklichkeit und Thätigkeit allein entſchieden.

Nun könnte ſich der Regent Zeit nehmen die Vorſchläge zu beurtheilen, ſich um die Perſonen zu erkundigen, und wenn er endlich keinen Anſtand fände, die Vokation reſolviren, nur mit dem Anhang, wenn ſich inzwiſchen keine dem Grund dieſer Berufung entgegen ſeyende Hinderniß ergebe. Ein Menſch kann ſich in wenig Jahren ändern, dem Rechtſchaffenen aber eine ſolche Vorſicht nicht verdrieſſen. Würde die Vokation nicht angenommen, ſo würde ein anderer berufen.

Man hätte hier den wichtigen Vortheil weit kaltblütiger über eine ſolche Dienſtbeſetzung urtheilen zu können, als zur Zeit der wirklichen Oeffnung, wo alles zuſtürmt, allerley Kanäle ſucht, und der Dienſt nicht lange unbeſetzt bleiben kann.

Dieſelbe Kollegien müßten alle Jahre einen Plan über das Dienſtweſen der Geiſtlichen, Beamten, Forſt- und andern Bedienten übergeben. Jedem müßte nach dieſem Plan ſeine Beförderung beſtimmt ſeyn, außer dem, der in jeder Klaſſe am beſten ſtünde, und folglich nur durch Vokation befördert werden könnte, und ſo auch jedem ſein Nachfolger.

Die Kollegien müßten über dieſes wichtige Geſchäfft nicht blos im Allgemeinen berichten, ſondern jedes Glied insbeſondere müßte ſein Gutachten mit Gründen belegen. Ereignete ſich nun ein Fall, und der beſtimmte Nachfolger hätte gewiſſe ohnvorhergeſehene Entſchuldigungen, ſo würde deſſen weiterer Nachfolger in der Regel dazu angewieſen.

Dieſe Einrichtung hätte unter andern auch noch jene nützliche Folge, daß ein Diener ohne Geldbuße oder Suſpenſion doch empfindlich geſtraft werden könnte, wenn ihm die Beförderung auf immer oder auf eine gewiſſe Zeit genommen würde.

Perſonen, welche blos allein auf einer Stelle brauchbar ſind, oder welche Stellen bekleiden, bey welchen öftere Wechſel dem Dienſt zu ſchädlich wäre, muß es bekannt gemacht werden, daß ſie auf keine weitere Beförderung, wohl aber nach Verdienſt auf andere Belohnungsarten zu hoffen hätten.

Die niedrige Bedienten, beſonders bey Kameralverwaltungen ſollten ſchlechterdings auf den Fuß behandelt werden, wie Geſind bey Privatperſonen. Das iſt: ſie bekämen kein Decret — würden theils von den Beamten, theils von den Kollegien nach den Vorſchlägen der Beamten auf Wohlverhalten angenommen, und bey einigem Mißtrauen, oder Vermuthung von Unthätigkeit, phyſikaliſchem Unvermögen ꝛc. unbeſchadet ihres Rufs, entlaſſen, doch immer mit Vorwiſſen der Kollegien, und daß jedem nach der Entlaſſung frey bleibe, ſich an der Behörde zu rechtfertigen.

Dieſes ſind Grundlinien eines Plans, der freylich vor einer Ausführung noch mancher Prüfung bedarf, der aber doch eine ſolche Prüfung zu verdienen ſcheint.

Während einer Regierung würden ſich ihm tauſendfältige Schwierigkeiten entgegenſetzen, die gerade deßwegen am ſchwerſten zu überſteigen ſeyn möchten, weil ſie ſich zu viel auf perſonal Rückſichten gründeten. Der beſte Zeitpunkt wäre immer der Antritt einer Regierung.

Eine wohlüberdachte Vorſchrift, wie ſich bey Prüfung der Kandidaten, welche erſt in Dienſt treten wollen, zu verhalten ſeye, müßte nothwendig mit einer ſolchen Einrichtung verbunden werden. Prüfungen wären auch alsdann nöthig, wenn einer aus einer Klaſſe in eine andere übergienge, z. B. aus einem Sekretair, Advokaten oder Unterbeamten ein Oberbeamter, aus einem Kammerſekretair oder Rechnungsjuſtifikator ein Rentenbeamter, und ſo weiter.

Hat ein Kollegium einen Untergebenen ſchon in allerley Arbeiten derſelben Klaſſe, wohin er befördert werden ſoll, kennen lernen, ſo iſt dieſes ſtatt der beſten

Prüfung. Außerdem ſollte man es aber ja nicht bey einzelnen Fragen und Ausarbeitungen bewenden laſſen, ſondern es immer dahin zu lenken ſuchen, daß der Kandidat einige Zeitlang unter der Aufſicht eines Prüfenden arbeite. Alsdann kann ſich der eine deſto eher von allen Seiten zeigen, und der andere ſeine gute und ſchwache Seite erforſchen.

Der Verfaſſer der kritiſchen Briefe will: „daß ſämmtliche Staatsbediente gleichſam von der Flinte an dienen ſollen, und daß in jedem Kollegio ein richtig urtheilender unparteyiſcher Mann beſtellt werde, der kein Votum habe, ſondern nur beſtimmt ſey, die Arbeiten, das Betragen ſämmtlicher Glieder genau zu beobachten, und den Regenten alle drey Monathe eine Konduitliſte zu überreichen.“

Das Dienen von der Flinte an verdient eine nähere Betrachtung. Soll jeder ohne Unterſchied mit der kleinſten Bedienung z. B. mit der Schreiberey bey einem Beamten den Anfang machen, dann ſelbſt Beamter werden u. ſ. w. ſo wird er ſeine beſten Jahre unter einzelnen mechaniſchen Arbeiten verbringen — darüber, ſelbſt ſchon erworbene ins Allgemeine gehende Kenntniſſe einbüßen. Anhänglichkeit an Schlendrian und Vorliebe für all das was mit ſeiner bisherigen Local-Erfahrung übereinkömmt, ſo wie Abneigung gegen das was damit nicht übereinſtimmt — werden gemeiniglich erfolgen. Ich ſage, gemeiniglich. Ausnahmen von der Regel wird es immer geben. Ich kenne ſelbſt überaus ſchätzbare Männer von dieſer Art.

Weiter — die Kollegen würden auf dieſe Weiſe durchaus mit Männern beſetzt werden, die ihre beſten Kräfte ſchon verarbeitet — denen allen, oder doch den meiſten es an demjenigen Feuer fehlte das doch oft, beſonders da wo noch Verbeſſerungen möglich ſind, höchſt nöthig iſt. Der Gedanke: Du haſt noch Hoffnung die Reſultate dieſer oder jener Einrichtung zu erleben, und dich daran zu vergnügen, iſt gewiß eben ſo reizend, als das Gegentheil niederſchlagend.

Mit dem Militair läßt ſich hierin kein vollſtändiges Parallel ziehen. Bekanntlich finden ſich auch bey dem ſtrengſten Avancementsgeſetzen, doch Männer von gar verſchiedenem Alter neben einander. Früher Anfang, Geburt, Zufall und außerordentliche Verdienſte erzeugen dieſe Miſchung.

Die Konduitliſte ſoll vermuthlich bey dem Civilſtande dieſem Einwand abhelfen und den Mann von beſondern Fähigkeiten und Verdienſten frühzeitig befördern. Aber, aber — wenn derjenige, welcher die Konduitliſte führt kein Engel iſt, welche abſcheuliche Parteylichkeiten ſind dann zu beſorgen! wie leicht kann dadurch eine große Maſſe Diener zu Heuchlern, Sklaven und Verläumdern werden! So ein wichtiger Gegenſtand ſollte nie einer Perſon allein überlaſſen ſeyn. Von einer ganzen Verſammlung iſt doch bey weitem ſobald keine gemeinſchaftliche Parteylichkeit für oder gegen Jemand zu beſorgen, als bey einer einzelnen Perſon. Der Landesherr ſelbſt hat noch mannichfaltige Wege ſich der Charaktere ſeiner Diener zu erkundigen, und dieſe müſſen bey allen Arten von Einrichtungen offen gelaſſen werden.

Moraliſche Untugenden von Belang und Einfluß auf den Dienſt bleiben den Vorgeſetzten ſelten verborgen: die traurige Neigung der Menſchen ehe ein gutes als böſes Gerücht zu verbreiten ſorgt dafür. Haben nun eben dieſe Vorgeſetzten einen Einfluß auf die Dienſtbeſtellungen, ſo iſt es ihre Schuldigkeit auf das alles Rückſicht zu nehmen, und zwar ohne eben gehalten zu ſeyn, den Grund allemal anzugeben; nicht nur die Sorge einen Menſchen, der ſich noch beſſern kann, ganz unglücklich zu machen, würde manchen abhalten, nach Ueberzeugung zu ſtimmen, ſondern es würde auch oft ein ſehr hoher Grad von Ueberzeugung dem es nur noch an mathematiſcher Gewißheit fehlte, gar nicht in Rechnung gebracht werden. Freylich könnte zuweilen auch ein Unſchuldiger leiden; allein das iſt nicht zu ändern. Jeder wird dann auch der Folgen wegen ſeinen guten Ruf deſto höher ſchätzen und nicht leichtſinnig dazu ſtillſchweigen, wenn er bemerkt, daß er boshaft iſt verläumdet worden.

Die einzelnen Fähigkeiten, den Dienſteifer und die Geſchicklichkeiten wenigſtens der Finanzräthe könnte der Landesherr ſelbſt am beſten prüfen, wenn er ſich jährlich auf einen beſtimmten Tag von jedem unmittelbar einen Aufſatz über noch mögliche Verbeſſerungen in ſeinem Departements einreichen ließ, und dieſe Aufſätze hernach Auszugsweiſe ohne Benennung der Verfaſſer den Kollegien zur gemeinſamen Prüfung zuſtellte. Dadurch hätte er nicht nur den Vortheil ſelbſt jeden nach ſeiner Arbeit zu beurtheilen, ſondern es würde auch manches unmittelbar an ihn gelangen, das ſonſt ſo ſehr es ſolches verdiente, ihm nicht vorgekommen ſeyn würde.

Bei allen dem wird immer menſchliche Unvollkommenheit auch in der beſten Einrichtung bleiben. Selbſt das iſt nothwendig. Möſer ſagt vortreflich im zweyten Theil ſeiner patriotiſchen Phantaſien Nr. XXXXIX. „Ich würde belohnt oder unbelohnt nie in dem Staat bleiben, worin man es zur Regel gemacht hätte, alle

Ehre einzig und allein dem Verdienſt zuzuwenden, belohnt würde ich nicht das Herz gehabt haben, einem Freund unter Augen zu gehen, aus Furcht ihn zu ſehr zu demüthigen, und unbelohnt würde ich eine Art von öffentlicher Beſchimpfung erlebt haben, weil jeder von mir geſagt haben würde: der Mann hat keinen Verdienſt ꝛc.“

Alſo nur den herrſchenden Extremitäten muß vorgebogen werden, und das kann geſchehen.

II.

Verwaltung und Verpachtung.

Ob die Verwaltung der Verpachtung, oder dieſe jener vorzuziehen ſey, iſt eine wichtige Frage. Der Privatmann, welcher ſein Vermögen ſelbſt zu verwalten, Zeit und Einſicht hat, würde thöricht handeln, wenn er daſſelbe einem Pachter überließe. Der Regent vermeidet beſſer, wo er kann, beydes. Vermehret durch ſein Vermögen das Eigenthum ſeiner Unterthanen, und behält ſich ſtatt des Pachts trockne Einkünfte aus. Eine Verwaltung, wobey kein anderes Geſchäfft vorfällt, als Einnahm und Ausgabe an Geld und Früchten, und Umſatz des Einen in das Andere, oder wobey nur erhoben, aber nicht producirt wird, verdient kaum den Nahmen Verwaltung — iſt hauptſächlich nur noch Verrechnung.

Wo jene Veränderung mit dem landesherrlichen Vermögen nicht wohl angeht, da iſt die Verpachtung der Verwaltung vorzuziehen. Ohne die vollkommenſte Rechnungseinrichtung taugt die Verwaltung des Staatsvermögens gar nichts. Je mehrere Produktionen und Umſätze bey einem Vermögen vorfallen, je ſchwerer und koſtbarer iſt die Einrichtung und Erhaltung eines vollkommenen Rechnungsweſens, und dann möchten endlich die Summen der Koſten, einer guten Einrichtung, mit den Summen des Verluſts, durch Betrug und Nachläſſigkeit, bey einer mittelmäßigen Einrichtung, nicht weit von einander abſtehen. Sollte erſtere Summe die letzte gar überwiegen, ſo hörte die Vollkommenheit auf, es würde im Verhältniß der Mittel zum Endzweck gefehlt. Aber welcher menſchlicher Geiſt weiß immer bey dergleichen Operationen die wahre Gränze zu beſtimmen?

Ein Hauptgrund für die Pachtungen iſt, die Vermehrung der unternehmenden Menſchen. Ein Pachter, der ſich etwas erworben hat, wird daſſelbe höchſt ſelten todt liegen laſſen, oder Kapitalien machen. Er iſt einmal im Unternehmen glücklich geweſen, hat alſo Grund damit fortzufahren. Endlich kauft er ſich liegende Gründe, alles zum Vortheil des Staats.

Der Verwalter, iſt er ehrlich, dann iſt es Glück, wenn er ſich und ſeine Familie durchbringt. Beſoldungen zum Reichwerden, gehören wohl zu den größten Seltenheiten. Iſt er nicht ehrlich, erwirbt ſich etwas; ſo hält er es geheim, verbirgt das Geſtohlne in Käſten, oder verwandelt es mit vieler Sorgfalt, ohne großes Geräuſch, in Kapitalien. Er iſt nicht gewohnt, etwas zu wagen, und weil ihn ſein Gewiſſen in Furcht hält, ſo ſorgt er eine Thorheit zu begehen, wenn er ſein letztes Hülfsmittel gegen obrigkeitliche Unterſuchungen auf das Spiel ſetze.

Verpachtungen erfordern nur wohlüberlegte Verträge. Der Pachter muß gewinnen können, damit er nicht Entſchuldigung zu verdienen glaube, wenn er ſich am Inventario verſündigt.

Verpachtungen der Ausgaben können eben ſo nützlich werden, als Verpachtungen der Einnahmen. Einer, der es z. B. wagte, gewiſſe oder alle herrſchaftliche Gebäude in einem Lande gegen ein jährliches Geld im Stande zu halten, würde ſich oft ein anſehnliches Vermögen erwerben können, ohne daß das Bauweſen der Herrſchaft ſo viel als bey der Adminiſtration koſtete, und ſollte es derſelben auch nicht weniger koſten, ſo iſt Erſparung ſo vieler Arbeit herrſchaftlichen Beamten keine Kleinigkeit. Freylich müßte ein vorſichtiger Vertrag vorausgehen, und ein ſolcher Pachter durch rechtſchaffne Baumeiſter gut kontrollirt werden.

Herr v. Pfeiffer zieht nur dann die Verpachtung der Verwaltung vor, „wenn durch eine weiſe Verwaltung die Hauptverbeſſerungen eines Guts gemacht ſind, und man den Pachter an gewiſſe Regeln und zu beobachtende Ordnungen binden kann.“

Dieſer Maxime ſtimme ich vollkommen bey, ſie iſt im Grunde auch meinem Satz nicht entgegen. Verwaltung als ſolche ſteht noch immer der Verpachtung nach, aber als Vorbereitung kann ſie nöthig ſeyn. Dann muß man ſich aber ja nicht mit vielen, die man nicht überſehen kann, zu gleicher Zeit beladen, und man muß den Aufwand als ein Kapital anſehen," wovon die Zinſen nicht gleich, ſondern nach und nach in der Zukunft zu erwarten ſind.

Mein Grund daß durch Pachtungen die unternehmende Menſchen vermehrt würden, ſoll ſchwach ſeyn, weil ſich die Menge der reich gewordenen Pächter mit den arm gewordenen balanziren würde.

Wenn bey Verpachtungen lediglich auf das plus geſehen wird — wenn bey allen Fällen verſteigt werden muß, und jeder der nur mehr bietet, angenommen wird, dann kann es ſeyn, daß ſich eben ſo viel ruiniren, als ſich in ihrem Vermögensſtand verbeſſern. Allein daß dieß meine Meinung nicht ſey, zeigen die Worte: Der Pachter muß gewinnen können.

Weiß man nach einer weiſen Verwaltung oder auch nach ſonſt einem gründlichen Anſchlage den gemeinen Ertrag eines Guts, ſchlägt dann auch noch etwas verhältnißmäßiges auf das, was man glaubt, daß der Pachter noch von dem was er durch beſondern Fleiß und Induſtrie gewinnen werde, abgeben könne; ſo möchte es immer beſſer ſeyn, einen tüchtigen Mann auszuſuchen, und damit ohne Steigung zu accordiren, als es bloß auf den Meiſtbietenden ankommen zu laſſen, und dadurch zwar etwas Pacht mehr zu erhalten, aber auch ſich eben ſo vieler Gefahr mehr, daß das Gut ausgeſogen — um Erlaß gebettelt — am Pacht inexigibler Receß gemacht, und ein Unterthan verderben werde, auszuſetzen.

Wo man dieß nicht thut, da iſt es auch meiſt überflüſſig eine Verwaltung vorangehen zu laſſen. Wird nur darauf geſehen, daß keine Täuſchungen bey den Steigungen vorgehen, ſo kann man ſchon verſichert ſeyn, daß Fals einmal ein Pachter ziemlichen Vortheil von ſeinem Beſtand gehabt habe, derſelbe nach Ende deſſelben durch Neid und Eiferſucht ab — und der Pacht ehe über als unter den wahren Ertrag getrieben werde.

„Ferner ſoll bey einem kleinen Staat dem in ſeiner Reſidenz nichts zu Markt gebracht wird, die Verwaltung einiger nahen Höfe nützlich ſeyn.“

Dieſes mag ſeyn. Beſondere Umſtänden machen Ausnahmen von den Regeln. Verwaltungen, welche der Hofhaltung wegen geſchehen, ſollten aber gewiſſermaßen vom allgemeinen Kameralſyſtem getrennet werden, weil hier die Sprache nicht allein von der beſten Benuzungsart; ſondern weſentlicher vom Belieben des Fürſten iſt. Meinen Ausdruck: **Der Regent ſoll durch ſein eigenes Vermögen das Eigenthum der Unterthanen vermehren** ꝛc. erklärt Hr. v. P. etwas dunkel, doch meynt er ich verſtünde die Zerſchlagung der Domainengüter darunter. Allerdings, aber das nicht allein. Alle Arten von Nahrungszweigen welche ſich für Unterthanen ſchicken. Z. B. Der Landesherr hat viele Schäfereyen im Land, er verkauft ſie an die Gemeinden und hält ſich eine jährliche Abgabe von Hämmeln, Geld oder Frucht aus; er hat Zehnden, und giebt ſie dem Gutsbeſitzer gegen Abgabe eines Sackpachts ꝛc.

III.

Des Kameraliſten wahre Verdienſte.

Dauerhafte Vermehrung der Einnahmen, und Verminderung der Ausgaben, ſind die gröſte Verdienſte eines Kameraliſten. Wer das Privateigenthum der Unterthanen nicht heilig hält — nie auf das Verhältniß zwiſchen Erwerb und Abgaben achtet, der greift das Kapital an. Seine Verbeſſerungen ſind alſo nicht dauerhaft; er iſt **Plusmacher**. Die wichtigſte Verbeſſerung der Herrſchaftlichen Einkünfte beruht auf der Vermehrung und Verbeſſerung der Gewerbe, und der daraus folgenden Zunahm der Bevölkerung, nächſt dem auf der Anwendung der beſten Mittel gegen Unterſchlagung ſchuldiger Abgaben, und endlich auf einer ſolchen Leitung der Einkünfte, wornach dieſelben in möglichſter Geſchwindigkeit und mit den möglichſt wenigſten Abfällen aus den Händen des erſten Abgebenden bis zur beſtimmten Ausgabe kommen.

IV.

Fehler.

Die größten Fehler werden von Kameraliſten begangen, wenn ſie Regeln in Grundſätze verwandeln. In der That beſtehen wenige oder keine Wiſſenſchaften, aus mehreren Regeln und wenigern Grundſätzen, als eben die Kameralwiſſenſchaft; daher ſind diejenigen kameraliſchen Verfügungen die beſten, wobey man die Regeln zwar feſtgeſetzt, die Ausnahmen aber auch ſorgfältig beſtimmt hat.

V.

Nutzen des Verhältniſſes zwiſchen Verdienſt und Belohnung.

Alle Geſchäffte, wobey die Verbeſſerung des Gegenſtands und der Vortheil deſſen, welcher das Geſchäfft beſorgt, in ein genaues Verhältniß geſetzt worden ſind, werden ungleich beſſer getrieben, als ſolche, wo beyde in ungleiches, oder in kein Verhältniß geſetzt worden ſind. Wer dieß läugnen wollte, müßte das menſchliche Herz nicht kennen. Wer ſich aber auch dieſer Maxime mit Vorſicht zu bedienen weiß, wird ungleich mehr Unternehmung glücklich ausführen, als ein andrer.

VI.

Fortſetzung.

Wer etwas für einen Andern verwalten ſoll, und voraus weiß, daß er ſich über alle Kleinigkeiten zu verantworten habe, daß er keinen Irthum begehen könne, ohne zu beſorgen, daß er ihn büßen müſſe, dabey aber eine unveränderliche, mit ſeinen Verdienſten nicht ſteigende Belohnung genießt, muß ein Schwärmer oder ſeltner Patriot ſeyn, wenn er nicht den ſicherſten Weg in allem erwählt. Der ſicherſte für ihn iſt aber nicht immer der vortheilhafteſte für den Gegenſtand.

„Wer mit Weisheit belohnt, unterhält die Flammen mit Oel, wer unerkenntlich iſt, löſcht die Flammen des Dienſteifers aus — Nichts kann einen ehrlichen Mann und treuen Diener mehr niederſchlagen, als wenn ſeine Verdienſte weder geſehen, noch geſchätzt, noch belohnt werden. Wer wird ſich beſtreben brauchbar und nützlich zu werden, wenn Würden, Ehrenſtellen, Wohlthaten blos der Preis der Geburt und der Gunſt ſind? Wer ſein Amt mit vorzüglichem Eifer, Treue und Geſchicklichkeit verwaltet, der erwirbt ſich dadurch Verdienſte und hat gerechten Anſpruch auf höhere Beförderung, Vermehrung des Gehalts ꝛc. Wer aber durch ſeine Einſichten, durch außerordentlichen Fleiß und Geſchicklichkeit dem Staat unerwartet wichtige und bleibende Vortheile verſchafft, iſt ein Mann von außerordentlichen Verdienſten, die auch außerordentliche Belohnungen verdienen — Gnade, in der ganzen Stärke des Ausdrucks, kann entweder nur ein Nachlaß verdienter Strafe oder ein Geſchenk für einen Günſtling ſeyn. S. kritiſche Briefe.

Ich halte dafür, daß vornehmlich noch diejenigen außerordentlichen Dienſte außerordentlich belohnt werden ſollten, wo ein Diener freywillig und ohne daß es ſeine Obliegenheit im eigentlichen Verſtand mit ſich bringt, unter eigener Gefahr des Lebens, der Geſundheit,

heit, Vermögens oder auch ſeiner Reputation etwas zum Beſten des Regenten, oder Staats glücklich ausführt. Dieſe Art Verdienſte ſtehen immer noch eine Stufe höher als jene wo Fleiß und Geſchicklichkeit wichtige Vortheile verſchaffen, wobey aber der Unternehmer, wenn er es nicht glücklich ausgeführt haben würde, doch ſelbſt nichts eingebüßt hätte.

VII.

Jeder Kameraliſt ſollte ein Gewerb ſo gelernt haben, daß er ſich allenfalls damit nähren könnte.

Ein ächter Kameraliſt ſollte wenigſtens ein Gewerb ſo vollkommen praktiſch verſtehen, daß er allenfalls ſich damit ernähren könnte. Wäre es nicht wünſchenswerth, daß diejenigen jungen Leute, welche Kameraliſten werden wollen, in den letzten Schuljahren, oder auch zwiſchen den Schul- und Univerſitätsjahren, jeder ſich nach ſeinem Geſchmack eine Kunſt oder Handwerk wählte, und daſſelbe zunftmäßig lernte, freilich mit aller möglichen Abkürzung deſſen, was nicht zum Weſentlichen gehört.

Ein ſolcher Mann, der bey einem geſchickten Buchdrucker, Uhrmacher, Müller, Färber, Zimmern ann, Schreiner die Lehre ausgehalten hätte, oder auch [illegible] Knecht auf einem Landgut geweſen wäre, dem [illegible] die Theorien nachher weit beſſer, als ohne dieſe Vorbereitung bekommen. Er würde das Nützliche vor dem Unnützen leichter wählen, und am Ende zuverläßig, wenigſtens in gewiſſen Fächern, ausnehmend brauchbar werden, da unſre heutige Encyclopädiſten meiſt in allem nichts Vollkommenes leiſten. Endlich würden daraus ſtandhafte Männer werden, die lieber das

Schurzfell wieder ergriffen, als einer einmal eingeſehenen Wahrheit, aus Noth, weil ſie keine andere Unterkunft wiſſen, entgegen handelten.

Heutiges Tages, da es die Mode will, daß die Kinder ohne Schlafhauben erzogen werden, wird vielleicht die Ausübung dieſes Gedankens weniger widerſinnig ausfallen, als vormalen.

Von dieſem Einfall meint der Verfaſſer der kritiſchen Briefen: er ſehe einer Satyre auf die bisherigen Kameralanſtalten ähnlich. Ich weiß nicht warum?

Möſer hat bekanntlich die Phantaſie: reicher Leute Kinder ſollten ein Handwerk lernen, vortreflich ausgeführt; für Niemand ſchickt es ſich beſſer hierin den Anfang zu machen, als für die Kameraliſten: Hätten dieſelben ſich einmal auf dieſe Art mit den zünftigen Gewerben in Verbindung geſetzt; ſo würden andere ehe nachfolgen. Ich zweifle ob über die Erlernung eines einfachen Handwerks mit möglichſter Abkürzung deſſen was nicht zum weſentlichſten gehört, wie Herr v. Pfeiffer glaubt, nöthigere Sache vernachläßigt werden müßte. Es könnten ja Erholungsſtunden dazu gewidmet werden. Doch ſo gar ernſtlich will ich die Nothwendigkeit unter allen Umſtänden nicht behaupten, nur unter manchen möchte es doch kein übler Rath ſeyn.

VIII.

Reiſen junger Kameraliſten.

Angehende Kameraliſten ſollten von Univerſitäten ſogleich als Zuhörer oder Beyſitzer zu denjenigen Kollegien oder Geſchäfften gezogen werden, wozu ſie ſich beſtimmen wollten. Nun, nach Verlauf zwey bis drey Jahren, ſollten ſie erſt reiſen. Welcher Unterſchied im Nutzen der Reiſe eines ſolchen, und der, eines jungen Studenten!

Noch eins: Erſt müßte die Reiſe auf die wichtigſten und gewerbvollſten Orte des Vaterlands gerichtet ſeyn, und dann weiter, dabey immer ein gewiſſer Theil der Kameralwiſſenſchaften zum Hauptaugenmerk gewählt werden, dann alles ſehen, alles lernen wollen, oder nichts ſehen, und nichts lernen, ſcheint Widerſpruch, und iſt doch Wahrheit.

Nach den kritiſchen Briefen iſt der Gedanke gut, auch nicht neu, beſſer aber wäre es ſie wenigſtens wechſelsweis in der Ausübung ihrer künftigen Geſchäffte unterrichten zu laſſen. In den Kollegien würde ſich der Zuhörer hauptſächlich nur im Schlendrian, oder der angenommenen Methode unterrichten können, wenn aber der eine bey einem in Reputation ſtehenden Oekonomen, der andere bey einem Baumeiſter ꝛc. einen lebendigen Begriff von dem praktiſchen Theil desjenigen Zweiges der Kameralwiſſenſchaften dem er ſich zu widmen gedenket, erhielte, ſo würden dieſe Leute ſich auf Reiſen vollkommen zu machen, die beſte Hoffnung geben.

Dieſer Vorſchlag verdient alle Achtung, nur kann ich das nicht zugeben, daß der Zuhörer bey dem Kollegio ſich blos im Schlendrian unterrichten könne.

Das was ihm durch den Beyſitz vornemlich vorbereitet mit Nutzen zu reiſen, iſt die Ueberſicht derjenigen Gegenſtände, worin ihm künftig eine gründliche Kenntniß vorzüglich dienen wird. Er hört was hauptſächlich im Umlauf iſt und in Ueberlegung genommen wird; kommt er nun hinaus, ſo intereſſirt ihn all das was damit in Verbindung ſteht, und er giebt ſich weniger mit Dingen ab die einſt nie oder äuſſerſt ſelten im Dienſt vorkommen werden. Hr. v. P. giebt zwar den Vorſchlag, immer einen gewiſſen Theil der Kameralwiſſenſchaften zum Hauptaugenmerk zu wählen, nur in ſo fern Beyfall, als von Partikularkameraliſten die Rede iſt. Der Univerſalkameraliſt müſſe den Umfang ſämmtlicher Kameralwiſſenſchaften theoretiſch und praktiſch kennen lernen ꝛc.

Ich geſtehe, daß ich noch nie mit einem ſo auſſerordentlichen Weſen bekannt worden bin.

Wenn ja ſo was, das mehr als Polyhiſtor wäre, irgendwo exiſtiren ſollte, ſo muß es freylich ſeine Kenntniſſe über alles verbreiten, aber wie dieſes theoretiſch und praktiſch möglich ſey, ſehe ich gar nicht ein (von einem faden Schwätzer und Generalpfuſcher kann hier die Rede nicht ſeyn).

Mein Begriff von einem Univerſalkameraliſten beſchränkt ſich auf ein Subiect, das die Grundſätze der ſämmtlichen Kameralwiſſenſchaften kennt, darüber vorzüglich richtig denkt, und in einigen Theilen derſelben ſich auch praktiſch geübt hat. Ein ſolches kann als Vorgeſetzter der Finanzen, die Stelle eines Raths und Miniſters vollkommen verſehen.

IX.

Kanzley-Stiel.

Die alte Kanzley-Schreibart mit Du und Ihr, kommt aus denen Zeiten, wo die Herrſchaften, in deren

Nahmen geſchrieben wird, Ihre Diener würklich auf dieſe Art eintreten. Nun aber, da nur noch der Bettler Du, und der Bauer Ihr genannt wird, würde es angenehmer lauten, wenn an die Herrſchaftlichen Diener, vom Rentmeiſter an, eben ſo geſchrieben würde, wie die Kriegskollegien an die Offiziere ſchreiben:

> „Der Herr Rentmeiſter wird ſeinen Bericht binnen „vierzehn Tagen erſtatten, oder das Kollegium iſt ge„nöthigt, zwanzig Rtlr. Strafe anzuſetzen, und den„ſelben auf ſeine Koſten holen zu laſſen.“

X.

Ein Rechner der Rath geworden iſt, ſollte die Rechnungen ſeiner Nachfolger nicht abhören.

Ein Rechner, wenn er nachher Rath im Kammerkollegio wird, ſollte nie zur Abhör derer Rechnungen, welche er ſelbſt vordem geführt hat, oder in darin einſchlagende Sachen gebraucht werden. Hierunter verſtehe ich nicht, daß er nicht ſollte um Rath gefragt werden können, nur keine entſcheidende Stimme ſollte er in dergleichen haben. Die Urſache iſt ſehr begreiflich. Geſetzt, es ſeyen bey einem ſolchen Rechnungsweſen Mißbräuche vorhanden, oder Verbeſſerungen möglich; ſo wird der Rath, als ehemaliger Rechner, nie daran gehen, weil er damit eingeſtehen müßte, daß er ſelbſt ehemalen gefehlt habe. Der Rechner ſelbſt wird es durchaus ſuchen, ſoviel möglich, in der alten Gleiſe zu laſſen, weil er eben damit ſeinem Richter am meiſten ſchmeichelt u. d. g.

XI.

Kollegialiſche Behandlung der Kameralgeſchäffte.

Die kollegialiſche Behandlung der teutſchen Kameralgeſchäffte hat vieles gegen ſich. Geſchäffte von beſondrer Wichtigkeit, welche reifliche Ueberlegung fordern, als Verordnungen, ſolche Unterſuchungen worunter eines Menſchen Ehre und Vermögen leiden kann, Vorſchläge zu einer ſich in das Allgemeine erſtreckenden Veränderung und dergleichen ſollten nie einen Mann allein überlaſſen werden. Dann ſollten die Akten mit dem Vortrag des Referenten jedem Rath in ſein Haus gebracht werden, damit er alles mit Bedacht leſen und ſeine Entſchließung darüber faſſen könnte. In der kollegialiſchen Zuſammenkunft würde nur noch über ein und das andre mündlich geſprochen, die Stimmen geſammlet und entſchieden.

Sachen von mindrer Wichtigkeit, wo nach dem klaren Buchſtaben vorhandner Geſetze oder angenommener Grundſätze entſchieden wird, ſollten dem Referenten und dem jeden Departement beyzugebenden Korreferenten überlaſſen bleiben. Gegenſtände von wahrer Geringfügigkeit dem Referenten allein.

Zu welcher Eigenſchaft jedes Exhibitum zu zählen ſey, wäre von der Direktion zu beſtimmen.

Auch unter das Sekretariat müßten die Departements vertheilt ſeyn, und die Referenten, welche über Gegenſtände ihres Departements, mit Vorwiſſen des Kollegii, Privatkorreſpondenz mit Untergebenen und Andern unterhielten, ließen ihre Briefe, vom Sekretair, wie bey den Kaufleuten, in ein Kopierbuch einſchreiben, wodurch denn die Geſchäffte oft ſehr befördert, auch mancher ſich ungezwungener ausdrücken würde.

Dieſer Nummer habe ich noch folgendes zuzuſetzen: Jedem Secretair ſollte ein eigener Regiſtrant als zweyter Sekretair zugetheilt werden. Derſelbe hätte vornemlich die Regiſtratur ſo weit ſie die Fächer betrifft, welche dem Sekretair zugetheilt ſind, dem er beygegeben worden, zu beſorgen, außerdem aber demſelben in Abweſenheit und Krankheit — auch bey ſonſt vorfallenden überhäuften Geſchäfften beyzuſtehen. Bey dieſer Einrichtung würde vermuthlich ein einziger eigener Regiſtrator hinreichen, das Ganze in Ordnung und Ueberſicht zu halten. Einzelne Todesfälle und Dienſtveränderungen würden den Geſchäfften wenig ſchaden. Man wußte bey allen Vorfallen an wen man ſich zu halten hätte. Jeder erleichterte den Andern und ſich ſelbſt die Arbeit. Alle, ſelbſt einſchließlich des Referenten würden ſich durch wechſelſeitige Erinnerungen in Aufmerkſamkeit erhalten. Departements-Eigenmächtigkeiten würden ſchwerlich einreißen können ꝛc.

XII.

Geheimniſſe derſelben.

Das geheime und zurückhaltende Weſen der Kameraliſten iſt in ſehr vielen Fällen mehr ſchädlich, als nützlich, hindert die ſonſt ſo gemeinnützige Korreſpondenz derer, welche verſchiedenen Herrſchaften dienen, und erweckt oft Mißtrauen, worunter die beſten Unternehmungen und Unterhandlungen leiden. Bey Kammern, wo redlich gehandelt wird, und welcher rechtſchaffene Mann wird ſich zu unredlichen und heimtückiſchen Handlungen brauchen laſſen? bey ſolchen Kammern, ſage ich, könnten die meiſten Vorträge ſo öffentlich, wie die Reden im engliſchen Parlament, geſchehen.

Es giebt aber auch wahre Gegenſtände der Verſchwiegenheit, deren Ausbreitung ohnnachſichtlich mit Kaſſation beſtraft zu werden verdiente. Da dergleichen aber nicht viele ſeyn können, ſo entſteht die Frage:

> Ob es nicht zweckmäßiger wäre, den Eid der Verſchwiegenheit nicht allen Kanzleyverwandten aufzulegen, ſondern nur einigen, die man vorzüglich zu geheimen Arbeiten ſchicklich fände, und ſelbige durch ſie verrichten zu laſſen. Alle andere würden nur ernſtlichſt für der Geſchwätzigkeit und der unanſtändigen und unerlaubten Verbreitung der Dienſtgeſchäffte gewarnt, weil ſie ſich dadurch in der Beförderung ſchaden und nach Umſtänden den Verluſt ihres Dienſtes, auch härtere Strafe zuziehen könnten?

In den kritiſchen Briefen wird von dieſem Einfall geſagt: „er ſcheine keiner der ſtärkſten und deſſen Ausführung Schwierigkeiten unterworfen zu ſeyn. Wer ſoll die Gegenſtände der Verſchwiegenheit genau beſtimmen? und wer leiſte Bürgſchaft, daß der welcher den Eid abgelegt habe, weniger geſchwätzig ſey, als ein anderer.

Unrecht mag Hr. v. P. nicht haben, daß dieſer Vorſchlag ſo viel nicht werth ſey, inzwiſchen halte ich die Beſtimmung der Gegenſtände der Verſchwiegenheit für ſo gar ſchwer nicht. Z. B. Kauftraktaten, vorſeyende Kaſſenſtürze ꝛc. auch iſt die Bürgſchaft eben nicht nöthig. Ein Kollegium wird ſeine Sekretairs aus dieſem Geſichtspunkt wohl kennen — und ohnedem ein ſolches Fach keinem Anfänger anvertrauen. Der Eid wäre hier wenigſtens in ſo fern nicht überflüſſig, weil er den geheimen Kammerſecretair deſto mehr für Verſuchung ſchützte; da jeder Verſuch etwas von ihm zu erforſchen eine ſtarke Beleidigung enthielte. S. Moſers patr. Phantaſie 2 Th. LXXXVIII. Wünſchenswerth wäre es, nach dem Verfaſſer der kritiſchen Briefe, alle Eide bey Dienſtverleihungen abzuſchaffen. Dieſem trete ich herzlich bey, und glaube, daß wo nicht alle, doch gar viele entbehrlich gemacht werden können. Eben dieſer Wunſch erzeugte jenen Einfall und den Nr. 61. noch vorkommenden.

XIII.

Iſt es gut, wenn der Kameraliſt faſt alles verſteigt, was nicht verwaltet wird?

Einzelne Kaufleute berechnen den koſtenden Preis ihrer Waaren, ſchlagen einen billigen Gewinnſt darauf, fordern, und handeln hernach mit den Käufern.

Der Kameraliſt verſteigt aber faſt alles was nicht verwaltet wird, an den Meiſtbiethenden, Herrſchaftliche Fabriken ausgenommen.

Eine Methode, welche der Kaufmann, wenn er nicht durch Banquerot dazu genöthigt wird, nur den verdorbenen Waaren, als das letzte Mittel ihrer los zu werden, wählt.

Dagegen geräth jener aber auch ſo oft an ſchlechte Zähler oder Inventarienverderber. Seine Sicherheit für Vorwürfen der Parteylichkeit, welchen er durch das öffentliche Ausbiethen an den Meiſtbiethenden entgeht, iſt gemeiniglich der Hauptgrund. Siehe Nr. 6.

Sollten alſo die Herrſchaften in den meiſten Fällen nicht beſſer thun, mehreres einzeln begeben und veraccordiren zu laſſen, nur durch redliche und vorſichtige Männer, welche die Beweggründe ihres Verfahrens ihren Vorgeſetzten berichteten?

XIV.

Verbindung der Wittwenſocietäten und Tontinen.

Bey den meiſten Wittwenſocietäten iſt zu wenig für den Fall geſorgt, wenn das Paar alt und bedürftig wird, oder die Frau ſtirbt, und hinterläßt einen Mann in nahrungsloſen Umſtänden.

Eine wohlüberdachte Verbindung einer Tontine mit einer Wittwenſocietät ſcheint mir das einzige Mittel zu ſeyn, jenen Mangel zu heben. Iſt vielleicht dergleichen irgendwo geſchehen?

In den kritiſchen Briefen iſt hier ein Druckfehler. **Statt Tontinen Cautionen.** In Schlözers Staatsanzeigen H. VII. findet ſich eine Nachricht, welche mit dieſen Gedanken übereinkommt, nur iſt dort die Rede von einer Leibrente. Damals als ich dieſe Nummer niederſchrieb, hatte ich jenen Aufſatz noch nicht geleſen.

XV.

Nutzen von reichen Gutsbeſitzern in Anſehung der Gewerbe.

In einem Lande, worin viele Landgüter von reichen Privatperſonen, Adlich und Unadlich beſeſſen werden, ſind Gewerbe und Handel leichter in Flor zu bringen, als da wo dieſe Landgüter mit Herrſchaftlichen Pächtern und Verwaltern beſetzt ſind; Unternehmer und Konſumenten ſind dort leichter zu finden.

Der Verfaſſer der kritiſchen Briefe ſetzt hier ſehr richtig hinzu: „im Fall dieſe reiche Beſitzer ihre Güter ſelbſt bewohnen und an der Landwirthſchaft mehr Vergnügen als an den die Zeit tödtende Vergnügungen der Städte finden ꝛc.

XVI.

Beförderung der Gewerbe fordert mehr Pflege, als Beförderung der Landwirthſchaft.

Die Erzeugung landwirthſchaftlicher Produkte, ſoweit ſie zu den erſten Bedürfniſſen des Menſchen, wie die meiſten, gehören, und deren Vermehrung, beruht hauptſächlich auf einem *Naturtrieb*. Jeder denkt zuerſt: woher Brod, Fleiſch und dergleichen; jeder fühlt den Grund, auf Mittel zu ſinnen, wie er ſich dieſe Bedürfniſſe hinreichender verſchaffen könne, in ſich ſelbſt. Je mehr Menſchen in einem Lande bey einander wohnen, deſto gröſſer iſt die Summe dieſer Bedürfniſſe, aber nach dem nämlichen Verhältniſſe wird auch deſto mehr Fleiß und Nachdenken *von ſelbſt* darauf verwendet. Die Gewerbe, wodurch die natürlichen Produkte künſtlich verfeinert werden, verbeſſern und erhalten ſich weit weniger und ſeltener von ſelbſt — fordern mehr Ueberſehung, Aufſicht und Geſetze. Der natürliche Trieb der hier wirkt, iſt lang nicht ſo heftig, wie jener; er wirkt nicht ſo viel Nachſinnen auf Mittel zu Erlangung der erſten Bedürfniſſe, als vielmehr Begierden nach an und für ſich entbehrlichen Dingen, nach dem was man Reichthum nennt. Es liegt alſo in der Natur der Sache, daß dieſe mehr durch Kunſt, als jene befördert werden müſſen. Wo dieſes nicht geſchieht, da werden die ſchönſten Zeitpunkte ein oder den andern Theil von Gewerben in Flor zu bringen, verſäumt. Ein Beyſpiel ſey die Tabaksfabrikatur, welche in vielen teutſchen Fürſtenthümern bey dem amerikaniſchen Kriege in große Aufnahme hätte gebracht werden können, wenn mehr Achtſamkeit auf dieſe Gegenſtände, als auf die Landwirthſchaft gewendet worden wäre.

Herr v. Pfeiffer erklärt die angegebene Urſache an und für ſich für richtig. Indeß ſey es doch nicht weniger wahr, daß beyde mit einander in gleichen Schritten fortgehen und beym Ackerbau der Anfang gemacht werden müſſe.

Dieſes verhält ſich allerdings ſo, nur bleibt daneben auch richtig, daß wenn die Gewerbe nicht vorzüglich gepflegt werden, ſie mit der Landwirthſchaft nicht gleichen Schritt halten können. Ein unkultivirtes Land anzubauen, muß natürlich mit dem Ackerbau angefangen werden, wo aber dieſer ſchon einen gewiſſen Grad von Vollkommenheit erreicht hat, da iſt nur nöthig daß der Landmann bey der möglichſten Culturfreyheit geſchützt — auf gute Landpolizey und Gerichtsverfaſſung gehalten — und die Abgaben in möglichſter Einfachheit ohne Uebermaaß erhoben werden; und ſie wird dann von ſelbſt bey Zunahme der Gewerbe und des Handels die herrlichſten Vorſchritte thun.

Auch Möſer hat von der vorzüglichen Aufmerkſamkeit, welche der Geſetzgeber der Handlung widmen ſoll, Nr. XXX. des Th. ſeiner patr. Phantaſien, gar ſchön gehandelt.

XVII.

Erhaltung des Mittelmanns.

Eine der wichtigſten Maximen der Polizey und Kammern ſollte ſeyn:

„Die Erhaltung des Mittelmanns.

Der Vermögende erhält ſich von ſelbſten, und der Arme leidet weniger Noth, je weniger es an Vermögenden und Mittelmäßigen fehle, die ihm etwas zu verdienen geben können. Hohe Geldſtrafen auf Fehler, die der Mittelmann am meiſten zu begehen pflegt, ſind folglich äuſſerſt bedenklich, und überhaupt, jemehr man die Geldſtrafen in Leib- und Ehrenſtrafen verwandeln kann, nur verſteht ſich in gehörigem Verhältniß, je beſſer. Wenige der Einkünfte können den übrigen Einkünften ſchädlicher werden, als die Geldſtrafen, wenn ſie ohne genugſame Vorſicht angeſetzt werden.

Herr v. Pfeiffer findet das alles wahr und den Vorſchlag gut, aber zu Erreichung des Zwecks nicht hinreichend ꝛc. Es war auch die Abſicht nicht hier alle Mittel anzuführen, welche anzuwenden ſind, den Mittelmann zu erhalten. Dann iſt noch zu bemerken, daß ich bey dieſem Einfall vornemlich den Mittelmann auf dem Lande: den Beyſaß und gering vermögenden Gemeindsmann zum Gegenſtand hatte, wiewohl der Saz auch in den Städten ſeine gute Anwendung findet.

XVIII.

Wo es thörigt wäre, Stallfütterung einzuführen.

Stallfütterung in Gegenden, wo es an Menſchen fehlt, wäre eine der erſten Thorheiten. Würde man wohl, ſogar zu Zeiten in Frankfurt, ungariſche Ochſen kaufen, wenn die Ungarn ihr Vieh im Stall füttern müßten?

Dieſem ſezt Hr. v. Pfeiffer auch den ſo ſehr geprieſenen Kleebau hinzu mit meinem ganzen Einverſtändniß.

XIX.

XIX.

Leibeigenſchaft mehr Handel und Gewerben, als der Landwirthſchaft ſchädlich.

Leibeigenſchaft ſoll ſo ſehr verderblich ſeyn. Aber warum wird dann in Liefland und Pohlen ſo viel Getraide gezogen und ausgeführt, und doch iſt hier die ſtrengſte Leibeigenſchaft? Die Schädlichkeit der Leibeigenſchaft hat wohl ihren Hauptbezug auf Gewerb und Handlung, nicht ſoviel unmittelbar auf Landwirthſchaft.

Dieß beweiſet nach dem Verfaſſer der kritiſchen Briefe nicht, daß die Leibeigenſchaft der Landwirthſchaft nicht ſchädlich ſey, ſondern daß es an Verzehrern in dieſen fruchtbaren Gegenden fehle.

Daß ſie der Landwirthſchaft gar nicht ſchädlich ſey, war auch meine Meinung nicht, aber noch weit ſchwerer wird ſich Handel und Gewerbe in Länder erheben, die nur von Sklaven und Deſpoten bewohnt ſind, und nun entſteht freylich ein Zirkel, eben deßwegen werden ſolche Länder auch bey unvollkommener Landwirthſchaft ehe Früchte ausführen als andere.

Die Einwohner zu Montreuil nutzen durch ihre Pfirſche einen einzigen Morgen Land jährlich auf 6000 Livres: dagegen bringen in Pohlen wo der Ackerbau ohne Handel getrieben wird 6000 Morgen nicht ſo viel reinen Gewinn. **Möſer patriot. Phantaſien 2 Th. Nr. XXXV.**

XX.

Wo es dienlich ſeyn könnte, Wälder in Viehweiden umzuändern.

Wo eine Gegend weit von Bergwerken und groſen Städten entlegen iſt, da wird es vielleicht ſo kein groſer

Fehler ſeyn, wenn die Bewohner die Wälder in Viehweiden umgeändert haben; das Vieh geht von ſelbſt weit zum Verkauf, Holz und Kohlen müſſen gefahren werden.

Beyſpiel ſey ein groſer Diſtrikt des Weſterwalds.

Dieſer wird von Hr. v. Pfeiffer dahin berichtigt, wenn weder Holz noch Getraide in guten Preiſen an Mann zu bringen ſeyen.

XXI.

Inſtructionen können viele Verordnungen ſpahren.

Wäre es nicht rathſamer, ſtatt der gewöhnlichen ungeheuern Menge Kameral- und Polizeyverordnungen über jeden Dienſt ſehr vollſtändige Inſtruktionen abzufaſſen, und dafür zu ſorgen, daß ſie durch den Druck zu Jedermanns Kenntniß kommen könnten? Dann blieben keine Gegenſtände zu Verordnungen übrig, als ſolche die jeder Unterthan und Fremde, der in das Land kömmt, wiſſen muß, und die würden ſich leicht in die Enge bringen laſſen.

Auch hier iſt eine ſehr wahre Berichtigung in den krit. Briefen, die ich wirklich ſelbſt ehe ich ſie dort las ſchon nothwendig gefunden und ſo gefaßt hatte:

> „Was man etwa aus guten Gründen nicht allgemein kund machen wollte, auch das deſſen Kundmachung wegen beſonderer perſonal und local Umſtänden überflüſſig wäre, könnte der gedruckten Generalinſtruktion beygeſchrieben werden.“

Lebte der Herr Verfaſſer noch, ſo würde er nun vermuthlich nichts weiter dabey zu erinnern finden.

XXII.

Geſchichtbücher bey Verwaltungen.

Man ſollte bey jeder Verwaltung eine Art von Geſchichtbuch haben. Darinnen wäre von Jahr zu Jahr ein Rubrikauszug aus der Rechnung einzutragen, daneben wenn eine Einnahme oder Ausgabe merklich geſtiegen oder gefallen wäre, ſo ſollte die Urſache aufgeſucht und beygeſetzt werden, wenn ſich der Fond vermehrt oder vermindert hätte, ſo ſollte ſolches hier angezeigt werden, u. d. g. Solche Bücher laſſen ſich noch immer einführen. Man könnte nur jedem Rechner aufgeben, alle Jahre zehn bis zwanzig vorhergehende Jahre auf dieſe Art einzutragen, daneben auch den Verwalter zu bemerken. Es würde dieß gewiß ein trefflicher Sporn der Ehrbegierde ſeyn, weil ſich doch jeder der nur einigermaßen des Dienſts würdig wäre, bemühen würde, bey der Nachwelt verdienſtvoll zu erſcheinen. Nach dem Tode jedes Verwalters würde das Buch revidirt, und das, was er ſich unrichtig zugeſchrieben, geändert, das richtige aber bezeugt werden.

Dieſer Schwierigkeit und Zeitverluſt veranlaſſende Vorſchlag ſcheint nicht den ausgebreiteten Nutzen zu haben, welchen ſich der Herr Verfaſſer davon verſpricht, krit. Briefe.

Freylich müßte man ſich dabey nicht pedantiſch mit Kleinigkeiten abgeben, auch ſolche Chroniken nur bey Verwaltungen von Wichtigkeit einführen. **Möſer** handelt im erſten Theil ſeiner Phantaſien vom Nutzen einer Geſchichte der Aemter und Gilden, dieſer verdient nachgeleſen zu werden, ehe man entſcheidet.

XXIII.

Superflua non nocent, was davon zu halten?

Superflua non nocent, iſt bey Finanzgeſchäfften und Kollegien ſehr wenig anzuwenden. Es würde oft die Beſoldung eines Gliedes reichlich erſetzen, wenn einer beſtellt würde, der lediglich darauf zu denken hätte, wie jedes Geſchäfft ohne Abbruch des zu erreichenden Endzwecks, verkurzt werden könne.

XXIV.

Toleranz und Intoleranz, wie erſtere Entvölkerung im Ganzen befördern kann.

Intoleranz iſt eins der wirkſamſten Weltbevölkerungsmittel.

Toleranz wird vielleicht öfterer Grund zur Entvölkerung als zur Bevölkerung ſeyn.

Beobachtungen aus der Geſchichte ausgehoben, führen zu dieſer Bemerkung, und Gründe die in der Natur der Sache liegen, unterſtützen ſie.

Die erſten Chriſten flohen die Verfolgungen und Intoleranz der geſitteten Heiden, und miſchten ſich größtentheils unter nomadiſche Völker. Geſtiftete Klöſter und Kirchen, die Feyertäge, und andre Folgen der neuen Religion, brachte die Jäger und Hirten öfterer zuſammen. Die Moral machte ſie geſitteter, und die Fremden lehrten ſie Ackerbau und Gewerbe. Die Nahrungswege vervielfältigten ſich alſo. Das gute menſchliche Thier, das eben ſo wenig, wie andre im Stand der Natur gegen ſich ſelbſt wüthet, wenn es nicht erſt durch Hunger dazu getrieben, und dann durch Rache darinnen erhalten wird, das wurde nun friedſamer gegen einander, bedurfte nicht mehr ſo großer Landesſtrecken zu ſeinem Unterhalt, als damals wie Jagd und Viehzucht daſſelbe allein nährte. Unendlich kleine Kriege und Mordthaten hörten auf, und wenn auch gleich viele tauſende in größeren Kriegen der nun ebenfalls intolerant gewordenen Chriſten fielen, ſo kam doch dieſer Abgang jenen einzelnen Kriegen gewiß nicht gleich, wenn er ſie ſchon an Geräuſch weit übertraf.

Kurz, in wenig Jahrhunderten durchwandelte die chriſtliche Religion unzähliche Einöden. Der ſanfte Geiſtliche voraus, was der nicht ausführte, das bändigte der rauhe Krieger. Bevölkerung folgte ihren Schritten, und ganz Europa gewann eine andere Geſtalt. Intoleranz der Heiden, und Intoleranz der Chriſten weggedacht, wie lange würden Hirten und Jäger noch die einzigen Bewohner der gröſten Länder geblieben ſeyn?

Ein neueres Beyſpiel ſey Intoleranz der Katholiken gegen die, welche ſich von ihrer Kirche trennten. Dieſe gab Teutſchland eine ganz andere Geſtalt. Bis dahin beſchäfftigten ſich die Teutſchen beynahe allein mit Krieg, Jagd und Ackerbau, jetzt aber verbreiteten ſich ſonſt alle Arten von Gewerb aus. Die Flüchtlinge brachten ſie mit. Sie bauten ſich nicht nur an vielen Orten an, und die ihnen ertheilten Privilegien beförderten die Bevölkerung unter ihnen, ſondern das Beyſpiel, ſich außer dem Ackerbau auf mannichfaltige Art zu nähren, breitete ſich auch auf die alten Einwohner aus, und mehrte ſie. Die Staaten welche ihre Unterthanen ausſtieſſen, verlohren zwar an ihrer Bevölkerung, aber noch iſt nicht berechnet, was das Ganze dadurch gewonnen hat. Ich vermuthe, daß Letzteres das Erſtere weit übertreffen wird.

Nun endlich einen entſcheidenden Blick auf die engliſchen Kolonien. Intoleranz der engliſchen Kirche gegen die Presbyterianer und alle Widriggeſinnte war die weſentlichſte Beförderung der unglaublichen Bevölkerungszunahme des neuen Welttheils. Intoleranz andrer Staaten gegen ihre proteſtantiſche Unterthanen und gegen die Wiedertäufer, trug nicht viel weniger dazu bey. Das Land, das jeden nährt, der es baut, die weiſen Geſetze der Engländer und die geringen Abgaben machten nun daß das erworbene Kapital von Flüchtlingen ſich in ſich ſelbſt in kurzem möglichſt verſtärkte. Aber eben dieſes Kapital ſelbſt mußte erſt da ſeyn, und das wäre doch ohne Intoleranz nicht, oder höchſt langſam zuſammen gekommen.

Man zählt die Toleranz zu den Bevölkerungsmitteln einzelner Staaten. Der Satz iſt wahr, aber wirkungslos, wenn nicht andre Staaten durch Intoleranz oder ſchrecklichen Deſpotismus Unterthanen zum Wandern nöthigen. Dann aber iſt's eine treffliche Anziehung. Inzwiſchen rede ich nicht von der Bevölkerung im *Einzelnen*, ſondern vom *Ganzen*, und hier glaube ich, daß die Toleranz mehr zur Entvölkerung, als zur Bevölkerung beyträgt.

Religionszwang und Mangel des Unterhalts ſind die zwey Beweggründe zur Auswanderung. Andre Gründe gehen mehr auf Individua, und ſind ohne merklichen Erfolg ins Ganze.

Wenn nun aller Religionszwang allenthalben aufhört, ſo bleibt nur die zweyte Urſache übrig. Allein dieſe wird in Staaten nur dann anfangen, wenn der Unterthan erſt alles verſucht hat, was ihn im Vaterland erhalten konnte.

Eben dieſe Verſuche gehen dann allermeiſt dahin: durch innere Entvölkerung ſich zu erhalten. Unmäßige Arbeit entnervt die Körper, und iſt Urſache frühzeitiger Sterbfälle. Die Ungewißheit von zwey Menſchen, ob ſie ſich und ihre Kinder ernähren können, erzeugt Seltenheit der Ehen, oder auch wohl gar vorſätzlich wenig Kinder in der Ehe, u. ſ. w.

Die Nation entkräftet ſich alſo nach und nach in ſich ſelbſt. Endlich, nachdem ſchon viel tauſend Menſchen in der Möglichkeit verlohren gegangen ſind, entſteht nach und nach Auswanderung, aber von elenden Bettlern, die alle dort, wo ſie ſich anſetzen, in der erſten Generation nichts taugen. Darin liegt unſtreitig der Grund, warum manche Kolonien ſo langſam, und andere ſo geſchwind in der Bevölkerung zunehmen. Wenn Rußland, Preuſſen und Ungarn diejenigen von einander geſchieden haben, welche des Religionsdrucks wegen, und die, welche aus Nahrungsmangel zu ihnen geflohen ſind, ſo wird es ſich zeigen, ob ich hier richtig urtheile.

Der welcher dem Religionsdruck entflieht, bringt immer noch Güter mit ſich, wenigſtens Geſundheit, frohes Gemüth, Bewußtſeyn oder Glauben, welches einerley iſt, einer rechtſchaffnen That, Geſchicklichkeit ꝛc. Da hingegen der andere nur als ein geretteter Schatten da ſteht, den der geringſte Windſtoß knickt.

Wenn nun ein Staat ziemlich bevölkert iſt, wenn unter einer herrlichen Regierung alle Religionen tolerirt werden, und auch alles blühet, ſo muß dem natürlichen Lauf der Dinge nach endlich auch eine verderbliche Regierung folgen. — Ein zu kriegeriſcher, oder ein zu ſchläfriger Monarch wird dann das Land mit unmäßigen Abgaben beläſtigen. Nun fängt die innere, dem menſchlichen Geſchlechte über alles verderbliche Entvölkerung an. Die Toleranz hält indeſſen die Unterthanen noch lange Jahre beyeinander, bis endlich die Elendeſten fliehen, und aus ihren Enkeln erſt wieder tüchtige Erdenbewohner werden, während nicht minder Elende zurückbleiben, und auf großen Ländereyen, die ſie nicht bebauen können, hinſchmachten.

Wäre es nun nicht für das menſchliche Geſchlecht beſſer gewesen, es ſey ein intoleranter König gefolgt, den bey Zeiten Haufen noch blühender Unterthanen geflohen, und ihre ſich verſtärkende Bevölkerung einem für ſie günſtigeren Erdſtrich zugewandt hätten? Die Zurückgebliebenen würden ſich dann bemüht haben, die Stelle der Geflohenen zu erſetzen, oder der Prinz müßte mit der Intoleranz zugleich den ſchrecklichſten Druck von Auflage verbunden haben, und auch dann hätte vielleicht die verdoppelte Bevölkerung der Geflohenen die innere Entvölkerung der Hinterlaſſenen dem Ganzen einigermaßen erſetzt.

Herr v. **Pfeiffer** beſtreitet den Saz, daß dem natürlichen Lauf der Dinge nach auch einmal eine verderbliche Regierung kommen müſſe.

Ganz in abſtracto betrachtet, iſt es allerdings keine Nothwendigkeit, aber in Rückſicht auf die Triebfedern der Staatsmaſchinen welches immer Menſchen ſeyn müſſen, und auf die Geſchichte vergangener Regierungen wird man doch nichts anders erwarten.

XXV.

Was zu thun ſey, wenn der Diener zu viele ſind.

Wenn die Dienerſchaft überſetzt iſt, oder die Geſchäfte werden durch eine Veränderung ſo zuſammen gezogen, daß Diener überflüſſig werden: ſo wird ein erfahrner Geſchäftsmann immer noch Mittel finden können, die Kenntniſſe und Arbeiten derer, welche bey den bisher begleiteten Bedienungen überflüſſig geworden ſind, zu benutzen; und ſollte ihm auch das ſchwer werden, ſo wird er lieber auf Penſionen und Ausſterbenlaſſen, als auf reduciren und entlaſſen, anrathen. Diejenigen, welche ſo gerne Herrſchaftliche und privat Dienſte, mit einander vergleichen, ſind ſehr irre. In Herrſchaftlichem Dienſt wird lebenslänglicher Unterhalt gegen lebenslänglichen Dienſt geſucht; ſelten in privat Dienſt. Dann, ſo gehen meiſt eine Menge Lokalkenntniſſe verlohren, welche nicht wieder benutzt werden können, wenn Jemand aus eines Herrn in eines andern Herrn Dienſt treten muß, und überhaupt iſt es ſo leicht nicht, wieder Herrſchaftliche, als privat Dienſte zu erhalten. Reduciren und entlaſſen redlicher Diener ſchlägt den Muth der bleibenden nieder, und ſchadet dadurch viel mehr, als die Summen der eingezogenen Beſoldungen austragen.

XXVI.

In wie fern die Landwirthſchaft den andern Gewerben vor- oder nachgeht.

Es iſt eine ſehr allgemein angenommene Meinung, der Landwirthſchaft gebühre in der Ordnung der Landesverbeſſerung Vorzug vor den Gewerben.

Die Erfahrung ſcheint dieſen Satz nicht ſo zu unterſtützen, daß er ohne Unterſchied angenommen werden könnte. Mir ſcheint, ſie neige ſich mehr zu folgender Maxime:

„Die Landwirthſchaft geht denen andern Gewerben „vor oder nach, in dem Verhältniß, als ein Staat „groß oder klein iſt.

In einem Staat von mittlerer Größe würde Landwirthſchaft und Gewerbe gleichen Rang verdienen. In kleineren Ländern würde dieſelbe in arithmetiſchem Verhältniſſe nach der Größe des Staats jenen nach- und in größerm demſelben Verhältniß vorgehen.

Man beobachte zwey in der Größe ſehr weit von einander verſchiedene Staaten.

Frankreich fand ſich im Grund unter Sully weit beſſer, als unter Colbert. Ein ſolches Reich muß ſeine Macht und Schutz hauptſächlich in ſich ſuchen. Jemehr daſſelbe die Landwirthſchaft empor bringt, jemehr wächſt die Zahl der Vertheidiger des Vaterlands, und je leichter ſind ſie zu unterhalten. Der Ueberfluß an Bearbeitern des Landes und Soldaten iſt das, was in ſolchen Staaten dem Handel und den Gewerben angehören darf. Würde aber dieſen der Vorzug geſtattet, ſo müßte die Landwirthſchaft folglich die wahre innere Macht, und Schutz darunter leiden. Endlich fehlt es an den erſten Unterhaltungsmitteln derer nichtlandwirthſchaftlichen Klaſſen. Ihr eigener Vorzug verdirbt ſie alſo.

Eine Reichsſtadt ſoll in ihrem Gebiete die Landwirthſchaft auf den höchſten Grad treiben, Handlung und Gewerbe aber einer mindern Achtung würdigen. Nie wird ſie den Flor erreichen können, welchen eine andre mit entgegengeſetzter Maxime erreicht. Sie lebt unter dem Schutze gröſſerer Staaten, und iſt folglich nicht genöthigt, ſich ihre Soldaten ſelbſt zu erzeugen.

Mit einem ganz unabhängigen kleinen Staat verhält es ſich nicht viel anders. Ohne Allianz mit gröſſeren konnte derſelbe doch nicht beſtehen, dieſe verſchafft er ſich am beſten mit Geld, und dieſes am leichteſten durch Handel und Gewerbe. Die Staaten des Lykurgs entſtehen heutiges Tages nicht mehr, und auch Sparta war eigentlich nicht landwirthſchaftlich, ſondern blos militairiſch. Der Ackerbau wurde durch Sklaven betrieben.

Mittelmäßige Fürſtenthümer, die ſchiffreiche Ströme, fruchtbare Ebenen und reiche Berggegenden beſitzen, ſollten ebenfalls ihre meiſte Achtſamkeit nicht ſogar vorzüglich der Landwirthſchaft ſchenken. Je beſſer der Erfolg, je mehr fallen die Preiſe der ländlichen Produkte; je beſſer können die Gewerbe und Handelsleute in den benachbarten Landen und Reichsſtädten beſtehen; je wohlfeiler können ſie ihre künſtlichen Produkte geben; je weniger kann Gewerb und Handel in dem Fürſtenthum aufkommen, je Geldarmer wird daſſelbe.

Der Verfaſſer der kritiſchen Briefe erklärt die angeführten Beyſpiele für nicht recht paſſend. Der Vergleich zwiſchen Frankreich und einer Reichsſtadt ſoll nichts beweiſen. Die Modification: Die Landwirthſchaft gehe den andern Gewerben vor oder nach, in dem Verhältniß als ein Staat groß oder klein ſey, ſey nicht allgemein wahr. Das Lokale müſſe entſcheiden. Holland könne zum Beyſpiel dienen.

Das Lokale entſcheidet freylich; aber iſt nicht die Größe ein ſehr weſentlicher Theil des Lokals? Ließe ſich alſo der Umſtand nicht heben, wenn die Maxime nur noch zugeſetzt würde:

> „und nachdem übrigens die natürliche und politiſche
> „Lage ein oder dem andern mehr oder weniger gün-
> „ſtig iſt.

Die Zahl Ackerleute ſoll die beſte ſeyn, die den ganzen Staat mit Lebensmitteln verſorgen kann und die Zahl ſtädtiſche Einwohner bey welchen ein jeder derſelben ſeine völlige Beſchäfftigung fände. Das erkenne ich für ganz richtig, nur iſt in der Natur zu wenig Stillſtand, als daß nicht beyde Partien ſich beſtändig auf und abwiegen ſollten, ohne je ein ſolches nur einigermaßen dauerhaftes vollſtändiges Gleichgewicht zu erlangen, und da fragt es ſich hauptſächlich: was für das Ganze am beſten ſey, wenn die eine oder die andere Partie zuweilen das Uebergewicht habe?

XXVII.

Verbeſſerung der Zünfte.

Zünfte ſind nichts anders, als alte Manufaktur- und Fabrikſocietäten. Der hauptſächlichſte Unterſchied, von dem, was man heutiges Tages ſo nennet, beruht im Alter jener, und Neuheit dieſer. Ein ſehr anſehnlicher Theil Unterthanen beſteht gemeiniglich aus Zunftgenoſſen, und ein verhältnißmäßiger Theil in- und ausländiſcher Produkte wird durch ſie bearbeitet und verhandelt. Die Verbeſſerung der Zünfte hat gemeiniglich mehr Einfluß auf das Ganze, und folglich noch den Rang vor den eigentlichen Manufakturen. Das Ganze der Zunftverfaſſungen, dünkt mich, ſey zu wenig zuſammen.

zuſammenhangend, auf dieſer Seite wäre die erſte, leichteſte und wichtigſte Verbeſſerung möglich. Der Obmann einer Zunft in der Reſidenz ſollte der Obmann aller Zünfte derſelben Art im Lande ſeyn. Alle Obmänner der Bauhandwerker ſollten einen Baumeiſter zum Vorſteher haben — die, deren Handwerker einen vorzüglichen Bezug auf die Landwirthſchaft haben, als Müller, Becker, Metzger, ſollten einen erfahrnen und geſchickten Landwirth zum Vorſteher erhalten. Andre, welche in- und ausländiſche Metalle bearbeiten, Gold- und Silberarbeiter, Schloſſer und Schmiede, ſoweit die Gegenſtände nicht in das Bauweſen einſchlagen ꝛc. einen Berg- und Hüttenverſtändigen. Die, welche einen vorzüglichen Bezug auf die Scheidekunſt, Naturgeſchichte und Geſundheit haben, als Färberey, Bierbrauerey, Brandweinbrennerey, gemeinſchaftlich mit dem Landwirth. Apothekerkunſt, Materialiſten ꝛc. einen in der Scheidekunſt und Naturgeſchichte erfahrnen Arzt, und endlich die übrigen einen rechtſchaffenen Kaufmann. Die Idee dieſer Eintheilung wird ſich freylich in der Ausübung, wenn man die Perſonen kennt, welche zu Vorſteher gewählt werden dürfen, beſſer und richtiger beſtimmen laſſen.

Zwiſchen den Obmännern der Stadt und den Zünften auf dem Lande müßte eine beſtändige Korreſpondenz eröffnet werden, daraus müßte jedem Vorſteher von einer beſtimmten Zeit zur andern der Zuſtand der Zunft, ſo gut er es verlangte und thunlich wäre, vorgelegt werden. Dieſe müßten darüber, nebſt den Obmännern der Stadt Bemerkungen und Vorſchläge ausarbeiten, und dieſelbe unter den Vorſtehern der übrigen Zünfte circuliren laſſen; jeder legte ſeine Gedanken ſchriftlich bey, und dann wäre alle Monate Zuſammenkunft.

Hierbey würde alles vorgeleſen, beſchloſſen und verfügt. Gleich bey Errichtung dieſer Verfaſſung, und dann weiter unter der Hand, würden diejenigen Gegenſtände beſtimmt, und abgeſondert, welche der Obmann einer Zunft mit Zuziehung derſelben, oder der Obmann und die Zunft mit Zuziehung des Vorſtehers, oder der Vorſteher mit Zuziehung eines andern Vorſtehers vor ſich entſcheiden konnten, und worunter ſie allenfalls nach der Entſcheidung der Verſammlung nur kurze Nachricht zu geben hätten, und endlich, was bis zur Zuſammenkunft beruhen müſſe. Ein Hauptgegenſtand dieſer Zuſammenkunft wäre die Entſchließung, welche Handwerker künftig ihre Geſellen ſollen reiſen laſſen, oder nicht, dann die Direktion der Reiſen, durch Vorſchriften wohin, und die Anleitung, worauf hauptſächlich Acht zu haben ſey — endlich Austheilung kleiner Prämien, freye Meiſterwerdung u. d. g. an ſolche, welche neue Erfindungen mitbringen, und durch Zeichnungen Modelle und dergleichen vorlegen. Bemühungen, ganz abgehende oder nicht beſetzte Zünfte durch Briefwechſel und erlaubte Verſprechungen in das Land zu ziehen — Fehler in dem Innern der Zünfte abzuſtellen — geſchickte Meiſter aufzumuntern, ſchlechte Arbeiter zu tadeln, oder mit der Zeit nach Umſtänden gar auszuſtoßen, oder zu beſchränken und mehrere dergleichen wichtige Gegenſtände. Verſchiedene Glieder dieſer Kommiſſion konnten aus denjenigen Räthen der Landeskollegien gewählt werden, welche darinnen Departements von beträchtlichem Zuſammenhang mit Gewerb und Handlung vorſtänden. Z. B. die Referenten von Landwirthſchaft, Berg- Zoll-Accisweſen u. d. g. Die eigentlichen Manufakturen ſtänden auch unter dieſer Verſammlung, und wären in genauer Harmonie mit den Zünften und der Handlung gehalten. Sobald Gegenſtände in rechtlichen Widerſpruch

ſpruch geriethen, würden ſie zu einem beſondern Kommerz-Juſtiz-Senat verwieſen, der dann, ſo viel es die Rechte erlauben, zur kurzen ſummariſchen Schlichtung dergleichen angewieſen ſeyn müßte.

XXVIII.

Polizey-Taxen.

Sind die Polizey-Taxgeſetze nicht dem Handlungsgeiſt mehr ſchädlich, als nützlich?

Alles taxiren iſt theils unmöglich, theils wird dadurch der Einwohner des ſo nützlichen Kalkulirens größtentheils entwöhnt. Einen Theil taxiren, iſt die Quelle groſſer Unbilligkeit, wegen dem ſtarken Zuſammenhang aller Handlungsartikel.

„Der Preis jeder Waaren beruht theils auf ihrer Unentbehrlichkeit, theils auf ihrer Seltenheit. Erſtere zwingt zum kaufen und letztere verurſacht eine groſſe Concurrenz.“

„Wie kann man aber vermeiden, daß die Materialien zu einer Zeit nicht ſeltener als zur andern ſind? Da man dieſes nicht kann, ſo läßt ſich auch darunter nichts zuverläßiges feſtſetzen, und die Polizey kann blos befugt ſeyn, jenen Gewerben Taxen zu ſetzen, die ſie völlig überſehen kann, als wohin ich die Brodbecker, die Bierbrauer und die Hecker rechne. S. krit. Briefe.

XXIX.

Bemerkung über die Maxime: „Der Mann ſteht ſeiner eigenen Haushaltung nicht vor, folglich kann ihm auch die Herrſchaft nichts anvertrauen.“

Der Grundſatz:

Dieſer Menſch ſteht ſeiner eigenen Haushaltung nicht vor, wie kann ihm die Herrſchaft was anvertrauen?

iſt ſo allgemein genommen irrig. Mancher ergiebt ſich ganz dem Dienſt und der Vermehrung ſeiner Kenntniſſe, achtet dagegen nicht genug auf das Unbedeutende ſeiner eigenen Umſtände. Beſonders trifft dieſes oft bey dem Redlichen ein, der das Große der ihm anvertrauten Gegenſtände ganz empfindet.

Richtiger möchte ſich die Regel in der Erfahrung befinden:

„Wer wahre Schlechtigkeiten in ſeiner Familie begeht, im Innern ſeiner Haushaltung einen niederträchtigen Charakter verräth, wenn er auch ſchon der obrigkeitlichen Zuchtigung entgeht, verdient Mißtrauen in herrſchaftlichen Angelegenheiten.“

XXX.

Etwas ſtatt einer Kleiderordnung.

Statt einer Kleiderordnung ſollte man befehlen, daß wenn Jemand aus der oder der Klaſſe das trüge, in dem Armenregiſter nachgeſehen werden ſolle, ob er ſoviel gebe, wo nicht, ſollte es ihm zugeſetzt werden. Z. E. ein Bürger, der ſeidene Weſten und Beinkleider trägt, und deſſen Frau mit aufgeſteckten Hauben erſcheint, dürfte nicht unter 1 Fl. geben.

Herr v. Pfeiffer erklärer, dieſer Vorſchlag ſey nicht übel, doch bleibe immer der ſtärkſte Damm gegen ſolche Thorheiten, das Beyſpiel des Fürſten und ſeines Hofes. Sehr wahr.

XXXI.

Pflichten und Geſinnungen des wahren Kameraliſten.

Freund	Bemühung	Feind
des Wohlſtands der Unterthanen, der Freyheit derer Gewerbe und aller rechtſchaffenen Diener ſeines Fürſten	um	aller Betrügereyen, Schrapperey u. Hartherzigkeit, Rechthaberey, Unwiſſenheit und Trägheit

wohl inſtruirte und gut bezahlte	nicht übertriebene auf vernünftige Foderungen gegründete
||	||
Verwaltungen	Pachtungen

Erhaltung
und
Verbeſſerung
des
Vermögenſtocks.

Dieſer tabellariſchen Darſtellung wäre unten als ein Gegenſatz Rainal's Schilderung eines Plusmachers beyzuſchreiben:

„er verbrennt die Erndte um aus der Aſche bald Geld
„zu löſen.“

In den kritiſchen Briefen wird davor gehalten, daß „dieſer Einfall nur auf einen dirigirenden Univerſalkameraliſten oder Staatswirth anwendbar ſey.

Ich gebe zu in einem vorzüglichern Grad, aber auch alle Kameralbeamten, zumalen ſolche welche oft Gutachten und Berichte zu erſtatten haben, müſſen ſo geſinnt ſeyn; oder ſie erſchweren ihren Vorgeſetzten den Dienſt ungemein, und vereiteln die beſten Abſichten.

So weit die kritiſchen Briefe. Bloſſen Beyfall oder Ausführung die keine ſonderlichen Zuſätze enthielten, habe ich nicht übertragen.

Des Inhalts Fortſetzung.

XXXII. Juriſt und Kameraliſt, ein Geſpräch. XXXIII. Wann kann und ſoll der Diener die Landſtraße verlaſſen. XXXIV. Heurathen nicht jedem Diener zu erlauben. XXXV. Beſetzung der Dienſte mit Ausländern. XXXVI. Patriotiſm und Adel. XXXVII. Den beſtellten Anbringern kein Theil an der Strafe zu geben. XXXVIII. Sicherheitsſtellung der Rechnungsbeamten. XXXIX. Sollten die Finanzbedienten beym Eintritt in den Dienſt Vermögenſtands-Verzeichniſſe übergeben? XL. Man muß Exempel ſtatuiren. XLI. Sollen die Rechnungsmängel, ehe ſie an den Beamten abgehen, revidirt werden? XLII. Zurechnungen. XLIII. Aufgabe zur Aufklärung der Geſchichte des Kameralrechnungsſtils. XLIV. Die beſte Kaſſenkontroll. XLV. Fehler unbeſtimmter Naturalieneinnahmen. XLVI. Dieten welche ſich Rechner ſelbſt ausbedingen. XLVII. Man ſollte bey den Kammern über Grundſätze eigene Berathungen anſtellen. XLVIII. Unterſchied zwiſchen Raths- und Kanzleyarbeit. XLIX. Wann den Räthen die Akten nach Haus zu ſchicken ſind. L. Bey Rechnungsunterſuchungen iſt das klaſſificiren nöthig. LI. Etwas für den Kameraliſten, welcher das Baudepartement hat. LII. Kindermord, Diakoniſſinnen- und Schulmeiſterinnen-Seminarium. LIII. Geſetz gegen die Väter unehelicher Kinder, ausſchlüßlich der Hausſöhne und Hausmägde. LIV. Soll man die Bevölkerung durch Anlage neuer Dörfer befördern? LV. Ideal, den Bauern dafür zu entſchädigen, daß er kein Landſtand iſt. LVI. Keine Krämer. LVII. Gegen die Wanderſchaft der Mengerknechte. LVIII. Vorſchlag zu einem Magazin für Berg-, Hütten- und Salzwerksverſtändige. LIX. Reglements beſſer als Landesordnungen in Gewerb- und Handelsſachen. LX. Mit gewiſſen Dienern ſollte man, ſtatt der Dienſteide, vorſichtige Verträge machen. LXI. Kammerrath und Pfarrer, ein Geſpräch. LXII. Zu viel und zu wenig taugt nichts.

XXXII.

Juriſt und Kameraliſt, ein Geſpräch.

Juriſt. In Staats- und Regierungsgeſchäfften bedienten ſich die teutſchen Regenten von jeher Rechtsverſtändiger Männer, und gewiß mit gutem Grund: was recht, was billig? bleiben immer die wichtigſten Fragen, und die am meiſten vorkommen.

Kameraliſt. Allerdings. Eben deswegen ſollte ſich auch keiner von uns zu einer obern Stelle wagen, der ſich nicht hinlängliche Kenntniß der Rechtswiſſenſchaften bewußt wäre, er habe ſie ſich ſelbſt, oder durch anderer Unterricht verſchafft. Noch mehr: keiner, der in dieſen Wiſſenſchaften fremd iſt, hätte er auch ſonſt die herrlichſten Kenntniſſe, ſollte Glied eines Kammerkollegiums werden können.

J. Gehn Sie nicht zu weit — würden dadurch die Kammern nicht der trefflichſten Männer beraubt werden?

K. Sie verzeihen. Eben dieſe trefflichen Männer würden beſſer benutzt werden — würden ihre Zeit nicht unter Kanzleyſachen, votiren und zuhören verſchwenden — würden ſich nicht in unnütze Streitigkeiten verwickeln, wenigſtens dieſelben eher geſchlichtet ſehen, als wenn ſie mit ihrem Gegentheil an einer Tafel ſitzen. Freylich müßte ihre Belohnung darunter nicht leiden. Sie konnten im Rang immer ſteigen, ſelbſt über einzelne Räthe, nur dem Ganzen, dem Kollegio müßten ſie untergeben bleiben. Dergleichen Sachverſtändige, oder, Partikulair-Kameraliſten bekommen entweder

Kollegen, welche ſich ihnen in ihrer beſonderen Kenntniß gleich zu ſeyn dunken, oder nicht. Im erſten Fall arten die kollegialiſche Deliberationen gemeiniglich in unleidliche Streitigkeiten aus. Falſche Ehrgierde erzeugt den Rechthabereygeiſt, unter welchem die Geſchäffte allgemein leiden. Im andern Fall wird der Mann unvermerkt eine Art Souverain in ſeinem Fache. Iſt ſein Herz nicht gut, ſo kann er unendlich viel Uebel ſtiften; iſt das auch nicht: ſo iſt doch die Leichtigkeit womit er Verſehen decken kann, und der Abgang fremder Beurtheilung ſeiner Ideen immer bedenklich, ja ihm zuweilen ſelbſten, wenigſtens in der Stille, läſtig.

J. Aber nun, wenn ſo einer ſeine Vorſchläge an das Kollegium berichten ſoll, ſo wird wohl der Unterſchied in Anſehung der Folgen ſo groß nicht ſeyn.

K. Gewiß groß. Wird ſein Bericht vorgetragen, und vom Referenten getadelt; es ſchlägt in das techniſche ein: ſo entſcheidet in der Regel dieſer Tadel nichts; ſondern er wirkt nur ſo viel, daß auch ein andrer Sachverſtändiger gefragt wird, das dann alle ohne Beleidigung abgethan werden kann, wenigſtens weit eher, als wenn ſich beyde Theile einander im Geſicht haben. Geht der berichtete Vorſchlag ohne Tadel durch, ſo kommt es hernach auf den Erfolg an. Dieſer wird ſo leicht nicht verdeckt. Er befördert oder vermindert des Berichtenden Anſehen auf die Zukunft. Bey dem allem werden Menſchlichkeiten immer bleiben.

J. In den Regierungen und Juſtizkollegien iſt das auch bisher ſo gehalten worden. Aber die Kammern wurden ſonſt für eine Art Kollegien gehalten, deren Glieder aus mehrerley Sachverſtändigen beſtehen müſſen.

K. Schlimm genug, daß man ſo lange Zeit unrichtige Ideen von Kammern und Kameraliſten gehabt hat. Man dachte ſich gemeiniglich unter einem Kameraliſten einen Rechnungsverſtändigen, und etwa noch einen Projektanten. Die Herrn Rechtsgelehrten ſahen das ganze Rechnungsweſen ſo wie ein andres Handwerk an. Sobald manchem Richter ein nur von weitem in das Rechnungsweſen einſchlagender Fall vorkam, wo jeder denkender Kopf hätte entſcheiden konnen, ſobald wurde ein ſogenannter Rechnungsverſtändiger zum Gutachten aufgefordert, eben wie in Bauſtrittigkeiten der Baumeiſter, und doch beruhte die Architektur auf mathematiſchen Gründen, das Rechnungsweſen aber nur auf einem angenommenen Schlendrian. Keiner dieſer Herrn wagte ſich an die Kunſt ſelbſt, außer nur in ſoweit ſie mit der Rechtswiſſenſchaft ſelbſt in Verbindung ſtand, und ſomit wurde der Stil als ein unveränderliches Herkommen immer vorausgeſetzt. Die andere Seite der Kameraliſten: Vorſchläge zu nützlichen Einrichtungen und Reformen der Staatswirthſchaft zu thun, wurde ſo verächtlich, wie die Projektmacherey der Goldmacher und Landläufer behandelt. Juden behielten in dergleichen gemeiniglich den Vorzug.

Bey ſolchen geringſchätzigen Ideen vom Kameralweſen und Kameraliſten mußten letztere nach und nach auch immer weniger Achtung werth werden. Wer ſchreiben und rechnen konnte, glaubte ſich zur Verwaltung einer Renten, und jeder Rentmeiſter zur Kammerrathsſtelle fähig. Hätte ſich ſo Jemand nur um die geringſte Unterbeamtenſtelle beworben, er wäre verlacht worden, da er im Gegentheil jenes Geſuch mit Beyfall anſtellen und ſeinen Zweck, nach Umſtänden, leicht erreichen konnte. Erſt in neueren Zeiten, da ſich die Zahl der Philoſophen unter den Juriſten vermehrt hat, haben ſich auch dieſe Ideen allmählig zu verlieren angefangen, und es wird beſſer.

J. Wäre es alſo nicht gut, wenn man die Kammern durchaus mit Juriſten beſetzte?

K. Es giebt noch immer viel Juriſten, die weder die Grundſätze der Kameralwiſſenſchaft noch überhaupt die einer geſunden Philoſophie genugſam kennen. Nur von dieſen keine: denn eben dieſelbe, ich traue es zu behaupten, waren von jeher das größte Verderben teutſcher Kammern. Sie würden Uebel ärger machen.

J. Wie das?

K. Haben Sie noch nicht beobachtet, daß den meiſten Juriſten, beſonders denjenigen, welche eine ziemliche Zeit ihres Lebens hindurch Richter oder Advokaten waren, es zur Gewohnheit wird, alles als einzelne Kaſus zu behandeln — wie dieſe Folge ehemaliger Beſchäfftigungen ihnen gleichſam andere Natur wird. Hat ein ſolcher dieſe Neigung nicht durch treffliche innere Gaben unterdrückt, ſo kümmert er ſich ſelten um die Wichtigkeit oder Unwichtigkeit des Gegenſtands, um das Ganze und um die Verhältniſſe des Syſtems. Er giebt und erwartet einzelne Aufgaben, löſt ſie auf, erwartet Einwendungen oder beſtreitet dergleichen. Wird ihm ſeine Auflöſung nicht widerſprochen, oder ein Satz zum widerlegen hingegeben, und nur dafür geſorgt, daß ein anderer wichtigerer Satz, bey welchem man ſeines Widerſpruchs überhoben ſeyn möchte, nicht die Geſtalt eines Kaſus bekömmt: ſo kann man ſich ſeines Beyfalls ziemlich verſichert halten.

Außerdem bleibt auch gewöhnlich noch immer etwas von dem Grundſatz zurück: wo kein Kläger, da kein Richter. Die Folge iſt: es wird nichts ausgeführt, was nicht betrieben wird, und betrieben wird gemeiniglich am wenigſten, was den Fiscum, das Aerarium und die Armuth im Ganzen angeht. Mehrere dieſer Kaſuiſten in einem Kollegio werden die Nummern der Protokollen richtig reſolviren. Aber aus Fällen Folgen ziehen, den Urſprung aufſuchen, Quellen eröffnen und verſchließen, iſt ihre Sache nicht. Dem Buchſtaben der Geſetze und Verträge werden ſie punktlich nachgehen. Ob Aecker wüſte bleiben und die Eigenthümer zu Grund gehen, wird bey ihnen wenig zur Milderung oder Aufhebung einer Abgabe wirken, wenn ſie nur geſetzmäßig iſt; der Geſetzgeber mag noch ſo irrig gehandelt, oder die Umſtände ſich noch ſo ſehr verändert haben. Dagegen werden ſie aber männlich gegen jede neue Abgabe ſtreiten, ſie ſey auch dem Gebenden ſelbſt noch ſo nützlich.

J. Alſo Männer, die in der Rechtswiſſenſchaft nicht ganz fremd, gute Philoſophen und Univerſalkameraliſten ſind?

K. Das letzte will zwar viel ſagen, aber man nehme es nur in einer beſchränkten Bedeutung: nicht blos Kameral-Encyklopediſten, aber auch nicht in allem vollkommne Partikulairkameraliſten: genug, in allen oder doch den meiſten Theilen theoretiſche, in ein und anderem aber gute praktiſche Einſichten; und ſo konnen wir uns vereinigen.

XXXIII.

Wann kann und ſoll der Diener die Landſtraße verlaſſen?

Wohl des Staats und Wohl des Regenten widerſpricht ſich niemal von ſelbſten; kann aber durch Leidenſchaften und böſe Rathgeber in ſcheinbaren Widerſpruch geſetzt werden. Handlungen, welche wirklich dem Wohl des Staats, folglich auch des Regenten entgegen ſind, können bey demſelben für unſchuldig und ihm nützlich ausgegeben werden.

Wie ſoll ſich der rechtſchaffene Diener in dieſen Fällen verhalten?

Erſt muß er ſich vollkommne Ueberzeugung ſchaffen; dann, ſoweit es ſeine Beſtimmung zuläßt, die Wahrheit beſcheiden ſagen und mit den kräftigſten Gründen unterſtützen. Soweit erfüllt auch gemeiniglich jeder Redliche ſeine Pflicht.

Aber wie, wenn dadurch nichts erwirkt wird? Soll er ſtehen bleiben, oder auf demſelben Wege fortgehen, und es nicht achten, ob er ſeiner Dienſte entlaſſen, oder doch ſonſt unthätig gemacht werde? Keines von beyden. Der Gedanke: ich habe das Meinige gethan, ſchläfert manchen zu frühzeitig ein. Selbſt die Liebe zum Regenten, das: *ſich an ſeine Stelle denken*, ſollte in ſolchen Fällen zur ſtandhaften aber klugen Thätigkeit ermuntern. Iſt's nicht das Schickſal der Regenten, daß ſie das meiſte durch andere Menſchen ſehen und hören müſſen? Wie ungemein ſchwer wird es hierbey Irrthümer zu meiden, und wie leicht kann eine Sache von der unrechten Seite vorgeſtellt, und die rechte verborgen werden! Auf demſelben Wege, wo die Wahrheit einmal untergelegen, auf der Landſtraße fortwandeln, iſt unklug: weil alsdann höchſtſelten die Abſicht erreicht wird. Denen, welche die Regenten aus Vorſatz oder Unverſtand gegen das Wohl des Staats, oder welches daſſelbe iſt, gegen ihr eigenes verführen, iſt's ein Leichtes, die Hauptſtraßen zu bewachen, und den welcher ſich tollkühn durchdrängen will, zu ſtürzen; aber alle Nebenwege zu beſetzen iſt ſchon ſchwerer. Bemerkt alſo der rechtſchaffene Diener, daß ſo etwas, und nicht blos leicht zu hebender Unverſtand der Wahrheit den Weg verſperrt, dann wurde er dem Weſentlichſten ſeiner Pflichten entgegen handeln, wurde, ſtatt das Wohl des Fürſten zu befordern, ihn eines Mittels dazu berauben, wenn er ſich ſelbſt zu viel oder gar nicht ſchonen wollte. Klugheit muß ſeine Handlungen leiten, und Standhaftigkeit nie dem Scheine des Eigenſinns Preis gegeben werden. Er ſuche unabläſſig nach ſichern Fußpfaden, oder bemühe ſich in der Stille die vorgezogenen Gräben auszufüllen. Thut er dieſes, denn kann er mit gutem Gewiſſen eine Zeitlang unthätig ſcheinen, weil eben dieſer Schein den Weg ſichert und die gute Abſicht befordert.

Genaue Unterwürfigkeit der Untergebenen iſt ein ſehr weſentlicher Theil eines guten Regierungsſyſtems; doch müſſen die Vorgeſetzten nicht ohne Scheu Deſpoten werden können.

XXXIV.

Heurathen nicht jedem Diener zu erlauben.

Diejenige Klaſſe Dienerſchaft, deren Gehalt nicht hinreicht, Frau und Kinder zu nähren, ſollte ohne ausdrückliche Erlaubniß der Herrſchaft nicht heurathen dürfen; und dieſe Erlaubniß ſollte nicht erfolgen, wenn nicht zuvor gezeigt worden wäre, daß außer der Beſoldung noch ſo viel Vermögen von einem, anderm, oder beyden Theilen vorhanden wäre, daß ein Ehepaar von deſſen Abnutzung ſtandesgemäß leben könnte. Eine Hausfrau könnte allenfalls noch erlaubt werden, doch müßte dann wenigſtens ſo viel vorhanden ſeyn, als zum Unterhalt derſelben und ihrer Kinder erforderlich wäre. Ein Vater, welcher ſeiner Kinder Unbeſonnenheit im Heurathen ohnnöthig nachſieht, muß in der Folge, ſtatt einem, mehrere Kinder nähren, und eben das iſt auch der Fall mit dem Regenten und einem Theil der Diener.

XXXV.

Beſetzung der Dienſte mit Ausländern.

Fremde Diener in ein Land ziehen erfordert viel Vorſicht. Am wenigſten Bedenken hat es in Anſehung ſolcher Männer, welche gewiſſe Kenntniſſe beſitzen, daran es im Land noch ganz oder zum Theil fehlt. Auch iſt es weniger bedenklich, die oberen Klaſſen mit einem Theil Fremden zu beſetzen, zumal wenn Urſachen vorhanden ſind, ein und andere zu große Einverſtändniſſe zu trennen.

Weit weniger möchte es bey niedern und mittleren Klaſſen rathlich ſeyn. Man bedenke nur, daß die Dienerſchaft überhaupt ein zehrender, und kein nährender Theil des Staats iſt, ferner, daß die meiſten Kinder derſelben, wegen beygebrachter falſcher Ehrgierde und Verachtung nützlicher Gewerbe, theils auch wegen Mangel an nöthiger Unterſtutzung keinen andern Unterhalt zu ſuchen wiſſen, als den des Vaters; und oft ehe das bitterſte Elend ertragen, ehe ſie was anders, und das gemeiniglich zu ſpat ergreifen.

Jeder fremde Diener ziehet ſeine Familie, oder auch noch einen Theil ſeiner Seitenverwandten nach ſich, welche alle ihren Unterhalt zu erlangen ſuchen; und wenn ſie ihre Wünſche erreichen, diejenigen Stellen einnehmen, welche ſonſt mit Eingebohrnen beſetzt worden wären. Ueber kurz oder lang trifft auch ſie wieder das nämliche Schickſal, und ſie, oder ihre Nachkommen müſſen wieder andern Fremden weichen. So wird das Land nach und nach mit einer Gattung Menſchen bevölkert, welche zu Handarbeiten zu ſtolz, zu Handlungsunternehmungen zu arm, zu Bekleidung der herrſchaftlichen Dienſten zu viel, überhaupt dem Staate zur Laſt ſind.

XXXVI.

Patriotism und Adel.

Vielen ſogenannten Weltbürgern iſt das Wort Patriotism eben ſo lächerlich, als die im Reduktion gefallnen Teufel und Hexen. Aber, die Folge von übertriebener Weltbürgerey: wer ſeinen Landsmann als ſolchen nicht vor den Ausländern liebt, der liebt auch aus gleichen Gründen ſeinen Bruder nicht vor ſeinem Nachbarn, hat alſo, zur Vergeltung, wenn er Rath und Hülfe bedarf ſeine erſte Zuflucht nicht bey ſeinen nächſten Verwandten und die weitere nicht bey ſeinen Landsleuten zu ſuchen, ſondern muß ſich gleich an die geliebte ganze Welt wenden.

Solche Herren verkennen nach und nach alle Süßigkeiten des geſellſchaftlichen Lebens; plagen ſich mit einer platoniſchen Liebe zum Ganzen; opfern ihr das ihnen vom Schickſal beſtimmte nahe Einzelne auf, und werden ſo im Schooße ihrer Familien hypochondriſche Eremiten. Zu große Eigenliebe, und Intoleranz gegen andrer Schwäche mag wohl bey vielen die Quelle der überſpannten Weltbürgerey und Vorliebe zu Ausländern ſeyn.

Freylich iſt es ein ſehr ſchätzbares Band, das die ganze menſchliche Geſellſchaft vereinigt, aber eben dieſes Band wird durch unzählige kleinere Verbindungen befeſtigt: Gewerbs⸗ Stands⸗ und Familienverbindungen — Verbindungen, welche mit dem Tode erlöſchen, und ſolche, die wie anderes Eigenthum auch auf die Nachkommen der Verbundenen übergehen, z. B. die des Adels. Kein vernünftiger Menſch wird läugnen, daß es verdienſtvoller ſey, des Adels würdige Handlungen zu begehen, dem Staate edeldenkende Kinder zu erziehen, als edler Ahnen ſich zu rühmen. Aber auch dieſe Verbindung dient dem Ganzen, nur unter gehöriger Einſchränkung. Durch wechſelſeitige Unterſtützung mit Empfehlung und Stiftungen ſchwingt ſich mancher Edelmann mit ſeinen wahren Verdienſten weit ehe empor, als ein andrer. Wäre der Adel nicht, ſo würden andre Familien⸗ und Standsverbindungen an deſſen Stelle treten.

Wo keine Aufklärung herrſcht, dort kömmt kein wahres Verdienſt vorwärts; wo aber Vernunft herrſcht, da bleibt das Verdienſt, aller Vorzüge der vorderen Klaſſen ungeachtet, bey keinem Stande, bis zu den Bewohnern der niedrigſten Hütten, unbemerkt und unbelohnt. Jeder kann ſich nach ſeiner Art hervorthun.

Die Klaſſe aber, welche ſich unter ſich ſelbſt das Emporſteigen, wegen wahrer Verdienſte, erleichtert, hat die Vermuthung vor ſich, daß eben dieſe Ausſichten, als Ermunterungen betrachtet, mehrere Verdienſte unter ihren Gliedern erzeugen werden, als in denjenigen Klaſ⸗

ſen, deren Glieder weniger Ausſichten haben, und alſo mit mehreren Schwierigkeiten kämpfen müſſen, zu erwarten ſind. Wenn aber jene anfangen Mittel in Abſicht zu verwandeln — wahre Verdienſte zu verachten, und ſich nur durch Wegſtoßen und Unterdrucken vorwärts zu drängen, dann werden ſie bey Vernünftigen verächtlich, und von Beleidigten gehaßt: es iſt Zeit ſie in ihre wahren Grenzen zurück zu weiſen; oder man kann verſichert ſeyn, daß ſie bey fernerer Unterſtützung wie jede Monopolienwaare immer ſchlechter werden.

In älteren Zeiten, als der Adel noch im größten Anſehen ſtand, da wurde die Doktorwürde eben ſo geachtet. Der Ahnenadel machte ſelten Anſpruch auf Gelehrſamkeit oder Geſchäfftenleitung. Jeder Unadliche hatte alſo hier einen gewiſſermaßen eigenen Weg, durch Verdienſt dem Edelmann gleich zu werden, ohne daß einer den andern hinderte.

XXXVII.

Den beſtellten Anbringern keinen Theil an der Strafe zu geben.

Es iſt bedenklich, den Perſonen welche dazu beſtellt ſind, darauf zu ſehen, daß gewiſſe Einkünfte richtig eingehen, die den Frevlern und Kontrebandiers nachſpüren und dieſelben angeben müſſen, Theil an der Strafe zu geben; für das Publikum weil ſie zuweilen durch niederträchtige Gewinnſucht zu falſchen Angaben verleitet werden, auch wohl Leute zu Freveln verführen laſſen, nur um etwas zu erhaſchen; für die Herrſchaft, weil eben dieſen Perſonen natürlich nichts widriger ſeyn muß, als die Quellen der Frevel zu verſtopfen. Werden ihnen die beſten Mittel dazu bekannt, ſo verbergen ſie dieſelbe doch gemeiniglich, und ſuchen dagegen diejenigen Vorgeſetzten, welche von ſelbſt darauf verfallen, durch viele täuſchende Gegengründe davon abzuwenden, erhalten auch, weil ſie mit der Sache ſo nahe zu ſchaffen haben, als erfahrene Männer leicht unverdienten Beyfall; **für ſie ſelbſten**, weil ſie von einem vernünftigen und billigen Richter nicht für ganz unpartheiiſch angeſehen werden, folglich in zweifelhaften Fällen denſelben durch ein Mehreres, als allein durch ihre Ausſage überzeugen müſſen, weil ferner die ſtrengſte Erfüllung ihrer Pflicht zugleich die widerſinnige Folge hat, daß ſich eben dadurch ihre eigene Einnahme ſehr vermindert, endlich, weil ſie ſich ſehr verhaßt machen, und deswegen von Leuten gemieden werden, welche ihnen manche erhebliche Entdeckung machen könnten.

Sollte man deswegen nicht beſſer thun: dieſe Perſonen auf eine andere aber doch auch anſtändige Art zu ermuntern: ſie aus den betreffenden Kaſſen jährlich nach Verhältniß des bezeigten Eifers und deſſen Wirkung außerordentlich belohnen? Die Menge der angebrachten Frevel konnte zwar anfangs auch hierbey in Betracht kommen: aber in der Folge ſtieg die Belohnung, inſofern gezeigt werden könnte, daß weniger Frevel begangen worden ſeyen. Der Beweis der angewandten (wenn auch ſchon vergeblichen) Mühe, und genehmigte Vorſchläge zu ſolchen Einrichtungen, wodurch den Freveln vorgebogen worden, wären der Maaßſtab jener Belohnungen.

Ganz anders verhält es ſich mit ſolchen Anbringern, welche nicht dazu beſtellt ſind. Dieſen kann man mit weniger Bedenken Theil an der Strafe und dem verfallenen Gute verſprechen.

XXXVIII.

Sicherheit-ſtellung der Rechnungsbeamten.

Sully's Gedanke: „Könnte man ohne Geld zu Bedienungen kommen, ſo wurde Handlung und Gewerbe verlaſſen werden" ſcheint hart. Auch iſt Frankreich in Anſehung ſeines Dienſthandels gewiß kein nachahmungswerthes Muſter. Inzwiſchen mag aber doch auch die Leichtigkeit zu Dienſten zu gelangen in Teutſchland nicht viel Gutes geſtiftet haben. Es iſt deswegen ſo übel nicht, daß man in neueren Zeiten bey Vergebung ſolcher Stellen, deren Inhaber etwas Beträchtliches zu verwalten und zu verrechnen bekommen, baare Sicherheit fordert. Aber dieſe Summen zu erhöhen, oder auch mehrere Dienſte auf dieſe Art zu beſchweren möchte ſehr bedenklich ſeyn. Das Vermögen wird alsdann für den Diener zu wichtig. Er wünſchet ſeine Kinder wieder in Dienſt, und dazu gehört, daß er ſie nicht arm hinterlaſſe: eine Verführung zur unerlaubten Bereicherung mehr. Wahr iſt, es würden ſich bey einer ſolchen allgemeinen Einſchränkung mehrere arme fähige Köpfe dem Gewerbe und der Handlung ergeben müſſen, als jetzt geſchieht: aber es würden auch mehrere Söhne vermögender Bürger, die eben ihres Vermögens wegen ſich auch nützlicher mit Gewerb und Handlung beſchäfftigten Dienſte ſuchen und leichter erhalten. Der Geiz würde ſich ſehr ausbreiten. Erſt wäre er Folge des Gedankens ſeine Kinder zu verſorgen, dann der gewöhnliche Begleiter des Reichthums. Dieſe Wurzel alles Uebels würde nur zu viel Unheil ſtiften.

XXXIX.

Sollten die Finanzbedienten beym Eintritt in den Dienſt Vermögenſtands-Verzeichniſſe übergeben?

Derſelbe groſe Finanzminiſter wünſchte auch, daß jeder Finanzbedienter beym Eintritt in ein öffentliches Amt ein Inventarium über ſein Vermögen zu verfertigen und niederzulegen hätte.

Der Böſewicht welcher den Staat zu beſtehlen denkt, wird ſich auch kein Gewiſſen daraus machen, die Nachwelt mit einer falſchen Aufſchreibung ſeines Vermögens zu hintergehen. Andere werden zwar dadurch abgehalten werden, viel zu hinterlaſſen, aber nicht, viel zu verſchwenden und zu verſchenken. Dem ehrlichen Manne könnte dieſe Vorſicht deswegen wenig nützen, weil ſeine Feinde nach ſeinem Abgang immer etwas gegen die Aechtheit des Vermögenſtands-Verzeichniſſes oder gegen ſeine Lebensart zu erinnern wiſſen werden.

Nur in den wenigen Fällen ließ ſich vielleicht zuweilen noch einiger Gebrauch von dieſem Vorſchlag machen; wenn Jemanden etwas zur Verwaltung übergeben wird, weswegen der Natur der Sache nach nicht immer eine ſtrenge Rechnung gefordert werden kann, z. B. bey Chatoulgeldern.

XL.

Man muß Exempel ſtatuiren.

Man muß Exempel ſtatuiren. Ein Satz der, wie ſo viele Grundſätze der Regierungskunſt, ſehr hypothetiſch iſt. Exempel müſſen ſtatuirt werden, aber erſt dann, wenn die Quellen des Uebels genau erforſcht, und alle andere Gegenmittel angegeben und angewandt ſind. Auch muß das Exempelſtatuiren alsdann, wie in Engelland, unausbleibliche Folge der Handlung ſeyn, wovon kein Stand, Würde, Vermögen und Gunſt retten kann. Sonſt iſt's ſo eine Maxime, welche aufzuſtellen und auszuüben leichter wird, als Uebel in ihrem Urſprung aufſuchen, aber auch aus der Wurzel tilgen.

XLI.

Sollen die Rechnungsmängel, ehe ſie an den Beamten abgehen, revidirt werden?

In Schlözers Staatsanzeigen IV. 14. und im hiſtoriſchen Portefeuille 11. und 12tes Stück wird an einer gewiſſen Rechnungsverfaſſung getadelt, daß die Monenten die Rechner mit zu unbedeutenden Mängeln plagten. Es wird in der letzten Schrift vorgeſchlagen, die Rechnungsräthe ſollten die von den Probatoren aufgeſtellte Mängel erſt ſelbſt revidiren, ehe ſie dieſelbe an die Beamten abgehen ließen.

Bey einer Rechnungskammer wird dieſer Vorſchlag ſeine Schwierigkeiten finden. Der Rath hätte zu einer ſolchen Reviſion beynahe die nämliche Zeit nöthig, als der Monent, und dann wann die Antworten eingingen, müßte er wieder ſo viele Zeit zur Entſcheidung aufwenden. Hätte nun ein ſolcher Rath weiter nichts zu thun, als die Arbeit eines Monenten zu durchſehen, und ſonſt keine oder wenig andere Kameralgeſchäfte, welches aber ſelten der Fall ſeyn wird: ſo gieng es noch ſo hin, ſonſt ſchwerlich. Außerdem ſoll man doch auch die Menſchen ſo viel möglich mit unnöthigen Arbeiten verſchonen, da der nützlichen ſo viele ſind.

Die erſte Mittheilung der Mängel kann immer als eine Art Privatkorreſpondenz in Herrſchaftlichen Angelegenheiten zwiſchen Monent und Rechner, die ſtatt mündlicher Unterredung dient, angeſehen werden. Findet ſich ein oder der andere Theil beleidiget: ſo ſind Vorgeſetzte da, bey welchen ſich beſchwert werden kann. Der Rechner muß aber nicht zu eigen ſeyn — muß es ſich nicht ſo leicht verdrieſſen laſſen, einige in der That überflüſſige oder irrige Bemerkungen zu heben — muß ſich an die Stelle eines Monenten denken, welcher nicht, wie er, nur eine einzige Rechnung zu durchgehen hat, ſondern eine Menge; der vielleicht ein Anfänger, oder unter dieſer einfachen Arbeit ſtumpf geworden iſt — Er bedenke, wie verzeihlich einer Perſon, welche immer mit Ziffern umzugehen hat, eine anwandelnde Laune ſey; wie ſehr möglich es deswegen iſt, da[illegible] dieſelbe zu manchen Zeiten etwas nicht erklären kann, das ſich ſonſt leicht erklären läßt; und wie wenig zu vermuthen iſt, daß ſo Jemand aus Eitelkeit, Muthwillen oder Bosheit ſich durch Aufſtellung unnützer Arbeit ſeine eigene Arbeit erſchweren wird.

Nichts kann zu gegründeten Beſchwerden Anlaß geben, als beleidigende Anmerkungen, dem Monenten nicht zukommende Beurtheilungen, und offenbar vorſätzliche Chikanen.

XLII.

Zurechnungen.

Bey dem gewöhnlichen Rechnungsſtil entſtehen die meiſten Irrungen in den Vergleichungen zwiſchen Rechner und Zurechner. Der Grundſatz, daß weder die Journalien noch dergleichen Abrechnungen als weſentliche Rechnungsſtücke zu betrachten ſeyen, veranlaßt, daß manche zwiſchen Rechner und Zurechner vorgefallene Handlungen entweder gar nicht aufgeſchrieben, oder doch nicht hinreichend erklärt werden. Stirbt inzwiſchen einer von beyden, oder beyde, oder einer hat ein ſchwaches Gedächtniß, oder iſt auch nicht ehrlich: ſo erfolgen ſolche Fälle, welche nicht anders als durch Eidſchwüre entſchieden werden können, auch wohl immerhin im Dunkeln bleiben müſſen.

Will man den Rechnungsſtil ſelbſt nicht ändern: ſo ſollte man doch jeden Rechner anweiſen in ſeinen Vergleichungen mit andern Partien und Rechnern die Art der Berichtigung, wie ſie geſchehen iſt, ausführlich einzutragen; genau zu bemerken was baar bezahlt worden iſt, und wie jede andere Vergütung geſchehen ſey.

XLIII.

Aufgabe zur Aufklärung der Geſchichte des Kameralrechnungsſtils.

Iſt wohl der Rechnungsſtil, welcher bey den teutſchen Kammern ſo allgemein angetroffen wird, vermöge deſſen alles zur Einnahme geſetzt werden muß, es ſey eingegangen oder nicht, wenn es nur eingehen ſollte, und wobey ſich die wahre Einnahme erſt nach Vergleichung der fingirten Einnahme mit der Ausgabe und nach Abzug der Liquidation errathen läßt, wie ich vermuthe, urſprünglich eine Erfindung teutſcher Juriſten nach Anleitung gewiſſer römiſchen Geſetze? oder iſt er auch in andern Ländern eben ſo bekannt und alt? Um welche Zeit hat man in Teutſchland zuerſt angefangen, nach dieſer Form Rechnungen zu führen?

Eine gute Auflöſung dieſer Fragen wird mancher gelehrte Kameraliſt wünſchen.

XLIV.

Die beſte Kaſſenkontroll.

Eine der weſentlichſten Vollkommenheiten einer guten Finanzeinrichtung iſt: alle Herrſchaftliche Kaſſier, oder wenigſtens diejenige, deren Kaſſen nicht ganz unbeträchtlich ſind, nur allein mit Kaſſenverwaltung beſchäfftigen, jede andre Verwaltung aber, beſonders Kauf und Verkauf Perſonen anvertrauen, welche kein Geld, oder doch nicht mehr in die Hände bekommen, als ſie auf einen Tag oder Woche zu den ihnen angewieſenen Geſchäfften nöthig haben; welche unter vorgeſchriebenen Einſchränkungen die gebenden und fordernden Partien zur Kaſſe aſſigniren dürfen. Dieſe Verwalter müſſen nicht dem Kaſſier, wohl aber beyde einem Dritten untergeben werden, und deſſelben öftere und unbeſtimmte Nachſehen zu erwarten haben. So eine Einrichtung enthält die beſte Kontroll, und iſt oft ohne beſonderen Aufwand auszuführen, wenn die Geſchäffte nur gut vertheilt werden. Wird auch hier und da etwas mehr Gehalt erfordert, ſo iſt's doch gemeiniglich vortheilhafter, etwas Gewiſſes ausgeben, als etwas Ungewiſſes verlieren: denn eben dieſes Ungewiſſe kann unvermerkt hundertfältig mehr betragen, als jene unbeſtimmte Ausgabe.

XLV.

Fehler unbeſtimmter Naturalieneinnahmen.

Sonderbar, daß bey manchen Naturalrechnungen deswegen in einigen Einnahmen unbeſtimmte Zuſätze verſtattet werden, damit der Rechner in der Ausgabe zukomme. Z. B. bey Frucht, der Aufſatz auf das Maas, der Kamm, Heering und wie er all heißt; bey Eiſenwerken etliche Pfund an den Luppen, welche die Hammerſchmiede in das Magazin zu liefern ꝛc. Das heiſt vorſätzlich Unklarheiten und Willkühr nachſehen, damit die Rechnung am Ende den Schein der Richtigkeit bekomme.

XLVI.

Dieten welche ſich Rechner ſelbſt ausbedingen.

Dieten, welche die Rechner in ihren Rechnungen ordentlich zur Ausgabe zu bringen haben, werden ſelten unmäſig ausfallen. Wird ihnen aber erlaubt, ſich dieſelbe bey Verſteigerungen an den Meiſtbiethenden auszubedingen, dann wiſſen manche ſich fein zu pflegen.

XLVII.

Man ſollte bey den Kammern über Grundſätze eigene Berathungen anſtellen.

Die gröſten Uneinigkeiten, Hader und Feindſchaft in Geſellſchaften entſtehen aus Mißverſtändniſſen. Bey Kammerkollegien, beſonders denen, deren Glieder nicht alle zur gelehrten Klaſſe gehören, verſteht man ſich oft nicht über die erſten Grundſätze. Jeder Theil iſt für ſeinen Satz eingenommen, und da zugleich die Rede von einem Fall und von der Anwendung eines Grundſatzes auf denſelben Fall iſt: ſo miſcht ſich zu vielerley in jeden Theils Vortrag, als daß ſich beyde über ihre Grundſätze ſelbſt hinreichend gegen einander erklären könnten; es denkt ſich oft einer den Satz welchen der andere behauptet ganz anders, mit mehr oder weniger Einſchränkung, als ihn derſelbe ſelbſt annimmt. Bey ähnlichen Fällen entſtehen ähnliche Widerſprüche. Nach und nach miſcht ſich von ein oder beyden Seiten etwas menſchliches ein; und was einer behauptet, wird ſchon vom andern widerlegt, weil — eben der es behauptet — weil er es vermuthlich aus demjenigen Grundſatze behauptet, worin man ſeiner Meinung nicht zu ſeyn glaubt u. ſ. w. Augenſcheinlich leidet hierunter nichts mehr, als die Sache ſelbſt.

Wäre es daher nicht wohl gethan, wenn jeder Direktor, ſobald und ſo oft er Verſchiedenheit der Grundſätze unter den Räthen beobachtet, ſolches ſich bemerkte, und von Zeit zu Zeit außerordentliche Zuſammenkünfte veranlaßte, in welchen blos dieſe Sätze in Ueberlegung genommen und nachdem ſich jeder hinreichend erklärt hätte, ein oder die andere Meinung nach den meiſten Stimmen zur künftigen Richtſchnur des Kollegs erwählt, und in ein dazu beſtimmtes Buch niedergeſchrieben würde. So würde nach und nach alles Streiten über Grundſätze unterbleiben; man würde ſich entweder untereinander verſtehen, oder wenn dieſes nicht ganz möglich wäre, ein Theil ſich genöthigt ſehen, die durch die meiſten Stimmen angenommene, auch wohl von dem Landesherrn oder einem höheren Kolleg genehmigte Meinung als eine Art von Geſetz, oder als ein wirkliches Geſetz zu erkennen, und dieſes mit ſo wenigerem Anſtand, weil derſelbe die Folgen nicht zu verantworten hätte.

Von dieſen Seſſionen, welche im Anfang leicht jede Woche, in der Folge jeden Monat einen Vormittag wegnehmen könnten, wäre auch jeden Raths Schuldigkeit, alles das, was er zu ſolchen Verbeſſerungen in ſeinem Departement anzubringen wüßte, wozu ſich ſonſt keine Veranlaſſung fände, vorzutragen. Kurz, eine Zuſammenkunft, worin man ſich blos mit Gegenſtänden beſchäfftigte, die nur aus innerem Antrieb der Glieder des Kollegiums in Bewegung zu ſetzen ſind, und dieſes ſind gewiß ſehr wichtige Gegenſtände.

XLVIII.

Unterſchied zwiſchen Raths- und Kanzleyarbeit.

Raths- und Kanzleyarbeiten ſind ſehr weſentlich unterſchieden. Jene fordern vorzüglich Scharfſinn und ungeſtörte Ueberlegung, dieſe mehr Aufmerkſamkeit und Genauigkeit; ſie ſind großentheils mechaniſch, oder werden es wenigſtens meiſtentheils durch Uebung. Es iſt deßwegen übel, wenn Herrn oder Miniſters beydes über einen Leiſt behandelt wiſſen wollen, von den Räthen das fordern, was ſich nur von den Sekretärs, Regiſtratoren ꝛc. fordern läßt, weil ſie jenen weſentlichen Unterſchied nicht kennen.

Ein Rath der in ſeiner ganzen Bequemlichkeit, mit allem Zugehör verſehen, ſeinen Vortrag in ſeinem Zimmer ausarbeitet, der auch wohl, wenn er ſich in ſeiner guten Laune findet, ſeine Arbeit etwas bey Seite legen und ſich erholen kann, wird gewiß beſſere und zuverläßigere Arbeiten liefern können, als ein anderer, der die genaueſten Vorſchriften der Zeit bekömmt und befolgt, der durch zu öftere Zuſammenkünfte alle oder die meiſten Vormittage, dieſer goldnen Stunden, beraubt wird, und nur einige Nachmittags- und Abendsſtunden aufwenden kann. Diejenigen welche keine Seſſion verſäumen, dem Schlag der Glocke folgen, werden wenn ſie übrigens gewiſſenhaft arbeiten, weit eher in große Rückſtände verfallen, als die, welche von Zeit zu Zeit ausſetzen, um aufzuarbeiten. Ein Chef muß aus dem inneren Gehalt der Arbeiten, der Geſundheit und aus andern Umſtänden die Geſchäfftigkeit des Raths beurtheilen, nicht blos nach dem Fleiß womit er ſich auf der Rathsſtube einfindet, oder der Menge Arbeit die er etwa wegſchicket.

XLIX.

Wann den Räthen die Akten nach Haus zu ſchicken ſind.

Wenn Gegenſtände von Wichtigkeit, oder ſolche, welche ein oder anderes Glied des Kollegiums nah oder entfernt ſo angehen, daß daſſelbe nicht wohl mitſprechen kann, zur Berathung kommen: dann iſt's meiſt ſehr räthlich, die Akten vorher jedem Rath in's Haus zu ſchicken. Der mündliche Vortrag ſchafft ſelten oder mühſam jene deutliche Begriffe, welche das Selbſtleſen hervorbringt. Der von ſeiner Meinung eingenommene Referent kann ohne ſein Verſchulden einen Umſtand, welchen er für unbedeutend hält, entweder ganz weglaſſen, oder doch mit einem Ton vortragen, wodurch derſelbe ſo viel verliert, daß andere zum Beyfall gebracht werden, welche vielleicht ſonſt nicht ſo geſtimmt hätten. Die Bande der Freundſchaft ſind gemeiniglich ſtärker, als die der Verwandtſchaft, ja, eine einmal zu heftig vertheidigte Meinung ſetzt zuweilen den Vertheidiger bey andern in die Vermuthung der Parteylichkeit und ſtört unvermerkt die Freyheit im Urtheilen, beſonders wenn es ſo grade ins Geſicht geſchehen ſoll. Haben ſich die Räthe aber zu Haus vorbereitet, dann kann der Vorſitzende aus den ſchriftlichen Gutachten kurz diejenigen Sätze herausziehen, worüber noch eine Verſchiedenheit der Meinungen herrſcht, und dieſelbe nach Umſtänden in Beyſeyn oder Abweſenheit deſſen, welchen die Sache zu nahe angeht, als daß man die ſtrengſte Unparteylichkeit von ihm erwarten könnte, zur gemeinſchaftlichen Berathung bringen.

L.

Bey Rechnungsunterſuchungen iſt das klaſſificiren nöthig.

Iſt ein Rechnungsweſen in ſolcher Verwirrung ſcheinbarer und wirklicher Unrichtigkeiten, Unvollſtändigkeiten und Dunkelheiten, daß es durch eine außerordentliche Unterſuchung auseinander geſetzt werden muß, ſo iſt's ſehr nöthig, alle Fälle deren Entſcheidung aus einem Grundſatze folget, zuſammen zu ziehen. Dieſes erleichtert das Geſchäffte der Räthe, welche urtheilen ſollen ausnehmend. Man hat ſich alsdann nur über die Grundſätze zu vereinigen, und zu unterſuchen, ob behörig klaſſificirt worden iſt. Wird aber dieſe Ordnung nicht beobachtet, und der Fälle ſind viele: ſo erfolgt eine ſolche Langeweile beym Vortrag, welche endlich alle Aufmerkſamkeit wegnimmt.

Kameraliſten, welche in der Kunſt zu denken nicht unterrichtet ſind, verfallen gemeiniglich in dieſen Fehler; ſie wollen den Mangel an Deutlichkeit, welchen ſie ſelbſt ſpüren, durch die mühſamſte Ausführlichkeit erſetzen, und ihre Arbeit wird eben dadurch wo nicht unverſtändlicher, doch eckelhafter; ſie ſchaden ſich, ihren Kollegen, den Vorgeſetzten, und der Sache.

LI.

Etwas für den Kameraliſten, welcher das Baudepartement hat.

Es iſt Irthum, wenn man glaubt: die guten Eigenſchaften jedes einzelnen Glieds eines Finanzkollegiums vereinigten ſich in ein Ganzes; es ſey das nämliche, als hätte Einer ſie alle. Man ſetzt voraus, daß eben dieſe einzelne gute Eigenſchaften weder durch eines jeden eigene noch durch ſeiner Mitgehülfen Fehler erſtickt werden. Sully's Grundſätzen einer war dieſes, und an ſich urtheilte er richtig, weil aber das Kollegialiſche auch ungemein viel Gutes hat; (der Aufſatz in Schlözers Briefwechſel: Conduiten-Liſt und Präſidenten Deſpotiſm Theil 10. Seite 103. verdient darüber nachgeleſen zu werden) ſo möchte jener Satz nicht ſowohl dem Kollegialiſchen überhaupt entgegen zu ſetzen ſeyn, als vielmehr zum Maasſtab dienen, die Vollkommenheit der innern Verfaſſung eines Finanzkollegiums zu beurtheilen. *Je vollkommner, je mehr die guten Eigenſchaften jedes einzelnen Glieds ihre volle Wirkung ungehindert thun kann.*

Ich habe ſchon Nro. 9. etwas vom Verpachten der Bauausgaben geſagt. Seitdem fiel mir der Aufſatz im teutſchen Muſeum 1780 S. 314. in die Hände, welcher hierüber beſtimmtere Vorſchläge enthält. Vitruvs Nachricht von demjenigen Geſetz zu Epheſus, wonach der Baumeiſter ſchuldig war, das öffentliche Gebäude nach dem von ihm angegebenen Koſtenbetrag aufzuführen, und die Stadt nur dann den Mehrbetrag bezahlte, wenn er den vierten Theil des Anſchlags nicht überſtiege, wird in dieſem Aufſatz vorausgeſetzt, und vorgeſchlagen, jene Ordnung näher zu beſtimmen, auch auf andere Gebäude auszudehnen:

> Bey jedem neuen Bauweſen und Hauptveränderungen ſoll Riß und Ueberſchlag der Obrigkeit oder dem Baudepartement vorgelegt werden: der Baumeiſter ſoll für Riß und Ueberſchlag, und daß die Arbeit tüchtig und zweckmäßig werde ſtehen: ihm ſoll das Verdingen der Arbeiter, Anſchaffung der Materialien u. d. g. überlaſſen bleiben. Ueberſteigen die Koſten

den Anſchlag nicht, ſo ſoll der Baumeiſter außer der ohnehin ihm gebührenden Belohnung 2 bis 3 Procent von der Summe der Koſten haben. Vergrößerung der Koſten durch ſeine Unwiſſenheit oder Unredlichkeit fallen ihm zur Laſt, und alles, was den vierten Theil des Anſchlags überſteigt; kommt dieſes Ueberſteigen nahe an oder auf den vierten Theil, ſo muß er davon den vierten Theil bezahlen, und verliert den Anſpruch auf die außerordentliche Belohnung. Es wäre dann, er könnte erweiſen: das Bauen habe ſich ohne ſeine Schuld verzögert; die Preiſe der Materialien und Löhne hätten ſich verändert; der Bauherr habe beträchtliche Abänderungen gemacht; oder es ſeyen bey Hauptveränderungen verborgene Schäden des alten Baues zum Vorſchein gekommen.

Ich würde rathen, man ſollte mit den öffentlichen Gebäuden den Anfang machen, die Unternehmungen mit den Privatgebäuden würden unter der Hand von ſelbſt folgen, und könnte dann künftig deswegen das Erforderliche weiter verordnet werden. Der Landesherr hat vielfachen Nutzen davon, wenn er den Geiſt der Unternehmung in ſeinem Lande ermuntert und unterſtützt. Wie aber, wenn die Baumeiſter nicht viel Vermögen haben? Dann laſſe man zwar die Belohnung zu 2 bis 3 Procent; wird aber der Anſchlag ſtark überſchritten; ſo ſetze man anfangs eine leidliche Strafe an, und bey mehreren nicht zu entſchuldigenden Fällen entlaſſe man den Baumeiſter auf eine Zeitlang oder für immer ſeiner Dienſte. Die Sorge geſtraft zu werden, und ſich übel zu empfehlen wird hier ſo ſtark, wie die Begierde nach Ehre und Belohnung gemeinſchaftlich wirken. Privatperſonen können eher den ganzen Erſatz deſſen fordern, was ein Bau an und über ein Viertheil mehr koſtet, als der Anſchlag betrug; weil ſie vermuthen mußten, daß der Baumeiſter die erforderliche Kenntniß und Erfahrung habe. Die Regierung aber hat es ſich zum Theil ſelbſt mit zuzuſchreiben, wenn ſie dadurch beſtraft wird, weil ſie einen Unwürdigen angeſtellt hat; hat aber auch andere Mittel, ſich für künftigen ähnlichen Schaden zu ſichern, als die Privatperſonen.

Daß der Baudirektor ſich in keine ſolche Unternehmung einlaſſen dürfe, und daß in zweifelhaften Fällen auch anderer unpartheiiſcher Bauverſtändigen Gutachten einzuziehen ſey, verſteht ſich von ſelbſten.

LII.

Kindermord, Diakoneſſinnen- und Schulmeiſterinnen-Seminarium.

Der Verfaſſer der Abhandlung vom Kindermord, welchem Ritter Michaelis den Preis zuerkannte, ſchlägt unter andern Sittenaufſeherinnen vor.

> Welches iſt die beſte Art würdige Kandidatinnen zu dieſer Stelle zu bilden?

wäre eine andre Frage, die wohl auch beantwortet zu werden verdiente.

Sittenverbeſſerung fodert zweckmäßigen Unterricht. Die gewöhnlichen Predigten ſchaffen denſelben nicht vollſtändig. Dem Prediger iſt's dabey unmöglich, jedem insbeſondere das zu ſagen, was eben ihm zur Beſſerung geſagt werden ſollte; er muß für alle predigen. Glaubenslehren, Liebe zu Gott und Liebe zum Nächſten geben den meiſten und beſten Stoff zum Vortrag. Wie er ſich in einzelne Theile der Moral einläßt: ſo hat er faſt immer einen Theil Zuhörer, worauf ſich der Vortrag nicht beziehet; oder in deren Gegenwart eine ausführliche Belehrung ſogar höchſt unſchicklich wäre. Was würde man z. B. von einem Prediger halten, der ſeiner ganzen Gemeinde, alſo auch allen Unverheuratheten die ehelichen Pflichten vollſtändig erklärte, und V. 4. und 5. des 7ten Kapitels der 1ſten Ep. Pauli an die Korinther zum Grund legte? Ein vernünftiger Geiſtlicher darf ſogar mancher Laſter nicht einmal gedenken, um diejenigen, welche dieſelbe noch nicht kennen, in der von Unwiſſenheit abſtammenden Unſchuld zu erhalten. Kurz, der Prediger kann ſelten das Allgemeine verlaſſen, ohne zu beſorgen, daß er mehreren Zuhörern Langeweile oder Aergerniß verurſache. Gut wäre es alſo, wenn ein Pfarrer ſeine Gemeinde in verſchiedene Klaſſen theilte, und jede zuweilen, ausſchließlich der andern, unterrichtete; mit der Klaſſifikation und dem Unterricht ſelbſt aber weiter gienge, als bey der gewöhnlichen Methode, die Unverheuratheten jungen Leute beyderley Geſchlechts nach der Nachmittagspredigt aus dem Katechism zu befragen, zu geſchehen pflegt. Bey dem weiblichen Geſchlechte würde indeſſen doch der Unterricht einer würdigen Alten in manchen Gegenſtänden einen beſſern Eindruck machen; ſie würde zuweilen mit weniger Zurückhaltung ſprechen dürfen, und die Anführung eigener Erfahrung hätte ſie ganz voraus. Die Diakoneſſinnen der erſten Chriſten waren wohl ähnliche Lehrerinnen. Paulus verlangte ausdrücklich, alte Weiber ſollten gute Lehrerinnen ſeyn, und keine Wittwe ſollte unter 60 Jahren gewählt werden. Phöbe, Priſca, Aquila, Thryphene und Thryphoſa waren im Dienſt der Gemeinde und arbeiteten im Herrn. Wenn er in einigen Stellen den Weibern das Lehren wieder unterſagte, ſo muß dieſes doch das förmliche Predigen, das Lehren der ganzen Gemeinde gemeint geweſen ſeyn. Dieſe Diakoneſſinnen ſind hernach noch lange Zeit in der Kirche beybehalten worden. Sie mußten unter andern die Geſinnungen der Biſchöffe denjenigen Frauensperſonen bekannt machen, zu welchen die Biſchöffe der Wohlanſtändigkeit wegen nicht wohl gehen konnten; ſie mußten Unerfahrene und Bauersperſonen unterrichten und zur Taufe vorbereiten; für Wittwen und arme Weibsperſonen ſorgen, und endlich auch gefallene Weibsperſonen examiniren.

Warum dieſe nützliche Dienerinnen der Gemeinden in der Folge durch die männlichen Geiſtlichen verdrängt und in Nonnen verwandelt worden ſind, weiß ich nicht. Sollte es aber nicht räthlich ſeyn, Lehrerinnen der Art nach und nach wieder anzuziehen? Man hat zwar ſchon manche weibliche Erziehungsanſtalten, aber meines Wiſſens verfiel man noch nicht darauf, ein weibliches Schulmeiſterinnenſeminarium zu ſtiften. In Städten und groſen Dörfern haben die Mädchen längſt beſondere Schulen und Lehrer. Dieſe Stellen ſollten nach und nach aus jenem Inſtitut beſetzt werden. Die in demſelben gebildete Lehrerinnen würden ſich, wenn ſie einige Zeit Kinder unterrichtet hätten, diejenige Achtung erwerben, welche ſie zur Diakoneſſin und Aufſeherin in demſelben Ort vorzüglich tüchtig machte. Sie hätte die weibliche Jugend vorzüglich zur Konfirmation vorzubereiten, ſo wie der Schulmeiſter die männliche. Der Pfarrer aber hätte abwechſelnd jeden Unterricht beſonders zu prüfen. Beyde Geſchlechter kämen alsdann nicht eher zuſammen, als bey der wirklichen Konfirmation. Nur allein dieſe Separation würde ſchon vielem Uebel vorkommen, und mancher Unſchuld über jenes gefährliche Alter der Neugierde weghelfen. Es iſt bekannt genug, wie viele junge Leute ſich ſchon in den Konfirmantenſtunden verlieben. Nachher hätte die Diakoneſſin alle Sonntage oder Sonnabende eine mit Unterricht untermiſchte Betſtunde den erwachſenen Verheuratheten, und eine andere den Unverheuratheten zu geben; doch daß bey letzterer auch die Mütter mitkommen könnten, und der Pfarrer ſie zuweilen beyde beſuchte. Alles dieſes könnte in der Diakoneſſin Hauſe geſchehen, nicht eben in der Kirche. Eine ſolche Vereinigung der Sittenaufſicht mit einem Lehramt würde eine Menge Schwierigkeiten in der Ausführung heben. Nur Vorurtheil und Witzeley würde, die erſte Generation durch, etwas in dieſem Neuen, oder beſſer wieder aufgeweckten Uralten zu tadeln finden, auch möchte Sorge: es würde ein oder andrer zu fetten Pfarrbeſoldung etwas abgezwackt werden, verdeckt entgegen arbeiten. Dieſe Herren ſollten aber betrachten, welche gute Ausſicht ſich bey dieſer Einrichtung zur Verſorgung mancher würdigen armen Pfarrwittwe eröffnete. Wollte ein Pfarrer die Frau Diakoneſſin heurathen, ſo hätte ich auch nichts dabey zu erinnern. Sie könnten doch beyde ihre Aemter gut verſehen, und ſich darüber deſto öfterer freundſchaftlich ſprechen. Außerdem erhielten dieſe Stellen nie Jungfern, ſie ſeyen jung oder alt, ſelten Verheurathete, am meiſten Wittwen.

LIII.

Geſetz gegen die Väter unehelicher Kinder, ausſchlüßlich der Hausſöhne und Hausmägde.

In Holland ſoll, wie ich von einem zuverläßigen Mann daher weiß, ein Geſetz ergangen ſeyn, daß derjenige welcher ein Mädchen ſchwängert, daſſelbe auch heurathen müſſe. Die Mägde ließen es ſich darauf ſehr angelegen ſeyn, die Hausſöhne zu verführen; und nun wurden die Fälle zwiſchen Mägden und Söhnen deſſelben Hauſes durch ein anderes Geſetz ausgenommen. Ich hoffe, dieſe Ausnahme wird doch nicht ſo ganz allgemein gemacht ſeyn, ſonſt ſcheint es, als wenn parteiiſche Väter daran gearbeitet hätten: denn daß verzärtelte Söhnchens reicher Väter oft Verführer unſchuldiger Dienſtmägde ſind, ja daß manche Eltern ſchlecht genug denken, ſolchen Laſtern vorſätzlich nachzuſehen, damit das liebe Sohngen fein zu Haus bleibe, iſt bekannt.

LIV.

Soll man die Bevölkerung durch Anlage neuer Dörfer befördern?

Die Erhaltung allgemeiner Sicherheit, die Bedürfniß wechſelſeitigen ſchleunigen Beyſtands, beſonders Handel und Gewerb machen Städte nöthig. Der Bürger und Handelsmann muß da wohnen, wo viele Menſchen ſind. Mit dem Bauer verhält es ſich ganz anders; ihm iſt Trennung von großer Geſellſchaft und Einſamkeit mehrentheils vorzüglich nützlich. Hat er ſeine Güter um ſeine Wohnung herum: ſo kann er ſie leichter und beſſer düngen und pflegen, als wenn er in einem Dorfe wohnt; die Entfernung des Wirthshauſes hält ihn und die Seinigen von Zeit, Geld und Geſundheit verderbender Verſchwendung ab. Die alte Fehdezeit trieb die Einwohner in Dörfer zuſammen; es wurden nothwendige Uebel. Sicherheit und Polizey fodert ſie jetzt noch zur erſten Grundlage der Kultur einer ſich ſelbſt zu ſehr überlaſſenen Nation; daher ich dem Verfaſſer des Aufſatzes in Schlözers St. A. 1. 3. ganz

bey

beyſtimme: in Kroatien, wo die meiſten Häuſer weit aus einander liegen, müſſe man vor allen Dingen mehr Dörfer zuſammenziehen. Aber warum man in manchen teutſchen Gegenden mehr Neigung hat, neue Dorfer anzulegen, als einzelne Höfe, begreife ich nicht. Man will die Bevölkerung befördern, und den Nahrungsſtand heben, ſezt deswegen in die Gegend, wo mehrere ſchlechtgebaute Auſſenfelder verſchiedener Dorfgemarkungen zuſammenſtoſſen, ein neues Dorf, oder verwandelt einen da gelegenen Hof in ein Dorf. Ich kann mich nicht überreden, daß dieſes der beſte Weg die Bevölkerung zu befördern, ſey. Man unterſuche doch erſt den Zuſtand der vorhandenen Dörfer. Darinnen wird ſich öfterer Uebervölkerung finden, als man wol vermuthet. Bemerkung vieler Armen, welche von Fabriken leben, deren Exiſtenz zufällig iſt; Berechnung der Production und Konſumtion; und Vergleichung beyder gegeneinander, werden es lehren. Iſt von einer alten guten Hubeneinrichtung zuweilen abgewichen; ſind die Güter zu ſehr zerſtückelt: ſo ſuche man dieſelbe wieder zuſammen zu bringen. Dieſe Ländereiſchiftung oder Umſatz hat ſich beſonders im Naſſau-Oraniſchen in ihrem vollen Nutzen gezeigt, dort wird damit dem vernünftigſten Stufenweg gefolgt. Anfangs wurde ſich begnügt, den Umſatz blos nach den Gewannen vorzunehmen, und der Werth des Landes ſtieg um ein Drittheil, die Hälfte, ja drüber. Das unwiderlegbarſte Merkmal der Vortreflichkeit dieſer Operation! Man bemühe ſich das Abgabenſyſtem zu ſimplificiren — ſtudire die Nahrungszweige genau, womit ſich die Leute bisher erhalten haben — ſuche dieſelben noch mehr empor zu bringen und zu vervielfältigen. Kurz, man hebe vor allen Dingen in den vorhandenen Dörfern die Hinderniſſe ſich zu nähren, und ſchaffe neue Mittel.

So arbeite man vorerſt derjenigen Uebervölkerung entgegen, welche ohne Widerſpruch in einem im Ganzen nicht genug bevölkerten Lande vorhanden ſeyn kann, und in Teutſchland häufig angetroffen wird; welche dem Staatskörper allerdings eben ſo verderblich iſt, als die Vollblutigkeit den thieriſchen Körpern; einen groſſen Theil Einwohner zu Bettlern oder gar zu Räubern macht; und ſich zuweilen ſelbſt durch eine heilſame Aderlaß von Emigration unwiderſtehlich Luft ſchaft. Dann — auch wol zugleich — kann man auf weitere Bevölkerung denken, doch ja, ohne den Weg zu verlaſſen, welchen uns die Natur in ihren Wirkungen lehrt; ohne andere als Stufenweis zu geben; ohne, alles ſelbſt thun und der Zeit nichts überlaſſen wollen. Ein Grundſaz, der wol zu bedenken iſt, ehe man ſich zur Anlage neuer Dörfer entſchließt. Landleuten, welche einige tauſend Gulden im Vermögen haben, fällt es ſelten ein, Koloniſten in ihrem eigenen Vaterland zu werden, alſo Arme, höchſtens mittelmäßig Vermögende, melden ſich zur Aufnahme in die neuen Dörfer. Sie zu erhalten, muß eine ziemliche Anzahl Freijahre verſprochen werden; und werden ſie nicht auch zugleich mit anſehnlichen Vorſchüſſen unterſtüzt, ſo vergeht wenigſtens ein Vierteljahrhundert, ehe ſie ſich einigermaſſen in Stand ſtellen. Was hat man hernach? Ein Innfeld mehr; und auch das dann nicht einmal, wenn ſchon ein Hof da ſtand. Die mehreren Menſchen werden freilich auf demſelben Boden mehr erziehen, aber ſie werden es auch wieder verzehren. Wären ſie in ihren Dörfern geblieben, von fremden Koloniſten rede ich hier nicht, ſo hätten ſie ſich vielleicht eben ſo durchgeholfen, und wenn der Akerbau ſie nicht erhalten wollen, Gewerbe ergriffen.

Beſſer, man theile einen ſolchen Bezirk, wo ein Dorf von 14:20 Familien hin ſollte, in drey oder vier Theile, und baue auf jeden dieſer Theile einen beſonderen Hof. Dieſes hat weniger Schwierigkeiten. Sind die benachbarten Gemeinden in guten Umſtänden: ſo bewege man ſie dazu, daß jede die Anlage eines ſolchen Hofs auf ihren Kredit mache, und einen Hofmann, Erb- oder Zeitpächter aus ihrer Gemeinde hinſetze. Sie haben den Vortheil, daß ihr nach dieſer Gegend hin liegendes Auſſenfeld im Werth ſteigen wird. Einige herrſchaftliche Unterſtützung würde die Ausführung ſehr befördern, und ſich, beſonders wenn der Landesherr zugleich Zehndherr wäre, gar bald wieder erſetzen. Die Gemeinden aber würden bey guter Auswahl der Anlage am Kapital das ſie aufwendeten, wo nicht gewinnen, doch wenigſtens nichts verlieren. Nun aber entſtünden drei bis vier Innfelder, ſtatt einem. In der Zeitfolge, wenn die Inhaber der Höfe die Ländereien in vollkommen guten Stand geſtellt hätten, und ihre Familien vermehrten ſich, dann könnte man auch einige Theilungen verſtatten; und ſo hätte man ſtatt eines Dorfs deſſen Einwohner ſich kümmerlich ernähren könnten, drei bis vier kleine Dörfchen, und darin wohlſtehende Unterthanen. Käme es auch in der Folge nicht dazu, ſo käme man doch mit dieſer Verfahrungsart geſchwinder im Land herum, als mit jener, und würde alſo die Kultur des Landes bald ziemlich vervollkommnen. Verſäumt man daneben die Unterſtützung des Handels und der Gewerbe nicht: ſo werden ſich die Städte zugleich bevölkern. Eben dieſe Bevölkerung wird dadurch befördert, wenn viele Landleute Producte zum Verkauf bringen können. Dahingegen bey einer ſolchen Bevölkerung des Landes, wobey jeder das was er zieht ſelbſt wieder verzehrt, die Städte zu oft Theurung und Mangel ausgeſetzt bleiben, als daß ſie viel zunehmen könnten.

Ueberhaupt kann es den Freunden der Bevölkerung nicht genug geſagt werden, daß es damit durchaus ſtufenweis gehen müſſe, und daß jedes Ueberſpringen die verderblichſte Mißverhältniſſe, die mehr hinterwärts als vorwärts fahren, erzeugt. Die äußerſte Stufe iſt wol ein allgemeiner Garten ähnlicher Bau, dem, wie in China, ſelbſt die natürliche Wieſen weichen müſſen.

LV.

Ideal, den Bauern dafür zu entſchädigen, daß er kein Landſtand iſt.

Bekanntlich erkennt nur Schweden den Bauern als Landſtand. In andern Ländern muß er zwar das, was Adel und Bürger verwilligt haben, größtentheils bezahlen, aber er ſelbſt, obgleich die größte Stärke und Hauptquelle der Einkünfte des Staats, darf nicht auf dem Landtage erſcheinen: darf dieſe Gelegenheit nicht wie jene benutzen, zu ſagen, was auch ihn beläſtigt, und wie ihm geholfen werden könne.

Sollte ſich kein Mittel finden, dem Regenten und deſſen Miniſter die Beſchwerden des Bauernſtands eben ſo gut unmittelbar zu verſchaffen, als wenn derſelbe Landſtand wäre? Ich ſage unmittelbar: denn durch die Beamten und zu Viſitationen ausgeſchickte Räthe geſchieht es wohl mittelbar; allein welche Unvollſtändigkeiten und Unvollkommenheiten durchkreuzen und verderben oft dieſe Wege! Man erwäge nur, daß Deſpotism, Schläfrigkeit und Furchtſamkeit der Dienerſchaft hier und da die größte Beſchwerden des Bauernſtands ſind — wie wenig in dieſen Fällen ein Diener ſich ſelbſt und wie ſelten einer den andern verklagen wird — wie vielmehr oft bey ſchon erhobener Klage der Mantel der Liebe am unrechten Ort gebraucht wird.

Wenn nun jedes Amt jährlich nur einmal eine Deputation nach Hof ſchicken durfte, und müßte — wenn die Dörfer in dieſer Abſendung eine genaue Reihe unter ſich zu halten angewieſen wären — wenn in dem Orte ſelbſt der Abzuſendende nach den meiſten Stimmen der Verheuratheten gewählt würde: vielleicht wäre dieſes die beſte Methode jene Abſicht zu erreichen. Geſetzt, ein Fürſtenthum beſtünde aus funfzig Aemtern; jedes Amt ſchickte alle Jahre drey Deputirte aus drey Dörfern: ſo könnte ſich jede Partie eine Woche in der Reſidenz aufhalten. Dieſe Deputirten hätten acht Täge einen eigenen Freitiſch, und ſpeiſeten abwechſelnd in Geſellſchaft eines Glieds der Regierung und eines der Kammer. Die Herren Räthe mögten die kleine Unbequemlichkeit, einige Täge mit Menſchen zu eſſen, denen es an Lebensart fehlt, gegen das aufrechnen, was ſie von denſelben, wenn ſie wollen, lernen und erfahren können, und ſich noch mit dem Gedanken tröſten, daß eben dieſe ſchätzbare Menſchen, als ſolche behandelt, nach und nach manierlicher werden. Die Unterhaltung über Tiſch bezöge ſich hauptſächlich auf den Zuſtand des Amts und der Dörfer. Bey dieſer Gelegenheit würden die Leute freundſchaftlich belehrt, welche von ihrem Anbringen eine weitere Prüfung verdienten; von welchen ſie beſſer abſtünden; wie ſie ſich gegen ihre Vorgeſetzte in behöriger Unterwürfigkeit zu betragen hätten; was der eigentliche Sinn dieſer oder jener Verordnung ſeye, und dergleichen. Vor der Rückreiſe würde dem Regenten ein kurzer Vortrag von dem Anbringen des Abgeſchickten überreicht, und erwartet, ob derſelbe den Leuten ſelbſt eine Audienz zu geben gut fände, oder nicht. Die zurückgelaſſene Anzeigen, Beſchwerden oder Vorſchläge würden den Stellen, wohin die Gegenſtände gehörten, zugetheilt.

Welcher Geiſt gemäſigter Freyheit würde bey dieſer Einrichtung jeden Unterthan beleben! Wie würde alles Mißtrauen verſchwinden, wenn ſich ſo jeder ſelbſt, oder durch den von ihm mitgewählten Abgeſchickten von den ächten Gründen dieſer oder jener Verfügung und Einrichtung belehren könnte! Welche Menge Mißverſtändniſſe würden in dem Keim erſtickt! Wie bald würden ſich die Räthe unter der Hand eine Menge nützlicher Kenntniſſe, der Unterthanen und des Landes erwerben, und zwar nach und nach alle Räthe, nicht, wie ſonſt oft unvermeidlich iſt, einige ausſchließlich, denen dann ihre Kollegen, wegen dieſes Vorzugs öfterer blos nachbeten müſſen als gut iſt. Wie vorſichtig würde die Geiſtlichkeit, Orts- und Amtsobrigkeiten, Rentei- Forſt- und andere Beamten mit Unterthanen verfahren, woven jährlich eine Deputation, welche nicht nach Belieben der Vorgeſetzten und Reichen, ſondern nach der Mehrheit der Stimmen der verheuratheten Einwohner erwählt worden, an Hof erſchiene, und Beſchwerden ſchriftlich anzubringen, zur Pflicht; Lob und Tadel aber mit Beſcheidenheit mündlich vorzutragen Erlaubniß hätten! Welche Menge Generalien, die auf Erkundigungen Bezug haben, wären zu erſparen, und von den Deputirten die nöthige Nachrichten einzuziehen, oder ihnen das, was man wiſſen will, verſtändlich zu machen, und aufzugeben, es gleich nach ihrer Wiederheimkunft einzuſchicken, oder den folgenden Deputirten mitzugeben! Wie manche der ſchwerſten Unternehmungen nützlicher Anſtalten, wozu guter Wille der Unterthanen gehört, könnten ſo ganz unvermerkt vorbereitet, und dann leicht ausgeführt; auch dieſe und jene ſchicklichſte Gemeinden zu Verſuchen diſponirt werden! u. ſ. w.

Die wenige Reiſekoſten und der Aufwand auf einen Tiſch von vier bis fünf Perſonen würde ſich reichlich erſetzen. Die Unterthanen würden weniger außerordentliche Deputationen, und die Kollegien weniger Kommiſſionen wegzuſenden haben. Rechtſchaffene Beamten und andere Diener würden durch dieſe Einrichtung verſichert, daß das Gute, welches ſie bewirken, nicht lange unbekannt bleiben könne. Kein Unſchuldiger könnte dadurch leiden, wenn nur das audiatur et altera pars niemals verſäumt wird.

Wer inzwiſchen einen ſolchen Gedanken wirklich ausführen wollte, der müßte ſich auf ſtarke Widerſprüche derjenigen gefaßt machen, welche ſo ſehr geneigt ſind, jede Beſchwerde des Landmanns als Empörung, die Vorbringer derſelben als Rädelsführer und das ganze Bauernvolk als eigenſinnige, unvernünftige, und boshafte Starrköpfe vorzuſtellen, damit aber die Vorgeſetzten auf alle Fälle vor die Beamten gegen die Bauern einzunehmen. Männer, welche den Landmann nicht kennen, oder ihn nur durch andere haben kennen lernen, werden ſich noch mannigfaltige Gefährlichkeiten einbilden. Ich bin durch mehrere Geſchäfte überzeugt worden, daß der meiſte Theil Bauern, nach einer liebreichen und aufrichtigen Behandlung, gar nicht ſo iſt, wie er gewöhnlich abgemalt wird; ja, daß bey wichtigen Geſchäften oft beſſer mit dem Bauer unmittelbar, als durch manchen Beamten zu handeln iſt. Bey alldem wird freylich dieſer ganze Vorſchlag immer blos Ideal bleiben. Deswegen iſt freylich der Heſſenkaſſeliſche Advocatus Fiſci, welcher dort die Aemter viſitirt (*), das

---

(*) S. den Aufſatz im 10ten Theil des Schlözeriſchen Briefwechſels: Conduiten-Liſt und Präſidenten-Deſpotiſm.

beſte Mittel, dieſe Lücke einſtweilen auszufüllen. Da indeſſen jede Anſtalt doch auch ihre Unvollkommenheiten hat, zumalen wenn ſo vieles wie hierbey auf die perſönliche Eigenſchaften eines Mannes ankömmt: ſo wäre zu wünſchen, daß ein Mann von Erfahrung das Publikum belehrte, wie davor geſorgt ſeye, daß dieſer Advocatus Fiſci mit Unvollſtändigkeit, Unwiſſenheit oder böſem Herzen nicht viel ſchaden könne.

LVI.

Keine Krämer.

Keine Zunft iſt wohl entbehrlicher, unnützer und dem Aufkommen des Handels und der Gewerbe nachtheiliger, als die Kramerinnung. Andere Zünfte haben doch Meiſterſtücke, aber worin ſollten die der kleinen Krämer beſtehen? Den ſchädlichen Paſſivhandel befördern ſie, und hindern den nützlichen Activhandel. Als ein freyes bürgerliches Nebengeſchäfte verſchaft die Krämerei manchem Bürger eine Hülfe in ſeinem Hauptgewerbe zu beſtehen, er oder die Seinigen können ſich mit einem geringeren Gewinſt genügen, als mancher Müſſiggänger, welcher ſich allein von der Kramerei nähren will. Die geringen Preiſe haben dann wieder einen wichtigen Einfluß auf den ganzen bürgerlichen Nahrungeſtand, insbeſondere auf die Fabriken.

Nach Archenholz unterſcheidet man in Engeland den Kaufmann (marchand) ſehr weſentlich vom Handelsmann der offenen Laden hält und ſeine Waaren im kleinen verkauft (tradesmann.) Jener kann Sherif, Parlaments Glied, kurz alles werden, dieſer nicht. In vielen teutſchen Staaten ſind beyde zu wenig von einander geſchieden. Der Krämer wird zu viel und der Kaufmann zu wenig geachtet.

Möſer hat im 1. Th. ſeiner Phantaſien Nr. IV. und 2. Th. Nr. XXXXVI. dieſe Gegenſtände vortrefflich behandelt.

LVII.

Gegen die Wanderſchaft der Metzgerknechte.

Metzgerknechten ſollte man in der Regel das Wandern nicht erlauben. Es wäre doch auſſerordentlich, wenn ein Metzger ſein Handwerk nicht in ſeinem Vaterlande lernen könnte! Nur in ſolchen Fällen mögten Ausnahmen ſtatt finden, wenn einer eine gewiſſe im Land unbekannte, in die Handlung gehende Zubereitung von Fleiſch, Wurſt ꝛc. irgendwo erlernen wollte. Dann aber wäre Ort, Zeit des Aufenthalts und der Reiſe, von den Obern zu beſtimmen. Wer ſich auf Reiſen zuweilen in Wirthshäuſern hat aufhalten müſſen, worin reiſender Metzgerknechte ihre Herberge war, dem wird ihre rohe Lebensart bekannt ſeyn. Die tägliche Beſchäftigung der Schlachter, das Blutvergieſſen, erſtickt manches ſanfte menſchliche Gefühl; geräth einer bey dem Umherlaufen in böſe Geſellſchaft, ſo iſt der Uebergang zum morden ſo groß nicht. Bey Räuberbanden finden ſich oft urſprüngliche Metzgerknechte.

Es würde ſehr belehrend ſeyn, wenn aus den peinlichen Akten eines Staats Auszüge durch ein Jahrhundert gemacht und die vormalige Handthierung derer, welche als Mörder und Räuber beſtraft worden ſind, angemerkt würde. Solche Auszüge würden die Geſetzgeber zu vielen gründlichen Bemerkungen führen, und Geſetze veranlaſſen, welche die Quellen manches Unheils, ſo viel möglich austrockneten.

LVIII.

Vorſchlag zu einem Magazin für Berg- Hütten- und Salzverſtändige.

Unter der Menge ſammlender Schriftſteller iſt meines Wiſſens noch keiner darauf verfallen, ein Magazin für Berg- Hütten- und Salzwerkverſtändige zuſammen zu tragen. Ein ſolches Werk könnte viel nutzen und ich glaube ein Verleger würde ſich dabey wohl befinden; nur müſte die Eintheilung gut gemacht und jede Abtheilung auch beſonders verkauft werden. So z. B.

1) Magazin für Eiſenhütten und Hammergewerken und Beamten.

2) Desgleichen für Gewerken und Beamten bey Blei- und Silberwerken.

3) Desgleichen — — bey Kupferwerken.

4) Desgleichen — — bey Alaun- Vitriolſiedereien und Schwefelbrennereien.

5) Desgleichen — — bey Stein- und Holzkohlenwerken, auch Turfſtechereien.

7) Desgleichen — — bey Salzwerken ꝛc. ꝛc.

Die Herausgeber dieſes Magazins hätten nur die einzelnen Abhandlungen von einigem Werthe aus den periodiſchen Schriften zuſammen drucken zu laſſen. Ganze Werke, überhaupt Schriften welche einzeln zu haben ſind, blieben ausgeſchloſſen. Jeder Gewerke, Berg- und Salzwerksbeamter, der nur einiges Vergnügen am Wiſſenſchaftlichen hätte, und jeder Kameraliſt, auch andere Gelehrten dieſer Fächer würden Urſache haben, ſich ein ſolches Magazin ganz, oder einzelne Abtheilungen davon anzuſchaffen. Der Fortgang dieſer Wiſſenſchaften würde dieſem Werke, wenn einmal die alten Abhandlungen abgedruckt wären, immer wieder neuen Stoff ſchaffen.

Salzwerken.

Ein ähnliches Magazin haben die Gebrüder Langsdorf in demſelben Jahr als dieſer Einfall gedruckt wurde unter der Aufſchrift: Samlung praktiſcher Bemerkungen herausgegeben. Der zweite Theil iſt nun auch erſchienen. Es wäre zu bedauren, wenn, wie zu beſorgen iſt, dieſes nützliche Werk nicht fortgeſetzt werden ſollte.

Ein ſolches Magazin ſollte nicht, wie in jener Samlung geſchehen, noch ungedruckte Abhandlungen aufnehmen — die Theile ſollten nicht voluminos gemacht, und alles möglichſt vermieden werden, was den Preis über einen gewiſſen Punkt erhöhen könnte.

LIX.

Reglements beſſer als Landesordnungen in Gewerb- und Handelsſachen.

Gewerb und Handlung mit allgemein zu befolgenden Landesverordnungen aufhelfen wollen, iſt oft nicht von erwünſchtem Erfolg, beſonders in ſolchen Ländern, welche ſehr zerſtreut liegen und vielerley Nachbarn, alſo auch vielerley Handlungsverhältniſſe haben. Weit vorſichtiger iſt's einzelnen Bezirken eigene ſchriftliche Reglements ertheilen — jeden welcher dabey intereſſirt iſt, nicht nur vor Bekanntmachung des Reglements über die Hauptpunkte deſſelben vernehmen, ſondern auch darin ſelbſt noch jedem erlauben, wenn der Erfolg in ein oder anderm der Erwartung nicht entſprechen ſollte, oder wenn eine neue Zuthat oder

Aenderung veränderter Umſtänden halber räthlich würde ſolches anzuzeigen.

Erſt in der Folge, wenn die Erfahrung alles erprobt hat, und darnach die etwa nöthige Berichtigungen eingetragen worden ſind, verdienen ſolche Reglements gedruckt und damit mehr förmlich gemacht zu werden. Rückte man damit nach und nach von einem Landesbezirk zum andern, ſo würde man nie groſſen Schaden thun können, vielmehr würde ſich jeder Schritt mit immer höherem Grad von Zuverläſſigkeit der Vollkommenheit nähern.

I.X.

Mit gewiſſen Dienern ſollte man, ſtatt der Dienſteide, verſichtige Verträge machen.

Man klagt über die Geringſchätzung des Eides ohne auf Reduktion der Menge Eide zu denken, die ohne Noth und ohne genugſame Vorſicht und Einſchränkung verlangt und geſchworen werden. Die geringſten Diener werden in Pflichten genommen. Mir fällt hierbey die Stelle aus Hudibras neuntem Geſange ein:

„ Niemand ſchwört oder hält einen Eid anders,
„ als gerade ſo, wie er ſieht, daß es andere
„ thun. Auch ſind die Eidſchwüre gar nicht ver-
„ bunden, ſo ſpröde zu ſeyn, daß ſie im gering-
„ ſten nicht nachgeben oder ſich beugen dürfen:
„ denn wie die Klingen, welche ſich kreisförmig
„ beugen, die beſten ſind, ſo auch die Eidſchwüre.

Warum ahmt man hierin dem Kaufmann nicht mehr nach, und macht mit den Dienern, welche nur zu Verwaltungen, Rechnungen und Aufſicht beſtellt ſind, vorſichtige Vorträge, in welchen die Strafen auf diejenige Vergehen, wofür man den Diener vorzüglich zu warnen hat, feſtgeſetzt ſind. Was bedarf es alsdann weiter eines Eides? Geſetzt, einer wird zum Dieb an dem ihm Anvertrauten: ſo wird er als ein ſolcher beſtraft. Der Meineid vergrößert zwar die Moralität ſeiner Handlung; was dient aber der Herrſchaft eine doppelte Sünde! nur dann würde es nützen, wenn man Ueberzeugung hätte, der Meineid holte von ſolchen Handlungen ab. Aber eben dieſe Furcht für Meineid weicht der Menge Eide, dem Beyſpiel und der geringen Beſtrafung. In beſonderen Fällen von Verdacht könnte man deswegen doch Eide fordern. Es wird eingewandt werden: das nöthige Anſehen eines Dieners könnte leiden, wenn er in Fällen wo ihm widerſprochen würde, ſich nicht auf ſeinen Dienſteid berufen könnte. Ich gebe dieſes bey ſolchen Stellen zu, wo das Weſentlichſte des Dienſtes in Unparteilichkeit beſteht, z. B. bey Schätzern. Aber wo das nicht iſt; wo eines ſeine Dienſtverrichtung nur in Verwaltung, Aufſicht u. d. gl. beſteht, da iſt eigentlich die Berufung auf ſeine Pflichten in Beziehung auf einen Dritten von wenigem Gewicht; völlig gar, wenn er noch Theil an der Strafe hat, welche ein andrer ſeinem Angeben nach verdient haben ſoll.

LXI.

Kammerrath und Pfarrer, ein Geſpräch.

Kammerrath. — Lieber Freund, Sie wiſſen, daß ich Ihren Stand verehre, aber eben deswegen wünſchte ich, daß kein Landgeiſtlicher etwas mit Zehnden zu ſchaffen hätte. Ich habe wirklich ſchon einige rechtſchaffene Pfarrer gefunden, die meiner Meinung waren. Nun, was halten Sie davon?

Pfarrer. Jch weiß Jhre Gründe noch nicht. Aber wenn ich bedenke, daß ſolche Naturaleinkünfte immer noch mit den Zeiten im Verhältniß bleiben; daß ſie ohne Zwangsmittel eingehen; und daß die Zehndabgabe von den älteſten Zeiten her der Geiſtlichkeit gewidmet war: ſo ſollte ich doch denken, ſie ſey die ſchicklichſte und gerechteſte Beſoldung für die Pfarreien.

K. R. Wahr iſt's, die Zehndabgabe bleibt immer mit den Zeiten, für den welcher ſie einzunehmen hat, in einem gerechten Verhältniß. Giebt es wenig Zehende, ſo iſt der Werth der Früchte gemeiniglich deſto höher; fällt der Preis der Produkte, ſo ſteigt die Quantität. Aber eben deswegen iſt es auch meine Meinung nicht, daß das Ganze der Geiſtlichkeit keine Zehnden haben ſolle. Nur der einzelne Pfarrer ſollte mit der Adminiſtration derſelben verſchont werden. Eigene Kirchenſchaffner, wie man ſie im Elſaß nennt, ſollten dieſe geiſtliche Gefälle verwalten, oder noch beſſer: die Geiſtlichkeit überlaſſe die Zehenden der Herrſchaft, und halte ſich einen verhältnißmäßigen ſtändigen Sackpacht aus. Zwar geht der Zehende ohne Zwangsmittel ein; weil es aber eine Ernte ohne Ausſaat iſt: ſo ſtreitet ein ſehr natürlicher Widerwillen entgegen, welcher mannigfaltige Frevel erzeugt, die beſtraft werden müſſen, wenn der Zehndherr das Seinige erhalten ſoll. Dieſes geſchieht nun beſſer im Namen des Landesherrn auf Anbringen demſelben verpflichteter Perſonen, als auf Veranlaſſung des Seelſorgers und der für die Pfarrey beſtellten Zehndern. Wegen des Urſprungs des Zehndens behalte ich mir vor, Jhnen zu einer andern Zeit eine kurze Geſchichte deſſelben mitzutheilen. Sie werden daraus ſehen, daß die Geiſtlichkeit dabey eine Rolle geſpielt hat, welche nichts weniger als verdienſtvoll war.

Pf. Wenn uns der Landesherr eine verhältnißmäßige Naturalbeſoldung giebt: dann wäre es eben ſo gut und noch beſſer. Das bin ich gewahr worden, wie man betrogen wird. Im Feld zur Erntezeit hinter den Garben und Fuhren herzulaufen, bald mit Zehndpflichtigen bald mit Mitzehndherrn zu prozeſſiren, ſo den Haß meines Nächſten und ſogar meiner Gemeinde mir zuzuziehen war nie meine Sache. Vielmehr war es mir äuſſerſt kränkend, wenn ich erfuhr, wie ſich ein Theil meiner Amtsbrüder dadurch den Ruf des Geizes zuzog. Aber lieber Freund, wie würde es der Herrſchaft bekommen? vielleicht wie in einem gewiſſen Fürſtenthum, worin man den Landgeiſtlichen allen Ackerbau genommen hat, und denſelben ihn jezt gerne wieder gäbe.

K. R. Ackerbau ſollte man den Geiſtlichen nie nehmen. Vielmehr ſollte die Herrſchaft, wo es thunlich wäre, der Pfarrey Gut für Zehnden geben. Die Engelländer hatten einmal dieſen Plan: ſie wollten den Pfarrern Güter ſtatt der Zehnden anweiſen, und dagegen die der Geiſtlichkeit zehndbare Aecker frey machen. Es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen dem Bau eines Gutes und der Zehndeinnahme. Geht der Pfarrer auf ſeinen Beſoldungsacker, ſo wird er nicht die geringſte Nachrede zu beſorgen haben. Selbſt die Verrichtung ländlicher Arbeit wird bey Vernünftigen die Arbeit veredlen, nicht den Arbeitenden, bey ſonſt untadelhaftem Leben, herabwürdigen. Eine gute vernünftige Wirthſchaft wird der Bauer nachahmen, und bey gutem Erfolg wird ſich die Achtung des Pfarrers dadurch erheben, und ihm weiter in ſeinem Amte dienen. Ganz anders verhält es ſich mit dem Zehnden, der von eines andern eigenthümlichen Grundſtücken weggenommen werden muß.

Pf. So gebe ich Ihnen allen Beyfall. Noch mehr: ich ſollte denken, da die Herrſchaft viele Güter hat, und es doch beſſer iſt, wenn Güter durch Eigenthümer, als durch Pächter oder Verwalter gebaut werden, die Herrſchaft verkaufte einen Theil derſelben, und kaufte mit dem Geld den Pfarrern womit ſie nicht unmittelbar tauſchen kann Feldgüter für ihre Zehnden. Ich glaubte aber anfangs, Sie wollten uns ganz von aller Landwirthſchaft ausſchließen.

K R. Nicht doch, das wäre ſelbſt uns Kameraliſten in vielem Betracht nachtheilig. Die Herrn Geiſtliche ſind meiſtens gelehrte, wenigſtens denkendere Landwirthe, als der gemeine Bauer. Von ihnen können wir alſo die vollſtändigſte, zuverläſſigſte und unparteiiſchte Nachrichten von Ertrag, Kultur und Nahrungsſtand einziehen. Müſſen wir uns hierinnen blos auf Bauern verlaſſen, ſo kommen wir ſelten zu was taugliches, beſonders bemerkt man daran bald Mangel an Einſicht und verzeibliches Mißtrauen. Aber noch eins. Ich weiß zwar wohl, daß das geiſtliche Amt, beſonders bey beträchtlichen Filialen, und wenn der Seelſorger es nicht blos bey'm Predigen bewenden läßt, immer ziemliche Geſchäfte hat. Doch ſcheint mir, daß viele geiſtliche Herrn noch Zeit übrig hatten, etwas mehreres zum allgemeinen Beſten zu thun. Die Geburts und Sterbeliſten werden zwar jezt eingeſchickt. Die Kirchenbücher enthalten aber gewiß noch herrlichen Stoff von vergangenen Zeiten. Auszüge und Vergleichungen gegen die jetzigen Zeiten wäre ein ſehr gemeinnütziges Geſchäft aus deſſen Zuſammenhang die wichtigſten politiſchen Reſultate gezogen werden konnten.

Pf. Dieſes beruht blos auf den Herrn Superintendenten. Sie ſollten ſich bey ihren Viſitationen mehr über dergleichen Gegenſtände verbreiten, und die Geiſtlichen zu ſolchen Arbeiten ermuntern. Auch eine ſorgfältige Aufſchreibung der Krankheiten kann ſelbſt dem Pfarrer zuweilen ſehr dienen. Ich thue es, und habe viel Wirkung davon geſpürt, als ich einſtmal in der Predigt und auſſerdem bey mehrern Gelegenheiten die Zahl derer hernannte, welche ſeit einigen Jahren ihr Leben durch den Brantewein verkürzt hatten. Mit dem Arzt ſuche ich die vertrauteſte Freundſchaft zu erhalten. — —

K. R. Ich weiß es — noch mehr, ich weiß, daß Sie nicht die Hälfte ſagen. Ich kenne Ihren Aufſatz und Tabelle über die hieſigen Armen — Ihre mühſame und ſcharfſinnige Beobachtungen über die Quellen des Armuths — Ihr eifriges Bemühen dem Kranken und Armen ſein Elend zu erleichtern. Das alles macht Ihnen unendlich viel Ehre, und muß ſich mit himmliſcher Zufriedenheit belohnen. Laſſen Sie doch alle Ihre Söhne Theologen werden.

Pf. Sie ſagen mir da viel Schönes. Was ich thue iſt Schuldigkeit. Es muß mich aber freuen, wenn es von rechtſchaffenen Männern bemerkt wird. Ob ich meine Söhne alle Theologen werden laſſe, weiß ich nicht. Wo ich irgend bey einem ein phlegmatiſches Temperament ſpüre, der darf ſich ſchlechterdings dieſem Stande nicht widmen. Liegt ſchon eine Neigung zum Müſſiggang im Menſchen: ſo kann er im geiſtlichen Stande ſich gar zu bald demſelben ganz überlaſſen. Er entſagt nach und nach, vielleicht gar unterm Schein von Frommigkeit, allen geſellſchaftlichen Freuden. So vermindern ſich ſeine Ausgaben; Geldſparen und

Zurücklegen erfolgt von ſelbſt, und wird zuletzt Leidenſchaft: es entſteht der Geitz mit all ſeinen Folgen.

Ich habe Männer gekannt, die zu nichts weniger Anlage hatten als zu Geitz, wohl aber zur Trägheit, und die Kargheit erfolgte in ältern Tagen. Hätten dieſe ſtatt des geiſtlichen einen andern Stand gewählt, der ihre Neigung zur Unthätigkeit nicht unterſtützt hätte; ſie wären nie geitzig geworden.

LXII.

Zu viel und zu wenig taugt nichts.

Ein ſehr wichtiger Grundſatz für praktiſche Kameraliſten iſt: meide alle Extremitäten. Man will den Zuſtand des Landes wiſſen, und läßt ungeheure Tabellen über den Stand jeder Familie entwerfen. Die Wahrheit wird verborgen, auch ändert ſich zu viel, ehe die Arbeit halb fertig iſt, und man erfahrt nichts brauchbares. Nun begnügt man ſich mit einiger Kenntniß ganzer Aemter, und das iſt zu wenig. Alſo Erkundigung über jedes einzelne Ort: ſeiner Einwohner Zahl; ſeine Hauptnahrung; ſeinen Ackerbau, Viehzucht und andere Gewerbe; gemeine Haushaltung; Abgaben; Produktion und Konſumtion und ſo weiter. Dieſes mögte das wahre Mittel ſeyn.

Des Inhalts Fortſetzung.

LXIII. Vorleſungen zur Vorbereitung auf Univerſitäten, ob ſie nützlich ſind? LXIV. Akademiſche Freyheit. LXV. Vorſchlag zu Vorleſungen über die Pflichten und das Betragen der Studirenden. LXVI. Lehrer der Kameral-Wiſſenſchaften. LXVII. Adreß für meinen Sohn, wenn er auf die Wanderſchaft geht. LXVIII. Noch etwas von Reiſen junger Kameraliſten. LXIX. Ueber die verſchiedenen Arten die Geſchäffte unter die Glieder eines Kammer-Kollegs zu vertheilen. LXX. Relationen. LXXI. Aufmerkſamkeit bey den Vorträgen, Freundſchaft und Feindſchaft der Räthe. LXXII. Kurze Beantwortung der venetianiſchen Preißfrage über die Freyheit des Handels. LXXIII. Hölzerne Gebäude fordern alſo weniger Holz als ſteinerne. LXXIV. Armen-Anſtalten. LXXV. Thut der Kameraliſt wohl wenn er ſich gegen Untergebene vertraulich bezeugt? LXXVI. Privat Handel und Oekonomie der Fürſten. LXXVII. Officier und Kameraliſt. LXXVIII. Scheide Münze, grobe Sorten, und Kaſſen-Geld. LXXIX. Dieten und Sporteln. LXXX. Fallimente, Wucher, Pfandhaus-Anſtalten. Hoher Güter Preiß und niedrige Zinſen, beydes nicht immer ſichere Kennzeichen des Wohlſtandes. LXXXI. Sollte die Kammer der Aufſicht des Regierungs-Kollegs untergeben werden? LXXXII. Un-

Unterſchied zwiſchen Jagd- und Wildhaberey. LXXXIII. Wem der Eingang in den Dienſt zu erſchweren iſt. LXXXIV. Vorſchlag zu einem Kameraliſtiſchen Handbuch. LXXXV. Unter welchen Umſtänden der einzelne Kammer-Rath ſich möglichſt enthalten ſoll Neuerungen zu veranlaſſen. LXXXVI. Eine andre Klugheits-Regel: Nicht alles ſelbſt thun wollen. LXXXVII. Was am beſten ſey: Die Acten vor oder nach dem Vortrag circuliren zu laſſen? LXXXVIII. Man ſollte von Zeit zu Zeit berechnen laſſen was eine ordentliche Haushaltung jeder Diener-Klaſſe zu unterhalten koſtet. LXXXIX. Bier und Brandwein Schank nebſt der Kramerey auf dem Lande mit der Zollerhebung zu verbinden. XC. Ein Mittel öde Bezirke anzubauen. XCI. Verwandlung der Einkünfte von der gemäßigten Leibeigenſchaft in Erbzinſen. XCII. Kleine Herrſchaftliche Einkünfte und Befugniſſe werden am beſten an die Guts-Beſitzer verkauft. XCIII. Rechner ſollten ihre Beſoldung erſt das folgende Jahr nach der Adminiſtration und richtig befundener Rechnung förmlich vorausgeben dürfen. XCIV. Die beſte Prüfungsart gemeiner Rechnungen. XCV. Ueberzahlungen derſelben gleich unter die Gemeinden auszutheilen. XCVI. Vom Handlen der Verwalter auf Glauben. Buch der Könige Kap. 12, 15. XCVII. Vorſchlag das Rechnungsweſen durch gewiſſe Verträge mit den Rechnern zu vereinfachen. XCVIII. Natural und Geldberechnungen ſollten verſchiedenen Perſonen übertragen werden. XCIX. Präliminar-Syſtem. C. Wodurch der Kameraliſt vom bilanziren und ſpekuliren abgehalten wird, und weswegen Pachtungen demſelben und ſeiner

Herrſchaft am verträglichſten ſind. CI. Mit Pacht verbundene Verwaltungen, beſonders bey Eiſenwerken. CII. Stoff für Schriftſteller. CIII. In der Staatsverwaltung muß ſich einer auf den andern verlaſſen. CIV. Orientaliſche Devotion. CV. Wie ſollen künftige Regenten reiſen? CVI. Was iſt die Etiquet? CVII. Adel. CVIII. Eine Vorſicht bey Brand-Aſſecuranzen. CIX. Vorſchläge zur Holz-Erſparung. CX. Zu Revennen-Verbeſſerungen durch eine eigene Art Verpachtung an Kameraliſten. CXI. Dorf-Schultheiſen nicht auf Lebenslang anzuſtellen. CXII. Intelligenz-Anſtalten noch nützlicher zu machen. CXIII. Friſeurerin. CXIV. Sollte man den Zunftzwang zwiſchen den Zünften eines Landes aufheben? CXV. Wo die Zünfte den Fabriken vorzuziehen ſind und umgewand. CXVI. Verwandlung des Meiſtergelds und des Einkaufs in die Bürgerſchaft in eine jährliche Abgabe. CXVII. Ueberfluß an Geld taugt nichts. CXVIII. Fruchtwohlfeile und Geld Armuth warum oft beyſammen. CXIX. In den Rechnungen ſollten die Einnahme Zinſen beſchienen ſeyn. CXX. Es wäre nützlich wenn die Landes-Herrn ihren Anſprüchen auf gefundene Schätze gewiſſermaßen entſagten. CXXI. Verordnung daß jeder, der Grundſtücke außerhalb der Stadt oder dem Dorf hat, ſeine Todten dahin und nicht auf den gemeinſchaftlichen Gottesacker begraben ſoll. CXXII. Die Beſoldungs-Abzüge, als Finanz-Operationen ſind Chimären, auch den Finanzen ſelbſt ſchädlich. CXXIII. Alſo ſollte nicht jeder Arzt Doctor werden müſſen.

LXIII.

Iſt es räthlich oder bedenklich junge Leute ehe ſie auf Univerſitäten gehen durch Vorleſungen über Grundſätze ſolcher Wiſſenſchaften, worin ſonſt nur auf hohen Schulen Unterricht ertheilt wurde, vorzubereiten?

Die Wichtigkeit dieſer Frage wird Niemand verkennen. Iſt ſie aber ſchon von andern gründlich beantwortet — das weiß ich nicht. Ich habe noch nichts darüber geleſen, bin alſo wenigſtens weder für noch wider einen Vorgänger eingenommen. Was ich ſagen werde, iſt bloß Vortrag ſolcher Zweifel, die ich mir noch nicht auflöſen konnte.

Der Schüler niederer Klaſſen hat ſeine gemeſſene Lectionen, mißt ſich mit ſeinen Kameraden, übertrifft ſie, wird durch einen höheren Platz belohnt und ihm damit geſagt, was er ohnehin ſehr leicht glaubt: er wiſſe, was er wiſſen ſolle. So geht dieſes von unten herauf. Mit jedem Vorſchritt den er thut, wiederhohlt er den Gedanken: ich verdiente ihn, ich faßte, was ich faſſen ſollte. Jetzt werden ihm Grundſätze höherer Wiſſenſchaften vorgetragen, er iſt aufmerkſam und ſagt ſich's nun ſelbſt: ich verſtehe es, ich weiß es. So bringt er jene große Meinung von ſeinen Kenntniſſen auf die hohe Schule, welche man ſonſten, wiewohl immer noch zu frühe, davon zurück brachte. Er tritt in den Hörſaal des Profeſſors der ſeinen Vortrag mit jenen erſten Grundſätzen wieder anfängt.

Der Reitz der Neuheit iſt für den jungen Zuhörer verſchwunden, raſch ſagt er ſich wieder: Das weiß ich ſchon, es wird ihm ekelhaft, und damit verliehrt ſich auch die Aufmerkſamkeit auf das noch Unbekannte. Die große Achtung für den Lehrer und der daraus folgende mächtige Glaube an alle ſeine Worte bemächtigt ſich deſſen nicht mehr der ſchon etwas Altes zu hören glaubt, und doch beſtimmt der Werth, welchen man auf etwas ſetzet, das Verhältniß der Aufmerkſamkeit; und dieſe, wenn es weder an des Lehrers, noch an des Zuhörers Fähigkeit fehlt, erzeugt den Wachsthum der Kenntniſſe, auch zugleich einen unwiderſtehlichen Trieb zurückgebliebene Lücken auszufüllen.

Leſer, welche ſo auf Univerſitäten vorbereitet worden, können entſcheiden, wenn ſie offenherzig ſeyn wollen.

Der Mann von Talent überwindet alles, aber er bemerkt doch wenigſtens in der Folge, was ihn je auf ſeinem Weg hinderte und was ihn beförderte.

LXIV.

Akademiſche Freyheit.

Wäre der einzige Zweck der Univerſitäten den Studirenden die größtmöglichſte Porzion Wiſſenſchaften beyzubringen, dann möchte ſich gegen einen Einfall hohe und niedere Schulen zuſammen zu ſchmelzen, und dieſes Ganze nur durch Klaſſen zu unterſcheiden nicht viel einwenden laſſen. Aber das iſt nicht. Nur den Leitfaden zu Wiſſenſchaften, welche dem Jüngling künftig nöthig ſind, ſoll er ſich da holen, um hiernach durch eigenes Studieren und Ueben ſich deſto leichter zum Gelehrten oder brauchbaren Geſchäfftsmann bilden zu können.

nen. Zugleich ſoll er aber auch daſelbſt die Grundgeſetze und Folgen verſchiedener Arten des Betragens anſchaulich kennen lernen — ſoll erfahren, was man thun und laſſen müſſe, um geliebt und geehrt, oder gehaßt und verachtet zu werden. Die Akademie ſoll ihm Baum des Erkenntniſſes Gutes und Böſes ſeyn. Hier findet er ſich ſelbſt überlaſſen unter Menſchen von mannichfaltigem Charakter hingeworfen. Er tritt vor eine Schaubühne hin, worin Handlungen und Folgen ſich kurz auf einander drängen. In ſeinem künftigen Leben findet er dieſelbe wieder, aber weiter auseinander gedehnt, alſo ſchwerer zu überſehen. Er kann beobachten, welche mannichfaltige Verdrießlichkeiten ſich der Jähzornige, der Plauderer, der Müſſiggänger ꝛc. zuziehen — wie der Großthuer gedemuthiget — wie der Heimtückiſche bald gehaßt wird — in welche Verlegenheit der Verſchwender ſich ſtürzt — welche verächtliche Rollen Dumköpfe und Schlafhauben ſpielen ꝛc. Aber er ſieht auch, wie der kluge, geſetzte, fleißige, ernſthafte und gutmüthige Student ungeſtöhrt ſeinen Geſchäfften nachgeht, den Mittelweg zwiſchen herrſchenden Extremen ruhig verfolgt, nur dann ſeinen Muth zeigt, wenn er ſich dazu gezwungen findet, und wie ſich endlich eben derſelbe durch dieſe Aufführung wahre Freunde und Verehrer erwirbt.

Dieſes Schauſpiel wird deſto vollſtändiger, je mannichfaltigere Charakter- und Erziehungs-Arten zuſammen treffen; es erſcheint deſto lichtvoller, je mehr Akademiſche Freyheit die Gleichheit unter den Studirenden begünſtigt, und bis auf gewiſſe Stufen jedem nachſichtlich verſtattet, ſich in ſeiner wahren Geſtalt zu zeigen. Daher der ſo wahre Erfahrungsſatz, daß auf Univerſitäten die dauerhafteſten Freundſchaften geſtiftet werden, daß man aber auch von dem, der dort eine üble Rolle ſpielte, in der Folge dieſelbe, nur verdeckter, zu erwarten pflegt.

Man unterſcheide den Edelmann von dem Bürgerlichen, den Reichen vom Armen, den Stipendiaten von dem der bloß von ſeiner Eltern Geld, zehrt ꝛc. wohl gar durch Merkmale an Kleidern, wie zu Oxford (*); Man nehme ihnen allen, oder nur allein den Bürgerlichen, den Degen, das Zeichen einer gewiſſen gleichen Würdigkeit und eines Vertrauens auf die Perſon, ſie werde ihn nicht mißbrauchen: Man beſtehe ſcharf darauf, daß jeder Studirende den Empfang einiger Naſenſtüber oder einer Ohrfeige ſogleich dem Herrn Rektor melde; oder auch, man theile nach einem neueren Vorſchlag (**) Orden unter diejenigen aus, welche ſich einige Jahre hindurch untadelhaft aufgeführt haben wollen — und die Scenen werden ſich plötzlich ändern. Heuchler, heimliche Angeber, Ränkenſchmiede, niederträchtige Speichellecker, Stolze, unbeſonnene Tollköpfe werden die erſten Rollen ſpielen; alles wird ſich ſo verwicklen und verdunklen, daß keiner den andern mehr deutlich erkennen wird. In kurzem wird alle Delikateſſe verſchwinden, man wird nicht mehr wiſſen, was Beleidigung iſt, oder ſie nach Umſtänden eben ſo wieder geben, wie man ſie empfangen hat, wird ſich an den Köpfen kriegen oder gar hinterwärts niederſchlagen.

Der Edelmann wird ſeinen ganzen Ahnen Stolz und Verachtung gegen die Bürgerlichen von Univerſitäten mit in die Welt nehmen, der Bürgerliche eine ſklaviſche

---

(*) S. Berliniſche Monathsſchrift. May 1783.

(**) S. Journal v. u. f. Teutſchland. 1783. 9. Stück.

viſche Verlegenheit gegen Männer von höherer Abkunft, alle nicht die mindeſte Menſchenkenntniß; unmittelbar aus dem Schulſtaub werden ſie ihrem Beruf zugeworfen werden.

So iſt's alſo eine ſehr häßliche Sache um die Einſchränkung der akademiſchen Freyheit. Möglicher Mißbrauch liegt ſelbſt im Begriff der Freyheit, dem muß man zu begegnen ſuchen, ohne die Freyheit ſelbſt zu ſehr zu beſchränken.

Mancher findet freylich ſein gröſtes Unglück auf Univerſitäten. Der einzelne Fall entſcheidet aber nicht. Das Ganze des Guten und Uebeln muß gegen einander abgewogen werden. Würden nicht die meiſten, welche durch den Mißbrauch dieſer Freyheit verdorben, auch ohne dieſelbe, zur ſelbigen Zeit, oder etwas ſpäter, doch zu Grunde gehen? Es iſt hier eine Aehnlichkeit mit der alt teutſchen Waſſer-Probe; aus denen, welche untergehen, wäre, ihrer Schwächlichkeit wegen, doch ſchwerlich etwas geworden, halten ſie ſich oben, ſo werden ſie deſto ſtärker. Auf alle läßt ſich dieſes nun freylich nicht anwenden. Aber dieſen müſſen die vielen entgegengeſetzt werden, welche ohne den mäßigen Genuß jener Freyheit nie die Männer geworden wären, die ſie geworden ſind, die bey dem beſten Herzen, eine ſolche Schüchternheit, einen ſolchen Mangel an Kenntniß deſſen was Beleidigung iſt, eine ſolche Unerfahrenheit in Beurtheilung anderer Menſchen, in ihren künftigen Beruf übergetragen hätten, daß ſie ſich und ihrem Vaterland überaus viel geſchadet, oder doch weit weniger genuͤzt haben würden, als jetzt da ſie jene Prüfung durchgegangen ſind. Sollten nicht manche ſo lange behauptete Vorzüge der teutſchen Proteſtanten vor teutſchen Catholiken viel Grund in der akademiſchen Freyheit haben?

LXV.

Vorſchlag zu Vorleſungen über die Pflichten und das Betragen der Studirenden.

Es werden ſo mancherley Vorleſungen gehalten, warum nicht auch eine „über die Pflichten und das Betragen eines Studirenden“ auf Akademien?

Dieſen öffentlichen Vorleſungen würde eine Vormittags-Stunde des Sonntags beſtimmt. Der Lehrer erhielte deswegen einen beſondern Gehalt, welcher in der Folge, wenn man Wirkungen ſeiner Bemühungen und ſeines Vortrags verſpührte, verhältnißmäßig erhöht würde. Es müßte ein munterer liebenswürdiger Mann ſeyn, der es ſich zu einem wichtigen Anliegen machte, die möglichſt allgemeine Achtung und Liebe ſeiner Zuhörer zu erlangen. Jeder Vorleſung wüßte er etwas Anziehendes zu geben, das Aufmerkſamkeit erregte. Nach der Stunde miſchte er ſich noch unter ſeine Zuhörer und ſpräche bald mit dieſem bald mit jenem über die abgehandelten Gegenſtände.

Außerdem beſuchte er die Würdigſten zuweilen auf ihren Zimmern und gebe auch bey ſich Geſellſchaft, wozu er dieſelben einladen ließ; ſelbſt auf dem Billard und in andern öffentlichen Geſellſchaften fände er ſich zuweilen mit gehöriger Behutſamkeit ein. Kein Profeſſor dürfte einem abziehenden Studenten ein Zeugniß geben, außer auf das Zeugniß dieſes Lehrers. Bey dem akademiſchen Senate wäre er nie Richter über Studenten, ſtatt deſſen geſetzmäßiger Vorſprecher. Jedem verklagten Studenten wäre erlaubt, ſeine Vertheidigung durch dieſen vorbringen zu laſſen, und es würde ſchon als ein gutes Zeichen angeſehen, wenn derſelbe die Vertheidigung übernommen hätte.

Durch das alles würde er ſich allzeit hinlängliche Kenntniſſe von den mannichfaltigen unter den Studirenden herrſchenden Verhältniſſen, Ereigniſſen und Meinungen zu verſchaffen wiſſen.

Ein vorſichtiger Gebrauch davon würde ſeinem Vortrag allgemeine Aufmerkſamkeit ſchaffen, und die nützlichſten Folgen haben. Was wird der Profeſſor dazu ſagen, möchte es dann oft heißen: Neugierde würde hintreiben und mit richtiger Beurtheilung würde der gröſte Theil nach Hauſe gehen, auch die Zurückgebliebenen belehren und bekehren.

An Stoff kann es nie fehlen; zufällig wird ſich derſelbe unterweilen ſo mannichfaltig darſtellen, daß nur auf eine gute Auswahl zu denken ſeyn wird. An ſeiner Stelle würde ich zuerſt von den Vorzügen des Univerſitäts-Lebens vor dem vergangnen Schul- und den künftigen Geſchäfftsleben handlen — Würde die Wichtigkeit dieſer Uebungs und Prüfungs Zeit erklären und richtige Begriffe von der akademiſchen Freyheit feſtzuſetzen ſuchen; dann würde ich vom Eintritt auf Univerſitäten ſprechen: eine Erzählung von den Manieren der Alten bey der Depoſition würde mich auf die davon zurückgebliebene Mißhandlung junger Studenten führen, und mir Gelegenheit geben, mich über das unedle und niederträchtige auch oft höchſt gefährliche, welches darin liegt, zu verbreiten. Ein andermal wären die Studenten-Orden Gegenſtand meiner Betrachtungen; ich zeigte die üblen Folgen davon, und ſuchte beſonders meine Zuhörer zu belehren, daß es Zaghaftigkeit ſeye in dergleichen Orden zu treten — Geſtändniß, daß man nicht wage, ſeinen eigenen Gang zu gehen. Ich zeigte wie man ſich dadurch der Herrſchaft anderer untergebe — die freye Auswahl ſeiner

Freunde und damit einen der wichtigſten Vorzüge der akademiſchen Freyheit verlöhre — daß ſie, dieſe Orden, nur von Herrſchſüchtigen und von Liebhabern der Praleren, oder von Perſonen, welche die Folgen ſolcher Verbindungen nicht einſehen, geſtiftet und angeführt zu werden pflegten. In mehreren Stunden handelte ich von Duellen; lehrte den Unterſchied zwiſchen einem wahren Duell und der Ueberfallung, daß bey letzterem der angreiffende Theil mörderiſche oder doch höchſt unvernünftige Geſinnungen haben müſſe, bey erſteren aber dieſe Fehler ſich unter beyde Partien vertheilten; daß wahre Duelle oder erdichtete Ueberfälle, welches auf eines hinauslaufe, gemeiniglich von einer zaghaften Furcht vor unvernünftigen Vorwürfen von unbeſonnener Praleren, von Mißverſtand des Ehrenpuncts, oder wohl gar, doch ſelten, von mörderiſcher Rachſucht erzeugt wurden; ich lehrte mit Gründen und Beyſpielen wie der, welchem eine Ausforderung zugeſchickt würde, den Zweykampf vermeiden könne, ohne eben Schülermäßig zu klagen, überhaupt ohne an ſeiner wahren Ehre zu leiden; wie deſſen Freunde ſich bey dergleichen Vorfällen zu betragen hätten, und wie eben ſie mehr als der Ausgeforderte, wenn ſie den Ausforderer nicht in Güte beſänftigen könnten, verbunden wären zu Vermeidung einer Ueberfallung den Vorgang in der Stille anzuzeigen — in wie fern es belobenswerth und Pflicht ſeye, zu ſekundiren, wenn man nemlich zu einer Rauferey komme, wozu man keinen Anlaß gegeben habe, auch die Partien nicht mehr auseinander reiſſen könne, und mit dem Degen umzugehen wiſſe — welche Irthümer in der Theorie von Avantage und Desavantage herrſchten und bey welchen Grundſätzen man am meiſten in mehrer Avantage d. i. im Zuſtand ſeiner Vertheidigung bleibe, In einer folgenden Stunde würde der fade Petitmaitre und Windbeutel vorgeſtellt, und das in Geſellſchaft des dagegen abſtechenden ſorgloſen liederlichen Säufers, Raufers und Dorfläufers, unerwartet würde gezeigt, wie dieſe beyde einander ſo ſehr verachtende Geſchöpfe im Müſſiggang, in Pralerey und Zaghaftigkeit ſich brüderlich zu vereinigen pflegten. Der Stolze — der Geitzige — der Verſchwender — das zärtliche Mutterſöhngen — der heimtückiſche Verführer und Hetzer erhielten jeder nach Umſtänden eine ganze oder halbe Vorleſung. Das Betragen gegen Vorgeſetzte, gegen den Hausherrn, gegen Freunde bey öffentlichen Feyerlichkeiten, bey muntren Geſellſchaften ꝛc. All dieſes würde in abgetheilten Betrachtungen ſo wie es am beſten auf die gegenwärtige Zeiten und Vorfälle treffe, vorgenommen. Es würde die Nothwendigkeit ſeine Zeit gehörig unter Arbeit und Ergötzlichkeit zu vertheilen, über ein ſolches Vornehmen aber eigenſinnig zu halten, gezeigt — der Umgang mit Tugendhaften und das Fliehen vor Laſterhaften empfohlen: es würde gelehrt, was wahrer Muth und Herzhaftigkeit ſeye, und wie derſelbe kaltes Blut, Mäßigung der Affecten vorausſetze. Alles dieß und dergleichen würde hier und da an gehörigen Orten eingemiſcht. Der alte Student — Studenten: Heurathen und Schulden hinterlaſſen ſamt den Folgen davon möchten den Beſchluß machen.

Sollte man nicht von einer ſolchen Anſtalt, ohne daß die ſo nützliche akademiſche Freyheit, durch ſie untergraben würde, die herrlichſten Früchte erwarten dürfen, vornemlich die Gründung und Erhaltung eines Stocks wohlgeſitteter Jünglinge — Einfluß auf die unter den Studirenden herrſchenden Maximen; Ausrottung irriger Begriffe vom Ehrenpunct ꝛc; Minderung, vielleicht gar allmählig Vergeſſenheit der wahren Duelle; Endlich Ausbreitung ſolcher Grundſätze, welche künftig die Zweykämpfe auch unter dem Adel und den Officiers immer mehr in Abgang brächten?

LXVI.

Lehrer der Kameral-Wiſſenſchaften.

Um jungen Leuten, welche ſich den Kameral-Wiſſenſchaften widmen wollen, auf Univerſitäten einen ſolchen Unterricht zu verſchaffen, der ſie vorzüglich zum Dienſt geſchickt machen würde, ſollte man einen Mann zum Lehrer dieſer Wiſſenſchaften auswählen der nicht nur eine gründliche Theorie beſäße, ſondern auch mehrere Jahre Glied eines Kammer-Kollegs geweſen wäre, und mit dieſem Kolleg in fortwärender Verbindung bliebe. Mehr ſollte er nicht leſen, als eine Stunde über die Kameral Wiſſenſchaft und eine über das Rechnungsweſen. Im erſten Kolleg ſollte er, nachdem er die allgemeinen Grundſätze dieſer Wiſſenſchaft im Ganzen erklärt hätte, ein Kameral Departement nach dem andern vornehmen, die ächte Theorie deſſelben vortragen, ſeine Zuhörer unterrichten, welche technologiſche Kenntniſſe ihnen dazu nöthig und nützlich wären, auf was Art und wie ſie dieſelbe erlernen könnten, welche geſetzliche Beſtimmungen darin im Lande eingeführt wären, welche Fehler bey demſelben Fach in dieſen und andern Ländern begangen zu werden pflegten, und wie man ihnen ausweichen müſſe. Zuletzt hätte er einige praktiſche Aufgaben unter ſeine Zuhörer auszutheilen und deren Ausarbeitung in Bericht oder Relationsgeſtalt zu verlangen. Jedem insbeſondere ſagte er nach erhaltener Arbeit, worin er gefehlt habe. Dieſe Ausarbeitungen legte er verſiegelt hin, und beſtimmte darnach wenn ſo Jemand in Dienſt gefordert würde, und man ſein Atteſtat verlangte, dieſes ſein Zeugniß, welchem er jene Arbeiten beylegte.

Im Rechnungsweſen verführe er ohngefehr eben ſo.

Von dem Kolleg, wobey er noch immer angeſtellt wäre, erhielte derſelbe manche Arbeiten und Aufträge zugetheilt, vornemlich ſolche welche ihm dienten, ein und andere oder ſeine ſämtliche Zuhörer mit Geſchäfften und mit der Art ſie zu behandeln, bekannt zu machen. Es würde räthlich ſeyn, ihn übrigens von allem läſtigen Zuſammenhange mit dem Univerſitäts-Senat — einer Fakultät — Beyſeyn bey akademiſchen Feyerlichkeiten, u. d. g. zu befreyen; ſtatt deſſen würde ihm ſeine bleibende Verbindung mit dem Kammer-Kolleg genug zu ſchaffen machen. Nur zur Adminiſtration des Univerſitäts Fonds wäre er als Sachverſtändiger zuzuziehen.

Wäre ein junger Menſch in den Grundſätzen vorerwähnter zwey Wiſſenſchaften hinlänglich unterrichtet, ſo würde er nun ſchon brauchbar ſeyn. Das Vermögen vieler, beſonders ſolcher jungen Leute, welche dem Staat einſt als Kameral Beamten zu dienen denken, reicht oft nicht hin, drey und mehrere Jahre auf Univerſitäten zuzubringen. Sie werden alſo Skribenten und ſuchen von da aus doch ihre Abſicht zu erreichen, daher dann die Menge Empiriker in den Kameral Bedienungen. Könnten ſie inzwiſchen in einem höchſtens zwey Jahren jenen theoretiſch praktiſchen Unterricht erhalten, ſo würden ſich viele dazu einfinden, auch wohl als Skribenten ſo viel zu ſparen ſuchen, als dazu erforderlich wäre.

Ein ſo großer Theil der Kameral-Dienerſchaft verdient gewiß, daß man darauf denke, ihnen den zu ihrem künftigen Dienſt nöthigen Unterricht zu erleichtern. Welche Menge wichtiger Angelegenheiten wird, und muß nach dem Berichte der dem Kolleg untergebnen Beamten entſchieden werden!

Ein ſolcher Studirender, wenn er auch nur ein einziges Jahr aufzuwenden hat, kann doch noch neben jenen beyden Vorleſungen einige andere ihm nöthige hören, und ſich deswegen von dem Profeſſor der Kameral-Wiſſenſchaften rathen laſſen; kömmt derſelbe alsdenn zurück und hat auſſerordentliches Talent, ſo wird er ſich noch immer von ſelbſt weiter bringen.

Andere welche längere Zeit auf Univerſitäten bleiben, können ſich mit mehreren Hülfs — und Neben-Wiſſenſchaften bekannt machen. Die Profeſſores der Mathematik, Chemie und Naturgeſchichte ſollten außer dieſen Grund-Wiſſenſchaften diejenigen angewandten Theile derſelben lehren, welche dem Oekonomen und Kameraliſten vorzüglich nützen; und ſo auch die Philoſophen, Rechtsgelehrten und Aerzte.

Außer denen Bergakademien und Handlungsſchulen ſollten noch mehr dergleichen Inſtitute auch für andere Partikulair Kameraliſten errichtet werden. Beſuchte nun einer nach Abzug von Univerſitäten noch eine ſolche Akademie, um ſich in ein oder anderem Fache auszeichnende Kenntniſſe zu erwerben, erhielte dann den Beyſitz bey einem Kolleg und nun gieng er noch einige Jahre auf Reiſen Nr. 8; ſo wäre gewiß ihm die Schuld allein, wenn er ſich nicht zu einem vortrefflichen Mann bildete.

LXVII.

Addreß für meinen Sohn wenn er auf die Wanderſchaft geht.

Will mein Sohn Kameraliſt werden, und iſt ſo weit, daß er auf die Wanderſchaft gehen kann, ſo bekommt er folgende Addreſſe von mir mit:

Wertheſte Herrn Kollegen,

„Ueberbringer mein Sohn ſoll auf ſeinen Reiſen ſich ein Hauptanliegen ſeyn laſſen, die Art und Weiſe kennen zu lernen, wie das Finanz- und Rechnungsweſen in den verſchiedenen großen, mittelmäßigen und kleinen teutſchen Staaten getrieben wird. Da ich mich hier für ihn an Sachverſtändige wende, ſo bedarf es keiner weiteren Auslegung, außer die heilige Verſicherung, daß er ſich nicht um das Geringſte geheime zu bekümmern hat, wozu aber ſelten irgend eine Behandlungsweiſe zu rechnen ſeyn werde. Doch ſoll auch von dem allen was er erfährt nichts, wenigſtens nicht ohne Bewilligung derer wovon es herkömmt, gedruckt werden. Mit größeſtem Vergnügen werde ich die Gelegenheit ergreiffen, mich durch ähnliche Gefälligkeiten dankbar zu bezeigen ꝛc.

Die geheime Inſtruktion empfängt er nun noch: wo man dich damit abweiſt, dort ſchüttle den Staub von den Füßen und gehe weiter; denke, daß man gemeiniglich da am wenigſten hat, wo man nichts geben will.

Bis dieſer Plan ausgeführt werden kann, werden noch wenigſtens 12 Jahre hingehen. Einer von uns, oder wir beyde können indeſſen ſterben, auch möchte der

Junge vielleicht keine Luſt zu des Vaters Handwerk bekommen. Wie ſollte michs freuen, wenn dann einſt, weil ein andrer meiner Kollegen mir zuvorkäme, oder das ausführte, was ich mir vergeblich vorgenommen hatte.

LXVIII.

Noch etwas von Reiſen junger Kameraliſten.

Wenn ein Herr junge Kameraliſten reiſen laſſen wollte, ſo würde es wohlgethan ſeyn, wenn die Austheilung unter andern ſo gemacht würde, daß einer vorzüglich die kleinen Fürſtenthümer, Graf- und Herrſchaften beſuchte; ein anderer die großen Chur- und Fürſtenthümer, und ein Dritter die Reichs-Städte u. ſ. w., ein Vierter die preuſſiſchen und öſterreichiſchen Staaten. Ich nehme an, daß die Reiſen für dießmal nicht über die teutſchen Gränzen gehen ſollten. Die Gegenſtände welche der Reiſende auf dieſe Art zu bemerken und zu beurtheilen bekäme, hätten dann mehr Uebereinkunft, es würde ihm leichter, gut, mittel und ſchlecht zu unterſcheiden; er würde ſich mit gutem Anſtand leichter Addreß von einem zum andern verſchaffen können, und bald allenthalben eine gute Aufnahme erhalten, weil er diejenige, an welche er empfohlen würde, mit Nachrichten und Bemerkungen unterhalten könnte, welche ſie vorzüglich intereſſirten.

LXIX.

Ueber die verſchiedenen Arten die Geſchäffte unter die Glieder eines Kammerkollegs zu vertheilen.

Die Geſchäffte bey einem Kammer-Kolleg ſind unter die Räthe vertheilt entweder

Nach der Verſchiedenheit der Geſchäffte	Nach Bezirken Aemter ꝛc.	Vermiſcht
1.	1.	1.
Dieſe Austheilungsart hat das Gute	Dieſe hat das Gute	Dieſe hat das Gute
daß der Rath das Geſchäfft in ſeinem ganzen Zuſammenhang wohl kennen und beurtheilen lernt.	daß ein Rath allerley Art Geſchäffte kennen lernt, auch die perſonelle Eigenſchaften der Beamten, welche denſelben Aemter vorgeſetzt ſind.	von beyden vorhergehenden wenn nur die Direktion die Eintheilung wohl zu machen weiß, und dem möglichen Uebel die gehörige Mittel entgegenſetzt. Beſonders iſt wohl gethan die ins Rechnungs-Weſen einſchlagende Dekreturen ꝛc. ſo nach Aemtern auszutheilen, daß der Rath welcher das Amt hat, auch die Rentey-Rechnung abzuhören hat, damit er erfährt wie die Verfügung befolgt worden.
Das Uebel.	Das Uebel	
daß er leicht Deſpot in ſeinem Fach wird.	Leichtigkeit perſonelle Gefälligkeiten, Nachſicht und Leidenſchaften auszuüben, und die gewöhnlichen Folgen, daß ein Solcher in ſeinem Theil große ins Ganze gehende Kenntniſſe bekömmt.	
Dagegen dienen abwechſelnde Korreferenten beſſer als Wechſel im Departement ſelbſt, auch muß ſich dieſe Austheilungsart alsdann mit auf das Secretariat und Regiſtratur beziehen S. Nr. 11.	Dagegen dient Wachſamkeit der Direktion und öftere Abwechſelung mit den Departements.	

LXX.

Relationen.

Der Vortrag (Relatio) der Räthe iſt entweder

ausführlich	kurz.	nach Verhältniß der Gegenſtände
1.	1.	1.
Dieſes hat das Gute, daß die übrige Räthe gründlicher mit urtheilen können. Das Uebel daß die Aufmerkſamkeit ermüdet wird, und daß wenn dieſe Ausführlichkeit ſich über alles verbreitet, eine unerträgliche u. ſchädliche Langſamkeit ſich ins Ganze einſchleicht, und einer über einen andern, der ſich ſelbſt gern referiren hört, wichtigere und Beförderung bedürfende Vorträge liegen laſſen muß. Das Beſte wäre alſo wohl, wichtige Sachen erſt circuliren zu laſſen und dann darüber zu deliberiren.	Hat das Gute daß die Geſchäfte bald befördert werden, aber auch das Uebel daß ſich leicht übereilt wird. Dagegen dienen Korreferenten denen es zur Pflicht gemacht iſt, die Expeditionen vorzüglich mit Bedacht nebſt dem Referenten noch zu durchleſen, und wo ſie etwas zu erinnern finden, ſolches zu reproponiren. Eigentlich ſoll dieſes ein jedes Glied thun, aber bey einer Menge Geſchäfte, die nicht jeder all überſehen kann, verläßt ſich einer auf den andern und kann auch oft nicht anders.	Iſt das Beſte Hier kann die Direktion vortrefflich wirken, wenn ſie ſolche Einrichtungen trifft, daß Männer nicht mit Kleinigkeiten aufgehalten und wichtige Gegenſtände deſto gründlicher beurtheilt werden.

LXXI.

Aufmerkſamkeit bey den Vorträgen, Freundſchaft und Feindſchaft der Räthe.

Bey Kollegien, welche nur aus drey bis vier Glieder beſtehen, herrſcht gemeiniglich mehr allgemeine Aufmerkſamkeit als bey ſtark beſetzten Kollegien. Sie wird mehr zur Nothwendigkeit, auch nimmt jeder mehr Theil am Ganzen und man verſteht ſich beſſer. Sind die Glieder eines Kollegs gute Freunde zuſammen, die ſich einander trauen, ſo geht zuweilen manches in der Vermuthung hin, der Referent würde die Sache wohl eingeſehen haben, wenn es ſich auch ſchon nicht ſo verhält. Sind ſie mißtrauiſch gegen einander, denn giebt es oft ohne Noth und aus bloßem Eigenſinn Rechthaberey und Leidenſchaft, heilloſe Widerſprüche, worunter die Geſchäffte am meiſten leiden.

LXXII.

Kurze Beantwortung der venezianiſchen Preißfrage über die Freyheit des Handels.

Aus den Zeitungen wird bekannt ſeyn, daß eine Privatperſon von Venedig 60 Zechinen für die beſte Beantwortung der Frage ausgeſetzt habe;

> Da alle Staaten einen blühenden Handel wünſchen, ob ſie nicht beſſer einen freyen Handel erlaubten als daß ſie denſelben durch Ein- und Ausgangs-Rechte beſchwerten.

Ich würde antworten:

Wenn alle Staaten auf einer Stufe von Cultur ſtänden, dann wäre die Freyheit das beſte Mittel den Handel durchaus in blühenden Stand zu bringen.

Dieſes iſt aber jetzt der Fall nicht, und wird es auch nicht werden.

Die kultivirteſten Staaten würden immer ihren Vorſprung behalten, und die anderen nie nachkommen. Wechſel der Dinge regiert die Welt, und dieſer Wechſel läßt jene Freyheit nicht zu.

Den Preiß würde ich nun freylich von einem Venetianer ſchwerlich bekommen.

LXXIII.

Hölzerne Gebäude fordern alſo weniger Holz als ſteinerne.

Hölzerne Gebäude verurſachen keinen ſo ſtarken Holzaufwand als ſteinerne. Ein Kalchbrand à 180. Achtel (*) erfordert 14. Claſter Holz 6′ breit 6′ hoch und lang, ehe mehr als weniger, macht 3024. Kubic-Fuß Brennholz. Der leere Raum abgerechnet, bleiben nach ſicherer Erfahrung 2016. volle Kubic-Fuß. Zu einem Bau von Mauer umgeben 32′ lang, 16′ breit, 10′ hoch, 2′ die Mauren dick, wozu man auch noch 3′ tief und 1′ dick Fundament rechnen muß (weil daſſelbe dazu ſtärker ſeyn muß als zu einer hölzernen Wand) werden erfordert 32. Achtel Kalk und zu dieſem 358. volle Kubic Fuß Brennholz. Ferner zu den Mauerlatten 48. Kubic. Fuß Bau-Holz. Auch die Thüre und Fenſter Einfaſſung müſſen an den Orten wo keine Sand — oder andere Hauſteine zu haben ſind, von Holz gemacht werden. Weil aber hier von der Mauer und Fenſterlöcher folglich auch nicht das hierdurch er-

spahrt

---

*) Den Inhalt dieſes Achtel kann ich dermal nicht angeben, jeder kann aber leicht erfahren wie viel Maas-Kalch mit 3024. Kubic Fuß Holz gebrannt werden.

ſpahrt werdende Brennholz abgezogen worden, ſo mag ſich beydes vergleichen. Summa der ganze Aufwand auf das ſteinerne Gebäude 406. Kubic Fuß.

Dieſer nämliche Bau von Holz zu ſtellen erfordert an Schwellen 96. Kubic Fuß, an Eck-Poſten 40. zu Riegel und Poſten 6'' dick und 8'' breit 150, zu Stickſtecken 32', zuſammen 315. Kubic Fuß. Alſo 88. Kubic Fuß weniger als das ſteinerne Gebäude.

Dabey wird die aufgewandte Holzmaſſe bey dem hölzernen Gebäude nicht ganz conſumirt, ſondern bleibt der Nachwelt noch immer zum Brand, auch fordert die Einheitzung einer Stube in letzteren Gebäuden nicht ſo viel Holz als in erſteren.

LXXIV.

Armen-Anſtalten.

Der Satz: jeder Ort und jeder Staat nähre ſeine Armen, ſollte auch gewiſſermaßen auf jede Familie angewandt werden. Nicht eben Zwangsweis, ſondern durch Lob und Tadel der Vorgeſetzten, durch Abforderung ausführlicher Gründe, warum ſolches in dieſem oder jenem Fall nicht geſchehen könne. Verdienten ſie keinen Beyfall dieſe Gründe, ſo würde der Fall der höhern Obrigkeit auch wohl dem Regenten ſelbſt vorgetragen, als welchem überaus viel daran gelegen ſeyn muß, die gute und ſchlechte Gemüthsarten ſeiner Unterthanen kennen zu lernen, und eben darnach auch bey ganz andern Gelegenheiten ſeine Entſchließungen zu beſtimmen.

„Warum ſoll ich itzt für N. N. ſorgen, da er ſo
„wenig für ſeine Verwandten ſorgt, könnte zuweilen
„einem niedrig denkenden Supplikanten zur Reſolution
„werden.

„werden.“ Eben ſo ſollten aber auch die Fälle wo kinderloſe Eltern fremde, arme Kinder ohnentgeltlich erziehen, auch wohl an Kindesſtatt annehmen zu gewiſſen Zeiten dem Regenten gemeldet werden. Manche die jetzt lieber etwas auf die Erziehung von Hunden und Katzen als auf die eines ihnen ähnlicheren Geſchöpfs wenden, würden ſich nun durch die Aufnahme eines armen Kindes zu empfehlen ſuchen, freylich anfangs aus einer intereſſirten Abſicht, inzwiſchen würde doch meiſtentheils die Natur wirken; und wahre Liebe zwiſchen beyden erzeugen.

Wie bey dem allen noch Arme genug, welche die Verwandten nicht erhalten können, dem Ort und ſo weiter dem Staat zur Erhaltung heimfallen, ſo bleiben auch noch allen Staaten gemeinſchaftliche Armen Sorgen übrig z. B. die für Reiſende, für die Erlöſung armer Chriſten Sklaven ꝛc. Auf dergleichen jenen Grundſatz auszudehnen, würde unbarmherzig ſeyn, völlig gar, wenn zugleich Bärenführern, Seiltänzer Geſindel, welche ihre Körper ſchändlich verbrechen, und wer weiß durch welche unerhörte Grauſamkeiten eigenen und geſtohlenen Kindern dieſe das Leben verkürzende Künſte beygebracht haben, und dergleichen Poſſenmacher die Erlaubniß dem Publicum das Geld abzunehmen nicht erſchwert wird. Auch ſollte man die Beyträge zu den armen Anſtalten nicht ſo bloß durchaus dem freyen Willen überlaſſen. Anfangs hätte zwar jeder ſeinen Beytrag freywillig zu beſtimmen, aber er müßte ſich doch nach Umſtänden gefallen laſſen, daß ihn die Vorgeſetzten nach gründlicher Erkundigung höher anſetzten. Von dieſem Anſatz dürfte keiner abgehen ohne die Veränderung ſeiner Umſtände überzeugend darzuthun. Daß er freywillig mehr geben könne, verſteht ſich von ſelbſt.

Eine gänzliche Willkühr in dieſen Beyträgen untergräbt die beſte Anſtalt und verurſacht, dann ſogleich das ungerechteſte Mißverhältniß unter den Kontribuenten.

Möſer ſagt im 1ten ſeiner patr: Phantaſien XI. St. „In Deutſchland oder doch wenigſtens in „einem groſſen Theil deſſelben hat man die unbeſtändigſte Gefälle zu fixiren gewußt. Warum ſollte dieſes „nicht auch mit den Allmoſen geſchehen können.“

Strafgeſetze gegen die welche den Bettlern etwas geben, werden überflüſſig wenn davor geſorgt wird, daß man nicht angebettelt wird. Geſchieht das aber, ſo giebt man entweder um einer Plage loß zu werden, oder aus wahrer Rührung über Anblick und Erzählung. In beyden Fällen iſt es unerwartet noch einer Strafe ausgeſetzt zu ſeyn.

Arme, welche von den Armen-Vorſteher angebotene Arbeit aus Faulheit oder Eigenſinn ausſchlagen, ſollten in dem umlaufenden Armenbuch genennt und ſo jeder gewarnt werden, ſie nicht durch Privat Wohlthaten halsſtarriger zu machen. Im Gegentheil wären aber auch diejenigen, bey welchen noch ein auſſerordentlicher Beſtand, auſſer dem was ſie aus der Armen-Caſſe empfangen, gut angewendet ſeye, in demſelben Buch zu benennen.

Perſonen der erſten Art wären, das erſtemal, daß ſie auf den Gaſſen betteln betreten werden, auf eine beſtimmte Zeit in das Zuchthaus zu bringen. Von jährlichen Armen-Steuer Kapitalien ſamlen iſt ganz widerſinnig: Der Geber giebt ſie zur Befriedigung der gegenwärtigen, nicht aber künftiger Armen; wer davor ſorgen will, der macht eine Stiftung. Um das Publicum

Univ. Bibl.
München

cum zu überzeugen, daß und wie die Beyträge verwendet worden, iſt die öffentliche Bekanntmachung der Rechnung und der Art der Adminiſtration äuſſerſt wichtig.

Zur Erhaltung guter Anſtalten wird weſentlicher als es manchem ſcheinen mag erfordert, daß diejenigen, welche damit beſchäfftigt ſind, vom Staat behörig belohnt werden, und nicht allein wie man zu ſagen pflegt, um Gotteswillen arbeiten. Letzteres macht alles perſonell und mit dem Tod eines edlen Mannes ſchlafen die beſten Einrichtungen ein. Auch ſonſt gutdenkende Menſchen ſind doch ſelten ſo großmüthig, daß ſie nicht in ihrem Eifer erkalten ſollten, wenn ſie Beleidigungen ertragen müſſen, Mangel an Unterſtützung bemerken, und für das alles oben drauf keine irdiſche Belohnung genießen.

LXXV.

Thut der Kameraliſt wohl wenn er ſich gegen Untergebene vertraulich bezeigt.

Der Kameraliſt und beſonders der Finanz-Miniſter fehlt ſehr, wenn er ſich nur gegen wenige oder keinen Untergebenen vertraulich bezeigt. Unmäſiges Vertrauen und ein vertrauliches Bezeigen ſind ſehr verſchieden.

Liebe findet man immer, wenn man ſich offenherzig den Menſchen nähert und zutraulich mit ihnen lebt. Eben denen welche des meiſten Vertrauens werth ſind, muß aber damit entgegen gegangen werden, zumalen beſcheidenen Untergebenen. Man muß ſich gewöhnen mit keinem verlegen zu ſeyn, dann iſt er es auch nicht. Ohnehin giebt es keine menſchliche Lage wo man nicht andrer Rath, Hülfe und Beyſtand bedarf. Wie kann ſich der aber Liebe verſprechen, dem man immer zuvorkommen muß, und der Niemand zuvorkömmt.

Wie viele Miniſter würden nicht gefallen ſeyn, wenn ſie dieſe Regel beobachtet hätten, wenn ſie nicht ihr eingeſchloſſenes Leben, ihre Miene des Stolzes von all denen entfernt hätten, welche ihnen warnende Nachrichten gegeben haben würden. So ſind ſie eben durch dieſes Betragen unvermerkt ihren eigenen Leidenſchaften und denen ihrer intereſſirten Scheinfreunde und Schmeichler ganz zu Theil geworden.

Selbſt Fehler und zweydeutige Handlungen von einem Manne begangen, der übrigens offenherzig, liebreich und zuverkommend iſt, werden unter jener Mittel-Gattung Menſchen an deren Urtheil oft viel gelegen iſt, Vertheidiger bekommen, wenigſtens werden gewiß alle Arten von Entſchuldigungen hier und da aufgeſucht werden: dahingegen wenn die Handlungen eines zurückhaltenden Mannes getadelt werden, ſelten jemand was dagegen zu erinnern wiſſen wird, weil er oder ſeine Freunde nie Gelegenheit gehabt haben, das Innere — das Herz deſſelben, die Triebfeder ſeiner Handlungen, kennen zu lernen.

Die Kunſt ſeine Untergebene zu behandlen und ſelbſt ihre Streittigkeiten zu benutzen, ſoll vornehmlich der berühmte Miniſter **Weiß von Eſchen** in einem hohen Grad beſeſſen haben.

Dieſe Kunſt mit der Geſchicklichkeit verknüpft jeden gerade auf den Poſten zu ſtellen wo er aus Neigung arbeitet, muß Aehnlichkeiten von Wunder hervorbringen.

LXXVI.

LXXVI.

Privat-Handel und Oekonomie der Fürſten.

Die Großherzogen von Toscana hatten ihre Reichthümer, Privathandel und Oekonomie zu danken dem einzigen Weg wodurch kleine Fürſten groß und mächtig werden können. S. die Nachrichten von Handel, Künſten und Wiſſenſchaften in Toscana im teutſchen Merkur 1783. Dieſes ſticht ſehr ab gegen die gemeine Meinung: große Heren ſollen ſich mit Handel, Fabriken, Bergwerk und dergl. nicht abgeben. Ja, zum Schaden der Unterthanen ſollen ſie ſich nicht damit abgeben, und wenn eine eigene Anlage der Art mit Nutzen, oder wenigſtens ohne Schaden an Unterthanen gebracht werden kann, ſolche denſelben ſobald überlaſſen. Aber wie manche dergleichen Anſtalten würden nie zu Stande kommen, wenn die Herrſchaft gar kein Theil nehme, vornehmlich würde der Bergbau in manchen Fürſtenthümern weit blühender werden können, wenn die Herrſchaft ſich nicht zu ſehr davon entfernt hielte.

LXXVII.

Officier und Kameraliſt.

K. Sollte ein Korps Berg- und Bauleute im Krieg und Frieden nicht eben ſo nützliche Dienſte thun können, als ein Jäger-Korps in ſeiner Art thut. Im Krieg als Mineurs, Sappeurs und Gehülfen der Ingenieurs und Artilleriſten. Im Frieden blieb ein Theil in einer Stadt, wo dann außer den militäriſchen Uebungen verſchiedene dem Bergmann, Geometer, Architekt und Mineur nöthige Wiſſenſchaften von den Officiers gelehrt würden. Ein andrer Theil welcher mit jenem abwechſelte, durchſchürfte eine bergichte Gegend des Lands nach der andern,

dern. Fände ſich irgendwo etwas das weitere Nachforſchung verdiente: ſo würde eine ſolche Entdeckung weiter verfolgt, und unter der Hand Gewerken dazu geſamlet. Entſtünde ein dauerhaftes Bergwerk, dann würde der Abgang derjenigen Mannſchaft, welche vom Korps dahin gelegt worden, wieder durch Neu-Angeworbene erſetzt, dabey würde das Land vermeſſen, und nebſt andern, auch patregraphiſche, Charten aufgenommen, der Straſsenbau beſorgt, Kanäle gegraben, und mehrerley dergleichen wichtige Arbeiten vorgenommen.

Während ſolchen Verrichtungen bekäme das Korps eine verhältnißmäßige Zulage zum gewöhnlichen Sold. Bedenket man was dadurch an andrem Arbeitslohn erſpart werden könnte, ſo wird ſich wohl finden, daß ein ſolches Korps nicht viel mehr als eben ſo viel andere Soldaten koſten würden. Auch möchte es an Freywilligen welche ſich dabey theoretiſch und praktiſch zu unterrichten ſuchten nicht fehlen; beſonders wenn die Einrichtung getroffen würde, daß im Land kein Berg- Hütten- Salzwerks- und Münzbedienter, kein Baumeiſter, Landmeſſer, Steuerperäquator und dergl. angenommen würde, der nicht nach Umſtänden eine gewiſſe Zeit bey dieſem Inſtitut Unterricht erhalten und mit gedient hätte.

Würde das Jäger-Korps auf einen ähnlichen Fuß geſetzt und damit eine Forſt und Landwirthſchafts-Schule verbunden; ſo würde jeder Partikular-Kameraliſt bey ein oder dem andern ſich zu fernerem Dienſt vortrefflich vorbereiten können.

Dieſes wären ſolche Inſtitute, wovon Nr. 67 geſagt wurde, daß ſie noch fehlten, und welche auch von denen Kameraliſten die ſich zu höheren Kameralſtellen geſchickt machen wollten, benutzt werden könnten und ſollten.

Officier. Ich ſtimme Ihrem Gedanken, ein Korps Bergleute aufzurichten, völlig bey, die Bauleute aber würde ich mit dem Ingenieurs-Corps verbinden — die Zimmerleute der Regimenter könnte man im Frieden dieſem Corps geben, im Krieg erhielte dann jedes Regiment erfahrne, geſchickte Zimmerleute, da jezt meiſt nur der rauhe Schnurrbart den Zimmermann macht.

K. Wie manches groſſe Unternehmen könnte zum Beſten des Staats ausgeführt werden, wenn es thunlich wäre, ſämtliches Militair wenigſtens einige Monate im Jahr hierzu anzuſtellen.

O. Allerdings wäre es möglich. Das eigentliche Exerciren erfordert höchſtens 2 Monate, der Garniſons-Dienſt auch 2 Monate, ſo bleiben immer noch 8 Monate übrig — der Soldat ſelbſten würde zur Arbeit und Strappatzen abgehärtet, und die Ehre dieſes Stands nichts verliehren; dann in der Noth für's Vaterland fechten und auſſer derſelben für's Vaterland arbeiten, iſt wohl rühmlicher als tändeln.

K. Die Römer hatten ſchon eine ähnliche Einrichtung, wie kommt's wohl, daß man ihnen hierin nicht nachahmt?

O. Der Grund liegt hauptſächlich darin:

Im gröſten Theil von Europa hatte Pedanterie unſer Metier verunſtaltet, die unbeträchtlichſte Kleinigkeiten wurden wie die wichtigſte Dinge behandelt, und die edle Zeit damit vertändelt. Dieſes gieng oft ſo weit, daß der wahre Zweck des Soldaten vergeſſen wurde — Nun aber (dem Himmel ſey Dank) haben wir Hoffnung wieder das zu werden, was wir ſeyn ſollten, man arbeitet von allen Seiten das Joch der Pedante-

rie

re abzuſchütteln, man ſucht das Unnütze wegzuſchaffen, und den Soldaten auf die kürzeſte und leichteſte Art zum Krieger umzubilden.

Dieſe Reform muß erſt ganz und allgemein ausgeführt ſeyn, dann iſt auch zu erwarten, daß man den Bedacht darauf nimmt, den Soldaten-Stand im Frieden möglichſt zu benutzen, und ſo ihre Unterhaltung dem Staat erträglicher zu machen.

LXXVIII.

Scheide-Münze, grobe Sorten, und Kaſſengeld.

Schlechte Scheidemünzen untergraben allerdings einen beſtimmten Münzfuß. Wie der Gulden die Einheit iſt deſſen inneren Gehalt und auf die Mark gehende Zahl durch die Münzgeſetze beſtimmt wird, ſo iſt auch eine Beſtimmung in Anſehung der geringeren Münzen, welche den Gulden ausmachen nöthig. Wenn 60. Kr: ihrem inneren Gehalt nach einem groben Gulden nicht mehr gleich ſtehen, und man dafür doch Gulden kaufen kann; wenn ſie über das in überflüßiger Menge geprägt werden: ſo wird bey jedem Wechſel zwiſchen Scheidemünz und groben Sorten auf einer Seite verlohren und auf der anderen gewonnen, das Geld hört auf ein gleicher Maaßſtab zu ſeyn. So lang indeſſen dieſe Differenz durch die Einbildung erſetzt wird, ſo lange iſt der Schade ſo groß nicht.

Allein die Nachbarn werden bald alles was ſie ſich bezahlen laſſen, bloß in groben Sorten annehmen, im Gegentheil wenn ſie zu zahlen haben, die etwa erhaltene Scheidemünze ſorgfältig wieder zurück geben; auch die Silberarbeiter werden ihren Nutzen bey Einſchmelzung grober Sorten finden: durch all das aber ihre Seltenheit erwirkt werden. Dieſe Seltenheit wird diejenige Inländer welche grobe Sorten brauchen, nöthigen Aufgeld zu verſprechen und auf dieſe Art den Fuß zu ſteigern.

Bey Einführung des praktiſchen 24 Fl. Fußes in den korreſpondirenden und den denſelben gefolgten Ober- und Niederrheiniſchen Kreiſen hat man dieſem Uebel dadurch zu begegnen geſucht, daß man ein ſolches Schrot und Korn bey den Kreuzern feſtgeſetzt hat, wornach ſie nur mit Schaden gemünzt werden können. Den Zweck, einen dauerhaften Münzfuß hat man dadurch bis hieher erhalten. Aber man iſt wohl auch im Mittel zu weit gegangen. Es wäre genug geweſen, wenn das Schrot und Korn ſo regulirt worden wäre, daß bey dem Ausmünzen nichts hätte gewonnen werden können, aber daß auch außerdem noch ein Anſehnliches zugeſetzt werden muß, kann nicht anders als Mangel an Scheidemünzen mit allen Folgen dieſes Uebels hervorbringen, daher ſchon die Unmöglichkeit die alten geringhaltigen Kreuzer zu vertilgen. Der Reiche und der Kaufmann leidet unter dieſem Mangel am wenigſten; er betrachtet die Scheidemünze als ein bloßes Auseinanderſetzungsmittel. Weit mehr leidet der gemeine Bauer und Handwerker, der größte Theil Landesfürſtlicher Unterthanen, deren meiſtes baares Vermögen in kleiner Münze zu beſtehen pflegt. Nicht zu gedenken mancher Unbequemlichkeiten, und daß die ſchlechteſten ja falſchen Scheidemünzen mit unterſchleichen, weil ihnen der Mangel im Ganzen mit durchhilft; ſo kann es auch ſo weit kommen, daß die kleinen Münzen mit Aufgeld gegen grobe Sorten aufgewechſelt werden müſſen. Dann wendet es ſich um, der laufende Werth der kleinen Münzen überſteigt den inneren Werth zu ſehr, das iſt der

Münzfuß fällt; und man kann ſo endlich auch die groben Sorten nur mit Schaden munzen.

Noch ein Uebel iſt, daß man zwiſchen 6 und 1 Kreutzer kein Mittel hat. Dem abzuhelfen, ſollten Groſchen gemünzt werden. Statt der Silber-Kreutzer ſollte man Kupfer-Kreutzer münzen laſſen, den Ueberſchuß aber welcher dabey erſchiene auf die Ausmünzung der Groſchen verwenden. Uebrigens halte ich für das ſicherſte Mittel einen ſtändigen Fuß zu erhalten, daß man in den herrſchaftl. Kaſſen nur immer einen Fuß beybehalte, und alle fremde Gelder nach dieſen Kaſſen-Geld valvire. Das herrſchaftl. Kaſſen-Geld iſt der wahre Maaßſtab für Bürger und Bauer: ſo viel gilt's mir in den Herrngeldern, ſagt er, und richtet ſich mit ſeinem Verkauf darnach. Die Veränderungen im Münzweſen, welche doch, beſonders in Anſehung der natürlichen Wandelbarkeit des Verhältniſſes zwiſchen Gold und Silber niemahls ganz zu vermeiden ſeyn werden, ſchaden ihm nun nicht viel mehr als dem in ſeinem Handel ſich darnach richtenden Kauffmann.

LXXIX.

Dieten und Sporteln.

Dieten, beſtimmte Zehrungs-Gelder ſind räthlicher, als Verrechnung der Zehrung. Der rechtſchaffene Mann welcher ſich ganz dem Geſchäffte widmet, wird bey einer ſolchen Koſten Verrechnung gemeiniglich einbüßen, der Schlechtdenkende aber gewinnen, weil es meiſt unmöglich iſt, alle Aufſchreibung der Art vollkommen zu kontrolliren.

Etwas gewiſſes ſtatt der Dieten verordnen, iſt nur dann räthlich, wenn das Geſchäffte ſelbſt unterbleibt.

Dem der daſſelbe bisher verſehen hat, und der wenn er ein ſparſamer Mann geweſen iſt, etwas von dieſen Taggelder zurück hat legen können, gebührt eine ſolche Entſchädigung, wodurch eigentlich ſeine fixe Beſoldung um ſo viel erhöht wird als ſein zufälliger Gehalt abgenommen hat.

Bey neuen Einrichtungen erfordert es die Klugheit dergl. Entſchädigung ja nicht zu übergehen, um keinen der Ausführung guter Plans oft ſehr nachtheiligen Mißmuth derer zu erwecken, auf deren auch nur ſtillen Beyfall oder Widerwillen überaus viel ankommt.

Eben ſo iſt es auch bey Verſuchen ſolcher Finanz-Vorſchläge zu deren Ausführung eine Beſprechung mit Unterthanen und Beamten erforderlich iſt, und welche gegen herrſchende Unterſchleiſſe gerichtet ſind, ſehr gut, wenn der Kommiſſarius ſeinem Vornehmen die Geſtalt einer Art von Privat-Unternehmung giebt; folglich, etwa den Transport und die Bedienung ausgenommen, ganz auf ſeine Koſten reiſt, dagegen aber im Fall eines glücklichen Ausſchlags eine andere verhältnißmäßige Belohnung zu erwarten hat. Dadurch entgeht er mancher Verlegenheit, und manchen Sorgen.

Bey allenfalſigen Fehlſchlagungen hat er ſich nur gegen ſich ſelbſt zu verantworten. Einem empfindſamen Gemüthe ſchlägt ſchon die Beſorgniß für einen Dietenſchneider zu gelten nieder, und nimmt einen Theil des zu wichtigen Unternehmungen nöthigen Muths. Sonſt und in allen andern Fällen wird die zuverläſſige Folge eines ſtändigen Surrogats für die Dieten ſeyn: Laulichkeit, Saumſeeligkeit und Sorgloſigkeit im Betrieb des Geſchäffts.

Mit Sporteln iſt's ganz was anders. Dieſe ſollten allenthalben bey Juſtiz und Kameral-Beamten und Kollegien zwar nicht abgeſchafft, aber doch der Herrſchaft verrechnet werden; dagegen würde den arbeitenden Perſonen ihr Gehalt erhöht, und außerdem ihnen noch ein ſolcher verhältnißmäßiger geringer Theil an den eingehenden Sporteln gelaſſen, welcher zwar hinreichte ſie im Ganzen von Trägheit abzuhalten, im einzelnen aber nicht bewegen könnte Sachen zu verſchleifen, oder guten Einrichtungen welche den Quellen von Uebeln und Sporteln entgegen wirken ſollen, zuwider zu ſeyn.

Noch beſſer vielleicht, wenn ein Theil der eingezogenen Sporteln jährlich zu Prämien für die beſtimmt würden, welche die meiſten Prozeſſe geendigt und welche die beſte Policey-Anſtalten getroffen hätten, (es verſteht ſich daß ſolche Urtheile, wovon appellirt worden, nicht zu den gehören wodurch der Prozeß geendigt wird und daß Policey-Anſtalten, womit ein groſſer Theil des Publikums unzufrieden iſt, ſo lange dem Urheber nicht zum Verdienſt anzurechnen ſey, bis der Nutzen auſſer allen Zweifel geſetzt worden iſt,) den Renten-Beamten, bey welchen die wenigſte Rechnungs-Mängel gefunden worden ꝛc.

LXXX.

Fallimente, Wucher, Pfandhaus-Anſtalten. Hoher Güter Preis und niedrige Zinſen, beydes nicht immer ſichere Kennzeichen des Wohlſtandes.

Die Konkurſen der Glaubiger können der Regierung einen fortdaurenden trefflichen Unterricht von den das Vermögen der Unterthanen zerrüttenden herrſchenden Uebeln geben, wenn die Beamten angewieſen werden, bey dieſen Fällen den Urſachen des Falliments gründlich nachzuforſchen und ihre Beobachtungen beſonders zu berichten.

Im Fürſtl. Heſſen Caſſeliſchen ſoll bereits eine ſolche Einrichtung, welche Nachahmung verdient, getroffen werden ſeyn.

Zu ſtrenge Fallimenten-Ordnungen haben viel gegen ſich; was ſie auf der einen Seite nutzen, das und noch mehr ſchaden ſie auf der andern. Der Geiſt der Unternehmung wird geſchwächt — und der Wucher nebſt der Verſchwendung mehr befördert als unterdrückt. Das Geſetz daß die Frau ihr Eingebrachtes bey einem Falliment retiriren kann, macht die Gläubiger vorſichtig und beſchränkt alſo den Credit des Verſchwenders, erhält manche unglückliche Familie für dem gänzlichen Verderben, und doch hält man es heutiges Tags meiſt dafür, es würde vorträglich ſeyn daſſelbe aufzuheben. Einzelne Fälle veranlaſſen oft ſolche Geſinnungen mehr als tiefer Blick ins Ganze. Die Geſetzgeber und ihre Handlanger gehören auch zuweilen mehr zur Claſſe der Gläubiger als der Schuldner, leidet einer oder der andere durch ein Falliment Schaden, ſo wird er dadurch ohnbemerkt zur Härte geſtimmt. Freylich iſt's ein Unglück, wenn einer das Kapital verliehrt, der daſſelbe ohne Wucher ausgeliehen hat, öfterer iſt es aber auch Unvorſichtigkeit und noch öfterer Wucher.

Wer unmäßige Pro Cento verſpricht, iſt entweder Verſchwender; Betrüger; Beängſtigter; ein Waghals; oder ein ehelicher Mann, der einen gewiſſen großen Gewinn voraus ſieht, den er aber aus Geld-Mangel nicht machen kann. Der, welcher ihm auf dieſe Bedingung lehnt, iſt entweder ein Wucherer, welcher darauf rechnet, wenn ihm von ſolchen Wagſtücken unter mehreren nur eines glückt, ſo erſetze es ihm den Schaden der andren; oder es iſt ein unvorſichtiger geldgieriger Dumkopf; oder es iſt auch ein ehrlicher Mann von Einſicht, welcher zwar Vermögen hat, doch nicht überflüſſig, er ſieht die ſtarke Vermuthung ein, daß ein andrer mit dieſem Geld was Anſehnliches gewinnen kann, entſchließt ſich alſo in dem Fall es mit ihm zu wagen, wenn er ihm anſehnliche Pro Cento verſpricht. In allen dieſen Fällen iſt der üble Ausſchlag ſelbſt entweder gerechte Strafe oder Unglück, weshalb keiner dem andern etwas vorzuwerfen hat. Wozu dient dann nun noch die beſondere Strafe des Schuldners? wenn er ſich ſonſt keinen formlich hinterliſtigen Betrug hat zu Schulden kommen laſſen?

Der Großherzog Franz der 1te zu Toscana verordnete: wer Banquerot mache, ſolle ſich binnen 3 Tage in ein öffentlich Gefängniß ſtellen und dort rechtfertigen, ſonſt würde er peinlich behandelt werden, Vater Großvater, Sohn und Enkel mußten mit Perſon und Gut für den Banquerot haften, wenn jene nicht ein Jahr vor dem Falliment proteſtirten, daß ſie nicht dabey intereſſirt ſeyen und dieſe nicht noch unter väterlicher Gewalt ſtunden. Betrügeriſche Banquerotirer wurden mit ihren Söhnen auch wann ſie nach dem Banquerot gebohren waren, für unehrlich erklärt. Die Folge war große Beſtürzung und Abzug vieler Kaufleute.

Teutſcher Merkur 1783. 2. Jahr.

Die Auflöſung der kürzlich von Wien aus durch die politiſche Zeitung aufgeworfenen Preißfrage: was iſt Wucher und wie iſt demſelben ohne Strafgeſetz am beſten zu begegnen? wird uns hoffentlich über dieſen wichtigen Gegenſtand belehren.

Die Gränzen wo ein Darlehen Wucher wird mag ſchwer praktiſch zu beſtimmen ſeyn. Hat Jemand vollkommne Sicherheit in Anſehung des Kapitals und verlangt doch noch übergewöhnliche Zinſen, ein ſolcher begeht allerdings Wucher, in ſo fern er einen Theil ſeines Vermögens zu dergleichen Ausleihen beſtimmt hat. Aber wenn das der Fall nicht iſt, wenn er ſein Vermögen im Handel oder einem Gewerbe ſtecken hat. Auf dringendes Bitten eines Freunds nimmt er ein Kapital das ſchon eine ſolche Beſtimmung hatte und lehnt es demſelben. Iſt derſelbe ein Wucherer wenn er ſich übergewöhnliche Zinſen ausbält? Können ſolche Zinſen bey all dem nicht bloß Entſchädigung ſeyn? Hatte der Glaubiger nicht ſeinen freyen Willen es nicht anzunehmen, und da der Verlehner ebenfalls zum Auslehnen nicht gezwungen werden kann, war es nicht noch allemal Gefälligkeit, daß er des Glaubigers halber in ſeinen Geſchäfften eine Aenderung vornehme, eine Gefälligkeit deren Werth ſelten ein andrer als der Ausleiher ſelbſt ſchätzen kann?

Wohl ausgedachte Pfand-Haus-Anſtalten mögen noch das beſte Mittel gegen den eigentlichen Wucher ſeyn.

In Städten worin Handel und Gewerbe ſtark blühen oder blühen könnten, ſind dergleichen Anſtalten von unwiderſprechlichem Nutzen. In kleinen Städten und auf dem platten Lande ſind mehr Bedenklichkeiten damit verbunden.

Die dadurch verſchaffte Leichtigkeit Geld aufzunehmen wird ein ſtarker Reitz zu Verſchwendung. Wenigſtens müſte hier jeder Glaubiger einen von der Obrigkeit für tüchtig erkannten Burgen ſtellen, daß er das Darlehn gut anwenden werde.

Man hält gemeiniglich den hohen Werth der Grundſtücke für den ſicherſten Maßſtab des Wohlſtandes, und eben ſo die Leichtigkeit Kapitalien gegen geringe Zinſen zu erhalten.

Mir iſt eine Gegend bekannt wo beydes angetroffen wird, und wo doch beydes das Verderben der Landleute offenbar befördert. Reiche Leute einer benachbarten groſſen Stadt ſuchen angelegentlichſt ihre Gelder gegen Verpfändung ländlicher Güter und Häuſer auszuleihen. Der Bauer der dieſes weiß, bietet bey jedem Güter-Verkauf ohnbeſonnen drauf los und brüſtet ſich mit ſeinem Eigenthum. Der Vermögende kauft nichts, entweder hat er ſchon Beſitzungen genug oder er berechnet zu gut daß ihm die Güter den Ankaufs-Preiß nicht erſetzen. Hingegen der Mittelmann und Arme wetteifern. Jeder weiß daß er das Geld geborgt erhalten kann. Geſetzt auch er bekommt es nicht alles ſo verkauft er wieder einige Stücke und löſt davon ſo viel als ihm noch abgeht. Die ohnvermeidliche Folge iſt, daß nach und nach die allermeiſten Grundſtücke mit unerträglichen Schulden belaſtet werden. Der Beſitzer muß ſo viele Zinſen bezahlen daß er bey eintretenden Unglücksfällen ſich nicht erhalten kann. So lange dieſe Kaufwuth ſo fort geht kann er ſich noch durch Verkauf einigermaßen helfen. Allein die Zeit muß einmal kommen daß vielen die Augen aufgehen — daß ſie ſehen welcher armſeliger Behulf mit dem Beſitz verſchuldeter Güter verbunden iſt. Oder auch ein ausbrechender Krieg und andere Zufälle ändern das Syſtem der benachbarten Städte; ſie ziehen ihre Kapitalien ein und nun verſchwindet alle Täuſchung. Das Unglück wird allgemein. Der Werth der Güter muß ausnehmend fallen und die Zinſen müſſen ſteigen. Abermal ein Beyſpiel wie behutſam man ſeyn muß allgemeine Grundſätze ohne Einſchränkung anzunehmen.

LXXXI.

Sollte die Kammer der Aufſicht des Regierungs Kollegs untergeben werden?

Nach Schloſſern, im Journal v. u. f. Deutſchland, ſollte die Rentkammer unter der Regierung ſtehen, aber bloß zur Aufſicht, übrigens wäre ſie dem geheimen Rath allein untergeordnet. Sie hätte mit nichts zu thun als mit Verwaltung der Fonds, den Domainen, den Fürſtl. Einnahmen und Ausgaben, dürfte keine Schatzung ausſchreiben und umlegen, ſondern nur die ausgeſchriebne erheben. In Staats-Oekonomie-Zunft-Fabrik-Sachen u. ſ. f. dürfte ſie ſich unmittelbar nicht — ſondern nur durch Anträge an den geheimden Rath einmiſchen, welcher ihre Propoſitionen der Regierung zur Deliberation und nach Umſtänden zur Ausführung übergebe. So würde dann die Kammer wieder das, was ſie freylich in älteren Zeiten gemeiniglich war: Rechnungs-Kollegien etwas mehr als Juſtificaturen und Buchhaltereyen. Gelehrte Kameraliſten würden dann beſſer zur Regierung zu verweiſen ſeyn, wenigſtens wäre Einer bey der Kammer genug.

Dem geheimen Rath ſind alle Kollegien untergeben, aber Regierung und Kammer laſſen ſich nie weder vereinigen noch leztere erſterer ſubordiniren oder auf irgend eine Art zur Aufſicht untergeben. Nicht vereinigen weil der Fiscuscameralis bey der Regierung in ſo weit dieſelbe zugleich Juſtizſtelle iſt Recht zu nehmen hat, nicht untergeben, weil die Regierung auf dieſe Art ein nachgeordnetes geheimde Raths-Kolleg werden würde. Sobald dieſelbe eine Aufſicht über die Kammer bekommen ſoll, ſo muß dieſe Aufſicht des Zuſammenhangs wegen ſich über das Ganze erſtrecken oder es werden eine Menge Unvollkommenheiten und Widerſprüche entſtehen. Soll ſie die Aufſicht über das Ganze haben, ſo tritt ſie an die gegenwärtige Stelle des geheimden Raths und dieſer wird nur eine Stufe weiter hinaufgerückt, alſo auch abermahl etwas weiter von einer Einſicht in das Detail entfernt.

Das Finanzfach dieſer weſentlichſte Gegenſtand der Verantwortung eines Regenten (als Oberrichter hat er weit weniger Verantwortung, wenn er nur wie man zu ſagen pflegt dem Recht den Lauf läſt,) dieſer ſollte ſo weit von demſelben entfernt der Aufſicht eines dem geheimen Rath untergeordneten Kollegs übergeben werden! Die Abſicht welche Schloſſer mit dieſem Vorſchlag zu erreichen ſucht, nämlich daß die Beamten nicht den Befehlen zu vieler Kollegien unterworfen würden, iſt viel leichter und beſſer zu erreichen, wenn man in den Aemtern Juſtiz- und Renteyſtellen ſo viel möglich trennt, und übrigens darauf ſieht, daß die Kollegien in allen Angelegenheiten deren Gegenſtand einigermaßen zwiſchen beyden liegt, freundſchaftlich communiciren, auch nach Umſtänden zuſammen treten und die Sache mit einander in Ueberlegung nehmen.

LXXXII.

Unterſchied zwiſchen Jagd- und Wildliebhaberey.

Der Regent eines waldichten wilden Lands that ſeinen Unterthanen eine Wohlthat und erfüllte eine ſeiner weſentlichſten Pflichten als er daſſelbe durch Jagd von wilden Thieren reinigte. Gerade ſo viel übeler handelt nun der Regent eines kultivirten Landes wenn er die Jagd übertrieben liebt, wenn ſein Bauer das wilde Schwein, welches deſſelben Felder durchwühlt ſo wenig beleidigen darf, als ein Siameſer den — ſeine Erndte zertretenden königlichen Elefanten. Dieſe Jagd und Heegliebhaberey iſt ganz der Gegenſatz von jener zweckvollen Jagd Neigung der Alten. Man ſollte ſie zum Unterſchied Wildliebhaberey nennen.

LXXXIII.

Wem der Eingang in den Dienſt zu erſchweren iſt.

Leuten, welchen es nicht nur an beſonders hervorſtechenden Talenten, ſondern auch an Vermögen fehlt, ſolte der erſte Eintritt in den Civil Dienſt möglichſt erſchwert werden. Schwache Köpfe der Art finden es hernach weit übler wenn ſie nicht genau in der Ordnung mit andren befördert werden, als wenn man ſie gleich Anfangs abweiſt, und was daraus erfolgt, wenn Bedienungen, ohne Rückſicht auf Geſchick oder Neigung, vergeben werden, bedarf keiner Erklärung. Perſonen, denen es an Vermögen fehlt, beträchtliche Verwaltungen anvertrauen, heißt oft eben ſo viel, als Butter an Feuer ſetzen, und verlangen, daß ſie nicht ſchmelze *) — dann gar, wenn kei-

---

*) Eine Gleichniß, welche die Indianer brauchen, wenn von der Freyheit des europäiſchen Frauenzimmers die Rede iſt

keine hinreichende Beſoldung mit der Stelle verknüpft iſt.

LXXXIV.

Verſchlag zu einem Kameraliſtiſchen Handbuch.

Noch fehlt uns ein kameraliſtiſches Handbuch, worin die Grundlagen zu allerley Ueberſchlägen und Berechnungen nach dem Alphabet anzutreffen wären. Darin müßten keine Erklärungen, Beſchreibungen wie in andern Wörterbuchern vorkommen; ſondern alles handelte blos von Zahl, Maaß und Gewicht. Z. B. Ein Acker, enthält in dem Land ſo viel Ruthen, die Ruthe ſo viel Fuß, dieſer ſo viel Pariſer Zoll, darauf wird gemeiniglich geſäet von dieſer und jener Frucht ſo viel, geerndet ſo viel; ihn zu pflügen ꝛc. braucht man ſo viel Zeit. Die ganze Beſtellung koſtet ſo viel ꝛc. Brod, ſo viel Pf. Korn geben ſo viel Pf. Brod. Dach, die Quadrat Ruthe zu belegen koſtet ſo viel Ziegel. ꝛc.

Man hat jetzt eine Menge Schriften, woraus ein fleißiger Mann ſchon ein ſehr brauchbares Handbuch der Art ausziehen könnte.

Jeder praktiſcher Kameraliſt würde es ſich durchſchieſſen laſſen und unter der Hand vervollſtändigen. Nach Verlauf einiger Jahre würde es dann an Beyträgen zu einer zweyten Auflage nicht fehlen, und ſo könnte daſſelbe immer vollkommner werden.

LXXXV.

Unter welchen Umſtänden der einzelne Kammer-Rath ſich möglichſt enthalten ſoll Neuerungen zu veranlaſſen.

Eine ſehr wichtige Klugheits-Regel iſt:

Der einzelne Rath eines Kammer-Kollegs, welcher ſich weder eines ſtarken Einfluſſes auf die Untergebne noch eines beſondern Zutrauens des Direktors bewußt iſt, meide ſo viel möglich Neuerungen zu veranlaſſen. Die beſte Plans ſcheitern, wenn man blos [illegible] zu Werk gehen muß, oder wenn man nicht auf die vollkommenſte Unterſtützung rechnen kann. Die größte Verlegenheit erfolgt oft, wenn man abgehalten wird, die Ausführung vollſtändig zu machen, gemeiniglich wird es dann übler als es war. Der redliche Neuerer verwünſcht den Anfang, und ſeine Feinde frolocken.

LXXXVI.

Eine andere Klugheits-Regel: Nicht alles ſelbſt thun wollen.

Eine andere auch wichtige Regel iſt:

Bey allen was man durch andere machen laſſen kann, muß man die Mühe ſparen es ſelbſt zu thun *)

Wer alles ſelbſt machen will, verliehrt über die Beſchäfftigung mit dem Einzelnen den Kopf für das Ganze, eben ſo wie der Oficier welcher in das Glied eintritt um mit zu feuren.

Mit aus dieſer Urſache thut es ſelten gut, Kunſtverſtändige, am wenigſten mehrere eines Fachs in die Kollegien zu ziehen. Wenigſtens müſſen ſie ſich als Räthe des Glaubens begeben, den ſie als Sachverſtändige verdienen. Sie können zu ſelten für ganz unparteyiſch angeſehen werden. Die Anhänglichkeit an einmal angenommene Grundſätze beſtimmt gemeiniglich ihr Gutachten. Sind nun die andern Räthe nicht gleiche

Ken-

---

*) Les loiſirs d'un Miniſtre.

Kenner, ſo iſt ihre Stimme nicht, was ſie ſeyn ſollte, ſondern bloß die Aeußerung daß man im Vertrauen auf die Kenntniß des Herrn Kollegen ihm beytrete. Iſt einer da, welcher gleiche Kenntniſſe beſitzt; ſo wird derſelbe gemeiniglich anderen Grundſätzen anhängen, und nun entſteht oft unnützer Zwiſt worüber die Sachen leiden.

Alſo ein kunſtverſtändiger Rath als ſolcher, ſollte nie votiren, ſondern nur berichten. Weicht er von der Meynung anderer Sachverſtändigen ab, ſo ſollte ein anderer Rath den Vortrag thun, und das Kolleg wenn der Gegenſtand von Wichtigkeit und nicht ganz klar wäre, nach Vernehmung mehrerer, die Meinung auswählen, welche von den meiſten Experten behauptet wurde.

LXXXVII.

Was am beſten ſey: Die Acten vor oder nach dem Vortrag circuliren zu laſſen?

Was iſt bey einem wichtigen Gegenſtande beſſer: erſt referiren und dann die Acten circuliren laſſen, oder umgekehrt: erſt circuliren laſſen und dann referiren? Ich glaube in der Regel: letzteres.

Das referiren vor dem circuliren nimmt die Zeit unnütz weg. Die Aufmerkſamkeit iſt bey einigen die ſich darauf verlaſſen, die Sache werde vor dem votiren noch circuliren gering, und andere die ſich einbilden, ſie hätten die Sache beim Vortrag ſchon eingeſehen, leſen die Acten hernach ſchon mit vorgefaßter Meinung. Doch ſeye dieſes nur Regel. Die Direktion muß wiſſen, wenn ſie davon eine Ausnahme machen ſoll. Bemerkt dieſelbe z. B. daß der Referent im Vortrag bey gewiſſen Puncten enthuſiaſtiſch, eifrig, leidenſchaftlich ſich ausdrückt, ſo hat ſie nach Umſtänden Urſach zu beſorgen, daß ſein auch gut gemeinter Eifer ihn verleitet haben könne, den Gegenſtand hier oder da zu einſeitig zu betrachten. Die übrige Räthe werden dieſes auch bemerken, oder es kann ihnen auf eine anſtändige Art bemerklich gemacht werden. Nun iſt es bedenklich, gleich zur Deliberation überzugehen. Der Referent iſt, wie voraus zu ſehen, zu ſehr von ſeiner Meinung eingenommen und die andern ſind nicht genug vorbereitet, und werden alſo leicht irre geführt. Hier wird alſo beſſer abgebrochen. Die Acten circulieren. Jeder hat nun Gelegenheit für ſich allein mit Mühe die Sache zu prüfen. Bey dem Referenten verraucht indeſſen auch der erſte Eifer in etwas. Nun erfolgt eine gemeinſchaftliche Deliberation und dann werden die Stimmen geſamlet.

Ueberhaupt iſt das Deliberiren im Kolleg von groſſer Wichtigkeit, es bringt oft von Ideen ab, oder erweckt neue. Eben deswegen muß es wol vom Votiren unterſchieden werden. Alle Anträge vor- und während der Deliberation ſollten blos problematiſch gefaßt ſeyn, damit jeder, ohne die mindeſte Beleidigung der Eigenliebe, ſeine Geſinnung wieder ändern könne.

LXXXVIII.

Man ſollte von Zeit zu Zeit berechnen laſſen was eine ordentliche Haushaltung jeder Diener-Klaſſe zu unterhalten koſtet.

Was koſtet eine ordentliche Haushaltung jeder Klaſſe der Dienerſchaft bey dieſem oder jenem Preis der erſten Bedürfniſſe? Dieſe Frage ſollte in jedem

Staat von Zeit zu Zeit durch gründliche Berechnungen beantwortet werden. Man müſte dann feſtſetzen, welche Klaſſe heurathen durften, und wie viel Kinder als eine Mittel Zahl anzunehmen ſeye. Dieſe Berechnungen dienten zu Grundlagen der Beſoldungs-Regulative, deren Mangel, es ſey im zu wenig oder im zuviel immer verderbliche Folgen fur den Staat erzeugen.

Aehnliche Berechnungen über Taglöhner, mittlere und vermögende Bürger und Bauersleute würden in anderen Rückſichten, beſonders bey Betrachtungen über die Abgaben, nützlich ſeyn.

Die beſte Art ohne groſe Koſten und Weitläuftigkeiten dazu zugelangen, waren einige Prämien für diejenigen, welche die beſten Arbeiten darüber zur Intelligenz-Anſtalt einlieferten. Ihre öffentliche Bekanntmachung enthielt zugleich eine Warnung für diejenigen, welche ausſchweifen.

LXXXIX.

Bier und Brandwein-Schank nebſt der Kramerey auf dem Lande mit der Zollerhebung zu verbinden.

Man ſollte auf dem Lande freye Krämerey und Bier und Brandeweinſchank mit der Zoll-Erhebung, wo es thunlich, zu verbinden ſuchen, zugleich aber das alles verpachten. Der Pachter kann dann eins in das andere rechnen und ein ziemlich Pachtgeld zahlen, zumal wenn die Pachtung wie es am ſchicklichſten wäre, auf Lebenslang unter behörigen Bedingungen begeben würde. Dem Reiſenden wäre dieſes bequemer als wenn er drey Häuſer durchlaufen müßte, ſich mit einem

Trunk zu laben, ein Päckgen Tabak zu kaufen und den Zoll zu bezahlen.

Nach dem Tode des Beſtänders würde das Pachtgeld nach dem Verhältniß höher geſteigt werden, als ſich der vorige dabey gut befunden hätte.

Müßte der Beſtänder auſſer einem ſtänd'gen Pachtgeld verſchiedene Artikel veracciſen, ſo würde er ſich deſto mehr für Unterſchleif hüten, wenn im Pacht Kontract die Aufhebung deſſelben nach entdeckten Unterſchleif ausbedungen wäre. Noch einträglicher könnte dieſe Operation werden, wenn ſich die Herrſchaft den Verlag dieſer Leute vorbehielte und deshalb wieder mit Kaufleuten übereinkäme.

XC.

Ein Mittel öde Bezirke anzubauen.

Ein Mittel große öde Bezirke z. B. die von Flug Sand überzogen ſind nach und nach fruchtbar zu machen. Man verändere in ſolchen Gegenden die Geldſtrafen wegen Hurerey — frühen Beyſchlafs und Ehebruchs dergeſtalt, daß jedes Paar nach Verhältniß der bisherigen Strafen ſo viel anzuweiſende Ruthen, Viertel oder Morgen in einer beſtimmten Zeit nach einer Vorſchrift urbar machen müßte. Es wären Z. B. anzuweiſen, Raſen da oder dorther zu holen, den Bezirk einzuzäunen, mit Quecken zu belegen, mit Pappeln zu bepflanzen, Waſſergräben hinzuführen. ꝛc. Das Stück welches daſſelbe ſo zu Stande gebracht, würde ihm gegen Entrichtung des Zehendens eigen. Auf dieſe Art würde alſo das Uebel wieder von ſelbſt gut gemacht. Der Staat erhielte mit jedem nicht in geſetzmäßiger Form zur Welt gebrachten Mitbürger zugleich ein neues Nahrungsſtück und die armen Liebhaber würden doch nicht durch Geld- oder Zuchthaus Strafen für ein ſo menſchliches Vergehen auf kurze oder lange Zeit elend gemacht, und doch würde dieſes ewige Denkmal vielleicht mehr geſcheut, als jene vorübergehende Ahndungen.

XCI.

Verwandlung der Einkünfte von der gemäſſigten Leibeigenſchaft in Erbzinſen.

In den deutſchen Ländern, wo die Leib-Eigenſchaft durch Frohnd-Contracte ſehr gemildert iſt, und wo ſie ſich unter andern doch deswegen nicht wol ganz aufheben läßt, weil dadurch nicht unbeträchtlichen Einkünften die doch immer ihre Beſtimmung haben, entſagt werden müßten, wornach dann mit der Zeit andre vielleicht drückendere an ihre Stelle treten möchten — in dieſen Landen könnte man doch zu Vermeidung Mißverſtands und zu Aufhebung mannichfaltiger doch nicht in die herrſchaftliche Kaſſen einlaufenden Plakereyen auch wirklicher ganzer Herſtellung der dem Menſchen ſo ſchätzbaren Freyheit den Nahmen Leibeigenſchaft vertilgen ohne etwas an den Einkünften zu verliehren.

Man berechnete den reinen Ertrag von Leibeigenſchaft an Leibsbeed, Beſthaupt und Manumiſſions-Geld von 20 Jahre im Durchſchnitte, und legte dieſes als einen Erbzins auf die Hofraithen der Leibeigenen Ortſchaften. Die Einwohner würden dieſe Veränderung ohne Zweifel mit warmen Dank annehmen, und die Kommunen einwilligen die Erhebung im Einzelnen zu beſorgen und für das Ganze zu haften. Wie ſehr würden alsdann die voluminoſen Rechnungen zuſammenſchmelzen — wie viele Mühe mit Schreiben, Rechnen und Probiren würde erſpahrt — wie viel Seufzer derer unterbleiben, die von ihrer geringen Erbſchaft das Beſthaupt und vielleicht zuweilen eben ſo viel Nebenkoſten entrichten müſſen, und die dann, wenn ſie nur in eine Stadt ziehen ein Gewerbe zu lernen, um ſich manumittiren zu laſſen oft beynah noch den Reſt eines Vermögens hingeben müſſen, das, wenn ſie es um dieſe Zeit hätten erhalten, den Grund zu ihrem künftigen Aufkommen abgegeben hätte.

Nur diejenigen, würden zu einer ſolchen Veränderung ſauer ſehen, welche einen anſehnlichen Theil ihrer Einnahme im Inventiren und Thaidigen finden. Allein ich glaube, die Leibeigene Kommunen und Aemter würden auch noch gern etwas über den Durchſchnitt zu derſelben Beruhigung hergeben, wenn ſie dadurch die Freyheit erlangen könnten.

XCII.

Kleine Herrſchaftliche Einkünfte und Befugniſſe werden am beſten an die Guts-Beſitzer verkauft.

Schon Sully hatte die Maxime: Man müſſe die kleinen herrſchaftlichen Einkünfte und Befugniſſe veräuſſern. So ſehr wichtig dieſer Grundſatz iſt, ſo wenig wird ihm doch hier und da gefolgt. Das Wort ſtändig verleitet die Kammern einen allzugroſſen Werth darauf zu ſetzen. Der Gegenſtand wird nicht aus ſeinem rechten Geſichts-Puncte betrachtet. Geſetzt die Herrſchaft hat 50 fl. Zinſen zu 2. 3. 4. Kr. zu erheben. Welche abſcheuliche Arbeit die Hebregiſter in Ordnung zu halten? und die Erhebung ſelbſt. Unbelohnt geſchieht keine derſelben mittel- oder unmittelbar. Kömmt nun einmal ein unordentlicher Rechner, oder ſind die Zinsbücher durch Alter verdorben; ſo geſchieht eine Renovation. Rechnet man die damit verbundene Koſten zu Kapital, ſo geht eine ſchöne Partie dieſer Einkünfte auf ewig verlohren, die nicht einmal gerechnet, wozu zuweilen ſelbſt bey der Renovation weder Geber noch Unterpfand auszufinden iſt.

Das iſt nun die geprieſene ſtändige Einnahme, die ſich nie vermehren, aber gar ſchön vermindern kann. Alſo ohne Bedenken dem Eigenthümer das Grundſtück verkauft, wenn er auch nur 100 fl. für 4 fl. giebt. Meiſt wird aber gern ein Capital entrichtet, deſſen Zinſen zu 2. 3. pro Cent. dem Grundzins gleichen. Die Anwendung ſolcher Kapitalien auf größere Pachten Zehnden und dergleichen wird dann in der Folge doppelt einträglich.

XCIII.

Rechner ſollten ihre Beſoldung erſt das folgende Jahr nach der Adminiſtration und richtig befundener Rechnung förmlich verausgeben dürfen.

Einem Rechner iſt unter der Bedingung ſeine Beſoldung verſprochen, daß er das anvertraute Vermögen richtig verwalte und verrechne. Alſo nur in ſo fern hat er einen gerechten Anſpruch auf den feſtgeſetzten Gehalt. Was er folglich vor Abſchluß und Juſtificatur ſeiner Rechnung darauf zurück behält, daſſelbe kann nur bedingungsweiſe geſchehen. Poſten, wovon der Eigenthümer erſt alsdann Schuldner wird, wenn vorerſt gewiſſe Bedingungen erfüllt ſind, dürfen aber nach dem gemeinen Rechnungsſtil nicht eher zur Ausgabe gebracht werden, bis die Bedingungen erfüllt ſind, inzwiſchen kann mit liquidirt werden.

Es wäre alſo nicht unbillig zu verordnen, daß kein Rechner ſeine Beſoldung in dem laufenden Jahrsgang in Ausgabe bringen dürfe, er hätte damit zu liquidiren oder welches einerley iſt, nach dem eigentlichen Rechnungs-Abſchluß ſo viel als Kaſſen Vorrath anzugeben als ſeine Beſoldung beträgt, und daß es dieſe ſey, zu bemerken, im künftigen Jahr aber dieſelbe in Ausgabe zu ſchreiben.

Geſetzt ein Rechner hat 1000 fl. Gehalt. Beym Schluß der Rechnung fehlen ihm 1000 fl. Er ſeye überzeugt, daß er ſie nicht unterſchlagen habe, aber außer Stand dieſen Mangel zu erläutern, weil ſie ihm etwa heimlich entwendet worden, oder noch irgendwo ein Rechnungsfehler ſteckt. Iſt er ein ehrliebender Mann, ſo wird er eine Quittung für die 1000 fl. Gehalt ohne ſie empfangen zu haben, ausſtellen, und ſo den Receß einſtweil decken, indem er die Gefahr ob er jenen Diebſtahl oder Irthum noch finde, billig einſtweil auf ſich nimmt, weil es doch ſeine Schuldigkeit war, genau und vorſichtig zu ſeyn. Ein confuſer, niederträchtiger oder betrügeriſcher Menſch wird ſeine Beſoldung nehmen, ſeine Rechnung mit dem propren Receß ſchließen und unter allerley Ausflüchten den Erfolg abwarten. Wüßte dieſer indeſſen daß dieſe Verausgabung verboten ſey, folglich im Fall des ſich ergebenden propren Receſſes eben ſo viel von ſeinem Gehalt zugleich für ihn mit verlohren gienge, ſo würde ſeine Aufmerkſamkeit und Abſcheu gegen propren Receß dadurch vermehrt. Ereignete ſich ein Concurs, ſo wäre die Forderung des Eigenthümers doppelt, einmal der Receß und dann der ungebührlich gezogene aber nicht in Ausgabe paſſirte Gehalt. Die Hoffnung zu einigem Erſatz zu gelangen, wäre alſo deſto größer. Endlich würde der Rechner, welcher aus bloſer Nachläßigkeit den Kaſſen-Vorrath zurück behielte davon ſo mehr abgehalten werden, weil er nicht nur denſelben ſondern auch ſeinen eignen Gehalt verintereſſiren müßte.

Dieſes Verfahren mögte vorzüglich bey ſolchen Rechner anwendbar ſeyn, von welchen meiſt nicht wol zu erwarten iſt, daß ſie ordentliche Journalien führen, d. i. die ihre Einnahmen nach vorgeſchriebenen Regiſtern erheben und von den Ausgaben ſich die Quittung ſammlen die alſo leicht unverſchuldet in kleine propre Receſſe verfallen, ſelbige aber auch leicht vor dem Schluß aus dem übrigen wieder decken können; kurz, bey Gemeinds-Rechnungen deren Rechner keine Caution ſtellen und dieſes Amt als eine gemeine Laſt gegen einen geringen Lohn tragen müſſen.

Bey herrſchaftl. Rechnern welche Journalien führen, Caution ſtellen, und wo es gewiſſermaaßen die Schuld der Vorgeſetzten iſt, wenn ein ſchlechter Menſch dazu angeſtellt wird, hat es einigen Anſtand. Die andren Glaubiger können anführen, daß ſie ſo weniger Bedenken hätten haben können denſelben etwas anzuvertrauen, da ihm die Herrſchaft ſo viel anvertraut hätte. Inzwiſchen ein öffentlich bekannt gemachtes Geſetz würde auch dieſen Anſtand heben. Mit der Billigkeit kommt es ohnehin nicht überein dem Eigenthümer zuzumuthen ſeinen Verwalter noch dafür zu bezahlen, daß er ihm ſo und ſo viel unterſchlagen habe.

Das wäre eine andre Frage wenn der Eigenthümer im Concurs nach eingeklagter ganzer Forderung und projectirter Austheilung wirklich ein mehreres erhielte, als der propre Receß mit Zinſen austrüge, ob nicht in dieſem Fall der Ueberſchuß der Maſſe zu überlaſſen ſeye, wenigſtens fiele damit der Einwand ganz weg, daß der Eigenthümer mit dem Schaden der andren Glaubiger reicher geworden ſey.

XCIV.

Die beſte Prüfungsart gemeiner Rechnungen.

Die weſentlichſte und zuverläſſigſte Prüfung gemeiner Rechnungen beruht darauf, daß dieſelbe vor der Abhör der ganzen Gemeinde vorgeleſen und jedem erlaubt wird, mit Anſtand Erinnerungen zu machen, auch Rechnung und Urkunde ſelbſt einzuſehen. Iſt man verſichert, daß dieſe Handlung in der Ordnung geſchiehet, ſo kann man in der weiteren Prüfung ſchon unbeſorgter ſeyn. Eiferſucht, Neid, Rechtſchaffenheit und Liebe für das gemeine Beſte verbunden mit den genaueſten local und perſonal Kenntniſſen treten hier gemeiniglich, wo nicht alle doch einzeln, als Monenten auf. Bloß Auszüge und Repräſentanten ſind dazu nicht hinreichend. Gemeiniglich haben die Rechner und ihre Verwanden zu viel Einfluß auf die Auswahl derſelben. Es muß ein Tag ein vor allemal zu dieſer Handlung beſtimmt und jedem Glied der Gemeinde beyzuwohnen erinnert und verſtattet ſeyn — auch müſſen deſſen Erinnerung völlig die Kraft eines Mit-Eigenthümers und Principals des Rechners haben.

XCV.

Ueberzahlungen derſelben gleich unter die Gemeinden auszutheilen.

Oft pflegen Rechner der Kommunen zu überzahlen. Dergleichen Ueberzahlungen müſſen ſogleich nach dem Rechnungs-Abſchluß unter die Gemeinde vertheilt und vor der Abhör auf ein eigenes Regiſter erhoben werden. Dieß thut treffliche Wirkung indem es die Kontribuenten antreibt herrſchende Unordnungen anzuzeigen.

XCVI.

Vom Handlen der Verwalter auf Glauben.

Buch der Könige Kap. 12. V. 15.

„Auch durften die Männer nicht berechnen, denen „man das Geld thät, daß ſie es den Arbeitern gaben „(am Hauſe des Herrn) ſondern ſie handelten auf „Glauben.“

Wo geſchieht ſo was jezt? und doch möchte ſich der Eigenthümer zuweilen beſſer dabey finden, als bey den künſtlichſten Rechnungen, wenigſtens gewiß ungleich beſſer als bey unvollkommenen Rechnungs Einrichtungen.

XCVII.

Vorſchlag das Rechnungsweſen durch gewiſſe Verträge mit den Rechnern zu vereinfachen.

Sollte ſich nicht viel Rechnungsweſen erſpahren laſſen, wenn mit dem Rechner über alle ſtändige Einnahme und Ausgabe dergeſtalt contrahirt würde, daß er deren Erhebung und Berichtigung ohne weitere Verrechnung beſorgte. Den Partien, welche an ſolche

Rechner, das Ihrige zu empfangen gewieſen würden, wären von den Empfangs Terminen zu benachrichtigen und ihnen zugleich anzufugen, daß wenn ſie vier Wochen nach dieſem Termin nicht bezahlt ſeyen und verſäumten es anzuzeigen, ſie ſich alsdann lediglich an den Rechner zu halten hätten. Den Partien, welche an gedachten Rechner zu zahlen hätten, wäre der Vertrag auch bekannt zu machen, mit dem Anfügen, daß die Nicht-Erhebung dem Eigenthümer nichts präjudicire, indem der Rechner in dieſem Stücke nur Pachter ſeye. Daß bey dem allen der Rechner verbindlich bleibe in vorkommenden Fällen, wo es erforderlich ſey, über jeden einzelnen Poſten Rede und Antwort zu geben; und daß er am Schluß aller ſeiner Rechnungen des Einnahms und Ausgabs Inventarium das er empfangen zurückliefern müſſe, verſteht ſich von ſelbſten.

XCVIII.

Natural- und Geldberechnungen ſollten verſchiedenen Perſonen übertragen werden.

In einem Lande, worin die Natural-Einkünfte etwas beträchtliches ausmachen, ſollte die Verwaltung und Berechnung derſelben durchaus von dem Kaſſeweſen und der Geldberechnung abgeſondert ſeyn. Auf dieſe Art könnte ein Frucht-Verwalter zwey, drey dergleichen Aemter verſehen, und ſo auch ein bloßer Kaſſier.

Der Mann der nun allein mit der Frucht zu thun hätte, könnte dieſen Artikel weit beſſer verwalten, als derjenige, welcher zugleich für Geld-Einnahme und Ausgabe zu ſorgen hat. Obgleich ein ſolcher kein Geld einzunehmen hätte, ſo müßte er doch den Erlös aus den Früchten nach dem Verkauf als Controlleur zur

Rechnung bringen, nicht nur zur Kontroll gegen den Kaſſier, ſondern auch damit er ſelbſt, welchem hauptſächlich der Verkauf oblåge, dadurch Gelegenheit habe, ſeine Verdienſte zu zeigen.

Dieſer Umſtand iſt ſo unbedeutend nicht als er ſich anſieht. Der bloße Kaſſier, welcher auf keinen weiteren Verdienſt, als Ordnung und Rechtſchaffenheit Anſpruch machen kann, erhålt gar oft, wenn er unterſtützt von guten Verwaltungen die Wünſche des Eigenthümers befriedigt, diejenige Belohnung, worauf im Grunde nicht er, ſondern der Verwalter Anſpruch zu machen hat.

XCIX.

Pråliminar-Syſtem.

Der groſe Sully ſagt vortrefflich in ſeinen Memoires:

> Ohne Pråliminar-Syſtem muß man nothwendig entweder als ein Blinder oder als ein Betrüger arbeiten.

Keine kürzere und nachdrücklichere Empfehlung konnte dieſes wichtige Rechnungs-Stück erhalten, und doch iſt nach dem gemeinen Kameral-Rechnungs-Stil nichts weniger weſentlich erforderlich als eben dieſes.

C.

Wodurch der Kameraliſt vom bilanziren und ſpekuliren abgehalten wird, und weswegen Pachtungen demſelben und ſeiner Herrſchaft am vortråglichſten ſind.

Der Kaufmann unterhålt nicht mehr Gehülfen als er ſelbſt überſehen kann und wåhlt dazu ſolche, worauf er ſich verlaſſen kann. Dieſen vertraut er vieles vom Detail an. So behält er Zeit zum bilanziren und ſpeculiren.

Der Kameraliſt muß auch die kleinſte Handlung, welche in den Vermögens-Stand Einfluß hat mit Beweiſen der Richtigkeit belegen. Dieß nimmt ihm Zeit und Kopf zum bilanziren und ſpeculiren. Der Kaufmann arbeitet alſo als ein Genie das ſich mit Kleinigkeiten nicht abgiebt. Darin kann ihm der Kameraliſt zu ſelten folgen. Eben von der Beſorgung der Kleinigkeiten hängt zu oft ſeine Ehre und Vermögen ab. Alſo nichts beſſer für ihn und die Herrſchaft als Pachtungen und möglichſte Einfachheit im Revenuen Syſtem, dann erſt kann auch ſein Genie nutzen. Nun ſucht er auf wo Fehler ſind und wo ſich Verbeſſerungen anbringen laſſen. Hier überſchlägt er nur ſtatt pedantiſch zu berechnen, genug wenn ſein Ueberſchlag ſeine Vermuthung begründet. Genauere vorläufige Berechnungen veranlaſſen nur Zeitverſchwendung auf Koſten der Entſchließung, dazu iſt es noch Zeit wenn die Haupt-Sache entſchieden iſt, oder wenn es verlangt wird, die Folgen genau darzulegen und auch dann iſts verdrüßlich ſich mit Brüchen herum zu zerren, wenn ſie nicht der Multiplication wegen nöthig ſind.

CI.

Mit Pacht verbundene Verwaltungen, beſonders bey Eiſenwerken.

Es iſt zu bewundern, daß die Art Verwaltungen welche mit Verpachtungen verbunden ſind, nicht öfterer eingeführt werden, da ſie doch ohne Zweifel in vielen Fällen der einfachen Verwaltung und Verpachtung vorzuverzwichen ſind. Zum Beyſpiel: Man verpachtet einen Zehnden oder andre Gefälle welche einer Verbeſſerung fähig ſind dergeſtalt auf beſtimmte Zeit, daß der Beſtänder ein gewiſſes leidliches Pachtgeld giebt, daneben aber ordentliche Rechnung führt und den Ueberſchuß mit dem Eigenthümer theilt.

Man gebe den Zöllnern und Accisheebern von dem was ſie über den gemeinen Durchſchnitts-Ertrag einbringen eine ſich proportionirlich verſtärkende Proviſion, oder damit ſonſt verhältnißmäßiges Antheil. Schreber empfiehlt dieſe Art Pachtung in ſeiner Abhandlung von Kammer-Gütern, und ich habe Proben angeſtellt, welche alle Erwartung übertreffen.

Es laſſen ſich die Haupt-Abſichten welche man dabey hat, nämlich die vorhandenen Unvollkommenheiten und Unrichtigkeit unter beſtändiger Einſicht in den wahren Ertrag beynahe ohne Koſten und Gefahr zu verbeſſern noch unter allerley Veränderungen erreichen. Z. B. Die Herrſchaft beſitzt ein Eiſenwerk, Hol-Ofen und verſchiedene Hämmer. Die Adminiſtration koſtet viel Gehalt und der Betrieb iſt doch wie gemeiniglich Geſchäffte geführt werden, wo das Auge des Herrn nicht allenthalben gegenwärtig iſt. Will man alles in Bauſch und Bogen verpachten, ſo iſt die Concurrenz der Pächter nicht groß, weil ein ſtarkes Vermögen dazu gehört. Der vernünftige Unternehmer bietet nicht mehr, als daß er auch bey unglücklichen Ereigniſſen wenigſtens nicht viel oder gar nichts verliere; bey glücklichen aber ſich bereichern könne.

Die Herrſchaft wird bey Unglücksfällen um Erlaß angegangen deren Beſtimmungen mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft ſind, und im glücklichen Fall erfährt ſie den wahren Ertrag nicht. Der Beſtänder ſucht nur ſeinen Nutzen in der Pacht Zeit, verabſcheut alſo alle Anlagen und Anſtalten, wovon der Vortheil nicht bald zu erwarten iſt, und erhält das Inventarium kaum in ſolchem Stande als er gezwungen iſt zu thun und es ſein eigner Vortheil mit ſich bringt. Ich würde den Hol⸗Ofen von den Hämmern trennen, und jedes folgendergeſtalt beſonders verpachten.

Jenen überließ ich bey der Steigung dem, welcher mir den meiſten Pacht per Stahl⸗ Roh⸗ und Gußeiſen böte. Nun bedürfte es nur eines oder zweener verpflichteter Perſonen, welche bey dem Ausfluß und dem Wiegen jeder Goſe gegenwärtig wären. Dem Beſtänder wäre ein gewiſſer Preis vorgeſchrieben, in welchem er das product den Hämmern abgeben müßte, und dieſen würden die Hämmer ſo verpachtet, daß ſie der oder diejenigen erhielten, welche das meiſte Stahl, den ſie zum Verſchmieden erhielten, hergeben. So oft ein Transport von der Hütte zu einem Hammer abgieng, ſo oft wären die verpflichteten Controlleurs gegenwärtig und notirten die Ausgabe. Alle dieſe Beſtände ſetzte ich auf die Lebenszeit des Pächters.

Nun bedürfte es weiter keiner herrſchaftl. Aufſicht außer bloß darauf, daß der Hütten⸗Beſtänder ehe nichts anders wohin verkaufte, bis die Hämmer verlegt ſeyen, und bey den Hämmern, daß dieſe kein RohEiſen anders woher als von der Herrſchaftl. Hütte nehmen. Dieſe Aufſicht wäre leicht zu beſorgen und bey der erſten Entdeckung eines Vergehens der Art würde der Pacht aufgehoben. Die Beſtänder würden ihren Vortheil in der Wirthſchaft mit den Materialien, in der Menge und in der

Güte, Verfeinerung und Handel der Producten ſuchen müſſen, folglich dadurch ſelbſt die Fabrik und deren Werth immer höher treiben. Eine weitere Ausführung dieſes Gedankens und des davon zu erwartenden Nutzens würden die Gränzen eines Einfalls überſchreiten.

CII.

Stoff für Schriftſteller.

Man ſollte denken, das groſe Heer der Schriftſteller müßte bald alle erdenkliche Stoffe bearbeitet haben, aber nein. Wenn ſich ein verdienter Gelehrter an einen neuen Gegenſtand macht, und Beyfall erhält, ſo zieht ſich gleich ein ganzer Schwarm ihm nach als Gehülfen, Nachbeter und nach Umſtänden, Ueberſetzer. Derer die ſich ihre eigene Wege bahnen, ſind immer nur wenige, und doch darf man ſich nur ein wenig umſehen, ſo wird man bald hier und da noch unbebaute Felder finden.

So fällt mir eben bey: würde Jemand ein vortreffliches Werk über die Liebhabereyen der Groſen liefern können, wenn er mit Philoſophiſchem Geiſt aus der älteren, mitleren und neueren Zeit diejenigen Liebhabereyen derſelben, welchen ſie mit ganzer Seele ergeben waren, auszöge, und dann die guten und böſen Ereigniſſe, welche daraus erfolgt ſind, darſtellte, endlich ſeine Abhandlung damit ſchlöſſe, daß er alle die angetroffenen Stecken Pferde muſterte und zeigte welche bisher am meiſten geritten worden, welche am wenigſten, und welche wohl noch ganz fehlten, und was davon zu erwarten wäre, wenn einſt auch dieſe angeſchafft wurden.

So wird er z. B. finden, daß der Bergbau ſelten das Glück hätte, Liebhaberey der Großen zu ſeyn, oder war er es auch hier und da, ſo verband ſich damit die Neigung zum übernatürlichen laboriren zu geſchwind. Sonderbar indeſſen daß keine Liebhaberey vom Publikum mehr getadelt zu werden pflegt, als eben das ſogenannte Laboriren, da ſie doch wenn das übernatürliche gemieden und nur verſtändige Chemiker zugezogen würden, nicht nur nicht ſehr koſtbar werden kann, ſondern auch zuweilen wie Z. B. die Erfahrung am ſächſiſchen Porzellan gelehrt hat, ſehr nützliche Entdeckungen veranlaſſet. Sollte dieſe beſondere Abneigung nicht darin ihren Grund haben, daß zu wenig Höflinge und Einwohner der Reſidenz bey dieſer ſtillen Liebhaberey einen Mitgenuß haben? Schauſpiele, Feuerwerker und dergl. zum allgemeinen Mitgenuß ausgeſtellte Feſtins werden dem Fürſten und wenn ſie Tonnen Golds koſten ehe zu gut gehalten, als ein Aufwand von wenig 1000 fl. in der Stille.

Noch eins: Eine hiſtoriſch philoſophiſche Abhandlung über die Erziehung der Großen. Der Verfaſſer forſche da beſonders bey jedem berühmten Großen nach, wie er erzogen worden, — rauh — zärtlich — ſtolz ꝛc. von vielen oder einem Hofmeiſter — welchen Charakter dieſelben hatten — ob, wie, wohin, und in welcher Geſellſchaft er gereiſt — welche Schickſale ihn in der Kindheit und den Jünglings-Jahren getroffen haben ꝛc. kurz allem was auf ſein folgendes Betragen Einfluß gehabt haben kann. So möchte ich z. B. wiſſen, ob künftige Regenten einem Hofmeiſter zu übergeben, der alle ihre Schritte zu beobachten hat, ohne den er nicht das mindeſte vornehmen darf, der wie deſſen Nachfolger den Jüngling nur mit unweſentlichen Abänderungen auf hohen Schulen und Reiſen oft bis zum Antritt der Regierung umgiebt, weil dieſe Leitung alsdann, wenn nicht Hofmeiſter und Jüngling zugleich ohnedem vortreffliche Menſchen ſind, die Folge veranlaßt, daß letzterer nie ſich ſelbſt überlaſſen, auch künftig ohne Leiter, ohne einen der ihn regieret nicht beſtehen kann, oder wann er es wagt, ſelbſtſtändig ſeyn zu wollen, aus Mangel der Uebung tauſendfältig fehlt.

Ein Regent, welcher der Natur der Dinge nach von einem Schwarm intereſſirter Heuchler umgeben iſt, hat wohl nichts nöthiger als eine vernünftige Selbſtſtändigkeit und doch wird keine Menſchen-Klaſſe gemeiniglich weniger zur Selbſtſtändigkeit angeführt und noch weniger darin geübt, als eben dieſe.

Ohnehin treffen ſie von Kindheit auf zu wenig ihres Gleichen. Menſchenkenntniß zu ſammlen muß bey bloßem Umgange mit höheren und niederen unendlich ſchwer werden.

Wäre es nun nicht beſſer, ſie vor gewiſſen Jahren ſchlechterdings nicht wiſſen zu laſſen, wer ſie wären, und ſie bis dahin in eigenen wohlgeordneten Inſtituten mit mehreren Kindern auf ganz gleichem Fuß zu erziehen?

CIII.

In der Staatsverwaltung muß ſich einer auf den andern verlaſſen.

Der Miniſter trägt das Gutachten eines Kollegs vor, und verläßt ſich in der Regel darauf, daß das Factum actenmäßig dargeſtellt ſey, doch kann er Vergleichungen anſtellen, und wird es, nachdem er Anlaß dazu hat, thun.

Der Abhörer einer Rechnung verläßt ſich auf den Momenten, doch kann und wird er, wenn er Mißtrauen hat, hier und da nachprobiren, und die Urkunden vergleichen. So geht es durch die ganze Staats-Verwaltung; von oben herunter muß ſich immer einer auf den andern vorſichtig verlaſſen. Wer vielmehr fordert, der fordert unmögliche Dinge, gemeiniglich weil er ſelbſt nicht von unten herauf gedient hat, alſo die Schwierigkeiten nicht kennt.

Im Militär iſt's eben ſo, nur daß der Vorgeſetzte mehr Einfluß auf den Untergebnen hat, ein gewiß ſehr weſentlicher Unterſchied.

CIV.

Orientaliſche Devotion.

Daß man ſich den Fürſten unterthänigſt zu Fuße legen läßt, iſt ein Gebrauch der noch ziemlich nach orientaliſcher Sklaverey ſchmeckt. Die Siamer treiben es aber doch weiter, wenn ſie ihre Devotion mit den Worten: „Ich bin dein unterthänigſter Hundsſchwanz, bezeugen.

CV.

Wie ſollen künftige Regenten reiſen?

Iſt es wohl gethan, einen Prinzen der einſt regieren ſoll, frühzeitig in fremde Länder reiſen zu laſſen? Iſt nicht Vorliebe für das Ausland und Verachtung gegen alles Inländiſche zu befürchten? Wenigſtens ſollten die Reiſen ſolcher Herrn ihren Anfang nicht eher nehmen, bis ſie vollkommen unterrichtet wären — und dann ſollten ſie nicht gleich ſo weit wie möglich geſchickt, ſondern erſt in ihrem Vaterland herum geführt werden, damit ſie nicht auswärts Dinge bewundern die eben ſo gut oder wol noch beſſer im Vaterland anzutreffen ſind, und damit ſie ſich angewöhnen zu vergleichen, und das Inländiſche nicht über das Ausländiſche vergeſſen.

CVI.

Was iſt die Etiquet?

Was iſt das:

Herrſcher aller Herrſcher vornemlich der Stolzen. Strenger Gebieter und doch erſter Liebling der Damen. Grauſames Weſen das nicht duldet, daß Kinder mit den Eltern eſſen, das auch mit Aufopferung der Geſundheit Folge fordert und erhält — das allenthalben die Geburt über das Verdienſt erhebt, das die Väter des Volks in Käfige einſchließt? Im Orient iſt's erzeugt, in Frankreich und Spanien erzogen, in Teutſchland hat es lange tyranniſirt, in neueren Zeiten aber viel von ſeiner Gewalt verlohren. Biedere freye deutſche Fürſten würden es noch tiefer beugen, wenn es ſich nicht unter den Schutz der Damens begeben hätte.

Antwort: Die Etiquette.

CVII.

Adel.

Der neue Adel iſt gemeiniglich vom alten verachtet. Warum? läßt ſich wol begreifen. Aber nicht ſo begreiflich iſt es, wenn auch Regenten den neuen Adel ohne Unterſchied geringer ſchäzen als den Alten.

Billig muß man hier unterſcheiden, den bloß durch Geld und den durch Verdienſt erworbenen Adel. Eine Privat-Perſon die ein anſehnliches Vermögen ererbt hat und nun ſich in Adelſtand erheben läßt, verdient natürlich ſchlechterdings die Achtung nicht, welche einen verdienſtvollen Staatsmann, oder Officier, oder wer es ſeye, dem der Regent zu Belohnung ſeiner Verdienſte das Adels-Diplom verehrt. Dieſe aber älteren Adlichen ohne Verdienſt bloß des jüngeren Adels wegen nachſetzen, iſt eben ſo ſeltſam als wenn man dem Sohn eines Generals, deſſen Vater Bürger geweſen, den Vorzug vor dem General einräumte, weil dieſer ein Generals und jener eines Bürgers Sohn iſt.

Der Adel, welcher Güter mit Hoheiten beſitzt, oder der ein Landes-Stand iſt, oder der, wie in einigen Staaten, ſelbſt mit zum Regentenſtand gehört, genießt allerdings in dieſem Betracht groſſe Vorzüge vor den niederen Ständen, er hat aber doch keine Urſach auf dieſe ererbte Vorzüge, ſtolzer zu ſeyn, als der reiche Bürger auf ſeinen ererbten Reichthum, der Bürgermeiſter einer Land-Stadt daß auch ſein Wort auf dem Landtag gilt, und als der unadliche Beyſitzer des Amerikaniſchen Congreſſes. Kurz nur in der Qualität gebührt ihm die Achtung welche der Beſitz jedes angeerbten Eigenthums mit ſich bringt.

Verlangt er aber Vorzüge vor dem Verdienſt, da wo ihn ſein angeerbtes Eigenthum nicht dazu berechtigt, dann begeht er eine Schwäche, und der welcher ſie ihm einräumt nicht weniger. Dergleichen Anmaßungen ſchaden dem Adel ſelbſt. Ueber kurz oder lang erſcheint ein Regent welcher einſieht, wie übel er von Leuten bedient iſt, die viel Stolz und Ahnen, aber wenige Kenntniſſe beſitzen. Er entledigt ſich ihrer, und wird wohl gar mit Vorurtheil gegen den ganzen Stand eingenommen.

Glücklicherweiſe ſind in neueren Zeiten bey vielen Höfen die Pagen abgeſchafft. Nichts war wohl dem Adel nachtheiliger als die Pagen-Erziehung. Sie lebten da beſtändig im Wohlſeyn, lernten kein Elend kennen. Sie wurden da frühzeitig mit Ränken, Verſtellungskunſt und Schmeicheley bekannt. Der äuſere Anſtand der Hof-Etiquette beſchäfftigte ſie vornemlich und ließ ihnen keine hinreichende Zeit übrig, ſich gründliche Kenntniſſe anzuſchaffen. Der Wirbel von Luſtbarkeiten ſchwächte ihre Seele und ihren Körper. Wollten ſie alſo doch im Fortgenuß ihrer Vorzüge bleiben, ſo mußten ſich ſich durch das worin ſie geübt waren, durch die Hofkünſte darin zu erhalten ſuchen. Sie hielten die Fürſten umſchloſſen und bildeten ihnen ein, Eine Menge Edelleute mache die Gröſſe, den Splendeur der Fürſten aus. Andrer unadlicher Verdienſte eigneten ſie ſich zu, oder unterdrückten dieſelben. Herzhafte, einſichtsvolle aber bürgerliche Biedermänner wußten ſie vom Hof und Vertrauen des Regenten zu entfernen.

So regierten ſie Fürſten, aber ſie ſelbſt wurden wieder von Domeſtiken und dergleichen Leuten regiert. Dieſe unterſtützten ſie und ließen es gern geſchehen, wenn ein ſolcher Liebling des Fürſten wurde. Perſonen der Art, denen es an Selbſtſtändigkeit fehlte, konnten doch ohne ſie nichts wichtiges ausführen und waren auch bald wieder zu ſtürzen.

Daher rühren jene prächtige Zeiten welche kaum verfloſſen ſind, wo Verſchwendung und Schuldenmachen herrſchte um nur falſch zu glänzen.

Eine

Einſichtsvolle Regenten bemerkten endlich den Abgrund an den ſie gezogen worden waren, die unmäßige Schulden-Laſten, ſie entfernten die Menge Müſſiggänger, und nun ſieht ſich der Adel an den meiſten Höfen in die Nothwendigkeit geſezt auch wahre Verdienſte zu erwerben um Beförderung zu erhalten.

CVIII.

Eine Vorſicht bey Brand-Aſſecuranzen.

Die Brand-Aſſecuranz-Einrichtungen ſind in Deutſchland nach und nach immer zu größerer Vollkommenheit gelangt. Man darf die verſchiedene Verordnungen der Art gegen einander vergleichen: ſo wird man Beſtätigung dieſes Satzes finden. Eine Vorſchrift ſcheint mir noch ziemlich allgemein zu fehlen: Ortſchaften, welche wenig oder kein zum Löſchen hinreichendes Waſſer in der Nähe haben, ſollten billig ausgeſchloſſen ſeyn oder eine höhere Schatzung geben.

CIX.

Vorſchläge zur Holz-Erſparung.

Bey Zunahme der Bevölkerung und der Gewerbe iſt nichts natürlicher als Abnahme der Brenn-Materialien. Gute Forſthaushaltung und Steigung des Preiſes ſind nothwendige Gegenmittel um das Product zu vermehren und den Conſumenten zur Sparſamkeit zu nöthigen.

Man ſollte aber dabey dem einzelnen Mann durch Beyſpiele vorgehen und eine wichtigere Angelegenheit aus der Holzſparkunſt machen, als gemeiniglich geſchieht. Erfindungen die dahin abzwecken nach behöriger Prüfung belohnen und für die Ausführung ſorgen. Die Einführung gemeiner Backöfen auf dem Lande hat gewiß viel Holz erſpart, und doch war dieſes nur eine Nebenſache, die Vermeidung der Feuers-Gefahr veranlaßte dieſe Policey-Anſtalt hauptſächlich.

Warum errichtet man aber nicht auch gemeine Backhäuſer in den Städten und folgt hierin dem Beyſpiel Venedigs, wo in einem ſolchen gemeinen Backhaus 150 Oefen ſind? Man hat auch gemeine Sied-Pfannen vorgeſchlagen. Wie viel Feuers-Kraft geht noch unnütz bey großen Feuerwerker verlohren, bey Hüttenwerken, Salzſiedereyen. ꝛc.

Wegen letzterer fiel mir kürzlich ein: Wenn man die Einrichtung treffe, daß über den Siedhäuſern womit man zugleich des Sodenſchmieds Wohnung verbinden ſollte, ein groß Baſſin unter dem Dach angebracht wäre, durch welches alle Kamine zögen. Aus dieſen Kaminen liefen unter dem Boden des Baſſins eine Menge Züge her, wie in den Treibhäuſern: ſo würde man dadurch die fortfliegende Hitze zur Erwärmung der Soole benutzen, die hernach ſo erwärmt auf Gradier Häuſer geleitet ſchneller ausdünſtete; und ſelbſt im Winter würde man auf die Art gradiren können.

Die Heitzung in großen herrſchaftlichen und gemeinen Gebäuden, ſollte man an denkende Köpfe dergeſtalt verpachten, daß ihnen der Durchſchnitt des Holzes gegeben würde, welches vorher gebraucht worden, und ihnen überließe außer der ordinairen wirthſchaftlichen Aufſicht Holz ſparende Oefen und Heerde zu errichten, die, wenn ſie gute Wirkung thäten, ohne ſonſt einen

Zweck zu verfehlen, nach Abgang des Pachts dem Beſtänder gegen den koſteten Werth abgekauft würden.

Sonderbar wenn man den Ofenſchürer in öffentlichen Gebäuden die Aſche zum Accidens läßt. Das heißt wohl ihr Intereſſe an die Holzverſchwendung geknüpft.

CX.

Zu Revenuen-Verbeſſerungen durch eine eigene Art Verpachtung an Kameraliſten.

Wie, wenn der Landes-Herr einen Kameraliſten von bekannten Einſichten, Thätigkeit und Redlichkeit erwählt, demſelben nach und nach ſeine Einkünfte und Ausgaben ein Artikel nach dem andern auf verſchiedene Jahre verpachtete, ſo daß ſich derſelbe unter andern verbindlich machte:

Das was dieſer Artikel bisher ertragen hätte, in dem Pacht-Jahre zu verſchaffen und zwar jedesmal voraus das Inventarium, worunter ich die Unterthanen vorzüglich rechne, nicht zu beleidigen. — Am Ende des Pachts ſeinen jährlich gemachten Ueberſchuß im Ganzen anzugeben — alle Vortheile anzuzeigen, deren er ſich bedient habe, und dann über die fernere Benutzungs-Art ſeinen aufrichtigen unpartheyiſchen Rath zu ertheilen?

Dieſer Weg Herrſchaftl. Wirthſchaft zu verbeſſern, iſt meines Wiſſens noch nirgends erwählt worden, und doch müßte ich mich ſehr irren, wenn er nicht große Vortheile verſchaffen ſollte.

Bey manchen Einkünften, deren Ertrag mehr auf Zufall als guter Prüfung beruht, könnten die Herrſchaft und der Pachter Schaden und Nutzen theilen.

Würde der Pächter am Ende ſeines Beſtands zeigen, daß er wahre Verbeſſerungen erfunden und angebracht habe, daß aber unglückliche Zufälle die einzige Urſachen geweſen, daß die Einkünfte nicht auf den vorigen Ertrag gebracht worden, und daß ſie bey dieſen Zufällen unter fortgeſetzter Verwaltung weit weniger ertragen haben würden; ſo würde es nicht billig ſeyn, ihm dieſen Verluſt allein zu überlaſſen.

Wird aber ein Kameraliſt erwählt, der die verſchiedenen Einkünfte ziemlich kennt, und ihm überlaſſen, diejenigen zuerſt zu pachten, wobey er die erträglichſten Verbeſſerungen machen zu können vermuthet und wobey er die wenigſten widrigen Zufälle zu beſorgen hat, ſo wird er künftigen Verluſt mit gemachten Gewinſt reichlich bedecken, folglich keine Entſchädigung verlangen können. Allzu veränderliche Einkünfte können in ihrem Ertrag nicht nach dem Vergangenen, ſondern nach der jährlichen Schatzung beſtimmt werden. Mit dem Pacht der Ausgaben wird es ſich nicht viel anders als mit der Pachtung der Einkünfte verhalten.

CXI.

Dorf-Schultheiſen nicht auf Lebenslang anzuſtellen.

Bauren Schultheiſen ſollten nie auf Lebenslang angeſtellt werden.

Es iſt unglaublich welchen Despotism viele derſelben ausüben und wie ſie ihre Vorgeſetzten einzunehmen

men — die Bauern aber in den Gedanken zu erhalten wiſſen, daß doch nichts gegen ſie auszurichten ſey.

Eine ſolche Stelle ſollte etwa auf 12 Jahre gegeben werden, dann würde ein neuer Schultheis angeordnet; der alte, wenn er ſich ordentlich betragen, behielte nun noch die Perſonal-Freyheit und könnte von ſeinem Nachfolger zu Rath gezogen werden. Dieſe Einrichtung würde manchen Dorf-Despoten auf beſſere Gedanken bringen. Er ſähe dann eine Zeit vor ſich, wo ſeine Herrſchaft zu Ende gehe.

Die alten waren ſehr vorſichtig in dieſem Stük, und ſetzten der menſchlichen Herrſchſucht mehr wechſelnde Aemter entgegen, als heutiges Tags.

CXII.

Intelligenz-Anſtalten noch nützlicher zu machen.

Unſtrittig haben die ſeit 30 — 40 Jahren in Teutſchland verbreiteten Intelligenz Anſtalten überaus viel Nutzen geſchafft. Sie könnten aber noch weit nützlicher werden, wenn ſich die Landesherrn derſelben mehr bedienen wollten, die Stimme des Publikums über manche Angelegenheiten zu erfahren.

Der Regent müßte kund machen laſſen:

Daß alle auf das Wohl des Lands, geſammter oder einzelner Klaſſen Unterthanen gerichtete Vorſchläge mit oder ohne Nahmen aufgenommen werden ſollten — daß es ferner jedem frey ſtehe, Policey- oder Cameral-Verordnungen, Verfügungen und Anſtalten freymüthig und beſcheiden zu beurtheilen; insbeſondere würde man ſolche Anzeigen gerne ſehen, welche die wirkliche Folgen ein und anderer Anſtalten und Verfügung zuverläßig darlegten. Wer eine Verfügung veranlaßt habe, müſſe ſie auch unter den Augen des Publikums zu vertheidigen wiſſen.

Keine Beleidigung einzelner Perſonen und keine Grobheiten, leidenſchaftliche oder allzuſeichte Raiſonnements paſſirten die Cenſur. Hingegen weſſen Aufſatz einmal die Cenſur paſſirt und eingerückt ſeye, deſſen Name ſolle niemal nachgeforſcht werden, wenn er ihn nicht ſelbſt angebe.

Gewiß dadurch erhielt der Fürſt die ſchönſte Kontroll gegen Lieblinge, Miniſtres und Kollegien.

In London wird, nach Archenholz, alles was das Publikum intereſſirt ohne Bezahlung in die Zeitungen eingerückt und gewöhnlich von der Straße aus in den im Haus befindlichen Brief Kaſten geworfen. Will ſich der Verfaſſer zu erkennen geben, ſo ſteht der Drucker unter eidlicher Verpflichtung ſeinen Namen zu verſchweigen.

Für alles was nur irgend auf eine Art für eine perſönliche Pasquill ausgelegt werden kann, muß der Drucker haften. Dann kann es der Beleidigte auf einen Proceß ankommen laſſen. Betrifft es den König oder das Parlament, ſo iſt der General Advocat Kläger; Iſt aber das geſagte nicht pöbelhaft, oder verläumderiſch und nur einigermaaßen gegrundet, ſo kann der Beklagte verſichert ſeyn, von den groſten Rechtsgelehrten des Reichs vertheidigt zu werden.

Sollten die deutſchen Intelligenz⸗Anſtalten nicht ähnlicherweiſe von der Cenſur zu befreyen ſeyn?

Noch eins: Eine Menge Verfügungen, welche in das Land ergehen, machen gemeiniglich eine abſcheuliche Schreiberey, und kommen doch nur in die Hände der Beamten, die ſie dann weiter an die Ortsvorſtände ſchicken.

Welche Menge Arbeit und Schreibmaterialien könnten erſpart werden, wenn alle ſolche Polizey und Kameral-Verfügungen, die nicht zu ſpecielle Gegenſtände betreffen, und ſonſt aus guten Gründen der Publicität nicht auszuſetzen wären, in das Land Intelligenz-Blatt, das jede Commun des Landes halten muß, eingetragen würde, nachdem jeder Orts Vorſtand benachrichtigt und befehligt worden, daß er alles was ihm darin aufgegeben werde, wie andere Verordnungen zu befolgen habe.

Die Folge wäre nicht nur eine auſſerordentliche Beförderung der einſchlagenden Geſchäffte, ſondern auch eine gewiß nützliche Controll der Pfarrer, Schulmeiſter, Förſter und anderer, welche Urſach zu beſorgen hätten, der Schultheis würde aus gewiſſen Abſichten dieſe oder jene Frage unrichtig beantworten oder ſonſt den Auftrag nicht oder ſchlecht ausrichten, würde oft nebenbey berichten. Auch in dieſelbe Lage würden die Beamten geſetzt.

CXIII.

Friſeurerin.

Mit Recht klagt das weibliche Geſchlecht, daß die Wege ſich ſelbſt zu erhalten, für ſie zu wenig ſeyen, und daß eben deswegen bey den ihnen noch überlaſſenen weiblichen der Verdienſt zu gering wäre.

In manchen ließ ſich doch wirklich beſſer für ſie ſorgen. So z. B. wenn verordnet würde, daß kein männlicher Friſeur Frauenzimmer friſiren dürfe, ſondern dieſes Geſchäffte bloß durch gelernte Frauensperſonen geſchehen müſſe. Man könnte ſie durch eine Art Innung vereinigen.

Daß ſich das Frauenzimmer im Negligée ſo nah von jungen Purſchen, die oft nicht ohne Reiz ſind, bedienen läßt, will ſich nicht recht mit jener Delicateſſe, welche die ſchönſte Zierde des ſchönen Geſchlechts iſt, vereinigen.

CXIV.

Sollte man den Zunftzwang zwiſchen den Zünften eines Landes aufheben?

Derjenige Zunftzwang, nach welchem keine Zunft deſſelben Landes in den Bezirk der andern arbeiten darf, ſcheint allerdings jene gehäßigen Folgen eines nicht genug beſchränkten Monopols: Uebernahm im Preiß, Verzögerung oder Uebereilung in der Arbeit, ſchlechte Waare, Beſchränkung der vorzüglich tüchtigen und geſchickten Handwerker, Unterſtützung der Stümpler und Veranlaſſung daß gute Arbeiter in Stümpler ausarten, nach ſich zu ziehen. Man kann vermuthen die Aufhebung dieſer Schranken würde den guten Arbeiter in Stand ſetzen, ſich immer mehr zu vervollkommnen: dahingegen der Taugenichts es ſich ſelbſt zuzuſchreiben habe, wenn er in Nahrungs Rückfall durch Eingriff anderer komme daß endlich jener der tüchtige Arbeiter deswegen gleichgültig nachſehen könne, wenn ein anderer in ſeinem Zunft Bezirk arbeite, weil er es ihm wieder wett machen darf.

All das iſt indeß doch nur eine einſeitige Betrachtung, der ſich folgendes entgegen ſetzen läßt: Der gute und fleißige Arbeiter iſt gewohnt, daß er zu Haus bey ſeinem Brod Arbeit genug hat, es wird ihm alſo der Entſchluß ſchwer fallen, derſelben nachzulaufen und ſich anzupreiſen. Dahingegen der Nichtswürdige, der in ſeinem Heimat, weil man ihn da kennt, Mangel an Arbeit hat, ſich anderwärts anbieten und den gemeinen Mann, der ſich leicht durch ſcheinbare Wohlfeile täuſchen läßt, hintergehen wird. Findet der Betrogene, daß er hintergangen worden, ſo fällt es ihm zu koſtbar ſeinen Gegentheil mit ſeiner Klage in ein entferntes Amt zu verfolgen. Inzwiſchen iſt doch dem guten einheimiſchen Arbeiter der Verdienſt entgangen, er iſt mißmüthig gemacht und glaubt ſich genöthigt, eben ſo ſchlechte Arbeit wie jener zu machen um mit dem Umherläufer Preiß zu halten.

Den Landzünften erlauben in die Städte arbeiten zu dürfen, würde gar nicht beſtehen.

Die Städtiſchen Meiſter können aus mannichfaltigen Urſachen unmöglich mit den Landmeiſtern Preiß halten. Abgaben, Lebensart, Theurung der Materialien und koſtbarerer Unterhalt laſſen es nicht zu. Die zünftigen Bürger würden dann nach und nach ſelbſt auf die Dörfer ziehen und halbe Bauern werden, alsdann aber, da ſie zwey Nahrungswege hätten, ihre Gewerbs-Producte, weil ihnen der Debit gleichgültiger worden, im Preiß erhöhen, die Stadtbewohner würden alſo ſtatt zu gewinnen, in der Folge verlieren. Stadt- und Landwirthſchaft würde ſich ſchädlicherweiſe vermiſchen. ꝛc.

Viele Monopolien ſtehen mit der geſellſchaftlichen Verfaſſung in allzugenauer Verbindung als daß man ſie ſo leicht abſchaffen könnte. Städte, ohne Excluſiva würden wohl wenige exiſtiren können. Wenn diejenigen, welche unbedingt gegen alle Monopolien ſchreyen, dieſes nur bedächten, — bedächten, daß ja ſelbſt die Ehe ein Excluſivum iſt.

CXV.

Wo die Zünfte der Fabriken vorzuziehen ſind und umgewandt.

In Ländern, in welchen die ein- und ausgehenden Waaren verzollt werden — wo die auf denſelben liegenden Abgaben, nach dem es das Wohl des Handels fordert, erhöht — gemindert — aufgehoben, auch wohl in Prämien verwandelt werden, wo der Staat oder Regent die Fabrikanten aus Magazinen und Kaſſen unterſtüzen kann, und wirklich unterſtüzt — in ſolchen Ländern ſtehen billig in Kolliſions-Fällen die Zünfte den Fabriken nach; in andern aber, wo der Unternehmer ſich ſelbſt lediglich überlaſſen iſt und ſonſt nichts auſſerordentliches für die Fabriken geſchieht, behalten die Zünfte billig die Vorzüge; derſelben Beſtand iſt darin weit zuverläßiger als der der Fabriken.

CXVI.

Verwandlung des Meiſtergelds und des Einkaufs in die Bürgerſchaft in eine jährliche Abgabe.

Zu den zweckwidrigen und verderblichen Abgaben gehören alle diejenige, welche der Staatsbürger entrichten muß, weil er ein Gewerb anfängt.

Die Gewerbe ſind als Kapitalien anzuſehen, von deren Zinſen der Staat ſein Antheil zu ſeiner Erhaltung erhält, widerſinnig iſt es alſo offenbar dieſe Kapitalien ſelbſt und zwar an der Wurzel anzugreiffen. Nach dieſem Grundſatz ſollte unter andern ein Geſelle, der Meiſter wird, weder der Herrſchaft noch der Zunft etwas bezahlen. Das, was die Gewohnheit bisher mit ſich brachte, das er zahlen müßte, ſollte man in Kapital verwandlen, und ihn ſtatt deſſelben eine verhältnißmäßige jährliche Abgabe entrichten laſſen.

Eben ſo ſollte es auch mit dem Einkauf in die Bürgerſchaft gehalten werden. Will man durch das Einkaufen Allzugering-vermögende abhalten, ſo ſollte man eine gewiſſe Summe feſtſetzen, wovon jeder überzeugend darthun müßte, daß er ſie beſitze, nicht aber dieſe Summe ſelbſt ſchwächen.

CXVII.

Ueberfluß an Geld taugt nichts.

Ueberfluß an Gelde taugt nichts, man muß deſſen dann auch deſto mehr haben, weil der relative Preiß der Arbeiten, Natur- und Kunſt-Producten damit ſteigt. Die Menſchen wenden ſich von den Künſten weg, weil ſie ſich einbilden ihr Geld erſetze alle Bedürfniſſe. — Luxus und Weichlichkeit mit allen ihren Folgen erſcheinen. — Die Begierde darnach wird durch die vorhandene Menge nur noch mehr angefeuert. Derſelben pflegt dann Menſchen-Liebe, Gerechtigkeit und Ehre aufgeopfert zu werden. Die Staats-Schulden wachſen und damit die Zahl der Gläubiger und Rentirer — wachſen nun die Einkünfte des Staats nicht in gleichem Verhältniß, ſo geräth die Nation in Verfall.

Ackerbau, Künſte und Handlung werden durch Auflagen unterdrückt.

Möſers Troſt Gründe bey dem zunehmenden Geld Mangel behandeln auch dieſen Gegenſtand 1 Th. N. XVIII.

CXVIII.

Fruchtwohlfeile und Geld Armuth, warum oft beyſammen.

Sonderbar, daß fruchtreiche und wohlfeile Jahre, ſo oft neben Geld-Armuth ſtehen. Doch ſcheint es einerley, ob man für wenig Frucht viel Geld erhalte, oder ob man dafür zwar weniger bezahlt bekomme, aber deſto mehr zu verkaufen habe.

Der Grund liegt in der Verzehrung. In wohlfeilen Jahren wird weniger verzehrt, als in fruchtreichen, man kann alſo weniger verkaufen, die Circulation des Geldes iſt folglich geringer als in theuren.

CXIX.

In den Rechnungen ſollten die Einnahm Zinſen beſchienen ſeyn.

Warum läßt man in den Rechnungen die Einnahm Zinſen ohne Beleg durchgehen und befriedigt ſich gemeiniglich damit daß nur zuweilen beſchienen wird: Die Kapitalien ſtünden noch aus? Es fehlt doch nicht an Beyſpielen daß treuloſe Rechner die anvertrauten Kapitalien gegen ausgeſtellte Mortifications-Scheine erheben, auch daß Zinſen doppelt gefordert werden. Würden die Rechner angewieſen daß ſie jeden Zins Poſten mit einem Gegenſchein des Gläubigers belegen ſollten: er ſeye für die Bezahlung quittiret worden, und wäre das erſtemal als ein Gläubiger ſo einen Schein ausſtellt die Richtigkeit ſeiner Handſchrift von ſeiner Obrigkeit beſchienen: ſo wäre vielem vorgebogen. Man wende mir nicht ein, daß dieſes mit beſchwerlichen Umſtänden verknüpft ſey. Es darf nur einmal der Gläubiger von einer ſolchen Verfaſſung unterrichtet ſeyn und der Rechner denſelben, wenn er den Gegenſchein dem Geld beyzufügen unterläßt, mit der Quittung zurück halten, ſo wird die Sache bald in behörigen Gang kommen. Stirbt nun ein Rechner oder wird unſichtbar, ſo zeigen die Gegenſcheine den Empfang der Zinſen wenn auch ſchon ein Gläubiger zufällig die erhaltene Quittung verlohren hat, da im Gegentheil letzterer unſchuldig doppelt zahlen oder nach Umſtänden ſich wenigſtens mittelſt eines Eides reinigen muß.

CXX.

Es wäre nützlich wenn die Landes-Herren ihren Anſprüchen auf gefundene Schätze gewiſſermaaßen entſagten.

Werden heutiges Tags zufällig Schätze gefunden, ſo wird ſich der Finder gemeiniglich alle Mühe geben ſeine Entdeckung zu verheimlichen. Er fürchtet den Anſpruch welchen der Fiscus darauf macht. Welche Menge der ſchätzbarſten Alterthümer, beſonders alter Geldſorten, mögen deswegen oft eilfertig dem Tiegel übergeben worden ſeyn um nicht durch Facon und Gepräg verrathen zu werden. Ich glaube die Landes-Herren gewönnen weit mehr dabey wenn ſie ihrem Anſpruch auf dergleichen zufällig ohne Zauberey gefundene Dinge, deren wahre Eigenthümer nicht auszufinden ſeyen, förmlich nur unterm Vorbehalt des Verkaufs gegen Bezahlung des inneren Werths entſagten.

CXXI.

Verordnung daß jeder der Grundſtücke außerhalb der Stadt oder dem Dorfe hat ſeine Todten dahin und nicht auf den gemeinſchaftlichen Gottesacker begraben ſoll.

Liebe zum Eigenthum, Abſcheu vor einer Verſchwendung die bis zur Aufzehrung des letzten Grundſtücks geht, ſind Eigenſchaften von unſchätzbarem Werthe, welche einem Volke beyzubringen man kein Mittel unverſucht laſſen ſollte.

Ein ſolches Mittel das unſtrittig von gröſter Wirkung ſeyn muß, deſſen Ausführung zumal in proteſtantiſchen Staaten meines Wiſſens gar keinen Schwierigkeiten unterworfen ſeyn kann, wäre folgende Verordnung:

> Von nun an ſoll niemand, der ein eigenes Grundſtück hat, auf den gemeinſchaftlichen Begräbniß-Platz begraben werden, dieſer iſt bloß allein für Perſonen, welche keinen auſſer der Stadt liegenden Acker oder Garten beſitzen, beſtimmt. Alle ſolche Grundbeſitzer haben ſich ein Familien-Begräbniß auf ihrem Eigenthum auszuwählen — ſie können es nach Gutfinden verzieren oder nicht. Nur müſſen ſie den Platz der dazu beſtimmten Obrigkeitlichen Perſon anzeigen, ihr Eigenthum beſcheinigen, und ſich gefallen laſſen daß nach

einem Augenſchein darüber erkannt wird, ob die Anlage ſchicklich und keinem Anſtand unterworfen ſey. Bey jedem Todesfall muß die Beerdigung durch verpflichtete Todtengräber in gehöriger Tiefe geſchehen.

Wer kein dazu ſchickliches Eigenthum hat, nach ſeinen Vermögens-Umſtänden aber doch eins haben könnte, oder wer ſonſt aus bloßem Eigenſinn vom alten Gebrauch nicht abgehen will, zahlt für jeden auf den gemeinſchaftlichen Gottes-Acker kommenden Körper einen Ducaten für die Armen. Will ein Guts Beſitzer einen unbegüterten Freund in ſein Familien Begräbniß aufnehmen, ſo iſt es ihm unverwehrt.

Anfangs würden freylich die Armen eine ziemliche Anzahl Ducaten bekommen. Das Inſtitut ſollte ſie aber wohl als Kapital und nicht als fortlaufende Zinſen gebrauchen: ſchwerlich wird dieſe Einnahme nach einer Generation nur noch von einiger Bedeutung ſeyn. Die Furcht für Erſcheinungen der Verſtorbenen muß ſich erſt nach und nach ganz verlieren, und ſie wird, ſich in dem Verhältniß verlieren als man ſehen wird wie mehrere zu allen Tags und Abends Zeiten auch Nachts unangefochten neben und auf den Gräbern ihrer Verwandten und Freunden unangefochten pflanzen, ernten und wachen.

Die groſſen Nationen Juden, Griechen, und Römer, die ihr Vaterland über alles ſchätzten, verfuhren ohngefähr eben ſo, und begruben ihre Todten meiſt einzeln an Wegen (daher noch der gewöhnliche Eingang der Grabſchriften: Stehe ſtill Wanderer ꝛc. der jetzt lächerlich wird, weil nirgends gangbare Straßen über Gottes-Acker gehen) in Felſen und Gärten. Die Chineſen, dieſes ihrem Vaterlande ſo äuſſerſt anhängende Volk, haben ebenfalls ihre Grabſtätten einzeln auſer den Städten. Alle dieſe Völker hatten äuſſerſt wenig Furcht für Geiſter-Erſcheinungen. Die Juden bezweifelten ſogar großentheils die Auferſtehung.

Die Erfindung des Fegfeuers erzeugte nebſt den Seelen Meſſen den Haufen Geſpenſter, und das Verlangen in der Nähe des Altars, der Kirche, oder wenigſtens in groſer Geſellſchaft auf geweihten Boden begraben zu werden. Der Proteſtant glaubt kein Fegfeuer. Was ſollte ihn alſo abhalten auch von dem abzuſtehen was ſeinen Urſprung dieſem Phantom zu danken hatte!

Eine oft wiederholte lebhafte, nicht ſchwärmeriſche Erinnerung an Sterblichkeit und an die Tugenden derer uns zunächſt angehende Vorfahren muß einen heilſamen Einfluß auf den ſittlichen Charakter eines Volks haben. Die Egyptiſche Nation, dieſes Volk welchem das menſchliche Geſchlecht die erſte und wichtigſte Aufklärung und reinſte Moral die Moſes, und ſelbſt der Heiland dorther brachten, zu danken hat, behielten ihre todten Verwandten nachdem ſie einbalſamirt worden ſelbſt lange Zeit in ihren Wohnungen. Wir ſchleppen ſie in der Stille weg an einen gemeinſchaftlichen Ort, der ſelten von andern als ſchwärmeriſch melancholiſchen Perſonen beſucht wird.

Welche Neigung würde bey dieſer Aenderung für die Erwerbung und Erhaltung eines Grundſtücks entſtehen, wie oft würde manchen der Anblick der Gräber ſeiner Vorfahren plötzlich von einer Lebensart entfernen, wovon er fürchten muß daß ſie ihn nöthigen würde dieſes Kleinod zu verkaufen! wie ſehr würde ihm dieſer Beſitz abhalten ſein Vaterland zu verlaſſen — und wenn er es verlaſſen müßte, wie ſehr würde die Neigung zur Rückkehr dadurch bey ihm verſtärkt!

Selbſt die Obrigkeit erhielte ein neues wichtiges Unterpfand für die Aufführung der Unterthanen, wenn ſie nämlich auf gewiſſe Uebertretung, die Beraubung des Beſitzes eines ſolchen Begräbniß Platzes ſetzte!

CXXII.

Die Beſoldungs-Abzüge, als Finanz-Operationen ſind Chimären, auch den Finanzen ſelbſt ſchädlich.

Die nun faſt allenthalben eingeführten Beſoldungs-Abzüge bald zu dieſem bald zu jenem Behuf ſind doch in der That ſeltſame Chimären. Wie würde man es finden wenn ein Hausvater ſeinem Knecht 50 fl. unter der Bedingung zu Lohn verſpreche daß er ſich 20 wieder abziehen laſſe? Will man ein vor allemal einen Fond auf Koſten der Beſoldungen haben. Warum ſagt man nicht lieber: ich verbinde künftig mit dieſer oder jener Stelle nicht mehr als den und den Gehalt? künftig, denn billig iſt es doch daß man diejenigen Diener, welche auf einen gewiſſen Gehalt angenommen wurden, erſt abſterben oder ſonſt abgehen läßt.

Ich nannte jene Operation eine Chimäre. Sie iſt aber nicht einmal eine dem Finanzweſen gleichgültige Chimäre, oder unſchuldige Täuſchung. Die Kaſſier werden dadurch mit beſonderen Abrechnungen beladen. Das Kaſſenweſen, das man nicht einfach genug machen und deſſen Führung man nicht genugſam erleichtern kann, wird dadurch verwickelter, ſchwerer zu überſehen, und zu beſorgen.

CXXIII.

Alſo ſollte nicht jeder Arzt Doctor werden müſſen.

Die Zahl derer, welche ſich der Arzneykunde widmen, ſcheint im Verhältniß als man derſelben bedarf viel zu gering zu ſeyn. In dem Lande worin ich lebe kann man 12000 Seelen auf einen Doctor der Medicin rechnen, ohnerachtet daſſelbe in Amtsphyſikate eingetheilt iſt, welche mit Aerzten beſetzt ſind die ihren beſtändigen Gehalt von den Orts Gemeinden unter dem Nahmen Doctor Groſchen beziehen.

An und vor ſich haben ſchon wenige Menſchen Neigung ſich der Medicin zu widmen. Dazu kommt nun noch daß ein Arzt nicht eher prakticiren darf bis er Doctor geworden iſt. Daß Studium ſelbſt iſt ſchon koſtbarer als andere. Kein Wunder alſo wenn manche, die vortreffliche Anlagen dazu haben, bloß aus Mangel an Vermögen einen andern Weg, der ihnen mit wenigerem Aufwand eher Unterhalt verſpricht, erwählen. Sollte man alſo nicht die Nothwendigkeit der Doctorwürde weit mehr einſchränken? etwan allein auf die Lehrer Stellen und auf Leibärzte. Andere junge Aerzte hätten ſich nur examiniren zu laſſen um prakticiren zu dürfen. Die Koſten des Examens müßte das Land, von welchem dem Kandidat im Fall eines guten Zeugniſſes Anſtellung verſprochen worden iſt, wo nicht ganz doch zur Hälfte beſtreiten: denn demſelben iſt eben ſo viel daran gelegen tüchtige Aerzte zu bekommen, als den Kandidaten ſich Unterhalt zu verſchaffen.

Geſchichte
eines
# dicken Mannes

worin
drey Heurathen und drey Körbe
nebſt
viel Liebe.

Erſter Band.

Mit Königl. Preuß. Kurbrandenburgiſchen
und Kurſächſiſchen Freyheiten.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai.
1794

BIBLIOTHEQUE
[illegible]

Geſchichte
eines
dicken Mannes.

Erſter Band.

A

Einleitung

Man beurtheilt immer das Unbekannte nach dem Bekannten. Dieß iſt ſogar eine Regel der Gelehrten; und ſo wette ich, der gelehrte Leſer wird bey Erblickung des Titels ſogleich alle dicke Leute alter und neuerer Zeiten durch ſein Gedächtniß laufen laſſen, um unſern dicken Mann damit zu vergleichen. Ich wette aber auch, es wird dem gelehrten Leſer ergehen, wie gelehrten Leuten ſehr oft. Sie ſchließen und folgern, aus der ihnen beywohnenden gelehrten Weisheit, über Menſchen und menſchliche Angelegenheiten ſo ſtreng, ſo kritiſch, ſo weiſe, ſo bündig, ſo unwiderſprechlich, daß jedermann von der Richtigkeit ihrer Sätze nothwendig überzeugt ſeyn muß; es wäre denn, daß er ſie etwa nicht verſtände, worüber ſie immer zu klagen pflegen. Gleichwohl ereignet es ſich nicht ſelten, daß kein einziger ihrer Schlüſſe und Folgerungen trift und paßt, ſobald dieſe gelehrten Männer herausſteigen aus ihren Studirſtuben, Gymnaſien, Lyceen, Univerſitäten, Akademieen der Wiſſenſchaften und der freyen Künſte, und wie ſonſt die gelehrten Treibhäuſer heißen, in welchen vermittelſt vielen gelehrten Düngers und nicht weniger gelehrten Dampfes alles menſchliche Wiſſen und Verſtehen viel früher zur Reiſe gebracht wird, als bey den unwiſſenden, elenden Menſchenkindern, die ihren unſterblichen Geiſt weder durch Beleſenheit noch durch Spekulation düngen, und deren beklagenswürdiges Schickſal bloß iſt, zu wirken und zu handeln.

So viel ſich die gelehrten Freunde des Verfaſſers erinnern, giebt es vorzüglich — ungerechnet drey bekannte dicke Könige, und dicke Prälaten ohne Zahl — nur noch ſieben recht berühmte kurze und dicke Leute: Einen im Alterthume, und ſechs in neuern Zeiten. Wofern nun der gelehrte Leſer etwa meynen ſollte, unſer dicke Mann gleiche einem von den zehen, oder von den ſieben, oder auch nur irgend einem andern dicken Manne, der ihm ſonſt einfallen könnte: ſo iſt abermal Zehn gegen Eins zu wetten, der gelehrte Leſer wird ſich irren.

Ueberhaupt, günſtiger, gelehrter oder nicht gelehrter Leſer! liebſt Du das Erhabene, biſt Du etwa gewohnt, nur die Leben zu leſen, von Königen, Prinzen, Prälaten, Feldherren, Heiligen, Wunderthätern, Profeſſoren die ſich durch ſteinerne Syſteme unſterblich machen, und ſonſt von andern weltberühmten Leuten — mager oder dick von Geſtalt — ſo wollen wir Dich hier dienſtfreundlich erſuchen, dieß Buch zuzuſchlagen, und nicht weiter fortzufahren. Wir weiſen Dich hier gleich dahin, wo Du Deine Befriedigung finden wirſt: zu den neuern deutſchen Schriftſtellern, welche ſich auf das Erhabene legen, im eigentlichen Verſtande legen, um es mit der Schwere ihres Geiſtes zuſammenzudrücken. Wir geſtehen Dir ungefragt, hier iſt kein vornehmer oder hochberühmter Mann zu beſchreiben. Wagſt Du es, unſrer Warnung ungeachtet, weiter zu leſen: ſo thue Verzicht aufs Erhabene und Große. Du wirſt nur in die Familie eines gemeinen Handwerksmannes eingeführt; und unſer Held ſelbſt war ſo klein und ſo dick, daß Ihn ſogar der berühmte Doktor Knüppeln, welcher Friedrich den Großen ſo klein beſchrieb, nicht noch kleiner hätte machen, noch der berühmte

Magiſter Geisler der Jüngere, welcher unbedeutende Geſchichten ſo dick aufblaſen kann, noch dicker hätte aufblaſen können.

Ganz beſonders wirſt du gebeten, günſtiger Leſer, unſern dicken Mann mit keinem Könige, der etwa könnte kurz und dick geweſen ſeyn, in Gedanken zuſammenzuſtellen Wir reden gar nicht von Königen. Dieß überlaſſen wir dem weltberühmten Profeſſor **Aloyſius Hoffmann**, der, als ſeine früh verblichene Wiener Zeitſchrift noch lebte, gegen alle adeliche und bürgerliche Aufklärer die Rechte der Könige ſo muthig vertheidigte, da ſie ſonſt, wie er ſelbſt ſehr deutlich zu verſtehen gab, leicht in Nichts hätten zerfallen können, wären ſie nicht emporgehalten worden von ihm und ſeinen würdigen Mitſtreitern, dem Ritter **Johann Georg** von **Zimmermann**, dem Pater Profeſſor **Anton Hofſtätter**, und andern, die ſich den philoſophiſchen Volksverführern, die jetzt gräulich herumhauſen, ſo tapfer widerſetzten.

Alſo hier weiter kein Wort weder von Karl dem Dicken, Könige von Deutſchland und Frankreich, der ſeiner Frau zumuthete, nach zehenjähriger Ehe ihre fortdaurende Jungfrauſchaft durch Berührung eines glühenden Eiſens zu beweiſen, noch von Ludwig dem Dicken, Könige von halb Frankreich, der, um ſicherer in den Himmel zu kommen, auf einem von Aſche geſtreuten Kreuze ſtarb, noch von Heinrich dem Achten, dem kurzen und dicken Könige von England, der drey Käthen, zwey Annen und eine Hanne heurathete, noch von allen andern kurzen und dicken Königen in der Welt: ſelbſt wenn im Königreiche Yvetot, oder im Königreich Sylva noch irgend ein kurzer und dicker König menſchlichen oder thieriſchen Geſchlechts vorhanden geweſen ſeyn ſollte. Unſer dicker Mann iſt nicht einem davon ähnlich.

Auch bitten wir Euch, ſagt kein Wort weiter von Profeſſoren und Rittern, welche ungebeten die Könige mit ihren Gänſekielen vertheidigen wollen. Begegnet Euch aber auf Eurer Reiſe durch die Welt ein Ritter, der für ſeinen König mit dem Schwerte ficht, ſo wie Ritter Möllendorf oder Ritter Kalkreuth, oder andre biedre Ritter der Art, dem mögt Ihr die Hand bieten; wir bieten ſie ihm auch.

Die merkwürdigen ſieben dicken Männer, mit welchen man unſern Helden etwa möchte vergleichen wollen, wären: Therſites im Alterthume, und in neuern Zeiten Sancho Panſa, Falſtaff, der Kanonikus Gil Perez, Oheim des berühmten Gil Blas de Santillana, der dicke Mann auf Otahiti, der ſo vornehm war daß er ſich mit gehöriger Gravität täglich von ſeinen Weibern das Eſſen in den Mund ſtopfen ließ, und zwey dicke kurze Perſonen im Triſtram Shandy, nemlich Doktor Slop der Geburtshelfer, und der kleine Trommelſchläger mit ſäbelförmigen Beinen, der am Thore zu Straßburg auf der Wache war, als ein Fremder hereintritt, kommend vom Vorgebirge der Naſen, mit der größten Naſe, von welcher Welt und Nachwelt keinen Begriff haben würde, wenn der berühmte Hafen Slawkenbergius nicht Sorge getragen hätte, ſie ganz genau zu beſchreiben.

Dieſem Trommelſchläger gleicht unſer Held nun auf gar keine Weiſe; denn er hat keinesweges ſäbelförmige, ſondern geſunde ganz gerade Beine, mit netten Waden, wohlgeformt gleich den Waden des Apoll von Belvedere. Weder wurſtförmige Waden, welche zufolge der Bemerkung des Phyſiognomiſten Johannes Baptiſta Porta eine Eigenſchaft der hagedornſchen Schnarcher voller Schulgeſchwätze ſind, die jedem Naemanns Krätze gönnen, der von ihrem Syſteme abweicht, noch ſchlotterige, gleich den Waden weiland Johann Kaſpar Kubachs, des Gebethelden, der mit ſeinem Gebete nie Wunder gethan hat.

Dem Doktor Slop, mögt Ihr ihn Euch auch denken wie Ihr wollt, iſt unſer Held gleichfalls nicht im mindeſten ähnlich. Seht den Doktor nur an, es ſey wie ihn Hogarth ſchlafen läßt, oder wie ihn Chodowiecki vom Pferde wirft *); und Ihr müßt gleich merken, Anſelm Redlich müſſe ein ganz anderes Kerlchen ſeyn. Ihr werdet weiter unten finden, er iſt rundlich, niedlich, witzig, gelehrt, galant, dem Frauenzimmer ergeben, und nebenher zuweilen ein wenig ein Haſenfuß, unbeſchadet ſeiner Sittſamkeit, Gelehrſamkeit und beſonders ſeiner Klugheit, auf die er wohl, wie auch weiter unten erhellen wird, ſelbſt einigen Werth ſetzen mag. Ein ſolches Männchen ſchläft ganz anders und fällt ganz anders vom Pferde, als eine ſo plumpe Maſſe, wie Doktor Slop.

Daß unſer Anſelm dem dicken Manne auf Otaheiti ſo wenig gleicht, als dem Manne im

---

*) S. die Titelkupfer des 1ten Theils der deutſchen Ueberſetzung des Triſtram Shandy, und die Chodowieckiſchen Kupferſtiche dazu.

Monde, kann der günſtige Leſer leicht einſehen, weil er eben iſt belehrt worden, Anſelm ſey nicht vornehm; und weiter unten, wenn der günſtige Leſer geduldig genug iſt bis dahin zu leſen, wird belehrt werden, Anſelm, ſo viel er auch dem Wohlwollen des ſchönen Geſchlechts zu danken hat, müſſe viel zu galant ſeyn, um dem Frauenzimmer Mühe mit ſich zu machen.

Mit dem Kanonikus Gil Perez, der nur drey und einen halben Fuß hoch war, und deſſen Kopf zwiſchen den Achſeln ſteckte, iſt auch kein Vergleich anzuſtellen. Anſelm iſt von gehöriger Leibesgröße, und trägt ſeinen Kopf erhaben; iſt auch nicht unwiſſend, wie der ehrwürdige Gil Perez; ſondern gelehrt und klug, beides im Uebermaße, wie aus der folgenden Geſchichte vermuthlich ſich noch weiter ergeben wird.

Dem Verfaſſer dieſer wahren Geſchichte würde es wohl behagen, wenn Anſelm Redlich dem Sancho Panſa gleichen möchte; denn ſo würde er ſehr unterhaltend ſeyn, indem der gute Sancho immer gleich die Blicke der Leſer erheitert, ſobald er auftritt. Sonſt aber muß man hier der Wahrheit zur Steuer anzeigen, daß unſer Held eben ſo wenig von Sancho Panſa hat, als von zwey in der Geſchichte des Don Quixote vorkommenden, hier beyläufig anzuführenden dicken Wettläufern, deren Einer Eilf Viertel-zentner, der Andere aber Fünf Viertelzentner wog, und über deren Wettlauf der weiſe Sancho ein ſo weiſes Urtheil fällte *). Wiegt einer unter den deutſchen Schriftſtellern ſo viel: der trete hervor, um ſich gegen dieſe wägen zu laſſen, wenn er will. Wir ſind wohl zufrieden, daß er auch ſogar ſeine Werke mit auf die Wage lege.

Seit Falſtaffs Zeiten iſt man faſt der Meinung geworden, dicke Leute wären aufs höchſte witzig, und weiter nichts. Dieß iſt aber eine höchſt irrige Meinung, wenn man auch Zachariä den Dichter zum Beweiſe anführen wollte; denn dicke Leute können auch gelehrt ſeyn. Davon ſollen Euch ein Beweis ſeyn zwey Männer berühmt durch Genealogie und Geogonie: der Hofrath Krebel, der gelehrte Verfaſſer eines genealogiſchen Handbuchs, noch genauer, als ſeine europäiſchen Reiſen, die er ſitzend auf ſeinem Lehnſtuhle ſo oft wiederholte; und der

---

*) S. Bertuchs Ueberſetzung des Don Quixote. IVr Th. S. 479.

Oberkonſiſtorialrath Silberſchlag. Verfaſſer eines gelehrten Syſtems der Geogonie, welches ſo feſt ſtehet, wie die von ihm gebauten Waſſergebäude. Insbeſondre ſoll es Euch das Beyſpiel unſers Anſelms ſelbſt beweiſen. In Abſicht auf Gelehrſamkeit iſt er den beiden genannten wohlbeleibten Gelehrten allenfalls einigermaßen ähnlich, ſonſt gleicht er weder dieſen noch andern deutſchen Schriftſtellern und Überſetzern, von denen einige nicht weniger witzig und gelehrt, als dick ſind.

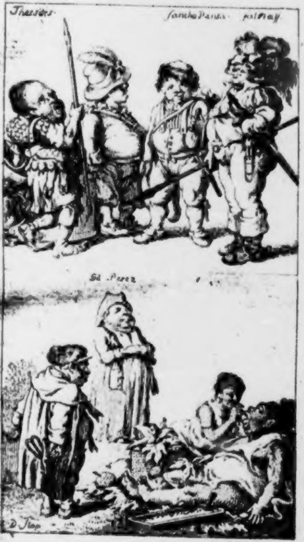
Wie könnte nun nach allem dem was wir ſchon beyläufig von unſerm Helden geſagt haben, ein ſo feiner, und obgleich runder, doch gerader Mann, wie Anſelm, in irgend einem Stücke mit dem Therſites verglichen werden; der, wie jeder Leſer Homers weiß, ſchielte, hinkte, bucklicht, ſpitzköpfig, und ein Kahlkopf war? Der günſtige Leſer ſoll aber wenigſtens bey dieſer Gelegenheit erfahren, daß unſer Anſelm einen runden erhabenen Scheitel und ſchöne kaſtanienbraune Haare hat; und hätte er ja irgend einmal zu ſchielen geſchienen, ſo könnte es nur geweſen ſeyn, als er ein Frauenzimmer verliebt anſah. Daß unſer Held aber von der ſchönſten Hälfte des menſchlichen Geſchlechts die Augen nicht abzuwenden pflegte, kann nebſt vielen andern Dingen der geneigte Leſer erfahren, wenn er nur weiter leſen will.

Dieß wären nun die antiken und modernen dicken Leute alle, deren Exiſtenz den beleſenen Freunden des Verfaſſers jetzt beygefallen iſt. Denn Foote's Major Sturgeon, deſſen Tapferkeit nach dem Gewicht zu berechnen war, iſt nicht allgemein genug bekannt; und Selim der Glückliche, deſſen Geſchichte der Verfaſſer des Siegfried von Lindenberg aus dem Guzuratiſchen verdeutſchte, war nur als er geboren ward, ein dickes Bübchen; aber nachher ward er ein ſchlanker Burſche, wie der Leſer ſelbſt erkennen kann, wenn er die Vorſtellung ſeiner Figur in ganzer Leibeslänge anſehen will, welche der gedachten Geſchichte einigemal beygefügt iſt.

Unſer Held hingegen blieb dick bis in ſein männliches Alter, und ſo wird er auch gleich auf dem Titel dieſer wahren Geſchichte nach dieſer Eigenſchaft benannt. Er hätte auch können der kluge Mann heißen; denn es fehlt ihm nicht an Klugheit. Man will aber überhaupt bemerkt haben, daß die körperlichen Eigenſchaften der Magerkeit und Dicke permamenter zu ſeyn pflegen, als die geiſtige Eigenſchaft der Klugheit. Ob jemand beſtändig ſo klug geblieben ſey, als er ſich gleich in ſeinen Jünglingsjahren zeigte, kann man erſt am Ende ſeines Lebens wiſſen; beſonders, ob unſer Held eben ſo unverändert klug als dick geweſen, kann nur am Ende dieſer Geſchichte recht deutlich werden: und wir trauen uns jetzt noch nicht, etwas Gewiſſes darüber im Voraus zu ſagen. Aber daß er als Kind, als Jüngling und als Mann beſtändig dick geblieben, zeigt ſein dreyfaches, von einem berühmten Künſtler nach dem Leben gezeichnetes Bildniß, das wir dieſer Einleitung, nebſt den Bildniſſen der ſieben vorher benannten dicken Männer, als ein beweiſendes Dokument, wie ungleich er jedem war, haben beyfügen laſſen.

Das Ende des menſchlichen Lebens an ſich, iſt der Tod; aber das Ende jeder Geſchichte von der Art der gegenwärtigen, iſt bekanntlich eine Heirath. Ob nun, zufolge des Titels, ſich dieſe Geſchichte etwa gar dreymal endige, ja ob überhaupt die auf dem Titel angegebene Anzahl der Heirathen richtig ſey, kann der Verfaſſer dieſer Einleitung noch nicht ganz gewiß ſagen, und der geneigte Leſer oder Leſerinn kann es nicht gewiß wiſſen, bis ſie dieſe wahre Geſchichte ganz werden zu Ende geleſen haben, warum wir ihn und ſie hiemit pflichtſchuldigſt bitten. Aber ſelbſt alsdann verſprechen wir nicht, er oder ſie möchte ganz gewiß erfahren, ob die auf dem Titel verſprochne Anzahl der Körbe richtig ſey. Es iſt der Ungewißheit ſo viel unter dem Monde, wie des Leidens. Obgleich der Verfaſſer alle Bücher, die von der deutſchen Sprache handeln, ſorgfältig nachgeſchlagen, und viele Gelehrte — dicke und magere — befragt hat: ſo war doch nicht völlig gewiß zu erfahren, ob es ein Korb zu benennen ſey, wenn eine Mannsperſon die Hand einer Frau ausſchlägt. Wofern nicht die deutſche Deputation der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin etwas hierüber entſcheiden ſollte: möchten wir ſchwerlich hierin zur Gewißheit kommen. Denn auch die berühmte deutſche Geſellſchaft in Mannheim, deren Entſcheidungen Deutſchland von Oſten bis Weſten ſich ſo gehorſam unterwirft, hat in den vielen Bänden ihrer Schriften, die, wenn auch nicht an andern Eigenſchaften, dennoch an Dicke und Klugheit, unſerm Helden wohl am nächſten möchten zu vergleichen ſeyn, hierüber noch nichts feſtgeſetzt.

Sonſt wagen wir noch, jede unſerer günſtigen Leſerinnen zu bitten, ſie wolle auf unſern Helden nicht etwa ſchon im Voraus einen Unwillen werfen, in der Meinung, er möchte die Hand eines Frauenzimmers verſchmähet haben. Noch wiſſen wir dieß nicht gewiß. Sollte er aber ja auch dieſer That ſchuldig befunden werden: ſo bitten wir unſre ſchöne Leſerinnen, ihn nicht ungehört zu verdammen; denn wir vermuthen faſt, er werde etwas zu ſeiner Vertheidigung anzuführen haben.


Thersites
Sancho Pansa
Falstaff
St. Peter
D. Slop

Erſter Abſchnitt.

Von der Familie und den nächſten Vorfahren Anſelms.

In des heiligen Römiſchen Reichs Stadt Aachen, die ſich den königlichen Stuhl nennet, ungeachtet ſeit Jahrhunderten in der Stadt und dem ganzen Reiche von Aachen eben kein König ſich zu ſetzen Gelegenheit gehabt hat, wohnte ungefähr in der Mitte dieſes achtzehnten Jahrhunderts Meiſter Anton Redlich, ein Tuchmacher, nebſt ſeiner Frau Sabine. Er war fleißig und ſparſam, ſie war bieder, ſparſam und ordentlich; ſo vermehrte ſich ſeine Arbeit, weil jeder Kaufmann Meiſter Antons Tuch beſſer gearbeitet fand, als andrer Meiſter.

Nun iſt aber ein weiſes Geſetz in Aachen: ein Tuchmachermeiſter ſolle mehr nicht als auf vier Stühlen arbeiten, und mehr nicht als vier Geſellen halten; ein Geſetz, welches ausdrücklich gemacht ſcheint, um die vielen Bettler, womit alle Straßen dieſer Stadt ſo reichlich geſegnet ſind, nicht zum Spinnen und Kämmen der Wolle kommen zu laſſen. Ferner beſtehet in Aachen ein andres Geſetz, welches den Proteſtanten nicht verſtattet, ein eigenes Haus, noch weniger das Bürgerrecht zu haben. Eine ſolche Verordnung würde der philoſophiſche Geſetzgeber Dohm nicht gegeben haben, der aber auch ſeine für die Stadt Aachen entworfene Konſtitution im Jahre 1790 nicht einführen konnte; ſie iſt hingegen ein weſentlicher Theil der katholiſchen Konſtitution, welche der militariſche Geſetzgeber Spinola im Jahre 1641 mit gutem Erfolge in Aachen wirklich einführte. Dergleichen Verbote ſind auf den frommen Grundſatz geſtellt: Nöthige ſie hereinzukommen Es iſt aber ein Beweis, wie ſehr der Verſtand der Proteſtanten, verlaſſen vom unfehlbaren Richter, verkehrt worden iſt; daß ſie ſolche Verbote gewöhnlich ſo verſtehen, als wäre ihr Sinn: Nöthige ſie hinwegzugehen. Meiſter Anton und Frau Sabine hatten das Unglück, nicht zur alleinſeligmachenden Kirche zu gehören, und waren beſtändig mißvergnügt, daß immer für mehr als vier Stühle Arbeit da war, und ſie nur vier Stühle halten durften, daß ſie ein eigenes Haus nöthig hatten, und es nicht zu beſitzen berechtiget waren, und daß ſie zum Gottesdienſte eine Stunde Wegs nach dem holländiſchen Dorfe Vaals gehen mußten. Daraus entſtand endlich ganz natürlich der Gedanken, ſich neben ihrer Kirche zu ſetzen. Meiſter Anton zog alſo nach Vaals, mit Frau Sabine, und mit Leonoren, ſeiner unverheuratheten Schweſter. Er kaufte dort ein Häuschen, hatte mit keiner Zunft Streit, ließ auf ſo viel Stühlen arbeiten als er wollte, legte eine eigene Tuchſchererey und Färberey an, welches ihm in Aachen auch nicht erlaubt geweſen wäre, und hatte nur zwanzig Schritte bis zur Kirche zu gehen. Zu läugnen war es nicht, daß er anjezt von den großen Reliquien der Reichsſtadt Aachen, dem Rocke der Jungfrau Maria und den Windeln des Chriſtkindes, nicht mehr wie ehedem nur zwanzig Schritte entfernt wohnte. Auch iſt ausgemacht, wenn er die Frohnleichnamsproceſſion, und in derſelben den koloſſaliſchen vermummten Mann, welcher zur Erbauung der rechtgläubigen Bürger und Bürgerinnen Aachens Karl den Großen als einen Heiligen vorſtellt, ferner anzuſehen gemeint geweſen wäre; ſo hätte er eine Stunde Weges darnach gehen müſſen. Aber Meiſter Anton war ein ſo verſtockter Proteſtant, daß er auf alle dieſe Dinge eben ſo wenig zu achten ſchien, als die Reichsſtadt Aachen darauf, daß in ihr eine Familie weniger wohnte, und auf vier Stühlen weniger gewebt ward.

Meiſter Anton hatte einen Bruder, Namens Georg, der von Jugend auf Trieb hatte, fremde Länder zu ſehen. Dieſer arbeitete daher eine Zeitlang als Geſelle in Holland, wo er mit den Herrnhutern in Zeiſt bekannt, und ihrer Gemeinde einverleibt wurde. Die Älteſten ſendeten ihn mit einer Empfehlung an die Brüder nach London. Daſelbſt arbeitete er bey verſchiedenen anſehnlichen Tuchmachern in Southwark, und lernte manche in ſeiner Vaterſtadt unbekannte Vortheile. Es ging alles gut, bis daß die Älteſten das damals noch geltende Loos des Heilandes über ihn warfen. Daſſelbe wies ihm eine Gattinn an, welche, vermuthlich nur zufälligerweiſe, nach dem Sinne der Älteſten, aber gar nicht nach dem Sinne Georgs war. Er bezeigte ſich mit dem Looſe des Heilandes unzufrieden, und fiel in die Gemeindezucht. Allein, er hatte ſo viel eignen Willen, daß er ſich dem Heilande und den durch ihn looſenden Älteſten nicht ganz ergeben wollte; verließ daher die Gemeinde, und zugleich England. Er kam nach Baals, kurz nachdem ſein Bruder ſich daſelbſt geſetzt hatte. Er wäre ſonſt wohl nach ſeiner Vaterſtadt Aachen gezogen. Denn das Loos in London hatte ihm alle Luſt zum Heurathen benommen; daher war er als ein einzelner Mann gar nicht Willens, ſeine Manufaktur über vier Stühle zu treiben. Aber nun blieb er lieber, wo ſeine Kirche und ſein Bruder war, wurde in Baals Meiſter; und ſo hatte Aachen noch einen Einwohner weniger.

Es fügte ſich, daß Meiſter Georgs Zurückkunft ſeinem Bruder auf mannigfaltige Art nützlich ward. Auſſer dem ſtillen Vergnügen brüderlicher Geſellſchaft, welches das häusliche Glück dieſer kleinen Familie vermehrte, gereichten Meiſter Georgs Kenntniſſe von der engländiſchen Art zu weben, und von der Verbeſſerung des feinen Geſpinſtes, welche er ſeinem Bruder ohne Vorbehalt mittheilte, der Manufaktur des letzteren zu nicht geringem Vortheile. Meiſter Georg beſaß ebenfalls den anhaltenden Fleiß und die Genügſamkeit ſeines Bruders, nebſt der den Herrnhutern gewöhnlichen heitern Frömmigkeit und Gleichmüthigkeit, ihre Gemeindezucht abgerechnet, die freylich, ſo wie alle Kirchendiſciplinen, mehr der Gemeinde als den einzelnen Gliedern nutzt. Er beſaß noch dazu die Weltkenntniß, welche durch Reiſen erworben wird, und die Menſchenkenntniß, die derjenige nach und nach erlangen muß, welcher Jahre lang unter den Herrnhutern geweſen iſt, und ſowohl die Älteſten und die Vorſteher, als die Glieder dieſer Gemeinde in der Stille beobachtet hat. Dieß mögen wohl nicht alle Brüder thun können, oder thun wollen. Auch ſoll ein alter Herrnhuter geſagt haben, wer auf ſolche Weiſe beobachte, werde mit der Zeit entweder ein Älteſter werden, oder die Gemeinde verlaſſen.

Dieſe Welt- und Menſchenkenntniß Meiſter Georgs gereichte nach und nach der ganzen Familie zum Nutzen. Meiſter Anton war fleißiger im Arbeiten als im Sprechen. Wenn er daher mit ſeiner Sabine Abends oder Sonntags zuſammenſaß, dieß oder jenes zu überlegen; ſo redete ſie mehrentheils allein. War aber Meiſter Georg dabey, ſo redete er gewöhnlich, und Frau Sabine antwortete zuweilen. Meiſter Georg war das Orakel der Familie: manchmal redete er auch, wie ſonſt die Orakel, ganz allein: gewöhnlich aber doch deutlicher und nützlicher, als dieſe.

Meiſter Antons Manufaktur bekam nach einiger Zeit durch einen Zufall eine große Verbeſſerung, und der Wohlſtand ſeines Hauſes dadurch noch einen größern Zuwachs. Als er in Aachen wohnte, war ſein nächſter Nachbar ein Doktor der Arzneygelahrheit, der aber nicht praktiſirte, ſondern, wie es ſchien, von ſeinen Einkünften ganz ſtille lebte. Wir ſagen, wie es ſchien; denn wirklich zehrte er nicht nur ſeine Einkünfte, ſondern auch ſein Kapital auf, und ſeine anſcheinende ſtille Ruhe war eigentlich unordentliche Thätigkeit. Denn Doktor Anſelm Ettmann war unabläſſig bemühet, den gebenedeiten Stein der Weiſen zu finden; und ſuchte in Tiegeln und Kohlen ſo lange nach Gold, bis er weder Silber noch Kupfer beſaß, um Tiegel und Kohlen zu kaufen. Doktor Ettmann beſaß in der That ſo viel chemiſche Kenntniſſe, daß aller dunkle Unſinn alchymiſtiſcher Schriften ſeinen Beobachtungsgeiſt nicht ganz hatte erſticken können. Dabey war er, ſeine Thorheit ausgenommen, der beſte Mann; weshalb auch Meiſter Anton, der von dieſer Thorheit kaum etwas wußte, beſtändig gute Nachbarſchaft mit ihm gehalten hatte. Er kam endlich immer mehr herunter. Zum Kummer über ſeine fehlgeſchlagenen Hofnungen, und zum Mangel an allem Nöthigen, kam noch eine tödtliche Krankheit. Meiſter Anton, der, um Wohlthaten zu erzeigen, nicht wartete bis ſie gefordert wurden, unterſtützte ſeinen geweſenen Nachbar, als er bey ſeiner oftmaligen Anweſenheit in Aachen deſſen betrübten Zuſtand vernahm, ſogleich mit Arzneymitteln und Pflege, die ſein Leben retteten; und da kurz darauf von den Gläubigern des Doktors deſſen Wohnung ganz ausgeräumt und die ſämmtliche Habe verkauft ward, nahm ihn Meiſter Anton in ſein eigenes Haus zu Vaals auf.

Doktor Ettmann war der Thätigkeit gewohnt, er wendete daher ſeine chemiſchen Kenntniſſe zum Beſten ſeines Wohlthäters an, indem er ihm Anleitung zu großen Verbeſſerungen ſeiner Tuchfärberey gab. Es wurden ganz neue Farben erfunden, andere erhöhet, und dauerhafter gemacht. Dieſe und die von Meiſter Georg mitgetheilten Vortheile, verbunden mit Meiſter Antons anhaltendem Fleiße und Eifer, gaben ſeiner Manufaktur die ſichtlichſten Vorzüge. Die Anzahl der Stühle und des Abſatzes nahm in wenig Jahren ungemein ſchnell zu, und Meiſter Anton ward dadurch binnen kurzer Zeit aus einem armen Aachener Tuchmacher ein reicher Manufakturiſt in Vaals.

Durch die Dankbarkeit des Doktors war der Wohlſtand Meiſter Antons feſt gegründet worden; aber dieſer gab jenem an Dankbarkeit nichts nach. Er legte ihm ein beträchtliches Gehalt bey, kaufte ihm ein Haus, und gab ihm ſeine Schweſter Leonore zur Ehe.

So reich nun Meiſter Anton geworden war, ſo blieb doch die ganz einfache Einrichtung ſeiner Familie und ihre vorherige Frugalität unverändert. Es ward keine Schüſſel mehr auf den Tiſch geſetzt, als im erſten Jahre der angefangenen Haushaltung; keine Veränderung in der Kleidung war zu merken, kein neumodiſches Hausgeräth ward eingeführt. Alle Tage der Woche wurden mit ununterbrochener Beſchäftigung zugebracht; die Abendſtunden und die verträglichen Sonntagsgeſellſchaften der Brüder und Schweſtern wurden nicht zahlreicher, als durch den Doktor, wenn er nicht etwa bei ſeinen Retorten und Schmelztiegeln ſaß. Der Herr des Hauſes ſetzte etwas darin, auch nunmehr nicht Herr Redlich, ſondern nur Meiſter Anton genannt zu werden, wie man ihn genannt hatte, da er noch ſelbſt auf dem Stuhle arbeitete. Durch nichts verrieth ſich ſein Reichthum als durch Unterſtüzzung der Dürftigen. Aber Frau Sabine, die Ausſpenderinn dieſer Wohlthaten, wußte ſie ſo vorſichtig zu verbergen, daß faſt keine davon bekannt ward, wenigſtens keine in die Augen fiel. Das Haus ward jährlich ſehr durch Anbau vergrößert; aber wer die zunehmenden vortheilhaften Umſtände der Familie nicht ſonſt kannte, erblickte nichts als die reinliche Wohnung eines fleißigen Handwerksmannes zwiſchen großen Manufakturgebäuden.

Zweyter Abſchnitt.

Geburten und Todesfälle.

Mit dem Anfange des ſiebenjährigen Krieges, dieſer wegen Glorie und Elend in Deutſchland unvergeßlichen Periode, fing die ſchnelle Vergrößerung von Meiſter Antons Manufaktur und Reichthum an; und eben damals gebar Frau Sabine ihren erſten und einzigen Sohn. Meiſter Anton nannte ihn Anſelm nach dem Doktor, ſeinem Schwager, gegen den er immer dankbar blieb, obgleich er ihn belohnt hatte.

Anſelmino war, von ſeiner Geburt an, ein friſches, fettes, rundes, kurzes Kind, d'un aimable embonpoint, und ward, wie weiter unten erhellen wird, ein rundes kurzes Kerlchen, fröhlich und munter, ſchwatzhaft, leichtſinnig und luſtig.

Wie es nun zuging, daß Anſelmino ſo fett ward, obgleich von magern Ältern entſproſſen, ſo feurig und fröhlich, als jene ernſthaft und geſetzt, und ſo redſelig und unbedachtſam, als ſie beide das Gegentheil waren: das gehört zu den tranſcendentalen Dingen, worüber die Philoſophen von jeher hundert Fragen aufwarfen; z. B. ob das Ding, welches du ſieheſt, dem Dinge an ſich ſelbſt gleicht, oder nicht? Ob es auſſer dem poſitiven Nichts noch ein negatives Nichts giebt; ob ein poſitives Unding oder ein Unnichts zweyerley ſind; ob das Nichts beweglich oder unbeweglich ſey, und dergleichen gelehrte Fragen mehr. Die neueſte Philoſophie lehrt uns, Niemand unter dem Monde könne von ſolchen Dingen etwas wiſſen oder begreifen; obgleich freylich eben dieſe Philoſophie noch immer einiges Jucken zu haben ſcheint, das meiſte davon zu erklären, indem ſie immerfort verſichert, es ließe ſich gar nichts davon wiſſen. Wir wollen alſo verſuchen, noch beſcheidener zu ſeyn, als die ſo beſcheidenen neueſten Philoſophen, und über die obige wichtige Frage von fett und mager, luſtig und ſtill, gar nichts ſagen. Könnt Ihr Euch aber ja bey unſerer Beſcheidenheit nicht beruhigen, ſo ergreift das Mittel, Euch an Herrn Doktor Grohmann zu wenden. Dieſer weiß ganz genau, wie es hergehet mit der Zeugung der Söhne und der Töchter, daß ſie ſo oder ſo gerathen, und wie es geſchieht, daß die Temperamente knochenreich oder koleuriſch werden. *) Dr. Grohmann wohnt in Wittenberg. Seht aber zu, daß Ihr auf den rechten Doktor treffet; denn treft Ihr auf einen andern Wittenbergiſchen Gelehrten der Euch auslacht, ſo iſts wenigſtens unſere Schuld nicht.

Anſelmino war die Freude ſeiner Ältern, und ſeines Oheims Georg, der den Jungen von Kindesbeinen an liebte, als wäre es ſein eigener Sohn. Wenn alle drey nebſt Frau Leonoren in den langen Winterabenden des Jahres 1756 nach vollbrachter Arbeit einträchtig beyſammen ſaßen; ſo ging Anſelmino aus Hand in Hand, und alle freuten ſich, daß er ſo geſund und ſo rund war. Dieſe Freude nahm zu, als er nach einem Jahre herum zu laufen anfing, und ſo rund als geſund blieb. So wuchs das Kerlchen fort, immer mehr im Umfange als in der Höhe, und blieb ſo fünf Jahre lang, und länger. Da hätte beynahe ſchon ſeine künftige Beſtimmung unter beiden Ältern und unter Bruder Georg den erſten Zwiſt veranlaßt.

---

*) So nennt D. Grohmann eins von ſeinen neuerfundenen Temperamenten. S. Magazin zur Seelenkunde, Xten Bandes 2tes Stück, S. 16.

Die Altern beſprachen ſich oft darüber, ihr einziger Sohn müſſe kein gemeiner Mann bleiben, wie ſie. Beide waren ſogleich eins, er ſolle ſtudiren; und ſo ward Anſelmino ſchon den Muſen geweihet, ehe er noch buchſtabiren konnte. Wir ſagen, buchſtabiren; denn weil damals die heilſamen neuern Leſemethoden noch nicht erfunden worden, war das gute Kind unglücklich genug, wirklich erſt buchſtabiren zu müſſen, ehe es leſen lernte. Wer weiß, welche von den widrigen ihm zugeſtoßenen Begebenheiten, und wie mancher von ſeinen Irrthümern, welche wir weiter unten erzählen werden, in dieſer verkehrten Lehrmethode ihren Urſprung haben mag! Wer weiß, um wie viel unſere glücklichere philoſophiſch zum Leſen angeführte Jugend künftig konſequenter denken, und folglich moraliſcher handeln wird, als wir weniger glücklichen Väter, und unſere älteſten Söhne!

So ſehr nun aber beide Ältern darin übereinſtimmten, daß ihr Sohn ſtudiren ſollte, ſo ſehr uneins waren ſie über den gelehrten Stand, welchen ſie für ihn zu wählen hätten. Die Mutter wollte ihn, wie leicht zu errathen, der Gottesgelahrtheit gewidmet wiſſen; denn welche gröſſere Freude kann eine Mutter wohl haben, als ihren Sohn predigen zu hören! Der Vater war aber nicht ſo ſehr aufs Geiſtliche geſteuert. Er ſtellte ſich dieſes Leben, wo es ihm ſo wohl ging, viel lebhafter vor als das künftige, über welches ihm noch ſo Manches dunkel blieb. Er hielt daher einen Arzt für einen nicht zu verachtenden Mann. Dabey wußte er, ſo frugal er auch ſelbſt lebte, ſehr wohl, was in der Welt mit Geld auszurichten iſt. Daß die Arzneykunde Geld bringe, ſah er an einigen Arzten in Aachen, welche in der Stadt viel gebraucht, und oft auch nach benachbarten Landgütern und fürſtlichen Höfen geholt wurden; ob es ihm gleich ſchien, dieſelben wären im Heilen ſchwerer Krankheiten nicht ganz ſo glücklich, als er im Färben ächter Tücher. Er beſchloß alſo, ſein Sohn ſollte ein Arzt werden, und ſah ſchon in Gedanken, wie derſelbe in eigener Kutſche auf den Straßen von Aachen herum rollte, und im fürſtlichen Zuge von Sechſen über Land geholt wurde.

Ganz andrer Meinung war Oheim Georg. Derſelbe hatte vermuthlich bey den Herrnhutern, wo bekanntlich gar kein Unterſchied der Stände gilt, die Begriffe von Gleichheit aller

Menſchen eingezogen, welche machten, daß er, beynahe wie jezt die unhoſigen und langhoſigen Franzoſen, jeden höhern Stand als etwas Unnatürliches anſah. Er meinte, die Familie ſollte ja aus ihrem Kreiſe ſich nicht emporheben, und der Junge dürfe daher nichts als ein Tuchmacher werden, wie ſein Oheim und ſein Vater. Er ſtellte leztern vor, was ſich auch hören ließ, es werde natürlicher ſeyn, dieſen Sohn ſo zu erziehen, daß die ſchöne Manufaktur durch ihn im Flore erhalten bleibe, wodurch auch der künftige Wohlſtand des jungen Menſchen ſicherer werde gegründet werden, als durch ungewiſſe Hofnungen und Ausſichten. Aber dieſe Vorſtellungen halfen wenig bey den Altern, denen eben jene weitausſehenden Hofnungen ſehr viel Vergnügen machten. Es hätte dieſer Zwiſt leicht zum Nachtheile des häuslichen und brüderlichen Friedens ausſchlagen können. Denn, ſo ein ſchlichter und verträglicher Mann auch Meiſter Anton war; ſo hatte er doch ſeinen kitzlichen ambitiöſen Fleck, und Frau Sabine ebenfalls. Dazu kam, daß, wie oben bemerkt worden, Oheim George gewohnt war, in der Familie am lauteſten zu erden; und es fiel ihm auf, daß jetzt zum erſtenmale das Gegentheil geſchah.

Die übeln Folgen wurden indeß durch ein Wort von Frau Leonoren glücklich gehindert. Sie bemerkte in der größten Hitze des Streits: »Es ſey unnöthig über das Schickſal des Knaben jetzt zu ſtreiten, man könne ja lieber geduldig abwarten, wie es etwa mit ihm und ſeinen Fähigkeiten werden möchte.« Dabey küßte ſie den dicken Jungen, und gab ihn auch dem Vater in die Arme. Die beiden Männer wunderten ſich, wie ihnen ein ſo natürlicher Gedanken nicht ſelbſt eingefallen wäre, und gaben einander treuherzig die Hände; obgleich jeder insgeheim wünſchte, daß ſein Plan zum vermeinten Glücke des Knaben ausgeführt werden möchte.

Die gute Frau Leonore hatte im Eheſtande wenig Gelegenheit gehabt, Erfahrungen von Glücke zu machen, aber deſto mehr Gelegenheit zu Prüfung ihrer Geduld. Kaum ſah ſich ihr Mann der Doktor wieder in guten Umſtänden; ſo fing er aufs neue an, alle Zeit, welche er nicht zu den Verſuchen für die Färberey der Manufaktur brauchte, aufs Laboriren zu wenden. Er kam bald wieder in Schulden, und ſein ganzes Hausweſen in Unordnung. Unter dieſen Umſtänden war Frau Leonore zum erſtenmale guter Hofnung. Sie gebar einige Monate darauf eine Tochter. Der Doktor ließ das Mädchen Sophia taufen, ſeine Ehrerbietung gegen die geheime himmliſche Weisheit anzuzeigen, welche von ſeinem Schwager, ſeiner Meinung nach, verkannt ward. Er ſtarb aber kurz darauf, als ein Märtyrer dieſer geheimen Weisheit. So eben glaubte er endlich die jungfräuliche Erde gefunden zu haben, in welcher er den Merkur figiren wollte. Plötzlich aber ſprang das philoſophiſche Gefäß, und er ward in Rauch und Flammen erſtickt. Seine Frau, ſchon durch ſo manche Leiden geſchwächt, fiel über den Schreck in eine heftige Krankheit, und ſtarb bald nach ihm.

Meiſter Anton ſah wohl ein, daß die Begierde Gold zu machen eine unheilbare Krankheit iſt. Er beweinte ſeine Schweſter, bezahlte ſeines Schwagers Schulden, und nahm die kleine Tochter in ſein Haus, wo er ſie als ſein eigenes Kind erzog.

Dritter Abſchnitt.

Sophiens und Anſelms Kinderjahre.

Anſelmino Redlich wuchs indeß heran, und war, da er eilf Jahr alt geworden, ein kleines, rundes, friſches Kerlchen, über den ſich alle Nachbarn freuten. Er hatte einen offenen Kopf, war immer fröhlich und guter Dinge, und lernte in der Schule Sprüche und Vokabeln mit gleicher Leichtigkeit auswendig. Denn es hatte ſich in Vaals ein ältlicher Kandidat der Theologie eingefunden, welcher nach manchen Wanderungen ſich daſelbſt als Schulmeiſter ſetzte, um den deutſch-holländiſchen Kindern zu ihrem Fortkommen in dieſer Welt, die lateiniſche Sprache, und zu ihrem Wohle in der künftigen Welt, den ganzen Inhalt von Braunii Doctrina Foederum s. Systema Theologiae didacticae beyzubringen. Dieſer Lehrer gewann unſern Anſelm wegen ſeiner Fähigkeit Worte auswendig zu behalten, ſo lieb, daß er mehr als einmal prophezeihte, der Knabe werde ein großer Gelehrter werden; welches Frau Sabine im Stillen vor ſich ſelbſt auslegte, ein trefflicher Prediger.

Anſelmino hatte zwey in die Augen fallende Eigenſchaften, von welchen Schreiber dieſes nicht gewiß weiß, ob ſie, an einem Knaben bemerkt, vorausſagen müſſen, er werde ein Licht der Kirche werden. Anſelmino liebte von Jugend an jedes hübſche Mädchen; und Anſelmino meinte ſehr klug zu ſeyn. Was die lezte Eigenſchaft betrift: ſo war ſie freylich ſelten in ſeinen Handlungen zu erkennen; denn ob er gleich ſehr klug zu ſprechen pflegte, ſo handelte er doch ſehr oft unklug. Dieß ging indeß damals noch auf Rechnung ſeiner Knabenjahre; und auf eben dieſe Rechnung ging denn, mit gleicher Nachſicht, ſein Gaffen nach jedem hübſchen Mädchen. Wer wird auch einem muntern Knaben darum gram ſeyn, wenn ihm die ſchönen Mädchen gefallen, und wenn er ihnen gefallen will? Die Mädchen nicht, die Mütter nicht; und ich denke, auch der liebe Gott nicht, der auf die Zuneigung beider Geſchlechter zu einander, recht angewendet, die Erhaltung des menſchlichen Geſchlechts, und was eben ſo viel werth iſt, deſſen häusliches Glück gegründet hat!

Die junge Sophie war von ſchlankem Wuchſe, und von griechiſcher Geſichtsbildung: ihre kaſtanienbraunen Locken kräuſelten ſich neben den Grübchen ihrer blühenden Wangen, und fielen von ihren Schultern herab; ihre ſittſamen hellblauen Augen lockten die Herzen an ſich. Sie war freundlich, gefällig, munter, hatte eine Silberſtimme, und ſang ſchon als ein Kind gern fröhliche Lieder. Urſachen genug, daß Anſelmino an Sophien, wie an einer beſtändigen Geſpielinn ſeiner Jugend, hing. Er zog ſie allen Mädchen vor, die er in Vaals und in Aachen geſehen hatte; ſo wie ſie auch ihn allen andern Knaben. Die Alten im Hauſe, die ſich ſelbſt gegenſeitig liebten, freuten ſich der ſo merklichen herzlichen Zuneigung der Kinder, welche von allen Verwandten und Nachbarn die kleine Braut und der kleine Bräutigam genannt wurden.

Einſt hatten ſich beide beym Spielen im Dorfe an einem ſchönen Sommertage an das äußerſte Ende deſſelben verlaufen. Da fanden ſie auf dem grünen Raſen einen Knaben ſizzen, der todtenblaß und ganz abgezehrt war. Auf vieles Fragen erfuhren ſie endlich von ihm, er ſey von langer Krankheit abgemattet, habe ſeine Ältern verloren, und keinen Menſchen in der Welt, der ſich ſeiner annähme. Das Mitleid der guten Kinder ward erregt. Sophiechen theilte mit dem Kranken ihr Veſperbrot, und bat ihren Geſpielen, bey ſeiner Mutter, deren Liebling er, wie ſie wußte, war, um mehr Beyhülfe für den armen Knaben anzuhalten. Anſelmino ſtand nachdenkend, fühlte ſeine Selbſtſtändigkeit zum erſtenmale; und ſeine Klugheit, auf die er ſich jetzt wieder etwas zu gute that, blies ihm ein, was er ſelbſt verrichten könne, darum dürfe er nicht bitten. Er theilte Sophiechen folgenden Plan mit: In den weitläuftigen Gebäuden, aus welchen ſeiner Ältern Gehöfte beſtand, war eine entlegene Kammer, die nicht gebraucht ward und zu der man unbemerkt kommen konnte. Er ſchlug vor, den kranken Knaben ganz ingeheim dahin zu führen. Da wollte er dann ihm etwas von ſeinen Betten bringen, und ſie beide wollten ihr Frühſtück und Mittageſſen unbemerkt mit dem Kranken theilen, um denſelben wieder Kräfte zu verſchaffen. Seine kleine Freundinn hatte hiewider manches einzuwenden; aber ſeine Beredſamkeit ſiegte. Sie führeten den ermatteten Knaben fort, und brachten ihn unbemerkt an Ort und Stelle. Anſelmino ſchleppte ihm noch ſpät gegen Abend einen Theil ſeiner Betten, und den größten Theil ſeines Abendeſſens zu; und war froh, daß er ihn ein paar Tage lang, mit allem was aufzufinden war, reichlich ſpeiſen und tränken konnte.

Freylich machte dieſe ſo klug ausgeſonnene Wohlthätigkeit einige Unordnung in der Haushaltung. Niemand konnte begreifen, wo die Betten geblieben waren, und die Dienſtboten kamen darüber in unverdienten Verdacht. Backwerk und Semmeln verſchwanden; Teller, worauf Uberbleibſel der Mahlzeiten dem Kranken waren gebracht worden, wurden vermißt, und Unſchuldige wurden deshalb beſchuldigt. Anſelmino gerieth darüber in einige Verlegenheit; allein der Triumph, ſich über den Erfolg ſeines glücklichen wohlausgeſonnenen Planes zu freuen, ſchien ihm doch ſo ſchön, daß er den Bitten der ängſtlichen Sophie, welche die Sache entdeckt wiſſen wollte, nicht nachgab. Die häusliche Verwirrung hätte noch einige Zeit währen können, wenn nicht Philipp, der kranke Knabe, welcher merkte, daß was mit ihm vorging, nicht in der Ordnung ſey, ſie geendigt hätte, indem er aus der Kammer hervorkroch und ſich ſelbſt zeigte. Er ward von den Hausgenoſſen, die ihn, ſeinem elenden Anſehen und ſchlechten Kleidung zufolge, gleich für ſchuldig erklärten, vor den Richterſtuhl der Frau Sabine gebracht. Der arme Schelm fand hier eine ſehr barmherzige Richterinn. Ihr Sohn bekam zwar von den Ältern einen gelinden Verweis; aber ſeine Gutherzigkeit ward beſtätigt, und Philipp nun unter Autorität ins Haus aufgenommen, von dem Reſte ſeiner Krankheit geheilt, geſpeiſet und bekleidet.

Anſelmino that ſich ingeheim nicht wenig auf ſeinen klugen Plan zu gute, zumal da dadurch die Liebe ſeiner Ältern gegen ihn nicht vermindert, Sophiechens Liebe hingegen, ſeiner Gutherzigkeit wegen, noch vermehrt ward. Sollte der geneigte Leſer etwa meinen, Anſelmino habe, wenn gleich gutherzig, doch nicht ſo klug gehandelt als er ſich dünkte; und ſollte daraus etwa — wie es denn geneigte Leſer giebt, welche in Geſchichten dieſer Art gern weit vorausſehen mögen — auf die künftige Beſchaffenheit des Charakters unſers Helden etwas ſchließen wollen: ſo wird gebeten, zu bedenken, daß Anſelmino nur ein Knabe war, und daß wir noch nicht wiſſen können, ob ſich nicht vielleicht in der Folge dieſer Geſchichte die Klugheit unſers dicken Männchens, noch ehe er ein dicker Mann ward, in viel vorzüglicherm Glanze zeigen möchte.

Was Philipp betraf, ſo fand ſich, daß er aus dem benachbarten Dorfe Vylen kam, wohin ſich ſein Vater, ein verarmter Kaufmann aus Maſtricht, begeben hatte, um dort auf beſſer Glück zu warten. Er hatte eben den gröſſten Theil ſeines wenigen Vermögens verwendet, um ſeinen älteſten Sohn, der als Schiffschirurgus zur See ging, einigermaßen zu equipiren. Er ſelbſt war eine Art von Schreiber bey einem in Vylen wohnenden Herrn; und ſeine Frau ſpann für eine Manufaktur in Vaals, wozu auch Philipp ſchon war angehalten worden. Eine epidemiſche rothe Ruhr graſſirte im Dorfe, und hatte beide Ältern in kurzem weggerafft; Philipp, den niemand weiter hegen wollte, hatte ſich halb geneſen nach Vaals geſchleppt, um zu erfahren, ob er dort Arbeit bekommen könnte, ſein Leben zu friſten.

Dieſer von allen verlaſſene Waiſe fand an Meiſter Anton einen neuen Vater. Da er ſchon leſen und etwas ſchreiben konnte: ſo ward er in die Schule geſchickt. Daſelbſt lernte er, wie Anſelm und alle andern Kinder, ſo viel es ſeyn konnte, Lateiniſch, und beſonders die Theologie aus Braunii Systema Theologiae didacticae. Neben dieſen wichtigen Dingen vervollkommnete er ſich auch noch im Schönſchreiben und Rechnen. Dieſe Kleinigkeiten haben ſchon hin und wieder einen armen Knaben durch die Welt geholfen; ob ſie gleich gegen die unermeßlichen Schätze des Wiſſens, welche in der Dogmatik und lateiniſchen Phraſeologie liegen, gar nicht in Vergleichung zu bringen ſind. —

Dabey ward Philipp außer der Schulzeit zu allerhand kleinen Dienſten im Hauſe gebraucht, wobey er ſich ſehr anſtellig zeigte. Auch ward er Anſelmino's Spielgeſell, wozu er ſich aus einer beſondern Urſache ſehr gut ſchickte. Wir haben ſchon bemerkt, daß unſer Held von Jugend auf ziemlich redſelig war, und ſich nicht wenig klug dünkte; Philipp hingegen war von Natur beſcheiden, und etwas taciturn. Hier zeigte er ſich noch nachgiebiger und beſcheidener; denn er fühlte, daß er ein armer Knabe ſey: und er wußte ſchon, daß ein ſolcher ohne Schweigen und Nachgeben in der Welt nicht fortkommen könne, da ſelbſt ein reicher Mann beides zu beobachten ſehr nöthig hat. Anſelmino war aber auch ein gutherziger Junge; obgleich etwas eigenliebig, doch nicht ſtolz; und Philipp war ſein guter Geſelle. Ob nun zu dieſer Zuneigung nicht etwas beygetragen habe, daß er an Philipp einen Spielgeſellen hatte dem er ſeine klugen Einfälle vorſagen konnte, der ihn anhörte und ihm recht gab, mag der ſittenforſchende Leſer in des alten Buddeus Moraltheologie im Kapitel von der Falſchheit der menſchlichen Tugenden, oder in den Werken anderer Gottesgelehrten nachſchlagen, welche den Menſchen, die edelſte Kreatur Gottes, im Reiche der Natur fleißigſt erniedrigen, um ihn im Reiche der Gnaden deſto mehr zu erhöhen.

Vierter Abſchnitt.

Schulweisheit, Examen, Geſpräch übers Latein.

Anſelmino war nach und nach beynahe vierzehn Jahre alt geworden, und Sophiechen beynahe zehn Jahre. Sie gefielen ſich wechſelſeitig täglich mehr, und fingen an, ungeduldig zu werden, wenn ſie nicht beſtändig bey einander ſeyn konnten. Wie aber überhaupt die Ordnung der Dinge in der Welt gemeiniglich nicht ſo zu gehen pflegt, wie ſie die Verliebten gern haben möchten: ſo ereignete ſich ein Umſtand, an den ſie gar nicht dachten, und der doch Urſache war, ſie auf eine ziemliche Zeit zu trennen.

Die lateiniſche Schule hatte nun an unſerm Anſelmino geformt, was durch ſie zu formen war. Er hatte konſtruirt, exponirt, analyſirt, Phraſes ausgezogen, lateiniſche Reden gehalten, und lateiniſche Verſe gemacht. Er hatte ſogar etwas von den römiſchen Alterthümern gelernt, und wußte, wie die Konſuln und die Ädilen in Rom waren gewählt worden. Freylich wußte er nicht, wie die Generalſtaaten gewählt werden, auch nicht, ob ſie in Vaals etwas zu befehlen hätten. Denn, warum ſollten in gelehrten Schulen Kinder mit der Verfaſſung des Vaterlandes bekannt gemacht werden, da dieſe zu wiſſen keine Gelehrſamkeit iſt? Dagegen hatte Anſelmino einen guten Begriff von den Sätzen der Dordrechtſchen Synode; ſogar, daß er ſchon mit katholiſchen Seminariſten aus dem Konvente der Stiftsherren des heiligen Grabes zu Schlenaken, die in der Vakanzzeit nach Vaals kamen, über die Religion diſputirt, und, weil ſie älter und ſtärker waren, von ihnen Ohrfeigen bekommen hatte. Er war nun der Erſte in der Schule; und der alte Kandidat erklärte, daß er ihn weiter nichts lehren könne: er möchte denn etwa mit dem Knaben, ehe dieſer nach der Univerſität ginge, des Ruarus Andala Logik durchnehmen, wovon er ſich ſelbſt noch etwas erinnerte. Er ſchlug daher vor, unſer dickes Männchen von gelehrten Leuten examiniren zu laſſen, damit die Ältern ſehen ſollten, wie geſchickt der Knabe ſey. Es wurden alſo einige holländiſche Domine aus der Nachbarſchaft zuſammengebeten; und nachdem ſie gut zu

Mittage gegeſſen hatten, ward Anſelmino examinirt. Er exponirte, analyſirte und perorirte ohne Anſtoß, beantwortete im beſten Schullateine alle Fragen aus Braunii Theologia didactica; und alle Examinatoren ſagten einſtimmig, nie habe noch ein Knabe von ſo zartem Alter ſo gelehrte Antworten gegeben: aber alle waren auch darin einſtimmig, er ſey noch allzu jung, um auf die Univerſität zu gehen.

Die kleine Sophie erſchrak zwar vor dem vielen Lateine, weinte aber doch vor Freuden, daß ihr Anſelm ſo gelobt wurde. Anſelmino war bey der ganzen Sache ziemlich unbefangen und gleichgültig geweſen, weil man ihm lauter Dinge fragte, die er vermöge ſeines guten Gedächtniſſes auswendig wußte. Nun aber fing ihm das Examen an merkwürdig zu werden, da Sophiechen, unvermerkt ihm die Hand drückend, ihn mit dem freundlichſten Blicke lobte. Mutter Sabine ließ ein paar Thränen der Freude fallen, ſah aber ganz ernſthaft aus; und Meiſter Anton, ſo wie auch Oheim George, ſagten nicht ein Wort.

Als die Herren weggefahren und die Kinder in den Garten geſprungen waren, ſaßen die Alten eine Zeitlang ſtillſchweigend und in Gedanken. Endlich ſagte Meiſter Anton, den Kopf ſchüttelnd:

»Ich hätte doch nicht gedacht, daß Anſelm ſo ſehr gelehrt wäre. Wie muß der arme Junge ſeinen Kopf haben anſtrengen müſſen, um das alles zu behalten!«

Oheim George fuhr heraus: »Du ſagſt, er iſt gelehrt; und ich ſage, er iſt dumm.«

»Dumm?« — riefen beide Ältern zugleich aus.

»Ja freylich! dumm! — denn der Junge weiß nichts, als was er auswendig gelernt hat. Er hat mir ſchon vorher zehn Fabeln von Gellert hergebetet; und er konnte auf mein Verlangen keine einzige nach ſeiner Art mit andern Worten erzählen. Nein, bey den Herrnhutern hab' ich auch Schulen geſehen, da geht man aber nicht bloß auf Gedächtnißwerk. Weißt Du was, Bruder Anton! Leicht gelernt iſt bald vergeſſen! Wenn nun der Junge vergißt, was er itzt auswendig weiß, ſo weiß er alsdann gar nichts. Das nenn' ich dumm ſeyn! Und ob ihm das, was er uns heute auf lateiniſch vorgeſagt hat, was helfen kann, wenn er groß wird, das verſteh' ich nicht. Aber ich habe nun einmal keinen Glauben ans Lateiniſche.«

Meiſter Anton ſchlug die Augen nieder, und dachte bey ſich: »Wenn er Doktor wird, wird er mit den Kranken nicht lateiniſch reden.«

Mutter Sabine ſchwieg; aber dachte bey ſich: »Lateiniſch predigen wird er nicht!« Und dabey fiel ihr ein, daß ſie Alle vom Examen nichts verſtanden hätten, und daß es doch vom Kandidaten wäre angeſtellt worden, damit ſie wiſſen ſollten, was Anſelm gelernt hätte.

Oheim George ſchwieg nicht; ſondern fuhr in einem verdrüßlichen Tone fort: »Und wenn der Junge gar nichts gelernt hat, als das Latein; wozu wird ihm das helfen, wenn er einmal deine Manufaktur übernehmen ſoll? Denn am Ende wird es doch wohl am klügſten ſeyn, ihn dazu zu erziehen, wenn du nicht willſt, daß die Manufaktur untergehe, ohne daß deine Kinder etwas davon haben ſollen.«

Meiſter Anton ſchwieg abermal: denn er fühlte wohl, daß der Bruder nicht Unrecht hatte; aber daß ſein Sohn nicht Doktor werden ſolle, wollte ihm auch nicht eingehen. Er dachte alſo nur: »Schade, daß der Junge noch zu jung iſt, um nach der Univerſität zu gehen, da er doch ſchon ſo viel ſchönes Latein weiß!

»Wo ſoll er bis dahin bleiben, da er jezt in »der Schule nichts mehr lernen kann?«

Es iſt oft die Sorge der Ältern, nicht, wie ihre Kinder zu erziehen; ſondern nur, wo ſie zu laſſen ſind. Haben ſie ſo ganz unrecht? Wenn man die Kinder nicht ſelbſt erziehen kann, muß man ſie ja jemand abzurichten geben!

Im Fortgange der Unterredung kamen ſie Alle überein, Anſelm müſſe auſſer dem Hauſe irgendwo untergebracht werden; denn Meiſter Georg ſagte: »Bruder Anton, der Junge iſt »für dein Haus allzugelehrt, und wird dir mit »ſeinem Lateine und mit allem dem Zeuge das »er im Kopfe hat, alle deine Arbeiter aufſäzig »machen!«

Man ſieht, Meiſter Georg, obgleich nur ein gemeiner Tuchmacher, war ſcharfſichtig genug, ſchon vor mehr als zwanzig Jahren Sinn für den jezt von ſo manchen Staatsleuten angenommenen Saz zu haben, daß zu viel Gelehrſamkeit und Aufklärung endlich zum Aufruhre führe. Wie würden auch gegenwärtig in Frankreich die vielen Greuel entſtehen, wäre nicht, wie weltbekannt iſt, Jourdan, der Kopfabſchneider ein vertrauter Schüler des garſtigen Hans Jakob Rouſſeau geweſen, und der ſchleichende Abt Sieyes nebſt dem heftigen Robespierre die vornehmſten Mitglieder der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris? Hätte Philipp Egalité, als Prinz und als Bürger gleich nichtswürdig, wohl mit ſo unverſchämter Stirn für den Tod ſeines Königs und Vetters geſtimmt, wenn er nicht ein ſo großer Freund und Beförderer der Aufklärung und der Philoſophie geweſen wäre? Und würden die Unhoſigen in Frankreich wohl ſo arg gegen Monarchen und monarchiſche Regierung toben, wenn ſie nicht, vermöge ihrer großen Liebe zu den alten Sprachen, ſich ſo innig mit dem Geiſte der Griechen und Römer genährt hätten?

Fünfter Abſchnitt.

Ein neuangelegtes Philantropin. Nothwendige Ehrenrettung Herrn Rehbergs in Hannover, des Philoſophen.

Kurz vor der Zeit, als in Baals das oben beſchriebene Examen unſers Anſelmino und die dadurch veranlaßte Unterredung vorfiel, war in ganz Deutſchland die erſte Periode einer weltbekannten pädagogiſchen Reform angegangen. Baſedow hatte den Plan gemacht — oder, um beſtimmter zu reden, eigentlich nicht einen Plan gemacht, ſondern nur ſich eingebildet — vermittelſt einer kleinen Erziehungsanſtalt allenthalben die ganze Erziehungsart, und vermittelſt derſelben das geſammte Menſchengeſchlecht, auf beſſern Fuß zu ſetzen. Er verlangte dreißigtauſend Thaler, um dieſe allgemeine Umformung zu Stande zu bringen. Er ließ gedruckte Aufforderungen an dreyhundert große und kleine Potentaten ergehen; und als von dieſen doch die dreyßigtauſend Thaler nicht einkamen, ſo that er Nothſchüſſe über Nothſchüſſe, damit das Wohl des menſchlichen

Geſchlechts gerettet werde. Seine Einbildungen und ſeine Nothſchüſſe ſind vergeſſen, ſo wie ſeine andern Schwachheiten und Seltſamkeiten; aber die ſpäteſte Nachwelt wird dankbar erkennen, daß er ſein Elementarwerk zu Stande brachte, und den Nutzen deſſelben nicht in Träumen, ſondern praktiſch zeigte. Dieß iſt ein Unternehmen, welches den heilſamſten Einfluß auf die Verbeſſerung der Erziehung hatte, und welches die armen Kinder von dem unſeligen Wörterkrame und von der zweckloſen harten Schuldiſciplin zu erlöſen anfing. Beides erweckte in den Köpfen der von ſeelenloſer Schulpedanterey niedergedrückten Lehrer, (auch derer welche Baſedow's Methode tadelten,) eine Menge wohlthätiger Ideen zum Beſten der Jugend; und beidem können Mißbräuche in der Anwendung ſo wenig den verdienten Ruhm entziehen, als irgend einer andern kühn unternommenen, aber im Anfange unvollkommen ausgeführten Reformation.

Es gab aber damals Pädagogen, und giebt vielleicht noch itzt dergleichen, welche weder Baſedow's Einſicht noch Muth beſaßen. Ihnen wurden bloß durch ihre Habſucht die zu erwartenden dreyßigtauſend Thaler, und durch ihre Präſumtion die Luſt eine ganze Welt umzuformen, vorgeſpiegelt, und bloß dadurch bekamen ſie Neigung und Beruf zur Erziehung. Ein ſolcher war der wohlehrwürdige Herr Eraſmus Quincunx, ein reformirter Prediger im Herzogthume Jülich: ein ſchöner Geiſt und ein großer Liebhaber der Entenjagd, der öfter, wenn er ſeiner Gemeinde predigen, oder ein Kind taufen ſollte, im Walde oder im ſchilfichten Sumpfe aufgeſucht werden mußte, wo er entweder den Reimen oder den wilden Enten nachſtellte. Nun hielt die ehrwürdige Provincialſynode des Herzogthums Jülich eben nichts von Predigern welche Verſe machen, und noch weniger von denen welche wilde Enten ſchießen. Es erfolgten alſo Vermahnungen, welchen Paſtor Eraſmus Quincunx, der nicht ſonderlich geneigt war ſich vermahnen zu laſſen, dadurch auswich, daß er ſein Amt ſchnell niederlegte: zumal da jene Reſkripte gerade zwiſchen Johannis und Jakobi ankamen, der beſten Zeit zur wilden Entenjagd mit Stecknetzen, welche er nicht mit Schreiben verderben mochte.

Er war mehr des freyen Lebens, als des Sitzens gewohnt, und dachte als Jäger irgendwo ſein Unterkommen zu finden. Zu dem Behufe ging er nach Deſſau, wo die Jagd bekanntlich in großem Flore ſteht. Er fand aber dort die wilde Entenjagd nicht nach ſeinem Sinne; dagegen lernte er Baſedow's Philantropin kennen, deſſen Ruf noch nicht bis in die Gegend zwiſchen der Maas und Roer gedrungen war. Da er überhaupt in Deſſau als Jäger nicht, wie er glaubte, ſein Fortkommen fand, entſchloß er ſich, lieber ein Lehrer der Jugend zu werden. Die Pädagogen, und die welche es werden wollten, wallfahrteten damals in großer Anzahl nach Deſſau. Unter ihnen erſchien auch der Expaſtor Eraſmus Quincunx vor Baſedow, mit dem Begehren, bey der Anſtalt Lehrer zu werden. Es ging dieß ſchon deshalb nicht an, weil Baſedow, wie bekannt, in ſeinem Philantropine lateiniſch reden ließ, wozu dieſer Mann nicht eingerichtet war. Er ward daher abgewieſen; blieb aber noch einige Wochen in Deſſau, beſah das Äußerliche der Lehrart, die Uniformen, die Trommel mit der zum Eſſen gerufen ward, und andere ſolche wichtige Sachen: wobey er den Entſchluß faßte, in Verbindung mit einigen pädagogiſchen Pilgern, die eben ſo wie er von Baſedow abgewieſen waren, in der Geg[illegible] der Maas eine ähnliche Anſtalt anzulegen, welche er für ſich ſehr einträglich zu machen dachte. Er kehrte zurück; und weil er aus guten Urſachen ſich im Herzogthume Jülich nicht zu ſetzen wagte: ſo begab er ſich in das Reich von Aachen (wie das Gebiet dieſer Reichsſtadt feyerlichſt benennet wird), und legte daſelbſt unverzüglich in dem Dorfe Horbock mit ſeinen Gehülfen ein Philantropinchen an. Er hatte die Kunſt gelernt, etwas Aufſehen zu erregen, kleine Vortheile geltend zu machen, ſich Empfehlungen zu verſchaffen, und, wenn's nicht anders gehen wollte, Nothſchüſſe zu thun; kurz die Kunſt der Jagd auf Zöglinge, welche wohl ſo viel Schlauigkeiten erfordert, als die Jagd der wilden Enten, und eben ſo, wie dieſe, oft in tiefen Sumpf führet. Seine Schule ward dadurch in den benachbarten Gegenden bekannt, bekam bald einigen Zulauf, und hat ihn vielleicht noch.

Die Gränzen des kleinen Reichs von Aachen ſind, wie die Gränzen des großen Reichs China, durch einen Wall eingeſchloſſen. Daher mag es wohl kommen, daß wir von dem, was in beiden vorgeht, nur ſehr unvollkommene Nachrichten haben. So viel uns bewußt, iſt bisher die Exiſtenz des Philantropins zu Horbock im übrigen Deutſchlande nicht bekannt geweſen. Im Verfolge dieſer Geſchichte mußte nothwendig davon geredet werden, und dieſe Entdeckung erhält eine zufällige Wichtigkeit in der gelehrten Geſchichte. Herr Rehberg in Hannover gab im Jahre 1792 ein ſehr gelehrtes Büchlein heraus, unter dem Titel: Prüfung der Erziehungskunſt, worin er dieſer Kunſt ſo viel Böſes nachſagt, daß es ſcheinen möchte, er halte ſie ganz und gar für »die »falſchberühmte Kunſt, welche etliche fürgeben »und fehlen des Glaubens.« Nun ſollte man aber faſt denken, es müſſe doch auch eine wahre und ächte Kunſt der Erziehung geben; denn es giebt ja eine ächte Kunſt Hunde abzurichten, wodurch in dieſen Thieren Kräfte entwikkelt werden, von denen man nicht geglaubt hätte, daß ſie in ihnen liegen könnten. Wie? Sollte nicht etwa vorher an mehrern Orten die Erziehung der zarten menſchlichen Jugend viel Ähnliches gehabt haben mit dem Abrichten der Hunde? ſo, daß man bloß auf ihr Gedächtniß wirkte, und bloß Peitſchen, Hunger und andere ſtrenge Mittel anwendete, wie bey unvernünftigen Thieren, die ſich nicht anders ziehe[illegible]laſſen. Man hat aber in neuern Zeiten überlegt, daß Menſchen Seelenkräfte vor den Thieren voraushaben, daß man dieſelben auch vorzüglich bey Kindern zu entwikkeln ſuchen, und zu deren beſſerer Erziehung brauchen müſſe. Man hat ferner überlegt, daß ein beſſerer Weg hierzu vorhanden ſeyn werde, als Peitſchen und andere ſtrenge Mittel, welche nur für Thiere nöthig ſind, und für Menſchen die unvernünftig wie Thiere handeln. Die ſchickliche Anwendung dieſer Mittel, zu dem großen Zwecke vernünftigere und beſſere Menſchen zu bilden, ſcheint die ächte Erziehungskunſt zu ſeyn; und es giebt Männer, begabt mit Einſicht und Wohlwollen, welche dieſe Kunſt zu verbeſſern vorzüglich bemüht ſind. Herr Rehberg ſpricht aber, ohne dieſer zu erwähnen, nur von ſolchen Erziehungskünſtlern, welche er als Thoren, als Marktſchreyer, ja als die ſinnloſeſten Sterblichen ſchildert. Er nennt namentlich nirgend die verächtlichen Menſchen wider welche er ſtreitet; gedenkt aber auch gar nicht der Männer, welche zur Verbeſſerung dieſer Kunſt der Erziehung nach ihren Einſichten, das Mögliche beytrugen, und der von ihnen bewirkten Verbeſſerungen. Daher iſt die liebloſe Vorausſetzung entſt[illegible]n, Herr Rehberg meine die letztern ſelbſt, und wolle wirklich die edlern Bemühungen zur Verbeſſerung der Erziehungskunſt, welche wir einem von Rochow, Reſewitz, Campe, Trapp, Feder, Gedike, Pfeffel, Lieberkühn, Stuve, Salzmann u. a. zu danken haben, durch ſein Buch herunterſetzen. Allerdings haben einige Stellen deſſelben den Gedanken veranlaſſen können, als wolle er bloß wider dieſe würdigen Männer ſtreiten. Aber dieß iſt doch eine ganz unſtatthafte Vorausſetzung. Denn wie könnte man ihm zutrauen, ſo unphiloſophiſch und unbillig zu handeln? Geſetzt, er glaubte Irrthümer in der neuern Erziehungskunſt, oder Mißbräuche in ihrer Ausführung rügen zu müſſen: würde es wohl einem Philoſophen anſtändig ſeyn, über lobenswürdige Bemühungen wegwerfend abzuſprechen, als ob ſie weiter nichts als Irrthümer und Mißbräuche wären? Würde es nicht vielmehr einem Philoſophen gebühren, den Nutzen neuer Lehrmethoden, und das was ſie etwa Nachtheiliges haben könnten, unparteyiſch und gründlich zu würdigen? Selbſt wenn man vorausſetzen wollte, die Prätenſionen oder hohen Einbildungen, welche bey irgend einigen neuern Pädagogen vorhanden g[illegible]n ſeyn möchten, hätten unſern Philoſophen ſo indignirt, daß er die ganze neuere Pädagogik ſo bitter zu verdammen veranlaßt wäre: ſo würde doch ein ſolches Verfahren nicht nur nicht billig, ſondern nicht einmal politiſch ſeyn. Denn auch Philoſophen — die ſpekulativen nicht ausgenommen — ſind ſehr oft voll Prätenſion und Einbildung; und die leidige Erfahrung zeigt, daß ſelbſt der kategoriſche Imperativ und die neueſten formalen Principien, welche ſonſt doch bekanntlich philoſophiſche Univerſalarzeneyen ſind, einige philoſophiſche Herren vor kindiſchem Dünkel nicht haben ſchützen können. Wer würde es aber wohl billig nennen, deßhalb alle Philoſophie für Geſchwätz, und alle Philoſophen, ſelbſt auch die welche ziemlich laut ſchreyen, für Marktſchreyer auszugeben?

Alle dieſe ſcheinbaren Widerſprüche glauben wir nun durch die Vorausſetzung heben zu können: Herr Rehberg habe die obigen verdienten Männer und ihre wohlthätigen Anſtalten gar nicht gemeint; ſondern nur die tölpiſchen Nachahmer derſelben, und beſonders das Philanthropinchen zu Horbock im Reiche von Aachen. Dieß war freylich ein buntſchäckiges Ding, und es ſind davon, wie wir vernehinen, noch andere Filialphilanthropine [illegible]n die Gebirge des Deiſters und Süntels verpflanzt, wodurch vielleicht in dem guten Fürſtenthume Kalenberg mehr Unfug mag verurſacht worden ſeyn, als wir andere wiſſen, welcher denn freylich Herrn Rehberg als einem patriotiſchen Kalenberger näher zu Herzen gehen mußte. Wir unterwinden uns hiebey, den unmaßgeblichen Vorſchlag zu thun, ob nicht der Namen des Dörfchens Horbock im Reiche von Aachen künftig gebraucht werden möchte, wie bisher die Namen der ehrbaren Städte Schilda und Schöppenſtädt. Dieſe müſſen alles Gauchthum des H. Römiſchen Reichs deutſcher Nation auf ſich nehmen, ſelbſt das Gauchthum derjenigen Gäuche, welche dieſe unſchuldigen Städte des Gauchthums beſchuldigen. Man könnte feſtſetzen, daß Horbock und deſſen Philanthropin alles auf ſich nehmen müßte, was irgend ein mißmüthiger theoretiſcher Philoſoph, der nie Kinder hatte, in der Fülle ſeiner Weisheit an den Pädagogen zu tadeln fände, welche die theoretiſche Erziehungskunſt eines Philoſophen, der ſeine eigenen Kinder nicht erziehen mochte, in der beſten Meinung praktiſch, das heißt wirklich nützlich, zu machen ſuchen.

Sechſter Abſchnitt.

Anſelmino wird im Philanthropine zu Herbock erzogen. Deſſen Beruf zum Studiren.

Das neu angelegte Philanthropin machte natürlich im Reiche von Aachen und in der umliegenden Gegend viel Aufſehn. Es empfahl ſich im Hauſe Meiſter Antons durch einen zufälligen Umſtand. Wir haben oben bemerkt, daß der Expaſtor Erasmus Quincunx vor Baſedow mit dem Lateinreden nicht beſtand: und mehreren der in Deſſau abgewieſenen Lehrer, welche er für ſein neues Inſtitut von da mitbrachte, mochte es wohl eben ſo gegangen ſeyn. Daher verbannte er das Lateinreden ganz aus ſeiner Schulanſtalt. Eben dieſes, was bey vielen dem Lateine ergebenen Ältern und Schullehrern ein Anſtoß war, empfahl ſie in Meiſter Antons Hauſe, wo man ſeit dem letztern Examen des Lateins ſatt hatte. Es ward demnach beſchloſſen, den der Weisheit des Kandidaten zu Baals entwachſenen Anſelmino in dieſe Schule zu ſchicken. Unſer Held mußte ſich alſo unvermuthet von ſeiner kleinen Sophie trennen, welches nicht ohne Thränen abging; aber Philipp zog mit ihm, nach Deſſauer Weiſe als Famulant, aufzuwarten und zu lernen.

Anſelmino kam im Philantropine zu Horbock in eine ganz neue Welt. Man muß dem wohlehrwürdigen Erasmus Quincunx zum Ruhme nachſagen, daß er die runden Hüte mit hohen Köpfen für ſich und ſeine Zöglinge eher einführete, als ſonſt irgend jemand in Deutſchland. Dieſe hohen Hüte, die rund abgeſchnittenen Haare, die Wämſer in Uniform, die Halbſtiefeln, die Verdienſtorden und das Eſſen nach der Trommel, machte die jungen Philantropiſten zu niedlichen Kerlchen; und Anſelmino ward bald unter den Niedlichen der Niedlichſte. Er dünkte ſich ſelbſt hübſch, und ward bald vorſchnell und trotzig. Er lernte meilenweit ohne Zweck zu Fuſſe laufen, ſich täglich kalt baden, über einen Stock ſpringen, kurz alles, was man in der wirklichen Welt nicht braucht; und er lernte es um ſo viel eifriger, da ſeine Lehrer laut ſagten, die Welt würde bald eben ſo werden wie das Philantropin in Horbock, alle Menſchen würden in Kurzem ſich kalt baden, laufen, ſpringen, hohe Hüte und

Hä[illegible]ieſeln tragen: ſo hielten ſich demnach die kleinen Philantropiſten ſchon in Gedanken für die Muſter der Bildung einer ganzen Generation.

Es iſt wahr, ſtatt daß in Anſelms lateiniſcher Schule die Übung des Gedächtniſſes alles geweſen war, ſo ward nun ſeine Denkungskraft geübt. Aber unglücklicher Weiſe dachten ſeine Lehrer ziemlich ſchief, und ſo lernte er ſchief denken. Man lehrte ihn Weisheit; aber es war nur die Weisheit friſchgebackener weiſer Lehrer, die vor kurzem erſt Knaben waren, und daher ſelbſt nicht viel mehr als die Weisheit eines Knaben bedurften.

Dieſe Weisheit kam der angebornen Klugheit unſers dicken Männchens trefflich zu ſtatten. Denn nun dünkte er ſich viel klüger, und wollte von jedem Warum das Darum ſagen, eh' er's gelernt hatte. Mit Lernen ward er überhaupt nicht ſehr angegriffen. Zufolge der Grundſätze des Philantropins zu Horbock, ſollte er nur lernen wenn er Luſt dazu hatte; und die hatte er ſelten: ſo daß er ohne ſeine natürliche Fähigkeit gar nichts würde gelernt haben.

Nachdem unſer Held zwey Jahre d[illegible] zugebracht hatte, kam er als ein ganz andrer Menſch nach Hauſe; jeder, der ihn ſah, ſtaunte ihn an. Sein Verſtand war zwar in gewiſſer Rückſicht mehr entwickelt, denn er hatte denken und räſonniren lernen; aber völlig verlernt hatte er, ſich im gemeinen Leben verſtändig aufzuführen. Er hielt es für ganz unnöthig ſich nach der übrigen Welt zu richten; denn er hatte in Horbock ſo oft gehört, die Welt ſey ausgeartet: daher forderte er, daß ſich die Welt nach ihm richten ſolle, nach ihm der aus der beſſern Welt von Horbock kam. Er hielt ſich nichts für übel, ſprang über Stock und Block, verachtete alles, räſonnirte über alles. Wahr iſt es, er hatte vieles gelernt, was ſein Vater und ſein Oheim nicht wußten, und was vielleicht auch in Baals vor ihm niemals jemand gewußt hatte; doch fehlte ihm ganz die Geſchicklichkeit, es gut anzubringen. Er wollte nicht beleidigen; ward aber wider ſeinen Willen durch ſein ganzes Betragen beleidigend. Er würde noch unerträglicher geworden ſeyn, wenn ihn nicht Philipp von manchen Dingen abgehalten hätte. Dieſer ſah mit ſeinem kalten geſunden Verſtande die Wahrheit ein, ſchwieg zwar ungefragt, ſagte ſie aber, wenn er gefragt ward. Nun war Anſelm ſehr redſelig, fragte daher ſehr oft, und hörte denn von Philipp manche Wahrheit die er beſſer hätte nutzen können, wäre ſein Leichtſinn nicht zu beſtändigen Seitenſprüngen geneigt geweſen, ſo daß alle Nachbarn ſagten: Musje Anſelm iſt ein Musje Naſeweis!

Anſelmino bemächtigte ſich Philipps als eines Freundes, ob er gleich eigentlich mehr der Kammerdiener des jungen Herrn war, welcher ſchon den Dünkel fühlte, ein Weſen, wie Er müſſe einen Kammerdiener haben. Philipp friſirte ihn, holte ſeine Kleidungsſtücke zuſammen, wenn er ſie, wie gewöhnlich, herumgeworfen hatte, und brachte ſein Zimmer in Ordnung, welches gemeiniglich ſehr unordentlich ausſah. Wenn Philipp da nichts zu thun hatte: bot er ſich freywillig an, alles zu thun was im Hauſe vorfiel. Er hatte eine ſehr ſchöne Hand ſchreiben lernen; er rechnete aus dem Kopfe auf philanthropiniſche Art, und hatte noch manche andere nützliche Kenntniſſe unvermerkt geſammelt, ſo daß er zu allen Manufakturgeſchäften brauchbar war, und Jedermann ihn lobte.

Anſelmino hingegen fühlte ſich berufen nichts zu thun; auch lobte ihn eben Niemand. Seine Hauptleidenſchaft war, nach hübſchen Mädchen — in allen Ehren — zu ſehen; und er lief oft ein paar Stunden zu Fuße, um eine recht ins Geſicht zu faſſen. Erblickte er ſie nicht, ſo hatte er doch die ſchöne Natur geſehen, und glaubte die Natur zu genießen, wenn er müßig ging. Er badete ſich in jedem Bache oder Teiche, und fiel zuweilen auf die Naſe, wenn er ſeine Geſchicklichkeit im Springen zeigen wollte. Er glaubte nach der Natur zu leben, wenn er ſo lebte wie es ſeinem Dünkel gefiel; der bürgerlichen Geſellſchaft aber meinte er nichts ſchuldig zu ſeyn. Er moraliſirte über alles dies oft Stunden lang mit Philipp; denn moraliſiren war immer reden und ſeine Klugheit zeigen. Beides aber liebte unſer dicker Mann; und Philipp, der Anſelmos Thaten nicht bewunderte, kam immer zu kurz, wenn er ihn eines beſſern überweiſen wollte. Anſelmino hatte ſeine eigene Moral lieber, weil ſie ihm erlaubte, alles zu thun wozu er Luſt hatte; und er beſann ſich nach vielem Moraliſiren ſogar, er müſſe wohl lauter Gutes thun; denn ihm fiel ein, er habe noch nichts gethan was er ſelbſt für Böſe gehalten hätte.

So ſehr die Ältern ihren Sohn liebten, ſo ſchüttelten ſie doch über dieß geniemäßige Leben die Köpfe. Es erfolgten auch gelinde Verweiſe. Oheim Georg ſchalt tüchtig. Anſelm disputirte, wollte Recht haben, ward widerlegt und nicht überzeugt. Dann erzählte er einmal wieder etwas von der Naturgeſchichte oder der Geographie, was er im Philanthropin gelernt hatte; und da freute man ſich, daß er doch nicht unwiſſend war. Dann machte er wieder einmal ein gutherziges Stückchen, das die Herzen mit ihm vereinigte; lebte ein paar Tage eingezogen, und beging ſodann wieder einen dummen Streich, welcher den geſunden Verſtand des ganzen Hauſes empörte. Kurz, die Sache blieb, wie ſie war; wenn auch manchmal Hoffnung zu erwachen ſchien, ſie möchte anders werden; und dieß drückte auf die guten Ältern um ſo viel mehr, weil ſie immer weniger wußten, was denn nun aus ihrem einzigen Sohne werden ſollte.

»Was aus ihm werden ſoll?« rief Oheim Georg aus: »Nun iſt der Junge zum Tuchmacher gar nichts nütze! Die neumodiſche Schule hat ihn unklug gemacht. Sein Hin- und Herlaufen, ſein Müßiggang, würde deine Manufaktur noch mehr in Unordnung bringen, als das Latein. Ich wollte, er wäre ſo wie Philipp; den hat Niemand zu etwas angehalten, doch er iſt zu allem brauchbar, und Anſelm zu nichts!«

Vater und Mutter ſeufzten heimlich: »Das iſt wohl wahr!«

»Laß ihn ſtudiren, Bruder Anton!« fuhr Georg fort: »Laß ihn ſtudiren; er iſt zu nichts Beſſerm nütze. Es wird weniger ſchaden, wenn er ein gelehrter Haſenfuß iſt, als ein haſenfüßiger Fabrikant! Der, welchen die Andern ernähren, mag noch eher ein bischen geckiſch ſeyn, wenn es einmal ſo ſeyn muß; aber wer Andere ernähren ſoll, muß arbeiten und ordentlich arbeiten!«

Alſo ſtudiren ſollte nun Anſelm. Aber was? Frau Sabine mußte ihrem Manne um ſo mehr nachgeben, weil Anſelm ſelbſt die Theologie weit von ſich warf; und ſo ward die Arzneywiſſenſchaft gewählt.

Siebenter Abſchnitt.

Anſelms Abreiſe nach der Univerſität, nebſt des Verfaſſers zufälligen Betrachtungen über Studenten und Univerſitäten.

Anſelm ging bald darauf nach der Univerſität Göttingen ab. Das gab nun ein betrübtes Scheiden zwiſchen ihm und Vater und Mutter, und ſelbſt auch zwiſchen ihm und Oheim Georg. Denn hielt gleich der Moraliſt Georg unſern kleinen runden Mann für einen Haſenfuß, worin er nicht ganz unrecht hatte: ſo war doch auch nicht zu leugnen, daß Anſelm ein muntrer, froher Burſche war, rund und geſund am Körper, mit manchen Kräften des Geiſtes begabt, die durch erworbene Kenntniſſe noch mehr entwickelt waren. Dieß ſah ſelbſt Oheim Georg; und wenn er das runde Kerlchen einen Haſenfuß ſchalt, ſo freute er ſich doch wieder innerlich, wenn der Haſenfuß ſich bey manchen Gelegenheiten ſo flink und ſo anſtellig zeigte. Dabey hatte Anſelm im Philanthropin ſeine Gutherzigkeit und ſeinen Frohſinn nicht verloren, die ihm Freunde machten, ſelbſt unter denen, welche ihn für einen Haſenfuß halten mußten. Als er nun das Haus verlaſſen ſollte, ſah man nur auf ſeine guten Eigenſchaften, und die Thränen floſſen allgemein über ſeinen Abſchied.

Die herzlichſten Thränen floſſen aus den blauen Augen der kleinen Sophie. Etwas haſenfüßiges Weſen ſchadet einem muntern Jünglinge bey einem dreyzehnjährigen Mädchen nicht ſo viel, als bey einem Moraliſten Georg. Sophiechen ſah in Anſelm nur den hübſchen, fröhlichen, gutmüthigen Jungen, den erſten Geſpielen ihrer Jugend; und in ihrem kleinen Herzen regte ſich etwas, das ſie ſelbſt nicht kannte. Zumal ſeitdem ſie ſah, daß er auch nach andern Mädchen lief, empfand ſie noch deutlicher, wie nahe er ihrem Herzen war. Aber Sophiechen hatte nichts von andern Mädchen zu befürchten. Ihre Schönheit, in der vollen Blüthe der Jugend, war ſo groß, daß ſie Anſelms des eifrigen Schönheitsſuchers Herz bezwungen hatte. Er war, um das rechte und kürzeſte Wort zu gebrauchen, er war ganz vernarrt in ſie, hing immer an ihrer griechiſchen Naſe, und an ihren braunen Locken. Beym Abſchiede, nachdem ihn ſeine

Ältern und Meiſter Georg weinend umarmt hatten, küßte er auch Sophiechen zum erſtenmale, und das fuhr in ihn, wie ein Blitz. Er verſprach ſich ſelbſt, und leiſe flüſternd auch ihr, keine andere ſollte die Gefährtinn ſeines Lebens werden. In dieſem Augenblicke glaubte er es, ſie glaubte es noch mehr. Junges Volk meint immer, Liebe der Jugend daure unverändert, und mache das ganze Leben glücklich. Zuweilen geſchieht es; ſehr oft aber geſchieht etwas anders. Anſelm küßte Sophiechen noch einmal, eilte in den Wagen, ſein Vater reichte ihm die Hand, und Meiſter Georg, indem er ſich die Augen trocknete, rief ihm nach: »Ich »bitte Dich, Junge! werde kein Narr!«

Und doch war unvermerkt alle Anlage zur Gefahr gemacht, daß Anſelmino auf der Univerſität ein Narr werden konnte. Wir haben ſchon oben bemerkt, daß Meiſter Anton, nachdem er Reichthum erworben hatte, weder ſeinen Tiſch, noch ſeine Kleidung, noch ſein ganzes Hausweſen deshalb auf einen höhern Fuß ſetzte. Auch Frau Sabine und Sophiechen gingen immer noch nach der Simplicität ihres ehmaligen Handwerksſtandes gekleidet. Aber die Mutter konnte nicht übers Herz bringen, ihren einzigen geliebten Sohn ſo zu kleiden. Mütter putzen ihre Kinder ſo gern! Das hängt mit ſo vielen andern zärtlichen Geſinnungen zuſammen, daß es tadeln mag, wer keine zärtliche Geſinnungen kennt. Anſelmino hatte alſo ſchon an der Mode ſo viel Antheil empfangen, als ſich in Baals thun ließ. Seidene Weſten, ſeidene Strümpfe, modiſche Schnallen waren ihm ſchon nach und nach angeſchaft worden. Nun, da ihr Anſelmino auf die Univerſität ging, wollte Mütterchen, ſeine ſchöne runde Figur ſolle dort vortheilhaft in die Augen fallen, und lag deshalb ihrem Manne täglich an. Meiſter Anton hatte, wie ſchon gedacht, ſeinen ambitiöſen Fleck, und da ihm ſeine Frau ſchon nachgegeben hatte, daß ſein Sohn auf einen Arzt ſtudiren ſollte; ſo konnte er ihr um ſo viel weniger abſchlagen, was er ſelbſt ingeheim wünſchte. Er wollte zum erſtenmale zeigen, er ſey ein reicher Mann, und ſetzte ſeinem Sohne auf der Univerſität jährlich eine viel größere Summe aus, als manche Söhne vornehmerer Leute zu verzehren hatten. Oheim Georg machte zwar die triftigſten Gegenvorſtellungen, aber vergebens, weil beide Eheleute wider ihn waren. Da ſie einmal das viele

Geld hatten, wozu ſollten ſie es brauchen, wenn ſie es nicht an ihren einzigen Sohn wenden wollten? Alles, was Oheim Georg mit einiger Mühe erhalten konnte, war, daß Philipp, den man ſonſt gern, als einen tüchtigen Arbeiter, in der Schreibſtube und Manufaktur zurückbehalten hätte, halb als Freund, halb als untergeordneter Aufſeher mit auf die Univerſität gegeben ward. Dieſe Vorſicht Georgs hatte beſſere Folgen, als die Freygebigkeit der Ältern. Wenn Anſelm auf Univerſitäten nicht ganz unwiſſend blieb, und nicht ganz ein Narr ward: ſo geſchah es durch ſeinen natürlichen geſunden Verſtand, der ihn doch nicht völlig verließ, durch ſeinen fähigen Kopf, der ſchnell und leicht behielt, durch ſeine Neuigkeitsliebe, welche ihn immer wieder zum Studieren brachte, wenn er der burſchikoſen Luſtbarkeiten, die ihn davon abhielten, überdrüßig war, und vorzüglich durch ſein gutes Geſchick, daß ihm Philipp zur Seite blieb, vor deſſen wachſamer, kalter Vernunft er ſich ſcheute noch gröſſere Thorheiten zu begehen. Wenn er aber doch ein ziemlicher Geck ward: ſo lag hauptſächlich die Schuld daran, daß er mehr Geld zu verzehren hatte, als ihm diente, weshalb er ſich gewöhnt te zu ſchließen, er könne Zeitlebens ſo viel Geld ausgeben und ſo viel Zeit verſchwenden, als ihm beliebte, und könne immer ſeinen Einfällen folgen, ohne zu ſorgen, woher die Mittel dazu kämen.

Es ſcheint in Deutſchland bey dem jetzigen Zuſchnitte der Univerſitäten gleichſam mit Fleiß darauf angelegt zu ſeyn, die reichen Studenten zu Gecken zu machen. Um die Armen bekümmert man ſich auf der Univerſität ſo wenig, wie in der Welt überhaupt; und überläßt ihnen, Pedanten zu werden, es ſey nun brauchbare oder unbrauchbare. Man legt überhaupt eine große Wichtigkeit auf die Studenten. Dahin zielt das Herrenthum, welches ihnen die junge Magd und der Profeſſor beylegt, und das Burſchenthum, welches ihnen die ganze Univerſität beylegt, nebſt der Freyheit, ungeſtraft faul lüderlich und impertinent zu ſeyn, wenn ſie ſonſt wollen. Unſere guten Vorväter ſcheinen ausdrücklich Einrichtungen gemacht zu haben, um dieſe zügelloſen jungen Wildfänge aus der großen Kette der bürgerlichen Geſellſchaft, für welche ſie doch eigentlich ſollen erzogen werden, ganz abzuſchneiden, und für ſich zu iſoliren. Sie ſind ſogar von aller bürgerlichen Gerichtsbarkeit ausgenommen, und werden durch Profeſſoren gerichtet, die größtentheils von dem Wohlwollen dieſer Wildfänge ihr kümmerliches Auskommen, und, was ihnen als Weiſen mehr werth iſt, ihren kümmerlichen akademiſchen Ruhm zu erwarten haben. Den Dünkel, welcher der Wichtigkeit des Studentenſtandes ankleben muß, predigt der ganze akademiſche Eſprit de Corps. Der breite Stein, die akademiſchen Orden, das Kollet, die hohen Hutfedern, ſogar die lahmen Gaule worauf die wilden Jünglinge umherſtolpern, alles gehet dahin. Ja, wir haben Beyſpiele, wenn die Obrigkeit nöthig fand, Geſetze zur Einſchränkung des unanſtändigen Lebens zu geben, verließ die zügelloſe Jugend in förmlichem Aufruhre wider ſo weiſe Anordnungen den Ort, den ihr der Willen ihrer Altern und Obern zur Erlernung nützlicher Kenntniſſe angewieſen hatte. Da ließ ſich die Obrigkeit denn herab, Verträge mit den Widerſpänſtigen zu ſchließen, und ſie, anſtatt verdienter Strafen und Verweiſe, mit ſehr unnöthigem Prunke zurückzuholen; und die Lehrer ließen ſich herab, zur Freude über die Wiederkehr der widerſpänſtigen Flüchtlinge, Erleuchtungen anzuſtellen. Es kann alſo kein Wunder ſeyn, daß Jünglinge, auf welche mehr Wichtigkeit gelegt wird, als auf ſie gelegt werden ſollte, von ihrer wahren Beſtimmung ſo leicht abweichen, und anſtatt zu brauchbaren Männern zu gedeihen, Gecken werden.

Hauptſächlich giebt es zweyerley Arten von Geckerey, denen die jungen Bewohner der Univerſitäten gleich endemiſchen Krankheiten unterworfen ſind. Erſtlich die Geckerey im gemeinen Leben. Dieſe Krankheit befällt vorzüglich die reichen und vornehmen Studenten. Ihr könnt — Ausnahmen abgerechnet — beynahe gleich ſicher darauf rechnen, daß ein junger Menſch, der auf Univerſitäten viel Geld zu verzehren hatte, und alſo im hohen Tone lebte, wie ein beſchwerlicher Geck in ſeine Vaterſtadt zurückkommt: als daß derjenige, welcher ſich auf Univerſitäten mit wohlthätigen Stiftungen behalf und fleißig ſtudirte, bey ſeiner Zurückkunft in Geſellſchaft links und ängſtlich ſeyn wird. Es koſtet gewöhnlich einige Zeit, bis jener durch guten Umgang ſo zahm gemacht wird, und dieſer dadurch ſo viel Gewandheit und Geſelligkeit erhält, daß ſie ein wenig erträglich werden.

Die zweyte Krankheit, denen die Studenten gemeiniglich gegen das Ende ihrer Univerſitätsjahre und noch lange hernach unterworfen ſind, iſt die Geckerey in den Wiſſenſchaften. Dieſe befällt, ohne Rückſicht auf Armuth und Reichthum, nur denjenigen Theil von ihnen, der etwas gelernt hat. Glücklich iſt der ſehr kleine Theil der reichen und vornehmen Jünglinge zu preiſen, der von dieſer Krankheit noch kann angegriffen werden! Man muß ihnen dazu Glück wünſchen, wie den reichen und vornehmen Alten, die noch Kraft haben das Podagra zu bekommen. Hat ein Student, reich oder arm, etwas gelernt: ſo iſt Zehn gegen Eins zu wetten, er wird eine Zeitlang oder Zeitlebens ein gelehrter Geck ſeyn, wenn ihm ſein gutes Geſchick nicht eine beſondere Beſcheidenheit, oder einen ſeltenen Bon-Sens verliehen hat. Er iſt gemeiniglich zu voll von allerley Wiſſenſchaften, und zu leer von der Hauptwiſſenſchaft, die übrigen richtig anzuwenden. Er weiß ſo vieles, und weiß es ſo ganz gewiß; er entſcheidet ſo vieles, und zwar ganz unwiderruflich; und es dauert abermal einige Zeit, bis er zu merken anfängt, daß er viel weniger weiß als er gelernt hat, und daß er noch nicht entſcheiden muß, weil ihm noch ſehr viel zu lernen übrig iſt, was auf keiner Univerſität kann gelehret werden. Am öfterſten macht die auf Univerſitäten ſo gangbare ſpekulative Philoſophie die ehrenveſten Kandidaten bey ihrer Zurückkunft zu den unerträglichſten Gecken, und oft noch zu etwas ſchlimmern. Es iſt einerley, ob ein ſolcher gelehrter Geck die Philoſophie Wolfiſch durch Demonſtration, oder Kantiſch durch Kritik getrieben hat. Alle Arten ſolcher Philoſophie bringen bey jungen Leuten — und einige Philoſophen bleiben ſehr lange jung! — den Dünkel hervor, alles ſicherer als andere zu wiſſen, machen ſie peremptoriſch, wenn ſie glauben Recht zu behalten, und grämiſch, wenn ihnen widerſprochen wird. Beide Eigenſchaften geben den frühaufgeſchoſſenen Philoſophen im Laufe des gemeinen Lebens einen lächerlichen Anſtrich bey denen, die ſolchen Dünkel von der komiſchen Seite anſehen; und erwecken Widerwillen bey denen, welche Alter, Reichthum, hohe Geburt und wichtige Ämter wohl für ſo gute Gründe halten, ſich nicht widerſprechen zu laſſen, als einen kategoriſchen Imperativ, zumal wenn er in dem imperativen Lehrertone vorgebracht wird, der kaum auf dem Katheder ſchicklich, im Weltumgange aber ganz unerträglich iſt.

Achter Abſchnitt.

Anſelm ſtudiert gründlich bis zu ſeiner Doktorpromotion.

Unſer guter runder Anſelm, nachdem er drey Jahre auf Univerſitäten geweſen war, hatte alle Anlage, Geckereyen mancherley Art mit nach Hauſe zu bringen. Nicht leicht hat eine Univerſität auf die Aufführung und Lebensart der Studenten auch nur eine Art von Aufſicht, ſo wenig auf ihr Studiren als auf die Anwendung ihrer Zeit. Beides iſt gänzlich dem Gutdünken der jungen Leute überlaſſen. Nun kann der geneigte Leſer leicht erachten, daß Anſelm, der ſich ſchon in ſeines Vaters Hauſe herausgenommen hatte, nach eigner Willkühr zu leben, hier nicht anders werde gelebt haben; und daß ſeine Klugheit, auf die er ſich von ſeiner erſten Jugend an ſo viel zu Gute that, ihn werde überredet haben, daß ſeine Willkühr, in der Anwendung ſeiner Zeit und in ſeinen Beſchäftigungen, jederzeit die klügſte Wahl getroffen habe.

Er hatte von Jugend auf gern gethan was ſeinem Herzen gelüſtete; und nun, da er ein gelehrter Mann werden wollte, kam ihm die Luſt an, alles zu treiben, was auf Univerſitäten gelehrt wird: freylich am wenigſten die Arzneykunde, welche zu erlernen er eigentlich dahin geſchickt war. Daß dieß ſeyn Zweck ſeyn ſollte und daß er überhaupt einen Zweck hatte, fiel ihm gar nicht bey; ſondern ein Tag führte zufällig die Beſchäftigung oder den Müſſiggang des folgenden heran. Aber Gelehrſamkeit war ihm auch nur eine Nebenſache. Er hatte mehr Geld in der Taſche, als er je zuſammen gehabt hatte, und gleich das erſte Vierteljahr brachte ihm die Erfahrung, daß ein zärtlicher Bittbrief an ſeine Mutter deſſen noch mehr herbeyſchaffte. Er ging alſo nun darauf aus, ſein Leben recht zu genießen, und der ganzen Univerſität zu zeigen, was der runde Anſelm für ein Kerlchen ſey. Er war befliſſen, ſich hauptſächlich nur zu den vornehmen und reichen Studenten zu halten, und es ihnen in allem gleich, ja wo möglich noch zuvorzuthun. Er wurde die Seele aller ihrer Kotterieen, aller Luſtpartieen nach Weende und aller koſtbaren Reiſen nach Kaſſel, und wo ein ſchönes

Mädchen wohnte, da ging er täglich wohl viermal vor dem Fenſter vorbey.

Freylich mußte dabey viel Zeit verloren gehen; doch kann man nicht ſagen, daß unſer dickes Männchen ſeine Studien ganz verabſäumt hätte; denn er hörte ſogar medicinische Kollegien, oder bezahlte ſie doch wenigſtens. Dabey trieb er vorzüglich die ritterlichen Übungen des Fechtens, Reitens und Tanzens, ſo wie es einem reichen Studenten gebührt. Ja er lernte noch dazu ziemlich vernehmlich auf der Geige kratzen, weil er gern einigen Edelleuten nacheifern wollte, welche zu dem wöchentlichen Koncerte eines in ganz Deutſchland verehrten Mannes gebeten wurden. Aber am fleiſſigſten beſuchte er die Kollegien über alle Theile der ſpekulativen Philoſophie, beſonders über die Ontologie, Kosmologie und über alles, was jenſeit des menſchlichen Verſtandes liegt, worüber in den Kollegien der Profeſſoren der Philoſophie bekanntlich die ſicherſten Nachrichten zu erhalten ſind. Hieraus machte er wirklich ein ernſthaftes Studium, und war nicht bloß mit den Sätzen ſeiner Lehrer zufrieden, ſondern überließ ſich ſehr bald ſeinem eigenen Nachſinnen. Er fand einen Lehrer der Weltweisheit, welcher der damals ſchon in Abnahme gerathenden Wolfiſchen Philoſophie noch ſehr ergeben war. Dieſer machte ihn mit den Geheimniſſen der demonſtrativiſchmathematiſchen Methode bekannt, welche von ihm ſogleich angewendet ward. Denn da Anſelmuccio ſeinen Einſichten viel zutraute, ſo traute er ſich auch zu, ergründen zu können wie es mit Gott und dem Univerſum beſchaffen ſey; und wenn ers mathematiſch demonſtrirt hatte, ſo hielt ers für ergründet. Fand er nun einen andern philoſophiſchen Anfänger der eben ſo tief dachte, und eben ſo weit ins Blaue hinaus ſah wie er ſelbſt: ſo flogen die Aiqui und Ergo Stunden lang, bis beide heiſer waren, und dennoch verharrte gemeiniglich jeder auf ſeiner Meinung. War Anſelmuccio aber in ſolchem philoſovhiſchen Paroxyſmus allein, ſo vertiefte er ſich oft Tage lang in Spekulationen über Subſtanzen und Accidenzen, Welt, Kraft und was dahin gehört, ſo daß ihn nichts herausziehen konnte, als der Anblick eines neuen ſchönen Geſichts. Dieß ging freylich bey ihm noch über die Ontologie. Fanden ſich ein paar heitere ſchwarze oder ſchmachtende blaue Augen, die ihn holdſelig anblickten, oder ein ſchöner Mund der ihn freundlich anlächelte, ſo war Anſelmino gleich ſterblich verliebt, und Subſtanz, Kraft und Univerſum waren vergeſſen. Nun ſah er wieder um ſich her; nun ſah er das Gras und die Blumen und die Bäume; nun floſſen holde Liebeslieder aus ſeinem Gehirne. Dieß dauerte, bis wieder entweder das Univerſum oder ein Ritt nach Weende das ſchöne Geſicht auslöſchte, oder bis es über ein noch ſchöneres vergeſſen ward. Indeß that das Andenken an Sophiens griechiſches Geſicht den Göttingiſchen Schönen bey ihm ſehr viel Abbruch. Es ſtellte ſich ihm aufs lebhafteſte dar, wenn Sophie entweder unter die Briefe ſeiner Mutter ein paar freundliche Worte ſchrieb, oder ihm zu ſeinem Geburtstage ein Angebinde ſchickte. Dann war er gleich mit ſeiner ganzen Seele zu Baals im väterlichen Hauſe; und vergeſſen waren Kollegien, Disputationen, Luſtritte und Kaſſelſche Reiſe, bis er ſich nach und nach wieder an eines nach dem andern erinnerte. Alsdann holte ers aber auch nach; und beſonders die Luſtritte und Freudengelage hatten mit verdoppeltem Eifer ihren Fortgang.

Daß dieſe Lebensart ordentlich geweſen wäre, glaubte niemand auſſer ihm ſelbſt: denn unſer dicker junger Mann hatte ein ſo zartes Gewiſſen, daß er oft über ſeine Lebensart mit ſich Rechnung hielt, und fand, ſie ſey noch recht gut. Sein getreuer Philipp war freylich, ſo wie alle Profeſſoren und ordentliche Studenten, anderer Meinung und hielt ihm oft eine Strafpredigt. Da hatte er aber immer ſo viel zu ſeiner Entſchuldigung anzuführen, und wußte ſich ſehr damit, daß er, ſeiner Meinung nach, nichts eigentliches Böſes that, und manche ſchlimme Dinge unterließ, die er an andern ſah, aber woran er kein Vergnügen fand. Er betrank ſich nicht, er betrog nicht, er hielt ſich nicht eigentlich zu den Geſellſchaften die man die lüderlichen nennt, obgleich die luſtigen oft ſehr nahe daran gränzen. Schulden machte er auch nicht, denn ſein Vater ſchickte ihm ſo viel Geld als er verſchwendete. Er that niemand etwas zu Leide, war vielmehr gutherzig und mitleidig, half ſeinen Freunden gern, und geizte dabey gar nicht mit ſeines Vaters Gelde. Er behauptete, fleißig zu ſtudiren, Philipp mochte ſagen was er wollte. In der That ging er in die Kollegien, wenn er ſonſt nichts Nothwendiges zu thun hatte, und hielt ſich noch dazu für baares Geld einen fleißigen Studenten, welcher mit ihm diejenigen repetiren mußte, welche er verſäumte.

So lange Anſelmino gutes Muths war, kam Philipp niemals vor ihm zu Worte. Hatte er aber etwa einmal zu lange bis gegen Morgen geſchwärmt, oder in einer mondhellen Nacht auf dem Felde auf Verſe für ſeine Sophie geſonnen und ſich dabey erkältet, oder ſtieß ihm ſonſt eine kleine Unpäßlichkeit zu, wovon er, weil er ſich und ſein Leben liebte, immer ſehr üble Folgen befürchtete; ſo war er gleich ziemlich kleinlaut, und ſodann der moraliſchen Ermahnungen etwas empfänglicher. Alsdann gelang es Philipp's geſunder Vernunft wohl einmal ihn zu überweiſen, daß er ſeine Zeit nicht gehörig anwende. Alsdann überfiel ihn eine bittere Reue, und die Reue ſelbſt entflammte ſeine Einbildungskraft. Er ſah dann ſeinen bisherigen Müßiggang lebhaft vor Augen, er nahm ſich vor, die verlorne Zeit zu erſetzen, und noch mehr nachzulernen, als er könnte verſäumt haben. Er verdoppelte die Stunden zur Repetition; ja ihm fielen noch einige Wiſſenſchaften und Sprachen ein, die er gleichfalls lernen ſollte. Er fing an, neue Kollegien darüber zu hören, und kaufte eine große Menge Bücher zuſammen, in welchen er alles was ihm fehlte noch nachſtudiren wollte. Die Kollegien wurden einige Stunden angehört. Die Bücher wurden alle auf Einmal ohne Ordnung geleſen. Bald verſtand er ſie nicht, bald ward ers überdrüſſig und warf ſie in einen Winkel. Niemand hatte Nutzen dabey, als der Buchhändler, der die ungeleſenen Bücher verkaufte; der Profeſſor, der die ungehörten Kollegien bezahlt bekam; der Student, der an Anſelms ſtatt in die Kollegien ging, und ihm zu Hauſe, wenns die übrigen Zerſtreuungen erlaubten, — oder einen Theil davon, ſo gut er konnte, vorſagte; und der fleißige Philipp, der dieſe Wiederholungen aufmerkſam anhörte, und von den Büchern diejenigen, die ſeine Fähigkeiten nicht überſchritten, mit Ordnung und Nachdenken las.

Für Anſelm war es vermuthlich noch ein Glück, daß er des größten Theils der Dinge, die ihm einfiel lernen zu wollen, bald überdrüſſig ward. Er bekam bey dieſer ſelbſterdachten Art zu ſtudiren eine Menge unordentlicher, unentwickelter Ideen untereinander in den Kopf, die ihn weder klug noch froh machten. Seine Kenntniſſe wurden verwirrt, ſein

Dünkel genährt, und ſein Geiſt ohne Zweck immer mehr angeſpannt. Da er wechſelsweiſe entweder in der idealiſchen Welt der Spekulation oder in der idealiſchen Welt der Imagination lebte, in der wirklichen Welt aber bloß zum Genuſſe zu ſeyn glaubte: ſo iſt leicht zu erachten, daß er gar nicht daran dachte, dasjenige zu ſtudiren, was ihm etwa in der wirklichen Welt einmal nützlich ſeyn konnte.

Eine von den Begebenheiten, welche ihn von Zeit zu Zeit aus ſeinem Taumel weckten, war die Nachricht von dem Tode ſeines Oheims George, und kurz darauf von dem Tode ſeiner Mutter. Er ward dadurch aufs Äußerſte gerührt, ſeine unordentlich angeſpannte Einbildungskraft ſank durch die Wahrheit ſeiner Betrübniß nieder, und machte den beſten Entſchlüſſen Platz, ordentlich zu leben und zweckmäßig zu handeln. Dergleichen Entſchlüſſe faßte er ſehr oft; nur dauerten ſie gewöhnlich gar nicht lange. Es möchte überhaupt die Zeit, wo er wirklich das that weßhalb er eigentlich auf der Univerſität ſeyn ſollte, in Allem ungefähr auf den zehnten Theil der Zeit ſeines dortigen Aufenthalts, oder wenn man es ſo genau nicht nehmen will, etwa auf den achten Theil zu rechnen ſeyn.

Indeß, ſo zwecklos auch ſein Studiren geweſen war, erhielt er doch am Ende ſeiner akademiſchen Laufbahn den letzten Zweck, weßhalb ein jeder junger Arzneygelehrter auf die Univerſität geht. Sein Vater, der während der drey Jahre ſo manchen Poſten Geld an ihn zu überſenden hatte, wann ers am wenigſten dachte, ſparte es nun am Ende nicht, da es das Letzte ſeyn ſollte. Er überſandte ſo reichliche Summen, daß für unſern Anſelm eine anſehnliche Doktordiſputation gedruckt ward, mit ſchönen, ich weiß nicht, myologiſchen, oder nevrologiſchen, oder angiologiſchen Kupferſtichen geziert. Auch waren Schrift und Stich unfehlbar des Doktorands Anſelmuccio Eigenthum zu nennen, da ſein Vater beide bezahlt hatte. Das Latein, das Einzige was er auf der Schule gelernt hatte, und die Diſputirkrätze — ein natürliches Symptom der Überladung junger Leute mit ſpekulativer Weisheit, und anſteckend wie irgend eine andere Krätze — halfen ihm dieſe ſchöne Diſputation vertheidigen, das heißt, kein Wort ſchuldig bleiben, ſondern geſchwinder ſchwatzen und lauter ſchreyen als ſeine Opponenten; ſo daß alles zu ſeiner groſſen Ehre abging, Nicht völlig ſo ehrenvoll war ſein Examen zum Doktorate geweſen; denn da hatten die Herren Examinatoren ſehr viel mehr geſprochen, als er. Indeß die Arzneykunde iſt eine menſchenfreundliche Wiſſenſchaft, und daher ſind auch die Herren der Fakultät, wenn es nöthig iſt, gegen die Examinanden menſchenfreundlich geſinnt. Es ging alſo auch hier alles gut, und wirklich bekam das Examen unſerm Anſelm beſſer, als der Doktorſchmaus. Nachdem jenes geendigt und das Atteſt darüber unter dem Siegel der Fakultät ausgefertigt worden, war ihm das Herz leicht: weil nun die größeſte Schwierigkeit gehoben war, die ihn hätte hindern können, ungeſäumt das Doktordiplom zu erhalten, und mit ihm die Erlaubniß jeden zu tödten, der nicht auf ſeine gegebenen Mittel von Natur geſund werden wollte. Das Disputiren hatte ihm doch auch einige Sorgen gemacht; und er überließ ſich daher auf dem Doktorſchmauſe ſeiner Freude ſo ſehr, daß er ſich eine heftige Indigeſtion zuzog. Er wollte nun ſeine eben erlangte Erlaubniß zu kuriren ganz unparteyiſch zuerſt an ſich ſelbſt ausüben. Dieß wäre aber bald ſehr übel abgelaufen. Wäre es bey Doktor Anſelms eigner Verordnung geblieben, ſo wären wir der Mühe überhoben worden, ſeine Geſchichte weiter zu beſchreiben. Aber der Dechant der Univerſität hatte Urſache, mit dem jungen Doktor ſo wohl zufrieden zu ſeyn, daß er ſich ſeiner auf dem Krankenbette eben ſo treulich annahm, als bey der Diſſertation und beym Examen. Und ſo wird jeder einſehen, daß wenn auch Meiſter Anton wegen der Doktorpromotion ſeines einzigen Sohnes große Koſten hatte, ſie doch nicht übel angewendet waren, da dieſe Promotion Gelegenheit gab, dieſem einzigen Sohne das Leben zu retten.

Neunter Abſchnitt.

Doktor Anſelms Rückkehr nach Hauſe, und was er da that und nicht that.

Nachdem alles zu Göttingen war bezahlt worden, was auszugeben nöthig war, das Unnöthige mit eingeſchloſſen, reiſeten nun Doktor Anſelm, ſeine Diſputation und ſein Doktordiplom nach Baals zurück. Er ſelbſt näherte ſich froh dem väterlichen Hauſe, nach ſeiner eignen Empfindung abmeſſend wie ſeine Doktorſchaft dort würde empfangen werden. Auch freute ſich über ihn alles im Hauſe und in der Nachbarſchaft. Er war jetzt ein recht hübſches Kerlchen geworden, mit runden friſchen Wangen, mit wohlgenährtem Bauche, netten Waden, nach der Mode gekleidet, obendrein noch Doktor, witzig und gelehrt, und künftig reich. Das alles wußte er, und ließ merken, daß ers wußte. Er ward allenthalben bemerkt, und wollte bemerkt werden. Er zeigte ſeine hübſche runde Figur allenthalben, und ſchwatzte viel; aber freylich — that er nichts. Dieß iſt Leuten vom Temperamente unſers dikken Mannes ziemlich gewöhnlich; denn ſie lieben, was wenig Mühe koſtet. Nun iſts aber offenbar, daß es viel leichter iſt, klug zu ſchwatzen, als etwas Kluges zu thun; daher auch die, welche ſehr weiſe ſprechen, wenn ſie handeln wollen, oft viel von der guten Meinung verlieren die ſie durchs Sprechen erworben haben. Und dieß widerfährt nicht allein dikken und runden Leuten, wie unſer guter Anſelm war; ſondern auch langen und hagern, ohne Unterſchied der Statur und Geſichtsfarbe, ohne Unterſchied, ob ſie braune, oder gelbe, oder ſchwarze, oder rothe, oder graue Haare, oder Knotenperücken tragen.

Wenn wir ſagen, daß Doktor Anſelm nichts that: ſo ſoll dieß nicht ſo verſtanden werden, als wäre er ganz unthätig geweſen; denn Unthätigkeit widerſprach ſeinem Charakter, der ſo lebhaft war, als ſein Körper feiſt. Nur that er gerade nicht das, was er eigentlich hätte thun ſollen, welches freylich auf gewiſſe Weiſe ſchlimmer war, als ob er gar nichts gethan hätte.

Er hatte vielerley zu thun. Er hatte ſich ſelbſt zu zeigen und ſein liebes Ich geltend zu machen; ein weitläuftiges Geſchäft, womit manche Menſchen ihr ganzes Leben zubringen. Er hatte ſchöne Geſichter anzuſchauen, und reſpektive ihnen nachzulaufen. Wir ſagen: nachzulaufen; denn es ward ihm nun nicht mehr ſo leicht gemacht, dieſer ſeiner Hauptbeſchäftigung in ſeinem eignen Hauſe obliegen zu können. Sophie war in den drey Jahren herangewachſen, ein ſehr liebenswürdiges und in Mancher Augen faſt vollkommenes Frauenzimmer geworden. Sie war vernünftig, ſittſam, gutmüthig, unterhaltend, freundſchaftlich, wirthlich, in einem noch höhern Grade wie vorher; und was mehr war, ihre Zuneigung zu Doktor Anſelm hatte merklich zugenommen. Nur in ein paar Nebendingen hatte ſie ſich freylich geändert. Die Blattern hatten ihr ſchönes Geſicht verſtellt, und ſie hatte durch einen unglücklichen Fall die linke Schulter verrenkt, wodurch ihr ſchöner Wuchs etwas weniges gelitten hatte. Unſer dicker Mann, der ſelbſt wußte wie ſchön er war, ergab ſich auch nur der vollkommenen Schönheit; und obgleich Sophiens ſchöne Locken und ſchöne Augen noch ſchöner waren wie vorher, ſo konnten ſie ihn doch nicht mehr rühren, da Naſe und Wangen ſich verändert hatten; und die herrlichen Eigenſchaften ihres Geiſtes überſah er ganz.

Er ward, wir müſſen es mit Betrübniß ſagen, täglich kälter gegen die geliebte Geſpielinn ſeiner Jugend. Sie bemerkte dieß zwar, hielt aber die Zuneigung zu ihm, die bey ihr unverändert blieb, in ihrem Herzen verborgen, und begegnete ihm immer noch mit ihrer gewöhnlichen Freundlichkeit und Güte. Dieß hatte aber nicht die vorherige Wirkung auf den ſinnlichen Anſelm, deſſen Zuneigung ſie nur durch ihr ſchönes Geſicht und ihren ſchlanken Wuchs gewonnen hatte. Die Folge dieſer Veränderung zeigte ſich in Kurzem deutlich genug. Ein Kaufmann aus Limnich an der Roer, der ſeit mehrern Jahren aus Meiſter Antons Manufaktur Tücher kaufte, hatte Sophien wie eine Tochter im Hauſe bemerkt, wenn er alle halbe Jahr der Abrechnung wegen nach Vaals kam. Ihre Schönheit und ſelbſt ihre Geiſtesfähigkeiten waren ihm wenig werth; aber ihre Wirthlichkeit und die Hoffnung auf künftiges Vermögen beſtimmten ihn, bey Meiſter Anton um dieſelbe anzuhalten. Dieſer hatte ſchon längſt im Stillen den Gedanken gehegt, ſie zur Gattinn ſeines Sohnes aufzubewahren. Er urtheilte, ihre Sanftmuth, ihre zutrauliche Anhänglichkeit könne ſeines Sohnes wild umherſchweifendes Feuer mäßigen, und ihn zu dem machen, was er noch nicht hatte werden wollen, zu einem geſetzten und brauchbaren Manne. Die beiderſeitige Zuneigung war dem aufmerkſamen Vater nicht unbemerkt geblieben, und er hatte darauf ſeine Hoffnung gegründet. Er that den letzten Schritt, den Antrag des Kaufmanns ſeinem Sohne zu eröffnen, um ſeine Meinung zu hören. Dieſer war thöricht genug, kurzweg zu ſagen: »Sophie ſey nicht mehr ſchön, und er könne nur ein ſchönes und wohlgewachſenes Mädchen lieben.« Der Vater zuckte die Achſeln, und that ihm vernünftige Vorſtellungen, die aber bey einem ſo leichtſinnigen Jünglinge ohne Frucht blieben. Dieß ſchmerzte den guten Vater um ſo viel mehr, da ſich Sophiens geheime Zuneigung durch ihre Thränen offenbarte. Meiſter Anton ſtellte ihr aber vor, er ſey alt und ſchwach, und ſie werde nach ſeinem Tode keinen Anhalt haben. Er ſtattete ſie aus, wie eine eigene Tochter; und ſie nahm aus Überlegung die Verſorgung mit einem Manne an den ſie nicht liebte, der bloß ein wirkſamer Kaufmann und übrigens ein trockener ſeelenloſer Gatte war. Anſelm ſah ſie mit einer Art von Zufriedenheit ſein väterliches Haus verlaſſen; denn er fand ſich erleichtert, weil ihr trüber Blick, den er verſtand, ihm ein ſtiller Vorwurf war. Er hatte eine zu richtige Empfindung, um nicht zu fühlen daß er Unrecht that; aber bisher hatte er noch nie Energie genug gehabt, um jemals ein Unrecht wirklich zu verbeſſern. Es entfielen ihm, als ſie zum Altare ging, unwillkürlich einige Thränen, welche ihm ſagten was er verlor. Aber ſein Leichtſinn erſtickte, wie ſonſt oft, die innere Stimme die ihm Wahrheit ſagte, durch vermehrte Zerſtreuungen und Vergnügungen. Es waren in der Gegend ſo viele ſchöne ſchlankgewachſene Mädchen mit blitzenden Augen und friſchen Wangen, daß unſer dicker Mann genug zu thun hatte, um ſich herumzuſehen und ſich zu verlieben. Daß dabey viel Verſe zu machen, viel Spazierritte und Spazierfahrten zu thun, viel Puder zu verſtäuben und viel Riechwaſſer zu verſpritzen geweſen ſeyn werde, iſt leicht zu erachten. Wenn man nun hinzurechnet, daß er nicht nur bey den Mädchen ſeine Schönheit und angenehme Rundheit zu zeigen, ſondern auch bey Männern ſeine Weisheit geltend zu machen hatte, indem er über

Jedes ſprach, Jedem widerſprach, und viel ältere und klügere Leute ſo ämſig belehrte, daß ihm nicht einmal Zeit blieb ihre Gegengründe zu hören; ſo wird man freylich zugeben, unſer dicker Mann ſey ein ziemlicher Geck, aber auch einſehen, ob er gleich wirklich nichts that, ſey er dennoch ſehr beſchäftigt geweſen.

Seine Beſchäftigungen wurden noch vermehrt, weil er nun anfing, Plane für ſein künftiges Leben zu machen. Sophiens Verheurathung, welche auf ihn ſtark wirkte, hatte in ihm die Idee vom Eheſtande lebhaft erweckt; und einer jeden neuen Idee in Gedanken nachzujagen, war ſein Lieblingsgeſchäft. Jetzt war es die Idee vom häuslichen Glücke, welches er ſich mit den ſchönſten Farben ausmalte. Jedes hübſche Mädchen, beſonders wenn es ihn ein paarmal freundlich anlächelte, ſah er ſchon als ſeine Frau; und ſofort ſah er auch die lieben Anſelmini und Anſelmucci, die aus dieſer Ehe entſtehen würden, um ſich herumſpringen. Und dann war er ſo ſelig, indem er dieſe Plane häuslichen Glücks für ſein künftiges Leben machte, oft auf mehr als dreyßig Jahre hinaus, einen immer ſchöner, als den andern. Freylich an die Mittel, dieſe Plane auszuführen, dachte er nicht; denn es konnte ja einem Manne wie ihm unmöglich fehlen, daß alles im der Welt ſo ginge, wie er's haben wollte.

Ob nun gleich nicht zu leugnen iſt, daß unſer dicker Mann ein ziemlicher Geck geworden war; ſo würde er doch vollends ein ganz unerträglicher Geck geweſen ſeyn, wenn er nicht nebſt vieler Gutmüthigkeit eine gewiſſe Portion geſunde Vernunft oder Mutterwitz, wenn man es ſo nennen will, beſeſſen hätte. Die geſunde Vernunft iſt wie ein Kompaß, deſſen Nadel oft deklinirt und inklinirt; aber dennoch allein anzeigt, welche Segel man aufſetzen und wohin man das Steuerruder drehen muß, um auf dem ſtürmiſchen Meere des Weltlebens ſicher nach dem beſtimmten Orte zu fahren. Schlimm war es allerdings, daß unſerm dicken Jünglinge ſeine geſunde Vernunft, die ihn ſo gut auf den rechten Weg hätte leiten können, den er zu gehen hatte, gewöhnlich erſt den falſchen Weg bemerklich machte, wann er ſich ſchon verirrt hatte, und ihn oft ſchon wieder verließ, ehe er ſich ganz wieder zurecht finden konnte.

Dieſe geſunde Vernunft, deren unſer dicker Mann mehr benöthigt war, als er ſelbſt fühlte, ſchlummerte bey ihm gemeiniglich. Es war für ihn ein großer Schaden, daß er ſo früh ſeine Mutter verloren hatte, deren ſanfte Erinnerungen ihn auf einen beſſern Weg hätten führen können, und ſeinen Oheim Georg, der alle Unordnungen mit Ernſt würde gerügt haben. Meiſter Anton war allzuſtill, und allzugewohnt ſein Hausweſen durch ſeine Frau und durch ſeinen Bruder regieren zu laſſen, und ſich ſelbſt bloß um ſeine Manufakturgeſchäfte mit Ernſt zu bekümmern. Er ſah ſeines Sohnes ſorgloſe und unordentliche Lebensart zwar mit Betrübniß an; wußte derſelben aber nichts, als einige gelegentliche Klagen und Ermahnungen entgegenzuſetzen, die des Vaters Betrübniß verriethen; aber gegen den heftigen Stoß jugendlichen Leichtſinns wenig vermochten. Alſo war Anſelm ſeiner eigenen Sorgloſigkeit überlaſſen, und ſeine geſunde Vernunft ward nur noch zuweilen durch Philipps Vorſtellungen aus ihrem Schlafe erweckt.

Philipp hatte ſchon lange nichts mehr mit Anſelms Haaren zu thun; denn bereits in den erſten Univerſitätswochen hatte Anſelm ſehr nöthig gefunden, ſeine Haare täglich von einem beſondern Friſeur Vormittags in ſchöne Unordnung und Nachmittags in modiſche Ordnung bringen zu laſſen. Eben ſo wenig hatte ſich Philipp um Anſelms Kleidung und übrige Sachen mehr zu bekümmern; denn zu eben der Zeit war ſchon ein beſonderer Bedienter angenommen worden, der mit nach Baals gekommen war, und welchen Meiſter Anton nicht das Herz hatte abzudanken. Philipp war mehr der Freund und Vertraute ſeines geweſenen Herrn, der ſich mit dieſem ſo nützlichen Freunde weniger durch Wahl oder Überlegung vereinigte, als durch das Bedürfniß ſeiner natürlichen Schwatzhaftigkeit, jemand haben zu müſſen dem er ſeine Gedanken mittheile.

Philipp nahm einſt Gelegenheit, dem muthigen Anſelm ſein Herumſchwärmen und ſeinen zweckloſen Müßiggang vorzuhalten; aber ohne Erfolg. Anſelm rief:

»Ich genieße meine Jugend! Was wäre »denn das ganze Leben werth, wenn man »nicht glücklich lebte, das heißt, wenn man »das Leben nicht genöſſe!« — Philipp erwiederte:

»Ich habe mein Leben auch genoſſen, ob»gleich arm. Ich bin dankbar, zufrieden, froh »geweſen. Das ſcheint mir der ſchönſte Le»bensgenuß!«

»Ich bin beſtändig froh und zufrieden« —

»Und auch immer dankbar? Denk' an deinen Vater, denk' an Sophien! Kann der zufrieden ſeyn, der Urſache iſt, daß um ihn Thränen fließen?« —

»Hm! Wie du nun redeſt! Mein Vater weiß nicht, was er will; das hab' ich ihm bewieſen. Sophie iſt glücklich verheurathet; ſie wird um mich keine Thräne fallen laſſen.«

»Sie wird ſie abtrocknen, weil es nun ihre Pflicht gebeut.« —

»Nu! Sittenprediger; und wenn ich Urſache bin, daß ſie ihre Pflicht thut, was willſt Du mehr von mir?«

»Daß du dich erinnerſt, du habeſt auch Pflichten auf dir. Glaubſt du, daß dein zweckloſes Herumſchweifen, daß der beſtändige Müßiggang, in dem du nun faſt ein Jahr fortſchlenderſt, mit deinen Pflichten gegen die menſchliche Geſellſchaft beſtehen kann?«

»Was geht mich die menſchliche Geſellſchaft an; ich mag nichts daraus, als die Geſellſchaft hübſcher Mädchen, um mit ihnen mein Leben froh zu genießen.«

»So! wie würde es mit der menſchlichen Geſellſchaft ſtehen, wenn keiner arbeiten und jeder nur genießen wollte? Ich habe gearbeitet, und dabey fand ich mich glücklich.«

»Wer ſagt denn, daß Niemand arbeiten ſoll? Arbeite du immer fort! Wenn aber der glücklich ſeyn kann, welcher arbeitet: ſo iſt der, welcher Andere für ſich kann arbeiten laſſen, doppelt glücklich!«

»Vielleicht nicht! Ich habe zu Göttingen einmal den Spruch des Plato gehört: Die Götter verkaufen dem Menſchen Vergnügen um Arbeit.«

»Ich bin der Götter gehorſamer Diener! Mein Handel iſt anders. Ich kaufe Vergnügen um Vergnügen.«

»Das hieße Geld um Geld kaufen; das würde kein Handel werden.« —

»Ey! der vorzüglichſte! Wechſelhandel! Gold um Gold, Dukaten um goldene Ryder! Ich acceptire Vergnügen auf die Augen hübſcher Mädchen in Burſcheid, und prävalire mich a vista auf engliſche Tänze in Aachen.«

»Nimm dich nur in Acht, daß du nicht den Kurs falſch berechneſt, daß du nicht Gold gegen Scheidemünze eintauſcheſt, oder gar an Ehre und gutem Herzen verlierſt.«

»Wie du nun reden kannſt, Philipp! Hältſt du mich denn für unklug oder für unehrlich? Du weißt, ich thue nichts Böſes. Ich gehe in keine ſchlechte Geſellſchaft. Ich

»ſuche nur mein Leben zu genießen, ſo viel ich kann, und ich kann es.«

»Aber denkſt du nicht, wenn du in beſtändiger Zerſtreuung mit deinem bisherigen Leichtſinne herumſchwärmſt, daß du immer ſorgloſer werden, nach und nach immer weniger edel handeln, und endlich in ſchlechte Geſellſchaften gerathen wirſt? Da wirſt du dann Vergnügen erhandeln wollen, und wirſt Mißvergnügen einwechſeln.«

»Da müßte ich ja meine Klugheit verloren haben! Wie ſollt' ich in ſchlechte Geſellſchaften kommen? Ich betrinke mich nicht, ich ſpiele nicht, verabſcheue ſchlechtes Geſindel, liebe nur, was ſchön iſt und edel und empfindungsvoll. Schlechte Leute will ich mir wohl abwehren. Ich genieße mein Leben, weil ſonſt das Leben nichts werth iſt. Es bleibt bey meinem Handel: Vergnügen um Vergnügen, und noch Vergnügen zugegeben. Bleib du bey den Göttern des Plato; ich werde acht Tage in Baden bleiben, wo ich am Sonntage auf dem Balle ein göttliches Mädchen geſehen habe; die muß ich näher kennen lernen, und wiſſen, wer ſie iſt, dann will ichs dir wieder erzählen.«

Zehnter Abſchnitt.

Doktor Anſelms Eifer, die Arzneygelahrtheit zu praktiſiren.

Unſer dicker Mann hielt ſein Wort. Er blieb acht Tage in Aachen, er betrank ſich nicht, er ſpielte nicht; aber er verliebte ſich in eine Vettel, die ihn mit witzigem und empfindſamen Schnickſchnack ankörnte, und bey welcher er zwey lange breitſchultrige aber ganz artige Leute fand, voller Witz und luſtiger Laune. Sie machten ein Gaſtmahl zuſammen. Da ward freylich gegeſſen und getrunken: aber nicht bis zum Betrinken; ſondern nur um guter Dinge zu werden. Nun ward ein Spiel vorgeſchlagen; aber Anſelms Klugheit warf dieß weit weg. Indeß ſah er zu, wie Andere ſpielten. Es ward aufs Spielen gewettet. Wie es zuging, daß Anſelm mitwettete, und noch mehr, wie er ſo ſchnell eine beträchtliche Summe verlor, wiſſen wir nicht, da er's ſich ſelbſt nicht recht erinnern konnte. Was er ſich deutlich erinnerte, war, daß er glaubte, geprellt zu ſeyn, daß er dieß merken ließ, und daß ihn darauf die beiden breitſchultrigen Herren etwas unſanft zur Thüre hinaus — und die Treppe hinunter ſchafften.

Es iſt offenbar, daß hiebey gegen die Klugheit unſers dicken jungen Mannes nichts einzuwenden war; denn wer konnte ſo etwas vorausſehen? Auch war wider ſeinen Muth nichts einzuwenden, denn es waren Zwey gegen Einen. Aber der ſtrenge Philipp ſagte doch: »Freund, haſt du nicht Mißvergnügen für Vergnügen eingewechſelt; und wär' es nicht beſſer, Vergnügen für Arbeit zu kaufen?«

Die Wahrheit dieſes Spruchs fiel nun unſerm dicken Manne um ſo mehr auf, je ſtärker das ihm ganz unvermuthete Mißvergnügen auf ihn wirkte. Seine Einbildungskraft ward entflammt, durch die Vorſtellung der neuen Art des Vergnügens ſich nützlich zu beſchäftigen; und nun opferte er zwey Tage lang alle ſeine Gedanken den Göttern des Plato. Er war mit Ernſte bedacht, ſich der Ausübung der Medicin zu widmen, um ſich dadurch ein neues Vergnügen zu ſchaffen. Damit er ſich nun aufs geſchwindeſte in Praxis ſetzen möchte, fing er plötzlich an, alle kranke Armen in der Gegend zu beſuchen und umſonſt zu kuriren. Da er gleich

Anfangs das Vergnügen hatte, daß einige geſund wurden; ſo ergab er ſich dieſer menſchenfreundlichen Beſchäftigung mit verdoppeltem Eifer. Vom Morgen bis an den Abend war er und ſein Karriol unterwegs, um in die Wohnungen des Mangels und des Elendes Hülfe zu bringen. Ob ihn dazu bloß ſeine Menſchenfreundlichkeit und Gutherzigkeit, zwey ihm angeborne Temperamentstugenden, ſo ſehr antrieben, oder ob die Begierde ſich geltend zu machen, eine ihm ebenfalls angeborne Temperamentsthorheit, einen beträchtlichen Antheil daran gehabt habe: möchte eine weitläuftige Unterſuchung erfordern, die um ſo unnützer ſeyn würde, da wir der Wahrheit zur Steuer berichten müſſen, daß etwa nach einem Monate dieſer Eifer ziemlich nachließ. Einige arme Kranke ſtarben; andere waren unfolgſam und nahmen ſeine Arzney nicht. Die Unreinlichkeit ihrer Hütten ward ihm ekelhaft; und weil er, wie wir beyläufig bemerken müſſen, noch die Temperamentseigenſchaft der Bequemlichkeit in hohem Grade beſaß; ſo fand er es bald ſehr läſtig, zu allen Zeiten des Tages und in aller Witterung in ſeinen menſchenfreundlichen Geſchäften auf den Landſtraſen herumzurollen. Er gab zwar ferner den Armen guten Rath und Arzney, wenn ſie ſich bey ihm meldeten; aber ſeine Krankenbeſuche wurden ſeltener, und hörten endlich gar auf. Ja zuweilen, wenn ihm ein Rath wegen eines armen Kranken abgefordert ward, und er gerade ein neues ſchönes Geſicht erblickt, oder ſonſt etwas Neues im Sinn hatte, es ſey nun eine heitere Romanze oder eine tiefſinnige Betrachtung über Subſtanzen und Accidenzen: ſo antwortete er zerſtreut und kurz; und wer weiß, ob er nicht zuweilen radix Chinae mag verſchrieben haben, wo er cortex Chinae hatte verſchreiben wollen. Das Beſte iſt, daß der Schaden für die Kranken ſo groß nicht kann geweſen ſeyn; denn arme Leute werden gemeiniglich geſund, wenn ſie nur Arzney nehmen, ſey es welche es wolle; ſo wie reiche Leute die arm am Geiſte ſind, oft ſchon dadurch geſund werden, wenn ſie den Arzt nur ſehen, und ihre ganz beſonderen ganz unerhörten Krankheiten ihm nur klagen können.

Meiſter Anton, der mit ſtillem Vergnügen bemerkt hatte, daß ſein Sohn anfing, ſich mit Ernſte auf etwas zu legen, und der daher das Geld für die Arzneyen, welche die Kranken bekamen, mit doppeltem Vergnügen gegeben hatte, ſah mit Betrübniß, daß er in Kurzem dieſen Anfang von Beſchäftigung wieder verließ, und in ſeine gewohnte verkehrte und zerſtreute Lebensart fiel. Er ſah ein, dieß ſey nicht der Weg, auf dem ſich ſein Sohn zu einem brauchbaren Manne bilden, könne. So wenig auch Sprechen ſeine Sache war: ſo konnte er doch nicht umhin, ihm darüber einen Wink zu geben. Einſt ſagte er zu ſeinem Anſelm:

»Du haſt nun ſo lange ſtudirt, mein Sohn; und ich denke nach, was du biſt! Mich dünkt: Nichts! Wiſſe aber, lieber Sohn: Aus Nichts wird Nichts.«

Anſelm rief mit Heftigkeit aus: »Wie? ich wäre Nichts? Bin ich nicht Doktor der Arzneygelahrtheit?« —

»Ja, das hat mein Beutel empfunden! Aber die Kranken wiſſen von deiner Doktorſchaft ſo viel als Nichts.«

»Aber rechnen Sie denn für Nichts, daß ich ſo viele Wiſſenſchaften ſtudirt habe, und mich der Philoſophie ergebe, und die Ontologie und die Pſychologie ſtudire?« —

»Ich weiß nicht, was das iſt, und für wen du das ſtudirſt.«

»Für mich ſelbſt! Ich habe mich ſelbſt und meine Seele kennen lernen, und täglich entdecke ich neue Kräfte in derſelben!« —

»Du weißt alſo viel von dir ſelbſt, oder dünkſt dich viel zu wiſſen; und doch ſcheint es mir, wenn du dich ſelbſt kenneſt, ſo würdeſt du anders handeln, als du handelſt. Doch wiſſe immer von dir ſelbſt, ſo viel du willſt. Es iſt auch nöthig, daß du weißt was dich andere Leute angehn, damit du in der Welt fortkommſt, und auch andern nützlich wirſt.«

»Ich denke zuerſt an mich: und das mag jeder thun! Was gehn mich die Andern an?«

»Auch ich nichts?«

»Lieber Vater, das will ich nicht ſagen — Sie wiſſen ja wohl — ich liebe Sie — aber …

… »Aber ſiehe nun, mein Sohn, hätte ich auch ſo denken wollen wie du, und hätte nur an mich gedacht: ſo wäreſt du nicht mit ſo viel Koſten Doktor geworden; und wenn ich jetzt noch ſo dächte wie du: ſo könnteſt du jetzt nicht ſo viel Geld im Müßiggange verſchwenden. Es iſt ein herrlicher Spruch in der Bibel: Was du nicht willſt, daß dir die Leute thun ſollen, das thue du ihnen auch nicht. Wenn du, mein lieber Sohn, dich um Niemand bekümmern willſt, ſo wird ſich künftig auch Niemand um dich bekümmern! Dann wird es dir übel gehen; denn kein Menſch kann einzeln glücklich leben.«

»Aber Sie thun mir Unrecht, lieber Vater; hab' ich denn nicht freywillig angefangen, die armen Kranken zu kuriren? —

»Angefangen! — Das war recht geſagt, mein Sohn; denn du fingſt nur an, und hörteſt gleich wieder auf; das iſts eben, was mir leid thut. Ich weiß wohl, du haſt manches Gute. Du kommſt mir vor, wie ein Pack gut gekämmte Spaniſche Wolle oder fein geſponnenes Garn. Es könnte vielerley ſchönes Zeug daraus gemacht werden. Wenn aber nicht wirklich etwas daraus gemacht wird, ſo wirds Jahre lang auf dem Garnboden hin- und hergeworfen, verliegt, wird ſchmutzig, und iſt dann zum ſchlechten Zeuge nicht einmal tauglich. Sieh zu, daß es mit dir nicht auch ſo gehe!«

Anſelm hatte ſehr viel zu ſeiner Vertheidigung zu ſagen. Meiſter Anton war nicht gelehrt genug, ihm zu antworten, und ſo glaubte Anſelm Recht zu behalten. Er ging in ſeiner bisherigen Lebensart fort, faßte gute Entſchlüſſe die er nie ausführte, machte Theorieen die nie praktiſch wurden, kam von Einem aufs Andere, bloß wie es ihm einfiel, oder ihm eben Vergnügen machte, war Arzt, Dichter, Philoſoph, weiſer Mann, abwechſelnd und ruckweiſe, und im Grunde keins von allem. Er wußte alles beſſer wie Andere, wollte alles thun und that nichts. Er ſuchte nur ſeinen Willen zu haben, und nach ſeiner Bequemlichkeit die Art ſeines Müßigganges zu wählen und abzuwechſeln; und das hieß er, ſein Vergnügen ſuchen. Denn ſchon fing er an, zu fühlen, daß ein beſtändiges ſinnliches Vergnügen einförmig wird, und aufhört Vergnügen zu ſeyn.

Eilfter Abſchnitt.

Wie Philipp und Doktor Anſelm miteinander wetteifern.

Während daß der feurige Anſelm in ſeiner unruhigen Unthätigkeit von einem Gegenſtande zum andern forttaumelte, und weder ſich ſelbſt, noch andern nützte: hatte ſich der kalte Philipp nach und nach in eine ruhige und nützliche Thätigkeit geſetzt. Er war gewohnt, immer fleißig zu ſeyn. Er hatte auf dem Philanthropin und auf der Univerſität ſeine Zeit nützlich zugebracht. Es iſt wahr, er hatte ſich nicht, ſo wie Anſelm, in die Tiefen der ſpekulativen Philoſophie verſenkt. Aber er hatte aus den Repetitionen anderer Kollegien, die für ihn um ſo lehrreicher wurden jemehr Anſelm davon verſäumte, eine Menge nützlicher Dinge gelernt. Er hielt ſich verpflichtet, dem Hauſe dankbar zu ſeyn, wo er in ſo bedrängten Umſtänden aufgenommen und ſo wohl war berathen worden.

Ohne auf Befehl zu warten, nahm er ſich freywillig und mit Eifer aller Geſchäfte an, die in der Manufaktur und in der Schreibſtube vorfielen. Er ſchrieb eine ſchöne Hand; war in allen Arten von Rechnungen erfahren; hatte einen fähigen Kopf, um bald die wahre Art zu faſſen, wie Geſchäfte betrieben werden mußten die ihm neu waren; und ausdaurenden Fleiß, um ſie mit Eifer und Treue zu verrichten. Meiſter Anton, der nun anfing alt und ſchwächlich zu werden, genoß nach einiger Zeit von dieſem jungen Menſchen die kräftigſte Unterſtützung. Er bemerkte bald mit Vergnügen, daß er ſich in allen Dingen auf ihn verlaſſen konnte. Er vertraute ihm daher die ganze Direktion der Manufaktur an, und ſetzte ihm dafür einen beträchtlichen Gehalt aus.

Anſelm freute ſich über dieſe neue Einrichtung; denn er liebte ſeinen Freund Philipp. Aber einige Zeit nachher that dieſe neue Einrichtung eine beſondere Wirkung auf ihn. Er hatte bisher auf die Manufaktur und deren Geſchäfte gar nicht Achtung gegeben. Jetzt aber war eben ein Zeitpunkt, wo in den Kurmonaten in Aachen keine neue ſchöne Geſichter zum Vorſchein gekommen waren, und er derjenigen überdrüßig war, die er ſchon kannte. Der armen Kranken hingegen, welche ſeinen

Rath und ſeine Arzney verlangten, kamen ſo viele, daß ſie ihm läſtig wurden. Er hatte ſich über Gott und die menſchliche Seele ſtumpf geſonnen, und wenn er ein Gedicht machen wollte, konnte er weder Reim noch Gedanken finden. Kurz, es war einer der Zeitpunkte, dergleichen er oft hatte, wo er nicht recht wußte was er wollte; und ſo fiel ihm ein, auch einmal einen Blick auf die Manufaktur zu wenden, um zu wiſſen, wie es darin ausſähe. Er ging die verſchiedenen Arbeiten derſelben von Anfang an durch; und begriff erſt kaum, daß ihrer ſo viel ſeyn könnten, und daß der Rock, den er trug; wenigſtens dreyßigerley Arbeiten erfoderte, bis er ein Rock würde. Seine Neigung für alles Neue gab dieſen Dingen bald ſehr viel Anziehendes für ihn, ſo daß er ſich einige Wochen lang unermüdet auf den Wollenböden, unter den Spinnmaſchinen, bey den Weberſtühlen, bey den Preſſen und Kalandern, und in den Färbereyen herumtrieb. Allein ſeine ſehr gute Meinung von ſich ſelbſt ließ ihn auch bald heimlich bey ſich glauben, er könne einen großen Theil dieſer Sachen viel vortheilhafter einrichten, und viele Fehler, die er allenthalben zu entdecken vermeinte, verbeſſern.

Er faßte daher plötzlich den Entſchluß, die Arzneykunſt ganz bey Seite zu legen, und ein Wollenfabrikant zu werden. Seine Eitelkeit unterließ nicht, ſeinem Vater es ſo vorzuſtellen, als brächte er ihm hierdurch ein Opfer; wobey freylich der Vater nicht wußte, ob er ſich wirklich freuen ſollte. Anſelm ſagte aber laut: Nun ſolle jedermann ſehen, daß er einer nützlichen Thätigkeit fähig ſey, und mit Eifer arbeiten könne. Er hatte auf der Univerſität unter der Menge Sachen, die er ſich zu lernen vornahm, auch Kollegien über die Technologie und über das doppelte Buchhalten gehört; er vermeinte alſo, ſehr gute Kenntniſſe von Manufakturen und von Handlungsſachen zu beſitzen. Es iſt aber ungewiß, ob etwa durch die ſpekulative Philoſophie, welche unſer dicker Mann auf der Univerſität zur Hauptſache gemacht hatte, die Technologie war verderbt worden, oder ob etwa ein Kollegium über die Technologie nicht praktiſche Kenntniſſe geben mag, oder was ſonſt die Urſache geweſen iſt, daß die Manufaktur nicht beſſer ward, ſeitdem er ſich damit befaßte. Er wollte Alles gründlicher wiſſen, Alles anders einrichten. Dieſe neuen Einrichtungen fing er mit großer Lebhaftigkeit an, ward aber bald träge, arbeitete ruckweiſe mit vielem Eifer, und blieb dann wieder Tage lang von den Arbeitern und von der Schreibſtube weg. Er begann viel, und machte nichts fertig, und was er machte, ſelten zu der Zeit wann es gemacht werden mußte. Kurz, er brachte durch ſeine Gelehrſamkeit ſo viele Unordnung in die Manufaktur, daß Philipp mit ſeiner Ungelehrſamkeit durch die größte Mühe kaum wieder alles in Ordnung bringen konnte.

Unſer dicker Mann keichte zwar unter der ſchweren Arbeit, die er ſich ſelbſt aufgelegt hatte, und rühmte gegen Jedermann, wie ſauer ihm das werde, was er nun für die Manufaktur thue; es ward ihm aber nicht Zeit gelaſſen, auch dieſer neuen Beſchäftigung, ſo wie der vorigen, überdrüßig zu werden. Meiſter Anton, ſchon lange ſchwächlich, fiel in eine ſchwere Krankheit. Dr. Anſelm hatte ſo viele Selbſtkenntniß, daß er es nicht unternehmen wollte, ihn zu kuriren. Aber auch ein alter erfahrner Arzt konnte es nicht. Meiſter Anton ſtarb alt und lebensſatt, voll Liebe gegen ſeinen Sohn; aber voll Bedauern, daß ſein lieber Sohn ſich zu allem, was er unternahm, ſo verkehrt anſtellte.

Zwölfter Abſchnitt.

Fernere Thaten Doktor Anſelms in der ganzen Fülle ſeiner Jugendkraft und Thätigkeit.

Anſelm war der einzige Sohn, und alſo der einzige Erbe eines beträchtlichen Vermögens; das er aber, da er in allen Welthändeln mehr zu zählen, als zu rechnen pflegte, für ſehr viel anſehnlicher hielt, als es war; zumal da ſich fand, daß er auf ſeine künftige unerſchöpflich geglaubte Erbſchaft ſchon ſeit einiger Zeit beträchtliche Schulden gemacht hatte.

Er war nun ſein eigener Herr, beſaß Vermögen, und traute ſich nicht wenig Geſchicklichkeit zu, es zu verwalten. Er ſah wohl aus, und befand ſich wohl an Geiſt und Körper. Auf ſeine geiſtigen Vorzüge ſetzte er keinen geringen Werth. Er fand ſich gelehrt und witzig; und was er mehr als alles ſchätzte: er fand ſich voll philoſophiſcher Einſichten, die er überflüßig hinlänglich hielt, um ihn in allen verſchiedenen Lagen des Lebens aufs weiſeſte zu leiten. Seine Kenntniß der Arzneykunde und ſein Doktordiplom waren ſeiner Meinung nach auch nicht zu verachten; denn ſie gaben ihm einen Stand in der Welt, während ſeine Handlungsgeſchäfte ihm Reichthum geben ſollten. Seine Philoſophie hatte ihn zwar längſt das Geld, dieſes elende Ding, verachten gelehrt; ſeine Liebe zum Vergnügen hatte ihn aber wieder gegen den Beſitz der edlen Metalle ziemlich tolerant gemacht: daher er auch beſchloß, die Handlungsgeſchäfte zu ſeinem Hauptgegenſtande zu machen. Seine Manufaktur und ſein Hausweſen waren im beſten Stande; und er traute ſich Kräfte zu, beide noch auf einen viel beſſern Fuß zu ſetzen. Denn er hielt für ausgemacht, daß die Veränderungen, die er in kurzer Zeit bey der Manufaktur gemacht hatte, derſelben große Vortheile brächten. Ob nun gleich Philipp anderer Meinung war, und es zuweilen auch wohl merken ließ; ſo hatte er doch wider ihn ſehr viele Gründe anzuführen, wobey Philipp zu ſchweigen für gut fand, welches ihm ſo angerechnet ward, als ob er überzeugt ſeyn müßte.

Es lachte jetzt unſern dicken Mann alles an, und ſeine Einbildungskraft war voll der heiterſten Ausſichten, ſein Leben froh zu genießen. Alle ſchöne Plane, die er vorher ſchon gemacht hatte, gingen ihm nun aufs lebhafteſte wieder durch den Kopf. Alle vereinigten ſich in dem Hauptplane, beſtändig glücklich zu ſeyn. Der nächſte Weg dazu würde freylich geweſen ſeyn, beſtändig klug zu handeln. Dieß hielt auch Anſelm bey den Geiſteskräften, mit denen er ſich begabt fühlte, für ſehr leicht. Da es aber ſogar dem weiſen Memnon mißlang; ſo wird auch der geneigte Leſer ſchon mit unſerm dicken Manne einige Nachſicht haben, im Falle ſich irgend einmal finden ſollte, daß ſeine Klugheit nicht bewährt genug geweſen wäre.

Wir haben oben ſchon bemerkt, daß unter den mancherley heitern Bildern, mit welchen Anſelms Einbildungskraft immer beſchäftigt war, das ſchönſte Gemälde von häuslichem Glücke eine vorzügliche Stelle einnahm. Er glaubte alſo, jetzt wäre die rechte Zeit eine Frau zu nehmen, und zwar eine ſchöne Frau; Liebe zum Reichthume oder zu großer Ehre lag nicht in ſeinen Sinn. Er wollte nur ſein Leben mit einer ſchönen Seele, die in einem ſchönen Körper wohnte, wie einen ſanften Bach der zwiſchen blühenden Gebüſchen über glatte Kieſel herabrollt, dahinfließen laſſen. Was er in Baals und in Burſcheid an Mädchen fand, ſchien ihm zu gemein, zu bürgerlich, zu wenig hervorſtechend. Er wandte alſo ſeine Augen nach Aachen, in welcher Stadt damals ein ausgezeichneter Vorrath von jungen ſchönen Püppchen war, und vermuthlich noch iſt. Er durfte nur die Blicke umherwerfen, ſo ſah er was ſein Herz labte. Da aber unſer dicker Mann, wie der Leſer ſchon mehrmal wird bemerkt haben, nicht bloß ſinnlich dachte, ſondern in die Geheimniſſe der höhern Philoſophie eingeweihet war: ſo hielt er die äußerliche Schönheit zwar für eine nothwendige Bedingung, ohne die er ſein Herz nicht weggeben konnte; aber nicht für die einzige. Er wußte, wie ſchön er ſelbſt war; und deßhalb konnte er ſeinen künftigen Kindern nicht das Unrecht thun, ſie nicht von einer ſchönen Mutter gebären zu laſſen: aber er bemerkte auch in Gedanken, daß ſeine künftigen Kinder noch mehr als bloß ſchön ſeyn müßten, wenn ſie ihrem Vater ganz gleichen ſollten.

Von dieſem allen ward er noch mehr überzeugt, da ſeine Philoſophie, welche durch lange Spekulation ſchon einen großen Grad der Stärke erlangt hatte, ſeit kurzem noch durch eine ziemliche Kenntniß der Welt, unter andern bey Gelegenheit der beiden langen Herren in Aachen, war verſtärkt worden.

Er fühlte nun, nach ſeines Vaters Tode, das unbeſchreibliche Vergnügen, ſein eigener Herr zu ſeyn, und bloß von ſich ſelbſt abzuhängen. Seine öftern Reiſen nach Aachen hatten zwar einen wichtigen Zweck, aus der Menge der dortigen Schönen ſich eine Frau zu ſuchen. Aber ein Nebenzweck war auch, ſeine Unabhängigkeit zu genießen, und das Vergnügen, das ihm auf allen Seiten entgegenſtrömte, mit vollen Zügen in ſich zu ſchlürfen. Wenn er ſelbſt nicht dazu ſo viel Neigung gehabt hätte: ſo würden ihn Andere dazu gebracht haben. So gewiß ſich auf einem faulen Baume Würmer finden, ſich von ſeiner Zerſtörung zu nähren: ſo gewiß finden ſich zu einem reichen oder auch nur wohlhabenden jungen Menſchen betriebſame Perſonen, welche auf ſein Geld mancherley Anſprüche zu haben meinen. Sie nehmen alle Geſtalten an: ſie ſtudiren ſeine Schwäche, die ihre Stärke werden muß; ſie ſind unterhaltend, angenehm, widerſprechen nicht, und wiſſen der Schmeicheley oft ein ſolches Anſehn der Wahrheit zu geben, daß wohl klügere Leute könnten dadurch betrogen werden, als junge reiche Burſchen, die nach Vergnügen dürſten und das Geld nicht achten. Solchen luſtigen Brüdern ward denn unſer dikker Mann auch zur Beute, und um ſo viel leichter, je ſorgloſer er vermöge ſeiner unerfahrnen Gutmüthigkeit und eingebildeten Klugheit in ihre Netze ließ. Er fiel in alle die Gruben, in die gewöhnlich reiche Jünglinge fallen. Er verlor Zeit, er verlor Geld, und bey geſetzten Leuten Ehre. Er lernte, daß es falſche Freunde gäbe, und ſo ſchlaue, daß ſogar Er könne von ihnen betrogen werden. Er lernte, daß Schönheit bey manchem Frauenzimmer oft nichts mehr iſt, als ein herrlich angemalter Weinkranz an einem Hauſe, worin man ſehr mittelmäßigen Wein trinkt.

Er lernte dieß alles; machte auch zuweilen, wenn er nicht guter Laune war, ganz artige moraliſche Betrachtungen darüber: aber weiter hatte er keinen Nutzen davon. Mit aller ſeiner vielen Philoſophie und Moral blieben alle ſeine Thorheiten wie ſie vorher waren. Nachdem ihn Philipp daran erinnert hatte, konnte er ſich ſelbſt nicht verhehlen, daß ſein oftmaliger Aufenthalt in Aachen, deſſen eigentlicher Zweck ſeyn ſollte, ſich eine Frau zu ſuchen, um das höchſte häusliche Glück in Vollkommenheit zu genießen, ihm nur Gelegenheit gab, lauter Dinge vorzunehmen, welche offenbar vom häuslichen Glücke weit abführten. Dennoch aber war er täglich da, und handelte ſo unklug wie vorher: denn Müßiggang, Zerſtreuung und ſinnliche Ergötzungen hatten über ihn eine unwiderſtehliche Gewalt.

Von falſchen Vergnügungen geſättigt, und durch plumpen Betrug gedemüthigt, fing er bisweilen an, über die Eitelkeit der Freuden der Welt ganz artig zu philoſophiren, auch wohl den Entſchluß zu faſſen, künftig weiſer und vorſichtiger zu ſeyn. Es geht aber oft den Jünglingen, die ſich beſſern wollen, wie den Menſchen, welche auf ſympathetiſche Kuren ihr Vertrauen ſetzen. Wenn dieſe einen böſen Schaden am Beine haben; ſo ſoll er dadurch geheilt werden, daß ſie ein Schemelbein brennen oder verbinden laſſen: eine bequeme Kur, welche ihrem eigenen lieben Beine Schmerzen erſparet, wodurch es aber auch nicht beſſer wird. Eben ſo läßt der Jüngling, der es ſich ſelbſt ingeheim geſtehen muß, daß er als ein Thor handle, bey ſeinem Vorhaben der Beſſerung ſeine Lieblingsneigung, die ihn eigentlich recht zum

Thoren macht, gewöhnlich ganz unberührt; und wendet ſeine Strenge nur gegen diejenige Thorheit an, die ihm ſelbſt nicht mehr gefällt, oder die er nicht mehr thun kann.

So auch unſer dicker Mann. Als er einigen luſtigen Brüdern und zärtlich-gefälligen Schönen entſagte, von denen er gepreßt und nachher ausgelacht worden war; meinte er dadurch ſchon ſeine Weisheit und Vorſicht ganz feſtgeſetzt zu haben, und unterließ nicht, ſeiner Klugheit ein Kompliment zu machen, indem er es ihr zuſchrieb, daß er nicht noch unweiſer gehandelt und noch mehr verloren habe. Er beredete ſich, ſchon längſt gewußt und gedacht zu haben, daß noch mehr zum Glücke des Eheſtandes erfordert werde, als Schönheit. Auch wollte er ſchon längſt bemerkt haben, daß, wenn etwa ſeine künftige Frau einige von den Eigenſchaften beſäße, die er jetzt erſt an einigen Frauenzimmern entdeckte, welche er auf ihr ſchönes Geſicht und auf ihre, anfänglich gezeigten empfindſamen Geſinnungen für Zierden ihres Geſchlechts gehalten hatte, dennoch ſein häusliches Glück nicht ſehr feſte ſtehen möchte. Er fing nun an, in ſeiner Einbildungskraft, die immer ſeine treueſte Rathgeberinn blieb, ſich ein ganz neues und viel herrlicher ausgemaltes Bild von ſeiner künftigen Gattinn zu entwerfen. Er ſtattete ſie, außer der Schönheit, in Gedanken noch mit ſo vielen andern vortreflichen Eigenſchaften aus, daß er, wenn er ſie zuſammenrechnete, bey ſeiner reifen Einſicht, zuweilen ſelbſt zu zweifeln anfing, ob er ſie auch bey einem einzigen Frauenzimmer zuſammenfinden möchte. Deſto behutſamer beſchloß er zu ſeyn, und die Frauenzimmer, die ihm gefielen, erſt genauer zu beobachten, ehe er mit ihnen nähere Bekanntſchaft machte, und ſie ſehr ſorgfältig zu prüfen, ehe er einen Antrag thäte; alsdann aber auch, nach ſo ſtrenger Überlegung, die Sache bald zu Stande zu bringen.

Daß er, ſelbſt bey dem ſchönſten und beſten Mädchen, etwa nicht Gegenliebe finden möchte, darüber fiel ihm niemals der geringſte Zweifel ein. Denn nicht nur hatte er ſeine künftige Geliebte mit einer guten Portion zärtlicher Geſinnungen ausgeſtattet; ſondern er ſah ſich auch wie das große Loos in der Lotterie an, nach welchem jeder greifen wird, dem es zufällt. Er wußte ja, welch ein wohlgebildetes, reiches und rundes Kerlchen er war. Der geneigte Leſer wird gebeten, unſerm dicken Manne dieß nicht zu einer unverzeihlichen Eitelkeit auszulegen. Denn faſt alle reiche und geſunde Kerlchen denken eben ſo, und bringen oft das Bischen Schönheit und Weisheit, welches ſie etwa beſitzen, nicht einmal mit in Anſchlag.

Dreyzehnter Abſchnitt.

Erſter Verſuch Doktor Anſelms, ſeine Kenntniß der Frauenzimmer praktiſch zu zeigen.

Es hatte in Aachen ſchon einige Zeit die Tochter eines verſtorbenen Hofraths eines Fürſten im Reiche gewohnt. Anſelm erblickte ſie zufällig in einem Konzerte, das, gleich bey der Eröfnung der vollen Kurzeit in Aachen, einer von den tauſend Deutſchland unaufhörlich durchreiſenden *berühmten* Virtuoſen gab, von denen noch niemand hat reden hören, bis ſie die Billete zu ihrem Konzerte herumſchikken. Dieſe Schöne machte auf Anſelm eine ſehr große Senſation, deren Wirkungen noch fortdauerten, als der erſte Eindruck längſt vorüber war. Seine ſorgfältigen Erkundigungen nach ihr mußten nothwendig das Verlangen zu einem nähern Umgange erregen. Sie wohnte im Hauſe ihres Vormundes, des Hofraths * * *. Ihre Schönheit, Sittſamkeit und Jugend, nebſt einem großen Vermögen, von deſſen Einkommen ſie völlig Herr war, weil ihr Vormund, nach dem Willen ihres verſtorbnen Vaters, hierin und in der Wahl eines Gatten ihr vollkommene Freyheit ließ, waren ihre geringſten Vorzüge. Sie beſaß einen durchdringenden Verſtand, einen lebhaften Witz, Kenntniſſe in den Wiſſenſchaften wie man ſie von einem Frauenzimmer kaum verlangen kann, und Talente wie man ſie ſelten findet. Sie ſang wie ein Engel, ſie ſpielte Klavier und Harfe, ſie zeichnete, ſie ſtickte. Wie hätte Anſelm bey ſo vielen Vorzögen gleichgültig bleiben können? Er ſuchte mit Eifer Zutritt in ihr Haus, und erhielt ihn. Ungeachtet ſie eher etwas zurückhaltend war, und ſonſt neuen Umgang eben nicht anzuknüpfen pflegte; ſo ſchien ſie ſich doch in Dr. Anſelms Geſellſchaft zu gefallen, und ihn, von der erſten Zeit ihrer Bekanntſchaft an, vorzüglich von andern zu unterſcheiden. Anſelm beſuchte ſie nun ſo oft es möglich war, weil er auch in ihrer Geſellſchaft ein außerordentliches Vergnügen fand; und ſie nahm dieſes ſo wohl auf, daß ſie ihn ſogar einmal in Vaals wieder beſuchte.* Beide trafen auf ſo vielen Seiten in ihren Geſinnungen und Empfindungen zuſammen, daß ſie ſich leicht wechſelſeitig gefallen konnten. Man kann denken, daß Anſelm die Verſe nicht werde ge-

geſpart haben; denn Jungfer *) Emerentia war eine Kennerinn von Gedichten. Was ihn aber noch mehr an ihre Unterhaltung feſſelte, waren ihre wiſſenſchaftlichen und philoſophiſchen Unterhaltungen, welche, wie ſchon bekannt, unſers dicken Mannes Lieblingsfach ausmachten. Jungfer Emerentia liebte ſehr die Unterſuchungen über Gott, Welt, das Univerſum und die Subſtanzen. Dabey konnte der gute Anſelm auskramen, was er am liebſten auskramte. Sie hörte ihm aufmerkſam zu, antwortete ſo, daß zu ſehen war, ſie begreife was geſagt ward, und nehme Antheil. Unvermerkt ſtieg dann die ſanfte weibliche Seele vom Empyreum auf unſere Erde hernieder; und nun ſprachen ſie von den Pflichten der Menſchen in der wirklichen Welt, von Edelmuth, Wohlthä-

---

*) Die Zeitungen haben berichtet, daß die Patrioten in Wien, aus Abſcheu über den Freyheitstaumel in Frankreich, beſchloſſen haben, die Wörter Monſieur und Mademoiſelle in deutſcher Schreibart nicht mehr zu gebrauchen. Ungeachtet wir nicht eben einſehen können, daß den unbefugten Deſpotenſtürmern dadurch ſonderlicher Einhalt gethan werde: ſo haben wir doch deßwegen nicht weniger Reſpekt vor Abſchaffung kleiner Thorheiten, wenn ſie auch erſt aus groſſen Uebeln hätte entſtehen müſſen, und wollen uns hiemit an die Wieneriſchen Patrioten anſchließen.

tigkeit, Menſchenliebe und Aufklärung, welches unſerm Anſelm, der bey ſeinen mancherley kleinen Thorheiten eine gutmüthige Seele war, und gern, ohne viele Mühe, das ganze menſchliche Geſchlecht glücklich gemacht hätte, das Herz ſo erwärmte, daß er die ſchöne Emerentia als ein überirdiſches Weſen anſah. Und mit dieſem überirdiſchen Weſen ſein Leben zuzubringen, — welche Ausſicht! — Welche vollkommene Erfüllung ſeines Plans, beſtändig glücklich und nun mit der reifſten vorherbeſtimmten Überlegung beſtändig glücklich zu ſeyn! —

Gegen Philipp hatte das Vertrauen unſers Anſelms ſeit geraumer Zeit mit Rechte ſo ſehr zugenommen, daß dieſer mehr ſein Freund, als ſein Untergebener war. Anſelm konnte über dem Gedanken mit Jungfer Emerentia das Glück ſeines Lebens zu theilen, keine Nacht mehr ſchlafen. So weit er herumſann, fand er an ihr alle Eigenſchaften einer vortreflichen Frau, und keinen einzigen Tadel. Doch wollte er, als ein nunmehr weiſe gewordener Mann, den wichtigſten Schritt ſeines Lebens nicht ohne die genaueſte Überlegung thun. Er entdeckte demnach zuletzt ſeine Abſicht ſeinem Freunde Philipp, und fragte ihn um Rath. Wir nennen dieß ſo, weil es im gemeinen Leben ſo genannt wird, wenn man jemand in Form über dasjenige fragt, was man zu thun ſchon entſchloſſen iſt. Dieß war hier auch der Fall. Denn es ſchien unſerm dicken Manne unmöglich, länger ein ſo großes Glück zu verſchieben das er ſo nahe vor ſich ſah.

Philipp, wie wir ſchon wiſſen, liebte Anſelmen, dem er ſo viel zu danken hatte, beobachtete ihn in der Stille, konnte aber, wie wir ebenfalls wiſſen, ſeine Betrachtungen bey ſich behalten, wenn er nicht gefragt ward. Er hatte längſt bey allen Gelegenheiten auf Jungfer Emerentia genau Acht gegeben, weil er die große Neigung Anſelms merkte und ſie innerlich nicht ganz billigte. — Da ihn nun Anſelm befragte, theilte er ihm ſeine kalten Beobachtungen mit, wo freylich manches in ein ganz anderes Licht geſetzt ward, als es dem warmen Liebhaber erſchien. Anſelm hörte aufmerkſam und mit Kopfſchütteln zu, bis Philipp ſeinen Verdacht äußerte: Jungfer Emerentia möge wohl ſtolz ſeyn; und ihm ſcheine eine ſtolze Frau für niemand, am wenigſten aber für Anſelm, eine gute Gefährtinn des Lebens ſeyn zu können.

Hier fuhr Anſelm auf und rief:

»Mein lieber Philipp, da haſt du nun gewiß ganz unrecht! Wie könnte dieſe edle, dieſe von Vorurtheilen ſo freye Seele ſtolz ſeyn?«

Philipp verſetzte: »Du kannſt an ihr vielleicht nicht ſo beurtheilen, was Stolz iſt, weil du ganz im gleichen Stande mit ihr umgehſt. Wer in der niedern Klaſſe ſteht, bemerkt genauer wann ſich jemand erhebt; er fühlt gewiſſe kleine Züge, welche große innere Urſachen hinter ſich haben müſſen, und ſchließt daraus auf den Charakter.«

»Nein, lieber Philipp, da biſt du wirklich ganz irrig! Ich wünſchte, du hätteſt unſer geſtriges Geſpräch von Überwindung der Vorurtheile, von Mäßigung der Meinung von uns ſelbſt, hören können. Da hätteſt du vernommen, wie weit dieſe erhabene Seele entfernt iſt, niedrige Einbildungen zu hegen, oder ſich ſelbſt über die Gebähr zu ſchätzen.«

»Ja! was ſie ſpricht, weiß ich nicht; ich habe nur aus einigen kleinen Zügen in ihren Handlungen ſo geurtheilt; ich kann mich irren.«

„Wahrlich!" rief Anſelm aus, „du irrſt" — und ergoß ſich ſo im Lobe der edlen Emerentia, daß Philipp merkte wie es mit der Sache war, und unnöthig fand etwas weiter hinzuzufügen. Anſelm aber erwärmte ſich ſo ſehr durch ihr Lob, daß er weiter nicht ſäumen wollte, ſondern gleich denſelben Nachmittag nach Aachen fuhr, um die edle weibliche Seele zu beſuchen, die das Glück ſeines Lebens machen ſollte.

Nach wenigen gleichgültigen Unterhaltungen, fing er an das Eis zu brechen, bezeugte ſeine innige Verehrung gegen alle ihre vortreflichen Eigenſchaften; und ziemlich ſchnell ging er zu einer förmlichen Liebeserklärung und zu dem Wunſche über, ſie zur glücklichen Gefährtinn ſeines Lebens zu haben, wobey er ſie bat, durch ihr Beyſtimmen ſein Glück zu gründen.

Jungfer Emerentia lächelte ſanft, und ſagte: Er thäte ihr viel Ehre, ſie müſſe allerdings ſtolz darauf ſeyn, die Eroberung eines ſo ſchönen Geiſtes und artigen Mannes gemacht zu haben; indeß ſey der Antrag zu wichtig, um ihn nicht noch reifer zu überlegen.

Anſelm, voll Feuer, erwiederte: Allerdings ſey es für ihn ſehr wichtig, es betreffe das einzige Glück ſeines Lebens, daher er ſie beſchwöre, die Erfüllung ſeines Wunſches nicht gar zu lange auszuſetzen.

Jungfer Emerentia antwortete lächelnd: »Der Antrag iſt mir ſo unerwartet, daß ich »freylich nicht gleich zu deſſen Beantwortung »die rechte Wendung finden kann.«

»Unerwartet?« ſagte Doktor Anſelm etwas kleinlaut — »Ich hätte gehofft, daß meine »Aufmerkſamkeit auf Sie, ſchöne Emerentia, »etwas von meinen Empfindungen für Sie »verrathen hätte! —

»O! ich habe Sie immer für einen ganz »feinen und galanten jungen Mann gehalten; »habe aber nicht geglaubt, daß Sie mich ſo »hoch beehren wollten. Laſſen Sie es gut »ſeyn. Wir wollen beide die Sache näher »überlegen; vielleicht finden Sie bei reiferm »Nachdenken einige Schwierigkeiten, und —«

»Theureſte Emerentia! Welche Schwierigkeiten könnten es ſeyn? Mein Glück liegt zu »Ihren Füßen; ich lebe und webe nur in Ihnen; —« und hiemit kniete er zu ihren Füßen, und griff nach ihrer Hand, die ſie zurückzog. —

»Theureſte Emerentia? — Theureſte Emerentia? — Stehen Sie auf Herr Doktor!

»Sie müſſen nicht Scenen machen. — Theureſte Emerentia! Das klingt ſehr vertraulich. Dieſe Ihre unerwartete Vertraulichkeit nöthigt mich, damit kein Mißverſtändniß entſtehe, Ihnen lieber gleich meine Meinung deutlich zu ſagen. Sie ſind ein artiger gelehrter junger Mann; aber ich hätte nie gedacht, daß Sie den Gedanken zu einer ſolchen Verbindung hegen könnten, der, wenn er auch mit meinen Neigungen übereinkäme, unmöglich auszuführen iſt. Sie ſind der Sohn eines Tuchmachers, Herr Doktor; und Sie wiſſen, welchen Rang mein Vater hatte! Dieß hätten Sie bedenken ſollen, ehe Sie einen ſo unbedachtſamen Schritt thaten.«

Anſelm war vor ihr niedergefallen, aus brünſtiger Liebe; und konnte nicht wieder aufſtehen, aus großem Schrecken: denn das übertraf alles, was er erwartet hatte.

Er ſtammelte: »Wie? Sollte es möglich ſeyn? Emerentia könnte wirklich ſolche Vorurtheile hegen!«

»Lieber Herr Doktor!« ſagte Jungfer Emerentia ganz kalt: »es iſt kein Vorurtheil; es iſt eine Thatſache, daß Sie der Sohn eines Tuchmachers ſind.«

Hier gab die Indignation unſerm Anſelm einigen Muth. Er verſetzte, doch noch immer ſtammelnd und knieend: »Ich bekenne meinen »Irrthum! Ich hatte gedacht, Ihre Philoſophie wäre ſo ſtark, daß Thorheiten und Vorurtheile des gemeinen Lebens über Sie keine »Macht hätten. —«

»Sie ſind in der That im Irrthume, Herr »Doktor! Wenn ein Vorurtheil allgemein »für Richtſchnur im gemeinen Leben gilt; ſo »iſt der mehr als thöricht, der es bloß zu ſeinem Vortheile für Thorheit erklären will. »Seine angemaßte Philoſophie iſt dann nichts, »als Dünkel und Eigennutz. Á propos von »Philoſophie! Nehmen Sie den Rath einer »guten Freundinn an. Sie ſprechen gern von »philoſophiſchen Dingen; aber, wie es mir »ſcheint, bloß weil Sie Sich ſelbſt gern ſprechen hören. Sie ſind wirklich ein ganz artiger junger Mann; aber Sie werden viel »beſſer zu leiden ſeyn, wenn Sie Sich von »dieſer kleinen Schwachheit heilen können. »Ich weiß nicht, ob Sie Sich erinnern, was »ich geſtern von der Mäßigung der Meinung »von uns ſelbſt ſagte. Das galt Sie! Ich »glaubte um ſo viel mehr, Sie hätten mich verſtanden, da Sie ganz meiner Meinung Beyfall gaben. Um deſto weniger hätte ich den heutigen Antrag von Ihnen erwartet. Indeß iſt's vermuthlich nur eine kleine Übereilung. Ich habe darüber keine Rancüne, ſondern, werde demungeachtet immer Ihre gute Freundinn bleiben. Nur heute bin ich bey dem Herrn Hofrath *** zum Spiele und Abendeſſen engagirt. Ich muß mich friſiren laſſen. Verzeihen Sie alſo, daß ich Sie verlaſſe —“ Sie machte ihm einen tiefen Knix, und ging fort. —

Anſelm ſtand wie angenagelt einige Minuten da, ohne ſich beſinnen zu können. Als er endlich ſich entfernen mußte, ging er vier Straßen langſam durch, ehe er ſich entſchließen konnte in den Wagen zu ſteigen, weil er ſich fürchtete, ſeinem Philipp in die Augen zu ſehen.

Vierzehnter Abſchnitt.

Zweyter Verſuch Doktor Anſelms, ſeine Kenntniß des Frauenzimmers praktiſch zu zeigen, und deſſen Folgen.

Daß Anſelm der Jungfer Emerentia weiter keinen Beſuch machte, iſt leicht zu erachten. Es hätte ſich auch nicht wohl thun laſſen; denn der Herr Hofrath *** hatte ebendenſelben Nachmittag die ſchon lange — ohne daß unſer dicker Mann es geahnet hatte — im Werke ſeyende Heurath der Jungfer Emerentia mit einem jungen, an Körper ſehr feinen und an Geiſte ſehr derben Junker zu Stande gebracht. Beſagter Junker hatte einen ſtattlichen fürſtlichen Titel, ferner ſechszehn volle Ahnen, und wirklich mit Tuchmachern und Tuchhändlern weiter nichts zu thun, als daß er ſolcher Art Leuten eine ziemliche Summe ſchuldig war. Da aber dieſe Summe, nebſt andern Schulden, acht Tage nach der Vermählung aus dem Vermögen der neuen gnädigen Frau bezahlt wurde; ſo hatte ſie auf das häusliche gute Vernehmen ſo wenig Einfluß, als der derbe Geiſt des Herrn von ††† auf die Philoſophie der Frau von †††, die ſich immer noch in vielen Geſprächen zeigte. Vielleicht veranlaßte ihr Gefallen daran, daß ſie nach Monatsfriſt wirklich dem Herrn Dr. Anſelm die Gnade that, ihn zur Mittagstafel einladen zu laſſen, welches der Starrkopf abſchlug.

Unſer guter dicker Mann ward ganz hypochondriſch, daß die Jungfer Emerentia nicht ſeine Frau geworden war. Doch ließ er ſich darüber von Philipp leicht tröſten; denn er ſah nun ſelbſt wohl ein, wie ſehr er ſich in dem Charakter dieſes Frauenzimmers geirrt hatte. Aber durch den Makel ſeiner Geburt ward er aufs tiefſte gebeugt. Er hatte auf denſelben noch nie ſein Auge gerichtet; auch hatte ſich ſeine Philoſophie nie vorgeſtellt, daß im Jahre Ein tauſend ſieben hundert und achtzig, wo ſeiner Meinung nach die Aufklärung ſo gewaltige Fortſchritte gemacht hatte, irgend ein vernünftiges Weſen ſolche Geburt für einen Makel halten könnte. Bisher war ihm ſein Vater, der durch Fleiß und Ordnung ſich ſelbſt aus dem Staube gehoben, und es bis dahin gebracht hatte, ſo viele Menſchen zu ernähren und ſo vielen Menſchen wohlzuthun, als der verehrungswürdigſte Mann vorgekommen; und er hatte geglaubt, in dieſem Lichte müſſe ſein Vater jedermann erſcheinen. Er änderte auch deßfalls ſeine Meinung nicht; aber, aller ſeiner Philoſophie ungeachtet, empfand er den Sinn von Philipp's, ohne alle Philoſophie, bloß aus Erfahrung gemachter Bemerkung, daß derjenige, der ſich aus dem Stande der Gleichheit in eine untere Klaſſe verſetzt ſieht, manche Dinge anders anſehen muß, als der auf gleicher Linie oder höher ſteht. Faſt mehr noch empfand er aber die bittere Bemerkung der Jungfer über ſeine Philoſophie, bitterer um ſo mehr, da ſein geſunder Verſtand dunkel darin etwas Treffendes fühlte. Er ahnete einigermaßen, daß ſeine Philoſophie nicht für die Welt ſey, und daß es wohl noch eine andere Philoſophie geben möge, welche dient, die Dinge in der Welt ruhig zu betrachten und richtig zu würdigen. Er gab ſich alle Mühe, ſie zu finden; aber vergeblich. Er kannte die wirkliche Welt allzuwenig; indem ihm theils ſeine Eitelkeit, theils ſeine Einbildung und ſeine Philoſophie, durch die er die Welt nach ſeinen Ideen formte, noch gar zu lieb waren.

Unſer dicker Mann, nicht gewohnt widriger Begebenheiten, ward ziemlich verdrüßlich, welche Gemüthsſtimmung er wechſelsweiſe bald für Schwermuth bald für Philoſophie hielt. Und doch war ſie keines von beiden, ſondern bloß die Wirkung des Eigenwillens eines Männchens, das ſich bisher immer ſelbſt verzärtelt hatte, und nun mit ſich ſelbſt und mit Gott und der Natur ſchmollte, daß nicht alles nach ſeinem Sinne ging. Indeß zog ihn nach wenig Wochen ſein jovialiſches Temperament, und vielleicht eben ſo ſehr ſeine Liebe zu Zerſtreuungen nach und nach aus ſeinem eingebildeten Tiefſinne; und mit ſeiner frohen Laune kehrte auch ſeine Neigung zum ſchönen Geſchlechte wieder zurück. Es klebte ihm freylich nun eine gewiſſe Schüchternheit an, um ſo mehr, da das ſo unvermuthet erhaltene Körbchen nicht ganz verborgen bleiben konnte. Er ſchaute zwar, wie ehedem, fleißig unter den hübſchen Mädchen herum, aber etwas furchtſamer; und er wagte es ſobald nicht wieder, einen Antrag zu thun, weil ihm immer bange war, es möchte ihm der Tuchmacher aufgemutzt werden.

Indem ſeine Blödigkeit unter den Schönen in Aachen ſich nicht recht umherzuſchauen traute, zog ihn mit einmal ein fremder Stern, der an dem Horizonte von Burſcheid hervorſtieg, aus ſeinem Schlummer. In einem Hauſe daſelbſt, wo er aus- und einging, hielt ſich ein junges Frauenzimmer, Jungfer Mariane M. auf ihrer Durchreiſe nach einem etwa zwanzig Meilen entfernten Orte, vierzehn Tage bey einer dort wohnenden Verwandtinn auf. Ihre ausbündige Schönheit zog unſern Anſelm an ſich; und ihr froher Muth, ihre offenherzige Natürlichkeit, und ihre angenehme Unterhaltung hielten ihn ſo feſt, daß er, da kaum acht Tage vorbey waren, bey ſich feſt überzeugt war, durch ſie könne ihm Jungfer Emerentia und noch mehr erſetzt werden. Sie tanzte wie ein Engel, war immer luſtig, und in witzigen Repartieen unerſchöpflich. Es bedurfte bey ihm kaum acht Tage mehreren Umgangs, daß ſich der Gedanken, eine ſo angenehme Gefährtinn des Lebens für ſich zu wählen, noch feſter ſetzte; und er ergriff daher die erſte Gelegenheit, ihr einen förmlichen Antrag zu thun. Sie nahm ihn lächelnd an; ſagte, auf einen Antrag dieſer Art könne ſie ſich hier nicht erklären, da ſie fremd ſey, und von ihren Ältern abhange; dabey blieb ſie freundlich, wie vorher. Anſelm, der hierin keine abſchlägige Antwort ſah, wollte ſeiner Sache gewiſſer ſeyn, und wagte es, mit Vorſicht und einigem Stammeln, auch ſeiner Geburt zu erwähnen. Aber ſie ſagte mit ungezwungener Freundlichkeit, daß weder ſie noch die Ihrigen ſich je an einem Umſtand dieſer Art ſtoßen würden.

Wer war froher als Anſelm? Als er nach Hauſe kam, erzählte er ungeſäumt ſeinem Freunde Philipp: er habe den Antrag gethan, und ſeine zweyte Braut vernünftiger gefunden wie die Erſte; er verlangte Philipp's Meinung zu hören, und ſagte ihm zugleich, er habe die größte Hoffnung, daß die Sache gewiß zu Stande kommen werde.

»Was hilft« ſagte Philipp; »meine Meinung zu einer Sache die ſchon geſchehen iſt?«

»Mißbilligſt du meinen Antrag? Oder was ſagſt du dazu?«

»Ich weiß nicht, ob ich ihn billigen oder mißbilligen ſoll. Sehr ſchnell iſt's von beiden Seiten; und du hatteſt dir vorher vorgenommen, nicht wieder ſchnell zuzufahren!«

Aber, dieſes ſchon vergeſſenen Vorſatzes ungeachtet, war es gerade dieſe Geſchwindigkeit, was Anſelm nicht tadelhaft finden konnte;

denn der Leſer wird ſchon bemerkt haben, daß unſer dicker Mann das, was er wollte, ganz wollte, und ſeine Wünſche immer ſchleunigſt in Gedanken erfüllt ſah. Er ſchritt alſo auch jetzt zur Sache, entwarf ungeſäumt einige Briefe an die Ältern ſeiner Braut, und nahm ſich vor, mit ihr über dieſe Korreſpondenz zu ſprechen. Er beſuchte ſie daher ſchon den folgenden Vormittag; aber, ſiehe da, es war ihr ein Wagen geſchickt worden, mit welchem ſie noch denſelben Mittag abreiſen ſollte. Es war zu viel Geſellſchaft und Unruhe im Hauſe, als daß Anſelm mit ihr allein ſeyn, ſie wegen dieſer Sache, die ihnen beiden ſo wichtig war, ſprechen, und ihr die Entwürfe der Briefe zeigen konnte, ob ſie ihren Beyfall hätten. Er blieb da, bis man ſich zu Tiſche ſetzte; denn er konnte das Geſicht nicht von ihr verwenden. Sie nahm zwar von ihm den freundlichſten Abſchied, und verſicherte, ſie hoffe nächſtens zurückzukommen, und dann vielleicht mehr ſeiner angenehmen Geſellſchaft zu genießen. Aber das war ihm nicht genug. Er konnte den Gedanken, von ſeiner Braut zu ſcheiden, gar nicht ertragen. Er ließ alſo, ohne Philipp oder ſonſt jemand ein Wort zu ſagen, ein Reitpferd kommen; und als der Wagen kaum hundert Schritte aus Burſcheid heraus war, zeigte er ſich ſchon am Wagen ſeiner Geliebten. Sie nahm dieſe Galanterie ſehr wohl auf, war außerordentlich munter, und unterhielt ſich mit ihm vom Wagen aus. Dieß war in der That für ſie etwas angenehmer, als für ihn; denn er mußte neben dem Wagen her traben, und der Nachmittag war ſehr heiß. Aber dieſe Ungemächlichkeit fühlte der verliebte Anſelm nicht; ſondern nur das Vergnügen, in die Augen der Schönen zu ſehen; und er ſpornte ſeinen Witz an ſo wie ſein Pferd, ſie und ihre im Wagen ſitzende Geſellſchafterinn in beſtändiger Fröhlichkeit zu erhalten. Die Stadt, wo das erſte Nachtlager ſeyn ſollte, war an drey Meilen entfernt. Anſelm fühlte ſich ſo glücklich, daß er ſogleich den Entſchluß faßte, bis dahin mitzureiten. Es ſchien ihm nichts natürlicher, als in eben dem Gaſthofe einzukehren und beym Abendeſſen ihr Geſellſchaft zu leiſten. Er verſprach ſich mit dieſer muntern Schöne den angenehmſten Abend. Da er, wie man ſchon weiß, etwas in Anlegung von Planen gethan hatte; ſo hielt er es heimlich für eine Möglichkeit, ſie noch weiter zu begleiten, beſonders wenn er, wie er zu veranlaſſen hoffte, eine Einladung bekäme, einen noch leeren Rückſitz im Wagen einzunehmen, den er aus verſchiedenen Urſachen jetzt ſchon gern eingenommen hätte. Seine lebhafte Einbildungskraft ſtellte ihm vor, wie ſchön es ſeyn würde, auf dieſe Art zwey oder drey Tage in ihrer Geſellſchaft zuzubringen, ſich in ihre Gunſt noch feſter zu ſetzen, vielleicht wegen ſeiner Hauptſache noch eine nähere Zuſage von ihr zu erhalten, vielleicht bis zu ihren Ältern mitzureiſen, und ſeinen Antrag mündlich bey denſelben auszurichten. Dabey ſchmeichelte er ſich dann ganz heimlich, daß der Anblick ſeiner werthen Perſon ihm bey den Ältern eben nicht ſchaden würde, zumal da er in der Gunſt der Tochter ſchon ſo weit vorwärts gekommen zu ſeyn, deutlich vermerkte. Dieſer angenehme Gedanken ließ ihn manche kleine Beſchwerlichkeiten ſeines Rittes nicht achten, ſo daß Wagen und Reiter unter beſtändiger gegenſeitigen Unterhaltung ganz unvermerkt bis etwa eine halbe Meile vor der Stadt ankamen, wo die Geſellſchaft heute bleiben ſollte. Da begegnete ihnen ein einſpänniges Fuhrwerk. Aus demſelben ſprang ganz behende eine lange Figur, für einen jungen Mann faſt zu ernſthaft, aber von ſchönem Wuchs und mit feurigen Augen. Der Wagen hielt an. Der Ernſthafte öffnete die Thür, und die fröhliche Jungfer Mariane flog in ſeine Arme, heitere ungekünſtelte Freude auf ihrem Geſichte. Unſerm Anſelm, der eben ein Bon-mot ſagen wollte, erſtarb es auf den Lippen. Er fühlte ſich verlegen. Wer war der lange Mann, der ſo herzlich empfangen ward? Ein Bruder doch wohl; denn für einen Vetter war der Empfang zu vertraut, da die Umarmung ſelbſt für einen Bruder beynahe allzufeurig hätte ſcheinen mögen. Nach einigen Minuten riß die ſchöne Mariane unſern dicken Mann ſelbſt aus ſeiner Ungewißheit. Sie redete den langen Mann an: »Hier ſehen Sie, mein Lieber, den Herrn Doktor Redlich, einen geſchickten Arzt und gefälligen Mann. Er iſt ſo gütig geweſen, uns bis hieher zu begleiten. Ich und meine Couſine haben ihm viel Verbindlichkeit, daß er uns dieſe Reiſe über fünf Stunden lang durch ſeine Unterhaltung ſo angenehm gemacht hat.« — »Herr Doktor,« fuhr ſie fort, indem ſie den langen Mann an die Hand nahm, und ihn küßte: »Hier ſehen Sie — damit Sie

„Sich über meinen vertraulichen Empfang, nicht etwa wundern — meinen Bräutigam! „Ich hätte Ihnen eher ſagen können" — fuhr ſie mit der unbefangenſten Mine fort — „daß ich einen Bräutigam habe; aber es war in Burſcheid meinen Verwandten noch nicht deklarirt — und dann," ſetz'te ſie noch mit einigem Lächeln hinzu, „will ich nicht hoffen, daß allenfalls dieſe Nachricht, wenn ich ſie dort hätte geben können, Ihre angenehme Begleitung bis hieher würde verhindert haben."

Der lange Mann zu Fuße machte dem dicken Manne zu Pferde bey dieſen Worten zwar eine höfliche Verbeugung; aber es ſchien beynahe, als ob ſein ernſthafter Blick dabey noch ernſthafter ward. Er half indeß ſeiner Braut in den Wagen, und nahm ohne weitere Frage den Rückſitz ein, auf den der arme Anſelm ſchon ſo ausführlich gerechnet hatte. Des Bräutigams Kutſcher ſetzte ſich ins Kariol, und ſo fuhren ſie fort. Aber unſer armes dickes Männchen ſah kaum etwas von allem was vorging. Es flimmerte ihm vor den Augen, und er fühlte nun mit einmal nichts, als alle Beſchwerden ſeines unbequemen Rittes. Wäre das Pferd nicht mechaniſch den ſchnell fortfahrenden Wagen nachgetrabt; ſo hätte er vielleicht einige Zeit, ohne ſich zu beſinnen, auf der Landſtraße gehalten. Indeß, als er ſich ein wenig beſann, ſetzte er ſein Pferd in Schritt, und ließ die Wagen fahren. Als er vors Thor kam, erinnerte er ſich erſt, daß er vergeſſen hatte zu fragen, wo ſeine geweſene Geſellſchaft abtreten wollte; denn jetzt wünſchte er ſie zu vermeiden. Er war aber ſo glücklich, den Gaſthof zu treffen, wo ſie nicht eingekehrt waren. Er ließ ſich vom Pferde heben, denn abſteigen konnte er nicht, und legte ſich unverzüglich zu Bette. Er konnte aber wenig ſchlafen, theils wegen körperlicher Müdigkeit und Schmerzen, theils wegen der unruhigen Gedanken, die ihn unaufhörlich verfolgten. Den andern Morgen ſetzte er ſich, ohne jemand zu ſprechen, auf ſeinen Gaul, und ließ ſich ſo langſam als möglich nach Hauſe tragen. Unſer armer dicker Mann, der zwar an Geiſte ſehr ſtark, aber körperliche Beſchwerden zu ertragen nicht eben eingerichtet war, mußte ſich auf ſeinem Hofe wieder vom Pferde heben laſſen; denn er empfand ſehr viel Schmerzen einige Zolle unter einem Beine, welches die

Anatomiker vielleicht deswegen das heilige genannt haben, um dicke Leute die nicht reiten können zu erinnern, es an heißen Tagen zu ſchonen. Solch kleines körperliches Ungemach war die einzige Folge ſeiner allzuſchnellen Liebe.

Dießmal erfuhr niemand, als der treue Philipp, etwas von der wahren Beſchaffenheit der Sache. Als ſich Anſelm nach einigen Tagen erholt hatte, ſagte er zu ihm:

»Aber geſteh mir ein; es war doch ein Unſtern bey der Sache!«

»Gar nicht!« ſagte Philipp lächelnd. »Auch nicht einmal beym heiligen Beine; du hätteſt nur nicht zu ſchnell freyen, und zu ſchnell traben ſollen.«

Funfzehnter Abſchnitt.

Doktor Anſelms dritter Verſuch, und deſſen glückliche Folgen.

Nun kam natürlich wieder ein kleiner Stillſtand; denn Anſelm war wirklich nicht nur noch ſchüchterner und noch vorſichtiger geworden; ſondern, ſeine Philoſophie wendete ſich auf einen andern Weg. Er fing an zu bedenken, daß der Eheſtand gerade nicht der einzige Weg zum Glücke wäre, und beſchloß nunmehr, gar nicht zu heurathen. Er ſagte ſich ſo manche Gründe dieſes Entſchluſſes vor, daß er ihn für unveränderlich hielt. Indeſſen, da er täglich Zerſtreuung haben mußte, ritt und fuhr er fleißig nach Aachen, und heftete ſeine Augen ferner auf jedes ſchöne Geſicht, in der Meinung daß er ſie doch auf etwas heften müſſe. Unvermerkt kamen ihm die Gedanken wieder, daß es doch gut ſeyn würde, eine ſchöne Frau zu beſitzen; aber ſo ſehr er ſich umſah, konnte er kein Frauenzimmer finden, welches nebſt einem ſchönen Geſichte auch alle die andern Eigenſchaften beſaß, die er nun, da er das weibliche Geſchlecht näher hatte kennen lernen, und gewitzigt worden war, für diejenige Perſon verlangte, welche die Gefährtinn ſeines Lebens werden ſollte.

Anſelm hatte einen Univerſitätsfreund Namens Platter, der dort ſein guter Kamerad geweſen war, zuweilen bey ſeinen philoſophiſchen Disputationen, denen Platters lebhafter Witz oft eine andere Wendung gab, aber öfter bey luſtigen Geſellſchaften, die niemand beſſer beleben konnte, als Platter. Dieſer beſaß ein ſehr mäßiges Vermögen, das er in den Univerſitätsjahren, und im erſten Jahre darauf, mit Luſtigkeit verzehrt hatte; und da es verzehrt war, hatte er um nichts mehr Neigung zur Traurigkeit, oder zum Arbeiten, welches ihm Traurigkeit und noch was ärgers ſchien. Nichts hielt er für trübſeliger, als ein Amt zu ſuchen und ein Amt zu verwalten; und da er die Welt ſchon genug kannte, um zu wiſſen, daß er in beiden Fällen ſich tief bücken und ſich nach Anderer Willen richten müſſe: ſo wählte er eine Lebensart, bey welcher er zwar ſich nach Anderer Willen zu richten hatte, aber ohne ſich tief bücken zu dürfen. Er hing ſich an reiche und vornehme luſtige Leute, und ſuchte ſich ihnen nothwendig zu machen, indem er ihre Unterhaltungen und ihr Vergnügen beſorgte. Er war die Seele ihrer Geſellſchaften: nahm nichts übel, konnte ſingen, trinken, jedes Geſpräch wieder anheben welches unter den Schüſſeln zu ſinken begann, konnte Luſtreiſen anordnen, Spielpartieen zuſammen bringen, Spott ertragen, Zweydeutigkeiten reden, in moraliſche Betrachtungen mit einſtimmen, und im Nothfalle, wie es traf, wider die Religion und den Adel reden oder auch Betſtunden beywohnen; immer gefällig, das zu thun was man wünſchte. Es ſcheint, Perſonen dieſer Art müßten ſich viel nach Andern richten. Es iſt aber in dieſer Sinnenwelt wenig Gewißheit; und da Montaigne die Frage aufgeworfen hat, ob nicht vielleicht ſeine Katze, wenn er mit ihr zu ſpielen glaube, eigentlich mit ihm ſpiele: ſo kann es ſich auch wohl treffen, daß die reichen und vornehmen Leute, die ſich ſolche Menſchen wie Platter halten, damit ſich jemand nach ihnen richten müſſe, eigentlich ſich nach ſolchen Menſchen wie Platter, ohne daß ſie es merken, richten müſſen.

Reiſen in die Bäder machten einen weſentlichen Theil von Platters Gewerbe aus. So war er ſchon ſeit ein paar Jahren mit reichen kranken Leuten nach Aachen zur Kur gekommen, hatte auch einmahl bey Freund Anſelm vorgeſprochen, wäre auch vielleicht, da er, auf den erſten Wink, an Anſelms philoſophiſchen Spekulationen und Disputationen wieder Theil nahm, mit ihm in eine nähere Verbindung gekommen. Aber, wie es denn einige unerklärliche Dinge giebt, Platter hatte eine ſonderbare Antipathie gegen Philipp. Es war ihm ängſtlich, wenn er den Menſchen vor ſich ſah; und daher kam er nicht weiter in Meiſter Antons Haus, um ſo mehr, da er in der Kurzeit eine Menge Geſellſchaften hatte, und dann bald wieder wegreiſete. Da aber, ſeitdem mit der Zunahme der Induſtrie der Wohlſtand in Deutſchland ſo ſehr zugenommen hat, die Kurzeiten, ſonderlich in den Bädern wo hoch geſpielt wird, immer früher angehen und ſpäter aufhören: ſo wollte auch Platter ſchon vorigen Winter in Aachen bleiben, um des vielen Reiſens überhoben zu ſeyn. Als ein geſetzter und gefälliger Menſch, hatte er ſich dort Umgang in verſchiedenen guten und ſtillen Familien zu verſchaffen gewußt, denen er die langen Winterabende kürzer machte, und ſo ſeine Zeit angenehm verſchwinden ließ, bis die Kurzeit wieder herbeykam. Da nun Anſelm dieſen Herbſt über Aachen ſo oft beſuchte, ſo erneuerte Platter die vorige Bekanntſchaft ganz ungezwungener Weiſe. Anſelm, der gern ſchwatzte, erzählte ihm — freylich nicht alle Unfälle, die er mit zwey Frauenzimmern gehabt hatte. — Dazu war er allzuvorſichtig und klug. Er ließ ihn aber doch merken, daß er in manchen Dingen ſeine Meinung von Frauenzimmern geändert habe, daß ſie nicht alle gleich ſolide dächten, und daß er jetzt gar nicht willens wäre zu heurathen; wenn er aber ja heurathen ſollte, wolle er keine andere Braut erwählen, als eine ſolche, deren Schönheit durch ſchale Vorurtheile und leichtſinniges Betragen nicht verdunkelt würde. Platter gab ihm in Allem Recht; und, immer gefällig gegen ſeinen Freund, ſagte er ihm ſelbſt, aus Erfahrung, vieles vom Unterſchiede wohldenkender und nicht wohldenkender Frauenzimmer; und um ihm ein Beyſpiel eines Frauenzimmers von jener Art zu geben, machte er ihn mit der Jungfer Angelika L. bekannt.

Sie war die hinterlaſſene Waiſe eines Predigers in der Gegend um Krefeld; war fromm und ſtill erzogen, und hatte in ihrer

Jugend bloß aus den ſchönen geiſtlichen Büchern Unterweiſung genoſſen, welche den dortigen Gegenden eigen ſind. Sie lebte nach ihres Vaters Tode in dem Hauſe eines Vaterbruders, eines Kaufmannes in Aachen, der zwar zu den Stillen im Lande gehörte, dabey aber auch in den Geſchäften der Welt wohl bewandert war. Er beſaß ein großes Haus, welches er zur Kurzeit an Fremde vermiethete, wodurch auch Platter bey ihm war bekannt geworden. In dieſer Geſellſchaft hatte ſich die Nichte, ob ſie gleich eingezogen lebte, zum Tone des feinern Umganges gebildet, und mehrere Weltkenntniß erlangt. Sie war ſehr ſchön, von ſanfter einnehmender Gemüthsart, ſehr ſittſam in ihrem ganzen Weſen; zuweilen etwas kränklich; wenn ſie geſund war ſehr heiter, unterhaltend, und gegen jedermann von zuvorkommender Gefälligkeit. Dieſe reizende Schöne zog Anſelms Aufmerkſamkeit auf ſich. Ihre vortreflichen Eigenſchaften machten bald einen andern Menſchen aus ihm. Seine Abneigung gegen das Heurathen, die er für ſo feſt hielt, daß er oft mit Philipp gezankt hatte, der ſie für eine vorübergehende Laune halten wollte, verſchwand vor den ſchönen Augen der

Jungfer Angelika, wie Eis vor der Frühlingsſonne, und unſer dicker Mann war in wenig Wochen wieder förmlich verliebt, und zwar in Jungfer Angelika.

Sie war ziemlich leſeluſtig; ſonderlich alles, was ſanfte, empfindſame, menſchenliebende, mitleidige Geſinnungen athmete, rührte ſie ungemein. Aber alles Moraliſche hatte vorzüglich ihren Beyfall, und ſie konnte ſich darüber Stunden lang unterhalten. Dieß verſchaffte unſerm Anſelm die beſte Gelegenheit, ſehr oft bey ihr zu ſeyn; denn er brachte ihr Bücher, und las in ihrer Geſellſchaft, wobey Platter, der ſchon vorher im Hauſe bekannt war, zuweilen den dritten Mann ausmachte, und durch ſeine gelegentlichen Bemerkungen zeigte, daß, wenn er gleich im Sommer meiſt in munterer Geſellſchaft ſehr zerſtreut lebte, er dennoch, wenigſtens im Winter und Herbſte, auch in ſtillen Geſellſchaften kein unangenehmer Gefährte war. Man kann wohl denken, daß Anſelm der Jungfer Angelika manche empfindſame Romane werde gebracht haben, welches ihm die treflichſte Gelegenheit gab, ſeine aufkeimende Liebe zu ihr bis zur ſchönſten Blüthe zu bringen. Dabey war dieſe empfindſame

Seele nicht ſo ausſchließend für das Geiſtige, daß ſie nicht, obgleich auf ſittſame Art, gern ihren Körper geſchmückt hätte. Dieß gab dem verliebten Anſelm Gelegenheit, ſich in Geſchenken gegen ſie galant zu beweiſen; und wenn ſie ſich damit zierte, ſo vermehrte ſich ſeine Liebe noch mehr: denn er freute ſich, daß ſie ſeine Geſchenke ſchätzte, und daß ſie ſchöner dadurch ward.

Kurz, Jungfer Angelika gewann unſers dicken Mannes Herz täglich mehr; er täglich mehr das ihrige. Dieſe ſüßen wechſelſeitigen Gefühle machten in ihm die Überzeugung ſehr lebhaft, er werde mit dieſer ſchönen empfindſamen, edlen Seele das ſo lange geſuchte Glück ſeines Lebens finden. Daher ging ſeine Liebe ſo ſchnell, daß er ſich nicht einmal Zeit nahm, ſo wie ſonſt, ſeinen Freund Philipp, ſelbſt nach ſchon feſtgefaßter Entſchließung, um Rath zu fragen; zudem hatte er mit ſeinem Freunde Platter ſchon ſo manches über die herrlichen Eigenſchaften der Jungfer Angelika abgeſprochen. Dieſer warme Freund ſtimmte in das verdiente Lob der Schönen ein, und geſtand gern, derjenige werde ſehr glücklich ſeyn, der eine ſo vollkommene Perſon zur Gefährtinn ſeines Lebens erhalten könne.

Eines Tages begleitete Platter ſeinen Freund Anſelm zur Jungfer Angelika. Die Rede kam auf Rouſſeau's neue Heloiſe. Anſelm hatte, ſeitdem er die ſchöne Angelika kannte, ſich aufs Vorleſen gelegt, und ward noch etwas eifriger darin, als er zu bemerken anfing, er beſitze Talent zur Deklamation. Er las ein paar Briefe Rouſſeau's vor, worinn die heiße Flamme der Leidenſchaft in ſchönen Worten lodert. Er las um ſo lebhafter, da ſeine eigne heiße Liebe zu ihr ihn anſpornte. Jungfer Angelika ließ auch dem Feuer der Empfindungen und der Kunſt des Schriftſtellers alle Gerechtigkeit wiederfahren; nur zeigte ſie das Unanſtändige in der Schilderung der unerlaubten Liebe Juliens und St. Preux. Sie ſagte hiebey ſo viel ſchöne Sachen, die das edelſte Feuer, Theilnehmung an Tugend, Enthaltſamkeit, Mäßigung und wahrem häuslichen Glücke verriethen, daß der gute Platter höchſtunzufrieden war, als er wegen eines unvermutheten dringenden Geſchäfts abgerufen ward. Anſelm aber ſetzte voll Entzücken das Geſpräch fort. Sein gutes Herz ward durch die Außerung ihrer ungezwungen einfließenden ſchönen Geſinnungen, gleich einer gleichgeſtimmten Saite, zitternd bewegt. Er brach in das Lob ihrer edlen Seele aus, und war ſo gerührt, daß beynahe unwillkürlich das Wort ihm entfloß: »Er werde ſich unbeſchreiblich glücklich ſchätzen, »wenn Sie auf immer die Seinige werden »wollte!« Faſt erſchrak er ſelbſt, indem dieſer Wunſch ſeines Herzens über ſeine Lippen ging; denn es kamen ihm natürlich ſeine zwey betrübten Erfahrungen abſchlägiger Antworten in eben dem Augenblicke zu Sinne. Aber jetzt war er glücklicher. Die ſchöne Angelika ſagte mit holdem Liebreize, ſanft erröthend: »Ihr »Herz ſey längſt dem ſeinigen näher gekom»men;« — und was ſie noch mehr ſagte, kann der geneigte Leſer oder Leſerinn nach Gefallen ſich weiter hinzudenken. »Nur,« fügte ſie nach einer kleinen Pauſe, in der die entzückten Dankſagungen des glücklichen Anſelms ihr Zeit ließen, zu Worte zu kommen, ernſthaft hinzu: »ſie hinge nicht von ſich ab; ſie »erſuche ihn alſo, mit ihrem Oheime und übri»gen Verwandten deßhalb zu ſprechen.«

Dieß geſchah. Der Oheim und die Verwandten gaben ihre Einwilligung, als gute Wirthe. Denn Jungfer Angelika war freylich reich an Schönheit und Empfindſamkeit; beſonſonders aber an Ausdrücken der Moralität, des Edelmuths und der Wohlthätigkeit, wovon ihr Mund beſtändig überfloß; aber mit Glücksgütern war ſie ganz und gar nicht verſehen: hingegen Doktor Anſelm galt für ſehr reich. Sie ließen alſo allerſeits die ihrer Meinung nach günſtige Gelegenheit keineswegs fahren, ſich einer Perſon zu entledigen, von welcher ihre ökonomiſche Weisheit die Möglichkeit vorausſah, ſie könne ihnen einmal zur Laſt werden.

Die Heurath ward einige Wochen nachher in den ſchönen Tagen des May's, des Wonnemonds da ſich die ganze Natur zur Liebe neigt, vollzogen; und der Himmel hing, wie man bey jungen Ehepaaren zu ſagen pflegt, voll Geigen.

Sechszehnter Abſchnitt.

Kaufmänniſche Klugheit und philoſophiſche Spekulation mit häuslicher Zärtlichkeit gekrönt.

Anſelm war außer ſich vor Freuden. Er hatte häusliches Glück mit einer ſchönen und zärtlichen Frau ſo lange gewünſcht, und ſah ſich nun am Ziele ſeiner Wünſche. Er ſah den Plan, den er ſich von Jugend auf gemacht hatte, gelungen; er ſah im Geiſte die Folgen deſſelben bis in ſein ſpäteſtes Alter in ſo heiterm Lichte, als ihm dieſes ſeine lebhafte Einbildungskraft nur vorſtellen konnte, welche durch die Honigwochen ſeines Eheſtandes mit reizenden Bildern noch lebhafter angefüllt ward.

Der geneigte Leſer wird ſchon bemerkt haben, daß unſer dicker Mann das worauf er verfiel, von ganzem Herzen und mit dem heftigſten Beſtreben that, und daß er ſeit einiger Zeit, auf ſeine Koſten, recht viel ſolider und nachdenkender geworden war, als vorher. Alſo liebte er jetzt nicht nur ſeine junge Frau von ganzem Herzen; ſondern als ein weiſer Mann bedachte er nun auch die Pflichten eines Hausvaters, und nahm ſich ernſtlich vor, ſie in ihrem äußerſten Umfange zu erfüllen. So gleichgültig er bisher gegen Geld und Geldeswerth geweſen war (welche beſagte Gleichgültigkeit ihm dadurch ziemlich war erleichtert worden, daß es ihm in ſeines Vaters Hauſe von Jugend auf nie an Gelde fehlte); ſo ſah er doch nun ein, er werde eine zahlreiche Nachkommenſchaft haben, und entſchloß ſich, aus Liebe zu ſeinen künftigen Kindern, reich zu werden.

Zu dieſem Behufe faßte er den Vorſatz, ſich der Verwaltung der Manufaktur mit verdoppeltem eigenen Fleiße zu unterziehen. Nachdem er dieſelbe nochmal examinirt, und reiflich darüber nachgedacht, auch mit Philipp in Betreff dieſer Sache manchen vergebenen Wortwechſel gehabt hatte: entſchloß er ſich, die Anzahl der Stühle und der Arbeiter zu verdoppeln, und machte ſeinem Freunde Philipp etwa einen Monat nach der Hochzeit ſeine Willensmeinung darüber bekannt.

Philipp that dennoch — wir wiſſen nicht, ob aus eingewurzelten Vorurtheilen, oder aus andern Urſachen — alles Mögliche, um unſerm dicken Manne die Vergrößerung ſeiner

Manufaktur auszureden. Es iſt wahr, er hatte manche ſcheinbare Gründe anzuführen. In der That ſchien es, als hätte ſich Anſelm bis jetzt für reicher gehalten, als er war; wenigſtens hatte er ſo gelebt. Sein Vater hatte durch Fleiß und Frugalität ein ziemliches Kapital zurückgelegt; dahinein war, wie ſchon bemerkt iſt, von unſerm jovialiſchen dicken Manne etwas tief gegriffen worden; denn zu der Art, wie er lebte, konnten die Einkünfte der Manufaktur bey weitem nicht zureichen. Außerdem war die Manufaktur, aus Mangel des Abſatzes, in den letzten Jahren nicht ſo ſtark gegangen; und Philipp blieb bey der Meinung, ſie jetzt zu vergrößern müſſe Schaden bringen, zumal da ſchon ein ſtarker Vorrath von Tüchern auf dem Lager war. Seine Vorſtellungen aber halfen nichts. Alles, was er über Anſelm erlangen konnte, beſtand darin, daß die ſchon beträchtliche Anzahl der Stühle nur mit einem Drittel vermehrt ward. Weniger konnte aber auch nicht geſchehen. Denn Anſelm fand, um ſeine künftig ſich vergrößernde Haushaltung zu unterhalten, durchaus nöthig, größere Geſchäfte zu machen. Darauf ließ ſich nun nichts weiter einwenden. Auch fand Anſelm, mit ſeinem offenen Kopfe, ſogleich Rath, ſich von dem großen Vorrathe der Waaren los zu machen. Er gab ſeinen auswärtigen Abkäufern größern Kredit als vorher, und ſchickte einem Korreſpondenten in Polen eine große Anzahl Stücke in Kommiſſion. Auf dieſen Gedanken war freylich Philipp nicht gekommen; und vielleicht wendete er bloß deßwegen viel dawider ein, weil er einen ſo glücklichen Einfall nicht ſelbſt gehabt hatte. Aber dem ſey, wie ihm wolle! Das Waarenlager ward nun in ein paar Monaten ſo aufgeräumt, daß deſſen Umfang ferner keinen Grund gegen die Vergrößerung der Manufakturarbeiten abgeben konnte. Die Stühle wurden alſo vermehrt, Vorrath von Wolle und Garn gekauft, und eine Menge neuer Arbeiter angeſetzt. Anſelm war von der Richtigkeit und Nothwendigkeit ſeiner Spekulation durch reifes Nachdenken überzeugt. Er konnte ſich warlich nicht vorwerfen, leichtſinnig dabey zu Werke gegangen zu ſeyn, da er manche Stunde darüber nachgedacht, und jeden Zweifel des den Ideen ſeines Plans wirklich ziemlich furchtbaren Philipps mit einem Syllogismus beantwortet hatte. Nun konnte ihm Philipp die Prämiſſen keines einzigen derſelben durch einen andern Syllogismus widerlegen; daher war er von der Wahrheit der Reſultate ſo feſt überzeugt, daß er ſich nicht einen Augenblick bedachte, da ſein baarer Geldvorrath, durch die wöchentliche Bezahlung ſo vieler Arbeiter, bald erſchöpft ward, zum Behufe der ſo heilſamen Vergrößerung ſeiner Manufaktur kurz nach einander ein paar beträchtliche Kapitalien aufzunehmen.

Es giebt Kaufleute, griesgramige magerbäckige Geſichter, welche für Spekulationen, wodurch der Handel bis ins Unendliche getrieben wird, keinen Sinn haben. Sie begnügen ſich, ganz engherzig ihr eigenes Kapital oder wenig darüber in Umlauf zu bringen, oder gar nur zu ſorgen, es allenfalls mit einer geringen jährlichen Vermehrung zu erhalten. Dieſe werden nicht ermangeln, über unſern dicken Mann die Achſeln zu zucken, daß er den größten Theil ſeines Vermögens theils auf übermäßigen Kredit weggab, theils gar in ein weit entferntes Land auf einen ungewiſſen Kommiſſionshandel wagte, und zugleich ein ſehr groſſes Kapital aufnahm, um ſeine Manufaktur zu einer Zeit beträchtlich zu vergrößern, da der Abſatz ſehr zu fallen ſchien. Aber dieſe altväteriſchen Schreibſtubenſitzer erwägen nicht, daß unſer Anſelm ſich in der Nothwendigkeit ſah, größere Geſchäfte zu machen, um ſeine nun vergrößerte Haushaltung ferner mit Anſtand zu führen. Man könnte dieſen kurzſichtigen Tadlern, die nicht für Recht halten, man dürfe mehr wagen als man ſelbſt beſitzt, bloß deßwegen, weil man mehr Geſchäfte machen will, das Beyſpiel anſehnlicher Komtore, ja ganzer Handlungsplätze entgegenſetzen, wo noch größere und weit ausſehendere Spekulationen betrieben, und bloß mit der Nothwendigkeit die Geſchäfte zu vergrößern entſchuldigt werden.

Es iſt freylich wahr, daß die Kaufleute, welche jetzt Spekulationen bis zu einer Größe treiben, die denjenigen erſchrecken könnten, welcher die Sache nicht verſteht, gewöhnlich dabey eine Vorſicht gebrauchen, an die unſer dicker Mann wohl nicht denken konnte, da er bisher der Wolfiſchen Philoſophie kundiger war, als der feinen Handlungsgebräuche. Dieſe Kaufleute fabriziren nicht ſelbſt; noch weniger nehmen ſie zum Behufe einer Manufaktur ein großes Kapital auf. Sie verſchreiben vielmehr, da jetzt der Kredit ſo leicht gemacht wird, binnen kurzem aus Frankreich, Holland und England, von verſchiedenen Orten her, einen Vorrath von Waaren, der ihr eigenes Vermögen dreyßig und mehrmal überſteigt; welchen ſie denn mit kühnem Muthe in entfernte Länder verbergen. Gelingt es ihnen: ſo gewinnen ſie anſehnlich, werden als kluge und große Kaufleute verehrt, und wagen nun wieder eben ſo große Poſten, bis es einmal nicht gelingt. Dieß ſcheint dann dem gemeinen Haufen ein Unglück; aber der ſpekulirende Kaufmann, welcher die Gefahr vorher ſah, hält es eben nicht dafür. Nicht er, ſondern die Menge der fremden Kreditoren haben die Gefahr zu tragen. Er verläßt ſich darauf, vortheilhaft mit einem Verluſte von vierzig oder funfzig vom Hundert zu akkordiren, wobey er mit Rechte vorausſetzt, daß fremde Fabrikanten eher geneigt ſeyn müſſen, einen ſolchen Akkord einzugehen, als einheimiſche Wechſelgläubiger, vor denen er ſich hütet. Es müßte bey einem Akkorde, den der klügere Kaufmann über den dreyßigfachen Werth ſeines Vermögens ſchließet, wunderlich zugehen, wenn er ſein wirkliches Vermögen nicht rettete und vielleicht noch mit der Hälfte vermehrte. Dieſes, und die Anzahl der Kreditoren, welche macht, daß keiner ganz zu Grunde geht, hilft ihm, daß er nach geſchloſſenem Akkorde ganz unbeſorgt ſeyn kann, ferner Kredit zu bekommen und weiter zu handeln; denn das verſteht ſich. Auf dieſe feinen Kaufmannskünſte, wodurch jetzt die Handlung, und durch ſie die fabrizirende Induſtrie, bis auf einen Gipfel ſteigt, daß es beynahe ſcheinen möchte, beide würden ſehr bald wieder herabſtürzen müſſen, war unſer dicker Mann freylich nicht bedacht. Er war ehrlich genug, ſein eigenes und ſeines nächſten Nachbars Vermögen auf eine ganz neue Spekulation zu wagen. Aber da er alles nach der ihm ſo geläufigen mathematiſchen Methode unterſucht hatte; ſo glaubte er vorauszuſehen, daß ſeine Spekulation gewiß den ſicherſten Vortheil abwerfen werde. Wollte er nun dieſen Vortheil nicht entbehren; ſo waren, wie er ebenfalls demonſtriren konnte, die Verſendung beynahe ſeines ganzen Waarenlagers in Kommiſſion, und die Anleihe eines großen Kapitals, ganz nothwendige Maaßregeln.

Die gedachte Anleihe aber ward noch in einer andern Abſicht nothwendig. Eben zu der Zeit, da unſer dicker Mann eine ſo ſchnelle Revolution in ſeinem Manufaktur- und Handlungsweſen vornahm, entſtand in ſeinem häuslichen Weſen auch eine Revolution, die ſich zwar unvermerkt entſpann, aber faſt ſchneller fortging, als jene. Die zärtliche Frau Angelika hatte mancherley Bedürfniſſe. Sie mochte ſich gern putzen. Daran hatte nun der verliebte Anſelm ſelbſt ſeinen Gefallen, und gab alle Koſten gern her, um einen ſo ſchönen Körper noch mehr zu zieren. Aber Frau Angelika wollte auch ihren Putz gern zeigen. In Baals war niemand, für den es der Mühe belohnte; daher mochte ſie gern oft in Aachen ſeyn, und dazu wollte ſie eine Kutſche mit vier Pferden angeſchafft wiſſen. Anſelm beſaß ſelbſt zwar eine ziemliche Anlage ſich gern geltend zu machen; indeß hatten Philipp's ökonomiſche Zweifel, obgleich alle durch die Kraft logiſcher Schlüſſe widerlegt, doch einen gewiſſen Eindruck auf unſern dicken Mann hinterlaſſen. Er fing alſo itzt an vorher zu berechnen, da er ſonſt nur unterſucht und Schlüſſe gemacht hatte; und da ſchienen ihm die Koſten der Anſchaffung und der Unterhaltung ſo beträchtlich, daß er es der Mühe werth hielt, ſeine arithmetriſchen Reſultate der jungen Frau mitzutheilen. Dieſe ſanfte Seele merkte aber nun erſt, daß er, ſeitdem er auf das Manufakturweſen ſo ſehr Acht gab, ſich weniger mit ihr beſchäftige. Sie ſchloß daraus auf eine Abnahme ſeiner Liebe, da ſie ſonſt ſein Alles geweſen war, und zerfloß in Thränen, indem ſie ſeinen Wankelſinn zärtlich anklagte. Anſelm ſuchte ſie zu beruhigen; aber ihre Nerven waren ſchwach. Sie bekam verſchiedene Zufälle. Als ſie ſich wieder erholte: erfolgte die zärtlichſte Scene der Verſöhnung. Die ſanfte Angelika begab ſich, bloß aus Liebe zu ihrem Anſelm, der Forderung der Kutſche und Pferde, ob ſie wohl nicht leugnen mochte, ſich dieſelbe ſehr gewünſcht zu haben, zumal da bey ihrem nervenſchwachen Körper der Arzt ihr den Gebrauch der friſchen Luft ſo ſehr empfohlen hatte. Aber ſie verſicherte ihren Anſelm zu innig zu lieben, um nicht ſeiner Klugheit, der ſie unter zärtlicher Umarmung den Vorzug vor der ihrigen gern zugeſtand, Alles aufzuopfern. Der zärtliche Anſelm hingegen, um ſolche große Entäußerung zu belohnen, ging von Stund' an nach Aachen, kaufte, ohne weiter zu rechnen, eine Kutſche und vier engländiſche Pferde, und that noch eine niedliche leichte Birutſche hinzu, damit ſein Liebchen die ſchöne Witterung recht gemächlich genießen könnte.

So ſehr ſich die ſchöne Angelika auch ihres Wunſches entäußert hatte; ſo große Freude machte ihr doch die ganz unvermuthete Erfüllung deſſelben. Die Folge davon waren einige ſehr glückliche Tage zwiſchen beiden Eheleuten, die um ſo glücklicher wurden, da ſich zugleich zeigte, daß Angelika ein Pfand der Liebe unter ihrem Herzen trug, worüber der gute Anſelm vor Freuden faſt außer ſich gerieth.

Indeß alle Tage waren freylich nicht gleich heiter. Wir haben ſchon manchmal bemerkt, daß Anſelm einen großen Vorrath von Philoſophie, folglich von Weisheit beſaß. Die wollte er bey ſeiner Angelika anwenden, ihr ſeine Wünſche offenbaren und ihr manchen guten Rath ertheilen. Aber die liebe Frau war nervenſchwach. Die Weisheit eines Mannes war ihr ein zu ſtarkes Hausmittel. Sie bekam davon Vapeurs und Zittern in den Gliedern; und der gute Anſelm mußte alſo dieſe geiſtige Arzeneyen nur nach und nach diſpenſiren, und endlich bald damit ganz inne halten, um ſo mehr, da darauf gewöhnlich bittere Klagen erfolgten, daß er ſie nicht mehr liebe. Dieſe irrige Vermuthung gründete ſie bey ſolchen Gelegenheiten darauf, daß er ſo viel Zeit in ſeiner Schreibſtube mit ſeinen Manufakturgeſchäften zubringe. Anſelm, welcher vermeinte, daß er gerade aus Liebe zu ihr und ihren künftigen Kindern ſich mit dem undankbaren Geſchäfte reich zu werden abgäbe, konnte gar nicht begreifen, wie ſie ihn ſo ſehr verkennen möchte, und wie es zugehe, daß er ſie von der rechten Beſchaffenheit ſeiner Liebe nicht zu überzeugen vermochte, ob er ihr gleich oft weitläuftig vordemonſtrirte, daß ſein Fleiß in Handlungsgeſchäften nur aus heißer Liebe zu ihr entſpringen könne.

Man mußte indeß der Frau Angelika die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß ſie ihrem Anſelm nie einen Mangel von Liebe vorwarf, als nur wann er etwas was er wollte, gegen ihren Willen durchſetzen, oder etwas was ſie verlangte, z. B. ein neues Kleid, ein Stück Juwelen oder andern koſtbaren Putz, nicht gleich gewährte. Fiel dergleichen vor, welches nicht ſelten geſchah, ſo machte ſie ihm freylich Vorwürfe, daß er ihr nicht genug Geſellſchaft leiſte. Sonſt aber war ſie billig genug, ihn an ſeinen Geſchäften nicht zu hindern; und theils deßwegen, theils um Wagen und Pferde, da ſie einmal da waren, doch zu gebrauchen, fuhr ſie faſt täglich während der Kurzeit nach Aachen, wo ſie an allen dortigen Luſtbarkeiten, Aſſembleen, Bällen u. ſ. w. Theil nahm, nicht um der Luſtbarkeiten willen, ſondern um ihre Verwandten zu beſuchen und ihren ſchwachen Körper zu ſtärken. Dahin wollte ſie nun Anſelm oft begleiten: und dieß ließ ſie auch zu; doch erinnerte ſie ihn oft, wie mannichfaltig ſeine Geſchäfte wären, und daß er doch wenigſtens nichts dabey verſäumen möchte. Eigentlich war es auch nicht höchſtnothwendig, daß Anſelm die Luſtreiſen nach Aachen mitmachte; denn um ihr den Arm zu geben, war ihr gewöhnlicher Begleiter Freund Platter genug, welcher nun ein völliger Hausfreund geworden war. Frau Angelika hatte ihm nämlich ein Abſteigequartier in Anſelms Hauſe bereiten laſſen, welches er auch, wenn er mit ihr zurückkam, fleißig benutzte.

Bisher haben wir an unſerm dicken Manne immer viel jovialiſchen Muth, und noch nicht die geringſte eigenſinnige Laune bemerkt. Wir wiſſen alſo ſelbſt nicht, wie es zuging, daß er ſich einer ſo nothwendigen Anordnung ſeiner guten Frau einigermaßen widerſetzte. Sie mußte doch auf ihren öftern Geſundheitsreiſen nach Aachen jemand zum Begleiter haben; und dazu ſchickte ſich niemand beſſer, als Platter: weil derſelbe ihr und ihrem Manne nun ſchon lange bekannt war, und während der Kurzeit ohnedieß täglich in Aachen gegenwärtig ſeyn mußte, indem er Antheil an einer von den dortigen Pharobanken hatte. Da ſie nun beide nicht ſelten erſt nach Mitternacht, ſie vom Balle und er vom Spieltiſche, nach Hauſe kamen: ſo war nichts natürlicher und zugleich bequemer, als ihm ein Abſteigequartier im Hauſe zu geben, damit zugleich Frau Angelika um ſo leichter den folgenden Tag wieder einen Begleiter nach Aachen, und auch wohl in den Frühſtunden eine Geſellſchaft fände.

Indeß hatte der gute Anſelm wohl einige Gründe anzuführen, warum er mit dieſer ſonſt ſo bequemen Einrichtung nicht ganz zufrieden war. Es würden ſeine Gründe bey der ſo ſanften, ſo zärtlichen und beſonders, wie wir oben geſehen haben, zu allem moraliſch Guten ſo geneigten Frau Angelika auch gewiß Eingang gefunden haben, wenn nicht unglücklicherweiſe, ſobald er anfing dieſe Gründe auseinander zu ſetzen, ſie immer ſogleich ihre Nervenſchwäche angetreten hätte. Anſelm war ein zu guter Arzneykundiger, um nicht die Natur ſolcher Krankheit bald einzuſehen, welche nicht irritirt ſeyn will; daher er ſich bald entſchließen mußte, ſeine ſonſt guten Gründe lieber bey ſich zu behalten. Seine Frau erkannte auch den ganzen Werth dieſer mediciniſchen Vorſicht, und belohnte ihn, wenn er ſchwieg, mit ſo manchem freundlichen Blicke, daß ſich ſein Geiſt wenigſtens manche Viertelſtunde aufheiterte und dadurch das geſunde und runde Anſehn ſeines Körpers äußerlich keinen Abgang litt.

Zu leugnen iſt indeß nicht, daß ſein lange vorher überdachter Plan des größten Lebensgenuſſes im häuslichen Glücke, deſſen Ausführung er ſich vor wenigen Monaten als ſchon gelungen vorgeſtellt hatte, jetzt noch nicht ganz in Erfüllung zu gehen ſchien. Er faßte ſich aber in Geduld, wie ein Philoſoph, und tröſtete ſich mit der Hoffnung, alles werde in ſeinem Hausweſen anders und beſſer werden, wenn daſſelbe nur erſt mit einem jungen geſunden Erben vermehrt ſeyn, und wenn die mütterliche Zärtlichkeit dadurch neue Nahrung erhalten würde. Obgleich dieſer Zeitpunkt leicht zu beſtimmen war: ſo rechnete er ihn doch mehrmal umſtändlich aus; es gab dann ſelige Viertelſtunden, in denen er beynahe noch angenehmere Ausſichten hatte, als der fromme Lavater in die weite Ewigkeit. So froh aber auch ſeine Hoffnungen für die Zukunft waren: ſo drückte ihn zuweilen ſein gegenwärtiger Zuſtand ein wenig; und es trat ihn ſogar mitunter einiger Unmuth an: eine Empfindung, wovon er, ſo lange er denken konnte, noch keine Erfahrung gehabt hatte.

Alſo war ihm Zerſtreuung nöthig. Er hätte ſich freylich mit ſeinen Manufakturgeſchäften genugſam zerſtreuen können, und auch wohl zerſtreuen ſollen, da ihn ſeine liebe Frau, wie ſchon geſagt, nicht ſelten erinnerte, nichts darin zu verſäumen. Wir glauben aber, ſchon genug zu erkennen gegeben zu haben, daß unſer guter dicker Mann zwar ein Geſchäft, wovon die Idee in ſeinem Geiſte einmal lebhaft ward, mit großem Eifer zu betreiben anfing; daß aber das Ausdauren eben ſeine Sache nicht war. Daher ward ihm auch nach wenigen

Monaten die Vergrößerung ſeiner Manufakturgeſchäfte, ob er ſie gleich ſelbſt veranlaßt hatte, ziemlich zur Laſt, und täglich läſtiger, je mehr ſich Schwierigkeiten fanden und häuften, welche er nicht vorher geſehen hatte. Er blieb alſo faſt ganz von ſeiner Schreibſtube weg, und überließ das meiſte ſeinem Philipp. Dieß ſchien ganz vernünftig zu ſeyn. Denn da Philipp die Schwierigkeiten die ſich jetzt fanden, alle vorausgeſehen hatte: ſo war zu vermuthen, er würde denſelben beſſer ausweichen können, als Anſelm, welcher nie an Schwierigkeiten gedacht hatte.

Indeß würde unſerm dicken Manne, deſſen Geiſt immer mehr als Eine Beſchäftigung haben mußte, dieſe ſeine Unthätigkeit doppelt zur Laſt geworden ſeyn, zu einer Zeit, wo er einen neuen Gegenſtand nöthig hatte, um nicht allzu lebhaft an manches zu denken, was in ſeinem Hauſe vorging. Glücklicherweiſe war damals eben erſt Kant's Kritik der reinen Vernunft und die darauf gegründete Metaphyſik der Sitten in der Gegend von Vaals und Aachen bekannt geworden, wohin die neuen litterariſchen Erfindungen etwas ſpäter durchzudringen pflegen. Dieß war Philoſophie, und etwas Neues. Wegen beider Urſachen mußten dieſe berühmten Werke unſern dicken Mann mit großer Macht an ſich ziehen. Er ſtudirte ſie mit anhaltendem Eifer, und vergaß eine Zeitlang darüber ſeine Manufaktur und den Hausfreund ſeiner Frau. Beſonders die Lehre vom kategoriſchen Imperativ zog ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich; und er verfolgte dieſelbe mit dem reifſten Nachdenken, bis er ſich von der Richtigkeit derſelben völlig überzeugte. Vielleicht trug ſelbſt die Lage ſeines Hausweſens etwas dazu bey, dieſe Überzeugung mehr zu beſchleunigen; denn es iſt wohl kein Imperativ kategoriſcher, abſoluter und autonomiſcher, als der Willen einer ſchönen und nervenſchwachen Frau. Da nun ſowohl die Kritik der praktiſchen Vernunft, als der Hausfrieden, welcher leicht hätte ſehr kritiſch werden können, unſerm dicken Manne Geduld empfahl: ſo hatte er denn auch Geduld.

Die liebe Frau Angelika gab ihm freylich hin und wieder guten Anlaß, dieſe chriſtliche Tugend zu üben. Nachdem theils die Kurgeſellſchaft in Aachen, und folglich die Aſſembleen und Bälle, ziemlich dünne geworden waren, theils der Fortgang ihrer Schwangerſchaft ihr dieſelben unbequem machte: blieb ſie zu Hauſe; und nun war Freund Platter, der faſt nicht aus dem Hauſe wich, ihre beſtändige Geſellſchaft, ſowohl in ihrem Zimmer, als wenn ſie ausfuhr, um an ſchönen Herbſttagen friſche Luft zu ſchöpfen. Der Ehemann beſchäftigte ſich zwar damals vorzüglich mit der transſcendentalen Deduktion der reinen Verſtandesbegriffe; aber er ward doch dabey auf manches ſehr aufmerkſam, was in der Sinnenwelt ſeines Hauſes vorging; und ward darüber abermal etwas grießgrämig. Freylich, wenn man nicht ſicher gewußt hätte, daß Ehefrau Angelika ihren runden Anſelm liebte, hätte es zuweilen den Schein haben können, er wäre ihr nicht allein gleichgültig, ſondern ſogar zuwider. Denn wahr iſts, daß ſie ihn zuweilen anfuhr, wenn er ihre Leſeübungen mit Platter durch ſeine Gegenwart ſtörte, oder bey einer Spazierfahrt der dritte Mann zu ſeyn Luſt hatte. Das wußte ihm aber nicht nur Freund Platter als eine von den Grillen vorzubilden, die er ſehr mißbilligte, welche aber der jetzige Zuſtand der guten Frau einigermaßen entſchuldigen mochte; ſondern auch die gute Frau riß ihn zuweilen ſelbſt aus ſeinem Ummuthe, wann ſie ihn herzlich umarmte und mit den zärtlichſten Namen bewillkommnete. Zufall war es, daß ſie gerade immer zu eben der Zeit auch etwas von ihm verlangte, welches er denn einer ſo zärtlichen Frau nicht abzuſchlagen vermochte. Jezuweilen gab ihm zwar ein übler Genius den Verdacht ein, als ob die Liebkoſungen und die Forderungen einen Zuſammenhang hätten; aber wenn er alles mit reifem Nachdenken überlegte, fand er, daß ein ſolcher unbilliger Argwohn, zufolge der hier angewendeten Kritik der reinen Vernunft, nur ein Gedankending oder ein leerer Begriff ohne Gegenſtand ſey; ja zuweilen war er gar geneigt, ihn für ein Unding oder für einen leeren Gegenſtand ohne Begriff, für ein Nihil negativum — das heißt, für das was die meiſten philoſophiſchen Disputationen ſind — zu halten. Er ſchlug ſich alſo die Grillen aus dem Sinne, und fand es viel beſſer, ſich an der reinen Anſchauung der zärtlichen Liebkoſungen ſeiner lieben Gattinn zu weiden.

Er hatte hierzu beſonders an einem Tage Gelegenheit, den er zu den vergnügteſten ſeines Lebens rechnete. Schon vom erſten Morgen an war ſeine liebe Angelika, obgleich immer nervenſchwach, in der heiterſten Laune. Sie hatte mit ihm die angenehmſte Mittagsmahlzeit Kopf bey Kopf, wie man es in neufränkiſchem Deutſch geben würde, gehalten; denn Freund Platter war ſchon den vorigen Tag verreiſet, und Angelika forderte dießmal auch nach der Mahlzeit die Geſellſchaft ihres lieben Anſelms. Sie fuhr mit ihm in der offnen Birutſche im heiterſten Wetter ſpazieren, und ſaß nachher mit ihm Hand in Hand unter dem liebreichſten Koſen. Gegen Abend kam ſie freylich unvermerkt auf andere Materien, und eröffnete eine Bitte, die ihn einigermaßen überraſchte. Die Sache war folgende: Freund Platter hatte im vorigen Sommer am Spieltiſche verloren, und auch noch ſonſt manche kleine Schulden gemacht. Darüber hatte er einem Wucherer eine Verſchreibung von 5000 Speciesthalern oder 12000 Aachener Gulden ausgeſtellt. Sie war fällig; aber der Inhaber erbot ſich, dem Schuldner auf vier Monate Friſt zu geben, wenn Anſelm ſich dafür verbürgen wolle. Dieß war es, warum Frau Angelika ihn bat, und wobey er anfänglich ein wenig ſtutzte. Frau Angelika bekam zwar einige Anfälle von Nervenſchwäche, umarmte aber bald ihren mit alkali-fluor ihr beyſpringenden Anſelm auf das herzlichſte; und gab ihm dabey zu bedenken, daß man ja nicht baare Bezahlung, ſondern nur Unterſchrift von ihm verlange, daß Platter gegen vier Monate gewiß wieder andere Spielſchulden würde einkaſſiren können, ja, daß es auf den ſchlimmſten Fall keine Mühe koſten würde, die Zahlungszeit weiter zu verlängern. Dabey ſtellte ſie ihm rührend das Edle der Handlung vor, einen hülfsbedürftigen Freund aus ſo großer Verlegenheit zu retten. Hier traf ſie Anſelms ſchwache Seite. Denn Mangel an Gutherzigkeit war ſein Fehler nicht, und er konnte auch edelmüthig ſeyn, wenn nur ſeine eigene Gemächlichkeit dabey nicht in Kolliſion gerieth. Er verbürgte ſich alſo, nach einer kurzen Überlegung, unter den zärtlichen Liebkoſungen ſeiner Frau, die ihm die Verſchreibung vorlegte. Die kurze Überlegung die Anſelm dießmal anſtellte, führen wir nicht ohne Urſache an. Sie zeigte, daß er weder ein bloßer Bel-eſprit, noch ein bloßer Philoſoph war. Er erinnerte ſich, daß es die Regel eines jeden ſoliden Kaufmannes iſt, ſich nicht auf eine Friſt zu verbürgen, wenn er nicht gewiß weiß, daß er alsdenn Kaſſe zur Zahlung haben wird; daher kam ſeine anfängliche Unentſchloſſenheit. Er beſann ſich aber, daß er ja, noch ehe die vier Monate vorbey wären, den erſten Zahlungstermin von ſechstauſend Speciesthalern für die auswärts verkauften Tücher zu erwarten hätte, ohne das, was gegen die Zeit von den in Polen in Kommiſſion liegenden eingehen müßte. Er glaubte alſo allenfalls eine ſolche Summe der Rettung eines Freundes aufopfern zu können, und fand ſich noch dazu durch die Liebkoſungen ſeines Weibchens mehr als belohnt. Dabey unterließ er nicht, ſeiner Klugheit ingeheim ein kleines Kompliment zu machen, daß er auf den glücklichen Gedanken gekommen war, ſeine Geſchäfte zu vergrößern, und beſonders ſein Lager von Tüchern zu einer günſtigen Zeit nach Polen zu ſenden; denn hierdurch war er nun beſſer in den Stand geſetzt, ſeinem Freunde Platter zu dienen; welcher Freund denn auch nicht ermangelte, am folgenden Tage ſich einzufinden. Anſelm empfing von ihm eine Gegenverſchreibung wegen der Bürgſchaft für 12000 Aachener Gulden. Platter vereinigte ſeinen lebhafteſten Dank mit den ſüßeſten Liebesbezeugungen Angelikens, wodurch Anſelm fühlte, er ſey einer der glücklichſten Menſchen.

Siebenzehnter Abſchnitt.

Unvermuthete Vorfälle, welchen Anſelms Klugheit und philoſophiſche Spekulation beynahe nicht gewachſen geweſen wäre.

Anſelm hatte nun in kurzer Zeit ſchon mancherley Erfahrungen gemacht, und vieles in ſeinem Eheſtande, welcher immer das äußerſte Ziel ſeiner jugendlichen Entwürfe eines glücklichen Lebens geweſen war, ganz anders gefunden, als ſeine Imagination und ſeine Spekulation, die beiden Grundpfeiler aller ſeiner Plane, es ihm hatten vorſtellen können. Seine Theorie vom häuslichen Glücke fand er immer noch vollkommen gegründet, beſonders nachdem er ſie nach der kritiſchen Philoſophie berichtigt hatte; aber da kam der verzweifelte Hausfreund, und die Verbürgung, als zwey Thatſachen dazwiſchen. Nun ſind Thatſachen eigenſinnige widerſpänſtige Dinge, wodurch, wie die traurige Erfahrung lehrt, oft die hellſten Theorieen dunkel gemacht werden. Zuweilen hatte unſer dicker Mann darüber mancherley Gedanken, denen er nicht lange nachhängen mochte, und ſich daher bald entweder der kritiſchen Philoſophie oder den Liebkoſungen ſeiner Angelika in die Arme warf, welche ſeit der letzten Gefälligkeit durch die geleiſtete Bürgſchaft für ihren gemeinſchaftlichen Freund, viel häufiger wurden. Anſelm fühlte ſich dadurch ſo glücklich, daß er darüber oft ſogar nicht nur den transſcendentellen Schein, ſondern auch den empiriſchen Schein, als möge in ſeinem Hausweſen und in ſeinem Eheſtande nicht alles nach ſeinem Plane gehen, auf eine Zeitlang vergaß.

So waren etwa ſieben Monate ſeit der Verheurathung unſers guten dicken Mannes verfloſſen. Anſelm war eines Tages ſehr vergnügt geweſen, weil Frau Angelika, obgleich kränklich, ihre Liebesbezeigungen gegen ihn verdoppelte. Er fühlte das große Glück dieſe Frau zu beſitzen, und überzeugte ſich, daß die kleinen vorübergehenden Launen unbedeutend wären. Er überlegte nicht allein, wie ſchön und wie herzlich ſie war, ſondern auch wie voll von feinen Geſinnungen, wobey er ſich lebhaft der erſten glücklichen Zeit der Bewerbung, und der Lektur der neuen Heloiſe, begleitet mit den moraliſchen Betrachtungen der Frau Angelika, erinnerte. So war unſer dicker Mann frohes Muthes, als ſich mit einemmale plötzlich in ſeinem Hauſe alles änderte. Den erſten Anfang machte ein Zufall, den niemand, und er am wenigſten, vermuthete. Die ſchöne Angelika ward in der Nacht unpaß; und wenige Stunden darauf ward ſie von einem Knaben entbunden, der geſund und eben ſo vollſtändig und rund war, als Anſelm ſelbſt, wie er geboren ward. Dieſen Zeitpunkt glücklich zu erleben, war immer ſein liebſter Wunſch, und der Gegenſtand mancher Ausrechnung geweſen; aber dieſen Wunſch ſo früh erfüllt zu ſehen, machte ihn ſtaunen und etwas beſtürzt. Er hatte zwar die gerichtliche Arzneykunde zu gut ſtudirt, um nicht zu wiſſen, daß eine ſiebenmonatliche Geburt für ächt erkannt werde; aber daß ihm gerade ſelbſt ein ſo ſeltener Fall begegnen ſollte, gefiel ihm nicht, und brachte ihm allerley Gedanken in den Kopf. Doch er hatte nicht lange Zeit, denſelben nachzuhangen; denn andre Gemüthsbewegungen warteten ſeiner. Das Kind verfiel am dritten Tage in Gichter, und ſtarb aller von ihm angewandten Mittel ungeachtet. Er lenkte nun ſeine Sorgfalt auf die Mutter, welche nicht aus einer ſehr ſchädlich auf ſie wirkenden Unruhe zu bringen war. Sie erlag unter derſelben, und ſtarb wenige Tage darauf unter vielen Thränen, welche Thränen der Reue ſchienen.

Anſelm war durch dieſe Vorfälle im Innerſten gerührt. Bald aber ſtürmten noch mehrere Unfälle auf ihn zu. Platter verſchwand, und es zeigte ſich, daß er ſehr viele Schulden hinterließ. Für Anſelm blieb nichts übrig, als die Verſchreibung zur Verfallzeit zu bezahlen. Als er darauf dachte, kam die Nachricht, daß der größte Theil der nach Polen in Kommiſſion geſchickten Tücher noch unverkauft läge, und daß der auswärtige Kaufmann, auf den, für verkaufte Tücher, der Werth von 6000 Thaler Species traſſirt war, zu zahlen aufgehört habe. Die vermehrten Stuhlarbeiter erforderten wöchentlich eine anſehnliche Bezahlung; und die Tücher, welche ſie lieferten, waren vor der Hand nicht abzuſetzen. Alle dieſe Unglücksfälle mußten den gänzlichen Sturz des Hauſes und der Manufaktur verurſachen. Durch Anſelms neue Einrichtungen war alſo das ganze Werk, welches ſein Vater mit ſo viel Fleiß und Sparſamkeit geſtiftet und viele Jahre lang erhalten hatte, in wenig Monaten zuſammengeſtürzt, und ſeine eigene Wohlfahrt unwiderbringlich verloren. Er überließ ſich, beynahe ohne Beſinnung, einem wüthenden Schmerze.

Man ſollte denken, die vielen Wiſſenſchaften, beſonders die Philoſophie, wovon unſer guter dicker Mann ſogar zweyerley ſich widerſprechende Syſteme vollkommen inne hatte, müßten bey ſolchen harten Zufällen Stärke und geſetzten Muth geben, um Unglück zu ertragen und beſonnen zu bleiben; aber die Erfahrung lehrt gemeiniglich das Gegentheil. Leute, welche den Kopf mit Wiſſenſchaft und Weisheit vollſtopfen, ſind wie die guten Hausfrauen, welche ihre Wohnzimmer entweder beſtändig ſo naß waſchen, daß ſie nicht darin wohnen können, oder ſo weiß ſcheuern und zierlich aufputzen, daß ſie ſich darin zu wohnen nicht getrauen. Sie behelfen ſich dann lebenslang in einer ſchmutzigen Schlaf- oder Polterkammer, und wohnen lieber gar nicht in ihren Zimmern. Aus einer gleichen Urſache ſcheinen die gelehrten Philoſophen ihre Philoſophie in der wirklichen Welt ſo wenig brauchen zu können. Sie iſt entweder noch ſcheuernaß; oder ſie befürchten, wenn ſie angegriffen würde, müßte ſie wieder geſcheuert werden.

Philipp, ohne alle Theorie und Philoſophie, behielt bey dieſem Unglücke ſeine Beſonnenheit, unter andern auch deßwegen, weil er einen Theil der Unfälle vorausgeſehen, und zuweilen auch, ohne gehört zu werden, vor deren Veranlaſſungen gewarnt hatte. Er leiſtete die nützlichſten Dienſte. Anſelm, der nun allen Muth verlor, überließ ſich und ſeine Wohlfahrt ihm ganz; und das war noch klug gehandelt. Philipp kannte die wahren Vortheile der Manufaktur und der Handlung, welche nur durch die unüberlegte Vergrößerung und durch die ſchlechte Haushaltung ſo ſehr waren vermindert worden. Er verkaufte gleich Kutſchen und Pferde, und ſchränkte das Haus nur auf die allernöthigſten Ausgaben ein. Er dankte einen Theil der nicht nöthigen Arbeiter ab. Er fand Mittel, die übrigen, welche in Thätigkeit mußten erhalten werden, vor der Hand richtig zu bezahlen. Er hatte das Glück, durch einen treuen Korreſpondenten das polniſche Kommiſſionslager, obgleich mit Schaden, doch baar zu verkaufen, und dadurch, ſelbſt zur Verwundrung des Wucherers, die Verſchreibung zur Verfallzeit zu bezahlen. Anſelm fing nun ſelbſt an, wieder einigen Muth zu faſſen. Philipp hatte zu allen nöthigen Ausgaben Geld gefunden, und war dadurch im Stande, die Manufaktur noch einige Monate lang mit Nutzen und Ehren zu führen. Aber nun häuften ſich die Schwierigkeiten wieder. Das aufgenommene Kapital ward aufgekündigt, und es war aller angewandten Mühe ungeachtet keine Verlängerung der Verſchreibung zu erhalten. Es ſchien alſo unmöglich, das Haus vor dem Umſturze zu ſichern. Philipp aber verlor den Muth nicht. Er verhehlte möglichſt die mißlichen Umſtände, fand durch die weiſeſte Sparſamkeit, und durch ein kleines Kapital das er von ſeinem eigenen Gehalte erſpart hatte, Mittel, abermal die Manufaktur fortarbeiten zu laſſen, ſo daß man äußerlich nichts merkte; und unter der Hand ſuchte er einen Käufer dazu, den er auch an einem reichen Kaufmanne in Burſcheid fand, welcher ziemlich den Werth dafür gab. Nun zahlte Philipp alle Schuldner richtig aus, und am Ende blieben noch ein paar tauſend Thaler übrig.

Anſelm war in ſeinem Innerſten gerührt, und wollte den kleinen Reſt ſeines Vermögens mit dem treuen Philipp theilen. Dieſer weigerte ſich aber ſchlechterdings, etwas weiter zu nehmen, als ſeinen Vorſchuß und ſeinen gewöhnlichen rückſtändigen Gehalt. »Was ich »that, ſagte er, war ich meiner Pflicht und »der Dankbarkeit ſchuldig.« Anſelm verehrte dieſen edlen Mann; und fühlte nun in ſich ſelbſt zuerſt, wie weit er, der ſich immer ſo klug dünkte, demſelben an wahrer Klugheit und ausdaurendem Muthe nachzuſetzen ſey.

Es mußte jetzt eine ganz neue Ordnung der Dinge angehen. Anſelm war ſehr unſchlüſſig, was für ihn zu thun ſey; aber darin war er mit ſich einig, es werde ihm unerträglich ſeyn, in Aachen oder Vaals ſich ferner aufzuhalten, ob er gleich nicht eigentlich wußte, wohin. Philipp, welcher ſich durch die kluge Führung von Anſelms Geſchäften bey den Kaufleuten in der dortigen Gegend ſehr viel Achtung erworben hatte, ward von einem derſelben nach Elberfeld empfohlen, um der Handlung und Manufaktur einer Witwe vorzuſtehen, deren Mann kürzlich geſtorben war. Dieß bewog Anſelmen gleichfalls, Elberfeld zum Orte ſeines Aufenthalts und vielleicht ſeiner mediciniſchen Praxis zu wählen. Sie reiſeten dahin ab; und kurz vorher nöthigte Anſelm ſeinen Freund

Philipp, um gegen ihn doch einige Dankbarkeit zu beweiſen, die Ceſſion von Platters Verſchreibung der für ihn bezahlten Summe, als ein Geſchenk anzunehmen. Philipp ließ der guten Geſinnung Gerechtigkeit wiederfahren, und nahm endlich die Ceſſion aus bloßer Gefälligkeit an, weil es doch nicht im geringſten wahrſcheinlich war, daß Anſelm je auch nur den kleinſten Theil dieſer Verſchreibung bezahlt erhalten würde.

Achtzehnter Abſchnitt.

Reiſe zweyer Freunde nach Elberfeld und ihre beiderſeitigen Entwürfe.

Beide Freunde ſetzten ſich in den Wagen, mit etwas beklemmtem Gemüthe. Anſelm verließ Haus und Hof, ſein vormaliges Eigenthum. Alle die ſchönen Plane, welche er zu ſeinem künftigen glücklichen Leben gemacht hatte, waren vereitelt. Er hatte nie Sorgen gehabt, und nun ging er auf ungewiſſe Hoffnung an einen unbekannten Ort. Es war ihm ſchon ſo manches mißlungen, wovon er gewiß geglaubt hatte, es müſſe gelingen; und ſo gelinde er ſich zu beurtheilen gewohnt war: ſo konnte er ſich doch zuweilen nicht ganz verhelen, es ſey größtentheils ſeine eigene Schuld geweſen, daß er immer Plane voll ſchimäriſchen Glücks gemacht hatte, während er durch unbeſonnene Aufführung ſeine ſchon feſtgegründete gute Verfaſſung untergrub und umſtürzte. Alle dieſe Gedanken drückten mit verdoppelter Macht auf ihn; ſo daß er bis zum erſten Nachtlager in einem Nachdenken ſaß, das faſt in Betäubung ausartete.

Trübe Gedanken konnten indeß im Geiſte unſers dicken Mannes nicht lange haften. Eine gute Abendmahlzeit munterte ihn auf. Er war, welches beyläufig angemerkt ſeyn mag, ein Freund vom beſten Eſſen und Trinken; und das bereitete ihm einen ſanften Schlaf. Als ſie Morgens abreiſeten, war die Sonne ſehr heiter aufgegangen, Feld und Wieſen grünten, und eine Schaar von Vögeln erfüllte die Büſche mit ihrem Geſange. Seine poetiſche Ader regte ſich, und bald mit derſelben kehrte ſeine gewöhnliche jovialiſche Heiterkeit zurück, mit dieſer ſein voriger guter Muth, und mit demſelben ſeine gute Meinung von ſich ſelbſt, die ihn eigentlich nie verlaſſen hatte.

Er dachte: »Weßhalb ſoll ich mich grämen? Ich bin geſund. Ich habe eine ſchlechte Frau verloren. Ich habe doch zwey tauſend Thaler und mehr in der Taſche. Klug bin ich, und habe Philoſophie und Entſchließung, um Unglück zu ertragen und mir Glück zu verſchaffen.«

Alle dieſe Eigenſchaften hatte ſich Anſelm in Gedanken ſo oft beygelegt, daß er endlich glaubte, er beſäße ſie, ſo wenig er auch Proben davon zeigte.

Er fuhr fort: »Meine einzige Unklugheit »war, daß ich eine Frau nahm. Alles wäre »gut geweſen, hätte ich mir nicht eingebildet, »ich könne nur im Eheſtande glücklich werden. »Gerade umgekehrt! Ich will ledig bleiben, »ſo kann ich mein Leben viel beſſer genießen. »Warum bin ich doch nicht gleich auf den klugen »Gedanken gekommen, ganz frey und unabhängig »nach meinem Sinne zu leben und »bloß mein Vergnügen zu ſuchen! Doch es iſt »ja noch Zeit! Ich bin noch nicht dreyßig »Jahre alt; ich habe Kenntniß von vielen »Wiſſenſchaften, von Manufakturen und von »Handlung, und im Nothfalle bin ich noch »Doktor der Medicin. Denken kann ich auch, »und auch ſchreiben. Es kann mich brauchen, »wer einen brauchbaren Mann nöthig hat. »Ich kann eines Miniſters Sekretar, ein Amtsphyſikus, »ein Rath in einem Kollegium, und »was ſonſt noch werden. Doch weßhalb ſoll »ich ein Amt annehmen und mich nach Andern »richten? Ich habe noch Geld; ich habe »Kenntniſſe. Das wird mich bald wieder in »guten Zuſtand bringen. Ohne Ruhm zu ſagen, ich ſehe nicht übel aus. Ich will auch dem ſchönen Geſchlechte nicht ganz entſagen. Ich will mich mit ſchönen Weibern und Mädchen ergötzen, aber mich nicht von ihnen feſſeln laſſen. Die Mädchen ſind mir immer gut geweſen. In Elberfeld und Gemarke ſind, wie ich höre, viel reiche Kaufleute die ſchöne Töchter haben. Wie komme ich aber zu denen? Ey, ich bin ja ein Arzt! Es bleibt dabey: ich will mich der goldenen Praxis befleiſſen; die bringt Geld, und giebt dem Arzte große Vorzüge beym Frauenzimmer.“

So dachte unſer dicker Mann, und ſein Geiſt und ſeine Mienen wurden ganz aufgeheitert. Er dachte aber nicht allein das Obige; ſondern, da ſein Herz leicht überzuſtrömen geneigt war: ſo theilte er ſeinem Reiſegefährten alle die frohen Hoffnungen mit, die ihn in ſeiner Einbildung beglückten. Philipp dachte auch mancherley, behielt aber alles bey ſich; denn ein großer Theil deſſen was er dachte, würde ſeinen Reiſegefährten geſchmerzt, und deſſen frohe Laune gedämpft haben, wenn er es herausgeſagt hätte. Er überlegte, wie doch Anſelm die einträgliche Manufaktur, welche ſein Vater durch vieljährige Emſigkeit und Ordnung zu Stande gebracht hatte, in ſo kurzer Zeit durch Leichtſinn, Dünkel und Unordnung zu Grunde gerichtet habe. Er überdachte, welch ein glücklicher und wohlbehaltener Mann Anſelm hätte ſeyn können, wenn er nur, anſtatt ſich in ſchimäriſche unausführbare Projekte einzulaſſen, das Werk ruhig hätte ſeinen Gang fortgehen laſſen, das er durch ſeines Vaters Verſtand und Überlegung ganz eingerichtet vorfand, und ſich dem Müßiggange und eitlen Vergnügen nicht unmäßig überlaſſen hätte. Er überdachte, wie vielen Hirngeſpinſten von Planen Anſelm von ſeiner erſten Jugend an, vermittelſt ſeiner Einbildungskraft, nachgelaufen ſey, und wie durch dieſe thörichten Träume endlich ſein ganzes Glück war umgeſtürzt worden. Um ſich ſelbſt nicht zu ſehr zu betrüben, wo Betrübniß weiter nichts mehr helfen konnte, betrachtete er dieſe Thorheiten von der komiſchen Seite, und beſonders Anſelms beide letzte Heurathsverſuche. Er wog bey ſich ab, was wohl ſchlimmer wäre: ſeine Braut verlieren, und dafür Schmerzen unter dem heiligen Beine bekommen; oder ſeine Braut erhalten, aber einen Hausfreund dazu?

Die Überlegung aller jugendlichen Thorheiten Anſelms beſtätigte den beſcheidenen Philipp in dem ſchon längſt gefaßten Entſchluſſe: Er wolle keine Ausſichten zu ſeinem künftigen Fortkommen durch ſeine Einbildungskraft gehen laſſen; wolle weder Anſprüche machen, noch Plane erſinnen. Er beſchloß, wie bisher in ſeinem Stande mit Fleiß und Treue und Beſcheidenheit ſeine Pflicht zu thun, und von der Vorſehung den Antheil von häuslichem und bürgerlichem Glücke ruhig zu erwarten, den ſie keinem ganz verſagt, als dem, welcher ſich deſſelben durch Müßiggang, Unordnung und Verſchwendung unwürdig macht.

So dachte jeder vor ſich; ſo erheiterte ſich jeder, ſeinem Charakter gemäß: der Eine durch Träume der Einbildungskraft, der Andere durch vernünftige Betrachtungen. Auf dieſe Art kamen ſie unvermerkt in das ſchöne Wipperthal, und fuhren ganz vergnügt in Elberfeld ein.

Neunzehnter Abſchnitt.

Neuer Plan Doktor Anſelms, und deſſen Folgen.

Anſelm ſetzte ſich nun in Elberfeld; und da eben der vorzüglichſte Arzt daſelbſt, ein alter Mann, ſtarb: ſo war gleich im erſten halben Jahre ſeine Praxis ſo ſtark, als ers beym Anfange nur verlangen konnte. Dieſer Ort, der vor funfzig oder ſechzig Jahren kaum auf der Landkarte zu finden war, und wo nur einige wenige Landbauer auf den Wieſen an der Wipper Heerden von Ochſen fett machten, enthält jetzt über 16.000 Menſchen; und nachdem das Rindvieh der Induſtrie der Menſchen hat Platz machen müſſen: werden die Wieſen zu meilenlangen Garnbleichen gebraucht. Elberfeld war damals ſchon in vollem Wohlſtande. Die Fabrikenunternehmer, ihre Komtorofficianten und die vornehmſten Arbeiter aßen und tranken viel beſſer als ehemals, und waren alſo mediciniſcher Hülfe täglich mehr benöthigt. Dazu kam, daß die allgemeine deutſche Bibliothek und mit ihr viele Schriften voll beklagungswürdiger Neuerungen bis dahin gedrungen waren. Seitdem nahmen die geiſtlichen Blähungen, welche in und um Elberfeld aus dem beſtändigen Leſen der Erbauungsbücher des Herrn Paulus Kind, Herrn Chriſtian von Bogatzky und ähnlicher Schriftſteller, vielfältig entſtanden waren, und die beſonders bey Garnwebern, Schnurmachern und Spitzenwirkern ſo häufig in Geſichte und Prophezeihungen ausſchlugen, öfter einen andern Weg. Man hatte angefangen, ſie mit Schwefelblumen und Spießglasſchwefel zu behandeln. Nicht ohne Erfolg, indem der geiſtlichen Beängſtigungen im ganzen Barmerthale viel weniger wurden. Alles dieſes gab die beſten Ausſichten für einen neuen Arzt, der außerdem durch ſein rundes wohlbehaltenes Anſehen ſchon die Idee eigner Geſundheit erregte und die Kranken mit Hoffnung erfreute.

Das Handlungshaus, für welches Philipp verſchrieben war, gehörte, wie ſchon geſagt, einer jungen Wittwe. Er fand die Manufaktur in der beſten Ordnung; nur daß durch die Krankheit des Beſitzers, die über Jahr und Tag gedauert hatte, hin und wieder manches war vernachläßigt worden. Philipp brachte nicht nur alles in kurzem wieder völlig in Ordnung; ſondern nachdem er ſich mit der thätigſten Sorgfalt von der Garnmanufaktur, und deren Verſchiedenheit von der Wollenweberey, gründlich unterrichtet hatte: ſo ſetzte er verſchiedenes noch in beſſern Stand. Beſonders gab er ſich die größte Mühe, von den ſinnreichen Maſchinen und Mühlen zum Behufe des Garns der Spitzen und Bänder, welche in der damaligen Zeit in der dortigen Gegend anfingen bekannt zu werden, Kenntniſſe zu erlangen, und legte einige derſelben in der Manufaktur ſeiner Principalinn an, wodurch dieſelbe binnen kurzem in den größten Flor kam. Jedermann, der ihn kannte, ehrte ihn wegen ſeines unermüdeten Fleißes; und ſeine Principalinn, eine ſehr gutmüthige und redliche Frau, erkannte die Dienſte, die er ihrem Hauſe leiſtete, und vermehrte nicht nur ſein Gehalt, ſondern ließ ihm auch alle nur mögliche Gewogenheit und Unterſcheidung wiederfahren. Philipp aber, immer ſo beſcheiden als fleißig, war zufrieden, ſeine Pflicht gethan zu haben, und glaubte nicht einmal, daß die Erfüllung derſelben etwas außerordentliches wäre.

Die junge Frau, deren Hausweſen emporzubringen Philipp mit ſo gutem Erfolge arbeitete, war in mancher Abſicht zu beklagen. Sie war wenige Monate vor dem Tode ihres Mannes mit einem ſehr ſchwächlichen Kinde niedergekommen, und ſie ſelbſt hatte durch die lange Krankheit ihres Gatten, durch ihr Nachtwachen bey ihm und durch ſeinen nachherigen Tod, ſo viel gelitten, daß ſie anfänglich ſehr hinfällig ausſah, und man faſt eine Abzehrung befürchtete. Doktor Anſelm ſetzte ſeine Freundſchaft mit Philipp gleich vom Anfange an ununterbrochen fort. So ſah ihn die junge Wittwe öfter in ihrem Hauſe, und da die Verordnungen ihres bisherigen Arztes weder ihr noch ihrem Kinde Beſſerung zuwege brachten: ſo entſchloß ſie ſich, wie viele Andere, den neuen Arzt zu gebrauchen, welcher durch verſchiedene glückliche Kuren ſchon anfing, dort einen ziemlichen Ruf zu bekommen. Waren es Doktor Anſelms Arzneyen, war es ſein freundliches Geſicht, war es ſeine beſondere Sorgfalt für Mutter und Kind, war es deren gute Natur, oder alles dieſes zuſammen: genug beide wurden ſichtlich beſſer, zu des Arztes innigem Vergnügen und zu ſeinem nicht geringen Ruhme in Elberfeld und in der Gegend.

Beſonders die junge Wittwe nahm an Geſundheit ſehr zu, und mit derſelben entwickelte ſich auch wieder ihre blühende jugendliche Farbe. Sie war, was man eine häusliche Schönheit nennen möchte; ſie hatte ſchöne blonde Haare, eine ſehr weiße Haut, vollkommen ſchöne Zähne, blaue ſittſame Augen, und dabey, ohne eben glänzende Eigenſchaften zu beſitzen, eine gleichmüthige Freundlichkeit und geſellige Unterhaltung, durch die jedem in ihrer Geſellſchaft wohl war. Auch unſerm Doktor Anſelm fing an in der Geſellſchaft der jungen Wittwe ſehr wohl zu werden. Zwar hatte Elberfeld und Gemarke der ſchönen Mädchen nicht wenige, Anſelm ſah auch fleißig darnach; aber die meiſten hatten, vielleicht durch das fleißige Leſen düſterer aſcetiſcher Schriften, ein etwas ängſtliches und blaſſes Anſehn bekommen, und zogen daher ſein Herz nicht ſo ſehr an ſich. Auch weil man in Elberfeld ziemlich eingezogen lebt, fand er da nicht ſo viel Gelegenheit mit jungen Mädchen zu dahlen, als er ſich vorgeſtellt hatte. Die Wittwe hatte eine ungezwungene Freundlichkeit; und unſer dicker Mann entdeckte noch, nachdem ihre Geſundheit merklich zugenommen hatte, und er merklich bekannter mit ihr geworden war, ein munteres Weſen an ihr, wodurch ſie in einem kleinen

Zirkel die Geſellſchaft ſehr angenehm unterhielt. Doktor Anſelm nahm ſich der wiedererlangten Geſundheit der jungen Wittwe zu einer Zeit, da ſie und ihr Kind einen Arzt nicht mehr ſo nothwendig zu bedürfen ſchienen als vorher, immer noch mit verdoppeltem Eifer an. Seine Beſuche wurden vervielfältigt, und wurden oft länger ausgedehnt. Von den mediciniſchen Fragen und Antworten ging man auf andere Geſpräche über. Die junge Wittwe ſchien nun auch an Anſelms Geſellſchaft Gefallen zu finden. Er ward als Hausarzt mehrmal bey ihr zum Mittagseſſen gebeten. Die Unterhaltung bey Tiſche war zuweilen ernſthaft, zuweilen munter, immer angenehm. Philipp, deſſen geſunder Verſtand und heller Kopf ſich, je mehr er ſich den Geſchäften widmete, immer mehr entwickelte, nahm zuweilen auch daran Antheil; und obgleich von Natur etwas blöde, ließ er doch nicht nur Zeichen von durchdringendem Geiſte, ſondern auch nach und nach von geſelligen Eigenſchaften merken. Dieſe Unterredungen ſetzten dieſe kleine Geſellſchaft in ſo frohe Laune, daß ſie mehrentheils noch nach Tiſche ein paar Stunden fortgeſetzt wurden. Philipp ward von ſeiner Principalinn allemal freundlich eingeladen, dabey zu bleiben. Aber er entfernte ſich faſt immer mit ehrerbietiger Beſcheidenheit, und begab ſich bald nach der Mahlzeit auf die Schreibſtube. Dann blieb Anſelm mit der jungen Wittwe allein, und unterließ nicht, ſein ganzes Talent zur fröhlichen Unterhaltung glänzen zu laſſen. Die junge Frau ward auch von ſeiner frohen Laune aufgemuntert, um ſo mehr, da ſie gewöhnlich nach Tiſche mit ihrem jüngſten Kinde auf dem Schoße ſpielte, in welchem nun durch Anſelms Rath und Arzeneyen neues Leben ſichtbar aufblühte. So wurden dieſe wenigen Stunden zum froheſten unſchuldigen Lebensgenuſſe, den Anſelm noch nie in ſolcher Reinigkeit gekoſtet hatte; und er war ſehr froh, da ſie anfingen, faſt täglich wiederzukommen, indem die freundſchaftlichen Einladungen, wenn er ſeine Morgenbeſuche abſtattete, immer mehr vervielfältigt wurden.

Indeß ſchienen dieſe Unterhaltungen, nachdem ſie nur wenige Wochen gedauert hatten, nicht völlig ſo animirt zu bleiben als ſonſt. Die Unterredung ſtockte öfter, die junge Wittwe ſchien verlegen und nachſinnend zu werden, und unvermerkt ward es Anſelm auch. Der beſtändige Umgang mit einer liebenswürdigen Frau mußte nothwendig auf ſein gegen weibliche Schönheit ſo empfindliches Herz wirken; aber die Annehmlichkeiten ihres Geiſtes, ihre naive Herzlichkeit, die mütterliche Zärtlichkeit die in ihren Augen ſchwamm, wenn ſie oft im heiterſten Laufe der Unterredung ihr Kind, in deſſen Antlitze ſich täglich mehr Geſundheit und in deſſen Gliedern mehr Kraft zeigte, an ihren Buſen drückte, wirkte, da Anſelm weiſer geworden und über den wahren Werth des Weibes, durch Nachdenken und Erfahrung, ſich näher belehrt hatte, bey ihm noch weit mehr zum Vortheile der jungen Frau.

Er merkte nun, daß ſich bey ihm anfing der Flattergeiſt zu verlieren, vermöge deſſen er geglaubt hatte, einzeln, frey und ungebunden glücklich leben zu können; er fing an, es für möglich zu halten, dieſe liebenswürdige Frau könnte die künftige Gefährtinn ſeines Lebens werden; und dadurch kamen ihre ſchätzbaren Eigenſchaften, ſo wie ihre Anmuth, ſeinem Herzen noch näher. Zwar wollte er nicht wieder allzuſchnell zufahren, ſondern fand, daß verſchiedenes dabey zu überlegen ſey, worüber er mit ſich ſelbſt erſt nicht recht einig werden konnte. Daher kam auch die Verlegenheit, in die er ſelbſt gerieth, nachdem die ihrige ſichtbar ward, und er alſo als ein Kenner wohl merkte, daß in ihrem Herzen etwas Geheimes vorging.

Anſelm fand nemlich bey einigem Nachdenken, eigentlich wäre es für einen ſo jungen und ſchönen Mann, als er, nicht ganz ſchicklich, nur eine Wittwe zu nehmen, und die faſt eben ſo alt war, wie er. Das Glück ſeines ungebundnen und unabhängigen einzelnen Lebens fing er freylich an aufzugeben: denn er merkte, daß er zu Hauſe allein lange Weile hatte; und wenn er um dieſe zu vertreiben in allerley gemiſchte Geſellſchaften ging, ſo fand er dieſe auch in kurzem nicht mehr intereſſant; er zerſtreute ſich zwar darin, vergnügte ſich aber gar nicht. Auch hatte er eine feine Denkungsart in Anſehung des Eigennutzes; daher ging es ihm ſchwer zu Sinne, daß er ein reiches Frauenzimmer heurathen ſollte. Nun betrachtete er aber dagegen ihre Anmuth, ihre Freundlichkeit, ihre feinen Empfindungen, ihre mütterliche Zärtlichkeit, woraus ſich auf die Zärtlichkeit ſchließen ließ, mit der ſie ihren Mann lieben würde, und dann auch ihre, wie er immer mehr merkte, ſichtlich zunehmende Neigung zu ihm, welche nicht zu erwiedern, beynahe allzuhart geweſen ſeyn würde. So grauſam konnte unſer gutmüthiger dicker Mann nicht ſeyn, und er beſchloß alſo, dieſer Heurath nicht ganz aus dem Wege zu gehen.

Sein eigenes häusliches Glück, daß er ganz lebhaft vor ſich ſah, bewog ihn dazu faſt nicht ſo ſehr, als ein großmüthiger Gedanken, der ſich, nachdem er ihn einmal gedacht hatte, ſeiner Seele ganz bemächtigte. Wenn er Mann dieſer reichen jungen Wittwe und Eigenthümer der großen Manufaktur ward, ſah er ſich in den Stand geſetzt, ſeinen guten treuen Philipp nach Verdienſte zu belohnen. Er rechnete ſchon aus, wie er ihm das reichlichſte Auskommen geben, und ihn über alle Sorgen wegen ſeines Alters wegſetzen wollte. Er hoffte gewiß, ſeine künftige Frau würde aus zärtlicher Liebe zu ihm billigen, was er zu Philipps Beſten thun wollte, der doch auch um ihr Haus Verdienſte hatte. Dieſer Gedanken bewegte ſein gutes Herz dergeſtalt, und die vortreflichen Eigenſchaften der jungen Wittwe wirkten auch in ihrer Art auf ihn ſo mächtig, daß er ſich entſchloß, ihre Hand anzunehmen. Dieſer Entſchluß machte natürlich, daß er ihren

Umgang noch eifriger ſuchte, und von demſelben immer mehr bezaubert ward. Die Unterredungen nach Tiſche wurden immer häufiger, länger und angenehmer, obgleich zuweilen durch die, ſonderlich von Seiten der jungen Frau, zunehmende Verlegenheit unterbrochen; welches niemand wundern wird, der die Lage einer ſittſamen jungen Wittwe bedenkt, wenn ſie bey ſich ſelbſt merkt, es beginne eine für ſie höchſt wichtige Veränderung ſich zur endlichen Entſcheidung zu neigen.

Einſt war unſer ſchöner dicker Mann bereits den Tag vorher wieder bey ihr zu Mittage gebeten. Er nahm ſich nun vor, die Gelegenheit zu ergreifen, ihr ſeine Empfindungen und Wünſche zu geſtehen; und ſeine Art ſich zu kleiden richtete ſich nach ſeinem geheimen Vorſatze. Er hatte ſeinen beſten Frack angezogen, ſein feinſtes Hemde angelegt, und über ſeine Friſur, die vor Tiſche erneuert werden mußte, gab er dem Friſör mehrmal Unterricht, ehe ſie nach ſeinem Sinne war. Die junge Wittwe war gekleidet wie gewöhnlich, empfing ihn aber faſt mit einer lebhaftern Freundlichkeit, und ſagte als er kam, mit einem herzlichen Händedrucke,, ſie freue ſich ihn zu ſehen.

Ungeachtet dieſer auffallenden Freundlichkeit, und obgleich Anſelm dieſen Augenblick mit Ungeduld erwartet hatte, war er doch über die Art, ſein Geſtändniß einzuleiten, in einiger Verlegenheit. Sie ſchien auch etwas auf dem Herzen zu haben. Die Mahlzeit ward beiden ſichtlich zur Laſt; und obgleich manche Blicke gewechſelt wurden: ſtockte doch die Unterredung unwillkürlicher Weiſe bey jedem Biſſen. Nach dem Ende der Mahlzeit ward Philipp nicht, wie ſonſt gewöhnlich geſchah, genöthigt zu bleiben. Er zog ſich beſcheiden nach der Schreibſtube zurück, und ließ zwey Leuten, welche große Luſt hatten, ſich etwas zu entdecken, freyen Raum. Gleichwohl ſchwiegen beide über eine Viertelſtunde, und wann ſie redeten, waren es abgebrochene Worte, oder ganz kurze Geſpräche über gleichgültige Gegenſtände. Anſelm, welcher vor Tiſche die Rede, womit er ſeine Empfindungen entdecken wollte, ſo fein überdacht hatte, war jetzt verlegen, den Anfang zu finden, welcher auch, wie Verliebte aus Erfahrung verſichern, bey ſolchen Gelegenheiten ſehr oft das ſchwerſte ſeyn ſoll. Endlich ſchien die ſchöne Wittwe ſelbſt einen Anfang machen zu wollen, der ſo viel verſprach, daß Anſelm, da ohnedieß ſein Herz gedrängt voll von Empfindungen war, deſto eher glaubte ſchweigen und ſie den erſten Schritt thun laſſen zu können.

Sie fing an: »Ich habe gegen Sie von Anfang an die größte Hochachtung gehabt, Herr Doktor, und dieſe Hochachtung hat bey näherer Bekanntſchaft mit Rechte zugenommen. Ich wage es daher, Ihnen über eine Sache mein Herz zu öffnen, die mir äußerſt wichtig iſt.«

Anſelm ſeufzte tief, und küßte ihr die Hand. Sie fuhr fort:

»Ich ſage, die Sache iſt mir äußerſt wichtig; denn es könnte das ganze Glück meines Lebens davon abhangen. Ich kenne Sie als einen ſehr wackern Mann, als einen Mann von guter Geſinnung. Ich darf es ſagen, von den feinen Empfindungen, die ich glaube bey Ihnen bemerkt zu haben, erwarte ich die Entſcheidung, ob ich wohl zu viel wage, und ob mein Wunſch —« ſie erröthete und ſchlug die Augen nieder — »erfüllt werden kann.«

Dieſe Anrede der ſchönen Wittwe nahm einen zu guten Gang, als daß Anſelm ihn hätte unterbrechen ſollen, zumal da nunmehr ſein gerührtes Herz noch enger gepreßt war. Ein vierfacher Kuß, den er auf ihre ſchöne Hand drückte, machte ihm doch ſo viel Luft, daß er ſtammelnd die Verſicherung herausbringen konnte: »Er ſchätze ſie über alles in der Welt, und »wolle das äußerſte thun, um ihr zu gefallen.« — Sie fuhr fort:

»Sie wiſſen, daß ich meinen ſeligen Mann »verloren habe — Aber ach! Sie wiſſen nicht, »was ich in ihm verlor; denn Sie kannten »ihn nicht —« Thränen tröpfelten über ihre ſchönen Wangen — »Sie haben ein zu gutes »Herz, daß Sie nicht mit mir fühlen ſollten, »was ich meinen drey Kindern ſchuldig bin — »zu ihrer Verſorgung, zu ihrer Erziehung. —« Sie ſchlug die Augen nieder — »Ich thue einen Schritt, den ſonſt eine Frau nicht zu »thun pflegt; ich hoffe aber, Sie denken zu »edel, um mich mißzuverſtehen.«

»Nein,« rief Anſelm, — indem er zu ihren Füßen ſtürzte und ihre Hände mit Küſſen überdeckte — »Nein! theure, edle Frau, das »kann ich nicht, das werde ich nicht! — Es »iſt Edelmuth und verehrungswerthe Liebe, die »aus Ihnen ſpricht! Ich verehre Sie! Sie bedürfen für Ihre unerzogenen Kinder einen neuen Vater. Sie haben ihn gefunden! Es iſt ein Mann, der Sie im Innerſten ſeines Herzens verehret, der Ihr Gatte zu werden für ſein größtes Glück halten wird, wofern er durch ſeine Liebe das Ihrige zu machen fähig iſt —«

Die ſchöne Witwe ſchien durch dieſe feurige Anrede etwas außer Faſſung zu kommen, wie auch wohl begreiflich iſt. Sie unterbrach ihn, bat ihn ſich zu ſetzen, und fuhr mit gedämpfter Stimme fort:

»Sie vermuthen alſo meine Wahl« —

Er unterbrach ſie durch einen Handkuß faſt wider ihren Willen; ſie ſchien die Hand zurückzuziehen, die er feſthielt. Sie fuhr fort:

»Ich geſtehe, Dankbarkeit« —

»O, ſagen Sie nichts von Dankbarkeit! Welche Sorgfalt verdient nicht eine ſo treffliche Frau, wie Sie ſind!« —

Sie drückte ſanft ſeine Hand, und zog die ihrige zurück: —

»Ich will noch mehr ſagen; ich will auch meine zärtliche innere Empfindung nicht ganz verbergen! Ich geſtehe, ich bin Ihrem Freunde Philipp Dank ſchuldig. Er hat ſich, ſeitdem er in meinem Hauſe iſt, der Geſchäfte mit einem Eifer angenommen, der ſie ſchon jetzt in größern Flor gebracht hat. Ich freue mich über den Zuwachs unſers Wohlſtandes, nicht ſowohl meinetwegen; denn ich bedürfte allenfalls wenig, ſondern meiner Kinder wegen, deren künftiges Wohl ich dadurch feſter gegründet ſehe. Ich verhehle meine Dankbarkeit nicht; aber, werther Herr Doktor, ich will Ihnen auch geſtehen, eine zärtlichere Neigung gegen ihren Freund hat bey mir Wurzel gefaßt. Seine redlichen Geſinnungen, ſein edles Herz, ſein beſcheidener Fleiß, läßt mich nicht nur hoffen, er könne meinem Hauſe eine Stütze, und meinen Kindern ein anderer Vater ſeyn; ſondern auch, daß ich an ſeiner Hand glücklich leben könne, wenn er gleiche Geſinnungen gegen mich fühlt, wie ich gegen ihn. Ich bekenne Ihnen, ungeliebt möchte ich nicht lieben, nicht einem Manne deßwegen meine Hand geben, weil er meinem Hausweſen nützlich iſt, wofern mein Herz ihn nicht beglücken könnte. Ich wünſchte, er wäre ſo gegen mich geſinnt, wie Sie vorher ſagten; zuweilen aber, ich geſteh' es, fürcht' ich das Gegentheil. Was ich von Neigung gegen ihn habe merken laſſen, ſcheint er nicht zu erwiedern. Er iſt beſtändig ſtill und zurückhaltend. Ich bekenne Ihnen, daß ich deßwegen in Verlegenheit war, mich Mittags mit ihm allein zu finden; daher bat ich ſo oft Sie, werther Herr Doktor, mit uns zu eſſen, weil ich mich in Geſellſchaft erleichterter fühlte. Ich wünſchte ſo ſehr, er möchte nach Tiſche an unſerer Unterredung Theil nehmen. Die wenigen male, da er es that, freute ich mich, ihn zu ſehen und zu hören. Aber Sie wiſſen, meiſt ſchlug ers ab. Iſts bloße Beſcheidenheit, oder iſt ſein Herz ſchon verſagt? Dieß iſts, was ich Sie bitten wollte, von Ihrem Freunde zu erforſchen. Ich ſelbſt habe das Herz nicht, ihn darum zu fragen. Sie ſehen ſelbſt ein, wenn eine glücklichere Frau ſchon auf ihn Anſpruch hätte — es würde unbillig ſeyn, mich alsdann nicht in mein Schickſal zu finden; aber ich geſtehe — von ihm ſelbſt möcht' ich's doch nicht hören. Erforſchen Sie ihn alſo! Ich traue Ihrer feinen Empfindung und Ihrer Freundſchaft gegen mich und gegen ihn alle Delikateſſe zu, die dieſer Auftrag erfordert.» —

Die ſchöne Wittwe hatte vollkommen Zeit

gehabt auszureden; denn unſer dicker Mann ſaß da, als wär' er verſteinert. Einige Minuten vergingen, ehe er ſtammelnd einige Worte finden konnte. Er faßte ſich aber; verſprach, den Antrag zu übernehmen, und — richtete ihn wirklich, und glücklich, aus. Philipp hatte die vortreflichen Eigenſchaften einer ſo ſchönen Frau nicht ohne Empfindung in der Nähe geſehen. Ihre zuvorkommende Freundlichkeit gegen ihn hatte auch ſein Herz gewonnen; aber ſein beſcheidenes Mißtrauen in ſich ſelbſt machte, daß er ſich nicht herausnahm ſein Glück für wirklich zu halten. Die von Anſelm erhaltene Nachricht ſetzte ihn außer ſich, und nun ward er beredt, um ſeiner Geliebten die lange geheim gehaltenen Geſinnungen ſeines Herzens zu geſtehen. In wenig Wochen ward ihre Verbindung vollzogen.

Anſelm gönnte ſeinem Freunde Philipp ſein Glück von Herzen; aber er konnte doch ſchwer ertragen, ſelbſt zu ſehen, daß ein Anderer die Frau, die er geliebt hatte, beſitzen ſollte. Er faßte ſchnell den Entſchluß, ſeinen Aufenthalt zu verändern. Es war vergeblich, daß Philipp und deſſen Frau, mit denen er ferner auf die freundſchaftlichſte Art umging, ihm dieſen

Entſchluß ſehr widerriethen. Sie ſtellten ihm vor, ſeine Lage in Elberfeld ſey günſtig, indem ſich ſeine Praxis täglich vermehre: und es werde ihm ſchwer werden, ſich an einem andern Orte ſobald auf einen eben ſo guten Fuß zu ſetzen. Sie erriethen ſeine geheimen Urſachen nur halb. Freylich war ſeine Eitelkeit durch die Wendung, welche die Neigung der ſchönen Wittwe genommen hatte, gekränkt. Aber der Leſer wird auch ſchon ehemals bemerkt haben, daß unſer dicker Mann ſich ſelbſt und ſeine Bequemlichkeit liebte, daß er an anhaltender Arbeit keinen Gefallen fand, und daß es ihm bald beſchwerlich ward zu arbeiten, wenn er nicht gerade Luſt dazu hatte. Es war ihm daher ſchon längſt ſeine mediciniſche Praxis, ſo wie ſie ſich zu vermehren anfing, allzuungemächlich geworden. Wenn er an einem Abende bey heiterm Geiſte entweder über die Kategorie der Kauſalität und über die wahre Natur der analytiſchen Begriffe nachgedacht, oder über die blauen ſchmachtenden Augen der ſchönen Wittwe ein Sonnet gemacht hatte, und eben im angenehmen Genuſſe ſeiner obern und untern Kräfte eingeſchlafen war: war es ihm höchſt verdrüßlich, aufgeweckt und zu einer jungen Frau gerufen zu werden, welche die Beängſtigungen, die aus ihrem langen Sitzen am Spieltiſche entſtanden, fälſchlich für Annäherung ihrer Entbindung gehalten hatte. Er war oft vor Ärgerniß außer ſich, wenn er eben an einem ſchönen Sommernachmittage ſpazieren reiten wollte, um ſich an dem herrlichen Anblicke der Natur zu laben, und plötzlich ein Wagen mit einem Poſtzuge vor ſeine Thür rollte, durch den er zwey Meilen weit zu einem Landedelmanne gerufen ward, der etwa beym Schneuzen der Naſe Blut im Schnupftuche gefunden, oder in ſeinen Hühneraugen das Wetter gefühlt hatte, und deßwegen geſchwind den neuen Doktor fordern ließ; weil er auch einer von den Leuten ſeyn wollte, die den neuen Doktor brauchten, und weil er wußte, daß er ihn gut bezahlen könne. Dergleichen bey der güldenen Praxis ſehr gewöhnliche kleine Zufälle ſetzten unſern guten dicken Mann aus ſeiner Bequemlichkeit, und folglich aus ſeiner Faſſung. Es iſt zwar kein Zweifel, daß die ſchönen Augen und die ſchönen Eigenſchaften der jungen Wittwe eigentlich ſeine Liebe zu ihr erregt hatten; aber ſeine Gemächlichkeit hatte an der Zunahme ſeiner Neigung für ſie auch wohl einigen Antheil. Wenigſtens war er ſchon entſchloſſen geweſen, ſobald die Heurath vollzogen ſeyn würde, die beſchwerliche Praxis ganz niederzulegen.

Seine gekränkte Eitelkeit kam nun ſeiner Gemächlichkeit zu Hülfe. Er überlegte bey ſich abermals, daß er Talente beſitze, die er nur geltend machen dürfe. Er fand es am beſten, an einem andern Orte, wo er ſeine geweſene Geliebte nicht immer vor Augen hätte, ein Amt anzunehmen, wobey er doch wenigſtens ruhig ſchlafen, und ruhig ſpaziren reiten, und vielleicht dennoch durch ſeine Talente eine glänzende Rolle ſpielen könnte. Nachdem er lange zwiſchen dem Entſchluſſe gewankt hatte, welches Amt zu wählen wäre, blieb er dabey ſtehen, es würde am beſten ſeyn, Sekretar bey einem Miniſter zu werden. Er überlegte, wie er dabey weniger der mechaniſchen Aktenarbeit, die ſein freyer Geiſt haßte, unterliegen dürfe. Er hoffte, unmittelbar unter den Augen eines einſichtsvollen Staatsmannes ſeine Talente vortheilhaft zu zeigen, und ſich vielleicht einen größern Wirkungskreis verſchaffen zu können. Dieſer Gedanken eines erweiterten Wirkungskreiſes beſtimmt gemeiniglich die jungen weiſen

Leute, welche entſchloſſen ſind, ſich dem Staate in die Fütterung zu geben; auch ergriff derſelbe die Einbildungskraft unſers dicken Mannes mit ſolcher Macht, daß er nicht ferner widerſtehen konnte. Ambition hatte keinen Antheil an dieſem Entſchluſſe; und hätte ſie etwa, weil er doch ſeinen Werth beſſer kannte, als ihn Andere kennen konnten, einigen Antheil daran gehabt: ſo war es ihm ſelbſt unbewußt. Bloß die ſchöne Ausſicht, auf das Glück von Tauſenden wirken, und unter ihnen vorzüglich diejenigen glücklich machen zu können, die es verdienten, regierte ſeinen Entſchluß. Je mehr er es überlegte, deſto mehr fand er, er handle jetzt, nach ächtem Kantiſchen Princip, ſo daß er wollen müſſe, die Maxime ſeiner Handlung werde Princip eines allgemeinen Geſetzes. Muß nicht jeder wollen, dachte er, daß jeder einzelne Menſch tauſende beglücke? Welche Welt würde es ſeyn, in der es ſo zuginge!

Philipp wußte gar nichts von der kritiſchen Philoſophie, und von dem reinen Moralprincip. Seine Bemerkungen in dieſer Sinnenwelt waren auf ſimple Erfahrung gegründet, nicht auf weitausſehende Grillen. Alſo that er, bloß empiriſch, ohne reines Princip, was in ſeinen Kräften ſtand um unſern dicken Mann zu bewegen, ein Arzt und zwar in Elberfeld zu bleiben. Er ſtellte ihm vor, er ſey als Arzt ein unabhängiger Mann, und verſicherte ihn, es werde ſeine Abhängigkeit auch von dem beſten großen und vornehmen Manne viel drückender ſeyn, als die Abhängigkeit eines Arztes von den wunderlichſten Kranken. Aber Anſelm blieb bey dieſen und andern Vorſtellungen unbeweglich; denn am Ende ging doch alles Räſonnement Philipps auf Bewegungsgründe, die von ſeinem Wohlſeyn hergenommen waren; Anſelm hingegen war mit dem Princip der reinen Moral allzuvertraut, um nicht zu wiſſen, — was Kant ja ausdrücklich ſagt, — daß eigene Glückſeligkeit zum Beſtimmungsgrunde ſeines Willens zu machen, das gerade Widerſpiel des Princips der Sittlichkeit ſey. Unſer dicker Mann blieb daher der Kritik der praktiſchen Vernunft getreu. Sein Entſchluß ſollte unabhängig ſeyn von empiriſchen Bedingungen, mithin als reiner Willen durch die bloße Form des Geſetzes als beſtimmt gedacht werden. Er empfand das Göttliche, welches darin lag, daß ſeine reine Vernunft unmittelbar ihre eigene Geſetzgeberinn ſey; er hörte den kategoriſchen Imperativ?

und beſchloß, als ein kritiſcher Philoſoph, ohne von der Erfahrung — (alſo auch nicht von der Erfahrung ſeines Bankerutts) — oder von irgend einem äußern Willen — (und alſo auch nicht von Philipps gutem Willen) etwas zu entlehnen, — bloß ſeinem ihm ſelbſt gegebenen Geſetze unbedingt zu gehorchen. Ein gemeiner Menſch hätte wohl denken mögen, unſer dicker Mann hätte hier bloß eigenſinnig gehandelt. Wer aber mit der Kritik der praktiſchen Vernunft vertraut iſt wird bekennen müſſen, bloß das Princip der reinen Sittlichkeit habe ihn geleitet. Denn da dieſem zufolge, die Rückſicht auf eigene Glückſeligkeit zum Beſtimmungsgrunde ſeines Willens zu machen, das gerade Widerſpiel des Princips der Sittlichkeit iſt; ſo kommt dieſe große und ſeit Jahrhunderten unbekannte Wahrheit unſerm philoſophiſchen dicken Manne gegen alle die Klüglinge zu ſtatten, die es wagen möchten, es unbedachtſam zu nennen, daß er ſeinen glücklichen Wohlſtand in Elberfeld dem kategoriſchen Imperativ aufopferte.

Die Frage blieb nur, ob unſers dicken Mannes Talente einem vielvermögenden Miniſter bekannt werden könnten, und durch wen? Anſelm hatte auf der Univerſität, wo er befliſſen war, vorzüglich mit vornehmen Studenten umzugehen und ſich ihnen gleich zu ſtellen, wie wir es ſchon oben bemerkt haben, mit einem jungen Herrn von Reitheim, welcher der Sohn eines Miniſters war, vertraute Bekanntſchaft geknüpft. Da Anſelm noch mehr aufgehen ließ, als dieſer Edelmann: ſo hatten ſie alle Kotterieen und Luſtbarkeiten gemein, denen Herr von Reitheim gar nicht abgeneigt war. Sie hatten manche Flaſche Champagner ausgeſtochen, von demjenigen, der gleich den weltberühmten Würſten, in Göttingen ein einheimiſches Produkt iſt. Aber die Verbindung beider Univerſitätsfreunde gründete ſich nicht bloß auf ſinnliche Dinge; ſondern ſie waren auch unzertrennlich verbunden durch die Liebe zur ſpekulativen Philoſophie; daher ſie faſt täglich, wenn ſie nicht etwa auszureiten hatten, ein paar Stunden über Subſtanzen und Accidenzen, über Gott, Welt und das Univerſum disputirten, wobey weder Wein noch Würſte geſpart wurden, deren empiriſche Konſumtion der Liebe zu transſcendentalen Ideen, wie bekannt, gar nicht hinderlich iſt.

Die Liebe des Herrn von Reitheim zu den ſpekulativen Wiſſenſchaften entſpann ſich auf eine ganz ſonderbare Art. Er mochte gern viel reden, und mochte gern Recht haben, wie denn das letzte einem reichen Junker, der der Sohn ſeiner Mutter iſt, ſo gebühret. So war es zu Hauſe gehalten worden. Aber die Studenten wären nicht ſo billig als die Mama. So zog denn des Herrn von Reitheim Rechthaberey ihm einige Duelle zu; und er fand bald, daß Göttingiſcher Champagner, ſo ſchlecht er auch ſeyn mochte, dennoch beſſer ſey als Göttingiſche Duelle. Aller Streit, woraus dieſe erwachſen waren, gehörte zur Sinnenwelt; und ſo hielt er für gerathen, um ſeine Haut zu ſchonen, ſich mit ſeinem Disputiren in die hyperphyſiſchen Regionen zu ziehen. Da fand er nun ſeinen Mann an unſerm Anſelm, der eben ſo gern ſchnackte und eben ſo gern disputirte. Ihr Disputiren war auch unerſchöpflich; denn ſie waren nicht einmal in Principien einig. Herr von Reitheim, als ein vornehmer Junker, war von einem franzöſiſchen Hofmeiſter erzogen worden, der ihn gelehrt hatte, es ſey am beſten, gar nichts zu glauben. Dieſer franzöſiſche Unglauben, mit den Anfangsgründen deutſcher Philoſophie amalgamirt, hatte bey ihm bald einen ſo kompletten Skepticiſmus erzeugt, daß er nichts für unwiderſprechlich hielt, als daß er der Herr von Reitheim ſey, der einmal, nach ſeines Vaters und ſeines Oheims Tode, jährlich über 30,000 Gulden würde zu verzehren haben. Unſer Anſelm hingegen war, wie ſich der Leſer erinnern wird, damals der mathematiſchen oder demonſtrativiſchen Methode ergeben, mit welcher er ganz ohne Mühe die Gewißheit aller Dinge noch gewiſſer machen konnte. Er ließ denn wider ſeinen Gegner eine lange Reihe von undurchdringlichen Syllogismen und Soriten aufziehen, die aber durch des Herrn von Reitheim ſchnell erregte Zweifel auseinander geſprengt wurden, wie etwa eine Folardſche dichtgeſchloſſene Kolonne durch eine unvermuthet ſpielende Kartätſchenbatterie; ſo daß unſer guter dicker Mann gemeiniglich genug zu thun hatte, ſeine auseinander geworfene Heiſcheſätze und Folgeſätze wieder in einige Ordnung zu bringen.

Vielleicht war es noch ein anderer ganz geringfügig ſcheinender Umſtand, welcher zu der großen Sympathie zwiſchen den beiden Univerſitätsfreunden beytrug. Anſelm war klein und rund; und Herr von Reitheim gleichfalls. Dicke Leute, die groß ſind, finden allenthalben Anſehn: denn ſie können der Länge und Breite nach Fronte machen und ſich Platz ſchaffen; aber kleine runde Leute leben gemeiniglich in ecclesia pressa, und halten daher näher an einander.

Indeſſen iſts wahr, daß außer dem Maaſſe ihrer Kleinheit und Ründe noch mancher auffallende Unterſchied zwiſchen beiden war. Beide hatten ſtattliche Bäuche. Anſelms Bäuchlein war zierlich rund; aber Herr von Reitheim hatte ſchon in der Jugend eine Anlage zum Hängebauche. Anſelm hatte eine feine weiße und rothe Geſichtsfarbe, und eine zierliche Naſe, beynahe eine von den Klugheitsnaſen, welche der Seelenarzt Lavater den Fürſten vorſchreibt zu Miniſtern zu wählen; dabey rothe niedliche Kußlippen, zwiſchen denen nur die Mittellinie der Weisheit etwas zu merklich war. Herr von Reitheim hingegen war im Geſichte etwas braun, von ſeiner ländlichen Erziehung, etwas roth um die Augenknochen vom frühen Trinken, ſeine Naſe war nicht ſo gut begabt; denn ſie war breit, abgeſtutzt und knorplicht, eine von den Nashornnaſen, wovon ſchon ein alter Dichter ſagt:

Et pueri nasum rhinocerontis habent!

und dabey hatte er etwas aufgeworfene weißlichrothe Lippen. Ein genauer Phyſiognomiſt würde an Beiden noch mehrere Unterſchiede, beſonders an den Waden und Knöcheln der Hände, bemerkt und darin unfehlbar des Einen Neigung zum Bezweifeln und des Andern zum Demonſtriren, vereint mit beider Neigung zum Schwatzen, deutlich erkannt haben.

Mit dieſem alten Univerſitäsfreunde hatte Anſelm von Zeit zu Zeit noch einige Korreſpondenz unterhalten. Er hatte nicht unterlaſſen, dem Herrn von Reitheim ſeine Bekehrung zur kritiſchen Philoſophie zu melden und beyzufügen, daß er durch dieſelbe den Skepticismus nun viel ſicherer, als ehemals durch die mathematiſche Methode beſiegen könne. Er hatte auch von dem Herrn von Reitheim wenigſtens einigen Dank erhalten, daß er ihn die kritiſche Philoſophie habe kennen lehren, welche noch nicht bis ins dortige Ritterkanton gedrungen war, wozu er das Verſprechen fügte, die Kantiſchen Schriften zu ſtudiren. Da Anſelm nun nicht zweifelte, Herr von Reitheim wäre durch dieſelben völlig überzeugt worden, und ihm deßwegen Dank ſchuldig: ſo glaubte er, von demſelben für einen ſo wichtigen Dienſt auch wohl eine Gegengefälligkeit verlangen zu können. Er wußte, daß Herr von Reitheim an mehrern Höfen ſich aufgehalten hatte, und mit den angeſehenſten Familien im Reiche verwandt war: er ſchrieb deßhalb an denſelben, ſetzte ihm einigermaßen ſeine Lage auseinander, und bat ihn um ſeine Empfehlung an einen Miniſter. Philipp widerrieth zwar dieſen Schritt, und war der Meinung, ein vornehmer und reicher Mann denke nicht ſo lange an Univerſitätsfreundſchaft, er werde ſich weiter um ihn nicht bekümmern, da er ihn nicht brauchen könne, und werde ihn höchſtens mit einem höflichen Briefe abſpeiſen. Anſelm aber glaubte ſeinen Freund beſſer zu kennen, und rechnete dabey auch ingeheim auf den ihm wegen der kritiſchen Philoſophie erzeigten Dienſt.

Zwanzigſter Abſchnitt.

Irrthum Philipps. Probe von Univerſitätsfreundſchaft. Biegſamkeit moraliſcher Maximen, und mancherley Anſtalten.

Dießmal hatte Philipp völlig Unrecht, denn Herr von Reitheim beantwortete Anſelms Brief mit umgehender Poſt äußerſt freundſchaftlich. Er meldete ihm beynahe eben das, was Philipp über die Abhängigkeit von einem vornehmen Herrn ſagte; und ſchlug ihm vor, wenn er ja ſeine Lage verändern wolle, lieber ihn, ſeinen Freund, mit ſeiner Gegenwart zu beglücken. Er habe, ſchrieb er ihm, einen Sekretar nöthig, und in dieſe Stelle könne er geſetzt werden; doch ſolle er eigentlich mehr als Freund bey ihm ſeyn, und mit ihm auf dem Gute leben, welches in einer ſehr angenehmen Gegend liege. Er ſolle daſelbſt alles frey und eben ſo gut haben, als der Beſitzer ſelbſt. Noch ſetzte er verbindlicher Weiſe hinzu, er verſpreche ſich großes Vergnügen von ſeiner Geſellſchaft; und gab zu verſtehen, es möchten vielleicht gewiſſe

Umſtände eintreten, wo er auf eine vorzügliche Art für ſein Glück ſorgen könne.

Anſelm triumphirte, daß ſein Entwurf, ob er gleich eine ganz andere Wendung nahm, doch ſo wohl gelang. Er ſah die reizendſte Ausſicht, ſich bey einem Liebhaber der Weltweisheit als Freund aufzuhalten, und ruhig auf dem Lande im Schooße der Natur zu philoſophiren. Er fand, daß eine ſolche Art zu leben viel erfreulicher und alſo ſeinen Wünſchen angemeſſener ſeyn werde, als ein Amt. Es war übrigens recht gut, daß er bey ſeinem erſten Entſchluſſe von dem aus der kritiſchen Philoſophie gezogenen Grunde ein Amt anzunehmen, von der Pflicht ſo zu handeln, daß die Maxime der Handlung allgemeines Geſetz werde, und alſo in dem gegebenen Falle für das Wohl Tauſender lieber als für ſein eigenes zu ſorgen, ſeinem Freunde Philipp nichts eröffnet hatte. Dieſer würde ihm vermuthlich nach ſeiner Einfalt etwas über die Unſicherheit geſagt haben, ein moraliſches Princip richtig anzuwenden, das auf Maximen beruht, welche aus Handlungen können gezogen werden. Es ſcheint beynahe, man könne aus jeder Handlung mancherley Maximen ziehen, bey Dutzenden; und ein Maximenzieher ſey wie ein Pfropfzieher, der auf eine oder die andere Art alle Pfröpfe herausbringt, wenn er auch einige zerbricht oder in die Flaſche ſtößt. Anſelm würde aber doch gewiß auf alle Einwürfe gegen die Moralität ſowohl ſeines erſten als auch ſeines jetzt gefaßten Entſchluſſes, etwas zu antworten gehabt haben. Er hätte den letzten gewiß auch aus einer Maxime herzuleiten gewußt, der alle denkende Weſen folgen müßten; und das iſt ja bekanntlich genug, indem wider einen kategoriſchen Imperativ weiter kein Grund gilt. Indeß wollen wir nicht dafür ſtehen, daß, außer der von ihm erkannten Pflicht, ſeinem Freunde Reitheim das Leben zu verſüßen, nicht auch, ihm ſelbſt wohlbewußt, ſeine eigene Gemächlichkeit auf die Veränderung ſeines Entſchluſſes einen Einfluß gehabt habe. Es muß wohl überhaupt mit der Anwendung des ſo vortreflichen neuen reinen Princips der Sittlichkeit eine eigene Bewandniß haben. Denn die betrübten Beyſpiele ſind da, daß ſelbſt junge Docenten, bey denen doch gewöhnlich die kritiſche Philoſophie am brünſtigſten iſt, ſehr geneigt ſeyn würden, wider dieß ſittliche Princip zu handeln. Jeder von ihnen würde gern eine kleine Univerſität wo er vegetirt, und den kleinen Hörſaal, wo er kaum ſechs Zuhörern die Kategorieen einkäuen kann, mit großen Univerſitäten, wie Leipzig, Halle, Jena, oder Göttingen vertauſchen, bloß aus der ganz unmoraliſchen Urſache, weil ihm da Tauſend Thaler Gehalt und großer Beyfall verſprochen würde. Ja es iſt zu befürchten, ſelbſt einem ältern kritiſchen Philoſophen könne ein Hofrathstitel wohl zur Beſtimmung ſeines Willens bey einer ſolchen Ortsveränderung dienen; ob man gleich vermuthen ſollte, ein Philoſoph würde den Beſitz eines ſolchen Titels weder für Glückſeligkeit, noch die Maxime ihn beſitzen zu wollen, für ein allgemeines Geſetz aller denkenden Weſen erkennen. Um ſo mehr mag denn unſer dicker Mann entſchuldigt ſeyn, wenn er, gleich größern Philoſophen, unbeſchadet des reinen Princips der Sittlichkeit, und des unwiderleglichen kategoriſchen Imperativs, zu ſeiner Bequemlichkeit inkonſequent handelte. Er ſah die Ungemächlichkeit der mediciniſchen Praxis täglich allzudeutlich vor Augen: er ſtellte ſich die philoſophiſche Ruhe, in der er nun leben würde, ſehr reizend vor; und ſo blieb der kategoriſche Imperativ, wo er gemeiniglich bleibt, in der Studirſtube und auf dem Katheder.

Anſelm machte nun alle nöthige Anſtalten zur gänzlichen Veränderung ſeines Aufenthalts und ſeiner Reiſe. Es waren dabey noch allerley Geſchäfte zu verrichten, die ihm anfänglich nicht beyfielen. Dahin gehörte die Einkaſſirung verſchiedener Schulden, die er aus ſeiner mediciniſchen Praxis noch zu fordern hatte, ohne welche es ſchwer geweſen ſeyn würde, die etwas weite Reiſe zu beſtreiten. Der ökonomiſche Leſer möchte vielleicht fragen, wo denn die zweytauſend Thaler geblieben wären, welche unſer dicker Mann aus ſeinem Schiffbruche in Baals noch gerettet hatte? Hierauf dient zur Antwort, daß unſer dicker Mann ein großer Liebhaber von den Dingen war, welche das Modenjournal mit dem eleganten Worte Nippes bezeichnet, und wovon es ſeinen Leſern und Leſerinnen in den kleinen Städten, (denn in den großen Städten kennt man die Nippes, ehe das Modenjournal davon redet,) monatlich ſo freundſchaftliche Anweiſung ertheilt, überflüßiges Geld dafür auszugeben. Wir haben kein neudeutſches Wort für dieſe franzöſiſche Benennung, welches doch ſehr nöthig ſcheint, da die Sache zum größern Glanze vieler ſonſt ganz altväteriſchen deutſchen Familien immer allgemeiner zu werden anfängt. Es wäre alſo der berühmte Herr Campe zu erſuchen, dafür ein neues Wort zu erſinnen, das ſich neben dem Stelldichein und dem Siehdichum könne ſehen laſſen. Genug, die Leſer kennen nun die Sachen, wofür Anſelm gar zu gern Geld ausgab, ſobald er ſie erblickte; denn ſie machten ihn gar zu glücklich, wenigſtens einen oder zwey Tage, nachdem er ſie gekauft hatte. Nimmt man noch hinzu, daß er allenthalben bey den reichen Kaufleuten in Elberfeld Möbeln von Mahoganyholz, Fußdecken von Savonneriearbeit und mehr Dinge der Art bemerkte, und ſich dergleichen bey ſeiner erſten Einrichtung, wobey er viel Geſchmack zeigte, auch anzuſchaffen für gut fand; ſo wird man ſich nicht wundern, wie das mitgebrachte Geld und mehr in ein paar Monaten ausgegeben ward. Es dünkte unſern dicken Mann, es gehöre ja zur Würde eines neuangehenden Doktors, ſein Haus bemittelten Leuten gleich einzurichten. Die reichen Kaufleute behielten ja doch immer noch einen großen Vorſprung in der Ausgabe vor ihrem neuen Doktor, durch ihre rühmliche Wohlthätigkeit gegen die Armen, worin er ihnen wirklich nicht ſo folgen konnte, wie er wohl gern gewollt hätte, indem er bald fand, daß ihm die Nippes und Mahoganymöbeln ſogar ſchon in Schulden ſetzten.

Alle dieſe Sachen mußte er jetzt freylich ungefähr für den dritten Theil des Werthes verkaufen. Indeß kam doch eine mittelmäßige Summe heraus; und ſie wäre noch größer geweſen, hätte ſich unſer weiſer dicker Mann nicht einen eleganten Reiſewagen anſchaffen wollen, um ſich doch bey ſeinem neuen Freunde nicht Schande zu machen. Das Übergebliebene war jedoch zur Reiſe mehr als hinlänglich. Er nahm von ſeinen Freunden in Elberfeld Abſchied, und verließ froh einen Ort, wo ihm einer ſeiner liebſten Wünſche mißlungen war. Er dachte immer mit einer gewiſſen Bitterkeit daran, indem er nicht begreifen konnte, warum bey ſeiner Klugheit gerade ihm ein ſolcher Streich hatte begegnen müſſen. Da indeß nun einmal ihn das Schickſal traf, ſeinen unſchuldigen Wunſch, im häuslichen Leben ſein Glück zu finden, nicht erreichen zu können: ſo fuhr er jetzt der angenehmen Ausſicht entgegegen, in philoſophiſcher Ruhe die Kräfte ſeines Geiſtes in Geſellſchaft eines Freundes zu entwickeln, der von gleicher lobenswürdiger Neigung durchdrungen war. Dabey unterließ er nicht, ſeinem philoſophiſchen Gleichmuthe ein Kompliment zu machen, daß er, eine ſchöne Frau und Reichthum vergeſſend, mit dieſer eines weiſen Mannes würdigen Ausſicht zufrieden ſeyn wollte.

Ein und zwanzigſter Abſchnitt.

Anſelms Reiſe zu ſeinem philoſophiſchen Univerſitätsfreunde. Einrichtung des Hausweſens eines Philoſophen, Geſpräch über Philoſophie, nebſt einigen andern Dingen.

Anſelm reiſete ſehr angenehm in den ſchönſten Tagen des Herbſtes, und ſein Herz öffnete ſich, je näher ihn ſein Weg den herrlichen Gegenden des Rheingaues brachte. Er kam auf dem Gute, wo Herr von Reitheim damals ſich aufhielt, Nachmittags um fünf Uhr an. Er fuhr in den groſen Vorhof des anſehnlichen Schloſſes ein, und nachdem er war gemeldet worden, erſchienen ein paar reichgekleidete Bedienten, die ihn in den Speiſeſaal führten; denn es war eine große Geſellſchaft benachbarter Edelleute da, welche noch an der Mittagstafel ſaßen. Herr von Reitheim ſtand auf, ſchüttelte unſerm dicken Manne treuherzig die Hand, und ſtellte ihn den Gäſten als ſeinen geweſenen Univerſitätsfreund und künftigen Sekretar vor. Die Edelleute beehrten den Univerſitätsfreund mit einem Kopfnicken, und ſtanden vor dem Sekretar nicht auf. Dem dicken

Manne, der beide Eigenſchaften in ſich vereinigte, ward am untern Theile der Tafel ein Gedeck und ein Stuhl angewieſen; und ſo konnte er ungeſtört eſſen und trinken, was vor ihm ſtand: ungeſtört, weil Niemand mit ihm ſprach. Die Herren hatten viel zu reden, von Pferden, von Jagdzeug, von Hühnerhunden, von Fuchsprellen, von Wilddieben, und von hübſchen Mädchen, wobey die Flaſche weidlich herumging, und die alten Rheinweine, wovon verſchiedene Jahrgänge nach einander herbeykamen, nicht geſchont wurden. Anſelm dachte bey ſich: »Ich bin zu einer unphiloſophiſchen »Stunde gekommen. Was mag Herr von »Reitheim nicht leiden, daß er Ehren halber in »ſolcher Geſellſchaft ſeyn muß! Er kann mich »nicht abreichen, ſonſt würde er gewiß gern »mit mir von der kritiſchen Philoſophie geſprochen haben!« Indem er ſo dachte, reichte ihn Herr von Reitheim doch ab, und rief ihm zu: »Herr Bruder Sekretar, ſtimme doch an:

»Gaudeamus igitur
»Juvenes dum sumus!« —

Zugleich richtete die ganze Geſellſchaft, die Gläſer in der Hand, die Augen auf ihn. Er ward roth; aber auf nochmalige Aufforderung mußte er anſtimmen. Er fand es zwar ſeltſam, daß er, anſtatt zu philoſophiren, ſeinen Dienſt mit Singen anfangen ſollte. Indeß, da doch alle die Herren ſo kräftig lateiniſch mitſangen: ſo meinte er, es möchten etwa Gelehrte darunter ſeyn, die er ſich vornahm gelegentlich zu prüfen, wie weit ſie wohl in der Lehre von den direkt-ſynthetiſchen Sätzen gekommen wären.

Gegen ſieben Uhr ward die Tafel aufgehoben; Niemand bekümmerte ſich um den Herrn Sekretar, und die Gäſte gingen in ein anderes Zimmer. Als er nachfolgen wollte, trat ein Bedienter zu ihm und berichtete, er habe Befehl, ihn in ſein Zimmer zu führen, wohin ſeine Sachen ſchon gebracht wären. Er ging dahin, und nachdem er allein war, dachte er bey ſich während des Auspackens über das nach, was er ſeit ein paar Stunden geſehen hatte, und ward bald mit dem Schluſſe fertig, es müſſe heute ein außerordentlicher Tag ſeyn. Er machte noch bey ſich die Bemerkung, daß man auf dem Lande ſeine Nachbaren nicht wählen könne, und ſchon zuweilen mit ihnen nach ihrer Weiſe leben müſſe. Gegen zehn Uhr kam ein Bedienter, ihm zu ſagen: es werde heute nicht ſupirt, weil der gnädige Herr heute früh zu Bette gehe; wolle er aber etwas

Kaltes haben: ſo ſtehe es zu Dienſten. »O,« dachte er bey ſich: »Da erkenn' ich den Philoſo»phen! die Wildfänge ſind weg, nun will er ruhig »ſeyn, um morgen der Philoſophie zu leben!« — Er wollte nicht weniger philoſophiſche Enthaltſamkeit zeigen als Herr von Reitheim, verbat alles, und legte ſich zu Bette; wo er noch bis nach Mitternacht wachte, wegen mancher philoſophiſchen Ideen, die ihm durch den Kopf gingen. Er war noch nicht lange eingeſchlafen, als er früh um vier Uhr durch den lauten Schall der Rüdenhörner aufgeweckt ward. Er erſchrak nicht wenig, und wußte nicht was das bedeuten ſollte. Allein, er blieb nicht lange in Ungewißheit; denn Herr von Reitheim ließ ihm ſagen, er möchte doch mit zur Parforcejagd kommen. Dieß war nun nicht nach ſeinem Geſchmacke, und er ließ ſich mit ſeiner Müdigkeit entſchuldigen. Aber nach einer Viertelſtunde kam eine neue Botſchaft: er möchte doch gleich kommen, es ſey ſchon ein Pferd für ihn geſattelt, und man warte auf ihn. Er mußte alſo auf Befehl erſcheinen, zumal da er wegen des Getümmels doch nicht hätte ſchlafen können. Es war ſchon die ganze geſtrige Geſellſchaft beyſammen, und noch einige Domherren aus einem benachbarten hohen Stifte; die Hunde, die Piqueurs, und nun auch der Herr Sekretar waren da. Der letztere ritt mitten im Gewühle ſo geſchwind als ihn ſein Pferd trug, wenigſtens vier bis fünf Meilen durch Dick und Dünne. Er konnte faſt nicht mehr fort; denn es ging ihm beynahe noch ſchlimmer, als auf dem Ritte mit Jungfer Mariane, und jetzt war er nicht verliebt. Aber er mußte fort; denn hätte er auch gewußt, wohin er reiten ſollte, um ruhig zu ſeyn: ſo wäre es doch unmöglich geweſen, ſein jagdgewohntes Pferd von der Meute abzulenken. Er war alſo herzlich froh, als der Hirſch endlich abgefangen war, und die Jagd abgeblaſen wurde. Da ritt man nach dem Schloſſe eines der Edelleute die geſtern beym Herrn von Reitheim geweſen waren, und kam gegen vier Uhr endlich zur Tafel. Das Lachen über unſern dicken Mann fing ſchon an ſich in der Geſellſchaft zu verbreiten; denn der Leibjäger des Herrn von Reitheim hatte bemerkt, daß er ſich mußte vom Pferde heben laſſen, und hatte die Urſache verrathen. Die löbliche Geſellſchaft nahm ihn nun bey der Tafel als einen Neuling in Betrachtung, und zäumte ihn auf, ohne ſehen zu laſſen wo die

Bäume hingen. Man fing einen gelehrten Diskurs an, den er unſchuldiger Weiſe ſehr gelehrt beantwortete, zur großen Beluſtigung der Geſellſchaft. Er mußte ſingen; und man ſetzte ihm mit dem guten Weine ſo zu, daß ihm die gewöhnliche Ehre angethan ward, und er frühzeitig ohne Empfindung zu Bette gebracht werden mußte. Es waren noch die ruhigſten Stunden, die er ſeit ſeiner Ankunft gehabt hatte. Man ließ ihn ausſchlafen; aber den folgenden Tag mußte er, aller Vorſtellungen ungeachtet, mit auf ein Treibjagen. Dabey war er den Neckereyen der Jäger ausgeſetzt, und bey der Mittagstafel den Neckereyen der Geſellſchaft. Er machte zwar gute Miene zum böſen Spiele, und ſuchte ſeinen ehmaligen Univerſitätswitz hervor, um in den Ton der Geſellſchaft einzuſtimmen. Dieß brachte ihm auch einigen Beyfall zuwege, und es tröſtete ihn innerlich, daß Herr von Reitheim dabey ganz ſtill ſchwieg, welches er als Mißbilligung auslegte. Das kann es vielleicht geweſen ſeyn; ſonſt aber hatte der gute Herr eigentlich andere Dinge im Sinne, und fuhr daher den folgenden Morgen nach ſeinem Schloſſe zurück, welches unſerm dicken Manne ſehr lieb war. Weil aber Herr von Reitheim einen andern Herrn in ſeinen Wagen nahm: ſo konnte der Sekretar darin nicht Platz finden; ſondern mußte auf dem Jagdklepper reiten, welches ihm aus gewiſſen Urſachen wieder nicht ſehr lieb war, aber ſich doch nicht ändern ließ.

Man kam gegen Abend im Schloſſe an. Dieſen Abend und den andern Vormittag ließ ihn Herr von Reitheim nicht zu ſich fordern. Er ging aber hinunter, um das Haus und den Garten und die Einrichtung der Haushaltung kennen zu lernen. Es war alles auf großen Fuß eingerichtet. Da war ein Laufer, acht Bedienten in Livree, außer dem Leibjäger noch ein paar andre Jäger, Stallleute die Menge, zwey Kammerdiener, Anſelm als Sekretar, und noch ein Herr, der keinen beſondern Charakter hatte, aber immer viel um den gnädigen Herrn war, wenn es ihm an Geſellſchaft mangelte. Anſelm ging gedankenvoll im Garten ſpatziren, und wunderte ſich, daß ein Philoſoph ſo vieler Leute bedürfe. Als aber zur Tafel geblaſen ward, ſah er da noch drey Perſonen, die zur Haushaltung gehörten. Es waren zwey junge muntere Mädchen: die Eine blond, die Andere brünett, unter der Aufſicht einer Tante; welche

Perſonen nicht mitſpeiſeten, wenn Geſellſchaft da war. Auch fand ſich noch an der Tafel ein ältlicher Herr, der nichts als franzöſiſch ſprach, und der, wie Anſelm hörte, einige Monate dort geweſen war. Ferner der obengedachte Herr, deſſen Bedienung keine beſondere Benennung hatte. Es zeigte ſich bald, daß dieſer in Sold genommen war, um bey der Tafel Logogryphen und Charaden aufzugeben, Leberreime zu machen und Mährchen zu erzählen, damit der gnädige Herr und die beiden Schätzchen beluſtigt würden. Bey dieſen beiden ſchlug es auch an, und es ward Lache über Lache aufgeſchlagen. Aber Herr von Reitheim befand ſich nicht wohl, oder war ſonſt nicht bey guter Laune. Er ſprach faſt nicht ein Wort; und da auch der Franzoſe gegen die Gewohnheit ſeiner Nation nicht ſehr geſprächig war: ſo wäre ohne den Charadenmacher, der immer ſorgte daß Rede da wäre, alles im Speiſeſaale ſtill wie im Rempter eines Kartäuſerkloſters geweſen; denn auch Anſelm ſprach faſt nicht ein Wort, weil er vor Erſtaunen nicht zu ſich kommen konnte, daß die Philoſophie ſich mit dem allen vertrüge. Daß die ſpekulative Philoſophie ſich mit Widerſprüchen im Charakter und Leben vertrage, hätte er freylich an ſich ſelbſt erkennen können. Aber ſogar die Philoſophen ſehen nicht immer zuerſt ihre eigenen Fehler.

Herr von Reitheim war bis gegen Abend in enger Konferenz mit dem franzöſiſchen Herrn, und die Bedienten hörten ſie oft laut reden. Anſelm bekam ſpät Abends ein großes verſiegeltes Billet ſeines Herrn, worin ihm aufgegeben ward, die anliegenden Schriften gegen morgen früh ins Reine abzuſchreiben. Es waren einige Bogen in Chiffern und Charakteren. Das verſtändlichſte war eine vom Herrn von Reitheim eigenhändig entworfene Quittung in franzöſiſcher Sprache: »comme quoi der Sieur Raphael Gabriel de Mont-lune außer den von dem haut et puissant Seigneur Eric Roderic Hatto Baron de Reitheim, Baron du St. Empire etc. etc. Seigneur héréditaire des terres † †. et autres lieux etc. etc. ſchon empfangenen Summen, jetzt die Summe von zweytauſend Gulden Reichswährung erhalten habe, und damit wegen aller ſeiner Forderungen an den gedachten haut et puissant Seigneur völlig vergnügt worden, worüber er quitire, ſo wie er auch bekenne, alle demſelben

„mitgetheilte Schriften, nach genommener Ab„ſchrift, zurückbekommen und in alle Wege an „gedachten Herrn Baron und haut et puissant „Seigneur weiter keine Forderung zu haben, „wie dieſe auch Namen haben möge.“ Dieſer Anfang des Sekretariats unſers dicken Mannes ſchien ihm nun ſehr niedrig mechaniſch, und er warf erſt die Papiere mit Unwillen auf den Tiſch. Er hielt ſich äußerſt herabgewürdigt, daß ihm zugemuthet ward, Bogen voll Zahlen und unverſtändlicher Charaktere nachzumalen, und die hochtrabende Quitung eines Mannes ins Reine zu ſchreiben, mit dem er ſonſt ſo viel über Philoſophie disputirt, und ihn widerlegt hatte; daß ihm dieſes zugemuthet ward, ihm der auf ſeiner Schreibſtube in Vaals ſelbſt wohl drey Leute gehabt hatte, ſeine Aufſätze und noch vor kurzem ſogar ſeine Gedichte abzuſchreiben, ihm, der als Doktor ſogar über Leben und Tod durch ſeine Recepte hatte gebieten können. Nein, das war zu arg! Sollte er es wirklich thun? Sollte er wollen, es ſolle allen denkenden Weſen ein Princip der Geſetzgebung werden, ſich ſo herabwürdigen zu laſſen? — Er warf ſich eine Viertelſtunde auf ſein Bette; denn einen Sofa hatte er nicht, der ſonſt ſeine Spekulationen ſo oft begünſtigt hatte. Aber, ſiehe da! Die Macht eines richtigen moraliſchen Principium drang in ihn ein. Er bedachte, jetzt ſey es ſeine Pflicht, zu gehorchen; und ſo ſprang er auf, und wendete einen Theil der Nacht an, die Abſchriften zu machen, ſo ſauer es ihm auch ward, ſiegelte ſie noch ein, und ſchrieb den vollſtändigen Titel des Herrn Baron mit dem haut et puissant Seigneur und den Terres † †. et autres lieux auf die Addreſſe. »Er mag es merken, daß ich unwillig bin »über die Begegnung, und über ihn ſpotte!« ſagte er bey ſich ſelbſt. »Er wird, gewiß »heute bey Tiſche ſo flämiſch ausſehen wie geſtern. Mag er doch! Ich habe noch ſechszig »Thaler in der Taſche, und kann weiter reiſen. »Ich will lieber am kleinſten Orte praktiſiren, »als in ſolcher ſchimpflichen Abhängigkeit ſtehen!« Gut war es, daß Philipp dieſes nicht hören konnte; der würde geſagt haben: warum bliebſt du nicht in Elberfeld? — Anſelm war indeß mit ſich zufrieden über ſeinen mannhaften Entſchluß, und ſchlief endlich ein.

Der Schlaf kühlt das Blut ab; und unſer dicker Mann nahm ſich vor, wenn er gefordert würde, zwar ernſthaft, aber nicht verdrüßlich auszuſehen, und ganz unbefangen zu ſeyn, wenn ſein Herr, wie ſeiner Meinung nach nicht fehlen konnte, wegen der Addreſſe irgend etwas ſagen möchte. Aber er ward nicht gefordert. Der Herr Baron ſtand etwas früh auf, und hatte eine halbſtündige Konferenz mit dem Franzoſen, der alsdann alle ſeine Sachen aufpacken ließ und gänzlich abreiſete, zur großen Freude aller Bedienten, die ihn als einen undeutſchen Kerl haßten. Faſt ſollt' es ſcheinen, Herr von Reitheim wäre über die Abreiſe auch froh geweſen; denn heute war er bey der Mittagstafel ſehr aufgeräumt, lachte über alle Einfälle des Charadenmachers, und ſchäkerte viel mit den beiden Mädchen. Mit Anſelm ſprach er wenig, aus Beſchämung, wie dieſer glaubte, und ſich heimlich darüber kitzelte. Nach der Tafel hielt der Herr Baron, wie er oft pflegte, einen kleinen Mittagsſchlaf. Anſelm aber brachte ſeine Zeit in einiger Unruhe zu, ob es täglich ſo gehen ſollte, und wie es werden würde. Um ſechs Uhr ließ der gnädige Herr dem Herrn Sekretar ſagen, er möchte zu ihm kommen, mit ihm eine Taſſe Thee zu trinken. Über dieſen freundlichen Antrag ging unſerm dicken Manne, ſeines geſtrigen Zorns ungeachtet, das

Herz wieder auf. Er fand den Herrn von Reitheim in ſeinem Kabinette auf dem Sofa liegen, mit einer ruhigen Pfeife in der Hand. Er ließ ſeinen Sekretar neben ſich ſitzen, ſchenkte ihm Thee ein, redete ihn mit dem ehemaligen freundſchaftlichen Du an, welches er ſchon einigemal gebraucht hatte, wenn ſie einen Augenblick allein waren. Der Herr Sekretar brauchte das ehrerbietige Sie, und vergaß bey der freundſchaftlichen Bewillkommung ganz, daß er hatte böſe ſeyn wollen. Er hatte auch jetzt dazu gar keine Veranlaſſung; denn Herr von Reitheim erinnerte ſich bald der Gelehrſamkeit, beſonders der Philoſophie.

Es iſt unſtreitig, daß den Leuten, die nichts zu thun haben, nichts mehr zur Laſt wird, als die Zeit; und eben ſo gewiß, daß die glücklichen Erdenſöhne, die nur zu ihrem eigenen Vergnügen leben, gemeiniglich das Unglück haben, daß ihnen das Vergnügen bald zu fehlen anfängt. Daher müſſen ſie auf Abwechſelung denken; fehlt die ihnen, ſo ſind ſie ganz verloren. Sie haben getrunken, und können bald nicht mehr trinken, weil der Magen nicht mehr annehmen will. Sie haben geliebelt, und müſſen es laſſen, weil ihr Körper bald abgezehrt und ihre Verdauungskraft geſchwächt wird, und Gicht, Kopfweh und Magenkrampf ihre Vergnügungen krönen. Sie wollen nichts thun, ſondern nur genießen, und der Genuß fehlt mitten im Genuſſe: es wird ihnen bald alles ungeſchmackt, Gaſterey, Komödien, gefällige Schätzchen, vermummte Tänze, Jagdgelage und die Mährchen und witzigen Einfälle der Schmarotzer. Daher iſt es nicht unrecht, den Söhnen vornehmer und reicher Leute (die Söhne der Fürſten nicht ausgenommen), die künftig in der Welt nichts vor ſich ſehen, als ihre Zeit hinzubringen, und nach Vergnügen zu haſchen, um ihrer ſelbſt willen anzurathen, in ihrer Jugend nicht ſo faul zu ſeyn, ſondern ſich anzuſtrengen, um irgend etwas zu lernen, oder ihren Geiſt mit etwas zu beſchäftigen. Es giebt in allen Wiſſenſchaften, ſelbſt in denen, die am trockenſten ſcheinen, ſogar in der Mathematik, Vergnügungen für den, welcher ſie nur zu ſchmecken weiß. Und da vornehme Leute ihren Gaumen abrichten, daß er endlich allen haut-gout und die feine Unterſcheidung aller Jahrgänge alter Rheinweine auskoſten kann: ſollte es ihnen denn ſo ganz unmöglich ſeyn, ihre Seele, auf die ſie gemeiniglich ſo gar keine Sorgfalt wenden, ſo abzurichten, daß dieſe auch, was klug oder unklug, witzig oder unwitzig iſt, unterſcheiden könnte?

Dem Freyherrn von Reitheim that es ſehr wohl, daß er auf Univerſitäten mancherley Wiſſenſchaften und beſonders die ſpekulative Philoſophie ſtudirt hatte. Die Vergnügungen der Jagd, des Wohllebens, der Mädchen, der Schauſpiele, der Courtage bey Hofe, und ſogar der Charaden, ermüdeten ihn endlich. War er nun mit Vergnügen überſättigt: ſo nahm er Glauberſalz; war er aber gerade davon geſättigt: ſo hing er auf dem Sofa ſeinen philoſophiſchen Spekulationen nach, die ſogar zuweilen dem Glauberſalze nachhalfen.

Jetzt befand er ſich ſehr wohl. Seine Grillen waren vergangen. Den alten Franzoſen war er los. Er hatte bey Tiſche gedahlt und nach Tiſche geſchlafen. Er lag nun bene pransus satur supinus auf ſeinem Sofa, und ſo glaubte er, ein Stündchen Philoſophie würde ihm wohl thun; denn er hatte ſchon mehrmal bemerkt, daß ein kurzer Gebrauch der Vernunft den ſinnlichen Organen neuen Reiz gebe. Er ließ daher ſeinen Sekretar rufen. Deſſen Prätenſion auf Philoſophie kannte er noch von der Univerſität her, und in ſeinen nachherigen Briefen hatte er mit Lächeln noch mehr davon gemerkt. Daher bereitete er ſich das Vergnügen, ihm ein wenig auf die Zähne zu fühlen. Alſo nachdem er eine Taſſe Thee langſam eingeſchlürft hatte, fragte er:

»Nun, apropos! Was macht bey Dir die Philoſophie?«

Eine ſolche Frage, oder eine ähnliche, hatte unſer dicker Mann ſchon ſeit einigen Tagen erwartet; und nun — ob er antwortete — ob er lange, ob er mit Begeiſterung antwortete — das mag der geneigte Leſer ermeſſen, der jemals etwas auf dem Herzen gehabt hat, es gern herausgeſagt hätte, und nicht hat dazu kommen können.

Daß Anſelm in das Lob der neuen Erfindung der kritiſchen Philoſophie bald ſich ergießen mußte, verſteht ſich. Herr von Reitheim, der ihn kommen ſah, neckte ihn, daß er in Feuer kam; und da er ihm nun weitläuftig eine Menge Argumente hatte auskramen laſſen, war er's müde und ſagte ganz kalt:

»Du magſt ſagen, was du willſt, dein Kantiſches Syſtem gefällt mir ſo wenig, als irgend ein anderes Syſtem.«

»Aber, lieber Himmel! Ich habe Ihnen ſchon vorher bewieſen, die kritiſche Philoſophie iſt nicht ein Syſtem, ſondern eine Kritik aller Syſteme, deren Unzulänglichkeit ſie zeigt.«

»Und iſt doch ſelbſt unzulänglich; denn daß alle Syſteme nichts taugen, wußten mehr Leute ſchon längſt.«

»Aber war es nicht gut, daß es jezt noch einmal auf eine ſo neue und bündige Art gezeigt ward?«

»Bündig! das wüßte ich eben nicht. Mir iſt **Sextus Empirikus** und Hume viel bündiger. Neu wäre die Kritik der Philoſophie? Meinetwegen! Nur das Neue iſt nicht wahr, und das Wahre iſt nicht neu! —

»O, wahrhaftig! Sie werden unbillig, ſehr unbillig. Wie können Sie über Kants unſterbliche Werke, über Werke, die dreyßig Jahre Nachtwachen koſteten, ſo abſprechen! Nein, ſo iſt kein Diſputiren mit Ihnen; ſo können Sie freylich ſagen, was Sie wollen.« — Und er ſtand verdrüßlich auf. —

Herr von Reitheim der ſeinen Sekretar noch zur Verdauung brauchte, richtete ſich ein wenig auf, drückte ihn mit der Hand wieder auf ſeinen Stuhl, und fuhr fort:

»Siehſt du, Herr Bruder, damit du merkſt daß du unbillig biſt, nicht ich, will ich dir bekennen, daß ich unrecht habe; doch auch ſo ſehr nicht. Die Philoſophen ſprechen ab, um ihrer Argumentation willen, wir Witzlinge um eines Einfalls willen. Jeder hat ſeine Weiſe; nur Einer radotirt anders wie der Andere. Höre an: daß Kant ein trefflicherer Kopf iſt, als ich und du, das verſteht ſich. Daß ſeine Werke voll Scharfſinn ſind, mag auch ſeyn. Wenn ich ſagen wollte, ich hätte nichts daraus gelernt: ſo wär' ich undankbar; nur nicht das, was du willſt daraus gelernt haben. Schon das viele Nachdenken, wodurch meine Geiſteskräfte in neue Bewegung geſetzt wurden, will ich ihm gern danken. Kant hat überhaupt die in ihrer vermeinten allgemeingeltenden Weisheit ſicher ſchlummernde Philoſophie aufgeweckt und beunruhigt. Das iſt recht gut; aber das iſt wahrhaftig auch alles! Daß nun die äußerſten Gränzen der Wahrheit gefunden wären, iſt, mit Ehren zu melden, nicht wahr. Ich bin aber übrigens ganz wohl zufrieden, daß einmal wieder etwas Neues in die Philoſophie gekommen iſt; denn ſiehſt du, neue Syſteme ſind wie neue Beſen, ſie kehren gut!«

»Wie kann man nur ſo niedrig von ſo erhabenen Werken reden! Und geſezt, weil ich doch auch billig ſeyn will, da Sie anfangen es zu ſeyn, ich wollte Ihnen auf einen Augenblick zugeben, Kant's Kritik wäre ein neues philoſophiſches Syſtem: wie können Sie ein ſo niedriges und unpaſſendes Gleichniß davon brauchen?«

»Nicht niedrig, und ſehr paſſend! Syſteme kehren Staub und Spinnweben aus dem Geiſte, wie die Beſen aus den Winkeln.«

»So! das heißt alſo die hellen Köpfe, die an allem zweifeln, brauchen keine Syſteme, weil ſchon alles in ihrem Geiſte ſo zierlich und herrlich aufgeputzt iſt! Da liegt alſo das Feine des Gleichniſſes!«

»Nicht ſo wie du meinſt. Skeptiker mögen keine Syſteme. Aber nicht nur der Skeptiker kann die Syſteme entbehren, ſondern jeder, deſſen Begriffe deutlich und ordentlich auf einander folgen, und wäre es auch nur Deutlichkeit durch Mutterwitz. Braucht der Mathematiker ein Syſtem, oder hat er eins? Wo kein Staub oder Spinnweben ſich anſetzen, braucht man keine Beſen. Siehſt du, als es in der Theologie helle ward, wurden die Syſteme überflüſſig; wird ſie wieder durch Spinneweben verdunkelt, gib acht, dann gehts wieder aufs Syſtem los. Neue Syſteme müſſen nothwendig oft gemacht werden; denn ſie nutzen ſich ab, wie die Beſen.«

»Über Ihr Gleichniß! Wahrheit iſt der Zweck jedes Syſtems; und zu zeigen, wie viel Wahrheit an überſinnlichen Gegenſtänden wir zu erkennen vermögen, iſt Zweck der kritiſchen Philoſophie. Wahrheit aber iſt unveränderlich, bleibt ewig Wahrheit.«

»Ja! aber ſyſtematiſche Wahrheit nur ſo lange die Ewigkeit des Syſtems dauert. Sieh, Herr Bruder! Das menſchliche Leben währet ſiebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, achtzig; ſo lange hat noch kein philoſophiſches Syſtem ausgehalten: kaum ein theologiſches, das doch handfeſter iſt! Und dann iſts mit den Syſtemen eben wie mit dem menſchlichen Leben: Wenns damit vorbey iſt, ſo iſts Mühe und Arbeit geweſen. Sagt das nicht die Kritik der Philoſophie ſelbſt von allen Syſtemen? und der kommt gewiß noch auch, der es von ihr ſagt.«

»Und die ganz neue Beſtimmung der Denkformen, die genaue Beſtimmung des Vermögens der Vernunft, die gezogene Gränzlinie, welche das mögliche Wiſſen von der unerreichbaren Erkenntniß trennt, die einleuchtenden Beweiſe der Unmöglichkeit, vom Objekte, von dem Dinge an ſich irgend etwas zu wiſſen!«

»Und der Widerſpruch, daß doch das objektiv-reelle Daſeyn des Dinges an ſich erkennbar ſeyn ſoll? — Das objektiv-reelle Daſeyn iſt doch wohl irgend etwas. — Apropos! Noch eine Gleichheit zwiſchen Syſtemen und Beſen. Beide machen oft viel Staub, indem ſie den Staub recht ſauber abfegen ſollen. So iſts mit allen Syſtemen von je her geweſen, ſo lange die philoſophiſche Welt ſteht, und wird mit allen künftigen Syſtemen ſo ſeyn. Sieh nur recht nach, du wirſt es ſo finden.«

»Ich ſehe weder aufs Vergangene, noch ins Zukünftige. Ich ſehe auf die jetzige Kritik der Philoſophie; und die wird unveränderlich wahr bleiben.«

»Ich merke, Herr Bruder, du biſt wie Oheim Toby Shandy, der auf eine Spalte ſah und dabey weder ans Vergangne noch ans Zukünftige dachte. Werde nicht wieder böſe über die Vergleichung; Oheim Toby war

»ein Philoſoph, ſo gut als Ariſtoteles, und ein »beſſerer als du!« —«

Hier ward das philoſophiſche Geſpräch unterbrochen; denn das braunäugige Schätzchen und der Charadenmacher, die ein Stündchen ſpäter beſtellt waren, als der Sekretar, kamen nun auch zum Thee. Die Unterredung ward allgemein und aufgeweckt. Das war ſie aber nicht für Anſelm, der auch wenig daran Theil nahm. Er entſchuldigte ſich wegen des Abendeſſens, und empfahl ſich; und weil man ihn entbehren konnte, ließ man ihn gehen. Er ging mit großen Schritten auf ſeinem Zimmer auf und ab, und ſchmollte mit ſich ſelbſt, weil er ſonſt niemand hatte. Er ärgerte ſich über des Herrn von Reitheim unphiloſophiſche Denkungsart, der ſich ſogar an einem Charadenmacher beluſtigte, und zerbrach ſich den Kopf, aus welchen Urſachen dieſer philoſophiſche Edelmann bey dieſer ſeiner Denkungsart ihn hätte kommen laſſen; denn er hatte bis jetzt nicht anders gedacht, als beide wollten mit einander philoſophiren, und Herr von Reitheim wäre von ihm zur kritiſchen Philoſophie bekehret.

Zwey und zwanzigſter Abſchnitt.

Einige Bemerkungen über Philoſophie. Entdeckungen einer Philoſophie, die Anſelm noch nicht kannte, und deren Folgen.

Sterne, der große Menſchenkenner, macht die Bemerkung:

> »Daß die feinſten Philoſophen den breiteſten Verſtand haben, und ihre Seelen im umgekehrten Verhältniſſe mit ihren Unterſuchungen ſtehen.«

Daß dieſe Bemerkung ſehr oft richtig iſt, werden alle diejenigen zugeben, welche je auf Philoſophen und auf breite Verſtände gemerkt haben. Daß es Ausnahmen giebt, verdient kaum angemerkt zu werden; wohl aber:

> »daß die feine Philoſophie den Verſtand eines Philoſophen, wenn er einmal breit iſt, nicht ſcharf macht, und daß der Verſtand der Philoſophen mit breitem Verſtande, nicht eben allemal durch die feine Philoſophie breit gemacht wird.«

Von beiden war ein lebendiges Beyſpiel der Freyherr und Reichsritter von Reitheim.

Er war auf der Univerſität der feinſte Philoſoph, ſo daß ſeine ſkeptiſchen Argumente dem Profeſſor der dogmatiſchen Philoſophie oft viel zu ſchaffen machten. So gings auch noch Ein Jahr nach der Zurückkunft von der Univerſität, welche Zeit er bloß mit Studiren, und beſonders der ſpekulativen Philoſophie, zubrachte. Nun ereigneten ſich aber ein paar kleine Vorfälle, welche alle Welt bemerken ließen, daß Junker Reitheim noch zu mehrern Dingen als zur feinen Philoſophie tauglich ſey, und daß ſein Verſtand einen Anſatz habe breit zu werden.

Einer dieſer Vorfälle war, daß ſein Vater ſtarb. Dieſer hatte ihm ein ſo mäßiges Jahrgeld gegeben, daß bey demſelben das Studium der Philoſophie gar wohl ſeine liebſte Beſchäftigung ſeyn konnte. Jetzt aber fand er ſich berufen, der Welt zu zeigen, daß er auch da wäre; und da einige Monate darnach auch ſein Oheim mit Tode abging: ſo kam er zu einem unermeßlichen Vermögen, und ward ein ganz anderer Menſch. Nun hielt er ein glänzendes Haus, hatte Bedienten, Pferde und Hunde die Menge, gab koſtbare Mahlzeiten, hatte im Keller die beſten alten Weine, und im Hauſe zwey junge Mätreſſen. Lauter Dinge, welche, wenn ein Verſtand ſonſt breit zu werden anfängt, ihn nicht ſchärfer zu ſchleifen pflegen.

Herr von Reitheim vergaß indeß bey ſeiner vornehmen Weltlebensart und bey ſeinem modiſchen Weltgenuſſe die Philoſophie nicht ganz und gar. Wir haben eben geſehen, daß er ſie brauchte, ſo wie die feinen Eſſer Aſſa fötida oder Kayennepfeffer, den Appetit zu ſinnlichen Ergötzungen wieder etwas zu ſchärfen. Außerdem konnte ſie ihm im Weltleben durch einige hingeworfene Worte zuweilen ein Anſehen der Superiorität geben, welches er auch nicht verſchmähte. Nur zum deutlichen Beweiſe, daß die Art der Lebensweiſe auch auf die Art der Philoſophie Einfluß hat, hatte er ſeine bisherige Philoſophie geändert, und war von aller öffentlichen Philoſophie nach und nach zur geheimen übergegangen. Die geheime Philoſophie ſcheint ſehr bequem auf die ſkeptiſche Philoſophie gepfropft werden zu können. Nicht eben auf die ſkeptiſche Philoſophie eines Aeneſidemus, welcher die Perfektibilität der menſchlichen Vernunft zum Grunde ſeiner Zweifel wider die Anmaßung derer nimmt, deren Kritik die Gränzen der menſchlichen Vernunft bis auf ein Haar beſtimmt zu haben meint, und ſie, damit ſie ja nicht weiter gehen ſoll, mit einem Verhacke ſpitzfindiger Argumentationen einzäunen will. Nein, auf diejenige ſkeptiſche Philoſophie, welche der menſchlichen Vernunft zu wenig zutraut und die Erkenntniß der deutlichſten Wahrheiten ungewiß zu machen ſucht, wird die geheime Philoſophie ſehr ſicher gepfropft, ſo wie paraſitiſche Pflanzen auf kränklichen Bäumen am beſten fortkommen. Hiezu kömmt noch, daß die Lebensart der großen Welt franzöſiſch iſt. Die geheime Philoſophie iſt aber zu uns von den Franzoſen gekommen. Dieß beweiſen ſelbſt denjenigen die nur das Öffentliche der geheimen Philoſophie kennen, die vielen Bücher voll geheimer Weisheit, womit uns die Franzoſen beglückt haben, ihr Mystère de la Croix, die große theoſophiſch-philoſophiſche Karte ihres getauften Juden Duchanteau, der gleich Chriſtus vierzig Tage zu faſten verſprach, und dadurch beynahe einen berühmten deutſchen Seher irre gemacht hätte. Das beweiſen noch viel andere Dinge mehr, als da ſind, die drey verlornen Kapitel der Bibel ihres Grafen Caglioſtro, die geheime Lehre ihrer Chanoines du St. Sepulcre auprès du Temple de Jerusalem, ihr Ordre de Chevaliers bienfaisans de la Cité sainte, und die tiefe Weisheit der Bücher Diadème des Sages, Des erreurs et de la verité und des Tableau des rapports entre Dieu et l'homme, und ſogar ihr Buch Thot und die Tours de passe passe ihres Sieur d'Eteilla. Die Franzoſen genießen des Glücks, zu den Großen der Erde und auch zu reichen und vornehmen Leuten vorzüglich Zutritt zu haben. Es giebt daher immer betriebſame geheime franzöſiſche Philoſophen, die in Deutſchland in der Stille herum reiſen, um dieſe Philoſophie bey denen welche ſie dazu geneigt und würdig finden, fortzupflanzen. Einer davon war der franzöſiſche Herr, der kürzlich des Herrn von Reitheim Schloß verlaſſen hatte. Er war in der Gegend an manchen Höfen herumgereiſet, und fing nun an, den Samen ſeiner geheimen Lehre in den Schlöſſern reicher Edelleute auszuſtreuen, wo er nur einen gutgedüngten Boden fand. So kam er auch zu Herrn von Reitheim, und verſchafte ſich bey ihm vielen Eingang. Er zeigte in den kräftigſten unverſtändlichſten Worten und Schriften alle geheime Wirkungen und Eigenſchaften der Natur in einem Zuſammenhange, der dem bisherigen Skeptiker, dem keine menſchliche Philoſophie genug gethan hatte, außerordentlich einleuchtend ſchien, weil er dieſen Zuſammenhang glaubte. Sobald der franzöſiſche Pythagoras ſo viel gewonnen hatte: fand er nun offenes Feld für das Anpreiſen der geheimen Künſte die er beſaß, um alle Kräfte der Natur zu regieren und zu beliebigen Zwecken anzuwenden. Die geringſte Kunſt war, die unedlen Metalle in edle zu verwandeln. Dieſe machte auf Herrn von Reitheim auch nur den geringſten Eindruck; denn ſein Vater und ſein Oheim hatten ſchon dafür geſorgt, daß er nicht wohl mehr ausgeben konnte, als er einnahm, zumal da er nicht hoch ſpielte und nur wenig baute. Er gehörte zu den genügſamen Philoſophen, welche das Geld, das dem Weiſen ſo verächtliche Ding, geringſchätzen, ſo lange ſie nur ſo viel davon haben, als ſie mit aller Macht verzehren können. Hingegen hatte der franzöſiſche Herr einige andere geheime Wiſſenſchaften zu verleihen, welche die Aufmerkſamkeit unſers deutſchen Barons aufs äußerſte erregten. Darunter war beſonders die Art, aus gewiſſen Steinen und Kräutern ein Elixir zu ziehen, wodurch die Geſundheit bis ins ſpäteſte Alter erhalten und ſodann dem Alter wieder jugendliche Kräfte gegeben werden ſollten. Dieſe Kunſt wünſchte unſer Baron ſehr zu beſitzen, und nicht ohne Urſache. Jener Römer, welcher einige ſiebenzig Jahr alt ward, ließ auf ſein Grab ſetzen: »Er habe ſieben Jahre gelebet;« denn er rechnete nur diejenigen Jahre, die er der Freude und der Weisheit hatte widmen können. Unſre jungen Leute, die bloß für das Vergnügen daſeyn wollen, leben geſchwinder. So war auch Herr von Reitheim in den anderthalb Jahren, wo er durch ſeine großen Einkünfte ſein Leben hatte genießen können, um gute zwanzig Jahre älter geworden. Daher ſah er wohl ein, wenn er noch länger ſo fort genießen wollte — und er wollte nichts anders — müſſe er bald übernatürlicher Hülfe nöthig haben.

Es lehret die veraltete Wolfiſche Philoſophie, daß nichts in der Welt ohne zureichenden Grund geſchieht; und eine unveraltete Welterfahrung will bemerkt haben, daß die vornehmen und reichen Leute, was ſie thun, mehrentheils nur um ihrer ſelbſt willen thun. Daher war auch hier der wahre Grund, warum der Herr Baron von Reitheim den Doktor Anſelm ſo freundſchaftlich zu ſich berief, nichts anders, als allein der Vortheil des gedachten Barons. Derſelbe hatte (wie geſagt) angefangen, ſich in die geheime Philoſophie zu verſenken, durch welche die tiefſten Tiefen der Natur ergründet werden, und ſogar das Unmögliche möglich gemacht werden kann. Es ſcheint aber faſt, als wolle die Natur die großen Geiſter foppen, welche ſo tief in ſie einzudringen ſtreben; denn ſie läßt durch ihre geheimen Ergründer das minimum zur einzigen Quelle des maximum machen. Die geheimen Philoſophen; ob ſie gleich alle auf Vernunft gegründete Wiſſenſchaften verachten, und beſonders von der Chemie die mit Tiegel und Kohlen umgeht, mit großer Geringſchätzung reden, müſſen doch dieſe gemeine Chemie lernen und brauchen, weil ſie ohne dieſelbe nicht fertig werden können. Dieſe Nothwendigkeit erkannte auch der Sieur Raphael Gabriel de Mont-lune, und wollte daher in dem Schloſſe des Herrn von Reitheim ein Laboratorium errichten. Dazu ſchlug er aber vor, einen Laboranten aus Frankreich kommen zu laſſen, der eben ſo wie er, nebſt dem ganzen Vorrathe von Geräthſchaften, welche auch von Paris aus der rue de la Sourdière verſchrieben werden ſollten, dem Herrn von Reitheim ſehr hoch würde zu ſtehen gekommen ſeyn. Dieſer hatte hingegen keine Luſt zu einer ſo großen Ausgabe. Denn der Sieur de Mont-lüne hatte ſchon von Herrn von Reitheim verſchiedene artige Sümmchen bekommen für Einweihung in verſchiedene Ceremonien, und Mittheilung verſchiedener Schriften, geſchrieben theils in Chiffern und hierographiſchen Charakteren die niemand leſen, theils in Worten die niemand verſtehen konnte. Ob nun gleich Herr von Reitheim immer noch nach dem Sinne der Schriften ſuchte: ſo lag ihm doch auch dabey die ſtarke Bezahlung am Herzen; und er ſetzte ſich alſo wegen des anzulegenden Laboratoriums mit dem Sieur Raphael-Gabriel dahin in Traktaten, ob es nicht, zur Erſparung der Koſten, in Deutſchland ſelbſt könne angelegt werden; wozu ſich aber der Sieur gar nicht hatte verſtehen wollen. Eben zu dieſer Zeit ging Anſelms Brief ein. Herr von Reitheim glaubte, an ihm ſeinen Mann gefunden zu haben; denn er zweifelte nicht, ein Doktor der Arzneygelahrtheit werde die Chemie verſtehen, und glaubte ein Anſehnliches zu erſparen, wenn er ihn beym Laboratorium brauchte. Daher erfolgte die freundſchaftliche Einladung zu ihm zu kommen, welche Anſelm, gutwillig genug, theils der Freundſchaft theils der Liebe zur ſpekulativen Philoſophie zugeſchrieben hatte.

Welch einen Meiſterſtreich auch Herr von Reitheim dadurch glaubte gemacht zu haben, daß er den Doktor Anſelm zwiſchen ſich und dem Sieur de Mont-lüne ſetzte: ſo gelang es doch nicht. Gedachter Sieur weigerte ſich ſchlechterdings einen Dritten in die Geheimniſſe einzuweihen. Er drohte, Herrn von Reitheim ganz zu verlaſſen, an welchen er aber noch wegen ihrer geführten Geſchäfte große Forderungen machte; wogegen der Baron glaubte, für ſein Geld viel zu wenig empfangen zu haben. Darüber entſtand unter ihnen ein großer Streit. Der Baron ſagte endlich dem Sieur geradezu: er werde ihn nicht von der Stelle laſſen, bis er von ihm die verſprochnen Geheimniſſe erhalten habe, und wenn er Miene mache, heimlich wegzugehen; ſo werde er ohne weitere Umſtände ins Loch geworfen werden. Er hatte, da er die Parforcejagd nicht abſchlagen konnte, wirklich den Franzoſen unterdeſſen der Aufſicht von ein paar Bedienten übergeben, die ihn nicht einen Augenblick aus den Augen ließen. Allein der Sieur Raphael-Gabriel war auch weit entfernt, heimlich davon zu gehen; denn er war nicht nur ein Mann von Ehre, und in Frankreich mit Herren aus den erſten Häuſern, beſonders mit dem Dûc d'Orleans und dem Dûc de Pequigny in genauer Verbindung; ſondern er hatte ja vom Herrn von Reitheim noch eine große Summe zu fordern, welche er gar nicht Willens war im Stiche zu laſſen. Herr von Reitheim eilte um dieſer Sache willen von der Jagd zurück; und da entſtand der große Streit unter ihnen, indem der Eine nicht mehr Geheimniſſe, der Andere aber nicht mehr Geld herausgeben wollte. Endlich weil Herr von Reitheim das Hauptgeheimniß nicht entbehren konnte, ward der Vergleich dergeſtalt geſchloſſen, daß der Sieur das Geheimniß, wie im Alter wieder jugendliche Kraft zu erlangen ſey, herausgab. Freylich nur in Chiffern und hierographiſchen Charakteren: denn anders hatte ers nicht; doch war der Schlüſſel dabey, der nur den kleinen Fehler hatte, daß er bloß dem Eingeweihten verſtändlich war. Dabey zeigte ſich der Sieur ſo billig, ſeine rechtmäßige Forderung von fünftauſend Gulden bis auf zweytauſend ſchwinden zu laſſen, welche er, wie ſchon oben erzählt worden, erhielt, und damit in Frieden abzog.

Herr von Reitheim, welcher der immer wiederholten Geldforderungen des Franzoſen längſt überdrüßig war, glaubte nun einen guten Handel gemacht zu haben, da er doch die Hauptſache erhalten hatte. Denn er zweifelte gar nicht, daß zwey ſo gelehrte Leute, wie Anſelm und er, die Charaktere mit Hülfe des Schlüſſels würden entziffern können. Und wenn nur erſt das Laboratorium errichtet wäre: ſo hatte er ſich vorgenommen, die vorgeſchriebnen Verſuche ſo oft wiederholen zu laſſen, daß dasjenige, was in den Vorſchriften etwa noch dunkel ſeyn möchte, durch die geprüfte Erfahrung endlich deutlich werden müßte.

Allerdings recht ſchlau ausgeſonnen. Das Schlimme war nur, daß er in Anſelmen gar den Mann nicht fand, durch welchen er ſeine Abſichten ausführen konnte. Anſelm hatte überhaupt auf der Univerſität unter allen Kollegien die mediciniſchen am wenigſten beſucht, von der Chemie aber gar nichts gehört, und bey ſeiner völligen Abneigung von allem was unter praktiſche Handgriffe gehört, noch viel weniger jemals den Gedanken gehabt, bey einem Chemiſchen Verſuche Hand anzulegen. Dabey ſchien ihm die geheime Philoſophie, von deren Exiſtenz er nur erſt jetzt einen Begriff zu bekommen anfing, ſo etwas ganz ungereimtes, daß er gar nicht abſehen konnte, wie Herr von Reitheim daran glauben mochte; und er ſelbſt hatte auch nicht den geringſten Trieb, ſich damit zu beſchäftigen.

Viele ſyſtematiſche Philoſophen werden ganz betroffen, wenn ſie etwas von der geheimen Philoſophie hören, und bilden ſich wohl gar ein, die Leute, welche ſich mit einer verborgenen Wiſſenſchaft beſchäftigen, durch die das Innerſte der Natur und alle ihre Kräfte aufgedeckt werden ſollen, müßten ganz oder halb verrückt ſeyn. Nun wollen wir zwar die geheime Philoſophie hier nicht vertheidigen. Die Kräfte der Natur, die nur ſie allein entdeckt hat, mögen nicht weit her ſeyn; ſie möchte denn etwa in der Kraft, reiche und mächtige Menſchen zu beherrſchen, beſtehen, welche aber den Ungeweihten nicht entdeckt wird. Doch jedem ſein Recht! Man ſieht, daß der Baron von Reitheim ſonſt ein ganz geſcheuter und ſogar ein weltkluger Mann war; und ſo ſind gewiß viele andere Anhänger der geheimen

Philoſophien. Vielleicht ſind dieſe ſogar mancher öffentlichen Philoſophie nicht ſo unähnlich, als man glauben möchte. Man kann über geheime Philoſophie ganz fein räſonniren, ſo gut, wie über irgend eine öffentliche. Der Suchende glaubt in der geheimen Philoſophie oft etwas Wahrheitsähnliches gleichſam mit Händen zu ergreifen; aber freylich, er greift nie wirklich. Das Treffendſte. aber auch das Schlimmſte, was man von ſolcher geheimen Philoſophie ſagen kann, iſt: ſie gründe ſich auf willkürlich angenommene Grundſätze, woraus die Folgerungen durch Trugſchlüſſe geſchehen. Das mag nun ſeyn! Aber wäre es mit keiner Art von öffentlicher Philoſophie jemals auch ſo beſchaffen geweſen? Wenigſtens die Anhänger des einen Syſtems ſagen es immer von dem entgegengeſetzten. Auch iſt kein geheimer Philoſoph zu widerlegen; denn ſowohl ſeine Grundſätze als ſeine Erfahrungen gehen dicht neben oder über oder unter der Vernunft weg.

Dieſes ſchwere Geſchäft wollte unſer dicker Mann gleichwohl unternehmen, ſobald ihm Herr von Reitheim ſeine Meinung von den geheimen Kräften der Natur und von den geheimen Mitteln, dieſe Kräfte zu bezwingen, mitgetheilt hatte, und ihm zu dieſem Behufe die in ſehr ſchönem Franzöſiſchen geſchriebene kräftig dunkle Auseinanderſetzung derſelben, welche er vom Sieur Raphael-Gabriel erhalten hatte, vorlas und mit gelehrten Anmerkungen begleitete. Anſelm war darüber ganz außer ſich. Er hätte ſeinem Herrn eher noch vergeben, wenn er die Gaſſendiſche, Karteſiſche, Leibnitziſche, Darjeſiſche, Federſche oder die revidirte Philoſophie angenommen hätte. Aber eine ſolche geheime franzöſiſche Philoſophie! Anſelm wollte den kürzeſten Weg gehen, und ſie mit den Waffen der kritiſchen Philoſophie angreifen. Aber er mochte Herrn von Reitheim immer von der Sinnenwelt und von der Verſtandeswelt der Dinge an ſich vorreden, mochte noch ſo deutlich ihm, ſogar mit den eigenen Worten der Kritik der Philoſophie, ſagen: Es fände keine Anwendung irgend einer Kategorie von der einen auf die andere Statt, und der Verſtand könne von allen ſeinen Begriffen keinen andern als empiriſchen, niemals aber einen transſcendentalen Gebrauch machen; alles half nichts. Zwar glaubte unſer dicker Mann hierdurch geſiegt zu haben; aber vergebens. Junker Reitheim hatte eine dritte Welt gefunden, die magiſche, eben die, in welche Junker Eckartshauſen in München, ein Mann von ſehr breitem Verſtande, durch einen Salto mortale hineingeſprungen iſt. In dieſer magiſchen Welt war Junker Reitheim ſo gut zu Hauſe, wie auf ſeinem eigenen Gute. Den Satz der Kantiſchen Philoſophie, daß zwiſchen der Sinnenwelt und der transſcendentalen Welt durch die Vernunft keine Brücke könne geſchlagen werden, wodurch Anſelm die geheime Philoſophie widerlegen wollte, nahm Junker Reitheim mit beiden Händen für ſich und ſeine geheime Philoſophie an; denn er wollte ja, eben wie Junker Eckartshauſen, ſich durch übervernünftige und widervernünftige, kurz durch unvernünftige Mittel einen Weg in jene magiſche Welt bahnen: aus welcher Urſache auch ſeit kurzem den Anhängern der Lavaterſchen Theologie die Kantiſche Philoſophie ſo ſehr zu gefallen ſcheint.

Anſelm mußte mehr, als einmal hören:

»Es iſt viel zwiſchen Himmel und Erden, wo»
»von unſere Schulphiloſophie nichts weiß.»

Er griff endlich zu verzweifelten Waffen. Er wollte die Gründe wider das Syſtem der magiſchen Philoſophie anwenden, die Herr von

Reitheim in einer vorigen Unterredung wider alle Syſteme angewendet hatte. Aber dieſer rief triumphirend und derb aus: »Die geheime »Wiſſenſchaft, Geiſter oder Kräfte zu bewegen, »zu verſetzen, in einen Raum einzuſchließen, »iſt kein Syſtem; ſie iſt Wahrheit.« Davon war er nicht abzubringen. Und ſeine Meinung hatte hier den Vortheil, welchen Reichthum über Armuth, vornehmer Stand über geringen, Unabhängigkeit über Abhängigkeit giebt. Ihr erſtaunt, deutſche Philoſophen, Magiſter und Unmagiſter, Profeſſoren oder Unprofeſſoren, mit oder ohne Rathstitel, daß dieſe Rückſichten auf philoſophiſche Meinungen einen Einfluß haben? Seht unparteyiſch um euch her auf die Behauptungen, die manche unter euch ſeit Kurzem über ſymboliſche Bücher, Einſchränkung der Aufklärung, Vorzüge des Adels, bürgerliche Freyheit, und wer weiß ſonſt noch worüber, bekannt gemacht haben!

Anſelm kam bey dieſer Lage der Sachen überhaupt ſehr zu kurz. Es iſt natürlich, daß er ſich durch ſeine heftige Widerlegung der unergründlichen geheimen Philoſophie ſeinem Herrn nicht empfahl: und da derſelbe ihn nicht zum chemiſchen Laboranten brauchen konnte, ſo kam die Reue, ihn berufen zu haben, bald nach der That. Indeß konnte Herr von Reitheim — obgleich gegen ihn ziemlich kalt geworden — ihn doch nicht verſtoßen. Er ließ ihn alſo bey ſich wohnen und mit ſich eſſen, ſchwatzte auch wohl zuweilen ein Stündchen mit ihm, wenn er ſonſt nichts Beſſers wußte. Aber in Kurzem ſank unſer guter dicker Mann zu der Klaſſe von Leuten herunter, die ſich bey reichen Leuten ſo gewöhnlich finden, als Milben im Käſe, und eben wie dieſe an ihnen nagen. Dieſe Leute werden von den Engländern mit einem höflichen Ausdrucke gefällige Freunde, und mit einer derben aber ausdrucksvollen Benennung Kröteneſſer genannt; denn dieſe gefälligen Freunde ſind hauptſächlich dazu beſtimmt, die üble Laune des Patrons zu verſchlucken.

Anſelm hatte ein zu feines Gefühl, um nicht das Niedere dieſer Lage zu empfinden. Er dachte oft mit bitterer Reue nach Baals und Elberfeld zurück, und konnte ſich nun nicht verbergen, daß er an allem, was ihm widerfuhr, durch eigenen Leichtſinn und eigene Unbedachtſamkeit Schuld ſey. Indeß litten doch auf keine Weiſe ſeine Umſtände, dieß Haus freywillig verlaſſen zu können. Wo ſollte er hin? Er ſah alſo zum erſtenmale in ſeinem Leben die Nothwendigkeit ein, unvermeidliche Übel ertragen zu müſſen, und nicht das zu thun, was man am liebſten wollte; ſondern das, was nach den Umſtänden das Beſte ſeyn kann. Er überlegte nun, daß doch wirklich Herr von Reitheim ihn zu der Abſicht nicht brauchen konnte, weßhalb er ihn hatte kommen laſſen; daher beſchloß er, ſich dadurch zu empfehlen, daß er ſich nützlich machte.

Seine Klugheit, wovon er ſich immer noch eine ziemliche Gabe zutraute, gab ihm ein, er werde ſich das Vertrauen ſeines geweſenen Freundes wieder erwerben, wenn er ihm über dieſes und jenes freundſchaftlichen Rath ertheile. Denn er hatte freylich ſo wenig Weltkenntniß, zu wähnen, von der vorigen Univerſitätsfreundſchaft ſey noch etwas übrig geblieben.

Er machte alſo Herrn von Reitheim aufmerkſam auf verſchiedene Unordnungen in ſeinem Hausweſen, und zeigte ihm wohlmeinend, wie dem abzuhelfen ſtehe. Der Leibjäger, welcher ſehr viel galt, that manchen Perſonen im Hauſe Unrecht, und bereicherte ſich mit dem Schaden ſeines Herrn. Die beiden Jüngferchen und der Charadenmacher ſpotteten über

Herrn von Reitheim, wenn er abweſend war. Alles dieſes entdeckte ihm Anſelm, und glaubte gewiß, dadurch ſich zu empfehlen; aber ſeine Klugheit führte ihn unglücklicher Weiſe abermal irre.

Der Leibjäger war der Favorit des gnädigen Herrn; dieſer wollte ihm nun einmal trauen, und that nichts ohne deſſen Rath. Die andern drey Perſonen waren ihm in ſeiner Indolenz nothwendig, Anſelm hingegen überflüſſig; wie konnte dieſer gegen jene Recht haben? Herr von Reitheim hörte ſeine wohlgemeinten Nachrichten gähnend an, ſagte trocken: Dieſe Bemerkungen wären bloß Einbildungen; erzählte ſie aber doch den andern Perſonen wieder. Die Sache hatte alſo bloß den Erfolg, daß Herr von Reitheim gegen unſern armen dicken Mann noch kälter ward und ihn ſelten würdigte mit ihm ein Wort zu ſprechen, und daß die andern ſeine Feinde wurden, und nicht unterließen, ihm bey allen Gelegenheiten Verdruß zu verurſachen.

Anſelm brachte den Reſt des Winters und einen Theil des Frühlings in der traurigſten Lage zu. Wohin er ſeine Augen richtete, entdeckte er auch nicht die geringſte Ausſicht zu einer glücklichen Veränderung für ihn. Er war darüber beynahe troſtlos, zumal da ihn die Neckerey im Hauſe immer unerträglicher fiel. Eines Tages, als er ſich wirklich der Verzweiflung nahe fühlte, ließ ihn Herr von Reitheim rufen, welches lange nicht geſchehen war. Er ſagte ihm ganz kalt: »Herr Sekretar! Sie ſehen ſeit einiger Zeit immer mißmüthig aus, und ſcheinen ſich in meinem Hauſe nicht zu gefallen. Ich habe doch mit Ihnen immer Geduld gehabt, ungeachtet ich Sie nicht brauchen kann: denn der Briefe ſind bey mir eben ſo viel nicht zu ſchreiben; und daß ein Doktor der Arzneygelahrtheit ſo unwiſſend ſeyn ſollte, nichts von der Chemie zu verſtehen, hätte ich nicht gedacht. Indeſſen denke ich zu billig, um Sie ganz zu verſtoßen. Ich ſuche Ihnen nützlicher zu werden, als Sie mir geweſen ſind. Ich habe Ihretwegen an meinen Oheim, den Miniſter am ***ſchen Hofe geſchrieben. Er verſpricht mir in einem Briefe, den ich eben erhalte, Sie auf meine Empfehlung in eine Stelle bey der Feder zu placiren, will Sie aber erſt perſönlich ſehen. Reiſen Sie zu ihm. Er verlangt Sie heute über acht

»Tage gegen Mittag auf ſeinem Gute ** zu »ſprechen. Machen Sie alſo, daß Sie gegen die »Zeit dort ſind. Leben Sie wohl! Suchen Sie »ſich nützlich zu machen, und die Kenntniſſe zu »erwerben, die Ihnen noch fehlen. Und, apro»pos! Hüten Sie ſich vor Klatſchereyen, und »halten Sie guten Frieden mit den übrigen Do»meſtiken im Hauſe. Adieu!« Hiemit gab er mit einem gnädigen Kopfnicken das Zeichen zum Abſchiede.

Anſelm war nicht wenig betroffen über die Art, wie ihm ſein Abſchied angekündigt ward; aber über den Abſchied ſelbſt war er hochlich erfreut. Er war in dieſem Hauſe tief gedemüthigt worden. Nun konnte er die Zeit kaum erwarten, bis er ſich durch Fleiß und Thätigkeit wieder emporſchwänge, welches er bey einem Miniſter, der, wie er wußte, einſichtsvoll war und großen Einfluß hatte, leicht zu bewirken hoffte. Mit dieſer angenehmen Ausſicht ward ſeine Einbildungskraft ſogleich erfüllt; ſein ehemaliger Frohſinn, der ihn einige Monate lang verlaſſen hatte, kehrte zurück, und er konnte vor Freuden die ganze Nacht nicht ſchlafen.

Dieſe Freude ward den folgenden Tag etwas gedämpft, da er vom Herrn von Reitheim ſeinen Gehalt verlangte, wovon er noch gar nichts bekommen hatte, und ganz trocken zur Antwort erhielt: „Er habe ihm in ſeinem Briefe nichts verſprochen, ſondern ſich mit dem Gehalte nach der Brauchbarkeit richten wollen. Da er aber zum Hauptzwecke, warum er berufen ſey, nicht brauchbar geweſen: ſo glaube er ihn durch die bisherige freye Unterhaltung für ſeine wenigen Dienſte genugſam belohnet zu haben; und nun habe er ihm ja eine Empfehlung an einen Miniſter gegeben, welches eigentlich das geweſen wäre, was er von ihm verlangt hätte.“ Anſelm würde zu ſein gedacht haben, um auf einer Forderung zu beſtehen, die ihm auf eine ſo unbillige Art verſagt ward. Aber die Nothwendigkeit zwang ihn abermal, um Bezahlung ſeines Gehalts anzuhalten; denn er hatte ſeine wenige Baarſchaft ausgegeben, und ſchlechterdings kein Geld zur Reiſe. Aber nun ließ ihn der gnädige Herr nicht allein nicht rufen, ſondern da er ſich melden ließ, ward er nicht vorgelaſſen. Er ſah ſich durch die Noth endlich dahin gebracht, als le Empfindung des rechtmäßigen Unwillens zu unterdrücken, und mußte jetzt ſogar den Leibjäger um ſein Fürwort bitten, den einzigen Menſchen, welchen der gnädige Herr ſprach. Dieſer nahm nun Gelegenheit zu zeigen daß er Favorit ſey, und erlangte für unſern armen dicken Mann eine ganz kleine Summe, welche kaum hinreichte, eine Reiſe von vierzig Meilen zu thun. Mehr ſtand nicht zu erhalten, außer daß ihm Herr von Reitheim noch einen Brief an ſeinen Oheim ſchickte, der ihn noch näher empfehlen ſollte. Anſelm hätte zwar ſein Reiſegeld vermehren können, wenn er ſich hätte entſchließen wollen, ſeinen eleganten Reiſewagen zu verkaufen. Das konnte er aber doch nicht von ſich erlangen. Er meinte, aus der Erfahrung gelernt zu haben, man werde in großen Häuſern hauptſächlich nach dem Außerlichen beurtheilt; und daher dachte er, ein Mann der bey dem Miniſter eine gewiſſe Rolle ſpielen ſolle, könne doch auf deſſen Gute nicht füglich auf dem Poſtwagen ankommen. Er eilte jetzt nur, ſeinen jetzigen ihm ſo widerwärtigen Aufenthalt zu verlaſſen, und reiſete gleich den folgenden Tag ab, zumal da er keine Stunde zu verlieren hatte, wenn er zur beſtimmten Zeit ankommen wollte. Bey ſeiner Abreiſe widerfuhr ihm noch das unvermuthete Glück, ſich dem gnädigen Herrn von Reitheim auf einen Augenblick zu empfehlen. Denn derſelbe hatte eben einen Poſtzug von vier braunen Engländern gekauft, und wollte mit ihnen zur Probe ausfahren.

Ende des erſten Bandes.

Geſchichte
eines
# dicken Mannes

worin
drey Heurathen und drey Körbe
nebſt
viel Liebe.

Zweyter Band.

Mit Königl. Preuß. Kurbrandenburgiſchen
und Kurſächſiſchen Freyheiten.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai.
1794.

Geſchichte
eines
# dicken Mannes.

Zweyter Band.

Drey und zwanzigſter Abſchnitt

Anſelm wird einem großen Staatsmanne vorgeſtellt, und durch deſſen Protektion befördert.

Das letzte Zeichen des gnädigen Wohlwollens, das der ehemalige philoſophiſche Freund unſerm dicken Manne aus ſeiner Birutſche zunickte, machte dieſen eben nicht glücklicher. Sein Herz ward ihm leichter, als er das Schloß des Herrn von Reitheim nicht mehr ſah. Die Erniedrigungen, die er daſelbſt hatte dulden müſſen, drückten ſchwer auf ſeine Einbildungskraft. Deſto mehr freute er ſich, nun eine ehrenvollere Lage vor ſich zu ſehen.

Er reiſete Tag und Nacht; denn ſonſt hätte er nicht zur beſtimmten Zeit ankommen können. Aber in einem Städtchen, etwa drey Meilen von dem Gute des Miniſters, hielt er Nachtlager, um nicht daſelbſt ganz in der Frühe einzutreffen. Da er zum Mittage beſtellt war: ſo erſah er daraus, daß er zur Tafel kommen ſollte, und ſchloß aus dieſer Attention eines ſo großen Mannes gegen ihn ſchon einigermaßen auf deſſen günſtige Geſinnungen. Um nun anſtändig zu erſcheinen, ſtand er ſehr früh auf, ließ ſich friſiren, zog ſein beſtes Kleid an, und fuhr alsbald fort, damit der Miniſter, der ihm vermuthlich über mancherley würde Befehle zu ertheilen haben, noch vor der Tafel mit ihm darüber ſprechen könne. Sollte derſelbe aber etwa auf ſeinem Gute (wohin er vermuthlich, um von ſeinen Staatsgeſchäften auszuruhen, ſich mochte begeben haben) bloß auf der Serviette ſpeiſen; ſo war es auch möglich, daß er ihn bey der Tafel von den Gegenſtänden unterrichtete, wobey Er ihn zu gebrauchen dächte. Genug, unſer dicker Mann wollte ſich nicht vorwerfen laſſen, daß er allzuſpät käme. Übrigens that ſich ſein Herz auf, bey dem ſchönen Morgen, und bey der vortheilhaften Anſicht: weil er nicht zweifelte, durch einen Miniſter, von dem er wußte, er habe das Herz des Fürſten in Händen, und an den er von ſeinem Neffen ſo ſtark empfohlen war, in eine Lage verſetzt zu werden, wo er einen ausgedehnten Wirkungskreis, für Viele Gutes zu thun, erhalten werde: eine Idee, die immer noch ſeine Einbildungskraft mit Macht anfeuerte. Er ſah freylich wohl ein, es könne ihm von mißgünſtigen Leuten manches in den Weg gelegt werden; dagegen aber fühlte er wieder, in dem Hauſe des Herrn von Reitheim, ſo klein auch der Zirkel geweſen war, dennoch große Fortſchritte in der Menſchenkenntniß gemacht zu haben.

Bey dieſer Gelegenheit fing unſer dicker Mann zuerſt an, ganz unphiloſophiſcher Weiſe einige Zweifel zu faſſen, ob wohl die theoretiſche Philoſophie, auf die er bisher einen ſo großen Werth geſetzt hatte, auch im Laufe der Welt anwendbar ſey? Er hatte hierin Unrecht; denn die kritiſche Philoſophie hat ja deutlich bewieſen: die Theorie, wenn nur ganz vollſtändig, ſey allemal auch praktiſch anwendbar. Wir möchten uns zwar beynahe unterwinden, von dieſer an ſich unumſtößlichen Regel das Heurathen und das Bierbrauen auszunehmen, wobey man mit der Theorie nicht ganz auslangen dürfte. Sonſt iſts freylich gewiß, daß bey den wichtigſten Gegenſtänden im Handlungs- und im Finanzweſen, in der Politik und der Regierung der Staaten, beſonders aber in der Arzneykunde, (obgleich derſelben Theorie nicht auf den

Pflichtsbegriff gegründet zu ſeyn ſcheint, ſo wie jene,) nur allein durch eine vollſtändige Theorie die glücklichſte Praxis an die Hand gegeben wird. Ein Beyſpiel iſt der berühmte Mirabeau, welcher in dem einzigen Jahre, da er ſein unſterbliches Werk über die Preußiſche Monarchie ſchrieb, derſelben ein viel größeres Glück aus bloßer vollſtändiger phyſiokratiſcher Theorie zugewendet hat, als Friedrich der Große derſelben in ſechs und vierzig Jahren einer bloß praktiſchen Regierung hat verſchaffen können. Eben ſo ſieht der berühmte Herr Etatsrath von Schirach immer ſehr genau voraus, was in der politiſchen Welt vorgehen wird, nicht etwa, wie einige Verläumder ausſprengen, durch Zauberey und Verſtändniß mit dem Fürſten der Finſterniß; ſondern aus einer vollſtändigen Theorie, in welcher auch die allerkleinſte Friktion der politiſchen Maſchine theoretiſch berechnet iſt. Ein noch auffallenderer Beweis der Richtigkeit des obigen philoſophiſchen Satzes iſt der berühmte Herr Doktor und Geheime-Hofrath Girtanner. Derſelbe hat eine gewiſſe leidige Seuche, auf eine ganz neue Art, aus dem Grunde kuriren gelehrt, und zwar durch bloße Theorie, indem ſeine wichtigen Bemühungen um die neueſte europäiſche Politik ihm noch nicht erlaubt haben, ſich eigentlich der mediciniſchen Praxis zu widmen.

Die Zweifel unſers dicken Mannes in Anſehung der theoretiſchen Philoſophie kamen daher, weil er vermuthete, er werde jetzt mit Staatsſachen, die ihm noch neu wären, ſich beſchäftigen ſollen. Er ſah ein, daß er dabey hin und wieder mit gewandten Weltleuten werde zu thun haben, welche gewöhnlich die philoſophiſche Kritik nicht anzuwenden wiſſen; und daher meinte er, etwas zu furchtſam, es könne doch vielleicht die Theorie, durch welche er bisher hatte alles im Voraus durch Schlüſſe erforſchen, und ſich darnach richten wollen, unter dieſen Umſtänden nicht ganz hinlänglich ſeyn. Er nahm ſich alſo vor, mit Bedacht zu Werke zu gehen, die Erfahrung zu Rathe zu ziehen, und kein ſchickliches Mittel ungebraucht zu laſſen, um die wohlthätigen Zwecke zum Beſten des Landes, wozu er gebraucht zu werden hoffte, zur Wirklichkeit zu bringen. Die Erfahrung, für die er jetzt anfing einige Hochachtung zu hegen, hatte ihn gelehrt, daß man nicht allemal geradezu wirken könne, ſondern oft durch indirekte Wege zum Ziele gelangen müſſe. Jetzt ſchien ihm ſelbſt, er habe den Charakter des Herrn von Reitheim vorher ganz unrichtig beurtheilt; und er erinnerte ſich, daß der Leibjäger, den er ſo gering geſchätzt hatte, ihm am Ende allein zu einer für ihn wichtigen Forderung helfen konnte. Er nahm ſich alſo vor, niemand gering zu ſchätzen, weil er nicht wiſſe, wo er ihn möchte nöthig haben; beſonders aber den Charakter des Miniſters zu ſtudiren, um nach deſſen Beſchaffenheit ſeine Maaßregeln zu nehmen.

Aber hier fiel ihm plötzlich ein, es wäre doch möglich, daß der Miniſter auch ſeine ſchwache Seite habe, und ſich ſo wie ſein Neffe, von irgend einem Jäger oder Kammerdiener regieren laſſe. Da warf nun unſer dikker Mann die theoretiſche Gewiſſensfrage auf: ob es ſich für einen Mann, wie er jetzt eben werden ſollte, ſchicken würde, mit ſolchen Leuten eine Art von Freundſchaft zu halten, und ſich ihrer zur Erlangung ſeiner Zwecke zu bedienen? Er war anfänglich etwas unſchlüſſig, zumal da die neueſte Moralphiloſophie nichts von Kolliſionsfällen und von dem was man ſonſt Nothrecht nannte, wiſſen will, ſondern bloß auf unbedingte Pflichten dringt; indeß halfen ihm doch ſeine kritiſch-moraliſchen Principien, vereinigt mit ſeiner geprüften Erfahrung, glücklich aus dem Handel. Er fand, es ſey einigermaßen für einen Mann wie Er erniedrigend, doch aber auch nothwendig, mit Klugheit in der Welt zu Werke zu gehen, und niemand, der zu brauchen ſtehe, gering zu achten. Er ſetzte alſo bey ſich feſt: daß, da man die Menſchen nehmen müſſe wie man ſie haben könne, man auch dergleichen geringe Perſonen brauchen dürfe, um durch ſie bey Höhern gute Zwecke zu betreiben. Doch da er feſt entſchloſſen war, die Maximen aller ſeiner künftigen Handlungen ſollten allgemeine Geſetze werden können, nahm er ſich feſt vor, wenn dergleichen Leute ſchlecht handelten, ihre ſchlechte Seite nicht zu guten Zwecken anwenden zu wollen, und alſo auf alle Weiſe in der vermuthlich wichtigen Laufbahn, die ſich jetzt für ihn eröffnete, jederzeit die Klugheit einer Schlange mit der Falſchloſigkeit einer Taube zu verbinden.

Indem er dieſen treflichen moraliſchen Entſchluß faßte, rückte er ſich in ſeinem engländiſchen Reiſewagen recht zuſammen; und in dem

Augenblicke ſtieß das linke Hinterrad gegen einen großen Stein. Die eiſerne Achſe zerſprang, und der Wagen lag mitten im Felde. Es war nicht gar weit bis zu einem Dorfe, wohin der Wagen, nachdem der Fuhrmann endlich die Achſe mühſam zuſammengebunden hatte, geſchleppt wurde; Anſelm und der Fuhrmann gingen zu Fuße nebenher. Aber der Schmid im Dorfe erklärte es für unmöglich, die Achſe unter ſechs bis acht Stunden herzuſtellen. So lange konnte unſer dicker Mann nicht warten; denn er hatte keine Zeit zu verlieren, um nicht zu ſpät bey der Tafel des Miniſters zu erſcheinen. Es blieb alſo nichts übrig, als einen Bauerwagen zu miethen, auf den alles Gepäck vom Reiſewagen gelegt ward, wo ſich dann Anſelm obendrauf ſetzte. Etwas koſtete es freylich ſeiner Eitelkeit, auf dieſem Fuhrwerke in das Schloß des Miniſters einzuziehen, der bey ſeiner Ankunft leicht am Fenſter ſtehen konnte. Auch ward ſeine Friſur vom Winde ein wenig zerſtört, indem das Dorf beynahe noch zwey Meilen entlegen war. Indeß tröſtete er ſich damit, daß ſolche kleine Unfälle jedem Reiſenden leicht begegnen können, und daß ſein ſchöner Wagen, wenn er den andern Morgen nachkäme, ſchon in die Augen fallen, und die Vermuthung erregen werde, er ſey kein gemeiner Sekretar.

Der Aufenthalt und das Umpacken hatte doch einige Zeit weggenommen, ſo daß er eben um zwölf Uhr ankam. Er ſagte gleich, wer er ſey, und verlangte Se. Excellenz zu ſprechen. Der Schweizer wies ihn nach dem Zimmer des erſten Kammerdieners, der ihn ſehr höflich empfing. Anſelm hatte aber kaum Zeit, ſeine Unfälle mit dem Wagen kurz zu erzählen; den Brief, welchen Herr von Reitheim ihm mitgegeben hatte, vorzuzeigen, und das Verlangen zu wiederhohlen, Se. Excellenz Dero Befehle gemäß gleich aufzuwarten; als der Kammerdiener ſchon erwiederte: »Se. Excellenz und die übrigen Herrſchaften ſäßen jetzt beym Spiele, und würden nachher gleich zur Tafel gehen; daher könne er jetzt nicht vorkommen. Nach Tiſche aber würden die Herrſchaften im Garten ſpaziren gehen, da wollten dann Se. Excellenz ihm Audienz geben. Indeß ſey Befehl da, daß er am Kammertiſche mitſpeiſen ſolle.« Der premier homme de chambre bot ihm zugleich verbindlich die

Hand, um ihn hinzuführen; denn die Kammerjungfern und Kammerdiener der gnädigen Herrſchaft und der gnädigen Gäſte waren eben im Begriffe, ſich zu Tiſche zu ſetzen, um hernach bey der Tafel und beym Kaffee ihre Aufwartung wahrzunehmen. Dieſe Einladung ſtach ſehr ab gegen die Vorſtellung, die ſich Anſelm von ſeinem Empfange beym Miniſter verſprochen hatte. Er war in der erſten Aufwallung ſeines Unwillens im Begriffe alles im Stiche zu laſſen, und ungeſſen wegzugehen. Theils ſah er aber wohl ein, er würde dadurch die ganze Ausſicht zu ſeiner anſehnlichen Beförderung verlieren, theils war er wirklich hungrig; und hätte er dennoch zurückreiſen wollen, ſo konnte er nicht, weil ſeine Pferde in der Schenke in den Stall gezogen waren, um gefüttert zu werden. Er ging alſo geduldig hin, um ſich gleich ſeinen Pferden füttern zu laſſen. Aber er war wie betäubt; denn er befand ſich in einer ganz neuen Welt. Die mit zierlicher Höflichkeit vermiſchte gemeine Vertraulichkeit ſeiner Tiſchgenoſſen mußte einem Manne unerträglich fallen, der ſo viel in guter Geſellſchaft gelebt hatte; und er verwünſchte bey jedem Biſſen den Leichtſinn und die Verſchwendung ſeiner Jugend, wodurch er nach und nach bis in dieſe Lage war gebracht worden. Nach Tiſche hatte er über eine Stunde lang die Höflichkeit der Kammerjungfern auszuhalten, welche ſeine Friſur, troz der vom Winde darin gemachten Verwüſtungen, nebſt ſeinen weißen ſeidenen Strümpfen mit ihrem Beyfalle beehrten.

Nachdem die Herrſchaften die Tafel verlaſſen hatten, ward er im Garten in einen Gang geſtellt, wo ſie vorbeygehen ſollten. Er ſah da eine ganze Prozeſſion von Herren mit Knotenperücken, und von ernſthaften alten Damen in ſteifen Andriennen, die ihn kaum bemerkten. Endlich erſchien der Miniſter, redete ihn zuerſt an, zwar etwas zurückhaltend, aber doch überaus höflich und mit einer zuvorkommenden Gnade, die bald unſers armen dicken Mannes Herz gewann. Er ward von Sr. Excellenz über verſchiedene Gegenſtände examinirt, und hatte das Glück, hohen Beyfall zu erhalten. Dieß machte ihm Herz zu ſagen: »Er hoffe in »jeden Wirkungskreis, welchen Se. Excellenz »ihm anzuweiſen geruhen würden, ſich zu ſchik»ken, und zu jedem Geſchäfte, das ihm, es ſey »auch in welchen Landesſachen es ſey, von

»Se. Excellenz aufgetragen werden möchte, »durch Fleiß und Thätigkeit ſich hineinzuar»beiten.«

Er war ein wenig betroffen, als Se. Excellenz erwiederten: »Ich verlange Sie nicht »für mich, ſondern für meine Schweſter, die »Abtiſſinn des freyen weltlichen Fräuleinſtifts »zu ***, welche einen Sekretar und Geſchäfts»führer bedarf. Das Stift iſt mit mancherley »Prozeſſen beladen. Beſſer würde es daher »freylich ſeyn, wenn Sie ein Juriſt wären. »Indeß da Sie guten Willen haben, Sich in »die Geſchäfte hineinzuarbeiten, und Sie nur »hauptſächlich mit den Advokaten und Proku»ratoren zu korreſpondiren und die Akten in »Ordnung zu halten haben: ſo werden Sie »ſich wohl darein finden.«

Anſelm erwiederte ſtammelnd: »Er hätte »gehofft, in Se. Excellenz eigene Dienſte zu »treten, und wolle auch jetzt noch unterthänigſt »darum anſuchen.« Der Miniſter aber erwiederte: »Dieß könne vielleicht einmal geſchehen, »wenn er ſich einige Jahre lang bey der Ab»tiſſinn werde gut aufgeführt haben. Jetzt »aber wäre keine Vakanz, und es wäre ihm »ohnedieß nur auf beſondere Empfehlung des

»Herrn von Reitheim dieſe Stelle konferirt »worden, ob er gleich kein Juriſt wäre.« Wahr iſts, der Herr von Reitheim hatte ihn auf eine Art empfohlen, welche die Beförderung ſehr erleichterte; denn er hatte in dem letzten Schreiben gemeldet, »Anſelm ſey jetzt in ſolcher Lage, »daß er auch mit dem geringſten Gehalte wer»de zufrieden ſeyn müſſen.«

Der Miniſter führte ihn nun ungeſäumt zu ſeiner Schweſter, der Abtiſſinn. Dieß war eine Dame zwiſchen ſiebenzig und achtzig Jahren, etwas unterſetzt und von breiten Kinnbacken. Sie hielt den Obertheil ihres Körpers ungefähr in einem Winkel, deſſen Grade, gegen die Fläche des Erdbodens gemeſſen, der Anzahl ihrer Lebensjahre gleich kam, und war etwas taub. Daher konnte ſie nicht wohl verſtehen was man ſagte; hingegen waren auch ihre Antworten eben nicht leicht zu vernehmen, indem Ihro Hochwürden und Gnaden aus Mangel der Zähne die Worte ziemlich mummelten. So viel war indeß aus ihrer Anrede an unſern ganz erſtaunten dicken Mann herauszubringen: »daß er ein ganz guter Menſch zu »ſeyn ſchiene, daß Sie ihn ermahne, ſich gut »aufzuführen, und ihn Ihrer Gnade verſi»chere.«

Die Figur der Frau Abtiſſinn mochte eben nichts beytragen, unſern dicken Mann von dem Mißvergnügen über ſeine ganz verfehlte Ausſicht zu heilen, da er anſtatt in die Dienſte eines vielgeltenden Miniſters in die Dienſte einer alten Frau treten ſollte. Er hatte ein paarmal auf der Zunge, ſich für ihre Gnade zu bedanken; und dieſelbe zu verbitten. Aber ſo ſehr er außer Faſſung war, bedachte er doch noch, daß ihm jetzt keine andere Wahl freyſtehe, zumal da er, außer ſehr wenigen Gulden in der Taſche, nichts im Vermögen hatte, als einen ſchönen engländiſchen Reiſewagen mit zerbrochener Hinterachſe, der zwey Meilen entfernt lag.

Er mußte ſich alſo ſchon ſeiner Abtiſſinn auf Gnade und Ungnade ergeben. Nach einem Aufenthalte von etwa acht Tagen auf dieſem Gute, welchen die Kammerjungfern unſerm dicken Manne möglichſt angenehm zu machen ſich bemühten, war der Beſuch der Hochwürdigen in Gott andächtigen Frau bey ihrem Herrn Bruder geendigt; und nun ging ihre Rückreiſe in Geſellſchaft ihres neuen Sekretars wieder die Ufer des Rheins hinab, und weiter, nach dem ein Paar Tagereiſen davon entlegenen Stifte. Der Herr Sekretar verkaufte vorher ſeinen eleganten Reiſewagen, das letzte Überbleibſel des großen Vermögens, das er von ſeinem Vater geerbt, und des kleinen, das er mit ſeiner Praxis erworben hatte; das letzte Überbleibſel von allen ſchönen Mobeln und Nippes, die ihm in Baals und in Elberfeld ſo manches Vergnügen gemacht hatten.

Außerdem, daß er die kleine Summe, die ihm dieſer Wagen einbrachte, jetzt zu mancherley nothwendigen Bedürfniſſen nicht wohl entbehren konnte, hatte er nun auch keinen Reiſewagen nöthig, indem er die Gnade genoß, einen Rückſitz in dem Wagen der Frau Äbtiſſinn einzunehmen. Er war da recht wohl verwahrt, ob ihn gleich, bey der damals etwas ſtarken Hitze im Julius, zuweilen einige Ängſtlichkeit anwandelte; weil wegen verſchiedener Flüſſe und Gichtknoten der Hochwürdigen Frau die hölzernen Fenſter nie geöffnet werden durften. Dieſes, und ſeine Gedanken, welchen er nachzuhängen alle Muße hatte, machte ſeine Reiſe nach dem Stifte nicht ſo angenehm, als ſeine Reiſe nach dem Gute des Miniſters. Seine Einbildungskraft ſtellte ſich lebhaft vor, was er geweſen, und was er jetzt war. Er verwünſchte abermals in Gedanken ſeinen Leichtſinn, ſeinen Müßiggang, ſeine Verſchwendung und ſeine eingebildete Klugheit, welche ihn aus dem beſten Wohlſtande in die jetzige unangenehme Lage, aus der glücklichſten Unabhängigkeit in eine beklemmte Abhängigkeit gebracht hatte. Er dachte mehrmal: »O Philipp! wär' ich geweſen, wie du! Ohne eingebildete Plane auf die Zukunft, arbeitſam, wirthlich, beſcheiden und zufrieden mit meinem Stande!«

Wenigſtens hatte er den guten Entſchluß, ſich ſeinen Freund Philipp zum Muſter zu nehmen und ſich geduldig in ſeine Lage zu ſchicken. Auch fehlte es ihm nicht an Gelegenheit, die Tugenden der Arbeitſamkeit und der Geduld auszuüben. Er fand ſich unter einer Menge verwirrter Akten und verwirrter Korreſpondenzen. Er mußte ſich, ſo ſauer es ihm ankam, einen Begriff davon machen, und die Prozeſſe in Ordnung und in Bewegung bringen. Es blieb ihm, um hiemit zu Stande zu kommen, anfänglich den ganzen Tag durch nicht Eine Stunde zur Erholung übrig. Zudem waren alle Gegenſtände, mit welchen er umgeben war, eben nicht unterhaltend. Die im Stifte befindlichen Fräulein waren zwar ſehr neugierig den fremden Ankömmling kennen zu lernen; aber ſie wollten unſerm dicken Manne nicht behagen. Sie waren theils etwas ältlich, theils ziemlich verwachſen, theils ein wenig kränklich; alle aber zufälliger Weiſe, welches ſich in Fräuleinſtiftern ſonſt gar nicht finden ſoll, etwas zänkiſch über Kleinigkeiten. Wenn ſie daher des Abends in Prozeſſion kamen, um vor dem Schlafengehen der Frau Abtiſſinn nach Stiftsgebrauche knieend die Hand zu küſſen: ſo wurden gewöhnlich auch Klagen vorgebracht, oder es entſtanden ſonſt etwas laute Wortwechſel, wobey der Herr Sekretar zuweilen auf Befehl der Frau Abtiſſinn etwas zu ſchlichten hatte. Denn er ſpeiſete hier nicht am Kammertiſche; ſondern hatte gewöhnlich die Gnade, zur Tafel der Frau Abtiſſinn gezogen zu werden. An der Unterhaltung gewann er hiebey eben nichts; denn die gnädigen Befehle, die etwas unvernehmlich herausgemummelt wurden, waren ziemlich ſchwer zu verſtehen, und die Ehrfurcht erlaubte nicht, ein Geſpräch ſelbſt anzufangen, wozu ſich auch eben nicht viel Gelegenheit zeigte.

Indeß war man mit unſerm dicken Manne zufrieden. Die Noth machte ihn thätig. Er lernte ſich endlich in ſeine Geſchäfte ſchicken; und, wie es brauchbaren Leuten geht, denen man, je mehr man ſie kennen lernt, mehr aufträgt: ſo fingen auch ſeine Geſchäfte an, unvermerkt mannichfaltiger zu werden.

Die Frau Abtiſſinn bekümmerte ſich ſehr wenig um alle ihre Stiftsfräulein, die ſie bloß ihre Oberherrſchaft, ſehr ſelten aber etwas von ihrer Gnade fühlen ließ; ein einziges Stiftsfräulein ausgenommen, welches mit der erſten Kammerjungfer die Gunſt der Hochwürdigen Frau theilte. Dieſe beiden Günſtlinge machten wieder den Herrn Sekretar zu ihrem Günſtlinge. Das Fräulein war ungefähr drey und dreyßig Jahre alt, grau von Augen, lang und hager, auch etwas geſpannt um die Gegend der Lippen, die, wenn ſie lachte, ihre ſchönen Zähne ſehen ließen, wovon nur ein Paar zur Seite das Anſehn abgeſchoſſener Bollwerke hatten. Nicht in die Zähne, ſondern in das Herz dieſes ſchönen Fräuleins hatte ein in einer benachbarten Stadt auf Werbung ſtehender Officier geſchoſſen, mit welchem ſie in einem verliebten Briefwechſel ſtand. Weil nun Leute vom Stande, ſelbſt in Angelegenheiten des Herzens, nicht anders als franzöſiſch korreſpondiren können, das Fräulein aber ihre ſeelenſchmelzenden Empfindungen in dieſer Sprache nicht innig genug auszudrücken wußte: ſo erſuchte ſie den Herrn Sekretar, als einen gelehrten Mann, ihre franzöſiſchen Liebesbriefe in Form zu bringen. Dieß vollführte er, obzwar ungern, doch ſo zu ihrem Wohlgefallen, daß es ungewiß iſt: wenn der Officier nicht ein Officier, dabey fünf Fuß neun Zoll hoch geweſen und zwey und dreyßig Ahnen gehabt hätte; ob nicht etwa unſer kleiner dicker Mann ihm ein gefährlicher Rival hätte werden können.

Das Kammerjüngferlein hingegen war freundlich und einnehmend, aber doch eigentlich nicht verliebt. Nichts weniger. Sie war eine Gönnerinn der Gelehrſamkeit, beſonders der ernſthaften; als dahin gehören moraliſche Betrachtungen, worin eingeſchärft wird; was jedermann ohnedieß thut, gelehrte Beweiſe ſolcher Dinge, an denen niemand zweifelt, oder ſolcher, die bey allen ſtrengen Beweiſen niemand glauben will, z. B. daß die ägyptiſchen Pyramiden aus Baſalt von ſelbſt hervorgewachſen wären, oder daß die Schöpfung der Erde den 18ten September Anno Null vor ſich gegangen ſey, und ähnliche gelehrte Unterſuchungen. Dieſes ſchöne Kind unterhielt unſern dikken Mann mit Gelehrſamkeit; denn ſie hatte ſich in die Leſegeſellſchaft eines benachbarten Städtchens eingekauft, woher ſie nicht etwa Romane und andere ſolche eitle Scharteken, ſondern gründliche Schriften erhielt. Da nun die Gelehrten hin und wieder Stellen in lateiniſcher oder andern Sprachen anzuführen pflegen: ſo bat ſie öfter den Herren Sekretar, ihr dieſe Stellen zu verdeutſchen, und beſchäftigte damit mehr von ſeinen wenigen Nebenſtunden als ihm lieb war; doch durfte er's nicht abſchlagen, weil ihm der Leibjäger des Herrn von Reitheim einfiel, den er zuletzt nicht hatte entbehren können.

Auf dieſe Weiſe ſtand unſer dicker Mann bey beiden Favoritinnen der Frau Äbtiſſinn in Gunſt, und kam folglich durch doppelte Empfehlung auch bey Ihr ſelbſt immer mehr in Gnaden. Sie ließ wöchentlich dreymal des Abends Betſtunde halten, welcher ihr ganzes Haus und ſo auch der Sekretar beywohnen mußte. Als nun einmal der Kapellan krank war, mußte Anſelm auf ihren Befehl verſuchen, aus Goezens Predigten vom jüngſten Gerichte, die eben damals in der Betſtunde im Gange waren, eine Predigt vorzuleſen. Seine vernehmliche Stimme, die gleich der letzten Poſaune in ihre tauben Ohren tönte, gereichte ihr ſo ſehr zum gnädigen Wohlgefallen, daß ſie ihm nun das Amt eines geiſtlichen Vorleſers ganz auftrug. Er erſchrak darüber, und glaubte ſelbſt vor dem jüngſten Gerichte zu ſtehen, wenn er die welken und breiten Geſichter vor ſich ſah. Die Sünden ſeiner Jugend fielen ihm allemal ſchwer aufs Herz, wenn er das Buch in die Hand nahm; aber die ihm dadurch erzeigte Gnade war nicht auszuſchlagen. Der Beyfall ſeiner Patroninn belohnte ihn auch; denn ſie faßte noch ein größeres Vertrauen zu ihm. Da es anfing zu verlauten, er ſey ein Arzt, und ſie im Herbſte, wie gewöhnlich, ein Vorbauungsmittel zu nehmen hatte, ließ ſie ſich dazu von ihm ein Recept verſchreiben. Die ganz trefliche Wirkung deſſelben ſetzte ihn noch viel feſter in ihrer Gnade, die ihm zwar von manchem im Stifte beneidet ward, aber dennoch nicht machte, daß ſein Herz ſich im Übermuthe erhob; ſo beſcheiden war er geworden!

Er war nun der Hochwürdigen Frau in

den drey obern Fakultäten, der theologiſchen, juriſtiſchen und mediciniſchen bedient. Nun wollte ſein günſtiges Schickſal, daß er auch in der vierten, in der philoſophiſchen, ihr Dienſte leiſten ſollte. Sie hatte eben damals eine Lieblingslektur an dem berühmten Werke: Karl von Karlsberg oder über das menſchliche Elend. Aus dieſem Buche las ſie, nachdem die Abende anfingen, lang zu werden, mit der Brille auf der Naſe täglich eine Stunde lang, mit innigem Vergnügen; denn ſie fand darin ausführliche Nachrichten, wie elend es in der Welt geworden ſey, ſeitdem ſie jung war. Sie theilte dieſes Vergnügen nicht nur mit ihrer Favoritinn, der Stiftsdame, ſondern auch mit ihrem Sekretar. Da in dieſem gelehrten Werke hin und wieder wiſſenſchaftliche Ausdrücke und Anſpielungen vorkommen: ſo mußte er ihr dieſelben erklären. Vermöge ſeiner redſeligen Natur wurden daraus nach und nach kleine Vorleſungen über das ſcharfſinnige Werk, welche der doppelt alten Frau und der halb jungen Stiftsdame mit den ſchönen Zähnen unbeſchreibliches Vergnügen machten. Ihm ſelbſt freylich nicht ſoviel; doch gereichten ihm dieſe philoſophiſchen Erläuterungen unter ſeinen übrigen Beſchäftigungen noch zum mindeſten Mißvergnügen, weil er darin wenigſtens doch ſeine eignen Ideen ausſpinnen konnte.

Indem dieß geſchah, ſchien ihm unter allen vier Fakultäten, die er jezt ſo rühmlich bearbeitete, ſeine Hauptfakultät, die medicinische, eine ganz unvermuthete Ausſicht zu ſeinem künftigen Glücke zu eröffnen.

Die Kammerjungfer, wie ſchon bemerkt, eine verſtändige Perſon, baute auf die vortheilhafte Wirkung, welche unſers dicken Mannes Arzney zur Reinigung des Leichnams der Hochwürdigen Frau gehabt hatte, einen Plan, von welchem ſie ſich ſehr viel verſprach. Nachdem ſie ein paar Wochen lang dem Herrn Sekretar freundlicher als jemals begegnet, und mit ihm ſogar, ſo wenig ſie ſonſt eine Freundinn von Gedichten war, zuweilen verliebte Lieder aus den Schwickertſchen Muſenalmanachen geleſen hatte: machte ſie ihn mit ihrem Plane bekannt. Er ſollte ſie heurathen. Zur Mitgabe wollte ſie ihn eine Beſtallung als Leibarzt bey der Hochwürdigen Frau auswirken. Sie rechnete ihm vor, daß dieſe nur noch wenige Jahre vor ſich habe, und daß ſie ſchon ſorgen wolle, daß ihnen beiden im Teſtamente eine lebenswierige Penſion vermacht würde, womit ſie dann ſich ganz bequem als ein Paar Turteltäubchen einrichten könnten.

Dieß war ein Vorſchlag, welcher unſerm dikken Manne billig hätte annehmlich ſeyn ſollen. Wir kennen ihn als ſchönen Mädchen ſehr ergeben. Nun war die Kammerjungfer weiß und roth, hatte blitzende Augen, und abgerechnet, daß das linke etwas ſeitwärts ſah, als wollte es nach der rechten Schulter blicken, die um ein ganz kleines wenig höher ſchien als die linke, ließ ſich an ihrer Perſon nichts ausſetzen Sie zählte noch nicht völlig neun und zwanzig Jahre, war klug, und noch gelehrt dazu. Dennoch fand ſie bey unſerm dicken Manne nicht Beyfall. Wir müſſen es nur zu ſeiner Schande geſtehen: Er hatte durch die Philoſophie noch ſo wenig die groben Vorurtheile bey ſich unterdrücken können, daß es ihn ſchimpflich dünkte, ein Mann wie er, ſolle eine Kammerjungfer heurathen, um ſein Glück zu machen, und noch dazu eine mit einer hohen Schulter. Er glaubte wohl noch ganz andere Ausſichten zu haben. Ihm waren die Worte des Miniſters unvergeſſen, daß er in deſſen Dienſte kommen ſolle, wenn er erſt eine Zeitlang zu der Abtiſſinn Zufriedenheit gedient hätte. Nun war man mit ihm zufrieden, und er hatte eben bey ſich überlegt, wie er den Miniſter bey Gelegenheit des neuen Jahres, das nur wenige Wochen entfernt war, an ſein Verſprechen erinnern wollte.

Er ſagte alſo der ſchönen Kammerjungfer mit aller Höflichkeit, er ſey noch nicht Willens, ſich zu verheurathen. Aber ſo höflich man auch eine ſolche abſchlägige Antwort geben mag, wird ſie doch ſelten wohl aufgenommen. Das ſchöne Kind gerieth darüber in einen Grimm, den man einer ſolchen Taube nicht hätte zutrauen ſollen, und fing von dem Augenblicke an, ſo ſehr ſeine Feindinn zu werden, als ſie vorher ſeine Freundinn geweſen war. Nunmehr ward durch den widrigen Einfluß dieſer erzürnten Schöne das Betragen der Abtiſſinn und aller Perſonen, die um ſie waren, ganz anders gegen unſern armen dicken Mann. Die Umſtände trafen ſich ohnedieß ungünſtiger gegen ihn, als er ſelbſt einſah. Das zärtliche Stiftsfräulein war von dem Werbeoffizier böslich verlaſſen worden, der eine reiche Erbinn bürgerlichen Standes geheurathet hatte; daher führte ſie jetzt gar keine franzöſiſche Korreſpondenz. Zwey der verwirrteſten Prozeſſe ſtanden, durch einen glücklichen Einfall eines Prokurators in Wetzlar, auf dem Punkte verglichen zu werden. Und da die gelehrte Kammerjungfer ſo ſchlau war, der Abtiſſinn über Stellen aus dem ſchönen Buche vom menſchlichen Elende ſelbſt täglich einige Auslegungen zu machen: ſo verſchwand nun auch das letzte, wodurch ſich unſer dicker Mann noch hätte nothwendig machen können. Es fiel alſo der rachſüchtigen Kammerjungfer nicht ſchwer, es dahin zu bringen, daß ihm, etwa vierzehn Tage nach der unbedachtſamen abſchlägigen Antwort, die Frau Abtiſſinn höchſtſelbſt in ganz gnädigen Ausdrücken bedeutete: Er möchte ſich gegen künftige Oſtern um ein anderes Unterkommen umthun, weil ſie alsdann ſeine Stelle ihrem Kammerdiener zugedacht habe. Dieſer ſchrieb wirklich eine leidliche Hand; rechnete auch etwas, indem er im ſiebenjährigen Kriege Friſör bey einem Kriegskommiſſar geweſen war. Er hatte, um die wichtige Stelle eines Sekretars zu erhalten, gar keine Schwierigkeit gemacht, ſich den Tag vorher mit der Kammerjungfer zu verſprechen; welches die Hochwürdige Frau unſerm dicken Manne beyläufig kund that.

Vier und zwanzigſter Abſchnitt.

Anſelms gelehrte Plane. Charakter eines großmüthigen Schottländers. Deſſen Launen, und verſchiedene Reiſen.

Anſelm hatte nun ein ganzes Vierteljahr Zeit, um zu bedenken, was für ihn ferner zu thun ſey. Er war aber itzt von ſeinen ſchimäriſchen Planen durch die tägliche Erfahrung zurückgekommen, und ſeine Gedanken gingen nicht mehr auf weit ausſehende Dinge. Sein einziger und ſehr billiger Wunſch war nur, ſich aus der Niedrigkeit und ſchimpflichen Abhängigkeit, in welche er gerathen war, herauszuziehen. Dieß hielt er, wenn gleich für ſchwer, dennoch bey anhaltendem Fleiße und dem Gebrauche ſeiner Talente gar nicht für unmöglich. Das Natürlichſte würde freylich geweſen ſeyn, ſeinem treuen Freunde Philipp zu ſchreiben, oder ſelbſt zu ihm nach Elberfeld zu reiſen. Er wußte wohl, dieſer werde ihn nicht hülflos laſſen. Theils aber verſagte ihm ſeine Delikateſſe die Dreiſtigkeit, einem Freunde beſchwerlich zu fallen; theils hinderte ihn auch ganz ingeheim ſeine Eitelkeit, eine Frau in der Nähe zu ſehen, die einen Andern ihm vorgezogen hatte, ob er gleich ſeinem Freunde Philipp den Beſitz ſeines Glücks gönnte. Er glaubte ſeiner zu denken, wenn er bloß ſich ſelbſt ſeine verbeſſerte Lage zu danken hätte. Aber wie? Die Hoffnung auf den Miniſter verſchwand bald; denn er erhielt auf ſeine Neujahrsgratulation keine Antwort. Er ſann alſo auf andere Mittel, und das bis Oſtern fort, ohne etwas auszuſinnen. Er wußte nun keinen andern Rath, als nach Frankfurt am Main zu gehen, in welcher volkreichen Stadt er ein Amt oder ſonſt etwas für ſich zu finden glaubte.

Glücklicher Weiſe war er durch die traurige Erfahrung doch in ſo fern vorſichtiger geworden, daß er, der ſich in ſeinem Wohlſtande niemals etwas verſagt, und ſonſt ſchon große Summen weggeworfen hatte, während ſeines Aufenthaltes im Stifte jeden Kreuzer ſorgfältig zu Rathe hielt, ſo daß er bey ſeinem Abſchiede beynahe ſein ganzes Gehalt zurückgelegt hatte. Hiedurch war er im Stande, die Reiſe zu machen, und einige Wochen in Frankfurt auf die frugalſte Art zu leben. Aber eine Ausſicht für ihn wollte ſich nirgend finden.

Seine geſchäftige Einbildungskraft zeigte ihm jedoch eine. Die Meſſe fiel bald nach ſeiner Ankunft ein. Plötzlich faßte er den Gedanken, es werde leicht ſeyn, unter ſo vielen fremden Buchhändlern ſein Fortkommen zu finden. Er machte ſich alſo ſchnell an die Arbeit, um gegen die Meſſe einige Schriften zu Stande zu bringen, welche Waare für den Platz ſeyn möchten. Er ſammelte vorzüglich ſeine ſämmtlichen Gedichte, um welche, wie er glaubte, bey dem jetzigen feinern Geſchmacke am Schönen, die Verleger ſich reißen würden. Er ſchrieb eine proſaiſche Abhandlung über das menſchliche Elend, wozu der Stoff aus ſeinen Vorleſungen über den berühmten Karl von Karlsberg und die Beyſpiele aus ſeinen eigenen fehlgeſchlagenen Hoffnungen hergenommen waren. Ferner eine gründlich gelehrte Vertheidigung der Kantiſchen Kritik der Vernunft, worin er, mit Rückſicht auf ſeinen ehemaligen Streit mit dem Herrn von Reitheim, allen Anhängern der geheimen Philoſophien, und ſogar dem berühmten Lavater derbe Seitenhiebe verſetzte. Und auf allen Fall verdolmetſchte er einen neuen franzöſiſchen Roman.

Zu ſeiner großen Betrübniß verlangte aber kein einziger von allen zwanzig Frankfurter Buchhändlern ſeine Manuſkripte, die er ihnen ſchon vor der Meſſe anbot; und zu ſeinem großen Erſtaunen erſchienen auf dieſer berühmten Reichs- und Heermeſſe kaum zwölf fremde Buchhändler, bey denen vollends nichts anzubringen war. Von den Gedichten ſagten alle einſtimmig, ohne nur das Manuſkript anzuſehen, es möchte niemand mehr Gedichte leſen. Als er mit der Abhandlung vom menſchlichen Elende zu dem berühmten Nachdrucker Schmieder aus Karlsruh kam, ſah ſie dieſer aufmerkſam durch, und legte während dem Durchblättern, als ein Kenner des Werths der Bücher, dem Verfaſſer und dem Buche ſehr viel Lob bey. Als aber der Verfaſſer wegen des Drucks ſeines Manuſkripts unterhandeln wollte, gab es der wohlweiſe Schmieder lächelnd zurück, mit dem Beyfügen, ein ſo gut geſchriebenes Werk werde in Frankfurt gewiß einen Verleger finden, und alsdann werde er nicht ermangeln, es als einen Anhang des Karls von Karlsberg nachzudrucken. Er machte zugleich mit ſeiner, wie er ſelbſt ſagte, ſehr ſchönen und ſaubern Ausgabe dieſes Buchs, auf eine verbindliche Weiſe, dem Verfaſſer der Abhandlung ein Geſchenk, um ihn aufzumuntern, ſolche Bücher zu ſchreiben, die des Nachdruckens werth wären. Zu der philoſophiſchen Abhandlung wollten ſich auch keine Abnehmer finden. Einer der Buchhändler ſagte: in ſeiner Gegend finde die Vernunft noch nicht Liebhaber, geſchweige ihre Kritik. Ein Anderer behielt das Manuſkript zum Durchſehn, und ſchrie, als ers wiedergab, in großem Zorne: der Verfaſſer müſſe ein niederträchtiger Böſewicht und ein wahrer Atheiſt ſeyn, da er ſich nicht entblödete, über den engelreinen Mann Gottes Lavater zu ſpotten. Von dem franzöſiſchen Romane war bereits eine andere Überſetzung da, und auch ſchon Makulatur geworden.

Unſer dicker Mann war nicht bloß gedemüthigt, daß niemand ſeine Werke verlegen wollte, ſondern wirklich ganz troſtlos, weil ſein Geld zu Ende ging. Er hatte theils für ſeine Hefte eine gute Summe zu ſeinem jetzigen nothdürftigen Unterhalte erwartet; theils hatte ſeine an einem jungen Schriftſteller verzeihliche Eitelkeit ihm die Hoffnung vorgeſpiegelt, es werde durch den Druck derſelben ſein Namen ſo bekannt werden, daß mehrere Gönner ſich finden würden, einem ſo berühmten Manne mit

Ehren fortzuhelfen. Nun ſah er ſich in Allem getäuſcht, und wußte nicht, was er anfangen ſollte.

Als einen Verſuch der Verzweiflung, bot er noch ſeine Manuſkripte einem Buchhändler aus Trier an, der bloß mit großen lateiniſchen Kaſuiſten und kleinen deutſchen katholiſchen Gebetbüchern handelte. Zum Glücke war in eines der Manuſkripte zufälliger Weiſe, als ein Zeichen, ein buntes Heiligenbild gelegt, welches dem Verfaſſer einſt die verliebte Kammerjungfer, zur Zeit als ſie um ihn freyete, geſchenkt hatte, weil es bunt war, und ſie ihm gern etwas angenehmes geben wollte. Daher hielt ihn der Buchhändler für einen Glaubensgenoſſen, und ſah ihn mit Ehrfurcht an, weil er franzöſiſch verſtand. Er rieth ihm, doch lieber einen ſchönen franzöſiſchen Prediger aus der Geſellſchaft Jeſu zu überſetzen, weil dieſe beſſer abgingen, als ſündliche Romane. Anſelm, ohne ſich auf die Religion einzulaſſen, bezeigte ſich geneigt dazu, wenn er nur einen ſolchen Prediger hätte. Dieſe Bereitwilligkeit gefiel dem frommen katholiſchen Manne ſo ſehr, daß er ihm ein Duodezbändchen aſcetiſcher Betrachtungen über das Leben und die Thaten des Knechts Gottes, des Bettlers und Läuſefreſſers Franz Labré, aus dem Lateiniſchen zu überſetzen gab, wovon kürzlich in Rom vier Auflagen in vier Wochen waren gemacht worden, und wovon er ſelbſt gewiß hoffte, in Trier drey oder vier deutſche Auflagen zu verkaufen, weßhalb er auch dem Überſetzer die größte Eile empfahl. Dieſe ſinnloſe Arbeit ging einem ſo gelehrten Manne, wie Anſelm, Anfangs ſauer an; aber er hatte ja nicht zu wählen. Er, dem ſonſt die Stunde des Vergnügens vor der nöthigſten Arbeit ging, arbeitete Tag und Nacht, und ward auch noch vor Ende der Meſſe fertig, zu großer Freude und Verwunderung des Herrn aus Trier, welcher richtig bezahlte.

Aber die Dankbarkeit des über die Geſchwindigkeit ſeines Überſetzers erfreuten Buchhändlers blieb nicht bey der Zahlung ſtehen. Es ſchien, Anſelms Bereitwilligkeit, eine ſchlechte Überſetzung zu machen, ſollte ihn weiter führen als alle ſeine Gelehrſamkeit; oder vielleicht wollte gar der ſelige Franz Labré an ſeinem Überſetzer ein Wunder thun. Ein durchreiſender ſchottiſcher Lord ſuchte einen Menſchen, der Franzöſiſch verſtände und mit der Feder Beſcheid wüßte. Der fromme Buchhändler hatte vor einigen Monaten zum Heile ſeiner Seele eine Wallfahrt nach Köln gethan, um bey den wunderthätigen Leibern der heil. drey Könige im dortigen Dome ſeine Andacht zu verrichten. Damals lernte er dieſen Schottländer durch einige vom Hausgeſinde des päpſtlichen Nuncius Monſignor Pacca kennen, bey welchem der ſchottiſche Herr zuweilen aus- und einging. Daher konnte der Buchhändler unſern dicken Mann zu dieſer vortheilhaften Stelle empfehlen. Dieſer glückliche Vorfall ſetzte ihn mit Einemmale aus ſeiner Verlegenheit. Er rief aus: »O ſeliger Franz Labré! Alles, was ich kluges hätte ſchreiben können, würde mir nicht ſo weit geholfen haben, als deine Lumpen und deine Läuſe! Ich ſehe, wenn man durch die Welt kommen will, muß man ſich nicht allein die Leibjäger und Kammerjungfern, ſondern auch die Bettler zu Freunden machen!«

Herr Mac-Alleſter — oder Mylord Mac-Alleſter — da jeder Engländer, der in einer Kutſche fährt, am Rheine und an der Moſel Mylord heißt — war, wie unſer Anſelm — ein kleiner runder Mann mit umherfahrenden feurigen Augen, dabey launig und kurz angebunden, wie ſolche reiche und freye

Leute wohl zu ſeyn pflegen. Er ließ unſern Anſelm eine Seite Franzöſiſch ſchreiben, um die Deutlichkeit und Flüchtigkeit ſeiner Handſchrift zu erſehen, weil er zu diktiren pflegte; und war mit beiden zufrieden. Er ließ ihn auch etwas überſetzen; denn Mylord verſtand ein wenig Deutſch, und war wohl zufrieden, daß Anſelm einige Worte Engländiſch ſtammelte. Anſelm war ganz entzückt von dieſem großmüthigen Nordbritten, der ihm gleich einen Gehalt von monatlich acht Guineen anbot, welches ſeine Erwartung übertraf. Sie waren des Handels beynahe eins, als Mylord, der wohl ſeine Launen, haben mochte, unſerm dicken Manne plötzlich die Frage vorlegte: »ob er auch friſiren und raſiren könne?«

Anſelm, höchlich verwundert, ſagte mit Unwillen: »Dazu könne er ſich nicht geben. Er habe nicht als Domeſtik, ſondern als Sekretar mit ihm zu reiſen verſprochen.«

Mylord fuhr auf: »Sekretar! Sekretar! Daß Ihr Deutſche doch immer auf die Titel ſeht! Nun! mein anderer Domeſtik kann allenfalls auch friſiren und raſiren, und Ihr ſollt dann alſo Sekretar, oder Sekretarius heißen, wenn Euch das beſſer klingt. Aber

»Ihr müßt auf dem Bocke fahren; denn anderer Platz iſt nicht da, und in meinem Wagen laſſe ich niemand neben mir ſitzen.«

Anſelm erſchrak nicht wenig über dieſen Vorſchlag. Indeß, was war zu thun? Sollte er die vortheilhafte Stelle um einer ſolchen Kleinigkeit willen ausſchlagen? War's denn beſſer, wenn er auf dem Poſtwagen hätte ſitzen müſſen; oder auf einem Bauerwagen, wie er ſchon neulich gethan hatte?

Er überlegte, es würde in ſeiner jetzigen Lage Eigenſinn ſeyn, auf eine Nebenſache zu beſtehen, die doch den Umſtänden nach nicht anders ſeyn konnte. Ihn reizte nicht allein das anſehnliche Gehalt, ſondern auch das Anſehen eines ſo vornehmen Herrn; denn der Buchhändler hatte aus dem Munde des andern Bedienten viel Werks von des Lords großen Gütern im Hochlande gemacht, und erzählt daß er einer der angeſehenſten ſchottiſchen Pairs ſey. Nun, dachte Anſelm, könnte ihn dieſer Herr vielleicht in Schottland zum großen Manne machen; weshalb er beſchloß, ſich nach dieſem großmüthigen, obgleich auch launiſchen ſchottiſchen Pair zu richten.

Unſer dicker Mann beſtieg alſo den Bock.

weil's nicht zu ändern ſtand, und ſie reiſeten ab. Mylord hatte ſeine ſonderbaren Launen. Er reiſete nicht auf der geraden Landſtraße, ſondern zuweilen unvermuthet einen Nebenweg, und unterhielt ſich zuweilen Stunden lang mit Leuten, die wie Bauern, oder ſonſt wie geringe Leute ausſahen. Anſelm erſchrak nicht wenig, als der Weg ins Jülichſche bog, und fing an zu befürchten, es möchte gar nach Aachen oder Elberfeld gehen. Er wäre vor Scham geſtorben, wenn er ſich in ſeiner jetzigen Lage da hätte müſſen blicken laſſen. Aber es ging ungefähr eine Meile bey beiden Orten vorbey, durch Gegenden, welche unſerm dicken Manne nur allzuwohl bekannt waren: Gegenden, die er oft in eigenem Wagen und auf eigenem Pferde durchſtrichen hatte, und die er nun auf dem Bock ſitzend durchzog. Er erinnerte ſich lebhaft der Reiſe von Vaals nach Elberfeld, und welche ſanguiniſche Hoffnungen ſeine Einbildungskraft damals noch entworfen hatte, nachdem ſchon ſein ganzes väterliches Erbgut von ihm verſchwendet war. Damals dünkte ihn, es läge die Welt vor ihm offen, um ſein Glück darin zu machen. Sie lag noch offen vor ihm; aber wie? Seine Empfindung war ſehr bitter, da er nichts als ſeinen eigenen Leichtſinn anklagen konnte. Nebſt Scham und Reue gingen eine Menge guter Entſchlüſſe durch ſeinen Kopf; wie ſie ihm ehemals ſchon oft durch den Kopf gegangen waren. Hätte er ſie nur jemals mit Ernſte ausgeführet: ſo hätte er ſein eigener Herr mit Ehren bleiben können, und hätte nicht jetzt in einer ziemlich zweydeutigen Lage nach Schottland reiſen dürfen, auf Hoffnungen, die doch wenigſtens nicht völlig gewiß waren.

Jetzt ſchien aber noch nicht einmal die Reiſe nach Schottland zu gehen. Mylord wendete ſeinen Weg durch Lüttich und Brabant nach der holländiſchen Gränze, und hielt ſich einige Wochen in Berg-op-Zoom auf. Hier ſah unſer dicker Mann, zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen, ganz deutlich, was er ſchon ſeit einiger Zeit zu vermuthen angefangen hatte, nemlich daß ſein Patron — Mylord oder nicht — bey den damaligen Unruhen in den Vereinigten Niederlanden eigentlich das edle Handwerk eines Spions trieb. Anſelm hatte faſt täglich ganze Bogen voll Ziffern zu ſchreiben gehabt; aber aus dem, was hin und wieder en clair ſtand, ſo viel geurtheilt, daß ſein

Herr der ſtatthalteriſchen Partey diene. Jetzt aber fing er an zu merken, daß Mylord zugleich der patriotiſchen ähnliche Dienſte leiſtete, und eben daher, weil er von beiden Theilen ſo gut bezahlt ward, auch ſeine Bedienten reichlich bezahlen konnte. Unſerm dicken Manne war nicht wohl zu Muthe; aber was ſollte er machen? Es ging überdem alles ſo ſchnell, daß er nicht Zeit hatte, ſich zu beſinnen.

Der Weg ward nun nach der franzöſiſchen Gränze genommen, um das Lager bey Givet zu beſuchen, aus welchem die Patrioten Hülfe von Frankreich erwarteten. Sie fanden es ganz ordentlich abgeſteckt, aber keinen einzigen franzöſiſchen Soldaten darin. Sie eilten ſo ſchleunig, als möglich, mit dieſer wichtigen Nachricht nach dem Haag. Daſelbſt hatte Mylord gleich in der Nacht da er ankam, eine lange Konferenz mit ein paar ihm wohlbekannten Unterſekretaren. Er empfing den folgenden Tag ſogleich neue Inſtruktion, morgen nach Amſterdam zu gehen. Mylord ging aber noch deſſelben Abends ganz in der Stille einen kleinen Umweg ſeitwärts zu ſeinen patriotiſchen Freunden nach Utrecht und Geldern. Denſelſelben verkaufte er abermals die wichtige Nachricht, daß er ſelbſt als Augenzeuge in Givet und in der ganzen dortigen Gegend nicht einen einzigen franzöſiſchen Soldaten geſehen habe. Er erweckte dadurch dort viel Betrübniß; denn die eifrigen Patrioten hatten ſchon eine Armee von 35,000 Franzoſeu das ganze holländiſche Flandern einnehmen und bis ans Land von Altena vorrücken laſſen. So viel Kummer nun auch die Nachricht, daß die Franzoſen nicht marſchirten, erwecken mußte: ſo ward ſie doch gut bezahlt; denn die Patrioten ſahen nun, ſie würden ſich ſelbſt überlaſſen ſeyn, und verdoppelten ihren Eifer ſich zu rüſten. Mylord, der jetzt inkognito unter dem Namen eines franzöſiſchen Negocianten reiſete, empfing von ſeinen Utrechtſchen Freunden ſehr gute Adreſſen an die vornehmſten Anhänger der patriotiſchen Partey in Amſterdam. Von denſelben hoffte er Nachrichten herauszulocken, welche der Oraniſchen Partey ſehr wichtig ſeyn mußten; doch nahm er ſich vor, wie es auch billig war, die patriotiſche Partey, für die guten Dukaten die ſie ihm bezahlte, nicht zu vergeſſen: denn die geheimen Anhänger der Oraniſchen Partey in Amſterdam konnten ihm im Vertrauen auch ſo manches ſagen, was die Patrioten gern hätten wiſſen mögen.

Die Vereinigten Niederlande befanden ſich damals in der größten Gährung. Beide Parteyen waren aufs äußerſte gegen einander erhitzt. Alles rüſtete ſich, und der bürgerliche Krieg fing an vielen Orten ſchon an ſich auszubreiten. Unſere Reiſende mußten alſo große Vorſicht anwenden, zuweilen Umwege nehmen, und ſich nach der Laune der an jedem Orte herrſchenden Partey richten. Wenn aber, wie es oft geſchah, an einem Orte beide Parteyen auf den Beinen waren; ſo blieb es ſehr ſchwer, ohne Kopfſtöße durchzukommen. Bald ſteckten ſie die Oranienfarbene Kokarde auf, bald mußten ſie dieſelbe wieder abnehmen. Dicht vor dem Haag ſchrie das Volk Oranje boven und ſang Wilhelmus van Nassauwen, und da ſangen unſere Reiſende mit. Um Utrecht war das Geſchrey: Vader Hooft boven, und alles ſang den Utrechtſchen Marſch, welches ſich ziemlich bis Amſterdam erſtreckte. Dahin kamen denn unſere Reiſende wohlbehalten an, doch unter faſt ſtündlich verändertem Schreyen und Singen, und unter mancher Furcht vor Meſſern und Knütteln.

In Amſterdam gab es viel zu thun. Der franzöſiſche Negotiant ging den ganzen Tag in ſeinen Geſchäften aus. Anſelm aber hatte zu Hauſe alle Hände voll Arbeit, denn es waren täglich bis in den ſpäten Abend Berichte und Briefe in Ziffern zu ſchreiben. Die Herren waren kaum acht Tage da, als Anſelm, da Mylord eines Mittags guter Dinge ſchien und mit ihm ſchwatzte, auch ſein bischen Klugheit zeigen wollte; denn er war auf den Gedanken gekommen, es werde ihm bey ſeinem Herrn Gewicht geben, wenn er merken ließe, er wiſſe wohl was dieß oder jenes zu bedeuten habe. Mylord lächelte, und ſagte weiter nichts. Es war nach Tiſche noch ein ſtarker Poſttag. Erſt nach Ein Uhr nach Mitternacht ward Anſelm beurlaubt, und Mylord blieb noch auf; denn er ſiegelte allemal die Briefe ſelber, machte die Adreſſen, und gab ſie auch ſelbſt ab, wovon Anſelm niemals etwas erfuhr. Anſelm legte ſich ſehr ermüdet zu Bette, und ſchlief daher länger als gewöhnlich. Sein Herr ließ ihn aber wecken, und er mußte unverzüglich in einer Miethskutſche nach einer entfernten Gegend der Stadt fahren, um ein Billet an jemand abzugeben, deſſen Wohnung genau bezeichnet darauf ſtand. Dieſer Mann war aber in der Gegend nicht auszufinden, und Anſelm kam nach drey Stunden mit dem Billete zurück. Er war nicht wenig erſtaunt, zu vernehmen, Mylord habe im Hauſe alles bezahlt und ſey fortgereiſet. Da fiel ihm ſchwer auf, in ſeiner Klugheit gezeigt zu haben, daß er mehr wiſſe, als Mylord wollte wiſſen laſſen. Es ſcheint aber, die in Amſterdam herrſchende patriotiſche Partey hatte von dem Gewerbe des franzöſiſchen Negocianten Nachricht erhalten, oder doch ſtarken Verdacht geſchöpft, und Mylord hatte dieſes vermuthet; denn kaum konnte ſich Anſelm beſinnen, als Papagoy, der Onder-Schout mit ſeinen Dienern ankam, ſich nach dem fremden Negocianten etwas näher zu erkundigen. Da dieſer nicht mehr zugegen war, nahm er unſern dicken Mann in Verhaft, und bemächtigte ſich ſeiner Papiere. Dieſe beſtanden aber in nichts, als in ſeinen Gedichten, philoſophiſchen Abhandlungen und Überſetzungen, und ſchienen alſo ſelber von ſeiner Unſchuld an politiſchen Angelegenheiten zu zeugen. Das Billet enthielt nichts, als ein weißes Blatt. Dieß ſchien zu verrathen, ſein Herr habe ihm ſelbſt nicht getraut, da er ihn ſich auf dieſe Art vom Halſe geſchafft hatte. Da er nun ſo klug war, mit einer unkategoriſchen Nothlüge zu ſagen, er habe bloß die Privatgeſchäfte ſeines Herrn zu verrichten gehabt, und weiter nichts auf ihn zu bringen ſtand; ſo ward er nach ein Paar Tagen entlaſſen.

So fand ſich denn unſer dicker Mann ganz vereinzelt in einer großen Stadt, wo er niemand kannte, und nicht einmal die Landesſprache recht verſtand. Nach erhaltener Freyheit ging er ganz mechaniſch die Gaſſen auf und nieder, ohne zu wiſſen, was er anfangen ſollte. Er hatte freylich noch ein paar Gaineen und Dukaten in der Taſche; aber wie lange konnten dieſe ausreichen, ihn zu unterhalten? Ganz troſtlos wanderte er über Kolveniers Burgwall und die hohe Straße, und blieb vor dem Rathhauſe aus Neugierde ſtehen, wo ein großes Gedränge war, und eine Menge Volks durch einander ſchrie. Es kam ein ehrwürdiger alter Mann, ſchwarz gekleidet, im hangenden Mantel, unterſetzter Statur, mit einem Geſichte, worauf die Furchen des Alters und des Nachdenkens gegraben waren. Alles ſchrie: Hoeden af! (Hüte ab!) und ſchwenkte die Hüte. Unſer dicker Mann war nur neugierig zu ſehen, was vorging, richtete ſich auf die Zehen, und dachte nicht an den Hut. Mit einemmale bekam er einen Kopfſtoß, daß er den Hut kaum wieder ergreifen konnte; und ein Matroſe ſetzte ihm noch einmal die Fauſt ins Geſicht, und ſchrie ihn an: »Ihr verdammter Oranien-Klant! wollt ihr wohl vor Vader Hooft den Deckel abnehmen?« Er entſchuldigte ſich, ſo gut er im gebrochnen Holländiſchen konnte, und hätte ſich gern fortgemacht; aber das Gedränge war zu ſtark, als daß er ſeine Stelle verlaſſen konnte. Es währte nicht lange, ſo drängte ſich wieder eine Menge Menſchen vom Rathhauſe her, und es entſtand ein ziemliches Gemurmel unter den Umſtehenden. Der Haufen wich nicht von einander; aber die Juſtizdiener machten Platz. Ein andrer Mann von unterſetzter Statur, gleichfalls in ſchwarzer Rathsherrntracht, mit rundem glattem Geſichte, gebogener Naſe und feurigem Blicke, ging vom Rathhauſe herab. Anſelm ſtand in der Nähe, ſo daß er ihn gut ſehen konnte, und fragte einen beyſtehenden: »Wer der Herr wäre? Dieſer antwortete: »Kennt ihr nicht den Bürgermeiſter Dedel?« Unſer dicker Mann war nun unterrichtet, und zog ehrerbietig ſeinen Hut vor dem Herrn ab. Sogleich ſchlugen drey oder vier Kerle ganz unbarmherzig auf ihn los, und ſchrieen: »Gy Oranje-Blixem, den Hoed »op!« (Ihr Blitz-Oraniſcher, den Hut auf!) Sie ſtießen allenthalben auf ihn los, und er entkam mit blutigem Geſichte kaum ihren Klauen.

Anſelm konnte wegen ſeiner empfangenen Wunden einige Tage nicht ausgehen. Nachdem er geheilt war, hatte die Gährung unter dem Volke noch mehr zugenommen. Er wollte ihr entfliehen, nur um nach Deutſchland an einen ruhigern Ort zu kommen, ob er gleich nicht wußte, wohin er gehen, und was er dort eigentlich anfangen ſollte. Er war mit Gelde nicht ſehr verſehen, und da ihn die Noth wirthſchaftlich machte, hielt ers fürs Beſte, ſeinen Koffer und übrigen Habſeligkeiten an das Gränzpoſtamt zu Emmerich zu ſenden, und zu Fuße dahin nachzuwandern, um ſie dort abzufordern. Er ging fort. Aber außerhalb Amſterdam war auf dem platten Lande und in den kleinen Städten die Volksgährung noch viel ärger. Der bürgerliche Krieg fing an, mit größter Wuth zu raſen. Die Patrioten waren wegen des annahenden Eindringens der Preußen in Alarm, welchen die Hoffnung auf die Franzoſen, die immer ſchwächer ward, nicht dämpfen konnte. Beide Parteyen waren dabey auf einander äußerſt erbittert. Wer kann die Fauſtſchläge und Rippenſtöße zählen, die unſer armer dicker Mann, ſo vorſichtig er ſich auch gern nehmen wollte, auszuſtehen hatte? Es war ihm unmöglich, der einen Partey nicht zu mißfallen, und immer recht zu wiſſen, von welcher Partey der war, mit welchem er redete. Er wußte faſt nicht mehr, von welcher Seite er ſich wenden ſollte.

Die Annäherung der Preußen ſetzte in den Provinzen Geldern und Utrecht alles in die größte Bewegung. Die Patrioten bewaffneten ſich, um ſie zu vertreiben. Es war eine bunte Maſſe von ungleichartigen Menſchen und Waffen, die ſich täglich vermehrte, und die herzhaft ſchwor alle Preußen zu vertilgen. Unſer dicker Mann konnte nicht weiter; er ward in dem Städtchen Wyk de Duurſtede gezwungen, ſich als patriotiſcher Soldat anwerben zu laſſen. Täglich ward exercirt; und der Muth wuchs täglich. Man malte Bildniſſe von preußiſchen Huſaren auf ein Brett, wornach die Rekruten ſchießen lernten. Das Feuern währte etwa vierzehn Tage, in welchen Anſelm alle Beſchwerlichkeiten des Kriegsſtandes erduldete. Wenn er den Tag über exercirt hatte; mußte er in der Nacht Schildwachſtehen. Da hatte er in den heitern Sommernächten Muße genug, ſeinem Elende nachzudenken. Bald kam ihm eine Portion ſpekulativer Philoſophie ein, bald irgend ein ſchimäriſcher Plan, ſich in einen beſſern Zuſtand zu verſetzen. Von beiden ſchlecht getröſtet, wollte er beynahe verzweifeln. Aber was halfen ihm alle Verwünſchungen ſeines Leichtſinns! Da er hier ſo von aller Welt verlaſſen ſtand, fiel ihm ſeines Vaters Prophezeihung ein: es werde, wenn er glaube gegen Andere keine Pflichten zu haben, eine Zeit kommen, wo ſich Niemand um ihn bekümmere; und jetzt ſah er dieß in Erfüllung gehen.

Doch ward er bald erlöſet. Die Preußen kamen näher. An einem Morgen vor Sonnenaufgange ſtanden ſie vor den Thoren. Anſelm hatte kaum Zeit, Gewehr und Patrontaſche wegzuwerfen, ſo waren ſie ſchon eingedrungen. Aber da unſer dicker Mann, ſo wie die meiſten patriotiſchen Soldaten, nicht in Uniform ging; ſo war er gleich in ſeinen Civilſtand reſtituirt. Man bemerkte ihn nicht, und als ein Deutſcher war er noch weniger verdächtig. Er ging, um dem Getümmel zu entkommen, zum Thore hinaus; aber bald gerieth er in neue Gefahr. Ein kleiner Trupp Patrioten, der in einem benachbarten Gehölze verſteckt gelegen hatte, fiel den Nachtrab der Preußen an. Unſer guter dicker Mann wäre beynahe mitten ins Scharmützel gekommen, und konnte ſich kaum hinter einer geſchnittenen Hecke verbergen. Als gegen Mittag alles ruhig ward: kroch er hervor, und ging weiter. Er fand am Wege einen in der Schulter verwundeten preußiſchen Soldaten liegen, der ſich ziemlich verblutet hatte, und in der Hitze ſchmachtete. Unſer gutmüthiger dicker Mann brauchte ſein bischen chirurgiſche Wiſſenſchaft; er wuſch die Wunden mit Brantwein, den der Soldat bey ſich hatte; verband ſie ſo gut er konnte, und fand endlich Mittel, ihn nach dem nächſten Dorfe tragen zu helfen, wo noch ein paar Soldaten lagen, denen er gleiche Hülfe leiſtete. Endlich kam ein Regimentschirurgus hinzu, der ſeinen menſchenfreundlichen Eifer lobte; und da eben einige Wagen nach Kranenburg zurückgeſchickt wurden, um Bedürfniſſe für die Armee nachzuholen: ſo veranſtaltete der Chirurgus, daß unſer dicker Mann mit dieſem Transporte bis dahin fahren konnte.

Fünf und zwanzigſter Abſchnitt.

Fröhliches Unglück und trauriges Glück.

Anſelm ging nun zu Fuße nach Emmerich. Durch das Poſtgeld für ſeinen Koffer aus Amſterdam war ſeine Baarſchaft ziemlich erſchöpft. Er ſuchte eine wohlfeile Schlafſtelle, und fand ſie endlich in einem abgelegenen Gäßchen. Hier ſann er über ſeinen troſtloſen Zuſtand nach. Er hätte jetzt gern die Praxis der Arzneywiſſenſchaft auch bey den geringſten Leuten angefangen; aber das in den preuſſiſchen Landen geltende Geſetz, daß ein Arzt in der Hauptſtadt erſt einen anatomiſchen Kurſus machen muß, legte ihm unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg. Er konnte gar keine andere Ausſicht finden, ſein letzter Stüber war aufgezehrt. Er hatte hier nicht zu leben, und auch kein Geld zur Reiſe. Er ward täglich tiefſinniger, und gerieth beynahe in völlige Schwermuth.

In dieſem traurigen Zuſtande ließ ihn aber ſein Wirth nicht lange. Dieß war ein Muſikant, der alle Sonntage, und wann Hochzeiten oder Kirchweihen vorfielen auch an Wochentagen, die Beine der umliegenden Dorfſchaften in Bewegung brachte; ein luſtiger Kerl, der wöchentlich ungefähr verzehrte, was er verdiente, nicht eben für die Zukunft ſorgte, und immer zufrieden war. Dieſer predigte ſeinem troſtloſen Hausgenoſſen den Satz: Man müſſe nie verzagen; aber auch jederzeit ſich in ſeine Lage ſchicken. Anſelm, mit einem Seufzer über ſeinen vorigen glücklichen Zuſtand, verſprach, ſich gern in alles zu ſchicken; aber, ſetzte er hinzu, er müſſe wohl verzagen, weil er gar keine Ausſicht habe. Indem entdeckte der Hauswirth im Geſpräche, daß unſer dicker Mann ein wenig auf der Violine ſpielen konnte, und ſogleich that er ihm den Vorſchlag, ſich zu der Muſikantenbande zu geſellen. Anſelm ſtutzte; aber es war nicht auszuſchlagen. Er fand, das geringſte praktiſche Talent könne zuweilen nützlich ſeyn. Sein bischen Muſik diente ihm doch zu etwas, da ihn ſogar ſeine ſo gründliche theoretiſche Philoſophie verließ.

Es ward unſerm dicken Manne, wie es dem jüngſten Muſikanten gehört, eine Baßgeige an einem ledernen Bande über die Schultern gehangen, und ſo wanderten ſie von Dorfe zu

Dorfe. Sein voriger Zuſtand fiel ihm oft bitter in die Gedanken. Aber ſein Hauswirth wiederholte ihm ſo oft, man müſſe ſich in das ſchicken was nicht zu ändern iſt, daß dieſe Lehre endlich Frucht zu bringen begann. Der heitere Anblick des geſegneten Landes, die rohe Fröhlichkeit die er mit erregen half, und die ſorgenloſe Zufriedenheit ſeiner Kameraden wirkten nach und nach auf ihn. In dieſem niedrigen Zuſtande vermochte er es zum erſtenmale über ſich, genügſam zu ſeyn und ein unvermeidliches Schickſal geruhig zu ertragen; und ſo verlebte er, durch Zufriedenheit bey ſehr geringem Auskommen, frohere Stunden, als er ſelbſt je für möglich gehalten hätte.

Mit dem Frohſinne unſers dicken Mannes erwachte aber auch wieder ſeine lebhafte Einbildungskraft; und dieſe, die ihm ſchon ſo manche ſchlimme Streiche geſpielt hatte, unterbrach den Frohſinn, durch den ſie ſelbſt war erweckt worden. Anſelm konnte nichts ruhig betrachten Er ſah täglich die muntern kleviſchen Bauerdirnen um ſich hertanzen, eben nicht ſchön, aber geſund, froh und anſtellig. Dieß brachte ihm wieder die Bilder aller hübſchen Mädchen vor, die er geſehen hatte. Hierauf ſtellte ſich ihm das Bild Sophiens, der erſten Geſpielinn ſeiner Jugend, lebhaft dar. Er rief die Jahre jugendlicher ſchuldloſer Zuneigung in Gedanken zurück. Jetzt ſah er ein, wie glücklich er durch ſie hätte werden können, wenn er damals nicht thörichter Weiſe vergängliche äußere Schönheit wahrem innern Werthe vorgezogen hätte. Seine Reue ward um deſto bitterer, wenn er bedachte, daß er auch ſie vermuthlich unglücklich gemacht habe; denn ihm war wohl bewußt, daß ihr Mann, ein trockner ungebildeter Kaufmann, nur für Geld und deſſen Erwerbung Sinn hatte. Dieß faßte ihn ſchrecklich. Er verwünſchte ſeine Undankbarkeit, und fing an, ſich als einen verworfenen Menſchen zu betrachten, der Urſache geworden, das Leben der edelſten Seele zu verbittern. Dieſer Gedanken vergällte ihm ſelbſt die kleinen Freuden ſeines niedrigen Standes. Unglücklicher Weiſe hatte er auf der Hochzeit eines ungleichen Paares mit aufzuwarten. Die Niedergeſchlagenheit der Braut ſtellte ihm Sophiens Zuſtand lebhaft vor. Er gerieth darüber abermals in Traurigkeit, vergaß ſeinen guten Spruch: daß man ſich in ſeine Lage ſchicken müſſe; ſchwor, nie eine Hochzeit wieder zu ſehen, und trennte ſich ohne weitere Überlegung von ſeiner muſikaliſchen Geſellſchaft, ob er gleich gar keine andere Ausſicht hatte.

Sein Hauswirth, der ſolche ſeine Empfindungen nicht faſſen konnte, ſchalt ihn einen Narren. Weil er aber meinte, man müſſe auch allenfalls einem Narren forthelfen: ſo verließ er ihn nicht ganz. Anſelm hatte in ſeiner Jugend eine gute Hand ſchreiben lernen. Durch dieſe von ihm ſonſt verachtete Geſchicklichkeit hatte er ſchon hin und wieder als Abſchreiber etwas verdient. Sein Wirth verſchaffte ihm in den Häuſern einiger Bürger Stunden zum Unterrichte im Schreiben und Rechnen. Er bekam ſogar in einer der dortigen kleinen Manufakturen von leichten Zeugen die Bücher zu führen. Hiedurch nährte er ſich, freylich ſehr dürftig; doch hatte er Gelegenheit die wichtige Lehre, ſich in ſeine Lage zu ſchicken, recht praktiſch zu üben. Er that es, und entſagte noch einmal den Bildern ſeiner Einbildungskraft und ſeinen Planen. Nur das Andenken an ſeine Sophie war zu lebhaft geworden, als daß es ausgetilgt werden konnte, und es gewährte ihm oft in einſamen Stunden ein obgleich mit Wehmuth vermiſchtes Vergnügen.

Es lebte damals in der Nachbarſchaft, und lebt vielleicht noch, eine Originalfamilie von zwey einzelnen Leuten: Bruder und Schweſter, nebſt ſechs Katzen, die ganz nothwendig zur Familie gehörten. Der Bruder, Meiſter Ulrich Derb, war ein Lohgerber, ein geſunder und reicher Mann, und was noch mehr iſt, ein Dichter, der alle gereimte Dichtungsarten, vom Alexandriner bis zur vierzeiligen Strophe, verſucht hatte. Seine Schweſter, Jungfer Urſula Derb, damals in ihrem ein und vierzigſten Jahre, war ziemlich hager und langnaſig, hatte etwas dürre Wangen und Hände, und liebte außer ihrem Bruder, dem ſie durch öfteres zänkiſches Zurechtweiſen, ihre Liebe bezeugte, nichts als ſich ſelbſt, ihre Katzen und ihre Verſe; denn auch ſie war eine Dichterinn. Aber ſie machte bloß Hexameter, indem ſie, ſelbſt ſehr feyerlich, nur fürs Feyerliche Sinn hatte. Ihre Gedichte handelten hauptſächlich vom Tode, von der Unſterblichkeit der Seele, und von der künftigen Welt. Von der jetzigen Welt hielt ſie nicht viel, welches ihr die jetzige Welt auch reichlich erwiederte. Sie war ſehr ernſthaft und keuſch, daher kamen verliebte Gedanken nie in ihren Sinn. Auch von

Geſelligkeit hielt ſie wenig; denn ſie fand in Emmerich niemand ihrer Geſellſchaft werth, lebte alſo bloß ſich ſelbſt, ihren hohen Gedanken und ihren Katzen. Nur alsdann ward ſie etwas human, wenn jemand ſich ihre Verſe wollte vorleſen laſſen; welches Vergnügen ſie aber ſelten genießen konnte. Da ſie nun, ein wenig Schnarren ausgenommen, wegen des hohlen Tons ihrer Stimme ein großes Talent zur Deklamation beſaß: ſo brachte ſie täglich ein paar Stunden zu, ihre Verſe und ihres Bruders Reime ihren Katzen vorzudeklamiren.

Dieſe poetiſche Familie hatte eine Tugend, die nicht allen Dichtern eigen iſt: ſie ließ ihre Gedichte nicht drucken, ſondern widmete dieſelben nur ſich ſelbſt und ein paar auserleſenen Seelen. Indeß wollte Jungfer Urſula doch für die Nachwelt ſorgen. Sie hatte ihre eigenen Gedichte in einer gewiſſen Ordnung geſammelt, und wünſchte ſie nun ins reine geſchrieben zu ſehen. Zu dieſem Behufe warf ſie ihre Augen auf unſern Anſelm, von dem ſeine ſchöne Handſchrift, und daß er eine Art von Gelehrten ſey, endlich in der Stadt ziemlich war bekannt geworden. Jedoch wollte ſie, da ihr Naturell ſie zu einigem Mißtrauen ſtimmte, ihn erſt probiren. Sie las ihm einige Gedichte vor. Er war ſchon genugſam gedemüthigt, um mit Klugheit zu ſchweigen. Sie ließ ihn auch ihr ein paar Gedichte vorleſen, und war mit ſeinem Vortrage zufrieden, weil er ſie, wie ſie ſagte, verſtände. Nun ging er an das große Werk, die Gedichte abzuſchreiben, auf dem ſchönſten großen Papiere, welches die erhabene Urſula eigenhändig mit roſenrother Seide zuſammenheftete. Seine deutliche Handſchrift fand den Beyfall der Dichterinn, zumal da er den Gedichten noch unvermerkt die zufällige Zierde einer richtigen Orthographie gab. Er arbeitete an dieſer Abſchrift täglich einige Stunden in dem Hauſe und unter der unmittelbaren Aufſicht der Jungfer Urſula, welche ihre Gedichte unter keiner Bedingung fremden Händen würde anvertraut haben. Je mehr die Abſchrift fortrückte, je mehr ward die Dichterinn entzückt, die Kinder ihres Geiſtes in ſo ſchöner Geſtalt zu erblicken. Sie hatte eine Vorſicht gebraucht, an welche nicht alle Dichter denken, nemlich ihre ſchönſten Sachen in die letzten Bände zu ſparen, damit jeder Band am Werthe zunähme. Als daher unſer dicker Mann anfing, unter ihren Augen das ſiebente

Rieß Papier zu beſchreiben, gefielen ihr ſelbſt die Gedichte ſo außerordentlich wohl, daß ſie ihm oft das Papier aus der Hand nahm, um ihm ihre Gedichte mit lauter Stimme vorzuleſen. Er war klug genug, nicht nur zu ſchweigen, ſondern auch zuweilen ihr Beyfall zuzulächeln, zuweilen ſie mit Worten zu loben. Dieß gefiel ihr ſehr wohl; denn ſie hatte ſeit langer Zeit nicht ſo angenehme Stunden genoſſen. Sie fing nun an unſerm dicken Manne viel freundlicher als ſonſt zu begegnen; und da er auch vor ihren Katzen Gnade fand, welche während ihres Deklamirens auf ſeinen Schoß ſprangen, und ſich von ihm ſtreicheln ließen: ſo ward ihr Herz erweicht; und die Freude über die ſchön geſchriebene Sammlung ihrer Gedichte, wovon der Buchbinder ihr einen Band nach dem andern prächtig gebunden mit vergoldetem Schnitte vorlegte, gab dieſer erhabenen Verfaſſerinn eine Munterkeit, die man ſonſt an ihr nie war gewahr geworden. Unſer Anſelm hingegen ward alle Tage nachſinnender und trauriger. Entweder mochten ihm die vielen hochtönenden Hexameter der Jungfer Urſula eine Indigeſtion des Geiſtes zugezogen haben; oder vielmehr erregte die jetzt immer lebhafter werdende Reue, durch ſeinen ehemaligen Leichtſinn Sophien verloren zu haben, in ihm ſehr ſchwermüthige Gedanken.

Eines Tages, als er ſich nichts Arges verſah, und eben bey der Jungfer Urſula eintreten wollte, um in dem Tagewerke ſeines Abſchreibens fortzufahren, nöthigte ihn Meiſter Derb in ſeine Stube, und nach einem kurzen Eingange trug er ihm ſeine Schweſter, auf Verlangen derſelben, zur Ehehälfte an. Unſer guter dicker Mann ſtutzte ein wenig; denn der Vorſchlag kam ihm ganz unerwartet. Seine Einbildungskraft war immer angeſpannt, wenn er nicht unmittelbar in Verlegenheit war. Durch Empfindung des Unglücks oder unangenehmer ſinnlicher Eindrücke die er Unglück nannte, ward ſie gleich abgeſpannt, weil er unmittelbar unangenehme Empfindungen nicht vertragen mochte; in dieſer Abſpannung konnten einige ruhige Gedanken oder gute Entſchlüſſe Raum finden, wodurch er ſich dann einbildete in ein philoſophiſches Gleichgewicht des Geiſtes gekommen zu ſeyn. Kaum aber waren ſeine unmittelbar unangenehmen Empfindungen ausgelöſcht: ſo war das Gleichgewicht verloren. Seine angeſpannten Ideen kamen wieder; er brütete darüber, und ſand ſich glücklich darin. Er hatte die vergangene Nacht ſchlaflos zugebracht in Gedanken an Sophiens Schickſal, das er für unglücklich halten mußte. Er hatte ſich ſelbſt als die Urſache davon verwünſcht, und in dieſer Selbſterkenntniß eine traurige Zufriedenheit mit ſich empfunden. Schnell fiel ihm jetzt ein, ſich ſelbſt dafür, daß er ehemals Sophiens Hand verſchmäht hatte, zu ſtrafen, indem er die Hand der Jungfer Urſula annähme. Dieſe Geſinnung ſchien ihm ſo edel, daß er ſogleich, nach ganz kurzem Bedenken, Ja! ſagte, und in wenigen Tagen mit der langnaſigen Poetinn verbunden ward.

Schwer war freylich die Prüfung, die er ſich auferlegte. Wäre er nicht ein ſo ausgemachter Feind aller geheimen Philoſophien geweſen; ſo hätte er aus der Chiromantie des Johann Baptiſt Porta lernen können, wie gefährlich eine alte Jungfer iſt, die in der rechten Hand eine lange Tiſchlinie hat, und mehr als Eine Katze hält. Er fand nach wenigen Wochen, daß er ſich allzuhart geſtraft hatte. Den ganzen Tag ſauſete ſein Kopf von den Reimen ſeines Schwagers, die wie Schellen in ſeine Ohren klingelten, und von den reimfreyen

Verſen ſeiner Frau, die, wie Virgils Pferd mit vierfüßigem Schalle das mürbe Land, ſeine Ohren mit fünf- und ſechsfüßigem Laute mürbe ſtampften. Dazu hatte er noch ſeiner hagern Poetinn beſtändige Ausſichten in die Ewigkeit zu ertragen, ohne die geringſte Ausſicht, daß ſie ſelbſt dorthin übergehen möchte. Schleppende Reime, hinkende Hexameter, und ſpringende Katzen, waren ſeine tägliche Geſellſchaft. Dabey hörte er immerfort kreiſchende Deklamation von Hexametern, die ihm wie Zank in die Ohren gellte. Und auch der wirkliche Zank ſeiner lieben Ehehälfte ward im höchſten Tone der Deklamation herausgewürgt; denn dieſe erhabene Dichterinn verlor niemals ihren feyerlichen Anſtand, ſelbſt alsdann nicht, wenn ſie in die größte Heftigkeit gerieth.

Glücklich war es für unſern armen dicken Mann, daß die Perſon, durch deren Verbindung er ſich wegen des Leichtſinns ſeiner Jugend hatte ſtrafen wollen, eine Bürgerinn der preußiſchen Staaten war. In jedem andern Lande hätte ſie ihn todt zanken und todt deklamiren dürfen. Hier aber konnte er durch eine gänzliche Scheidung wenigſtens ſein Leben erhalten. In Ländern, wo der Tridentiniſche

Kirchenrath gilt und die Unauflöslichkeit der Ehen nach den Begriffen eheloſer Prieſter abgemeſſen wird, würde man ihn höchſtens vom Tiſche und Bette geſchieden haben. Dieß hätte ihm wenig geholfen; denn er hatte ſich ſchon ſelbſt davon geſchieden, weil es in beiden nicht auszuhalten war. Sogar die Gardinenpredigten ſeiner Urſula hatten den Ton hoher pindariſcher Oden, und rollten, wie ein uferüberſtrömender Fluß, aus tiefem Gaume mit unaufhaltbarem Sturze daher.

Glücklicher Weiſe hatte ſeine freywillige Trennung der Frau Urſula Mißvergnügen aufs höchſte gebracht. Als er daher auf die Eheſcheidung klagte, willigte ſie ſogleich ein, und er ward erlöſet.

Sechs und zwanzigſter Abſchnitt.

Angenehme Waſſerreiſe. Ausſicht zu ländlichem Leben in ruhiger Genügſamkeit.

Anſelm ſchöpfte Luft, nachdem ihm das Joch ſeines zweyten Eheſtandes abgenommen war; aber das Joch der Armuth lag ſchwer auf ihm. Der Eheſcheidungsprozeß koſtete beynahe die Hälfte ſeiner kleinen Baarſchaft, und die andere Hälfte war verzehrt, ehe er ſich entſchließen konnte, was nun anzufangen ſey. Nach vielen vergeblichen Betrachtungen ward er endlich mit ſich einig, bey ſeinem Freunde Philipp Hülfe zu ſuchen. Es koſtete ſeinem Stolze nicht wenig, dieß über ſich zu gewinnen; das Elend iſt aber ein ſehr wirkſamer Lehrer.

Er ſah bey einem Spaziergange am Ufer des Rheins ein Schiff anlegen, mit Waaren aus Holland nach Köln befrachtet. Er dung ſich ſogleich auf daſſelbe für ein Weniges ein. Den folgenden Tag fuhr er fröhlich ab. Der Himmel war heiter. Die herrlichen Rheinufer erfüllten ſeinen Geiſt mit frohen Bildern. Seine Hoffnung lebte wieder auf. Die Waſſeereiſe ſchien ihm eine angenehme Luſtfahrt; am Ende derſelben ſah er die fruchtbaren Gegenden des Wipperthals ſchon in Gedanken vor ſich, wo er in die Arme ſeines treuen Freundes Philipp eilen wollte; und nun lebten die jovialiſchen Hoffnungen auf die Zukunft wieder in ſeiner Seele auf.

Es gewannen jedoch die Sachen ſchon den folgenden Tag ein anderes Anſehen, und die folgenden noch mehr. Das Schiff war klein und voll. Einen Platz im Roef konnte er nicht bezahlen. Unter dem Verdecke war bey dem engen Raume und der Anzahl von Menſchen kaum auszuhalten. Er brachte alſo die Nächte, welche ſchon ſehr kalt waren, auf dem Verdecke unter freyem Himmel zu. Am Tage mußte er ſich unter dem rohen Schiffsvolke herumtreiben. Bey Stürmen und widrigen Winden, welche anfingen ſich zu zeigen, muthete man ihm zu, mit Hand anzulegen, zur Regierung des Schiffes. Faſt täglich ward bey den vielen Zollſtäten Zeit verſäumt. Die Reiſe zog ſich in die Länge; und Anſelm fing an, derſelben und beynahe ſeines Lebens überdrüſſig zu werden, weil jeder unangenehme ſinnliche Eindruck, dergleichen er nie hatte wollen ertragen lernen, ſofort alle ſeine Hoffnungen austilgte.

Die Schiffer haben immer allerhand Urſachen unterwegs anzuhalten, welche ſich auf das edle Geſchäft der Konterbande beziehen. Durch die hohen Rheinzölle iſt dieß Geſchäft einträglich geworden und ſehr empor gebracht; denn nun iſt es der Mühe werth, etwas zu verheimlichen. Dieſes Geſchäfts wegen machte auch der Schiffer auf zwölf Stunden Raſttag, an einem Orte im Herzogthume Berg zwiſchen Düſſeldorf und Köln, wo das mit Sträuchen bewachſene hohe Ufer ſeinen Abſichten bequem war, weshalb er ſeine Abnehmer dahin beſtellt hatte.

Anſelm, des Schiffs herzlich müde, wollte an dem heitern Tage der ſchönen Luft genießen, und ging voll ſchwermüthigen Nachſinnens etwas ins Land hinein. Er kam bis in ein Dorf. Eben begegnete er einem Leichenzuge; man trug ein junges Mädchen zu Grabe. Dieß ſtimmte zu ſeinen eignen melancholiſchen Gedanken. Er folgte dem Zuge bis auf den Kirchhof. Hier hörte er den dumpfen Ton der auf den Sarg fallenden Erde, und wünſchte in dem Augenblicke, er würde auch verſenkt. Er blieb gedankenvoll am Grabe ſtehen, da der Leichenzug ſchon auseinander gegangen war. Endlich bot ihm der Küſter die Hand, und redete ihn an. Beide wußten nicht, ob ſie ihren Augen trauen ſollten.

Der Küſter war eben der verwundete preußiſche Soldat, deſſen Wunden Anſelm unweit Wyk de Duurſtede verbunden hätte. Dieſer Soldat war aus Rekahn gebürtig, und nach der dortigen vortreflichen Methode unterwieſen worden, welche den Verſtand der Bauerkinder aufklärt, ihr Herz beſſert, und ſie zugleich noch tüchtiger macht, das zu werden, wozu ſie geboren ſind, gute Bauern und gute Soldaten. Nach Heilung ſeiner Wunden war er wegen ſeines ſteif gewordenen linken Armes für invalide erklärt und nach Weſel transportirt worden. Eben damals hielt ſich der Prediger dieſes Dorfs wegen des Rechtshandels eines ſeiner armen Kirchkinder einige Wochen in Weſel auf, und lernte zufälliger Weiſe den Invaliden kennen. Der Prediger war einer von den edlen Männern, die im Stillen Gutes thun. Beſonders hatte er, vom Anfange ſeines Amtes an, ſich der Verbeſſerung der Schule angenommen; nur fehlte es ihm bis dahin an einem brauchbaren Schulmeiſter. Er freute ſich alſo ſehr, da eben dieſe Stelle vakant war, einen Zögling aus einer ſo berühmten Schule aufzufinden, zumal da er an ihm nach einiger Unterhaltung eine vorzügliche Gabe entdeckte, ſeine Kenntniſſe der Jugend mitzutheilen. Er bewog ihn daher, die Stelle eines Schulmeiſters und Küſters auf ſeinem Dorfe anzunehmen.

Der Schulmeiſter empfahl ſeinem Paſtor unſern dicken Mann, als ſeinen Retter, der mit edler Gaſtfreyheit aufgenommen ward. Die wenigen Sachen holte man vom Schiffe, und Anſelm ging mit nach des Paſtors Amtswohnung.

Es war eine kleine verfallene Hütte, entblößt auch von den gemeinſten Bequemlichkeiten, welche Anſelm bisher zum Genuſſe des Lebens für durchaus nothwendig gehalten hatte. Niedrige Thüren, Fenſter welche kaum das Tageslicht einließen, nackte hin und wieder beſchädigte Wände, baufällige Treppe und Fußböden, Mobilien von gemeiner Art, bloß zum Gebrauche, ohne alle Zierlichkeit oder geſuchte Gemächlichkeit. Anſelm ins Haus tretend erſtaunte nicht wenig über dieſen armſeligen Anblick; aber noch mehr erſtaunte er, als er, ins Wohnzimmer tretend, die Gattinn des Predigers erblickte, eine Frau, ganz ſimpel und ländlich gekleidet, aber in der höchſten Blüthe der Schönheit und Geſundheit. Dem Schönheitsſpäher Anſelm fiel dieſe edle Frau um ſo mehr auf, da er ſeine geſchiedene Urſula nebſt ihren Katzen noch immer lebhaft in der Einbildungskraft vor ſich ſah. Aber noch mehr nahm ſein Erſtaunen zu, als er dieſe ſchöne Frau näher kennen lernte, und fand, daß ihre körperlichen Eigenſchaften von ihren geiſtigen übertroffen wurden, ſo glänzend auch jene waren. Sie beſaß Verſtand und Anmuth, war ſittſam und gutherzig, hatte eine feine Erziehung genoſſen, und ſowohl Kenntniſſe als Eigenſchaften erlangt, mit denen ſie in der beſten Geſellſchaft in der Stadt hätte glänzen können. Sie that aber auf alle Anſprüche Verzicht, um ihren Mann glücklich zu machen, und war glücklich durch ihn. Unter dieſem verfallenen Strohdache wohnte Zufriedenheit und wahrer Lebensgenuß. Das weiſe Paar hatte allen überflüſſigen Bedürfniſſen freywillig entſagt. Erſt, nachdem dieſe Entäußerung zur Fertigkeit geworden und dadurch nicht mehr beſchwerlich war, ging ihr edelſter Genuß an. Sie verlangten nur das, was den Körper unterhalten und ſtärken, und den Geiſt aufheitern kann. Aber was dieſe wünſchenswürdigen Bedürfniſſe befriedigen konnte, mangelte nie, und ward auch mit froher Unbefangenheit ihrem Gaſte Anſelm mitgetheilt. Reinlichkeit und Ordnung herrſchten im ganzen Hausweſen. Anſelm fühlte, daß beide den ſimpelſten Gegenſtänden eine Annehmlichkeit gaben, welche der unordentlichen Wirthſchaft des Herrn von Reitheim durch Prunk und Aufputz nicht hatte gegeben werden können. Das ganze Leben dieſes glücklichen Paars war ununterbrochener Genuß; denn Wohlwollen und Vernunft regierten denſelben, und weiſe Enthaltſamkeit machte, daß er nie in Überdruß ausarten konnte. Ihre frugalen Mahlzeiten wurden durch verſtändige und heitere Unterhaltungen ſchmackhaft gemacht; dabey konnten ſie leicht Indiens theure Gewürze entbehren. Anſelm, der alles verſucht hatte, was der Luxus zum Lebensgenuſſe darbietet, der nirgend daurenden Genuß hatte finden können, fand jetzt erſt bey der einfachſten ländlichen Koſt einen Genuß, den kein ſchwelgeriſches Mahl geben kann, und fühlte jetzt erſt lebhaft, man müſſe, um glücklich zu werden, nicht Vergnügen von außen ſuchen, ſondern es in ſich finden, aber auch eines ſo edlen Vergnügens würdig ſeyn.

Der Prediger und ſeine Gattinn waren unermüdet in Beobachtung ihrer Pflichten, und ſetzten ihnen alle, ſogar die unſchuldigſten, Vergnügungen nach. Anſelm hatte [illegible] das moraliſche Principium der Pflicht viel Worte gemacht; aber er konnte ſich, in Vergleichung mit dieſem edlen Paare, ſelbſt nicht verhehlen, daß er ſeine Pflichten durch dieß Princip nicht beſſer ausgeübt hatte. Der Prediger war der Vater, der Berather, der Arzt aller ſeiner Kirchkinder. Mit dem mäßigſten Einkommen wußte er durch eigene Entäußerung und Frugalität Mittel zu finden, vielen Nothleidenden ein Helfer zu ſeyn. Anſelm ſchlug an ſeine Bruſt. Er ſagte ſich ſelbſt, daß er im beſten Wohlſtande und bey vielen zweckloſen Ausgaben nicht einmal ſo viel zum Beſten Anderer gethan hatte, als dieſer arme Landgeiſtliche, und ſchämte ſich zum erſten Male ſeines Egoismus.

Hier in dieſer ländlichen Hütte ſah unſer guter Anſelm zuerſt das wahre häusliche Glück, wornach er ſo lange vergeblich geſtrebt hatte.

Er ſah es hier aus wechſelſeitiger herzlicher Zuneigung, und aus Wohlthun mit vereinigten Kräften, entſtehen. Hier legte er auch den erſten Grund zur wahren Selbſterkenntniß, indem er fühlte, er habe den ächten Lebensgenuß durch eigene Schuld verfehlt, und Zerſtreuung ſey nicht Lebensgenuß. Hier entſtand bey ihm der erſte deutliche Begriff vom Unterſchiede zwiſchen einer dürren theoretiſchen und einer fürs menſchliche Leben brauchbaren praktiſchen Philoſophie, und er ſagte ſich nun ſelbſt, er ſey bisher ein elender Philoſoph geweſen.

Dieß war an ſich ſehr gut; denn ſeine Thorheit zu erkennen, iſt der erſte Schritt der Weisheit. Aber die lebhafte Einbildungskraft unſers guten dicken Mannes ſpielte ihm abermal einen ſchlimmen Streich. Sie trabte, wie gewöhnlich, vor ſeinem Verſtande her, und bildete ihm ein, ein kleiner Anfang von Klugheit ſey ſchon die höchſte Stufe derſelben. Sie bildete ihm ein, den ausbündigen Lebensgenuß, den er vor ſich ſah, könne er ſich auch gar leicht verſchaffen, wobey er denn freylich nicht daran dachte, ob er ſchon die Genügſamkeit und die Seelenruhe beſäße, welche den Geiſt allein zu einem ſo edlen Genuſſe fähig machen.

Es ergriff ihn mit einemmale ein ganz enthuſiaſtiſcher Trieb zum Landleben. Ehrgeiz war nie in ihm geweſen, ſondern nur heißes Verlangen nach Lebensgenuß und Lebensglück. Hier, glaubte er, oder nirgend müſſe es zu finden ſeyn. Er machte ſich abermal einen gar ſchönen Plan, bey dem ſich, ſeiner Meinung nach, Philoſophie, Entäußerung und Genügſamkeit vereinigten. Er wollte nun ein Dorfſchulmeiſter werden, nach der Rochowſchen Art. Da er immer Kinder geliebt hatte: ſo machte er ſich die ſüßeſten Ideen von dem Vergnügen, junge Herzen bilden zu können. Dabey wiegte er ſich mit dem reizenden Gedanken, in den Armen eines edlen Weibes, welche das Weib ſeines Herzens werden ſollte, häusliches Glück im höchſten Maaße zu genießen. Dieſe ſeine künftige Gattinn ſollte völlig der ſchönen Frau Paſtorinn gleichen, die dem Geiſte und dem Körper nach das höchſte Ideal erfüllte, das er ſich nunmehr von einem vollkommenen Weibe machte. Ganz verließ ihn dabey die gute Meinung von ſich ſelbſt nicht, die ihm ſchon ſo oft in ſeinem Leben angenehme Stunden gemacht, und ſo oft irre geleitet hatte. Er ſchmeichelte ſich, wenn er die Schule in dieſem

Dorfe durch ſeine Klugheit verbeſſerte, nicht allein in einem ſehr vortheilhaften Lichte zu erſcheinen; ſondern auch, wenn er einige Landſchulen, auf die Art wie er ſich vorſtellte, zu ſehr groſſer Vollkommenheit werde gebracht haben, die Aufmerkſamkeit der Staatsmänner zu erregen: und er weiſſagte ſich in Gedanken, wo nicht eine Revolution in der Erziehungsart der Jugend in ganzen Ländern, doch eine ſehr günſtige Revolution ſeines eigenen Zuſtandes als nächſtbevorſtehend.

Durch alles dieſes aufgemuntert, fing er gleich an, dem Küſter in der Schularbeit beyzuſtehen. Da zeigte ſich aber bald, ohne daß er ſelbſt es merkte, daß es ihm ganz an Talenten fehlte, die Rekahnſche Lehrmethode, die er für ſo leicht angeſehen hatte, zweckmäßig auszuführen. Er hatte weder Geduld, ſich in die Kinder zu ſchicken, noch die Gabe der Faßlichkeit. Sein zur andern Natur gewordenes lebhaftes Weſen führete ihn immer über den Zweck hinweg, den er erreichen wollte; und es fehlte ihm an der Beurtheilungskraft, ſich auf das einzuſchränken, was ſich für Bauerkinder ſchickte. Anſtatt der ſimpeln und zweckmäßigen Rekahnſchen Lehrart fing er an, alle Fragen anzuwenden, die ihm noch aus dem Philanthropin zu Horbock im Sinne waren. Er lehrte die Bauerjungen, wie er war gelehrt worden, über Stöcke ſpringen; er wollte ihre Aufmerkſamkeit durch Spielwerke erregen; er wollte ſie durch Ehrbegierde zu beſſern Menſchen ziehen, und brachte in die Schule eine Meritentafel mit gelben Nägeln. Er ſchwatzte den Bauerkindern viel vor, von Geographie, von Naturlehre, und wer weiß, wovon ſonſt. Kurz, er brachte in vierzehn Tagen die Schule dermaßen in Unordnung, daß der vernünftige Schulmeiſter, deſſen Widerſpruch nichts fruchtete, weil Anſelm ſo ſehr beredt war, ſich ſehr darüber betrübte. Aber der Prediger, der nebſt andern Gaben die Gabe der Aufrichtigkeit beſaß, ſagte unſerm dicken Manne gerade heraus: Es fehle ihm an aller Geſchicklichkeit zu einem guten Landſchulmeiſter. Dieß war nun freylich ſehr demüthigend für einen Menſchen, der die Platoniſche und die Leibnitziſche und die Kantiſche Philoſophie vollkommen verſtand, und ſich, nach reifer Einſicht der Fehler aller dieſer Philoſophieen ganz kürzlich eine neue erdacht hatte, wovon er gewiß glaubte, ſie werde ihn zu allen Dingen, wozu er ſich ohnedieß ſchon viel Geſchicklichkeit zutraute, noch viel geſchickter machen.

Die Bitte des Paſtors an ihn, ſich ferner nicht mit der Schule zu bemühen, ſetzte unſern dicken Mann noch in eine andere Verlegenheit. Seine neue Laufbahn war ihm angenehm geweſen, auch hatte er ſich, wie ſchon bemerkt, ganz ingeheim geſchmeichelt, durch dieſelbe zu gefallen. Da das ſchöne Geſchlecht immer der Polarſtern war, wornach er ſeinen Lauf richtete: ſo hofte er, durch das neue Leben das er in die Schule bringen wollte, den Beyfall der anmuthsvollen und klugen Frau zu erhalten, die er für den Abdruck aller Vollkommenheiten ſeines künftigen eigenen lieben Weibes anſah. Er machte ſie daher zur Richterinn über ſeine neue Schulerfindung. Aber auch hier ward ſeine Eitelkeit beſchämt. Sie zeigte ihm mit ſo viel Sanftmuth als Nachdrucke: Arbeitſamkeit, Gehorſam und Wohlwollen könnten allein nur das Glück eines jeden Menſchen, beſonders aber der Bauern befeſtigen, und die Bildung hiezu müſſe der Hauptzweck der Erziehung ſeyn. Sie bewies ihm mit unwiderleglichen Gründen, man mache Bauerkinder unglücklich, wenn man ſie Sachen lehre, wodurch ſie zerſtreut und aus ihrem Stande hinausgeführt würden. Sie ſetzte lächelnd hinzu: »Nach dem, was Sie mir von Ihrer »Lebensgeſchichte erzählt haben, ſcheint es beynahe, es ſey Ihnen ſelbſt die Lebhaftigkeit und »Zerſtreuung, wozu Sie die Bauerkinder anführen wollten, in manchen Vorfällen Ihres »Lebens ſchädlich geweſen. Folgſamkeit und »Stätigkeit, welche unſer Schulmeiſter durch ſeinen Unterricht zu befördern ſucht, würden Sie »ſelbſt auf eine viel glücklichere Bahn des Lebens geführt haben.« Sie überreichte ihm des Herrn von Rochow Katechiſmus der geſunden Vernunft, und verſicherte, als ihre Meinung, er werde aus dieſem kleinen Büchlein mehr Wahrheit und geſunde Philoſophie lernen, als aus allen Unterſuchungen über die Verſtandeswelt und Sinnenwelt und über das reine Principium der Moral, womit er ſie oft ſehr freygebig unterhalten hatte.

Unſer dicker Mann fiel nun von ſeiner Höhe herunter. Er ſah abermal: ſeine vermeinte Philoſophie, ſeine vermeinte Entäußerung möchte wohl ſelbſt noch Prätenſion ſeyn! Dieß konnte er, bey reiferm Nachdenken, ſich nicht ganz verbergen, ſo wenig, als daß er durch den Katechiſmus der geſunden Vernunft auf einem viel kürzern Wege ein klügerer und verſtändigerer Menſch hätte werden können, als durch die transſcendentalen Principe der Urtheilskraft. Er hatte bisher vermeint, nachdem er dieſe wohl gefaßt hatte, gewiß alle Vorfälle viel richtiger beurtheilen und dadurch viel klüger handeln zu können, als diejenigen, welchen ſo geſegnete Principe nicht gefallen wollten. Er hatte es bisher für Anmaßung dieſer unwiſſenden Klüglinge gehalten, »die Vernunft in dem, worin ſie ihre höchſte Ehre ſetzt, durch« — das elende Ding — »die Erfahrung reformiren zu wollen.« Er fing aber an zu merken, es möchten wohl dieſe neue Principe praktiſch nicht füglich anzuwenden ſeyn, weil der Menſch außer der reinen Vernunft, noch mit ſo manchen andern Kräften und Neigungen begabt iſt, und weil dieſe Sinnenwelt leider! immer noch mit Kolliſionsfällen angefüllt iſt, — ſelbſt ſeitdem die Kritik der praktiſchen Vernunft keine Kolliſionsfälle mehr zu dulden meinet; oder es müſſe zum moraliſchen Leben nach Principien noch etwas mehr gehören, als bloß die kritiſche Philoſophie theoretiſch zu ſtudiren. Dieß hatte er gethan; und doch fand er, obgleich ungern, daß Andere durch bloße geſunde Vernunft richtiger geführt würden, und daß er bisher mit aller ſeiner eingebildeten Weisheit unrichtig geurtheilt und thöricht gehandelt habe. Nur konnte er den Gedanken nicht ertragen, ſich vor Philipp zu zeigen; denn er empfand allzu ſehr, daß dieſer ohne Theorie und ohne Prätenſion ſo vernünftig als konſequent gehandelt hatte, und glücklich geworden war. Es koſtete ſeiner Eitelkeit allzuviel, den Vergleich Philipps mit ſich ſelbſt zu ertragen. Er ward ganz mißmüthig, und verlor beynahe alle Energie. Er ſah ſich als einen verlaſſenen Menſchen an; denn wenn alle ſeine Gelehrſamkeit ihn nicht einmal zu einem Dorfſchulmeiſter tüchtig machen konnte: ſo glaubte er nun zu gar weiter nichts tüchtig zu ſeyn, und wollte verzweifeln.

Aber auch hier ſorgte das edle Paar für ihn, das ihn ſo gaſtfrey aufgenommen hatte. Der Paſtor ſagte ihm ganz offenherzig, er müſſe nicht bloß Grillen fangen; ſondern irgend etwas unternehmen. Man hätte ihm gern gerathen, in einem benachbarten Städtchen die mediciniſche Praxis anzufangen. Dazu war aber ſein ganzer Anzug nicht eingerichtet; denn ſeine Kleidung war abgetragen und geflickt, und er litt an mehreren Dingen Mangel, die man nöthig hat, um anſtändig erſcheinen zu können. Man mußte alſo ſein Augenmerk auf einen niedrigern Stand richten. Die Frau des Predigers hatte eine gute Freundinn, mit welcher ſie zu Solingen in der Näheſchule geweſen war, die nachher katholiſch geworden und einen Rathsherrn der freyen Reichsſtadt Köln, einen reichen Mann, geheurathet hatte. Sie ſchrieb an dieſelbe, um ſie zu bitten, unſern dicken Mann zu irgend einem Ämtchen zu empfehlen. Aber da war die Religion im Wege. In der uralten chriſtkatholiſchen heiligen Stadt Köln ſollten eigentlich keine Reformirte oder Lutheraner Luft ſchöpfen; und die Wenigen, denen man es leider! nicht wehren kann, werden ſogar dadurch an die böſen Folgen ihrer Ketzerey erinnert, daß ſie von jedem Faſſe Wein einen Konventionsthaler mehr zollen müſſen, als die Kinder der alleinſeligmachenden Kirche. Der dortige Pöbel hält auch ſteif darauf, daß kein proteſtantiſches Bethaus eingerichtet werde; ſondern ſtürmt es ſogleich und reißt es ein. Aber alle Bemühungen der eifrigen P. P. Jeſuiten und Kapuziner haben doch nicht hindern können, daß nicht in den Gemüthern einzelner kölniſcher katholiſcher Chriſten der ziemlich nach Ketzerey riechende Gedanken aufzuſteigen anfängt, es könne wohl ein Proteſtant zu mancherley weltlichen Geſchäften brauchbar, ja zuweilen ſogar noch brauchbarer ſeyn, als ein rechtgläubiger Katholik.

Nun war eben im Hauſe des Kölniſchen Rathsherren ein kleines Ämtchen vakant. Man brauchte einen Schreiber, welcher bey Gelegenheit, wenn das Haus ſich in einigem Glanze zeigen ſollte, zugleich den Kammerdiener vorſtellte. Der Rathsherr glaubte dieſe Stelle ohne Gewiſſensbiſſe einem Proteſtanten anvertrauen zu können, wozu freylich das Zureden ſeiner reformirt geweſenen Frau viel beytrug. Anſelm war nicht in den Umſtänden, dieſe Verſorgung, ſo gering und niedrig ſie auch war, auszuſchlagen. Er dankte dem edlen Paare, das ihn ſo gaſtfrey aufgenommen, und für ſein weiteres Fortkommen geſorgt hatte, ſo wie auch dem redlichen Schulmeiſter; ſetzte ſich auf ein vorübergehendes Schiff, und kam glücklich zu Köln am Rhein im Hauſe des Rathsherrn Hummer an.

Sieben und zwanzigſter Abſchnitt.

Schilderung eines zufriedenen Ehepaares und deſſen Beſchäftigung.

Es iſt ein ſehr ungegründetes Vorurtheil, daß ſich im Eheſtande nur Gleich und Gleich zuſammenſchicke; wodurch wohl manche Ehen unterbleiben mögen, die glücklich ſeyn würden. Die Meinung derjenigen ſcheint daher vielen Vorzug zu verdienen, welche behaupten, der Eheſtand gleiche einem Salate, welcher nicht ſchmeckt, wenn nicht Öl und Eſſig in gehörigem Maaße dazu gemiſcht ſind. Bloßes Öl iſt allzufett oder allzufade; bloßer Eſſig allzumager oder allzuſauer. Ein Beweis dieſer Meinung war der Eheſtand des Rathsherrn Hummer. Es wäre kaum möglich geweſen, zwey am Geiſte und am Körper ungleichartigere Perſonen zu finden, als er und ſeine Frau waren; und dennoch lebten ſie in einem ſehr vergnügten Eheſtande. Der Rathsherr Hummer war ein ſehr fetter und etwas phlegmatiſcher Mann. Ich ſage nicht ohne Urſache ein fetter Mann; denn um den Inhalt dieſer wahren Geſchichte nicht zu mißverſtehen, iſt es höchſt nöthig, auf den ſehr weſentlichen Unterſchied zwiſchen einem fetten und einem dicken Manne zu merken. Der ganze Körper des Rathsherrn war ſo beſchaffen, daß wenn du ihn anſahſt, von ſeinen Gebeinen, ſeinen Knorpeln, Sehnen und Adern gar nichts hervorragte; ſondern alles mit Fleiſch und Fett überzogen war. Um das Fleiſchige durch das Geiſtige, das Unbekannte durch das Bekannte zu erläutern, können wir dieſen Körper mit nichts beſſer vergleichen, als mit den Schriften des weltberühmten Herrn Superintendenten Ewald in Dettmold. Da iſt alles was er nur ſchreibt, ſeine Predigten, ſeine Moral, ſeine Naturkenntniß, ſeine Rathſchläge an den Adel, ſeine Kantiſche Philoſophie und ſeine himmliſche Liebesgöttinn, ſo fett mit einem Gallerte von Worten und Gemeinſprüchen überzogen, daß Ihr meinen möchtet, es ſey kein Körnchen Verſtand darin, und doch iſt er vorhanden, macht aber freylich an dieſen Schriften ungefähr einen ſo geringen Theil aus, als die Knochen und Sehnen am Körper des Rathsherrn Hummer.

Dieſer Rathsherr ſtand dem gemeinen Weſen treulich vor; nicht minder aber ſeinem eigenen beſondern Weſen. Er pflegte ſich, deckte ſich, wärmte ſich, und beſonders nährte er ſich aufs beſte: welches alles auf ſeine Feiſtigkeit und auf ſeine runden Wangen den geſegnetſten Einfluß hatte.

Seine Frau, die Frau Rathsherrinn Hummer, war in allem das Gegentheil von ihrem Manne. Sie war etwas mager, etwas blaß, zuweilen kränklich, aß wenig, bekümmerte ſich gar nicht um das gemeine Weſen, vielleicht gar nicht einmal um ihr Hausweſen, wozu ſie Hausjungfern und Ausgeberinnen genug hatte.

Gleichwohl lebte dieſes ſich äußerlich ſo ungleiche Paar in der vergnügteſten Ehe. Dieß ward bloß dadurch bewirkt, daß keiner von beiden Eheleuten dem andern in ſeiner Meinung hinderlich fiel; ſondern daß jeder wechſelſeitig des andern Meinung mit der ſeinigen in Übereinſtimmung zu bringen trachtete: welches wohl das Univerſalmittel ſeyn mag, Ehen glücklich zu machen. Frau Hummer pflegte nur bloß ihren Geiſt, ſo wie ihr Eheherr nur bloß ſeinen Körper. Zwar war ihr Geiſt nicht ſo ſchwammicht und feiſt wie ihres Eheherrn Leichnam, und brauchte daher leichtere Nahrung. Dieſen erhielt er durch den Umgang mit gelehrten Leuten und witzigen Köpfen; denn Frau Hummer war für Köln, was ehemal Madame Necker für Paris. Auch wählte ſie dieſe Dame zu ihrer Heldinn: ſie ahmte derſelben berühmte Freytagsverſammlungen nach: und hielt in Köln am Rhein, ſo wie Madame Necker in Paris, ein vollſtändiges Büreau d'Eſprit.

Wider dieſe gelehrten Verſammlungen, welche wöchentlich ein paarmal gehalten wurden, hatte der Rathsherr Hummer ſchon deßwegen nichts einzuwenden, weil ſie dem Willen ſeiner lieben Ehehälfte gemäß waren, welchem er ſich immer recht gern fügte. Aber ſie waren auch ihm ſelbſt ungemein heilſam. Nicht der Gelehrſamkeit wegen. Rathsherr Hummer glich dem Trimalchio des Petron zwar gar nicht an Lebhaftigkeit oder an plattem Witze; denn er machte auf keine Art von Witz Anſpruch. Aber darin war er dem Trimalchio zu vergleichen, daß er, zwar nicht ſo wie jener drey Millionen, aber doch gute dreymalhunderttauſend Gulden beſaß, ob er gleich, wie jener, nie einen Philoſophen gehört hatte *).

---

*) Trimalchio — Sestert. reliquit CCC, nec unquam philosophum audivit. Petron.

Das Büreau d'Eſprit ſeiner Kölniſchen Madame Necker leiſtete ihm ganz anderen Nutzen. Wenn er Vormittags auf dem Rathhauſe im Dienſte des gemeinen Weſens ſich allzu ſehr ermüdet, und Mittags bey Tiſche ſich allzuviel erquickt hatte; ſo verſchaften ihm dieſe Nachmittagsverſammlungen die erwünſchteſte Gelegenheit zum Schlafen. Er erwachte gewöhnlich nicht eher, als bis das Abendeſſen angeſagt ward, oder wenn einmal, welches ſehr ſelten geſchah, die Diſputationen der Gelehrten auf einige Minuten aufhörten.

Man möchte ſich vielleicht wundern, wie in der heiligen Stadt Köln, welche das Haupt der heiligen Urſula, die Leiber der heil. drey Könige, die Reliquien von den eilftauſend Jungfrauen, und wenigſtens eilfhundert Mönche enthält, und wo ſogar die Leichname der ſieben heiligen Makkabäer verehret werden, ob ſie gleich nur Juden ſind, jemand darauf habe denken können, ein Büreau d'Eſprit zu errichten. Wir haben aber ſchon erinnert, daß Frau Hummer ihre erſte Erziehung nicht in Köln, ſondern auf einer Koſtſchule in Solingen erhalten hatte. Nachher war ſie zu einer Verwandtinn nach Manheim gekommen. Daſelbſt hatte ſie die lautere Milch der dortigen Deutſchen Geſellſchaft einſaugen können, war auch dort in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche aufgenommen, und dadurch würdig gemacht, die Gemahlinn eines reichen Rathsherrn zu Köln am Rhein zu werden. Es könnte möglich ſeyn, daß die vornehmſte Zierde beſagter Deutſchen Geſellſchaft, der unberühmte Herr von Klein, — ein Mann der Preiſe austheilen, obgleich nicht ſelbſt verdienen kann, — an der Erziehung und Bekehrung der Frau Hummer ſelbſt Antheil gehabt hätte, da er zu einem Orden gehört, dem Erziehen und Bekehren gleich ſtark am Herzen liegt, und der ſogar oft durch Erziehen zu bekehren ſucht. Jedoch wollen wir über dieſe wichtige Frage nichts entſcheiden.

In dem Hauſe dieſes ſo ungleichen und doch ſo glücklichen Ehepaares kam Anſelm abermal in eine ganz andere Welt. Er ward dem Stande noch geringerer Hausbedienten einverleibt, als diejenigen waren, mit denen es ihm noch vor Jahresfriſt ſo ſchwer anging, auf dem Gute des Miniſters nur wenige Mittage zu eſſen. Er empfand ſeine Erniedrigung tief; aber er fühlte auch nur allzuwohl, daß er ſich durch eigenen Leichtſinn in dieſe Erniedrigung gebracht habe. Selbſterkenntniß und Reue fingen bey ihm nunmehr an ſich zu zeigen. Reue kömmt bey unbedachtſamen Leuten gemeiniglich zu ſpät; ſie iſt aber auch gewöhnlicher, als Selbſterkenntniß, welche nie zu ſpät kömmt.

Sonſt befand ſich unſer dicker Mann in dieſem Hauſe beſſer, als er ſelbſt anfänglich erwartet hatte. Er ward ſogleich reinlich, und ſogar etwas elegant gekleidet, und mit guter Wäſche verſehen. Die Frau Hummer nahm hierin auf das Empfehlungsſchreiben ihrer Freundinn Rückſicht, aber eben ſo ſehr auf ihre eigene kleine Eitelkeit; denn ſie that ſich etwas darauf zu gute, daß ein ſo wohl gebildetes rundes Kerlchen in ihrem Vorzimmer ſtand. Ihr lieber Mann war, wie ſchon bemerkt worden, mehr als rund; auch war ſeine Küche ſo eingerichtet, daß ſeine Leute nicht wohl mager bleiben konnten. Als daher unſer dicker Mann vierzehn Tage lang ſich gut genährt und dabey den Kummer über ſeine letzte fehlgeſchlagne Hoffnung ziemlich vergeſſen hatte, kam das Roth ſeiner Wangen wieder, und ſein Geſicht machte ſeinen neuen ſchönen Kleidern Ehre. Wir müſſen auch zur Steuer der

Wahrheit geſtehen, daß ſeiner kummervollen Gedanken weniger wurden, ſo wie er anfing das Wohlleben dieſes Hauſes recht zu ſchmekken. Immer gewohnt, den nächſten Eindrükken zu folgen, ſagte er ſich ſelbſt nicht mehr ſo oft wie anfänglich: daß er von Jugend auf als ein Thor gehandelt habe; ja er glaubte zuweilen ſogar, ſeine Klugheit werde ihn bald wieder aus ſeiner jetzigen niedrigen Lage emporheben.

Acht und zwanzigſter Abſchnitt.

Beſchreibung der gelehrten Zuſammenkünfte bey der Frau Hummer, und der vornehmſten Mitglieder derſelben.

Der Bel-Eſprit überhaupt, beſonders aber die Errichtung eines förmlichen Büreau d'Eſprit, dient einem Frauenzimmer wie Frau Hummer, eben dazu, wozu andern es dient Roth aufzulegen: es macht ein hübſches Anſehen. Sollte jemand es unwahrſcheinlich finden, daß in der Reichsſtadt Köln am Rhein ein ſolches gelehrtes Schwitzbad hätte zuſtande kommen können: ſo iſt dieß ſehr vorſchnell geurtheilt. Hat nicht jede kleine Stadt ihren Stadtpoeten und ihren eigenen witzigen Kopf; haben nicht ſogar die Mönche ihren ihnen eigenthümlichen Mönchswitz? Warum ſollte denn die große Reichsſtadt Köln am Rhein, bloß weil ſie die heilige heißt, und krumme und traurige Straßen hat, nicht auch ihre Anzahl ſchöner Geiſter beſitzen? Überdem iſts mit gelehrten Leuten überhaupt, beſonders aber mit den ſchönen Geiſtern, wie mit dem Pfeffer. Iſt der Pfeffer friſch und von vorzüglicher Gute, ſo würzet er ſtark; aber ſelbſt der ſchlechtere würzet doch mehr als Kohlblätter und Mohnhäupter. Sollte nun auch etwa das Büreau d'Eſprit bey der Frau Hummer nicht ſo vorzüglich geweſen ſeyn, als die in Wien, in Berlin, in Weimar, in Leipzig oder in Hamburg ſeyn mögen; ſo enthielt es doch die Quinteſſenz und die Blume des Witzes und der Gelehrſamkeit der Reichsſtadt Köln am Rhein. Wer mag dawider etwas einwenden? Gilt etwa der Ton der Gelehrten des ehemaligen und des jetzigen Paris in London? Warum ſollte denn nothwendig der Ton der Gelehrten in Weimar oder in Hamburg auch in Köln am Rhein gelten müſſen? Köln iſt groß genug, und der Rhein iſt wohl die Elbe und die Ilm werth. Alſo darf auch Köln ſeinen eigenen gelehrten Ton haben; und dieſer Ton ward damals von Frau Hummer und ihrer gelehrten Geſellſchaft angegeben.

Die Myſterien der Alten waren in große und kleine eingetheilt. So verſammelte auch Madame Necker vordem in Paris Sonntags ihre große Geſellſchaft, und Freytags ihren engeren Zirkel der Auserwählten bey ſich; und Frau Hummer, die treue Nachahmerinn derſelben, hatte daher gleichfalls ihre großen und kleinen Verſammlungen, an den benannten Tagen. Zu den erſten ward eingeladen alles, was in Köln glänzend und vornehm war, und das Schöne und Feine liebte. Dieſe Herren genoſſen dann die ausgeſuchtern und höhern gelehrten Einſichten der Auserwählten. Dieſe letztern hingegen genoſſen in den kleinern Zuſammenkünften ſich ſelbſt und ihre eigenen Talente, welche da um den Vorzug ſtritten, und zuweilen etwas laut. Sie beſtanden aus zehn oder eilf Perſonen, welche für Köln und für Frau Hummer das waren, was Dorat, d'Alembert, Helvetius, Galiani, Marmontel, Colardeau, Bernard, Barthe, Thomas und Süard für Paris und für Madame Necker oder Madame Groffrin.

Es wird der Mühe werth ſeyn, dieſe Männer näher kennen zu lernen. Unter ihnen muß zuerſt genannt werden: der Abbé Xaver Aloys Spitzhaupt, Exjeſuit; ein langer und hagerer Mann mit feiner Naſe und hochrundem Scheitel, ſehr ſolenn und bedächtig im Anſtande, dabey immer ſanft und liebreich in Worten, ein Mann der nichts ohne Abſicht that, und ſeine Abſichten auszuführen wußte durch die

Beförderung des Guten und Schönen, das er immer im Munde führte. Er beſaß einige Kenntniſſe; denn er war Profeſſor der Philoſophie geweſen, und galt unter den ehemaligen Jeſuiten für einen Poeten: welches nichts kleines iſt, da die Jeſuiten es darauf anlegten, für die ganze katholiſche Welt ſowohl die Poeten als die Aſtronomen, aus ihrem Orden zu ſtellen. Beſonders hatte er ſich der deutſchen Sprache befliſſen, und war ſehr bemüht, das ächtkatholiſche Deutſch zu verfeinern und es von dem neuen ſächſiſchen Deutſch zu ſäubern, welches durch Martin Luthers Ketzerey nebſt ſo vielem andern Übel über Deutſchland gebracht worden, und wodurch ſogar ſein Ordensbruder P. Michael Sailer zu Dillingen verführt ward, ſich vermittelſt des häufigen Leſens von Lavaters Schriften ſeine ächtkatholiſche Schreibart zu verderben. Wirklich würde Abbé Spitzhaupt die Deutſche Sprache im katholiſchen Deutſchlande auf einen ganz neuen Fuß geſetzt haben, wenn man ihm nur hätte folgen wollen; indeß war er wenigſtens der Sprachlehrer des reinen katholiſchen Ausdrucks in der Geſellſchaft der Frau Hummer. Dabey ging er darauf aus, nach der gewöhnlichen Politik ſeines Ordens, auf die Schulen Einfluß zu haben, und nicht ohne Erfolg; denn viele junge Kölner denken ſeitdem in der Rhetorik viel feiner, ſchreiben das verbeſſerte katholiſche Deutſch des Abbé Spitzhaupt, und halten ihn, wie jeden Jeſuiten, für einen großen Mann.

Dieſer Abbé kannte die Menſchen, und wußte ſich ihrer zu bemächtigen; ließ auch nicht leicht irgend etwas geſchehen, was er abreichen konnte, worin er nicht die Hand gehabt hätte. So hatte er ſich auch der Frau Hummer bemächtigt, welche ſeine Weisheit bewunderte, ihn aufs äußerſte verehrte, und faſt nichts ohne ihn that. Er war ihr Gewiſſensrath, und ordnete auch ihre weltlichen Angelegenheiten ziemlich nach ſeinem Gefallen an, einige Herzensangelegenheiten ausgenommen, welche ſich Dame Hummer ſelbſt vorbehielt. Er mußte herrſchen, doch mit Sanftmuth, in allen Geſellſchaften wo er war, und über alle Leute, mit denen er umging; konnte er nicht herrſchen und ſeinen Willen ausführen, ſo bekam er Kopfweh und Magenkrampf, und beklagte ſich dann in ganz ſanftem Tone, daß es ſo viele hämiſche Leute gäbe, die ihn verfolgten und ihm das Leben ſo ſauer machten, daß er ſich noch werde den Menſchen ganz entziehen müſſen. Bey allem dieſen Mißmuthe mit dem menſchlichen Leben, hatte er ſich ein Paar gute Pfründen zu verſchaffen gewußt, die er ohne viel Aufſehn zu machen zu genießen verſtand. Er ſammelte eine Schaar von Leuten um ſich, die ganz in ihm lebten, und zwiſchen denen er ſtand, beynahe wie der Meſſias unter ſeinen Jüngern, und von denen er eben ſo verehrt werden wollte. Durch Hülfe derſelben wußte er ſeine Plane anzuſpinnen und durchzuſetzen, ſich Einfluß zu verſchaffen und ſeinen Beutel zu füllen, wozu er auch ziemliche Neigung hatte. Einige von dieſen Jüngern erwarb er ſich, weil er ſich immer das Anſehn gab, er könne jedermann befördern; auch war er in der That, weil er ſich ſehr zu Großen und Mächtigen in aller philoſophiſchen Demuth zudrängte, wirklich zuweilen im Stande, jemanden den er brauchte, wieder Dienſte leiſten. Andere hingen ihm an, bloß aus Gutherzigkeit und aus Achtung für ſeine Talente und Verdienſte, ſo wie ſie nun waren, welche er im vorzüglichſten Lichte zu zeigen und geltend zu machen, noch beſſer verſtand als irgend ein Anderer ſeines Ordens.

Unter ſeinen Anhängern der letztern Art waren ſehr vorzüglich zwey, welche er auch, um ſie zu belohnen, in die Geſellſchaft der Frau Hummer einführte. Der Eine, der Kanonikus Ofen, Beſitzer einer mittelmäßigen Pfründe, ein gutmüthiger, geſchickter und thätiger Mann, der den Abbé Spitzhaupt anbetete, nichts ſchrieb oder that was dieſer nicht haben wollte, und ſich allenfalls gefallen ließ, daß manche ſeiner guten Ideen für Eigenthum des Abbé Spitzhaupt hingingen; daher ihn dieſer ſehr brauchen konnte, und auch beſtändig brauchte. Kanonikus Ofen war ein mageres, ſchmächtiges, blaſſes Männchen, immer beſcheiden und fleißig, und lebte nicht für ſich, ſondern für ſeinen Meiſter Abbé Spitzhaupt, der bey ihm nie Unrecht haben konnte.

Der andere Anhänger des Abbé, Herr Wismuth, war ein Laye, ein Mann mittler Größe, deſſen Geſicht, nebſt ſeinem ſanften Auge, den Biedermann verrieth. Er war Sekretar eines Prälaten geweſen, hatte aber dieſe Stelle verlaſſen, weil er zwar gute, aber nicht ganz geiſtliche Geſinnungen hegte, und war daher bey dem geiſtlichen Officialate eben nicht zum beſten angeſchrieben. Ein heller Kopf, offenherzig und bieder. Die gute Seite des Abbe Spitzhaupt hatte ihn angezogen; auch war er ihm Dank ſchuldig: denn dieſer, um ſich eines Mannes zu verſichern, der ihm nützlich werden konnte, hatte ihm die Stelle eines Rechnungsführers bey der Komthurey des Deutſchen Ordens zur heiligen Katharina in Köln verſchaft. Aber Wismuth hatte bey viel Mildigkeit der Sitten auch einigen Talent zur Satire. Er konnte Gleisnerey und Doppelzüngigkeit nicht wohl vertragen, lernte nach und nach den eigenſüchtigen Charakter ſeines Gönners kennen, und obgleich ſeine Dankbarkeit unveränderlich blieb; ſo ſah er doch das Seltſame eines ſo zweydeutigen Charakters zu deutlich, um ihn nicht zum Gegenſtande einiger ſatiriſchen Züge zu nehmen. Er hatte kürzlich in der Geſellſchaft der Frau Hummer eine Probe ſeiner Lobſchrift auf den heiligen Engelbert, ehemaligen Erzbiſchof und jetzigen Patron der Stadt Köln, vorgeleſen. Dieſer iſt, nebſt dem heil. Karl Borromäus, unter den vielen hundert Heiligen welche den katholiſchen Kalender roth machen, einer von den Wenigen, welche auch die Vernunft hätte kanoniſiren können. Engelbert war ein Biedermann, der für das Wohl ſeiner Untergebenen uneigennützig ſorgte, der die Armen gegen die Mächtigen beſchützte, und von den Guten allgemein geliebt ward. Wismuth hatte im Gegenſatz dieſes edlen uneigennützigen Heiligen, einen Mann voll egoiſtiſcher Prätenſion geſchildert, worin viele der Zuhörer Züge vom Abbé Spitzhaupt zu erkennen glaubten. Aber, o Wunder! Abbé Spitzhaupt meinte ſich in der gefühlvollen Schilderung, die von der edlen Denkungsart des heil. Engelbert gemacht war, zu erkennen, bezeugte ſein Wohlgefallen, und nahm gütigſt die Lobrede auf dieſen, für eine feine ihm von ſeinem Klienten gewidmete Schmeicheley auf.

Nächſt dem Abbé Spitzhaupt war ein wichtiger Mann in dieſer Geſellſchaft, der Herr von Truthahn, geweſener Kammerjunker eines apanagirten Prinzen im Reiche, und jetzt der gefällige Freund von einem Paar Domherren des gräflichen Domkapitels zur heil. Urſula. Er war unterſetzt, pausbäckig und ernſthaft, ein lange gedienter und im Dienſte abgenutzter Hofmann, ſtolz auf einige brokatene Weſten mit langen Schößen, auf eine ziegenhaarne Beutelperücke und auf ſeine abgeſchiedene

Hofcharge. Er war ein großer Bewunderer Friedrichs des Großen, wahrlich um ſo viel unpartheyiſcher, da dieſer eben nie ein Bewunderer der Kammerjunker geweſen iſt. Er verſicherte, ſich einige Zeit in Berlin aufgehalten und vielen Umgang mit dem Könige gepflogen zu haben. Um dieſes wahrſcheinlich zu machen, hatte er ſich gewöhnt, einige von ihm auswendig gelernte Einfälle und Gemeinplätze dadurch einzuleiten, daß er mit einem: le Roi m'a dit, verſicherte, ſie von Friedrich dem Großen ſelbſt gehört zu haben. Dagegen war er auch ſo billig, verſchiedene franzöſiſche Madrigale und Epitres die man ihm auf ſeinen Reiſen als ungedruckte Werke Friedrichs des Großen aufgeheftet hatte, gelegentlich ſowohl bey ſeinen Patronen, den Domherren, als in der Geſellſchaft der Frau Hummer keck als ſeine Arbeit vorzuleſen. Er war im Hauſe der Frau Hummer das Muſter des feinen Geſchmacks, ſprach nichts als franzöſiſch mit einem etwas ſauerländiſchen Accente, und machte zugleich in dieſer Geſellſchaft den Incredule, da er vermöge einer allgemeinen Diſpenſation an Faſttagen Fleiſch aß. Doch war er deswegen nicht weniger ein guter katholiſcher

Chriſt; denn wenn ſeinen Patronen, den Domherren, von ihren Beichtvätern Roſenkränze abzubeten oder Wallfahrten nach Kanſelar, zum wunderthätigen Bilde der Mutter Gottes, oder nach Milahten, zu den Reliquien des heil. Johannes, des guten Patrons der böſen Freymaurer, als Bußen aufgegeben wurden; ſo übernahm er, gegen eine geringe Gebühr, dieſe geiſtlichen Übungen mit ſo großem Eifer der Intention, daß dem Heile ſeiner eignen Seele dabey noch etwas zu Gute kam.

Der Pater Alexius Plunder, vom dritten Orden des heil. Franz, breitſchultrig, ziegelroth im Geſichte, und ſchwarz von Haaren: daher ſich die geſchorne Krone auf ſeinem Haupte ſehr deutlich ausnahm. Er war ein ſchöner Geiſt, und in Abſicht auf das katholiſche Deutſch ein Schüler vom Abbé Spitzhaupt. Er arbeitete an einer Geſchichte der Wunder der Leiber der heil. drey Könige, welche in einer Kapelle hinter dem hohen Altare der Domkirche zu Köln in ſilbernen Särgen verwahrt liegen, reichlich mit Diamanten und Perlen eingefaßt. Dieſe Geſchichte war in guter katholiſcher Proſa geſchrieben. Er pflegte davon der Geſellſchaft bey der Frau Hummeeinige Proben vorzuleſen; mit großem Beyfall aller Anweſenden, ausgenommen der Frau Hummer, die von todten Leibern, obgleich heilig, keine Liebhaberinn war, und des Kammerjunkers, der wegen ſeines Aufenthalts in Berlin für einen Incredule galt. In der Philoſophie war P. Plunder ein Anhänger des ſubtilen Doktors Duns des Schotten, und hatte mehr als einmal quaestiones logicales in ſeinem Kloſter vertheidigt.

Der Pater Seraphin Kranich, Kapuzinerordens, kurz, ſtämmig, röthlicht von Haaren und rund von Wangen, mit kurzer Stirn und breiter Naſe, hatte in Frankreich von zwey Klöſtern aus gebettelt; daher kam ſeine Kenntniß der franzöſiſchen Litteratur. Er war ein gewaltiger Anhänger des phyſiokratiſchen Syſtems, und arbeitete an einem Werke, worin er daſſelbe auf die Einkünfte der Reichsſtadt Köln anzuwenden trachtete und beſonders gegen derſelben unphyſiokratiſches Stapelrecht eiferte. Die Kapuziner müſſen eine natürliche Anlage haben, das Finanzweſen zu ſimplificiren; denn man weiß, welche ſublime Ideen darüber P. Chabot, dieſes Ordens, dem Pariſer Nationalkonvente vorgelegt hat.

Der Pater Innocentius Poſauner, Dominikanerordens, ſechs Fuß vier Zoll hoch, und drittehalb Fuß in der Ründe, knochenreich und wohlbeleibt. Er war Magiſter Noſter der derb-katholiſchen Univerſität Löwen, und nun im Erzſtifte Köln berühmt wegen ſeiner großen Kenntniß der Philoſophie des heil. Thomas von Aquin, des Engels der Schulen, wovon er manche Proben in der Geſellſchaft blicken ließ. Dieſer gelehrte Mann war, unbeſchadet ſeiner Gelehrſamkeit, Meiſter in der feinen Kloſtergalanterie, und hatte eine ſonderliche Zuneigung zur Frau Hummer gefaßt; daher er ſie nicht allein in der gelehrten Geſellſchaft, ſondern auch außer derſelben ſehr oft beſuchte. Ja, wäre nicht Abbé Spitzhaupt ſchon ihr Gewiſſensrath geweſen, der ſich nicht vertreiben ließ, ſo würde P. Innocentius bald noch viel mehr in ihre Gunſt gekommen ſeyn; denn ſie fand ſich ſehr geſchmeichelt, daß ein ſo grundgelehrter Mann ſie ſeiner Zuneigung würdigte.

Er hatte einen gefährlichen Nebenbuhler an dem Herrn Doktor Bonifacius Treter, Beyſitzer des hohen Gerichts am Dome; einem ſchönen Manne, kaum ſechs und dreyßig Jahte alt, wohlgewachſen und redſelig, der mit einem Domherrn nach Paris und Rom gereiſet war, und alſo vollkommene Weltkenntniß und feine Sitten beſaß. Auch er wartete der Frau Hummer fleißig auf; und, um den Pater Innocentius in ihrer Achtung herabzuſetzen, diſputirte er oft in der Geſellſchaft mit ihm aus dem kanoniſchen Rechte, worin er ein Meiſter war, P. Innocentius aber nur mittelmäßiger Kenner; auch brachte er ihn oft mit dem P. Alexius über die Lehre von der unbefleckten Empfängniß zuſammen, welche der Dominikaner, vermöge ſeines Ordens, nicht zugeben durfte, und ſich doch auch in Acht nehmen mußte, bey dem Abbé Spitzhaupt als Gewiſſensrathe der Frau Hummer, durch allzuſtarke Gründe wider dieſe den Jeſuiten ſo nützliche Lehre, ſich nicht in Ungunſt zu ſetzen.

Hierin ſtand ihm der P. Hilarian a S. Aquilino, ein unbeſchuhter Karmeliter, treulich bey. Dieſer Mönch war kugelrund und glatt, wie einem Karmeliter gehört, ausbündig unwiſſend, dagegen aber auch ein großer Schwätzer. Er hatte immer einen luſtigen Einfall im Munde, den er um ſo viel eindringender zu machen wußte, da er beſtändig zuerſt darüber ſuchte. Er war ein gefährlicher Gegner des P. Innocentius, wegen einer Streitigkeit, die das Dominikanerkloſter mit dem Karmeliterkloſter hatte; daher er ihn beſtändig aufzuziehen ſuchte. Dieſer Pater genoß des beſondern Beyfalls des Rathsherrn Hummer: denn er war der einzige aus der gelehrten Geſellſchaft, welchen dieſer eigentlich, wegen ſeines allzeit fertigen Mönchswitzes, für ſich brauchen konnte.

Noch gehörten zwey Jünglinge zu den Auserwählten des Büreau d'Esprit der Kölniſchen Madame Neuer: beide Dichter, aber von ſehr ungleichem Charakter. Der eine, Herr Joannes a Deo Celten, ein blaßbäckiges, hohläugiges Geſichtchen, ſehr zärtlich und empfindſam, war ein verzärteltes Mutterſöhnchen. Er war ſchwach wie ein Schatten, und ſeine Verſe handelten von den vielen Leiden, die er von ſeiner Jugend an glaubte ausgeſtanden zu haben, und immer noch ausſtand, worüber er beſtändig zärtliche Elegieen vorlas, welche bey der Frau Hummer, die ſelbſt etwas ſchwächlich und zärtlich war, guten Eingang fanden. Der andere, Herr Eulogius Wildner, ein rüſtiger Burſch, ſah auch blaß und eben nicht helläugig aus; denn er hatte geſchwind gelebt, hatte bey ſeines Vaters Zeiten ſchon ſehr viel Schulden gemacht, und nach deſſen Tode ſein Vermögen bald aufgezehrt. Er half ſich nun durch, ſo gut er konnte, mit guten Freunden, und wenn er keine Geſellſchaft fand die ihn bewirthen wollte, machte er verliebte Gedichte. Davon richtete er nicht wenig an die Frau Hummer, aus keiner unerlaubten Abſicht; denn er that ihr bloß die Ehre, ihr zuweilen Geld abzuleihen.

Neun und zwanzigſter Abſchnitt.

Wie eine von den gelehrten Zuſammenkünften bey der Frau Hummer ihrem Eheherrn übel und zuletzt wohl bekam.

An einem Freytage, welcher Tag, zur Nachahmung der Madame Necker, auch den gelehrten Verſammlungen der Auserwählten ihres kölniſchen Gegenbildes gewidmet war, hatten die eben geſchilderten Perſonen das gelehrte Kampfſpiel mit vollkommenſtem wechſelſeitigen Beyfall geübt. Scholaſtiſche Philoſophie und katholiſche Poeſie über die Wunder der Heiligen hatten mit ſchmachtenden Elegieen abgewechſelt, im feinſten Tone der Seminariſtengalanterie. Rathsherr Hummer hatte an dieſem von der Kirche verordneten Faſttage Mittags ſchon das ſelige Geſchäft des Faſtens an Nudeln, frikaſſirten Fröſchen und leckern Eyerſpeiſen mit wahrer Auferbauung getrieben. Er verfiel, wie gewöhnlich, während der gelehrten Unterhaltungen in einen ſanften Schlaf; und ſo laut auch die Diſputationen des P. Alexius und die luſtigen Einfälle des P. Hilation wurden; ſo wachte er doch nicht auf, bis alles geendigt war und man ihn abermal zu Tiſche rief. Die Tafel war reichlich beſetzt; denn Frau Hummer belohnte die Gefälligkeit ihres Mannes, der ihre gelehrten Zuſammenkünfte mit ſeiner Gegenwart beehrte und ihnen dadurch ein Anſehn gab, immer mit einer erſprießlichen Abendmahlzeit, wogegen auch die ſämmtlichen gelehrten Mitglieder des Büreau d'Eſprit, ſelbſt der leidende Jüngling, nichts einzuwenden hatten. Die Augen des Rathsherrn Hummer glühten, indem er ſich zu Tiſche ſetzte, als er die großen Anſtalten zum vollſtändigen Faſten erblickte. Denn er war ein frommer Sohn der Kirche; und aus Gehorſam gegen ihre Gebote, unterließ er nie, mit köſtlichen Fiſchen und mit mancherley Mehlſpeiſen aus Italien und Baiern reichlich mit Parmeſankäſe eingefuttert, Freytags und Sonnabends ſeinen Leichnam zu kaſteyen. Er genoß von allem, was da war, nicht mit Appetite, — denn das wäre für einen Faſttag ſündlich geweſen; — ſondern mit Reſignation, als ob ers nicht genöſſe. Beſonders zog eine ſeltene Fiſchotterpaſtete ſeine fromme Aufmerkſamkeit auf ſich, ſo daß er einen großen Theil davon in ſich ſtopfte. Der alte Rhingauerwein und der treſliche Bleichert ward nicht geſpart; und ein köſtlicher Käſe, Strachino genannt, der eben erſt Nachmittags aus Italien angekommen war, krönte dieſen Faſttag, ſo daß Rathsherr Hummer wohlgefaſtet zu Bette ging.

Aber bald nach Mitternacht befand ſich der theure Mann ſehr übel. Alles ward im Hauſe geweckt. Man eilte zum Arzte. Dieſer kam endlich mit verdrüßlicher Mine; denn auch er hatte, als ein katholiſcher Chriſt, an einer guten Tafel gefaſtet, obgleich nicht ſo reichlich wie der Rathsherr, und wollte eben einſchlafen, als er gerufen ward. Der Kranke lag in großer Beängſtigung, konnte keine Luft holen, das Geſicht war roth und aufgetrieben, und der Puls, worin, ſo wie im Pulſe des Arztes ſelbſt, der Geiſt des alten Weines wallte, ging ſehr ſchnell. Der Doktor verordnete einen baldigen Aderlaß, ſagte, er werde morgen früh bey guter Zeit wiederkommen, zu ſehen wie ſich der Kranke befinde, worauf er ſodann weiter das Nöthige verordnen würde; und damit ging er fort, um ſeinen eigenen Faſttag auszuſchnarchen.

Zum Unglücke war der Hausbarbier, zu dem man ſchickte, über Land gerufen worden. Alle andere Wundärzte wohnten ſehr entfernt. Den Augenblick, wo man rathſchlagte wohin zu ſenden ſey, nutzte Anſelm, der den Rathsherrn mit Verwunderung hatte faſten ſehen, auch ſeinen Rath zu geben. Indem er zugleich das Geheimniß verrieth, daß er ein promovirter Doktor ſey, ſagte er ſeine Meinung: wenn man jetzt dem Kranken aderlieſſe, da er eine ſo gewaltige Indigeſtion habe, werde ein ſchleuniger Tod erfolgen. Er rieth dagegen, ſogleich ein Brechmittel zu geben, und noch eine andere Arzney, welche Doktor Kämpf berühmt machte und durch welche Doktor Kämpf ſelbſt berühmt ward. Frau Hummer war in der größten Angſt. Zu Anſelms mediciniſcher Erfahrung konnte ſie eigentlich kein Vertrauen haben; aber die Aderlaſſer waren weit entfernt, der Apotheker hingegen wohnte dicht an im nächſten Hauſe, und der Kranke wollte alle Augenblicke erſticken. Sie wählte alſo die Arzneyen, weil ſie geſchwind konnten geliefert werden, — und mit dem beſten Erfolge; denn der Kranke ward merklich ruhiger, und fiel bald in einen geſunden Schlaf, der an vier Stunden dauerte. Da fand er ſich nun ſo ſehr erleichtert, daß er noch mehr Arzneyen von ſeinem

Kammerdiener verlangte; und Anſelm verſchrieb beherzt noch ein Wiener Tränkchen.

Um zehn Uhr Vormittags erſchien der Arzt, nachdem er die Folgen ſeines geſtrigen Faſtens ausgeſchlafen hatte. Er fand den Kranken in einem Lehnſtuhle ſitzen, und äußerlich ganz wohl. Sogleich rief er triumphirend: da könne man die herrliche Wirkung des ſchleunigen Aderlaſſens ſehen. Aber er ward nicht wenig entrüſtet, als er vernahm, daß nicht die Ader gelaſſen, ſondern Arzneyen genommen worden, die er nicht verordnet hatte. Sein Zorn ward noch mehr entflammt, durch den Barbier, welcher bey ſeiner Zurückkunft vernommen hatte, daß in der Nacht nach ihm war geſchickt worden. Er kam daher jetzt voll Blutbegier, mußte aber leider vernehmen, daß dieſelbe durch ſeine Lanzette nicht ſollte befriedigt werden.

Beide gingen voll Unmuth weg. Der Doktor ließ ſich in der Apotheke ſogleich die von Anſelm verſchriebnen Recepte geben, als ein Corpus delicti, welches bewies, daß ein Schreiber die edle Medicin hätte praktiſiren wollen; und auf dieſen Grund ſtellte er gegen unſern armen dicken Mann eine Kriminalklage an.

Der Advokat führte ſehr gelehrt aus, welche große Gefahr Se. Wohlweisheiten bey dem unverſtändigen Rathe dieſes unwiſſenden Schreibers gelaufen wäre, wenn nicht zum großen Glücke der ganzen Stadt deſſen vortrefliche Natur über die Wirkungen der Pferdearzneyen des Pfuſchers geſiegt hätte. Es ſey aber, ſetzte er hinzu, noch nicht alle Gefahr vorüber, indem ſich, als eine Folge jenes unvernünftigen Brechmittels, ein Schleimhuſten und öftere Beklemmung zeige, welche ſchon jetzt in ein habituelles Aſthma und darauf in Bruſtwaſſerſucht würden ausgeartet ſeyn, und die gute Vaterſtadt eines ſo anſehnlichen Rathsherrn beraubt haben würden, wenn nicht der Doktor, ſein Klient, ſogleich die wirkſamſten Mittel entgegengeſetzt hätte.

Die Beyſitzer des Gerichts, welche auch Liebhaber von reichlichem Faſten waren, erſchraken über Anſelms Verwegenheit, und drohten ſchon im Voraus die ſchärfſten Strafen. Umſonſt berief er ſich darauf, daß er auch Doktor ſey. Er konnte ſein Diplom nicht vorzeigen; denn er hatte es in Elberfeld bey ſeinem Freunde Philipp zurückgelaſſen, nebſt andern Sachen, die er in der philoſophiſchen Ruhe auf dem Gute ſeines Freundes Reitheim nicht zu gebrauchen dachte. Der Rathsherr befand ſich nach der von Anſelm verordneten Arzney zwar wirklich beſſer; aber ſein Doktor ſagte ihm ſo oft, er befinde ſich übel, und drohte ihm mit ſo vielen griechiſchen Namen von Krankheiten, daß ſowohl er als ſeine Frau an ihrem Kammerdiener irre wurden. Die Sache machte in der Stadt viel Redens, und der Pöbel fing ſchon an auf die Verwegenheit eines ketzeriſchen Schreibers ſeine Aufmerkſamkeit zu richten, welcher durch eine ohne Vorwiſſen der Fakultät verordnete Arzney die Stadt um einen ſo gut katholiſchen Rathsherrn hätte bringen wollen. Anſelm war alſo von jederman verlaſſen, und ging bereits mit ſich zu Rathe, ob er zur Vermeidung der unangenehmen Folgen, die unausbleiblich auf ihn warteten, nicht lieber heimlich von Köln weggehen wolle.

Unter dieſen Umſtänden, die ihn äußerſt betrübt und verlegen machten, trat ein wohlgekleideter Komtorbedienter ins Haus, ſich nach ihm zu erkundigen: ob er aus Vaals gebürtig ſey, nebſt andern Fragen. Er erſuchte ihn darauf, in die Sankt Severingaſſe in ein bezeichnetes Haus zu kommen, wo ihn jemand ſprechen wolle.

Anſelm ging hin. Er war nicht wenig beſtürzt, hier die Geſpielinn ſeiner Jugend, Frau Sophie, zu finden, gegen die er ſo undankbar geweſen war, die ihn jetzt aber als ihren nächſten Verwandten herzlich umarmte. Ihr Mann hatte ſchon in Limnich an der Roer, nachdem ſein Kapital angewachſen war, einen anſehnlichen Spekulationshandel mit Getreide angefangen. Derſelbe war ſo einträglich geworden, daß er ſich demſelben ganz widmen wollte, und daher ſeit einem Jahre nach Köln als dem Stapelplatze gezogen war. Jetzt eben war er nach Holland gereiſet, wegen einer dahin geſandten Ladung Getreide und Wein, und um wegen ſeines in Köln angefangenen Speditionshandels, der täglich beträchtlicher wurde, mit ſeinen Korreſpondenten Abrede zu nehmen.

Sophiens Mann war in der Stadt als ein angeſehener Kaufmann bekannt. Daher gab ihr Zeugniß, daß Anſelm ihr naher Verwandter und wirklicher Doktor der Medizin ſey, der Sache gleich ein anderes Anſehen. Sie veranlaßte überdem ihren Vetter, nach Elberfeld an Philipp zu ſchreiben, (dem er theils aus Leichtſinn, theils aus Delikateſſe, theils aus falſcher Schaam, nie von ſich Nachricht gegeben hatte,) und ſein Göttingiſches Doktordiplom kommen zu laſſen. Es ward dem Gerichte vorgelegt, und wirkte wie ein magiſcher Talismann. Der klagende Arzt und Wundarzt verſtummten, und mußten bekennen, daß der Rathsherr mit der Erlaubniß der Fakultät geſund geworden ſey.

Dreyßigſter Abſchnitt.

Anſelm wird von ſeiner Sophie in ihr Haus aufgenommen.

Unſers dicken Mannes Angelegenheiten nahmen nun eine ganz andere und viel günſtigere Wendung. Das Kölniſche Publikum, welches vorher beynahe gewiß zu ſeyn glaubte, daß der Rathsherr Hummer von einem ketzeriſchen Pfuſcher oder Schreiber hätte vergiftet werden ſollen, redete jetzt faſt von nichts als von dem neuen Doktor aus Göttingen, der die Folgen der Fiſchotterpaſteten und des Strachino ſo gut heben könnte. Nicht wenige Perſonen, die ſich durchs Faſten Indigeſtionen zuzogen, verlangten ſeinen Rath und ſeine Beſuche. Der Kölniſche Doktor mochte es wohl hinterher bereuen, durch ſeine gerichtliche Klage ſich in Gefahr geſetzt zu haben, den Göttingiſchen Doktor dort berühmt zu machen.

Frau Sophie hielt es für ſich und ihren Mann unſchicklich, daß ein ſo naher Anverwandter Kammerdiener bleiben ſollte; und Frau Hummer fand es ſelbſt billig, daß ein wirklicher Gelehrter und ein promovirter Doktor nicht mehr als Kammerdiener in dem Vorzimmer ihrer gelehrten Verſammlungen ſtehen ſollte, wo er ſo gut und beſſer als irgend ein anderer die Ehre der Sitzung verdient hätte. Der Rathsherr willigte alſo gern ein (das heißt, ſie willigte ein, denn ihr Willen war immer der ſeinige), daß Anſelm ſein Haus mit dem Hauſe ſeiner nächſten Anverwandtinn verwechſelte.

Anſelm empfand lebhaft ſein Unrecht gegen die Frau, welche er ehemals geliebt und leichtſinnig vergeſſen hatte, um ſo mehr, da er nun aus ihrer vertraulichen Erzählung vernahm, wie unglücklich ſie war. Das edle Weib geſtand ihm offenherzig, ſie habe ihn innig geliebt, und durch ſeine Veränderlichkeit ſehr gelitten. Außer ihm, geſtand ſie, wäre ihr jede andere Mannsperſon gleichgültig geweſen; und ſie hätte daher, als ihr Pflegevater, Meiſter Anton, ihr die Hand eines Mannes reichte, ſie ganz unempfindlich angenommen, ohne zu unterſuchen, ob der Mann auch ein liebendes Herz habe, und ob es für ſie ſchlage. Sie hatte dieſe Sorgloſigkeit theuer bezahlen müſſen. Es war ihr ſehr ſchwer geworden, an der Seite eines Mannes zu leben, dem es an Empfindung und Wohlwollen ganz fehlte, der nichts als Kaufhandel und Geld ſchätzte, außerdem nichts kannte als Spiel und Wein, und wenn er entweder von dieſem zu viel zu ſich genommen, oder in jenem zu viel verloren hatte, nicht der beſte Geſellſchafter war.

Indeß hatte ſich die gute Frau in ihr Schickſal gefunden. Sie that ihre Pflicht, erleichterte ihren Mann ſo viel ſie konnte, und mehr als er es verdiente; ſie erzog ihre Kinder treulich, und unterdrückte ihren Gram. Sie konnte jetzt unter heißen Thränen unſerm Anſelm nicht den Gedanken verbergen, daß ſie glücklicher hätte ſeyn können; und er, indem er ihr die Hand küßte, benetzte ſie mit Thränen wahrer Reue. Er empfand innig, wie ſehr ſein Leichtſinn nicht nur ihm ſelbſt, ſondern auch dem edlen Weibe geſchadet hatte. Mit Rührung und Ehrfurcht ſah er, wie ſie, durch das Bewußtſeyn ihre Pflicht zu thun, Standhaftigkeit gegen ihre unglückliche Lage zu finden wußte. Sich ſelbſt fand er dagegen in ſeiner eigenen Achtung tief erniedrigt, wenn er bedachte, wie ſehr er immer bloß nach ſinnlichem Genuſſe getrachtet, und wie wenig auf die Pflichten, die er ſich ſelbſt und andern ſchuldig war, Rückſicht genommen hatte. Er bezeugte Sophien den hohen Grad der Bewunderung, die nun an die Stelle ehemaliger Liebe trat; und die edle Seele konnte nicht unterlaſſen mit einem Seufzer zu geſtehen, ihr Herz habe ihm immer Gutes gewünſcht, und über die Nachricht von der unglücklichen Zerſtörung ſeines Hausweſens ſehr gelitten, und eben ſo ſehr dadurch, daß ſie ſeitdem von ihm gar nichts erfahren hätte, als das ſchreckliche Gerücht, er ſey im Kriege in Holland umgekommen. Sie verhehlte ihm nicht, daß ſeit mehrern Jahren jetzt die erſte Empfindung der Freude in ihre Seele zurückkomme, da ſie ihn wieder ſehe, und ſo glücklich ſey, ihm nützlich zu werden.

Anſelm empfand nun den herben Kummer vergeblicher zu ſpäter Reue. Er ſah ſich mit Recht als die Urſache an, daß die gute Seele ihr ganzes Leben durch ſo bitter leiden müßte; denn von ihm hätte es ehemals abgehangen, ſie glücklich zu machen. Und eben ſo deutlich ſah er, daß auch er durch ſie glücklich geworden wäre; denn es war die Einzige, die ihn liebte. Selbſt aus der Erziehung ihrer Kinder, denen Geſundheit und Wohlwollen aus dem Antlitze ſahen, erkannte er, welche würdige Gattinn ſie war.

Er verwünſchte die thörichten Plane ſeiner leichtſinnigen Jugend; er verwünſchte ſein thörichtes Gefallen an äußerlicher Schönheit. Er betrachtete jetzt Sophien, da ſie nicht mehr die Seinige werden konnte. Die Zeit hatte die Narben der Blattern meiſt verwiſcht, ihre holden Augen waren durch Leiden noch intereſſanter geworden. Aber nun war ihm körperliche Schönheit nur ein Nebending. Sophie ſtand vor ihm in der erhabenen Schönheit des Geiſtes, und ihr Angeſicht ſchien ihm verklärt durch die Züge der Tugend, der Sanftmuth, und des pflichtmäßigen Duldens. Es war ihm eine ſüße Empfindung bey ihr zu ſeyn; und doch ward ihm jeder Augenblick dadurch verbittert, daß er durch eigene Schuld verfehlt hatte, dieſe edle Seele glücklich zu machen, und ſelbſt durch ſie glücklich zu werden. Dabey gewährte ihm jede Betrachtung über ihre beiderſeitige Lage die doppelte traurige Überzeugung, daß er ſein Unglück verdient habe, ſie aber ein beſſeres Glück.

Ein und dreyßigſter Abſchnitt.

Freundvetterliche Aufnahme, welche Anſelm von Sophiens Ehegatten genießt.

Dieſe unſchuldigen frohen Stunden ſo wie der Harm, den ſie mit ſich führten, dauerten bis zur Ankunft des Mannes. Frau Sophie hatte geglaubt, ſie müſſe ihren nächſten Verwandten, der ſich in einem ſo verlaſſenen Zuſtande befand, in ihr Haus aufnehmen. Sie hatte ihrem Manne ſogleich in einem Briefe Nachricht davon gegeben, den er unbeantwortet ließ, ſeine Rückreiſe beſchleunigte, und bey ſeiner Ankunft ſeinen Vetter mit mehr als Kaltſinn, mit Unhöflichkeit, empfing.

Dieſer Kaufmann, der in Limnich an der Roer anfänglich nur ein unbedeutender Krämer war, hatte Sophien geheurathet, weil Meiſter Anton, der für einen reichen Mann gehalten ward, Sophien ſehr liebte, und wohl einmal im Geſpräche hatte fallen laſſen, er wolle ſie in ſeinem Teſtamente wie ſein eignes Kind bedenken. Der Kaufmann dachte die Wirkung des Teſtaments ſchon zu anticipiren:

denn er erſuchte, ein Paar Jahre nach ſeiner Verheurathung, Meiſter Anton um Vorſchuß eines Kapitals, womit er die erſten glücklichen Spekulationen machte, um ſeinen Handel mehr ins Große zu treiben. Er glaubte dieß Kapital mit gutem Gewiſſen auf Abſchlag der großen Erbſchaft annehmen zu können, die ihm zufolge des Teſtaments zufallen müßte; daher er es auch nie verzinſete. Meiſter Anton hatte aber nachher kein Teſtament gemacht; wie denn ſehr viele Leute glauben, eine ſolche Handlung laſſe ſich am beſten lange aufſchieben, und der Tod werde ſo geſchwinde nicht kommen. Anſelm hatte zwar gleich nach Antritte der Erbſchaft das Kapital großmüthig in ſeinem Hauptbuche gelöſcht, und dieß auch ſeinem Vetter gemeldet. Dieſer aber hatte nicht einmal darauf geantwortet. Er war erboßt, weil er glaubte, Anſelm habe ihn um eine große Erbſchaft gebracht, und haßte ihn deßhalb herzlich. Er ließ ſogar ſeit der Zeit auch Sophien empfinden, daß er nun durch ſie die große Summe nicht ererbe, welche er als ſchon ihm zugefallen betrachtet hatte.

Sein Betragen ward viel ärger, als er den gehäſſigen Vetter unter ſeinem Dache erblickte.

Er tobte ganz unvernünftig im Hauſe herum. Bey dieſem unfreundlichen Empfange, welcher der guten Frau Sophie manche Thräne koſtete, blieb unſerm Anſelm nichts übrig, als das Haus ſeines Vetters und zugleich auch Köln zu verlaſſen: denn in ſeine vorige Stelle beym Rathsherrn Hummer konnte er Ehrenhalber nicht zurückkehren; und was ſollte er ſonſt in Köln machen? Philipp hatte ihm bey Überſendung des Doktordiploms zugleich eine Summe Geldes geſchickt, und gemeldet, er wünſche ihn wohl wegen einiger Sachen zu ſprechen, auch könne er ihm vielleicht in kurzer Zeit eine gute Nachricht mittheilen. Es ward alſo beſchloſſen, nach Elberfeld zu reiſen. Frau Sophie, welche die Härte ihres Mannes fühlte, ohne ihn anzuklagen, da einmal ihr Schickſal mit dem ſeinigen verbunden war, fand noch eine Viertelſtunde, um von ihrem geliebten Vetter ohne Zeugen Abſchied zu nehmen. Sie ſchenkte ihm ihr Bildniß in Miniatur. Über alle Maßen durch dieß Geſchenk erfreut, netzte er ihre Hand mit Thränen, und klagte laut, daß er deſſen nicht würdig ſey. Er ſann einen Augenblick nach, und fand nichts bey ſich, was er ihr zum Andenken wieder geben könne. Er ſagte es, und ein Strom von Thränen ſtürzte aus ſeinen Augen. Weibliche Zuneigung iſt ſcharfſichtig! Frau Sophie ſchnitt eine von ſeinen wallenden Locken ab, und verbarg ſie weinend in ihrem Buſen. Sie gab ihm einen keuſchen Kuß, und riß ſich in dem Augenblicke aus ſeinen Armen. Mit ſchwankendem Tritte verließ ſie das Zimmer, er das Haus; ſie ſahen ſich nicht wieder.

Zwey und dreyßigſter Abſchnitt.

Anſelms Reiſe nach Elberfeld. Neuer Glückswechſel.

Anſelm fand ſeinen Freund Philipp in der glücklichſten Lage: im ungeſtörten Genuſſe ſeiner geiſtigen und körperlichen Kräfte, wohlhabend, zufrieden, Gatte einer angenehmen und klugen Frau, Vater von zwey geſunden Kindern. Alle ſeine Wünſche erfüllt, ohne Überdruß; denn ſeine Wünſche erneuerten ſich täglich: ſie beſtanden darin, Glück und Zufriedenheit um ſich her auszubreiten, und dadurch ſelbſt zufrieden und glücklich zu leben. Jeder that in dieſem Hauſe froh ſeine Pflicht; die Arbeit ward nie Laſt, ſondern war Vergnügen; und nie ward ein Vergnügen ſo unmäßig gebraucht, daß es eine Laſt geworden wäre.

Anſelm machte in den erſten acht Tagen, da er ſich hier aufhielt, Vergleichungen mit ſich ſelbſt, welche nicht zum Vortheile ſeiner Klugheit ausfielen, auf die er ſich doch von Jugend auf ſo viel eingebildet hatte. O! ſeine ſchönen Plane von Lebensgenuſſe, deren mannichfaltige Geſtalten immer ſeine Lieblingsbeſchäftigung geweſen waren! Hier ſah er ſie abermal realiſirt; er ſelbſt aber hatte ſie nie ausführen können, weil er immer unrechte Mittel brauchte. Er bedauerte abermal die verfloſſenen Jahre; er verwünſchte ſeinen Leichtſinn, durch welchen er ſein eigenes Wohl untergraben, und ſich, wie er nun überzeugt zu ſeyn glaubte, alle Ausſichten zu einer künftigen beſſern Lage verſchloſſen hätte. Es war immer der Charakter unſers dicken Mannes geweſen, im Glücke leicht ſorglos zu werden und im Unglücke leicht zu verzagen. Jetzt aber wirkte die unglückliche Lage, in welcher er Frau Sophien gefunden hatte, noch mächtiger, um ſein Gemüth ganz niederzuſchlagen. Er ſah ſich als die Urſache davon an, und ſo wie ihr nicht zu helfen ſtand, ſo glaubte er ihm ſtehe auch nicht zu helfen.

Philipp fand ihn in einer dieſer trüben Stunden; und auf Befragen, was ihn ſo traurig mache, ſchüttete Anſelm bald ſein Herz in den Schooß ſeines treuen Freundes aus.

Philipp tröſtete ihn: »Wie kannſt du verzweifeln? Du biſt geſund, biſt erſt einige »dreyßig Jahre alt; beſitzeſt mancherley Ge»ſchicklichkeiten, und biſt in der Praxis der

»Arzneykunſt nicht unglücklich geweſen. Warum ſollteſt du durch dieſe allein dich nicht wieder in eine glückliche Lage ſetzen können? Du mußt aber nur wollen, und ſtandhaft ausführen was du willſt; ſo kann noch alles gut gehen. Ich habe weit weniger Geſchicklichkeit als du; bin aber bloß durch Sparſamkeit und Fleiß und durch einen Glücksfall wohlhabend geworden. Jene beiden ſind in deiner Gewalt; und warum ſollteſt du, wenn du, mit Ernſt, durch Fleiß und Sparſamkeit dir das Nöthige ſchaffſt, nicht auch auf einen Glücksfall hoffen können?«

»Nein! Nein!« rief Anſelm, indem er ſich im heftigſten Unmuthe vor die Stirne ſchlug: »Nenne mir nicht Sparſamkeit und Fleiß und Ordnung! Dieſe habe ich nie beſeſſen, und eben dieß und mein unverzeihlicher Leichtſinn iſt Schuld an meinem Verderben. Das Glück, das dir wiederfuhr, von einer würdigen Frau gewählt zu werden, verdienteſt du. Ich verdiene nichts, auch wird mir nichts werden! Die mich wählen würde, kann mich nicht wählen! —« Die Thränen ſtürzten ihm aus den Augen. — »Nein! Es iſt nichts in der Welt, worauf ich noch Hoffnung bauen könnte!«

Philipp ſagte, ihm ſanft die Hand drückend: »Du denkſt nicht daran, daß du einen wahren Freund haſt; wer den hat, muß nicht hoffnungslos ſeyn!«

Anſelm erwiederte mit einer hellen Thräne im Auge: »Das iſts eben, was mich drückt, daß ich entweder meinem Freunde beſchwerlich fallen muß, oder keine andere Hoffnung habe, als mich wieder in die ſchimpfliche Dienſtbarkeit zu begeben, in welche ich ſchon gerathen war.«

Philipp erwiederte: »Glaubſt du denn, einem wahren Freunde könne es je beſchwerlich fallen, ſeinem Freunde gerade dann zu helfen, wann dieſer der Hülfe eines wahren Freundes bedarf? Sollte ich dich nicht billig bey dir ſelbſt anklagen? Es hat mir wehe gethan, daß du mich ohne alle Nachricht von deinem Zuſtande ließeſt, nie das Vertrauen zu mir zeigteſt, daß ich als Freund an dir handeln würde.«

Und nun verkündigte ihm Philipp die gute Nachricht, worauf ſein Brief ihn ſchon vorbereitet hatte. Platter hatte von einem Oheim eine beträchtliche Summe geerbt. Philipp hatte dieß erfahren, hatte den Werth der ihm cedirten Verſchreibung eingeklagt, hatte mit der dieſen Nachmittag angekommenen Poſt die

Bezahlung erhalten, und legte dieſelbe in guten holländiſchen Wechſeln in Anſelms Hände.

Anſelm äußerſt beſtürzt, ſagte: er könne auf dieſe Summe keinen Anſpruch machen, da er ſie ſeinem Freunde geſchenkt habe, und ihm mehr als dieſes ſchuldig ſey. Philipp betheuerte, er habe die Verſchreibung nur bloß in der Abſicht angenommen, um das was jemals davon könne einkaſſirt werden, für ſeinen Freund zu verwahren. Nach einem langen großmüthigen Streite zwiſchen beiden Freunden, mußte Anſelm die fünftauſend Speciesthaler behalten.

Nun war unſer dicker Mann auf einmal im Beſitze eines Kapitals, womit er ſich auf anſtändige Art einrichten konnte. Er ſetzte ſich vor, die Ausübung der Arzneywiſſenſchaft nunmehr zu ſeinem Geſchäfte zu machen. Es kam darauf an, einen Ort ſeines Aufenthaltes zu wählen. Aus Urſachen, die oben ſchon angezeigt ſind, die er ſich ſelbſt aber nicht ganz deutlich entwickelte, wollte er nicht in Elberfeld bleiben; aus ähnlichen, obgleich verſchiedenen, nicht in Köln und Aachen. Er wählte Düſſeldorf zum künftigen Wohnorte, und ging in kurzem dahin ab.

Drey und dreyßigſter Abſchnitt.

Neue Anſtalten Anſelms, um weiſe und dadurch glücklich zu leben, und deren Erfolg.

Unſer dicker Mann faßte nun den ernſthafteſten Entſchluß, weiſe zu ſeyn. Ohne dieſen Entſchluß kann niemand wirklich glücklich leben; aber bloß durch denſelben wird man auch weder weiſe noch glücklich, wie unter andern die Geſchichte unſers Helden zeigt. Dieß glaubte er jetzt ſelbſt einzuſehen, und beſchloß ſeine Maaßregeln darnach zu nehmen.

Er zählte ſich unparteyiſch alle ſeine Thorheiten vor, und erkannte ſie für große Thorheiten. Sich ſelbſt ſo ſtrenge richten, iſt ſehr löblich, und der erſte Weg zur Beſſerung. Aber bey dieſer Strenge iſts gut, noch das Mißtrauen gegen ſich zu haben, daß man vermuthe, man habe bis jetzt noch lange nicht alles Thörichte erſchöpft. Unſer guter dicker Mann glaubte, wenn er ſich nur recht hüte, ferner keine von ſeinen vorigen Unbeſonnenheiten zu begehen, gewiß ganz weiſe ſeyn zu können. Daß es noch andere verkehrte Dinge gebe, als die deren er ſich ſchuldig wußte, ſchien ihm nicht erheblich zu ſeyn, weil er nicht daran dachte, in ſie fallen zu können. Auch war ihm, troz der ſtrengen Muſterung ſeines vergangenen Lebens, eine Hauptfalte ſeiner Gemüthsart entgangen, die ihn in manche Übel geſtürzt hatte. Dieß war die leichte Beweglichkeit ſeines Charakters, welche ihn geſchwind an Perſonen und Geſchäfte ankettete, die er hätte vermeiden ſollen, und die ihm ſeine Hauptgeſchäfte leicht überdrüſſig machte, ob er ſie gleich mit Eifer anfing; welches wieder in ſeiner Neigung zur Gemächlichkeit lag, der er von Jugend auf allzuviel nachgegeben hatte. Dieſe Eigenſchaft, mit ſeiner lebhaften Einbildungskraft gepaart, ließ ihn beſtändig den nächſten Eindrücken folgen, und dadurch unvermerkt von dem guten Wege, den er betreten wollte, abkommen.

Anſelms mediciniſche Praxis in Düſſeldorf fing gleich in den erſten Monaten an, guten Fortgang zu gewinnen. Man hatte Vertrauen zu ihm, und ihm gelangen verſchiedene wichtige Kuren. Er begann Zufriedenheit zu fühlen und Hoffnung, er könne noch glücklich werden. Jezt ſuchte er ſeinen vorigen Plan wieder hervor, einzeln zu leben und lieber nach den

Frauenzimmern gar nicht zu ſehen. Er gab ſich ſelbſt dazu eine ſentimentale Urſache: nämlich, nun er Sophien nicht haben könne, wolle er gar nicht heurathen. Auch war allerdings die ausbündigſte Hochachtung gegen Frau Sophien in ſeinem Herzen, nebſt der aufrichtigſten Betrübniß, daß er Urſache geweſen, ſie mit einem Manne gepaart zu ſehen, mit dem ſie nie glücklich werden konnte. Aber auf ſeinen Entſchluß hatte, ihm unbemerkt, ſeine Neigung, ungebunden zu leben und ſo viel zu genießen als er nur konnte, den größten Einfluß. Er hatte beyläufig die ökonomiſche Bemerkung gemacht, eine Frau koſte viel Geld; und das dachte unſer weiſer dicker Mann lieber auf ſein eigenes Vergnügen zu wenden.

So ſehr er ſich aber auch vornahm, Vergnügen zu empfinden; fühlte er doch beſtändig ein gewiſſes Leere. Er fand keine Familien, die ihm gefielen, eigentlich, weil das Familienleben ſeiner Laune nicht behagte; er ſuchte ſich alſo einen füglichen Grund, öffentliche Örter zu beſuchen. Gründe, das zu thun was man wünſcht, findet man immer. Anſelm liebte ſo zu leben wie ihm gut dünkte, und hatte gar keine Neigung, in Geſellſchaften dem Zwange zu folgen, welchen Wohlſtand und Konvenienz auflegen. Daher gefielen ihm Gelage in öffentlichen Häuſern, wo niemand zu Hauſe iſt und keiner vor dem andern aufſtehen darf. Er ſuchte ſich aber zu bereden, daß er hierbey nach andern Gründen handle. Er ſagte zu ſich ſelbſt: wenn ſeine Praxis zunehmen ſolle, müſſe er Bekanntſchaften machen, und die ließen ſich, wie er meinte, am beſten in Kaffehäuſern und Weinſchenken finden; ferner beredete er ſich, an dieſen Örtern könne ſeine Kenntniß der Menſchen vermehrt werden. Er hatte nun aller theoretiſchen Philoſophie, kritiſch oder nicht kritiſch, Abſchied gegeben, weil er ſie für Urſache hielt, daß er oft ſo unweiſe gehandelt hatte; welches ihm wieder ein Troſt war, indem er nun auf die ſpekulative Philoſophie, der er entſagen wollte, das ſchob, woran eigentlich ſeine Sinnlichkeit Schuld war, die er noch beyzubehalten dachte. So vermeinte er dann nun, die Menſchen in allen Lagen kennen lernen zu müſſen, ſie zu beobachten und über alles ſeine Betrachtungen anzuſtellen; und bildete ſich wirklich ein, praktiſche Philoſophie zu zeigen, weil er täglich in Kaffehäuſern und Weinſchenken anzutreffen war.

In den ſehr vermiſchten Geſellſchaften dieſer Häuſer lernte unſer dicker Mann freylich gar mancherley Leute kennen; aber keine, die des Beobachtens werth geweſen wären. Müßiggänger ſah er ihre Zeit tödten. Tabackrauchen und Trinken, indolentes Hinblicken über einen Haufen gleichgültiger Leute, Zeitungsleſen und Spiel, iſt alles, was man in ſolchen Häuſern antrift. Dieſe Zuſammenkünfte werden ſehr uneigentlich Geſellſchaften genannt. Die Engländer unterſcheiden in ihrer Sprache zwiſchen Company und Society *): ein eben ſo feiner als richtiger Unterſchied, den die in vieler andern Rückſicht ſo reiche, aber zur Sprache des Umgangs länge nicht genug ausgebildete deutſche Sprache noch nicht aufgenommen hat. Der Zulauf an öffentlichen Örtern iſt ein Haufen Leute, die *Gemeinſchaft* mit einander haben; aber *Geſellſchaft* machen ſie nicht aus: ſo wenig als ein Zimmer voll unbedeutender Bildniſſe ein Gemälde, das auf Geiſt und Herz wirke.

---

*) Colman ſagt vom Hofleben, desgleichen von vornehmen Herren und ihren Aſſembleen: The Syſtem of Life now eſtabliſh'd in the polite world, ſeems calculated to deſtroy Society, for the ſake of Company.

Auch fand ſich Anſelm, nachdem er ein Paar Monate dieſe Örter beſucht hatte, daſelbſt ſo einſam wie zu Hauſe; oft ſaß er da mit ſtarrem Blicke und ſtaunend, als ob er Dratpuppen ſich bewegen ſähe. Nirgend war Genuß, allenthalben todter Zeitverderb ohne Frohſinn. Unter dieſen lebendigen Maſchinen intereſſirten ihn bey ſeiner Langenweile die Spieler noch am längſten; denn obgleich die Hazardſpiele im Herzogthume Berg verboten ſind, ward doch nicht ſtreng über das Geſetz gehalten. Da er ſelbſt keine Neigung zum Spiele hatte, ſo konnte er nicht begreifen, wie jemand täglich die Zeit mit einem ſolchen Unvergnügen verderben, und noch dazu ſeinen Wohlſtand und folglich ſein wahres Vergnügen aufs Spiel ſetzen könne. Die todte Gleichgültigkeit der Spieler von Profeſſion, und die ſchrecklichen Leidenſchaften der Neulinge, die wilde eigennützige Freude wenn ſie gewinnen, und die tobende Wuth wenn ſie verlieren, ſchien ihm gleich haſſenswürdig. Er machte darüber ganz feine philoſophiſche Betrachtungen, wie es denn ſehr leicht iſt, über die Thorheiten zu philoſophiren, welche man nicht begehen mag. Vielleicht war es wegen der Leichtigkeit dieſer Betrachtungen, daß er ihrer bald überdrüßig ward. Seine tägliche Langeweile miſchte ſich in ſeine Philoſophie, ſo wie in das Vergnügen, das er an öffentlichen Orten zu finden dachte und nicht fand. Er wünſchte ſich, wenn er da war, zu Hauſe; wenn er zu Hauſe war, aufs Kaffeehaus. Nirgend war er an ſeinem rechten Orte; denn ob er gleich ausging, um durch Zerſtreuung ſeine Grillen zu vertreiben und ſich zu vergnügen; ſo fand er doch nirgend Vergnügen und Ruhe, die er im Innern ſeines Geiſtes, in täglicher nützlicher Geſchäftigkeit und im Wohlthun hätte ſuchen ſollen.

Bey den Leuten welche Abneigung von nützlicher Beſchäftigung fühlen, und daher ihre Zeit nicht hinzubringen wiſſen, ſind die Urſachen ſich zerſtreuen zu müſſen, wie an Höfen die Urſachen das Geſchütz zu löſen. Freude und Leid wird dadurch auf gleiche Art angekündigt; ja es giebt hohe und weniger hohe Häupter, welche die Kanonen löſen laſſen, bloß um Lärm zu machen, und die Langeweile zu zerſtreuen, welche dennoch gleich einer neblichten Luft gewöhnlich um die Schlöſſer der Großen ſchwebt. Eben ſo ſuchen auch manche jovialiſche

Menſchen für die Zerſtreuung und tägliche Vergnügen, die ſie beſtändig haben müſſen, wichtige philoſophiſche Urſachen anzuführen; da doch die wahre Urſache nur iſt, daß ſie das ächte und daurende Vergnügen nicht kennen, das aus nützlicher Beſchäftigung entſteht, und daher auch mitten in allen ihren Zerſtreuungen beſtändig von der Langenweile wie von einem dicken Nebel umgeben werden, und gähnen müſſen, wo ſie froh ſeyn wollten.

In einer ſolchen Gemüthsſtimmung ging Anſelm einſt ins Weinhaus, weil er eben gar nicht wußte wo er bleiben ſollte. Da fand er einen alten Univerſitätsbekannten, einen gewiſſen Hiſſer. Dieſer war in Göttingen, nicht in philoſophiſchen Dispüten, wie Herr von Reitheim, ſondern wo es luſtig herging, ſein öfterer Geſellſchafter geweſen. Jetzt war er Advokat oder Prokurator in Köln, und hatte eine Reiſe nach Düſſeldorf gethan, um daſelbſt einen Vergleich wegen eines wichtigen Prozeſſes, der beym Reichskammergerichte ſchwebte, zu betreiben.

Vergleiche zu machen, gehörte ſonſt nicht zum Gewerbe des Prokurators Hiſſer; denn er fand eben nicht ſeinen Vortheil dabey, wenn gerichtliche Streitſachen zu Ende gingen.

Jetzt aber war es ein außerordentlicher Fall; er hatte ſeinem Klienten gerathen, den Gegentheil durch einen Vergleich geſchwind zu überliſten, nachdem er durch einen Nachfolger des berühmten Juden Nathan Wetzlar ſicher erfahren hatte, es ſtehe nicht zu ändern, daß der Gegentheil eine günſtige Sentenz bekomme. Hiſſer gehörte eigentlich nicht unter die Anzahl der von der Obrigkeit beſtellten Advokaten oder Prokuratoren; ſondern er hatte ſich zu beiden ſelbſt beſtellt, und fand ſehr ſeine Rechnung dabey, daß er manches in der Stille und durch Andere ohne Verantwortung thun konnte, was die beſtellten Advokaten wohl unterlaſſen mußten. Er war Einer von den Leuten, welche in den Prozeſſen wühlen, einen Prozeß zu erregen wiſſen wo keiner möglich ſchien, und aus Einem möglichen drey wirkliche machen. Er war ſehr betriebſam und eben nicht gewiſſenhaft; daher kamen verwirrte und nicht ganz richtige Sachen am meiſten in ſeine Hände, und er befaßte ſich auch am liebſten damit, vorzüglich wenn er dabey viel zu verdienen ſchien. Da war er der erſte Mann in der Welt, einer Sache eine Geſtalt zu geben, die der Gegentheil ſich nie hätte träumen laſſen.

Er gehörte zu der Art von Advokaten, die den Zahnärzten gleichen, deren Zähne am meiſten zu kauen haben, wenn vielen andern Leuten die Zähne wehe thun. Alſo dachte er auch wenig daran, ob Wittwen oder Waiſen etwas verlören, wenn er eine Sache verdrehen konnte zum Beſten eines reichen Mannes, der ihn gut bezahlte. Übrigens konnte er Jedermann nach dem Munde reden, war in allen Geſellſchaften luſtig und unterhaltend, und nahm es daher auch über ſich, die ziemlich düſtere Laune unſers guten dicken Mannes in etwas aufzuhellen. Er erzählte ihm viel von Köln, von den Veränderungen des Büreau d'Eſprit der Frau Hummer, das er nach ſeiner Art lächerlich machte, auch vielerley von Sophien und ihrem Manne, den er genau kannte, weil er ihm in einigen Rechtsſachen bedient geweſen war und manches Maaß Wein mit ihm ausgetrunken hatte. Er erzählte, daß derſelbe, aus Freude ſeinen Vetter Anſelm los zu ſeyn, noch denſelben Abend ſich einen derben Rauſch getrunken habe, welcher bald ſchlimme Folgen gehabt hätte; denn er hatte ihm, mit der Erhitzung der Reiſe zuſammen, ein hitziges Fieber zugezogen. »Aber Unkraut vergeht nicht,«

ſetzte Hiffer lachend hinzu, »er iſt wieder geſund geworden, und plagt ſeine Frau derber »als jemals.»

Dieſe letzte Nachricht that eine ganz widrige Wirkung auf unſern Anſelm. Vergebens ſuchte Hiffer hundert andere luſtige Geſchichten zu erzählen. Sophiens Lage verbitterte unſerm dicken Manne alle Freuden.

Hiffer, der die Geſchichte nicht ohne Urſache erzählt hatte, fragte ihn, warum er das ſo zu Herzen nähme? und wußte durch mancherley Umſchweiſe von Anſelm ſeine vormaligen Familienumſtände und die ganze Geſchichte ſeiner Liebe zu Frau Sophien herauszuholen. Anſelm hatte eine ſchwermüthige Freude, ſeinen Kummer mitzutheilen, und ſeine Reue Sophiens Unglück veranlaßt zu haben, auch gegen Hiffer zu zeigen. Er erzählte ſogar, wie ſtandhaft die edle Frau ihre traurige Lage ertrage, und zeigte das Bildniß, womit ſie ihn beſchenkt hatte. Hiffer ließ zwar manches Hm! und Ha! hören, gab ihm aber in allem Recht, lobte ihn und Sophien, und ſchimpfte auf den Mann. Dieß heiterte unſern Anſelm etwas auf, und ſie ſchieden als die beſten Freunde von einander.

Ob Hiffer bey dieſen Erkundigungen irgend eine beſondere Abſicht gehabt, wird ſich vielleicht künftig zeigen. Jetzt diente er noch unſerm Helden, ihm zu verſchiedenen Bekanntſchaften zu verhelfen, in Häuſern wo ihn ſeine gerichtlichen Geſchäfte bekannt gemacht hatten. In allen ward geſpielt. Hiffer ſelbſt liebte das Spiel, und vertheidigte es gegen Anſelm: nicht die Thorheit, ſein Vermögen auf eine Karte zu ſetzen; ſondern ein mäßiges Spiel als einen Zeitvertreib und als ein Mittel in den Geſellſchaften nicht überflüßig zu ſeyn, wo, dem allgemeinen Gebrauche zufolge, geſpielt wird. Da unſer Anſelm aber gegen das Spiel einen allzuentſchiedenen Widerwillen hatte, ſo ſuchte er lieber andere Bekanntſchaften; und es gefielen ihm allenfalls diejenigen beſſer, wo Spazierfahrten und Koncerte das Hauptvergnügen waren.

Der Geſellſchaften in Wirthshäuſern und Weinhäuſern überdrüſſig, ohne ſie verlaſſen zu wollen, fiel unſer dicker Mann jetzt auf die Muſik. Den Geſchmack daran zu unterhalten ſind eine Menge herumreiſender, beſonders italieniſcher und franzöſiſcher, Virtuoſen befliſſen, welche, wie ehemals manche alte Heilige und

Biſchöfe den Glauben, ihre Töne fortpflanzen, und dafür, ſo wie jene, die Thaler der Zuhörer einſtecken.

In dieſem Geſchäfte kam auch damals nach Düſſeldorf die Signora Bellonia nebſt ihrem Bruder dem Signor Bellonio, der aber kein Sänger ſondern bloß Fratello di Musica war, eine berühmte Cantatrice welche auf den Theatern in London und dem Haag und wer weiß, auf welchen andern, in den Opere buffe die Rollen di Mezzo carattere wollte geſungen haben, und ſich auf ihrer Durchreiſe nach den Höfen zu Stockholm und Petersburg, wohin ſie verſicherte berufen zu ſeyn, auf dringendes Verlangen vieler Kenner der Muſik, hatte bewegen laſſen, einige Koncerte zu geben, ſo wie ſchon in der letztern Saison in den Bädern zu Spaa und zu Aachen.

Signora Bellonia war nicht mehr in ihrer erſten Jugend, aber ſie war gut gewachſen, hatte ein niedliches Geſichtchen, welches ſie durch Hülfe einiger Pomaden und Pulver zu einem recht allerliebſten Lärvchen umſchuf. Dabey war ſie artig, gefällig, unterhaltend, und konnte franzöſiſch nach italieniſcher Ausſprache ziemlich fertig plaudern. Was ihr Singen betraf, ſo war es kaum del mezzo; ſie war, wie die Italiener zu ſagen pflegen, »eine ſchöne, obgleich nicht eine gute Sängerinn.« Das ward aber durch ihre angenehme Manieren reichlich erſetzt. Zudem gehörte ſie nicht zu den armen Sängerinnen, die um ein Koncert betteln, damit ſie Reiſegeld haben. Sie wohnte in einer zierlichen Chambre garnie, und hatte oft große Abendgeſellſchaften bey ſich. Freylich ward vorausgeſetzt, daß jeder Gaſt ein paar baierſche Thaler unter das Kouvert legte, vermuthlich nur für den Camerière der Signora. Dafür aß man aber auch vortreflich, und ward mit den herrlichſten Weinen bedient. Beym Spiele gab man auch Einen baierſchen Thaler Kartengeld für ein Konverſationsſpiel, und zuweilen machte der Signor Fratello eine kleine Bank. Doch war niemand zum Spiele genöthigt. Die Signora ſelbſt liebte das Spiel nicht, und ſaß aufs höchſte bey der Bank als Zuſchauerinn, wenn keine andere Unterhaltung war. Sobald ſich aber ein Zirkel zur Konverſation bildete, zog ſie denſelben vor; und da erſchien ſie als eine zehnte Muſe: denn ſie ſprach nicht allein mit höchſter Anmuth von allen ſchönen Künſten, ſondern ſie war auch eine

Improviſatrice, und pflegte auf einen oder den andern aus der Geſellſchaft ſehr artige Stanzen zu machen oder ſonſt in Reimen oder in Proſa jedem etwas Angenehmes zu ſagen.

Anſelm gab auf die Signora Bellonia, ungeachtet ſie ihm gefallen hatte, weiter nicht ſehr Acht; denn er hatte ſich einmal vorgenommen, Frauenzimmer zu meiden. Seine Gedanken waren von Frau Sophien und ihren unglücklichen Tagen erfüllt. Er dachte darüber oft mit Wehmuth nach, und wenn er, wider ſeinen Entſchluß, zuweilen in ein Weinhaus ging: ſo meinte er, es geſchähe nur, weil ihm ſeine eigene Wohnung allzuleer wäre, indem er Sophien darin nicht erblickte, und weil er ſich zu zerſtreuen ſuchte. Die Zerſtreuung war immer von Jugend auf ſein Hauptmittel gegen trübe Gedanken geweſen, die ihm gleich kamen, wenn es nicht nach ſeinem Sinne ging, oder wenn er nicht wußte was er wollte. Doch hatte Anſelm, der ſo viel Bemerkungen machte, noch nicht ein einzigesmal eine ſehr heilſame gemacht, nämlich: daß Zerſtreuung ſehr oft ein ſchlimmeres Mittel iſt, als das Übel ſelbſt, daß ſie wenigſtens nie das Übel wirklich hebt, und daß derjenige, der durchaus nie trübe Gedanken bey ſich dulden will, wenn ſie auch eine rechtmäßige Urſache haben, nie ernſthafte Gedanken bey ſich wird wollen aufkommen laſſen, die ihn moraliſch verbeſſern könnten.

Das Schickſal wollte indeß, daß unſer dicker Mann mit der Signora Bellonia näher bekannt ward. Es ſtieß dieſer Virtuoſinn eine kleine Unpäßlichkeit zu, und ſie ließ den Dr. Redlich holen. Sie empfing ihn in einem eleganten Morgennegligee. Ihre Krankheit war nicht gefährlich, aber die Schwächlichkeit gab ihr einen beſondern ſchmachtenden Reiz. Die Arzneyen thaten gute Wirkung, eben ſo ſehr aber ſchien die Unterhaltung des Arztes zu wirken; daher ſie bey jedem Beſuche ihn ins Geſpräch brachte, zugleich ihm aber auch die niedlichſten Arietten vorſang und ihn nachher ſo angenehm unterhielt, daß er bedauert haben würde, ihre Geneſung beſchleunigt zu haben, wenn ihm nicht erlaubt geweſen wäre, auch nachher ſeine Beſuche fortzuſetzen.

Der Umgang mit dieſer unterhaltenden Perſon hatte für ihn ſehr viel Anziehendes, ſo daß er, der ſchon ſeit ein paar Monaten ſowohl zu Hauſe als in den Kaffeehäuſern immer Langeweile empfunden hatte, den glücklichen Zufall nuzte, in jeder Woche einige Abende in dieſem Hauſe zuzubringen. Man wird ſchon bemerkt haben, daß unſer dicker Mann Zunder im Herzen hatte, welcher an ſchönen Augen leicht Feuer fing. Er konnte alſo, ſo ſehr er auch immer Frau Sophien vor Augen behielt, nicht lange in die liebreizenden Augen der ſchönen Italienerinn ganz ungeſtraft ſehen. Aber nicht nur dieſe, ſondern auch ihre lieblichen Ariettten und angenehmen Geſpräche gewannen ſein Herz. Wenigſtens beredete er ſich dieſes, obgleich die Augen vielleicht doch einen größern Antheil an ſeinem Wohlgefallen hatten, als Geſang und Geſpräch. Er beſuchte ſie nunmehr auch Vormittags bey ihrem Nachttiſche, und war wohl vierzehn Tage lang ihr täglicher Abendgeſellſchafter. Er fing auch an, ihr Geſchenke zu machen, wie dieſes bey Virtuoſinnen üblich iſt. Sie nahm ſie auf eine verbindliche Art an, und erwiederte ſie allemal mit Gegengeſchenken: Kleinigkeiten, die nicht ſowohl durch den innern Werth, als durch die gar angenehme Weiſe ſie zu geben, ſchätzbar wurden.

Endlich fügte es ſich einmal an einem Abende, daß nur eine kleine Geſellſchaft gegenwärtig war. Deſto munterer und vertraulicher ward die Unterhaltung bey Tiſche, und die Flaſche ging friſch herum. Unſern dicken Mann bezauberte die frohe und angenehme Laune der Signora Bellonia. Ihn dünkte, er ſey im Himmel. Er ſprach noch mehr mit den Augen als mit dem Munde; und er ſing aus den Blicken der Schönen ein Feuer, welches durch Wein nicht konnte gelöſcht werden, ob dieſer gleich nicht geſpart ward. Nach Tiſche war die Geſellſchaft zu klein zur Konverſation. Man machte eine kleine Bank. Anſelm hatte am Spielen keinen Gefallen, die Signora auch nicht. Indeſſen ſchlug ſie vor, weil es doch einmal geſpielt ſeyn ſolle, wollten ſie beide in Geſellſchaft ihr Glück verſuchen. Eine ſolche Spielgeſellſchafterinn konnte nicht ausgeſchlagen werden. Sie ſetzten eine gemeinſchaftliche Kaſſe auf den Tiſch. Sie pointirte für beide, aber verlor, vermuthlich weil ſie das Spiel nicht verſtand. Aber wie denn Frauenzimmer zuweilen ihren kleinen Eigenſinn haben; ſie wollte das Geld durchaus wieder gewinnen, weil es ihrem caro Anselminuccio gehörte, wie ſie ſich ausdrückte, indem ſie ihm die runden Backen klopfte. Sie verdoppelte; ſie ſetzte viel Geld, und verlor. »Ich merke,« ſagte ſie lächelnd, »wer in der Liebe glücklich iſt, iſt »unglücklich im Spiele,« und ſah zärtlich über die linke Achſel nach ihrem Anſelmino. Doch wollte ſie das Geld wieder haben, und ſetzte höher. Nun kam ſie ins Glück. Sie hielt das Blatt bis zum Sept-Leva. Das Blatt kam links heraus, und alles war wieder verloren. Jetzt ſtand ſie auf, und ſetzte unſern dicken Mann an ihre Stelle. Derſelbe glühte vor Eifer, die beträchtliche Summe wieder zu erobern. Das Spiel dauerte bis früh um drey Uhr, da er und ſeine ſchöne Geſellſchafterinn alles was ſie bey ſich hatten, und beynahe 3000 Konventionsthaler **auf Kredit** verloren hatten; und der Bankier, welches dießmal nicht der Bruder, ſondern ein anderer Mann war, nicht mehr halten wollte. Anſelm kam wie aus einem Todesſchlummer zu ſich, und ſah mit Verwunderung, daß fünf bis ſechs handfeſte Leute um den Tiſch ſtanden; was ihn aber am meheſten befremdete, war, Plattern, ſeinen ehemaligen Schuldner, hinter dem Bankier ſtehen zu ſehn, deſſen Kroupier er zu ſeyn ſchien.

Nun erfuhr er erſt, es ſey in dieſem ehrbaren Hauſe Sitte, über dasjenige, was auf

Kredit verloren worden, ſogleich einen Wechſel aufzuſetzen, in drey Tagen fällig. Dieß that jeder anweſende Schuldner; und auch die ſchöne Sängerinn, ihr Unglück verwünſchend, ſtellte einen aus, über ihren Antheil des Verluſts auf 3930 Konventionsthaler. Anſelm mußte alſo das Nehmliche thun.

Er ging voll Verzweiflung nach Hauſe. Er konnte nicht ſchlafen. Er konſulirte ſeinen Freund Hiſſer als einen Rechtsgelehrten. Der machte ihm aber derbe Vorwürfe, daß er ſeine Philoſophie ſo ſchlecht beobachtete, die alles Spiel, auch die kleinſten Konverſationsſpiele, hatte für verdammlich erklären wollen. Er begegnete ihm mit grauſamen Spotte, und ſagte: Man ſehe wohl, die ſogenannte Virtuoſinn ſey eine Intrigante, die dem ſogenannten Bruder nur zum Lockvogel ſeines Spiels diene, Dummköpfe zu fangen. — Sogenannten Bruder! — Das war Anſelmen zu hart; denn er hatte noch während ſeines ſchlafloſen Morgens die ſchöne und witzige Signora für ein ehrliches Blut gehalten, und ſie beklagt, daß ſie mit ihm ſo viel verloren habe. Er ging hin ſie zu beſuchen, ward aber nicht angenommen. Nachmittags kam der Bankier, mit Heftigkeit zu ihm ſagend: die Signora mit ihrem ſogenannten Bruder ſey heimlich abgereiſet, ohne ihn zu bezahlen; und er gab deutlich zu verſtehen, wie er hoffe, Anſelm werde es wenigſtens nicht eben ſo machen. Anſelm fand bey keinem ſeiner Kaffeehausfreunde Troſt, noch weniger Hülfe; ſie lachten ihn vielmehr aus, daß er ſich durch ſo grobe Liſt habe fangen laſſen. Er mußte zu Wucherern Zuflucht nehmen, verpfändete was er hatte, und befriedigte den Gauner.

Nun aber war er in den bedrängteſten Umſtänden; denn ihm blieb weniger als nichts. Seine Ehre und ſein Einkommen waren verſchwunden; er merkte nach wenigen Wochen, daß er das Geſpräch der ganzen Stadt war, und daß der Vorfall, der mit vielen Zuſätzen und falſchen Umſtänden erzählt ward, die meiſten Häuſer, in denen er Arzt geweſen war, von ihm abwendig machte. Seine Einnahme nahm ſichtlich ab. Die Gläubiger und Wucherer drängten ihn, und drohten mit Gefängniß. Er war genöthigt, ſeine Möbeln zu verkaufen; denn er hatte nicht unterlaſſen, hier auch ſich mit Mahogany-Sekretären und Tiſchen, desgleichen mit weichen Ottomanen und bunten Fußdecken zu verſehen. Ja er mußte ſogar ſeine Kleider verkaufen und verſetzen, um nur zu leben. Er kam endlich ſo weit, daß er nicht den Unterhalt Eines Tages mehr hatte. Nichts blieb ihm übrig, und er hatte noch verſchiedene kleine Schulden, die er ſchlechterdings nicht bezahlen konnte, und doch täglich darum gemahnt ward.

Vier und dreyßigſter Abſchnitt.

Verſchiedene Verſuche, Lebensunterhalt zu finden. Verzweiflung und ein kleiner glücklicher Zufall.

Ganz betäubt ſchlenderte Anſelm zum Ratinger Thore hinaus, ging wohl eine Stunde fort ohne ſich zu beſinnen, und ſo kam er unvermerkt bis unter das Dunkel der dicht verwachſenen Bäume vor dem Eingange des Specker Mönchkloſters à la Trappe. Plötzlich ergriff ihn der Gedanken, der Welt, worin er gar keine Freude mehr hoffen zu können vermeinte, zu entſagen, und ſich im Kloſter à la Trappe zu vergraben. Gerade die Strenge dieſes Ordens bemächtigte ſich ſeiner Einbildungskraft. Er glaubte dadurch für alle Thorheiten ſeines Lebens zu büßen, beſonders für die, wodurch er Sophien unglücklich gemacht hatte. Aber er war ja nicht katholiſch? Was denn! Ihm war in ſeiner jetzigen Betäubung alles gleich. Er hatte die katholiſchen Gebräuche ziemlich kennen gelernt, und beſchloß für einen Katholiken zu paſſiren, um nur der Welt zu entfliehen, von der er ſich ganz verlaſſen glaubte. Er zog die Glocke an der Kloſterpforte, begrüßte den öfnenden Pförtner mit einem Memento mori! und verlangte den Abt zu ſprechen, weil er ins Noviciat des Kloſters treten wolle.

Ein Abt, zumal ein Abt à la Trappe, iſt der demüthigſte unter den demüthigen Gliedern ſeines Konvents, ſo wie der Papſt der Knecht der Knechte iſt: dennoch iſt jeder Abt viel zu erhaben, als daß ihn ein unbedeutender Ankömmling ſogleich ſprechen könnte. Vollends aber ein Abt à la Trappe iſt ein ſehr großer Mann. Er behauptet, er ſey auf Erden ganz unabhängig, und dürfe von ſeiner Kloſterverwaltung niemand als Gott unmittelbar Rechenſchaft geben, ſo wie der Rath von Nürnberg von ſeiner Finanzverwaltung nur dem Kaiſer perſönlich. Da er nun vermöge der Abtödtungen und Kaſteyungen ſeines Kloſters mit dem lieben Gotte ſehr gut ſteht; ſo wird dieſer ſchon von ſeinem Freunde dem Abte nicht etwa eine Rechenſchaft fordern; wie der Kaiſer doch zuweilen von den Herren von Nürnberg. Alſo iſt ein Abt à la Trappe ein Gott auf Erden, und zeigt folglich ſein Antlitz nicht jedem, der an die Kloſterpforte klingelt. Anſelm ward an den Subprior gewieſen, den Mann, der für das ganze ſtillſchweigende Konvent mit den Fremden zu ſchwatzen hat. Dieſer hohläugige, abgezehrte, blaſſe Mönch, von allen Sünden verlaſſen, auſſer von mildem geiſtlichen Stolze, hörte ſein Begehren an, und gab ganz kalt zur Antwort: »Freund, du biſt viel zu dick für unſer Kloſter! Wie könnte ein ſo wohlbeleibter Sünder ſein Fleiſch bis dahin kaſteyen, daß er bis zur Magerkeit eines heiligen Mönchs a la Trappe abfiele? Zudem biſt du Weltmenſch ein Doktor der Arzney. Wer zu unſerer hohen Vollkommenheit gelangen will, muß ungelehrt ſeyn. Unſer heiliger Reformator hat uns verboten zu ſtudiren; denn — die ſelige Unwiſſenheit iſt die Mutter des Gehorſams. Geh, du biſt gelehrt und dick, und alſo nicht für uns! Geh in Frieden! Dein bloßes Anſchauen würde unſern Brüdern ein Ärgerniß geben; daß ſie lange Zeit nicht wieder zu der ſeligen Unempfindlichkeit gelangen würden, die unſerer heiligen Regel gemäß iſt. Memento mori!« Und damit ließ er ihn ganz ſanft zum Kloſter hinausſchieben.

Anſelm, der ſchon in ſeiner Einbildungskraft die ruhige Unthätigkeit des Kloſters genoß, ward durch dieſe abſchlägige Antwort inſofern zur Empfindung ſeiner wirklichen Exiſtenz zurückgebracht, daß er überlegte, welchen Weg er zu nehmen habe. Nach Düſſeldorf durfte er nicht, nach Elberfeld wollte er nicht; er ſuchte alſo einen dritten Weg. Auf Nachfrage erfuhr er, daß er auf der Landſtraße nach Lennep ſey. Es war ihm genug, daß dieſe Straße von Elberfeld abführte, um derſelben zu folgen; denn ſeiner Eitelkeit war der Gedanken unerträglich ſeine Thorheiten dort wiſſen zu laſſen; und ob ſein treuer Freund Philipp in Kummer ſeyn würde, wenn er ſeine traurige Geſchichte erführe, ohne weiter Nachricht von ihm zu empfangen, daran dachte ſein Egoismus nicht.

Nachdem er die Nacht in einer Dorfſchenke zugebracht hatte, kam er den folgenden Morgen in einem Wirthshauſe in der Vorſtadt von Lennep an. Da fand er einen Preußiſchen Werbeofficier, welcher dort mit einigen Rekruten übernachtet hatte, die er von Köln nach Hamm transportirte. Schnell fiel unſerm Anſelm ein, in ſeiner äußerſten Noth zum Soldatenſtande Zuflucht zu nehmen: er gab ſich zum Rekruten an. Der Officier maß ihn von oben bis unten, und erklärte darauf, er ſey zum Soldaten zu klein, und ſelbſt zum Trommelſchläger nicht groß genug. Dieſer Officier war übrigens ein freundlicher und, bloß den Punkt von Rekruten ausgenommen, mitleidiger Mann. Er ließ, zur Vergütung der abſchlägigen Antwort, unſern dicken und zu kleinen Mann mit ſich frühſtücken, und einen Theil ſeiner Geſchichte erzählen. Da er fand, Anſelm wäre nicht ohne Geſchicklichkeit, ſchrieb er, ehe er mit ſeinen Rekruten abmarſchirte, ein Billet an einen jungen Edelmann, den er vorigen Abend in dem beſten Wirthshauſe zu Lennep hatte kennen lernen. Dieſer junge Menſch war eben mündig geworden, und wollte ſein Haus auf einen großen Fuß einrichten. Der Officier meinte, Anſelm würde bey ihm füglich die doppelte Perſon eines Kammerdieners und Leibchirurgus vorſtellen können.

Anſelm nahm die Empfehlung dankbar an, und ging in die Stadt, das Billet abzugeben. Er mußte bis um eilf Uhr warten, ehe der unmündige Mündige aufſtand, und bis um halb Ein Uhr, ehe er vorgelaſſen ward. Der junge Herr las das Billet, maß Anſelmen der Länge und Breite nach, und ſagte: »Ich weiß nicht, wohin »der Herr Lieutenant mit ſeiner Empfehlung »gedacht hat. Mein Freund! Er iſt viel zu »klein, und ganz unförmlich dick. Wer kann »ſolche Leute um ſich leiden?« Damit kehrte er ſich um, und ließ ihn ſtehen.

»Mein Gott!« dachte Anſelm bey ſich, indem er die Treppe hinabging: »Hier iſt mir ja »meine Statur in Allem hinderlich! Wie muß »man denn beſchaffen ſeyn, um hier zu Lande »fortzukommen?« Indem ging er vor der Küche des Edelmanns vorbey, wo ihm der Geruch vieler köſtlich zubereiteten Speiſen in die Naſe zog; er ward doppelt hungrig, hatte aber ſeinen letzten Stüber fürs Nachtlager ausgegeben.

Traurig wanderte er einige Straßen auf und ab, ohne zu wiſſen, was er beginnen ſollte. Es fehlte ihm an Geld, auch nur zum frugalſten Mittagseſſen, oder zum ſchlechteſten Nachtlager. Er ſah die Menſchen vor ſich vorbeygehen, als wären es todte Bilder, welche ihn nichts und welchen er nichts anginge. Der Anblick eines ihm begegnenden Juden erinnerte ihn, daß er von ſeiner wenigen Wäſche ein Hemd verkaufen könne, um doch für ein paar Tage ſich Koſt und Nachtlager zu ſichern. Er redete den Juden deßhalb an. Dieſer nahm ihn mit ſich nach Hauſe, und kaufte das Hemd nicht. Er ließ ſich erzählen, wodurch Anſelm ſo herunter gekommen ſey. Er tröſtete ihn mit der Verſicherung, bey ſo mancher Geſchicklichkeit werde gewiß für ihn ſich etwas finden. Obgleich der Jude ſelbſt arm war, gab er ihm doch in ſeiner Hütte eine Schlafſtelle, und theilte ſeinen kärglichen Biſſen Brot mit ihm. »Gottlob!« ſagte Anſelm, »das iſt ein Menſch, der menſchliche Empfindungen hat;« und prüfte ſich ſelbſt innerlich, ob er zur Zeit ſeines Wohlſtandes nur verhältnißmäßig halb ſo viel für das Bedürfniß ſeiner Mitmenſchen gethan hätte.

Anſelm blieb einige Tage bey dem Juden, der ſich in der Stadt zu erkundigen anfing, ob nicht irgend eine Stelle für ſeinen Hausgenoſſen gefunden werden könne. Unvermuthet aber ging Anſelms Hoffnung auf den ehrlichen Mann ganz zu Grunde; der Jude ward an einem Morgen ſehr früh nebſt ſeiner Frau von den Stadtknechten aufgegriffen und ins Gefängniß geworfen. Er hatte ſich unterſtanden, für andere Juden Schuhe zu machen, und, obgleich gewarnt, es doch nicht unterlaſſen; ſogar hatte kürzlich ſeine Frau für eine andere Jüdinn ein Kleid zugeſchnitten und genähet. Es war in der That ein ſcheußliches Verbrechen! Denn, wie könnte einem Beſchnittenen erlaubt ſeyn, einen Schuhpfriemen zu brauchen, oder der Frau eines Beſchnittenen, Kleider zuzuſchneiden? Der Staat müßte ja untergehen, und vermuthlich auch die Religion, wenn man ſolchem Frevel nicht ſteuren wollte! Wie iſt es nicht der Republik Polen gegangen, wo von je her den Juden dieſe und alle andere Handwerke erlaubt waren! Um nun alles Übel von dem guten Herzogthume Berg abzuwenden, hatte die löbliche Schuhmacher- und Schneiderzunft zu Lennep darauf angetragen, den Juden ſeines Schutzes verluſtig zu erklären, und ihn über die Gränze zu bringen. Es war faſt wahrſcheinlich, daß eine ſo billige Bitte würde gewähret werden. Wenigſtens verſiegelte man die Wohnung des Juden, um nachher gerichtlich zu unterſuchen, was an unerlaubtem Handwerkszeuge und hinterliſtig verfertigten Schuhen zu finden ſeyn möchte. Hiedurch verlor nun der arme Anſelm ſeine Schlafſtelle. Er dachte unökonomiſch genug, an einen andern Juden drey Hemden zu verkaufen, und den größten Theil des daraus gelöſeten Geldes ſeinem Wohlthäter ins Gefängniß zu bringen; worauf er noch denſelben Vormittag Lennep verließ.

Er war über eine Meile in tiefen Gedanken fortgegangen, und ſann eben bey ſich nach, wie es in der Welt ſo wunderlich zugeht, daß einige Menſchen nicht fortkommen können, weil ſie allzuklein oder allzudick ſind, und andere, weil ſie Schuhe machen wollen. Da holte er einen ſchwerbeladenen Wagen ein. Derſelbe gehörte einer Truppe wandernder Komödianten, die zu Fuße nebenher gingen. Er machte Geſellſchaft mit ihnen bis zu dem Orte, wo die Pferde gefüttert und Mittag gehalten ward. Sie reiſeten, wie ſie ihm erzählten, nach einem Städtchen, wo ſie während des Jahrmarktes ſpielen wollten. Nur waren ſie in großer Verlegenheit: denn ihre luſtige Perſon hatte ein Fieber bekommen, und im letzten Nachtlager müſſen zurückgelaſſen werden. Sie thaten unſerm Anſelm die Ehre zu glauben, ſeine Figur ſehe komiſch aus, und wollten durch ihn ihren Mangel vor der Hand erſetzen. Sie ga-

gaben ihm Unterricht, und weil ſie es ihm ſo leicht machten, und die Probe die im erſten Nachtlager in einem Zimmer mit ihm verſucht ward, ſo ziemlich ablief: war er bereit, ſich dieſe Rolle gefallen zu laſſen, zumal da er gar keine andere Ausſicht hatte.

Hier hinderte nun unſern Anſelm nicht ſeine kleine Statur, noch ſein runder Bauch; aber als er aufs Theater kam, war er zu furchtſam, ſeine Stimme zu ſchwach, und ſeine Gebärden nicht luſtig genug. Er fand keinen Beyfall, und wäre beynahe ausgepfiffen worden. Die rechte luſtige Perſon hatte ſich nach einigen Tagen vom Fieber erholt, und kam zur großen Freude der Komödianten noch während des Jahrmarktes nach. Ein hohes und gnädiges Publikum des Städtchens bezeugte ſeinen lauten Beyfall. Anſelm ward vergeſſen; und, da er die Stelle eines Lichtputzers, die eben vakant war, nicht annehmen wollte, ganz abgedankt.

Anſelm mußte ſich in ſein Schickſal finden. Indem er voll Grillen über den Markt ging, ſah er auf einem offenen Theater einen Marktſchreyer ausſtehen. Er verweilte ſich Wundershalber vor der Bühne; um an der luſtigen

Perſon, deren Einfälle mit wieherndem Gelächter aufgenommen wurden, zu ſehen, was ihm ſelbſt wohl fehlen möchte, um auf dem Theater Beyfall zu erhalten. Bald aber zog der Marktſchreyer ſelbſt ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Dieſer Kerl redete das unſinnigſte Zeug; dennoch wurden ſeine Arzneyen ſehr häufig gekauft, ob ſie gleich für die Krankheiten die er nannte gar nicht helfen konnten. Anſelm erſchrak über dieſe Verblendung. Mit einmal gab ihm ſeine Klugheit, mit Hülfe ſeiner Einbildungskraft, den Gedanken ein: wenn die Leute ganz unwirkſame und zweckloſe Arzneyen ſo begierig kauften, ſo würden ſie doch viel lieber ſolche kaufen, welche ihnen helfen könnten. Er baute hierauf die Hoffnung eines zwar kleinen aber doch ſichern Auskommens, bis ſich etwas Anſtändigeres fände. Sogleich legte er alles Geld an, welches er von ſeinem kurzen Komödiantenleben erübrigt hatte und von dem Reſte ſeiner itzt verkauften Wäſche löſete, um einige wohlfeile Arzneyen anzuſchaffen, die er auf verſchiedene Art zweckmäßig miſchte, und ihnen die Namen von Wunderpulvern und himmliſchen Eſſenzen gab. »Die Welt will »betrogen ſeyn!« dachte er, »ich will ſie we-

»nigſtens nur im Namen, nicht in der Wirkung betrügen. Es heißt im Grunde, den »Leuten einen wahren Dienſt thun, damit ſie »nicht von unwiſſenden Marktſchreyern um »ihre Geſundheit gebracht werden.« Dieſe menſchenfreundliche Betrachtung tröſtete ihn über das Niedrige ſeines Unternehmens.

Er ging mit dieſem Vorrathe nach einem andern Jahrmarkte an die Gränze einer benachbarten kleinen Grafſchaft, worin er ihn gewiß den erſten Tag theuer zu verkaufen und auf die folgenden Tage ſchon mehr anzuſchaffen meinte. Er miethete ſich ein Pferd auf einen Tag, und bot ſo auf dem Jahrmarkte ſeine Arzneyen feil. Aber der Erfolg war ganz anders als er gehofft hatte. Er war kein Charlatan. Er konnte nicht genug ſchreyen und nicht Geſundheit genug verſprechen. Er wollte die Kranken unterſuchen. Das nahm Zeit weg, und ſchien den Leuten nicht wunderbar genug. Die Beſchaffenheit der Arzneyen wußte er nicht künſtlich genug zu verbergen. Der Eine ſchmeckte den Rhabarbar; der Andere roch den Kampfer. Dieß, meinten ſie, könnten ſie ſich aus der Apotheke ſelbſt holen, und brauchten dazu keinen reitenden Doktor. Anſelm hatte auch keine luſtige Perſon, um das Volk heranzulocken. Es blieb alſo niemand bey ihm ſtehen, und er verkaufte den erſten Tag kaum ſo viel, um die Miethe des Pferdes zu bezahlen; und ſah deutlich, daß er es nicht wagen dürfe, es auf den zweyten Tag zu miethen. Nachdem er ſein Nachtlager bezahlt hatte, war abermal ſein letzter Stüber ausgegeben; und es blieb ihm im eigentlichſten Verſtande auf den folgenden Tag zur Nahrung nichts übrig, als einige Portionen Rhabarbar und Glauberſalz, die er nicht hatte verkaufen können.

Nun war alſo auch ſein letzter Plan geſcheitert, deſſen Erfolg er für völlig ſicher gehalten hatte, weil er ſeiner Meinung nach auf gemeinnützige Wohlthätigkeit abzweckte. Er ging, da ſeines Bleibens hier nicht mehr war, zum Thore hinaus, um ſeinem Unmuthe Luft zu machen, der nahe an Verzweiflung gränzte. Seine Thorheiten kamen ihm in dieſer Gemüthsſtimmung nicht zu Sinne, ſondern nur ſeine mannichfaltigen Unglücksfälle und fehlgeſchlagenen Plane, die er als eben ſo viele Unbilligkeiten des Schickſals gegen ihn betrachtete, ohne in Anſchlag zu bringen, wie viel davon er ſelbſt möchte veranlaßt haben. Er ſagte ſich: daß er doch viel Geſchicklichkeiten erworben, daß er ein gutes Herz habe und ſich keiner ſchlechten Handlung ſchuldig wiſſe; gleichwohl gehe alles was er unternähme, ohne ſeine Schuld, beſtändig den Krebsgang. Ihm fielen, in dieſer ſchwarzen Laune, von ſeiner Jugend her verſchiedene Dordrechtſche Lehren aus Braunii Doctrina Foederum im Kapitel de reprobatione ein; und — wie denn weltliche Menſchen immer die heilſamſten Lehren der Dogmatik unrichtig anwenden — er betrachtete ſich als reprobirt, als zum Unglücke prädeſtinirt, und glaubte es ſey für ihn auch gar keine einzige Ausſicht zum Wohlſtande mehr übrig. Je mehr er um ſich ſah, fand er ſich von aller Welt verlaſſen, hoffnungslos, in ſchrecklicher Einzelnheit: er, der doch ein beſſeres Schickſal verdient hätte, indeß die Reitheime, die Platter und andere Leute der Art ſchwelgten. Alles Unglück war nur über ihn verhängt! Was halfen ihm ſeine erlernten Kenntniſſe, was half ihm ſein weiches Herz, was ſeine guten Geſinnungen gegen alle Menſchen? Er war verachtet, verlaſſen, unwiderbringlich unglücklich! Während er fortfuhr, über dieſen ſchwarzen Gedanken zu brüten, kam er unvermerkt in ein Wäldchen das immer dichter ward, und indem er in düſterer Betäubung fortging, ſtand er auf einmal vor einem ziemlich großen See. Er ſah ſtarr in den Spiegel des ruhigen Waſſers. Der Ort war heimlich, und melancholiſch die bis ins Waſſer hangenden Weiden. Sein düſteres Sinnen über ſein Unglück und über die Härte der Menſchen, die ihn ganz verſtießen, ging allgemach in Verzweiflung über. »Ruhe iſt im Tode zu finden,« ſagte er: »Ruhe werde mir in dieſem ſtillen See!«

Stolz und weichliche Troſtloſigkeit ſind die gewöhnlichſten Urſachen des Selbſtmordes. Dieſe kamen hier zuſammen, und er war eben bereit ins Waſſer zu ſpringen; aber als er nochmals in den See hineinſah, kam er ihm ſo naß und ſo tief vor! Er ſchauderte, und trat einen Schritt zurück. Noch einen Augenblick wollte er warten. Die ſtarre Verzweiflung löſete ſich in laute Klagen über ſein unabſehbares Unglück auf. Er raufte ſich die Haare aus, ſchlug wüthend vor ſeine Bruſt, und zerriß dadurch das Bändchen um den Hals, an dem Sophiens Bild in ſeinem bloßen Buſen hing: es fiel ihm in die Hand. Er blickte darauf, und fuhr noch zwey Schritte zurück. Seine klagende Wuth verſtummte. Er ſah dieß holde, edle, leidende Geſicht! — Durch ihn war ſie unglücklich gemacht; ſie war unverändert gegen ihn, — und duldete! — »Sollte ich nicht auch dulden?« rief er aus: »könnte ich wohl Sophiens Leiden vermehren, durch die Nachricht — von »meinem ſchimpflichen Tode! — Schrecklich! — »Nein! — Ich muß leben; denn meine Todespoſt würde Sophien noch unglücklicher machen. — Das kann nicht, das muß nicht »ſeyn! — Ich will dulden, nach ihrem Beyſpiele, — muß dulden! — dulden alles Unglück, wenn gleich unverdient! — Dulden das »Leben in dieſer öden Welt, wo ich da ſtehe, — »unglücklich! Von jedermann verlaſſen! Ohne »Hülfe! Ohne Freunde! Hoffnungslos!»

Er ſtarrte nochmal zurück, und ſchwieg einige Minuten. — »Hofnungslos?« fuhr er fort: »Habe ich keinen Freund? Da iſt Philipp, edler und beſſer als ich; da iſt der Paſtor in *** mein Wohlthäter!«

Er ſchwieg abermal eine Minute, und ſagte leiſe zu ſich ſelbſt: »Nein! der iſt nicht ganz »unglücklich zu nennen, der zwey wahre Freunde hat; — er müßte denn ihrer ganz unwür-

»dig ſeyn. — Ja! das bin ich; und verdiene »mein Unglück!« — Er ſeufzte tief, und ein Strom von Thränen wahrer Reue ſtürzte aus ſeinen Augen.

Er ſetzte ſich auf den Raſen, Sophiens Bild in der Hand, und benetzte es mit Thränen. Hierdurch bekam ſein Herz Luft, und er gewann endlich ſo viel Beſinnung, um zu fühlen, er müſſe weder verzweifeln noch verzagen, und über ſeine Lage nachzudenken, und zu überlegen wohin er gehen und was er anfangen ſollte. Zu Philipp, oder zum Paſtor in ***? Er hätte ſich bis dahin durchbetteln müſſen. Und dann konnte ers auch nicht ertragen, dieſen Freunden abermal beſchwerlich zu fallen. Im Grunde hatte er aber noch eine Urſache, dieſe Freunde zu meiden, die er ſich ſelbſt kaum entwickelte. Es war ihm unerträglich, vor ihnen zu ſtehen, beladen mit der Nothwendigkeit ihnen die unverzeihliche Thorheit zu bekennen, die ihn in dieſe äußerſte Stufe des Elendes durch eigne Schuld gebracht hatte. Aber wohin ſonſt ſollte er ſich wenden, in einem ihm unbekannten Lande, von allen Menſchen verlaſſen? Das wußte er nicht. Indeß raffte er ſich auf, und indem er Sophiens Bildniß mechaniſch in ſeine Weſtentaſche ſteckte, fühlte er etwas Hartes. Es war ein Konventionsthaler, der durch ein Loch in der Taſche ins Futter gefallen und daher nicht bemerkt worden war. Anſelm ſtaunte dieſe unvermuthete Hülfe an, und beſchloß in dem nächſten Orte, wo es auch ſey, die Wohlthat einer genügſamen Abendmahlzeit und eines ruhigen Lagers, ſey es auch nur auf Stroh, zu genießen. Das Schickſal hatte es aber anders beſchloſſen und ihn einem ſchrecklichern Unfalle vorbehalten.

Fünf und dreyßigſter Abſchnitt.

Anſelm findet unvermuthet einen Bekannten. Hoffnung der Einwohner einer gräflichen Reſidenzſtadt.

Anſelm ging mit einigem Muthe auf dem erſten Wege fort, auf den er bey dem Ausgange des Wäldchens traf; und gelangte am ſpäten Nachmittage zu einem in der benachbarten kleinen Grafſchaft gelegenen Flecken. Er hatte dieſen Tag noch nichts gegeſſen, ſeine erſte Frage war alſo nach dem Wirthshauſe. Er erſtaunte nicht wenig, unter der Thüre deſſelben einen Bedienten der Signora Bellonia zu ſehen. Er fragte, ob ſie da wäre? Auf die Bejahung, gerieth er dermaßen in Zorn, daß er ſeinen Hunger vergaß. Erlittenes Unrecht und Wahrnehmung niederträchtiger Geſinnung konnten ihn, ſeinem Charakter gemäß, gleich aus der Faſſung ſetzen. Er ging gerade in ihr Zimmer, um ihr zu ſagen, was ſie verdiente. Er erſtaunte, Plattern bey ihr allein zu finden, mit Weingläſern auf dem Tiſche, beide halb berauſcht.

Er brach in gerechte Vorwürfe aus gegen die Signora und ihren Helfershelfer; dieſe wurden aber nur mit Lachen und Hohnnecken aufgenommen. Platter ſchenkte ein Glas Wein ein, das Anſelm, obgleich nüchtern und durſtig, mit Unwillen verſchmähte. Platter ſtand auf, nahm ihn bey der Hand, ob er ſie gleich zurückzog, und ſagte: »Sey kein Narr! die Sache iſt nun vorbey. Ich will ganz aufrichtig reden. Du haſt gedacht wie wunderklug du wäreſt, daß du eine alte Obligation, die ich ſchon ganz vergeſſen hatte, an Philipp cedirteſt, um mir fünftauſend Speciesthaler wieder abzujagen. Dieß konnte ich freylich nicht hindern, und ich bewunderte dich in Gedanken, daß du pfiffiger wareſt als ich. Um dir aber zu zeigen, Kamerad! daß ich doch noch pfiffiger bin als du, machte ich einen Bund mit dieſer ſchönen Nymphe, um dir den größten Theil wieder abzunehmen. Es that mir leid, daß es nicht alles ſeyn konnte! Doch bin ich auch nicht ſo arg, als du wohl denkſt. Ich hab's Dir genommen; ich will's Dir mit Wucher wiedergeben. Das thut nicht jeder in meiner Lage. Ich bin jetzt der Fratello dieſer ſchönen Schweſter; denn der andere iſt ab-

»gedankt. Wir wollen Dich zum zweyten Bruder annehmen. Ich will Dir zeigen, wie man die Gimpel fängt; Du aber ſollſt kein Gimpel mehr ſeyn. Ich will Dich lehren, wie man die Karten miſcht, wie man das Buch da abhebt wo man will, wie man Bilder oder Nichtbilder mit den Fingerſpitzen erkennt, wie man jedes Blatt ganz unvermerkt zeichnet, und ein gezeichnetes Buch ſtatt eines ungezeichneten auf den Teppich bringt, wie man die Volte mit Einer Hand ſchlägt, und wie jedes Blatt rechts oder links fallen muß, ſo wie man will. Dieß ſollſt Du von mir lernen; dann wollen wir mit Hülfe dieſes Lockvogels« — er ſchlug die Signora auf die Schulter — »ſchon die Gimpel ins Netz ziehen, und dann ſollſt Du Dein Geld bald wieder bekommen. Wir haben uns hier nur ins Inkognito gezogen, um uns ein paar Wochen gütlich zu thun. Morgen reiſen wir nach der Frankfurter Meſſe, da müſſen wir wieder nüchtern und ehrbar ſeyn.« Und hiemit brachten ihm beide nochmal das Glas zu, auf gute Brüderſchaft!

Anſelm wich voll Abſcheu zurück, und rief aus: »Weil Ihr mich ſchändlich betrogen habt,

„will ich deßwegen nicht andere betrügen!“ Mehr andere Wahrheiten ſagte er, eben ſo bitter zu hören. Da ſchon vom Weine erhitzte Platter fuhr wüthend auf unſern dicken Mann zu, ihn aus der Stube zu werfen. Dieſer, dem der Unwillen die Kräfte verdoppelte, warf den Betrunkenen zu Boden. Platter raffte ſich auf, griff nach ſeinem im Winkel ſtehenden Degen, und fuhr damit auf den unbewehrten Anſelm zu. Dieſem half ſeine kleine Statur, und ſeine obgleich ſeit der Univerſität nicht geübte Fechtkunſt, um unter den Stoß zu ſchlüpfen, und Plattern auf den Leib zu kommen. Er wand ihm den Degen aus der Hand, und ſetzte ſich in Defenſion. Platter, durch Zorn und Wein halb ſinnlos gemacht, fuhr blindlings auf ihn zu, lief ſich ſeinen eigenen Degen in den Leib, und fiel in ſeinem Blute ohnmächtig nieder. Signora Bellonia ſchrie im Sopran, der Wirth heulte im Tenor: Platter ſey todt. Anſelm ließ den aus Platters Leib gezogenen Degen fallen, und ſtand ſtumm in äußerſter Betäubung da.

Man rief den Kontributionseinnehmer des Orts herbey, der als Perückenmachergeſelle — und folglich als Barbier — durch Holland und

Bräbant gewandert war. Er hatte die Bärte der Männer des Fleckens zu beſorgen, und auch die vorfallenden Wunden, ausgenommen die Beinbrüche und Verrenkungen, welche der Scharfrichter kurirte. Dieſer Aſkulap unterſuchte und verband die Wunde, und da er ſie für abſolut tödtlich erklärte; ſo ward Anſelm gebunden ins Haus des Gerichtsdieners gebracht, dort auf die bloße Erde gelegt, und bewacht. Man ſetzte einen Krug Waſſer und ein Stück grobes Brot neben ihn, welches er, weil die Hände zuſammengeſchnürt waren, nicht hätte nehmen können, wenn er auch gewollt hätte. Am folgenden Morgen ward er durch eine kommandirte Wache von acht bewaffneten Einwohnern des Fleckens, denen die übrigen aus Neugierde freywillig folgten, nach dem nicht weit entlegenen Reſidenzſtädtchen der Grafſchaft gebracht. Daſelbſt verhörte man ihn ſummariſch, und brachte ihn darauf ins Kriminalgefängniß, in ein unterirdiſches Loch, wo er mit Ketten kreuzweiſe an die Mauer geſchloſſen ward.

Die Langeweile war ſeit undenklicher Zeit in dieſer Reſidenz eingekehrt; Einer gähnte immer den Andern an. Der regierende Graf und ſein Hofſtaat waren nicht gegenwärtig. Kein Geiſtlicher in der Stadt war wegen Kezzerey verdächtig, und keine Frau wegen Liebeshändel. Es war ſeit langer Zeit keine Feuersbrunſt geweſen, und kein ſtarker Hagel gefallen. Es war kein Kalb mit drey Füßen geboren worden, ſogar war ſeit Menſchengedenken niemand am Schlagfluſſe oder Überladung des Magens plötzlich geſtorben. Man wußte alſo durchaus nicht, wovon man in den Zuſammenkünften hätte reden ſollen, wenn man auch vor argem Gähnen hätte dazu kommen können.

Nun war Anſelms Mordthat, wie dieſer Vorfall allgemein benennet ward, auf einmal eine unerſchöpfliche Quelle der Unterhaltung. Alle Umſtände wurden erzählt, und unzählige hinzugedichtet; man hatte täglich eine neue veränderte Nachricht, wovon das Hauptſächliche doch immer darauf hinauslief, daß Platter an ſeinen Wunden geſtorben wäre, deren ihm das Gerücht wenigſtens Zehen beylegte. Eine Menge Einwohner der Reſidenz wallfahrteten nach dem Flecken wo der Verwundete lag, und ob ſie ihn gleich nicht zu ſehen bekamen, kehrten ſie immer mit der Nachricht zurück, daß er eben verſcheiden wolle; wenn er gleich den folgenden Tag noch lebte. Jedermann wollte den Mörder ſehen. Die Leute drängten ſich, wenn er ins Verhör geführet ward; und der Kerkermeiſter fand ein gutes Auskommen dabey, daß er täglich einige Stunden unſern armen dicken Mann einer Menge von Menſchen jedem für zwey Stüber ſehen ließ. Da mußte denn der arme Anſelm über ſeine ſchweren Feſſeln Anmerkungen hören; da entdeckten Kenner in ſeinem runden Geſichte und in ſeiner gutmüthigen Miene die Bosheit eines Mörders. Da ward in ſeiner Gegenwart von den Zuſchauern gefühllos geſtritten, wie bald er werde zur Tortur gebracht werden, weil er verſtockter Weiſe den Mord noch immer leugnen wollte, und welche Art von Todesſtrafe er wohl werde leiden müſſen.

Das war mehr als die menſchliche Natur ertragen konnte. Gram, Kummer, ſchlechte Koſt und Lage, und vor allen die feuchte Luft des Gefängniſſes machten, daß Anſelm nach wenigen Wochen in ein Faulfieber verfiel. Dieß erregte die Beſorgniß, er möchte vor Ausgang des Prozeſſes ſterben. Es ward daher die einzige mediciniſche Perſon in der ganzen

zen Grafſchaft zu ihm geſchickt, indem der Leibarzt ſeit mehrern Jahren mit dem regierenden Grafen auf Reiſen war, auf welchen die Einkünfte des Ländchens und noch etwas mehr in fremden Ländern verzehrt wurden. Dieſer Mann war ein Chirurgus, etwas über vierzig Jahr alt, der weit in der Welt herumgereiſet war, ſich aber erſt ſeit einem halben Jahre hier geſetzt hatte, und mit vielem Glücke praktiſirte.

Sechs und dreyßigſter Abſchnitt.

Sorgfalt der gräflichen Regierung ein wichtiges Recht ihres Herrn zu erhalten. Neue. Unvermuthete Begebenheit.

Es war der gräflichen Regierung nicht zu verdenken, daß ſie für das Leben ihres Gefangenen beſondere Sorgfalt trug. Ein benachbarter Reichsſtand machte dem Grafen die peinliche Gerichtsbarkeit und den Blutbann ſeit einiger Zeit ſtreitig, und hatte deßhalb beym Kammergerichte zu Wetzlar einen Prozeß erhoben. Aber der Graf hatte zu deduciren geſucht, daß er in uneingeſchränktem Beſitze der Kriminal-Gerichtsbarkeit ſich befinde, und von je her befunden habe. Es gab alſo ein jeder neuer Actus jurisdictionis, wenn ein Delinquent peinlich befragt oder juſtificirt ward, zwar eine neue Beſchwerde für den Gegentheil, aber auch eine neue Beſtätigung des dießſeitigen Rechts. Daher war ſchwerlich daran zu gedenken, daß an unſerm armen dicken Manne etwa das Begnadigungsrecht ausgeübt würde: denn bey den vielen Einwendungen die der Gegentheil ſeit kurzem hervorgeſucht hatte, kam die Gelegenheit gar zu erwünſcht, abermal deutlich zu zeigen, man befinde ſich in alle Wege im possessorio und werde ſich keineswegen ins petitorium bringen laſſen. Überdem hatte Signora Bellonia, die einzige bey der That gegenwärtige Zeuginn, von dem meuchelmörderiſchen Angriffe des Inquiſiten auf ihren Bruder eine ſo umſtändliche und ſchreckliche Beſchreibung gemacht, daß die gräfliche Regierung wohl einſah, der Inquiſit werde, wenn die Sache verſchickt würde, gewiß mit ſeinem Tode die Gerechtſame ihres gnädigen Herrn bekräftigen müſſen. Daher war ſie ſo ſehr beſorgt, daß ihn nicht eine Krankheit wegraffen möchte, ehe ſein empfangenes Urtheil ein beweiſendes Dokument zu dem großen Prozeſſe in Wetzlar werden könnte; um ſo viel mehr, da ſchon ein paar Male der Fall ſich ereignet hatte, daß Gefangene die auf den Tod ſaßen, im Gefängniſſe geſtorben waren.

Der Chirurgus beſaß, außer ſeiner Geſchicklichkeit, noch menſchenfreundliche Geſinnungen. Er erklärte gleich, die ſchlechte Luſt des Gefängniſſes und die harte Behandlung des Gefangenen wären die Urſachen der Krankheit; und wenn dieſe nicht abgeſtellt würden, müſſe der Tod in wenigen Tagen erfolgen. Die Herren von der Regierung erſchraken nicht wenig, daß ſie ſelbſt, ohne es zu denken, die gute Sache ihres gnädigen Herrn ſo ſehr in Gefahr geſezt hätten. Keiner von ihnen hatte anders gewußt, als daß ein auf Leib und Leben angeklagter Gefangener in einem unterirdiſchen Loche kreuzweis geſchloſſen auf feuchtem Strohe liegen müſſe. Sie waren ſehr verwundert, von dem neuen Chirurgus zu vernehmen, ein ſolcher Aufenthalt ſey für die Geſundheit eines Gefangenen ſo ſchädlich, daß eine tödtliche Krankheit daraus entſtehen könne, und Einige wollten es gar nicht glauben. Indeß brachte die Rückſicht auf den Prozeß in Wezlar ein Paar vorſichtige Mitglieder der Regierung zu dem Rathe, der Sicherheit wegen lieber nachzugeben. Anſelm ward in ein wohlverwahrtes, aber helles und trockenes Zimmer gebracht, ward in ein Bette gelegt, und bekam die verordnete Arzney, nebſt der einem Kranken heilſamen Nahrung. Der Chirurgus trug für ihn die größte Sorgfalt, und in wenigen Tagen war die Lebensgefahr vorüber. Nun ſorgte der menſchenfreundliche Mann auch für

Koſt die zu Erquickung und Stärkung des Gefangenen diente, und gab nicht zu, daß er aus dem geſunden Zimmer wieder weggebracht und geſchloſſen würde, wozu man nicht übel Luſt hatte.

Doch für den armen Anſelm war die Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit bis jetzt kein Glück. Wozu konnte ihm das Leben dienen, als einem ſchimpflichen Tode unvermeidlich entgegen zu gehen? Dieſer Gedanken ſchlug ihn ganz nieder; denn er wußte aus den Verhören die falſche Anklage der Signora Bellonia gegen ihn; und der Kerkermeiſter, um ihm etwas Neues zu erzählen, berichtete ihm täglich, daß Platter ohne Hoffnung danieder liege.

Aber auch hier ward er durch ſeinen menſchenfreundlichen Wundarzt getröſtet. Platter hatte ſich wirklich unter der Kur des Perückenmachergeſellen ſo ſehr verſchlimmert, daß man endlich den Kunſtverſtändigen holte. Nachdem dieſer die Wunde unterſucht, und die bisherige Kur ganz geändert hatte, erklärte er, daß ſie gar nicht tödtlich wäre. Ja, er konnte nach wenigen Tagen Anſelmen die Nachricht bringen, der Verwundete ſey außer aller Gefahr.

Anſelm hätte ſich darüber freuen ſollen; aber ſein Leben war ihm gleichgültig. Er ſaß in ſtummer Betrübniß da. Alle ſeine Fehler erſchienen ihm jezt im widrigſten Lichte, und er ward ganz troſtlos. Sein menſchenfreundlicher Arzt ſuchte ihn durch die Bemerkung aufzurichten: wenn er auf ſeinem Gewiſſen keine Laſter habe, deren Folgen gar nicht wieder gut zu machen wären; ſo ſolle er ſich beruhigen. Es müſſe niemand verzweifeln, der noch Willen und Kraft habe ſich zu beſſern; und ſo fügte er mehreres hinzu, was ihm das Vertrauen des höchſtniedergeſchlagenen Gefangenen erwarb. Der reuige Anſelm erzählte ihm nun, auf Verlangen, ſummariſch die Hauptbegebenheiten ſeines Lebens. Er ſchonte ſich ſelbſt nicht; aber er nannte keine Namen und Orte, weil er ſeine Freunde ſchonen wollte. Doch verhehlte er nicht Platters zwiefaches Unrecht gegen ihn und die gerichtlichen Verläumdungen der Signora Bellonia.

Er beſchloß ſeine Rede: »Sie ſehen, ich »habe nichts begangen, was den Geſezen nach »ein Verbrechen heißen würde; aber in meinem eigenen Gewiſſen klage ich mich als einen Verbrecher an. Ich habe die Aſche mei-

»ner guten Altern durch meine Verſchwendung
»und durch den daraus entſtandnen Bankerott
»geſchändet. Ich habe eine edle Frau, die
»mich glücklich machen wollte, unwiderbringlich
»unglücklich gemacht. Mein anſehnliches
»Erbgut vergeudete ich unter ſchlechten Leuten,
»ſtatt es zu meinem Beſten zu brauchen und
»Andern dadurch wohlzuthun, ſo wie meine
»Altern thaten. Die edle Hülfe meines wahren
»Freundes war vergeblich, wegen meiner
»unverzeihlichen Thorheiten, die mich endlich
»an den Bettelſtab und bis in dieß Gefängniß
»brachten. Ich habe ihm ſeitdem keine
»Nachricht von mir gegeben. Auf welche Art
»hätte ich ihm mein Vergehen melden ſollen?
»Ich hätte mich todt ſchämen müſſen!
»Ich bin auch der Hülfe eines Freundes ganz
»unwürdig! Ich war, das ſehe ich itzt, immer
»ein elender Egoiſt, der jede edle Geſinnung
»verächtlichen ſinnlichen Genüſſen aufopferte,
»dem Dankbarkeit und Wohlthun fremd waren.
»Was bleibt mir übrig? Geſetzt, ich würde
»aus dieſem Kerker befreyet; ſo bin ich ja
»von den gemeinſten Bedürfniſſen des Lebens
»entblößt. Geſetzt, man wollte mir aufhelfen,
»ſo werde ich mir ſelbſt nie vergeben können.

daß ich ſo thöricht, ſo ſeelenlos handelte. Gewiſſensbiſſe werden mich beſtändig foltern; und dabey die Furcht, daß jeder erſte Anfang zu einer beſſern Lage mich vermöge meines Leichtſinns wieder zum Thoren und endlich noch zum laſterhaften Menſchen machen werde; denn nun hab' ich allen Glauben an mir ſelbſt verloren. Hätte ich auch den Willen zu guten Entſchlüſſen; ſo werde ich keine Kraft zu ihrer Ausführung haben. Ich werde immer ein elender Menſch ſeyn; und es wäre beſſer, ich ſtürbe, ehe ich ein ſchlechter Menſch werde.«

Der Arzt hörte dieſe Rede mit einer Thräne im Auge. Er nahm Anſelmen bey der Hand die er ſanft drückte, und ſagte tiefſeufzend: »Mein Freund, Sie müſſen nicht verzagen! Wer ſich beſſern will, iſt kein ſchlechter Menſch, und wird es nicht werden, wenn es nur mit der Beſſerung Ernſt bleibt. Das Elend aber iſt der wirkſamſte Weg ſich zu beſſern, für einen leichtſinnigen Menſchen, der nicht ſeinem Verſtande und dem guten Rathe rechtſchaffener Freunde hat folgen wollen. Danken Sie Gott, daß Sie ſo früh elend geworden ſind! Sie haben noch den größten

»Theil Ihres Lebens vor Sich, wo Sie durch »gute Handlungen Sich und Andere glücklich »machen können.«

»Soll ich offenherzig gegen Sie ſeyn? Ich »will es; denn es wird Sie tröſten! Sie ſehen hier einen Sünder vor ſich, älter als »Sie, und der ſich weit mehr vorzuwerfen hat. »Meine Ältern waren wohlhabend. Ich war »ihr Liebling. Ach, wie ſchlecht hab' ich ihre »Liebe belohnt! Sie ließen mich die Wundarzney lernen. Als ich ausgelernt hatte, das »heißt, da ich noch nichts wußte, war ich ſchon »ſtolz; denn meine Kunſt war mir allzugering. »Ich wußte nicht recht, was ich wollte; aber »um nur ins freye Leben zu kommen, ſagte »ich, ich wolle Medicin ſtudiren. Mein Vater »wendete auf der Univerſität viel Geld an »mich; aber, ſtatt zu ſtudiren, verſchwendete »ich. Endlich ſollte ich promoviren. Mein »Vater ſchickte das Geld dazu; ich war unſinnig genug, den größten Theil davon zu verſpielen, und den Reſt in ſchlechter Geſellſchaft »durchzubringen. Meine Promotion, die mich »hätte zum Manne machen können, ging nicht »vor ſich; denn mein Vater war nicht im »Stande, das Geld noch einmal zu ſchicken.

»Ich Elender achtete das nicht; ich ward immer »fühlloser, je mehr ich mit ſchlechten Leu»ten vertraut ward.«

»Man ſuchte gegen das Ende des ſieben»jährigen Krieges alle junge Chirurgen auf. »Ich diente in Feldhoſpitälern, und lebte ſorg»los. Mein gütiger Vater unterſtützte mich »auch da noch. Ich Elender fragte nicht, ob »er ſich ſelbſt etwas entzöge?«

»Nach dem Frieden ſchwärmte ich noch an»derthalb Jahre herum, und lebte wie ich »konnte. Ich kam hierauf zu meinem Vater »zurück, und fand ihn in bedrängten Umſtän»den. Gleichwohl lag ich ihm zur Laſt, und »brachte meine Zeit in Müſſiggang zu. Was »kümmerte mich Elenden Vater, Mutter und »Geſchwiſter! — Endlich dachte ich, alles zu »verlaſſen, nach Amſterdam zu Fuße zu gehen »und in Oſtindien mein Glück zu ſuchen. »Denn von großem Glücke das noch kommen »müßte, träumte ich immer, weil ich ein Egoiſt »war, ſo wie Sie ehemals, weil ordentlich zu »arbeiten mir unerträglich fiel, wie Ihnen, »weil ich ſinnliche Vergnügungen, und aufrich»tig zu reden, ſchlechte Vergnügungen bis auf »den letzten Tropfen genießen wollte.«

»Ach, wie ganz anders fand ich es, da ich »erſt in der Fremde mir ſelbſt überlaſſen war! »Einzeln, ohne Beyſtand, ſah ich, daß jeder »Menſch der Hülfe Anderer bedarf; alſo bil»lig nicht bloß auf ſich ſehen, ſondern auch »bedacht ſeyn muß, Andern ſo viel er kann zu »helfen. Ich habe mehrere Welttheile durch»reiſet. Außerſter Mangel und das bitterſte »Elend haben mich endlich weiſe, frugal, arbeit»ſam gemacht. Dadurch kam ich zu einem an»ſtändigen Auskommen, verlor aber mein Ver»mögen wieder durch falſche Freunde, durch »Übereilung, durch Unglücksfälle, und kam zu»letzt zurück in mein Vaterland entblößt von »allem.»

»So hat die harte Schule des Elends mich »zum beſſern Menſchen gemacht; hat mich aber »auch gelehrt, mit Elenden Mitleid zu haben. »Ich bin in meiner jetzigen Lage über mein »Verdienſt glücklich, und Sie ſollen von mir »nicht hülflos gelaſſen werden. Sie haben, »wie ich merke, doch etwas gelernt, wodurch »Sie Sich forthelfen können, zumal in dieſer »Gegend, wo wohlfeil zu leben iſt, und ächte »mediciniſche Kenntniſſe ſelten ſind. Mein »Freund! Wer Geſchicklichkeit und gute Ge-

»ſinnungen hat, wird davon nie verlaſſen; »wohl aber vom Reichthume: das hat mich »Erfahrung gelehrt!«

»Sie brauchen freylich einige Ausſtattung, »um wieder als Arzt zu erſcheinen. Seyn Sie »ruhig deßhalb; auch daran ſoll es Ihnen nicht »fehlen. Als ich auf Reiſen ging, in der thö»richten Hofnung mein Glück zu machen, ei»gentlich aber, um ungebunden und nach mei»nem Sinne zu leben, war ich von allem ent»blößt. Mein guter Vater, der ſelbſt ſchon »in kummervollen Umſtänden war, ſtrengte ſich »meinethalben über ſeine Kräfte an; denn ich »war der Liebling meiner ſchon kränklichen »Mutter, die wohl merkte, daß ſie mich nie »wieder ſehen würde. Ich Elender! Es war »vom Altare genommen! Ich fühlte nicht, daß »ich meinen Ältern wehe that, daß ichs mei»nen übrigen Geſchwiſtern entzog: meiner »Schweſter die eine gute Heurath verfehlte, »weil mein Vater, zum Theil durch meine Ver»ſchwendung, ſein Vermögen den Gläubigern »übergeben mußte; meinem Bruder, der noch »ein Kind war, und an den nichts gewendet »werden konnte, da an mich Unwürdigen ſo »viel vergeblich war weggeworfen worden!»

»Dieſer Bruder, dem ſein Vater nichts ge-
»ben konnte als ſeinen Segen, und nothdürf-
»tigen Unterricht im Leſen und Schreiben, der
»noch als ein Kind durch Handarbeit beytrug
»ſeine Altern ernähren zu helfen, hat ſich durch
»ununterbrochenen Fleiß Treue und Geſchick-
»lichkeit, durch ununterbrochene gute Aufföh-
»rung ſelbſt durch die Welt geholfen. Er iſt
»mein zweyter Vater geworden, nachdem mei-
»ne Altern vor Kummer ſtarben. Er hat mir
»das Kapital geſchenkt, um hier die Barbier-
»ſtube zu kaufen, die das Recht giebt, die
»Wundarzney auszuüben; und er richtete mei-
»ne ganze Haushaltung ein. Er lebt, obgleich
»reich, immer noch auf einem eingeſchränkten
»bürgerlichen Fuße; aber er hat jährlich eine
»beträchtliche Summe ausgeſetzt, um neuen
»Anfängern zu helfen. Sie haben einen Freund,
»und alſo ſind Sie nicht verlaſſen, ſobald Sie
»Sich ihm entdecken; aber Sie ſollen auch An-
»theil an der Hülfe meines Bruders haben,
»oder ich müßte ſeine edle Geſinnung nicht
»kennen. Er iſt ein reicher Kaufmann in
»Elberfeld.« — —

Anſelm ſtarrte auf. Er hatte gleich bey Erzählung der edelmüthigen Hülfe des Bruders mehrmal an ſeinen Freund Philipp gedacht, dem er ſeit Düſſeldorf nicht mit einem Worte Nachricht von ſich gegeben hatte. Der Wundarzt war Philipps älterer Bruder: eben derjenige, der als Schiffschirurgus zur See ging, zu der Zeit als Anſelms Vater den verlaſſenen Waiſen in ſein Haus aufnahm. Anſelm hatte den Namen des Mannes nicht gewußt; denn man nannte ihn im Gefängniſſe bloß den Doktor.

Philipp erfuhr nun gleich von ſeinem Bruder die unglückliche Lage Anſelms. Er kam nach wenigen Tagen ſelbſt, und gab ſeinem Freunde zuerſt einen freundſchaftlichen Verweis, daß er ihm nicht ein einzigmal geſchrieben, und ihn dadurch ganz außer Stand geſetzt hatte, ihm eher zu helfen. Er ſchilderte ihm die ängſtliche Ungewißheit, worin er wegen ſeines Schickſals geweſen. Doch es war jetzt nicht viel Zeit zu Verweiſen; Philipp war thätig zum Beſten ſeines Freundes.

Er befreyete ihn vorläufig durch Bürgſchaft aus dem Gefängniſſe. Dieß fand wenig Schwierigkeit. Platter hatte, in der Meinung, er müſſe ſterben, einen Geiſtlichen verlangt, um ſich zu bekehren. Demſelben beichtete er in der Todesangſt alles Unrecht, das er Anſelmen angethan hatte, und widerlegte die falſche Anklage der Signora Bellonia, weil er dieſe Perſon nicht mehr zu brauchen glaubte, da er nun bald in den lieben Himmel einzugehen dachte. Der Geiſtliche fand ſich alſo im Gewiſſen verbunden, für Anſelm zu zeugen. Da nun in der Folge der Wundarzt Plattern völlig heilte, und Philipp alle Sporteln bezahlte: ſo war endlich gar kein Vorwand mehr da, den Gefangenen nicht völlig loszuſprechen.

Die gähnenden Einwohner der gräflichen Reſidenzſtadt hatten zwar noch ein Paar Wochen lang Stoff zum Sprechen von dieſem wunderbaren Ausgange der Sache; aber ſie verloren ungern das Schauſpiel einer Hinrichtung, welches ihnen einige Monate lang zur Unterhaltung würde gedient haben. Die gräfliche Regierung ſorgte jedoch für ſie, und zugleich für die Rechte ihres gnädigen Herrn. Die falſche Ausſage der Signora Bellonia gab eine gute Veranlaſſung, ſie nebſt ihrem Mitſchuldigen Platter einzuziehen. Die Summen Geldes, die man bey ihnen fand, wurden zu den Sporteln eines Kriminalprozeſſes mehr als hinlänglich befunden; daher ward er auch in größter Strenge angeſtellt. Weil es an Gelde nicht fehlte: ſo konnte man wegen des vorherigen Lebens der beiden Inquiſiten nach Köln, nach Aachen und nach noch entferntern Orten ſchreiben. Da erfuhr man denn ſo mancherley Betrügereyen und Miſſethaten, daß der Prozeß ſehr ernſthaft ward. Die gräfliche Regierung verſchickte die Akten, und hatte die beſte Hoffnung, beym Kammergerichte zu Wetzlar durch ein paar neue Thatſachen deduciren zu können, daß ihr gnädiger Herr im unſtreitigen Beſitze des fraißlichen Gerichts ſey, zu gleicher Zeit aber auch den Einwohnern der gräflichen Reſidenz ein Schauſpiel zu geben, deſſen ſie ſchon ein paar Male durch die Beſchaffenheit der Kriminalgefängniſſe waren beraubet worden.

Sieben und dreyßigſter Abſchnitt.

Veränderte Reiſe. Unvermuthete Vorfälle mancherley Art.

Anſelm ward von ſeinem großmüthigen Freunde Philipp mit Wäſche, Kleidern und Gelde verſehen, unter der einzigen Bedingung, die er ſchon ſeinem Bruder gemacht hatte, daß er ihm nicht danken ſollte. Alle Bedingungen würde Anſelm erfüllt haben, nur dieſe nicht; denn ſein Herz dankte ihm und der Dank ſtrömte in ſeine gerührten Augen über, wenn gleich der Mund ſchwieg.

Sie ſtanden eben im Begriffe nach Elberfeld abzureiſen. Da bekam Philipp einen Brief von Köln, worin ihm Frau Sophie meldete, daß ihr Mann geſtorben ſey. Er hatte ſich in der letzten Zeit ſehr dem Trunke ergeben, wobey der Advokat Hiffer, der ſeit einiger Zeit ſeine Freundſchaft noch mehr geſucht hatte, ſein treuer Kamerad geweſen war; ſein Tod war plötzlich erfolgt. Die gute Frau ſah ſich alſo von einem großen Übel erlöſet; aber es ſchien, als ob das Schickſal ſie zu noch faſt größern Übeln aufbehalten hätte, wie wir gleich weiter vernehmen werden.

Anſelm und Philipp hielten ſich nur noch in der gräflichen Reſidenz auf, um ſich in Trauer zu ſetzen; und es ward beſchloſſen, anſtatt nach Elberfeld, lieber gleich nach Köln zu reiſen. Anſelm, obgleich jetzt ſehr beſcheiden, konnte doch nicht umhin, ingeheim Hoffnungen zu ſchöpfen. Jetzt war es wenigſtens möglich, zu Sophiens Beſitze zu gelangen und den höchſten Gipfel ſeines Glücks zu erſteigen, weil er ſie innig liebte. Aber konnte er ſie auch noch glücklich machen? War er noch ihrer würdig? Sollte ſie ihn wohl wählen, ihn, deſſen öftere Vergehungen ihr nicht verborgen geblieben waren? — Dieſe Fragen beunruhigten ihn. Er ſah alle Fehltritte ſeines thörichten Lebens ſo ſehr in ihrer wahren Geſtalt, daß er ſelbſt glaubte, ſie könne dieſen Schritt nicht thun. Und geſetzt, es ſey möglich, daß er dennoch der Ihrige würde; wie wenn er denn wieder eine Thorheit oder Unbedachtſamkeit beginge, die ſein ganzes häusliches Glück umſtürzte? Alsdann würde er auch das Glück dieſer edlen Frau umſtürzen! Er erlag unter dem Gedanken, daß dieß geſchehen könne; und gleichwohl ſah er ein, es würde dazu nichts mehr als eine einzige von den Unbedachtſamkeiten gehören, deren er ſchon ſo manche begangen hatte.

Philipp, der einen Theil ſeiner Gedanken errieth, tröſtete ihn wegen der Geſinnungen Sophiens gegen ihn durch die Verſicherung, ſie würden gewiß unveränderlich ſeyn. In Abſicht der eigenen Geſinnungen unſers dicken Mannes aber las ihm Philipp zum erſten Male eine recht derbe Sittenlehre. Anſelm ſtimmte ſo ſehr mit ein, beſchuldigte ſich ſelbſt ſo ſehr, verzweifelte ſelbſt ſo ſehr an ſeiner Feſtigkeit in guten Entſchlüſſen, daß Philipp ihn nun wieder aufzurichten ſuchte. »Du wirſt,« fügte Philipp hinzu, »nicht wieder eine Thorheit begehen, die dich unglücklich macht. Dafür bürgen mir theils Dein ausgeſtandenes »Elend, das Dich vorſichtiger machen wird, »noch mehr aber Deine Liebe zu Sophien. »Der Menſch, der einzeln ſteht, und nur auf »ſich ſelbſt ſiehet, kann leichtſinnig ſeyn und »Thorheiten begehen; denn er nimmt es allenfalls über ſich, die Folgen zu ertragen, wenn »er ſie gleich nicht vorher bedenkt. Aber einem andern die Folgen ſeiner Thorheiten auf-

»zubürden, widerſteht jedem, der nicht ganz
»verworfen iſt. Daher hat die Vorſicht verordnet, daß ſich Mann und Weib lieben ſollen, damit ſie beide weiſer und dadurch glücklicher werden.«

Sie kamen in Köln an. Sophie empfing ſie viel ernſthafter als ſie gedacht hatten. Die ſchöne Wittwe erröthete als Anſelm unvermerkt in ihr Zimmer trat. Sie umarmte ihn zwar, nach einem augenblicklichen Bedenken, als ihren nächſten Verwandten; aber es war etwas Feyerliches und ſehr Zurückhaltendes in ihrem Weſen. Die kurze Zeit die erſt ſeit dem Tode ihres Mannes verſtrichen war, der Wohlſtand, die Pflichten gegen ihre Kinder, die Ungewißheit und die Wichtigkeit der Schritte, welche ſie würde thun müſſen, und die ſie zum Theil dunkel ahnete, alles mochte dieß wohl hervorbringen. Anſelm aber legte es anders aus, und die Hoffnung, die er unter Weges geſchöpft hatte, verlor ſich beynahe ganz; ſelbſt Philipp ward wegen ihrer Geſinnungen etwas irre.

Es fanden ſich, wie es bey Sterbefällen geht, mancherley Dinge im Hauſe anzuordnen und in Richtigkeit zu bringen, zumal da die

Kinder noch minderjährig waren. Am Tage nach Anſelms und Philipps Ankunft empfing Frau Sophie aus Limnich an der Rver die gerichtlich vidimirte Abſchrift des Teſtaments, welches ihr Mann im erſten Jahre ihrer Verheurathung daſelbſt bey den Gerichten niedergelegt hatte. In demſelben war ſie zur einzigen Erbinn ſeines ganzen Vermögens eingeſetzt, und ihren Kindern bloß das Pflichttheil vermacht. Sie ſollte auch einzige Vormünderinn der Kinder ſeyn, in allem Herr von dem ganzen Vermögen und deſſen Anwendung bleiben; allen gerichtlichen Formalitäten war in dieſem Teſtamente möglichſt vorgebaut, und niemand ſollte von ihr Rechenſchaft fordern dürfen.

Frau Sophie ſah in dieſem Teſtamente nur die wichtigen Pflichten die es ihr in Anſehung ihrer Kinder auferlegte. Sie zog ihren Freund Philipp zu Rathe, wie eins und das andere am beſten möchte einzurichten ſeyn. Bey den Berathſchlagungen darüber war nichts von einer Zuneigung gegen Anſelm zu merken, ſondern bloß die Sorge für ihre Kinder. Sie war noch immer ungewöhnlich zurückhaltend, und äußerte, das Herz ſey ihr ſchwer von Ahnung irgend einer unglücklichen Begebenheit. Philipp, der dem Wohlſtande und der mütterlichen Vorſorge für ihre Kinder alle Gerechtigkeit wiederfahren ließ, gab doch auch die Ausſicht für Anſelm noch nicht ganz auf. Anſelm ſelbſt aber verlor allgemach die Hoffnung; denn Frau Sophie war gegen ihn ungewöhnlich zurückhaltend und in ſehr trüber Stimmung.

Sie hatte auf Philipps Rath einen Rechtsgelehrten in Köln zum Beyſtande genommen. An dem Tage, da dieß bekannt ward, bekam ſie einen Beſuch von dem Doktor Hiffer. Dieſer ſagte ihr: »Er höre mit einiger Befremdung, daß ſie ſich einen rechtlichen Beyſtand erleſen und durch denſelben dem Waiſengerichte ein Teſtament habe übergeben laſſen, welches ihr verſtorbener Mann angeblich vor mehrern Jahren in Limnich ſolle gemacht haben. Er wolle nicht unterſuchen, ob es mit dieſem Teſtamente ſeine Richtigkeit habe. Genug, es ſey ungültig; denn ihr ſel. Mann habe vor wenigen Monaten in einem zwey Meilen entlegenen Städtchen ein Teſtament gerichtlich niedergelegt, worin alle vorige Ver-

»ordnungen dieſer Art widerrufen wären. Dieß wiſſe er um ſo viel gewiſſer, weil ihr ſel. Herr zur Beſorgung der Wohlfahrt ſeiner Kinder in dieſem letzten Willen, ihn zum einzigen Vormunde ernennet und dieß ihm mündlich ſelbſt geſagt habe.«

Nichts glich dem Schrecken der ſchon ſo betrübten Witwe bey dieſem ganz unvermutheten Vorfalle. »Ach!« rief ſie aus: »Meine bange Ahnungen fangen an einzutreffen!« Auch Anſelm und Philipp waren nicht wenig beſtürzt. Es blieb indeß nichts übrig als ſich an dem angezeigten Orte nach dem zweyten Teſtamente zu erkundigen. Es lag wirklich dort. Zu Eröffnung deſſelben ward ein kurzer Termin angeſetzt. Der Inhalt erfüllte alle Anweſende, außer Hiffer, mit Erſtaunen.

Nicht nur widerrief der Verſtorbene in dieſem gerichtlich niedergelegten Teſtamente alle vorigen Willensverordnungen die er könnte gemacht haben, und namentlich das zu Linnich niedergelegte Teſtament, welches er für ungültig erklärte; nicht nur ſetzte er den Prokurator Hiffer, den er ſeinen treuen und bewährten Freund nannte, zum einzigen Vormunde über ſeine Kinder ein, der ohne jemand Rechenſchaft abzulegen, für derſelben Wohl nach ſeiner beſten Einſicht ſorgen ſolle. Der Verſtorbene machte auch in dieſem Teſtamente ſeiner Frau Vorwürfe, wegen ihrer, wie ers nannte, ungebührlichen Zuneigung zu ihrem Vetter Anſelm; welcher, wie er ſagte, ſchon manches Mißvergnügen zwiſchen ihnen zu erregen geſucht habe. Aus Vorſicht, daß dieſe Neigung ſeiner Frau nicht ſeinen Kindern ſchaden möge, ließ er ihr den bloßen Nießbrauch ſeines Vermögens bis zur Volljährigkeit der Kinder, welche alsdann jedes ſeinen Theil der Hälfte erben ſollten; doch auch jenes nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ſeine Witwe ſeinen treuen Freund Hiffer heurathe, dem der größte Theil ihrer Hälfte erblich zufallen ſolle, im Falle ſie vor ihm ſtürbe, das Übrige aber den Kindern. Wollte ſie hingegen, ſagte der Erblaſſer, nach ihrer ihm ſchon bisher gezeigten verkehrten Neigung, dieſe Heurath in Jahresfriſt nicht eingehen: ſo ſolle ſie mehr nicht als hundert Gulden erben, die Kinder ſollten bloß das Pflichttheil haben, und Hiffer ſollte ſogleich Erbe des ganzen Vermögens ſeyn.

Ob die rechtſchaffene Frau Sophie nach Vorleſung dieſes Teſtaments mehr erſchrocken oder mehr indignirt geweſen, möchte ſchwer können entſchieden werden; und wir wollen daher keinem unſerer Leſer und Leſerinnen in ihrer Meinung hierüber vorgreifen.

Acht und dreyßigſter Abſchnitt.

Veranlaſſung beider Teſtamente. Frau Sophiens Entſchluß.

Es iſt ein eigenes Ding, daß ein Verſtorbener in ſeinem Teſtamente nach ſeinem Tode redet. Denn oft begiebt es ſich, daß, ehe es mit dem Teſtamentmacher zum Sterben kommt, ſich nicht nur weſentliche äußerliche Umſtände, ſondern auch wohl ſeine eigene Geſinnungen geändert haben. Dann möchte er ſich gern mit ſeiner Rede nach dem Tode auf den kalten Mund ſchlagen. Dieß begegnet auch klugen Leuten; und ſo begegnete es Sophiens Manne, der, was Geld und Geldes Werth betrift, gewiß keiner der Dümmſten war. Über Geld und Geldes Werth handeln aber doch jetziger Zeit gewöhnlich die Teſtamente; denn, ſeine Seele dem lieben Gotte zu vermachen und den Leib der Erde, iſt aus der Mode gekommen; und wenn ein jetztlebender neuer Eudamidas ſeine verlaſſenen Kinder ſeinem Freunde vermachen wollte: ſo würde er ſicherer handeln, wenn er es lieber durch Schenkung unter Lebendigen thäte.

Das erſte Teſtament zu Limnich war eine Folge nicht nur der großen Weltklugheit, womit Sophiens Mann begabt war, ſondern auch des erſten Feuers der Liebe zu ihr. Er liebte ſie wirklich bey der Heurath recht inbrünſtig; denn er liebte ihr Geld über alle Maaßen, welches ohne ihre Perſon nicht zu erlangen war. Damals glaubte er, es müſſe ihr ein anſehnliches Vermögen zufallen, und zwar bald; denn er traute es Meiſter Anton nicht zu, daß er unverſchämt genug ſeyn werde, noch lange zu leben. Alsdann hätte ſie, ſeiner Meinung nach, wohl die Hälfte des Vermögens hoffen können; aufs wenigſte das Drittel: denn Meiſter Anton hielt ſie ja wie ſein eigenes Kind. Nun ging ſeine Sorgfalt dahin, ſich des ganzen Genuſſes dieſer reichen Erbſchaft zu verſichern, im Falle etwa ſeine Frau vor ihm mit Tode abgehen ſollte, welches er ganz gleichgültig würde angeſehen haben, ſobald nur dieſer Tod nicht vor Meiſter Antons Ableben erfolgte. Zu dieſem Behufe dachte er ganz ſchlau aus, dieſes ſeiner Frau ſehr vortheilhaft ſcheinende Teſtament zu errichten. Er vermachte ihr hiedurch im Grunde nur ſehr wenig; denn damals war ſein

Vermögen noch äußerſt unbeträchtlich. Das Feine beſtand darin, daß er durch dieſes Zeichen der Liebe und des Vertrauens ſeine gute Frau zu bereden ſuchte, unter eben dem Datum auch ihr Teſtament zu machen, worin ſie ihn mit gleichen Vorzügen zum allgemeinen Erben ihres künftigen Vermögens einſetzte, das er ſehr viel höher anſchlug als ſein eigenes, und wovon er ſehr guten Gebrauch zu machen dachte, wenn nur erſt Meiſter Anton und nach ihm Frau Sophie geſtorben wären.

Der Mann war alſo, wie man ſieht, ſehr weltklug; doch übertraf ihn in dieſer nützlichen Eigenſchaft noch der Prokurator Hiſſer. Dieſer war Doktor beider Rechte, und verband mit der allgemeinen Klugheit, welche ſo nöthig iſt um ſich durch die verwirrten Welthändel empor zu winden, auch noch die Klugheit, welche die Kenntniß beider Rechte den Klugen an die Hand giebt. Die Rechte ſind nicht, wie manche Tölpel wohl meinen, zum Beſten der verlaſſenen Wittwen und Waiſen oder der ruhigen unbekümmerten Bürger geſchrieben; ſondern eigentlich, wie eine bewährte Rechtsregel ſagt: zum Beſten der Klugen und

Wachſamen *). Wenn nun das größte Recht das größte Unrecht iſt, wie ebenfalls eine bewährte Rechtsregel verſichert **); ſo erhellet noch deutlicher, daß Doktor Hiffer beide Rechte deßwegen theoretiſch ſehr gründlich ſtudirt hatte, um das größte Recht praktiſch mit allen ſeinen Feinheiten recht kräftig ausüben zu können, wenn es nämlich zu ſeinem und allenfalls auch zu ſeiner Klienten Nutzen gereichte.

Er fand hierin ſeinen Mann an dem Ehegatten der Frau Sophie. Aus einem paar kaufmänniſchen Rechtshändeln, die derſelbe ihm zu beſorgen auftrug, ſah er genugſam ein, daß ſie beide vom Nutzen des höchſten Rechts gleiche Begriffe hätten. Dieß brachte eine nähere Verbindung zwiſchen ihnen zuwege, die jeder zu ſeinem beſondern Vortheile zu lenken dachte. Hiffer faßte den Gatten Sophiens bey ſeiner Liebe zum Weine, und holte ihn unterm Trinken über manches aus, das er einmal zu brauchen dachte.

So erfuhr er auch von ihm, daß er mit ſeiner Frau in ſchlechtem Vernehmen lebte. Denn nachdem Meiſter Anton geſtorben war, ohne Sophien etwas zu vermachen, ward dieſe von ihrem Manne herzlich gehaſſet, welcher für gut fand, ſeinen Haß auch bis auf ſeinen Vetter Anſelm auszudehnen, deſſen Unverſchämtheit er ſonder Gleichen fand, ſeines Vaters Vermögen zu erben; denn das von dem Vater erborgte Kapital, welches Anſelm nach deſſen Tode ſeinem erbſchaftsbegierigen Vetter ſchenkte, hielt dieſer für gar keinen Erſatz desjenigen, was ihm ſeiner Meinung nach entzogen ward.

---

*) Jura sunt scripta vigilantibus.

**) Summum jus, summa injuria.

Dieſer Haß zeigte ſich noch deutlicher gegen beide, ſeitdem Frau Sophie unſchuldiger Weiſe ihren verlaſſenen Vetter aufgenommen hatte; und er ihn in ſeinem Hauſe erblicken mußte. Er konnte gar nicht begreifen, wie ſeine Frau einen Menſchen wie Anſelm nicht aufs bitterſte haſſen konnte, der an ihrer Statt geerbt hatte.

Hiſſer dachte wohl ſelbſt nicht, daß ihm die beym Trunke eingeſammelten Nachrichten von dem ſchlechten Vernehmen in Sophiens Hauſe, einmal ſonderlich nützen könnten. Es war aber ſeine Art, die Leute ſchwatzen zu machen, und ſie, was es nun war, von ſich ſelbſt erzählen zu laſſen, weil er ſie dadurch immer einigermaßen in ſeine Gewalt bekam. Daher hatte er in Düſſeldorf, wo er unſern dicken Mann traf, die Rede auf Sophien gebracht, um auch von der andern Seite zu hören, wie die Sache eigentlich ſtehe. Da erfuhr er dann durch die Reden des offenherzigen unbedachtſamen Anſelms mehr als er vermuthet hatte. Beſonders war ihm die unvorſichtig eröffnete Nachricht, daß Anſelm Sophiens Bildniß habe geſchenkt bekommen, ſehr viel werth. Er fühlte gleich dunkel, eine ſolche Nachricht müſſe zu etwas zu brauchen ſeyn. Da nun nachher der Verluſt Anſelms bey der Signora Bellonia hinzukam, der in ganz Düſſeldorf großes Aufſehen erregte: ſo würd ihm der Plan, den er machen könnte, noch etwas deutlicher, und er brachte ihn auf ſeiner Rückreiſe in ſeinem Kopfe völlig in Ordnung.

Zuförderſt nahm er Gelegenheit, als ob es ganz von ungefähr käme, in Frau Sophiens und ihres Mannes Gegenwart, gleichſam voraus ſetzend ſie wüßten es ſchon, zu bedauren, daß ihr Vetter Anſelm ſo ganz ſinnlos gehandelt habe, ſich in eine liederliche Gärtnerinn zu verlieben, bey ihr ſein ganzes Vermögen zu verſpielen und mit ihr nachher heimlich durchzugehen. Dieſen letzten Umſtand dichtete er aus guten Urſachen hinzu; denn ihm war daran gelegen, daß Sophiens Zuneigung zu Anſelm keine Hinderniß des von ihm entworfenen Planes werden möchte.

Er hatte gleich darauf gerechnet, daß dieſe unvermuthet gehörte Nachricht auf Sophien Wirkung thun müßte. Dieß traf auch ein Sophie erſchrak über die Nachricht, und wollte anfänglich gar nicht glauben, daß Anſelm fähig ſeyn könnte, mit einer lüderlichen Perſon durchzugehen. Da es aber Hiffer mit mehreren Umſtänden beſtätigte, und verſicherte, ganz Düſſeldorf wiſſe es; ſo konnte ſie den Strom ihrer Thränen nicht zurückhalten. Darüber ward ſie von ihrem Manne übel angelaſſen. Sie entſchuldigte ſich damit, daß ſie das unvermuthete Unglück ihres nächſten Verwandten nicht gleichgültig anhören könne. Hiffer lächelte bedeutend bey Anführung dieſer Urſache; ſo daß es der Mann bemerken mußte. Er hatte nachher bald Gelegenheit, in einer Unterredung bey der Flaſche das Geſpräch wieder darauf zu bringen, und da fing er an, zu Ausführung des von ihm entworfenen Plans die unſchuldigſte Sache zu vergiften. Unter den wärmſten Freundſchaftsbezeugungen ſetzte er dem Manne in den Kopf, die Betrübniß ſeiner Frau über ihren unwürdigen Vetter möge wohl noch aus einer viel nähern Verbindung als der bloßen Verwandtſchaft entſtehen. Er erzählte, Anſelm habe ſich ſelbſt der Gunſt Sophiens gerühmt, habe ihm zum Beweiſe das von derſelben erhaltene Bildniß mit Triumphe gezeigt, zu welcher falſchen Vorſtellung er noch mehrere Umſtände erdichtete, ſo wie er ſie für ſeine Abſicht am gemäßeſten hielt. Dadurch erhielt er, daß der Mann in Argwohn gerieth, und mit ſeiner Frau wegen des Bildniſſes gar unangenehme Reden wechſelte. Zugleich erreichte dadurch ſeine Schlauigkeit einen doppelten Zweck. Sophie mußte nun nothwendig von Anſelms undelikater Art zu denken und unvernünftiger Art zu handeln einen ſehr nachtheiligen Begriff bekommen, der auch wirklich nachher noch auf die Art wirkte, wie ſie ihn als Wittwe empfing. Ferner hatte er durch dieſe Geſchichte in das Gemüth des Mannes einen Samen des Mißvergnügens mit ſeiner Frau geſtreuet, den er ſich vornahm reichlich zu düngen und zu pflegen, ſo daß er bald aufgehen und ihm gute Früchte tragen ſollte.

Zu dieſem Behufe warf er ſich nun zum täglichen Trinkfreunde des Mannes auf, der ſchon die Flaſche ſehr liebte. Der Asmanshäuſer ward nicht geſchont, ſo oft ſie Nachmittags zuſammen kamen, welches faſt täglich geſchah. Hiffer hatte die glückliche Gabe, viel Wein vertragen zu können, und blieb alſo immer noch kalt und verſtändig, wenn ſein Mann ſchon ſelig war und folglich geſprächig ward. Da konnte er dann deſſen Gedanken gemächlich auskundſchaften, und ſeinem eigenen Plane gemäß ihm die Ideen in den Kopf ſetzen, die denſelben befördern mußten. So brachte er auch die Geſchichte mit dem Bildniſſe des breitern vor, und ſuchte den Mann zu bereden, ſeiner Frau geheime Verbindung mit Anſelm (denn dazu hatte der Elende die unſchuldigſte Geſinnung verſchwärzt) habe gewiß noch nicht aufgehört, ſo ſehr auch, nach des Mannes Berichte, die gute Frau das Geſchenk des Bildes mit Thränen bedauert hatte. Hiffer beſtand hingegen darauf, dieß ſey nur Verſtellung, ja es ſey vielmehr wahrſcheinlich, daß Anſelm von Frau Sophien mit

Gelde unterſtützt werde. Der Mann kam darüber außer ſich, denn das Geld war ſeine empfindliche Seite. Hiffer entwickelte ihm bündig, es könne faſt nicht anders ſeyn: denn Anſelm habe keinen Stüber übrig behalten, und habe ſich doch, wie er aus ſichern Nachrichten wiſſe, wieder von der Sängerinn getrennt, die ihn allein ernährt hätte; welches wohl bloß Frau Sophien zu Gefallen und durch ihre Unterſtützung werde geſchehen ſeyn. Er gab dabey zu verſtehen: Wenn, welches Gott verhüten möge, der Mann etwa vor Sophien mit Tode abgehen ſollte, ſo würde ſie gewiß den Anſelm, von dem ſie nun einmal nicht laſſen könne, bald heurathen, und dann würde dieſer lüderliche Kerl das ſchöne Vermögen in ein paar Jahren durchbringen, ſo wie er ja ſein eigenes Vermögen in kurzer Zeit durch die Gurgel gejagt habe.

Hier faßte der ſchlaue Erbſchleicher ſeinen Mann gerade da, wo er am leichteſten feſtzuhalten war: denn Sophiens Mann liebte ſein Geld, im Leben und nach dem Tode, faſt noch mehr als ſich ſelbſt; und ſeitdem er die Geſchicklichkeit ſeines Freundes Hiffer im Trinken zu erreichen ſo ämſig als vergebens befliſſen war, fühlte er, ſo ſehr er ſich es zu verhehlen ſuchte, er möchte doch vielleicht bald von ſeinem lieben Gelde ſcheiden müſſen. Da kam es ihm denn ſchon ziemlich bitter an, daß alles ſeiner Frau zufallen ſollte, die eine ſo ſchlechte Wirthinn war, daß ſie vermuthlich heimlich Geld an einen Menſchen ſchickte, der ihm eine reiche Erbſchaft entzogen hatte. Wenn er aber vollends daran dachte, ſeine Frau möchte nach ſeinem Tode ſein liebes Geld ganz mit dieſem Erbſchaftsdiebe theilen, dem er nicht eines Guldens Werth gönnte; ſo hätte er mögen aus der Haut fahren.

Er hatte ſchon längſt überlegt, daß ſeit dem Limnichſchen Teſtamente die beiderſeitigen Vermögensumſtände ſich gänzlich umgekehrt hatten, und es deshalb ſchon längſt ſehr natürlich gefunden, daß ſie nun von ihm eigentlich gar nichts erben müßte; da er nur ſehr wenig von ihr erben konnte. Er hatte nur nicht recht gewußt, wie es anzufangen ſey, um ſein Teſtament abzuändern, weil er das Aufſehen ſcheute, das erregt werden würde, wenn er ſein Teſtament in Limnich zurücknähme. Die Nachrede der Leute kümmerte ihn eben ſo ſehr nicht. Seine Hauptſorge war: ſeine Frau, die er ganz nach ſich ſelbſt beurtheilte, würde alsdann gewiß auch ihr ihm vortheilhaftes Teſtament zurücknehmen. So gering auch ihr Vermögen gegen ſeines war; ſo wollte er doch nicht das Recht es auf allen Fall zu erben, aufgeben.

Aber auch hier erhielt er von ſeinem rechtsgelehrten Trinkfreunde, der ihn ſo ſchlau wider ſeine Frau aufgebracht hatte, die beſte Anleitung, ſie zu überliſten. Sein Rath war nämlich, in einem zwey Meilen entlegenen Städtchen ganz in der Stille ein neues Teſtament niederzulegen, worin das vorige für ungültig erklärt und eine andere Verordnung gemacht würde. Hiffer war mit dem Richter dieſes Städtchens genau bekannt, und wußte es nicht nur ſehr vorſichtiger Weiſe ſo zu veranſtalten, daß die Errichtung und gerichtliche Niederlegung dieſes zweyten Teſtaments ganz unbekannt blieb; ſondern auch ſeine Rathſchläge und Eingebungen ſo gut mit der Flaſche zu verbinden und zu unterſtützen, daß der Inhalt des Teſtaments, ganz nach ſeinem ſo klug angelegten Plane, zu ſeinem eigenen Vortheile gerichtete. Denn nun mußte das große Vermögen nebſt der hübſchen Frau ſein werden, und auf den ſchlimmſten Fall erhielt er doch gewiß das Vermögen, womit er denn, wenns nicht anders ſeyn könnte, ohne die hübſche Frau, zufrieden zu ſeyn, ſich vornahm.

Aber in welcher ſchrecklichen Lage befand ſich nun die gute Sophie! Sie ſah ihr Verderben vor ſich, wohin ſie ihre Augen richtete. Heurathete ſie den Elenden, ſo machte ſie ſich in der zweyten Hälfte ihres Lebens noch unglücklicher als in der erſten; that ſie es nicht, ſo war ſie beynahe ganz verarmt. Und noch würde ſie gern Armuth dem Unglücke vorgezogen haben, mit einem ſchlechten Menſchen verbunden zu ſeyn. Sie hätte lieber auf die frugaleſte Art von ihrer Hände Arbeit gelebt. Aber der Gedanken, ihren Kindern durch eigene Entäußerung wohl zu thun, machte ihr Muth, zu deren Beſtem lieber ihr eigenes Unglück zu wählen. Denn, ſonſt war der größte Theil des Vermögens für ihre Kinder verloren, und um den übrigen Theil hätte ein ſo nichtswürdiger Vormund auch dieſelben zu bringen gewußt, wenn ſie ihm nicht noch Einhalt thun könnte; das war vorauszuſehen. Zudem wäre die Erziehung der Kinder dieſem ſchlechten Menſchen ganz überlaſſen geblieben. War ſie hingegen deſſen Gattinn; ſo konnte ſie ihren Kindern noch das geben, was mehr werth iſt als Vermögen: gute Erziehung und gute Geſinnungen. Sie faßte alſo einen Entſchluß, traurig für ſie ſelbſt, aber ihren Kindern vortheilhaft.

Ihre vormalige Zuneigung zu Anſelm kam hiebey wenig in Betrachtung. Wäre dieſe auch noch in ihrer völligen Stärke geweſen; ſo hätte ſie doch unter ſolchen Umſtänden der Liebe zu ihren Kindern weichen müſſen. Aber ſchon bey ihres Mannes Lebzeiten hatte ſie auf den treuloſen Bericht von Anſelms Verbindung mit der Signora Bellonia und wegen des widrigen Lichts, worin das unſchuldige Geſchenk ihres Bildniſſes ihren Charakter in ihres Mannes Augen geſetzt hatte, ſich feſt entſchloſſen, dieſe Zuneigung ganz aus ihrem Herzen zu verbannen. Zwar war ſeit einigen Tagen durch Philipps Erzählung der wahren Beſchaffenheit der Vorfälle in Düſſeldorf und nachher in der gräflichen Reſidenz, Anſelms Schuld bey ihr nicht wenig gemindert worden. Sie ſah nun ein, daß er nicht niederträchtig, obgleich höchſt unbeſonnen, gehandelt hatte. Philipp wagte auch jetzt ihr zuzureden, daß ſie nicht die Ruhe ihres ganzen übrigen Lebens bloß der Abſicht, ihren Kindern ein größeres Vermögen zu erhalten, aufopfern müſſe. Er ſtellte ihr vor: die Kinder behielten ſelbſt durch das Pflichttheil eine nicht unbeträchtliche Summe, die ſchon bis zu ihrer Großjährigkeit rechtlich zu ſichern ſeyn würde. Er ſetzte hinzu: Ihre Erziehung würde man der leiblichen Mutter nicht nehmen können, und Hiffer würde, wenn er nur das Geld bekäme, ſich auch vielleicht darum weiter nicht bekümmern. Nun wagte er es, für Anſelm, den ſie noch immer unausſprechlich liebte, und den ſie doch nicht würde haſſen können, ein Vorwort einzulegen. Er ſtellte ihr vor, Anſelm ſey vorher ſchon in Elberfeld in der Praxis glücklich geweſen, und ſey daſelbſt noch in gutem Andenken; ſie würden alſo beide von den Einkünften ſeiner Kunſt in genügſamer Zufriedenheit leben können. Er verſprach großmüthig, das Haus ſeines Freundes ganz einzurichten, und wünſchte ſie als Anſelms Gattinn darin zu ſehen. Dieſe Anerbietungen hätten verführeriſch ſeyn können für eine Frau, die wohl wußte, daß ihr Entſchluß ſie unglücklich machte. Sie wankte auch einen Augenblick. Aber ſie ſah ihre Kinder an, umarmte ſie mit Thränen, und erklärte nun, ſie bleibe feſt bey dem, was ſie beſchloſſen hatte. Philipp ſchwieg. Anſelm mußte ihren Edelmuth bewundern, fühlte aber, daß durch ihn ſeine letzte Hoffnung noch glückliche Tage zu erleben verſchwand. Hiſſer, der durch ſeine Spione bald von allem Nachricht bekam, lachte innerlich, daß ſein ſchlauer Anſchlag von allen Seiten völlig gelungen war.

Neun und dreyßigſter Abſchnitt.

Ehrenvolle Einladung, die Anſelm erhielt, nebſt dem was dadurch veranlaßt ward.

Dieſe Geſchichte machte in der heiligen Stadt nicht wenig Aufſehen. Jeder rechtſchaffene Mann ſah ein, daß Hiſſer das vortheilhafte Teſtament auf irgend eine Art mußte erſchlichen haben, und verabſcheute ihn um ſo viel mehr, da ſchon mancherley unwürdige Praktiken von ihm bekannt waren. Aber Hiſſer kehrte ſich wenig an die Meinung der Rechtſchaffenen. Er wußte ſehr gut, daß dieſelben allenthalben in der Welt die geringſten an der Zahl ſind; und eben ſo gut wußte er, daß das Teſtament, welches ihm nebſt dem Vermögen der Frau Sophie ihre Perſon zuſicherte, zu Rechte beſtändig war. Darauf kam es ihm allein an; alles Übrige, was man ſagte, oder nicht ſagte, war ihm ſehr gleichgültig.

Man ſprach in der Stadt auch ſehr viel von unſerm dicken Manne. Es war noch in friſchem Andenken, wie er ſich plötzlich aus einem Kammerdiener der Frau Hummer in einen Doktor der Medizin verwandelt und den noch dickern Rathsherrn vom Tode gerettet hatte, einen Rathsherrn der in der Stadt allgemein beliebt war, welches nicht bey allen Rathsherren, dick oder mager, lang oder kurz, der Fall ſeyn mag. Der Ruf von Anſelms Anweſenheit und von ſeiner Geſchichte kam ganz natürlich auch zu den Ohren der Frau Rathsherrinn Hummer, und das um ſo eher da ihr Eheherr die Geſchichte mit dem Teſtamente als eine Neuigkeit vom Rathhauſe mitgebracht hatte. Frau Hummer empfand alſo Neugierde, unſern Anſelm nun in einer andern Geſtalt wieder zu ſehen.

Ihr Büreau d'Eſprit war ſeit der Zeit ſehr dünne geworden; und ohne ihren Eifer für das Schöne und Empfindſame, durch den ſie einem unvermutheten Angriffe widerſtand, wäre daſſelbe vielleicht ganz zu Grunde gegangen. Der geiſtlichen Obrigkeit, welcher ohnehin nichts verborgen bleiben kann, waren dieſe weltlichen Zuſammenkünfte hinterbracht worden, und zugleich daß daſelbſt manche übellautende, nach Ketzerey riechende und ſonſt von der heil. Mutter Kirche nicht gebilligte Sätze vorgetragen würden. Es ward erſt dem Herrn Rathsherrn

Hummer ein ſtiller Wink gegeben, den er auch ſeiner Frau Gemahlinn mittheilte; aber dieſe war nichts weniger als geneigt, ſich darnach zu richten, indem ſie glaubte, in ihrem Hauſe könne ſie Geſellſchaft halten, welche ihr beliebte. Dieſer Irrthum hatte allerdings ſeinen Urſprung in der ketzeriſchen Erziehung ihrer Jugend, wodurch ſie gehindert ward, in reifem Alter richtige Begriffe von der unumſchränkten Gewalt der geiſtlichen Obrigkeit zu faſſen.

Da dieſer Schritt vergebens war, wendete ſich das geiſtliche Officialat an den Abbé Spitzhaupt, als an den Beichtvater des Hauſes, um dieſes Übel abzuſtellen. Dieſer Abbé bedachte zwar bey ſich mit innerm Verdruſſe, daß er eigentlich, nach den Privilegien ſeines Ordens, von der ordentlichen biſchöflichen Obrigkeit eximirt ſeyn ſollte; da der Orden aber noch nicht öffentlich wieder hergeſtellt war: ſo gab er lieber nach und verſprach zu gehorſamen. Aus großer Vorſicht aber und weil er ſchon wußte, wie ſehr Frau Hummer auf ihr Büreau d'Eſprit geſteuert war, ſagte er ihr lieber nichts; hingegen verſicherte er den Official perſönlich, er habe ſich alle Mühe gegeben, aber bey der verſtockten Frau nichts ausrichten können. Er ſchlug nun vor, das Kürzeſte würde ſeyn, wenn er lieber ſich ſelbſt von Köln wegbegäbe; denn, weil die andern Mitglieder ſeines Anſehens wegen auf ihn hauptſächlich ſähen: ſo würde die Sache nach ſeiner Abweſenheit alsdann von ſelbſt aufhören. Dieß ward genehmigt; und der fromme Mann nahm von Frau Hummer Abſchied mit Bedauren unter vier Augen, daß es ſein Schickſal ſey, der geiſtlichen Gewalt weichen zu müſſen. Freylich erfuhr man bald darauf, er habe in einem benachbarten Stifte eine reiche Pfründe erhalten, mit Beybehaltung der beiden, die er ſchon beſaß. Man wollte ihm nachſagen, er habe ſeine Nachgiebigkeit wegen des Büreau d'Eſprit nur dazu angewendet, um dieſe Pfründe zu erhalten; das mag aber wohl nur eine falſche Nachrede geweſen ſeyn, wie denn immer den ſo gelehrten und frommen Exjeſuiten allerley böſes nachgeſagt wird!

Seine Freunde und Jünger, den Kanonikus Ofen und den Laien Wißmuth, nahm der Abbé Spitzhaupt mit ſich an den Ort ſeines neuen Aufenthaltes; denn es zeigte ſich, daß er Mittel gefunden hatte, denſelben auch ein paar gute Stellen daſelbſt auszumachen.

Den vier Mönchen ward nun von ihren Obern Kraft des geiſtlichen Gehorſams verboten, den Zuſammenkünften weiter beyzuwohnen, und Doktor Treter bekam einen Wink, der ihm genug war um ſich zurückzuziehen. Zwar konnte er nicht unterlaſſen, zuweilen noch Frau Hummer zu beſuchen; auch fand Pater Innocentius, da er dieſes merkte, ſich zuweilen ein: dieß waren aber nur Privatbeſuche.

Für die Zuſammenkünfte blieb niemand übrig als der Herr Kammerjunker von Truthahn, welcher nun präſidirte, und die beiden dichteriſchen Jünglinge. Es waren zwar ein paar neue Mitglieder weltlichen Standes dazugekommen, und ſogar ein Domherr, einer von den Patronen des Herrn von Truthahn, war ohne Rückſicht aufs Officialat einige Male da geweſen; aber Frau Hummer ſah doch mit Betrübniß, daß ihr Büreau d'Eſprit nicht mehr war wie ehemals.

Sie hatte unſern dicken Mann immer wohl leiden können. Nun war ihr nicht allein an ihrem Manne klar geworden; daß er ein geſchickter Arzt ſey, ſondern es verlautete auch nach ſeiner Abreiſe, er ſey ein Dichter. Denn ſeine Eitelkeit war beleidigt worden, als des hagern hohläugigen Herrn Selten Verſe mit ſo großem Beyfalle beehrt wurden, und er hatte daher einmal dem Kammermädchen der Frau Hummer eins von ſeinen Gedichten vorgeleſen, um zu zeigen, daß ein wohlbeleibter Mann auch reimen könne.

Frau Hummer that daher unſerm Anſelm die Ehre, ihn zu einer von ihren gelehrten Zuſammenkünften einzuladen, wodurch er alſo nunmehr ehrenvoll da die Sitzung erhielt, wo er ehemals im Vorzimmer hatte ſtehen müſſen. Faſt wäre er geneigt geweſen, hieraus eine gute Vorbedeutung zu ziehen; aber ſein Muth war ſo gefallen, daß jetzt kein froher Gedanken bey ihm Wurzel faſſen konnte. Er zwang ſich zwar, die gelehrte Geſellſchaft möglichſt zu unterhalten; aber doch blieb alles nur gezwungenes Werk.

Bey Tiſche gab ſeine betrübte Mine noch nähern Anlaß, daß die Teſtamentsgeſchichte erwähnt ward, wovon Anſelm auf Verlangen die genauern Umſtände ausführlich erzählte. Der Rathsherr Hummer, obgleich ſehr dick und phlegmatiſch, war dennoch in ſeinen Geſchäften nicht unthätig, und in rechtlichen Sachen wohlerfahren; ein verwickelter juriſtiſcher Fall konnte ihn daher ſelbſt bey Tiſche intereſſiren. Nach Anhörung der Teſtamentsgeſchichte ſchüttelte er den Kopf, ſagend: »Man ſehe wohl, »daß da etwas hinter dem Buſche ſtecke; ihn »wundere nur, daß der Rechtsgelehrte, der der »Frau Sophien Sachen betreibe, nicht darauf »denke, die Richtigkeit des zweyten Teſtaments »anzufechten. Es ſey immer verdächtig, daß »der Erblaſſer, wenn er ſein erſtes Teſtament »gar nicht habe wollen gelten laſſen, es nicht »von dem Gerichte, wo es niedergelegt gewe»ſen, zurückgenommen habe.« Er ließ merken, indem er ſeiner eigenen Einſicht ein beyläufiges Kompliment machte, »wenn er nur genaue »Abſchrift beider Teſtamente vor ſich hätte, »dächte er gewiß irgend eine ſchwache Seite »an dem zweyten Teſtamente zu finden, wo »es mit Vortheile könne angegriffen werden.« Anſelm hörte hoch auf, und beſorgte gleich darauf die Abſchriften.

Rathsherr Hummer ſtudirte beide Teſtamente mit großem Fleiße durch. Aber nach einigen Tagen erklärte er, die Form des zweyten Teſtaments ſey auf keiner Seite mit einem möglichen Erfolge anzufechten. Er ließ der juriſtiſchen Schlauigkeit des Dr. Hiſſer Gerechtigkeit wiederfahren, der alle mögliche Einwendungen vorausgeſehen und ihnen vorgebeugt hatte, und ſetzte lächelnd hinzu: Man ſehe wohl, es habe ein Rechtsgelehrter die Hand dabey gehabt, der die Rechte aufs gründlichſte ſtudirt habe, um deſto ſicherer Unrecht thun zu können.

Nun verſchwand alſo auch alle Hoffnung von dieſer Seite, wodurch in Sophiens Hauſe und bey ihren Freunden die Geſichter einige Tage lang etwas waren aufgeheitert worden.

Vierzigſter Abſchnitt.

Verſuch zu einem Vergleiche, welcher fruchtlos abläuft und fernere Folgen davon.

Dem Rathsherrn Hummer ging doch die Geſchichte mit dem Teſtamente ſehr durch den Kopf. Er hatte dabey die Ehre ſeiner juriſtiſchen Einſicht für einen ſo korpulenten Mann etwas vorſchnell aufs Spiel geſetzt: denn er hatte mit einem Paar ſeiner Kollegen darüber geſprochen, daß er ſchon ausfinden wolle, wie dem Teſtamente beyzukommen ſey; und Hiffer, dem nichts verborgen blieb, lächelte ihn an, ſo oft er ihn ſah und ließ einige verſteckte Fragen fliegen. Dieß verdroß den guten Rathsherrn nicht wenig; er ſetzte daher noch einmal an, erkundigte ſich beynahe einen Monat lang nach allen Umſtänden, ſchrieb ſogar nach dem Orte wo das zweyte Teſtament niedergelegt war, um mancherley Dinge zu erforſchen, die ihm verdächtig ſchienen, und etwas zu finden worauf Hiffer nicht möchte gedacht haben. Doch, was konnte das helfen! Der Mann wollte nur ſeinen Willen haben, und las das zweyte Teſtament faſt täglich ſorgfältig durch; umſonſt! es blieb wie es geweſen war, ſo verklauſulirt, daß ihm auch die ſchlauſte Rechtskenntniß nichts anhaben konnte.

Dergleichen alte Rechtsgelehrte ſind eigenſinnig. Wenn ſie ſich einmal vorgenommen haben, etwas durchzuſetzen: ſo laſſen ſie nichts unverſucht. Als Anſelm einen Nachmittag der gelehrten Verſammlung bey der Frau Hummer beygewohnt hatte, und Abends da ſpeiſete, ſagte ihm der Rathsherr: »Dem Teſtamente ſey freylich, was ſeine Förmlichkeit betreffe, nicht beyzukommen; indeß wenn Frau Sophie es genehmige, wäre er Willens zu verſuchen, ob Hiffer nicht zu einem Vergleiche zu bringen ſey.« Frau Sophie war es leicht zufrieden, ungeachtet ihr eigener Rechtsbeyſtand ihr vorausſagte, es werde vergebens ſeyn; denn Hiffer würde ja von einem Teſtamente, das ſo deutlich zu ſeinem Vortheile ſpreche, nicht abgehen. Indeß war der Vorſchlag eines Mannes, wie der Rathsherr, nicht ganz von der Hand zu weiſen.

Es ward alſo in des Rathsherrn Hummer Behauſung ein Tag angeſetzt, wo der Vergleich ſollte verſucht werden. Alle Perſonen die es betraf. erſchienen dabey; aber aus Dr. Hiſſers lachender und ſatiriſcher Mine ſtand gleich abzuſehen, daß nicht viel zu erhalten ſeyn würde. Auf die verſchiedenen Vorſchläge des Rathsherrn antwortete er kurz und trokken: »Er halte ſich im Gewiſſen verbunden, »den Willen ſeines ſel. Freundes pünktlich zu »erfüllen, und deſſen Wittwe wäre es auch »ſchuldig; wolle ſie nicht: ſo hätte ſie die Folgen ſich ſelbſt zuzuſchreiben. Ein Vergleich »ließe ſich nicht denken, bey einer Sache, die »ſo klar ſey.«

Alle Anweſende erſtaunten, als der Rathsherr Hummer nun mit einer ihm ungewöhnlichen Lebhaftigkeit, und mit ernſthafter Amtsmine und ſtarker Stimme ſagte: »Noch »iſt die Sache nicht klar, Herr Doktor; aber »ich hoffe, ſie ſoll bald ganz klar ſeyn. Deſto »beſſer für die Wittwe, daß Sie keinen Vergleich eingehen wollen; denn ich behaupte, »das Teſtament iſt null und nichtig! Es iſt »dabey mehr, als ein Falſum vorgegangen! »Der Verſtorbene war zu der Zeit als das ſo »genannte Teſtament gemacht worden iſt, ſeiner Sinne nicht mächtig, und alſo den Rechten nach ganz unfähig, auch nur ſeine letzte

»Willensmeinung zu erklären. Darüber wollen wir gleich unverwerfliche Zeugen hören!« Hiermit befahl er einem Bedienten, die Thüre eines Nebenzimmers zu öffnen. Aus demſelben traten einige Perſonen hervor, bey deren Anblick Dr. Hiffer erblaßte.

Dieſe vorherbeſtellten Zeugen wieſen aus, daß der Rathsherr Hummer, der nicht gemeint war, ſeine Einſicht in Dingen dieſer Art ungeſtraft necken zu laſſen, während der Zeit, da er unthätig und in Verlegenheit ſchien, nichts weniger als unthätig geweſen war; ſondern vielmehr die ganze Sache bis auf den Grund ausgekundſchaftet hatte. Das Teſtament war von dem Orte datirt, wo es niedergelegt ſeyn ſollte; der Tag da es gerichtlich niedergelegt und die Stunde des Tages, Abends um ſieben Uhr, war darauf bemerkt. Hier ward nun zuerſt ein Beweis geführt, daß der Richter und die Gerichtsperſonen, welche das Teſtament angenommen und die Annahme durch ihre Unterſchrift bekräftigt hatten, zu der Stunde nicht an dieſem Orte geweſen waren. Denn es trat ein Fuhrmann aus einem benachbarten Dorfe nebſt ſeinem Knechte auf, welcher bezeugte, ſie an dieſem Tage Nachmittags von da abgeholt und Abends um ſechs Uhr in einem Hauſe in Köln, das er benannte, abgeſetzt zu haben. Ferner war ein eben ſo ſicherer Beweis da, daß der Verſtorbene zu dieſer Stunde nicht an dem Orte geweſen war, wo das Teſtament ſollte gemacht worden ſeyn; und zugleich war damit der Beweis verknüpft, daß er zu dieſer Stunde ſeines Verſtandes nicht mächtig und folglich auch unfähig geweſen wäre, ſeine letzte Willensmeinung zu erklären. Denn der Wirth des Hauſes nebſt zwey von ſeinen Leuten bezeugten, daß Hiffer bey ihm auf denſelben Nachmittag eine beſondere Stube verlangt, wo er auch mit dem Verſtorbenen und mit einer ziemlichen Anzahl Weinflaſchen ſeit vier Uhr allein geweſen ſey. Alle drey bezeugten, daß Sophiens Mann, als er gegen ſechs Uhr auf den Hof gehen wollen, getaumelt und ſtammelnd geredet habe, und gegen neun Uhr habe er ganz betrunken müſſen nach Hauſe gebracht werden. Ferner bezeugte der Wirth, es ſey um ſieben Uhr Siegellack von ihm verlangt worden. Dieß habe er ſelbſt gebracht und geſehen, daß der Richter ein großes Siegel herausgezogen und es auf ein gefaltetes Papier gedrückt habe. Nachdem Abends alle ziemlich bezecht weggegangen wären, habe ſich das Teſtament, das er an dem äußern Anſehen und der Aufſchrift erkannt, unter dem Tiſche gefunden, weil es der Richter vermuthlich unvermerkt aus der Taſche hätte fallen laſſen. Derſelbe wäre den andern Morgen, vor ſeiner Zurückreiſe, ſehr beſtürzt zu ihm gekommen, hätte es daſelbſt geſucht und gefunden, und nachdem er es von ihm zurückerhalten, ihn gebeten, niemand etwas davon zu ſagen.

Dieß war genug zum Triumphe des Rathsherrn Hummer, welcher nun der Frau Sophie lebhafteſten Dank erhielt, und mit ſich ſelbſt zufrieden war, daß er ſeine Geſchicklichkeit gezeigt, und nebenher auch einen nichtswürdigen Menſchen entlarvt hatte. Das Teſtament ward bald darauf gerichtlich für ungültig erklärt, und Frau Sophie in den Beſitz ihres rechtlichen Vermögens geſetzt, deſſen ſie durch Leiden und Tugend doppelt würdig geworden war. Dieß machte um ſo weniger Schwierigkeit, da der Richter, der das Teſtament autoriſirt hatte, für gut fand, das Weite zu ſuchen, und da Doktor Hiffer, der, ſonderlich was Schikanen anbelangt, nie etwas auszuführen unternahm was nicht auszuführen war, einen Vorwand fand, ſich mit ſeiner Baarſchaft und beſten Sachen auf eine Reiſe nach Lüttich zu begeben. Von da muß er weiter nach Frankreich gegangen ſeyn; denn man hat Nachricht, daß er im Jahre 1791 in Avignon mit vielem Beyfalle Friedensrichter geweſen, und jetzt im Elſaſſe einer der thätigſten Kommiſſarien des Nationalkonvents iſt.

Ein und vierzigſter Abſchnitt.

Beſchluß.

Gute Kenner haben die Bemerkung gemacht, daß Frauengunſt ſich nicht leicht ändere. Hat Liebe einmal in dem Herzen eines edlen Weibes tiefe Wurzel gefaßt; ſo wird ſie ſelten ganz auszureuten ſeyn. Sie ſind beſtändiger, die holden Geſchöpfe, als die Männer; ſie ertragen eher Leiden wegen ihrer Gunſt, als dieſe, und bleiben ihrer Empfindung getreuer, wenn ſie dieſelbe auch verbergen. Auch in Sophiens Herzen war die Zuneigung gegen Anſelm nie ausgelöſcht worden. Sie hatte ſie unterdrückt, aus Pflicht; ſie hatte viel gelitten, als ihr ihr Mann wegen dieſer Zuneigung Vorwürfe machte, noch mehr als ſie Anſelmen für unbeſtändig und ſittenlos halten mußte. Sie hatte ſogar nach dem Tode ihres Mannes dieſer Zuneigung mit wahrem Edelmuthe entſagt, als ſie glaubte, ſie käme mit der Pflicht gegen ihre Kinder in Kolliſion. Nun aber, da dieſe Kolliſion wegfiel; da ſie ihren Anſelm täglich vor ſich ſah; da derſelbe durch Elend, wie durch eine Feuerprobe geläutert, feſter in Geſinnungen ſich zeigte und ſeine ihm natürlichen guten Eigenſchaften, die er nie ganz verleugnet hatte, dadurch in noch vortheilhafterem Lichte erſchienen; da Philipp Fürſprache für ihn that; da ſie ſah, daß ihr Hausweſen und ihre weitläuftigen Handlungsgeſchäfte einen Vorſteher und ihre Kinder einen Vater nöthig hatten: konnte ſie ſich ſelbſt nicht verſagen, nach ſo vielen ausgeſtandenen Leiden glücklich zu werden.

Sie gab ihrem Anſelm die Hand, um nun mit einem Manne vereint zu leben, den ſie liebte, den ſie von ihrer erſten Jugend an geliebt hatte; nachdem ſie ſo lange hatte mit einem Manne vereint leben müſſen, den ſie nicht lieben, nicht einmal hochachten konnte. Anſelm ſah jetzt alle ſeine Wünſche erfüllt; denn er ward mit einer Frau vereinigt, die er, je mehr er ſie kennen lernte, verehren mußte. Er ward vor ſich ſelbſt gedemüthigt, wenn er ihre Tugend, ihre Beſcheidenheit, ihre Entäußerung, die beſtändige Beobachtung ihrer Pflicht unter vielen Leiden, mit ſeiner bisherigen Thorheit und Unbeſtändigkeit unparteyiſch verglich; aber er ward aufgerichtet und in guten Entſchlüſſen beſtärkt durch ihr Beyſpiel. Der Mann wird gewiß nicht ganz niedrig und unweiſe handeln, der einer hochachtungswürdigen Frau gefallen will; denn die leiſeſte Beſorgniß, ihre Liebe zu ſich zu vermindern, läßt ihn nicht leicht einen Schritt von dem Wege zum Guten wanken. Sophie unterſtützte ihn in dem Beſtreben nach allem was edel und gut iſt; er ſie in allen Vorfällen des Lebens. Ihre wechſelſeitige Liebe nahm zu, mit derſelben ihr wechſelſeitiges Glück.

Die Beobachtung ſeiner Pflichten ward nun Anſelms ernſthaftes Beſtreben. Die Handlung gehörte den Kindern erſter Ehe, und mußte billig für ſie erhalten werden. Unſer Doktor ſchuf ſich alſo ganz in einen Kaufmann um; aber er war jetzt weiſe genug geworden, nicht wieder ſeinen Einbildungen zu folgen, und verbeſſern zu wollen, was er nicht genug verſtand. Er folgte Philipps Rath, und demſelben gemäß ließ er die Handlung den Weg gehen, in den ſie ſchon durch Verſtand und Erfahrung geleitet war. Die fernere Führung und Verbeſſerung derſelben überließ er den Komtorbedienten von geprüfter Treue, die in derſelben länger gearbeitet hatten, und begnügte ſich, ſie fleißig im Allgemeinen zu überſehen, und durch ihre Erfahrung ſeine eigenen Begriffe zu berichtigen.

Die Erziehung der Kinder ſeiner Frau und ſeiner eigenen hielt er für ſeine wichtigſte Pflicht. Die heilige Mutter Kirche verſtattet den Proteſtanten in Köln am Rhein nicht einmal eine Schule zu haben. Sie will dadurch, ſchlau genug, dieſelben nöthigen die Kinder bey den P. P. Jeſuiten in die Schule zu ſchicken. Anſelm hielt aber nichts von Jeſuiten, ſelbſt nicht nachdem er den ſo gelehrten als aufgeklärten Abbé Spitzhaupt näher hatte kennen lernen. Um nun die Kinder in einer Schulgeſellſchaft zu erziehen, welches er der einſamen Privaterziehung weit vorzog, ward jenſeit des Rheins, auf Pfälziſchem Grunde, ein kleines Landgut gekauft, welches die Familie während dem ſchönſten Theile des Jahres bewohnte. Hier entſtand unvermerkt ein wahres, nicht eingebildetes, Philanthropin, weil die meiſten proteſtantiſchen Familien aus Köln ihre Kinder dahin ſchickten. Hier arbeitete er und ſeine liebe Sophie an der Entwickelung der geiſtigen und körperlichen Kräfte der Kleinen, um ſie unter Aufſicht würdiger Lehrer zu guten und brauchbaren Menſchen zu bilden, und ſie wurden doppelt glücklich durch ihre Liebe. Seine Manufakturkenntniſſe nützte er, um für die Kinder im Dorfe eine Induſtrieſchule anzulegen. Hier ward ihr Verſtand, nach der Methode des edlen Rochow, zweckmäßig gebildet, und ſie lernten zugleich unter Aufſicht von Frau Sophien, ihren Fleiß von der erſten Jugend an in Arbeiten üben, welche ihnen nützlich werden konnten und bis dahin in der dortigen Gegend lange nicht allgemein genug geweſen waren. Seine mediziniſchen Kenntniſſe wendete er an, um nicht nur die Landleute zu beſorgen, wenn ſie krank waren; ſondern auch ſo viel möglich war, durch vernünftigen Rath Krankheiten zu verhüten, und nach und nach Vorurtheile auszurotten, welche der Geſundheit ſchädlich ſind, worauf er beſonders ſchon in den beiden Schulen ſein Augenmerk richtete.

So fand er nun ſein Glück darin, daß alles in ſeinem Hauſe wohlging, daß außer ſeinem Hauſe, ſo weit ſein natürlicher Wirkungskreis ſich erſtreckte, kein Armer ohne Arbeit, kein Hülfloſer ohne Hülfe war, und keine Thräne floß die er abtrocknen konnte. Kennt der Leſer einen beſſern Plan, das Leben froh zu genießen, für einen reichen Mann, der keine beſtimmte Geſchäfte hat, und auch für den welchem beſtimmte Geſchäfte noch Zeit zum edlen Vergnügen laſſen: ſo ſag' ers an. Nur ſetzt ein ſolcher Plan Kenntniſſe und Eigenſchaften des Geiſtes und des Herzens voraus die nicht jeder reiche Mann beſitzt, aber billig bemüht ſeyn ſollte von ſeiner erſten Jugend an zu erwerben. Auch will ein ſolcher Plan nicht etwa bloß in der Einbildungskraft gefaßt oder zierlich beſchrieben ſeyn, ſondern er muß mit Ernſt und Ausdauern ausgeführt werden, wofern wirklich dadurch das Leben beglückt werden ſoll.

Dieſe ernſte Ausführung guter Entſchlüſſe fehlte unſerm Anſelm in der erſten Hälfte ſeines Lebens. Daher half ihm ſein guter Willen ſehr wenig und ſeine beſten Kräfte gingen verloren: weil er das Gute wirklich zu thun allzuleichtſinnig oder allzugemächlich war, und ſich mit ſchönem Sprechen und ſchönen Einbildungen begnügte. Fühlte er ſich ja eine Zeitlang glücklich: ſo ward er es durch andere, welche für ihn ſorgten und ſelbſt ſeinetwegen Entäußerungen ausübten, die er hingegen nie ausüben zu müſſen glaubte.

Daß aber jeder Jüngling, der während ſeiner jugendlichen Jahre ſeine beſten Kräfte im Taumel der Leidenſchaften und des Leichtſinnes verſchwendet, immer einen Philipp oder eine Sophie finden werde, durch die er aus den Verlegenheiten gezogen würde, in die ihn ſeine Unbeſonnenheit geſtürzt hat: iſt eben nicht mit völliger Gewißheit zu erwarten. Gewiß iſts hingegen, daß jedermann, der ſich die Urſachen gefallen läßt, ſich auch die Wirkungen muß gefallen laſſen. Es iſt daher ein leichtſinniger Jüngling oder ein unthätiger Mann nicht berechtigt, ſich über die natürlichen Folgen ſeines Leichtſinnes und ſeiner Unthätigkeit zu beklagen. Das einzige Mittel dieſe bittern Folgen zu vermeiden, wird ſeyn, Leichtſinn und Unthätigkeit, ſo früh als möglich, ganz abzuſchaffen.

Druckfehler.

Im Erſten Theile.

S. 29 in der Note Z. 1 anſtatt eins l. zwey

S. 58 Z. 3 — edlern — edlen

S. 153 Z 5 von unten — müſſe — möge.

S. 216 Z. 9 — unſerer Unterredung — unſern Unterredungen.

S. 223 Z. 3 — Bankerutts — Bankerotts.

S. 272 Z. 8 von unten — möchte — möchten.

Im Zweyten Theile.

S. 9 Z. 2. 3. — ſeine Principien — ſein Princip.

S. 115 Z. 6 — Talismann — Talisman.

Nachſchrift.

Dieß Buch weihet der Verfaſſer dem Andenken ſeines redlichen ſtets unveränderlichen Freundes

Herrn

Johann Joachim Chriſtoph Bode,

der durch die meiſterhafte Überſetzung der empfindſamen Reiſen, des Triſtram Shandy, des Humphrey Klinker, und anderer Bücher einen ehrenvollen Rang unter den deutſchen Schriftſtellern ſich erwarb.

Er gab dem Verfaſſer die erſte Veranlaſſung zu dieſem Buche, als er ſich mit demſelben unvermuthet auf einer Reiſe traf, und mit ihm einige Meilen zuſammen blieb. Unter angenehmem Reiſegeſchwätze gab er dem Verfaſſer eine freundſchaftliche Aufmunterung, im Tone eines Verweiſes, daß er nicht darauf denke, einen Roman zu ſchreiben. Der Verfaſſer antwortete im Scherze: wenn er ihn zu ſehr treibe, werde er einen ſchreiben, unter dem Titel: Geſchichte eines dicken Mannes; denn Bode war ſo groß und ſtark am Körper als groß und fein am Geiſte. Bode trug eine ſcherzhafte Wette an, der Verfaſſer könne und werde unter dieſem Titel kein Buch ſchreiben. Es ward gewettet.

Nachdem beide Freunde ſich von einander getrennt hatten, und der Verfaſſer allein im Wagen ſaß, überlegte er, die Ausführung einer ſcherzhaften Wette könne vielleicht zu einer moraliſchen Abſicht gewendet werden, und in wenigen Stunden war der Hauptplan dieſes Werks entworfen und ausgeſchrieben.

Die gute Abſicht der Schriftſteller, durch Moral zu nützen, iſt immer mit der zufälligen Unbequemlichkeit verknüpft, daß ſie in der Ausführung gar leicht Langeweile erweckt. Sollten die Leſer ſie bey dieſem Buche hin und wieder verſpürt haben; ſo iſt es die Schuld des Verfaſſers. Hat ihnen daſſelbe aber Unterhaltung oder Nutzen gewährt; ſo haben ſie es dem verewigten Freunde des Verfaſſers zu danken, weil der Verfaſſer ſich beſtrebte dem zu gefallen, der das Werk veranlaßt hatte.

Bode war eben ſo ſehr ein Freund der Wahrheit und des Guten, als ein Mann von bewährtem Geſchmacke; er hätte alſo der beſte Richter über den Werth eines Buchs dieſer Art ſeyn können. Er verſchied, während es gedruckt ward, und ſah alſo nichts von dem Erfolge ſeiner Wette. Die Deutſche Litteratur verliert durch ſeinen Tod ſehr viel; denn er wollte ſein Verdienſt um dieſelbe noch vollſtändig machen, durch die Überſetzung des Rabelais, zu deſſen Verdeutſchung nun; außer einem einzigen lebenden großen Schriftſteller, wohl niemand alle Talente zuſammen haben möchte. Ihn beklagen die Rechtſchaffenen die ihn und ſeinen Werth kannten, ihn beklagen alle Feinde der Heucheley und des hinterliſtigen Weſens, alle Freunde des Biederſinnes und der geſelligen frohen Laune.

SIT. ILLI. TERRA. LEVIS

Gedruckt zu Berlin, bey J. F. Unger,
mit deſſen neu abgeänderter deutſchen
Druckſchrift.

Anhang

zu

FRIEDRICH SCHILLERS

Musen-Almanach

für

das Jahr 1797.

von

FRIEDRICH NICOLAI.

Duplex libelli dos est: quod risum mouet,
Et quod prudenti vitam consilio monet.

Berlin und Stettin.

P.o.germ. 1011 n

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

C m. 2.
49

Ich habe den Schillerischen Musenalmanach für das Jahr 1797 gelesen, auch alle die beiſsigen Stanzen, Epigrammen, Distichen, Xenien, und wie sie weiter heissen, besiegelt mit dem furchtbaren *G. S.*, und ohne Siegel; besonders habe ich gelesen was mich darin angehen soll. Wenn man am Abende des Lebens froh spatzieret, so ist freylich der Mond und der hellgestirnte Himmel nebst der schönen Landschaft eigentlich das Augenmerk; wenn es aber am Boden irgendwo schimmert, wird man auch wohl beyläufig aufmerksam, sieht wohl nach, ob's Johanniswürmchen oder faules Holz sey. Fangen die Dingerchen an herumzuhüpfen, so merkt man denn freylich gleich, daſs es Irrlichter sind und weiſs vorher, daſs diese aus schmutzigen Sümpfen entstehen.

Der pöbelhafte Ton in diesem Musenalmanache erregte in Deutschland allgemeinen Widerwillen; mir scheint jener sogar auch unbillig, denn man sollte jedem das Seine lassen. Wenn die Musen wie Fischweiber schimpfen, was bleibt dann den Fischweibern? Schiller und Göthe, reiche Leute, haben ~~eine grosse Heerde~~; die Bettler Klotz und Haschka haben nichts als ein paar armselige räudige Schafe: und auch diese nehmen die habsüchtigen reichen Leute und lassen ihre schöne Heerde damit anstecken!

Einige Männer, die nicht zu verachten sind, unwillig über die Art wie mir in diesem Almanache begegnet wird, glaubten, ich müſste nothwendig öffentlich darüber etwas sagen; denn die Art des Angriffs sey allzuwild: es möchte sonst, wenn ich schwiege, aussehen als fürchtete ich mich vor diesen gewaltigen Epigrammen und mehrern, womit von so gewaltigen Leuten auf die Zukunft gedrohet wird. Hm! Mich zu fürchten ist eben nicht meine Art, da ich auf rechtem Wege bin, und wenn ich sonst zu schweigen für gut ſinde, kümmerts mich sehr wenig, ob Andere glauben oder nicht, es geschehe aus Furcht oder nicht. Ich gehe ruhig durch den Wald des gelehrten Wesens, wo ich Wege und Abwege gut genug kenne, um diese zu vermeiden und auf jenen zu bleiben; und es macht mich gar nicht irre, wenn etwa liederliche Studenten über mich den wilden Jäger spielen, und meinen, ich solle glauben der Teufel und sein höllisches Heer führe in den Lüften über mich weg, da ich doch recht gut weiſs daſs sie versteckt in hohle Fässer heulen. Ich denke: es ist junges Volk, laſs sie ihr Spiel treiben, sie werden wohl mit der Zeit verständig werden! Freylich, wenn ich erfahre, daſs *Männer* solch Affenspiel treiben, so denke ich, sie sollten billig schon verständig seyn, und es thut mir leid um sie, daſs sie es noch nicht sind. Immer aber, in sofern solch Geheul mich angehen soll, kann's mich wenig hindern.

Indeſs mag es wohl, wenn auch nicht nothwendig, doch gut seyn, über diesen Almanach und über die zänkischen Musen welche darin ihren Unfug treiben, freymüthig etwas zu sagen. Meinetwegen am wenigsten. Aber der deutschen Litteratur wegen wird es seinen Nutzen haben, dieses und jenes über *diesen und jenen* zur Sprache zu bringen.

Ich will mit dem Geringsten anfangen, mit dem was mich betrift. Ich ersehe aus einer Menge wider mich gerichteter Epigrammen, hier *Xenien* genannt, daſs Herr Schiller und mit ihm Herr v. Göthe versichern: ich hätte *weder Verstand noch Vernunft, sey dumm a priori, könne nichts leiden was groſs ist, alles was ich geschrieben sey abgeschmackt, u. s. w.;* kursum, ich sey ein so armseliger als verächtlicher Mensch: denn auch auf mich als Mensch, auf mein häusliches Leben, auf mein Geschäft im bürgerlichen Leben fallen sie her; sogar mein Namen wird verstümmelt, aus Mangel bessern Witzes. — Das thaten Schiller oder Göthe? — fragt der Leser erstaunt. — Ja! — Es thut mir leid, daſs sie es thaten; nicht meinetwegen thut es mir leid.

Ich hätte freylich nicht gedacht, daſs ich als Schriftsteller so armselig und als Mensch so verächtlich wäre. Eine Menge trefflicher Männer und groſser deutscher Gelehrten, mit welchen ich seit vierzig Jahren in Verbindung und in enger Freundschaft lebte, hatten mir eingebildet, ich hätte wirklich zum Fortgange der Wissenschaften, zur Ausbreitung der Aufklärung und zur Entwickelung mancher nützlichen Kenntnisse in Deutschland etwas beygetragen, und daher für unser deutsches Vaterland nicht umsonst gelebt. So glaubte ich dann, was ich wäre wäre ich recht, und ich könnte unter denen mit fortgehen die man nennt. Aber ich kann mich vielleicht doch irren. Der Musenalmanach mag es besser wissen, mir mag von groſsen Gelehrten Deutschlands und vom Publikum Jahre lang seyn geschmeichelt worden. Wäre dem so, so wäre ich trotz aller Schmeicheleyen doch nichts werth. Herr Göthe und Herr Schiller könnten in solchem Falle an mir ein Beyspiel nehmen und gegen Schmeichler miſstrauisch werden, die sich, so viel man vernimmt, ziemlich zu ihnen drängen.

Eins ist noch was mich tröstet. Ich habe immer gesucht, *mir nicht selbst zu schmeicheln*, sondern wenn ich tolerant gegen andre war, gegen mich selbst streng, wenn ich streng gegen andre seyn muſste, gegen mich strenger zu seyn. Aus dieser Selbstkenntniſs und Selbstprüfung entsteht eine gewisse Ueberzeugung des eigenen Werths ohne Ruhmredigkeit, welche gegen Schmeicheleyen, so wie gegen unbillige Beschuldigungen gleichmüthig macht. Sollten Herr Göthe und Herr Schiller vielleicht zu der Selbstprüfung, woraus dieser Gleichmuth entspringt, noch nicht gelanget seyn, wie man aus einigen harten Ausbrüchen ihrer Leidenschaften beynahe schliessen möchte; so wage ich es, sie ihnen als sehr heilsam zu empfehlen. Ich will selbst suchen durch diese Schrift etwas dazu beyzutragen; man muſs immer seinem Nächsten gern dienen.

Hätte ich schlechte Schriften geschrieben, desto schlimmer für mich; aber wenigstens anderer Leute schlechte Schriften würden dadurch nicht besser. Wäre ich *a priori* dumm, so wäre es schlimm für mich; indeſs, wenn sich *a posteriori* fände, daſs sich z. B. in der schönen Melusine oder im politischen Journale, in Hofstäters Magazine der Kunst oder in Hofmanns wichtigen Erinnerungen, in den Horen oder in Swedenborgs Schriften, manches dummeZeug fände, so würde es doch dadurch nicht klug, daſs ich dumm wäre.

Man sollte, wenn man alle Umstände zusammennimmt, beynahe glauben, ich hätte mir die Küchenpräsente der Dummheit und Schlechtheit, welche mir in dem Almanache so reichlich dargeboten werden, nur durch eine Freymüthigkeit zugezogen, welche Herr Schiller für sehr ungebührlich hält, und die es nicht ist.

Ich gab nämlich im XI. Bande meiner Reisebeschreibung zu verstehen: das Journal, die *Horen*, sey mit ungebührlicher Selbstgenügsamkeit herausgestrichen worden. Ich behauptete, da es Hrn. Schillers Anzeige zufolge, für den *Gemeinsinn* (sonst auf deutsch *gesunder Menschenverstand* genannt) und für *das schöne Publikum* geschrieben seyn sollte, so wären Aufſätze voll scholastischer Spitzfindigkeiten in dunkle Schreibart verhüllt, für ein solches Journal ganz unzweckmäſsig; und ich hatte die Kühnheit dies mit Gründen und einleuchtenden Beyspielen zu beweisen. Ich sprach bey dieser Gelegenheit von den vielen philosophischen Queerköpfen, welche mit einer Menge tiefſinnigseynsollender Schriften voll tranſscendentaler Hirngespinnste die deutsche Litteratur verderben. Ich sagte überhaupt etwas über den Miſsbrauch der kritischen Philosophie *) durch ihre seelenlose

---

*) R. B. XI. Bd. S. 200. ff.

Anwendung auf Gegenstände des gemeinen Lebens und der Erfahrung, und machte auf die vielen Unschicklichkeiten aufmerksam welche daraus entstehen, worunter auch die gehört, daſs Hr. Schiller die trockensten Terminologieen der Kantschen Philosophie sogar in Gedichten braucht; und ich lieſs merken, ein solcher *kantischer Poet* nöthige nicht weniger ein Lächeln ab, als ehemals *Utzens dichtender Wolfiſcher Magister* *). — —

---

*) R. B. XI. Bd. S. 256. So singen abermal im Musenalmanache für 1797. S. 192. die beiden mächtigen *G.* und *S.* ihrer *Einen* Schönen — die sie also vermuthlich gemeinschaftlich haben — recht herzbrechend philosophisch vor:

Immer war mir das Feld und der Wald und der Raum und die Gärten
Nur ein *Raum*, und du machst sie Geliebte zum *Ort*.
Raum und Zeit, ich empfind' es, sind bloſse *Formen des Denkens*,
Da das Eckchen mit dir, Liebchen, *unendlich* mir scheint.

Nun sind diese Miſsbräuche da, das ist unstreitig. Das Journal die *Horen* ist so beschaffen, wie ich es beschrieb. Es müſsten also wohl die Ungereimtheiten dieses Journals, und besonders der *Briefe über die ästhetische Erziehung* gewaltig handgreiflich seyn,

> Sind das nicht dichterische Philosophen! Sie singen so gelehrt-verliebt wie der Wolfische Magister:
>
> Er sang: O Schmuck der *besten Welt*!
> Du *Vorwurf* meiner Liebe!
> Dein Aug' ists das den *Grund* enthält
> Vom *Daseyn* solcher Triebe.
> Die *Monas* die in mir gedenkt,
> Vermag in deinen Reiz versenkt
> Die *blinden Sinnlichkeiten*,
> Nicht ferner *zu bestreiten!*
>
> Es steht diesen Herren recht artig an, über philosophisch - artistische Pedanterey zu spotten und (S. 232.) zu sagen:
>
> *Raum und Zeit* hat man wirklich *gemalt*; es steht zu erwarten,
> Daſs man mit ähnlichem Glück nächstens die *Tugend uns tanzt.*

wenn sie sogar ein ganz dummer Verstand eingesehen hätte. Hr. Schiller wird mir vielleicht im nächsten Musenalmanache lieber wieder etwas Verstand zugestehen müssen, damit man von seinem eigenen Verstande nicht allzuverächtlich urtheilen möge, der so groſse Ungereimtheiten nicht vorher erkannte. Es könnte ohnedieſs schon von seinem Verstande und seinem Herzen zugleich eine widrige Meinung erregen, wenn etwa bekannt wäre, oder bekannt würde, ich sey sonst weder als Schriftsteller noch als Mensch verächtlich gewesen und sey es noch nicht, und er käme nun in den Verdacht, er habe mich bloſs, um sich wegen der Beschuldignng schlechter Prose und steifer Gedichte zu rächen, durch einen Machtspruch für dumm und verächtlich ausschreyen wollen; es sey in ihm etwas von der Geistesstärke *Karl Moor's*, der, in seinem bittern Unmuthe über wahres oder eingebildetes Unrecht, sich hinter die Landstraſse lagerte.

Oder war etwa die Absicht dumm weſswegen ich mich über diese Miſsbräuche so laut erklärte? Würde sie ein verächtlicher Mensch gehabt haben, oder konnte durch sie jemand der sonst nicht verächtlich war, verächtlich werden?

Wie deutlich erhellet, wagte ich es bloſs deshalb mit bisher ungewöhnlicher Freymüthigkeit gegen diese Miſsbräuche zu sprechen, weil dadurch unsere Litteratur, die eben anfängt in vielem Betrachte bessern Fortgang zu gewinnen, wieder rückwärts gehen und dem gebildeten Publikum verächtlich werden muſs *). Ferner — ich habe es gerade herausgesagt **) — rügte ich besonders deswegen die Miſsbräuche der spekulativen kritischen Philosophie, weil dadurch unsere studierende Jugend Gefahr läuft, ganz im Grunde verderbt zu werden. Ein groſser Theil derselben lernt jetzt leider! nichts, als mit einer trocknen unfruchtbaren ihr oft nicht einmal verständlichen Deduktion scholastischer Grillen groſs zu thun. Ein groſser Theil dieser Jugend, worauf doch einmal die Hoffnung des Staats gegründet ist, unterläſst schlechterdings das zu lernen was einem wahren Gelehrten und verständigen Bürger und Geschäftsmanne nöthig ist, verachtet vielmehr alle gründliche Gelehrsamkeit, verachtet alle Ausbildung der gesunden Vernunft, verachtet alle Erfahrung ehe sie weiſs was Erfahrung ist, und hat zuweilen am Ende ihrer Universitätsjahre von dem nichts gelernt, was zu dem Zwecke gehört, warum sie auf die Universität geschickt wurde, nämlich sich zu vernünftigen Menschen, nützlichen Bürgern und gründlichen Gelehrten bilden. Es entstehet durch diesen Miſsbrauch der kritischen Philosophie eine ganze Schaar junger philosophischer Queerköpfe, welche ihren gesunden Menschenverstand durch philosophische Hirngespinste verkrüppeln lassen, und für die wirkliche Welt unbrauchbar werden. Eine Menge sinnlos-formaler Schriften zeigt diese traurige Wahrheit so deutlich, daſs niemand daran zweifeln kann, als wer über seiner eignen *Ideen-Einheit* brütet, und meint damit das *ganze Reich der Erscheinungen* unter sich zu fassen, das er nicht kennt.

---

*) R. B. XI. Bd. S. 276. 299.

**) R. B. XI. Bd. S. 277. 282—287. ff.

Sollte aber sonst jemand noch zweifeln, daſs die kritische Subtilitätenkrämerey zum Nachtheile des Staats und des gesunden Menschenverstandes wirklich auf diese Art arg gemiſsbraucht werde, so berufe ich mich (Hrn. *Fichte*, und die ihm gleichen, ausgenommen) auf so viele würdige Professoren aus allen

Fakultäten, besonders in Jena, auf welcher Universität dieser Unfug am ärgsten mag getrieben werden: ob nicht einer Menge junger Leute damit der Kopf verwirrt wird? Ob nicht die jungen Leute, wenn sie noch gar nichts wissen, anstatt was nöthig ist zu lernen, schon den Dünkel haben, sie könnten aus ihren eigenen hohlen Köpfen und aus den Heften ihres formalen Professors alle Weisheit ziehen? Ob sie nicht täglich geneigter werden, alle Wissenschaften die wirklich in der Welt brauchbar sind, unter dem Namen des Empirischen zu verachten? Ob es nicht Ton unter ihnen sey, auf die vernünftigen Studenten welche andere Wissenschaften gründlich studiren, mit Spotte und Achselzucken von oben herab zu sehen?

So wage ich auch von der andern Seite, die Hausväter und Geschäftsleute in allen Städten Deutschlands zu fragen: Ob ihnen solche junge seynwollende formale Philosophen bey der Zurückkehr von der Universität vorkamen, und wie sie dieselben beschaffen fanden? Ob nicht die besten von denselben, welche etwa von der Schule gute Kenntnisse mitgebracht und ihren gesunden Menschenverstand etwa noch nicht ganz in den Brunnen formaler Weisheit versenkt hatten, dennoch ungeschickt zu allem geworden waren was sie eigentlich hätten werden sollen? Ob sich dergleichen junge kritische Philosophen in irgend etwas in dieser empirischen Welt recht schicken konnten, und oft nur wollten? Ob sie sich nicht, auch beym besten Willen, bey den gewöhnlichsten Dingen links und verkehrt anstellten, und nicht eher anfingen wieder Menschen zu werden, als bis sie ihre trostlose formale Weisheit nach und nach ablegten? Ob ihnen nicht mehrmal dergleichen junge Philosophen vorgekommen sind, eingeweiht in alle Spitzfindigkeiten der kritisch seynsollenden Schule, aber auſs gröbste unwissend in den nöthigsten Kenntnissen, und doch aufgeblasen vom Dünkel ihrer formalen Unweisheit, wovon sie beständig die gewohnten Terminologieen und Weidsprüche im Munde führten? Ob ihnen nicht viele solche hochweise Jünglinge vorgekommen sind, welche sehr kritisch deducirend wie es in der Welt seyn *sollte*, überall mit ihrer *Ideen-Einheit* die *Welt umkehren*, und rechthaberisch alles besser wissen wollten als verständige erfahrne Leute? Besonders aber: Ob nicht unter diesen unnützen Tranſscendental-Philosophen diejenigen die ärgsten waren, welche mit ihrer formalen Weisheit die, solche junge Müſsiggänger so oft wie ein Fieber antretende, Versemacherey amalgamirten, und von den Himmelan strebenden Flügen ihres Genies in einem scholastischen Deducententone sprachen, der aus Fichtens Bestimmung der Gelehrten und aus den Briefen über die ästhetische Erziehung zusammengemischt war?

Und wenn nun diese Miſsbräuche vorhanden sind; sollte es weder Verstand noch Vernunft verrathen haben, Herrn Schiller zu erinnern, daſs er seinen Zweck, die deutsche Litteratur und die Resultate der Wissenschaften unter die gebildeten Stände zu bringen — von ihm das *schöne Publikum* genannt — verfehlen müsse, durch Aufsätze voll Spitzfindigkeiten und scholastischer Terminologie, welche das *schöne Publikum* unmöglich verstehen, geschweige lieben könne, zumal wenn er schwerfällig, geziert und dunkel schriebe *)? Sollte es Dummheit oder lächerliche Gesinnungen verrathen haben ihn zu erinnern, daſs besonders unerfahrne Jünglinge durch die *Briefe über die ästhetische Erziehung* leicht könnten irre geführt werden, wenn sie glaubten die Grundsätze dieser vermeinten Erziehung auf sich anwenden zu müssen? War es abgeschmackt zu bemerken, der Dünkel junger Leute könne leicht genährt und sie für das wirkliche Leben unbrauchbar gemacht werden, wenn ein Professor und ein Mann von entschiedenen Talenten *) in einem allgemein gelesenen Journale ihnen vorsage: »daſs ihr *Formtrieb* »Gesetze giebt? — daſs, wo *ihr Formtrieb* »*die Herrschaft führt*, und wo das *reine* »*Objekt* in ihnen handelt, da erhöben sie »sich zu einer *Ideen-Einheit* die das ganze »*Reich* der *Erscheinungen* unter sich faſst?« Ich stellte mir damals vor, Herr Schiller werde glauben, er habe als Professor besondere Pflichten gegen die Jugend die ihn umgiebt, und vielleicht als Schriftsteller noch mehr, je weniger er Kollegien lieset. Daher bildete ich mir ein, er hätte, wenn er von solcher *Erziehung* schreiben wollte, sich doppelt dessen erinnern sollen, was er sonst gewiſs beobachtet: *Maxima debetur puero reverentia!* Ich merke wohl, ich habe mich hier irgendwo geirret, entweder an Herrn Schillers Einsicht oder an der meinigen; irgendwo ist ein Miſsverhältniſs, entweder habe ich in dieser Sache zu viel Delikatesse gefühlt, oder er zu wenig.

---

*) R. B. XI. Bd. S. 275. 280. 303.

---

*) R. B. XI. Bd. S. 277.

Da mir der Musenalmanach so viel abspricht, so möchte ich beynahe scheu werden, von mir selbst zu urtheilen. Sonst hätte ich gewiſs geglaubt, es läge im Tone und der Wendung meines Aufsatzes über die Philosophie der formalen Herren deutlich am Tage *), daſs ich bloſs gegen lächerliche und schädliche Miſsbräuche der Philosophie schrieb, und keinesweges die spekulativen Wissenschaften, diesen nothwendigen integrirenden Theil der ganzen Gelehrsamkeit, auch eben so wenig den groſsen Meister der neuen Philosophie, Hrn. *Kant*, oder nur einen einzigen Philosophen der dieses Namens würdig ist, habe lächerlich oder verächtlich machen wollen.

---

*) R. B. XI. Bd. S. 182. 298

Ich hätte ferner geglaubt, es läge auch am Tage, daſs ich in der spekulativen Philosophie nicht ganz unerfahren sey. Wenigstens war ich mir bewuſst, daſs ich sie immer geschätzt und mich lange damit beschäftigt hatte; daher schien es mir, ich hätte sie von mehr Seiten betrachtet als manche, von denen ich deutlich sah, daſs sie nur eine einseitige Terminologie nachplapperten oder dunkle Grillen und schwankende Begriffe durch dunkle Worte noch dunkler machten: wie in den Horen geschah.

Aber wer weiſs in jetzigen Zeiten wie man mit seiner Philosophie daran ist! Die neuen Philosophen klagen, daſs alle sie nicht verstehen die nicht ihrer Meinung sind, und es zeigt sich, daſs sie, welche doch das *einzig wahre System* in der *einzig möglichen Darstellung*, durch die *einzig möglichen Beweise*, ja sogar in dem *durch sich selbst gesetzten letzten Grunde aller Philosophie* fanden, sich unter einander selbst nicht, ja sogar, wie gewiſs versichert wird, ihren Meister nicht verstehen. Und sie müſsten doch alle nothwendig einerley Meinung seyn; denn ihre Philosophie hält sich ja für so *fest gegründet*, auf einem *einzigen letzten* Grunde; daſs ihr hauptsächliches Argument wider den gemeinen gesunden Menschenverstand ist, daſs er, obgleich richtig erkennend, doch wie eine *unbewahrte Unschuld* schwanke, so lange er ihres Grundes ermangele; und ihre

Gründung hält diese Philosophie für so *sicher*, daſs sie nächstens alle Staaten und Regierungen unnöthig zu machen und sich an die Stelle zu setzen gedenkt. Wir leben nun offenbar in einer Revolution die ins Innerste geht, und groſse Folgen haben muſs; so, daſs vielleicht noch der helle gemeine Menschenverstand für gegründet und diese unverstehbare Philosophie für schwankend, daſs entweder alle Staatsverſassungen oder die Philosophie, wodurch sie unnöthig werden sollen, für unnöthig erklärt werden wird. Bis dahin leben wir in ängstlicher Ungewiſsheit. Haben nicht die philosophischen Philosophen sogar Hrn. Schiller abgesprochen, daſs seine Philosophie in den Horen Philosophie sey; wie darf ich denn die Augen aufschlagen, dem ein poetischer Philosoph die Philosophie abspricht? Es bleibt uns beiden freylich noch etwas übrig, daſs wir nämlich was wir sagten nochmals recht genau überlegen und es von verschiedenen Seiten betrachten, ob es etwa von irgend einer Seite als ein bloſses in sich selbst nicht zusammenhangendes Hirngespinst erschiene. Wenn denn wir beide oder einer von uns, nach solcher wiederhohlten Prüfung, unparteyisch fände, er habe recht gewuſst was er sich gedacht habe, und er hätte etwas Gescheutes gedacht und es so bestimmt gesagt, daſs es ein gescheuter Mann verstehen kann; so könnte er immer die andern absprechen lassen.

Wenn man mir aber alles abspricht, lasse ich mir eins nicht absprechen: daſs ich Hrn. Schillers groſse Talente nicht verkannt, sondern vielmehr von demselben, in meinem Aufsatze über die Horen, so wie sonst immer, mit Anstand und Achtung gesprochen, ja ihn sogar mit möglichster Schonung behandelt habe *). Ich habe den Werth

---

*) R. B. XI. Bd. S. 179. 275.

seiner ächten Geisteswerke von je her zu tief empfunden, sie haben mir zu innigen Geistesgenuſs gewähret, als daſs ich nicht für sein Talent die gröſste Hochachtung hegte; und damals glaubte ich noch diese Hochachtung auch auf seinen Charakter übertragen zu dürfen.

Ich sagte daher *): »Der Herausgeber der »Horen hat« — ich glaubte es zuversichtlich — »zu edle Gesinnung, um es mir übel »zu nehmen, wenn er durch mich erfährt, »was viele seiner Leser denken. Die Fähigkeit, mit Gründen belegten Widerspruch »zu ertragen und denselben in Verhältniſs »seiner Ueberzeugung ruhig zu nützen, ist »der sicherste Beweis ächter philosophischer »Gesinnung, und pflegt mit einer gehörigen »Kenntniſs seiner selbst und anderer in genauem Verhältnisse zu stehen.« Ich traute

---

*) R. B. XI. Bd. S. 309.

Herrn Schiller *edle Gesinnung*, *ächte philosophische Gesinnung*, *Kenntniſs seiner selbst und anderer* zu, und wer hätte ihm dieses alles nicht zutrauen sollen? Sollte ich mich in diesem Falle geirret haben; so hoffe ich, ich irrte mich nicht für alle künftige Fälle: denn man müſste ja an allem Einflusse des Talents auf Herz und Verstand verzweifeln, wenn man dieses annehmen wollte!

Ich war freylich im voraus auf unwürdige Angriffe wegen meiner Freymüthigkeit gefaſst. Diese erwartete ich von schlechten Skribenten, welche gewöhnlich schlechte Waffen brauchen sich zu vertheidigen. Ich hatte die verschiedenen Arten der mir wohl bekannten Angriffe schlechter Schreiber benannt und meine Gesinnungen darüber angezeigt *). Ich sagte unter andern: »Meinen sie mich dadurch zu erniedrigen und sich

---

*) R. B. XI. Bd. S. 510. 511.

»in Ansehen zu setzen, wenn sie von mir »und meinen Schriften im vornehmen Tone »verächtlich urtheilen? — Wer Jemand verächtlich machen will, der nicht verächtlich »ist, macht nur sich selbst verächtlich.« Ferner: »Machen die Herren Satiren ohne »Witz: so haben sie ihren Lohn dahin!« Da meinte ich schlechte Schriftsteller*), und hätte nimmermehr gedacht, dafs es auf Schillern gelten könne. Wer hätte es sich als möglich denken sollen, Schiller würde sich durch einen vornehmen Ton in Ansehen zu

---

*) Ich will bey dieser Gelegenheit bekannt machen, dafs kürzlich wider mich ein Buch geschrieben ist: *Briefe über die allerneueste prophetische Guckkastenphilosophie des ewigen Juden.* Nämlich der Mann schliefst, weil ich lange und weit reise, so wäre ich der ewige Jude. Man sieht, der Mann ist witzig wie die Xenien im Schillerschen Musenalmanache, und hat denn auch seinen Lohn dahin! Aber etwas wichtiges ist S. 157 zu finden: »Fichtens Namen wird im künf-

setzen suchen, würde verächtlich machen was nicht verächtlich ist, würde Satiren ohne Witz schreiben! Ists aber so, so muſs der gemeine Menschenverstand doch wohl seine Vorzüge vor dem formalen philosophischen, wenigstens vor dem ästhetischphilosophischen Verstande haben; denn uns andere würde unser gemeiner Verstand vermocht haben, uns nicht so niedrig, so ganz unserer unwürdig aufzuführen.

Es geschehen Zeichen der Zeit die kaum zu erklären sind. Eine neue Philosophie

---

»tigen Jahrhunderte, *vielleicht* gleich *mit* »*dem bald bevorstehenden Anfange desselben*, *mit Ehrfurcht* genannt werden. Dann »wird man *alles* das was man jetzt für »*Groſssprecherey* an Fichten hält, für Wahrheit erkennen.« Ich habe ja schon in meiner Reisebeschreibung über Sachen dieser Art aufs Jahr 1840 kompromittirt, will aber, dem Verfasser zu Gefallen, auch gern aufs Jahr 1804 kompromittiren.

wird herrschend, die Pflicht gebietet kategorisch, der hohe Geist Schillers fügt die Schönheit hinzu, um der neuen Philosophie die Kron aufzusetzen. Und siehe da! von der einen Seite verschmäht die Philosophie diese Krone; und von der andern Seite kann sogar der Sachtrieb und Formtrieb, nebst dem dadurch erzeugten Spieltriebe, wodurch Hr. Schiller sich bekanntlich so vortreflich *erzog*, indem er das ernste kategorische *Sittengesetz* mit den *Neigungen* vermittelst *des Schönen* in die herrlichste Uebereinstimmung brachte, ihn nicht hindern recht arg ins *Häſsliche* und *Niedrige* zu sinken. Mag das am formalen philosophischen Verstande oder an der philosophischen praktischen Vernunft oder an Hrn. Schiller liegen? oder an allen dreyen?

Doch ich vergesse daſs Herr Schiller,

was auch der hallische *Ochs* *) brummen mag, ein groſser Philosoph ist, und daſs ich gemeiner Mensch vielleicht nicht recht weiſs, wie es sich mit dem hohen philosophischen Verstande verhält. Glücklicher Weise war Herr Schiller so wohlthätig gesinnt, mich darüber belehren zu wollen; und da er empirisch bemerkte, daſs die hohe *tranſscendentalempirischidealischsynthetischpoetischabstraktphilosophische* Schreibart seiner *Briefe über die ästhetische Erziehung* meiner schwachen Fassungskraft nicht angemessen ist: so war er so gütig mir Milchspeise zu reichen, indem er eine *Fabel* ausdrücklich zu meiner Belehrung verfaſste und in den Musenalmanach einrückte **). Ich danke für die Herablassung. Herr Schiller lehrt durch folgende Fabel:

---

*) So bezeichnet die Urbanität des Musenalmanachs f. 1797 S. 216 einen Philosophen in Halle, der die Philosophie des Hrn. Schiller für Unphilosophie hält.

**) S. Musenalmanach für 1797. S. 142.

Der Fuchs und der Kranich.

An Fr. Nicolai.

Den philosophischen Verstand lud einst der gemeine zu Tische,
Schüsseln, sehr breit und flach, setzt' er dem hungrigen vor;
Hungrig verlieſs die Tafel der Gast, nur dürftige Biſslein
Faſste der Schnabel, der Wirth schluckte die Speisen allein.
Den gemeinen Verstand lud nun der abstrakte zu Weine,
Einen enghalsigten Krug setzt' er dem durstigen vor.
»Trink nun, Bester!« So sprach und mächtig schlürfte der Langhals;
Aber vergebens am Rand schnuppert das thierische Maul.

Die Belehrung sollte mich schnell treffen. Aber der Sinn der Fabel ist nicht erklärt. Es ist da kein *hoc illis dictum est, quibus* — kein *haec propter illos scripta est homines fabula, qui* — kein *hoc pertinere ad illos dixerim* — kein *haec significat fabula* hinzugefügt, das etwa meinem gemeinen Verstande zu Hülfe käme. Daher weiſs ich gar nicht was ich aus der Fabel, aus ihrem Sinne und aus ihrem innern Zusammenhange machen soll, und muſs nun schon meine Zweifel vorlegen. Durch Zweifel bin ich selbst sonst der Wahrheit näher gekommen; wer weiſs, ob ich nicht auch vielleicht durch meine Zweifel meinen Lehrer belehren kann; ward doch *Newton* sogar von *Göthe* belehrt!

Erlauben Sie, Herr Dichter, daſs ich, so wie Sie Sich an mich mit Ihrer Belehrung, so mich an Sie mit meinen Zweifeln wende.

Ich einfältiger Mensch habe immer durch mein einfältiges Nachdenken herauszubringen geglaubt, Verstand wäre Verstand, und die Begriffe gemeiner Verstand und philosophischer Verstand wären nichts als Abstraktionen, gemacht von der Schule zum Behufe ihrer Lehren, welche im Grunde eins wären, und beym wirklichen Gebrauche des Verstandes zusammenfielen. Darin bestärkte mich *Kant*, welcher versichert *), »daſs gemei»ner Verstand bey Beurtheilung des Werths »der Handlungen *kein anderes Princip* als »der philosophische habe.« Nun aber sagen sie, ein poetischer Philosoph, der *philosophische* Verstand sey nicht nur mit dem — ich weiſs nicht welchem — *abstrakten* Verstande ganz einerley, sondern auch dem gemeinen Verstande, seiner weſent-

---

*) S. *Kant's Grundlegung der Metaphysik der Sitten.* S. 22.

lichen Formation nach, so schnurstraks entgegengesetzt, wie ein *langer steifer Schnabel* einer *biegsamen Zunge;* daher könne auch der philosophische Verstand von den Resultaten des gemeinen nur *dürftige Biſslein* fassen. Das wäre ja betrubt für den armen philosophischen Verstand!

Hochzuverehrender Herr Lehrer, es sind leider! der *Verstände* und der *Vernünfte* mancherley, seitdem die neueste philosophische Schule aufgekommen ist, so, daſs man oft eben so sehr in Verlegenheit kommt zu ergründen, wo der *Verstand* dieser *Verstände* und die *Vernunft* dieser *Vernünfte* zu finden seyn möge, als Sie, wo der *Geschmäcke Geschmack* sitze. *) Ich zweifle daſs Ihre

---

*) Ehmals hatte man Einen Geschmack. Nun giebt es Geschmacke;
Aber sagt mir, wo sitzt dieser Geschmäcke Geschmack?

S. *Musenalmanach für* 1797. S. 205.

Fabel auf den eigentlichen philosophischen Verstand überhaupt gehen könne. Es scheinet fast, sie kann nur höchstens auf *Ihren* kritisch-ästhetisch-abstrakten Verstand gedeutet werden. Dieser Verstand mit dem steifen langen tranſscendentalen Schnabel lud in den *Horen* unsere *Thierheit* *) zu Gaste, und wir konnten nichts geniessen. Oder hätten Sie etwa Ihre Weisheit ausdrücklich in einen enghälsigen Krug unverständlicher Schreibart gegossen, auf daſs wir nichts geniessen sollten? Das wäre ja unverständig von einem philosophischen Verstande, sogar wenn er nur kritisch-ästhetisch-abstrakt wäre!

Aber es scheint mir — verzeihen Sie meine Dreistigkeit — es scheint mir bey Ihrer Fabel nicht nur an Ihrem Verstande irgendwo etwas zu fehlen, sondern sogar auch an Ihrer Dichtungskraft. Daſs dies *deutlich* zu zeigen ist, mag folgendergestalt zugehen.

---

*) S. Horen 1795. VI. Heft. S. 89

Sie haben von je her eine geschrobene, gezierte, schwankende, dunkle Schreibart mehr geliebt als Sie sollten. Wir andern bedauerten dieſs, Sie aber hatten, wie nach und nach gemerkt wird, vielleicht gute Ursachen dazu; denn Sie fanden solche Schreibart ganz geschickt, was Sie nicht ganz deutlich und bestimmt dachten, recht erhaben auszudrükken. Dadurch ging es aber Ihren philosophischen Entdeckungen, wie Ihres Freundes — und Ihren — Epigrammen. Wir fanden diese oft sehr *insipide*, und Ihr Freund selbst berichtet uns, es käme daher, *weil wir eben nicht stets wüſsten, was er sich dächte, der Schalk,* *) — indem ers eben nicht

---

*) Ob ein Epigramm wohl gut sey? Wer kann es entscheiden?
Weiſs man doch eben nicht stets, was er sich dachte, der Schalk.
S. *Musenalmanach für* 1796. S. 240.

gesagt hatte — und etwa selbst nicht recht mochte gewuſst haben. — Nun haben Sie Sich aber einmal in einer recht deutlichen Fabel zu mir herablassen wollen, welche ich daher, wie sich gebühret, recht genau und von allen Seiten betrachte und erwäge. Da fallen mir nun die verzweifelten Epigrammen ein, und mir scheint es, meinerseits, sehr deutlich zu werden, daſs Sie nicht recht wuſsten, was Sie Sich bey Ihrer Fabel eigentlich dachten; Sie Schalk!

In einer Schreibart, wie Sie Ihr ästhetisch-kritisch-abstrakter Verstand ganz vorzüglich in den *Horen* und auch zuweilen sogar Ihr poetischer Verstand in Ihren Trauerspielen braucht, läſst's sichs ziemlich gut verdecken, wenn man nicht recht zu Hause ist. Ergreift man dann anstatt des Schicklichen das Unschickliche, so kanns der Leser nicht gleich merken, er müſste denn ein gar feines Gefühl haben; und noch kann man zuweilen mit der Ausflucht durchzuschlüpfen scheinen, daſs der Leser *nicht wisse, was man sich dachte:* denn darauf kann der Leser unmöglich mit gutem Gewissen antworten, *er wisse es.* Hingegen ist, glauben Sie es mir, die deutliche Schreibart sehr gefährlich für den Schriftsteller der etwa selbst nicht recht weiſs, was er sich denkt oder was er will. Ihre deutlich geschriebene Fabel ist ein betrübtes Beyspiel davon. Wir wollen daher, ehe wir weiter gehen, von *Deutlichkeit* und *Undeutlichkeit* ein Paar Worte sprechen.

Die deutliche Schreibart ist wie ein klarer Bach, durch den man bis in den Grund sieht. Liegen nun Schmutz oder Steine oder unreine Thiere, oder sonst etwas, auch im tiefsten Grunde, so ist's gleich genau zu erkennen. Daher bin ich meiner deutlichen

Schreibart wegen, immer auch bedacht gewesen richtig zu denken, und habe es nie gewagt, so wie Sie, tiefe Philosophie zu affektiren, wo gesunder Menschenverstand weiter reichte, oder hohe superfeine Empfindungen zu lügen, wo natürliche Empfindungen schon ein gefühlvolles Menschenherz erfüllen konnten. Noch mehr, da ich mich meiner deutlichen Schreibart wegen beständig deutlicher Begriffe befliſs, so habe ich dadurch vielleicht einige Fertigkeit erlangt, auch bey andern deutliche Begriffe von schwankenden zu unterscheiden, sogar, wenn das Schwankende unter dunkler und pretiöser Schreibart versteckt ist.

Diese meine Liebe zur Deutlichkeit an mir selbst und andern, und, vermuthlich um dieser bösen Deutlichkeit willen, sogar auch mein Namen, miſsfällt Ihnen sehr. Mit gleicher Feinheit verstümmelt Ihr Witztrieb den einen, und tadelt Ihre Beurtheilungskraft die andere, in folgender Xenie:

Briefe über die ästhetische Erziehung.

Dunkel sind sie zuweilen, vielleicht mit
Unrecht, o Nickel,
Aber die Deutlichkeit ist wahrlich nicht
Tugend an dir.

Ich verstehe sehr wohl. Sie meinen, Ihre ästhetischen Briefe hätten Unrecht dunkel zu seyn, weil dadurch ihre Tugenden und Schönheiten verborgen blieben, und meine deutliche Schreibart wäre untugendhaft, weil durch dieselbe Ihre Fehler so ausführlich und bestimmt entdeckt werden, welches freylich nicht erfolgt wäre, hätte ich so tugendhaft verwirrt geschrieben wie Sie. Verzeihen Sie aber, wenn ich immer noch zweifle, ob die gröſsere Untugend auf meiner Seite sey. Sie haben Sich, wie ich befürchte, durch die Ihnen beynahe zur andern Natur gewordene pretiöse

Schreibart unvermerkt eine Fertigkeit erworben, schwankend und unrichtig zu denken, und dieſs scheinet meinem gemeinen Verstande eine gröſsere Untugend als meine deutliche Schreibart, wodurch ich diese Untugend entdeckte. Nun wäre Ihnen fast zu rathen, so lange Sie Sich diese Untugend noch nicht ganz abgewöhnt haben, Sich vor einer allzudeutlichen und simpeln Schreibart zu hüten. Diese erfordert nothwendig richtig bestimmte Begriffe, und glauben Sie mir, dazu wird Ihnen ein wenig gesunde Vernunft, von welcher Sie jetzt leider! nur eine geringe Meinung haben, mehr helfen als Ihr *Formtrieb*, *Sachtrieb* und *Spieltrieb*, denen Sie jetzt ungebührliche *Herrschaft* über Sich verstatten. Können Sie es daher mit der Simplicität und mit der richtigen Bestimmung der Begriffe noch nicht recht zwingen; so verachten Sie sie desfalls nicht, wie der Fuchs die Trauben, die ihm zu hoch hingen, sondern suchen Sie recht deutlich und bestimmt zu denken; es wird Ihnen hernach wohl thun. Wollen Sie aber Ihren Ruhm, sonderlich den philosophischen, so wie er nun jetzt einmal steht, gern behalten, ohne richtig zu denken; so schreiben Sie ferner wie bisher in den *Horen*, nur dunkeldeutlich. Es ist noch so mancher *ästhetischer* Leser da, der unter der Herrschaft Ihres Spieltriebs, in seligem dunkeln Hinbrüten nur blinzeln mag, und dem es so genau nicht darauf ankommt, die Sonne von der Laterna Magika zu unterscheiden. Solchen Lesern kann wohl durch eine Schreibart, wie die in den *Briefen über die ästhetische Erziehung* und *über die naiven Dichter* ein Gedanken etwas scheinen, der nichts ist; wenn Sie aber schwankende Begriffe deutlich ausdrücken, so wird geschwind gemerkt werden, daſs Sie dürftig dachten und schlecht schrieben.

Dieſs scheint mir die Fabel zu beweisen, welche Sie meines gemeinen Verstandes wegen ganz deutlich zu schreiben sich beflissen, wodurch denn auch *deutlich* entdeckt werden kann, daſs gedachte Fabel weder in ihren eigenen Theilen zusammenhängt, noch Ihrem Zwecke gemäſs gedichtet ist. An schiefe Begriffe in dunkler abstrakter Schreibart zu sehr gewohnt, fühlten Sie auch in Ihrer Fabel das Schiefe nicht. Ich muſs Ihnen dieſs schon auseinandersetzen, wenn ich auch wieder untugendhaft deutlich werden sollte.

Sie wissen, Herr Dichter, man findet beym Phädrus die Fabel, *vom Storche und Fuchse*, welche Sie hier auf den *philosophischen und gemeinen Verstand* deuten. Phädrus erzählte sie, um zu warnen, einer solle den andern nicht necken, sonst werde er wieder geneckt:

Nulli nocendum: si quis vero laeserit,
Multandum simili jure, fabella admonet.

Aber, lieber Herr Dichter, nehmen Sie mir nicht übel, zu *Ihrer* Anwendung passet diese Fabel gar nicht. Wie treflich stimmt beym Phädrus alles zusammen; wie schief und wie verkehrt sieht bey Ihnen alles aus! Bedenken Sie doch: Der gemeine Verstand ist ja vom philosophischen nicht so unterschieden wie *Fuchs* und *Kranich*. Wie konnten Sie denn diese Bilder wählen? Der *gemeine Verstand*, ja der gemeinste, wenn er *Verstand* ist, wird sogleich einsehen, er müsse nicht *verlangen*, was nicht geleistet werden kann, z. B. *Mehlbrey mit einem Schnabel essen.* Das ist also der Natur, selbst des gemeinsten Verstandes, nicht gemäſs; und Ihr *gemeiner Verstand* ist also gar kein Verstand. Von der andern Seite, wie konnten Sie den *philosophischen* Verstand so *dumm* vorstellen, daſs er wirklich versuche mit dem Schnabel Mehlbrey zu faſsen? Da stellen Sie ihn ja noch dummer vor, als den gemeinen Verstand, da er doch der höhere Verstand seyn soll, aber eigentlich *Unverstand* ist. Ferner müſste wohl nothwendig philosophischer Verstand auch die Begriffe des gemeinen Verstandes *vollkommen faſsen* können; daher sollte Ihre Fabel nicht von ihm erzählen, er hätte, seiner Natur nach, von dem was den gemeinen Verstand nährt, nur *dürftige Biſslein gefaſst.* Oder wäre das wirklich Ihre Meinung, so müſsten Sie ja *vom philosophischen Verstande überhaupt* denken, was ich nur von der *lächerlichen Anwendung* des dürftigen *abstrakten* Verstandes solcher Leute wie *Fichte, Gräffe, Pölitz, Niethammer* und anderer kritischen Queerköpfe auſs gemeine Leben, behauptet habe, welche besagte Anwendung formaler Grillen auf die wirkliche Welt deſswegen so lächerlich und unzweckmäſsig wird, weil die Herren sich in ihre Spitzfindigkeiten so hinein studirt haben, daſs sie mit ihren spitzen abstrakten Schnäbeln vom gemeinen Verstande in der That nur noch *dürftige Biſslein* fassen können. Da gäben Sie mir ja durch Ihre Fabel mehr Recht als ich habe und haben will; und doch, verstehe ich ganz wohl, Ihre Fabel soll mir nicht Recht geben. Daher, Herr Dichter! ist Ihre ganze Dichtung sehr schlecht angelegt! Oder haben Sie etwa gemerkt, daſs Ihr eigener abstrakter Verstand, besonders in der Anwendung, dem eines *Pölitz* oder *Niethammer* nur allzu sehr gleichet? Ich würde Glück wünschen zur Selbstkenntniſs.

Doch Sie wollten vielleicht durch Ihre Fabel andeuten, *ein Philosoph* und *ein gemeiner Mensch* hätten sich *necken* wollen, so wie es beym Phädrus Neckerey ist. War diefs Ihre Absicht; so mufsten Sie ja nicht den philosophischen und gemeinen *Verstand* aufführen, sondern den *Muthwillen;* denn merken Sie doch, Herr Dichter! Verstand *neckt* nicht. Ihre Fabel ist also auch, wenn es so gemeint wäre, verkehrt gedichtet.

Aber, wenn man auch, anstatt zweyerley Verstand, *Muthwillen von entgegengesetzter Art* setzen wollte; so ist Ihre Fabel doch auch dann keinesweges richtig gedacht. Beym Phädrus neckt *Storch* und *Fuchs*, jeder seiner *charakterischen Natur nach;* aber hier ist gar kein Unterschied unter beiden Thieren, und unter beiden Verständen, oder unter beiden Muthwillen. Es ist hier beides blofs *gemeiner Muthwillen.* Ferner ist gar kein Grund da, den philosophischen Verstand an die Stelle des *Kranichs*, und den *Fuchs* an die Stelle des gemeinen Verstandes zu setzen, wie Ihre

Überschrift doch verlangt; denn der Fuchs ist ja wohl *ein klügeres Thier, als der Kranich:* und doch haben Sie gemeint, Ihrem philosophischen Vogel durch den langen Hals und Schnabel einen Vorzug zu geben. Sie sagen ja:

> mächtig schlürfte der Langhals,
> Und vergebens am Rand schnuppert das *thierische* Maul!

Wohin dachten Sie beym letzten Verse, Herr Dichter? Ist denn der Kranich nicht auch ein *Thier* wie der Fuchs? Und wissen Sie denn nicht einmal das Allerbekannteste von der Natur der Thiere? Und kennen Sie denn nicht einmal die Bedeutung deutscher Worte? Seit wann *schnuppern* die Thiere mit dem *Maule,* welches ja nur mit der *Nase* geschieht? Seit wann trinken denn die Kraniche *Wein?* Seit wann können die Thiere mit Schnäbeln *schlürfen?* Wuſsten Sie denn nicht daſs zum Schlürfen *Lippen* gehören? Wuſsten Sie nicht, daſs geschnäbelte Thiere anders nicht trinken können, als daſs sie das Getränk mit dem untern Theile des Schnabels auffassen, und es, den Schnabel hoch aufhebend, in den Hals laufen lassen? Merken Sie doch: Ein Storch oder Kranich, der seinen Hals in einen *enghälsigen* Krug oder Flasche perpendikular steckt, kann damit sehr wohl seine *Speise*, Frösche und Schlangen, herausholen, wie *Phädrus* erzählt:

— intrito cibo
Plenam lagenam posuit; huic rostrum inserens
Satiatur ipsa; et torquet convivam fame.

Aber von *flüssigen Getränken*, wie *Sie* dichten, würden nur *dürftige Tropfen* den Schnabel benetzen und so viel als nichts in den langen Hals kommen. . Ihr abstrakter Verstand in der Fabel kannte also die Natur seines eigenen Schnabels nicht auf den er so groſs thut; daher Ihre Dichtungskraft hier sehr dürftig erscheint. Sie sind kein Phädrus, wenigstens *hier* nicht!

Sibi convenientia finge!

befiehlt unser aller Meister! Diese goldne Regel beobachteten Sie gar nicht, Herr Dichter; und so lösen sich alle meine Zweifel in eine einzige Behauptung auf:

> Sie hätten Sich schämen sollen, unter ein so ganz elendes Gedicht — *undique collatis membris* — den Namen *Schiller* zu setzen.

Über die Armseligkeiten! Ihr *gemeiner Muthwillen* wollte mich *necken*, und rief Ihren *dichterischen Muthwillen* zu Hülfe. Der hätte gern etwas erfunden; aber die Dichtungskraft fehlte, gleich einer Pistole mit verschlammtem Zündloche, die leicht versagt, welches, wie man bemerkt, Ihnen sonst auch seit einiger Zeit zuweilen wiederfährt. Da stümperten Sie die Fabel des Phädrus zusammen, und sahen nicht daſs die umgeänderte Fabel nun weder in sich selbst noch zu Ihrem Zwecke paſste. Nur das Einzige fiel Ihnen doch auf, daſs der *Storch* seiner Natur nach *Frösche, Kröten, Schlangen* und *Eidechsen* friſst. So etwas wollten Sie von Ihrem philosophischen Verstande nicht gern gesagt wissen; darum lieſsen Sie lieber einen Kranich aus einem enghalsigen Kruge *Wein* trinken, damit nur nicht bemerkt würde, daſs Ihr philosophischer Verstand sich bloſs von allerley Gewürmen nährt.

Mein Herr Philosoph mit dem langen Schnabel! Als Sie in den *Horen* Ihre Abstraktionen in einem engen Kruge mit vielem Pompe auſtrugen und unsern gemeinen Verstand darauf zu Gaste baten, war nicht *Wein* darin, sondern ein abstraktes Gemengsel von unverdauten ästhetisch - formalen Kröten und Fröschen, welches Sie für guten gesunden Mehlbrey ausgaben. Aber die Leser mit dem gemeinen Verstande *schnupperten* nur von weitem an dem ekelhaften Kruge, hielten die Nase zu, und kehrten um!

Und noch eins, Herr Dichter! Warum haben Sie den *Storch* des Phädrus in einen *Kranich* verwandelt? Ists ein edlerer Vogel? Gewiſs nicht! Sollten Sie nicht wissen, daſs der Kranich, so wie der Storch, Frösche und Gewürme friſst? Ganz ohne Ursache haben Sie die Veränderung wohl nicht gemacht? — He? —

Ach Herr Dichter! welch ein Schlaukopf sind Sie! — Eben lese ich — nicht in einem dichterischen Almanach für 1797 — aber doch im Almanache eines Dichters, — der noch dazu sehr viel gesunden Verstand und gar keine verkrüppelte Philosophie hat, folgendes:

»Der Kranich steht in Japan in so gro-

»ſser Achtung, daſs er *gnädiger Herr* genennet und seine Person für heilig gehalten wird.« *)

Gnädiger Herr! Ich verstehe den Wink, aber ich kann unmöglich schlechte Philosophie und schlechte Gedichte anbeten! Lassen Sie in Japan Ihre Wunder vertheidigen und sich darauf heilig sprechen; ich glaube nun einmal nicht an Legenden.

Sie sind so gnädig, mich sogar zu bedauern, wenn Sie meinen, daſs es mir irgendwo fehle. Sie reden mich an:

> Armer empirischer Teufel! Du kennst nicht einmal das Dumme
> In dir selber; es ist, ach! *a priori* so dumm. **)

---

*) S. Neujahrsgeschenk für Forst- und Jagdliebhaber auf das Jahr 1797. von *L. C. E. F. von Wildungen*. Marburg, 12. S. 96.

**) S. 246.

Erlauben Sie mir zu erwiedern, daſs ich sehr gut weiſs und untersuchet habe, wie es mit meiner *Dummheit a priori* beschaffen ist. Erlauben Sie mir aber auch beyläufig zu bemerken, daſs es, in gewissem Verstande, sehr gut seyn mag, wenn man weiſs, in wiefern man *a priori dumm* ist; denn eigentlich sind wir das alle, in Dingen die wir nicht verstehen oder nicht überlegen. Es kommt nur darauf an, daſs wir uns selbst gut genug kennen, um zu wissen wo wir noch nicht verständig oder klug genug sind, und daſs wir uns von elender Eitelkeit nicht hindern lassen in unser Innerstes zu sehen. Dann untersuchen wir fein die Sachen, und unsern eigenen Verstand, Geist, Einbildungskraft, u. s. w.; und lassen entweder von dem ab was wir nicht zu fassen vermögen, oder unternehmen das was unsere Kräfte nicht übersteigt. Auf solche Weise behalten wir unsere

Dummheit für uns selbst, lassen sie niemand merken und zeigen uns *a posteriori verständig.* Das ist ein groſser Nutzen der Überlegung und der Erfahrung, welche Sie zu verachten scheinen; das ist sehr viel besser, als wenn man sich — wie Sie und Ihre besten Freunde leider! oft thun — *a priori klug* dünkt, seinen Formtrieb und Spieltrieb immer herrschen läſset, sich immer in seiner grillenvollen *Ideeneinheit* herumtummelt, die Erfahrung unter dem Titel des *Empirischen* geringschätzt, nichts an sich untersucht, alles unternimmt, verachtet was man nicht versteht, thut was verächtlich ist: alles vermöge des vermeinten *hohen Verstandes a priori.* Da erscheint man denn der vernünftigen Welt *dumm a posteriori*, und das ist sehr schlimm. Hätten Sie sogar bey dieser kleinen Fabel Sich nicht *a priori* eingebildet, alles wäre klug was Ihnen einfällt, so hätten Sie hübsch überlegt was Sie schrieben, hätten hübsch empirisch nachgesehen, was Kraniche und Füchse und Schnäbel und Nasen für Eigenschaften haben, und dann hätte Ihr dichterischer Verstand gewiſs gefunden was mein gemeiner Verstand sogleich übersah, Ihre Fabel sey zum Zwecke untauglich und in ihren Theilen widersprechend, folglich ein elendes Gedicht. Ich will Ihnen eine andere Fabel erzählen:

Vom *gemeinen Verstande* und einem *gewissen philosophischen Verstande;* nöthigen Falls auch auf einen *gewissen poetischen Verstand* zu deuten.

Verzeihen Sie, daſs die Fabel nicht versificirt ist. Ich habe schon einen alten Eigensinn, nichts zu unternehmen, wovon ich nicht weiſs, daſs ich es recht gut machen kann. Es wäre gar nicht übel, wenn Sie auch so eigensinnig wären.

Farinelli und Garrick.

An Fr. Schiller.

Der erste Sänger in der Oper kam mit einem Schauspieler ins Gespräch, der lebhaft erwiederte und ihm sogar geradezu widersprach. Der Sänger, vom Fette dick, und glänzend von Golde, sah ihn über die Achsel an, sagend: Wie unterstehst du dich gegen mich zu räsonniren, der ich der erste Sänger in Europa bin, und Ritter des hohen Ordens von Calatrava; du aber bist nur ein Komödiant! Das bin ich, sagte der Schauspieler, und kein Kastrat!

Der Sinn dieser Fabel ist: daſs es Leute giebt, so gemein, daſs sie Verzicht thun auf die Fähigkeit, die hohen Triller des Formtriebs und Spieltriebs und das hohle Gurgeln der Wissenschaft der Wissenschaft nachzumachen; deswegen, weil sie dazu nicht gelangen könnten, ohne etwas ganz Gemeines aufzuopfern, was die Trillerschläger und Gurgler nicht achten, was aber doch allein das menschliche Geschlecht erhält, und niemanden hindert der erste in seiner Kunst zu seyn.

So viel vom philosophiſchen und gemeinen Verstande.

Herr Schiller hat uns ubrigens selbst eine Regel gegeben, wornach wir seinen *Werth* beurtheilen sollen; eine Regel, die ein gleich groſser Beweis ist seiner Selbstkenntniſs und des richtigen wohlüberdachten Sinnes der Sentenzen, welche er uns in diesem Musenalmanache für poetische Philosophie giebt. Er sagt *):

Auch in der sittlichen Welt ist ein *Adel; gemeine* Naturen
Zahlen mit dem was sie *thun; schöne* mit dem was sie *sind.*

---

*) S. 153.

Also, nach dem was Hr. Schiller *thut*, will dieser hohe moralische adliche Herr nicht beurtheilt seyn; selbst nicht wenn man aus dem was er *thut*, wie aus den Xenien im Musenalmanache, ziemlich genau schlieſsen kann, was er *ist*. Ich gemeiner Mensch habe immer geglaubt, in der sittlichen Welt gäben *gute moralische Thaten* den wahren *Adel.* Nicht doch! Das neuerfundene ästhetische Princip der Moral legt den *schönen Naturen* das Privilegium bey, nach Gefallen *häſslich und verächtlich zu handeln,*

verbisque decoris
obvolvere vitium,

und dabey doch, aus bloſser Schönheit, *moralisch adlich* zu seyn. Man begreift nun, daſs *Wilhelm Meister* mit dem liederlichen Stücke *Mariane*, die einen liederlichen Kaufmannsdiener zum *Milord pot-au-feu* hatte, in dessen Abwesenheit sehr *edle* Liebe pflegen durfte, auch daſs es *allerliebstedel* und erzählenswerth war, wie Meister seinem Liebchen ein Puppenspiel in der Tasche mitbrachte, und wie sie, die beiden Liebchen, recht verliebt die kuriosen Marionetten betrachteten, und wie dieſs eine *Einleitung* höchstedler glücklicher Stunden *) ward. Wir begreifen nun, daſs *Wilhelm Meister*, mit der Kasse seines Vaters in der Tasche, in der Welt herumziehen durfte, uneingedenk ob Vater und Mutter Kummer über ihn hätten; und daſs *Karl Moor* ein Straſsenräuber werden durfte, alles unbeschadet des *moralischen Adels*: denn beide waren ja *schöne Naturen*! Wir begreifen nun auch, daſs Göthe und Schiller, *Schöngeister* und *schöne Geister* **) zugleich, wenn auch nicht bloſs die unedlen Gesinnungen der Xenien, sondern allenfalls noch etwas viel schlimmeres als die Xenien, von ihnen bekannt würde, den *moralischen Adel* doch sehr wohlfeilen Kauſs haben und behalten können. Solche *schöne Naturen* geben sich ihre *moralische Standeserhöhung* selbst, in eigner Einbildung. Nur sie selbst wissen ja, wie *schön* und folglich wie *moralisch-adelich* sie sind; denn nach dem was die *schönen Herren* thun, dürfen wir andern ihren *moralischen Adel* nicht würdigen. Ich gemeiner Geist hingegen wünsche in der moralischen und schriftstellerischen Welt nur einen Rang zu haben nach dem was ich *thue*, und verlange, es möge bloſs daraus geschlossen werden, was ich *bin*.

---

*) S. Wilhelm Meisters Lehrjahre. I. Bd. S. 22.

**) Nur das leichtere trägt auf leichten Schultern der Schöngeist,
Aber der schöne Geist trägt das gewichtige leicht.
M. A. f. 1797. S. 157.

Sollten meine Leser lieber meinen gemeinen Stand oder Herrn Schillers Adel sich wünschen? Sollten sie lieber mit Ihm zu thun haben wollen, als mit mir?

* * *

So viel von dem was mich selbst angeht. Hätte ich nur bloſs etwas über den Angriff auf mich zu sagen gehabt; so würde der Musenalmanach von 1797 von mir keinen Anhang erhalten haben; denn ich achte wenig auf Neckereyen, selbst auf die welche Hr. Schiller manchmal schon wider mich hat fliegen lassen. Aber es wird wohl für die deutsche Litteratur nützlich seyn, überhaupt den Geist zu würdigen, durch welchen der Schillersche Musenalmanach sich unterscheidet, und den plumpen Ton zu rügen, der durch die sogenannten Xenien in die deutsche Litteratur eingeführt werden soll. Bloſs wegen dessen was der deutschen Litteratur nützen oder schaden kann, ist es der Mühe werth hierüber etwas mehr zu sagen.

Herr Cotta hat in allen Zeitungen bekannt gemacht: „Es wären im Musenalmanache für 1797. *vierhundert* Epigramme, „die sich auf den neuesten Zustand der deutschen Litteratur bezogen, in ihrer Art eine „ganz neue Erscheinung.“ Es sind also *quatre-cent qui ont de l'esprit comme quatre.*

Sie haben sich selbst geschildert, ohne es zu merken *):

Currus virum miratur inanes.

Wie sie knallen die Peitschen — hilf Himmel! — im Musenkalender!
Wagen an Wagen! Wie viel Staub, und wie wenig Gepäck!

Ja wohl! Viel Staub und wenig Gepäck! Da ist immer das liebe leichte *Ich* aufgepackt, und der Witz ist zwar zuweilen etwas schwerfällig, dagegen desto spärlicher beygelegt. Die Menge Distichen, Sentenzen und Xenien sind eine Art von *Doktor Luthers Tischreden*, von dem seine Bewunderer alles aufsammelten was er nur redete, gutes und schlechtes. Aber die Herren sind bekanntlich ihre eigenen gröſsten Bewunderer, lassen bey lebendigem Leibe ihre *Tischreden* drucken, und machen *Küchenpräsente* damit. Viele möchten noch allenfalls gut genug seyn *inter pocula* einmal gesagt zu werden, wo es die Tischgenossen so genau nicht nehmen. Aber in Verse sie zu bringen und drucken zu lassen, ist nebst dem Streicheln des lieben *Ichs*, nur eine gute Art den Bogen zu füllen. Mancher seichte Schwätzer hat zu solcher leichten Art Bücher zu machen den Weg gezeigt, den nun dieser Musenalmanach fleiſsigst betritt. Alles wird aufs Papier geworfen wie es einem der Herren in den Kopf kömmt, nichts ist zu trivial. Keine Geleere Antithese, kein halber, kein lahmer Gedanken, kein *Concetto*, kein Wortspiel wird verschmähet, sondern frisch in Hexameter und Pentameter gebracht. Kaum werden unter den vierhundert vier vortrefliche seyn; etwa vierzig möchten für gut gehalten werden. Einige sind leidlich, einige richtig im Urtheile, sehr viele unbillig und schief, die meisten gemein und platt wie sie jedem mittelmäſsigen Kopfe halb im Traume einfallen möchten; einige so herzlich lahm, daſs derjenige unmäſsig viel Selbstliebe und wenig Beurtheilung haben muſs, der solches Zeug kann drucken lassen.

---

*) S. 260.

Man findet hier eine groſse Menge Distichen, welche beym ersten Anblicke noch wie ein Gedanken aussehen, aber unrichtig, schief und halbgedacht befunden werden, wenn man sie ein wenig genauer betrachtet.

Nur ein Paar Beyspiele mögen dies Urtheil erläutern:

> Trefliche Künste dankt man der Noth und
> dankt man dem Zufall,
> Nur zur Wissenschaft hat keines von beiden
> geführt *).

Also ward Newton wohl nicht durch den Zufall, daſs er einen Apfel vom Baume fallen sah, zu seinem Systeme von der Schwere geführt? J. A. Euler ward wohl nicht durch die zufällige Beobachtung eines Billardspiels veranlaſst, eine vorzügliche mathematische Abhandlung: *von der Bewegung zweyer Kugeln auf einer geradlinigen Fläche* zu schreiben? Und warum hätte Archimedes durch die *Noth*, neue Maschinen für die Belagerten zu erfinden, nicht können auf allgemeine wissenschaftliche Sätze geführt werden, welche die ganze Mechanik erweiterten? So falsch und schielend ist dies Distichon. Eben so ist ein unter die *Tabulae votivae* ſeyerlich auſgenommener Ausſpruch beschaffen:

---

*) S. 161.

Der Philister.

Nimmer belohnt ihn des Baumes Frucht den er mühsam erziehet,
Nur der *Geschmack* genieſst, was die *Gelehrsamkeit* pflanzt *).

Man sieht hier, daſs diese Herren *aus dem gelobten Lande*, unter *Philistern* von denen sie so oft verächtlich reden, *alle Gelehrten* verstehen; daher denn auch *Linnäus* und *Newton* gegen *Göthe*, und *Griesbach Hufeland* und *Loder* gegen *Schiller*, nur *Philister* sind. Die Benennung ist etwas stark *geniehaſt*; sonst hats seine vollkommene Richtigkeit, daſs *Schiller* und *Göthe* mit solchen Männern, *als Gelehrte*, keinesweges in Eine Klasse gehören.

---

*) S. 156.

Doch, diese Absonderung bey Seite gesetzt! was soll dann der Ausspruch dieser *Tabula votiva* eigentlich sagen? Die Absicht ist wohl zu verstehen zu geben: daſs *Gelehrsamkeit* den *Geschmack* ausschlieſse, und daſs daher die *gelehrten Philister* nur untergeordnete Geschöpfe sind, welche *Schillern* und *Göthen* die *Stuben fegen*, die *Bäume pflanzen*, selbst aber nicht *wohnen* und *genieſsen* sollen; wie es in diesem Musenalmanache so oft des breitern verkündigt wird. Aber dieſs ist nicht nur unverschämtes Selbstlob, sondern auch klare Unwahrheit und Ungereimtheit. *Lessing* und *Winkelmann*, Männer von deren Gelehrsamkeit *Göthen* und *Schillern* nur der zehnte Theil zu wünschen wäre, waren wohl nicht des *höchsten Genusses* des Schönen fähig? Ich habe kaum jemand gekannt, der Gedichte und Kunstwerke aller Nationen, jedes in seiner Art, mit so innigem Genusse empfinden konnte, als *Meinhard*, ein sehr gelehrter Mann. Also das Distichon sagt mit aller Feyerlichkeit nichts wahres, als daſs *ein Gelehrter ohne Geschmack* keinen *Geschmack hat* und folglich nicht *genieſsen* kann, welches anzuzeigen es keines *Distichon* und keiner *Tabula votiva* bedurfte. Hingegen ist sehr zu zweifeln, ob bloſse *Geschmäckler ohne Gelehrsamkeit* eben so sehr oft werden *genieſsen* können, was *wahre Gelehrte* pflanzen. Die Früchte hangen zuweilen ein wenig hoch; daher auch Schillers Sprünge nach der Philosophie und Göthens Sprünge nach der Optik nicht recht gelingen wollten.

Bey so mancher Futilität, leuchtet doch aus allen Distichen und Xenien eine sehr hohe Meinung von der *eigenen Wichtigkeit* hervor; dabey aber sinken viele in den ungezogenen Ton liederlicher Studenten auf den

Bierbänken. Dies letzte ist gewissermaſsen allerdings eine *neue Erscheinung* in unserer Litteratur; denn wir hatten die *Klotzischen* skurrilischen Ausfälle schon vergessen. Klotz war ein schlechter Schriftsteller; aber hier geben Schriftsteller von groſsen Talenten ihre Namen zu den niedrigsten Skurrilitäten her.

Wahrlich eine so *neue* als *traurige Erscheinung* in der deutschen Litteratur, welche bey wohlgezogenen Leuten verächtlich werden müſste, wenn solcher Ton gewöhnlich würde. Hätten die Herren, welche doch vortreffliche Schriftsteller seyn wollen, nur die gemeine Ueberlegung und Resignation angewendet, nichts drucken zu lassen, was ihren Ruhm schändet; so hätten sie die allzutrivialen Einfälle und alles was Rachsucht und noch dazu niedrige pöbelhafte Rachsucht verräth, das heiſst drey

Viertel ihrer Distichen, Gnomen und Xenien weggelassen. Alsdann würde der übrige Theil in einem Musenalmanache eine recht angenehme Lektur gewesen seyn. Die vortreflichen und die guten hätten allenfalls einige mittelmäſsige übertragen; nur nicht so viele. Und wenn die *kleinen Gesellen* *) es ja nicht hätten lassen können, so mochten sie allenfalls auch immer ein *wenig Lärm* machen, nur keinen ungezogenen, um kleinlicher Eitelkeit und Rachsucht zu fröhnen, die dem vernünftigen Leser so uninteressant als verächtlich ist. Eine kleine Neckerey, sonderlich wenn sie witzig ist, mag hingehen; trift sie auf Thorheiten, so trift sie eher, kann daher zuweilen auch Nutzen haben. Wem's juckt, mag sich kratzen.

Aber hier wird das erklärteste Verdienst nicht geschont, das hochachtungswürdigste wie das schlechteste behandelt. Es geschehen die plumpsten Ausfälle auf eine Menge Personen sehr verschiedener Art, vom *groſsen Newton* an, (den doch ein Dilettant, wenn er auch glaubte ihn übertreffen zu können, weil ihm auch einmal ein Apfel auf die Nase gefallen ist, billig nur mit Ehrfurcht nennen sollte,) durch alle Rubriken durch, bis auf die kleinsten * * oder † † welche etwa einmal bey *G.* oder *S.* an die Wand p—t—n. Jedem der diesen Herren in den Weg kommt, hängen sie mit faunischer Schadenfreude eins an; fein oder grob, lustig oder hämisch, witzig oder gernwitzig, treffend oder schief, alles ist einerley, sobald ihnen jemand miſsfällt, oder auch bloſs weil es ihnen eben nun so einfällt, ihm eins anzuhängen, oder bloſs weil sie übler Laune sind. Sie dürfen ja alles thun was ihnen beliebt!

---

*) S. 229.

Adspice quam tumeat magno iecur ansere
maior!

Und die Muse die sich so wegwirft, will zugleich *Tabulae votivae* aufhängen:

Was ein Gott mich gelehrt, was mir durchs
Leben geholfen,
Häng' ich dankbar und fromm hier in dem
Heiligthum auf *).

Welcher Contrast! *Dankbar und fromm* kündigen sich die *Tabulae votivae* an; und wenige Seiten darauf erscheinen *Xenien*, skurrilisch und hämisch. Diese hat kein Gott gelehrt, es müſste denn der *Deus Mephitis*, oder die *Dea Murcia* seyn: Schande dem, welchem Unwürdigkeiten *durchs Leben helfen sollen!*

»Herr *Schiller* versprach, aus den *Horen* **) »alles zu verbannen, was mit einem *unreinen*

---

*) S. 152.

**) S. die Horen 1795. 1tes St. S. IV. ff.

»*Parteygeist* gestempelt ist;« versprach, in diesem Journale »am *stillen Baue* besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und »*edlerer Sitten*, von dem zuletzt alle *Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes* abhängt, geschäftig zu seyn;“ versprach, »*Wohlanständigkeit* und Ordnung, *Gerechtigkeit* und *Frieden* solle der Geist und die »Regel dieser Zeitschrift seyn;“ versprach es, weil er zugleich als ein allgemeines Gesetz erkannte: »daſs Anmuth und Ordnung, *Wohlanständigkeit* und *Würde* unzertrennlich *sind*.“

Freylich von vielem
Sprach die gedruckte Kolumne; doch bald, wie jedes sein Antlitz,
Das er im Spiegel gesehen, vergiſst, die behaglichen Züge,
So vergaſs er das Wort, wenn auch von Erz gestempelt *).

---

*) S. die Horen 4tes St. S. 2.

Denn im *Musenalmanache* überläſst er sich dem *unreinsten Parteygeiste*, vernachläſsigt hingegen durchaus edle Sitten, Gerechtigkeit, Frieden, Wohlanständigkeit und Würde.

Ist es ebenderselbe Mann, der in zweyerley Werken, die beide seinen Namen an der Stirne führen, so sehr verschieden handelt? Ja, leider! Alles kann ihm dienen. In den *Horen*, wenn er gleich den *Parteygeist* keineswegs daraus verbannte, sind dennoch die guten Sitten, Wohlanständigkeit und Würde (auſser in gewissen Elegieen) nicht beleidigt; aber der Charakter eines groſsen Theils des *Musenalmanachs* sind unedle Sitten, Unanständigkeiten, Ungerechtigkeit und Zänkerey. Der Mann ist nicht ekel in der Wahl der Mittel seinen Ruhm und seine Absichten zu befördern. Er beschäftigt zugleich die zweyerley Trompeten der Fama: die eine mit den *Horen*, die andere mit dem *Musenalmanache*.

Two trumpets she does sound at once,
But both of quite contrary tones;
But whether both with the same wind,
Or one before, and one behind,
We know not; only this can tell,
The one sounds vilely, th' other well.

Es würde kaum begreiflich seyn, wie eben dieselben Personen sich selbst so sehr ungleich sind; unbegreiflich, wie Männer von entschiedenen Talenten, Männer die unsterbliche Kunstwerke geliefert haben, nicht Scheu tragen, sich so ganz unwürdig aufzuführen; wenn sie nicht selbst das Räthsel aufgelöset hätten. Sie sagen *):

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menschen
Zu verbinden? Sie stellt *Eitelkeit* zwischen hinein.

Ja wohl! Ihre Eitelkeit, Ihr Dünkel verursachten dieſs, nach welchem Sie glauben,

---

*) S. 201.

Sie allein wären etwas in der deutschen Litteratur werth, und wem Sie etwa gnädigst erlaubten auch etwas — freylich weniger als Sie — werth zu seyn. Alle andere sind ihnen *Philister*, *Bediente*, die *ihnen*, den Königen, *die Stuben fegen*, *Hunde*, *Ochsen*, *Esel*, *Insekten*, *Geschmeiſs*, u. s. w.

Sie richten ausdrücklich eine Xenie

An Schwätzer und Schmierer *).

Treibet das Handwerk nur fort, *wir könnens*
euch freylich nicht legen;
Aber *ruhig*, das glaubt, treibt ihr es künftig
nicht mehr.

Wollten die Herren wirklich das unabsehbare Heer der Schwätzer und Schmierer angreifen, so wäre dieſs ein ungeheures Unternehmen, ihr eigenes Geschwätz und Geschmiere im Almanache noch ungerechnet.

Wenn

---

*) S. 210.

Wem kann einfallen alle Schwätzer und Schmierer beunruhigen zu wollen? Aber so ist's auch nicht gemeint. Die Herren gehen bloſs von ihrem lieben *Ich* aus. Alle die das nicht gehörig verehren, sollen für die elendesten *Schwätzer* und *Schmierer* ausgeschrieen werden, so wie alle *Gelehrten* für *Philister*. Sie verböten gern den Tadel ihrer Schriften; da Sie dieſs aber nicht können, so wollen die Herren ihre eigenen *Kotzebue* seyn, welcher auch Xenien voll Koth herumwarf, *damit dem Lärm ein Ende zu machen. Wir* — d. h. *Schiller* und *Göthe* — können freylich es nicht *legen*, daſs über unsere mittelmäſsige Gedichte und Prosa geredet oder geschrieben wird, aber *ruhig* soll das ferner niemand thun. Wir gehen nun frisch daran, jeden mit kothigem Wasser zu besprizen oder mit Steinen zu werfen oder ihm *camouflets* in die Nase zu setzen; ausser freylich *nous et nos amis qui avons seuls de l'esprit:* die lassen wir gehen, bis sie uns etwa irgendwo nicht genug loben oder sonst miſsfallen, dann kriegen auch sie ein Stückchen Koth an den Kopf und müssen fort, und wir fallen wieder auf andere nach Herzenslust, wie es uns gefällt.

Ich wage es, für *nous et nos amis,* auch hier eine Xenie anzufügen, die wohl bekommen möge:

Ich danke Gott mit Saitenspiel
Daſs ich nicht Schiller }
Göthe } worden;
Ich wär' geschmeichelt worden viel
Und wäre bald verdorben!

Diese Herren vergessen, daſs sie bloſs durch vortreffliche Schriften dem deutschen Publikum werth wurden, und verlangen nach ihrer überschwenglichen Eitelkeit, daſs das Schlechteste für vortreflich geachtet werden soll, sobald es von ihnen herkommt. Sie geben sogar in ihrem üppigen Übermuthe öffentlich zu erkennen, sie verachteten das deutsche Publikum *). Warum schreiben denn die Herren für dasselbe? — Diese *Verach-*

---

*) Diesen Ton stimmen die Herren mit groſser Selbstgenügsamkeit oft an, z. B. in diesem Musenalmanache S. 130.

> Glücklich nenn' ich den Autor, der in der Höhe den Beyfall
> Findet, der Deutsche muſs nieder sich bücken dazu.

Nämlich sie meinen, in Deutschland wäre niemand der ihr unermeſsliches Genie recht fühlen kann, so wie sie es selbst fühlen, sogar wann sie auch nur ein Distichon machen; daher sie sich *herablassen* müsten, den Weihrauch ihrer Klienten einzuschnuppern, die doch auch halbe Philister sind! Ach wäre doch der Schillersche Musenalmanach und der Reinike Fuchs in Hexametern engländisch oder griechisch, wo nicht gar italiänisch geschrieben? Oder sind sie vielleicht für die Deutschen noch gut genug?

tung aber, wahr oder affektirt, giebt Gelegenheit, daſs sie glauben, sich vernachlässigen zu dürfen, und so schreiben sie Gutes und Schlechtes unter einander, so daſs es leicht geschehen könnte, daſs *sie* endlich von dem Publikum *verachtet* würden, das sie ehemals ehrte, weil man sie nachgerade beynahe für Menschen halten muſs, ganz verschieden von denen, die man ehemals bewunderte.

Daran sind ihre Schmeichler schuld, die sich ihnen nicht anders als mit tiefen Bücklingen nahen, und das Schlechteste was nur G. und S. unterzeichnet ist, demüthig loben, so wie es verlangt wird. Solcher knechtischen und kindischen Schmeicheley sind diese Herren so sehr gewohnt, daſs sie übermüthig auf jeden losfahren der sie nicht auch mit vollem Munde bewundert.

Ihre Wortphilosophie nimmt zwar die Mine an, weise Lehren zu geben. *) Sie sagen zwar:

Was heiſst zärtlicher Tadel? Der deine Schwäche verschonet?
Nein, der deinen Begrif von dem Vollkommenen stärkt.

Aber wehe dem, der sie tadelt, sey es auch mit noch so einleuchtenden Gründen! Wahrheitsliebe und philosophischen Gleichmuth haben sie nur in Worten; aber nicht in der That. Herr Göthe ruft ganz pathetisch aus:

Hundertmal werd' ichs euch sagen, und tausendmal: Irrthum ist Irrthum!
Ob ihn der gröſste Mann, ob ihn der kleinste beging. **)

Ihr denkt: Wie unbefangen, wie unparteyisch ist diese Wahrheitsliebe! Seht nur recht nach. Diese schöne Sentenz ist bloſs die Einleitung, daſs der *groſse Newton* soll geirrt haben, und daſs *Göthe* ihn in der Optik eines wichtigen Irrthums längst glaubt überwiesen zu haben. Nun im bittern Unmuthe — denn *seine* Weisheit

---

*) M. A. für 1797. S. 176.

**) S. 240.

> Lange steht sie gedruckt, aber es liest sie kein Mensch, —

macht er an drey Seiten voll Xenien über das undankbare deutsche Publikum, welches das *Newtonsche Gespenst* immer noch vor sich sieht, und nicht glauben will daſs Göthe in der Optik gröſser ist als Newton; über Newton der *als ein Britte verstockt* bey seiner Meinung blieb; und über Herrn Göthens Furcht: *als ein Märtirer gebraten zu werden.* — Man denke nicht, daſs ich scherze, es steht alles wörtlich so da. —

Aber nun komme einmal jemand, und sage dem *groſsen* Schriftsteller *Göthe*, — so gelinde es sey, — auch *Er* habe *geirret*, daſs er sein in so mancher Rücksicht vortrefliches Werk, *W. Meisters Lehrjahre* zuweilen durch die langweiligsten Beschreibungen *) ganz gemeiner Dinge, durch tavtologische Wortfülle, **) wie sie sonst in mittelmässigen Predigten für Beredsamkeit gilt, zur Ungebühr ausgedehnt habe, und daſs dieser Roman noch viel vorzüglicher seyn würde, wenn das Weitschweifige abgekürzt wäre, wenn die mystischen Gefühle im III. Bande Leuten von gesundem Verstande nicht Lächeln,

---

*) Z. B. I. Bd. S. 21 — 24. S. 34 — 36. 137. 139. 140. u. a. m. Er sagt von sich selbst, ohne es zu merken, sehr *treffend* (Musenalmanach S. 275.)

> Es kommt dir auf eine Platitüde nicht an, nur um natürlich zu seyn.

**) Z. B. I. Bd. S. 13. ff. S. 95. 96. 123. S. 131. 172. u. a. m.

und das viele *Begatten* wohlgezogenen Frauenszimmern nicht Schamröthe abnöthigte. — O wehe! wie würden die Xenien um den *plumpen Gesellen* herumfliegen, der sich unterstände, wär's auch noch so gelinde, zu sagen der groſse Göthe könne *irren*, er könne klein und gemein werden, wenn er sich vernachlässige und alle venetianische Verslein ohne Wahl drucken lasse, und sey thörigt, wenn er *the devil's work for nothing* thue.

Eben so sagt Herr Schiller recht ehrbar:

Schädliche Wahrheit wie zieh ich sie vor dem nützlichen Irrthum!
Wahrheit heilet den Schmerz, den sie vielleicht uns erregt.
Wahrheit ist niemals schädlich, sie straft — und die Strafe der Mutter
Bildet das schwankende Kind, wehret der schmeichelnden Magd. *)

---

*) S. 159.

Aber kaum zeigte ich ihm die Wahrheit, daſs seine transſcendentalen hyperästhetischen Grillen von dem *schönen Publikum* für das er die *Horen* zu schreiben vermeinte, unmöglich könnten verstanden oder genützt werden: gleich war aller philosophische Gleichmuth weg; gleich war ihm *der nützliche Irrthum* lieber. Er meinte *ein Gott hätte ihn gelehrt* Irrthum zu lieben, um *ihm durchs Leben zu helfen*. Seine *Tabula votiva* schrie mich an: *)

> ***Du*** willst Wahres mich lehren? ***Bemühe Dich nicht!*** Nicht die Sache
> Will ich durch Dich, ich will ***Dich*** durch die Sache nur sehn.

Nun ward die Sache ganz vergessen, und es ging über *mich* her, den *dummen abgeschmackten lächerlichsten* Menschen, der sich unterstand *Wahrheit* zu zeigen, die *Schiller* nicht sehen wollte. Aber warum nicht? Vorher sagte er ja: *die Wahrheit sey niemals ſchädlich.* Das war doch eine so schöne Philosophie — in Worten!

---

*) S. 155.

La Fontaine erzählt uns, daſs einer Katze von den Göttern die Gestalt eines schönen Frauenzimmers sey verliehen worden. Sie war so schön, so süſs, so angenehm, bis — sich eine Maus blicken lieſs; augenblicklich lag sie auf allen Vieren, und zeigte, daſs sie bey der äuſserlich schönen menschlichen Gestalt dennoch innerlich ihr Katzenthum wohl bewahrt hatte. So ist Dünkel und Leidenschaft, die sich hinter schöne philosophische Worte verstecken, aber sogleich hervorspringen, sobald die niedrige innere Neigung zu befriedigen Gelegenheit da ist.

Wehe dem, welcher meint, um sich *durchs Leben zu helfen,* dürfe er die Ohren gegen die Wahrheit verstopfen, wenn ihm der nicht gefällt der sie sagt! Nicht *ein*

Gott lehrte ihn das, sondern *niedrige Schmeichler und Klienten* haben ihn verwöhnt. So begegnen nun unsere Herren, gewohnt beständig geschmeichelt zu werden, jedem Schriftsteller und Leser als wäre er ihr Klient, den sie nach Gefallen, wie der Erzbischof von Granada den Gil Blas, beym Ärmel nehmen, und mit ein Paar Xenien auf den Weg, ihrer Dienste entlassen könnten. Sie selbst glauben, sich als Wesen höherer Gattung ankündigen zu dürfen. Das Verdienst anderer Dichter und Gelehrten kommt bey Ihnen gar nicht in Betrachtung, sie dünken sich über alle andere hoch erhaben zu seyn, und jedem mit Verachtung oder Grobheit begegnen zu dürfen, so wie es ihnen einfällt. Damit wollen sie den Grund zu einer neuen *poetischen Universalmonarchie* legen, welche ein Ende nehmen wird, hoffentlich nicht wie die von

Zimmermann ehemals gesuchte *prosaische Universalmonarchie*, traurig, sondern lächerlich wie die Regierung der beiden humpelnden Könige von Brentford im *Rehearsal*, deren jeder nur einen Stiefel hatte!

Aus diesem elenden Dünkel und Übermuthe sind die Xenien entsprossen, welche es darauf anlegen einen studentikosen ungezogenen Ton in die deutsche Litteratur einzuführen und dieselbe von der poetischen Seite zu verderben, so wie die kritische scholastische Wortweisheit, und der darauf gegründete Übermuth schon anfängt sie von der prosaischen Seite zu verderben. Die Xenien sollen *Feuerwerke* seyn, sagen die Herren. *) Ja wohl! Sie platzen auf, sinken, und stinken!

Im *Archive der Zeit und des Geschmacks* (März 1795) ward eine Abhandlung *über die*

---

*) S. 206.

deutsche Prose und Beredsamkeit eingerückt, voll ſeiner Kritik auſs anständigste vorgetragen, gesetzt sogar, sie wäre hin und wieder allzustrenge gewesen. Es war niemand genennet, aber es scheint, es schlug jemanden das Gewissen; und dieser Jemand meinte etwa, es wäre in diesem Auſsatze zu verstehen gegeben, seine prosaische Schreibart sey nicht ohne Tadel. Sogleich erhob sich ein mächtiger Mann (in den *Horen* 1795 V. Stück,) nannte dieſs Beginnen *litterarischen Sanscülottismus*, sagte: »der *entscheidende Ton* und die *Manier*, womit man sich das Ansehen eines umfassenden Geistes zu geben denkt, ist in dem Kreise unserer Litteratur *nichts weniger als neu*, aber auch die *Rückfälle einzelner Menschen* in ein *roheres Zeitalter* sind zu bemerken.« Damals also, als, ohne alle Unanständigkeit, im Allgemeinen von Schwächen geredet ward, in welche Schiller und Göthe auch gefallen sind, wollte die Keuschheitskommission auf dem Parnasse in Jena ängstlich sorgen, daſs die Kritik Hosen trüge. Wie ists denn jetzt mit dem *entscheidenden Tone* des Musenalmanachs, womit sich die Herren das Ansehen *weit umfassender Geister* geben wollen? Mit dem *groben Rückfalle* der Xenien in *ein roheres Zeitalter?* Ich weiſs nicht welche Beinkleider die Herren Göthe und Schiller angezogen hatten, da sie die *Xenien* schrieben, oder ob sie etwa damals wie Bergschotten gingen, um gröſsere Kräfte zu ihren Angriffen zu erlangen? Auf allen Fall siehet man deutlich, die Herren haben poetische Hosen — so wie Swift das Gewissen beschreibt — »bestimmt Schmutz und unordentliche Begierden zu bedecken, welche »aber beiden zu Dienste sogleich willig herabgezogen werden.«

Es ist in dem wegwerfenden Tone der Xenien so etwas vom *Signore Poccocurante Noble Venitien*, im *Candide* *), der an allem was er sah, etwas zu tadeln fand. Er hatte sogar, beynahe wie unsere beiden Herzen, (die sich freylich immer selbst ausnehmen, wenn sie allgemein verächtlich urtheilen) *un souverain mépris pour nos poètes allemands!* Am Ende zeigte sich daſs der Mann zu viel und zu früh gelebt hatte, daher war er grämlich und *peevish* geworden, daher war ihm nichts zu Danke, und er tadelte alles aus langer Weile, seine Mädchen, und alle Kunstwerke und alle Schriftsteller! Gerade so machen es unsere Herren. *Signor Pococurante* trieb übrigens seine Tadelsucht doch nur in seinem eignem Hause; aber öffentlich vor dem ganzen Publikum den *Pococurante* zu spielen, ist etwas sehr miſs-

---

*) S. *Candide, Chapitre* XXV.

liches; es siehet so aus, als wolle man sich der ganzen Welt bloſs geben, daſs man ein abgelebter eingebildeter Göck sey, der selbst nicht wisse was er wolle.

Und noch lieſs *Pococurante* seine miſsmüthige Laune nicht andere Leute entgelten, er goſs nicht auf die ruhig vorbey gehenden Musen

— Den vollen Venediger Nachttopf.

Auch war *Signor Pococurante* bey aller seiner miſsmüthigen Laune noch billig genug, sie keinem andern eben so aufdringen zu wollen. Er sagte »*Je dis ce que je pense, et* »*je me soucie fort peu que les autres pensent* »*comme moi!*« So nicht unsere Xeniengeber. Alle die nicht so denken wie sie, nennen sie *Philister;* und die müssen nicht bloſs geneckt, sondern gar *verderbt* werden, damit die Herren allein regieren können. Sie rufen dem feurigen Theile ihrer Distichen zu:

Fort ins Land der Philister, ihr Füchse mit brennenden Schwänzen;
Und verderbt der Herrn reife papierene Saat *).

Simson schickte den Philistern die Füchse, als ihm sein Weib — eine Philisterinn — untreu ward. Man merkt wohl, es muſs den Herren im gelehrten Lande der Philister etwa ein Weib, sey es Muse, Hore, Grazie oder Furie, oder was es sey, *untreu* geworden seyn. Deswegen aber, und weil die Xenien faulen Eselskinnbacken gleichen, sind die Herren noch keine *Simsone*!

Und wenn nun vollends die üble Laune eines *Pococurante* nur bloſs verborgener Groll und eigensüchtiger Dünkel wäre, wenn er auf Schriftsteller und Künstler nur deswegen schimpfte und schölte, weil sie ihn nicht genug gelobt, nicht seine Protektion demüthig genug angeflehet, oder wohl gar seitwärts über sein flaches Geschwätz und seine wunderliche Laune die Achseln gezuckt hätten; so wird man sagen, der *Signor Pococurante Noble Venitien* ist ein rachsüchtiger Bursch, und ein kindischer Egoist. Und so ists mit unsern *Sgri Pococuranti.* Sie erklären in zwey Sprachen, französisch und deutsch, allen denen welche nicht vollkommen ihre gehorsamsten Diener seyn wollen, allen welche irgend etwas an ihnen getadelt haben, ohne alle Gnade *offenbaren Krieg*! Man lese im Musenalmanache S. 211.

---

*) S. 209.

Guerre ouverte.

Lange neckt ihr uns schon, doch immer heimlich und tückisch.
Krieg verlanget ihr ja, führt ihn nun offen, den Krieg.

Da haben wir's! Nun ist der Krieg erklärt gegen alle welche sich gegen die Herren aufgelehnt haben! *Classica canamus!*

Die Xenien sind aufgestanden in Masse, und postiren sich vor Brentford — dem Flecken wo die Herren regieren — vierhundert bis fünfhundert an der Zahl, in grünen, rothen, grauen, bunten Wämsern und in Kitteln, bewaffnet mit Flegeln, Mistgabeln, dicken Prügeln und was zuerst in die Hand kommt; alles gilt. Wehe dem der die Zwiebeln der Brentforder ausgraben, ihre Rettige plündern, ihre zerlumpte Kittel ihnen ausziehen, und in ihren schmutzigen Hütten die Öfen einschlagen wollte, woran ihr hoher Genius sich wärmte! Nichts geringeres, meinen sie, sollen die tückischen Philister im Sinne haben; und wenn sie sich das unterständen, bekämen sie keinen Pardon. Aber gegen den, welchen diese wichtige Beute nicht reizt, sind die Xenien und ihre Herren zahm wie die Lämmer! Sie lassen manche fremde Truppen vorbeyziehen, und sonderlich gegen einige welche ihnen ein wenig stark und kurz angebunden scheinen, sind sie recht manierlich, präsentiren die Dreschflegel, und endlich wenn sie sehen, daſs die andern nichts arges meinen, werden sie zutraulich, bieten einem *Voſs* oder *Garve* im Vorbeygehen eine Prise Weihrauchkörner aus ihren hölzernen Tabaksdosen an. — Danken gar schön! es sind allzuschmutzige Hände darin gewesen! — Doch wer von den Vorübergehenden etwa über die wichtige Stellung und die zerrissenen Hosen des Brentfordschen Xenienheeres ein wenig den Mund verziehen möchte, thue es nur wenn er ganz vorüber gegangen ist, sonst wird er geschimpft. Denn die Xenien, ob sie gleich dem nicht viel schaden können, der auf seinen Füssen feststeht, sind doch grobe Knollen, und ihre beiden Heerführer wissen den Koth wunderbar weit zu werfen.

Die groſsen Thaten werden nun erwartet von den Füchsen mit den brennenden Schwänzen, als Avantgarde auf die feindlichen Äcker geschickt; denn weislich sind die beiden Heerführer selbst beym Hintertreffen, beym Wurfgeschütz von Koth und Steinen geblieben, wodurch die xenischen Rettige und Zwiebeln —

Fila Tarentini grauiter redolentia porri
Edisti quoties, oscula clausa dato!

nebst den warmen Öfen — zu vertheidigen sind.

Aber, o widriges Schicksal! Die angegriffenen Nachbarn (gar nicht Philister, sondern gute ehrliche Pachter und Ackersleute von Twickenham und Richmond, eben so gut und besser wie die naseweise Bursche von Brentford) haben unter die Füchse geschossen ehe sie auf ihr Land kamen; das Vieh wird scheu, die Lunten zu kurz, die Schwänze brennen an, und so laufen die Füchse in die eigenen Äcker ihrer gnädigen Herren zurück. Nun beginnt das groſse Gefecht der Brentforder wider ihre Füchse! Jupiter wägt in seiner Wage das Schicksal der Xenien mit verbrannten Schwänzen und der Xenien mit Mistgabeln bewaffnet. Die Flegel fallen, die Füchse bellen und beiſsen, die verwundeten Xenien heulen, die Ähren rauchen, alles ist in wildem Getümmel, die Brentforder Ärnte brennt halb ab und wird halb zertreten; wenige Füchse, dem Kampfe entronnen, laufen versengt ins nächste Dickicht. O! ihr Könige von Brentford! Wäret ihr nicht so rachsüchtig gewesen, ihr hättet euer eigenes Land nicht verwüstet! Eure Füchse wären nicht versengt, eure Flegel nicht zerschlagen und eure Forken nicht zerbrochen worden!

Aber die Xenien, diese Brentfordbeschützer fürchten sich vor ihrer eignen Tapferkeit; damit nur Philister und Füchse nicht wieder kommen mögen, singen sie beym Abzuge den drohenden Siegesgesang *):

Unserer liegen noch tausend im Hinterhalt,
daſs ihr nicht etwa,
Rückt ihr zu hitzig heran, Schultern und
Rücken entblöſst!

Denn freylich — dem sind sie nicht furchtbar, der ihnen gerade ins Angesicht sieht. — Und nun ziehen sie wohlbehalten und ermüdet vom Siege, in den engen Paſs hinter dem Ofen ihres Genius. Da liegen sie unter der glorreichen Überschrift:

'Ω ξειν' αγγειλον τοιν κοτζοφοροιν, ότι τῇδε
Κειμεθα, τοις κεινοιν πειθομενοι νομιμοις!

Aber warum wollen denn nun beide er-

---

*) S. 259.

zürnte Herren überhaupt *offenbaren Krieg?* Antwort: Es ward beiden von den Philistern gar zu arg gemacht. Sie hattens doch so oft selbst gesagt und so oft von ihren Klienten wieder gehört, nicht nur, daſs sie die einzigen Dichter wären, über ihr Sekulum erhaben und Deutschland ihrer kaum werth, sondern auch Philosophen gröſser wie Kant, Optiker gröſser als Newton, kurz Alles in Allem und in Allem die Höchsten, die Vortreflichsten, die Edelsten, die Alleinwisser!

Leidlich hat Newton gesehen, und *falsch geschlossen*, am Ende
Blieb er, ein Britte, *verstockt*, schloſs er, bewies er so fort.
Newton hat sich *geirrt?* Ja *doppelt und* dreyfach! und *wie* denn?
Lange steht es gedruckt, aber es lieſst es kein Mensch *).

---

*) S. 240. 243.

Hinc illae lacrymae! Lange steht es gedruckt, was für übervortrefliche mehr als vortrefliche einzige Leute diese Herren sind, aber die tückischen Philister wollens nicht glauben, und einige Werke dieser Herren, welche sie selbst gar vortreflich finden, *lieset kein Mensch*! Das ist doch betrübt. Die vom Publikum so wenig bemerkten Geisteskinder dieser Herren sind freylich ihre schwächsten, abgezehrte rachitische Geschöpfchen, von den Vätern am meisten geliebt, die aber kein anderer lieben kann und mag. Sie sagen zwar selbst:

> Nur aus vollendeter Kraft blicket die Anmuth hervor *);

aber merken gar nicht wie viel ihren neuern Geisteswerken Kraft und Vollendung fehlt.

Und die Herren haben überdies das Schicksal, daſs selbst ihre besten Kinder nicht auf die rechte Art geliebt werden, wie die Herren Väter sie wollen geliebt wissen; denn die Liebhaber sind am Ende doch nur *Deutsche*, von einer niedrigen Nation, zu welcher so hohe Dichter sich *herabbücken* müssen *). Es ist ihnen zuwider, daſs der Weihrauch nicht gerade in die Nase zieht, daſs ihre Hoheit sich erst darnach bücken muſs, und was noch schlimmer ist, oft beym tiefsten Bücken ereignet sichs, daſs dennoch kein Weihrauch die Nase kützelt; hingegen finden andere Dichter und Schriftsteller Beyfall, die von den Herren als Philister weggeworfen sind. Und das sollte so vor ihren Augen geschehen dürfen?

---

*) S 145.

Endlich werden die sich selbst liebenden Herren sogar getadelt, und darüber gerathen sie in bösen Unmuth; denn sie meinen, so unverbesserliche Männer müſsten doch eigentlich *allen* gefallen; und da dieſs nicht erfolgt, werden sie unwillig über ihr deutsches Vaterland, das gar nicht so ist, wie es die Herren haben wollen. Um es zu strafen, machen sie bekannt, sie verachteten die Menge und wollten nur *wenigen* gefallen; sie rufen aus: *)

---

*) S. 180. s. auch oben S. 83.

> Kannst du nicht *allen* gefallen durch deine
> That und dein Kunstwerk,
> Mach es *wenigen* recht; *vielen gefallen*
> *ist schlimm.*

Damit ist aber wider ihr Vermuthen Deutschland wohl zufrieden, denn die *Wenigen* denen die Herren *alles recht machen*, bestehen nur in dem Zirkel ihrer Klienten die alles ohne Ausnahme an ihnen hoch erheben, wobei *viele* vernünftige und einsichtsvolle Deutschen die Achseln zucken. Das Schlimmste ist nun, daſs die Eitelkeit dieser Herren, welche es sehr übel aufnimmt, daſs ihre mittelmäſsigen Schriften wirklich nur *Wenigen* gefallen, *den Beyfall der Vielen* — denen zu gefallen doch schlimm seyn soll — immer noch als eine Schuldigkeit verlangt. Die Vielen aber fangen nach und nach an es ziemlich laut zu sagen, daſs in den Gedichten der Herren manches nichts taugt, daſs die Philosophie und die Ästhetik, und die Kritik, und die Optik, und die Mineralogie, und die Botanik, und die Geschichte, und die Memoiren und die Musenalmanache dieser Herren ganz artig, aber doch nicht weit her sind. Das verdrieſst die Herren bas. Sie fahren auf, schimpfen um sich herum, alles ist ihnen nicht recht, alles um sie her ist ihnen verächtlich bis zum Todtärgern; denn selbst wenn die Herren lachen wollen, kneipt immer der Miſsmuth an ihren blassen Lippen.

---

*) S. 177.

Die armen Leute! ihr Todtärgern erweckt nur Lächeln. Daſs nun sogar ihr Zorn so wenig gilt, können sie so nicht hingehen lassen! Nun wollen sie *offnen Krieg*, nun wollen sie die *reife papierene Saat der gelehrten Philister verderben!* — Verderben? — Ach! sie fühlen an die Stirn, sie ist kalt, an die Arme, sie sind ohne Nerven. Nicht nur zuweilen zum Dichten, sondern sogar zum Verderben, mangelt's an Kraft:

Schreckensmänner wären sie gerne, doch lacht man in Deutschland
Ihres Grimmes, der nur mäſsige Schriften zerfleischt. *)

Und nun werden die schrecklichen Männer ernstlich unmuthig bis zum Weinen, über Klienten, über Philister, über Viele, über Wenige, über Alle, über Deutschland, und über das Jahrhundert. Die Welt liegt im Argen, ausgenommen nur zwischen der Leutragasse in Jena, und dem Topfmarkte in Weimar! Da hat

---

*) S. Musenalmanach 1797. S. 252.

> Eine groſse Epoche — das Jahrhundert geboren;
> Aber der groſse Moment ſindet ein kleines Geschlecht. *)

Ja! so ists! Kann wohl ein kleineres Geschlecht seyn, als das diese Männer von der groſsen Epoche verachtet wenn sie verächtlich werden, und bedauert wenn sie bedauernswerth sind? Und Deutschland und das Jahrhundert gehn ihren Gang fort, wie auch die groſse Epoche dieser Herren abläuft oder nicht abläuft, und werden, wenn nicht besser doch wenigstens nicht schlechter; aber die unmuthigen Herren könntens leicht werden; denn indem sie selbst immer nur auf andere schelten, sehen sie nicht, wie es etwa mit

---

*) S. Musenalmanach S. 206.

ihnen selbst beschaffen seyn möge? Ob's da etwa fehle? Sie sagen: *)

> Überspringt sich der Witz, so lachen wir über den Thoren,
> Gleitet der Genius aus, ist *er* dem Rasenden gleich.

Das ist in ihrem Musenalmanache zu sehen. Da ist übersprungener Witz die Menge, und den *Genius* scheinen sie blofs im *Ausgleiten* zu suchen. Wir können kaum über jenen lachen, was sollen wir über diesen?

Die armen Leute! Alles geht ihnen verkehrt, wie sie es denn auch so anfangen. Sie verkündigen offenen Krieg und niemand wird versehrt; sie wollen eine Arndte verbrennen, und versengen nur ihre Füchse. Apoll verleihe ihnen doch wieder ein Stündchen frohen Muths, und bessere Gedichte, damit auch andere Leute wieder an ihnen Freude haben können!

---

*) S. 175.

Daſs die Indignation der Dichter in Verse ausbricht, ist schon seit den ältesten Zeiten Herkommens, und also ein gewöhnliches und an sich für Körper und Geist ganz heilsames Ding. Wenn aber bey *guten* Dichtern der Unmuth sich durch *schlechte Verse* entledigt, ists ein bedenkliches Zeichen; es steckt sodann gewiſs viel *Materia peccans* tief in der Seele. Der Geist ist zu schwach; daher kann er sich nur des Groben entladen. Das geistige Gallenfieber kommt nicht zur Krise, es geht in ein schleichendes über, der Geist wird immer schwächer und empfindlicher, immer mehr *peevish* und kleinlich, und wenn er nicht ernstlich auf Heilung seiner Schwachheit denkt, so lange es noch Zeit ist, wenn er nicht auf sich Acht giebt, und gute Geistesdiät hält, so wird sich die

Geisteskraft immer mehr vermindern, und es wird ihn die *Materia peccans*, worin er zu lange geschmort hat, entweder kraftlos aufschwellen, oder er wird kraftlos vertrocknen.

Unmuth mit der jetzigen Welt ist eine gewöhnliche geistige Beschwerde des Alters, vielleicht unter so manchen Beschwerden desselben die schlimmste. Das Alter an sich isolirt. Die bekannten Freunde der Jugend sterben ab, es kommt eine neue Welt die ihren Weg geht und sich um uns nicht bekümmert; der ist aber der Unglücklichste an dem Niemand Theil nimmt, und das leichteste Mittel so unglücklich zu werden, ist, daſs man selbst untheilnehmend werde. Das ists also wofür ein alter Mann vorzüglich sich zu hüten hat, besonders wenn er Schriftsteller ist, und sein Geist bey Kräften bleiben, und er guten Muth behalten soll: was doch mehrentheils den Alten so schwer wird. Woher mag das kommen? Man erlaube mir aus eigener Erfahrung zu reden.

Als ich anfing alt zu werden, merkte ich auch nach und nach diese Beschwerde bey mir, wovon ich sonst nichts gewuſst hatte. Manchmal meinte ich anfänglich, die jetzige Welt mache es zu arg und werde immer schlimmer; und wahr ists, es kommen wohl manche einzelne Stunden, wo man vorige glückliche Zeiten bedauern möchte. Indeſs fand ich bald, daſs es nichts hilft, wenn ein alter Mann beständig *laudator temporis acti* ist, ich fand, daſs die Welt dennoch ihren Weg gehet, und daſs ein alter Mann doch in und mit dieser Welt hinleben muſs. Da ging ich in mich selbst hinein, bedachte daſs Empfindlichkeit ein Zeichen der Schwäche ist, und wenn mir dieses oder jenes nicht gefallen wolle, möge es wohl an mir liegen. Ich suchte also meinen Geist durch Vernunft und Frohsinn zu stärken, und nachher schien mir die jetzige Welt viel besser auszusehen. Sie war freylich in manchen Stücken *anders* als in meiner Jugend, aber wenn auch manches wirklich *ärger* schien, fing ich an in vorige Zeiten zurückzugehen, und da kam mirs vor, es möchte damals auch manches *anders* und *noch ärger* gewesen seyn als jetzt. Wenn man in die Geschichte zurückgeht, so kommt man auf den Gedanken, daſs die Menschheit durch alle verschiedene Modifikationen ihrer Existenz nie ganz verdirbt, und daſs es nur die Schuld der einzelnen Menschen ist, wenn sie verderbt werden. Daher sage ich mir immer, ich will die Welt ihren Weg gehen lassen, und nur fleissig auf mich selbst Acht geben, daſs *ich* nicht schlechter werde.

Wie könnte dieſs ein vernünftiger Mann

am sichersten bewirken? Durch Sorgfalt daſs er nicht *schwächer* werde! Der schwächste Geist ist der, welcher sich *nicht selbst beherrschen* und *selbst leiten* kann, und daher nicht ertragen will, was ausser uns ist und nicht von uns abhängt. Die Zeit geht fort und wir mit der Zeit. Wir sehen die Veränderungen ausser uns, vergessen aber oft die Veränderungen in unserm Innern. Wir meinen es geschähen ganz ungewohnte Dinge, und wir selbst sind nur verwöhnt. Es fehlt uns an Kraft oder an Muth, dasjenige was um uns herum geschieht mitzumachen oder nach seinem Werthe zu schätzen, und nun meinen wir schnell, alles wäre gar nicht recht so wie es seyn sollte. Da liegt denn der eigentliche Fehler, der unserer Meinung nach im Ganzen liegen soll, das wir nicht kennen und woran wir nicht Theil nehmen wollen, bloſs nur in unserer eigenen Schwäche, in unserer Vereinzelung, in unserm *Ausgleiten.* Die Theilnahme und Vereinigung mit dem Ganzen ohne eigene Individualität zu verlieren, würde uns empor halten, und hindern mit Grämlichkeit alt zu werden.

Eines der schönsten kleinen Gedichte in diesem Musenalmanache ist folgendes *):

Einig sollst du zwar seyn, doch *Eines* nicht
mit dem Ganzen,
Durch die Vernunft bist du eins, einig
mit ihm durch das Herz.
Stimme des Ganzen ist deine Vernunft, dein
Herz bist du selber,
Wohl dir, wenn die Vernunft immer im
Herzen dir wohnt.

Die erste Zeile ist mir aus der Seele geschrieben, die folgenden scheinen nicht ganz richtig. Nicht durchs *Herz,* — worunter der Sprachgebrauch die innern Gefühle, das Empfindungs-

---

*) S. 169.

und Begehrungsvermögen versteht — sondern durch die *gesunde Vernunft* werden wir *einig mit dem Ganzen.* Eines jeden Menschen subjektiver *Verstand* und *Vernunft*, seine subjektiven Überzeugungen, individualisiren ihn, und wenn seine Seelenkräfte alle in edelm Verhältnisse stehen, machen sie ihn *Eins* mit sich selbst. Hingegen der *gemeine Verstand*, welchen jetzt unsere formalen Philosophen so ungerechter Weise zu verachten affektiren, ist keinesweges bloſs der Verstand *gemeiner Leute. Gemeiner Verstand, bon sens, common-sense, gesunder Menschenverstand, gesunde Vernunft*, hat immer die Masse der Wahrheiten, der Überzeugungen und ihrer Resultate bedeutet, worin der individuelle Verstand aller oder der meisten verständigen Leute von verschiedener Beschaffenheit *übereinkommt*, und die also ihnen allen *gemein* sind. Daſs die Erde sich um die Sonne drehe, war zu den Zeiten des Galiläi keine Wahrheit des *common-sense*, jetzt wohl; und so sind der ſcientifischen, moralischen und politischen Wahrheiten viele, „*welche jetzt* der *gemeine Menschenverstand*, die bloſse *gesunde Vernunft* erkennt, und im vorigen Jahrhunderte noch nicht. Durch den bloſsen abstrahirenden Verstand wird der individuelle Mensch nicht mit dem Ganzen vereinigt. Der abstrahirende Verstand vereinigt nur das sehr kleine Ganze einer einseitigen Schule; sogar wird er selten Schule mit Schule vereinigen, ohne alle Beyhülfe des gemeinen gesunden Verstandes, der sich auf Beobachtung des Ganzen, ſolglich auf Erfahrung und Nachdenken darüber gründet, und dadurch genährt wird. Je groſser daher in einer Masse von Menschen, in einem Lande, in einem Zeitalter die Masse solcher Wahrheiten ist, die bis zum *gemeinen Verstande* gedrungen sind, für desto *verständiger* können sie gehalten werden; und für desto *vernünftiger*, je mehr diese Masse von Überzeugungen auf ihr Verhalten wirkt. Jemehr daher jeder vernünftige Mann, seiner eigenen Individualität unbeschadet, durch die Masse der seinem Zeitalter *gemeinen* Wahrheiten, mit dem Ganzen *einig* ist, desto mehr wird *Wohlwollen* gegen das Ganze sein *Herz* beleben, desto besser wird *das Ganze* der menschlichen Gesellschaft bestehen, und desto mehr Übereinstimmung, Ruhe und geistiger Genuſs wird auf jeden Einzelnen verbreitet werden. Diese Gesinnung zur Richtschnur anzunehmen, bestrebte ich mich, von der glücklichen Zeit an, da Moses Mendelssohn und ich den Shaftesbury studirten und aus ihm unsere Lebensphilosophie durch freundschaftlichen Gedankenwechsel zu bilden suchten, um von ihr sicher geführt zu werden. Sie hat uns geführt, und giebt mir auch noch im Alter Kraft mit Frohsinn und Toleranz unter der jungen Welt fortzuleben, so viel Gutes zu wirken als ich kann, jedes Gute im Ganzen aufzusuchen, einig damit und eins mit mir selbst zu bleiben. So hindert die Theilnahme an allem Guten des Ganzen und das Bestreben es zu befördern, daſs der alte Mann nicht einzeln da stehe.

Herr Schiller hingegen scheint schon, wenn nicht alt, doch etwas grämlich wie ein alter Mann, werden zu wollen. Er sucht auch schon die *)

Quelle der Verjüngung.

Glaubt mir, es ist kein Mährchen, die Quelle der Jugend, sie rinnet
Wirklich und immer. Ihr fragt, wo? in der dichtenden Kunst.

Dieſs gebe ich gern zu. Glücklich ist wer sie hat, dreymal glücklich wem sie im

---

*) M. A. für 1797. S. 59.

Alter bleibt! Die dichtende Kunst die den Geist erhebt, ist gewiſs ein Zeichen fortdaurender männlicher Kraft des Geistes. Aber wir haben ja Beyspiele von Dichtern die früh unmuthig wurden wie alte Leute, und bey denen auch früh die dichtende Kunst abnahm. Wie möchte bey denen, wo nicht diese Kunst erneuert, doch die übrige Jugendkraft gestärkt werden? Die sichersten Mittel werden wohl die zwey obenerwähnte seyn: *Selbstkenntniſs*, verbunden mit *Selbstbeherrschung*; wenigstens durch Unzufriedenheit mit dem was um uns ist, wird gewiſs sowohl die dichtende Kunst als die Verjüngung gehindert.

Wenn man untersucht, warum alte Leute so leicht *laudatores temporis acti* werden; so findet sich bald, daſs gewöhnlich dabey sehr viel von der *laudatione sui ipsius* im Hinterhalte liegt. Denn wir bilden uns immer ein, da wir noch selbst jünger und munterer waren, wäre die ganze Welt jünger und munterer gewesen, und die jetzige wäre schwächer, weil wir selbst schwach sind. Indem wir die jetzige Zeit tadeln, ist mehrentheils Eigenliebe und Selbstlob die geheime Ursache.

So wie alten Leuten, gehet es auch jungen Leuten, die früh alt werden. Es scheint mir, junge Schriftsteller welche sich gern selbst loben, können eher als andere an Geisteskräften abnehmen. Es ist natürlich daſs ein solcher sich in den Mittelpunkt der Welt setzt, alles nach sich beurtheilt, selbst was er nicht kennet und kennen mag. Da er nichts lobenswürdig findet als was seinem Ich schmeichelt, muſs er bald mit dem Ganzen unzufrieden werden, mit dem er nicht *einig* ist, und von dem er doch verlangt es soll mit ihm *Eins* seyn. Und da dieses nicht möglich ist, so vergeudet er die Geisteskräfte in Unmuth, welche er anwenden sollte sich selbst zu beherrschen, und sich mit dem Ganzen zu vereinigen, ohne Eins mit ihm zu werden. Es war eine Zeit wo er allgemeinen Beyfall erhielt, wo das Ganze mit ihm, und er mit dem Ganzen einig war. Das Ganze blieb wie es war, er änderte sich. Es ist nicht lange her, aber für ihn ists lange; jenes war Jugend, dies schnellfolgendes Alter.

So ist, in jedem Alter, Unzufriedenheit mit dem was uns umgiebt, unrichtige Schätzung des wahren Werthes des Zeitalters, die schädliche Folge des Eigendünkels und Selbstlobes. Man giebt vor, man wolle nur *wenigen* gefallen, und ärgert sich wenn man dies nur allzuleicht erlangt. Man wird *avantageux*, *sensible*, *peevish*, *isolirt* sich, *ennuyirt* sich, alles ächt deutsch in fremden Worten. Die deutsche Sprache hat für das Allgemeine solcher Gemüthsbeschaffenheit nur Ein Wort, das etwas grob lautet.

Indeſs werden wir alten Leute nun einmal alt, und die jungen Leute welche wild in den Tag hineinleben, sind Greise von vierzig Jahren; das ist nicht zu ändern. Wenn nun wir Alten im natürlichen Laufe der Dinge schwach werden; so hat die Natur unserm Körper eine nützliche Krankheit verordnet, die uns wieder herstellt, wenn wir nur unsere Kräfte nicht zu früh verschwendet haben: nämlich ein tüchtiges Podagra zwischen dem sechzigsten und siebenzigsten Jahre. So giebts auch bey der Geisteſschwachheit ein Podagra an den Füſsen des Geistes, wobey die edlern Theile frey bleiben. Da hat denn unser Geist eine Zeitlang Unmuth, wenn es mit uns und andern nicht so geht wie wir meinen, wobey wir den Schmerz über die jetzige arge Welt geduldig ertragen oder ein wenig schreyen, je nachdem wir mehr oder weniger Vernunft haben oder anwenden. Nach und nach ist die Krise vollendet, und nun sind wir wieder frisch und munter, als ob wir neu verjüngt wären.

Aber die Zufälle sind viel schlimmer, wenn beym Manne zwischen vierzig und funfzig Jahren oder gar unter vierzig Jahren schon sehr viele *Materia peccans* von Eigenliebe, Eigendünkel, Selbstlob, Stolz und Unmuth im stark verschleimten Geiste tief lieget, der zu schwach ist sich von der bösen Materie loszumachen. Da ziehts hier, da kneipts dort; da ist's hier nicht recht, da ist's dort nicht recht; da ist *offner Krieg im Innern*, und niemals kommt es zu einer Krise welche die böse Materie in Bewegung bringen und herausschaffen könnte. Da sind denn dergleichen arme Patienten immer in übler Laune, und üble Laune macht bekanntlich üble Säfte. Da wird denn die *Feuch-*

tigkeit in den Gehirnhöhlen, — durch die sie, nach des berühmten Sömmering neuester Entdeckung, *denken,* — sehr *übel organisirt;* darauf erfolgt eine laufende Gicht des Geistes, ein Schwindel in der Dichtungskraft und in der Einbildungskraft, und oft in der Denkungskraft und in der Besinnungskraft, sogar im Formtriebe und im Spieltriebe. Da werden denn dergleichen arme Herren, die in ihren besten Jahren in der besten Kraft ihres Geistes seyn sollten, immer unmuthiger, immer unzufriedener, sonderlich mit dem Ganzen der litterarischen Welt, werden immer mehr *laudatores sui ipsius*, werden dadurch immer schwächer; so daſs sie oft ihre Nervenzufälle und Kopfkoliken bekommen, und in sich zusammenfallen, wenn nicht immer das stärkende Weihrauchfaſs vor der Nase sie noch gerade aufrecht erhält. Kommen dergleichen Paroxysmen oft, so welkt der Geist dahin. Einer kanns freylich länger aushalten als der andere; aber an den Geistesfrüchten solcher Herren ists am deutlichsten zu merken, wie weit es mit der Krankheit ihres Geistes geht. Zwar werden die Geisteskinder immer noch geboren:

> Denn, sind die Herren Lumpenfärber
> Nur recht gewandte Papierverderber,

so fehlts am Schreiben und Drucken nicht, weil sie immer noch Kräfte zu haben meinen, da sie doch nur ganz ruhig liegen sollten. Aber wenn der Geistesschwindel der Väter auf einen hohen Grad gestiegen ist, so wird er den Geisteskindern unmittelbar tödtlich. Das sehen wir an den Büchern solcher Leute, wie *Heidenreich, Fichte, Niethammer, Snell, Lavater, Jung* in Marburg, *Eckartshausen* in München, *Haschka, Hofmann, Hofstäter* in Wien, und der Menge der Leute ohne Namen, deren Namen die ge-

gelehrten Intelligenzblätter füllen. Solche schwache Geistesfrüchte haben schon die Geistesgicht im Mutterleibe, beflecken kaum ihre erste Windel, den Meſskatalogus, und sind todt. Andere Schriften leben zwar, aber sehr schwächlich; denn sie leiden an der von ihren Vätern empfangenen Erbgicht, und können daher gar nicht zu Kräften kommen. Der *Groſskophta* stöhnt auf seinem Lotterbette, engbrüstig und von Wasser aufgeschwollen; *Reinike Fuchs auf sechs Füſsen* schleicht noch kaum und läſst den Schwanz hängen; die *ästhetische Erziehung* hat keine Waden und schwindet ohne alle Kraft dahin. Die *Horen*, in denen noch so viel herrliche gesunde Lebenskraft steckt, möchten gern ganz *rekonvalesciren*, aber es geht langsam: der ewige *Benvenuto Cellini* kann mit aller *Naivetät* seiner Handlungen die langweilige *Niaiserie* seiner *Erzählung* nicht ersetzen; der *Ritter von Tourville* ist auch ein ziemlich langweiliger Ritter; und hin und wieder kommts zu einem Recidive von unverdaulicher kritischer Philosophie. Davor sollten die Jungfern sich besonders hüten; es ist schon manche unschuldige Schrift an solcher geistverstopfenden Nahrung erstickt.

Die ungemessene *Eigenliebe*, welche sich selbst allein sieht und lobt, daher kein fremdes Verdienst erkennt, daher über alles was nicht nach ihrem Sinne geht, unmuthig, daher immer einseitiger und mit der Welt fremder wird, daher seine eigenen Kräfte nicht kennet, daher sich mehr Kräfte zutraut als übrig sind, verursacht durch die unnatürliche Anstrengung zulezt *Geistesschwäche*, welche desto geschwinder erfolgt, je stärker sich die Patienten angreifen, und viel früher als sie dem ordentlichen Laufe der Natur nach erfolgen sollte. Dieser Geistesverzehrung kann nichts abhelfen als *Selbstkenntniſs* und *Selbstbeherrschung*; alle andere Mittel sind Palliative.

Aber halt! *Schiller* und *Göthe* sind wohl ganz andere Menschen als wir andere Sterblichen alle! Es sind *Genies*, und für den hohen Genius gilt vielleicht nicht, daſs er sich selbst beherrschen und zu diesem Behufe sich selbst und andere kennen müsse. So hohe Genien fassen vielleicht von Rechtswegen mit ihrer „*Ideeneinheit* das ganze »Reich der Erscheinungen unter sich, und »unterwerfen die *Mannichfaltigkeit* der Welt der »Einheit ihres *Ichs!*«*) Unsere Herren möchten sehr gern, daſs man dieſs glaubte. Die *Horen* haben sogar kürzlich *festgesetzt*, »dem

---

*) Dieſs gebietet Hr. Schiller in den Horen 1795. IItes Heft.S. 67. ff.

»Genie gebühre, als ein *Fremdling* auf die »Erde zu schauen.« Der Leser beliebe nicht zu lachen, es ist Ernst [*]. Wer kaum ein wenig *Talent* bey sich spürt, erklärt sich bald zum *Genie*. Das Genie ist aber, nach der Meinung dieser Herren, nur in seiner *innern Welt* (ob der Einbildungskraft oder der Einbildung, wird so genau nicht gesagt) *zu Hause*, und beherrscht, *von da aus*, *die ganze Natur*. Sie versichern mit derselben übereingekommen zu seyn, daſs sie *alles leisten muſs*, was der Genius *verspreche* [**]; ein bequemer *leoninischer*

---

[*] S. Horen 1796. X. Heft. S. 67. »Julius hatte »poetisches *Talent* und war oft versunken »in seine Dichterwelt, wenn es darauf an»kam, *Würde und Kraft in der Wirklich»keit* zu zeigen. Nur dem ächten Him»melssohne *Genie gebührt* es, aus der Klar»heit seiner *innern Welt* als ein *Fremd»ling* auf die Erde zu schauen.«

[**] Die Herren haben dies schon *im Musenalmanache von* 1796. S. 179 festgesetzt:

Bund, wo nur Ein Theil etwas leistet. Unsere Herren sind aber sehr *groſse Genies,* bis in die *Xenien*, das ist schon an ihrem Miſsmuthe und ihrer ekeln Laune zu erkennen. *Quel grand Genie,* sagte Kandide, *que ce Pococurante! Rien ne peut lui plaire!*

Aber um Verzeihung! Woher haben denn solche Genies das Privilegium nur in ihrer *innern Welt* zu Hause, und auf der weiten Erde *Fremdlinge* zu seyn, in der sie doch leben, in der sie doch handeln und sogar Bücher über Bücher schreiben? Eben daher, woher ihre *schöne Naturen* das Privilegium zu erlangen meinten, *moralischedel zu seyn,* ohne *moralischedel handeln* zu dürfen *), eben daher, woher *Fichte* und nach

---

Mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde,
Was der eine *verspricht, leistet* die andere gewiſs.

*) s. oben S. 61.

ihm die Magister die er in die groſse Lehre des *Ich* und *Nicht-Ich* initiirte, zu der Meinung kamen, es *gebühre* ihnen „die *oberste* „*Aufſicht* über den wirklichen Fortgang des „menschlichen Geschlechts, und sie wären „die *höchsten und wahrsten Menschen.*" Es ist nichts als der wohlgefällige Dünkel der hochdaherfliegenden Seherlinge und der transſcendentaltiefen Förmlinge, die ihr *Ich* zum Gotte des Spinoza machen möchten, zur einzigen Substanz, von der alle andere Gelehrten und Dichter bloſse Modifikationen wären. Das Genie, der Schöngeist, der Formenlehrer : *Ich*; die andern : *Nicht-Ich*. Solche eingebildete Gottheit ist aber der schlimmste Aberglauben, der Aberglauben an sich selbst.

Egoismus verdunkelt das Genie, und trocknet es endlich ganz aus. Eigensucht hindert das Wohlwollen, wodurch Menschen mit Menschen verbunden werden; ohne

Wohlwollen findet kein Verdienst statt, und ein Genie ohne alles Wohlwollen ist nicht ächt. Das wahre ächte schaffende Genie, in seinen Werken, ist allerdings auf gewisse Weise über die Erde erhaben, aber nicht ein *Fremdling* darauf. Die Gottheit wird nicht auf der Erde erblickt, aber ihr wohlthätiger Ausfluſs schaft Leben und Seligkeit durch die ganze Natur. Das ächte Genie gleicht Gott:

> Der alle Welten segnet,
> Auf Gut' und Böse regnet,
> Und seine Sonne scheinen läſst.

Das eingebildete Genie ist wie der Dalai-Lama, dessen Dünkel angebetet seyn will, und der den Anbetern seinen Koth austheilen läſst.

Wahr ists! Das Geisteswerk, hervorgebracht vom ächten Genius, ist so sehr über gemeine Geisteswerke erhaben, es steht so absolut in seiner Vollkommenheit da, daſs es von einer mehr als menschlichen Schöpfungskraft hervorgebracht scheinen möchte. Dieſs fühlt jeder innig, dem Geistesgenuſs Bedürfniſs, und dem hoher Geistesgenuſs in den besten Werken der Alten und Neuern hohe Seligkeit ist. Göthen und Schillern verdanken wir Werke des ächten Genius. Wer verkennt das? Aber sie vernachlässigten sich auch, sie schreiben Prosa und Verse die weniger als mittelmäſsig sind. Wem kann verwehrt werden, das zu fühlen und zu sagen? Wenn *Raphael* ein Schneiderschild malt, so ist er zu beklagen, wenn er seine hohe Kunst so wegwerfen *muſs*, muſs er nicht, so macht ihm solcher Leichtsinn *nicht Ehre;* aber in jedem Falle wird Raphael auch noch im Schneiderschilde dem Kenner erscheinen, und er wird seine kleinste Spur verehren. Wenn aber Raphael, weil er die Kenner verachtet, weil er den Dünkel hat, alles was von ihm kommt wäre für die Kerle gut genug, Bierzeichen hinkleckst, und Kindertrommeln bunt anstreicht, wie ein Dutzendmaler; dann ist er gar nicht mehr Raphael, und wird noch verächtlicher, als ein bloſser Dutzendmaler.

Es ist nicht alles ein Werk des Genius, was ein Mann schreibt der Genie hat. Newton schrieb über die Apokalypse, Göthe über die Optik, und Schiller — weder ein Göthe noch ein Newton — Briefe über die ästhetische Erziehung. Wer Menschen und Gelehrte kennet, bedauert zwar solche Erscheinungen, sieht aber nur allzudeutlich woher sie kommen. Aber ein Genie, das ein *Fremdling auf der Erde* ist, kennt sich und andere nicht, hält gemeiniglich den Zirkel der Klienten die ihm schmeicheln für seine *innere Welt*, vernachlässigt sich, schreibt immer schlechter, und wird zuletzt ganz untüchtig, *Kraft in der Wirklichkeit* zu zeigen.

Wozu auch *selbst Kraft zeigen!* Der Musenalmanach hat, wie schon bemerkt, *) festgesetzt, der Genius dürfe nur *versprechen*, und *die Natur selbst leiste* was er verspricht. Kann man in vollem Ernste etwas ungereimteres sagen!

Der ächte Genius mit Selbstkenntniſs und Bescheidenheit verbunden, wird allerdings nichts versprechen als was seine Natur leisten kann. Aber o du arme Natur, was hättest du nicht zu leisten, wenn du alles erfüllen solltest, was die *Fremdlinge* versprechen, die in ihrer *innern Welt* leben, und ihre wahren Kräfte nicht kennen! Diese seynwollenden *Genien* sind die leiblichen Brüder der seynwollenden *schönen Herren*, welche auch keine *Kraft in der Wirklichkeit* meinen anwenden zu dürfen, sondern in ihrer *innern Welt* sich den *moralischen Adel* durch Dünkel geben; sie sind die leiblichen Brüder der *philosophischen Queerköpfe*, welche die Welt mit ihrer formalen Philosophie auf einen ganz andern Fuſs stellen wollen, und schon wirklich so weit gekommen sind — sollte man glauben daſs es möglich wäre? — vorzugeben: *Die Erfahrung* — das heiſst die ganze durch Sinne erkannte Natur — *richte sich nach ihrer Form*, und sie bedürften also der *Erfahrung* nicht, deren Weisheit durch ihr *Ich* weit ubertroffen werde *). O glück-

---

*) S. oben S. 133.

---

*) Der Verf. der *Untersuchungen aus dem Natur - Staats - und Völkerrechte, nebst einer Kritik der neuesten Konstitution der Französischen Republik*, 1795. 8. sagt ausdrücklich folgendes: »Die Erfahrung ist eine »weiche Masse, die *jede Form, die ihr* »*der menschliche Geist aufdrückt*, annimmt. »Sie antwortet auch nur auf Fragen, *deren*

liches Zeitalter, das solchen *hohen moralischen Adel*, und dabey solche *Philosophen* und sol-

»*Auflösung man selbst in sie hineinträgt.* »Ich verachte ihre Antworten nicht; aber »ich glaube auch, daſs, wer sein *Ich* kennt, »*alle ihre Weisheit weit übertrifft.* Auſser »Ich ist eine Welt, die uns Stoff zum For»schen für eine Ewigkeit giebt.«

Ists nicht ein herrlicher Philosoph, welcher *der Erfahrung* die Form seines *Ichs* aufdrückt, und durch sein *Ich* ihre Weisheit *übertrift!* Dieser Schriftsteller liefert unter so vielen andern, ein Beyspiel des tollen formalen Dünkels, den viele Jünglinge jetzt aus ihren Hörsälen anstatt gründlicher Gelehrsamkeit bringen. (S. oben S. 20.) Er beweiset aus dem Sittengesetze, *keine* Regierungsform, als eine *vollkommene Demokratie*, sey *rechtmäſsig*, und fährt in den heftigsten Ausdrücken über alle andere Regierungsformen her, die er alle für *unrechtmäſsig* erklärt. Hatte ich Unrecht zu behaupten, daſs es sinnlos ist, durch eine seelenlose formale Philosophie jungen Leuten solchen Dünkel einzupflanzen, der sie wahre Gelehrsamkeit, gemeinen Menschenverstand und Erfahrung, verachten lehrt, che *Genies* hat, die über Erfahrung und Natur triumphiren!

sie in der wirklichen Welt zu allem untüchtig macht? *Kant* erklärt bekanntlich in seinem Buche *zum ewigen Frieden*, die Demokratie für eine *gänzliche Despotie*, und dieser seynwollende Schüler Kants für die *einzig rechtmäſsige* Regierungsform. *Kant abstrahirt* doch nur von der Erfahrung, aber seine seynwollenden Schüler wollen das *Reich der Erscheinungen unter ihre Ideen-Einheit fassen*, und die *Erfahrung* soll *die Form ihrer Unphilosophie* annehmen. Und dergleichen Menschen meinen nicht nur Gelehrte, sondern so Gott will, gar Genies zu seyn, welche mit ihren Grillen die wirkliche Welt beherrschen, und darinn, so wie in der Gelehrsamkeit, alles umkehren könnten! Eben so hat ein Herr *Berger*, in einer spannagelneuen *Wissenschaftslehre der Religion*, (S. 58 dieses Buchs) einen eben so neuen *höchsten Grundsatz* für alle *angewandte Moral* (und auch für die *Religion*) gefunden: »Bestimme das *Nicht Ich*, dich *so* »zu bestimmen, wie du *Dich selbt* bestim»men *sollst*.« Kann etwas neuer und sublimer seyn! Es ist zu hoffen, es werden für

L' Allemagne féconde en plats originaux hegte schon seit geraumen Jahren eine Gattung lächerlicher Originale, *Genies* genannt, wovon weder Griechen noch Römer, weder Engländer noch Franzosen wuſsten; wenigstens bedeuteten sie da auch nicht einmal kurze Zeit lang etwas, sondern wurden unmittelbar verächtlich. Dieſs kam daher, weil dort von je her alle Gelehrte und Schriftsteller, besonders auch die Dichter, in der wirklichen Welt lebten. Sie wurden daher durch die bürgerliche Gesellschaft überhaupt, und auch durch den Umgang mit Kennern gezüchtigt und polirt, wurden lebendiger aber auch gesitteter; weil sie ihre besten

---

so viel hohe Genien und tiefe Philosophen bald Stellen im *Innern* gewisser milder Stiftungen ausgemacht werden, wo sie zu Hause seyn würden; denn auf der übrigen Erde unter *vernünftigen* Menschen sind sie wirklich *Fremdlinge*.

Leser kannten, weil sie mündlichen Tadel hörten, und sich selbst in der mannichfaltigen Welt bilden konnten. Shakespear selbst wäre nicht geworden was er war, hätte er nicht unter Menschen von höchst verschiedener Art gelebt, und sie lebendig kennen lernen. In unserer deutschen gelehrten Welt hingegen ist fast nichts, als ein schreibendes und lesendes Völkchen vorhanden, und der deutsche Schriftsteller kennt oft die Leser gar nicht, *für* die er eigentlich schreiben will. Daher ists bey uns sehr gewöhnlich, daſs sich jeder Schriftsteller der sich ein *Genie* oder ein *groſser formaler Philosoph* zu seyn dünkt, und *die wirkliche Welt nicht kennt*, eine *innere Welt* bauet, so wie sie gerade seiner *Ideen-Einheit* zusagt, und er befindet sich in dieser *eignen* Welt recht gemächlich, weil ihm darin nicht widersprochen wird. Daher findet sich bey uns so mancher gute und mittelmäſsige Kopf, der die *äussere Welt*, wo so vieles anders aussieht als *Er selbst*, gar nicht leiden mag.

Die *Dea Murcia*, die *Göttinn Faulheit* ist gewöhnlich die Schöpferinn der deutschen frühaufkeimenden *Genies*. Junge Schriftsteller welche es allzubeschwerlich finden, etwas gründliches zu lernen, welche, wenn sie Anlage zur Poesie haben, gar nicht geneigt sind, die Werke der besten Dichter alter und neuerer Zeiten mit Überlegung und Eifer zu studiren, welchen die gewöhnlichen, obgleich ihnen sehr nöthigen und nützlichen Regeln *) allzuunbehaglich sind, und die es für

---

*) Unter die *Tabulae votivae* des Musenalmanachs ist (S. 174) folgende Maxime aufgenommen:

Lehre an Kunstjünger.

Daſs du der Fehler schlimmsten, die Mittelmäſsigkeit, meidest,
Jüngling, so *meide* doch ja *keinen der andern zu früh*!

für das kürzeste halten gleich *ausserordentlich* zu werden; ausstudirte Kandidaten, die entweder aus rohem Sinne allzuviel Unbiegsamkeit, oder aus Mangel an Erziehung allzuviel

Das scheint ein genialischer Rath zu seyn, aber so *unbestimmt* ausgedrückt, kann er zu *Ungereimtheiten* führen. Wenn ists *zu früh? Mittelmäſsigkeit* ist freylich an Gedichten der schlimmste Fehler; selbst Göthe und Schiller haben ihn nicht allenthalben zu meiden gewuſst, und der *Kunstjünger* sollte schon fühlen können, wenn er zu meiden ist? Es ist eine miſsliche Maxime für den jungen Dichter oder Künstler, *dadurch* der Mittelmäſsigkeit *entgehen* zu wollen, daſs er von Anfang an *sorglos gegen alle andern Fehler* wird. Der seichte Kunstjünger verfällt dann in tolle Bizarrerieen, wovon Deutschland voll ist, der noch nicht ausgebildete bessere Kopf aber glaubt, nur *ausserordentlich* seynsollende Ideale hinstellen zu dürfen, wodurch aber *das Ganze* keinesweges dem Mittelmäſsigen entgeht. So entstanden in der tollen Genieepoche, *Simsone Grisaldo*, *der neue Menoza*, und *Robert von Hohenecken*, und in einer bessern Zeit, *Donamar* und *Agnes von Lilien*.

mauvaise honte haben, um sich in die wirkliche Welt und in Gesellschaften worin sie menschliche Mannichfaltigkeit könnten kennen lernen, zu schicken: finden es für sich *am gemächlichsten*, sich in die *innere Welt* ihres Studirstübchens einzuschlieſsen, und dort geschwind *Shakespearchen* und *Kantchen*, das heiſst — so hübsch es auch anfänglich aussehen möchte — am Ende *Nichts* zu werden. So hat Fichte den Entschluſs ein *Euklidchen* zu seyn öffentlich bekannt gemacht; und man wittert in Deutschland manches *Shakespearchen*, schon Genie pipend, indem es noch die Eyerschale aufpickt, das doch nur trachten sollte — wenn es könnte — vor der Hand ein halber *Xenophòn* oder *Cornelius Nepos* zu werden und dabey unter lebenden Menschen von allerley Art, von mannichfaltigen Neigungen Ständen und Talenten, zu wallen, um sie kennen zu lernen, damit seine Imagination nicht früh verderbe, sondern sich auf Natur stütze, da sie sonst dereinst um so dürftiger werden wird, je mehr sie sich anstrengt.

Es ist aber auch nicht zu leugnen, daſs Gesellschaften, wo verschiedene Talente und Einsichten zusammenkommen, wo jeder von dem andern lernen kann, keiner aber den Lehrerton annimmt, wo Ein heller Gedanken den andern hervorbringt und würdigt, und wo Beurtheilungskraft und Menschenkenntniſs der Einbildungskraft zur Hand gehen, in Deutschland etwas seltener sind, als in manchen andern Ländern. Desto mehr sollte sie, wo sie nur zu finden sind, der Schriftsteller suchen, welcher weder für den Hörsal, noch für eine Modeepoche, noch für eitlen Zeitungsruhm arbeiten, sondern auf seine Nation wirken, und etwas beytragen will, sie auf eine höhere Stufe zu heben.

Der gute Schriftsteller muſs in seinem Zeitalter die vorzüglichsten Menschen aller Art suchen, muſs ihre Eigenschaften kennen lernen und sie vor Augen haben, wenn er schreibt. Alsdann wird er sich selbst in seinen Lesern schätzen lernen; denn wahrlich, es sind in Deutschland — so verächtlich auch *Schiller* und *Göthe* von deutschen Lesern sprechen — sehr viel Einsichten und Talente unter Männern verbreitet, die nie etwas drucken lieſsen. Aber eben deswegen wird er auch bescheiden seyn und nicht allzufrüh das Genie spielen wollen, wenn ihm die mannichfaltigen groſsen Talente und Einsichten vor Augen schweben, mit denen er einen ehrenvollen Kampf zu bestehen hat.

Von diesem allen aber bekommt ein Schriftsteller keinen Begriff in dem einseitigen Zirkel, worin Einer, hätte er auch noch so viel Talent, verlangt allein hervorzuragen und allein zu entscheiden. Präsumtion und knechtische Nachgiebigkeit kann dadurch befördert werden, nicht wahre Menschenkenntniſs und ächte Geistesbildung. Selbst der Almanach erkennt diese Wahrheit, obgleich dessen Verfasser oft nicht daran denken mögen, so wenig wie an mehrere Wahrheiten, die ihr Almanach hin und wieder sagt:

Wem zu glauben ist, redliche Freunde, ich kann es euch sagen,
Glaubt dem Leben, es lehrt besser als Redner und Buch *).

Die Schriften auch unserer Männer von Talenten und sogar unserer gröſsten Genies, sind nicht selten bloſs Früchte der Studierstube. Es hat daher der deutsche Gelehrte (den Dichter in vielen Fällen nicht ausgenommen) noch eine besondere Mühe anzu-

---

*) S. 159.

wenden, die Spur davon zu verwischen; und wo diese Mühe gespart wird, verfehlen sehr oft deutsche Schriften einen groſsen Theil der Wirkung, welche sie haben könnten. Dem aufmerksamen Leser werden leider! mehrere Beyspiele beyfallen, ohne daſs ich sie anführen darf. Nur Eins: Sollte die Beschaffenheit einer ziemlichen Anzahl vorzüglicher deutscher Schauspiele, die nie können aufgeführt werden — und was noch schlimmer ist, bey der Aufführung keine Wirkung thun würden — einen andern Ursprung haben?

Unsere verdientesten Gelehrten, und unsere gröſsten Genies leben aber oft nur in sich selbst, und in einem Zirkel gleichdenkender Menschen. Es läſst sich dieſs wohl begreifen; denn allerdings an sich ist dem Gelehrten, sonderlich wenn er ein wenig eitel ist, ein kleiner mitempfindender Zirkel angenehmer als die mannichfaltige groſse Gesellschaft, wo er nicht ganz allein scheinen kann. Man muſs hiebey freylich gegen jeden Mann von Verdiensten billig, und wenn es nöthig ist, tolerant seyn; aber wehe doch dem Schriftsteller, der sich einbildet, sein kleiner Zirkel sey die ganze Welt, und der dann die ganze Welt nach diesem kleinen Zirkel meint beurtheilen zu dürfen! Doppelt wehe ihm, wenn er, z. B. auf Universitäten, uneingedenk der Talente und Gelehrsamkeit neben ihm, die ihm zur Nacheiferung dienen könnten, sich nur gefällt, in dem Kreise junger Bewunderer, an Kenntnissen geringer als er, in dem Kreise mittelmäſsiger Köpfe und gutwilliger Geschöpfe, welche ihm das Weihrauchsgefäſs immer um die Nase schwenken! Dadurch wird er verzogen, und führt sich dann auf *wie ein verzogenes*

Kind, eigensinnig und schwach zugleich, aufschreyend und mit den Fäustchen um sich schlagend, wenn er seinen kindischen Willen nicht haben kann. Nicht in seiner *Ideen-Einheit*, nicht im engen einseitigen Zirkel, der sich um wenige schimärische Ideen drehet, nur unter Menschen mancherley Art, kann man Menschen und die menschliche Natur in ihrer Mannichfaltigkeit kennen lernen.

Kommt ein Schriftsteller endlich gar bis dahin, zu meinen, sein hohes Genie erfordere es, daſs er auf das Erdreich *als ein Fremdling herabsehe*; so ist er verloren. Er sieht über die Erde weg, in seiner *innern Welt isolirt*! *Erhaben wie ein Schieferdecker*, ruft er:

Wie tief liegt unter mir die Welt!
Kaum seh' ich noch die Menschlein unten
wallen!

Wie trägt mich meine Kunst, die *höchste* unter allen,
So nahe an des Himmels Zelt!
Und das Publikum antwortet:
— Und deine kahlen Höhn
Wozu sind sie dir nütz, als in das Thal zu sehn? *)

Die Genies die sich einbilden, ihr Wesen wäre nicht für diese Erde, empfinden vielleicht die richtige Wahrheit, dafs ein vorzügliches Geisteswerk in der seichten Welt der Konvenienzen nicht gebildet wird, und diese oft gar wohl verlassen darf. Aber sie vergessen, dafs sie in dem kleinen Zirkel worin sie sich eingeschlossen halten, sich selbst eine Menge *willkührlicher* und *sehr einseitiger Konvenienzen* schaffen, um nichts besser, als die Konvenienzen in der grofsen Welt, gewöhnlich ungeschlachter, und oft *noch viel*

---

*) S. Musenalmanach für 1796. S. 171.

kleinlicher. Solche *Fremdlinge auf der Erde* bilden sich denn ein, die Konvenienzen und Weidsprüche *ihres kleinen eitlen Zirkels* wären die *grofse Natur*, sie selbst daher erhaben über gemeine Menschen; und sie sind doch bey allem wahren oder eingebildeten Genie, nichts als elende Pedanten, denn sie leben unter ihren Ideen und ihren Büchern, die ihnen nicht widersprechen, und unter ihren Schmeichlern die ärger sind als todte Bücher und Ideen. Es gilt bey aller ihrer eingebildeten Hoheit des Geistes vollkommen von diesen *Geniepedanten*, was der einsichtsvolle *Büsch* von *Geschäftspedanten* und *Bücherpedanten* so einleuchtend sagt *). Wenn sie

---

*) »Die Geschäftspapiere und die Bücher haben einen grofsen Fehler: *Sie reden nicht.* — Wenn einer immer mit Menschen umginge, die nur Einmal ihre Meinung sprächen, aber dann zu allem was einer dazu, dafür und dawider sagt, stille schwiegen, so würde man in solcher Menschen Umgange

nicht ein wohlthätiger Rath eines wahren Freundes auf die Erde zurückruft, und wenn sie nicht noch so viel gesunde Vernunft haben ihn zu hören, wird ihre stolze Einseitigkeit immer kleinlicher, und macht sie immer unfähiger Werke hervorzubringen, des Beyfalls solcher Kenner würdig die mit der groſsen mannichfaltigen Natur vertraut sind.

»wenig Aufklärung gewinnen; man würde aber selbst in die Gewohnheit gerathen, jeden zuerst gefaſsten Gedanken für den besten zu halten. — Der Geist eines Mannes, der fortdauernd mit solchen Menschen umginge, würde dadurch eine unangenehme Wendung bekommen. Er würde glauben, eine Sache geschwinder einzusehen als es möglich ist, würde *durchblitzen* wollen was er mit Ernst und Bedacht *durchschauen* sollte, würde schnell entscheiden, und, wenn er dann *nach dieser Verwöhnung* zuweilen Widerspruch hören müſste, nur dadurch *entrüstet*, aber nicht zu mehrerem Nachdenken veranlaſst werden.« S. *Büschs Erfahrungen* 1ter *Band.* (Hamburg 1790. 8.) S. 201. 202.

Je einseitiger die Zirkel sind worin dergleichen *Geniepedanten* sich herumdrehen, desto weniger glauben sie selbst Regeln unterworfen zu seyn, und desto mehr wollen sie die Konvenienzen ihrer *kleinen innern Welt* — in ihrer Einbildung *hohe Natur* genannt — der ganzen groſsen mannichfaltigen Welt als Regulative vorschreiben.

> Leben und Weben ist hier, aber nicht Ordnung und Zucht *).

Wenn denn jemand die willkührlichen Konvenienzen, welche dergleichen Leute sich in ihrer *innern Welt* festgesetzt haben, nicht für hohe Natur erkennen will, wie sie denn nicht dafür zu erkennen sind; so wundern sie sich gemeiniglich, daſs sich jemand untersteht ihnen zu widersprechen, weil sie in ihrer *innern Welt* des Widerspruchs so ungewohnt wurden. Daher kommts leicht, daſs sie in blinder Wuth auffahren, gemeiniglich in stolzem wegwerfendem Tone. Und da zeigen sie dann nur allzusehr, daſs sie wirklich *Fremdlinge in der vernünftigen Welt* sind, und daſs Selbstkenntniſs und Selbstbeherrschung, bey allen schönen Worten die sie etwa in ihren Gnomen oder Stanzen machen, dennoch keinesweges in ihrer *innern Welt* gefunden werden. Kann ächtes Genie mit niedrigen Ausbrüchen niedriger Leidenschaften vergesellschaftet seyn? Der gute Geist weicht, wenn der böse einziehet.

---

*) S. Musenalmanach von 1796. S. 210.

Ein engländischer Kunstrichter sagt vom *ächten* und *falschen Genie* sehr gut: „*Genius* „*consists in certain motions of furious* „*joy and pride of soul, upon the conception* „*of a great hint. Some have the motions* „*without the hints; others have the* „*hints without the motions, and a third* „*set have neither the hints nor the mo-*

„*tions.*“ Zu welcher von diesen drey Klassen unsere Herren in manchen von ihren neuen Werken zu rechnen sind, mögen Kenner ausmachen. In ihrem Musenalmanach scheinen sie *motions of furious joy and pride of soul, upon the conception of very little hints* zu haben.

Es war in unserer Litteratur eine Epoche, welche vom *Geniewesen* den Namen behalten hat. Herr Schiller war damals noch zu jung um zu wissen was rechts oder links sey; Herr Göthe aber war an der Spitze des ungezogenen Trupps der eine Zeitlang in Deutschland rumorte. Zu der Zeit schrieb Claudius *):

Nachricht vom Genie.

Ein Fuchs traf einen Esel an.
Herr Esel! sprach er, jedermann

---

*) S. Werke des Wandsbecker Bothen III. Th. S. 28.

Hält Sie für ein *Genie*, für einen groſsen
Mann!
»Das wäre!« fieng der Esel an,
»Hab' doch nichts närrisches gethan?«

Und *Lessing* pflegte damals zu sagen: „Wer „mich ein Genie nennt, dem geb' ich ein „Paar Ohrfeigen daſs er denken soll, es sind „vier!“

Herr Göthe scheint gleich bey seinem ersten Eintritte in die deutsche Litteratur, der Meinung gewesen zu seyn, *Er* dürfe sich alles erlauben. Weil er Leute wie *Schmidt in Gieſsen* und den unglücklichen *Lenz* ungestraft zum besten haben konnte, glaubte er, jeden nach Gefallen öffentlich vorm deutschen Publikum handhaben zu können, wie Schmidten von Gieſsen. Er war unverschämt genug, Herrn Wieland mit faunischer Verachtung antasten zu wollen. Es wird hier eine litterarische Anekdote, welche vermuthlich sonst ganz untergegangen seyn würde, vielleicht am rechten Orte stehen.

Lessing hatte schon vorher über den unerträglichen Dünkel des jungen Genies oft den Kopf geschüttelt; aber der durch nichts veranlaſste Ausfall auf Wieland indignirte ihn so, daſs er im Begriffe war, die eignen Werke des jungen Mannes ganz genau zu beleuchten, der sich unterstand, auf einen Mann wie Wieland, ohne weitere Ursache als Laune und Dünkel, wie auf einen mittelmäſsigen Kopf herabzusehen. Es leben noch verschiedene von Lessings Freunden, welche wissen wie nahe er daran war, *Wertherische Briefe* herauszugeben, zumal, da ihm die Vorstellung des Charakters des unglücklichen Jünglings, den man als das Original des jungen Werthers *) ansah, nahe am Herzen lag. Es würde darin nicht bloſs eine genaue Zergliederung dieses Romans, und vielleicht anderer Schriften Göthens zu finden gewesen seyn; sondern auch besonders des jungen Verfassers Dünkel, der aus seinem Betragen gegen Wieland und andere ziemlich am Tage lag, in Lessings bekannter Manier, sehr hell ans Licht gebracht worden seyn. Es lebt noch jemand, der vielleicht etwas beytrug, Lessingen von diesem Schritte abzuhalten, nicht weil es Göthe damals um ihn eben verdient hätte geschont zu werden; denn der Mann denkt wenig an sich selbst, wenns auſs Allgemeine der deutschen Litteratur an-

---

*) Lessing kannte das Verdienst und Unverdienst dieses Romans. Man findet eine Spur davon *in Lessings Briefwechsel mit Ramler, Eschenburg und Nicolai*, im XXVII. Bande seiner Werke. S. 65. Und es wäre noch mehr darüber zu sagen.

kommt. Er glaubte aber, theils der allgemeine Unwillen, den der hirnlose Ausfall auf Wielands unsterbliche Werke *) bey allen rechtschaffenen Leuten in ganz Deutschland erregte, sey schon Wielands schönste Vertheidigung, so wie jetzt aller der verdienten Männer, die im Schillerschen Musenalmanache mit Kothe beworfen werden; theils war auch etwas Unwillen in Lessings Seele über die wegwerfende Manier, wie *seinem Freunde*

---

*) Auch im Musenalmanache für 1797 sind dergleichen unartige Neckereyen, die zugleich elenden kleinlichen Neid verrathen. Z. B. S. 270.

Göschen an die deutschen Dichter.

Ist nur erst *Wieland* heraus, so kommts an euch übrigen alle,
Und *nach der Lokation*! Habt nur einstweilen Geduld!

Daſs doch auch der Göschen nicht vor allen *Schillers und Göthens Werke* druckte! Und daſs die deutschen Leser Wielanden lieber lesen mögen!

selbst von Hrn. Göthe war begegnet worden, und auch die würde nicht unerwähnt geblieben seyn. Dieser glaubte aber, er wäre es sich unnd Lessingen schuldig, selbst den entferntesten Schein zu meiden, als wäre er fähig gewesen, um *dieser* Ursache wegen Lessingen aufzuhetzen. Er mag ohnedieſs, wenns irgend vermieden werden kann, denen die drauſsen sind nicht die hohnlächelnde Freude gönnen, daſs Talent durch Talent heruntergesetzt wird; und es schmerzt ihn sehr, wenn auch er talentvollen Männern unangenehme Wahrheiten ohne Schonung sagen zu müssen, durch sie selbst genöthigt wird.

Genug, ein Freund Lessings, um den es Göthe nicht verdient hatte, half verhindern, daſs nicht in Lessings Werken *Göthe* jetzt als ein Gegenstück zu *Klotz* erscheint. Herrn Göthe, der von Anfang an jedermann anzapfte, und der doch von Anfang an so kützlich war, daſs ihn eine auch aufs mildeste gesagte Wahrheit zu niedrigen Grobheiten brachte — welches genugsam zeigt wie leicht er, bey aller angenommenen Geistesgröſse, auſser Fassung kommt — würde die Ehre in Lessings Werken so ausführlich zu stehen, vermuthlich eben nicht behagen. Stände er da, so würde die deutsche Kritik immer etwas dabey gewonnen haben; aber im Schillerschen Musenalmanache würde Lessing jetzt ein *dummer Geselle* heiſsen.

Vielleicht wäre doch, wie der Erfolg gezeigt hat, Herrn Göthe eine kleine Züchtigung von *Lessing* heilsam gewesen; denn vielleicht hätte er dann eher den Dünkel verloren, als sey es ihm vom Apoll verliehen, die deutsche Litteratur, welcher er durch genievolle Werke allerdings einen neuen Schwung gegeben hat, willkührlich zu beherrschen; welcher Paroxysmus ihn seit einiger Zeit wieder hart anzutreten scheint.

Es kommt noch dazu, daſs er sich nicht allein das gröſste Genie, sondern auch ein sehr vornehmer Herr zu seyn dünkt. Er mag beides seyn; nur in der litterarischen Welt gilt nicht der gnädige Herr, und der Dichter nur in sofern er ein groſser Dichter ist und bleibt: der Dichter muſs aber nicht so thöricht seyn, den vornehmen Mann da geltend machen zu wollen, wo bloſs der Mann von Talenten gelten kann. Es hat vielleicht seinen Nutzen, die zweyte schon mehr als die erste bekannte Anekdote hieher zu setzen.

Bürger, der als Dichter gewiſs mit Göthen in ebenderselben Klasse steht, freute sich bey einer Anwesenheit in Weimar, Göthen mit welchem er ehemals im Briefwechsel, und in vertrautem Briefwechsel gestanden hatte, persönlich kennen zu lernen, dachte in dem herrlichen Dichter einen herrlichen Menschen zu genieſsen, und besuchte ihn. Er kam nicht zu einer Zeit, wo etwa Staatsgeschäfte abzumachen gewesen wären: denn der Dichter lieſs sich eben von einem Musiker neue Kompositionen seiner Gedichte vorsingen, und Bürger glaubte sogar in der Unschuld seines geraden Sinnes, er könne zu keiner gelegenern Zeit kommen, diese Musik zu genieſsen, oder sie auf Erfordern zu beurtheilen. Er ward aber nicht ins Musikzimmer, sondern in ein Audienzzimmer geführt, wo er eine Viertelstunde warten muſste. Darauf erschienen Se. Excellenz mit ernsthafter Amtsmine, geruheten Bürgers Anrede mit einer herablassenden Verbeugung zu erwiedern, ihn auf Hoch Dero Sopha neben Sich sitzen zu lassen, und Sich mit gnädigem Wohlgefallen *nach der Frequenz* *der Göttingischen Universität*, und nach andern wichtigen Dingen, auf die Bürger eben nicht gefaſst war, zu erkundigen. Bürger kürzte die Audienz bald ab, versprach sich selbst, Göthen nie wieder zu sehen, und machte im Zuhausegehen auf den Vorfall folgende Verse, welche ich, so wie die ganze Anekdote, aus seinem Munde gehört habe:

Mich drängt' es in ein Haus zu gehn,
Drin wohnt' ein Künstler und Minister.
Den edlen Künstler wollt' ich sehn,
Und nicht das Alltagsstück Minister.
Doch steif und kalt blieb der Minister
Vor meinem trauten Künstler stehn,
Und vor dem hölzernen Minister
Kriegt' ich den Künstler nicht zu sehn.
Hohl' ihn der Kukuk und sein Küster!

Ich weiſs nicht, wie Hrn. v. Göthe dies gefällt; mich würde es äuſserst schmerzen, wenn ich jemand zu solchem Epigramme

Gelegenheit gegeben hätte. Es trift mehr als alle Xenien; denn es rügt etwas dessen sich der Getadelte schämen muſs.

Mit eben dem Übermuthe begegnet er, wenn es ihm einfällt, in diesem Musenalmanache und sonst jedem Manne von Verdiensten unter den Schriftſtellern Deutschlands. — Auf seine Leser sieht er von seiner Höhe herab. Er wirft dem deutschen Publikum seine Schriften vor, beynahe wie man Hunden ein Stück Brot vorwirft. Er nimmt den Ton an, als ob niemand, auſser höchstens etwa Schiller, in seinen Schriften den hohen Geist der darin webt fühlen könne; und Schiller möchte gern auch den Ton annehmen, als ob niemand auſser Göthe

> — durch den zartantwortenden Nachklang
> Und den reinen Reflex aus der begegnenden Brust *)

---

*) S. 179.

seine Schriften belohnen könne. Beide stellen sich selbst als die Auserwählten dar, welche nur allein dasjenige was hoch und edel und zart ist fühlen könnten, gerade als ob in Deutschland keine Leser vorhanden wären, hohen Geistesgenusses fähig.

Und in dieser Aufgeblasenheit merken sie nicht mehr darauf, ob sie selbst gut oder schlecht schreiben. Sie sagen: *)

Hast du an liebender Brust das Kind der Empfindung gepfleget,
Einen Wechselbalg nur giebt dir der Leser zurück.

Ach! die Herren kennen nicht den eigentlichen Ursprung ihrer Wechselbälge. Die neidische Hexe, Dünkel genannt, schiebt ihnen sehr oft einen Wechselbalg nach dem andern unter, ehe die Leser die Kinder zu sehen bekommen. Wenn die Herren sich

---

*) S. Musenalmanach von 1797. S. 179.

so oft erboſsen, daſs die gelehrten Philister nicht im Stande wären, die *Natur im Groſsen* *) — nämlich Göthe's und Schiller's Natur — zu sehen, weil ihrer Meinung nach ihr *hoher Genius* — weit über Deutschland erhaben — von den deutschen Lesern nicht gehörig gefaſst wird; so fällt ihnen nicht ein, dieſs möchte etwa daher kommen, daſs eben kein hoher Genius in manchen ihrer Sächelchen zu finden ist. Es geht den guten Herren nicht selten wie dem Könige Nebucadnezar, der von seinen Weisen nicht nur die Deutung seines Traums verlangte, sondern hauptsächlich den Traum selbst, den seine Allerhöchste Einbildungskraft träumte. Bey dem Könige Nebucadnezar nahm die hohe Imagination bekanntlich ein merkwürdiges Ende.

Die hohe Meinung dieser Herren von sich

---

*) S. 158.

selbst macht sie mit Deutschland überhaupt sehr unzufrieden. Ich habe oben schon angeführt, wie lächerlich in diesem Almanache geklagt wird, daſs sie sich, um Beyfall zu erhalten, zu den Niedrigen bücken müſsten, weil in Deutschland keine Leser hoch genug ständen um ihnen Nase gegen Nase Beyfall zu geben. Herr Göthe geht noch weiter. Er versichert, er sey so *unglücklich* ein deutscher Dichter zu seyn. Er sagt: *)

> Vieles hab' ich versucht, gezeichnet, in Kupfer gestochen,
> Oel gemalt, in Thon hab' ich auch manches gedrückt,
> Aber unbeständig, und nichts gelernt noch geleistet.
> Nur der Meisterschaft nah bracht ich ein einzig Talent:

---

*) S. Musenalmanach für 1796. S. 223.

Deutsch zu schreiben; und so *verderb' ich*
unglücklicher Dichter,
In dem schlechtesten Stoff, leider! nun
Leben und Kunst.

Man könnte dies als einen Einfall oder eine Wendung des Dichters ansehen, die man nicht allzu ernstlich nehmen müsse. Aber die Herren haben es auf so mancherley Art gesagt, daſs sie sich *schämen Deutsche zu seyn*, und man wird endlich glauben müssen, daſs sie dies in ihrem kindischen Miſsmuthe ernstlich meinen. Bald wird es auch Schiller nachlallen, die deutsche Sprache sey der *schlechteste Stoff*, welchem seine hohe Gedanken einzudrücken er nicht fähig sey. Ists aber nicht die unverschämteste Anmaſsung gegen die vortreflichsten deutschen Dichter, die sich wahrlich wohl mit Göthen messen können, und ihn zum Theil übertreffen? Diese haben ja die Schwierigkeiten unserer Sprache glücklich überwunden, *) und haben in derselben unsterbliche Werke hervorgebracht. Hätte Hr. Göthe *Leben und Kunst* dadurch *verdorben*, daſs er *Deutsch schrieb;* so wäre er freylich unglücklich genug, nicht zu wissen, wozu er lebte. Ich dächte, er könnte sich glücklich schätzen, daſs er wirklich ein meisterhafter deutscher Schriftsteller ist; was wäre er denn sonst? Aber freylich würde er *Leben und Kunst verderben*, wenn er etwa anfinge schlechter zu schreiben, und glaubte, er schriebe noch gut; und für Hrn. Schiller wäre es noch schlimmer, wenn er auch anfinge herabzugehen; denn wahrlich so hoch wie Göthe stieg er nicht. Ich lasse dahin gestellt, wie es jetzt eigentlich mit dem neuesten Verdienste und Unverdienste dieser Herren stehen mag. Deutschlands beste Dichter und Kenner werden jeder für sich ihre Meinung darüber haben, wenn sie sie auch nicht äufsern. Göthe und Schiller gehören dazu. Wenn Beide Selbstkenntnifs und Selbstbeherrschung besäfsen, könnte man sich auf sie selbst berufen.

---

*) Schiller kann hier nicht genannt werden; denn bey der höchsten Achtung für ihn, muſs man doch in seiner Prose und Poesie merken, daſs ihm die Sprache hin und wieder noch immer ein wenig im Wege ist.

> Vielfach sind die Kräfte des Menschen, o dafs sich doch jede
> Selbst beherrsche, sich selbst bilde zum herrlichsten aus! *)

Vortreffliche Worte! Wohl dem, welchem sie *nicht blofse Worte* sind!

Wenigstens die Kräfte des Schillerschen Musenalmanachs fangen im Jahre 1797 schon an merklich zu sinken. Welcher gewaltige Abstand gegen den vorjährigen! Seitenlang iſts öde und leer. *Neuffer* und *Woltmann* stehen in Parade. Die allezeitfertigen Poeten *Conz* und *Kosegarten* manövriren: *Conz* treufleiſsig Schritt vor Schritt durch seinen Schnee von Wörtern und Beywörten watend, und *Kosegarten* sich bis zum Schwitzen schüttelnd, um auf langen Stelzen über seinen Schnee hoch einherzuschreiten. Göthen und Schillern findet man allenthalben; oft aber nur ihre Namen, nicht sie. Hier ist ihr Flug nicht hoch wie der Vogel Jupiters, oder sanft wie die Taube der Venus, mehrentheils wie ein Strauſs, der Eisen und Papier friſst, einerley was, aber sich nicht heben kann:

---

*) S. Musenalmanach für 1797. S. 181.

Fliegen möchte der Strauſs, allein er rudert vergeblich,
Ungeschickt rühret der Fuſs immer den leidigen Sand. *)

Man sieht wohl, die Muse besucht sie noch, aber immer seltener. Die Elegieen ziehen sich in die Länge, oft sollen häufige Beywörter die Empfindungen ersetzen, und zuweilen hemmt ein bleyerner Klotz kritischer Philosophie den lebendigen Gang des Gefühls. Die Herren thun was sie können:

---

*) S. 254.

> Pflanzen über die Häuser die leitenden
> Spitzen und Ketten. *)

Umsonst! Kaum sind einzelne Fünkchen herauszulocken, die ein Spielwerk auf Zinnfolie machen; aber es ist nicht wie sonst, da noch

> Über die ganze Natur wirkt' die allmächtige
> Kraft! *)

Das Vorzüglichste möchten noch die kleinen Gedichte seyn, einige vortreffliche Gnomen und Distichen, selbst unter den Xenien einige leicht, in treffender Neckerey: aber augen-

---

*) S. 176.

genblicklich entsteht beym Leser wieder Ekel, wenn er das plumpste Zeug dazwischen erblickt.

Dichter und Liebende schenken sich selbst, doch *Speise voll Ekel!*
Dringt die *gemeine Natur* sich zum Genusse dir auf. *)

Die groſsen Gedichte in welchen man doch hauptsächlich den Meister erkennen sollte: wie wenig sind sie sich gleich! Und obgleich keines, wie sich versteht, ganz schlecht ist; so sind doch sehr wenige aus recht vollem Herzen. Das beste Gedicht von Göthe, *Alexis und Dora*, und Schillers bestes, *Klage der Ceres*, ist gar nicht besser als der *Pygmalion* Schlegels, eines Jünglings von herrlicher Anlage, und als ein Paar Gedichte *D.* und *W.* unterzeichnet, vermuthlich auch von jungen guten Köpfen; hingegen mehrere Gedichte, Göthe und Schiller unterschrieben, sind diesen weit nachzusetzen, welches für Meister eben nicht rühmlich ist. Da giebts denn noch eine kleine milde Beysteuer, von *Pfeffel, Sophie Mereau, Matthison,* und *Langbein,* und so noch etwa einige gute oder leidliche Gedichte. Das übrige, was ists?

---

*) S. 201.

> Eine Collection von Gedichten? Eine Collecte
> Nenn' es, der Armuth zu lieb, und bey der Armuth gemacht. *)

Und leider! die armen Leute denen zu Liebe sie gemacht wurde, sind Göthe und Schiller; und Göthe und Schiller machen noch dazu einen Theil dieser Armencollecte bey sich selbst. Das Inhaltsverzeichniſs strotzt von ihren Namen: einzeln und zusammen legen sie bey diesem Gastmahle ein Paar Pfennige auf, damit die Musikanten nur nicht gar aufhören. Ein groſser Theil ihrer *Epigrammen* soll Poesie seyn, weil, wer ein wenig scandiren kann, freylich einen Hexameter und Pentameter herausbringt; aber eigentlich ists

---

*) S. 231.

— Prosa die alles so ehrlich heraus sagt
Was sie denkt und gedacht, auch was der Leser sich denkt. *)

Wenn doch jemand zum Besten der deutschen Nation unserm Göthe sein Liebchen, oder ihn seinem Liebchen zuführen könnte! denn er hats gesagt, daſs er sonst *Schaaren von Epigrammen* fertigt. **) Wahrlich das erfahren

---

*) S. 278.

**) Wiſst ihr, wie ich gewiſs euch *Epigramme zu Schaaren*
Fertige, führet mich nur weit von der Liebsten hinweg.

S. Musenalmanach für 1796. S. 258. Das sonst sehr unpoetische Wort *fertigen*, ist hier charakteristisch gebraucht: denn dergleichen *Epigramme*, wie die Hälfte der *venetianischen*, wie drey Viertheile der *Xenien*, und wie Ein Viertheil der *Tabulae votivae*, können füglich *gefertigt* werden, wie der Schuster Schuhe fertigt, so und so viel in einer Stunde.

die armen deutschen Leser, und gähnen nun schon ins zweyte Jahr!

Dabey ist denn der halbe Almanach *von* und *für* Göthe und Schiller; sie sind sich wie *Göthe* und *Liebchen*, machen aber auch *Schaaren von Epigrammen* wenn sie bey einander sind. Immer gehen sie zusammen, immer streicheln sie sich die Backen:

All huge and billing
Like Will and Mary on a Shilling.

Das liebe *Ich* tritt allenthalben hervor, in hundert verdrehten Gemeinplätzen, in hundert lahmen Distichen, und kann sich doch nicht hervordrängen; bleibt immer unbedeutend und kleinlich. Der Bogen wird zwar mit allerley Gemengsel gefüllt was vor die Hand kommt, aber Geist und Herz bleibt leer.

Neun Musen sehen sie als wie neun Kegel an,
Man wirft und trift doch Holz!

Wenn der Musenalmanach für 1798, gegen den für 1797, wieder so viel schlechter wird als der von 1797 gegen den von 1796, was wird das für ein Musenalmanach seyn!

Möser ward von dem berühmten engländischen Schauspieler *Shutter* zu London im Kirchspiele St. Giles in einen Speisekeller geführt, *) wo Bettlern für 2½ Pence Abendmahlzeit gegeben, und ihnen noch obenein, während der Mahlzeit, die Hemden und Schnupftücher gewaschen wurden. Solch einer Bettlerwäsche sehen mehr als die Hälfte der Gedichte dieses Musenalmanachs ähnlich:

— Jesus Maria!
Bündelchen Wäsche sind das, wie man zum Brunnen sie trägt! **)

zerlumpte Distichen, geflickte Antithesen, Xenien mit Schmutze verbrämt, Epigrammen mit

---

*) S. Mösers Phantasieen I. Th. S. 71.

**) S. Musenalmanach für 1796. S. 231.

Gernwitz gesteift. Elegieen wie zerrissene Kittel mit Tuch auf Leinwand geflickt, kahle Gemeinsprüche wie abgetragene Hemden.

Das Bild vor dem Almanache für 1796 stellt den *Apollo* vor: wie man sieht, nicht den *von Belvedere* der den Drachen Python erlegt. Es ist einer der Apolle dieses Musenalmanachs, der Apoll der Xenien. *Il fait un peu la moue*, vermuthlich weil ihn die deutschen Erdensöhne nicht tief genug anbeten:

Da kam mir 'n Gedank' von ungefähr,
So schmollt' ich wenn 'ch Apollo wär!

Das Bild zum Musenalmanache für 1797 stellt ein gesundes rundes Milchmädchen tanzend vor; wie die hieher kommt, wo so vieles ungesund ist, weiſs ich nicht recht. Ich glaube, es ist die Gauklerinn *Bettina*, über die, und seine Liebeleyen mit ihr, uns Göthe im Musenalmanache für 1796 eine solche Menge ausführlicher Epigrammen mitgetheilt hat:

als ob das Unbedeutende was Verliebte reden und thun, so wichtig es ihnen auch scheint, nicht dem Dritten langweilig würde; und noch hat er *seine Bettina* unter dem Namen *Mignon* in seinen *Meister* gesetzt. Da ist sie noch das unverdorbene, frohe, muthwillige, naive Geschöpfchen. Hier sieht man, hat sie in ihrem Bilde schon etwas von Hrn. Göthe's verkehrtem Geniewesen angenommen: denn sie hat das Tamburin — welches sonst den Takt anzugeben pflegt — an einem Bindfaden über die Schulter gehängt, riecht aber im Tanzen an eine Klatschrose *); tanzt also vermuthlich nach dem Geruche. Eine sehr gewandte Gauklerinn muſs das Mädchen seyn: denn der Hüftknochen steht so schief, daſs keine Dirne ohne Schaden so den Fuſs recken kann, wenn sie nicht von Jugend auf alle Glieder unnatürlich zusammenzudrehen gewohnt ist; und dabey springt sie etwas unsicher in die fünfte falsche Position; so daſs sie umfallen müſste, hätte sie nicht auf dem Seile in unnatürlichen Stellungen das Gleichgewicht halten lernen. — Oder sollten die Herren etwa gar durch Abbildung dieser Seiltänzerinn schnell die *Erwartung* haben erfüllen wollen, sichtbar zu machen, *wie ihre Tugend tanzt*?*)

---

*) S. Musenalmanach für 1797. S. 189.

Sey nun diese tanzende Figur ein Milchmädchen, oder eine Gauklerinn, oder die Schillersche Tugend, eine *Muse* ist sie schwerlich. Wäre es ja eine, so müſste es die leichte Hexe seyn, die Hrn Gothe vor zwanzig Jahren seine *Fastnachtsspiele* eingab, und sich auch bald durch sorglose *salti mortali* ein wenig die Hüfte verrenkte und den Fuſs versprang. Auf alle Fälle ist sie keine von den Musen welche den Schillerschen

---

*) S. 272. S. auch oben S. 13.

Musenalmanach zusammentragen. Diese sind etwas lang und hager, *précieuses et dédaigneuses*, wie es *femmes savantes* gebührt, die nur auf einen Moliere warten. Sie leiden zuweilen am Elegieenwasser, am Schwindel der kritischen Philosophie und am Nervenkrampfe der Hyperästhetik; sind auch oft verstimmt denn das gemeine Volk, das auf diesem Erdenrunde vor ihren Augen mit seinem gemeinen Verstande immer in den Tag hineinlebt, ist ihnen gar zu sehr zuwider: daher müssen sie oft eine *Prise de contenance* nehmen, wenn ihnen das deutsche Leservolk zu Sinne kommt.

Sollte nun, wie fast zu befürchten, der Musenalmanach für 1798 so wie der jetzige, und noch etwas schlechter ausfallen, besonders wieder mit solchen abgetragenen versificirten Gemeinplätzen, verschossenen Distichen Gnomen und Sentenzen, und schmutzigen Xenien gefüllt werden; so will ich auf diesen Fall zum Titelkupfer eine reichere und charakterischere Komposition vorschlagen, als der Tanz der Muse Bettina ist.

Die Gegend stellt den Schillerschen Musenalmanachsparnaſs vor. Im Vordergrunde schauerliche Stücke Felsen: gebröckelte Gedanken, die vom Don Carlos und von den Räubern ehemals übrig blieben, und nun noch hin und wieder im Almanache ein Plätzchen finden. Dabey eine anmuthige Flur, übersäet mit Klatschrosen, Wasserpfeffer, der bekanntlich nicht beiſst, Gänseblumen, Scammonium, Belladonna, schönen blühenden Disteln und weiſsen Schleeblüthen zum Abführen, spärlichen Rosen, Veilchen, Lilien, und zarten babylonischen Weiden, nebst vielen Lorbeerbäumen in Kübeln zum eigenen Gebrauche. Auf dem zweyten Grunde sieht man sechs von den neun hagern

Damen um ein Waschfaſs, ämsig beschäftigt die Werke ihrer Lieblinge, die es nöthig haben, auszuwaschen und auszuspülen; denn einige von *Matthison*, *Pfeffel* und andern, liegen reinlich und sauber zusammengelegt da. Die *Clio* der Schillerschen Memoiren, und die *Polyhymnia* der Xenien, flicken sitzend das Allernöthigste ehe es zur Wäsche kommt; hinter ihnen erblickt man eine etwas breite *Urania*, stehend, die Augen gen Himmel gekehrt, eine Prise Tabak in der einen Hand, wegen der vielen Philister die immer noch nicht auszurotten sind, und in der andern Hand mit einem schönen Portebras einen Fliegenwedel schwingend, wegen des vielen Geschmeiſses, das sie bald leckt, bald sticht *). Aber es läſst sich nicht wehren, denn sie hat zu viel Honig im Munde, so daſs er über den knöchernen Busen herabſeufzt. Man siehet, die drey machen eine interessante Gruppe. Weiter hinten sind die beiden Apolle dieses Musenalmanachs beschäftigt, ihre eigene und fremde nasse Wäsche aufzuhängen, wo denn die Beschaffenheit der Distichen und Xenien in freyer Luft ziemlich in die Augen fällt. Es ist gut, daſs dieser Parnaſs zwey Apolle hat, denn einer könnte das Aufhängen nicht allein bestreiten; der Wäsche welche Waschens bedarf, ist gar zu viel.

---

*) S. Musenalmanach für 1797. S. 259.

Ein Pegasus ist auch auf diesem Parnasse; das versteht sich. Man sieht, er ist ziemlich mager, und ein Flügel ist ihm gestuzt, damit er nicht wegfliegen soll. Das erfordert einige Erläuterung.

Die Leser des vorjährigen Musenalmanachs wissen, Pegasus war verkauft und von einem Bauer zugleich mit einem Stiere in den Pflug gespannt worden *). — Da kam

*) S. Musenalmanach für 1798. S. 65.

— flink und wohlgemuth,
Ein lustiger Gesell die Straſse hergezogen.
Die Zitter klingt in seiner leichten Hand,
Und durch den blonden Schmuck der Haare
Schlingt zierlich sich ein goldnes Band.
Wohin, Freund, mit dem wunderlichen Paare?
Ruft er den Bau'r von weitem an.
Der Vogel und der Ochs an einem Seile,
Ich bitte dich, welch ein Gespann!
Willst du auf eine kleine Weile
Dein Pferd zur Probe mir vertraun,
Gieb Acht, du sollst dein Wunder schaun!

Der Pegasus ward nun ausgespannt, der leichte Zitterschläger setzte sich auf und flog fort; wie aber die Probe abgelaufen, wird im vorjährigen Musenalmanache nicht erzählt, und muſs hier nachgeholt werden.

Pegasus war gewohnt zwischen den Sitzen der Musen und dem Sitze aller Götter, zwischen dem Olymp, dem Parnasse und dem Helikon zu fliegen, welche Berge der Sonnengott, der Musenanführer, immer in heiterm Glanze erhält. Nun hatte aber der lustige Zitterschläger — ein *Bellerophon,* nicht geneigt Chimären zu bekämpfen, sondern Chimären zu erzeugen, — schon lange einen ganz unordentlichen unglücklichen Spieltrieb gefühlt, sich bis in die neblichten Wolken transſcendentaler Formen zu erheben; und, uneingedenk wie es einem bessern *Bellerophon* erging, da er den Pegasus miſsbrauchen wollte, lenkte er ihn in den finstern Nebel. Aber das Götterpferd ist zwar gewohnt der Erde höchste Regionen zu besuchen, verliert aber die Erde nie aus dem Gesichte, gleich den neumodischen Genies. Sobald nun also Reiter und Pferd

— verschwunden an dem Aetherbogen

in die scholastischen Wolken geriethen; o kehrte das edle Thier, gewohnt immer im heitern Sonnenglanze zu schweben, hier aber von mephitischen Dünsten beynahe erstickt, kurz um, als hätte es Jupiters Wespe gestochen. Der Zitterträger spornte, das Pferd schnaubte und bäumte sich, und da der lustige Gesell ohnedies nicht recht fest schloſs, auch wohl in dieser neblichten Höhe ein wenig aus der Faſsung gerieth; so ging es nahe beym Abwerfen her, und beide Theile waren froh, daſs sie wieder auf ebene Erde und von einander kamen. Der Zitterschläger soll aber etwas gallichter Natur gewesen seyn, und konnte es dem Flügelpferde nicht vergeben, daſs es ihn nicht hatte dahin tragen wollen wohin weder Pegasus noch die Zitterschläger gehören. Er streichelte das edle Thier, welches sich nichts Böses versah, schnitt ihm aber schnell einen Flügel ab, so daſs es sich nicht mehr von der Erde erheben konnte. Da spannte er nun seinen Pegasus theils allein, theils wieder mit einem recht stöſsigen Stiere, in den Karren seines Almanachs. Nachdem nun Pegasus zwey Jahre im Almanache gezogen hatte, ward er ganz fromm:

Der Koller legt sich mit den Jahren.

Das abgemattete Flügelpferd läſst sich nun von Schillern und Göthen zu allen niedrigen Arbeiten brauchen: denn man kann *jede Rippe* an ihm *zählen*, wie an der Natur in den deutschen Komödien *); und so schleppt hier dieser Pegasus, an eine Schleife gespannt, den Schillerschen Musen das Wasser zu ihrer Wäsche, aus *ihrer* Hippokrene, die versorgt wird durch das viele Wasser, was reichlich abflieſst von so manchen Elegieen in den Horen und im Musenalmanache, von der groſsen Menge Distichen und venetianischen Epigrammen nebst einigen Stanzen und Erzählungen. Die Xenien geben zwar auch Wasser genug, es ist aber allzuschmutzig und zu nichts zu gebrauchen.

---

*) S. Musenalmanach für 1797. S. 298.

* * *

Die Herren ärgerten sich im Voraus, daſs ich ihre Xenien

— mit langen *entsetzlichen* Noten *)

wieder herausgeben würde. Ob die Noten allzulang sind, will ich nicht die Herren, sondern ob sie allzulangweilig sind, die Leser fragen. Allenfalls wäre zu wünschen, es möchte die Herren *ein heilsames Entsetzen* antreten vor dem Bilde, welches ihnen hier so deutlich und so treffend nach der Natur vorgelegt wird; vielleicht könnte es zu ihrer poetischen Besserung etwas beytragen. Wäre nur ihren Worten zu trauen, so sollte man vermuthen, sie wären seit kurzem von der Meinung zurückgekommen, daſs ihre Werke absolut vollkommen sind. Das möchte man schlieſsen aus folgender

---

*) S. 250.

Einladung.

Glaubt ihr denn nicht, man könnte die schwache Seite euch zeigen?
Thu es mit Laune, mit Geist, Freund, und wir lachen zuerst *).

Dieser Einladung gemäſs, habe ich sie mit Laune und Geist nach Vermögen zu bedienen gesucht. Ists noch nicht genug? Soll ihre schwache Seite noch launiger gezeigt werden? Stoff wäre genug da; und an Fähigkeit? — Ey nun, ich würde mein Bestes thun, bis die Herren etwa ausriefen: *Sichst du nicht; wir lachen ja schon*!

Indeſs will ich den Herren etwas im Vertrauen sagen. Bloſs um ihre oder irgend anderer Leute schwache Seite zu zeigen, wende ich weder Laune noch Lustigkeit noch Ernst an. Wenn nicht Nutzen für deutsche Wissenschaft und Kunst geschafft werden kann; so ists ein unwürdiges Bestreben, die schwachen Seiten der Dichter und Schriftsteller aus bloſsem Muthwillen oder hämischer faunischer Freude auszuspähen und dem Gelächter bloſs zu stellen. Noch niedriger ist der *büttelhafte* Sinn, der Andern *die Schultern und Rücken* [*]) zu entblöſsen trachtet, im Dünkel auf sie peitschen zu können, um sich an ihren Schmerzen zu weiden. Dieſs war ehemals die Art *Klotzens*, der für die unangenehmen Stunden, welche er über den Tadel seiner Werke hatte, auch andern *unangenehme Stunden* machen wollte; dieſs ist jetzt die Art der Xenien: die meinige war es nie und wird es nie werden.

---

*) S. 259.

---

*) S. 243. 259.

Die Herren meinten mir wehe zu thun, wenn sie folgendes von mir sagten; aber sie beurtheilten mich ganz recht, und sind einmal aus Irrthum auf dem rechten Wege gewesen; nur kamen sie freylich bald, wie es ihnen gar gewöhnlich ist, aus Weisheit wieder auf den unrechten Weg:

Die Weidtasche.

Reget sich was, gleich schieſst der Jäger; ihm scheinet die Schöpfung,
Wie lebendig sie ist, nur für den Schnappsack gemacht.

Gut! ich will ein Jäger seyn. Wenn aber weder schädliche Thiere zu vertilgen, noch ein Braten für den Tisch zu schieſsen ist, so verplatze ich mein Pulver nicht umsonst; wie diese Herren die nicht mit dem Gewehre umzugehen wissen, und entweder aus Muthwillen ins Blaue hinein, oder aus Ungeschicklichkeit in die Fenster, oder aus plumper hämischer Schadenfreude den Leuten Schroot in die Waden schieſsen. Das thut kein gewehrgerechter Jäger. Aber die Herren wissen überhaupt nicht was Jagd ist. Sie bilden sich ein, die Jagd wäre nur für den *Schnappsack* gemacht. Ach die armen Stubensitzer! Gerade der Jäger lernt

— die Schöpfung
wie lebendig sie ist,

am besten kennen. Er ist früh auf, mit der Morgensonne haucht er reine Luft ein; ist beständig in Thätigkeit, aufmerksam auf alles, sieht alles was sich regt, nicht um es zu schieſsen, sondern um es kennen zu lernen. — Der Jäger ist vorzüglich

— im Stand *die Natur im Groſsen* zu sehn.
Sicher führet sie selbst ihn zu Ideen empor *).

---

*) S. Musenalmanach für 1797. S. 158.

Die Herren mögen nur *den Herrn von Wildungen* fragen, welche Gesundheit des Körpers, welche Heiterkeit des Geistes, welchen Frohsinn, welche lebendige Empfindung das beständige Leben des Jägers in der schönen weiten Natur mit sich bringt. Das giebt ganz andere *Ideen*, als wenn man beständig in der Stube hockt, um an seinem Formtriebe oder an seiner Excellenz die Nägel zu kauen, dabey immer von Philistern träumt, immer sich nur in ein Paar kleinlichen elenden Ideen von seinem *Ich* und *Nicht-Ich* vertieft, und endlich sich lächerlicher Weise vermiſst *das ganze Reich der Erscheinungen*, die ganze groſse Natur, in den elenden kleinen idealischen Schnappsack seines *Ich* stecken zu können.

Die Herren werden übrigens freundlich gebeten, ferner nicht so überunlustig, grämlich und *peevish* zu seyn; denn bey ihrer so sehr kitzlichen Empfindlichkeit wird es ihnen gar nicht behagen, mit ihrem Bösethun vom Publikum ausgelacht zu werden. Ich habe sie nicht übervortheilt. Sie gaben mir *Unwahrheit*, ich ihnen *Wahrheit*; sie mir *poetische* — ja! wenn's noch poetische wären — *Grobheiten und Injurien*, ich gebe ihnen *prosaische gute Gründe* und Bemerkungen, *aus schlichtem gemeinen Verstande*. Sie gewinnen offenbar bey diesem Tausche. Weil ich nun ihre Grobheiten verachte und sie nichts auf mich wirken lasse, wollten sie deshalb meine Gründe verachten, und die gesunde Vernunft auch nichts auf sich wirken lassen? Pfui! das wäre ja *sklavisch* nachgeahmt. Sie sind ja Originale!

Aber wenns nur mit den Gründen und mit der Vernunft nicht zu spät ist! Die Herren welche in den Horen so feyerlich *Frieden* zu lieben versprachen, wollen im

Musenalmanache *Guerre ouverte* haben. Im Kriege gelten nicht Gründe, sondern Gewalt; und welche gewaltige Raufbolde diese Herren sind, ist ja weltbekannt! Ey nun,

> Trau nicht auf deinen Treſsenhut
> Und auf die Klunker dran,
> Ein groſses Maul es auch nicht thut,
> Das lern' vom plumpen Mann,
> Und von dem andern lerne wohl,
> Wie man mit Ehren fechten soll!

Wenn die Herren aber doch durchaus Krieg haben wollen, so möchten sie wenigstens wohl bedenken, *wozu* und *wie* sie den Krieg führen wollten; denn ein Krieg, geführt man weiſs nicht warum und man weiſs nicht wie, pflegt ein schlechtes Ende zu nehmen. Es wäre ihnen wohlmeinend zu rathen, sich vor Dunkelheit, vor Gernwitz, vor Unedelmuth, vor Dünkel zu hüten; das sind sehr *schwache Seiten*, auf welchen zu ihrem groſsen Schaden der Krieg sehr leicht in ihr eigenes Land gespielt werden könnte. Dienlicher würde es den Herren immer seyn, im Frieden zu leben, wie so mancher Dichter lebt, der wohl eben so gut ist wie sie. Die besten Mittel dazu würden seyn, sich um unbedeutende Dinge nicht zu bekümmern, sich selbst kennen zu lernen und zu prüfen, über eigenen Werth gerecht und bescheiden, und über fremden Werth billig und gerecht zu urtheilen, keine Art von wahrem Verdienst gering zu schäzen, die deutschen Leser nicht zu verachten, sondern vielmehr erst die mannichfaltigen in Deutschland verstreuten Kenntniſse kennen zu lernen und dann nach Würden zu ehren, nicht egoistisch zu denken und zu handeln, sondern Wohlwollen gegen sein Zeitalter zu haben, gegen Widerspruch nicht empfindlich zu werden, vielmehr die Meinungen Anderer reiflich zu überlegen und unparteyisch zu würdigen, Rachsucht, besonders die kleinliche zu unterdrücken, bloſs gute Gedichte und Prose zu schreiben, und unparteyisch aufzumerken ob sie etwa schlechter würden; wenn aber doch durchaus, zu eigenem Verbrauche, bey der langen Weile in Venedig, oder wenn's Liebchen nicht bey der Hand ist, oder wenn Miſsmuth und gekränkte Eitelkeit schwindlich macht, etwas mittelmäſsiges geschrieben werden müſste, es nicht drucken zu lassen. Muſs denn gleich alles gedruckt werden? Beschriebenes Papier, worauf mittelmäſsige Verse stehen, ist ja wohl sonst noch zu gebrauchen.

Den Herren würde es auch wahrscheinlich wohl bekommen, wenn sie ihre eigenen neuern Werke ein wenig aus den Händen legen, und einige Zeitlang bloſs die besten Werke groſser Schriftsteller alter und neuer Zeiten fleiſsig lesen wollten:

Du vereinigest jedes Talent das den Autor vollendet,
O entschlieſse Dich, Freund, nichts als ein Leser zu seyn! *)

Durch solche nützliche Lektur würden die Herren von manchen Dingen andere Begriffe bekommen, und vermuthlich ihre allzuhohe Meinung von sich selbst ein wenig mäſsigen lernen. Wollen sie aber beständig sich für die Einzigen und Ersten halten, und dann durchaus *Guerre ouverte* haben, mit jeder Meinung über ihre Gedichte und Prose welche sich auf eigenes Gefühl und freye Überzeugung gründet, mit jedem Leser und Schriftsteller der seine Vernunft und Empfindung nicht unter dem blinden Glauben an Schiller und Göthe gefangen nehmen will; so werden sie freylich sehr lange, beynahe mit ganz Deutschland im offenen Kriege begriffen seyn.

---

*) S. 178.

Haben sie aber noch einigen Sinn für wahren eigenen Werth, noch einigen Sinn für den Werth und den Fortgang der deutschen Litteratur, welche sie so ungerechter Weise zu verachten affektiren; so möchten sie auch reiflich überlegen, welche Eindrücke eine offene Fehde, *so geführt* wie sie im Musenalmanache angefangen ist, auf Leute von Geist und Herz haben werde. Wenn Schriftsteller ferner einander aus bloſser faunischer niedriger Schadenfreude verächtlich behandeln sollten; wenn sie ferner gute Sitten, Anstand, Billigkeit, Gerechtigkeit aus den Augen setzten; wenn eine jährliche Sammlung, deren Titel Gesänge der holden Musen verspricht, — die also unsern Geist zu erheben und unsere Phantasie zu veredeln Hofnung macht, — ferner in eine jährliche Sammlung von Ausbrüchen kindischer Eitelkeit und niedrigen Parteygeistes ausarten sollte, und dabey aus der Sprache der guten Gesellschaft in den Ton des Pöbels hinabsänke; was sollte dann der gebildete Theil der deutschen Nation von der deutschen Litteratur denken? Würde ein solcher Ton unter den deutschen Gelehrten eingeführt; so würden Leute von Erziehung immer mehr den Umgang und die Verbindung mit Gelehrten meiden, welche auf die höhern Stände wirken könnten; denn alles Glänzende des Talents würde ihnen kein Ersatz für das Niedrige der Gesinnung und Aufführung scheinen. Was wären denn Wissenschaften und Künste werth, wenn sie nicht einmal die Ausbrüche ganz niedriger Leidenschaften zähmen lehrten, wodurch seelenlose Dummköpfe sich verächtlich machen? Was wäre das durch Poesie erhöhte Gefühl werth, wenn es nicht auch das Edle vom Unedlen sonderte? Sollten Xenien und faunische Stanzen für Werke deutscher Musen gelten, so würde ein deutscher Dichter zu heiſsen, bey edeldenkenden Leuten für schimpflich geachtet werden.

Eben deſswegen aber, glaube ich auch, würden die Herren, wofern sie ferner offnen Krieg *auf diese Art* führen wollten, ihn entweder allein oder nur mit dem litterarischen Pöbel führen; denn alle edle deutsche Gelehrte und Dichter würden sich für zu gut halten, um sich in Kämpfe einzulassen, wo die Gegner und die Art der Waffen gleich verächtlich seyn würden. Niemand würde die Pforten des Krieges öffnen wollen, innerhalb würde der hämische Groll, der gern Schaden thun möchte und nicht kann, ohnmächtig die Zähne knirschend in seine eigene Zunge beiſsen:

Furor impius intus
Saeua sedens super arma, et centum
vinctus aënis

Post tergum nodis, fremet horridus ore cruento.

Was mich betrift, so lebe ich gern im Frieden so lange es irgend seyn kann; wenns aber seyn muſs, so wehre ich mich, und weiſs dann warum und wie. Mit *Göthen* und *Schillern*, den groſsen Dichtern, habe ich keinen Krieg und kann keinen haben, denn ich ehre ihre Meisterwerke, die mir frohen Geistesgenuſs gewähren. Sollten sie aber selbst schlechte Gedichte machen, oder, wie ich nachgerade beynahe glauben möchte, sollten ihnen ferner ein Paar liederliche Namensvettern im Musenalmanache allerhand Wechselbälge, *G.* und *S.* bezeichnet, unterschieben; so bin ich auch gar nicht gesonnen, mich deſsfalls in Rüstung zu setzen. Wer wird über schlechte Gedichte offnen Krieg führen wollen? Das wäre ja ein Nachtmützenkrieg.

Aber freylich ist beständige natürliche *Guerre ouverte* zwischen Vernunft und Unvernunft, Geist und Langerweile, Witz und Unwitz, würdiger Schätzung seiner selbst und thörichtem Dünkel. So bin ich von je her im beständigen Kriege gewesen mit Aberglauben, Unsinn, Heucheley, formaler Unweisheit und allem was die gesunde Vernunft und die deutsche Litteratur verderbt; stelle mich auch, so alt ich bin, immer noch ins Vordertreffen, um die Rechte der gesunden Vernunft zu vertheidigen.

Quid verum atque decens, curo, et rogo, et
omnis in hoc sum.

So lange ich in dieser Verſassung bleibe, fürchte ich nicht den Krieg der Unweisen, denn ich habe die Weisen auf meiner Seite.

Es könnte aber überhaupt das unnütze Dintenvergieſsen vielleicht dennoch leicht verhütet werden.

Die Herren haben — ich weiſs nicht wem — einen *guten Rath* gegeben, den ich wage auch ihnen zu geben. Wollten sie ihn annehmen, so wären die schönsten Friedenspräliminarien da:

> Freunde, treibt nur alles mit Ernst und Liebe; die beiden
> Stehen dem Deutschen so schön, den, ach! so vieles entstellt *).

Ernst und *Liebe* würden alles wiederherstellen, so wie *Futilität* und *Haſs* alles verdarben. Freylich, ohne *Selbsterkenntniſs* und *Selbstbeherrschung* wird das Miſsverhältniſs nicht können gehoben werden, woraus offner Krieg entstehen sollte; und sie müssen nicht bloſs in Distichen *tönen*, sondern in der That *wirken*. Wer edel zu seyn verlangt, wird sicherer gehen, wenn er sich nicht einbildet er dürfe bloſs *schön* seyn; sondern darauf bedacht ist, daſs was er *thut* den edeln Mann zeige *). *Esse, non videri!* —

---

*) S. Musenalmanach für 1797. S. 182.

Es setzt allerdings einen sehr hohen Grad der Selbstbeherrschung voraus, guten Rath von jemand anzunehmen, den man im Taumel der Leidenschaft beleidigt hat, weil er die Wahrheit freymüthig sagte. Es würde bey dem der so handelte, allerdings Edelmuth im Herzen voraussetzen, den nur etwa unbedachtsame leidenschaftliche Laune unterdrückt hätte. Wenigstens ist doch der Wunsch jemand möge den höchsten Muth haben, seine Leidenschaften zu besiegen, den Muth *durch sein Herz zu siegen* *), keine Beleidigung. Sollte man sich so an jemand irren, so irrte man auf einem schönen Wege; aber die Selbstbeherrschung würde sich selbst belohnen:

---

*) S. Musenalmanach für 1797. S. 169.

— Es singen Dichter, es kämpfen
Kämpfer, der Läufer läuft, blickebeflügelt, zum Ziel.
Aber zur innern Harfe, zum Spruch der richtenden Seele
Und zum Kampfe, zum Lauf nach der Vollkommenheit Kranz,
Darf es keiner Versammlung und keiner Blicke: Du bist dir
Hörer und Harf' und Gesang, Läufer und Richter und Ziel *).

---

*) S. Musenalmanach für 1796. S. 69.

Nachschrift zu S. 12, ff.

Es gereicht mir sehr zur Zufriedenheit, daſs Hr. *Kant* in der Vorrede seines neuesten wichtigen Werks: *Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre,* (S. IX) mir namentlich darin Recht giebt: „daſs der Unfug „den einige *Nachäffer der kritischen Philosophie* mit den *Wörtern* stiften, die in der „*Kritik der reinen Vernunft* selbst nicht „wohl durch andere gangbare zu ersetzen „sind, sie auch *auſserhalb derselben zum* „*öffentlichen Gedankenverkehr* zu gebrauchen, „allerdings *gezüchtigt* zu werden verdient;" und meine Rüge dieses groſsen Miſsbrauchs billigt. Er setzt zwar hinzu: „Ich würde „mich selbst bescheiden, kein Urtheil zu „haben über die gänzliche Entbehrung der„selben *in ihrem eigenthümlichen Felde.*" Ich habe aber wirklich darüber schon lange ein

Urtheil gehabt, welches ich hier um desto zuversichtlicher öffentlich bekenne, da es gerade *eben das Urtheil* ist, was dieser groſse Meister der spekulativen Philosophie (S. 5. dieser Vorrede) selbst fällt: „daſs eine Kritik des „Vernunftvermögens, so wie überhaupt jede „formale Metaphysik, nie *popular* werden „kann, — daſs da an keine Popularität „(*Volkssprache*) zu denken ist, sondern daſs „auf scholastische *Pünktlichkeit* (wenn sie „auch Peinlichkeit gescholten würde) gedrungen werden muſs; denn es ist *Schulsprache*." Daſs die Schulsprache in ihrem *eigenthümlichen Felde* nothwendig ist, und daſs daher spekulative Sätze mit der gröſsten *Pünktlichkeit* unter eigentlichen *Kennern der theoretischen Philosophie* ausgemacht werden müssen, bringt die Natur der Wissenschaft mit sich; und ich habe dieſs auch, als ich von den Miſsbräuchen der spekulativen Philosophie redete, ausdrücklich behauptet. Man sehe meine *R. B.* XI. Band. S. 181. 201. 234. 235. 246. 287. und an a. O. m. Herr *Kant* sagt (S. 6.) sehr richtig: „Das *Belachen* kann nur den *Mann*, nicht „die *Wissenschaft* treffen.“ Ich habe auch nur *Männer*, welche nämlich die theoretische Wissenschaft aufs menschliche Leben *falsch anwendeten*, belachenswerth geachtet, nicht die *Wissenschaft*. Ich sage (S. 298 des XIten Theils meiner *R. B.*) ausdrücklich: „An die„sem Unfuge ist nicht die ächte spekulative „Philosophie schuld; sondern der Miſsbrauch „der mit ganz falscher Anwendung einer sehr „unächten getrieben wird.“

So wie aber, wenn es auf spekulative Philosophie ankommt, nur der Kenner derselben — und wo's nöthig ist — in pünktlichster Schulsprache mitdisputiren kann; so wird auch von der andern Seite, wenn zu untersuchen ist in wie fern theoretische Spekulation auf das so mannichfaltige praktische menschliche Leben und auf Gegenstände der Erfahrung anzuwenden möglich und dienlich wäre, allerdings derjenige, welcher das menschliche Leben kennt, und Erfahrung von dessen verschiedenen Lagen hat, billig dabey vorzüglich eine Stimme haben müssen. Er wird sich auch mit dem spekulativen Philosophen, wenn derselbe mit der Welt nicht ganz unbekannt ist, und beide billig und wahrheitsliebend sind, bald über das Wesentliche vereinigen können.

Wenn aber irgend ein spekulativer und theoretischer Philosoph sich einbildet, die praktische Weltkenntniſs in Sachen der Erfahrung und des menschlichen Lebens führe nur zum *Meinen*, und sich daher erlaubt sie zu *verachten*, wenn er dagegen seine dürftige Theorie von diesen Gegenständen für *Wissen* hält; so ist er hierin so wenig ein ächter Philosoph als ein ächter Welt- und Menschenkenner. Mit unsern jungen theoretischen Philosophen sieht es in beiderley Absicht gewöhnlich sehr miſslich aus. Erfahrung und Kenntniſs des menschlichen Lebens können sie noch nicht haben, und um so weniger, jemehr sie schon in ihren zarten Jahren sich tief in abstrakte einseitige Spekulationen versenken, und die mannichfaltige wirkliche Welt der Erfahrung nicht kennen lernen mögen. In ihrer Spekulation aber ist auch gewöhnlich des *Wissens* gar wenig, sondern diese gedeiht mehrentheils nur zu einem sehr dürftigen *theoretischen Meinen*. Wenn sie denn, weil sie doch so gar weise sind, aus ihren Systemen in die wirkliche Welt, zu deren Verbesserung, herüber schiffen zu müssen meinen; so *steuren* sie mit ihrem Theorieruder ämsig nach allen Seiten des Compasses, ohne zu verstehen wie sie *Segel* aufsetzen sollen, kommen daher auch nicht von der Stelle: es wäre dann, daſs ihr Schiff *dem Strome ihrer Neigungen* folgte, welcher sie, wie es kommt, zu einer *neuen Religionswissenschaftslehre*, oder zu einer formalen *Kritik der französischen Konstitution*, oder zu einer *Universalhistorie a priori*, oder zur Bestimmung der *Gränzen des bürgerlichen Gehorsams*, oder allenfalls auch zu einem *Annihilationsakte* und zu *Xenien* herunter führt.

Verbesserungen.

S. 10. Z. 6. Nach dem Worte Erinnerungen, fehlt ein Komma.

S. 17. Z. 2. Nach dem Worte Gelehrten fehlt zu.

S. 27. Z. 6. statt denn lies dann.

S. 37. Z. 2. st. steifes l. steifer.

S. 48. Z. 4. von unten st. Pölitse l. Pölitz.

S. 90. letzte Zeile: st. Ihr l. Ihre.;

S. 96. Z. 3. st. Göck l. Geck.

S. 77. in der Note: st. 4tes Stück l. 2tes Stück.

Leben und Meinungen
Sempronius Gundibert's
(= J. G. [illegible])
eines
# deutſchen Philoſophen.

Nebſt zwey Urkunden der neueſten deutſchen Philoſophie.

»Der lächerliche Deſpotism der Schulen verdient nicht unterſtützt zu werden, welche über öffentliche Gefahr ein lautes Geſchrey erheben, wenn man ihre Spinneweben zerreißt, von denen doch das Publikum nie Notiz genommen hat und deren Verluſt es alſo auch nie fühlen kann.«
Kants Kritik der reinen Vernunft, zweyte Auflage, S. XXXV.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai.
1798.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Einleitung.

Alles Übel in Deutſchland kommt gewiß daher, daß nicht Alles aufgeſchrieben, und beſonders, daß nicht Alles gedruckt werden mag, was gedacht wird; denn aufs Denken, und nächſt dem Denken aufs Drucken, kommt doch eigentlich Alles an.

Durch den reinen Verſtand wird die Welt regiert, folglich durchs Denken; folglich wird durch diejenigen die übers Denken denken und ganz vorzüglich durch die, welche ſeit Kurzem durchs Schreiben über die reinen Verſtandesbegriffe Deutſchland auf einen ganz andern Fleck geſtellet haben, unſer liebes Vaterland regiert. Profeſſor Fichte in Jena iſt einer der oberſten Aufſeher des menſchlichen Geſchlechts; das hat er ſelbſt geſagt, und er nimt ſich beſonders des armen verempiriſirten Deutſchlandes väterlich an. Solcher Aufſeherchen giebt es die Menge, das könnt Ihr täglich hören Ihr Herzen, wenn Ihr nur in die deutſchen Hörſääle gehen, und hören wollt.

Das Handeln hingegen iſt nur das Werk der Hände und Füße in dieſer Sinnenwelt: woraus abermal erhellet, daß diejenigen die handeln, von denen müſſen regiert werden welche denken, das heißt von den Philoſophen, deren Handeln ſogar nichts iſt als rein-reines unbedingtes Denken von vorn allein.

Habt Ihr nicht geſehn den Kaiſer Octavianus, oder den König Karl von Schweden, den Zwölften, oder die Kaiſerinn Eliſabeth die den Fürſten Eſſex aufs Schafott bringen läßt, jede und jeder achtzehn Zoll hoch, wie ſie große blutige Haupt- und Staatsaktionen vorſtellen! und ſind doch nur hölzern. Aber über ihnen ſteht gekrümmt ein denkendes Weſen vier Fuß und einige Zoll hoch, das regiert alle die Potentaten, jeden mit Einem Finger, und ſpricht auch für ſie was ſie ſprechen ſollen. Nach deſſen reinem abſolut freyen Willen, gehen ſie ab und kommen wieder. Hängt aber an Einem Finger ein bloßer Bindfaden ohne einen Achtzehnzölligen, ſo iſts ein hohes Stück von Philoſophie, reine

Form ohne empiriſche Anſchauung. Eben ſo krümmen und winden ſich zur Regierung Deutſchlandes die neuen deutſchen Philoſophen, mit ihrer reinen Vernunft, möchten uns zu Achtzehnzölligen machen, ſo, daß wir nur ihre Sprache ſprächen.

Es liegt am Tage wie viel beſſer Alles in Deutſchland ſteht, ſeitdem die reine Form vorſchreibt wie es in der Sinnenwelt ſeyn ſoll, unbedingt, ohne ſinnliche Erfahrung; und, was noch mehr iſt, wie die Philoſophen von vorn beſchaffen ſeyn ſollen. Wenn daher etwa die Philoſophen ungerecht, unverſtändig, unverträglich, rechthaberiſch ſind, ja wenn ſie ſogar ſich lächerlich machen; ſo iſt das bloß von hinten, und es wohnt in ihnen dennoch die reine Form des Rechts und des ſittlichen Ichs.

Der günſtige Leſer wird nun zu wiſſen verlangen, was denn eigentlich das Philoſophiſche von vorn und von hinten ſey? Auch darin iſt ihm zu dienen. Er ſoll alſo wiſſen, die neuen deutſchen Philoſophen wollen nicht eine Vernunft haben wie wir andern alle, ſonſt auch die geſunde genannt, ſondern eine beſondere Vernunft, genannt die reine. Die Herren haben nehmlich ihre Vernunft ausgeſtäubt, indem ſie davon abzogen alle Erkenntniß welche durch die Sinne kommt. Was ſie nun mit Entſagung aller ihrer fünf Sinne in Verſtandesbegriffen denken, das iſt von vorn und rein gedacht, nehmlich rein von aller Erfahrung, vor welcher ſich die reine Philoſophie hütet wie vor der Peſt. Was hingegen aus der Erfahrung kommt, nennen ſie von hinten: und was von hinten kommt, unrein, oder, mit einem Schimpfworte, empiriſch. Dabey iſt noch wohl zu merken: Nur das was rein von vorn erkannt wird, kann man wiſſen, hingegen von hinten durch die Erfahrung weiß man nichts; ſondern durch alles was man in der ganzen Natur anſehen und anhören kann, entſteht nur ein Meinen, höchſtens ein Fürwahrhalten.

Die Philoſophen von vorn wiſſen daher Alles, und die Philoſophen oder Unphiloſophen von hinten können bloß meinen. Da nun der günſtige Leſer ſelbſt einſehen wird, das Wiſſen ſey weit gewiſſer und mächtiger als das Meinen; ſo muß auch von der

Schule der neuen deutſchen Philoſophen durch ihre Form die ganze Sinnenwelt regiert, und von ihr dafür geſorgt worden, daß wenigſtens in Deutſchland Alles an dem Orte ſtehe wo es ſtehen ſoll, vom Naturrechte an bis zur Katechetik, und von der franzöſiſchen Revolution an bis auf die allgemeingültige Theorie der Poeſie von vorn, vermöge welcher, durch die unabänderlichen Geſetze des menſchlichen Gemüths geboten wird: das Gedicht Hermann und Dorothee ſey ein Epos, der Iliade und Odyſſee am Werthe gleich, der geſtiefelte Kater ſey hoch genialiſch, Wilhelm Meiſters Geſchichte ſey als Kunſtwerk den Leiden des jungen Werthers gleich zu ſchätzen, das weitſchweifige darin ſey nicht für weitſchweifig, das überflüſſige nicht für überflüſſig zu achten, und die Auflöſung des Knotens einer verwikkelten Geſchichte durch einen unbegreiflichen Abbé und durch einen feinen Lehrbrief einer unbegreiflichen Geſellſchaft, ſey ein Meiſterſtück der Erfindung.

Dies Alles wird von der deutſchen Schule aus unbedingt geboten, gilt auch wirklich in der Schule unbedingt. Einige Schwierigkeiten mehr finden ſich freylich, wenn die Philoſophen und Philoſöphlein, welche der Mutter Natur etwas zu früh aus der Pflege gingen und ſich in den Schooß der Alma mater der Schule etwas zu lange und zu tief einniſtelten, mit ihren Geboten in die Sinnenwelt hinein gebieten; beſonders wenn ſie mit Leuten zu thun haben, die der Schule entwachſen, weder ſtolz genug ſind, um allgebietend zu lehren, noch demüthig genug, um ſich durch reine Spekulation über das belehren laſſen zu wollen, was ſie durch geprüfte Erfahrung und Überlegung, richtiger und beſſer einſehen. Da findet ſich denn freylich wohl hin und wieder, daß die Philoſophen, welche ſo ungleich aufpackten, von vorn ſo ſchwer und von hinten gar nichts, in der Sinnenwelt ziemlich ſchwankend fortſchreiten, ein wenig nach vorn ſtolpern, und ſogar bisweilen »nach den nothwendigen Richtungen ihres Gemüths« gerade auf ihre Naſen fallen. Aber dergleichen kleine Zufälle ſchaden niemals den Wahrheiten von vorn; denn dieſe ſind objektiv wahr, und unabhängig von allen Erfahrungen, wozu auch das Fallen auf die Naſe gehört. Es iſt deswegen nicht minder unbedingt nothwendig, daß die Sinnenwelt von Philoſophen, deren

Philoſophie allen fünf Sinnen entſage, in Ordnung gebracht und erhalten werde. Zwar ſind einige der Meinung, mit ein wenig geſunder Vernunft wäre dies beſſer abzumachen, als mit noch ſo viel reiner Vernunft: weil, beſonders in der Erfahrungswelt, ein Quentchen Mutterwitz viel mehr wiege als ein Zentner Schulwitz. Aber ungerechnet, daß die geſunde Vernunft etwas ſehr Gemeines iſt; und daher die meiſten neuen Philoſophen ſich derſelben ſchämen; ſo iſt dies Urtheil ja kein vonvorniges indirekt-ſynthetiſches Urtheil, ſondern kaum ein Fürwahrhalten.

Zu leugnen iſt nicht daß in der Sinnenwelt der Erfahrung über die unbedingten Geſetze die Klage geführt wird, ſie wären nicht zu beobachten, wegen der nothwendigen Bedingungen womit alles Sinnliche, beſonders die menſchliche Natur, eingeſchränkt iſt. Da aber die neue deutſche Philoſophie von vorn Nachricht hat von vielen denkenden ſittlichen Weſen welche nicht Menſchen ſind, ſo würde es heißen dieſe Philoſophie erniedrigen, wenn man verlangte, ſie ſolle nur bloß der menſchlichen oder gar nur der deutſchen Natur gebieten, da ſie doch unbedingt zu gebieten Fug und Recht hat. Auch iſt denjenigen vernünftig-ſinnlichen Menſchen — philoſophiſch Menſch-Erſcheinungen genannt — die alles von hinten erfahren wollen, gänzlich unbekannt, daß ſeit noch nicht zwanzig Jahren, durch die Vorſorge der neuen Philoſophie ein bloß zur Verſtandeswelt gehöriger Menſch in ihnen wohnt, der Menſch-Gedankending, ſchlechterdings abgeſondert von den vernünftig-ſinnlichen Erſcheinungsmenſchen und doch beſtellt für ihn zu ſorgen *). Von dieſem nun ſieht die neue Philoſophie ganz ab, und giebt eigentlich ihre erhabenſten Gebote für den Menſchen-Gedankending, welcher ſie auch ganz wohl — im Gedankendinge — beobachtet. Seit Kurzem hat er überdem noch einen mächtigen Alliirten erhalten, an dem freyen ſelbſtthätigen ſich ſelbſt ſetzenden Ich, wodurch die reine Vernunft im Gedankendinge abſolute Thätigkeit wird. Dadurch wird denn nunmehr alles bewundernswürdig leicht, ſo daß, wenn ſich nun noch jemand beklagt, nichts

---

*) Siehe Kants Tugendlehre, S. 73.

weiter geſagt werden muß, als daß ers nicht verſtehe.

Daher iſt auch die Klage eben ſo ungerecht als unbeſonnen: daß die Sätze und Geſetze der neuen deutſchen Philoſophie oft dunkel und unvernehmlich gefaſſet wären, vermittelſt einer Menge harter vierſchrötiger Worte. Dergleichen Klage zeigt aber nur, daß die empiriſchen Perſonen von der rechten Beſchaffenheit des reinen Wiſſens von vorn und von der mannichfaltigen Natur des Gebrauchs ſolcher bloß vonvornigen Worte, keine gehörige Kenntniß haben. Es iſt bekannt, daß weiland Ritter Hudibras, »wenn er huſtete oder »mitten in ſeiner Rede ſtecken blieb, herbe »gewaltige Worte bey der Hand hatte, um »zu zeigen, warum und nach welcher »Regel er ſich räuſperte:«

And when he happen'd to break off
In th' middle of his speech or cough,
He had *hard words* ready to shew why,
And tell what rules he dit it by.

Solche Worte ſind aus gleicher Abſicht in der neuen deutſchen Philoſophie ſonderbar nützlich zu gebrauchen, hauptſächlich wenn ſie ihre Spekulation auf die Sinnenwelt der Erfahrung anwenden will. Dergleichen ſind: »Poſtulat der reinen Vernunft, ewige unabänderliche Geſetze und Gränzen des menſchlichen Verſtandes, von vorn nothwendige Richtungen des menſchlichen Gemüths, durchgängige Herrſchaft des Objekts über die Maſſe, abſolutes Ich, Imperativ, Inhaltsintereſſe der Vernunft, reine Form des ſinnlichen Menſchen, Epigeneſis der reinen Vernunft, dynamiſche Syntheſis, reine ſynthetiſche Sätze von vorn, reale ſynthetiſche Verbindung, Amphibolie der Reflexionsbegriffe, Katharktiken des gemeinen Verſtandes, ſymboliſcher Zoomorphismus, Sachtrieb, Formtrieb, Spieltrieb, Pflicht des Schönen, allgemeingebietend, heteronomiſch, Autonomie, Antonomie,« und dergl. mehr, welche, (wenn auch einige davon etwas bedeuten, ſo ſie am rechten Orte ſtehen,) doch oft nur bloß anzeigen, daß, und warum, eine philoſophiſche Deduktion durch einen kleinen transſcendentalen Huſten unterbrochen wird. Übrigens dienen dergleichen Huſtenwörter keinesweges ausſchließend als ein Eigenthum der kritiſchen Philoſophie, obgleich (ſeit den Zeiten der Scholaſtiker) keine mehr bedarf und braucht, als ſie. Alle Philoſophieen finden zuweilen nöthig ſich zu räuſpern, und alsdann werden dergleichen herbe fremdlautende Worte nützlich gebraucht, weil die philoſophiſche Demonſtration oder die Deduktion von vorn ſonſt ganz ſtocken würde.

Das Schlimmſte aber von allem Schlimmen und wogegen wenig Rath zu finden ſeyn möchte, iſt der Frevel gewiſſer empiriſcher Philoſophen, welche nicht nur von hinten, ſondern auch von vorn ſehr ſcharf um ſich geſehen haben, und nun behaupten: Das Vonvorn der neuen deutſchen Philoſophen ſey von hinten hergeholt, und gar nicht ein reines Vonvorn zu nennen, ja ſelbſt die Tafel der Kategorieen ſey aus Beobachtungen über das Denken entſtanden. Dieſe Friedensſtörer wähnen: Ein Philoſoph der ſich tiefnachdenkend hinſtelle, die Augen geſchloſſen, die Ohren feſtverſtopft, den Mund zugebiſſen, die Naſe voll heftigen vonvornigen Schnupfens, kurz ohne alle ſinnliche Eindrücke, könne rein von vorn nichts erkennen als höchſtens die Wellen und Brandungen ſeines denkenden Seelenwaſſers, wenn ſie an die Wände und Erhöhungen der Hirnhöhlen anſtoßen und ſich brechen; und das organiſirte

Seelenwaſſer könne gleichfalls ohne beſtändige Eindrücke durch die Sinne nicht unterſcheiden, nicht vergleichen, das heißt, nicht denken. Es werden daher die reinen Philoſophen beſchuldigt, ihr Wiſſen ſey unrein, folglich kein Wiſſen. Sie werden beſchuldigt, es dränge durch ihre hartverſtopften Ohren doch mancher empiriſche Schall, ſie blinzten mit ihren Augen, ſchneuzten ſich die Naſe, und ihre Philoſophie mache unvermerkt links-um, höre, ſähe, röche, ſchmecke und fühle beſtändig ins Empiriſche hinein; es werde daher, was auf dieſe Art wirklich von hinten geholt ſey, nur vorn unvermerkt eingeſchwärzt. Dies hat nun wohl einige Wahrſcheinlichkeit für ſich. Wenigſtens hat es bisher von den neuen deutſchen Philoſophen um ſo weniger können unwiderleglich widerlegt werden; da ihr Wiſſen ſich ſehr oft widerſpricht, und einer den andern beſchuldigt, er verzerre die Wiſſenſchaft. Es bleibt daher immer einiger Zweifel übrig, ob das was die reine Philoſophie reines vonvorniges Wiſſen nennt, nicht zuweilen halbes Wiſſen, Viertelwiſſen, kurz kein Wiſſen, alſo bloßes Fürwahrhalten, wo nicht gar bloßes Meinen ſey. Iſt man nun hievon nicht ganz rein gewiß, ſo iſt Wiſſen von vorn nicht genau vom Meinen von hinten zu unterſcheiden; ja es könnte wohl ſogar ein ganz gutes Wiſſen von hinten geben, das nicht bloßes Meinen wäre. Wenn alſo das Wiſſen und Meinen ſo bunt durch einander liegt; ſo darf man ſich weniger wundern, daß unſere deutſche Philoſophen ſich über die reinen nothwendigen Wahrheiten ſo oft widerſprechen und ſo unrein zanken; ſo darf man ſich am wenigſten wundern daß hinter mancher vonvorniger reinen Erkenntniß ſo oft gar nichts iſt, und auch ſo gar wenig hinter den ſynthetiſchen Erkenntniſſen von vorn, dem neuen Schilde der neuen deutſchen Philoſophie.

Wäre es denn nun Wunder, wenn der ehrliche Sempronius Gundibert dem gemeinen Looſe der deutſchen Spekulanten nicht entgangen wäre, wenn auch bey ihm oft das Wiſſen übers Meinen geſtolpert wäre? So, daß er erſtlich geglaubt hätte etwas zu verſtehen, und es hernach nicht verſtand; erſtlich glaubte etwas rein von vorn zu wiſſen, und hernach fand, er wiſſe mit allen ſeinen Spekulationen ſo viel als nichts. Der gute Mann hat ſich darüber ſo gegrämt, daß er ſogar ſein Mitrecht die Sinnenwelt durch Spekulation zu regieren, aufgegeben zu haben ſcheint, welches vermuthlich den gelahrten Oberaufſehern des menſchlichen Geſchlechts nicht begegnen kann. Denn ſie überreden ſich ſicherlich, zu verſtehen was ſie wiſſen, ob ſie gleich nicht allemal wiſſen mögen was ſie wollen.

Nun iſt noch die Frage, ob es bey Sempron Gundibert Unwiſſenheit oder Beſcheidenheit geweſen, wenn er endlich überzeugt zu ſeyn glaubte, das empiriſche Wiſſen — von den Philoſophen Meinen genannt, — wenn es nützlich iſt, ſey vorzüglich werth, daß ſich ein vernünftiger Menſch darum bemühe; das reine Wiſſen hingegen ſey meiſt ſehr dürftig, dabey — was das Schlimmſte iſt — da es nothwendig ſeyn ſolle, ſey es willkürlich; und weit gefehlt daß es unbedingt gebieten ſolle, könne man ſich füglich gar nicht darum bekümmern. Wir glauben es ſey nur Unwiſſenheit geweſen, und werden vermuthlich alle kritiſche Philoſophen auf unſerer Seite haben. Indeß können wir eben deßhalb von ſeinem *Wiſſen* den Leſern ſehr wenig, ſondern, nebſt ſeiner *Lebensgeſchichte*, nur ſeine *Meinungen* geben. Er ſcheint wirklich durch allerhand widrige Zufälle endlich empiriſch überzeugt worden zu ſeyn, das *Meinen* und *Dafürhalten* ſey ein eben ſo natürlicher Zuſtand des Menſchen, als das *Leben* ſelbſt.

Darin hat er freylich vermuthlich doppelt geirrt. Denn die tiefe gründliche formale deutſche Philoſophie bleibt immer noch dabey, der *natürliche* Zuſtand des menſchlichen Geiſtes ſey: Von vorn alles zu *wiſſen*, auch was man nicht weiß; *Meinen* hingegen ſey eine tödtliche Geiſteskrankheit. Und — da unſere Deutſchen Theorieen täglich höher ſteigen; — ſo hat ſeit Kurzem eine eben ſo tiefe und neue als höchſtgründliche deutſche Phyſiologie entdeckt, das Leben ſey ein *erzwungener* *) Zuſtand. — Man ſollte hieraus

---

*) »Das Leben iſt ein *erzwungener* Zuſtand, und ſetzt immer gewiſſe Reize voraus, durch welche die Erregbarkeit afficirt und Erregung hervorgebracht werden muß.« S. Präliminarien zum mediciniſchen Frieden zwiſchen Brown und ſeinen Gegnern. (Lpz. 1798, gr. 8.) S. 5

beynahe folgern, der Tod ſey, dem Menſchen ein eben ſo nothwendiger natürlicher Zuſtand, als das Wiſſen von vorn. Es findet ſich aber nun ein hartherziger chemiſcher Theoretiker, Valli genannt, der ſich nicht ſchämt den erzwungenen Zuſtand des Lebens ſogar auf Jahrhunderte verlängern zu wollen, und zwar durch ein gemeines Mittel das in jedermanns Händen iſt, durch die Sauerkleeſäure *), ſonſt gewöhnlich gebraucht um die Dintenflecke auszutilgen. Es iſt aber zu befürchten, daß wenige unſerer neuen deutſchen Philoſophen ſich dieſes leichten Mittels Jahrhunderte zu leben werden bedienen wollen. Denn indem es ihr Leben

---

*) In Grens Journal der Phyſik (IIIn Bds 3s Heft S. 341) findet man folgenden Auszug eines Briefes aus Brüſſel vom 8 Germinal IV: »Vielleicht wiſſen Sie ſchon, daß Valli das Geheimniß gefunden haben will, unſer Leben bis auf einige Jahrhunderte zu verlängern. Er ſchreibt das Altwerden einer Anſammlung von phosphorſaurer Kalkerde zu, deren Erzeugung in unſerm Körper er aus der gemeinſchaftlichen Einwirkung des Stickſtoffs und des Lichts auf einander herleitet. Er findet das Auflöſungsmittel dieſes Überſchuſſes von phosphorſaurer Kalkerde in der Sauerkleeſäure ꝛc.!!« Das guldene Werk iſt wirklich ſchon deutſch erſchienen unter dem Titel: Entwurf eines Werk's über das hohe Alter. Von Euſebius Valli. Wien 1796, 8.

verlängerte, würde es in ihrem eignen Erſcheinungs-Menſchen ihre ganze Philoſophie vernichten, in welcher beſtändig ihr Stickſtoff auf ihr Licht wirkt, und die dabey mächtig viel Dintenartiges hat. Da nun dieſer Philoſophie auch ſonſt ein Leben auf Jahrhunderte nicht vorauszuſagen iſt; ſo wird wohl die reine Philoſophie, dem gewöhnlichen Gange der Natur gemäß, gleich den reinen Philoſophen, untergehen und verwandelt werden, und wir ſagen daher voll Rührung:

HAVE . PIA . ANIMA

Leben und Meinungen

Sempronius Gundibert's

eines

deutschen Philoſophen.

Staatsbibliothek
München

Erſter Abſchnitt.

Friedrich Herzog von Wirtemberg bat ſich vor zweyhundert Jahren vom Engländiſchen König Jakob den Orden des blauen Hoſenbandes aus. Das wäre längſt vergeſſen. Aber den Ordensgeſetzen zufolge mußte ſich Friedrich in eine Zunft zu London einſchreiben laſſen. Er wählte die Zunft der Leinweber, nahm aber das Einſchreiben für dergeſtalt wichtig, daß er im Ernſte Leinweberey treiben wollte. Daher baute er an einem unfruchtbaren Flecke ſeines Landes, zu Urach am Fuße der Wirtembergiſchen Alpen, Häuſer für Leinweber, deren noch jetzt über hundert daſelbſt wohnen, und ſo iſt das Städtchen noch jetzt in gutem Wohlſtande. Das zeigt, wie nützlich es werden kann, wenn Ritter ſich in eine Zunft müſſen einſchreiben laſſen; und wer weiß, ob es nicht gut wäre, wenn manche, die Bänder tragen, auch Bänder webten.

Vor Kurzem lebte in Urach, und lebt vielleicht noch, ein Special, ein gelehrter Greis und ein Biedermann. Er war ein Schüler des berühmt geweſenen Bilfingers, folglich ein Philoſoph, folglich ein Gelehrter. Neben dem Speciale wohnte ein Damaſtweber, Joſeph Gundibert genannt, fleißig, verſtändig und wohlhabend. Mit ihm — obgleich nur einem Weber — hielt der Special gute Freundſchaft; denn es war in dem Alten weder philoſophiſcher noch theologiſcher Stolz, ja nicht einmal etwas von der ſtieren Gravität, die ſich ſonſt bey manchem Wirtembergiſchen Specialen und Prälaten finden ſoll. Gleichwohl war er jedermann ehrwürdig, weil er ſich gegen jedermann liebreich, beſcheiden, redlich, uneigennützig und gutthätig bezeigte, nicht polterte, ſondern nur ermahnte, weniger mit Worten lehrte als mit ſeinem Beiſpiele. Er umfaßte ſeine Nebenmenſchen mit allgemeinem Wohlwollen, und ward in der ganzen Stadt wie ein Vater geehrt. Er tröſtete die Kranken, verſorgte die Armen, ermunterte die Reichen zur Wohlthätigkeit, ſchlichtete Mißhelligkeiten, und hielt den Fragenplan, auf welchen ſonſt die Wirtembergiſchen Specialſuperintendenten ihr Anſehen hauptſächlich gründen, für ein ungereimtes Stück Prieſterherrſchaft.

Da das Haus des Webers mit einem jungen Sohne vermehret ward, und der Vater ungewiß war, welchen Namen ihm zu geben, taufte ihn der Special: Sempronius; »denn,« ſagte er, »das römiſche Volk hat »einen Sempron den Weiſen genannt, und »der Junge ſieht ſo klug aus, daß ich hoffe, »er wird auch weiſe werden.«

Semprons Mutter war eine muntere ſchlanke Elſaſſerinn. Das ſchien auf ſein Temperament Einfluß zu haben; denn ſo wie er aufwuchs, merkte man an ihm die ſchwäbiſche Gutmüthigkeit ſeines Vaters mit dem elſaſſiſchen Frohſinn ſeiner Mutter vermiſcht; ſo daß er allen Leuten lieb war. Die franzöſiſchen Jäger lehren croiser les races, die Deutſchen haben wie bey mehrern Gegenſtänden die Sache ohne das Wort. Bey Jagdhunden ſoll das Durchkreuzen der Arten ſehr dienlich ſeyn, und Friedrich der Große wollte es auch auf Menſchengeſchlechter *) an-

---

*) Memoires sur Fréderic le Grand, par le Prince de Ligne (à Berlin 1789. gr. 8.) S. 22.

gwendet wiſſen. Wer weiß, ob es nicht ſogar zum Beſten der Menſchheit dienlich wäre, wenn auch philoſophiſche Syſteme und Glaubensartikel, die ohne Abänderung allzulange in Einem fortgehen, zuweilen ein wenig durchkreuzt würden!

Der alte Special war Wittwer und folglich einſam, liebte Kinder und hatte die ſeinigen verloren; alſo mogte er Semprönchen gern um ſich haben, und gab ihm aus ſeiner Philoſophie, wovon er gern ſchwatzte, mancherley gute Lehren, z. B: Jeder Menſch müſſe ſeine Pflichten gegen ſich ſelbſt und andere beobachten; die erſte und vornehmſte ſey: daß man ſich ſelbſt und ſeine Nachbaren vollkommner zu machen ſuche; um zu beurtheilen ob unſere Handlungen gut oder böſe ſeyn, müſſe man auf ihre nothwendigen Folgen ſehen, in wie fern dadurch unſer innerlicher und äußerlicher Zuſtand vollkommener werde oder das Gegentheil; um ſeine Vollkommenheit zu befördern müſſe man ſeine eigene Seele aus ihren Wirkungen kennen lernen, und müſſe auch auf das Thun und Laſſen anderer Menſchen Acht haben um dadurch das Gute und Böſe zu erkennen und zu unterſcheiden u. d. gl.

mehr. Wir wiſſen jetzt zwar in unſerm glücklichen Jahrzehende, daß dies keine Philoſophie iſt, und daß überhaupt vor dem Jahre 1781 gar keine Philoſophie exiſtirte. Wir haben hingegen ſeitdem das Poſtulat der reinen Vernunft gelernt: Gut ſey, was nach einem Vernunftprincip ein nothwendiger Gegenſtand des Begehrungsvermögens iſt; und böſe, was ein nothwendiger Gegenſtand des Verabſcheuungsvermögens iſt; wir ſind ſo glücklich zu wiſſen, daß alles was der Special ſeinem Semprönchen empfahl, gerade zur Immoralität *) führt, daß moraliſch handeln nur aus Achtung für ein vonvorniges Moralprincip geſchehen muß, und wir wiſſen, daß dieſe Achtung zwar ein Gefühl, aber nicht ein Gefühl wie andere, ſondern ein Vernunftgefühl, d. i. kein Gefühl iſt. Wer im Formalen ſchwebt, wird gleich einſehen, wie wichtig dieſe Entdeckungen ſind, wie viel beſſer

---

*) „Das gerade Widerſpiel des Princips der Sittlichkeit iſt, wenn das der eigenen Glückſeligkeit zum Beſtimmungsgrunde des Willens gemacht wird, wozu alles überhaupt gezählt werden muß, was den Beſtimmungsgrund irgendwo anders, als in der geſetzgebenden Form der Maxime ſetzt.“ S. Kants Kritik der praktiſchen Vernunft, S. 61.

wir nun die Sache verſtehen, hauptſächlich aber, daß wir, ohne alle Erfahrung und ohne alle Beyſpiele von hinten her, nach ſolchen herrlichen formalen Sätzen unſere Handlungen allein moraliſch machen können, welches vorher unmöglich war.

Indeß ward doch Semprönchen, obgleich von dem alten Special in der Moralität irre geführt, ein gutmüthiger, fleißiger, wohlwollender, moraliſchguter Junge; ſo daß man faſt, da dergleichen Beyſpiele ſich mehr finden ſollen, von hinten her ſchließen möchte, der Grundſatz, auf die nothwendigen Folgen ſeiner Handlungen zu achten, ſey eben nicht irrig, ſondern, nebſt den guten Beyſpielen, vielmehr jungen Leuten ſehr einzuſchärfen. Dennoch würde dieſer Schluß unrichtig ſeyn; denn bey dergleichen irrigen Grundſätzen kann man zwar pflichtmäßig handeln; aber nie die Moral in reiner logiſcher Form transſcendental deduciren, welches doch die Hauptſache iſt. Ja, vermuthlich würde Semprönchen ein ganz anderer Junge geworden ſeyn, wenn er nach Doktor Gräffens in Göttingen herrlicher vonvorniger Katechetik, den Kategorieen gemäß, in ſeinen Pflichten wäre unterwieſen worden.

Indeß ohne an Philoſophie zu denken, ließ Meiſter Joſeph ſeinen Sempron ſehr früh bei der löblichen Zunft der Leinweber einſchreiben und hielt ihn fleißig zur Arbeit an. Wir müſſen aber zu Semprons Schande geſtehen, daß er bey ſeiner Arbeit gar nicht aus Achtung gegen das reine Sittengeſetz ſeinem Vater gehorcht habe, ſondern aus ganz verderblichen heteronomiſchen *) Neigungen Denn er bedachte bey ſich, wenn er nicht gehorſamte, würde er ſeinen Vater kränken; und das, meinte er, würde ihm ſo unerträglich ſeyn, daß er lieber die Arbeit that, ungeachtet ſie ihm Anfangs ſehr beſchwerlich

---

*) Heteronomiſch heißt: vom Geſetze entfernt, nach andern Geſetzen. Nämlich, die Philoſophen ſetzen das reine Sittengeſetz dem Menſchen von vorn her, der liebe Gott aber hat dem Menſchen auch die Neigungen eingeprägt, wider den Wunſch der kritiſchen Philoſophie (ſ. Kants Metaph. der Sitten S. 65.), welche freylich oft von hinten zu das reine Sittengeſetz anfallen. Um nun dieſen Anfall los zu werden, haben die kritiſchen Philoſophen kurzweg von vorn her das abermalige Geſetz gemacht, daß die Neigungen mit den ſittlichen Handlungen gar nichts ſollen zu thun haben, dergeſtalt, daß wenn jemand aus Neigung ſittlich gut handelt, es nicht ſittlich gehandelt ſeyn ſoll, bloß weil es nach einem andern Geſetze geſchiehet, als das welches von vorn die Kategorie kategoriſch vorſchreibt.

war. Derſelben ein wenig gewohnt, machte ſie ihm endlich ſogar Vergnügen. Er zog die Zempel am Damaſtſtuhle, fing bald an grobe Leinwand zu weben Schuß auf Schuß und Tritt auf Tritt, begriff dann was ihm der Vater zeigte, und dauerte aus. Als er lernte eine Kette zum Damaſt ſcheren, machte dies dem Jungen eben ſo viel Vergnügen als die Lehre von der beſten Welt, die ihm der Special oft eingeprägt hatte; ſo daß er täglich fleißiger und ſeinem Vater gehorſamer ward, um ſeinem Vater Freude zu machen und aus Liebe zu eigener Glückſeligkeit, welche durch dieſe väterliche Freude ſehr erhöhet ward. Zwar wiſſen wir nun aus der ächten neuen Philoſophie, daß die Neigung Freude um ſich zu verbreiten, ob gleich ſie das *Objekt des Willens eines vernünftigen Weſens ſeyn kann* *), dennoch *keinen wahren ſittlichen Werth hat*, ja nicht einmal *Hochſchätzung verdient* **), ja daß ſie als offen-

---

*) »Fremder Weſen Glückſeligkeit wird das Objekt »des Willens eines vernünftigen Weſens ſeyn »können.« S. Kant's Kritik der praktiſchen Vernunft, S. 60.

**) »Es giebt ſo manche theilnehmend geſtimmte offenbar empiriſche Zuthat, der Lauterkeit der Sitten ſelbſt höchſt nachtheilig iſt *), ſo wie es das gerade Widerſpiel des Princips der Sittlichkeit iſt, wenn man das der eigenen Glückſeligkeit zum Beſtimmungsgrunde des Willens macht **). Aber Semprönchen war nun einmal nichts als ein Leinweberjunge, er konnte noch nicht nach ſo erhabenen Maximen handeln, wie der kritiſche Profeſſor Fichte. Dieſer, da er ſeinen Nebenprofeſſor öffentlich und feyerlich annihilirte, that dieß keines-

---

»Seelen, daß ſie, auch ohne einen andern Bewegungsgrund der Eitelkeit oder des Eigennutzes ein inneres Vergnügen daran finden, Freude um ſich zu verbreiten, und die ſich an der Zufriedenheit anderer, in ſo fern ſie ihr Werk iſt, ergötzen können. Aber ich behaupte, daß in ſolchem Falle dergleichen Handlung, ſo pflichtmäßig, ſo liebenswürdig ſie auch iſt, dennoch keinen wahren ſittlichen Werth habe, ſondern mit andern Neigungen zu gleichen Paaren gehe, z. E. der Neigung nach Ehre, die wenn ſie glücklicher Weiſe auf das trifft, was in der That gemeinnützig und pflichtmäßig, mithin ehrenwerth iſt, Lob und Aufmunterung, aber nicht Hochſchätzung verdient.« S. Kants Metaphyſik der Sitten. S. 10.

*) Wörtlich ebendaſelbſt S. 61. Es ſteht ausdrücklich der Sitten ſelbſt, nicht etwa nur der neuen Formel der Sittlichkeit.

**) S. oben S. 29.

weges dem Nebenprofeſſor Freude zu machen, auch nicht um ſeine eigene Glückſeligkeit zu befördern wie ein Leinweberjunge, ſondern von vorn her nach ächtem moraliſchen Princip, nach einer Maxime ſeines Willens, die als Princip einer allgemeinen Geſetzgebung *), und ſchlechterdings nothwendig gelten könne für alle vernünftige Weſen, ſie mögen Menſchen **) und Profeſſoren ſeyn oder nicht, die zum beſſern Fortgange in der Philoſophie Andere annihiliren ſollen.

---

*) Dieß iſt ein Grundgeſetz der reinen praktiſchen Vernunft (S. Kritik der prakt. Vernunft S. 54.), und zugleich das Grundgeſetz der Moral der kritiſchen Philoſophen.

**) Die kritiſche Philoſophie nennt ihr ebengedachtes moraliſches Princip einen kategoriſchen Imperativ von vorn her, und verlangt ausdrücklich: »es müſſe nicht bloß für Menſchen, ſondern für alle vernünftige Weſen überhaupt und ſchlechterdings nothwendig gelten;« ja ſie warnet, »daß man es ſich ja nicht in den Sinn kommen laſſe, die Realität dieſes Princips aus der beſondern Eigenſchaft der menſchlichen Natur ableiten zu wollen.« (S. Kants Metaphyſik der Sitten S. 28. S. 59.) Noch iſt uns die kritiſche Philoſophie einige Nachricht ſchuldig, was für Weſen ſie kennt, welche Vernunft hätten wie der Menſch, ohne Menſchen zu ſeyn; und ob ſie zur Kenntniß derſelben von vorn her auf rechtem Wege gelangt iſt; desgleichen, warum ein Menſch aus der Natur des Menſchen herausgehen muß, um ſittlich nach der kritiſchen Definition zu handeln?

Überdieß war damals die wahre Philoſophie noch nicht im Stifte zu Tübingen bekannt, und es ließ ſich daher vollends in Urach niemand träumen, daß die empiriſche Zuthat in der Neigung ſich einander Freude zu machen, der Lauterkeit der Sitten höchſtnachtheilig wäre. Alſo freuten ſich in aller Unſchuld Vater und Mutter über Semprönchen, Semprönchen über Vater und Mutter, und der Special über alle Drey; denn er meinte aus der Erfahrung zu bemerken, ſeine vielen guten Lehren hätten auf den Knaben gewirkt und es ſey dadurch den Ältern viel Freude verurſacht worden, welche er als ſein Werk anſah. Armer Special, der du nicht wußteſt, daß deine Sitten ſo unlauter waren!

Indeß ging Semprönchen alle Sonntage Nachmittags zum Special, und er faßte von ihm immer mehr die irrige Philoſophie Andere vollkommener zu machen, worüber der Alte eine ſo große empiriſche Freude hatte, daß er dem Vater ernſtlich anlag, ſeinen fähigen Jungen ſtudiren zu laſſen; um die Weiſſagung bey der Taufe wahr zu machen. Der Special hatte den Jungen von der erſten Jugend an ſpielend Latein gelehrt, er ſprach nichts anders als Latein mit ihm. Wie ſollte ſo viel ſchönes Latein verloren gehen; dachte der Vater und ſah ſchon ſeinen Sohn predigen; denn der Special verſprach den Jungen in eine der herrlichen Wirtembergiſchen-Kloſterſchulen zu bringen, wo man kleine Jungen zu Predigern auffüttert, wie Küchlein im Hünerkorbe zu Poularden. Die Mutter hatte zwar viel dawider einzuwenden und meinte, der ſchöne Damaſt, welchen der Junge ſchon zu weben anfing, wäre beſſer als das ſchönſte Latein; aber ſie ward von Zwenen überſtimmt, und der Special ſagte ſeinem Semprönchen ſo viel vor, daß er nun die Philoſophie recht aus dem Grunde lernen würde, und wie glücklich die Philoſophie mache, beſonders die lateiniſche. Nun fiel der Knabe, voll heteronomiſcher Neigung zum Glücke, ſeiner Mutter um den Hals. Wie konnte eine Mutter dem Glücke ihres einzigen Sohnes widerſtreben! Der Special nahm ſeinen Zögling ſelbſt mit ſich nach Stuttgard. Dieſer ward im Latein, der lategoriſchen Bedingung zum wirtembergiſchen Kloſterſchüler, feſt genug befunden, er kehrte nach Hauſe zurück. Die Mutter packte das Beſte für ihn zuſammen, und ſagte ſchluchzend beym Abſchiede: »Mein lieber Sohn! »Bleib fromm, fleißig und gehorſam;« der Vater drückte ihn ſegnend an ſeine Bruſt; der gute Special legte die Hand auf ſein Haupt und ſagte: »Mein Sohn! ſey weiſe; denn »nun reiſeſt du zur erſten Quelle der Weisheit.« Semprönchen küßte die Hand des Greiſes, weinte in des Vaters und der Mutter Armen, aber ſein Herz hüpfte ihm über die ſchöne Weisheit, die er im Kloſter Blaubeuren finden würde.

Zweyter Abſchnitt.

Semprönchen kam im Julius in Blaubeuren an, ward ſogleich in ein warmes ſchwarzes Kleid gekleidet, und übers grobe ſchwarze Kleid ward ihm eine grobe ſchwarze Kutte gehängt, welches die erſte Probe der Weisheit der Obern war. Er mußte Morgens und

Abends lateiniſche Horas ſingen, bey Tiſche Arnds Paradiesgärtlein vorleſen, und vorher und nachher einen langen lateiniſchen Mönchsgeſang anſtimmen; an hohen Feſttagen wurde auch wohl ſogar griechiſch gebetet; ſeine Zelle war eng und feucht; in der Schule mußte er exponiren, analyſiren, Phraſes ausziehen, aus Kaldenbachs hundertjährigem Kompendium die Rhetorica lernen ob er gleich nicht reden durfte, er mußte griechiſche Verſe machen ehe er Griechiſch verſtand, und aus Schellenbauers Logik mit großer Angſt Syllogismen drechſeln lernen; und die Präceptoren waren ſo hager und ſo ſteif und ſo grämlich gravitätiſch, und die Kloſtermauren waren ſo dick, die Kutten ſo heiß, die Zellen ſo kalt, und die Ausſicht auf finſtern Wald und kahle Felſen ſo öde; und doch wäre er gern nach Fels und Wald gelaufen, aber die Kloſterthüren waren ſo feſt. Der Weisheit und kein Ende, dachte Semprönchen, und wie ſieht die Weisheit ſo ſchwarz, ſo heiß, ſo feucht, ſo dunkel und ſo langweilig aus!

Indeß trieb er ſich in der feuchten Kloſterweisheit und in Mönchsgeſängen und Kutten an drey Jahre herum, und hatte ſchon ganz ſeine lateiniſche Exercitien und griechiſche Verſe gemacht, als ſein Vater ſtarb. Seine Mutter konnte das Handwerk allein nicht treiben, Sempron liebte ſeine Mutter, und war der dunkeln Kloſtermauern und des Horasſingens herzlich überdrüſſig. Er entſchloß ſich alſo kurz, nach Urach zum Leinweben zurückzukehren. Hierin ward er noch mehr beſtätigt, als er einmal aus der Klauſur getreten war, und einige Leinweber in Blaubeuren beſucht hatte. Da dünkte ihn wieder Menſchen zu ſehen; denn er fand, was die machten ſey, viel geſcheuter und nützlicher als was er ſeit drey Jahren gethan hatte. Die Präceptoren und die Kloſterſchüler ſtaunten voll Verachtung den dummen Jungen an, der das Leinweben der hohen Kloſterweisheit vorzog, wodurch man Vikar und Prälat werden kann. Er dachte aber: leſet ihr meinetwegen das Paradiesgärtlein auf hebräiſch, und bleibt bey eurem Kaldenbach und Schellenbauer; ich werfe die Kutte und die Rhetorik ab. Ich will nicht mehr lateiniſche Mönchsgebete plärren, ſondern zu meiner lieben Mutter und zu meinem lieben Special zurück.

Dritter Abſchnitt:

Er ward von beiden mit offenen Armen empfangen, und vor Freude beide zu ſehen, vergaß er ſogar, ſich über die Weisheit in Blaubeuren zu beklagen. Er ward Geſell, und hernach Meiſter, webte Leinwand und Damaſt, erhielt ſeine Mutter, und das Latein hatte er noch ebenein; ein Glück, daß ſein Damaſt dadurch nicht ſchlechter ward. Sein natürlicher Frohſinn kam wieder, den die finſtere Kloſterzucht erſtickt hatte. Anſtatt der abgeſchmackten Kloſterlitaneyen ſang er an ſeinem Weberſtuhle: Johann der Seifenſieder, oder Hallers Doris. Er lebte mäßig, und that ſich etwas zu Gute ohne die Mäßigkeit zu überſchreiten, war froh wenn er allein war, mochte aber gern frohe geſellige Leute ſehen: und dann war ſein Herz auf ſeiner Zunge; doch konnte er auch ſchweigen und hörte gern zu, wann jemand verſtändig redete, und ob er gleich lateiniſche und griechiſche Verſe ſcandiren konnte, und Schellenbauers Logik auswendig wußte, ſo wollte er doch nicht bemerkt oder für etwas gehalten werden, welches oft ſogar alte weiſe

Philoſophen ſehr ſuchen. Er war wohlthätig, beſcheiden und heiter, zuweilen auch witzig; ſobald er dieß aber merkte, gab er ſo genau auf ſich Acht, als wenn er fühlte, daß ihn der Wein anfing warm zu machen. Zwar merkt man es beym Weine wie beym Witze und beym Demonſtriren oft zu ſpät, daß man warm wird; und das mag dem ehrlichen Sempron Gundibert und günſtiger Leſer auch dir und mir, wohl zuweilen begegnet ſeyn. Er hatte ohnedies den kleinen Fehler, daß er gern das Gegentheil von dem behaupten mochte, was ein Anderer behauptete. Daran mag wohl Schellenbauers Logik etwas Schuld geweſen ſeyn; aber eben ſo viel that dazu ſein Umgang mit dem guten alten Special.

Denn der Alte, der mit unſerm Sempron manchen Abend und manche Stunde des Sonntags zubrachte, liebte immer noch in ſeinem hohen Alter die Philoſophie, und folglich das Disputiren; aber ſo wie er nicht glaubte, ein Theologe müſſe immer ſteif gravitätiſch ſeyn: ſo glaubte er auch nicht, ein Philoſoph müſſe immer Recht haben wollen. Er dachte darin ganz anders wie ſehr viele jetzige ſonderlich junge Philoſophen, welche jedem Satze, der *ſchlechterdings* von *aller Erfahrung unabhängig*, alſo von vornher in *ihrem eigenen Erkenntnißvermögen* entſteht und den ſie *mit ſeiner Nothwendigkeit* zugleich denken *), auch ſogleich eine *reine ſchlechterdingige Vonvornheit*, folglich *Nothwendigkeit und ſtrenge Allgemeinheit* zuſchreiben, und ſich daher der Mühe überheben, einigen Einwendungen dagegen Gehör zu geben. Unſer alter und altväteriſcher Philoſoph demonſtrirte zwar, nach der Weiſe ſeiner Philoſophie, alles ſehr ſtrenge; aber es war ihm immer ſehr lieb Einwürfe zu hören, weil er ſie für die beſte Probe der Demonſtrationen hielt. Er hatte noch das freylich ſehr unkritiſche Vorurtheil, man müſſe die Seite, von welcher man einen Gegenſtand betrachte, nicht ſo leicht für die *einzig mögliche* halten, ſondern ihn von allen Seiten her anſehen, um zu finden, ob die Demonſtration von allen Seiten her faſſe. Der gute Mann, obgleich von der nothwendigen Wahrheit richtiger Vernunftſchlüſſe überzeugt, hielt ſich doch — freylich nur wegen der leidigen Erfahrung — überzeugt, daß oft ein für richtig und folglich für nothwendig gehaltener Vernunftſchluß unrichtig ſeyn könne, wenn man ihn nicht von allen Seiten her prüfe. Er ermunterte daher ſeinen jungen Weisheitsliebhaber Gundibert immer zu Einwürfen wider das was er ihm demonſtrirt hatte, und wenn dieſer dergleichen nicht fand, gab er ihm ſelbſt Zweifel auf, um ſie zu widerlegen, wenn er könnte.

---

*) Kant in ſeiner Kritik der reinen Vernunft, zweyte Ausgabe, S. 3, 4 erfordert dieß zu einem Satze von vorn.

Dieß geſchah beſonders in der Lehre von der beſten Welt, der Lieblingslehre des Alten. Gundibert, eine gutmüthige Seele, freute ſich der Lehre. Wenn er aber um ſich ſah auf den mageren Boden um Urach und auf die armen Spinner und Weber, und wenn er an die ſchwarzen Kutten in Blaubeuern, und an die griechiſchen Verſe und an das unfruchtbare Paradiesgärtlein dachte; ſo ward ſein Gemüth ganz mürbe und es ſchien ihm wunderlich, daß in der beſten Welt ſo wenig Glück und Frohſinn wäre, und daß nicht alle Menſchen ſo glücklich wären als er.

Der Alte belehrte ihn, dieß käme daher; daß nicht alle Menſchen, ſo wie er, ſich der Philoſophie widmeten. Ein weiſer Mann habe ſchon längſt geſagt: »Glücklich ſind die »Länder wo die Könige philoſophiren oder »die Philoſophen regieren.« Zur Philoſophie, ſagte er, gehöre die Vernunftlehre und die Dingerlehre und die Weltlehre, und vor allen die Übernaturlehre, von dem weiſen Ariſtoteles Metaphyſik genannt, nebſt der Seelenlehre, und wer das alles demonſtriren könne, habe das Beſte in der beſten Welt. Dieſe wichtigen Gegenſtände fing nun Meiſter Gundibert nach und nach an zu erforſchen, und kam Jahre lang ins Leſen und ins Hören und ins Demonſtriren und ins Diſputiren mit dem Special, dem dieſe eifrige Wißbegierde ſeines jungen Freundes alle Beſchwerlichkeiten ſeines hohen Alters verſüßte. Manchen Sonntag Nachmittag ſaßen oder ſpazierten ſie bis ſpät in die Nacht. Der Special demonſtrirte nach mathematiſcher Methode, Gundibert warf Zweifel auf, nicht wider die Methode ſondern wider die Reſultate, und ſeine Zweifel machte er gewöhnlich nicht einer künſtlichen Methode zufolge, ſondern mit ſchlichtem geſunden Menſchenverſtande. Er ward oft durch die Methode in die Enge getrieben, aber nicht überzeugt, und der Alte kam durch Gundiberts geſunde Vernunft nicht einmal in Verlegenheit; denn er hatte ihr immer die Methode entgegen zu ſetzen. Es iſt nicht zu leugnen, daß alle philoſophiſche Methoden ſtarken Schulden gleichen, wodurch ein krüpplicher Leib ſo gut wie ein geſunder gedeckt wird. Gundibert ward ſeinerſeits erhitzt und bekümmert zugleich, daß er durch die Dingerlehre ſogar und durch die Übernaturlehre, worin er ſo große Fortſchritte machte, dem menſchlichen Glücke, das er ſo eifrig ſuchte, nicht näher kommen konnte. Er konnte manche Nacht darüber nicht ſchlafen, und wenn er des Morgens aufwachte, ſo trat ihm die Begierde alles um ſich her glücklich zu machen oft ſo ſtark an, wie dem Matroſen Thomas Pipes, dem geſetzteſten Manne in der Geſchichte Peregrine Pickels, zuweilen des Morgens das Heurathen. Er war dann ganz begeiſtert von ſchönen Entwürfen, die ſich nach und nach, wie Erinnerungen an einen Traum, verloren. Es muß wohl mehrern Philoſophen, auch anderer Art, ſo gehen; denn man will bey vielen dieſer Herren zwiſchen den Grundſätzen von vorn, welche ſie unter dem gütigen Einfluſſe der Morgenröthe als unbedingtgebietend aus ihrem Gemüthe ziehen, und zwiſchen ihren Nachmittagshandlungen, oft ſehr weſentliche Unterſchiede bemerkt haben.

Vierter Abſchnitt.

Unterdeß war Gundibert's Mutter geſtorben, und er webte nun ganz für eigene Rechnung. Seine Philoſophie hatte auf ihn den Einfluß gehabt, daß er ſich gewöhnte äußerſt mäßig zu leben und alles unnöthige zu entbehren, welches nicht bey allen Philoſophen der Fall ſeyn ſoll; und ſo ward er in wenig Jahren wohlhabend. Seine Philoſophie — wenn es Philoſophie war — ging mit ſeinem Wohlſtande immer fort; und der Alte, da er ihn ſo tief in die Dingerlehre hineingehen ſah, bedauerte zuweilen, daß ſein junger Freund das Kloſter Blaubeuren verlaſſen und nicht förmlich ſtudirt hatte: denn ſo hätte er ein ſehr großer Philoſoph werden müſſen. Dieſer Gedanke fing Feuer in des armen Gundibert's Gemüth, worin der Zunder lag, daß Philoſophie allein beglücke, und er hätte ſo gern alle Menſchen ſo glücklich geſehen, als ſich ſelbſt, wenn es ihm gelang einen Heiſcheſatz in einen Lehrſatz zu verwandeln. Daher faßte er in einer ſchönen ſchlafloſen Morgenſtunde einen ſchnellen Entſchluß, der auch ſchnell ausgeführt ward. Er ſtellte das Weben ein, verkaufte das meiſte von ſeinem Hausgeräthe; ſeine Weberſtühle und das dazu gehörige Geräth verwahrte ſein Freund der Special auf dem Kirchenboden, ſein Haus und ſeine Ländereyen wurden verpachtet, und alles machte doch beynahe 200 Fl. jährlicher Einkünfte. Dieſe hielt er nach ſeiner ſehr frugalen Art zu leben zu ſeinem Unterhalte hinlänglich; und ſo verließ er Urach, um noch, ob er gleich nahe an dreißig Jahre alt war, die Weisheit zu ſuchen, die nur aus dem Munde der Lehrer auf Univerſitäten geſchöpft werden kann.

Er verfügte ſich im Jahre 1781, dem denkwürdigen philoſophiſchen Jahre, da die Kritik der reinen Vernunft ans Licht kam, nach

Tübingen, als dem nächſten Sitze der Weisheit, und auf Empfehlung des Specials. Alte Leute ſtellen ſich gewöhnlich was ſie lange nicht geſehen haben, noch immer eben ſo vor als ſie es ſahen. Der Special konnte daher nie Tübingen nennen, ohne ſich den glücklichen Zeitpunkt zu denken, da in dieſem Muſenſitze die Bilfingerſche Philoſophie florirte; und da er wohl wußte daß die kongeniale Canzſche Philoſophie in Tübingen darauf gefolgt war, ſo rieth er ſeinem jungen Freunde Tübingen als den Ort an, wo er alles, bis auf den guten Morgen, recht gründlich nach mathematiſcher Methode demonſtrirt finden würde.

So war es zu des Specials Zeit geweſen; aber Gundibert fand zu ſeinem großen Erſtaunen keine Spur mehr davon. Die Philoſophie war im Geruche als ſtöre ſie das Reich Gottes. Im Herzoglichen Stifte, dem beſtändigen Sitze des tiefen Spekulirens und des Predigens, war man hauptſächlich mit Bengels apokalyptiſchen Deutungen beſchäftigt, einige Neuerer ausgenommen, welche ſich mit den arabiſchen Auslegungen beſchäftigten. Gundibert blieb da Ein Jahr, eifrig befliſſen philoſophiſcher und glücklicher zu werden, und ward keins von beiden. Er ging nach Marpurg. Da fand er einen ſchwachen Überreſt wolfiſcher Philoſophie; doch nichts was er nicht ausführlicher gewußt hätte. Er verfügte ſich von da nach der ächtkatholiſchen Univerſität Dillingen, wo er allerdings viel ihm neues hörte, aus dem heil. Auguſtin und aus den Moralen der P. P. Eſcobar und Antoine. Von da ging er nach Bamberg. Da hörte er noch ſo viel vom heil. Thomas von Aquino, daß ihm ganz kalt ward. Er wärmte ſich darauf wieder in Göttingen an der untergehenden Sonne der revidirten Philoſophie, und an der aufgehenden Sonne der popularen Philoſophie. In Leipzig fing ihm an die aphoriſtiſche Philoſophie zu gefallen, ſchon wegen ihrer Kürze, da er manche Philoſophieen etwas lang gezogen gefunden hatte. In Halle gefiel ihm eben ſo ſehr die eklektiſche Philoſophie, weil ſie immer auf die wirkliche Welt hinwies; und er ſtand wirklich in Gefahr zu dieſer Philoſophie verführt zu werden, wenn ihm nicht ein kürzlich angekommener Magiſter zu rechter Zeit ins Ohr geraunt hätte, das was er wirkliche Welt nenne, ſey nur die Sinnenwelt der Erſcheinungen, und die ächte Philoſophie deren Licht eben aufgehe, müſſe nicht für dieſe Sinnenwelt ſeyn, ſo wenig wie die ächte Theologie für dieſes Jammerthal.

So waren über vier Jahre vergangen, während unſer Gundibert, zwar nicht wie Demokrit bis nach Indien, aber doch nach allen vier Winden der deutſchen Univerſitäten auf die Weisheit wanderte; auch fingen die mannichfaltigen philoſophiſchen Begriffe ziemlich an, ſich in ſeinem Kopfe zu tummeln. Es wäre auszurechnen, wie viel Ellen Leinwand er in dieſen vier Jahren hätte weben können. Dieſe wären aber für ſo viel als nichts zu rechnen gegen eben ſo viel Ellen philoſophiſcher Begriffe, wenn ſich nur nicht am Ende gefunden hätte, daß dieſe Begriffe alle viel weniger als Eine Elle Leinewand waren. Denn er reiſete auf Empfehlung des Halliſchen Magiſters nach Jena, und erfuhr da, dieſe Begriffe ſammt und ſonders wären gar keine Philoſophie, die Philoſophie ſey erſt vor wenigen Jahren mit der Kritik der reinen Vernunft geboren worden, und was vorher ſo geheißen, ſey nicht einen rothen Heller werth; deßgleichen, die neue Philoſophie lehre, nicht glücklich, ſondern nur der Glückſeligkeit würdig zu werden. Er erſchrak, daß er bisher in aller Unſchuld ſich glücklich zu machen geſucht hatte und glücklich geweſen war, und beſchloß alſo zu unterſuchen, ob er auch des Glückes was er ſo lange genoſſen hatte, würdig wäre.

Er erfuhr ſehr bald, daß dieſe Würdigkeit ſelbſt auf bloßen Ideen der reinen Vernunft beruhe *), und daß alſo von allen den Millionen Menſchen, welche ſo unglücklich ſind glücklich zu ſeyn, ohne die reine Vernunft formal und von vorn her erforſcht zu haben, kein einziger ſeiner Glückſeligkeit würdig werden könne. Da merkte er, woran es ihm bisher gefehlt hatte, und warf ſich zwey Jahre lang eifrig in das Studium des Formalen, dergeſtalt, daß er alles Empiriſche weit von ſich wies. Nun erſt ward er ein ganz anderer Menſch. Glücklich war er eben nicht, wie er ſonſt ſein ganzes Leben

---

*) Kants Kritik der reinen Vernunft, S. 834.

durch, die Zeit der ſchwarzen Kutten in Blaubeuren ausgenommen, immer geweſen war; aber er trachtete ja auch nur der Glückſeligkeit würdig zu werden. Wenn ein hageres Geſicht, ein geſpannter Unterleib, blaſſe Geſichtsfarbe und eine gerade und ſehr hoch getragene Naſe, äußere Zeichen der Würdigkeit zur wahren Glückſeligkeit ſind; ſo ward er täglich würdiger. Die innerlichen Zeichen muß er auch wohl gehabt haben; denn da er, um Doktor der Philoſophie zu werden, ſeine gelehrte Diſſertation de scientia scientiae vertheidigte, klagte keiner von den Philoſophen in Jena, Doktorand Gundibert habe ihn nicht verſtanden; und es iſt bekannt, daß nur äußerſt wenige würdig ſind die neuen Philoſophen zu verſtehen. Es verdient bemerkt zu werden, daß die wichtige Lehre vom abſoluten tranſcendentalen ſich ſelbſt ſetzenden Ich *), wodurch ſeit Kurzem

---

*) Uneingeweihten Leſern, welche nicht wiſſen was für ein Satz dies iſt, ſey nur ſo viel geſagt, daß er außer dem Leinweber Gundibert noch zwey Erfinder hat, den Hrn Prof. Fichte und den Hrn Magiſter Schelling. Jener nennt ihn den Urſatz wovon alle Philoſophie ausgeht. Dieſer verſichert, es ſey unwürdig nach ei-

Jena und das ganze gelehrte Deutſchland ſo ſehr geſegnet worden, in dieſer Diſſertation ſchon ganz deutlich dargeſtellt werden iſt. Man kann daher eigentlich nicht ſagen, der weltberühmte Herr Prof. Fichte habe dieſe wichtige Lehre erfunden. Indeß, da aus den unabänderlichen Geſezen des menſchlichen Gemüths nicht dargethan werden kann, daß der Erfinder dieſes neuen Satzes: Ich = Ich, dieſes Urſatzes der Philoſohie als Wiſſenſchaft, »dieſes Satzes der geeignet iſt alle Einſeitigkeit zu vermeiden,« nothwendig bis in ſein acht und zwanzigſtes Jahr ein Leinweber geweſen ſeyn müſſe; ſo iſt es möglich daß Herr Profeſſor Fichte ihn nochmals erfunden habe. Dinge von ſo groſer Wichtigkeit können nicht oft genug erfunden werden; daher auch Hr Mag. Schelling an dieſem Satz etwas erfand, nehmlich, daß er, ganz vervollkommner, unmittheilbar ſeyn werde.

Mit der Würdigkeit zum Glücke, welcher ſich

---

nem erſten Satze der Philoſophie zu fragen, und dieſer Satz ſey eine Handlung. Wir hoffen die Leſer werden dieß ſo verſtändlich finden, als es unter ſich genau übereinſtimmt. Beide Herren ſind ſehr tiefſinnige Leute.

das Ich=Ich Magiſter Gundibert's mit ſtarken Schritten näherte, ſchien ſich auch endlich einige Glückſeligkeit bey ihm einzufinden; er erhielt ſie durch den Umgang mit drey Landsleuten, ſämmtlich kritiſchen Philoſophen, ſo eifrig als ſie zwiſchen Wenigen-Jena und Schwaben je nur können gefunden werden.

Der erſte war Doktor Mondſchein, verſteht ſich damals noch Doktor der Philoſophie, ob er gleich ſchon als ihm der Milchbart noch durch das Kinn ſtach, damit umging auch Doktor der Theologie zu werden, in der löblichen Abſicht durch ſeine Autorität die Theologie fein tranſcendental zu machen, damit ſie nicht endlich durch auf Sprachen gegründete Exegeſe und geſunde Vernunft und anderes ſolch empiriſches Zeug noch den Neologen in die Hände fallen möchte. Mit dieſem ſubtilen Kategorieendreher hatte Gundibert in Blaubeuren auf Einer Zelle gewohnt und mit ihm ſchon damals oft aus dem Schellenbauer diſputirt, ja ihm zuweilen ſeine Exercitien gemacht; denn Doktor Mondſchein war zwar ein nothwendiges und ſtreng allgemeines philoſophiſches Genie, aber das liebe Latein, ſo wie ſehr viele andere empiriſche Dinge, die nicht aus einem kritiſchen Gemüthe erwachſen können, ſondern durch ein eifriges Studium müſſen erlangt werden, konnte er nicht gut faſſen. Es war nemlich Doktor Mondſcheins Gehirn, von vorn, wo die Denkformen und transſcendentalen Deduktionen aus ſich ſelbſt herausfließen, gar ergiebig und milde. Aber von hinten, da, wo der Fleiß, das Studiren, die Fähigkeit die Gedanken anderer zu faſſen, und dadurch, wenn man ſelbſt noch nichts weiß, etwas zu lernen, da, wo die Sammlung der nöthigen gelehrten Vorkenntniſſe, die Vergleichung, die Beobachtung, die Überlegung ihren Sitz zu haben pflegen, war es, wie die Gehirne der meiſten unſerer jungen von vorn allzeitfertigen Philoſöphlein, ziemlich knöchern und ſtarr. Sein Kopf war daher auch ziemlich leer von empiriſchen gelehrten Kenntniſſen, die nur mit Anſtrengung und fleißigem Studiren können erlangt werden, weshalb er ihnen auch abhold war, wie die Philoſöphlein alle.

Doktor Mondſchein ſchien übrigens vom Schickſale nicht zu einem künftigen Kirchenlehrer beſtimmt zu ſeyn, denn es machte ihn vor der Hand zum Hofmeiſter eines minderjährigen Reichsgrafen, den die gräfliche Vormundſchaft, da ihn die gnädige Mama etwas verfuttert hatte, auf die Univerſität ſchickte, um die nöthige Regierungsweisheit zu lernen, welche ihm Doktor Mondſchein auch von vornher treulich beybrachte. Der andere Landsmann war der Pater Benno Dachſtein, ein Benediktiner aus einer ſchwäbiſchen Reichsprälatur, den ſein Prälat, ein vortrefflicher Mann der in ſeinem Stifte die Aufklärung befördern wollte, nach Jena geſchickt hatte um die kritiſche Philoſophie zu lernen, von welcher damals im katholiſchen Deutſchlande zu verlauten anfing, ſie ſey Mode und führe zur Aufklärung. Der P. Benno war tief in ihre Tiefen gedrungen; er wußte es aber auch, und war um ſo viel diſputirreicher, da er eine gar kräftige Stimme hatte. Der Dritte endlich war der Herr von Schorndorf, ein reicher ſchwäbiſcher Kavalier, der ſich aus eigenem Triebe der Philoſophie befliß, um ſeinen Verſtand mehr zu entwickeln; und da ihm andere Philoſophieen noch nicht genug gethan hatten, war er nach Jena gekommen, um die Kritik zu ſtudiren. So tief war er darin noch nicht hinab geſtiegen, als P. Benno; denn ſo ernſthaft er auch alle ihre Begriffe durchdachte, ſo kamen ihm doch faſt bey jedem Schritte Zweifel in den Sinn. Die Urſache mochte wohl ſeyn, daß er ſchon andere Philoſophieen ſtudirt hatte, gegen die er nicht mißtrauiſch genug war. Doch, da Gundibert, obgleich vorher in den Geheimniſſen vieler Philoſophieen eingeweiht, nunmehr vom Formalen ganz durchdrungen war; ſo mag wohl gar eine Idioſynkriſie zum Grunde liegen, wenn die kritiſche Philoſophie, ſo wie manche Arzneyen durch eine beſondere körperliche Beſchaffenheit, bey manchen Perſonen gar nicht recht anſchlagen will.

Gundibert hatte auch noch zuweilen ſeine Rückfälle von gemeiner geſunder Vernunft, und beſonders von guten Neigungen. Er hatte oft Stunden, wo er ſich nicht bereden konnte, daß die armen Weber in Urach und Blaubeuren, die ſchon eben nicht glücklich ſind, auch nicht würdig ſeyn ſollten glücklich zu ſeyn, bloß, weil ſie überhaupt keine Ideen der reinen Vernunft von vorn her haben, und von Neigungen und Naturmitteln ſie zu befriedigen nicht abſtrahiren können *). Es wollte ihm auch nicht in den Kopf, daß der alte rechtſchaffene Special welcher in ſeinem ganzen Cirkel ſo viel Gutes that, dennoch des Glückes das er durch das Bewußtſeyn ſo vieler Gutthaten genoß, nicht würdig ſeyn ſollte, weil er ſie aus der Neigung that ſich und andere glücklich und froh zu machen, und weil er ſeine Handlungen nicht nach einem ihm unbekannten Sittengeſetze von vorn, ſondern nach ihren nothwendigen Folgen einrichtete, welche er allemal vorher überlegte, ehe er handelte. Aber da kamen unſerm Gundibert die Einſichten ſeiner kritiſchen Landsleute ſehr zu Statten. Sie bewieſen ihm, daß alle Erfahrung von hinten her zu keinem Zweifel wider ein vonvorniges Geſetz berechtigen könne. Doktor Mondſchein verſicherte ihn, er dürfe gar kein Bedenken tragen, alle Handlungen die nicht aus reiner Achtung gegen das kategoriſche Sittengeſetz geſchehen, dem Moralprincip widerſtreitend, oder noch kürzer unmoraliſch zu nennen. Doktor Mond-

---

*) Dies erfordert die kritiſche Philoſophie ausdrücklich zur Würdigkeit glücklich zu ſeyn. S. Kants Kritik der reinen Vernunft, S. 834.

ſchein ſetzte hinzu, es könne nichts hindern, daß dieß die Handlungen aller auf dem Erdboden wohnenden Menſchen träfe, etwa zwanzig deutſche Profeſſoren und etwa achthundert deutſche Studenten ausgenommen. Er bemerkte dabey mit Vergnügen, daß bis jetzt nur allein deutſche Profeſſoren und Studenten der Glückſeligkeit würdig ſeyn könnten, da dieſe noch bis jetzt die Ideen der reinen Vernunft noch allein beſitzen, wenige Holländer und Dänen ausgenommen, und einen einzigen Engländer Hrn Richardſon *).

Die drey Landsleute brachten faſt alle Abende mit einander in kritiſchen Diſputationen zu. Sie freueten ſich, aus den unabänderlichen Geſetzen ihres Gemüths von vorn zu finden: »daß ſie höchſte und wahrſte »Menſchen wären und daß ihnen die oberſte

---

*) Er hat im Schweiße ſeines Angeſichts Becks Grundriß der Kantiſchen Philoſophie ins Engländiſche überſetzt. Vielleicht vergeblich; denn Hr Prof. Reinhold bemerket, daß Hr Prof. Beck den einzigen möglichen Standpunkt in welchem die kritiſche Philoſophie in ihrer einzig richtigen Perſpektiv geſehen werden kann, gar nicht gefunden habe. S. Reinholds Auswahl vermiſchter Schriften, zweyter Theil, S. 345.

»Aufſicht über den Fortgang des menſchlichen »Geſchlechts gebühre *);« welchen Primat der kritiſchen Gelehrten überhaupt, als ein Poſtulat der reinen Vernunft, ſie denn einer gegen den andern fleißigſt poſtulirten. Sie freueten ſich dabey der großen Veränderung, welche die Tafel der Kategorieen in der Sinnenwelt verurſachen würde, und wie alle Staaten grünen und blühen würden, wenn erſt alle Menſchen zu reinen Vernunftmenſchen gediehen, wie dieſes nothwendig geſchehen müſſe. Etwas von dieſer Freude war freylich auf das empiriſche und heteronomiſche Bewußtſeyn zu ſetzen, daß ſie ſelbſt als höchſte Menſchen den Fortgang des menſchlichen Geſchlechts zu beſorgen eifrig befliſſen wären;

---

*) Daß dieß alles einem Gelehrten, d. h. einem kritiſchen Philoſophen zukomme, hat der berühmte Herr Profeſſor Fichte in einer güldenen Vorleſung von der Beſtimmung, dem Weſen und der Würde des Gelehrten, ſeinen Studenten deutlich bewieſen, welche daher unter ſeiner oberſten Aufſicht, mit vielem Segen, kleine Oberaufſeher des menſchlichen Geſchlechts werden. Es ſcheint faſt, dieſer transſcendent wichtige Satz ſey auch eher erfunden worden als ihn Hr Prof. Fichte erfand; da ſich Doktor Mondſchein ſchon einige Jahre vorher, ſogar auch in Jena, für einen wichtigen höchſten und wahreſten Menſchen hielt.

denn die kleinſten Philoſóphen ſchreiben ſich gewöhnlich den größten Einfluß auf das menſchliche Geſchlecht am leichteſten zu, und unſere ſchwäbiſchen Kritiker hatten ſchon den Einfluß auf den verfutterten Reichsgrafen vor ſich, der ihre Diſputationen durch ſeinen vortrefflichen Steinwein und Johannesberger belebte und ihnen gnädigen Beyfall zunickte, ſo oft er durch die lauten Argumente des P. Benno aus ſeinem gewöhnlichen ſanften Schlafe geweckt ward.

Doktor Gundibert, deſſen gutes Herz es nicht erwarten konnte, Menſchen der Glückſeligkeit würdig zu machen, wollte bey den Studenten anfangen. Allein, obgleich für einen Doktor der Philoſophie das Geſetz Kollegien zu leſen allgemeingebietend iſt, und obgleich die Vernunftidee Hunderte von Studenten in ſeinen Hörſal zu führen, aus ihm ſelbſt, aus ſeinem denkenden Subjekte entſtanden war, ſo blieb ſie doch nichts als ein Gedankending; denn es kamen faſt gar keine Studenten, um ſich würdigen zu laſſen. So ſehr iſt gemeiniglich die leidige Erfahrung den vonvornigen nothwendigen Begriffen entgegen!

Da ſich ſelbſt die größten Philoſophen der Neigungen nicht ganz erwehren können; ſo war auch Doktor Gundibert über ſeine fehlgeſchlagenen Hoffnungen nicht wenig mißmüthig; er ward aber unvermuthet von ſeinem Mißmuthe erlöſet. Was wird ein durchſtudirter Student, oder ein Magiſter der ſich des Sonntags Doktor nennen läßt, weil es feſtlicher klingt, wenn er ſonſt nichts werden kann? Ein Hofmeiſter! Und das ward nun Doktor Gundibert. Doktor Mondſchein war nemlich durch die Weisheit, womit er ſeinen Reichsgrafen beſeligte, berühmt geworden, und bekam daher den Auftrag für die vier Kinder eines Reichsbarons einen Hofmeiſter zu ſchaffen. Gundibert nahm dieſe Stelle mit großem Vergnügen an; denn nun ſah er die Hoffnung vor ſich, vier liebe Kinder, welche noch durch keine Glückſeligkeitsphiloſophie irre geführt waren, der Glückſeligkeit würdig zu machen, und vielleicht Vater und Mutter dazu.

Fünfter Abſchnitt.

Die Familie des Reichsbarons beſtand; außer ihm und ſeiner Gemahlinn und ihrem Fräulein Schweſter, aus drey Söhnen und einer Tochter. Der Baron war lange in Kriegsdienſten geweſen, hatte bey der Kavallerie von unten auf gedient, wobey er ſich durch Muth und Beſonnenheit hervorthat, hatte aber viel ausgeſtanden, war als Kriegsgefangener in manchen weitentfernten Ländern geweſen, hatte Menſchen von allen Ständen Nationen und Geſinnungen kennen lernen, war durch Erfahrung verſtändig und durch viel erlittenes eigenes Ungemach mitleidig geworden. Nach dem Frieden heurathete er ein reiches Fräulein. Durch ſeine Thätigkeit und ſein gutes Benehmen, hatte er eine Menge Prozeſſe geendigt oder verglichen, womit der Vater ſeiner Gemahlinn, der auf ſtrenges Recht hielt weil er gern Recht haben mochte, die Familie beladen hatte. Durch gute Einrichtung, Sorgfalt und Frugalität, hatte er die Güter welche von dem rechtsſüchtigen Vater ſehr ſchlecht waren bewirthſchaftet worden, wieder in den beſten

Stand geſetzt und den Ertrag beynahe verdoppelt. Nun genoß er die Früchte ſeiner Arbeit, hielt gute Nachbarſchaft mit ſeinen beſten Nachbarn, ertrug die ſchlechten, ſuchte die Bedürftigen lieber als die Reichen, und war wohlthätig gegen ſie, als ob er eine Schuld abtrüge. Seine Ökonomie und die Aufſicht auf ſeine Verwalter und Amtleute war ihm ſo ſehr zur andern Natur geworden, daß ſie ihm tägliches Vergnügen machte; außerdem fand er Vergnügen an ſchönen Pferden und der Jagd. Dabey unterließ er aber nicht, ohne es ſich merken zu laſſen, ein Auge auf die Erziehung ſeiner Kinder zu haben. Er war der Meinung, man müſſe junge Obſtbäume und junge Knaben, ſonderlich wenn ſie Huſaren werden ſollten, in den erſten Jahren nicht allzuſorgfältig warten; man müſſe ſie nur hübſch gerade ziehen, daß ſie eine gute Krone bekämen; ſie vor den großen Stürmen mit Pfählen, und vor den Haſen und Ziegen mit einigen umgewundenen Dornſträuchen bewahren; wenn es aber Zeit wäre, das edelſte Obſt auf ſie einimpfen. So waren ſeine Jungen aufgewachſen, und er hatte ſie ſich ausſpringen laſſen.

laſſen, als gäbe er nicht auf ſie Acht, aber ohne ſie aus den Augen zu verlieren. So wenig er nun ſeine Abricoſen und Kirſchen ſelbſt inokulirte, ſondern es ſeinem Gärtner überließ: ſo wenig traute er ſich zu, den Söhnen die Kenntniſſe zu geben, die er für ſie auch im Soldatenſtande um ſo mehr für nöthig hielt, da er im Laufe ſeines Lebens oft gemerkt hatte, wie hinderlich es ihm geweſen, daß er in gewiſſen Dingen nicht in der Jugend unterrichtet worden war, wovon er ſich erſt in reifern Jahren mit Mühe hatte einen Begriff machen müſſen.

Die Tochter war in ihrem zwölften Jahre. Ein alter Kammerdiener, ehemals Schneider und Dorfſchulmeiſter, hatte ſich in die Garderobe hinaufgeſchwungen, weil er bey einem andern Gutsherrn ein Kammermädchen heurathete, das aus gewiſſen Urſachen einen Mann haben mußte; dieſer war ihr Lehrer im Leſen und Schreiben geweſen. Die Mutter war von Jugend auf ein ſchönes Gänschen, die ſich fleißig putzte, weil ſie reich war und ſich putzen konnte, und weil ſie wußte ſie ſey ſchön. Die Tante, ihre Schweſter, war eine alte Jungfer, zwar nicht mit Schönheit und Reichthum von der Natur verſehen, aber mit deſto mehr Ernſt und Weisheit, welche letztere doch auch nicht von der Natur kam, ſondern wohlerworben war; denn ſie ging gern mit gelehrten Leuten um und las viele Bücher, am liebſten die welche ſie nicht verſtand: welches letztere nicht bloß bey einigen gelehrten Frauenzimmern, ſondern auch bey manchen gelehrten Männern der Fall ſeyn ſoll. Zwiſchen dieſen beiden Schweſtern ſtand nun die hauptſächlichſte Erziehung des jungen Fräuleins. Sie bildete ſich auch nach beiden. Sie lernte von ihrer Mutter täglich ſchön thun und ſich putzen, von ihrer Tante ſich gerade halten und nicht allzu zuvorkommend zu ſeyn; und ſo ward ſie eine ſchöne Gans, ſelbſtgenügſam und ſpröde zugleich.

Doktor Gundibert war kaum wenige Tage im Hauſe geweſen, als er wegen ſeiner unverſtändlichen Gelehrſamkeit den vollkommenſten Beyfall des Fräuleins Tante erhielt. Denn er ſagte ihr, auf ihre Veranlaſſung, viel vom transſcendentalen und logiſchen Scheine, vom intelligiblen Grunde der äußern Erſcheinung ihres hagern Körpers, von techniſchen, hypothetiſchen und kategoriſchen Imperativen, und ſolchen gelehrten ſieben Sachen mehr, worüber ſie ganz entzückt ward und ihn ihrem Schwager als den gelehrteſten unter allen Hofmeiſtern anpries. Dieſer gab zwar nicht viel auf die weiſen Urtheile ſeiner Schwägerinn. Gundibert war aber, wie ſchon oben bemerkt worden, von Zeit zu Zeit kleinen Rückfällen von ſchlichter geſunder Vernunft unterworfen. Er hatte ſogar dazu eine ſo ſtarke heteronomiſche Neigung, daß er recht ſehr über ſich wachen und dieſe Neigung täglich mehr unter das Joch des oberſten kategoriſchen Imperativs beugen mußte; denn wenn er ſich ſeinem natürlichen Wohlbehagen überließ, ſo war ihm bey der bloßen geſunden Vernunft oft beſſer zu Muthe, als bey der hohen kritiſchen Philoſophie. Weil nun der Baron keine Gelehrſamkeit verlangte und Gundibert ſelbſt befürchtete, dieſer möchte ſie nicht recht begreifen, ſo richtete er ſich etwas nach dem ungelehrten Reiter, und beantwortete deſſen Fragen mit faßlicher geſunder Vernunft; der daher auch von ihm eine recht gute Meinung bekam.

Die Kinder wurden ihm alſo mit vollem Vertrauen übergeben, und er begann nun ganz ernſtlich ſie zu unterrichten; verſteht ſich, in Allem von vorn. Er brachte den ſämmtlichen Kindern die Kategorieen oder urſprünglichen Verſtandesbegriffe recht gründlich bey, ſo daß ihnen endlich die Tafel derſelben viel genauer bekannt wurde, als den Bürgerkindern in dem Flecken wo das Schloß des Barons lag, die Haustafel. Es muß indeß, der Wahrheit zur Steuer, nicht verſchwiegen werden, daß dieß mancherley Schwierigkeiten hatte. Beſonders waren die drey Junker anfänglich gar widerſpänſtig, bey dem Fräulein aber gings viel leichter. Man will überhaupt bemerkt haben, daß diejenigen die arm am Geiſte ſind, ſo wie ehemals ins Himmelreich, ſo auch jetzt in die ſubtilen abgezogenen Begriffe von vorn, am leichteſten eingehen. Die Klüglinge haben immer etwas einzuwenden, und wollen alles recht deutlich erkennen; daher verfehlen ſie ſehr leicht das Himmelreich, und die Stammbegriffe des Verſtandes mit ihren neuen ſcholaſtiſchen Dreyabtheilungen *). Denn die Deutlichkeit iſt, wie

---

*) Hr Kant giebt es für etwas ſonderliches aus, »welches zum Nachdenken auffordert,« daß in

die kritiſche Philoſophie zuerſt gezeigt hat, eine bloße Beſtimmung der Form, keineswegs des Inhalts der Erkenntniß, welches letztere uns die verrufene Leibnitz-Wolfiſche Unphiloſophie ſo lange hat einbilden wollen. Da nun die Armen am Geiſte nach dem Inhalte der Erkenntniß ſo ſehr begierig eben nicht ſind, ſo werden ihnen die allerſubtilſten vonvornigen Begriffe, die bloß Form ſind und gar keinen Inhalt haben, oder deren Form Form der Form iſt *), gar bald ganz deutlich, wenn den Klüglingen die allenthalben immer Inhalt ſuchen, diejenigen Erkenntniſſe die bloß Form ohne Inhalt ſind, immer undeutlich ſcheinen.

---

jeder Klaſſe ſeiner Kategorieentafel drey ſind. S. Kritik der reinen Vernunft, S. 110.

*) Solche unglaubliche Deutlichkeit findet ſich in der Logik des Herrn Prof. Fichte. Er ſagt in ſeinem Begriffe der Wiſſenſchaftslehre: »Die »Logik ſoll die bloße Form, vom Gehalte abgeſondert, aufſtellen. — Da aber auf dieſe »Art die Sätze der Logik bloß Form wären, »und dieſes doch unmöglich iſt, weil jeder Satz »Gehalt und Form haben muß, ſo muß das »was in der Wiſſenſchaftslehre bloß Form »iſt, den Gehalt der Logik ausmachen. Hierin beſteht die Reflexion die alſo die zweyte »Handlung der Freyheit iſt, durch welche »die Form zur Form der Form ſelbſt, als »ihres Gehalts wird.«

Indeß überwand Gundibert's Beharrlichkeit den Starrſinn der drey künftigen Huſaren, und ſie gaben endlich im Herſagen und Verknüpfen der zwölf Kategorieen ihrer Schweſter nichts nach. Darauf ſchritt denn der Lehrer, weil doch ſeine Schüler in der praktiſchen Welt leben ſollten, ſobald es ſich thun ließ, nach und nach zu den Poſtulaten der reinen praktiſchen Vernunft. Ihr fragt mich, meine ungelehrten Leſer! was denn ein ſolches Poſtulat für ein Ding iſt? Wiſſet dann: »Es iſt ein ſpekulativ-unerweislicher, aber mit dem reinen praktiſchen Vernunftgeſetze nothwendig verbundener Satz.« Die nothwendige Verbindung iſt denn gemeiniglich ſo, daß das Geſetz um des Poſtulats willen und das Poſtulat um des Geſetzes willen nothwendig iſt, dergeſtalt daß alles fein im Cirkel gehet. So viel iſt aber gewiß, daß dergleichen Poſtulate ihren ſehr großen Nutzen haben, wenn ein Philoſoph mit einem hartnäckigen Gegner nicht weiter kommen kann. Daher ſcheint dazu auch der Satz zu gehören: daß ein kritiſcher Philoſoph in den Sätzen die er ſich mit ihrer Nothwendigkeit zugleich denkt, immer Recht behalten muß; denn das poſtulirt d. h. fordert gemeiniglich die reine praktiſche Vernunft dieſer Herren.

Nun führte der Lehrer ſeine Untergebenen durch die gehörigen Stufen endlich bis zu dem oberſten Princip der reinen Moral. Sie wurden zuerſt angewieſen, wenn ſie etwas thun wollten, nicht darauf zu ſehen, ob die Folgen ihrer Handlungen gut oder böſe wären. Die ſubjektive Autonomie oder Selbſtgeſetzgebung ihrer praktiſchen Vernunft ward ihnen zur Tugendmaxime empfohlen, dagegen ihnen verboten ein Exempel an einem guten Knaben zu nehmen, damit ihnen dieß nicht Urſache werde, ihn zu haſſen *). Es enthielt ſich der Lehrmeiſter auch lobenswürdige Thaten aus der Geſchichte anzuführen, damit den Knaben »nicht Anderer »Verhalten, ſondern das Geſetz zur

---

*) Kant gebietet und verbietet, dies bey der moraliſchen Erziehung der Jugend zu thun, in ſeiner Tugendlehre S. 162. Zur Urſache, daß der ſchlechte Knabe den guten, der ihm zum Beyſpiele vorgeſtellt wird, haſſen werde, giebt er an »weil er durch ihn in ein nachtheiliges Licht geſtellt wird.« Praktiſche Erzieher haben ſonſt immer gefunden, daß gute Beyſpiele die beſte Wirkung zu haben pflegen, aber freylich die Theorie weiß es anders!

»Triebfeder diene *).« Noch mehr wurde ihnen verboten auf die Belohnung ihrer guten Thaten zu ſehen, ſich auch keineswegs beygehen zu laſſen Gutes thun zu wollen wegen der innern Belohnung welche eine gute That mit ſich führt, indem das Bewußtſeyn ſie gethan zu haben, ein ſanftes Vergnügen erweckt. Denn es ward ihnen gezeigt, daß auch das geringſte Vergnügen dieſer Art heteronomiſch, und »als empiriſche Zuthat »zum Princip der Sittlichkeit, der Lauterkeit der Sitten, höchſtnachtheilig »ſey.« Das ließ er ſie in Kants aufgeſchlagenem Buche **) leſen, damit ſie deſto mehr es glauben, und ſich die böſe unlautere und folglich der Sittlichkeit widerſtreitende Neigung Gutes zu thun, um ſich und andere glücklich zu machen abgewöhnen möchten. Hingegen wurde ihnen nun das oberſte kategoriſche Moralprincip eingeprägt, und ſie wurden gelehrt: »Nie anders zu handeln, als ſo, daß ſie auch wollen könnten, »daß die Maxime wonach ſie handelten, ein

---

*) Am angef. Orte.

**) S. Kants Metaphyſik der Sitten, S. 61.

»allgemeines Geſetz für alle vernünftige Weſen würde.« Und endlich da ſie mit den reinen Vernunftideen durch langen Gebrauch ziemlich bekannt geworden waren, wurden ſie ſodann durch ihren Lehrer zu der reinen Vernunftidee der Würdigkeit zur Glückſeligkeit geleitet.

So war über ein Jahr verſtrichen, und, nach Überwindung der erſten Schwierigkeiten, wurden die Kinder außerordentlich weiſe. Sie legten ſich aufs Maximenmachen, und machten ſodann aus ihren eigenen Maximen Geſetze für alle vernünftige Weſen. Sie konnten transſcendental deduciren, wie würdig ſie waren glücklich zu ſeyn, wenn ſie den Geboten ihrer eignen Vernunft, die ſie für ſehr rein hielten, und nicht den Geboten ihrer Mutter und Tante folgten. Nun waren Mutter und Tante, ſeit langer Zeit, weiſe auf ihre eigene Art geweſen, im heteronomiſchen Gefühl der Glückſeligkeit über die Kinder gebieten zu können. Das reine Sittengeſetz machte daher in der Haushaltung viel Unordnung, und Gundibert verlor nach und nach alle Achtung und alles Zutrauen ſelbſt bey der Tante.

Der Baron ſah ſchon ſeit langer Zeit, daß die Erziehung einen unrechten Weg nahm, wußte aber nicht, wie der Sache abzuhelfen ſey. So lange er ſeinem Hauslehrer immer noch einzelne Erinnerungen gab, wußte dieſer auf mancherley Weiſe ſeinen Bedenklichkeiten auszuweichen. Als er aber ihm ernſthaft und ausführlich eröffnete wie wenig er die Dinge, worin ſeine Kinder unterrichtet würden, für nützlich hielt: ſo kam Gundibert in Feuer und bewies ihm, daß die von vernige kritiſche Weisheit höchſtnothwendig wäre, wenn die Kinder gründlich unterrichtet werden, und beſonders wenn ſie ſittlich handeln lernen ſollten, welches doch wohl der Wunſch jedes rechtſchaffenen Vaters ſeyn müßte. Sie kamen darüber in einen ſehr lebhaften Diſput. Gundibert war ſeit zu kurzer Zeit Doktor der Philoſophie geworden, um ſeine Meinung ſo leicht aufzugeben. Der Baron hatte zu viel in der Welt erfahren, um ſich ſo leicht, durch einen philoſophiſchen Schnickſchnack, ſeine geſunde Vernunft wegdiſputiren zu laſſen. Indeß, eben weil er mehr Menſchenkenntniß hatte, faßte er ſich auch geſchwinder und hörte Gundibert's Argumente ruhiger an, der mit großem Eifer zu beweiſen ſuchte, daß die kritiſche Philoſophie allgemein gelehrt werden müſſe, damit alle Menſchen, der Perfektibilität der Menſchheit gemäß, ſich immer mehr nähern möchten reine Vernunftweſen zu werden.

»Es kann ſeyn,« ſagte der Baron lächelnd, »daß ſolche theoretiſche Philoſophen irgendwo »in der Welt ſeyn müſſen. In ſandige Gegenden werden oft Bäume geſetzt, nicht der »Bäume wegen, ſondern nur den Flugſand »aufzuhalten, damit er die umliegenden Felder nicht ganz verderbe, die allenfalls auch »von den verdorrten Blättern einige wenige »Düngung erhalten. Die hagern und magern Studenten welche immer in den Stuben ſitzen, und nachſinnen, und nichts thun, »ſind wie ein ſandiges Feld das vielleicht »von Ihrer theoretiſchen Philoſophie ein wenig Schutz bekommen mag, damit nur die »Saat nicht ganz ausgewehet werde, ob ſie »gleich bey allen dem nur ſelten und ſpärlich »Früchte trägt. Aber meine geſunde rothbäckige Jungen ſind ein derbes Kleyland, worin »alles aus eigener natürlicher Fruchtbarkeit »aufſprießt und das eher etwas Sand be-

»dürfte, damit der Boden milder würde. »Was meine Tochter betrifft, die haben Sie »nur zur doppelten Närrinn gemacht. Das »Putzen macht ſchon nicht ſehr klug; wenn »aber ein geputztes Lärvchen philoſophiſche »Worte liſpelt, ſo iſt ſie doppelt verkehrt. »Geſcheute Weiber brauchen gar keine Theorie, ſondern lernen alles aus Wahrnehmung »und Erfahrung, wodurch ſie auch oft in vielen Stücken einen richtigern Begriff in die »Beſchaffenheit der Dinge haben, als wir »Männer. Und vollends, lieber Herr, Ihre »Theorie muß bitter theoretiſch ſeyn; denn, »ich merke, auch das was Sie praktiſch nennen iſt ſehr mager theoretiſch und ſpitzfindig, »ſo wie Ihre ganze Moral. Ich halte überhaupt, und auch in der Moral, ſehr wenig »von trocknen Theorieen; denn wenn man »nicht Erfahrung und Übung zu Hülfe nimmt, »ſo iſts gewöhnlich in der Praxis ganz anders beſchaffen, als in der Theorie.«

Gundibert gerieth in Eifer, um die Theorie zu vertheidigen, weil ohne Theorie gar nichts auszurichten ſey. Er rief: »Nur ein »Unwiſſender kann die Theorie bey ſeiner vermeintlichen Praxis für unnöthig und entbehr-

»lich ausgeben *);« und er bewies von vorn, die Theorie ſey in der Praxis nie entbehrlich, und wenn es mit den theoretiſchen Behauptungen in der Praxis nicht fort wolle, liege es nur daran daß nicht genug Theorie **) vorhanden wäre. Man müſſe alſo immer nur mehr Theorie anſchaffen, um die Praxis zu ſichern.

»Wiſſen Sie allemal,« ſagte der Baron: »wann Sie Theorie genug haben? Denn »wenn Sie das nicht wüßten, würde es auch »nicht viel helfen.«

»O ja!« verſetzte Gundibert mit lebhaftem Eifer. »Ich treibe alles wiſſenſchaftlich und »nach Principien. Nur die Wiſſenſchaft von »vorn lehrt was abſolut und vollſtändig iſt, »davon kann man durch empiriſche Erfahrung nie gewiß ſeyn. Wiſſenſchaft macht »den Mann!«

Indem ward des Barons Pferd vorgeführt, weil er ausreiten wollte.

»Wollen Sie nicht aufs Pferd ſteigen?« fragte er ſeinen Hauslehrer.

---

*) Dies behauptet auch Hr Prof. Kant in der Berlinſchen Monatsſchrift Sept. 1793, S. 203.

**) Kant a. a. O. S. 204.

»Ich reite nicht.«

»Ich habe aber doch gehört, daß Sie meinen Jungen viel übers Reiten vorgeredet haben.«

»Theoretiſch; weil das Reiten ein Reſultat der allgemeinen Dynamik iſt *).«

Der Baron ſetzte die Hand auf des Pferdes Croupe und ſprang leicht hinauf.

»Wollen Sie mir nicht eine vollſtändige Theorie des Voltigirens machen, Herr Doktor? Es iſt ja nur Mechanik!« Und ſo ritt er fort.

Gundibert der ſeine mathematiſchen Einſichten nicht wollte zurückſetzen laſſen, ſetzte ſich gleich hin, quadrirte Kraft und Geſchwindigkeit, und brachte den andern Morgen dem Baron ein Papier voll algebraiſcher Gleichungen, die er ihm eifrig aus einander ſetzte.

»Das iſt ſehr gelehrt!« ſagte der Freyherr, »iſt es aber auch anwendbar?«

»Es iſt,« rief Gundibert, von ſeinem Werke ganz voll, »die vollſtändigſte Theorie!«

---

*) Der berühmte Hr Magiſter Schelling hat in ſeiner vonvornigen Naturwiſſenſchaft die große Entdeckung gemacht, daß dies auch von der Chemie zu ſagen iſt.

»Das müſſen Sie verſtehen. Ich habe »immer voltigirt ohne an Theorie zu denken. »Sie werden es alſo viel beſſer verſtehen; »ſpringen Sie doch aufs Pferd!«

Gundibert entſchuldigte ſich, der Freyherr warf ihm aber vor, er ſetze auf ſeine eigene Theorie Mißtrauen. So verſuchte er zu ſpringen, ſtolperte aber und fiel etwas unſanft nieder.

— »Sehen Sie nun, wie wenig die Theorie hilft?« —

»Die Theorie kann freylich durch die Erfahrung ergänzt werden *).«

»Und von vorn hielten Sie Ihre Theorie »doch für vollſtändig! Alſo, es ſcheint, ohne »Erfahrung kann man niemals wiſſen, ob »Theorie genug da iſt? Es wird alſo wohl, »wenn nicht Erfahrung vorhergeht und nachfolgt, die Theorie wenig werth ſeyn. Unſer »Apotheker würde kein Bier brauen, und der »Brauer nicht blau färben können, wenn »auch beide theoretiſch wüßten, was dazu gehörte. Außerdem giebt die Erfahrung noch

---

*) Kant, a. a. O. S. 202.

»etwas mehr. Nicht wahr? ich voltigire doch
»ſo leicht, und bin ſo viel älter als Sie?« —

»Das iſt zu begreifen; Sie haben es von
»Jugend auf geübt!«

»Ohne alle Theorie von vorn. Übung al-
»lein macht den Mann, Herr Doktor; nicht
»vonvornige Wiſſenſchaft, und zwar Übung
»die zur Fertigkeit wird. Das gilt auch vom
»moraliſchen Leben. Tugend muß eben ſo
»geübt werden, wie das Reiten; denn unſere
»Leidenſchaften ſind oft ſehr hartmäulig und
»ſtätig. Sie haben ganz vergeſſen, daß zu
»moraliſchen Handlungen eben ſo gut Kraft
»des Geiſtes gehört, als Kraft des Körpers
»zum Reiten oder Voltigiren. Ich wünſchte
»Sie hätten meine Kinder weniger Spekula-
»tionen gelehrt und ihren Geiſt mehr geübt
»durch Zurückweiſung auf Erfahrung und auf
»gute Beyſpiele; denn mit Ihrer ſpitzfindigen
»Theorie, welche Sie praktiſche Vernunft
»nennen, kommt man nicht aus der Stelle.
»Sie ſind ein trockener Fichtenbuſch der nur
»im Sandlande fortkommen mag; aber ich
»wollte ich hätte meine Jungen nicht in Ih-
»ren Schutz gegeben. Für mich ſind Sie
»nicht, Herr Doktor!«

Und ſo dankte der Freyherr ſeinen Hauslehrer unverzüglich ab, unbekümmert ob er nach einer Maxime handele, welche Geſetz für alle denkende Weſen ſeyn ſolle, die Hauslehrer abzuſchaffen hätten.

Sechſter Abſchnitt.

Doktor Gundibert konnte in dem Städtchen nicht bleiben; denn die Geſchichte vom Voltigiren war bekannt geworden. Was ſollte er auch da machen? Er nahm ſich alſo vor, wieder nach einer Univerſität zu gehen Ein Magiſter, ſonderlich ein kritiſcher, iſt ohnedieß außer der Univerſität wie ein Fiſch außer dem Waſſer; denn er lebt nur im Syſteme und in der vonvornigen Weisheit.

Gundibert's Wahl fiel auf Halle. Es hatte ihm da vor Zeiten ſehr wohl gefallen, denn die Studenten konnten damals treflich disputiren. Jetzt beklagte er aber den jämmerlichen Zuſtand der guten Univerſität, da ſie immer noch mit der Seuche der eklektiſchen Philoſophie behaftet war, und er nahm ſich vor die allgemeingültige kritiſche Philoſophie, als ein Heilmittel, daſelbſt einzuführen. Er glaubte hierin nach einem Gebote der reinen praktiſchen Vernunft, nach einer Maxime zu handeln, von der er wollen konnte, daß ſie von jedem vernünftigen Weſen, Menſch oder nicht, als Geſetz befolgt werden ſollte. Aber, beynahe ihm ſelbſt unbewußt, drängte ſich in ſeine Maxime eine Neigung ein, welche den Philoſophen, den kritiſchen beſonders, nicht ganz heteronomiſch ſeyn mag, da ſie ſich beſtändig mitten in ihren kategoriſch-geſetzlichen Deduktionen findet: die Neigung ſich ſehen zu laſſen. Zu dieſem Behufe gab ihm die Klugheit, welche, wie alle kritiſche Philoſophen wiſſen, nicht gebieten kann, ſondern nur Rath giebt, den Rath lieber nach Halle zu gehen. Denn dort, meinte ſeine Klugheit, würde ſein Licht beſſer leuchten können, als in dem ſchimmerreichen Jena, wo, bey der Menge der dicken formalen Wachskerzen, ein Magiſter-Wachsſtöckchen nicht ſo leicht bemerkt wird. Aber die Klugheit Doktor Gundibert's irrte ſich, wie es der vonvornigen Klugheit ſehr gewöhnlich iſt. Sie wußte nicht, daß auch nach Halle ſchon Miſſionarien der alleinunfehlbaren alleinmoraliſchmachenden Philoſophie gegangen waren, um die armen Seelen der Halliſchen Studenten von der Glückſeligkeit zu retten. Sie wußte nicht, daß zu Halle der *einzig mögliche Standpunkt* errichtet wurde, aus welchem die *kritiſche Philoſophie* beurtheilt werden muß. In dieſem Standpunkte ſahen ſie einige Halliſche Studenten über ein Jahr lang in recht feiner Wohlgeſtalt von vorn, bis ſie nun, vom Herrn Prof. *Reinhold* in *Kiel*, einem der früheſten kritiſchen Philoſophen, belehrt wurden, dieſer Standpunkt ſey *unrichtig* und *verwirrend*, und die *Kritik der reinen Vernunft* erſcheine aus dieſem Standpunkte, *ganz verzerrt* und ihr *Gliederbau zerriſſen* *), ob ihn gleich die Hallenſer lange für den *einzig-möglichen* hielten, woraus ſie beurtheilt werden könnte.

---

*) »Herr *Beck* glaubt die Form der Wiſſenſchaft in ſeinem angeblich *einzig möglichen* Standpunkte entdeckt zu haben. — Die *Kritik* wird von ihm mit einer konvulſiviſchen Anſtrengung, *die ihren ganzen Gliederbau zerreißt*, auf jenen Standpunkt *hin-*

Doktor Gundibert, unwiſſend daß es der armen kritiſchen Philoſophie in Halle ſo übel ging indem es ihr ſo wohl gehen ſollte, ſetzte ſich an einem ſchönen naſſen und ſtürmiſchen

---

»gezerrt.« (S. Reinhold Auswahl vermiſchter Schriften IIr Th. S. 344, 345, 347.) Die Kritik der reinen Vernunft iſt vermuthlich eine Art von perſpektiviſcher Malerey des menſchlichen Geiſtes, die nur aus einem einzig möglichen Standpunkte richtig erſcheint; aus jedem andern Standpunkte aber iſt ſie verzerrt und die Glieder fallen auseinander. Daher verſichert auch Herr Fichte: »Es könne niemand die Kantiſchen Schriften verſtehen, der nicht die Kantiſche Denkungsart ſchon mit hinzubringt.« Das kann dann nichts anders heißen, als der entweder ſchon von vorn prädeſtinirt iſt, eben ſo zu denken wie Kant, ohne noch deſſen Schriften geleſen zu haben; oder der von vorn in ſeinem Gemüthe nothwendig ſich vorſetzt, alles zu verſtehen und richtig zu finden, was Kant ſagt. Herr Reinhold ſetzt (S. 251, 252) noch hinzu: »Zum Verſtehen und Ausgemachtfinden der Kantiſchen Fundamentalſätze, könne man nur durch Errathen des Sinnes gelangen, und das Gelingen dieſer Mühe des Errathens hange auch bey dem entſchiedenſten philoſophiſchen Geiſte noch immer vom Zufalle ab.« Gleichwohl verſtehen doch Beck, Reinhold, Fichte, Schelling, jeder ſeinen Kant, und jeder auf eine andere Weiſe. Es ſcheint alſo, wenn obigen Äußerungen zu trauen iſt, die kritiſche Philoſophie gleiche gewiſſen bekannten Gemälden, an denen man, ſo wie man den rechten Standpunkt erräth, oder durch einen Zufall findet, einen alten Mann, einen jungen Mann, eine Taube, oder auch Nichts ſiehet.

Morgen auf den Poſtwagen. Es war außer ihm niemand darauf, als ein Mann von etwa funfzig Jahren, der anfänglich, nach dem erſten Gruße, in ſeinen Mantel gewickelt ſtillſchweigend da ſaß. Er ſah etwas mürriſch aus. Gundibert war eine gutmüthige Seele, die nicht lange mit einem Menſchen in Geſellſchaft ſeyn konnte, ohne ſich an ihn anzuſchmiegen. Alſo zwiſchen den Bemerkungen vom ſchlechten Wetter, und ein Paar angebotenen und wiedergegebenen Priſen Taback und einigen wechſelſeitig verſchafften und angenommenen Bequemlichkeiten, thauete der Murrkopf in ſo weit auf, daß Gundibert erfuhr, er ſey ein Geſchäftsmann aus der Nachbarſchaft, den einige Angelegenheiten zu dieſer Reiſe nöthigten.

Sie unterhielten ſich nun; anfänglich von gleichgültigen Dingen. Gundibert aber von kritiſcher Philoſophie bis oben an erfüllt, brauchte ein Paarmal im Diskurſe ihre Terminologieen, wie dieſes denn auch den kritiſchen Schriftſtellern gewöhnlich iſt, die ſogar, wenn ſie von Politik oder Finanz, von Chemie oder von Poeſie reden, immer mit Form und Stoff und Antinomieen und Imperativen und Objekten u. d. gl. um ſich werfen.

»Das klingt ja beynahe wie kritiſche Philoſophie,« — ſagte der Reiſegefährte mit einem gewiſſen Blicke.

Gundibert erfreut, vielleicht einen kritiſchen Philoſophen zu finden, ſprach vertraulich zu ihm: »Kennen Sie die kritiſche Philoſophie?«

»O ja!« ſagte der Fremde, etwas trocken.

Gundibert ergoß ſich nun aus vollem Herzen ins Lob der Kritik der reinen Vernunft und in die hoffnungsvolle Ausſicht, daß dadurch in der Welt bald Alles beſſer werden würde. Er ſchloß ſeine Rede: »Die kritiſche Philoſophie giebt allen menſchlichen Dingen eine »ganz neue Wendung. Was vorher galt, »gilt nicht mehr. Alles iſt neu; ſo hat ſich »die Denkungskraft und der erkennende Verſtand noch nie gezeigt!«

»Sie meinen, der kritiſche Verſtand iſt »wie der Frühling der neues Leben in die »Natur bringt?«

»Vortreflich! Eben das wollte ich ſagen! »Der Frühling gießt neues Leben in die »Natur, jede Pflanze ſproßt, alles bekömmt

»eine neue Geſtalt; eben wie durch die kritiſche Philoſophie!«

»Freylich! Schade nur, daß ſie gerade »in unſerem Deutſchlande entſtand! Da »ſoll der Frühling im April angehen, und »iſt nur Frühjahr! Da giebts ſtürmiſche »Tage, bald Sonnenſchein, bald Wolken, »Schneegeſtöber, Waſſergüſſe; der Wind »pfeift, der Regen ſchlackert, ſo daß man »gern bey ſeinem häuslichen Kaminfeuer »bleibt. Merken Sie! heute ſchreiben wir den »zweyten May, und das Wetter iſt windig, »kalt und naß, wie die kritiſche Philoſophie, »ſo daß ich froh bin einen Mantel zu haben, »der mich wärmt, wie die geſunde Vernunft. »Wenn ich das reine formale Stürmen und »Gießen unſerer Pölitze und Fichte und Tief»trunke und Schaumanne und Grohmanne »und Erharde und Niethammer und Berger »und Schellinge und Gräffe und Heidenreiche »anſehe, ſo fällt mir immer ein deutſcher »Frühling ein.«

Gundibert rief erſchrocken: »Was hat »Ihnen die kritiſche Philoſophie gethan, daß »Sie von ihr ſo ungünſtig urtheilen?«

»Mir hat ſie nichts gethan; aber ſie lei-

»ſtet nicht was ſie verſpricht: das habe ich gefunden, nachdem ich viel Zeit damit verdorben habe ſie kennen zu lernen, und ich mag mich mit den Hirngeſpinnſten ferner nicht abgeben, welche zu begreifen man den Kopf anſtrengen muß, ohne daß er hell wird.«

»Aber es iſt doch die einzige Philoſophie, welche ſich auf die eigenen Kräfte des menſchlichen Verſtandes gründet, welche rein von vorn her deducirt wird, und folglich nothwendig und allgemeingültig iſt.«

»Und kann lange und breit deducirt werden, und iſt doch nichts und führt zu nichts. Die kritiſchen Philoſophen kommen mir vor wie die Auſtern; ſie ſind in den Formen und in den Kategorieen wie in zwey ſtarken Schalen eingeſchloſſen und können nicht ſehen und nicht hören.«

»Gleichwohl war dieſe Form der Philoſophie nöthig, um endlich einmal Einheit in die Philoſophie zu bringen, indem die Gränzen der menſchlichen Erkenntniß, daß ſie nicht ins Transſcendentale reichen, feſtgeſetzt wurden. »»Die Kritik der reinen Vernunft hat bloß die arroganten Anſprü-

»»che der Schulen vernichtet, welche dadurch ihr Monopol verloren haben, und der Spekulation iſt nun ihr rechter Weg und ihre Gränzen angewieſen« *).

»Und doch werden kaum arrogantere Anſprüche zu finden ſeyn, als die kritiſchen Philoſophen und Philoſophaſter machen. Maßet ſich nicht ihre Schule das ärgſte Monopol über das Denken an, ſo daß kein philoſophiſcher Kopf anders als in ihrer Form denken, ja nur anders als in ihren dunkeln und ſchwankenden Terminologieen ſprechen ſoll? Einheit wäre dadurch in die Philoſophie gekommen? Wahrhaftig nicht, obgleich eine ſehr lahme Einſeitigkeit. Unter den kritiſchen Philoſophen ſelbſt iſt ja keine Einheit; ſie verſtehen einander nicht, und verfolgen und ſchimpfen und annihiliren einander. Dieſe Philoſophie, die alle Gaben des Denkens vereinigen ſoll, iſt wie die Büchſe der Pandora: kaum ward ſie geöffnet; ſo flogen Zorn, Zank, Mißverſtändniſſe, verkehrte An-

---

*) Kant verſichert beides wörtlich in der Vorrede zur zweiten Auflage der Kritik der reinen Vernunft, S. XXXII f.

»wendungen aufs gemeine Leben, und langweilige dunkle unnütze Bücher, in Menge »hervor.«

»Wollen Sie ihr allen Nutzen abſprechen? »Das iſt gewiß zu hart. Das ſchlimme »Wetter, womit Sie die neue Philoſophie »vergleichen wollten, macht Sie mißmüthiger »darauf als recht iſt. Wenn die Principien »von vorn her nothwendig und allgemeingültig ſind: müſſen ſie, auf alle andere Wiſſenſchaften und auf alle empiriſche Geſchäfte »des menſchlichen Lebens angewendet, dieſelben viel ſicherer und konſequenter machen.«

»Ach! eben dieſe Anwendung zeigt, daß »entweder die Allgemeingültigkeit von vorn »von hinten nicht allgemeingültig, oder die »Anwendung unrichtig iſt, oder beides. Sollte man glauben, ein kritiſcher Philoſoph »habe noch nur gemeinen, geſchweige philoſophiſchen Verſtand, wenn er, wie Fichte, »aus kritiſchen Grundſätzen im Ernſte behaupten will, jeder der einen Vertrag gemacht hat, dürfe ihn einſeitig aufheben, »wenn er anders Sinnes geworden iſt, und »jeder dürfe dem Staate den Krieg ankündigen weil dieſe ihm nicht zu ſeinem Rechte

»hilft; oder wenn er wie Schaumann das »Vaterunſer aus dem Ich und Nicht-Ich »erklären will *). Aber die kritiſchen Philo»ſophaſter ſind ſehr unbekümmert, ob die »Anwendung ihrer formalen Grillen Sinn »oder Unſinn ſey. Sie betrachten ſich in »ihrer eben nicht ſehr reinen Vernunft als »die Oberaufſeher, oder eigentlich als die »Beherrſcher der ganzen ſinnlichen Welt, und »ſo glauben ſie gegen alle andere Menſchen »»lauter Rechte und keine Pflichten zu ha»»ben,« ſo wie ihr Lehrer Kant dieſes Vor»recht den Herrſchern im Staate **) aus »der allgemeingültigen Machtvollkommenheit »ſeiner vonvornigen Grundſätze zuerkannt.«

»Sie ſind faſt ein wenig zu ſtreng. Die »Kantianer haben ſich freylich manche Unge»reimtheiten zu Schulden kommen laſſen. »Dieſe werden Sie nicht auf Kanten beziehen.«

»Behüte Gott! Wer ſein ganzes Leben »den Wiſſenſchaften widmet und dreyßig

---

*) Dieſe Probe kritiſchen Scharfſinns ſteht in Niethammers Journal Vs St. (Strelitz, 1795. 8.) und iſt zur Erbauung unſerer Leſer, als eine Urkunde der neueſten Philoſophie, im erſten Anhange abgedruckt.

**) S. Kants metaphyſiſche Rechtslehre, S. 174.

»Jahre bey einer Umarbeitung der ganzen »ſpekulativen Philoſophie ausdauert, wodurch »ſie von einer ganz neuen Seite gezeigt »wird, bleibt ein verehrungswürdiger Gelehr»ter, wenn auch ſeine Lehren oft willkürlich »und inkonſequent wären. Die eingebildeten »Burſchen welche ohne ihn gar nichts wiſſen »würden, und nun auf ſeine Schultern tre»ten, um Seiltänzerſprünge zu machen, ſoll»ten nie mit ihm zuſammen genannt werden.«

»Sie nennen Kants Lehren willkürlich »und inkonſequent. Das werden Sie wenig»ſtens von ſeinem Moralprincip nicht ſagen, »das in ſich ſelbſt ſo zuſammenhängend iſt, »keine Nebenrückſicht geſtattet, bloß die reine »Achtung für die Pflicht fordert.«

»Haben denn nicht alle Philoſophen, ſo »lange Philoſophie geweſen iſt, ihre Sitten»lehre auf Beobachtung der Pflicht ge»gründet?«

»Nicht auf die ſtrenge Pflicht, ſondern »auf die Glückſeligkeit.«

»Dieß iſt eine Unwahrheit, welche ſich die »Kantianer erlauben, um die ſogenannten »Eudämoniſten herabzuwürdigen, welche »nie ſo exiſtirten, wie dieſe ſie beſchreiben.

»Kant macht eine willkürliche Definition von der Glückſeligkeit, ſo wie er eine willkürliche Definition von der Moral macht. Kein Philoſoph, ſo lange Philoſophie exiſtirt, dachte ſich menſchliche Glückſeligkeit eben ſo als Kant, ſo wenig wie ſich irgend einer die Moral ſo dachte als er; und alſo wenn man nicht um Worte und ſpitzfindige aber ſeelenloſe Diſtinktionen ſtreiten will, ſo lehrten ſie im Grunde eben das was Kant lehrt: »jeder Menſch müſſe ſeine Pflichten vollbringen, wenn auch ſeine Neigungen dagegen ſtritten;« nur lehrten ſie es menſchlicher. Alle behaupteten, ſo verſchieden ihre Geſichtspunkte auch waren: »die Vernunft müſſe eine moraliſche Herrſchaft *) über alle Seelenkräfte, und beſonders auch über die dem Menſchen ſo natürliche Neigung zur Glückſeligkeit haben. Schon Ariſtoteles, welcher die obern

---

*) Est in animis omnium fere natura molle quiddam, demissum, humile, enervatum quodammodo, et languidum: si nihil aliud; nihil esset homine deformius; sed praesto est domina omnium et regina ratio, quae connixa per se et progressa longius, fit perfecta virtus. Cic. Quaest. Tusc. L. II. Cap. 21.

»und untern Kräfte des menſchlichen Geiſtes ſehr »treffend mit dem zugleich Konvexen und Konkaven einer krummen Linie vergleicht, ſagt: »die Glückſeligkeit ſey mit der vollkommenen »Tugend verbunden *). Die Stoiker lehrten, eine pflichtmäßige Handlung müſſe »vernünftig ſeyn. Auch Epikur behauptete, niemand könne glücklich leben, als »derjenige, der ehrbar, weiſe und gerecht lebt. »Cicero ſagt es **), und war gleichfalls der »Meinung »daß nur durch die Tugend »glückliches Leben erlangt werde,« worunter »er, wie es die geſunde Vernunft giebt, »auch die intellektuelle Glückſeligkeit begriff. »In neuern Zeiten gebot Haller, lange »vorher, ehe an die moraliſchen Gebote der »kritiſchen Philoſophie gedacht war:

Kein Reiz ſey ſtark genug, der deine Pflicht vermindert.

»Eben derſelbe ſagt:

---

*) S. Ariſtoteles Ethik. Erſtes Buch, XIIIr Abſchnitt.

**) Epicurus negat quemquam iucunde posse vivere nisi idem honeste, sapienter iusteque vivat. Cic. Tusc. Q. Lib. V. c. 9.

Die Pflichten ſind der Weg, den Gott zur Wohlfahrt giebt.
Ein Herz, wo Laſter herrſcht, hat nie ſich ſelbſt geliebt *).

»Moſes Mendelsſohn führt im Phädon einen Beweis für die Unſterblichkeit aus der Harmonie der Rechte und Pflichten. Friedrichs des Großen Briefe ſind voll davon, daß er in den gefährlichſten Umſtänden ſeines Lebens ſeine Pflicht zu thun, Allem andern vorzog. Wieland ſagt: **)

Wo Pflicht und Ehre ruft, fragſt du nicht Fleiſch und Blut,
Haſt Glauben an dich ſelbſt, haſt in der Prüfung Muth.

»So behaupteten von jeher alle Philoſophen: Die Glückſeligkeit ſolle vernünftig ſeyn, ſolle von der Vernunft gebilligt werden.« Dieſer Sinn lag in jeder Philoſophie. Was iſt dagegen einzuwenden?

---

*) Hallers Gedichte. Bern 1777. S. 139. 189.

**) Oberon. S. Wielands Werke, kl. Ausgabe, XXIIr Th. S. 79.

»Aber die Autonomie des Willens, den erhabenen Gedanken, daß die praktiſche Vernunft ſich ſelbſt das moraliſche Geſetz giebt, hat kein Philoſoph gehabt, als der große Erfinder der kritiſchen Philoſophie.«

»Wie? kein Philoſoph? Wolff hat längſt eben ſo beſtimmt eben daſſelbe gelehrt.«

»Verzeihen Sie, ich habe Wolffs Schriften ehemals fleißig ſtudirt, und ich bekenne daß ſie meinem Verſtande ſehr wohl gethan haben. Aber zu dieſer erhabenen Idee hat ſich Wolff nicht zu erheben gewußt.«

»Nicht? Sie haben Ihren Wolf vergeſſen! Es iſt einer der erſten Sätze in ſeiner Moral, und bey der jetzigen kritiſchen moraliſchen Praleren ſehr merkwürdig. Es giebt viel ſeynwollende kritiſche Philoſophen, welche nichts kennen als Kants Schriften, und alles verachten was nicht Kant iſt. Wenn etwa Kant ſagt, die Sonne gehe Morgens auf, rufen ſie aus: »Welche wichtige Entdeckung hat der große Mann gemacht!« Gegen dergleichen Leute habe ich dieſe Stelle ſo oft angeführt, daß ich ſie

»auswendig weiß. Wolf ſagt *): »Wer »ſein Thun und Laſſen nach der Vernunft einrichtet, das iſt, vernünftig »handelt, der lebt nach dem Geſetze der Natur. Ja, weil wir durch die Vernunft »erkennen, was das Geſetz der Natur haben »will; ſo braucht ein vernünftiger Menſch »kein weiteres Geſetz, ſondern vermittelſt der Vernunft iſt er ihm ſelbſt ein »Geſetz.«

Gundibert ſchämte ſich ein wenig; denn nachdem ſeinem Gedächtniſſe hiedurch war nachgeholfen worden, erinnerte er ſich der Stelle ſehr gut. »Ich ſehe wohl,« ſagte er, »Sie haben Ihren Wolf beſſer im Gedächtniſſe als ich. Ich gebe gern zu, daß Wolfs »Moral ein ſehr gutes, beſonders wegen ſeiner Deutlichkeit für eine große Menge »Leſer brauchbares Buch iſt. Aber Wolf hat »nicht die Moral ſo geſetzmäßig und vollſtändig aus reinen Vernunftſätzen von vorn »her geleitet, und dies iſt doch die Haupt»ſache.

---

*) Wolfs vermiſchte Gedanken von der Menſchen Thun und Laſſen. S. 18. § 24.

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MUENCHEN

»Meiner Meinung nach iſt nicht dies, ſondern eine vollſtändige fortdauernde Ausübung der Pflichten die Hauptſache. Wenn die Philoſophie dazu eindringende Bewegungsgründe giebt, ſo iſts völlig einerley, ob man ſie von hinten oder von vorn herleitet; denn was einem vernünftigen Menſchen in der Lage worin er ſich befindet, moraliſche Pflicht ſey, kann er ohne vonvorniges Princip durch bloße geſunde Vernunft erkennen. Kant ſelbſt geſteht dieſes *). Ich laſſe Kants ernſter Abſicht, die Moral feſter zu gründen, gern Gerechtigkeit wiederfahren. Wer wird das nicht thun; aber ich läugne, daß er ſie wirklich feſter gegründet hat, als andere Philoſophen. Sein Moralprincip iſt eine bloße Vorausſetzung, welche durch die gelehrte Benennung: *Poſtulat der reinen praktiſchen Vernunft*, um nichts gewiſſer wird. Er ſagt uns zwar: die Maximen aller unſerer Handlungen ſollten wir zu *allgemeinen* Geſetzen machen; aber er beweiſet weder, *daß* wir noth-

---

*) Metaphyſik der Sitten, S. 22.

»wendig verbunden ſind bey jeder moraliſchen Handlung allgemeine Geſetze zu verordnen, noch, wie wir ſicher erkennen können, »was Geſetze für alle denkende Weſen ſind? »Die Kantianer helfen ſich, indem ſie ſagen, »dieſe Subſumtion gehöre für die Urtheilskraft mit Hülfe der Erfahrung *). Man »kann hier, wenn man will, den Akt der »Vernunft welche urtheilt, für eine beſondere »Kraft annehmen; aber was iſt nun gewonnen? Was hilfts wenn die ſpekulative Hypotheſe eines allgemeinen Geſetzes nie »wirkſam ſeyn kann, wenn ſie nicht entweder »in die Erfahrung oder ins moraliſche Gefühl übergeht, folglich, nach »Kant, in beiden Fällen, heteronomiſch »wird? Daß dies geſchehe, geſtehen ſelbſt einſichtsvolle Schüler Kants wenn ſie aufrichtig »reden **). Überdem iſt dieſes Moralprincip

---

*) Man ſehe Hrn. Prof. Jacobs Annalen 1795. Anzeiger S. [illegible].

**) Herr Profeſſor Krug, ein eifriger Anhänger der kritiſchen Philoſophie, der ſich in verſchiedenen Schriften als einen ſcharfſinnigen und achtungswerthen Mann gezeigt hat, ſagt offenherzig: »Der praktiſche Vernunftglauben, »als ein Stück des Moralſyſtems, mithin als

»weder aus der Natur des Menſchen hergeleitet und derſelben gemäß, noch beſtimmt »genug. Bald ſoll es bloß allein durch ſich »ſelbſt wirken, bald der Gefühle als Triebfedern bedürfen. Indeß, wer dieſem moraliſchen Syſteme folgen will, thue es; nur »iſts ungereimt, uns dies Syſtem als alleinmoraliſchmachend aufdringen zu wollen. »Herleitungen moraliſcher Bewegungsgründe »kommen zuletzt auf eben daſſelbe Reſultat. »Ein vernünftiger denkender Menſch wird »immer Grundſätzen folgen, und es iſt ziemlich einerley, welchen; wenn ſie nur gut »ſind, und **als Grundſätze** auf ihn wirken. Auf den undenkenden Menſchen wirken nur ſinnliche Triebe oder Autoritäten.«

»Auf Autorität moraliſch werden? Hat »man je einen ſolchen Widerſpruch gehört?«

»Und doch erkennen die meiſten Menſchen

»ein bloßer Gegenſtand des abſtrakten »Denkens, kann bey keinem einzigen »Menſchen, ſelbſt bey den Philoſophen »nicht, wirkſam ſeyn, ſondern muß ſchlechterdings ein Herzensglauben werden, oder »in das Gefühl übergehen, weil ſonſt keine »religiöſe Geſinnung, und keine Beſtimmung »des Willens durch dieſe Geſinnungen möglich iſt.« S. Berlin. Monatsſchrift Nov. 1796. S. 457.

»ihre Pflichten auf keine andere Weiſe; weil
»die meiſten Menſchen nicht denken. Was
»geſchieht denn durch alle Religionen anders?
»Daß die Menſchen gut und pflichtmäßig
»handeln, dahin muß man es durch alle
»Mittel zu bringen ſuchen. Darin beſteht
»die wahre Würde des Menſchen, daran iſt
»alles, an der Theorie wenig, gelegen.
»Freylich, wer lehren will, ſucht vor allen
»Dingen ein Syſtem zu machen. Daher
»ſind in Deutſchland ſo viele Syſteme: und
»in jedem Syſteme muß alles ausgemacht
»richtig ſeyn; denn wie wenig Anſehen
»würde ein Doktor haben, der nicht alles
»unwiderſprechlich lehrte! Sogar wenn Einer
»ein Kompendium eines Syſtems ſchreibt,
»meint er ein Buch geſchrieben zu haben,
»und es iſt doch nur ein Küchenzettel für die
»Studenten die in ſeine philoſophiſche Garküche
»gehen; kommt die Garküche außer
»Ruf, ſo wird der Küchenzettel untern Tiſch
»geworfen. Deutſchland iſt das Land der
»Doktoren und Profeſſoren. Davon lehrt
»ein großer Theil ihren Zuhörern eine Menge
»Zeug das zu gar nichts zu brauchen iſt.
»Wer nicht wieder Doktor werden und in

»eine Fakultät treten will, ſollte gar nicht »für die Schule lernen. Die große weite »Welt und beſonders die Menſchen ſind die »rechte Schule, worin junge Leute ſollten »gebildet werden. Statt deſſen wird den »Studenten eine Menge unnützer oft wider»ſprechender Schulweisheit aufgeladen. Dabey »kommen ſie mir vor wie Reiſende die ſo viel »beſchwerliches Gepäcke haben, daß ſie nicht »ſitzen können, und denen doch das fehlt was »ſie am nothwendigſten brauchen. Dies iſt »beſonders mit der kritiſchen Sittenlehre »der Fall.«

»Unnütz! Widerſprechend! Die Beſchuldi»gungen ſind hart, und Sie können ſie nicht »beweiſen.«

»Iſt's denn etwas Nützliches, wenn das »kritiſche moraliſche Grundgeſetz ſich auf alle »denkende Weſen erſtrecken ſoll, auch »die nicht Menſchen ſind? Kennen wir »Weſen welche unſere Vernunft hätten und »nicht Menſchen wären? Was gehen uns »Weſen an die nicht Menſchen ſind, wenn »von einer Moral für Menſchen die Rede »iſt? Ich weiß wohl, warum Kant dieſen »widerſinnigen Zuſatz gemacht hat. Er will

»nicht daß man gegen seinen willkührlich »postulirten obersten Grundsatz der Moralität aus der Natur des Menschen »einen Einwurf machen soll. Wozu hilft »aber eine Moral die nicht für Menschen »eingerichtet ist?«

»Sie ist allerdings für Menschen; denn »sie gründet sich auf die reine Vernunft.«

»Hat irgend ein Mensch reine Vernunft »anders, als in einer subtilen Abstraktion? »Kann irgend ein Mensch erkennen, ob er »reine Vernunft anwende? Kann irgend ein »Mensch den Kantischen obersten sittlichen »Grundsatz in seiner Reinigkeit befolgen? »Kant selbst behauptet, daß man es nicht »wissen kann [*]; und gleichwohl giebt er »wieder vor: dem kategorischen Gebote der »Sittlichkeit Genüge zu leisten, sey in

---

[*] »Es ist schlechterdings unmöglich durch »Erfahrung einen einzigen Fall mit völliger »Gewißheit auszumachen, da eine Maxime »einer sonst pflichtmäßigen Handlung lediglich »auf moralischen Gründen,« — (das heißt nach Kants System, auf der reinen Vorstellung eines allgemeingültigen Gesetzes für alle denkende Wesen) — »und auf der Vorstellung seiner Pflicht beruhet habe.« (S. Kants Metaphysik der Sitten S. 26.), und an mehrern Stellen seiner Schriften sagt er eben dasselbe.

»jedes Gewalt zu aller Zeit« *). Da haben Sie auch einen offenbaren Widerſpruch. Es iſt unwahr, daß wir dem kategoriſchen Geſez rein Genüge zu thun in unſerer Gewalt hätten, denn wir ſind nicht reine Vernunftweſen, nicht Gedankendinge, ſondern vernünftig-ſinnliche Menſchen. Gleichwohl behauptet Kant abermal: »Eben in dieſer Reinigkeit beruhe der wahre Werth der Moralität.« **)

»Allerdings beruht der Werth der Moralität allein darauf. Denn eine Handlung, deren Maxime ſinnliche Bewegungsgründe beygemiſcht ſind, iſt unlauter, iſt nicht moraliſch.«

»Und eben deswegen iſt Kants Moralprincip, nach ſeiner eigenen Lehre, unbrauchbar. Denn da wir es in der Lauterkeit nicht ausüben können die es fordert, ſo macht ſein Sittengeſetz »Zumuthungen und Gebote die ganz über das Gebiet hinausgehen« das menſchliche Kräfte und Erfahrung haben; folglich iſts transſcendent *); folglich trüglich.«

---

*) S. Kritik der praktiſchen Vernunft S. 64.

**) Berliniſche Monatsſchrift a. a. O. S. 223.

»Wir ſollen es ausüben, darum müſſen wir es ausüben können, wiſſen nur nicht ob es je rein iſt ausgeübt worden.«

»Daß wir das können müſſen was wir ſollen, weil ſonſt die Vernunft im Widerſpruche wäre, iſt ein erſchlichener Satz; denn es iſt nicht bewieſen, nur poſtulirt, nur vorausgeſetzt, daß wir ſollen. Wenigſtens der Schluß müßte eben ſo umgekehrt gelten: Wenn wir nicht können, ſo folgt gewiß: wir ſollen nicht. Wenn wir alſo nicht wiſſen ob wir können, ſo können wir auch nicht wiſſen ob wir ſollen. Wir wiſſen nicht ob das Sittengeſetz für alle denkende Weſen uns Menſchen etwas zumuthet was über unſere Kräfte und Erfahrung geht, ob es alſo transſcendent iſt, und können um ſo viel mehr zweifeln ob es immanent iſt. Doch ich mag nicht über Schulſubtilitäten ſtreiten, die ſind unendlich und wer-

---

*) Kants Kritik der praktiſchen Vernunft; Einleitung S. 31. Kritik der reinen Vernunft S. 353.

»den oft transſcendent, wenn ſie transſcendental ſeyn ſollen. Die geſunde Vernunft ſagt uns: Wofern es wahr iſt daß wir die Reinigkeit unſerer Moralität nie beurtheilen können, ſo wiſſen wir auch nie ob ſie, nach Kant, wahren Werth hat. Was hilft es uns, durch die Maximen unſerer Handlungen, allgemeine Geſetze für alle denkende Weſen zu geben, wenn wir nie wiſſen ob wir wirklich ſelbſt nach ſolchen Maximen handeln? Wir bedürfen für uns ſelbſt Moralität, nicht für andere Weſen. Wir bedürfen ein Sittengeſetz das unſerer menſchlichen Natur gemäß iſt und bey welchem wir uns unſeres wahren moraliſchen Werthes bewußt ſind. Das menſchliche Gemüth beſteht aber weſentlich ſowohl aus Vernunft als auch aus Neigungen, welche beſtändig und ſo innig gemiſcht ſind, daß ſie durch die Spitzfindigkeiten der Philoſophen, welche ſie bald ſo bald ſo unterſcheiden, nie genau getrennt werden können. Ohne Neigungen wären wir nicht Menſchen. Es iſt daher ein ſo höchſt widerſinniger Satz, daß ich ihn von Kant nicht vermuthet hätte: Vernünftige Menſchen müßten wünſchen von Neigungen gänzlich frey zu ſeyn.«

»Das kann Kant wohl nicht ſo geſagt haben.«

»Er behauptet es irgendwo in ſeiner Metaphyſik der Sitten von jedem vernünftigen Weſen *). Daher iſt auch ſeine Sittenlehre für Menſchen in der wirklichen Welt von wenigem Nutzen. Sie ſoll bloß auf die reine Vernunft gerichtet ſeyn und will die Neigungen ganz vertilgen, weil ſie ihrer Vonvornigkeit im Wege ſind. Solches Sittenlehren iſt eben ſo, als wenn ein Arzt eine Arzney verſchreiben wollte, die nur auf den Milchſaft und nicht aufs Blut wirken ſollte.«

»Hat Kant dieſes behauptet; ſo kann er es nicht vom vernünftig-ſinnlichen Menſchen gemeint haben, ſondern von dem Menſchen, in ſo fern er ein intelligibler dem Verſtande gegebener Gegenſtand iſt.«

---

*) Die Neigungen als Quellen der Bedürfniſſe, haben ſo wenig einen abſoluten Werth, daß vielmehr, gänzlich davon frey zu ſeyn, der allgemeine Wunſch eines jeden vernünftigen Weſens ſeyn muß. S. Kants Metaphyſik der Sitten S. 65.

»Auch wenn dies Kants Meinung wäre, ſo iſt ſein Satz um nichts beſſer. Soll der Sinn ſeyn: die reinen Verſtandesweſen müßten dies wünſchen, welche die kritiſche Philoſophie bekanntlich in der negativ angenommenen Verſtandeswelt als Gedankendinge hauſen läßt? Dieſe Gedankendinge und reinen Verſtandesweſen haben nicht nöthig zu wünſchen, von Neigungen frey zu ſeyn, denn ſie haben ja keine Neigungen ſondern lauter reine Vernunft; und ſie können auch nicht wünſchen, da jeder Wunſch das Reſultat einer Neigung iſt.«

»Dann hat es Kant freylich ſehr uneigentlich geſagt, oder die Worte lauten anders.«

»Ich ſtehe dafür, daß es ſich wörtlich im Buche ſo findet. Aber es iſt der kritiſchen Philoſophie überhaupt ſehr gewöhnlich, ſich einen Satz rein in der Abſtraktion zu denken, — das heißt: ſo bedingt, daß von der Sinnenwelt und Erfahrung dabey abgeſehen werde; und dann ſolche abſtrakte Sätze dennoch für unbedingt auszugeben und ſie auf die Sinnenwelt, oft ein wenig plump, anzuwenden. Die Philoſophen mit den viereckten Barretten zu den Zeiten der obscurorum virorum dispuꝛtirten ſchon:

An Esse Essentiae
Distinguatur ab Esse Existentiae?

»Und unſere kritiſche Philoſophen vermengen in der Anwendung beide noch täglich. Es iſt eine unbewieſene Vorausſetzung von vorn, daß das, was die kritiſchen Philoſophen, von der von ihnen negativ angenommenen Verſtandeswelt der Gedankenweſen ohne Exiſtenz, prädiciren, auch nothwendig auf der von Gott poſitiv zur Exiſtenz geſchaffenen Sinnenwelt eben ſo gelten müſſe [*]. In dem Menſchen, ſo wie er in dieſer Welt lebt, kann keine einzige Handlung, kein einziger Gedanke je abſolut ein bloßer Akt der Vernunft oder ein bloßer Akt der Neigungen genannt werden. Hingegen der *Menſch-Gedankending* der kritiſchen Philoſophie iſt in der Sittenlehre ein *Unding*. Die Natur hat dem Menſchen Selbſtliebe zu ſeiner eigenen Erhaltung und Wohlwollen, um ſeine Nebenmenſchen zu beglücken, eingeprägt« —

---

[*] Es giebt empiriſche Philoſophen, welche, heillos genug, annehmen, durch dergleichen ſubtile Ideen für Verſtandeswelt-Gedankendinge welche das Daſeyn des Weſens aber nicht das Daſeyn der Exiſtenz haben, werde die Moral gar nicht befördert. Solche Moral, ſagen ſie, wolle durch ihr Nadelöhr einen dikken Tau ziehen. Sie behaupten ein vernünftig-ſinnliches Weſen würde unvernünftig wünſchen gänzlich frey von Neigungen zu ſeyn, und, der liebe Gott habe es gewiß beſ-

»Das hat auch Kant ſehr wohl bemerkt; denn ſeine *Tugendlehre* lehrt »die Zwecke die zugleich Pflichten ſind, nämlich:

ſer verſtanden als die kritiſche Philoſophie; da er dem Menſchen eben ſowohl die Neigungen eingepflanzt habe als die *Vernunft*. Sie behaupten, *Möſer*, wenn er ſagt:

> »In unſerm ganzen Leben haben wir keine *getreuere Freunde* als unſere *Neigungen und Leidenſchaften*, und wer ſein theures *Selbſt* unterſucht, wird finden, *daß ſie der Tugend die größten Dienſte leiſten*. (Möſers Phantaſieen IIIr Th. S. 58.)

habe viel philoſophiſcher geurtheilt, als *Kant*. Sie behaupten es müſſe daher jeder vernünftige Menſch trachten, die für ſein Weſen ſo wohlthätigen Neigungen in ihrer ganzen Kraft beyzubehalten, aber ſeine *Vernunft* durch Übung ſo *kräftig* werden zu laſſen, daß ſich die mächtigen Neigungen durch ſie ganz willig regieren ließen. Sie führen an, die alte Allegorie habe deshalb der *Tugend* einen *Zügel* nicht aber ein *Mordſchwerdt* in die Hand gegeben.

»Eigene Vollkommenheit und fremde »Glückſeligkeit« *). Nur muß um Gottes »willen kein Menſch ſich glücklich und andere »vollkommen machen wollen; ſonſt geht in »der Moralität alles drunter und drüber.«

»Das beſorge ich gar nicht von einem »Wortſtreite oder Wortſpiele; denn man »kann durch wahre Glückſeligkeit vollkomme»ner und durch Vollkommenheit glücklicher »werden. Kant widerſpricht ſich auch ſelbſt. »Denn in der Metaphyſik der Sitten giebt »er wieder vor: »Man wiſſe nicht welche »Handlung die Glückſeligkeit eines vernünf»tigen Weſens befördern werde **).« Wie

---

*) Kants Tugendlehre S. 13.

**) Der Menſch iſt nicht vermögend nach irgend einem Grundſatze, mit völliger Gewißheit zu beſtimmen, was ihn glücklich machen werde — die Aufgabe: ſicher und allgemein zu beſtimmen, welche Handlung die Glückſeligkeit eines vernünftigen Weſens befördern werde, iſt völlig unauflöslich, mithin kein Imperativ möglich, der im ſtrengen Verſtande gebiete, das zu thun, was glücklich macht. (Metaphyſik der Sitten S. 47.) Man ſollte denken, es wäre von vorn beſtimmt, daß z. B. geſund und froh zu ſeyn, ein vernünftiges Weſen glücklich machen müſſe; oder es läßt ſich über den empiriſchen Menſchen nichts von vorn beſtimmen.

»kann er denn für Pflicht von vorn ausgeben, etwas zu thun, wovon er vorgiebt, »wir wüßten nicht, wie es zu bewerkſtelligen »ſey und worüber kein Imperativ möglich wäre, da nach ſeiner Lehre die Pflicht »einen kategoriſchen Imperativ vorausſetzt? »Solche Widerſprüche finden ſich ſehr »oft in den Kantiſchen Schriften. An ſich »aber, will ich doch lieber, daß ein Anderer »ſich bemühe mich vollkommener zu machen, »ohne Rückſicht auf meine Glückſeligkeit, als »umgekehrt; denn was mich glücklich und »vergnügt macht, weiß ich beſſer als ein anderer; und die erſten Verſuche einen andern »ohne ſein Verlangen oder Zuthun glücklich »zu machen, gelingen gewöhnlich eben ſo »als die erſten Verſuche einen andern zu »barbiren, ſonderlich wenn das Barbiren »nach einer vonvornigen Theorie ohne empiriſche Kenntniß des Schermeſſers und des »Barts, und das Glücklichmachen nach einer »Sittenlehre geſchieht, die von vorn befiehlt »bloß weil ſie befiehlt, und auf Selbſtliebe »und Wohlwollen gar nicht, ſondern nur »bloß auf ihren kategoriſchen Imperativ »Rückſicht nimmt.«

»Aber, die Sittenlehre kann nicht anders als von vorn befehlen, wenn ſie nothwendig und allgemeingültig ſeyn ſoll, und ihre Deduktionen ſind aus den Rechtsgrundſätzen der reinen Vernunft ſo ſcharfſinnig hergeführt.«

»Ich laſſe dem Scharfſinne des Erfinders dieſes moraliſchen Syſtems gern Gerechtigkeit wiederfahren. Aber der dialektiſche Scharfſinn führt zu nichts, als zu Kathederweisheit; und weder zur *Weltweisheit*, noch zur *Liebe zu Weisheit*; und die Philoſophie, ſonderlich *die moraliſche* die keins von beiden iſt, verdient nicht daß man die Hand darnach ausſtrecke, außer in der philoſophiſchen Garküche. Und auch ſelbſt Kants Scharfſinn ſcheint ihn oft verlaſſen zu haben. Er macht Ausnahmen und Einſchränkungen in Menge, indem er oft mit einer Hand giebt, was er mit der andern nimmt. Er verlangt bald die *reine Achtung* fürs Geſetz *ganz unbedingt*, und will nicht einmal, daß ein Bedienter ſeinen Herrn verläugnen ſolle, weil es eine Lüge wäre; bald fragt ſeine Tugendlehre ſehr ungewiß: ob etwas *Unerlaubtes* könne er-

»laubt werden *)? Bald giebt er ſogar ausdrücklich der Gebrechlichkeit der »menſchlichen Natur nach; bald ſagt er: »Es »gebe Tugenden von heterogener Beſchaffenheit, von Untugenden nicht zu unterſcheiden **).« Was hilft mir eine Tugendlehre, die ſo unbeſtimmt und dabey ſo »todt und kalt iſt? Die Moral muß dahin gerichtet ſeyn die Pflichten lebendig zu

---

*) Iſt es zur Zeit der Schwangerſchaft, iſt es bey der Sterilität des Weibes — nicht dem Naturzwecke, und hiemit auch der Pflicht gegen ſich ſelbſt zuwider, von ſeinen Geſchlechtseigenſchaften Gebrauch zu machen; oder giebt es hier ein Erlaubnißgeſetz der moraliſch-praktiſchen Vernunft, welches in der Kolliſion ihrer Beſtimmungsgründe etwas, an ſich zwar Unerlaubtes, doch zu Verhütung einer noch größern Übertretung, (gleichſam nachſichtlich) erlaubt macht? Kants Tugendlehre, S. 78.

**) Die Pflicht gegen ſich ſelbſt iſt eine der Qualität nach enge und vollkommene, obgleich dem Grade nach weite und unvollkommene Pflicht, und das wegen der Gebrechlichkeit (fragilitas) der menſchlichen Natur. — Was die Vollkommenheit als moraliſchen Zweck betrifft, ſo giebts zwar in der Idee (objektiv) nur Eine Tugend (als ſittliche Stärke der Maximen), in der That (ſubjektiv) aber eine Menge derſelben von heterogener Beſchaffenheit, worunter es unmöglich ſeyn dürfte, nicht irgend eine Untugend (ob ſie gleich eben jener wegen den Namen des Laſters nicht zu führen pflegen) aufzufinden, wenn man ſie ſuchen wollte. Kants Tugendlehre, S. 114. 115

»machen; denn todte Pflichten ſind ſo gut als »gar keine. Das thut aber nicht einmal »Kants Tugendlehre welche auch noch ſehr »dürre Metaphyſik iſt, geſchweige ſeine Sittenlehre.«

»Sie thut es allerdings; denn die Pflichten werden lebendig durch reine Achtung »fürs Geſetz.«

»Aber, nach Kants eigener Lehre, können »wir nie wiſſen, ob die reine Achtung fürs »Geſetz in uns iſt. Wie kann dasjenige lebendig »machen, über deſſen Exiſtenz wir ungewiß »ſind? Und dann iſt doch dieſe Achtung im »Grunde nichts anders als ein Gefühl und »eine Neigung, alſo heteronomiſch. Kant »will uns zwar ſehr ſpitzfindig einbilden, ſie »ſey ein Gefühl von einer beſondern Art, ein »Vernunftgefühl, gleichſam ein Stückchen Vernunft ſelbſt. In ſeiner Rechtslehre*) erſchaft er gar eine ſinnenfreye »Neigung, damit es ja ſcheine, es wäre in »ſeiner Sittenlehre nichts als rein abſtrahirte »Vernunft. Dergleichen Sittenlehre iſt nur

---

*) Rechtslehre, S. IV.

»vergeblich. In der Sinnenwelt iſt alles »Wirkung und Gegenwirkung; die vonvornige Theorie aber iſt einſeitig und wirkt nichts; »Vernunft und Neigungen haben auf den »Menſchen beſtändigen Einfluß, wie die Gewichte auf die Wageſchalen; was das Übergewicht hat, giebt den Ausſchlag. Wahre »Lebensphiloſophie, anſtatt die Neigungen »ausrotten zu wollen, trachtet vielmehr böſe »Neigungen durch gute zu bekämpfen, und »dadurch ein beſtändiges Übergewicht auf die »Seite der Vernunft zu bringen; die theoretiſche Philoſophie aber bindet das Zünglein »der Wage feſt: nun können die Neigungen »freylich die Vernunft nicht überwältigen, »aber es ſteht alle Bewegung ſtill. Der »Menſch der in der wirklichen Welt handeln »ſoll, bedarf eine Moral welche ihm Mittel »an die Hand giebt, wie die Neigungen mit »der Vernunft ins rechte Verhältniß gebracht »werden, und welche, ſelbſt durch die Fertigkeit in den guten Neigungen, ihn herausreißt, wenn er ſinkt und unmoraliſch handelt. Er bedarf Moral durch welche, wie »Cicero ſagt, die menſchliche Natur, wozu

»auch die Neigungen weſentlich gehören, über »ſich erhoben werden kann *).«

»Das thut das Kantiſche Moralgeſetz, es »gebietet dem Menſchen, ſich aus Achtung »fürs Geſetz zu erheben.«

»Ja! Ja! Gebietet und gebietet, läßt ihn »aber ganz liegen wenn er geſunken iſt!«

»Nein! das Erhabene des Sittengeſetzes — Ach!«

In dieſem Augenblicke ward das philoſophiſche Geſpräch plötzlich unterbrochen, indem beide Reiſende mit den Köpfen zuſammenſtießen. Der halb betrunkene Poſtillion hatte nicht auf den ohnedieß ſchlechten Weg Acht gegeben, und ſo fielen die Pferde bis an den Bauch und der Wagen bis über die Achſe in ein tiefes und ſehr gefährliches Loch. Der Poſtillion peitſchte auf die Pferde, dieſe hatten aber viel zu wenig Kraft; der Wagen rührte ſich nicht und ſchien vielmehr tiefer einzuſinken. Sie befürchteten Umwerfen und ſprangen vom Wagen. Auch, ſo erleichtert, konnten ihn die Pferde nicht fortrücken. Sie waren in der größten Verlegenheit, indem es

---

*) Naturam superare philosophia.

ihnen an allen Mitteln fehlte ſich zu helfen, als eben eine ſchöne zweyſitzige Kutſche mit vier raſchen Pferden beſpannt des Weges kam, worin nur Ein Herr ſaß. Sie riefen ihn an ihnen zu helfen; aber der Wagen fuhr ſchnell vorüber, indeß hielt er doch endlich ſtill.

Es ſtieg ein ältlicher Herr heraus in einer ziegenhaarnen Perücke und mit einem feinen Reiſemantel bekleidet. Sie baten ihn, er mögte ihnen doch helfen, damit der Wagen aus dem böſen Loche gezogen würde.

»Ja! Ja!« ſagte er mit ſehr freundlicher Miene, »das kommt davon daß nicht gehörige Geſetze vorhanden ſind, und daß jeder »thut, was ihn gut dunkt.«

Hiemit zog er eine Brille und mit ihr eine Rolle Papier aus der Taſche, deren Inhalt er ihnen freundſchaftlich vorlas. Er ſetzte darin umſtändlich auseinander: Es ſey nöthig die Wege gerade und eben zu machen, welches aus dem reinen Begriffe eines Weges nothwendig folge. Er behauptete ferner, es ſey die Pflicht eines Poſtillions vernünftig und nüchtern zu ſeyn und vorſichtig zu fahren, welche Pflichten er gar genau auseinander ſetzte; ſo wie auch alles übrige was zu einer guten Poſtordnung erfordert wird, in ſeiner Schrift ſehr gründlich ausgeführt, und nichts vergeſſen war. Er las ſie ihnen ganz vor, und begab ſich darauf nach ſeinem Wagen zurück. Sie gingen ihm nach und baten um Hülfe. Er ſagte aber, es ſey ihm gar zu unwürdig und betrübt an böſe Wege und betrunkene Poſtillione zu denken. Er ſelbſt reiſe nur in ſeiner Kutſche auf bekannten Wegen von einem ſeiner Güter zum andern, hätte alſo nichts bey ſich, um andern zu helfen. Sie baten ihn, er möchte nur ſeine Pferde zu den ihrigen vorlegen laſſen, um ihren Wagen herauszuziehen. Er ſtieg aber bedächtig in den ſeinigen, und rief ihnen durchs Fenſter ganz freundlich zu: Es ſey ein Poſtulat der reinen Vernunft, daß, vermöge der Perfektibilität der menſchlichen Natur, gewiß mit der Zeit beſſere Wege gemacht und die Poſtillione vernünftig und nüchtern werden würden, und ſo fuhr ſein Wagen fort.

Nach einer Viertelſtunde erblickten ſie einen leichten Holſteinſchen Stuhlwagen und einen Reiſenden darin. Das Herz ſchlug ihnen ein wenig, als ſie um Hülfe anrieſen, der Herr möchte auch etwa eine Poſtordnung in der Taſche haben, und ſie ließen gegen ihn ſogar ein Wort davon fallen, daß dieſelbe einer Verbeſſerung nöthig hätte. Der Mann ſprang aber hurtig von ſeinem Wagen und rief aus: »Ich gebe wenig auf Poſt»ordnungen, die nicht gehalten werden. Ich »weiß wie die Wege und die Poſtillione ge»meiniglich ſind, und ſo reiſe ich nie ohne »Winde, Stricke und Beil.« Er ließ ſeine Winde unter den Wagen ſetzen, damit er nicht umfiele, ſpannte ſeine vier Pferde vor die Poſtpferde, und ſo war der Poſtwagen in einer Minute aus dem Loche heraus.

Die Reiſenden dankten dem hülfreichen Holſteiner, und als ſie ihren Platz auf dem Poſtwagen wieder eingenommen hatten, ſagte Gundibert's Reiſegefährte: »Der Herr in der »ziegenhaarnen Perücke war ein Poſtmeiſter »von vorn, faſt wie ein kritiſcher Sitten»lehrer.«

Gundibert ſagte nichts, dachte aber dies und jenes.

Siebenter Abſchnitt.

Sie kamen nun in der Stadt an, wo der Reiſegefährte bleiben mußte; und Gundibert, durchkältet und durchnäſſet, entſchloß ſich hier einen Poſttag zu überſchlagen, um ſich zu wärmen und auszuruhen. Der Reiſegefährte ſetzte noch lächelnd hinzu: Es wohne ein großer Kenner und Liebhaber der kritiſchen Philoſophie in dieſer Stadt, welchen er wohl ſollte kennen lernen, Nachdem ſie ſich umgekleidet hatten, führte er unſern Gundibert ſelbſt dahin.

Der Liebhaber der kritiſchen Philoſophie war Ritter des deutſchen Ordens, und ſehr reich. Er ward angenehm überraſcht, den Doktor Gundibert perſönlich kennen zu lernen; denn er hatte deſſen Diſſertation de scientia scientiae geleſen, und Gundibert war auch heimlich erfreut, daß ſein Ruhm ſo weit gedrungen war. Der Umgang mit einem ihm ſo gleich geſtimmten Menſchen machte, daß er ziemlich lange an dem Orte blieb. Der deutſche Herr hatte längſt Gelegenheit gewünſcht, ſich über die kritiſche Philoſophie mündlich zu unterhalten, in welche er ſich tief vertieft hatte. Und nun führte ihm das Schickſal einen ſolchen Kenner zu! Er hatte daher unſern Gundibert faſt täglich bey ſich.

Sie diſputirten unaufhörlich über die Kategorieen und ihre Trichatomieen *), und warum ſie nicht in Dichatomieen eingetheilt ſind, über Autonomieen und Antinomieen, übers Noumenon und Phänomenon, in einer Menge griechiſch-deutſcher Worte welche weder Griechiſch noch Deutſch ſind, welche aber einer Philoſophie ein ſehr gründliches Anſehen geben. Sie erfanden ſogar noch einige neue Worte der Art hinzu; denn die Sprache war immer zu eng, um die tiefen Begriffe beider Herren ganz zu faſſen. Der kritiſchen Philoſophie iſt überhaupt die deutſche Sprache, ſogar griechiſch-lateiniſch aufgeſtutzt, ſehr oft

---

*) Abtheilungen in drey, worauf Hr Kant einen ſonderlichen Werth ſetzt (ſ. Kritik der reinen Vernunft, S. 110). In einem kritiſchen Buche wird irgendwo Trichotomieen geleſen, welches, durch eine bedeutungsvolle Zweydeutigkeit, auch Zerſpaltungen eines Haares bedeuten konnte. Einige Leute ſind der Meinung, die kritiſche Philoſophie könnte ohne Schaden ſehr viel herbe Kunſtwörter entbehren; denn, das gelehrte Anſehen abgerechnet, ſage Amphibolie der Begriffe gar nichts mehr als Unbeſtimmtheit oder Verwechſelung der Begriffe, und dies ſey deutſchen Menſchen deutlicher.

wie ein Korb. Das kritiſche Waſſer wird hineingegoſſen und tröpfelt ganz ſacht ab bis nichts darin bleibt.

Gundibert erwarb ſich bey dem deutſchen Herrn durch den Urſatz der Philoſophie als Wiſſenſchaft, Ich=Ich, ein großes Anſehen. Dies gab ihren Diſputen neues Leben, und ſie ſaßen oft bis in die ſpäte Nacht beym alten Weine und beym Urſatz der Wiſſenſchaft.

Sie handelten aber auch andere Materien ab, und kamen unter andern auch aufs Moralprincip. Über den kategoriſchen Imperativ an ſich waren ſie einig, das verſteht ſich. Aber Gundibert, ſo ſtreng er auf die Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit der vonvornigen Grundſätze hielt, hatte doch, wie ſchon ſonſt bemerkt worden, immer zuweilen ſeine leiſen Anfälle von gemeiner geſunder Vernunft, wovon er ſich nicht recht los machen konnte; denn es ſchien ihm oft, es verurſache die Kategorie der Kauſſalität in der Sinnenwelt gar manche den kategoriſchen Geboten nachtheilige Unbequemlichkeiten. Dazu mochte wohl noch kommen, daß etwa die Zweifel ſeines neulichen Reiſegefährten einigen Eindruck in ſein Gemüth gemacht hatten, und es war ihm alſo lieb zu vernehmen, wie ein anderer Kenner des Kritiſchen die Sache anſehe. Er warf daher allerley Zweifel auf, über die Anwendung des kategoriſchen Imperativs. Da fand er denn recht ſeinen Mann an dem deutſchen Herrn; denn der war ein ſtrenger Verfechter des ſtrengen moraliſchen oberſten Grundſatzes in ſeiner ſtrengſten Anwendung, und gab auch nicht einen Tüttel nach.

Er ſelber hatte immer vor Augen, nach ſolchen Maximen zu handeln, daß ſein Willen allgemeines Geſetz würde. Dies ward ihm leicht; denn er hatte überhaupt eine Neigung, daß ſein Willen Geſetz ſeyn ſollte, für alle die mit ihm zu thun hatten. Doch verſteht ſich, daß er als Bewegungsgrund zu ſeinen Handlungen ſich nie dieſer Neigung bewußt war, ſondern allezeit einer vonvornigen Maxime; wovon er ſich täglich einen größern Vorrath anſchaffte. Ubrigens kamen der Handlungen bey ihm nicht viel vor; und es iſt viel leichter in ſeinen moraliſchen Forderungen von vorn ſehr ſtreng zu ſeyn, wenn man empiriſch ſelbſt nicht viel auszuüben, ſondern nur zu gebieten hat. Der Ritter war zwiſchen ſechzig und ſiebenzig Jahren alt. Er hatte nichts zu thun als Schriften über die kritiſche Philoſophie nebſt den Zeitungen zu leſen, und jetzt, da die gute Gelegenheit war, mehr als die Hälfte des Tages zu diſputiren. Übrigens war er ſehr ernſthaft, liebte weder Wein, noch Weiber, noch Spiel, ging faſt mit niemand um, verzehrte die Einkünfte ſeiner Pfründe nur halb, das übrige ſchlug er zu ſeinen Kapitalien, wovon er auch wohl bedürftigen Leuten, doch verſteht ſich, gegen hinlängliche Sicherheit und gegen ein bis ein und ein halb vom Hundert monatlich, kleine Pöſtchen lieh. Dies war aber mit der Strenge des kategoriſchen moraliſchen Oberimperativs vollkommen zu vereinigen. Denn die reine praktiſche, Vernunft giebt kein unbedingtes Verbot von vorn, daß die Maxime, nach welcher ein Rentenirer ſein Geld bis achtzehn vom Hundert nützt, nicht allgemeines Geſetz für alle denkende Weſen werden könnte.

Achter Abſchnitt.

Einmal warf Gundibert die Frage auf, ob wohl zwiſchen Unwahrheit und Unwahrheit ein Unterſchied, oder ob jede Unwahrheit eine Lüge ſey? Der gute Doktor, eigentlich zwar nur um zu diſputiren, vertheidigte den eudämoniſtiſchen Satz, daß man wohl eine Unwahrheit zu ſagen ſich erlauben könne, wenn ſie niemand ſchade. Der Ritter blieb feſt dabey: »jede Unwahrheit ſey eine Lüge, und »daher Wegwerfung und gleichſam Vernichtung der Menſchenwürde *).« Sie gingen viele Fälle durch, und der Ritter entſchied ſogar: »Es ſey ein Verbrechen, wenn auf ei»nes Mörders Frage, ob unſer von ihm ver»folgter Freund ſich in unſer Haus geflüchtet »habe, man dem Mörder ableugne, daß der »Freund im Hauſe wäre, wenn er ſich doch »darin befände.« Er gab zur Urſache von vorn an: »Es ſey ein heiliges, unbedingt »gebietendes, durch keine Konvenienzen »einzuſchränkendes, Vernunftgebot: in allen »Erklärungen wahrhaft zu ſeyn.« Und er

---

*) Kants Tugendlehre, S. 84.

ſetzte noch hinzu: »Wer lüge, ſo gutmüthig er auch dabey geſinnt ſeyn möge, müſſe die Folgen davon ſelbſt vor einem bürgerlichen Gerichtshofe verantworten; ſo unvorhergeſehen ſie auch immer ſeyn mögen. — Wer aber ſtreng bey der Wahrheit geblieben, dem könne auch die bürgerliche Gerechtigkeit nichts anhaben *).« Gundibert gab der Entſcheidung ſeinen Beyfall, ſo wie er auch, dem oberſten moraliſchen Grundſatze zufolge, nicht anders konnte. Indeß, um den Scharfſinn und die Beſtändigkeit des Ritters auf die Probe zu ſetzen, fiel er auf einen ſpitzfindigen Zweifel. Er fragte: »Wie wäre es, wenn der Mörder mich ſelbſt ermorden wollte? Geſetzt, ich wäre ein Richter welcher dem Manne in einer wichtigen Rechtsſache hätte unrecht geben müſſen. Er käme darüber in ſolche Wuth, daß er ſchwöre mich zu ermorden; er kennte mich aber nicht perſönlich. Nun käme er mit dem Dolche in der Hand und fragte mich der ich

---

*) Kant entſcheidet dieſe Frage völlig eben ſo wie der deutſche Herr, und mit eben den Gründen, in den Berliniſchen Blättern, Sept. 1797, S. 302. 306. 307.

»wehrlos daſtehe, ob ich der Doktor Gundibert ſey? Da darf ich doch leugnen, um »mein Leben zu erhalten?«

Der Ritter nahm ſeine majeſtätiſche Mine an, ſah ihm ſtarr in die Augen, und rief mit erhabener Stimme: »Herr! haben Sie keine »Ambition? Ein Lügner iſt ehrlos. Kant »ſagt ausdrücklich: »Die Ehrloſigkeit begleitet den Lügner wie ſein Schatten *).« »Lieber das Leben verloren als die Ehre!«

Hier ward der philoſophiſche Diſput unterbrochen durch einen Kaſten voll Geld der mit der Poſt angekommen war; denn ſo ſehr der hochwürdige Herr das Diſputiren liebte, ſo hatten doch die Geldkaſten in ſeinem Gemüthe einen beſondern Platz. Gundibert ward erſucht aufzuſtehen; denn er ſaß ihm unbewußt vor einer Thür hinter der Tapete, welche zu einer Nebenkammer führte, worin der Kaſten verſchloſſen ward. Zugleich berichtete der Kammerdiener: »Es iſt draußen der arme »Müller,

---

*) Kant braucht wirklich eben dieſe Worte von jedem der die geringſte Unwahrheit ſagt, welchen er unbedingt einen Lügner nennt. S. Kants Tugendlehre, S. 84.

»Müller, deſſen Mühle neulich abbrannte; er bittet: Ew. Hochwürden Gnaden möchten ihm tauſend Gulden leihen, um ſich wieder zu helfen?«

Die majeſtätiſche Mine des alten Herrn war bey Erblickung des Kaſtens unvermerkt in eine gewiſſe Freundlichkeit übergegangen; nun zog ſich ſeine Stirn wieder in die Runzeln der Verdrüßlichkeit. Er antwortete dem Kammerdiener, nach ein paar vorläufigen Hm! Hm! »Sage dem Manne, es thäte mir leid, daß ich ihm nicht dienen könnte; ich wäre jetzt nicht bey Kaſſe.« Und in ſich ſelbſt murmelte er: »Wie die Leute zudringlich ſind! Er hat ja keine Hypothek zu geben.« Hiemit griff er an ſeine Federmütze, und ſagte zu Gundibert: »Es iſt ſpät; leben Sie wohl!« und da Gundibert an der Thür war: »Ich bin Ihr gehorſamer Diener!« Dann ſchloß er ſich ein, ſein Geld zu zählen, und Gundibert ging zu ſeinem einſamen Abendeſſen.

Im Nachhauſegehn ſann dieſer nach, über den kategoriſchen Imperativ und über den deutſchen Herrn. »Er iſt mir nicht gehorſam,« ſagte er zu ſich ſelbſt, »auch nicht mein Die-

»ner.« So hätte er also gelogen? Zwar »besinne ich mich eben, Kant hat, den gehorsamen Diener aus bloßer Höflichkeit, »unter die kasuistischen Fragen gesetzt *), »und scheint also zu zweifeln, ob er eine »ehrlose Lüge sey? Und doch, dächte ich, »dies müßte ausgemacht seyn; denn das Sittengesetz gebietet ja unbedingt, und die »Höflichkeit kann nicht die Erlaubniß zum »Lügen geben, da das Sittengesetz sogar nicht »erlaubt eine Unwahrheit zu sagen, um einen »Mord zu verhüten. Aber noch dazu sagte »er: Er wäre nicht bey Kasse, und hatte »eben einen großen Kasten mit Geld erhalten.' Wie muß das seyn? Gelogen kann »er nicht haben. Ein deutscher Herr kann »nicht ehrlos, und ein so strenger kritischer »Philosoph nicht inkonsequent handeln. »Überdieß — es ist zwar nur eine heteronomische Neigung — aber ich würde mit einem armen abgebrannten Manne meinen »letzten Gulden theilen. Freylich kann ein »Philosoph nach bloßer reiner Vernunft gar »wohl hartherzig seyn; aber doch nimmer-

---

*) Tugendlehre, S. 37.

»mehr inkonſequent gegen ſeine eigene Grund»ſätze. Ach! mir fällt ein, das mit der Poſt »gekommene Geld wird nicht ihm gehören; »es wird nur bey ihm niedergelegt ſeyn. Der »gute Herr würde auch dem armen Müller »gern geholfen haben, wenn er bey Kaſſe »geweſen wäre; wer weiß wie er ſich des »Geldmangels wegen einſchränken muß; er »behielt mich nicht zum Abendeſſen gegen ſei»ne ſonſtige Gewohnheit.«

Indem Gundibert ſeinen kritiſchen Gönner ſo gutmüthig entſchuldigte, bekam er ſelbſt einen nicht ungewohnten Gaſt. Es hielt ſich an dem Orte ſeit einiger Zeit ein italieniſcher Abbé auf, der gleich vom Anfange an Gundibert's Bekanntſchaft geſucht hatte, und mehrmahl zu ihm zu kommen pflegte. Dieſer Abbé hatte in Wien ehemals von Halben-Gulden-Meſſen gelebt, und dort ſonſt noch allerley kleine Dienſte übernommen, deren ſich dergleichen herumſchweifende Meßleſer nicht zu ſchämen pflegen. Endlich war er von Kaiſer Joſeph II mit einer großen Menge Prieſter und Unprieſter ſeines Gelichters aus der Kaiſerſtadt gewieſen worden. Nach langem Herumtreiben war er bis in dieſes

Städtchen gekommen. Er klopfte überall an, und ſuchte entweder Kaplan einer devoten reichen Dame, oder Hofmeiſter junger Herren, oder Vikar eines Pfarrers, oder Schreiber, oder ſonſt etwas zu werden; aber keines von dem allen wollte ihm gelingen. Er war allenthalben bekannt, da er ſich allenthalben aufdrängte, und ſuchte jedermann zu gefallen; aber durch alle Bücklinge und wiederholte Schmeicheleyen gefiel er niemand; ſogar verbot ihm der Biſchof das Meſſeleſen, und es ging ihm wirklich ſehr ſchlecht. Da er gewohnt war, auf jedes neue Geſicht zu merken, um ſich dann baldigſt herbey zu machen und zu empfehlen; ſo hatte er ſich auch unſerm Gundibert vorgeſtellt. Seine gewöhnliche Art war die Lieblingsſchwachheiten derer zu erforſchen, mit denen er ſich zu ſchaffen machte, und ſo entging ihm nicht, daß Gundibert gern von der kritiſchen Philoſophie ſprach. Er ſtellte ſich ſehr erſtaunt, von einer ſo großen Erfindung in Wien und Italien nichts gehört zu haben, verſicherte begierig zu ſeyn mehr davon zu vernehmen, und Gundibert in' der Fülle ſeines Herzens freute ſich einen lehrbegierigen Schüler zu finden. Der Abbé ſtellte ſich gewöhnlich gegen ſieben Uhr ein, ſobald er wußte daß Gundibert nicht beym Ritter zum Abendeſſen blieb. Er hatte geſucht durch ihn ſelbſt bey dieſem näher bekannt zu werden; es war aber nicht gelungen. Denn Gundibert, obgleich auf keine Art ein Mann nach der Welt, hatte doch einen feinen Sinn für das was ſich ziemt; und obgleich äußerſt dienſtfertig und gefällig, fühlte er doch bald, es würde unſchicklich ſeyn, bey einem Manne, den er nur ſeit einigen Monaten kennte, eines Unbekannten wegen zudringlich zu werden. Indeß war ihm der Abbé bey ſeinem frugalen Abendeſſen immer ſehr willkommen, dem es oft, ſo wie an dieſem Tage, zugleich Mittagseſſen war.

Das Geſpräch hatte ſich wie gewöhnlich auf die kritiſche Philoſophie gerichtet, worüber der Abbé belehret ward und mit großem Anſehen von Aufmerkſamkeit fleißig in die Schüſſel langte. Die Materie von Unwahrheit und Lüge war unſerm Gundibert noch ganz friſch im Gedächtniſſe. Er brachte ſie daher aufs Tapet, um ſeine eigene neue Überzeugungen ſich zu wiederholen und ſeinem

Gaſte zugleich einen Beweis von der eigenen Vortrefflichkeit des kritiſchen Sittengeſetzes zu geben. Der Abbé, ob er ſich gleich eben nicht an die Wahrheit gebunden hielt, brachte doch das Geſpräch in Gang, indem er mancherley Fälle vorlegte, wo Unwahrheit zu reden erlaubt ſeyn könne; und er bediente ſich ſogar der Autorität der großen kritiſchen Naturrechtslehrer Schmalz und Fichte, welche — freylich einigermaßen wider Kant — aus reinem Rechtsprincipe des Naturrechts behaupten: »Man habe nach dem reinen Natur»rechte kein vollkommenes Recht auf die Wahr»haftigkeit eines Andern *).« Gundibert widerlegte alle Fälle mit kritiſchen Gründen von vorn, und bemerkte beſonders, daß wenn auch im Naturrechte die Sache anders wäre, ſo wäre doch nach der Moral, wo es auf »Aufforderung der Selbſtachtung »ankomme, eine Unwahrheit zu ſagen gänzlich »unerlaubt **),« und man müſſe nicht »die

---

*) S. Fichtens Beytrag zur Beurtheilung der franzöſiſchen Revolution, Ir Th. S. 119.

**) Fichte behauptet beides ganz ernſthaft a. a. O. S. 120. 121. Alſo ein kritiſcher Philoſoph wie Fichte, der ſowohl die Schürze des Naturrechts, als den Überrock der Moral zur Hand hat,

»Begriffe vermengen und aus den Grän»zen der Moral in die des Naturrechts »übergehen wollen.« Der Abbé wußte, in gewöhnlichen italieniſchen Superlativen, den Scharfſinn womit er widerlegt wurde, kaum genug zu bewundern. Indeß beſann er ſich immer auf neue verwickelte Fälle, und Gundibert ward immer eifriger ſie auseinander zu wickeln. Endlich warf er lächelnd die Frage auf: Da Wahrhaftigkeit eine kategoriſche Pflicht ſey, ob denn Gundibert nach dem Sittengeſetze verbunden wäre, ihm den Ort anzuzeigen, wohin der deutſche Herr den Kaſten hätte ſetzen laſſen, den er heute Abend von der Poſt erhalten hätte? Gundibert antwortete, Kants Tugendlehre gemäß: Wenn er die Ausſage nicht umgehen und eine illuſoriſche Antwort geben könne *), dürfe er keinesweges über die Stelle wo der Kaſten ſtände, eine Unwahrheit ſagen. Der Abbé

---

kann, wie Jakob beym Moliere, bald Koch bald Kutſcher ſeyn, kann uns unſern reinen Anſpruch auf ſeine Wahrhaftigkeit bald verneinen bald wieder bejahen.

*) Kant erlaubt beides in den Berliniſchen Blättern, Sept. 1797, S. 304. 310 und in ſeiner Tugendlehre, S. 87.

neckte ihn über das Umgehen der Wahrheit, und vermaß ſich ſo mancherley Fragen zu thun, daß eine illuſoriſche Antwort nicht wohl möglich ſeyn würde. Und ſo fragte er ſo lange, halb im Spaße halb im Ernſte, daß er von dem gutherzigen ganz argloſen Gundibert die Stelle des Kaſtens in dem Nebenzimmer erfuhr, zu dem eine Thür hinter der Tapete führte, und er wußte auch, wie von ungefähr, herauszufragen, daß die Thür zum Wohnzimmer nicht doppelt ſey, und daß die Fenſter keine Fenſterladen hätten.

In derſelben Nacht ward in des Ritters Hauſe durchs Fenſter eingeſtiegen, die Thüren wurden geöffnet, der Kaſten erbrochen und alles Geld daraus geſtohlen. Der Abbé war den andern Morgen fortgereiſet. Da nun die Kategorie der Kauſſalität in dieſer Sinnenwelt gar mancherley Modalitäten veranlaſſen kann, ſo war's ungewiß ob dieſe beide Begebenheiten zuſammenhingen. Indeß eilte Gundibert in ſeiner Ehrlichkeit unverzüglich zum Ritter, theils ihn zu beklagen, theils auch ihm ſeinen philoſophiſchen Streit mit dem Abbé zu eröffnen, in deſſen Folge er dieſem die

Stelle wo der Kaſten verwahret war und die Beſchaffenheit der Thüren und Fenſter geſagt hatte. Der Ritter machte ihm ein ſehr unphiloſophiſches flämiſches Geſicht, und fuhr ihn darüber an. Gundibert verſicherte ihn zwar: »Es ſey vermöge des heiligen unbedingt gebietenden durch keine Konvenienzen »einzuſchränkenden Vernunftgebots, in allen »Erklärungen wahrhaft zu ſeyn *),« geſchehen, welches er nicht habe umgehen können, nach der Art wie der Italiener die Fragen geſtellt habe. Der Ritter wies ihn aber ſehr unſanft aus dem Hauſe.

Gundibert ward nach wenigen Stunden vor den Richter gefordert, und über ſeine Bekanntſchaft mit dem Abbé und ſeine letzte Unterredung mit ihm vernommen, und ward darauf, aller Entſchuldigungen ungeachtet, ins Gefängniß geſetzt. Denn es zeigte ſich, daß die bürgerliche Gerechtſamkeit des Orts ihm wirklich etwas anhaben wollte, nicht wegen einer Unwahrheit oder Lüge, ſondern deswegen, weil er in Abſicht der Thü-

---

*) Kants Worte in den Berlin. Blättern a. a. O. S. 307.

ren und Fenſter, desgleichen wegen der Stelle wo der Ritter ſeinen Kaſten verwahrt hatte, »ſtreng bey der Wahrheit geblieben war.« Die kritiſche Philoſophie und ſelbſt der beſtohlne deutſche Herr hatten vorher zwar von vorn entſchieden daß dies nicht Statt haben könne. Die bürgerliche Gerechtigkeit aber glaubte es beſſer zu verſtehen, und warf auf den unſchuldigen Gundibert, bloß dieſer Wahrhaftigkeit wegen, den Verdacht, als wiſſe er um den Diebſtahl oder habe ihn veranlaßt; ja es ſchien ſogar, daß der Ritter, trotz ſeiner vorherigen majeſtätiſchen kritiſchen Mine, bloß Gundibert's Wahrhaftigkeit wegen, dem Richter den ſchimpflichen Verdacht gegen ihn an die Hand gegeben habe.

Dem Abbé ward indeß nachgeſetzt; aber er war ſchon zweyer oder dreyer Herren Ländchen durchſtreift, ehe man ihn ergriff. Und da fand man weiter nichts Verdächtiges bey ihm, als eine ziemliche Anzahl Karolinen und Konventionsthaler. Weil aber dieſe keine beſondere Abzeichen hatten, konnte der Ritter nicht beweiſen, daß ſie die ſeinigen geweſen wären, und da der Abbé mit der Unwahrhaftigkeit viel geſchickter umzugehen wußte, als der gute Gundibert mit der Wahrhaftigkeit; ſo zeigte er ſo gut geſchriebene und unterſiegelte Päſſe vor, und machte von ſeiner Lebensgeſchichte und von der Art wie er zu ſeinen Karolinen gekommen, eine ſo wohl zuſammenhangende Erzählung, daß er nach einiger Zeit losgelaſſen ward. Die Gerichte des Orts nahmen einen Theil ſeiner Konventionsthaler in ihre Sportelkaſſe, und es fehlte nicht viel daß er gegen den Ritter eine Injurien- und Schadenklage erhoben hätte.

Gundibert ſaß viel länger im Gefängniß. Endlich ward er doch losgelaſſen, wozu denn nicht wenig beytrug, daß er gleich anfänglich dem Ritter die Sache eröffnet hatte, und daß die Zeugniſſe der Perſonen die ſeinen Lebenswandel während ſeines dortigen Aufenthalts kannten, für ihn vortheilhaft waren. Indeß war doch, nebſt dem langen Gefängniſſe, der Verluſt einer Anzahl Konventionsthaler die ihm als Sporteln abgenommen wurden, die Folge ſeiner ſtrengen Beobachtung des heiligen allgemeingebietenden Vernunftgebots allezeit wahrhaftig zu ſeyn.

Sein Unfall ging ihm nicht ſo ſehr zu Herzen als die Erfahrung, daß ſelbſt ein kritiſcher Philoſoph nicht nach dem von vorn allgemeingebietenden Sittengeſetze handelte. Er ſah ſich als einen Gelehrten und folglich als einen der höchſten Menſchen an, denen »die oberſte Aufſicht über den wirklichen Fortgang des menſchlichen Geſchlechts und die »ſtete Beförderung dieſes Fortganges« aufgetragen worden *). Nun ſah er aber, zu ſeiner Betrübniß, noch gar keine Gelegenheit etwas zum Behufe dieſes Fortganges thun zu können. Wie ſollte das menſchliche Geſchlecht beſtehen, wenn nicht die Spekulation von vorn auf deſſen Fortgang die Oberaufſicht hätte? Und doch beſtand das menſchliche Geſchlecht ohne daß irgend ein Einfluß der kritiſchen Philoſophie auf deſſen Fortgang zu bemerken war; das konnte er nicht begreifen. Es erhellte ſogar aus der Korreſpondenz mit ſeinem alten Freunde dem Speciale in Urach, an den er beſtändig lange und bündige Briefe über die kritiſche Philoſophie ſchrieb, daß ſie auch bey dieſem keinen Fortgang gewinnen

---

*) Hr Prof. Fichte in ſeinen Vorleſungen von dem Weſen und der Würde der Gelehrten giebt wirklich den Gelehrten einen ſolchen Auftrag. verſteht ſich, den vonvornigen Gelehrten.

konnte. Dies alles ging ihm ſehr im Kopfe herum, und er gerieth endlich gar auf den argen Zweifel: Es könnte vielleicht gar das menſchliche Geſchlecht beſtehen ohne alle Aufſicht der höchſten Menſchen, welche ihr Ich=Ich mit freyer Spontaneität ſelbſt ſetzen. Glücklicher Weiſe aber beſann er ſich zu rechter Zeit, daß alle ſeine Bemerkungen über die Sinnenwelt empiriſch von hinten entſtanden ſeyen, und daher gegen einen Grundſatz von vorn gar nichts beweiſen könnten. Er beruhigte ſich alſo abermals in der wohlthätigen vonvornigen Überzeugung, daß die Perfektibilität des menſchlichen Geſchlechts die Oberaufſicht der Doktoren der Philoſophie allerdings bedürfe.

Neunter Abſchnitt.

Eine Dame von gutem alten Adel hatte ihre Güter ſehr nahe bey dieſer Stadt, in welcher ſie gewöhnlich einen Theil des Winters zubrachte. Sie hatte den Doktor Gundibert zufälliger Weiſe kennen lernen, und die Art ſeines Betragens hatte ihr gefallen. Sein ſeltſames Schickſal bey dem Ritter, deſſen wunderliche Launen ſie kannte, erregte ihre Aufmerkſamkeit und auch ihr Mitleid. Sie ließ ihn zu ſich kommen, unterredete ſich mit ihm über mancherley Gegenſtände, und ſchlug ihm endlich vor, den Unterricht ihrer Nichte zu übernehmen, welchen Vorſchlag er gern annahm.

Dieſe Dame war ſehr wohlthätig, und gleichſam die Mutter aller ihrer Unterthanen. Sie beſchäftigte ſich insbeſondere beſtändig den Zuſtand der Armern zu unterſuchen, und ihr größtes Vergnügen war, ihn ſo ſehr zu verbeſſern, daß die Leute in Wohlſtand kamen und ihres Lebens froh wurden. Da ſie mit Gundibert näher bekannt ward und ſich oft mit ihm unterhielt, war ſie nicht wenig betroffen von ihm zu vernehmen: Sie handele ganz der Sittlichkeit zuwider, wenn ſie der Freude wegen, die ſie um ſich verbreiten wolle, den Leuten Wohlthaten erzeige; ſie müſſe es aus reiner Pflicht thun, wenn es moraliſch ſeyn ſolle, ja, eine ſolche Neigung ſey nicht mehr werth als wenn ſie ehrgeizig wäre, und ſie verdiene desfalls nicht einmal Hochſchätzung *). Dies gab Gelegenheit zu vielen Erörterungen; denn die gute Dame meinte ernſtlich, ſie habe ihre Pflicht, ja noch mehr als ihre Pflicht gethan, wenn ſie den Zuſtand ihrer Unterthanen auf eine Art verbeſſere, wozu ſie nicht einmal unmittelbar verpflichtet ſey. Dies begehrte Doktor Gundibert auch von hinten zu nicht zu leugnen; er bewies aber von vorn, es müſſe die Pflicht aus reiner Achtung gegen das Sittengeſetz von vorn entſpringen. Die gute Dame ließ ſich erklären was von vorn und von hinten wäre, konnte aber immer noch nicht begreifen, warum es nöthig wäre gute Handlungen, die man für gute erkenne, noch von vorn zu betrachten, damit ſie erſt dadurch moraliſch würden. Endlich begriff ſie etwas davon mit vieler Mühe, und da ihr Unterredungen über ernſthafte Gegenſtände angenehm waren und ſie auch in ihrem Alter noch gern lernte, ſo ließ ſie ſich das Sittengeſetz weiter erklären; und obgleich ſie nicht Alles überzeugte, war ihr doch

---

*) Der berühmte Kant behauptet dieſes. S. oben S. 33.

ſehr vieles intereſſant, zumal da ſie ſonſt noch nie etwas von irgend einer theoretiſchen Philoſophie gehört hatte. Beſonders traf ſie ſehr der Grundſatz des ächten Naturrechts, welchen ihr Gundibert ſehr einleuchtend von vorn vorzuſtellen wußte, nämlich: daß ein Menſch nie einen andern Menſchen bloß als Sache, ſondern jederzeit als Perſon behandeln müſſe. Dieſer Satz leuchtete der gutherzigen Dame faſt noch mehr von ſeiner menſchenfreundlichen heitern Seite ein, als von ſeiner vonvornigen allgemeingebietenden Seite; denn ſie hatte leibeigene Bauern. Ihrem guten Herzen hatte es ſchon manchmal wehe gethan, wenn ſie bey ihren Nachbaren Menſchen hatte als Vieh behandeln ſehen. Sie hatte zwar auf ihren Gütern die Lage ihrer Unterthanen möglichſt verbeſſert; aber nun, durch dieſen philoſophiſchen Satz geſtärkt, beſchloß ſie die Leibeigenſchaft ihrer Bauern ganz aufzuheben.

Es waren mancherley Förmlichkeiten und vorläufige Anſtalten nöthig, um das gute Werk zu Stande zu bringen. Indeß fing es doch ſchon an einigermaßen in Gang zu kommen, als durch einen unvermutheten Vorfall die gute Dame beynahe ganz außer Faſſung geſetzt ward. Es lebte ein junger Menſch im Hauſe, als Wirthſchaftsſchreiber wegen ſeiner Geſchicklichkeit geſchätzt, der ſich durch ſeinen Eifer bey der im Werke ſeyenden Aufhebung der Leibeigenſchaft der Dame noch mehr empfahl, die ihm daher mit vieler Achtung begegnete, und ihm mehr Zutritt verſtattete als ſonſt ſeine Lage eigentlich mit ſich gebracht hätte. Er mißbrauchte aber ihre Güte, und verführte ihre Nichte, ungeachtet Gundibert doch beiden die ächten Grundſätze des reinen Sittengeſetzes ganz genau erklärt hatte. Er entführte ſie endlich zur Nachtzeit, und ſchrieb nun aus einem benachbarten Ländchen an die Dame um die Einwilligung zu einer Heurath. Dieſe voll Unwillen ſprach davon mit Gundibert, als dem Einzigen mit dem ſie hierüber Gedanken wechſeln konnte. Sie beklagte ſich über ein ſo höchſt unwürdiges Betragen, und ſetzte in der philoſophiſchen Sprache, an die ſie ſich nach und nach gewöhnt hatte, hinzu: der Verführer habe wider den erſten Grundſatz des Naturrechts, das arme, unwiſſende, verführte Mädchen als Sache gebraucht; das Mädchen aber habe der Familie große Schande gemacht und ſich ſelbſt und andern das größte Unrecht gethan.

Doktor Gundibert hörte zwar aufmerkſam zu, belehrte ſie aber auch, nachdem er ſich ein wenig geräuſpert hatte: er habe ſie freylich mit den Anfangsgründen der kritiſchen Philoſophie bekannt gemacht; aber bey weitem noch nicht mit deren ganzem Umfange. Beſonders habe er noch nicht mit ihr bis auf die Metaphyſik der Rechtslehre kommen können, wo im Kapitel: Von dem auf dingliche Art perſönlichen Rechte, die wahre Auskunft gegeben würde, wie es eigentlich mit der Sachheit beſchaffen ſey. wenn irgend ein Mann durch körperliche Vereinigung ein Weib zur Sache und wechſelſeitig wieder ein Weib den Mann zur Sache brauche. Er verſicherte, es habe damit eine beſondere Bewandniß; und ob eine Verführung dabey vorgehe könne keine Ausnahme machen, da die Metaphyſik der Rechtslehre, ſo wie das Sittengeſetz, immer von vorn nothwendig und unbedingt gebiete. »Erlauben Sie, gnädige Frau,« fuhr er fort, »daß ich offenherzig ſpreche.

»Sie sind nun schon eine Philoſophinn; daher kann ich von Gegenſtänden mit Ihnen reden, wovon man ſich ſonſt mit Damen nicht unterhält. Außerdem erfordert es die Wichtigkeit der Sache.«

Er bat ſich ihre ganze Aufmerkſamkeit aus, und belehrte ſie folgendergeſtalt: »Durch den Akt des natürlichen Gebrauchs den ein Geſchlecht von den Geſchlechtsorganen des andern macht, macht ſich ein Menſch ſelbſt zur Sache, welches dem Rechte des Menſchen an ſeiner eigenen Perſon widerſtreitet. Nur unter der einzigen Bedingung iſt dieſes möglich, daß indem die eine Perſon von der andern gleich als Sache erworben wird, dieſe gegenſeitig wiederum jene erwerbe; denn ſo gewinnt ſie wiederum ſich ſelbſt und ſtellt ihre Perſönlichkeit wieder her.« *) — »Dies

---

*) Dies ſind die eignen Worte Kants in der Rechtslehre S. 108. Auf dieſen ſinnreichen Grund des Rechts der Ehe, ſcheint ſchon vor zweyhundert Jahren ein Typus oder Vorbild prophetiſch haben deuten zu wollen, nehmlich das Verhältniß des berühmten Montaigne mit ſeiner berühmten Katze. Er glaubte, er ſpiele mit ihr; ſie glaubte, ſie ſpiele mit ihm: ſo brauchten ſie ſich wechſelſei-

»iſt,« fuhr er fort, »gnädige Frau, eine ausgemachte Wahrheit von vorn, eine Vorausſetzung der reinen Vernunft. Daher iſt: — »Auch unter Vorausſetzung der Luſt zum wechſelſeitigen Gebrauche ihrer Geſchlechtsorganen, der Ehevertrag kein beliebiger, ſondern durch Geſetz der Menſchheit nothwendiger Vertrag, d. i. wenn Mann und Weib einander, ihren Geſchlechtseigenſchaften nach, wechſelſeitig genießen wollen, ſo müſſen ſie ſich nothwendig verehelichen, und dieſes iſt nach Rechtsgeſetzen der reinen Vernunft nothwendig« *). — Sie ſehen, gnädige Frau, die jungen Leute haben ein auf dingliche Art perſönliches Recht auf einander; ſie haben einander, ihren Geſchlechtseigenſchaften nach, wechſelſeitig genießen

---

ſie als Sache und ſtellten wechſelſeitig ihre Perſönlichkeit wieder her. Sie haben auf dieſe Art ſehr lange in unzertrennlicher friedlicher Verbindung gelebt.

*) Die vollkommene Gründlichkeit, womit Doktor Sundibert hier dieſen Gegenſtand auseinander ſetzt, erhellet daraus, daß ſich alles, was er darüber ſagt, wörtlich in des berühmten Kant Metaphyſik der Rechtslehre, S. 107, 108 auch findet.

»wollen; alſo, nach Rechtsprincipien der »reinen Vernunft müſſen ſie ſich nothwendig verehelichen. Ich hoffe nicht, »gnädige Frau, daß Sie einen durch Geſetz »der Menſchheit und nach Rechtsprincipien »der reinen Vernunft nothwendigen Vertrag »werden hindern wollen.«

Die Dame hatte kaum Geduld ihn anzuhören und fragte ihn: ob er unſinnig wäre? Vergebens ſuchte ihr Gundibert zu beweiſen, daß er nicht unſinnig, ſondern recht vonvornig philoſophiſch rede. Vergebens bemühte er ſich ihr auseinander zu ſetzen, dies ſey die einzige mögliche Art die unwiderſprechliche Nothwendigkeit und die unverbrüchliche Dauer der Ehe vom vorn her zu beweiſen; von vorn her, woher alles bewieſen werden muß. Sie war äußerſt unwillig und ſagte ihm: Solche Theorie wäre ſinnlos, und es würde kein vernünftiger Menſch glauben, ſie könne in der Praxis der wirklichen Welt gelten. Da er weiter fortfuhr das Geſetz der Menſchheit zu deduciren, befahl ſie ihm ihr aus den Augen zu gehen, und er ging.

Er kam zwar nach einer halben Stunde wieder; denn er hatte ſich auf neue Gründe beſonnen, beſonders wegen der nothwendigen Übereinſtimmung der Theorie mit der Praxis. Überdem wollte er der gnädigen Frau vorſtellen, daß er zwar die *Schande*, welche der Familie wiederfahren, allenfalls wolle dahin geſtellt ſeyn laſſen, doch komme es hier bey Beurtheilung eines *Rechtsprincips*, auf die Schande, als auf etwas Empiriſches, ſo ſehr nicht an; aber *Unrecht* habe das gnädige Fräulein, nach reinem Rechtsprincip, durch etwas »*was ſie über ſich ſelbſt beſchlöſſe*« *) nicht thun

---

*) D. Gundlberl, ſich genau an Kant haltend, ſagt nur, ſie könne nie Unrecht thun, und läßt unbeſtimmt, *Wem*? Denn Kant ſagt in ſeiner Rechtslehre S. 165: »Wenn jemand etwas gegen einen *Andern* verfügt, iſt es immer »möglich, daß er *ihm* dadurch Unrecht thue, »*nie* aber in dem, was er *über ſich ſelbſt* »*beſchließt*: denn volenti non fit injuria.« Der lateiniſche Zuſatz ſcheint die Erklärung zu begünſtigen, der Sinn ſey: Der etwas über ſich ſelbſt Beſchließende könne *ſich ſelbſt* nicht *Unrecht* thun. Das vorhergehende *ihm* ſcheint den Sinn zu bringen, er könne *einem Andern* durch das, was er über ſich ſelbſt beſchließt, nie Unrecht thun. Die vor dieſer Stelle nächſt vorhergehenden Worte wo die Rede von einem Geſetze iſt, »wodurch *ſchlechterdings* »*niemand* könne Unrecht gethan werden,« ſcheint den natürlichen Sinn zu geben: Wenn jemand über ſich ſelbſt etwas beſchließe, ſo ſey es *nie möglich*, daß er irgend jemand, we-

können. Die Dame wollte ihn durchaus nicht ſprechen, und da er ihr die ebengedachten neuen Belehrungen in einem Billette zukommen ließ; ſo ſchickte ſie ihm mehr an Gelde als er zu fordern hatte, mit dem Befehle ſogleich ihr Haus zu verlaſſen.

Es iſt uns nicht bewußt, ob das entlaufene Paar ſich geehelicht habe, ob beide durch ihren Unfug ihre Perſönlichkeit verloren und wieder herſtellten, oder ob ſie als Sachen perennirten; desgleichen, ob der Verluſt und Wiedererwerb ihrer Perſönlichkeit durch ihre Sachheit, gehindert habe, daß die leibeigenen Bauern nicht mehr Sachen blieben. So viel geben die Nachrichten, daß Gundibert lange mit ſich ſelbſt geſtritten habe, und daß ſich ſein formaler und ſein empiriſcher Verſtand über das Vorn und Hinten der Sa-

---

der ſich ſelbſt noch Andern, Unrecht thue. Hier iſt ein Fall, wo der eigentliche Sinn eines von vorn nothwendigen und allgemeingebietenden Rechtsgrundſatzes der reinen Vernunft durch die Konſtruktion der Worte weder deutlich noch beſtimmt zu finden iſt, und leider! nach der geſunden Vernunft ſcheint dieſer vonvornige Satz in jedem Verſtande unrichtig zu ſeyn, wenigſtens von hinten, in dieſer empiriſchen Sinnenwelt.

che und Nichtſache bey der körperlichen Vereinigung des Weibes und Mannes lange nicht habe vereinigen können. Zuletzt behielt, wie von einem damals ſo eifrigen kritiſchen Philoſophen zu erwarten, die Deduktion aus reinen Grundſätzen das Übergewicht. Er überzeugte ſich, je mehr er alles vonvornig durchdachte, die Dame habe ihn nicht verſtanden, und daraus begriff er, wie es gekommen, daß ſie nicht ſeine Meinung annehmen wollte. Damit gab er ſich zufrieden; aber, er ſah doch an dem Beyſpiele der Dame, wie verkehrt alles angeſehen werde, wenn die Menſchen an dem Empiriſchen hangen und ſich den Rechtsgeſetzen der reinen Vernunft gar nicht fügen und gar nicht einſehen wollen, daß »auch in kosmo»politiſcher Rückſicht das was aus Vernunft»gründen für die Theorie gilt, auch für »die Praxis gelten muß« *): woraus denn entſteht, daß ſo vieler Philoſophen kritiſch-theoretiſch-praktiſche Anwendungen auf Politik, Naturlehre, Poeſie, Theologie, und

---

*) Kant glaubt dies bewieſen zu haben in der Berliniſchen Monatſchrift. Sept. 1793. S. 284.

Färbekunſt *) nur ausgelacht werden. Er ward daher auch täglich unzufriedener mit der verwünſchten Sinnenwelt, welche ſich doch faſt nach keiner einzigen vonvornigen Herleitung richten oder umändern laſſen will.

Zehnter Abſchnitt.

Gundibert war in dieſe Betrachtungen vertieft, als er von ſeinem alten Freunde, dem Special, einen Brief erhielt, deſſen Inhalt ihn betrübte, aber ihm doch auch einigermaßen erfreulich war. Denn er las darin freylich wieder die gewöhnlichen Einwürfe gegen die kritiſche Philoſophie, welche der alte Mann immer noch nicht faſſen konnte. Dies ſchlug zwar unſern Gundibert in ſeiner jetzigen Stimmung noch mehr nieder; denn es war ein neues Beyſpiel, wie ſchwer es halte, den empiriſchen Sinnenmenſchen die formale Phi-

---

*) Die öffentlichen Blätter haben wirklich ein Buch angezeigt: Die Kunſt rein zu färben, nach Kantiſchen Grundſätzen.

loſophie einzuimpfen. Doch richtete ihn die Nachricht wieder auf, die am Ende des Schreibens beyläufig eingefloſſen war, daß ihr beiderſeitiger Landsmann Doktor Mondſchein bey dem Reichsgrafen, nachdem dieſer die Regierung angetreten habe, ſich jezt noch befinde und da eine große Rolle ſpiele.

Hiedurch erwuchs bey ihm die Hoffnung, daß die kritiſche Philoſophie, wenn ſie einem regierenden Herrn ſo nahe gebracht wäre, doch auf die Sinnenwelt irgend einen merklichen Einfluß zeigen müßte. Dies mit eigenen Augen zu ſehen, reiſete er nach dem gräflichen Reſidenzflecken, welcher etwa zwanzig Stunden entfernt war.

Doktor Mondſchein war allerdings in der kleinen Grafſchaft ein ſehr großer Mann geworden. Der Graf hatte ihn zu ſeinem Kanzler ernannt, und hiemit war er Premierminiſter und Präſident aller Landeskollegien; denn die Grafſchaft hatte wirklich ein Geheimes Konſeil, eine Regierung für die Juſtizſachen, ein Konſiſtorium, eine Finanzkammer, ein Forſtkollegium, ein Bergwerkskollegium, ein Braudirektorium und Baudirektorium, ein Kornaufkaufskollegium; ein Militardepartement, ein Scholarchat, einen Poſtmeiſter innerhalb anderthalb Meilen neben der Tarisſchen Poſt, ein Salzkollegium, eine Straßenbaudeputation, eine Fabrikenkommiſſion, ein Konſeil zu den auswärtigen Angelegenheiten, ein Oberhofmarſchallamt, und ein Intelligenzblatt. Uber dieſes alles war Doktor Mondſchein geſetzt, und er hatte auch alle dieſe Landesſtellen ſeit nicht völlig zwey Jahren da er in ſeinem wichtigen Amte ſtand, von Grund aus verbeſſert; denn er hatte angefangen alles nach reiner Theorie von vorn kritiſch einzurichten.

Gundibert ſtand einigermaßen in Sorgen, ſein ehemaliger Freund Mondſchein möchte ihn nicht kennen wollen, weil er nun ein ſo großer Mann geworden war; allein er ward mit großer Freundſchaft empfangen. Kanzler Mondſchein ſtellte ſeinen Freund ſogleich dem regierenden Grafen vor, bey dem er eine ſehr gnädige Audienz hatte, auch in wenig Tagen zum Hofrathe ernannt ward, damit er an der gräflichen Tafel ſpeiſen konnte. Des Grafen eigentliche Idee war, ihn zu dieſem Behufe zum Hauptmanne zu ernennen; denn der Graf kommandirte Hochſelbſt ſeine Garde, die er ſonderlich an Officieren täglich vermehrte; aber der Kanzler Mondſchein wendete dies noch ab, da er mit ſeinem Freunde Gundibert ganz andere Abſichten hatte.

Beide waren nun täglich zuſammen. Der Kanzler ſetzte ſeinem Univerſitätsfreunde die großen Plane auseinander, welche er zum Theile ſchon ausgeführt hatte, zum Theile noch ausführen wollte. Das Konſiſtorium war ſchon ganz neu eingerichtet durch ein Paar aus Jena verſchriebene junge kritiſche Theologen; es war ein Landesherrlicher Befehl ergangen, daß alle Kirchen ſich des Hrn. Dokt. Joh. Wilhelm Schmidt güldenes Buch über chriſtliche Religion anſchaffen ſollten, welches, nach dem Urtheile großer Kenner, »als ein ſymboliſches Buch »des Kantiſch-proteſtantiſchen Chriſtenthums »angeſehen werden muß« *). Dieſes Buch, obgleich gar tiefſinnig transſcendental, ziem-

---

*) Denen zu Gefallen welche neue ſymboliſche Bücher lieben, ſey hier angemerkt, daß eine Neue Auflage davon im J. 1797 bey Wolfgang Stahl in Jena gedruckt worden iſt.

lich polemiſch und treflich weitſchweifig, iſt doch zur Volkslehre gewidmet. Daher befahl der Kanzler Mondſchein, es ſollte jeder junge Bürger, dem ſonſt auferlegt war ſechs Bäume zu pflanzen, ehe er getrauet werden durfte, ſtatt deſſen ein Exemplar dieſes Buchs vorzeigen und eidlich erhärten daß er es geleſen hätte. Beym Examen der Kandidaten ward beſonders darauf geſehen, ob ſie Kants Religion innerhalb der Gränzen der Vernunft recht in Saft und Blut ihrer Denkformen verwandelt, und die moraliſche Interpretation der Bibel durch das reine Sittengeſetz, recht gefaßt hätten. Ein Jenaſcher Hofprediger predigte bey Hofe darüber, daß Gott eine nothwendige Vernunftidee ſey, und eiferte ſehr wider die anthropomorphiſche Erkenntniß Gottes aus Erfahrungsbegriffen. Für die Schulen hatte der Herr Kanzler ſelbſt, zum Beſten der lieben Jugend, einen Katechismus, der reinen moraliſchen Interpretationslehre gemäß, entworfen, worin alle wichtige Lehren, beſonders die Verſöhnung und Genugthuung, nebſt dem hohenprieſterlichen Amte, kritiſch von vorn nach dem Sittengeſetze, keinesweges aber, ſo neu auch das Sittengeſetz ſelbſt iſt, auch nur im geringſten neologiſch ausgeführt waren. Er hatte dazu eine beſondere Anweiſung gefügt, wie die Jugend beſſer zu katecheſiren ſey vermittelſt der Kategorieen *) und der transſcendentalen Dialektik, welche lehrt die ſubjektive Verfaſſung der reinen Vernunft von vorn zu erkennen. Für die Schulen waren eben ſo zweckmäßige Einrichtungen im Gange: in dem neuverbeſſerten Gymnaſium wurden in Quarta die erſten Anfangsgründe der Kritik der reinen Vernunft gelehrt; und in ſämmtlichen niedrigen und Dorfſchulen lernten die Kinder buchſtabiren aus der Kategorieentafel, welche zu dieſem Behufe, auf ausdrücklichen Befehl, auf ein Brettchen hinter das Einmaleins geklebt und

---

*) Dieſe kleine Anweiſung zu katechiſiren hat hernach der berühmte Hr. Doktor Gräffe in Göttingen in einer Katechetik die mehrere dicke Bände ausfüllt, zu paraphraſiren für gut befunden. Einige Leute welche wohl die Sache nicht verſtehen mögen, ſind durch die Anzahl und Dicke der Bände zu der Meinung verleitet worden, D. Gräffe hatte wohl gethan, wenn er es bey der ganz kurzen Anweiſung D. Mondſcheins hätte bewenden laſſen.

aus gräflicher Milde allen Schulkindern umſonſt ausgetheilt worden war.

Das Kirchen- und Schulweſen war auf dieſe Art ſo ziemlich auf vonvornige Grundſätze gebracht; aber mehrere Schwierigkeiten hatte es freylich, das Finanzweſen und die mancherley Auflagen von vorn her nach reinen Principien einzurichten: doch war dazu, obgleich unter vielen Widerſprüchen und Hinderniſſen, durch den unerſchütterlichen Muth des Kanzlers ein ziemlicher Anfang gemacht. Derſelbe hatte ſich auch ſchon viel Mühe gegeben die Verfaſſung der Grafſchaft, welche, wie leider! alle Länder in der Welt gar nicht nach Rechtsgrundſätzen der reinen Vernunft eingerichtet war, kritiſch zu ändern. Er wollte *) »die drey Gewalten »die jeder Staat enthält, d. i. den allgemein »vereinigten Willen in dreyfacher Perſon, »die Trias politica« nehmlich: die Herr»ſchergewalt, die Gewalt des Geſetz»gebers welches der vereinigte Willen »des Volks iſt; die vollziehende Ge»walt, die des Regierers; und die recht-

---

*) Kants Worte in der metaphyſiſchen Rechtslehre. S. 165.

»ſprechende Gewalt in der Perſon des »Richters« in ihrer ganzen Reinigkeit herſtellen. Er war ſchon darauf und daran, das ganze Volk aus der ganzen Grafſchaft auf dem Felde vor dem Reſidenzflecken zu verſammlen und demſelben folgende reine Vernunftgrundſätze vorzutragen*): »Des Volks »vereinigtem Willen komme die Herrſchergewalt (Souveränität) geſetzgebende Gewalt zu; aber der Urſprung der oberſten Gewalt ſey für das Volk« — (nehmlich, »für den Herrſcher ſelbſt) — »unerforſchlich, das iſt, es ſoll nicht über dieſen Urſprung werkthätig vernünfteln. Der »Herrſcher im Staate« — (nehmlich das »Volk) — »habe gegen den Unterthan« — (nehmlich gegen das Volk) — »lauter »Rechte und keine (Zwangs-) Pflichten. »Ferner, wenn das Organon des Herrſchers, »der Regent, auch den Geſetzen zuwider »verführe, z. B. mit Auflagen, Rekrutirungen u. d. gl. wider das Geſetz der Gleichheit

---

*) Wörtlich aus Kants Rechtslehre, im Abſchnitte vom Staatsrechte, S. 165, 173.

»heit in Vertheilung der Staatslaſten, ſo »dürfe der Unterthan dieſer Ungerechtigkeit »zwar Beſchwerden, aber keinen Widerſtand »entgegenſetzen« *).

Aber dieſer löblichen Bemühung, die Grundſätze des reinen Staatsrechts in ihrer Reinigkeit anzuwenden, ward eine ganz heteronomiſche Widerſetzlichkeit entgegengeſtellt; ungeachtet wider den Kanzler der im Namen des Regenten befahl und alſo das Organ des Organs des Volks war, nach reinem Princip, kein Widerſtand hätte Statt finden dürfen. Es ward ein großes Geſchrey über das bekanntgewordene Vorhaben gemacht; denn die Landſtände ſowohl als die Bürgerſchaft glaubten allerdings berechtigt zu ſeyn, den Neuerungen des Regenten Widerſtand zu leiſten. Es hatte nehmlich der Graf, um die ſchöne Uniform ſeiner Garde zu vervielfältigen, von dem Lande eine Anzahl Rekruten gefordert; aber es wollten ſich dieſe nicht ſtellen, aus dem empiriſchen Grunde, weil es nicht hergebracht wäre; und die Landſtände ſowohl als die Bürgerſchaft waren beym Reichskam-

---

*) Kant am a. Orte, S. 174.

mergerichte mit großen Klagen eingekommen, wegen veränderter und vergrößerter Auflagen und anderer Anordnungen mehr, und dachten ihren Regenten durch das Kammergericht zu zwingen, daß Er wieder abſtelle was zwar Ihm gefiel aber ihnen nicht. Das Reichskammergericht hatte ſie auch vorläufig berechtigt bis auf weitern Beſcheid die geforderten neuen Auflagen nicht zu bezahlen und die andern neuen Anordnungen nicht zu befolgen, wodurch ihr Widerſtand wirklich für rechtmäßig erklärt war, obgleich freylich ohne das reine Staatsrecht zu fragen.

Wegen einer Urverſammlung des Volks wurde dem Kanzler die empiriſche Furcht beygebracht, das Volk möchte die beiden reinen Rechtsgrundſätze, daß es in der Verſtandeswelt Herrſcher und Souverän, aber in dieſer Sinnenwelt Unterthan wäre, nicht faſſen und vereinigen können, und ob freylich wohl der Urſprung der Herrſchergewalt des Volks von vielen Leuten die auch nicht zum gemeinen Volke gehören, wirklich für unerforſchlich gehalten werde; ſo ſey doch zu beſorgen, gerade das gemeinſte Volk möchte am erſten werkthätig darüber zu *vernünfteln* beginnen, wenn es einmal verſammelt wäre. Zur Schande des Kanzlers müſſen wir geſtehen, daß er durch ſolche empiriſche Beſorgniſſe ſich hindern ließ *ein reines Rechtsprincip* dem Volke bekannt zu machen. Der ſtarke Philoſoph hatte die Schwachheit ſich vor dem Volke zu fürchten; denn es waren ſeiner neuen Anordnungen wegen einige Aufläufe vorgefallen. Wahr iſts auch, daß in der ganzen Grafſchaft nirgend ein *allgemein vereinigter Willen* zu finden war, außer dem Willen des Grafen und des Kanzlers, dem der Graf in allen Landesſachen beytrat, ob er gleich jedermann zu erzählen pflegte: Er regiere ſelbſt. Sonſt waren die Landſtände wider den Grafen, die Bürgerſchaft wider den Grafen und die Landſtände, die Bauern wider die Bürgerſchaft und den Grafen. Alle lagen beſtändig im Streite vor dem Reichskammergerichte; bloß die Geiſtlichen zankten ſich nur untereinander, über die Glaubenslehren, über die Liturgie, über das neue Kantiſch-proteſtantiſche Chriſtenthum, und worüber ſonſt zu zanken war.

Der Kanzler ließ ſich aber durch alle gemachte Schwierigkeiten von ſeinem löblichen Vorhaben, das Land nach vonvornigen Grundſätzen zu regieren, gar nicht abwenden. Er ſchritt vielmehr immer, obgleich langſam und mit vieler Mühe, fort. Das Bergwerksweſen und das Salzmonopol, ſo wie auch das Kornaufkaufskollegium, wurden noch ganz empiriſch betrieben, welches nicht wohl zu ändern ſtand. Aber auf die Rechtspflege hatte er ſchon lange ſein Augenmerk geworfen um ſie nach den reinen Principien der Metaphyſik der Rechtslehre umzuformen; nur hatte er vor dem Eigenſinne der alten Juriſten nicht aus der Stelle kommen können, welche auf ihren Pandekten und Inſtitutionen und auf Kaiſer Karls peinlicher Halsgerichtsordnung und andern empiriſchen Geſetzen beſtanden: überdem ward auch dem Kanzler von ihnen immer mit dem Reichskammergerichte gedrohet.

Gundibert's Ankunft war ihm daher ſehr erwünſcht; denn mit dem konnte er ſich über die reinen Rechtsgrundſätze von vorn verſtändigen. Nachdem er mit ihm alles abgeſprochen hatte, eröffnete er ihm, er habe ihn zum Präſidenten der Regierung beſtimmt, ſobald er ſich von dem eigenſinnigen alten Präſidenten, der ſo viele alte Rechtslehrer im Sinne und Gedächtniſſe hatte, mit guter Art losmachen könnte. Indeß ward Gundibert als überzähliger Rath bey der Regierung angeſetzt, um vorläufig das Mechaniſche des Geſchäftsganges zu faſſen, deſſen auch der größte Rechtslehrer von vorn, wenn er nicht bloß in metaphyſiſchen Büchern Recht ſprechen will, nicht füglich ganz entbehren kann. Es ward dabey dem Hofrath Gundibert auch, vermöge einer vom regierenden Grafen hocheigenhändig vollzogenen Beſtallung, ein gar erkleckliches Gehalt angewieſen. Der Graf warf aber, beſonders in Finanzſachen, ſeine Augen weit um ſich und bildete ſich gern nach größern Herren. Es war daher bald nach dem Antritte ſeiner Regierung eingeführt worden, daß das Gehalt aller ſeiner Räthe und Officianten erſt ſieben Vierteljahre nachdem es fällig, ausgezahlt ward; ſo wie es in England allen geſchieht die aus der Civil-List des Königs bezahlt werden, und alsdann wurde noch den größern Beſoldeten Zehn vom Hundert und den Minderbeſoldeten Fünf vom Hundert als Arrha abgezogen; ſo wie dieſes in der großen Öſtreichiſchen Monarchie üblich iſt. Dieſe der Kammerkaſſe des Grafen ganz erſprießliche Einrichtungen hatten den Erfolg, daß der gute Gundibert gar nicht zur Hebung kam.

Denn es war ſchon über des Kanzlers Einrichtungen von vorn, welche er mit der allgemeingebietenden Macht durchſetzte die ſolchen reinen Vernunftgeboten zuſteht, längſt ein allgemeines Mißvergnügen entſtanden. Alle Geſchäfte gingen verkehrt und durchkreuzten ſich, der Graf ward mit Klagen und Beſchwerden überlaufen und wußte ſich nicht zu helfen, und die öftern Mandate des Reichskammergerichts vermehrten die Verlegenheit. Der Kanzler wußte zwar ſich möglichſt bey dem Grafen zu entſchuldigen, und es ging eine Zeitlang. Da aber der Graf von ſeinem Kanzler, als Oberpräſidenten der Kammer, mehrmal Geld verlangte, und dieſer, da durch manche von vorn dekretirte Ausgaben alle Kaſſen ganz erſchöpft waren, kein Geld ſchaffen konnte, ſo verlor er bald das ganze Vertrauen des regierenden Herrn. Als nun vollends vom Reichskammergerichte ein unklauſulirtes Mandat ankam, in Friſt von zwey Monaten alle die Neuerungen abzuſtellen welche auf Betrieb des Kanzlers waren eingeführt worden; ſo brach ein großes Ungewitter gegen ihn los. Die Beſchuldigungen wurden immer heftiger und lauter; der Graf wollte ihn oft nicht einmal ſprechen. Endlich kam, auf neue Beſchwerden, ein neues Mandat, daß der Kanzler ſich innerhalb zwey Monaten über verſchiedene gegen ihn vom Lande erhobene Klagen verantworten ſollte, und die Bauern und Bürger, denen er ſehr verhaßt war, machten Miene, noch ehe zwey Monate vorbeygingen, über den Urſprung der Klagen wider ihn mit ihm perſönlich werkthätig zu vernünfteln. Er fand alſo gerathen, ſeine beſten Sachen in Sicherheit zu bringen, und verſchwand in einer Nacht, ohne daß man ihm auf die Spur kommen konnte.

Nun fiel alles auf den Grafen ſelbſt, der ſich nicht anders zu helfen wußte, als daß er die Kanzlerſtelle dem alten Regierungspräſidenten auftrug, der ſeine Vormundſchaft beſorgt hatte; denn er hatte keinen andern Geſchäftsmann. Der alte Herr ließ ſeine erſte Sorge ſeyn, alles wieder auf den ehemaligen Fuß zu ſetzen, um nur zuerſt mit dem Reichskammergerichte auseinander zu kommen, wohin noch unerſchwingliche Gerichtsgebühren zu bezahlen waren. Daher wurden die kritiſchen Philoſophen aller Art und auch der Hofrath Gundibert unverzüglich ihrer Dienſte entlaſſen. Der alte Präſident fing wieder an, wie es ſonſt geweſen war, das Land nach empiriſchen Grundſätzen zu regieren; und, was man von vorn nicht hätte vermuthen ſollen, ſchon nach einigen Monaten ſchien es viel beſſer zu gehen.

Eilfter Abſchnitt.

Gundibert hatte während der kurzen Zeit ſeines Geſchäftslebens einen wahren Abſcheu vor allem empiriſchen Verfahren bekommen. Bey der *abſoluten Theſis* reiner Vernunftſätze von vorn und beym unbekümmerten Folgern daraus bleibt alles in der beſten Ordnung, alles wird unbedingt poſtulirt oder deducirt oder allgemeingültig geboten, ohne die geringſte Rückſicht aufs Sinnliche oder Bedingte. Aber, lieber Gott! wie unordentlich ſieht alles in der Sinnenwelt einem philoſophiſchen Auge aus, wenn es recht an die nothwendige kritiſche Ordnung von vorn gewöhnt iſt. Da iſt nichts nothwendig, da iſt alles bedingt, da richtet man mit dem einſeitigen Laufe ſeiner vonvornigen Gedanken nichts aus, da ſoll man auf ſo mancherley Gegenwirkungen Rückſicht nehmen, da ſoll man ſo vielerley empiriſche Dinge genau wiſſen, wovon das Gemüth eines kritiſchen Philoſophen nichts weiß oder ihr Weſen nach dem Belieben ſeiner reinen Begriffe beſtimmt, da ſoll man die Gegenſtände nicht nur von vorn, ſondern auch von hinten, ja von mehrern Seiten betrachten; denn die verzweifelten empiriſchen Dinge haben auch gar zu viele Seiten, weshalb denn die vonvornige Theorie, die nur Eine Seite angeſehen hat, zu der mannichfaltigen Praxis ſehr ſelten paſſen will. Von vorn ſieht ein Menſch-Gedankending ſchlicht aus, einer wie der andere *); alle haben reine Vernunft, ge-

---

*) Kant rechnet es der abſtrahirten Verſtandes-

ſetzt auch daß jede reine Vernunft anders vernünftelte, und von Neigungen iſt kaum die Rede. Im empiriſchen Menſchen geht aber alles kunterbunt untereinander, er iſt oft ſtolz und nachgebend zugleich, geizig und verſchwendriſch, ruhmſüchtig und niedrig denkend, philoſophiſch und unwiſſend.

---

welt wirklich hoch an, daß ſie einförmig eben dieſelbe bliebe. Er ſagt: »Die Sinnenwelt kann nach Verſchiedenheit der Sinnlichkeit in mancherley Weltbeſchauern, auch ſehr verſchieden ſeyn, indeß die Verſtandeswelt, die ihr zum Grunde liegt, immer dieſelbe bleibt.« Es iſt ſchwer zu begreifen, wie dieſer berühmte Philoſoph nach ſeinen eigenen Begriffen ſagen kann, diejenige Verſtandeswelt, welche der Sinnenwelt zum Grunde liegt (d. h. die Welt der Dinge an ſich, denn die kritiſchen Meinungen ſind doch nicht der Grund der Sinnenwelt,) immer dieſelbe bliebe. Er behauptet ja ſonſt, man könne von ihr gar nichts wiſſen, folglich wahrlich auch nicht, ob ſie immer dieſelbe bleibt? Daß aber die Vorſtellungen von einer intelligibeln Welt bey irgend einem Philoſophen eben dieſelben bleiben, zeigt weiter nichts, als daß er in ſeinem Syſteme konſequent ſeyn kann, wenn auch deſſen erſter Satz willkührlich angenommen iſt. Aber ſchon die intelligibeln Vorſtellungen von zwey philoſophiſchen Verſtandesweltbeſchauern welche ſie alle von vorn für nothwendig angeben, weichen ſehr von einander ab. Die kritiſchen Philoſophen geben davon das ärgerlichſte Beyſpiel. Fichte, Reinhold, Beck, ſind des Intelligibeln ſo gewiß, und weichen doch bis in den erſten Begriffen weiter von einander ab, wie die Weltbeſchauer der Sinnenwelt.

Gundibert ſah nun recht ein, das Empiriſche könne in die Länge nicht beſtehen, wenn es nicht von vorn durch den Menſchen-Gedankending in Ordnung gebracht würde. Er bemühte ſich dabey das Gedankending recht feſt zu faſſen, daß, vermittelſt der Perfektibilität, die Menſchen nach und nach reine Vernunftweſen werden würden und daß alsdann entweder keine Sinnenwelt mehr ſeyn, oder daß ſie von der Verſtandeswelt in vonvorniger Ordnung werde gehalten werden. Für jetzt aber war ſeiner Spekulation die jetzige empiriſche Unordnung der Sinnenwelt ſo zuwider, daß ſeine Abſetzung ihm recht lieb war; denn ſie gab ihm die Ruhe wieder womit ein kritiſcher Philoſoph alle Gegenſtände, ganz abgeſehn von der Sinnenwelt, betrachtet; wodurch denn ſeine Philoſophie eine viel kräftigere Miene macht.

Er richtete nun wieder ſeine Gedanken nach Halle, ſo wie der abgeſetzte Hofprediger nach Jena. Er erfuhr von ungefähr, daß ein Paar Reiſende angekommen wären welche einen Theil des Weges reiſeten, und mehrerer Bequemlichkeit wegen eine Kutſche miethen wollten wozu ſie Geſellſchaft ſuchten.

Gundibert ward angenehm überraſcht, da er in einem der Reiſenden ſeinen ehemaligen Univerſitätsfreund den P. Benno Dachſtein fand. Noch mehr aber wurden, ſowohl er als der Erzhofprediger höchlich erfreut, als ſie die Urſache ſeiner Reiſe vernahmen. Er berichtete ihnen nehmlich, es ſolle ein allgemeiner philoſophiſcher Reichstag gehalten werden, wozu alle deutſche Philoſophen zuſammenberufen wären, um zufolge der Kritik der reinen Vernunft nunmehr »dem Ganzen »des menſchlichen Wiſſens die ſo lange ge»ſuchte Einheit und Feſtigkeit zu ſichern,« *) und die leidigen Mißverſtändniſſe, welche von je her in der Philoſophie regierten, endlich einmal zu beſeitigen. Der Reichstag war angeſetzt in dem Marktflecken Querlequitſch, zwey Tagereiſen weiter, in einem benachbarten Fürſtenthume gelegen. Dahin wollten beide Herren reiſen; denn, der andere Herr war ein kritiſch-äſthetiſcher Kunſtrichter von vorn, der die Rechte ſeiner eben erfundenen

---

*) Hr. Prof. Niethammer gab zu dieſem Behufe ein philoſophiſches Journal heraus, das auch ſo etwas von einem kritiſchen Reichstage an ſich hat. Es ſetzt viel kritiſche Grillen durch ſich ſelbſt, ohne Einheit und Feſtigkeit.

wiſſenſchaftlichen »allgemeingültigen Theorie »der Poeſie nach den nothwendigen Richtungen des menſchlichen Gemüths *), nebſt der »Anweiſung, wie der Dichter in jeder Gränze »ins Unendliche ſtreben müſſe,« auf dem philoſophiſchen Reichstage wahrnehmen wollte. Er hatte dabey im Sinne, den verſammelten Vätern auch ſeine neue Theorie der Malerey und Bildhauerkunſt im Grundriſſe vorzulegen, welcher zufolge er darthat, »daß Raphael von Urbino durch eine ganz eigene »Begünſtigung der Natur, die Pflicht des »Schönen aus Neigung erfüllt habe.« Dieſe Theorie konnte ſicherlich nicht anders als rein von vorn entſtanden ſeyn; denn der Herr wohnte in der freyen Reichsſtadt Gengenbach an der Kinzing, und hatte nie ein Gemälde oder Bildhauerwerk geſehen. Er wohnte da, mochte aber vielleicht von dem berühmten Oſſian abſtammen; denn er war

---

*) Es war vermuthlich nicht der tiefſinnige Kunſtrichter welcher in der Jenaiſchen Litteraturzeitung vom J. 1797 die Nummern 303 bis 306 geſchrieben hat, um ein ähnliches Vorhaben anzukündigen, der auch wohl nicht in Gengenbach wohnen mag, aber er ſpricht wie der Gengenbacher, denn, les beaux-esprits se rencontrent.

der leibliche Bruder des gelehrten Nordbritten der »die Empfindungen einer ſchön komponirten Muſik oder einer fürs Herz gemalten Geſchichte mit einem Quadranten maß« *).

Gundibert und der Exhofprediger entſchloſſen ſich augenblicklich den deutſchen philoſophiſchen Reichstag auch zu beſuchen. Sie machten Geſellſchaft mit den beiden andern Herren und fuhren den folgenden Tag ab.

Es iſt leicht zu erachten, daß die Unterhaltung kritiſch war. Wer kann die transſcendentalen Deduktionen zählen, welche in dieſem Wagen von Munde zu Munde gingen? Der Formtrieb ergriff alle, ſie entſagten dem Sachtriebe, aber der Spieltrieb vereinigte ſie zu einer ſo lauten und ununterbrochenen Disceptation, daß ſie alles Empiriſche vergaßen; ſogar das Mittagseſſen, wenn nicht der P. Benno daran erinnert hätte. Während des Kauens bekam der äſthetiſche Kunſtrichter Luſt ſie mit ſeinem formalen Geſchmacke zu unterhalten und ih-

---

*) Triſtram Shandy, deutſche Überſetzung, IIIr Theil S. 86.

nen anzudeuten, wie er »jede urſprüngliche »Dichtarten in ihre ewige Gränzen feſt»ſtellen wollte,« ohne weitere Rückſicht auf die empiriſchen Poeten, welche immer von hinten anfangen und mit ihrer Einbildungskraft die Gränzen der intelligibeln von der vorſichtigen kritiſchen Philoſophie dem Verſtande gegebenen Poeſie (Poesis noumenon) beſtändig verrücken. Damit ward die Reiſegeſellſchaft auch von ihm Nachmittags ſo unterhalten, daß ſie ins Nachtquartier kamen da ſie kaum glaubten abgereiſet zu ſeyn; denn der Äſthetiker hatte unabläſſig deducirt und die andern hatten ſanft geſchlafen, beſonders der Mönch, der bey dem Worte Geſchmack ſich nicht wohl etwas Formales denken konnte.

Indeß iſt in dieſer Sinnenwelt kein Glück ganz rein. Den andern Tag da ſie ſich kaum in den Wagen geſetzt hatten, kam der Exhofprediger auf Kants Religion innerhalb der Gränzen der Vernunft. Anfänglich ſtimmte der P. Benno in das transſcendentale Lob dieſes Buchs der Bücher ein, und beide handelten die Materien von der Verſöhnung und von der Begnadigung ganz friedlich nach reinem Principe ab, obgleich bey der letztern ſchon die reine Vernunft des P. Benno einigermaßen anfing eine bedingte Reinigkeit, nach dem heiligen Auguſtin, zu zeigen. Unglücklicher Weiſe aber gerieth der Erzhofprediger darauf, einige eigentlich proteſtantiſche Lehren aus den in dieſem Buche aufgeſtellten Grundſätzen herleiten zu wollen. Hier widerlegte ihn der P. Benno augenblicklich. Er war, als ein gelehrter Mönch, in der Dialektik ſehr viel gewandter und mit einer viel ſtärkern Stimme begabt, als der arme Erzhofprediger, der über Gott als eine Vernunftidee nur immer im Diskant hatte predigen können; daher behielt die proteſtantiſche Lehre Unrecht. P. Benno ſchritt darauf weiter, um die katholiſche Lehre in das hellſte Licht von vorn zu ſetzen. Er zeigte die kategoriſche Nothwendigkeit der allgemeinen Kirche, welche, als ein reines Selbſt, durch ihre abſolute Selbſtthätigkeit ſich ſelbſt ſetzt eben ſo wie das transſcendentale Ich, und eben ſo wie daſſelbe unmittelbar durch ſich ſelbſt einleuchleuchtet *). Die Transſubſtantiation bewies er ungemein leicht; denn er zeigte, ſie ſey gerade ſo wie die Kauſſalität: »die »Möglichkeit ſey zwar von vorn durchaus

---

*) Dies verſichert Hr Prof. Reinhold von der abſoluten Theſis des Ichs und der abſoluten Syntheſis des Ichs und Nicht-Ichs (S. Reinholds Auswahl IIr Th. S. 360). Es iſt nicht einzuſehen, wenn ſich die allgemeine Kirche eben ſo abſolut ſelbſt ſetzt und durch ſich ſelbſt einleuchtet, daß ſie irgend ein Ketzer wird widerlegen können. Herr Prof. Reinhold fordert auch eben daſelbſt, von dem welcher die Wiſſenſchaftslehre Ich = Ich verſtehen will: »Er müſſe gegen ſein bisheriges Sy»ſtem mißtrauiſch gemacht und zum Ver»ſtehen des Neuen vorbereitet werden.« Eben dies mißtrauiſch machen haben die katholiſchen Polemiker von jeher zum Grunde ihrer Bekehrungen gebraucht. Es hat wirklich ganz kürzlich ein gelehrter Katholik alle Lehren der katholiſchen Kirche nach den Grundſätzen der Kritik der reinen Vernunft ganz von vorn bewieſen, und den von der Kirche gegebenen katholiſchen Glauben »als das Einige in der »reinen Vernunft ſelbſt gegründete Offenba»rungsſyſtem« dargeſtellt. Er hat dazu eine ganz neue, die Kantiſche noch übertreffende Vernunft erfunden: »die reine Vernunft, ehe »ſie noch theoretiſch oder praktiſch wird.« Dieſe Erfindung einer Theorie, ehe ſie Theorie wird, iſt ein würdiges Gegenſtück zu dem »Setzen des »abſoluten Ichs,« das eine Handlung ſeyn ſoll. Das Buch iſt betitelt: »Religion, Offenbarung »und Kirche, in der reinen Vernunft aufgeſucht, »von P. Ulrich Peutinger, Benediktiner des »Reichsſtifts Irrſee, Erzbiſchöfl. geiſtl. Rath und »der Dogmatik öffentlichen Lehrer auf der hohen »Schule zu Salzburg. 1795. 8.«

»unbegreiflich, aber die Realität dennoch »nothwendig gegründet.« Die nothwendige Verehrung der Jungfrau Maria folgerte er in bündigſter Form aus dem abſoluten Begriffe der Kirche von vorn. Zu widerlegen war P. Benno ſo wenig als Prof. Fichte; denn er ſetzte alles abſolut durch ſich ſelbſt. Doch hatte er auch ſeine problematiſche Theologie von vorn; denn er zeigte, der Dienſt der den Heiligen erzeigt würde, müſſe, auch abgeſehen von dem ausdrücklichen Gebote der Kirche, möglich und geltend ſeyn »auf den Fall daß ſie Heilige und Fürſprecher für uns wären; ſo wie, nach Kant, alle redliche Eide in keinem andern Sinne abgelegt werden *).« Seine katholiſche Philoſophie gedieh endlich bis zur Verdammung aller Ketzer die er, freylich mit

---

*) Kant ſagt: »Da es eine Ungereimtheit wäre »zu ſchwören, daß ein Gott ſey, ſo bleibt »noch die Frage: ob nicht ein Eid möglich und »geltend ſey, da man nur auf den Fall, »daß ein Gott ſey (ohne wie Protagoras »darüber etwas auszumachen) ſchwöre? — In »der That mögen wohl alle redliche und mit »Beſonnenheit abgelegten Eide in keinem »andern Sinne gethan worden ſeyn.« S. Kants Tugendlehre, S. 180.

Bedauern der Gegenwärtigen, von vorn aus lauter Poſtulaten der reinen Vernunft herleitete, ohne ſich einmal der Konzilien zu bedienen, welche auf allen Fall noch empiriſch im Hinterhalte lagen.

Der Prediger eiferte ſehr, um ſolche Trugſchlüſſe zu widerlegen, und ward mißmüthig daß ſeine feine Stimme überſchrieen wurde. Der Äſthetiker ärgerte ſich daß er nicht zum Worte kommen konnte, um ſeine Belehrung über die nothwendigen Gränzen der vonvornigen Poeſie weiter fortzuſetzen, und doch [illegible] vor der tönenden Stimme des P. Benno nicht einſchlafen konnte, wie geſtern ſeine Reiſegefährten. Gundibert, dem von den Neigungen ſeiner jungen Jahre beſonders die Abneigung gegen das Diſputiren über Religion übrig geblieben war, hatte den Diſput ſchon lange mit Mißfallen angehört, und ſagte endlich halb laut: »Was kann man »nicht beweiſen, wenn man unternimmt, in»nerhalb der Gränzen der reinen Vernunft »von vorn in eine übernatürliche Offenba»rung hinein philoſophiren zu wollen. Ich »wollte, Kant hätte dies Buch nicht geſchrie»ben!« — Durch dieſe Worte aber zog er ſich die philoſophiſchen Gottesgelehrten beiderſeits über den Hals, die nun mit hoher und tiefer mit feiner und grober Stimme zugleich ſehr heftig in ihn hinein diſputirten. Er ſchwieg. Die Geſellſchaft war an dieſem Tage nicht in ſo guter Laune als am vorigen, den Mönch ausgenommen, der mit ſich wohl zufrieden war ſeine Gegner zum Stillſchweigen gebracht zu haben, und ſich daher das Mittagseſſen, nicht weniger nach der Ankunft in Querlequitſch das Abendeſſen, deſto beſſer ſchmecken ließ.

Zwölfter Abſchnitt.

Die Reiſenden hatten alle Mühe in Querlequitſch unter Dach zu kommen; denn alle Häuſer waren voll von Philoſophen aller Syſteme und Bekenntniſſe, die von den deutſchen Univerſitäten zuſammengekommen waren. Nur ſah man den berühmten Kant nicht, auch erſchienen nicht Reimarus, Eberhard, Plattner, Selle, Herz, Reinhold, Klein, Feder, Hufeland, Tiedemann, Piſtorius, Schwab, Fürſtenau, der neue Aneſidemus, und andere mehr welche man auf einem deutſchen philoſophiſchen Reichstage vorzüglich hätte erwarten ſollen. Man wartete noch einige Tage auf ſolche Männer; da ſie aber nicht kamen, ſo ward beſchloſſen den philoſophiſchen Reichstag ohne ſie zu eröffnen.

Zuerſt trat unter Trompeten- und Paukenſchall der Reichstagsherold Heidenreich auf, um das Grundgeſetz auszurufen, das jeder zu beſchwören hätte, wenn er für einen philoſophiſchen Deputirten angeſehen werden wollte, nehmlich:

> daß vor Kant gar keine Philoſophie exiſtirt habe.

Dies wurde bey weitem von dem größern Theile mit Akklamation angenommen; aber der minder zahlreiche Theil wollte es nicht für ein Grundgeſetz gelten laſſen. Sie wurden indeß bald überſtimmt, und, alles Proteſtirens und Diſputirens ungeachtet, ward durch die Mehrheit der Stimmen beſchloſſen: wer das Grundgeſetz nicht annehmen wolle, möge lieber die Verſammlung verlaſſen. Es zog alſo ein nicht geringer Theil der Anweſenden ab, einige mit Grimm, einige mit Achſelzucken, andere mit Lachen.

Die Überbleibenden wünſchten ſich wechſelſeitig Glück, durch die Bekanntmachung des Grundgeſetzes die Reichstagsverſammlung ſogleich von den falſchen Brüdern gereinigt zu haben; denn nun ſey zu erwarten, »daß ihre »philoſophirende Vernunft über ein höchſtes »Princip des Wiſſens mit ſich ſelbſt einig ſey *) und folglich Kanten, das heißt »ſich ſelbſt, verſtehe.«

Nachdem ſich nun alle Anweſenden durch vonvorniges Zeichen, Wort und Griff, als

---

*) Hr Prof. Reinhold verlangt (a. a. O. S. 252), daß die philoſophirende Vernunft mit ſich ſelbſt auf dieſe Art einig ſey, wenn nicht das Verſtehen der Kritik der reinen Vernunft vom Zufalle abhangen ſolle. Es wird vermuthlich der Sinn ſeyn, daß die philoſophirende Vernunft des Leſers der Kritik über irgend ein Princip das ſie für das höchſte Princip ihres Wiſſens annimmt, mit ſich einig ſeyn möge. Iſt dieſes, ſo können Plattner, Selle, Schwab, Tiedemann, der neue Aneſidemus u. a. Kants Schriften ohne Zufall verſtehen. Aber der Sinn den der philoſophiſche Reichstag zu Quertequitſch dieſen Worten unterlegte: »daß die philoſophirende Vernunft mit Kants höchſtem Princip »einig ſeyn müſſe, um Kanten und ſich ſelbſt »zu verſtehen,« kann nicht der Sinn eines Reinhold ſeyn; denn da würden obige Worte bedeuten: die philoſophirende Vernunft müſſe Kants höchſtes Princip des Wiſſens annehmen, ehe ſie ſeine Schriften anders als durch einen Zufall verſtehe, und müſſe ihn alſo verſtehen, ehe ſie ihn verſteht.

ächte kritiſche Philoſophen zu erkennen gegeben und ſich dadurch wechſelſeitig legitimirt hatten; ſo ſchritten ſie zum Weſentlichen. Es wurden die verſchiedenen Gegenſtände und Grundſätze niedergeſchrieben, über welche nach und nach ſollte verhandelt und eine allgemeine Übereinkunft getroffen werden, damit die Mißverſtändniſſe, womit die Philoſophie von jeher wie mit Bandwürmern und Blaſenwürmern, behaftet geweſen ſey, endlich gründlich gehoben würden.

Es ward hierauf eine Materie nach der andern vorgenommen; zuerſt die wichtige Lehre von der Freyheit, worüber, wie bekannt, die kritiſche Philoſophie ſo original iſt. Aber obgleich man alles aus nothwendigen allgemeingültigen Gründen von vorn herleitete, ſo ward doch nichts ausgemacht, und faſt keiner der Deputirten wollte zugeben daß der Vortrag des andern die Begriffe zur objektiven Einheit der Apperception bringe; denn jeder folgte ſeiner eigenen abſoluten Spontaneität. Sie redeten ſehr oft alle zugleich, und jeder warf dem andern vor, er verſtehe ihn nicht. »Hierin mögen die Herren wohl alle

»Recht haben,« ſagte ein vermuthlich eingeſchlichner falſcher Bruder ganz laut, indem er die Verſamlung verließ. Ein wohlmeinendes Mitglied that den Vorſchlag: die Klage nicht verſtanden zu werden, ſolle kein Hinderniß ſeyn ſich über die Sätze zu vereinigen; denn wenn man nur der Tafel der Kategorieen allenfalls blindlings folge, ſo müſſe ſie nothwendig von vorn auf den rechten Weg leiten. Dieſer Vorſchlag aber, welcher viele Berathſchlagungen würde abgekürzt haben, ward nicht angenommen; obgleich ein einſichtsvolles Mitglied anführte, daß der große Fichte — vor deſſen Namen ſich zugleich alle Häupter neigten — den Ausſpruch gethan habe, »daß bis »dieſe Stunde noch keiner gezeigt habe, »daß er die Kantiſchen Schriften verſtehe *).« Dennoch hätten, ſagte dieſes Mitglied, die Kantiſchen Schriften eine wichtige Revolution in der Philoſophie zu Wege gebracht, welches nicht ſeyn könnte, wenn ſie nicht den Vor-

---

*) Herr Fichte behauptet dies wörtlich und im ganzen Ernſte, und von ſeiner Wiſſenſchaftslehre verſichert er, ſie würde auch nicht verſtanden; weil ſie, wie er ſehr naiv ſagt, noch kaum geleſen werde. S. Reinholds Auswahl IIr Theil, S. 334.

zug hätten, wirken zu können ohne verſtanden zu werden.

Die Philoſophen gingen indeß in ihren Sitzungen von Gegenſtande zu Gegenſtande, ob ſie gleich über wenige überein kommen konnten. Beſonders wurden mehrere Vorträge über das Vonvorn und Vonhinten gehalten. Sie kamen zwar alle in der Verachtung der Vonhinten-Philoſophie, welche ſich auf Erfahrung bezieht, überein; doch konnten ſie ſich über das Vonvorn auch nicht völlig vereinigen; denn ſehr oft hatte jeder ein anderes Vonvorn. Es that daher ein Mitglied den Vorſchlag, ob man nicht außer der Vonvorn-Philoſophie, welche freylich die hauptſächlichſte wäre, um die verwerfliche Vonhinten-Philoſophie außer Achtung zu bringen lieber eine Seiten-Philoſophie zulaſſen möchte, weil einiges was vorgebracht worden, nicht völlig von vorn und folglich nicht ganz nothwendig und allgemeingültig zu ſeyn ſcheine, und ſich doch auch nicht auf Erfahrung gründe. Dies ward aber gänzlich verworfen, und beſchloſſen, es müſſe alle Philoſophie ſtreng von vorn ihren Urſprung nehmen, beſonders die Philoſophie aller

Mitglieder ſolle einzig von vorn, bloß aus ihrem denkenden Subjekte, ohne alle Wahrnehmung gefunden ſeyn.

Darauf ward über die Anwendung der vonvornigen Philoſophie auf die ſinnliche Welt gehandelt, in mehrern Sitzungen, welche die friedlichſten und angenehmſten des Reichstags waren. Viele Mitglieder legten ihre verſchiedenen Werke vor, worin ſie der Politik, der Theologie, dem Finanzweſen, der Naturwiſſenſchaft, dem Kirchenrechte, der Poeſie, der Mineralogie, und der Geſchichte, durch Anwendung der Principien von vorn eine ganz andere Geſtalt gegeben hatten. Alle wurden mit dem größten Beyfalle aufgenommen, weil durch jede die nothwendige allgemeingebietende Herrſchaft der vonvornigen Philoſophie über alle empiriſche Wiſſenſchaften und Künſte feſtgeſetzt war. Der äſthetiſche Reiſegefährte Gundibert's ärntete hier mit ſeiner neuen Gränztheorie der Dichtarten und mit ſeinem Streben nach Unendlichkeit das größte Lob ein, nächſt derſelben aber Schellings Naturwiſſenſchaft und Schaumanns Erklärung des Vaterunſers; und es ward bewundert, wie alle drey wichtige Werke, ſo ganz rein von vorn, in bloßen urſprünglichen Beſtimmungen des vorſtellenden Subjekts der drey Herren, ohne alle Einwirkung der Objekte gegründet wären.

Ferner ward über die Geſchichte gehandelt, und mit beynahe allen Stimmen beſchloſſen, ſie ſolle durch Unterlegung eines allgemeingültigen Princips von vorn zur Wiſſenſchaft erhoben werden. Es ward feſtgeſetzt, jede Geſchichte ſolle künftig von vorn geſchrieben werden, nach einem Naturzwecke den die vonvornige Philoſophie der Natur vorſchreibt, und um zugleich die Richtigkeit dieſes Zweckes zu beweiſen. Dabey ward bemerkt, daß hiedurch die vonvornige Philoſophie ſehr männlich einen Theil des empiriſchen Landes erobere; da die Geſchichte bisher noch immer aus Erfahrung geſchrieben worden, Es wurden die Grundlinien der pragmatiſchen Weltgeſchichte und der Grundriß der neuern Menſchengeſchichte, verfaßt von den künftig berühmt werden ſollenden Profeſſoren Pölitz und Woltmann, ausführlich vorgeleſen und vom ganzen Reichstage einmüthig probat befunden, um den kritiſchen Naturplan der fortſchreitenden Kultur, ohne Rückſicht auf Verbindung der Geſchichte mit ſich ſelbſt, zu beweiſen. So ward auch aus gleichem Grunde des Hrn Krug Recept zu einer objektiven Geſchichte der Philoſophie, und des Hrn Goeß Verſuch einer vonvornigen Geſchichte der Philoſophie, worin den alten Philoſophen bewieſen wird, daß ſie »die Wiſſenſchaft der nothwendigen und allgemeingültigen Formen der urſprünglichen Vermögen des menſchlichen Geiſtes nicht inne hatten,« mit allgemeinem Beyfalle aufgenommen.

Darauf kamen die Herren auf die Religion. Mit großem Wohlgefallen wurde angezeigt, daß außer Kants Religion innerhalb den Gränzen der Vernunft, die kritiſche Philoſophie noch drey klaſſiſche Bücher hervorgebracht habe, nehmlich: des in ſich ſelbſt berühmten Hrn Fichte Kritik aller Offenbarung, des in Strelitz und Jena berühmten Hrn Niethammer Religion als Wiſſenſchaft, und des unberühmten Hrn Tieftrunk Kritik der Religion. Man freute ſich, daß die Religion, ſchon ſeit Moſes Zeiten ſchwankend, nun endlich auf die vonvornige Philoſophie unerſchütterlich ſey gegründet worden. Dieſe Freude aber welcher ſich faſt alle Anweſende beynahe eine Viertelſtunde lang unbedingt überließen, ward durch den P. Benno unterbrochen, der, ſobald er zum Worte kommen konnte, aufſtand, um aus dem Inhalte dieſer Bücher zu zeigen, daß eins oft von ganz andern Grundſätzen ausginge als das andere, und jedes zu manchen andern Reſultaten führe. Er drang daher ſtandhaft darauf: ohne einen unfehlbaren Richter in Religionsſachen, ſey nie zur Glaubenseinigkeit und Gewißheit zu kommen. Man müſſe alſo der Kirche gehorchen, und dem Tridentiniſchen Kirchenrathe der alle Religionslehren durch den heiligen Geiſt beſtimmt habe. Faſt alle Mitglieder riefen aus, ſolche Beſtimmung hebe alle absolute Spontaneität des menſchlichen Denkens auf. Aber P. Benno, durch dialektiſche Gewandtheit und derbe Stimme höchſtbegünſtigt, trieb ſie ſo ſtark ein, daß endlich, um aus der Sache zu kommen, durch die Mehrheit der Stimmen beſchloſſen ward: Die Verſammlung ſolle, dem Beiſpiele der Reichsverſammlung zu Regenſpurg zufolge, über alle Religionsſachen in Theile gehen. Aber auch da noch überſchrie

P. Benno, nebſt drey andern kritiſchen Mönchen, welche mit ihm den katholiſchen Theil ausmachten, die funfzig übrigen alle.

Nachdem ſich die proteſtantiſche Majorität von dieſem unvermutheten Siege der katholiſchen Religion einige Tage lang erholet hatte, ward der Vorſchlag gethan, das reine Naturrecht von vorn vorzunehmen, weil doch darauf ſo viel ankomme. Dieſer Vorſchlag ward mit allgemeinem Beyfalle angenommen, zumal da mehrere Abgeordnete erklärten, daß ſie ſich mit dieſem wichtigen Gegenſtande beſonders beſchäftigt hätten und tief in denſelben eingedrungen wären. Über dieſe ſo wichtige Materie wurden eine Menge Sitzungen gehalten. Jeder trug das Naturrecht vor, ſo wie er es bearbeitet hatte. Als alle Vorträge geendigt waren, fanden ſich nicht weniger als dreyzehn verſchiedene Syſteme des reinen Naturrechts *), alle aus reinen nothwendigen all-

---

*) Es ſcheint faſt, daß dieſe dreyzehn Syſteme des Naturrechts, welche auf dem Reichstage zu Querlequitſch vorgetragen wurden, nicht mit unter den funfzehn unter ſich ganz verſchiedenen — meiſt kritiſchen — Naturrechten begriffen ſind, welche nach D. Seidenſtickers Geiſt der juriſtiſchen Literatur

gemeingültigen Rechtsgrundſätzen der reinen Vernunft hergeleitet, und dennoch alle gänzlich verſchieden und einander in vielen Reſultaten widerſprechend. Dies verurſachte ein allgemeines Mißvergnügen. Ein großer Theil der Abgeordneten verließ nach und nach die Verſammlung, weil ſie glaubten nicht verſtanden zu werden und nicht Recht behalten konnten. Die dreyzehn Verfaſſer der dreyzehn verſchiedenen reinen Naturrechte blieben noch verſammelt, und es ward von dem Reichstagsherolde, der ſelbſt einer von ihnen war, ein Verſuch gemacht ſie zu vereinigen. Aber vergeblich; jeder blieb bey ſeinen reinen Grundſätzen von vorn, ſo wie ſie in ſeinem denkenden Subjekte entſtanden waren. Als der Lärm und das wechſelſeitige Geſchrey allzuarg ward, verließen acht von den reinen Naturrechtslehrern die Verſammlung; die fünf übrigen fuhren fort mit großem Grimme über das reine urſprüngliche Vernunftprincip des

---

vom J. 1796 bloß in dieſem einzigen Jahre erſchienen; Kants reine Rechtslehre noch ungerechnet, die wieder von allen funfzehn verſchieden iſt: ein merkwürdiger Beweis der Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit der reinen Grundſätze von vorn

Rechts zu ſtreiten, ſie kamen vom Streiten zum Schimpfen, und es ging nahe dabey her, daß einer den andern, wider den erſten Grundſatz jedes ihrer Naturrechte, zur Sache gemacht hätte.

Als dieſes naturrechtwidrige Sachenunrecht immer lauter und lauter ward, ſuchten die Abgeordneten welche bey den dreyzehn Naturrechten nicht perſönlich intereſſirt waren, zu entkommen. Sie drängten ſich in der Thür; Gundibert ſtolperte und fiel einen Theil der Treppe herunter. Einer der weggehenden Philoſophen nahm ihn unter dem Arme und führte ihn nach Hauſe. Da beſah er den Schaden und verband ihn; denn es war glücklicher Weiſe der Barbier des Orts. Gundibert konnte den größten Theil der Nacht nicht ſchlaſen, theils wegen Schmerzen, theils wegen der Betrachtungen die ſich ihm aufdrängten über die Verſammlung ſo vieler Philoſophen, wovon er ſich eine große Hoffnung gemacht hatte.

Bey ſeiner neuen Liebe des Formalen und Transſcendentalen, hatte er ſeine alte Liebe zur Anſtändigkeit und Billigkeit nicht verloren. Er ſagte bey ſich ſelbſt: Der kategoriſche

Imperativ, und ſo viel Haß und Zorn! Der von vorn nothwendige Urgrundſatz des Rechts, und dreyzehn ganz verſchiedene Naturrechte von vorn! Könnte es wohl in einer von vorn nothwendigen Maxime liegen, die allen denkenden Weſen zum Geſetz werden müßte, daß beides ſo ſeyn ſollte? Aber dann wäre ja der moraliſche Imperativ nicht kategoriſch und das Urprincip des Rechts nicht Ur? — Die Augen fielen ihm endlich zu, da er ſich mit dem Gedanken beruhigte, der ihm gleich hätte einfallen ſollen, daß die empiriſche Welt nun einmal nicht ſo ordentlich iſt als die Verſtandeswelt. Er ſah ein, es werde mit den Menſchen nicht eher beſſer werden als bis ſie alles Sinnliche ganz ablegten, und der problematiſche Menſch-Gedankending in ihnen regierte. Doch indem er einſchlief, konnte er nicht umhin zu beſeufzen, wenn durch die Perfektibilität der menſchlichen Natur die Menſchen ſich immer mehr zu reinen Verſtandesweſen bilden ſollten, daß die Philoſophen nicht befliſſen wären zuerſt den Anfang zu machen.

Dreyzehnter Abſchnitt.

Den andern Morgen beſuchte ihn ſein chirurgiſcher Mitphiloſoph, beſah und verband den Schaden. Gundibert theilte ihm die Gedanken ſeiner ſchlafloſen Nacht und ſeine Bekümmerniß über den philoſophiſchen Reichstag mit. Er freute ſich daß in Querlequitſch ſelbſt ein Philoſoph anſäſſig war, wunderte ſich aber daß er, nachdem er ſich zum Philoſophen heraufgearbeitet hätte, noch ein Bartſcherer bliebe; er ſelbſt — fügte er hinzu — wäre ein Leinweber geweſen, webte aber nicht mehr, ſeitdem ihm die kritiſche Philoſophie in alle Nerven gedrungen ſey.

»Daran thun Sie ſehr unrecht,« verſetzte der Wundarzt; »denn nichts als ein Philoſoph zu ſeyn, beſchwert den Magen und das Gehirn, iſt eben ſo, als wenn einer nichts als Rebhühner eſſen wollte. Zuweilen philoſophiren iſt gut; aber es thut ſelbſt der Philoſophie ſehr wohl, wenn man dazwiſchen beſtimmte mechaniſche Arbeiten zu verrichten hat, beſonders nützliche. Nun weiß ich nicht, ob nicht beynahe die Leinweberey nützlicher iſt als die Chirurgie; wenigſtens

»was ſie macht, wird ſicherer ſo fertig wie man es haben will. Eben wegen der Unſicherheit habe ich mich noch auf ein Geſchäft gelegt, deſſen Reſultate zuverläſſiger ſind, als die der Wundarzneykunſt und der ſpekulativen Philoſophie, und gewiß weniger problematiſch als die nichtſinnlichen Verſtandesanſchauungen und der Menſch-Gedankending. Ich bin jetzt eigentlich ein Grützmüller, und Barbier und Wundarzt nur nebenher.«

»Ein Grützmüller?« rief Gundibert mit Erſtaunen.

»Ja wohl ein Grützmüller, welches mir ſehr lieb iſt; und wären die meiſten Philoſophen die wir ſeit vier Wochen ſo eifrig haben diſputiren hören, Grützmüller, oder Uhrmacher, oder Sattler: ſo würde die Philoſophie eben nichts verlieren, und die menſchliche Geſellſchaft würde doch etwas gewinnen. In der Sattlerwerkſtätte und am Werktiſche des Uhrmachers kommt zuweilen eher ein wenig geſunde Vernunft in die Köpfe, als durch die Kritik der religiöſen Dogmatik oder durch die vonvornige Naturwiſſenſchaft, und manche ehrliche Satt-

»ler und Drechsler werden von den Dingen »in dieser Sinnenwelt viel richtiger und deutlicher afficirt, als viele Philoſophen durch »die Beziehung der Kategorieen auf die ſinnlichen Anſchauungen. Sie ſelbſt würden »künftige Nacht viel ruhiger ſchlafen und »morgen früh viel heller philoſophiren, wenn »Sie heute Leinwand weben oder Strümpfe »ſtricken wollten, wofern Sie nichts beſſers »wüßten.«

Gundibert ſeufzte, weil er an die glücklichen Zeiten zurückdachte, da er wechſelsweiſe webte und mit dem alten Speciale philoſophirte. Doch war er neugierig zu wiſſen, wie die Philoſophie und Grützmüllerey bey ſeinem Wundarzte zuſammen gekommen wären?

»Das will ich Ihnen umſtändlich erzählen. Man ſagt, die Barbiere wären geſchwätzig, und ich bin noch ein Philoſoph »dazu. Ich habe in Jena Medicin ſtudirt »und, verſteht ſich, auch Philoſophie; denn »Sie wiſſen ja, das was wir zuerſt auf Univerſitäten zu lernen ermahnt werden, iſt »das was wir in der Welt am wenigſten »brauchen können, es wäre denn, um ſelbſt

»für die Welt unbrauchbar zu werden. Alſo »ehe es an die Medicin ging, gings an die »Philoſophie, verſteht ſich an die kritiſche, »welche in Jena allgemeingeltend war. Man »ſagte mir ſchon in der Schule, ohne Philo»ſophie könnte ich kein Arzt werden; alſo »füllte ich vor allen Dingen ein paar Jahre »lang meinen Kopf mit den reinen Vernunft»begriffen an, damit ich die Medicin künftig »recht tüchtig darauf gründen könnte; und »ich war ſo weit gekommen, daß ich alles »Empiriſche verachtete, welches, wie Sie wiſ»ſen, das Kennzeichen eines ächten vonvorni»gen Philoſophen iſt, ſonderlich wenn die »Kritik erſt anfängt Revolution in ihm zu »machen. Ich mußte nun endlich auch an »die Medicin, obgleich ſehr ungern. Ich »wollte da meine nothwendigen Begriffe von »vorn anwenden; aber das ging ſehr wider »den Strich. Es ſind in Jena vortreffliche »Lehrer der Arzneywiſſenſchaft, wie Sie wiſ»ſen; dieſe brachten mich, theils durch Über»zeugung, theils durch ein gelindes Lächeln »am rechten Orte, von dem vonvornigen »Dünkel ziemlich zurück, der damals unter »den Studenten in Jena für philoſophiſche

»Wiſſenſchaft galt. Ich legte mich nun eifrig »auf die anatomiſchen und phyſiologiſchen »und chemiſchen Kenntniſſe, welche die wahren Vorkenntniſſe zur eigentlichen Medicin »und Chirurgie ſind, nicht aber ſpekulative »Hirngeſpinnſte, und ſodann auch auf dieſe »wichtige Wiſſenſchaften ſelbſt. Als ich nachher wieder auf Philoſophie zurückkam, nachdem ich Erfahrungswiſſenſchaften mit Verſtande getrieben hatte, ſah ich wie leer die »dürre vonvornige Spekulation den Geiſt »läßt; denn keine menſchliche Erkenntniß kann »ohne Erfahrung entſtehen, und kann nie etwas werth ſeyn, wenn ſie der geſunden Vernunft und der Erfahrung widerſpricht.«

Gundibert rief aus: »Ich hoffe dies ſoll »kein Seitenblick auf die kritiſche Philoſophie »ſeyn; die widerſpricht nie der Erfahrung; »denn die reinen Verſtandesbegriffe gehen vor »aller Erfahrung voraus. Schlimm genug »für die Erfahrung, wenn ſie ihnen widerſpricht; denn ſie ſind nothwendig und unbedingt gebietend.«

»Gebieten aber wie der römiſche Kaiſer in »Jeruſalem! Das habe ich gemerkt, je mehr »ich Erfahrungen machte.«

»Das mag leider ſo ſeyn; aber es ſollte
»nicht ſo ſeyn; denn die Poſtulate der rei-
»nen Verſtandesbegriffe ſind nothwendig.«

»Eben ſo wie ich nicht ein Grützmüller
»ſeyn ſollte; denn ich machte die theoreti-
»ſche Vorausſetzung in nothwendiger prakti-
»ſcher Abſicht, daß ich Doktor werden ſollte.
»Ich brachte fünf Jahre in Jena zu, nicht
»ohne Nutzen für meinen Geiſt, und mußte
»während dieſer Zeit meinen Unterhalt durch
»mancherley Fleiß und durch eine kleine me-
»diciniſch-chirurgiſche Praxis ſuchen. Dies
»letzte war, nach den Statuten, eigentlich
»unerlaubt. Als ich nun die Erlaubniß durch
»die Doktorpromotion erlangen wollte, fand
»ſichs daß ich zwar vielleicht nicht allzu unge-
»ſchickt war, aber gewiß allzu arm. Was
»nun zu thun? Die Praxis iſt gülden; alſo
»muß die Erlaubniß dazu mit Golde bezahlt
»werden; dawider iſt kein Wort zu ſagen.
»Ich that alſo auf die Doktorwürde Verzicht,
»und konnte es, weil ich mich glücklicher
»Weiſe auf Wundarzney- und Entbindungs-
»kunſt vorzüglich befliſſen hatte. Ich ſetzte
»mich hier in Querlequitſch, wo eben der
»Barbier geſtorben war. Der Ort gefiel mir

von vorn in meinem Gemüthe, weil's hier noch wohlfeiler leben iſt als in Jena, und weil die Leute ein wenig thöricht ſind.«

»Wie kann das letztere eine Urſache geweſen ſeyn? Sollte ein weiſer Mann verlangen unter Thoren zu leben?«

»Warum nicht? Demokrit wohnte in Abdera, und ſogar Hippokrates iſt einmal da geweſen. Die thörichten Leute welche ihre kleinen unſchädlichen Thorheiten nicht verbergen, ſind viel leichter zu ertragen, als die überweiſen Magiſter; denn dieſe ſind oft noch mehr als Thoren und langweilig dazu. Überdieß kann man über die gutmüthigen Thoren mit gutem Gewiſſen herzlich lachen, wenn man nicht gar ein Heraklit iſt; aber über die weiſen gravitätiſchen Thoren, ſo wie die waren die unſern Reichstag beſuchten, muß man zuletzt zwar auch lachen; aber doch nicht bis man ſich über ihren Unſinn und den Schaden den ſie verurſachen, geärgert hat.«

»Nun wie ging es Ihnen denn unter den Thoren, weil Sie doch glaubten unter denen beſſer leben zu können?«

»Anfänglich nicht ſonderlich, durch meine

»Schuld! Denn ich hatte ſie, aus alter Unart, von vorn her beurtheilt, und ſie, durch einen Satz der in meinem denkenden Subjekte ohne Wahrnehmung entſtand, für allgemeinere Thoren gehalten als ſie wirklich waren. Stellen Sie Sich vor: die Männer barbieren ſich ſelbſt, und weil ſie unbefangen und gutmüthig ſind, kommen offene Wunden gar nicht, und, weil ſie von einfacher Koſt leben, Geſchwüre ſelten vor; die Weiber aber gebären ihre Kinder ohne Hülfe im Stehen oder Gehen, ſo geſund und kräftig ſind ſie. Das war nun freylich gut fürs Ganze, aber nicht für mich; ich mußte alſo weiter um mich ſehen. Ich kam hieher gegen das Ende der Regierungszeit des vorigen Fürſten. Der war ein Freund des phyſiokratiſchen Lehrgebäudes, einer hohen Theorie der möglichſten Glückſeligkeit eines Landes. Um es in ſeinem Lande einzuführen, hatte er ſich einen berühmten Profeſſor verſchrieben, ſein Land phyſiokratiſch einzurichten. Das geſchah auch, mit ziemlichem Widerſpruche der Kammer und mit manchem Verluſte und Unordnung. Die Leute machten ſonſt in unſerm Flecken allerhand grobe

»wollene Zeuge, leinene Bänder, und ſchnitzten
»und drehten aus Holz allerlerley nützliche
»Sachen und einige Spielwerke. Das
»ward abgeſchafft, und befohlen, ſie ſollten
»ihren Ackerbau erweitern, und daher wurden
»auch viele Morgen Wald ausgehauen,
»um mehr Ackerbau zu haben. Dadurch fielen
»denn die hölzernen Löffel, Mulden, Nußknacker
»und Spinnräder von ſelbſt weg;
»und weil in den erſten Monaten der gelehrten
»Regierung alle Gemeinheiten ohne Unterſchied
»getheilt wurden, ſo mußten die
»Schafe abgeſchafft werden und alſo die wollenen
»Zeuge auch. Der gelehrte Oberamtmann
»machte jährlich dem Fürſten künſtliche
»lange Tabellen vom reinen Ertrage, bis gar
»kein reiner Ertrag mehr da war; denn obgleich
»unſere Einwohner ihren Ackerbau ſehr
»vermehrt hatten, ſo verarmten ſie doch bey
»der unwiderleglichen Theorie von vorn, nach
»welcher ſie reich werden ſollten. Ehemals
»als ſie Schafe hielten und wollene Zeuge in
»der Nachbarſchaft verkauften, aßen ſie öfter
»Fleiſch; ſeit der phyſiokratiſchen Veränderung
»fiel dies weg und ſie nähren ſich jetzt, ſo wie
»das ganze Oberamt, hauptſächlich mit Grütze,

»wie Sie und alle fremde Philoſophen wer»den bemerkt haben, denen auch nichts als »Grützſpeiſen vorgeſetzt werden konnten. Nun »bemerkte ich daß der Buchweizen und die »Gerſte von auswärtigen Fuhrleuten bey uns »abgeholt und uns als Grütze wiedergebracht »ward. Bald nach der Zeit, als ich in Jena »der leeren Spekulation von vorn überdrüſſig »war, und doch noch die Spekulation liebte, »legte ich mich ernſtlich auf die Mathematik, »und brachte es beſonders im Studium der »Mechanik ziemlich weit. Ich wagte es alſo, »mit Hülfe eines geſchickten Müllers, eine »Windmühle zum Grützmachen zu bauen, der»gleichen man hier im Lande noch nicht ge»ſehen hatte. Seit der Zeit wird hier die »Grütze viel wohlfeiler gegeſſen; der fremden »Fuhrleute kommen zwar jetzt viel weniger, »aber ich habe mein gutes Auskommen, und »ich darf ſagen die Einwohner auch.«

Gundibert fand, dies letztere ſey durch ſich ſelbſt noch einleuchtender, als der Urſatz Ich = Ich, und doch war es nur etwas Empiriſches. Er fragte: ob denn dieſe Verbeſſerung dem jetzigen Fürſten zu Ohren gekommen ſey; denn er habe gehört, der Fürſt ſen ein Philoſoph, und er glaube es um ſo viel mehr, da er vermuthe, daß der Fürſt den philoſophiſchen Reichstag in ſeinem Lande veranlaßt habe.

»Das glaube ich kaum,« verſetzte der Wundarzt. »Überhaupt ob er ein philoſophiſcher Fürſt iſt, weiß ich nicht; daß er ein »gerechter und guter Fürſt iſt, weiß ich wohl, »der ſehr für ſein Land ſorgt, daher es bey »uns auch täglich beſſer wird.«

»Dann muß der Fürſt gewiß ein Philoſoph ſeyn, der alles von vorn muß genau »unterſucht haben. Sie wiſſen den alten »Spruch: **Glücklich iſt das Land wo die »Fürſten philoſophiren oder die Philoſophen »regieren!**«

»Daß ein Fürſt philoſophire, mag wohl »gut ſeyn, nur bey Leibe nicht von vorn; »denn ſo viel ich einſehen kann, iſt ein Staat »auf keine Weiſe ein Gedankending. Wenn »aber irgendwo Philoſophen regieren ſollten; »ſo gehe ich ihnen aus dem Wege, allenfalls »bis nach Konſtantinopel. Denn ich traue »mich eher mit dem Großviſir oder mit dem »Kapigi Bacha zurechte zu kommen als mit

»einem theoretiſchen Philoſophen der etwas »zu befehlen hat.«

»Es iſt wahr, das Wiſſen von vorn »macht oft peremptoriſch, das habe ich auch »gefunden. Indeß können wenigſtens die »Philoſophen den Fürſten ſehr nützlich ſeyn. »Ich dächte, Sie ſollten ſuchen Ihrem Fürſten bekannter zu werden. Ein ſo philoſophiſcher Kopf wie Sie könnte ihm vielleicht »manche gute Idee mittheilen.«

»Ey ja! wenn der Fürſt vom Grützmachen »und vom Wundenverbinden etwas wiſſen »will, ſo ſteh' ich ihm zu Dienſte, ſonſt aber »auch über weiter nichts. Es iſt kein trübſeligeres Ding in der Welt als ein Philoſoph »der über Dinge Rath geben will die er nicht »verſteht. Und dann iſt, Fürſten Rath zu »geben, etwas gefährlich; daher iſts am beſten, daß der vom Hofe wegbleibt, der da »nichts zu thun hat. Fürſtengunſt iſt wie »der Blitz der das Erdreich fruchtbar macht, »aber auch oft Bäume zerſpaltet und Menſchen tödtet, die darunter Schutz ſuchten. »Ich will fern vom Blitze und vom Hofe »bleiben.«

»Ey nun, ſo ſehr gefährlich muß doch der

»Hof nicht ſeyn; es leben ja da ſo viele Leute, ohne Gefahr und Schaden.«

»Freylich wohl, lieber Herr! Aber die Hofleute ſind ganz andere Leute als wir. Stroh trifft der Bliz nicht leicht, und was bey Hofe Metall iſt, gleicht einer feſt verſchlungenen Kette, wodurch die Gefahr in irgend einen Graben oder Sumpf abgeleitet wird. Wir Gelehrten ſind aber gemeiniglich wie ein dünner Klingeldrat, der zerbrochen und mit einem Ende Bindſaden wieder zuſammengebunden iſt. Nicht nur bey Hofe, ſondern auch oft ſonſt im gemeinen Leben, trifft uns das Feuer von oben gerade da wo unſer gelehrter Bindſaden recht feſt angeknüpft iſt, und wirft uns nieder ehe wir uns beſinnen können.«

Unſerm Gundibert behagte das Gleichniß nicht recht. Zudem war der Mann auch nur ein gelehrter Grützmüller, er aber Doktor der Philoſophie, alſo unſtreitig vornehmer. Er glaubte alſo, es würde nicht übel ſeyn, wenn er den Fürſten näher kennen lernte; denn er traute immer noch der Sage, daß der Fürſt den philoſophiſchen Reichstag veranlaßt habe. Sobald alſo ſein Schaden geheilt war, wanderte er nach der einige Stunden entfernten fürſtlichen Reſidenz.

Vierzehnter Abſchnitt.

Auf dem Wege fand Gundibert allenthalben Merkmale der Ordnung, des Wohlſtandes, der Sittlichkeit und Zufriedenheit. Er glaubte gewiß dies müſſe die Wirkung einer gründlichen Philoſophie ſeyn, welche alles ſo gut zuſammenhangend von vorn angeordnet hätte. Er wollte ſich beynahe bereden, es könne vielleicht Doktor Mondſchein in den Anſtalten, welche er beym Grafen getroffen, nur zu früh ſeyn geſtört worden, und hier hätten ähnliche Anſtalten Zeit gehabt herrliche Früchte zu tragen. Er ward um ſo viel begieriger den Fürſten näher kennen zu lernen, da er hörte, derſelbe regiere ſelbſt, ohne Einfluß eines Kanzlers, und alles was man ſehe, ſey ſein eigenes Werk; um deſto mehr werde er auch im ganzen Fürſtenthume verehrt und geliebt.

Der Fürſt pflegte früh aufzuſtehen, und nicht eher Privatgeſchäfte vorzunehmen bis er alle Landesſachen abgemacht hatte; denn er verſchob nie was heute geſchehen konnte auf einen andern Tag, und ging nie zu einem zweyten Geſchäft über, ehe er das erſte ſo weit abgethan hatte, als es abgethan werden konnte. Gegen Mittag pflegte er dann in ſeinem Garten oder auf einem öffentlichen Spatziergange — denn auch damit hatte er ſeine Reſidenz verſchönert — zu luſtwandeln und gab da jedem Gehör, der ihm mündlich etwas vorzutragen hatte. Als er ſah daß Gundibert ein Fremder war, redete er ihn ſelbſt freundlich an; und da er hörte woher er kam, verlangte er von ihm eine Erzählung von dem ſeltſamen Reichstage, wovon er ſchon manches gehört hatte.

Gundibert hatte zwar nie mit einem Fürſten geſprochen; aber ſeine natürliche ſchwäbiſche Freymüthigkeit und die gewiſſe Vermuthung daß er vor einem Philoſophen ſtände, gab ihm Muth ganz unbefangen zu antworten. Er erinnerte ſich dabey an das apodiktiſche Verbot der reinen Vernunft: keine Unwahrheit zu ſagen; doch vergaß er auch nicht die Erlaubniß der kritiſchen Philoſophie eine Ausſage zu umgehen *), wenn man es gerathen findet. Er erzählte daher dem Fürſten zwar vom Reichstage keine Unwahrheit — denn das wäre eine ehrloſe Lüge **) geweſen — aber er umging ſo viel als möglich die Ausſage von dem Unſinne und Gezänke das da vorgefallen war. Dagegen zeigte er das Grundgeſetz an wodurch man mehrere Einigkeit hätte zu Wege bringen wollen, und war gar umſtändlich, auszuſagen, daß man in dem Lobe der inskünftige von vorn und ganz unempiriſch zu ſchreibenden Geſchichte, ſo wie auch im Lobe der verſchiedenen andern Anwendungen der vonvornigen Philoſophie auf die empiriſchen Wiſſenſchaften ſehr einverſtanden geweſen ſey. Was aber das Naturrecht betraf, ſo umging er auch was er den Fürſten nicht wollte wiſſen laſſen, da er die ganze Ausſage darüber nicht füglich umgehen konnte. Er gab nur zu verſtehen: Man hätte freylich wegen der ſehr verſchiedenen Ideen nicht auf ein allgemeines Reſultat kommen können; übrigens hätte auch die Anzahl der Anweſenden täglich mehr abgenommen, und ſo wären die Übrigen auseinander gegangen; wobey er mit gutem Bedachte verſchwieg, wodurch dies veranlaßt worden ſey. Auf dieſe Weiſe folgte er dem reinen Rechtsprincipe, und bediente ſich aller Vortheile, welche die Kantiſche Tugendlehre erlaubt. Zu leugnen war freylich nicht, daß, obgleich nicht eine einzige Unwahrheit aus ſeinem Munde kam, dennoch bloß dadurch daß er verſchiedene Wahrheiten bey ſich behielt, der Fürſt nicht den wahren und richtigen Begriff von den Verſammlungen des philoſophiſchen Reichstages bekam, ſondern einen viel vortheilhaftern. Dies hieß aber nur einige Ausſagen umgehen und illuſoriſch antworten, welches, wie bekannt, die kritiſche Philoſophie geſtattet *). Indeß ganz vortheilhaft konnte die Schilderung immer nicht ſeyn.

---

*) Berliniſche Blätter, Sept. 1797. S. 304.

**) Kants Tugendlehre, S. 83. S. eben S. 128.

---

*) Kant ſagt: »Jeder Menſch hat nicht allein ein Recht, ſondern ſogar die ſtrengſte Pflicht zur Wahrhaftigkeit in Ausſagen, die er nicht umgehen kann« (In den Berliniſchen Blättern, Sept. 1797, S. 310). — Er ſagt auch: »Die Antwort könnte wohl illuſoriſch gegeben werden; aber wer hat immer den Witz bey

Der Fürſt ſagte daher: »Es iſt mir lieb daß es mit der Verſammlung doch nicht ſo gar arg geweſen iſt, wie ich dachte; denn mir war noch mehr Ungereimtes und Lächerliches davon erzählt worden. Indeß, wenn auch die Philoſophie durch die Verſammlung eben nichts gewonnen hat; ſo wird immer mein Marktflecken Querlequitſch etwas dadurch gewonnen haben. Mein Vorfahr in der Regierung hatte einen gelehrten Kammerrath; der wollte an Querlequitſch das phyſiokratiſche Syſtem probiren; davon haben ſich die armen Einwohner ſeit zehn Jahren noch nicht ganz erholen können. Es wird jetzt da Grütze gemacht, das iſt etwas.« ——

»Auch iſt der Grützmüller ein Philoſoph« —

»der Hand?« (Tugendlehre, S. 87). Er ſagt aber auch: »Es iſt ein heiliges, unbedingtgebietendes, durch keine Konvenienzen einzuſchränkendes Vernunftgebot: in allen Erklärungen wahrhaft zu ſeyn.« (Berl. Blätter a. a O. S. 307.) Wenn man dem Unbedingten einige Bedingungen zugeſteht, ſo iſt dieſes, ſo wie vieles was ſich in der kritiſchen Philoſophie widerſpricht, recht gut zu vereinigen.

»Das iſt eine Nebenſache, wenn nur durch die Philoſophie die Grütze nicht ſchlechter wird, und die wird allenthalben für ſehr gut gehalten. Ich möchte den armen Leuten aber auch gern die Schafweide und die Schafe wiederſchaffen, um welche ſie der ehemalige Kammerrath gebracht hat, und das will ſich noch gar nicht thun laſſen. Ein Philoſoph, ſagen Sie, wäre der Grützmüller?«

»Ja, gnädiger Herr, er hat in Jena die kritiſche Philoſophie ſtudirt.« —

»Und iſt auch ein Wundarzt? das iſt vielerley zugleich! Nun, es iſt mir lieb, wenn die Philoſophie nichts an ihm verdorben hat, beſonders die kritiſche.«

»Iſt die kritiſche Philoſophie Ew. Durchl. auch wohl bekannt, da Sie ſo ungütig davon urtheilen?

»Ich kenne ſie ganz gut; denn ich habe auf der Univerſität Jahre lang zugebracht ſie zu lernen, ſo wie ſo vieles andere Unnöthige das man lernt und lieber vergeſſen möchte, wenn man ein Mann wird.«

»Sie halten zu Gnaden, warum ſollte

»die kritiſche Philoſophie etwas an jemand verderben?«

»Ich kann Ihnen keine Urſache von vorn angeben; aber ich habe unangenehme Beyſpiele daß Leute, denen es ſonſt an Verſtande nicht fehlte, im gemeinen Leben ganz unbrauchbar und ganz untüchtig zur Ausübung ihrer Pflichten wurden, bloß durch die beſtändige Beſchäftigung mit dieſen Hirngeſpinnſten.«

»Der Ausdruck iſt wohl abermal zu allgemein und zu hart. Es können kritiſche Philoſophen manche Hirngeſpinnſte ausgekramt haben; aber die Kritik der reinen Vernunft iſt kein Hirngeſpinnſt. Sie giebt die Zergliederung des reinen Erkenntnißvermögens des menſchlichen Geiſtes, und beſtimmt deſſen Schranken von vorn. Daraus leitet ſie her daß die Sätze der reinen Vernunft nothwendig und unbedingt gebietend ſind.«

»Das letzte iſt die Hauptſache; denn die Philoſophen mögen gern gebieten, das habe ich oft gemerkt, ſo wie die Theologen.«

»Um Verzeihung, ich will nicht ſagen daß die Philoſophen, ſondern daß die

»reine praktiſche Vernunft unbedingt gebieten »ſoll« —

»Wenn man nur wüßte, wo die reine »Vernunft und wann ſie da wäre? In Ermangelung deſſen hält jeder Philoſoph ſeine »Vernunft für die reine Vernunft, und ich »habe oft gefunden daß dieſer Herren reine »Vernünfte mit ſo viel willkührlichen Sätzen »und mit ſo viel böſen Neigungen verunreiniget waren, daß ſie verächtlich wurden und auf die ungereimteſten Dinge »kamen, wenn ſie ihre vermeintlich reine »Spekulation auf die wirkliche Welt anwenden wollten. Ich habe genugſam eingeſehen »daß von dieſen reinen Hirngeſpinnſten in der »menſchlichen Geſellſchaft nichts brauchbar iſt.«

»Nichts? Um Verzeihung, gnädiger Herr, »das iſt wohl zu hart. Sollte eine Philoſophie welche das ganze menſchliche Wiſſen »überſieht und würdigt, nicht ehrenwerth und »brauchbar ſeyn?

»Allerdings! Die Weisheit, welche das »Geſetz der Geſetze iſt, iſt jedem Staate ſehr »nöthig. Sie enthält den Grund einer weiſen Geſetzgebung, und lehret das thun was »recht und zugleich auch zweckmäßig und

»ſchicklich iſt. Dies muß aber beſtändig zuſammen gehen, wenn die Philoſophie brauchbar ſeyn ſoll; denn, was auch die kritiſchen Herren ſagen mögen, Vernunft muß nie ohne Klugheit gehen, ſonderlich bey Regierung eines Staats. Klugheit iſt ſelbſt Vernunft, auf vorgeſetzte vernünftig vorgeſetzte Zwecke angewendet, und es iſt ein Wortſpiel zu ſagen, daß die Vernunft gebietet und die Klugheit nur Rath giebt *). Die Vernunft ſagt uns, wir ſollen konſequent handeln, und die Klugheit lehrt zu unſern Zwecken gehörige Mittel wählen, weil es unvernünftig ſeyn würde dies nicht zu thun. Im menſchlichen Leben müſſen beide in beſtändiger wohlthätiger Verbindung gebraucht werden; aber eine bloße ſpitzfindige ſpekulative Theorie, ſo wie die kritiſche, die weder auf menſchliche Natur ohne die kein Menſch Menſch iſt, noch auf die Erfahrung — unſere beſte Lehrmeiſterinn — Rückſicht nimmt, iſt in der menſchlichen Geſellſchaft und in einem Staate zu gar nichts zu gebrauchen.«

---

*) S. Kants Metaphyſik der Sitten, S. 47.

»Alſo wollen Ew. Durchlaucht in Ihrem Lande gar keine kritiſche Philoſophie haben?«

»Warum nicht? Ich laſſe jeden meiner Unterthanen ſeinen Weg gehen, ſo lange er die öffentliche Ruhe nicht ſtört, und ſo mag auch jeder deduciren und demonſtriren, wenn er Luſt dazu hat. Ich will den Grützmüller gar nicht am Philoſophiren hindern.«

»Dieſe Billigkeit iſt zwar an einem Fürſten auch ehrenwerth; aber ich wollte eigentlich fragen, ob Ew. Durchlaucht nicht glaubten zur Regierung und zur Verbeſſerung Ihres Landes Philoſophie zu brauchen und folglich befördern zu müſſen?«

»O ja! aber nur auf deutſch: Liebe zur Weisheit iſt der Grund von allem was vernünftige Menſchen und folglich auch vernünftige Fürſten und Unterthanen thun ſollen. Ich beſtrebe mich ſelbſt vernünftig zu denken und zu handeln, und möchte ſehr gern vernünftige Unterthanen haben. Aber eine Philoſophie die nicht zur Weisheit leitet, und Philoſophen die nicht weiſe ſind, kann ich weder brauchen noch ſchätzen.«

»Sie werden doch gewiß auch glauben

daß eine genau beſtimmte Sittenlehre zur Weisheit führe? Nun iſt aber die kritiſche Sittenlehre die beſtimmteſte und erhabenſte. Wie ſittlich und folglich wie weiſe würde ein Land ſeyn, welches durch den kategoriſchen Imperativ regiert würde!«

»Nein! mit ſolchem eiſernen Zepter ſoll mein Land nicht regiert werden. Ich ſuche das Glück meiner Unterthanen, indem ich ihnen Neigung zu Erfüllung ihrer Pflichten beyzubringen ſuche.«

»Das iſt aber, wie Sie wiſſen, heteronomiſch. Wie ſoll Sittlichkeit beſtehen, wenn das Sittengeſetz nicht rein erkannt wird?

»Es wird ausgeübt, nicht weil es ein Geſetz iſt, ſondern weil meine vernünftigen Unterthanen ſich freuen pflichtmäßig zu handeln. Wenn ſie dieſes thun: ſo haben ſie für Gott und die menſchliche Geſellſchaft genug gethan, und es iſt gar nichts daran gelegen ob ſie es aus Achtung gegen ein formales Geſetz thun oder nicht.«

»Aber, gnädiger Herr! da iſt ja in Ihrem ganzen Lande keine Autonomie des Willens! Sie ſollten bey Ihren Untertha-

»nen wenigſtens den äſthetiſchen Formtrieb und Spieltrieb zu erwecken ſuchen; das wäre doch eine Quaſi-Kritik der Neigungen. Iſt denn in Ihrem ganzen Lande kein Lehrer der kritiſchen Philoſophie angeſtellt, der die Moral in ihrer Lauterkeit lehren könnte?«

»Ich fand beym Antritte meiner Regierung einen Rektor an der hieſigen Schule, der ſich ganz und gar ins Vonvornige und ins Unbedingte und ins Nothwendige und ins Allgemeingültige und beſonders ins Unendliche vertieft hatte; denn unglücklicher Weiſe iſt er noch dazu ein Poet und ein poetiſcher Kritiker. Ich gab mir alle Mühe ihn zur geſunden Vernunft wieder zurückzubringen; aber vergebens: er hatte für nichts Sinn als für dergleichen Spekulationen und Hirngeſpinnſte. Er machte mir die Schüler entweder zu theoretiſchen philoſophiſchen Schwätzern, die beſtändig recht haben wollten, oder zu theoretiſchen Poetaſtern, oder zu beiden; kurz zu Narren. Er prägte ihnen früh den Dünkel ein, die Erfahrung zu verachten und auf Menſchenkenntniß und Weltkenntniß nichts, hingegen auf ihre

»Einbildungen alles zu ſetzen. Ich ſah daß ſie auf dieſe Art ſich ſelbſt und der bürgerlichen Geſellſchaft unnütz werden würden. Der Rektor iſt ſonſt ein recht guter gelehrter Menſch, obgleich etwas von ſich ſelbſt eingenommen; aber zum Unterricht der Jugend iſt er ganz unbrauchbar. Ich habe ihm alſo lieber ſeinen ganzen Gehalt laſſen und ihn in ſeinem dreyßigſten Jahre zur Ruhe ſetzen wollen, als ihn die jungen Leute ganz verderben und vollends zu Grillenfängern machen zu laſſen. Nun mag er deduciren ſo viel er will. Es ſcheint ihm aber nicht zu bekommen; denn er wird täglich hagerer und gelber. Wenn Sie ihn beſuchen wollen, ſo werden Sie den einzigen Mann in meinem Lande ſehen, der von vorn ins Reine geht, und Einer iſt auch für ein kleines Land genug.«

Funfzehnter Abſchnitt.

Der Fürſt unterhielt ſich noch mehrmal mit Gundibert, und ſchien Gefallen an ihm zu finden. Vermuthlich nicht an Gundibert dem kritiſchen Philoſophen, ſondern an dem Manne der geſunden Verſtand und richtige Beurtheilungskraft hatte, ſobald es nur nicht auf kritiſche Philoſophie ankam, zu welcher ihn eine unwiderſtehliche — wenn man es recht genau von vorn unterſuchen würde, heteronomiſche — Neigung hinzog. Eben ſo ſehr fand der Fürſt vermuthlich Gefallen an dem erfahrnen Damaſtweber, der ſich über alle Theile dieſer Manufaktur deutlich ausdrücken konnte; denn der Fürſt dachte unabläſſig darauf, ſeinen Unterthanen neue Nahrungszweige zu verſchaffen.

Gundibert gefiel ſich ſeinerſeits beym Fürſten eben nicht ſehr; ſo intereſſant, unterhaltend und leutſelig derſelbe auch war. Er verehrte den Verſtand und die Herzensgüte des Fürſten, aber wegen deſſen Abneigung von der kritiſchen Philoſophie konnte er zu ihm doch kein rechtes Zutrauen gewinnen. Überdieß war der Fürſt ein Weltmann und ein Fürſt, Gundibert aus einem Leinweber und Magiſter zuſammengeſetzt. Zwey Leute von ſo verſchiedener Beſchaffenheit können ſich ſchätzen; aber es wird ihnen ſchwer miteinander umzugehen, und dem Magiſter wird es am ſchwerſten.

Gundibert hielt ſich alſo zum Exrektor und glaubte ſich da in ſeinem Elemente zu finden. Es zeigte ſich daß er ihn ſchon zu Querlequitſch geſehen hatte, ohne ihn weiter zu kennen. Eigentlich hatte der Exrektor den Reichstag zuerſt veranlaßt; denn er hegte ſehr transſcendente Begriffe von den erſtaunlichen Wirkungen welche die kritiſche Philoſophie hervorbringen müßte, wenn mit geſammter Hand daran gegangen würde. Er war auch eigentlich die Seele der philoſophiſchen Verſammlungen geweſen, ſo wie der Abbé Sieyes die Seele des Nationalkonvents; aber, ſo wie Sieyes, hatte er nur in Geheim und durch Andere gewirkt, ohne ſich ſelbſt viel ſehen zu laſſen. Bey den dreyzehn Naturrechten war es ihm allzuarg geworden, daher er geſchwind nach Hauſe reiſete; denn er war, ſeine Thorheiten ausgenommen, ein ganz gutmüthiger Mann und beſonders für die ernſthafte Anſtändigkeit eines Philoſophen äußerſt beſorgt.

Anfänglich konnte freylich Gundibert mit dem Exrektor faſt nicht zuſammenſtimmen;

denn es war mit dieſem, ſeitdem die Ruhe ſeinem transſcendentalen Ich noch mehr Haltung gegeben hatte, wirklich weiter gekommen als der Fürſt wußte; daher war er etwas ſchwer zu ertragen.

Er ſtieg nicht nur bis ins Urprincip der Philoſophie als Wiſſenſchaft ſo tief hinab, daß ſelbſt Gundibert, der Erfinder des Urſatzes, zu ſeiner Verwunderung, über vieles von ihm belehret ward, was anzutreffen iſt in der tiefſten Tiefe wo das abſolute Ich ſich ſelbſt ſetzt. Sein Formtrieb hatte außerdem ein neues umgekehrtes Princip der Philoſophie gefunden, für die reine Verſtandeswelt durch die Sinnenwelt unbedingt gebietend, und in und mit dieſem Princip hatte ſich bey ihm ſein Dichtertalent zu einem unerhörten Grade entwickelt, ſo, daß er nun nur nach dem Unendlichen ſtrebte, wie Koſegarten nur nach dem Erhabenen. Durch dieſes trànsſcendente Dichtertalent, amalgamirt mit ſeiner transſcendentalen Philoſophie, entſtand in ihm eine transſcendentpraktiſche reine Kritik, vermöge welcher er von vorn her unbedingt gebietende Geſetze gab, von welchen Gedichten man wollen ſolle, daß ſie gefallen ſollen; und vermöge ſeiner objektiv gebietenden vonvornigen Theorie, konnte er auch die Gränzen der ſentimentalen und naiven Dichtarten auf ein Haar unterſcheiden, ſeine eigenen Gedichte aber waren entweder naiv und ſentimental zugleich, oder keines von beiden.

Bey ſo vervielfältigten transſcendenten Talenten, ob ſie gleich von der empiriſchen Welt nicht genug erkannt wurden, mußte natürlich ſeine eigene innerliche Meinung von ſeinem ſelbſtthätigen Ich täglich wachſen. Da ihm der kategoriſche Imperativ gebot nach Maximen zu handeln, die Geſetze würden für alle denkende vernünftige Weſen, er aber gar nicht handeln wollte wie andere; ſo hielt er lieber alles was ihm mißfiel, nicht für denkende Weſen; denn er mochte die gemeinen Menſchen gar nicht leiden. Unſer Exrektor hatte ſeinen eigenen Maaßſtab für das Außerordentliche. Friedrich der Zweyte war ihm, was er auch war, nichts weiter als ein Monarch, das heißt, ſo viel als Nichts; und über Wieland zuckte er einmal über das andere die Achſeln, daß die Leute ihn für etwas halten wollten, da er ſo gemein ſchreibt, daß man ſogar ſeine Verſe verſtehen kann, und ſeine Vernunft in Proſe zwar geſund und hell, aber nicht vonvornig iſt. Höchſtens gab er noch zu, daß Wielands Poeſie in ſeinen köſtlichſten Stellen objektivkomiſch ſey, aber nicht, daß Leſſing poetiſchen Sinn und Kunſtgefühl gehabt habe *).

Indeß wollte bey allen dieſen großen Gaben, die große Meinung von ſich mit eingeſchloſſen, des Exrektors Leichnam gar nicht gedeihen. Die reine Vernunft dörrte die Faſern ſeiner Muskeln aus, und durch den Spieltrieb des Strebens zum Unendlichen fing ſein organiſirtes Seelenwaſſer (worin, den neueſten Entdeckungen gemäß, die Gedanken wie Infuſionsthierchen entſtehen) allmählig an abzudünſten. Er ward immer gründlicher und widerwärtiger, zog ſich

---

*) Hr. Friedrich Schlegel muß ſich irgend einmal mit dem Exrektor unterhalten haben, denn er hat das letzte Urtheil des ausgedörrten Mannes, über Wieland und Leſſing, wörtlich in ſein Buch, die Griechen und Römer, (Iter Band, S. 249) und ins Lyceum der Künſte (Ir Th. S. 103) eingetragen.

ſich daher immer mehr in ſein empiriſches Ich zurück, und ſah niemand als ein Paar Koſtgänger die ihn lobten. War irgend etwas nicht ſo wie er es haben wollte, ſo bekam er ſeine Kopfkoliken und Nervenſchwindel, und legte ſich dann lang aus bis man ihn recht ſehr bat aufzuſtehen; ſeine Spekulationsimagination griff ihn ſo an, daß ihm wenn er einmal in die freye Luft gehen oder ein geringes Geſchäft verrichten ſollte, eine Doſe Opium oder Moſchus zu nehmen nöthig war: doch konnte ein derbes Lobpreiſen meiſt eben ſo viel ausrichten. Wenn er dann aber die große Anſtrengung ausgehalten hatte, ſich ein Oberhemde anziehen zu laſſen; ſo fiel er gemeiniglich auch bald, von Anſtrengung erſchöpft, wieder auf ſein Lotterbette.

Gundibert war gutmüthig genug, um mit einem armen geplagten Manne Mitleiden zu haben, der im zwey und dreyßigſten Jahre zwey und achtzig alt war. Er gab daher des Träumers Launen viel mehr nach als er hätte thun ſollen. Er ſchmeichelte dadurch deſſen Eitelkeit ohne ihm ſchmeicheln zu wollen, gewann aber auch deſſen Zutrauen nach und nach in einem ſo hohen Grade, als es noch niemand gehabt hatte. Sie wurden nun ganz unzertrennlich: denn dem Exrektor that's ſehr wohl ſich von Gundibert verhätſcheln zu laſſen; dagegen hatte wieder der Exrektor einen Überfluß von ſpitzfindigen formalen Spekulationen im Reinen, wodurch Gundibert ſehr angezogen ward.

Es waren nämlich dem guten Manne ſeit einiger Zeit allerley Zweifel an ſeiner eigenen Erfindung, dem Ich = Ich, eingekommen; und es iſt bekannt, wenn man gegen dergleichen durch ſich ſelbſt einleuchtende Urſätze nur im geringſten mißtrauiſch wird; ſo iſt man verloren. Gundibert faßte manchmal den niederſchlagenden Gedanken, ſeine Erfindung, »daß das Ich ſich ſelbſt ſetze,« ſey keinesweges der Grund der Philoſophie als Wiſſenſchaft, ſondern entweder etwas ganz gemeines, oder gar ein Wortſpiel, das durch die pompoſen Wörter abſolute Theſis und urſprüngliche Syntheſis nichts beſſeres werde. »Denn« — dachte zuweilen der Erfinder Gundibert: — »Was habe ich »denn nun angenommen oder geſetzt, wenn ich »annehme das Bewußtſeyn des Denkens

»meines transſcendentalen Ichs ſey ein Handeln oder Thun, und das Ich, Subjekt und Objekt vereinigend, ſey ein in ſich zurückgehendes Handeln? Iſts geſcheuter oder deutlicher, als wenn ich ſagen wollte, das Ich ſpränge *) in ſich hinein oder über ſich weg? Und wenn ich meine ganze Erfindung betrachte, ſo konſequent ich ſie auch zuſammengeſetzt habe, hängt ſie zuletzt an einem kleinen Knöpfchen das an nichts hängt.« — Nun wollte er doch ſeine neue Erfindung nicht ſogleich verlieren, noch weniger den letzten Grund aller Philoſophie. Daher ergriff er ehrlich jede neue Spekula-

---

*) Gundibert irrte ſich vermuthlich, wenn er meinte, es wäre ungeſcheut zu ſagen, das transſcendentale Ich ſpränge; denn ein berühmter kritiſcher Philoſoph, ganz neu zur Wiſſenſchaftslehre bekehrt, Hr. Prof. Reinhold, verſichert ganz ernſtlich: (Auswahl verm. Schriften, IIr Theil S. 358) »Wer ſein eigenes Selbſt, zugleich aber in verſchiedenen Rückſichten, als frey und als genöthigt, als reines und als empiriſches Selbſt, ſchon vor ſeiner Bekanntſchaft mit der Wiſſenſchaftslehre zu denken und dafür zu erkennen gewohnt war, dem wird, in der abſoluten Theſis, ſogleich das freye unabhängige reine Selbſt in die Augen ſpringen.«

tion, um für die reine Philoſophie einen Grund zu finden der ſich ſelbſt gründe, und doch nicht Nichts wäre.

Sechszehnter Abſchnitt.

Der Exrektor hatte eine Seite, die wenige kannten; er war ein tiefer Politiker. Nachdem die kritiſche Philoſophie über Deutſchland gekommen war, kam auch die franzöſiſche Revolution über Frankreich. Daraus haben dann P. Hofſtätter, P. Stattler und Melchior Sachs, drey höchſt weiſe Männer, geſchloſſen, die franzöſiſche Revolution käme aus der deutſchen Philoſophie. Andere gemeine Menſchen meinen, das könne nicht ſeyn. Was thuts zur Sache? Genug, bey dem Exrektor folgte auf die Liebe zur Philoſophie, und vielleicht gar aus der Philoſophie, die Liebe zur franzöſiſchen Revolution; alſo muß Herr P. Hofſtätter das Ding doch wohl beſſer wiſſen, da er überhaupt ſehr ſchlau iſt. Freylich machte der Exrektor ſeine ſämmtlichen politiſchen Revolutionen nur von vorn, da wo ſie am leichteſten ſind. Freyheit und Gleichheit war ſein Wahlſpruch. Freyheit war ohnedies einem freyen ſich ſelbſt ſetzenden Ich eigen. Mit der Gleichheit aber mußte er eine beſondere Einrichtung treffen; denn er kannte ſich ſelbſt zu gut, als daß er hätte zugeben können, daß alle andere ihm gleich wären. Er erfand daher einen tiefſinnigen vonvornigen autonomiſchen Satz, durch welchen die ſchwere Aufgabe aufgelöſet ward, welche jener Bediente in einer franzöſiſchen Komödie für unauflösbar hielt: daß bey allgemeiner vollkommener Gleichheit einer gleicher ſeyn kann wie der andere *).

Beide Philoſophen waren darin einverſtanden daß, vermöge der Perfektibilität, wenn dadurch alle Menſchen zu reinen Vernunftweſen gediehen, eben deshalb alle Staatsverfaſſungen unnöthig werden würden. Denn wozu haben hundert Millionen Menſchen nöthig regiert zu werden, wenn jeder Mann vor Mann der reinen Vernunft folgt und

---

*) C'est une belle chose que l'égalité, c'est seulement dommage, qu'on ne peut être un peu plus égal l'un que l'autre.

dem kategoriſchen Sittengeſetze aus reiner Achtung für das Geſetz der Vernunft gehorſamt? *) Nur war Gundibert bekümmert, daß dieſe goldene Zeit noch ſehr entfernt

---

*) Es haben einige gutmüthige Leute geglaubt, man habe der kritiſchen Philoſophie zu viel gethan, da man von ihr geſagt hat, ſie hielte ihre Gründung für ſo ſicher »daß ſie nachſtens alle Staaten und Regierungen unnöthig zu machen und ſich an die Stelle zu ſetzen gedenke.« Es iſt aber in unzähligen Stellen kritiſcher Philoſophen wiederholt »daß der reine Zweck jeder Staatsverfaſſung ſeyn ſolle: »alle Staatsverfaſſung unnöthig zu machen.« Es ſey hier nur eine Stelle aus Hrn. Fichtens Beytrag zur Berichtigung der Urtheile über die franzöſiſche Revolution (Ir Theil 1795. S. 101.) zum Beweiſe angeführt. Er ſagt: »Wenn eine Staatsverfaſſung gegeben würde, welche den Endzweck aller Staatsverbindung durch die ſicherſten Mittel beabſichtigte, ſo würde die Menſchheit ſich zu ihrem großen Ziele allmählich annähern; jedes Mitglied derſelben würde immer freyer werden, und der Gebrauch derjenigen Mittel deren Zwecke erreicht wären, würden wegfallen. Ein Rad nach dem anderen in der Maſchine einer ſolchen Staatsverfaſſung würde ſtille ſtehen und abgenommen werden, weil dasjenige, in welches es zunächſt eingreifen ſollte, anfinge ſich durch ſeine eigene Schwungkraft in Bewegung zu ſetzen. Sie würde immer einfacher werden. Könnte der Endzweck je vollig erreicht werden, ſo würde gar keine Staatsverfaſſung mehr nöthig ſeyn. Die Maſchine würde ſtill ſtehen, weil kein Gegengrund mehr auf ſie wirkte. Das allgemeine Geſetz der Vernunft würde alle zur höchſten Einmüthigkeit der Geſinnungen vereinigen und kein

ſeyn möchte. Da ließ ihn aber der Exrektor ſein unumſchränktes Zutrauen erfahren. Denn er offenbarte ihm nunmehr, was er bisher noch gegen jedermann verſchwiegen und womit er nur ſich ſelbſt beſeligt hatte: daß die franzöſiſche Revolution dieſen längſt erwünſchten Zeitpunkt in Kurzem herbey führen werde. Er holte ein Zeitungsſtück hervor, worin bewahrheitet ward: die franzöſiſche Nationalverſammlung habe erklärt, daß die franzöſiſche Republik sur l'empire de la raison gegründet werden ſollte. Nun ließ er ſeinen Freund Gundibert bemerken, daß die Franzoſen bisher noch nicht den transſcendentalen Begriff von der deutſchen raison pure gehabt hätten, und vertraute ihm das Geheimniß an, daß er eine Abhandlung über die Tafel der Kategorieen und über die in der reinen Vernunft gegründeten Formen der Vorſtellungen, deſ-

---

»anderes Geſetz würde mehr über ihre Handlungen zu wachen haben.« Haller hat ſchon einen ſolchen rein-kritiſchen unregierten Staat gekannt, und ſagt davon: (Gedichte, S. 182)

Der Staaten ſchlechteſter iſt der von lauter Weiſen!

gleichen über den transſcendentalen Schein, an den berühmten Abt Sieyes nach Paris geſchickt habe. Er zweifele nicht, derſelbe werde dieſe Abhandlung ins Franzöſiſche überſetzen laſſen; da denn die Angelegenheiten in Frankreich eine ganz andere Wendung nehmen würden. Denn wenn erſt die Franzoſen dem Ausſpruche der reinen Vernunft, der als ein ſchlechthin gültiges allgemeines Geſetz gebietet, nach der Auslegung der kritiſchen Philoſophie folgen würden; ſo würden ſie ſich nicht mehr ſo viel auf die Stimme der Klugheit verlaſſen, die nur guten Rath geben kann *).

Dieſe Eröffnung machte unſern Gundibert

---

*) Herr Fichte hat in den oben gedachten Beyträgen die Rechtmäßigkeit der franzöſiſchen Revolution, als ein ſpekulativer Denker, mit Ausſchließung alles Empiriſchen, aus dem Sollen und Dürfen rein von vorn bewieſen, und nachher wendet er den allgemeingültigen Satz der kritiſchen Philoſophie, daß die reine Vernunft gebietet und die Klugheit nur Rath giebt, (S. 50 des erſten Theils,) unter tüchtigem Ausfilzen der Empiriker, auch auf Politik und Staatsverfaſſung an. Man muß ihm die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß er, wenn ihm ſeine reine Vernunft von vorn gebietet über etwas zu ſchreiben was er nicht verſteht, nicht auf den Rath der Klugheit zu achten pflegt.

auf den Gang der Sachen in Frankreich ſehr aufmerkſam. Eben damals hatte der General Cüſtine Mainz eingenommen und hatte eine Mainziſche Republik ausrufen laſſen. Gundibert ſah hoch auf; denn er glaubte, nun ſey der Zeitpunkt erſchienen, wo auch in Deutſchland die reine Vernunft und der moraliſche kategoriſche Imperativ das Regiment führen würden, welches, ſeiner Meinung nach, in Mainz deſto leichter gelingen würde, weil da die Bücher der kritiſchen Philoſophen nicht erſt dürften überſetzt werden. Er entſchloß ſich daher ſchnell ſich nach Mainz zu begeben und ſelbſt Hand an das große Werk zu legen. Der Exrektor wendete alles Mögliche vergeblich an, um ihn zurück zu halten; denn er wollte einen Mann nicht verlieren, dem er ſeine Spekulationen vorſagen konnte, und von dem er gelobt wurde. Seine Art war überhaupt, nur bey formalen Deduktionen ſtehen zu bleiben, und, bey allen großen Worten, um des Empiriſchen willen weder Hand noch Fuß aufzuheben; aber Gundibert, obgleich irre geführt, war geſund und wohlwollend, und brauchte weder Opium noch Moſchus.

Siebenzehnter Abſchnitt.

Je näher Gundibert dem geſegneten Mainz kam, deſto mehr wiegte er ſich mit dem ſeligen Gedanken, wie herrlich das Reich der reinen Vernunft ſeyn würde. Aber wenige Meilen davon kamen ihm die erſten Zweifel, ob auch dieſes Reich ſogleich kommen möchte. Er ſah alles in heftiger Leidenſchaft: Wuth und Furcht wechſelten ab; Ungerechtigkeit, Raub und Mord war allenthalben die Loſung. Er langte endlich in Mainz an. Er eilte, im Klub eine ſchöne Rede von der reinen Vernunft und vom kategoriſchen Sittengeſetze zu halten, und ward ſo allgemein ausgeziſcht, daß er ſich nicht wieder zeigen durfte. Wie gern wäre er wieder auf dem Reichstage zu Querlequitſch geweſen, wo es ihm ſo arg nicht ging! Er wollte auch wirklich zurückkehren; denn die deutſchen Heere rückten ſchon an. Er ward aber unvermuthet zum Kriegsdienſte requirirt. Seine Diviſion ward gebraucht Kaſſel zu beſetzen, und gleich die erſte Nacht geſchah ein Ausfall, weil die deutſchen Truppen ſich näherten. Da das Schießen weder des Leinwebers noch des Philoſophen Sache war, ſo benutzte er die Dunkelheit, um ſich beym Anfange des Scharmutzirens, das ihm gar nicht gefiel, zu entfernen, warf ſeine Waffenrüſtung weg, und ſuchte zu entkommen. Aber er ward ſchon im dritten Dorfe wieder zum Fuhrweſen requirirt, und ſollte vier Pferde regieren, welches ihm noch fremder war als das Schießen. Er bekam beyläufig einige republikaniſche Kopfſtöße an die Wand *), wobey er einige Zähne verlor. Vielleicht war der Weisheitszahn darunter; denn es ſcheint, daß er von der Zeit an anfing es mit der kritiſchen Philoſophie etwas näher zu geben.

Nach wenigen Tagen fiel ein Trupp öſtreichſcher Huſaren in die Bagage und nahm den größten Theil weg. Fuhrmann Gundibert ward gefangen, und da unglücklicher Weiſe ein Mainzer da war, der ihn im Klub die unſchuldige ausgeziſchte Rede vom

---

*) Major Tench verſichert, bey den franzöſiſchen Armeen würden Stockſchläge für unvereinbar mit Freyheit und Gleichheit gehalten, aber keinesweges Stöße mit den Köpfen an die Wand.

Sittengeſetze hatte halten hören: ſo fiel alles über ihn her. Es ward ihm Schuld gegeben, er habe ſich nur verkleidet um zu entkommen; und ſo ward er als ein gefährlicher Klubbiſt, Illuminat, Jakobiner, und was mehr, angegeben. Die Hände wurden ihm auf den Rücken gebunden und er ward unter vielen Schlägen und Schimpfen nach dem nächſten Städtchen gebracht, wo er nebſt vielen andern bey Brod und Waſſer geſangen geſetzt und ſonſt ſehr übel behandelt ward. Er ſtand alles Elend eines ungeſunden Gefängniſſes mehrere Wochen lang aus; zuletzt aber bekam er ein ſchleichendes Fieber und ward ſo hinfällig, daß man ihn ins Spital brachte.

Anfänglich war er ſo ſchwach, daß er nicht wußte was man mit ihm vornahm. Nachdem er aber nach ein Paar Wochen durch Arzney und leidlichere Koſt ein wenig zu ſich ſelbſt kam; blickte er um ſich und ſah in der nächſten Bettſtätte einen Mann in großer Schwäche liegen, deſſen Geſicht aber ihm ſehr bekannt ſchien. Als er näher zuſah, war er nicht wenig erſtaunt ſeinen alten Freund den Doktor und Kanzler Mondſchein zu erkennen. Derſelbe hatte, nachdem er flüchten müſſen, viele widrige Schickſale gehabt, hatte ſich endlich von öſtreichſchen Werbern anwerben laſſen und war bis zum Unterofficier geſtiegen, hatte aber ein bösartiges Lagerfieber bekommen, wodurch er dem Tode nahe kam.

Beide Freunde freuten ſich ſehr ihrer Zuſammenkunft. Sie fingen nach den erſten Begrüßungen bald an ſich über die kritiſche Philoſophie zu unterhalten, und wurden, wie es Philoſophen gewöhnlich iſt, etwas lauter, ſo daß ihr gelehrtes Geſpräch im Spitale einiges Aufſehen machte.

Es war bey dieſem Spitale ein Kapuziner P. Kilianus angeſetzt, um fleißig nachzuſehen, ob die Kranken gut katholiſch wären und was etwa daran zu beſſern ſeyn möchte. Er entdeckte bald, daß dieſe Beiden zum Ketzergeſchlechte gehörten. Da ihm nun gemeldet ward, daß der Unterofficier Mondſchein ſehr ſchwach würde; ſo verfügte er ſich zu ihm, um zu verſuchen, ob er dies verirrte Schaf in den Schafſtall der Mutterkirche möchte zurückbringen können. Als er ſich näherte, fand er die beiden Kranken, obgleich Mondſchein ſichtlich ſchwächer ward, in einem ſehr eifrigen Geſpräche vom transſcendentalen Scheine, vom kategoriſchen Imperative, vom ſymboliſchen Zoomorphismus und dergleichen Sachen. Dies ſchien dem ehrwürdigen Pater ſehr bedenklich, und er hätte ſie wohl für Beſeſſene gehalten; da er aber im Exorciſiren, ſonderlich der ketzeriſchen Teufel, noch nicht ſonderlich geübt war: ſo hielt er fürs Beſte dem Feldarzte zu berichten, daß dieſe beiden Kranken wohl nicht recht bey Sinne wären. In der That war durch die Anſtrengung bey dem guten Mondſchein das Fieber viel heftiger geworden; er fing ſtärker an zu phantaſiren, natürlich aus der kritiſchen Philoſophie, und verſchied noch in derſelben Nacht, indem er ſterbend Schaumanns Vaterunſer nach dem Ich und Nicht-Ich *) andächtig betete. Gundibert, ſo lange

---

*) Den Leſern zu Liebe, welche etwa auch in articulo mortis davon Gebrauch machen wollten, haben wir es im Erſten Anhange nochmals abdrucken laſſen. Es dient zugleich nebſt den erſten Paragraphen aus Mag. Schellings neuer Deduktion des Naturrechts, zum merkwürdigen Aktenſtücke der neueſten Philoſophie. Diejenigen Leſer welche ſich etwa nicht viel daraus machen ſollten die neueſte Philo-

er noch ſeines Freundes kritiſche Phantaſieen hörte, antwortete darauf, und rief ihm noch viel Transſcendentales entgegen, nachdem er ſchon geſtorben war. Der Feldarzt fand nun für nöthig, auch Gundibert's Zuſtand zu unterſuchen, beſonders wegen der ſeltſamen Reden die er führte, und ſprach ihm anfänglich ſehr ſanftmüthig zu. Gundibert glaubte der Arzt wollte von der kritiſchen Philoſophie unterrichtet ſeyn, und brachte ſo viel dort noch nie gehörte kritiſche Kunſtwörter ſo eifrig hervor, daß nun der Arzt der Meinung des dabey ſtehenden ſeraphiſchen Paters beyfiel und den Kranken für völlig verrückt erklärte. Der Mann mochte einige Urſache dazu haben. Er hatte in ſeinem Krankenhauſe Leute die ihr Vermögen verſpielt, die ihre Geſundheit in Lüſten verloren und ihre Ehre in wilden Thaten verflüchtiget hatten; und die hießen nicht verrückt.

ſophie aktenmäßig genau kennen zu lernen, werden wenigſtens vielleicht finden:
Daß etwas extradummes auch ſchön iſt!

Achtzehnter Abſchnitt.

Gundibert proteſtirte zwar ſehr dawider, daß er, ſeiner kritiſchen Philoſophie wegen, verrückt wäre; aber je eifriger er ward, für deſto verrückter hielt man ihn. Da nun das Feldſpital ohnedies allzuvoll und für Wahnſinnige am wenigſten Platz war: ſo ward er den andern Tag ins Krankenhaus der Eliſabethanerinnen gebracht. Dies hatte wenigſtens den guten Erfolg, daß man vergaß daß Gundibert ein Illuminat und Jakobiner ſeyn ſollte.

Die Eliſabethanerinnen pflegten des Kranken mit ſchwäbiſcher Gutherzigkeit, und mit katholiſcher Gutherzigkeit ſuchten ſie ihn zu bekehren. Gundibert ſuchte die Schweſtern nicht zur kritiſchen Philoſophie zu bekehren, und ward geſund. Es ward dabey von beiden Seiten nicht nach Maximen gehandelt welche Geſetze für alle denkende Weſen ſeyn ſollen, ſondern bloß nach ſtiller Neigung, auch ging es ſehr friedlich zu.

Da Gundibert völlig wieder hergeſtellet war, mußte er noch einige Zeit an dem Orte bleiben, um aus Urach von ſeinem Freunde ſich das zu anſtändiger Kleidung und nöthiger Wäſche erforderliche Geld kommen zu laſſen. Sein Geiſt hatte eine natürliche, obgleich heteronomiſche Neigung thätig zu ſeyn, weil ihm Thätigkeit eine angenehme Anſpannung war. Dieſer Neigung hatte er bisher durch die kritiſche Philoſophie in allem Maße genügt. Dabey hatte ihn noch eine andere Neigung nie verlaſſen: die, alle Menſchen ſo viel er konnte glücklich zu machen, und zwar wirklich (ſo ungern er es ſich ſelbſt geſtand) nicht als ein Zweck der zugleich Pflicht war, ſondern ganz heteronomiſch um des Vergnügens willen, das die Menſchen haben würden glücklich zu ſeyn, und er: ſie glücklich zu ſehen. Er nahm daher an dem Mißvergnügen Anderer ſehr lebhaften Antheil, wenn er eine Möglichkeit ſah demſelben abzuhelfen: ganz wider den Ernſt eines vonvornigen Philoſophen der nur immer mit Maximen zu thun hat, die Gebote für alle denkende Weſen werden ſollen; ohne Freude für ſie.

Nun hatten die guten Eliſabethanerinnen, denen er ſo viel Dank ſchuldig war, damals ein großes Mißvergnügen; ſie führten einen verdrießlichen Prozeß mit einem hohen Domſtifte. Die Domherren deſſelben nahmen beträchtliche Weinberge in Anſpruch, mit deren Wein jetzt von den guten Schweſtern viel arme Bleſſirte erquickt und verbunden, ſo wie von dem Ertrage des verkauften Weins Arzneyen für die übrigen Kranken angeſchafft wurden. Die Domherren, für deren Gaum freylich der Wein ſelbſt zu ſchlecht war, waren geſonnen den Ertrag des Verkaufs deſſelben zu den Pfründen hinzuzuthun, welche ſie der Jagd, dem Spiele, den hübſchen Mädchen und Weibern, und andern gottſeligen Gegenſtänden ihres durch theure Gelübde geheiligten geiſtlichen Standes gewidmet hatten, dem aber Kranke zu pflegen und Armen wohlzuthun nicht auferlegt iſt. Dieſer Prozeß nahm für die Nonnen eine nachtheilige Wendung, weil die Domherren ſehr mächtige Protektionen hatten und mit gutem Erfolge einige vortheilhafte Schleifwege zu finden wußten; wogegen die guten Schweſtern, die ſich ſelbſt in Schreibereyen und Prozeßſachen nicht helfen konnten, einen zwar ehrlichen aber etwas phlegmatiſchen und ziemlich nachläſſigen Kloſterproviſor hatten. Gundibert erfuhr kaum woran es liege, ſo erbot er ſich ſelbſt in der Sache zu arbeiten. Der Kloſterproviſor unterrichtete ihn vom Allgemeinen, er las und verglich alle Akten, ſchrieb unter Anleitung des Proviſors eine große Menge nöthiger Briefe und Aufſätze, that ſelbſt in die benachbarte Gegend einige Reiſen zu Fuße, um einen berühmten Anwald um Rath zu fragen und ihm den Prozeß zu übertragen; und ſo hatte er noch vor ſeiner Abreiſe das heteronomiſche Vergnügen den Rechtshandel im beſten Gange zu ſehen, mit der gewiſſen Hoffnung daß, durch deſſen Ausgang, die Portio congrua der armen Kranken nicht zu Vermehrung der Pfründen der reichen geſunden Domherren würde angewendet werden.

Gundibert ſelbſt war aber nun in einem ziemlich ängſtlichen Zuſtande, indem er weder ganz genau wußte, wie es mit ſeiner etwas erſchütterten vonvornigen Philoſophie ſtände, noch wohin er ſeinen Stab weiter ſetzen und was er beginnen ſollte. Die Revolution in Mainz hatte auch einige Revolution in ſeinem Geiſte gemacht. Die ſinnlichen Empfindungen haben das Eigene, daß ſie »durch ſich ſelbſt

»einleuchten« und zwar viel deutlicher als der Urſatz Ich = Ich der Philoſophie als Wiſſenſchaft; auch haben ſie mehr Wirkungen auf den menſchlichen Geiſt als alle Urſätze. Die Erſchütterung der empiriſchen Begebenheiten hatte ihn aus ſeiner vonvornigen Ruhe geriſſen, wo er alles in ſeinem Gemüthe ſo gewiß und nothwendig erkannte. Er ſah aber nun, das Formale wollte nirgends Platz greifen; und er fing an zu verzweifeln, daß die reine Vernunft die Menſchen regieren würde. Es ſchien ihm zuweilen, als würde er ſelbſt und alle Menſchen von Neigungen geführt, und es waren Augenblicke, wo er nur diejenigen glücklich ſchätzte welche, durch eine nicht reine ſondern jeder Neigung beygemiſchte Vernunft die Neigungen in ihrem Weſen zu erhalten, aber zu beſſern. und zum rechten Zwecke zu brauchen wüßten. Die vonvornige Vernunft ſchien ihm wie das Salz, das, dem Fleiſche beygemiſcht, es wohlſchmeckend macht und vor der Fäulniß bewahrt, aber nicht nähren kann. Da kam ihm denn vor, ein Geiſt der ſich von lauter Abſtraktionen von vorn nähren wollte, würde ſehr mager und durſtig werden. Zuweilen kam es ihm ſogar vor, ſo ginge es jetzt ſeinem Geiſte, der beſſer ſey genährt worden, als wechſelsweiſe ein Damaſtmuſter eingeleſen und mit dem Speciale über die Glückſeligkeit philoſophirt wurde. Dies war aber, wie jeder vonvornige Philoſoph einſehen wird, ſehr ſeicht gedacht und verdient gar keine Widerlegung. Im Grunde entſtand dieſer böſe Irrthum eigentlich daher, daß Gundibert empiriſch gefunden hatte bey Freyheit und Gleichheit regiere nicht die reine Vernunft, welches denn, nebſt einer Menge empiriſcher Flintenſchüſſe, Scheltworte, Stockſchläge, Stricke und Kopfſtöße, den guten Mann ganz von dem geraden reinen vonvornigen Wege ab und in ſo große Verwirrung gebracht hatte.

Die kritiſchen Philoſophen welche unſern armen Gundibert hierin allzuſehr anklagen möchten, ſind erinnert, daß ſie ſelbſt nicht wie er, eine Feuerprobe ausgeſtanden haben. Sie ſind hiemit erinnert, daß es in der freyen offnen Luft ganz anders ausſieht als in der intelligibeln Nebelwelt ihrer Studierſtuben und Hörſäle; daher ſie ſehr vorſichtig handeln, wenn ſie in allen ihren Deduktionen vom Empiriſchen ganz abſtrahiren. Denn, ſo lange ihre Philoſophie im Vonvornigen bleibt, ſchwimmt ſie oben auf, wie der Doge im Bucentaur, iſt ganz unbedingt gebietend und die Herren ſind ganz unbedingt mit ſich zufrieden. Springt ſie aber aus ihrer transſcendentalen Galeere, die von den zwölf vergoldeten Rudern der Kategorieen ſo taktmäßig regiert wird, in das wilde Meer der Sinnenwelt: ſo muß ſie mit den Wellen kämpfen, durchnäßt und verkältet ſich, ja ſinkt wohl gar unter, wie Pölitzens vonvornige Geſchichte und Niethammers Religion als Wiſſenſchaft, welche, kaum erſchienen, wie ein Sack voll Ballaſt ohne Rettung untergingen; an welchen Beyſpielen jeder vonvornige Philoſoph ſich ſpiegeln mag.

Indeß regte ſich freylich in Gundibert's innerm Gemüthe das Formale ſehr oft wieder; und er litt wirklich etwas, daß er ſich mit gar niemand über apodiktiſche Grundſätze unterhalten konnte, wie ſeit einigen Jahren immer der Fall geweſen war. Es gehet den formalen Philoſophen wie den Leuten die jede Minute eine Priſe Taback nehmen; es ſcheint ihnen etwas zu fehlen.

wenn ihnen nicht immer Form und Stoff und Antinomieen das Gehirn kitzeln.

Jener Barbier, ehe er ſeine Wiſſenſchaft von den Ohren des Königs Midas gänz verbergen wollte, unterhielt ſich lieber darüber mit dem Schilfe: ſo wendete ſich Gundibert, in ſeinem Bedürfniſſe über die reinen Verſtandesbegriffe mit irgend jemand zu reden, an den feiſten Kloſterproviſor, mit dem er, in Ermanglung anderer Geſellſchaft, die Abende zubrachte. Er ſuchte ſich ſo deutlich zu machen als möglich, um ihm die Nothwendigkeit der Begriffe von vorn, nebſt der unbedingten Wichtigkeit der Kategorieentafel ans Herz zu legen; aber das kritiſche Saamenkorn fiel in den Weg und ward zertreten. Der Kloſterproviſor hörte zwar aufmerkſam, aber ſtarr und ſtillſchweigend zu, bis er ſich endlich erklärte: Er habe gehört daß in dem benachbarten Reichsſtifte *** von einer ſolchen Philoſophie vor einiger Zeit viel Aufhebens gemacht worden ſey.

Benachbart? rief Gundibert verwundernd aus; denn dies war das Reichsſtift, wo ſein Univerſitätsfreund P. Benno Dachſtein Profeß gethan hatte. Er vernahm, es ſey nur ein Paar Stunden entlegen, und der

Entſchluß, den P. Benno zu ſehen, ward ſogleich gefaßt und bald ausgeführt.

Neunzehnter Abſchnitt.

Auf dem Wege nach dem Reichsſtifte freute ſich Gundibert zwar auf die Zuſammenkunft mit ſeinem kritiſchen Freunde; aber noch ein größeres Verlangen trug er den vortreflichen Abt kennen zu lernen, welcher der Aufklärung dergeſtalt ergeben war, daß er ſeinen P. Benno über funfzig Meilen nach Jena geſchickt hatte, um von da die köſtliche Perle der kritiſchen Philoſophie in ſein Stift zu holen. Er zweifelte nicht, auch der Prälat ſelbſt werde der Philoſophie von vorn ergeben ſeyn, und er rechnete darauf ſich mit ihm darüber zu unterhalten, ob ihm gleich zuweilen das Herz ſchlug, der Abt möchte ihm wohl gar, wie der P. Benno, die Verſöhnung und die Transſubſtantiation aus den Grundſätzen der Religion innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft beweiſen wollen.

Er ſah in und um dem Stifte lauter frohe Geſichter, und alle brachen in das Lob des guten Abts aus. Da ſieht man, ſagte er bey ſich ſelbſt, daß die kritiſche Philoſophie in der Sinnenwelt erwünſchte Wirkungen haben kann; denn unfehlbar hat P. Benno und der vortrefliche Prälat die Gebote der reinen Vernunft im Stifte allgemein gemacht. Er fragte nach dieſem Pater, erfuhr aber, er wäre nicht mehr im Stifte gegenwärtig. Er ward indeß gaſtfreundlich aufgenommen, ungeachtet er zu Fuße kam und nur ganz ſchlicht gekleidet war. Der P. Lektor, da er hörte und aus ſeinen Reden ſchloß er ſey ein Gelehrter, nahm ihn mit ſich, da eben die Stunde ſchlug, wo er phyſikaliſchen Unterricht zu geben hatte, und ſtellte ihn nachher ſeinem Abte vor.

Er ward auch von dem Prälaten ſehr wohl aufgenommen, und in der Unterhaltung zeigte derſelbe ſo viel Einſicht als Leutſeligkeit. Gundibert empfahl ſich ihm, theils durch ſeine mancherley Kenntniſſe, wobey er aus Klugheit nur wenig von der kritiſchen Philoſophie merken ließ, da der Prälat immer kurz davon abbrach und die andern

Konventualen gar nicht davon ſprachen, theils durch ſeine Gutmüthigkeit und ſeinen Frohſinn; denn der Abt mochte gern frohe Menſchen um ſich haben.

Der Abt ſelbſt war ſo gutmüthig, Gundiberten ganz ausreden zu laſſen, wenn zuweilen doch unvermerkt in ihm das Lob der kritiſchen Philoſophie überzuſtrömen anfing; aber er antwortete gewöhnlich mit nichts als mit einem Hm! oder mit einem ſanften Lächeln. Gundibert wunderte ſich zwar darüber, traute ſich aber nicht näher zu fragen. Auch wurden im Stifte, deſſen Lehrſtunden er fleißig beſuchte, außer der Mathematik keine andere als empiriſche Wiſſenſchaften und Künſte gelehrt, von der kritiſchen Philoſophie hörte er gar nichts, auch fand er in den Fragen der Lehrer und in den Antworten der jungen Leute zwar oft viel geſunde Vernunft, aber gar keine vonvornige Philoſophie. Auf Erkundigung antworteten die Konventualen: der Abt hielte für unnöthig, daß dieſe Philoſophie gelehrt würde. Er konnte nicht begreifen, daß von der Sendung des P. Benno nach Jena im Stifte gar keine Spur übrig ſey. Er fragte nach ihm und hörte, er ſey ein Kartäuſer geworden. Das wunderte ihn ſehr, aber er konnte nicht mehr darüber erfahren.

Indeß blieb er mehrere Wochen im Stifte und ward immer erſucht länger zu bleiben, weil der Prälat an ſeinem Umgange Gefallen fand, und ſich täglich mehrere Stunden mit ihm unterhielt. Nach und nach entſtand mehr wechſelſeitiges Vertrauen zwiſchen ihnen. Gundibert fand ſich ganz in die Ordnung des Hauſes, wohnte nicht nur den Lehrſtunden und den mancherley andern Beſchäftigungen bey; denn es waren im Stifte beſtimmte Stunden, der Muſik, dem Zeichnen und Malen, dem Aufnehmen und Zeichnen von Landcharten, dem Drechſeln, dem Modellmachen und mancherley andern mechaniſchen Beſchäftigungen gewidmet nach der Fähigkeit eines jeden. Sondern, wenn alle in die Kirche zu den vorgeſchriebenen Tageszeiten gingen, ſo ging er öfter auch hinein und hörte ſie ohne Ekel; denn der Abt hatte ſogar dafür geſorgt, daß nicht durch die Naſe gebetet und das Oremus mit kreiſchender Stimme herausgequält wurde.

In einer Nacht konnte Gundibert wegen

heftigen Zahnweh's nicht ſchlafen. Er warf ſich im Bette herum, und da er nach Mitternacht die Glocke zur Mette läuten hörte: ſo fiel ihm ein, da er doch nicht ſchlafen konnte, in die Kirche zu gehen, weil er nichts beſſeres zu thun wußte. Er ſtand auf und kleidete ſich an, wunderte ſich aber nicht wenig, da er die Kirche verſchloſſen fand und durch die Fenſter außer dem ewigen Lichte keine Erleuchtung ſah. Er konnte nicht umhin, da er ſich nach Tiſche mit dem Prälaten, wie gewöhnlich, allein unterhielt, dies zu erzählen und zu fragen, woher es wohl gekommen daß die Kirche geſchloſſen wäre.

Der Prälat lächelte und ſagte: »Sie ſind ein vernünftiger Mann und ſo viel ich Sie beobachtet habe, redlich und gutmüthig. Sie werden nicht verrathen was verſchwiegen bleiben muß. Ich habe die Nachtmetten ſchon ſeit langer Zeit abgeſchafft. Es wird aber geläutet; denn es iſt gar nicht nöthig, daß man auswärts wiſſe was wir in unſerer innern Einrichtung für beſſere Ordnungen machen. Ich ſtehe mich mit dem Biſchofe und mit dem Vicarius genera-

»lis in spiritualibus gut, und ſo wird niemand
»weiter fragen. Ich wollte, ich könnte
»auch bey Tage etwas beſſeres im Chore
»ſingen laſſen, das iſt aber nicht möglich zu
»machen. Das Kloſterleben hat ſeine Beſchwerlichkeiten,
»wie andere Arten zu leben,
»und noch mehr. Ich ſuche ſie zu mildern
»ſo viel ich kann. In jedem Stande müſſen
»viel vergebliche Dinge gethan werden, weil
»es ſo Herkommens iſt oder weil es zur
»äußern Konvenienz des Ganzen gehört oder
»aus andern Urſachen. So ſind die Horae
»in den Klöſtern. Es wäre nicht möglich ſie
»ganz abzuſchaffen; aber diejenigen die in der
»Nacht und lange vor Sonnenaufgang gehalten
»werden, habe ich mit Beyſtimmung
»meiner Konventualen eingehen laſſen. Des
»Nachts muß jeder Menſch ruhig ſchlafen,
»damit er bey Tage arbeiten und froh ſeyn
»könne; denn beides halte ich für die Beſtimmung
»jedes Menſchen, und habe von
»Anfang an alle meine Untergebenen im
»Stifte dazu zu bilden geſucht. Daher
»mußte ich Ihren P. Benno, nach welchem
»Sie Sich einigemal erkundiget haben, abſchaffen,
»weil er mir hinderlich war. Ich

»ſchickte ihn nach Jena in der beſten Meinung, weil ich ſo viel pralen hörte von der großen Aufklärung, welche die kritiſche Philoſophie mit ſich bringe, wovon ich noch gar nichts wußte. Er blieb da Jahre lang und bezog ſogar, mit meiner Erlaubniß, einen philoſophiſchen Reichstag. Ich hatte ſehr große unbeſtimmte Hoffnungen; aber als er zurückkam und mir von der neuen Philoſophie einen Begriff entwarf, und nachdem ich die Bücher geleſen hatte, die er als wichtige Schätze mitbrachte: ſo ſah ich ſehr deutlich daß mit ſolcher Philoſophie weder in Klöſtern noch außer Klöſtern irgend etwas Nützliches auszurichten ſeyn werde; ich habe ſie daher nie lehren laſſen. Der P. Benno war übrigens, ehe er nach Jena ging, ſchon ziemlich rechthaberiſch und unruhig, durch die kritiſche Philoſophie war er vollends ein heftiger Schwätzer geworden, der niemand zum Worte kommen ließ, und voll philoſophiſchen Stolzes jeden über die Achſel anſah. Ich hatte im Stifte einen alten P. Lektor gefunden, der bis ins Innere der ſcholaſtiſchen Philoſophie gedrungen war und alle unſere jungen

»Leute zu lauter ſpitzfindigen ſcholaſtiſchen »Dialektikern machte. Dieſem dachte ich eigentlich den P. Benno zur Nachfolge zu »geben und dadurch eine vernünftigere Philoſophie bey uns einzuführen; aber der »brachte eine eben ſo ſeelenloſe Dialektik »mit. Nun war alles noch ärger; denn die »zwey Dialektiker fuhren aufeinander los. »Der Alte verketzerte den jungen, der junge »ſchalt den Alten einen Dummkopf, alle »Konventualen nahmen Theil, und unſere »Ruhe war ganz geſtört; um deſto mehr, »da P. Benno eben ſo bigott wurde wie der »Alte, um ſich wie er einen Anhang zu »machen. Ich mußte mein ganzes Anſehen »anwenden, damit nicht durch die Philoſophie das bigotte Weſen im Stifte noch viel »ärger würde. Ich zwang durch den Gehorſam beide Disputirmäuler zum Stillſchweigen. Nun nützte ich den Hang beider Dialektiker zum beſchaulichen Leben, um jedem »einzeln den Vorſchlag thun zu laſſen, daſſelbe im Kartäuſerorden zu ſuchen. Dieſen »Vorſchlag ließen ſie ſich gefallen, der Alte »wegen ſeines Alters, und P. Benno vermuthlich aus Verdruß daß er ſich keinen

»Anhang machen und durch ſeine Philoſophie von vorn nicht glänzen konnte. Ich ließ es mir etwas koſten, um vom Papſte die Erlaubniß zu erhalten, und ward ſo der Ruheſtörer los. Nun ſind ſie bey den Kartäuſern außer der ſinnlichen Welt, wo dergleichen Leute ohnehin nie zu Hauſe ſind, und da mögen ſie unter dem Gebote des ewigen Stillſchweigens über die haecceitas und das Esse essentiae oder über die Kategorieen und über das freye unabhängige Selbſt mit ſich ſelbſt disputiren. Ich war froh ihrer los zu ſeyn, und ſeitdem iſts mir ziemlich gelungen meinen Untergebenen die leidigen dialektiſchen Formen zu verleiden und ſie dafür zur geſunden Vernunft zurückzubringen, damit ſie dem doppelten Zwecke der Menſchheit, ſo viel möglich iſt, näher gebracht werden. Ich laſſe gar nicht mehr Spekulation lehren, und laſſe gar nicht mehr disputiren; ſondern jeder muß arbeiten, mit der Hand oder mit der Feder, je nachdem er Fähigkeit hat, oder je nachdem er fürs Ganze gebraucht wird; aber ich trachte auch jeden dahin zu ſtimmen, daß er Frohſinn übrig behalte: denn ohne

»beides iſt nirgend wahres Glück zu finden. Ich mache ihnen das Gelübde der Armuth leicht, indem ich keinen am Nöthigen Mangel leiden laſſe, und ſorge daß jeder noch ein kleines Eigenthum behalte, wovon er freyen Gebrauch machen kann. Das Gelübde des Gehorſams iſt ihnen auch ſehr erleichtert, indem ihnen, wenigſtens mit meinem Wiſſen, nichts befohlen wird als was vernünftig iſt, oder was bey dem Zuſtande worin wir leben unvermeidlich erfordert wird; und ſich darin gutwillig zu ſchikken iſt ein wichtiger Theil der wahren praktiſchen Vernunft.«

Gundibert lächelte ein wenig und machte eine bedeutende Miene.

»Es ſcheint Sie wollen etwas ſagen, ſagen Sie es nur heraus.«

»Die Religioſen haben noch ein Gelübde. Geſetzt, es möchte Einer der Ihrigen bey dem Gelübde der Keuſchheit einige Schwierigkeit finden?«

»Ich ſuche alle diejenigen die mir anvertraut ſind, zu verſtändigen und ehrliebenden Leuten zu machen. Allenfalls wird der welcher Schwierigkeiten finden ſollte, mich nicht fragen, ich werde ihn auch nicht fragen, und wonach niemand fragt darüber urtheilt ſelbſt die Kirche nicht. Überdies bewahret beſtändige Beſchäftigung und beſtändige Achtſamkeit auf ſich vor vielen unnützen Gedanken.«

Gundibert war mit allem ſo zufrieden, was er in dieſem Stifte ſah, daß er beynahe ſelbſt hätte darin Mönch werden mögen.

»Nein!« ſagte der Abt lächelnd, »jeder Menſch muß von dem Standpunkte ausgehen, worin er ſich befindet und den er ſich gewöhnlich nicht ſelbſt wählen kann; alſo auch Sie. Ich würde keine Klöſter anlegen, wenn noch keine vorhanden wären, und werde niemand rathen ins Kloſter zu gehen. Ich ſelbſt bin dazu verleitet worden in einem Alter wo man keine richtigen Begriffe von den Dingen in der Welt und von der menſchlichen Natur haben kann; und es iſt mir ſchwer genug geworden mich in meine Lage zu ſchicken, bis ich endlich lernte, daß die erſte Pflicht eines weiſen Mannes iſt: zu ertragen was er nicht ändern kann. Da ich aber nunmehr unwiderbringlich an die Kloſtergelübde gefeſſelt und dahin ge-

»Langt bin ein Vorgeſetzter zu werden, halte ich es für meine Pflicht, die Menſchen, welche wie ich ans Kloſter gebunden ſind an Verſtand und Willen ſo ſehr zu vervollkommnen als ich kann, und ſie dadurch ſo glücklich und zufrieden zu machen als es in unſerer Lage möglich iſt. Ich weiß wohl daß der Stand eines Hausvaters vorzüglicher iſt, als der Stand eines Mönchs. Zu Hausvätern kann ich meine Mönche nicht machen, denn wir müſſen nun ſchon in der Lage bleiben worin wir ſind; aber ich trachte ſie ſo verſtändige, glückliche, ſich ſelbſt und andern ſo nützliche Menſchen werden zu laſſen, als es die Lage eines Mönchs verſtattet. Ich bin ſehr erfreut, daß mir dies über mein Erwarten gelingt, beſonders, daß ich die Unbrauchbaren nach und nach habe wegſchaffen können, und daß die ältern Konventualen, aus welchen nach meinem Tode mein Nachfolger wird erwählt werden, mit mir ähnlich denken; ſo daß ich hoffen kann, das Gute werde in unſerm Stifte ausdauern und vielleicht einmal andern Stiftern ein Beyſpiel werden. Auf ähnliche Art ſollte billig jeder Menſch verfahren,

»und zwar dem Standpunkte gemäß worin er
»von der Vorſehung geſetzt iſt. Wer immer mit
»nichts als allgemeinen Geſetzen und Geboten
»aufgezogen kommt; ja, wer ſich wohl gar
»einbildet, er könne bloß mit ſolchen Gemeinſprüchen
»die Welt im Allgemeinen belehren,
»wie ſie eigentlich beſchaffen ſeyn ſollte: der
»wird nie auf die Welt wirken, ſondern entweder
»ausgelacht oder verachtet werden,
»oder beides. Einen beſtimmten Standpunkt
»muß jeder haben der wirken will; ſonſt
»wirkt er nirgend hin, und ſchreibt in der
»reinen Theorie etwas vor was in der Praxis
»nicht kann gehalten werden. Wer unbedingt
»gebieten will und nicht auf die unvermeidlichen
»Bedingungen und Einſchränkungen
»die ſich in jeder Lage in der Welt finden,
»Rückſicht nimmt, bauet eine Mühle
»ohne auf die Friktion der Räder zu
»rechnen, welche alſo mit aller ſeiner vermeinten
»Weisheit jeden Augenblick ſtille
»ſtehen wird. Wenn hingegen jeder in ſeiner
»Lage ſo viel Gutes thun wollte als er
»kann; wenn jeder, ſo viel an ihm iſt, den
»Verſtand und den Willen und die Neigungen
»an ſich ſelbſt und an allen die um ihn

ſind zu beſſern ſuchte; ſo würde Tugend und Geſelligkeit und Glückſeligkeit und Zufriedenheit unter den Menſchen bald allgemeiner werden.«

Gundibert ſagte lächelnd: »Sie ſind ja faſt eben der Meinung wie unſer alter Luther, welcher in ſeiner altväteriſchen Treuherzigkeit ſagte:

»Ein jeder lern' ſein' Lektion,
»So wird es wohl im Hauſe ſtohn.«

»Ja wohl! wenn Sie mich nicht verrathen wollen, ſo bekenne ich Ihnen: Luther war ein großer Mann. Und ich halte dafür, er war ein größerer und für das menſchliche Geſchlecht nützlicherer Mann, als Kant; ſo viel Achtung ich auch übrigens für deſſen Scharfſinn, für deſſen Erfindungskraft und für deſſen anhaltenden »Fleiß habe. Kant wirkt auf theoretiſche »Spekulation weniger deutſcher Philoſophen, »und die Wirkung wird bald aufhören. Luther gab dem ganzen Europa, das in die »gröbſten Vorurtheile und in grobe Immoralität verſunken war, einen allgemeinen »Anſtoß ſich durch Entwickelung der Denk-

»kraft und der geſunden Vernunft aus Aberglauben und grober Unſittlichkeit herauszureißen, wovon auch wir Katholiken an»fangen jetzt die wohlthätige Wirkung zu »fühlen. Und dennoch war Luthers theoretiſche Theologie und Philoſophie gerade »ſeine ſchwächſte Seite; aber durch dergleichen ſtiftet auch niemand dauerhaften Nutzen oder erwirbt ſich dauerhaften Ruhm. »Wir bekümmern uns lange ſchon nicht mehr »um das servum arbitrium und werden uns »in zehn Jahren oder noch früher um den »intelligibeln Purismus oder um den ſymboliſchen Zoomorphismus eben ſo wenig bekümmern. Die geſunde Vernunft, und was ſich »darauf gründet, und daraus fließt, gleicht einem Eichbaume, der in ſeiner eigenthümlichen »Kraft Jahrhunderte dauert. Die reine Spekulation von vorn iſt veränderlich, und was »daraus fließt, gleicht hinfälligen Blümchen, »die nach wenigen Monaten verwelken, und »jährlich aus neuem Saamen mit guter »Wartung gezogen werden müſſen, wenn »man ſie wiederſehen will. Dies gilt nicht »bloß von Spekulationen in der reinen Philoſophie, ſondern von allen Erkenntniſſen

»und Dingen, wo Spekulation und geſunde »Vernunft anzubringen iſt, und noch mehr, »wo beide in Gegenſatz kommen.«

Gundibert ließ ſich durch des Abts freymüthiges Urtheil über Luther verleiten neugierig zu ſeyn. Er wollte ihn über Religion fragen, und beſonders ſeine Meinung wiſſen über ✠ ✠ ✠, o o o, ⊙ ⊙ ⊙, ⸢ ⸢ ⸢, und ∴ ∴ ∴.

Der Abt nahm ſeinerſeits nun auch eine ernſthafte und bedeutende Miene an und erwiederte: »Ich pflege ſo wenig von der Religion zu re»den als von dem was ich geſtern Mittag ge»geſſen habe. Aber im Allgemeinen vermeide »ich alles was mir unverdaulich iſt, ohne »mich daran zu kehren was ein anderer ver»dauen kann, und eſſe nichts als was mich »nährt, Gewürz etwa ausgenommen, und »deſſen muß wenig ſeyn. Mein Wohlbefin»den muß übrigens jedermann zeigen, ob »ich eſſe um zu leben, oder lebe um zu »eſſen.«

Zwanzigſter Abſchnitt.

Gundibert unterhielt ſich noch oft und lange mit dem Prälaten, und lernte jedesmal etwas Nützliches von ihm. Die Art wie derſelbe ohne alle formale Philoſophie ſein Stift verbeſſert hatte, fiel ihm ſehr auf, und je mehr er alles im Stifte in ſeiner ganzen Mannichfaltigkeit ſah, wo jeder heiter, verſtändig, zufrieden war und zum Wohl des Ganzen willig arbeitete, jemehr er vollends dieſe Mönche mit andern verglich; deſto mehr merkte er wohl daß der Abt den einzigen rechten Weg gewählt hatte. Er ſah ein, wenn P. Benno auch im Stifte die kritiſche Philoſophie und ſogar die Wiſſenſchaftslehre in ihrer größten Subtilität gelehrt und alle Konventualen zu lernbegierigen Schülern gehabt hätte; ſo wären dadurch doch wenig vernünftige Gedanken ins Stift gekommen. Es wäre nur Eine ſcholaſtiſche Theorie mit der andern verwechſelt worden, und die klöſterliche Bigotterie hätte zwar eine neumodiſchere Geſtalt angenommen, wäre im Grunde aber eben dieſelbe geblieben. Er ſah ein, wie es mit dieſen Mönchen wäre, werde es auch wohl mit andern Menſchen ſeyn, und ſüchte zuerſt die Anwendung auf ſich ſelbſt. Er fragte ſich: wieviel ſein Verſtand und Herz in den Jahren gewonnen habe, da er mit dem Speciale philoſophirte und dabey doch, obgleich in einem ſehr eingeſchränkten Wirkungskreiſe, andern Menſchen nützlich geweſen war? Er verglich dagegen wie viel in der längern Zeit, da er nichts als leere Spekulation von vorn getrieben hatte, ſein Geiſt gewonnen habe, und die Vergleichung fiel nicht zum Vortheile der längern Jahre aus. An Subtilität und dialektiſcher Spitzfindigkeit hatte ſein Geiſt ſehr zugenommen, ſonſt an nichts. Dabey ward er täglich mißtrauiſcher gegen die Richtigkeit vieler Sätze, die er lange als allgemeingültige Wahrheiten von vorn betrachtet hatte. Er überzeugte ſich täglich mehr, daß die Wahrheiten der geſunden Vernunft und der geprüften Erfahrung eben ſo ſicher und viel ſicherer ſind, als die meiſten Wahrheiten der reinſten Spekulation von vorn und daß in Abſicht auf den Nutzen fürs menſchliche Geſchlecht gar kein Vergleich zu machen ſey;

ſeinen Nebenmenſchen aber nützlich zu werden ſah er nunmehr für eine nothwendigere Pflicht an, als irgend ein kategoriſches Geſetz von vorn. Er faßte nun den feſten Vorſatz nach Urach zurückzugehen um mit ſich ſelbſt und mit ſeinem Freunde dem Speciale zu überlegen, welche Art der Thätigkeit die zugleich andern nützlich wäre, für ihn die ſchicklichſte ſeyn möchte. Das ſchien ihm nunmehr der wahre Zweck zu ſeyn der zugleich Pflicht iſt; denn die Thätigkeit, durch welche man ſein freyes unabhängiges Selbſt ſich in die Augen ſpringen läßt, ſchien ihm jetzt nicht weder zweckmäßig, noch einem vernünftigen Menſchen anſtändig zu ſeyn. Durch bloße empiriſche Thätigkeit, wodurch er auch andern nützlich würde, glaubte er ſelbſt Kants Gebot: »Sich vollkommen, andere aber »glücklich zu machen,« eher zu befolgen *)

---

*) Gundibert hatte hierin ganz unrecht. Kants Tugendlehre beſiehlt zwar S. 13 »als Zweck der »zugleich Pflicht iſt: Eigene Vollkommenheit »und fremde Glückſeligkeit.« Vorher aber hatte die Metaphyſik der Sitten (S. 23) — »um »nicht die Gebote der Pflicht im Grunde zu »verderben und um ihre ganze Würde zu »bringen,« — verboten, in irgend eine Maxime zum Handeln etwas von eigener Glückſe-

als durch alles Nachdenken und Streiten, »wie es wohl mit den indirekt ſynthetiſchen Urtheilen über die Würdigkeit zur Glückſeligkeit beſchaffen ſeyn möge.

Indeß hatte er unvermuthet ein kleines Recidiv von kritiſcher Philoſophie. Es war doch ein junger Konventual im Stifte, der P. Iſidor, welcher vom P. Benno die Anfangsgründe dieſer Philoſophie erlernt und nachher, mit Erlaubniß des Abts, Kants Schriften fleißig ſtudirt hatte. Der Abt ſagte: »Ich erlaube ihm dies zur Ergötzung, »weil er es ſo ſehr wünſcht und weil er die »übrigen gemeinnützigen Arbeiten im Stifte »dabey nicht verabſäumt. Er iſt übrigens

---

ligkeit einfließen zu laſſen; hingegen geboten, die Würdigkeit dazu eifrig — wohlverſtanden von vorn, zu ſuchen. Da nun die Tugendlehre hoffentlich nicht wird verlangen wollen: der Tugendhafte ſolle andere glücklich machen die der Glückſeligkeit nicht würdig wären; die Würdigkeit zur Glückſeligkeit aber eine reine Vernunftidee iſt: ſo erhellet, daß ſowohl bey dem Beglückenden, als bey dem der beglückt werden ſoll, die genaue Kenntniß der indirekt ſynthetiſchen Urtheile unerläßlich iſt, und daß ohne gründliches Studium der Kritik der praktiſchen Vernunft ſchwerlich jemand wird rein tugendhaft werden oder einen andern glücklich machen können.

»ein guter Mathematiker, und ich werde ihm zu ſeiner Zeit auftragen alle Ländereyen des Stifts zu vermeſſen, da werden ihm die friſche Luft nebſt den kleinen Zänkereyen der Bauern ſchon die vonvornigen nothwendigen Grundſätze ſo viel nöthig iſt, aus dem Sinne bringen.«

P. Iſidor, mit dem ſich Gundibert öfter unterhielt, machte ihn mit einer ſchönen und reichen Dame bekannt, welche durch ihn Kenntniß von der kritiſchen Philoſophie erhalten hatte und ihr jetzt ſehr ergeben war. Gundibert hatte noch keine kritiſche Philoſophinn geſehen und fuhr in Geſellſchaft des P. Iſidors nach ihrem ganz nahe gelegenen Gute.

Sie fanden eine ſchöne blonde Wittwe von etwa ſechs und dreyßig Jahren, reizend, aber blaß und nervenkrank, nachläſſig auf ihrem Sopha liegen. Dieſe Schöne war ganz auf dem kategoriſchen Imperativ verseſſen. Sie that alles aus Achtung gegen das Geſetz, aber das Geſetz war auch dagegen ſo gefällig ſich nach den Launen einer ſchönen Frau zu bequemen, welches es ja ſogar zuweilen bey kritiſchen Philoſophen thun muß, welche älter ſind als ſechs und dreyßig Jahre. Doch war unſere kritiſche Dame ſehr bemüht, daß die Abſicht glückſelig zu werden auf ihre Maximen keinen Einfluß haben möge, wie es denn auch einer ſchönen nervenkranken Wittwe nicht ſo leicht iſt ſich glücklich zu machen. Übrigens liſpelte ſie ihre reinen Verſtandesbegriffe zärtlich minaudirend mit halbem Munde heraus, und wenn ſie ſich mit ihrer Schweſter ſtritt, ſo war immer das dritte Wort die Beſchuldigung: »daß dieſe empiriſche Perſon ſich nicht zum »ſittlichen Ich erheben könne und durch »ihre ſinnlich-empiriſchen Begriffe von »Moral die erhabenen unbedingten »unendlichen ſittlichen Weſen überhaupt zu vernünftig-endlichen herabſetze« *).

---

*) Da die ſchöne Wittwe katholiſch iſt, ſo wäre es leicht möglich, daß ſie eine Mitarbeiterinn der Salzburgiſchen Litteraturzeitung wäre; denn da findet ſich eben dieſe Klage wörtlich (Nr. 12 des J. 1797. S. 179). Es muß eine artige Gruppe geben, wenn ſich ein erhabenes unendliches ſittliches Ich einem freyen ſich ſelbſt ſetzenden Ich zugeſellet, das eben ſchauernd vernimmt, es ſey ein Menſch; wovon der zweyte Anhang §. 13 nachzuleſen iſt.

Ihre Schweſter war eine reizende Brunette, die auf nichts als auf geſunde Vernunft und muntere Laune Anſpruch machte und die ältere wegen ihrer kleinen Manieren beſtändig neckte und ihr zuweilen mit trockner geſunder Vernunft mehr ſagte, als ihre kritiſchen Nervenzufälle vertragen konnten.

Die ſchöne Wittwe war durch Gundiberts Ankunft ſehr geſchmeichelt; denn daß ein fremder kritiſcher Philoſoph ſie ſeiner Aufmerkſamkeit würdig hielt, war ihrer gelehrten Koketterie eine Art von Eroberung. Sie kam ihm daher mit den holdſeligſten kritiſchen Terminologieen entgegen, und es währte nicht lange, ſo waren ſie tief im Geſpräche. Nicht etwa in verliebten Geſprächen, ob dieſe gleich ſo wie das Transſcendentale in der kritiſchen Philoſophie, »von »vorn vor aller Erfahrung gehen,« und eben ſo wie dieſes, »zu nichts mehrerem beſtimmt ſind, als lediglich Erfahrungskenntniſſe möglich zu machen« *).

Eine Materie brachte auf die andere, und

---

*) Kants Prolegomena jeder künftigen Metaphyſik S. 204.

weil die Schöne die ſehr gute Gabe hatte zu ſchweigen, wenn ihr Vorrath von transſcendentalen Terminologieen eben verbraucht war [*]); ſo hörte ſie aufmerkſam einem Streite über das moraliſche Grundgeſetz zu, welchen Gundibert mit dem P. Iſidor mit ziemlicher Lebhaftigkeit führte. P. Iſidor hielt nämlich, wie ſichs gebürt, auf die Äußerſte Strenge und Lauterkeit des Sittengeſetzes, da es bekanntlich ſonſt alle Würde verliert. Gundibert hingegen der, wie ſchon bemerkt worden, ſeit einiger Zeit anfing ſich von der reinen Philoſophie etwas abzuwenden, erwiederte darauf, es werde auf die Lauterkeit des theoretiſchen Sittengeſetzes vielleicht weniger ankommen, als auf die Lauterkeit und Pflichtmäßigkeit der moraliſchen Handlungen, wenn ſie auch aus natürlichen guten Neigungen entſtänden. Er ſetzte hinzu, es ſchiene ihm ſeit einiger Zeit beynahe nothwendiger zu ſeyn, bloß empiriſch dahin zu arbeiten, daß die Kräfte der Neigungen und der Sinnlichkeit überhaupt auf den rechten guten Weg gelenkt würden, als den abſtrahirenden Verſtand mit einer ſubtilen Theorie zu bemühen, die in der menſchlichen Geſellſchaft beynahe gar nichts nützen könne; da der gemeine Verſtand ohne alle Theorie von vorn den *rechten Weg zur Moralität* eben ſo gut und beſſer zu treffen wiſſe, als die reine Vernunft von vorn *).

---

[*]) Es iſt dies zwar nicht ein Gebot der reinen praktiſchen Vernunft, ſondern nur ein Rath der Klugheit, welche bekanntlich in der neuen Philoſophie wenig bedeutet; doch würden viele kritiſche Philoſophen, beſonders die, welche die reine Philoſophie auf die empiriſche Welt, z. B. auf Theologie, Naturwiſſenſchaft, Politik und Griechheit anwenden wollen, ſehr wohl thun, diesmal dem Rathe der Klugheit eher als den Bedürfniſſen ihrer reinen praktiſchen Vernunft zu folgen. Viele von den kritiſchen Terminologieen, die in einem kleinen Aufſatze oder im Anfange einer Schrift ein großes Anſehen von Wichtigkeit und Gründlichkeit geben, verlieren in größern Werken zu viel gebraucht, alle ihre Bedeutſamkeit, weil man nach und nach merkt, daß ſie oft als leere Worte da ſtehen.

P.

---

*) Gundibert iſt hier keinesweges, wie man etwa glauben möchte, in einer *kritiſchen Ketzerey* oder auch nur mit einer *kritiſch übellautenden* Vorſtellung befallen. Kant ſelbſt ſagt: »Wenn der gemeine Verſtand alle ſinnliche »Triebfedern von praktiſchen Geſetzen aus»ſchließt, wird er alsdann ſogar ſubtil, es mag »ſeyn daß er mit ſeinem Gewiſſen oder andern »Anſprüchen in Beziehung auf das was recht

P. Iſidor antwortete: »Selbſt die Weisheit bedarf der Wiſſenſchaft, nicht um von ihr zu lernen, ſondern ihrer Vorſchrift Eingang und Dauerhaftigkeit zu verſchaffen« *).

Gundibert ſchüttelte den Kopf, ſagend: »Daß dieſe ſubtile Theorie den Lehren der

---

heißen ſoll, ſchikaniren, oder auch den Werth der Handlungen zu ſeiner eigenen Belehrung aufrichtig beſtimmen will; und, was das meiſte iſt, er kann im letztern Falle ſich eben ſo gut Hoffnung machen, es recht zu treffen, als es ſich immer ein Philoſoph verſprechen mag, ja er iſt beynahe noch ſicherer hierin als ſelbſt der letztere, weil dieſer doch kein anderes Princip als jener haben, ſein Urtheil aber durch eine Menge fremder nicht zur Sache gehöriger Erwägungen leicht verwirren und von der geraden Richtung abweichend machen kann« (S. Metaphyſik der Sitten S. 22). Da nach dem Urtheile des Meiſters der kritiſchen Philoſophie der Weg der geſunden Vernunft in der Moral zu gehen ſicherer iſt, ſo kann man wohl, ohne Rückſicht auf ſubtile Theorie, dieſen Weg wandeln. Die geſunde Vernunft aber dürfte ſich wundern, wie es zugehe, daß der Philoſoph von vorn »durch fremde zur Sache nicht gehörige Erwägungen« die Beurtheilung der wichtigſten Gegenſtände des moraliſchen Werths der Handlungen, »leicht verwirren könne.« Vermöge der Logik dürfte er dies nicht thun, und einem Geſetze der praktiſchen Vernunft von vorn zufolge kann er es doch auch nicht thun.

*) Eigene Worte Kants in der Metaphyſik der Sitten S. 22.

»Weisheit Eingang verſchaffe, habe ich wenigſtens empiriſch noch nicht gefunden, und »es will mir nicht einleuchten, daß ſolche »Theorie ein dauerhafter Damm ſeyn »werde, wenn die Leidenſchaften ſtürmen. »Ich habe lange auch ſo geträumt, da ich »immer ein transſcendentales oder eigentlich »transſcendentes ſittliches Ich im Sinne »hatte, aber ſeitdem ich den Menſchen in »ſeiner gemiſchten Natur betrachte, ſo finde »ich daß man mit der geſunden Vernunft »viel weiter kommt —«

P. Iſidor fiel ſchnell ein: »Wenn auch »die gemeine Vernunft die ſinnlichen Menſchen moraliſch machen könnte: »Es iſt eine »herrliche Sache um die Unſchuld, nur »iſts auch wiederum ſehr ſchlimm, daß ſie »ſich nicht wohl bewahren läßt und »leicht verführt wird« *).

Gundibert erwiederte: »Die Unſchuld der »Moralität die aus gemeiner geſunder Vernunft kommt, wird durch ſich ſelbſt beſſer bewahrt, als durch die Kette eines ſpitzfindigen

---

*) Kant ſagt dies wörtlich a. a. O.

»Sorites. Die Unſchuld wird durch die kalte Theorie am allerwenigſten vor Verführung geſchützt. Betrachten Sie das ganze Volk der Theoriſten ob ſie wohl weniger als andere von ihren Leidenſchaften zu unmoraliſchen Handlungen getrieben werden? Die edelſte Unſchuld iſt die welche auf innern moraliſchen Geſinnungen beruht, und die bleibt, unbewahrt, wie ſie iſt.«

Die blonde Wittwe ſchwang ihr weißes Schnupftuch längs ihrem Lotterbette, und fuhr in ſüßſtammelndem Unwillen auf: »Aber wahrlich, P. Iſidor, Sie ſind ungezogen, daß Sie vorgeben die Unſchuld der Frauen müſſe bewahrt werden. Es iſt ungezogen, ſage ich, und Herr Gundibert hat Recht, daß die edelſte Unſchuld unbewahrt am unſchuldigſten iſt! — Nein! Sie ſind unausſtehlich, P. Iſidor!

Der Pater erwiederte: »Gnädige Frau! Es iſt nicht von der weiblichen Unſchuld, ſondern von der Unſchuld der gemeinen Vernunft die Rede.«

Die Blonde warf ſich zurück, ihr weißes Tuch aufs Lotterbette ſchlagend: »Nun, immer ärger! Ich kriege meine Kopfkolik!« —

Sie klingelte: «Roſine! gieb mir Eau de »Cologne! — Als ob die Vernunft nicht »weiblich wäre! Die Unſchuld und die Ver»nunft ſind weiblich, daß Sie's wiſſen, P. »Iſidor!«

In des armen Gundibert's Miſchung von Neigungen und Geiſteskräften war nicht die geringſte Anlage zur Galanterie. So holdſelig ſchmachtend ihm auch die großen blauen Augen Beyfall zugewinkt hatten; ſo rückte er ganz ernſthaft ſeinen Stuhl etwas näher, um die ſchöne Wittwe zu belehren, daß weder in der reinen Philoſophie noch im ewigen Himmel Unterſchied der Geſchlechter anzunehmen ſey.

Die Schöne wollte nicht gleich nachgeben. P. Iſidor redete dazwiſchen von den vonvornigen Geſetzen, Gundibert von den vonhintenigen Erfahrungen. Alle drey redeten zugleich, alle drey verſtanden ſich nicht, und alle drey widerlegten einander: jeder hatte ſeine von vorn nothwendige Meinung, und keiner wollte von der Meinung des Andern etwas hören.

Die brünette Schweſter, da der Streit am lauteſten war, ging um ihn zu ſchlichten ins Nebenzimmer, holte und präſentirte jedem mit einer tiefen Neigung eine Taſſe Thee. Das Schlürfen brachte wirklich die Philoſophie zum Schweigen, ſo daß die braune Dame zum Worte kam:

»Sie ſtreiten alle, Du meine liebe Philoſophinn und Sie Herren Philoſophen, und »ſo oft ich noch hier Philoſophie gehört »habe, ſo war's Streit. Habt Ihr Leute »denn gar nichts worüber Ihr Euch vereinigen könnt?

P. Iſidor zog eilig die Taſſe vom Munde: »Gnädiges Fräulein! Die Philoſophie erfordert nothwendig Vertheidigung der Wahrheit und Widerlegung der Falſchheit, und »daher muß nothwendig Wortwechſel und »Schriftwechſel ſeyn, ſonſt ſchläft die Philoſophie; das iſt von je her *) ſo geweſen.«

---

*) Cicero ſagt in der That etwas Ähnliches: In ipsa Graecia philosophia tanto in honore nunquam fuisset, nisi doctorum contentionibus et dissentionibus viguisset. Quamobrem hortor omnes, qui facere hoc possunt, ut hujus quoque generis laudem iam languenti Graeciae eripiant et perferant in hanc urbem. (Tusc. Quaest. Lib. II, c. 2). Die leztere Ermahnung würde in Deutſchland jezt unnöthig ſeyn: denn in Abſicht auf philoſophiſche Kon-

»Alſo wäre die Philoſophie wie ein Federball der, wenn er nicht geſchlagen wird, beſtäubt und unnütz im Winkel liegt? Iſt ſie wirklich ſonſt zu nichts nütze, als daß darüber geſtritten werde? Ich dächte, Ihr Damen und Herren Philoſophen, wenn Eure Philoſophie nützlich ſeyn ſoll, ſo müßtet Ihr doch über das Wichtigſte übereinkommen, und das andere worauf es nicht ſo ſehr ankommt, könntet Ihr immer liegen laſſen. Seyd Ihr aber über das Wichtigſte noch nicht einig, ſo ſeyd Ihr doch auch mit Eurer Philoſophie noch nicht weit. Wißt Ihr denn das worüber Ihr noch nicht einig ſeyd? Daß ich in vielen, ſonderlich in Euren höhern ſieben Sachen, unwiſſend bin, weiß ich ohne alle Philoſophie, und oft merke ich daß Ihr mit aller Eurer Phi-

---

tenſionen und Diſſenſionen iſt unſere Griechheit von vorn und von hinten geſetzt und ſetzt ſich ſelbſt alle Tage mehr. Auch ſieht der gangbarſte Theil unſerer Philoſophie der griechiſchen zu Athen kurz vor der Zeit des Sokrates merkwürdig ähnlich, ſo ähnlich, daß wir auch einen Sokrates ſehr nöthig hätten, der bey dem vielen kritiſchen Wiſſen, zum Beſten des geſunden Verſtandes, nichts wiſſen wollte.

»loſophie eben nicht mehr wiſſet als ich mit »meiner Unwiſſenheit.«

»Um Verzeihung, gnädiges Fräulein!« rief P. Iſidor, »die kritiſche Philoſophie führt »gerade zum Wiſſen, das iſt eben ihr »Vorzug. Da iſt kein Fürwahrhalten, kein »Glauben, kein Meinen; alles ſind nothwendige Grundſätze von vorn, daher iſt alles »darin gewiß, alles unſtreitig wahr!«

»Alles gewiß? Warum ſtreitet Ihr Herren denn beſtändig untereinander? Mich »dünkt, jeder von Euch hat ſeine eigene Gewißheit die des Andern Gewißheit entgegen »iſt, und zwey Gewißheiten im Widerſpruche »werden zwey Ungewißheiten. Ihre reine »Philoſophie, P. Iſidor, ſo nothwendig gewiß ſie ſeyn mag, iſt doch gewiß nicht ſo »unfehlbar als die Urtheile der Kirche. Nicht »wahr? Ew. Hochwürden wiſſen, ich bin »eine gute katholiſche Chriſtinn, eine gehorſame Tochter der Kirche, und glaube »alles was die Kirche zu glauben befiehlt; »alles, ohne Ausnahme. Aber was ich nicht »verſtehe oder was für mich ſeiner Natur »nach gar nicht brauchbar iſt, das laſſe ich »liegen und denke das ganze Jahr nicht daran, ſelbſt nicht in der öſterlichen Zeit. Aber was für mich nöthig und anwendbar iſt, daran denke ich täglich, oder ſo oft es erfordert wird. Könnte es nun mit der Philoſophie nicht eben ſo gemacht werden? Nur über das worüber Ihr übereinkommen könnt, nur über das was anzuwenden iſt, darüber vereinigt Euch; das Übrige laßt liegen, ſtreitet nicht dafür aber auch nicht dawider, wenigſtens nicht heftig. Ich dächte Ihr würdet nichts dabey verlieren, Ihr Damen und Herren Philoſophen! Was ſich die Kirche ſtillſchweigend gefallen läßt, könnte ſich die reine Philoſophie auch wohl gefallen laſſen?« — Sie ſah den P. Iſidor bedeutend an.

Der P. Iſidor mochte es vielleicht zu häßlich finden, ſich über eine Vergleichung der reinen Philoſophie mit der Kirche näher zu erklären; denn er ſchwieg auf die Ausforderung, welches ſonſt Philoſophen und Mönche nicht leicht, und die beides ſind, am wenigſten zu thun pflegen. Die blonde Wittwe tauchte einen Zwieback in ihr Theeſchälchen, Gundibert ſchlug die Augen nieder und dachte bey ſich ſelbſt: »Die Braune hat nicht Unrecht! Weniger philoſophiſche Sätze, und

»ſolche die dahin gerichtet ſind ſich über die »wichtigſten Gegenſtände zu verſtändigen, »nicht ſich voll Unmuth ewig zu ſtreiten, »oft ohne ſich wechſelſeitig zu verſtehen!«

So ſchieden die beiden Beſuchenden von der blonden Philoſophinn und von der braunen Unphiloſophinn. Als der P. Iſidor ins Stift zurückkam, erfuhr er von ſeinem Abte, daß die Landesvermeſſung in vierzehn Tagen angehen ſollte. Er dachte alſo vor der Hand lange nicht an die kritiſche Philoſophie, und es ſoll der kritiſchen Philoſophie gehen wie mancher Geliebten, welche bald ganz vergeſſen wird, wenn der Liebhaber nicht ununterbrochen an ſie denkt.

Ein und zwanzigſter Abſchnitt.

Gundibert fing an ſich nach und nach immer mehr zu überzeugen, daß die Menſchen, aus Vernunft und Sinnlichkeit vermiſchte Weſen, nicht für die düſtere Verſtandeswelt voller Ideen von vorn, ſondern für die ſchöne ſinnliche Welt geſchaffen ſind, wo ſie leben und wirken ſollen, in welcher allein ſie, durch Nachdenken mit Erfahrung und Genuß verſchwiſtert, ihre Geiſteskräfte ausbilden, in welcher und durch welche allein ſie die Zwecke ihres Daſeyns ganz erfüllen können. Das Beyſpiel des treflichen Abts, welcher ſelbſt ein ſo unnatürliches menſchheitwidriges Ding wie ein Kloſter iſt, der Menſchheit nützlicher zu machen nicht verzweifelte, überzeugte ihn völlig, daß man allenthalben viel Gutes thun kann, wenn man nur will. Er hatte nun ziemlich der Luſt zum dumpfen Hinbrüten über formale einſeitige Ideen entſagt, durch die man, gleich dem geblendeten Pferde in der Mühle, mit aller Anſtrengung immer im Zirkel herum auf denſelben Fleck zurückkommt, wenn man meint wer weiß wie weit fortgeſchritten zu ſeyn. Er fing nun an die Sinnenwelt in ihrer lehrreichen Mannichfaltigkeit zu betrachten, und ſo zu empfinden, wie viel Stoff hier ſey alle Kräfte des Geiſtes auszubilden und in Thätigkeit zu ſetzen. Das oft wiederkäute Formale begann ihm täglich weniger zu ſchmecken, und wenn er darauf zurückkam, ſo war es hauptſächlich, um durch den Scharfſinn, den dieſe [illegible] Spekulationen allerdings nähren, zu prüfen, in. wie fern ſie mit geſunder Vernunft und Erfahrung könnten in Übereinſtimmung gebracht werden oder nicht. Ja er fand täglich mehr, daß die Erfahrung der vernünftigen theoretiſchen Spekulation von vorn mehr Stoff und Haltung giebt als die kritiſche Philoſophie geſtehen will.

Er ward neugierig, ehe er nach Urach zurückkehrte, noch ſeinen letzten kritiſchen Univerſitätsfreund, den Herrn von Schorndorf zu ſehen, ob er etwa auch aus Liebe zur kritiſchen Philoſophie ein Kartäuſer geworden wäre. Er nahm Abſchied von dem vortreflichen Abte, und kam bald auf dem Gute des Herrn von Schorndorf an, welches nicht weit aus ſeinem Wege lag.

Er fand denſelben ſchon ſeit einigen Jahren auf ſeinem väterlichen Gute geſetzt. Hier hatte er die Wohnung verbeſſert, die Wirthſchaftsgebäude neu gebaut, Sümpfe ausgetrocknet, Gemeinheiten abgetheilt, ſeine leibeigenen Bauern wo es möglich war frey gelaſſen, andern die Laſten gemildert und beſtimmt, und eine Freyſchule nach dem Muſter der zu Rekahn angelegt, als wohin er den Schulmeiſter geſchickt hatte, um den Sinn vernünftiger Lehrart zu faſſen. Er war bey allen dieſen Gegenſtänden noch in voller Thätigkeit. Seine Zeit theilte er dazwiſchen und zwiſchen Lektur weniger Bücher, Umgang mit wenigen Freunden, und hin und her mit ein wenig Jagd und Spiel. Sein Körper war geſund und ſein Geiſt beſtändig heiter, obgleich von Natur ernſthaft.

Gundibert's erſte Frage war nach der kritiſchen Philoſophie; aber nicht nur davon ſondern von aller theoretiſchen Philoſophie war Herr von Schorndorf ganz zurückgekommen. Seine jugendliche Anlage zum Zweifel hatte ihn mit den Jahren dahin gebracht, daß er dafür hielt, alle Spekulation und Theorie brächten uns wenig oder gar keine Wahrheit; Erfahrung und Überlegung müßten uns allein gewähren was wir davon erlangen könnten. Gundibert hatte ſich von Jugend auf allzuſehr mit Theorie beſchäftigt, um ſie ſogleich ganz fahren zu laſſen. Er glaubte, Herr von Schorndorf würdige ſie doch zu ſehr herab und es ſey Unrecht ſie ganz abſchaffen zu wollen.

»Ich will ſie nicht abſchaffen,« erwiederte ſein Freund, »behüte Gott! Ich verlange

»nie, daß dasjenige was ich nicht eſſe oder »nicht thue, niemand eſſen oder thun ſoll. »Treibe Theorie wer da will, und wie viel er »will, und wenn er triebe wie Jehu. Es iſt »ſogar nothwendig, daß Theorieen gemacht »werden, damit man einſehe, daß ſie den »Zweck gar nicht erfüllen, den ſie zu erreichen »verſprechen.«

»Wenn es weiter nichts wäre, ſo wäre »es wohl ſehr vergeblich theoretiſche Philoſophie »zu ſtudiren?«

»Um Verzeihung! Nichts weniger als vergeblich. »Wenn ich die kritiſche Philoſophie »nur von weitem angeſehen, nicht ſtudirt »hätte; ſo würde ich nicht wiſſen, daß auch »ſie nicht leiſtet was ſie verſpricht: »die »Blendwerke einer ihre Gränzen verkennenden »Vernunft zu entdecken und »vermittelſt hinreichender Aufklärung unſerer »Begriffe den Eigendünkel der Spekulation »auf das beſcheidene aber gründliche »Selbſterkenntniß zurückzuführen« *). »Kennte ich dieſe theoretiſche Philoſophie

---

*) Kants Kritik der reinen Vernunft verſpricht dies wirklich, S. 763.

»nicht ſo genau, ſo könnte ich nicht deutlich »einſehen, wie oft ſie Blendwerke macht und »ihre Gränzen verkennt; kennte ich die kritiſchen Philoſophen nicht, ſo könnte ich nicht »wiſſen, daß keine Philoſophen, ſeit den »Scholaſtikern, weniger Beſcheidenheit gehabt, »ſich ärger im Eigendünkel ihrer Spekulation blind eingewiegt haben, und an »Selbſterkenntniß ſo arm geweſen ſind »als die kritiſchen Herren alle, nur Kant »ſelbſt ausgenommen. Nein! es iſt ſehr nöthig philoſophiſche Theorieen zu ſtudiren, »um ſeinen Kopf aufzuräumen und um ſich »zu überzeugen, daß alle [illegible]enfkorn Wahrheit und einen Berg Falſchheit enthalten.«

»Nun! das Verhältniß iſt wohl zu arg; »überdem ſind doch die Theorieen in Abſicht »auf die Wahrheit und die Falſchheit die ſie »enthalten, ſehr verſchieden.«

»Meinethalben mögen einige Theorieen »Wahrheit enthalten, wie eine wälſche Nuß »groß, und Falſchheit nur ſo groß wie jener »Schäferkarren im Pferche, umgekehrt iſts mit »keiner einzigen philoſophiſchen Theorie. Und »erdächte auch irgend eine ſpekulative Philoſophie noch ſo viel Wahrheiten von vorn, ſo

»mögen ſie wohl nicht anſtoßen, ſo lange ſie im Unbedingten herumfahren; denn wenn der Kopf eines Philoſophen durch die ſynthetiſchen Sätze von vorn recht iſt erweitert worden, iſt ihm ſein Kopf unbedingt die ganze Welt der Erkenntniſſe. Kommen aber dergleichen vonvornige Wahrheiten ins Bedingte unſerer Sinnenwelt; ſo wird's ihnen zu enge und ſie ſtoßen allenthalben an! Hier wird ein Stückchen vonvornige apodiktiſche Wahrheit abgeſtoßen, dort ein ſynthetiſches Urtheil mitten von einander gebrochen, daher ſehen wir in der Sinnenwelt ſo oft vonvornige Apodixis ohne Arm oder Hand, ja ohne Kopf. Hätte die Kritik der reinen Vernunft ihren Schülern nur einige Selbſterkenntniß mittheilen können; ſo würden Leute wie Fichte, Schaumann, Erhard, Heidenreich, Gräffe, Niethammer ſich nicht einbilden, ſie wären etwas; ſo würden ſie erkennen daß ſie nicht aus ihrer Sphäre gehen müßten; ſo würden ſie nicht ihre rohen und leeren Hirngeſpinnſte auf die Dinge in der Sinnenwelt anwenden wollen, wovon ihre Stubenphiloſophie gar nichts weiß; ſo würde nicht

»Fichte lächerlicherweiſe öffentlich ſagen, ihm »und Kategorieengelehrten ſeines Gleichen »wäre »die Oberaufſicht auf den Fortgang »des menſchlichen Geſchlechts von dem lieben »Gotte anvertraut,« weil ſie geſunde Vernunft verachten und ihrer kranken vonvornigen Vernunft alles zutrauen. Kants Gedanken über den ewigen Frieden ſind ſchön »und gut, abſtrahirt von aller Erfahrung, »ſo wie er denn ſelbſt ſagt, daß er davon »in allem abſtrahiren wolle. Es iſt ein unſchuldiger Traum, wenn Kant als ein gutmüthiger Philoſoph von vorn transſcendent »träumt, es werde die reine Vernunft einſt »dermaßen auf die Menſchen wirken, daß, »ſeinem Staatsrechte gemäß, das wahrlich »ſehr willkührlich iſt, alle Staaten eine repräſentative Form bekommen würden, und »die Menſchheit wäre ſo perfektibel daß ſich »alle Staaten verbrüdern würden, um allen »Krieg zu verhindern. Man kann gerade »niemand anklagen, wenn er ſich in ſolchen »unſchuldigen Träumen wiegt, widerlegen »kann man ihn auch nicht, und wer wird »unternehmen ihn widerlegen zu wollen? »Aber Kant, der ſcharfſinnige Philoſoph von »

»vorn, erſcheint äußerſt ſchwach und ſeicht, »wenn er nun ganz aus ſeiner Sphäre herausgeht, wenn er jetzt ſchon, lange vor der »Zeit da ſeiner Meinung nach die reine Vernunft einmal ganz regieren würde, ſich unterfängt Rath zu geben, wie es einſtweilen die Staaten anfangen möchten, »damit, noch vor dem allgemeinen Regimente der Vernunft, Europa, oder vielleicht »die ganze Welt, im ewigen Frieden bliebe. »Da hätte ſich der ſonſt als theoretiſcher »Gelehrter ſo verehrungswerthe Mann erinnern ſollen daß dies eine empiriſche Sache »iſt, worüber von vorn Rath zu geben ein »Philoſoph, dem es an Erfahrung in Staatsſachen fehlt, billig gar nicht unternehmen »ſollte, zumal wenn er vorher bey ſeinen »vorausgeſchickten Grundſätzen auf die Erfahrung ausdrücklich Verzicht gethan hatte. »Und er hätte ſich billig erinnern ſollen, daß »St. Pierre längſt ähnlichen Rath vergeblich »gab, ja daß K. Heinrich IV von Frankreich vergeblich verſuchte ein ähnliches Projekt auszuführen. Kant giebt überdies ſeinen Schülern ein böſes Beyſpiel, welche »nun auch glauben durch ihre rein vonvor-

»nigen Poſtulate die Sinnenwelt umzukehren, »wie ſolche Schiefköpfe als Fichte und Erhard und ſo viele andere wirklich thun.«

»Aber Kant verlangt ja auch nicht über »den ewigen Frieden zu entſcheiden.« —

»Ja wohl entſcheidet er, daß nach »einem Poſtulate der reinen Vernunft der »ewige Frieden nothwendig kommen müſſe, und macht, wie geſagt, ſchon im Voraus Anſtalten welche den heilſamen Zweck »nie erreichen können.«

»Laſſen Sie ihm dieſe kleine Schwachheit; »er ſagt ja ſonſt ſo viel Edles und Gutes »was die Fürſten wohl beherzigen möchten. »Er verlangt ja nur, daß die Großen der »Erde die Philoſophen hören ſollen, und es »wäre doch ſehr ſchön, wenn die Großen »der Erde, von welchen das Schickſal der »Länder beſtimmt wird, auf Philoſophie und »Vernunft hörten.«

»O ja! Auf geſunde Vernunft und auf »praktiſche durch Erfahrung beſtätigte Philoſophie ſollten ſie wohl hören. Aber auf kategoriſch unbedingt-gebietende Philoſophie von vorn können und werden ſie nie »hören; denn wenn dieſe auch die beſte Ab-

»ſicht hat, die ich ihr gar nicht abſprechen »will, ſo redet ſie eine Sprache welche außer »einem Stubengelehrten niemand auch nur »verſtehen kann. Gott verhüte aber daß je »ein Monarch oder die Herrſcher einer »Republik irgend ein Land zufolge einer »vonvornigen Stubenphiloſophie, die ohne »Rückſicht auf Erfahrung unbedingt gebieten will, »jemals einrichten oder regieren wollten. »Jeder Staat iſt in einer ihm eigenen durch »hundert Umſtände *bedingten* Lage; wer »dem Staate *unbedingt* rathen will, ohne »dieſe *Bedingungen* in Erwägung zu »ziehen, wird mit der höchſten Weisheit von »vorn ſinnloſen oder gar ſchädlichen Rath »geben. Man muß in jedem Staate von »der Lage worin man einmal iſt, nicht aber »von allgemeinen Begriffen oder allgemeinen »Grundſätzen ausgehen; daher auch die »beſte und ſicherſte politiſche oder »Finanztheorie in jedem Staate auf andere Art »anzuwenden iſt. Ein Staat iſt »wahrlich nicht ein Ding an dem man ohne »Schaden eine unbedingte Theorie probiren »darf. Was würde man von einem »Bauherrn ſagen, welcher ſich zu einem Ge-

»bäude Vorſchläge von einem Menſchen geben ließe, der zwar zeichnen könnte; aber »in der praktiſchen Baukunſt ſo unwiſſend »wäre, daß er gar nicht daran dächte, ob »auch die Mauern gehörig auf einander ſtänden, ob die Gewölbe die gehörige Widerlage hätten, kurz ob das Gebäude, ſo wie »es auf dem Papiere gezeichnet iſt, in der »Natur auch wirklich zuſammenhalten und »ſtehen könnte? Und doch iſt der Schaden »viel geringer, wenn ein Haus einfällt als »wenn ein ganzer Staat zuſammenſtürzt. »Man muß ſo ein ausgemachter Thor ſeyn, »wie Prof. Fichte, um zu verlangen daß »»ein Fürſt kein Buch zu drucken verbieten »ſolle, wenn er auch deshalb mit ſeinem Volke unter Trümmern begraben »würde« *).

---

*) Herr Prof. Fichte redet in einem Buche: Zurückforderung der Denkfreyheit von den Fürſten Europens, die ſie bisher unterdrückten, S. 69 einen Fürſten ſehr pathetiſch an: »Fürſt! Du haſt kein Recht »unſere Denkfreyheit zu unterdrücken: »und wozu Du kein Recht haſt, das »mußt Du nie thun, und wenn um Dich »herum die Welten untergehen, und »Du mit Deinem Volke unter ihren »Trümmern begraben werden ſollteſt.«

»Aber es wäre doch wirklich gar gut, »wenn ſich, nach Kants Vorſchlage, alle »Staaten in weltbürgerlicher Abſicht verei-

---

Es wird zu erinnern ſeyn, daß der Herr Prof. Fichte zwar die Denkfreyheit nennt; aber wie man aus dem ganzen Büchlein erſiehet, eigentlich die Preßfreyheit meint. Es wäre gut, daß ein Philoſoph ganz beſtimmt die rechten Worte brauchte, damit er nicht etwa mit den unrechten Worten in die unrechten Begriffe hineinſtolpere; welches den kritiſchen Philoſophen und Äſthetikern nicht ſelten wiederfahren mag. Übrigens iſt es etwas ſchwer zu begreifen wie es zugehen ſollte daß, wenn ein Fürſt Unrecht thäte, um ihn herum Welten untergeben, und wie es möglich wäre, daß ein Fürſt und ſein Volk unter den Trümmern von Welten, — d. h. etwa des Mars oder Saturn — begraben würden; man müßte denn annehmen daß Hr. Prof. Fichte in der Kunſt zu ſchreiben noch ein Stümper ſey, der ſich einbilde, er ſchreibe nachdrücklich, wenn er dicke ungeſchickte Worte braucht. Was nun Recht und Unrecht betrifft, ſo hätte der Hr. Prof. wohl bedenken mögen, daß niemand — ſelbſt der Hr. Prof. nicht — ein Recht haben könne, durch ſeine Selbſtthätigkeit, (d. h. hier durch das Schreiben ſeiner Gedanken) einen Staat in Gefahr zu ſetzen unter Trümmern begraben zu werden, weil, wie der Hr. Prof. ſich aus ſeinen. Kant erinnern wird »bey einer rechtmäßigen Hand»lung, die Freyheit der Willkür eines jeden »mit jedermanns Freyheit beſtehen muß.« Daher hat der Fürſt wohl ein unſtreitiges Recht, das Unrecht deſſen zu verhindern, welcher durch ſeine Willkür den Staat in Gefahr ſetzen will. Die kritiſchen Philoſophen, verwöhnt durch die Unart immer von vorn unbenigten, um durch vereinigte Kraft zu verhüten daß andere Staaten nicht Krieg anfangen.«

»Nein! Das würde ſo gut als gar nichts ſeyn. Denn die Weltbürgerrepublik könnte doch weiter nichts thun, als denjenigen mit Krieg überziehen, der einen ungerechten Krieg erklären wollte. Das hieße alſo mit Vorbedacht Krieg anfangen, um Krieg zu verhüten. Und wenn nun die vereinigten Truppen der friedfertigen Weltbürgerrepublik nicht zuſammen ſtimmten, und der Eine der den ungerechten Krieg angefangen hätte, wüßte ſeine Truppen beſſer zu ſtellen und beſſer zu kommandiren und ſchlüge Allein die vereinigten Weltbürger in einer Schlacht nach der andern, wie man dergleichen Beyſpiele hat; wo bliebe dann die reine Vernunft? O! die vonvornige Philoſophie mag ja vom Kriege wegbleiben, ſo wie von der Regierung der Staaten.«

---

dingt zu gebieten, ſpenden ihre Gebote oft aus wo nichts zu gebieten iſt, ja, wo man, ſelbſt nach geſunder Philoſophie, nicht gebieten ſoll; und ſetzen ſich dadurch in Gefahr verächtlich und lacherlich zu werden und eine gute Sache ſehr ſchlecht zu vertheidigen.

»Ich will zugeben daß dazu Erfahrung »nothwendig gehört. Aber die Philoſophie »kann doch die erſten Grundſätze des Rechts »feſtſetzen, wornach jeder Staat regiert werden muß. Sie werden doch Kants *Staatsrecht* *) nicht verachten?«

»Kant kann nichts ſchreiben was verächtlich wäre. Ich bin nicht ungerecht gegen »einen Schriftſteller der große Geiſtesgaben »verräth, wäre es auch nur in ſinnreicher »Herleitung und ſcharfſinniger Zerſpaltung »dialektiſcher Begriffe. Ich erkenne gern, »daß auf den Feldern der Wiſſenſchaften wie »auf den Ackerfeldern vieles angebauet werden kann und muß, was ich nicht brauche; »nur bilde man uns nicht ein, Kartetſchendiſteln für Tuchbereiter wären köſtliche Artiſchocken, womit man ſich wohlſchmeckend »nähren könnte. Und auch die Diſteln müſſen doch wenigſtens ſo beſchaffen ſeyn, daß »gute Kartetſchen daraus können gemacht »werden, und es müſſen nicht mehr geſäet »werden als man braucht; ſonſt wachſen die »Felder voll Dornen und Diſteln ohne Nuz-

---

*) In Kants Rechtslehre, S. 161 ff.

»zen. Ich verachte Kants Staatsrecht nicht, »kann es aber auch nicht ſonderlich loben, »ſo wenig wie Kants Eherecht. Beide »enthalten ſo wie ſeine ganze Rechtslehre »eine Menge willkürlicher und unrichtiger »Vorausſetzungen und Folgerungen welche »für Grundſätze der reinen Vernunft ausge»geben werden, und ſo wenig rein nothwen»dig ſind, als ſeine Behauptung — im Bu»che vom ewigen Frieden — daß alle Staa»ten republikaniſch ſeyn ſollten. Kants Staats»recht iſt gar nicht das wofür er es aufſtellt. »Ich gebe überhaupt nicht viel auf künſtliche »vonvornige Herleitung des Staatsrechts. »Alles in einem Staate ſoll freylich auf »Recht beruhen, aber auch auf Macht. »Macht ohne Recht iſt Tyranney, Recht »ohne Macht Ohnmacht. Keines von beiden »allein kann dem Staate viel helfen, das »richtige Verhältniß zwiſchen beiden macht »daß der Staat wohl regiert wird; dieſes »Verhältniß aber kann keine unbedingte »Theorie von vorn für irgend einen gegebe»nen Staat beſtimmen noch weniger es er»halten. Iſt daher dies Verhältniß in dem »Staate verſchoben worin ich lebe; ſo ſetze

»ich auf keine Theorie die geringſte Hoffnung. »Ich bete nur alle Morgen: Heilige Macht »erdrücke mich nicht! Heiliges Recht ſchikanire mich nicht! Und ſo halte ich mich ſo »ruhig als ich kann, leide was nicht zu ändern iſt, ſuche nur daß in meinem kleinen »Wirkungskreiſe mein kleines Recht und »meine kleine Macht von mir im guten Verhältniſſe erhalten werde, und laſſe die Vorſehung für das Übrige ſorgen.«

»Allerdings kann keine Philoſophie von »vorn das Recht im Lande erhalten; aber ihre »Grundſätze können doch, wenn ſie richtig eingeſehen werden, von innen das Recht befeſtigen; denn ich behaupte, daß kein Menſch natürliche Neigung zur Ungerechtigkeit hat, alſo »auch kein König oder Miniſter. Wäre alſo »nicht zu wünſchen daß diejenigen welche »die Welt regieren, mit den philoſophiſchen »Grundſätzen des Rechts bekannter würden?«

»O ja! nur nicht durch ein Buch, wie »Kants Rechtslehre, durch ein Buch voll »trockner vonvorniger Begriffe und voll willkürlicher Sätze die es als allgemeine »Rechtsprincipe von vorn aufſtellt, Sätze »welche zum Theil der geſunden Vernunft

»widerſtreiten, ſo wie die Sätze vom Ehe»rechte und von dem Urſprunge des Staats»rechts, und die daher einen König oder »Miniſter gegen alle Rechtsprincipien von »vorn mißtrauiſch machen könnten.«

»Gehen Sie nicht zu weit? Ich bin ſelbſt »von Kants Schriften nicht mehr ſo einge»nommen als ehemals; aber daß ſeine Rechts»lehre der geſunden Vernunft widerſtritte, »möchte ich doch keinesweges behaupten.«

»Das behaupte auch ich nicht; ſondern nur »daß mehrere von ſeinen einzelnen Sätzen wider »die geſunde Vernunft anſtoßen; und daß ſie »ſo wie überhaupt die meiſten kritiſchen vor»vornigen Spekulationen nur auf eine ſeyn»ſollende negativ angenommene intelligible »Welt gehen und auf unſere wirklich exiſti»rende Sinnenwelt gar nicht paſſen. Strei»tet es nicht wider die geſunde Vernunft, »daß Kants Staatsrecht ganz willkürlich »feſtſetzt: »Die Souveränetät oder Herrſcher»gewalt und die geſetzgebende Gewalt »komme nur dem vereinigten Willen des »Volks zu« *), und daß eben dieſes Staats-

---

*) Kants Staatsrecht, S. 165.

»recht behauptet: »Der *Herrſcher* im Staate habe gegen den Unterthan lauter Rechte und keine (Zwangs-) Pflichten, welches auch vom *Regenten* gilt den Kant *das Organon des Herrſchers* nennt« und dem ſein ſtrenges *Staatsrecht* erlaubt *ungerecht* zu handeln*). Alſo iſt das Volk zugleich Herrſcher und auch Unterthan, jenes im Gedankendinge, dieſes in der Erſcheinung, hat *gegen ſich ſelbſt* lauter Rechte und keine Pflichten, alſo auch nicht einmal die Pflicht ſich ſelbſt *vernünftige* Geſetze zu geben, iſt die geſetzgebende Gewalt, giebt aber nie Geſetze, und das Organ der geſetzgebenden Gewalt des Volks, der Regent, darf ohne Bedenken wider die Geſetze unrecht handeln? Solche verwirrte willkürliche ſich widerſprechende Sätze muß man keinem Könige oder Miniſter für Staatsrecht ausgeben. Wahrheiten durch die auf Männer, welche in der wirklichen Welt leben, gewirkt werden ſoll, müſſen deutlich und zuſammenhängend vor ihre geſunde Vernunft gebracht und wo möglich mit

---

*) Daſ. S. 174.

»Beyſpielen aus der Geſchichte belegt werden. »Ich wünſchte lieber daß junge Könige Voltairen läſen als Kanten.«

«O, bedenken Sie Sich doch! Einen ſo »ſeichten Schwätzer wie Voltaire?«

»Ja, ja! Voltairen. Ich nenne gerade »ihn, weil er am meiſten verſchrieen iſt. »Er mag oft ſeicht ſeyn, beſonders gebe ich »auf ſeine ſeichte Metaphyſik eben ſo wenig »als auf andere gründliche Metaphyſiken. »Aber es iſt in Einem Bande ſeiner Schriften mehr geſunde Philoſophie für das »menſchliche Leben, als in allen deutſchen »vonvornigen philoſophiſchen Büchern zuſammengenommen. In dem Bande der hier »auf meinem Tiſche liegt, ſagt er über gute »Regierung der Länder, über Toleranz, über »Vorurtheile, über Wiſſenſchaften und Künſte »unter einer ganz ſeichten Außenſeite die »herrlichſten Sachen. Ich wünſchte alle Könige läſen ſeine Geſpräche A B C *) mehr »als Einmal und beherzigten ſie. Ich wüßte

---

*) L'A B C, ou Dialogues entre A B C in den Oeuvres de Voltaire (Edition de Gotha) T. XXXVI. S. 213 bis 331.

»ihnen kein ähnliches deutſches Buch vorzuſchlagen, es müßten denn einige Phantaſieen von Möſer ſeyn, nebſt Friedrichs des Großen freylich franzöſiſch geſchriebenen Schriften. Nur muß man bey Leibe nicht deutſche vonvornige Philoſophie ſolchen Leuten in die Hand geben wollen die in der Welt leben, nicht aber bloß in der Studirſtube.«

»So werden Sie alſo auch wohl nicht annehmen, daß das Kantiſche moraliſche Syſtem ſich außer den Studirſtuben weiter in der Welt ausbreiten und auf reinere Moralität der Handlungen einen großen Einfluß haben werde?«

»Gar keinen Einfluß; denn es iſt offenbar kein moraliſches Syſtem für Menſchen die in der wirklichen Welt, außer der Studirſtube leben und handeln ſollen. Dieſe brauchen eine Moral die für die Natur des Menſchen gemacht und darauf gegründet iſt, und Kant ſelbſt läugnet daß ſeine moraliſchen Grundſätze auf die menſchliche Natur ſich gründen. Was haben wir mit allen denkenden Weſen zu thun, auch mit ſolchen die nicht Menſchen ſind?

»Wir werden tauſendmal die Subſumtion
»unter dem vermeinten kategoriſchen Imperativ
»nicht treffen, wir werden ihn falſch anwenden,
»und wenn wir ſonach in der Moralität
»irren, iſts einerley nach welcher
»Theorie wir irren. In der wirklichen Welt
»kommt es darauf an, ob gut gehandelt
»werde oder nicht; nicht aber, ob man ſpitzfindig
»über den Grund der Moral ſpekulire.«

»Es ſind mir ſelbſt ſeit einiger Zeit Zweifel
»eingefallen gegen die Allgemeingültigkeit
»des kritiſchen moraliſchen Grundgeſetzes,
»noch mehr aber gegen die Möglichkeit es
»allgemein anzuwenden und folglich gegen
»die allgemeine Verbindlichkeit dazu. Es
»ſcheint mir, es ſey allerdings wahr, daß
»wenn ich bey Beurtheilung einer meiner
»Handlungen finden kann: ich habe nach
»einer Maxime gehandelt, von welcher ich
»wollen kann, daß ſie Geſetz für alle denkende
»Weſen werde; ich alsdann gewiß moraliſch
»gut gehandelt habe. Aber ich fange an
»zu zweifeln, ob ich wirklich unbedingt verpflichtet
»bin bey allen Maximen meiner moraliſchen
»Handlungen an alle denkende We-

»ſen und auf ein allgemeines Geſetz für die-
»ſelben zu denken? Die Sache iſt mir ſo
»wichtig, daß ich wohl mich näher mit Ihnen
»darüber unterhalten möchte, ob wir viel-
»leicht der Wahrheit näher kommen und et-
»was darüber ausmachen möchten.«

»Das machen Sie mit den vonvornigen
»Philoſophen aus; für mich iſt längſt alles
»ausgemacht, was ich zur Moralität brau-
»che. Ich handle nach der Pflicht, ſobald
»ich überzeugt bin daß es Pflicht für mich
»iſt; und davon kann ſich jeder vernünftige
»Menſch bey ernſthaftem Nachdenken ohne
»alle ſpitzfindige Theorie ſehr deutlich über-
»zeugen. Es iſt mir wenig daran gelegen,
»ob die kritiſche Philoſophie dem Worte
»Moral eine willkürliche Einſchränkung
»giebt, daß ſie mir den Vorwurf machen
»kann, als handele ich moralwidrig, das
»heißt unmoraliſch, wenn ich wirklich
»pflichtmäßig handele, nur aber nicht
»aus Achtung gegen einen moraliſchen Im-
»perativ der ſich in mir als ein Faktum des
»Bewußtſeyns finden ſoll, und von dem ich
»in meinem Gemüthe nie habe etwas ver-
»nehmen können. Die kritiſchen Philoſophen

»die uns einbilden wollen, pflichtmäßige »Handlungen, die nicht aus reiner »Achtung gegen ihr Moralprincip entſpringen, wären unlauter und ohne wahren moraliſchen Werth *), ſind nicht »um ein Haar beſſer als die Thoren welche »behaupten: Alle Tugenden welche nicht »aus der göttlichen Gnade kämen, »wären glänzende Laſter. Die kritiſche »Philoſophie, indem ſie geſteht, daß ihr »Moralprincip »nicht auf die menſchliche »Natur gegründet ſey, daß es weder im »Himmel noch auf der Erde an etwas »hänge oder geſtützt werde,« will dennoch »daſſelbe ausſchließend zur Quelle der menſchlichen Moralität machen. Sie giebt vor, »wahrlich wider alle Vernunft: »der Menſch »der aus Neigung oder eingepflanztem Sinne pflichtmäßig handele, müſſe, »ver-

---

*) Möſer ſagt ſehr treffend, in einem kleinen Aufſatze über den moraliſchen Geſichtspunkt: »Die Leute welche von der Falſchheit »der menſchlichen Tugenden ſchreiben, wollen »immer Fümet ohne Fäulung, und Blitze haben »die nicht zünden.« (S. Möſers patriotiſche Phantaſieen Iter Band, S. 110).

»vermöge der Vernunft, ſich ſelbſt verachten und innern Abſcheu vor ſich hegen« *). Kann etwas ungereimter ſeyn? »Ein ſolches alleinmoraliſchmachendes Princip mag ein Steckenpferd ſeyn für die Herren die da lehren und lernen um in die ziemlich weite Pforte die zu primos in philosophia honores führt, ſicherer hineinreiten zu können. Ich reite nicht mit ihnen; und wün-

---

*) »Man muß ſich ja nicht in den Sinn kommen laſſen, die Realität des Moralprincips aus der beſondern Eigenſchaft der menſchlichen Natur ableiten zu wollen. — Hier ſehen wir nun die Philoſophie in der That auf einen ſehr mißlichen Standpunkt geſtellt, der feſt ſeyn ſoll, unerachtet er weder im Himmel noch auf der Erde an etwas gehängt, oder woran geſtützt wird. Hier ſoll ſie ihre Lauterkeit beweiſen, als Selbſthalterinn ihrer Geſetze, nicht als Herold derjenigen, welche ihr ein eingepflanzter Sinn, oder wer weiß welche vormundſchaftliche Natur einflüſtert, die insgeſammt, ſie mögen immer beſſer ſeyn als gar nichts, doch niemals Grundſätze abgeben können, die die Vernunft dictirt, und die durchaus völlig *a priori* ihren Quell, und hiermit zugleich ihr gebietendes Anſehen haben müſſen: nichts von der Neigung des Menſchen, ſondern alles von der Obergewalt des Geſetzes und der ſchuldigen Achtung für daſſelbe zu erwarten, oder den Menſchen widrigenfalls zur Selbſtverachtung und innern Abſcheu zu verurtheilen.« S. Kants Grundl. z. Metaph. der Sitten, S. 59, 60.

»ſche dieſen Herren ſammt und ſonders nur, wenn ſie außer ihrem Lehren und Lernen auch handeln, daß ſie, mit oder ohne kategoriſchen Imperativ, beſtändig *pflichtmäßig* handeln mögen, damit ſie für gute Menſchen und gute Bürger erkannt werden, und ſich nicht *verachten* und *verabſcheuen* müſſen, wenn ſie etwa, bey ſtrenger Moral in Worten, unmoraliſch handeln: denn dies iſt verächtlich und verabſcheuenswürdig, nicht, wenn ein vernünftiger Menſch aus *Neigung* und aus *eingepflanztem* Sinne ſeine *Pflicht* thut. Am Übrigen allen iſt ſo viel nicht gelegen; außer daran, daß die Herren beſſer thäten, ihren jungen Zuhörern nicht ſo viel vonvornige ſpekulative Grillen als wichtige Lehren vorzutragen. Denn dadurch wird der Verſtand der jungen Leute früh verkrüppelt; ſie lernen nichts, ſie ſtudiren nichts, ſie verachten alle Erfahrung ehe ſie wiſſen was Erfahrung iſt, und bekommen früh den Dünkel ihre vonvornigen Hirngeſpinnſte allein für etwas werth zu halten, alles andere aber zu verachten. Haben wir nicht das an vielen Studenten geſehen, als wir in Jena

»ſtudirten? Was für ein elender verſchrobener Kopf war der Doktor Mondſchein, ob er ſich gleich faſt dünkte ein Kant der Zweyte zu ſeyn. Auf Univerſitäten ſollte man junge Leute lieber nur dasjenige lehren wodurch ſie in der menſchlichen Geſellſchaft brauchbar werden, aber ſie nicht mit kritiſchem vonvornigem Dunſte anfüllen. Die Schwärmerey ſteckt an wie der Schnupfen, und ſo ſeit einigen Jahren das kritiſche vonvornige Unweſen. Von Jena aus kam über Deutſchland die Influenza von kritiſchen Weidſprüchen und von Umwandlungen der Sinnenwelt durchs Vonvornige, ſo wie vom Nordpole die Influenza vom Huſten und Nieſen.«

»Es ſcheint beynahe, Sie wollen die Philoſophie gar nicht mehr wiſſenſchaftlich brauchen, ſondern nur bloß empiriſch.

»Ganz recht! Wie ein durch Erfahrung geprüftes Heilmittel von einem erfahrnen Arzte verſchrieben, das, wenn es nicht unzeitig angewendet wird, nie ſeine Wirkſamkeit verfehlt. Die kritiſche Philoſophie vermißt ſich dem menſchlichen Geiſte, ſowohl zu ſeiner Beſchaffenheit von vorn als zu

»ſeinem Begehren und Handeln, unfehlbare vonvornige Vorſchriften zu geben; die mir vorkommen wie die ehemaligen langen Recepte voll unwirkſamer Ingredienzien. Die Tafel der Kategorieen iſt nicht viel beſſer als die ſmaragdiniſche Tafel des Hermes Trismegiſtus, welche, ſelbſt gar nicht verſtändlich, gebietet alle Dunkelheit zu fliehen, und viel verſpricht ohne etwas zu leiſten. Die vonvornige kritiſche Moral holt hoch aus, ſo wie die hermetiſche Medicin, verſchreibt in ihren Recepten nur Perlen und trinkbares Gold; ich nehme Krebsſteine, und Hochheimer ächt vom Jahre 1748, und komme damit eben ſo weit und weiter.«

»Es iſt wahr, und Kant ſelbſt ſagt es, daß die gemeine geſunde Vernunft in der Moral eben ſo ſicher geht als die reine *). Aber die Philoſophie von vorn verdient doch auch wohl, daß ſie ſtudirt und immer mehr aufs Reine gebracht werde. Sollte denn gar nichts Vonvorniges apodiktiſch und nothwendig wahr ſeyn?«

---

*) Kants Metaphyſik der Sitten, S. 22.

»O ja! Daß das Ganze nicht größer iſt »als ſeine Theile, daß eine Sache nicht zugleich ſeyn und nicht ſeyn kann, und, trotz »der kritiſchen Subtilitäten, daß jede Wirkung »ihre Urſache hat. Sonſt wird es nicht viele »apodiktiſche Wahrheiten von vorn geben; »aber eine empiriſche apodiktiſche Wahrheit iſt, »daß die kritiſchen Philoſophen vieles nicht »wiſſen was ſie von vorn gewiß zu wiſſen »glauben, und daß ſie vieles von vorn ſteif »behaupten, ohne recht zu wiſſen was ſie »behaupten. Wäre dies nicht, wie könnte »Fichte ſich unterſtehen zu ſagen, Niemand »als Er hätte bis jetzt Kants Schriften verſtänden; und wie könnte Reinhold, ein »Mann von vielem Scharfſinne und Talenten, nun ſeine eigene Elementarphiloſophie zurücknehmen, welche er ehemals »für ſo nothwendig von vorn wahr ausgab, »daß nach ſeiner Meinung derjenige der dieſe »Elementarphiloſophie nicht für elementariſch »hielt, ihn nicht verſtehen, ja gar kein Philoſoph ſeyn ſollte. Ich ehre Reinholds Offenherzigkeit und Wahrheitsliebe, aber von »der Unſicherheit der apodiktiſchen Wahrheit »von vorn giebt er durch ſeine Bekehrung

»zu Fichten einen demüthigenden Beweis. »Geſchieht das am grünen Holze, was will »am dürren werden? Und ſo ſchließe ich: »Die Welt würde nicht beſſer und ſicherer »und nicht moraliſcher regiert, wenn ſie nach »den unbedingten Geboten der kritiſchen Philoſophie regiert werden ſollte; es würde vielmehr ferner ſehr unſicher, ſehr inkonſequent, »beſonders aber ſehr bedingt- und unbedingtzänkiſch darin zugehen.«

»Ach! das möchte ich freylich auch befürchten, wenn ich reiflich überlege, was ich von »der kritiſchen Philoſophie in ihren mannichfaltigen Geſtalten und von der kritiſchen »Philoſophen in ihren heteronomiſchen Mißgeſtalten geſehen habe. Doch an dieſen »Mißgeſtalten iſt die kritiſche Philoſophie »ſelbſt nicht ſchuld. Oft, wenn ich darüber »nachdenke und ſie mit meinen vorigen philoſophiſchen Ideen vergleiche, ſo finde ich »zwar nicht, daß ich objektiv eben weiter »gekommen wäre, ich finde auch nunmehr »darin eine Menge willkürlicher Poſtulate »und auffallender Inkonſequenzen, ſonderlich wenn die Begriffe von vorn auf die »Sinnenwelt ſollen angewendet werden. In-

»deß, alles unparteyiſch überlegt, halte »ich doch die Kritik der reinen Vernunft für ein ſehr ſchätzbares Werk, wel»ches ſtudirt zu werden verdient.

»Das gebe ich gern zu. Dies Werk hat »vieles Nachdenken über die Natur der »menſchlichen Vorſtellungen veranlaßt. Es »hat, anſtatt der ontologiſchen Fragen nach »dem Weſen der Dinge an ſich, den Grund »der Philoſophie in der Beſchaffenheit unſers »Erkenntnißvermögens wenigſtens geſucht, »und einen Weg gezeigt, der mit der Zeit viel»leicht zu wichtigen Betrachtungen leiten kann. »Es wird daher vorzüglich vor Kants andern »Schriften auf die Nachwelt kommen. Der »Saamen der ganzen Kantiſchen Philoſophie »liegt in dieſem Werke, und wenn ich nicht »irre iſt er beſſer wie die meiſten Früchte welche »taub ſind und nicht ferner keimen werden.«

»Vielleicht doch! Ich muß bekennen, daß »mir immer noch die ganze Wendung der »kritiſchen Philoſophie, von den Gränzen der »menſchlichen Erkenntniß anzufangen und »von daher weiter fortzugehen, ſo wohl »gefällt, daß mir dieſe Art zu philoſophiren

»ſo wenig ich dadurch befriedigt werde, vorzüglicher ſcheint als alle andere.«

»Meinetwegen! Es kommt darauf an, »ob Sie nach zehn Jahren noch eben ſo »denken werden. Ich will darüber mit Ihnen »nicht ſtreiten, ſo wenig als ob der Tyroler »Apfel beſſer ſey als die franzöſiſche Renette. »Mein Nachbar * * *, der zwey Stunden »von hier zu † † wohnt, mag gern ſehr gut »eſſen. Nun hatte ſein alter Koch einen »jungen Menſchen ausgelernt, der ihm immer die Tafel ſehr gut beſetzt hatte. Indeß ſuchte er Gelegenheit den jungen Menſchen in der herzoglichen Küche zu Stuttgard auf Ein Jahr anzubringen, damit er »da noch feinere Gerichte machen lerne. Ich »ſah den neuen Koch in Stuttgard, nachdem »er einige Zeit da geweſen war, und fragte »ihn, wie es ihm ginge?

»Sehr gut, ſagte er; ich habe ſehr »viel kochen ſehen und ſelbſt gekocht. »Wenn ich nur erſt die vielen franzöſiſchen Namen werde begriffen haben, »womit ſie in Stuttgard alles benennen, »ſo wird mein Herr ſehr mit mir zufrieden ſeyn; denn, was in die Kaſſerolle

»kommt, iſt eigentlich ungefähr eben ſo
»wie bey uns in ††.«

»So iſts mit der Philoſophie! Was davon
»in die Kaſſerolle der wirklichen Welt
»der Erfahrung kommt, iſt — ein Bißchen
»mehr, ein Bißchen weniger — ungefähr
»eben daſſelbe; nur freylich die fremden neuen
»Terminologieen geben der Sache ein gelehrtes
»Anſehen. Wirklich Neues giebt es —
»genau betrachtet — ſehr wenig, und wir
»bedürfen auch nur wenige Grundwahrheiten
»um uns zu leiten, welche wir durch
»die ſchlichte geſunde Vernunft hinlänglich
»erkennen können, um im wirklichen Leben
»unſere Pflichten zu erfüllen. Darüber mögen
»wir übereinkommen und ſie allen Menſchen
»eindringlich zu machen ſuchen; über
»das Übrige ſtreite und ereifre ſich und
»ſchreibe dicke Bände wer Luſt hat; der
»menſchliche Verſtand wird wenig dadurch
»gewinnen, und die Welt wird bleiben wie
»ſie iſt. Ich will nicht übers Leben ſpekuliren,
»ſondern leben. Leben aber iſt: Mit
»Wohlwollen gegen andere thätig, nach vernünftiger
»Überlegung mit ſich zufrieden ſeyn,
»alles Gute und Angenehme genießen, was

»man ohne Verletzung des Verhältniſſes ſeiner Pflichten und Rechte genießen kann, »und ohne Murren alles Widrige ertragen »was nicht zu ändern iſt. So denken, »daß man ſo handeln könne, nenne ich Lebensphiloſophie, und ich behaupte daß die »Maxime ſo zu handeln ein allgemeines Geſetz ſeyn ſollte für alle vernünftige Weſen; »das heißt für alle Menſchen, denn moraliſche »Geſetze für andere vernünftige Weſen mag ich »nicht geben. Spekuliren und ſubtiliſiren und »annihiliren, ohne zu handeln, oder ſich einbilden das urſprüngliche Setzen des Ichs wäre »nicht Spekulation, ſondern Handlung, kann »nicht ein Geſetz für alle Menſchen noch weniger für alle vernünftige Weſen ſeyn. Menſchen müſſen das Wohl der Geſellſchaft vor »Augen haben, Gutes thun und Böſes ertragen. »Ich ſitze hier auf meinem väterlichen Gute. »Ich mache zwar meinen Bauern ihre Abhängigkeit von mir ſo leicht ich kann. Ich »ſuche ſie möglichſt wohlhabend und froh zu »erhalten und beſonders von Jugend auf »vernünftig zu machen. Aber oft kann ich »mir's nicht verhalten, daß ſie eigentlich mich »ernähren, und ich ſehe oft keine Urſache

»von vorn, warum ſie meinetwegen da ſeyn »ſollen. Wenn ſie ſich nun in ihr Schickſal »finden, wenn ſie arbeitſam und vergnügt »ſind: ſo ſcheinen ſie mir oft beſſere praktiſche »Philoſophen zu ſeyn als ich, wenn ich »müßig gehe und über Recht und Unrecht »und über Tugend und Untugend ſchwatze und »argumentire, wäre es auch noch ſo ſubtil.«

»Aber,« verſetzte Gundibert, »ſollte es »denn gar nicht möglich ſeyn, durch unſer »Nachſinnen auf die erſten Gründe *) der

---

*) Der gute Gundibert war zwar der erſte Erfinder der Wiſſenſchaftslehre, in welcher das freye ſelbſtthätige Ich ſich ſelbſt ſetzt; indeß ſcheint er doch ſeine eigene Erfindung nicht ganz begriffen zu haben, wie dies mit einigen Erfindern ganzer philoſophiſcher Theorieen zuweilen der Fall iſt. Denn Magiſter Schelling, deſſen Ich'e an Ichheit ſehr wenige gleichkommen, hat uns belehrt, »daß »die Frage: »von welchem Grundſatze die »Philoſophie ausgehe, eines freyen Mannes, der »ſich ſelbſt fühlt, unwürdig ſey.« Er belehrt uns ferner: »Das Setzen des Ichs ſey eine »Handlung, eine freye That, frey auf ſich »ſelbſt — denn der Menſch ſey zum Handeln »nicht zum Spekuliren geboren.« Wobey ſehr merkwürdig iſt, daß der ſpekulative Prof. Fichte dennoch behauptet, dieſe Handlung ſey ein Satz; ja was noch mehr iſt, »der Urſatz von dem alle Philoſophie ausgehe; ja was noch mehr iſt, dieſer »hypothetiſch aufgeſtellte Begriff der Wiſſenſchaftslehre« ſey zugleich hypothetiſch und gegeben. Magiſter

»menſchlichen Erkenntniß zu kommen? Es »fehlt da zuletzt immer etwas, und wir »möchten ſogern das auch noch wiſſen.«

»Möchten gern wiſſen was Was iſt! »Nicht wahr? Das wußte Ritter Hudibras.[*] »— Ich frage Sie, ob Sie durch das vieljährige Studium der Subtilitäten der kritiſchen Philoſophie zur Kenntniß der erſten »Gründe der menſchlichen Erkenntniß gelanget ſind?«

Gundibert zuckte die Achſeln und ſeufzte.

»Ich verſtehe Sie, mein Freund! Tröſten »Sie Sich;

Schelling belehrt uns endlich noch: »Dieſe Wiſ»ſenſchaft« — die nämlich mit einer freyen That auf ſich ſelbſt beginnt — »werde ſo weit »vervollkommnet werden, daß ſie aufhöre »mittheilbar zu ſeyn.« Alle dieſe Behauptungen über die Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaft giebt Magiſter Schelling im Intelligenzblatte der A. Litt. Zeitungen Nr. 165 v. J. 1796. Es hat übrigens die freye That des Ichs auf ſich ſelbſt viel Ähnliches mit der freyen Selbſtthätigkeit der Kroten, die man zuweilen, ſich ſelbſt überlaſſen, in Stein eingeſchloſſen findet. Sie ſterben, gleich dem tranſcendentalem Ich, ſobald ſie an die freye Luft der Sinnenwelt kommen.

[*] He knew what's what, and that's as high
As metaphysic wit can fly.

»Ins Innre der Natur dringt kein erſchaffner Geiſt,
»Zu glücklich, wenn ſie noch die äußre Schale weiſ't!

»Doch mögen Sie und ich nicht ſagen daß wir die Zeit, welche wir angewendet haben um auch dieſe ſubtilen Spekulationen zu ſtudiren, ganz verloren hätten. Wir haben unſern Verſtand geübt, und jede Übung der Art hat ihren Werth für vernünftige Menſchen, die nicht bloß für die niedrige Sinnlichkeit leben wollen. Aber beſtändig und ausſchließend muß ſich auch kein vernünftiger Mann — er müßte denn Profeſſor ſeyn, in ſo fern es ihm Amtsgeſchäft iſt — bey ſolchen Spekulationen verweilen wollen. Es giebt der Verſtandesübungen mehr, und beſſere, in der ſchönen mannichfaltigen Sinnenwelt, wo wir unſern Verſtand durch Erfahrung ſchärfen und ihn auf Erfahrungsgegenſtände viel fruchtbarer anwenden können. Und dann leben wir ja in der Welt nicht bloß zum leeren Denken und Spekuliren. Wir müſſen handeln und wirken, damit wir beſſer werden, und die menſchliche Geſellſchaft in der wir leben, ſo viel an

»uns iſt, auch erhalten und verbeſſert werde; »wir müſſen gute Geſinnungen zu verbreiten »und lebendig zu machen ſuchen, wodurch »mehr ausgerichtet wird, als durch alle vonvornige Gebote.«

Wahr iſts« — dachte Gundibert bey ſich ſelbſt — »wenn ichs recht überlege, war ich »vielleicht geſcheuter und handelte nützlicher als »ich Leinwand webte um meine Mutter zu ernähren und als ich den Prozeß der guten »Eliſabethanerinnen in Gang brachte, als da »ich Jahre lang über Wahrheiten oder Grillen von vorn ſpekulirte. Ich war bisher »den Domherren gleich: ich machte viel Worte von der Philoſophie, ſo wie ſie von der »Religion; ohne mehr dafür zu thun als »ſich eine Platte ſcheren zu laſſen.«

Zwey und zwanzigſter Abſchnitt.

Gundibert kehrte nunmehr nach Urach zurück, und ward von ſeinem alten Freunde dem Speciale wie der verlorne Sohn empfangen; denn Gundibert, obgleich die vielen Jahre über beſtändig im Philoſophiren begriffen, war doch für die Bilfingerſche Philoſophie verloren geweſen. Dies minderte aber nichts an der herzlichen Freude, womit ihn der biedere Greis empfing. Es wurden nun verſchiedene Vorſchläge überlegt, worin ſeine künftige Beſchäftigung beſtehen ſollte. Der Special, als ein Gelehrter, wollte daß Gundibert nicht vergeblich Doktor der Philoſophie ſollte geworden ſeyn, und rieth ihm, entweder nach einer Univerſität zurückzukehren um da zu lehren, oder ſich um eine Profeſſorſtelle am Gymnaſium zu Stuttgard zu bewerben; welches zeigt, daß der Special von dem Wiſſen ſeines Freundes keine geringe Meinung hatte. Gundibert blieb aber, nach reifer Überlegung, bey ſeinem erſten Entſchluſſe wieder zur Leinweberey zurückzukehren. Es iſt beſſer, ſagte er, Leinwand und Damaſt zu weben, als Spinneweben von vorn aus ſeinem Gehirne zu ziehen, woraus kein Gewebe nur Einer Elle lang zu machen iſt, das zum Beſten des Menſchen haltbar wäre. Es wurden alſo die Weberſtühle wieder vom Kirchenboden geholt, geſäubert und in Stand geſetzt. Auf allen ward wieder gewebt, und die hochlöbliche

Leinwandkompagnie in Urach fand bald, daß Meiſter Gundibert, obgleich zugleich Meiſter der Philoſophie, doch noch eben ſo vorzüglichen Damaſt zu weben wußte als vorher. In wenigen Monaten kam ihm ſein voriger Frohſinn wieder, in dem Maße wie ihm die ausſchließende Liebe zur vonvornigen Spekulation nach und nach verging.

Ihr hochgelahrten kritiſchen Doktoren werdet hier ausrufen: »Daran war nichts verloren; denn Gundibert verſtand Kants und unſere Schriften nicht, und hatte nicht die Nothwendigkeit und unbedingte Allgemeingültigkeit der reinen Begriffe von vorn rein gefaßt; wie hätte er ſonſt das Sinnliche und Empiriſche würdigen können ſein Auge darauf zu werfen?«

Aber, liebe Herren! wäre denn auch etwas verloren, wenn Prof. Fichte Ackerbau triebe, anſtatt ſeinen armen Kopf ſo ſehr anzuſtrengen, um den Urſatz, die Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaft, welche unſer Leinweber ſchon einmal glaubte erfunden zu haben, noch einmal zu erfinden? Wenn er, anſtatt ſeine Galle ſo heftig über die auszuſchütten, welche ſeinen Urſatz für einen Unſatz halten, lieber

lieber mit ſeinen Knechten haderte, welche ſeinen Acker nicht zur gehörigen Zeit gepflüget hätten? Oder, wenn ihm das Schickſal ein Stückchen Land verſagt hätte, um es im Schweiße ſeines Angeſichts zu bauen, wäre es nicht beſſer wenn er, anſtatt vergebens ein Euklides für die Philoſophie werden zu wollen, lieber das Rechnen aus dem Kopfe lernte, alsdann Kinder darin übte, und dadurch der menſchlichen Geſellſchaft wirklich nützlich würde?

Wäre denn eben etwas verloren, wenn ſein Geſell Prof. Nierhammer, anſtatt ſo frühklug die Religion zur dürren vonvornigen Wiſſenſchaft erniedrigen zu wollen, lieber nach Schnepfenthal oder Rekahn ginge, um von guten Leuten zu lernen was eigentlich vernünftige Religion iſt? Was wäre verloren, wenn er ſich übte in Rekahn oder Schnepfenthal die edle und ſchwere Kunſt zu faſſen, wodurch bey Kindern vernünftige Begriffe entwickelt werden, damit ſie, ſchädlichen Vorurtheilen entriſſen, für ſich ſelbſt weiſer und andern nützlicher würden? Es wäre gar gut, wenn er ſich mit der Geographie und Naturgeſchichte bekannt machte, um guten Kindern dieſe nützlichen Kenntniſſe wieder zu lehren; denn, wenn ſeine Wiſſenſchaft nicht weiter geht, als er in ſeinem Buche: die Religion als Wiſſenſchaft und in ſeiner ſchiefvonvornigen Doktordiſſertation gezeigt hat; ſo wird er nie ein Kirchenlicht werden, und wenn er auch zweymal Doktor der Theologie würde.

Wäre etwas verloren, wenn Prof. Schaumann, anſtatt ſich mit ſeiner kritiſchen Selbſtheit ſo weit zu verirren, daß er das Vaterunſer durch das Ich und Nicht-Ich erklärte, lieber noch lernte Knöpfe drechſeln oder hölzerne Uhren machen?

Denkt einmal nach, liebe kritiſche Herren geringer Art, ob nicht, weit gefehlt daß auf dieſe Weiſe etwas verloren ginge, vielmehr würde gewonnen werden? Nicht etwa für die Sinnenwelt. Darüber mag ich mit Euch gar nicht rechten; denn davon wollt Ihr gar nichts wiſſen, verſtehet auch nichts davon, wenigſtens zehntauſendmal weniger als Sempron Gundibert von der kritiſchen Philoſophie. Nein, liebe Herren! für Eure eigene geringe kritiſche Philoſophie wäre dadurch viel gewonnen. Je mehr ichs überlege, deſto mehr werde ich überzeugt, daß es mit der formalen Philoſophie eben ſo beſchaffen iſt wie mit der Poeſie: Man muß dazu geboren ſeyn, und ein mittelmäßiger formaler Philoſoph iſt gar kein Philoſoph; ſo wie ein mittelmäßiger Poet gar kein Poet iſt. Auch will ich Euch nicht verhalten, liebe Herren, daß es in der formalen Philoſophie und in der Poeſie gleich lächerlich iſt, wenn jemand dem Mittelmäßigen dadurch zu entgehen meint, wenn er ſich hoch aufbläſet, wie ſich beym Äſop der Froſch zum Stier aufblaſen wollte, und ſich dabey recht excentriſch und ungeberdig anſtellt. Kant ſagt: »Der geſunde »Menſchenverſtand ſey eine Wünſchel»ruthe die nicht jedermann ſchlage, ſondern »ſich nach den perſönlichen Eigenſchaften richte« *). Wollte Gott! liebe Herren, Ihr hättet dieſe perſönlichen Eigenſchaften; denn die geſunde Vernunft ſchlägt doch Einigen, — wenn Kanten zu glauben iſt, — »ſogar »in der Spekulation;« aber was noch mehr iſt, ſie lehrt ſehr richtig beurtheilen, ob ein Ding zweckmäßig iſt, und ob die Mittel hin-

---

*) Kants Prolegomena zu jeder Metaphyſik, S. 195.

reichend ſind einen Zweck zu erreichen. Eure vonvornige Vernunft aber iſt eine Zauberruthe, die Ihr in Eurem durch, ſich ſelbſt geſetzten Zirkel herumdrehet um durch die Zauberworte: Poſtulate, ſynthetiſche Urtheile, Form, Stoff, ankündigen, allgemein gebieten, Herrſchaft des Objekts über die Maſſe, und dergleichen Abracadabra mehr, in der Sinnenwelt verborgene Schätze zu entdecken. Wenigen iſts gegeben wahre formale Philoſophen zu ſeyn, ſo wie nur wenige ächte Dichter ſind, und es hat ſelbſt ein großes Land an ganz wenigen recht tüchtig formalen Philoſophen genug. Gebt dem ganzen großen Deutſchlande von der einen Seite die beiden Leute Kant und Reinhold, und von der andern Seite den jungen ungenannten Aneſidemus und einen ungenannten Alten in der allgemeinen deutſchen Bibliothek, und etwa noch ein Paar andere, um wider Kants und Reinholds Sätze Zweifel aufzuwerfen; ſo kann von dieſen alles erörtert werden was zur Wiſſenſchaft von vorn gehört, und Ihr übrige geringe Herren könnet füglich mit allen Euren formal geſchriebenen Büchern zu Hauſe bleiben und etwas empiriſch Nützliches vornehmen, ſey es nun Leinwandweben oder rechnen, oder drechſeln, oder Kinder unterweiſen, oder was ſonſt.

Gundibert hat überdies vor Euch kritiſchen Herren offenbaren Vorzug; er webt Leinwand und Damaſt, viele Jahre lang nützlich zu gebrauchen, und Ihr ſchreibt Bücher die in einem halben Jahre den Weg alles Makulaturs gehen. Auf den letzten Lumpen von Gundibert's Leinwand können noch nach vierzig Jahren die tiefſinnigen Lehren der kritiſchen Philoſophie gedruckt werden, wofern ſie vierzig Jahre dauern ſollte. Wenn aber alsdann, wie es zu vermuthen iſt, wenigſtens Fichtens, und Pölitzens, und Tieftrunks, und Schellings, und Niethammers, und Gräffens, und aller kritiſchen Schmidte Schriften, in kleine Stücke zerriſſen, ſchon längſt den Erdboden gedüngt haben; ſo hat alsdann doch noch die Nachwelt unſerm philoſophiſchen Leinweber die Lumpen zu danken, worauf die in dem ſyſtemreichen Deutſchlande alsdann gangbare vonvornige Syſteme gedruckt werden können. Hiemit gehabt Euch wohl, liebe geringe Herren!

Gundibert beſchäftigte ſich übrigens mit Leinwand und Damaſt nicht ſo ausſchließend, daß er die Philoſophie ganz vergeſſen hätte, obgleich ſeine Philoſophie nun völlig eine andere Wendung nahm. Er brachte vielmehr immer noch manchen Sonntag und manchen Abend mit philoſophiſcher Unterhaltung bey dem biedern Speciale zu, der in ſeinem beynahe neunzigjährigen Alter der Philoſophie immer gleich ergeben blieb. Er hatte einen Vikar bekommen, der in Tübingen in die Geheimniſſe der kritiſchen Philoſophie war eingeweihet worden. Derſelbe focht in den philoſophiſchen Zuſammenkünften für die Kategorieen und für die unbedingte Allgemeingültigkeit des Sittengeſetzes. Der Alte hielt es immer noch mit der Lehre von der beſten Welt und mit dem Geſetze der Natur ſich und andere vollkommen zu machen. Gundibert bemühete ſich zu zeigen daß beide recht und unrecht hätten, je nachdem der Standpunkt gewählt würde, und daß ſie beide im Grunde nicht im Sinne ſondern nur in Worten unterſchieden wären.

Alle drey disputirten und machten nichts aus, welches bey philoſophiſchen Zuſammenkünſten ganz gewöhnlich iſt; alle drey aber ertrugen ſich und geriethen wegen ihrer philoſophiſchen Meinungen nie in Mißverſtändniß und Haß, und dies iſt bey allen Arten von Philoſophen ziemlich ſelten. Alle drey thaten Gutes, jeder nach verſchiedenen Maximen und Grundſätzen, und keiner verunglimpfte das Gute was nach fremden Grundſätzen gewirkt ward, oder nennte es heteronomiſch, gerade, als ob nur ſeine unmaßgebliche Meinung ausſchließend allein das Geſetz wäre. Wenn dies nicht ächte Philoſophie war, ſo iſt dieſe nicht wahre Liebe zur Weisheit; und größern Werth als ſie hat ein Gerſtenkorn, das in die Erde fällt, und woraus ein einſamer Halm entſprießt.

Ende.

Anhang von Urkunden.

I.

Herrn Prof. Schaumanns
Erklärung des Vaterunſers aus dem Ich und Nicht-Ich
oder
Deduktion aller falſchen Moraltheorieen *).

Erſter Abſchnitt.

Von der wahren Moraltheorie oder dem Moralſyſtem.

1. Die Aufgabe der moraliſch-praktiſchen Wiſſenſchaft der Philoſophie iſt: »das urſprüngliche (Fundamental-) Geſetz für das

---

*) Aus Niethammers philoſ. Journal Vtes St. S. 36

»Menſchen-Ich zu finden und daſſelbe »auf das irdiſche Leben des Menſchen ſyſte»matiſch anzuwenden.«

Wer dieſe Aufgabe richtig auflöſen will, muß wohl bemerken, daß er das Grundgeſetz für das Menſchen-Ich ſucht, dasjenige Geſetz, welchem die Selbſtheit, Perſönlichkeit des Menſchen gleich ſeyn ſoll, welches alſo auch dieſer Selbſtheit, Perſönlichkeit gleich oder gemäß ſeyn muß. Die moraliſch-praktiſche Philoſophie ſoll nicht die phyſiſche Konſtitution, welche das Menſchen-Ich nun einmal mit der Menſchennatur angenommen hat, beſchreiben, um daraus die Regeln der Heilsordnung (wie man ſein Glück auf Erden machen könne) zu beſtimmen; ſie ſoll von der moraliſchen Konſtitution des Menſchen handeln d. h. die Geſetze vorſtellen, welchen gemäß das Menſchen-Ich ſich ſelbſt im Leben beſtimmen (konſtituiren) ſoll.

2) Da der Urheber der kritiſchen (und eben deswegen auch reinen) Philoſophie jene Aufgabe (§. 1) richtig und gründlich aufgelöſet hat; ſo ſoll hier über die wahren Moraltheorieen nur wenig, d. h. gerade nur

ſo viel bemerkt werden, als für das Thema dieſer Abhandlung nothwendig iſt.

3) Der Grundſatz des wahren Moralſyſtems muß a) der Qualität nach, ein reiner d. h. nicht durch die Natur (das Nicht-Ich), ſondern lediglich durch die ſelbſt beſtimmende Urkraft des Ich d. i. die reine Vernunft beſtimmter Grundſatz ſeyn.

Denn der Grundſatz des wahren Moralſyſtems ſoll die Form ausdrücken, welche das reine Ich hat und das (empiriſch-bedingte) Menſchen-Ich haben ſoll, und muß daher einzig und allein durch das erſtere beſtimmt ſeyn. In wie fern der Grundſatz des Rechts empiriſch beſtimmt wird, in ſo fern wird die Ichheit ſelbſt, mithin Moralität und Recht, wiſſenſchaftlich zernichtet. Was die Natur beſtimmt, iſt nicht mein Werk, und nur meine Werke können mich richten.

4. Das wahre Moralſyſtem iſt daher ein moraliſcher Pürismus d. i. ein Syſtem aus reiner (durch nichts, außer ihr ſelbſt, bedingter) Vernunft; und ſetzt alſo den Kriticismus d. i. ſtreng geprüfte und ewig in-

verhalb ihrer Gränzen bleibende Wiſſenſchaft der reinen Vernunft voraus.

5. Das Moralgeſetz ſelbſt lautet in der Formel der Qualität ſo: Menſchen-Ich! das Urbild deines Lebens (welchem du in deinem Leben Realität zu geben ſtreben ſollſt) ſey das reine Ich, oder, wie es in dem Muſtergebet der Chriſten heißt: Gott (unſer Vater) du biſt im Himmel!

6) Der Grundſatz des wahren Moralſyſtems muß b) der Quantität nach, univerſell ſeyn; denn er ſoll das Eine ſeyn, welchem Alles Trachten Aller moraliſchen Weſen gleich ſeyn ſoll.

7) Das wahre Moralſyſtem iſt daher ein moraliſcher Katholicismus d. i. ein allgemeingültiges Syſtem, und ſetzt alſo den moraliſchen Differentismus d. i. Wiſſenſchaft von dem allgemeinen (freyen) Intereſſe des Rechts für alle moraliſche Weſen voraus.

8) Das Moralgeſetz ſelbſt kann in der Formel der Quantität ſo ausgedruckt werden: Menſchen-Ich! das Geſetz des reinen Ich ſey dir Eines in Allem!

(Dein Wille, Gott, geſchehe ſo auf Erden, wie im Himmel!)

9) Der Grundſatz des wahren Moralſyſtems muß c) der Relation nach, kategoriſch (unbedingt) ſeyn; denn wir wollen in ihm das Geſetz des reinen Ich für das Menſchen-Ich haben, alſo keinen Satz, welcher durch Thatſachen a posteriori (empiriſche Zwecke) bedingt wäre, ſondern einen ſolchen, welcher etwas, was ſchlechthin a priori iſt — die urſprüngliche Thathandlung des reinen Ich in Beziehung auf das Menſchen-Ich — in ſich enthält.

10) Das wahre Moralſyſtem iſt daher ein moraliſcher Rationalismus d. i. ein Syſtem aus unbedingter Vernunftkraft, und gründet ſich alſo auf den moraliſchen Supernaturalismus d. i. die Wiſſenſchaft der Erhabenheit des Ich über das Nicht-Ich oder die Natur — der Selbſtheit der reinen Vernunft.

11) Die Formel der Relation für das Moralgeſetz iſt: Menſchen-Ich! du ſollſt nicht Nicht-Ich ſeyn! (nicht mit dem reinen Ich im Widerſpruche ſtehen, ſondern durch dieſes allein dich beſtimmen laſſen, ſo lange

du lebſt; (Gott! dein Name ſey heilig!)

12) Der Grundſatz des wahren Moralſyſtems muß d) der Modalität nach, apodiktiſch d. i. ein Imperativ ſeyn; denn er iſt in der Idee ein Satz des Sollens oder ein Geſetz des reinen Ich, für das Menſchen-Ich abſolut nöthigend.

13) Das wahre Moralſyſtem iſt daher eine moraliſche Autonomie d. i. ein Syſtem aus der Selbſtgeſetzgebung des reinen Ich, und beruhet auf dem moraliſchen Formalismus d. i. der Wiſſenſchaft der freyen Abhängigkeit des Menſchen-Ich von ſeiner Ur-form, der urſprünglichen Form des reinen Ich.

14) Die Formel der Modalität für das Moralgeſetz iſt: Menſchen-Ich! du ſollſt das Nicht-Ich dem reinen Ich gleich ſetzen; du ſollſt das Univerſum d. i. das Ganze alles Mannichfaltigen oder die Welt, als ein Land betrachten, welches du zu einem Reiche der Freyheit unter dem Vernunftgeſetze organiſiren ſollſt! (Gott! dein Reich komme!)

Laſſet uns beten:

Gott! die geſunde Vernunft komme allen verſchrobenen Philoſophen! Amen!

II.

Herrn Magiſter Schellings
ſich ſelbſt ſetzendes Ich
oder
Neue Deduktion des Naturrechts *).

Anfang des Erſten Abſchnitts:

Deduktion der Rechtswiſſenſchaft überhaupt und ihres oberſten Grundſatzes.

1) Was ich theoretiſch nicht realiſiren kann, ſoll ich praktiſch realiſiren. Nun iſt das Unbedingte, dem die Vernunft entgegenſtrebt, durch theoretiſche Vernunft unerreichbar, denn es kann nie Objekt für mich werden. In-

---

*) Aus Niethammers philoſ. Journal, IIten Jahrgangs 4tes Heft, S. 277.

dem ich es als Objekt feſthalten will, tritt es in die Schranken der Bedingtheit zurück. Was Objekt für mich iſt, kann nur erſcheinen; ſobald es mehr als Erſcheinung für mich iſt, iſt meine Freyheit vernichtet.

2) Soll ich das Unbedingte realiſiren, ſo muß es aufhören, Objekt für mich zu ſeyn. Ich muß das Letzte, das allem Exiſtirenden zu Grunde liegt, das abſolute Seyn, das in jedem Daſeyn ſich offenbart, als identiſch mit mir ſelbſt, mit dem Letzten, Unveränderlichen in mir denken.

3) Sey! im höchſten Sinne des Worts: Höre auf, ſelbſt Erſcheinung zu ſeyn: ſtrebe, ein Weſen an ſich zu werden! — dies iſt die höchſte Foderung aller praktiſchen Philoſophie.

4) Biſt du ein Weſen an ſich, ſo kann keine entgegenſtrebende Macht deinen Zuſtand verändern, keine deine Freyheit beſchränken. Strebe daher, um ein Weſen an ſich zu werden, abſolut-frei zu ſeyn; ſtrebe, jede heteronomiſche Macht deiner Autonomie zu unterwerfen; ſtrebe durch Freiheit

deine Freyheit zur abſoluten, unbeſchränkbaren Macht zu erweitern.

5) Dieſes Gebot iſt unbedingt, weil es ein Unbedingtes fodert. Alſo muß auch das Streben, das es fodert, unbedingt, d. h. nur von ſich ſelbſt abhängig, und durch kein fremdes Geſetz beſtimmbar ſeyn.

6) Soll mein Streben ſchlechterdings durch kein fremdes Geſetz beſtimmbar ſeyn, ſo muß umgekehrt alles, was meinem Streben entgegengeſetzt iſt, durch mein Streben ſchlechthin beſtimmt werden. Indem ich mich als freyes Weſen ankündige, kündige ich mich an, als ein Weſen, das alles Widerſtrebende beſtimmt, ſelbſt aber durch nichts beſtimmbar iſt.

7) Ich herrſche über die Welt der Objekte; auch in ihr offenbart ſich keine andre, als meine Cauſalität. Ich kündige mich an, als Herrn der Natur, und fodere, daß ſie durch das Geſetz meines Willens ſchlechthin beſtimmt ſey. Meine Freyheit weiſt jedes Objekt in die Schranken der Erſcheinung zurück, und ſchreibt ihm eben damit Geſetze vor, über die es nicht treten

darf. Nur dem unveränderlichen Selbſt kömmt Autonomie zu; alles, was nicht dieſes Selbſt iſt — alles was Objekt werden kann — iſt heteronomiſch, iſt Erſcheinung für mich. Die ganze Welt iſt mein moraliſches Eigenthum.

8) Soll ich in der Welt der Erſcheinungen herrſchen, und die Natur nach moraliſchen Geſetzen regieren, ſo muß die Cauſalität der Freiheit durch phyſiſche Cauſalität ſich offenbaren. Nun kann ſich Freyheit überhaupt nur durch urſprüngliche Autonomie ankündigen. Alſo muß dieſe phyſiſche Cauſalität, ob ſie gleich dem Objekt nach heteronomiſch, d. h. nur durch Naturgeſetze beſtimmbar iſt, doch ihrem Princip nach autonomiſch, d. h. durch kein Naturgeſetz erreichbar ſeyn. Sie muß Autonomie und Heteronomie in ſich vereinigen.

9) Dieſe Cauſalität heißt Leben. — Leben iſt die Autonomie in der Erſcheinung, iſt das Schema der Freyheit, inſofern ſie in der Natur ſich offenbart. Ich werde daher nothwendig lebendiges Weſen.

10) Wo meine phyſiſche Macht hinreicht, gebe ich allem Exiſtirenden meine Form, dringe ihm meine Zwecke auf, gebrauche es als Mittel meines unbeſchränkten Willens.

11) Wo meine phyſiſche Macht nicht hinreicht, iſt nur phyſiſcher Widerſtand: es kann keinen moraliſchen für mich in der Natur geben. Was phyſiſch-unmöglich iſt, iſt doch moraliſch-wirklich, und was moraliſch-wirklich iſt, mag immerhin phyſiſch-unmöglich ſeyn, in der moraliſchen Welt iſt meine That vollbracht.

12) Wo meine phyſiſche Macht Widerſtand findet, iſt Natur. Ich erkenne die Übermacht der Natur über meine phyſiſche Kraft: ich beuge mich vor ihr als Sinnenweſen, ich kann nicht weiter.

13) Wo meine moraliſche Macht Widerſtand findet, kann nicht mehr Natur ſeyn. Schauernd ſteh ich ſtill. Hier iſt Menſchheit! ruft es mir entgegen, ich darf nicht weiter.

14) Meine Freyheit kann in ihrer Uneingeſchränktheit nur als eine Macht gedacht

werden, die jede entgegenſtrebende Cauſalität aufhebt. Wo ſie alſo aufhört uneingeſchränkt zu ſeyn, muß ihr eine andre unbedingte Cauſalität gegenüber ſtehen.

15) Indem ich meine Freyheit beſchränkt fühle, erkenne ich, daß ich nicht allein bin in der moraliſchen Welt, und mannichfaltige Erfahrungen beſchränkter Freyheit lehren mich, daß ich in einem Reiche moraliſcher Weſen bin, denen allen dieſelbe unbeſchränkte Freyheit zukömmt.

Daß ſich ein Weſen, das der äußern Geſtalt nach mir ähnlich iſt, nach Zweck und Abſicht von mir beſtimmen läßt, beweiſet noch nicht, daß ich einen Menſchen vor mir habe; denn dieſes Weſen könnte auch bloß ein gelehriges Thier ſeyn. Dieſer Satz wird durch die Erfahrung beſtätigt, daß diejenigen die mit ihren Foderungen niemals Widerſtand im Willen eines andern finden, endlich alle Achtung für dieſes folgſame Geſchlecht und zuletzt für die Menſchheit ſelbſt verlieren. Nur dann, wenn ich mich an den Willen eines Andern wende, und dieſer mit einem kategoriſchen Ich will nicht!

meine Foderungen zurückſchlägt, oder ſeine Freyheit nur um den Preis der meinigen feil bietet, erkenne ich, daß hinter dieſem Antlitz Menſchheit, und in dieſer Bruſt Freyheit wohnt.

Nun kommt denn die große Sache: Das abſolute Ich, das ſich als Herrn der Natur angekündigt hatte, deſſen Kauſalität über die Welt der Objekte herrſchte, deſſen Eigenthum die ganze moraliſche Welt war, deſſen phyſiſche Kauſalität Autonomie und Heteronomie in ſich vereinigte und das daher ein nothwendig lebendiges Weſen ward, dieſes pompoſe Ich findet endlich ſchauernd, daß es ein Menſch iſt, und was noch ſchlimmer, es erkennet, daß andere Menſchen da ſind, weil ſie ſagen, Ich will nicht. Es ſagt nunmehr: Ich will daß ein Naturrecht ſey. Denn nun hat es ein abſolutes Bedürfniß ſich Schutz zu verſchaffen, damit nicht das ſich ſelbſt ſetzende Ich von dem nicht wollenden

Nicht-Ich etwa geſetzt würde, und alſo um ſeine Abſolutheit käme.

Laſſet uns beten:

Statt verſchrobener Philoſophie, möge in der deutſchen Litteratur geſunde Vernunft allgemein regieren! Amen!

Verbeſſerungen.

S. 50 Z. 6 von unten: denn l. dann
— 59 — 11 und Dänen l. Dänen und Schweden
— 13 drey l. vier
— 63 — 2 ihrer l. ihrem
— 137 — 4 von unten: Gerechtſamkeit l. Gerichtsbarkeit
— 179 — 5 von unten: reinen l. bloßen

M R

Ph Pr [Schwab]
1099r

Philos. Noviss. 2386.

R

Neun

Geſpräche

zwiſchen

Chriſtian Wolff

und

einem Kantianer

über

Kants metaphyſiſche Anfangsgründe der
Rechtslehre und der Tugendlehre

von

* * *

Mit

einer Vorrede

von

Friedrich Nicolai.

> J'avoue qu'il est assez reçu dans le monde de regarder comme ennemi, quiconque offense notre amour-propre ou traverse nos interêts. Mais il faut bien se garder de confondre ces gens dans le traitement, avec ceux qui ont véritablement droit à notre haine. *Mélanges de Litterature du Duc de Nivernois T. I. p. 11.*

Berlin und Stettin,
1798.

[illegible]

[illegible]

BIBL[illegible]
[illegible]
[illegible]

Inhalt.

Seite.

Erſtes Geſpräch. Ueber das Eherecht. 77

Zweytes Geſpräch. Ueber den Begriff vom gerichtlichen Eyd. . . 90

Drittes Geſpräch. Ueber das Staatsrecht. 103

Viertes Geſpräch. Ueber das Auswanderungsrecht der Unterthanen. . . 121

Fünftes Geſpräch. Ueber die Verpflichtung, ſeine eigene Vollkommenheit und fremde Glückſeligkeit zu bezwecken. . 127

Inhalt.

Seite.

Sechstes Geſpräch. Ueber Kants philoſophiſche Schreibart. . . 138
Siebentes Geſpräch. Ueber den Selbſtmord. 150
Achtes Geſpräch. Ueber den partialen Selbſtmord. . . . 156
Neuntes Geſpräch. Von den Pflichten gegen Gott, und über den künſtlichen Vernunftgebrauch. . . . 179

Druck-

Vorrede des Herausgebers.

Mancher Leſer wird vielleicht bey dem Anblicke des Titels dieſer Schrift ſtutzen und fragen, wie denn **Chriſtian Wolff** und ein **Kantianer** zuſammen kommen; ob jener aus der Unterwelt in die Oberwelt herauf, oder dieſer aus der Ober- in die Unterwelt hinabgeſtiegen ſey? Wen etwa dieſe Frage intereſſirt, dem weiß ich nichts anders zu ſagen, als das: Da nach der kritiſchen Philoſophie das Verhältniß der **ſinnlichen** Welt zur **intelligibeln** uns gänzlich unbekannt iſt, läßt ſich der eine Fall eben ſo gut denken als der andere, und es iſt daher jedem überlaſſen, **wo** und **wie** er **Wolffen** mit einem **Kantianer** zuſammen treffen und beide ſich mit einander unterreden laſſen will. Für die meiſten Leſer wird dieſes eine eben ſo gleichgültige Sache ſeyn, als zu wiſſen, ob dieſe Geſpräche nur Einen, oder zwey, oder drey, oder vier Verfaſſer haben möchten, und ſie werden bloß die Gründe wiſſen wollen, die Wolff und der Kantianer zur Unterſtützung ihrer Behauptungen anführen, ohne auf die Perſonen, die dieſe Gründe vorbringen, Rückſicht zu nehmen. Dieß iſt auch alles, was ich mir von den Leſern ausbitte.

Vorrede des Verlegers.

Wer mich kennt, wird mir nicht die Eitelkeit zutrauen, daß ich dieſe Geſpräche durch meine Vorrede empfehlen wollte, welches ſie wahrlich auch nicht bedürfen. Ich habe ſchon mehrmals das Schickſal gehabt, daß an mir der Buchhändler mit dem Gelehrten verwechſelt wurde, und daß ich durchaus der Verfaſſer von Schriften ſeyn ſollte, die ich doch nur verlegt hatte. Ich bemerke alſo hier nur, daß ich dieſe Geſpräche nicht veranlaßt habe, daß ſie mir zugeſchickt wurden, und daß ich auf den Namen eines rühmlich bekannten Schriftſtellers nur rathen kann.

Es iſt vielleicht, einer beſondern Urſache wegen, noch nöthiger zu bemerken, daß ich dieſe Geſpräche nicht veranlaßte. Ich habe mich mehrmals ſchon ſehr freymüthig erklärt über die unerhörten Mißbräuche, welche zum Nachtheile der geſunden Vernunft, mit ſchiefer Anwendung der ſogenannten kritiſchen ſpekulativen Philoſophie auf Gegenſtände zu deren Beurtheilung nothwendig geprüfte Erfahrung und Menſchenkenntniß gehört, getrieben werden. Es erſcheint, zufällig, faſt zu gleicher Zeit mit dieſen Geſprächen ein anderes Buch *), worin ich dieſe Mißbräuche, ſo weit ichs nöthig

---

*) Leben und Meinungen Sempronius Gundibert's, eines deutſchen Philoſophen.

fand, abermal in ein ziemlich helles Licht ſetze. Dieß geſchah aber ehe ich von dieſen Geſprächen etwas wußte; die mir zugeſchickt wurden, da mein Buch ſchon ganz entworfen war.

Ich ergreife indeß, da es der Herausgeber mir erlaubt hat, dieſe Gelegenheit. um auch hier über dieß und jenes meine Meinung freymüthig zu ſagen, wodurch vielleicht mancher Gegenſtand, der in den folgenden Geſprächen vorkommt, noch etwas näher erläutert werden kann. Es iſt jetzt nöthig über Mißbräuche, wodurch die geſunde Vernunft niedergedrückt und die deutſche Litteratur verderbt wird, laut zu ſprechen, und ich bin ſchon lange gewohnt, die Folgen litterariſcher Offenherzigkeit ſehr gleichmüthig zu ertragen, wenn ich hoffen kann Gutes dadurch zu ſtiften. Sollte ich mit dem Verfaſſer der Geſpräche irgendwo zuſammen treffen, ſo iſts ein Beweis, daß noch Ein Mann über den Mißbrauch der kritiſchen Philoſophie ſo denkt wie ich, und ein ſehr ſchätzbarer Mann.

Findet man etwa dieſen Aufſatz allzuausführlich für eine Vorrede zu den nachfolgenden Geſprächen, ſo nenne man ihn eine Abhandlung, welche den Zweck hat, auf vieles aufmerkſam zu machen, was zwar vor Augen liegt aber von vielen nicht mag geſehen werden; und dann wird die Frage ſeyn, ob das, was ich ſage, **wahr** und **nützlich** und **zur rechten Zeit** geſagt iſt, nicht, wie viel Seiten es anfüllt, oder welche Aufſchrift es führt.

Ich ſchätze Spekulation und Theorie ſehr hoch; aber in ihrer Art und zu ihrem wahren Zwecke. Beide allein können nie Erfahrung erſetzen, bey irgend einem Gegenſtande wozu Erfahrung gehört, das heißt, bey Allem was vorgeht in der wirklichen Welt, wo gehandelt werden ſoll, und wo bloße Spekulation ohne Erfahrung faſt immer, und zuweilen auf eine lächerliche Weiſe, vom rechten Wege abführt. Möſer hat in einem kleinen fragmentariſchen Aufſatze betreffend Hrn. Prof. Kants Abhandlung: **Ueber den Gemeinſpruch: Das mag in der Theorie richtig ſeyn, taugt aber nicht für die Praxis** *), mit wenigen Worten über dieſe Materie ſo gründlich geurtheilt **), als es von einem Manne von ſeiner reifen Erfahrung und Weltkenntniß zu erwarten war.

Ich habe ſchon ſonſt meine Verehrung gegen Herrn Prof. Kant Scharfſinn und perſönlichen Charakter ***) öffentlich bezeigt. Dieſe Verehrung darf aber nicht hindern, daß jedermann über ſeine Schriften freymüthig urtheile. Ich habe es hier mit den Schriften, mit den Behauptungen, mit ihrer Wahrheit oder Unwahrheit, mit ihrem rechten Gebrauche oder Mißbrauche, nicht mit den Perſonen zu thun, wider deren Schriften ich mich in dieſem Aufſatze freymüthig erkläre. Wahrheit gehet über Höflichkeit; zumal, wenn es Mode werden will Modehypotheſen ausſchließend für Wahrheit auszugeben, und im Dünkel ihrer vonvornigen Nothwendigkeit über jeden hoch herzufahren, dem weder die Nothwendigkeit des Willkührlichen, noch die Wahrheit deſſen was ſich oft ſelbſt widerſpricht, einleuchten will. Ich habe nie läugnen wollen, daß der Anſtoß und das neue Leben, das Hrn. Kants Schriften den theoretiſchen Spekulationen gaben, im Ganzen für die theoretiſche Philoſophie wohlthätig ſey, daß der Verſuch die Maſſe des menſchlichen Wiſſens von vorn her genauer zu ſcheiden, und ſelbſt der Verſuch die Gränzen der möglichen Erkenntniß auf eine bisher ungewöhnliche Art näher zu beſtimmen, eines großen Philoſophen würdig ſey, geſetzt, er wäre nicht ganz gelungen. Ob ich mich gleich bey dem ernſthafteſten Nachdenken von den hauptſächlichſten Grundſätzen der kritiſchen Philoſophie nicht habe überzeugen können, und beſonders nicht glaube, daß dadurch die nothwendigen Gränzen des menſchlichen Verſtandes unwiderſprechlich wären feſtgeſetzt worden; ſo verachte ich dennoch keinesweges jene Philoſophie überhaupt, und weiß ihren guten Gebrauch vom Mißbrauche, wider den ich allein eifere, wohl zu unterſcheiden. Der größte Mißbrauch aber entſtehet durch den Dünkel der Anhänger Kants, womit die Kritik auf die Dinge in der wirklichen Welt plump angewendet wird und geprüfte Erfahrung durch ihre vonvornigen Sätze verdrängt werden ſoll. Wider dieſen Mißbrauch laut zu reden, halte ich für ſehr nöthig, und werde ferner laut dawider reden, unbekümmert, ob man auf mich ſchimpft.

---

*) S. Berl. Monatsſchrift 1793 Sept. Nr. 1.

**) Möſers Aufſatz wird eben abgedruckt im IIten Bande ſeiner Vermiſchten Schriften. Man ſehe beſonders S. 87 bis 89, und S. 94 und 95.

***) Herder hat Kants perſönlichen Charakter höchſt liebenswürdig geſchildert, in den Briefen zur Beförderung der Humanität VIte Sammlung S. 173. Ich ſtimme ihm gern bey.

Ich ſcheue mich nicht offenherzig zu bekennen, daß auch ich durch des Hrn. Prof. Kant **metaphyſiſche Rechtslehre** und **Tugendlehre**, wovon die nachfolgenden Geſpräche handeln, unter allen ſeinen Schriften am wenigſten, und jemehr ich darüber nachdachte, deſto weniger bin befriedigt worden. Es thut mir dieß um ſo mehr leid, da ich die angenehme Hoffnung hegte: zwey allen vernünftigen Menſchen ſo wichtige Gegenſtände als **Recht** und **Tugend** ſind, würden von einem ſo ſcharfſinnigen Philoſophen auf einem neuen Wege noch ſicherer feſtgeſtellet werden als bisher. Die Verheißungen vieler Anhänger Kants, daß dieſe Werke neue und ſehr wichtige Wahrheiten enthalten würden, berechtigten zu dieſer Hoffnung. Hier erwartete man, in der

That mit Rechte, eine wohlthätige fruchtbare und ſehr beſtimmte Anwendung der bisherigen fein geſponnenen kritiſchen Subtilitäten auf das was wir thun und laſſen ſollen; welches der nützlichſte Gebrauch der Spekulation für das Leben in der wirklichen Welt geweſen ſeyn würde. Dagegen habe auch ich, ich ſage es ungern, durch die unparteyiſchſte Unterſuchung, eben wie der Verfaſſer der folgenden Geſpräche, gefunden, daß beide neue Syſteme nicht auf nothwendigen Grundſätzen, ſondern auf den willkürlichſten Ideenverknüpfungen beruhen.

Ich kann mich z. B. gar nicht überzeugen, Hr. Kant habe den bisher ſo mannichfaltig und doch noch ſo wenig feſtgeſetzten erſten Urſprung des Eigenthums ſicherer beſtimmt, durch die willkürliche Idee: daß eine unoccupirte Sache keinesweges res nullius *) ſey, ſondern allen den vielen Millionen Menſchen gehöre, welche auf dieſem Erdballe von je her gelebt haben und noch leben und künftig leben werden; ſo daß ich und jeder meiner Leſer an einem Stückchen Kieſel, das vor der Hütte eines Feuerländers liegt, und der Feuerländer auf den Sperling der eben jetzt vor des Hrn. Prof. Kant Fenſter herumflattert, ein unſtreitiges Miteigenthum von vorn her haben. Nun ſoll der Sperling oder der Kieſel

---

*) Rechtslehre S. 95. Wie höchſtwillkührlich dieß angenommen iſt, erhellet daraus, daß Hr. Kant vorher S. 82 behauptet hatte: „Es ſey klar, daß Ein Menſch, der auf Er„den ganz allein wäre, eigentlich kein äußeres Ding als das „Seine haben oder erwerben könne." Alſo, ſo lange Adam allein war, beſaß er nichts. Da waren doch alſo alle Sachen *res nullius*? Sobald aber Eva entſtand, hatten mit einmal beide ein Miteigenthum an allen Sachen auf der Erde. Wodurch? Durch ein mächtiges Poſtulat der reinen praktiſchen Vernunft beider Miteigenthümer!

nur deßwegen **durch unſere freye Willkür** in Beſitz **Eines** von uns und zwar **rechtlich** kommen können, weil alle die Millionen verſtorbener und lebender Menſchen, denen an dem Kieſel und dem Sperlinge ein Miteigenthum gebührt, ihn nicht würden brauchen können, wenn ihn nicht Einer braucht. Ich bekenne, es ſcheint mir eine zwar ſehr bequeme aber keinesweges gründliche Philoſophie, den rechtlichen Urſprung des Eigenthums, den man ſucht, dadurch zu finden, daß man ein **Eigenthum** aller Menſchen auf alle Sachen **willkürlich annimmt.** Herr Profeſſor **Kant** nennt dieß *) „eine **Vorausſetzung** a priori der praktiſchen Vernunft.“ Und wenn er verſichert **) „**nur nach dem Princip** eines *a priori*, **mithin nothwendigen und darum allein geſetzgebenden Willens** ſey Uebereinſtimmung der freyen Willkür eines jeden mit der Freyheit von jedermann, mithin ein Recht überhaupt und alſo auch ein äußeres Mein und Dein **möglich**;“ ſo ſcheint mir es nicht eine philoſophiſche Erforſchung des **Urſprungs des Rechts und Eigenthums**, ſondern ein Bekenntniß der Schwäche der Philoſophie zu ſeyn, welche den **Urſprung des Eigenthums** nicht anders zu **finden** weiß, als daß ſie von vorn vorausſetzt: **es ſey allgemein da**; und ſie wiſſe keine andere mögliche Erklärung des Urſprungs.

Und zwar, ſagt dieſe Rechtslehre, es ſey **Eigenthum Aller an allen Sachen**, von vorn **vorausgeſetzt**; da denn darauf jeder nach freyer Willkür eine Sache, die noch keiner beſonders beſitzt, ſich beſonders zueignet, und allen Millionen Miteigenthümern, durch **Bemächtigung** ***) **nach frey-**

---

*) Ebendaſ. S. 58.

**) Ebendaſ. S. 86.

***) Ebendaſ. S. 14

er **Willkür**, die **Verbindlichkeit** auferlegt, die **ſie ſonſt nicht hatten**, ſich des **Gebrauchs** der ergriffenen Sache zu **enthalten**, die doch ein Gegenſtand auch ihrer Willkür war. Durch eine ſolche **willkürliche Ausübung der Macht**, ſollte **man rechtlich** und **von vorn** zum Eigenthum einer Sache gelangen? Ich bekenne dieß ſo wenig zu begreifen, als daß die **Rechtmäßigkeit** einer ſolchen **Bemächtigung** aus dem Satze folgen könne, den dieſe Rechtslehre als **das allgemeine Princip des Rechts** *) angiebt: „Eine jede „Handlung iſt **recht**, nach deren Maxime die Freyheit der „Willkür eines jeden mit jedermanns Freyheit nach einem „allgemeinen Geſetze zuſammen beſtehen kann.“ Wie beſteht jedermanns Freyheit, wenn ich jedermann willkürlich ſein Miteigenthum raube? Vielleicht nach der Maxime: Es möge mir jedermann auch mein Miteigenthum an allen Sachen rauben, wenn er könne? **Fichte** ſagt in ſeinem **Naturrechte** beynahe etwas ähnliches.

Man erlaube mir bey dieſer Gelegenheit über die in der kritiſchen Philoſophie ſo ſehr gewöhnlichen **Vorausſetzungen von vorn** überhaupt hier ein Wort zu ſagen. Hrn. **Kants Lehre** zufolge ſollen die Sätze von vorn **nothwendig und allgemeingültig** ſeyn. Vorausſetzungen aber ſind eigentlich doch weder nothwendig noch allgemeingültig. Ich weiß zwar wohl, was Herr Kant **) von den **Poſtulaten der praktiſchen Vernunft** — **poſtuliret**, nicht beweiſet, — daß ſie den **Ideen** der ſpekulativen Vernunft im Allgemeinen **objektive Realität** geben; deßgleichen ***) vom **Fürwahrhalten aus einem Bedürfniſſe der reinen Vernunft**, daß dieß ein **Bedürfniß in ſchlechterdings nothwendiger Abſicht** ſey. Daher wird in der kritiſchen Philoſophie ſo vieles poſtulirt und von vorn vorausgeſetzt, in dem **ſchlechterdings nothwendigen Bedürfniſſe** — ſo wie hier — daß dadurch ein **willkürlich** angenommener Grundſatz **objektive Realität** erhalten ſolle. Hr. Kant ſagt in ſeinen Prolegomenen jeder Metaphyſik:*) „Das Spielwerk von **Wahrſcheinlichkeit** und **Muthmaßung** ſtehe der Metaphyſik „eben ſo ſchlecht an als der Geometrie.“ Sind wohl die **Vorausſetzungen von vorn** etwas Beſſeres? Wahrlich nicht.

---

*) Ebendaſ. S. 33.

**) Kritik der prakt. Vernunft S. 238.

***) S. 258.

Hr. Kant geſteht an einem andern Orte:**) „Es iſt eine **weſentliche Einſchränkung** der Vernunft, daß ſie weder die **Nothwendigkeit** deſſen, was da iſt, oder was geſchieht, noch deſſen, was geſchehen ſoll, einſehen kann, „wenn nicht eine **Bedingung, unter der es da iſt** oder geſchieht, oder geſchehen ſoll, zum Grunde gelegt wird. Auf „dieſe Weiſe aber wird, durch die beſtändige **Nachfrage** nach „der **Bedingung**, die **Befriedigung der Vernunft** nur „immer weiter aufgeſchoben. Daher ſucht ſie raſtlos **das „Unbedingtnothwendige**, und ſieht ſich genöthigt **es anzunehmen**, ohne irgend ein Mittel, es ſich **begreiflich zu „machen**; glücklich genug, wenn ſie nur den **Begriff ausfindig** machen kann, der ſich mit dieſer **Vorausſetzung „verträgt**.“ Man möchte kaum ſeinen Augen trauen, wenn man dieß lieſet. Herr Kant gründet ſeine ganze Philoſophie, beſonders ſeine reine Moral darauf, daß man nicht **im Widerſpruche** mit ſich ſelbſt ſeyn ſoll. Kann ein ärgerer **Widerſpruch** ſeyn, als eine **Vernunft** die, der **Nachfrage** wegen, — ſogar auch um die Moral zu gründen, — einen **unbedingt nothwendigen Satz annimmt**, da ſie **weſentlich** nur gemacht iſt, **bedingte Sätze einzuſehen**? Die **Vernunft**, das **Erkenntnißvermögen**, ſollte wohl zuerſt **erkennen**, was ſie vermag, und Hr. Kant hat ſeine ſinnreichen philoſophiſchen Ideen in der **Kritik der reinen Vernunft** hauptſächlich dahin gerichtet, ihre **Gränzen** zu beſtimmen, **damit** ſie dieſelben nicht **überſchreite**. **Hier** verſichert er **auch**, **ſie kenne** ihre **weſentliche** Einſchränkung, **daß** ſie **alles** nur **bedingt** erkennen kann. **Und** doch ſoll ſie raſtlos **das Unbedingte** ſuchen, ſoll raſtlos ſtreben **ihre weſentliche Einſchränkungen** zu **überſchreiten**? Das wäre ja eine ſehr **unvernünftige** Vernunft. Und dieſes **Ueberſchreiten der Vernunft** fordert ſogar die kritiſche Philoſophie! Darf die reine Vernunft ihre Gränzen überſchreiten, wie kann denn Herr Kant die Vernunft der Philoſophen vor ihm anklagen: ſie überſchreite ihre **weſentlichen Einſchränkungen**, da ſie von den **Dingen an ſich** etwas wiſſen wolle? Wie kann er einen Schwärmer anklagen, der über die **weſentlichen Gränzen aller Vernunft** weg den ſiebenten Himmel ſieht, weil ſeine **verrückte** Vernunft **raſtlos** bis in den Himmel ſtrebt?

---

*) S. 195.

**) Metaphyſik der Sitten S. 187.

Wenn irgend ein Vermögen des menſchlichen Geiſtes die **weſentlichen** Gränzen der Vernunft überſchreitet, **wenn es vorausſetzt** was die Vernunft **nicht begreift**, etwas **unbedingt nothwendiges**, deſſen „Vorſtellung ſie nicht in beſtimmter Beziehung auf ein Objekt denken," *) folglich **nicht erkennen** kann; ſo thut das keinesweges die **Vernunft**, die ihr **Erkenntnißvermögen praktiſch auf das Begehrungsvermögen anwendet**. Nein! Umgekehrt. Irgend ein heteronomiſches **Begehrungsvermögen** wendet **ſich ſelbſt** auf die **Vernunft an**, **begehrt**, über die **weſentlichen Ein-**

---

*) Kritik der reinen Vernunft S. 137.

ſchränkungen der Vernunft hinaus, einen **unbedingten** Vernunftſatz zu finden; und überwältigt die **Vernunft** einen **unbedingten** Grundſatz **vorauszuſetzen**. Hr. Kant ſagt ſelbſt: „die Neigungen ſind Quellen der Bedürfniß.“ *) Ja wohl! Sie ſind auch die Quellen der Bedürfniß in **das Unbedingte** hineinzugehen, woraus **Poſtulate** entſtehen, ſehr uneigentlich **Poſtulate** der **praktiſchen Vernunft** genannt. Die Vernunft kann, ohne Unvernunft zu werden, nicht wiſſentlich **ihre** weſentlichen Gränzen überſchreiten wollen; ſie thut es auch nicht; nur geht es der kritiſchen Philoſophie eben ſo, wie vielen ehemaligen Philoſophieen: **)

Wohin Vernunft nicht reicht, hat Stolz ſich hingetraut,
Was an der Welt ihm fehlt, aus eignem Wiz gebaut,
Die Schranken eng geſchützt, worin er denken ſollen,
Und drauſſen fallen eh', als drinnen ſtehen wollen.

Hr. Prof. Reinhold ſagt: ***) „In **welchem Sinne** die „unerörterten und unerwieſenen **Vorausſetzungen** der Kritik genommen werden müſſen, läßt ſich nur **errathen**.“ Dieſes **Errathen** ſoll geſchehen „durch ſorgfältige Vergleichungen jener Behauptungen unter einander, wodurch ſich „die Bedeutung herausbringen läßt, in welcher ſie ſich unter „einander vertragen und **gegenſeitig unterſtützen**“ O ja! Sie **unterſtützen** ſich ſo, daß eine um des andern willen **vorausgeſetzt** wird, und alſo alles fein **im Zirkel** gehet. Hr. Kant ſagt ja ſelbſt: „Daß zu der **Vorausſetzung** ein „**Begriff ausfindig gemacht** wird, der ſich damit **verträgt**,“ und hat man, wie gewöhnlich, den Begriff, ſo ſuche man die **Vorausſezung**, die ſich damit **verträgt**, und in Kurzem durch eine offenbare Erſchleichung ein **reiner Grundſaz von vorn** benennet wird, um den vorher im Gemüthe gefaßten Begriff vermeintlich darauf zu gründen.

---

*) Metaphyſik der Sitten S. 65.

**) Hallers Gedichte (Bern 1777) S. 80.

***) Reinholds Auswahl verm. Schr. IIr Th. S. 250.

Durch keine **Vorausſezung** kann etwas **unterſtüzt** werden, am wenigſten **gegenſeitig** durch andere Vorausſetzungen. Dieſe daher, wenn auch von vorn im Gemüthe gefunden, wenn auch mit **ihrer Nothwendigkeit zugleich gedacht**, ſind **keineswegs Vernunftgrundſäze von vorn**, die **allgemeingültig** wären. Gerade deswegen, weil das **Unbedingte** nicht in der **vernünftigen Erkenntniß** gegründet iſt, kann **alles**, was aus **unbedingter Vorausſezung** folgt, **nur bedingt als wahr angenommen werden**. **Vorausgeſezt**, daß ein **Miteigenthum aller Menſchen** an allen Sachen auf dem Erdboden exiſtire, **vorausgeſezt**, daß ein moraliſcher Imperativ **kategoriſch** gebiete immer nach Maximen zu handeln die allgemeine Geſetze werden ſollen, **vorausgeſezt** daß das **reine ſelbſtſtändige transſcendentale** Ich ſich ſelbſt **ſezt**; ſo können nun in ſo fern, daß dieß **angenommen** wird, viele Folgerungen gezogen werden, die ſehr ſcharfſinnig hergeleitet ſeyn mögen, aber **allgemeingültige** Vernunftgrundſätze ſind ſie keineswegs. Das ganze philoſophiſche Raiſonnement, wäre es auch in ſich völlig konſequent, iſt nur **hypothetiſch** wahr, für denjenigen, der aufs **Nachfragen** — ſonſt auch, etwas vornehmer, **Bedürfniß der praktiſchen Vernunft** genannt — die erſte Vorausſetzung **annehmen** will. Die katholiſche Kirche nimmt, **aus Bedürfniß ihrer praktiſchen Vernunft**, den Saz an: die Kirche ſey **unfehlbar**; weil die Richtigkeit der Erklärung der Bibel nicht entſchieden werden könne, wenn nicht ein **unfehlbarer Richter** ſey u. ſ. w. Iſt dieſes **Poſtulat der katholiſchen Vernunft** einmal **vorausgeſezt**, ſo folgen alle andere **Lehren ganz konſequent** daraus, das kanoniſche Recht mit eingeſchloſſen. Gleichwohl iſt das **kanoniſche Recht**, trotz ſeiner ſcharfſinnigen innern **Konſequenz**, keinesweges **allgemeingültig**, weil der erſte Satz, worauf es beruhet, die **Unfehlbarkeit** der Kirche, nicht **bewieſen**, ſondern **poſtulirt** iſt. Daher dürfte auch wohl, ungeachtet des innern Scharfſinnes und der vielen neuen und zum Theil ſehr ſinnreichen Ideen der kritiſchen Philoſophie, wodurch der menſchliche Geiſt eine Zeitlang beynahe unwiderſtehlich zu derſelben gezogen wird, dennoch der Gewinn an objektiver Wahrheit aus ihr nur ſehr gering ſeyn; es wäre denn, daß bewieſen werden könnte, ſie beruhe nicht zuletzt auf **unbedingten Vorausſetzungen von vorn**, das heißt, nach dem eignen Geſtändniſſe des Meiſters dieſer Philoſophie, **auf Sätzen**, die der Vernunft **unerkennbar** ſind. Sollte ſie aber darauf beruhen; ſo möchte von ihr gelten, was **Claudius** ſagt: **Sie wiſſe auch, was ſie nicht weiß**; denn das **Wiſſen** hängt ja vom **Erkennen** ab.

Daher halte ich **es nicht** nur für eine willkürliche, ſondern auch — um ungern das rechte Wort zu gebrauchen — für eine höchſt **ungereimte** Behauptung, daß, nach **Kants Rechtslehre**, eine der menſchlichſten Handlungen: „der natürliche Gebrauch, den ein Geſchlecht von den Geſchlechtsorganen des andern macht, ein Act ſey, **welcher dem Rechte der Menſchheit an ſeiner eigenen Perſon widerſtreite**, weil ſich ein Menſch dadurch ſelbſt **zur Sache** mache." *) Und geſetzt, man könnte einen ſo widerſinnigen Satz annehmen; ſo läßt ſich meines Erachtens nicht denken, was **Kants Rechtslehre** behauptet: das Unrecht welches hiedurch der Menſchheit widerfahren ſoll, werde dadurch aufgehoben, „weil Mann und Weib, wenn ſie ſich gegenſeitig **als Sachen** erwürben, dadurch ihre **Perſönlichkeit**

---

*) Kants Rechtslehre S. 108

„wiederherſtellten;“ denn, es kann ja durch **gegenſeitig begangenes Unrecht** nimmermehr ein **Recht** entſtehen.

Und wie könnten denn durch dieſen Akt, nach Kantiſchen Begriffen, dieſe **Perſonen** zu **Sachen** werden? Beruht etwa während dieſes Acts „ihr **Daſeyn** nicht auf ihrem Willen, ſon„dern auf der **Natur**?“ *) Menſchen, als **Erſcheinung**, beruhen körperlich beſtändig **auf der Natur**, „inſofern ihr „Daſeyn nach **allgemeinen Geſetzen** beſtimmt iſt,“ **) und in dieſem Akte nicht mehr als beym Eſſen, Verdauen, Schwizzen, fieberhaften Zuſtande u. ſ. w. Würden ſie etwa deßwegen **Sachen**, weil ſie durch dieſen Akt „Dinge würden, „die keiner **Zurechnung** fähig wären?“ Dieß prädicirt Hr. Kant von einer Sache; ***) aber kein vernünftiger Menſch kann es von Mann und Weib die ſich ihre Geſchlechtsorganen mittheilen, prädiciren wollen. Würden ſie deßwegen zur Sache „weil ſie als **Mittel**, als Grund der Möglichkeit der Handlungen“ ſich wechſelsweiſe brauchen? Der Act iſt ja bey beiden freywillig, und es iſt bey beiden der **relative Zweck** ben ſo gut vorhanden, als wenn ich jemand Gurgelwaſſer bey geſchwollenem Halſe einſprütze. Keiner von beiden wird alſo **bloß als Mittel** gebraucht, jeder bleibt **Zweck** zugleich; s wird alſo keiner von beiden als **Sache** erworben. Der bjektive Grund ihrer Selbſtbeſtimmung bleibt ihnen in dieem Akte ſo ſehr, wie in irgend einem andern. „Ihre Natur hört nicht auf, ſie (nach Kantiſchen Begriffen) als **Zwecke** an ſich ſelbſt auszuzeichnen,“ ****) ſie bleiben **Perſonen**; und blieben ſie es nicht, ſo könnte durch dieſen Act nimmermehr eine Sache zur **Person** werden; es wäre denn vermittelſt der **Zeugung**. Es gehört daher Herrn Kants Grund des Eherechts meines Erachtens auch zu den höchſt willkürlichen **Vorausſetzungen von vorn her**, welche die kritiſche praktiſche Vernunft nicht ſelten für **Principe** ausgiebt: und wenn das Eherecht ſonſt auf nichts könnte gegründet werden, als auf dieſe grundloſe Träumerey, ſo wäre es ganz ungegründet. Es geht aber ſo, wenn man alles **von vorn** beſtimmen will, ſogar auch einen **wohlthätigen Inſtinkt** der Natur, durch welchen ſie die Erhaltung des menſchlichen Geſchlechts und den Trieb zur Geſelligkeit bewirkt, und einen **bürgerlichen Kontrakt**, der bloß zur größern Wohlfahrt der bürgerlichen Geſellſchaft durch poſitive Geſetze iſt feſtgeſetzt worden. Wie ſinnlos vollends Fichte in ſeinem **Naturrechte** darüber deräſonnirt, mag dort nachleſen wer Luſt hat. *)

---

*) Metaphyſik der Sitten S. 65.

**) Prolegomena jeder Metaphyſik S. 71.

***) Rechtslehre S. XXIII.

****) Metaphyſik der Sitten a. a. O.

Auch bin ich überzeugt, daß der **Unterſchied** zwiſchen **Unwahrheit** und **Lüge** ſowohl **rechtlich** als **ethiſch** ſo richtig als wichtig ſey. Herr Prof. Kant verſichert nehmlich in der **Rechtslehre**: **) „Der Unterſchied zwiſchen einer **Lüge**, d. h. einer Unwahrheit, die einem andern an ſeinem „Rechte unmittelbar Abbruch thut, und einer **Unwahrheit**, „die nicht ſchadet, ſey **rechtlich** nicht ungegründet.“ In der **Tugendlehre** hingegen **verſichert** er: ***) Es ſey für ſich **klar**, (vermuthlich durch die gewöhnliche bequeme **Vorausſetzung von vorn**, ſonſt in der kritiſchen philoſophiſchen Sprache κατ᾽ ἐξοχὴν **Poſtulat der reinen Vernunft** genannt) „daß jede vorſetzliche Unwahrheit in der **Ethik** den „harten Namen **Lüge** nicht ablehnen könne; denn die **Ehrloſigkeit**, welche die Lüge begleite, begleite auch den **Lügner** wie ſein Schatten.“

---

*) Fichtens Grundlage des Naturrechts nach den Principien der Wiſſenſchaftslehre, 1ster Theil, S. 158. ff.

**) Rechtslehre Einleitung S. XLVI.

***) Tugendlehre S. 83. ff.

Trotz dieſes kritiſch-ethiſchen **Schimpfworts** werde ich keinesweges glauben **ehrlos** zu handeln, werde keinesweges glauben „zu **Selbſtverachtung** und **innerm Abſcheu** ver„urtheilt zu ſeyn,“*) ſondern eine Unwahrheit zu ſagen, zu welcher ich mich in dieſem Falle ſogar **ethiſch verpflichtet** halte; wann ich einem wütenden Manne, der mit dem Dolche in der Hand nach einem in meinem Hauſe vorhandenen Menſchen fragt, um ihn zu ermorden, geradezu **leugne**, daß der Mann in meinem Hauſe ſey. Herr Kant verbietet mir dieſes zwar, und zu meiner Verwunderung nicht etwa bloß nach der **Ethik**, worin er **keinen** Unterſchied zwiſchen **Unwahrheit** und **Lüge** dulden will, ſondern ſogar bey Strafe der Verletzung einer **Rechtspflicht**.**) Ob er gleich in ſeiner **Rechtslehre** behauptet, der **Unterſchied** dieſer beiden Begriffe ſey **rechtlich nicht ungegründet**;“ ſo behauptet er doch wieder in den **Berliniſchen Blättern**: „Jede Un„wahrheit ſchade — indem ſie die **Rechtsquelle** unbrauchbar mache.“***) Er drohet mir nun, wenn ich ſeinem **ethiſchen Imperativ**, den er nun auch ſogar zu einem **rechtlichen** gemacht hat, nicht folgen will, ſogar mit dem **bürger** lichen **Gerichtshofe.** *) Er meint, wenn der Mann aus meinem Hauſe mir unbewußt entlieſe und der Mörder ihn hernach doch ermordete, ſo wäre ich „für dieſe Folge verantwortlich und könne mit Recht **als Urheber des Todes** „des Mannes — der in meinem Hauſe war und mir unbewußt ausgegangen und dem Mörder begegnet war — angeklagt werden.“ Hierin iſt aber Hr. Prof. Kant ganz unrecht berichtet; denn der bürgerliche Gerichtshof wird mich nicht nach der kritiſchen Philoſophie, ſondern nach einer auf die **ſchlichte geſunde Vernunft** gegründeten Lehre von der Imputation richten. Nach derſelben würde mir **Kants Rechtslehre** wenig helfen, wenn ich gewußt hätte, der Mörder wolle den Mann ermorden, und den Mörder doch verſichert hätte, jener wäre in meinem Hauſe.

---

*) Hr. Kant hat dieſe Strafe dem diktirt, der ſich „der Ober„gewalt und der ſchuldigen Achtung“ des von ihm als ein Poſtulat geſetzten kategoriſchen Imperativs entziehet. S. Metaphyſik der Sitten S. 61.

**) Ueber ein vermeintes Recht aus Menſchenliebe zu lügen. S. Berlin. Blätter, Sept. 1797. S. 304.

***) Ebendaſ. S. 305.

Auch werde ich, ohne Beſorgniß **unmoraliſch** zu handeln, unfehlbar meinen Bedienten abſchaffen, der, wenn ich ihm beföhle, „er ſollte gewiſſen Menſchen, wenn ſie nach „mir fragen würden, ſagen ich ſey nicht zu Hauſe,“ mir hierin nicht gehorſamte, ſondern den Ueberläſtigen ſagte, ich ſey zu Hauſe und habe ihm nur befohlen mich gegen ſie zu verleugnen. Ich würde mich ſogar nicht daran kehren, wenn er mir Hrn. Prof. **Kants Tugendlehre** S. 88 aufgeſchlagen vorlegte, worin behauptet wird: „Er würde **durch eine** „**Lüge** eine Pflicht gegen ſich ſelbſt verletzen;“ denn ich würde ihm trocken ſagen: „Eine **rechtlich erlaubte Unwahrheit** ſey keine **Lüge**,“ und würde ihm **Kants Rechtslehre** S. 46 zum Gegenbeweiſe aufſchlagen. Herr Kant iſt zwar ſehr beſorgt meinem Bedienten eine Gewiſſensrüge zu machen, damit er mir nicht gehorchen ſoll. Er ſagt: **) „Wenn „mein Bedienter meinen Befehl, mich gegen einen gewiſſen

---

*) Ebend. S. 306. 307.

**) Tugendlehre S. 88.

„Menſchen, wenn er nach mir fragen würde, zu verleugnen, befolgen ſollte; ſo könnte er vielleicht dadurch veranlaſſen, daß ich entwiſchte und ein **großes Verbrechen** ausübte, welches ſonſt durch die **gegen mich ausgeſchickte Wache** wäre verhindert worden, dann würde die „Schuld auch auf meinen Bedienten fallen, und die Folge „meines großen Verbrechens würde ihm **durch ſein eigenes** „**Gewiſſen** zugerechnet werden.“ Wenn mir dieſes mein Bedienter vorlegte, könnte ich demſelben aus Achtung für Hrn. Prof. Kant nicht wohl ſagen, was ich von ſolcher kritiſch-ethiſchen Gewiſſenhaftigkeit dächte; aber ich würde denken, ſie ſey etwas kongenial mit der Gewiſſenhaftigkeit jener frommen Nonne, die ſich ängſtete, weil ſie glaubte einen Floh todt geſchlagen zu haben; kongenial mit der vom Hrn. Kant ſelbſt getadelten „**Mikrologie**, welche alle Schritte „und Tritte mit **Pflichten** als mit **Fußangeln** beſtreut.“ *)

Es wundert mich übrigens nicht wenig, daß Herr Prof. Kant, der ſogar eine Unwahrheit, wodurch ein **Mord verhütet wird** (denn daß der im Hauſe verborgene Mann, dem Leugnenden unbewußt, das Haus verlaſſen und dem Mörder begegnen ſollte, wird doch wohl ſelten geſchehen) **poſitiv** und ſtreng **verbietet**, dennoch erſt eine **kaſuiſtiſche Frage** aufwirft,**) folglich **ungewiß** iſt: „ob eine **Unwahrheit** „**aus Höflichkeit** könne für **Lüge** gehalten werden, z. B. „das **ganz gehorſamſter Diener** am Ende eines Briefes; „und wenn man einem Autor zum Munde redet, welcher „fragt: Wie gefällt Ihnen mein Buch?“ Und zwar müßte Hrn. **Kants** Kaſuiſtik eigentlich über die **Höflichkeits-**

---

*) Tugendlehre S. 53.

**) Tugendlehre S. 87. Hr. Kant nennt ſich ſelbſt des Hrn. v. Zedlitz unterthänig-gehorſamſten Diener, am Ende der Zueignungsſchrift ſeiner Kritik der reinen Vernunft.

unwahrheiten ſowohl **rechtlich** als **ethiſch** **fragen**, ob ſie **Lüge** ſind; denn ſonſt hat er ja, nach der Zeit, da ſeine hier etwas mildere **Rechtslehre** erſchienen war, in den **Berliniſchen Blättern** nunmehr alle **Unwahrheiten**, überhaupt auch **rechtlich** für **Lügen** erklärt. Er leugnet ja das **Nothrecht**; denn, ſagt er: „Es kann keine Noth geben, welche das was „unrecht iſt, **geſetzmäßig** machen könnte.“ *) Daher behauptet er auch „ein Gerichtshof der **Billigkeit** enthalte einen **Widerſpruch**.“ **) Sollte er zweifeln, ob die **Höflichkeit** zu etwas **Ungerechtem** berechtigen könne, da er dieß ſogar der **Noth** und der **Billigkeit** verſagt? Warum denn erſt eine **kaſuiſtiſche Frage**? Es iſt von vorn **entſchieden**: Der **ganz gehorſamſte Diener** am Ende eines Briefes iſt eine **Unwahrheit**, folglich eine **Lüge**; **macht folglich**, wenn Kant in den **Berliniſchen Blättern** konſequent iſt, ſchrecklicher Weiſe „die **Rechtsquelle unbrauchbar**. — Dieſe „Lüge ſchadet dadurch jederzeit einem Andern, wenn gleich „nicht einem andern Menſchen, doch der **Menſchheit überhaupt**.“ ***) Derjenige, der einem ſchlechten Schriftſteller nicht ſagt, daß ſeine Schrift ſchlecht ſey, ſchadet noch dazu offenbar nicht nur der **Menſchheit**, ſondern noch dazu dem Schriftſteller ſelbſt. Es dem Schriftſteller **geradezu ins Geſicht** zu ſagen, daß ſeine Schrift ſchlecht iſt, kann auch kein Bedenken haben; denn Hr. Kant hat feſtgeſetzt: „Wahrhaftigkeit in Ausſagen, die man nicht **umgehen** „kann ****) iſt formale Pflicht des Menſchen gegen jeden, es

---

*) Rechtslehre S. 42.

**) Ebend. S. 40.

***) S. Berliniſche Blätter am a. O. S. 305.

****) Man ſollte denken, eine Ausſage umgehen, könne nicht wohl „mit dem Rechte auf eigene Wahrhaftig-

„mag ihm oder andern auch noch ſo großer **Nachtheil** „daraus erwachſen." *) Alſo hätte Herr Kant nicht **kaſuiſtiſch fragen**, ſondern, wenn er konſequent ſeyn wollte, **geradezu von vorn** und **unbedingt** behaupten müſſen: Wer ſich **ganz gehorſamſter Diener** unterſchreibt, zumal da er es ſo leicht **umgehen** kann, ſagt eine **Lüge**, macht eine **vorſetzlich unwahre Deklaration**, begeht ein **Verbrechen an der Menſchheit überhaupt**; denn er macht die **Rechtsquelle unbrauchbar**, macht „ſo viel an ihm iſt, daß Aus„ſagen und Deklarationen keinen Glauben finden." **) Wer einem ſchlechten Schriftſteller nicht ins Geſicht ſagt, ſein **Buch ſey ſchlecht**, im Fall ihm nicht etwa „ſein **Witz** eine

„keit" beſtehen, welche nach Hrn. Kant (S 303) „jeder Menſch hat," der daher, nach ihm, nie Unwahrheit ſagen ſoll. Nun iſt aber — wider ein Rechtsprincip der reinen Vernunft — ſich drehen und wenden damit die Wahrheit nicht ganz hervorkomme, die Ausſage der Wahrheit zu umgehen, doch wohl ſchwerlich abſolute eigene Wahrhaftigkeit. Wer eine Ausſage der Wahrheit umgehe, erregt unwahre Ideen in dem andern. Er thut alſo, ſo viel er kann, daß man Ausſagen nicht traut; denn man iſt nie gewiß alle Ausſagen und Theile von Ausſagen zu hören, woraus die Wahrheit abzunehmen iſt. Wäre Kants Tugendlehre konſequent, ſo müßte ſie den, welcher die Ausſage umgeht, eben ſo ſtrafbar finden, wie jeden Lügner. Denn das ſittliche Gebot der eigenen Wahrhaftigkeit ſoll ja unbedingt gebieten; wie kann denn, wenn das iſt, die Bedingung des Umgehens mit dem kategoriſchen Gebote beſtehen?

*) Berl. Blätter a. a. O. S. 304.

**) Ebend. S. 305.

„illuſoriſche Antwort zur Hand giebt;“ *) wer ſogar aus Höflichkeit ſagt: das Buch ſey eben ſo ſchlecht nicht, oder er habe das Buch nicht geleſen, das er doch geleſen hat, ſagt eine vorſetzliche Unwahrheit, welche **den harten Namen Lüge verdient**. Beide ſind **nichtswürdige Lügner**, welche die **Ehrloſigkeit**, ihrer nichtswürdigen Lügen wegen, wie ihr Schatten begleitet. So muß **Kants Tugendlehre** urtheilen, wenn ſie **konſequent** ſeyn will.

Herr Kant iſt nur für den ſchlechten Autor beſorgt, welcher mich fragt, wie mir ſein Werk gefällt. Er ſagt: **) „das **geringſte Zögern** mit der Antwort iſt ſchon **Kränkung** des Verfaſſers;“ und er ſcheint deshalb nicht ganz abgeneigt zu ſeyn, eben ſo wie bey dem **gehorſamen Diener**, eine kleine Unwahrheit zu erlauben. Die **Kränkung** eines ſchlechten Autors iſt allenfalls eine Kleinigkeit. Ich will einen wichtigern Fall angeben, woraus vermuthlich noch deutlicher erhellen wird, daß die Kantiſche Theorie der Unwahrheiten unmöglich allenthalben anzuwenden iſt, folglich nicht richtig ſeyn kann. Geſetzt, mir wäre ein wichtiges Staatsgeheimniß anvertrauet, und es ſey alles daran gelegen, daß es ein Geheimniß bleibe. Es iſt alſo meine Pflicht, niemand etwas davon zu offenbaren. Geſetzt nun, ein fremder Geſandter, der Urſache zu vermuthen hat, ich wiſſe von dieſer Sache etwas, oder ſonſt jemand der kein Recht *) oder Befugniß hat das Geheimniß zu erfahren, wollte mich ausholen, wollte durch mich erfahren, ob wohl ein ſolches Geheimniß vorhanden wäre? Er fragt mich geradezu: Ob ich von dieſer Sache etwas wiſſe, oder bey dem Miniſter aus deſſen Hauſe ich eben komme, etwas davon gehört habe? Er ſieht mir ſcharf in die Augen. Die geringſte Verlegenheit, die geringſte Bemühung, die Ausſage zu umgehen, das geringſte Zögern würde ihn genugſam ſchlieſſen laſſen, daß man mir allerdings von einer ſolchen Sache etwas anvertrauet habe, ſie alſo im Werke ſey. Ich würde

---

*) Tugendlehre S. 87. Illuſoriſche Antworten, zumal wenn ſie witzig ſind, erlaubt die ſtrenge Kantiſche Tugendlehre, welche die Wahrhaftigkeit gegen jedermann zur formalen Pflicht macht. Alſo illudiren, die Ausſage einer Wahrheit umgehen, iſt erlaubt, obgleich jeder Menſch gegen ſich ſelbſt zur Wahrhaftigkeit verpflichtet iſt. Beobachtet denn derjenige die Pflicht der Wahrhaftigkeit, der durch illuſoriſche Ausweichungen bey dem andern einen Irrthum erregt? Die Pflicht iſt ja objektive praktiſch unbedingte Nothwendigkeit einer Handlung. Kann der ein Tugendhafter ausweichen? Ich hätte eine ſolche Verwirrung der Begriffe eher in Escobars Sittenlehre, als in Kants Tugendlehre geſucht. Von der einen Seite ſo ſtrenges Gebot, ſelbſt wider die geſunde Vernunft, und von der andern Seite der Weg gezeigt, wie man dem Gebote ausweichen kann.

**) Tugendlehre S. 87.

---

*) Hr. Kant behauptet zwar, der Ausdruck: „Ein Recht auf „die Wahrheit haben, ſey ein Ausdruck ohne Sinn." Ich dächte aber, dieſer Satz nur richtig ohne Wortſtreit gefaßt, hätte einen ſehr richtigen Sinn. Denn unſtreitig hat nicht jeder ein Recht dieſe oder jene Wahrheit zu wiſſen. Es iſt ein großer Unterſchied, ob mich z. B. Hr. Prof. Kant im geſellſchaftlichen Geſpräche um die Wahrheit einer Sache fragt, da ich denn nach Gutdünken antworten kann; und wenn mich der Richter in ſeinem Amte fragt. Der hat ein Recht auf die vollkommene Wahrhaftigkeit meiner Ausſage, und Hr. Kant würde mir da ſelbſt nicht vergönnen mich ſeiner Erlaubniß zu bedienen, die Ausſage zu umgehen und illuſoriſch zu antworten. Von der andern Seite kann ich ſowohl das Recht als auch die Pflicht haben, jemand eine gewiſſe Wahrheit nicht wiſſen zu laſſen; eben weil er kein Recht hat ſie zu wiſſen, wie es obiger Fall zeigt.

ihm demnach, wenn ich auch kein Wort ſagte, **wider meine Pflicht**, das Geheimniß verrathen. Ich muß folglich, wenn ich meine **Pflicht** beobachten will, nothwendig antworten: **Ich wiſſe von dieſer Sache nichts**, und ſogar, ſo bald es nöthig wäre, ohne Bedenken, ausdrücklich, und allenfalls mit ſcheinbaren Gründen **widerſprechen, daß an der Sache etwas ſey** ob ich gleich **das Gegentheil** weiß. Ich würde gar nicht befürchten, von irgend einem vernünftigen Menſchen deshalb für einen **ehrloſen Lügner** gehalten zu werden, weil ich, meiner **Pflicht** gemäß ein Geheimniß nicht zu verrathen, demjenigen eine **Unwahrheit** ſagte, dem das **Geheimniß** durch kein anderes Mittel **zu verheelen** war; da vielmehr jeder werth geweſen ſeyn würde für einen **ehrloſen Schurken** gehalten zu werden, der hier auf die Frage geantwortet hätte: „Ja! er könne nicht leugnen, von der Sache etwas zu wiſſen.“ Und ein jeder vernünftiger Menſch würde den für einen **ſinnloſen Dummkopf** halten, der, wegen irgend eines Imperativs, ſey er hypothetiſch oder kategoriſch, dem unbefugten Frager durch **Zögern** oder **illuſoriſche Antwort**, genugſam hätte merken laſſen, daß ein Geheimniß da wäre, welches nur der Frager wiſſen wollte, aber nicht wiſſen ſollte.

Noch mehr. Ich bin aus dieſem und mehreren andern Beyſpielen, obgleich nur empiriſch, dennoch ſehr ſicher überzeugt, daß Herrn Kants Behauptung: „Was aus **Vernunftgründen** für die **Theorie** gilt, **das gilt auch für die „Praxis**“ *) gar nicht ſo allgemeingültig ſey, als dieſer berühmte Philoſoph vorgiebt. Wir haben allzuoft geſehen, daß das was **Vernunftgrund von vorn** heißen ſoll, nichts als **Vorausſetzung von vorn** war. Am wenigſten würde dieſer Satz auf die Anwendung **unbedingter** Theorieen von vorn können angewendet werden, womit die kritiſche Philoſophie ſo freygebig iſt. Denn, da nichts in der wirklichen Welt **unbedingt** iſt; ſo kann die **unbedingt** vonvornige — eben weil ſie **unbedingt** iſt, von der Vernunft nicht **erkennbare** — Theorie gar nicht auslangen, weil darin an die mancherley Bedingungen in der wirklichen Welt gar nicht gedacht iſt, wie ſelbſt der eben angeführte Fall zeiget. Solche vonvornige Theorie iſt daher ſehr oft, wie Hr. Kant ſelbſt ſagt: „Nicht **Theorie genug**; unvollſtändige Theorie, deren Ergänzung **nur** durch noch anzuſtellende Verſuche und Erfahrungen geſchehen kann;"*) welches auch oft von der **Theorie** gelten kann, die ſich auf den **Pflichtsbegriff** gründet, wie unter andern der von mir eben angeführte Fall zeigt. Eine ſolche Theorie iſt wie eine Theorie des Bombenwerfens**) worin man weder auf den Widerſtand der Luft, noch auf die eigenthümliche Schwere der Bombe, noch auf die verſchiedene Schnellkraft der mancherley Arten des guten und ſchlechten Pulvers gerechnet hätte. Die Menſchen ſind eben ſo wie Bomben und Pulver an Schwere und Schnellkraft höchſt verſchieden. Soll die Bombe **wirklich** geworfen werden, ſoll der Menſch **wirklich** zur Handlung in Bewegung geſetzt werden; ſo muß außer den bedingungsloſen Theorieen noch auf ganz andre Theorieen gedacht werden, auf ſolche, die „durch Verſuche und **Erfahrungen ergänzt** werden." Es iſt jetzt vielleicht nöthiger als ſonſt, die unſtreitige Wahrheit, daß **unbedingte vonvornige Theorieen** in der Praxis der wirklichen Welt ſehr ſelten **anwendbar** ſind, recht laut zu ſagen. Denn eben jetzt ſind die kritiſchen Philoſophaſter ſehr emſig bemüht, die noch dazu öfters ſehr mißverſtandnen theoretiſchen Sätze der kritiſchen Philoſophie allen Vorfällen des wirklichen Lebens und allen Wiſſenſchaften und Künſten von der Politik bis zur Poeſie, auf die ſinnloſeſte und lächerlichſte Weiſe als allgemeingeltende Grundſätze unterzulegen, wodurch die deutſche Litteratur verderbt und Leuten von geſundem Verſtande verächtlich wird.

---

*) S. deſſen Abhandlung in der Berliniſchen Monatſchrift vom Sept. 1793. S. 201—284.

---

*) Ebendaſ. S. 202.

**) Ebendaſ. S. 204.

Doch ich kehre zu Hrn. Kants **Tugendlehre** zurück. Sie urtheilt auch: „Einen Zahn zu verſchenken oder zu verkaufen, um ihn in die Kinnlade eines andern zu verpflanzen, gehöre zum **partialen Selbſtmorde.**“*) Gleich darauf aber **) fragt ſie wieder, als eine **kaſuiſtiſche Frage,** folglich als **zweifelhaft:** „Iſt es Selbſtmord, ſich (wie Curtius) in einen gewiſſen Tod zu ſtürzen, um das Vaterland zu retten?“ Ich kenne die Tiefen und die Winkel der kritiſchen Philoſophie nicht genug, um zu unterſcheiden, wie irgend eine **Vorausſetzung von vorn** der praktiſchen Vernunft, welche den Fall vom Zahne ſo apodiktiſch entſcheiden konnte, über den Fall vom Curtius noch einigen Zweifel übrig ließ. Doch ſagt mir meine ſchlichte geſunde Vernunft, welche ich nicht gegen alle Vorausſetzungen und formale Erkenntniſſe der reinen Vernunft von vornher, ſogar nicht gegen des Herrn Prof. Fichte Ur-Ich = Ur-Ich vertauſchen mögte: daß wenn ſich auch Curtius, ehe er ſich in die Grube ſtürzte, vorher einen Zahn ausziehen ließ; er doch durch das Stürzen in die Grube, entweder einen ganzen, nicht partialen, Selbſtmord begangen, oder ſich ganz, und nicht partial, fürs Vaterland aufgeopfert hat.

Zwar werden die kritiſchen Philoſophen vermuthlich ſagen: Ich verſtände die kritiſche Philoſophie und ihre **Erkenntniſſe**, beſonders aber ihre **Vorausſetzungen von vorn her** nicht. Iſt dem ſo, ſo iſt ihm nicht wohl abzuhelfen. Nur, weil ich doch von Jugend auf viel alte und neue Philoſophen geleſen und ſo ziemlich verſtanden habe; ſo wage ich zu glauben, wenn ich wirklich bloß bey den kritiſchen Philoſophen ſo unglücklich ſeyn ſollte, ihren wahren Sinn gar nicht faſſen zu können; ſo möchte wohl ein Theil der Schuld an den gedachten kritiſchen Philoſophen liegen, entweder wegen ihrer verwickelten oft auf willkührlichen Poſtulaten, oft auf Spitzfindigkeiten und Trugſchlüſſen beruhenden Sätze, oder wegen ihrer dunklen, affektirten, oft verwirrten Schreibart, oder wegen alles dieſes. Ich habe ſowohl **Robert Fludd** und **Jakob Böhme** als **Locke** und **Leibnitz** geleſen, und die letztern beſſer verſtanden als die erſtern. Davon liegt, meiner geringen Meinung nach, die Schuld mehr an Jakob Böhms und Robert Fludds ſehr tiefer Philoſophie und ſehr tiefer Schreibart, als an mir. Es iſt eine eigene Sache mit dem **verſtehen**. Die Wahrheiten der geſunden Vernunft werden auch oft von den Philoſophen die hoch ins **Reine** gehen, nicht verſtanden, — und ſind doch ſo verſtändlich!

---

*) Tugendlehre S. 73.

**) Ebend. S. 74.

Ueberdieß war es zwar vor zwölf oder vierzehn Jahren ein ſehr gefährliches und ſchreckliches Ding, die kritiſchen Philoſophen **nicht zu verſtehen**. Damals ſtand die kritiſche Philoſophie in ihrer abſoluten konſtitutiven und regulativen Gewißheit, in ihrer reinen Regierung über alle menſchliche Kenntniſſe, wovon ohne ſie gar nichts vorhanden ſeyn durfte, auf einem vonvornigen Grunde in ſich ſelbſt gegründet. Damals durfte niemand das geringſte dagegen einwenden, oder er ward von allen kritiſchen Philoſophen aus einem Munde zum **Nichtverſtehen**, — wie ein Sklave ad metalla — verdammt. Seitdem aber die kritiſchen Herren ſich ſelbſt und ihre Philoſophie etwas näher beſehen haben; ſo hat es mit uns Unkantianern ſo viel nicht zu ſagen, daß wir die Kantiſche Philoſophie **nicht verſtehen**. Sie muß entweder etwas Unverſtändliches **von vorn** und alſo **nothwendig** an ſich haben, oder prädeſtinirt ſeyn in ihrer Verſtändlichkeit nicht verſtanden zu werden; denn wir erkennen alle — freylich nur **empiriſch**, aber dennoch doch ſehr gewiß — daß faſt **keiner** der kritiſchen Philoſophen (die ſich doch am beſten verſtehen ſollten) den **andern verſtehet** — ja, daß ſogar noch unter ihnen die Frage iſt, **wer von ihnen** Kants Schriften **verſtehe**? — indeß **vermuthlich** den Rechten der **reinen** Vernunft und der **nothwendigen Allgemeingültigkeit** ihrer **Erkenntniſſe von vorn** unbeſchadet, aus welchen alle kritiſche Philoſophen ſo viele fruchtbare Folgen ziehen.

Herr Prof. **Reinhold** klagte ehemals, er werde vom Hrn. **Salomon Maimon** nicht verſtanden, und Herr **Salomon Maimon** wollte bekanntlich Hrn. Prof. **Reinhold** ſogar mit Gewalt anhalten, die ſubtile Maimonſche Philoſophie einzunehmen und zu verſtehen. Herr Prof. **Kant** giebt zu, Herr Prof. **Beck**, einer ſeiner vorzüglichſten Zöglinge, verſtehe ihn. Herr Prof. **Reinhold** hingegen, welcher doch auch gewiß ſeinen Kant verſtehen will, verſichert:*) dem Hrn. Prof. Beck, da er **den einzigen möglichen Standpunkt aus welchem die kritiſche Philoſophie beurtheilt werden muß**, feſtſetzte, „ſey ſein Verſuch **mißlungen**, — „und die **Kritik** werde von ihm mit einer **konvulſiviſchen Anſtrengung** die **ihren ganzen Gliederbau zerreißt**, auf jenen „Standpunkt **hingezerrt**.“ Wäre dieſes, ſo müßte ja Hr. Prof. **Kant** ſelbſt **nicht** verſtanden haben, ob ihn Hr. Prof. **Beck** verſtehe? Und wo bleiben wir armen Menſchen, die wir auf den **einzigen möglichen Standpunkt** uns geſetzt glaubten, wo wir das kritiſche gelobte Land ſehen ſollten? Wir ſtehen nun nirgends und ſehen nichts, wenn Hrn. Prof. Reinhold zu glauben iſt! Sogar Hrn. Prof. Fichte traut Herr Prof. **Reinhold** in dem ſo ſchwierigen **Verſtehen des Kritiſchen und Wiſſenſchaftlichen** nicht alles zu. Denn ſo hoch derſelbe von ihm ſeit ſeiner Bekehrung zum Ich = Ich geehrt wird; ſo deutet er doch ganz milde an, Hr. Prof. Fichte, der verſichert: „bisher habe noch Niemand „gezeigt, daß er Kanten verſtehe," *) habe irgendwo Hrn. Prof. **Kant** nicht, und irgendwo ſich ſelbſt nicht verſtanden.

---

*) Reinholds Auswahl von Schriften, IIr Theil S. 345.

Herr Profeſſor Fichte hat bekanntlich mit ſchwerem kritiſchen Arme ſeinen Kollegen, den Herrn Profeſſor Schmid annihilirt, **) weil er ſogar öffentlich bekannte,

---

*) Ich kann nicht gleich finden, wo Herr Fichte dieſe des Erfinders der Wiſſenſchaftslehre würdige Prahlerey ausſtößt. Ich führe ſie hier an aus Hrn Prof Reinholds Auswahl vermiſchter Schriften IIr Theil S. 242. 243.

) Dieſes der reinen Würde Eines abſoluten Ichs, das ſich ſelbſt ſetzt, würdige Schauſpiel, ein Denkmal kritiſcher philoſophiſcher Juſtiz aus reinem Principe des Rechts von vorn, gab Hr Prof Fichte in Niethammers philoſophiſchem Journale XIItes Heft S. 319. Herr Fichte ſetzt ſehr naiv unter ſein ſchreckliches Annihilationsurtheil: „Ich „ſehe nicht, zu welchem Rechtsmittel Herr Schmid gegen „dieſen Annihilationsakt ſeine Zuflucht nehmen könne" Ich auch nicht! Ein Nicht Ich von einem ſich ſelbſt ſetzenden Ich ſchrecklich annihilirt, kann kein Rechtsmittel finden. Herr Schelling, das andere Ich des Herrn Fichte, ſagt in ſeinem Naturrechte (Niethammers Journal IIten Jahrgangs 4s Heft S. 280) von ſeinem abſoluten Ich: „Wo meine phyſiſche Macht hinreicht, gebe ich allem Erdeſſen ſublimen **Urſatz der Philoſophie: **das abſolute Ich ſetzt ſich ſelbſt**, nicht zu **verſtehen**. Gleichwohl hat Hr. Prof. **Kant**, der denn doch wohl ein größerer Philoſoph iſt, als Herr Fichte, nichts dawider eingewendet, **daß** Hr. Prof. **Schmid** ihn und die kritiſche Philoſophie verſtehe; als dieſer ein allgemein bekanntes **Wörterbuch zum leichtern Gebrauche der Kantiſchen Schriften** herausgab, um jedermann die Einſicht in die kritiſche Philoſophie zu erleichtern.

Herr Prof. **Reinhold** klagte ſchon vor acht oder neun Jahren ſehr, **Kant** und er würden **nicht verſtanden**. Er gab zwey Bände von „**Beyträgen zur Berichtigung** bisheri„ger **Mißverſtändniſſe** der Philoſophen“ heraus, worin er ſehr ausführlich berichtete, daß alle Einwendungen gegen die kritiſche Philoſophie bloß daher kämen, daß man ſie **nicht verſtehe**. Er zeigte ſogar, wie **lächerlich** es ſey, „Leute „welche von Kennern überwieſen worden, daß ſie die Kanti„ſche Philoſophie **nicht verſtänden**, von der ächten **Kan„tiſchen Lehre** ſprechen zu hören und in welchen Punkten „ſeine Lehre von der **Kantiſchen** abweiche und mit derſelben „übereinſtimme.“ *) Dieß geſchah, nachdem er eine **neue Theorie des Vorſtellungsvermögens**, und eben dadurch eine neue **Elementarphiloſophie** geformt hatte, wodurch die **Kritik der reinen Vernunſt** ergänzt und noch feſter ge-

grün-

„ſirenden meine Form, bringe ihm meine Zwecke auf, ge„brauche es als Mittel meines unbeſchränkten Willens.“ Da nun Hr. Fichte ſeinem Gegner ſeine Form geben, das heißt ihn zu Nichts machen will; ſo kann der Gegner, Hrn. Schellings Naturrecht zufolge, höchſtens phyſiſchen Widerſtand thun.

*) Reinholds Beyträge Ir Theil S. 421.

gründet werden ſollte. Dieſe **Elementarphiloſophie** hielt bekanntlich Hr. Reinhold **damals** für ſo untrüglich, daß er diejenigen ziemlich deutlich aus der Zahl der Philoſophen ausſchloß, die ſich davon nicht überzeugen konnten. Sie war eine Zeitlang beſonders in der **Jenaſchen Litteraturzeitung** äuſſerſt verſtändlich; nach und nach verſchwand in Jena, nach und nach weiter von Jena weg, die **Verſtändlichkeit**; und endlich haben wir erlebt, daß Herr Prof. Reinhold ſelbſt ſehr freymüthig dieſelbe für **unfähig** erklärt, das **Element der Elemente der Philoſophie** zu erforſchen.

Wir wollen hier einen Augenblick ſtehen bleiben, um zu erwägen, in welche Verlegenheit die Kenner und Liebhaber der kritiſchen Philoſophie durch dieſe Revolution im Reiche der von vorn nothwendig allgemeingültigen Wahrheit ſowohl in Deutſchland, als im Auslande, kommen müſſen. Ein Herr **Dißbeck** vertheidigte in einem dicken Buche *) im J. 1794 dieſe **Elementarphiloſophie** als untrüglich, und ſeine Vertheidigung ward in allen kritiſchen gelehrten Zeitungen beynahe auch für untrüglich erkannt. Ein Herr Prof. **Mehmel** führt noch im J. 1797 in ſeinem Kompendium **) die **Theorie des Vorſtellungsvermögens** als eine **Elementarphiloſophie** auf Reinholds Autorität an. Wie iſt nun denen zu helfen? Am allerſchlimmſten kommen die Engländer mit der kritiſchen Philoſophie an. Ein Hr. Magiſter **Nitſch**, der ſich ihres Elendes erbarmte, legte ihnen nicht allein in engländiſchen Journalen die höchſte Wichtigkeit der kritiſchen Philoſophie ans Herz, ſondern las auch in London Kollegien über die kritiſche Philoſophie, ſo lange noch vier Zuhörer kommen wollten. Er ſchrieb, unter bittern Klagen daß ſo wichtige Wahrheiten in England nicht Eingang finden ſollten, im Jahr 1796 eine **allgemeine Ueberſicht der kritiſchen Philoſophie** in engländiſcher Sprache. Daraus iſt aber mit Betrübniß zu erſehen, daß er die kritiſche Philoſophie auf **Reinholds Elementarphiloſophie gründet**, welche **Reinhold** ſelbſt jetzt für **unzweckmäßig** zur Gründung der Philoſophie erklärt. Da haben die Engländer alſo eine **falſche** und **zerriſſene** kritiſche Lehre bekommen. Von der andern Seite überſetzte ein Engländer Hr. **Richardſon** zu Halle **Becks Grundriß der kritiſchen Philoſophie**, ſeinen Landsleuten zu Frommen, im Schweiße ſeines Angeſichts in ſeine Mutterſprache. Da haben die Engländer alſo, Hrn. Reinholds Ausſprache zufolge, eine **verzerrte** Lehre. Zwey mühſame Profeſſoren, Hr. **Born** und Hr. v. **Schmidt Phiſeldeck**, trugen die kritiſche Philoſophie zum Beſten der Ausländer **lateiniſch** vor. Auch dieſe kommen in den Grundſätzen nicht überein; aber Deutſche und Engländer kommen überein, beider Latein ſey nicht Lateiniſch, ſonderlich das **Borniſche** Latein ſey gar keine Sprache, ſondern nur eine **Art** von philoſophiſchem Röcheln. Gott gebe! daß ſich nicht wenigſtens Hr. v. Schmidt etwa auf die nun abgeſetzte **Theorie des Vorſtellungsvermögens** ſtützen möge. Mit Hrn. **Born** hat's wohl keine Noth, denn er ſelbſt iſt ein ſehr tiefſinniges Original.

---

*) Die Hauptmomente der Reinholdſchen Elementarphiloſophie, in Beziehung auf die Einwendungen des Aeneſidemus unterſucht. Leipzig 1794. gr. 8.

**) Mehmels Verſuch einer kompendiariſchen Vorſtellung der Philoſophie, 1ſtes Heft, Erlangen 1797. 8.

Hr. Prof. Reinhold, nachdem er ſeiner **Elementarphiloſophie** entſagt hat, verſichert nunmehr, des Hrn. Prof. Fichte **ſich ſelbſt ſetzendes Ich** ſey dieſes **Element**, und der erſte **Urſatz aller Philoſophie**. Daraus ſcheint nun wohl zu folgen: Herr Prof. Reinhold habe vor acht

Jahren, da er ſehr klagte er würde wegen der Elementarphiloſophie **nicht verſtanden**, eigentlich ſich ſelbſt **nicht verſtanden**. Durch dieſes Bekänntniß möchte nun freylich manches ehemalige **Mißverſtändniß** gehoben ſeyn; denn es wäre nunmehr wenigſtens möglich, daß die Leute welchen vor acht Jahren das rechte Verhältniß dieſer **Elementarphiloſophie** zu der **ächten Kantiſchen Lehre** nicht einleuchten wollte, nicht lächerlich davon geſchrieben, ſondern ſogar etwas von der Materie **verſtanden** hätten. Geſchieht das am grünen Holze, was will am dürren werden! Herr Prof. Reinhold, dem niemand das Talent eines ſehr ſcharfſinnigen helldenkenden Kopfs abſprechen wird, und der durch die **Verſtändlichkeit** ſeiner ſchätzbaren **Briefe über die Kantiſche Philoſophie**, derſelben zuerſt den ausgebreiteten Beyfall verſchaffte den ſie kurze Zeit hatte, der ſich zugleich durch das offenherzige Geſtändniß ſeiner veränderten Ueberzeugung als einen ſehr edeln und wahrheitsliebenden Mann zeigt, geſteht ja jetzt ſelbſt, er habe als er die Theorie der Vorſtellungen ſchrieb, das rechte Verhältniß ſeiner neuen Lehre zu der Kantiſchen nicht richtig eingeſehen. Da übrigens Herr Prof. Reinhold, nachdem er in die Tiefen der Fichtiſch-Schellingiſchen Urphiloſophie eingedrungen iſt, öffentlich behauptet: „Die **Philoſophie als Wiſſenſchaft** müſſe noch über das **Bewußtſeyn** und **Vorſtellen** „**hinausgehen**,“ da Herr Schelling, das **zweyte Ich** des Hrn. Prof. Fichte, behauptet „dieſe Wiſſenſchaft ſey allmählich ſo **weit zu vervollkommnen**, daß ſie aufhöre **mittheilbar** zu ſeyn;“ *) ſo wird einige Bangigkeit erlaubt ſeyn, es möchte mit dem **Verſtehen** einer Philoſophie welche ins bodenloſe **Ich** ſo tief einſchürft, immer mißlicher werden.

---

*) S. Intelligenzblatt der Jenaischen A. Litt. Zeitung, 1796. No. 165.

Herr Prof. **Reinhold** berechtigt uns alſo ſelbſt, **nicht zu** ſehr unzufrieden mit uns zu ſeyn, wenn wir kaum die gemeine **Kantiſche Kritik der Vernunft**, geſchweige die höhere **Fichtiſch-Schellingſche** — in kurzer Zeit **nicht mehr mittheilbare — Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaft** unglücklicher Weiſe nicht verſtehen ſollten. Es iſt zum Erſtaunen, wie wunderbar es mit der Gabe die **kritiſche Philoſophie** und alles was ihr anhängt **verſtehen** zu können, nach Hrn Prof. Reinholds Vorſtellung beſchaffen iſt! Er ſagt von der Kritik der reinen Vernunft:*) „Zu dem **Verſtehen** und **Ausgemacht-**„**finden** der — **kantiſchen Fundamentalſätze** — kann man „nur durch das **Errathen des Sinnes dieſer Fundamental**„**ſätze** gelangen. Die Mühe, welche dieſes Errathen koſtet, „iſt in dem Verhältniſſe größer, je **länger und je ſcharf**„**ſinniger** der Leſer der **Kritik**, vor ſeiner Bekanntſchaft mit „dieſem Werke, **philoſophirt**, und je weiter er es in der „Begründung und **Vollendung** ſeines eigenen **Syſtems** ge„bracht hat. Das **Gelingen** dieſer Mühe **hängt** auch ſelbſt „**bey dem angeſtrengteſten und gewiſſenhafteſten Stu**„**dium**, bey noch ſo ausgebreiteten und gründlichen **Vor**„kenntniſſen und **bey dem entſchiedenſten philoſophi**„ſchen Geiſte, noch immer — **vom Zufalle** ab — ſo lange **die philoſophirende Vernunft** **) über ein höchſtes

---

*) S. Reinholds Auswahl vermiſchter Schriften IIr Theil (Jena 1797) S. 251. 252.

**) Dieſe Zuſammenſetzung wird von den kritiſchen Philoſophen ſehr oft gebraucht, ohne weitere Erklärung. Sie ſcheint bloß ihre eigene Vernunft anzeigen zu ſollen, nebſt den Vernunften die, ſo wie ſie, ausſchließend von vorn philoſophiren. Dem Worte Philoſophie ſind ſo mancherley Bedeutungen gegeben worden, und an die wörtliche denken diejenigen, wel-

„Princip ihres Wiſſens mit ſich ſelbſt nicht einig iſt.“ Das heißt doch wohl nicht, ehe die Vernunft des Leſers nicht alles blind annimmt, was die kritiſche Philoſophie als **höchſtes Princip des Wiſſens vorausſetzt**, erſt das **Afficirtwerden**, hernach das **Vorſtellungsvermögen**, hernach die **unmittheilbare Wiſſenſchaft des Ichs**, bis einmal künftig ein **höchſteres** Princip kommt? Da die kritiſche Philoſophie über ihr **höchſtes** Princip mit ſich ſelbſt noch gar nicht einig iſt, wie muß es der armen **philoſophirenden Vernunft** der Leſer gehen! Doch iſt vielleicht für die meiſten kritiſchen Philoſophen ein ganz beſonderer Vortheil dabey, wenn wir ſie **nichts verſtehen**. Eine allgemeine Anmerkung des Hrn. Hofraths **Lichtenberg** iſt ganz beſonders auf dieſe Herren anzuwenden, ſonderlich, wenn ſie mit ihrer vonvornigen Wiſſenſchaft ins Empiriſche pfuſchen. Er ſagt: „Es iſt eine bekannte Bemer„kung, daß viele Menſchen, wo nicht ſehr gut, doch wenig„ſtens ſehr erträglich über Dinge ſprechen können, **von de„nen ſie nichts verſtehen**, wenn man ihnen nur erlaubt „**zur Stärkung innerer Fiduz** ſowohl als Erhöhung der „Schwungkräfte ihres Maulwerks einige Zeit bey Gegenſtän„ſtänden zu verweilen, die ihnen **geläufig** ſind und **wo„von der Zuhörer nichts verſteht.**“ *)

che ſich emphatiſch Philoſophen betiteln, am allerwenigſten, und ſpielen ihre falſchberühmte Kunſt immer weiter ins Abſtrahirte hinaus. **Philoſophirende Vernunft** ſollte eigentlich bedeuten: **Vernunft auf Liebe zur Weisheit angewendet**. **Seneka ſagt**: *Facere* docet philoſophia non *dicere*: et hoc exigit ut ad legem ſuam quisque vivat, ne orationi vita diſſentiat. *Ep.* XX. Die ſo philoſophirende Vernunft nennen unſre hochvernünftige Herren, im verächtlichen Tone, gemeine Vernunft.

*) Lichtenbergs Erklärung der Hogarthſchen Kupferſtiche, Vierte Lieferung S. 180.

Von der Fichtiſch-Schellingiſchen hohen Wiſſenſchaft ſagt Herr Prof. Reinhold,*) der ſie durch ſeine Bekehrung zu derſelben am beſten kennen muß: „Die drey Grundſätze „der **Wiſſenſchaftslehre**, durch welche alles **Abſolute und** „**Urſprüngliche** angegeben iſt, **leuchten unmittelbar** „**durch ſich ſelbſt ein**; und es iſt nicht ihre Schuld, wenn „ſie von einem Selbſtdenker **nicht verſtanden und darum** „auch nicht wahr befunden worden. — Er muß gegen ſein „bisheriges **Syſtem mißtrauiſch gemacht und zum Verſte**„**hen des Neuen vorbereitet** werden.“ Man ſieht hieraus ſchon, daß es zufolge des Berichts eines der erſten kritiſchen Philoſophen mit der **kritiſchen Philoſophie** ein ganz anderes Ding iſt, als mit allen andern verſtändlichen Dingen in der Welt. Es iſt leicht zu erachten, daß das **Errathen der** Fundamentalgeſetze der **Kritik der reinen Vernunft**, welches zum **Verſtehen** derſelben erfordert wird, nicht jedermanns Sache ſeyn muß; und daß ſelbſt bey dem **entſchiedenſten philoſophiſchen Geiſte** eine Art von **grace efficace** erfordert wird, welche Herr Prof. Reinhold — vermuthlich, weil er ſich nicht mehr genau erinnert, wann und wie ſie auf ihn wirkte, — beſcheiden einen **Zufall** nennt. Der höhere Grad dieſer Philoſophie, die **Fichtiſche Wiſſenſchaftslehre**, welche über **Vorſtellen und Bewußtſeyn** hinausgehend, **unmittelbar durch ſich ſelbſt einleuchtet**, und ganz vervollkommnet **nicht mittheilbar** ſeyn will, iſt dann, wie man nunmehr merkt, eine Art von **Leuchte von innen****), welche zu erblicken man **gegen ſich ſelbſt, beſonders gegen**

---

*) Ebend. S. 360.

**) Whate'er men ſpeak by this *new light*
Still they are *ſure to be i' th' right*;
'Tis a dark lanthorn of the ſpirit,
Which none ſee by, but thoſe that bear it.

ſeine geſunde Vernunft ſehr mißtrauiſch gemacht werden muß, damit man vorbereitet werde, die Augen zuzumachen, um das innere durch ſich ſelbſt einleuchtende Licht zu erblicken. Es ſcheint dieſe **Wiſſenſchaft des Abſoluten und Urſprünglichen** viel von der Natur der Apokalypſe zu haben, von welcher vor etwa dreyßig Jahren ein Schwäbiſcher Theologe (mich dünkt ſein Name war Beck) verſicherte: „Man werde alles darin finden, was man mit „**Mißtrauen** gegen ſeine eigene ſchwache Vernunft und **mit** „**aufrichtigem** Herzen darin ſuche.“

Da nun aus dieſen Beyſpielen zu erſehen iſt, welche Schwierigkeit es für die kritiſchen Philoſophen hat, nicht nur von andern verſtanden zu werden, ſondern auch **ſich untereinander ſelbſt zu verſtehen**; ſo ſcheint es mir möglich, es könne noch einmal die Zeit kommen, da Herr Prof. Fichte geſtände: Er habe ſich ſelbſt nicht verſtanden, da er die **Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaft**, den **Urſatz aller Philoſophie**, in dem **abſoluten ſich ſelbſt ſetzenden Ich** fand, und es ſey ihm gegangen, wie Hrn. Prof. Reinhold, als er ſo gewiß in der **Theorie des Vorſtellungsvermögens** den Urſatz und das erſte **Element** der Philoſophie gefunden zu haben glaubte. Ich ſage, es iſt möglich. Denn warum ſollte nicht Herr Prof. Fichte einmal einſehn, was jetzt ſchon ſo manche Kenner der Philoſophie deutlich erkennen, daß ſein **Urſatz der ſich ſelbſt ſetzt**, für nichts als eine lahme vorwornige **Vorausſetzung** ſeiner **theoretiſchen Vernunft** gehalten werden muß, welche Vorausſetzung, auch noch ſo zuſammenhängend ausgeführt, doch in ihrer erſten Annahme **willkürlich** iſt, alſo keinesweges der Grund aller Philoſophie ſeyn kann? Daß eine ſolche Vorausſetzung durch ſich ſelbſt **einleuchte**,*) iſt eben ſo unphiloſophiſch, als **Schellings**

---

*) Kant ſagt: „Poſtuliren ſoll nicht ſo viel heißen, als einen

Traum: der Satz, das transſcendale Ich ſetzt ſich ſelbſt, ſey eine Handlung, und folglich nicht Spekulation; — oder deſſen Unſinn: die Wiſſenſchaft des Ichs ſo weit zu vervollkommnen, daß ſie nicht mehr mittheilbar wäre. Wenn Hr. Fichte dieß einmal einſehen ſollte, ſo wird alsdann hoffentlich doch in ſeinem Ich nichts liegen das es ihm unmöglich machte, auf eben die edle Art wie Herr Prof. Reinhold, ſeinen Irrthum öffentlich einzugeſtehen, wenn er

„Satz für unmittelbar gewiß ohne Rechtfertigung oder „Beweis ausgeben; denn, wenn wir das bey ſynthetiſchen „Sätzen, ſo evident ſie auch ſeyn mögen, einräumen „ſollten, daß man ſie ohne Deduktion, auf das Anſehen „ihres eigenen Ausſpruchs, dem unbedingten Beyfalle „aufheften dürfe; ſo iſt alle Kritik des Verſtandes ver„loren.“ (S. Kritik der reinen Vernunft S. 185). Ich wünſchte Hr. Prof Reinhold hätte dieſe Stelle beherzigt, ehe er öffentlich die ſogenannte Wiſſenſchaftslehre auf das Anſehen ihres eigenen Ausſpruchs für den Grund alles menſchlichen Wiſſens ausgab. In wiefern Kant behauptet, „der Menſch müſſe ſein Ich ſo wie es an ſich ſelbſt beſchaf„fen ſeyn mag, annehmen“ iſt in der Metaphyſik der Sitten S. 107 zu finden. Aber ſo vieles auch Kant, — beſonders von ſeiner praktiſchen Vernunft, — poſtuliren läſſet, was ihm für unmittelbar gewiß gilt, ſo iſt ihm doch dieſes transſcendentale Ich zum Grunde alles menſchlichen Wiſſens zu machen, nie eingefallen; da er doch in ſubtilen Dingen dieſer Art gewiß weiter ſiehet wie Fichte, und da er den Vorwurf den man ſeiner Philoſophie machen würde, das Bewußtſeyn, das Afficirtwerden, wobey er ſtehen bleibt, ſey empiriſch, gewiß vorausſah. S. 407 und 409 der Kritik der reinen Vernunft würde er ganz anders geſchrieben haben, wenn er überzeugt wäre, das Fichtiſche Ich könnte der Urſatz der Philoſophie ſeyn.

ihn erkennte? Fährt er aber mit ſeinen tiefſinnigen Erfindungen ſo wie bisher fort, und wird er dadurch was er ſeinen Freunden und Zuhörern ſo lange verſprach, ein **Euklides** für die Philoſophie; ſo iſt zu erwarten — denn was könnte alsdann einem Fichte mißlingen! — daß ihm auch noch die gleichartige Erfindung **eines geradelinigten Zweyecks** vorbehalten iſt.

Wir andern, denen, ſogar wenn wir **mit dem entſchiedenſten philoſophiſchen Geiſte** begabt wären, es nicht gegeben iſt die **Fundamentalgeſetze der Kritik der reinen Vernunft errathen** zu können, die wir den Zufall oder die **wirkende Gnade** nicht abwarten mögen, wodurch die Kritik der reinen Vernunft verſtändlich wird, und die wir das **unmittelbar** durch ſich ſelbſt **Einleuchtende** des **Urſprünglichen** der **Philoſophie** in der **Wiſſenſchaftslehre** nicht erblicken können, wollen bey unſern durch eigene Einſicht erkannten Wahrheiten bleiben und doch lieber gegen Hrn. Prof. Fichte's **hohe** Einſichten *) **mißtrauiſch** werden, als uns gegen unſere eigene geſunde Vernunft mißtrauiſch machen laſſen, die uns ſo lange zu deutlichen Erkenntniſſen richtig geführt hat.

---

*) Hr. Prof. Fichte rühmt in der Einleitung zum erſten Theile ſeiner **Grundlage des Naturrechts**, von ſeiner Ichlehre: „Der Sprachgebrauch hat den erhabnen Begriff der „**Vernünftigkeit** für diejenigen, die deſſelben fähig ſind, „d. h. für diejenigen, die der Abſtraktion von ihrem eigenen „Ich fähig ſind, in dem Worte: Ich, niedergelegt; darum „iſt die **Vernunft** überhaupt durch die Ichheit charakteriſirt werden.“ Was das für ein Sprachgebrauch ſeyn muß? Er kann ſich wohl nicht weiter als von Jena bis Wenigen-Jena erſtrecken, höchſtens bis zu den Töpfern in Bürgel; denn dieſe werden wohl eines ſolchen Sprachgebrauchs fähig ſeyn. Aber Hr. Prof. Fichte fährt fort, über die Leute die nicht fähig ſind von ihrem eignen Ich — (wird ſeyn von ihrer eignen Vernunft) — zu abſtrahiren,

Kant fängt die Vorrede zur zweyten Auflage ſeiner **Kritik der reinen Vernunft** mit folgenden Worten an: „Ob „die Bearbeitung der Erkenntniſſe, die zum Vernunftgeſchäfte gehören, den **ſichern Gang einer Wiſſenſchaft** „gehe oder nicht, das läßt ſich bald aus dem Erfolge beur„theilen. Wenn ſie **nach viel gemachten Anſtalten und** „**Zurüſtungen**, ſobald es zum Zwecke kommt, **ins Stecken** „geräth, oder um dieſen zu erreichen, öfters wieder zurück„gehen und einen andern Weg einſchlagen muß; imgleichen „wenn es nicht möglich iſt, die verſchiedenen Mitarbeiter in „der Art, wie die gemeinſchaftliche Abſicht erfolgt werden „ſoll, **einhellig zu machen**: ſo kann man immer überzeugt „ſeyn, daß ein ſolches **Studium** bey weitem noch nicht den „**ſichern Gang einer Wiſſenſchaft** eingeſchlagen habe, ſon„dern ein **bloßes Herumtappen** iſt.“ Dürfen wir dieſen Ausſpruch des großen Meiſters der kritiſchen Philoſophie,

und in die Ichheit des Hrn. Prof Fichte einzugehen: „Dieſe Leute können ohne Subſtrat einmal nichts anfan„gen, weil es ihnen unmöglich iſt, ſich von dem Geſichts„punkte der gemeinen Erfahrung, auf den Geſichtspunkt „der Philoſophie zu erheben“. Ein ehemaliger Kollege des Hrn Prof Fichte, Prof. Weigel in Jena, hatte, wie bekannt, in ſeinem Hauſe eine künſtlich philoſophiſche Treppe. Wenn man auf derſelben hinaufſtieg, und glaubte ſich bis in die Spitze des Hauſes zu erheben; ſo ſtieg man eigentlich unvermerkt bis in den Keller hinunter. Die Jenaſche Chronik berichtet: Prof. Weigel habe in dem ſichtbaren Dunkel dieſes philoſophiſchen Kellers denen die dazu fähig waren, einen ſeiner künftigen Kollegen in der ſelbſtgeſetzten Geſtalt eines Ichs ohne Subſtrat gezeigt.

womit er freylich eigentlich auf alle Philoſophie zielet die vor ihm war, wie es billig iſt, auch auf die kritiſche Philoſophie anwenden; dürfen wir die Frage: Ob ſie den **ſichern Gang einer Wiſſenſchaft** gehe, nach dem **Erfolge** beurtheilen, den ſie ſeit ſiebenzehn Jahren gehabt hat; ſo kann das Urtheil nicht bejahend ausfallen. Sind die **verſchiedenen Mitarbeiter** von Anfang an **einhellig geweſen**, oder ſind ſie auch nur **einhellig zu machen**?

Nirgend aber iſt das **Herumtappen** deutlicher zu bemerken, als bey den unabläſſigen Bemühungen der meiſten kritiſchen Philoſophen, ihre ſpekulativen vonvornigen Grundſätze auf die Welt in der wir leben, auf Gegenſtände der Erfahrung, auf die übrigen Wiſſenſchaften anzuwenden. Nirgend ſiehet man ſo deutlich, wie die Bearbeitung der Erkenntniſſe von vorn, **nach viel gemachten Anſtalten und Zurüſtungen ins Stecken geräth**, als in dieſen Anwendungen. Nicht eine einzige iſt gelungen. Ich wünſchte, daß ich **Kants Rechtslehre** und **Tugendlehre** ſelbſt hier nicht anführen müßte. Wie manche Widerſprüche und ſeltſame Behauptungen findet man nicht in den Anwendungen ſeiner ſpekulativen Sätze auf das menſchliche Leben, auf die Ehe, auf das Eigenthum, auf den Eid, auf das Staatsrecht! Es iſt in ganz Deutſchland, ſo ſehr auch die Verehrer Kants ihr Urtheil darüber zu mäßigen ſuchen, beynahe nur Eine Stimme darüber, daß dieſe beiden Schriften ſeinen übrigen am Werthe nicht gleich kommen.

Ich will nur Ein auffallendes Beyſpiel anführen, wie Hr. Kant ſich ſelbſt widerſpricht, und wie ſeine Anhänger in eben der Sache, nach ſeinen **Grundſätzen ganz entgegengeſetzte Reſultate** finden. Kant ſagt:*) „Ein Staat ſey die „Vereinigung einer Menge von Menſchen unter Rechtsgeſetz-

---

*) Rechtslehre S. 164.

„zen.“ Dieſe Vereinigung hält er für ſo unverletzlich, daß er *) behauptet: „Wenn der Regent auch den Geſetzen zuwider verführe, z. B. mit Auflagen, Rekrutirungen u. d. gl. — ſo darf der Unterthan dieſer Ungerechtigkeit zwar „Beſchwerden, aber keinen **Widerſtand** entgegenſetzen. „Ja es kann auch ſelbſt in der **Konſtitution** kein Artikel „enthalten ſeyn, der es einer Gewalt im Staate möglich „machte, ſich, im Fall der Uebertretung der Konſtitutionalgeſetze durch den oberſten Befehlshaber, ihm zu widerſetzen.“ Vorher hat er freylich **) dem **vereinigten Willen des Volks** — den er ſich als ein **Gedankending** denkt — die Macht gegeben, den Regenten **abzuſetzen** und ſeine **Verwaltung zu reformiren.** Wie dieß ohne **Widerſtand** der **Einzelnen** oder Aller geſchehen könne, dafür mag Kants Gedankending ſorgen. Genug, dieſen Behauptungen Kants zufolge, iſt ſchon **jede Widerſetzung der Einzelnen gegen** den Regenten, folglich noch mehr **jede Revolution,** nach reinem Rechtsprincip **von vorn, ungerecht.** Herr Fichte hingegen, der Mann der ſich rühmt, „**keiner** habe gezeigt, „daß er Kant **verſtanden** habe,“ als **Er allein**, hat zwey Bändchen ***) geſchrieben, worin er, noch dazu mit großem Eifer, die **Rechtmäßigkeit** der franzöſiſchen Revolution **von vorn** beweiſet. Er bringt ſehr merkwürdige Sätze vor **über die Pflicht Verträge zu halten**, z. B. ****) ſagt er: „Wahrhaftigkeit iſt die ausſchließende Bedingung jedes

---

*) Ebendaſ. S. 174.

**) Ebendaſ. S. 171.

***) Beytrag zur Berichtigung der Urtheile über die Franzöſiſche Revolution, 1795. 8.

****) Ites Heft S. 121.

„Vertrags. **Wenn Einer von beiden nicht Wort halten will**; noch mehr, wenn beide es nicht wollen, iſt **gar „kein Vertrag** geſchloſſen.“ Und nun ſagt er geradezu: „Der **Bürgervertrag** gilt nur **ſo lange als jeder es will.** „— Zu jeder Revolution gehört **die Losſagung vom ehemaligen Vertrage** und die Vereinigung durch einen neuen. „Beides iſt rechtmäßig; mithin auch jede **Revolution**, in „der beides auf die geſetzmäßige Art, d. i. **aus freyem Willen**, geſchieht.“ *) Nach Hrn. Fichte alſo iſt — **Kants** Behauptungen gerade zuwider — jeder einzelne Bürger zur Revolution **berechtigt**. Er ſagt **) ausdrücklich: „Gebt mir „**friedlich mein Recht, oder ich überziehe euch mit Krieg.**“ Er will den Einwurf nicht hören, daß der Einzelne der **Schwächere** ſey. Er ſagt: „Der Staat könne ſich nicht „vereinigen ungerecht zu ſeyn.“ Ja, S. 158 hat er ſogar durch einen **Holzſchnitt** demonſtrirt, wie **klein**, nach ſeinem **Naturrechte** (das freylich einem Holzſchnitte ziemlich gleicht) das **Gebiet des bürgerlichen Vertrags** iſt. Dieſe ganz entgegengeſetzte Behauptungen ſollen beide auf den **vonvornigen** Grundſätzen der kritiſchen Philoſophie, auf einem **kategoriſchen Imperativ**, auf **reinen** Rechtsprincipien beruhen. Hier iſt doch wohl ein **Herumtappen**? Kann man **aus reinen Principien** gerade entgegengeſetzte Behauptungen ziehen? Doch wohl nicht. Sind alſo, wie die kritiſche Philoſophie rühmt, ihre reine Principien von vorn **wirklich apodiktiſch gewiß, nothwendig, unbedingt gebietend**; ſo muß es wahrlich ſonſt irgendwo fehlen. Es müſſen aber wohl nicht alle Sätze, die ſich ein kritiſcher Philoſoph in ſeinem Gemüthe von vorn zugleich mit **ihrer Nothwen-**

---

*) Ebendaſelbſt S. 185. 186.

**) Ebendaſ. S. 164.

digkeit denkt, auch immer nothwendig wahr ſeyn. Daß mehrere Anhänger der kritiſchen Philoſophie das Revolutioniren aus reinen Grundſätzen von vorn vertheidigen, iſt bekannt. Ich führe nur an: **Ueber das Recht des Volks zu einer Revolution von Dr J. B. Erhard.***) Wie dieſer wieder aus reinen unbedingt nothwendigen vonvornigen Grundſätzen von Kant und Fichte ganz verſchiedene Reſultate zieht, mag man bey ihm ſelbſt nachleſen. Es iſt eines der unnützeſten Bücher, das ſubtiler Scharfſinn hervorbringen konnte.

Wenn man Kants Anhänger betrachtet, deren verkehrtes Benehmen ich ihrem Meiſter nicht Schuld gebe, ſo weiß man nicht, ob das Sinnloſe, oder das Leere, oder das Widerſprechende, oder das Willkürliche der meiſten Anwendungen ſtärkern Tadel verdienen möge. Sind wir dabey nicht allzugravitätiſch und mögen auch zuweilen wohl unſer Zwerchfell erſchüttern, ſo dürfen wir nur die vielen kritiſchen Philoſophen betrachten, deren Spekulation ins Empiriſche übergeht. Sie treiben öffentlich allerley kritiſche Spiele, und ſind dabey ſo ſelbſtzufrieden und ſo unbefangen, daß man mit gutem Gewiſſen über ſie lachen kann.

Ein kritiſcher Theologe unterſucht **von vorn** mit poſſierlicher Gravität: „Ob die Sündenvergebung und die abſolute Erwählung ein Poſtulat der reinen Vernunft ſey?“**) Ein anderer löſet das **Vater Unſer** in **Fichtens Urlehre von Ich und Nicht-Ich** auf.***) Ein Anderer *) deducirt, daß Jeſus und ſeine Apoſtel nie anders als aus reiner Achtung gegen den kantſchen kategoriſchen moraliſchen Imperativ handelten, und ihre Lehren nur darnach einrichteten. Er ſetzt daher aus reinem Principe feſt, daß 1780 Jahre vorher ehe Kant ſeine reine Moral erfand, „Jeſus die „Hauptabſicht hatte reine Vernunftreligion und Vernunft „moral zu lehren." Das heißt Kantſche Moral, denn andere Moral iſt den Herren gar keine Moral. Hr. Schmid lehrt daher ſcharf von vorn den objektiven chriſtlichen Glauben, **) nebſt dem ſubtilſten formalen Unterſchiede zwiſchen Fundamentallehren **vom erſten und zweyten Range**, (ſo daß von einem Spruche im N. T. eine Hälfte zum erſten Range und die andere zum zweyten gehört,) zwiſchen unmittelbaren und mittelbaren Tugendlehren, u. d. m.; als ob er von dieſen ſchönen Dingen, in Ermangelung aller Nachrichten bey den Evangeliſten, etwa in eines alten Niethammers philoſophiſchem Journale vom Jahre 37 nach Chriſti Geburt, ſichere Nachricht gefunden hätte.

---

*) Jena 1793. 8.

**) Tieftrunk in Stäudlins Beyträgen zur Philoſophie der Religion, IIIr Bd.

***) Dieſes philoſophiſchen Unſinns hat ſich Hr. Prof. Schau-

Ein ſubtiler kritiſcher Philoſoph, um den Uebermuth der Fürſten von vorn her mit der kritiſchen Philoſophie im Zau-

---

mann in Niethammers philoſ. J. V. H. S 36 ſchuldig gemacht.

*) Dr. J. W Schmid über chriſtliche Religion, Jena 1796.

) Ich habe bisher folgende Stelle nicht recht verſtanden: „Wer mit den Grundſätzen der kritiſchen Philoſophie wirk„lich vertraut iſt, der weiß auch, (ob es gleich noch zur Zeit „nicht ſo geradezu geſagt ſeyn mag,) daß mit denſelben die „Behauptung einer unmittelbaren göttlichen Offenbarung „völlig unverträglich iſt." (S. Fichtens und Niethammers philoſophiſches Journal 1797, 2. Heft S 281.) Nun belehrt mich kürzlich die Jenaiſche Litteraturzeitung, woraus man ſo viel neues Kritiſches lernen kann, darüber. Sie ſagt (1797 No. 413 S. 305. 306) in der ausführlichen Anzeige der Diſſ. des weiſen Niethammers de Revelatione: „Der Menſch „ſchaffet die Gottheit und die Offenbarung aus ſich ſelbſt „und für ſich allein." Sonſt ſchuf Gott den Menſchen, nun aber ſchafft der kritiſche Menſch die Gottheit und Offenbarung; das wird denn D. Schmid auch wohl gethan haben. Uebrigens heißt es hier: „ein Kompliment, das Hr N der „theol. Facultät in Jena macht, wenn er behauptet, man „könne vom teleologiſchen Standpunkte aus die chriſtliche „Religionslehre für Offenbarung anſehen." Und es wird hinzugeſetzt: „Im Momente des Handelns ſchaffe ich mir „die Offenbarung. Iſt dieſer Moment vorüber ſo höret „die Offenbarung und das Urtheil, dieſes oder jenes ſey me zu halten, ſchärft ernſthaft ein: *) „Ein Officier ſey nicht nach Rechtsgeſetzen der reinen Vernunft verpflichtet, auf Befehl ſeines Fürſten eine Menuet auf dem Kopfe zu tanzen, und eben ſo wenig ſey ein Profeſſor verpflichtet, auf Befehl ſeines Fürſten, deſſen Hunden ein Kollegium übers Beſſen zu halten." Eben dieſer Doctor ſubtilis hat, ohne „dazu verpflichtet zu ſeyn, eine **Apologie des Teufels **) geſchrieben, welche aber dem Teufel ſo wenig helfen kann, als den Hunden, denen etwa der Herr Doktor ein Kollegium über's Beſſen möchte halten wollen. Denn, der gelehrte Mann zeigt zwar, „daß der Teufel nicht eine bloße **Chimäre**, ſondern eine Idee ſey." ***) Ferner zeigt er ganz ernſthaft, daß man ſich weder einen Menſchen noch Gott, als das **Ideal der Bosheit**, vorſtellen könne, alſo müſſe man ſich ein eigenes **Teufelwesen** denken. Da haben wir alſo einen Teufel. Nun ſagt aber unſer weiſer Mann wieder: „Die **theoretiſche Vernunft** bedarf nicht, daß der Teufel zu ihrer **Befriedigung** vorausgeſetzt werde, und der Glaube an ſeine Exiſtenz hat kein **Intereſſe** für die **praktiſche Vernunft**, ſo wie dieſe Gott als **nothwendig exiſtirend** vorausſetzt;" alſo — haben wir keinen Teufel. Solche Philoſophie hat viel ähnliches mit **D. Fausts** (in der Komödie): **Berlik** und **Berlok**, auf welche Worte der Teufel kam und wieder verſchwand. Ob es einem vernünftigen Manne anſtehe, Zeit und Papier zur Unterſu-

---

„Offenbarung, auf." Man muß geſtehen, daß auf den Grund ſolcher Philoſophie eine vortreffliche objektive chriſtliche Religion zu bauen iſt. Nur iſt nicht recht einzuſehen, wenn der kritiſche Menſch ſich die Gottheit ſchafft, wie er (nach Kants Behauptung, S. unten S. 93) aus Furcht vor ihrer Majeſtät zur Marionette werden könnte?

*) Dieß thut der Verfaſſer eines Traktats: Antimachiavell oder über die Gränzen des bürgerlichen Gehorſams (Halle 1792. 8.) ein Mann der um 1794 bey den kritiſchen Magiſtern in Jena und Nürnberg ein Gedankending von Celebrität hatte, das nun ganz unterg gangen iſt.

**) S. Niethammers Journal 11s Heft, S. 106 f.

***) Man möchte wohl fragen, was dieſer ſubtile Philoſoph für eine Idee von einer Chimäre habe, die nicht einmal eine Idee wäre? Die kritiſchen Philoſophaſter bringen eine Menge bloßer Chimären zu Markte, welche aber doch Ideen, wenn gleich verkehrte Ideen ſind.

chung ſolcher Fragen und auf ſolche Art zu verſchwenden, bedarf auch keiner weitern Ausführung.

Das Ich eines noch viel ſubtileren Philoſophen *) ſetzt „**ſich ſelbſt**, ſein Ich ſtrebt **ein Weſen an** ſich zu ſeyn, „wird es durch das Bedürfniß des Strebens, — **kündigt** „**ſich an** als ein Weſen das **alles Widerſtrebende be**„**ſtimmt**, ſelbſt aber durch nichts **beſtimmbar** iſt, — „herrſcht über die **Welt der Objekte**, kündigt ſich an als „**Herrn der Natur** — die **ganze Welt** iſt ſein **morali**„**ſches Eigenthum** — wird" (nachdem obiges alles ſchon geſchehen iſt) „**nothwendig ein lebendiges Weſen**, — er„kennt **kein Weſen** für einen Menſchen, als wenn es ſagt: „**Ich will nicht**" und nachdem dieſes Ich obige Seitenſprünge und noch mehr gemacht hat, „**ſteht es ſchauernd** „**ſtill.** Hier iſt **Menſchheit, ruft es** **) **ihm entgegen.** „**Das Ich darf nicht weiter.**" — Iſt hier noch Menſchenſinn? Und doch will Hr. Mag. Schelling noch weiter gehen, und die Wiſſenſchaft des reinen Ichs ſo weit **vervollkommnen, daß ſie nicht mittheilbar** wird ***)

— ambitiosum et audax
Naviget Anticyram —

Eben dieſer urſprüngliche Selbſtſetzer hat die Phyſik und Chemie ****) durch die Tafel der Kategorieen in ihren rechten

---

*) Hr. Mag. Schelling in ſeiner neuen Deduktion des Naturrechts. S. Fichtens und Niethammers philoſophiſches Journal IIe Jahrg. 4s Heft S. 277 ff.

**) Es ruft. — Was kann das für ein rufendes Es ſeyn? Vermuthlich das Ich des Ichs! — das Schweſterchen von Prof. Fichtens Form der Form!

***) S. oben S. 35.

****) Schellings Ideen zu einer Philoſophie der Natur, Leipzig 1797. 8.

Standpunkt von vorn gebracht, „um die Naturwiſſenſchaft „erſt philoſophiſch entſtehen zu laſſen,“ um zu zeigen wie ſie im Gemüthe und von vorn möglich iſt. Er berichtet uns: „daß Chemie die **Elemente**, Phyſik die **Sylben**, „Mathematik **die Natur leſen** lehrt; aber man dürfe nicht „vergeſſen, daß es (dem Magiſter **Schelling**, als) einem **Phi„loſophen** zuſteht, **das Geleſene auszulegen**,“ von welcher **Auslegungs-Kunſt** ſchon die große Entdeckung zeugt: „daß die Chemie eine Folge der allgemeinen Dynamik iſt.“ Er glaubt durch dieſes alles ein Recht erworben zu haben, darauf zu pochen daß ſeine vonvornige Philoſophie **praktiſch** iſt. Sie iſt wirklich ſo wunderbar praktiſch, daß ſeine Subtilität die Träumereyen eines **Sage** und die auf wichtige Verſuche geſtützte Hypotheſen eines **Lavoiſier** ganz auf einerley Art behandeln kann, und dennoch in beiden Fällen gleich **wahr** bleibt; da ſie, wie es allen vonvornigen Poſtulaten gebührt, von aller **Erfahrung** das Geſicht weit wegwendet. Es iſt zu hoffen, Herr Schelling werde **im Praktiſchen** ſo fortgehen, und die **Chemie** ganz zu einer **rein vonvornigen Wiſſenſchaft** erheben, ſo wie ſein Genoſſe Fichte die **reine** Franzöſiſche Revolution, und deſſen Genoſſe Niethammer die **reinen** Religion.

Ein kritiſcher Publiciſt betrachtet die **Einheit der Kirche und des Staats, nebſt der deutſchen Reichsverfaſſung** *) welche letztere beſonders jetzt, **von hinten her**, in der **Erſcheinung**, in einiger Gefahr zu ſchweben ſcheint, recht patriotiſch-kritiſch **von vorn her**, und denkt ſie im **Gedankendinge der Kirche, des Staats und der Reichsverfaſſung zu vereinigen und zu retten.**

---

*) Es kam im J. 1797 ein lächerlich-ernſthaftes Buch unter dieſem Titel heraus.

Zwey kritiſche Hiſtoriker ſchreiben die **Geſchichte nach** reinem Principe von vorn,*) und ein kritiſcher Philoſoph deducirt, die **philoſophiſche Geſchichte werde objektiv** zu ſchreiben ſeyn.**)

Ein kritiſcher Phyſiologe hat alle Funktionen **des menſchlichen** Körpers, aus den Geſetzen der Autonomie und Heteronomie und aus Fichtens **ſich ſelbſt ſetzendem Ich** und dem **räumlichen mechaniſchen Du**, ſehr tiefſinnig hergeleitet. Um den Mann in ſeinem **Verſtandesvakuum** und ſeiner **Vernunftsfülle** etwas näher bekannt zu machen, und meinen Leſern zu zeigen, wie weit ſchon der Unſinn der kritiſchen Philoſophaſter gehe, will ich eine Stelle aus ſeinem Buche hierher ſetzen.***) „Nimmt man die ſogenannte **Schöpfung** „**aus Nichts** in dem gemeinen Sinne, ſo empört ſich die „Vernunft dagegen; man wollte aber **urſprünglich** hiermit „nichts anders als **das Weſen der Spontaneität** *par ex-* „*cellence* andeuten, die als Kraftſchöpfende Urſache **aus** „**Nichts anderm als aus ſich ſelber** ſchöpfe — der Vernunft iſt Präexiſtenz, Zukunft und (eſoteriſche, nur **ver**„**nemmbare**) †) Gegenwart Eins, indem nämlich die Zeitliche „Gegenwart den Karakter der Vernünftigen nicht hat, ſo „nehmen wir ſie als (dynamiſch) enthalten in einer ſolchen, „unvergänglichen ꝛc. die wir ſowohl der Vergangenheit **vor**, „als der Zukunft **nach**, d. h. der dermaligen Zeitlichen Ge„genwart (Praeſentia phaenomenon) **unterliegen**. Der „Glauben an dieſe eſoteriſche All-Gegenwart (auf welche „ſich Zeitliche und Räumliche als ihr gemeinſchaftlich Zeu-

---

*) Prof. Pölitz, und Prof. Woltmann. **) Prof. Krug.

***) Franz Baaders Beyträge zur Elementar-Phyſiologie. Hamburg 1797. 8. S. 78.

†) Es ſteht wirklich vernemmbare, ob als Druckfehler, oder als tiefe Philoſophie, kann man nicht wiſſen.

„trum beziehen) iſt ein **Vernunftglaube**, und beruhet wie aller Sinn-Glaube auf eignem Gefühl und kann nicht demonſtrirt werden auf dem Wege müßiger Spekulation. Schon der **Verſuch** eines Beweiſes iſt hier eine Abſurdität, die *ad abſurdum* führt, wie dieß der Fall mit jedem Verſuch einer **Konſtruction eines Princips** (alſo Vernunftfactums) iſt. — Nun iſt das **Verſtandesvacuum** mit der **Vernunftfülle** darin übereinkommend, daß ſich in beyden nichts **greifen** läßt: ſonſt aber verhalten ſie ſich zu einander wie **Nichts** zu **Allem**, und wenn wir in erſtem nicht **fliegen** können, ſo können wir noch weniger von und in ihm — **leben** und athmen.“

Ein kritiſcher Kritiker kündigt ein mittelmäßiges Journal voll kritiſch-äſthetiſcher Träumereyen als eine Sammlung unnennbarer Meiſterſtücke an, oder rechnet ein Buch voll Hirngeſpinnſte und voll lächerlichen Eigendünkels „zu den Gattungen der Arbeiten, unter die Raphaels Werke im Fache der ſchönen Künſte gehören;“ weil jenes von einem Gevatter herausgegeben wird, und dieſes ſeinen eigenen Hirngeſpinnſten und Dünkel zuſagt.*) Ein kritiſcher Philologe lehrt die Verſe der Griechen und Römer nach Principien der **reinen** Vernunft **ſcandiren**, und im hohen Bewußtſeyn ſeiner vonvornigen allgemeingültigen transſcendentalen Scanſionsgeſetze für Sprachen die ihm ganz todt ſind, fährt er mit allgenügſamer Selbſtzufriedenheit über die alten empiriſchen Grammatiker her,**) denen dieſe Sprachen doch noch lebe[illegible] dig waren, und die alſo das Tonmaaß derſelben vermuthlich richtiger erkannten, als der kritiſche Geſetzgeber, der vielleicht Verſe in ſeiner eigenen Mutterſprache nicht auf gehörige Art laut herzuſagen weiß.

---

*) **Beides geſchah leider! in der Jenaſchen allgemeinen Litteraturzeitung vom J. 1795 in No. 21. 29 mit den Horen, und in No. 224 mit Fichtens Vorleſungen über die Beſtimmung der Gelehrten.**

) **Godofr. Hermann de metris poetarum graecorum et romanorum Libri III. Lipſ. 1796. 8.

Ein eben ſo wetterwendiſches Anſehen wie der vonvornige Phyſiologe und Skanſionslehrer haben die **formalen Geſchmackslehrer**, welche von vorn feſtſetzten, wie und welche dichteriſche Schönheiten wir empfinden **ſollen**; denn dieſe Herren haben immer ſehr viel von dem **Sittlichen** der Gedichte zu ſchwatzen, worüber ſie, der kritiſchen Philoſophie zufolge, **kategoriſch gebieten**. Sie geſtehen daher niemand Kunſtgefühl und Sinn für Poeſie zu, der nicht aus **reiner Achtung** für **Ihr in Ihrem Gemüthe** gedachtes Geſetz dichtet oder Dichter lieſet. Nächſt dem **objektiven chriſtlichen Glauben**, kann wohl nichts poſſierlicher ſeyn als die **objektive gedankendingige Poeſie** (Poeſis noumenon). Das Schlimmſte iſt, daß ſich oft hier das Lachen mit Bedauern vermiſcht, da ſogar auch Männer von entſchiedenen Talenten und Jünglinge von ſehr guten Anlagen durch ſolche ſo ſpitzfindige als ſeelenloſe Träumereyen, ihre Talente und Anlagen zu verderben anfangen. Man weiß, wie ſehr die frühgeprieſenen **Horen** mißglückten, und in ihnen beſonders die **Briefe über die äſthetiſche Erziehung** mit ihrem **Sachtriebe, Formtriebe** und **Spieltriebe**, der Verſuch nach reinen Verſtandesbegriffen das **Männliche** und **Weibliche** in den Geiſteswerken zu ſcheiden, und die formale Todtheilung der **ſentimentalen** und **naiven Dichter**, obgleich rein **im Gemüthe mit ihrer Nothwendigkeit zugleich** gedacht. Dieſe **Comoedia atellana**, wo die kritiſchen Kenner auf dem rein formalen Schauplatze in ihrer **oſciſchen und volſciſchen Sprache** ſich ſelbſt Preis geben, dauert noch immer fort.

Da hofft ein Kunſtrichter, dem es weder an Scharfſinne noch an Talente fehlt, dem es aber ſehr gewöhnlich iſt, etwas einſeitig und nach Laune zu urtheilen, und gemeinen Bemerkungen durch Einwickelung in neuphiloſophiſche Weldſprüche ein wichtiges Anſehen zu geben, eine **allgemeingültige Theorie der Poeſie** zu Stande zu bringen, worin er die Vorſchriften zu dieſer Kunſt (— die ſich bekanntlich von vorn, gleich allen Künſten, ziemlich widerſpenſtig bezeigt hat —) aus den **unabänderlichen Geſetzen des menſchlichen Gemüths** herzuleiten gedenkt: — (welche doch von den kritiſchen Philoſophen vielfältig ſind abgeändert worden —). Ja, er verzweifelt nicht, nach den **nothwendigen** (verſteht ſich, von vorn gedacht nothwendigen) **Richtungen des menſchlichen Gemüths, den urſprünglichen** (das heißt auf gut Fichtiſch **durch ſich ſelbſt geſetzten**) Dichtarten ihre **ewigen Gränzen feſtzuſtellen** *). (— Welche Dichtarten eigentlich nur durch das Genie und die Einbildungskraft großer Dichter begränzt worden, die ſich von jeher weder an Theorie noch an vonvornige Kritik gekehrt haben. —) Um nun an einem Beyſpiele zu zeigen, welche ſchnurgerade Gränzen ein ſolches von vorn nothwendiges Lineal ziehen werde, poſaunt er **Hermann und Dorothea**, (eine ziemlich wohlgerathene Nachahmung eines vortrefflichen Gedichts) als ein Originalwerk aus, als ein **Epos**, welches nicht nur mit den Homeriſchen Werken in **Einer** Klaſſe ſtehen müſſe, (das möchte noch gehen in Gegenſatz einer **Idylle**,) ſondern er giebt deutlich zu verſtehen, es habe eben ſo viel Werth als die Homeriſchen Werke, und erörtert ſogar die beſcheidene Weisheit des Verfaſſers, der ſein Werklein nicht einmal **Epos** titulirte. Er weiß ſich dabey vor Freude kaum zu laſſen „über „das Streben des Zeitalters, von der **Originalität zur vollkommenen Geſetzmäßigkeit** ſchöner Geiſteswerke, von der „Erſcheinung der Unabhängigkeit des Individuums zum Abdrucke reiner Menſchheit in ihnen fortzugehen.“ Das ſoll vielleicht weiter nichts heißen, als **Göthe** ſchrieb ehemals **exzentriſche** nun **regelmäßige** Gedichte; denn man merkt an des Kunſtrichters rothwälſcher Kraftſprache wohl, daß er einen kleinen **Klub**, wo einer dem andern fleißig zuſpricht: Il n'y a que nous et nos amis qui avons de l'eſprit, für **ſein Zeitalter** hält, und daß es ihm ſehr nützlich ſeyn würde ſich etwas weiter umzuſehen, um **ſeines Zeitalters** unendliche Mannichfaltigkeit näher kennen zu lernen, die ſich bloß durch einige Brocken kritiſcher Philoſophie, und, ſelbſt bey vielem Talente, mit einigem guten Willen nicht ſo leicht erkennen läßt. Er berichtet uns auch, mit Beziehung auf ſeine noch nicht erfundene **Theorie der Poeſie**, daß die **Griechen** durch eine ganz eigene **Griechheit**, „durch eine **ganz eigene Begünſtigung der Natur**. die **Pflicht des Schönen aus freyer Neigung** erfüllten“*) (— wobey man ſich kaum entbrechen kann aus einigen Winken zu ſchließen, es werde zu verſtehen gegeben, daß den Genoſſen des gedachten **Klubs**, durch eine **ganz eigene Begünſtigung der Natur** von vorn her, eine kleine allerliebſte **Griechheit** ausſchließend verliehen ſey. —)

---

*) S. Die Jenaſche allg. Litteraturzeit. 1797, Nro. 393 bis 396.

Ein ähnlicher kritiſch-gelehrter Jüngling,**) wußte einmal

---

*) Wäre etwas hieran, ſo müßten die Griechen ſchon viel von Kantſchem Moralprincip und von den Briefen über die äſthetiſche Erziehung gehört haben, und wenigſtens jenes nicht recht verſtanden haben, da es die Pflicht aus Neigung zu thun, bekanntlich hoch verpönt hat. Ob und wie ſie die Briefe über die äſthetiſche Erziehung verſtanden hätten, welche auch die Neigungen vonvorniſiren wollen, wäre ganz einerley; denn dabey kommt immer nichts heraus.

) Die Griechen und Römer. Verſuche über das klaſſiſche Alterthum von Friedrich Schlegel. 1ter Band. (1797. 8.) Es geht mit der Griechheit wie mit mehrern ſcheinbagar artig einzukleiden, daß vermöge der **Pflicht des Schönen die Buhlerinnen bey den Griechen **ehrliche Weiber** geweſen wären. Nunmehr aber nimmt er einen höhern Flug, und giebt merkwürdige Beweiſe, wie durch die mißverſtandene Anwendung kritiſcher Subtilitäten, die geſunde Vernunft eines jungen Mannes von der beſten Anlage kann verkrüppelt werden.

Er führt die wichtige Bemerkung des **großen Denkers Fichte** an: „daß im Praktiſchen noch viel zu thun übrig wä„re" — eine unerhörte Bemerkung, die wahrlich eine Autorität, und ſonderlich die Autorität eines **Fichte** bedurfte!! Er ſetzt hinzu: „Seit durch Fichte das **Fundament der kri„tiſchen Philoſophie entdeckt** worden iſt, giebt es ein „**ſicheres Princip**, den Kantiſchen Grundriß der prakti„ſchen Philoſophie **zu berichtigen**, zu ergänzen und auszu„führen; und über die Möglichkeit eines **objektiven** Sy„ſtems der praktiſchen und theoretiſchen **äſthetiſchen** Wiſ„ſenſchaften findet **gar kein gegründeter Zweifel** mehr „Statt."*) So gewiß iſt alſo unſer Mann ſeiner Sache, und in der Morgenröthe ſeines bald erſcheinenden objektiven Syſtems, (das vermuthlich, ſo wie das neue Fundament

---

ren oder auffallenden Sätzen. Manche Idee kann, als ein einzelner glücklicher Gedanken, frappiren und auch wohl zu irgend einer glücklichen Folgerung leiten. Wenn aber ein Schriftſteller eine ſolche Idee weitläuftig und weitſchweiſig unabläſſig ausführt; ſo vertauſcht er eine ſchöne engländiſche Taſchenuhr mit einem Bratenwender, deſſen Knarren beſchwerlich fällt. Wenn er vollends ſeinen kritiſchen Spekulationen und reſp. objektiven poetiſchen Gränzbeſtimmungen, nothwendigen Richtungen des Gemüths, und andern Hirngeſpinnſten die Geſchichte mit Gewalt anpaſſen will; ſo hat er einen Bratenwender der nicht zieht, und viel Knarren um nichts. So iſt dieſes Buch, welches durch gute einzelne Bemerkungen nicht ein gutes Buch wird.

*) Daſelbſt S. 236. 237.

der kritiſchen Philoſophie, **ſich durch ſich ſelbſt ſetzen und durch ſich ſelbſt einleuchten wird,'** vermuthlich auch, wenn es ſich erſt ganz vervollkommnet, **unmittheilbar** ſeyn wird, betrachtet er die Griechen nach vonvornigen **objektiven** Principien, ſo, daß man ihm oft wohl Apoſt. Geſch. XXVI, 24 zurufen möchte. Er berichtet: „Lange Zeit war „das Studium der Griechen **iſolirt** und **ohne alle philoſophiſche** Principien — dann ordnete und lenkte man es „nach **willkürlichen** Hypotheſen, oder doch nach **einſeitigen** „Principien. — Schon ſtudirt man die Griechen **in Maſſe** „und **ohne philoſophiſche Hypotheſen.** — Nur der **letzte** „**und größte Schritt** iſt noch zu thun übrig: Die ganze Maſſe „**nach objektiven Principien zu ordnen.**" Hiezu macht der junge Mann in dieſem Buche eine ziemliche Anlage, woraus ſo viel erhellet, daß die **objektiven** Principien **höchſt einſeitige vonvornige Hypotheſen** ſind, und daß das Ganze eine Art von **moraliſcher Interpretation** ſeyn wird, um die Griechen und Römer eben ſo unter den Gehorſam des kategoriſchen Imperativs zu zwingen, wie Kant und D. Schmid das Neue Teſtament zwangen; denn auch er „ſtellt „äſthetiſche Kraft und **Moralität**" (man weiß, was bey den kritiſchen Philoſophen **Moralität** heißt) „als nothwen„dige **Poſtulate** der äſthetiſchen Revolution auf." Es iſt wirklich mit dieſem jungen Manne, dem es an philologiſchen Kenntniſſen nicht fehlt, die nur etwas roh unter einander liegen, ein wenig weit gekommen; ſonſt möchte man ihn wohl bitten auf ſich Acht zu geben. Er iſt auf dem Wege, ziemlich gemeinen und oft ſehr ſchiefen Ideen durch pompoſe kritiſche Worte ein hohes philoſophiſches Anſehen geben zu wollen. Es wäre ihm, wenn er ſich nicht verderben will, freundſchaftlich zu rathen, beym Studium der Griechen ohne **objektive** Vorausſetzungen zu verharren. Da könnte er ſeelenvollen Genuß haben, ohne ſeine Zeit zum Schreiben ſeelenloſer

Bücher anzuwenden, die ſterben, indem ſie geboren werden, und worin es nur um die einzelnen guten Gedanken Schade iſt.

Er giebt indeß jetzt ſchon treufleißig Rathſchläge, wie die deutſche Poeſie **griechiſch** werden könne, und ſetzt feſt welche deutſche Dichter jetzt ſchon halbe Griechen ſind, ob es gleich wenige wiſſen. Er berichtet uns z. B. voll Zuverſicht:*) „Schillers höhere lyriſche Gedichte (wie die **Götter Griechenlands** und die **Künſtler**) hätten auffallende Tendenz zum **antiken Chor**, ja die Gleichheit dieſer lyriſchen Art ſelbſt mit der **Dichtart des Pindarus** ſey **unverkennbar**.“ Hingegen von Wieland — dem ſchon, wenn auch un peu en rechignant, ein Kompliment gemacht werden mußte, — ſagt er: „Unter einer eben ſo **heterogenen Auſſenheit** ſind gerade die **köſtlichſten** Stellen der Wielandſchen Poeſie, **objektiv komiſch** und **ächt Griechiſch**.“ Alſo **Stellenweiſe** mag der **Wieland** noch hingehen! Es ſcheint, Herr Friedrich Schlegel hält entweder **Agathon** und **Muſarion** nicht für **Gedichte**, oder nicht für **köſtlich**, oder er hält ſie nur für **objektiv komiſch**!! **Leſſing** und **Wieland** bezeugten einander wechſelsweiſe, ſchon vor langen Jahren, ihren herzlichen Beyfall über **Agathon** und über **Emilia Galotti** von welcher Hr. Fried. Schlegel auch nicht viel hält. Aber freylich, die unphiloſophiſchen Leute Wieland und Leſſing wußten, eben ſo wenig wie die **Griechen**, die **Maſſe** ihrer Talente nach **objektiven Principien** zu ordnen! Unſer Mann hingegen weiſſagt: „Wenn nur erſt **Kraft**, **Geſetzmäßigkeit**, Freyheit und **Gemeinſchaft** da ſeyn — wenn ächte Schönheit erſt an **recht vielen einzelnen Punkten** feſte Wurzel gefaßt haben werde, — ſo werde die **moderne Poeſie** die **zunächſt bevorſtehende Stufe** ihrer Entwickelung: die **durchgängige Herrſchaft des Objektiven**

---

*) S. 248. 249.

„**über die ganze Masse**, erreichen.“ *) Vermuthlich wird alsdann Hr. **Friedrich Schlegel** mitherrſchen; denn er iſt gewaltig **objektiv**, ſo ſehr, daß desfalls ſogar zuweilen ſeinem Subjekte etwas zu fehlen ſcheint. Sobald möchte nun wohl die **zunächſtbevorſtehende** Stufe nicht erſtiegen und die **Herrſchaft des Objektiven** errungen werden!

Inzwiſchen, lieber Herr! Thut Euch die Hoffnung gut,
So hofft! Man macht dabey zum mindſten rothes Blut. **)

Dem der geſunde Vernunft ſchätzt, wird wieder wohl zu Muthe, wenn er nach Leſung dieſes Buchs voll vonvorniger willkürlicher Grillen das lieſet, was **Herder** über die Griechen mit ächtphiloſophiſchem Geiſte ſagt. ***) Hr. Friedrich Schlegel urtheilt ſelbſt „Herder vereinige die umfaſſendſte Kenntniß mit dem zarteſten Gefühle und der biegſamſten Empfänglichkeit;“ ****) ich hoffe alſo Herders Urtheil iſt ihm etwas werth. Herder zeigt aber (ich weiß nicht ob er dabey an unſern Mann gedacht hat) ſehr treffend, wie vergeblich es iſt, Deutſche zu Griechen **machen zu wollen**, †) es wäre denn, daß man mit Worten ſpielte. Hr. Friedrich Schlegel ſieht alſo, daß ein zuverläſſiger Kenner nicht an ſeine vermeinte „große Beſtimmung der deutſchen Dichtkunſt“ glaubt, wovon er voller Selbſtgenügſamkeit ſpricht, als wären nur „von Menſchen, deren kurzſichtiger Blick jeder groſſen hiſtoriſchen Anſicht ganz unfähig iſt, nichts als

---

*) S. 241.

**) Oberon IVter Geſang. 10.

***) Briefe über die Humanität Vr Bd. S. 66 ff. VIter Bd. S. 1 bis 137.

****) Die Griechen und Römer Ir Bd. S. 246.

†) Briefe über die Humanität Vr Bd. S. 69 ff.

„**kleinliche Einwendungen** dagegen zu machen.“ *) **Hiſtoriſch** iſt bis jetzt unſers Mannes Anſicht der Griechen und Römer wahrlich nicht; es müßte denn eine **vonvornige** Hiſtorie ſeyn, wie ſie **Pölitz** oder **Woltmann** ſchrieb, ohne Rückſicht auf ächte Quellen und deren unparteyiſche Zuſammenſtellung und Vergleichung, um willkürlich zu beweiſen was man von vorn in ſeinem Gemüthe poſtulirt hat.

Herder ſagt auch ſehr richtig: „Ein großes unausgeſon„dertes Publikum, das Metaphyſik ſpricht und über Meta„phyſik entſcheidet, iſt ein **Ungeheuer**; und wenn man von „einer Nation ſagen konnte, ſie habe nie für etwas als für „Metaphyſik Achtung gezeigt, ſo ſagte man dieſer Nation „nicht viel Gutes nach.“ **) Dieß möchten doch die deutſchen ſeynwollenden Philoſophen wohl bedenken, welche alles, ſogar die ſüßeſten Genüſſe der Poeſie und der ſchönen Künſte in **objective Einſeitigkeit** verwandeln wollen, weil ihnen ihr **vonvorniger** Dünkel, der ſie von aller Erfahrung ableitet und alle ihre wirkliche Talente verdirbt, einbilden will, ihre kritiſche durch ſich ſelbſt geſetzte Vorausſetzungen wären die **nothwendigen Richtungen des menſchlichen Gemüths** überhaupt.

Eben dieſer junge Mann, nachdem er ehemals ſogar die **reine** Komödie und deren Princip, den **öffentlichen Geſchmack**, erfunden hatte, ſtudirte auch **Leſſingen**, voll von ſeinen eigenen vonvornigen Principien, und erfand ſich — mit ſeltenem Scharfſinne — einen eigenen Leſſing, ***) der freylich eben nicht der empirische verstorbene Lessing ist.*) Dafür gleicht aber dieser etwas affectirt und gefühllos gewordene vonvornige Lessing **hin und wieder** auffallend seinem Schilderer, der, weil er eben noch nicht viel Menschen von mancherley Art empirisch gekannt und erforscht haben mag, den Sinn und die Gaben anderer Schriftsteller vor der Hand nach sich oder seinen nächsten Freunden abmisset, die, wie er, sich in vonvornigen unbestimmten Begriffen herumdrehen. Lessings **Nathan** scheint ihm „ein vom **Enthusiasmus der reinen Vernunft** erzeugtes**) und beseeltes **Gedicht.**" Von

---

*) Die Griechen und Römer Ir Bd. S. 249.

**) Briefe über die Humanität Vr Bd. S. 83.

***) S. Lyceum der ſchönen Künſte (Berlin 1797 gr. 8.) IIr Theil S. 76 ff.

---

*) Herr Schlegel kennt so wenig Lessings Freunde, als Lessingen selbst. Er sagt: (S. 85) „Einige, vorzüglich unter sei„nen nächsten Bewunderern und Freunden, halten ihn für „ein Universalgenie – Sie machen ihn, nicht ohne einige „Vergötterung, gleichsam zu einem Eins und Alles." Ich bin Lessingen und allen seinen Freunden sehr lange ziemlich nahe gewesen, und habe nie so etwas gehört. Sie liebten überhaupt nicht, so wenig wie Lessing selbst, den schiefen Begriff Genie, am wenigsten Universalgenie. In unserm Zirkel war es gar nicht Sitte mit wechselseitigem Lobe so abzusprechen, wie es jetzt in einem gewissen Zirkel Mode ist, wo man zwey Dichter, anstatt ihre große Talente unparteyisch zu würdigen, nicht ohne einige Vergötterung, für ganz Deutschland zu Eins und Alles machen will. Wir suchten weder uns selbst noch andern zu schmeicheln. Mein und Moses Mendelsohns Briefwechsel mit Abt und Lessing kann einigermaßen zeugen, welcher Grad der Wahrheitsliebe in unserm Umgange herrschte.

**) Am a. Orte S. 116. Vermuthlich soll dieses Urtheil sehr charakteristisch seyn Man möchte aber denken, Enthusiasmus der reinen Vernunft wäre ein Widerspruch in der Zusammensetzung, ein bergmäßiges Thal; denn wenn die

Emilia Galotti hingegen ſagt er: „Man muß es bewundern dieſes **in Schweiß und Pein** producirte **Meiſterſtück des reinen Verſtandes**; man muß es **frierend bewundern** und **bewundernd frieren**; ins Gemüth dringts nicht und kanns nicht dringen, weil es nicht aus dem Gemüth gekommen iſt. Es iſt in der That unendlich viel Verſtand darin, nämlich **proſaiſcher**, ja ſogar Geiſt und Witz. Gräbt man aber tiefer, ſo **zerreißt und ſtreitet** alles was **auf der Oberfläche** ſo vernünftig zuſammenzuhangen ſchien. Es fehlt doch an jenem **poetiſchen Verſtande**, der ſich in einem **Guarini**, **Gozzi**, **Shakeſpear** ſo groß zeigt.“[*]) Armer **Leſſing**, der du in deinem vortreflichſten Werke nicht einmal ein **Guarini**, ein **Gozzi** ſeyn ſollſt! Es iſt übrigens ein Beweis, wie wenig deutlich und beſtimmt Hr. Fr. Schlegel denkt, daß nach ſeiner Meinung in einem **Meiſterſtücke des reinen Verſtandes**, in einem Werke worin **unendlich viel Verſtand** iſt, wenn man **tiefer darin gräbt**, alles **zerreißen** und ſtreiten kann was auf der Oberfläche ſo **vernünftig** zuſammenzuhangen **ſchien**. Das iſt keine Schilderung irgend eines Werks, worin **guter proſaiſcher Verſtand** iſt, am wenigſten eine richtige Charakteriſirung von Leſſings **Emilia Galotti**. Aber es iſt eine genaue Schilderung von Hrn. Schlegels Charakteriſirung Leſſings und ſeinen angehängten **Kritiſchen Fragmenten**, welche letztere halbwahr und in anmaßender Sprache gemein ſind, gerade ſo wie Lavaters Sprüche, die er ſeinen Jüngerinnen in Säckchen auszutheilen pflegt. Es iſt aber auch weder eins noch das

---

reine Vernunft, die alles aus ſich ſelbſt von vorn nach allgemeingültigen Geſetzen zieht, noch dazu enthuſiaſtiſch werden kann: ſo genade Gott ihrer — Kritik.

[*]) A. a. O. S. 111.

andere ein **Meiſterſtück des reinen Verſtandes**; man friert dabey, ohne zu bewundern. Auch ſind beide nicht in guter Proſa geſchrieben, welche dieſer Verfaſſer, ſeinen Fähigkeiten nach, ſchreiben könnte, wenn er weniger da ſuchen wollte, wo nichts iſt. Weder die Griechen noch Leſſing ſchrieben ſo, wie er über Griechen und über Griechheit und über Leſſing ſchreibt.

Wahr iſts, aus einem Gemüthe ausgedörrt durch vonvornige allgemeingebietende Principien, und nur mit heteronomiſcher Neigung zum Geſuchten und Neuſchiefen erfriſcht, kam Emilia nicht, und es iſt zu begreifen, daß ſie in manches vonvornige Gemüth nicht dringen kann. Sie drang aber doch in das Gemüth **Wielands, Engels** und **Herders** *) und ich habe ſogar zu Hrn. Friedrich **Schlegels** empiriſchem Gemüthe das Vertrauen, daß es, ehe es vom Vonvornigen allzuſehr verſtimmt war, und vollends, wenn er den Odoardo von Eckhoff oder Schröder, die Claudia von Mad. Starke und die Emilia von Mlle Witthöft hätte ſpielen ſehen, **ſehr warm** würde **gefühlt** haben. Da er aber ſich bey der Lektur nach objektiven Principien nicht hat zu erwärmen gewußt, ſo ſoll Leſſing die Schuld tragen; denn er ſcheint im Ernſte zu glauben, weil er bey der Emilia **gefroren** hat, Leſſing habe auch dabey in **Angſtſchweiß** und **Pein gefroren** als er ſie aus ſeinem **reinen Verſtande** hervorbrachte.

Hr. Friedrich Schlegel **zweifelt** ſogar, ob **Leſſing über**all ein „Dichter geweſen ſey, ja ob er **poetiſchen Sinn und „Kunſtgefühl** gehabt habe.“ **) Es zeigt ein merkwürdiges Zutrauen zu ſich ſelbſt und wenig Zutrauen zu den Leſern der Leſſingſchen Schriften an, wenn es jemand wagt, das letzte Urtheil über Leſſing, ohne weiteres, drucken zu laſſen.

---

*) Man ſehe einen ſchönen Aufſatz über Emilia Galotti in Herders Briefen zur Beförderung der Hummanität, IIIr Band S. 125.

**) Lyceum IItes Heft S. 107.

Weil unſer Mann überdieß den Sinn nicht hat zu verſtehen, wie Leſſing mit ſeinen Freunden korreſpondirte; ſo ſchließt er aus einigen gedruckten Briefen Leſſings „L. habe **kalt** und „**lieblos** von der Emilia, ſeinem **vollendetſten** und künſtlich„ſten Werke geredet,"*) und wird dadurch in ſeiner Meinung beſtätigt, **Emilia Galotti ſey das künſtlichſte** Werk, „ein „großes **Exempel** der dramatiſchen Algebra,"**) von einem Undichter ohne poetiſchen Sinn und Kunſtgefühl im **Schweiß und Pein** hervorgebracht, (etwa ſo wie der Kunſttiſchler an einem Schranke die Zierrathen **einlegt**,) man müſſe dabey **bewundernd frieren**, (wie etwa bey einem Kirſchkern, worin hundert Geſichter ſtecken,) und es habe nicht einmal ſo viel poetiſchen Werth, wie der Paſtor fido. Hr. Friedrich Schlegel kennt vermuthlich nur bloß ein Paar Dichter, welche ſogleich die Ohren ſpitzen, wenn ihre Freunde von ihren Gedichten ſprechen, und darauf ſelbſt in das Lob ihrer Gedichte überſtrömen. Von dieſen ſcheint er ſich das Princip abgezogen zu haben: Wer in einem Briefe an ſeinen Freund kalt von ſeinen Gedichten ſpricht, möge wohl ſelbſt wenig davon halten, vielleicht gar an poetiſchem Sinn und Kunſtgefühl Mangel leiden. Er rühmt ſich zwar: „Sein **Sinn** „für Leſſing ſey zum **Durchbruche** gekommen, und ihm ſey „ein **Licht** über Leſſingen aufgegangen."***) Das Licht leuchtet aber, wie man merkt, noch etwas dunkel, und mit dem **Durchbruche** iſts wohl noch nicht recht richtig; der vonvornige kritiſche alte Adam iſt noch allzu hartnäckig! Leſſings Werke wollen, ſo wie die Werke aller guten Schriftſteller, in dem **eigenen** Geiſte des Verfaſſers geleſen ſeyn; der **fremde** beſonders der **rein vonvornige** dünkelvolle nach eigenem Bedürfniſſe **poſtulirende** Geiſt unterdrückt jeden Geiſt der in den Schriften eines vorzüglichen Verfaſſers zu Hauſe iſt. Wäre der **Sinn** für Leſſings wahren Geiſt bey Hrn Friedrich Schlegel wirklich zum **Durchbruche** gekommen, ſo zweifle ich, daß er ſelbſt ſeine Urtheile in ſo ſchwankende unbeſtimmte Worte und ſchielende Weidſprüche einhüllen, daß er ſo preciös, ſo affektirt ſchreiben würde. Hätte er in Leſſings Sinn eindringen können; ſo würde er ſich nach einem ſo groſſen Schriftſteller gebildet und wenigſtens ſeine eigenen allzumerklichen Fehler vermieden haben; denn Präciſion der Begriffe und natürliche deutliche Schreibart, auch bey dem feinen Scharfſinne, iſt Leſſings zuerſt in die Augen fallende Eigenſchaft.

---

*) A. a. O. S. 112.

**) A. a. O. S. 111.

***) A. a. O. S. 99.

Indeß wird die **ganze Maſſe** von Leſſings Talenten durch unſern Kritiker ganz unbekümmert, objektiv, nach den **nothwendigen** Richtungen **ſeines** eigenen **Gemüths** in ihre Fächer geordnet: ungefähr ſo, wie er nächſtens die **ganze Maſſe der Griechen** nach **objektiven Principien** in Reihen und Glieder zu ſtellen gemeint iſt. Es würde ein feines Gegenſtück zu den **antiquariſchen Briefen** gegeben haben, wenn Leſſing eine ſolche Ordinirung der **Maſſe der Griechheit** nach objektiven Principien, zufolge der **allgemeingültigen Wiſſenſchaft des Geſchmacks** erlebt, und nach ſeiner Art die **Principien** und die **Maſſe** wieder in ihre Beſtandtheile zerlegt hätte! Schade für ſo viel ſchöne Zeit die Hr. Friedrich Schlegel im Studium und Genuſſe herrlicher Geiſteswerke beſſer anwenden könnte, als in unbedingter vonvorniger Kritik, welche durch eine geſchrobene, ſchön ſeynſollende, aber wahrlich nicht ſchöne Schreibart noch beſtimmungsloſer wird! Er ſagt ja ſelbſt:*) „Studium iſt unintereſſirte, freye, durch kein **beſtimmtes Bedürfniß**, durch „keinen beſtimmten Zweck beſchränkte Betrachtung und Unterſuchung, wodurch allein der **Geiſt eines Autors ergriffen** und ein **Urtheil** über ihn hervorgebracht werden kann.“ So Ihr dieſes wiſſet, ſelig ſeid Ihr wenn Ihr's thut! Hrn. Friedrich Schlegels **beſtimmter Zweck** alles **objektiv** zu machen, iſt leider! **beſtimmtes Bedürfniß** ſeiner **reinen praktiſchen Vernunft** geworden, die ihn zu **Poſtulaten** führt, durch welche, ſo wie durch eine ſchiefgeſchliffne Brille, Leſſing und die **Griechen** ſchief erſcheinen, und durch welche er ſelbſt, wenn er ſo fortfährt, die Talente verlieren muß die den guten Schriftſteller bilden. Ich bin nicht der erſte, der dieſes auch öffentlich ſagt: nur ſage ich es vielleicht vernehmlicher. Man muß dem laut zurufen, der in allzutiefem Schlafe liegt. Dem Erwachten läßt ſich leiſer zureden.

Alles dieſes und mehreres kritiſches Spielwerk, was vor unſern Augen getrieben wird, gehört zur folie des hommes qui font profeſſion de ſageſſe, hat alſo an ſich eben nicht viel zu ſagen. Nun fehlt weiter nichts, als eine **allgemeingültige Theorie** ſich nach nothwendigen Richtungen **berühmt zu machen**; denn in dem Gemüthe der Herren, ſonderlich auch der jungen Herren, ſiht **tief** ein unbedingtes mit ſeiner Nothwendigkeit zugleich gedachtes **Gebot**, für Etwas gehalten zu werden. Es iſt ſchon mehrmal in der deutſchen Litteratur der Fall geweſen, daß ein kleiner Klub von guten oder ſchlechten Köpfen ſich zuſammenthat, um einer dem andern das Weihrauchfaß um den Kopf zu ſchwenken, ſich ſelbſt ausſchließend für die **wenigen Edlen** zu halten, um welcher willen das übrige Deutſchland vorhanden wäre, und ihre gemeinſten Gedanken für die Blume des Schönen, und für wunderſam außerordentlich auszugeben. Dergleichen Klubs pflegten auch ſonſt ſchon alles was nicht zu ihnen gehörte, als gemein und mittelmäßig über die Achſel anzuſehen, und fleißig zu erzählen: Deutſchland bedürfe zum Fortgange ſeiner Kultur das Hohe und Außerordentliche, man müſſe daher den Bau des Hauſes vom Dache anfangen. Dieß währte denn ſo lange, bis die wenigen Edlen ſich unter einander entzweyten, oder ausgelacht wurden, oder bis beides geſchah; alsdann welkte die Blume, und das Außerordentliche ward von dem übrigen Deutſchlande entweder gemein oder abgeſchmackt befunden. Es iſt alſo auch jetzt das kritiſch-philoſophiſch-poetiſch-theologiſche Unweſen, an ſich, für ſo ſehr bedeutend nicht zu halten. Man darf es nur an's helle Licht ſtellen, und es fällt von ſelbſt. Opinionum commenta delet dies, naturae judicia confirmat.

---

*) A. a. O. S. 99.

Jeder ſpiele womit er will, und ein kritiſches vorvorniges Spiel, es geſchehe nun mit der Verſöhnungslehre, oder mit der Griechheit, oder mit einem Epos das kein homeriſches Epos iſt, iſt und bleibt nichts mehr und nichts weniger als ein Spiel mit Schnellkäulchen. Nur muß man freylich nicht vergeſſen daß das Schnellkäulchenſpiel unſere kritiſchen Männchen und Männer zu gar nichts führt;*) denn nicht einmal Kegel werden damit umgeworfen. Wenn Strohköpfe ihre ganze Zeit damit zubringen, ſo iſt gar nichts daran gelegen; denn die Minerven die aus ſolchen Köpfen ſpringen, ſind doch nur Strohpuppen. Wenn aber gute Köpfe, beſonders Jünglinge von trefflichen Anlagen welche in der Zeit der ſchönſten Blüthe ihrer Bildung leben, ſich mit ſolchem elenden Spiele ernſthaft beſchäftigen, ihren guten geſunden Verſtand und ihr poetiſches Gefühl mit ſeelenloſen vonvornigen Hirngeſpinnſten und deren verkehrten Anwendungen abſtumpfen; ſo muß man ſie bedauern, daß ſie damit ihre Talente verderben, indem ſie denſelben die ſchiefſte Richtung geben, auf das was nichts iſt. Man muß die deutſche Litteratur bedauern, welcher durch ſolche leere kritiſche Spielereyen diejenigen unnütz werden, welche ihr einmal vorzüglich Nutzen hätten ſchaffen können. Ich weiß wohl, wie wenig dieſe unangenehmen Wahrheiten denen behagen werden, welche ſich in den als Objekte aufgeſtellten Träumen ihrer ſubjektiven Einbildungskraft gemächlich wiegen; aber ſie ſind deßwegen nicht weniger wahr. Ich wünſchte, ſie könnten wenigſtens

---

*) Reinhold, einer der vornehmſten kritiſchen Philoſophen, und der, nebſt Kant, vor vielen der Herren den Vorzug hat, daß er außer den Erkenntniſſen von vorn noch mancherley gründliche empiriſche Einſichten hat, ſagt ſehr treffend über dieſe Kindereyen: „Der ſchlimmſte Dienſt, welcher der kritiſchen Phi„loſophie von ihren unberufenen Apoſteln geleiſtet wurde, „iſt unſtreitig die voreilige und ungeſchickte Anwendung ihrer „mißverſtandenen Grundſätze und Reſultate auf Sittenlehre,

---

„Rechtslehre, Religionslehre, Geſchmackslehre, Geſchichte u. ſ. w. Die Kritik ſoll und kann nur vermittelſt der durch ſie möglich gewordenen, nicht zur Wirklichkeit gebrachten Wiſſenſchaft, (der reinen Philoſophie) die Grundbegriffe der übrigen Wiſſenſchaften berichtigen. Der Kantianer unternimmt dieſe Berichtigung unmittelbar durch die Kritik ſelbſt, indem er die einſtweilige Erörterung, durch welche Kant die künftige Unterſuchung über jene Grundbegriffe einleitet, ſofort für die Grundbegriffe ſelbſt anſieht, und ſie als ſolche bey den neuen Grundlegungen gebraucht, durch welche er die Wiſſenſchaften zu reformiren meint. Die Ungereimtheit dieſer Verſuche wird nur durch ihre Unverſtändlichkeit übertroffen.“ S. Reinholds Auswahl verm. Schriften IIr Theil S 230. Ich bin überzeugt, daß Kant hierüber ungefähr eben ſo denkt.

diejenigen **aufwecken**, welche zu etwas beſſerem fähig ſind, als kritiſch zu ſchnarchen.

Mercier ſagte ſchon vor langer Zeit folgendes von der ehemals berühmten **dunkeln** und **anmaßungsvollen** theoretiſchen Sekte der franzöſiſchen **Oekonomiſten**:*) Leur „Syſtême était *purement ſpéculatif*, et repolait ſur des *idées abſtraites*. — Ils prêterent au *ridicule*, en *déifiant*, pour ainſi dire, le Docteur Quesnai, qu'ils appellaient *le maître*; en créant une *foule de mots bizarres* et ſans goût, qui *reduits à leur juste valeur*, n'offraient que *des idées communes*. Ils se forgèrent un *style dur*, *prolixe*, *emphatique*, qui n'avait *ni grace*, *ni clarté*, *ni facilité*, ni couleur. Leur *jargon* qui reſſemblait à celui des *adeptes*, prêta beaucoup à *la plaisanterie*. Leur *sérieux grotesque*, leur *grands mots*, leurs exclamations, *l'abus de plusieurs termes* achevèrent d'exciter la bonne humeur des plaiſans. Une eſpèce *d'intolérance* pour ce qui *n'était pas eux*, *un dédain affecté pour des écrivains admirés*, *l'annonce faſtueuſe* et extravagante *d'avoir trouvé ſeuls les véritables principes*, et de *vouloir tout fondre et reformer* dans un ſeul jour, *achevèrent de les décréditer*. — Montaigne a dit de l'éloquence, que le rheteur avoit fait ſouvent de *grands souliers pour de petits pieds*. On peut en dire autant des économiſtes; ils ont *déparé* quelques *verités utiles et même importantes*, par un *jargon*, *qui ne devait pas être connu au dix-huitième ſiècle*. Tous ont *joué de l'enthouſiaſme*; c'eſt comme qui dirait *ſ'enivrer d'eau froide*. La *morgue et le deſpotiſme de la ſecte* ont *achévé d'inſpirer de l'averſion*. — Nous avons cru, en liſant ces livres, que *l'évidence* alloit enfin *nous favoriſer de ſes regards bénins*; mais *le nuage revenait ſur nos yeux*, *et le doute dans notre* eſprit.

---

*) Tableau de Paris, T. VI. Chap. DXVIII.

„Nous *appellons* de bien bonne foi *les ſecours de l'inſtruc-*
„*tion*; nous invoquons la lumière. *Fiat lux*! Ainſi, *loin* que
„ces auteurs nous aient *amenés à la perſuaſion*, ils nous ont
„inſpiré, au contraire, *un doute plus fort* que celui que
„nous avions conçu. — On aurait bien d'autres problèmes
„à leur propoſer, *mais ils diſent toujours qu'on ne les com-*
„*prend pas*; *ce qui eſt bien de leur faute.* Et eux *ont-ils*
„*jamais repondu nettément aux objections qui les terraſſent?*
Wer erkennt in dieſem Bilde nicht offenbar unſere **Kantianer**, ihre **Dunkelheit**, ihre **Klage daß man ſie nicht verſtehe**, ihre **fremde Redensarten**, die, auf ihre wahre Bedeutung zurückgeführt, **gemeine Ideen** darbieten, ihre ſtolze **Ankündigungen** daß ſie **allein die wahren Grundſätze** aller menſchlichen Kenntniſſe von der Theologie an bis zur Poeſie gefunden hätten, ihre **herbe weitſchweifige** Schreibart ohne **Deutlichkeit und Anmuth**, ihre **affektirte Verachtung berühmter Schriftſteller**, ihre **Verunſtaltung** wichtiger Wahrheiten, ihre **Intoleranz** gegen alles was nicht ſie ſelbſt iſt, ihr **Betrinken in kaltem Waſſer**, wenn ſie einen Schriftſteller loben der zu ihrem Klub gehört, und die **großen Schuhe** worauf dieſe **kleinfüßigen** Theoretiker ſich hinſchleppen, wenn ſie mit **groteſker Ernſthaftigkeit** in der Sinnenwelt herumhinken, damit durch ihre willkührlich-nothwendige theoretiſche Grillen alles ſo eingerichtet werde, wie ſie von **vorn** feſtſetzten daß es beſchaffen ſeyn ſollte.

Die Schriften worin die kritiſche Philoſophie ſo ſinnlos angewendet wird, ſtiften Schaden in der deutſchen Litteratur, das iſt nur allzuwahr. Indeß iſt der Schaden ſo gar groß nicht, da ſie meiſt in den erſten Monaten ihrer Geburt ſterben, und nur ihre bisherige große Menge, da ſie wie Pilze in feuchtem Holze immer wieder hervorwachſen, ſo viel man auch abſtreift, hat den Schaden bisher merklicher und beträchtlicher gemacht. Aber ein viel gröſſeres Uebel, woraus jenes auch entſteht, verdient die Aufmerkſamkeit jedes Biedermanns, dem der Fortgang der deutſchen Litteratur am Herzen liegt. Es iſt unverantwortlich, daß die Jugend auf unſern Univerſitäten mit dieſen kritiſchen Thorheiten und Spielwerken verdorben, für die Welt, in welcher ſie leben ſollen, für den Staat und für die Litteratur ganz unbrauchbar gemacht wird. Anſtatt ihren Verſtand auszubilden, lehrt man ſie elende leere Grillen ausſpinnen; anſtatt die vorſchnelle Weisheit welche der Jugend ſo eigen iſt, im Zaume zu halten und ſie zu lehren, daß ſie fleißig ſtudiren, daß ſie Welt und Menſchen müſſen kennen lernen, ehe ſie vernünftig urtheilen können, pflanzt man dieſen Unmündigen den Dünkel ein, daß durch vonvornige Hirngeſpinnſte ihren kritiſchen Profeſſoren abgelernt, auf den Geiſt des Zeitalters könne gewirkt und jedem Dinge in der Welt der Platz angewieſen werden, wo es ſtehen **ſoll**. Daher kommt die Menge abgeſchmackter Schriften, welche unreife vonvornige Grillen in pompos-dunkler und formal-affektirter Schreibart wie ex tripode vortragen. Anſtatt den jungen Leuten die wichtige Lehre zu geben, daß ſie auf der hohen Schule ſind, nicht um für die Schule, ſondern für die Welt etwas zu lernen, und daß ſie, wenn ſie einmal die Schule verlaſſen, beſcheiden beobachten und ſich nach und nach durch Erfahrung und Prüfung der Erfahrnen bilden müſſen, macht man Knaben, die noch nicht wiſſen was Rechts oder Links iſt, die Erfahrung, ohne die alle ihre formale Weisheit in der wirklichen Welt zu gar nichts nützt, mit dem kritiſchen Schimpfworte des **Empiriſchen** verächtlich, und bildet ihnen ein, die geſunde Vernunft wäre für ihr Ich, wenn es an den Brüſten der reinen Vernunft geſogen habe, viel zu unbedeutend.*) Daher lernen ſie nichts, oder was ſie lernen faſſen ſie ſchief und wenden es ſchief an. Hieraus entſteht es, daß etwa funfzehn kritiſche Profeſſoren und etwa fünfhundert kritiſche Studenten ein gewaltiges Lärm in der deutſchen ſchreibenden Welt machen, als bedeuteten ſie etwas, als könnten ſie durch ihre kritiſche Spielwerke, die Theologie, die Künſte, das Naturrecht, die Politik, die Staatsverfaſſungen u. ſ. w. auf einen andern Fleck ſetzen. Und dann ſtreiten ſie ſich unter einander bis aufs Blut, ob Bavius mit der problematiſch-transſcendentalen Theologie, oder Mävius mit der reinen Regierungsform von vorn her, oder Trullus mit der reinen vonvornigen Katechetik, oder Mamurius mit einem Naturrechte aus dem Ich, oder Cotylus mit einer Phyſiologie aus dem Ich und Du hergeleitet, oder Marſorius mit einer objektiven Aeſthetik für die Dichter und Maler, am ſpitzfindigſten die Köpfe verwirrt habe,

---

*) Der Verfaſſer der Unterſuchungen aus dem Natur-

Ob Dudeldum, ob Dudeldey
Der beſte krit'ſche Trillerſchläger ſey.

Man könnte dieſe Herren gar wohl in ihrer Lächerlichkeit und Unbedeutſamkeit fortſpielen laſſen, wenn nur die Jugend nicht damit verderbt würde, welche zu ächter und nützlicher

---

Staats- und Völkerrechte, (1795. 8.) ein kritiſcher Philoſoph, der ſich auf ſein vonvorniges Wiſſen nicht wenig einbildet, ſagt unter andern: „die Erfahrung iſt eine weiche „Maſſe, die jede Form, die ihr der menſchliche Geiſt aufdrückt, annimmt. Sie antwortet auch nur auf Fragen, „deren Auflöſungen man in ſie ſelbſt hineinlegt. Ich verachte ihre Antworten nicht; aber ich glaube auch, daß, „wer ſein Ich kennt, alle ihre Weisheit weit übertrift." Hier iſt nur Ein Beyſpiel des vonvornigen Dünkels der jetzt in den kritiſchen Schriften ſo allgemein iſt, vermöge deſſen auch, wie hier, die gröſſeſten Abſurditäten ganz unbefangen in die Welt hineingeſchrieben werden, und bey einigen Thoren für Philoſophie gelten.

Gelehrſamkeit und zum fleißigen Studium wahrer brauchbarer Wiſſenſchaften ſoll angeführt werden, und die von gewiſſen Profeſſoren nichts als reine Spekulationen hört, und auf deren Empfehlung bloß ſolche Bücher lieſet, wodurch ihr der Kopf mit Hirngeſpinnſten erfüllt wird, und wodurch ſie den Sinn für wirklich nützliche Wiſſenſchaften nur allzufrüh verliert. Wenn dieß Unweſen ſo fortgeht, ſo wird die Polizey ein Einſehen darin haben müſſen, ohngefähr eben ſo als wenn irgendwo ein Schulmeiſter in ſeinem Hauſe ſeine Schüler bloß Schnellkäulchen ſpielen ließe und nun behauptete ſie gingen in die Schule.

Die übrigen Lehrenden und Lernenden, welche auf Univerſitäten ſolche Wiſſenſchaften lehren und lernen welche den Verſtand aufklären, den Sinn fürs Wahre, Edle, Schöne entwickeln und in den Geſchäften des thätigen Lebens anwendbar ſind, haben die Abſicht, daß die ſtudirenden jungen Leute einmal den dreyßig Millionen welche Deutſch reden, nützlich werden ſollen; ſie arbeiten alſo fürs Ganze. Jene Funfzehn und Fünfhundert aber arbeiten mit ihren **Gedankendingen und Ichſetzungen** nur für ſich ſelbſt; und nicht Dreyßig von ihnen gewähren, mit aller ihrer eingebildeten Weisheit von vorn, den dreyßig Millionen auch nur den allergeringſten Nutzen.

Damit indeß alles friedlich zugehe, ſo wäre mein unmaßgeblicher Vorſchlag für diejenigen der 515, welche, neben ihrer formalen Weisheit, nicht auch die geſunde Vernunft und zwar vorzüglich ausbilden, welche die Erfahrung nicht ſchätzen, und die Spekulation nicht weglaſſen wollen wohin ſie nicht gehört, **eine ganz beſondere Univerſität** in irgend einem großen Kloſter zu ſtiften. Sie würden dadurch von denjenigen abgeſondert, welche der wirklichen Welt und dem menſchlichen Geſchlechte nützlich werden wollen; und würden da auch am glücklichſten ſeyn; denn nun könnten ſie ungeſtört ihre Sätze und Vorausſetzungen von vorn **mit ihrer Nothwendigkeit zugleich** denken, und ſie **deduciren, durch** ſich ſelbſt ſetzen und **unmittelbar durch ſich ſelbſt einleuchten**, ſogar auch **unmittheilbar** werden laſſen, wie ſie nur wollten. Nur, weil das Diſputiren etwas ſcharf werden dürfte, indem die Herren, wie ſich ſo oft gezeigt hat, gewöhnlich einander **nicht verſtehen** und der **Zufall**, daß ſie ſich **errathen** möchten, ungewiß iſt; ſo wäre wohl vorzuſchlagen, daß der Diſputirſaal durch eine vier Fuß hohe hölzerne Wand getheilt werde, wie dergleichen ſchon providentia majorum in der Burſe zu Tübingen vor uralten Zeiten eingerichtet war: „welche bretterne Scheidewand die ſtreitenden Nominaliſten und Realiſten abhielt, ihre Gelehrſamkeit, die „ihnen bis in die Fäuſte und Nägel kam, an den Haaren „und Köpfen ihrer Gegner auszubrechen zu laſſen.“ *) Denn man weiß, einige der gravitätiſchen Herren, welche mit dem Ich = Ich Schnellkäulchen ſpielen, ſind nicht nur ſehr peremptoriſch und in ihren Kleinigkeiten von vorn unbedingt gebietend, ſondern werden auch „**ſchrecklich**, wenn ſie herausgefordert werden,“ **) das heißt, wenn ſie jemand nicht für ſo wichtig hält als ſie ſelbſt ſich halten, und dann gehen ſie mit wildem Grimme vom **Diſputiren** zum **Annihilationsakte** über. Berlin den 22. Jänner 1798.

Friedrich Nicolai.

---

*) So ſagt der Verf. der Geographie und Statiſtik Wirtembergs, 1787. 8. S. 249.

**) In einem in Jena 1797 herausgekommenen Buche Fragmente aus meinen Papieren betitelt, wird dieß S. 71 von Hrn. Prof. Fichte verſichert.

Neun Geſpräche

zwiſchen

Chriſtian Wolff

und

einem Kantianer

über

Kants Rechtslehre und Tugendlehre.

Erſtes Geſpräch.

Ueber das Eherecht *).

Wolff.

Ich kann Ihnen nicht bergen, daß ich in ihres Lehrers Kant Theorie des Eherechts mehrere ganz willkürliche, und zum Theil unter einander nicht zu vereinigende Sätze gefunden zu haben glaube.

Der Kantianer.

Reden Sie doch nicht ſo wunderlich! Kants Sätze ſind ſämmtlich a priori gefunden und folglich nothwendig. Wie könnten nothwendige Sätze willkürlich ſeyn? Man ſieht daß Sie ein ſchlechter Philoſoph ſind. Nun! Und welches wären denn die willkürlichen Sätze?

W.

Er ſagt z. B. §. 25, daß: „in dem Act, worin ein Menſch ſeine Geſchlechtsorgane einem andern zum natürlichen Gebrauch einräume, er ſich ſelbſt zur Sache mache." Ich mögte doch wiſſen, warum ein Weib, das einem Manne den Beyſchlaf geſtattet, eine Perſon zu ſeyn aufhören, und eine Sache werden ſoll? Geben Sie mir doch einen Grund von dieſer Behauptung an.

---

*) S. Kants metaphyſiſche Rechtslehre, S. 106. f. f.

K.

Dieſe Behauptung iſt ein Ausſpruch der reinen Vernunft. Kant dachte ſich dieſen Satz zugleich mit ſeiner Nothwendigkeit; daher iſt er ein nothwendiges allgemeines Urtheil a priori *).

W.

Es mag für einen Philoſophen, der ſeine Sätze nicht mehr beweiſen kann, bequem ſeyn, ſich ohne weiteres auf die reine Vernunft zu berufen: ich glaube aber doch eine eben ſo reine Vernunft zu haben, als Sie; und ich kann mir ſchlechterdings dieſen Satz nicht mit ſeiner Nothwendigkeit zugleich denken, folglich nicht einſehen, es ſey wahr, daß ein Weib durch den freywilligen Beyſchlaf mit einem Manne, zur Sache werde. Von der Nothzüchtigung ließe ſich ſo etwas mit einigem Scheine behaupten, aber nicht von einer freywilligen körperlichen Vermiſchung zwiſchen Mann und Weib, wobey jeder ſich hingebende Theil als ein freyes Weſen handelt, und beyde Perſonen gleichſam Eine Perſon werden.

K.

Seyn Sie auch wegen der Metamorphoſe beyder Geſchlechter während dieſes Actes unbekümmert: Kant weiß ihre Perſönlichkeit wieder herzuſtellen.

---

*) Kants Kritik der reinen Vernunft, S. 5.

W.

Und wie?

K.

Er ſagt: Wenn der Mann das Weib als Sache erwirbt, und er wird von dem Weibe gegenſeitig erworben, ſo gewinnt das Weib wiederum ſich ſelbſt, und ſtellt ihre Perſönlichkeit wieder her *).

W.

Das begreife ich noch weniger. Das Weib wird durch den Beyſchlaf zur Sache; der Mann wirds gleichfalls: und doch ſoll dadurch, daß beyde einander erwerben, das heißt hier, daß ſie einander ausſchließlich ihre Geſchlechtsorgane zum beſtändigen Gebrauch einräumen, ihre Perſönlichkeit wieder hergeſtellt werden. Dieß ſind doch wahrlich nichts als willkürliche Ideenverknüpfungen.

K.

Nein! keinesweges! Es ſind Poſtulate der reinen Vernunft und die zu den wichtigſten Folgerungen führen; denn Kants Abſicht war zu beweiſen, daß der Beyſchlaf zwiſchen Mann und Weib „nur unter der Bedingung der Ehe zuläſſig ſey" **); denn in dieſem Zuſtande erwirbt der Mann das Weib und das Weib den Mann.

W.

Das hat er aber nicht bewieſen. Er hat's bloß geſagt; und ſeine Begriffe von Sache und Perſönlichkeit, die ſich beym Beyſchlafe verlieren und wiederherſtellen ſollen, ſind bloß willkürlich zuſammengeſtellt. Es iſt auch daraus gar nichts auf eine Ehe, auf eine beſtändige geſetzliche Fortſezzung des Beyſchlafens zu ſchließen. Wenn ich nun auch Einmal im Beyſchlafe meine Perſönlichkeit verloren und eben dadurch wieder erworben hätte, warum müßte ich denn beſtändig fortfahren, meine Perſönlichkeit verlierend wieder zu erwerben, und noch dazu immer mit eben der Perſon? Wenn ich jemand zum Sklaven mache, ſo brauche ich ihn, nach Kants Naturrecht, als Sache; wenn ich aber denſelben nach einer Minute frey gebe, ſo iſt er ja wieder frey.

---

*) Rechtslehre §. 25. S. 108.

**) Ebend.

K.

Ganz recht! Aber Sie haben eine Minute lang Unrecht gethan, und auch das iſt ein Widerſtreit des Rechts der Menſchheit.

W.

Aber, nach Kant, wird, indem das Weib vom Manne erworben wird, der Mann wieder vom Weibe erworben, und beide ſtellen durch dieſen Act ihre Perſönlichkeit wieder her? da wird alſo durch die Sclaverey ſelbſt die Freyheit erworben?

K.

Allerdings, darum iſt auch die Ehe erlaubt.

W.

Nicht die Ehe, ſondern, wie Kant es ſetzt, bloß der Beyſchlaf; denn „in dem natürlichen Gebrauche

„der Geſchlechtsorganen"*) ſagt er, werde die Perſönlichkeit verloren und wiederhergeſtellt. Iſt die Perſönlichkeit alſo wiederhergeſtellt und das Recht der Menſchheit gerettet, ſo ſind beide Theile frey, warum müſſen ſie denn nun zuſammenbleiben? Kant ſagt zwar **): „Wenn Mann und Weib einander „ihren Geſchlechtseigenſchaften nach wechſelſeitig genießen, ſo müſſen ſie ſich nothwendig verehlichen. Dieß iſt nach Rechtsgeſetzen der reinen „Vernunft." Aber nirgend hat er bewieſen, daß die lebenslängliche Verehelichung nothwendig würde. Zwar ſagt er ***): „Das Concubinat ſey ein „pactum turpe." Das iſt ganz gut für Juriſten in unſerm gegebenen Staate, aber nicht für den Philoſophen, der aus reinen Rechtsprincipien ſchließt. Wie kann man denn a priori eine Schändlichkeit darin finden, wenn zwey Perſonen die außer dem Staate exiſtirend gedacht werden, freywillig übereinkommen, ſich auf eine beſtimmte Zeit den Gebrauch des Genuſſes ihrer Geſchlechtsglieder zu verſtatten. Das iſt keine locatio-conductio, wie Kant vorgiebt. Kann denn nicht das Erwerben nur eine Zeit dauern? Muß ein Zeitbeſitz immer Miethe ſeyn? Aus welchen reinen Rechtsprincipien kann alſo Kant folgern, daß der Contract über den Genuß der Geſchlechtsglieder Zeitlebens dauern müſſe? Alles was er ſagt, ſind willkürlich verknüpfte Ideen, und noch dazu mit Abſurditäten vermiſcht.

---

*) S. 108.

**) S. 107. 108.

***) S. 109.

K.

Wie? Einem Manne wie Kant Abſurditäten Schuld zu geben! Schimpfen müſſen Sie nicht.

W.

Die Wahrheit ſagen iſt nicht geſchimpft; ich werde beweiſen. Kant führt auch die **unnatürliche Geſchlechtsgemeinſchaft** mit Abſcheu an. Man muß das, was abſcheulich iſt, verabſcheuen, aber vom Philoſophen fordet man mehr; er muß darthun, warum etwas verabſcheuungswürdig ſey. Herr Kant giebt uns nichts als ein großes Wort, indem er ſagt dieſe Unnatürlichkeiten wären „als Läſion der „Menſchheit in unſerer eigenen Perſon" unerlaubt. Nun ſchließen wir ſo: Nach Kants Naturrecht iſt es **Läſion der Menſchheit**, wenn ein Menſch den andern zur Sache braucht. Nun wird nach Kants Rechtslehre ein Menſch zur Sache, wenn er einem andern beyſchläft: erwirbt aber, wenn ihm auch beygeſchlafen wird, wieder ſeine **Perſönlichkeit** und hebt alſo die **Läſion der Menſchheit**, wodurch er zur Sache ward. Nun braucht doch wahrhaftig viel gewiſſer der Knabenſchänder den Geſchändeten zur Sache, als der Mann das Weib. Da nun, nach Kant, durch den wechſelſeitigen Leibesgenuß, die Perſönlichkeit wiederhergeſtellt wird, ſo würden nach gleichem Begriffe zwey Männer die ſich wechſelſeitig ſchänden, auch dadurch ihre Perſönlichkeit wiederherſtellen, und alſo die **Läſion der Menſchheit** aufheben. Das iſt denn doch eine derbe Abſurdität, die aus Kants Eheprincip nothwendig folgt.

K.

Sie thun Kanten Unrecht. Er ſagt ausdrücklich: „die unnatürlichen Laſter, als Läſion der Menſch„heit in unſerer eigenen Perſon, können durch gar „keine Einſchränkungen und Ausnahmen gerettet „werden*).“

W.

Freylich, das ſagt er, obgleich ohne Beweis; wer wird denn auch glauben, daß er ſie billige? Nur ſeine Principien ſind ſo ſchief geſtellt, daß daraus entweder folgt, der unnatürliche Beyſchlaf könne erlaubt ſeyn, oder es ſey der natürliche unerlaubt.

K.

Keinesweges! Kant ſagt an einem andern Orte: „der Zweck der Natur iſt in der Beywohnung „der Geſchlechter die Fortpflanzung d. i. die Er„haltung der Art; jenem Zwecke darf alſo wenig„ſtens nicht zuwider gehandelt werden**).“

W.

Das verſteht ſich! Aber die Frage iſt, ob es mit Kants Princip des Eherechts zuſammenſtimme? Wenn Beywohnung das Mittel iſt die Menſchliche Art zu erhalten, wie kann ſie dem Rechte der Menſchheit widerſtreiten? Ueberdieß iſt Kant an eben dem Orte der Tugendlehre nicht abgeneigt, den Beyſchlaf ohne Rückſicht auf Zeugung zu erlauben, und ſpricht in ſeinem Eherecht vom natürlichen und unnatürlichen Beyſchlaf in ganz gleichen Ausdrücken.

---

*) S. 107.

**) Tugendlehre. S. 78.

K.

Wie können Sie ſo etwas Wiederſinniges ſagen!

W.

Ich ſage es nicht: Kant ſagts. Nicht wahr: was dem Rechte widerſtreitet, iſt doch wohl Läſion?

K.

Freylich wohl —

W.

Nun gut; Kant behaupte: „In dem Act des natürlichen Gebrauchs den ein Geſchlecht von den Geſchlechtsorganen des andern macht, macht ſich ein Menſch ſelbſt zur Sache, welches dem Rechte der Menſchheit an ſeiner eigenen Perſon widerſtreitet.“ Und von den unnatürlichen Laſtern: ſie ſind „Läſion der Menſchheit in unſerer eigenen Perſon.“ Da nun Läſion der Menſchheit das iſt, was dem Rechte widerſtreitet; ſo ſteht der unnatürliche und natürliche Beyſchlaf in Kants Theorie ganz auf Einer Linie. Beide ſind alſo an ſich, der Menſchheit zuwider, und es iſt aus aus Kants Rechtsprincipien nicht abzuſehen, warum der eine Act durch die Wiedererwerbung der Perſonlichkeit erlaubt ſeyn und der andere durch keine Einſchränkungen ſoll können gerettet werden. Soll Läſion etwas anders bedeuten als Widerſtreit des Rechts, ſo hätte Kant ſagen müſſen, worin ſie beſtehe; denn daß der unnatürliche Act Widerſtreit des Rechts der Menſchheit ſey, wird er nicht leugnen. Soll Läſion an eigener Perſon und in eigener Perſon zweyerley ſeyn, ſo iſt dieſer Unterſchied nicht erklärt, und bis dahin können wir die zweyerley Worte auf Rechnung der nachläſſigen Schreibart ſetzen, die ſich in Kants Schriften ſo oft findet und es dem Leſer oft noch ſchwerer macht, deſſen ſubtile Begriffe genau zu faſſen.

K.

Wer wird denn über ein in und an chicaniren? Kant hat gewiß in beiden Fällen eben daſſelbe gemeint, daß die Menſchheit an der eigenen Perſon beleidigt werde.

W.

Recht gut! Das glaube ich auch; nur wenn man beide Sätze gegen einander ſtellt, ſo folgt eine Abſurdität, die man ſehr gelinde abgehen läßt, wenn man ſie nur Inconſequenz benennt. Kants Theorie vom Eherecht, die ſich auf lauter willkürliche Ideenverknüpfungen beziehet, iſt voll von dergleichen Inconſequenzen. Wenn auch wirklich durch den natürlichen Gebrauch den ein Geſchlecht von den Geſchlechtsorganen des andern macht, beide Theile ſich zur Sache machten und durch die wechſelſeitige Erwerbung wieder ihre Perſönlichkeit erhielten; ſo habe ich ſchon vorhin geſagt, es folge daraus gar nicht, daß nun der Beyſchlaf zwiſchen beiden Perſonen Zeitlebens müſſe fortgeſetzt werden. Geſetzt aber auch dieſes könnte erwieſen werden, ſo wäre doch nichts weiter erwieſen, als daß dieſe Perſonen lebenslänglich den wechſelſeitigen Genuß ihrer Geſchlechtsorgane fortzuſetzen — ich weiß nicht ob berechtigt oder verpflichtet — wären; denn aus Kants Theorie erhellet auch hierüber nichts. Aber eben ſo wenig erhellet daraus, daß dieſe Perſonen in der Ehe leben müſſen. Iſt denn die Ehe nichts als die ſo genannte *Leiſtung der ehelichen Pflicht*? In Kants Theorie des Eherechts iſt gar nicht daran gedacht, herzuleiten, daß beide Theile zuſammen in einem Hauſe leben, zuſammen ſpeiſen, eine gewiſſe Gemeinſchaft der Güter haben müſſen, daß der Mann die Frau ernähren und die Frau das Hausweſen beſorgen muß u. d. gl. mehr, was alles zur Ehe gehört und alſo in einem theoretiſchen Eherechte nicht willkürlich *hererzählt*, ſondern aus den *Rechtsprincipien der reinen Vernunft* hergeleitet werden muß, woraus Kant die Theorie der Ehe will entſpringen laſſen. Nach Kants Theorie werden bloß Mann und Weib jedesmahl zu Sachen, wann ſie ſich ihre Geſchlechtsorgane zum gegenſeitigen Gebrauche überlaſſen. Durch die Ehe geſchieht, ſeiner Theorie zufolge, alſo weiter nichts, als daß beide Theile einwilligen ſich einander zu Sachen und wieder zu *Perſonen* zu machen, ſo oft ſie ein Bedürfniß dazu fühlen, oder ihnen ſolches beliebt; denn außer der Zeit, wenn ſie zuſammen leben, ſpeiſen, ihr Hausweſen beſorgen, ja wann ſie neben einander ſchlafen, ſind ſie doch nicht bloße Sachen?

K.

Wer weiß! Sie ſollen freylich nicht bloße *Perſonen*, ſondern ſollen zugleich Sachen ſeyn: daraus leitet Kant ſein neues, *auf dingliche Art, perſönliches Recht* her; denn wenn das Recht zwiſchen Eheleuten nicht auch etwas *dingliches* wäre: „wie könnte, wann eines der Eheleute ſich ver„laufen, oder ſich in eines andern Beſitz gegeben hat, „daß andere es jederzeit und unweigerlich, gleich als „eine Sache in ſeine Gewalt zurückzubringen berech„tigt ſeyn *).“

W.

Ich finde hier nichts als eine neue Inconſequenz. So eben hatte Kant geſagt, daß Mann und Weib durch wechſelſeitige (eheliche) Erwerbung wieder Perſonen geworden ſeyen. Wie ſoll nun eine oder die andere Perſon dadurch daß ſie ſich verläuft, wieder zur Sache werden? Oder es müßten beide Eheleute, trotz dem daß ſie wechſelſeitig, indem ſie Sachen wurden, auch wieder Perſonen wurden, dennoch Sachen geblieben ſeyn. Alſo wären die Eheleute Perſonen die nicht Perſonen ſind.

K.

Sie ſind ein moroſer Gegner! Man kann Ihnen nichts begreiflich machen. — Aber Sie werden mir doch zugeben, daß Kant die Monogamie, als die einzige rechtmäßige Art der Ehe, ſtreng und a priori bewieſen hat.

W.

A priori? Und wie?

K.

Nur in der Monogamie beſitzen die Perſonen einander wechſelſeitig; denn in einer Polygamie gewinnt die Perſon die ſich weggiebt, nur einen Theil

---

*) §. 25. S. 108.

desjenigen, dem ſie ganz anheimfällt, und macht ſich alſo zur bloßen Sache*).

W.

Das iſt ja nach Kants eigener Theorie falſch und eine neue Inconſequenz. Erſt wenige Zeilen vorher im vorigen Paragraphen hatte Kant geſagt: „Es iſt der Erwerb eines Gliedmaßes am Menſchen „zugleich **Erwerbung der ganzen Perſon** — „weil dieſe eine **abſolute Einheit** iſt.“ — Iſt dieſes wahr und erwirbt ein Weib **dadurch**, daß ſie ihr Geſchlechtsglied dem Geſchlechtsgliede des Mannes zum Genuſſe hingiebt, nicht nur des Mannes Glied, ſondern die **abſolute Einheit des Mannes**, ſo erwirbt auch eine Ehefrau unter zwölfen durch Leiſtung der ehelichen Pflicht keinesweges nur **einen Theil des Mannes**, ſondern ſeine ganze **Perſon**. Eben ſo würden, nach dieſer Theorie, zwölf **Ehemänner** die Eine **Ehefrau** hätten, jeder die ganze Perſon ihrer Ehefrau erwerben. Kants inconſequente Theorie iſt alſo am wenigſten geſchickt, die Polygamie und Polyandrie zu widerlegen. Aber auch ganz abſtrahirt von ſeiner Theorie der Erwerbung einer Perſon als Sache durch den Beyſchlaf, iſt das was er hier ſagt, mehr ſinnreich als wahr: denn wenn ein Mann auch ein Dutzend Weiber hat; ſo hat doch ein jedes Weib, in **der ehelichen Beywohnung**, wovon er hier immer nur redet, den Mann ganz; alle Weiber eines

---

*) §. 26.

Türken beſitzen alſo den Mann per indiviſum. Wollte man ſagen, daß jedes Weib doch nur den zwölften Theil von der Zuneigung ihres Mannes beſitze; ſo iſt das ihre Sache, wenn ſie ſichs hat gefallen laſſen, einen Mann unter dieſer Bedingung zu heirathen. Und dann iſt der Antheil, den manches Weib in der Monogamie an der Zuneigung ihres Mannes hat, nicht bloß $\frac{1}{12}$, ſondern null: gleichwohl hört die Ehe alsdann nicht auf, rechtmäßig zu ſeyn. — Eben ſo wenig ſehe ich Kants Folgerung ein, daß ein Weib deßwegen, weil ſie nur einen Theil ihres Mannes beſitzt, zur bloßen Sache werde. Höchſtens könnte man ſagen, daß ſie einen Theil ihrer Perſönlichkeit verliere. — Doch genug von einer Theorie, die, nach meinem Urtheil, eines Witzlings würdiger iſt, als eines gründlichen Philoſophen. —

K.

Sie ſind ein moroſer Gegner; das habe ich Ihnen ſchon geſagt! Sie wollen ſogar Poſtulaten der reinen Vernunft nicht folgen, und vergleichen immer Sätze untereinander die doch jeder vor ſich ſtehen.

Zweytes Geſpräch.

Ueber den Begriff vom gerichtlichen Eyd*).

Wolff.

Halten Sie auch, ſo wie Kant, den gerichtlichen Eyd für eine ſuperſtitiöſe Ceremonie?

Kantianer.

Allerdings Kann es etwas ſuperſtitiöſeres geben, als „wenn z. B die Rejangs, ein heidniſches „Volk auf Sumatra, bey den Knochen ihrer verſtorbenen Anverwandten ſchwören, ob ſie gleich gar „nicht glauben, daß es noch ein Leben nach dem Tode „gebe; oder den Eyd der Guinea-Schwarzen bey „ihrem Fetiſch, etwa einer Vogelfeder, auf die ſie „ſich vermeſſen, daß ſie ihnen den Hals brechen ſoll, „und dergleichen? Sie glauben, daß eine unſicht„bare Macht, ſie mag nun Verſtand haben oder „nicht, ſchon ihrer Natur nach, dieſe Zauberkraft „habe, die durch einen ſolchen Aufruf in That ver-

---

*) Kants metaphyſiſche Rechtslehre S. 151. 153.

„ſetzt wird. — Ein ſolcher Glaube wird Religion „genannt; er ſollte aber Superſtition heißen“*).

W.

Das iſt freylich die ungereimteſte Superſtition von der Welt. Allein warum betrachtete Kant den Eid nur bey den heidniſchen Völkern; warum nicht wie er bey uns Chriſten üblich iſt, bey welchen dergleichen Ungereimtheiten und Albernheiten nicht Statt finden? Kant hatte doch ſeine metaphyſiſche Rechtslehre weder für die Rejangs auf Sumatra, noch für die Guinea-Schwarzen, ſondern zunächſt für **Chriſten** geſchrieben? —

K.

Kant mag ſeine guten Gründe gehabt haben, von dem unter den Chriſten üblichen Eide nicht zu reden.

W.

Und welches ſind dieſe Gründe?

K.

Das bin ich nicht ſchuldig, Ihnen zu ſagen.

W.

Ich muß mir das gefallen laſſen: nur müſſen Sie Sichs auch gefallen laſſen, daß ich dieſe Gründe zu errathen ſuche und Ihnen dabey ohne Rückhalt ſage, daß es ein elender Schluß iſt, wenn man wegen der ſuperſtitiöſen Meinungen, die einige heydniſche Völker mit dem Eyde verbinden, den **Eyd** überhaupt für eine Superſtition erklärt. So kann man alle Religion für Superſtition erklären.

---

*) S. 152.

K.

Sie müſſen aber doch geſtehen daß, wenn der Eyd mit der gerichtlichen Ausſage und dem Verſprechen verbunden worden, „man hiebey nicht auf die „Moralität dieſer beiden Stücke, ſondern auf einen „blinden Aberglauben der Menſchen rechnete, indem „man ſich von ihrer bloßen feyerlichen Ausſage vor „Gericht in Rechtsſachen keine Sicherheit verſprach, „obgleich die Pflicht der Wahrhaftigkeit in einem „Fall, wo es auf das Heiligſte was unter Menſchen „nur ſeyn kann (aufs Recht der Menſchen) an„kommt, jedermann klar einleuchtet“ *).

W.

Wiederum ein unrichtiger Schluß, daß, weil der Eyd mit der gerichtlichen Ausſage und dem Verſprechen verbunden worden, man nicht auf die Moralität dieſer beiden Stücke gerechnet habe. Der Eyd iſt eigentlich nichts anders als eine mit der Ausſage vor Gericht und dem Verſprechen verknüpfte **feyerliche Erinerung an die Gottheit**, als an ein wahrhaftiges, allwiſſendes und zugleich allmächtiges Weſen, von welchem der Lügner und derjenige der es bey ſeinem Verſprechen nicht redlich meynt, geſtraft zu werden befürchten muß. Warum ſollte die Erinnerung an ein ſolches Weſen die Moralität der gerichtlichen Ausſage und des Verſprechens aufheben? Derjenige der bey ſeiner gerichtlichen Ausſage und bey ſeinem Verſprechen an ein ſolches Weſen denkt, hat allerdings einen **Grund mehr** die Wahrheit zu ſagen: aber deßwegen hört ſein Verſprechen nicht auf, eine moraliſche Handlung zu ſeyn.

---

*) S. 151.

K.

Ich ſehe daß Sie noch nicht in die Geheimniſſe der kritiſchen Philoſophie eingeweiht ſind. Wenn Sie doch fein die Kantiſchen Werke leſen wollten, auſſer welchen gar keine Philoſophie zu finden iſt. Kant ſagt ausdrücklich: „Wenn einmal einem Menſchen „**Gott und die Ewigkeit in ihrer furchtbaren „Majeſtät** vorſchweben; ſo kann er nicht **mehr als „ein freyes Weſen** handeln: er iſt eine **Marionetten-Figur**, die zwar gut geſtikuliren kann, „aber kein Leben in ſich hat.“ *)

W.

Kant verſteht ſich recht gut darauf öfters ſeine Meynungen auf eine witzige, und ich möchte faſt ſagen, täuſchende Art vorzutragen. Dergleichen iſt aber keine wahre Philoſophie, wenigſtens war es ehemals nicht meine Art. Ich glaubte, ein Philoſoph, beſonders ein Metaphyſiker, müſſe rein, präcis und deutlich, aber ohne allen Schmuck und Witz ſchreiben. Mein Zeitalter rechnete mir das zum Verdienſte an. Das Ihrige denkt vielleicht anders. Sie müſſen es beſſer kennen als ich. — Nach meinen Begriffen kann der Gedanke an Gott, als den Urheber des Sittengeſetzes, uns nicht hindern, als **freye Weſen** zu handeln. Er iſt bloß ein Beweggrund, und zwar ein ſehr edler Beweggrund weiter, das Sittengeſetz zu beobachten. Wehe der Nation, bey der die Meinung einmal herrſchend geworden iſt, daß der Glaube an Gott, wenn er auf unſere Handlungen Einfluß hat, der Moralität derſelben nachtheilig ſey und ſie **verunreinige**! Ich höre daß man dieſes in Kants Schule lehrt. — Doch, um wieder auf den Eyd zu kommen; ſo ſollten freylich die Menſchen durch die bloße Vorſtellung der Pflicht der Wahrhaftigkeit, zumal da wo es aufs Recht der Menſchen ankommt, beſtimmt werden die Wahrheit zu ſagen. Sie ſagen ſie auch meiſtens, wenn ſie kein Intereſſe haben ſie zu verſchweigen oder zu entſtellen; oder wenn ſie nicht durch Furcht oder ſonſt eine Leidenſchaft davon abgehalten werden. Gerade einem ſolchen Intereſſe, einer ſolchen Leidenſchaft ſoll der Eyd das Gleichgewicht halten oder ſie überwiegen. Die Vorſtellung der Gottheit, als eines Weſens das das Innerſte des Menſchen durchſchaut, wird den Deponenten der von der Wahrheit ſeiner Ausſage ein Uebel befürchtet oder von ſeiner Unwahrheit einen Vortheil hofft, beſtimmen ſich über dieſe Furcht und dieſe Hoffnung hinwegzuſetzen, weil ſeine ganze Glückſeligkeit in den Händen eines allwiſſenden und allmächtigen Weſens iſt, das ihn wegen ſeiner Lüge, wodurch das Recht eines andern gekränkt wird, beſtrafen kann. Ein ſolcher Menſch hat einen ſtärkern Beweggrund die Wahrheit zu ſagen; und der Richter handelt ganz vernünftig, wenn er ſeine Ausſage (alles übrige gleich geſetzt) für zuverläßiger hält, als die eines andern der dieſen Beweggrund nicht hat.

---

*) Kants Kritik der practiſchen Vernunft, S. 164. 165.

K.

Aber es iſt doch an ſich unrecht, jemanden „vor „Gericht zu verbinden, eines andern Eid als einen „rechtsgültigen Beweisgrund von der Wahrheit ſeines Vorgebens anzunehmen: und eben ſo unrecht „iſt es, jemanden die Verbindlichkeit zum Schwören aufzulegen.“ *)

W.

Keines von beiden kann ich als unrecht anſehen. Wenn ich ſchuldig bin die gerichtliche Ausſage z. B. eines Zeugen vor Gericht, als einen rechtlichen Beweis gegen mich gelten zu laſſen; warum ſollte ich nicht hiezu verbunden ſeyn, wenn der Zeuge ſeine Ausſage durch einen Eyd bekräftiget? Hört eine beſtätigte oder eine mit einem ſtärkern Bewegungsgrund begleitete Ausſage auf, ein Beweisgrund zu ſeyn? — Es ſcheint, Sie halten den Eyd für einen von der bloßen gerichtlichen Ausſage verſchiedenen Beweisgrund. Dieß iſt er nicht. Das, worauf der Richter ſeinen Spruch gründet, iſt immer die Ausſage z. B. der Zeugen vor Gericht; aber dieſe Ausſage hält er für glaubwürdiger, wenn die Zeugen ſie beſchwören; und hierin handelt er, wie geſagt, ganz vernünftig. Aus eben dieſem Grunde iſt es auch nicht unrecht, wenn der Richter jemandem die Verbindlichkeit zum Schwören auflegt. Wenn der Richter die vor Gericht erſcheinenden Per-

---

*) Rechtslehre S. 152. 153.

ſonen verbinden kann, auf ſeine **Fragen zu antworten**; ſo kann er ſie auch (unter der Vorausſetzung daß ſie Religion haben) verbinden, ihre Ausſage zu beſchwören.

K.

Wenn aber der Deponent keinen Gott oder keine Götter glaubt?

W.

Alsdann fällt natürlicher Weiſe der Eyd weg. Allein der Richter ſetzt voraus — und er hat hinlänglichen Grund vorauszuſetzen — daß alle vor Gericht erſcheinende Perſonen Religion haben.

K.

Aber durch den Eyd wird jemandem die **rechtliche Verbindlichkeit** aufgelegt, Religion zu haben; und dieß iſt es, was den Eyd zu einem Geiſteszwang (tortura ſpiritualis) macht *).

W.

Ich begreife gar nicht was das heißt, jemanden **rechtlich verbinden Religion zu haben.** So wenig man jemanden rechtlich verbinden kann die Sätze des **Euklides**, oder auch die Geſchichte von **Alexander dem Großen** für wahr zu halten, ſo wenig kann man jemanden die rechtliche Verbindlichkeit aufzulegen glauben, daß es einen Gott, oder wie Herr Kant für gut findet ſich auszudrücken, **Götter** gebe **). Das hat auch, ſo viel ich weiß, noch kein vernünftiger Richter gethan; ſondern er folgert daraus, daß alle vor ihm erſcheinenden Perſonen Religion haben; und das mit Grund, weil bisher das Dogma von dem Daſeyn Gottes mit der Geſetzgebung aller Staaten verwebt und entweder ausdrücklich oder ſtillſchweigend dabey angenommen war.

---

*) §. 40. f. f.

**) §. 40. im Anfange.

K.

Ich ſehe wohl, daß Ihre Begriffe vom Eyde von den meinigen ſehr weit verſchieden ſind; und wie iſt Ihnen beyzukommen, da Sie ſogar Poſtulate der reinen Vernunft nicht wollen gelten laſſen? Indeſſen müſſen Sie Kanten doch auch nicht ſo verſtehen, als ob er den Eyd für entbehrlich hielte. Nein, der Eyd iſt für die Staatsverwaltung unentbehrlich, weil es in vielen Fällen kein anderes Mittel giebt, hinter die verborgene Wahrheit zu kommen*).

W.

Ich begreife wiederum dieſe Ideenfolge nicht. Wenn es, wie Sie ſo eben geſagt haben, unrecht iſt, jemanden vor Gericht die Verbindlichkeit zum Schwören aufzulegen: wie kann denn der Richter die Befugniß dazu haben? Wie kann er jemanden zu etwas verbinden, das an ſich unrecht iſt? —

K.

Ich habe es Ihnen ja geſagt; der Richter thut es, um hinter die Wahrheit zu kommen. Dieſen guten Zweck könnte er ſonſt nicht erreichen.

---

*) S. 153.

W

Es iſt alſo nach Ihnen und nach Kanten erlaubt, zu Erreichung eines guten Zwecks ſich ungerechter Mittel zu bedienen? Was haben Sie für eine Moral?

K.

Die erhabenſte, die je ein Philoſoph ausgeſonnen hat: ſo erhaben und rein, daß ſelbſt die Vorſtellung der Gottheit, wenn ſie Triebfeder unſerer moraliſchen Handlungen iſt, die Moralität derſelben verunreiniget.

W.

Mich dünkt aber, die Moral wird durch ſolche Maximen wie die angeführte iſt, ungleich mehr verunreinigt, als wenn man die Vollkommenheiten Gottes zu Bewegründen ſeiner Handlungen macht. — Uebrigens iſt es nicht ganz richtig, wenn Sie behaupten, daß der Eyd zur Rechtsverwaltung unentbehrlich ſey. Das iſt zu viel geſagt. Es läßt ſich eine Rechtsverwaltung ohne den Eyd gedenken. Nur ſo viel iſt richtig daß, bey der gegenwärtigen Beſchaffenheit der Menſchen und der Geſetzgebung in unſern Staaten, die Rechtsverwaltung mit dem Eyde vollkommener iſt, als ohne den Eyd. Der Richter kommt zwar auch in unſern gegenwärtigen Staaten, mittelſt des Eydes, nicht immer hinter die verborgene Wahrheit: aber es würde noch mehr Fälle geben, wo er nicht dahinter käme, wenn er von dem Eyde keinen Gebrauch machte. Die Juſtiz wird alſo gegenwärtig beſſer verwaltet mit dem Eyde als ohne den Eyd. Aber **unentbehrlich** iſt ihr der Eyd nicht. Es iſt, wie Sie wiſſen werden, ein Unterſchied zwiſchen eſſe und bene eſſe.

K.

Das iſt Wortklauberey; und ſo genau nehmen es unſere Zeitgenoſſen nicht. Sind Sie mit Ihren Einwürfen gegen Kants Theorie vom Eyde nicht bald zu Ende?

W.

Es iſt mir leid, daß ich in dieſer Theorie noch eine unrichtige Ideenverknüpfung finde. — Nachdem Kant geſagt hat, der Eyd ſey zur Rechtsverwaltung **unentbehrlich**; ſo ſetzt er hinzu, daß gleichwohl die geſetzgebende Gewalt **unrecht** habe, der richterlichen die **Befugniß zum Gebrauche** des Eydes zu ertheilen *). Alſo Kant verbindet den gerade entgegengeſetzten Satz mit dem erſtern. Ich ſehe immer mehr, daß Kants Verſtand von dem meinigen ſehr verſchieden iſt.

K.

Kant führt aber doch einen Grund von ſeiner Behauptung an, den Sie nicht überſehen müſſen, indem er ſagt, „daß ſelbſt im bürgerlichen Zuſtande „ein Zwang zu Eydesleiſtungen der unverlierbaren „menſchlichen Freyheit zuwider ſey."

W.

Dieſen Grund habe ich ſchon widerlegt, und ich füge dem obigen nur noch folgendes bey. So wenig der Richter dem Zeugen einen Geiſteszwang anthut, wenn er ihm ſein moraliſches Gefühl ſchärft und ihm die Schande und die Nachtheile vorhält, die für ihn entſtehen könnten wenn ſeine Ausſage falſch wäre, und ſolches hernach bekannt würde; ſo wenig thut er ihm einen ſolchen Zwang an, wenn er ihn einen Eyd ſchwören läßt. Freylich iſt das letztere ungleich kräftiger als das erſtere: allein deſto beſſer für die gute Sache; denn der Deponent wird nun der Wahrheit um ſo weniger ungetreu werden, weil er ſich ein allwiſſendes Weſen vorſtellt das nicht betrogen werden kann, und von welchem er wegen ſeiner falſchen, dem Rechte eines andern nachtheiligen, Ausſage früh oder ſpät geſtraft wird.

---

*) S. 153.

K.

Es iſt aber doch der unverlierbaren menſchlichen Freyheit zuwider, daß ein Menſch ſein Glaubensbekenntniß ablegen muß, wann es der Obrigkeit einfällt ſolches zu fordern. Iſt z. B. der Zeuge dem ein Eyd auferlegt wird, ein Gottesleugner; ſo muß er entweder ſolches zu ſeinem Nachtheil bekennen, und ſeine bürgerliche Exiſtenz aufs Spiel ſetzen, oder gegen ſeine Ueberzeugung handeln und ein Heuchler ſeyn. Iſt dieſes nicht eine ſchlimme Alternative?

W.

Für mich wäre es allerdings ſchlimm geweſen, wenn ich das Unglück gehabt hätte, ein Gottesleugner zu ſeyn: ich hätte geglaubt, daß ich nicht mehr mit gutem Gewiſſen ein Mitglied von einem Staate ſeyn könnte, in welchem das Dogma von dem Daſeyn Gottes eine Art von Fundamentalgeſetz iſt. Aber für Sie mein Herr, und für Kants Anhänger überhaupt wird jene Alternative nicht leicht eintreten. Nach Ihnen enthält der Eyd eine *rechtliche Verbindlichkeit*, an Gott oder Götter zu glauben. Wenn alſo jemandem der Eyd von der richterlichen Gewalt im Staate angeſonnen wird; ſo wird ihm dadurch eine *rechtliche Verbindlichkeit* aufgelegt zu glauben, daß es einen Gott oder Götter gebe; ich ſage wie Sie: *Gott oder Götter*; — denn da es nicht mehr auf innere Ueberzeugung, ſondern bloß auf das was *practiſch* und *rechtlich* als wahr angenommen werden ſoll, ankommt; ſo iſt es gleichviel ob man das Daſeyn Eines Gottes oder mehrerer Götter; ob man den Theismus der Juden und Chriſten oder die Vielgötterey der Griechen und Römer, ja ſelbſt die Alfanzereyen der Rejangs auf Sumatra und der Schwarzen in Guinea glaubt. — Hiernach wird ſich der Eyd mit Ihrem Begriffe von Gott als einem bloßen νουμενον oder *Gedankendinge* noch wohl vereinigen laſſen; wenigſtens würde dieſe Vereinigung Kants Scharfſinne und Witze nicht ſchwer geweſen ſeyn.

K.

Sie haben nicht ganz unrecht. Kant hätte vielleicht beſſer gethan, wenn er, ſtatt den Eyd als eine ſuperſtitiöſe Handlung vorzuſtellen und zum Beweiſe die Aſanzereyen der dummen Rejangs auf Sumatra und der eben ſo dummen Guinea-Schwarzen anzuführen, die Theorie deſſelben den Principien ſeiner (nichts weniger als ſuperſtitiöſen) Philoſophie angepaßt hätte. Allein (unter uns geſagt) gerade jene Rejangs und Guinea-Schwarzen werden bey manchem ſeiner jungen Leſer das Glück ſeiner gegenwärtigen Theorie vom Ende machen.

W.

Um dieſes Glück beneide ich Kanten nicht!

Drittes Geſpräch.

Ueber das Staatsrecht.

Wolff.

Kant ſcheint mir auch in ſeinem Staatsrechte nicht überall conſequent zu ſeyn: und ſo ſehr ich auch in Anſehung gewiſſer Hauptſätze mit ihm einverſtanden bin, ſo wenig kann ich ſolche als Folgen aus ſeinen Prämiſſen einſehen.

Kantianer.

Welches ſind denn Ihre Einwendungen gegen ſein Staatsrecht?

W.

Nach ihm iſt der Wille des **geſammten Volkes** die eigentliche Quelle der drey Gewalten im Staate, nämlich der **geſetzgebenden**, der **ausübenden** und der **rechtſprechenden** Gewalt *). Er ſagt: „die Geſetzgebende Gewalt kann nur dem **vereinigten Willen des Volkes** zukommen **).

---

*) S. Kants metaphyſiſche Rechtslehre S. 161.

**) §. 46. S. 165.

Er ſagt: „Das allgemeine Oberhaupt kann kein anderes ſeyn, als das **vereinigte Volk** ſelbſt, das „ſich zu der vereinzelten Menge deſſelben wie der „**Gebietende** (Imperans) zu dem **gehorſamenden** „(subditus) verhält *).“

K.

Das alles muß ich zugeben; denn es ſind Kants eigene Worte, und Kant hat gewöhnlich Recht.

W.

Hiemit erlauben Sie mir dasjenige zu vergleichen, was Kant von dem **Regenten** ſagt **): „Der „Regent des Staats (Rex, Princeps) iſt diejenige „moraliſche oder phyſiſche Perſon, welcher die ausübende Gewalt zukommt: der Agent des Staats, „der die Magiſträte einſetzt, dem Volke die Regeln vorſchreibt. Als moraliſche Perſon betrachtet, „heißt er das **Directorium**, die Regierung. Seine Befehle an das **Volk** — ſind Verordnungen.“ In allen dieſen Stellen wird das Wort **Volk** offenbar in einer andern Bedeutung genommen, als es kurz vorher hatte: denn wann eigentlich das **Volk** der Souverain iſt; ſo kann der Agent, der ſein Amt bloß von dem Volke hat, dem letztern keine Regeln vorſchreiben, an daſſelbe keine Befehle ergehen laſſen. Dieſe Zweydeutigkeit des Wortes **Volk** herrſcht durch Kants ganze Abhandlung; und doch ſollten in einer Lehre, deren größte Schwierigkeit gerade darin beſteht, **das Verhältniß des Volks zum Regenten** zu beſtimmen, dieſe beiden Wörter **in der beſtimmteſten unveränderlichen Bedeutung** genommen werden. Nimmt man die Worte, auf welche es hauptſächlich bey einer Theorie ankommt, **bald in dieſer bald in jener Bedeutung**; ſo kann man freylich mit allen, auch den entgegengeſetzteſten, Syſtemen zuſammentreffen. Nur iſt ein ſolches Verfahren den logiſchen Regeln nicht gemäß; und ſtatt eine Lehre ins Reine zu bringen, wird ſolche nur noch mehr verwirrt.

---

*) §. 47. S. 168.

**) §. 49. S. 170.

K.

Es iſt aber, dünkt mich, doch nicht ſchwer, die Bedeutung zu errathen, in welcher Kant das Wort **Volk** jedesmal nimmt, wenn er es braucht.

W.

Ein Philoſoph ſoll die Bedeutung ſeiner Worte nicht **errathen** laſſen. Dadurch entſtehen Mißverſtändniſſe und Logomachieen, worüber beym gegenwärtigen Zuſtande der Philoſophie ſo ſehr geklagt wird. Sogar die kritiſchen Philoſophen klagen deshalb einander an, daß ſie ſich nicht verſtehen. Doch ich gehe weiter. — „Der Beherrſcher des „Volks (der Geſetzgeber) ſagt Kant ferner *) kann „alſo nicht zugleich der Regent ſeyn; denn dieſer ſteht „unterm Geſetze und wird durch daſſelbe, folglich von „einem **andern**, dem Souverain, verpflichtet. Je-

---

*) S. 171.

„ner kann dieſem" (— alſo der Geſetzgeber dem Regenten —) auch ſeine Gewalt nehmen, ihn abſezzen oder ſeine Verwaltung **reformiren**, aber ihn „nicht ſtrafen." — Der Regent kann alſo nach Kant von der geſetzgebenden Gewalt **abgeſetzt**, aber nicht **beſtraft** werden. Der Grund, wodurch er dieſe Diſtinction zu rechtfertigen ſucht, iſt in der That ſonderbar. „Wenn der Regent," ſagt Kant, „geſtraft werden könnte; ſo wäre das wiederum ein „Act der ausübenden Gewalt, der zu oberſt das „Vermögen dem Geſetze gemäß zu zwingen zuſteht, „die aber doch ſelbſt einem Zwange unterworfen wäre; welches ſich widerſpricht." — Allein läßt ſich nicht offenbar dieſer Grund auch gegen die **Abſezzung des Regenten** anführen? oder wird dieſer, ſobald man ſeiner gerne los ſeyn mögte, ſeine Regentenſtelle gutwillig niederlegen, ohne daß man ihn dazu zwingen müßte? — Noch mehr. Der Regent ſteht nach Kant **unter dem Geſetz**. Das Geſetz ergreift ihn alſo ſo gut als jeden andern, wenn er es übertritt. Warum ſoll er nicht nach den Geſetzen **geſtraft** werden können? — Kants Regent iſt im Grunde weiter nichts, als der erſte **Staatsbediente**, der Fonctionnaire public, zu welchem ſich vor einigen Jahren der gute und übelberathene König Ludwig XVI. von ſeinem **Volk** hatte herabwürdigen laſſen. Einen ſolchen König kann man **richten**, ſo wie man jeden Staatsbedienten wegen ſeiner Amtsverwaltung zur Verantwortung ziehen, ihm den Proceß machen und, wenn er ſchuldig erfunden wird, ihn verurtheilen und ſtrafen kann. Das folgt unwiderſprechlich aus Kants Prämiſſen, ſo ſehr er auch in der Folge das Anſehen und die Gewalt des Regenten wider ſeine eigene Prämiſſen hinaufzuſchrauben ſucht.

K.

Kant verwahrt ſich aber doch hinlänglich gegen dieſe Folgerungen, indem er ausdrücklich ſagt, daß z. B. der König von England, d. i. die oberſte ausübende Gewalt, nicht Unrecht thun könne. *)

W.

Hiedurch verwickelt ſich aber Kant in einen neuen Widerſpruch. Denn wenn der König oder der Regent nicht Unrecht thun kann; ſo kann er auch nicht abgeſetzt werden. Die Engländer ſind conſequenter als Kant; nach ihrer Conſtitution darf der König auch nicht abgeſetzt werden. Eine ſolche Abſetzung könnte ja auch nicht — wenigſtens nicht regelmäßig — geſchehen, ohne daß der König vorher wegen ſeiner Staatsverwaltung zur Verantwortung gezogen würde. Wie kann man aber jemanden zur Verantwortung ziehen, der nicht Unrecht thun kann?

K.

Ach Sie kennen nur unſern Kant nicht genug, der ſchon für alles zu ſorgen weiß. Leſen Sie nur weiter, ſo werden Sie finden, daß er

---

*) S. 171.

der oberſten Gewalt im Staate und dem Regenten nicht zu nahe geſchehen läßt und das Volk hinſetzt, wohin es gehört. Er ſagt:*) „Der Urſprung der oberſten Gewalt iſt für das Volk das unter derſelben ſteht, in practiſcher Abſicht unerforſchlich, d. i. der Unterthan ſoll nicht über dieſen Urſprung als ein noch in Anſehung des ihr ſchuldigen Gehorſams zu bezweifelndes Recht, werkthätig vernünfteln. — Das Volk kann und darf nicht anders über die oberſte Staatsgewalt urtheilen, als das gegenwärtige Staatsoberhaupt es will.“ — Den Urſprung der gegenwärtigen Staatsverfaſſung erforſchen zu wollen** „das iſt für das Volk das nun ſchon unter dem bürgerlichen Geſetze ſteht, eine ganz zweckleere und doch den Staat mit Gefahr bedrohende Vernünfteley; denn wollte der Unterthan, der ergrübelt hätte daß die Gewalt vorhergegangen und das Geſetz nur hintennach gekommen ſey, ſich der jetzt herrſchenden Autorität widerſetzen, ſo würde er nach den Geſetzen derſelben, d. i. mit allem Rechte beſtraft, vertilgt oder als vogelfrey (exlex) ausgeſtoßen werden. — Ein Geſetz das ſo heilig (unverletzlich) iſt, daß es, practiſch, auch nur in Zweifel zu ziehen, mithin in ſeinem Effect einen Augenblick zu ſuſpendiren, ſchon Verbrechen iſt, wird ſo vorgeſtellt, als ob es nicht von Menſchen, aber doch von irgend einem höchſten tadelfreyen Geſetzge-

---

*) §. 49. S. 173.

**) S. 174.

„der herkommen müſſe; und das iſt die Bedeutung „des Satzes: Alle Obrigkeit iſt von Gott, welcher nicht einen Geſchichtsgrund der bürgerlichen „Verfaſſung, ſondern eine Idee, die als practiſches „Vernunftprincip ausſagt: der jetzt beſtehenden geſetzgebenden Gewalt gehorchen zu ſollen; ihr Urſprung mag ſeyn, welcher er wolle. Hieraus folgt „nun der Satz: der Herrſcher im Staate hat gegen „den Unterthan lauter Rechte und keine (Zwangs-) „Pflichten. — Ferner, wenn das Organon des „Herrſchers, der Regent, auch den Geſetzen zuwider verführe, z. B. mit Auflagen, Recrutirungen „u. dergl. wider das Geſetz der Gleichheit in Vertheilung der Staatslaſten; ſo darf der Unterthan „dieſer Ungerechtigkeit zwar Beſchwerden gravamina) aber keinen Widerſtand entgegenſetzen." — Da ſehen Sie, ob Kant nicht alles an ſeinen rechten Fleck zu ſtellen weiß!

W.

Mit dieſen Sätzen werden manche Regenten ganz zufrieden ſeyn: und man ſieht wohl, er will den Regierern dafür einen Erſatz geben, daß ſein Staatsrecht ſie vorher zu fonctionnaires publics machte; nur ſehe ich nicht ein, wie ſich alles dieſes mit Kants vorher angegebenen Principien vereinigen laſſe, und davon kann doch nur die Rede ſeyn: denn er will ja philoſophiren, will ein Staatsrecht a priori angeben, das gründlicher ſeyn ſoll als alle ehemaligen; und doch iſt alles ſo inconſequent, ſo willkürlich, ſo widerſprechend! Vorher hatte er geſagt, daß „der Regent unter dem Geſetz ſtehe, daß „ihm ſeine Gewalt genommen, daß er abgeſetzt, oder „ſeine Verwaltung reformirt werden könne." Aber nun ſagt er wieder, daß der Regent dem Geſetz zuwider handeln, z. B. Auflagen, Recrutirungen u. dergl. den Geſetzen zuwider machen könne, und daß der Unterthan dieſe Ungerechtigkeiten und Bedrükkungen ertragen müſſe und höchſtens dagegen gravaminiren könne. — Wenn dieß kein Widerſpruch iſt, ſo giebt es überall keinen mehr! Soll das Philoſophie ſeyn? Zu meiner Zeit würde man ſich geſchämt haben ſo verkehrt zu philoſophiren.

K.

Ach! es iſt ſehr ſchlimm, daß man Kanten immer **nicht verſteht**, wenn man ſeine nothwendigen Sätze a priori nicht für allgemeingeltend annehmen will! Sehen Sie doch nur an, wie bündig er zeigt, daß ſeine Behauptung a priori aus der Natur der Sache ſelbſt folgt. Er ſagt:*) „Wer ſoll den **Regenten**, den oberſten **Befehlshaber**, im Fall der „Uebertretung der Conſtitutionalgeſetze einſchränken? „Der welcher die Staatsgewalt einſchränken ſoll, „muß doch mehr oder **wenigſtens gleiche Macht** „haben, als derjenige welcher eingeſchränkt wird. — „Alsdann aber iſt nicht jener, ſondern dieſer der „oberſte Befehlshaber, welches ſich widerſpricht." Sehen Sie, das ſind Sätze! Die beherzigen Sie, wenn Sie Kanten verſtehen wollen.

---

*) S. 175.

W.

Ich befürchte Kant hat ſich ſelbſt nicht verſtanden; denn er widerſpricht ſich abermal offenbar. Er vermenget hier die Staatsgewalten, die er vorher unterſchieden hat. Iſt denn, nach Kants eigener Vorausſetzung, auf welche er ſein neues Staatsrecht gründet, der Regent dem Kant bloße **vollziehende Gewalt** überträgt, im Staat **allmächtig**? Iſt er wirklich, nach Kants Principien, der **oberſte** Befehlshaber? Sind denn die **Herrſchergewalt** und die **rechtſprechenden** Gewalten auf einmal aus dem Kantiſchen Staate verſchwunden? — Oben *), vergleicht er die drey Gewalten im Staate „mit den drey Sätzen in einem practiſchen Vernunftſchluß: dem **Oberſatz** der das Geſetz des allgemein vereinigten Willens, dem **Unterſatz** der das **Gebot** des Verfahrens nach dem Geſetz, d. i. das Princip der **Subſumtion** unter denſelben, und dem **Schlußſatze**, der den Rechtsſpruch (die Sentenz) enthält, was im vorkommenden Falle Rechtens iſt.“ Ich übergehe, daß dieſe Vergleichung mehr witzig als ſtreng richtig iſt, wie ſo vieles in der Kantiſchen Philoſophie. Aber da es Kant nun einmal ſo angenommen hat, ſo muß er doch conſequent bleiben, wenn er ein Philoſoph ſeyn will Oder will er etwa mit dem Worte **Befehlshaber** ſpielen — daß dazwiſchen und zwiſchen **Gewalt** ein geheimer Unterſchied ſeyn ſoll? Dergleichen philoſophiſche Wortſpiele finden ſich freylich oft in Kants

---

*) S. 165.

Schriften, und mancher läßt ſich dadurch täuſchen; aber man muß nur genau nachſehen, ſo findet man allenthalben die philoſophiſche Inconſequenz. Ich wiederhole: hat Kant ohne alle Einſchränkung in jedem Staate drey *Gewalten*,*) eine Trias politica angenommen: „die *Herrſchergewalt* (Souverainität) beym Volke, welches das Geſetz gebe, „die *vollziehende Gewalt* beym *Regierer*, der „das Gebot des *Verfahrens* nach dem *Geſetz*, „d. h. das Princip der *Subſumtion* unter demſelben „habe;“ wie kann er denn hernach **) wieder vorgeben, es könne keine Gewalt im Staate den *Regierer* einſchränken? Wird denn nicht die *Subſumtion* durch das *Geſetz* natürlich eingeſchränkt? Nun ſollte er alſo S. 175 nicht ſagen: „Wer die Staatsgewalt einſchränken ſolle, müſſe mehrere oder wenigſtens *gleiche Macht* haben, welches wiederſprechend ſey.“ Er hat ja ſeiner Trias politica gleichen Antheil am Staate gegeben hat, ja das Volk zum *Oberſatze* gemacht, der das *Geſetz* giebt; worunter der Regierer (der Unterſatz) nur *ſubſumiren* und *darnach verfahren* ſoll. Er hat ja ***) ausdrücklich behauptet: „Der Beherrſcher des Volks, der Geſetzgeber“ —(wofür er ****) den vereinigten Willen

---

*) S. 165.

**) S. 175.

***) S. 171.

****) S. 165.

len des Volks erkannt hat —) „könne dem Regenten „**ſeine Gewalt nehmen, ihn abſetzen, ſeine Verwaltung reformiren,**" und nun giebt er wieder vor, „es könne keine Gewalt im Staate ſeyn, wel„che dem oberſten Befehlshaber ſich widerſetzen, „mithin ihn **einſchränken** könne"? Iſt dem Regenten Gewalt nehmen, nicht **Widerſetzung**? Iſt ſeine Verwaltung **reformiren** nicht **Einſchränkung**? Wird der Regierer der — nach Kants Vorausſetzung — nur nach dem **Geſetze verfahren** ſoll, nicht natürlich ſchon **durchs Geſetz eingeſchränkt**? Welche Verwirrung der Begriffe! Darauf ſollte ſich ein philoſophiſches Staatsrecht gründen können? Zu meiner Zeit würde man ſo grobe Widerſprüche nicht für Philoſophie haben gelten laſſen. Will Kants Staatsrecht die Widerſetzlichkeit wider den Regenten nicht billigen, ſo hätte er **das Volk** als Gedankending nicht ſeltſamer Weiſe zum **Beherrſcher des Volkes** machen ſollen. Nun aber muß man ihn nach ſeinen Vorausſetzungen beurtheilen. Oben hatte er geſagt: Es könne dem Regenten ſeine Gewalt genommen und er könne abgeſetzt werden. Nimmt er dieß an; ſo muß er auch annehmen, daß es doch auch irgend ein **Mittel** gebe, ſolches zu bewerkſtelligen, wenn der Regent ſich nicht (welches wohl ſelten der Fall ſeyn dürfte) gutwillig dazu bequemen will. Wenn des Regenten **Verwaltung ſoll reformirt werden** können, ſo muß doch auch eine **Gewalt** da ſeyn, welche dieſe Reformation bewerkſtelligen kann. Gleichwohl hat nach Kants Staatsrecht *): „Der Herrſcher gegen „den Unterthan lauter Rechte und keine (Zwangs-) „Pflichten." Dennoch ſoll er **) „nur nach dem „**Geſetze verfahren, welchem der vereinigte Wille des Volks**" — das heißt doch wohl „der „vereinigte Wille der Unterthanen — vermöge der „ihnen zukommenden **geſetzgebenden Gewalt**," gegeben hat. Ich kann ein Staatsrecht nicht für philoſophiſch und für conſequent erkennen, das erſt dem **Volk** ſo viel einräumt und wieder auf eine unbegreifliche Weiſe dem **Despotismus der Regenten** Thür und Thor öffnet.

K.

Sie werden aber doch mir und Kanten zugeben: „daß es wider das **geſetzgebende Oberhaupt** „des Staats keinen rechtmäßigen Widerſtand des „Volks giebt, und daß es Pflicht des letztern iſt, ſelbſt einen für unerträglich ausgegebenen Mißbrauch zu ertragen ***).

W.

Das ſagt Kant. Aber ob es aus ſeinen Staatsprincipien **folgt**, iſt die Frage; denn über ſein Staatsrecht und deſſen Inconſequenzen reden wir, nicht von einem gegebenen Staate. Ich hätte geglaubt, Kant würde darauf gehen, daß die von ihm nach andern Schriftſtellern angenommenen **drey**

---

*) S. 174.
**) S. 165.
***) S. 175.

Gewalten im Staat einander im Gleichgewicht erhalten und ſo das Volk gegen Ungerechtigkeiten und Unterdrückung ſchützen könnten; denn wozu dieſe drey Gewalten ſonſt angenommen? Allein eine in die Augen fallende Inconſequenz iſts eben, daß Kant bald dieſe Diſtinction dreyer Gewalten ganz aus dem Geſichte verloren zu haben ſcheint. Er ſpricht von einem oberſten Befehlshaber im Staate, von einem geſetzgebenden Oberhaupte, von einem Monarchen u. ſ. w., der gegen das Volk lauter Rechte und keine Pflichten haben ſoll. — Für den darf ein ſo ſpitzfindiges Staatsrecht a priori nicht gemacht werden. Unter deſſen Regierung kann das Volk eben ſo unglücklich ſeyn, als unter der eines Nero oder eines Caligula; denn da kann nicht einmal vom Gravaminiren die Rede ſeyn, von jenem ſchwachen Mittel, das ihm Kant — ich weiß nicht warum, — denn aus ſeinen Staatsrechtsprincipien folgt es nicht — gegen die Bedrückungen des Regenten noch übrig ließ. — Das Volk wird Herrn Kant für die ihm Anfangs ſo freygebig zugetheilte Souverainetät ſo wenig Dank wiſſen, als die Philoſophen für ein ſo verwirrtes inconſequentes Staatsrecht.

K.

Ey! es iſt nicht ſo verwirrt wie Sie glauben. Sie können ſich nur in den Poſtulaten der reinen Vernunft und in das Volk als Gedankending und in das Volk das nicht Gedankending iſt, nicht finden; denn man muß ſich das Volk bald ſo, bald ſo vorſtellen. Aber wollen Sie nun Kanten ſogar darüber etwas anhaben, daß er die Widerſetzlichkeit des Volks billigermaßen einſchränkt? Wollen Sie denn etwa gar „**Aufſtand, Aufruhr** oder gar Vergreifung an „**der Perſon des Monarchen***)“ predigen?

W.

Das will ich ſo wenig als Kant und vermuthlich als Sie. Aber in meinem Staatsrecht glaube ich conſequenter geweſen zu ſeyn, als Kant: denn ich habe nicht das **Volk** zur Quelle der Geſetze und aller **Staatsgewalten** gemacht, um es hernach — **von Rechts wegen** — das Opfer eines Despoten oder gar eines Tyrannen werden zu laſſen.

K.

Kann es aber etwas Schrecklicheres, etwas Schauderhafteres geben, als die Hinrichtung Carls I. Königs von England und **Ludwigs** XVI. Königs von Frankreich? Iſt nicht dieſes Verbrechen — Kant ſagts ausdrücklich — „derjenigen Sünde „ähnlich welche, nach den Theologen, weder in dieſer noch in jener Welt vergeben werden kann“? **)

W.

Ich theile dieſen Abſcheu mit Kant und mit Ihnen; aber davon iſt nicht die Rede, ſondern von den Principien eines Staatsrechts, die auf eine ganz neue Art philoſophiſch a priori hergeleitet nothwendig und allgemeingültig ſeyn ſollen, und doch meiſt ſo willkürlich ſind. Auch hat meines Erachtens der Philoſoph ſich nicht darum zu bekümmern, ob jenes Verbrechen weder in dieſer noch in jener Welt vergeben oder nicht vergeben werden kann. Aus der reinen Vernunft wird ſich das doch nicht herleiten laſſen? Ich habe überhaupt bemerkt, daß Herr Kant oft unvermuthet aus der Philoſophie in die Aſcetik verfällt, z. B. in der Kritik der practiſchen Vernunft am Ende des Capitels von der Dialectik *) des reinen Verſtandes in Beziehung aufs höchſte Gut. Hier iſt aber nur vom theoretiſchen Staatsrecht die Rede. Da bin ich vollkommen überzeugt, daß, wenn ein König einmal zum erſten Staatsbedienten, zum erſten fonctionnaire public herabgewürdigt iſt, — wie dieſes aus Kants erſtem Grunde der drey Gewalten offenbar folgt — auch folge daß er zur Verantwortung gezogen und gerichtet werden kann. Sogar in der Geſchichte ſehen wir, daß Ludwig XVI. unſchuldiger war, als Carl I.; aber der letztere hat doch ſeine Würde beſſer behauptet als der erſtere, indem er das gegen ihn niedergeſetzte Gericht nicht anerkannte und ſich auf ſeine Niemanden unterworfene königliche Würde berief. —

---

*) S. 176.

**) S. 178.

K.

Kant hat die Regenten nicht herabgewürdigt. Friedrich II., jener große König von Preuſſen, hat ſich ſelbſt irgendwo den erſten Staatsdiener genannt.

---

*) S. Kritik der practiſchen Vernunft, S. 266.

Dieſen Begriff hat er nicht aus Ihrer Philoſophie geſchöpft. —

W.

Es wäre mir leid, wenn er ihn daraus hätte ſchöpfen können. — Ich zweifle übrigens, ob Friedrich II. ſich gern von einem ſeiner Unterthanen den erſten Staatsdiener hätte nennen laſſen. — Doch er mögte auch dieß gethan haben, ſo iſts eine Nebenſache. Es iſt hier die Rede, was aus den von Kant in ſeinem Staatsrecht angenommenen Grundſätzen folgt oder nicht folgt. Und weil Sie doch Ihren Meiſter ſo gut zu verſtehen glauben, will ich mir von Ihnen über einen ſcheinbaren Widerſpruch in Kants Staatsrecht eine Erläuterung ausbitten.

K.

Ueber welchen?

W.

Kant ſagt*): „daß da das Heil des Staats „(worunter nicht die Glückſeligkeit des Volkes, ſondern der Zuſtand der größten Uebereinſtimmung „der Verfaſſung mit Rechtsprincipien zu verſtehen „ſey) in der Vereinigung der drey verſchiedenen Gewalten (poteſtas legislatoria, executoria, judiciaria) beſtehe, die Vernunft uns, durch einen kategoriſchen Imperativ, verbinde, nach einem „ſolchen Zuſtand zu ſtreben.“ Aber gleich darauf ſagt er wieder**): „daß das Volk über den Urſprung

---

*) S. 172.

**) S. 173.

„der oberſten Staatsgewalt nicht **werkthätig vernünfteln** und über dieſe Gewalt nicht anders urtheilen könne und dürfe, als das **gegenwärtige Staatsoberhaupt es wolle.**“ Wie reimt ſich dieſes zuſammen? Auf der einen Seite **gebietet** mir die Vernunft durch einen **kategoriſchen Imperativ**, daß ich mich beſtreben ſoll das Ideal einer vollkommenen Staatsverfaſſung zu realiſiren: auf der andern **verbietet** ſie mir ſogar darüber anders zu urtheilen, als es das gegenwärtige Oberhaupt der — (vielleicht ſehr fehlerhaften) — Staatsverfaſſung will. Kann die Vernunft **gebieten** nicht anders als **nach dem Willen** eines andern zu **vernünfteln**?

K.

Ueberſehen Sie die Worte **practiſch** und **werkthätig** nicht. Speculiren darf man allenfalls wohl über die gegenwärtigen Staatsverfaſſungen (wie Kant ſelbſt in ſeiner metaphyſiſchen Rechtslehre wirklich gethan hat), aber nur nicht **practiſch** und **werkthätig** urtheilen. — Und dann iſt ja nur von dem **Volke** und nicht von den Schriftſtellern die Rede.

W.

Wie? Die Schriftſteller gehören ja wohl zum Volke, deſſen vereinigter Willen die geſetzgebende Gewalt hat. Zudem ſoll ja — nach Kant — das Volk, die geſetzgebende Gewalt, die vollziehende Verwaltung des Regenten reformiren können.

K.

Sie vergeſſen daß Kant, der dafür zu ſorgen verſteht, ſagt: daß das Volk, in ſofern es den Souverain vorſtellt, nur ein **Gedankending** *) iſt.

W.

Ja ſo! Freylich die Schriftſteller ſind nicht Gedankendinge, obgleich die kritiſchen Schriftſteller ſehr viel mit Gedankendingen zu thun haben, worunter wohl viele Undinge mit unterlaufen mögen. Wenn nun aber das Volk das kein Gedankending iſt, die Schriftſteller lieſet und über die Staatsverfaſſung **practiſch und werkthätig** urtheilen will? —

K.

Dann kommt der Regent mit ſeiner ausübenden Gewalt und beweiſet dem Volke **practiſch und werkthätig**, daß es über Dinge nicht urtheilen ſoll, über die er nicht geurtheilt wiſſen will. —
(Geht ab.)

W. (ruft ihm nach.)

Vermöge des Staatsrechts a priori!

---

*) S. 108.

Viertes Geſpräch.

Ueber das Auswanderungsrecht der Unterthanen *).

Wolff.

Kant ſchränkt, wie ich merke, das Auswanderungsrecht der Unterthanen zu Gunſten des Fürſten ſehr ein.

Kantianer.

Wer das behauptet, thut ihm Unrecht. Er ſagt ausdrücklich: der Unterthan (auch als Bürger betrachtet) hat das Recht der Auswanderung; denn der Staat könnte ihn nicht als ſein Eigenthum zurückhalten**) Sie wiſſen, wie ſehr Kant in ſeiner practiſchen Philoſophie darauf dringt daß die Menſchen nicht zu Sachen und bloßen Mitteln herabgewürdigt, ſondern als Perſonen und Zwecke angeſehen und behandelt werden.

---

*) S. Kants metaphyſiſche Rechtslehre S. 106. ff.

**) S. 107.

W.

Ganz wohl! Aber Kant ſetzt doch ſogleich hinzu: „Doch kann er nur ſeine fahrende, nicht die liegende Habe mit herausnehmen; welches alsdann doch geſchehen würde, wenn er ſeinen bisher beſeſſenen Boden zu verkaufen und das Geld mit ſich zu nehmen befugt wäre.“ Hier verbietet er dem Unterthanen ſeine liegende Habe mit ſich zum Lande hinauszunehmen, welches ſich von ſelbſt verbietet, weil es nicht möglich iſt. — Aber er macht dabey eine ſophiſtiſche Wendung, womit er das Auswanderungsrecht das er dem begüterten Unterthanen mit der einen Hand einräumt, mit der andern zurücknimmt; denn wenn ich nichts als Haus und Acker beſitze und mein Haus und Acker ſogar nach dem theoretiſchen Staatsrecht nicht verkaufen und das daraus gelöſete Geld nicht mit mir nehmen darf; ſo wird mir die Luſt zum Auswandern vergehen. Und warum ſoll denn der, welcher zehnmahl ſo viel Vermögen als ich in baarem Gelde beſitzt, alles mitnehmen dürfen? Liegt das in einem beſondern reinen Princip des Kantiſchen Staatsrechts? Noch mehr! Es fällt mir ein, Haus und Acker zu verkaufen und zur Miethe zu wohnen. Das darf ich doch. Nach zehen Jahren finde ich für gut aus andern Urſachen auszuwandern. Nun darf ich doch dieß Geld, von deſſen Renten ich bisher gelebt habe, mitnehmen?

K.

Keinesweges. Denn — Kant ſagt's ausdrücklich: — wenn der Unterthan das aus ſeinem Acker gelöſete Geld mit ſich zum Lande hinausnähme, wäre eben ſo viel als trüge er den Acker ſelbſt mit ſich fort!

W.

Ja freylich, Kant ſagt das; wohin er aber dabey gedacht hat, weiß ich nicht. Aber da Sie dieſen Grund annehmen, ſo ſagen Sie mir doch aufrichtig, ob es Ihnen damit ein wahrer Ernſt iſt? Ich kann es nicht glauben; denn Sie haben zu viel Verſtand, um nicht einzuſehen daß es nicht einerley iſt, ob man ſeinen Acker oder ob man den Erlös daraus mit ſich zum Lande heraustrage. — Welchen Grund glauben Sie denn, kann Kant gehabt haben, zwey ſo verſchiedene Sachen zu identificiren?

K.

Einen practiſchen.

W.

Und welches iſt dieſer practiſche Grund?

K.

Sie wollen mit Ihren ewigen Fragen nach Gründen, die man zu verſchweigen für gut findet, einen Geiſteszwang (tortura ſpiritualis) einführen, dem ſich heut zu Tage kein philoſophiſcher Schriftſteller, beſonders wenn er über Religion und Staatsrecht ſchreibt, unterwerfen wird. Ueberhaupt, mein Herr, kommen Sie mit Ihren Kritiken über Kants metaphyſiſche Rechtslehre viel zu ſpät: ſie iſt bereits in der Jenaiſchen allgemeinen

Litteraturzeitung für das Eine Meiſterſtück in ihrer Art erklärt worden.

W.

Aber ſo viel ich mich erinnere, ſteht dieſe Erklärung gleich im Anfange der Recenſion; und es wird hernach ein bloßer dürrer Auszug aus Kants Werke gegeben. Die eigentliche Beurtheilung ſoll erſt nachfolgen! Wäre es nicht beſſer geweſen, die Beurtheilung dieſes neuen Werkes vorangehen zu laſſen und das Meiſterhafte davon zu zeigen? — So aber iſt Kants metaphyſiſche Rechtslehre a priori für ein Meiſterwerk, und zwar für das Eine Meiſterwerk erklärt worden.

K.

Das iſt nun einmal das Vorrecht der Schriftſteller, die eine große und verdiente Celebrität haben.

W.

Wahr iſts daß die Jenaiſche Litteraturzeitung eine bewundernswürdige Manier hat, Bücher aller Art zu Meiſterſtücken zu ſtempeln, ſo bald ſie nur weiß, daß ſie von der rechten Seite herkommen. Wenigſtens muß ſie in Anſehung Kants die hierbey zum Grunde liegende (aber doch nicht recht zu einem allgemeinen Princip taugliche) Maxime haben, daß man das Werk eines berühmten Schriftſtellers a priori loben dürfe! Vor einigen Jahren iſt in derſelben ein gewiſſes ſehr ſchlechtes und verwirrtes Werk, bloß unter der Vorausſetzung daß Kant der Verfeſſer davon wäre — wogegen aber Kant ſelbſt hernach ſehr proteſtirte — unmäßig gelobt worden. Und doch war dieſes Werk bey allem Anſchein von Tiefſinn voll unrichtiger Sätze und Schlüſſe und Hirngeſpinnſte.

K.

Das war die **Kritik aller Offenbarung**, ein Werk voll originaler nothwendiger Ideen a priori, wie alle Schriften der kritiſchen Philoſophen. Das Buch iſt von **Fichte**, der ſeit Kurzem Kanten ſelbſt unendlich übertroffen hat; denn — damit Sie es nur wiſſen — Fichte hat den **Urſatz der Philoſophie** erfunden den Kant ſelbſt nicht finden konnte, hat die Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaft erfunden. Bis dahin konnten Sie, guter Mann, nicht gehen! — Hätten Sie Sich denken können, daß es ein **transſcendentales Ich** giebt, das ſich ſelbſt ſetzt? daß ſogar **Ich = Ich** iſt. Sehen Sie! das iſt nun der wahre Urſatz der Philoſophie! Wenn daraus Fichte erſt ein **transſcendentales Staatsrecht** wird abgeleitet haben, ſo wirds noch erſtaunlich viel gründlicher werden, als Kants Staatsrecht, und das werden Sie und die ſo ſind wie Sie, nothwendiger Weiſe noch weniger verſtehen als Kant's. Denn, merken Sie nur, wir kritiſche Philoſophen graben immer tiefer in die Philoſophie hinein. Wir müſſen noch über **Bewußtſeyn und Vorſtellung** hinausgehen, wie Herr **Reinhold**, der ſonſt bey den Vorſtellungen, als Elementen, ſtehen blieb, nunmehr ſeit ſeiner Bekehrung zu Fichtens Urſatz behauptet. Dahin können Sie uns freylich nicht nachkommen. Wie hätten Sie bis zum Urſatze alles menſchlichen Wiſſens kommen können? Den haben wir nun! Geſtehen Sie nur, guter Mann, daß das Publikum die Philoſophie von Ihnen aus der zweyten Hand bekam: und daß es ſolche von Kanten und beſonders von Fichten aus der erſten Hand erhält.

W.

Ich will lieber Wahrheit aus der zweiten Hand haben als falſche Gedanken und willkürliche Theorieen voll Widerſprüche aus der erſten Hand.

(Geht ab.)

Fünftes Geſpräch.

Ueber die Verpflichtung, ſeine eigene Vollkommenheit und fremde Glückſeligkeit zu bezwecken *).

Wolff.

Ihr Lehrer macht einen ſonderbaren Unterſchied zwiſchen Glückſeligkeit und Vollkommenheit, indem er behauptet daß der Menſch zwar verbunden ſey, ſeine eigene Vollkommenheit und fremde Glückſeligkeit, aber nicht ſeine eigene Glückſeligkeit und fremde Vollkommenheit ſich zum Zwecke zu machen.

Kantianer.

Ich glaube aber, daß er beides mit Gründen behauptet hat. Denn was die eigene Glückſeligkeit betrifft, ſo iſt ſie — wie Kant ſagt — „zwar „ein Zweck, den alle Menſchen (vermöge des An„triebs ihrer Natur) haben; nie aber kann dieſer

---

*) S. Kants metaphyſiſche Tugendlehre. S. 13.

„Zweck als Pflicht angeſehen werden. Was ein „jeder unvermeidlich ſchon von ſelbſt will, das ge„hört nicht unter den Begriff von Pflicht; denn „dieſe iſt eine Nöthigung zu einem ungern ge„nommenen Zweck. Es widerſpricht ſich alſo „zu ſagen: man ſey verpflichtet, ſeine eigene „Glückſeligkeit mit allen Kräften zu befördern *).“

W.

Mich dünkt aber, der Grund den Herr Kant hier gegen die Verpflichtung zur eigenen Glückſeligkeit anführt, trift auch die Verpflichtung zur eigenen Vollkommenheit: denn jeder Menſch hat einen natürlichen Trieb ſich vollkommener zu machen, es ſey nun auf welche Art es wolle.

K.

Sie werden aber doch nicht behaupten, daß z. B. der Menſch von Natur zur Cultivirung ſeines Verſtandes eben ſo geneigt ſey als zum Genuß eines Weibes.

W.

Hier ſetzen Sie intellectuelle Vollkommenheit und körperliche Luſt einander entgegen. Allein giebt es nicht auch ein geiſtiges Vergnügen und eine geiſtige Glückſeligkeit? Sollte der Menſch zur letztern nicht eben ſo verpflichtet ſeyn, wie zur geiſtigen Vollkommenheit?

---

*) S. 13.

K.

Allerdings. Das behauptet auch Herr Kant, wenn er ſagt, „das *moraliſche Gefühl* ſey eine *ſittliche Vollkommenheit*, die *Zweck* und *zugleich Pflicht* für uns ſey“ *).

W.

Nun iſt aber das moraliſche Gefühl: Zufriedenheit mit ſich ſelbſt und ſeinem ſittlichen Verhalten, und dieſe Zufriedenheit macht glücklich. Es giebt alſo doch eine Art von *Glückſeligkeit*, die für uns Zweck und zugleich Pflicht iſt; daher hätte Herr Kant nicht im Allgemeinen ſagen ſollen, daß die Beförderung der eigenen *Glückſeligkeit* nicht Pflicht für uns ſeyn könne. — Ich habe aber noch einige andere Einwürfe gegen dieſe Kantiſche Behauptung auf dem Herzen.

K.

Und welche?

W.

Herr Kant ſagt **): „Sich ſelber gütlich thun, ſo weit es nöthig iſt, um nur am Leben Vergnügen zu finden (ſeinen Leib, doch nicht bis zur Weichlichkeit, pflegen) gehört zu den Pflichten gegen ſich ſelbſt.“ Er macht vorher dem Geizigen, und nach meinem Urtheile mit Recht, den Vorwurf „daß er ſich des angenehmen Lebensgenuſſes beraube; wel-

---

*) S. 16.

**) S. 90.

„ches (— ſetzt er hinzu —) der **Pflicht gegen ſich** „ſelbſt in Anſehung des Zweckes gerade entgegenge„ſetzt iſt.“ Wenn es nun der Pflicht gegen ſich ſelbſt entgegen iſt, ſich des **angenehmen Lebensgenuſſes** zu berauben; wenn es Pflicht gegen ſich ſelbſt iſt, ſich (mit Mäßigung) **gütlich zu thun**: ſo muß auch **unſere eigene, und zwar ſinnliche und körperliche Glückſeligkeit Pflicht** für uns ſeyn.

K.

Ich ſehe wohl, Sie fordern von einem Autor, daß das was er auf der 90ſten und 123ſten Seite ſeines Buches ſagt, mit demjenigen genau übereinſtimme, was er auf der 13ten Seite geſagt hat. So difficil ſind wenige Leſer. Iſts aber nicht beynahe Chicane von Ihnen, in einem Buche hin und wieder umherzuſuchen und ganz verſchiedene Stellen, bey deren einer der Autor nicht an die andere gedacht hatte, in Contraſt gegen einander zu ſetzen?

W.

Das iſt ganz meiner ehemaligen Methode gemäß. Ich ſuchte Wahrheit, und Wahrheit muß mit ſich ſelbſt zuſammenſtimmen. Daher numerirte ich in meinen Schriften alle Paragraphen, und bey jedem Satze, den ich vortrug, citirte ich die Nummer des Paragraphen woraus er folgte oder womit er zuſammenhing. Nun konnte jeder Leſer gleich nachſehen, ob ich widerſprechende Dinge behauptete, oder ob meine Behauptungen conſequent wären. Ich ſelbſt hatte auf dieſe Art, indem ich ſchrieb, meine Behauptungen ſorgfältig mit einander verglichen, und nun konnte ichs getroſt auch meinen Leſern leicht machen, meine Sätze beſtändig mit einander zu vergleichen. Aber Kant und die Kantianer verfahren ganz anders. Eine unverſtändliche Schreibart, Wörter in mehrerley Sinn gebraucht, beſtändige Widerſprüche verwirren und täuſchen den Leſer. Die willkührlichſten Sätze werden für Poſtulate oder Reſultate der reinen Vernunft ausgegeben. Der Leſer aber der nicht mit vorhergefaßter Anbetung Kants, ſondern bedachtſam lieſet und das Geleſene unparteyiſch eins gegen das andere vergleicht, findet die ſo genannte reine Vernunft alle Augenblicke mit ſich ſelbſt im Widerſpruche, ob ſie gleich alles in der Rechtslehre und in der Tugendlehre auf eine neue Art herleiten ſoll. Sie werden ohne Zweifel das Leben und die Geſundheit unter die Zwecke rechnen, die zugleich Pflichten für den Menſchen ſind. Herr Kant hält wenigſtens den **Selbſtmord** für pflichtwidrig *. Er ſagt ausdrücklich **): „**Selbſterhaltung** iſt die erſte Pflicht des Menſchen (als thieriſchen Weſens) gegen ſich ſelbſt.“ Wenn nun die Erhaltung des **Lebens** und der **Geſundheit** Zweck und Pflicht für uns iſt: ſo muß auch eigene **Glückſeligkeit** Zweck und Pflicht für uns ſeyn; denn **Geſundheit** iſt ja **Glückſeligkeit**, und ohne Geſundheit läßt ſich keine **Selbſterhaltung** denken.

---

*) S 72. 73.

**) S. 70.

K.

Es ließe ſich aber vielleicht diſtinguiren und ſagen: Leben und Geſundheit ſind zwar die Bedingung der Glückſeligkeit, aber nicht die Glückſeligkeit ſelbſt. Was halten Sie von dieſer Diſtinction?

W.

Nicht viel, um es Ihnen aufrichtig zu geſtehen; denn ſie iſt nichts als ein gewöhnlicher Behelf, um willkürlich zu diſtinguiren was offenbar coincidirt. — Und was für Sie ſchlimm iſt, Sie widerſprechen damit Ihrem Lehrer Kant.

K.

Wie ſo?

W.

Ja was das Schlimmſte iſt, Kant widerſpricht ſich abermal ſelbſt. Oben ſagt er: „Was jeder unvermeidlich ſchon von ſelbſt will, das gehört „nicht unter den Begriff von Pflicht; denn dieſe „iſt eine Nöthigung zu einem ungern genommenen Zweck.“ An einem andern Orte aber ſagt er*): „Die Pflicht drohet nichts was natürliche „Abneigung erregte.“ Und an noch einem andern Orte ſagt er**): „Sein Leben zu erhalten iſt Pflicht, „und überdem hat jedermann dazu noch eine unmittelbare Neigung.“ Alſo, kann nun doch Pflicht ſeyn was jeder von ſelbſt will, wozu er unmittelbare **Neigung** hat. Alſo, wenn ſein **Leben** zu erhalten **Pflicht** iſt, ſo iſt, in ſofern Leben auch Glückſeligkeit iſt, auch dieſe, ſelbſt nach Kant, **Pflicht**. Kant definirt die Glückſeligkeit: „Das Bewußtſeyn von **der Annehmlichkeit des Lebens** die ununterbrochen ſein Daſeyn „begleitet *);“ alſo **Leben** ſelbſt, in ſofern es annehmlich (z. B. mit Geſundheit) geführt wird, gehört dazu. Ja was noch mehr iſt, Kant ſagt an einem andern Orte **ausdrücklich** **): „Seine „eigene Glückſeligkeit ſichern, iſt **Pflicht**, (wenigſtens indirect)“ und oben ſagt er doch: „Es widerſpreche ſich zu ſagen, man ſey ſeine eigene „Glückſeligkeit zu befördern verpflichtet.“ Eine Philoſophie die ſich in ihren weſentlichen Sätzen ſo offenbar widerſpricht, verdient nicht den Namen einer gründlichen Philoſophie. Doch genug hiervon, denn ich habe auch noch etwas über die Behauptung zu ſagen, daß **Vollkommenheit bey andern** zu bezwecken für uns nicht Pflicht ſeyn könne ***).

---

*) Kritik der practiſchen Vernunft, S. 154.

**) Metaphyſik der Sitten, S. 9.

K.

Ich glaube aber, daß Herr Kant dieſes letztere ſtreng bewieſen hat. Er ſagt: „Darin beſteht eben „die Vollkommenheit eines andern Menſchen, als „einer Perſon, daß er ſelbſt vermögend iſt ſich ſei-

---

*) Kants Kritik der practiſchen Vernunft, S. 49.

**) Metaphyſik der Sitten, S. 11.

***) Tugendlehre, S. 14.

„nen Zweck nach ſeinen eigenen Begriffen von Pflicht „zu ſetzen, und es widerſpricht ſich, zu fordern (mir „zur Pflicht zu machen) daß ich etwas thun ſoll, was „kein anderer als er ſelbſt thun kann *).“

W.

Ich will hiegegen nicht bemerken, daß Herr **Kant** in ſeine Definition von der **Vollkommenheit** das zu Beweiſende hineinſchiebt (ein Vorwurf den man, wie Sie wiſſen, ehemals meinen Definitionen gemacht hat). Ich will dieſe Definition einmal annehmen, und zugeben daß ein Menſch, um wahrhaft vollkommener zu werden, ſo weit kommen muß, daß er vermögend iſt ſich ſeinen Zweck ſelbſt nach ſeinen eigenen Begriffen von Pflicht zu ſetzen. Aber daß er ſo weit komme, **dazu kann ja offenbar ein anderer vieles beytragen.** Um nur von dem **Verſtande** zu reden, ohne welchen kein Menſch vermögend iſt über ſeine Pflichten richtig zu urtheilen: ſo kann ich ja durch **Unterricht** die Verſtandeskräfte eines andern ſo weit cultiviren, daß er nun im Stande iſt ſich ſeine Zwecke ſelbſt zu ſetzen und nach ſeinen eigenen Begriffen von Pflicht zu handeln. Habe ich in dieſem Fall nicht etwas zu ſeiner Vollkommenheit beygetragen?

K.

Ich bleibe aber dabey, daß jeder Menſch ſeine Vollkommenheit ſelbſt bewirken muß. Kein anderer kann dieſes für ihn thun.

---

*) Ebend.

W.

Aber noch einmal: ein anderer kann etwas dazu beytragen. Glauben Sie denn nicht daß Herr **Kant** durch ſeine **Tugendlehre** etwas zur moraliſchen Vollkommenheit ſeiner Leſer beygetragen hat? — Nach meinen Begriffen trägt ſelbſt der Reiche der einen jungen talentvollen Mann mit Geld unterſtützt, um ſtudiren zu können, zu ſeiner Vollkommenheit etwas bey. Es widerſpricht ſich alſo keinesweges, daß ein Menſch zu des andern Vollkommenheit etwas beytragen kann: und doch wenn dieſes möglich iſt; ſo werden Sie geſtehen, daß ſolches auch Pflicht ſey. — Ich habe aber noch einen beſondern Grund der den ganzen Unterſchied umſtößt, den Kant hier zwiſchen **Vollkommenheit** und **Glückſeligkeit** macht.

K.

Mich dünkt, Sie haben ſchon genug dagegen argumentirt. Doch ich will hören: Sie werden vermuthlich wieder mit einer von Ihren Definitionen kommen.

W.

Ja; aber mit einer Definition, die Sie nicht wohl verwerfen können. Herr **Kant** liebt ja das Wort Anſchauung. Je nun; **Glückſeligkeit iſt Anſchauung der Vollkommenheit.** Eigene Glückſeligkeit wird alſo Anſchauung ſeiner eigenen Vollkommenheit ſeyn. Ob nun jemand ſeine eigene Vollkommenheit anſchauen will, das iſt ſeine, und nicht eines andern Sache. Es ſcheinet alſo, daß ich eher zur Vollkommenheit eines andern, als zu ſeiner Glückſeligkeit etwas beyzutragen vermögend ſey, mithin auch eher zur Beförderung der einen als der andern verpflichtet werden könne.

K.

Das iſt Sophiſterey.

W.

Nicht doch. Wenn man z. B. einem Armen 100,000 Thaler ſchenkt; ſo wird er dadurch ohne Zweifel, wenigſtens nach ſeinem äußerlichen Zuſtande, vollkommener. Wie aber? Wenn er ſich um dieſe Vollkommenheit wenig bekümmert; wenn er ein ſo großes Vermögen als eine Laſt anſieht und, um ſich ſo wenig als möglich damit zu beſchäftigen, einen Verwalter darüber ſetzt; mit einem Wort, wenn er dieſe ſeine neue Vollkommenheit nicht anſchauen mag; ſo hat man ihn (objectiv) vollkommener gemacht, ohne ſeine Glückſeligkeit befördert zu haben.

K.

Sie nehmen hier einen ganz unwahrſcheinlichen Fall an.

W.

Aber doch einen ſehr *möglichen*; und in einer *Metaphyſik* der Tugendlehre ſoll kein Satz als allgemein aufgeſtellt werden, von dem es Ausnahmen giebt oder geben kann. Allein ich habe nicht nöthig mich auf einen ſolchen Fall zu berufen. Folgender Schluß iſt ganz klar:

Wenn man verbunden iſt, eines andern Glückſeligkeit zu befördern; ſo iſt man auch verbunden, ihm eine neue Vollkommenheit an ſich anſchaulich zu machen.

Iſt man aber verbunden ihm eine neue Vollkommenheit an ſich anſchaulich zu machen; ſo iſt man auch verbunden ihm dieſe neue Vollkommenheit, wenn er ſie noch nicht beſitzt, zu verſchaffen; folglich . . . .

K. (ihn unterbrechend.)

Ich glaube, Sie kommen gar mit einem Sorites. Das halte ich nicht mehr aus. —

(Geht ab.)

Sechſtes Geſpräch.

Ueber Kants philoſophiſche Schreibart.

Wolff.

Wenn doch Kant wenigſtens beſſer zu ſchreiben wüßte oder beſſer ſchreiben wollte! Die ſpeculativen Materien die er tractirt, erfordern ſchon viel Anſtrengung: und dabey iſt noch ſeine Schreibart oft ſo geſchroben, ſo dunkel, daß der Leſer ungeduldig werden möchte; und nicht ſelten ſchiebt Kant Satz in Satz mit einer Nachläßigkeit, daß es oft kaum möglich iſt die grammatiſche Conſtruction herauszufinden.

Kantianer.

Etwas ähnliches haben Sie Sich ſchon verlauten laſſen; aber Sie ſind ſehr unbillig. Kants Schreibart wäre nachläſſig? Sie iſt vollkommen ſeinem Zwecke angemeſſen, ſeine neuen Terminologieen waren nöthig. Sind die Begriffe ſubtil, ſo mußte die Schreibart es auch ſeyn.

W.

Ganz recht; aber eben deßwegen auch ſollte ſie deſto präciſer und deutlicher ſeyn, damit die Gedanken beſtimmt erſcheinen und kein Mißverſtändniß möglich wäre. So habe ich meine Schriften geſchrieben. Meine Sätze ſind deutlich, beſtimmt, kurz, unverwickelt, ſo daß ſie jeder Leſer verſtehen kann.

K.

Nehmen Sie nicht übel, das war bey Ihrer Art der Philoſophie möglich, da ſie nicht ſehr ſubtil war und nicht tief ging.

W.

Sie ging bis dahin wohin ſie gehen ſollte. Meine Moral war für Menſchen geſchrieben, und Herr Kant ſagt ſelbſt, ſeine Sittenlehre „ſtehe in „einem Standpunkt, der feſt ſeyn ſoll, ungeachtet „er weder im Himmel noch auf der Erde, an etwas „gehängt, oder woran — ſelbſt nicht auf die „menſchliche Natur — geſtützt iſt“*). Aber wenn auch nun Kants Philoſophie ſubtiler wäre, als die meinige; ſo ſollte die Schreibart um ſo viel mehr mit Sorgfalt und Ueberlegung dahin gerichtet ſeyn, jeden Begriff deutlich darzulegen.

K.

Das iſt ſie auch. Kants Schreibart iſt tiefſinnig und erhaben und faßlich zugleich.

W.

Sehr oft nicht. Er ſchraubt oft die Worte in einander, braucht metaphoriſche Ausdrücke die ſich ein Philoſoph billig gar nicht erlauben ſollte, macht bluhmigte Phraſen, wird dunkel und weitſchweifig zugleich, perſonificirt Abſtractionen, braucht Wörter in verſchiedenen Bedeutungen, macht ellenlange Perioden, ſchiebt Beziehung in Beziehung, Parentheſe in Parentheſe, Anſpielung in Anſpielung, vergißt die erſten Regeln der Conſtruction ſo, daß man oft nicht weiß wo man iſt. Pünctlichkeit muß in der philoſophiſchen Sprache ſeyn; auch Terminologieen der Schule kann und muß ſie gebrauchen, aber dennoch kann ſie deutlich ſeyn. Ich habe mich beſtändig bemühet deutlich zu ſchreiben; daher hat man meinen philoſophiſchen Schriften auch allgemein zugeſtanden, daß ſie einen vortheilhaften Einfluß auf die Bildung der deutſchen Sprache überhaupt gehabt haben. Aber ſo viel ich einſehen kann, muß die Schreibart der Kantiſchen philoſophiſchen Schriften die deutſche Sprache verderben. Seine Schüler brauchen jetzt ſchon ſeine neuen unbeſtimmten Terminologieen eben ſo unbeſtimmt.

---

*) S. Kants Metaphyſik der Sitten S. 60.

K.

Wie? was? Kants neue Terminologieen die aus der nothwendigen Beſchaffenheit des menſchlichen Gemüths ſelbſt entſpringen, wären unbeſtimmt?

W.

Allerdings! Sehn Sie nur Schmidts **Wörterbuch** über die Kantiſchen Schriften nach, ob nicht die wichtigſten Worte: A priori, Ding an ſich, transſcendentale Vernunft u. d. gl. wohl zwölferley Bedeutungen in dieſen Schriften haben.

Ueberdieß verſtecken ſeine Schüler, ſo wie er, oft die Verwirrung und Beſtimmungsloſigkeit der Begriffe unter einer geſchrobenen und verwirrten Schreibart.

K.

Gott behüte! Wie können Sie von einem ſolchen Manne ſo reden! Da müßte er ja ſchülerhaft ſchreiben.

W.

Das thut er, leider! eben nicht ſelten. Leſen Sie einmal folgenden Perioden aus ſeinem neueſten Werke*) in einem Athem, und finden Sie in den zuſammengeſchobenen auf einander bezogenen Sätzen und Parentheſen eine richtige deutliche Conſtruction wenn Sie können. Ich bitte, leſen Sie den Perioden ſelbſt.

K.

> „Es iſt dem Menſchen Pflicht, die Cultur ſei-
> „nes **Willens** bis zur reinſten Tugendgeſin-
> „nung, da nämlich das Geſetz zugleich die
> „Triebfeder ſeiner pflichtmäßigen Handlungen
> „wird, zu erheben und ihm aus Pflicht zu ge-
> „horchen,“ —

W.

Ihm? wem?

K.

Dem Geſetze, das verſteht ſich.

---

*) S. Kants metaphyſiſche Anfangsgründe der Tugendlehre S. 15.

W.

Es mag ſich verſtehen; aber, der Conſtruction gemäß, geht ihm auf **Willen**; denn der Satz: — **da bis wird**, — ſteht abgeſondert, vor ſich.

K.

Schulmeiſtern Sie doch nicht ſo mit einem ſolchen Mann!

W.

Wenn er ſo ſchülert! — Doch weiter!

K.

„welches innere moraliſch-practiſche Vollkommenheit iſt, **die**, weil **es** ein **Gefühl der Wirkung** iſt, welche der in ihm ſelbſt geſetzgebende Wille auf das Vermögen ausübt darnach zu handeln, das moraliſche Gefühl, gleichſam ein beſonderer Sinn (Senſus moralis) iſt, —

W.

Einen Augenblick! Wo ſind wir? — **welches** — **die** — **es** — worauf beziehen ſich die Wörter?

K.

Welches bezieht ſich auf **gehorchen**, **die** auf **Vollkommenheit**, **es**, — **es** auch auf **gehorchen** — ja auf **gehorchen**.

W.

Ja das findet man endlich, wenn man ſucht.

K.

Und warum ſoll man nicht ſuchen?

W.

Beſſer wäre es aber, Kant ſchriebe ſo, daß der Leſer nicht erſt ſuchen dürfte; und das Suchen würde er noch mehr erleichtern, wenn er nicht ſo fremdartige Begriffe zuſammenpaarte. Es bezieht ſich alſo auf **gehorchen**, alſo **dem Geſetze aus Pflicht gehorchen**, iſt ein **Gefühl**? Dem kategoriſchen Imperativ aus reinem Princip gehorchen, wobey nicht das geringſte Sinnliche geſtattet wird, iſt ein **Gefühl**? Kant ſagt ja ſonſt ſelbſt: „Alles „Gefühl, auch das moraliſche — ſey ſinnlich und gehe „im Subject nicht der Moralität **vorher**, ſondern „folge erſt als Wirkung*) und **ſcheine** lediglich der „Vernunft zu Gebote zu ſtehen.“ Was einem Dinge als **Wirkung folgt**, von dem muß kein beſtimmt ſchreibender Philoſoph ſagen, es iſt das Ding. Die practiſche reine Vernunft giebt den kategoriſchen Imperativ; wenn ihr nun auch das moraliſche Gefühl zu **Gebote ſteht**, ſo iſt es doch nicht der Act des **Gehorchens** ſelbſt. Gehorchen iſt alſo nicht Gefühl.

K.

Sie vergeſſen daß Kant in der angeführten Stelle der Kritik der reinen practiſchen Vernunft ausdrücklich ſagt **): „Das moraliſche Gefühl ſey le„**diglich durch Vernunft** bewirkt.“ Es iſt alſo, wie Kant ausdrücklich behauptet, „ein **ſonderbares** „ganz eigenthümliches Gefühl, ein **vernünftiges** „Gefühl.“

---

*) Kants Kritik der reinen practiſchen Vernunft, S. 134. ff.

**) Daſ. S. 135.

W.

Das heißt ein lederner Wetzſtein, nach der Bedeutung, wie Kant allenthalben das Wort **Vernunft** nimmt; nemlich für „Vermögen der Prinzipien, Vermögen etwas aus Principien zu erkennen;“ ſo wie hingegen Gefühl für „ſinnliche Vorſtellung.“ Ich weiß wohl wie ſehr Kant in der angeführten Stelle der Kritik der practiſchen Vernunft ſich krümmet und windet, damit ſein baufälliges moraliſches Syſtem die reine Achtung fürs Geſetz, nicht ſinnliches moraliſches Gefühl werde, wie es doch nahe dabey hergeht. Da ſoll denn „erſt *) die Achtung fürs „**Geſetz nicht Triebfeder zur Sittlichkeit, ſondern die Sittlichkeit ſelbſt ſeyn, ſubjectiv als „Triebfeder betrachtet.**“ — Alſo nicht Triebfeder, aber doch als Triebfeder betrachtet! — Das iſt freylich gewaltig ſubtil; denn bey Kant iſt eine Triebfeder „der ſubjective Beſtimmungsgrund des Willens **);“ alſo: „die Achtung fürs Geſetz, die **nicht** „ſubjectiver Beſtimmungsgrund des Willens zur „Sittlichkeit iſt, iſt die **Sittlichkeit** ſelbſt, ſubjec„tiv, als ſubjectiver Beſtimmungsgrund des Wil„lens betrachtet.“ **Die Sittlichkeit ſelbſt** beſtimmt

---

*) Daſ. S. 135.

**) Daſ. S. 127.

ſtimmt alſo den Willen ſubjectiv. Wie bey dem ſubjectiven Beſtimmungsgrund Kants reiner abſolut freyer Wille der rein a priori handelt, zurecht kommt, mag Gott und Kant wiſſen. Kant widerſpricht ſich noch mehr; denn kurz darauf *) ſagt er wieder: „Achtung fürs moraliſche Geſetz iſt die einzige und zugleich unbezweifelte moraliſche Triebfeder.“ Alſo: „Die Achtung fürs Geſetz, die oben keinesweges der ſubjective Beſtimmungsgrund des Willens zur Sittlichkeit ſeyn ſollte, iſt doch nun der einzige und zugleich unbezweifelte ſubjective moraliſche Beſtimmungegrund des Willens.“ Wie es zuſammenhängt, daß dasjenige was nicht Triebfeder, nicht Beſtimmungsgrund iſt, dennoch einzige Triebfeder, einziger Beſtimmungsgrund iſt, und wie bey ſubjectiven Beſtimmungsgründen der reine abſolut freye Wille wegkommt, der — Kants Syſtem zufolge — nach Principien der reinen Vernunft, nach Geſetzen a priori handeln ſoll, ſehe ich noch nicht ein und mögte es wohl wiſſen.

K.

Das können Sie leicht ganz genau erfahren, wenn Sie nur Kants Kritik der practiſchen Vernunft S. 132 bis 142. und allenfalls etwas weiter leſen wollen.

W.

Das habe ich gethan, und noch dazu in der

---

*) Daſ S. 139.

Grundlegung der Metaphyſik der Sitten S. 16. die Anmerkung geleſen; aber in beiden wenig Troſt gefunden. So viel iſt zu ſehen, daß Kanten bey ſeinem vermeinten *reinen Princip der Moral* das er ganz rein a priori geſetzt haben will, das *moraliſche Gefühl* in den Weg kam, weil es unvermeidlich mit allen moraliſchen Handlungen verknüpft iſt. In den gedachten Blättern wendet er daher viel Spitzfindigkeiten auf, um glauben zu machen: das moraliſche Gefühl ſey ein Gefühl von *einer ganz eigenthümlichen Art, Gefühl* und alſo *ſinnlich*, aber lediglich *durch Vernunft* bewirkt. — Als ob *durch die Vernunft* könnte *Sinnlichkeit bewirkt* werden; und als ob das was *lediglich* von der Vernunft, *von dem Vermögen etwas aus Principien zu erkennen* bewirkt iſt (und wäre es auch von dieſem Vermögen in ſo fern dies aufs Begehrungsvermögen angewendet iſt, bewirkt) gar ein *beſonderer Sinn* ſeyn könnte; wie er in der Tugendlehre *) das *moraliſche Gefühl* benennt. Und dann prägt er uns, in der Kritik der practiſchen Vernunft, weiter ein, daß Achtung ein *unſtreitig ſinnliches Gefühl* — nicht *Luſt*, aber auch nicht *Unluſt*, ſondern ein *Tribut* ſey, den wir dem Verdienſte nicht verweigern können, und alſo die *einzige moraliſche Triebfeder* ſey; und dabey verwickelt er ſich in alle die ſubtilſchiefen Begriffe, die zu gar nichts führen, da ſie ganz willkürlich geſetzt und verknüpft ſind. Sie widerſprechen ſich im Grunde und verrathen daher nur bloß ſeine Verlegenheit. Er ſchreibt dabey in den gedachten Blättern der **Kritik der practiſchen Vernunft** mehrmals eben ſo unbeſtimmt verwirrt wie in dem vorliegenden Paragraphen der **Tugendlehre**, zu dem wir nun zurückkehren wollen. — Nehmen Sie wieder das Buch zur Hand; wir wollen weiter leſen: „Der in ihm ſelbſt geſetzgebende Wille übet eine „**Wirkung** aus auf das Vermögen nach dem Ge„ſetze zu handeln.“ **Eine Wirkung** ausüben, iſt das Deutſch?

---

*) S. oben S. 141.

K.

Nehmen Sie es mit dem Deutſchen nicht ſo genau; denn die deutſche Sprache iſt zuweilen allzu ohnmächtig, um Kants ſchwere Begriffe zu ertragen.

W.

Ich habe immer geglaubt, die Sprache wäre das einzige Menſtruum der Philoſophie; darum müſſe, wie ich in allen meinen Schriften gethan habe, ein Philoſoph ſeine Gedanken dem Sprachgebrauch gemäß ausdrücken, nicht eine **Wirkung ausüben** laſſen, nicht **welches und die und es** in dunkler Beziehung hintereinanderſetzen und dreymal iſt auf einander folgen laſſen; ſonſt hindert der Philoſoph die Wirkung ſeiner eigenen Schriften, welches bey Kant nur allzuoft der Fall iſt. Doch weiter! Obiges iſt alſo nicht deutſch. Iſts vielleicht Philoſophie? Wir wollen ſehen: Nach Kantiſchen Begriffen iſt „ein reiner Wille ein Vermögen nach dem

„reinen moraliſchen Geſetze zu handeln *).“ Alſo:
„Das in ihm ſelbſt geſetzgebende Vermögen nach
„dem reinen moraliſchen Geſetze zu handeln, übt eine
„Wirkung aus, auf das Vermögen nach dem
„Geſetze zu handeln.“ Traun! Philoſophie ſubtil wie Spinnweben! — Ich ſehe Sie werden etwas roth! — Belieben Sie nur den Perioden vollends zu Ende zu leſen. Es kommen noch allerley ſchöne Sachen vor, oder eigentlich, wenn's Ihnen gefällig iſt, leſen Sie den ganzen Perioden von vorn an. Man muß ihn im Zuſammenhange hören.

K.

> „Es iſt dem Menſchen Pflicht, die Cultur
> „ſeines **Willens** bis zur reinſten Tugendgeſinnung,
> „da nämlich das Geſetz zugleich die
> „Triebfeder ſeiner pflichtmäßigen Handlungen
> „wird, zu erheben und ihm aus Pflicht zu gehorchen,
> „welches innere moraliſch-practiſche
> „Vollkommenheit iſt, die, weil es ein Gefühl
> „der Wirkung iſt, welche der in ihm ſelbſt geſetzgebende
> „Wille auf das Vermögen ausübt
> „darnach zu handeln, das **moraliſche Gefühl**,
> „gleichſam ein beſonderer Sinn (Senſus moralis)
> „iſt, der zwar freylich oft ſchwärmeriſch,
> „als ob er (gleich dem Genius des Sokrates)
> „vor der Vernunft vorhergehe, oder auch ihr
> „Urtheil gar entbehren könne, mißbraucht
> „wird, doch aber eine **ſittliche Vollkommen-**

---

*) S. Kants Kritik der practiſchen Vernunft, S. 96. 97.

„heit iſt, jeden beſondern Zweck, der zugleich „Pflicht iſt, ſich zum Gegenſtande zu machen.“ — Hah!

W.

Es ſcheint, der Paragraph hat Ihnen viel Athem gekoſtet.

K.

Er iſt freylich wohl etwas lang —

W.

Und dabey ſehr verſchroben, und die Conſtruction kaum herauszufinden. — Nicht wahr?

K.

Ey was! Minima non curat praetor.

W.

Freylich das thut Prätor Kant oft nicht nur in Worten, ſondern auch in Begriffen. Wäre es aber nicht beſſer, er gäbe auf ſeine Schreibart mehr Acht, und ſchriebe nicht ſo dunkel, verſchroben und nachläſſig? Leben Sie wohl.

Siebentes Geſpräch.

Ueber den Selbſtmord*).

Wolff.

Herrn Kants Gründe gegen den Selbſtmord ſind neu, aber wenn ich ſonſt nicht genugſam von deſſen Unzuläſſigkeit überzeugt wäre, würden mich dieſe Gründe nicht überzeugen. Sein erſter Grund iſt gegen den Stoiker gerichtet, „der es für einen Vorzug ſeiner (des Weiſen) Perſönlichkeit anſah, beliebig aus dem Leben (als aus einem Zimmer, das „raucht, ungedrängt durch gegenwärtige oder beſorgliche Uebel, mit ruhiger Seele hinauszugehen, „weil er in demſelben zu nichts mehr nützen könne." — „Aber (ſetzt Herr Kant hinzu) „eben dieſer Muth, „dieſe Seelenſtärke, den Tod nicht zu fürchten und „etwas zu kennen was der Menſch noch höher ſchäzen kann, als ſein Leben, hätte ihm ein um noch „ſo viel größerer Beweggrund ſeyn müſſen, ſich ein „Weſen von ſo großer, über die ſtärkſte ſinnliche „Triebfedern gewalthabender Obermacht, nicht zu

---

*) S. Kants metaphyſiſche Tugendlehre. S. 71.

„zerſtören, mithin ſich des Lebens nicht zu berauben." Das iſt freylich ſehr ſcheinbar, und obgleich in einem etwas langen Perioden, wenigſtens ganz gut geſagt; allein es überzeugt nicht.

Kantianer.

Was könnten Sie denn dagegen einzuwenden haben?

W.

Wie? Wenn nun der Stoiker auf die Kantiſche Argumentation erwiederte: „Eben deßwegen, „weil ich von meiner Freyheit und Perſönlichkeit einen ſo hohen Begriff habe, trete ich, wenn ich ſie „nicht mehr behaupten kann, von dem Schauplatze „des Lebens ab." — Wenn es wahr iſt, was man von Zeno, dem Stifter der Stoiſchen Secte, erzählt, daß er ſich in ſeinem Alter ſelbſt entleibte, weil er im Fallen einen Finger gebrochen hatte; ſo war das freylich nicht ſonderlich ſtoiſch gehandelt; denn einen Finger brechen iſt eben kein ſo großes Uebel. Aber ſetzen Sie, ein Menſch der ſein ganzes Leben hindurch ſeine perſönliche Würde zu behaupten gewußt hat, werde nun am Ende ſeiner Laufbahn, von ſeinen Feinden mit der ſchmählichſten Behandlung bedroht, der er auf keine Weiſe mehr entgehen kann; denken Sie ein tugendhaftes Weib, das auf dem Punkt iſt von einem viehiſchen Böſewicht geſchändet zu werden: ſollte es für ſolche Perſonen ein Verbrechen ſeyn durch Selbſtentleibung dem Verluſt ihrer perſönlichen Würde zuvorzukommen?

K.

Aber, nach ſtoiſchen Grundſätzen, iſt ja das was nicht in unſerer Gewalt ſteht, kein wahres Uebel. Eine ſolche Abwürdigung, eine ſolche Schändung, wovon Sie hier reden, iſt unwillkürlich: der Menſch verhält ſich ganz leidend dabey; ſie iſt alſo kein wahres Uebel. Warum ſoll ſich der Stoiker oder die Stoikerinn deßwegen entleiben?

W.

Ganz richtig. Das iſt es auch was Herr **Kant** dem Stoiker mit Grund hätte entgegenhalten können. Aber er redet bloß von der **Würde** des Menſchen, als eines über die ſtärkſten ſinnlichen Triebfedern erhabenen Weſens. Gerade in dieſer **Würde**, in dieſer **Seelenſtärke** wird der Stoiker einen Grund zum Selbſtmorde finden. Er wird ihm kurz antworten: Ehe ich mich abwürdigen laſſe, will ich lieber ſterben!

K.

Herr Kant führt aber noch andere vom ſtoiſchen Syſtem unabhängige Gründe gegen den Selbſtmord an, indem er ſagt *): „Der Perſönlichkeit „kann der Menſch ſich nicht entäuſſern, ſo lange von „Pflichten die Rede iſt, folglich ſo lange er lebt; und „es iſt ein Widerſpruch, die Befugniß zu haben ſich „aller Verbindlichkeit zu entziehen, d. i. frey ſo zu „handeln, als ob es zu dieſer Handlung gar keiner „Befugniß bedürfte. Das Subject der Sittlichkeit

---

*) S. 73.

„in ſeiner eigenen Perſon zernichten, iſt eben ſo viel „als die Sittlichkeit ſelbſt, ihrer Exiſtenz nach, ſo „viel an ihm iſt, aus der Welt vertilgen, welche doch „Zweck an ſich ſelbſt iſt; mithin aber ſich als bloßes „Mittel zu ihm beliebigem Zweck zu disponiren, „heißt die Menſchheit in ſeiner Perſon (homo nou„menon) abwürdigen, der doch der Menſch (homo „phaenomenon) zur Erhaltung anvertraut war.“

W

Wenigſtens hiedurch wird das tugendhafte und heldenmüthige Weib das durch den Selbſtmord ihrer Schändung zuvorkommen will, nicht überzeugt werden. Sie wird antworten: Meine **weibliche Würde** zu behaupten, iſt auch **Pflicht**: dieſe Pflicht will ich nun durch meine Selbſtentleibung erfüllen, ſo wie ich bisher alle meine Pflichten erfüllt habe. Weit entfernt, durch eine ſolche Handlung etwas zur Vertilgung der Sittlichkeit aus der Welt beyzutragen, befördere ich ſie vielmehr, indem ich dadurch zu erkennen gebe, daß Sittlichkeit einen höhern Werth hat, als das Leben, und daß ſie das höchſte Gut des Menſchen iſt. Ich komme zugleich einem Verbrechen zuvor, deſſen ſich ein Böſewicht durch eine Schändung ſchuldig machen würde. Unterwürfe ich mich dieſer Mißhandlung; ſo würde ein Verbrechen mehr in der Welt ſeyn. — Es iſt wahr, ich zerſtöre mein animaliſches Leben: allein ſterben muß ich früh oder ſpät. —

K.

Aber der Selbſtmörder zerſtört zugleich das

Subject der Sittlichkeit in ſeiner eigenen Perſon.

W.

Das iſt, nach Kantiſchen Grundſätzen, gar nicht richtig. Durch den Selbſtmord wird nur der homo *phaenomenon* zerſtört: wie es hiebey dem homo *noumenon* geht, der das eigentliche Subject der Sittlichkeit iſt; das wiſſen Sie nicht, und können es nach Ihrer theoretiſchen Philoſophie nicht wiſſen. Herr **Kant** ſagt ja irgendwo (und ſeine Anhänger haben es ihm oft genug nachgeſagt), daß der intelligible **Menſch unveränderlich** ſey. Folglich kann ein ſolches Weſen auch durch keinen Dolch verletzt werden.

K.

Ich glaube, Sie wollen gegen mich κατ' ἄνθρωπον argumentiren. Sie werden aber doch den Selbſtmord nicht vertheidigen wollen?

W.

Davon bin ich weit entfernt: nur habe ich andere Gründe dagegen als Herr **Kant**, die aber freylich nicht aus ſeinem Syſtem hergenommen ſind.

K.

Und welche wären denn dieſe Gründe?

W.

Ich kann ſie Ihnen nicht beſſer als mit den Worten eines uralten Weiſen (des **Pythagoras**, wenn ich mich recht erinnere) ſagen: „Kein Krieger ſoll ſeinen Poſten ohne Befehl ſeines Feldherrn verlaſſen.“

Wenn je etwas Wahres, Treffendes und Schönes geſagt worden iſt, ſo iſt es dieſes.

K.

Das ſagt ja aber auch Herr Kant.

W.

Wo ſagt er es?

K.

In dem vorliegenden Werke. leſen Sie nur S. 72., wo es ausdrücklich heißt: „Die Selbſtentleibung iſt ein Verbrechen. Dieſes kann nun zwar „auch als Uebertretung ſeiner Pflicht gegen andere „Menſchen (Eheleute, Eltern gegen Kinder, des „Unterthans gegen ſeine Obrigkeit oder ſeine Mitbürger, endlich auch **gegen Gott, deſſen uns anvertrauten Poſten in der Welt der Menſch** „verläßt, ohne davon abgerufen zu ſeyn), betrachtet werden.“

W.

Ich kann meine Befremdung nicht bergen. Wie kann Herr Kant hier von Verletzung einer **Pflicht gegen Gott** reden, da er doch keine **Pflichten gegen Gott** annimmt, und ſolche ausdrücklich aus ſeiner Tugendlehre ausgeſchloſſen hat. So inconſequent finden wir ihn nur gar zu oft! — Doch dieſe Materie iſt zu wichtig, als daß wir ihr nicht noch ein Geſpräch widmen ſollten. leben Sie indeſſen wohl.

Achtes Geſpräch.

Ueber den partialen Selbſtmord*).

Wolff.

Finden Sie es nicht ſeltſam, und beynahe lächerlich, daß Herr Kant behauptet, „ein Menſch begehe einen „partialen Selbſtmord, wenn er ſich einen „Zahn ausreißen laſſe, um ihn zu verſchenken oder „zu verkaufen, damit er in die Kinnlade eines andern gepflanzt werde?"

Kantianer.

Keinesweges. Iſt es nicht ein partialer Selbſtmord, die Caſtration mit ſich vornehmen zu laſſen, „um als Sänger bequemer leben zu können?" wie Kant auch gleich daneben behauptet **).

W.

Es iſt aber doch ein groſſer Unterſchied, ob ſich jemand einen Zahn ausreißen, oder ob er ſich caſtriren läßt. Dieſe zwey Sachen ſollten nicht in Eine Klaſſe geſetzt werden.

---

*) S. Kants metaphyſiſche Tugendlehre. S. 73.

**) S. 73.

K.

Ein Zahn iſt ein integrirender Theil und ein Organ des menſchlichen Körpers; wer dieſes ſich ausreißen läßt, verſtümmelt ſich. — Das iſts was Kant behauptet.

W.

Wenn aber der Zahn wackelt?

K.

Herr Kant ſetzt voraus, daß er feſt ſey.

W.

Wenn er aber ein Ueberzahn iſt?

K.

Herr Kant ſetzt voraus, daß es kein Ueberzahn iſt, ſondern daß er mit andern Zähnen ordentlich in der Reihe ſteht.

W.

Wenn er aber löchericht iſt?

K.

Herr Kant ſetzt voraus, daß er nicht löchericht, ſondern ganz gut und unverdorben iſt.

W.

Wenn aber ein altes armes Weib nur noch einen einzigen guten Zahn im Munde hat, der ihr zu nichts mehr nützt; ſollte ſie ihn nicht ausreiſſen laſſen und verkaufen dürfen?

K.

Herr *Kant* ſetzt voraus, daß der Zahn *nicht* unnütz iſt, ſondern noch gute Dienſte thut.

W.

Herr *Kant* ſetzt vieles voraus; das hätte geſagt werden ſollen. — Ich will aber nun den Zahn annehmen, wie ihn Herr *Kant* nach *Ihrer Vorausſetzung vorausſetzt*: ſollte es wohl gar keinen Fall geben, in welchem es erlaubt wäre, ſich einen guten, nützlichen und ſchönen Zahn ausreißen zu laſſen, um ihn zu verkaufen?

K.

Verſtümmelung ſeiner Selbſt iſt in keinem Fall erlaubt, weil dadurch die *perſönliche Würde* des Menſchen verletzt wird.

W.

Wenn aber die Ausreißung eines Zahns bloß ein *Mittel* iſt, um einen guten und wichtigen *moraliſchen Zweck* zu erreichen; ſollte es alsdann nicht erlaubt, ja ſogar Pflicht ſeyn, ſich ihn ausreißen zu laſſen?

K.

Ein Beyſpiel, wenn es Ihnen gefällig iſt.

W.

Setzen Sie, ein Sohn könne ſeinen Vater mit tauſend Thalern retten, die er aber nicht hat und doch auf der Stelle bezahlen ſoll. Er wendet ſich in ſeiner und ſeines Vaters Noth an einen Reichen, der ihm dieſe Summe unter keiner andern Bedingung geben will, als daß er ihm dafür einen ſeiner ſchönſten Zähne überlaſſe. Der Reiche handelt ohne Zweifel unedel; aber thut der junge Menſch etwas **pflichtwidriges**, wenn er ſich einen ſeiner Zähne ausreißen läßt, ſeinen unglücklichen Vater zu retten? —

K.

Hier iſt eine **Colliſion von Pflichten**: — damit ich auch einmal nach Ihrem Sprachgebrauch rede — oder eigentlich ſind hier zwey **Verpflichtungsgründe** *), und da iſt erſt noch die Frage, welche Pflicht der andern aufgeopfert werden ſoll, oder welcher Grund der Verbindlichkeit der ſtärkere iſt.

W.

Mich dünkt aber, in dem angeführten Fall iſt die Frage bald entſchieden. Denn der Verluſt eines noch ſo guten und ſchönen Zahns iſt offenbar etwas ſehr unbedeutendes, wenn man ihn gegen den Antrieb zu dem guten und wichtigen Zweck, der wohl zugleich eine **Pflicht** iſt (die Rettung eines Vaters) abwiegt. — Bey dieſer Gelegenheit kann ich nicht umhin zu bemerken, daß die Kantiſche **Metaphyſik der Tugendlehre** von der **Colliſion der Pflichten** (einer wichtigen Materie, die Cicero in ſeinen Officiis abzuhandeln nicht vergeſſen hat) nichts enthält; welches mir ein weſentlicher Mangel des Werkes zu ſeyn ſcheint.

---

*) Kants Rechtslehre S. XXIV.

K.

Ich ſehe wohl, Sie haben einen Zahn gegen die Kantiſche Tugendlehre. Ich gedenke mich aber auf dieſen neuen Einwurf weiter nicht einzulaſſen. Leben Sie wohl. —

W.

Verziehen Sie doch noch einen Augenblick, ich muß noch eine Frage an Sie thun, die mir nur ein Kantianer beantworten kann. Einen Menſchen als Sache erwerben iſt doch dem Rechte der Menſchheit widerſtreitend?

K.

Allerdings.

W.

Das iſt doch ein nothwendiges Princip a priori.

K.

Unſtreitig.

W.

Wenn aber, „indem die eine Perſon von der „andern gleich als Sache erworben wird, dieſe gegenſeitig wieder jene erwirbt; ſo gewinnt ſie wieder „ſich ſelbſt und ſtellt ihre Perſönlichkeit wieder her *).“ Dieß iſt doch auch, nach Kantiſcher Theorie, ein unbedingtes Princip a priori?

---

*) Kants Rechtslehre, S. 108.

K.

O ja! In der Ehe geſchieht dieſes. — Wie kommen Sie jetzt darauf?

W.

Iſt, nach Kant, dieſer Satz ein unbedingtes Princip a priori, ſo muß er ihn nicht nur in Rückſicht auf die Ehe, ſondern auch in jeder Rückſicht für wahr annehmen, und wer ſeiner Theorie folgt, muß in jedem Fall darauf bauen können; das leugnen Sie nur nicht.

K.

Ich wüßte aber nicht welcher Fall, außer der Ehe, auf dieſen Satz könnte angewendet werden.

W.

Wir wollen ſehen! Iſt nicht „der Erwerb eines Gliedmaßes am Menſchen zugleich Erwerbung der ganzen Perſon, — weil dieſe eine abſolute Einheit iſt *)?“

K.

Allerdings! Kant ſagt es an eben dem Orte ausdrücklich.

W.

Wird nicht aber deswegen — nach Kants Lehre — durch den bloßen Genuß des Geſchlechtsgliedes einer Perſon andern Geſchlechts, dieſe ganze Perſon erworben? Denn, dies Eine Glied,

---

*) Ebend.

(nicht weil es ein Geſchlechtsglied, ſondern überhaupt, weil es ein Glied iſt,) indem es ſich mit dem Körper der Einen Perſon vereinigt, zieht — nach Kants Lehre — die Erwerbung der ganzen Perſon deßwegen nach ſich, weil dieſe Perſon eine abſolute Einheit iſt.

K.

Das verlange ich nicht zu leugnen; denn Kants Theorie des Eherechts könnte ſonſt nicht beſtehen.

W.

Wer alſo durch Erwerb eines Gliedmaßes am Menſchen deſſen ganze Perſon erwirbt, thut Unrecht?

K.

Das verſteht ſich! Wie können Sie ſo fragen?

W.

Wenn aber durch gegenſeitige Erwerbung eines Gliedmaßes zwey Perſonen ſich zwar als Sache erwerben, aber eben dadurch ihre Perſönlichkeit wieder herſtellen, ſo iſts auf dieſe Art doch erlaubt, Gliedmaßen eines andern und eben dadurch ſeine ganze Einheit der Perſon zu erwerben?

K.

In der Ehe geſchieht dieſes und iſt da erlaubt.

W.

Nochmals! was nach einem Princip *a priori* erlaubt iſt, muß allgemein erlaubt ſeyn; denn, nach Kant, ſind ja die nothwendigen Erkenntniſſe a priori allgemeingültig. Es muß alſo dieß auf jede **Perſon** und jedes **Organ** gelten; denn bloß auf die Geſchlechtsorganen kann dieſes nicht gehen. Kant erfordert die **Zeugung** nicht zur Rechtmäßigkeit der Ehe [*]). Er betrachtet alſo die Geſchlechtsorganen nicht in ſofern ſie ein lebendiges Weſen hervorbringen können, ſondern in ſofern ſie ſich vereinigen und in ſofern durch die **Vereinigung**, ſeiner Meinung nach, ein **Erwerb der Perſon** geſchiehet; was er alſo von dieſen Organen ſagt, muß er von jedem Gliedmaß gelten laſſen. Er macht keine Ausnahme, ſondern redet **unbedingt** „vom Erwerb eines **Glied-** „**maßes am Menſchen** [**])," und aus dieſem ſeinen **allgemeinen Satze** folgert er etwas über die „Hingebung und Annehmung eines Geſchlechts zum Genuß „des andern." Nicht wahr alſo, es iſt einerley **welches Gliedmaß** man erwirbt, um die abſolute **Einheit einer Perſon** zu erwerben.

K.

Vergebliche Fragen! Gliedmaß iſt Gliedmaß, ſobald es ein ganzes Gliedmaß iſt. —

W.

So wird alſo doch mit dem **ganzen** Gliedmaß die **ganze Perſon** erworben! Nicht wahr? Alſo, wenn Tagliacotius einer Perſon ein Stück aus der Hinterbacke ſchnitt, um einer andern Perſon davon eine Naſe zu machen; ſo, meinen Sie, wäre die Hinter-

---

[*]) Rechtslehre, S. 107.

[**]) Ebend. S. 108. Man ſehe auch oben S. 8;

backenperſon von der Naſenperſon **nicht erworben** worden, weil die Hinterbacke ungeachtet des ausgeſchnittenen Stücks noch ein Gliedmaß blieb. Oder meinen Sie, ſie bliebe kein Gliedmaß?

K.

Wie können Sie doch ſolche Poſſen treiben!

W.

Ich treibe nicht Poſſen, wenn ich als Philoſoph von einem Gliedmaß rede, ſo wenig wie der Anatomiker Tagliacotius Poſſen trieb, wenn er aus einem Stück des Geſäßmuskels wirklich eine Naſe machen konnte. Ueberdieß, in einer Theorie worin behauptet wird, daß es **nicht moraliſch ſchuldlos** ſey wenn man ſeine abgeſchnittene Haare verkaufe,*) und daß es **partialer Selbſtmord** ſey ſich einen Zahn auszuziehen um ihn einer andern Perſon einzupflanzen, iſt dergleichen Frage nicht allzukleinlich. Wenn Kants Theorie behauptet; man verliere mit **Einem** Gliedmaß ſeine **ganze Perſon**, ſo iſts nothwendig, ja wichtig, zu unterſuchen was ein **Gliedmaß** ſey und was nicht. Glauben Sie mir, die Frage vom Hintern könnte vielleicht denjenigen von einem partialen Selbſtmorde retten, der ſeinen Zahn in einen fremden Mund verpflanzt.

K.

Das ſind ja immer noch Poſſen über Poſſen.

W.

Ganz und gar nicht; es iſt ein Stück **theore-**

---

*) Kants Tugendlehre S. 73.

tiſcher Tugendlehre! Ich glaube hier die Worte **Organ** und **Gliedmaß** für gleichbedeutend annehmen zu dürfen; denn Kant ſelbſt nennt die Geſchlechtsgliedmaßen **Geſchlechtsorgane**. Die Hinterbacke iſt ein Gliedmaß, ein Organ des Menſchen das zum Gehen und Sitzen dient. Wenn man nun aus dieſem Gliedmaß ſo viel ausſchneidet, als nöthig iſt, um einem andern eine Naſe davon zu machen, der einer Naſe bedürftig iſt, ſo dient das Gliedmaß immer noch, die organiſchen Functionen des Gehens und Sitzens auszuüben, wie unter andern eine alte Frau in Voltairens Candide zeigt, der beynahe eine ganze Hinterbacke fehlte. Nun mag freylich eine ganze Hinterbacke abzuſchneiden — wie Kant ſich ausdrückt — nicht ganz ſchuldfrey ſeyn, weil es doch alsdann mit dem Gehen und Sitzen etwas mißlich wird; aber wenn nur ein Stückchen von der Größe einer Naſe aus einer Hinterbacke geſchnitten wird; ſo bleibt ſie ein Gliedmaß des Körpers, zu allen organiſchen Functionen zum Sitzen und Gehen noch geſchickt.

K.

Nein! Es iſt nicht erlaubt das geringſte Stück aus dem Hintern zu ſchneiden. Sie haben ja ſelbſt eben aus Kant angeführt, daß die Perſon des Menſchen eine **abſolute Einheit** iſt.

W.

Aber Kant erlaubt ja: „abnehmen zu laſſen, „was zwar ein **Theil**, aber nicht ein **Organ** des

„Körpers iſt, z. B. die Haare, — wenn es nur „nicht des äußern Erwerbs wegen geſchieht *).“ Freylich mag Gott und Kant wiſſen, wie es zugeht, daß eine Perſon eine abſolute Einheit bleibt, und ſich doch einen ihrer Theile abnehmen läßt. Eine ſolche Perſon wird ſodann „ein Ganzes,“ das nicht „alle ſeine Theile hat.“

K.

Sie kleben immer am Sinnlichen. Der homo noumenon iſt eine abſolute Einheit.

W.

Alſo wäre der homo noumenon ein Ganzes das einige ſeiner Theile entbehren kann? Vielleicht! Sie wiſſen, nach Kant iſt Noumenon „ein problematiſcher Begriff von einem Gegenſtand der ſelbſt „ein Problem iſt“ **). Wir wollen uns darüber nicht ſtreiten. Aber der homo phaenomenon iſts doch der ſich die Haare abnimmt. Das ſollte „der homo „noumenon nicht leiden;“ denn dieſem problematiſchen Begriff iſt der homo phaenomenon, „der doch wahrlich nicht ein bloßer Begriff iſt, am wenigſten ein problematiſcher,“ ſogar zur Erhaltung anvertrauet.“ ***) — Ich weiß nicht von wem, vermuthlich von Kant, der die Verſtandesweſen in ſeine Ordnung gebracht hat und gar wohl bemerkt, daß dabey eine Täuſchung ſchwer zu vermeiden *) ſeyn werde.

---

*) Tugendlehre, S. 73.

*) Kritik der reinen Vernunft. S. 343.

**) Tugendlehre. S. 73.

K.

Das iſt auch wahr. Sie, der Sie nicht den wahren Begriff von den Kategorieen, von den Anſchauungsformen Raum und Zeit und von der Sinnlichkeit haben, werden ewig in dieſen ſubtilen Begriffen ſich täuſchen.

W.

Darin täuſche ich mich aber gewiß nicht, daß der homo phaenomenon ſich in Raum und Zeit die Haare oder das Stück aus dem Hintern abnehmen läßt. Warum erlaubt ihm Kant ſich die Haare vom Kopfe abnehmen zu laſſen? Weil er glaubt, der Kopf könne ohne die Haare alle ſeine organiſche Functionen verrichten, weil die Haare ein Theil aber kein Organ ſeyen. Eben ſo, ein Stückchen ſo groß wie eine Naſe aus der Hinterbacke geſchnitten, hindert die Hinterbacke nicht, alle ihre organiſche Functionen zu verrichten, alſo mag es Tagliacotius unbedenklich ausſchneiden, „wenn es derjeni„ge der es ſich ausſchneiden läßt, nur nicht zum „äuſſern Erwerb beabſichtigt." Es kann unmöglich untugendhafter ſeyn, ſeinen Nächſten mit einer Naſe zu verſorgen, der eine Naſe nöthig hat, als mit einer Perücke; ſobald beides ohne äuſſern Erwerb geſchieht, und geſchähe etwa gar beides aus reiner Pflicht, — ſo iſt — nach Kants Princi-

---

*) Kants Kritik der practiſchen Vernunft. S. 305.

pien — das Naſengeben noch moraliſcher; denn Sie werden einſehen, daß es eine ſtärkere Entſagung der ſinnlichen Neigung iſt, ſich aus reiner Pflicht ein Stück aus der Hinterbacke ſchneiden zu laſſen als ſich die Haare abzunehmen.

K.

Aber dieß iſt erlaubt; und daß jenes erlaubt ſey, kann ich noch nicht recht glauben.

W.

Nicht glauben? Das Stückchen Hinterbacke iſt ja Theil dieſer Backe, wie das Haar des Kopfes und eben ſo gut daran zu entbehren.

K.

Doch iſt ein Stückchen Fleiſch kein Haar, welches allerdings abzuſchneiden erlaubt iſt. Mich wundert, daß Kant dieſe dunkele Frage nicht unter die vielen caſuiſtiſchen Fragen geſetzt hat, die er in ſeiner Tugendlehre anfuhrt, ohne ſie zu entſcheiden; denn er würde hier vielleicht ſelbſt zweifelhaft ſeyn. Aber Sie wollten ja vorher mit dem Ausſchneiden aus dem Hintern das Verbrechen vertheidigen, das derjenige begeht, der ſich einen Zahn ausziehen läßt um ihn in die Kinnlade eines andern zu verpflanzen. Wie hängt denn nun das damit zuſammen?

W.

Sehr natürlich. Denn das ganze Gebiß iſt ein Organ, nicht der einzelne Zahn der nur ein Theil davon iſt, ohne welchen das ganze Gebiß die organiſchen Functionen des Beiſſens und

Kauens noch eben ſo gut verrichten kann, als die Hinterbacke, ohne die vom Tagliacotius ausgeſchnittene Naſe, noch alle organiſche Functionen des Gehens und Sitzens verrichtet.

K.

Dennoch iſt beides unerlaubt; denn der Zahn iſt ein integrirendes Stück des Gebiſſes, ſo wie das Stückchen ein integrirendes Stück der Hinterbacke iſt.

W.

Und ſo wie das **Haupthaar** und **Barthaar** ein **integrirendes** Stück des **Hauptes**. Wäre es das nicht, ſo müßte Gott lauter Kahlköpfe und Milchkinne geſchaffen haben. **Kant** verbietet ausdrücklich **nur***): „ſich eines integrirenden Theils als „**Organs** zu berauben, oder ſich zu **verſtümmeln**." Alſo rechnet er die **Haare** nicht für **Organe**. Sehr willkürlich in der That; denn kein Phyſiologe wird ihm zugeben, daß die Haare **gar keinen organiſchen Nutzen** hätten. Alſo kann ſeine Erlaubniß die Haare abzuſchneiden nur darauf beruhen, daß der organiſche Werth der Haare, in ſofern ſie ein Theil des Kopfes ſind, ein minimum iſt, da bey deren Entbehrung der Kopf dennoch in allen ſeinen **organiſchen Functionen** fortfahre; und ſo iſt auch der organiſche Werth eines einzelnen Zahns, als eines bloßen Theils des ganzen Organs ein minimum, da das Gebiß, ohne ihn, noch alle ſeine

---

*) Tugendlehre. S. 73.

Functionen verrichtet. Daher iſts eine willkürliche inconſequente Tugendlehre die das Haar abzuſchneiden erlaubt und aus dem Verpflanzen des Zahns in eine andere Kinnlade Selbſtmord machen will. Aber da Sie, als ein treuer Schüler Ihres ſubtilen Lehrers, das Zahnverpflanzen für einen partialen Selbſtmord halten, ſo ſagen Sie mir doch unmaßgeblich: Iſt nicht der todt der ſich ermordet hat?

K.

Freylich wohl!

W.

Wenn ſonſt jemand eine Art vom partialen Selbſtmord begeht, wofern man es ſo heißen will; wenn ſich z. B. jemand freywillig die Hoden ausſchneidet, um ein Sänger zu werden, oder ſich einen Daumen abhackt, um nicht Recrute zu werden: ſo ſind doch die Hoden oder der Daumen weiter nicht organiſch brauchbar. Wie kommts denn, daß bey dem partialen Selbſtmorde des Zahnverpflanzens der Zahn in der fremden Kinnlade anwächſt, und alle Functionen eines lebenden Zahnes thut? Ja ſogar wenn der Menſch dem der Zahn genommen iſt, hernach ſtirbt, ſo lebt der Zahn noch fort. Er iſt alſo ermordet, aber doch nicht todt.

K.

Er iſt todt für denjenigen welcher den Zahn, ſeinen integrirenden Theil, hat verpflanzen laſſen;

denn der hat dadurch „über ſich als bloßes Mittel zu „ihm beliebigen Zweck diſponirt, hat die Menſchheit „in ſeiner Perſon (homo noumenon) abgewürdigt, „hat das Subject der Sittlichkeit an ſeiner Perſon „zernichtet, folglich die Sittlichkeit ſelbſt, ſo viel an „ihm iſt, aus der Welt vertilgt“*).

W.

Das alles wegen eines todten Zahns der nicht todt iſt! Es wäre ſogar zu verſuchen, ob der nur relativ todte Zahn noch abſolut lebendig zu machen wäre. Ich will einmal mit Ihnen ex concessis diſputiren. Nicht wahr, Sie und Kant halten den Zahn für ein Gliedmaß? Kant behauptet aber, wie ich oben anführte, daß „der Erwerb *Eines* „*Gliedmaßes zugleich Erwerb der ganzen Perſon* iſt.“ Alſo, wer von einem andern einen Zahn erwirbt und in der Kinnlade behält, hat doch dieß Glied wohl noch viel gewiſſer *erworben*, als der welcher das Geſchlechtsglied einer andern Perſon mit dem ſeinigen nur auf wenige Minuten vereinigt hat. Wenn nun dieſer durch die kurze Vereinigung des Geſchlechtsgliedes die *ganze Perſon* wegen ihrer *abſoluten Einheit* erwirbt, ſo *erwirbt* derjenige welcher den Zahn eines andern in ſeiner Kinnbacke *beſtändig behält*, noch viel gewiſſer die *ganze Perſon*, welcher der ganze Zahn zugehört hatte.

K.

Allerdings, und eben deßwegen iſts unerlaubt einen Zahn verpflanzen zu loſſen, weil derjenige der ihn verliert ſich dadurch zur Sache macht, die Menſchheit in ſeinem homo noumemon herabwürdigt; und derjenige der den Zahn in ſeine Kinnlade verpflanzen läßt, ſündigt auch, indem er einen Menſchen als Sache braucht und nicht nur den Zahn, ſondern auch den ganzen Menſchen erwirbt.

---

*) Kants Tugendlehre. S. 73.

W.

Erwirbt er ihn? Wie ſo? Braucht er ihn nunmehr beſtändig zum Werkzeuge?

K.

Ja wohl! Der Zahn des andern muß ihm ja nun Zeitlebens beiſſen und käuen helfen.

W.

Der Zahn wohl, — aber doch nicht der ganze Menſch, deſſen ganze Perſon mit den Gliedmaßen des Zahns erworben werden ſoll. Wird denn nun der Menſch A, der den Zahn verloren hat, ein Sclav des Menſchen B, der den Zahn empfing?

K.

Das nun wohl nicht.

W.

Er iſt doch deſſen erworbene Sache. Muß B, ſo wie ſeinen Hund, auch den A Zeitlebens füttern?

K.

Wer wird das behaupten!

W.

Wer eine lebendige Sache erwirbt, muß ſie erhalten. Oder darf etwa B den A abſchlachten wie ein Schaaf?

K.

Gott behüte!

W.

Was iſt denn ſonſt das Reſultat des Erwerbens? Muß etwa, des Zahns wegen, A von B ſich zu allem brauchen laſſen; muß er beſtändig um ihn ſeyn; muß er in B Viehſtalle ſchlafen, wenn dieſer es verlangt?

K.

Das kann und wird B nicht verlangen!

W.

Und hat ihn doch erworben? Mit dem was ich erworben habe, mache ich was ich will, ſo wie A, wenn er für ſeinen Zahn tauſend Thaler von B empfängt, dieſe tauſend Thaler gewiß erworben hat und damit macht was er will. Hätte B mit dem Zahne auch den ganzen A erworben, ſo müßte er ja auch mit ihm thun können was er wollte. Oder iſt dieß nicht; ſo hätte Kant abermal mit ernſthafter Mine eine große Thorheit geſagt, und das leere Hirngeſpinſt: „daß der Erwerb eines Gliedmaßes am „Menſchen der Erwerb der ganzen Perſon ſey," für ein Rechtsprincip der reinen Vernunft ausgegeben. Iſt dieſer Satz aber nicht wahr, wie er unſtreitig nicht wahr iſt: ſo kann, wie Sie vorher Selbſt geſtanden haben, auch Kants Eherecht nicht beſtehen, deſſen Hauptſtütze iſt, daß durch den

Genuß eines Gliedes — das nicht einmal beſtändig an dem andern Körper bleibt — die ganze Perſon erworben werde.

K.

Der Satz iſt aber wahr! Kants Eherecht iſt eine ſublime Theorie; und Sie verſtehen nicht was Sie reden!

W.

Gemach! Gemach! Werden Sie doch nicht zornig! Der Zorn iſt eine ganz heteronomiſche Neigung! Beſonders ein Kantianer ſollte ihn durch den moraliſchen kategoriſchen Imperativ der Maxime des allgemeingültigen Geſetzes bändigen. Sehen Sie, ich will nachgebender ſeyn. Wir wollen Kants Eherecht noch ſtehen laſſen; vielleicht könnte dadurch der arme A von dem partialen Selbſtmorde und der unbedachtſame B von dem Verbrechen mit einem Zahn einen ganzen Menſchen zur Sache gemacht zu haben, entbunden werden.

K.

Durch Kants Eherecht? Was das nun wieder für eine Träumerey iſt?

W.

Keine Träumerey, ſondern eine ganz natürliche Folge aus Kants Principien. „Mann und Weib „erwerben ſich" — nach Kant — „durch den Ge„nuß ihrer Geſchlechtsglieder als Sache," nicht weil es Geſchlechtsglieder ſind, denn von denen hat Kant gar nicht insbeſondere gehandelt, ſondern überhaupt, weil es Gliedmaßen ſind, wie es Kant ausdrücklich ſagt. Aber „weil ſie ſich gegenſeitig erwerben, ſo gewinnen ſie wiederum ſich ſelbſt, und „ſtellen ihre Perſönlichkeit her.“ Nun iſt mein Vorſchlag: A laſſe ſich einen Zahn ausziehen und B zugleich auch, in eben dem Augenblicke verpflanzen die Zahnärzte den Zahn B in die Kinnlade A und den Zahn A in die Kinnlade B — es verſteht ſich, „alles „ohne Beabſichtigung zum äußern Erwerb“ — ſo gewinnen A und B ihre Perſönlichkeit augenblicklich wieder, keiner hat einen partialen Selbſtmord begangen und keiner den andern zur Sache gemacht.

K.

Sie nehmen aber da einen Fall an, der ſich nicht immer ſo findet.

W.

Hat nicht Kant angenommen, daß der Zahn nicht wackelt; daß er kein Ueberzahn und nicht löcherricht iſt, und das findet ſich auch nicht immer. Ich nehme einen beſtimmten Fall an und frage Sie, ob nicht in demſelben A und B ihre Perſönlichkeit wieder erworben haben, und von allem partialen Selbſtmorde freygeſprochen werden müſſen, wenn anders Kants Eherecht auf einem allgemeingültigen Princip a priori beruhet.

K.

Es iſt wirklich ein bedenklicher Fall, der wenigſtens die Schuld ſehr zu vermindern ſcheint. Kant hätte ihn wohl unter die caſuiſtiſchen Fragen noch einrücken ſollen! Ich wünſchte, ich könnte darüber an ihn ſchreiben, ſo wie über die Frage von des Tagliacotius Naſenſtück. Uebrigens gefällt es mir, daß Sie nun Kants Eherecht einmal in etwas annehmen.

W.

Nicht in etwas, ſondern in dieſem Falle ganz und gar Denn nun müſſen nach dieſem Eherechte A und B in einem Hauſe wohnen, mit einander eſſen, müſſen Gemeinſchaft der Güter haben in ſo fern es die ſtatutariſchen Rechte ihres Landes beſtimmen, müſſen ihr Hausweſen gemeinſchaftlich führen; und wenn A von B oder B von A wegläuft, ſo iſt der der Eine berechtigt, den Andern in ſeine Gewalt zurückzubringen; kurz ſie müſſen in der Ehe leben, auch wenn unter A und B eines nicht ein Weib und das andere ein Mann wäre.

K.

Was das nun wieder für ausſchweifende Dinge ſind!

W.

Natürliche Folgen von Kants Principien. Mann und Weib machen ſich durch Mittheilung ihrer Geſchlechtsorganen zu Sachen, nicht beſonders weil es Geſchlechtsorganen, ſondern weil es Organen ſind, weil jeder mit Erwerb des Einen Gliedmaßes des andern ganze Perſon erwirbt; aber weil es gegenſeitig geſchieht, ſtellen ſie ihre Perſönlichkeit wieder her. Daraus ſchließt Kant: es folge, wenn ſie dieſes thun wollen; „ſo müſſen ſie ſich nach „**Rechtsgeſetzen der reinen Vernunft** nothwen„dig **verehelichen.**" Das heißt: Sie müſſen in einem Hauſe wohnen, mit einander eſſen, ihr Hausweſen gemeinſchaftlich führen, ihre Güter gemeinſchaftlich haben, in ſo fern es in ihrem Wohnorte Rechtens iſt; und wenn einer davon ſich verläuft, ſo iſt der andere berechtigt ihn in ſeine Gewalt zurückzubringen. Da alſo A und B ſich wechſelſeitig ihre Zähne, von Kant Organe genannt, mitgetheilt haben, ſo haben ſie ſich zu **Sachen** gemacht; weil es aber gegenſeitig geſchah, ihre **Perſönlichkeit wiederhergeſtellt**; daher müſſen ſie nach Rechtsgeſetzen der Kantiſchen reinen Vernunft ſich „noth„wendig **verehelichen**"; das heißt, gemeinſchaftliches Hausweſen führen ꝛc. Daß ſie ſich nicht beyſchlafen können, da nicht einer Mann und der andere Weib iſt, thut nichts zur Sache. Der Beyſchlaf iſt zur Ehe ſo wenig weſentlich als das Kinderzeugen. Das Kantiſche **Mann und Weib** haben dadurch daß ſie ſich ihre Organe mittheilen wollen, nach reinen **Rechtsgeſetzen** ſich nothwendig verehelichen müſſen; und ſo mögen ſie beyſchlafen, (wenn ſie wollen, das reine Rechtsprincip ſagt nichts darüber) da ihre **Verpflichtung zur Verehelichung** aus der Mittheilung der Geſchlechtsorganen, ihren Urſprung nahm. A und B ſind, nach reinem Rechtsprincip, zur Ehe verpflichtet, durch die freywillige Mittheilung ihrer Zähne, und ſo mögen ſie Zeitlebens in Gemeinſchaft beißen und käuen. Beyſchlaf iſt zu ihrer Ehe noch weniger nöthig, da die Verpflichtung dazu nicht durch Mittheilung der Geſchlechtsorgane entſtand. Es iſt alſo eine unmittelbare Folge der Kantiſchen Theorie vom Eherechte und vom partialen Selbſtmorde, daß eine Ehe unter Mann und Mann beſtehen, und die reine Verpflichtung dazu, ohne alle Gemeinſchaft der Geſchlechtsorgane, durch die gegenſeitige Mittheilung der Zähne entſpringen kann.

K.

Nein! das iſt nicht auszuhalten! Ich mag nun über den Inhalt von Kants Rechtslehre und Tugendlehre kein Wort mehr mit Ihnen wechſeln. — leben Sie wohl, oder leben Sie nicht wohl, wie Sie wollen.

Neuntes Geſpräch.

Von den Pflichten gegen Gott, und über den künſtlichen Vernunftgebrauch.

Wolff.

Sie waren neulich ſehr böſe und wollten mit mir über den Inhalt von Kants Rechtslehre und Tugendlehre kein Wort mehr wechſeln. Heute ſehen Sie ruhiger aus. Wollen wir nicht wenigſtens über das ſprechen was nicht in Kants Tugendlehre ſteht?

Kantianer.

Was nicht darin ſteht? Wie ſo?

W.

Bisher wurde in allen Tugendlehren auch von den Pflichten gegen Gott gehandelt. Herr Kant iſt, ſo viel ich weiß, der erſte der dieſes Capitel aus ſeiner Tugendlehre ganz weggelaſſen hat. Finden Sie daß er wohl daran gethan hat?

K.

Allerdings. Wenn er conſequent ſeyn

wollte, ſo konnte er dieſe Gattung von Pflichten nicht in ſeine Tugendlehre aufnehmen. Nach der Theorie die er von dem menſchlichen Erkenntnißvermögen aufſtellte (und die er und ich, wie Sie leicht denken können, für die einzig wahre halten), läßt ſich das Daſeyn Gottes theoretiſch nicht beweiſen, und alle Beweiſe die die berühmteſten ältern und neuern Philoſophen davon gegeben haben, ſind — genau betrachtet — nichts als **Trugſchlüſſe**. Das was man das Daſeyn Gottes nennt, iſt nichts als eine **Vernunft-Idee**, die aber keine **objective Realität** hat. Sie werden zugeben daß es gegen eine bloße Idee keine Pflichten geben kann.

W.

O ja! das gebe ich gern zu; aber die **Kantiſche** Theorie wodurch bewieſen werden ſoll, daß unſere Idee von Gott eine **bloße Idee** ſey und daß ihr auſſer uns nichts Reelles entſpreche, kann ich nicht ſo leicht zugeben. Dieſe ſonderbare Theorie gegenwärtig zu prüfen, würde Sie und mich zu weit führen. Auch haben es bereits Männer gethan, die zwar Herrn **Kant** an metaphyſiſcher **Dichtungskraft** (merken Sie es wohl **Dichtungskraft**); aber gewiß nicht an **Scharfſinn, Schlußkraft und Richtigkeit des Verſtandes** nachſtehen. Es iſt hier nur die Frage, ob Herr **Kant** auch in dieſem Punct ſeinem Syſtem durchgängig getreu geblieben iſt.

K.

Das hoffe ich.

W.

Wie hat denn Herr Kant, wenn er keine Pflichten gegen Gott ſtatuirt, in der vorher angeführten Stelle von dem Selbſtmorde*) ſagen können, daß dieſer als Uebertretung ſeiner Pflicht gegen Gott betrachtet werden könne?

K.

Das geſchah nur in einer Parentheſe.

W.

So! in einer Parentheſe darf ſich ein Philoſoph wohl widerſprechen? —

K.

Und dann ſagt ja Hr. Kant nur, daß der Selbſtmord ſo betrachtet werden könne, nicht daß er es wirklich ſey. Er ſagt ausdrücklich**): „Alle unſere Pflichten müſſen als göttliche Gebote „(inſtar derſelben) angeſehen und einem göttlichen, „a priori gegebenen Willen gemäß gedacht werden." Die Pflicht in Anſehung Gottes (eigentlich der Idee, welche wir uns von einem ſolchen Weſen machen) iſt Pflicht des Menſchen gegen ſich ſelbſt, d. i. nicht objective Verbindlichkeit zur Leiſtung gewiſſer Dienſte an einen andern, ſondern nur ſubjective zur Stärkung der moraliſchen Triebfeder in unſerer eigenen geſetzgebenden Vernunft.

---

*) Kants Tugendlehre. S. 72.

**) S. 181.

W.

Demnach gäbe es doch Pflichten in Anſehung der Idee von Gott? Hätte nicht Herr **Kant** hieraus die **Liebe**, die **Ehrfurcht** und mehrere andere Pflichten gegen Gott herleiten können? — Er hat ja ſonſt Gewandtheit genug zu dergleichen **Accommodationen** erzeigt, z. B. in ſeiner **Religion innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft**, wo er das ganze proteſtantiſche kirchliche Lehrſyſtem und zwar nach ſeiner alten Form, welche ſelbſt die aufgeklärteſten und gelehrteſten proteſtantiſchen Theologen längſt verlaſſen haben, ſeiner Philoſophie anzupaſſen und das Kirchenſyſtem aus ſeiner Philoſophie ſogar zu demonſtriren ſuchte, welches wahrlich keine geringe Kunſt mag erfordert haben.

K.

Er hat in ſeiner **Tugendlehre** nicht **unredlich** handeln wollen. Eine **Idee** iſt eben doch kein reelles **Weſen**: gegen eine Idee giebts keine Pflichten. Hätte Herr Kant in ſeine Tugendlehre ein beſonderes Capitel von den **Pflichten gegen Gott** eingerückt: ſo hätten vielleicht ſelbſt ſeine Anhänger etwas dawider geſagt. Eben wegen der **Religion innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft**, die ihm ſehr verdacht worden iſt, durfte er es dem gelehrten Publicum doch nicht gar zu arg machen.

W.

Ich will dieſe Aufrichtigkeit des Herrn **Kant** dahingeſtellt ſeyn laſſen. Hätte er ſich aber nicht auf eine andere Art helfen, und Pflichten gegen Gott, ja ſogar eine Art von Gottesdienſt annehmen können, auf den Fall daß ein Gott ſey. Er wirft ja in einer Anmerkung*), wo von dem Eyde die Rede iſt, die Frage auf: „ob nicht ein Eyd möglich und „geltend ſey, da man nur auf den Fall daß ein „Gott ſey (ohne wie Protagoras, darüber etwas „auszumachen) ſchwöre“; und er ſetzt hinzu: „in „der That mögen wohl alle redlich und zuleich mit „Beſonnenheit abgelegte Eyde in keinem andern „Sinne gethan worden ſeyn.“ Kann man nun ſchwören auf den Fall daß ein Gott ſey; ſo, ſcheint es, könnte man wohl auch beten auf den Fall daß ein Gott ſey, ohne darüber etwas auszumachen; und man handelte hiebey noch dazu, nach Herrn Kants Meynung, als ein redlicher und beſonnener Menſch.

K.

Beten iſt nicht ſchwören. Der Eyd gehört zur Rechtsverwaltung im Staate. Wir haben ſchon genug über die Materie geſprochen: ich laſſe mich nicht mehr darauf ein.

W.

Aber nun entſteht eine andere Frage, ob nicht Herr Kant, nach ſeinen anderwärtigen Grundſätzen, das Daſeyn Gottes, wenigſtens in moraliſcher

---

*) S. 180.

Hinſicht annehmen ſollte. Durch ſein bekanntes moraliſches Argument für das Daſeyn Gottes hat er ja mehr beweiſen wollen als die bloße Idealität von Gott. Er ſagt ausdrücklich, die practiſche Vernunft leiſte hierin etwas, das aller theoretiſchen Vernunft unmöglich ſey*). Nun führt uns aber dieſe zwar auf die Idee, aber nicht auf die objective Wirklichkeit. Was leiſtet denn nun die practiſche Vernunft, wenn ſie uns zu weiter nichts, als zu einer idealiſchen Gottheit führt?

K.

Die practiſche Vernunft führt uns eigentlich auch nicht auf die objective Wirklichkeit von Gott, ſondern ſie ſchaft, „nur der Idee Bedeutung als „dem oberſten Princip des höchſten Guts, — aber „nur vermittelſt des moraliſchen Geſetzes, und auch „bloß in Beziehung auf daſſelbe.“ Ob aber ein ſolches Weſen wirklich und objectiv da iſt, das muß auch ſie dahin geſtellt ſeyn laſſen.

W.

Auf ſolche Art hat die Kantiſche practiſche Vernunft eben nicht viel mehr als die theoretiſche geleiſtet. — Es befindet ſich aber in Herrn Kants Tugendlehre eine Stelle, worin das Daſeyn Gottes auf eine ganz poſitive Art, und zwar aus theoretiſchen Gründen behauptet wird, welches nach ſeinen anderwärtigen Behauptungen eigentlich unmöglich ſeyn ſollte. Jn dem Bruchſtück eines moraliſchen Katechismus (das mir übrigens recht wohl gefallen hat), läßt er einen Lehrer folgende Frage an ſeinen Schüler thun*):

---

*) Critik der practiſchen Vernunft, S. 140.

„Hat die Vernunft wohl Gründe für ſich, eine „die Glückſeligkeit nach Verdienſt und Schuld der „Menſchen austheilende, über die ganze Natur ge„bietende und die Welt mit höchſter Weisheit regie„rende Macht, als wirklich anzunehmen, d. i. an „Gott zu glauben?" — worauf der Schüler antwor„tet: „Ja; denn wir ſehen an den Werken der Na„tur, die wir beurtheilen können, ſo ausgebreitete „und tiefe Weisheit, die wir uns nicht anders als „durch eine unausſprechlich-große Kunſt eines Welt„ſchöpfers erklären können, von welchem wir uns „denn auch, was die ſittliche Ordnung betrift, in der „doch die höchſte Zierde der Welt beſteht, eine nicht „minder weiſe Regierung zu verſprechen Urſache ha„ben: nämlich daß wenn wir uns nicht ſelbſt der „Glückſeligkeit unwürdig machen, welches durch Ueber„tretung unſerer Pflicht geſchieht, wir auch hoffen „können, ihrer theilhaftig zu werden."

K.

Was wollen Sie weiter? Hier verbindet ja Herr Kant den theoretiſchen, von der Ordnung und Zweckmäßigkeit in der phyſiſchen Welt hergenommenen Beweis mit dem moraliſchen Argument für das Daſeyn Gottes (welches ich Sie wohl zu bemerken bitten muß) er fängt mit dem theoretiſchen Beweis an, und ſchreitet zum moraliſchen fort.

---

*) S. 171.

W.

Das iſt alles ſehr gut: wenn nur Herr Kant an andern Orten nicht das Gegentheil ſagte. So heißt es in ſeiner Vernunftkritik: „Die Moraltheologie hat den eigenthümlichen Vorzug vor der ſpeculativen, daß ſie unausbleiblich auf den Begriff eines einigen allervollkommenſten und vernünftigen Urweſens führt, worauf uns ſpeculative Theologie nicht einmal aus objectiven Gründen hinweiſet, geſchweige uns davon überzeugen konnte.“ läßt ſich etwas Stärkeres gegen die theoretiſche Vernunft ſagen, als: ſie weiſe uns nicht einmal auf ein vernünftiges Urweſen hin? Und wie läßt ſich dieſe Stelle mit der in der Tugendlehre vereinigen? — Noch mehr! In dem angeführten Bruchſtück eines moraliſchen Katechismus ſagt Herr Kant, daß die theoretiſche ſowohl als die practiſche Vernunft hinlängliche Gründe haben, einen allmächtigen Weltſchöpfer und einen höchſtweiſen Weltregierer als wirklich anzunehmen. Hingegen in ſeiner Kritik der Urtheilskraft heißt es ausdrücklich *): „daß wir aus der Zweck-

---

*) Kants Kritik der Urtheilskraft, S. 403 bis 405.

„mäßigkeit der Natur auf keine unendliche Intelligenz „ſchließen können; — daß uns die phyſiſche Teleologie zwar allenfalls auf einen **Kunſtverſtand** (der„gleichen auch bey den Thieren angetroffen werde) „aber auf keine Weisheit führe.“ Eben ſo ſagt Herr **Kant** in ſeiner Vernunftkritik: daß „der von „der Zweckmäßigkeit der Natur hergenommene Be„weis allenfalls auf einen **Weltbaumeiſter**, aber „nicht auf einen **Weltſchöpfer** führe.“ In dem katechetiſchen Bruchſtück hingegen heißt es, daß die ausgebreitete und tiefe Weisheit in den Werken der Natur nicht anders als durch eine unausſprechlichgroße Kunſt eines **Weltſchöpfers** ſich erklären laſſe. — Da haben Sie einen neuen Beweis, daß Ihr Lehrer in ſeinen Schriften nicht conſequent iſt.

K.

Bemerken Sie, daß die letztern Worte in einem katechetiſchen Geſpräch zwiſchen einem Lehrer und ſeinem Schüler (vielleicht einem Knaben von zwölf Jahren) ſtehen. Da iſt die **Accommodationsmethode** erlaubt. — Hernach muß man bey einem großen Philoſophen nicht auf die einzelnen Sätze, die hin und wieder in ſeinen Schriften vorkommen und ſich etwa widerſprechen mögen, ſondern auf den **Geiſt ſeiner Philoſophie** ſehen; und dann wird man ſchon alles übereinſtimmend finden, wenn man es mit dem rechten Geiſt der kritiſchen Philoſophie lieſet.

W.

Es ſcheint nicht, daß widerſprechende Sätze, durch den Geiſt, nicht widerſprechend gemacht werden können. Ich wenigſtens bin wohl zufrieden, daß man jede einzelne Sätze meiner Philoſophie vergleiche, und wenn einer dem andern widerſpricht, ſo mag man einen oder beide für falſch halten. Aber was iſt denn der Geiſt? Man hat doch nie von dem Geiſte des Euclides, und eben ſo wenig von dem Geiſte der Leibnitziſchen Philoſophie geſprochen. Wie kommt es denn, daß man ſeit einiger Zeit ſo viel von dem Geiſte der Kantiſchen Philoſophie ſpricht?

K.

Vielleicht daher, weil das gegenwärtige Zeitalter geiſtreicher iſt, als das Ihrige und das Zeitalter des Euclides.

W.

Wenn man aber in der Kantiſchen Philoſophie den Geiſt findet, den Fichte und Schelling darin gefunden zu haben glauben und der gewiß nicht Kants Geiſt iſt? —

K.

Nicht Kants Geiſt? Kants Geiſt ruht zehnfach auf Fichten, auf dem vortreflichen Mann! Den ſind Sie gar nicht im Stande nur zu verſtehen, geſchweige zu beurtheilen.

W.

Nun gut! wenn Sie es beſſer wiſſen, ſo ſchaffen Sie den Kant ab, und bleiben Sie bey Fichten, deſſen Philoſophie mag wohl die Sache noch kürzer abmachen. Sie ſagten neulich, Fichte hätte Kanten unendlich übertroffen*), das mag vielleicht ſeyn. Kant poſtulirt zwar viel; indeß meint er doch noch, es wäre für die ſogenannten **Poſtulate der reinen Vernunft**, wenigſtens „eine Deduction der Rechtmäßigkeit**)“ nöthig: aber **Fichtens ſich ſelbſt ſetzendes Ich** ſoll, wie ich höre, „**durch ſich ſelbſt einleuchten*****)“ ohne weitern Beweis, und man darf alſo ſeine Vernunft dabey nicht brauchen.

K.

Wohl muß man ſeine Vernunft dabey brauchen, Sie verſtehen nur nicht, wie man ſie gebrauchen ſoll. Da Sie doch wohl die Wiſſenſchaftslehre nicht ſtudieren werden, ſo leſen Sie, um einen deutlichen Begriff davon zu haben, wenigſtens eine vortrefliche Recenſion davon, die nun nach drey Jahren endlich in der vortreflichen **Jenaiſchen Litteraturzeitung******) erſcheinet, nachdem wir ſo lange geſeufzt haben, zu wiſſen, was die litteraturzeitung, wo immer der köſtlichſte Schatz der kritiſchen Philoſophie niedergelegt ward, über Fichtens neue Erfindung ſagen würde.

---

*) S. oben S. 125.

**) Kritik der reinen Vernunft, S. 186.

***) S. Reinholds Auswahl vermiſchter Schriften II. B. S. 360.

****) Allgem. Litt. Zeitung 1798 No. 5 bis 9.

W.

Und hat Sie drey ganze Jahre warten laſſen! Es mag ihr wohl ſchwer geworden ſeyn ſich zu entſchließen, wie das Ding anzugreifen wäre. Tantae molis erat Salanam condere thesin! Nun! Wie muß man denn, nach Anleitung der litteraturzeitung, ſeine Vernunft bey Fichtens Schriften brauchen?

K.

Dieſe Schriften erfordern nicht einen **bloß natürlichen**, ſondern einen **künſtlichen** Vernunftgebrauch, daß Sie es nur wiſſen. leſen Sie ſelbſt! Da werden Sie auch beſtätigt finden daß ich Recht hatte zu ſagen, Kant werde von Fichten unendlich übertroffen.

W. — lieſet *).

„Die Ueberzeugungen des bloß natürlichen Ver-
„nunftgebrauches ſetzen das Selbſtbewußtſeyn
„und die **Erfahrung** als Thatſachen voraus; und
„laſſen daher die **Möglichkeit** dieſer Thatſachen,
„(die bey jenem Vernunftgebrauch aus der bloßen
„Wirklichkeit geſchloſſen wird) **unbeſtimmt**. Der

---

*) A. a. O. S. 45.

„philoſophiſche Vernunftgebrauch ſoll die be-
„ſtimmte Möglichkeit aufſtellen, und die durch die
„Unbeſtimmtheit im Denken jener Thatſachen ent-
„ſtandenen Mängel und Fehler in den natürli-
„chen Ueberzeugungen aufheben. Die kritiſche
„Philoſophie, welche ebenfalls jene Thatſachen vor-
„ausſetzt, und die urſprünglichen und natürli-
„chen Begriffe von denſelben bloß entwickelt, ſtellt
„daher auch nur die logiſch beſtimmte Möglich-
„keit, oder das deutliche Bewußtſeyn des be-
„ſtimmten Inhalts jener Thatſachen auf; und
„dieſe Philoſophie iſt eben darum, zwar ein in ſeiner
„Form gereinigtes und ergänztes, aber kein
„ſeinem Inhalt nach reines Wiſſen. Die rein-
„wiſſenſchaftliche Philoſophie iſt nur in ſofern
„möglich, als ſie die, von jenen Thatſachen und
„den natürlichen Begriffen derſelben ſchlechthin
„unabhängige — folglich durch ſich ſelbſt be-
„ſtimmte Möglichkeit derſelben feſtſetzt. Sie
„kann dieſes nur durch einen Vernunftgebrauch lei-
„ſten, der von den Thatſachen, auf welche der natür-
„liche als ſolcher unaufhörlich reflectiren muß, gänz-
„lich abſtrahirt, und der eben darum nur ein künſt-
„licher ſeyn kann." Was muß das für ein künſtli-
cher Vernunftgebrauch ſeyn? Ich habe doch auch
viel abſtrahirt, und alle Philoſophen thaten es, aber
keiner hat noch gefunden daß dadurch aus dem na-
türlichen Vernunftgebrauch ein künſtlicher würde.
Sagen Sie mir doch, wie iſt denn der künſtliche

Vernunftgebrauch beſchaffen vermittelſt deſſen man ſich von Fichtens Wiſſenſchaftslehre überzeugt?

K.

„Es iſt der, wodurch man die ſchlechthin „nothwendigen durch ſich ſelbſt beſtimmten „Handlungen des menſchlichen Geiſtes" erkennen lernt, „die eben darum nur durch abſolute Freiheit „oder das Vermögen der abſoluten Beſtim„mung aufgeſtellt werden, und keinen andern Er„klärungsgrund als dieſen haben können *)." So kommt man zur reinen Gewißheit wiſſenſchaftlicher Philoſophie.

W.

Das iſt künſtlich genug! Aber was ſteht denn da? **) Es heißt ja: „Iſt die Wiſſenſchaftslehre eine „getroffene Darſtellung der nothwendigen Handlun„gen des menſchlichen Geiſtes: ſo iſt ſie ſelber ſchlecht„hin gewiß und infallibel. Aber daß ſie eine ſolche „Darſtellung iſt, läßt ſich keineswegs ſtreng „beweiſen." Nun merke ich, der künſtliche Vernunftgebrauch beſteht darin, daß man nicht ſtreng beweiſen kann, aber doch ſeiner Sache gewiß iſt und alle andere für Unwiſſende ſchilt, welche ohne richtigen Sinn und ſtrengen Beweis die neue infallible

---

*) A. a. O. S. 44.

**) S. 45.

Lehre nicht annehmen wollen! (Er blättert in der Recenſion.)

K.

Ars non habet oſorem niſi ignorantem!

W.

Sagen Sie nichts wider die Unwiſſenden! Da ſteht ja in der Recenſion: Sie und alle Ihres Gleichen wären höchſtunwiſſende Menſchen.

K.

Wie? Was? Wer ſagt das?

W.

Ihr großer Lehrer Fichte *) ſagt: „Kein einziger unter Kants zahlreichen Nachfolgern hat bemerkt, wovon eigentlich geredet werde. Kant „iſt bis jetzt ein verſchloßnes Buch, und was man „aus ihm herausgeleſen hat, iſt gerade dasjenige, „was in ihm nicht paßt, und was er widerlegen „wollte.“ Da haben Sie Ihre Abfertigung.

K.

Darin hat Fichte nun Unrecht. Der Recenſent ſagt's ihm auch: „Ungeachtet man die kritiſche „Philoſophie aus dem höheren Standpunkte der „wiſſenſchaftlichen beſſer verſtehen, und nur

---

*) A. a. O. S. 69. aus Fichtens und Niethammers philoſoph. Journal, 1ſtes Heft S. 2 und 4.

„durch ihn ihre ſchlechthin letzten Gründe kennen lernen kann: ſo kann dieſelbe gleichwohl auch „ſelbſt aus dieſem Standpunkt wieder mißverſtanden werden, wenn man über ihn ihren eigenthümlichen aus den Augen verliert, jenen unmittelbar in ſie ſelbſt hineinträgt, und ſie nur durch „ihn allein überhaupt für verſtändlich erklärt."

M.

Da werden wir wieder verwirrt! Es ſcheint nicht daß der künſtliche Verſtandesgebrauch die Philoſophie deutlicher macht. Wie iſt das? Man ſoll die kritiſche Philoſophie durch die wiſſenſchaftliche beſſer verſtehen lernen, und Fichte trägt doch ſeinen, d. h. einen unrechten Sinn in die kritiſche Philoſophie, verſteht alſo Kanten nicht richtig, und berühmt ſich doch niemand habe Kanten verſtanden als er. Wie können wir nun wiſſen ob der Recenſent oder Fichte die Vernunft künſtlich recht gebraucht hat? Nach gerade kommt es mir vor, als wären mehrere kritiſche Recenſionen in der Jenaiſchen Litteraturzeitung für jeden vernünftigen Menſchen, der ſeine Vernunft natürlich braucht, ein verſchloſſenes Buch. Man lieſet und lieſet, und weiß oft nicht ob man Jacob Böhmen lieſet oder ob ſolche Recenſenten ihre Leſer zum Beſten haben wollen. Durch Fichten, behauptet dieſer, lerne man Kants Philoſophie beſſer verſtehen, und er ſagt doch: Fichte ſelbſt mißverſtehe ſie. Fichte behauptet: „Sein Syſtem ſey kein

„anderes als das Kantiſche *).“ Der Recenſent, der auſſer der Kantiſchen und Fichtiſchen keine Philoſophie für Philoſophie halten will, ſagt dagegen, Fichtens Wiſſenſchaftslehre und Kants Kritik ſind ſich weſentlich entgegengeſetzt und eben deshalb wird durch beide wahre Philoſophie aufgeſtellt. Iſt das nicht unverſtändlich oder verkehrt?

K.

Schämen Sie Sich mir ſolch ungereimtes Zeug weiß machen zu wollen. Da müßte ja der Recenſent Fichten beſchuldigen, er verſtehe weder ſeine eigene Wiſſenſchaftslehre noch Kants Kritik, wenn er das Verhältniß beider zu einander ſo ganz unrichtig beurtheilen könnte.

W.

Da leſen Sie ſelbſt **). Sehen Sie zu ob nicht der künſtliche Vernunftgebrauch gefunden hat? daß Fichtens Wiſſenſchaftslehre eben ſo weiß iſt wie Kants Kritik, weil und in wiefern ſie ſchwarz iſt!

K. (lieſt.)

„Die Kantiſche Kritik und die Fichtiſche „Wiſſenſchaftslehre müſſen ſich durch die Ver-

---

*) A. a. O. S. 65.

**) S. 13.

„gleichung ihrer Eigenthümlichkeiten um ſo mehr aufhellen, da ſie auch darin einzig in ihrer Art ſind, daß durch beide wahre Philoſophie, und zwar darum und in ſofern aufgeſtellt wird, weil und in wieferne ſie einander weſentlich entgegengeſetzt ſind.“

W.

Nun was ſagen Sie, macht nicht der künſtliche Vernunftgebrauch, indem er nicht ſtrenge beweiſet, die Philoſophie noch dunkler?

K. (Wirft ihm die Zeitung vor die Füße, nimmt ſeinen Stock und Hut und geht ab, ohne etwas zu erwiedern.)

Druckfehler.

Seite 14 Zeile 14. ſt. geſchützt l. geſchätzt.
— 54 — 6. ſt. von vorn l. gegen die Gebote von vorn.
— 65 — 16. ſt. feinerm l. feinſten.
— 67 — 3 von unten ſt. unſere l. unſerer.
— 145 — 11 das Wort ſubjective wird ausgeſtrichen.

Ueber meine gelehrte Bildung, über meine Kenntniß der kritiſchen Philoſophie und meine Schriften dieſelbe betreffend, und über die Herren Kant, J. B. Erhard, und Fichte.

Von
Friedrich Nicolai.

Eine Beylage zu den neun Geſprächen
zwiſchen Chriſtian Wolf und einem Kantianer.

Berlin und Stettin.
1799.

Vorbericht.

Nothwehr entſchuldigt Selbſtlob! — ſagt Leſſing *).

Ich will mich nicht ſelbſt loben; aber Nothwehr zwingt mich von mir ſelbſt zu reden, damit man mir nicht ferner vorwerfe, — ohne mich zu kennen — ich hätte urtheilen wollen,

---

*) Schriften, XIter Theil, S. 19.

ohne einmal zu wiſſen wovon die Rede ſey. Können unparteyiſche Leſer dieſen Vorwurf gegründet finden, nachdem ſie dieſe Schrift geleſen und mit meinen vorigen Schriften verglichen haben; ſo mag er mich treffen.

Durch dasjenige, was ich in verſchiedenen Schriften über die **Mißbräuche** welche mit der **kritiſchen Philoſophie** und der ſogenannten **Wiſſenſchaftslehre** getrieben werden, freymüthig ſagte, erregte ich den Unwillen der Anhänger derſelben. Einige von ihnen, — und mit ihnen Herr Kant ſelbſt — nahmen die Mine an, als ob ich darüber gar nicht mitſprechen dürfe, vielleicht weil ſie mich für einen **unzünftigen** gelehrten **Bönhaſen**, oder höchſtens für einen Beleſprit ohne gründliche Studien anſahen. Die nachfolgende Erzählung wird zeigen, daß ich mich von der früheſten Jugend an, ungeachtet ich keine Univerſitätserziehung genoſſen habe, aus innerm Triebe, ernſthaft mit den Wiſſenſchaften, und beſonders mit der ſpekulativen Philoſophie beſchäftigte.

Es mag wohl ſeyn, daß es Leute giebt die ſich keinen Begriff zu machen wiſſen, wie man viele Jahre lang einen unauslöſchlichen Durſt nach wiſſenſchaftlichen Erkenntniſſen aller Art bloß durch dieſe Erkenntniſſe ſelbſt ſtillen könne, ohne zu ſorgen, daß man dadurch Aufſehen mache, Anſehen und Aemter erhalte, oder doch wenigſtens beſondern Ruhm damit zu erwerben ſuche, und welche daher, wenn ſie dieſes bey jemand nicht finden, im Voraus ſchließen, daß wohl jenes auch nicht vorhanden ſeyn werde. Desgleichen mögen ſich wohl viele Leute keinen Begriff machen können, daß man die Spekulation ſehr lieben und während ſeiner Lebenszeit trachten kann, die verſchiedenſten Arten der Spekulation kennen zu lernen, ohne von der Wichtigkeit der neuen Reſultate der Spekulation eine ſo große Meinung zu haben als ſie. Denn gemeiniglich wollen die Spekulanten gern geſchwind fertig ſeyn; ſie glauben ſogleich die äußerſten Gränzen der menſchlichen Erkenntniß erreicht zu haben, ſobald nur ihre erfundene oder erlernte Demonſtration oder Deduktion fein ſyſtematiſch ausgeſponnen iſt. Sie zeigen ſich ſodann als wichtige Leute, und damit ſind ſie fertig; erinnern ſich aber gemeiniglich nicht, daß Streben nach Wahrheit den eigentlichen Werth der Spekulation ausmacht, und daß die abſolute objektive Wahrheit von der beſchränkten menſchlichen Erkenntniß ſo weit entfernt liegt, daß eine auch nur unmerkliche Annäherung dazu dem unparteyiſchen Wahrheitsfreunde wohl des Anſtrengens während ſeiner ganzen Lebenszeit werth ſeyn kann.

Es ſcheint mir nothwendig, ehe ich weiter gehe, vorläufig etwas von meiner frühern gelehrten Bildung zu erzählen, damit man deutlicher einſehe, wie ich dazu gekommen bin, mich vom J. 1756 an ſehr viel mit der ſpekulativen Philoſophie zu beſchäftigen, vom J. 1783 an die kritiſche Philoſophie zu ſtudiren, endlich ſogar etwas über ihren Mißbrauch zu ſchreiben; und was eigentlich mein Zweck bey dieſen Schriften war. Zwar iſt's eine mißliche Sache, öffentlich von ſich ſelbſt zu reden, und noch mehr, wenn man mit einer Ausführlichkeit von ſich reden muß welche natürlich nicht jeden Leſer intereſſiren kann; man wird aber zuweilen in die Lage geſetzt es thun zu müſſen: ſo wie man zuweilen auch plumpe Angriffe einer umſtändlichen Antwort würdigen muß, damit die Partey welche das Wort am lauteſten führt, nicht fortfahre zu wähnen, man verdiene, bloß mit Hohnſprechen abgefertigt zu werden. Denn es giebt Leute, die billig nicht zu den ganz gemeinen gehören ſollten, welche ſich einbilden: wenn man ſtillſchweigt, traue man ſich nicht etwas zu ſagen, ſondern ſtecke den wohlverdienten Wiſcher beſchämt in die Taſche; und dann werden ſie noch größer, zu ihrer eigenen Schande. Es kann alſo auch der Gegenpartey nöthig und nützlich ſeyn, daß die Art und der Grad ihrer Unbilligkeit genauer auseinander geſetzt werde; zumal wenn davon Gelegenheit genommen werden kann, vernachläſſigte Wahrheiten zum Beſten der deutſchen Litteratur dem Publikum wiederholt an's Herz zu legen, und den ſchreyenden Mißbrauch der Sophiſtereyen, welche endlich alle geſunde Vernunft aus Deutſchland zu vertreiben drohen, deutlicher auseinander zu ſetzen. Dieſes iſt bey dieſer Schrift noch mehr mein Zweck als alles übrige, noch mehr als alles was mich ſelbſt angeht. Wenn ich von mir ſprechen muß, geſchieht es nur hauptſächlich deswegen, zu zeigen, daß ich hier wohl berechtigt bin über Mißbräuche zu urtheilen, weil ich nichts verabſäumt habe um den rechten Gebrauch kennen zu lernen.

Wenn ich hier nicht bloß von meiner Bildung zur ſpekulativen Philoſophie, ſondern auch von meiner erſten gelehrten Bildung überhaupt handele, und dabey zuweilen bis auf einen gewiſſen Detail gehe; ſo könnte ein alter Mann, im Falle er über ſeine Jugendjahre, durch die Erinnerung an mit Mühe überſtandene Schwierigkeiten, etwa allzu redſelig würde, vielleicht ſchon auf einige Nachſicht der billigen Leſer rechnen. Ich will auch auf dieſe Nachſicht keinesweges Verzicht thun; denn ich fühle ſehr wohl, daß, wenn man von ſich ſelbſt umſtändlich öffentliche Nachricht giebt, es ſchwer iſt, dem Verdachte der Selbſtgefälligkeit zu entgehen, oft am ſchwerſten, wenn man ſo offenherzig von ſich ſpricht als ſpräche man zu ſich ſelbſt, auch dann, wenn man ſich bewußt iſt, mit höchſter Unparteylichkeit bey der Beurtheilung ſeiner ſelbſt verfahren zu haben. Ich will mich hier zeigen, ſo wie ich war und wie ich bin; und da können Nebenumſtände, welche beym erſten Anblicke gar geringfügig ſcheinen möchten, auf den Gang der Bildung eines jungen Menſchen einen wichtigen und bleibenden Einfluß gehabt haben. Deßhalb erzähle ich hier auch, wie ich meine Denkkraft überhaupt entwickelte, wie ich Sprachen lernte, wie ich Kenntniſſe erwarb, welche von der ſpekulativen Philoſophie weit entfernt zu ſeyn ſcheinen. Eben durch meine frühe Aufmerkſamkeit auf Studien, welche in die wirkliche Welt führen, und weil ich beſtändig im thätigen Leben herumgetrieben wurde, modificirte ſich meine Neigung zur Spekulation dergeſtalt, daß ich niemals Erfahrung und Weltkenntniß vernachläſſigte und verachtete, wie viele unſerer neuen Spekulanten zu thun pflegen.

Aus dieſer frühen Vereinigung von Kenntniſſen ſehr verſchiedener Art wird man erklären können, warum ich, ſo ſehr ich die feinſte und ſubtilſte Abſtraktion in ihrer Art ehre, und den ſcharfſinnigen Männern Gerechtigkeit widerfahren laſſe, welche ſich damit beſchäftigen, dennoch dabey nie die Betrachtung der Gegenſtände in concreto aus der Acht ließ. Daraus wird ferner erhellen, wie ich um ſo eher auf den Gedanken habe kommen können (den ich freylich mit mehrern ältern Philoſophen gemein habe), daß ohne Verbindung dieſer beiden Arten der Betrachtung keine wahre Philoſophie Statt finden könne, und daß ich daher auch jetzt die durch die kritiſche Philoſophie eingeführte Manier alles, ſelbſt die Gegenſtände der Sinnenwelt, ausſchließlich nach vonvornigen und abgezogenen Ideen zu beurtheilen, für allzueinſeitig und unzweckmäßig halte. Sollte indeß dieſe **ausſchlieſſende Einſeitigkeit**, wenn auch weder zum ächten Zwecke der Philoſophie noch zum wahren Wohle des menſchlichen Geſchlechts, dennoch zur ſpitzern Scharfſinnigkeit der vonvornigen Theorie durchaus nöthig ſeyn; ſo ſieht man die Quelle meines Irrthums. Ich will ſodann da ſtehen zur Warnung für jeden vonvornigen Philoſophen, daß er ſich ja nicht auf die Erkenntniß der Dinge in dieſer Sinnenwelt anders als oberflächlich einlaſſe, weil allerdings, je genauer ſie erkannt werden, deſto mehr der Spitzfindigkeit jeder vonvornigen Theorie etwas abgehen mag. Es ſind zwar mehrere ganz geſcheute Leute der Meinung, man gewinne von der andern Seite wieder ſehr viel durch die Mannichfaltigkeit der Erkenntniſſe, und durch die verſtändigere Beurtheilung der Gegenſtände in dieſer ſublunariſchen Welt, in ſo fern ſie, ganz ohne formale Principien, gar gut neben einander beſtehen, und in feiner empiriſcher Ordnung auf einander und aus einander folgen. Aber freylich, — die allgemeine Stimme der kritiſchen Schulgelehrten ruft uns zu, daß dies, wenn auch gleich vollkommen richtig, dennoch gar nicht gründlich gedacht ſey, und daß man in formaler Einſeitigkeit, in gänzlicher Abſtraktion von allem Empiriſchen, viel ungeſtörter philoſophiren, und ſelbſt über das Empiriſche ſehr viel unumſchränkter gebieten könne! —

Ich lernte in den Schulen zu Berlin und Halle — gleich allen meinen Zeitgenoſſen — nichts als lateiniſche und griechiſche Wörter, wunderbar zuſammengeknetet in alle Prädikamente einer pedantiſchen Grammatik. Es ward deklinirt, konjugirt, exponirt, analyſirt, phraſeologiſirt, und wer weiß was mehr; auch ward uns die lateiniſche Proſodie aufgegeben, ſo daß wir bald wußten lateiniſche Verſe zu ſkandiren, und, nach der Elle, dergleichen ſelbſt zu verfertigen. Dabey lernte ich ein Bißchen Geſchichte aus Hübners Fragen oder Curas Hiſtorie, (beide in Fragen und Antworten, die wir auswendig herſagten) ehe ich einigen Begriff hatte was Menſchen und Staat ſind, mit einer undeutlichen Chronologie, ehe ich wußte wie man Zeit abmißt, und auch nur einen Begriff von der Berechnung Eines Jahres hatte. Dabey ward nebenher eine ganz unverſtändliche verkehrte Geographie gelehrt, von Spanien und Aſien und Nubien und Paläſtina; oder von der Mark Brandenburg ward ſo viel als nichts geſagt. Auch wurden uns nicht die geringſten mathematiſchen oder phyſikaliſchen Begriffe von der Erdkugel gegeben. Ich wußte weiter nichts von der Erde überhaupt, als daß vier Welttheile wären, und daß eine Landcharte von Europa vor mir lag, von der ich auf Befragen, warum ſie ſo bunt wäre, die Nachricht erhielt, jeder bunte Fleck zeige ein anderes Königreich oder Kaiſerthum an. Nun wußte ich weiter nicht was ein König oder ein Kaiſer für ein Ding ſeyn möchte, als daß in Rom, nach Aufhebung der Republik — (welches Wort für mich auch ein bloßes Wort war, ob ich gleich aus Nieuportii Ritus Romanorum recht fein auf viele Fragen antworten konnte) — zwölf römiſche Kaiſer im erſten Jahrhunderte geweſen wären, welche ich namentlich herzuſagen verſtand; und ſodann lernte ich zu Hauſe die Könige von Juda kennen, wovon mir die Phyſiognomie des Königs Joſias in einer alten Wittenbergiſchen Bibel, woraus ich meinem Vater täglich vorleſen mußte, beſonders intereſſant war. Ueberdies hörte ich in der Schule zu Berlin einigemal beyläufig, daß der König von Frankreich, vor ſechzig bis achtzig Jahren viele ſeiner Unterthanen der Religion wegen aus Frankreich gejagt hätte, welche nunmehr in Berlin wären; daß der Pater la Chaiſe Schuld daran geweſen, ohne daß ich wußte was ein Pater ſey; und daß der franzöſiſche Marſchall Luxemburg bucklicht geweſen, und einen Bund mit dem Teufel gehabt hätte, welches uns der Profeſſor der Geſchichte ganz ernſthaft erzählte; doch mag es auch wohl im **Hübner** oder **Curas** ſchon geſtanden haben. Außerdem erfuhren wir auch noch, daß der König von Preußen viel Schlachten gewönne, aber ohne daß ich recht wußte, wie das zuginge; nur ſo viel war in unſerer Schule allgemein bekannt, daß die ungariſchen Inſurgenten und Tolpatſchen häßliche Menſchen wären; was aber Inſurgiren heiße, wußten wir nicht.

Ich ſaß wirklich in einer großen lateiniſchen Schule zu Berlin — welche jetzt ganz anders und zweckmäßig eingerichtet iſt, — ſchon in einer Klaſſe Klein-Prima genannt, ohne eben viel mehr zu wiſſen; denn das Aufſteigen in den Klaſſen geſchah ausſchließend nach der Kenntniß des Lateiniſchen, und mir ward von Jugend auf das Lernen aller Sprachen ſehr leicht. Dazu lernte ich noch in Halle die Rechenkunſt, ohne alle mathematiſche Begriffe oder Beweiſe, dagegen aber recht künſtlich. Hätte man uns allenfalls mit dem Rechnen mit unbenannten Zahlen beſchäftigt, und unſere noch kindiſche Gemüther etwa auf Eigenſchaften und ſonderbare Verhältniſſe der Zahlenreihen aufmerkſam gemacht, z. B. auf die Pyramidalzahlen und magiſchen Quadrate, ſo möchte es noch eine, wenn gleich nur mechaniſche, Verſtandesübung geweſen ſeyn. Aber man ſchritt nicht nur gleich zum Rechnen mit benannten Zahlen, ſondern quälte uns, ohne daß uns der geringſte mathematiſche Begriff vom Grunde des Rechnens wäre gegeben worden, mit künſtlichen Rechnungsexempeln, welche nur auf beſondere Geſchäfte im gemeinen Leben anwendbar ſind; gab uns aber keinen vorläufigen deutlichen Begriff von dieſen Geſchäften. Daraus entſtand alſo keine Uebung, ſondern vielmehr eine Verwirrung des Verſtandes, und bey einem jungen Menſchen, in welchem ſchon in der erſten Jugend ein Trieb zur deutlichen Erkenntniß liegen mochte, entſtand ein wahrer Ekel gegen alles was Rechnen war. Ich lernte indeß nicht nur die Regula de Tri Inverſa und Multiplex in ſeinen benannten Zahlen und Brüchen, ſondern auch, ebenfalls in benannten Zahlen, die kurioſen Regeln Falſi und Cöci, desgleichen die kaufmänniſchen Regeln Thara und Fuſti, und ich konnte wirklich Fakturen von Waaren Netto und Brutto ausführlich berechnen, ehe ich wußte was Waaren wären, wie ſie abgeſendet würden, und wie ſie verderben könnten. Aber an das viel nöthigere Rechnen aus dem Kopfe dachte niemand.

Außerdem lernte ich in Halle in der Schule des Waiſenhauſes beten, und würde auch nach damaliger Stimmung das Heucheln gelernt haben, wenn ich die geringſte natürliche Anlage dazu gehabt hätte. Vor allem ward in Berlin und in Halle oft widerholt, wer nicht gut Lateiniſch lerne, ſey ein deutſcher Michel.

Ich armes Kind wußte nicht wozu ich die lateiniſchen Worte ſo mühſam zuſammendrehen und ausdrehen ſollte. Es mag das mühſame Exponiren und Analyſiren, und, wie es weiter heißt, uns unbewußt, zur beſſern Kenntniß der Sprache auch in der Folge einigen Nutzen hinterlaſſen haben. Aber man beſchäftigte uns mit nichts als damit, und ſo mußte das Lateiniſche, und mit ihm alles Studiren, gerade den hellſten und fähigſten Köpfen zuerſt, ſehr widerlich werden. Die Bücher, woraus die lateiniſchen Wörter genommen waren, den Cornelius, Curtius und Juſtinus, konnte ich, vermöge meiner natürlichen Fähigkeit, ſehr bald geläufig leſen und leidlich verſtehen; nur wenn ich ſie nun geleſen hatte, wußte ich nicht was damit zu machen wäre; und die Hiſtorie und Geographie, und das Rechnen war mir nun vollends ganz unintereſſant, weil ſie, vermöge der Methode wie ich ſie lernen mußte, lauter fremdartige und oft unverſtändliche Begriffe enthielten. Ich ward daher allem Studiren herzlich gram, ungeachtet mich mein Bruder, der ein gelehrter Student in Halle war, oft verſicherte, das Studiren wäre eine vortreffliche Sache, nur die Studirenden handelten aus Edelmuth, und die Unſtudirten bloß aus Liebe zum Gewinne; wovon er aber unſern Vater ausnahm, welcher, wie er ſagte, von Jugend auf in Wittenberg gelebt hätte, und vom Profeſſor Schurzfleiſch, aus Irrthum, beynahe wäre zum Magiſter gemacht worden.

Um ſo viel mehr war ich nach ein Paar Jahren Aufenthalts in Halle ſogleich bereit, dem Willen meines Vaters zufolge und weil es die Lage unſers Hauſes erforderte, das mir gehäſſige Studiren aufzugeben, um die Buchhandlung zu erlernen.

Vorher lernte ich noch in Halle anderthalb Jahre lang ziemlich fleißig das Griechiſche, weil der Lehrer, Namens Stein, ein ſehr guter und ſanfter Mann war, der die Worte des Neuen Teſtaments — denn mehr als das Neue Teſtament hatten wir nicht — ſehr gut zu erklären, und durch allerley Bemerkungen und Beyſpiele, Aufmerkſamkeit und einiges Nachdenken bey uns zu erwecken wußte. Als dieſer Mann die Schule verließ, und ihm ein heulender pietiſtiſcher Pedant folgte, verließ ich auch das Griechiſche *). Ich hatte ſchon

---

*) Es war damals in Halle unter Lehrern und Schülern ein allgemein angenommenes Axiom: ein Theologe müſſe Hebräiſch und Griechiſch lernen, ein Medikus Griechiſch, ein Juriſt nur Lateiniſch, doch könne ihm das Griechiſche nicht ſchaden. Ich meldete alſo, aus Haß gegen den Lehrer des Griechiſchen, dem Inſpektor Freylinghauſen, daß ich ein Juriſt werden wolle, (ungeachtet ich weiter nicht wußte was ein Juriſt wäre, als daß ich oft hörte bey den Raufereyen der Studenten auf der Univerſität zögen gemeiniglich die Juriſten den Kürzern gegen die Theologen, weil dieſe beſſer föchten); und bat, mich deshalb des Griechiſchen zu enthe-

in Halle der Verſe viele gemacht, nicht nur lateiniſche ſondern auch deutſche. Denn mein Bruder hatte mir ein paar Bände der **Bremiſchen Beyträge** geliehen, welche ich zwar ſorgfältig im Bettſtrohe verbarg; aber mein Inſpector wußte doch die Bände herauszufinden, und konfiscirte ſie als ſchädlich und weltlich. Selbſt mein Bruder, welcher das Buch als ſein Eigenthum zurückforderte, bekam es nicht; vielmehr ward mir ſeitdem ausdrücklich die Erlaubniß verweigert, meinen Bruder zu beſuchen, welcher auch mich nur ſelten und

ben. Der gute Mann redete mir ſehr freundlich zu: „Liebes Kind! wenn Ihr auch ein Juriſt werdet, ſo könnt Ihr doch, wenn Ihr Griechiſch lernet, das Neue Teſtament im Grundtexte leſen. Ihr wiſſet noch nicht, was das für eine Süßigkeit iſt!" Ich blieb aber dabey, auch dieſer Süßigkeit zu entſagen. — Man hatte für die Schüler aus allen lateiniſchen Klaſſen, von der oberſten bis zur unterſten, welche nicht griechiſch lernen wollten (die man als eine Art von Auskehricht anſah, worauf nicht viel ankäme), um ſie doch irgend womit zu beſchäftigen, während die andern griechiſch lernten, eine Klaſſe verordnet, um Cicero's Reden *curſorie* zu leſen. Man hielt dies curſorie für etwas verächtliches, weil da nur exponirt, nicht aber analyſirt und Phraſes excerpirt wurden. Mir war aber dieſe fortlaufende Lektur, ungeachtet ich keinen rechten Begriff von der Veranlaſſung und dem Inhalte der Reden hatte, äußerſt intereſſant, und ich lernte in dieſer Stunde mehr Latein, und ich bekam mehr Begriffe, als in den beiden vorigen Jahren durch alles Analyſiren. Der Lehrer, welcher, wie ich mich ſehr gut erinnere, beyläufig manches was zu einigem Verſtändniſſe des Textes nothwendig war, aus den Alterthümern und der Geſchichte erläuterte, und uns auch Fragen erlaubte, (welches bey den übrigen despotiſchen Pedanten bey Strafe des Stocks unterſagt war) hieß **Winkelmann**.

verſtohlner Weiſe ſehen durfte. Ich hatte indeß, ungeachtet ich mich kein geringer Poët zu ſeyn dünkte, nie gehört, daß eine Ilias in der Welt wäre. Erſt wenige Monate, ehe ich die Schule des halliſchen Weiſenhauſes verließ, fand ich bey einem Schüler aus Selecta, oder der oberſten Klaſſe, Freyeri Fasciculus poematum graecorum. Darin las ich mit Erſtaunen einige einzelne Stücke aus dem Homer und Theokrit, und ich glaube gewiß, ich wäre in der griechiſchen Klaſſe geblieben, wenn mir Inſpector Freylinghauſen, anſtatt der Süßigkeit des Grundtextes des Neuen Teſtaments, dieſen Fasciculus empfohlen hätte, ſo verkehrt er auch zuſammengeſtoppelt iſt.

Da es nun ausgemacht war daß ich nicht ſtudiren ſollte, ſo hielt man für unnütz mich ferner in der gelehrten Schule zu laſſen, welche meinem Vater ſchon ſo viel Geld unnöthig gekoſtet hatte. Ich ward nach Berlin zurückgehohlt. Damals war eben die Realſchule errichtet worden, ausdrücklich für ſolche die **nicht ſtudiren wollten**. Weil nun noch kein Ort ausgeſunden war wo ich die Handlung lernen könnte, ſo brachte man mich inzwiſchen in die neue Schule in Penſion, in der Meinung, was andere künftige Ungelehrte dort lernen könnten, würde mir auch nicht ſchaden. Das Schickſal hat gewollt daß ich in dem Einen Jahre, welches ich in dieſer nicht gelehrten Schule zubrachte, weit mehr von den Anfangsgründen wahrer Gelehrſamkeit lernte, als vorher in fünf Jahren auf zwey berühmten gelehrten Schulen, und daß hier in mir der Hang zum eifrigen Studiren und zu gelehrten Beſchäftigungen entſchieden erweckt werden ſollte, welcher mich nachher während meines ganzen Lebens nicht verlaſſen hat.

Ich kam in der Realſchule in eine ganz neue Welt. So unintereſſant und unbedeutend mir alles auf den vorigen gelehrten Schulen war, ſo intereſſant und mannichfaltig erſchien mir alles was ich hier lernte; ſo daß ich mich ſchon im erſten Monate vor Freude nicht zu laſſen wußte.

Die **Botanik** ward hier gelehrt, und vom Frühlinge bis in den Herbſt wurden botaniſche Spatziergänge gemacht, die Kräuter, Blüthen und Blätter der Bäume zu Hauſe getragen, getrocknet, in Herbarien verwahret und botaniſch benannt.

Die **Anatomie** lernten wir an Skeletten und aus Kupferſtichen; doch wurden wir auch im Winter ein paarmal auf das Anatomiſche Theater geführt, um an Kadavern von der Lage der Eingeweide und der Subſtanz des Gehirns einen allgemeinen und anſchauenden Begriff zu bekommen.

Die **Oekonomie** lehrte ein ehemaliger Verwalter, welcher uns, die wir nie die Stadt verlaſſen hatten, nicht nur einen uns ganz neuen Begriff von Feldarbeiten machte, ſondern uns auch einigemale nach benachbarten Dörfern führte, wo wir die Ackergeräthſchaften und ihren Gebrauch ſahen, und die Ställe durchwanderten.

Von der **Naturlehre** ward ein allgemeiner Begriff gegeben, und viele Verſuche hinzugefügt. Es waren da eine Luftpumpe, die Vorrichtungen um das Steigen des Waſſers in Röhren von verſchiedener Weite und Höhe zu zeigen, desgleichen Barometer und Thermometer, nebſt andern phyſikaliſchen Inſtrumenten. Die Elektricität war damals noch etwas ganz Neues; doch wurden wir an Orte geführt, wo eine elektriſche Maſchine war, und ſahen die vornehmſten damals bekannten Verſuche. Krügers zu der Zeit ſehr beliebte Naturlehre ward uns zum Nachleſen gegeben.

Wir lernten menſchliche Figuren zeichnen nach Kupferſtichen, nach Gips, und zuletzt einen Monat lang nach dem Leben. Wir wurden angewieſen, architektoniſche Zeichnungen aller Art zu machen, und mußten das ziemlich groſſe

Gebäu

Gebäude der Realſchule ausmeſſen, und daſſelbe nach ſeinen einzelnen Theilen und im Ganzen, in Grundriß und Aufriß bringen, und in's Reine zeichnen.

Vom **Feldmeſſen** ward ein guter Begriff gegeben, und verſchiedenemale auf dem Felde ſelbſt Meſſungen angeſtellt.

Die **Aſtrognoſie** ward gelehrt nach Zimmermanns Koniglobien, und im Winter gingen wir an ſternhellen Abenden aus um die Sternbilder am Himmel zu finden. Wir wurden einigemale aufs Obſervatorium der Akademie geführt, um einen Begriff zu bekommen von aſtronomiſchen Inſtrumenten und von Obſervationen. Das Himmelsſyſtem lernten wir aus Fontenellens Geſprächen kennen, und obſervirten nach unſerer Art die totale Sonnenfinſterniß im J. 1748 nebſt einigen Mondfinſterniſſen.

Die Hauptprincipien der **Mechanik** wurden, nach damaliger Art, ſchon im erſten Anfange der Naturlehre gelehrt, und ſie wurden uns noch ferner aus einander geſetzt, in ſo fern ſie zu den vornehmſten Gewerben nöthig ſind; beſonders wurden von Mühlen aller Art durch Modelle und Beſichtigungen im Großen richtige Begriffe gemacht.

Vorzüglich intereſſant war die **Manufakturenklaſſe.** Derſelben mußten, vermöge einer Königl. Verordnung, die Meiſterſtücke aller Handwerker welche in Berlin Meiſter werden wollten, vorgezeigt werden; und die ganze Klaſſe ward zweymal in der Woche in mancherley in Berlin befindliche Manufakturen und Fabriken herumgeführt, jedoch nach einer gewiſſen Ordnung. Jeder von uns mußte beſchreiben was er geſehen hatte, welches zugleich zur Uebung in der Fertigkeit diente gute und deutliche Aufſätze zu machen. Wo es nöthig war, wurden **Zeichnungen** beygefügt. Während des Jahres meiner Anweſenheit wurden die ſämtlichen Tuch- und Wollenzeug-Manufakturen abſolvirt, vom Waſchen und

Spinnen der Wolle an bis zum Bereiten des Tuchs und dem Appretiren der wollnen Zeuge, desgleichen die Huthmanufaktur, und die Arbeiten der Gold- und Silbermanufaktur von dem Ziehen des Draths an bis zu den Treſſen und Poſamentirarbeiten aller Art.

Dieſe mannichfaltige nützliche Gegenſtände unterhielten natürlich den Geiſt eines jungen lehrbegierigen und nicht unfähigen Menſchen. Sie haben in mir unſtreitig den Beobachtungstrieb und die Aufmerkſamkeit auf menſchliche Beſchäftigungen von aller Art hervorgebracht, welche mich noch im Alter nicht verläßt, zumal da ich die Anfänge dieſer Erkenntniſſe nicht todt bey mir liegen ließ, ſondern ſie, ſo wie ich an Jahren zunahm, ſo viel zu erweitern ſuchte als ich konnte. Es würde indeß wahrſcheinlich nie in mir die beſtändige Neigung zum Nachdenken und zur genauen Zergliederung und deutlichen Beſtimmung der Begriffe, nie der entſchiedene Hang zu allen wiſſenſchaftlichen Erkenntniſſen entſtanden ſeyn, wenn ich in dieſer Schule nicht in den erſten Anfangsgründen der wichtigſten Wiſſenſchaft wäre unterwieſen worden, welche der Grund aller wiſſenſchaftlichen Erkenntniß iſt, in der **Mathematik**. Das wenige, was ich in der kurzen Zeit, bey all meinem Fleiße, davon lernen konnte, würde aber nicht auf mich einen ſo großen Einfluß gehabt haben, wenn ich nicht ſo glücklich geweſen wäre, von einem vortrefflichen Manne dazu angeführt zu werden, nach einer Methode, deren Nutzen ich jetzt noch ſpüre, ob ich mich gleich ſeit ſehr vielen Jahren gar nicht eigentlich mit der Mathematik habe beſchäftigen können.

Dieſer Mann hieß **Berthold**, war damals Lehrer an der Realſchule, und iſt ſchon lange als Prediger auf dem Lande geſtorben. Ich weihe dieſem mir ewig unvergeßlichen Manne hier öffentlich meinen Dank. Er lehrte mich nicht allein die Mathematik. Er las auch mit mir den Virgil und einige Oden des **Horaz**, wobey er mich auf die poetiſchen Schönheiten aufmerkſam machte, er gab mir auch die deutſche Ueberſetzung von **Miltons** verlornen Paradieſe in die Hände, als ein Muſter moderner Poeſie. Ich erinnere mich noch ſehr lebhaft, welchen gewaltigen Eindruck die gigantiſchen Bilder dieſes Gedichts auf meine jugendliche Einbildungskraft machten. Er hielt mich aber geradezu ab, ſelbſt Verſe zu machen. Denn, ſagte dieſer weiſe Mann, die größten poetiſchen Schönheiten ſind ſo daß ſie bey der größten Wirkung höchſt natürlich ſcheinen, daher kommen ſie dem Leſer ganz leicht vor. Da wollen dann, ſagte er, die jungen Anfänger das was ihnen gefällt, gleich nachmachen, und weil ſie es nicht recht verſtehen, glaubt ihre Eitelkeit ſie hätten es gut gemacht, und ſo wird es nie gut. Dieſes prägte er mir durch Horazens Worte ein:

— — ut ſibi quisque
Speret idem, ſudet multum, fruſtraque laboret,
Auſus idem. —

Er rieth daher die beſten Dichter fleißig zu leſen, und mich der Empfindung ihrer Schönheiten zu überlaſſen, aber ſelbſt keine Verſe zu ſchreiben, es wäre denn, daß ſich bey reiferem Alter (ich war im 15ten Jahre) entſchiedenes Talent zur Poeſie zeigte, denn es ſey beſſer gar keine als mittelmäßige Verſe zu machen. Um mir eine gewiſſe gezierte Schreibart abzugewöhnen, welche ich beym Verſemachen erlangt hatte, erfand er das Mittel daß ich ihm eine Zeitlang täglich einen Brief ſchreiben mußte, wovon er mir die Materie, und ſowohl die Perſon des Schreibenden, als deſſen an den geſchrieben werden ſollte, beſtimmte. Bey der täglichen Durchſicht zeigte er mir wo ich wider den Charakter des Schreibenden oder des Brieſempfängers gefehlt hatte. Er übte mich in der Fertigkeit mich in jede der vorgeſchriebenen Charaktere und in die vorausgeſetzte Lage der Sache lebhaft in Gedanken zu verſetzen; eine Uebung, welche ich nachher aus eigenem Triebe lange fortſetzte und die mir großen Nutzen geſchafft hat. Er lehrte mich die Materien ſo ordnen und in ſolche Wendungen faſſen wie ſie auf den Leſer des Briefes der angenommenen Lage nach vorzüglicher wirken konnten, und hauptſächlich ſtrich er mir Alles aus, wo ich hatte ſchön ſchreiben wollen, und verlangte immer daß alles ſo einfach und natürlich ſey, als möglich. Er erweckte in mir die erſten wahren religiöſen Gefühle, ſonderlich auf Spatziergängen, indem er mich auf Gottes ſchöne Welt aufmerkſam machte *), meiner

---

*) Man ſollte ſich zwar in unſerer hochphiloſophiſchen Zeit in Deutſchland (denn alle übrige Länder haben ſich noch nicht à la hauteur des principes de la raiſon pure erheben können) eigentlich ſchämen, daß man noch ſo ſchwach iſt, von der Weisheit, welche wir in allen Gegenſtänden ſehen, auf einen allmächtigen und weiſen Urheber durch eine **Induktion** zu kommen, da Herr Kant ſchon lange zu zeigen geſucht hat, daß ſie nicht gelte. Hingegen verſichert er freylich, wir wären verbunden einen lieben Gott anzunehmen, weil ſonſt ſein neues moraliſches Syſtem nicht vollſtändig ſeyn würde. Ich meines Orts habe nun immer ſo geſchloſſen: Wenn man, um Kants moraliſches Syſtem vollſtändig zu finden, nothwendig eine Idee annehmen muß, wovon uns Kant vorher behauptete, daß wir, weil ſie überſinnlich iſt, **von vorn nichts davon wiſſen und aus der Erfahrung nicht darauf ſchließen können**; ſo iſt Kants moraliſches Syſtem in ſich ſelbſt **mangelhaft und inkonſequent**. Wenn es ſonſt nöthig wäre, kann ich mir mein ganzes moraliſches Syſtem deduciren, ſo daß es mich durch mein ganzes Leben richtig leitet, ohne die Idee von einem höchſten Weſen dazu zu

jugendlichen Einbildungskraft Gott als den Wohlthäter der Menſchen ſchilderte, und daraus die Pflicht der Menſchen gegen einander herleitete ſich durch Geſelligkeit einander wohlzuthun, wie Gott ihnen wohl thue. Ich hatte in Halle viel beten müſſen, und wir wurden beſonders Sonntags von früh um 7 Uhr bis Abends um 6 Uhr mit Gotteswort ununterbrochen vollgeſtopft; aber die mechaniſchen Religionsübungen und die vielen ſchlechten Predigten waren mir höchſt zuwider. Es kam zuweilen eine Art von dunklem religiöſen Gefühle in mich, durch einige ſchöne Kirchenlieder welche ich

brauchen; aber dieſe Idee dringt ſich mir, noch bis jetzt, unwiderſtehlich auf, bey Betrachtung des Weltgebäudes. Dieſe Schwachheit worüber Herr Fichte die Achſeln zucken wird, habe ich mit den größten und einſichtvolleſten Menſchen aller Jahrhunderte gemein. Newton ſagt: „Annon ex *phaenomenis* conſtat eſſe entem, incorporeum, viventem, intelligentem, omnipraeſentem, qui in ſpatio infinito, tanquam ſenſorio ſuo, *res ipſas* intime cernat, penitus perſpiciat, totasque *intra ſe* praeſens praeſentes complectatur?“ Ich will nun, wenn dieſe Meinung unphiloſophiſch iſt, wie die neue deutſche Philoſophie, und beſonders die neueſte, verſichert, ſo unphiloſophiſch bleiben wie **Newton**, welcher das **Weltgebäude** in einem Umfange gekannt und uns auf ſolche Art hat kennen lehren, wie es weder Herr Kant, noch Herr Fichte, noch ich, im Stande geweſen ſeyn würde. Und ſobald mir nur die kritiſche Philoſophie erlaubt eine oberſte verſtändige Urſache aller Erſcheinungen anzunehmen, — das erlaubt ſie aber nicht nur, ſondern behauptet ſogar daß wir nach den Principien unſers Erkenntnißvermögens nicht anders können, (S. Kritik der Urtheilskraft. S. 404) — ſo traue ich mir noch wohl ohne inkonſequent zu werden, eine Menge Schlüſſe und Induktionen; oder, wenn man es ſo nennen will, erlaubte ganz vernünftige in meiner erſten Jugend mit meinem Vater Abends oft hatte ſingen müſſen, und durch Stellen aus den Pſalmen, welche mir bey dem öftern Durchleſen der Bibel nebſt den Büchern der Maccabäer und Jeſus Sirach am beſten gefallen hatten. Aber nichts was ich von Religion wußte, wirkte auf mein Betragen, und wegen der Heucheley welche in Halle mit der Religion verbunden war, haßte ich beynahe dieſe ſo wie jene. Die Aufmerkſamkeit auf die Schönheiten der Natur änderte zuerſt meine Geſinnungen.

Ich wiederhole, Alles was ich bin, wenn ich etwas bin, verdanke ich dieſem vortrefflichen Manne; denn ohne ſeine

Hypotheſen (S. Kants Kritik der prakt. Vernunft S. 251) d. h. vernunftmäßige **menſchliche Vorſtellungen** zu machen, welche mich zuletzt ſicherer auf meine **Pflichten**, wäre es auch nur durch vonhintenige materiale Grundſätze, führen, als jeder noch ſo feſt von vorn **angenommene höchſte kategoriſche Imperativ**, von welchem Herr Kant ſehr naiv ſagt: „**Wir begreifen** zwar nicht die praktiſche unbedingte „**Nothwendigkeit** deſſelben, wir **begreifen** aber doch ſeine „**Unbegreiflichkeit.**" (S. **Metaphyſik der Sitten** S. 128). Was die **Vorſtellung** betrifft, daß Gott der **Wohlthäter** der Menſchen iſt, ſo iſt ſie freylich auch eine **menſchliche Vorſtellung**, ſo wie alles was wir von Gott prädiciren können. Beſonders Herr Fichte, welcher durchaus einen aus der Sinnenwelt **abgeleiteten** Gott läugnet (S. deſſen Appellation S. 60), und welcher durchaus will, es ſolle in **dieſer Sinnenwelt** aus Religion und Moral **kein Genuß** entſtehen, und ſehr ungehalten iſt, und gewaltig auf die ſchilt, welche in dieſem Leben von einem übermächtigen Weſen **Glückſeligkeit** erwarten (S. 67. ff.) wird mich für einen **ſinnlichen fleiſchlichen** Menſchen halten, der „**keine** „**Religion** hat, und **keiner Religion fähig** iſt, für einen „mit ſich **ſelbſt unbekannten Thoren**, welcher einem bö„ſen **Weſen**, welcher dem Fürſten der Welt (S. 66), (mit

Sorgfalt für die Ausbildung meiner ſämtlichen Geiſteskräfte, ohne ſeine Anweiſung zur Mathematik, wodurch ich früh meine Begriffe ordnen und einen aus dem andern herleiten lernten, würde ich wahrſcheinlich, bey meiner Wißbegierde und Fähigkeit leicht zu faſſen, noch mehr in Kenntniſſen herumgeſchweift, und weniger daran gedacht haben, ſie durch Nachdenken auf feſte Punkte zu bringen und mir nützlich zu machen. Ich wäre auch vielleicht, wenn er meinen Geiſt nicht nach ſo richtigen Grundſätzen gebildet hätte, nicht ſo fleißig geworden, oder würde doch nicht ſo richtig meinen Fleiß ge-

---

welchem Namen man ſonſt immer nur den **leidigen Teufel** bezeichnete) welcher einem Gözen (S. 67) dienet, und mich deßhalb für **einen wahren Atheiſten** (S. 67) halten. Das ſind wilde Worte! Indeß mag der arme Tropf immer keine **intellektuale Glückſeligkeit** hier genießen, wenn er nicht will. Wer wird ſich mit einem ſo choleriſchen Manne über die Spanne Zeit worin wir hier leben, zanken wollen! Will er unſere Idee von Gott Gözendienſt nennen, will er ſogar ſagen, wir hätten uns einen **heilloſen Gözen** geſchaffen (S. 67), ſo wäre ihm, außer der Erinnerung an den Gebrauch der Nieſewurz, auch zu bedenken zu geben, daß, da wir in verbis faciles ſeyn müſſen, ein vernünftiger Menſch und beſonders ein Philoſoph nicht **ungebürliche Worte** brauchen muß. Wäre aber auch der Dienſt eines **höchſten wohlthätigen Weſens**, welches die Welt und auch uns hervorgebracht hat, ein Gözendienſt, ſo iſt er denn doch beſſer als der Fichtedienſt, da wir bloß **den Ideen** dienen ſollen, die Er in ſeinem Innern hervorbringt. Daß er ſeine Idee von einer in ihm ſelbſt vorhandenen **moraliſchen Weltregierung** zum Fetiſch macht, darüber iſt wenig zu erinnern, ſie mag noch leicht ſo viel werth ſeyn, als ein **Knochen oder Lappen**, woran bekanntlich gewiſſe Völker auch die **Idee einer Gottheit** hängen.

leitet haben, als ich nachher mir ſelbſt überlaſſen war. Wenigſtens würde ich bald ermüdet ſeyn, mich durch ſo große Schwierigkeiten allein durchzuarbeiten, und wäre vielleicht zu früh mit mir zufrieden geweſen, hätte er mich nicht vom Anfange an geübt an den Reſultaten meines Nachdenkens zu zweifeln, bis ich jeden Gegenſtand ganz gefaſſet, und die Urſachen ſeiner Beſchaffenheit zu ergründen geſucht hätte. Hierzu ſuchte er mich durch die Beſchäftigung mit der **Mathematik** zu gewöhnen.

Ich erinnere mich noch ſehr lebhaft welche große Freude ich gleich in dem erſten Monat hatte da ich die **mathematiſche Rechenkunſt** lernte; denn bisher war mir von keinem einzigen Dinge das ich hatte lernen müſſen, die Urſache angegeben worden, und eben das todte Einbläuen einer Menge Begriffe ohne Ordnung und Zuſammenhang hatte bey mir eine gänzliche Abneigung von allem Studiren zuwege gebracht. Jetzt erfolgte gerade das Gegentheil. Vom frühen Morgen an, war ich im Nachdenken über den Zuſammenhang der mathematiſchen Wahrheiten; denn die Beweiſe der Sätze machten mir mehr Vergnügen als die Sätze ſelbſt. Dies wirkte auf meinen Geiſt wie ein elektriſcher Schlag. Ich war unermüdet im Nachforſchen, und ſuchte immer mehr Erläuterungen bey meinem Lehrer, welcher ſie mir aufs bereitwilligſte gab, weil ihm mein Eifer Freude machte. Er belehrte mich, daß die Mathematik demjenigen welcher ſie nicht ganz ex profeſſo ſtudiren könne, hauptſächlich zur Schärfung des Verſtandes dienen müſſe, vermöge der Unterſuchung der genauen Richtigkeit eines jeden Satzes; und um mich beſonders hierzu zu gewöhnen, ſchlug er folgenden Weg ein. Als die Rechenkunſt geendigt war, rieth er mir die öffentliche mathematiſche Klaſſe ganz zu verlaſſen, und gab mir beſondern Unterricht. Zuerſt lehrte er mich die Anfangsgründe der Algebra, nachher ſchritt er zur Geometrie. Er gab mir handſchriftliche Aufſätze darüber, wo bloß die Sätze und Figuren angezeigt waren, ohne Beweiſe. Die Beweiſe mußte ich zu Hauſe ſelbſt finden. Er ging ſodann dieſe mit mir durch, zeigte mir manche Vortheile und gab mir nicht ſelten auf, über einen zweyten Beweis nachzudenken. So ging ich durch die ganze Geometrie und geradelinige Trigonometrie. Die ſphäriſche Trigonometrie war noch nicht ganz geendigt, als ich die Schule und meinen vortreflichen Lehrer verlaſſen mußte.

Dies war für mich ein unbeſchreiblicher Kummer. Ich ging im J. 1749 nach **Frankfurt an der Oder** um die Buchhandlung zu lernen. Anſtatt der wiſſenſchaftlichen Uebungen wovon mein jugendlicher Geiſt ganz erfüllt war, ward ich zu trocknen und zum Theile beſchwerlichen Geſchäften angehalten. Das Beſte war, daß in dieſer kleinen Buchhandlung die Geſchäfte, außer den Meſſen, oft kaum den halben Tag wegnahmen. Mein Lehrherr, welchen meine Zeichnungen, die ich ſchlecht genug machte, und meine mathematiſche Figuren, deren Bedeutung ich ihm erklären mußte, in Verwunderung ſetzten, erlaubte mir, die in der Handlung nicht nöthige Zeit zu meinem Studiren anzuwenden; und ſo war oft die Hälfte des Tages mein. Uebrigens ward ich etwas karg gehalten, ungeachtet mein Vater Penſion für mich bezahlte. Es war der damaligen Sitte gemäß. Mein Vater hatte den Grundſatz, ein junger Menſch müſſe ſo ſpät als möglich Geld in die Hände bekommen, weil die Jugend nicht damit umzugehen wiſſe, daher geſtand er mir kein Taſchengeld zu, aber an meinem Geburtstage, oder ſonſt bey einer ſolennen Gelegenheit, meldete er mir, daß er einen alten Dukaten in meine Sparbüchſe geſteckt habe. Ich will nicht behaupten, daß der Grundſatz meines redlichen Vaters allgemein anwendbar ſey. In ſeiner Jugend hatte man es mit ihm ſo gehalten und er war ein wackerer Mann geworden. Auf mich hat die Frugalität in der ich erzogen ward, das frühe Gewöhnen mich in äußerliche Umſtände zu ſchicken, ſo widrig ſie auch ſchienen, die frühe Nothwendigkeit mir ſelbſt zu helfen ſo gut ich konnte, die beſte Wirkung gehabt. Ich hatte faſt gar keine Bedürfniſſe, noch weniger etwa **frühe Prätenſionen**, wodurch ſo mancher junge Menſch verdorben wird, und keine Zerſtreuungen. Die Liebe zu Wiſſenſchaften und Kenntniſſen erhielt mich beſtändig froh und gutes Muths bey allen Ungemächlichkeiten. In dem kleinen Hauſe meines Lehrherrn konnte ich mich im Winter in keinem andern gewärmten Zimmer aufhalten, als in der Kinderſtube, wo die kleinen Kinder mit der Wärterinn waren, auch erhielt ich Abends kein beſonderes Licht. Im Buchladen ward weder ein Zimmer geheizt noch ein Licht angezündet, wir gingen im Winter nach Hauſe ſobald die Sonne unterging. Ich erhielt, daß mir anſtatt des Frühſtücks täglich **Ein Dreyer** gereicht ward; ich verſagte mir das Frühſtück, damit ich eine Lampe, Oel, Papier und einige wenige Bücher anſchaffen konnte, So ſaß ich im Winter des Morgens ſehr früh und oft bis ſpät in die Nacht in meiner kalten Schlafkammer bey meinen Büchern, vergnügter wie ein König. Im Winter legte ich mich anfänglich, der Kälte wegen, ins Bette um zu ſtudiren. So hätte ich einmal leicht das Haus anzünden können, als ich im Bette die Nacht durch ſtudirte und einſchlief. Doch hatte dies den Erfolg, daß ich ſeitdem, ſelbſt in der größten Kälte, nie wieder im Bette las.

Damals lehrte zu Frankfurt **Alexander Gottlieb Baumgarten** die Philoſophie, und hieß ein weltberühmter Mann. Ich beneidete die Studenten welche das Glück hatten ihn zu hören, und wenn ich konnte ſchlich ich mich vor die verſchloßne Thür um einige Worte aufzufangen, denn ich hatte etwas aus **Gottſcheds Anfangsgründen der Weltweisheit** noch in Berlin geleſen, und war dadurch aufmerkſam geworden auf die ſpekulative Philoſophie, zumal, da man damals alle Philoſophie nach mathematiſcher Methode trieb. Baumgarten hatte einen deutlichen und angenehmen Vortrag. Ich habe nachher den Vortrag vieler Profeſſoren auf Univerſitäten gehört, aber keinen gefunden, welcher **Baumgarten** könnte an die Seite geſetzt werden, als **Platner**. Ich ſpreche hier bloß von der Art des Vortrages.

Ich machte Bekanntſchaft mit verſchiedenen fleißigen Zuhörern dieſes berühmten Lehrers der Philoſophie; unter ihnen war **Patzke** welcher nachher als Prediger in Magdeburg geſtorben iſt. Der lieh mir ſeine nachgeſchriebenen Hefte von Baumgartens Vorleſungen über die **Logik** und **Metaphyſik**, hernach auch über die **Aeſthetik**. Ich ſtudirte dieſe Hefte ſehr aufmerkſam *) mit **Wolfs Logik** und **Baumgartens**

---

*) Man hat mir zuweilen wohl zu verſtehen gegeben, ich habe mir zwar Kenntniſſe von den Wiſſenſchaften zu verſchaffen geſucht, ich habe aber nie ein eigentliches Syſtem ſtudirt, hätte daher eine ungerechte Abneigung gegen alles Syſtematiſche. Dies letztere iſt bey mir nicht der Fall, wenigſtens kann er es nicht aus der angeführten Urſache ſeyn. Ich habe, wie man oben ſiehet, das **Baumgarten-Wolfiſche** Syſtem ſehr ſtreng und ordnungsmäſſig ſtudirt, geſchweige meines Studiums anderer Syſteme. Ich erkenne gern den Vorzug, in der Jugend **mündlich** ein Syſtem vortragen zu hören. Wenn man aber alles was der Profeſſor mündlich geſagt hat, lieſet und mit Eifer und Aufmerkſamkeit ſtudirt, und dabey noch mündlich ſich über das befragt, was man nicht verſtanden hat, ſo wird man hoffentlich das Syſtem eben ſo gut begreifen können, als wenn man ſelbſt nachſchreibt, alſo beym Schreiben nicht nachdenken kann, und denn doch zu Hauſe erſt nachdenken muß.

Metaphyſica und *Aeſthetica* in der Hand, worauf ſie ſich bezogen, ich ſchrieb viel davon ab und erholte mich mündlich weiter Raths bey Patzke und ſeinen Freunden. In kurzem entſtanden daraus Disputationen über metaphyſiſche und ontologiſche Sätze, es verſteht ſich, alles in ſyllogiſtiſcher Form und lateiniſch, ſo gut es werden wollte. Ich machte gewöhnlich den Opponenten, weil mir Zweifeln damals ſchon der Weg zur Wahrheit ſchien.

Ich wäre gern auf dieſem Wege auch in der Mathematik weiter gegangen; aber meine ſämmtlichen philoſophiſchen Freunde waren **Theologen** welche davon nichts wußten und nichts hielten. **Polack** lehrte damals in Frankfurt die Mathematik. Es war ein gar anſehnlicher und ſehr guter Mann, und ich dachte er müßte wohl in der Mathematik ſeyn was Baumgarten in der Philoſophie. Das war er nun wohl nicht. Er wußte ſein Kompendium der reinen Mathematik ordnungsmäßig zu demonſtriren, außerdem war die *Matheſis*

Vielleicht hat die Methode, daß man ohne fremde Hülfe jeden Satz einzeln durchdenkt und ihn nicht eher verläßt, bis man ihn ganz verſteht, noch zuweilen den Vortheil, daß man weniger ſich gewöhnt, iurare in verba magiſtri, und mehr mit eigener Vernunft philoſophirt. Ich ſehe noch jetzt die philoſophiſchen Syſteme verhältnißmäßig für nothwendig an; denn ich halte ſie für **Vorſtellungsarten** ſolcher Gegenſtände welche aus verſchiedenen Geſichtspunkten können betrachtet werden. Ich glaube aber, man muß auch in der Philoſophie lernen, ſich in verſchiedene Geſichtspunkte zu ſtellen, und wer ſich nur in Einen ſtellt, d. h. wer nur Ein Syſtem ausſchließend für wahr annimmt, iſt und bleibt einſeitig. Eben dies iſt auch die Urſache warum die Syſteme ſich immer nach 30 oder 40 Jahren ändern, denn man merkt endlich die Einſeitigkeit und ſucht andere Seiten auf.

forenſis ſeine Hauptſache. Ich ſuchte indeß Bekanntſchaft mit einigen von ſeinen Zuhörern, aber es war da keiner welcher weiter wollte. Ihre Geometrie wußte ich beſſer als ſie, und außerdem war ihre Meinung, der Herr Profeſſor wäre ſcharf in der Berechnung des Interuſuriums, welches mich nun nicht ſehr intereſſirte. Meine mathematiſchen Uebungen ſchränkten ſich alſo darauf ein, daß ich fortfuhr zu allerhand Sätzen ſelbſt die Beweiſe zu finden. Ich bediente mich beſonders dazu des Stevini Problemata geometrica und andrer alten Bücher welche ich im Laden fand. Niemand hatte mich zum Euclid gewieſen, ſelbſt mein guter Lehrer Berthold nicht, erſt lange hernach lernte ich dieſen Vater der Mathematik kennen.

Ich habe mich nachher, da ich zu mancherley andern Studien überging, mit der Mathematik weiter nicht beſchäftigen können, außer daß ich in Berlin im J. 1757, zu eben der Zeit da ich mit Moſes Mendelsſohn den Homer griechiſch durchlas, auch mit ihm Ein Jahr lang eine fortdauernde Unterhaltung hatte über Newton's Principia philoſophiae naturalis mathematica, welche wohl Lehrſtunden gleich geſchätzt ja vorgezogen zu werden verdienten; denn ich konnte durch meinen Freund alles was mir dunkel war ſogleich erläutert, meine Zweifel ſogleich aufgelöſet ſehen. Moſes ſchätzte dieſes Buch ſehr und ſtudirte es eben damals zum zweytenmale. Etwa drey Jahre darauf hatte ich einige Unterhaltungen mit ihm über Newton's Optica. Moſes ſtudirte nachher ungefähr im J. 1765 die theoretiſche Aſtronomie nach la Lande, und hätte mich gern auch dabey zum Gefährten gehabt, aber ich war ſchon in meiner Buchhandlung allzuſehr beſchäftigt und zerſtreut, zudem hatte ich damals ſchon die Allgemeine deutſche Bibliothek angefangen, welche mir einen großen Theil meiner Zeit koſtete.

Ich las in Frankfurt noch **Wolfs** ſämtliche deutſche philoſophiſche Schriften mit großer Aufmerkſamkeit. Die ungemeine Ordnung, Deutlichkeit und Beſtimmtheit welche in dieſen Schriften herrſchet, die Methode, daß nichts ohne deutliche Erklärung angegeben wird, damit man beſtimmt wiſſe wovon die Rede ſey, und daß zu jedem Satze der Beweis hinzugefügt wird, wozu die beſtändigen Rückweiſungen der numerirten Paragraphen auf einander ſehr beförderlich ſind, indem man dadurch immer im deutlichen Zuſammenhange der Gedanken bleibt, machte es mir überaus leicht den Inhalt dieſer Schriften deutlich zu faſſen und darüber nachzudenken. Die beſtändige Bemühung, das wovon gehandelt werden ſollte mir genau definirt vorzuſtellen, die Fertigkeit auf die zuerſt feſtgeſetzten Principien zurück zu gehen und keinen Satz ohne Beweis anzunehmen, hat mich nachher immer in meinen Reflexionen über alle Gegenſtände begleitet. Ich nahm ſo zu ſagen alles was ich ſah und hörte, für Poſtulate, die nach Wolfiſcher Art in Lehrſätze verwandelt werden müßten.

Während dieſe philoſophiſche Lekturen, nebſt meinen metaphyſiſchen Diſputationen ihren Weg gingen, hatte ich aus Liebe zum **Milton** die engländiſche Sprache durch eigenen Fleiß ohne Anweiſung gelernt. Die Kenntniß derſelben verſchafte mir die genaue Bekanntſchaft **Ewalds**, eben desjenigen welcher nachher durch ſeine Sinngedichte bekannt ward, und damals in Frankfurt als Hofmeiſter bey einem jungen Herrn ſtand. Er war ein großer Liebhaber des Engländiſchen, welches er auch fertig ſprach. Dadurch lernte ich es gleichfals nicht nur ziemlich fertig ſprechen, ſondern er lieh mir auch mancherley engländiſche Bücher, beſonders Dichter, welche ich ſonſt nicht würde zu ſehen bekommen haben. Ich ſchrieb ſogar mehrere engländiſche Gedichte (Thomſon's

Seaſons, Popens Lehrgedichte und Lockenraub u. ſ. w.) für mich ab, weil ich keine Mittel hatte ſie zu kaufen. Ewald bekannte ſich auch für einen Liebhaber des Griechiſchen, ungeachtet er wirklich wenig davon verſtand. Dies ſchafte mir indeß Gelegenheit dieſe Sprache wieder vorzunehmen und darin etwas weiter zu kommen. Er lieh mir die Poetae graeci-veteres, Carminis heroici Scriptores. Dieſen Folianten las ich durch vom Anfange bis zu Ende, ſo wie auch nachher die zuſammengedruckten Poetae minores graeci in 8. mit Hülfe eines alten Scapula. Die erſte Lektur der Ilias und Odyſſee that auf mich eine wunderbare Wirkung, ich lebte eine Zeitlang in Troja und Ithaka. Ewald ſtiftete auch eine kleine gelehrte Geſellſchaft, wo ich, Patzke und ein Paar andere, bey ihm zuſammen kamen, einige Aufſätze, Gedichte und Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen, ſo gut ſie gerathen konnten, verlaſen und nach beſten Kräften beurtheilten.

Unterdeß ward mir von meinem Lehrherrn aufgetragen ein Inventarium der ganzen Buchhandlung zu machen, woran es fehlte. Es lagen in dieſem Laden viel alte und zum Theile ſchätzbare Bücher. Da ich mit dieſer Arbeit nicht übereilt ward, und rechtmäßig ein Theil der Zeit mir gehörte, ſo ſah ich viele Bücher ſelbſt durch und ſchöpfte daraus mancherley mir ganz neue Kenntniſſe. Es ward mir aber bald ſehr zuwider, daß ich nicht wußte wer die Verfaſſer geweſen wären, wann ſie gelebt hätten u. ſ. w. Ich fiel alſo auf die **gelehrte Geſchichte**, die mir ohnedies für einen Buchhändler nöthig ſchien. Um mir davon einen Begriff zu machen legte ich *Heumanni Conſpectus* zum Grunde, und las und excerpirte unermüdet, was ich an dahingehörigen Büchern im Laden fand, als **Reimann**, **Stolle**, **Niceron** u. ſ. w. Zufälliger Weiſe waren eine Anzahl Exemplarien des Baſeler

Nachdrucks vom Dictionnaire critique de Bayle in dieſe Buchhandlung gekommen; ein Werk, wovon ich bisher noch nie etwas gehört hatte. Ich urtheilte, es müſſe mir dieſes Buch zur gelehrten Geſchichte nützlich ſeyn, und las es, ungebunden, vom Anfange bis zu Ende durch. Ich ſchöpfte daraus freylich auch viel hiſtoriſche Nachrichten von Gelehrten und andern Perſonen, aber ich fand noch mehr darin, und die frühe Leſung dieſes Buchs, zumal da ich beſtändig gewohnt war über das Geleſene nachzudenken, beſtändig Begriffe zu verbinden und als Urſache und Wirkung zu betrachten, hatte vielleicht einen entſchiedenen Einfluß auf die nachherige Wendung meiner Denkungsart über verſchiedene gelehrte Gegenſtände, vielleicht auch auf meine Schreibart. Der Zufall wollte noch, daß die Penſées ſur les comètes dieſes Verfaſſers im Buchladen lagen, welche ich gleichfalls mit großer Begierde durchlas, und worüber ich mich auch mit Ewald unterhielt.

Die Nachrichten von den Meinungen älterer Philoſophen, welche ich in dem großen Werke des Bayle fand, brachten mich auf die **Geſchichte der Philoſophie.** Ich las daher die philoſophiſche Geſchichte des **Stanley**, weil die Leipziger Auflage im Laden lag. Die Geſchichte der Philoſophie belehrte mich von den ſehr verſchiedenen Meinungen der Philoſophen, und erregte in mir ein Verlangen andere Syſteme als dasjenige, was ich aus dem Baumgarten gefaßt hatte, näher kennen zu lernen. Es lagen im Laden noch vielerley Schriften über die Carteſiſche Philoſophie, als **le Grand**, **Geulincx** u. ſ. w. Dieſe las ich ziemlich durch. Aus des le Grand Philoſophia veterum ex mente Carteſii lernte ich vielerley von den Meinungen der alten Philoſophen, eine Menge **Dafür** und **Dawider** kamen in meinem Geiſte zuſammen. Des **Carteſius** Epiſtolae waren auch vorhanden,

den, ſein kleiner Tractatus de Paſſionibus intereſſirte mich beſonders. Ich las den **Locke vom menſchlichen Verſtande** *), welcher meine Aufmerkſamkeit am meiſten auf ſich zog, in der lateiniſchen Ueberſetzung (in eben derſelben, woraus hernach auch Moſes Mendelsſohn einen Theil ſeiner

---

*) Man hat mir, und denen welche ſo wie ich über die kritiſche Philoſophie denken, vorgeworfen, daß wir uns wohl möchten bemühet haben, wiſſenſchaftliche Kenntniſſe d. h. Gegenſtände des menſchlichen Wiſſens zu erlangen, aber wir hätten nie erforſchen mögen, wie Erkenntniß im menſchlichen Gemüthe entſtehe. Dieſer Vorwurf trifft mich wenigſtens nicht. Geſetzt, ich irrete auch darin, daß ich von mehrern Behauptungen in Kants **Kritik der reinen Vernunft** und der **Urtheilskraft** beſonders aber in der **Kritik der praktiſchen Vernunft** nicht überzeugt bin; ſo liegt der Fehler wenigſtens nicht daran, daß ich es überhaupt für unnöthig oder vergeblich gehalten hätte, den Verſuch zu machen, zu erforſchen in wie fern Erkenntniß, von vorn, im menſchlichen Gemüthe möglich ſey, noch weniger daran, daß ich ſelbſt nicht über dieſen wichtigen Gegenſtand nachgedacht hätte, und alſo ganz **unvorbereitet** zur Lektur der **Kritik der reinen Vernunft** gekommen wäre. Hätte ich mich vorher nie um dieſen Gegenſtand bekümmert, ſo könnte ich ſchwerlich im funfzigſten Jahre einen Trieb gefühlt haben, mich durch ein ſo tiefſinniges Werk, welches man nicht ſo obenhin leſen kann, mit ernſthaftem Nachdenken durchzuarbeiten. Aber gerade deswegen, weil ich von jeher viel hierüber nachgedacht hatte, ruhte ich nicht eher, als bis ich vollſtändig einſah, aus welchem Geſichtspunkte Kant dieſe ſchwere Frage betrachte. Man ſieht oben, daß ich ſchon in früher Jugend **Locke's Werk vom menſchlichen Verſtande** ernſthaft ſtudirte, welches Werk allenfalls nur die Unmündigen,

früheſten philoſophiſchen Kenntniſſe ſchöpfte. (Man ſehe Leſſings Korreſpondenz mit mir, S. 491.) Auch verſchiedene alte Tröſter las ich, ſogar des Lullii Ars magna und den Agrippa de vanitate ſcientiarum. Ich wunderte mich damals ſchon über die ſo verſchiedenen philoſophiſchen Meinungen, denn vorher hatte ich mir vorgeſtellt, es wäre in der Philoſophie alles eben ſo gewiß als in der Mathematik, zumal da in Baumgarten und Wolf alles demonſtrirt war. Ich brachte meine neue Entdeckungen zu meinen philoſophiſchen Freunden, welche ganz darüber erſtaunt waren, daß die Alten ſolche wunderliche Irrthümer gehegt hätten, wogegen ſie ſich deſtomehr freueten, im vollen Lichte der apodiktiſch-demonſtrirten Wahrheit zuleben. Ich hatte vorher ſchon über manches, beſonders über die präſtabilirte Harmonie Zweifel gehegt, nun bekam ich Muth um neue Zweifel wider

welche nichts als Kant's Schriften kennen, und glauben vor Kant habe gar keine Philoſophie exiſtirt, für unbedeutend ausgeben mögen. In ſpätern Zeiten habe ich das Werk des Locke nochmals in der deutſchen zu Altenburg gedruckten Ueberſetzung, mit Anmerkungen, geleſen. Ich verband damit Leibnitzens nouveaux Eſſais ſur l'Entendement humain, welche in den von Raſpe zu Amſterdam 1765 herausgegebenen Oeuvres philoſophiques de Mr. Leibnitz ſtehen, worin Leibnitz Locken auf die ſcharfſinnigſte Weiſe kommentirt und widerlegt; und beiderley Lektur geſchah mit Moſes Mendelsſohn an der Hand. Daß ich **Bonnets Statue**, und andre Verſuche der Art habe kennen lernen, kann man ſich wohl vorſtellen. Alſo ganz neu kam ich doch wohl nicht zur neuen Unterſuchung dieſer Gegenſtände. Ich weiß kein Buch, welches mehr verdiente **neben der Kritik der reinen Vernunft** geleſen zu werden, als Leibnitzens nouveaux eſſais unſer Syſtem vorzutragen, welche mir nach Leſung des **Locke** eingefallen waren; aber meine gelehrten Freunde konnten viel ſchneller Syllogismen machen als ich, und ich mußte ſchweigen.

Die gelehrte Geſchichte erregte bey mir große Luſt zur Bücherkenntniß, zumal da dieſe einem Buchhändler ſo nöthig iſt. Wo ich Bücher erblickte, die ich noch nicht geſehen hatte, nahm ich ſie in die Hand, blätterte ſie durch, und ſuchte mir ihre äußere Beſchaffenheit einzuprägen. Mein gutes Gedächtniß kam mir dabey zu Hülfe, ward aber gewiß auch ſehr dadurch geübt. Ich wünſchte zu dieſem Behufe die Bibliotheken der Frankfurtiſchen Profeſſoren durchzuſehn; die meiſten waren unzugänglich. Der Profeſſor der Rechte, **Peoler**, ein äußerlich zwar pedantiſcher, aber ein gelehrter und ſehr gefälliger Mann, hatte eine beträchtliche Bibliothek

---

ſur l'entendement humain, von jedem, welcher nicht Fragen, in deren Beantwortung ewig ein gewiſſes Dunkel bleiben wird, ſchlechterdings nur von Einer Seite einſeitig beantwortet wiſſen will, damit er ſich deſto eher einbilden möge, es ſey ihm alles ſehr klar. Die Anhänger **Kants** können bey dieſer Lektur noch das Vergnügen haben, zu finden, daß Leibnitz, recht verſtanden, in einiger Rückſicht mit Kant ziemlich übereinſtimmt, ob er gleich im Ganzen völlig einen andern Weg gehet. Von der andern Seite wird ſehr auffallen, daß Leibnitz, ob er gleich dieſe Schrift zu Herrenhauſen in Nebenſtunden und unter vielen Zerſtreuungen verfertigte, dennoch ſo tiefſinnig und doch ſo beſtimmt und deutlich, und zwar in einer fremden Sprache ſchrieb; wogegen Kant ſeinem Leſer beſchwerlich wird, weil er ſo oft dunkel und unbeſtimmt, und in ſeiner eignen Mutterſprache ſo ſchwerfällig ſchreibt.

aus allen Theilen der Rechtsgelehrſamkeit. Er erlaubte mir, dieſelbe an verſchiedenen Sonntagen zu beſuchen. Ich fand darin unter andern eine Menge Deduktionen. Ich hatte vorher nie von **Deduktionen** etwas gehört, ich ſah ſie faſt Stück vor Stück durch, und wunderte mich über Abſicht und Form. Indeß ward ich dadurch auf die Verfaſſung des Reichs und dadurch auf die **Reichsgeſchichte** aufmerkſam gemacht. Um von dieſer etwas zu faſſen, lieh mir der wackere Pesler, welcher mit edler Gefälligkeit der Lehrbegierde eines Jünglings gern entgegen kam, **Schmaußens** Handbücher, und hernach **Hahns deutſche Staats- Reichs- und Kaiſerhiſtorie**, welches Buch, wegen der darin in den Anmerkungen wörtlich in der Originalſprache angeführten Stellen, die zu Quellen der erzählten Geſchichte dienen, für jemand der die Reichsgeſchichte ohne Anweiſung ſtudiren will, ſehr bequem iſt. Dieſe Stellen der Geſchichtſchreiber machten mir Luſt zur Geſchichte des Mittelalters. Der Syndikus **Hr. von Toll** hatte eine anſehnliche Bibliothek von hiſtoriſchen Schriften, ich lernte alle Scriptores rerum germanicarum kennen; er machte mir ſogar einige Begriffe von der Diplomatik durch Vorzeigung mehrerer Bücher, Handſchriften, Siegel ꝛc., die er beſaß. Ich ſah endlich ein, daß ich in der deutſchen Geſchichte nicht fortkommen konnte, ohne von der **Univerſalhiſtorie** einen Begriff zu haben. Ich ſuchte ihn aus **Ludwigs Examen über die Univerſalhiſtorie**, in vier Bänden, ſo gut ich konnte, zu erhalten. Die Excerpte und Notate wurden unzählig. Der Sonntag ward oft in den beiden erwähnten Bibliotheken zugebracht. Die **Chronologie** machte mir viel Schwierigkeiten, wenn ich die durch mein gutes Gedächtniß behaltene viele Begebenheiten in meiner lebhaften Einbildungskraft zuſammenſtellen wollte.

Ich ſtudirte alſo das Werk des **Uſſer**, und machte mir einen mühſamen Auszug daraus. Dieſes, und meine mathematiſche und philoſophiſch- Studien, wodurch ich gelernt hatte Deutlichkeit und Ordnung in meine Begriffe zu bringen, verbunden mit meinem guten Gedächtniſſe, machten, daß ich endlich aus meinen ſo einzeln und ſeltſam zuſammengebrachten hiſtoriſchen Materialien, (denn ſogar den dicken Folioband Wolfii Lectiones memorabiles las ich durch) in meinem Gemüthe einen ziemlich zuſammenhangenden Faden der Geſchichte faſſen konnte. Es iſt noch zu bemerken, daß ich alle Bücher, welche ich nicht etwa aus Bibliotheken leihen konnte, oder die nicht, (ſo wie Wolfii lect. mem.) zufällig im Buchladen gebunden vorhanden waren, ungebunden leſen mußte, welches eine Beſchwerlichkeit mehr war. Aus Liebe zum Griechiſchen, welche in mir durch den **Homer** wieder ſehr erweckt worden war, las ich den **Herodot**, **Thucydides** und **Diodor von Sicilien**, den Thucydides in einer Baſelſchen Ausgabe ohne lateiniſche Ueberſetzung. Doch muß ich bekennen, daß ich bey allen dieſen weitläuftigen hiſtoriſchen Studien, von der Geſchichte meines Vaterlands und der preußiſchen Staaten überhaupt, ſo gut als nichts wußte. Es war damals kaum jemand in Frankfurt, der ſich ſonderlich darum bekümmerte, als etwa Baumgarten, der Philoſoph.

Welche Dichter und zur ſchönen Litteratur gehörigen Werke ich in Frankfurt und nachher in Berlin geleſen, und wie ſich meine Liebe dazu auch gewiſſermaßen durch die Philoſophie gebildet hat, (denn eben als ich in Frankfurt war, kam Baumgartens Aeſthetik heraus,) desgleichen, wie ich dazu kam, nachher in Berlin, ungefähr vom J. 1757 an, mich mit der Malerey, Bildnerey und was dahin gehört, eine Zeitlang ſehr eifrig zu beſchäftigen, und wie ich zum Studium der theoretiſchen und praktiſchen Muſik kam, —

dies genauer anzuführen, liegt allzuweit außer meinem jetzigen Zwecke. Auch würde es mich viel zu weit führen, wenn ich hier auseinanderſetzen wollte, wie mühſam und anhaltend ich die Menge beynahe nur zufällig erworbener Kenntniſſe nachher in Berlin zu ordnen, die Lücken auszufüllen ſuchte, und nie ruhete, bis ich mit von jeder Art der Erkenntniſſe nach zuſammenhängendem Studium nicht nur einen allgemeinen Ueberblick verſchafft, ſondern jedes auch ſo viel möglich im Zuſammenhange mit allem andern, was ich wußte, gedacht und abermals überdacht hatte. Wer dieſes unterläßt, der wird ſein Wiſſen nur halb nützen können, und je mehr er weiß, deſto mehr wird er ſich verwirren.

Sollte man ſich wundern, daß ich in ſo kurzer Zeit in Frankfurt ſo viel Kenntniſſe von ſehr verſchiedener Art erlangt hätte, ſo bedenke man, daß ich drey Jahre dort zubrachte: eine Zeit, welche rechtlich für lang genug gehalten wird, daß ein Student auf Univerſitäten alles menſchliche Wiſſen erlernen kann; daher man ſogar von einem Domherrn nur ein triennium academicum fordert. Da ich bey Tage im Ganzen wohl beynahe die Hälfte der Zeit zum Studiren gebrauchen konnte, ſo iſt, die frühen Morgenſtunden und die ſpäte Lektur bis in die Nacht mitgerechnet, wohl anzunehmen, daß ich zwey Drittheile der Zeit anwenden konnte, um meinen Geiſt zu beſchäftigen. Zerſtreuung und Vergnügen nahmen nichts davon weg. Meine pflichtmäßige Arbeiten dienten mir zur Erholung, die Handlungsgeſchäfte beſorgte ich um ſo mehr mit frohem Sinne, weil ich durch die Pünktlichkeit in denſelben die Erlaubniß erkaufte, die übrige Zeit zu meiner eigenen Bildung anzuwenden. Mit Fähigkeit, mit Fleiß, mit Ausdauern, und mit frohem Muthe, der ſich durch äußere Unbequemlichkeiten nicht niederſchlagen läßt, kann man in drey Jahren viel lernen, und wenn man frugal lebt, und von außen ein wenig durch mechaniſche Geſchäfte gehudelt wird, ſo bleibt man auch körperlich geſund. Dies gilt für Jugend und Alter. Vielleicht kann es ſogar zur Geſundheit des Geiſtes mehr beytragen, wenn man, auch beym abſtrakteſten Denken, zugleich im thätigen Leben wirkt und handelt, als wenn man bloß im Denken und Einbilden lebt. Thätigkeit des Körpers wie des Geiſtes in richtigem Verhältniſſe der Kräfte, ſtärkt die Kräfte und iſt die wahre **Kunſt lange zu leben**. Im Müßiggange vegetiren und im inneren Ich Grillen fangen, ohne Thätigkeit — mögen es nun hypochondriſche, oder politiſche oder weltbürgeriſche ſeyn, — heißt nicht leben. Leben iſt, in und für die menſchliche Geſellſchaft thätig wirken, wäre es auch nur im kleinſten und unbedeutendſten Wirkungskreiſe.

Im Jänner des Jahrs 1752 kehrte ich nach Berlin zurück in die Buchhandlung meines Vaters, welcher wenige Wochen darauf ſtarb. Hier hatte ich wegen der größern Handlungsgeſchäfte, welche den ganzen Tag über meine Gegenwart im Buchladen erforderten, bey weitem nicht die Muße wie in Frankfurt. Nur die früheſten Morgenſtunden ſo wie die Abendſtunden oft bis ſpät in die Nacht, konnte ich dem Studiren widmen. Ich fuhr darin unermüdet fort, und weil meine Zeit ſo ſehr beſchränkt war, lernte ich noch mehr mit derſelben geizen. Ich nutzte ſie auch den Tag über, ohne meine pflichtmäßige Geſchäfte zu verſäumen, und erwarb mir bald die Fertigkeit, mich durch keine äußerliche Hinderungen, durch Geräuſch ꝛc. beym Leſen und Nachdenken ſtören zu laſſen, und ſchnell von einer Beſchäftigung zur andern überzugehen, wenn ſie auch von ganz diſparater Natur waren, und ſo oft zwey- und dreyerley Gegenſtände im Sinne zu behalten und von jedem die Fäden wieder zu ergreifen, ohne ſie zu verwirren. Wer viel Geſchäfte verſchiedener Art und wenig Muße hat, muß dieſes lernen, und es iſt ſo ſchwer nicht, wenn bey einem guten Gedächtniſſe die Einbildungskraft lebhaft iſt, und man ſich früh gewöhnt, ſie durch Deutlichkeit und Ordnung der Begriffe zu züchtigen, damit ſie nicht ausſchweife.

Gegen das Ende des Jahres 1754 lernte ich **Leſſing** und kurz darauf durch ihn **Moſes Mendelsſohn** kennen. Ich ward bald mit dieſem, in der höchſten Bedeutung des Worts, edlen und vortrefflichen Manne genauer bekannt, und in wenigen Monaten wurden wir vertraute Freunde, zu eben der Zeit im J. 1755, da uns Leſſing verließ, um mit einem Hrn. Hofrathe Winkler aus Leipzig, nach Holland und weiter zu reiſen.

Mein Trieb zur **ſpekulativen Philoſophie** nahm nun durch den faſt täglichen Umgang mit einem ſo ſpekulativen Kopfe ſehr zu, und auch mein Fortgang im Nachdenken darüber. Moſes Mendelsſohn lebte damals hauptſächlich nur in ſpekulativen Ideen. Von allem was hiſtoriſch heißt, wußte er wenig, hatte ſogar anfänglich viel Widerwillen dagegen. Mein hiſtoriſches Wiſſen half ihm zuweilen aus. Ich fand bey Leſſing, vom Anfange an, einen ſtarken Berührungspunkt in Abſicht auf unſre beiderſeitige Liebe zur Literatur und Bücherkenntniß. Wenn wir nun beide in Moſes Gegenwart über hiſtoriſche Sachen diſſerirten, lachte er gemeiniglich, beſonders wenn es gelehrte Geſchichte betraf, wovon er eine ſehr geringe Meinung hegte. Endlich aber ſah er, eben aus dieſen Unterhaltungen, die Nothwendigkeit der Geſchichte ein, und erwarb ſich die nöthigen Kenntniſſe darin. Auf den Nutzen der gelehrten Geſchichte ward er zuerſt aufmerkſam, da ich einmal zufällig erwähnte, daß Spinoza von dem Carteſiſchen Syſteme ausgegangen wäre, welches er beſtätigt fand, nachdem er dies Syſtem ſtudirt hatte.

Aber, wie ſchon geſagt, im Anfange unſrer Bekanntſchaft war ihm Spekulation alles. Es war ihm alſo ſehr angenehm, an mir jemand zu finden, mit dem er ſich über ſeine Lieblingsmaterien unterhalten konnte. Ich hatte die Anfangsgründe des Syſtems, wovon er auch zuerſt ausgegangen war, deutlich und mit Nachdenken gefaßt. Ich war, ſo wie er, dem Syſteme nicht ausſchließend ergeben, alſo gaben unſere beiderſeitige ganz verſchiedene Zweifel vom Anfange an viel Gelegenheit zum Diſputiren, wodurch uns beiden viele Ideen heller wurden. Die mathematiſche Methode war mir geläufig, und ich verſtand genug von den Anfangsgründen der Mathematik, um Erörterungen durch mathematiſche Begriffe, wenn ſie vorkamen, einzuſehn, oder doch ſeine Auseinanderſetzung derſelben, wenn ſie mir nöthig war, faſſen zu können. So waren dieſe Unterhaltungen Jahre lang uns beiden ſehr intereſſant, und mir zur Fortſchreitung in Entwickelung philoſophiſcher und auch der ſich darauf beziehenden mathematiſchen Begriffe höchſt nützlich. Ich hatte dabey noch den Vortheil, daß ich durch ſolchen Gedankenwechſel früh lernte, mich in die Denkungsart Anderer zu verſetzen, daß ich früh lernte Widerſpruch meiner Gedanken zu ertragen, und dadurch meine eigne Gedanken zu berichtigen und weiter zu entwickeln. Dies iſt das Mittel weniger einſeitig und eigenſinnig zu werden, als wenn man nur bloß ein Einmal feſtgeſetztes Syſtem zum Ziele hat.

Leſſing, wenn er ſich in Berlin aufhielt, war ſehr oft der Dritte in unſern philoſophiſchen Unterhaltungen, und ſie wurden noch lebhafter durch ihn, weil er im Diſputiren die Art hatte, entweder die ſchwächſte Partie zu nehmen, oder wenn jemand das Dafür vortrug, ſogleich mit ſeltnem Scharfſinne das Dawider aufzuſuchen. Ich habe ſchon einmal öffentlich etwas über unſre Unterredungen geſagt *) bey der Gelegenheit, als Herr Jacobi Leſſings Meinung vom Spinoza gar arg mißverſtanden hatte. Dieſe Manier Leſſings entſtand nicht aus Liebe zum Widerſprechen, ſondern um Begriffe dadurch noch heller und beſtimmter zu entwickeln, daß man ſie von mehreren Seiten betrachtete; denn er war, ſo wie wir alle überzeugt, daß in ſpekulativen Dingen ſehr oft die gefundene Wahrheit nicht ſo viel werth iſt, als die Uebung des Geiſtes, wodurch man ſie zu finden ſucht. Daher ſummirten wir, wenn unſere Unterredungen eine Zeitlang gedauert hatten, nicht die Summe der gefundenen philoſophiſchen Wahrheit, ſondern die Summe der Entwickelung unſerer Geiſteskräfte. Dieſe ſtärkten wir, indem wir das Dafür und Dawider aller Fragen von allen Seiten betrachteten. Weil Hr. Jacobi für dieſe Art jede Unterſuchung aufzunehmen bloß um der Unterſuchung willen, keinen Sinn zu haben ſcheint, glaubte er Leſſings Ueberzeugung errathen zu haben, als dieſer nur die Gründe für Eine Seite einer Meinung unterſuchte. Jeder von uns war dogmatiſch in ſeinen Principien, oder wenn ich modiſcher reden ſoll, kritiſch; denn wahrlich, wir hatten unſere Principien ernſtlich unterſucht und geprüft, — aber in der Unterſuchung aller der Fragen, welche der Gegenſtand unſerer Unterredungen waren, im höchſten Grade ſkeptiſch. Bey dieſer Geſinnung kann man in Zweifeln nie zu weit gehen. Die ſubjektiven dogmatiſchen Principien, wovon jeder vernünftige Mann, der nicht mehr ein bloßer Anfänger iſt, als von dem Reſultate ſeiner Unterſuchungen, beſonders in der praktiſchen Philoſophie, ausgehen wird, iſt wie die Heimath

---

*) Man ſ. Allg. deutſche Bibl. LXV, 2. S. 627.

eines Reiſenden, wohin er, wenn er noch ſo weit herumſtreift, endlich zurückkehren kann. Wehe dem, der keine Heimath hat!

In ſpätern Zeiten, nachdem Leſſing Berlin ganz verlaſſen hatte, war Hr. Prof. Eberhard in Halle, ſo lange er in und bey Berlin ſich aufhielt, der Dritte bei unſern Unterhaltungen. Er lebt noch, und kann zeugen, wie freymüthig und lehrreich ſie waren.

Welche philoſophiſche Schriften ich las, und wie ſie auf mich wirkten, während der zwey und dreißig Jahre, die ich mit Moſes Mendelsſohn zuſammen lebte und philoſophirte, — denn zum Studiren und zur Geiſtesentwickelung fand ich immer Zeit, wenn gleich nicht zum Schreiben, — würde mich in einen weitläuftigen und unnöthigen Detail führen. Etwas weniges habe ich ſchon oben geſagt. Ich will nur noch hinzufügen, daß zwey höchſt verſchiedene Philoſophieen, welche ich durch Moſes Mendelsſohn kennen lernte, meinen philoſophiſchen Einſichten eine noch mannichfaltigere Wendung gaben. **Shaftesbury** lehrte uns beiden die menſchlichere Art zu philoſophiren, welche bey aller Gründlichkeit des vonvornigen Philoſophirens einen Blick in die wirkliche Welt thut, und das wieder verbindet, was die trockne Abſtraktion zu ihrer mehrern Gemächlichkeit von einander ſchnitt, ob es gleich in der Natur zuſammenhängt. Und dann hörte ich von Moſes Mendelsſohn ſeine trefflichen Ideen über die kabbaliſtiſche Philoſophie der Hebräer. Er ſetzte ſehr einleuchtend auseinander, daß das fremde Anſehen der Sätze dieſer orientaliſchen Philoſophen und ihre Dunkelheit, aus der Armuth der hebräiſchen Sprache im Ausdrucke philoſophiſcher Begriffe, verbunden mit den im Oriente gewöhnlichen Bildern, welche unkultivirten Sprachen ſo eigen ſind, entſtanden. Er zeigte ferner, daß ſie von beiderlei Hüllen entkleidet, einen ſehr konſequenten Sinn haben, ſo wie ſie, wenn die allegoriſchen Bilder dem Wortverſtande nach ausgelegt, und in neue bilderreiche Kommentarien ausgeſponnen werden, der gröbſte Unſinn und Schwärmerey entſtand, worunter die Religion der Juden noch jetzt ſeufzet, und wodurch ſo mancher chriſtliche Geheimnißkrämer zum vollſtändigen Narren gemacht worden iſt. Und ſodann zeigte mein Freund ſehr deutlich, wie Spinoza, als ein Jude, indem er die ihm von Jugend auf angeerbte kabbaliſtiſche Philoſophie mit den Sätzen des Karteſius verband, ganz natürlich darauf kommen mußte, ſich Gott, als die Einzige und allgemeine Subſtanz vorzuſtellen, woven die Welt nur eine Modifikation wäre. Durch dieſe lichtvolle Ideen ward mir auch in der Kirchenhiſtorie vieles heller über die jüdiſchen und chriſtlichen **Gnoſtiker**, welche bey der Entſtehung des Chriſtenthums eine ſo wichtige Rolle ſpielten, und deren eigentlich aus der kabbaliſtiſchen Philoſophie entſprungene Meinungen bis ins mittlere Jahrhundert die chriſtliche Theologie modifizirten, wie die Betrachtung der Lehren der Manichäer, Albigenſer u. ſ. w. zeigt. In meiner Abhandlung **über die Tempelherren** (im I. Theil S. 122 ff.) findet man etwas weniges von dem, was ich meines Freundes lehrreichen Unterhaltungen zu danken habe.

Im J. 1755 ward, durch Veranſtaltung des noch lebenden Hrn. Prof. Müchler in Berlin, eine Art von gelehrtem Kaffeehauſe für eine geſchloſſene Geſellſchaft von hundert Perſonen, meiſt Gelehrten oder doch Freunden der Gelehrſamkeit, angelegt. J. A. Euler, Aepinus, Jacobi, Gumperz, Wilke, (welcher der Geſellſchaft ein ſehr intereſſantes Kollegium über die Elektrizität las, wozu auch ein ſehr vollſtändiger Apparat angeſchafft ward), Martini, (der hernach die naturforſchende Geſellſchaft ſtiftete), Bamberger, Reſe witz, Lüdke, und viele a. m. waren nebſt mir und Moſes Mendelsſohn Mitglieder dieſer Geſellſchaft. Alle vier Wochen ward da eine Abhandlung vorgeleſen, mathematiſchen, phyſikaliſchen, philoſophiſchen Inhalts. Moſes Mendelsſohns Abhandlung **über das Wahrſcheinliche**, **Reſewitz Abhandlung vom Genie**, *) waren für dieſe Geſellſchaft geſchrieben. J. A. Euler und Aepinus laſen verſchiedene mathematiſche Abhandlungen vor, Jacobi über die Hebezeuge, Martini über die ſchaaligen Seethiere und Zoophyten, und mehr dergleichen. Ich habe von dieſer Geſellſchaft, welche bis in die Mitte des ſiebenjährigen Krieges dauerte, ſchon an einem andern Orte etwas geſagt. **)

Aus allem dieſen ſieht man — und dies zu zeigen, war bey der vorſtehenden Erzählung mein einziger Zweck — daß ich ſchon ſeit vielen Jahren mit ernſthaften gelehrten Studien, beſonders über ſpekulative Gegenſtände, war beſchäftigt geweſen; als ich anfing, mich mit der kritiſchen Philoſophie bekannt zu machen, welches nicht gar lange nach der erſten Erſcheinung der **Kritik der reinen Vernunft** geſchah. Ich ging mit großem Intereſſe an die Betrachtung dieſer neuen Anſicht der Philoſophie. Ich hatte dabey den Vortheil, daß ich ſeit langer Zeit gewohnt war, mich in die Denkungsart Anderer zu verſetzen, jeden Gegenſtand von mehreren Seiten zu überſchauen und das **Dafür** und **Dawider** bei jeder Meinung ſo viel ich vermochte unparteyiſch abzuwägen. Ich hatte mehrere philoſophiſche Syſteme kennen lernen, war an kein

---

*) Dieſe iſt gedruckt in dem 1ſten Bande der nachher von mir herausgegebenen Sammlung vermiſchter Schriften, jene im zweiten Bande von **Moſes** philoſophiſchen Schriften.

**) Man ſ. Leſſings Korreſpondenz mit Ramlern, Eſchenburg und mir. S. 502 bis 505.

Syſtem gebunden, nach welchem allein ich hätte zu denken gewußt, oder, welches ich Amts- und Standeshalber hätte vertheidigen müſſen. Aber eben deswegen war ich geneigter, das neue kritiſche Syſtem, nachdem ich es hatte kennen lernen, ſorgfältig und aus verſchiedenen Geſichtspunkten zu unterſuchen und zu prüfen, als es ausſchließend anzunehmen oder zu verwerfen, wie die meiſten deutſchen Philoſophen mit neuen philoſophiſchen Ideen zu thun pflegen, indem ſie nur Ein Syſtem, (am liebſten immer das neueſte) auswendig gelernt haben, nur nach demſelben denken können, und ſich unvermögend fühlen zu philoſophiren, wenn ſie nicht in irgend ein feſtgeſetztes Syſtem geſpannt ſind, gleich Karrengäulen, die nur in der Gabel ziehn.

Die **Kritik der reinen Vernunſt** würde ſchon meine Aufmerkſamkeit erregt haben, als eine neue und ſehr wichtige Erſcheinung in der deutſchen Literatur. Ich darf wohl ohne eitlen Ruhm ſagen, daß gewiß wenige von meinen Zeitgenoſſen unſere Literatur ſeit vierzig und mehr Jahren in einem ſo weiten Umfange zu überſchauen und mit derſelben fortzugehen geſucht haben, als ich. Ich bin bis in mein Alter befliſſen geweſen, nicht in meinen erworbenen Erkenntniſſen ſtille zu ſtehen, nicht bloß das Alte zu lieben, ſondern mit dem Geiſte der Zeit fortzugehen, in ſofern er verdienen möchte, daß man ſich ihm beygeſelle. Meine Neigung führte mich von jeher dahin, und die vieljährige Direktion der allgemeinen deutſchen Bibliothek machte mir dieſe Neigung zur Nothwendigkeit. Ein jedes in ſeiner Art wichtige deutſche Buch, wenn deſſen Inhalt auch von meinen gewöhnlichen Studien noch ſo weit entfernt geweſen wäre, intereſſirte mich in ſo fern es ein neuer Zuwachs der deutſchen Literatur war, deren Fortgang mir von je her am Herzen gelegen hat. Wie hätte mich ein Werk von ſo neuer originaler Art, über Materien welche ſeit langer Zeit der Gegenſtand meines Nachdenkens und und ſo vieler Unterredungen mit meinen gelehrten Freunden geweſen waren, nicht intereſſiren können? Hätte es noch einen beſondern Grund bedurft, meine vorzügliche Aufmerkſamkeit darauf zu lenken, ſo wäre wohl das allgemeine Rühmen dazu hinlänglich, da in Kurzem faſt in allen deutſchen gelehrten Zeitungen und gelehrten Journale erſchallte, daß durch dieſes Werk das Geheimniß von der **wahren Beſchaffenheit** und von den **nothwendigen Gränzen der menſchlichen Vernunft** ganz entſchleiert, und nun darüber **kein Zweifel mehr möglich** ſey. Auch ich ward alſo ſehr begierig, ſo wichtige Wahrheiten von ſo ganz neuer Art kennen zu lernen, um ſo mehr, da ich gern bekenne, daß mir von je her keine Art der Philoſophie über überſinnliche Gegenſtände völliges Genüge gethan hat.

Ich ward zum eifrigen Studium der **Kritik der reinen Vernunft** noch mehr angetrieben, da die allgemeine Stimme faſt in allen Journalen und in einer Menge kleiner Schriften ſagte: Herrn Kants Abſicht ſey, zu beweiſen, daß im **Transcendentalen** alles nur **Schein**, hingegen bloß in der **Erfahrung** allein **Wahrheit** zu finden ſey; wie denn auch Herr Kant dieſes ſelbſt an mehreren Stellen ſeiner Schriften ſagt. Dieſer Gedanken hatte mir längſt eingeleuchtet, und ich war ſehr begierig ihn von einem ſo ſcharfſinnigen Philoſophen durch neue Gründe beſtätigt zu ſehen. Er verſichert auch in der Vorrede zu ſeiner **Kritik der reinen Vernunft**: Er habe durch dieſes Werk der Spekulation ihre Gränzen und ihren rechten Weg angewieſen, und habe dadurch die **arroganten** Anſprüche der Schulen vertilgt. Der Spekulation einmal ihre rechten Gränzen angewieſen zu ſehen — welche ſo ſchwer anzuweiſen ſind — war längſt mein Wunſch geweſen! Zwar fand ich beym Durchleſen dieſes Werkes hin und wieder nicht wenig, was mir Herrn Kants Verheiſſungen zu widerſprechen ſchien, beſonders fiel mir die Arroganz der meiſten Anhänger Kants ſehr auf. Indeß ließ ich vom eifrigen Studium des Werks und vom vielfältigen Nachdenken darüber nicht ab. Zwar war mir anfänglich vieles dunkel und manches ſchien mir widerſprechend. Aber ich traute mir ſelbſt nicht; um ſo weniger, da Herr Kant am Ende der Vorrede zur zweyten Auflage der Kritik ſagte: „daß die ſcheinbaren Widerſprüche einzelner Stel„len demjenigen, der ſich **der Idee des Ganzen** be„mächtigt habe, **ſehr leicht** aufzulöſen wären.“ Ich ſtudirte daher mehrere Jahre lang, bis ich die **Idee des Ganzen**, wie ich glaube, ſehr richtig gefaßt hatte. Dazu halfen mir nicht wenig die mehrjährigen mündlichen Erörterungen und Disputationen in einer gelehrten Geſellſchaft, worin verſchiedene ſehr ſcharfſinnige Bekenner der kritiſchen Philoſophie waren, welche gewiß **das Ganze** und alle Theile deſſelben gründlich kannten. Ich werde unten mehr davon ſagen. Durch dieſes anhaltende und mannichfaltige Studium ward mir allerdings in dem kritiſchen Syſteme nach und nach vieles helle, was mir vorher dunkel geweſen war, und ich fand weiter keine Schwierigkeit alles zu verſtehen. Aber freylich, mit dem beſten Willen und durch das reifſte Nachdenken konnte ich mich doch von der völligen Wahrheit und Konſequenz des Syſtems, ſo ſehr ich auch den darauf verwendeten Tiefſinn bewunderte, im Ganzen nicht überzeugen. Je mehr durch nachfolgende Schriften Herrn Kants ſich das Syſtem entfaltete, ttte, und beſonders je mehr es zum Praktiſchen, zur Moral, zur Anwendung auf die Sinnenwelt kam, deſto mehr vermehrten ſich meine Zweifel, und deſto mehr Widerſprüche glaubte ich zu finden. Daß ſie keinesweges **ſehr leicht aufzulöſen** ſind, wie Herr Kant vorgiebt, haben mich die oftmaligen Erörterungen mit meinen kritiſchen Freunden wohl gelehrt, und nicht wenige davon halte ich jetzt noch für **unauflöslich**.

Moſes Mendelsſohn war in den letzten Jahren ſeines Lebens auch ein Mitglied der gedachten gelehrten Geſellſchaft, und bekam alle ihre ſchriftliche Verhandlungen zu ſehen, ob er gleich wegen körperlicher Schwäche ihren Sitzungen nicht beiwohnen konnte. Eben dieſer körperlichen Entkräftung wegen durfte er auch nicht wagen, ſich in das Studium der neuen Philoſophie ernſtlich einzulaſſen; aber er war von ihrer Abſicht und von den Hauptbegriffen welche darin regieren, ſehr wohl unterrichtet. Ich habe mit ihm darüber geſprochen. Es war kein leeres Wort, wenn er Herrn Kant den **alles zermalmenden** nannte. Er ſah wohl ein, daß, wenn man ſich in Kants Standpunkt ſtellt, und beſonders, wenn dieſer **der einzige wahre** wäre, alles wegfallen müßte, was man bis dahin Erkenntniß genannt hatte, wie dieſes ja die Kantianer ſelbſt von ihrem Syſteme rühmen *), und dadurch verführt

---

*) „Die Veränderung, welche durch die **Kritik** in der Meta„phiſik bewirkt werden ſoll, läßt ſich nicht als Verbeſſerung, „ſondern als gänzliche Umſchaffung dieſer Wiſſenſchaft den„ken," ſagt **Reinhold** (in ſ. vermiſchten Schriften II. Th. S. 244). Ferner: „Die Kritik wirkt entweder gar nichts, „oder die gänzlichſte und **unaufhaltſamſte Revolution**, „die je im menſchlichen Geiſte Statt gefunden hat" (S. 246). **Fichte**, welcher mit ſeiner **Wiſſenſchaftslehre** bekanntlich

werden, voll Stolzes zu glauben, die Wahrheit wohne ausſchließend in ihrer Schule; wer nicht nach ihrer Form oder Vorſtellungsart denken will, die alle andre Formen verdrängen ſoll, denke gar nicht konſequent, wer nicht ihren **vonvornigen Poſtulaten**, ihren **nothwendigen Hypotheſen** (Kritik der prakt. Vernunft S. 23) anhänge, begreife gar nicht, was a priori iſt, und wer ſich ihres **urſprünglichen Vernunftgebrauches**, womit ſie willkürlich das Weiße ſchwarz und das Schwarze weiß machen können, nicht bemächtigen kann, ſey ein blödſinniger Menſch, dem die Ge-

weit über **Kant** und **Reinhold** ſtehen will, ſagt ausdrücklich: „Es iſt mir nicht um **Berichtigung** und **Ergänzung** der philoſophiſchen Begriffe, welche etwa im Umlaufe ſind, mögen ſie **Antikantiſch** oder **Kantiſch** heiſſen, es iſt mir um ihre **gänzliche Ausrottung** und die **völlige Umkehrung der Denkart** über dieſe Punkte des Nachdenkens zu thun, ſo daß in **allem Ernſte**, und **nicht bloß** ſo zu ſagen, das Objekt durch das **Erkenntnißvermögen** und nicht **das Erkenntnißvermögen durch das Objekt** geſetzt und beſtimmt werde.“ (S. das Fichtiſch-Niethammerſche Journal 1797. 1s Heft S. 6.) — Das heißt, es ſoll jede Denkart **ausgerottet** werden, welche nicht **Kantiſch** und Fichtiſch iſt; aber wenn Kant und Fichte verſchiedener Meinung ſind (wie ſie denn gewiß immer mehr divergiren je weiter ihre vonvornige Philoſophie fortgehet), ſoll jedermann Fichtens Meinung annehmen, und in ſeinen plumpen hyperkritiſchen Idealiſmus eingehen, bey Strafe der philoſophiſchen ewigen Verdammniß:

Un vicaire a Chaillot croit, que tout homme ſage
Doit penſer dans Pekin comme dans ſon village;
Et la vieille badaude, au fond de ſon quartier,
Dans ſes voiſins badauds voit l'univers entier.

bote der **reinen Vernunſt** nicht vernehmlich zu machen wären.

Moſes ſah auch den Vorzug des **Kantiſchen** Idealiſmus vor dem **Berkeleyſchen** ſehr wohl ein. Aber er ſah gewiß auch ein, daß dieſe Zurückführung **aller** Erkenntniß auf ein angenommenes **rein** vonvorniges Wiſſen, abgezogen von allem was die Sinne gewähren, und mit Entſagung auf alle Induktionen daraus (ſo ſcharfſinnig auch die ſogenannten von vorn ſynthetiſchen Begriffe erſonnen ſind, und ſo einleuchtend ſie auch anfänglich ſcheinen) dennoch entweder bloß in der Idee und Abſtraktion bleiben muß, und nie auf die Sinnenwelt angewandt werden kann, oder bey der Anwendung die ärgſten Widerſprüche herbeyführt, ſo, daß Spitzfindigkeiten auf Spitzfindigkeiten gehäuft werden müſſen, um ſie zu bemänteln. Die leidige Erfahrung hat dieſes nun an allen Kantianern gezeigt, und leider! nicht ſelten auch an Herrn Kant ſelbſt.

Ich habe, ich wiederhole es, des Herrn Profeſſor Kants ſämmtliche philoſophiſche Schriften mit äußerſter Sorgfalt und Lehrbegierde geleſen, die **Kritiken der reinen und praktiſchen Vernunft**, die **Prolegomena zu jeder Metaphyſik**, die **Kritik der Urtheilskraft** und die **Metaphyſik der Sitten** mehr als Einmal, desgleichen die Schriften ſeiner vorzüglichſten Anhänger und vorzüglichſten Gegner, und reiflich darüber nachgedacht. Daß ich beides wirklich gethan habe, kann man auch daraus ſehr deutlich ſehen, daß ich die Stellen aus Herrn Kants Schriften, welche ich zum Beweiſe meiner Behauptungen anführe, gleich zu finden weiß — das würde ſich mit Schriften, womit ich unbekannt wäre, nicht füglich thun laſſen — und daß ich zuerſt die Stellen verſchiedener Schriften Herrn Kants, wo er ſich **widerſpricht**, vor Augen legte, welches vor mir niemand ſo deutlich gethan hat. — So etwas läßt ſich ohne mehrmalige ſorgfältige Lektur nicht denken. —

Soll ich hier erſt weitläuftig preiſen, daß ich Kants Tiefſinn, daß ich die unermüdet angewendete Anſtrengung der Denkkraft bewundere, womit er den ganzen Geſichtskreis ſeines neuen Augenpunkts umfaſſet, und vorſichtig die ſchwächſten Seiten am meiſten zu befeſtigen ſucht? Wozu etwas ſagen, was ſich von ſelbſt verſteht! Genug, ich bekenne mit Vergnügen, daß ich ſonderlich durch die **Kritik der reinen Vernunft** meine philoſophiſche Erkenntniſſe ſehr erweitert habe.

Ich glaube den Inhalt und den Zuſammenhang des kritiſchen Syſtems recht wohl begriffen zu haben. Wenn jemand im vornehmen Tone ſagt, ich verſtände dieſe tiefſinnige Philoſophie nicht, und wenn ich etwas darüber ſchriebe, **wiſſe ich nicht, wovon die Rede wäre**; ſo kümmert mich das ſehr wenig. Herr **Fichte**, welcher bekanntlich, ſeitdem er die **Wiſſenſchaftslehre** erfunden hat, weit über Kant erhaben ſeyn ſoll, hat ja längſt entſchieden, kein einziger von Kants Nachfolgern wiſſe, wovon Kant eigentlich rede *). Alſo was niemand weiß, außer allenfalls

---

*) „Der Verfaſſer der Wiſſenſchaftslehre wurde durch eine „**geringe Bekanntſchaft** mit der philoſophiſchen Literatur" — (in der That ſcheint die Bekanntſchaft geringe zu ſeyn, und die Literatur ſcheint nur **von vornher aus dem abſoluten** Ich des Hrn. Fichte beurtheilt zu werden, welches ſelbſt die Literatur **macht**, ſo wie ihm, nach ſeiner Verſicherung, „**alle Objekte weder ganz noch halb gegeben**, „ſondern von ſeinem Ich **gemacht** werden." S. das Fichtiſch-Niethammerſche Journal 1797. 1s Stck. S. 40.) — „ſeit der Erſcheinung der **Kantiſchen** Kritiken ſehr bald „überzeugt, daß dieſem großen Manne ſein Vorhaben, die „Denkart des Zeitalters über Philoſophie und mit ihr über-

Herr Fichte — welchem die Göttinn **Ichheit** vermittelſt der **Selbſtſetzung** verlieh, Kants, für alle Sterblichen, verſchloſſenes Buch zu öffnen — mag ich ja auch wohl nicht wiſſen!! Wenigſtens darf mich kein Kantianer der Unwiſſenheit zeihen wollen, da ſie ja alle ſelbſt von Kants Rede nichts ſollen begriffen haben! Indeß hat meine Unwiſſenheit doch vor der Unwiſſenheit der Kantianer den Vorzug, daß ſie in Kants Schriften die **Widerſprüche** ſo deutlich entdeckte. Wie mag das zugehen?

Aber freilich iſt bekannt, daß es bey vielen kritiſchen Philoſophen ſchon **Sprachgebrauch** geworden iſt, jeden welcher nicht alle ihre Behauptungen blindlings annimmt, zu bezüchtigen, er **verſtehe ſie nicht**, ohne weitere Komplimente, oder ohne ſich ſelbſt zu fragen, ob ſie etwa durch ihre dunkele ſchiefgeſtellte, und ſich ſo oft unter einander widerſprechende Behauptungen veranlaſſen, daß ſie unverſtändlich werden; desgleichen, ob ſie ihrerſeits die **Sätze ihrer Gegner**, die auf der klarſten geſunden Vernunft beruhen, wohl richtig verſtehen möchten? Eben ſo bekannt iſt auch, daß dieſe **Herren über** den Sinn der wichtigſten Sätze ihrer kri-

---

„alle **Wiſſenſchaft, aus dem Grunde umzuſtimmen**, „gänzlich mißlungen ſey; indem kein einziger unter ſeinen „zahlreichen Nachfolgern **bemerkt, wovon eigentlich geredet werde**." (S. a. a. Orte S. 2.) Ferner: „Kant iſt „**bis jetzt**, einen neuerlich gegebenen **Wink** abgerechnet — (Mit dieſem Wink meint Hr. Fichte Hrn. **Becks einzig möglichen Standpunkt**, von welchem wieder Hr. Reinhold verſichert, die **kritiſche Philoſophie** werde dadurch in **ihrem ganzen Gliederbau** zerriſſen) — „ein verſchloſſenes **Buch**, und was man **aus ihm herausgeleſen hat**, „iſt gerade das, was in ihn nicht paſſet, und was er „**widerlegen** wollte." (S. a. a. Orte S. 4.)

tiſchen Philoſophie unter einander nichts weniger als einig ſind, und daß faſt jeder Kantianer **mit dem Kant in der Hand** den andern fragt, ſo wie der Apoſtel den Hauptmann Kornelius: **Verſteheſt du auch was du lieſeſt?** und dieſe Frage ertönt gemeiniglich nicht in dem ſanften Tone des Apoſtels. Dieſe Klage des **Nichtverſtehens** geht immer ſehr kunterbunt untereinander, zumal ſeitdem nach und nach immer mehr hervorgeht, daß **aus allen verſchiedenen einzig möglichen Standpunkten**, die formale Perſpektiv des kritiſchen Lehrgebäudes ſich nirgend ſo recht richtig will anſehn laſſen.

Ein philoſophiſcher Recenſent in den **Gothaiſchen gelehrten Zeitungen**, welcher ſehr weiſe thut, hat mich in dieſer Rückſicht ſehr amüſirt. Er verſichert, meine Wenigkeit könne dem Ichweſen des Herrn Profeſſor Fichte nichts anhaben, weil ich **gar nicht verſtehe, wovon die Rede ſey**; aber **Herr Forberg**, welcher in dem **Fichtiſch-Niethammerichen Journale**, in gewiſſen **Briefen über die neueſte Philoſophie** *) wirklich ganz treffende Zweifel wider den Hauptgrund der ſogenannten **Wiſſenſchaftslehre** aufgeworfen hat, verdiene gehört zu werden, und manches was er ſage, möchte ſchwer zu beantworten ſeyn. Nun iſt das Hübſche bey der Sache, daß **Herr Fichte** ſelbſt in eben dem Journale ganz deutlich ſagt: **Herr Forberg** — der ſich nachher zur reinen Lehre Fichtens bekannte — habe, als er **die Briefe** ſchrieb, **nicht verſtanden, wovon die Rede ſey** **), und die Achſeln darüber zuckt, daß „dem Briefſteller

---

*) S. das Fichtiſch-Niethammerſche Journal 1797 5s Heft, S. 44 und die folgenden Stücke.

**) Man ſehe das gedachte Journal 1797 12s Heft S. 273 ff. beſonders 276.

„die **alten dogmatiſchen Schuppen** die Ausſicht auf den „**wahren Streitpunkt verdecken.**" Dies bekräftigt auch Hr Forberg gewiß ſelbſt, da er nun bekehrt iſt. Hr. Fichte wird alſo von dem Recenſenten, welcher Herrn Forbergs Zweifel für wichtig hält, nothwendig auch ſagen, dieſer verſtehe die Wiſſenſchaft nicht, und wiſſe nicht wovon die Rede ſey. Alſo hätte mich eigentlich ein Blinder in Gotha zurecht weiſen wollen, der mich nur darum für blind hielt, weil er nicht wußte, daß er ſelbſt blind ſey!

Herr Fichte will nicht einmal von jedermann verſtanden werden. — Er ſagt ausdrücklich: „Es würde ihm **Leid** „**thun**, wenn ihn ſeine Gegner **verſtänden**," *) welche er im voraus tüchtig ausfilzt, „weil ſie durch langwierige **Geiſtesknechtſchaft** ſich ſelbſt, und mit ſich ſelbſt ihr **Gefühl** „**für eigene Ueberzeugung**, und ihren **Glauben an die** „**Ueberzeugung** anderer" — nehmlich beſonders den Glauben an Herrn Fichte — „verloren haben."

Der Verfaſſer des neuen Aeneſidemus arbeitet, wie ich zuverläßig weiß, an einem großen Werke über die kritiſche Philoſophie, welches hoffentlich in künftigem Jahre erſcheinen wird. Er hat darin, mit dem Scharfſinne, welchen er ſchon in ſeinem erſteren Werke zeigte, die innerſten Gründe der Kantiſchen Philoſophie einer neuen Prüfung unterworfen. Wenn es bey dem bisherigen **Sprachgebrauche** der kritiſchen Philoſophen bleibt, ſo ſteht zu erwarten, daß man auch von ihm ſagen wird, er habe weder die Kantiſche noch die Fichtiſche Philoſophie verſtanden. Wie ſollte auch jemand die kritiſche Philoſophie verſtehen können, der ſie aus dem Grunde erſchüttert! Sollte man endlich aber zugeben müſſen, daß er ſie verſtehe, ſo wird es etwas ſchwer werden zu glauben, daß diejenigen ſie recht verſtanden hätten, welche ſeit zwölf Jahren unſere Ohren mit unbedingten Lobſprüchen derſelben erfüllten.

---

*) Man ſ. das Fichtiſch-Niethammerſche Journal 1797, 1 Stk. S. 6.

Weil ich mich nun ſowohl über einige Mängel, als beſonders über die ungeheuren Mißbräuche, welche die Anhänger **Kants** bey Anwendung der kritiſchen Philoſophie auf unſere Sinnenwelt ſich zu Schulden kommen laſſen, ſehr freymüthig erklärt habe; ſo bin ich beſchuldigt worden, ich **verachtete** dieſe ganze Philoſophie. Dieſes iſt unwahr *). Aber wahr iſts, daß ich mich von vielen Behauptungen derſelben nach reifem Nachdenken nicht habe überzeugen können; wahr iſt's, daß ich die ſogenannten **rein vonvornigen Vorausſetzungen**, worauf ein großer Theil der **Kritik der praktiſchen Vernunft** und mit ihr das kantiſche moraliſche Syſtem beruhet, für ganz **willkürliche Sätze** halte, wenn ſie gleich der reinen Vernunft aufgebürdet und **Vernunftsbedürfniſſe** betitelt werden, indem der kritiſche Philoſoph das **Bedürfniß ſeines Syſtems** für ein **Bedürfniß der Vernunft** ausgiebt. Wahr iſt's ferner, daß mir die offenbaren Widerſprüche, die ſich in mehrern Schriften des Herrn Profeſſors Kant ſonderlich in der **Rechtslehre** und **Tugendlehre** finden, von der Beſtimmtheit und Sicherheit dieſer Philoſophie nach und nach einen geringern Begriff gemacht haben, als ich anfänglich hatte. Wahr iſt's, daß, ob ich gleich die **Kritik der reinen Vernunft** und die **Kritik der Urtheilskraft**

---

*) Ich berufe mich hier auf meine Reiſebeſchreibung XI. Bnd. S. 182. ff. S. 257 u. n. a., und meine Vorrede zu den **neun Geſprächen zwiſchen Wolf und einem Kantianer**, S. 6 bis 8.

weiß den **Prolegomenen** zu jeder **Metaphyſik** noch jetzt für Bücher halte, welche verdienen ernſthaft ſtudirt zu werden, weil ſie uns wenigſtens auf **neue Wege** aufmerkſam machen können: ich ſie dennoch nicht für den **geraden Weg zur apodiktiſchen Wahrheit** halten kann. Wahr iſt's, daß ich überhaupt die kritiſche Philoſophie, ſo ſehr ich alles daran ſchätze was ſchätzenswürdig iſt, niemals für das **Eine was Noth** iſt gehalten habe, wofür ſie vor einigen Jahren die Verfaſſer mancher gelehrten Zeitungsblätter mit heller Stimme ausriefen. Hatte ich Unrecht ſelbſt zu denken, nicht aber ſklaviſch zu folgen? Herr Kant fordert uns ja auf, die Philoſophie nicht bloß zu **lernen**, nicht **ſich nach fremder Vernunft zu bilden** (wie der größte Theil ſeiner Anhänger doch offenbar nur gethan hat), ſondern **Vernunftkenntniſſe** zu erlangen zu ſuchen, die **aus der eigenen Vernunft des Menſchen** entſpringen.*) Iſt dieſes ſeine Lehre, ſo ſollte er auch die Rechte der eigenen Vernunft eines jeden Menſchen reſpektiren. Er widerſpricht ſich ſelbſt, wenn er fordert, daß jedermann **Kants** ſubjektive Vernunft für die allgebietende **reine** Vernunft, alle ſeine willkürliche urſprüngliche **Vorausſetzungen** für **nothwendige und allgemeingültige Sätze** blindlings annehmen ſoll. Wo bliebe denn unſere eigene Vernunft, wenn wir ſeine Behauptungen nicht prüfen, ſeine Inkonſequenzen und Widerſprüche nicht entdecken dürften?

Ich habe, vom Anfange an da ich der kritiſchen Philoſophie in meinen Schriften gedachte, bis jetzt, beſtändig Herrn Kant **perſönlich** alle Gerechtigkeit wiederfahren laſſen; ich wünſchte, ſeinetwegen, er hätte gegen mich nicht das Gegentheil gethan. Will man mir etwa vorwerfen, daß ich dieſen berühmten Mann einiger Trugſchlüſſe und Widerſprüche geziehen habe, ſo kann dieſes mit der Achtung ſeiner übrigen Verdienſte, mit der Achtung für ſeinen Tiefſinn und Scharfſinn, desgleichen für ſeinen Charakter als Menſch gar wohl zuſammen beſtehen. Nur, in dem Tone der blinden Bewunderung eines Studenten gegen ſeinen Profeſſor, oder im Tone der kriechenden Aengſtlichkeit eines Klienten gegen ſeinen Patron, ſpreche ich von niemanden, auch nicht von dem größeſten Gelehrten. Haben mehrere Anbeter Herrn Kants ihn an dieſen Ton gewöhnt, ſo iſt dies kein Grund für mich und für andere vernünftige Leute ihnen zu folgen.

---

*) S. Kritik der reinen Vernunft, zweite Ausgabe, S. 864.

Die ſcharfſinnige Unterſuchung über die Gränzen des menſchlichen Verſtandes, wozu Herr Kant einen neuen Weg zu bahnen wagte, der Verſuch einen höchſten in ſich ſelbſt gegründeten Grundſatz der Moral und für die Naturwiſſenſchaft eine neue Würdigung der Kräfte aufzufinden, haben, ſo wie alle ſpekulative Philoſophie, ihren Werth an ſich ſelbſt, auch ohne Rückſicht auf die gefundene Wahrheit. In magnis et voluiſſe ſat eſt! Es iſt ſehr wahr, und gilt auch auf Hrn. Kant ſelbſt, was Herr Kant von Hume ſagt,*) da er anzeigt, daß deſſen Skepticiſm ihn auf ſeine Kritik der reinen Vernunft gebracht habe: „Wenn man von einem gegründeten, ob zwar nicht ausgeführten Gedanken anfängt, den „uns ein anderer hinterlaſſen, ſo kann man wohl hoffen, es „bey fortgeſetztem Nachdenken weiter zu bringen, als der „ſcharfſinnige Mann kann, dem man die erſten Funken dieſes Lichts zu danken hatte.“ Daher iſt es wohl möglich, daß ſich jemand von der Richtigkeit ſolcher Spekulationen nicht überzeugen, und doch für den Gelehrten die größte

---

*) S. Prolegomena zu jeder Metaphyſik, S. 13.

Hochachtung hegen kann, welcher dadurch Gelegenheit gab, ſo viel Geiſteskräfte zu entwickeln, und Materien, worüber der menſchliche Geiſt ſo gern ſpekulirt, und worüber er wohl nie zur völligen Gewißheit gelangen wird, von einer neuen Seite zu zeigen, und welcher dieſe ehrenvolle Beſchäftigung über dreißig Jahre fortſetzte.

Indeß muß es auch erlaubt ſeyn, ſich zu überzeugen, in wie fern das Reſultat von Kants tiefſinnigen Unterſuchungen für Annäherung zur Wahrheit zu achten ſey, und ohne Bedenken ſeine Meinung darüber zu eröffnen. Wenn z. B. die praktiſche Vernunft des Herrn Kant **von vorn vorausſetzt**, der von ihm angegebene höchſte Grundſatz der Moral, den er einen **kategoriſchen Imperativ** nennet, — vermöge deſſen wir die Maxime jeder unſerer Handlungen **zum Princip der Geſetzgebung** für alle vernünftig Weſen — (Menſchen oder nicht) — machen ſollen — ſey ein **Faktum des Bewußtſeyns**, und ſich desfalls **auf das ſittliche Urtheil eines jeden Menſchen** beruft; *) ſo iſt jeder berechtigt ſich ſelbſt zu fragen, ob ſich ein ſolches Faktum des Bewußtſeyns in ihm finde? Wenn man dann mit größter Anſtrengung und Unparteylichkeit, mit dem **deutlichſten Denken dieſes moraliſchen Geſetzes**, Kants vermeinten kategoriſchen Imperativ in ſeinem Bewußtſeyn nicht findet, wenn mehrere Menſchen, deren moraliſches Gefühl und deren moraliſche Thätigkeit nur ein Nichtswürdiger in Zweifel ziehen kann, in ihrem **Bewußtſeyn** nicht finden können, daß ſie **nothwendig unbedingt** verpflichtet wären, Principe zur Geſetzgebung für alle vernünftige Weſen zu ſuchen; ſo darf man behaupten: ein ſolcher Satz könne kein **Imperativ** noch weniger kategoriſch ſeyn, weil das vermeinte **Kategoriſche** deſſelben ſich nur darauf gründet, daß er ſich **in dem Bewußtſeyn und in dem ſittlichen Gefühle jedes vernünftigen Menſchen** finden ſoll. Jeder vernünftige Menſch darf alſo ſchließen, man könne ſehr moraliſch handeln, ohne gerade dieſen Satz **ausſchließend** zur Maxime ſeiner moraliſchen Handlungen zu machen. *) Ich gebe gern zu, daß er ein recht gutes **Hülfsmittel** der Moral ſeyn kann, für den, welcher ſich darnach richten will; aber ein **Imperativ** iſt er nicht, noch weniger ein **kategoriſcher**. Dieſer Satz iſt nichts als eine **vonvornige Vorausſetzung**, welche weder **Nothwendigkeit** noch **Allgemeinheit** mit ſich führt, welche jeder, nach der Art wie er ſeine Principien verbindet, zur Regel ſeines Betragens annehmen darf oder nicht.

---

*) Siehe Kritik der reinen Vernunft, S. 135.

Wenn man nun, je tiefer man in dieſe jedermann erlaubte Unterſuchung hineingeht, immer weniger Wahrheit, hingegen mehr Widerſprüche entdeckt, wenn man endlich immer mehr ſiehet, daß die Vertheidiger dieſer neuen Philoſophie gar nicht untereinander einig ſind, daß immer einer dem andern widerſpricht, daß immer einer dem andern das **Nichtverſtehen** vorwirft, und daß ſie endlich auf die gründlichſten Einwürfe gar nicht mehr antworten, ſondern auf

---

*) Dies läugnen Kant und die Kantianer in dem Uebermaße der Strenge ihrer vonvornigen Moralität; und dies iſt es eben wodurch ihr moraliſches Syſtem **intolerant** wird, bis zur Ungereimtheit. Als ich in meiner Reiſebeſchreibung (XIr Th. S. 246) zu verſtehen gab, daß ich mir meine moraliſche Handlungen nicht von dieſem Imperative gebieten laſſe, ſo rief ein Gegner voll formalen Abſcheues über mich aus: Welch ein unverſchämter Menſch iſt der Nicolai, daß er ſogar öffentlich ſagt, er wolle nicht **moraliſch** ſeyn!

eine unter Philoſophen bisher unerhörte Weiſe, bloß an ihr **inneres Bewußtſeyn** *) darüber appelliren, daß ihre Sätze **unwiderſprechlich richtig** wären; ſo darf man endlich wohl urtheilen, die kritiſche Philoſophie habe uns wahrlich gegen die vorigen Zeiten nicht **kritiſcher** gemacht. Ehemals

---

*) Herrn Fichtens Urſatz, Ich = Ich, ſoll **durch ſich ſelbſt einleuchten**, und es ſoll ſogar **abſurd** ſeyn einen **Beweis zu verlangen**. — Er ſagt, in Geſellſchaft mit ſeinem tiefſinnigen Freunde Niethammer ausdrücklich, (im Fichte-Niethammerſchen Journal 1797. 5tes St. S. 116) vom **Fundamente der Philoſophie**: „Ueberhaupt läßt die **Einſicht**, „**worauf es hiebey ankommt**, ſich **keinem** Menſchen **andemonſtriren**; ſie muß **aus** ihm ſelbſt, **wie ein Blitz**, der „die lange, dicke Finſterniß **auf Einmal durchleuchtet**, ſich „**entwickeln**." Eben dieſer Mann giebt von der Erfüllung der Pflicht „lediglich **um** der Pflicht willen," worauf er ſeine **moraliſche Weltregierung**, von ihm auch „Gott" genennet, gründet, und ſogar **alle Menſchen**, welche ſie nicht annehmen, als **Atheiſten** oder heilloſe **Götzendiener** verdammt, **dennoch gar keinen Beweis!** Er ſagt (Appellation S. 35) „**Kurz, es iſt ſo, es iſt ſchlechthin ſo, es iſt ohne allen** „**Beweis ſo, es iſt ſo gewiß als ich irgend etwas weiß, und ſo** „**gewiß als ich von mir ſelbſt weiß.**" Herr **Schelling** behauptet: die **Fichtiſch-Schellingſche Ichlehre** ſonſt auch **Wiſſenſchaftslehre** genannt werde, **ganz vervollkomnet, nicht mehr mittheilbar** ſeyn. Herr **Beck** in ſeinem weitſchweifigen **Kommentar** über Kants Metaphyſik der Sitten (Halle 1799. 8.) beruft ſich um Kants ſeltſam ausgedachtes Eherecht **zu beweiſen**, auf das **Bewußtſeyn**. Er ſagt: „Nur aus „dem **urſprünglich ſittlichem Bewußtſeyn** geht alle moraliſche Erkennntniß aus." (S. 268) Ferner: „Ich glaube gern, daß die Behauptung, daß ein Menſch, der ſich „einem andern zum Genuſſe hingiebt ſich ſelbſt zur Sache

entſchied man durch die göttlichen Eingebungen, und als dieſe nicht mehr entſcheiden ſollten, durch philoſophiſche Demonſtrationen; jetzt aber wird alles durch **Poſtulate** entſchieden, welche **Eingebungen** einer **Philoſophie** ſind, die ſich alles ſelbſt **macht**, ſo wie ſie es braucht. Wenn man alſo ſiehet, daß dieſe Philoſophie, die alles ſo ſicher zu gründen verhieß, ſich auf **inneres Licht** als auf den **letzten Grund** beruft; ſo darf man urtheilen, die vermeinte reine Vernunft arte endlich in die plumpſte **Schwärmerey** aus, und es iſt

„macht, vielen **unvernehmlich** vorkommen wird, und das „Uebelſte iſt, **daß es ihnen auch auf keine Weiſe vernehmlich gemacht werden kann.** Wer davon im vollem Ernſte nichts zu verſtehen vorgiebt, beweiſet damit einen Mangel des ſittlichen **Bewußtſeyns** (S. 272). Nur da wo wir „ſittliches Gefühl vorausſetzen können, iſt dieſe Sprache der „**bloß ſittlichen Vernunft verſtändlich** (S. 272). Ein „von **ächtem moraliſchen Gefühle belebtes** Gemüth wird „den tiefen **Blick** unſers Philoſophen (Kants) bewundern." (S. 274). Um zu beweiſen, daß nur allein die **Monogamie** rechtmäßig ſey, ſagt er: „Ein **ſittlich geſtimmtes** Gemüth „**bemerkt aber wohl**, daß eine jede **Mehrheit** in einer ſolchen Geſellſchaft das moraliſche Gefühl beleidigt, indem ſie „unmittelbar dem **Bewußtſeyn** der moraliſchen Perſönlichkeit zuwider iſt" (S. 275). Man ſieht Hr. Beck ſpricht Kraft ſeines **urſprünglich** ſittlichen Bewußtſeyns, uns nicht nur alle Philoſophie, auch ſogar **alles moraliſche Gefühl** ab, wenn wir nicht Kants willkürlichen Traum über das Eherecht unbedingt für Wahrheit annehmen. Ich habe nicht für überflüſſig gehalten dieſe Stellen anzuführen, weil ſonſt vernünftige Leute nicht glauben würden, daß man noch im J. 1798 ſolches Geſchwätz in der kritiſchen Schule für Philoſophie ausgab. Eben dieſer Herr **Beck** (einer der vorzüglichſten Schüler Kants) ſpricht in eben dieſem Werke mehrkeinem vernünftigen Manne zu verdenken, wenn er von dem Werthe dieſer ſeit achtzehn Jahren ſo hoch geprieſenen Philoſophie anfängt geringere Begriffe zu haben. Je mehr ich die kritiſche Philoſophie kennen lernte, je mehr ich ihre verſchiedene Theile verglich, deſtomehr fing ich an ſo darüber zu denken, wie **Friedrich der Große** über ein anderes Syſtem: *)

mal von einem **urſprünglichen Vernunftgebrauch**. Derſelbe, verſichert er, mache dem der ſich deſſelben Einmal bemächtigt habe, alles **klar und deutlich**, wer ihn aber nicht beſitze, und nicht im Stande ſey auf dieſe **letzten Gründe aller theoretiſchen Erkenntniß** ein Auge zu werfen, den werde alle weitere Belehrung nicht weiter bringen können. Ein kritiſcher Philoſoph Namens **Salat**, hat in das Fichtiſch-Niethammerſche Journal (1798, 3s Stück) einen **Beytrag zur moraliſchen Begründung der Religion** eingerückt, darin heißt es S. 201: „Was noch hin und wieder „ein ſogenannter Antikantianer — gegen die **Vorſtellung** „**des höchſten Guts** beybringt, verdient hier **kaum eine** „**Erwähnung**, z. B. „Man beweiſe zuerſt daß praktiſche „Vernunft dies gebiete!“ — Ich dächte, es wäre eine ſehr billige Foderung, aber was antwortet Herr **Salat** auf dieſe nothwendige Frage? — Er ſagt: „Wozu noch ein weiterer „Beweis für den, welcher dieſe **Stimme in ſeinem Innerſten hört**, und dem ſie über alles gehet?“ Da haben wir ſo wie bey **Beck** und bey **Schelling** und bey **Fichte** das **innere Licht**! — Aber iſt das Philoſophie? Hätten wir andern alle nicht eben ſo viel Recht uns auf unſere **innere Stimme** zu berufen, als Herr **Salat**? O ja! Nur müſſen wir uns ſodann nicht für Philoſophen ausgeben, und ſagen wir hätten dadurch etwas urſprünglich oder *a priori* feſtgeſetzt.

---

*) S. Correspondence entre Frederic II. et le Marquis d'Argens (Königsberg 8.) T. II, S. 180.

D'un Syſtême boiteux je ſuis le ſerviteur;
Sans vérité point de ſcience.
Si d'un pas aſſuré, ferme et plein de vigueur
Il ſe guide par l'évidence,
L'autre pas chancelant et vacillant de peur
S'appuie inſenſément, par excès de prudence,
Sur les bequilles de l'erreur.

Ich ſtudirte die kritiſche Philoſophie über **zwölf Jahre lang, ehe ich öffentlich darüber ein Wort** ſagte. Ich prüfte alle Theile derſelben mit ernſtem Nachdenken und mit Unpartheylichkeit. Ich habe mich alſo nicht übereilt. Ich hatte während dieſer Zeit außerdem eine ſehr vortheilhafte Gelegenheit, auch faſt ununterbrochen durch mündliche Unterhaltung über viele Theile derſelben meine Begriffe noch mehr zu entwickeln und zu erläutern. Man darf ſich alſo um ſo viel weniger wundern, daß ich ſo gut damit bekannt bin. Im Juliushefte des J. 1796 der in Halberſtadt herauskommenden **deutſchen Monatsſchrift** (S. 177. ff.) ließ ich einen Aufſatz ohne meinen Namen einrücken, unter der Aufſchrift; **Iſt Kants Moralprincip bey der Ausübung wirklich in allen den Fällen hinreichend, wo uns die bisherigen Syſteme verlaſſen ſollen?** Ich nannte meinen Namen nicht, weil dieſer Aufſatz noch verſchiedene Spuren an ſich trägt, daß er eigentlich nicht für das Publikum beſtimmt war. Denn derſelbe ward im J. 1795 in der ſchon oben S. 48 erwähnten Privatgeſellſchaft von Freunden der Gelehrſamkeit vorgeleſen, die ſeit dem J. 1783 in Berlin beſtand, und erſt vor weniger Zeit aufhörte, weil verſchiedene Mitglieder ſtarben, und andere ihrer Geſchäftslage wegen ihr nicht beywohnen konnten. Sie beſtand aus Männern, deren Namen, öffentlich genannt, allein ſchon das Lob derſelben ausmachen würden. Aber dieſe Geſellſchaft verlangte nicht öffentlich bekannt zu ſeyn; denn die Mitglieder hatten bloß eine vernünftige Unterhaltung über intereſſante und beſonders wiſſenſchaftliche Gegenſtände zum Zwecke, um durch freundſchaftlichen Gedankenwechſel ſich wechſelſeitig den Geiſt aufzuklären und dadurch Begriffe mancher Art ſich ſelbſt deutlicher zu machen und einer unparteyiſchen Prüfung zu unterwerfen. Die Geſellſchaft verſammelte ſich zweymal im Monate. Es wurde bey jeder Zuſammenkunft entweder ein eigener Aufſatz oder auch eine intereſſante Stelle aus irgend einem Buche vorgeleſen, in der Abſicht darüber zu ſprechen. Jeder ſagte ſeine Meinung und der Disput ward oft ſehr lebhaft; hernach ſetzte auch jeder ſeine Meinung ſchriftlich auf, und der Inhalt der verſchiedenen Bemerkungen ward, wenn der Umlauf geendigt war, von dem Verfaſſer der Geſellſchaft vorgetragen. Nie aber ward weder ein Reſultat gezogen, noch irgend ein Beſchluß von irgend einer Art gemacht, ſondern die Abſicht war bloß zu einer intereſſanten Unterhaltung zwey oder drey Stunden lang Gelegenheit zu geben, und ſolche Materien, welche denkenden Köpfen wichtig ſind, durch die Gegeneinanderſtellung verſchiedener Meinungen, deutlicher zu denken und von allen Seiten zu betrachten. In dieſer Geſellſchaft befanden ſich mehrere ſcharfſinnige Köpfe, die mit Eifer der kritiſchen Philoſophie zugethan, und andere welche von derſelben nicht überzeugt ſind. Es war alſo natürlich, daß ſehr häufig Materien aus der kritiſchen Philoſophie vorkamen, wovon das Dafür und Dawider umſtändlich und zuweilen eben derſelbe Gegenſtand mehrmal in verſchiedenen Aufſätzen auf verſchiedene Art abgehandelt ward. Alle Mitglieder waren ächte Wahrheitsfreunde; daher ging die Bemühung eines jeden dahin, dasjenige was er für Wahrheit hielt, nicht durch Machtſprüche oder Berufung auf die Stimme im Innern ſondern durch Gründe geltend zu machen. Jeder ſuchte dem andern **verſtändlich zu werden**; daher haben die Kantianer in dieſer Geſellſchaft den darin befindlichen Gegnern der kritiſchen Philoſophie, mich ſelbſt nicht ausgenommen, niemals vorgeworfen, **ſie verſtänden dieſelbe nicht**. Denn, dieſe Männer ſuchten ſich beſtimmt und deutlich auszudrücken und mit Gründen zu ſtreiten. Sie gaben gar nicht vor, einen **ursprünglichen Verſtand zu beſitzen, der von dem Verſtande aller andern Sterblichen ſo unterſchieden wäre**, daß dieſe allen ihren vorigen aus ihrer Vernunft gezogenen Grundſätzen entſagen müßten, um den kritiſchen Verſtand zu verſtehen. Eben ſo wenig beriefen ſie ſich, wenn es auf Auseinanderſetzung und Anwendung moraliſcher Grundſätze ankam, bloß auf ein **urſprüngliches moraliſches Bewußtſeyn**. Jeder ſagte ſeine Gründe, und wenn einer den andern nicht überzeugen konnte, ſo hatte dies keinen Einfluß auf die Geſinnungen; denn nicht Rechthaberey, ſondern Wahrheitsliebe war der Geiſt dieſer Geſellſchaft. Daher hat ſich auch während der vierzehnjährigen Dauer derſelben, ungeachtet des öftern lebhaften Diſputirens und ungeachtet der oftmaligen höchſten Verſchiedenheit der Meinungen, nie das geringſte Mißverſtändniß noch weniger Mißvergnügen gefunden.

Da ich, nebſt meinem eigenen Studium, in dieſer eigentlich den Wiſſenſchaften gewidmeten Geſellſchaft mehrere Jahre lang Veranlaſſung hatte, alle Theile der kritiſchen Philoſophie auf mancherley Art durch mündliche Vorträge und Erörterungen durchzudenken, ſo darf ich dann wohl glauben, ich verſtehe was dazu gehört, und wiſſe was ihr rechter Gebrauch und ihr Mißbrauch ſey; deſto mehr halte ich mich berechtigt, über den mannichfaltigen Mißbrauch derſelben mit Freymüthigkeit öffentlich zu ſprechen, ſo lange ich es für nützlich erkenne.

Zu dem Zwecke dieſer vortrefflichen vielleicht in ihrer Art einzigen Geſellſchaft (worin auch das Kantiſche Moralprincip und alles was daran hängt, wegen der Wichtigkeit des Gegenſtandes ſehr oft und auf ſehr verſchiedene Weiſe war beſtritten und vertheidigt worden) war der oben gedachte, in der deutſchen Monatsſchrift gedruckte Aufſatz beſonders geeignet. Die Sätze, die ich gegen das Ende (S. 203.) aufſtelle, ſonderlich die Maxime: „Lebe und handele ſtets im Verhältniſſe deiner Pflichten und Rechte,“ waren eigentlich der Gegenſtand der damaligen mündlichen Diskuſſion. Dieſe Sätze haben mich wenigſtens ſeit ich über Moralität nachdenken kann, ſehr richtig geleitet, moraliſch zu handeln, wenn auch nicht moraliſch nach Kants Definition des Moraliſchen. Nicht die Frage, was die beſte vorräthige Theorie der Moral ſey; ſondern die Frage, ob das Kantiſche Princip im wirklichen handelnden Leben ſicher führen könne, ſollte dieſer Aufſatz erläutern. Ich ließ ihn drucken, weil ich glaubte, daß dieſe Materie auch andere Wahrheitsfreunde intereſſiren und ihnen zum weitern Nachdenken Gelegenheit geben könnte. Ich habe nachher weiter nichts darüber geleſen, als daß in eben der Monatsſchrift (Jan. 1797. S. 64.) ein Kantianer, Sincerus Criticus, ſehr anmaßend und mit ſehr ſeichten Gründen *) über den Verfaſſer herfuhr, und ſogar (S. 74. 75.) vorgab, ich hätte Hrn. Kant der Immoralität im Leben beſchuldigt, (da ich doch S. 134 meines Aufſatzes gerade das Gegentheil geſagt hatte), und ich hätte

---

*) Es iſt merkwürdig, daß dieſer Sincerus Criticus, welcher Kants moraliſches Syſtem ſo gut begriffen zu haben glaubt, S. 71. behauptet: Wenn ein Mörder in mein Haus käme, um meinen Freund zu tödten, müſſe ich meinen Freund verr

dieſen berühmten Mann dadurch beleidigt; (da ich doch von demſelben mit größter Ehrerbietung geſprochen hatte.) Sincerus kramte viel allgemeine willkürliche Grundſätze aus, ich hingegen hatte nur gefragt: wie man ſicher ſeyn könne, unter Kants allgemeine Grundſätze — (welcher zur Moral **nichts weiter** *) zu brauchen vorgiebt, als daß **Freyheit** ſich nur nicht ſelbſt **widerſpreche**) — im wirklichen Leben immer richtig ſubſumirt zu haben? Denn es ſchien mir, es werde in vielen verwickelten Fällen im **wirklichen Leben** eben nicht ſo leicht ſeyn, den **Widerſpruch** zu finden, wofern einer vorhanden wäre, dagegen möchte man ſehr leicht einen Widerſpruch wähnen, wo keiner iſt. Ferner hatte ich gefragt: Da ſich **mehrere Maximen** bey einer Handlung vorausſetzen laſſen, wie wohl immer die **rechte** zu finden ſey, und ob nicht etwa die von mir vorgeſchlagenen Maximen **ſicherer durchs menſchliche Leben führen könnten, als Geſezgebung für alle denkende Weſen?** Hierauf keine Antwort; hingegen wildes Lob des Formalen! Zuletzt ſchloß dieſer **Sincerus**: „**Wer genug daran zu haben glaubt**, daß er „Eltern, Verwandte und **Freunde ohne** formale Principien von Herzen lieben kann, der wird über den kalten „**Formaliſten** nicht anders als ſpotten können,“ — wohl zu merken, mein Aufſatz war ſehr ernſthaft — „ja, es iſt „**zu wetten**, daß er ihn über **kurz oder lang** von Her-

---

leugnen. Kant behauptet bekanntlich in ſeiner **Tugendlehre** ſehr ſtreng das **Gegentheil**. Aber die **Tugendlehre** war damals noch nicht erſchienen, alſo durfte ein Kantianer **nach reinem Princip** noch anders denken, ehe er wußte wie Kant dachte.

*) S. Vorrede zur Kritik der reinen Vernunft. S. XXIX.

„zum haſſen werde.“ — Es ſcheint, dieſe liebreiche allgemeine Vermuthung iſt eine Frucht der höhern Moral, wozu dieſer Sincerus durch die **formalen Principien** glaubt gelangt zu ſeyn. **An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen!**

In der im Jahre 1794 gedruckten **Geſchichte eines dicken Mannes** hatte ich den Charakter eines gutmüthigen aber allzufrüh weiſen und dabey ſinnlichen und nachläßigen Menſchen, welcher immer nur das thun will was er eben gern thun möchte, nicht das was er eben thun ſollte, auch dadurch in Bewegung geſetzt, und den Bankerott, den ſeine mit Eigendünkel verknüpfte Nachläſſigkeit zuletzt nach ſich ziehen mußte, auch dadurch motivirt, daß ich ihn in die kritiſche Philoſophie vertieft ſeyn laſſe, zu der Zeit, da er auf ſeine Handlung und auf ſein Hausweſen hätte Achtung geben ſollen. Ich brauchte alſo die kritiſche Philoſophie nur beyläufig zu Motivirung einiger Begebenheiten die in meinem Plane lagen. Es ſcheint mir doch, die komiſchen Situationen, welche daraus entſpringen, und einige Scherze über die Wortphiloſophie, wären milde genug. Aber faſt alle Zeitungsblätter hielten es für **eine Unanſtändigkeit der erſten Art**, über die kritiſche Philoſophie in einem ſcherzenden Tone zu ſprechen, ſo unverletzlich ward ſie noch im Jahre 1794 gehalten. Die **Jenaiſche Litteraturzeitung** hat den weiſen Mittelweg ergriffen, dieſe arme **Geſchichte eines dicken Mannes** und alle meine **nachfolgende Schriften**, worin ich etwas über die **kritiſche Philoſophie** ſagte, **nicht mit einem Worte zu erwähnen.** Man weiß wohl, dieſe gelehrte Zeitung iſt tremblingly alive all o'er über alles was die **kritiſche Philoſophie**, die **Wiſſenſchaftslehre** (worüber die **Anhänger Kants** noch nicht einig ſind, ob ſie **kritiſch oder dogmatiſch** ſey), desgleichen über alles was die **Herren**

Göthe und Schiller betrifft. Sie hat alſo vermuthlich ihre eigene Empfindlichkeit ſchonen wollen, weil ſie meinen Frevel allzuarg hätte rügen müſſen. Vielleicht iſt ſie mir auch noch ein wenig gut, und will nicht mein Unglück!

Es war mir nie in den Sinn gekommen, weder die kritiſche Philoſophie zu verachten, noch ſie ganz widerlegen, noch weniger ſie aus der deutſchen Welt vertilgen zu wollen, wie man mir irgendwo Schuld gab. Nach meiner Art zu denken, ſind alle ſpekulative Philoſophieen anzuſehen, als **ſubjektive Vorſtellungsarten** von Dingen, welche wir nie objektiv wiſſen können, und alſo gebe ich gern zu, daß dieſe Vorſtellungsart auch ihren Werth hat, nur nicht **einen abſoluten ausſchließenden Werth**. Auch das kantiſche Moralprincip verachte ich wahrlich nicht, ob ich gleich den falſchen Schluß, welcher bey uneingeſchränkter Anpreiſung deſſelben zum Grunde liegt, für das halte, was er iſt. Es liegt unſtreitig ein **Bewußtſeyn** in uns, daß wir **unſere Pflicht** thun müſſen; das folgt ſchon aus dem Begriffe der Pflicht, daher haben alle Philoſophen gelehrt, daß die **Neigungen** der Pflicht nachſtehen müſſen. Aber es iſt und bleibt eine falſche Vorausſetzung, die um nichts beſſer wird, wenn ſie **Poſtulat der praktiſchen Vernunft** heißt, daß ein **kategoriſcher Imperativ** in uns ertöne, der uns gebiete: **unſere Maximen zum Princip der Geſetzgebung für alle vernünftige Weſen**, Menſchen oder nicht, **zu machen**. Von dieſem Satze iſt die Rede, wenn man fragt, ob das **kantiſche Moralprincip abſolut und allgemeingültig** ſey? Man fragt nicht überhaupt, ob wir in uns ein Gefühl haben, daß wir unſere Pflicht thun müſſen, ſobald wir erkennen, daß etwas Pflicht iſt. Das giebt jedermann zu. Aber ein leeres Wortſpiel iſt es, zu ſagen, daß ein **ſolcher Imperativ**, wie ihn Herr Kant ausſpricht, gegeben ſey. Es iſt falſch, daß Hrn.

Kants obiger Imperativ ein Faktum des Bewußtſeyns eines jeden vernünftigen Menſchen ſey, ſo daß man ihn gar **nicht beweiſen** dürfe, ſondern ihm, ſo **unbegreiflich** er **nach** Hrn. **Kant** ſelbſt iſt *), dennoch **nothwendig** folgen müſſe. Denn nicht nur jeder, der ſein **Bewußtſeyn unterſuchen kann**, hat hiebey eine Stimme; ſondern dieſer moraliſche Grundſatz iſt offenbar nichts als eine **ſubjektive Vorſtellungsart** Herrn **Kants** und ſeiner Anhänger. Dieſer ſogenannte höchſte Grundſatz der Moralität verliert überdies im wirklichen Leben viel von ſeinem Werthe, weil uns Herr Kant nirgends lehrt, weder was **Geſetzgebung für alle vernünftige Weſen** iſt, noch wie wir die **Principe** dazu finden ſollen, (da er **ausdrücklich warnt**, ſie nicht nach **der beſondern menſchlichen** Natur und nach **der beſondern Richtung der menſchlichen** Vernunft abzumeſſen,) noch wie wir es machen ſollen, um unter dieſen Grundſatz die Maximen jeder unſerer Handlungen **richtig zu ſubſumiren**; ſo wie er uns auch ganz unwiſſend gelaſſen hat, woher ſeine **reine** Vernunft weiß, daß es **denkende Weſen außer dem Menſchen** gebe, und warum jeder Menſch, um moraliſch handeln **zu können**, ſich auf ſolche **Geſetze** ſtützen ſoll, die auch **für ihm ganz unbekannte Weſen** gelten ſollen, (deren **Richtung der Vernunft** er ſo wenig als die **für dieſelbe geltende** Geſetze würdigen **oder** berechnen kann,) warum nicht **vielmehr** auf ſolche Geſetze, welche der **menſchlichen Natur entſprechen**. Herr Kant **verbietet uns aber ausdrücklich** „die Realität ſeines Moralprincips" — das er doch für Menſchen erfunden hat — „**aus der beſondern** „**Eigenſchaft der menſchlichen Natur** **) ableiten zu

---

*) S. Kants Metaphyſik der Sitten S. 128.

**) S. Metaphyſik der Sitten S. 59.

„wollen;“ ohne daß er uns würdigt zu ſagen, warum eine **Sittenlehre für Menſchen** nicht vorzüglich der **beſondern Eigenſchaft der menſchlichen Natur** entſprechen müſſe, oder welches denn die **vernünftigen Weſen** außer der menſchlichen Natur ſind, welchen ſie entſprechen ſoll?

Gleichwohl ward damals in einer Menge Bücher die kritiſche Philoſophie nicht nur als das *non plus ultra* der menſchlichen Erkenntniß, nicht nur als ein Aggregat von lauter apodiktiſchen Wahrheiten, ſondern auch als die **einzige Philoſophie**, als **das einzige menſchliche Wiſſen** ausposaunt. Ein Profeſſor Heidenreich, ein ſchreibſeliger Schwätzer, der Kanten wohl am allerwenigſten verſtehen mag, (welches wenigſtens **Fichte** ihm, vor allen andern Kantianern, vorwirft,) entblödete ſich nicht öffentlich zu behaupten: Vor **Kant habe gar keine Philoſophie exiſtirt** *), und

---

*) Herr **Kant** hat ſich, zu allgemeiner Verwunderung, dieſes Satzes angenommen, in der Vorrede zur **Metaphyſik der Rechtslehre** S. IX. Der Satz ſcheint ſeiner mehrmals geäußerten Meinung von der **abſoluten Wahrheit** ſeiner Kritik wohlzuthun. Er ſucht ihn daher durch eine der kleinen dialektiſchen Wendungen, welche ihm bey ſolchen Gelegenheiten ziemlich zu Gebote ſtehn, ein wenig anders zu ſtellen, damit er untadelhaft ſcheine. Er meint nämlich z. B. Der Moraliſt ſage mit Recht: „Es giebt nur **Eine** Tugend und „**Lehre** derſelben.“ — Woran der Moraliſt ſehr **Unrecht haben** würde, denn es giebt nur Eine Tugend, aber es kann **hundert Lehren** derſelben geben, die alle ihre relative Richtigkeit haben. Es iſt bisher noch keine einzige **Lehre** gefunden worden, die **ausſchließend** richtig wäre, Herrn Kant ſelbſt iſt bekanntlich die **Tugendlehre** faſt noch mehr verunglückt als die **Rechtslehre**. Nun fährt er fort: „Wenn alſo „jemand ein Syſtem der Philoſophie als ſein Fabrikat an-

ward damals noch nicht mit dieſem pralenden Satze für einen Thoren gehalten. Ein allgemeiner Schwindel hatte ſich faſt aller Köpfe bemächtigt, auch die ſinnloſeſte Schrift ward mit dem pomphafteſten Lobpreiſen aufgenommen, ſobald ſie in der Terminologie der kritiſchen Philoſophie, oder gar der eben neugebornen Fichteſchen Ichſetzung abgefaßt war. Alle Kantianer hießen große Leute, noch machte man keinen Unterſchied unter Kantianern und Kantianern! Alle waren große Philoſophen! Man ſehe nur die gelehrten Zeitungsblätter und Journale von den Jahren 1785 bis 1795 nach (etwa die Allg. deutſche Bibliothek ausgenommen): wie viel Scharfſinn da geprieſen wird, den jetzt jedermann für Stumpfſinn erkennet, wie viel Leute als Philoſophen geprieſen werden, die jetzt jedermann als unbedeutende Leute oder als Querköpfe kennt!

„kündigt, ſo iſt es eben ſo viel als ob er ſagte: Vor dieſer „Philoſophie ſey gar keine andere noch geweſen. Denn wollte „er einräumen, es wäre eine andere (und wahre) geweſen, ſo u. ſ. w.“ Wie gar ſchlau hier das **Wahre** untergeſchoben wird, iſt leicht zu ſehen. „Wenn alſo,“ ſetzt er hinzu: „die kritiſche Philoſophie ſich „als eine ſolche ankündigt“ — (alſo kündigt ſie ſich wirklich ſo an???) — „**vor der es überall noch gar keine „gegeben habe**; ſo thut ſie nichts anders, als **was alle gethan haben**, thun werden, ja thun müſſen, die eine Philoſophie nach ihrem eigenen Plane entwerfen.“ Dies iſt, mit Herrn Kants Erlaubniß, gänzlich unwahr. Kein Philoſoph hat dies je gethan, und hoffentlich wird es auch keiner wieder thun; denn es iſt (um ungern das rechte Wort zu brauchen) eine **arrogante Abſurdität**, und zugleich eine **Beſchimpfung des menſchlichen Verſtandes.** Ein ganz anders iſt einen **neuen Weg** betreten, und ein ganz anders **alle vorherige Wege vertilgen** oder alle vorige Philoſo-

Aus dieſem Dünkel von dem **überſchwenglichen und zugleich ausſchließlichen** Werthe der kritiſchen **Weisheit** entſtanden noch andere Uebel. Die deutſche Schreibart ward in Grund verderbt. Kant hat bey vielen andern Verdienſten gar nicht die Gabe eines guten Vortrags. Er ſchreibt ſehr oft weitſchweifig, verworren, verſchraubt ſeine Perioden aufs ſeltſamſte *), iſt dunkel, und meint deutlicher

---

phieen für gar nichts ausgeben, und wie Herr Fichte, **alle vorige philoſophiſche Begriffe ausrotten** wollen. (S. oben S. 50) Weder Karteſius ſagt, daß des **Ariſtoteles** Philoſophie nicht exiſtirt habe, noch **Leibnitz**, daß Ariſtoteles, Karteſius und Tſchirnhauſens Philoſophie **keine** Philoſophie geweſen wäre. Nur die kritiſche Philoſophie kündigt ſich ausdrücklich an, als die **Umkehrerinn und Ausrotterinn** aller vorigen Philoſophieen; ſie will, **jedermann** ſoll ſich in ihren idealiſtiſchen Geſichtspunkt ſtellen, oder für einen Unphiloſophen gelten. Alle andere Philoſophen haben Schritt vor Schritt fortſchreiten, und die menſchliche Erkenntniß, ſo wie ſie ſie fanden, verbeſſern wollen; die kritiſchen Philoſophen allein wollen einen salto mortale machen. Von dem Anlaufe ihres **Faktums des Bewußtſeyns**, oder **abſoluten Ichs**, ſpringen ſie über alle andere Vorſtellungsarten weg. Man weiß, ein Salto mortale endigt ſich in einen Burzelbaum — hier in Fichtens **Ich-Idealismus**. (S. Fichtens Appellation S. 94.)

*) Man ſ. in den Neun Geſprächen zwiſchen Wolf und einem Kantianer, über Kants metaphyſiſche Anfangsgründe der Rechtslehre und Tugendlehre (1798 gr. 8. S. 138,) das ſechſte **Geſpräch von Kants philoſophiſcher Schreibart**. Man wird kaum einen längern und verwirrtern Perioden ſich denken können, als der dort angeführte. Aehnliche finden ſich in allen Kantiſchen Schriften; und in ſeiner letzten Schrift: **Streit der Fakultäten**, eine Menge davon.

zu reden; wenn er in Parentheſe ein oft neu gemachtes lateiniſches Wort dazwiſchen ſetzt u. ſ. w. Man könnte dies allenfalls an ihm bey ſeinen übrigen Verdienſten entſchuldigen, ob er gleich in ſeinen jüngern Jahren, z. B. in der Schrift **vom Schönen und Erhabenen**, deutlicher und beſſer ſchrieb, und alſo doch gut ſchreiben kann, wenn er nur auf ſich Acht geben will; denn ſelbſt in ſeiner allererſten philoſophiſchen Schrift: **Ueber die Schätzung der Kräfte**, ſchrieb er beſtimmter und deutlicher als jetzt. Aber auch ſogar **Kants** fehlerhafte nachläſſige Schreibart ward von ſeinen Anhängern nachgeahmt, ein ſchwerfälliges verwirrtes Weſen ward durch ihn in die deutſche Proſe gebracht, nicht daß er's gewollt hätte, ſondern Kant war in deutſchen gelehrten Zirkeln **Mode**, alſo ſollten auch ſeine Fehler ohne Ausnahme **Mode** werden. Hiezu kam, daß die bloßen **Kantiſchen Terminologieen** von den kritiſchen Philoſophen und Philoſophaſtern für **allgemeingültige Weisheit** gehalten wurden. Daher befleckten auch recht gute Schriftſteller ihre Aufſätze damit, wenn ſie über Gegenſtände ſchrieben, welche gar nichts mit der Philoſophie zu thun haben, und viele Schiefköpfe trieben dieſe Anwendung dunkler Terminologieen bis zum Unſinne.

Noch mehr! Da man damals dieſe Philoſophie für die **Einzige** hielt, wogegen alles vorherige menſchliche Wiſſen gar nichts gelten ſollte, ſo wollten die kritiſchen Queerköpfe auch mit ihrem **vonvornigen** Wiſſen alles unterm Monde auf einen ganz andern Fuß ſetzen. Die kritiſche philoſophirende Vernunft fragt nie nach der **Möglichkeit der Ausführung** deſſen was ſie gebietet. Sie glaubt alles gethan zu haben, wenn ſie die Sätze mit ihrer vonvornigen Nothwendigkeit im Gemüthe denkt und auf alles **Empiriſche** ſchimpft. Alſo war kein Zweifel, daß nicht durch kritiſche Deduktionen alles ſollte reformirt und bewieſen und feſtgeſetzt werden, welches in Deutſchland bis auf einen Grad der Lächerlichkeit und des Unſinns ging, und leider! noch jetzt geht *), wovon unter keiner Nation Beyſpiele gefunden wer-

---

*) Im vorigen Jahre kam eine Schrift heraus: **Die Vernunft fordert die Säkulariſirungen**, wo die Frage aus vonvornigen Gründen bejahet ward. Sogleich erſchien eine Schrift: **Die Vernunft fordert die Säkulariſirungen nicht**, worin ſie aus eben ſo **allgemeingültigen vonvornigen Gründen verneinet wird**. In dieſer letztern Schrift wird die **Kirche** (man merke, daß von der **katholiſchen Kirche** die Rede iſt) folgendergeſtalt definirt: **Kirchen ſind Gemeinen**, denen ſittlich religiöſe Wahrheiten verkündigt werden;" ein **Fürſtbiſchof** iſt alſo, ſagt der Verf. **ein Lehrer der Moral**. Da kann nun alſo die **Vernunft nicht fordern**, daß ein Fürſt nicht die Moral lehren ſolle. A. E. D. — Der Verfaſſer einer im J. 1797 herausgekommenen Schrift: **Verſuch einer ausführlichen Erörterung der Frage: In wie fern iſt der** *Succeſſor ſingularis ex pacto et providentia maiorum*, **zur Anerkennung der Verträge und Handlungen des Vorfahrs verpflichtet?** behauptet, daß das **Fürſtliche Haus Taxis das Poſtweſen** auch in den Reichs-Ländern jenſeits des Rheins welche an die Franzoſen abgetreten ſind, (ſo wie der Burgundiſche Kreis), oder noch abgetreten werden möchten, nothwendig fortführen müſſe. Im IIten Theile verſpricht der Verfaſſer „von dem kaiſerlichen „Reichspoſtregal zu handeln, und die Rechte des hochfürſtlichen Hauſes von Thurn und Taxis, in Bezug auf die „Reichspoſtlehen vorzüglich **nach den Grundſätzen der kritiſchen Philoſophie darzuſtellen**." Man ſieht aus der Recenſion dieſes Buchs, in der **Salzburgiſchen Litteraturzeitung** (1798 No. LXIV. S. 1012) wo es gar ſehr gelobt wird, daß der Verfaſſer auch im erſten Theile einen guten Anfang zu einer ſo originalen philoſophiſchen Deduktion gemacht hat. Ich kenne das Buch nur aus der Recenſion, wünſchte es aber zu beſitzen. **Ein Reichspoſtlehen nach den Grundſätzen der kritiſchen Philoſophie dargeſtellt**, iſt etwas gar zu allerliebſtes! — Ein Herr **Weſtphal**, ein pompoſer politiſcher Quaſikantianer, hat neue **Ideen zur Begränzung der einzelnen Gebiete des Naturrecht** (Roſtock 1797 8.) zur Welt geboren, welche voll ähnlicher ernſt-

den. Die überweiſe Unweisheit und ein Wirrwarr dunkler und verkehrter Terminologieen ſoll nach dieſen eingebildeten Philoloſophen, auch in dieſer **Sinnenwelt** und in der menſchlichen **Geſellſchaft überhaupt**, alles, die geſunde **Vernunft** aber nichts gelten. Selbſt vorzügliche Schriftſteller fielen in dieſen Fehler. Herr Schiller hatte in dem mit ſo vielem Pompe angekündigten Journale, die **Horen**, wodurch er doch, der Ankündigung zufolge, die gelehrte Welt mit der gebildeten zu verbinden vorgab, worin er verſprach: „Die „Reſultate der Wiſſenſchaften von ihrer ſcholaſtiſchen **Form** „zu befreyen, und in einer reizenden, wenigſtens **einfachen**

---

hafter Poſſierlichkeiten ſind. Eien **Naturrecht** behauptet: z. B. bey dieſen bedrängten Zeiten ſolle nicht jedermann Pferde halten. „Aber,“ fährt er fort, „wie ſoll man denn „des Vergnügens des **Spazierenreitens** genießen, wie dieſe „**Art der Kultur** der **reitenden** Menſchen und der **zu reitenden Pferde** erwerben? Auch hier iſt die ſchönſte **Harmonie:** Man mache es zu einem ausſchließlichem **Gegenſtand des bürgerlichen** Erwerbes, mit andern Worten; „man bediene ſich der **Miethpferde.**“ Nach dieſem **Naturrechte** iſt der **Haarpuder** ein Mißbrauch gegen **die unveräußerlichen Rechte der Menſchheit**; auch bringt er ſonſt **noch** gar ſeine vonvornige Anmerkungen über den **bürgerlichen Erwerb** und den **Luxus** vor. Daher wünſcht auch Herr Weſtphal, recht treuherzig, ſeine Schrift möchte ins Franzöſiſche überſezt werden, (und iſt nur beſorgt wegen eines **guten Ueberſezers**), um ſie vor den geſetzgebenden Ausſchuß der **großen Nation** zu bringen. Das kann ich nicht wünſchen, denn die große Nation würde den Bürger Weſtphal durch eine Deputation aus Roſtock abholen laſſen, um ihn zu ihrem Finanzminiſter zu machen, und Deutſchland würde ihn verlieren.

„Hülle dem Gemeinſinne verſtändlich zu machen,“ dennoch in Briefen über die äſthetiſche Erziehung und über die ſentimentalen und naiven Dichter ein ſolches Galimatias von verwirrten kritiſch ſeyn ſollenden Sätzen und Terminologieen abdrucken laſſen, daß es noch nicht begreiflich wäre, wie ein Mann von ſo großen Einſichten habe glauben können dieſe Aufſätze wären von der ſcholaſtiſchen Form befreyet und dem Gemeinſinne verſtändlich gemacht, wenn ſich dieſes nicht aus dem damaligen allgemeinen kritiſchen Nebel erklären ließe, welcher machte daß viele Leute mit offenen Augen nichts ſahen.

Dies alles zuſammengenommen bewog mich, als ein Vertheidiger der Rechte der geſunden Vernunft hervorzutreten und einen Verſuch zu machen, ob ein gewiſſes Deutſches Publikum nicht könne aus ſeinen vorvorigen Träumen erweckt werden. Es giebt beſtändig mancherley Parteyen in der deutſchen gelehrten Welt, deren jede gemeiniglich ſich ausſchließend lobt und liebt, alle andere dagegen verachtet und herzlich haſſet. Da giebt es denn immer auch eine Menge allzeitfertiger Parteygänger, welche, aus Kurzſichtigkeit oder aus Liebe zur neueſten Mode, die Sprache der Partey führen, welche gerade am lauteſten iſt; oder wenn etwa der vorlauten Schriftſteller mehrere wären, beſonders wenn ſie einen gewiſſen Ruhm haben, alsdann ſich ſehr hüten irgend einem etwas Unangenehmes zu ſagen, ſollte es auch die geradeſte Wahrheit ſeyn; nicht zu vergeſſen die Menge weltkluger Leute, welche der jedesmaligen herrſchenden oder lauteſten Partey ſtattliche Komplimente machen. Ich bin nie von einer Partey geweſen, ſo viele ich auch ſchon in der Deutſchen gelehrten Republik habe entſtehen und wieder vergehen ſehen, und werde nie von einer andern Partey ſeyn als von der Partey der Wahrheit — ſo wie ich ſie einſehe — beſonders aber von der Partey der geſunden Vernunft. Der Fortgang der Deutſchen Litteratur hat mir immer am Herzen gelegen, und ich habe von je her alle ihr ſchädlichen Mißbräuche, ſo viel an mir war, freymüthig gerügt, ohne Rückſicht auf Haß oder Feindſchaft die ich mir dadurch zuziehen könnte; denn ich verachte eben ſo ſehr unverdiente Verunglimpfungen und Schimpfwörter als unverdiente Lobeserhebungen. Wer bloß Ruhm und Ruhe ſucht, und ſich nicht mit dem innern Bewußtſeyn begnügen kann, aus reiner Abſicht etwas Gutes bewirket zu haben, muß dergleichen nicht unternehmen. Wer es unternimmt, ſetzt ſich der ſchnödeſten Begegnung aus; die gute Wirkung iſt bloß negativ, daß die Mißbräuche vermindert werden. Man vergißt bald, daß ſolche Widerſinnigkeiten und Lächerlichkeiten in Deutſchland für Weisheit ſind gehalten worden, und wer nicht recht Acht giebt, merkt nicht einmal daß durch die Freymüthigkeit Gutes geſtiftet werde.

So oft ich mich noch, ohne Rückſicht auf die im Deutſchen gelehrten Weſen eben waltenden Parteyen, unaufgefordert über herrſchende Mißbräuche laut erklärte, ſo wunderte man ſich meines Unternehmens; und die Schriftgelehrten rieſen aus, wie dort die Epikurer und Stoiker in der Apoſtelgeſchichte: **Was will dieſer Lotterbube ſagen?** Eben ſo ging es mir, da ich Gelegenheit nahm, im XI. Bande meiner Reiſebeſchreibung, mich über die **kritiſche Philoſophie** überhaupt in ſo fern zu erklären, als ich es nöthig hielt, um die Rüge der ungeheuern **Mißbräuche** einzuleiten, welche damit getrieben werden, zum Schaden der deutſchen Literatur und zum Verderben der deutſchen Jugend, welcher auf Univerſitäten dieſe vonvornige Weisheit als das **Einzignöthige** vorgeſtellt und dagegen alle **Erfahrung** unter dem Titel des Empiriſchen verächtlich gemacht wird; ſo daß ſie hernach in der wirklichen Welt nie an ihrer Stelle ſtehet. Ich ſagte das, was gewiß viele hundert vernünftige Leute, welche ſich zu gut halten um ſich am Kappzaume der kritiſchen Schule führen zu laſſen, längſt gedacht hatten, und ſich vielleicht nur ſcheueten, öffentlich zu ſagen. Warum ich ſpottend über mehrere von dieſen Mißbräuchen geſchrieben habe? Ich habe es ſelbſt ſchon öffentlich geſagt:*) „Weil das **Lächerliche** zwar nicht der **Probierſtein der Wahrheit**, aber wohl ein ſicherer **Probierſtein ſolcher Thorheiten** iſt, welche gegen Wahrheiten anſtoßen, die der **geſunde Menſchenverſtand unwiderſprechlich** erkennt.“ Deswegen, weil mehrere von dieſen Mißbräuchen fallen mußten, ſobald man ſie von ihrer angenommenen falſchen Würde entblößte und ſie in ihrer Lächerlichkeit zeigte. Daher habe ich auch nachher die kritiſchen Thorheiten mehrmals verſpottet, und werde, ſo lange ich lebe, dieſe und andere Thorheiten verſpotten, welche der geſunden Vernunft widerſtreiten und dem Fortgange der deutſchen Litteratur ſchädlich ſind.

Meine Freymüthigkeit blieb auch nicht ohne Wirkung; denn, nicht nur iſt allgemein bemerkt worden, daß ſeitdem mehrere gelehrte Tageblätter den ungeheuer lobpreiſenden Ton ziemlich herabſtimmten, ſondern es ſind auch nachher mehrere Männer von Einſicht aufgeſtanden, welche ſich über mancherley Mängel der kritiſchen Philoſophie freymüthig herausgelaſſen haben; und der zur Schande der geſunden Vernunft und zum Schaden der deutſchen Literatur getriebene Unfug, ob er gleich noch keinesweges ganz aufgehört hat, iſt dennoch dadurch vermindert worden.

Noch iſt zu bemerken, daß ich in dem Aufſatze in meiner N. B. mehrmal erklärt hatte, daß ich die kritiſche Philoſophie nicht verachte, wenn ich mich gleich nicht von vielen ihrer Behauptungen hätte überzeugen können, und daß ich darin gegen Hrn. Kants Tiefſinn und gegen ſeinen **perſönlichen Charakter** allenthalben die größte Hochachtung bezeugte.

---

*) Man ſehe die Vorrede zum XI. B. meiner N. B. S. XXXIX.

Herrn Kant ſelbſt war dieſer mein Aufſatz, der vielen von ſeinen Anhängern ein ſchweres Attentat wider die Majeſtät der kritiſchen Philoſophie ſchien, nicht unbekannt geblieben. Es ward mir auch von Königsberg aus ſchriftlich angekündigt: Herr Kant würde etwas wider den Aufſatz in meiner Reiſebeſchreibung in ſtarken Ausdrücken herausgeben, das mich zertrümmern ſollte, ſo daß ich es bereuen würde, mich der kritiſchen Philoſophie widerſetzt zu haben. Die Abſicht dieſer Drohung war wohl daß ich zittern ſollte; ich lächelte nur. Ich weiß nicht, ob Herr Kant etwas ähnliches im Sinne gehabt hat, ob er ſeine Meinung und warum er ſie änderte; genug es erfolgte nichts als eine halbe Seite in der **Vorrede** ſeiner **metaphyſiſchen Anfangsgründe der Rechtslehre** (S. X.)

Man kann von einem Philoſophen, der billig geübt ſeyn ſollte, jeden Begriff ganz beſtimmt zu faſſen, mit Recht fordern, daß er auch jede Sache, worüber er ſich öffentlich erklären will, **genau ſo vorſtelle wie ſie iſt.** Dies war hier nicht der Fall. Man will ſonſt mehrmals bey Hrn. Kant, wenn er über Dinge aus der empiriſchen Welt reden will, eine Fertigkeit bemerkt haben, durch **kleine dialektiſche Kunſtgriffe** die Sachen in ganz fremder Geſtalt vorzuſtellen. Man verzeihe, wenn ich etwas weitläuftig werden muß, um zu beweiſen, daß dies auch hier geſchehen iſt; es iſt nothwendig um die Lage richtig vorzuſtellen, in welche ſich Herr Kant gegen mich öffentlich geſetzt hat, und die mich endlich nöthigt, über ſein unartiges Betragen gegen mich laut zu ſprechen. Gewiſſe Dinge müſſen nun ſchon genau auseinander geſetzt werden, wenn das ganze Unbeſcheidene, Unrichtige und Unſchickliche davon deutlich an den Tag kommen ſoll.

Herr Kant ſagt zuerſt; „Der Unfug, den einige Nachäffer der kritiſchen Philoſophie mit den Wörtern der Kritik „der reinen Vernunft trieben, ſie außer derſelben zum öffentlichen Gedankenverkehr zu gebrauchen, ſey von der allermindeſten Bedeutung in **Anſehung des Geiſtes dieſer** „**Philoſophie.**“

Es wäre zu wünſchen geweſen, er möchte ſich etwas beſtimmter erklärt und nicht den Geſichtspunkt verrückt haben; denn ich hatte ja gar nicht davon gehandelt, ob dieſer Unfug **dem Geiſte der kritiſchen Philoſophie hinderlich** wäre, ſondern hatte behauptet, daß dieſer Unfug der **geſunden Vernunft**, der Erkenntniß der Regeln in concreto, **widerſpräche** (welche ja Herr Kant ausdrücklich aus dem Gebiete ſeiner auf die **Kritik der reinen Vernunft** gebauten Philoſophie *)), ſogar mit etwas **Sprödigkeit**, als eine **unſichere**

---

*) „Zwey Dinge muß ich **verbitten.** 1) Das Spielwerk von „**Wahrſcheinlichkeit** und **Muthmaßungen**, welches der „**Metaphyſik** eben ſo ſchlecht anſteht als der **Mathematik.**“ — (Da nun die **Metaphyſik** nie die Gewißheit der **Mathematik** erreichen **kann**, ſo hat Herr Kant in jener das Spielwerk ſeiner **Vorausſetzungen von vorn**, z. B. das Spielwerk des moraliſchen **aus reiner Vernunft** entſprungenen Gebots ſubſtituirt, das *ad inſtar* eines **Gebots der Gottheit** angeſehen werden ſoll, ꝛc.) — 2) „Die Entſcheidung vermittelſt der **Wünſchelruthe** des ſogenannten geſunden **Menſchenverſtandes**, die nicht **jedermann** „ſchlägt“ — (ja wohl!) — „ſondern ſich nach perſönlichen „Eigenſchaften richtet.“ **S. Kants Prolegomena zu jeder Metaphyſik S. 195.** „Es iſt gewiß ein ſchlechtes Zeichen eines **geſunden Verſtandes**, ſich auf den gemeinen

Wünſchelruthe, verbannet hat), und daß dieſer Unfug dem Geiſte der deutſchen Literatur **eine verkehrte Richtung gebe.** Auch war nicht bloß von **Worten** die Rede geweſen, ſondern davon, daß Kants Anhänger **ihre transſcendentale Philoſophie ſogar auf die Gegenſtände in der Sinnenwelt** auf die ſinnloſeſte Art **anwendeten.** Auch war **nicht bloß von Kants Nachäffern** die Rede, ſondern **zum Theile** von Leuten, welche auf der **kritiſchen Schaubühne eine große Rolle** ſpielten. Hr. Kant wird doch nicht **Fichten** und **Schellingen**, über die ich mich in meinem Aufſatze vorzüglich ausbreitete, nebſt **Salomon Maimon** zu ſeinen **Nachäffern** rechnen? Ich dächte ſie könnten, ſelbſt neben Hrn. **Kant**, allenfalls Philoſophen heißen, wenn gleich zu-

„Verſtand als Gewährsmann zu berufen, der in der Meta-„phyſik gar kein Urtheil hat, und den man ſonſt wohl nur „**über die Achſel** anſiehet, außer, wenn man ſich im Ge-„dränge ſieht, und ſich in ſeiner Spekulation weder zu ra-„then noch zu helfen weiß." a. a. O. S. 197. Im gewiſſen Verſtande iſt hierin etwas wahres; nur iſt auch wahr, daß wenn der vonvornige Philoſoph ſeine metaphyſiſche Subtilitäten auf die wirkliche Welt, worin wir leben, anwenden will, ihm der **gemeine Verſtand** und noch mehr **der geſunde Menſchenverſtand** nöthig iſt: denn, in Ermanglung deſſen **weiß ſich ſeine Spekulation** in der **wirklichen Welt** weder **zu rathen** noch zu helfen. Davon haben wir neuere unangenehme Beyſpiele an Herrn Kant ſelbſt, an ſeinen Nachfolgern und an ſeinen Nachäffern; von dieſem Unfuge rede ich hauptſächlich. Ob metaphyſiſche Grübeleyen ſo oder ſo gedrehet werden, hat ſo viel nicht zu ſagen, alle zehen oder zwanzig Jahre drehen ſich die Subtilitäten anders, bey jeder Art des Drehens entwickeln ſich Geiſteskräfte und das bischen Wahrheit was ihnen zum Grunde liegt, bleibt ungefähr eben ſo wie es war; wenn man ſich nur erſt recht verſtehet.

weilen ziemlich querköpfige Philoſophen. Auch würden es ihm **Heidenreich**, **Pöliz**, **Gräffe**, **Niethammer**, **Erhard** u. a., die freilich weiter nichts wiſſen, als daß ſie ſeine Philoſophie (nach ſeiner eigenen oben S. 57. angeführten Diſtinktion) **gelernt** haben, gar ſehr übel nehmen, wenn er ſie zu den **Nachäffern der kritiſchen Philoſophie** zählte. Endlich, wird er doch Hrn. **Friedrich Genz** uud Hrn. **Friedrich Schlegel** — bey denen hauptſächlich vom Gebrauche der kritiſchen **Worte** die Rede war; die einzigen, von welchen ich bemerkte, daß ſie **durch die Affektation kritiſcher Terminologieen am ganz unrechten Orte außer aller Philoſophie**, ihre ſonſt gute Schreibart verdürben *), — auf welche alſo eigentlich allein das paſſet, was er über den Gebrauch kritiſcher Worte zum **öffentlichen Gedankenwechſel** vorbringt, nicht zu ſeinen **Nachäffern** zählen? Rechnet er **Schillern**, **Wilhelm von Humboldt** und einige andere **philoſophiſch**-äſthetiſche Schriftſteller in den hochgeprieſenen **Horen**, von deren mißglückter **äſthetiſchen Philoſophie** und ihrer mißglückten Anwendung ich auch in dem angefochtenen Aufſatze in meiner R. B. hauptſächlich handelte, zu den **Nachäffern der kritiſchen Philoſophie**; ſo mag er es mit dieſen Herren ſelbſt ausmachen. Ich habe freylich gezeigt, daß die abſtrakt-poetiſche Philoſophie in den **Horen** gar keine Philoſophie iſt, weder eine kritiſche noch ſonſt eine andere, ob ſie gleich freylich eigentlich aus einem Mißbrauche des Tiefſinns der kritiſchen Philoſophie entſtand. Aber **hauptſächlich** war mein Tadel, daß dieſe Spinnweben ſcholaſtiſcher Dialektik den hauptſächlichſten Theil eines Journals **ausmachen**, das für den **Gemeinſinn** geſchrieben ſeyn und von dem **ſchönen Publikum** geleſen werden ſollte.

---

*) S. R. B. XI. B. S. 234 — 236.

Beſonders aber tadelte ich auch, daß in Anſehung junger Leute auf Univerſitäten ein Profeſſor, dem die Zuhörer gewöhnlich nachahmen, doppelt Unrecht hat, ihnen vorzuſagen: „daß der Formtrieb Geſetze giebt, — daß, wo er die „Herrſchaft führt und wo das **reine Objekt** in uns handele, „man ſich erhebe zu einer **Ideeneinheit**, die **das ganze „Reich der Erſcheinungen** unter ſich faßt.“ Ich ſagte, daß junge Leute, durch ſolche ſinnloſe Kraftſprüche früh gewöhnt die **Erfahrung** zu verachten und ſich in ihre **Ideen-Einheit** einzuſchließen, ſehr leicht dem **Reiche der Erſcheinungen** — d. h. dieſer wirklichen Welt, für welche ſie doch erzogen werden — **ganz unnütz** werden dürften *). Dieſen Geſichtspunkt hätte Herr Kant nicht aus den Augen laſſen ſollen, wenn er doch etwas erinnern wollte, über das was ich vom Mißbrauche der kritiſchen — und **jeder** Philoſophie, welche unter ihre Ideen-**Einheit das ganze Reich der Erſcheinungen** zu faſſen vermeint, und dann darüber ins Gelag hineinſchwatzt — mit einer Freymüthigkeit gerade herausgeſagt hatte, welche man in der damaligen Meinung des philoſophiſch ſeyn wollenden deutſchen Publikums für ſehr gewagt hielt. Es betraf wahrlich mehr als bloß den Gebrauch der **kritiſchen Worte** am unrechten Orte, **zum öffentlichen Gedankenwechſel**, es betraf die Beleidigung des geſunden Menſchenverſtandes durch eine ganz ſinnloſe Anwendung einer vonvornigen Philoſophie auf die wirkliche Welt, deren Erſcheinungen niemand ohne **Erfahrung** beurtheilen kann und muß.

Doch Hr. Kant fuhr fort: „**Dieſer Unfug** verdient allerdings gezüchtigt zu werden, wie Hr. Nicolai thut, wiewohl er **über die gänzliche Entbehrung** derſelben in ih-

---

*) S. N. B. XI. B. S. 279 bis 287.

„rem eigenthümlichen Felde, gleich als einer überall bloß „verſteckten Armſeligkeit an Gedanken, **kein Urtheil zu haben ſich ſelbſt beſcheiden wird.“** — Er fügte gleich darauf etwas hinzu von „**dem unkritiſchen Ignoranten** — „**der willkürlich ignorirt**, was er **nicht aufkommen laſſen will**, weil es **zu ſeiner ältern Schule** nicht gehört.“ Es ſteht beynahe ſo da, als ob dieſe Beſchreibung nicht nur eines **Unwiſſenden**, ſondern eines niederträchtigen Menſchen, welcher **aus Abſichten** und **willkürlicher** Ignoranz die Wahrheit **nicht aufkommen laſſen will**, ungefähr auf mich gehen ſollte. Ich laſſe das dahin geſtellt. Gelte es meinetwegen andere Anhänger älterer Schulen, gelte es mich; es iſt nichts als eine **Unwürdigkeit** mehr! Mag es ſich doch derjenige annehmen, auf den es paſſet, und mag ſich Hr. Kant prüfen, ob er es bey ſeiner ſo feinen Moral verantworten kann, über die **geheimen Abſichten anderer** auf dieſe Art abzuſprechen und den Philoſophen der **ältern Schulen**, welche ſich nicht von allen Sätzen ſeiner Kritik überzeugen können, nicht etwa bloß **Irrthum** ſondern **abſichtliche Verbergung der Wahrheit** Schuld zu geben. Wir andern, die wir den hohen moraliſchen kategoriſchen Imperativ nicht kennen, würden eine ſo harte und ſo unbeſtimmt ins Allgemeine hingeworfene Beſchuldigung mit einer ächten moraliſchen Geſinnung nicht zu vereinigen wiſſen.

Aber, darf ich fragen, warum meint denn Hr. Kant: „Ich würde mich ſelbſt beſcheiden kein Urtheil zu haben über „den Gebrauch oder die Entbehrung der Wörter der Kritik „der reinen Vernunft, in ihrem eigenthümlichen Felde?“ Doch wohl, weil ſeine ſubjektive Vernunft **die theoretiſche Vorausſetzung in nothwendiger praktiſcher Abſicht** machte: Ein ſo ungelehrtes Weſen wie ich, könne gar nichts wiſſen von dem, was in den Schulen der Philoſophen von jeher vorgenommen worden, oder wie die Worte in der ſpekulativen Philoſophie gebraucht werden ſollen, müſſen und dürfen; beſonders wäre es unmöglich, daß ich von der Kritik der reinen Vernunft und wie darin die Wörter gebraucht ſind oder ungebraucht bleiben können, einen Begriff hätte. — Wenn Hr. Kant nicht etwa glaubt, es ſey ihm erlaubt über jemands Kenntniſſe und Fähigkeiten nach Gefallen abzuſprechen, wenn er ſie auch nicht kennt; ſo hätte er ſich allenfalls näher erkundigen mögen, wie es etwa mit meinem theoretiſchen Wiſſen beſchaffen ſey, oder nicht, und allenfalls, ehe er in ſo hohem Tone über mich abſprach, ein wenig überlegen, ob es ihm zieme, mit mir in dem Tone einer **väterlichen Weiſung** zu reden?

Doch, das thut noch nicht ſo viel. Die Unterlaſſung dieſer Selbſtprüfung ſchadete, bey vernünftigen Leuten, ihm, nicht mir. Die Hauptſache war, daß der gelehrte Mann **gar nicht recht geleſen hatte, was ich ſchrieb**, und es alſo noch weniger richtig hatte beurtheilen können. In meinem ganzen Aufſatze war **nicht ein Wort** geſagt von **dem Gebrauche der Wörter in der Kritik der reinen Vernunft in ihrem eigenthümlichen Felde**, noch weniger war mir je eingefallen zu ſagen, ſie glichen **überall einer bloß verſteckten Armſeligkeit** — (**Armuth** hat Herr Kant vermuthlich ſchreiben wollen) — **in Gedanken.** Ich hatte in mehrern Stellen meines Aufſatzes die **Nothwendigkeit der Schulterminologieen in der Schule** ausdrücklich und implicite zugegeben. Wahrlich, ſo freygebig auch Herr Kant in allen ſeinen philoſophiſchen Schriften mit neuen Terminologieen iſt, und ſo knarrend auch **Imperativ** *), **Tricha-**

---

*) Dieſes knarrende Wörtchen, da die **Konſequenz der Vernunft** in ſofern ſie unſern **Willen** beſtimmt, **Imperativ**

tomie der **Kategorieen**, **Katharktikon des gemeinen Verſtandes**, oder **nomothetiſche Urtheilskraft**, ins Ohr fallen; ſo ſind mir neue Worte, womit er neue Begriffe und neue Relationen von Begriffen zu bezeichnen für nöthig fand, an ſich nicht anſtößig geweſen. Freylich habe ich mich von der Richtigkeit und der Beziehung der damit angedeuteten Begriffe bey allem Nachdenken und aller Lehrbegierde nicht immer überzeugen können; nicht ſelten hat es mir geſchienen, als ob Herr Kant ſeine neuen Worte oft nicht

---

genannt wird, weiß Herr Kant in ſeiner Philoſophie ſehr gut zu gebrauchen und zu **mißbrauchen**, beſonders durch den **Kunſtgriff**, daß er die **Vernunft** willkürlich in **reine** und **praktiſche** eintheilt, wodurch er dieſer mancherley zueignet, welches jene nicht haben kann, ungeachtet es doch immer ebendieſelbe Vernunft iſt, das **Erkenntnißvermögen**, keinesweges aber **Gebotsvermögen**. **Beſtimmende** Erkenntniß wird nur höchſt uneigentlich **Gebot** benannt. Durch dieſe letztere Benennung aber wird in der kritiſchen Philoſophie mancherley **erſchlichen**. Herr Kant giebt vor? „Wenn die „Vernunft **gebietet**, daß Handlungen geſchehen **ſollen**, „ſo müſſen ſie auch geſchehen **können**." (S. Kritik der reinen Vernunft, S. 835). Das Ungegründete dieſer Behauptung leuchtet ein, ſobald man nur das rechte Wort **erkennet**, und nicht das willkürlich untergeſchobene Worte, **gebietet**, ſetzt. Und hier liegt ein neues **Erſchleichen**. Herr Kant behauptet, die Vernunft **begreife** den kategoriſchen Imperativ **nicht**, und was dieſer **Unbegreifliche** (S. Metaph. der Sitten, S. 128) gebietet, das **gebiete** die **Vernunft** (das heißt das Erkennungsvermögen, welches den Imperativ nicht erkennt); und nun heißt es: Was die **Vernunft gebietet**, daß geſchehen ſolle, das müſſe geſchehen **können**. Herr **Salomon Maimon** ſagt hierüber ſehr naiv; „**Das Können läßt ſich nicht befehlen. Wir müſſen alſo hier willkürlich entſcheiden und den Knoten zerhauen um uns** beſtimmt genug und ſehr oft ſogar **in mancherley Bedeutung** brauche, und ſich dann, wenn die Eine Bedeutung den Folgeſätzen nicht recht zuſagen will, hinter die Andere zurückziehe. Ich habe wirklich ſowohl Herrn Kants Schriften, als die Schriften anderer Philoſophen ſo ernſtlich ſtudirt, daß ich mich unterſtehe zu glauben, **ich dürfe ein Urtheil darüber haben**, nicht bloß über die **Worte**, ſondern auch die **Schriften** ſelbſt. Es kann freylich ſeyn, daß ich

---

„rühmen zu können, daß wir im Beſitze einer **Moral** ſind." (S. das Fichtiſch-Niethammerſche Journal 1797. 6s Heft, S. 127). Eben ſo nennt Herr Kant, ſobald es ihm gefällt, irgend einen von ihm willkürlich **angenommenen Satz** ein **Poſtulat der reinen Vernunft**; und ſagt dann ganz unbefangen: „**Poſtulat** iſt ein *a priori* **gegebener**, keiner Erläuterung ſeiner Möglichkeit, (mithin auch keines **Beweiſes**) „fähiger, praktiſcher **Imperativ**." (Verkündigung des ewigen Friedens in der Philoſophie 1798 s. S. 18. und Berl. Monatſchrift 1796 Dec. S. 497.) Da haben wir nun ebendaſſelbe kritiſche Wortſpiel. Was heißt denn hier **gegeben**? Ein ſolches **gebierendes Poſtulat** iſt auf keine Weiſe weder **gegeben** noch übernatürlich ins Gemüth **eingegeben**. Es iſt von Herrn Kant zum Behufe ſeines Syſtems **ausgeſonnen** und **angenommen**. Eine **Vorausſetzung ohne Beweis** d. h. ein **hypothetiſcher Satz** kann kaum **etwas erklären**, und kann ſo wenig **gebieten** als er **gegeben** iſt. Herr Kant ſagt ſonſt: „Vermittelſt der **Sinnlichkeit** werden uns Gegenſtände **gegeben**, und ſie **allein** liefert uns Anſchauungen, durch „den Verſtand alſo werden ſie **gedacht**, und von ihm entſpringen **Begriffe**." (S. Kritik der reinen Vernunft S. 33. desgleichen S. 195). Wodurch wird denn das **ungegebene Poſtulat gegeben**? Herr Kant antwortet: **Durch das Bedürfniß der praktiſchen Vernunft.** Sonſt ſagt auch Herr Kant: „**Gegeben** iſt, was in dem Gegenſtande und ſeiner in meinem Urtheile mich irgendwo irre, und ich will mich gern mit Gründen eines Beſſern überweiſen laſſen; aber wenigſtens irre ich mich gewiß nicht aus **willkürlicher Ignoranz**, welche Herr Kant ſeinen Gegnern aufbürden will.

Wie es wohl zugegangen ſeyn mag, daß Herr Kant meinen Aufſatz ſo unrichtig las, daß er etwas darin fand was ich nicht geſagt hatte, und das was ich doch wirklich ſagte nicht ſah? Es iſt möglich daß ihm etwa ein **heteronomi-**

„**Verknüpfung** enthalten iſt.“ (Krit. der r. Vern. S. 364). Aber hier **erkennt** die **Vernunft** keine **Verknüpfung** und fühlt daher, nach Herrn Kant, ein **Bedürfniß**, der Sache durch ein ihr **unbegreifliches Gebot** abzuhelfen. Nach dem Sprachgebrauche zeigt das Wort **Bedürfniß** einen **Mangel** an, und was man bedarf, kann man wahrlich nicht **geben**. Alſo, die Vernunft kann das bloß **gedachte** Poſtulat nicht **geben**, denn ſie **bedarf** ein ſolches; und doch ſoll das bloß **gedachte** Poſtulat ein **Gebot der Vernunft** ſeyn? Aber Herr Kant nennt auch die ſubjektive **Nothwendigkeit** ein **Bedürfniß**, (Kritik der Prakt. Vernunft S. 226) da wo er von **Annehmung des Daſeyns Gottes** redet; und durch ein dialektiſches Wortſpiel ſoll nun ferner allezeit, wenn er ein **ſubjektives Bedürfniß** hat, z. B. ſein **moraliſches Syſtem** oder ſein **vonvorniges Eigenthumsrecht** oder **Staatsrecht**, auf eine **vonvornige Vorausſetzung** auf ein **Poſtulat** zu gründen, dieſes Poſtulat a priori für **nothwendig** oder für einen **Imperativ** gelten, und weil er nicht anerkennen laſſen will, daß es von ihm nur **willkürlich angenommen** iſt; ſo ſagt er eben ſo unbedenklich, es iſt **gegeben**, als wie er ſagt, es iſt ein **Imperativ**, ohne je erklärt zu haben, oder erklären zu können, wie eine **Vorausſetzung** ſogar **gebieten** könne, und auf welche Art und **woher** eine ſolche **Vorausſetzung** ihm **gegeben** werde. Ein hübſches kritiſches Wortſpiel mit dem **Gegebenſeyn** iſt auch in der ſcher **Mißmuth** ein wenig die Augen verkleiſtert hatte, über den zu keiner gelehrten Zunft gehörigen **Buchhändler**, welcher es wagte freymüthig herauszuſagen: Es habe bisher kein **neues** philoſophiſches Syſtem über funfzig Jahre gedauert, für ſo apodiktiſch es auch anfänglich wäre ausgegeben worden, es wäre möglich, ſogar wahrſcheinlich, daß es dem neuen **kritiſchen Lehrgebäude**, — das kein Lehrgebäude ſeyn ſoll, und doch iſt, — eben nicht anders gehen möchte, und daß die wichtigen Streitigkeiten über **bedingt** und **unbedingt**,

---

Tugendlehre S. 109 zu finden. Da heißt es: „In Gott „haben wir nicht ein **gegebenes** Weſen vor uns. Dieſe „Idee geht **ganz aus unſerer eigenen** Vernunft hervor" — (das iſt beym **gegebenen** kategoriſchen Imperativ nicht der Fall, und doch ſoll er ein **unbedingtes Gebot der** Vernunft ſeyn) — „ſie wird von **uns ſelbſt gemacht**, „auch um zur **Triebfeder in unſerm Verhalten zu dienen**." Alſo! Wir richten unſer **Verhalten** nach einem *a priori* **gegebenen** und noch dazu **unbegreiflichen** Geſetze ein; um nun aber zu dieſem **gegebenen** Geſetze eine **Triebfeder** zu haben, **machen** wir uns ein **nicht gegebenes** Weſen. So heißt es auch in der obenerwähnten **Verkündigung eines nahen Abſchluſſes zum ewigen Frieden**, S. 12 „Durch den Begriff der Freyheit und das von dieſer abſtammende Geſetz des „kategoriſchen Imperativs bekommen Ideen, die für die „bloß ſpekulative Vernunft **völlig leer** ſeyn würden — ei„ne, obzwar nur **moraliſch-praktiſche** Realität: nehmlich „uns ſo zu **verhalten**, als ob ihre Gegenſtände (Gott und „Unſterblichkeit), die man alſo auch in jener (praktiſchen) „Rückſicht poſtuliren darf, **gegeben wären**." Vortreflich! Das moraliſche Geſetz iſt **gegeben** um uns ſo zu **verhalten**, als ob Gott und Unſterblichkeit, welche von uns ſelbſt **gemacht** werden, **gegeben** wären? Wie doch dieſe kritiſche Philoſophie mit **Geben und Machen** ſpielt!

formal und **material**, **kritiſch und dogmatiſch** u. ſ. w. im Jahre 1840, ſelbſt bey den Gelehrten in Deutſchland, nicht ſo viel Intereſſe haben möchten als im J. 1795 *). Dies ſagte ich freymüthig in dem gedachtem Jahre und es iſt noch meine Meinung; ja ich glaube jetzt, das Intereſſe an dieſen ſcholaſtiſchen Begriffen wird noch früher aufhören. Herr Kant iſt von der Richtigkeit und Haltbarkeit des Syſtems das ihm die Nachtwachen von dreißig Jahren gekoſtet hat, ſehr eingenommen; das iſt natürlich, und ihm ſehr zu vergeben. Er wird alſo nicht glauben wollen, daß im J. 1840 ein anderes **vonvorniges** Syſtem, oder wohl gar keines in Deutſchland regieren werde. Das verdenke ich ihm auch nicht. Das zählt ihn aber nicht von der Pflicht los recht genau zu leſen was man etwa jetzt wider ſein Syſtem einwendet, wenn er's überhaupt leſen will, noch mehr, wenn er auf die Einwendungen zu antworten meint.

Zwar, — wer weiß? — Herr Kant hat mich vielleicht ſorgfältiger geleſen, als ich ſelbſt denke. Ich habe mir vielleicht ſeine **Ermahnung** mich doch **ſelbſt zu beſcheiden, kein Urtheil zu haben über die Worte in ſeiner Kritik der Vernunft**, unvorſichtiger Weiſe ſelbſt zugezogen. Da ich in dem mehrerwähnten Aufſatze meine Meinung über die nur ſubjektive und relative Wahrheit aller philoſophiſchen Syſteme durch ein Bild andeuten wollte, welches wie ich noch glaube, die wahre Beſchaffenheit des Syſtemweſens überhaupt ganz deutlich und richtig darſtellt, ſo ſage ich vorher **): „Wollten wohl die Philoſophen, welche jetzt ſo unaufhaltſam im Reiche der Formen und Kategorieen herumſchweifen, mir **unformalen, untranſcendentalen prak-**

---

*) S. N. B. IXr Th. S. 191.

**) S. N. B. IXr Th. S. 197.

„tiſchen **Menſchen**, der auf **gar keine Philoſophie Anſpruch** macht, als in ſo fern ſie **Liebe zur Weisheit** iſt, „ein Gleichniß in Form eines Bildes erlauben?“ Da mag wohl Herr Kant, und auch andere, welche, wenn ſie außer dem Reiche der Formen und Kategorieen ſchweben, zuweilen den eigentlichen Sinn der Worte nicht einſehen, gedacht haben: Habemus confitentem reum! **Liebe zur Weisheit iſt ja überall gar keine Philoſophie! Wie kann die Liebe zur Weisheit über ſcholaſtiſche Worte urtheilen?** Ich denke aber wenn man auf das achtet, was vorher und nachher geſagt wird, ſo wäre ſehr deutlich, was ich eigentlich meinte, wenn ich ſagte: ich wäre **ein unformaler praktiſcher Menſch**. — Ich kenne auch Starkens Klerikat und die Roſenkreuzerey ſehr gut, verlange aber doch weder ein klerikaliſcher noch ein roſenkreuzeriſcher Menſch zu ſeyn.

In der **Nachſchrift meines Anhangs zu Schillers Muſenalmanach** S. 212, zeigte ich Herrn Kant **mit gänzlicher Uebergehung der Unartigkeit ſeines Benehmens gegen mich**, auf die höflichſte Art, daß ich über den Gebrauch der Schulſprache „wirklich ſchon lange **ein Urtheil** „**gehabt habe**, welches ich um deſto zuverſichtlicher öffentlich „bekenne, da es gerade eben **das Urtheil ſey**, was er ſelbſt „darüber fälle.“ Ich führe ihm dabey die Stellen aus ſeinen und meinen Schriften an, woraus die völlige Uebereinſtimmung und zugleich erhellte, daß Herr Kant mich entweder **nicht richtig geleſen oder nicht verſtanden hatte**. Ich muß alſo wohl wirklich über den Gebrauch der Schulſprache in ihrem eigenthümlichen Felde richtig geurtheilt haben, oder Herr Kant müßte es ſelbſt nicht können.

Von der andern Seite gab ich Hrn. Kant aber auch da zu verſtehen: „Wenn zu unterſuchen ſey, in wie fern theoretiſche Spekulation auf das ſo mannichfaltige praktiſche Leben

„anzuwenden möglich und dienlich wäre, würde allerdings „derjenige, welcher das menſchliche Leben kennt und Erfahrung von deſſen verſchiedener Lage hat, billig dabey vorzüglich eine Stimme haben müſſen.“ Ich weiß nicht, ob Hrn. Kant dieſe meine Erklärung zu Geſicht gekommen iſt. Hat er ſie geleſen, ſo wünſchte ich wohl, er hätte auf den letzten Theil derſelben mehr Achtung wenden mögen, damit er nicht ferner ſo gar ſchwache Seiten gebe, wenn er, erfüllt von der **unbedingten Nothwendigkeit** ſeiner **vonvornigen Ideen**, in etwas ſeltſamer Geſtalt in die Sinnenwelt hineinſtolpert, wie es ſo oft geſchiehet.

Ich will jetzt übergehen wie er, wetterwendiſcher als St. Pierre, Königen und Fürſten vonvornigen Rath geben will, den **ewigen Frieden** zu bewirken, ehe noch das menſchliche Geſchlecht, vermöge der Kantiſchen Perfektibilität, zu dem Grade der Vollkommenheit gediehen iſt, daß es rein moraliſch werden könnte. Ich will ein ganz neues viel auffallenderes Beiſpiel anführen, ein Beiſpiel, wie weit die tiefſinnigſte Philoſophie zuletzt vom geſunden Menſchenverſtande divergire, wenn ſie von aller Erfahrung abſtrahirt.

In Hrn Kants neueſter Schrift: **der Streit der Fakultäten**, S. 132 giebt ſeine vonvornige Weisheit den Rath: „um „zu wiſſen, ob **das menſchliche Geſchlecht im Fortſchreiten** „**zum Beſſern ſey***) — diene eine **wahrſagende Geſchichts-**

---

*) Ueber dieſe Frage verdient in der **neuen allgem. deutſchen Bibliothek** (im Anh. z. I — XXVIII, III. Abth. S. 157) eine ſchöne Recenſion von **Pölitzens** Schrift: **Sind wir berechtigt eine höhere Reife unſers Geſchlechts zu erwarten**, (1795. 8.) nachgeleſen zu werden. Da iſt deutlich auseinander geſetzt, wie ſchwankend die Anhänger Kants über dieſe Frage urtheilen, und wie dreiſt ſie ihre **Hypotheſe**, welche

„**Erzählung des Bevorſtehenden in der künftigen Zeit, als** „eine *a priori* **mögliche Darſtellung der Begebenheiten,** „die da kommen ſollen.“ Es ſoll nehmlich durch die **wahrſagende Geſchichte** jene Frage bejahet werden. „**Und**“ ſagt er: „dieſe **Geſchichte** *a priori* iſt **möglich**: wenn der „**Wahrſager** die Begebenheiten ſelber **macht und veran**„**ſtaltet**, die er zum Voraus verkündigt.“ Man denke ja nicht, daß ich dieſem berühmten Philoſophen etwas aufbürde! Die Stelle ſteht wörtlich in der gedachten Schrift *), und es iſt ihm mit der **wahrſagenden Geſchichtserzählung** des Bevorſtehenden wahrer Ernſt. Er unterſcheidet ausdrücklich **Wahrſagen** vom **Weißagen**, welches leztere „**durch übernatürliche** Erweiterung der **Ausſicht** in die künf„tige Zeit geſchehe;“ ſo wie (nach S. 132) die jüdiſchen **Propheten weißagten**. Hingegen **vorherſagende** Menſchenge-

ſie für einen **Ausſpruch der reinen Vernunft** ausgeben, in die Geſchichte hineintragen. Das Seltſamſte aber iſt wohl, daß Herr Kant (der ſich ſo oft widerſpricht) ob er gleich der **Behauptung**, „daß das menſchliche Geſchlecht im Fortſchrei„ten zum Beſſern ſey,“ ſo völlig gewiß iſt, daß er ſie durch eine **wahrſagende Geſchichte** beſtätigen will, wieder in ſeiner **Anthropologie**, welche mit dem **Streite der Fakultäten** beynahe zugleich herauskam, **gerade das Gegentheil** ſagt. Es heißt: (S. 323) „Die Erfahrung alter und neuer „Zeiten muß jeden Denkenden hierüber verlegen und zweifel„haft machen, ob **es** mit unſerer **Gattung jemals beſſer** „**ſtehen werde.**“ Was hilft denn alſo die **wahrſagende Geſchichte**? Oder hat ſich Herr Kant etwa eine Hinterthür offen gelaſſen, wenn er bald vom **Geſchlechte** bald von der **Gattung** redet? Man weiß wahrlich ſehr ſelten ganz genau, wie man ſeine ſchwankende Reden erklären ſoll.

---

*) S. Kants Streit der drey Fakultäten, 1798 gr. 8. S. 132.

ſchichte ſoll, ſagt er, „**wahrſagend und doch natürlich** „**ſeyn.**“ Wie iſt das zu verſtehen? Gleich Sonnen- und Mondfinſterniſſen kann ſie doch nicht ausgerechnet werden. Die **jüdiſchen Propheten** und die **heutigen Politiker**, von welchen Herr Kant S. 131. 132. ganz verwirrt ſagt, daß jene **weiſſagten** und dieſe **wahrſagen**, aber es eben ſo machen wie die **Weißager**, ſtellen doch beide nicht die **Begebenheiten** *a priori* dar. Herrn Kants Begriffe ſind hier höchſt ſchwankend untereinander gemiſcht, aber der ganze Zuſammenhang zeigt, daß ungefähr folgendes der Sinn deſſen ſeyn ſoll, was er S. 150 **ausdrücklich** eine philoſophiſche Vorherſagung nennt.

Er ſcheint zu meinen: die kritiſche Philoſophie hat das ächte Moralprincip, den **kategoriſchen Imperativ** der allgemeinen Geſetzgebung, hervorgebracht. Dieſer Imperativ iſt ein **Faktum des Bewußtſeyns** in allen Menſchen; das Bewußtſeyn mag etwa geſchlafen haben, man muß es alſo nur auf irgend eine Art *) wecken, wozu wäre auch ſonſt die Kri-

---

*) Hr. Kant iſt eben nicht delikat in den Mitteln die Menſchen moraliſch zu machen. Er ſagt (Kritik der pr. Vern. S. 271) „Zwar kann man nicht in Abrede ſeyn, daß, um „ein entweder noch ungebildetes, oder auch verwildertes Ge„müth zuerſt ins Geleis des moraliſchen Guten zu bringen, „es einiger **vorbereitenden** Anleitungen bedürfe, es durch „ſeinen eigenen **Vortheil** zu locken, oder durch den Scha„den zu ſchrecken; allein ſobald dieſes Gängelband nur ei„nige Wirkung gethan hat, ſo muß durchaus der **reine** mo„raliſche **Bewegungsgrund** an die Seele gebracht wer„den.“ — Der **Vortheile wegen**, ſelbſt wenn es auch die edelſten intellektuellen Vortheile wären, **moraliſch** ſeyn wollen,

Kritik der praktiſchen Vernunft? Wird nun, denkt er, dem moraliſchen Imperativ gefolgt, ſo müſſen die Menſchen, welche nach einem Poſtulate der reinen Vernunft **perfektibel** ſind, nun bald **perfekt** werden, und beſonders muß der **ewige Frieden** kommen: **Das alles iſt von vorn nothwendig;** alſo gilt **keine Erfahrung dawider.** Da nun Kant den **moraliſch-kategoriſchen Imperativ gemacht** hat, ſo

len, iſt nach Hrn. Kants Moralſyſtem wahre **Immoralität,** iſt **der Tod aller Moral.** (Tugendlehre Vorrede S. IX.) Dennoch bedarf es, nach ihm, erſt einer **vorbereitenden** Anleitung zur **unreinen** und **falſchen** Moral, um ungebildete Leute nachher zur ächten **reinen** Moral zu bringen? Dennoch **bedarf es, daß vorbereitend die** Moral der **ungebildeten** und **verwilderten** Gemüther **getödtet** werde; um nachher **durchaus lebendig** zu werden? – Die kritiſche Philoſophie hat viel mit **Bedürfniſſen** zu thun. Iſt dieſes ein **Bedürfniß** der **theoretiſchen** oder **praktiſchen** Vernunft? oder iſt es etwa ein Bedürfniß der **menſchlichen Natur**? — Herr **Kant** proteſtirt ganz ausdrücklich, daß **ſeine** Moral **nicht** nach der menſchlichen Natur eingerichtet ſeyn ſoll; (**Metaph. der Sitten S. 59.**) daher wollen ſich auch ſeine Gebote nirgend recht **rein** zu Menſchen ſchicken; denn es ſteht die **beſondere Eigenſchaft der menſchlichen Natur** der kritiſchen Moral beſtändig im Wege. **Naturam expelles furca tamen usque recurret!** — Herr Fichte giebt dieſem **Bedürfniſſe** noch einen ganz andern Namen. Er ſagt: (**Apologie S. 93.**) „Es iſt die **gewöhnliche Ausrede der Schwäche und der Halbheit;**“ und nennt es „einen gefährlichen Irrthum.“ Sobald man Kants moraliſches Syſtem als **das einzige wahre** anſieht, ſo muß man Fichten ſehr Recht geben. Die obige Stelle Kants muß dem der das moraliſche Syſtem dieſes Philoſophen erwägt, **unbegreiflich** ſeyn, wenn er noch nicht die unzähligen Widerſprüche in Kants hat er auch die Begebenheiten gemacht und veranſtaltet; welche nothwendig daraus folgen, alſo kann er auch dieſe Begebenheiten *a priori* darſtellen und folglich eine wahrſagende Geſchichtserzählung machen. — Man ſollte kaum denken, daß das beſtändige Verharren auf der ſeltſamen Idee: daß die **Menſchheit** wenig werth ſey; ſo lange die Menſchen nicht den kategoriſchen Imperativ und den ewi-

---

Schriften kennt. So giebt Kant in ſeiner **Tugendlehre** ein Bruchſtück eines **moraliſchen Katechiſmus**, worin er die Kinder um einen **allmächtigen Weltſchöpfer** und einen **höchſtweiſen Weltregierer** anzunehmen, auf **die Weisheit in den Werken der Natur** verweiſet. (Man ſehe **Neun Geſpräche zwiſchen Wolf und einem Kantianer** S. 179. ff.) Aber eben dieſe Kinder, wenn ſie hernach die kritiſche Philoſophie lernen, werden erfahren, „daß wir von der Zweck„mäßigkeit und Größe der Welt, zwar auf einen **mächtigen** „aber nicht auf einen **allmächtigen Urheber** ſchließen kön„nen" (Kritik der prakt. Vernunft S. 251.) „daß die **Phy„ſikotheologie** eine mißverſtandene phyſiſche Teleologie iſt," (S. **Kritik der Urtheilskraft** S. 405.) wovon aber dennoch nach der **Kritik der reinen Vernunft** (Vorr. S. XXXIII.) das Publikum in **ungeſtörtem Beſitze** bleiben ſoll. Ferner werden und müſſen die Kinder alsdann erfahren daß Gott überhaupt nichts als eine **praktiſche Idee** ſey, daß von empiriſcher **Erkenntniß der Weisheit in den Werken der Natur** auf die **Exiſtenz** eines überſinnlichen Weſens, kein Schluß, ja nicht einmal eine **Induktion** möglich ſey, und daß überhaupt alle Beweiſe für die **objektive Exiſtenz Gottes** nichts als Trugſchlüſſe wären. **Was** ſollen alsdann die Jünglinge von dem Lehrer denken, welcher ihnen anſtatt **Wahrheit**, eine mißverſtandene **Teleologie** in den Kopf geſetzt hat? welcher ihnen **Pflichten gegen eine Idee** hat einprägen wollen?

gen Frieden annehmen, und es müſſe alſo die **menſchliche Natur** nothwendig anders und beſſer werden — einen vernünftigen Mann bis zu ſolchen Ungereimtheiten führen könne.

Man kann ferner kaum ohne ein mit Bedauern verknüpftes Lächeln, in der oben angeführten Schrift (S. 143 ff.) leſen, wie der gute Mann eine **wahrſagende** *) nahe Erfüllung ſeiner moraliſchen Hoffnung a priori darſtellt, in den jetzigen durch die franzöſiſche Republik veranlaßten Umwandlungen, und zwar wegen der **Denkungsart der Zuſchauer**, worin er „eine allgemeine und **uneigennützige** „**Theilnehmung** findet, eine Theilnehmung dem Wunſche nach, die nahe an Enthuſiasmus gränzt.“ Und die Urſachen davon ſind, ſagt er: „1) die des **Rechts**, 2) des „**Zwecks**, daß diejenige Verfaſſung eines Volks allein an ſich

---

*) Das Poſſierlichſte dabey iſt, daß der gute Kant, S. 101 über Dengeln lächelt, welcher das Jahr der Sündfluth *a priori* auszurechnen vermeint, und daß er in der Einleitung ſeiner ſogenannten **wahrſagenden Geſchichte** ein[illegible] Unterſchied machen will, nicht nur zwiſchen **wahrſagen** und **weiſſagen**, ſondern auch zwiſchen **wahrſagen** und **wahrſagern**. Er ſagt: (S. 131) „Wer ins Wahrſagen **pfuſchert**, (es ohne „Kenntniß oder Ehrlichkeit thut), von dem heißt es: er „**wahrſagert**; von der Pythia bis zur Zigeunerinn.“ Die Ehrlichkeit ausgenommen, geht das **Wahrſagern** mit gleichem Schritte von der **Pythia** bis zu **Kant**, und von der **Zigeunerinn** bis zu **Fichte**, welcher in ſeinem Gewiſſen verbunden iſt, zu glauben, daß „die größere Menge der guten „Köpfe und guten Herzen, **nach einem Jahrzehend** auf „**ſeiner Seite** ſeyn und ſeine **Geſinnung annehmen** wer„den; und wenn es nicht geſchiehet, will er kein Wort weiter ſagen.“ (Fichtens Appellation S. 90, 100).

„rechtlich und moraliſch gut iſt, welche, ihrer Natur nach, „den **Angriffskrieg** nach Grundſätzen zu meiden hat, welche „keine andere, als die **republikaniſche Verfaſſung**, wenigſtens der Idee nach, ſeyn kann.“ Wenn man die Begebenheiten der franzöſiſchen Republik vom Anfange an, und ihre beſtändigen **Angriffskriege** betrachtet, und mit dieſen wetterwendiſchen Kantſchen Vorſtellungen und Hoffnungen vergleicht, ſo muß man ſich wundern, wie Hr. Kant ſich ſo weit vergeſſen konnte, die Meinungen vernünftiger Leute über dieſe Republik **auf die Hoffnung zur Erfüllung ſeiner Hypotheſe** zu ziehen. Man kann ſich dabei unmöglich des Wunſches erwehren, daß doch ein ſonſt ſchätzenswürdiger Mann, der aber nur von Jugend auf immer, in ſeine vonvornigen Ideen vertieft, in ſeiner Studierſtube geſeſſen hat, ſich alles öffentlichen Urtheiles **über Weltbegebenheiten** und über Dinge, wozu **Erfahrung und Menſchenkenntniß** gehören, enthalten möge. Aber Herr Kant wird über mich und meinen Wunſch die Achſeln zucken und ganz ruhig ſagen: Ich **wahrſage** „über die „republikaniſche Verfaſſung **der Idee nach**,“ und meine vonvornige Idee iſt **nothwendig**, weil ſie **rein von vorn** in meinem Gemüthe mit ihrer Nothwendigkeit zugleich gedac[illegible]! Das muß man ihm ſchon laſſen; denn es geht mit ihm, wie mit gewiſſen Kranken, die von einer **fixen Idee** welche ſich in ihrem Gemüthe angeſetzt hat, nicht zurückzubringen ſind. Aber wenn nun die große Lehre des Meiſters, daß man das **Fortſchreiten des menſchlichen Geſchlechts zum Beſſern** mittelſt einer von **vorn möglichen Darſtellung der Begebenheiten die da kommen ſollen**, durch die kritiſche Zauberlaterne wiſſen könne, — in die zahlreichen Anhänger Kants fährt; was werden wir da nicht für **wahrſagende Geſchichtserzählungen** bekommen! Denn dieſe

Herren werden ſich gewiß nicht nehmen laſſen, daß ſie ihrerſeits durch ihr feſtes **Vertrauen** auf das **Vonvornige**, auf das **Urſprüngliche**, auf ihre **aſſertoriſchen Imperative**, auch ihrerſeits **die Begebenheiten ſelber gemacht und veranſtaltet** haben, die ſie **zum Voraus verkündigen.** Was **Erfahrung** und **geſunde Vernunft** ſagen, wird man ihnen nicht zu Gemüthe führen dürfen. Denn mit dieſen Leuten allen iſts

As if to truth they made pretence
By wandring but from common-*ſenſe.*

Und da dieſe Leute eben nicht ſchreibefaul ſind, ſo wird auf die **Autorität Kants** die **wahrſagende von vorn mögliche Geſchichte** bald eine zahlreiche Rubrik in unſern Meßkatalogen ausmachen; nur, fürchte ich, werden vernünftige Leute urtheilen, daß die deutſche Philoſophie im hitzigen Fieber liege.

Mein alter Sebaldus Nothanker glaubte: die Apokalypſe ſey nichts als eine **wahrſagende Geſchichte** von Frankreich, welche vor Mezeray und Hainault noch den Vorzug habe, daß ſie die Begebenheiten ſchon an zwey tauſend Jahre eher dargeſtellt habe, ehe ſie geſchahen. Ich hätte doch nicht gedacht, daß nach **Sebaldus** Syſteme, die **Apokalypſe** als ein **Vorbild** auf **Kants Perfektibilität des menſchlichen Geſchlechts** und auf deſſen darauf gebaute **wahrſagende Geſchichtserzählung** anzuſehen ſey! —

Ich kehre zurück zu meinen Verhältniſſen mit der kritiſchen Philoſophie, nnd mit Herrn Kant.

Die Thorheiten der Anhänger der kritiſchen Philoſophie nahmen immer zu und ſtiegen bis zur größten Abſurdität. Sie wollten vermittelſt ihrer vonvornigen oft nicht einmal recht verſtandenen Philoſophie alles in der Welt beſſer wiſſen, und alle Wiſſenſchaften, Staatsverfaſſungen und was nur unter dem Monde iſt, auf einen andern Fuß ſetzen, wobey ſie ſich nie auf die **Erfahrung** einließen, ſondern beſtändig die in ihrem Gemüthe gefaßten **vonvornigen Grillen** ohne weiteres zu **allgemeingeltenden Geſetzen** für die Sinnenwelt machten. Ich kam daher auf den Gedanken in der **Geſchichte Gundiberts** den Charakter eines gutmüthigen Kantianers vorzuſtellen, welcher, ſo wie mehrere andere ſeines Gleichen, in der beſten Abſicht — etwa eben ſo wie Herr Fichte in Jena, Herr **Erhard** in Anſpach, Herr **Weſtphal** in Roſtock, Herr **Eſchenmaier** in Tübingen, etwa ſo wie die Verfaſſer einer vonvornigen Oekonomie, einer vonvornigen deutſchen Reichsverfaſſung, eines vonvornigen Reichs-Poſt-Lehns, der Vorleſungen über die vonvornige Moralpolitik, und ſo wie viele andere deutſche vonvornige Menſchenfreunde, — ſeine **vonvorn gefaßte Erkenntniß**, deren **Nothwendigkeit** er, gleich allen Kantianern, als ausgemacht anſehen mußte, in der Sinnenwelt anbringen will, und dadurch, natürlich, nirgend zurechte kommen kann. Die Satire in dieſem Buche iſt weder bitter, noch übertrieben, noch ungerecht; ich könnte zu jeden in dieſem Buche vorkommenden Charakteren von Kantianern welche ſich, zufolge der Vorſchriften ihrer Grundſätze, in der Sinnenwelt verkehrt nehmen, aus gedruckten Schriften die Grundſätze und Behauptungen, und noch viel ärgere anführen: denn es iſt unglaublich, wie weit die thörichten Behauptungen dieſer erfahrungsloſen Philoſophen gehen. Ich führte in dieſem Buche auch einige offenbare **Widerſprüche** in Herrn Kants Schriften an, wenn ſie mir gerade in den Weg kamen, und machte Zweifel über mancher vonvornigen Grundſätze Anwendbarkeit im gemeinen Leben. Warum ſollten dieſe Dinge nicht zur Sprache kommen? zumal da die kritiſchen Philoſophen noch immer alles verachten, was nicht das Ihrige iſt, und mit dreiſter Stirne ihre Weisheit wie Orvietan anpreiſen, der gegen alle Krankheiten helfen ſoll. Dergleichen der geſunden Vernunft widerſtreitende Unternehmungen ſind gerade Stoff für die Satire. Aber auch hiebey hatte ich Herrn Kant, ſo viel ich auch gegen ſeine Schriften einwenden mußte, möglichſt geſchont, nie anders als mit Hochachtung von ihm geſprochen, und ihn von ſeinen unweiſen die Welt reformiren wollenden Nachfolgern, — wahrlich bloß **aus perſönlicher Hochachtung gegen ihn** — mehr unterſchieden, als er vielleicht der ſtrengen Wahrheit gemäß verdient hätte. Denn, ich bin zwar weit entfernt die Thorheiten ſeiner Nachäffer auf ſeine Rechnung zu ſetzen, aber es iſt doch auch nicht zu läugnen, daß er ſelbſt in ſehr arge Grillen verfällt, wovon ich eben ein ſtarkes Beyſpiel gegeben habe. Es iſt auch nicht zu läugnen, daß er zu vielen Thorheiten ſeiner Nachfolger Anlaß giebt, durch ſein beſtändiges Berufen auf Ideen welche er **für nothwendig** hält, weil er ſie **von vorn** dachte, wogegen er keinen **aus der Erfahrung** hergenommenen Zweifel will gelten laſſen, und die er dennoch ſo vielfältig ganz roh auf Gegenſtände anwendet, welche **nur aus der Erfahrung** erkannt und beurtheilt werden können.

Ganz zufälliger Weiſe, da ich die Geſchichte Gundiberts ſchon ganz entworfen hatte und bereits mit der Ausführung beſchäftigt war, wurde mir eine Handſchrift zugeſchickt, betitelt: **Neun Geſpräche zwiſchen Chriſtian Wolff und einem Kantianer über Kants metaphyſiſche Anfangsgründe der Rechtslehre und der Tugendlehre.** Ich fand kein Bedenken den Verlag davon zu übernehmen. In dieſen Geſprächen hatten die Verfaſſer aufmerkſam gemacht auf verſchiedene in die Augen fallende Widerſprüche in Herrn Kants Schriften, und verſchiedene von deſſen Irrthümern und Inkonſequenzen deutlich auseinander geſetzt. Ich war damals durch die angefangene Ausarbeitung des **Gundibert** mit dieſen Materien eben ſehr bekannt. Meine ſchon vor längerer Zeit gemachten Auszüge aus den Kantiſchen und andern kritiſch-philoſophiſchen Schriften lagen vor mir, ich mußte viel in dieſen Schriften nachſchlagen, um, zum Behufe meines Romans, die Stellen im Zuſammhange zu leſen und gegen einander zu vergleichen. Ich fand bey dieſer abermaligen Durchſicht noch mehrerley was mir auffiel. Da ich im Gundibert viele von dieſen Seltſamkeiten nicht füglich anbringen konnte, weil ich an den einmal angenommenen Faden der Geſchichte gebunden war und eine ſolche Geſchichte ohnedies nicht eine ernſthafte Auseinanderſetzung erlaubt, wenn ſie nicht von ihrem Zwecke weichen und langweilig werden ſoll; ſo kam ich auf den Gedanken, eine **Vorrede zu den neun Geſprächen** zu ſchreiben. In derſelben mache ich **Zweifel** wider verſchiedene **Behauptungen** Herrn Kants, zeige einige ſehr auffallende **Widerſprüche** in ſeinen Schriften, welche vor mir noch niemand bemerkt hatte, und zeige zugleich durch neue ſehr auffallende **Beyſpiele**, welche **unglaublich thörichte und ſinnloſe** Behauptungen und Anwendungen der kritiſchen vorwitzigen Gebote auf die Dinge in der Sinnenwelt, in den Schriften der **Anhänger Kants** vorkommen, und darin für **große Weisheit** ausgegeben werden. Auch in dieſer Vorrede, ſo viel ich auch wider Herrn Kants Schriften nothwendig einwenden mußte, ſprach ich doch allezeit von ihm perſönlich mit größter Hochachtung und ſagte abermal ausdrücklich: daß ich ihm die Thorheiten ſeiner Nachfolger nicht Schuld gäbe *). Ich hätte ſehr gern den Mann geſchont, welcher durch ſeine weitläuftigen Werke,

*) Vorrede S. 46.

durch ſeine neue Anſicht der Philoſophie immer Hochachtung verdient, wenn man auch nicht allen ſeinen Reſultaten beyſtimmen kann, und der wenigſtens mit ſeinen Nachfolgern — welche entweder, wie **Heidenreich** oder **Pölitz**, oder **Erhard**, oder **Niethammer**, oder **Salat**, bloß ſein Syſtem gelernt haben, oder ohne vermögend zu ſeyn dies auch nur richtig zu lernen, es bis zur Verkehrtheit und Schwärmerey treiben, wie **Schönberger** oder **Roth** oder **Baader** — nicht verdient, in Eine Klaſſe geſetzt zu werden, wenn er ſich nicht ſelbſt darein ſetzt.

Wider dieſe beiden Schriften gab Herr **Kant** im J. 1798 ein paar Bogen heraus, betitelt: **Ueber die Buchmacherey. Zwey Briefe an Herrn Friedrich Nicolai**; und ein Hr. **J. B. Erhard** D. M. ſchrieb deswegen eine andere Schrift betitelt: **An Hrn. Friedrich Nicolai.** Die letztere bedeutet ſehr wenig; ich bedaure aber, daß Herr **Kant** Mittel gefunden hat, ſeine Schrift noch viel ſeichter und ſchiefer zu machen als Herr **Erhard**, und zugleich ſehr grob, welches dem letztern nicht vorzuwerfen iſt. Ich bedaure, daß Herr **Kant** ſich ſelbſt noch unter **Erhard** ſetzte.

Warum ich auf eine ſo höchſtſeichte und grobe Schrift auch nur Ein Wort erwiedere? Weil ſie **Kants** bisher ſo verehrten Namen an der Stirne führt. Sie ſollte wohl der fürchterliche Stoß ſeyn, der mir vorher gedrohet war, der mich ganz zu zertrümmern die Abſicht hatte (man ſ. oben S. 81).

Womit greift mich denn Hr. **Kant** ſo gewaltig an? Mit ſeinem **Namen**. Mit ſonſt nichts? Nein. Hätte ein namenloſer Mann **auf ſolche Art** wider mich geſchrieben; ſo könnte ich ihn bloß verachten. Aber wenn nun Herr **Kant** ſelbſt herunterſinken will, bis in die Klaſſe der verächtlichſten Skribler, und wenn dennoch **Kants** Anhänger in ihrer blinden Parteyſucht ſich nicht entblöden zu ſagen, daß ſogar dieſe armſelige, Kants ganz unwürdige Scharteke **Bewunderung** verdiene; ſo möchte es endlich Zeit ſeyn nicht nur laut zu ſagen, ſondern es auch deutlich zu beweiſen, daß **Kants bloßer Namen** künftig wahrlich keine Autorität mehr ſeyn kann; es möchte Zeit ſeyn ihn ſelbſt zu erinnern, nicht zu vergeſſen, was er andern ſchuldig iſt, und eigentlich — was er ſich ſelbſt ſchuldig wäre. Vor ein Paar Jahren ſchrieb ein guter Kopf einen **Beweis**, daß **Kant kein Kantianer** ſey *). Wenn **Kant** ſo fortfähet, ſo kann, leider! noch aus ihm ein **Kantianer** werden.

Das Büchlein iſt überdies ſo verwirrt geſchrieben als möglich. Es ſoll Briefe an mich enthalten, aber man lieſt hier keine Briefe, ſondern es wird allenthalben von mir **in der dritten Perſon** geſprochen. Soll dies etwa eine Art von **Reſolutionsſtyl** ſeyn?

Der erſte ſeyn ſollende Brief, an **Nicolai den Schriftſteller** gerichtet, handelt ganz von einem Aufſatze **Möſers** **), worin dieſer Kant's Gedanken über Theorie und Praxis widerlegt, worauf Kant hier höchſt verwirrt antwortet. Gott weiß warum das **mich als Schriftſteller** angehen ſoll; denn die kleinen mit N. bezeichneten Anmerkungen zu Möſers Schrift ſind ſo unbedeutend, daß ſie keiner Erwähnung verdienen. Oder wollte Hr. Kant gar zu verſtehen geben, ich hätte den Aufſatz **über Theorie und Praxis** ſelbſt gemacht, und nur **vorgegeben** daß er von Möſer ſey? Beynahe hat es das Anſehen ***). Dagegen iſt der **zweite Abſchnitt**, welcher von der **Geſchichte Gundiberts** und von **meiner Vorrede** zu den Neun Geſprächen handelt, an **Nicolai den Verleger** gerichtet, — da ich doch von dieſen

---

*) S. Archiv der Zeit, 1797 Aug. S. 156.

**) Man ſ. Möſers vermiſchte Schriften, IIr Band, S. 26 ff.

***) Man ſ. v. d. Buchmacherey S. 14.

Schriften wirklich **verfaſſer** bin; — und darauf folgt eine Art von Epilogus, der, ſo Gott will, **witzig** ſeyn ſoll, witzig a priori, aus Bedürfniß in nothwendiger praktiſcher Abſicht!

Man möchte in Verſuchung gerathen zu glauben: daß Herr Kant in mir geſliſſentlich den **Schriftſteller** und **Buchhändler** verwechſelt, ſollte insgeheim ſatiriſch ſeyn. Wer weiß! — Doch Herr Kant hat auf eine andere Art, ganz neulich, ſo naiv als richtig, angezeigt wie er überhaupt zu einer ſo verwirrten Schreibart kommt. Ich will die Stelle hieher ſetzen *). Sie giebt zugleich ein Beyſpiel von Herrn Kants Schreibart die **zwey Seiten** mit **zwey Perioden** anfüllt welche in Abſicht ihrer verwirrten Zuſammenſetzung ſchwerlich ihres Gleichen haben werden. Sie ſind genau abgedruckt:

„Die krankhafte Beſchaffenheit des Patienten, die das Denken, in ſofern es ein Feſthalten eines Begriffs (der Einheit des Bewußtſeyns verbundener Vorſtellungen) iſt, begleitet und erſchwert, bringt das Gefühl eines ſpaſtiſchen Zuſtandes des Organs des Denkens (des Gehirns) als eines Drucks hervor, der zwar das Denken und Nachdenken ſelbſt, ingleichen das Gedächtniß in Anſehung des ehedem Gedachten, eigentlich nicht ſchwächt, aber im Vortrage (dem mündlichen oder ſchriftlichen) das feſte Zuſammenhalten der Vorſtellungen in ihrer Zeitfolge wider Zerſtreuung ſichern ſoll, bewirkt ſelbſt einen **unwillkürlichen ſpaſtiſchen** **) **Zuſtand des Gehirns**, als ein Unvermögen,

---

*) S. Kants Streit der Fakultäten, S. 198. 199.

) Wenn man ſolche **Worte bey **Philoſophen** findet, ſo kommt man in Verſuchung zu fragen was ſolche Worte **bedeuten**? Was iſt ein ſpaſtiſcher Zuſtand des **Gehirns**? Was weiß Herr Kant vom **Gehirn** in ſofern es ein *Senſorium* iſt?

„bey dem Wechſel der auf einander folgenden Vorſtellungen die Einheit des Bewußtſeyns derſelben zu erhalten. Daher begegnet es mir: daß, wenn ich, wie es in jeder Rede jederzeit geſchieht, zuerſt zu dem, was ich ſagen will, (den Hörer oder Leſer) vorbereite, ihm den Gegenſtand **wohin** ich gehen will, in der Ausſicht, dann ihn auch auf das, **wovon** ich ausgegangen bin, zurückgewieſen habe (ohne welche zwey Hinweiſungen kein Zuſammenhang der Rede Statt findet) und ich nun das letztere mit dem erſteren verknüpfen ſoll, ich auf einmal meinen Zuhörer (oder ſtillſchweigend mich ſelbſt) fragen muß: **wo war ich doch? Wovon ging ich aus?** welcher Fehler nicht ſowohl ein Fehler des Geiſtes, noch nicht des Gedächtniſſes allein, ſondern der **Geiſtesgegenwart** (im Verknüpfen), d. i., unwillkürliche **Zerſtreuung** und ein ſehr peinigender Fehler iſt; dem man zwar in Schriften (zumal den **philoſophiſchen; weil man da nicht immer ſo leicht zurückſehen kann, von wo man ausging**) mühſam vorbeugen, ob zwar mit aller Mühe nie **völlig** verhüten kann.“

Hier erfahren wir auch etwas beſonderes Charakteriſtiſches von den kritiſch-philoſophiſchen Schriften: „daß man

---

Wenn er ſo verächtlich von dem **Spielwerke von Wahrſcheinlichkeit und Muthmaßung** in der **Metaphyſik** d. h. doch wohl **vom Ueberſinnlichen**) ſpricht, (S. **Prolegomena zu jeder Metaphyſik** S. 195.) ſo möchte man ihn doch wohl fragen, ob er wohl mehr als **Muthmaßung** (Fürwahrhaltung aus wahrſcheinlichen Gründen) durch ſeine ganze **Kritik der reinen Vernunft** habe liefern können? Wir ſtehen „noch da wo wir vorher ſtanden! Das **Fürwahrhalten** „ſagt Herr Kant, iſt „die ſubjektive Gültigkeit des Urtheils.“ Wahrlich! Sein Urtheil dort von der **Vernunft** und hier vom **Gehirne** iſt ſehr ſubjektiv.

„da **nicht immer ſo leicht zurückſehen kann, von wo man** „**ausging.**" Es gilt dieſes wirklich nur von den kritiſchen Schriften, ob es gleich Herr Kant überhaupt von den **philoſophiſchen** ſagt; indem er bekanntlich keine Philoſophie erkennt, als die ſeinige. Leibnitz, Wolf, Tſchirnhauſen, Newton, konnten immer **leicht zurückſehen von wo ſie ausgingen.** Und welche Behauptung: **Man könne** dieſen argen Fehler in Schriften **nie völlig** verhüten. Schließt Herr Kant von ſich auf alle andere Schriftſteller? Es ſollte mir leid thun wenn man mir in meinen Schriften vorwerfen könnte, ich hätte in der Mitte oder am Ende nicht zurückgeſehen **von wo ich ausgegangen wäre**; und ich muß ſie doch wahrlich mit weniger Muße ſchreiben als andere Schriftſteller, und ſehr oft unter unangenehmen **unwillkürlichen Zerſtreuungen.** Aber nicht nur in Herrn Kants Büchlein **über die Buchmacherey**, und in dem Buche voll verkehrter Behauptungen, dem **Streite der Fakultäten** *), ſondern leider! in meh-

---

*) Es iſt unglaublich, welche Menge ſinnloſer Behauptungen in dieſem Buche ſtehen, und darunter ſind nicht wenige, deren **Sinnloſigkeit** zugleich ſehr **hämiſch** iſt. Z. B. S. 33. nachdem Hr Kant ein ſehr unartiges Geſchwätz über die ſogenannten **drey obern Fakultäten** im Gegenſatze der **philoſophiſchen Fakultät** vorgebracht hatte, welcher er einen Vorzug und Herrſchaft über jene zueignen will, indem er **vonvornige Philoſophie** mit **geſunder Vernunft** verwechſelt, ſagt er: „**Das Volk will geleitet**, d. i. (in der „Sprache der **Demagogen**) es **will betrogen** ſeyn. Es **will** „**aber nicht von den Fakultätsgelehrten**, (denn deren Weis„heit iſt ihm zu hoch) ſondern von den **Geſchäftsmännern** „derſelben, die das **Machwerk** (ſçavoir faire) **verſtehen**, „von den **Geiſtlichen, Juſtizbeamten, Aerzten geleitet** „ſeyn, die als **Praktiker**," — Herr K. meint hier gewiß Prak-

rern ſeiner Schriften ſieht man oft ſehr deutlich, daß er vergaß ſich zu fragen: **Wohin will ich gehen? Von wo ging ich aus? Wo war ich doch?** — Kein Wunder daß er ſchlecht ſchreibt.

Ich habe Herrn **Kant** bisher wegen ſeiner nie zu verkennenden Verdienſte mit Schonung beurtheilt, mit einer Schonung, auf welche er durch ſein nachheriges Benehmen wohl nicht mehr Anſpruch machen kann. Ich muß alſo jetzt, weil er's denn nicht anders haben will, ihn ſchildern, wie er ſich

---

tiker **mit langgezogener Penultima**, (S. Buchmacherey S. 20) „die **vortheilhafteſte** Vermuthung für ſich haben;“ — (daß das Wort vortheilhafteſte hier eine ſehr unvortheilhafte Bedeutung für die Geſchäftsmänner haben ſoll, erhellet wohl ziemlich deutlich) — „dadurch denn die Regierung „die nur durch ſie aufs Volk wirken kann, ſelbſt verleitet wird, „den Fakultäten eine Theorie aufzudringen, die nicht aus „der reinen Einſicht der Gelehrten derſelben entſprungen, „ſondern **auf den Einfluß berechnet** iſt, den ihre Geſchäftsmänner dadurch aufs Volk haben können.“ Was iſt das für eine Philoſophie, welche zu verſtehen giebt, **das Volk leiten** und **das Volk betrügen** ſey einerley! Welchen Einfluß muß es auf die unverſtändige Jugend haben, wenn ein Lehrer der Jugend, der als ein großer Philoſoph angebetet wird, vorgiebt: die **Geſchäftsmänner** in den drey **obern Fakultäten** (d. h. der Jugend eigene Lehrer, welche doch gewöhnlich in einer der drey obern Fakultäten ſtudirt), **leiteten**, d. i. **betrögen** das Volk. Und welche **unwürdige** und ſchändliche Seitenblicke nicht nur auf die **Geſchäftsmänner** in den Fakultäten ſondern auf **alle** Geſchäftsmänner im Staate; denn Hr. Kant redet ausdrücklich von den Geſchäfsmännern der **Regierung, die nur durch ſie aufs Volk wirken kann!** Solche niedrige Verunglimpfungen kann die reine Moralität Hrn. Kants mit dem Machtſpruche des kategoriſchen Imperativs vereinigen!

ſelbſt nunmehr zeigt; indem ich gar keine Urſache finde, mich vor ſeinem Despotismus zu beugen und ſeiner Eitelkeit zu fröhnen, welche gar keinen Widerſpruch vertragen kann, ſondern Gründe und einleuchtende Beyſpiele ſeiner Widerſprüchen und falſchen Anwendungen durch Grobheit erwidert. Ich muß nun ſchon, da ich einmal über ſein Betragen gegen mich genöthigt bin zu ſprechen, ausführlich und deutlich ſeyn. Hoffentlich nie wieder. Zwar ſoll mich ſeine Ungerechtigkeit gegen mich zu keiner Ungerechtigkeit gegen ihn verleiten; aber ich muß ſchon **gerade zu** und **der Wahrheit** gemäß ſein Betragen ſchildern, wie es iſt. Es bleibt ein peinliches Gefühl, die perſönliche Hochachtung gegen einen Mann vermindern zu müſſen, den man viele Jahre lang hochſchätzte.

Im Januarſtücke 1799 der **Jahrbücher der preußiſchen Monarchie** ſteht ein Aufſatz: **Etwas über Immanuel Kant.** Darin wird von dieſem berühmten Philoſophen (S. 97) gerühmt: „Er beherrſcht unumſchrankt ſeine „Triebe und Neigungen.“

Vortrefflich! Er wird es aus Gehorſam gegen den kategoriſchen Imperativ thun. Andere Leute beherrſchen ihre Neigungen durch andere Grundſätze, wenn ſie auch nicht formal ſind; es kommt nicht ſo ſehr darauf an, wie, ſondern nur darauf, daß die Vernunft die Oberhand behalte. Ich, und andere gute Leute beherrſchen ihre böſe Neigungen, ohne allen Imperativ, dadurch daß ſie die guten bey ſich lebendiger machen. Dies iſt ein ſehr ſicheres Verfahren, ob es gleich Herr Kant dafür hält, daß **der moraliſche Tod** daraus folgt, und ſogar den wahrlich ganz widerſinnigen Satz behauptet: „Es müſſe der allgemei„ne Wunſch eines jeden vernünftigen Weſens ſeyn, **von „den Neigungen gänzlich frey zu ſeyn** *).“ Dies kann kein vernünftiger Menſch wünſchen; denn Neigungen gehören eben ſo nothwendig zum Weſen des Menſchen, als Verſtand, Gedächtniß, Einbildungskraft u. ſ. w. Ein Menſch ohne Neigungen wäre ein **Nichtmenſch**. Sogar mit großer Stärke der Neigungen und Leidenſchaften kann man edel und vernünftig moraliſch ſeyn, wenn man nur **ſich ſelbſt recht kennt**, und wenn die Kraft der Vernunft **ſtärker** iſt als alle innere Triebe, um dieſe ſicher zu regieren. Ein geſunder kräftiger anſtelliger Menſch ſpringt unbekümmert ins Waſſer, weil er weiß daß er ſchwimmen kann, und iſt ſchon am jenſeitigen Ufer; indeß ein ſchwächlicher Stubenſitzer zittert die Füße naß zu machen, und nicht herüber zu kommen weiß, und in der Angſt ſeines Herzens wünſcht, es möchten lieber gar keine Flüſſe in der Welt ſeyn, wenn ihm nicht immer eine Brücke darüber geſchlagen würde. Herr Kant iſt mit aller ſeiner gerühmten Philoſophie ein ſolcher peevish man. Es ſcheint, (des obigen Rühmens ungeachtet,) ſeine Neigungen können ſeine Philoſophie gar leicht **ſtören**, und was ihn **ſtört**, ſey es Neigung oder Abneigung, möchte er ſich gern kurzweg **vom Halſe ſchaffen**, ſo wie z. B. mich.

---

*) S. Metaphyſik der Sitten, S. 65.

In dem gedachten Stücke der **Jahrbücher** wird folgende Anekdote vom Herrn Kant erzählt: „In ſeinen Kollegien „nahmen die erſte Reihe vor ihm beſtändig die Nachſchreibenden ein, auf die Kant gewohnt war hinzuſehen, und „gewöhnlich einen von ihnen der gerade vor ihm ſaß, beſonders zu fixiren. Dieſer war eine Zeitlang ein junger Mann, „dem ein **Knopf am Rocke** fehlte, welchen er aus Nachläſſigkeit zu erſetzen verabſäumte. Kant ſah auf ihn und ſeinen **defekten Rock** unabläſſig, und ward durch letztern **gar „nicht geſtört**. Nach einiger Zeit bekommt der Student „den Einfall, ſich auf den leeren Fleck einen neuen Knopf „annähen zu laſſen, und erſcheint ſo im Kollegium. Dieſe

„ganze Stunde über iſt Kant zerſtreut, und geräth oft aus „dem Zuſammenhange. Nach geendigter Vorleſung bittet „er den jungen Mann zu ſich hinauf, und ſagt ihm: er hätte bemerkt, daß ihm ſeit langer Zeit ein Knopf am Rocke „gefehlt habe. Der junge Menſch fällt ihm ins Wort und „bittet ſehr um Verzeihung ſeiner ſo ſpät verbeſſerten Nachläſſigkeit. Nein, nein, das wollt' ich damit nicht ſagen, „erwiederte Kant: ich bitte Sie vielmehr ſich **den Knopf** „**wieder abtrennen** zu laſſen, **denn er ſtört mich**." —

Ich hoffe, zur Ehre Herrn Kants, die Anekdote *) wenigſtens der letzte Theil iſt nicht auf dieſe Art wahr, und der Erzähler der recht aus dem Grunde loben will, welches man wohl aus dem ganzen Zuſammenhange ſiehet, hat nur nicht verſtanden, wie man eigentlich einen berühmten Mann loben muß. Aber das Anekdötchen iſt beynahe allegoriſch auf Herrn Kants Betragen gegen mich. Er hat in ſeinem Gemüthe von vorn vorausgeſetzt, **es fehle mir etwas**, und dieſer **Defekt** an mir ſtöret ihn gar nicht. Weil er nun aber einmal will daß alle ſeine Vorausſetzungen nothwendig ſeyn ſollen, ſo kann er, trotz der ihn unumſchränkt beherrſchenden Philoſophie, der **Neigung** nicht widerſtehen die in ihm bis zu einem **Imperativ** *a priori* ausartet den er mit ſeiner **Nothwendigkeit** denkt, auch zu wollen, **daß was mir nicht** fehlet mir **ſchlechterdings fehlen ſoll**, oder daß ich es mir ſoll abſchneiden laſſen damit nur ſeine Philoſophie nicht ge-

---

*) Hr. Kant erwähnt zwar in ſeiner Anthropologie S. 11. „der „beſondern Unart unſers Attentionsvermögens gerade darauf, „was fehlerhaft an andern iſt, auch unwillkürlich ſeine Aufmerkſamkeit zu heften: **ſeine Augen auf einen dem Geſichte gerade gegenüber am Rocke fehlenden Knopf zu** „**richten**."

ſtört werde. Ich verbitte dergleichen. Was ich habe, das habe ich; und ich will die Knöpfe auf meinen Rock ſetzen wie es mir gefällt, wenn auch Herrn Kants ganze Philoſophie darüber in Unordnung käme.

Herr Kant ſpricht mit mir als mit einem völlig unwiſſenden Menſchen. Iſt dies der Ton der ihm gegen mich anſtehet? Herr Kant hat dreyßig und mehr Jahre rühmlich verwendet, um ein Werk über die menſchliche Vernunft zu endigen, worin die theoretiſche Philoſophie aus einem ganz neuen Geſichtspunkte gezeigt wird. Niemand kann dieſen Tiefſinn, dieſe Thätigkeit, dieſes Ausdauern mehr bewundern als ich. Aber ich darf mir auch bewußt ſeyn, daß ich ſeit dreyßig und mehr Jahren eifrig die Wahrheit geſucht, und ſie nach allen meinen Kräften befördert habe, und nicht ohne Erfolg, indem ich ſelbſt die Wahrheit immer freymüthig herausſagte, indem ich Vorurtheile, Heucheley und Aberglauben mit Muth angriff, indem ich die Rechte der geſunden Vernunft beſtändig vertheidigte. Ich darf mir bewußt ſeyn, daß ich auch auf andere Art für die deutſche Litteratur that was ich vermochte, daß ich mich vieler meiner liebſten Wünſche entäußerte, um ihr fortdauernd nützlich zu werden, daß ich die beſten Jahre meines Lebens für ſie nicht umſonſt verlebt habe; und ſo darf ich ohne ſtolz oder eitel zu ſeyn, wohl wiſſen, daß ich nunmehr über das was Litteratur und Philoſophie und ihren Gebrauch und Mißbrauch betrift, wohl ein Wort mitſprechen und allenfalls mit Zuverſicht die edelſten und einſichtsvolleſten deutſchen Gelehrten fragen kann: Ob es Herrn Kant nicht gebührt hätte, mit mir in dem anſtändigen Tone zu ſprechen, den ich gegen ihn nie vergaß; ob es dieſen Mann wirklich zieme, mit mir in dem Tone der Zurechtweiſung eines Profeſſors gegen einen Studenten zu reden dem er die erſten Anfangsgründe des Kolleglums wiederholt das dieſer bey ihm gehört hat, und den er dabey mit allerhand mürriſchen Floskeln und Schimpfworten abfertigt, weil der Herr Profeſſor nicht bey guter Laune ſind, und der Jüngling doch ſich ſelbſt beſcheiden muß **kein Urtheil zu haben**, ſobald Se. Magnificenz und Spektabilität reden.

Dies iſt der Ton, welchen Herr **Kant** gegen mich annimmt, in allen ſeinen ſechs Beſchuldigungen 1) **der Unwiſſenheit**, 2) **der Buchmacherey**, 3) **daß ich mich zum Narren mache**, 4) **daß Gundibert verzerrt und verächtlich iſt**, 5) **daß ich die Gegenſtände auf den Kopf ſtelle**, 6) **über Theorie und Praxis**. Ich will ihm **nicht** in **ſeinem** Tone antworten, aber in dem Tone den ein Mann verdient welcher unter ſeine Würde herabſinkt; und was mehr iſt, ich werde Gründe hinzuthun, woraus jeder Unparteyiſche ſehen wird, daß Herr Kant verdient, daß ernſthaft und ohne **Umſchweiſe** mit ihm geſprochen werde, damit er aus ſeinem vonvornigen Dünkel erwache, in welchen er durch ſein **Verdächtigmachen** aller Vernunfturtheile die ſich **auf Erfahrung und Beobachtung** gründen, ſobald ſie im geringſten ſeinen **vonvornigen Vorausſetzungen** entgegen ſtehen, ſich ſelbſt einwiegt, und ganz Deutſchland gern einwiegen möchte. Eben dieſer Gründe wegen muß ich **weitläuftiger** werden als mir lieb iſt. Herr Kant ſetzt von vorn voraus, bejahet, **gebietet**, und nun ſollen gegen den Ausſpruch ſeiner ſehr ſubjektiven Vernunft weiter keine Gründe gelten. Wir wollen hören, was der gelahrte Herr ſagt. Alſo

Die erſte Beſchuldigung.

Meine Unwiſſenheit und Unfähigkeit.

Es heißt (S. 20): „Was die völlige **Unwiſſenheit und Unfähigkeit** dieſer ſpöttiſch nachäffenden Philoſophen, über Vernunfturtheile abzuſprechen, klar beweiſet, iſt: daß ſie gar nicht zu begreifen ſcheinen, was Erkenntniß a priori (von ihnen ſinnreich das Vonvornerkenntniß *) genannt),

---

*) Irgend ein Recenſent hat mich recht zutraulich ermahnet, mich doch zu ſchämen, daß ich **von vorn** anſtatt *a priori* brauche; als ob es, an ſich, etwa unrecht wäre philoſophiſche Benennungen deutſch zu geben, und beſſer wäre, ſehr unnöthiger Weiſe die philoſophiſchen Terminologieen zu **vergriechiſchen**, wie z. B. **Amphibolie der Begriffe**, **Eleutheronomiſches Princip** u. ſ. w, wofür eben ſo gute deutſche Wörter vorhanden ſind. Doch läßt man das allenfalls gelten in eigentlich philoſophiſchen Schriften, wo die Hauptſache iſt nur recht deutlich zu ſeyn, zumal wenn ſie an ſich ſchon ſo ſchlecht und ſchwerfällig geſchrieben ſind, als die Kantiſchen Schriften; ſo daß einige Worte ſo oder anders nichts an der Schreibart verbeſſern können. Wenn aber jemand einen Roman ſchreibt, worin er die **Mißbräuche** der Anwendung einer ſpekulativen Philoſophie im **gemeinen Leben** durch eine erfundene Geſchichte in ein helles Licht ſetzen will, ſo ſind ihm die philoſophiſchen Kunſtwörter ſehr im Wege, er muß ſich alſo helfen. Das von den kritiſchen Philoſophen und Philoſophaſtern bis zum Ekel gebrauchte a priori, a poſteriori, **aprioriſch** u. ſ. w. zu nennen, würde in einer leichten muntern erzählenden Schreibart höchſt widrig aufgefallen ſeyn, alſo wählte ich dafür, ſo wie für andere philoſophiſche Kunſtwörter (homo noumenon u. ſ. w.) die deutſchen Benennungen. Wenn das **vonvornig, von-**

„zum Unterſchiede vom Empiriſchen eigentlich ſagen „wolle. Die Kritik der reinen Vernunft hat es ihnen zwar „oft und deutlich genug geſagt: daß es Sätze ſind, die „mit dem Bewußtſeyn ihrer **innern Nothwendigkeit** und „**abſoluten Allgemeinheit** (apodiktiſche) ausgeſprochen,

hintenig ein wenig komiſch klingt, ſo hat dieſes, ſonderlich in der Beziehung, wo es in dieſem Romane gebraucht wird, nichts zu ſagen; denn es iſt nur ein Widerſchein der komiſchen Wichtigkeit, welche ſich die Herren Kantianer geben, wenn ſie mit ihren **vonvornigen** Begriffen die wirkliche empiriſche Welt reformiren wollen. Ueberhaupt dringen dergleichen Recenſenten, die nur ſteif an ihrem Syſteme haften, ſo wenig in das **Bedürfniß** als in die **Abſicht** des Schriftſtellers. Allenthalben thun die Herren, als ob ich mit dieſem Romane hätte die ganze kritiſche Philoſophie widerlegen wollen. Wenn ich indeß die ungereimte Anwendung der vonvornigen Sätze aufs gemeine Leben in ihrem lächerlichen Lichte zeige, wenn ich meine Stimme wider Mißbräuche erhebe, welche doch endlich müſſen zur Sprache gebracht werden, da durch ſie ſo lange die deutſche Philoſophie iſt geſchändet und verächtlich gemacht worden, ſo heißt es: Ja! das ſind die **Afterkantianer**, — ohne zu beſtimmen, welches denn die ächten Kantianer ſind, — ſo heißt es: das kann den ehrwürdigen Kant nicht treffen! Als ob ihn alles treffen ſollte? Aber ſeine **Widerſprüche** treffen ihn. Dieſe ſind in den **Neun Geſprächen** und in meiner **Vorrede** dazu ſo deutlich auseinander geſetzt, daß wohl wenig dawider wird zu ſagen ſeyn. Davon ganz zu ſchweigen, findet man fürs beſte. Nur Eine einzige Recenſion habe ich geſehen, worin dieſes Buch, und ſehr billig, beurtheilt iſt. Aber über den **Gundibert** hat jeder halbe Kantianer zu erinnern, daß darin nicht genug wäre bewieſen worden, und ſucht zugleich die bewieſenen Fehler des Syſtems zu entſchuldigen.

„mithin nicht wiederum als **von der Erfahrung abhängig** „anerkannt werden, die alſo an ſich nicht ſo oder auch anders „ſeyn können; weil ſonſt die Eintheilung der Urtheile nach „jenem poſſirlichen Beyſpiele ausfallen würde: **Braun waren Pharaons Kühe, doch auch von anderen Farben.**"

Herr Kant hat gemeiniglich das **Unglück**, wenn er recht vornehm abſpricht und mit **Unwiſſenheit** und **Unfähigkeit** um ſich wirft, nicht zu ſehen, wovon eigentlich die Rede iſt *). Ich habe aus der **Kritik der reinen Vernunft** ganz wohl vernommen, was **Erkenntniſſe** a priori ſind. Herr Kant hat es ja mehrmal ſehr deutlich geſagt, ſo daß nur zu wünſchen wäre, er möchte über ſo viele andere ſeiner Behauptungen eben ſo deutlich, nicht aber ſo oft ſchwankend und unbeſtimmt ſprechen. Aber wahrlich, nicht erſt die **Kritik der reinen Vernunft** durfte mich über den Unterſchied der Erkenntniſſe a priori und der Erfahrungserkenntniſſe belehren. Leibnitz hat lange vor Herrn Kant geſagt, daß **Nothwendigkeit** und **Allgemeinheit** Merkmale der Erkenntniſſe a priori ſind. Da jetzt ſo viele Leute welche in gelehrten Zeitungen und Journalen das Wort führen, und die nichts als Kants oder höchſtens Fichtens Schriften geleſen haben ſo unwiſſend ſind, daß ſie ſich einbilden alles was Kant ſage, habe er zuerſt geſagt und erfunden **), und da Herr Kant ſelbſt die vornehme Mine annimmt, als müßten Leute welche

---

*) S. oben S. 87.

) So habe ich ſchon die unwiſſenden Kantianer beſchämt, indem ich in der N. B. XI. Theil S. 256 und hernach im Gundibert S. 97. anzeigte, wie die **Autonomie, daß die Vernunft das moraliſche Geſetz ſich ſelbſt gibt, welches ſie für eine wichtige und erhabene neue Lehre Kants hielten, längſt mehr philoſophiſche Schriften geleſen haben als die ſeinigen, erſt von ihm und aus der **Kritik der reinen Vernunft** lernen was den Erkenntniſſen a priori für Eigenſchaften zuzuſchreiben wären; ſo muß ich wohl einige Stellen aus Leibnitzens Schriften, nur ſo wie ſie mir gerade in die Augen fallen, hieher ſetzen. Es ſind noch viel mehrere vorhanden.

In Leibnitzens Eſſais ſur l'Entendément humain (in den von **Raſpe** herausgegebenen Oeuvres philoſophiques) heißt es: S. 31. „l'Auteur (nehmlich Locke) n'a pas aſſez „diſtingué, à mon avis, l'origine des *idées néceſſaires*, dont „*la ſource eſt dans l'entendément*, d'avec celles *de fait*, qu'on „tire *des experiences des ſens*.

S. 33. „J'oppoſe les *verités néceſſaires* ou de *raiſon*, „aux *verités de fait*. Dans ce ſens on doit dire que toute „l'Arithmetique et toute la Géometrie ſont innées et ſont „*en nous d'une manière virtuelle*, en ſorte qu'on les y peut „trouver en conſiderant attentivement et rangeant *ce qu'on* „*a deja dans l'eſprit*, ſans ſe ſervir *d'aucune verité appriſe* „*par l'experience*.“ — Hier findet man auch gerade das was Herr Kant von der Apriorität der mathematiſchen Kenntniſſe behauptet *).

---

vor Kant von Wolf in ſeiner deutſchen Moral §. 24 iſt gelehret worden. Aber von ſolchen Beweiſen ihrer Unwiſſenheit ſchweigen die Herren ſtill.

*) Aber Leibnitz bemerkt auch ſehr richtig S. 414: „Pour ce „qui eſt des *verités éternelles* il faut obſerver, que dans le fonds „elles ſont toutes *conditionelles* et diſent en effêt: *telle cho-* „*ſe poſée*, telle autre choſe eſt. Par exemple diſant: *toute* „*figure qui aura trois cotés aura trois angles*, je ne dis autre „choſe que, *ſuppoſé* qu'il y ait une figure à trois cotés, *cette* „*même figure* aura trois angles.“ Was Leibnitz hier und an an-

S. 37. „Les *idées intellectuelles*, qui ſont la ſource „des *verités néceſſaires*, *ne viennent point des ſens.*“

S. 316. „Les *verités de raiſon*“ (d. h. die von der Erfahrung unabhängigen Wahrheiten) ſont *neceſſaires*, et „*celles de fait* ſont *contingentes.*“

S. 413. „Les propoſitions *de fait* auſſi, peuvent devenir générales en quelque façon, *mais* c'eſt par *induction* ou *obſervation*; — les propoſitions générales *de raiſon* ſont *néceſſaires.*“

S. 443. „La raiſon eſt *la verité connue* dont la *liaiſon* avec une autre *moins connue* fait donner notre aſſentiment à la dernière. — Les hommes s'elèvent au deſſus „des bêtes, *en tant* qu'ils voyent les liaiſons des verités; les „*liaiſons* dis-je qui *conſtituent* encore des *verités néceſſaires* „*et univerſelles.*

In dem *Discours ſur la conformité de la raiſon avec la foi*, welcher vor Leibnitzens **Theodicee** ſteht, heißt es gleich im erſten Abſatze: „La *raiſon* conſiſtant dans *l'enchainement* „*des verités* a droit de lier encore celles que l'experience „lui a fournies, pour en tirer des concluſions mixtes *); „mais la *raiſon pure* et nuë, *diſtinguée de l'experience*, „n'a à faire qu'à des *verités indépendantes* des ſens.“ Da haben wir auch ſchon beym Leibnitz die reine Vernunft!

---

dern Orten ſeines trefflichen Werks ſagt, kann ſehr zur Erläuterung deſſen dienen, was Herr Kant von den reinen ſynthetiſchen Begriffen *a priori* behauptet. Es wird einem wieder ganz wohl zu Muthe, wenn man lange ſich mit Kants dunkler und ſchwerfälliger Schreibart hat quälen müſſen, Leibnitzens beſtimmte Begriffe und deutliche Schreibart zu erblicken.

*) Man ſ. was Leibnitz propoſitions mixtes nennt, in den Eſſais ſur l'Entend. S. 413. 414.

Wenn ich — und wahrhaftig auch **Möſer** und andere vernünftige Leute — Leibnitzens Schriften geleſen hatten, ſo bedurften wir wahrlich Herrn Kants Belehrung über a priori nicht. Auch iſt weder in der **Geſchichte Gundiberts** noch in meiner **Vorrede zu den Neun Geſprächen** oder in den Geſprächen ſelbſt dieſes bekannte philoſophiſche Kunſtwort jemals in einem andern Verſtande genommen worden, als es Herr Kant will genommen wiſſen. Ob es überhaupt **urſprüngliche reine Erkenntniſſe** a priori giebt *), darauf

---

*) Herr Kant behauptet dieſes bekanntlich in der größten Strenge, und auch aus dem Grunde, weil er **alle mathematiſche Säze** für **rein vonvornige Säze** hält; „weil ſie Nothwendigkeit bey ſich führen, welche **aus der Erfahrung** nicht abgenommen werden kann." (Man ſ. Kritik der reinen Vernunft S. 14 u. 199). Gleichwohl ſagt er in einer ſeiner neueſten Schriften **gerade das Gegentheil**, und führt **da** gerade die Sprache derjenigen ſeiner Gegner, welche er freylich am ſchwerſten wird widerlegen können. **So unglaublich widerſpricht** dieſer Mann ſeinen eigenen Behauptuntungen. Es heißt in der **Anthropologie** (S. 6) „**der logiſche Egoiſt** hält es für unnöthig, ſein Urtheil **auch am Verſtande Anderer** zu prüfen; gleich als ob er dieſes Probierſteins (criterium veritatis externum) gar nicht bedürfe. „Es iſt aber ſo gewiß, daß wir **dieſes Mittel**, uns der Wahrheit unſers Urtheils zu verſichern, **nicht entbehren können**, daß es vielleicht der wichtigſte Grund iſt, warum das gelehrte Volk ſo dringend nach der **Freyheit der Feder** ſchreyt; weil, wenn dieſe verweigert wird, uns zugleich ein großes Mittel entzogen wird, **die Richtigkeit unſerer eigenen Urtheile zu prüfen**, und wir **dem Irrthume preis gegeben** werden. **Man** ſage ja **nicht**, daß wenigſtens die **Mathematik** privilegirt ſey, **aus eigener Machtvoll-**

kommt es hier gar nicht an; denn, dieſe Frage ganz beyſeite geſetzt, hat man Herrn Kant und ſeinen Nachbetern nur abgeleugnet, daß die **vonvornigen Vorausſetzungen** und **willkürlichen Ideenverknüpfungen**, welche er für **Urtheile und Sätze** *a priori* ausgiebt, **nothwendig** und **allgemeingültig** wären. Dergleichen ſind z. B. daß ein **Miteigenthum** a priori aller Menſchen an allen Sachen auf dem Erdboden exiſtire; daß das **Volk**, als Gedankending betrachtet, der **Souverain** des Staats ſey; daß durch die Verſetzung eines Zahns aus der Kinnlade eines Menſchen in die Kinnlade eines andern ein **partialer Selbſtmord** verübt werde; daß durch den Beyſchlaf beide Perſonen zu Sachen und wieder zu Perſonen würden; daß durch den Beyſchlaf **ein Gliedmaß** und damit **die ganze Perſon erworben**, und daß wegen dieſes vermeinten **Erwerbes** nach einem **Rechtsprincipe der reinen Vernunft** die Beyſchlafenden ſich heurathen müſſen u. ſ. w. Da hat man nun geſagt: Deßwegen, weil ſich Herr Kant einen ſolchen Satz zugleich mit ſeiner **Nothwendigkeit** denkt, ihn aus Bedürfniß ſeiner Vernunft, d. h. ſeines **Syſtems** willkürlich **vorausſetzt**, deßwegen iſt er noch gar nicht ein Satz oder ein Urtheil a

„kommenheit abzuſprechen; denn **wäre nicht die wahr-** „**genommene durchgängige Uebereinſtimmung der Ur-** „**theile des Meßkünſtlers mit dem Urtheile aller andern,** „die ſich dieſem Fache mit Talent und Fleiß widmeten, **vor-** „**hergegangen**, ſo würde ſie ſelbſt der Beſorgniß **irgend-** „**wo in Irrthum zu fallen, nicht entnommen** ſeyn.“ Man möchte faſt ſeinen Augen nicht trauen, wenn man Hrn. Kants **beſtändige Behauptung** der **apodiktiſchen Kraft** der vonvornigen Begriffe kennt, und obiges Urtheil, ſogar über die Mathematik, in einer ſeiner Schriften findet.

priori *). Aber Herr Kant und ſeine blinden Anhänger wiederholen immer: der Satz iſt *a priori* gedacht, alſo iſt er ein **gebietender Ausſpruch der reinen Vernunft**, alſo iſt er **nothwendig**; und wer ihn nicht annimmt, **weiß nicht was ein Satz** *a priori* iſt. Doktor **Salat** ſchlägt ſich an die Bruſt, mit dem Ausrufe: „Wozu noch ein weiterer Beweis „für den, welcher die **Stimme in ſeinem Innerſten** hört!“ Doktor **Beck** ruft aus: „Schafft euch den **urſprünglichen** „**Vernunftgebrauch** an; dem, der ſich deſſelben Einmal „**bemächtiget** hat, iſt alles **klar** und **deutlich**; wer ihn „**nicht hat**, den wird alle weitere **Belehrung** nicht weiter „bringen **).“ Das iſt auch ein **urſprünglich vonvorniger Beckiſcher** Satz, und doch nicht allein **nicht nothwendig**, ſondern auch **höchſt unphiloſophiſch**. Wenn nun deutlich gezeigt wird, daß ein großer Theil der kritiſchen Philoſophie auf **ſolchen willkürlichen Vorausſetzungen** beruht; wen trifft dann der Vorwurf der **Unwiſſenheit** und **Unfähigkeit**? Doch gewiß nur diejenigen, welche ſolche **willkürliche** Sätze ohne Ueberlegung für **nothwendig** annehmen, und ſodann die durchgängige **Folgerichtigkeit** des Kantiſchen Syſtems rühmen. Mit der **Folgerichtigkeit** ſelbſt iſt es nun manchmal auch ſo ſo; aber was hilft alle Folgerichtigkeit, wenn der erſte **Grund** willkürlich angenommen iſt? Alsdann iſt alles nur **hypothetiſch** wahr. Das habe ich behauptet ***); keinesweges aber, daß **wirkliche vonvornige** Sätze **nicht nothwendig** oder **allgemeingültig** wären.

---

*) S. Neun Geſpräche S. 78.

**) S. oben S. 61 62.

***) S. meine Vorrede zu den Neun Geſprächen S. 15. 16.

Herr Kant geſteht *): „Es iſt eine weſentliche Einſchränkung der Vernunft, daß ſie weder die Nothwendigkeit deſſen, was da iſt, oder was geſchieht, noch deſſen, was geſchehen ſoll, **einſehen kann**, wenn nicht eine **Bedingung**, unter der es da iſt, oder geſchieht, oder geſchehen ſoll, zum Grunde gelegt wird. Auf dieſe Weiſe aber wird durch die beſtändige **Nachfrage** nach der **Bedingung**, die **Befriedigung** der **Vernunft** nur immer weiter aufgeſchoben. Daher ſucht ſie raſtlos das **Unbedingtnothwendige**, und ſieht ſich genöthigt es **anzunehmen**, ohne irgend ein Mittel, es ſich **begreiflich zu machen**; glücklich genug, wenn ſie nur den **Begriff ausfindig** machen kann, der ſich mit dieſer Vorausſetzung **verträgt**." — Wenn er dies geſtehet! ſagte ich **), ſo ſetzt er die Vernunft **mit ſich ſelbſt in Widerſpruch**. Sie erkennt — (denn wozu hätte ſonſt Kant die Kritik der reinen Vernunft geſchrieben?) ihre **weſentliche** Einſchränkung nichts **unbedingt** einzuſehen, und doch ſoll die Vernunft das **unbedingt Nothwendige annehmen**, ohne Mittel es ſich **begreiflich** zu machen, wenn ſie nur den **Begriff ausfindig** macht der ſich mit dieſer **Vorausſetzung verträgt**?

Ich habe gefragt: Ob denn eine **Vernunft** nicht **unvernünftig** ſeyn würde die ihre **weſentliche** Gränzen das Unbedingte nicht erkennen zu können überſchreitet, und mit der Nachfrage nach der **Bedingung** nicht befriedigt iſt, aber ſich **befriedigt** glaubt, wenn ſie das **Unbedingtnothwendige** obgleich **Unbegreifliche annimmt**? Darauf habe ich noch keine Antwort bekommen, und werde vermuthlich auch keine erhalten. Wenigſtens, denke ich, iſt die **Nachfrage** nach der Richtigkeit dieſer ſeltſamen Kantiſchen vonvernigen Behauptung, worauf ſeine ganze Moral beruhet, weder ein Zeichen von **Unwiſſenheit** noch **Unfähigkeit**. Wird ſie aber nicht befriedigend beantwortet, ſo möchte es wohl um die Sicherheit des Kantiſchen Syſtems, beſonders in ſofern es ſich auf die ſogenannte von Herrn Kant willkürlich erdachte **praktiſche Vernunft** gründet, ziemlich mißlich ausſehen. Herrn Kants praktiſche Vernunft ſcheint überhaupt etwas aufs **Unbegreifliche** zu halten. Er ſchließt ſeine **Metaphyſik der Sitten** mit folgendem merkwürdigen Satze, welcher in dem vorigen gegründet ſeyn ſoll, daß die Vernunft ein **unbedingtes Geſetz** nicht begreiflich machen könne, aber es doch **unbegreiflicher** Weiſe **als Geſetz** ausſpreche. Herr Kant ſagt: „Wir begreifen zwar nicht die praktiſche unbe„dingte **Nothwendigkeit** des **moraliſchen Imperativs**, „wir begreifen aber doch ſeine **Unbegreiflichkeit**, welches „**alles** iſt, was **billigermaßen** von einer Philoſophie, die „**bis zur** Gränze der menſchlichen Vernunft in Principien „ſtrebt, **gefordert werden kann**.“ O der hohen folgerechten Philoſophie! vermöge welcher wir zwar nicht die praktiſche **Nothwendigkeit**, aber doch die **Unbegreiflichkeit des Geſetzes** begreifen, dem wir **praktiſch gehorchen** müſſen! Wer kann **billigermaßen mehr fordern** — **wenn** er eine Satire auf dieſe Philoſophie ſchreiben will! —

---

*) S. Kants Metaphyſik der Sitten S. 127.

**) S. meine Vorrede zu den Neun Geſprächen. S. 12.

Doch Herr Kant iſt **mehr als billig**, ſo wie ſeine Sätze auch oft **mehr als unbegreiflich** ſind. Denn ſogar durch das **Unbegreifliche** weiß ſich ſeine Philoſophie uns **begreiflich** zu machen! Es heißt wieder *): „Die Vernunft „iſt praktiſch in ſofern ſie durch **praktiſche Principien**“ (d. h.

---

*) Originalideen über die empiriſche Anthropologie (1798. 8.) S. 17, und **Mellins** Kunſtſprache der krit. Philoſophie S. 273.

durch den **unbegreiflichen** kategoriſchen Imperativ,) — „den Inbegriff alles deſſen, **was ſeyn und geſchehen ſoll,** „für uns **begreiflich** macht.“ Iſt das nicht eine herrliche folgerechte Philoſophie! Noch mehr. Hr. Kant ſagt in der Tugendlehre S. 174: „Selbſt die **Unbegreiflichkeit** in dieſem „**Selbſterkenntniſſe** *) muß der Seele eine **Erhebung** geben, die ſie zum **Heilighalten ihrer Pflicht** nur deſto ſtärker **belebt**, jemehr ſie angefochten wird.“ Alſo je **unbegreiflicher der erſte Grundſatz der Pflicht** iſt, deſto ſtärker. wird eben dadurch der Menſch zum **Heilighalten** der Pflicht belebt! Das lehret nicht der Fanatismus, ſondern die kritiſch geſichtete Philoſophie, nicht **Antoinette Bourignon** oder **Joachim Greulich**, ſondern **Immanuel Kant!**

Herr Kant ſcheint bey ſeinem obigen Ausfall auf meine völlige **Unwiſſenheit** und **Unfähigkeit** auch in ſatiriſcher Laune geweſen zu ſeyn, denn er führt dabey den Spruch an: **Braun waren Pharaons Kühe, doch auch von andern Farben**, um diejenigen ihm verächtliche **Vernunfturtheile** zu bezeichnen, welche wiederum **von der Erfahrung abhängig anerkannt**, ſo und auch **anders** ſeyn können. Das Sprüchelchen iſt **vom Herrn von Knigge** erdacht **), um die **windſchiefen halbwahren** im pretiöſen Tone vorgetragenen Sprüchelchen zu bezeichnen, womit **Lavater** ſeine Schriften für den **Divinationsſinn** ſeiner Anhänger ſchmackhaft zu machen ſucht. Herr **Kant** braucht es hier, um ein verächtliches Licht auf die zu werfen, welche ſeine willkürliche, **un-**

---

*) Man merke, nun wird aus einem **unbegreiflichen Gebote**, das **nicht erkannt** werden kann, ſondern das **gegeben iſt**, ſogar ein **unbegreifliches Erkenntniß**! Traun eine genaue Beſtimmung der Kräfte des Denkvermögens!

**) S. Reiſe nach Fritzlar von Melchior Spießglas. 1798. 16.

ſprünglich gegeben ſeyn ſollende **Poſtulate** durch die **Erfahrung** prüfen, und ſie verwerfen, wenn ſie der Erfahrung und geſunden Vernunft widerſprechen, und beyläufig ſucht er die **Erfahrung** ſelbſt verächtlich zu machen, weil das was wir erfahren, ein anderesmal auch **ſo oder auch anders** ſeyn könne, wogegen die gebenedeyeten **vonvornigen Urtheile** allezeit **apodiktiſch** ausgeſprochen würden. Dergleichen Herabwürdigung der **Erfahrung**, ſobald ſie ſich den **urſprünglich gegebenen Poſtulaten** Hrn. Kants und ſeiner Anhänger entgegenſtellen, ſind ihnen ſehr gewöhnlich. Nur paßt das Sprüchelchen gar nicht auf ächte **Erfahrungsurtheile**, iſt hingegen nicht übel ausgedacht, um noch beſſer die **Widerſprüche** zu charakteriſiren, die man findet, wenn man verſchiedene Sätze Herrn Kants vergleicht, indem er ſehr oft in einer ſeiner Schriften nicht mehr daran denkt, wovon er in der andern ausgegangen war, und vergißt ſich zu fragen: **Wo war ich doch?** — Dies geſchieht zuweilen vermöge ſeiner ſchlechten Schreibart, wodurch er, was er gedacht hat, verloren zu haben ſcheint, indem er ſchrieb; zuweilen aber liegt es auch in dem Schwankenden der Begriffe und der Grundſätze ſelbſt, die er mit Gewalt durchſetzen will, und daher bald etwas zu viel bald etwas zu wenig behauptet, und dann die Sätze ſo unbeſtimmt ſtehen läßt, um nach Gelegenheit **einzulenken** und mit der einen Hand zu geben, was er mit der andern nimmt.

Ich muß ſchon einige in die Augen fallende Beyſpiele anführen; ſonſt ſagen die Kantianer, welche von der abſoluten Konſequenz ihres Meiſters aus **rein vonvorniger Vorausſetzung** überzeugt ſind, ich hätte **niedrige, plumpe, unmoraliſche** Verdrehungen gemacht! — Und ſie werden es vielleicht auch ſagen, nachdem ſie dieſe deutlichen Beyſpiele abermal vor ſich ſehen. Aber ob es Menſchen von geſundem Verſtande auch ſagen werden? —

Zuerſt alſo ein Beyſpiel, daß mich ein Anhänger Kants einer **Verdrehung** zeihen will. Aber er **verdrehet** entweder ſelbſt die Augen oder hat ſie nicht recht geöffnet, um zu ſehen, was Kant, eigentlich ſich ſelbſt **widerſprechend**, ſchrieb. Der Leſer wird daraus erkennen, wie weit die Parteylichkeit der Anhänger Kants und ihre Blindheit geht. Es iſt nur unangenehm, daß man weitläufig werden muß, um die Widerſprüche und verkehrten Behauptungen deutlich auseinander zu ſetzen und hier vor Augen zu ſtellen.

Im **Gundibert** S. 51 ſage ich: „Gundibert erfuhr, „daß“ (nach Kantiſchem Principe) „die **Würdigkeit glücklich zu ſeyn** auf bloßen **Ideen der reinen Vernunft** beruhe, und daß alſo von den Millionen Menſchen, welche ſo unglücklich ſind glücklich zu ſeyn, ohne die reine Vernunft formal und von vorn her erforſcht zu haben, kein einziger ſeiner Glückſeligkeit würdig werden könne.“ Dabey citire ich **Kants Kritik der reinen Vernunft** S. 834. Was ſagt da Kant? „Das moraliſche Geſetz, das zum Bewegungsgrunde nichts anders hat, als die **Würdigkeit glücklich** zu ſeyn, abſtrahirt von Neigungen und Naturmitteln ſie zu befriedigen, und betrachtet nur die **Freyheit** eines **vernünftigen Weſens** überhaupt, und die nothwendigen **Bedingungen**, unter denen ſie allein mit der Austheilung der Glückſeligkeit nach **Principien** zuſammenſtimmt, und kann alſo wenigſtens auf bloßen **Ideen der reinen Vernunft** beruhen und *a priori* erkannt werden.“ Ueber das, was ich alſo nach Hrn. Kant und beynahe mit Hrn. Kants eigenen Worten ſage, ruft nun ein Recenſent (in der Gothaiſchen gelehrten Zeitung Nr. 81. S. 637) welcher ſich das Anſehen von Einſicht giebt, aber höchſt ſeicht urtheilt, pathetiſch aus: „Welche **niedrige, plumpe, un„moraliſche Verdrehung**! Kant behauptet gerade das Ge„gentheil von dieſem menſchenfeindlichen Satze, wie z. B. „in der **Grundlegung zur Metaphyſik der Sitten** S. 21, „welche Stelle — Hr. N. etwa überſehen hat? ey nicht doch „— **ſelbſt S. 308 anführt**! — Eine ſolche **Mißhandlung** „würde **Kant** nicht verdienen, wenn er auch in ſeinen mora„liſchen Grundſätzen geirret hätte.“

Wir müſſen alſo wohl ſehen was Herr Kant am angeführten Orte ſagt. Vielleicht ergiebt ſich da eine neue Inkonſequenz. Es heißt S. 21. der Metaphyſik d. S.: „Wenn „die gemeine Vernunft es wagt im **theoretiſchen** Beurthei„lungsvermögen von den **Erfahrungsgeſetzen** und den „**Wahrnehmungen der Sinne** abzugehen, geräth ſie in „lauter **Unbegreiflichkeiten** und **Widerſprüche mit ſich „ſelbſt**, wenigſtens in ein **Chaos** von **Ungewißheit**, Dun„kelheit und Unbeſtand. Im **praktiſchen** aber fängt die „Beurtheilungskraft dann eben allererſt an, ſich recht vor„theilhaft zu zeigen, wenn der gemeine Verſtand **alle** ſinn„liche Triebfedern von praktiſchen Geſetzen ausſchließt. Er „wird ſogar dann **ſubtil**, und was das meiſte iſt, er kann, „wenn er den **Werth der Handlungen** zu ſeiner eige„nen Belehrung aufrichtig beſtimmen will, ſich **eben** ſo gut „**Hoffnung machen** es recht zu treffen, als es ſich immer „ein Philoſoph verſprechen mag, ja iſt beynahe noch **ſiche„rer** hierin, als ſelbſt der letztere, weil dieſer doch **kein an„deres Princip als jener** haben, ſein **Urtheil** aber, durch „eine Menge nicht zur Sache **gehöriger** Erwägungen, **leicht „verwirren** und von der **geraden Richtung abweichend „machen kann**.“

Das laß mir ein Lob der theoretiſchen Philoſophie ſeyn, und einen konſequent redenden Philoſophen! Wie kommt die

Philoſophie — es ſey nun im Theoretiſchen oder im Praktiſchen — zu Erwägungen, die **nicht zur Sache** gehören? Was iſt das für eine theoretiſche Philoſophie, welche die Sachen **verwirren** kann? — **Ich** befürchte Hrn. **Kants Philoſophie** verwirret auch hier alle Begriffe!

Sagt denn aber Herr Kant hier das **Gegentheil von dem** was ich im **Gundibert von der Würdigkeit zum Glücke** anführte? Nimmermehr! Aber wohl widerſpricht er ſich ſelbſt. Er ſagt, der **gemeine** — d. h. der *in concreto* erkennende — Verſtand wäre im Praktiſchen **ſubtil**. Ein großes Wunder, daß dieſes die aprioriſche kritiſche Philoſophie behauptet! Aber wodurch entſteht dieſes Wunder? **Und** woraus kann der gemeine Verſtand ſehen, **wenn** und **wie** er ſubtil wird? — Darüber hat uns Herr **Kant** nichts geſagt. Kann denn aber die **Subtilität** des **gemeinen Verſtandes** die **Würdigkeit zum Glücke** begreifen oder beurtheilen, welche nicht *in concreto* zu erkennen iſt, ſondern bloß auf **Ideen der reinen Vernunft** beruhet? Dieſe zu erkennen, iſt doch wohl dem **gemeinen** Verſtande nicht zuzumuthen! Er ſoll aber S. 21 **alle** ſinnliche Triebfedern **ausſchließen**. Das wäre erſtaunlich viel von einem **gemeinen** Verſtande, der eben, weil er **gemein** iſt, **alles** nur in concreto, folglich das **Sinnliche mit einbegriffen**, denken kann! Und Herr Kant ſagt ſelbſt: (S. 26) „Es iſt **ſchlechterdings unmöglich**, durch Erfahrung" — das heißt doch wohl durch den **gemeinen** Verſtand welcher in concreto denkt, — „einen „**einzigen** Fall mit völliger Gewißheit auszumachen, da die „Maxime **einer** ſonſt pflichtmäßigen Handlung **lediglich** auf „moraliſchen Gründen und auf der **Vorſtellung** ſeiner Pflicht „beruhet habe." Wenn dieſes nun in concreto **ſchlechterdings unmöglich** iſt, woher kann Herr Kant wiſſen, daß der gemeine **Verſtand alle** ſinnliche Triebfedern **und zwar**

beſtändig ausſchließt? (welches die kritiſche Philoſophie fordert, aber wirklich **unmöglich** iſt, ſo lange der Menſch ein **vernünftig ſinnliches** Weſen bleibt). Thut der gemeine Verſtand aber dieſes nicht, kann er es nicht thun, ſo iſt der Menſch mit gemeinem Verſtande **nicht** zur **Würdigkeit des Glücks** gelangt. Hr. Kant ſagt ja ausdrücklich: „die Würdigkeit **glücklich zu ſeyn**, iſt die Uebereinſtimmung **aller unſerer Maximen** mit dem moraliſchen Geſetze.“ *) Alſo, nicht der, welcher nur in einem einzelnen Falle einmal die meiſten ſinnlichen Triebfedern, ſondern der **alle** ausſchlöſſe, und bey dem beſtändig **alle** Maximen mit dem moraliſchen Geſetze **übereinſtimmten**, würden erſt würdig des Glücks ſeyn.

Die **gemeine Vernunft** **) ſoll ferner, nach Kant, ſobald er im Theoretiſchen von den **Erfahrungsgeſetzen** und **Wahrnehmungen der Sinne** abgeht, in lauter **Unbegreiflichkeiten** und **Widerſprüche** gerathen. Gut! ſie iſt ja nur die **gemeine** Vernunft. Aber die **kritiſche** ungemeine Vernunft wird wohl ganz anders ſich zeigen? Ach nein! auch ſie gründet im Praktiſchen ſich nur auf einen **unbegreifli-**

---

*) S. Religion innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft, zweyte Ausgabe S. 52.

) Wenn Herr Kant in der angeführten Stelle von Beurtheilung des **Theoretiſchen redet, ſo nennt er die **Vernunft**, und wenn er dieſer gleich darauf die Beurtheilung des **Praktiſchen** entgegenſetzt, nennt er den **Verſtand**. Daß dabey ein ſubtiler Unterſchied gemeint ſey, iſt kaum einzuſehen; er hätte ihn auch, wenn dies wirklich der Fall wäre, deutlicher angeben müſſen. Es ſcheint hier nur ſeine gewöhnliche Nachläßigkeit im Ausdrucke zu ſeyn, die wahrlich einem Philoſophen in einer ſo fremden und ſubtilen Behauptung am wenigſten anſtändig iſt.

chen *) Imperativ; die beiden Verſtände und Vernünfte mögen alſo mit einander aufheben! Allein die **gemeine Vernunft** geräth auch in **Widerſprüche**, davor wird doch die **theoretiſche** Vernunft ſich wohl hüten, wenigſtens in ihrer **Theorie über den gemeinen Verſtand**? — Wir wollen ſehen.

Hängt denn das höchſte **moraliſche Geſetz** etwa von **Erfahrungsgeſetzen und Wahrnehmungen der Sinne** ab? Das wird kein Kantianer zugeben. Alſo, ſobald der gemeine Verſtand darauf geht, muß er, nach Kant, in Widerſprüche gerathen. Iſts etwa aber allein der **gemeine Verſtand**, welcher von dem höchſten Moralgeſetze **theoretiſch** nichts erkennen kann? Nein, auch der philoſophiſchen Vernunft iſt es **unbegreiflich**, ſagt Kant. Nun! Wie kommt es denn, daß im Praktiſchen der **gemeine** Verſtand **ſubtil** werden und der **philoſophiſche** ſich **leicht verwirren** ſoll? Sie ſind ja in gleicher Verdammniß. Wie kann alſo ein Menſch, der nur gemeinen Verſtand hat, der Glückſeligkeit **würdig** werden durch ein Geſetz, das ſelbſt die philoſophiſche Vernunft nicht erkennen kann, und wovon er vielleicht nie gehört hat, und hat er davon gehört, es nicht erkennt, womit er alſo nicht ſeine Maximen, am wenigſten alle vergleichen kann? Kann die **gemeine** Vernunft **Principe der Geſezgebung für alle vernünftige Weſen** aufſuchen? Ohne dieſe Geſetzgebung exiſtirt ja keine **Kantiſche Moral**, und ohne dieſe keine **Würdigkeit glücklich zu ſeyn**! Kant ſagt ja ausdrücklich **): „Würdig iſt jemand des Beſitzes einer „Sache oder eines Zuſtandes, wenn, daß er in dieſem Beſitze ſey, mit dem **höchſten Gute** zuſammenſtimmt.“ Der

---

*) S. Metaphyſik der Sitten S. 128.

**) S. Kritik der praktiſchen Vernunft S. 234.

Kantiſche Begriff des höchſten Gutes iſt aber offenbar ein transſcendentaler Begriff, auf den ſich die gemeine Vernunft gar nicht einlaſſen kann, und Kant ſetzt hinzu: „Man kann „leicht einſehen, daß alle Würdigkeit auf das ſittliche „Verhalten ankomme.“

Was nennt denn aber Kant ſittliches Verhalten? Etwa bloß pflichtmäßiges mit der Pflicht übereinſtimmendes Verhalten? Keinesweges, ſondern ein Verhalten aus reiner Achtung für's Geſetz. „Dies beruhet aber“ ſagt er *) „auf Grundſätzen die die Vernunft diktirt, und die durch„aus völlig *a priori* ihren Quell und hiemit ihr gebietenden „Anſehen haben müſſen.“ Wenn alſo reine Achtung für das Geſetz, nach Kant, allein das ſittliche Verhalten und dieſes die Würdigkeit zum Glücke macht, wenn aber das Geſetz wieder durchaus völlig *a priori* ſeinen Quell und hiemit ſein gebietendes Anſehen hat; ſo kann doch niemand dem Geſetze rein gehorchen, ehe er deſſen *a priori* gebietendes Anſehen nicht erkannt hat; ſo ſchrieb Kant höchſt inkonſequent mit ſeiner übrigen Lehre, wenn er vorgab der gemeine Verſtand, der nur in concreto denken kann, könne alle ſinnliche Triebfedern abſondern, und es iſt wahrlich keine Verdrehung zu ſagen, daß nach Kants eigentlicher Lehre „ohne die Vernunft formal und von vorn her „erforſcht zu haben,“ (ohne welches Geſchäft niemand weiß was a priori iſt) — „keiner ſeiner Glückſeligkeit würdig wer„den könne.“ Oder er müßte einem Geſetze rein gehorchen können, von dem er den Quell des gebietenden Anſehens nicht kennet, oder er müßte würdig ſeyn können und niemals wiſſen, ob er mitten in ſeiner Würdigkeit, zugleich „Selbſt„verachtung und Abſcheu gegen ſich hegen müſſe;“ denn dazu verurtheilt Kants Sittenlehre *) jeden der nur das geringſte aus **Neigung** und nicht wegen der **Obergewalt des Geſetzes** thut, das heißt in Herrn Kants Sprache, der nicht alle ſinnliche Triebfedern ausſchließt.

---

*) S. Metaphyſik der Sitten, S. 60.

Daß aber Herr Kant ſeine Sätze ſelbſt **verdrehet** und bald ſo bald ſo ſagt, daß er mit theoretiſch und **praktiſch** nach Belieben ſpielt, iſt nicht meine und anderer vernünftigen Leute Schuld. Er **nimmt an**, es ſey der **kategoriſche Imperativ** rein *a priori* gegeben, ohne daß der **gemeine Verſtand** je wüßte, daß ihm ein ſolches **Princip gegeben** wäre, und wer es ihm **gegeben** hätte; denn aus ſich hat er es gewiß nicht, und doch ſoll er den Willen gebieten dieſem ihm **unbekannten** von ihm **nicht rein** erkannten Gebote **rein** zu gehorchen, doch ſoll er durch die **reine** Achtung dagegen den Willen zur **Sittlichkeit** bringen können. Herr Kant urtheilt von der einen Seite ſo ſtreng **): „Daß alles was empiriſch iſt, als Zuthat zum Princip der Sittlichkeit nicht allein dazu ganz untauglich, ſondern der **Lauterkeit der Sitten** ſelbſt höchſt nachtheilig ſey," auf welche Unlauterkeit er ſelbſt **Verachtung** und **innern Abſcheu**, ja ſogar „die **Euthanaſie**, den ſanften Tod aller Moral" ***) als Strafen ſetzt. Von der andern Seite lenkt er wieder ein, und ſpricht, als könnte der **gemeine Verſtand**, der doch ſicherlich „auch Einflüſſe zufälliger Gründe, die nur Erfahrung an die Hand giebt," zuläßt, auch **Sittlichkeit** veranlaſſen. Allerdings **Sittlichkeit**, nach unſerm Sinne aber nicht nach Herrn

---

*) A. a. O. S. 61.

**) a. a. O.

***) Tugendlehre in der Vorrede, S. XIX.

Kants Sinne. Es iſt aber keine **Verdrehung**, wenn man Herrn Kants Lehren nach ſeinen **vorher aufgeſtellten ſtrengen Grundſätzen** beurtheilt, und es kann ihm nicht zu ſtatten kommen, wenn er nachher inkonſequent **gelinder** urtheilt, und ſich in der Anwendung unvermerkt dem nähert, was wir andern **Sittlichkeit** nennen; denn eben dieſe **Inkonſequenz**, dieſes **Hin- und Herſchwanken** *) iſt es was man an ihm tadelt. Er lenkt beſtändig ein, und ſucht die **Folgen** ſeiner ſtrengen vonvornigen Sätze in der Anwendung zu bemänteln. Fichte iſt wahrlich **konſequenter**; man ſieht aber auch wohin dieſe **ſtrenge Konſequenz** endlich führt. Das muß doch wohl an **unrechten Grundſätzen** liegen, an den **Poſtulaten**, an den **moraliſchen Machtſprüchen** die willkürlich angenommen und ſo ausgeſprochen werden, daß ſich Kant ſelbſt vor den letzten **Folgen** ſcheuet, welche daraus ganz natürlich abzuleiten ſind.

Uebrigens iſt es höchſt unartig von dieſem Recenſenten vorzugeben, daß ich im **Leben Gundiberts** Herrn Kant **gemißhandelt** hätte. In dem ganzen Buche iſt von ihm mit Hochachtung geſprochen. S. 93 heißt es ausdrücklich: „Ich laſſe Kants ernſter Abſicht, die Moral feſter zu grün„den, gern Gerechtigkeit widerfahren. Wer wird das nicht „thun! Aber ich läugne, daß er ſie wirklich feſter gegründet „hat, als andere Philoſophen.“ Um dieſes zu beweiſen,

---

*) Zu dieſem Hin- und Herſchwanken gehört auch, daß Hr. Kant in der oben S. 128 angeführten Stelle der Kritik der reinen Vernunft ſagt: „Das moraliſche Geſetz kann wenigſtens auf bloßen Ideen der reinen Vernunft beruhen,“ welches eine Art von **Einlenken** iſt, da er doch an zwanzig andern Stellen ſagt, es habe durchaus **völlig a priori** ſeinen Quell und ſein **gebietendes Anſehen.**

war es nöthig zu zeigen, daß ſeine **Poſtulate** worauf er ſeine Moral gründet, **willkürliche Vorausſetzungen** ſind. Kann man dieſes nicht widerlegen, ſo iſt ausgemacht, daß Kants Moral nur ſchwach gegründet iſt. Dieſes zu zeigen iſt nicht **Mißhandlung**. Aber die Art wie Herr Kant mir in ſeiner Schrift **über die Buchmacherey** begegnet, wird wohl jeder vernünftige Mann **Mißhandlung** nennen, und ſie iſt **nichts** als Mißhandlung. Daß er mich dadurch zwingt, die **Inkonſequenzen** und **Widerſprüche** deren er ſich ſchuldig macht, und welche ſeine blinde Anhänger nicht ſehen können oder nicht ſehen wollen, noch deutlicher und umſtändlicher auseinander zu ſetzen, hat er ſich ſelbſt zuzuſchreiben. Er **mißhandelt** wirklich ſich ſelbſt als **Philoſoph** durch ſeine **Inkonſequenzen**. Es thut mir leid genug, daß ich ihm dieſes umſtändlich und durch deutliche Beyſpiele beweiſen muß.

Herr Kant gründet ſeine Moral bekanntlich ganz und gar auf die **abſolute Pflicht**, worunter durchaus kein Stäubchen von **moraliſcher Neigung**, noch weniger von **intellectueller Glückſeligkeit** gemiſcht ſeyn darf, welche letztere doch jederzeit in einem vernünftigen Menſchen aus der Beobachtung der Pflicht entſtehen wird. Dieſer **Glückſeligkeit** welche eine **nothwendige Folge** des **moraliſchen Lebens** iſt, dieſer Glückſeligkeit, welche jedem edlen Menſchen die unbeſcholtenſte Triebfeder zum moraliſchen Leben ſeyn kann*),

---

*) Man ſehe was Garve darüber ſagt, in ſeinen vortreflichen **Beobachtungen über die allgemeinſten Grundſätze der Sittenlehre** (Breslau 1798. 8.) Dieſes Buch iſt ein edles Vermächtniß des ſterbenden Weiſen an ſein durch das von Kant und ſeinen blinden Anhängern geſuchte Monopol des Denkens ſeit funfzehn Jahren ſo verwirrte Deutſchland. Herr Kant hat ſonſt geſtanden: Herr Garve ſey ein Philo-

— und recht verſtanden, ſeyn muß — iſt Herr Kant höchſt abhold. Denn dieſe **Glückſeligkeit**, deren **Gefühl** hoffentlich Herr Kant ſehr oft **praktiſch** genoſſen hat, macht ihm dennoch **in ſeiner Theorie** gewaltig viel zu ſchaffen. Da er ſie, er mag es anfangen wie er will, aus ſeinem **Syſteme** nicht ganz wegbringen kann, ſo belegt er ſie lieber mit der höchſt unphiloſophiſchen Benennung, eines **Vernunftgefühls** — als wenn man etwa ſagen möchte, ein **lederner Wegſtein**. Da er aber, trotz aller vonvornigen Vorausſetzung, gar wohl einſah, daß man ohne ein Wortſpiel ein **Gefühl** nicht füglich zur **Vernunft** rechnen kann, ſondern daß ein Gefühl immer etwas **Sinnliches** iſt und bleibt, — welches er ſo wenig zu läugnen vermag, daß er ſogar ſeltſamer Weiſe einen **beſondern Sinn** (Tugendlehre S. 16) daraus macht, — daß ferner dieſes **edle Gefühl** ſo innig in die menſchliche Natur verflochten iſt, daß es weder ein philoſophiſches Wortſpiel noch eine philoſophiſche **Spitzfindigkeit** herauszubringen vermag; ſo ſetzt er wieder, um nur ſeinem **moraliſchen Syſteme**, das **ausſchließend moraliſch** ſeyn ſoll, eine ſcheinbare Haltbarkeit zu geben, aus **vonvorniger Machtvollkommenheit** von vorn voraus: „Wir müſſen uns zur

---

ſoph in der wahren Bedeutung des Worts, jetzt wird er wohl ſagen, Garve habe ihn nicht verſtanden, und deſſen Urtheile wären, ſo wie der Spruch: **Braun waren Pharaons Kühe, doch auch von anderen Farben**; denn wirklich ſind **Garvens Vernunfturtheile wiederum von der Erfahrung abhängig.** Garve gründet alle ſeine **moraliſche Grundſätze** auf Erfahrung und Beobachtung ſeiner ſelbſt und Anderer; daher iſt auch ihre **bedingte Nothwendigkeit** (d. h. ihre vernünftige Nothwendigkeit da alle wahre Vernunfturtheile bedingt ſind) eben ſo gut als ihre **Begreiflichkeit** zu begreifen.

„Warnung dienen laſſen; Realität des moraliſchen Geſetzes ja nicht aus der beſondern Eigenſchaft der menſchlichen Natur ableiten zu wollen, ja nicht einmal aus einer beſondern Richtung die der menſchlichen Vernunft eigen wäre, und nicht nothwendig für den Willen eines jeden vernünftigen Weſens gelten müßte *).“ Da wir nun aber gar keine Vernunft kennen, als die menſchliche, da wir kein vernünftiges Weſen kennen, und je kennen werden als den Menſchen, da uns von einem vernünftigen Weſen ohne Sinnlichkeit nichts bekannt iſt, weder von ihrem Verſtande noch von ihrem Willen und was für ſie gelten muß oder nicht; ſo iſt offenbar, daß unſere Moral mit ſolchen Gedankendingen nichts nothwendig gemein hat, ſondern daß wir moraliſche Principien bedürfen, welche für uns, für vernünftig ſinnliche Weſen gelten. Eine Moral bloß für rein vernünftige Weſen berechnet (dergleichen wir nicht ſind) wird uns im Kampfe der uns weſentlich nothwendigen ſinnlichen Neigungen eher verlaſſen, und diejenige Philoſophie, welche bis an die Gränzen der menſchlichen Vernunft zu gehen verheißt, in der That aber weit über dieſelbe — bis ins Unbedingte wegſpringt, was keine Vernunft erkennen kann, hat uns nur zum Beſten, wenn ſie die Moral für uns Menſchen nicht aus den Eigenſchaften der menſchlichen Natur ableitet, ſondern unſere menſchliche Natur an ein ſolches moraliſches Geſetz und ſogar ausſchließend binden will, von welchem ſie ſelbſt ſagt: „daß zwar nicht deſſen praktiſche unbedingte Nothwendigkeit, aber doch deſſen Unbegreiflichkeit begreiflich iſt“ **).

---

*) Man ſ. Kants Metaphyſik der Sitten, S. 59. 60.

**) S. Kants Metaphyſik der Sitten, S. 128.

Aber da nun Kant einmal ſeine Moral ſo ausſchließend auf die Pflicht bezieht, ſo wird man ja wohl gewiß bey ihm genauer und beſtimmter hören können, als bey einem andern Philoſophen, wie es mit der Pflicht beſchaffen iſt. Laßt uns hören, was verſchiedene ſeiner Schriften davon ſagen! In **Kants Tugendlehre** (S. 13) heißt es: „Was jeder **unvermeidlich ſchon von ſelbſt will**, das gehört „nicht unter den Begriff von Pflicht.“ — In der **Grundlage der Metaphyſik der Sitten** hingegen ſteht feſt: „Sein „Leben zu erhalten iſt Pflicht, überdem hat jedermann daher noch eine unmittelbare **Neigung**.“ (S. 9.)

Alſo! Das **Leben zu erhalten** iſt **Pflicht**, aber überdem auch **nicht Pflicht**! Denn Kant ſetzt ja immer die **Neigung der Pflicht** ausdrücklich entgegen! Wenn **Kants Tugendlehre** konſequent ſeyn ſollte, ſo gehört das Leben zu erhalten **nicht** unter den **Begriff der Pflicht** *), weil dies jedermann **unvermeidlich ſchon von ſelbſt will**; aber zufolge der **Metaphyſik der Sitten** iſt es doch **Pflicht**, ungeachtet der **unvermeidlichen unmittelbaren Neigung**. Oder iſt hier das Wunder anzunehmen, daß etwas **Pflicht** iſt, und doch **nicht unter den Begriff der Pflicht gehört**?

---

*) Der bis auf ein Haar diſtinguirende Herr **Beck** welcher zu allen Ideen den **einzig möglichen Standpunkt** zu finden weiß, ſetzt in ſeinem dickleibigen **Kommentar über Kants Metaphyſik der Sitten** S. 269 von vorn feſt: „daß der „Menſch bey **Befriedigung ſeines Hungers** ſich die Erhaltung **ſeines Körpers** zum **Zwecke** mache, dazu hat er „**keine Pflicht**.“ Alſo Herr Beck wird eſſen um zu eſſen, aus reiner Achtung für den kategoriſchen Imperativ: daß um zwölf Uhr die Suppe auf dem Tiſche ſtehen muß, „welche Handlung für ſich ſelbſt objektiv nothwendig iſt, ohne „Beziehung auf einen andern Zweck.“

Doch die **Tugendlehre** fährt fort: „**denn die Pflicht** iſt „eine Nöthigung zu einem **ungern genommenen** Zwecke.“

Die **Kritik der praktiſchen Vernunft** verſichert S. 154: „Die **Pflicht** faſſet in ſich nichts Beliebtes, was Einſchmeichelung bey ſich führt, ſondern verlangt **Unterwerfung**, doch **drohet** ſie auch nichts, was im Gemüthe natürliche **Abneigung** erregte und ſchreckte *), um den „**Willen** zu bewegen, ſondern ſtellt ein Geſetz auf, welches **von** „**ſelbſt** im Gemüthe Eingang findet, und ſich ſelbſt **wider** „**Willen Verehrung erwirbt**, **vor dem alle Neigungen** „verſtummen — die Abkunft der Pflicht **ſchlägt alle Verwandſchaft mit Neigungen ſtolz aus**.“ u. ſ. w. Dieſe ganze Stelle iſt eine blumenreiche **Tirade** die ſich eben nicht in eine philoſophiſche Schrift ſchickt. Ich habe hier nur das Weſentliche angeführt. Durch dieſe Tirade will **Herr Kant**, wie es ſcheint, ſich der Philoſophie oder Theologie widerſetzen welche **Belohnungen** und **Beſtrafungen** mit in die Moral faſſen; dagegen ſein **moraliſches Geſetz** um **ſein ſelbſt willen** (oder wie es hier etwas unſchicklich heißt, **von ſelbſt**) Eingang finden ſoll. Wir wiſſen, daß ſein Syſtem das ſo mit ſich bringt. Es iſt hier nur die Frage, in wiefern er dies Syſtem mit ſich konſequent oder **inkonſequent ausdrückt**; denn man kann doch von einem Philoſophen die **genaueſte Beſtimmung** in Worten und Begriffen verlangen. —

Alſo — **das Geſetz**, ſagt Herr Kant, iſt da, den **Willen** zu **bewegen** — und **erwirbt ſich wider Willen** Verehrung. Wodurch geſchieht denn dieſe **Erwerbung**? Das iſt nur

---

*) Ueber dieſe und andere Widerſprüche des Kantiſchen Moralſyſtems verdient nachgeleſen zu werden, in den **Neun Geſprächen zwiſchen Wolf und einem Kantianer**, das fünfte Geſpräch: Ueber die Verpflichtung ſeine eigene **Vollkommenheit** und fremde Glückſeligkeit zu bezwecken.

gend geſagt. Wenn der Wille wider das Geſetz iſt, was bewegt ihn, daß er ſich vom Geſetze bewegen läßt? Herr Kant antwortet: das Geſetz ſelbſt. Es verlangt Unterwerfung. Gut — aber der Wille müßte doch irgend wodurch bewegt werden dieſem Verlangen zu willfahren? Keinesweges! das Geſetz ſpricht diktatoriſch, der Wille unterwirft ſich blind *). Aber der Willen muß doch durch etwas

*) Herr Kant ſagt ausdrücklich (Tugendlehre Vorrede S. IX.) „Aus dem kategoriſchen Imperativ gehen die Geſetze diktatoriſch hervor." Ein Diktator verlangt blinden Gehorſam! — In der Tugendlehre S. 15. giebt ſogar der Wille das moraliſche Geſetz, welches Kant ſonſt nur die Vernunft ſogar diktatoriſch geben läſſet. Wie verwirrt und tavtologiſch ſich Kant über den geſetzgebenden Willen, über die Wirkung die er auf ſich ſelbſt ausübt, und über die Triebfedern ausdrückt, verdient nachgeleſen zu werden in den neun Geſprächen zwiſchen Chriſtian Wolf und einem Kantianer S. 143 bis 148. Man wird nicht leicht etwas ſo gar verkehrtes bey einem Philoſophen geleſen haben. In der Rechtslehre S. 112. nennt wieder Herr Kant ſeinen kategoriſchen Imperativ einen Machtſpruch der Vernunft. Herrn Adelungs Wörterbuch ſagt, und die geſunde Vernunft beſtätigt ſeine Erklärung: „Machtſpruch iſt ein Ausſpruch in einer ſtreitigen Sache, ohne „andere Bewegungsgründe als die Macht, welche man „beſitzt, oder zu beſitzen glaubt, um ſeine Urtheile als „Wahrheiten aufzudringen." Adelung hat hier eine wahre genetiſche Definition des Unweſens welchen die kritiſche Philoſophie mit ihren Geboten und kategoriſchen Imperativen treibt, gegeben. Sie ſind ein Mittel um Kants und ſeiner Anhänger Urtheile als Wahrheiten aufzudringen. Alle andere Philoſophen haben von keiner andern Macht der Vernunft etwas gewußt, als von derjenigen

bewegt werden? O ja! der kategoriſche Imperativ, „**verurtheilt** den Menſchen widrigenfalls zur **Selbſtverachtung** und **innern Abſcheu**!" (Metaph. der Sitten S. 61) Wie? Was? Oben ſteht ja: „Die Pflicht **drohet nichts was natürliche Abneigung erregte** und **ſchreckte**." Ey nun! dieſes wird in der **Kritik der praktiſchen Vernunft** geſagt, jenes **drohet** die **Metaphyſik der Sitten**! — Ein Widerſpruch in zwey verſchiedenen Schriften heißt bey Kant kein Widerſpruch! —

Ueberdieß **nöthigt** ja, nach Herrn Kants **Tugendlehre**, die Pflicht? Wie das die Pflicht macht, wird aber auch nicht geſagt. Vielleicht unterwirft ſich der Wille **gern**, damit es nur nicht bis zum innern Abſcheu komme? Keines-

---

welche die Vernunft durch Gründe hat! Das Hübſche bey der Sache iſt, daß Herr Kant an einem andern Orte, (Kritik der reinen Vernunft S. 766) ausdrücklich ſagt: „Die Vernunft muß ſich in allen **ihren Unternehmungen** der Kritik unterwerfen. Nichts iſt ſo wichtig, nichts ſo heilig daß ſich dieſer **prüfenden Unterſuchung** entziehen dürfte. Auf dieſer Freyheit beruht ſogar die **Exiſtenz der Vernunft**, die **kein diktatoriſches Anſehen** hat." Bravo! Alſo kann man mit gutem Gewiſſen ſagen: Ein Gebot das **diktatoriſch** gebietet, das ſich der **prüfenden** Unterſuchung entziehet, deſſen **Nothwendigkeit**, nach Kants eigenem Geſtändniſſe **unbegreiflich** iſt, kann nicht ein **Gebot der Vernunft** ſeyn; denn dadurch daß die **Vernunft** auf den **Willen angewendet** wird, kann doch nicht ihre weſentliche Natur verändert werden. Es wird alſo wohl nur an der **Inkonſequenz** der kritiſchen **Philoſophie** liegen, die **willkürlich** eine **praktiſche** Vernunft **erdenkt**, damit ſie einem **Gebote der Vernunft** zuſchreiben kann, was nur von dem **Syſtem diktatoriſch** und **unbegreiflich** ausgeſprochen wird.

weges! der Wille muß nach der Tugendlehre **ungern** und nach der Kritik der praktiſchen Vernunft **wider Willen** wollen. — Denn, ſagt dieſe: „Die Pflicht ſchlägt alle **Verwandſchaft** mit Neigungen ſtolz aus.“ Es iſt ein ſonderbares Ding um dieſe **Pflicht**. Sie will nichts von **Neigungen** wiſſen und iſt doch ſtolz! Stolz iſt ein Gefühl und alſo mit **Neigungen** nahe verwandt. Doch geſetzt, es wäre hier das Wort **ſtolz** nur euphoniae gratia geſetzt, obgleich dergleichen **Euphonie** gar nicht in eine vorwornige Philoſophie gehört, wo genaue **Beſtimmung der Begriffe** alles macht; ſo iſt, bey Hrn. Kant, die Sache an ſich richtig: die Pflicht gebietet nichts was man gern will, ſie muß ſchon jederzeit **Abneigung im Gemüthe** finden. — Die **Tugendlehre** ſagt ausdrücklich: die Pflicht geht nicht auf das was **man von ſelbſt will**, ſondern **nöthigt** (d. h. zwingt) zu einem **ungern genommenen** Zwecke. Daher wird ſich wohl ein moraliſcher Mann die Erhaltung ſeines Lebens **ungern** zum Zwecke nehmen müſſen, weil ſie nach der **Sittenmetaphyſik** doch **Pflicht** iſt, und die **Pflicht** ſchlägt alle **Verwandſchaft mit Neigungen** aus, zufolge der **Kritik der praktiſchen Vernunft**. Aber da ſagt wieder die **Sittenmetaphyſik**, daß jedermann auch eine **unmittelbare Neigung** zu Erhaltung des Lebens hat, ſo daß wir hier eine **Pflicht** haben, welche wider das Verbot der Kritik der **praktiſchen Vernunft** in naher **Verwandſchaft** mit einer **Neigung** ſtehet. Was wird nun da heraus kommen? **Jedermann** wird ſich, dem ausdrücklichen Verbote der **Tugendlehre** zuwider, gern und ganz **ungenöthigt** der Pflicht **unterwerfen** ſein Leben zu erhalten! — Und das iſt nicht etwa die **einzige Pflicht**, welche im menſchlichen Gemüthe mit den **Neigungen** genau verbunden iſt! Die **Pflicht** mag auch ſo ſtolz alle **Verwandſchaft** mit den **Neigungen** verſchmähen, ſie iſt dennoch ſehr oft damit nahe **verſchwiſtert.** Sehr viele Menſchen beobachten ja ſehr gern die Pflichten: nicht zu ſtehlen, nicht zu morden, ihre Kinder zu erhalten und zu erziehen, wohlzuthun, ihr Einkommen mit Bedürftigen zu theilen u. d. gl. Eine Menge **guter Menſchen** haben zu dieſen Pflichten eine **unmittelbare Neigung,** was auch **Kants Tugendlehre** und **Kritik der praktiſchen Vernunft** ſagen mögen.

Wenn man jene verſchiedene von Herrn Kant ſämmtlich *a priori* ausgeſprochene Vernunfturtheile, welche alſo **nothwendig** und **allgemeingültig** ſeyn ſollen, nebeneinanderſtellt und vergleicht, ſo widerſprechen ſie ſich. Das Reſultat klingt beynahe wie der Spruch: **Pharaons Kühe waren braun, doch auch von andern Farben.** — So klingen nicht **Erfahrungsurtheile,** über welche Hr. Kant mit dieſem Spruche ſo verächtlich urtheilt, denn Erfahrung *) grün-

---

*) Mit welcher Nachläſſigkeit Hr. Kant oft die Worte hinwirft iſt faſt unglaublich. In der **Tugendlehre** S. 109 heißt es: „Da die **Idee von Gott** ganz aus unſerer eigenen Vernunft „hervorgeht, — ſo haben wir hiebey nicht ein **gegebenes** „Weſen vor uns, gegen welches uns Verpflichtung obläge; „denn da müßte deſſen Wirklichkeit allererſt durch **Erfahrung** bewieſen (**geoffenbart**) ſeyn.“ Wie? Was **durch Erfahrung** bewieſen iſt, wäre **geoffenbart**? Sollte man denken daß ein Philoſoph ſo gerade entgegengeſetzte Begriffe ſo ganz leichtſinnig vereinigen könnte? Alſo darf man ſagen: **Es iſt geoffenbart,** daß wir täglich eſſen und trinken müſſen! — Wir andern möchten noch eher ſagen können: **Gott** hat ſich in der Natur geoffenbart. Aber Kant will ja ſchlechterdings nicht zugeben, daß die **Wirklichkeit** Gottes durch die Natur ſoll können **offenbar** werden und kontradiſtinguirt ausdrücklich die Theologia rationalis des Theiſten, welcher den „Gegenſtand nach der Analogie der Natur näher beſtimmt“ gegen die Theologia revelata. S. Krit. d. rein. Vernunft S. 659.

gründet ſich auf **geſunde Sinne** und geſunde Vernunft. — Doch wir finden wohl ſolcher a prioriſchen Kühe noch mehr!

Wir gehen weiter! Die Pflicht, wie ſtolz ſie auch alle **Verwandſchaft** mit der **Neigung** ausſchlägt womit ſie ſo oft aufs innigſte verknüpft iſt, wie **ungern** , **gern** wir ſie auch thun, und wie **unvermeidlich** von ſelbſt wollend wir auch von ihr **genöthigt** werden mögen, — **gethan** muß ſie doch werden. Können wir der Pflicht Genüge leiſten?

Antwort: die **Kritik der praktiſchen** Vernunft lehret S. 64: „Was Pflicht iſt, bietet ſich jedermann von ſelbſt „dar — dem kategoriſchen Gebote der Sittlichkeit Genüge **zu leiſten** iſt **in jedes Gewalt zu aller Zeit.**" — Schön! da können wir ja unſere Pflicht ganz erfüllen, wenn wir gleich **ungern** daran gehen und die **Pflicht jederzeit** eine **Nöthigung** iſt, obſchon es zugleich auch **Pflichten** giebt, denen wir uns zu unterwerfen auch **unmittelbare Neigung** haben. — Aber ſiehe da! — die **Metaphyſik der Sitten** S. 16 macht uns wieder das Herz ſchwer. Sie ſagt: „Es iſt **ſchlechterdings unmöglich** durch Erfahrung „**einen einzigen Fall** mit völliger Gewißheit auszumachen, „da eine Maxime einer ſonſt pflichtmäßigen Handlung lediglich auf **moraliſchen** Gründen und **auf der Vorſtellung** „**ſeiner Pflicht** beruhet habe."

Dem kategoriſchen Gebote der Sittlichkeit Genüge thun, heißt nach Kant: Aus **reiner** Vorſtellung aus **reiner** Achtung gegen das **moraliſche Geſetz** handeln. — Dieſe **reine Vorſtellung** des Geſetzes — welches nach der Sittenmetaphyſik (S. 69) „durchaus **völlig** *a priori* ſeinen „Quell und hiemit zugleich ſein **gebietendes** Anſehen haben muß," — iſt zufolge der **Kritik** in **jedes Gewalt** und zu aller Zeit. Sie muß es ſeyn; wie könnte ſonſt die **Kritik** ſagen, jeder könne dem Geſetz ein Genüge thun? — und dennoch können wir, der Sittenmetaphyſik S. 26 zufolge, in keinem **einzigen** Falle wiſſen, ob unſere **Maxime** — die wir doch kennen werden — **lediglich auf der Vorſtellung der Pflicht beruhe**, welche wir doch zu jeder **Zeit** in unſerer Gewalt haben ſollen? **Das** läuft betrübt unphiloſophiſch unter einander! Die **Sittenmetaphyſik** ſagt ferner S. 61: „die Grundſätze der Moral müſſen durchaus **völlig** „*a priori* ihren Quell haben, nichts von der **Neigung der** „**Menſchen**, ſondern **alles** von der Obergewalt des Ge„ſetzes, oder **widrigenfalls** verurtheile es den Menſchen „**zur Selbſtverachtung und innern Abſcheu.** Herr **Kant** hatte entweder S. 61 vergeſſen, daß er S. 26 behauptet hatte, „es ſey **ſchlechterdings unmöglich** in einem ein„zigen Falle zu wiſſen, ob die Maximen unſerer Handlun„gen auf **moraliſchen** Gründen **lediglich** beruhten;“ oder er muß der Meinung ſeyn, jeder Menſch könne **ſchlechterdings unmöglich** wiſſen, ob er ſich ſelbſt **verachten** und **innern Abſcheu** gegen ſich haben müſſe, **oder er muß die Menſchen** verdammen ein Leben zu führen, **das ärger iſt als das** Leben **eines Pietiſten**, der ſich vor dem Teufel und der ewigen Verdammung in beſtändiger Gewiſſensangſt fürchtet; denn es iſt doch nicht **ſchlechterdings unmöglich**, daß der **Pietiſt** zum **Durchbruche** kommt. Aber im moraliſchen Syſteme **des** erſten Philoſophen **Deutſchlands** iſt **keine Gnade und lauter Gnade!**

Vielleicht iſt Herr **Kant** deutlicher **und** konſequenter **über die Glückſeligkeit.**

Die **Tugendlehre** ſagt S. 13: „Die Zwecke die zu„gleich **Pflichten** ſind, ſind: eigene Vollkommenheit, „fremde **Glückſeligkeit** — man kann dieſe nicht gegen„einander umtauſchen — denn **eigene Glückſeligkeit** iſt

„Zweck den zwar alle Menſchen haben, nie aber kann dieſer „Zweck als Pflicht angeſehen werden, ohne ſich ſelbſt zu „widerſprechen — es widerſpricht ſich alſo zu ſagen: „man ſey verpflichtet ſeine eigene Glückſeligkeit nach allen „Kräften zu befördern.“

Hingegen ſagt die Metaphyſik der Sitten (S. 11): „Seine eigene Glückſeligkeit ſichern iſt Pflicht (wenigſtens „indirekt).“

Sonderbar! Herr Kant ſagt ſelbſt: „Glückſeligkeit iſt „Zufriedenheit mit ſeinem Zuſtande, ſofern man der „Fortdauer derſelben gewiß iſt.“ *) Alſo Sicherheit der Fortdauer der Glückſeligkeit iſt, nach ihm ein weſentlicher Theil derſelben. Weshalb ſoll man denn nur indirekt zu dieſem weſentlichen Theile verpflichtet ſeyn? Oder können wir direkt moraliſche Menſchen ſeyn, in ſofern wir der Fortdauer der Zufriedenheit mit unſerm Zuſtande nicht gewiß ſind? Wie kann es ſich widerſprechen, daß man verpflichtet ſey, mit allen Kräften dahin zu trachten, der Zufriedenheit mit ſeinem Zuſtande fortdauernd gewiß zu ſeyn? Iſt man denn etwa verpflichtet, zu trachten mit ſeinem Zuſtand nicht zufrieden oder der Fortdauer der Zufriedenheit nicht gewiß zu ſeyn? Iſt man verpflichtet mit allen Kräften zu trachten, daß man gleichgültig ſey gegen ſeinen Zuſtand und gegen die fortdauernde Zufriedenheit damit? Oder gilt etwa gar keine Pflicht in Abſicht der Gewißheit von der fortdauernden Zufriedenheit mit unſerm Zuſtande? Eben haben wir gehört, daß es Pflicht iſt, ſie zu ſichern **), aber verpflich-

---

*) Tugendlehre S. 16.

) In der Jenaiſchen Litteraturzeitung muß Herr Kant bekanntlich nie Unrecht haben, und ſie mag endlich wohl merken, tet zu ſeyn, ſie mit allen Kräften zu befördern ſoll ſich widerſprechen, könnte alſo nicht Pflicht ſeyn. — Welcher Unterſchied ſey zwiſchen dem **Sichern und dem **Befördern**

daß die **Glückſeligkeit** der eigentliche **faule Fleck** in Kants moraliſchem Syſteme iſt, der immer wieder hervor kommt, man mag ihn mit der **reinen Achtung** gegen das **vonvornige unbegreifliche** Moralgeſetz noch ſo ſehr bepflaſtern wollen; denn es drehet ſich ja Herrn Kants **ganze Moral** und ſeine **Annahme** der **Idee** von **Gott** und **Unſterblichkeit** um das **höchſte Gut**, d. h. um die von ihm ſonſt in der Moral ſo verſchrieene Glückſeligkeit. Dieſe Zeitung alſo, aufmerkſam auf alles was dem Syſteme einen **Stoß** geben könnte, ſagt, (1799 Febr. S. 472) um uns über die Glückſeligkeit recht zu belehren: „daß die **Beförderung** der „eigenen Glückſeligkeit **unmittelbar** niemals Pflicht ſey und „**ſeyn könne**, weil nach S. 13 der **Tugendlehre das, was** „jeder unvermeidlich von ſelbſt will, nicht unter den **Begriff von Pflicht** gehört." Mit gütigem Wohlnehmen gedachter Zeitung möchte ich erinnern, daß damit der **Schwierigkeit** noch nicht abhelfliche Maaße gegeben zu ſeyn ſcheint. Denn, das was **gar nicht** unter den Begriff von Pflicht gehört, kann auch nicht **mittelbar** Pflicht ſeyn; und wenn nach eben der citirten S. 13. der Tugendlehre: „die **Pflicht** „eine **Nöthigung** zu einem **ungern** genommenen **Zweck** „iſt," ſo kann die **eigene Glückſeligkeit** weder **mittelbar** noch **unmittelbar** weder **direkt** noch **indirekt** Pflicht ſeyn; denn jeder Menſch nimmt ſeine eigene Glückſeligkeit **gern** zum Zwecke, und läßt ſich nicht dazu **nöthigen**, ſo wie zum **kategoriſchen Imperative**. Zwar ſagt wieder eine andere Seite 13, nehmlich der **Metaphyſik der Sitten**: „Es iſt „ein Geſetz übrig, nehmlich ſeine **Glückſeligkeit zu befördern**, **nicht aus Neigung** ſondern aus **Pflicht**, und da „hat ſein Verhalten allererſt den eigentlichen **moraliſchen** der Glückſeligkeit, ob es Pflicht ſeyn darf, und nicht widerſprechend iſt ſie mit einigen Kräften zu befördern, und warum wir etwa nur nicht alle Kräfte pflichtmäßig

„Werth.“ Alſo müßte man nach Kant, ſeine Glückſeligkeit ungern befördern, und das hieße doch eine Abſurdität verlangen; oder es kann eine Sache Pflicht ſeyn, die nicht unter den Begriff von Pflicht gehört, und das iſt ein ſehr unphiloſophiſcher Widerſpruch. Gedachte Zeitung hat alſo weder Kants noch ihren eigenen Widerſpruch mit ſich ſelbſt und mit Kant gehoben. Freylich, da Kant in ſeiner Ethik gar nichts von mittelbaren und unmittelbaren Pflichten gegen ſich ſelbſt ſagt, da er bloß beyläufig, ohne Erklärung, von direkten und indirekten Pflichten ſpricht, und nur von vollkommnen und unvollkommenen Pflichten handelt; ſo wird gedachte Zeitung wohl noch, auf irgend eine Art, vermöge der bekannten moraliſchen Interpretation, eine Ausrede finden. Man ſollte freylich denken, wenn eigene Glückſeligkeit zu ſichern Pflicht iſt, ſo müßte es eine unmittelbare und direkte Pflicht ſeyn; denn eine unſichere Glückſeligkeit iſt ja, ſelbſt nach Herrn Kant, keine Glückſeligkeit und alſo ſcheint es unmittelbar aus dem Begriffe ſelbſt zu folgen, daß ſie vor allen Dingen ſicher ſeyn müſſe. Bey bloßer ſinnlicher Glückſeligkeit iſt man doch nie recht ſicher, daß ſie immer fort daure, darum ſuchen wir unkritiſche Leute unſere ſichere Glückſeligkeit in dem Bewußtſeyn unſere Pflicht zu thun, tugendhaft zu leben, recht und edel zu handeln, mit unſerer ganzen Art uns zu verhalten aus moraliſchen Gründen zufrieden zu ſeyn, u. ſ. w. und halten für unſere erſte und unmittelbare Pflicht, auf dieſe Art unſere wahre Glückſeligkeit aus allen Kräften zu befördern. Wir können darin keinen Widerſpruch finden, und wenn Herr Kant ſagt dies wäre Vollkommenheit, (Tugendlehre S. 17) ſo läugnen wir das nicht, aber dieſe Vollkom anwenden dürfen? wird uns nicht geſagt. Es ſcheint aber, auch nur einige Kräfte anzuwenden, müſſe widerſprechend ſeyn, denn es heißt ja: Man kann nie eigene Glückſeligkeit

---

menheit macht uns überſchwenglich **glückſelig**; und ſowohl wegen der Pflicht ſelbſt, als auch um dieſer **unmittelbar** daraus **nothwendig** folgenden **vollkommenen Glückſeligkeit** theilhaftig zu werden, leben wir **tugendhaft**. Wir finden daher ſehr ſeltſam, daß Herr Kant aus Liebe zu ſeinem vonvornigen Syſteme mit **Worten** ſpielt und **bloß das Sinnliche** und **Phyſiſche** Glückſeligkeit nennen will, der **edelſten** und ſicherſten Glückſeligkeit aber dieſen Namen verſagt. Doch **Kant** nenne ſie wie ihm beliebt, die Sache bleibt wie ſie iſt. Wenn er, in ſeiner kauderwälſchen kritiſch-griechiſchen Sprache, voll Bedauern, uns zuruft: daß unſere ſeelenſchädliche **Eudämonomie**, aus Mangel der **Eleutheronomie**, eine klägliche **Euthanaſie**, d. h. einen **ſanften Tod aller Moral** zur Folge habe, wie er dieſes in der Vorrede ſeiner **Tugendlehre** S. IX des breitern verkündigt; ſo lächeln wir bloß über den Dünkel der **mit ſich ſelbſt ſo uneinigen** philoſophiſchen Kirche, welche dennoch **unfehlbar** und **alleinmoraliſchmachend** ſeyn will. Wir wünſchen nur, daß jeder Menſch welcher dem **kategoriſchen** Imperativ zu folgen vorgiebt, durch **pflichtmäßige Handlungen** ſeine Moral beſtändig ſo **lebendig** zeigen möge, als bey uns, nach unſerm wahrlich **eben** ſo **ſicherm Glückſeligkeitsgrundſatze**, die Moral beſtändig **lebendig** ſeyn **kann** und wird, ob uns gleich Herr Kannt unbarmherzig zum **moraliſchen Tode** verdammt; ſo wie jener Arzt dem **Kranken** welcher ohne die verordneten **Pillen** genas, bewies, er hätte **nicht** geſund werden ſollen. Herrn Kants **moraliſches** Syſtem gewährt wahrlich nicht **mehr Sicherheit**. Er ſagt zwar: (Metaph. der Sitten S. 46) „Es iſt „ein **Unglück**, daß der Begriff der Glückſeligkeit ein ſo unals Pflicht anſehen, gleichwohl, ob es gleich nie (das heißt doch wohl in keiner Beziehung) Pflicht iſt; ſo iſt es doch indirekte Pflicht ſie zu ſichern. Dennoch darf man wieder,

„**beſtimmter** Begriff iſt, daß obgleich jeder Menſch zu dieſer „zu gelangen wünſcht, er doch **niemals beſtimmt** und **mit** „**ſich ſelbſt einſtimmig** ſagen kann, was er **eigentlich** wünſche „und wolle.“ Das heißt nun den Begriff Glückſeligkeit ſehr herabgeſetzt, nur damit ſie nicht zu einem **Princip** dienen ſoll! Was ein vernünftiger Menſch eigentlich wünſcht, wenn er „Zufriedenheit mit ſeinem Zuſtande, in ſofern er „der Fortdauer deſſelben gewiß iſt“ (Tugendlehre S. 16) wünſcht, kann er doch, ſelbſt nach **Kants** Definition der Glückſeligkeit **beſtimmt** und **mit ſich einſtimmig** ſagen! Dennoch ſagt Herr Kant: (S. 47) „Ein Menſch iſt nicht „vermögend **nach irgend einem Grundſatz** zu beſtimmen, was ihn **wahrhaftig glücklich** machen werde.“ Das iſt falſch; wäre es aber wahr, ſo könnten wir freylich, wenn wir unſere Moral auf Glückſeligkeit gründen, nicht ſicher wiſſen ob wir wirklich moraliſch handeln. Vermuthlich ſind wir es, wenn wir dem **kategoriſchen Imperative** folgen? Ach nein! Herr Kant hat uns, **in eben dieſem Buche** ſchon vorher S. 26. die Nachricht gegeben: „Es iſt „**ſchlechterdings unmöglich** durch Erfahrung einen einzigen Fall **mit völliger Gewißheit** auszumachen, da die „Maxime einer ſonſt pflichtmäßigen Handlung **lediglich** auf „**moraliſchen** Gründen, und auf der **Vorſtellung unſrer** „Pflicht, beruhet habe.“ — Worin ſind wir dann nun durch die **Eleutheronomie** gebeſſert? Wir wollen alſo nur bey unſrer **Glückſeligkeitslehre** bleiben, nach welcher **wir beſtimmt** und **mit uns ſelbſt einſtimmig** wiſſen, daß wir keine Glückſeligkeit ſey ſie phyſiſch oder intellektuell, verlangen, die nicht **mit der Pflicht übereinſtimmt** und nicht ihr **untergeordnet** iſt. Wir wiſſen daß dieſes edle **Verlangen** (wie unten in der Anmerkung angeführt iſt) laut **Kants** Sittenmetaphyſik, ſeine **Glückſeligkeit befördern, aus Pflicht**; es widerſpricht ſich aber zufolge der **Tugendlehre** es nach allen Kräften zu thun, woraus alſo nach dieſer erhabenen **Tugendlehre** folgt: daß es ein **Widerſpruch** ſeyn

nach vernünftiger Glückſeligkeit von **Eigennutz** und **Selbſtſucht** weit unterſchieden iſt, und daß Pope ſehr richtig ſagt: (Eſſay on man Ep. II. v. 87.)

> *Selflove* and *reaſon* to one end aſpire,
> *Pain* their averſion, *Pleaſure* their deſire;
> But *greedy that*, its object would devour,
> *This* taſte the *honey* and *not wound the flowr.*

Dies leztere iſt unſer Wahlſpruch, und die **plumpen Verunglimpſungen** wodurch der Sinn unſerer Lehre **verdrehet** wird, ſollen uns wahrlich nicht kümmern. Wir glauben ſogar, es ſey unſere **Pflicht**, während unſers ganzen Lebens, uns alle **Genüſſe**, phyſiſche und geiſtige, zu verſchaffen, wodurch die **Ausübung unſerer Pflichten**, nicht geſtört wird, ſondern welche mit unſern **Pflichten** mit unſern **Rechten**, mit unſern **Kräften** in wohlzuſammenſtimmendem Verhältniſſe ſtehen. — Ich kenne den hohen **Werth** der **Entäußerungen**, der **Ertragungen**, und habe mich ihnen Zeitlebens willig unterworfen, weil ich weiß, daß **nur** durch ſie der Weg zur ächten Glückſeligkeit gehen **kann**; aber ich lache über **Fichten** den mönchiſchen Thoren, der ſo kräftig verſichert, er wolle **gar nicht genießen**, wozu der arme Menſch ſich auch durch ſeine vonvornige Grillen mag unfähig gemacht haben, und ſage, des eben angeführten edeln Verhältniſſes beſtändig eingedenk, mit **Friedrich dem Großen**:

> Si comme Thébé helas notre ame avait cent portes,
> J'y laiſſerai entrer les plaiſirs en cohortes!

kann, daſjenige, was man aus Pflicht thut, nach allen Kräften zu thun.

Das ſind lauter kritiſche **vonvornige**, folglich **nothwendige Sätze**, Sätze die ein **gebietendes Anſehen** haben; indeß erſcheinen ſie doch ſehr **willkürlich**, wenn man ſie neben einander ſtellt. Die **Pflicht und Nichtpflicht** liegen gewaltig verwirrt unter einander — ich weiß wirklich nicht ob von vorn oder von hinten — wenigſtens die Pflicht eines Philoſophen, **deutlich und beſtimmt** ſeine Sätze **vorzutragen**, und ſich nie zu **widerſprechen** wird hier von Herrn Kant ganz aus der Acht gelaſſen. — Und ſie iſt doch **abſolute Pflicht**! — Aber weiter!

Mit der eigenen **Glückſeligkeit**, ſind wir alſo in Ungewißheit gelaſſen worden. **Fremde Glückſeligkeit** aber muß doch gewiß unſer Zweck ſeyn, der zugleich **Pflicht** iſt: denn das gebietet uns die **Tugendlehre** S. 13. ausdrücklich als **Pflicht**. Es iſt alſo nach Herrn Kants Lehre ein **Imperativ der Sittlichkeit**, der **Pflicht**, folglich ein **kategoriſcher Imperativ** vorhanden, der ſtreng und unbedingt gebietet, und ihm muß **unbedingt** gehorcht werden, ſonſt gilt Herrn Kants ganze Tugendlehre nichts.

Doch ſey er auch ein **aſſertoriſcher**, oder ein **techniſcher**, ein **problematiſcher** oder ein **apodiktiſcher**, ja nur ein **hypothetiſcher** — (welches nicht viel wäre) — oder gar nur ein **pragmatiſcher Imperativ** der Klugheit — (welches ſo viel wie gar nichts wäre, da bekanntlich die Klugheit den kritiſchen Philoſophen nur armſeligen **guten Rath** geben, aber eigentlich nicht **gebieten** kann) — was kann das alles dem **tugendlehrenden Imperativ** helfen? Die **Grundlegung der Sittenmetaphyſik** — welche doch, ſchon als **Metaphyſik**, beſſer wiſſen muß, was und wo **Imperative** ſind — ſagt mit trockenen Worten, daß der

Imperativ der Tugendlehre gar kein Imperativ iſt. Es heißt dort (S. 47): „Der Menſch iſt nicht vermögend nach „irgend einem **Grundſatze**, mit völliger Gewißheit zu „beſtimmen, was ihn wahrhaftig **glücklich machen** wer„de — (folglich, dächte ich, noch weniger was andere glücklich macht machen werde) *) — Die Aufgabe ſicher und „allgemein zu beſtimmen, welche Handlung die Glück„ſeligkeit eines **vernünftigen Weſens** — (folglich auch „eines andern vernünftigen Weſens) — befördern werde, „iſt **völlig unauflöslich**, mithin kein Imperativ in An„ſehung derſelben **möglich**, der im ſtrengen **Verſtande** „**geböte, das zu thun, was glücklich** macht." — (alſo und folglich auch was andere glücklich macht) — „**weil** „Glückſeligkeit **nicht ein Ideal der Vernunft**, ſondern „der **Einbildungskraft** iſt."

O weh! die **Tugendlehre** promulgirt alſo den kategoriſchen **Imperativ** einer **Pflicht** über die **Glückſeligkeit**, worüber, der **Sittenmetaphyſik** zufolge, kein **Imperativ möglich** iſt. Da hätte ſich doch die **Tugendlehre** bey der **Sittenmetaphyſik** erſt recht erkundigen ſollen, **wovon** ſie ausgehen und **wohin** ſie gehen müſſe!

---

*) Die **Tugendlehre** ſagt auch ausdrücklich: S. 17. „Was „andere zu ihrer Glückſeligkeit zählen mögen, bleibt ihnen „**zu beurtheilen überlaſſen**" — und jeder andere kann auch nicht (wie wir oben geſehen haben) **nach irgend einem Grundſatze** beſtiminen was ihn ſelbſt glücklich macht. — Und,doch ſoll ich das Glück anderer beſorgen, ob gleich meine eigene Glückſeligkeit nicht nach Grundſätzen zu beſtimmen iſt, und andere die ihrige auch nicht beſtimmen können. Da hätten wir alſo eine kantiſche **ethitche Pflicht** die **nicht nach irgend einem Grundſatze** beſtimmt ausgeübt werden kann!

Ich komme noch auf einen wichtigen Widerſpruch Herrn Kants mit ſich ſelbſt! —

Können wir aus der **Betrachtung der Sinnenwelt** einen **Urheber**, eine **erſte Urſache** derſelben, **abnehmen**? Ich ſage abnehmen, um kein Wort zu brauchen, das Herrn Kant anſtößig wäre; denn ſo viel wird jeder eingeſtehen, daß dieſe erſte Urſache **überſinnlich** ſeyn muß, und Herr Kant läugnet bekanntlich, daß vom Sinnlichen auf das Ueberſinnliche ein Schluß oder eine **Induktion** gelte. Wir wollen uns um Benennungen nicht ſtreiten. Ich frage: Wenn Herr Kant zugiebt, wie er ſich denn nicht abzuläugnen unterſteht (was Herr Fichte geradezu thut), daß man von der Ordnung in der Sinnenwelt die Exiſtenz einer erſten Urſache herleiten kann; dürfen wir, nach ihm, dem Welturheber **Weisheit** und **Endzwecke** zuſchreiben? Wir wollen hören was Herr Kant antwortet!

Er erlaubt uns zwar (**Kritik der Urtheilskraft** S. 401) zu ſagen: „daß wir nach der Beſchaffenheit und den Prin„cipien unſers **Erkenntnißvermögens** die Natur in ihren „uns bekannt gewordenen zweckmäßigen Anordnungen, „nicht anders als das **Produkt eines Verſtandes** dem dieſe „**unterworfen iſt**, denken können,“ aber er verſichert: „es „**bleibe unausgemacht**, ob dieſer **Verſtand** überall eine „**Endabſicht** gehabt haben möge, ob jene oberſte Urſache „nach einem **Endzwecke**, und nicht vielmehr nach der blo„ßen **Nothwendigkeit** ſeiner **Natur**, nach dem was wir „bey den Thieren Kunſtinſtinkt nennen — **Urgrund des** „**Weltgebäudes** ſey, ohne daß es nöthig ſey, ihr darum „**Weisheit**, vielweniger höchſte **Weisheit** beyzulegen.“ Hier nehme ich mir nun freilich die Freyheit ganz anderer Meinung zu ſeyn. Denn es ſcheint mir eine gar armſelige Philoſophie, die, — nachdem ſie einmal genöthigt iſt, nach den **Principien unſers Erkenntnißvermögens** einen **Verſtand** als erſte Urſache der zweckmäßigen Erſcheinungen anzunehmen, welcher **Verſtand** alſo, als erſte Urſache, den Thieren den **Kunſtinſtinkt** und den Menſchen einen ſolchen **Verſtand** gab welcher **Endabſichten** hat, uns nun wieder einbilden will, dieſer **höchſte Verſtand** könne dem bloßen **Kunſtinſtinkte** ähnlich ſeyn, den wir an den **Thieren** wahrnehmen. Mir ſcheint das höchſte **Weſen** das wirklich über unſere Begriffe geht, müſſe von uns wenigſtens nach dem **Höchſten was wir kennen** *), nicht nach dem **Niedrigſten** abgemeſſen, der höchſte **Verſtand** nicht dem Inſtinkte gleich geſtellt werden. —

Doch, es bleibe vor der Hand, weil es Herr Kant ſo will, **unausgemacht**, ob nicht die Welt durch Inſtinkt ohne **Weisheit** hervorgebracht worden ſey. Wir ſind alſo Herrn Kants Lehre zufolge nicht befugt, dem Urheber der Welt **Weisheit** beyzulegen? — Wir wollen ſehen, ob er das beſtändig ſo behauptet.

Er ſagt in der Vorrede zur Kritik der reinen Vernunft (2te Auflage S. XXXIII) wieder etwas anders: „Die herrliche Ordnung, Schönheit und **Vorſorge**, die allerwärts „in der Natur hervorblickt, hat allein den Glauben an einen „weiſen und großen **Naturuhrheber**, die ſich aufs Publikum verbreitende Ueberzeugung, ſo fern ſie **auf Vernunftgründen beruhet**, ganz allein bewirken müſſen. Dieſer

---

*) Garve ſagt ſehr einleuchtend: „Der Menſch iſt ein **Weſen** „**höherer** Art, deſſen gleichen wir nicht **kennen**, deſſen „**Aehnlichkeit** aber wir in der **Gottheit** annehmen." S. deſſen **Betrachtungen über die allgemeinſten Grundſätze der Sittenlehre**, (1798. 8. S. 83) ein Werk, deſſen ruhige Erwägung den blinden Anbetern Kants ſehr zu empfehlen iſt, welche deſſen Moral für die einzige Moral halten.

„Beſitz bleibt ungeſtört.“ (Nehmlich ungeſtört durch die Kritik der reinen Vernunft). Wie? Da behauptet ja Hr. Kant, obgleich etwas verwirrt, der Glauben an einen weiſen Welturheber könne auf Vernunftgründen beruhen. Nun? Der Urheber der weiſe iſt, muß wohl auch Endabſichten gehabt haben; zumal da der Naturuhrheber bey Herrn Kant nun auch Vorſorge hat! Eben ſo ausdrücklich ſagt er, in der Kritik der praktiſchen Vernunft (S. 251): „Wir können von der „Ordnung, Zweckmäßigkeit und Größe der Welt wohl auf „einen weiſen, gütigen, mächtigen ꝛc. Urheber derſelben „ſchließen“ — (O weh! da kommt ſogar in der Kritik der praktiſchen Vernunft die Erlaubniß zu einem Schluſſe vom Sinnlichen aufs Ueberſinnliche vor, welchen uns die Kritik der reinen Vernunft und namentlich bey dem kosmologiſchen Beweiſe des Daſeyns Gottes *) ganz und gar verſagt hatte!) — „aber nicht auf ſeine Allwiſſenheit, Allgü„tigkeit, Allmacht“ u. ſ. w. Indeß ſelbſt „dieſen unver„meidlichen Mangel durch eine erlaubte ganz vernünf„tige Hypotheſe zu ergänzen“ giebt uns Herr Kant a. a. O. die Befugniß. Dennoch ſagt er wieder nachher in der ſpäter herausgekommenen Kritik der Urtheilskraft, es ſey unausgemacht, ob dem Verſtande, deſſen Produkt die Natur iſt, Weisheit müſſe beygelegt werden; wovon er doch vorher in der Kritik der reinen Vernunft nachgab, daß die Ueberzeugung davon auf Vernunftgründen beruhe, und in der Kritik der praktiſchen Vernunft ſagt, wir können, aus der Ordnung der Welt, ſogar auf einen weiſen Urheber ſchließen. Folglich wäre es doch wohl ausgemacht, daß dem lieben Gott Weisheit zuzuſchreiben ſey, — ſelbſt in der kritiſchen Philoſophie! —

---

*) Man ſ. Kritik der reinen Vernunft S. 631 ff.

Das laß mir einen konſequenten Philoſophen ſeyn, bey welchem man immer weiß woran man iſt! — Wahrlich, ſo widerſprechen ſich weder **Locke** noch **Leibnitz** noch **Wolf** noch **Tſchirnhauſen** noch **Feder** noch **Platner** noch **Moſes Mendelsſohn**! Ich bin es müde mehrere Beyſpiele auffallender Widerſprüche in den Kantiſchen Schriften aufzuſuchen, welche noch in Menge vorhanden ſind. Oben S. 96 habe ich ſchon angezeigt, wie ſeltſam Herr Kant erlaubt einen ungebildeten Menſchen erſt zu einer — nach ſeinem Syſteme — **falſchen Moral**, und ſodann erſt zu ſeiner **wahren Moral** zu bringen.

Dieſe groben **Widerſprüche** ſind vorhanden, das iſt nicht zu läugnen. Dem ungeachtet zweifle ich gar nicht an der Bereitwilligkeit der Anbeter Kants, dieſelben ſammt und ſonders, ſo **offenbar** und **auffallend** ſie auch vorhanden ſind, **wegzuerklären**. Auch wird ſich das recht gut thun laſſen, wenn die Herren nur **etwas mehr oder etwas weniger, oder etwas anders** verſtehen, als Kant **wirklich** ſagt. Es läßt ſich ja ſogar ein Mittel angeben den Spruch von **Pharaons Kühen** gar nicht **widerſprechend** zu finden. Man darf nur ſagen, die Kühe waren **braun** im noumenon, und **braunroth** im phaenomenon, ſo wie die **graurothe** Kaſſette in Moliere's Geizigem. Herr Kant hat es in ſeinem **Staatsrechte** mit dem **Volke** nicht beſſer gemacht. Da iſt das Volk im noumenon der **Souverain**, und im phaenomenon iſt es der **Unterthan** gegen den der **Herrſcher** lauter Rechte und keine Pflichten hat.

Ueberdem hat Herr Kant einen Satz a priori feſtgeſetzt, welcher ihm, der ſich ſo oft widerſpricht, mit einer leichten Anwendung ſehr zu Statten kommen kann. Er ſagt *):

---

*) Streit der Fakultäten S. 49.

„Diejenigen Stellen der Bibel, **welche der praktiſchen Vernunft widerſprechende** Sätze enthalten, müſſen **zum Vortheile** der praktiſchen Vernunft **ausgelegt werden.**“ Ein herrliches aprioriſches Geſetz! Es ſtimmt mit der Auslegungskunſt jenes brabandtiſchen Servitenmönchs überein, der die Regel ſeines Ordensſtifters herausgab, und, obgleich die Serviten in dieſem Jahrhundert, ausgenommen in Frankreich, ſchwarz gekleidet gingen, das Gebot des Stifters mit abdrucken ließ: Que les moins doivent être vêtus de *blanc*. Er half aber der Sache ab durch eine am Rande beygefügte auslegende **Anmerkung**, nehmlich: *Blanc* — c'eſt à dire *noir*. Herr Kant iſt bekanntlich der Erfinder der **praktiſchen Vernunft**, und ihrer **durch Vorausſetzungen gebietenden** ihr ſelbſt **unbegreiflichen Gebote**; da ſie nun bey ihrer Geburt von ihm mit einer ſo ſtarken Herrſchaft über die ihr **widerſprechenden Stellen der Bibel** (z. B. von Glückſeligkeit die durch Gehorſam gegen die Geſetze erlangt wird, von Belohnungen und Strafen u. ſ. w.) iſt ausgeſtattet worden, warum ſollte dieſes Vorrecht ſich nicht auch auf ſeine **eigene Schriften** erſtrecken? Er darf ja nur folgenden **Satz von vorn** feſtſetzen und ihn mit ſeiner **Nothwendigkeit** denken:

> Diejenigen Stellen in Kants Schriften, welche andern Stellen in Kants Schriften widerſprechen, ſind zu Kants Vortheile auszulegen —

und die ganze Sache iſt abgemacht.

Doch, wir müſſen zu etwas ſchreiten, das noch wichtiger iſt. Die Herren welche zum Behufe Kants ſo mancherley Behelfe erſonnen haben, mögen verſuchen ob ſie zwiſchen folgender **theoretiſchen** Behauptung des Königsbergiſchen Philoſophen und einem Beyſpiele ſeines **praktiſchen** Betragens Konſequenz finden können. Vorläufig muß ich zu mehrerer Deutlichkeit Herrn Kants Lehre über Unwahrheit und Lüge hieher ſetzen, damit man ſehe, wie inkonſequent ſein Betragen ſich gegen ſeine Lehren verhält.

Herr Kant behauptet bekanntlich *): „Die größte Verletzung der Pflicht des Menſchen gegen ſich ſelbſt iſt das „Widerſpiel der Wahrhaftigkeit: die Lüge. — Daß „jede vorſetzliche Unwahrheit in Aeuſſerung ſeiner Gedanken dieſen harten Namen in der Ethik nicht ablehnen „kann, iſt für ſich klar.“ — Und zwar nicht bloß ethiſch, ſondern auch rechtlich ſoll nach Herrn Kant jede Unwahrheit eine Lüge ſeyn. Zwar vermeint er in ſeiner Rechtslehre **): „Im rechtlichem Sinne will man, daß nur „diejenige Unwahrheit Lüge genannt werde, die einem an„dern unmittelbar an ſeinem Rechte Abbruch thut; und die„ſer Unterſchied ſehr verwandter Begriffe iſt nicht un„gegründet.“ Aber bald nachher ſagte er wieder ***) (nach ſeiner Gewohnheit in Einer Schrift zu verneinen, was er in einer andern behauptete): „Jede Unwahrheit „ſchadet — indem ſie die Rechtsquelle unbrauchbar „macht.“ Was ſogar die Quelle des Rechts unbrauchbar macht, muß wohl ſelbſt nicht bloß untugendhaft ſondern auch Unrecht ſeyn.

Die Tugendlehre Herrn Kants ſagt ferner: „Die Lüge „(d. h. jede Unwahrheit) iſt Wegwerfung und gleichſam „Vernichtung ſeiner Menſchenwürde. — Die Mit„theilung ſeiner Gedanken an jemand durch Worte, „die doch das Gegentheil von dem abſichtlich enthalten,

---

*) Tugendlehre S. 83 ff.

**) Einleitung zur Rechtslehre S. XXIII.

***) Berliniſche Blätter Sept. 1797.

„was der Sprechende dabey denkt, iſt in der natürlichen Zweckmäßigkeit ſeines Vermögens der Mittheilung der Gedanken gerade entgegengeſetzter Zweck, „mithin **Verzichtthuung** auf ſeine **Perſönlichkeit** — „iſt ein **Verbrechen** des Menſchen an ſeiner eigenen **Perſon**, und eine **Nichtswürdigkeit**, die den Menſchen in „ſeinen eigenen Augen verächtlich machen muß.“

Vermöge dieſer ſtrengen Tugendlehre behauptet Herr Kant bekanntlich ſogar: wenn jemand einem Mörder, der eine im Hauſe befindliche Perſon ermorden will, die **vorſetzliche Unwahrheit** ſage, daß die zu ermordende Perſon im Hauſe nicht ſey, ſo begehe er das Laſter und das Unrecht der **Lüge**. „Und,“ ſagt er, „die **Ehrloſigkeit**, welche die „Lüge begleitet, begleitet auch den **Lügner** wie ſein „Schatten.“

Herr Kant iſt ſehr ſtrenge gegen andere, und alſo darf man ihn ſelbſt nach ſeinen ſtrengen Grundſätzen beurtheilen. Er treibt ſein Gebot der **Wahrhaftigkeit** ſo weit, daß er jede **Abweichung von der Wahrheit**, ſelbſt wenn ſie im wirklichen Leben nicht zu vermeiden iſt, und wenn jedermann verſteht was man damit ſagen will, ohne Unterſchied für eine vorſetzliche Lüge hält. Er ſagt ausdrücklich[*]: „Ein Hausherr hat befohlen: daß, wenn ein gewiſſer Menſch „nach ihm fragen würde, ſein Dienſtbothe ihn verläugnen „ſolle. Der thut dieſes — und verletzt dadurch eine **Pflicht** „**gegen ſich ſelbſt durch eine Lüge**.“ Iſts denn nun wohl mit Herrn Kants ſo ſtrengen Grundſätzen konſequent gehandelt, daß er ſich die **vorſetzliche Unwahrheit** erlaubt, ſich — ſogar vor der **Kritik der reinen Ver-**

---

[*] S. Tugendlehre S. 88.

nunſt! — **des Herrn von Zedlitz unterthänig gehorſamen Diener** *) zu nennen? Er wird am beſten wiſſen, ob ihn der unterthänige Gehorſam wie ſein Schatten begleitet. Für ehrlos kann ich Herrn Kant deshalb nicht halten, glaube auch nicht, daß er **Verzicht auf ſeine Perſönlichkeit** gethan habe. — Aber der ſo tiefſinnige als ſtrenge moraliſche **Tieftrunk** behauptet doch in ſeiner **Unterſuchung der Tugendlehre** **) ausdrücklich und mit großem Unge-

---

*) Dieſer Philoſoph, der in einer gedruckten Zueignungsſchrift noch **demüthiger** ſpricht und ſich noch **demüthiger** unterſchreibt, als es, dem Weltgebrauche nach, **nothwendig** wäre, ſagt doch wieder in ſeiner **Tugendlehre** (S. 98) ſehr ſtrenge: „Das Du, Er, Ihr und Sie, oder Ew. Wohledeln, Hochedeln, Hochedelgebornen, Wohlgebornen, (ohe, iam satis est!) in der Anrede — als in welcher Pedanterey die Deutſchen unter allen Völkern der Erde (die indiſchen Caſten vielleicht ausgenommen) es am weiteſten gebracht haben, ſind das nicht **Beweiſe eines ausgebreiteten Hanges zur Kriecherey** unter Menſchen? (Hae nugae in seria ducunt). Wer ſich aber zum **Wurm** macht, kann nachher nicht klagen, daß er mit **Füßen getreten** wird."

) S. 272. „Eine Unwahrheit aus Höflichkeit iſt allerdings eine **Lüge, denn, **wenn auch niemand dadurch betrogen wird**, ſo iſt es doch eine **innere Falſchheit**, weil man etwas äußert, z. B. ſich am Ende eines Briefes einen **gehorſamen Diener** nennt, der man doch nicht iſt, und wohl auch nicht werden will." — Und Herr Kant nannte ſich ſogar **unterthänig**! Herr Tieftrunk hat vorher auf den der eine Unwahrheit ſagt, wenns möglich iſt, noch ärger geſchimpft als Herr Kant. S. 267 heißt es: „Die Lüge giebt nur eine **täuſchende Erſcheinung** vom Menſchen — ein ſolches **täuſchendes Phantom** (nicht nur nicht ſtimme, daß die Unterſchrift **gehorſamer Diener** eine Lüge ſey, nach Kants eigener unerbittlicher Ethik. Folglich würde man nach Tieftrunk und Kant ehrlos dadurch, wenigſtens eben ſo, als wenn man ſich z. B. ſtellte, als wäre man der Freund eines Andern, welches man doch nicht wäre, ſondern nur ſeine Gedanken auskundſchaftete, um ſie dahin zu melden wo ſie ihm ſchaden können. Herr Tieftrunk mag dieſe ethiſchen kaſuiſtiſchen Fragen über **Unwahrheit** und **Lüge** und **dienſtwillige gehorſame Diener** ausmachen mit Herrn Kant, dem Meiſter der Wahrheit.

Doch, wenn man die Sache genau anſieht, ſo liegen dergleichen Benennungen von **Ehrloſigkeit**, **Verzichtleiſtung auf die Perſönlichkeit**, **Wegwerfung** und **Vernichtung ſeiner Menſchenwürde** u. d. gl. mehr nur in Kants eigenthümlicher **Manier**, womit er diejenigen, die anderer Meinung ſeyn möchten, oft zu ſchrecken und zu bedrohen *) ſucht, ungeachtet er ausdrücklich ſagt: die Pflicht

---

„**intellectuelle**, ſondern nicht einmal **ſenſible Subſtanz**, nur „ein trüglicher Irrwiſch,) iſt nichts werth." Help Gott mit Gnaden! Durch den **unterthänigen Diener** iſt Herr Kant ſeinem treuen Schüler Tieftrunk nicht mehr intellectuell, nicht **mehr** ſenſibel, iſt nur ein trüglicher Irrwiſch geworden, iſt nichts werth!

*) Herr Kant hat es ſehr an ſich, dasjenige was er zurückweiſen oder entfernen will, mit härtern Worten anzudeuten, als der Gegenſtand erfordert. Z. B. er ſchildert jede Neigung zur Glückſeligkeit als **Eigennutz**, ſchildert Glückſeligkeit bloß als ſinnliche Zufriedenheit **mit** ſeinem phyſiſchen Zuſtande und als Begierde nach ſinnlichem Genuſſe, Da er die verſchiedenen Meinungen von dem Fortſchreiten der Menſchheit in drey Klaſſen eintheilt (Streit der Fakul-

ſchrecke und drohe nicht! Es iſt nicht ſo böſe gemeint, wie es ausſieht. Uebrigens iſt der unterthänige Diener nur eine Kleinigkeit. Es iſt ein anderer und wichtigerer Fall da, wo

tälten S. 135), ſo weiß er die Meinung vieler ſehr vernünftigen Menſchen, daß das menſchliche Geſchlecht **im Ganzen, innerhalb der Gränzen der uns vernünftig-ſinnlichen Menſchen in der Ausübung möglichen Moralität**, immer im wechſelnden Steigen und Fallen bleibe, mit der Benennung **Abderitismus** im Voraus zu **brandmarken**, weil dieſe Meinung freylich gar nicht auf ſeine herrliche Erfindung der **wahrſagenden** Geſchichte (S. oben S. 95.) paßt, welche doch wahrlich eher verdiente **Abderitismus** genennet zu werden.

Eine der lächerlichſten Stellen, wo Herr Kant eine von ihm a priori feſtgeſezte ſeltſame Meinung, durch einen böſen Namen den er der gegenſeitigen Meinung giebt, vertheidigen will, muß ich doch anführen. Sie iſt zugleich ein auffallendes Beyſpiel kindiſcher Inkonſequenz im Räſonniren. Vermöge des Eherechts des Herrn Kant, wird **von vorn** feſtgeſezt, Mann und Weib machten ſich durch den Beyſchlaf zu Sachen und wieder zu Perſonen, alſo könne der Beyſchlaf nur unter der **Bedingung der Ehe** geſchehen, wenn die Sach-Perſönlichkeit durch Vereinigung der Geſchlechtstheile nicht leiden ſolle. Dieſe **höchſtwillkürliche, unzuſammenhangende** und in mehr als einer Rückſicht ungereimte Herleitung des Eherechts haben alle vernünftige Leute (freylich die großen Männer **Fichte**, **Tieftrunk** und beſonders **Beck** ausgenommen, welche dieſes Eherecht wenn gleich jeder auf eine etwas andere Art tapfer vertheidigen,) für das gehalten was ſie iſt, und viele der beſten Anhänger Kants haben dabey die Achſeln gezuckt. Indeß Herr Kant läßt keinen Satz fahren, welchen er nun Einmal rein **von vorn** mit ſeiner **Nothwendigkeit** gedacht hat. Er verthei-

Herr Kant nicht nur nach ſeiner eigenen ſehr ſtrengen Lehre von **Unwahrheit**, ſondern nach jedem andern Syſteme im **offenbaren Widerſpruche** mit ſich ſelbſt erſcheint.

digt dieſes windſchiefe **Eherecht** und ſein eben ſo willkürlich angenommenes und ins Noumenon und Phaenomenon verwickelte **Staatsrecht** nebſt einigen andern Sätzen in einer Schrift: **Erläuternde Anmerkungen zu den metaphyſiſchen Anfangsgründen der Rechtslehre** (Königsberg 1798. 8.). Da heißt es (S. 9): „Der Mann kann weder das „**Weib begehren**, um es gleich als Sache zu **genieſſen**, „d. i. **unmittelbares** Vergnügen an der bloß **thieriſchen** „Gemeinſchaft mit demſelben zu empfinden, **noch das Weib** „**ſich ihm dazu hingeben**, ohne daß **beide Theile ihre Perſönlichkeit aufgeben** (fleiſchliche oder **viehiſche** Beywohnung), d. i. ohne unter der **Bedingung der Ehe**,“ — (Ich ſchreibe hier genau ab; man ſieht der Sinn iſt ſo ſchielend daß man ihn nur errathen muß) —“ welche, als wechſelſeitige Dahingebung ſeiner **Perſon** ſelbſt in den Beſitz der anderen, **vorher** geſchloſſen werden muß: um durch körperlichen „**Gebrauch**, den ein Theil vom andern macht, ſich nicht zu **entmenſchen**. **Ohne dieſe Bedingung** iſt der **fleiſchliche Genuß** „dem Grundſatz (wenn gleich nicht immer der **Wirkung** nach) „**kannibaliſch**. Ob, **mit Maul und Zähnen**, der weibliche Theil durch Schwängerung und daraus **vielleicht erfolgende**, für ihn tödtliche, Niederkunft, der **männliche** „**aber durch**, von öftern Anſprüchen des Weibes an das „Geſchlechtsvermögen des Mannes herrührende Erſchöpfungen **aufgezehret** wird, iſt bloß in der **Manier zu genieſſen** „unterſchieden, und ein Theil iſt in Anſehung des anderen, „bey dieſem wechſelſeitigem Gebrauche der Geſchlechtsorgane, wirklich eine **verbrauchbare** Sache (res fungibilis)“. Nun! wer nach dieſer ſchrecklichen Schilderung ſich dem

In der Vorrede ſeines Buchs, **Streit der Fakultäten**, wird erzählt, daß Herr Kant im J. 1794 ein Reſkript aus dem königlichen geiſtlichen Departemente bekam, **worin**,

Beyſchlafe **außer** der Ehe **überläßt**, dem iſt nicht zu helfen! Denn dieſes iſt, nach **Kants vonvornigem Vernunfturtheile**, eine **Entmenſchung**; und obgleich **Kannibalen** (mit Herrn Kants gütiger Erlaubniß ſey es geſagt) auch **Menſchen ſind**, ſo iſt doch dieſer **entmenſchende Menſchengebrauch**, nach Herrn Kant, **kannibaliſch**! Die unehelichen Beyſchläfer **verbrauchen** einander — (zwar nicht wie die kritiſche Vonvornigkeit ſehr weiſe bemerkt) **mit Maul und Zähnen**, ſondern bloß nach einer **unterſchiedenen Manier zu genießen**; — **aber** — eigentlich **verbrauchen** ſie ſich — (welches abermals mit Herrn Kants gütiger Erlaubniß hier bemerkt werden muß) nicht **mehr** und nicht **minder**, **als die Eheleute in gleichem Akte der Beywohnung**. Dieſer, da er ſelbſt nach **Naturgeſetzen**, es ſey **in** oder **außer** der Ehe, auf **unmittelbares Vergnügen** gerichtet iſt, kann zwar wohl **fleiſchlich**, aber, wenn man nicht mit Worten ſpielen will, nicht wohl **viehiſch** genennet werden. Wenn indeß auch, **unter der Bedingung der Ehe**, dieſer Akt, nach kritiſchem Principe, **entkannibaliſcht** würde, ſo dürfte wirklich noch ein **neues reines Vernunftprincip** nöthig ſeyn, um zu erklären, wie es mit den armen verheuratheten Weibern beſchaffen iſt, die an **tödtlicher Niederkunft ſterben**, ſo wie mit den verheuratheten Männern welche von **öftern Anſprüchen** kläglich **erſchöpft** und **aufgezehrt** werden; da ſie doch **die Bedingung erfüllt haben**, unter welcher es ihnen keinesweges eben ſo gehen ſollte, wie jenen **unmenſchlichen Kannibalen**, und da ſie doch keinesweges, gleich dieſen, **verbrauchbare** Sachen (res fungibiles) ſind! Sie müſſen ſich billig an Herrn Kants **Eherecht** halten, welches ihnen die **Unverbrauchbarkeit** deutlich verſprochen hat.

er beſchuldigt ward, „daß er in ſeinem Werke: Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft, ſeine Philoſophie zur „Entſtellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und „Grundlehren der heiligen Schrift und des Chriſtenthums „mißbrauche.“ Er rückt dieſes Reſkript und auch ſeine Antwort in extenſo ein. In der letztern ſagt er unter andern (S. XXII): „Ich halte, um auch dem mindeſten **Verdachte** vorzubeugen, für das **Sicherſte**, hiemit als **Ewr. „Königlichen Majeſtät getreueſter Unterthan**, feyerlichſt zu erklären: daß ich mich fernerhin aller öffentlichen „Vorträge, die Religion betreffend, es ſey die natürliche oder „geoffenbarte, ſowohl in Vorleſungen als in Schriften gänzlich enthalten werde.“

Dergleichen Verſprechen war von Herrn Kant nicht gefordert worden. Die edeln Männer, **Nöſſelt**, **Niemeyer**, **Teller**, **Zöllner**, **Zerrenner** u. a. mehr, welche damals ebenfalls wegen ihrer Freymüthigkeit durch Reſkripte und Drohungen verfolgt wurden, hätten ſich erniedrigt geglaubt, wenn ſie ein **ſolches Verſprechen** hätten leiſten wollen. Es iſt auch nicht zu leugnen, daß damal Herrn Kants **freywilliges Verſprechen**, **nichts über Religion fernerhin zu ſchreiben**, ihm ziemlich allgemein als eine **unanſtändige Kleinmüthigkeit** ausgelegt ward, indem ein Mann von ſeinem Anſehen und Alter dadurch ein **böſes Beyſpiel** gab. Ferner iſt nicht zu leugnen, daß die Gegenpartey **darüber triumphirte**, und jedermann auf Kants **Beyſpiel** verwies; denn daß jeder **ſchweigen** ſollte, der nicht ſo dachte, wie **Hermes**, **Hilmer**, **Oswald** u. ſ. w. war eben die ganze Abſicht ſolcher Reſkripte. Nun ward frohlockend geſagt: „Kant iſt ſchon zum Schweigen gebracht. Er fürchtet ſich, „die andern ſollen ſich auch bald fürchten und ſchweigen. „Wir wollen nur fernerhin ins Ohr des gutmüthigen Mo-

„machen die ſchreckliche Stimme ertönen laſſen: **die Religion iſt in Gefahr, und alles iſt gerade ſo wie wir es haben wollen.**“

Doch das Reden oder Schweigen war freylich Herrn Kants Sache. Er konnte nach ſeiner Ueberzeugung verſprechen was er für gut fand, und über ſolches Verſprechen urtheilte jeder nach ſeiner Ueberzeugung. **So weit iſt alles in** Ordnung vor dem Richterſtuhle des Gewiſſens und der vernünftigen Philoſophie.

Aber Herr **Kant** macht, in dem Abdrucke ſeiner Antwort auf das Reſcript, zu den Worten:

> **Als Ew. Königl. Majeſtät getreueſter Unterthan**

folgende unerwartete Anmerkung:

> Dieſen Ausdruck wählte ich **vorſichtig**, damit ich **nicht** der Freyheit meines Urtheils in dieſem Religionsproceß **auf immer**, ſondern **nur ſo lange Se. Majeſtät am Leben wären**, entſagte.

Soll man ſeinen Augen trauen? So erlaubt ſich ein Philoſoph und ein ehrlicher Mann ſeine Worte auszulegen*)?

---

*) Die wohlthätige **Vorſicht**, die Worte **ganz anders** auszulegen, als ſie **geſchrieben** ſind und als ſie der Leſende natürlich verſtehen muß, muß nach dem kategoriſchen Imperativ wohl erlaubt ſeyn, wofern nicht **überhaupt**, doch **wider die Gegner**; denn die Anhänger Herrn **Kants** pflegen ſich derſelben fleißigſt zu bedienen, wenn ſie ihn vertheidigen wollen. Hiervon ein mich betreffendes Beyſpiel. — Die kritiſche Philoſophie warnt ausdrücklich, das Princip der Moral nicht aus der **beſondern Eigenſchaft der „menſchlichen Natur** ableiten zu wollen.“ Sie ſagt aus-

Und welch' ein Philoſoph! Der in ſeiner überſtrengen Theorie jede vorſetzliche „Unwahrheit in Aeußerung ſeiner Gedanken — Lüge nennet, welche die Rechtsquelle unbrauchbar mache! — Der die Mittheilung ſeiner Gedanken an jemand durch Worte die doch das Gegen-

drücklich: „Die Pflicht muß für **alle vernünftige Weſen** (auf die nur überall ein Imperativ treffen kann) gelten, und — **allein darum** (nehmlich allein, weil es für **alle** vernünftige Weſen gilt) auch für allen **menſchlichen Willen** ein Geſetz ſeyn. **Was dagegen aus der beſondern Naturanlage der Menſchheit, was aus** gewiſſen Gefühlen und Hange, ja ſogar, **wo** möglich **aus** einer **beſondern** Richtung, die der **menſchlichen Vernunft eigen** wäre und nicht nothwendig für den Willen **eines jeden vernünftigen Weſens** gelten müßte, **abgeleitet wird**“ u. ſ. w. (**Metaphyſik** der Sitten S. 59. 60). **Aus** dieſen Worten glaubte ich deutlich einzuſehen, daß hier die kritiſche Philoſophie **andere vernünftige Weſen** gegen den **Menſchen kontradiſtinguire**. Ich hielt mich alſo wohl berechtigt in der Einleitung zum Leben Gundiberts S. 11 zu ſagen: „Daß die neue deutſche Philoſophie von vorn Nachricht habe von vielen **denkenden ſittlichen** Weſen, welche **nicht Menſchen** ſind.“ Ich **unwiſſender** Menſch! Wie ganz und gar wußte ich nicht **wovon die Rede war**! Der **Gothaiſche** Recenſent des Gundiberts, von deſſen **liberaler Art** zu beurtheilen ich ſchon oben S. 128 ff. ein Beyſpiel gegeben habe, belehrt mich darüber. Er ſagt: „Herr N. hat von dieſer Philoſophie wohl nur **von vorn** Nachricht; **wenn** er **von hinten** i. e. in **Kants Schriften** zuſieht, ſo wird er finden, daß der **allgemeine** Ausdruck **nur** gewählt wird, um deſto **beſtimmter** auszudrücken, daß in **Sachen der Vernunft** und deſſen **was** ſie **bloß durch** ſich erkennt und beſtimmt, **von aller Sinnlichkeit abgeſehen werden** müſſe.“

„gentheil von dem **abſichtlich** enthalte, **was der Sprechende „dabey denkt"** — (welches die Theorie des Herrn Kants ſo ſtrenge nimmt, daß es bis auf einen Bedienten gehen ſoll, der ſeinen Herrn auf deſſen Verlangen verleugnet) — „ein „**Verbrechen** des Menſchen an ſeiner eigenen Perſon, und

Ich hatte nun zwar auch **von hinten** in Kants Schriften **fleißig zugeſehen**, aber was konnte das helfen! Kant's Schriften waren mir ein **verſchloſſenes Buch**, weil ich die vorſichtige **Erklärungsart** nicht kannte! Alſo, — nach der Meinung dieſes hochweiſen Kantianers — um — auf **kritiſche** Art — **beſtimmt** auszudrücken, „daß man in Sachen der **menſchlichen Vernunft** von dem rede, was ſie „bloß **durch ſich** erkennt," muß man „von **allen vernünftigen Weſen** auf die nur **überall** ein Imperativ treffen kann," ſprechen, ob man gleich wohl **weiß**, daß man hier eigentlich nicht will, daß von **Erkenntniß**, ſondern von einem **Gebote** die Rede ſeyn ſoll, ob man gleich eigentlich behauptet daß die Vernunft dies Gebot nicht **durch ſich erkennt**, ſondern daß es ihr zufolge der kritiſchen Philoſophie **unbegreiflich** iſt; ob man gleich recht **wohl weiß**, daß wir außer dem Menſchen **keine vernünftige** Weſen kennen, und alſo ein **Imperativ unſerer Vernunft nur auf die menſchliche Vernunft** treffen kann. Und um noch **beſtimmter** anzuzeigen, daß man **bloß** von der **menſchlichen Vernunft** rede, muß man **warnen**, das höchſte Moralprincip nicht aus der **beſondern** Eigenſchaft der menſchlichen **Natur** herzuleiten — ungeachtet die menſchliche Natur unter allen uns bekannten **Geſchöpfen** nur **allein** die **beſondere Naturanlage** hat, **Vernunft** zu beſitzen, — und um völlig **beſtimmt** auszudrücken, daß **bloß** von der **menſchlichen** Vernunft die Rede ſey, muß man namentlich jede **beſondere Richtung** die der **menſchlichen Vernunft eigen** wäre, und nicht für den Willen **jedes vernünftigen Weſens** gel-

„eine Nichtswürdigkeit nennt, die den Menſchen in ſei„nen Augen verächtlich machen muß!“

Eben dieſer Philoſoph, der ſich in der Praxis erlaubt, ſeine Worte nach Belieben zu erklären, affektirt in der Theorie eine ſo ſtrenge Moral, daß ſeine praktiſche Vernunft allen die deren unbegreiflichen Imperativ nicht an-

---

ten müßte, ausſchließen; man muß ſagen: — weil von dem die Rede ſeyn ſoll, was die menſchliche Vernunft bloß durch ſich erkennet — das Moralgeſetz verbinde die menſchliche Vernunft, allein darum weil es für alle vernünftige Weſen gilt; von welchen alſo, wenn nicht die gehörige Vorſicht im Erklären angewendet wird, leicht geſchloſſen werden könnte, ſie müßten entweder eine beſondere nicht menſchliche Vernunft oder irgend eine beſondere Eigenſchaft und Richtung der Vernunft haben, um vernünftige Nichtmenſchen zu ſeyn. Noch erwarte ich von dieſem Recenſenten, der von hinten in Herrn Kants Schriften ſo beleſen zu ſeyn vorgibt, gelegentlich eine gefällige Nachricht, ob Herr Kant irgendwo in ſeinen Schriften — ſo wie in der oben angeführten Note — die Vorſicht gehabt habe die moraliſche Interpretation ſeiner Schriften genau dahin zu beſtimmen, daß er — wenn er von allen vernünftigen Weſen redet und ausdrücklich hinzuſetzt, er wolle nicht die beſondere Richtung die der menſchlichen Vernunft eigen iſt, verſtanden wiſſen — dennoch — nur allein die menſchliche Vernunft, die durch ſich ſelbſt erkennet, verſtanden wiſſen wolle. So lange bis der Recenſent dies nicht zeigt, werde ich glauben, er habe hier nicht gewußt wovon die Rede ſey, er meine immer von vorn, Herr Kant müſſe urſprünglich in allem recht haben; er ſolle hübſch von hinten in Kants Schriften nachleſen und über das Geleſene nachdenken, ehe er ſo entſcheidend abſpricht, und die ſpöttiſche Mine ſtehe ihm ſchlecht an.

nehmen wollen, **unlautere und laxe Moral ſchuld giebt**, daß ſie gebietet: „die Neigung, auch ohne einen Bewegungsgrund der Eitelkeit Freude um ſich zu verbreiten, habe, wenn auch **pflichtmäßig**, dennoch nicht nur **keinen wahren ſittlichen Werth**, ſondern verdiene nicht einmal **Hochſchätzung**, denn der Maxime fehle der **ſittliche Gehalt**,“ *) daß ſie den edeln Mann, der den Grundſatz hat **ſeine Pflicht aus Neigung zu thun — zu Selbſtverachtung und innerm Abſcheu verurtheilt** **). Es iſt beynahe unmöglich, hiebey nicht an die Schriftgelehrten zu denken, die **Mücken ſeigten und Kamele verſchluckten.**

Noch wird vielleicht nöthig ſeyn, daß Herr Kant in einer neuen Ausgabe ſeines **Streits der Fakultäten** eine gehörige Anmerkung über das Wörtchen **fernerhin** mache; denn, ſo wie es ohne vorſichtige Anmerkung da ſteht, möchte jemand glauben: wenn auch **Kants getreueſte Unterthanſchaft Sr. Hochſel. Maj. — nach vorſichtigen Principien** — ſonſt die geheime Bedingung enthalte, daß Herr Prof. Kant nach Sr. Maj. Ableben von ſeinem Verſprechen entbunden ſeyn wolle, ſo möchte doch das Wörtlein **fernerhin**, unbedingt genommen, den Verſprecher wohl noch ferner verbinden.

Was würde Herr Kant urtheilen, wenn ein Sohn ſeinem Vater folgendes ſchriftliche Verſprechen gäbe:

> Um auch dem mindeſten Verdachte vorzubeugen, als wäre ich nicht mit Ueberlaſſung Ihres Hauſes in ** an meinen Bruder für den Preis der tauſend Thaler zufrieden, ſo halte ich fürs Sicherſte, hiermit als Ihr **gehorſamer Sohn** feyerlichſt zu erklären, daß ich mich

---

*) S. Metaph. der Sitten, S. 10.

**) S. 61.

fernerhin aller Anſprüche an denſelben gänzlich enthalten will.

[illegible] müßte unfehlbar ſagen: Der Sohn hat ſich ſehr vorſichtig ausgedrückt, und einem reinen Vernunftprincipe zufolge, kann er nach des Vaters Tode an den Bruder fernerhin ſo viele Anſprüche machen als er will.

Solche Vorſicht nannten die Jeſuiten *Reservatio mentalis*; wie mag ſie wohl in der kritiſchen Philoſophie benennet werden, und auf welchen Imperativ mag ſich wohl ſolche Vorſicht gründen? Auf einen pragmatiſchen unſtreitig! Aber eine ſolche Vorſicht geht doch weit über das weg was ſonſt andere empiriſche Philoſophen Klugheit nennen, und worüber ſchon die kritiſche Philoſophie ſo hart und abſprechend urtheilt. Wie müßte ſie nun billig über dieſe Vorſicht urtheilen? Oder hat ſie zweyerley Waage die Moralität abzuwägen?

Soll aber wirklich dergleichen Vorſicht nach reinem Vernunftprincipe erlaubt ſeyn, ſo müßte wohl ein eigener Imperativ dazu erfunden werden. Vielleicht hat Herr Kant ſchon Anſtalt dazu gemacht. —

Man ſollte glauben, in der Tugendlehre dieſes berühmten Philoſophen müßte alles was Tugend oder Untugend betrifft, ganz genau beſtimmt ſeyn; denn das könnte man wohl von einem Philoſophen fordern, deſſen moraliſche Philoſophie über alle andere Moralen gehen ſoll. Doch dies iſt eben nicht der Fall. Beſonders fragt Herr Kant — er der ſonſt alles ſo allgemeingültig von vorn beſtimmt — in dieſer Tugendlehre ſehr viel, über Dinge, die ſich nicht recht in ſein ethiſches Syſtem paſſen wollen.

So fragt er auch S. 78: „Iſt es zur Zeit der Schwangerſchaft, der Sterilität des Weibes ꝛc. — der Pflicht zuwider von ſeinen Geſchlechtseigenſchaften Gebrauch zu ma-

„chen; oder giebt es hier ein Erlaubnißgeſetz der moraliſch-praktiſchen Vernunft, welches — etwas an ſich „zwar Unerlaubtes, doch zur Verhütung einer noch größern Uebertretung (gleichſam nachſichtig) erlaubt „macht?“

Da haben wir etwas ganz neues Ethiſches! — Ein Erlaubnißgeſetz der moraliſch-praktiſchen Vernunft ſollte nun wohl eigentlich nach der Metaphyſik der Sitten auf vielfache Art ein ſich widerſprechendes Unding ſeyn. Denn, nach Kantiſchen Principien, gebieten ja alle moraliſche Geſetze der praktiſchen Vernunft unbedingt. Wie kann ein ſolches Geſetz bloß bedingt erlauben, und zwar der ſchlimmern Folgen wegen, da ein kantiſch-moraliſches Geſetz auf gar keine empiriſche Folgen achtet? Wie kann ein moraliſches Geſetz nachſichtig ſeyn, da es ſogar den Menſchen der aus Neigung pflichtmäßig handelt, zum innern Abſcheu verdammt? Und wie kann ein moraliſches Geſetz einer Philoſophie, deren ganze Moral auf unbedingten Geboten beruhet, ſogar etwas an ſich Unerlaubtes — erlauben wollen? Das hieße ja ein Erlaubnißgeſetz ſich nicht innerlich zu verabſcheuen, ob man gleich von dem unbedingten Imperativ zum innern Abſcheu verurtheilt iſt. Doch dergleichen unbegreifliche Dinge, welche bey uns armen empiriſchen Philoſophen Widerſprüche heißen würden, gehören vermuthlich bey Herrn Kant zur höhern Philoſophie.

Herr Kant hat wirklich ſchon vor einiger Zeit ſo ſcharfſinnig als naiv, „die Lehrer des Naturrechtes auf den Begriff „einer lex permiſſiva der reinen Vernunft — d. h. eines „Erlaubnißgeſetzes das Nöthigung zu einer Handlung, „zu dem, wozu jemand nicht genöthigt werden kann, „enthält — welcher ſich einer ſyſtematiſch eintheilenden

„Vernunft von ſelbſt darbietet,“ *) — aufmerkſam machen wollen. Da nun in ſeiner ſyſtematiſch eintheilenden Vernunft (welche nun alſo die dritte der Kantiſchen Vernünfte iſt) ein moraliſches Erlaubnißgeſetz das Unerlaubte erlaubt zu machen, kein innerer Widerſpruch iſt; — wie würde er denn ſonſt fragen, ob es dergleichen gäbe, und die Naturrechtslehrer darauf aufmerkſam machen? — ſo hat er vermuthlich auch hier, von ſeiner moraliſch praktiſchen Vernunft — gleichſam nachſichtig — ein Erlaubnißgeſetz erhalten, bey Mittheilung ſeiner Gedanken durch Worte vorſichtig und abſichtlich etwas ganz anders zu denken, als derjenige verſtehen mußte, der die Worte las. Es iſt ungefähr eben ſo, als wenn in der Sinnenwelt ein begünſtigter Mann einen Paß auf konterbande Waaren erhält.

Ich, meines wenigen Theils, als ein — in dieſem Verſtande — ganz unkritiſcher Philoſoph, laſſe nun zwar dahingeſtellt, ob Herr Kant durch dieſen ſeltſamen geheimen Vorbehalt bey ſeinen Worten, wobey er einen der Mittheilung der Gedanken gerade entgegengeſetzten Zweck hatte, auf ſeine Perſönlichkeit Verzicht gethan habe. Aber ich glaube, er habe dadurch auf die jedem Philoſophen anſtändige Konſequenz Verzicht gethan; ich glaube, die Anmerkung zu ſeinen Worten enthalte eine tüchtige Abſurdität, und ich werde noch mehr in meinem ſchon lange gehegten Gedanken befeſtigt:

Daß ein Quentchen geſunder Menſchenverſtand ſehr oft viel mehr werth iſt, als ſechs Zentner vorwitzige kritiſche Philoſophie!

---

*) Man ſ. zum ewigen Frieden, zweyte Auflage, 1796 S. 15, 16 und 78 die Anmerkungen.

So hätte ich denn nun einige Kantiſche Vernunfturtheile erörtert: freylich weitläuftiger als mir lieb iſt. Aber es war nothwendig, weil ſonſt der Leſer wohl nicht würde geglaubt haben, daß Kant ſolcher Widerſprüche ſich ſchuldig mache. — Ob nun dieſe Erörterung Beweiſe enthalte der allgemeingültigen Konſequenz aller Kantiſchen Vernunfturtheile und meiner Unwiſſenheit deſſen was *a priori* bedeutet, und meiner Unfähigkeit Vernunfturtheile zu würdigen, will ich dem Leſer zu beurtheilen überlaſſen.

Zweyte Beſchuldigung.

Meine Buchmacherey.

Ich triebe Buchmacherey? Wer das ſagt, kennet weder ſich, noch mich als Gelehrten. Ich darf mich wohl darauf verlaſſen, daß das deutſche Publikum entſcheide, ob die Bücher die ich ſchrieb, mit Kenntniß der Sachen, mit Fleiß und mit guter Abſicht geſchrieben waren oder nicht. Wenigſtens ſo viel Ueberlegung und Mühe als ich bey allen meinen Schriften anwendete, braucht kein Schmierer, der nur den Bogen füllen will.

Aber, ſagt Herr Kant, Nicolai iſt ein Buchhändler, er ſinnt darauf, daß Andere Buchmacherey treiben, damit er geſchwind ein Paar Pfennige erhaſche. Ich darf mich nun wohl auf meine merkantiliſche Unternehmungen ſeit vierzig Jahren berufen, ob ſie anſtändig und der deutſchen Literatur nützlich waren oder nicht.

Doch wir kommen der Sache näher. S. 17 wird zu verſtehen gegeben: Ich ſey Direktor einer Fabrik und habe gedungene Buchmacher in meinem Solde. — Wie?

Iſt es Haſchka oder Kloz die ſo ſprechen? Nein! Herr Kant erniedrigt ſich ſo tief: um die Verfaſſer der Neuen Geſpräche — andere kann er nicht meinen — mit ſolchem kindiſchen Vorwurfe zu beſchimpfen, da er ſie nicht zu widerlegen vermag, indem manche von ſeinen Inkonſequenzen und Widerſprüchen darin allzudeutlich auseinander geſetzt ſind. Welche Benennung würde der Nichtswürdige verdienen, welcher ſagen wollte: Herr Kant wäre ein gedungener Buchmacher in der Fabrik des Herrn Direktor Nicolovius?

Aber, ſagt Herr Kant, ein ſolcher „Direktor einer Fabrik ſinnt ſich die Materie ſowohl als die Façon aus, welche „muthmaßlich — es ſey durch ihre Neuigkeit oder auch „Scurrilität des Witzes, damit das leſende Publikum etwas zum Angaffen und zum Belachen bekomme — welche, „ſage ich, die größte Nachfrage, die ſchnellſte Abnahme haben wird.“ Herr Kant iſt, wie ich merke, ein Buchfabrikendirektor a priori! Er poſtulirt: Nach den Büchern welche ſich freymüthig gegen allgemein verehrte Vorurtheile auflehnen, nach den Büchern, welche die Vergehen und Inkonſequenzen ſolcher Männer aufdecken, wofür das Publikum eine Zeitlang abgöttiſche Hochachtung hegte, würde die größte Nachfrage geſchehen. Er irrt ſich ſehr! Solche Bücher gefallen wenigen; denn wenige mögen ſich von Vorurtheilen befreyen. Die Verfaſſer heißen bösartige, unwiſſende, hämiſche Leute, die alles beſſer verſtehen wollen Die Modegelehrten, beſonders die Modeſyſtemphiloſophen, welche ſich in ihrem Syſteme ſo ſicher glauben, verſchreyen ſolche Freymüthigkeit; die Journale ſchweigen davon; diejenigen welche einſehen, die Verfaſſer möchten wohl Recht haben, trauen ſich nicht laut davon zu reden, aus Furcht gleichfalls angegriffen zu werden.

Auch mag ſich Herr Kant ja nicht einbilden, daß nach demjenigen, was ihn und ſeine Philoſophie betrifft, in den Buchläden die größte Nachfrage unter allen übrigen Büchern wäre. Vielleicht etwa in den Buchläden zu Königsberg, oder Jena, oder Gießen, oder Wittenberg, oder Roſtock, oder an andern Orten, wo eine gute Anzahl von Studenten das vonvornige Weſen treibt, und alſo nach den daſſelbe betreffenden Schriften mit Begierde zu fragen der Mühe werth hält. Für das große deutſche Publikum, für die **achtungswürdige Menge**, hat dieſe Philoſophie nie Intereſſe gehabt; und was ſie hatte, fängt ſie an merklich zu verlieren, ſeitdem die kritiſchen Philoſophen mit Macht dahin arbeiten ihre vonvornige Weisheit auf diejenigen empiriſchen Gegenſtände anzuwenden, welche in der menſchlichen Geſellſchaft wichtig ſind, und dabey auf allen Seiten ihren Mangel an Kenntniß der wirklichen Welt, ihren Dünkel, ihre Abſurdität und Lächerlichkeit verrathen. Die **nicht achtungswürdige Menge** bekümmert ſich noch viel weniger um irgend eine Philoſophie. Woher ſollte alſo ſonderlich große Nachfrage, oder ſchnelle Abnahme, ſolcher der großen Menge ſehr unintereſſanten Bücher entſtehen? Wahrlich! Derjenige, welcher denkt durch Schreiben, ſonderlich wider ſolche Philoſophie, Bücher zu machen, wornach die **größte Nachfrage** wäre, irrt ſich gewaltig.

Willſt du **Buchmacherey** mit rechtem Erfolge treiben, ſo fröhne dem Genius Saeculi. Schließ dich an die Menge an, lobpreiſe die Götzen des großen Haufens; du wirſt von ihren Anbetern wieder geprieſen werden. Schreib was man gern lieſt, und ſage was man gern hört, behaupte was eben Mode iſt zu behaupten, und preiſe dreyfach was die Menge lobpreiſet. Bemächtige Dich der Geſchichte des Tages. Suche über das zu ſchreiben wovon Alle reden, bis zum Fritdenskongreſſe zu Raſtadt und die Expedition nach Aegypten. Iſt eine Kaiſerinn Katharina geſtorben, oder eine Gräfinn Lichtenau geſtürzt worden, ſo beſchreib die geheimen Umſtände ihres Lebens, wenn du auch davon nicht ein Wort weißt. Sind gleich alle deine Erzählungen falſch, ſo wird doch kein Menſch an ihrer Wahrheit zweifeln, dein Buch wird aus Hand in Hand gehen, es wird in drey Wochen viermal aufgelegt werden, ſonderlich wenn du fein fleißig ſkandalöſe Anekdoten erdenkſt. Du wirſt für einen Mann gelten, der geheime Nachrichten hat, und künftige Geſchichtſchreiber werden dich als eine Quelle anführen. Du kannſt dich alsdann höher erheben, kannſt über die politiſchen Gegenſtände entſcheiden, kannſt allen Fürſten rathen was ſie zu thun haben, und merken laſſen, daß du dem *** Miniſterium oft genug geſagt habeſt, daß es nicht auf dem rechten Wege ſey, daß es dir aber nicht habe folgen wollen, und daß es daher auch jetzt in Europa ſo ſchlecht ſtehet.

Dergleichen politiſche Buchmacher ſind jetzt die Erſten und vornehmſten in dem Gewerbe des Buchmachens, wovon Herr Kant ſagt, daß es „kein unbedeutender Erwerbzweig „ſey.“ Die darauf folgen, ſind die Schreiber dicker Ritterromane und recht wunderbarer Mährchen von verwünſchten Schlöſſern, verliebten Prinzeſſinnen und Mordgeſchichten aus dem Mittelalter. Sonſt gehörten auch dahin die Zuſammenſtoppler von dicken aſcetiſchen Schriſten; dieſe Zeit iſt aber längſt vorüber.

Ich will Herrn Kant noch eine Art von Buchmacherey anzeigen, welche ein wenig trübſelig, aber doch ſehr leicht iſt, und, da ſie gemeiniglich zu dicken Bänden gedeihet, den Autoren wohl zuweilen einigermaßen einträglich geweſen ſeyn mag. Dies iſt die Buchmacherey der Leute welche ſeine zehnmal wiederholte vonvornige Gedanken in ſtarkleibige Bände ausſpinnen, die Buchmacherey der Herren **Heidenreich, Beck, Tieftrunk, Bergk**, und wie ſie weiter heißen. Dies **Gewerbe** aber fängt an ſehr abzunehmen, denn bald wird niemand mehr den ſo oft aufgewärmten **Kohl** genießen wollen.

Noch will ich Herrn Kant etwas ins Ohr ſagen. Wenn Fichte, in der Meinung ihm und ſeines Gleichen ſey „die **oberſte Aufſicht** über den **wirklichen Fortgang des menſchlichen Geſchlechts** anvertraut“ durch ſeine vonvornige Philoſophie „den **Geiſt des Zeitalters** leiten will;“ wenn er glaubt „deſſen **ſchwache Seite** zu kennen und ihn deshalb **von Seiten der Politik** faßt“ wie dieſes ein Ungenannter von ihm verſichert der ihn gar gut kennen mag *); — wenn denn nun dieſer Herr Fichte **Beyträge** ſchreibt, worin er die franzöſiſche Revolution von vorn unterſucht, und dadurch die **Urtheile des Publikums darüber zu berichtigen** vermeint; — wenn Herr Kant, aus gleicher Abſicht, und in der Meinung, die vonvornigen Philoſophen müßten auch von den Fürſten geleſen werden, ſich herausnimmt den Fürſten den ſeltſamen guten Rath zu geben, ſie möchten ſich allgemein **zum Kriege** verbinden, wider den Staat der Krieg anfangen will, wodurch, ſeiner vonvornigen Meinung nach, der **ewige Frieden** noch früher herbeygeführt werden ſoll als ihn die kritiſche **reine Vernunft** in die Welt bringen möchte; wenn ſeine Anbeter dieſe Schrift, welche durch einige einzelne gute Bemerkungen über das theoretiſche Staatsrecht wahrlich noch nicht ein **gutes Buch** wird, und dabey ſo diffus und ſchwerfällig geſchrieben iſt, daß man ſie kaum deutſch leſen kann, ins Franzöſiſche überſetzen laſſen und an den Bürger **Sieyes** ſchicken, in der gewiſſen Hoffnung, daß die franzöſiſche geſetzgebende Gewalt ſich nach **Kants** deutſchen ſüßen **Träumen** richten werde: — ſo iſt dies, wenn es nicht **Buchmachen** ſeyn ſollte, wie ich doch beynahe glaube, gewiß ſich lächerlich machen.

---

*) S. meine Reiſebeſchreibung XIter Theil, S. 224. 225.

Doch weiter! Herr Kant will nun einmal, daß ich ein **eigennützige**r **Buchhändler** ſeyn ſoll. Dies entſchuldigt er übrigens, und bemerkt ſogar recht gutmüthig daß es kein Verbrechen ſey; nur **Autor** hätte ich nicht werden ſollen. Meine Autorſchaft ſcheint Herrn Kant ſehr im Wege zu ſtehen, und wer weiß ob er ſie nicht gar für ein **Verbrechen** in Anſehung ſeiner halten mag!

Er ſagt S. 18. „N., als Verleger, gewinnt in dieſer „Qualität ſicherer, als in der eines Autors; weil das Verächtliche der **Verzerrungen** ſeines aufgeſtellten Sempronius Gundibert und Konſorten als **Harlekin**, nicht den „triſt, der die **Bude** aufſchlägt, ſondern der darauf die „Rolle des **Narren** ſpielt."

Herr Kant will alſo, ich ſoll auf alle Weiſe verlieren. Warum bin ich auch Autor und Verleger zugleich? Dieſe Stelle enthält übrigens zwey Beſchuldigungen welche wir einzeln vornehmen wollen. — Alſo:

Dritte Beſchuldigung.

Ich ſpielte die Rolle eines Narren.

Boſſuet ſtritt ſehr heftig mit **Fenelon** über den Amour pur de Dieu, welche Vorſtellungsart ſehr viel Aehnliches mit dem reinen kritiſchen Moralgeſetze hat. Fenelon ſagte ihm unter andern:

Monſeigneur, pourquoi me dites-vous des injures pour des raiſons? auriez-vous pris mes raiſons pour des injures?

Wer ſchimpft, zeigt daß er ſeiner Leidenſchaften nicht Herr iſt. Und wer ſollte dies mehr ſeyn als ein Philoſoph?

Vermuthlich nennt Herr Kant die **Rolle eines Narren ſpielen**: eine Geſchichte erdenken, worin die komiſchen Verwirrungen zuſammengeſtellt werden, welche nothwendig erfolgen, wenn Schulphiloſophen von aller Weltkenntniß entblößt, mit ihrer vonvornigen Weisheit die wirkliche Welt reformiren wollen. Ich dächte, das Erdichten einer ſolchen Geſchichte wäre an ſich ſo **närriſch** nicht. Niemand hat geſagt, daß der Verfaſſer des **Fra Gerundio** den **Narren** oder den **Harlekin** ſpiele, als vielleicht die feiſten gravitätiſchen **Predigermönche**. Zwar die **Jeſuiten** nannten den berühmten **Pascal**, weil er ihnen die **Abſurdität der Widerſprüche** in ihrer **Moral**, in ihrem **Probabilismus**, u. ſ. w. gezeigt hatte, auch *Bouffon*, *Ignorant*, *Farceur*, u. ſ. w. *); ſo wie Herr Kant mich. Das iſt ſo die Art der erzürnten Leute, die nichts beſſers zu ſagen wiſſen. Herr Kant iſt ein ſolenner theoretiſcher Mann, und hat daher vermuthlich keinen Sinn für komiſche Darſtellung der Thorheiten; dawider iſt nichts zu ſagen: nur ſollte er das nicht gleich für **Narrheit** ſchelten, wofür ihm die Natur den Sinn verſagt hat. Denn, daß er etwa nur alsdann den Witz nicht leiden möchte, wenn er Thorheiten trift welche **aus ihrem Mißbrauche**, wollen wir doch nicht hoffen. Wenn Herr Kant und ſeine Anhänger etwa noch nicht nachzudenken Gelegenheit gehabt haben, in wieſern man ſich des

---

*) S. Lettres Provinciales, Lettre XII, Ed. de 1739 T. III S. 35.

Lächerlichen auch in gewiſſen philoſophiſchen Diſkuſſionen bedienen darf; ſo will ich ihnen die Xlte der Lettres provinciales zum Nachleſen empfehlen, worin bewieſen iſt: Qu'on peut réfuter par des railleries les erreurs ridicules. Die Herren dürfen ſich wirklich nur vor erreurs ridicules, beſonders in Abſicht auf die Dinge in der Sinnenwelt, hüten, ſo wird man ganz ernſthaft mit ihnen ſprechen.

Das Wort Narr hat im gemeinen Leben zweyerley Bedeutungen. Erſtlich bedeutet es einen Menſchen der Poſſen macht, um andere zu beluſtigen. Nun iſt der Begriff Poſſen relativ, ſo wie der Begriff beluſtigen. Herr Kant ſagt: „Derjenige deſſen Reden weder beluſtigen noch rühren, „iſt langweilig *)." — So wären ja ſeine ſämmtliche kritiſche Schriften langweilig? Das dächte ich doch nicht. Wenigſtens mag ich nicht langweilig über irgend etwas ſchreiben. Aber wohl kann auch eine theoretiſche Philoſophie, wenn ſie ſich bis auf einen gewiſſen Grad in ſich ſelbſt verwirret, und wann ſie von ihren Anhängern auf eine ſo verkehrte als dunkele Weiſe auf die Sinnenwelt angewendet wird, zuletzt bey aller vonvornigen Gravität ſo poſſirlich werden, daß durch die Thorheiten ihrer ſchiefköpfigen Anhänger auch ſehr vernünftige Leute können beluſtiget werden; daher kommt nun hier die zweyte Bedeutung des Worts Narr auch in Betrachtung.

Der bekannte Zeichner Huber hat Voltairen einmal vorgeſtellt, wie er im Schlafrocke den Pegaſus beſteigt. Einen Fuß hat er im Steigbügel, und indem er den andern nachheben will, entfällt ihm der Pantoffel. Das iſt kein übles Bild der neuen und neueſten deutſchen Transſcendentalphilo-

---

*) S. Kant über das Gefühl des Schönen und Erhabenen, (1771. 8.) S. 17.

ſophie, wenn ſie ſich ins Zeug ſetzen, um auf ihren formalen Schimmeln in die wirkliche empiriſche Welt hineinzutraben.

„Ein jeder Menſch,“ ſagt **Adelung**, welcher der ge„**ſunden Vernunft** auf eine grobe Art **zuwider handelt**, „wird ein **Narr** genannt, **in der harten Sprechart**, da„gegen er in **etwas gelinderm Verſtande** ein **Thor** ge„nannt wird.“ Er giebt zum Belage dieſer Bedeutung unter andern das Beyſpiel: „**Sich zum Narren ſtudiren.**“ Man brauche nun die harte oder die **gelinde Sprechart**, ſo iſts immer ausgemacht, diejenigen kritiſchen Philoſophen und Philoſophaſter, welche mit ihrer vonvornigen Weisheit, alles in der Sinnenwelt, von der Politik bis zur Poeſie — und nun auch ſogar bis zum **Reichs-Poſt-Lehen** — in die rechte Verfaſſung ſetzen wollen, dieſe **Schiefköpfe** welche ich im XIten Bande meiner **Reiſebeſchreibung**, in meiner **Vorrede zu den neun Geſprächen**, und — mit Herrn Kants Erlaubniß — auch im **Sempronius Gundibert**, getreu dargeſtellt habe, ſo wie ſie ſind, haben ſicherlich, „**der geſunden Vernunft** auf eine **grobe Art** zuwi„der gehandelt,“ und ihre Beleidigungen der geſunden Vernunft rühren vom „**Studiren**“ her; das iſt auch nicht zu läugnen.

Wie kommt es nun wohl, daß ſich Herr Kant nicht vorzüglich um das Thun und Treiben dieſer Leute bekümmert, und mehr als um das Meinige; da ſie ihn offenbar viel näher angehen als ich? Denn, da ihre **Narrheit** — ich bediene mich der harten **Sprechart** Herrn Kants — anfängt in der wirklichen Welt bey vernünſtigen Leuten viel Befremden zu erregen, und da dieſe ihre .... ich mag Herrn Kants Sprechart nicht ferner wiederholen — offenbar aus der kritiſchen **Philoſophie** herrührt; ſo ſcheint es beynahe Herrn Kants **Pflicht** zu ſeyn, endlich einmal ſich deutlich und beſtimmt zu erklären, wie weit ſich der **rechtmäßige Gebrauch** ſeiner vonvornigen Philoſophie bey Gegenſtänden in der wirklichen Welt erſtrecke, und wo der **Mißbrauch** anfange? Denn, ſo lange in ſo vielen Bänden, worin man die abſolute Vortrefflichkeit der erfahrungsloſen Philoſophie immer in einsweg unbedingt behauptet findet, nirgend über ihren **Mißbrauch** etwas beſtimmt wird, — obgleich nun auch ſogar Kantianer vom **Mißbrauche der kritiſchen Philoſophie**, aber nur **unbeſtimmt**, zu murmeln anfangen, — und da man ſogar in manchen Schriften Herrn Kants ſelbſt eine Anwendung ſeiner vonvornigen Philoſophie auf die Sinnenwelt findet, welche ſehr viel vom **Mißbrauche** an ſich hat; ſo könnte leicht der Verdacht entſtehen und fortdauern, daß Herr **Kant** zu den **Rollen** welche die kritiſchen Herren ſeit einigen Jahren in der Sinnenwelt auf ſo merkwürdige Art ſpielen, die **Bude** aufgebauet habe.

Herr Kant ſagt: „So **befremdlich** es zwar Anfangs „klingt, iſt es aber nichtsdeſtoweniger **gewiß**, wenn ich in „Anſehung der **Geſetze des Verſtandes** ſagte: Der Verſtand ſchöpft ſeine Geſetze (a priori) **nicht aus der Natur**, ſondern **ſchreibt ſie dieſer vor**.“ *) Herr Kant liebt dergleichen **fremdklingende** Sprüchlein gar ſehr, wenn er ſeine vonvornige Philoſophie als ſehr **wichtig** und **allgemeingültig** darſtellen will. Sie werden dann von ſeinen Anhängern in der äußerſten und ungebürlichſten Ausdehnung angenommen, und dieſe ſchreiben nun **der ganzen Natur** durch ihren **urſprünglichen Vernunftgebrauch**, d. h. durch die Bedürfniſſe und Poſtulate ihres Dünkels, Geſetze vor, ſo daß nichts in der Sinnenwelt vor ihren lächerlichen Geboten ſicher iſt. Dieſem Unweſen Schranken zu ſetzen, wäre wohl Herrn Kants Pflicht zuerſt geweſen. Aber nie hat er mit einem Wort darüber etwas beſtimmtes geſagt. Sogar hat man bisher vergebens auf eine Erklärung gehofft, wofür er **Fichtens berüchtigte Wiſſenſchaftslehre** halte? Ob für eine wahre **Wiſſenſchaft**, wozu die Kritik der reinen Vernunft nur die **Propädevtik** wäre? Ob für eine **Nachäfferey** des **Tiefſinns** des Verfaſſers der Kritik? Eins von beiden muß ſie ſeyn. Man wäre wohl berechtigt geweſen von Herrn Kant wenigſtens einen Wink zu erwarten, ob Fichte der Mann ſey welcher allen Leſern der Kantiſchen Schriften abſprechen dürfe, daß ſie Kanten verſtanden hätten? zumal da doch Herr Kant öffentlich erklärt, hat Herr Hofprediger Schulz verſtehe ihn ganz, welchen Fichte von den übrigen Leſern nicht ausnahm. Und wenn dann, wie ich hoffe, Herr Kant der Meinung iſt, daß Fichte über die **Verſtändlichkeit** von Kants Schriften **unbeſcheiden abgeurtheilt**, und ſo vielen ſcharfſinnigen Männern Deutſchlands, welche doch ſonſt auch philoſophiſche Schriften leſen und verſtehen können, **Unrecht gethan** hat; ſo hätte man wohl Kant's Urtheil erwartet, ob denn dieſer ſich ſelbſt ſo **allein weiſe dünkende** Fichte wohl ſelbſt **Kant's Schriften richtig verſtanden** habe, und ob er damit **guten Gebrauch** oder **Mißbrauch** getrieben habe? Man ſollte denken die Achtung für die Wiſſenſchaft müßte Herrn Kant zu einer deutlichen Erklärung hierüber bewegen; denn das Herausſtreichen der ſogenannten **Wiſſenſchaftslehre** geſchieht doch vor ſeinen Augen, und es kann ihm wohl nicht gleichgültig ſeyn, ob dieſe tiefſinnig-hochſinnige Philoſophie eine **Vollendung** oder eine **Verſtümmelung** der Wahrheiten ſey, die er mit ſeiner Kritik beabſichtigte.

---

*) S. Prolegomena zu einer jeden Metaphyſik. S. 113.

Ich kenne einen Gelehrten, welcher — im edlen Verſtande des Worts — **vorſichtiger** iſt, als Herr Kant. Herr Doktor **Joſeph Gall** in Wien hat ſcharfſinnige Unterſuchungen über die **Form des Gehirns** angefangen, welche eben wegen des ganz neuen Geſichtspunkts viel Aufſehen machen, und vielleicht in der Phyſiognomik künftig wichtige Aufſchlüſſe geben, aber von Leuten welche bloß das Fremde und Neue lieben, ſehr leicht können gemißbraucht werden. Dieſer wackere Mann

„warnt ſeine zu unbedingte Anhänger gegen den ſchnö-
„den Gebrauch der vorgetragenen Lehren *).“

Ach! Wenn wir doch erlebten, daß Kant ſeinen **zu unbedingten** Anhängern dergleichen zurufen, und gegen den **ſchnöden Gebrauch** ſeiner Lehren — der ſchon **bis zu einem ſo hohen Grade des Mißbrauchs** geſtiegen iſt, — öffentlich warnen, und die Art **ihres rechten Gebrauchs** genau auseinander ſetzen wollte! Es kommt auf nichts geringeres an, als auf die Entſcheidung der Frage, was in der Anwendung ſeines Syſtems **Weisheit** oder **Thorheit** ſey.

Noch eine Frage an den verſtändigen Leſer erlaube mir Herr Kant. Wie nennt man — ſey es nun mit einer **harten oder etwas gelindern** Benennung — den Erfinder
„einer wahrſagenden Geſchichtserzählung des Bevorſtehenden
„in der künftigen Zeit, als eine *a priori* **mögliche** Darſtel-
„lung der **Begebenheiten die da kommen** ſollen — worin
„der **Wahrſager** die Begebenheiten ſelber macht und veran-
„ſtaltet, die er dann zum Voraus verkündigt?“

---

*) Man ſehe Wielands Merkur, December 1798. S. 331.

Vierte Beſchuldigung.

Die Verächtlichkeit der Verzerrungen Gundiberts.

Damit hat es ſeine vollkommene Richtigkeit. Aber, wofern Herr Kant meine Schrift, worin das Leben und die Meinungen dieſes gutmüthigen Schwaben beſchrieben ſind, nicht etwa bloß geſchimpft, ſondern auch geleſen hat; ſo wird er bemerkt haben, daß dieſe **verächtliche Verzerrungen** den guten Mann nur antraten, ſo lange er ſich der **kritiſchen Philoſophie** widmete; und diejenigen von ſeinen **Konſorten** — wie ſie Herr Kant nennt — welche **verzerrt** ſind, hatten alle zur Fahne der erfahrungsloſen und glückſeligkeitsloſen Philoſophie geſchworen, vom **Doktor Mondſchein** an, welcher ſehr früh, da ihm kaum der Milchbart das Kinn durchſtach, mit der kritiſchen Philoſophie die Theologie reformiren wollte, bis auf den von der Vonvornheit ausgemergelten **Exrektor**, welcher **Wieland's** köſtlichſte Poeſie für **objektivkomiſch** hielt und **Leſſingen** poetiſchen Sinn und Kunſtgefühl abſprach, und bis auf die **blonde Wittwe**, welche die kritiſche Philoſophie mit ihrem Zwiebacke ins Theeſchälchen tunkte, und bis auf Doktor **Schaumann** und Doktor **Schelling** mit ihrem **Vaterunſer** und mit ihrem **Ich** das ein **Weſen** an ſich wird, und bis auf den **philoſophiſchen Reichstag** mit den **funfzehn** abſolut **allgemeingültigen**, aber dennoch **verſchiedenen** und ziemlich **verzerrten** Naturrechten! Wenn alle dieſe **Konſorten** Gundiberts verzerrt ſind, ſo iſts nicht meine Schuld, ſondern wahrlich nur die Schuld der kritiſchen Philoſophie. Gundibert war von Natur unverzerrt. Vorher, da er mit dem wackern Special nach der **mathematiſchen Methode** philoſophirte, und nachher da ſeine Philoſophie ſich auf geſunde Vernunft und Erfahrung ſtützte, war er unverzerrt und unverdorben. Der gute alte Special, ungeachtet er ſiebenzig Jahre lang bey ſeinem Bilſinger blieb, iſt nie dadurch verzerrt worden. Und der Grützmüller, und der Fürſt, und der treffliche Abt in der Prälatur in Schwaben, und der Herr von Schorndorf! Wer wird die verzerrt nennen? Sollte etwa der zuletzt vorkommende junge kritiſche Philoſoph aus Tübingen, „der für die Kategorieen und für „die unbedingte Allgemeingültigkeit des Sittengeſetzes focht, „aber nie das Gute was nach fremden Grundſätzen gewirkt „ward, verunglimpfte, und nie ſeine Meinung ausſchlie„ßend für das moraliſche Geſetz hielt" — Herrn Kant verzerrt ſcheinen? Das hoffe ich doch nicht. Wenigſtens kann kein vernünftiger Mann einen Philoſophen, wenn er ſo denkt, für verächtlich halten.

Fünfte Beſchuldigung.

Ich hätte die kritiſche Philoſophie aus der natürlichen Lage gerückt und auf den Kopf geſtellt.

In meiner Reiſebeſchreibung, im Sempronius Gundibert, in der Vorrede zu den Neun Geſprächen, ſind die Stellen aus Kants und der Kantianer Schriften genau citirt, und wo es nöthig war, deutlich auseinander geſetzt; und dies iſt auch in den neun Geſprächen ſelbſt geſchehen. Steht alſo die kritiſche Philoſophie zuweilen — nicht immer; behüte Gott! — auf dem Kopfe; ſo muß ſie Herr Kant ſelbſt wohl ſo geſtellt haben. Auch in dieſer Schrift habe ich, oben auf den Seiten 88 bis 99, 109, 110, 121, 124 bis 126, 129 ff. bis 175, viele Stellen Herrn Kants angeführt, in denen man ſowohl einzeln als wenn man ſie vergleicht, oft wirklich nicht weiß, ob darin die Kantiſche Philoſophie, in ihrer natürlichen Lage, auf dem Kopfe oder auf den Füßen oder auf den Händen ſteht.

Sechſte Beſchuldigung.

Ueber Theorie und Praxis.

Herr Kant hat den ganzen **erſten** ſogenannten **Brief** an mich mit dieſer Beſchuldigung angefüllt, ungeachtet mich eigentlich die Sache weniger angeht.

Herr Kant hatte in die **Berliniſche Monatsſchrift** (Sept. 1793) einen Aufſatz einrücken laſſen: **Ueber den Gemeinſpruch: Das mag in der Theorie richtig ſeyn: taugt aber nicht für die Praxis.** Dieſer Aufſatz hatte wohl die Abſicht, den Vorwurf zu widerlegen, den man Herrn Kant in Abſicht ſeiner **theoretiſchen Philoſophie** mit ſo vielem Rechte gemacht hatte, daß ſie auf die **wirkliche** Welt ſelten **anwendbar** wäre. —

Herr Kant ſagt daher (S. 203): „Indeß iſt es noch „eher zu **dulden**, daß ein **Unwiſſender** die Theorie bey ſeiner **vermeintlichen** Praxis für unnöthig und entbehrlich „ausgebe, als daß ein **Klügling** ſie und ihren Werth für „die **Schule** (um etwa nur den Kopf zu üben) einräumt, „dabey aber zugleich behauptet: daß es in der Praxis ganz „anders laute; daß wenn man ſich aus der **Schule** in die „**Welt** begiebt, man inne werde, leeren Idealen und philoſophiſchen Träumen nachgegangen zu ſeyn;“ und ſo ſuchte Herr Kant alles auf, um zu beweiſen, daß eine **vollſtändige** Theorie auch in der **Praxis** gelten müſſe. — Das wird ihm jeder gern zugeben. Nur iſt der kleine Umſtand vergeſſen, daß man gewöhnlich **durch die Praxis** erſt erfährt, daß die Theorie **nicht vollſtändig** iſt. Herr Kant hat auch nirgend gezeigt, wie man auf andere Art beſtimmen könne, ob die Theorie vollſtändig ſey; — folglich war alles was er ſagte, ſehr wenig treffend, und es wird wohl dabey bleiben: wenn man ſich aus der Schule **in die Welt** begiebt, ſo kann man nicht nur die vonvornigen Theorieen der kritiſchen und jeder andern Schule ziemlich entbehren, ſondern auch, wenn nun die weiſen Herren aus der Schule ihre theoretiſche Weisheit, ohne Rückſicht auf die Erfahrung, durchaus auf die **Welt** anwenden wollen, ſo wird ſie nirgend paſſen.

S. 6. meiner **Vorrede** zu den **neun Geſprächen** hatte ich geſagt, **Möſer** habe in einem Aufſatze im 11ten Theile ſeiner **vermiſchten Schriften** (S. 86 ff.) über dieſe Materie „ſo „gründlich geurtheilt, als es von einem Kenner von ſeiner „reifen Erfahrung und Weltkenntniß zu erwarten war.“ — Das nahm Herr Kant ſehr übel, daß **Klüglinge**, wie Möſer und ich, gegen ſeine unbedingte Anpreiſung der **Theorie** ſich unterſtanden etwas einzuwenden.

Möſer ſagte, wie es mir ſcheint, ſehr richtig: „Es „läßt ſich wohl gegen dasjenige, was Herr Prof. Kant zur „**Ehrenrettung** der **Theorie** geſagt hat, nichts einwen„den. Indeß hat es mir immer ſo geſchienen, als wenn „die Empiriker nicht ſo ſehr die **Theorie** an ſich, als die „**Theoretiker** verachteten, welche entweder ihre Principien „ſo hoch anlegen, daß der **Weg** von ihnen zu einem ge„gebenen **Falle** den ungewohnten Augen unſichtbar blieb; „oder welche doch ſogleich **Weltcharten** entwerfen wollten, „nachdem ſie kaum ihren eigenen **Horizont** überſehen hät„ten. — Auf dem **Flecke**, wo der **Theoretiker** und der „**Empiriker** in dieſem Augenblicke neben einander ſtehen, „der erſte in die reine Welt nach Oſten, der andere aber

„in die wirkliche Welt nach **Weſten** ſieht, und beide ſich ein„ander den Rücken gekehrt haben, findet der erſte — (der „nehmlich in die reine Welt ſieht) — das **Reſultat**: Es iſt „**unmöglich**, daß ein ganzes Volk ſeine Einſtimmung ge„ben könne, daß eine gewiſſe Klaſſe von Unterthanen erb„lich den **Vorzug des Herrenſtandes** haben ſolle; und der „andere ſieht **gerade das Gegentheil** in der **wirklichen** „**Welt**."

Ich glaube, der wahre Gegenſtand des Streites kann nicht deutlicher und zugleich billiger auseinander geſetzt werden. Und nun führt **Möſer** mehrere, der Geſchichte gemäße Fälle an, wo in **der wirklichen Welt** ein Volk kann bewogen werden, ſich einen erblichen Herrn zu geben.

Dawider ſagt nun Herr Kant hier mancherley, in ziemlicher Verwirrung. Es läuft darauf hinaus, daß **Möſer** — ſo wenig wie ich — **wiſſe was** *a priori* ſey. Herr Kant ſagt S. 7 ff.: „**Die Erfahrungsmethode des prag**„**matiſchen Princips** taugt nichts. — Das Princip der „Beurtheilung iſt **nicht empiriſch**, ſondern ein **Princip** „*a priori*. — Eine jede aufs **Glückſeligkeitsprincip** gegrün„dete Verfaſſung" — (als ob es in der wirklichen Welt eine andere gäbe und je geben könnte, es müßte denn die **wahrſagende Geſchichte** erſt erfüllet ſeyn, und die Menſchen ausgedörrte reine **Vernunftweſen ohne Neigungen und Glückſeligkeit**, d. h. **Nichtmenſchen** werden) — „kann „man ins Lächerliche parodiren." u. ſ. w.

Man ſieht alſo: Obgleich **Möſer** deutlich ſagte, er ſehe nach **Weſten**, ſo ſieht doch Kant hartnäckig nach **Oſten** und ſchilt Möſern, daß er nicht ſehen kann was Kant ſieht. Es iſt ja eben die Rede vom Divergiren der **Praxis in der wirklichen Welt** von der reinen **Theorie**. Möſer wendet nicht einmal gegen die **Theorie** an ſich etwas ein. Aber Herr Kant bleibt auf ſeinem **reinen** *a priori*, und verlangt alſo eine **rein-theoretiſche Praxis**, will praktiſch eine Maſchine in Bewegung ſetzen, ausgerechnet nach **rein-vonvorniger Theorie**, abſtrahirt von aller **Friktion**, welche die innere Beſchaffenheit der Theile der Maſchine und die äußern Umſtände verurſachen. Wenn nun die Maſchine nicht gehen kann, ſo ſind die **Klüglinge** Schuld daran, welche nicht verſtehen was Urtheile a priori ſind. Und das will Herr Kant nicht dulden! — Wer mag mit einem Manne, der ſo den Geſichtspunkt verrückt, über einen ſolchen leeren Streit weiter ein Wort verlieren? —

So geht es aber beſtändig mit den kritiſchen Philoſophen, welche durchaus wollen, was ſie rein abgemacht haben, darnach ſolle ſich auch in der **Sinnenwelt** alles bequemen; wo doch wahrlich ohne **Erfahrung** und vernünftige Rückſicht darauf, mit allen reinen Herleitungen nichts kann ausgerichtet werden. Der Streit könnte unter vernünftigen Leuten ſehr bald geſchlichtet werden, wenn man jede Art der Gegenſtände in ihrer natürlichen Lage ließe, die Spekulation und vonvornige Deduktion ſtehen ließe, wohin ſie gehört, und die Sinnenwelt nach demjenigen beurtheilte, was geprüfte Erfahrung und Kenntniß der Welt und der ſinnlich vernünftigen Menſchen an die Hand geben. Aber die kritiſchen Philoſophen bleiben ohne alle Rückſicht auf Erfahrung ausſchließend bey ihrem Principe a priori, welches noch dazu, wenn man recht genau nachſieht, faſt beſtändig nichts als eine **willkürliche Vorausſetzung** iſt, **vonvornig** benannt, weil es aus dem Bedürfniſſe ein vonvorniges Syſtem zuſammen zu halten entſtanden iſt.

⁂

Nun auch ein Paar Worte von dem gedruckten Schreiben des Herrn Dr. J. B. **Erhard** an mich.

S. 48. meiner **Vorrede** zu den **Neun Geſprächen** rechne ich unter die Proben von den ſeltſamen Produkten kritiſcher Schiefköpfe, auch des Herrn Doktors Apologie des **Teufels** — und ſetze hinzu: „Eben dieſer *Doctor ſubtilis* hat einen Traktat geſchrieben: **Antimachiavell oder** „**von den Gränzen des bürgerlichen Gehorſams.**" Er fragt mich hier S. 4: „Wer mir dieſe Nachricht mitgetheilt habe?" und verſichert, er ſey der Verfaſſer nicht.

Ein glaubwürdiger Mann ſagte mir, daß, als dieſer ſogenannte Antimachiavell im J. 1794 in Halle gedruckt werden ſollte, bey der Cenſur der Herr Dr. J. B. **Erhard** als Verfaſſer angegeben worden; ich glaube ſogar in irgend einem Journale oder einer gelehrten Zeitung geleſen zu haben, daß er der Verfaſſer ſey. Iſt er es nicht, ſo haben zwey Perſonen zwey eben ſo ſubtile als unnütze und jetzt ſchon ganz vergeſſene Bücher geſchrieben, und wer in Kenntniß mittelmäßiger Schriften Genauigkeit liebt, kann in meiner gedachten **Vorrede** S. 48. Z. 6. anſtatt der Worte: **Eben dieſer** *Doctor ſubtilis* beliebig die Worte ſetzen: **Ein anderer** *Doctor ſubtilis*, und die Sache iſt abgemacht.

Dieſer Herr Erhard ward wirklich eine Zeitlang von unbedeutenden Leuten als ein bedeutender Philoſoph geprieſen, und nahm ſelbſt, auch über eine mediciniſche Angelegenheit, eine ziemlich wichtige Miene an. Man ſah ſich nach ihm um, und ſein Ruhm war verſchwunden. Darüber hatte ich in meiner gedachten **Vorrede** S. 48. beyläufig geſagt: „Herr Erhard habe um 1794 bey den kritiſchen Magiſtern in Jena

„und Nürnberg ein Gedankending von Celebrität gehabt, „das nun ganz untergegangen ſey." Das ſcheint dem Hrn. E. nicht **philoſophiſch richtig** geſagt zu ſeyn. Er fragt mich und ſetzt hinzu, die Frage ſey witzig: „Ob es denn eine „**Celebrität gäbe die kein Gedankending iſt? Ob ich eine „handgreifliche Celebrität** kenne?" Dergleichen kenne ich nun nicht. Iſt aber Herr Erhard ſelbſt damit zufrieden, daß ſeine Celebrität ein bloßes Noumenon bleibe, ſo kann ich mir dies um ſo viel mehr gefallen laſſen, da ſo wenig Anſchein dazu iſt, daß beſagte Celebrität jemals zu einem Phänomenon gedeihen werde.

Er fragt mich S. 8. warum ich ihn unter den kritiſchen **Schiefköpfen** aufgeführt habe? Die Frage iſt verzweifelt naiv! Es geſchah, weil ich von den Schriften auf den Kopf ſchloß, und ich denke, das iſt ein ganz guter Schluß. Er ſagt, das wäre **geſchimpft**. Darin irrt er ſich nun, vermuthlich bloß aus Mangel der Kenntniß der deutſchen Sprache, worin die hochvonvornigen Herren, ſo wie von den mehreſten empiriſchen Dingen, eben nicht viel Kenntniß zu haben pflegen. Schon **Adelungs Wörterbuch** hätte ihn eines beſſern belehren können. Es ſagt: „**Schief denken**, „**ſchief urtheilen**, unrichtig, nicht ſo wie man ſoll, und „wie die Sache es erfordert." Der Herr Doktor wird ſich nunmehr alſo wohl, nachdem ihn Adelung über den deutſchen Sprachgebrauch näher unterrichtet hat, beſcheiden, es ſey nicht **ehrenrührig**, wenn jemand behauptet, er habe über mehrere ſinnliche und überſinnliche Dinge, — mit eingeſchloſſen den **leidigen Teufel**, deſſen **Apologie** er auch herzlich **ſchief** machte — **höchſt ſchief**, d. h. **höchſt unrichtig** und gar nicht ſo wie es die Sache erfordert, ſowohl gedacht als geſchrieben.

Uebrigens will mich Herr Erhard noch über Mancherley zur Rechenſchaft ziehen, was ich über ſeine **Apologie des böſen Feindes** und über ſeine Schrift: **Ueber das Recht des Volkes zu einer Revolution**, in der gedachten Vorrede beyläufig geſagt habe. — Die Todten mögen ruhen! Ich will lieber geſchehen laſſen, daß, wer nur will, glauben möge, Herr J. B. **Erhard** habe Recht in allem was er wider mich ſagt, als, um mich zu vertheidigen, eine von ſeinen Schriften noch einmal leſen.

* * *

Ich habe mehrmal in meinen Schriften Herrn Profeſſor Fichte erwähnt, und auch noch in dieſer Schrift. Wenn man von den Mißbräuchen der kritiſchen Philoſophie zu reden hat, kann man dieſen Mann nicht wohl übergehen. Dieſer ſpitzfindige Sonderling hat von allen Seiten das ſeltſamſte Anſehen. Er iſt ein ſcharfſinniger Kopf, aber vor lauter Scharfſinn wird er ſtumpf, wie ein allzudünnes Meſſer, dabey iſt er voll Leidenſchaft und Rechthaberey, und ſo wird er endlich vor großer Begierde der **Einzige** zu ſeyn, ſo gut wie gar nichts. Die tiefſinnige Seichtigkeit ſeiner Ichphiloſophie nebſt den verwickelten Grillen, wodurch er Konſequenz in dieſe Philoſophie bringen will, ſeine Heftigkeit und ſein kraftloſes Toben gegen jeden der anders denkt als er, ſein Dünkel als wäre er der Philoſoph der Philoſophen, das wilde Lobpreiſen womit ihn ſeine Anhänger bis zur Lächerlichkeit beehren, verbunden mit der Dunkelheit und Verwirrung ſeiner meiſten Schriften, — wodurch er dennoch ſich vermißt alle **andere philoſophiſche Ideen auszurotten**, — welche Finſterniß nur öfters von einem hellen Gedanken wie von einem Blitze unterbrochen wird, worauf wieder dunkle Spitzſindigkeit folgt — Alles zeigt ihn als einen gar ſeltſamen Mann, welcher dabey durch ſein hochdaherfahrendes und ungeberdiges Betragen Achſelzucken erregen muß.

Indeß, während ich dieſe Schrift herauszugeben im Begriffe war, geſchah ein Vorfall, nach welchem man beynahe bereuen möchte, etwas wider Herrn Fichte geſagt zu haben; um ſo mehr ſehe ich mich veranlaßt, hier meine Meinung über dieſen ihn betreffenden Vorfall deutlich zu ſagen, damit man mich nicht mißverſtehe. Außerdem iſt Herrn Fichtens Betragen bey dieſer Gelegenheit ſo beſchaffen, daß er ein abermaliges einleuchtendes Beyſpiel von dem Mißbrauche der neuen und neueſten deutſchen Philoſophie darſtellt.

Das von Herrn **Fichte** und Herrn **Niethammer** herausgegebene philoſophiſche Journal ward in zwey deutſchen Ländern verboten *), wegen zweyer (im 1ſten Stücke des J. 1798 abgedruckten) Aufſätze: der eine vom Herrn Profeſſor **Fichte über den Grund unſers Glaubens an eine göttliche Weltregierung**, und der andere vom Herrn Rektor **Forberg** in Saalfeld, betitelt: **Entwickelung des Begriffs der Religion.** In dem einen Verbote heißt es: wegen **atheiſtiſcher Aeußerungen**; in dem andern: wegen **höchſtanſtößiger gefährlichen und gemeinſchädlichen Grundſätze.** In jedem Falle müßte es doch hart ſcheinen, bloß wegen zweyer Aufſätze ein ganzes großes Journal,

---

*) Herr Fichte ſagt S. 9 ſeiner Appellation: „Es ſey in Churſachſen ein Verbot, das nur auf den erſten Heft des Journals geht, auch auf den zweyten öffentlich, und durch geheime Intriguen auf **das ganze Journal** ausgedehnt worden.“ Dieſem wird im allgemeinen liter. Anzeiger No. 26. S. 254 ausdrücklich widerſprochen und angezeigt, daß nicht einmal das ganze 1ſte und 2te Heft, ſondern **nur die beiden anſtößigen Aufſätze** verboten werden.

alle deſſen vorige und künftige Stücke zu verbieten. Ich erkenne gern die Gewalt der Regierungen, und bin weit entfernt irgend eine Vorſicht tadeln zu wollen, welche ſie zum Beſten ihres Landes anzuwenden nöthig finden. Indeß ſcheint es mir doch, wo es bloß auf theoretiſche ſpekulative vonvornige Philoſophie ankommt, welche ſo ſehr wenige Menſchen leſen können und leſen mögen, müßten die Grundſätze wirklich außerordentlich gemeinſchädlich ſeyn, um auch nur die einzelnen Stücke für verbietenswürdig zu achten, worin die gedachten beiden Aufſätze ſtehen.

Herr Fichte ſelbſt muß dieſes **Verbot** ſehr ſonderbar finden. So wie er beynahe von allen Dingen ſeine ganz eigene, und zwar gemeiniglich ſehr ausſchweifende Begriffe hat, ſo hat er auch von dem was er **Denkfreyheit** — wie andern aber **Preßfreyheit** nennen — eine ſehr transſcendente Idee. Seine hohe **Vonvornigkeit**, welche bekanntlich **nothwendig und allgemeingültig** gebietet, hat ſich hierüber ſehr peremtoriſch erklärt. Er ſchrieb vor einigen Jahren eine Schrift, betitelt: **Zurückforderung der Denkfreyheit von den Fürſten Europens, die ſie bisher unterdrückten.** Er ſetzte ſeinen Namen nicht davor, iſt aber, ohne ſeinen Widerſpruch, allenthalben als Verfaſſer genannt worden. In dieſem Buche redet er in ſeinem gewöhnlichen poſſirlich-ſtolzen Tone (S. 69) einen Fürſten an: „Fürſt! „Du haſt kein Recht unſere Denkfreyheit zu unterdrücken; „und wozu Du kein Recht haſt, das mußt Du nie thun, und „wenn um Dich herum die **Welten untergehen**, und Du „**mit deinem Volke unter ihren Trümmern begraben** „**werden ſollteſt.**“ Das wäre nun freylich ſehr ſchlimm, wenn durch eine Fichtiſche Schrift **Welten** untergehen, und ein Volk unter den Trümmern ſogar mehrerer **Welten** begraben werden ſollte. Mir ſcheint, es werde durch Fichtens

Schriften gar nichts begraben werden, als dieſe Schriften ſelbſt nach einem kurzen und kachektiſchen Leben.

Auf Veranlaſſung dieſes Verbots hat Herr Fichte eine Schrift drucken laſſen, betitelt: **Appellation an das Publikum über die ihm beygemeſſenen atheiſtiſchen Aeuſſerungen. Eine Schrift, die man erſt zu leſen bittet, ehe man ſie konfiſcirt.**

Da er ans Publikum appellirt, ſo wird doch hoffentlich ſeine Meinung nicht ſeyn, daß das Publikum ſchweige und **bewundere**, ſondern daß es ſich über die Beſchaffenheit der Sache **unparteyiſch** erkläre. Um ſo mehr hat jeder Einzelne ſeine Stimme, und ich halte mich alſo, durch Herrn Fichtens Aufruf, noch mehr berechtigt, die meinige bekannt zu machen. Ich wünſchte es würden recht viel Stimmen gegeben. So wenig ich befürchte, daß die Mehrheit darauf antragen werde Herrn Fichte zu beſtrafen, ins Gefängniß zu ſetzen, den Reichsfiſkal wider ihn anzurufen, und was der widrigen Erwartungen mehr ſind, welche man hier und da — mit einer verabſcheuungswürdigen Schadenfreude — von dem künftigen Schickſale Herrn Fichtens verbreitete, ſo möchte er doch vielleicht, durch ſeine eigene Schuld, vor dem großen deutſchen Publikum, welches er **ſelbſt zum Richter** erwählte — und alſo auch **anerkennen** und ſich der Stimme deſſelben unterwerfen muß — einen großen Theil ſeines Prozeſſes verlieren.

Ich werde Herrn Fichte hauptſächlich nach ſeiner Appellation beurtheilen. Er hat ſich in derſelben über vieles genauer erklärt, und auch vielerley mehr geſagt, als in ſeinem Aufſatze. Mir ſcheint es, ein Theil dieſer Appellation iſt beſſer als der Aufſatz, ein anderer Theil aber leider! ſehr viel **ſchlechter.**

Alſo erſtlich, die Appellation iſt beſſer, — denn Herr

Fichte hat darin die unſchuldige Seite ſeiner Lehre beſtimmter und für jede Fähigkeit gefaßt, und, ſo wie es mir ſcheint, in ein helles Licht geſetzt. Er zeigt deutlich, daß er **nicht Gottloſigkeit**, ſondern **moraliſches Leben** lehrt. Er erklärt ſich, in dieſer Abſicht, ſo ernſthaft und ſo genugthuend, daß man mit ihm, nach meiner Ueberzeugung, ſo weit dieſe Erklärung über den **eigentlichen Sinn ſeiner Lehre** an ſich reicht, in ſo fern er als ein guter Bürger und Unterthan, und als ein ehrlicher Mann zu betrachten iſt, zufrieden ſeyn kann.

Zwar klingt der Name Atheiſt ſchrecklich im Ohre; aber billig ſollte man ſich nicht von einer Benennung ſchrecken laſſen. Kant wird von niemand für einen Atheiſten gehalten, und doch behauptet er laut, daß wir die **Exiſtenz Gottes** aus bloßen Begriffen nicht erkennen können *). Wenn Kant nach ſeiner Lehre konſequent ſeyn will, ſo kann er nicht anders als dieſes behaupten. Er ſetzt bekanntlich in der **Kritik der reinen Vernunft** weitläuftig auseinander, daß wir vom Ueberſinnlichen gar keine **Erkenntniß** haben können. Iſt es nun wirklich wahr, daß vom Sinnlichen aufs Ueberſinnliche weder **Schluß** noch **Induktion** gilt, ſo können wir von einer **Gottheit** nichts **wiſſen**; denn, daß Gott überſinnlich ſeyn muß, leugnet niemand. Ich meinerſeits bin zwar Herrn Kants Meinung von der Art wie wir uns von dem Daſeyn einer Gottheit überzeugen können, gar nicht zugethan. (Da dieſer Begriff nichts als der Schlußſtein des Gewölbes ſeiner **Moral** ſeyn und desfalls angenommen werden ſoll.) Noch viel weniger kann ich mit Herrn Fichtens Vorſtellungsart übereinſtimmen. (Welcher den ſtrengen Begriff der **Pflicht**, von dem er, ausdrückſich **ohne Beweis** *) behauptet, daß er in ſeinem Innerſten **aufgeſtellet** ſey, ſeltſamer Weiſe eine **moraliſche Weltregierung** und dieſe Idee **Gott den Regenten der Welt** nennt.) Aber ich kann doch auf keinerley Weiſe einſehen, daß beiderley Arten von Vorſtellungen, ſo wenig ich ihnen beyſtimmen kann, an ſich eben **gefährlich**, noch weniger daß ſie **gemeinſchädlich** ſeyn ſollten. Anſtößig mögen ſie ſeyn. Dieſer Begriff iſt aber ſehr relativ. Es giebt ein gegebenes und ein genommenes Aergerniß.

---

*) Man ſehe die Kritik der praktiſchen Vernunſt S. 250.

Die Philoſophen haben von jeher behauptet, daß wir uns von dem Weſen Gottes keinen objektiven Begriff machen können. Keiner hat geleugnet, daß alles was wir von Gott prädiciren, nur auf menſchliche Art gedacht, nur mehr oder minder **Verſinnlichung** ſey, um mich eines von Herrn Kant in dieſer Rückſicht gebrauchten Wortes zu bedienen. Nun iſt Fichtens Fehler, daß er ſich dergeſtalt in die kritiſche Philoſophie hineinſtudirt und überſtudirt hat, daß er aus großer Liebe zur Konſequenz — weil Kant ſeine Philoſophie mit einem **Faktum des Bewußtſeyns** anfängt, und alſo keinesweges auf einen abſoluten Begriff a priori gründet, — bis zum **abſoluten Setzen des Ichs** fortſchreitet, und dadurch in die abenteuerlichſten Begriffe geräth. Er nimmt das **Setzen des abſoluten Ichs** nicht nur als den Grund aller Philoſophie an, ſondern führt auch dieſen Begriff auf die gezwungenſte und ſpitzfindigſte Art durch ſeine ganze Philoſophie durch, und bringt, ſonderlich in der Sittenlehre, zuweilen ſo ganz ſeltſames Zeug zu Markte, daß man faſt nicht weiß was man von ihm denken ſoll. Er iſt übrigens der allerplumpſte Idealiſt geworden, und geht ſo weit, daß er behauptet, nur das Ueberſinnliche zwinge uns unſerer

---

*) Appellation S. 35.

Sinnenwelt Realität beyzumeſſen *). Dieſer Idealiſmus hat ihn zugleich zum vollſtändigſten Schwärmer **) gemacht. Er behauptet: „Die Sphäre unſerer Erkenntniß

---

*) Er ſagt in der Appellation S. 44; „Was iſt es denn nun das „da macht, daß wir unſere eigenen Produkte für von uns „unabhängige Dinge halten, unſere eigenen Geſchöpfe fürchten, bewundern, begehren, und unſer Schickſal von einem Schein abhängig glauben, den ein einziger Hauch „des freyen Weſens zerſtören ſollte? Das Ueberſinnliche „deſſen Wiederſchein in uns unſere Sinnenwelt iſt, — dieſes iſt es, welches uns hält und zwingt, auch ſeinem Widerſcheine Realität beyzumeſſen."

**) Kant hat ſchon ſehr richtig geſagt: „Der eigentliche Idealiſmus hat jederzeit eine ſchwärmeriſche Abſicht." S. Prolegomena zur Metaphyſik S. 207. Es iſt doch aber auch nicht zu leugnen, daß die Art zu philoſophiren, wornach man die Gegenſtände beſtändig in abſtracto und wie ſie ſich im Gemüthe von vorn zeigen, nie aber in concreto denkt, zumal wenn man ſich beredet, es gebe rein-vonvornige Begriffe, wodurch man abſolute Allgemeingültigkeit in der Sinnenwelt, wider die Erfahrung, erzwingen könne, endlich zum Idealismus und alſo zur Schwärmerey führen muß. In abſtracto denkt man nur Eins auf einmal für ſich betrachtet, und vergißt dadurch zuletzt, daß alles in der Welt Wirkung und Gegenwirkung iſt, ſelbſt in unſerer Denkkraft. Man will alles im Denken auf ein letztes Eins bringen, auf Einen Grundbegriff, auf Einen Urſatz, der ſich ſelbſt beſtimmt; und der wird alsdann freylich wohl das Ich ſeyn müſſen. Kant leugnet am angef. O., daß er einen andern als kritiſchen Idealismus lehre. Ob dieſer, wenn man alle Folgerungen welche Kant nach und nach macht, mit ſeinen reinen Prämiſſen genau vergleicht, völlig konſequent befunden werden möchte, oder wenn er konſequent iſt, nicht noch

„wird beſtimmt durch unſer Herz" (S. 60), ja ſogar: „das Herz liegt höher als alles Denken." Dem zufolge iſt ihm „das menſchliche Thun und Treiben zum Ekel ge-

---

zu einem Idealismus anderer Art führe, ſey dahin geſtellt. Genug Kant lenkt ein, und giebt das objektive Daſeyn der Dinge außer uns zu, ob wir gleich außer dem Daſeyn von ihnen nichts wiſſen ſollen. Fichte aber iſt überkonſequent, ſo daß ihm endlich gar nichts übrig bleibt als ſein eigenes Ich und das Ueberſinnliche, und daß er ſich, luſtig genug, in lauter Konſequenz verwirrt, und durch das Uebermaß ſeiner vonvornigen Vernunftgebote einer der plumpſten Schwärmer wird. Herr Kant ſagt S. 222 des oben angeführten Buchs: „Schwärmerey die in einem aufgeklärten Zeitalter „nicht aufkommen kann, als nur wenn ſie ſich hinter eine „Schulmetaphyſik verbirgt, unter deren Schutz ſie es wagen darf, gleichſam mit Vernunft zu raſen, wird durch „die kritiſche Philoſophie aus dieſem ihren letzten Schlupf„winkel getrieben." Wollte Gott, es wäre ſo! Aber wir haben in dieſem Zeitalter nicht nur Lavaters und Schröpfers und Meßmers Schwärmereyen, ohne alle Metaphyſik und Vernunft. Wir haben nicht nur Eckartshauſens vernunftloſe Schwärmereyen hinter dem Schutze einer tollen Metaphyſik, die nicht einmal die ſchlechteſte Schulmetaphyſik genannt zu werden verdient. Wir haben auch noch die Schwärmerey Fichtens die geradezu aus der kritiſchen Philoſophie entſtanden iſt, und recht behagliche Schlupfwinkel darin findet. Und was iſt denn Beck's und Salat's oben S. 61 und 62 angeführte Weigerung, Gründe von ihren vonvornigen kritiſchen Behauptungen anzugeben, wogegen ſie ſich auf den eingebildeten urſprünglichen Vernunftgebrauch und auf ihr Inneres berufen, anders, als klare kritiſch-philoſophiſche Schwärmerey? welche aller gründlichen Philoſophie ein Ende macht.

„werden. Bloß durch die Anſicht der Pflicht wird es ihm erträglich“ (S. 18). „Sein Sehnen heiſcht Befreyung „von den Banden der Sinnlichkeit“ (S. 29). „Seine „Abſicht geht auf das Ewige welches nie erſcheint“ (S. 49). Die Selbſtgenügſamkeit nennt er Seligkeit — worunter er aber ſchlechterdings nicht irgend eine Art von Genuß will verſtanden wiſſen. Auch wider den allerintellektuelleſten Genuß eifert er gewaltig; denn aller Genuß iſt ihm „ſinnlich und fleiſchlich und bringt um die Seligkeit“ (S. 36). Man ſieht wohl, der ehrliche Mann iſt ein durch trübe Spekulation verwahrloſeter philoſophiſcher Rombabus. Weil ihm alles Thun und Treiben der Menſchen in dieſer Sinnenwelt anekelt, und der arme Tropf alſo nicht genießen kann; ſo ſteht er mit ſeinem Säbel der Pflicht vor unſerm intellektuellen Genuſſe, wie der Verſchnittene vor dem Harem, der ſelbſt nicht genießen kann und andere zu genießen hindert. Er dagegen lebt ganz im Ueberſinnlichen. „Dieſe Welt iſt nicht ſeine Heimath“ (S. 86). „Die überſinnliche Welt iſt ſein Geburtsort „und einziger feſter Standpunkt.“ Dieſe überſinnliche Welt iſt nehmlich bloß ein Traum transſcendentaler Ideen ſeines abſoluten Ichs. Darin hat er, wie er ſagt, auch einen Zweck (S. 41), — vermuthlich zu genießen; denn das höchſte Gut wird doch dort wenigſtens ſeyn!

Da nun Herr Fichte ſo ganz anders denkt als wir übrigen vernünftigen Menſchen, wie kann man von ihm fordern daß er auf unſere Art ſich einen Begriff von Gott machen ſoll? — „Er läugnet Gott als eine beſondere Subſtanz,“ weil nach ihm ein ſubſtantieller Gott nothwendig ein im Raume ausgedehnter Körper iſt (S. 61). Einen Gott im Raume (ſonderlich im Raume nach Kantiſchem Begriffe) läugnen wir alle. Wenn alſo Herr Fichte, im Uebermaße ſeiner **Ichphiloſophie** den **Begriff der Exiſtenz** einer **Subſtanz** nicht von dem **Begriffe des Raumes** und der **Zeit** zu trennen weiß (S. 59), ſo iſt ihm freylich eben ſo wenig zu helfen, als wenn er in dieſem Leben ſchlechterdings nicht genießen will. Dennoch hat er ſich überhaupt (S. 53) über die Exiſtenz Gottes noch etwas näher erklärt. Er ſagt: „Nach mir iſt die **Beziehung** der Gottheit auf uns als ſitt„liche **Weſen** das unmittelbar Gegebene; ein **beſonderes** „**Seyn** dieſer Gottheit wird **gedacht** lediglich zufolge unſers „**endlichen Vorſtellens**." Geſetzt, daß dieſe Begriffe nicht konſequent, nicht deutlich entwickelt wären; will man deswegen jemand für einen **gefährlichen** und **gemeinſchädlichen** Menſchen halten, weil er Trugſchlüſſe macht und etwa wildſchwärmend in dieſem Leben keine **Heimath** zu haben glaubt, aber ſich ſolange er hier lebt an die **Pflicht** halten will, die er in ſeinem **Innerſten** aufgeſtellt glaubt, die er (freylich durch einen ſeltſamen Sprung im Denken) ſeinen **Gott** nennet, den **Regenten** der **überſinnlichen Welt** (S. 68), dem er aber deswegen die **ſinnliche Exiſtenz** abſpricht, weil er ſich keinen **Begriff** von **Exiſtenz** außer im **Raume** machen kann, und weil er glaubt, **Gott** ſey eine **unmittelbar** gegebene **Beziehung** auf unſer **ſittliches Weſen**, „und ein **beſonderes Seyn** dieſer Gottheit werde ge„dacht lediglich zufolge unſers **endlichen Vorſtellens**?" Das letztere iſt wahr; denn wie könnten wir **Gott** und ſeine **Exiſtenz** anders **denken** als zufolge unſers **endlichen Vorſtellens**? Daß ſich Herr Fichte nun einbildet, **Gottes Beziehung** auf unſer ſittliches Daſeyn ſey nicht eben ſo **gedacht** wie Gottes Exiſtenz, ſondern **unmittelbar gegeben**, iſt eine unphiloſophiſche Schwärmerey; daß ſie aber etwas mehr als Achſelzucken verdiene kann ich nicht finden. Er ſagt S. 88.: „Der Mittelpunkt des Streits zwiſchen

„mir und meinen Gegnern iſt der, daß wir in zwey verſchiedenen **Welten** ſtehen, von zwey verſchiedenen „Welten reden.“ Eigentlich iſt wohl der Fall, daß der gute Mann in dieſer **wirklichen Sinnenwelt** ſteht, und in einer **eingebildeten** überſinnlichen Welt zu ſtehen glaubt. Aber der ganze Streit, um auszumachen ob Fichtens Gott ein Gott iſt, wird doch zuletzt auf die ſubtilen Begriffe von Subſtanz, Raum, **Zeit, Ueberſinnlichen** und Realität herauslaufen. Ueber dergleichen halbverſtandene Subtilitäten können die philoſophiſchen Menſchen oft ſehr grimmig an einander gerathen; aber ſo viel ich einſehe, wird der Streit nicht ſo leicht dem Staate gefährlich werden. Alſo ſcheint es mir: **Ein guter Schriftſteller** iſt Herr Fichte nicht, aber bey ſeiner Lehre kann er bloß in ſofern er Schriftſteller iſt, noch ſehr wohl ein **guter Bürger** ſeyn, ob er gleich ein ſehr verwirrter Philoſoph iſt.

Ich habe nie **theoretiſche Atheiſten** für an ſich ſchädlich im Staate gehalten, am allerwenigſten ſcheint es mir, kann man einen Mann wie Fichte der auf die Beobachtung der Pflicht ſo ſtrenge dringt und die Pflicht ſeinen Gott nennt, bloß wegen ſeiner Begriffe von Exiſtenz und Raum; für einen ſchlechten Bürger des Staats halten. Der praktiſche Atheiſt, welcher ohne **Unterſuchung** von keinem Gott etwas wiſſen will und ſo lebt als wäre kein Gott, kann leicht dem Staate ſehr ſchädlich werden; und wider dergleichen iſt doch kein Verbot. Der bloße **theoretiſche** Atheiſt hat ein **Verlangen** nach der Idee eines höchſten Weſens, nur kann er die Idee nicht finden. Iſt dieſer nicht ſchätzbarer als jener? Iſt er nicht, wenn er ſeine Pflicht thut, ein guter Bürger, welches jener nicht iſt? Der ernſthaft unterſuchende Menſch ſollte, meines Erachtens, dem Staate werther ſeyn, als der Blindglaubende auf bloße Autorität annehmende Menſch; denn jener entwickelt Geiſteskräfte welche indirekte dem Staate wenigſtens zu Gute kommen können, dieſer entwickelt nichts, ſondern lebt im trägen Hinbrüten. Der Unterſuchende kann ſich verirren — wohl uns, wenn jeder von uns dieſe Ueberzeugung von ſich ſelbſt hat; — aber derjenige welcher einen Weg ſucht, iſt ſchätzbarer, als der, welcher hingeſtreckt in ſeiner Faulheit bleibt. Was **Kant** für Hume ſagt *), ſollte billig auch für Fichte gelten. Hume's Schriften ſind nie verboten worden, und alle Lehren die er beſtritten hat, ſind geblieben und haben gewonnen.

Muß man nun an demjenigen, welcher ſich von dem Weſen Gottes einen andern Begriff macht, immer die Redlichkeit der Abſicht ehren, muß man ſeine Verirrungen in dem Laufe ernſthafter Unterſuchung mit der Schwäche der menſchlichen Erkenntniß entſchuldigen; ſo können wir ihn nicht verdammen. Wenn wir doch, ſobald uns die Neigung antreten ſollte, einen Menſchen der über Gott anders denkt wie wir, zu verdammen, unſere eigenen Begriffe von Gott genau unterſuchen möchten, ob ſie denn auch gewiß ſo ganz abſolut konſequent ſeyn möchten! Wenn wir doch nicht vergeſſen möchten, daß wir uns den erhabenen Begriff Gott nicht ohne irgend eine Vermenſchlichung, Verſinnlichung lebhaft denken können! Sollten wir jemand verdammen weil er die Idee anders vermenſchlicht? Uns allen dient dieſe erhabene Idee, uns in dem was wir in dieſer Welt ſind und ſeyn ſollen zu befeſtigen. Der verewigte Lichtenberg *) ſagt vortrefflich: „Es giebt der Häkchen „um Troſt daran zu hängen, viel mehr als man glaubt. „Der Eine erkennt ſeinen Gott in den Diktaten der Vernunſt, der andere wird an dem Gängelbande eines „Gleichniſſes geleitet, zu gleichem Zwecke, ein Dritter „durch die Einrichtung des großen Weltgebäudes. „Man verachte ums Himmels willen dieſe Mittel zur Tugend „nicht! Mitten in ihnen lebt und webt immer die allgemeine „Hauptkraft, die Tauſenden nur unter einem Bilde „verſtändlich wird, und ohne die Einkleidung gewiß nie erkannt werden würde.“

---

*) „Laßt dieſe Leute nur machen; wenn ſie Talent, wenn ſie „tiefe und neue Nachforſchung, mit einem Worte, wenn ſie „nur Vernunft zeigen, ſo gewinnt jederzeit die Vernunft.“ S. Kritik der reinen Vernunft, S. 774. — Und wenn dergleichen Leute keine Vernunft zeigen? — Sollten ſie dann gefährlicher ſeyn? Wohl nicht, ſo lange man noch über ſie lachen kann.

Auch dieſe Betrachtung kann, in gewiſſer Rückſicht, Herrn Fichte zu Statten kommen. Sucht er eine Idee von Gott, und kann keine andere finden; wollen wir ihn deshalb für verdammlich halten, weil er nicht auf unſere Ideen zu kommen weiß? Sein Gott wird ihm nicht in den Diktaten der Vernunft gegeben wie dem Kantianer, er giebt ihn ſich ſelbſt in dem Begriffe der Pflicht, die er in ſeinem Innerſten aufgeſtellt glaubt, welchen Begriff er den Regenten der Welt nennt, und ſich daraus eine moraliſche Weltregierung bildet. Laßt uns alles abſondern, was dieſer Begriff bey Herrn Fichte Schwärmeriſches und Inkonſequentes hat, und wir können ihn wenigſtens an ſich nicht verdammungswürdig finden. Er will ihn zum Mittel der Tugend brauchen. So wie ſich nun einmal ſeine Begriffe verwirrt haben, hat er kein anderes Mittel. Braucht er ſeinen Begriff von Gott nicht als Mittel zum

Troſte,

---

*) Man ſehe Lichtenbergs Göttingiſches Taſchenbuch für 1799 S. 226.

Egoiſte, weil er ſich ſelbſt genug zu ſeyn glaubt? — Es ſcheint doch beynahe dies ſey der Fall, weil er ſich dadurch über das ihm ekelhafte **Treiben** und **Thun** der Menſchen zufrieden ſtellt. Wenigſtens wenn er einmal Troſt braucht, wird er auch in dieſem Begriffe ſchon ein Häkchen finden. Hätte ſich Fichte weiter nichts zu Schulden kommen laſſen, als daß er dieſe verwirrte und inkonſequente aber gutgemeinte Meinung von einem innern Regenten der **Welt** vorgetragen hätte, als ſeine Vorſtellungsart, und mit der nöthigen Beſcheidenheit und Behutſamkeit; hätte er ſich dabey ſo wie Kant, erinnert, daß die **achtungswürdige Menge** von jedem Einzelnen geſchont zu werden verdient: ſo wäre er ſehr zu entſchuldigen. Er machte (in dem konfiſcirten 1ten Stücke ſeines Journals S. 10) die Worte Schillers — das Erhabenſte was ein Dichter über Gott ſagen kann, — zu ſeinem Glaubensbekenntniſſe:

Ein Gott iſt, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menſchliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume ſchwebt
Lebendig der höchſte Gedanke;
Und ob alles in ewigem Wechſel kreiſt,
Es beharret im Wechſel ein ruhiger Geiſt!

Wer ſo denkt, den mag verdammen wer will, ich kann es nicht. Lehret er wirklich ſo, lebt er ſo wie er lehret, nach **Pflicht** und Gewiſſen, ſo kann er ein guter **Bürger** des Staats ſeyn und bleiben.

Wäre doch Herr Fichte in der billigen Vertheidigung ſeiner Meinung von Gott, bey der Anwendbarkeit derſelben auf ſeine Grundſätze und bey dem was er als **Bürger** des Staats zu thun die **Pflicht** hat, ſtehen geblieben!

Aber leider! dieſe beſſere Seite von Herrn Fichtens

Appellation ans Publikum iſt nur die kleinere und geringere. Dieſe Schrift hat eine ſehr ſchlechte Seite, wodurch Herr Fichte zu ſeinem eigenen Schaden ſeine Sache beym unparteyiſchen vernünftigen Publikum wieder verdirbt. Es iſt als ob in dem übrigen Theile der Schrift ein ganz anderer Mann redete, als der, welcher ernſthaft und geſetzt, in einem kleinen Theile derſelben zeigt, daß ſeine Lehre von der Pflicht, welche er ſich (obgleich durch die verwirrteſten willkürlichſten Begriffe) als von Gott entſproſſen denkt, ſein Syſtem unſchädlich mache. Man muß dieſen andern Mann wahrlich auch ganz anders beurtheilen.

Zuerſt ſein unbändiger Idealismus. Ich muß ihn unbändig nennen; denn er iſt nichts weniger als mit Konſequenz oder Ordnung vorgetragen. Es iſt nichts als wilde Rechthaberey; denn Herr Fichte hat ja laut geſagt, daß er alle andere philoſophiſche Begriffe umkehren und ausrotten will, und daher geräth er gewöhnlich in heftige Leidenſchaft, ſobald man ihm widerſpricht. Dieſe Unbändigkeit, wornach durchaus alles was er denkt und träumt unwiderſprechlich wahr ſeyn ſoll, führt ihn zu den plumpſten Machtſprüchen. Z. B. davon, daß „unmittelbar in ſeinem Innerſten eine „Heilsordnung aufgeſtellt iſt, vermöge welcher die Pflicht „lediglich um der Pflicht willen geſchehe,“ giebt er gar keinen Beweis, ungeachtet er dieſe Heilsordnung — ebenfalls ohne weitern Grund — die moraliſche Weltregierung — und Gott nennet. Er will auch ſogar keinen Beweis geben. Er ſagt (S. 55) in dem wildeſten ſchwärmeriſchen Tone: „Kurz, es iſt ſo, es iſt ſchlechthin ſo, es „iſt ohne Beweis ſo; ich weiß es unmittelbar, ſo gewiß „als ich irgend etwas weiß, ſo gewiß als ich von mir ſelbſt „weiß.“ Iſt das die Rede eines Philoſophen? Sie klingt wie die Rede eines blödſinnigen Kranken, der ſich einbildet, Seine Leber ſey ſo groß als ein Kalb und hange an ſeiner Naſe. Ein ſolcher weiß das auch ſo gewiß als er irgend etwas weiß. Und eben dieſer ſeynwollende Philoſoph, der uns ausdrücklich verſagt, ſeine Heilsordnung nehme er ohne Beweis an, und wir wären Thoren und garſtige Menſchen, wenn wir ſie ohne Beweis nicht annehmen wollten, ſagt wieder S. 54: „Er läugne geradezu die Exiſtenz der Sinnenwelt als unabhängig von unſerer Vorſtellung, und „dieſe Vorſtellung“ (der Sinnenwelt) „als unabhängig von „unſerer moraliſchen Beſtimmung;“ und ſo verlangt er mit wildem Triumphe: (S. 55) „Wir ſollen ihm erſt die „Exiſtenz der Sinnenwelt beweiſen,“ da er doch erklärt, das was er unſere moraliſche Beſtimmung nennt, ſey ohne Beweis wahr. Kann etwas ſinnloſer und widerſprechender ſeyn? Das erſte und höchſte, was er annimmt, ſoll keines Beweiſes bedürfen und keines Beweiſes fähig ſeyn, weil es ihm unmittelbar in ſein Herz gegeben wäre; was aber dem geſunden Menſchenverſtande doch wohl unmittelbar in der Anſchauung gegeben iſt, ſoll erſt bewieſen werden. Bedarf dies noch eines Beweiſes; nun ſo muß er vielmehr erſt ſein unmittelbar Gegebenes beweiſen.

Aus dieſem Idealismus entſpringt nun eine wahre Mönchsmoral. Das Leben in dieſer Welt ſoll gar nichts ſeyn, es ekelt ihn an, er lebe bloß im Ueberſinnlichen, gerade wie ein Jünger des Heil. Bruno, der auch der Pflicht der Karteuſerregel folgt und in Seligkeit des Ueberſinnlichen ohne Genuß ſchwebt. Dabey will Herr Fichte ſich S. 97 die zutrauliche Miene geben, als wenn er für ſeine Grundſätze „durch keinen Parteynamen bezeichnete ganz unverdächtige Theologen als ſeine Gewährsmänner „anführen könnte,“ als ob ſeine verwirrte Ideen mit den

„Grundſätzen des ehrwürdigen Vaters Spalding und den „Predigten des geiſtvollen und gründlichen Mannes „Reinhard" übereinſtimmen, deren Grundſätze doch in aller Betrachtung von den ſeinigen ſo ſehr unterſchieden ſind. Dieſe offenbare Heucheley iſt eines Philoſophen ganz unwürdig, und iſt eben ſo abſurd, als wenn Schaumann ſein Moralgeſetz der Ichlehre im Vaterunſer finden will.

Und daß dieſe myſtiſch-idealiſtiſche Mönchsmoral, die ſich auf die Idee eines weltregierenden Gottes ohne Exiſtenz gründet, die einzig wahre ſey, davon iſt Herr Fichte ſo ſicher, daß er gewiß iſt — vermuthlich doch auch ohne Beweis — wir Alle werden zu ſeiner Meinung übergehen. — Zehn Jahre giebt er uns noch Friſt. Jetzt verſtehen wir ihn nur nicht (wie er es nach dem gewöhnlichen kritiſchen Sprachgebrauche ausdrückt), und im Grunde warten wir nur eine gelegenere Zeit ab, um uns für ihn zu erklären. Man denke nicht, daß ich etwas übertreibe. S. 96 ſagt Herr Fichte folgendes von ſeinen Gegnern: „Endlich regt „ſich doch — ich weiß das ſicher und kann es wiſſen — „ſelbſt in ihrem eigenen Innern in Geheim der Zweifel, ob „ich nicht doch recht haben dürfte; und ſie mögen — ich „weiß das ſicher — nicht ihr ganzes Glück*) in Zeit und „Ewigkeit daran ſetzen, daß ich gewiß unrecht habe: ei„gentlich, wenn ſie ſich recht prüfen, werden ſie finden, daß „ſie nur eine gelegenere Zeit abwarten wollen, um die „Sache zu überlegen. Nun ſo erwarten ſie dieſe gelegnere „Zeit!" — und S. 100 ferner:

„Nur eine kurze Friſt erbitte ich mir. Wenn nicht „nach einem Jahrzehend die größere Menge der guten „Köpfe und Herzen auf meiner Seite ſeyn werden,

---

*) S. 66 giebt es, nach Herrn Fichte, keine Glückſeligkeit; alſo hätten wir ja nichts daran zu ſetzen.

„wenn dann nicht ſelbſt viele, die jetzt gegen mich eifern, ganz meiner Meinung, und die andern wenigſtens gemäßigter ſeyn werden; — dann will ich kein Wort weiter ſagen.“ Es iſt auch Herrn Fichtens völliger Ernſt, daß wir jetzt nur ihn und uns ſelbſt nicht verſtehen. Er verſichert S. 91: „daß er uns ſchwer nachweiſen kann, daß wir leere und unverſtändliche Worte vorbringen.“ Die Urſache iſt: „Weil wir in derjenigen Höhe der Spekulation, in welcher die Unverſtändlichkeit unſerer Behauptungen erhellet, größtentheils ſelbſt nichts mehr verſtehen.“ Aber Herr Fichte ſteht auf der höchſten Höhe und verſteht ſich!! — oder — ſollte er ſich etwa in ſeiner hohen Spekulation ſelbſt nicht verſtehen, ſo geht es ihm wie Sancho Panſa, welcher ſagte:. Wenn ich mich nicht verſtehe, ſo verſteht mich Gott! — Dies iſt um ſo viel leichter, da Herr Fichte ja den Regenten der Welt in ſich ſelbſt hat!

Indeß, in zehn Jahren bekehren wir uns gewiß zur Ichheit des Herrn Fichte, und gewiß nicht durch einen Beweis! Denn ein Beweis geht bekanntlich Schritt vor Schritt, und Herr Fichte berichtet, der Uebergang zu ihm müſſe durch eine Wiedergeburt geſchehen, die ein Sprung iſt. Er ſagt S. 94: „Es giebt von der Sinnlichkeit zur Sittlichkeit keinen ſtetigen Uebergang, der etwa durch die äußerliche Ehrbarkeit hindurch gehe; die Umänderung muß durch einen Sprung geſchehen, und nicht bloße Ausbeſſerung, ſondern gänzliche Umſchaffung, ſie muß Wiedergeburt ſeyn.“

Das laß mir einen Salto mortale ſeyn, hinauf auf die Höhe der Spekulation! — Ich frage nochmal: bis wohin führet die kritiſche Philoſophie? Ich thue ihr nicht Unrecht, ſie zur Verführerinn Fichtens zu machen. Denn noch jetzt wird Herr Fichte mit allen dieſen ſo ſpitzfindigen als verwirrten Begriffen und Urtheilen von einer Menge kleiner Philoſophen, welche ſich ſehr krittich zu ſeyn dünken, als ein großer **Denker** verehrt, der vollendet hat was Kant anfing.

Aber das **Allerſchlimmſte** iſt, daß dieſer **vermeinte** groß- aber ſehr **verwirrte Denker** ſich noch dazu als **höchſt intolerant** und **wüthend einſeitig** zeigt. Die Beweiſe davon werden jeden meiner Leſer in Erſtaunen ſetzen, welcher etwa die Appellation nicht ſelbſt geleſen hätte. Auch hier handelt Herr Fichte **wider ſeine eigene Grundſätze** und **wider ſeine eigene Forderungen an andere.**

S. 91 klagt er die **erhitzten feindlichen Gemüther** an, welche über viele ſeiner Schriften hergefallen ſeyn ſollen. Er ſetzt hinzu: „Ach! daß das edle Ringen um Wahrheit in „**perſönliche Gehäßigkeit** ausarten kann!“ — Er ſagt S. 4, um einzuleiten, daß er ſich wegen **der Beſchuldigung des Atheismus** vertheidigen müſſe: „**Die Beſchuldigung** „**der Gottloſigkeit ruhig ertragen**, iſt ſelbſt eine der ärg„ſten **Gottloſigkeiten.** Wer mir ſagt: **Du glaubſt keinen** „**Gott**, ſagt mir: Du biſt zu dem was die Menſchheit ei„gentlich auszeichnet, und ihren wahren Unterſcheidungs„charakter ausmacht, unfähig; **Du biſt nicht mehr als ein** „**Thier.**“ Und S. 6, 7 ſagt er: „Wer mir ſagt: **Du biſt** „**ein Atheiſt**, lähmt und vernichtet mich **unwiderbring**„**lich**, wenn er Glauben findet. Ich konnte zu dieſer Be„ſchuldigung nicht ſtillſchweigen, ohne mich der **ſichtbarſten** „**Gefahr für bürgerliche Exiſtenz**, für **meine Freyheit**, „vielleicht für **mein Leben** auszuſetzen.“

Eben dieſer Mann, welcher es für die größte Abſcheulichkeit ausgiebt, jemand des Atheismus zu beſchuldigen, welcher vorgiebt, auf dieſe Beſchuldigung folge „die ſichtbar„ſte Gefahr für **bürgerliche Exiſtenz**, für **Freyheit** und

„vielleicht für Leben,“ läßt ſich von blindem **Zorne**, und von dem Dünkel daß ſeine verwirrte Idee von **Gott**, welche er ohne Beweis annimmt, die **einzig wahre Lehre** ſey, ſo weit hinreißen, daß er, alle Beſcheidenheit und Billigkeit aus den Augen ſetzend, in dieſer ſeiner **Vertheidigungsſchrift** von denen **die anders über Gott denken als er**, folgendes ſagt:

S. 3. „Ich habe Sätze aufgeſtellt, die von einer gewiſſen **abgöttiſchen und atheiſtiſchen Partey** unter uns atheiſtiſch genannt werden.

Seite 54 — 56. „Ich habe das Recht, dafür zu halten, daß man ſeinen **geſunden Verſtand verlieren** müſſe, um wie die an Gott zu **glauben**, welche aus der **Exiſtenz** und **Beſchaffenheit** und weiſen **Einrichtung** einer **Sinnenwelt** auf das **Daſeyn** und die **Eigenſchaften Gottes** ſchließen.“ *)

---

*) Von den unzähligen Widerſprüchen in dieſer verwirrten Schrift will ich hier nur Einen anführen. S. 9, wo Herr Fichte von den Urſachen ſpricht, ſich zu verantworten, ſagt er: „Vanini zog aus dem Scheiterhaufen auf welchem er eben als **Atheiſt** verbrannt werden ſollte, einen Strohhalm und ſagte: Wäre ich ſo unglücklich an dem Daſeyn Gottes zu zweifeln, ſo würde mich dieſer Strohhalm überzeugen. Armer Vanini, daß du nicht reden konnteſt, ehe du an dieſen Platz kameſt! Ich will es thun, noch ehe mein Scheiterhaufen gebauet iſt.“ Nach S. 56 müßte Vanini aber, da er den Strohhalm als einen Beweis des **Daſeyns Gottes** betrachtete, ſeinen **geſunden Verſtand** verloren gehabt haben, und da er aus der Weisheit gewiß auf die Wohlthätigkeit Gottes ſchloß, ſo wäre er nach S. 67 ein Atheiſt und Götzendiener geweſen. Und doch nahm Vanini die Exiſtenz Gottes an, und Herr Fichte, welcher die Exiſtenz Gottes, außer ſeiner Idee, **läugnet**, will kein Atheiſt ſeyn.

Seite 63. „Ihr **Endzweck** iſt immer **Genuß**, ob ſie denſelben nun grob begehren, oder noch ſo fein ihn geläutert haben. — Sie kennen nichts als Genuß. — Daß der Erfolg ihres Ringens nach dieſem Genuſſe von etwas **Unbekanntem** abhängt, das ſie Schickſal nennen, können ſie ſich nicht verhehlen. Dieſes Schickſal perſonificiren ſie, und das iſt ihr **Gott**, der Geber alles Genuſſes“ u. ſ. w.

S. 65. 66. „Und dadurch legen ſie denn ihre **radikale Blindheit** über geiſtliche Dinge, ihre **gänzliche Entfremdung** von dem **Leben** das aus **Gott** iſt, völlig an den Tag. Wer da Genuß will, iſt ein ſinnlicher **fleiſchlicher Menſch** der **keine Religion** hat und **keiner Religion** fähig iſt. — Wer **Glückſeligkeit** erwartet, iſt ein mit ſich ſelbſt und ſeiner ganzen Anlage unbekannter Thor. **Es giebt keine Glückſeligkeit, es iſt keine Glückſeligkeit möglich**; die Erwartung derſelben und ein Gott den man ihr zufolge annimmt, ſind **Hirngeſpinnſte**. Ein **Gott** der der Begierde dienen ſoll, iſt ein **verächtliches Weſen**. — Ein ſolcher **Gott** iſt ein **böſes Weſen**, denn es unterſtützt und **verewigt** das **menſchliche Verderben** und die **Herabwürdigung der Vernunft**. Ein ſolcher Gott iſt ganz eigentlich **der Fürſt der Welt** der ſchon längſt durch den Mund der Wahrheit, welchem ſie die Worte **verdrehen**, gerichtet und verurtheilt iſt. Ihr **Dienſt** iſt **Dienſt dieſes Fürſten**. Sie ſind die **wahren Atheiſten**, ſie ſind **gänzlich ohne Gott**, ſie haben ſich einen heilloſen **Götzen** geſchaffen. — Das Syſtem, in welchem von einem übermächtigen **Weſen Glückſeligkeit** erwartet wird, iſt das Syſtem **der Abgötterey** und des **Götzendienſtes**.“

S. 68. 69. „Was ſie **Gott** nennen, iſt nur ein Göz

„ze — der heilige Namen Gottes kommt ihm nun einmal nicht mit Rechte zu.“

Man möchte kaum ſeinen eigenen Augen trauen, wenn man ſolche **Gegenbeſchuldigungen** lieſet. Dieſe ſinnlos und mit Wuth klagende, mit Heucheley ſich an die Theologen anſchließende *), mit Sophiſterey fremde Meinungen vergiftende Stimme iſt nicht die beſcheidene Stimme der ſich vertheidigenden unterdrückten Unſchuld; es iſt die Stimme des wieder aufgeſtandenen ketzermachenden **Melchior Goeze**, der alle anders Denkende für Diener des Teufels erklärte.

Wer kann, wenn er auch noch ſo geneigt wäre, Herrn Fichtens Sache, als die Sache eines verfolgten Mannes, von der gelindeſten Seite zu betrachten, ſolche ungezogene Ausfälle entſchuldigen? Alſo! indem Herr Fichte alle die anders denken als er, Atheiſten ſchilt, will er ſie der ſichtbarſten Gefahr für **bürgerliche Exiſtenz, Freyheit** und Leben ausſetzen, will ſie lähmen und **unwiederbringlich** vernichten? Wohin hat er gedacht? Entweder er iſt nicht in Gefahr; oder er ſetzt andere in Gefahr! Kann wüthende Leidenſchaft blinder ſeyn? Kann ein Mann, der doch ein Philoſoph ſeyn will, weniger die Folgen deſſen was er ſchwatzt

---

*) Daß Herr Fichte uns einbilden will, wie ſchon oben S. 18 angeführt iſt, die Theologen Spalding und Reinhard wären eben der Meinung wie er, iſt Heucheley und Inkonſequenz zugleich. Denn Herr Spalding und Reinhard leiten ja von der Exiſtenz und der Ordnung der Sinnenwelt die Exiſtenz eines weiſen und wohlthätigen Gottes her, erwarten von ihm Glückſeligkeit, und wollen auch deſſen Gaben dankbar genießen; alſo müßten ſie, nach Herrn Fichtens vorigen Behauptungen, ihre geſunde **Vernunft verloren** haben, müßten Atheiſten und Götzendiener, folglich Thiere ſeyn! Und doch will er ſich jetzt an ſie ſchließen?

überlegen? Alſo alle die edlen Leute aller Jahrhunderte, welche aus der Weisheit der Schöpfung auf das Daſeyn Gottes und zwar eines **wohlthätigen Gottes** ſchloſſen — **Newton und Leibnitz** mit einbegriffen — hätten **keinen geſunden Verſtand** gehabt, wären nichts **mehr als Thiere** geweſen? — denn ſie waren nach Herrn Fichte **Atheiſten** und **Götzendiener**, hatten **keine Religion** und waren **keiner Religion** fähig!

Solche Beſchuldigungen der **Irreligion** kamen ſonſt nur von **wüthenden Ketzermachern**, hier kommen ſie von einem Manne welcher der erſte **Philoſoph in Deutſchland** ſeyn will. Und mit welcher **niedrigen Sophiſterey** vergiftet er Anderer Meinung! Die Glückſeligkeit die wir vom **höchſten Weſen** erwarten, ſoll **Begier, Genuß** ſeyn, als wäre nur von **körperlichem Wohlbefinden** die Rede. Gerade, als könnte man nicht die **Idee** Gottes als eine **nothwendige Idee faſſen** und ſich dennoch dabey das höchſte vollkommenſte Weſen, als **wohlthätig** im edelſten Sinne **denken**! — Der Gott aller Menſchen die nicht wie **Fichte** und ſeine paar Anhänger **denken**, ſoll ein **böſes verächtliches Weſen ſeyn**! **eine Ausgeburt des menſchlichen Verderbens, die das menſchliche Verderben verewigt**! — Das iſt Herr Fichte unverſchämt genug zu ſagen, ohne nur Einmal ernſtlich zu bedenken ob ſeine **Intoleranz**, wenn ſie allgemein würde, etwas am menſchlichen Geſchlechte **verderben** könnte.

Und auf welche unwürdige feindſelige Art **verdrehet** er offenbar die Meinungen der Andersdenkenden? S. 60 ſagt er von uns andern: „Warum iſt ihnen denn **das** „Ueberſinnliche **nichts**, für ſie **gar nichts**, auch „nicht ſeiner **Möglichkeit nach vorhanden**?“ — Wie kann Herr Fichte ſo ſinnlos reden? Oder wenn er bloß den Begriff der Pflicht für das Ueberſinnliche hielte, iſt er wohl unvernünftig genug allen denjenigen die nicht von Gott ſo denken wie er, auch die gewiſſenhafte Beobachtung der Pflicht abſprechen zu wollen? – Seine Worte lauten mehrmal ſo feindſelig. — Eben ſo heißt es S. 71: „In dieſem Syſteme „iſt immer nur die Rede von Gottes Güte, — **ohne auch** „nur einmal ſeiner **Gerechtigkeit** zu erwähnen. Da iſt „ihm alles einerley, er läßt ſich alles gefallen, und muß „ſich alles gefallen laſſen: und was die Menſchen auch „thun mögen, er iſt mit ſeinem **Seegen** immer hinter„drein.“

Und ſolcher ſchändlichen Verläumdungen (man muß billig den rechten Namen nennen) gegen die Moral und Religion von Millionen Menſchen, und ſelbſt gegen die Religion der Einwohner des Staats der Hrn Fichte Schutz giebt und ihm einen Theil des Unterrichts der Jugend anvertraut, macht ſich ein Mann ſchuldig, welcher ein Philoſoph heißen will, und ein recht großer Philoſoph! Iſt dies eine Folge des hohen Gebots des kategoriſchen moraliſchen Imperativs? Wahrlich! er hat noch bey keinem einzigen von denen, welche ſo ungeſtüm über ſeine **ausſchließende** moraliſche Kraft ſchrieben, eine **vorzügliche** Wirkung gezeigt. Sind dies die Früchte der **Heilsordnung** welche in dem Innern des Herrn Fichte aufgeſtellt iſt? O! wenn **die Welt** durch die **moraliſche Regierung** nicht beſſer regieret wird, als Herr Fichte ſelbſt, ſo wird es unter dieſer Regierung ſehr ſchlecht ſtehen, mit Welt und mit Moral! — Solcher Dünkel, ſolche **Intoleranz** muß aber nothwendig erfolgen wenn eine philoſophiſche Partey ganz vergißt, daß es dem Geiſte der ächten Philoſophie gemäß iſt, zwar ſo viel möglich nach Gewißheit zu ſtreben, aber auch der Meinung und dem guten Willen der Andersdenkenden Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen; wenn ſie ſich einbildet, ſie allein beſitze den **urſprünglichen Vernunftgebrauch** wodurch ſie auch **ohne Beweis** alles in ihrem **Innern** gewiß wiſſen könne, und ſich daher vermißt **alle andere** Denkungsarten **umzukehren** und **auszurotten.**

Dieſe Intoleranz abgerechnet, kann man jedem Menſchen ſeine Idee laſſen, welche er ſich von Gott macht. Sobald es nur auf vernünftige Unterſuchung und gute Abſicht angeſehen iſt, ſo wird keine Meinung ſo irrig ſeyn, welche nicht ihre gute Seite hätte. Dies behauptet auch Kant. Es mag nun dieſe ſeine Meinung bey ihm auf **kategoriſchem** oder **pragmatiſchem** Principe beruhen, genug er hat dieſe Meinung an mehrern Orten ſeiner Schriften deutlich zu erkennen gegeben, mit einer Vorſicht und Beſcheidenheit, welche ihm Ehre macht. Wenn Fichte von **Atheiſten** und **Gözzendienern** ſpricht, ſo ſagt Kant *): „Die herrliche Ordnung, Schönheit und Vorſorge, die allerwärts in der Natur hervorblickt, hat allein den Glauben an einen **weiſen** „und **großen Welturheber** bewirken müſſen. Dieſer Beſitz bleibt nicht allein ungeſtört, ſondern er gewinnt vielmehr „an Anſehen, daß die Schulen nunmehr" (nehmlich durch die Kritik der reinen Vernunft) „belehrt werden, ſich keine „höhere und ausgebreitetere Einſicht in einem Punkte anzumaßen, der die allgemeine menſchliche Angelegenheit betrifft, „als diejenige iſt, zu der die große (für **uns achtungswürdigſte**) Menge auch eben ſo leicht gelangen kann." **) Wä-

---

*) S. Kritik der reinen Vernunft. Zweyte Auflage, Vorrede S. XXXIII.

) **Kant, welcher ſich ſo oft widerſpricht, ſagt freylich auch: „**Abgötterey in praktiſchem Verſtande** iſt noch immmer diejenige Religion, welche ſich das **höchſte Weſen** mit Eigenſchaften re es von Herren Fichte nicht vernünftiger geweſen auch ſo gemäßigt zu urtheilen?

Aber jetzt ſcheinen Leute welche ſich **kritiſche Philoſophen** betiteln, und ſich wahrlich dünken keine geringe Figuren in der vonvornigen intellektualen Welt zu ſeyn, die Idee **Gott** für etwas anzuſehen womit ſie nach Gefallen **ſpielen** können. Die Herren **Gebrüder Schlegel** geben uns ihren Begriff von **Gott** auf folgende Art zu erkennen *): „Da alle „Sachen die recht **Eins** ſind, zugleich **drey** zu ſeyn pflegen, „ſo läßt ſich nicht einſehen, warum es mit Gott gerade an„ders ſeyn ſollte. Gott iſt aber nicht ein **bloßer** Gedanken, „ſondern zugleich auch eine **Sache**, wie alle Gedanken die „nicht bloße Einbildungen ſind. — **Jeder gute Menſch** „denkt, nach denen noch **etwas anders** als **Moralität** die „für ſich taugliche Bedingung ſeyn könne, ſeinem Willen in dem „was der Menſch zu thun vermag gemäß zu ſeyn.“ S. **Kritik der Urtheilskraft** S. 435. Ob die **achtungswürdigſte Menge** dieſen Machtſpruch erfahren, oder ob er ihr verborgen bleiben ſoll, wird nicht geſagt. Schicklicher wäre es wohl, wenn es den kritiſchen Philoſophen gefiele ſich die Unart abzugewöhnen, daß ſie ſo oft **große Worte** brauchen wo ſie nicht hingehören, damit nur ihre Ausſprüche recht wichtig klingen ſollen. Es läßt ſich zu obiger Stelle Kants ein leidlicher Sinn finden; aber in der dunkeln unbeſtimmten Schreibart ſagt ſie ſo viel als nichts. Bey der ſpitzfindigen Einſchränkung welche die kritiſche Philoſophie, nach eigenem Wohlgefallen, dem Begriffe **Moralität** gibt, darf demſelben eine ſehr **achtungswürdige Menge** gründlicher Philoſophen nicht beyſtimmen, und ſich auch in der Rückſicht von Gott andere Begriffe machen, ohne **abgöttiſch** zu werden.

---

*) S. Athenäum, IIs Stück S. 63.

„**wird immer mehr und mehr Gott. Gott werden,**
„**Menſch** ſeyn, ſich bilden, ſind Ausdrücke die **einerley**
„bedeuten.“ — Alſo da die Herren Gebrüder Schlegel **gute Menſchen** und ſehr befliſſen ſind ſich **zu bilden**, ſonderlich durch die **Fichtiſche Philoſophie**, welcher ſie ſich gänzlich ergeben, ſogar bis mitten in die **Griechheit** hinein; ſo ſtehet uns nächſtens bevor, daß die beiden Herren **Gott werden** oder **Götter werden**, — ich weiß nicht, wie es mit dieſem **Gottwerden** iſt! — Indeß da die Herren, wie man eben ſieht, nicht einſehen, warum nicht in der Gottheit **drey** ſeyn ſollten; ſo ſehe ich auch nicht ein, da es einmal auf das **Gottwerden** losgehet, warum ſie nicht mit Herrn Fichte, der den **Regenten der Welt** in ſeinem Gehirne hat, **zuſammen** Einen Gott ausmachen ſollten, ſobald ſie nur erſt mit ihrer **Bildung** recht fertig ſind. Freylich iſt nur zu befürchten, es werde daraus in Kurzem eine **Dreyuneinigkeit** entſtehen. Wie könnten ſich drey kritiſche Philoſophen lange vertragen, zumal da zwey davon zugleich hochfliegende äſthetiſche Grillenfänger ſind? Und auch in beider Sätzen liegt ſchon der Samen zur Uneinigkeit. Fichten iſt Gott **ein bloßer Gedanken**, den beiden Gebrüdern aber iſt Gott **mehr als ein Gedanken**. Wie dieſe es bey ihrem Naturrechte verantworten wollen, daß ſie nun Gott gar zur **Sache** machen und alſo vermuthlich auch **als Sache brauchen wollen**, mögen ſie zuſehen.

Wenn man noch alle Tage ſieht, daß dergleichen **ernſthafte Kindereyen** immerfort in Deutſchland **Philoſophie** heißen ſollen, wenn ſie ſogar von **Lehrern der Jugend als hohe Philoſophie** öffentlich in Schriften verbreitet werden; ſo kann man nicht umhin **das Stoßgebet zu wiederholen:**

Gott! Die geſunde Vernunft komme allen verſchrobenen Philoſophen! Amen!

Indeß, da man keinem Schriftſteller vorſchreiben kann, ob er etwas Kluges oder Dummes ſchreiben ſoll; ſo mag auch jeder Schriftſteller in ſeinen Schriften radotiren, wenn er nun einmal einen unwiderſtehlichen Trieb dazu hat. Nur alsdann wird es etwas bedenklicher, wenn ſich **Profeſſoren** dieſes erlauben, welche **der Jugend**, die noch nicht weiß was rechts oder links iſt, **Lehre und Beyſpiel** geben ſollten. Wenn unerfahrne Jünglinge ſolch verkehrtes Zeug in den Schriften ihrer Profeſſoren leſen, von denen ſie natürlich eine hohe Meinung haben; ſo wird ihre geſunde Vernunft früh verkrüppelt. Noch ſchlimmer iſt es, wenn dergleichen Dinge, die den Kopf der Jugend verwirren, gar in Kollegien vorgetragen werden. In dieſer Abſicht muß ich frey geſtehen, ſo ſehr ich auch wünſchte, daß man weder Herrn Fichte noch ſonſt jemand hindere in ſeinen Schriften vorzutragen, was er für gut finde; ſo halte ich es doch für ſchädlich, daß der noch ungebildeten Jugend Herrn Fichtens Grundſätze und ſonderlich auf die Art, wie er ſie in dieſer Schrift vorbringt, auf niedern und höhern Schulen, mündlich eingeprägt werden. Ich halte dieſes für ſehr ſchädlich, nicht etwa deswegen, weil ihre Seelen ewig verloren gehen möchten, ſondern weil ſie durch ſolche leere Spitzfindigkeiten **in dieſer** Welt, auf welche **ihre Belehrung und Erziehung** gerichtet werden muß, **Thoren** werden. Herr Fichte beruft ſich aber ausdrücklich (S. 6) darauf, daß er alles, worüber er ſich in ſeiner Appellation vertheidigt, auch als **Profeſſor** lehre, und er hat eine **pragmatiſche Religionsphiloſophie** angekündigt, worüber er leſen will, und worin ſeine Meinungen **über Gott** und Religion nothwendig vorkommen müſſen.

Ein jeder Gelehrter und Schriftſteller mag ein Thor für ſich ſeyn, wenn er nicht anders will. Aber daß auf Univerſitäten Fichtens und ähnlicher Träumer und Schwärmer **idealiſtiſche Spitzfindigkeiten**, und noch dazu als **hohe Weisheit** gelehret werden, iſt der Jugend höchſt nachtheilig. Die **Mönchsmoral**, daß man nur für das **Ueberſinnliche** und für das **nicht erſcheinende Ewige** leben, an **dieſer Welt** aber einen **Ekel** haben dürfe, muß man Jünglingen nicht in den Kopf ſetzen; denn die ſollen ausdrücklich **für die jetzige Welt** brauchbar gemacht und zum Dienſte des Staats und des geſelligen Lebens gebildet, am wenigſten aber durch eine prätenſionsvolle Philoſophie auf den **Dünkel** gebracht werden, daß dieſe Welt für ſie zu **ſchlecht**, oder daß **in einer andern Welt** ihre **Heimath** wäre. Auch heißt es, junge Leute bey welchen gewöhnlich die Einbildungskraft ſehr lebhaft iſt, früh zu Thoren machen, wenn man ihnen einbildet, es gäbe eine Weisheit welche **im Innern des Herzens unmittelbar** aufgeſtellt oder gegeben wäre und welche man, **ohne allen Beweis**, für gewiß annehmen könne, und ſogar müſſe. Man macht ſie zu blinden Schwärmern, wenn man ihnen den ſinnloſen Satz als **Philoſophie** einprägt: „Die Sphäre unſerer **Erkenntniß** wird beſtimmt durch **das** „**Herz** *),“ oder gar: „Zu den **Principien alles unſers** „**Denkens** ſind wir **nicht durch das Denken** ſelbſt gelangt, „ſondern durch etwas das **höher liegt als alles Denken**, „und das ich füglich **das Herz** nennen kann **).“ Durch ſolche Vorſpiegelungen, welche alle geſunde Philoſophie zerſtören, kann der finſterſte Fanatismus und ſelbſt die Viſionen eines **Swedenborg** oder einer **heiligen Thereſe** für **mehr**

---

*) S. Fichtens Appellation, S. 60.

**) Daſelbſt S. 89.

mehr als Denken ausgegeben werden. Am **allerabſcheulichſten** würde es ſeyn, wenn der Jugend gelehrt würde, die paradoxe Meinung ihres Profeſſors von Gott und von der Sittlichkeit ſey nicht nur die **einzig wahre**, ſondern alle andere Ideen über dieſe wichtige Gegenſtände, — die **Landesreligion** und die **Moral**, zu welcher ſich Millionen vernünftiger und verehrungswürdiger Leute bekennen, **mit eingeſchloſſen**, — ſeyen **Aberglauben**, **Atheismus** und **Götzendienſt**, **Teufelsdienſt**, ſeyen **gar keine Religion**, **gar keine Moral**. Dies hieße offenbar die Jugend zur **blindeſten Intoleranz** anführen, den Samen **zu ewigem Haß und Zwieſpalt** in ſie legen, indem man zugleich den **thörigſten Dünkel der Alleinweisheit** in ihren jungen Herzen aufkeimen ließe. Ein ſolcher **intoleranter Egoismus** verſchließt der Jugend den Weg zum Fortgange in der Erkenntniß. Denn die **Uebereinſtimmung** des **Urtheils** anderer vernünftiger und einſichtsvoller Leute **mit dem unſrigen** iſt ſelbſt für **Männer** wichtig, *) und junge Leute müſſen um ſo viel mehr gewöhnt werden, mit Beſcheidenheit darauf zu achten. Die Jugend liebt ohnedies die Paradoxie, welche ihr ſchon an ſich nicht nützlich iſt, und wenn dieſe nun vollends mit **ausſchließender Einſeitigkeit aus Principien** und mit **wilder Intoleranz** verknüpft wird; ſo heißt dieſes Verſtand und Herz zugleich verderben, und ſie für das wirkliche Leben, für die menſchliche Geſellſchaft und für den Staat **unbrauchbar** machen. Es iſt höchſtwichtig, daß die Jugend gelehrt werde, ihre Ueberzeugung auf vernünftige Gründe zu bauen, aber auch zu erkennen, daß jede Ueberzeugung **ſubjektiv** iſt; daß die Jugend zur **Toleranz und Billig-**

---

*) Man ſehe was ſelbſt Kant darüber ſagt, oben S. 121 u. 122 in der Anmerkung.

keit im Urtheilen angeführt, und ſehr früh gewöhnt werde, die **Meinungen anderer Menſchen** ſowohl zu **prüfen** als auch **zu ertragen**. Blinde Einſeitigkeit verderbt allemal mehr oder weniger den Verſtand; daher iſt ein Profeſſor, welcher die Denkungsart aller andern **ausrotten** will, ein ſchlechter Lehrer der Jugend, und wenn er ſie ſogar lehrt, das Herz — d. h. ein **dunkles** Gefühl — weit über das Denken zu ſetzen, und es zum Maaßſtabe ihrer Meinungen anzunehmen, die paradoxeſten Meinungen ihres Profeſſors ohne allen **Beweis** für **allein wahr** zu achten, und ſodann ohne alle Rückſicht auf die **Pflichten** gegen Andersdenkende die Meinungen faſt aller ihrer Mitbürger im Staate für atheiſtiſch und **thieriſch** zu halten: ſo verderbt ſolche **ſinnloſe Einſeitigkeit** auch das moraliſche Gefühl der Jugend. Ob ſich Herr Fichte in ſeiner **pragmatiſchen Religionsphiloſophie** anders, und ſo erklärt habe, daß er die Jugend auf dieſen ſehr falſchen Weg **nicht** führt, weiß ich nicht. Ich will es wünſchen.

Der Papſt Ganganelli verbot durch eine Bulle, daß in der chriſtkatholiſchen Welt ferner Knaben kaſtrirt werden ſollten. Darüber ſang Voltaire:

Gloire et félicité parfaite
Au ſuprême et ſage prélat,
Qui ne veut pas qu'une ariette
Coute un citoyen à l'état.

Und ich wünſche eben ſo viel Segen den Landesvätern, welche nicht nur über den Mißbrauch der verwornigen philoſophiſchen Grillen **beym Unterrichte der Jugend** öffentlich ihr Mißfallen bezeugen, ſondern auch ernſtlich auf Mittel denken, und ſie, wenn es möglich und thunlich iſt, wirklich anwenden wollen, damit die **Spinnwebenphiloſophie** aller

Art ferner nicht auf unſern Univerſitäten als die höchſte und hauptſächlichſte Weisheit gelehrt, ſondern vielmehr gehindert werde, daß ferner die jungen Leute den Anfang alles Studirens mit metaphyſiſchen oder mit kritiſchen, oder mit idealiſtiſchen Subtilitäten *) machen, ſich damit die geſunde Vernunft fein früh verwirren und verkrüppeln: ſo daß ſie nachher im menſchlichen Leben nirgend an ihrer rechten

---

*) Herr Kant vermeinte: „mittelſt einer nach Maaßgabe der „Kritik der reinen Vernunft abgefaßten ſyſtematiſchen „Metaphyſik“ — die noch nicht geſchrieben iſt, und wohl nie wird geſchrieben werden — „könne gewirkt werden auch „auf beſſere Zeitanwendung der wißbegierigen Jugend, die „beym gewöhnlichen Dogmatism ſo frühe und ſo viel Aufmunterung bekommt, über Dinge, davon ſie nichts verſteht, und darin ſie, ſo wie niemand in der Welt, auch „nie etwas einſehen wird, bequem zu vernünfteln, oder „gar auf Erfindung neuer Gedanken und Meinungen „auszugehen, und ſo die Erlernung gründlicher Wiſſenſchaften zu verabſäumen.“ (S. Kants Kritik der reinen Vernunft, Vorrede zur zweyten Auflage S. XXXI). Wollte Gott, die Kritik könnte dieſen Nutzen haben! Bisher hat ſich aber noch gar nicht zeigen wollen, daß die Jugend mit der kritiſchen Philoſophie wäre beſſer berathen geweſen, als mit der ſogenannten dogmatiſchen. Seitdem die Jugend ſich der kritiſchen Philoſophie ergiebt, urtheilt ſie offenbar mehr wie jemals über Dinge die ſie nicht verſteht, eben weil ſie glaubt alles von vorn aburtheilen zu dürfen. Doch bekenne ich, daß mir und meinen Bekannten, unter den jungen Leuten welche aus Herrn Kants Schule in Königsberg kamen, noch nie ſo ausgemacht verſtudirte, und dabey dünkelvoll alles was nicht ihre Meinung iſt ſtolz verachtende Thoren zu Geſichte gekommen ſind, als einige aus anderen Orten, und beſonders aus der Schule des Herrn Fichte.

Stelle ſtehen können und ſtehen mögen; weil ſie ſchon, gemeiniglich ehe ſie noch die Univerſität verlaſſen, überweiſe geworden ſind, deswegen, weil ſie alles auf ihre armſelige vonvornige Ideeneinheit zurückführen wollen, und nichts in concreto betrachten, nichts durch die **Erfahrung** erkennen und prüfen lernen mögen. Dadurch werden ſie eben, wie die Erfahrung lehret, ſo voll Stolz und Dünkel als ſelbſt Profeſſor Fichte, der alle Gelehrten verachtet, die ſeine **Ichlehre** für das halten was ſie iſt. Die jungen Leute, wenn ſie ſich, vom Anfange ihres Studirens an, in ein ſolches Gewebe leerer Spitzſindigkeiten ſo verwirren, daß ſie es für einen hohen Grad der Weisheit, wo nicht für den höchſten halten, ſind gemeiniglich für den Staat eben ſo ſehr verloren, als ob ſie **kaſtrirt** wären, — und die armen Tröpfe können nicht einmal **ſingen**! Soll die Jugend nicht bloß ſcholaſtiſch ſpitzfindig, ſondern wirklich **vernünftig** werden, ſo müßte man in ihr ächte logiſche Begriffe entwickeln, auf die Art wie ſie **Engel aus Plato's Menon** entwickelt hat *). Dadurch würde ihr Verſtand gebildet, nicht aber mit Spitzfindigkeiten verwirrt werden. Hernach würden ihnen **Klügels gemeinnützigſte Vernunftkenntniſſe** wahrlich viel heilſamer ſeyn als eine Menge verwirrter ſeelenloſer Subtilitäten, womit man ihnen jetzt den Kopf vollſtopft. Die jungen Leute ſollen nicht ſtudiren für die Schule, ſondern für die Welt und für das menſchliche Leben; man kann es bey dem Unfuge, welcher jetzt auf vielen deutſchen Schulen und Univerſitäten mit der vonvornigen Afterweisheit getrieben wird, nicht oft genug wiederholen. Es wäre die höchſte Zeit, daß man die Studirenden aus allen Fakultäten im Anfange ihres Studirens nicht mehr ausſchließlich auf das **Vonvornige**, ſondern hauptſächlich auf Geſchichte, auf **Erfahrung** und **Beobachtung** *) verwieſe, wodurch Stoff zu Ideen in den [illegible]

---

*) S. Engels Methode die Vernunftlehre aus Platoniſchen Dialogen zu entwickeln. Berlin 1780. 8. wieder abgedruckt in ſeinen kleinen Schriften.

---

*) Der edle **Garve** ſagt in ſeinen vortrefflichen **Beobachbachtungen über die Kunſt zu denken**, welche in der jezigen Zeit wo in Deutſchland das Denken ſo ſehr verwirrt wird, die ernſthafteſte Aufmerkſamkeit verdienen, ſehr richtig (Verſuche IIr Theil S. 399): „Es widerfährt den **ſyſtematiſchen Denkern**, und denen die ſich mit der Auſſuchung „der **höchſten Principien** in den Wiſſenſchaften beſchäftigen, „leicht, daß ſie mit einiger Verachtung auf diejenigen Philoſophen herabzuſehen verleitet werden, die nur einzelne, „von einander getrennte und aus der Erfahrung geſchöpfte „Ideen vortragen. Beſonders ſcheint, zu unſerer Zeit, das „**Beobachten**, welches ehedem für eine der erſten Verrichtungen des philoſophiſchen Geiſtes und für die Grundlage „unſerer wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe, gehalten wurde, ſeitdem ſein Gegenſtand mit dem Namen des **Empiriſchen** „belegt worden iſt, bey einigen in Mißkredit gekommen zu „ſeyn. Aber, wenn wir nach Wahrheit und Billigkeit urtheilen: ſo beſteht der Werth beider philoſophiſchen Arbeiten ſehr wohl neben einander. Und da die Fähigkeiten zu „beiden von der Natur oft unter verſchiedene Menſchen vertheilt worden ſind: ſo iſt ihre **brüderliche Vereinigung** „deſto nöthiger, wenn jede Klaſſe zu der möglich größten „Vollkommenheit in ihrem Fache gelangen ſoll. — Dazu „kommt, daß beide Parteyen nicht ſelten ihre Rollen, ohne „es ſelbſt zu ahnen oder andere gewahr werden zu laſſen, „verwechſeln. Es findet ſich häufig, daß die Sätze der alles „aus **Principien herleitenden Philoſophen** von ihnen im „Grunde **gar nicht durch dieſe Principien**, und durch die „aus denſelben hergeleitete Schlußkette gefunden, **ſondern**

Kopf gebracht, und die Urtheilskraft praktiſch geübt wird; hauptſächlich müßte man ſie zu demjenigen anführen, was im menſchlichen Leben brauchbar iſt. Wenn ſie dann einmal Männer werden, ſo mögen ſie kritiſch oder unkritiſch philoſophiren, wie ſie Luſt haben, oder auch das theoretiſche Philoſophiren ganz unterlaſſen; denn es wird weder die Welt noch die Wiſſenſchaft etwas leiden, wenn die theoretiſche Philoſophie nur von Wenigen getrieben wird, und wenn dieſe Wenige recht tüchtige Leute ſind.

Die Regierung iſt in den preußiſchen Staaten bekanntlich in Religionsſachen äußerſt tolerant, und jeder kann bey uns ſeines Glaubens leben. Gleichwohl haben wir Geſetze, wodurch die **Konventikel der Pietiſten und Schwärmer** verboten ſind, und mit Recht; obgleich alle Pietiſten und Schwärmer für ihre Perſon ſonſt gleiche Rechte mit allen Uebrigen im Staate genießen, wenn ſie ſich ruhig verhalten. Nicht wegen der Heterodoxie oder falſchen Lehre ſind dieſe Konven-

---

„ihnen eben auf **jenem** gemeinen und **verachteten Wege der** „**Erfahrung** bekannt geworden, und **dann erſt** von ihnen „**künſtlich** mit den **Principien** verbunden worden ſind. Und „wenn man endlich die ſyſtematiſch durchdachten Wahrheiten praktiſch anwenden will: ſo iſt man genöthigt, ſie „wieder **von dieſer methodiſchen Form zu entkleiden**, und „ſie von neuem als **Bruchſtücke der menſchlichen Erkenntniß** zu behandeln.“ Luther ſagt in ſeiner kräftigen altväteriſchen Sprache: „Wie leid iſt mirs jetzt, daß ich nicht „mehr **Poeten** und **Hiſtorien** geleſen habe, und mich dieſelben niemand gelehret hat! Habe dafür müſſen leſen die „**Philoſophos** und **Sophiſten**, mit großer Koſt, Arbeit und „Schaden, daß ich **genug** habe **dran** auszufegen.“ Man ſ. **Luthers Pädagogik** von **Gedike**. (Berlin 1792. 8.) S. 51.

tikel verboten, ſondern weil **Schwärmerey** — ſey ſie theologiſch, oder philoſophiſch, oder politiſch — anſteckt wie der Schnupfen; man will alſo verhüten, daß ſich der geiſtliche **Hochmuth**, der **Fanatismus**, die **Intoleranz** gegen Andersgeſinnte, und die **Verkrüppelung des geſunden Menſchenverſtandes**, welche das Charakteriſtiſche ſolcher Religionsübungen ſind, nicht fortpflanzen. Eben ſo iſt der Staat wohl befugt Maaßregeln zu nehmen, damit nicht auf den Univerſitäten, welche dem Unterrichte und der Erziehung der künftigen Bürger des Staats gewidmet ſind, die **Lehrſtunden**, wodurch der Verſtand der Jugend ſoll entwickelt und mit nützlichen Kenntniſſen geziert werden, zu **Konventikeln** ausarten, worin Abſurditäten und **Hirngeſpinnſte**, **Eigendünkel** und **Hochmuth** und **Intoleranz** eingeprägt und fortgepflanzt werden. Was iſt es aber anders, als **Abſurdität** und **Dünkel** zugleich, wenn Hr. Fichte lehrt, „daß Verträge für ungeſchloſſen zu halten ſind, wenn Einer „von beiden nicht Wort halten will, [*]) — daß der Bürger-

---

[*]) Man ſ. deſſen Beytrag zur Berichtigung der Urtheile über die franzöſiſche Revolution 1r Theil, S. 121. Herr Fichte ſcheint zwar in ſeinem Naturrechte etwas einzulenken, und ſich nicht ſo gar plump auszudrücken, aber er behauptet doch: (Naturrecht 1ir Th. S. 5.) „**Sobald eine** von beiden Parteyen ihre Gränze im mindeſten überſchreitet, ſo iſt der „**Vertrag vernichtet**, und das ganze durch ihn geſtiftete „**Rechtsverhältniß** iſt aufgehoben.“ Alſo wer Luſt hat einen Vertrag nicht zu halten, überſchreite nur deſſen Gränzen, und das ganze durch den Vertrag geſtiftete Rechtsverhältniß iſt aufgehoben, der andere Theil mag ſagen was er will! Und nun nimmt Herr Fichte einen ſchimäriſchen Staatsbürgervertrag Eines jeden mit Allen an, und verwickelt die Spitzfindigkeiten über dieſe willkürliche Hypotheſis vorge-

„vertrag nur ſo lange gilt, als jeder es will, und daß deſſen „Rechnung ſich **in jedem Augenblicke** abſchließen läßt.“ — Und wenn nun jemand ihn **willkürlich aufgehoben** hat, dürfe er den Staat anreden: „Gebt mir friedlich mein „Recht oder ich überziehe euch mit Krieg.“ Und wenn dann ein vernünftiger Menſch ſagte: „Wie? du Einzelner willſt „den Staat mit Krieg überziehen? Du biſt ſicher der Schwächere,“ ſo dürfe der Schüler des Fichtiſchen Naturrechts antworten: „Ihr alle ſeyd nunmehr die Eine moraliſche Perſon, die **vor dem Gerichtshofe des Naturrechts** angeklagt wird; und ich bin die zweyte moraliſche Perſon. — „Habt Ihr euch vereinigt ungerecht zu ſeyn, und tritt man „darum mit euch in Verbindung, um ungeſtraft rauben zu „können?“ *) Iſt es nicht Abſurdität die Jugend zu lehren, daß es keine Glückſeligkeit giebt ja daß keine Glückſeligkeit möglich iſt, daß man am **Treiben und Thun der Menſchen in dieſer Welt einen Ekel, ein Sehnen nach der Befreyung von den Banden der Sinnlichkeit** haben, dieſe Welt **nicht** für ſeine halten, und nur für das eingebildete Ueberſinnliche leben dürfe? Iſt es nicht **Abſurdität** und ſchändliche **Intoleranz** zugleich, alle Menſchen, welche die Exiſtenz Gottes von der Sinnenwelt ableiten, für **Atheiſten, Götzendiener** und **Thiere** zu ſchelten, ihnen **Moral**

ſtalt, daß nun jeder den **Staatsbürgervertrag** einſeitig aufheben, und dem Staate den **Krieg** ankündigen kann, wenn er glaubt, der Staat habe gegen ihn die Gränze überſchritten. Es iſt unverantwortlich durch ſolche ſo ſpitzfindige und willkürliche Herleitungen den Samen des Mißvergnügens in die Herzen junger Leute, als **Weisheit** und **Naturturrecht** auszuſäen. Zumal in jetzigen Zeiten!

*) S. Fichtens Beytrag 1r Th. S. 164.

und Religion abzuſprechen? Iſt es nicht der Abſurditäten **höchſte** — von einem Manne der ein Philoſoph ſeyn will — **ohne allen Beweis** eine willkürliche Idee von Gott als die **Einzige** aufzuſtellen, und das **Herz** über das **Denken** zu **erheben?** Dies letztere heißt wahrlich an **Unphiloſophie noch Kanten übertreffen**, welcher die Vernunft, welche offenbar nur durch **Gründe** und durch **Erkenntniß** wirken kann, **Machtſprüche** thun und **unbegreifliche Gebote diktatoriſch ausſprechen** läßt. Aber freylich, leider! in **Kants unphiloſophiſcher Inkonſequenz** liegt der Grund zu **Fichtens unphiloſophiſcher Schwärmerey.**

h. Wenn Herr Fichte, bloß als Schriftſteller, dergleichen Thorheiten auskramt, ſo mag man ihn widerlegen, oder da der Tropf, der uns alle für ſeine **Produkte** und **Geſchöpfe** hält, die ein **Hauch ſeines freyen Weſens** annihiliren könnte, kaum verdient widerlegt zu werden; ſo kann man ihn auslachen. Aber in ſofern er ein Lehrer der Jugend iſt, welche den Schriften ihrer Lehrer gemeiniglich einen übergroßen Werth beylegt, und wenn er gar die obigen Lehren ſeinen Zuhörern als **Philoſophie**, als **Wahrheit** wirklich lehren ſollte; kann ich nicht anders glauben, als daß er dem Staate, der ihn zum Lehrer verordnete, wegen ſolcher, zum Unterrichte der Jugend ganz unzweckmäßigen Lehren, verantwortlich iſt; und mir ſcheint ſein ſpitzfindiger Begriff vom **Weſen Gottes**, an ſich, noch bey weitem die **am mindeſten ſchädliche** unter obigen ſehr verwerflichen Lehren zu ſeyn. So ſehr ich **Denkfreyheit**, und **Preßfreyheit** und **Lehrfreyheit** liebe, ſo wenig kann ich Herrn **Fichtens** oben (S. 198) angeführten Meinung beyfallen, daß die Landesregierung gedachte Freyheiten auch alsdann ungebunden verſtatten müſſe, **wenn auch der ganze Staat darüber unterginge.** Man muß ſich in Konſequenz mit willkürlich poſtulirten Grundſätzen ſo wenig vor Abſurditäten ſcheuen wie Herr Fichte, um ſo etwas zu behaupten. Salus Reipublicae ſumma lex eſto! — Es wird freylich oft etwas dem Wohle des Staats und gemeinen Weſens zuträglich oder ſchädlich gehalten, was es nicht iſt, und es pflegen dieſe unrichtige Urtheile oft zu unzweckmäßigen Maaßregeln zu führen. Doch iſt es unſtreitig: der **Unterricht der Jugend** ſoll und muß ſich, ſo wie die Erziehung überhaupt, auf das **Wohl der bürgerlichen Geſellſchaft** beziehen. Männer können Schriften beurtheilen, aber für die Jugend muß auch der Staat ſorgen. Selbſt Prediger, welche unſchickliche Dinge und auf unſchickliche Art vortragen, ſo ſehr ſie auch Tadel verdienen, können bey weitem ſo viel Schaden nicht thun, als Lehrer der Jugend auf Schulen und Univerſitäten, welche unbedachtſam genug ſind, ſich in gleichen Fall zu ſetzen. Der Inhalt der Predigten wird von der undenkenden Menge ſehr oft nicht beherzigt, und er muß ſchon ſehr auffallen, wenn ſie einen Anſtoß daran nehmen ſoll; die denkenden Zuhörer aber wiſſen den Werth der Gedanken in Predigten zu würdigen. Ganz anders iſt es mit Schülern und Studenten. Dieſe hören aufmerkſam auf ihre Lehrer, nehmen ihre ganze Denkungsart und auch ihre Fehler an, denn ſie ſind noch wie ein weiches Wachs. Wenn ihnen nun gelehrt wird, daß **vonvornige Grillen** alles und **Erfahrung und Beobachtung** ſo viel wie nichts ſind, daß das **Herz** übers **Denken** gehe, daß man ohne **Beweis** einen ausſchließenden Begriff von Gott annehmen könne, vermöge deſſen alle **Andersdenkende** — welches eigentlich alle Einwohner des Landes ſind, außer dem Profeſſor und ſeinen paar Schülern — **Abgötter** und Menſchen ſind ohne geſunde **Vernunft und Religion**, die ein **verächtliches Weſen** für Gott halten; ſo wird die Denkungskraft und Beurtheilungskraft der Studenten auf ihre ganze Lebenszeit verdorben. Mit jungen Leuten, welchen ſolche verkehrte Philoſophie gelehrt werden will, iſt es eben ſo wie mit den Leuten, welche gewöhnlich die **Konventikel** der Pietiſten beſuchen. Bey beiden iſt die Denkungskraft nicht reif; es iſt alſo wohlgethan, ſie zu hüten, daß ſie nicht fanatiſch und **intolerant**, d. h. der menſchlichen Geſellſchaft unnütz werden.

Wenn es ein kritiſcher Philoſoph etwa allzuſtreng finden möchte, daß die **Regierung** Maaßregeln nehme, um anzuordnen, welche Philoſophie man lehren ſolle; ſo haben wir ſogar die Autorität Kants für uns, welcher mit dürren Worten ſagt, daß dies „ein Gegenſtand der Policey“ ſey. Men denke nicht, daß ich ſcherze. Kant ſagt ganz ernſthaft *): „Die Wirkung der **Philoſophie** iſt **Geſundheit** „**der Vernunft** — die Philoſophie muß (therapevtiſch) als „Arzneymittel (materia medica) wirken, zu deſſen Ge„brauch dann Diſpenſatorien und Aerzte (welche letztere „aber auch allein dieſen Gebrauch zu **verordnen** berechtigt „ſind) erfordert werden, wobey die **Policey** darauf wach„ſam ſeyn muß, daß **zunftgerechte** Aerzte und nicht bloße „Liebhaber ſich anmaßen anzurathen, welche Philoſophie „man ſtudiren ſolle, und ſo in einer Kunſt, von der ſie „nicht die erſten Elemente kennen, **Pfuſcherey** treiben.“ Man ſieht hier freylich wohl, daß Herr Kant ſelbſt der **zunftgerechte** *Protomedicus* ſeyn will, der allein zu **verordnen** habe, welche vonvornige Pillen wir einnehmen ſollen. Da er aber der **Policey** zugeſteht zu beurtheilen, welche Philoſophen als **Vernunftärzte** anzuſtellen ſind; ſo kann er wohl nicht füglich allein die theoretiſche Philoſophie meinen; denn Herr Kant wird ja nicht wollen *), daß die Policey anordne, welche theoretiſche Meinungen anzurathen wären. Wenn alſo Herr Kant hier nicht hat mit Worten ſpielen wollen — wie er freylich ſehr oft thut — ſo kann er nichts anders meinen, als daß die Policey die **ſchädliche praktiſche Anwendung** theoretiſcher Meinungen abzuwenden ſuchen dürfe. Es ſoll ja, wie er in der angeführten Stelle ſagt, die **Geſundheit der Vernunft** durch die **Philoſophie** erlangt werden. Nun liegt aber aus den Schriften vieler **Kantianer** und beſonders Herrn **Fichtens** und **Konſorten** offenbar am Tage, daß ſie ihre **geſunde Vernunft** kritiſch **verſtudirt** haben, und damit die Jugend, welcher dieſe verſtudirte Herren zu Lehrern vorgeſetzt ſind, es nicht eben ſo machen, ſo ſoll die Policey für **rechte Verſtandesärzte** ſorgen. Das wird wohl Herr Kant meinen! Ueberdies ſind nicht nur die jungen frühweiſen Leute, ſondern auch viele ihrer vorwitzigen Lehrer und namentlich Hr. Fichte, in der Kunſt den **Fortgang des menſchlichen Geſchlechts** — wozu ſie ſich doch als Gelehrte berufen glauben — zu beſorgen, die ärgſten Pfuſcher. Daher iſts allerdings eine wichtige Pflicht der Regierung, Acht zu haben, daß die Jugend nicht ferner zur **politiſchen, ſtatiſtiſchen, theologiſchen, äſthetiſchen Pfuſcherey**, womit die Sinnenwelt auf eine beſſere Stelle ſoll geſetzt werden, ſondern zu **zunftgerechter** aber auch **gemeinnütziger Wiſſenſchaft** auf Univerſitäten angewieſen werde.

---

*) Man ſehe Kants Verkündigung des nahen Abſchluſſes eines Traktats zum ewigen Frieden in der Philoſophie 1798. gr. 8. S. 7. Desgleichen Berl. Monatsſchrift 1796 Dec. S. 488.

Sollte etwas von meinen und auch von Herrn Kants frommen Wünſchen auszuführen ſeyn, ſo iſt von weiſen Regierungen im Voraus ſich zu verſprechen, daß ſie mit Vorſicht zu Werke gehen, und auch in Abſicht der ſpekulativen Philoſophie nicht werden das Kind mit dem Bade ausſchütten wollen. **Jnkonſequenz** verdient noch nicht **Verdammung.** Ich ſehe freylich nicht ein, wie **Fichte** mit ſeiner idealiſtiſchen Idee von einer **innern Weltregierung** und bey allem was er damit vereinbaret, **Schillers** erhabene Gedanken von **Gott** für ſein **Glaubensbekenntniß** ausgeben kann *). Aber man vergeſſe nicht, wenn man ſeine Jnkon-

---

*) Man ſ. Streit der Fakultäten, S. 33.

---

*) Doch wer weiß was die kritiſche Philoſophie welche nach Gefallen alles trennt und alles vereinigt, uns noch von vorn wird beweiſen wollen! Vor ganz kurzem kündigte ein Herr **Johann Ernſt Chriſtian Schmid,** ordentlicher Profeſſor der Theologie in Gießen, eine **Nachricht an das ununterrichtete Publikum den Fichtiſchen Atheismus betreffend,** an; worin er verſpricht, „zu Hebung der Beſorgniſſe „welche die neueſte Revolution in der Philoſophie erregt bey„zutragen." Dieſer **ordentliche Profeſſor der Theologie** ruft in der Ankündigung aus: „Würde nicht das Publikum „erſtaunen, wenn ſich ſollte darthun laſſen, daß es die „**Lehre unſerer Kirche** wäre, die man für **Atheismus** „nahm?" Unſtreitig würde das Publikum erſtaunen, wenn jemand es für ſo ſehr ununterrichtet hielte, um ihm einbilden zu können, Fichtens Lehre von dem ſogenannten **Gott** der in Fichtens **Innerem** ſitzt, ſey die **Lehre der proteſtantiſchen Kirche.** — Doch wer weiß! Nach der neuen **Religionstheorie,** — worauf die Fichte und die Schellinge ſo ſtolz thun und diejenigen welche auf ihr ſpitzfündiges Geſchwätz nicht achten, **Volksbetrüger, Abergläubiſche, Halbköpfe** nennen, deren Pfaffenſtolz ſie beugen wollen, (S. das F. N. Journal 1798. 2s Heft S. 157, 159) — mag wohl der liebe Gott im **Noumenon** keine Exiſtenz haben, aber im **Phänomenon** iſt er **Menſch** worden! Belobter

ſequenz tadelt, daß wir alle mannichfaltig irren können, und ſchließe ihm nicht den Weg zu, über ſeine Meinung nachzudenken und vielleicht ſeinen Irrthum zu erkennen.

Auch würde ich es für ſehr unbillig halten, wenn man ſolche Profeſſoren, welche ſich ſo tief ins Vonvornige verſtudirt hätten, daß man ſie nicht mehr zu Lehrern der Jugend brauchbar fände, nachdem man beſſere Einſichten von dem Nutzen der ausſchließenden **Vonvornigkeit** erlangt hat, das Geringſte von ihren Einkünften nehmen wollte. Wenn der Staat ſich in der Wahl jemandes, den er in Dienſte nahm, irrte, z. B. in der Brauchbarkeit eines Profeſſors, ſo iſt dieſer nicht Schuld daran, ſondern derjenige der ihn zum

Herr Schmid wird auch wohl beſonders Herrn Forbergs gar kurioſe Fragen beherzigen, (S. das F. N. Journal 1798 1s Heft, S. 41. ff.) z. B. folgende: „**Iſt ein Gott?** A.: „Es iſt und bleibt ungewiß. Fr. **Kann man jedem Menſchen** „**zumuthen einen Gott zu glauben?** A.: Nein. Fr. **Iſt die** „**Religion eine Ueberzeugung des Verſtandes oder eine** „**Maxime des Willens?** A.: Sie iſt keine Ueberzeugung „des Verſtandes, ſondern eine Maxime des Willens. Was „von **Ueberzeugung des Verſtandes** dabey iſt, iſt **Aberglauben!** Fr. **Kann ein Atheiſt Religion haben?** A.: „Ja. Fr. **Iſt die Religion Verehrung der Gottheit?** A.: „Nein u. dergl. mehr." Da Herr Forberg eminenter zu den **neueſten** Philoſophen gehört, ſo wird Herr Schmid dem erſtaunenden Publikum auch zu zeigen haben, daß die Beantwortung dieſer Fragen die **Lehre unſerer Kirche** und daß die Religion von aller **Ueberzeugung des Verſtandes** entfernt ſey. Er wird auch nach der **neueſten** hohen Philoſophie auseinander zu ſetzen haben, wie es zugehe, daß **eine Ueberzeugung des Verſtandes** dennoch **Aberglauben** ſeyn könne. Mich dünkt übrigens, wenn jemand, aus Begierde

Lehrer der Jugend machte, ohne ſeine Tüchtigkeit genug zu prüfen. Der unbrauchbare Lehrer hat die Stelle bona fide angenommen, und nach beſten Kräften gelehrt, ſo wie ers einſah, und man kann ihn wegen eines ſolchen Irrthums durch Entziehung des Geringſten von ſeinen Einkünften, oder ſonſt durch Schmälerung ſeiner bürgerlichen Exiſtenz, wenn man billig ſeyn will, eben ſo wenig beſtrafen, als einen Phyſiker, welcher die Natur des Lichts erforſchen wollte, und ſo ſtarr ins helle Feuer ſähe, daß er blind würde.

Es ſey einer jeden weiſen Regierung überlaſſen, welchen Profeſſor ſie für brauchbar oder unbrauchbar hält; aber den unbrauchbaren kann ſie zum wahren Wohle der Jugend mit

---

etwas ſeyn zu wollen ſeine **geſunde Vernunft ſo arg verſtudirt**, daß er in die größeſten Inkonſequenzen und anſtößigen Sätze verfällt; ſo kann man wohl, wenn daraus für ihn im bürgerlichen Leben unangenehme Folgen entſtehen, aus Mitleiden, und weil man keine eigentliche Bösartigkeit wahrnimmt, ſagen: Qu'il est plus bête que mechant. Aber ſein Vertheidiger muß ſich nicht herausnehmen das Publikum für eine **ununterrichtete** bête zu halten, der alles einzubilden wäre, was nur der Vertheidiger behaupten will, ſogar: **Die Exiſtenz Gottes** außer der Idee zu **leugnen**, und den Gott welchen man aus der Zweckmäſſigkeit der Sinnenwelt kennen lernt, und beſonders wenn er **Belohnungen der Tugend**, d. h. **Glückſeligkeit** verheißt, für ein verächtliches Weſen halten, ſey die **Lehre der proteſtantiſchen Kirche**. Aber ſo weit gerathen die kritiſchen Philoſophen, welche glauben mit den dialektiſchen Schlingen welche ſie der geſunden Vernunft legen, **alles ausrichten** zu können, dergeſtalt daß zuletzt nichts ſo ungereimt iſt, was ſie nicht behaupteten, weil ſie auf die Gutmüthigkeit des deutſchen Publikum rechnen, welches ſie für **ununterrichtet** ausgeben.

einem brauchbarern verwechſeln. **Derjenige ſcheint aber wohl** zum Unterrichte der Jugend, woſern ſie für **den Staat** und für wahre Gelehrſamkeit erzogen werden ſoll, **unbrauchbar** zu ſeyn, der nicht nur die ſeltſamſten Paradoxieen **lehrt**, welche ſo leicht können mißverſtanden werden, und, wie Staaten und bürgerliche Geſellſchaften jetzt einmal beſchaffen ſind, ſo leicht Irrungen und Mißmuth veranlaſſen können; der dabey die wildeſte Intoleranz *) in Meinungen predigt, die Mo-

---

*) In Herrn Fichtens **Beytrag zur Berichtigung der Urtheile über die franzöſiſche Revolution** im iſten Theile S. 190 findet man folgende ſchändliche und nicht nur eines Philoſophen ſondern überhaupt eines jeden vernünftigen Mannes unwürdige Stelle: „Derjenige **Jude**, der über die feſten, „man möchte ſagen, unüberſteiglichen Verſchanzungen die „vor ihm liegen, zur **allgemeinen Gerechtigkeits- Menſchen- und Wahrheitsliebe** hindurchdringt, iſt **ein Held** „und ein Heiliger. Ich weiß nicht, ob es deren **gab oder** „**giebt**. Ich will es glauben, ſobald **ich** ſie ſehe. Nur „verkaufe man mir nicht **ſchönen Schein** für **Realität**. — „Menſchenrechte müſſen die Juden haben, — aber ihnen „**Bürgerrechte** zu geben, dazu ſehe ich wenigſtens **kein Mittel, als das, in einer Nacht ihnen allen die Köpfe abzuſchneiden, und andere aufzuſetzen**, in denen auch „nicht eine jüdiſche Idee ſey. **Um uns vor ihnen zu ſchützen**, dazu ſehe ich wieder **kein ander Mittel**, als ihnen „ihr gelobtes Land zu erobern, und ſie alle dahin zu ſchicken.“ Herr Fichte **wird** vermuthlich kein Bedenken tragen dieſes auch in ſeinen Kollegien die Jugend zu lehren, denn er hat ja eben **deswegen** ſein **Zeitalter** durch dieſe Beyträge **bey der** Politik faſſen wollen, um den Geiſt deſſelben **zu leiten**, (Man ſehe eben S. 180); wer aber ſich vermißt **den Geiſt des Zeitalters zu leiten**, und ein **Lehrer der Jugend** iſt, wird

Moral der rechtſchaffenſten Menſchen verunglimpft, und ihre Religion für den Dienſt eines verächtlichen Weſens ausgiebt, und der unter dem Vorwande, die Philoſophie unerſchütterlich auf einen durch ſich ſelbſt feſtſtehenden Grundſatz zu gründen, ſie zuletzt auf einen Blitz gründet, (S. oben S. 61, 74) der dem, welcher die wahre philoſophiſche Wiſſenſchaft erkennen ſoll, durchs Gehirn fahren muß. Ein ſolcher Mann ſcheint ſo wenig geſchickt zum Lehrer der Jugend am Ende des achtzehnten Jahrhunderts zu ſeyn, als es **Duns Scotus** oder **Wilhelm von Occam** ſeyn würde. Wenn nun ein ſolcher Mann von ſeiner Lehrſtelle diſpenſirt,

---

wird ihn am ſicherſten durch die Lehren zu leiten glauben, welche er der Jugend früh einprägt. Geſetzt aber Herr Fichte hätte obige menſchenfeindliche Sätze auch nicht in ſeinen Lehrſtunden gelehrt; welche Wirkung muß es dennoch auf die Geſinnungen junger Leute haben, wenn ſie in einer Schrift ihres Profeſſors, den ſie für den größten Philoſophen halten, weil er ſich ſelbſt dafür ausgiebt, den Zweifel finden: „Ob jemals „ein Jude **allgemeine Gerechtigkeitsliebe, Menſchenliebe** „und **Wahrheitsliebe** gehabt habe?“ und dieſen Satz ſo gut als verneinet, und dabey den Rath finden, „um uns vor „den Juden zu ſchützen, müſſe man ſie alle nach Paläſtina „jagen.“ Was würde dieſer Mann, welcher ſo unvernünftig als gefühllos über die Moralität und über die Bürgerrechte und über das Schickſal von Hunderttauſenden von Menſchen abſpricht, wohl ſagen, wenn jemand welcher für nothwendig hält, daß man um die **Rechte eines Bürgers** zu haben, die **Exiſtenz Gottes** auch außer der Idee nicht läugne noch weniger öffentlich läugne, am wenigſten wenn man ein Lehrer der Jugend iſt, — nun darauf antragen wollte: Daß dem Verfaſſer der Wiſſenſchaftslehre **der Kopf** abgeſchnitten und ein anderer aufgeſetzt werde, worin nicht aber ihm Gehalt und bürgerliche Ehre gelaſſen würde, um ein unbeſcholtenes Privatleben zu führen, ſo könnte er ſich nicht beklagen; denn das Wohl der Jugend, der Pflanzſchule des Staats, verdiente vor allem beherzigt zu werden.

Es müßte jedoch ihm unbenommen ſeyn, ſeine Ideen, ſo viel er nur immer wollte, auszuſpinnen, und ſie nach Gefallen drucken zu laſſen, damit ſie nach Gelegenheit entweder widerlegt — wenn ſie noch ſo viel verdienen — oder ausgelacht würden.

Ich bedaure recht ſehr, daß man mit Herrn Fichtens

---

eine einzige Idee vom **Abſoluten Ich** ſey, oder daß man ihn um die Jugend, und das **Zeitalter**, welches er zu ſpitzfindigen Grillen und **idealiſtiſchen Abſurditäten leiten will**, vor ihm zu ſchützen, nach dem Cap unter die Hottentotten ſchicke? — In Herrn Kants **Anthropologie** S. 130. ſteht auch eine höchſtunbillige Stelle von der jüdiſchen Nation, worin ſehr unphiloſophiſch zu verſtehen gegeben wird, daß alle Juden ohne **Unterſchied Betrüger** ſind, und „daß die Plane dieſes Volks in Rückſicht auf den Punkt des „**Betruges** und der **Ehrlichkeit** zu **moraliſiren**, — vergeblich wären.“ Wäre es möglich, daß Herr Fichte und Herr **Kant**, wegen ihres fühlloſen und unphiloſophiſchen Abſprechens über ein ganzes zerſtreutes und unglückliches Volk, könnten beſchämt werden; ſo müßten ſie ſich innig ſchämen wenn ſie das eben erſchienene **Schreiben einiger Hausväter jüdiſcher Nation an Herrn O. C. R. Teller** läſen. Der Verfaſſer, aus einem Volke entſproſſen, dem Herr Fichte **allgemeine Gerechtigkeits-Menſchen- und Wahrheitsliebe abzuſprechen** nicht erröthete, iſt weder ein Held noch ein Heiliger; aber er zeigt ſich hier als ein **edlerer Mann** und als ein **beſſerer Philoſoph**, wie Fichte und Kant hier erſcheinen.

Schrift einen dritten Weg genommen hat: den, ſie zu verbieten, und befürchte, ein ſolches Verbot wird ſeinen Zweck nicht erreichen. Ich reſpektire gewiß alles was irgend eine Regierung verordnet, und was meine eigene Obrigkeit befiehlt, dem unterwerfe ich mich willig. Aber, es iſt nach Preußiſchen Geſetzen erlaubt, über alle Verordnungen ſelbſt unſerer eigenen Regierung, ſobald es anſtändig und aus Liebe zum gemeinen Beſten geſchieht, freymüthig ſeine Meinung zu ſagen. Ich wage es daher, wegen Wichtigkeit der Sache, auch über dieſe Verordnung fremder Regierungen meine Gedanken zu eröffnen, meiner ſchuldigen Ehrerbietung für ſie unbeſchadet. Man wird mir außerdem — als einem Buchhändler, der ſeit ſo vielen Jahren, und bey ſo mancherley Gelegenheiten, die Folgen von ſo vielerley Bücherverboten erlebt hat, — einige Erfahrung in dieſer Sache zutrauen.

Zuerſt: Ein ſolches Verbot vermindert ſehr oft nicht einmal den Debit eines Buchs, ſondern vermehret ihn ſogar. Nur ehrliebende und gewiſſenhafte Buchhändler leiden allemal unter einem ſolchen Verbote, indem ſie ſich zur Pflicht machen, den Geſetzen zu gehorchen. Aber theils mögen wohl nicht alle Buchhändler ſo ſtreng gewiſſenhaft handeln, theils ſind an den meiſten Orten eine Menge Büchertrödler, welche gerade darauf ausgehen, das in Umlauf zu bringen, was die Neugierde erregt, ſey es was es ſey. Dieſen ſchlechten Leuten bringt jedes Verbot Vortheil, indem es dem rechtſchaffenen Buchhändler ſchadet, der ſich zu gut hält, um zu niedrigen Künſten ſeine Zuflucht zu nehmen; daher kann der Debit eines verbotenen Buchs oft ſehr vermehrt werden, wenn gleich in jeder Buchhandlung vergeblich darnach gefragt werden würde. Ueberdies bezieht ſich der Debit bloß auf den Verkauf, folglich auf den Beſitz der Bücher. Ein Buch kann von ſehr vielen Leuten geleſen werden, ohne daß viel Exemplarien verkauft würden; und dies iſt bey vielen verbotenen Büchern, welche gar nicht verdienen aufbewahrt zu werden, offenbar der Fall. Wer ein verbotenes Buch leſen will, bekommt es doch durch irgend jemand zu leſen; das literariſche Verkehr mit dem Auslande iſt zu groß, die Poſten, die Meſſen u. ſ. w. geben hundert Gelegenheiten an die Hand. Selbſt der Verkauf iſt durch ein Verbot keinesweges zu hemmen. Je härter man die Strafen beſtimmt, deſto weniger wird ſie eine milde Regierung, wenn der Fall eintritt, der Strenge nach ausüben laſſen wollen. Es ſcheint aber die allgemeine Ueberzeugung weiſer Geſetzgeber zu ſeyn, lieber kein Geſetz zu geben, als ein ſolches, worauf nicht kann gehalten werden. Wie viele hundert Bücher ſind nicht vor wenig Monaten oder Jahren verboten worden, welche jetzt von jedermann gekauft werden können, da niemand mehr weder an das Buch noch an das Verbot denkt!

Man erregt allemal durch ein ausdrückliches Verbot eines Buchs **die Neugierde** es zu leſen, und reizt dadurch die Büchertrödler gerade dieſe verbotene Bücher anzuſchaffen, woran ſie ſonſt vielleicht nicht gedacht hätten. Die beiden jetzt verbotenen Aufſätze von **Fichte** und **Forberg** waren ſeit Jahr und Tag in der deutſchen Welt. Wer hat ſie bemerkt? Vel duo, vel nemo! *) Jetzt hingegen wird die Neugierde erregt, beſonders an den Orten, wo nun dies Journal verboten iſt. Wenn es alſo möglich wäre, daß dieſe Aufſätze Schaden thun könnten, ſo würde nunmehr erſt der Schaden recht bedeutend werden.

---

*) Ich wollte, indem ich an dieſer Schrift arbeitete, etwas in meinem Exemplare des Fichtiſch-Niethammerſchen Journals nachſchlagen, das ich im Gedächtniſſe hatte, aber genauer nachzuſehen wünſchte. Da fand ſich, daß einige Hefte davon abhanden gekommen waren. Ich ſchickte in alle 26 Buchhandlungen in Berlin, und in alle Bibliotheken mir bekannter Perſonen (worunter auch eifrige Anhänger der kritiſchen Philoſophie waren) wo ich ein Exemplar vermuthen konnte: aber es war keins zu finden und ich mußte die ſeh-

Auch hilft ein ſolches Verbot nichts, oder ſo viel als nichts gegen die Wirkung eines Buchs. Man hätte ſich wohl erinnern können, wie ganz ohne Erfolg in den dreyßiger Jahren das Verbot der Wertheimer Bibel war. Es wurde damals der Reichsfiſkal dagegen aufgerufen; der Kaiſer ſchrieb an alle deutſche Reichsfürſten, daß ſie doch dieſes gottloſe Buch verbieten möchten, welches ſich unterſtand die Bibel nach den Grundſätzen der Wolfiſchen Philoſophie zu erklären. Die Grafen von Wertheim entſchuldigten ſich demüthig beym Kaiſer, daß ſie von dem Unfuge, welchem das in ihrer Reſidenz gedruckte Buch triebe, nichts gewußt hätten; ſie mußten den Ueberſetzer aufopfern, welcher, da ihm Gefängniß und Todesſtrafe gedrohet ward, flüchtete, und unter fremdem Namen ſein Leben endete. — Aber, half das Verbot?

---

lenden Stücke aus Jena kommen laſſen. So wenig iſt dieſes Journal in einer der größten Städte Deutſchlands bekannt und geſchätzt, und mag höchſtens in ein paar Leihbibliotheken cirkuliren. Es zieht Niemandes Aufmerkſamkeit auf ſich; aber es iſt auch bey uns nicht verboten. Man frage dagegen jetzt nur in Leipzig, in Hannover, in Göttingen nach; ich wette, es wird allenthalben jedes Heft zu leſen ſeyn, ſo lange noch die Neuigkeit des Verbots die Luſt erweckt, etwas davon zu leſen. Aber innerhalb Jahresfriſt wird niemand mehr an Fichten, an ſein Journal und an ſeine verwirrte Ideen über die Exiſtenz Gottes denken, wofern nicht durch unzweckmäßige Maaßregeln Aufmerkſamkeit darauf erregt wird.

Damals las jedermann die Wertheimiſche Bibel, ſie ging aus Hand in Hand, und ward zu ungeheuren Preiſen verkauft *). Jedermann hatte Luſt das hochverpönte Buch doch kennen zu lernen, welches ſchien dem ganzen heiligen Römiſchen Reiche Deutſcher Nation den Untergang drohen zu wollen — denn warum ſonſt, dachte man, hätte ſich der Kaiſer und alle deutſche Reichsfürſten wider daſſelbe mit ſolchem Feuereifer verbunden? Da nun dieſes Buch, nach dem damaligen Zuſtande der Litteratur, in der That neue Ausſichten über die Auslegung der Bibel wenigſtens andeutete; ſo ward hauptſächlich durch das Verbot, **die Wirkung dieſes Buchs auf das damalige Zeitalter mächtig** gemacht. Jetzt kann jedermann das Buch öffentlich leſen, und niemand denkt daran es in die Hand zu nehmen. Die Wolfiſche Philoſophie iſt vergeſſen, die damalige philoſophiſche Exegeſe iſt vergeſſen, die Wertheimer Bibel iſt vergeſſen, — ich hoffe — nicht die **Bibel überhaupt**.

Was richtete denn der Reichshofrath gegen **Bahrdt's Neues Teſtament** aus? welches er gern aus der Welt geſchafft hätte. Jedermann las damals allenthalben dieſes Neue Teſtament, und noch weit mehr als vor dem Verbote wodurch es im Reiche erſt recht bekannt ward. Jetzt kann jedermann allenthalben dieſe Ueberſetzung leſen, im Falle noch irgend jemanden die Luſt dazu ankäme; welches ſchwerlich der Fall ſeyn wird.

---

*) Von der Wertheimer Bibel iſt nur der Erſte Band, die Bücher Moſis, gedruckt. Dieſer Oktavband ward zur Zeit des Verbots mit ſechs Louisd'or und mehr bezahlt. Noch in den funfziger Jahren, da es noch zuweilen in den Buchhandlungen geſucht ward, ungeachtet niemand mehr an das Verbot dachte, war der gewöhnliche Preis zwey bis drey Louisd'or, welches freylich daher kam weil ein Theil der Auflage war verbrannt worden.

Es hätte auch wohl verdient die unſtreitige Wahrheit in Erwägung gezogen zu werden, daß ein für ſchädlich gehaltenes Buch, wenn es nicht etwa bloß ſchmutzig und völlig unſittlich iſt, auf keine andere Art kann unſchädlich gemacht werden, als daß man es entweder widerlegt, oder, wenn es zu unbedeutend dazu iſt, daß man es der verdienten Vergeſſenheit übergiebt. Wer wird aber einen Schriftſteller widerlegen wollen, der ſich nicht verantworten kann? welchen der Reichsfiſkal von Lande zu Lande jagt? Ich ſelbſt, ſo nothwendig ich, wegen meines allgemeinen Vorſatzes vor dem Mißbrauche der kritiſchen Philoſophie zu warnen, auch von Herrn Fichtens Appellation reden mußte, würde lieber nicht Ein Wort geſagt haben, wenn ich nicht es für unmöglich hielte daß Herrn Fichte und Forberg wirkliches Ungemach widerführe, und daß etwa auch Herrn Fichtens Appellation verboten, oder ihm unterſagt würde ferner zu ſchreiben; denn nichts könnte wohl härter ſeyn, als wenn man einem beſchuldigten Schriftſteller die Mittel nehmen wollte ſich zu vertheidigen. Geſchähe dieſes, ſo würde allen Schriftſtellern welche über Fichtens Meinungen ſchreiben wollten, die Hand gelähmt, und alle Widerlegungen müßten unterbleiben.

Offenbar giebt man durch ſolche Verbote einem Autor und einer Schrift gewöhnlich nur eine Wichtigkeit, welche ſie vorher gar nicht hatten. Der ſpitzfündig dunkle Fichte, der ſeichtſchwerfällige Niethammer, waren dem großen deutſchen Publikum ſo gut als ganz unbekannt. Jetzt wird doch eine Zeitlang das Auge auf ſie gerichtet, und man fragt wer ſie ſind, weil ihr Journal an einigen Orten merkwürdig genug geſchienen hat um es zu verbieten, und weil dieſes Verbot eine Aufmerkſamkeit erregt, welche das Journal an ſich ſelbſt niemals hätte erregen können. Ich hoffe nicht, daß dieſen Männern noch etwa einiges weſentliche Ungemach zugefügt werden ſollte. Es wäre in der Tag entſetzlich, wenn dieſes geſchähe. Sollten wir noch in einer Zeit leben, wo philoſophiſche Meinungen durch Entziehung des Auskommens, Gefängniß, Landesverweiſung u. ſ. w. beſtraft würden; ſo könnte auch wohl einmal die Zeit wiederkehren wo man es Recht fand, daß Servet verbrannt wurde, weil er gotteslaͤſterlicher Weiſe über die *Dreyeinigkeit verwirrte Meinungen* hatte drucken laſſen; welches man damals läugnen hieß, beynahe ſo wie man jetzt *Fichtens verwirrte Meinung* über das *göttliche Weſen*, welches überſinnlich in dem dunkelvollen abſoluten Ich des Profeſſors reſidiren ſoll, Gottesläugnung nennt.

Wenn — (welches ich mir von weiſen und milden Regierungen noch gar nicht vorſtellen kann) — wenn dieſe Männer wegen ihres Journals, oder wegen irgend einer andern Schrift, auch nur den geringſten Schaden an ihrer bürgerlichen Exiſtenz erleiden ſollten, ſo gäbe man ihnen eine *Würde*, welche jeder wohldenkende Mann reſpektirt. — Res ſacra eſt miſer! Glaubt man wirklich, die Meinungen eines Schriftſtellers wären — auch nur anſtößig; ſo hüte man ſich ja ihn in den ehrwürdigen Platz eines *Unglücklichen* zu ſehen, wenn er als Staatsbürger im bürgerlichen Leben ein unbeſcholtener Mann iſt, und bloß wegen ſeiner *Meinungen*, die er, ſeiner ſubjektiven Ueberzeugung zufolge, bekannt machte, weil er ſie für wahr und nützlich hielt — nun leiden muß — denn man giebt ſeinen Meinungen dadurch eine Sanktion, welche ſie an ſich nicht hatten. Die Theilnahme, welche ſich natürlich zu dem Unglücklichgewordenen neigt, wird ſich, mehr oder weniger, auch bis auf ſeine Schriften erſtrecken. — Als Bahrdt vom Reichshofrathe verjagt war, nahmen ſich eine Menge wohldenkender Männer Bahrdt's an, thaten ſich zuſammen, um ihm auf zwey Jahre eine Summe zum nöthigen Auskommen zu verſichern, und ſeine Schriften wurden nun mit **doppelter Begierde** geleſen. — Und — welches wohl zu merken iſt — Bahrdt lebte bekanntlich ſehr unſittlich, ſo daß ſich vor ihm jeder geſetzte Mann hütete, der ihn kannte und wußte wie er beſchaffen war; alſo gerade das Gegentheil von Herrn Fichte, und Herrn Forberg, welche, ſo viel man hört, beſtändig ordentlich gelebt haben.

„Aber,“ wird man vielleicht ſagen, „die Meinungen „von Gott ſind ſo wichtig, daß dabey ganz andere Maaßregeln genommen werden müſſen. Gott der Subſtanz nach „läugnen, die **Exiſtenz Gottes**, außer der Vorſtellung, „**läugnen**, iſt etwas gar zu Schreckliches; dergleichen Meinungen ſind daher ſogleich in ihrer erſten Geburt zu erſticken.“ — Dies glauben wirklich viele wohldenkende Perſonen, ſonderlich Geſchäftsleute, welche von den Wirkungen und Folgen des gelehrten Weſens und Treibens nicht unterrichtet genug ſind, und daher jedes Buch wovon geſprochen wird, für bedeutend, und jede laut geſagte fremde Meinung für wichtig in Hinſicht auf den Staat halten; es ſey nun zum Nutzen oder zum Schaden, weil es in der That Bücher und Meinungen geben kann die in dieſer Rückſicht wichtig ſind. Sie hoffen alſo oder fürchten dabey immer irgend etwas für den Staat, deſſen Wohlſeyn ihnen am Herzen liegt. Ich bitte alſo um Erlaubniß auch hierüber meine Meinung ausführlich ſagen zu dürfen; irre ich, ſo belehre man mich eines Beſſern.

Fürs Erſte bitte ich, wenigſtens auf die kurze Zeit da wir dieſe Sache etwas näher unterſuchen, alle Idee vom Schrecklichen aus den Gedanken zu laſſen. Eine Sache die man ſchon im Voraus als ſchrecklich anſieht, wird man ſelten in ihrer wahren Geſtalt erblicken.

Meinungen ſind Meinungen. Jeder Menſch hat die ſeinigen für ſich; die Gewalt der Fürſten geht nicht bis dahin ſie ändern zu können. Man leſe was Friedrich der Große in ſeinen Werken darüber ſchrieb; und erinnere ſich, daß er während ſeiner ſechs und vierzig jährigen Regierung niemand wegen philoſophiſcher oder theologiſcher Meinungen zur Rechenſchaft zog, und allen Büchern freyen Lauf ließ. Das fiel damals noch viel mehr auf als jetzt, aber in ſeinen Staaten entſtand kein Uebel daraus. Er war doch gewiß ein großer König, welcher die Kunſt zu regieren aus dem Grunde verſtand.

Die Meinungen der Philoſophen — und auch der theoretiſchen Theologen, einer andern Art von Philoſophen — ſind beſtändig verſchieden, bald ſo bald anders,

varium et mutabile ſemper Philoſophia!

aber ſo viel ich einſehen kann, niemals ſo wichtig, daß die Regierungen davon Notiz nehmen dürften; den einzigen Fall ausgenommen, wenn jemand etwas ſchriebe und lehrte, wodurch die Regierung ſelbſt, oder das Wohl des Staats überhaupt in Gefahr geſetzt würde. Selbſt in dem Falle, wenn durch philoſophiſche Meinungen unter den Unterthanen Zank und Unruhe entſtänden, würde die Regierung wohl am beſten thun, wenn ſie nur von der Unruhe und dem Zanke, nicht aber von den Meinungen Notiz nähme; denn, jemehr ſich die Regierung um dieſe bekümmert, deſto bedeutender werden ſie in den Augen der Zankenden. Wir haben das einleuchtende Beyſpiel an den ehemaligen Streitigkeiten der Janſeniſten und Moliniſten in Frankreich. So lange nur die Regierung an dieſen Streitigkeiten Antheil nahm, ward beynahe das ganze Reich dadurch erſchüttert; aber während der Zeit da der Herzog von Orleans als Regent von Frankreich die Streitigkeiten wie unwichtige Dinge behandelte, fielen ſie in ihre natürliche Unbedeutſamkeit zurück:

Un Roi crut ſur la foi d'un confeſſeur normand
Janſenius à craindre, et Quesnel important;
Du ſceau de ſa grandeur il chargea leurs ſottiſes.
De la diſpute *alors* cent cabales épriſes,
Cent bavards en fourrure, avocats, bacheliers,
Colporteurs, capucins, jeſuites, cordeliers,
Troublèrent tout l'Etat par leurs doctes ſcrupules.
Le Regent plus ſenſé les rendit ridicules,
Dans la pouſſière alors on les vit tous rentrer,
Pour les anéantir, il les faut mépriſer *).

Dies wird auch das Beſte ſeyn, bey allem Streite über Eſſenz und Exiſtenz und worüber ſich ſonſt die Schulen übermäßig bemühen. Die Meinungen der Philoſophen von Gott ſind um ſo mehr verſchieden und müſſen verſchieden ſeyn, da wir mit aller unſerer Philoſophie von dieſem erhabenen Gegenſtande nichts objektiv erkennen können. Die Meinungen aber ſelbſt dürften meines Erachtens die Aufmerkſamkeit der Regierung nicht nothwendig auf ſich ziehen, es wäre denn daß durch die Meinungen ſelbſt, oder durch die Art ihrer Bekanntmachung Unruhen verurſacht würden, welche ein Gegenſtand der Polizey wären; außerdem wird es wohl am beſten ſeyn dergleichen Vorſtellungsarten, gleich andern ſpekulativen Meinungen, in ihrer natürlichen Unbedeutſamkeit zu laſſen. Opinionum commenta delet dies! Selbſt, wenn ein Philoſoph ſogar die Exiſtenz Gottes läugnete, und er verwirrte nur nicht mit ſeinen grillenhaften Ideen die Gemüther der Jugend, welche noch nicht ſelbſt denken kann, ſondern Unterricht bedarf, dergeſtalt, daß ſie zum bürgerlichen Leben untüchtiger würde, und es entſtünde ſonſt keine Unruhe im Staate dadurch; ſo könnte man meines Erachtens ſolche leere Paradoxie ſicher ſich ſelbſt überlaſſen, ſie wird um ſo viel eher zerfallen, je weniger man ſie für wichtig anſiehet. Vernünftige Leute werden ſchon wiſſen, woran ſie ſich zu halten haben, die Unvernünftigen ſind durch Verbote am wenigſten zu zwingen; und es wird ja eine ſolche Paradoxie noch zu **widerlegen** ſeyn, welches die einzige **wahre** und ſichere Art iſt, eine Aenderung ſolcher Meinungen zu veranlaſſen, welche als Meinungen einen Werth haben. Für noch viel unbedeutender würde meines Erachtens die Meinung eines Philoſophen von der Exiſtenz Gottes oder von irgend einer andern Exiſtenz zu halten ſeyn, wenn ſich etwa zeigen ſollte, daß der Philpſoph ſelbſt nicht recht eigentlich wüßte, was er unter dem Worte Exiſtenz verſtände. Fichtens Meinung über die Realität der Exiſtenz der Sinnenwelt iſt ſo beſchaffen, daß man dieſes beynahe glauben ſollte. Er kann und wird niemand damit verwirren, als höchſtens ſeine Zuhörer; denn man weiß, daß dergleichen junge Leute, ſonderlich in ſpekulativen Dingen, alles glauben was ihr Profeſſor ſagt; wie könnte ſonſt jedes Syſtem der theoretiſchen Philoſophie, ſey es wie es ſey, immer auf Univerſitäten ſo warme Anhänger finden! Das **Wolfiſche**, das **Dariesſche**, das Federſche Syſtem haben ihre Zeit gehabt. Das Spekuliren iſt ja bey den jungen Leuten gewöhnlich weiter nichts, als ein elendes jurare in verba magiſtri, womit ſich nur Hohlköpfe viel dünken, und das Studiren empiriſcher Wiſſenſchaft dagegen verachten. Dies letztere iſt allerdings ein großes Uebel, dem abgeholfen werden muß.

---

*) S. Voltaire Poème ſur la loi naturelle, in den Oeuvres, Ed. de Gotha, T. XII. S. 99.

Geſetzt, daß die Regierung wegen der Verwirung, welche, wie nicht zu läugnen iſt, in den Köpfen junger unreifer Leute erregt werden kann, Notiz von des Herrn Profeſſors Fichte paradoxem Geſchwätze nehmen wollte; ſo wird höchſt wahrſcheinlich durch ſtrenge Mittel der Zweck ganz verfehlt, durch **gelindere Mittel** hingegen, welche niemand unglücklich machen, derſelbe viel leichter erreicht werden, wenn man die Sache nicht mit Feuereifer betreibt, ſondern wohl überlegte und zweckmäßige Maaßregeln nimmt. Es giebt Argumenta ad hominem und es giebt auch Actiones ad hominem; wenn dieſe auf die rechte Art geſchehen, ſo iſt oft die Wirkung wunderbar leicht und wunderbar ſchnell.

In einer gewiſſen Stadt entſtand ein großer Tumult, weil die Bürger etwas verlangten, was ihnen nicht konnte zugeſtanden werden. Es geſellete ſich zu den Widerſpänſtigen bald ein zahlreicher Pöbel, der ſchrie und lärmte, daß niemand ſein Wort verſtehen konnte. Der Civilobrigkeit ward bange, und ſie ſchickte zum Kommandanten, um die unruhigen Köpfe durch militäriſche Gewalt auseinander zu treiben. Der General ließ die Truppen anrücken, aber ehe ſie ſich hatten verſammeln können, war der Pöbel zu tauſend und mehr angewachſen, und erfüllte beynahe den ganzen Markt Kopf an Kopf. Von der andern Seite marſchirte aus der Hauptſtraße das Militär in furchtbarer Ordnung auf, und dehnte ſich über die ganze Breite des Marktes aus, mit einer Kanone auf jedem Flügel. Der General ritt vor, den unruhigen Haufen zu ermahnen auseinander zu gehen, weil ſonſt ſeine Leute ſchießen würden. Aber das Getümmel und das Drohen ward noch viel ärger. „Nun!“ – rief er — „Ihr
„wollt es nicht anders haben! Schreibt euch nun ſelbſt zu
„was geſchehen wird!“ So ritt er zu ſeinen Leuten zurück. Auf ſeinen Befehl ſchlugen die Soldaten das Gewehr zum

Feuern an, zugleich aber öffnete ſich vor der Hauptſtraße die Linie. Es rückten mit größter Schnelligkeit ſechs große — Spritzen hervor und ſpritzten Strahl auf Strahl in den dichten Haufen hinein. Die Rebellen taumelten einer über den andern, liefen wohl genäßt nach Hauſe, und in einer Viertelſtunde war der Markt leer, die ganze Stadt ruhig, und die unruhigen Köpfe wagten es nicht mehr ſich ferner wichtig machen zu wollen, aus Furcht ausgelacht zu werden.

Wenn nun der Kommandant gleich hätte die Kanonen abfeuern laſſen? —

Voltaire hat ein ſehr hübſches Gedicht über die **Philoſophen** gemacht, welche gern ihr Wörtchen über Gott geben mögen *). Es paßt, wie es mir ſcheint, ziemlich auf unſern jetzigen Vorfall. Ich gehe eben nicht weit aus meinem Wege, wenn ich den Hauptinhalt hier anführe. Das Gedicht iſt betitelt:

Les Syſtêmes.

Als der liebe Gott ſein großes Werk, die Schöpfung geendigt hatte —

Et qu'il eut arrangé tous les céleſtes corps,
De ſa vaſte machine il cacha les reſſorts,
Et mit ſur la nature un voile impénétrable.

Darauf ließ er die Philoſophen vor ſeinen Thron kommen:

— — nos docteurs,
Fiers enfans du ſophisme, éternels diſputeurs. —

---

*) S. Oeuvres de Voltaire. Ed. de Gotha, T. XIV, S. 218.

Çà, mes amis, dit Dieu, *devinez mon ſecret:*
Dites-moi qui je ſuis et comme je ſuis fait,
Et *dans un ſupplément* dites-moi qui vous êtes.

Es erſchien zuerſt der Heil. Thomas von Aquino. Er redete den lieben Gott an:

Vous êtes, lui dit-il, *l'exiſtence et l'eſſence,*
Simple avec attributs, acte pur, et ſubſtance,
Dans les temps, hors des temps, fin, principe, et milieu,
Toujours préſent partout, ſans être en aucun lieu.

Was that der liebe Gott?

L'Eternel, à ces mots, qu'un bachelier admire,
Dit: *Courage, Thomas!* et ſe mit à ſourire.

Darauf kam Carteſius:

Seigneur, dit-il à Dieu, *ce bon homme Thomas*
Du rêveur Ariſtote a trop ſuivi les pas.
Voici mon argument, qui me ſemble invincible:
Pour être, c'eſt aſſez que vous ſoyez poſſible.

Und der liebe Gott?

Dieu ſourit de pitié pour la ſeconde fois.

Nun kam Spinoza:

Eſprit ſubtil et creux, moins lu que célébré,
Caché ſous le manteau de Descartes ſon maitre,
Marchant à pas comptés, s'approche du grand Etre.
Pardonnez moi, dit il, en lui parlant tout bas;
Mais je penſe, entre nous, que vous n'exiſtez pas.

Da entſtand ein großer Lärm unter des lieben Gottes Hofgeſinde, über den Böſewicht, welcher — wäre es auch nur entre nous — dem lieben Gott eine ſolche Impertinenz ſagen durfte;

Et d'horreur et d'effroi ſaint Thomas recula.

Und der liebe Gott ſchlug wohl mit dem Donner drein? Ach nein!

Mais Dieu clément et bon, plaignant cet infidelle,
Ordonna ſeulement qu'on purgeât ſa cervelle.

Sollte Voltairens Dichtung bey unſerm Falle nicht einige Anwendung finden können? —

Der edle **Franklin** hat auch über dieſen Gegenſtand eine ſehr lehrreiche Dichtung gemacht, oder aus einem Morgenländer entlehnt. Er erzählt, daß in einem zu Cairo gefundenen Kodex das zwey und zwanzigſte Kapitel des erſten Buchs Moſe gefunden worden ſey, in demſelben ſtand folgendes:

Zu Abraham kam ein alter Mann von der Wüſte her. Abraham nahm ihn gaſtfreundlich auf und ſetzte ihm vor was ſeine Hütte vermochte. Nach der Mahlzeit wunderte ſich Abraham, daß der alte Mann nicht das Gebet verrichtete und ſprach zu ihm:

„Warum ehreſt Du nicht den allmächtigen Gott, den Schö-
„pfer des Himmels und der Erden?“

„Und der Mann ſprach: Ich ehre nicht Deinen Gott, auch
„rufe ich ſeinen Namen nicht an; denn ich habe mir ſelbſt Göt-
„ter gemacht, die in meinem Hauſe wohnen, und hören mich,
„wenn ich ſie anrufe.“

„Und Abrahams Zorn entbrannte gegen den Mann, und er
„ſtand auf, und fiel auf ihn, und trieb ihn fort in die Wüſten.“

„Und Gott rief Abraham; und er antwortete: Hie bin ich.“

„Und der Herr ſprach: Wo iſt der Fremdling der bey dir
„war?“

„Und Abraham antwortete und ſprach: Herr, er wollte Dich
„nicht ehren und Deinen Namen anrufen, darum habe ich ihn
„von meinem Angeſichte getrieben in die Wüſten.“

„Und der Herr ſprach zu Abraham: **Habe** ich ihn nicht er-
„tragen dieſe hundert und acht und neunzig Jahre, und
„habe ihm gegeben Nahrung und Kleider, ob er ſich gleich gegen

„mich auflehnet, und Du konnteſt ihn nicht Eine Nacht er„tragen?“

„Und Abraham ſprach: Laß den Zorn des Herrn nicht ent„brennen gegen ſeinen Knecht. Siehe, ich habe geſündigt, ver„gieb mir, ich bitte dich.“

„Und Abraham ſtand auf, und ging fort in die Wüſten, „und rief, und ſuchte den Mann, und fand ihn, und kehrte mit „ihm zurück in ſeine Hütte, und that ihm gütlich, und den an„dern Morgen früh ließ er ihn ziehen in Frieden.“

Ich dächte es wäre am beſten, man ließe auch Herrn Fichte, den Schriftſteller, in Friede ziehen, und in ſeinem eingebildeten Ueberſinnlichen leben, bis er etwa von dieſer Einbildung zurückkommt, wenn niemand ihn der Aufmerkſamkeit werth hält; ich dächte, man ließe ihn über **Gott** und auch über — **das Supplement — was wir ſind?** — denken und ſchreiben und Grillen fangen, ſo viel er vermag. Wenn die Appellation dieſes Idealiſten an ſeine Ideen auch ſonſt keinen Nutzen hat; ſo dächte ich ſollte ſie den haben, zu zeigen, daß ſeine Philoſophie ſo verwirrt, ſo ſchwärmeriſch und zugleich ſo unbedeutend iſt, daß ihre Bekanntmachung durch Schriften, den Leſern ſehr geringen Schaden verurſachen kann, und daß ein Verbot um ſo weniger nöthig war, da die Widerlegung ſehr leicht iſt. Freylich nicht um Herrn Fichte übezeugen zu wollen, daß er unrecht hat: denn kein Schwärmer iſt zu widerlegen. Jeder Schwärmer iſt krank am innern Lichte — und Herr Fichte noch dazu an dem Blitze womit die Ichphiloſophie ihm, nach ſeiner eigenen Forderung *) das Gehirn auf Einmal verſengte. Aber Leuten welche ihre Vernunft noch brauchen wollen, mag man zeigen, woher die Verwirrung in dieſem ſtolzen von Hirngeſpinſten erfülltem Kopſe entſtanden iſt.

---

*) Man ſehe oben S. 61. 74.

Bloß durch **Widerlegung**, durch **Auseinandersetzung**, kann man philoſophiſche **Ideen** aufs reine bringen, ſo lange ſie noch **werth** ſind **widerlegt** zu werden. Hält man aber etwa unnütze **Subtilitäten** weiter nicht mehr der Widerlegung werth, ſo iſt das kürzeſte ſie auszulachen. Das Auslachen ſchadet keiner **wirklichen Wahrheit**, die ſteht wohl in ſich ſelbſt feſt; aber **Hirngeſpinſte** können ſelten das Lächerliche aushalten, wenigſtens iſt das Auslachen ein ſicheres Mittel den Streit über **Hirngeſpinſte** nicht ins **Unendliche** fortdauern zu laſſen, damit die edle Zeit beſſer angewendet werde. Zwar hat Herr **Lavater** ehemals feſtgeſetzt, der **Spott** wäre ſchlimmer als der **Scheiterhaufen**. Ich denke aber, **Spott** iſt bey Thoren ſehr viel ſicherer und beſſer. Es wäre doch arg, wenn man einen Profeſſor in Jena und einen Rektor in Saalfeld auf den Scheiterhauſen bringen wollte, weil ſie ſich in ihre grillenhafte Ideen verſtudirt haben und oft nicht recht wiſſen mögen was ſie in den Tag hineinſchreiben, indem ſie ausſchlieſſend von ihrer **verwirrten Erkenntniß** zu den **Objekten** fortgehen, weil dieſe armen Schlelme träumen, daß keine **Glückſeligkeit** da iſt und ſeyn kann, und weil ſie meinen in dieſem Erdenleben keinen **Genuß** haben zu wollen, ſo ganz und gar nicht, daß ſelbſt die **Seligkeit** ſich in ihre Ideen zu vertiefen ihnen kein **Genuß** ſeyn ſoll. Auf dergleichen Spitzfindigkeiten iſt doch, beym Lichte beſehen, die ganze Anklage zu reduciren; und würde es nicht ſo gut wie ein **Scheiterhaufen** ſeyn, wenn man dieſen Männern ihre Einkünfte nehmen, ſie aus dem Lande verjagen und den Reichsfiſkal wider ſie excitiren wollte? — wie gegen den König von Preußen im ſiebenjährigen Kriege! — Ich wiederhole es: Ueber einen Mann, dem ſein Einkommen oder ſeine bürgerliech Exiſtenz genommen wird, kann kein Wohldenkender weder lachen noch auch einmal deſſen Meinungen widerlegen. Res ſacra eſt miſer! Es iſt nicht rathſam durch ſtrenge Maßregeln den Spinnern thöriger Hirngeſpinnſte das Anſehen dieſer Heiligkeit zu geben.

Wer darf es auch wagen Fichte'n **widerlegen** zu wollen? Fichte'n den **Weltregierer**! Wir ſind ja alle nichts als **Produkte** ſeines überſinnlichen weltregierenden **Ich's**. Wir ſind nichts als ein **Widerſchein** ſeiner **Ueberſinnlichkeit** *). Er darf uns nur nicht **denken**, und ſiehe! wir ſind annihilirt. Wir armen **Fichtiſchen Ideen**! — Wie vergeblich wäre es alſo, durch **ernſthafte Gründe** einen ſo ſelbſtgenügſamen Idealiſten überzeugen zu wollen, daß wir von ihm wirklich **unabhängig** ſind! Allein, ich denke das Auslachen iſt ein ſichereres Mittel. Außerdem daß dadurch die **Weltregenten**, in **Saalfeld** und **Jena** von der Idee ihrer eingebildeten **Höhe ihrer Spekulation** **), wo ſie ſo einzeln ſtehen wie der Thurm im Winde, bald zu ganz gemeinen Menſchen, welches ſie wirklich ſind, herabſinken werden, außerdem daß dadurch dem unnützen Streite über unnütze und noch dazu höchſt unbeſtimmt ausgedrückte Subtilitäten, womit Deutſchland von den kritiſchen und Ichſetzenden Grillenfängern ſeit vierzehn Jahren ſo arg heimgeſucht wird, noch am erſten Einhalt geſchehen möchte; ſo wird vielleicht ſogar auch den beiden uns vorliegenden preßhaften Patienten dadurch noch einige Hülfe geſchaft.

Sie werden das Auslachen gewaltig übel nehmen — das verſteht ſich; — ſonderlich Herr Fichte, welcher von ſehr gallichter Natur iſt und ſich über Alles erhaben glaubt, wie alle Schwärmer, welche gewöhnlich nicht nur ſtolz, ſondern auch eitel ſind, und — pour ſe faire valoir — ſich lieber auf den **Scheiterhaufen** ſetzen, als ſich in ihrer eigenthümlichen Unbedeutſamkeit zeigen laſſen. Alſo werden ſich dieſe Idealherren freylich ärgern. Dawider ſind ja aber noch Mittel. Die Arzney welche Voltairens lieber Gott dem Gehirne des Spinoza verordnete, wird Herrn Fichte noch viel nöthiger ſeyn, und gewiß wohlthun. Sollte aber etwa das Uebel nicht bloß im Gehirne liegen; ſo werden ja Kollege **Hufeland** oder Kollege **Loder** ſchon die Ipekakuanha in ganz kleinen Doſen oft nach einander gebraucht, zu verſchreiben wiſſen. Einem Manne mit dem es in ſeinem Innern ſo kläglich beſchaffen iſt, daß ihn alles Treiben und Thun der **Menſchen** in dieſer Welt anekelt *), wird gewiß die **Ekelkur** am dienlichſten ſeyn. Dadurch ſind ſchon oft theologiſche und philoſophiſche Grillen, Ausſichten in die Ewigkeit, verſeſſene Hypotheſen über die Rechtfertigung, über die Apokalypſe, über die vonvornige Politik, über das neue Jeruſalem, die Nachrichten von dem wunderbaren Zuſtande im Himmel und der Hölle, die Unterredungen mit den Engeln, die wahrſagenden Geſchichten und die Selbſtſetzungen des transſcendentalen Ichs, kurz; alle die ſubtilen Philoſophieen und Theurgieen, die man ohne geſunde Vernunft und ohne Beweis, ſo gewiß weiß als man von ſich ſelbſt weiß, wenn ſie aus dem Gehirn in den Unterleib geſunken und daſelbſt in Infarktus verwandelt, wieder dem Gehirne ſehr beſchwerlich geworden ſind, glücklich beweglich gemacht, und durch einige Gaben Rhabarber oder Schwefelmilch unſchädlich weiter geführt worden. Sollte ja das Ich, Fichte, zu der **Idee**, **Hufeland**, kein Vertrauen haben; ſo iſt ja die **Idee**, **Erhard**, auch Doktor der Arzneygelahrheit, von welchem ich glaube, daß er doch allenfalls beſſer verſtehen werde, Rhabarber zu verſchreiben als zu philoſophiren, daher er vielleicht nicht übel thäte ſich bloß auf jenes einzuſchränken.

---

*) S. Fichtens Appellation S. 44.

**) A. a. O. S. 91.

---

*) S. Fichte Appellation S. 28.

In der Stadt Delft in Holland ſtellte ſich an einem Morgen ein Matroſe an die Thür eines Hauſes, wo ein ſtarker Durchgang nach dem Markte war, ſo daß täglich viele hundert Perſonen durch dieſe Thür gingen.

Er hatte in der linken Hand einen Hering und in der rechten eine verſchloſſene Sparbüchſe. Dieſe hielt er jedem Vorbeygehenden vor und ſagte dabey: „Mein Herr! Ihr „ſollt mir ſagen welches das beſte Stück am Hering iſt, oder „Ihr ſollt einen Deut in die Sparbüchſe ſtecken.“ Die Leute lachten, es betraf einen Deut; alſo jeder ließ ſich ein, ſagte: — Der Kopf, oder das Mittelſtück, oder was ihm ſonſt einfiel. — Der Matroſe ſchüttelte bey jeder Antwort den Kopf, und es kam ein Deut in die Büchſe. Nachdem er bis an den ſpäten Abend geſtanden hatte, und die Büchſe meiſt voll war, ſo ſagte endlich jemand: „Ihr ſagt uns im„mer wir wiſſen's nicht, was das beſte Stück iſt, ſo ſagt „Ihr es uns doch endlich einmal, damit wir's wiſſen.“ —

„Wohl mein Herr,“ antwortete der Matroſe, „ich weiß „es auch nicht, ich ſoll auch einem Deut in die Büchſe ſte„cken.“ Er ſteckte den Deut hinein, und ſo ging er mit der Büchſe fort.

Das iſt gerade die Geſchichte von dem urſprünglichen Bewußtſeyn, von den Entelechieen, von den Kategorieen, von dem Dinge an ſich, von dem urſprünglichen Verſtandesgebrauche, von dem künſtlichen Vernunftgebrauche, von dem unbegreiflichen Imperativ, von dem höchſten Gute das in der Moral ohne Glückſeligkeit durchaus geſucht werden ſoll, damit die Tugend den nöthigen Antheil an Glückſeligkeit erhalte, von dem Setzen des **abſoluten Ichs durch einen Ur-Satz**, der kein Satz ſondern eine Handlung iſt, und von der **moraliſchen Weltregierung, welche ſich ſelbſt nicht zu regieren weiß.**

Daß aber in Delft derjenige den Preis bekam, welcher ſeine **Unwiſſenheit** bekannte, macht den Unterſchied zwiſchen einem unwiſſenden Matroſen und einem vollwiſſenden neueſten deutſchen Philoſophen. Denn bey dieſen trägt derjenige die Sparbüchſe davon, welcher von obigen Dingen — welche ſo dunkel und zweifelhaft ſind, — **alles ganz gewiß weiß — von vorn nothwendig — unmittelbar — ohne Beweis — durch einen Sprung der wie ein Blitz in ihn fährt** *) — d. h. durch eine ſelbſtbeliebige **Vorausſetzung von vorn.** Beſonders aber trägt der den Preis davon, der auch weiß, daß in kurzem **jedermann** — durch den philoſophiſchen Blitz gerührt — der Meinung des Philoſophen ſeyn wird, deſſen Philoſophie, gleich einer Sparbüchſe, ſich nur allein ihm ſelbſt öfnet.

Ich frage aber alle **Landesväter**, alle **Hausväter**, ich frage jeden dem der geſunde Menſchenverſtand am Herzen liegt. Iſt es wohlgethan, der Jugend, welche ohnedies noch keine Erfahrung hat, und ſich gern viel vermißt, es als große Weisheit in den Kopf zu ſetzen: ſie könne und müſſe urtheilen **von der** beſten Art **die Welt zu regieren** und zu verbeſſern, von der beſten Art die **Menſchen moraliſch** zu machen, von der beſten Art **Recht** und **Tugend** in der Welt **auszubreiten** — ſo wie die Delfter über **das beſte Stück am Heringe — rein von vorn ohne alle Erfahrung?**

---

*) Man ſehe oben S. 61 und 74.

Und was muß wohl die Folge ſeyn, wenn man der Jugend, als große Weisheit, vom Katheder herab vorſagt: Alle Erfahrungsurtheile wären ſo beſchaffen wie der Spruch von Pharaons Kühen; — die Geſchäftsleute der Regierung leiteten das Volk und das Volk wolle geleitet d. h. betrogen ſeyn. — „Es gebe keine Gewißheit als die moraliſche „und alles was gewiß iſt ſey es nur in ſofern, in wie fern „es unſer moraliſches Verhältniß andeutet *)," — aber dieſes moraliſche Verhältniß, folglich dieſe einzige Gewißheit ſey „ohne Beweis" ſchlechterdings ſo und nicht anders, wie ihr großſprechender Profeſſor vorgiebt, daß er es gewiß weiß **); — der einzige wahre Begriff von der Pflicht ſey als ein Gott ohne Exiſtenz anzunehmen, wodurch allein die Welt regiert werde, — derjenige welcher dieſe innere Heilsordnung nicht anzuerkennen wiſſe, ſey ein Götzendiener und Atheiſt der einem verächtlichen Weſen diene, — aber die Empfänglichkeit zu dieſer ausſchlieſſenden innern Heilsordnung, die zur Seligkeit ohne Genuß zum ſchwärmeriſchen Leben im Ueberſinnlichen führt, müſſe durch einen Sprung und plötzlich wie ein Bliz in ſie fahren, weil das Herz höher ſtehe als das Denken? — und wenn man der Jugend dieſe alberne Lehren durch die kirchliche Benennung der Wiedergeburt heilig vorſtellen will?

Und was muß die Folge ſeyn, wenn man die Jugend, der man dieſe verwirrte Begriffe beygebracht hat, zugleich lehret alle Andersdenkende als verächtliche und ungewiſſenhafte Leute welche keine Religion haben und keine Religion haben können, zu betrachten, und alle vernünftige Gegengründe damit abzufertigen „daß in der **Höhe der Spekulation**,“ wohin der Profeſſor nehmlich ſeine **Jugend** verſetzt „**die Unverſtändlichkeit der Behauptungen der Gegner erhelle**,“ — und ſodann **die jungen Leute**, ausgeſtattet mit dieſen **verwirrten** Begriffen, **mit dieſem** Fanatiſmus und **Dünkel** und **Intoleranz**, in die menſchliche Geſellſchaft, in die **Welt ſchickt**, worin nach der Einbildung ihres **Profeſſors** ihre **Heimath nicht** ſeyn ſoll?

---

*) S. Fichte Appellation S. 46.

**) S. daſelbſt S. 35.

Ich glaube, wir Menſchen, als **vernünftigſinnliche** Geſchöpfe, ſind beſtimmt in der **Sinnenwelt zu leben**, nicht aber im Traume einer **überſinnlichen Welt**, die nichts iſt als der **Dünkel einer verkehrten Philoſophie**, welche dasjenige gewaltſam von einander ſchneidet, was unſerer menſchlichen Natur nach **innig vereint** iſt. In dieſer **wirklichen** Sinnenwelt muß jeder an ſeiner Stelle ſtehen, und ſein Tagewerk thun, zum gemeinen Beſten. Das iſt die erſte die **allgemeinſte Pflicht** gegen die menſchliche Geſellſchaft, und anders, als durch die menſchliche und bürgerliche Geſellſchaft iſt es unmöglich daß ein Menſch ſeine Kräfte entwickle und ausbilde, und das werde was er werden kann. Das behauptet ſelbſt Kant. Diejenigen alſo, die ſo viel im Allgemeinen von der **Pflicht** ſchwatzen, ſollten doch hauptſächlich in ihren **Lehren und Handlungen** Rückſicht nehmen auf ihre eigene **Pflicht** gegen die bürgerliche Geſellſchaft, nicht ſo wie ſie **in ihrer Idee** vorgeſtellt wird; denn das iſt ein **Traum** den die Herrn mit Belieben träumen können: ſondern ſo wie die bürgerliche Geſellſchaft **wirklich** beſteht, und ihnen ſelbſt Leben, **Ausbildung** und Schuz gewähret. Wenn nun ſolche ſeynwollende Philoſophen Lehrer der **Jugend** ſind, ſollten ſie ihrer **eigenen Pflicht** eingedenk ſeyn, die Jugend für die **menſchliche Geſellſchaft** zu bilden. Dazu iſt es aber ganz unzweckmäßig, jungen Leuten

ten eine ſolche Philoſophie in den Kopf zu ſetzen, daß ſie in ſich gekehrt werden, ihre **Ideen für Alles**, ihre **Poſtulate** für **Gebote**, und die Sinnenwelt entweder für ein **Produkt ihrer Ideen allein**, oder doch für eine Welt halten ſoll, welche für ſie zu ſchlecht wäre, oder welche ganz **nach ihren vonvornigen Ideen** einzurichten wäre. Denn davon iſt der Erfolg, daß ein junger Menſch, wenn er in die menſchliche Geſellſchaft kommt, kein anderes Tagewerk thun mag, als ſeine **vonvornige Hirngeſpinnſte** ausſpinnen, welche er für **nothwendig und allgemeingültig** hält, weil es ihm ſein Profeſſor ſo geſagt hat. Er lernt nicht kennen und mag nicht kennen lernen, womit er ſich eigentlich in dieſer Sinnenwelt beſchäftigen und wie er ſich darin betragen ſoll. Denn ein ſolcher irregeführter Jüngling macht nie **Beobachtungen** und ſtellt darüber nie **Betrachtungen** an, ſondern er **verachtet alle Erfahrung**, und es ergehen aus ihm, **von vorn**, lauter **Gebote und Forderungen**. Daß von ihm ſelbſt in der menſchlichen Geſellſchaft mit Rechte viel kann **gefordert werden**, fällt ihm ſelten ein; am wenigſten, wenn ſeine **gebietende Vonvornigkeit** auf eine **ſelbſtſüchtige Imagination** gepfropft iſt. Da iſt des **Forderns** an Andere kein Ende. Da will er alle andere **Denkungsarten ausrotten und umkehren**, weil ſeine und ſeines Profeſſors Denkungsart die **Einzige** ſeyn ſoll. Da will er, mit noch heftigerm Verlangen, die ganze große Sinnenwelt unter ſeine kleine armſelige **Ideen-Einheit** zwingen. Und wenn das nun nicht gehet, wenn ſeine Ideen-Einheit ihn nun nirgend an ſeine Stelle in der Sinnenwelt ſetzen kann; ſo wird er **mürriſch, mißvergnügt mit der Welt**, hält nicht dieſe Welt für ſeine **Heimath**, ſondern das **Ueberſinnliche** d. h. ſeine **vonvornigen Hirngeſpinnſte**, ſchaft ſich eine **wahrſagende Geſchichte**, daß es mit der Welt ſchon beſſer ſteben werde, ſobald ſie ſo iſt, **wie ſeine Vonvornigkeit** gebietet. Er lebt bloß in dieſen Träumen, und ſeine beſten Kräfte gehen verloren für ſich ſelbſt und für die menſchliche Geſellſchaft. Wir ſehen alle Tage Beyſpiele ſolcher jungen Leute, welche mit ihren leeren Spekulationen ſich viel dünken, nichts ſind, und zu nichts nützen. Dieſe ſo lächerliche als widrige Beyſpiele ſollten endlich die Landesregierungen zur Verbeſſerung des Unterrichtes auf Univerſitäten thätig machen. Denn alle hohe und niedere Schulen können nur alsdann ehrwürdig und dem menſchlichen Geſchlechte nützlich ſeyn, wenn daſelbſt Lehrer und Lernende mit ächten den menſchlichen Geiſt aufklärenden und der menſchlichen Geſellſchaft nützlichen Wiſſenſchaften, nicht aber mit Hirngeſpinnſten und leeren Träumereyen ſich beſchäftigen. Aber das allerverderblichſte und unnützeſte Hirngeſpinnſt iſt wohl eine idealiſtiſche **Metaphyſik**, wodurch der Jugend Gottes ſchöne Welt verleidet, und ſie gelehrt wird eine ſolche **überſinnliche Welt** ſich zur Heimath zu machen, welche Gott nicht geſchaffen ſondern Profeſſor Fichte geträumt hat.

Verfasser:

Friedr. Nicolai.

Satire gegen die Romantiker!
Vgl. dazu Haym, Romant. Schule. [illegible] 1906 S. 732.
Viel gegen Goethe.

Vertraute Briefe

von

Adelheid B**

an ihre Freundinn

Julie S**.

Amor che nasce
Con la speranza,
Dolce s'avanza;
Nè se n'avvede
L'amante cor.

Berlin und Stettin
bey Friedrich Nicolai.
1799.

UNIVERS LIOTHEK
MUENCHEN

~~E. L. A.
Bibl.~~

DUPLUM
BIBL: DUC.
GOTH.

Julie S** an ***.

600454140

Julie S** an ***.

Hier haben Sie nun, weil Sie es verlangen, die Abſchrift der Briefe meiner kürzlich verſtorbenen Freundinn über ihr Verhältniß mit Guſtav B**. Was nicht zu dieſer Geſchichte gehört, iſt weggelaſſen worden.

Sie bekommen nicht alle Briefe die ich damals erhielt; denn meine Adelheid war eine unermüdete Schreiberinn. Auch fehlen einzelne Stellen. Briefe worin ſich das Herz eines empfindſamen Weibes ergießt, können allerdings auch einen Dritten intereßiren; manches darin iſt aber nur der innigen Freundinn geſchrieben, welche des Herzens zarteſte Empfindungen ganz verſteht und mitfühlt. Es findet ſich auch in jedem vertrauten Briefwechſel etwas, das nur durch weitläuſtige Erläuterung einem Dritten ganz verſtändlich werden kann. Schon der Sinn eines Scherzes verliert, wenn er erſt umſtändlich erklärt werden muß; wie ſollte man erläutern können, was aus innerſter Empfindung in ein verſchwiſtertes Herz übergeht! Was alſo einer Erklärung bedurft hätte *), ſchrieb ich Ihnen nicht ab. Damit Sie aber im Allgemeinen den Sinn dieſer Briefe richtig faſſen mögen, glaube ich Ihnen das Leben meiner Freundinn kurz erzählen zu müſſen, ſo weit es hierher gehört, mit Schilderung ihres Charakters und ihrer Perſon, nicht ohne Liebe und wehmüthige Erinnerung, aber doch unparteyiſch.

Unſere vertraute Freundſchaft ſtammte von unſerer früheſten Jugend her. Was wir uns beide waren, wie ſich unſere

---

*) Die wenigen Anmerkungen in dieſem Abdrucke ſind von dem Herausgeber hinzugefügt.

Seelen mittheilten, ſage ich Ihnen nicht; denn das läßt ſich weder beſchreiben noch erzählen. Meine Freundinn war ſchön, die ſchönſte unter ihren Geſpielinnen! Warum ſoll ich verhehlen daß wir ſchön waren? Ein Weib kann dies von ſich ſelbſt wiſſen, ohne eitel zu ſeyn. Sie haben Sophien D**, Philippinen W**, Wilhelminen H**, gekannt, die ſich in jenem blühenden Zirkel durch ihre Schönheit vorzüglich auszeichneten; dennoch erkannten wir alle Adelheid M** für die ſchönſte unter uns, und liebten ſie alle. Der ſchlanke Wuchs, der edle Gang, die zarte Haut, das lange kaſtanienbraune Haar, der durchdringende Blick ihrer blauen Augen, das holdſelige Lächeln das auf ihren Lippen und Wangen ſchwebte, dies alles kann ſich die Einbildungskraft vorſtellen, und der Maler könnte es noch malen; aber der hohe Geiſt, der dieſen ſchönen Körper beſeelte, die namenloſen Reize welche über dies alles ausgegoſſen waren, das volle Leben vereint mit ſtiller Größe, was jedem Geſichtszuge, jeder

Bewegung eingeprägt war, können nicht dargeſtellt werden. Im Charakter eben ſo gleichmüthig als wahr, eben ſo unbefangen als offenherzig, — blieb üble Laune und Prätenſion, blieb Affektation und Verſtellung von meiner Freundinn gleich weit entfernt. Sie war ungezwungen in ihrem ganzen Weſen, und liebte ſowohl in Geſellſchaft als in den Werken des Geiſtes das Natürliche. Sie fühlte in menſchlichen Charakteren und an Geiſteswerken das wahre Originale, Erhabene, Außerordentliche. Nur falſche Originalität fand bey ihr ſo wenig Nachſicht als überhaupt Scheinverdienſt und Dünkel. Sie ſchien oft muthwillig; denn ihr Geiſt war ſo zart empfänglich für das Wahre und Schöne, und ſie überblickte das Ganze eines Gegenſtandes ſo hell und ſo richtig, daß alles Verzerrte und Lächerliche ſchnell auf ſie traf; und dann pflegte ſie es nicht zu ſchonen. Ich habe die Ausbrüche ihrer muthwilligen Laune nicht weggelaſſen, denn auch ſie ſind Zeugen der unbefangenen Herzensergießung in ihren Briefen an mich, welche aus unſerm wechſelſeitigen unbegränzten Vertrauen entſprang. Aber bey dem munterſten Witze hatte meine Freundinn den feinſten Sinn für das Schickliche und ſittlich Schöne; bey der anmuthigſten Geſchmeidigkeit im Umgange mit andern, den feſteſten Sinn der Selbſtſtändigkeit und Übereinſtimmung mit ſich ſelbſt. Sie empfand tief. Ihre beſondere Lage in der Jugend und frühes Unglück hatten ihr, zwar auf ihre Koſten, vervielfältigte Menſchenkenntniß verſchafft, aber auch ihren Geiſt noch mehr angeſpannt, ſo daß ihre Nerven leicht in Bewegung geſetzt wurden, gleich den Saiten eines klingenden Inſtrumentes die bey der leiſeſten Berührung anſprechen. Sie konnte ihrer Empfindungen Meiſter werden, durch Vernunft und Überlegung, ſobald dieſe es erforderten; aber es koſtete ihrem lebhaften Geiſte um ſo viel mehr, je feiner ihr Gefühl war, und je inniger bey ihr jedes Sentiment ins Herz traf. Ihr Edelmuth dachte eher darauf Andere glücklich zu ſehen, als ſich ſelbſt; daher empfand ſie Liebe und Freundſchaft in einem Grade den wenige nur kennen, noch viel wenigere erreichen. Sie hatte Sinn für alle häusliche Geſchäfte, war pünktlich darin, ohne daß je dadurch die Ausbildung des Verſtandes, oder jene durch dieſe wären gehindert worden. Sie las viel, ohne im geringſten die Gelehrte ſpielen zu wollen. Alles geiſtige Schöne wirkte auf ihren fühlenden Geiſt. Muſik, ſonderlich Geſang war ihre innigſte Ergötzung in frohen Tagen, und oft ihr Troſt in Tagen des Leides. (Sie war mit ihrem Manne in Italien, in Frankreich und England geweſen, und hatte die Meiſterſtücke der Malerey und antiker Bildnerey geſehen; nicht nur geſehen, ſondern auch empfunden, noch mehr, im Geiſte angebetet. Dieſe zarte Empfänglichkeit für den Genuß des Schönen wirkte auch auf ſie ſelbſt zurück, bis auf ihren Anzug: Alles ſtand ihr wohl; ihr Kleid ſchien zu ihrem Körper zu gehören, was ſie zum Schmucke hinzuſetzte, glaubte man beynahe, gehöre zu den Reizen, womit ſie die Natur ſo reichlich geſchmückt hatte. Wenn ſie tanzte, zog ſie jedes Auge auf ſich; jede ihrer Bewegungen war im Ebenmaaße, wenn ſie durch die Reihen ſchwebte, voll Anmuth, ohne Anſtrengung.

Meine Adelheid war ein Weib; ſie wollte gefallen: aber ſie gefiel ungeſucht, und weil ſie, ſelbſt froh, immer Andere froh zu machen ſuchte. Viel ſchöne Mädchen und Frauen verfehlen die Abſicht ihres Putzes und ihrer Kunſt zu gefallen, weil beides nur angenommen, nicht aber mit ihnen ſelbſt einſtimmig iſt. Das Weib das ſich ſelbſt kennt, kann ſich ganz unbefangen der unſchuldigſten unter allen Neigungen hingeben, der Neigung zu gefallen, wodurch die Freuden des Lebens und der Geſelligkeit ſo ſehr erhöhet werden. Sie erreicht ohne Mühe ihren Zweck, daß Andern in ihrer Geſellſchaft wohl ſey. Nicht ſo die Frau von ſchwankendem Charakter, wäre ſie auch noch ſo ſchön; denn ſie beſitzt ſich nicht. Ihre Sucht

Aufmerkſamkeit zu erregen, hat nicht Andere, ſondern nur ſich zum Zwecke. Mit ſich ſelbſt aber iſt ſie unbekannt, und je mehr ſie ihrer Sucht nachgiebt, deſto mehr lernen Andere ſie kennen.

Adelheids Ältern waren angeſehen und wohlhabend. Die Erziehung ihrer Tochter war daher faſt nur auf artige äußere Bildung gerichtet; ihre beſſere Bildung gab ſie ſich ſelbſt viel ſpäter. Die Zeit ihrer erſten Kinder- und Jugendjahre ging dahin in allen Zerſtreuungen des Weltlebens. Putz, große Geſellſchaften, Vergnügungen aller Art, Bälle, geſellſchaftliche Schauſpiele wechſelten ab. Noch ſchwebt vor meiner Seele das Andenken unſers damaligen jugendlichen Lebens; es war heiter und ſchuldlos, aber ohne Gedanken auf die Zukunft; wer hätte dieſe auch von jungen Mädchen fordern können, wenn die Ältern ſelbſt unachtſam darauf waren! Eine Menge munterer junger Leute flatterte um uns her: denn wir waren ſieben Mädchen von gleichem Alter, gleich froh, und alle in jugendlicher Blüthe. Einer der ſchönſten Jünglinge, Herr L**, mit den einſchmeichelnden Manieren begabt welche ſo leicht das Herz junger Mädchen bethören, ſuchte ihre Liebe. Sie war noch nicht völlig funfzehn Jahre, da ſie den Jüngling liebte; ach! mit dem Feuer eines jungen Mädchenherzens, deſſen verzehrende Kraft die Jugend nicht kennt. Wie ſelig war dieſe Zeit, da ich die Vertraute beider liebenden Seelen war! Ich erinnere mich noch ſehr wohl, wie ganz ich damals ihre Wonne theilte, und im Stillen nur nicht begreifen konnte, daß niemand an mich ſo ernſtlich dachte; und ich war doch ein volles Jahr älter.

Indeß war dieſe Seligkeit von kurzer Dauer. Sobald die Ältern die Verbindung gewahr wurden, war ſie auch getrennt. Die Mutter, eine verſtändige Frau, verbot ihrer Tochter dieſen Umgang, weil ſie gegen den Charakter des Herrn L** ſtarke Zweifel hegte. Aber wie könnte ein liebekrankes Mädchen an ihrem bezaubernden Jünglinge zweifeln!

Adelheid war untröſtlich ſich von ihrem Geliebten auf ewig getrennt zu ſehen, deſſen Gram ſie nach dem ihrigen abmaß. Ich blieb ihre Vertraute, und ſchalt noch mehr als ſie auf die Strenge der Ältern.

Herr L** eilte unſerm Unwillen eine andere Richtung zu geben; denn nicht völlig ſechs Monate nachher, heurathete er Philippinen W**, eine unſerer Geſpielinnen, ſehr ſchön, und noch reicher als Adelheid. Dieſe ward nun troſtlos über ſeine Unbeſtändigkeit, und ihr Herz hing doch im Stillen an ihm. Sie hatte aber bald die peinliche Empfindung, ihn auch nicht einmal hochſchätzen zu können. Er begegnete ſeiner Gattinn ſchlecht, und man ſah aus allem, daß es ihm bey ihr, ſo wie bey Adelheid, nur um das Vermögen zu thun geweſen war. Er verſchwendete es in kurzer Zeit, und lebte ſo geſchwind, daß er nach wenig Jahren ſeine Wittwe und Tochter in bedrängten Umſtänden hinterließ. Gleiches Schickſal würde meine Adelheid getroffen haben, wenn ſie —

mir ſchaudert noch — hätte folgen dürfen den erſten Regungen eines ſchuldloſen Herzens, das noch nicht wußte, welcher Treuloſigkeit Männer fähig ſind.

Nun ſtürmten unglückliche Begebenheiten Schlag auf Schlag auf ſie. Ihre Mutter ſtarb, und bald trat eine Stiefmutter an ihre Stelle, welche ſich des Vaters ganz bemächtigte, und ſein Herz von ſeiner Tochter abwendete. Daß Adelheid traurig war, daß ihr zärtliches Herz das Andenken an ihren Ungetreuen nicht gleich auszulöſchen vermochte, ward ihr als ein Verbrechen ausgelegt. Die Stiefmutter und zwey Tanten, fühlloſe alte Jungfern, quälten ſie; und weil der Eigennutz der Stiefmutter ins Spiel kam, ward Adelheid in ihrem ſiebenzehnten Jahre, ohne ihre Neigung im geringſten zu Rathe zu ziehen, im eigentlichſten Verſtande verkauft, an einen reichen Junggeſellen der ſchon auf die vierzig ging, als ihm noch einfiel ein junges ſchönes Mädchen heurathen zu wollen, ohne eine Mitgift zu verlangen. Auch ich ward von ihr getrennt; denn ich heurathete, beynahe zu eben der Zeit, nach der Neigung meines Herzens, aber entfernt von ihr. Wie lebhaft erinnere ich mich noch an ihre Umarmung beym Abſchiede! Aus beider Augen floſſen Thränen, gemiſcht aus der Empfindung meines Glücks und dem Kummer über ihre Lage. Mein Loos iſt zeitlebens geweſen, ſelbſt glücklich zu ſeyn; nicht immer meine vertraute Freundinnen glücklich zu ſehen.

Meine Adelheid hatte unter allen fröhlichen Zerſtreuungen der Jugend allzeit edel und ernſthaft gedacht; ſie hatte immer einen hohen Begriff von ihrer Pflicht. So dachte ſie auch ernſtlich auf Vollbringung der Pflichten ihres neuen Standes, ob ſie ihr gleich wider ihren Willen aufgedrungen waren. Ihrem Manne fehlte es nicht an geſundem Verſtande und an einer gewiſſen Gutmüthigkeit; aber er war grämlich und wunderlich in ſeinem Betragen; wie gewöhnlich die Junggeſellen bald werden, beſonders wenn ſie lebhaften Geiſtes und reich ſind. Adelheid, obgleich ihr Herz kalt war, bezeigte ſich nie ungefällig, begegnete vielmehr ihrem Gatten vom erſten Anfange an ſo liebreich und zugleich mit ſo viel unbefangener weiblicher Würde, daß er ſich bey ihr in eine Lage verſetzt fühlte die er noch nie gekannt hatte. Weil es ihm an richtigem Sinne nicht ganz fehlte, traute er ſich nicht, ſeine gewöhnliche üble Laune im geringſten weder an ihr, noch in ihrer Gegenwart an Andern auszulaſſen. Er bewunderte bald, wie ſie ohne alle üble Laune alles viel beſſer ausrichtete, und ſich ſelbſt beſſer befand, als er bey ſeinem ſonſt gewöhnlichen Murren und Zanken. Die Folge dieſer Bewunderung war ſehr große Hochachtung gegen ſeine ſo ſchöne als verſtändige Gattinn. Hieraus entſtand größere Achtung gegen ſich ſelbſt; ſo daß er ſich viele Unſchicklichkeiten nicht mehr erlaubte, weil ſeine Empfindungen unvermerkt feiner geworden waren Ich bewahre noch die Korreſpondenz meiner Adelheid, worin ſie mir beynahe wöchentlich Nachricht gab von dem

Fortgange ihrer Bemühungen, ihren Gatten zu beglücken, ſo daß ihrem edlen Geiſte das Opfer täglich leichter ward, welches zu bringen ihr Schickſal ſie beſtimmt hatte. Sie wußte auch ſeine Muße zu beſchäftigen, ſo daß die Langeweile, die gewöhnliche Hausplage reicher Leute, gar nicht mehr ſtatt fand; ſie erweckte in ihm den Sinn zu Verbeſſerung ihres Landgutes: neue Pflanzungen fingen an die Gegend zu verſchönern; auf ihren Rath ward anſtatt eines baufälligen und dumpfigen Gebäudes am Abhange eines Hügels ein neues und ſehr wohnliches *) Haus errichtet. Sie beredete ihn endlich in ihrer Geſellſchaft eine Reiſe durch Deutſchland, Italien, Frankreich und England zu machen, womit ſie beynahe zwey Jahre zubrachten. Sie verſammelte in

---

*) Julie S** ſcheint mit dieſem neugeprägten Worte den Begriff des engländiſchen Beywortes *comfortable* ausdrücken zu wollen.

Anmerk. des Herausgebers.

in ihrem Hauſe ausgeſuchte Geſellſchaft, welche Verſtand und Witz mit feiner Lebensart verband.

Ihr Gatte ſchöpfte durch dieſes alles ſo viel neue Kenntniſſe, und ward für ſo viele neue edlere Vergnügungen empfänglich, wozu ihn der feine Sinn ſeiner Gattinn von allen Seiten leitete, daß ſeine Dankbarkeit — an ſich eine kalte Tugend, die aber zu warmen Empfindungen begeiſtern kann — ſich nach und nach zu einer innigen Zuneigung erhob, welche wohl den Namen wahrer Liebe verdiente.

Meine Freundinn, freylich langſamer erwärmt, hatte vom Anfange an, aus reifer Überlegung, ſeine guten Eigenſchaften hervorzuſuchen und immer mehr zu entwickeln geſucht. Sie übte mit Selbſtverläugnung die Pflicht, den Mann zu leiden, an welchen ſie das Schickſal gefeſſelt hatte. Aber wie weit iſt es vom Ertragen bis zur Liebe? Jenes war das Opfer welches das edle Weib ihrer Pflicht brachte; und das Verlangen ihn in ihrer Geſellſchaft möglichſt glücklich zu ſehen die Frucht ihrer Gutmüthigkeit; aber ihr Herz blieb immer noch leer, ſelbſt da noch, als durch ihres Gatten fortdaurendes liebreiches Betragen nach und nach eine Zuneigung gegen ihn entſtand, die nunmehr ihre Lage täglich angenehmer machte. Als aber nach und nach ſeine Zuneigung gegen ſie immer wärmer ward, als ihre beiderſeitigen Wünſche ſich beſtändig begegneten, als edle Eigenſchaften immer mehr die gegenſeitige zuvorkommende Achtung bis zum Wohlgefallen erhoben, als dieſes wechſelſeitige Wohlgefallen in gemeinſame Anhänglichkeit und daraus in ſüße Traulichkeit überging; ſo wurden auch beider Herzen inniger verſchlungen, und meine Adelheid liebte nun ihren Mann herzlich. Nicht mit der feurigen Liebe welche die Jugend erhitzt, und oft deſto ſchneller vergeht je wilder ſie auflodert, nicht mit der eingreifenden begeiſterten Romanenliebe, ſondern mit der Liebe welche im wirklichen Leben Herzen verbindet, mit der Liebe wodurch des Geliebten Glück dem Liebenden ſüßeſten Genuß wechſelsweiſe gewähret. Die jugendliche Liebe kann ihrer Natur nach nicht länger dauren als die Jugend, und endet oft viel eher als dieſe. In Romanen wird die Liebe, ſo wie alles andere, nur ſo gefaßt und in Bewegung geſetzt, wie ſie bedeutende Folgen haben und den Leſer intereſſiren kann. Die herzenbeglückende Liebe iſt von dem gütigen Schöpfer über das menſchliche Geſchlecht weit mannichfaltiger ausgeſtreut, als jugendliche Phantaſie ſie denken und der Romanſchreiber brauchen kann, und ſie entſteht und wächſet und wird vollendet auf unendlich verſchiedene Weiſe. Sollte ſie nicht auch aus gewiſſenhafter Anhänglichkeit an ſeine Pflichten entſtehen und vollendet werden können, wenn zuletzt aus dieſer Anhänglichkeit warme Neigung wird? Sollte nicht jede wechſelſeitige Neigung, wodurch ein der Zärtlichkeit offenes Herz das andere beglückt, indem es eben dadurch beglückt wird, Liebe ſeyn? Nenne ſie anders wer will; ich mag dafür keinen andern Namen! Es giebt Stufen in der Liebe; aber jede Sproſſe gehört zur Leiter, und wer auf Einer ſteht, kann die höchſte erreichen, ſobald in ihm dazu Kraft und Sinn liegt. Wohl dem welcher die höchſte erſteigen kann! Und welches iſt die höchſte? Sie läßt ſich in der Imagination ſehr hoch denken. Aber wo iſt ſie in der wirklichen Welt? und wie lange dauert ſie?

Die zärtliche Liebe, wodurch das Herz meiner Adelheid mit dem Herzen ihres Gatten innig verbunden war, beglückte die letzte Hälfte ihrer nur kurzen Ehe; denn dieſe dauerte kaum zehen Jahre. Adelheids Glückſeligkeit ward ſchnell zertrümmert, eben da ſie am höchſten geſtiegen war. Sie verlor kurz nacheinander ihre beiden Kinder, und wenige Monate darauf ihren Mann. Ihre Geſundheit ward erſchüttert, und ihr Geiſt war ganz abgeſpannt, ſo daß ſie gleichgültig gegen alles in der Welt wurde. Dieſer Zuſtand währte beynahe zwey Jahre; die Einſamkeit verſchlimmerte ihn. Ich erhielt endlich von meiner Freundinn, daß ſie ein Jahr bey mir zubrachte. In den Armen der Freundſchaft, in meiner Familie, durch die Anhänglichkeit an meine Kinder, fand ſich ihre Geſundheit wieder, und mit derſelben einige Heiterkeit des Geiſtes. Nun war es Zeit ihr vorzuſtellen, daß Rückkehr zur Geſelligkeit und zur Ruhe, ihre Pflicht gegen ſich ſelbſt ſey. Sie überzeugte ſich davon, und ſo kehrte endlich ihr Frohſinn und mit demſelben die Blüthe ihrer Schönheit zurück, und ſie bekam wieder Muth den Reſt ihres Weges mit Blumen zu beſtreuen.

Anfänglich, immer noch im ſtillen Triebe zur Einſamkeit, wählte ſie das Landleben, und machte ſich einen ſüßen ein wenig romantiſchen Plan ihrer Exiſtenz. Sie verſuchte es, fand es aber bald für ihre Lage und für ihren lebhaften Geiſt allzueinförmig, welches ſie ſich anfänglich nicht ſo vorgeſtellt hatte. Sie war zeitlebens an Umgang mit kultivirten Menſchen gewöhnt. Sie liebte zu ſehr die gemiſchten Geſellſchaften, wo Leute von verſchiedenen Ständen und Gemüthsgaben zur gemeinſamen Annehmlichkeit der Unterhaltung beytragen, ohne ihren eigenthümlichen Charakter zu verläugnen. Dergleichen geſellſchaftliche Unterhaltung läßt ſich auf vorzügliche Weiſe weder auf dem Lande noch in einer kleinen Stadt finden, wo nur Leute von einerley Art wohnen, die nicht in mannichfaltigen Verhältniſſen ſtehen, die alſo, ſelbſt wenn ihr Charakter gebildet iſt und ihre Empfindungen verfeinert ſind, nur einſeitig gebildet ſeyn können. Meine Freundinn wählte alſo wieder D** zu ihrem gewöhnlichen Aufenthalte, weil ſie ſchon wußte wie viel Erfoderniſſe zur Annehmlichkeit des Lebens dort zu finden waren, und weil dieſe Stadt in der Nähe ihres Landgutes lag.

Witz und feine Kenntniſſe waren in D** unter beiden Geſchlechtern verbreitet, und mehrere Damen machten ihre Häuſer zu Büreaux d'Eſprit. Adelheid haßte dieſe

Geſellſchaften, wohin man nur geht um ſich darzuſtellen, als wäre man ein witziger Romanencharakter, der nur für den Augenblick intereſſiren ſoll. Sie ſelbſt verlangte daher auch weder eine Geoffrin noch eine Necker zu ſeyn. Sie hätte alle Eigenſchaften dazu gehabt, die Prätenſion ausgenommen; denn in ihren Augen verlor jede Tugend oder gute Eigenſchaft viel von ihrem Werthe, ſobald ſie angekündigt ward. Sie mochte daher die Imaginationsmenſchen nicht wohl leiden, wovon jeder deutſche Witzmarkt einen oder ein paar haben muß; denn wie könnte er ſonſt glänzen? Über ſolche Leute konnte ſie ihre Satire nicht zurückhalten; ſo wie über alle verfehlte Prätenſion. Sonſt ging ſie gern mit geiſtvollen Perſonen um, und ihr Haus war oft ein Sammelplatz, aber nur ſolcher, welche ſich durch Menſchenkenntniß und Erfahrung gebildet hatten, welche durch angenehmen Gedankentauſch jeder dem andern Vergnügen und Nutzen mitzutheilen wußten, nicht bloß ihr kleines Ich vorzuzeigen beflissen waren. Diesen Ton gab sie selbst an. Munter von Natur, gesetzt durch Erfahrung und Weltkenntniß, weise geworden in sehr verschiedener Rücksicht durch Nachdenken und Mißgeschick, wußte sie Verstand mit Heiterkeit zu paaren. Sogar ihr leichtfertiger Witz kam wieder, vermöge dessen sie zuweilen für muthwilliger gehalten wurde als sie war. Die Bienen haben ihren Stachel, und sie war emsig wie eine Biene. Den Morgen widmete sie der Korrespondenz mit mir und noch ein paar Freundinnen (denn ich habe Ihnen schon gesagt daß sie eine mächtige Schreiberinn war), der Lektur, und ihren kleinen häuslichen Geschäften. Der Nachmittag und Abend blieb für die auserlesenen freundschaftlichen Gesellschaften, welche durch ihre muntern Unterhaltungen doppelt belebt wurden.

Sie war über sechs Jahr Wittwe, als Gustav B**, ihr Schwager, nach D** zurück kam. Er war der jüngere Bruder ihres verstorbenen Mannes, und um einige zwanzig Jahre von ihm an Alter unterſchieden. Sie fand ihn als einen Knaben von acht Jahren in dem Hauſe ihres Mannes. Sie hatte nicht wenig zu ſeiner erſten Bildung beygetragen, und kurz nach dem Tode ihres Mannes war er in ſeinem achtzehnten Jahre nach der Univerſität gegangen. Das übrige wird aus den Briefen ſelbſt verſtändlich ſeyn.

Vertrauter Briefwechſel

von

Adelheid B**

an ihre Freundinn

Julie S**.

Vertrauter Briefwechſel
von
Adelheid B**
an ihre Freundinn
Julie S**.

I.

Was ſind wir für arme Leute, wir, die kein anderes beſtimmtes und dringendes Geſchäft haben, als unſer Leben zu genießen! Wie viel ſchwerer wird es uns als andern, vernünftig zu bleiben; und das müſſen wir doch ſchon, wäre es auch nur, damit wir auf die Dauer genießen können. Da möchte man beynahe auf die Vernunft ungehalten werden, daß ſie oft unſern Genuß erſtickt, wenn er die ganze Seele einnehmen wollte; — und überlegen wir's recht und ſehen auf die Folgen, ſo finden wir daß aus dem Genuſſe bald würde Ungenuß geworden ſeyn, und daß die beſchwerliche Vernunft am Ende doch Recht hat. Ich fühle es immer mehr: es iſt keine geringe Laſt, bloß von ſich ſelbſt und von ſeiner Muße abhängig zu ſeyn, ohne beſtimmten Zweck. Wie viel glücklicher biſt du, liebe Julie! Du wirſt am Bande deines Hausweſens, deiner Kinder, ſogar deiner Sorgen, leicht und froh durchs Leben geführt. Ich ſelbſt erinnere mich auch noch wohl, wie viel glücklicher ich war, als ich beſtändig bemüht ſeyn konnte meinen Mann glücklich zu ſehen, als ich Sorge für meine Kinder, Angſt wegen ihrer Krankheiten, aber auch Freude über ihre Geſundheit und über die Entwickelung ihrer kleinen Geiſteskräfte hatte. — — Genug davon! die Zeiten ſind vorbey! ich fühle noch, ich darf Gedanken dieſer Art nicht lebhaft denken. —

Wir Müßiggänger ſehen Weg auf Weg zum Vergnügen vor uns, wir haben die Wahl welchen wir einſchlagen wollen, und nicht ſelten die Quaal uns verirrt zu haben. Nichts ſieht der großen Straße zum Vergnügen oft ähnlicher, als der Pfad zur Reue. Ich habe dies nicht aus eigener Erfahrung, liebe Julie; denn meine geſunde Vernunft, oder vielleicht nur ein bischen Bedächtigkeit, welche man lernt wenn's einem nicht immer nach Willen geht, haben mich vor Reue bewahrt. Aber an andern ſehe ich täglich, wohin Hang zum Vergnügen führen kann, wenn man nichts als Vergnügen ſucht. Ich mag daher den Müſſiggang an andern nicht leiden, am wenigſten an denen welche ich ſchätze, und ich ſelbſt ſchaffe mir Arbeit ſo gut ich kann. Das iſt gewaltig philoſophiſch, ſagſt du? — Nein Weibchen! gewaltig ſinnlich; ſollſt du wiſſen! — Denn nichts führt mehr zum feinern Genuſſe und läßt ihn ſicherer fortdauern als der Trieb zur Beſchäftigung, und der Sinn daß unſere Beſchäftigung andern zum Nutzen gereichen ſoll

Deshalb gewinne ich meinen alten Oberſten alle Tage lieber. Der Mann iſt bleſſirt und kann nicht dienen. Er hat nichts zu thun und iſt doch nie müßig. Er fährt fort unſeres Freundes W** Garten neu anzulegen, pflanzt und okulirt ſelbſt. Er hat jetzt junge fähige Offiziere um ſich verſammlet; läßt ſie unter ſeinen Augen zeichnen und giebt ihnen Unterricht in allen Theilen der Kriegskunſt welche er durch ſeine Beleſenheit und aus der Erfahrung ſeiner eigenen Feldzüge erläutert.

Und mit welcher vollen Seele kann nun

dieſer Alte das Vergnügen genießen! Du kennſt meinen kleinen geſellſchaftlichen Zirkel. Er ſoll weder gelehrt noch witzig ſeyn, und wenn Du willſt iſt er doch beides, nur wird weder vom Witze noch von Gelehrſamkeit Profeſſion gemacht. Er beſteht aus Menſchen von der verſchiedenſten Gattung, und von den verſchiedenſten Charakteren. An alle dieſe weiß ſich unſer fröhlicher Alter anzuſchmiegen; denn er hat eine ganz eigne Art nicht ſich ſelbſt zu zeigen, ſondern andere in der Geſellſchaft geltend zu machen, damit ſie zur allgemeinen Unterhaltung beytragen. Er hat Recht. Für ſich und für die Geſellſchaft iſt es viel angenehmer, genießen, als gelobt werden. Darum mag ich auch die vielen gelehrten und witzigen Zirkel nicht ſuchen, denen jetzt alles hier nachläuft. Da iſt jeder beſorgt ſeine beſten guten Einfälle, beſonders aber ſeine beſten erhabenen Gedanken anzuziehen, wie wir ehemals in großen Geſellſchaften unſere bunten Lätze und breiten Fiſchbeinröcke. Das jetzige ſolenne Weſen der neueſten deutſchen Schöngeiſter ſoll genialiſch ſeyn, und Gott weiß es iſt mehrentheils ſo ſteif, wie vor zehn oder zwanzig Jahren unſere Konſiderationen und Culs de Paris und das geſchorne Sammetkleid der Chapeaux, womit Prunk getrieben ward. So wird jetzt in ſolchen Geſellſchaften das Exzentriſche angezogen, als wäre es das Feſtkleid eines großen Genies. Einer lobt den andern daß es ihm ſo original kleidet, und wenn er fertig iſt, ſo ſtellt er ſich hin um wieder geprieſen zu werden:

Comme un Curé faisant la ronde
Encense à vêpres tout le monde;
Puis se tient droit, ayant cessé,
Pour être à son tour encensé.

Das Einmal oder Zweymal anzuſehen iſt ganz luſtig, öfter wird's herzlich langweilig.—

II.

Mein Schwager Guſtav iſt ſeit vorgeſtern zurückgekommen. Mein Gott! wie hat ſich der Menſch geändert in den ſechs Jahren da er abweſend war. Er brachte drey Jahre auf Univerſitäten zu um Weisheit einzunehmen. Drey andere Jahre lang übte er ſeine Weisheit aus, wie ich höre; das heißt, er ſtudirte darauf wie die Welt durch ihn beſſer werden ſollte, er ſchrieb an der gelehrten Zeitung des

Ortes, er machte in dem Muſenalmanache des Ortes ſeine Gedichte bekannt, worauf er nicht wenig hält, wie ich merke. Das alles mag ihn berühmt machen, liebenswürdiger iſt er dadurch nicht geworden. Guſtav war ein ſo guter Knabe als ich meinen Mann heurathete, war auch ein ſo hübſcher Junge, als er vor ſechs Jahren die Schule verließ; nun iſt er in ſechs Jahren ein großer Philoſoph, ein großer Dichter, ein großer ich weiß nicht was geworden. Das ging geſchwind zu! Auch haſt Du keinen Begriff wie gelehrt der Menſch ausſieht. Er hat noch dazu einen Freund mitgebracht, den Herrn von X**, einen reichen Edelmann, der macht wieder auf andere Art eine verzweifelt gründliche Geſtalt aus. Ich denke gelehrt muß das Anſehen ſeyn, wenigſtens wie andere Menſchen ſehen beide Herren nicht aus.

Der Herr von X** iſt hochblond und hat dabey ein ganz karmoſinrothes Pausbackengeſicht. Mein Schwager iſt, wie du weißt, brunett und iſt wirklich blaß geworden, vor lauter Gelehrtſamkeit. Jener trägt ſeine Flachshaare geſcheitelt bis auf ſeine ſehr kurze Stirn, ſo daß ſie ihm über die flachen geſchlitzten grauen Augen hängen. An beiden Seiten liegen ſie auf den Schultern, wo die Spießhaare gerade in die Queere abgeſchnitten ſind. Wenn er ſich nun neigt — und das thut er zuweilen mit einer halb ſpöttiſchen halb gnädigen Höflichkeit — ſo ſieht man ein paar Millionen lange weiße Haare, aber kein Geſicht, wobey freylich eben nicht viel verloren geht. Meinem trauten Herrn Schwager hingegen iſt ſein Geſicht mehr werth, denn der hat es von allen Hinderniſſen befreyet, damit man es bas ſehe. Er hat ſein ſchönes kaſtanienbraunes Haar bis auf anderthalb Zoll rund herum vom Kopfe abgeſchnitten, à la Charles XII. Es ſträuben ſich alſo die dunkeln dichten Stoppeln aufwärts auf dem ganzen Scheitel in die Höhe, und ſo ſieht er mit ſeinem blaſſen Geſichte und mit dem ſtieren gelehrten Blicke ungefähr aus wie Hamlet, da er den Geiſt erblickt. Kein Haar ſeines Antlitzes wächſt unbeſchnitten, außer von beiden Seiten ein fürchterlich langer Backenbart. Der wird wohl die Philoſophie anzeigen, denn die ſoll ſonſt in den Bärten geſeſſen haben.

So ſehr verſchieden der Haarputz der beiden Herren iſt, ſo kommen ſie in ihrem übrigen Anzuge ganz überein. Ihre Kinne ſind in ungeheuer dicke Halstücher bis an die Unterlefzen eingepackt. Beide tragen lange weite Beinkleider bis auf die Knöchel, womit ſie in allen Geſellſchaften erſcheinen, und beide ſind in lange ſchlotternde Röcke gehüllt, ohne allen Schnitt und mit fünf oder ſechs metallenen Knöpfen beſtändig zugeknöpft, über welche der Saum des Tuchs ein paar Zoll breit überſtehet. Alles das kömmt ſchnurgerade aus Paris.

— On dit qu'ils ont le tac,
Le col dans une nappe, et le corps dans un sac!

Wie doch die Dinge in der Welt zuſammenhängen! Die franzöſiſchen Freyheitsheere kamen neulich nach Brabant und Holland zerlumpt und baarfuß. Sie machten alſo ſogleich Requiſitionen von mehreren tauſend Röcken und Beinkleidern. Die wurden in der Eil ohne ſonderlichen Schnitt und ſein weit gemacht, und weil man nicht wußte ob der Requiſitionsrock über einen dünnen oder dicken Bauch paſſen ſollte, ſo ſetzte man die Knöpfe um ein paar Zoll zurück damit ſie allenfalls nach vorwärts konnten gerückt werden, und machte ſo wenig Knöpfe als möglich, weil die ganze Requiſition um Gottes Willen gegeben werden mußte. Den franzöſiſchen Soldaten kamen die langen Beinkleider trefflich zu ſtatten, als ſie im Winter Holland einnahmen; und wer ein Schnupftuch hatte, band es ſich ums Kinn, zum Schutze vor dem ſchneidenden Winde. Die Pariſer Incroyables, welche mit weniger Mühe in der Komödie und auf dem Boulevard bravthun wollten, kleideten ſich eben ſo wie die halberfrornen Helden, welche ſcharf wie der Nordwind der ſie über das Eis trug, den armen Holländern Freyheit und Gleichheit ins Geſicht blieſen. Vom Pariſer Boulevard kamen dieſe Kleidungen als Mode nach Deutſchland. Wir Deutſchen machen alles nach und meiſt ſchief. Es ſieht poſſirlich genug aus wenn man Domherren aus deutſchen hohen Stiftern des Morgens herumlaufen ſieht, gekleidet als wäre ihnen ihr Anzug durch Requiſition ihrer Feinde, der Franzoſen, geliefert worden. Und daß junge deutſche Gelehrte ſich ſogar in Geſellſchaft hinſtellen, angeputzt, als wären ſie franzöſiſche Schildwachen, ſieht wahrlich nicht weiſe aus. Doch ſcheint es mir beynahe, die Herren brauchen nur die fremde Kleidung, eben ſo wie ihre fremde Weisheit, um bemerkt zu werden, und das möchte ihnen wohl gelingen, ob eben mit Beyfalle, weiß ich nicht.

Wenigſtens ihre Geſpräche bey ihrem kurzen Beſuche haben mich nicht ſehr erbauet. Die Menſchen gehaben ſich, als kämen ſie aus einer andern Welt. Sonderlich der allerliebſte gnädige Herr mit den fallenden weißen Haarbüſchen läßt faſt bey jedem Worte ſeine Verwunderung blicken, daß D** ſo iſt wie es iſt. Es verdrießt mich nur um meinen Schwager. Es war ſonſt ein ſo natürlicher guter Menſch, der andern ſo gern Freude machte, und jetzt iſt er ſo voll Dünkel! Irre ich mich? Hat mich der Schwedenkopf und das dicke Halstuch gegen ſeine gute Eigenſchaften gleichgültig gemacht? Adelheid! das wäre albern, wenn du ſo urtheilen könnteſt! — Und doch wollte ich lieber ein paar Tage lang albern geweſen ſeyn und mich in Guſtav geirrt haben.

III.

Nun habe ich unſere beide Ankömmlinge auch in Geſellſchaft geſehen. Noch kann ich mein Urtheil nicht ändern, liebe Julie! Wahrlich ſie ſehen noch aus, wie gelehrte Wunderthiere. Du kennſt den angenehmen Zirkel der Theegeſellſchaften im K**ſchen Hauſe. Man findet da eine Verſammlung von kultivirten Menſchen beiderley Geſchlechts aus allen Ständen. Man kommt, man geht, wenn man will, man geht auf und ab, man muſiziret, die Jugend tanzt zuweilen eine Stunde lang, man lieſet auch wohl und ſetzt ſich in einen vertraulichen Zirkel, über das Geleſene zu ſchwatzen. Die Unterhaltung iſt ſo intereſſant als mannichfaltig, unter Perſonen die Weltkenntniß haben und denen weder Witz noch Empfindung fremd ſind. Die beiden Ankömmlinge wurden von der Hausfrau und ihrer angenehmen Schweſter mit der ungezwungenen Höflichkeit empfangen, welche einen Fremden ſo bald einheimiſch in dieſem Hauſe machen kann. Du glaubſt nicht wie links ſich die beide Herren in Rockſäcken und Schifferhoſen zu allem anſtellten, beſonders der Flachskopf, der ſich, wie ich merke, für beſonders wichtig hält. Verſchiedene Herren und Damen ſuchten die Konverſation auf verſchiedene Weiſe anzuknüpfen, aber ſie fiel immer wieder nieder. Gedanken zu wechſeln, muß wohl nicht können gelernt werden wo ſie ihre Weisheit gehohlt haben. Sie wurden bald ſtumm, und ließen nur zuweilen ein bedeutendes Lächeln ſpüren, wenn jemand etwas ſagte was ihnen nicht gefiel. Endlich kam es, ich weiß nicht wie, daß die Herren ſelbſt zu reden anfingen, um die Geſellſchaft zu belehren. Da entwickelte ſich die Schulweisheit; die Seltſamkeiten und ſchneidenden Urtheile kamen Schlag auf Schlag. Der Hr von X** ſprach am meiſten, mein Schwager half ihm nur zuweilen ein. Sein Sermon ging darauf hinaus, daß nichts in der Welt ſo wäre wie es ſeyn ſollte, daß er alles beſſer wüßte, daß er die verſtändigſten Leute überſähe, daß niemand wahre Weisheit ſo kennte und einen ſolchen Sinn für hohe Geiſtesſchönheit hätte, wie er, und daß er das arme Deutſchland bedauerte, welches das nicht werden will, wozu es ſein tiefes Nachdenken machen könnte und wollte. Und das ſagte er alles mit einer Zuverſicht als wäre er allein da.

Kein Mädchen das noch in den Zehnen iſt *), ſieht die Welt ſo weit um ſich liegen, iſt ſo ſehr über alles weg, als ein ſolches deutſches gelehrtes Fohlen in den Zwanzigen. Ich habe doch auch junge Franzoſen und Engländer geſehen, die eben von der Univerſität kamen; aber ſie waren nicht ſo weiſe und ſo hölzern zugleich, wie dies junge deutſche Volk, wenn es in Geſellſchaft rechtlicher Leute tritt. Es ſcheint wohl es müſſen in Deutſchland einige Weisheitslehrer ihren Zöglingen den Menſchenverſtand verſchneiden, wie wir unſern Möpschen die Ohren. — Ich habe ſchon manchmal gefragt, warum man den Möpſen die Ohren verſchneidet? Man wußte nichts zu antworten als: damit ſie wie Möpſe ausſähen! — —

---

*) Die Engländer nennen ein munteres Mädchen

IV.

Es zeigt ſich immer, wenn ein junger Menſch ein Geck iſt, ſo kommt viel darauf an, ob er ſonſt gar nichts iſt. Mein Schwager hat ſich nun ein paarmal mit mir allein

---

vom zehnten bis zum neunzehnten Jahre, Miſs in her teens.

Anmerk. des Herausgebers.

unterhalten, ohne ſeinen gelehrten Freund. Da kam er mir viel leidlicher vor in Betragen und Konverſation. Seine vorigen guten Eigenſchaften haben ſich nicht verloren; ſondern in den ſechs Jahren noch mehr entwickelt. Er weiß viel, das ſehe ich wohl, denn er läßt es merken; nur weiß er freylich noch nicht, wie er ſein Wiſſen anwenden ſoll. Wenn er das lernen könnte!

Er beſitzt viel Scharfſinn, hat eine lebhafte Imagination und feines Gefühl für ſchöne Litteratur, und auch für das Wohl anderer Menſchen. Wer dafür noch Sinn hat, an dem iſt nicht alle Hoffnung verloren. Guſtavs gute Eigenſchaften ſind nur durch ſeine Schulweisheit in Schatten geſetzt. Durch nichts als dadurch kann er in den entſcheidenden Ton gerathen ſeyn, und in den Dünkel als wiſſe er, im Voraus ſchon, alles ganz ſicher.

Weil nun die jungen Leute glauben alles beſſer zu wiſſen als andere Leute, ſo verachten ſie alles neben ſich, ehe ſie es kennen lernen, und werden dadurch in Geſellſchaft unerträglich. Sie nehmen Extravaganz und Excentricität für Größe, dies zeigt ſich beſonders an dem lieben Herrn von X**. Jene zu erlangen, ward ihm freylich leichter als dieſe. Er giebt ſich das Anſehen, als wäre er ein außerordentlicher Menſch, den die Welt nicht mit gemeinen Augen anſehn und der auch nach nicht gemeinen Regeln müſſe beurtheilt werden; und dieſe Regeln macht er ſelbſt. Bey ſolchen gelehrten Herren iſt aber der Sinn für ihre hohe Weisheit und ihr Sinn für das überſchwengliche Schöne, ſchwerlich etwas anders als baarer klarer Egoismus. Sie betrachten ſich im Spiegel ihres eigenen Dünkels, und ſagen zu ſich ſelbſt: Wie weiſe, wie hochgelehrt., wie ſchön biſt Du! Auch Guſtav ſtimmt ziemlich in dieſen Ton, welcher wohl auf der hohen Schule woher ſie kommen, der Modeton ſeyn mag. Aber ſein Charakter iſt unbefangen und wahr, und er hat Anlage zu einem feineren Gefühle des Schicklichen. Sein Charakter iſt nicht geſchminkt, und er iſt nicht ein determinirter Egoiſt wie X**. Daher habe ich von ihm gute Hoffnung; laß ihn nur erſt den Werth des Gedankenwechſels recht begreifen. Er iſt nicht unfähig, wie ich merke, Anderer Gedanken aufzunehmen; aber er weiß noch nicht wie, und mag noch nicht. Das junge gelehrte Volk kennt nur ſolche Menſchen die ſo ſind wie ſie ſelbſt, und ſieht nur ſich ſelbſt wenn es auch andere Menſchen ſieht. Der Umgang iſt vergeblich für ſie; denn ſie ſtehen in der beſten Geſellſchaft ganz allein, und lernen alſo nichts darin, wenn ſie auch noch ſo lehrreich wäre.

Guſtav geht mich ſo nahe an, daß ich ihm gern zu verſtehen geben möchte wo es ſeiner Weisheit fehlt, die er immer vor ſich trägt wie eine Fackel, gerade als ſchiene die Sonne nicht. Aber da weiß ich nicht wie es ihm auf eine gute Art deutlich zu machen wäre. Unſere deutſche Sprache iſt ſo reich an eigenen Wörtern, wenn ſie philoſophiſche Spitzfindigkeiten abzirkeln ſoll. Woher ich das weiß? Meinſt Du es ſey was geringes einen Philoſophen in der Familie zu haben! Guſtav iſt dreymal ein paar Stunden bey mir geweſen. Das waren eben ſo viel Lehrſtunden. Da habe ich eine Menge neue Wörter begriffen, von einer Weisheit deren Verdienſt zum Theile in neuen Wörtern beſteht. Denn wenn ich etwas nicht recht faſſe, ſo bringt Guſtav ein neues recht krauſes Wort hervor, ſieht mir mit ſeinen großen ſchwarzen Augen recht ins Antlitz und legt den Finger an die

Stirn, und dann ſieht er ſo weiſe aus daß ſein ganzes hübſches Geſicht dadurch entſtellt wird. Nun wollte ich ihm gern höflich zu verſtehen geben daß man ſich dumm behaben und ausdrücken kann, ohne dumm zu ſeyn oder etwas Dummes zu ſagen. Aber da iſt unſere deutſche Sprache ſo arm, um die Nüancen — ſchon wieder ein fremdes Wort! — um die Nüancen der Sitten und der Thorheiten des Umganges und der Konverſation zu faſſen und zu verſtehn zu geben. Er gab mir ſelbſt Gelegenheit; denn er belehrte mich, daß die Menſchheit perfektibel wäre, wie er's nannte; und daß man daher ſogar die Menſchen zwingen dürfte in die bürgerliche Geſellſchaft zu treten, weil ſie nur darin ſich entwickeln könnten. Ich ſagte Ihm lächelnd: die Entwickelung der Geiſteskräfte und guten Eigenſchaften die im Menſchen liegen, ginge viel langſamer von ſtatten, wenn jemand avantageux würde. Stelle Dir vor! der Menſch verſtand nicht, was ich mit avantageux ſagen wollte, und hat doch große Bücher aus dem Franzöſiſchen überſetzt, und ich hatte doch ſein perfektibel verſtanden. Ich wußte nicht wie ich mich erklären ſollte; denn ich wollte doch nicht unhöflich werden. Die Franzoſen wiſſen mit dieſem einzigen Worte einen beſchwerlichen eingebildeten Thoren ſo fein zu bezeichnen. Aber eingebildeter Thor iſt wenigſtens in Worten zu ſtark, wenn auch nicht in der Sache; und eben ſo iſt's mit ruhmredig und ſich wichtig machend. Und doch muß man alles das von unſern unausgekrochenen gelehrten Püppchen denken, die ſich in ihrer Larvenhaut krümmen und weder ihre Augen noch ihre Flügel ſchon brauchen können. Sie nehmen ſich viel heraus, und wiſſen nur zu nehmen nicht zu geben, wenn ſie uns ihre Weisheit ausſpenden wollen.

Am Ende mußte ich mich doch erklären, ſo gelinde als möglich. Er ward roth, und meinte beſchwerlich wollte er nicht werden. „Verzeihen Sie,“ ſagte ich ganz offenherzig, „das Beſchwerliche iſt ſo ſchlimm noch nicht. Dies bezieht ſich nur auf andere; aber das Anmaßende iſt ſchlimmer. — Nehmen Sie mir nicht übel — Es kommt aus allzuviel Einbildung, und dieſe wieder aus Mangel der Selbſtkenntniß, und wird Sie und ihren langhaarigen Freund hindern ihre gute

»Eigenſchaften zu entwickeln und neue zu erwerben. Die Welt iſt ſo groß, und die Menſchheit iſt ſo perfektibel; Sie haben es ja Selbſt geſagt; um ſo mehr muß es jedes kleine einzelne Ich ſeyn. Es iſt ſehr leicht auszuſprechen, wie Welt und Menſchen ſeyn ſollen. Das koſtet mehr nichts als irgend einen allgemeinen Satz, der iſt bald auswendig gelernt. Aber der Wortweiſe, der mit dem allgemeinen Satze den er ſich eingeprägt hat, glaubt alles ausrichten zu können, vergißt oft nachzudenken, wie er ſelbſt unter Menſchen ſeyn ſollte; denn die menſchliche Geſellſchaft kann nicht gerade auf eben dem Flecke ſtehen, wohin ſie das kleine Ich irgend eines Schulweiſen ſetzen will.«

Es ward noch mehr darüber geſprochen und vielleicht nicht ganz ohne Nutzen; denn ich merkte, vorher hatte er gar nicht daran gedacht, daß außer ihm noch Menſchen in der Welt wären auf die er Acht zu geben hätte, und daß er ſich ſelbſt erſt noch weiter ausbilden müſſe. Könnte Guſtav nur ein halbes Jahr lang ſich den feſtſetzenden abſprechenden Ton abgewöhnen, könnte er nur erſt den

Sinn anderer faſſen und Gedanken wechſeln: ſo würde er ein ganz anderer Menſch werden. Gute Konverſation iſt wie ein Konzert wo jede Stimme die andere unterſtützt, zur gemeinſamen Wirkung. Die belehrende Schulweisheit zeigt ſich in der menſchlichen Geſellſchaft wie ein Hiefhorn das allein tönet, etwa um ein Signal zu geben, daß der Raub in der Falle iſt; denn jeden durch Argumente herunter zu diſputiren iſt bey der Schulweisheit die Hauptſache. Meinſt Du nicht, daß man die ſchulgelehrten Doktoren in ihre Schulen einſchließen ſollte, damit ſie Argumente für uns machten, ſo wie man die Mönche in den Klöſtern füttert, damit ſie für uns beten? Wenn aber die Doktoren aus der Schule und die Mönche aus dem Kloſter gehen wollen um das menſchliche Leben nach ihrem Sinne zu formen, machen ſie ſich lächerlich wenn's nicht gelingt, und ſchaden dem Menſchenſinne wenn's gelingt. Wir brauchen im menſchlichen Leben Weltkenntniß und Menſchenverſtand und geſunde Vernunft und Fleiß und Geduld und Ausdauern und Wohlwollen und ſittliche Neigungen, ohne dieſes alles helfen uns die Schulargumente ſo wenig als das Gebet.

Guſtav intereſſirt mich, ſonſt würde ich nicht ſo viel an Schulweisheit denken. Er erinnert mich an einen Mann, der mir ſo nahe war, der mir anfänglich ſo manche Thräne koſtete und zuletzt für mich ſo vielen Werth hatte. Guſtav zeigte von ſeiner Jugend an ſo viel Gutherzigkeit und feinen Sinn, ſo viel Aufrichtigkeit und Feſtigkeit im Charakter, daß ich gewiß glaube er wird noch vom Dünkel ſeiner Schulweisheit zurückkommen und wird ſich ſelbſt und andere kennen lernen. Weißt Du was? Ich denke er wird ſich zu ſeiner Zeit noch wohl verlieben. Geſchieht dieſes, ſo wird er werden was er werden kann.

V.

So bald wird Guſtav's Selbſtkenntniß noch nicht kommen, als ich neulich hoffte. Selbſt durch die Feſtigkeit ſeines Charakters wird ſchnelle Änderung gehindert. Auch die Liebe wird ihn wenig beſſern, wenn es anders Liebe wäre was er jetzt fühlt.

Die beiden jungen Herren ſind unzertrennlich. Sie wohnen zuſammen, ſie philoſophiren zuſammen. Ich habe ſchon oft gemerkt, wer ſich unter den Männern recht derb unterſcheidet, findet Nachfolger. Die beiden gelehrten Sonderlinge fangen an Aufſehen zu machen, freylich nur unter ſolchen welche ſelbſt gern Sonderlinge ſeyn möchten. Unſere Pflaſtertreter laſſen ſich ſchon die Haare ſtutzen, oder laſſen ſie über die Schultern hangen, en oreilles de chien, wie es die Franzoſen ſehr paſſend nennen, und das gelehrte Entſcheiden iſt ſeit einigen Monaten Ton geworden.

Auch unſere gelehrten Koketten merken auf die Ankömmlinge. Unter dieſen ſteht oben an die Frau von C**. Ich muß ſie Dir beſchreiben. Sie iſt jung, ſchön, reich, lieſet viel, tanzt wie ein Engel, hat auch Witz und viel Talente, aber doch hat ſie noch mehr — — noch mehr — wie ſoll ich ſagen! — Koketterie iſt franzöſiſch, und hat eine zweyte Bedeutung die ich nicht meine.

Ich habe irgendwo geleſen, daß Koketterie durch Gefallſucht iſt überſetzt worden *).

---

*) Z. B. Hr v. Ramdohr in ſeinem intereſſanten

Das Wort iſt mir lieber als das franzöſiſche, auch darum weil es ſo nahe an Fallſucht gränzt: denn wenn den Weibern welche die Sucht haben jedermann gefallen zu wollen, ihr Zweck bey einem nicht gelingt auf den ſie es anlegen, geht die Erſchütterung nahe bey Epilepſie her; wo die Krankheit nicht ſo arg iſt, nenne ichs die Gefallſucht. Die ganze Seele der Frau von C** iſt alſo voll Gefallſucht. Gefallen iſt ihr Zweck, die Liebe iſt ihr nur Mittel. Sie, macht ihr Haus zu einem Sammelplatze ſeiner Geſellſchaft, damit ſie darin glänzen kann. Sie hat immer die Anbeter zu halben Dutzenden um ſich, die ſich vertragen mögen ſo gut ſie können. Sieht ſie einen jungen Mann der ſich auf irgend eine Art auszeichnet; ſo ruht ſie nicht eher bis er an ihrem Triumphwagen zieht. Sie bietet alles auf, um ihn ſich eigen zu machen: Schönheit, Talente, unſchuldige

---

Werke: Venus Urania, über die Natur der Liebe und ihre Veredlung, braucht dieſes Wort. Anmerk. des Herausgebers.

Gefälligkeiten; und ſo führt ſie den unerfahrnen Jüngling bis dahin, daß er ſterblich verliebt wird und ohne ſie nicht leben kann. Sie aber bleibt kalt, oder wird ſie ja von einer Empfindung hingeriſſen, ſo iſts nie Herzensliebe, ſondern was die Franzoſen eine amour de tête nennen, die eine hübſche Frau ablegen kann, wie einen Rock der ihr nicht mehr gefällt. Ihre Liebesbezeugungen beſtehen in Phraſen. Sie iſt immer in der großen Liebe, in der großen Empfindung, in der großen Entzückung. Das trifft auf die Jünglinge, welche noch nicht wiſſen daß die größten Bewegungen des menſchlichen Herzens tief liegen, und geringſcheinende äußerliche Zeichen haben, nur den Mitempfindenden merkbar. Die guten Jungen glauben innig geliebt zu ſeyn. Von Liebe iſt aber gar nicht die Rede, ſondern von Eitelkeit; denn Frau von E** liebt nur ſich. Was ſie Liebe nennt, beſteht nur in einem Wechſel von zärtlichen Worten, von feinen Schmeicheleyen, kurz in der Galanterie du bon vieux tems de Louis XIV. Die jungen Leute meinen wer weiß wie neu das Wunder wäre.

In dieſe Frau hat ſich Guſtav nun vergafft. Er iſt faſt täglich bey ihr, er hängt an ihren Blicken, wenn er mit ihr in Geſellſchaft iſt. Sie hingegen unterſcheidet ihn von allen ihren Anbetern, ſogar von dem langhaarigen Herrn von X**. Darüber mache ich ihrer Unterſcheidungskraft ein Kompliment, aber — höre an — auch der Frauenkenntniß des Herrn von X**. Er ward gefangen wie die andern — aber es ſcheint er überſah das Ding, und trat ſchnell ab. Das mag ſie insgeheim gedemüthigt haben, denn auch ein unbedeutender Liebhaber iſt ihr nicht zu miſſen, noch weniger wenn er einiges Aufſehen in der Stadt macht.

Ob mir's lieb iſt, daß Guſtav in das Netz dieſer ſchönen Jünglingsfängerinn geht? Alles wohl überlegt: Ja. Wechſelt er auch nur witzige Schmeicheleyen; ſo iſt's doch ein Anfang vom Gedankenwechſel. Er muß doch aus ſeinem Ich herausgehen, worin er ſo feſt ſteckt. Will er gefallen, ſo muß er von ſeiner unweiſen Weisheit nachlaſſen. Meinſt du nicht? Es iſt ein ſtolzes Geſchlecht das Männergeſchlecht! Das fühlt ſich ſo erhaben, ſo weiſe, ſo übermächtig, ſo ſich ſelbſt genug. Wir Weiber haben unſer ganzes gutes Herz nöthig, um die Männer nur ſo zu lenken, daß ſie erträglich werden. Aber wenn vollends das Männerweſen in ſolche Kreaturen kommt, die noch nicht Männer ſind, ſo werden ſie verzweifelte Mißgeſchöpfe, herriſch ohne Herren zu ſeyn, weiſe ohne Weisheit; und das bischen was ſie davon haben, ſitzt ihnen wie unſern beiden Jünglingen der Haarſchnitt, es iſt immer etwas zu kurz oder zu lang daran. Die Frau von C** ſoll unſern Guſtav ſchon zu Paaren treiben. Seine Zeit wird kommen. Sie findet bald wieder einen neuen Liebhaber, der herangezogen werden muß, und mein guter Guſtav wird ſich wundern unter den großen Haufen verſtoßen zu ſeyn, und wird mit offenen Augen nicht wiſſen was er ſieht. Oder, faſt hoffe ich noch etwas beſſeres. Die Wahrheit ſeines eigenen Charakters wird machen daß er das Geſchminkte des ihrigen einſieht, und das wird für ihn ein wichtiges Notabene ſeyn. Aber wenn es ihn nicht zur Selbſtkenntniß führte? Wenn er nicht endlich merkte, daß alles ſeiner eigenen Unkunde zuzuſchreiben war? Wenn er auch zuletzt noch glaubte, er wäre ein verſtändiger Menſch, weil er immer ſo viel von Verſtand und Vernunft ſpricht? Das wäre ſchlimm für ihn. Wir wollen das Beſte hoffen.

VI.

Ich glaube faſt die Frau von C** verdirbt unſern Guſtav noch mehr. Sie hört ſehr geduldig ſeine Philoſophie an, und beſonders ſeine hohe Äſthetik — ſo nennt er das Ding womit er über den Werth der Maler und Dichter en dernier ressort entſcheidet, und uns belehrt was uns ausſchließend gefallen ſoll, und ſonſt nichts — bey Strafe — ihm zu mißfallen. Er iſt nämlich ſehr ämſig dabey her zu beweiſen, das was uns immer gefalle, gefallen hat und noch gefällt, ſolle uns nicht gefallen, und was uns nicht gefällt, — nämlich neue recht krauſe Gedichte, die er von ſeiner hohen Schule mitgebracht hat, und die nun ſo ſo ſind, — das ſolle uns gefallen, vermöge der nothwendigen Richtungen des menſchlichen Gemüthes, welche durch die Schiefgerichteten dort auf der hohen Schule kürzlich gerichtet worden ſind. Mir kommt das vor, wie Thomas Diaforius, (frais émoulu du Collège, eben wie Guſtav und der Hr. von X**) ſagte: Die Leber war ſonſt rechts und das Herz links, aber wir haben das geändert. Mit ſolchen Änderungen haben ſie au Collège immer ihr Weſen getrieben, ſo lange Collèges da ſind, und Docteurs en bonnet quarré!

Das Weibchen hat bey ihrer Schmeicheley, doppelte Abſicht, das merkt man wohl. Denn ſie erfährt ganz bequem, womit man auf neue gelehrte Art jetzt glänzen kann, und macht ſich durch ihre Gefälligkeit den armen Guſtav ganz zu eigen. Er betet ſie an wie eine Göttinn in leiblicher Geſtalt. Du glaubſt auch nicht, wie ſchön dem niedlichen Geſichtchen die hohe Philoſophie ſteht, worin ſie ſich wirft. Sie ſpricht vom Wiſſen, Meinen und Dafürhalten, und vom Sollen und Dürfen, und von Achtung für's Geſetz, als wären's kleine Paſtetchen.

Ich war neulich in der Converſazione bey der Frau von Q**. Die ganze Welt war da, auch der Herr von X**, in langen Haaren und langen Hoſen, und Guſtav führte die Frau v. C**, das verſteht ſich. Wahrhaftig das Geſichtchen iſt niedlich. Sie hatte einen Cokelico Kaſtan an — merkſt du wohl die Feuerfarbe der Wahrheit! — und darunter einen blaßgelben Rock, einen Pouff à la Bertin, und dazu einen hohen Eſprit *). Dies zuſammen ſah mir aus wie Prätenſion zur Philoſophie. Auch blickten alle auf das Weibchen. Kaum hatte man ſich geſetzt, ſo wußten ſich die beiden Herren bald der Rede zu bemächtigen und alles war lauter Ohr; denn was konnte man anders als hören wo ſo geläufig geſprochen wurde! Da kam recht vieles vor, vom Schönen, und von Dichtern, und von der Griechheit, und daß unſere Dichter griechiſch ſeyn ſollten, und daß kaum ein Paar recht griechiſch wären, und die andern alle wären ſo viel als nichts. Das war preislich anzuhören. Die kleine C** ſprach wenig dazu. Es mochte ihr leid thun, daß ſie kein griechiſches Kleid angezogen hatte. Darauf kamen die Herren immer höher und bis zur Philoſophie. Da gings denn auf die reine Moral und wie es mit der Pflicht beſchaffen wäre. Da fächerte ſich Frau von C** und ſprach fleißig mit, ſo gründlich daß ich oft kein Wort verſtand; aber hübſch war es. Es wollten einige etwas einwenden, und es war die Rede davon, daß edle Herzen durch moraliſche Geſinnungen beglückt würden. Da fuhren alle drey auf: dies wäre nichts, und kein Menſch verſtände den Sinn der Moral, als ſie drey. Es that mir recht weh, daß Guſtav immer die Achſel zuckte und die ausgebreitete Hand aufhob, ſobald jemand ein Wort dazwiſchen ſprach, als wäre etwas ſehr einfältiges geſagt worden; und was er vorbrachte, war doch nicht ſehr geſcheut: wenigſtens deutlich war es nicht. Endlich ward mir's zu lang, und ich ſah auch daß einige gähnten; ſo wollte ich mein Wort dazu geben, um die Leutchen zu erinnern, daß ſie nicht bloß allein unter ſich reden möchten, andern zur Langenweile. Ich ſagte alſo: »Ich »hielte für die erſte Pflicht in der Geſellſchaft, »darauf zu achten wie andern zu Muthe »wäre, und Freude um ſich zu verbreiten, »damit man ſich an der Zufriedenheit anderer

---

*) Ein Kaſtan iſt ein offenes Kleid; Ein Pouff, eine Art von Buſenkragen; Eſprit, eine Kopffeder von Reiher- oder andern feinen Federn. Anmerk. des Herausgebers.

»ergötzen könnte, und das ſchiene mir die »beſte geſellſchaftliche Moral zu ſeyn.« Ich dachte Wunder wie ich das zur rechten Stunde geſagt hatte; aber ein böſer Geiſt mußte mir es eingegeben haben. Denn alle drey redeten auf mich ein um mich zu widerlegen, und der Herr von X** der die vernehmlichſte Stimme hat, pflanzte ſich gerade vor mir hin und ſagte, mit einem ſo tiefen Bücklinge, daß ihm ſeine Haare über den Mund hingen: »Ich bitte ſehr um Vergebung! Dergleichen »Handlung, ſo pflichtmäßig, ſo liebenswürdig ſie auch iſt, hat dennoch *keinen wahren ſittlichen Werth.* Sie iſt nicht »mehr werth, als z. B. die *Neigung nach* »*Ehre.* Dieſe, wenn ſie glücklicher Weiſe »*gemeinnützig* und *pflichtmäßig*, mithin ehrenwerth iſt, verdient Lob und Aufmunterung, aber nicht Hochſchätzung.«

Du merkſt, er ſprach wie ein Buch *).

---

*) Der Herr von X** muß wirklich ein ſo gutes Gedächtniß haben, daß er *Lob und Aufmunterung* verdient hätte; denn es findet ſich daß er die Stelle aus des berühmten *Kant's* Me-

Es wäre beſſer geweſen, ich hätte ihn nicht gereizt. Indeß faßte ich Muth, da ich mich einmal eingelaſſen hatte, und ſagte: »Dieſe »Philoſophie iſt mir zu hoch. Kann etwas »*Lob* und *Aufmunterung* verdienen, was »nicht verdient *hochgeſchätzt* zu werden? »Kann etwas *gemeinnützig* und *pflichtmäßig* und *ehrenwerth* ſeyn, und *nicht* »*einmal Hochſchätzung* verdienen? Kann »etwas *pflichtmäßig* ſeyn, ohne *wahren* »*ſittlichen Werth*? Ich danke Gott, wenn »ich Zeitlebens pflichtmäßig handele, ſonderlich wenn noch dazu Andern Freude dadurch »erweckt wird.«

»Das iſt nicht genug« rief Herr von X** aus, und ſetzte den Finger auf die Naſenſpitze; und nun bewies er mir, ich weiß nicht was. Frau von C** ſpiegelte ſich in ihrem Zahnſtocherbüchschen, Guſtav wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn; ich, um der Sache ein Ende zu machen, ſagte: »Daran habe

---

taphyſik der *Sitten* wörtlich behalten und hergeſaget hat. Sie ſteht daſelbſt S. 10. Anmerk. des *Herausgebers*.

»ich nicht gedacht; Sie haben Recht.« Damit ſchien die ganze Geſellſchaft wohl zufrieden, denn alles ſtand auf, und die gelehrte Unterhaltung war zu Ende.

Es iſt doch erſtaunlich, daß Leute die weiſe ſeyn wollen, immer nur an ſich ſelbſt denken; darüber werden ſie einſeitig und rechthaberiſch! Sie ſtehen immer im Unverhältniſſe mit allen andern Sterblichen, einſam in allen Geſellſchaften, ausgenommen wo ſie die Geſellſchaft ausmachen. Da iſt ſodann des Perorirens kein Ende; denn konverſiren können ſie nicht, höchſtens disputiren. Wehe allen Zuhörern, wenn das einmal losbricht! Und worüber diſputirt das Völkchen? Über ihre ſpekulative Philoſophie! — ſprich das Wort recht langſam aus und ſonor! — Ein großes Wort, als ſpräche man ein Todesurtheil, wogegen nichts gilt. Es iſt auch mit der Spekulation wie mit dem Tode, unendlich viel Wege gehen dahin; zum Leben führt nur Ein Weg, und zur ächten Lebensweisheit nur geſunde Vernunft und Erfahrung, zwey Wege die ſich vereinigen. Freude, Schmerzen und wieder Freude bringt uns ins Leben; durch Dulden, Entſagen, Frohſinn, Wohlwollen und Genuß führt uns die geſunde Vernunft, an einem ſeidenen Faden, auf dem Lebenswege. Die Spekulation will uns das Warum des Darum lehren, und zeigt uns immer ein neues Warum unſers Darum das nicht das rechte Darum iſt; aber mit alle dem wird unſer Geiſt weder weiſe noch lebendig. Ich prüfe einen Menſchen der ſich ſeiner Weisheit rühmt, ob er für ſeine Nebenmenſchen etwas empfindet, oder vielmehr, ob er etwas für ſie thut. Iſt dies nicht, ſo beſteht ſeine Weisheit bloß aus ſchönen dunkeln Worten, und wenn ſie auch noch ſo zierlich zuſammen geſchnürt wäre. Denn das Syſtemweſen unſerer deutſchen Jünglinge, womit ſie ſich ſo überweiſe dünken, kommt mir vor wie die Schnüre die wir um unſere Kartons legen, daß ſie nicht aufgehen ſollen. Ob etwas und was im Karton iſt, kümmert die deutſchen Schnürer nicht; ſie ſind ſelig, wenn ſie nur recht feſt zuſammenzuſchnüren wiſſen.

Das habe ich gemerkt, als mich Guſtav den Tag nach der Converſazione beſuchte, und ich ihm halb im Scherze etwas darüber ſagte, daß Meinungen Meinungen wären, und daß ein junger Menſch nicht ſollte belehren wollen, ſonderlich in vermiſchter Geſellſchaft. Da erfuhr ich, daß er nichts meinte, ſondern daß er alles wiſſe, weil ſein Kaſten ſo feſt zuſammengeſchnürt wäre, und allerhand ſchöne Sachen mehr. Zwey Glockenſtunden lang hörte ich zu, und er ſagte das alles ſo wohlzufrieden mit ſich ſelbſt, ſo unbefangen und ſicher, daß ich ſchloß, Schwager Guſtav könnte wohl ein tüchtiger Thor werden, wenn er bey dieſer Weisheit bleibt. Ich liebe auch nicht ſein weiſes Weſen, das heißt ſeine Prätenſion; — denn viel mehr iſt es nicht. — Aber abgeſehen davon, liebe ich den Jungen; denn er iſt bey allem ſeinen Starrſinne ſo gut, ſo herzlich, ſo natürlich. Er iſt dabey ſo ganz in ſich vertieft, iſt mit ſeinem Wiſſen ſo ganz vollkommen zufrieden, glaubt ſo naiv, daß er und die ſo denken wie er, ganz allein klug ſind! Weil ich ihm ſo gut bin, möchte ich gern daß er weniger Selbſtweisheit hätte und dafür ſich und andere beſſer kennen lernte; ſo könnte er noch ein verſtändiger und glücklicher Menſch werden, und auch noch einmal Andere glücklich machen — daran hindert ihn nun ſeine Buchweisheit, und wenn er's mir einmal wieder ſo bunt macht, wird mir die Geduld vergehen, und dann werfe ich ihm die Wahrheit ganz trocken ins Geſicht. — Weißt du wohl, daß ich auch böſe werden kann?

VII.

Ah! que les gens d'esprit sont bêtes! ſagt Figaro. Das habe ich nie ſo deutlich eingeſehen als ſeit geſtern. Du mußt wiſſen, Frau von E** hat ſeit einem Monate in ihrem Hauſe jeden Freytag einen wöchentlichen Witzmarkt angeſetzt, wo Schöngeiſterey verhandelt und eingetauſcht wird. Guſtav iſt mir immer noch gut, und ſo hat er auch mich bey der Frau von E** am vorigen Freytage eingeführt; denn er möchte mich gern eingeweihet ſehen in die geheiligten Gebräuche der Göttinn Eitelkeit. Wer da war? Zählt man im Auguſtmonate die Fliegen die um eine Mußtorte ſchwärmen?

Die Frauen waren der unbedeutendere Theil der Geſellſchaft. Die kleine Hexe die E** kennt ſich nicht genug. Sie will bey ſich nur weibliche Geſichter haben, welche an

Schönheit und an Witz weit unter ihr ſtehen. Mag ſeyn! Aber ſie hätte noch viel beſſere Weiber zu Mitgliedern ihres Büreau d'Eſprit machen können, als die Originale die ſie zu Schatten gewählt hat, um im höhern Lichte zu erſcheinen. Sie hat ja nun ſogar Deine ergebenſte Dienerinn gebeten, ohne daß ſie verloren hat. Ich thue ihr keinen Eintrag, weder durch Schönheit noch durch Witz. Ich bin nur glatt, nicht glänzend.

Um ein Paar der Merkwürdigſten zu nennen, ſo ſaß oben an die Frau N** von etwas mehr als Weibergröße, mit ihrem braunen knochenreichen Geſichte und einer langen Naſe. Sie blickt mit ihren ſchwarzen Augen männlich herum, und die Stimme iſt tief und etwas rauh; ſonſt aber iſt die Frau ſo ſüß, ſo zart, ſo eingenommen von den Empfindungen des Herzens, daß ſie alle Elegieen aus den Horen auswendig gelernt hat. Als am letzten Freytage bey der Frau von C** der zweyte Band von Wilhelm Meiſter vorgeleſen ward, hatte ſie die Rolle der Mignon. Die Frau A** zeichnete ſich aus, als ein munteres ſehr hageres Blondinchen, hatte Band Couleur Col de Canard auf dem Kopfe und am Buſen, und iſt eine Gönnerinn des Erhabenen und Schrecklichen; die Rolle der Amalia in den Räubern ſoll ſie, wie alle verſicherten, trefflich vorleſen, nur liſpelt ſie ein wenig. Die Frau G** iſt ein junges Ding, erſt kürzlich verheurathet an einen Schöngeiſt, deſſen Verſe in dem engen Zirkel der Auserwählten viel Aufſehen machen, noch mehr aber ſeine Theorie über die Verſe anderer, denn die iſt höchſt erhaben. Schade daß er nicht zugegen war, ich hätte ſolch ein Weſen nebenher wohl mögen kennen lernen. Seine junge Frau würde ſchön ſeyn, wenn ſie klug genug wäre, ſich allein auf ihre Schönheit zu verlaſſen. Da hatte ſie aber wer weiß was alles auf ſich geladen, hatte ſich ſo verputzt, daß ſie Mittel gefunden hatte häßlich auszuſehn. Das iſt doch gar zu viel Gefälligkeit gegen die C**! — Eben ſo iſt auch der Geiſt der Frau G**. Sie hat Verſtand und Empfindung, ſehr viel Sanftes und Einnehmendes; aber alles iſt ſo manierirt geworden, ich weiß nicht ob durch ihren Mann oder wie ſonſt, daß unter dem Manieriren und Minaudiren Verſtand und Empfindung verloren geht wie ihre Schönheit

Putz

unter ihrem Putze. Die Mlle. Z** könnte, wenn ſie eine Frau wäre, noch jung ſeyn — denn, Julchen! wir müſſen den Frauen in den Dreißigen nichts vom Alter nachſagen laſſen — aber ſie iſt nun Jungfer, und prüde und zärtlich, hat ein langes Geſicht mit ründlichem Kinne das etwas vorſteht, flache geſchlitzte Augen,

occhi dolenti e turbidi,

immer kränklich, und liebt alles was edel und holdſelig iſt. Vor vierzehn Tagen hatte ſie den Auftrag, im dritten Theile des *Meiſter* die *Bekenntniſſe einer ſchönen Seele* vorzuleſen; denn ſie leſen hier den Wilhelm Meiſter rückwärts, wo er viel größere Wirkung thun ſoll; künftigen Freytag kommen ſie an den erſten Theil.

Dies wären denn die merkwürdigſten von unſerm Geſchlechte, die andern magſt du dir vorſtellen. Mit den Männern war's viel beſſer beſtellt. Da ſah man alle Liebhaber der Frau von C**, viel blühende Jugend, ſcharmante Blondine und bärtige Gelehrten. Sie ſahen ſehr verſchieden aus, aber die Selbſtzufriedenheit ſaß in jedem Antlitze wie ein allgemeiner Zug in einem Familiengemälde.

Vor allen zeigte ſich Hr ** ein Geiſtlicher und ſchöner Geiſt, ein wahrer Abbé poupin, kurz, rund, wohlbeleibt und ſchnellfüßig, immer auf vier Nadeln gezogen, einen ſchwarzen ſeidenen Klappenrock und Gilet, recht krauſen Jabot, einen hohen runden Hut unterm Arme, ſchwarze ſeidene Strümpfe und ſpitze Schuhe mit runden ſilbernen Schnallen, und dann die Haare genau friſirt als wären ſie eine Perrucke! Wie ſoll ich Dir das beſchreiben! Ein hoch hohes Toupee, jedes Haar ganz gleich und fein und ſorgfältig gepudert, und die Locken fallen herab über die Schultern eine nach der andern, und eine über der andern. Haſt du Koſegartens Ritogar geleſen? Wie da die Hexameter, ſo liegen hier die Locken, fallend und doch ſteif. Mit dieſer Friſur, mit den ſpitzen Schuhen und mit der Schöngeiſterey iſt Herr ** ein tiefſinniger Philoſoph, weiß überhaupt ſehr viel, beſonders weiß er daß er viel weiß und hört ſelten auf zu reden. Wenn er ſo predigt wie er ſpricht, muß er viel Worte machen können, ehe die Sanduhr abläuft. Er ſaß dicht neben der Frau von E**, als einer ihrer älteſten Anbeter; und wollte ſie ihn auch abſchaffen, ſo ſchafft er ſich doch nicht ab: denn bey ihr giebts immer etwas um ſeine Zunge geläufig zu erhalten. Von der andern Seite ſaß Herr † ein Dichter und Kunſtkenner, ein hagerer blaſſer abgehärmter Jüngling, der ſprach deſto weniger. Er hing nur immer an den ſchönen Augen ſeiner Nachbarinn, und da hatte er auch ſehr recht. Denn er iſt ein enthuſiaſtiſcher Liebhaber des Schönen, und iſt tief vertieft in die Schönheiten Raphaels. Nun hat der arme Menſch aber vom Raphael nichts geſehen, als Kupferſtiche und ſchlechte Kopieen, und die ſchöne E** ſieht er täglich von Antlitz zu Antlitz. Wie muß das in der magern Seele wirken! Seine Gedichte ſollen voll Feuer ſeyn. Ich ſah vor ein Paar Tagen eins, das kam mir gemein vor. Aber geſtern ſagte mir Herr ⊖⊖ es ſey voll hoher ſhakſpeariſcher Phantaſie. Meinethalben! Dieſer Herr ⊖⊖ iſt ein winzig kleines Männchen, mit runden ſteifgepuderten Haaren, ein Schöngeiſt und ein Philoſoph für die Welt nach neueſter Art. Weltkenntniß hat er eben nicht viel; aber er ſoll viel Tiefſinn in ſeiner Empfindung, und in ſeiner Ideenphiloſophie hohe Dichtung haben. Er ſtudirt fleißig, ſchien auch ſehr aufmerkſam auf alles zu ſeyn, und ſobald unſere gnädige Frau etwas Artiges ſagte, ſprang er auf, um ihr die Hand zu küſſen. Das war ſeiner Statur nach ihm gerade à portée.

Unzählige Andere waren da, worüber kein Wort weiter. Was aber den Tag hauptſächlich glänzend machte, und worauf jeder ſeine Aufmerkſamkeit richtete, war ein Fremder, ein Profeſſor von einer benachbarten Univerſität, den der Ruf dieſer Geſellſchaft herbeygezogen hatte. Sie nannten ihn den Doktor Pandolfo und bezeugten ihm ſehr große Ehrfurcht, auch war er ein außerordentlich außerordentlicher Mann. Den ſoll ich Dir alſo beſchreiben, nicht wahr? Liebes Kind, das iſt ſo leicht nicht. Du mußt ihn aus ſeinen Thaten kennen lernen, das heißt aus ſeinen Worten; denn nur Worte ſind die Handlungen ſolcher gelehrten Philoſophen. Seine Worte alſo ſoll ich Dir ſagen? Aber das iſt lang und iſt neu, und iſt drückend, und ich bin müde. Alſo bezähme Deine Neugierde, wofern Du neugierig biſt, bis nächſtens, und ſchlaf heute wohl!

VIII.

Doktor Pandolfo alſo, bey dem ich neulich ſtehen blieb, iſt nicht groß nicht klein, nicht blond nicht braun, nicht mager nicht fett, ſprach nicht geſchwind nicht langſam, nicht ſtark nicht ſachte, nicht hoch nicht tief, ſetzte die Füße nicht auswärts nicht einwärts, war nicht kleidſam gekleidet nicht unkleidſam. Wie war er denn? Wiſſe, liebes Kind, gerade nicht bey jedem Profeſſor — denn es giebt Leute darunter die ich Dir wohl beſchreiben wollte, und was noch mehr iſt, bey denen ich gern bin, ſo wie Profeſſor Blumenbach, Profeſſor Loder, Profeſſor Wolf ſo griechiſch er auch iſt, und Profeſſor Herz ſo philoſophiſch er auch iſt, nebſt ſo viel andern gelehrten Leuten — aber bey einem Profeſſor wie Doktor Pandolfo iſt gar nichts äußerlich, alles ſitzt inwendig im innern Ich. Es iſt noch guter Wille, daß ein ſolcher Pandolfo eine Geſtalt annimmt, daß wir ihn ſehen können; denn eigentlich iſt an ihm alles unſichtbar, der Geiſt ſieht's nur, und ſein Geiſt ſieht ſich ſelbſt. Er war auch bey uns da und war nicht da. Er ſagte von ſich ſelbſt: »Wer

»einen höhern Geſichtspunkt für ſich gefunden »hat, als ſein äußeres Daſeyn, kann auf »einzelne Momente die Welt aus ſich entfernen.« Nebenher fällt mir ein daß er einen rothen Rock anhatte und eine ſchwarze Weſte roth geſtickt, und einen kleinen runden Haarbeutel nahe am Kopfe ſehr feſt, dabey war der Oberleib kürzer als die Beine, und die Waden etwas ſchief, doch das ſind Nebenſachen; ich hätte es gar nicht bemerken ſollen.

Alle unſere Herren waren ſehr mit ſich zufrieden; das habe ich Dir, denke ich, neulich ſchon geſchrieben. Aber wie ſüß die Selbſtgenügſamkeit auf der Stirn und im Blicke des Doktors Pandolfo ſaß, wie ſehr er ſelbſt fühlte daß er ein ſeltener und über uns alle erhabener Menſch ſey; das hätteſt Du ſehen müſſen.

Was er ſagte?

Alles und nichts; nur ſo viel war zu merken daß er alles beſſer wußte, und zwar auf eine Art wovon ſonſt niemand einen Begriff hatte als er; wie er aber dazu käme, ſagte er nicht. Man hörte ihn eine Weile lang mit ſehr wichtiger Miene eine Menge Worte vorbringen, wo man ſich oft hätte wundern mögen, wie ſie zuſammen ſtehen könnten; dann ſchien es zuweilen als käme ein heller Gedanken, aber es war wie ein Wetterleuchten, urplötzlich verſank Alles wieder in Dunkel. Sein Diskurs war mit einer Menge ungewöhnlicher Ausdrücke durchwebt, und die meiſten brauchte er in ganz fremder Bedeutung, welche ihm wohl allein bekannt ſeyn mochte, und nickte ſich ſelbſt Beyfall zu. Alle ſeine Rede war, als käme ſie aus einer höhern Sphäre, nur in abgebrochenen Sentenzen. Soviel ich ins Gedächtniß faſſen konnte, habe ich mir eingeprägt, um es ſelbſt glaublich zu finden daß Menſchen ſo reden könnten. Wäre nicht alles ſo gar neu und ſo gar drollig, hätte ich's nicht ſo genau behalten. Übrigens ſprach er ſchneidend ab über alles, ohne weitere Gründe. Zu antworten war ihm eben nicht; denn er ließ bald merken, daß nur wenige ihn verſtehen könnten. Freylich! ſein Reden war nicht zum Verſtehen eingerichtet.

Doch ſprach er von allem was auf der Erde und über der Erde iſt, und ſtreifte ſogar bis an die Theologie. Er ſagte z. B.

mit dem Tone großer Wichtigkeit: »Da alle »Sachen die recht Eins ſind, zugleich drey »zu ſeyn pflegen, ſo läßt ſich nicht einſehen, »warum es mit Gott gerade anders ſeyn »ſollte. Gott iſt aber nicht ein bloßer Gedanken, ſondern zugleich auch eine Sache, »wie alle Gedanken die nicht bloße Einbildungen ſind.« Und bald darauf ſetzte er mit noch kräftigerm Tone hinzu: »Jeder »gute Menſch wird immer mehr und mehr »Gott. Gott werden, Menſch ſeyn, ſich bilden, ſind Ausdrücke die einerley bedeuten.« Das ſchien Allen ſehr ſeltſam. Der redſelige Herr ** faßte es auf, da es an ſeine theologiſche Gränzen ſtreifte, und weil er wirklich ſcheint auf dem philoſophiſchen Schauplatze hinter die Kuliſſen geguckt zu haben, legte er dem Doktor dieſe Sentenzen deutlich auseinander, dergeſtalt, daß man faſt hätte meinen ſollen, Pandolfo wiſſe nicht recht was er wolle. Dieſer fertigte aber den geiſtlichen Herrn bald ab, indem er mit unbeſchreiblicher Würde ſagte: »Man ſoll nicht mit allen »ſymphiloſophiren wollen, ſondern nur mit »denen die à la hauteur ſind.« Da hatte er wieder Recht. Er und ſein Wiſſen ſtanden erſtaunlich hoch, wie ein Paar Mücken auf einem Kirchthurme.

Der geiſtliche Herr ließ ſich indeß von dieſem Ausſpruche nicht abſchrecken und antwortete etwas ſpitzig. Die Frau von E** legte ſich zum Beſten der Geſellſchaft dazwiſchen, und brachte den Diſkurs wieder vom Himmel auf die Erde, auf Poeſie und Künſte. Unglücklicher Weiſe nannte einer Klopſtocken einen großen Dichter. Pandolfo rümpfte die Naſe und verſetzte in entſcheidendem Tone: »Klopſtock iſt ein grammatiſcher Poet und »ein poetiſcher Grammatiker. — Es giebt »auch grammatiſche Myſtiker. Moritz war »einer.« Das ſchien doch zu arg, einen Rieſen wie Klopſtock und einen bucklichten Zwerg wie Moritz ſo nahe zuſammenzuſetzen, und es ward verſchiedenes darüber geſprochen, beſonders von dem kleinen ΘΘ. Pandolfo aber zog die Augenbramen und ſagte mit verächtlichem Lächeln: Nur einen Dichter unter allen Nationen in dieſem Jahrhunderte könne man einen Rieſen in der Dichtkunſt nennen, das ſey Göthe. »Göthens Werke,« ſagte er mit höchſt derber Stimme, und ſah mit funkelnden Augen ſeinem kleinen Gegner ſo ins Geſicht, daß dieſer auf ſeinem Stuhle noch kleiner ward: »Göthens Werke ſind »überall ſcharf begränzt, innerhalb der »Gränzen aber gränzenlos und uner»ſchöpflich; daher ſind ſie gebildet, denn ſie »ſind ſich ſelbſt ganz treu, überall gleich und »doch über ſich ſelbſt erhaben. Das »Höchſte und Letzte eines Werks iſt, wie bey »der Erziehung eines jungen Engländers le »grand tour. Es muß durch alle drey oder »vier Welttheile der Menſchheit gewandert »ſeyn, nicht um die Ecken ſeiner Individuali»tät abzuſchleifen, ſondern um ſeinen Blick »zu erweitern und ſeinem Geiſte mehr Frey»heit und innere Vielſeitigkeit und dadurch »mehr Selbſtſtändigkeit und Selbſtgenügſam»keit zu geben.«

Darüber ſtand nun Herr ** wieder auf, der, wie nun bemerklich war, auch ſatiriſche Laune hat. Es ging auf le grand tour, auf die ſcharfbegränzten gränzenloſen Gränzen, und auf das Erhabenſeyn über ſich ſelbſt. Es war hübſch anzuhören, wie Pandolfo ſeinen Galimathias durch Nonſenſe vertheidigte. Andere Frauen und auch ich wollten etwas darein reden, aber er nahm gleichfalls eine ſatiriſche Miene an und ſagte: Es gäbe Weiber die von Göthe und einer Weinſuppe in gleichem Tone ſprächen. Gehorſame Dienerinn! Das ging allein auf mich; denn ich war da wohl die einzige die eine Suppe kochen kann. Ich ſchwieg, aber nicht Pandolfo. Es kamen eine Menge baumſtarke Worte zum Vorſcheine, und wann jemand fragte: Wie das zu verſtehen ſey? ſo kam ein neues noch vierſchrötigeres Wort; und endlich wie er immer mehr in die Enge gerieth, that er einen pathetiſchen Machtſpruch: »Dante's prophetiſches »Gedicht« ſagte er »iſt das einzige Syſtem »der transſcendentalen Poeſie. — Shakeſpeare's Univerſalität iſt wie der Mittelpunkt »der romantiſchen Kunſt. — Göthe's reinpoetiſche Poeſie iſt die vollſtändigſte »Poeſie der Poeſie. Das iſt der große »Dreyklang der modernen Poeſie, der innerſte und allerheiligſte Kreis der »Klaſſiker der neuern Dichtkunſt.«

»Ach ja!« rief die Mlle Z** minaudirend. »Ich habe vorgeſtern einen Brief von Göthe »bekommen, ich gehöre auch zum innern »Kreiſe!« Das ward denn ſehr wohl aufgenommen von uns allen; denn wirklich das Gehirn war uns ſo angeſpannt worden, daß wir froh waren ein wenig lächeln zu können. Guſtav kam nun der Sache näher. Shakſpeare iſt ſein Held, und er verehrt Göthen aufs innigſte; mit dem Dante mag er's nun wohl ſo ſachte angehen laſſen. Er ſtimmte ein in Shakſpeare's und Göthens Lob, nur hatte er viel wider den Dreyklang von drey ſo ſehr verſchiedenen Dichtern einzuwenden, und erklärte die reinpoetiſche Poeſie, und die Poeſie der Poeſie und die Vollſtändigkeit der Poeſie für nicht viel weniger als Unſinn. Der Doktor verſetzte aber ſehr vornehm: Man könne ſich mit Leuten nicht aufs Klare ſetzen die nicht à la hauteur wären. Den Shakſpeare verſtände die ganze Engländiſche Nation nicht, die Italiäner nicht den Dante, und was Göthe anbetreffe, ſo verſtehe er ihn nur allein und ſonſt kein Deutſcher; daher ſey es kein Wunder, daß niemand Göthens Poeſie der Poeſie finden könne. Es ſtehe noch dahin, ob Göthe ſich ſelbſt ſo verſtehe wie er. — Über dieſe erſtaunenswürdigen Dinge ward nun Verſchiedenes hin und her geredet, und endlich ließ Jemand das Wort arrogant hören. Der Doktor warf den Mund auf: Hm! ſagte er, »Arrogant iſt, wer Sinn und Charakter zugleich »hat, und ſich dann und wann merken läßt, »daß dieſe Verbindung gut und nützlich ſey. »Wer beides auch von den Weibern fordert, iſt ein Weiberfeind« *).

»Wie verſtehen Sie das?« war der Ausruf aller weiblichen Stimmen, außer der mei-

---

*) Doktor Pandolfo brachte nicht einmal ſeine eigene Gedanken hervor. Es findet ſich, daß alle mit »« bezeichnete Machtſprüche in der Zeitſchrift der Herren Gebrüder Schlegel, Athenäum im zweyten Stücke S. 100, 63, 73, 34, 81, 68, 99. in den ſogenannten Fragmenten wörtlich abgedruckt ſind.

Dieſe Fragmente dienen übrigens noch dazu, ein Zeugniß abzulegen, daß dergleichen Weſen, wie Frau Adelheid beſchreibt, in der deutſchen Welt wirklich exiſtiren, und zwar mit noch größerer Anmaßung der alles zermalmenden Poeſie der Poeſie und mit noch friſcherm Kolorite der ſich ſelbſt einbildenden Einbildung, hochtrabend und dunkelhell, als hätten ſich Kaſpar Lohenſtein und Jakob Böhme zuſammen auf den Dreyfuß der Prieſterinn zu Delphi geſetzt. Anmerk. des Herausgebers.

nigen. Du ſieheſt wohl, das hölzerne Geſchöpf wollte Ironie affektiren. Das fiel mir ins Lachen, und ich ſtand auf, als ſich noch die Blondinen zu Ehren der Weiber mit dem arroganten Währwolf ſtritten, und fuhr nach Hauſe und lachte noch im Wagen und lachte noch im Bette über die Menſchen die ſich ihre geſunde Vernunft verſtudiren, und ſich dann einbilden, ſie wären wichtige Männer, weil ſie ſich herausnehmen, mit orakelhaften Concetti, über alles nach Gefallen abzuſprechen.

IX.

Ich lachte noch beym Frühſtücke über meinen Pandolfo; nach und nach aber, ſo wie ich die ganze Scene weiter überdachte, und ſo wie mir mein armer Schwager Guſtav dabey in Sinn kam, fiel ich auch auf ihre ernſthafte Seite. Die Thorheiten der Büreaux d'Eſprit und der Büreaux de Philoſophie, welche die kleinen Weiber und die kleinen Männer halten, die gern witzig und gelehrt ſeyn mögten, kann man mit gutem Herzen belachen; denn ſie ſind unſchädlich, und zuletzt doch beſſer als Kartenſpielen oder Neuigkeitsſchnack. Aber wenn ein Menſch der ſo urtheilt wie Doktor Pandolfo, zum Lehrer der Jugend verordnet wird, müſſen da die Folgen nicht ſehr traurig werden? Wehe der Jugend, wenn ſie die Orakelſprüche ſolcher Lehrer als Weisheit aufnimmt! Sie wird dann ſehr bald ihren Dünkel für Wiſſenſchaft, ihre ſeichteſten Einfälle für große Gedanken halten. Nun begreife ich wie Guſtav's Geiſt bey ſo herrlichen Anlagen und bey ſo vieler erlangten Gelehrſamkeit ſo ſchief geworden iſt, und woher ihm und anderen Jünglingen der gravitätiſche entſcheidende Ton kommt, der jungen Leuten am ſchlechteſten anſteht, der auch erwachſene Gelehrte zu läſtigen Pedanten macht, und die beſten Charaktere verderbt. Die Zöglinge bilden ſich nach ihrem Lehrer, und ſo manche Leſer nach ihrem Autor. Denke dir, wenn ſolche arrogante Pandolfi Schriftſteller werden, die ſich anmaßen über Alles wegzuſehen, und über Alles in geſchraubten Concetti und in dunkeln Machtſprüchen zu entſcheiden! Was müſſen dann vernünftige Leute von der deutſchen Litteratur urtheilen? Wenn ſie ſolchen Weg nimmt, ſo gewinnt ſie eine Geſtalt wie die originalen Ungeheuer des Prinzen von Palagonia bey Palermo *). Hoffentlich aber werden nur deutſche gelehrte Thoren dieſen Weg nehmen; und von denen gilt, was Brydone von dem Sicilianiſchen Prinzen ſagt: Sie hätten ſich viel wohlfeiler als Narren zeigen können!

Das wunderliche Geſchwätz über Göthe, das ich oft auch in Zeitungen finde, iſt mir ärgerlich, eben weil Göthe ein ſo vorzüglicher Dichter iſt, der nicht nöthig hat ſo plump angeprieſen zu werden. Kaum hat er ein Paar Hexameter oder irgend ein Büchlein ausgehen laſſen, ſo iſts wie wenn der Kaiſer von Monomotapa genieſet hätte. Da nieſen ſodann, wie Helvetius erzählt, aus unterthäniger Ehrfurcht die Hofleute, und darauf die Hauptſtadt, und zuletzt das ganze Monomotapa:

Man feyrt der hohen Zirbeldrüſen
Getos: Kaum nieſ't der Fürſt, ſo nieſ't das Vorgemach;
Bis an die Gränzen nieſen
Ihm ſeine Sklaven nach.

---

*) Man ſ. Brydone's Reiſe nach Sicilien im IIten Theile der deutſchen Überſetzung S. 69 ff.
Anmerk. des Herausgebers.

Bey Göthens Sklaven regiert ein beſtändiger Lobſchnupfen. Sie nehmen die Miene an, als wäre Göthe allein da, und alle andere Dichter und Schriftſteller aller Nationen, den guten Freund Schiller allenfalls ausgenommen, wären gar nicht der Mühe werth auf ſie zu achten. Die gemeinſten Dinge die man von jedem guten Schriftſteller fordert und bey hundert guten Schriftſtellern findet, z. B. wenn etwa zwey Charaktere kontraſtirt ſind oder wenn eine Situation vorbereitet und leidlich dargeſtellt iſt, werden bey dieſem einzigen Lieblinge für etwas ganz Außerordentliches ausgegeben, und man kann nicht neue Worte genug erdenken um es zu preiſen; ſogar führt man ſeine Fehler und Nachläſſigkeiten als Muſter an. Ich dächte, Göthen ſelbſt müßte dies kriechende Lobhudeln zuwider ſeyn, nebſt den beſtändigen verächtlichen Seitenblicken auf alle andere große und verdiente Männer; denn ein wahrer großer Mann iſt beſcheiden, und ehret fremdes Verdienſt. So ſtelle ich mir's wenigſtens vor; denn es thut mir weh, wenn Leute denen ich gut bin, ſich kleinlich zeigen. Sollte aber Göthe wirklich ſo ſchwach ſeyn ſich gern das

Rauchfaß voll dicken Weihrauchs vor die Naſe ſchwenken zu laſſen; ſo könnte dies erklären, warum er ſich vernachläſſigt. Denn daß er ſchlechte Bücher ſchrieb, ſo wie den Großkophta und den Reineke Fuchs, und daß in ſeinen letzten Büchern und Gedichten viel Mittelmäßiges unterläuft, liegt doch am Tage, und würde vielleicht nicht ſo ſcharf bemerkt werden, ohne das beſtändige Lobpreiſen als wäre ſeine Poeſie die über alles erhabene Poeſie der Poeſie.

Ich erinnere mich, Doktor Pandolfo ſagte auch ſehr pompos: »Die *franzöſiſche Revolution*, *Fichtens* Wiſſenſchafts*lehre* und *Göthe's Meiſter* ſind die »größeſten *Tendenzen* des Zeitalters« *). Muß man nicht ein Pandolfo ſeyn, um ſo zu reden? *Tendenzen*! Das iſt auch ſo ein neugebrauchtes Wort, wobey der Doktor immer mit der Zunge ſchnalzte, wenn er's vorbrachte, damit es wichtig klänge. Der arme *Meiſter* hat nun wohl jetzt eben nicht mehr

---

*) Auch dieſen Ausſpruch hat Doktor Pandolfo mit den Herren *Schlegel* gemein. Man ſ. *Athenäum* IItes Stück S. 56. *Anmerk. des Herausgebers.*

ſonderliche Tendenzen — merke Dir übrigens das Wort, denn wer es braucht, weiß wie ſehr viel es bedeutet — er iſt hoch geprieſen worden, und iſt nun in Deutſchland ziemlich zur Ruhe, außer bey denen die zu Göthen's Hofſtaate gehören. In Frankreich, England und Ägypten wird er wohl nicht geleſen werden. Doch wer weiß! Kotzebue hat ja jetzt die Tendenz ein Lieblingeſchriftſteller fürs Theater in London zu werden, und Spieß und Hermann von Unna mit allen ihren german horrors werden von den engländiſchen Romanenſchreiberinnen nachgeahmt. Sonſt dächte ich: Friedrich der Große und die Amerikaniſche Republik und — die Kartoffeln — wären ganz andere Tendenzen des Zeitalters, als der arme Meiſter, der in ſeinen Lehrjahren nichts gelernt hat, als ſich von jedem Geſchöpfe regieren zu laſſen, das er antraf: von Marianen, von Philinen, von Frau Melina, (welche ein paar Bände durch, guter Hoffnung, herumwatſchelt,) von dem unerklärlichen Jarno, von dem geheimnißvollen Abbé, von der poſſirlichen unbekannten Geſellſchaft die den Burſchen ſoll haben erziehen wollen und mit der uns Göthe nur zum Beſten hat. Sogar Barbara und Felix ſind klüger als der breyweiche Wilhelm. Willſt du etwa die Diskurſe über'n Hamlet ausnehmen? Die hat Göthe gemacht, nicht Meiſter. In deſſen Charakter liegt nichts woraus wir vermuthen könnten, daß ein ſolcher Jünger ſo ſcharfſinnig wäre. Jetzt ſteht er gewiß unter dem Pantoffel ſeiner Frau die ihm auch Göthe ſo zuführt, weil er doch eine Frau haben mußte. Sie wird ihn nun wohl ein wenig ſchütteln, daß er ſich beſinne; denn aus ſich ſelbſt konnte der unthätige Menſch nie etwas finden. So hat ihn uns Göthe ſelbſt geſchildert, und daß dieſer ſeinen Hauptcharakter nicht beſſer in Thätigkeit zu ſetzen wußte, macht ihm eben nicht Ehre. Eigentlich iſt Meiſter gar kein Charakter, ſondern ein nicht handelndes Schlenterweſen, das nebenher mit jeder weißen Schürze liebelt. Pfui! Wäre der Harfner nicht da, und Mignon, dieſe beide ſo neue und intereſſante Charaktere, und allenfalls die zweydeutige luſtige Philine, nebſt den vortrefflichen Gedichten, was wären Meiſters Lehrjahre, an ſich? Daß übrigens Göthe auch wo er im Meiſter mittelmäßig und ſchlecht iſt, nicht auf die Art mittelmäßig iſt wie Spieß oder andere bloß mittelmäßige Köpfe, verſteht ſich von ſelbſt. Ich ſage von Göthens Meiſter was Friedrich der Große von Voltairens Tancrede: Il y a du radotage dans la piece, mais c'est le radotage d'un grand-homme. — Nur bin ich nicht von der Partie derer welche du radotage für de la grandeur ausgeben wollen. Göthe hat nun einmal die Laune gehabt ſo ein Buch zu ſchreiben wie Meiſters Lehrjahre. Das kann man ihm laſſen. Ein guter Kopf kann auch zuweilen etwas bloß hinwerfen wollen. Aber es müſſen uns Göthens Schmeichler nicht einbilden wollen, ein Werk der nachläßigen Laune wäre ein Werk des hohen Genies! Wenn ſie es uns nur nicht wieder mit der neuen Dorothea eben ſo machen, wovon jetzt den Auserwählten ein paar Seiten handſchriftlich herumgegeben werden! mit ſo gewaltiger Lobpreiſerey!

A propos! Wer muß der Fichte ſeyn? Pandolfo redete noch von einem Andern, der auch ein großer Mann ſeyn ſoll, »von einem »geſtiefelten Kater, der auf dem Dache

»der dramatiſchen Kunſt herumſpaziert« *). Iſt das wohl eben der Mann? Ich merke, es giebt jetzt in Deutſchland neue Wiſſenſchaften und Künſte, die nirgend auf ebener Erde bleiben mögen, eine neue Poeſie und Philoſophie und Empfindung und Kritik und Lobhudeley die immer auf den oberſten Spitzen der Dachfirſten ſpazieren, wie die Katzen und Störche.

Das Außerordentliche und Fremde iſt jetzt bey den deutſchen Wißlingen und Witzlingen an der Tagesordnung; was einfach und geordnet und natürlich iſt, heißt gemein. Nun giebt es freylich natürliche Sachen die ſehr gemein ſind, und außerordentliche zugleich aber ungemeine Sachen; aber, lieber Gott! wenn nun das Außerordentliche unnatürlich und dabey doch ſehr gemein iſt! So ſcheinen mir aber die meiſten neuen außerordentlich originalen Produkte.

Als ein kleines Mädchen ſah ich noch den berühmten Baſedow. Dieſer verſchmähte

---

*) S. Athenäum, IItes Stück, S. 84. Anmerk. des Herausgebers.

nicht, viel von ſich zu ſprechen. Er rühmte ſeinen wunderbaren Fleiß, ſeine Nachtwachen, und daß er vieles nicht thun könne was andere Leute ſich gefallen ließen, und manches Merkwürdige an ſich habe was ſich ſonſt nicht finde. So erzählte er uns auch, daß ſeine Augen die ganz ſonderbare Eigenſchaft hätten daß er, wenn er läſe, nie geradezu ſehen könne, ſondern das Buch an der linken Seite der Stirn halten müſſe. Das erzählte er ſehr oft und las uns ſeitwärts vor, ſo daß jedermann nachſagte: Baſedow habe Augen von ganz außerordentlicher Beſchaffenheit; und dies ward allgemein geglaubt. Endlich kam er zuſammen mit Lambert, dem Mathematiker, der ſah ihm in die Augen, ließ ihn zur Probe leſen, und rief ganz verwundert: »Ey! Herr Profeſſor, »Sie ſchielen!« Baſedow wollte ſich ſeine Außerordentlichkeit nicht nehmen laſſen, und rief: »Nein! meine Augen haben die beſondere außerordentliche Beſchaffenheit, daß ſie »nicht geradezu ſehen!« — »Das nennt man »ſchielen,« war Lambert's Antwort, »und es »iſt nichts Beſonderes!«

Lieber Himmel! Wie viel hochgeprieſene neue Philoſophie und Poeſie und Kritik mag wohl keine andere außerordentliche Eigenſchaft haben, als daß ſie ſchielet! Indeß was geht das mich an? Man läßt ja dergleichen Schriften doch ungeleſen, oder wirft ſie weg wenn man ſechs Seiten geleſen hat; und einen Thoren wie Pandolfo ſieht man nicht zum zweytenmale wenn man's ändern kann; den Herrn von X** bin ich ziemlich los, und es müſſen ja auch Thoren in der Welt ſeyn, damit es was zu lachen giebt. Aber daß Guſtav's Geiſt ſich gewöhnt hat zu ſchielen, thut mir leid. Er geht mir nahe an. Könnte ich ihm doch vor jedes Auge eine Nußſchale mit einem kleinen Loche binden, damit er gerade ſehen müßte. Aber das geht nicht. Er glaubt noch, wie Baſedow, er ſehe alles auf eine ganz originale Art an. Wenn er nur erſt begreifen lernen wollte, was ein natürliches gutes Auge iſt; ſo lernte er wohl noch ſelbſt gerade ſehen, ohne Nußſchalen. Er iſt jung, hat guten Sinn und guten Willen.

Ich glaube, mein Herz, ich habe dir zwey oder drey ſehr lange Briefe geſchrieben. Aber ſie handelten meiſt von langweiliger Gelehrſamkeit, und die ſteckt an.

X.

Der Herr von X** hat unſern Guſtav plantirt. Er wohnt nicht mehr mit ihm zuſammen, er hat ſich Equipage angeſchafft, geht nach Hofe, iſt Kammerjunker geworden, und ſo hat er noch eine Prätenſion mehr zu machen. Mag er doch!

Aber was viel ſchlimmer iſt, Guſtav plantirt mich. Er iſt wohl in vierzehn Tagen nicht bey mir geweſen. Ich arme Verlaſſene!

Colin n'est plus le même,
O regrèts superflus!
Je ne sais ce qu'il aime,
Mais il ne m'aime plus.

Was rede ich? Je sais ce qu'il aime, und das iſt deſto ärger! Die glückliche Frau von C** raubt ihn mir. Er liegt ganz in ihren Feſſeln, welche ſie mit Blumenketten durchflicht. Sie ſind täglich beyſammen, die Blondins mögen ſeufzen, ich Verlaſſene mag klagen; die Glücklichen leben nur für ſich. Meinſt Du daß dies Liebe ſey? Guſtav mag's wohl meynen; ich ſage, c'est de l'esprit tout pur!

Und gleichwohl fehlt mir was, ſeitdem ich den Guſtav nicht ſehe. Ich war nun ſeit einigen Monaten ſo an ihn gewöhnt. Das gelehrte Volk iſt doch nicht einmal höflich! Er könnte doch wenigſtens zuweilen eine Karte bey mir abwerfen, oder ſonſt von ſich hören laſſen, damit man wüßte daß er auch noch außer bey der kleinen C** exiſtirt. Es iſt unartig, daß ſie ihn ganz allein haben will. — Wie? Was ſagſt Du! — Ich wäre eiferſüchtig! Je vous assure, Madame, que c'est de l'orgueil tout pur! On sait ce qu'on vaut.

Im Ernſte! ich möchte doch wohl ſehen, wie ſich die beiden Leutchen mit einander hätten, und beſonders wie ſich Guſtav benähme? Dazu dürfte ich nur Freytags in die erlauchte Verſammlung gehen; denn da bin ich priée né oder priée née, weil ich Einmal eingeführt bin. Aber ſo gern ich auch Guſtaven ſähe, ſo mag ich doch nicht den Witzmarkt der Frau von C** wieder beſuchen. Ich bin noch ein paarmal da geweſen; und komme nicht wieder, denn das Geſuchte, das Gezierte, die witzige Eitelkeit iſt gar zu unausſtehlich. Ich kann mich in dem erhabenen Wirbelwinde erdichteter Empfindungen nicht aufrecht erhalten. Ich gehöre nicht dahin. Es iſt eben ſo, als wenn man nicht bey einem großen Leckermaule zur Tafel gehen mag die mit einer Menge köſtlicher Gerichte beſetzt iſt, weil man dergleichen nicht auf eben die Art wiedergeben kann. Mein Zirkel den ich liebe, iſt nur wie Hausmannskoſt, gut zubereitet, geſund und nahrhaft. Mein alter Vetter Kriegsoberſter ſtehe in der Mitte der Tafel, wie the roast-beef of old England, und zum Deſſerte gehe ich wöchentlich einmal in die Theegeſellſchaft meiner lieben K** und habe dieſe ganze Geſellſchaft wöchentlich einmal bey mir.

Höre nur! wenn ichs recht bedenke, ſo iſts impertinent, daß Guſtav nicht einmal zu mir kommt, wenn dieſe Theegeſellſchaft bey mir iſt. Das könnte ihm ſeine E** doch nicht übel nehmen; denn das ſähe nicht einmal aus, als ob er beſonders meinetwegen käme. Aber ſie will ihn ganz allein beherrſchen, und die Welt ſoll es wiſſen. Ich ſage Dir, die E** iſt ein unleidliches Weſen; ich habe mir's ſchon in meinem Souvenir angemerkt, nächſtens will ich ſie haſſen!

XI.

Das Schickſal rächt mich an Guſtav's Untreue! Ich erhebe mein Haupt über die Wolken!

Stelle Dir vor! Die Theegeſellſchaft iſt bey mir in aller Unſchuld. Wer fährt vor und läßt ſich melden?

Des Herrn Kammerjunkers von X**
Hochwohlgeborne Gnaden. —

Wird angenommen. Das verſteht ſich von ſelbſt.

Und wie erſcheint der Herr Kammerjunker?

So wie er vom Hofe kam, im ſchönſten geſtickten Kleide, Degen an der Seite, die Haare noch ſo lang wie ſonſt, aber herrlich friſirt vom erſten Friſör in der Stadt. Dabey war er äußerſt holdſelig, geſprächig, ſagte jedem etwas Angenehmes, mir ſechsmal ſo viel als den andern. So was erhebt das Herz! Wäre doch Guſtav nur da geweſen, und hätte geſehen wie ſchön der Herr Kammerjunker mit mir that. Ich hätte dem Burſchen den Verdruß wohl gönnen mögen; er hat ihn um mich verdient.

Die böſen Mäuler ſagen, der Herr von X** wäre eigentlich in die Geſellſchaft gekommen, um ſein neues geſticktes Kleid ſehen zu laſſen, und damit zeigte er freylich das Beſte was an ihm war. Aber das iſt alles nur neidiſches Geſchwätz, und Du ſollſt dem geradezu widerſprechen, wenn es auch bis zu Dir gelangt. Er kam meinetwegen, ſollſt Du wiſſen, und blieb auch bis zu Ende der Geſellſchaft, bis alles wegging und er nicht mehr bleiben konnte. Die Leute können daraus ſehen was ich werth bin, und Guſtav mag ſich ärgern, daß er mich ſo verlaſſen hat. Wenn er nun wiederkommt, nehme ich den Kammerjunker in ſeiner Gegenwart an, und zwar ſoll er das geſtickte Kleid dazu anziehen.

XII.

Da ſehen wir nun, daß der Herr von X** meinetwegen kommt und nicht ſeines Kleides wegen. Den Tag nach der Geſellſchaft bekam ich einen Beſuch von ihm, en negligé, in glatten lang hangenden Haaren, in den bekannten langen Beinkleidern und mit einem großen Knotenſtocke. Das war ein Abfall gegen den vorigen Tag, und ich hätte mich faſt über das tiefe Negligé etwas formaliſirt, aber ich hatte nicht Zeit dazu; denn ganz unvermuthet erſchien — Wer? — Guſtav!

Das kitzelte meinen Ehrgeiz, kannſt Du glauben. Ich empfing den Herrn Schwager mit einem tiefen ganz förmlichen Knix, wie ſichs gehört wenn man ſich in fünf Wochen nicht geſehen hat, und wenn man ſchmollen will.

Das will ich! und daß Du mir nicht ſagſt es wäre nicht wahr, wenn ich Dir erzähle daß ſich Guſtav während der Zeit wirklich degourdirt hat, daß er geſprächiger geworden iſt, daß er die Schultern zurück und die Bruſt heraushält, daß er ein hübſcher Junge iſt, ſobald er natürlich bleibt, daß er und der Kammerjunker in drey Viertelſtunden nicht ein gelehrtes Wort geſprochen haben, daß Guſtav verlegen ſchien und daß ich das als Eiferſucht auslegte, und daß der Kammerjunker gar nichts werth iſt gegen ihn, und daß ich doch dem Kammerjunker gut bin, und ihm ſeinen Knotenſtock vergebe, weil durch ihn Guſtav wieder zu mir geführt worden iſt. Denn Guſtav wäre noch nicht gekommen, hätte er nicht von dem prächtigen Beſuche gehört. Zuletzt werde ich auch meiner Feindinn E** danken müſſen, daß ſie ihm den Kopf aus den Schultern herausgebracht hat.

Was will ich denn? —

Höre Julie! Du lachſt, das ſehe ich von hier. Ich nehme es übel, daß Du es nur weißt!

XIII.

Der Herr von X** kommt fleißig wieder, und wird vertraulich, ſo daß er mir beſchwerlich fällt. Im Ernſte, ich weiß nicht recht was ihn zu mir bringt. Er iſt nicht um ein Haar klüger geworden als er Anfangs war; ſelbſt nun, da er nicht mehr gelehrt ſpricht. Er hat ſich bey Hofe und in der Stadt lächerlich gemacht durch ſeine Prätenſionen, niemand mag ihn, ich weiß alſo nicht was ich mit ihm ſoll. Wahrhaftig! wenn man mit einem alten Narren zu thun haben muß, iſt Einer genug; will man aber mit jungen Narren fertig werden, ſo müſſen zwey oder drey zuſammen ſeyn, ſonſt gehts nicht; doch freylich, hat man bey ein paar Narren noch einen klugen Menſchen dabey, ſo gehts noch beſſer. Du meinſt ich ziele auf Guſtav? Allerdings. Guſtav's Gegenwart könnte allenfalls den Kammerjunker erträglich machen, doch ohne dieſen ſehe ich jenen noch lieber. Er beſucht mich jezt ſo wie ſonſt, und ich theile ihn mit der Frau von C**; aber es iſt etwas Fremdes, etwas Verlegenes an ihm, das ich nicht recht ergründen kann. —

XIV.

Ich weiß nun warum Guſtav ſo troſtlos ausſieht. Die Frau von C** hat ihn abgeſezt, und er hat ihr entſagt; den Verluſt kann nun der arme Junge noch nicht verſchmerzen. Sie machte es mit ihm wie mit allen. Er ſollte der Ihrige bleiben, aber vereint mit den andern Sklaven an ihrem Triumphwagen ziehen; er will aber der Einzige oder gar nicht da ſeyn, und ihre Eitelkeit braucht doch viele, und haſcht immer nach mehreren. Lange genug hat er ſich noch gehalten. Aber ein neuer Schöngeiſt iſt angelangt, der ſich geſchwind auch ſterblich in ſie verliebte, und ihr ein paar neue Blättchen aus Göthens Herrmann und Dorothea mittheilte, einem Gedichte das noch nicht gedruckt iſt, wovon aber jetzt einzelne Blättchen — verſteht ſich nur an die Auserwählten — geſchickt und von den Auserwählten der zweyten Ordnung abgeſchrieben werden. Dies Gedicht, ſagt man im Voraus, ſoll alles übertreffen, was je im Himmel, auf der Erde, unter der Erde, und in Auerſtädt, Gedicht iſt, geweſen iſt, und ſeyn wird, und wer ein Fragment davon erhält, erkennet daraus, daß er zu den Auserwählten gehört. Du kannſt Dir alſo vorſtellen welches Glück es für die Frau von E** war, ſolch ein neues Stückchen Abſchrift zu beſitzen, und ſo wurde der ſchöne Herr der einzig geliebte Seladon. Guſtav iſt vernachläſſigt. Das kann der Starrkopf nicht ertragen, und ſchmollt mit ihr. Das läßt ſie gut ſeyn, und denkt ihn zur rechten Zeit ſchon wieder zu holen. Bin ich ſelbſt nicht ſehr gut, daß ich ganz geduldig die zweyte Stelle einnehme, und ſogar nicht einmal mit ihm darüber ſchmolle, daß er mich ſo lange vernachläſſigte? Meine Geſinnung gegen Guſtav muß wohl ganz anderer Art ſeyn, als die der Frau von E**. — —

XV.

Ich ſetze mich hin in voller Bewegung meines Geiſtes Dir zu ſchreiben. Ich bin den beſchwerlichen Kammerjunker ganz los; ich hoffe es wenigſtens. Er hat ſelbſt dazu Gelegenheit gegeben, welches ihm der liebe Gott belohnen möge.

Der Menſch ward mir überläſtig mit ſeinen öftern Beſuchen. Ich ließ mich ein paarmal verläugnen, er war aber unverdroſſen, und kam immer wieder, wie eine Fliege. In der Theegeſellſchaft war er nicht abzuweiſen, er war da vorlaut und that als wären wir die beſten Freunde. Seine Vertraulichkeit mißfiel mir, ich lobte ſeine langen Beinkleider und ſeinen Knotenſtock ſo deutlich, daß er's merkte, und nun glaubſt Du nicht wie decent gekleidet er erſchien. Aber er war immer noch zudringlich, verſteht ſich, mit der vornehmen Höflichkeit welche mir oft wie Beleidigung klingt, und dabey war er ſo souple, man hätte ihn um einen Finger winden können; und doch vergoß er nie ſeine Wichtigkeit, und erzählte uns viel vom Hofe und vom Fürſten und von den kleinen feinen Soupés. Und die einzelnen

Beſuche fingen wieder an, und waren nicht immer abzuwenden. Ich merkte bald daß ich eine Eroberung gemacht hatte, worüber meine Beſcheidenheit gar nicht ſtolz war. Er ſagte mir ich wäre ſchön; das war recht hübſch, es that mir nur leid, daß ich's ihm nicht erwiedern konnte, und ich wußte nichts für ihn zu thun als daß ich mich verläugnen ließ, wenn er kam. Da ergab ſich nun mein trauter Seladon dem Briefſchreiben — keine Antwort — und dennoch kamen die Briefe mehrmals; und heute bekomme ich eine ausführliche Miſſive, worin er die Schlauheit hat auch von ſich zu reden, was er wäre und wie er's wäre. So!

Die Lieb' iſt wohl nur Gnade.
Wahrhaftig! das iſt Schade!

Ich ließ alſo dahingeſtellt, was er wäre und wie er's wäre, ohne ihm ſchriftlich zu melden was ich wäre. Ich gehe gleich darauf ganz in Unſchuld ans Fenſter und öffne es; denn es mag ſeyn, daß mich die Schreiberey verdroſſen hatte, und ſo wollte ich Luft ſchöpfen. Wen erblicke ich? — Den leibhaften Herrn Kammerjunker, en demi-habillé, in ſeinem beſten Staatswagen, und er machte mir über den Schlag hinaus den zierlichſten Bückling; worauf ein Knix ganz nachläſſig. Er fährt vor. Ich ſchlage das Fenſter zu. Mich verläugnen zu laſſen ging nicht, das hätte ausgeſehen, als hielte ich ihn werth ſeinetwegen in Verlegenheit zu ſeyn. Ich mußte ihn alſo annehmen, ſein holdſeliges Geſicht kam voran in die Thür, denn er bückte ſich eben ſo tief wie aus dem Wagen. Nun ſetzen wir uns, und er ſagt mir allerley ſchöne Sachen, die nehme ich an, wie man einen guten Morgen annimmt; und dann ſpricht er allerley von ſeinen Geſinnungen gegen mich, ich hatte aber gegen ihn gar keine Geſinnungen die ſich ſagen ließen, alſo ſchwieg ich ſtill. Da es nun ſo nicht ging, präſentirte er mir eine zierliche Priſe Taback, und rühmte ſeinen Stand, ſeinen Reichthum, ſeine Konnexionen bey Hofe, und ſogar ſeinen neuen Engländerzug mit Sechſen. Ich hatte Mühe mich zu halten, doch zwang ich mich, und ſagte ziemlich kalt: »Stand und Reichthum ſind »bey mir kein Verdienſt, ſo wenig wie Pferde.« Da verſicherte er mich, er hoffe auch eigene Verdienſte zu haben. »Sie ſind eine »Gelehrte!« rief er — »Daß ich nicht wüßte,« — verſetzte ich. — »Ich habe Ihnen ſchon

»Beweiſe gegeben, daß ich die neue Philoſo»phie gründlich ſtudirt habe, ſo wie wenige, »und meine Kenntniß des Schönen wird einer »ſo ſchönen Kennerinn auch wohl verdienſtlich »ſeyn.« Das fiel mir ins Lachen; ich konnte mich nicht halten, es war nicht möglich. Aber ſiehe da, ſchnell kniert er vor mir, küßt meine Hand und perorirt mir da eine förmliche Liebeserklärung gerade ins Geſicht, mit der Inbrunſt eines Kammerjunkers der mit Einem Sprunge Hofmarſchall werden will. Ich glaube, ich bin blaß geworden, ſo übernahm mich das. Doch faſſe ich mich, hebe ihn auf, führe ihn an der Hand vor den Spiegel, und ſage: »Sie haben Federn in den Haaren« — (Es war wahr) — »Sie werden Sich vermuthlich »zum Diner ankleiden wollen, ich muß mich »auch ankleiden. Ich empfehle mich beſtens.« Dabey machte ich ihm den tiefſten Knix der zu machen iſt, und noch Einen, und er ward blaß und roth. Er wollte etwas ſtammeln, aber noch ein tiefer Knix, und noch ein tieferer Knix, und ſo knixte ich ihn zur Thür hinaus, ehe er zum Worte kommen konnte. Ich wollte wahrlich auch kein Wort von ihm hören, und ich denke er wird auch meine Thür nicht wieder betreten. Es that mir wohl, daß ich ihn ſo abzufertigen wußte; ich hätte es nicht gekonnt, wäre mir nicht ſein überläſtiger Brief ſo friſch im Gedächtniſſe geweſen.

Dieſer Menſch war mir äußerſt zuwider, ſobald ich ihn ſah. Wer mir erträglich werden ſoll, bey dem muß ich einige Berührungspunkte finden, wären ſie auch noch ſo gering. Dieſer Kammerjunker aber ſtimmt mit mir in nichts zuſammen. Er iſt ein Tropf mit aller ſeiner erlernten Weisheit, mit ſechszehn Ahnen doch nichts werth, mit ſeinem großen Reichthume und mit ſeinen hohen Ausſichten in die große Welt ein armer Schelm, denn er hat keinen Verſtand und kennt weder Freundſchaft noch Liebe. Die kennt keiner der nur in ſeinem Ich lebt. Was wollte denn der Menſch von mir? Mit mir eine Komödie ſpielen? Die Herren welche ſich ein Feſt machen, uns wie Schauſpielerinnen anzuſehen, verdienen nicht, daß man mit ihnen eine Rolle übernehme.

Es thut mir wohl, liebe Julie, daß ich mich gleich niederſetzen konnte, gegen Dich mein Herz auszugießen. Ich war doch in Bewegung, wie ich jetzt merke, und meinte ich wäre ſo ruhig. Nun iſt mir leicht. Lebe wohl, liebes Herz!

XVI.

Du biſt alſo nicht zufrieden mit der Art, wie ich mir den Kammerjunker vom Halſe geſchafft habe? Du ſagſt ich hätte ihn allzu ſpöttiſch behandelt. Kann ſeyn! Aber, lieber Gott! wie ſoll man's machen, wenn man einen überläſtigen Menſchen gewiß los werden will? Und bedenke nur, liebe Julie! — er hatte die ehrbarſten Abſichten die ſich denken laſſen; es war ihm ganzer völliger Ernſt mit dem Bande des heiligen Eheſtandes. Wenn man nun ſolche ſchreckliche Ausſichten vor ſich ſiehet, ſo verliert man die Beſinnung und denkt nicht ſo ganz genau auf etwas zu viel oder zu wenig.

Alles recht überlegt, muß ich wohl noch zu wenig gethan haben; denn, ſtelle Dir vor die Unverſchämtheit! Er erſchien geſtern in der K**ſchen Theegeſellſchaft, und war wieder ſo vorlaut und ſpöttiſch gegen jedermann und ſo ſüß und wortreich gegen mich wie jemals. Es iſt doch ſeltſam daß der Menſch ſich mir noch weiter aufdringt. Ich hätte gedacht, er müßte verlegen ſeyn; das war er aber nicht; er that ſo unbefangen als wäre gar nichts vorgefallen, und beehrte mich beſtändig mit ſeinem Diskurſe, vermuthlich um zu ſehen ob ich verlegen ſeyn würde, — und ernſthaft war ich; ich mochte es machen wie ich wollte. Habe ich ihm nicht recht begegnet, ſo bin ich doppelt geſtraft; denn ich bin den überläſtigen Menſchen nicht einmal losgeworden.

XVII.

Ich ſetze mich ſpät nieder Dir zu ſchreiben. Es iſt klar, der Kammerjunker will ſich rächen, und meine friedliche Geſellſchaften ſtören. »Der Affe iſt hämiſch,« ſagt Appiani mit Recht! Herr von X** fand ſich vor acht Tagen ſogar in meiner eigenen Theegeſellſchaft ein, und führte da allerley ſpöttiſche Reden, welche mir und andern, unter andern auch dem alten Oberſten, auffielen. Dieſer fragte mich als die übrige Geſellſchaft weg war, und ich erzählte ihm alles was vorgefallen war. Er ſchüttelte den Kopf und kam überein, wenigſtens in meinem Hauſe müßte ich Herr ſeyn zu ſehen wen ich wollte.

Heute erſchien mein Herr von X** richtig wieder in meiner Theegeſellſchaft und ſeine Spöttereyen wurden ſo arg, daß ich mich zurückzog. Der Oberſte aber trat vor und ſagte ihm erſt einige ernſthafte und nachher einige ſtarke Worte über ſeine Ungezogenheit. Die Geſellſchaft war einmal geſtört, und ſo bedeutete der Oberſte ihm zuletzt: Seine Gegenwart ſey hier unnöthig, und wenn er außerdem wieder vergeſſen würde was er mir ſchuldig wäre, ſollte er es mit ihm zu thun haben. Herr von X** ſagte dem Oberſten etwas ins Ohr, dieſer dankte freundlich, und X** ging ernſthaft fort. Es iſt mir ſehr unangenehm daß die Sache ſo weit gekommen iſt. Mein Troſt iſt: mein Alter iſt ein geſetzter Mann, und wird ja wohl dem ungezogenen Kinde nichts als einen unbedeutenden Denkzettel mit auf den Weg geben.

Guſtav war dieſen Abend gerade nicht gegenwärtig; ich bin gewiß, auch er würde bey dem unartigen Benehmen des Kammerjunkers nicht ruhig geblieben ſeyn.

Ich habe mein Betragen gegen dieſen ernſthaft überlegt. Ich hätte mich durch ſeine ſtolze Prätenſionen nicht ſollen verleiten laſſen, ihm meine Verachtung ins Geſicht zu bezeugen. Ich hätte ihn trockner abfertigen können; aber ſeine Rache war unmännlich, und hätte mich mein Vetter nicht beſchützt, ſo wäre ich unartigen Anfällen immer ausgeſetzt geweſen, ſogar in meinem eigenen Hauſe. —

Ich werde doch unruhig ſchlafen, und wünſchte die Sache wäre erſt ganz zu Ende.

XVIII.

Du lieſeſt mir den Text darüber, daß wegen meines Muthwillens ein Zweykampf entſtanden iſt? Weißt Du nicht, daß man in der großen Welt eine anſehnliche Figur ſpielt wenn man ſo glücklich iſt, daß ſich um unſerer ſchönen Augen willen ein Paar die Hälſe brechen? Und rechneſt Du für nichts, daß ich einen beſchwerlichen Liebhaber los bin?

Er iſt doch wohl nicht todt? — ſagſt Du? —

Todt! — ſage ich. —

Und darüber kannſt Du Dich freuen? —

Ja wohl! ſage ich Dir — Er iſt todt für mich und für den Hof und für die Stadt und für uns alle. Das iſt genug. — Höre an die traurige Geſchichte.

Es war vorher mancherley Hin- und Herſchreibens über das Duell geweſen. Der Kammerjunker hatte bemerkt, daß der Oberſte wegen Kurzſichtigkeit die Brille braucht, und hatte ihn deßhalb auf Piſtolen gefordert in der Meinung, er würde es nicht annehmen; aber es mußte dabey bleiben.

Sie ritten bis auf die Gränze. Guſtav war aus eigenem Triebe auch hinaus geritten und erzählte mir was folget:

Der Oberſte ſagte dem Sekundanten des Herrn von X**: Sie wiſſen daß ich kurzſichtig bin, und alſo verlange ich die Diſtanz von zwölf kurzen Schritten. Der Herr von X** erblaßte und verlangte eine weitere Entfernung, ließ endlich im Diskurſe fallen: Die Sache wäre nicht von der Bedeutung, daß ſie nicht auch mit dem Degen könnte ausgemacht werden. Der Alte aber ſetzte einen derben Trumpf darauf, daß es ſo bleiben müſſe wie Jener es ſelbſt verlangt hätte. Die zwölf Schritte wurden abgemeſſen.

Schießen Sie zuerſt! rief der Oberſte, und ließ ſeinen Schimmel kurbettiren. X** ſchoß und fehlte. Der Oberſte ſchoß vier Schritte links einen kleinen ſchwankenden Zweig eines Baumes entzwey.

Der Herr von X** erblaßte ſichtlich, und rief: er ſey zufrieden mit der Satisfaktion. Der Sekundant verſuchte die Sache beyzulegen. Der Oberſte rief: Sind Sie zufrieden, ſo bin ich es nicht. Schießen Sie! — Herr von X** ſchoß zitternd und fehlte weit.

Der Oberſte ſetzte ſein Pferd in Ruhe und zielte beynahe eine Minute lang:

»Ich ziele auf Ihre Bruſt!« — X** ward todtenblaß. —

»Apropos! wollen Sie lieber leben als »ſterben? Sie wollten ja die Sache vorher »beylegen.«

»Ich bin noch dazu bereit!« rief X**.

»Sie müſſen aber thun was ich verlange; »ſonſt ſchieße ich gerade ins Herz!«

Der Oberſte rief den Wundarzt; denn X** hatte nebſt dem Sekundanten zwey Kammerdiener und einen Wundarzt mitgebracht, alle zu Pferde, nebſt einem bequemen vierſpännigen Wagen. Mein Vetter hatte niemand bey ſich als ſeinen Reitknecht.

»Sie haben doch eine Scheere bey ſich? »Geben Sie ſie doch dem Kammerdiener. »Mein Freund, ſchneide Er Seinem Herrn »auf jeder Seite drey Zolle von den Seiten-

»haaren weg; ich kann die langen Schweiſe »nicht leiden.«

Der Oberſte zielte, X** hielt ſtill und der Kammerdiener ſchnitt.

»Und die langen Hoſen die bis an die »kleinen Stiefeln gehen, bis unters Knie ab»geſchnitten!« — Es geſchah.

»Nun, junger Herr, ſehen Sie aus wie »andere Menſchen. Leute die ſo beſchaffen »ſind wie Sie, müſſen ſich weder leiblich noch »geiſtig von andern unterſcheiden wollen.«

Der Oberſte ſchoß in die Luft, und rief: »Wenn Sie wollen, ſo ſchießen Sie noch ein»mal!« Aber X** rief zitternd: »Ich bin zu»frieden.«

»Ich rathe Ihnen, junger Herr, gegen »jedermann artig zu ſeyn, ohne Ausnahme. »Verſtehen Sie mich?« Und damit ritt er ſammt ſeinem Reitknechte zurück.

Die Sache macht bey Hofe und in der Stadt viel Aufſehen. X** wurde den erſten Tag da er ausging, ſo ſehr ausgelacht daß er wohl merkte, ſeines Bleibens würde hier nicht ſeyn, und er hat ſchon die Stadt ganz verlaſſen.

Ich werde dieſe Nacht ruhiger ſchlafen als vorgeſtern. Dieſe Begebenheit hat ſich lächerlich geendigt; aber ich habe darüber recht ernſthaft nachgedacht; und ich verſpreche Dir, wenn jemals wieder ein überläſtiger Liebhaber kommt, ſo werde ich ihn gelinder abweiſen: ſonderlich wenn er einer von den neuen tiefen Philoſophen wäre, die alles wiſſen, und ſich einbilden es ſtehe ihnen alles gut.

XIX.

Mein alter Vetter beſuchte mich geſtern, und Du kannſt Dir vorſtellen, ob ich ihm dankte? Guſtav kam dazu. Der Oberſte wollte keinen Dank annehmen; denn, ſagte er, es iſt ſehr leichte Arbeit mit ſolchen Herren, deren Weisheit und Muth ſich nur in Worten zeigt oder da wo ſich niemand wehren kann. Sie ſind wie Fallſtaffs Freykompagnie, nichts als Futter für Pulver. Man thut ihnen noch zu viel Ehre, wenn man ſie unter den gewöhnlichen Haufen von Menſchen ſtößt, worunter Tauſende beſſer ſind als ſie.

Der Alte ſagte dies etwas trocken. Guſtav mochte glauben es ſollte auch ihm gelten, und ihm gefiel die Rede nicht, wie ſich zeigte, als der Oberſte weggegangen war. Da entſpann ſich unvermuthet ein langer Wortwechſel zwiſchen uns beiden.

Dieſe Herren, hob Guſtav an, ſchätzen nichts, als wozu Fäuſte nöthig ſind. Zuſchlagen können ſie, das iſt ihre ganze Stärke.

Nicht bloß Zuſchlagen. Zum Zielen gehört Beſonnenheit und kaltes Blut, und wenn man jemand mit bloßem kaltem Zielen den Dünkel benehmen kann, ſo iſts ja menſchenfreundlich!

Ja kalt ſind die Herren, das weiß Gott!

Der Oberſte doch nicht immer. Sein Herz iſt warm fürs Gute. Erinnern Sie Sich wie er die trefflichen Verbeſſerungen im Lande mit warmem Eifer lobte welche wir dem Geheimen Rathe zu danken haben?

Ha! gemeine Geſchäftsklugheit! Wenn ich ein Pferd in den Wagen ſpanne, muß es wohl ziehen.

Doch nicht, wenn es nicht gut regiert wird. Und dann bleibt das Geſchäftspferd auf ebener Erde und nützt dem Menſchen. Aber Ihr Leutchen ſeyd wie die Adler, Ihr wollt immer zur Sonne fliegen ohne Nutzen und Zweck, bloß weil's hoch iſt. Aber Ihr bleibt in den dicken Wolken hangen, und Eure Poeſie wie

Eure Philoſophie und Kritik iſt naß und kalt zugleich.

Auch Sie plagen mich! Schlimm genug daß einen niemand faſſen kann, daß ſich niemand für die Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaft, für das reine Schöne und Erhabene will erwärmen laſſen.

Ey da haben Sie ja die ganze Geſellſchaft der Frau von C**, die iſt ſo warm für alles Undeutliche, daß mir der Schweiß dort ausbrach, und ich mir nicht traute wiederzukommen.

Spotten Sie nicht! Es kann ſeyn daß die Leute etwas verbildet ſind; aber ſie haben doch eine gewiſſe Reizbarkeit, ein gewiſſes Leben, woraus doch eher noch etwas zu machen iſt als aus dem froſtigen untheilnehmenden Sinne, der alles Große und Schöne wegwirft.

Ich glaube aus jenem weniger als aus dieſem. Verbildete Männer und Weiber ſind viel ſchlechter als gar nicht gebildete. Ich mag lieber einen Marmorklotz als eine verſtümperte Statue haben. Der Werth eines jeden Menſchen beruht auf ſeiner *Wahrheit*. Die Verbildeten haben gar keinen Charakter;

denn ihre Bildung iſt nur Schein, und ihr Zweck iſt bloß Eitelkeit. Auf Eurem Witzmarkte kauft und verkauft Ihr mit falſcher Münze. Pandolfo der Große gab Euch neulich wirklich Ephraimiten anſtatt Bankothaler.

Der Mann ſagte manches Schielende und Falſche. Darin aber hatte er doch recht, daß es ärgerlich iſt unter Leuten zu leben welche von Göthe und Shakſpeare in eben dem Tone reden wie von einer Weinſuppe oder einem Kopfputze.

Das iſt wenigſtens mein Fehler nicht, denn mir iſt eine Weinſuppe lieber als Göthens venetianiſche Epigrammen und die Bekenntniſſe einer ſchönen Seele, und ein Kopfputz lieber als Göthens Groß-Kophta. Aber bey Iphigenia und Werther vergeſſe ich alle Suppen in der Welt. Shakſpeare vollends, wenn man über ihn kommt, läßt einem nicht Zeit an ſonſt etwas zu denken als an ihn. Liebe Herren, die Ihr nichts als Göthe und Shakſpeare im Munde habt, Ihr wiſſet nicht recht was Ihr lobet und was Ihr verachtet. Ihr meinet die menſchliche Natur im Shakſpeare ſtudirt zu haben; daher legt Ihr in ſeine Werke einen ganz falſchen Sinn, und eben dieſen Euren falſchen Sinn wieder in Göthens Werke. Ihr müßtet Shakſpearen aus der innerſten Natur des Menſchen kennen lernen; denn die ſtudirte er und zwar bloß zu dramatiſcher Abſicht, aus der nahm er alles her, und die kennet Eure Wortweisheit gar nicht.

Nein! Er nahm alles aus ſeinem göttlichen Geiſte. Es müßte denn zu ſeiner Zeit die Natur der Menſchen erhabener geweſen ſeyn; denn jetzt kann man weit und breit um ſich ſehen, und findet nichts als ganz gemeine Geſichter.

Schönen Dank für das Kompliment! Doch Ihr lieben Philoſophen habt ja Spiegel, darin könnt Ihr Euch ſelbſt ſehen; denn Ihr haltet Euch doch für ungemeine Weſen! nicht wahr? Seht Euch alſo nur recht an; vielleicht lernt Ihr Euch kennen. Ihr ſucht in der ganzen menſchlichen Natur nach Shakſpeare's gigantiſchen Geſtalten, und haltet Euch ſelbſt für gigantiſch, bloß weil Ihr Euch immer krampfhaft anſtrengt. Lieben Leute, gigantiſch ſeyd Ihr nicht, und werdet Ihr nicht, wenn Ihr auch noch ſo lange auf den Zehen trippelt! Lernet erſt wirkliche Menſchen kennen, ſonſt werdet Ihr über Shakſpearen nichts als hochklingende Worte hervorbringen. Bloß in der Studirſtube kann er gar nicht gefaßt werden, denn er las in Menſchen, nicht in Büchern. Ihr möget ſagen was Ihr wollt, Ihr verſteht ihn nicht, wenn Ihr ihn als ein Buch leſet, und am allerwenigſten wenn Ihr die gelbe Brille Eurer Schulphiloſophie dazu aufſetzt. Ihr könnt Euch aus ihm ein Götzenbild machen das Ihr anbetet, aber Ihr werdet nie den Gott erkennen der in ihm lebet. Er machte durch ſeinen großen Geiſt natürliche Charaktere zu großen dramatiſchen Bildern, fürs Drama. In dieſen Bildern lebt Ihr träumend, und ohne die Natur, ihr großes Urbild, zu kennen. Weil Ihr beſtändig Eure wilden Ideen untereinander werfen könnt, meint Ihr, es ruhe Shakſpeare's Geiſt auf Euch; und haltet nun alles für gemein was nicht ſo iſt wie Ihr, bis Ihr mißmüthig werdet mit Gottes Schöpfung. Eure Pandolfi verachten das Edelſte und Beſte was deutſcher Geiſt hervorbrachte, ſobald es nicht von Euren Paar Genoſſen herkommt; von denen aber preiſen ſie alles unbedingt, ſogar bis auf den geſtiefelten Kater oder Lovells Leben, als wäre der Geiſt der guten Litteratur nur bey denen die Ihr befreundet. Der wahre Kenner ſchätzt jedes Geiſteswerk in ſeiner Art und verachtet nur das Verächtliche. Wer alles will Göthiſch und Shakſpeariſch haben, iſt gerade eben ſo kleinlich und einſeitig, als die Franzoſen welche meinen, que le bon gout ne se trouve qu'en France. Und die Franzoſen die ſo ſprechen, ſprechen doch noch für eine große Nation, Ihr aber nur für Eure kleine Grillen. Wenn man Euch ſo ſchief urtheilen hört, ſo möchte man faſt glauben, Ihr ſchätzet an Shakſpearen wie die Kenner an antiken Münzen nur den Roſt, nicht das Gold. Lieben Leute, hättet Ihr Shakſpeare's Geiſt, wovon Ihr mit ſo vielem Stolze ſprecht, als kenntet Ihr allein ihn nur, ſonſt niemand; warum bringt denn kein Einziger von Euch etwas ächt Shakeſpeariſches zum Vorſcheine? Zwar möget Ihr Euch ſo etwas einbilden, aber Ihr geht immer neben ſeinem gebahnten Wege ab, im Sumpfe und zwiſchen kleinen Steinen, und meint dem Ziele zuzueilen, wenn Ihr ſtolpert!

Guſtav fand, ich wäre allzuhart, brach kurz ab, und ging mißmüthig weg.

Ich mußte aber einmal mein Herz ausſchütten; denn der Dünkel iſt gar zu läſtig, den der junge Mann mitgebracht hat, nach welchem er alles für ſchlecht und gemein hält, was nicht ſo iſt wie ihm ſeine Grillen geſagt haben, daß es ſeyn ſollte. Er mußte einmal deutlich hören daß man Menſchen aller Art kennen lernen muß, ehe man über menſchliche Charaktere urtheilen kann. Ich bin ihm gut, darum ſagte ich ihm die Wahrheit recht offenherzig. Warum ſollte ich ſie verſchweigen?

Aber wäre ich etwa wieder allzuhart geweſen? Ich verſprach dir neulich, wenn mir ein neuer Philoſoph in den Weg käme, wollte ich ihn gelinder abweiſen. Wie? mein Herz! Ich ſagte das mit Bedingung, wenn es ein überläſtiger Liebhaber wäre. Guſtav iſt mir weder überläſtig noch mein Liebhaber, noch will ich ihn abweiſen. — Wäre er mein Liebhaber, würde er dann gleich weglaufen, wenn ich ihm ſage was ihm gehört. Ich will meine Liebhaber ſchelten dürfen, das kannſt du nur jedem ſagen, der mich zu lieben Luſt hat. Und würde denn der Ungetreue gleich zur Frau von C** wieder gehen; — denn wohin wäre er ſonſt gegangen, da er mich ſo ſchnell verließ? — Er iſt todt für ſie, ſagſt du? — Hm! die zärtlichen Liebhaber ſind wie die Fliegen, ſie leben auf wenn ſie wieder in den Schein ihrer Sonne kommen. Höre an! Käme er wieder neubelebt zu mir, ſo hätte es ſeine Richtigkeit mit der Liebhaberſchaft; wäre nur noch zu unterſuchen, ob die mir überläſtig ſeyn ſoll.

XX.

Siehſt du wohl, daß es nichts ſchaden kann, wenn man die Männer ausſchilt! Guſtav kam heute gleich wieder. — Merkſt du aber warum der arme Schelm zu mir kommen muß, wenn er auch weiß, daß er Wahrheiten hören wird? Er hat ſeinen Kammerjunker nicht mehr, und die Frau von C** hat ihn verlaſſen.

Aber wie? kam er neubelebt? Ach keinesweges! Er iſt traurig und mißmüthig, daß er von der Frau von C** iſt abgeſetzt worden. Ich ſoll ihn tröſten. Wie iſt das zu machen? Sein Herz iſt ſo unbefangen, daß er ſich in die erſte ſchöne junge Frau ehrlich verliebte, deren Geiſt einen Berührungspunkt mit dem ſeinigen hatte; und nun kann er noch nicht begreifen, daß Geiſt nicht Herz iſt, und Eitelkeit es noch weniger iſt. Ich habe verſchiedene Unterredungen mit ihm gehabt, recht freundſchaftlich, davon will ich Dir das Weſentlichſte ſagen.

Mein Troſt nahm einen ganz beſondern Weg, um ihn zugleich zur Erkenntniß zu bringen. Ich muſterte alle Weiber, eine nach der andern, welche in die gelehrte Geſellſchaft der Frau von C** kommen. Guſtav hat einen viel zu geſunden Sinn, um nicht zu begreifen daß jede von dieſen nur aus Eitelkeit die Zuſammenkünfte beſucht, und nicht aus Verlangen nach wahrem Geiſtesgenuſſe. Da nun ſein Liebesverſtändniß mit der Frau von C** ſich unter dem Vorwande der Schöngeiſterey angefangen hat; ſo ſcheint er endlich zu begreifen, daß die Liebe auch bey ihr der Eitelkeit habe zum Vorwande dienen müſſen, zumal da ich ihn auf die Menge der Liebhaber aufmerkſam machte. Das mochte ihm nun wohl das Herz brechen. Du weißt wenn der Sünder zerknirſchten Herzens iſt, kann die Gnade beſſer wirken. Ich nahm alſo den Zeitpunkt wahr ihn freundſchaftlich in ſich zurückzuführen.

Ich fing damit an, ihn zu loben daß er der Frau von C** hätte gefallen wollen, und bemerkte daß er dadurch ſchon etwas von dem ſteifen und herriſchen Weſen verloren hätte, welches ihm mit ſeiner Schulweisheit eingeprägt worden war. Dies konnte er noch nicht faſſen. Aber er begriff doch, daß die Frau von C** unrecht gehandelt hätte ſeine Gefälligkeit nur zu brauchen, um ihre Eitelkeit zu befriedigen, anſtatt ſeine aufrichtige Geſinnungen eben ſo aufrichtig zu erwiedern. Nun kamen wir ganz natürlich darauf, daß jede Geſelligkeit wechſelſeitige Pflichten erfordere, und daß die wahre Bildung eines menſchlichen Charakters nur in der menſchlichen Geſellſchaft erreicht werden könne. Darüber hatten wir nun viel Geſpräch.

Univ.-Bibl.
München

Ich ſuchte ihn zu überführen: um gute Geſellſchaft zu genießen und ſich darin zum Genuſſe mitzutheilen, müſſe man ſich derſelben anſchmiegen, nicht aber darin herrſchen oder ſich auf eine unangenehme Art auszeichnen wollen; ohne Anhänglichkeit an Menſchen aller Art könne die Bildung des Charakters eines jungen Mannes durch die Geſellſchaft nicht vollendet werden. Da gab es einen harten Kampf. Er wiederholte mehrmals: faſt alle Leute wären doch ſo gemein, daß es der Mühe nicht lohne, ſich ihnen zu nähern. Hierüber ſagte ich ihm deutlich meine Meinung; unter andern: es ſchiene mir ſo natürlich, daß wer andere beurtheilen wolle, vorher auch ſich beurtheile. Wer nun eine Geſellſchaft gebildeter Menſchen für gemein erklären wolle, ſolle wie ich dächte billig vorher ſich ſelbſt prüfen. Es könnte doch möglich ſeyn, daß an ihm ſelbſt etwas gemein, oder daß ſein Ungewöhnliches ſchlechter wäre als das Gewöhnliche anderer Leute. Dieſe Prüfung hätte, meiner Meinung nach, beſonders ein junger Mann ſehr nöthig, wenn er auch in der Schule für noch ſo gelehrt wäre gehalten werden. Buchweisheit, fuhr ich fort, geht von allgemeinen Sätzen über die Menſchheit aus, die im Allgemeinen ihren Werth haben mögen; aber um ſie richtig anwenden zu können, muß man menſchliche Charaktere aller Art lange und aufmerkſam beobachtet haben, denn die lebendige Welt iſt unendlich mannichfaltiger als die Welt der Ideen. Die Schulweisheit vermag nichts über eine Menge Dinge die zwiſchen Himmel und Erden ſind.

Das hat Euch Hamlet ſchon geſagt. Jeder Künſtler, und beſäße er Polyklets Regel, muß lange nach dem Leben zeichnen; und dieſe Regel würde eine armſelige Regel ſeyn, wenn Polyklet ſelbſt nicht lange beobachtet und gezeichnet hätte.

Guſtav ſagte viel zur Vertheidigung ſeiner theoretiſchen Weisheit, was ſich recht gut anhören ließ: daß ſie das menſchliche Wiſſen gewiß macht, daß ſie allgemeingültige Geſetze giebt, daß durch ſie die Menſchen zu feſten Gründen gelangen auf die beſte Art zu handeln. Das war alles recht hübſch; nur daß er die Schulphiloſophie womit unſere Deutſchen ſich vor allen Nationen ſo ämſig plagen, mit feſten Grundſätzen verwechſelte. Man kann dieſe haben ohne jene; es würde ſonſt ſchlecht in der Welt ſtehen.

Das ſagte ich ihm, und ſetzte hinzu: Ihr hochweiſe Buchgelehrte kommt mir vor wie die großen Töpfe in unſern Küchen. Sie werden kreuzweiſe mit Drath beſlochten, damit ſie nicht unter ihrer eigenen Schwere brechen, aber gegen den geringſten Stoß von außen hilft ihnen der Drath ſo wenig als Euch Eure verſchränkten Syllogismen. Lieber Guſtav!

Gleich bey Ihrem erſten Schritte in die Welt machte ja ein wenig buhleriſche Eitelkeit Ihre vortrefflichſten Schlüſſe zu Schanden! Glaubten Sie nicht, die Frau von C** wäre eine liebende Seele, und ihre Genoſſinnen hätten wahre warme Empfindung für das Schöne und Erhabene? Glauben Sie jetzt noch, dieſe Damen verdienten daß man ſie für ungemeine Seelen halte, oder muß man ſie nur für köſtliche Butterherzchen, für precieuses ridicules halten? Wollten Sie wohl unſern alten Vetter allein mit ſeinem geſunden hausbackenen Urtheile, für all das feinſtaubige Caquet im Büreau der Frau von C** weggeben?

Meine Erwähnung des Oberſten berührte eine Seite die empfindlicher war als ich gedacht hatte. Guſtav konnte es noch nicht vergeben, daß der Alte von der Weisheit in Worten mit ſo wenigem Reſpekte geſprochen hatte, und wollte ſeinen ehemaligen Weisheitskameraden noch nicht ſo ganz aufgeben; denn er meinte, dieſer ſey von dem Oberſten unanſtändig geſtraft worden.

Soll es nicht erlaubt ſeyn, rief er, Haare und Beinkleider ſo lang oder ſo kurz zu tragen wie jeder will?

O ja, verſetzte ich, wenn es nur auch erlaubt iſt den auszulachen, welcher ſich durch dergleichen Dinge auszuzeichnen ſucht.

Warum jemand deßfalls auslachen? Es iſt kindiſch nur auf dergleichen Dinge Acht zu geben. Ich ſehe nicht darauf.

Wirklich nicht? Prüfen Sie Sich recht ob Sie nicht darauf dachten, ſich von andern auszuzeichnen, als Sie eine fremde Kleidung ausdrücklich wählten? Und dann prüfen Sie Sich auch, ob Sie wohl in Verſuchung gerathen ſind, ſich in irgend einer Geſellſchaft im Voraus als ein Mann anzukündigen der an Verſtand und feinem Sinne über alle weit erhaben iſt? Wäre dies, ſo möchten doch wohl das dicke Halstuch und die langen Beinkleider mit der Geiſtesprätenſion etwas gemein haben. Wenn wir Sie nun darüber auslachten, iſt dies Auslachen nicht gelinder, als das verächtliche Lächeln, als das ſpöttiſche Achſelzucken, womit Sie und Ihr Weisheitskamerad alles herabſetzten was Sie in der Geſellſchaft ſahen? Prüfen Sie Sich, ob Sie etwa durch Ihre Buchweisheit unvermerkt rechthaberiſch wurden und entſcheiden wollten, ohne auf die Gründe anderer zu hören? Ob Sie etwa geſchwind widerſprachen, ohne auch nur die feinen Nüancen der entgegengeſetzten Geſinnungen zu empfinden?

Sollte ich mich ſo albern betragen haben? Das glaube ich doch nicht.

Ich hoffe auch nicht, ſo ſehr, daß Sie das Beywort albern verdienten, welchem Ihr Freund der Kammerjunker zuweilen nicht ganz mag entgangen ſeyn. Aber, ſo viel iſt gewiß, ſchon ein Schriftſteller nimmt wider ſich ein, wenn er ſich mit Prätenſion und Dünkel ankündigt: wie viel mehr der Menſch in der lebendigen Geſellſchaft? Da geben eine ſtolze Miene, ein verächtlicher Blick, ein wegwerfender Ton zu erkennen, daß jemand der Geſellſchaft wenig ſchuldig zu ſeyn glaubt, wegen welcher er ſich ſo wenig genirt daß er lange Beinkleider und einen ſtruppigen Schwedenkopf trägt — doch sans comparaison, ich ſehe ben Sie tragen einen.

Was haben Ihnen meine kurzen Haare gethan? Mir iſts nun bequem ſie abzuſchneiden.

Ein Schlafrock iſt auch bequem. Ginge jedermann darin: meinetwegen! Wer aber jetzt ſich herausnähme im Schlafrocke in eine

Geſellſchaft zu kommen, würde doch wohl zeigen, die Geſellſchaft kümmere ihn wenig?

Nun kam ein langer Diſput vom Unterſchiede zwiſchen Schlafröcken und ſtruppigen Haaren, und da brachte Ein Wort das andere. Ich gab ihm zu, daß die kurzen Haare für Soldaten dienlich ſeyn könnten, ſonderlich in Feldzügen, und daß meinetwegen auch Leute die mir gleichgültig wären, Schwedenköpfe und Backenbärte über die ganze Geſichtslänge haben möchten, wie ſie wollten; daß ich aber wünſchte, Er. mögte ſich auf andere Art auszeichnen; und endlich fuhr mir's heraus: — Er würde mir beſſer gefallen, wenn er ſein Haar nicht ſo ſtruppicht abſchnitte!

So geht's, wenn man ſeinen Satz durchaus behaupten will, da überlegt man oft nicht jedes Wort. Die kurz abgeſchnittenen Haare konnte ich nie hübſch finden; aber nie war mir dieſe Mode mehr zuwider, als ſeit ſie Guſtav's hübſches Geſicht entſtellt. War's aber nicht zu viel, ihn wiſſen zu laſſen, ſein Geſichtchen würde mir hübſcher vorkommen, wenn ihm die Haare auf dem Kopfe nicht ſtruppicht zu Berge ſtänden? Und was das allerſchlimmſte iſt, Guſtav wird ſich nicht einmal daran kehren; denn er iſt ja ein Philoſoph und ein Schöngeiſt, und muß ſich alſo nicht einmal durch große gelehrte Männer von etwas überzeugen laſſen, geſchweige denn durch mich ſchwaches Werkzeug.

Weibchen! Ich bin ſo gutherzig und ſchreibe Dir ausführlich von der Weisheit die ich gepflogen habe. Da bildeſt Du Dir nun ein, das geſchähe, weil ich gern von Guſtav ſchriebe. Du ſollſt mir nicht ſo tief ins Herz ſehen wollen. Es iſt da gar nichts für Dich zu ſehen. Wenn ich Dir alſo künftig vielleicht wieder einmal lange Geſpräche mit ihm, oder wer weiß was von ihm mittheile, ſo ſollſt Du gar nichts daraus ſchließen. Gar nichts! Verſtehſt Du mich?

Um dieſe Zeit machte Adelheid gewiſſer Vorfälle wegen eine Reiſe nach ††. Sie mußte ſich da über drey Monate aufhalten. Der nächſte Brief ward aus †† geſchrieben, die folgenden wieder aus D**.

XXI.

— — — Guſtav ſchreibt mir öfter. Es ſcheint zuweilen in ſeinen Briefen, als hätte er meine Worte in einem feinen guten Herzen bewahret. Aber die leidige Buchphiloſophie dringt doch immer wieder durch. So lange die im Kopfe ſitzt, iſt mit dem Herzen nicht viel anzufangen. — —

XXII.

Wie viel länger hat meine Reiſe nicht gedauert, als ich wünſchte! Ich nahm den Rückweg über mein Landgut, welches ich dieſes Jahr noch nicht geſehen hatte. Je mehr ich mich näherte, deſto mehr erwachten in mir manche Bilder von vorigen Zeiten, frohe und traurige; doch behielten die frohen bald die Oberhand. Die ganze Gegend lachte vom Segen des Herbſtes, frohe Winzer waren allenthalben im Tagewerke; mein Herz öffnete ſich der Freude. Als ich ins Dorf fuhr, hüpfte mir meine liebe Schuljugend entgegen, und überraſchte mich mit einem fröhlichen Herbſtliede. Guſtav hatte die Worte gemacht. Er war mitten unter ihnen: und welche Veränderung, liebe Julie! Sein ſchönes kaſtanienbraunes Haar, vorn geſcheitelt, hing in natürlichen Locken über ſeine Schultern herab. Lange hat mich nicht etwas ſo überraſcht, und — ich bekenne es gern — ſo gefreuet.

Ich bin nicht eitel wegen des Sieges meiner Überredungskunſt. Meine Empfindung iſt ganz anderer Art. Sie liegt mir näher am Herzen, ich weiß ſelbſt nicht recht wie? Lavater ſagt, wir Frauenzimmer wären gute Phyſiognomiſtinnen. Das bin ich auch, und beſonders in Haaren, drum bin ich dem Kräuſeln und Pudern ſo gram. Guſtav's Antlitz ſiehet jetzt ganz anders aus, heiterer, unverdorbener von Prätenſion. Es iſt als wäre dieſe mit dem Backenbarte vermindert. Ich habe zwey ſehr angenehme Tage auf dem Lande zugebracht, und unſere Zurückfahrt nach der Stadt gab auch einen frohen Tag. Man genießt ſich beſſer, wenn man froher Laune iſt. Das war ich von Herzen. Guſtav zwar auch, doch mußte ich ihm Anſtoß zum Frohſinne geben. Er war oft in Gedanken, und erwachte gleichſam nur. Noch jetzt ſitzt ihm immer ein trübes Wölkchen zwiſchen den ſchönen Augenbramen. Doch das bilde ich mir vielleicht nur ein.

XXIII.

Ich habe mich in Guſtav nicht ganz geirrt. Bey aller ſeiner Gutherzigkeit, bey ſeiner zunehmenden Gefälligkeit gegen jedermann, liegt doch in ihm noch ein groſser Keim vom Mißvergnügen. Ich ſchrieb dies dem unterbrochenen Verhältniſſe mit der Frau von E** zu, und ſchloß daraus, er habe ſie ſtärker geliebt, als er ſelbſt wohl geglaubt haben möchte. In jenem habe ich mich gewiß nicht, aber wohl in dieſem geirrt, wie ich immer mehr merke. Er kann nur die Frau von E** noch nicht vergeſſen, ob er ſie gleich verachtet. Sie hatte Schritte gethan, um ihn wieder an ſich zu ziehen. Er ſchrieb der Liebe zu, was eigentlich die Eitelkeit that, und überließ ſich anfänglich wieder ſeinen warmen Empfindungen. Aber die Erfahrung hatte ihn doch ſoviel ſcharfſichtiger gemacht, daß er bald unter dem Liebreize womit ſie ihn zu feſſeln ſuchte, das appretó bemerkte. Dies führte endlich zu einer Explikation, wobey ſie ſich noch mehr bloß gab: denn ſie wird leicht heftig, wo ihr das Herrſchen nicht gelingt. Nun iſt der gute Guſtav, deſſen unbefangene Herzensempfindungen zweymal getäuſcht wurden, im erſten Schmerze mißlungener Liebe. Dabey quält ihn auch ein geheimer Stolz, den ich nicht ganz tadeln kann; er findet ſich gedemüthigt daß er ſich ſo leicht hat hintergehen laſſen. Zugleich aber iſt auch in ihm eine gewiſſe traurige Empfindung worein die edelſten Menſchen leicht fallen, deren Herz wohl zur Anhänglichkeit, zur Theilnahme geſtimmt wäre, und die ſich vereinzelt ſehen. Freylich fühlt er noch nicht, daß der Grund ſeiner gänzlichen Vereinzelung größtentheils in ihm ſelbſt liegt. Er hängt immer noch, wie unſere meiſten jungen Leute, an excentriſchen und überſpannten Ideen. Ein Blick in die wirkliche Welt, kann ihn aufheitern, und heitert ihn auch eine kurze Zeit auf; aber ſogleich fällt er in ſein trauriges Ich zurück, und das Ich, wenn auch noch ſo hoch geſtimmt, ſteht allemal einzeln. Er kömmt den Menſchen nicht entgegen, und verlangt doch, ſie ſollen ihm entgegen kommen. Er thut nichts für ſie, ſie ſollen alles für ihn thun. Das rührt daher, weil der liebe gute Guſtav immer in Büchern und in Idealen gelebt, und ſich eine ganz eigene Welt in ſeinem Ich geſchaffen hat, die er freylich außer ſich nicht finden kann. Es dünkt ihn ſogar noch etwas großes, ſolche Ideenwelt zu ſchaffen. Er weiß nicht, daß jeder denkende und empfindende Menſch ſich in ſeinem kleinen Ich eine große Welt baut, einer in Form von Einem, ein anderer in Form von hundert ſpaniſchen Schlöſſern. Wie ſollen nun die innern Welten zuſammenkommen, wenn die Iche nicht zuſammenkommen wollen?

Neulich beſuchte er mich, trübſinniger wie jemals: denn er will ſich für ſeine mißlungene Liebe durch Spekulation tröſten, und das iſt ein leidiger Troſt. Ich war gerade in recht luſtiger Laune, wollte ſeinen trüben Sinn und ſeine trübe Philoſophie weglachen, aber da haftete keine Freude. Nun verſuchte ich es mit trockenem Widerſpruche. Zuweilen ſchlägt dieſe Arzeney an.

Ich ſagte ihm, ſeine üble Laune ſey ungerecht und unnütz.

Das meinte er nicht, und beklagte mißmüthig, daß die Vernunft beſtimmt ſey in der ganzen Welt zu herrſchen und daß man doch allenthalben Unvernunft fände.

Nicht allenthalben. Es herrſcht viel Vernunft in dieſer Welt. Die Hauptſache iſt, daß jeder Menſch darauf bedacht ſey, daß in ihm ſelbſt die Vernunft herrſchend werde. Dafür ſorgen Sie nur, und laſſen Sie die übrige Welt für ſich ſorgen.

Man ſieht aber allenthalben ſo viel Elend als Unvernunft. Nirgend ſind die Menſchen wie ſie ſeyn ſollten, das ſehe ich täglich deutlicher.

Freylich! die meiſten Menſchen handeln verkehrt, und machen ſich unglücklich, weil ſie unvermeidliche Widerwärtigkeiten nicht ertragen, ſondern immer ihren Willen haben wollen; da ſie ſich doch ſelbſt glücklich machen könnten, wenn ſie Entäußerungen nicht verſchmähen wollten, welche nothwendige Folgen der Dinge in der Natur ſind.

Verzeihen Sie! die ächte Moral lehrt uns, daß die Folgen der Dinge ſo wenig Bewegungsgründe unſerer Handlungen ſeyn müſſen, als unſere eigene Glückſeligkeit. Es darf nur unſer Zweck ſeyn, der zugleich Pflicht iſt, uns ſelbſt vollkommen, andere hingegen glücklich zu machen.

Ganz wohl! Trachtet nach dem Reiche Gottes, ſo wird Euch das Übrige zufallen. — Suchen Sie ſich ſo vollkommen zu machen, daß Sie nicht eigenſinnig und mißmüthig über die Welt werden, ſo wird unvermerkt ſo viel Glückſeligkeit über Sie kommen, daß Sie, mit aller Ihrer hohen Philoſophie, ſich derſelben kaum werden erwehren können. — Aber Ihre Philoſophie ſagt: Wir andern ſollen Sie glücklich machen? Bey Ihrer Stimmung iſt dieſes unmöglich, wenn Sie ſelbſt nichts dazu thun wollen, und, nach Ihrer Philoſophie, ſogar nicht ſollen. — Aber, wiſſen Sie was? Sie meinen ja, Ihre Pflicht ſey, andere Leute glücklich zu machen. Machen Sie alſo mich ſo glücklich, daß Sie werden wie andere Menſchen, damit Sie nach und nach fähig werden, die wirkliche Welt kennen zu lernen. Sie bilden ſich ein, die Menſchen wären nicht was ſie ſeyn ſollten, weil Sie Menſchen ſuchen, wie ſie in Ihrem Ideale und in Ihren Büchern ſtehen, dergleichen in der Welt nicht ſeyn können, und auch nicht ſeyn ſollen. Sie haben für das wahre Edle und Schöne in den lebenden Menſchen keinen Sinn, ſo lange Sie in Ihren hohen

Idealen ſchweben, oder ſobald Sie Ihre üble Laune antritt, die gewöhnliche Folge unzeitiger Idealſucht.

Warum ſollte ich das Edle und Schöne an den Menſchen nicht finden können, wenn es da wäre? Ich habe Augen und Ohren.

Sie ſehen aber damit nur die Geſchöpfe Ihrer Einbildungskraft und Ihres ſpekulativen Geiſtes, die Natur des lebenden Menſchen kennen Sie nicht.

Ich werde allenthalben mißverſtanden; man kann mich nicht faſſen, auch Sie mißverſtehen mich.

Ach nein! Ich verſtehe Sie recht gut. Sie ſuchen etwas wo nichts zu finden iſt, daran ſind aber weder Welt noch Menſchen, ſondern bloß Sie Schuld. — Prüfen Sie ſich vielmehr, ob nicht andere von Ihnen mißverſtanden werden.

Kann ich meinen Sinn und meine Überzeugung ändern? Ich bin einmal vereinzelt; ich kann mit niemand übereinſtimmen.

Weil Sie nicht wollen. Haben denn andere Menſchen nicht auch Sinn und Überzeugung? Warum ſollen ſich die nach Ihnen richten, nicht Sie nach andern? Wer nicht ein Theil des Ganzen ſeyn will, vereinzelt ſich ſelbſt.

Was kann ich dafür daß ich Kräfte in mir fühle; aber auch, daß ſie in mir ungenutzt vermodern?

Suchen Sie Gelegenheit ſie zu nutzen. Klagen ſind nicht Gelegenheit, dieſe muß man an der Stirn feſt halten.

Ich fühle was ich bin, und fühle doch daß ich nicht wirken kann nach meinen Kräften unter Menſchen die kalt, fühllos ſind, und nur Sinn für das Niedrige und Gemeine haben.

Ich zweifle, lieber Guſtav, daß Sie recht fühlen was Sie ſind. Hören Sie aber an! Iſt wirklich in der lebenden Welt für Sie nichts zu thun, ſo erſchießen Sie ſich. Werther ermordete ſich, Rouſſeau *) wahrſcheinlich auch. Warum nicht auch Sie?

---

*) Frau von Stael ſagt von J. J. Rouſſeau: Il n'était pas fou, mais *son imagination* était en *demence*. A force d'être *superieur*, il était *prét d'être fou*. Il avait une grande *puissance de raison*, et une *extravagance absolue* sur les objets dont la mesure est *prise*

Er ſprang auf: Iſt das der Rath den Sie mir geben?

Warum nicht? wenn Ihnen anders nicht zu helfen iſt. Haben Sie aber hier noch etwas Gutes zu thun? Kann noch Ihr Geiſt für nützliche Geſchäfte und Ihr Herz für Liebe und Freundſchaft empfänglich ſeyn, ſo bleiben Sie hier; aber ſodann müſſen Sie ſich fein in die Welt ſchicken, und nicht glauben, daß Sie die Welt reformiren könnten, ohne ſie zu kennen.

Wie kann ich mich in dieſe Welt ſchicken? Mein Herz erwärmte ſich; da fand ich Kälte unter dem äußern Anſcheine der Liebe. Ich mag wohl für dieſe Welt nicht ſeyn! Wer kann einen Menſchen lieben, der in ſich ſelbſt alles findet, und außer ſich nichts finden kann!

Wer ihn weder verziehen noch zur Puppe für ſeine Eitelkeit brauchen will, ſondern

---

au dehors de nous. Eine wahre Schilderung vieler neuen deutſchen Jünglinge die Schöngeiſter und Ichphiloſophen zugleich ſind, obgleich wahrlich keiner von ihnen ein Rouſſeau iſt. Anmerk. des Herausgebers.

ihm die Wahrheit ſagt, bis er ſeine Grillen weder für Weisheit noch für Unglück hält. Lieber Guſtav! Weſſen Körper in einer ſo heftigen Anſpannung iſt wie jetzt Ihr Geiſt, der hat das Fieber. — Warum immer Anſpannung, es ſey nun durch Imagination oder durch Spekulation oder durch beide zugleich? Laſſen Sie Ihren Geiſt geſund werden. Im geſunden Zuſtande wirkt jede Kraft nach ihrer natürlichen Ausdehnung, ohne angeſtrengt zu ſeyn. Sie haben ſich lange gewöhnt, es für einen erhabenen Zuſtand zu halten, wenn Ihr Verſtand und Ihre Empfindung im Rauſche ſind. Werden Sie nüchtern und ſehen Sie um ſich, ſo werden Sie in der menſchlichen Geſellſchaft alles finden, was Ihnen Ihrer Meinung nach fehlt: Muth und Gelegenheit Ihre Kräfte zu brauchen, Sympathie, Freundſchaft und Liebe und Glück.

Er ſagte lächelnd: Sie meinen, ich könnte Liebe finden, und wollen ich ſoll nüchtern ſeyn?

O ja! Sie Selbſt verlangten vorher, die Vernunft ſolle allenthalben regieren; alſo gebührt ihr auch die Herrſchaft über die Liebe.

Uber die Liebe? Die Liebe iſt ein allverzehrendes Feuer. Erinnern Sie ſich wie Sappho die Empfindung ihrer Liebe beſchrieb!

Die Liebe kennt Ihr jungen Herren gewöhnlich nur aus Gedichten oder aus Romanen und Trauerſpielen. O ja! die Liebe in den Oden der Sappho kann ein verzehrendes Feuer seyn; dies iſt aber weder der Liebe höchſter noch ihr edelſter Grad. Die Liebe kann aus ſehr tiefer Empfindung entſpringen und tief ins Herz gehen; und doch eine ſehr ſanfte Leidenſchaft bleiben, welche die ganze Seele erfüllt, ohne ſie der Herrſchaft der Vernunft zu entziehen. Das Weſentliche der Liebe iſt: Herzen zu verbinden, ſo daß eines durch das Glück des andern glücklich wird. Daher iſt ſie auch ſo mannichfaltig als die Arten der wechſelſeitigen Verbindungen und des wechſelſeitigen Glücks. Sie fängt an bey der unterſten Stufe der Geſelligkeit, und macht jede Geſellſchaft inniger. Das Verlangen zu gefallen, die zuvorkommende Sorgfalt daß Andern wohl ſey, der Sinn ſein Glück in dem Glücke Anderer zu finden, ſind ihre erſten Keime, welche zu hohen fruchtbaren

Bäumen aufwachſen können. In Romanen und Trauerſpielen wird die Liebe nur ſo gebraucht, wie ſie kann dargeſtellt werden, wie ſie Wirkung thun kann auf den Leſer und Zuſchauer. Dies iſt aber der wahren Liebe außerweſentlich; auch iſt im wirklichen Leben die Liebe nicht ſo einſeitig wie in Romanen, ſondern regiert da in unendlich mannichfaltigern Graden und Abſtufungen, welche alle darin übereinkommen, daß ſie nicht können, ja daß ſie nicht ſollen dargeſtellt werden. Selbſt der niedrigſte Grad wahrer Liebe iſt allzuheilig, als daß ein Dritter etwas davon fühlen ſoll. Daher hört auch die Romanenliebe mit der Heurath auf; denn in dieſer Verbindung iſt die höchſte Stufe welche liebende Herzen erklimmen können! Nicht Leidenſchaft mehr, denn keine Leidenſchaft iſt dauernd; ſondern innigſte Fülle des Herzens, welche kein Wort ausdrückt, und was auch der Roman und das Schauſpiel nicht leicht darſtellen kann, die aber allemal aus dem Keime der Geſelligkeit entſteht. Prüfen Sie ſich, ob ein ſolcher Keim in Ihnen Wurzel faſſen kann, ob Sie Kräfte entwickeln können und wollen, zum Beſten Anderer; ſo wird

Ihnen nichts fehlen an der Fähigkeit glücklich zu ſeyn und glücklich zu machen, und dann können Sie das Erſchießen noch aufſchieben. Der Grad des Glücks wird beſtimmt durch den Grad der Fähigkeit für Andere und in Andern zu leben. Suchen Sie alſo diese Fähigkeit zu erwerben.

Wir redeten noch Manches hierüber, bis Guſtav gedankenvoll nach Hauſe ging. Ich hatte ihm viel widerſprochen, aber meiner letztern Rede widerſprach er gar nicht. Ich weiß auch nicht wie es zuging, daß ich mit ihm ſo weitläuftig auf die Materie von der Liebe kam.

XXIV.

Meine Lektion mag wohl etwas gefruchtet haben, denn Guſtavs Trübſinn nimmt nach und nach ab. Nach mancherley lebhaften Geſprächen ſcheint ihm doch einigermaßen zu Sinne zu kommen, daß er nicht allein in der Welt iſt, und daß mit den Ideen die er ſich macht, nicht alles kann ausgerichtet werden. Es iſt mir genug, vor der Hand ihn aufmerkſam gemacht zu haben auf ſich und Andere; ſeine eigene geſunde Vernunft wird dann nach und nach das Beſte bey der Sache thun. Jetzt liegt ſie noch immer unter den Feſſeln des Spekulirgeiſtes. Es iſt ſeltſam genug anzuſehen, welche Kreuzſprünge die Spekulation macht, wenn ſie ſich auf die Dinge in der wirklichen Welt anwenden will; zumal bey den jungen Weiſen, wo mit ihr die Imagination Hand in Hand geht, und oft mit ihr davon läuft. Du glaubſt nicht was für drollige Originale die Leutchen ſind, welche mit ihrer dunkeln Spekulation in die hellen poetiſchen Empfindungen hinein arbeiten. Ich höre alle Tage mehr davon; denn wir haben hier nicht wenig weiſe Jugend dieſer Art, welche uns die Weisheit ſehr fleißig mittheilt wodurch ſie alles menſchliche Wiſſen gründet, und ſodann ſtattliche Lehrgebäude aller Art darauf ſetzt, die mir vorkommen wie das originale Landhaus jenes reichen Käſehändlers in Braband, auf dem rechten Flügel chineſiſch auf dem linken gothiſch, das baufällig ward bey dem erſten ſtarken Regen.

Guſtav iſt nun ſo gar arg nicht, denn er iſt nicht ganz in ſich gekehrt, ſondern hat von dem Menſchenſinne ſeiner Jugend noch ſo viel zurückbehalten, daß er in Gottes ſchöne ſinnliche Welt hineinſchauen kann. Freylich muß man ihn ein wenig dazu anſtoßen; er iſt wie ein Ermüdeter der aus dem Traume erwacht, um ſich blickt, aber dem bald wieder die Augen zufallen, wenn man ihn nicht abermal etwas rüttelt. Wohl gilt von dieſem Spekulationsweſen was König Salomo von dem vielen Predigen ſagt: Es macht den Leib müde!

Ich unterhalte mich nun ſehr oft mit meinem Schwager über mancherley Gegenſtände. Dabey geht mein bischen Menſchenkenntniß ſo viel es kann ſeinen Weg; aber weit mehr Guſtav's Philoſophie, die noch gar ergiebig iſt, und wovon ich auf dieſe Weiſe nach und nach recht viel erfahre, ſo daß ich, wenn ich ſtolz wäre, in der Geſellſchaft der Frau von E** vielleicht ſchon ein wenig glänzen könnte. Doch bin ich ſparſam mit ſolcher Gelehrſamkeit, und ſuche unſere Geſpräche nur zu Guſtav's Nutzen zu lenken. Dabey giebts dann mancherley Gelegenheit ihn ſanft zu rütteln, damit er die Augen öffne und um ſich ſchaue. Das möchte er auch wohl; aber kaum hat er etwas mit halben Blicken angeſehn, ſo will er gleich aus der Spekulation in ſeinem Gemüthe (ſo nennen die Leute jetzt das innere Käſtchen, worin ſie ihre Weisheit aufbewahren) — feſtſetzen, wie es mit dem Dinge eigentlich beſchaffen ſeyn ſoll, und da ſchlägelt er denn freylich oft gar gewaltig. Wir kommen wie ich ſchon geſagt habe, auf allerley Gegenſtände beſonders aus der wirklichen Welt, unter andern auch auf die Geſelligkeit, wozu ich ihn gern näher führen möchte; und ſo bringt er mehrmal ſelbſt das Geſpräch auf uns Frauenzimmer. Der Gegenſtand wäre reichhaltig genug, nicht wahr, liebe Julie? Nur weiß Guſtav viel weniger davon als er ſich einbildet. Er muß ſich doch noch wohl erinnern, wie ſehr er ſich vor ganz kurzer Zeit an den erſten Weibern geirrt hat die er kennen lernte; und dies ſollte ihn darauf führen ſich erſt noch mehr Kenntniß von unſerm Geſchlechte zu erwerben, ehe er darüber zu urtheilen wagte. Aber er fängt lieber gleich beym Urtheilen an, und da er wirklich gut ſpricht, ſo unterhalte ich mich gern mit ihm über uns. Verſteht ſich, daß ich ihn mehr ſelbſt reden laſſe, und ſeine lehrbegierige Schülerinn bin. Es erhellet aus ſeinem ausführlichen Räſonnement, daß unſere deutſche

Imaginationsphiloſophen, ſo wie ſie durch ihre Spekulation alles beſchließen und beſtimmen wie es ſeyn muß und ſeyn darf, auch über die Weiblichkeit erſtaunlich viel in ihrem Gemüthe feſtgeſetzt haben, ſo daß ſie auf ein Haar angeben können wie unſer Geſchlecht iſt und wie es ſeyn ſoll. Guſtav hat mir in ſeiner Unſchuld eine Menge von dieſer Weisheit über uns mitgetheilt, und alles fein erläutert mit Beyſpielen aus Meiſters Lehrjahren. Das hat mich ſehr amüſirt. — Wie ſich die junge Weiſen die Weiblichkeit vorſtellen, ſoll ich Dir ſagen? Das geht nicht! Du müßteſt es ſelbſt hören; aber amüſant iſt es. Stelle Dir indeß vor wie wir nicht ſind, ſo kommſt Du dieſer Buchvernunft ziemlich auf den Weg.

Dies alles ſind nun noch Überbleibſel der Schulweisheit, welche Guſtav mitbrachte. Sie fängt freylich an ſich etwas zu verlieren, aber ſie hat ihm allzuviel Kopfbrechens gekoſtet, um ſie ſogleich ganz aufzugeben. Ich laſſe ihn auch damit gehen, um dadurch ſein Vertrauen zu gewinnen, weil ich ſeine Denkungsart näher erforſchen will. Auch lerne ich armes ungelehrtes Weib ſonſt vieles dabey: denn daß dieſe Weisheit ganz unweiſe ſey, wirſt Du nicht glauben; nur iſt ſie größtentheils nicht für dieſe Welt unter dem Monde; ſondern für eine ganz eigene Verſtandeswelt, wovon mir Guſtav auch manches vorgeſagt hat, worin aber, ſo viel ich ſehe, nicht gut zu leben ſeyn mag. Darauf mache ich meinen Guſtav denn oft aufmerkſam, und er verwickelt ſich ziemlich in meine Zweifel, ſo daß er ſich nicht anders herauszuhelfen weiß, als durch den Machtſpruch: die Vernunft gebiete, daß das was er behauptet, ſo ſeyn ſoll. Dawider darf dann kein Einreden gelten. Es mag wohl daran liegen, daß Guſtav's Vernunft die Sache nicht richtig erkannt hat, und das müßte ſie doch wohl, ehe ſie urtheilen, und noch mehr ehe ſie gebieten wollte.

Wenn ich ſehe, daß die neuern Spekulirweſen mit ihrer Vernunft alles ganz allein ausmachen wollen, daß ihnen Sinne und Erfahrung ſo viel als nichts gelten, und daß doch ihre hochweiſe Vernunft oft ſo ſehr ſchief urtheilt; ſo fällt mir zuweilen ein, ob dies wohl die rechte menſchliche Vernunft ſey, und ob nicht der Biber viel richtiger urtheilen mag, wenn er ſeinen Bau nach dem jedesmaligen Waſſerſtande einrichtet, als dieſe reine Spekulanten, wenn ſie ihr Lehrgebäude in die wirkliche Welt unbedingt ſetzen, ohne zu fragen, wo es ſtehen kann?

Überhaupt kann ich mich noch nicht mit denen vereinigen, welche Verſtand und Vernunft den Menſchen ausſchließlich zueignen. Welches Recht hätten wir dazu, außer unſerer Einbildung? Wir ſehen an vielen Thieren ſo manche Handlungen, welche nicht zu erklären ſind ohne ihnen einen Grad von Verſtand und Beurtheilungskraft zuzugeſtehen, der kaum kleiner ſeyn kann als die Vernunft der Menſchen welche einſam in Wäldern oder in abgelegenen Thälern leben; denn nur Geſelligkeit und Mittheilung der Gedanken kann die Menſchen auf eine hohe Stufe über die Thiere erheben; ohne ſie wäre ſelbſt alle Spekulation nichts. Wer weiß wie tief die Maulwürfe und die Fledermäuſe ſpekuliren mögen, alles in eigenem Gemüthe, ohne Erfahrung! An Verſtand und Vernunft nehmen die Thiere, wenigſtens im mindern Grade, Antheil, das ſcheint mir ausgemacht. Nur Dreyerley hat die Natur den Menſchen ausſchließlich vor den Thieren zugeſtanden: das

Lachen, das Betrinken, und den Selbſtmord. — Ich würde auch ſagen, die Liebe — wenn es nicht Turteltauben gäbe. Aber Liebe und Mittheilung iſt durch das ganze menſchliche Geſchlecht allgemein verbreitet, und dies giebt ihm den hohen Vorzug vor allem was bloß thieriſch iſt.

XXV.

Die Unterhaltungen mit Guſtav werden täglich häufiger und, wenn ich's aufrichtig ſagen ſoll, intereſſanter; denn, durch Mittheilung unſerer Meinungen haben ſich auch unſere Geſinnungen genähert. Wir hatten ſonſt einander viel zu widerſprechen und uns über vieles zu belehren. Das geſchieht auch noch wohl zuweilen, aber wir kommen jetzt geſchwinder überein, und — ich weiß nicht wie es zugeht, — auch alsdann haben wir uns noch ſo viel zu ſagen, daß die Stunden unvermerkt verlaufen, bis wir ſcheiden müſſen; und den folgenden Tag iſt Guſtav immer eine Stunde früher bey mir als ſonſt, und früher als ſonſt geht er nicht weg. Das bemerke ich, und ſage weiter nichts, aber es iſt mir angenehm.

Liebe Julie! Wenn Guſtav eine unrichtige Theorie vom weiblichen Geſchlechte hat, wie ich Dir neulich ſchrieb; ſo weiß er doch recht gut, ſey es nun Inſtinkt oder was es ſey, die weiche Seite eines weiblichen Herzens zu finden. Dem der uns nicht ganz zuwider iſt, nähern wir uns unvermerkt, wenn er uns nachgiebt und Theil an uns nimmt. Ich denke es iſt nicht bloß Eitelkeit, daß ich ein gewiſſes Wohlgefallen in mir finde, meinen Guſtav von ſo Manchem überzeugt zu haben, ſo daß er mit mir weit mehr übereinſtimmt als ſonſt, daß er gefälliger und angenehmer in ſeinem Betragen wird. Es iſt wohl nicht bloß Selbſtgefälligkeit, daß ich mich in dieſer Veränderung genieße; aber welchen Namen hat denn das ſonſt was ich empfinde?

Ich überleſe eben was ich ſchrieb, und finde mit einiger Bewegung, daß ich, ohne daran zu denken, meinen Guſtav geſchrieben habe. Das bedeutet nun nichts, denn ich ſchreibe an dich ſo wie an mich ſelbſt, und darf vor dir nicht roth werden; aber wenn dies nun an mich ſelbſt geſchrieben iſt, ſo habe ich doch etwas an mir entdeckt, was ich vorher nicht ſo genau wußte. Ich darf auch vor mir nicht erröthen, denn ich finde mich im vollkommenſten Einklange mit mir ſelbſt. Wenn aber nichts in mir mißtönet, ſo kommt es nur darauf an, zu finden, welches der Grundton iſt, der in meinem Herzen ſo leiſe anſpricht.

Ich war neulich bey dem erſten ſchönen warmen Frühlingstage ſpäter im Garten geblieben, weil das kommende Grün und die laue Luft und der Vogelgeſang mein Herz öffneten; der kühle Abend war herangekommen, ehe ich mich beſann. Die Folge war erſt eine Unbehaglichkeit, und dann ein Flußfieber das eine ſchlimmere Wendung drohte und mich über zehn Tage im Bette hielt. Es lag auf mir, daß ich meinen Guſtav — das mein fließt mir abermal aus der Feder — einige Tage lang nicht ſehen konnte wie ſonſt; aber mein Herz ſchlug voller, wenn man mir täglich zweymal ſeine perſönliche Erkundigung nach meinem Befinden meldete. Ein paar Tage unterblieb die Erkundigung, welches mich unruhig machte. Er war verreiſet. — Wohin? Nach einem benachbarten durch einen unglücklichen Zufall ganz abgebrannten Dorfe, wo er für die armen Leute ſo viel er.

konnte geſorgt, ſie in Hütten untergebracht und ihnen die nöthigſten Bedürfniſſe gereicht hatte.

Dies Wohlwollen gegen Unglückliche ſchaffte in mir innige Zufriedenheit, aber ich empfand, ich fühlte es viel ſtärker, weil Guſtav der Mitleidige war. Nachdem ich das Bette verlaſſen konnte, war ſein erſter Beſuch eine Stunde voll Empfindungen die ich lange in mir nicht geſpürt hatte. Seine Theilnahme an meinem Wohlſeyn, meine Mitempfindung ſeiner Gutherzigkeit — wir waren eigentlich drey Stunden zuſammen, und ich glaube wir ſprachen langſamer als ſonſt: die Worte fließen nicht ſo geſchwind, wenn man etwas zu ſagen hat wofür die Worte fehlen. Beym Abſchiede drückte er mir die Hand, und ſein ſchwarzes Auge ſah ſittſam in das meinige. Wir ſchwiegen beide. Als er mich verließ, fühlte ich mich ungewöhnlich bewegt. Konnte ein Blick und ein Händedruck mich in ſolche Bewegung ſetzen? Ach! ich empfand den Grundton der in meinem Herzen anſprach, in ſanftem Einklange mit allem was ich an mir ſelbſt ſchätze. Ich ließ ihn tönen, denn mir war wohl dabey. Liebe Julie! warum kann ich heute das Wort nicht brauchen um zu bezeichnen was in mir webt, und ich ſchreibe doch an dich wie an mich ſelbſt? Ich möchte mir ſelbſt nicht deutlich geſtehen, was ich im Innerſten meines Herzens empfinde. Warum nicht? Ich habe nicht vor mir ſelbſt zu erröthen, und doch erröthe ich. Mein Herz iſt ſo voll! Liebe Julie! Ich bedurfte es, mein Herz vor mir ſelbſt zu ergießen, und ſo kannſt du dieſe Schreiberey nicht zu lang finden. Ich denke, liebe Seele, du wirſt finden, wie ich, daß der Recht hatte welcher ſagte *): Il y a des recettes pour l'oreille et pour l'esprit; il n'y en a point pour le coeur.

XXVI.

Dein Brief zeigt, liebe Julie, daß Du nachſichtig biſt gegen mich, wie ich ſelbſt, und wie kann ich anders! Alle meine Empfin-

---

*) Oeuvres de Chamfort T. IV. p. 149. Anmerk. des Herausgebers.

dungen wiegen ſich in mir. Du weißt, ich hatte von je her ein liebendes Herz, und du weißt auch wie wenig ihm gegeben war, und wie es ſeinen eigenen Empfindungen mit vieler Anſtrengung Raum ſchaffen mußte, damit die Pflicht nicht eine Laſt wurde, ſondern endlich in Seelengenuß überginge Wir Weiber ſind an ſchwere Geſetze und ſchwere Konvenienzen gebunden. An ſich machen ſie uns nicht unglücklich, nur in ſo fern wir uns darüber wegſetzen wollen, ſind wir ſchon unglücklich, oder doch weniger glücklich. Dies muß uns an unſere Pflicht binden, aber wie viel ſeliger iſt, wer wie Du, liebe Julie! ſich beſtändig ſeinen vollen Herzensempfindungen überlaſſen durfte! Dieſem ſüßen Traume hange ich jetzt nach, und gefalle mir darin. Guſtav weckt in meinem Herzen die ſüßen Empfindungen voriger Zeit auf. Seine ſchöne Geſtalt ſtellt mir lebhaft dar die Züge meines verſtorbenen Mannes, zu der Zeit da meine Freundſchaft gegen ihn endlich in Liebe überging, aber ſie ſtehen da in der holden Geſtalt der blühenden Jugend; ſo wie die Züge des Ungetreuen, welcher meine erſte reine Liebe hatte, als ich noch nicht wußte wie wenig er meine Liebe verdiente — und die ſchöne Geſtalt welche ich vor mir ſehe, iſt nicht die eines Unwürdigen. Das iſt Guſtav nicht; ſo weit habe ich ihn ſchon geprüft. Seine Fehler entſpringen aus falſcher Erziehung und Frühweisheit, ſein Herz iſt unverdorben, iſt edel, iſt gut, ſein Charakter iſt wahr. Ich male ein ſchönes Bild zuſammen von allem was mein Herz je liebte, und Guſtav ſteht vor mir in dieſem Bilde. Seine Empfindungen gegen mich, nur durch Anhänglichkeit an mich und durch Blicke ausgedrückt, erwecken in meinem Herzen einen ſüßen Schauer welchen es lange entbehrt hatte. Guſtav ſelbſt kann und ſoll dies nicht wiſſen, ich ſage es nur mir ſelbſt, das heißt Dir. Liebe Julie! warum ſollte ich meinen Regungen nicht freyen Lauf laſſen? Sie ſind ſo unſchuldig und thun mir ſo wohl. Ich denke doch, meine Vernunft ſoll immer feſt genug ſeyn, um der Empfindungen Herr zu bleiben, welche ſich ſo unvermuthet in meine Seele einſchlichen. Laß mich in meinem unſchuldigen ſüßen Genuſſe!

XXVII.

Du machſt mich unausſprechlich glücklich, liebe Julie, dadurch, daß Du die Empfindungen billigeſt welche jetzt mein Herz erfüllen und daß Du ſie mitempfindeſt. Sie ſind zuſammengeſetzt aus allem was ein menſchliches Weſen beſeligen kann, rein und ſeelenvoll. Die Senſualität giebt den vergänglichen Genuß des Augenblicks. Die geiſtige Liebe dringt ein in jeden verborgenſten Winkel unſers Herzens, ſie vereiniget alles, ſie vermiſcht, ſie ſetzt auseinander, ſie verändert, ſie beſeligt alle Empfindungen. Warum ſind wir doch aber bey alle dem nicht zur bloßen geiſtigen Liebe geſchaffen? weil wir gemiſchte Weſen ſind, und weil wir uns nothwendig zerſtören, ſobald wir den Körper zum Nachtheile des Geiſtes und den Geiſt zum Nachtheile des Körpers pflegen. Darum haben wir mit den äußern Sinnen auch einen innern Sinn, der das Körperliche geiſtig macht, ohne deſſen Natur zu verändern; darum hängt unſere innere Liebe an äußere Geſtalten. Die Empfindung der Kunſtwerke weihet ein zu ſeligen Genüſſen. Kenneſt Du ein höheres

Kunſtwerk der bildenden Natur, als eine edle Seele in einem ſchönen Körper? Was ſind dagegen Raphael's und Correggio's und Guido's und Albani's höchſte Meiſterſtücke, unter denen ich in Italien ein Jahr lang ſchwelgte, als Schatten edler Seelen in ſchönen Geſtalten! Man muß ſie lieben dieſe Schattenriſſe des Höchſten in der Natur — aber ſie können nicht wieder lieben! — Liebe Julie! ob mich Guſtav wieder lieben wird? — Bey dieſem Gedanken zittern die feinſten Schwingungen meiner Empfindung; wie könnte ich ihn deutlich denken! Meine Liebe iſt in meinem Buſen verborgen, und ſoll nur in dein liebendes Herz überfließen. — Und doch wird Guſtav's Blick jeden Tag eindringender.

XXVIII.

Ich ſehe meinen Guſtav täglich, er hängt an mir, iſt unterhaltend, beſcheiden, ſeine Worte ſind herzlich, ſein Blick iſt ſeelenvoll, täglich finde ich ihn liebenswürdiger. Ich überlaſſe mich ganz den ſüßen Regungen meines Herzens. Wenn ich ihn nicht ſehe, bin ich einſam, ich irre in den buſchigen Gängen meines Gartens; die Frühlingsſonne, die winkenden Blätter die ſich entfalten, die Blumenknoſpen, alles was ich ſehe und höre, ſcheint mir Liebe zu athmen.

Mira là quel colombo
Che con dolce susurro lusingando
Baccia la sua compagna!
Odi quell' usignuolo
Che va di ramo in ramo
Cantando, io amo, io amo!

Ich wiege mich in dieſem ſüßen Staunen, dem ich Stunden lang mich hingebe; Guſtav's Bild wandelt mit mir, es ſcheint meine innige Empfindungen zu theilen: in dieſer holden Täuſchung wird meine ganze Seele erfüllt von unnennbaren Gefühlen. Die Leidenſchaften legen unſer Herz offen. Gram und Reue, wie der Geyer des Prometheus, zerfleiſchen unſer Herz; die Tauben der Liebe ſchnäbeln es, ſo daß ein ſüßer Schauer durch alle Adern zittert.

XXIX.

Du fährſt fort, liebe Seele, mit der Leidenſchaft die jetzt mein ganzes Weſen ausfüllt, Nachſicht zu haben; noch mehr: Dein liebendes Herz macht meine Wonne inniger durch Mitgenuß. Ich fühle auch noch ganz die Seligkeit meines erneuerten Daſeyns — und doch — kommt mir zuweilen in den Sinn, ich ſelbſt ſollte mit mir weniger Nachſicht haben. Die Liebe iſt wie die Blume an den Pflanzen, ſie verſchönert, ſie duftet, ſie enthält in ſich die Keime der Erhaltung des Geſchlechts. Wären wir nur bloß in der Welt um des Genuſſes willen; ſo wäre zum Seelenglücke Ein Bedürfniß genug, das Bedürfniß gegenſeitiger Liebe. Was könnten wir mehr bedürfen, um glücklich zu ſeyn? Aber unſere Glückſeligkeit iſt auch an Ausübung geſelliger Pflichten gebunden, und ſo entſtehen für uns der Bedürfniſſe mehrere. Wir brauchen Kultur, Arbeit, Sorgen, müſſen uns helfen laſſen, und helfen; und in und durch dieſe mannichfaltige Bedürfniſſe entſteht abermal reiner Genuß, wenn ſie von der Liebe als einem ſanften allgemeinen Bande durchflochten werden. Noch iſt mein ganzes Weſen von Liebe durchdrungen, ſo lange mein Gemüth nur in wonnevollem Staunen ſich wiegt; allein wenn ich zu mir komme, wenn ich meinen Geiſt wende auf alles was um mich iſt, ſo ſehe ich die wirkliche Welt worin wir leben, welcher auch ich nicht entſagen darf. Es iſt mir lieb, gefühlt zu haben, daß ich der höchſten Innigkeit der ſüßeſten Leidenſchaft fähig bin, aber doch auch ſehr lieb, daß ich mich noch fähig fühle nachzudenken über Leidenſchaft und über mich ſelbſt.

XXX.

Mein Entſchluß iſt gefaßt, liebe Julie! Ich muß ſuchen, des Übermaaßes meiner Liebe Herr zu werden. Werde ich es können? Ich muß, liebe Julie! Wäre ich achtzehn Jahre alt, würde ich nicht wollen. Ich könnte doch im achtzehnten Jahre nicht feuriger lieben als jetzt; aber es iſt der Vortheil einiger Jahre Erfahrung mehr, daß man ſich ſelbſt kennen lernt und auf die Folgen ſeiner Handlungen vorher achtet. Guſtav ſelbſt giebt mir Gelegenheit meinen Entſchluß zu befeſtigen. Das ſüße Hinbrüten worin mein Geiſt lag, hat ſich auch ihm mitgetheilt. Dies that mir ſehr wohl, und ward die Quelle wonnevoller Augenblicke. Nachdem ich nun ſo weit aus der

Trunkenheit der Empfindungen zu mir ſelbſt gekommen bin, um meine und Guſtav's Lage richtig zu überlegen, ſo ſehe ich, daß dieſer Wechſel von Empfindungen nächſtens eine ernſthafte Erklärung von ſeiner Seite herbeyführen wird, welche ich auf alle Weiſe muß zu vermeiden ſuchen. Was würde die Folge davon ſeyn? Sollte ich Nein! ſagen? Liebe Julie! Ich könnte jezt nicht, mein ganzes Weſen ſchwimmt in zärtlichen Gefühlen! Wüßte ich auch Nein! zu ſagen, welche Wirkung würde dies auf Guſtav thun, deſſen Herz voll iſt wie das meinige? Ach! ich könnte es nicht über mich gewinnen, ihn zu betrüben! — Ja ſagen? Wie ſüß wäre der Gedanken, wenn ich bloß dem Gefühle meines Herzens folgte! Aber ich ſehe weiter um mich, in die ernſte kalte Wirklichkeit, welche immer von der Wärme unſers Herzens ſo weit abſteht. Wie ſollen die ſüßeſten Wünſche erreicht werden? Ich muß zurück, ſo viel es mich auch koſten wird. Ich habe von der Liebe und Heurath Erſcheinungen genug gehabt, um das Gute und Schlimme davon zu kennen. Würde ich Guſtav's Herz immer ausfüllen, ſo wie jetzt? Ohne dies würde ich mich ſehr unglücklich machen, und auch er könnte nicht glücklich ſeyn; er fühlt ſo wahr und ſo rein! — Doch iſt er jetzt noch jung, kennet noch bey weitem nicht genug ſich ſelbſt und die Wege der Welt. Auf den Entſchluß zu dieſer Heurath würde das Glück meines ganzen Lebens beruhen. Das verdient wohl ernſtliche Ueberlegung. — Unſer eigenes Glück beſorgen? Das ſoll — was denkſt Du dazu? — nicht erlaubt ſeyn, ſondern wir ſollen nur eigne Vollkommenheit, nicht eigenes Glück, höchſtens das Glück anderer, aber nicht die Vollkommenheit anderer beſorgen dürfen, bey Strafe der Unmoral! Alles das behauptet Guſtav — der mir mitunter oft hohe Philoſophie vorſagt, wobey mein Geiſt ſchläft, obgleich meine Augen offen ſtehen. — Ich weiß nicht, welcher berühmte Philoſoph es ſo feſtgeſetzt hat, deſſen neue Moral jetzt bey ein paar neuen Gelehrten Mode iſt. Der Mann muß ein Hageſtolz ſeyn, der gar nicht heurathen will. Denn, wäre je Liebe in ſein Herz gekommen, ſo würde er eingeſehen haben, daß es der höchſte Grad eigener Glückſeligkeit iſt, den geliebten Gegenſtand durch ſeine eigene Seligkeit glücklich zu machen, und daß die wechſelſeitige Seligkeit ſich durch die Liebe ſo eng verflicht, daß weder Gefühl noch Philoſophie ſie auseinander wickeln können.

XXXI.

Du biſt beſorgt meinetwegen, du gute Seele! daß ich nicht etwas unternähme was mir hernach allzuſchwer werden und auf mich und Guſtav eine widrige Wirkung haben möchte. Beſte Freundinn! ganz glaube ich noch nicht an mich ſelbſt; und doch erfordert meine und Guſtav's Lage, daß ich bey meinem Vornehmen feſt halte, ſo ſchwer es mir auch werden wird. Wer nicht weiß ſich ſelbſt zu gebieten, kann ſich weder richtig beurtheilen, noch ſich ſelbſt regieren, und wird von ſeinen eigenen Wünſchen fortgeriſſen, wenn er es am wenigſten glaubt. Selbſt unſere edelſte Leidenſchaft bedarf den Zügel der Vernunft. Das Weſentlichſte iſt, ich muß einer ernſthaften Erklärung Guſtav's ſchlechterdings auszuweichen ſuchen, welche, wie ich wohl merke, ihm auf den Lippen ſchwebt. Das übrige wird ſich nach und nach finden.

Unſere Verbindung will ich keineswegs

aufheben. Liebe Julie! das könnte ich nicht — jetzt wenigſtens nicht — wenn es je möglich ſeyn ſollte, es zu können! Aber ich will dieſe Verbindung brauchen, um ihn, wider ſein eigenes philoſophiſches Gebot, vollkommener zu machen. Ich will ihm ein Hauptmotiv zum Guten und Edlen werden, durch ſeine Liebe gegen mich. So dachten die alten Ritter. Sollte ein gelehrter Jüngling durch Weiberliebe ſchwerer zu führen ſeyn, als die breitſchultrigen Dickköpfe mit Harniſchen und Schlachtſchwertern? Durch Liebe, glaub' ich, kann jeder zum Guten erzogen werden, der nicht feſtgeſetzt ein Egoiſt iſt; und das iſt Guſtav nicht. Das Bewußtſeyn daß ich ihn liebe und er mich, giebt mir vielfachen Antheil mehr an Allem was ihn angeht, und dies wird mir mein ſchweres Unternehmen leichter machen. Ob ich ihn für mich ſelbſt bilden werde? Liebe Julie, das iſt ein zarter Gedanken, den ich noch nicht deutlich denken darf. Wenn ſeine Liebe wahrer iſt als ſeine Philoſophie, ſo hoffe ich, es ſoll aus der größern Vollkommenheit wozu ich ihn gern führen möchte, auf alle Weiſe Glückſeligkeit für mich entſpringen — und auch für ihn.

Da ich nun meinen Entſchluß feſt gefaßt habe, fange ich an wieder ruhig zu werden. Es war eine ſüße Ekſtaſe worin ich wallte, aber ich war außer mir und alſo unfähig mich ſelbſt richtig zu ſehen. Mit meiner Beſinnung kommt auch mein froher Muth wieder, und ich fühle ich habe ihn nöthig; daher zwinge ich mich ſogar ihn zuweilen wieder bis zum Muthwillen zu treiben. Es ſoll — ſagen die Poltrons — ein gutes Mittel wider die Furcht ſeyn, ſo laut zu pfeifen oder zu ſingen als es angehen will; wäre es denn nicht auch ein gutes Mittel verborgene Liebe zu verhehlen, wenn man es über ſich gewinnen kann zu ſcherzen? Und verhehlen muß ich nothwendig die Geſinnungen welche das Innerſte meines Herzens beſeligen, ohne doch bey meinem Geliebten die Hoffnung zu erſticken, daß ſie ihm einſt offenbar werden; denn nur durch dieſe Hoffnung kann ich auf ihn wirken — zu ſeinem Beſten.

XXXII.

Du bleibſt dabey: es wäre ein mißliches Unternehmen ihn durch die Liebe bilden zu wollen. Du meinſt, die Bildung würde bald von der Liebe überwältigt werden. Ach! ich ſehe die Möglichkeit hievon wohl ein; aber ich mache mir Muth der Überwältigung zu widerſtehen. Mein Grundſatz iſt, daß die Vernunft auch in der Liebe ihre Kraft nicht verlieren muß. Du ſchreibſt mir: daß Du zur Stärke meiner Vernunft viel Zutrauen haſt, daß mir aber noch nicht die ganze Kraft der Liebe bekannt iſt, und bis zu welcher Gewalt ſie ſich emporheben kann. Sollte das Übermaaß der Liebe machen, daß die Vernunft das Steuerruder verlöre! — Liebe Julie! was ſoll ich ſagen? — ce seroit perdre à beau jeu!

Es gehe nun wie es wolle, liebe Julie! Ich ſuche doch nach allen Kräften meinen Vorſatz auszuführen. Die Hauptſache iſt, daß Guſtav geſellig werde, und dazu iſt der erſte Schritt, daß er ſich in Geſellſchaften aller Art ſchicken lerne. Wenn ich dies erlange, kann ich ganz ungezwungen unſere bisherigen Zuſammenkünfte unter vier Augen vermindern, damit nicht unvermuthet eine Erklärung von ihm erfolge, welche ich jetzt vor allen Dingen zu vermeiden ſuchen muß. Selbſt unſere vertraulichen Unterredungen, welche ich nicht ganz abſtellen kann, — und — liebe Julie! — auch nicht abſtellen will, — kann ich auf die mancherley Dinge lenken die in Geſellſchaften vorfallen, und ihnen dadurch eine Wendung geben welche meinem Zwecke gemäß ſind, ihn von ſeinen ſelbſtſüchtigen Idealen ins wirkliche menſchliche Leben zurückzuführen. Ich habe ſchon unter mancherley Vorwande verſucht ihn in mehr Geſellſchaften einzuführen, Du glaubſt aber nicht, wieviel Schwierigkeiten es macht ihn dazu zu bringen. Auf Einen Grund ſeiner Weigerung wußte ich faſt nichts zu erwiedern. Er ſagte mir ganz naiv: Wozu bedürfen wir Geſellſchaft! — ſind wir beide uns nicht Geſellſchaft genug? — Ich mag ein wenig roth geworden ſeyn, wenigſtens konnte ich ein paar Sekunden lang nicht antworten. — Ich ſetzte ihm ſodann auseinander: daß vermiſchte Geſellſchaft ihm zur Menſchenkenntniß und zur Bildung ſeines eigenen Charakters ſehr nützlich ſeyn würde. Aber da gab er mir eine Urſache an, warum er nicht in gemiſchte Geſellſchaft gehen müſſe. Die Urſache war gar zu nippernäppſch. Du würdeſt ſie nimmermehr errathen. Nächſtens will ich Dir ausführlich ſchreiben was ich mit ihm darüber verhandelt habe. Wenn meinen Guſtav ſeine kleine idealiſche Thorheiten antreten, ſo kann ichs über mich erlangen ein wenig unbarmherzig mit ihm umzugehen; denn ich möchte gern alles aus ſeinem Charakter verwiſchen, was an Prätenſion gränzt. Sonſt iſt etwas unter meiner linken Bruſt, welches macht, daß ich bey weitem gelinder über ihn urtheile als ehedem.

XXXIII.

Haſt Du nachgedacht, warum Guſtav vermeiden wollte in gute Geſellſchaft zu gehen? Devinez! Je vous le donne en quatre, je vous le donne en six, je vous le donne en cent. — Du erräthſt es nicht? — Alſo will ichs Dir ſagen:

> Der arme Menſch befürchtet ſein idealiſches Dichtertalent in der guten Geſellſchaft zu verderben.

Sollte man ſich vorſtellen, daß ſolch Zeug in Köpfe kommen könnte, welche noch verlangen für vernünftig gehalten zu werden? Gewiſſe vornehme Geſellſchaft möchte noch eher den Dichter verderben, wenn er nehmlich ſich zu ſchmeicheln gewöhnt; aber gute Geſellſchaft!

Gleichwohl verſicherte mich Guſtav mit der ehrbarſten Ernſthaftigkeit, es wären unter den neueſten feinen deutſchen Kennern allgemein als bewährt angenommene Maximen: »Daß »die gute Geſellſchaft, beſonders in einer großen Reſidenzſtadt, für den Künſtler eine gefährliche Klippe ſey — wovon Göthe ſchon »ſehr ſchlau geſagt habe:

— »Man nennt ſie die gute,
»Wenn ſie zum kleinſten Gedicht keine Gelegenheit giebt;

»und daß ein Dichter, der zu ſehr in der unpoetiſchen wirklichen Welt unſers Zeitalters »lebe, die reine Liebe zu ſeinen Idealen verliere *).«

---

*) Es muß dies wohl wirklich in der neuern deutſchen ſchönen Welt feſtgeſetzt ſeyn; denn in der Jenaiſchen Litteraturzeitung (v. J. 1796 N. 170) werden eben dieſe Sätze behauptet, um zu zeigen, daß Alxinger kein recht großer Dichter ſeyn konne, weil er das Unglück hatte, in der unpoetiſchen guten Geſellſchaft

Wenn ich böſe wäre, verſetzte ich, lieber Guſtav! ſo könnte ich ſagen, Sie würden viel gewinnen, indem Sie dieſen idealiſchen Prunk verlören. Aber es hat nicht einmal Noth damit. Wenn die Dichter ſo zärtliche Pflänzchen wären, daß ſie verwelkten ſobald ein Unideal ſie anwehte, müßten ſie armſelige Geſchöpfe ſeyn. Das wahre Ideal in den Künſten iſt dem Geiſte der es faſſen kann tief eingeprägt, die widrigſten Begebenheiten des Lebens können es nicht vertilgen, wie könnte es der tägliche Umgang thun? Klopſtock hat einen großen Theil ſeines Lebens in der guten und unpoetiſchen Ge-

---

einer großen Reſidenzſtadt zu leben. Es iſt bekannt, daß dieſe Zeitung viel weiter ſieht als alle andere Sterbliche, in allen die Deutſchheit außer der wirklichen Welt betreffenden Sachen, als da ſind: die idealiſche Stimmung der Idealität, die Poeſie der Poeſie, die Abſolutheit der Abſolutheit, vermöge welcher ſich das Ich (nach dem eigenen Bekenntniß der Sittenlehre des Prof. Fichte) von ſich ſelbſt losreißt. Es mag wohl ſeyn, daß dergleichen Deutſchheit in den poetiſchen Geſellſchaften kleiner Städte am erſprießlichſten gedeihen kann. Anmerk. des Herausgebers.

ſellſchaft einer großen Reſidenz gelebt, und ſelbſt Shakſpeare lebte unter den vornehmſten Leuten des großen Londons. Haben nicht Voltaire und Diderot ihr Leben in der beſten Geſellſchaft ihrer Nation zugebracht?

Guſtav ſagte ſpöttiſch lächelnd: Die beiden letzten führen Sie ja nicht an! Es waren ganz gute Leute. »Sie können durch Korrektheit der Sprache, Leichtigkeit der Verſifikation, Klarheit der Ideen, Abſcheu gegen Bombaſt und Übertreibung, den Beyfall eines zahlreichen und glänzenden Publikums gehabt haben *);« aber die höhere Beſtimmung, den ächten dichteriſchen Gehalt, die idealiſche Stimmung und beſonders die

---

*) Die Litteraturzeitung geſteht zu, daß Alxinger dieſe Kleinigkeiten noch behalten habe, nachdem in den guten Geſellſchaften Wien's ſeine idealiſche Stimmung verloren gegangen war, welche — und vermuthlich auch die höhere Beſtimmung — doch der glückliche Haſchka in den größten Geſellſchaften Wien's noch zu behalten gewußt hat, dem freylich aber dagegen obige Kleinigkeiten fehlen. Anmerk. des Herausgebers.

Wahl eines idealiſchen Stoffs iſt nie in ihr Gemüth gekommen.

Ja freylich! Gozzi iſt ein ganz anderer Mann, und ſo auch der Verfaſſer des geſtiefelten Katers. Aber lieber Guſtav, wenn Sie und viele deutſche Idealpoeten jemals eine Alzire, oder einen Hausvater gemacht hätten, ſo möchten Sie immer, für Ihren Nachruhm ganz unbeſorgt, keine Zeile mehr ſchreiben. Ich wünſche Euch allen, daß Ihr weniger große pompoſe Worte machen und einmal ein Werk ſchreiben möchtet, das Kennern und Nichtkennern gefiele. Dergleichen hat Voltaire geſchrieben und hat auf ganz Europa mehr gewirkt, als unſere Schulphiloſophie und Idealpoetik jemals auf den zehnten Theil der deutſchen Nation wirken werden. Sie können immer in gute Geſellſchaften gehen, ohne Furcht Ihrer Poeſie zu ſchaden. Oder wollen Sie lieber den Zirkel der Frau von C** beſuchen? Der iſt zugleich, nicht gute Geſellſchaft und poetiſch! Die Römer verlangten doch von ihren Schriftſtellern Urbanität; was iſt das anders als der Ton der guten Geſellſchaft?

Verzeihen Sie! Die Römer können Sie

mir nicht anführen, ſo wenig wie die Franzoſen. Der deutſche Dichter muß eine Originalität zeigen, wovon jene keinen Begriff hatten. »Der Deutſche, wenn er bloß den Ein»gebungen ſeines Genies überlaſſen iſt, macht »ſtrenge Forderungen an ſich. Eine gewiſſe »Eleganz erreicht er nicht; er unterſcheidet ſich »durch idealiſche Stimmung und Wahl eines »idealiſchen Stoffs *).« Dies iſt die Deutſchheit.

Seit wann wäre denn das der Charakter der deutſchen Dichter überhaupt? Oder iſt ſeit einiger Zeit etwas in die deutſche Nation gekommen was erfordert, daß für ſie die Dichter am beſten wären die eine eigenmächtige ſelbſtgefällige idealiſche Stimmung ſuchen, und unvermögend ſind eine gewiſſe Eleganz zu erreichen? Oder iſts nicht nöthig, daß deutſche Dichter für deutſche Leſer dichten? Wo wäre denn die Nation oder das Publikum das eine unelegante ideale Deutſchheit verlangte? Etwa in ſolchen Klubs wie der bey Frau von

---

*) Eben dieſes wird ausdrücklich behauptet in dem angeführten Stücke der Litteraturzeitung. Anmerk. des Herausgebers.

E**, wenn die Pandolfi darin präſidiren? Aber ich weiß wohl, es giebt unter uns ſeit einigen Jahren Zirkelchen von eingebildeten Leuten, welche ſich und die ihnen angehören, ausſchließend für die deutſchen Dichter halten und eigentlich nirgend zu Hauſe ſind. Bald ſitzen ſie bey den Griechen, bald bey Shakſpeare, bald bey Dante, bald bey Gozzi, das heißt überall, und daher nirgend. Sie haben keinen Standpunkt für ihr eingebildetes Große und Schöne; ſie wollen ſo empfinden und ſo ſchreiben wie ſie nicht ſind und wie niemand iſt, und das nennen ſie Deutſchheit. Sie machen viel Worte und ſchwanken in ihrer wild angeſpannten aber dürftigen Einbildungskraft. Ideal heißt ihnen bald dies bald das; und es iſt oft nichts als eine eingeſchränkte verpfuſchte Erfahrung, individualiſirt durch ſelbſtgefällige Theorieen. Dieſe Leute wollen immer viel mehr als ſie können, unvermögend das Natürliche in ſeiner Simplicität zu veredeln, ſuchen ſie nur das was fremd und ekcentriſch iſt, verachten ihr Zeitalter das ſie nicht kennen, und werden ihren Zeitgenoſſen täglich unbedeutender. Dieſe cinq ou six novateurs hardis qui ont entrepris de changer tout du blanc au noir *), machen ihre Gedichte eigentlich nur für ſich ſelbſt und für ihren Zirkel; wo einer den andern ungeheuer lobpreiſet; daher gefallen ſie ſich freylich niemals in guter Geſellſchaft. Da gilt ihre Prätenſion nicht für Verdienſt, und bey ihnen ſelbſt verlieren ſich ihre vermeinten hohen Ideale und erſcheinen als Schwachheiten, ſobald ſie Menſchen kennen lernen, die beſſer ſind als ſie ſelbſt. Den Gedankenwechſel und die Nahrung des Geiſtes im gebildeten Umgange rechnen dergleichen Leute für nichts; denn ſie ſind ihnen unbekannt. Daher iſt die gute Geſellſchaft wirklich eine gefährliche Klippe für Dichterlinge, weil ſie darin in ihrem Nichts erkannt werden; für den wahren Dichter und Künſtler iſt ſie eine Schule der Menſchenkenntniß und der guten Lebensart. Auch an der letztern ſollte es einem großen Dichter nicht fehlen, wenigſtens wird er deshalb nicht groß weil es ihm daran mangelt.

---

*) Histoire de Gil-Blas de Santillane T. III. Liv. VII. Chap. 13. Anmerk. des Herausgebers.

Freylich wohl können Verſtoße gegen die geſellſchaftlichen Konvenienzen nicht hindern daß jemand Genie habe; aber die Vernachläſſigung dieſer Konvenienzen iſt noch kein Zeichen von Genie und von idealiſcher Stimmung, wie ſich ſo manche ekcentriſche Leutchen einbilden, welche überhaupt das Genie in den Fehlern ſuchen. Dieſe Leute mögen immer auch bey ihren Büchern bleiben, nur müſſen ſie nicht für Menſchen ſchreiben wollen ehe ſie Menſchen haben kennen lernen.

Dies und anderes ſagte ich. Meine Liebe zu ihm machte, daß ich noch ſtrenger redete, um ihn deſto eher aufmerkſam zu machen. Überzeugt habe ich ihn ſchwerlich, aber ich werde doch fortfahren ihn in Geſellſchaften zu bringen. Er liebt mich und will alſo ſeyn wo ich bin, und das übrige wird die gute Geſellſchaft ſelbſt thun. Der Umgang mit gebildeten Menſchen aller Art iſt den ekcentriſchen Schiefköpfen, was den Kranken die reine Luft; ſie geneſen ſchon durch die bloße Exiſtenz darin.

XXXIV.

Guſtav hat mir ſchon in einige Geſellſchaften folgen müſſen. Seine natürliche geſunde Vernunft und Anmuth kommen mehr hervor, ſo wie er die Prätenſion zur Weisheit ablegen muß: er iſt unterhaltender und gefälliger, nicht ſo rechthaberiſch und einſeitig als vorher. Geſtern waren wir auf einem großen Balle. Niemand kannte ihn beynahe, niemand glaubte dies wäre der ehemalige ſtiere Schwedenkopf. Sein geſcheiteltes ſchöngelocktes Haar war ganz leicht gepudert, ſein Auge durchdringend, nicht wild oder üppig, ſeine Wangen blühten von Geſundheit, ein dunkelſtahlgrauer Frack und ein weißes Gilet umſchlangen mehr ſeinen ſchönen Wuchs als ſie ihn bekleideten. Die Mädchen gafften ihn an. Es war da viel blühende Jugend. Guſtav war heiter und geſprächig, und belebte die Konverſation durch ſeine muntere Laune; die ſchönſten und geiſtvolleſten unſers Geſchlechts ſammelten ſich um ihn. Er tanzte mit mir. Mein Herz klopfte, als er mit mir Hand in Hand die Reihen herabflog, die Muſik war allerliebſt, und der Kontretanz ſimpel mit vier angenehmen Touren, wie ſie nicht mehr recht Mode ſind; denn wir Deutſchen verſtehen uns darauf unſer Vergnügen durch Kunſt zu verderben. Wir gehen mit den Tänzen um, wie mit unſern Tiſchliedern, worin Virtù ſoll angebracht werden, um nur recht kraus zu ſeyn und nur von wenigen geſungen werden zu können, und wie mit unſern Suppen die wir beynahe zu Kompoten machen. Wir ſtopfen alles in die Engländiſchen countrydances welche gemacht ſind den leichten Schritt ſchöner Geſtalten zu entwickeln: ängſtliche Touren, und Hops- und franzöſiſche Pas, und wilde Walzer, bis alles übermühet und ſchwerfällig ausſieht. Daher müſſen ſich unſere Tänzerinnen auch ſo anſtrengen. Was iſt ſchöner als blühende Jugend, welche im leichten Frohſinne dahinſchwebet? Aber kaum iſt jetzt eine Stunde vorbey, ſo lechzet alles, die Geſichter glühen, der Schweiß trieft, alle Grazie verſchwindet. Die Tanzenden ſehen aus, als ſeufzten ſie unter der Laſt einer Frohnarbeit. Kann ein unangenehmerer Anblick ſeyn, als ein Vergnügen ohne Grazie, mit allen äußeren Zeichen der Beſchwerlichkeit? Ich hatte ſchon eine Zeitlang nicht getanzt; denn ich mag gern aufhören, ehe ich befürchten darf das Anſehen einer Bachantinn zu haben, und ich wünſchte meine ſchöne Landsmänninnen wären wenigſtens eitel genug dem Tanze zu entſagen, ehe er entſtellt. Man hatte ein Paar verwickelte langweilige Quadrillen, jede von ſechszehn Touren, gehüpft. Die Muſik ſchwieg. Die ermüdeten Tänzer wiſchten ſich den Schweiß, die Tänzerinnen die nicht vom Platze gekommen waren ſchnappten nach Athem. Guſtav hatte ſchon eine Zeitlang an meiner Seite geſeſſen. Ich glaube, es lag in ihm ein feiner Sinn, daß das allgemeine Vergnügen nicht müſſe ganz unterbrochen werden — wenigſtens legte ich's ihm ſo aus. — Er ſtand nach ein paar Minuten auf, Amalie L** zu einem Walzer aufzufordern, welche ziemlich ſpät gekommen war und noch nicht getanzt hatte. Du kennſt noch nicht das holde Geſchöpf, das ich nie anſehen kann, ohne ein gewiſſes Intereſſe meines Herzens. Sie hielt ſich ſeit ihrem zehnten Jahre bey ihrer Tante in ** auf, da ihre Mutter, wie Du weißt, bald nach ihres Vaters Tode vor Gram ſtarb, und hat einen Theil des vergangenen Winters in D** zugebracht. Sie geht nun in's achtzehnte Jahr, blond als wäre ſie ein altdeutſches Mädchen, ein Wuchs gleich der antiken Pſyche die den Amor umarmt *), die feinſte Haut, eine gewölbte Stirn, große blaue Augen voll Ausdruck, eine zarte fein abgerundete Naſe, volle wenig rothe Wangen mit einem feinen Grübchen, die Adern blaßblau angedeutet, die ſchönſten Zähne, Lippen hochroth, von einer Lieblichkeit — willſt du dir die hohe Anmuth dieſes holden Mädchens denken, ſo ſtelle dir die Madonna des Correggio, auf ſeinem Gemälde des heiligen Hieronymus **), jünger vor, mache ſie achtzehn Jahre alt, und denke dir, ſie ginge und ſpräche vor dir. Sie war in leichtem weißem Linon gekleidet, hochgeſchürzt mittelſt einer goldenen Schnur mit langhangenden Troddeln, einen Kranz von Kornblumen in den blonden Haaren, an ihrem Buſen ſchwankte eine volle Roſe. Als Guſtav mit ihr auftrat und der Muſik winkte, waren alle Augen auf das Paar gerichtet. Als ſie nach einigen Takten ſich mit natürlicher Anmuth zuerſt wendeten, ſein rechter Arm über ihrem Gürtel, ihre linke Hand auf ſeiner Schulter, die rechte nachläſſig herabhangend; als ſie aneinander daher wallten, folgte ihnen ein allgemeiner Blick der Bewunderung. Das Walzen ſoll der Tanz vertrauter Zuneigung ſeyn; ſo erſchien es hier. Nicht das zierliche Verſchlingen der Allemande, daß die Franzoſen aus dem deutſchen Walzer verpariſirten, ſo daß jede Wendung ſagt: Sieh mich an wie galant ich bin! nicht das ſorgloſe wilde Schwingen des ſchwäbiſchen Bauers, nicht der üppige Wirbeltanz, den Werther, gar recht, ſeinem Mädchen mit keinem andern geſtatten wollte. Beide wendeten ſich mehr als ſie ſich drehten, ihre ſchlanken Geſtalten entwickelten ſich langſam und voll Anmuth, die Augen auf einander gerichtet, ſittig ohne Gleichgültigkeit; jeder ſchwebte an des andern Seite ohne familiar an einander zu hangen, die Arme graziös abgewechſelt ohne plumpes Umfangen. So lange ſie in dem weiten Zirkel an einander ſchwebten, gleich den antiken herkulaniſchen tanzenden Figuren, wagte es kein anderes Paar ihnen nachzuwalzen; als er ſtand und ſie mit einem Handkuſſe voll Ehrerbietung nach meinem Sitze führte, erfüllte den Saal ein allgemeines Murmeln des Beyfalls. Amalie L** kam auf mich zu, indem ich aufſtand, ſchlug ihren Arm um mich und drückte einen warmen Kuß auf meine Lippen. Sie flüſterte mir ins Ohr: Herr B** iſt jetzt ein ganz anderer Menſch. Ich hätte ihn kaum gekannt, wahrlich, er iſt liebenswürdig geworden! — Das iſt Ihr Werk! —

---

*) Ehemals zu Rom im Kapitol. A. d. H.

**) Ehemals in Parma. A. d. H.

Sie war ſo voll, ſo voll. — Das fuhr in mich, weil's ſo unvermuthet kam; ich glaube, ich ſah ein wenig ſchaafsmäßig aus. —

Liebe Julie! Wenn ich einen Augenblick nicht mit mir ſelbſt übereinſtimmen könnte, ſo würde ich mich ſchämen vor dir — das heißt vor mir ſelbſt.

XXXV.

Die gute Geſellſchaft hat meines Guſtav's poetiſche Ader nicht verdorben. Eben bringt er mir ein Gedicht an Lydien, das heißt an mich. Er hat ſeine Empfindungen die er ſich nicht geradezu zu entdecken getraut, mit zarter Zurückhaltung doch ſanft durchſcheinen laſſen; es iſt wahrlich! das beſte was er gemacht hat. Du weißt, daß ich nicht parteyiſch urtheile, hier iſt es *). — Wahrlich nicht parteyiſch! Ich muß dir ſagen, ich ſchätzte es noch weit mehr, wäre es nicht an mich gerichtet. Stände es in einem Muſenalmanache, ſo würde eine Leſerinn vielleicht dabey Feuer fangen, wie du vermuthlich auch. Aber ein Liebhaber der im erſten Taumel der Liebe davon ſo ſchön reden kann, — die Geliebte läßt er kalt, es wäre denn' daß er einen Weg zu ihrer Eitelkeit fände. — Das Gedicht iſt innig, es iſt herzlich; aber es iſt ein Gedicht und iſt ſchön; die paar Shakſpeariſche Tiraden zeigen mir ganz leiſe, daß er ſich beſann und ſuchte. Die wahre Empfindung ſucht nicht. Wenn er mehr Gedichte auf mich macht, ſo werden ſie immer ſchöner werden: das zu glauben bin ich eitel genug; aber mich wird er von der Liebe heilen. — Von ſeiner Liebe dichten? das kommt mir vor, als wenn jemand ſeinen Schmerz malen wollte! Was der Dichter beſingt, beherrſcht ihn nicht. —

---

*) Das Gedicht war der Abſchrift nicht beygelegt.
Anmerk. des Herausgebers.

XXXVI.

Guſtav ſieht mich täglich, und — du kannſt denken, daß ich ihn gern ſehe. — Unſere Herzen nähern ſich; aber trage keine Sorge, liebe Julie! ſie werden ſich auch noch mehr nähern, aber nicht bis zur Vereinigung. Dieſes iſt mir immer noch ein ſüßer Gedanken, den ich ſelbſt einſam gern denke; — aber ich denke auch ſogleich, daß ich zurück muß. Meine Liebe ſoll nicht weiter gehen als ihn ſo zu ziehen, daß er des Glücks der Liebe werth werde. — Das iſt hohe Philoſophie, würde Guſtav ſagen, wenn er meinen Sinn wüßte; und doch, wenn ich tiefer in mich ſehe, ſo erblicke ich nichts als bloße baare Klugheit. Du glaubſt nicht, wie verächtlich die Philoſophinnen bey der Frau von C** die Klugheit halten. Die Vernunft, ſagen ſie, ſoll unwiderruflich gebieten, und die Klugheit nur guten Rath geben, womit man es denn halten kann wie man will. Gerade als ob die Klugheit den Rath den ſie geben kann, anderswoher nehmen könnte als aus der Vernunft, wovon ſie ein Theil iſt. Ich wenigſtens kenne keine unvernünftige Klugheit!

Meine Klugheit wird ſich wirklich von der Vernunft noch viel Rath müſſen geben laſſen, ehe ich meinen Guſtav auf den Weg bringen kann, wohin ich ihn zu führen wünſche. Es fällt ihm noch ſchwer ſich ganz in Geſellſchaften zu ſchicken, er iſt ſich ungleich, hat manche Launen und iſt zuweilen mißmüthig. Säh' ich ihn eigentlich traurig, ſo würde ich glauben, es käme daher, weil er verliebt wäre, obgleich ich mit der heißeſten Liebe und mit der ſchweren innern Arbeit ſie zu verbergen, dennoch in Geſellſchaft ziemlich heiter um mich zu ſchauen weiß. Seine Launen mögen wohl daraus entſprungen ſeyn, daß er mehrere Jahre unter Schiefköpfen voll Eitelkeit gelebt hat, die ſich außerordentlich dünken, weil ſie ekcentriſch ſind. Dieſe erhabene Ideenmenſchen leben am liebſten in der Phantaſie. Sie färbt alles roſenfarb, und macht es leicht ſich alles ſo einzubilden wie man es ſich einbilden will. Die Wirklichkeit aber iſt ernſt, und wirft Schwierigkeiten in den Weg die in den natürlichen Folgen der Dinge liegen, woran ihre Phantaſie nicht denken mag, und worauf ihre neumodiſche Philoſophie ihnen ſogar verbietet Bezug zu nehmen. Durch dieſe Philoſophie und

Imagination zuſammengenommen, wird den jungen Herren die wirkliche Welt ſo gemein und niedrig vorgeſtellt, als ob es für ihren hohen Geiſt zu gering wäre ſich darum zu bekümmern oder ſie kennen zu lernen. Weil ſie aber doch in der Welt leben müſſen, und darin nicht alles geſchehen kann was ſie verlangen, ſo werden ſie mißmüthig und unzufrieden, weil ſie gern nur in ihrem Ich exiſtiren, und alles darnach abmeſſen möchten. Durch dieſe verkehrte Stimmung iſt auch Guſtav bey dem edelſten Herzen und bey vorzüglichen Talenten in Gefahr gerathen ein verſchrobener Kopf zu werden und ein Thor, ſo wie die andern. Dies ſuche ich durch Einführung in vermiſchte Geſellſchaften zu verhüten, aber er gefällt ſich ſelten darin; und außer der allgemeinen Höflichkeit, wodurch freylich ſein Äußeres viel gewonnen hat, achtet er wenig auf alles was um ihn her vorgeht, ausgenommen auf mich; wäre dies nicht, ſo würde er in der größten Geſellſchaft ganz allein ſeyn. Selbſt wenn er mit jemand geſprochen hat, fällt er gleich in ſich zurück. Ich wünſchte ihn thätig zu machen, damit er an der wirklichen Welt Antheil nehmen und ſo viele Kräfte die in ihm ſchlummern entwickeln möchte. Wie ich das aber angreifen ſoll, weiß ich wahrlich nicht, denn es iſt ſehr ſchwer ihn zu etwas zu bereden, was er nicht ſelbſt will. Dieſe Selbſtſtändigkeit an ſich gefällt mir zwar; aber Selbſtſtändigkeit welche zur Unthätigkeit führt, kann nie meinen Beyfall haben.

XXXVII.

Ich ſann auf ein Mittel unſern jungen Mann aus ſeiner Ideenwelt in die Welt der wirklichen Menſchen zu bringen. Unſer Vetter, der Oberſte, gab mir unvermuthet eine an ſich nicht angenehme Gelegenheit dazu. Du weißt er hat lange gedient, und mit Ehre. Er forderte ſeinen Abſchied, weil ihm ein Höfling vorgezogen ward, und gleich ein Regiment bekam, ohne anders als durch Tragung einer Uniform gedient zu haben. Der Abſchied ward ihm unverweilt gegeben, ohne weiteres, und er dadurch wirklich in eine unangenehme Lage verſetzt. Der Verſuch in fremde Dienſte zu treten, mißlang wiederholt. Es blieb ihm nichts übrig als ſeine Pferde und beſten Mobilien zu verkaufen, und aus dem Wenigen was er im dreyßigjährigen Dienſte hatte zurücklegen können, ein Kapital zu machen. Es war zu klein zu ſeinem Unterhalte, er gab es alſo auf Leibrenten; da dann ſeine Einkünfte gerade hinreichten, um bey der größten Frugalität anſtändig leben zu können. Aber die Leute in ** welche die Annuität übernommen haben, handeln gewiſſenlos. Sie finden Schikanen aus einigen Worten des Kontrakts, und haben ſeit einiger Zeit weniger, und ſeit Kurzem kaum den vierten Theil deſſen gezahlt, was dem Oberſten rechtmäßig zukommt.

Dies erzählte ich unſerm jungen Manne, welcher ſein Gefühl für Recht und Unrecht ſehr lebhaft äußerte.

Ich wendete darauf das Geſpräch auf die Pflicht welche Menſchen gegen einander haben ſich thätig zu helfen. — Er brachte viel trockene Weisheit hervor über die Pflicht, wie es damit beſchaffen wäre, und daß ſie ein Gebot der Vernunft wäre, und daß die Gebote der Vernunft unbedingt gelten müßten, und dergleichen mehr.

Ich fiel ihm in die Rede und fragte ihn

kurz: Glauben Sie nicht auch Pflichten zu haben? Müſſen Pflichten nicht thätig ſeyn? Meinen Sie, daß müßig über Pflichten ſpekuliren und einige Gedichte machen, Thätigkeit ſey? Sie ſprechen immer, fuhr ich fort, vom Großen und Edlen. Um wirklich edel zu ſeyn, braucht's Thaten, nicht Worte *). Ich bin ein Weib; wäre ich aber ein Mann, und hätte die Rechte ſtudirt, ſo wie Sie, ſo würde ich es für Pflicht halten, zum Beſten meiner nächſten der Rechte unkundigen Verwandten meine ganze Thätigkeit anzuwenden.

Er ſagte viel allgemeines Zeug über die Spitzfindigkeit der Rechte und über die Trockenheit der Beſchäftigung damit.

Ich frage, ob Sie glauben eine Pflicht

---

*) Frau von Stael ſagt in gewiſſem Betrachte ſehr richtig von dem unthätigen in ſich ſelbſt lebenden J. J. Rouſſeau, indem ſie ihn entſchuldigt: Les méchans gagnent-ils à rester avec eux-mêmes? On ne peut cependant pas dire que Rousseau étoit *vertueux*, parce qu'il faut des actions et de la suite dans les actions, pour mériter cet éloge. Man ſehe Lettre de Madame de Stael sur J. J. R. S. 3. Anmerk. des Herausgebers.

auf ſich zu haben Ihrem Vetter mit Ihrer Einſicht zu helfen? Sie haben eben behauptet jede Pflicht wäre unbedingt geboten, alſo thut die Trockenheit der Beſchäftigung nichts zur Sache, und die Spitzfindigkeit der Rechte macht es noch nothwendiger Ihre Pflicht zu erfüllen.

Er ſagte: Er wolle gern die Hälfte ſeiner Einkünfte mit dem Oberſten theilen, nur nicht Prozeſſe führen.

Alſo, anſtatt durch Ihre Thätigkeit ihm zu helfen, wollen Sie lieber in Unthätigkeit ihm Almoſen geben? Meinen Sie, daß er das annehmen wird, daß er das annehmen kann? Aber wenn Sie Sich Selbſt verwendeten, wenn Sie Selbſt thätig dieſe Sache betrieben, würde er ſich freuen, daß ſeines Vaters Bruders Sohn ſo edel dächte ihm helfen zu wollen. —

Er erröthete und ſtammelte: er wolle an einen Advokaten —

Ich fiel ihm in die Rede: Allerdings — müſſen Sie auch Rathfragen — nur nicht bloß einen andern bezahlen, der vielleicht die Sache vernachläſſigt. Sie Selbſt ſollen thätig ſeyn, jedes Mittel zu erforſchen und zu ergreifen.

Er ſtotterte noch einige Ausflüchte — —

Ich ſagte ernſt und trocken: Sie wollen alſo leiden, daß die Schikanen dem Oberſten ungeſtraft Unrecht thun?

Bey dem Worte Unrecht ward ſeine Empfindſamkeit erregt. — Nach einigem Wortwechſel erhöhete ſich ſein Unwillen, erwärmte ſich ſein edles Herz. Nun war die Zeit ihm zu ſagen: Wenn er ſolcher Thätigkeit fähig wäre, würde ich ihn höher ſchätzen, — er würde mir — werther ſeyn —

Das Wort ſprach ich wirklich etwas leiſer aus. Ob's etwa deßhalb ihn mehr traf? Sein Auge ward heller, er küßte mir die Hand zum Erſtenmale.

Er ging zum Oberſten, ließ ſich die ſämmtlichen Papiere geben, las unermüdet, unterrichtete ſich von allem, fragte Rechtsgelehrte, und nun iſt er wirklich nach ** abgereiſet, um an Ort und Stelle die Sache perſönlich zu betreiben.

XXXVIII.

Ich habe ſeit fünf Wochen meine Luſt an Guſtav's Thätigkeit gehabt. Er reiſete hin und her, wendete alles an, ſuchte alle Inſtangen wo Hülfe zu hoffen war, entdeckte die Schleifwege der eigennützigen Schuldner, und trieb ſie dadurch dergeſtalt in die Enge, daß ſie nun neue Sicherheit gegeben haben, und die Sache ganz zum Vortheile des Oberſten geendigt iſt.

Ich bin ſehr froh darüber, des Oberſten wegen, aber auch Guſtav's wegen. Dieſer hat durch ſeine Thätigkeit in der kurzen Zeit auch ſeine Weltkenntniß ſehr vermehrt. Er erzählt mir mehrmals, welche ſeltſame Menſchen er bey dieſen Unterhandlungen hat kennen lernen. Er meinte zwar, die meiſten wären ſehr gemein. — Aber ich behaupte gegen ihn, der gemeinſte Menſch, wenn man Augen für Menſchheit habe, könne lehrreicher werden als eine leere höchſte Idee. Darüber giebt's denn viel zu reden und zu antworten. Er kann mir wenigſtens nicht abſprechen, daß Kenntniß wirklicher Menſchen auch die Imagination erhöhet; denn er fühlt ſich lebhafter nach dieſer ſeiner erſten That.

N. S. Er hat auf dieſer Reiſe auch Amalie L** geſehen. Er erzählt mir oft von ihr, und kommt immer wieder darauf. Er ſoll mir nicht wieder nach ** reiſen. Der kleine Böſewicht könnte mir untreu werden!

XXXIX.

Ich möchte meinen Guſtav gern ferner in der wirklichen Welt und im thätigen Leben wiſſen, und habe ſogar ſchon ein Wort fliegen laſſen von Annahme eines Amts. Aber davon will er nichts hören. —

Er ſchilt auf die Geſchäftsleute. — Ich vertheidige ſie. Wer Ordnung in der menſchlichen Geſellſchaft hält, iſt mir ehrwürdiger, als ein bloßer Spekulant. —

Das läßt er allenfalls gehen, aber er pocht auf ſeine Geiſtesgaben. »Ich habe,« ſagt er, »niemand gekannt, dem es geglückt wäre ſeinen Geiſt zu erweitern, ihn über unzählige »Gegenſtände zu verbreiten, und doch die Thätigkeit für's gemeine Leben zu erhalten. Sagen Sie mir nichts von Aktivität, Sie »werden mich nicht ins Joch ſchwatzen.«

Sprechen Sie hübſch Ihre eigene Gedanken, das iſt geradezu aus Werther's Leiden geſtohlen *).

---

*) S. Leiden des jungen Werther. Zweyten Buch S. 149. Anmerk. des Herausgebers.

Und wenn's nun wäre! Werther hat Recht. Recht? — Göthe hatte Recht, dies Werthern in dem Charakter und in der Lage ſagen zu laſſen, worin er ihn einmal geſetzt hatte; aber wenn es jemand als eine Wahrheit nachſagt, die im wirklichen Leben gelten ſoll, ſo irret er ſich ſehr. Werther iſt nichts als ein Romanencharakter, und in der wirklichen Welt ſoll man nicht Romane ſpielen wollen. Der Charakter Werthers iſt trefflich geeignet, um Wirkung in der Lektur zu thun, trefflich geeignet, daß der Leſer äußerſt erſchüttert werde durch die Situationen, worein dieſer Charakter voll Kraft, Edelmuth, tobender Leidenſchaft, Müſſiggang und Starrſinn ſich ſelbſt ganz natürlich ſetzt. Aber wer im wirklichen Leben Werthers Denkungsart und Handlungsweiſe nachahmen will, iſt ein Narr *). — Sehen Sie mich nicht mit ſo großen Augen an —

---

*) Leſſing ſagt eben dies etwas gelehrter, da er um das Unheil zu verhüten, welches dies warme Produkt (wie er's nennt) leicht ſtiften konnte, wünſchte: »daß Göthe ein paar »Winke gegeben hätte wie Werther zu einem ſo »abenteuerlichen Charakter gekommen.

ich ſage nochmals ein Narr, bis in ſeinen Tod ein Narr, der im wirklichen Leben nicht geſchätzt zu werden verdient, wenn gleich Göthe einen Romanencharakter aus Gutem und Böſem ſo zuſammengeſetzt hat, daß der Leſer ihn bedauert und durch ſeinen Tod erſchüttert wird. Dieſer Romanencharakter konnte und mußte wider das thätige Leben ſprechen, und mußte müſſig herumwallen, ſonſt hätte ihn der Autor nicht bis zum Erſchießen bringen können. Daß aber niemand ſeinen Geiſt erweitern könne der in der menſchlichen Geſellſchaft Thätigkeit beweiſet, und deßhalb nicht immer ſeinen Launen folgen kann, iſt eine Unwahrheit. Shakeſpear war ein Schauſpieler. Dante arbeitete in Staatsgeſchäften; ſo auch Rubens.

»wie ein anderer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, ſich davor zu bewahren habe. Denn ein ſolcher dürfte die poetiſche Schönheit leicht für die moraliſche nehmen und glauben, daß der gut geweſen ſeyn müſſe, der unſere Theilnehmung ſo ſtark beſchäftigt. Und das war er doch wahrlich nicht.« (G. Leſſings Briefwechſel mit Ramler, Eſchenburg ꝛc. S. 65) Anmerk. des Herausgebers.

Raphael konnte ſeinen Stoff nicht nach ſeinem Ideal wählen, mußte ſogar auch Zimmer ausmalen. Correggio trug ſein ſauererworbenes Kupfergeld ſelbſt nach Hauſe, und malte doch ſeinen heiligen Hieronymus in Parma und auf dieſem Gemälde die holde Maria. Wieland war Kanzleydirektor und Profeſſor und Prinzenhofmeiſter. — Schiller war Arzt, und Göthe Doktor der Rechte. Dieſen beiden würde es gewiß an ihren Talenten nichts geſchadet haben, wenn ſie noch länger in der bürgerlichen Laufbahn geblieben wären. Wenigſtens haben ſie, ſo lange ſie darin waren, manche Erfahrungen gemacht, die ihrer Einbildungskraft Stoff geben konnten. Ich begehre damit gar nicht zu läugnen, daß dieſe Laufbahn Männern vom Geiſte oft beſchwerlich wird; aber ſie iſt doch auch der Weg, die Einſeitigkeit zu verlieren die aus dem bloßen Ideenſpiele entſteht, und es thut dem Geiſte ſehr wohl, wenn man früh lernet ſich zu zwingen und ſich etwas zu verſagen. Und dann: wer viel Zeit übrig hat, verſchwendet ſie gewöhnlich, ſo wie viele Reiche das Geld; wer zu Rathe halten muß, wendet oft beides ſehr viel beſſer an. — Wiſſen Sie wohl, daß Sie ein Zeitverſchwender ſind? Sie ſollten, einen Theil Ihrer Zeit auf beſtimmte Geſchäfte verwenden, damit Sie in der übergebliebenen ſich deſto mehr zu Geiſtesarbeiten anſpannen könnten. —

Aber es iſt doch ſchön, unbeſchränkter Herr ſeiner Zeit zu ſeyn, und das dolce far niente —

Iſt far niente und weiter nichts. Ich ſetze ein grobes deutſches Sprüchwort dagegen: Müſſiggang iſt des Teufels Ruhebank! Taſſo und Michael Angelo verlangten kein far niente, und auch nicht Angelika Kaufmann und Canova —

Er brach ins Lob der Unabhängigkeit aus, und fragte mich: ob ich wohl lieber einen Mann haben mögte, der den ganzen Tag über den Akten ſchwitzte, oder einen der nach Gefallen jede Zeit zur geiſtvollen Unterhaltung widmen könnte?

Ich ſtimmte für den erſten. Denn, ſagte ich, jener würde mir die Zeit ſeiner Erholung gönnen, und ich würde ſie ihm ſüß machen, dieſer aber würde ſich immer mit ſich ſelbſt und mit ſeinen Ideen beſchäftigen. Die großen Geiſter, ſonderlich wenn ſie reich ſind und ſonſt nichts zu thun haben als große Geiſter zu ſeyn, ſind viel beſchwerlicher, als die Geſchäftsleute. Büffon hatte ein eigenes Haus wo er ſtudirte, wo ihn weder ſeine Frau noch ſonſt jemand ſehen durfte, und wenn er aus dem Studirhauſe zurückkam, wollte er noch gelobt ſeyn. Seit ich dies geleſen habe, bin ich noch mehr von den gelehrten Ehemännern zurückgekommen, und wenn es auch die größten Genies wären.

Er kam wieder auf die Unabhängigkeit, und führte unter andern an: er habe Einkünfte genug, um bequem leben zu können; warum er nicht Herr ſeiner Zeit bleiben ſolle?

Dawider war nun nichts zu ſagen, als daß er doch auch Pflichten habe gegen diejenigen die auf ihr Auskommen denken müſſen, und daß es ihm für Herz und Kopf nützlich ſeyn würde, wenn er ſich wenigſtens eine Zeitlang beſtimmten Geſchäften widmete.

Das wollte er nicht zugeben, und ich hatte gute Urſache, nur Gründe von ihm ſelbſt herzunehmen und nichts von meinem eigenen Wunſche ihn thätig zu ſehen, einfließen zu laſſen. Denn er wendete das Geſpräch zweymal, um auf ſeine Liebe gegen mich zu kommen, und ich kehrte immer wieder zurück zum bürgerlichen Leben und zur Thätigkeit darin, brach endlich kurz ab, unter einem Vorwande, um nur dieſe Saite nicht zu berühren.

XL.

Die Scene iſt endlich erfolgt, welche ich ſo lange zu vermeiden ſuchte, und ich gerieth um deſto mehr dabey in Verlegenheit, je weniger ich ſie ſo nahe vermuthete. Ich hatte oft mit Guſtav geſprochen über das bürgerliche Leben, übers excentriſche Weſen, über Thätigkeit und über ähnliche Gegenſtände, worauf ich ihn aufmerkſam zu machen wünſchte. Er ſchien durch meine Gründe überzeugt und dankte mir daß ich ihm die Welt von einer ganz andern Seite gezeigt hätte. Heute war er bey mir, wieder über Gegenſtände dieſer Art zu reden, und ließ wieder einfließen, wie viel er mir ſchuldig wäre für meine Belehrungen, wie er's nannte, und daß er durch mich ein ganz anderer Menſch geworden, und daß er mir ewig verbindlich ſeyn werde; und plötzlich kam die Erklärung der feurigſten Liebe, und daß er wünſche ſein Leben an meiner Seite zuzubringen.

Liebe Julie! ich ſaß wie verſteinert da, ich hatte dieſen Augenblick immer gefürchtet, — und — warum ſoll ich gegen dich nicht aufrichtig ſeyn? — auch zuweilen ganz leiſe gewünſcht. Nun war ich ſo betroffen, daß ich nichts hervorbringen konnte, als das Gemeinſte das ſich ſagen läßt: — Auf einen ſolchen Antrag zu antworten, müſſe man ſich Bedenkzeit nehmen.

Und ſo gewöhnlich und gemein das war, war's doch vielleicht zu viel geſagt, denn es ſieht aus wie Hoffnung, und die ſollte ich wohl eigentlich nicht geben, aber freylich fühlte ich in mir ganz leiſe, daß ich Hoffnung geben wollte. Sollte ich wollen? Das liegt ſchwer vor mir. Ich würde mich jetzt ſehr glücklich fühlen, wenn ich Ja ſagte. Aber ich denke weiter, betrachte meine jetzige Lage gegen ihn und die künftige, auf den Fall daß er mein Mann würde. Mir liegt immer im Sinne: ich habe ihn gezogen und kann ihn nicht heurathen. Etwas in mir ſpricht wider eine Frau die ihren Mann gezogen hat. Guſtav unterſcheidet das jetzt noch nicht, ich muß es für ihn.

Und dann ferner — ich habe nachgerechnet, — daß ich neun volle Jahre älter bin als er. — Du darfſt es eben niemand vorrechnen, liebes Weibchen! aber wenn's zur Verlobung käme, würde wohl mancher nachrechnen. Zwar hoffe ich, Guſtav nicht; denn welcher Bräutigam rechnet am Verlobungstage und in einem Jahre nachher? Aber ſiehſt du, Weibchen, ich kann nun einmal die fatalen neun Jahre nicht aus dem Sinne kriegen. Und wer ſteht mir dafür, wenn wir Einmal verheurathet wären, daß Guſtav nicht früher zu rechnen anfinge, als mir lieb wäre?

XLI.

Du biſt der Meinung daß ich nichts übereilen ſolle, und daß ich die Bedenkzeit, welche ich mir einmal nahm, allenfalls nach Gefallen verlängern könne; denn du hältſt meine Zweifel nicht für unauflöslich, und ſtellſt dir vor, die neun Jahre machten kein Hinderniß, wenn ſonſt alles für das Jawort ſtritte. Ach! ich wollte es wäre ſo! Ich war zuerſt auch willens meine Bedenkzeit ſo lange auszudehnen als möglich. Aber, liebe Julie! Guſtav iſt dringend, iſt liebenswürdig, und — ich liebe ihn, und ſehe ihn täglich. Wenn ich ihm ferner die Hoffnung ließe, würde er mehr in mich dringen, und ich könnte in einem ſchwachen Augenblicke Ja! das unwiderrufliche Ja! ſagen, und — wenn Guſtav dann, ungeachtet meiner jetzigen Freude, vielleicht mit mir künftig nicht glücklich wäre! Der Gedanken iſt mir unerträglich. Um meiner und ſeiner ſelbſt willen mußte es ſchnell zu einer Erklärung kommen, die mich außer Stande ſetzt, in der jetzigen Bewegung meines Herzens einen falſchen Schritt zu thun und die doch mich und ihn nicht bindet. Dazu kam es heute. Ich will dir alles offenherzig und ausführlich erzählen, ſo ſehr ich auch noch erſchüttert bin.

Er bezeugte mir ſeine Liebe aufs feurigſte und bat mich, ihn bald glücklich zu machen durch meine Einwilligung. Ich hatte mich vorher möglichſt zu faſſen geſucht, und ſagte ſo geſetzt als ich konnte: ich werde Sie immer lieben, als eine —

Liebe Julie! — Gott verzeih' mirs — ich wollte ſagen als eine Mutter. Und ſo meint' ichs auch. Aber wie ich den ſchönen Jungen mit dem trüben liebevollen Blick vor mir ſtehen ſah; ſo ſchämte ich mich einen ſo großen und ſchönen Sohn zu haben. — Daß du mir nicht lachſt! ich ſage dir's Julie! denn wahrlich! ſo alt bin ich nicht, daß ich einen ſolchen Sohn haben könnte! Was machen armſelige neun Jahre? Nein! höre nur, liebſte Seele, eine Matrone mag ich noch nicht ſeyn, wenn mir gleich die leidige Überlegung einredet, ich müſſe hier handeln wie eine Matrone.

Ich ſagte alſo mit einigem Stocken — wie eine Freundinn, und merkte wohl, mein Ton paßte nicht zum Worte. Klopfe nicht Herzchen! Das Wort iſt heraus, und mußte heraus!

Er ſagte mir viel Liebevolles, und ſein ſchwimmendes Auge mehr als ſein Mund. Ich ließ beide ſprechen, denn es that mir ſehr wohl, ich ſank in ſüßes Staunen, faſt ohne deutliches Bewußtſeyn. Aber kaum kam ich zu einiger Beſinnung, ſo merkte ich, daß mein Auge ſprach, und daß es alſo hohe Zeit wäre den Mund zu öffnen. Ich ſtammelte und ich konnte erſt keinen Zuſammenhang hervorbringen, endlich faßte ich mich ſo weit, daß ich ihm vorrechnen konnte:

Sie ſind fünf und zwanzig Jahre alt, und ich fünf und dreyßig.

Du weißt, liebe Julie! und du ſollſt's auch wiſſen, daß ich um Ein Jahr und beynahe vier volle Monate log; aber es war zu ſeinem Beſten, und du ſiehſt doch wohl, ohne meine Philoſophie hätte ihn ſeine Philoſophie unklug gemacht.

Ich log alſo keck: Sie fünf und zwanzig und ich fünf und dreyßig. Wenn Sie fünf und dreyßig werden, bin ich fünf und vierzig. Das iſt ſchon arg, da werde ich Ihnen viel zu alt ſeyn. —

Das alt blieb mir wieder im Munde ſtecken, und doch fühlte ich, auch bey drey und vierzig Jahren und neuntehalb Monaten war meine Wahrheit traurig wahr genug. —

Guſtav fiel vor mir nieder und ſchwor, ewig würde ſeine Liebe ſich nicht ändern —

Die traurige Wahrheit von den drey und vierzig Jahren wirkte auf mich, daß ich ſtandhaft blieb. Ich hob ihn auf mit den Worten: Lieber Guſtav! ewig iſt eine viel kürzere Zeit als zehn Jahre! Sie wiſſen nicht, daß man im vier und dreyßigſten Jahre über manche Dinge ganz anders denkt als im vier und zwanzigſten. Ich aber weiß es, und ich muß Ihnen ſchon meine Erfahrung leihen, damit

Sie nicht Reue empfinden, wenn es allzuſpät iſt.

Bey dem Worte Reue fiel er wieder zu meinen Füßen.

Was er ſagte, kann ich dir nicht ſchreiben; denn wahrlich, liebe Julie! es waren Empfindniſſe, wobey Worte nichts ſind. Mein Sinn war tief verſenkt in den lieben Jungen, er ſchwieg und küßte meine Hand voll Inbrunſt. Nach einigen Minuten fing er an lebhaft zu ſprechen; aber, ſo feurig ſeine Worte waren, gingen ſie nicht an ſeinen Blick und Händekuß.

Ich gewann ſo viel Beſinnung mich etwas zu ſammeln. Ich zog meine Hand zurück, wollte ihn ernſt anſehen, aber Julie! ich glaube mein Blick war liebevoll. Ich ſagte ſtammelnd: Stehen Sie auf und ſetzen Sie Sich neben mir.

Er that's ſtillſchweigend und ergriff meine Hand; ich ließ ſie in der ſeinigen, ſuchte nach einigen Minuten mich zu faſſen, und bekam endlich Kraft zu Worten.

Meine Augen haben Ihnen vielleicht allzudeutlich geſagt, daß Sie meinem Herzen näher ſind —

Er bedeckte meine Hand mit heißen Küſſen. Ich zog ſie nicht zurück, doch hätte ich gern mein Wort zurückgehabt, — ein wahres Wort war es.

Es fehlte mir Athem. — Ich holte tief eine Minute lang. Dies gab mir etwas Beſinnung. Ich zog ſanft meine Hand an mich, und ſagte, ſo ernſt ich konnte: Laſſen Sie mich, Guſtav!

Er ließ die Hand. — Bey einem noch ſo unmerklichen Händedrucke würde ich nicht haben reden können.

Sie ſind meinem Herzen näher! Ich liebe Sie — wie meinen Bruder. Ich liebe Sie — in jeder Art — wie man lieben kann; nur heurathen kann ich Sie jetzt nicht.

Er unterbrach mich, und diesmal wahrlich ſtammelnd —

Mein Zeigefinger drückte ſanft die Oberfläche ſeiner Hand. — Hören Sie mich ruhig an, ich bitte Sie! Es iſt für uns beide wichtig was ich ſagen werde.

Ich bin Ihre Schwägerinn. Ich könnte Sie aber auch lieben in jeder Art. — — Ich könnte Ihre Mätreſſe ſeyn —

ich faßte allen meinen Ernſt zuſammen —

wenn ich unbeſonnen genug dazu wäre. Aber das wollen Sie nicht, Guſtav! — Ich auch nicht. Ich ſchicke mich nicht zur Buhlerinn, Buhlerey iſt nicht Liebe!

Mein Gott! — — rief er.

Ruhig bitte ich, Guſtav! Ich könnte Ihre Buhlerinn ſeyn, das wäre noch möglich — aber Ihnen und mir nicht anſtändig — darum will ich nicht. Sie wollen auch nicht. Wir beide müſſen es nicht wollen — — Ihre Frau, wenn ich auch wollte, kann ich nicht werden. Die Urſachen liegen in äußern Umſtänden, — ſie liegen auch in mir —

hier ſetzte ich ſanft hinzu: Nicht im Mangel meiner Liebe zu Ihnen —

denn ich wollte doch den lieben Jungen nicht kränken. Er ſaß da, blaß und wie verſteinert. — Ich fuhr fort:

Lieber Guſtav! Liebe gehört zur Ehe, aber, wenn ſie glücklich ſeyn ſoll, noch manches Andere. Sie iſt eine Verbindung auf Zeitlebens. Beide Theile müſſen alſo vorauszuſehen ſuchen, wie ihre Geſinnungen und Verhältniſſe noch nach langer Zeit beſchaffen ſeyn möchten. Ich bin merklich älter wie Sie. Das, möchten Sie ſagen, iſt nicht ein abſolutes Hinderniß

derniß zur Eheverbindung. Ich gebe dies zu. Aber nach meiner Geſinnung, iſt für mich dieſes Hinderniß ſchon allein wichtig genug; und ich würde doch für mich heurathen — das ſehen Sie ſelbſt ein. Ich war die Gattinn Ihres ältern Bruders, und verehre ihn noch im Grabe, ungeachtet meine Liebe gegen ihn nicht leidenſchaftlich war. Wiſſen Sie, Guſtav! — ich gehöre nicht zu den Frauen, die nach einem alten Manne einen jungen heurathen. — Ich bin zu ſtolz dazu. Laſſen Sie mir dieſen Stolz, ſelbſt wenn er Vorurtheil wäre. Und von Ihrer Seite iſt's auch wohl wahr, was ich Ihnen vorher ſagte. Sie würden mich nach jeden zehn Jahren viel älter finden, als zehn Jahre mehr: und das würde auch meinen Stolz beleidigen; aber was mehr iſt, es würde mich unglücklich machen —

> hier wagte ich ſeine Hand ſanft in der meinigen zu drücken, denn ich war ruhig geworden —

deßwegen, weil ich Sie nicht glücklich ſähe. Ich würde doppelt unglücklich ſeyn, weil ichs vorhergeſehen hätte, und mir vorwerfen müßte daß ich von dem Feuer der Leidenſchaft eines Jünglings meine Überlegung hätte verzehren laſſen. Sie wiſſen noch nicht, lieber Guſtav! wie es im Gemüthe ausſieht, wenn man über die neun und zwanzig Jahre hinaus iſt. Ich aber weiß es. Glauben Sie mir alſo, und laſſen Sie ab.

Er beſtätigte die Treue und Feſtigkeit ſeiner Liebe. Beſonders beſtand er auf den zehn Jahren mehr, und hielt für unmöglich daß zehn Jahre einen Unterſchied in ſeinen Geſinnungen machen könnten.

Aber glücklicher Weiſe blieb ich gefaßt, und ſagte — noch ruhig genug:

Gut, lieber Guſtav! Sie ſind ſehr ſehr jung, und manche Erfahrung fehlt Ihnen noch. Meine Geſinnungen kennen Sie, welche durch meine reiſe Überlegung nie werden geändert werden. Ich will thun für Sie, was ich kann. Ich erlaube Ihnen, mich zu lieben bis Sie dreyßig Jahre alt ſind. Wollen Sie mich alsdann noch heurathen, ſo halten Sie ſodann nochmals um mich an, und — ich glaube — alsdann — könnte ich Ihnen meine Hand geben. Aber Sie haben Freyheit bis dahin, jedes andere Frauenzimmer zu lieben. Ich will Ihnen ſogar, wenn ich kann, behülflich ſeyn, ohne Eiferſucht. Einen andern liebe ich nicht während dieſer fünf Jahre — nie! ſagte innerlich mein Herz — das verſpreche ich Ihnen. Ich warte — Sie aber ſollen keinesweges verbunden ſeyn, auf mich zu warten. Er fiel mir abermal zu Füßen, ſagte, daß er mich ewig lieben würde, daß er ſich mehr an mich gebunden achtete als jemals, daß ich ihn nicht auf eine ſo harte und lange Probe ſtellen möchte. —

Ich hob ihn auf, und bat ihn freundlich und dringend, mich allein zu laſſen, weil wir beide allzuſehr bewegt wären. Er folgte mir, auf meine zweyte Bitte, und verließ mit einem tiefen Seufzer mein Zimmer. Es war Zeit, liebe Julie! denn der Blick ſeines liebevollen Auges drang tief in mich. Noch jetzt ſchwebt er vor mir. Ich mußte dir, innigſte Freundinn meines Herzens, genaue Rechenſchaft von meinem Betragen geben. Aber es iſt mir lieb, daß die Erzählung geendigt iſt, denn— ich muß meinen Thränen Luft machen.

XLII.

Ich komme nachgerade zu einiger Ruhe. Nachdem Guſtav einigemal mit viel Feuer und Liebe verſucht hatte, meinen Entſchluß wankend zu machen, blieb ich immer ſtandhaft, und ſo hat er ſich endlich darein gegeben, noch fünf Jahre zu warten. Ich habe ihm wiederholt, daß er ganz frey in ſeiner Neigung bleiben ſolle, daß er befugt ſeyn ſolle um ſich zu ſchauen auf jedes Frauenzimmer, das ſein Herz auf ſich ziehen könnte. Ich habe ihm ſogar ganz unbefangen geſagt, er könne mich über jede Herzensangelegenheit zu ſeiner Vertrautinn machen, ich würde ihm Rath geben, nach meiner wahren Neigung zu ihm. Er ſagte mit einem Blicke voll Innigkeit: Er würde mir oft etwas zu vertrauen haben, aber nur über mich ſelbſt. — Wir wollen ſehen.

Indeß weiß ich es nun meiner Überlegung Dank, daß ich meinen Entſchluß richtig nahm und ſchnell ausführte. Ich habe mich dadurch in eine ſehr angenehme Lage geſetzt. Guſtav liebt mich, und ich darf meiner Liebe gegen ihn nun ohne Bedenken Gehör geben. Wir haben die angenehmſten Stunden. Unſere Herzen öffnen ſich, und ich ſchaue täglich tiefer in die edlen Empfindungen des ſeinigen. Seine Prätenſion, ſeine Frühweisheit iſt weg; es war nur ein Roſt, der ſich in der dumpfigen Atmoſphäre der Schule angeſetzt hatte, der aber in der heitern Luft der menſchlichen Geſellſchaft abgerieben wird, ſo daß der natürliche Glanz ſeiner guten Eigenſchaften hervorkommt. Denn nun macht er keine Schwierigkeiten in Geſellſchaften zu gehen, und er gefällt in den beſten Zirkeln unſerer Stadt. Auch dieſes macht mich ſehr glücklich. Welches Weib ſieht nicht gern die Anmuth und die Talente ihres Geliebten in's ſchönſte Licht geſetzt?

XLIII.

Ganz unvermuthet wird meine Ruhe unterbrochen. Guſtav hat ſich nie um ſeine Vermögensumſtände bekümmern können. Ein junger Menſch denkt nicht daran, und ſein Vormund hielt ihn gefliſſentlich davon ab. Seit einiger Zeit glaubte Guſtav zwar einige Unordnungen zu merken, denn er war aufmerkſam auf ſeine eigene Angelegenheiten geworden, ſeitdem er die Geſchäfte des Oberſten betrieb. Der Vormund wußte immer Ausreden zu machen, und verließ ſich darauf, ein Bel-Eſprit würde nicht verſtehen zu unterſuchen und zu rechnen. Nachdem aber Guſtav volle fünf und zwanzig Jahre zurückgelegt hatte, ſo forderte er Rechnung von ſeinem gewesenen Vormunde, und die Auslieferung aller ſeiner Obligationen und Papiere. Da es hierüber nach manchem Streite zur Sprache kam, ſo zeigte ſich daß ſein ganzes Vermögen auf die unverantwortlichſte Art längſt war vergeudet worden. Der Vormund iſt entlaufen, und hat den ſchändlichſten Bankerot gemacht, woraus nach zwey oder drey Jahren kaum Zehn von Hundert kommen können, welches nicht zu den Gerichtskoſten zureichen wird. Guſtav iſt nun alſo aus dem Zuſtande des Wohlſtandes in gänzliche Armuth verſetzt. Aber er ſoll nicht arm ſeyn, ſo lange ich noch etwas habe.

LXIV.

Ich bin ſeit einigen Tagen in größter Unruhe geweſen. Man hat dem Vormunde vergeblich nachgeſetzt. Alle Hoffnung iſt nun verloren. Guſtav iſt dabey gefaßt, über alle Erwartung, und findet ſich auf eine edle Art in ſein Unglück. Meine Liebe zu ihm wird dadurch noch mehr angefeuert. Ich wollte ihm gern helfen, aber wie? Ich habe alle Wendungen erſchöpft, um ihn zu bewegen, daß er Unterſtützung von mir annehme, von mir, die ich doch ſeine nächſte Verwandtinn bin, wenn ich ihm auch ſonſt nichts wäre. Aber er iſt unbeweglich, und führt mir dieſelben Gründe an, die ich ihm ehemals angab, weßhalb der Oberſte von ihm keine Unterſtützung würde annehmen wollen und können, und darauf kann ich denn freylich nicht viel ſagen. Er iſt nicht abzuhalten geweſen, einige Juwelen und andere Koſtbarkeiten zu verkaufen, für die dringendſten Bedürfniſſe. Aber dieſe Hülfe kann nicht lange dauern. Nun wünſcht er ein Amt zu haben, aber wo wird ſich gleich eins finden? Indeß macht er dazu die nöthigen Schritte, und läßt keinen erlaubten Weg unverſucht. So veranlaßt Unglück zuweilen eine lobenswürdige Anſtrengung der Kräfte, und mit derſelben Geſelligkeit und Zartgefühl. — Wenn ihm doch nur auf irgend eine Art zu helfen wäre! Ich bin durchdrungen von Mitleid, von Hochachtung — und ich will es dir nur geſtehen, von reiner Liebe gegen den lieben Unglücklichen —

XLV.

Du haſt ſeit drey Wochen keine Zeile von mir geſehen, aber ich habe auch viel zu thun gehabt.

In Geſchäften?

Ja wohl! Ich bin gelaufen, habe geſchrieben, habe unterhandelt, habe ſollicitirt und — Viktoria! — Guſtav iſt nun Hofrath bey der Regierung. Es hat mir etwas Geld gekoſtet; aber das iſt wohl angewendet, und er ſoll nichts davon erfahren. Der alte Hofrath G** ſtarb gerade zur rechten Zeit. T** hatte die Anwartſchaft auf die Stelle, bekam aber eben jetzt glücklicher Weiſe auch andere Ausſichten. Dies erfuhr ich zufällig, und klopfte gleich an, und überließ ihm ſelbſt die Bedingungen.

Die Sache war bald zwiſchen uns abgemacht, und T** beſorgte das Nöthige bey dem Fürſten und bey der Regierung. Die großen Perrucken haben Guſtaven examinirt. Stelle dir vor, der Spekulant und Poet iſt in ihrem Rechtsweſen wohl beſtanden. Wohl ihm, daß er für den Oberſten und für ſich kürzlich Geſchäfte betrieben hat, denn ſonſt hätte er wohl alles vergeſſen. Kurz! Guſtav iſt Hofrath, ſo feſt Hofrath als einer von denen die an dem Tiſche mit dem grünen Teppiche ſitzen. Und — wenn ich ihn nun heurathe, — Wann? nach fünf Jahren? nach vier Jahren? Warum nicht gar! Es muß eher ſeyn, ſonſt wird's nichts. — Wenn ich ihn alſo heurathe, bin ich die Frau Hofräthinn, daß du's weißt. — Gieb mir meinen rechten Titel, das ſag' ich dir. — Ich bin ausgelaſſen vor Freude! Alles hat ſich ſo trefflich ſchicken müſſen. Lebe wohl, mein Herz!

XLVI.

Unſer Mann findet ſich vortrefflich in ſeine Amtsgeſchäfte. Ein talentvoller Jüngling kann ſich zu Allem bilden, ſobald ihn nur Dünkel und Schulweisheit nicht verdirbt. Dabey hat Guſtav in den wenigen Wochen die Liebe aller derer erworben, mit denen er zu thun hat. Meinſt du nicht daß mich das freuet! — Er weiß ſich in alle Charaktere zu ſchicken, ohne den ſeinigen zu verläugnen. Wenn ich den geſelligen — und faſt möchte ich ſagen, den moraliſchen — Charakter eines Menſchen zu würdigen habe, iſt mir der höchſte, der dieſes auf eine edle Art zu erlangen weiß; denn es gehört Verſtand, gutes Herz, Beurtheilungskraft und Menſchenliebe dazu. Die jungen Leute die nirgend an ihrem rechten Orte ſind, immer entweder zuviel oder zu wenig, immer fordernd und nichts leiſtend, immer in kindiſcher Peinlichkeit oder in ſtolzem Mißvergnügen ſind, die immer eine eigene Welt haben wollen, wo ſich alles nach ihnen richtet — was machen wir damit? — Du biſt eine ſtarke Seele, Julie! Du leiheſt ihnen ein paar Piſtolen, damit ſie ſich mit Lärm aus dieſer Welt fortſchaffen können. — Ich? — ich lache ſie aus und laſſe ſie laufen; ſie laufen nicht weit die Püppchen! Ihr erhabenes Unweſen hält nicht gegen das Auslachen. Lache einmal einen erhabenen Charakter aus; er bleibt was er iſt. — Und Guſtav hat nun ſein Erhabenes abgelegt, wie einen fremden Mantel, und iſt nun natürlich, gut, edel und trefflich, und ſoll in dieſer Welt bleiben.

XLVII.

Guſtav wird täglich andringender mit ſeiner Liebe. Daß mir dies nicht wohlthun ſollte; — wenn ich es ſagte, du würdeſt es nicht glauben. Mein Guſtav iſt in der Blüthe ſeiner Jugend, edelmüthig und wacker, — und liebt mich. Aber wenn ich weiter denke an eine lebenslängliche Verbindung, wenn ich überlege — und überlegen muß man doch, wenn's auf das Glück des Lebens ankommt — ſo komme ich immer wieder aufs Alte zurück. Er kann nicht nach zehn geſchweige nach zwanzig Jahren mit einer Frau glücklich leben die älter iſt als er. Der Mutternamen iſt ſüß, aber der Namen Gattinn, innigſte Vertrautinn des Lebens, iſt von einer ganz andern Süßigkeit. Wenn Guſtav's jüngeres Alter, das gegen das meinige mit zunehmenden Jahren ihm immer merklicher werden muß, ihn je hinderte in der ganz gleichen Vertraulichkeit, in der gänzlichen Zuſammenſchmelzung der Seelen zu verharren, die zwiſchen Gatten und Gattinn ſtatt finden muß, wie könnte er glücklich ſeyn mit ſeinem feinen Gefühle? und was würde ich ſodann ſeyn?

In meiner erſten Jugend mußte ich gezwungen mich aufopfern, und es gelang mir, durch guten Willen und Ausdauern, einen wackern Mann glücklich zu machen; ſollte es mir weniger gelingen durch ein freywilliges Opfer? Meine Liebe zu Guſtav iſt weder ſinnlich noch ſelbſtiſch *). Könnte ich ihn nicht ganz glücklich machen, würde ich ſelbſt im Unglücke verloren ſeyn. Will ich etwas anders als ihn glücklich ſehen? — Und dann kommt er mit ſeinem liebenden Auge, mit ſeiner ehrlichen Stirn, und mit ſeinen braunen Locken die ihm um den weißen Hals wallen. — Ach, Julie! ich zanke mit mir ſelbſt, daß ich ſo verſtändig bin.

XLVIII.

Du ſagſt ich bin wunderlich. Kann ſeyn! Aber ich habe dieſe Nacht über alles noch-

---

*) Das bedeutende engländiſche Beywort selfish wird durch ſelbſtſüchtig faſt etwas allzuſtark, wenigſtens in manchen Wendungen allzuſchwerfällig ausgedruckt. Adelheid konnte alſo füglich das Wort ſelbſtiſch bilden für selfish. Anmerk. des Herausgebers.

mal mit meinem Kopfkiſſen überlegt, und es bleibt dabey, Guſtav ſoll und muß mich nicht zur Frau haben. Ich bin jetzt ſchon verſtändiger wie er. Was würde es vollends in zehn oder zwanzig Jahren werden — denn ſo lange und länger wollt' ich bey ihm bleiben, und auf ſo lange und längere Jahre ſieht mein Verſtand voraus. O! der Verſtand verdirbt doch die beſte Freude, wenn man ſich verliebt! Und was das ſchlimmſte iſt, der Verſtand unterſteht ſich Recht zu haben. Kannſt du dir etwas Ärgeres denken als eine Frau, die verſtändiger iſt als ihr Mann? — Und älter noch dazu!

XLIX.

Du meinſt, liebe Julie! ich ſoll nicht ſcherzen über eine ſehr ernſthafte Lage, worein ich mich geſetzt habe. Ja wohl! Ich habe mich ſelbſt darein geſetzt! So geht's, wenn man's Herzchen wie ein krankes Kind hält, und ihm ſeinen Willen thut, Herzchen will immer mehr als es ſollte. Auch ſollſt du nicht etwa denken, mein Scherz wäre Leichtſinn, er kommt aus dem Innerſten der Seele. Ich bin wie die welche im Finſtern laut ſingen, damit man nicht glauben ſoll, ſie fürchteten ſich. Ich fürchte mich mehr als Eine die in meiner Lage nicht ſcherzen würde. Guſtav will von den fünf Jahren Aufſchub gar nichts mehr hören. Er wird immer dringender, und immer liebenswürdiger, und mein Herz wird immer wärmer. Ich fühle, ich werde zuletzt nicht ſtark genug ſeyn, ich werde einen Schritt thun, der — ich kann es mir ſelbſt nicht verhehlen, und, was könnt' ich dir verhehlen? liebe Julie! — einen Schritt, der mich jetzt unausſprechlich glücklich machen würde. — Nun! ſo thue ihn, ſagſt du. — Du haſt es ſchon zweymal geſagt. — Aber, liebſte Seele! ich komme immer wieder darauf zurück, dieſe Verbindung könnte ſehr leicht meinen Guſtav in kurzer Zeit nicht glücklich machen. Das Mißverhältniß des Alters, ſeine jetzige wenige Erfahrung und ſein Beobachtungsgeiſt, aus welchen beiden nothwendig folgt, daß er je länger er lebt, deſtomehr über viele Dinge andere Ideen bekommen muß. Meine Erfahrung, welche ſchon jetzt das Alles vorausſieht. — Kurz! Laß mich die verhaßten Wahrheiten nicht mehr wiederholen. — Guſtav muß glücklich werden und muß glücklich bleiben. Dies will meine Liebe zu ihm. — Und ich fühle mich allzuschwach. Gustav wird traurig über mein Verſchieben. Sein ängſtlicher Blick erregt Theilnehmung in mir. Säh' ich ihn länger in dieſer traurigen Stimmung; ich würde nicht widerſtehen können. Ich muß Hülfe haben. Du ſollſt bald mehr von mir hören.

L.

Liebe Julie! Ich denke die Hülfe kommt. Ich ſuchte einen Vorwand um meinen Hofrath Gustav zu einer Reiſe nach ** zu bewegen. Er blieb da einige Tage. Nachdem er mir von dem Geſchäfte Bericht erſtattet hatte, fragte ich, wie von ungefähr, nach Amalie L**, und ſah in ſeine feurige ſchwarze Augen. Sie erheiterten ſich. Er hatte ſie beſucht, mehrmal, erzählte unaufgefordert verſchiedenes ſehr angelegentlich von ihr, ganz unbefangen, das verſteht ſich. Aber — die Liebe iſt ſcharfſichtig. In einem Winkelchen ſeines mir getreuen Herzens ſah' ich Amaliens Bild ſchon eingeprägt — Der Ungetreue! — Doch ich muß ihm helfen! —

Nun glaube ich dreyfach, daß die Vernunft auch in der Liebe nützlich iſt. Ich bin ſeitdem, ohne daß Guſtav es wußte, in ** geweſen. Ich habe mit der Tante, meiner Freundinn, abgemacht, daß Amalie zu mir kommen und Ein Jahr in meinem Hauſe bleiben ſoll. Sie iſt heute ſchon eingetroffen.

Mein Herz fängt an leichter zu werden, liebe Julie! — Aber in einzelnen Augenblicken iſt es wieder ſo ſchwer, ſo ſchwer! Es koſtet mich viel, ſo verſtändig zu ſeyn. Liebe-Seele! Ich hätte doch nicht gedacht, daß ich noch ſo ſchwach wäre! In den Büchern iſt's ſo leicht über jede Neigung zu ſiegen. Da ſteht die Philoſophie ſo feſt mit der gefällten Helleparte, alles Sinnliche aufzuſpießen was der reinen Vernunft in den Weg zu treten wagt. Aber! wenn man ſich ſelbſt recht tief ins Herz ſieht! — da hat die Philoſophie Luſt davon zu laufen, und ihre Helleparte ſteht nur feſt, wann die Neigungen ſich ſelbſt gegen einander ſchwächen, und ſo unvermuthet auf den Spieß auflaufen. Dann ſingt die Philoſophie ein Te Deum, und meint ſie allein habe alles gethan!

LI.

Ich habe mir ein kleines Feſt gemacht mit der erſten unvermutheten Zuſammenkunft. Guſtav war etwas betroffen, da ich ihm Amalien als meine jetzige Geſellſchafterinn vorſtellte. Der kleinen Hexe ſcheint es nicht übel zu gefallen, Guſtaven täglich zu ſehen. Ich wiege mich mit dem Gedanken, daß etwas Neues hieraus entſtehen wird, und ich denke etwas Gutes —

Und dann — kann ich keine Nacht ſchlafen. Ich gräme mich, daß ich recht handle, und gebe meiner Vernunft Ohrfeigen, daß ſie über mein Herz ſiegen will. Und die Vernunft ſagt: Schlag zu, aber höre mich.

LII.

Das Weſen geht faſt geſchwinder, als ich mir vorgeſtellt hätte, und ich finde es manchmal ganz ſeltſam, daß alles ſo gut gelingt. — Herzchen! ſey artig und faſſe dich!

Die jungen Leutchen ſehen ſich gern, und ich laſſe ſie ſich gern ſehen. Guſtav, das muß ich ihm zum Ruhme nachſagen, macht ſeine

Sachen hübſch. Er verläßt mich nicht etwa geradezu, als wäre ich gar nichts. Er kommt ſehr oft, mir ſeine Schuldigkeit zu bezeugen, und die nehme ich dann an, — als Schuldigkeit — und reiche ihm recht ſtattlich die Hand zu küſſen. Man muß auf ſein Anſehen halten, gute Freundinn!

Ich weiß aber nicht, ob ich recht ſehe, es ſcheint mir bey Amalien ungezwungener zu ſeyn, und ſie iſt ſo liebreizend und ſo unbefangen, und die großen blauen Augen ſehen ſo herzrührend in ſeine blitzenden ſchwarzen Augäpfel —

Und mit einemmale kommt er mir geſtern wieder — unter vier Augen — mit ſeiner feurigen Liebe, und hätte mich beynahe unvermuthet wieder wankend gemacht; denn das erwartete ich nicht mehr. Aber, ich denke ich habe es recht beurtheilt: Er fühlte es war ſeine Schuldigkeit. Nun ſieh', liebe Julie! da erinnerte ich mich meiner Schuldigkeit. Ich ſagte ihm lächelnd: Wir haben ja noch Zeit. Sie wiſſen, ich habe beynahe noch fünf Jahre zu warten, ob ſich nicht eine andere fände. Er wollte feurig antworten, aber es war als ſtockte etwas in ihm. Ich drohte ihm mit dem Finger: Da iſt Amalie, ſagte ich, die iſt jünger als Sie. — Er ward blutroth, wollte meine Hand ergreifen, und ſtammelte etwas daher. Ich ließ ihn nicht ausſtammeln, ſondern ſagte mit möglichſtem Ernſte: Guſtav Sie ſind fünf Jahre lang ganz frey, brauchen Sie Ihre Freyheit. Er ſchien wirklich betroffen zu ſeyn. — Ich ſtand auf, um in mein Kabinet zu gehen; denn wirklich, der Athem ward mir ſehr kurz. Ich will dir bekennen, als ich allein war, floß ein Strom von Thränen; aber ich fühlte doch bald, auch Thränen der Freude waren darunter. — Sey ſtandhaft Herz! du kannſt deinen Willen nicht haben.

LIII.

L'amour va grand train! Guſtav braucht ſeine Freyheit, ich ſehe es und ſeufze und freue mich; denn Guſtav geht nun wahrem Glücke entgegen. Die beiden Täubchen ſehen nur ſich, und alſo kann ich deſto ſicherer beobachten. Zuweilen ergreift's mich, daß es ſo wahr hat ſeyn müſſen was ich Guſtaven vorausſagte; aber ich beruhige mich bald wieder. Und Amalie! — du glaubſt nicht wie liebenswürdig ſie iſt, und wie ſehr ich ſie liebe, deswegen, weil Guſtav durch ſie glücklich werden wird. Es wohnt in mir eine Empfindung der Ruhe und Zufriedenheit mit mir ſelbſt, eine Wonne, wogegen alle Leidenſchaft nichts iſt. Wer die Liebe nur kennen lernt, um ſie beſchrieben oder höchſtens dargeſtellt zu ſehen, faſſet dieſe Seligkeit nicht. — Ich fühle ſie ganz!

Und doch, liebe Seele — ich kann dir nichts verhehlen — wenn ich die beiden Liebenden mit einer zärtlichen Theilnehmung betrachte, ertappe ich mich oft auf tiefem Athemholen und einer Thräne die aus dem Auge rieſelt. Sollte es Leidenſchaften geben, wobey man äußerlich ganz ruhig iſt?

LIV.

Ich dachte nach was zu thun ſchicklich wäre, da die jungen Leute ſich täglich herzlicher vereinigen, und glaubte Amaliens Tante von der Sache Nachricht geben zu müſſen, um ihre Meinung darüber zu vernehmen; denn ich wollte doch nicht gern bey ihr in unrechtem Lichte erſcheinen, im Falle ihre Gedanken von den meinigen unterſchieden wären. Sie antwortete nach Wunſche und billigt alles. Ihre Feder ſtrömt über von Guſtav's Lobe, und — ſtelle dir vor — ſie ſchreibt: es wäre allgemein geſagt worden, ich und er würden ein Paar werden. Ich könne, ſetzt ſie hinzu, dieſes Gerücht nicht kräftiger widerlegen, als durch Beförderung ſeiner Heurath mit Amalien. Das heißt alſo: ich bin zu alt für Guſtav! — Und das hätte jedermann geſagt? Es wäre doch impertinent. Was haben ſich die Leute um uns zu bekümmern? — Aber, liebe Julie! wenn es nun Guſtav ſelbſt einmal — nicht geſagt — das kann er nicht, nur gedacht, nur im innerſten Gedanken gedacht hätte? O! — genug! genug! —

Übrigens iſt eine Tante ein haſſenswürdiges Geſchöpf. Gott ſey gelobt, daß ich keine Nichte habe! — Und doch werde ich dieſe Tante, die mir zu verſtehen giebt ich wäre zu alt, herzlich umarmen müſſen, und umarme ſie gewiß auch recht herzlich. Bin ich nicht eine gute Seele? Habe Geduld mit mir, liebe Julie! und mit meinem Geſchwätze, und — habe auch ein wenig Mitleiden mit mir. — Ich kann manche Nacht nicht ſchlafen, und dann finde ich, es koſtet viel um gut zu ſeyn. — Doch ich ſage mir auch: gut zu ſeyn iſt wohl eines großen Opfers werth; und iſt das wahr, ſo bemitleide mich nicht.

LV.

Die Sache neigt ſich zur Entwickelung. Ich habe mit Guſtav eine Scene gehabt — eine Scene — ich kann ſie dir nicht beſchreiben — und beſchreibe ſie nun doch.

Ich hatte ihn für frey erklärt, und er kam — mich daran zu erinnern. Ehe er ein Wort ſagte, wußte ich alles, und ich las in ſeinen Augen, er wußte daß ich alles verſtand. Wozu müſſen Worte ſeyn zu ſolcher Scene? Wäre Amalie an ſeiner Stelle geweſen, ich hätte ſie herzlich in meine Arme geſchloſſen. Ein Kuß hätte mir, hätte ihr Alles erklärt. — Aber mit Guſtav mußten es Worte ſeyn.

Sie wurden ihm, ſie wurden mir ſehr ſchwer. Wie er's wendete, um mir zu ſagen, daß er meine Erlaubniß Amalien zu lieben annehme, ob er mich um Vergebung bat, ob er Entſchuldigungen ſtammelte, ob er Entſchuldigung bedurfte, — ich hörte von allem nichts, weiß wenigſtens jetzt nichts davon. Ich kam zu mir, als er ſagte: Amalie liebe ihn' Da ging mir das Herz auf, ich ergriff ſeine Hand ſie ſanft zu drücken, aber Worte wurden mir nicht, ihm auch nicht, ſeine Augen hafteten auf den meinigen, wir empfanden zu viel, es mußte unterbrochen werden. — Ich verließ ihn — um Amalien ihm zuzuführen. Ich legte ihre Hände in einander, beide umarmten ſich. Amalie fiel in meine Arme, Guſtav küßte meine Hand. Ich kann nicht mehr ſchreiben. Denke dir weiter was du kannſt!

LVI.

Ich ſchreibe dir dieſes ſpät in der Nacht, denn ich war heute Vormittag ſo bewegt, daß mir das fernere Schreiben unmöglich ward. Meine Lebensgeiſter ſind auch erſt ſeit ein paar Stunden wieder beruhigt. Ich kann nun fortfahren.

Nachdem ich Amalien mit voller Inbrunſt an mein Herz gedrückt hatte, — wie lange? — zählt das unausſprechliche Entzücken Minuten? — ſo kam ich endlich ſo weit zu mir, daß ich Amaliens Hand in meine linke, Guſtav's Hand in meine rechte nahm, und mich zwiſchen beide ſetzte; denn meine Füße ſchwankten, und ich glaube, ihre auch. Noch ſprachen nur unſere Augen und unſere von Wonne bebende Bruſt. Wir ſchöpften endlich etwas langſamer Athem und fanden Worte. — Für uns? Nein! aber wir mußten anfangen zu ſprechen, um etwas ruhiger zu werden. Es kam unter mehreren die Rede, Guſtav müßte um Amalien bey ihrer Tante anhalten. Ich legte ihren Brief in ſeine Hand. Beide entſetzten ſich vor Freude. Auch dafür haben Sie geſorgt, rief Guſtav, und ehe ichs wehren konnte, küßten beide meine Hand. Dieſe Küſſe gingen ins Herz. Wir drey zerfloſſen in Thränen. Ihre weinenden Augen waren ſo beredt!

Warum weinen wir in der äußerſten Freude? Ich bin jetzt ſo froh, bis in mein Innerſtes ſo unausſprechlich glücklich, und meine Thränen fließen aufs Papier.

Ich kann nicht weiter ſchreiben.

LVII.

Wir ſind hier alle in arger Unruhe — um Kleinigkeiten — Anſtalten zur Hochzeit. — Warum Anſtalten dazu? Macht man Anſtalten zum Sterben? Das iſt doch auch ein Übergang in ein glücklicheres Leben!

Doch ſind da nun die Einkäufe, und die Viſiten und die lahmen Glückwünſche, und das Küchengeſchirr, die Tiſchtücher, die Teller, die Leuchter, die Stühle, die Schränke, die Vorhänge, und ſo Gott will der Plateau. — Hat man je ſolch ungereimtes Zeug geſehen? Und doch iſt das Zeug nöthig. Nöthig? Wahrlich kalt überlegt, iſt wenigſtens Ein Theil wirklich nöthig, und der andere Theil, in der Welt wie ſie nun einmal iſt, nicht zu entbehren.

Le superflu, chose si necessaire!

So iſts! Viele Dinge ſcheinen uns ungereimt, wenn wir nur auf uns ſelbſt ſehen, und ſind es nicht, wenn wir in Betrachtung ziehen alles was um uns iſt. — Ich ſähe gern gar nichts als Guſtav und Amalien. Guſtav und Amalie ſehen nur ſich beide, und ſollen nichts anders ſehen. Alſo muß ich wohl um mich ſchauen, und auf alles bedacht ſeyn, um ſo mehr, da ſie künftig in meinem Hauſe wohnen ſollen; denn trennen könnte ich mich unmöglich von den beiden Lieben, auch nicht auf eine Stunde. Da nun das ſeyn ſoll, ſo muß ich auch ſchon ſorgen, daß ſie in meinem Hauſe das ungereimte Zeug finden, deſſen ſie nicht entbehren können, wenn ſie nach wenigen Wochen nicht nur ſich beide, ſondern auch viele andere Leute ſehen werden, unter denen ſie leben müſſen. —

Mir ſchwindelt. Wie? Wird denn die Zeit kommen, da ſie auch Andere ſehen, außer ſich beiden? — Sie muß kommen, und — mein Herz ſagt mir, ſie ſehen die ganze Welt, und ſind doch ſich ſelbſt genug!

LVIII.

Geſtern war die Hochzeit. Der Bräutigam, ſimpel gekleidet in einem leichten biſchoffarbenen Fracke und weißem Gilet, ſchien in ſeinem Geſichte mit den ſchöngelockten braunen Haaren, an Geſundheit und blühender Farbe ein Jüngling, im Ausdrucke des Edelmuths und Talents ein Mann. Als ich ihn der Braut zuführte, war ich unbeſchreiblich froh, er ſchlug einen Augenblick die Augen nieder vor mir, das ging mir tief durch die Seele und doch that mir's wohl. Die Braut hatte ein weißſeidenes griechiſches Kleid, eine goldene Kette um den Hals, es war die Kette der Liebe. Ihr blondes Haar floß um ihr Haupt in natürlichen Locken über ihre Schultern tief herab, zwey Roſenknoſpen waren in den jungfräulichen Myrtenkranz geflochten. Soll ich dir beſchreiben wie ſchön ſie war? Wie könnt' ich es! Soll ich dir nichts davon ſagen? Wer könnte an dieſes Hochzeitfeſt denken, und nicht an die Schönheit der Braut! Könnte ich aber auch ihre Schönheit malen, ſo ſäheſt du doch das Wenigſte. Unſchuld und Wahrheit belebte dieſes Geſicht.

Nur auserleſene Freunde waren die Hochzeitgäſte, eine mäßige Zahl. Unſer alter Vetter ſtellte den Vater des Bräutigams vor. Mein Herz klopfte mir, daß nun Guſtav's Glück befeſtigt war. Als der Geiſtliche ſie auf immer verband und ſie ſegnete, übertäubte mein inneres Gefühl das äußere. Ich mußte in mein Kabinet gehen, mich in meinen Lehnſtuhl zu werfen. Es ergriff mich, wie noch nie! Ich fühlte, ich hatte ein Opfer gebracht, und fühlte nun die ganze Größe des Opfers. Laß mich, liebe Julie! Sieh nicht auf die Thränentropfen die meine Schrift verlöschen. Es iſt ja erlaubt einen Greis zu beweinen, den man liebte, ob man gleich dem Laufe der Natur nach den Verluſt voraus ſah, und ihn wohl gar wünſchte, weil der geliebte Hinfällige zu ſehr litt. Warum ſoll es mein ſchwaches Herz nicht auch fühlen, daß ich es nicht mehr dieſem ſüßen Manne geben darf, ob ich ihm gleich ſelbſt entſagte, um ihn glücklicher zu ſehen? Hier iſt Schmerz mit Freude vermiſcht, mit dem innigſten Grade der Freude. Ich ſehe ihn ganz glücklich, — ſo wie die hingeſchiedenen Seligen die ich liebte, — und auch ich bin glücklich, liebe Julie! wirklich ſehr glücklich, da nun der erſte Sturm der Leidenſchaft vorbey iſt. —

Ich erholte mich noch ziemlich bald, und kam wieder zur Geſellſchaft. Man hatte mich vermißt. Braut und Bräutigam eilten auf mich zu. Ich umarmte die Braut, und — auch den lieben Bräutigam — zum erſtenmale in meinem Leben. Ich ſchlang meine Arme feſt um ihn und empfand Wonne, wie noch nie. Ihm kamen die Worte eher als mir. Er rief aus, indem noch ſein warmer Hauch an meine Wangen ſtrich: Das Glück meines Lebens, Amalien, bin ich Ihnen ſchuldig! Er wollte mir danken — ich hörte nichts, meine Arme glitten ab, meine Kniee zitterten, ich ſetzte mich athemlos nieder. Man ſagt, ich wäre todtenblaß geweſen. — Ich kann nicht mehr ſchreiben! Mir iſt wohl. Ich habe heute mein Teſtament gemacht, daß ſie meine Erben ſeyn ſollen.

LIX.

Freude und Schmerz hat mich verlaſſen. Ich bin ruhig, ſehr ruhig. Ich vegetire. Die Welt iſt ſchön um mich, der Himmel iſt heiter, die Bäume grünen, die kühle Luft wehet; aber ich ſcheine mir auch nur zu wehen und zu grünen. Nein! ich lebe: denn ich ſehe Amalien und Guſtav ſo innig, ſo glücklich leben, ich lebe mit ihnen und in ihnen, und bloß in ihnen kann ich leben. Und doch iſt's mir ſo ſchwer in der Bruſt, ich bin da und bin abweſend. Liebe Julie! Hälfte meines Herzens, ich ſage dir alles — ich hätte ihn nicht umarmen ſollen! Warum gab mir der Himmel warmes Blut bey einer heiß empfindenden Seele?

LX.

Du ſagſt, ich ſoll mich nicht gereuen laſſen, was ich gethan habe. Liebe Seele! Du haſt den Punkt gefunden, der deine arme verirrte Adelheid wieder zu ſich ſelbſt bringen muß. Daß es mich gereuen ſollte? Nimmermehr! Jeden Tag nimmt meine Freude darüber zu, daß ich Muth hatte das Opfer zu bringen: denn ſie ſind glücklich, unausſprechlich glücklich, und werden es bleiben. Aber, liebe Julie! habe Nachſicht mit mir. Mein Zuſtand iſt, wie der des Sokrates als man ihm die Feſſeln abnahm. Die Haut ſeines Fußes war ſo reizbar geworden, daß ihm eine angenehme Empfindung durch die Nerven zitterte als der Druck der Feſſeln aufhörte. So kann Freude aus Schmerz entſtehen. Mein Verſtand ſagt mir, ich habe recht gethan; und iſt der Verſtand kräftig, ſo bezwingt er ja äußere Empfindung, warum nicht endlich auch innerliche? Die Überwindung koſtet Mühe, aber die Mühe iſt wohl angewendet.

LXI.

Guſtav iſt ein Schwätzer. Er hat dir geſchrieben, ich wäre krank. Nun, wenn ichs wäre? Auch Liebe kann Krankheit ſeyn. Du glaubſt, ich müſſe krank ſeyn, weil meine Briefe nicht voll der gewöhnlichen heitern Scherze wären. War ich ſonſt ſcherzhaft? Faſt erinnere ich mich an ſo etwas. Aber heiter bin ich noch, liebe Julie. Mein Blut, das wärmer wallt als ich gedacht hätte, brachte mich in Leidenſchaft, und Leidenſchaft iſt Schwäche, wäre es auch noch ſo ſüße Schwäche. Jetzt fange ich an ſtärker zu werden, das heißt ruhiger. Jeder Tag macht meinen Geiſt heiterer, denn Amalie und Guſtav lieben ſich täglich mehr. Amalie trägt ein Pfand der Liebe unter ihrem Herzen. Das ſchafft neue Freude, Guſtav hängt nun mit doppelter Inbrunſt an ſeiner Amalie und ich an beiden. Wäre mein Körper auch ein wenig erſchüttert, die Freuden der Seele werden ihn heilen. Guſtav und Amalie machen mir täglich neue Seelenfreuden.

LXII.

Unſer Wunſch iſt erfüllt. Amalie iſt von einem geſunden Knaben entbunden, des Vaters Ebenbild. Wohl mir, daß ich etwas habe was ich von Herzen lieben kann. Meine Seele ſchwimmt in Freude. Dieſem Kinde weihe ich mein ganzes übriges Leben. Jetzt muß ich für ihn ſorgen Tag und Nacht. Ich kann daher nur wenig ſchreiben. Bald wird die Zeit kommen, daß der Knabe mit mir ſchwatzt, alsdann werden meine Briefe auch wieder ſcherzhaft ſeyn — und noch eher. Lebe wohl! Der Knabe wacht auf, ich muß ihn an der Mutter Bruſt tragen.

Mehr Briefe ſind nicht mitzutheilen. Adelheid lebte ſo lange, daß ſie den

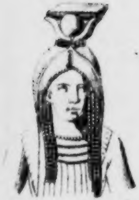
Knaben, ihren Liebling, die Gefahren aller Kinderkrankheiten glücklich überſtehen ſah. Sie ward nach und nach ſchwächer. Der Samen der Krankheit lag lange in ihr, durch vieles Nachtwachen bey den Krankheiten des Kindes mochte ſie vielleicht das Übel vermehrt haben. Sie war an zwey Monate bettlägerig, die Abzehrung nahm zu, aber ihr Geiſt blieb beſtändig heiter. Am Tage vor ihrem Tode ſchrieb ſie folgendes, mit zitternder Hand, unter einen Brief Guſtavs, der von ihrem Zuſtande Nachricht gab:

> Denke nicht, daß ich ſobald ſterben werde. Aber wäre es, ſo verlaſſe ich ja alles glücklich was ich liebe. Wäre ich Guſtav's geworden, ſo würde ihn mein Tod ganz unglücklich machen, und das wäre mir das Bitterſte. Jetzt hat er Amalien und ſeinen Knaben. Du kannſt dir nicht vorſtellen, wie lieblich der lächelt, und Vater! ruft.

Sie war noch wenige Minuten vor ihrem Tode ſehr heiter, und ſchlief ein, ſo wie eine Kerze verliſcht.

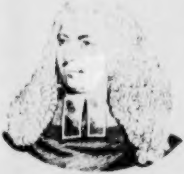
Druckfehler.

S. 55 unterſte Zeile Diaforius l. Diafoirus.
S. 60 Z. 4 Blondinen l. Blondins.
S. 104 Z. v. unten, wird, eine, weggeſtrichen



Die ägyptische Isis

[illegible]



Lord Chief Justice Eyre

Über den Gebrauch
der
falſchen Haare und Perrucken
in alten und neuern Zeiten.

Eine Hiſtoriſche Unterſuchung

von

Friedrich Nicolai.

Mit 66 Kupferſtichen.

Cum nihil agimus, calamo ludimus.

Berlin und Stettin
1801.

Re. Bibl. Acad. Land.

Universitäts- München Bibliothek

Dem

Herrn Grafen A. F. von Veltheim

Erbherrn auf Harbke ꝛc. ꝛc.

gewidmet.

Am 18ten September 1800.

Vorrede.

Die erſte Gelegenheit zu dieſer Schrift gaben viele Bruchſtücke von Nachrichten zur Geſchichte der Sitten meines Vaterlandes, die ich ſeit geraumer Zeit zuſammen trug zu mancherley hiſtoriſchem Gebrauche, den wirklich zu machen ich mehr Eifer und guten Willen als Muße hatte. Hierzu kam der Beſitz einer ſehr beträchtlichen Menge Bildniſſe von Gelehrten und andern merkwürdigen Perſonen aus allen Zeitaltern, von mir ſeit vielen Jahren geſammelt und in gewiſſe Klaſſen chronologiſch geordnet; welche in Nebenſtunden zuweilen durchgeſehen, eine lebhafte Anſicht der Geſtalt merkwürdiger Menſchen gewährten, und mancherley Erinnerungen aus der Geſchichte und Betrachtungen über ehemalige Gebräuche herbeyführten, zum lebhaftern Bilde vergangener Zeit. Die Unterſuchung der Nachrichten aus den älteſten Zeiten und aus den mittlern Jahrhunderten ward nach und nach hinzugethan; wobey beyläufige Erläuterungen der Sprache, oder Berichtigungen kleiner Umſtände aus der Geſchichte menſchlicher Gewohnheiten und Thorheiten, wenn ſie ſich darboten, mitgenommen wurden. So entſtand eine hiſtoriſche Unterſuchung gar nicht dem Genius der Zeit geeignet. Dies fühle ich ſelbſt, und möchte mich gern ſchämen ein Buch geſchrieben zu haben, das ſo wenig der neueſten gelehrten Mode gemäß iſt.

Es mag beſonders wohl ſehr ſolenn und ernſthafte Leute geben, welche es fü allzuunwürdig halten, ſich mit Unterſu chung alter Gewohnheiten zu befaſſen, un vollends mit einem ſo geringfügigen Ge genſtande, als der Gebrauch falſcher Haa re und Perrucken ihnen vermuthlich ſche nen wird. Ich bekenne auch in aller D muth, daß eine Perrucke, ſo wie die G ſchichte aller möglichen Perrucken, weit u ter der erhabenen politiſchen Weisheit ſ hen müſſen, welche, ſeit den letzten ze

Revolutionsjahren, von einer nicht geringen Anzahl deutſcher Schriftſteller zum Beſten des bedrängten Europa mit ſo milder Weitſchweifigkeit ausgeſpendet wird. Auch ſehe ich deutlich ein, daß der ſchönſte Schmuck von falſchen Haaren, und die Unterſuchung ob die Kaiſerinn Furia Tranquillina dergleichen getragen habe, ganz und gar nichts iſt gegen das ſeit kurzem entdeckte **Wiſſen**, das heißt, gegen die **einzig wahre** tiefe deutſche Philoſophie und hohe deutſche Aeſthetik, deren in ſich ſelbſt gegründete Unumſtößlichkeit noch viel unumſtößlicher ſeyn würde, wenn ihre Lehrer auch noch wüßten über ihre wichtigſten Sätze untereinander einig, und ihren Zuhörern und Leſern verſtändlich zu werden. Ich bin ſehr weit entfernt, durch dieſe meine Perruckengeſchichte mich mit dergleichen Männern meſſen zu wollen, welche jetzt in unſerm deutſchen Vaterlande alles auf einen andern Fuß ſetzen; auf einen **beſſern** darf man nicht ſagen, weil dieſes wie Glückſeligkeit ausſehen würde: worauf es, nach der neueſten Philoſophie, bey einem Staate gar nicht ankommt, ſondern nur darauf, daß er mit der aprioriſchen Theorie irgend eines der ſich widerſprechenden neuern Natur- und Staatsrechtslehrer übereinſtimme.

Doch kann ich nicht umhin, ein paar Bemerkungen welche mir bey Gelegenheit dieſer hiſtoriſchen Unterſuchung, in Abſicht auf **Philoſophie und Politik**, zu Sinne kamen, hier mitzutheilen. Man kann die Geſchichte der Perrucken nicht wohl in ihrem ganzen Umfange kennen lernen, ohne lebhaft einzuſehen, daß dieſe Kopfzierden, ſowohl in Rückſicht ihrer veränderlichen Geſtalt als ihrer Vergänglichkeit, und gewiſſermaßen auch in der Rückſicht daß ſie mehr ſcheinen als ſind, noch für beſſere Sinnbilder philoſophiſcher Syſteme können gehalten werden als die Hüte. Von der Seite der Politik aber, wa ge ich, eine für die Ruhe des jetzigen Europa wichtige Anzeige zu machen, nehmlich, daß die blutigen Verſchwörungen nicht, wi Pinto vermeint, ſeit der allgemeinen Ein führung des Kartenſpiels aufgehört haben ſondern wirklich erſt ſeit der allgemeine Einführung der Perrucken. Wallenſtein welcher ſich gegen ſeinen Kaiſer empörte und der Kaiſer welcher ihn deshalb ermorden ließ, trugen beide ſchlichtes Haar. Kein Einziger von den berüchtigten und berühmten Revolutionären, weder **Maſaniello** noch **Thomas Münzer**, noch **Anacharſis Cloots**, und ſelbſt weder **Doktor Martin Luther** noch **Moriz von Naſſau** noch **Bonaparte** trugen Perrucken. Es iſt ja weltbekannt, daß die **Jakobiner** zuerſt die friedlichen Perrucken wegwarfen und unverſchämterweiſe, wider alle Verfaſſung, mit abgeſchnittenen emporſtrebenden Haaren erſchienen, worauf denn freilich auch die Religion und die Monarchie umgeſtürzt wurden. Ferner erhellet aus den jetzt auch ins Deutſche überſetzten unſterblichen Werken des ſcharfſpürenden Profeſſors Robiſon in Schottland, und des mit Luchsaugen verſehenen franzöſiſch - deutſchen Abbe **Barrüel** in England, daß die **Freymaurer** und die **Illuminaten**, dieſe ſcheußlichen Spießgeſellen der perruckenloſen Jakobiner, auch in Deutſchland das Unterſte zu Oberſt zu kehren trachten. Es wäre daher wohl nöthig, zufolge des Aufrufs der gedachten eifrigen Männer, Vorſichtigkeitsmaßregeln wider dieſe Ungeheuer zu nehmen, welches meines Erachtens am kürzeſten würde bewirkt werden, wenn allen des Jakobinismus verdächtigen Deutſchen, beſonders den Schriftſtellern, hohen Orts auferlegt würde Knotenperrucken zu tragen, welches dieſe im Finſtern ſchleichende Verderber zugleich auszeichnen und unſchädlich machen würde, da die Geſchichte laut dafür ſpricht, daß nie ein beperuckter Kopf die Kirche oder den Thron umzuſtürzen ſuchte.

Doch was erwähne ich der Geſchichte! Es ſcheint ja ausgemacht, daß auf der erhabenen Zinne, wohin nunmehr unſere politiſche und philoſophiſche, desgleichen unſere philoſophiſch-äſthetiſche naturwiſſenſchaftliche Schriftſteller ſeit kurzem unſer deutſches **Wiſſen** gebracht haben, höchſtens die durch den Erfinder der kritiſchen Phioſophie auch erfundene **weißagende Geſchichte** a priori, wo der Philoſoph die Begebenheiten ſelbſt macht, in Anſchlag kommen darf; und von dieſer Art iſt freylich dieſe meine Geſchichte der Perrucken keinesweges. Kaum möchte es alſo auch noch der Mühe werth ſeyn, jezt, da durch neue wohlthätige Syſteme, allenthalben, nun ſogar auch aus der Medicin die ſo unnütze Erfahrung verbannt, dagegen aber die Wirkung der Arzneymittel, auf dem einzigen rationalen Wege, a priori, beſtimmt iſt, und vermuthlich nächſtens, eben ſo ſicher wie die Theorie der Aſtronomie und Optik, durch Kalkul wird mathematiſch befeſtigt werden, ſich überhaupt um irgend Etwas was ehemals geſchehen iſt, zu bekümmern. Am wenigſten kann es rathſam ſeyn, auf die bisher gewöhnliche empiriſche Weiſe die Geſchichte aus Nachrichten zu ſtudiren, und am allerwenigſten die Geſchichte menſchlicher Sitten und menſchlicher Meinungen. Sollte man indeß dieſes letztere nun einmal immer noch wollen, ſo glaube ich, es ſey dabey nichts allzugeringfügig, wenn es auf die rechte Art betrachtet wird, ſogar nicht einmal die Perrucken und die falſchen Haare. Auch kommt es mir vor, die gedachten geringfügigen Gegenſtände antiquariſch und hiſtoriſch genau zu unterſuchen, möchte wohl eben ſo viel Nachdenken und Ueberlegung erfordern, und vielleicht ſogar — welches freylich unweſentlich iſt — andern noch nützlicher ſeyn, als mit lebhafter Anſtrengung des Geiſtes die feinen Kombinationen ſchnell zu treffen, wodurch ein Robber gewonnen oder ein Skat gelegt wird. Damit beſchäftigen ſich aber vorgedachte ſolenne und ernſthafte philoſophiſche und politiſche Machthaber in der gelehrten Welt, vielleicht ſogar täglich, ohne jemandes Widerrede. Deshalb mag es dahin geſtellt bleiben, ob es nicht ganz gut wäre, daß jeder den andern in ſeinen Nebenſtunden das Steckenpferd ruhig reiten laſſe das ihm am beſten behagt, und kein Pferdchen bloß deswegen verachte, weil es nicht das ſeinige iſt, ſonderlich wenn die Mähre weder ausſchlägt, noch über Stock und Stein ſpringt, um andere über den Haufen zu rennen.

Hiebey wird gern zugegeben, daß Unterſuchungen von der Art wie die gegenwärtigen, für denjenigen nicht ſind der ſie nun einmal nicht liebt. Dem welcher ihren Werth zu ſchätzen weiß, ſind ſie gleich einer angenehmen Jagdpartie, wo das gefällte Wild weniger der eigentliche Zweck iſt, als die

Bemühungen es zu fällen, nebſt der Mannichfaltigkeit der Gegenden und der Gegenſtände, welche man bey Gelegenheit dieſer Bemühungen erblickt. Wer kein Kenner der Jagd iſt, wird nicht begreifen, wie man ihr zu Liebe ſich entſchließen kann Froſt und Hitze auszuſtehen, durch Büſche zu kriechen und durch Sümpfe zu waten. Gerade ſo iſts mit der Jagd in Büchern, auf Nachrichten aus der Geſchichte, auf Kenntniß ehmaliger Denkungsarten, Sprachen, Meinungen und Sitten, wobey man oft durch den Sumpf langweiliger Lektur waten muß. Wie man dieß letztere nicht ſcheuet, begreifen diejenigen nicht, welche in Büchern ſo wie in Wäldern nur gemächlich ſpazieren gehen mögen, und bey ihrem Triebe nach beſtändigem Vergnügen keinen Sinn für den Ausſpruch des alten Weiſen haben: Daß die Götter den Menſchen Vergnügen um Arbeit verkaufen. Wer aber ein Kenner und Liebhaber der Geſchichte, der Alterthümer und der Literatur iſt, nimmt gern vielerley Bücher in die Hand, und ſcheuet weder Zeit noch Mühe, ob ſie gleich Andere hiebey würden für verſchleudert gehalten haben. Dem, welcher ſich das lebendige Bild des Zuſtandes der Vorzeit, der Sitten, der Thorheiten, welche ehemals regierten und auch oft noch jetzt wiederkommen, der Wahrheit gemäß vorzuſtellen ſucht, iſt kaum irgend ein Buch das etwas davon erläutern kann, zu ſchlecht, um nicht für deſſen langweiliges Durchleſen ſich durch irgend eine nützliche Belehrung belohnt zu finden; und der wahre Kenner der Literatur verachtet keine Art der Belehrung. Für den freylich, der nicht irgend einen intereſſanten Geſichtspunkt zu faſſen verſteht, und nicht Vorkenntniſſe und guten Willen hat ihn feſt zu halten, ſind die meiſten Bücher die nicht in den Kreis der eben regierenden Modelektur gehören, vergeblich geſchrieben. Geſchichtforſchung, Sprachkunde und Bücherkunde ſind ihm eine öde Wüſteney.

Literariſche Unterſuchungen haben auch mit der Jagd gemein, daß man dadurch in Gegenden geräth, wohin man ſonſt nicht gekommen wäre. Da verirrt man ſich denn zuweilen, verliert nicht nur die Fährte des

Wildes, ſondern weiß zuweilen ſich ſelbſt nicht wieder zurechte zu finden. Sollte mir dieſes auf meiner gelehrten Jagd in ſo vielen Büchern mancherley Art, wo mich immer eines auf das andere führte, etwa auch begegnet ſeyn, ſo hoffe ich auf den rechten Weg gewieſen zu werden, von Männern welche literariſche Kenntniſſe mit Beurtheilungskraft und Wahrheitsliebe verbinden. Und von wem könnte ich dieſes wohl vorzüglicher hoffen, als von dem verehrungswürdigen Manne dem ich dieſe Schrift aus reiner Hochachtung widmete, hauptſächlich, weil Er alle ebengenannte Eigenſchaften in ſo vorzüglichem Maaße beſitzt?

Druckfehler.

Seite 7, Zeile 13: vorigen, man leſe ſiebzehnten.
— 8, — 19: ehe, man l. ehedem.
— 10, — 9 von unten: Tertullians, man l. Tertullian.
—— — 5 von unten: ſiel, man l. fiel.
— 11, — 7 von unten: Weil es nun, man l. Weil nun.
— 12, — 1 Valentin, man l. Valerius.
— 13, — 9 von unten: fich, man l. ſich.
— 20, — 7 man l. Fäden.
— 21, — 8 und 11: [illegible], man l. [illegible].
— 22, — 6: das Wort angeblich muß wegbleiben.
— 28, — 6 von unten: (04), man l. (64).
— 33, — 11 nachſchrieben, man l. nachſchreiben.
— 34, — 18 suggestorum, man l. suggestum.
— 38, — 1 (93), man l. (95).
— 39, — 11 dergleiche, man l. dergleichen.
— 44, — 7: Pflegten im 17 und 18ten Jahrh.
— 47, — letzte Z. (100), man l. (113).
— 51, — 8 von unten: Clitopho, man l. Clitipho.
— 61, — 3 von unten: ὁ, man l. ὁ'. — [illegible],
man l. [illegible].
— 63, — 13 von unten: Lüteiniſchen, man l. Lateiniſchen.
— 76, — 19 ſtatt (159) leſe man (106).

Über

Über den

Gebrauch der falſchen Haare und Perrucken

in alten und neuern Zeiten.

Eine hiſtoriſche Unterſuchung.

Schon in ſehr alten Zeiten war es gewöhnlich, den Kopf mit fremden Haaren, auf irgend eine Art befeſtigt, zu bedecken; beſonders war dieſes bey den Griechen und Römern üblich. Nothwendigkeit, Putz, Luxus gaben Gelegenheit dazu. Dieß iſt den Gelehrten zwar im Allgemeinen bekannt, und eine Menge Stellen aus alten Schriftſtellern nebſt den verſchiedenen beſondern griechiſchen und lateiniſchen Benennungen der Perrucken ſetzen die Sache außer Zweifel; aber diejenigen welche ſich nicht auf eigentlich antiquariſche Unterſuchungen einlaſſen, werden ſich kaum vorſtellen können, daß der Gebrauch fremder Haare zur Kopfbedeckung ſchon in den älteſten Zeiten ſo ſehr gemein geweſen iſt. Noch weniger möchte ihnen bewußt ſeyn, daß ſeit den Zeiten der Griechen und Römer, durchs ganze Mittelalter hindurch bis auf unſere Zeiten, in allen Jahrhunderten Perrucken gebräuchlich geweſen ſind, und daß dieſelben von dem weiblichen Geſchlechte beynahe noch allgemeiner gebraucht wurden, als vom männlichen.

Es iſt bey weitem noch nicht alles was ſich in den antiken Schriftſtellern und in den Geſchichtſchreibern des Mittelalters über dieſen Gegenſtand findet, vollſtändig geſammelt, viel weniger genau erklärt worden. Die Ausleger der Alten in den vorigen Jahrhunderten waren mehr darauf bedacht, Stellen aus dieſen Schriftſtellern mechaniſch zuſammenzureihen, als ſich recht deutliche und genaue Begriffe vom Inhalte zu machen; ſonderlich aber, da ſie techniſche Gegenſtände nebſt den dazu gehörigen Handgriffen ſelten richtig zu beurtheilen wußten, überlegten ſie nicht genau, wie etwa die Haarbedeckungen der Alten, wovon ſie ſo mancherlei erzählten, eigentlich beſchaffen geweſen ſeyn möchten. Sie haben ſehr oft den natürlichen Haarwuchs und verſchiedene Arten von Hauben und Kappen mit den aufgeſetzten falſchen Haaren verwechſelt, und überhaupt manche Stellen ganz unrichtig erklärt: zumal da ſie ſehr oft den Meinungen und leeren Vorausſetzungen anderer Ausleger eben ſo vielen Werth beilegten, als den eigentlichen Quellen der Nachrichten, den antiken Schriftſtellern; und beiderley Autoritäten oft ſeltſam genug unter einander miſchten. Dieß gilt, außer den eigentlichen Kommentatoren, beſonders auch von des Ludw. Cölius Rhodiginus Lectiones antiquae, und von des Adrian Turnebus und Caſpar Barthius Adversaria, dieſen Magazinen von Nachrichten und ausgezogenen Stellen der Alten, aus welchen im vorigen und jetzigen Jahrhunderte ſo viel Schriftſteller das Anſehen weitläuftiger Beleſenheit holten, ohne ſelbſt geleſen zu haben. Man kann den gedachten fleißigen Sammlern immer für die Mühe danken, womit ſie ſo viel zuſammentrugen, und beſonders auch für ihre Regiſter; denn wer wollte jetzt, ſo wie ſie, ſeine Lebenszeit bloß mit Leſen und mit Abſchreiben des Geleſenen unter gewiſſe Rubriken zubringen: aber es iſt durchaus nöthig, die von ihnen angeführten Stellen ſelbſt nachzuſchlagen und im Zuſammenhange zu erwägen. Da erſtaunt man dann oft, wie ſie ſo manche Dinge von verſchiedener Art unter einander verwirrten, und beim weitern Nachſpüren findet ſich auch, daß dieſe fleißigen Sammler nicht alle hieher gehörigen Nachrichten erſchöpft, ſondern noch manches zurückgelaſſen haben. Und vollends die Nachrichten vom Gebrauche der falſchen Haare, im mittlern Zeitalter und bis zur erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an bis jetzt, ſind ſehr ſparſam und zerſtreut vorhanden, gewiß noch nicht alle geſammelt, und ein Schriftſteller hat auch dabei ſehr oft dem andern unrichtig verſtandene Erzählungen nachgeſchrieben.

Da ich nun einmal auf dieſe Materie kam, ſchien es mir der Mühe nicht unwerth zu ſeyn, alle Nachrichten ſorgfältig aufzuſuchen, und ſo viel möglich in das Chaos zum Theile mißverſtandener Erzählungen einige Ordnung zu bringen. Zuförderſt iſt es nöthig, die Schriftſteller, welche ausdrücklich über dieſen Gegenſtand bisher ſchrieben, ſo viel mir davon bekannt geworden, ſämmtlich anzuführen und zu würdigen; denn man findet nirgend eine richtige und vollſtändige Nachweiſung davon. Ich habe ſie alle gebraucht und habe ihnen mehr oder weniger zu danken; aber ich fand auch, was man gemeiniglich bey allen ſolchen Unterſuchungen findet, daß immer einer den andern ausſchrieb, und ſelten einer das Vorhabende genau unterſuchte. Um alſo unſichern Führern nicht blindlings zu folgen, war es nöthig, alle Stellen der antiken Schriftſteller und der Schriftſteller des Mittelalters ſelbſt nachzuſchlagen und zu vergleichen, das Weſentlichſte deutlich auseinander zu ſetzen, und ſo auch den Gebrauch der falſchen Haare bis auf unſere Zeit zu verfolgen. Da hat ſich dann bey genauer Unterſuchung freylich manches ergeben, woran man vorher nicht dachte. Aber es ſchien mir, wenn einmal dieſer Gegenſtand zu unterſuchen ſey, müſſe er ganz genau unterſucht werden, weil nur auf dieſe Art auch in dieſen geringfügig ſcheinenden Theil der Geſchichte, der aber doch für die Kenntniß der menſchlichen Sitten und Thorheiten gar nicht unwichtig iſt, kann Wahrheit gebracht werden. Was iſt die Geſchichte ohne Wahrheit! Daß hier die Stellen worauf es ankommt, ganz genau citirt, und wenn es nöthig iſt wörtlich wieder abgedruckt ſind, wird niemand mißbilligen der Unterſuchungen dieſer Art kennt, und weiß wie nützlich und nothwendig es iſt, das Weſentlichſte deſſen was eheüber eine ſolche Materie geſagt ward, an Einem Orte zuſammen zu finden, damit man gleich einſehen kann, worauf ſich hiſtoriſche Behauptungen gründen. Dadurch allein kann beurtheilt werden, ob ſie richtig ſind oder nicht.

Es wird vermuthlich einem Theile meiner Leſer ſchon fremd ſcheinen, daß der Gebrauch der falſchen Haare ſo ſehr alt ſeyn ſoll, dergeſtalt, daß ſeit zweytauſend und mehr Jahren ununterbrochen bey den kultivirten Völkern Europens und Aſiens Haartouren und Perrucken getragen worden ſind; aber kaum werden ſie glauben, daß um die Zeit von Chriſti Geburt, im Zeitalter

Auguſts, wo Horaz und Virgil blühten, bey den Römern die Meinung herrſchte, gewiſſe Menſchen wären ſchon in der Stunde ihrer Geburt durch ihr Geſtirn vorherbeſtimmt, Perrucken zu tragen. Und doch iſt es ſo! Der um dieſe Zeit lebende Dichter Manilius, der in ſeinem Astronomicon die Abſicht hatte:

> Carmine divinas artes, et *conscia fati*
> *Sidera* diversos hominum variantia casus,
> Caelestis rationis opus, deducere mundo,

ſagt mit dürren Worten, daß diejenigen welche das Schickſal im Zeichen des Stiers, und näher beſtimmt, unter dem Einfluſſe des Siebengeſtirns, geboren werden läßt, von dieſem Geſtirne verdammt ſind, locker zu leben und nicht nur ihr Haar zu friſiren, ſondern ſogar fremde Haare auf ihr Haupt zu ſetzen (1). Ja, was noch mehr iſt, dieſe gekräuſelten Püppchen haben, dieſem Dichter zufolge, von ihrer Geburtsſtunde an die Neigung, ihre Liebe, und ſo auch die Gunſtbezeugungen des Frauenzimmers, laut werden zu laſſen (2), daher man die Damen vor dergleichen unterm Siebengeſtirne gebornen Fäntchen nicht genug warnen kann. Da übrigens Manilius, wie die Kritiker gefunden haben, in dieſes ſein aſtrologiſches Gedicht ganze Stellen aus viel ältern griechiſchen Dichtern einverleibt hat (3), ſo kann man nicht wiſſen, ob nicht der Glauben, daß das Siebengeſtirn die unter ihm gebornen Menſchen zum Perruckentragen und zum Ausplaudern ihrer bonnes fortunes beſtimme, noch gar viel älter ſey, und ſchon von den Griechen herkomme? Wenigſtens iſt dieſer Glauben viel ſpäter noch geblieben; denn der Mathematiker — d. h. der Aſtrologe — Julius Firmicus (4), der im vierten Jahrhunderte lebte, behauptet beides beynahe mit eben den Worten wie Manilius.

In den bänderreichen Sammlungen von Aufſätzen über die Alterthümer, in den Theſauren des Grävius, Gronovius, Sallengre und Polenus findet man nicht einmal eine Abhandlung über das Haupthaar überhaupt. Es iſt ſonderbar, daß des Hadrian Junius Commentarius de Coma (5), deßgleichen des Salmaſius Epistola de capillo virorum et mulierum coma (6), in dieſe Theſauren nicht ſind eingerückt worden. Das letztere Buch enthält viel gute Anmerkungen und citirte Stellen aus den Alten über die Art, wie die Griechen und Römer die Haare trugen und ſchmückten und ſchoren, deßgleichen über den Urſprung der Tonſur bey den Geiſtlichen; daher dann niemand, der dieſe Theile der antiquariſchen Gelehrſamkeit unterſuchen will, das unordentlich und weitſchweifig geſchriebene Buch entbehren kann. Von den bey den Griechen, Römern und andern alten Völkern gebräuchlichen falſchen Haaren, findet man hingegen beym Salmaſius faſt nichts; etwas mehr hat er darüber in ſeinen Anmerkungen über des Tertullians Schrift de Pallio (7) angeführt. Auch Hadrian Junius ſagt nur nebenher wenige Worte davon. Aber zu ſeiner Zeit waren auch falſche Haarlocken ſo wenig gebräuchlich, daß er nicht darauf fiel, von den Perrucken der Alten zu handeln. Dieß war der Zeit aufbehalten, wo die Perrucken ganz allgemein gebraucht wurden, und ſogar viel Streit, Irrungen und Gewiſſensangſt erregten; beſonders aber war es der Stadt Berlin vorbehalten, über dieſe wichtige Materie die Welt zuerſt aufzuklären.

Konrad Tiburtius Rango, Rektor am Grauen Kloſter zu Berlin, ſchrieb zuerſt über die Perrucken, über dieſen in der Litteratur vorher unerhörten Gegenſtand, im J. 1663 ein jetzt ziemlich rar gewordenes Büchlein (8). Er war der Erſte, welcher mehrere dahin gehörige Stellen aus den Alten und ihren Kommentatoren ſammelte, und ſo ward er ein klaſſiſcher Schriftſteller für diejenigen welche von den Perrucken der Alten noch gar nicht unterrichtet ſind, den daher auch viele Nachfolger keck ausgeſchrieben haben. Rango ſchweifte freylich nach Art ſeines Zeitalters auf mancherley Nebendinge aus (9), verdammte aber die zu ſeiner Zeit angefochtenen Perrucken nicht, und nahm die Sache allenfalls bloß von der ſpaßhaften Seite.

Man muß dieſes dem guten Rango zu keinem geringen Verdienſte anrechnen; denn da der Gebrauch der Perrucken um dieſe Zeit unter allen Ständen immer allgemeiner ward, ſo erregte dieſe Neuerung nicht nur allgemeine Aufmerkſamkeit, ſondern auch manche Bedenklichkeiten der Geiſtlichen und manche Gewiſſensſkrupel der Layen im proteſtantiſchen Deutſchlande. Um das Jahr 1673 und in den folgenden Jahren ward der Streit darüber ziemlich laut. Weil es nun nach damaliger gelehrten Mode keine Frage unterſucht werden konnte, ohne zugleich viele Stellen alter Schriftſteller anzuführen, ſo ward von jedem der von natürlichen und falſchen Haaren ſchrieb, mancherley zuſammengeleſen, obgleich im Grunde Rango immer die Grundlage der hochgelahrt ſeyn ſollenden Diſſertationen war.

Valentin Erfurth diſputirte im J. 1673 zu Leipzig im großen Fürſtenkollegium »de Capillamentis, von »Barücken,« welche Diſſertation, obgleich der Verfaſſer mit griechiſchen und hebräiſchen Worten ſich ein ſehr gelehrtes Anſehen geben will, dennoch einen ſehr kahlen Kompilator verräth.

Samuel Schelwig, ein bekannter Theologe in Danzig, brachte daſelbſt im J. 1683 eine Diſſertation hierüber auf den Katheder (10), welche ſogar im J. 1701 noch werth geachtet ward wieder aufgelegt zu werden. Er hebt ſie pathetiſch an: Semper aliquid novi dies! Für den Leſer welcher genaue antiquariſche Nachrichten in dieſer Schrift ſucht, iſt wenig Erhebliches zu finden. Der Verfaſſer hat in Abſicht auf die ältere Zeit hauptſächlich den Nango gebraucht; von neuen Nachrichten hat er etwas mehr. Das eigentlich Merkwürdige in dieſer kleinen Schrift möchte ſeyn, daß Schelwig, der ſonſt als ein verdammender Theologe berüchtigt iſt, doch die Perrucken nicht verdammt, ungeachtet er ſelbſt keine Perrucke, ſondern langes eigenes Haar trug.

Samuel Werner, Profeſſor der Theologie und Hofprediger zu Königsberg, machte im folgenden 1684ſten Jahre eine Schrift über eben dieſe Materie bekannt (11). Dieſer holt zwar weit aus, handelt ſehr umſtändlich von Kahlköpfen, unterſucht, ob einen kahlen Kopf zu haben ſchimpflich, ob es geſund, ob es ein Zeichen der Klugheit und Weisheit ſey u. d. gl.; aber im Ganzen zeigt er doch mehr Gelehrſamkeit und ächte Beleſenheit als Schelwig, und hat einige vorher nicht bemerkte Stellen in den alten Schriftſtellern, beſonders auch in den Kirchenvätern gefunden, welche zur Sache gehören. Aber die Perrucken finden bey ihm keine Gnade, er hält ſchlechterdings den Gebrauch derſelben für Sünde, welches er, obgleich ohne Heftigkeit, mit Gründen aller Art zu beweiſen ſucht. Es iſt jetziger Zeit luſtig zu leſen, mit welcher ängſtlichen Unparteilichkeit er dabey zu Werke geht, damit ja den Perruckenträgern keine Entſchuldigung übrig bleibe.

Ihm ſteht an Beleſenheit in den Alten nach, übertrift ihn aber ſo ſehr an kanoniſcher katholiſcher Beleſenheit, als an Eifer alles zu verwünſchen, was nur von weitem wie Haarkräuſeln und Perrucken ausſieht, der Franzöſiſche Doktor der Theologie Johann Baptiſt Thiers. Dieſer gab im J. 1690 eine Histoire des Perruques heraus, bloß um ſie zu verdammen, beſonders die Perrucken der Geiſtlichen (12). Bey ihm findet man auch eine Sammlung der Stellen der Alten betreffend das Tragen falſcher Haare zu den Zeiten der Griechen und Römer, wobey er das Werk des Rango zum Grunde legte. Aber er hat, wie deutlich zu bemerken iſt, die hinzugefügten Stellen ſelten nachgeſchlagen, ſondern nur aus andern Schriftſtellern abgeſchrieben. Deſtomehr von ihm aufgefundene Beſchlüſſe der Concilien und Synoden fügt er hinzu, nebſt den Meinungen einzelner katholiſcher Geiſtlichen, wodurch er mit einem bis zum Lächerlichen getriebenen ſo ängſtlichen als heftigen frommen Eifer auf die Perrucken der Kleriſey hineinſtürmt, und dadurch ein klaſſiſcher Schriftſteller für alle perruckenhaſſende katholiſche Geiſtlichen geworden iſt.

Ihm folgte drey Jahre nachher Johann Baptiſt Paccichelli mit einem dreifachen Schediasma juridico-philologicum über die Larven, Perrucken und Handſchuhe (13). Derſelbe hat des Rango Buch aus der Citation des Thiers gekannt, beklagt aber, daß er es zu Neapel nicht, auch nicht in cultissimis urbis Museis habe können zu Geſichte bekommen (14). Dieſer Schriftſteller hat aus alten und neuen Büchern eine Menge Gedanken und Ausſprüche über Haare, Perrucken u. d. gl. nach damaliger gelehrter Gewohnheit ohne Auswahl auf einen Haufen zuſammengeleſen. Er iſt aber, obgleich ſelbſt ein Geiſtlicher, und ſogar ehemals Auditor einer päpſtlichen Legation, ſehr tolerant gegen die Perrucken überhaupt (15), ſogar auch gegen die geiſtlichen, die er nicht geradezu verdammt, ſo wie Doktor Thiers, der brünſtig orthodoxe franzöſiſche Theologe.

Im J. 1694 ließ Joh. Phil. Groſſius zu Wittenberg de Capillis et Capillamentis eine Diſſertation in Quarto drucken. Ich kenne ſie nur aus dem Catalogus Bibliothecae Bunavianae.

Noch im J. 1707 hielt es Mag. Tobias Höpfner und ſein Reſpondent G. S. Schönherr der Mühe werth, eine Diſſertation de quaestione, num ecclesiastae liceat gerere capillamentum? zu Leipzig auf den Katheder zu bringen. Dieſe Gewiſſensfrage beantwortet er aufs ſtärkſte bejahend. Seine Gründe ſind zuweilen ſo beſchaffen, daß man ſich kaum des Lachens dabey enthalten kann. Z. B. er rechnet viel darauf, daß durch die Perrucken die Transſpiration und durch dieſe die Geſundheit befördert werde. Nun ſagt er §. 10 ganz ernſthaft: »Jedermann und beſonders ein Prediger muß für die Transſpiration ſorgen; denn wird die »verhindert, ſo wird auch die Geſundheit des Hauptes

»verhindert. Was wäre aber ein Prediger, wenn die »Geſundheit ſeines Hauptes zerſtört und ſeine Beurtheilungskraft verletzt würde? Eine Glocke ohne »Klöpfel!« Und §. 13: »Wenn wir wollen, daß ein »Prediger geſund ſeyn ſoll, müſſen wir ihm zugeſtehen »was die Geſundheit befördert, nämlich eine Perrucke, »wodurch die Transſpiration befördert und die übeln »Säfte abgeleitet werden. Wer wird es einem Prediger »verdenken, wenn er der Geſundheit wegen ſich genöthigt ſieht ein Pflaſter aufs Geſicht zu legen? Eben »ſo muß man von einer Perrucke urtheilen.« —

Noch ganz kürzlich hat ein republikaniſcher Franzoſe, der Bürger Deguerle, der ſich unter dem Namen Akerlio verſteckt, eine Eloge des Perruques (16) herausgegeben. Dieß iſt nun eine Eloge, wie man etwa in Casp. Dornavii Theatrum Sapientiae jocoseriae das Lob des Flohes oder Eſels, oder des Nichts finden kann. Der Bürger Deguerle iſt in dieſe Art von witzig ſeyn ſollenden Lobreden ſo verliebt, daß er am Ende ſeines Buchs, S. 198 ff., ein funfzehn Seiten langes alphabetiſches Verzeichniß ſolcher Eloges liefert, die er Eloges dans le genre *gracieux et badin* nennt. Wer dergleichen liebt, mag denn auch den Bürger Deguerle leſen, denn er iſt wahrlich zuweilen *gracieux et badin* über die Gebühr. Er brüſtet ſich mit ſcheinbarer, aber höchſt dürftiger (17) Gelehrſamkeit, und hat über die Perrucken der Alten viel zuſammengeſchrieben, aber aus den unſicherſten Quellen (18) und mit größter Nachläſſigkeit. Sein Buch iſt voll ganz willkürlicher Verdrehungen der Geſchichte, ſo daß Wahrheit und Falſchheit beſtändig vermiſcht ſind;

daher der Gewinn hiſtoriſcher Wahrheit aus dieſer Abhandlung ſehr gering iſt. Dabey ſpielt nicht ſelten ſein Gernwitz eine wichtige Rolle, ſo daß er hinſchreibt was ihn gerade ſpaßhaft dünkt, ſey es wahr oder nicht. Der Sinn fehlt ihm ganz, daß wo man Wahrheit ſucht, dieſe über Alles gehen muß, wenn ſie auch geringfügig ſchiene. Ich habe verſucht, mehrere von ſeinen hingeworfenen Behauptungen zu verificiren, bin aber bald ſolcher undankbaren Mühe überdrüßig geworden. In allem was die alte und ſelbſt die mittlere Geſchichte betrifft, ſind die Angaben des Bürgers Deguerle ſelten zuverläſſig. Seine Nachrichten aus der franzöſiſchen Geſchichte ſind hin und wieder brauchbar, und die von der jetzigen Régénération des Perruques zu Paris, wie er ſie S. 22 nennt, ſind ziemlich unterhaltend, und möchten uns noch angenehmer zu leſen ſeyn, wenn er nicht ſo vieles als bekannt vorausſetzte, was der Deutſche gar nicht, oder nur halb wiſſen und verſtehen kann.

Dieß ſind die hauptſächlichſten Schriftſteller, welche die Perrucken zum eigentlichen Gegenſtande ihrer Unterſuchung wählten (19). Haben ſie nun mit ihrer vielen Beleſenheit ausmachen können, ſeit welcher Zeit Perrucken getragen worden ſind?

Wenn man dem Doktor Thiers glauben wollte, ſo müßte der Gebrauch der Perrucken bis ins entfernteſte graue Alterthum zu ſetzen ſeyn. Er verſichert, die Theologen zu Löwen, welche wegen ihrer derben Orthodoxie in der katholiſchen Kirche immer in ſehr großem Anſehen geweſen ſind, hätten den Gebrauch der Perrucken ſchon im Propheten Jeſaias gefunden. Sie über-

überſetzen nämlich, in ihrer im ſechszehnten Jahrhunderte herausgegebenen franzöſiſchen Dolmetſchung der Bibel nach der Vulgata, die Stelle im Jeſaias Kap. 3 V. 17, welche in der Vulgata lautet: Decalvabit Dominus verticem filiarum Sion, et Dominus *crinem earum nudabit*, folgendergeſtalt: Le Seigneur déchevelera la tête des filles de Sion, et le Seigneur découvrira leurs Perruques (20). Das klingt uns drollig genug! Es werden aber wohl die Theologen zu Löwen, nach dem franzöſiſchen Sprachgebrauche des Jahrhunderts worin ſie lebten, den Sinn des Worts Perruques ſich anders gedacht haben wie wir; wovon unten mehr.

Noch bedeutend älter würde der Gebrauch der Perrucken ſeyn, wenn einem Deutſchen Sammler (21) zu glauben wäre. Im erſten Buche Samuels Kap. 19. V. 3 wird berichtet, daß Micha, um den David zu retten, ein Bild ins Bette und an deſſen Haupt ein Ziegenfell legte. Dieß ſey, meint der Ehrenmann im ganzen Ernſte, die erſte uns bekannte Perrucke. Ein neuer Beweis, daß nichts ſo ungereimt ſeyn kann, was nicht irgend einmal ein Gelehrter ſollte behauptet haben!

Indeß findet ſich das Zeugniß eines andern, und zwar eines höchſt ſchätzbaren, deutſchen Schriftſtellers, von dem ſehr hohen Alter des Gebrauchs der Perrucken. Dieß iſt kein geringerer als der berühmte Winkelmann. In ſeiner Auslegung eines Bruchſtücks von halberhobener römiſcher Arbeit (22), welches die ägyptiſche Iſis vorſtellt, ſagt er (23): »Ueber den Schultern der Iſis herab hangen ihr drey Reihen Haar

»flechten, die in lauter kleine Knoten geſchlungen ſind, »und daher auch κορυμβοι. Beeren genennet werden. — »Das Haar der Iſis auf unſerm Bruſtſtücke ſcheint »nicht natürlich zu ſeyn; eine Gewohnheit die ſchon »in den älteſten Zeiten bey den Aegyptern Statt gefunden zu haben ſcheint, wenigſtens nach den Haaraufſätzen zu urtheilen, die man an ihren Statuen »und an den Figuren auf der Tabula Isiaca findet. »So hat ein Kopf von Baſalt in der Villa Altieri das »Haar in mehrern Hunderten von Locken gekräuſelt, die »vorn auf der Bruſt herabhangen, und eine andere »Statue, die Pococke (Descr. of the East, T. I p. 212) »mitgebracht hat, hat vollkommen den nämlichen Kopfputz.« Es iſt wahr, dieſe herabhangenden, ich weiß nicht ob enggeknüpſten oder enggekräuſelten, Haarlocken der Iſis gleichen ſehr auffallend den im Anfange dieſes Jahrhunderts dem größten Hofprunke gewidmeten Quarreeperrucken, wo Löckchen an Löckchen gekräuſelt auf beiden Seiten über die Schultern bis über die Bruſt hingen. Wenn Winkelmanns Muthmaßung richtig iſt, ſo zeigt dieſer Iſis-Kopf die Abbildung der erſten Perrucke wovon die Geſchichte etwas weiß; daher habe ich ihn zum Titelkupfer gewählt.

Die älteſte Nachricht, wo das was wir jetzt eine Perrucke oder wenigſtens eine Haartour nennen, ganz deutlich angeführt wird, findet ſich in Xenophons Cyropädie. Cyrus kommt mit ſeiner Mutter Mandane zu ſeinem Großvater Aſtyages Könige der Meder. Bey den Medern war Prunk in Kleidungen üblich, welchen damals die Perſer nicht kannten. Cyrus erblickt den Aſtyages mit vielen Zierrathen angethan, mit gefärbten

Augenbramen, und auch mit einer Perrucke (14) (κομαις προσθεταις) geſchmückt, und ruft aus: »Welchen »ſchönen Großvater habe ich!«

Dieſer Stelle folgt eine in Ariſtoteles zweytem Buche von der Oekonomie (15). Kandalus, Statthalter des Königs Mauſolus, wollte den Lykiern eine Taxe auflegen, welches Volk viel auf ſchönes Haar hielt. Er gab alſo vor: er habe Befehl, dem Könige Haare zu Haarlocken (16) zu ſenden. Nun ließ er ihnen die Wahl, ob ſie ſich ſcheeren laſſen, oder eine Kopfſteuer aufbringen wollten, welche angewendet werden ſollte Haare aus Griechenland kommen zu laſſen. Die Lykier bezahlten willig die Kopfſteuer, um ihre Haare zu behalten (17). Man ſieht, Kandalus brauchte den Befehl des Mauſolus Perruckenhaare zu ſenden, wie der König von Spanien alle drey Jahre die Kreuzbulle des Papſtes, als eine Finanzoperation.

Eine andere Stelle, welche Athenäus aus dem Klearch einem Schüler des Ariſtoteles anführt, beſagt: Die Japyger, ein Volk von den Kretern herſtammend, wären, ſeit ſie nach Italien herüber gezogen, von der Sittſamkeit der Kreter abgewichen. Dieſes Volk habe zuerſt ſich das Angeſicht glatt gerieben und Perrucken aufgeſetzt (18). So wäre alſo der Urſprung der Perrucken, der nach den vorigen Nachrichten in Aſien geſucht werden müßte, in Europa zu ſuchen.

Das in den beiden letztern Stellen gebrauchte Wort iſt προκομιον, welches eigentlich eine Vorderlocke bedeutet. Dergleichen Locken mögen wohl anfänglich nur unter einer Mütze oder andern Kopfbedeckung angenäht, oder in die natürlichen Haare eingeflochten worden ſeyn; welches die einfachſten Arten ſind falſches Haar ſtatt des natürlichen zu tragen, und die auch in neuern Zeiten im Gebrauche waren, ehe man die Kunſt erfand, die Haare zwiſchen Bänder zu nähen oder zu tiſpeln, und die noch größere Kunſt, ſie zwiſchen ſeidene Fäden zu treſſiren. Nachher bezeichneten die Griechen die falſchen Haare näher: προκομιον προςθετον, auch προςθετη κομη, προςθεται κομαι, beym Pollux (:9) kurzweg προςθετον (nämlich κομη). beym Heſychius περικεφαλαιοπροςθετον. Man findet auch die Benennungen εντριχος σκεπαλα, τριχωμα, κορυμβος, κορυμβη (welches eine andere Leſeart für κορυμβος ſeyn ſoll, κρωβυλος, σκορπιος, κορδυλη, κιδαρις, κιδαριον, und πιλιδιον, über deren eigentliche Bedeutung und Rechtſchreibung, ſonderlich in Abſicht der drey letztern, wohl einige Zweifel zu machen wären. Κιδαρις wird von Suidas als eine Kopfbedeckung von Haaren oder Wolle angegeben, aber auch als eine Kopfbinde; wie auch κιδαριον, welches, nach Küſters ſehr wahrſcheinlicher Vermuthung, wohl eigentlich κιδαριον (eine kleine κιδαρις-Perrucke) mag heißen ſollen. Πιλιδιον iſt wohl nichts als eine Filzkappe; es wäre denn, daß dieſes griechiſche Wort, ſo wie das lateiniſche Galerus, zugleich eine Kappe und eine Perrucke bedeutet hätte, welches nicht zu beſtimmen iſt. Εντριχος bedeutet vielleicht eher denjenigen der eine Perrucke trägt, als die Perrucke ſelbſt; denn Heſychius erklärt εντριχον durch ανθετον.

Die bekannteſte griechiſche Benennung einer Perrucke war φενακη (auch πηνικη, πηνηκη, πηνικα, πηνηκα), von φεναξ ein Betrüger, φενακιζειν, πηνικιζειν, betrügen.

Damals alſo hieß es von einem Griechen der eine Perrucke aufſetzte: Er ſetze einen Betrug auf den Kopf. Man muß wohl, zu der Zeit als dieſes Wort aufkam, ſich nicht bloß mit Annähen von Locken unter eine Mütze begnügt, ſondern man muß gewußt haben, wo nicht ein ganz fremdes Haupthaar, doch mehrere Locken auf irgend eine Art ziemlich künſtlich zuſammen zu ſetzen. Euſtathius ſagt: »Die [illegible] iſt eine Bedeckung des »Haupts von Haaren gemacht, bequem den Weibern »und weibiſchen Männern, die ſich kahl machen (30). »Eine ſolche [illegible] wird in der Abſicht getragen, um »damit den Anſchauenden zu betrügen.«

Lucian erzählt von dem paphlagoniſchen Betrüger Alexander, einem wahren Caglioſtro der damaligen Zeit: er ſey, außer mehrerm äußerlichen Putz, mit ſchönen Haaren, theils natürlichen theils fremden (31), ſo künſtlich gemacht daß ſie nicht als falſche Haare zu erkennen waren, geſchmückt geweſen; und es habe ſich zuletzt, da ihm wegen Kopfweh die Aerzte den Kopf hätten ſalben wollen, gezeigt daß er kahl ſey, daher man ihm vor der Salbung die Perrucke ([illegible]) hätte abziehen müſſen (32).

Aelian erzählt von einer Frau Namens Aglais, daß ſie eine Perrucke mit einem Haarbuſche getragen habe (33). Dieſe hochbeperruckte griechiſche Dame blies übrigens auch auf der Trompete, wobey ſie zu Einer Mahlzeit zwölf Minen Fleiſch, vier Choiniken Brot und eine Choa Wein zu ſich zu nehmen pflegte (34), d. h. etwa zwölf unſerer Pfunde an Fleiſch, acht Pfund Brot, und drey gute deutſche Maaß Wein. Man ſieht, dieſe merkwürdige beperruckte Trompeterbläſerinn hielt viel vom Trinken, aber doch noch mehr vom Eſſen.

Auch bey den Karthaginenſern waren die Perrucken nicht unbekannt. Hannibal hatte ſogar mehrere, und änderte ſie oft, um unkenntlich zu werden und angeblich dadurch den Nachſtellungen der Gallier zu entgehen, wie Polybius und nach ihm Livius berichten (35).

Manche antiquariſche Schriftſteller und Kommentatoren der Alten (welche Rango S. 10 citirt) geben vor, weil ſie eine Stelle beym Suidas (v. κρωβυλος) nicht aufmerkſam genug laſen, daß κρωβυλος eine Perrucke für Männer, κορυμβος eine Perrucke für Frauenzimmer, und σκορπιος eine Perrucke für Knaben bedeute. Dieß iſt aber ganz unrichtig. Es waren dieſes Arten die natürlichen Haare zu flechten und zu knüpfen (36); und zwar beſondere Arten ſie ins Spitze zu flechten. Suidas ſagt dieß ausdrücklich am angeführten Orte, und redet da gar nicht von Perrucken. Euſtathius und der Scholiaſt des Thucydides (37) ſagen beide beynahe mit eben den Worten, jedes ſey ein πλεγμα τριχων εις οξυ (38); im Text des Thucydides iſt auch offenbar von natürlichen Haaren die Rede. Κορυμβος wird von jeder Erhöhung gebraucht, von den Spitzen der Berge und von den Warzen der Brüſte. Suidas redet an einem andern Orte (39) ausdrücklich von einem Haarwuchs der mit einem goldenen Bande korymbirt, d. h. geſpitzt oder hoch geſchnürt war. Daß aber auch ein falſches Haar, wenn es auf eine von dieſen Arten geflochten war, den Namen behielt, iſt wohl ſehr natürlich. Daher widerſtreitet dieſem gar nicht, daß beym Petronius die Magd Tryphäna dem Giton das Korymbium ihrer Frau und dem Enkolp ein blondes Korymbium aufſetzt.

Uebrigens iſt die obige Eintheilung nicht einmal allgemein richtig. Suidas, auch unter κρωβυλος, kurz vor der eben angeführten Stelle wo er ſie angiebt, ſagt derſelben zuwider, κρωβυλος bedeute eine Haarlocke der Kinder (ὁ μαλλος των παιδων); und nachher in Σ. gedenkt er des σκορπιος gar nicht in ſofern dieß Wort eine Kopffriſur bedeutet. Heſychius führt κρωβυλος und κορυμβος als gleichbedeutend an. Julius Pollux ſagt in ſeinem Onomasticon (40) ausdrücklich: der κρωβυλος würde nicht nur von Weibern, ſondern auch von Männern getragen; und der heilige Aſterius in einer zu Ende des vierten Jahrhunderts gepredigten Homilie wider das heidniſche am Erſten Tage des Jahres gefeierte Feſt des Janus ſagt ebenfalls, daß ſich dabey Männer in weibliche Kleider verkleideten und »nach Weiberart einen Krobylus auf das Haupt ſetzten (41).« Beym Ariſtophanes hingegen wird κρωβυλος (42) ausdrücklich einer Mannsperſon zugeſchrieben, ſo auch beym Lucian (43); in beiden Stellen bedeutet es nicht falſches, ſondern angebundenes Haar. Suidas bey dem Worte σκάριον ſagt: Was bey den Athenienſern κρωβυλος, habe bey den Cypriern κορδυλη geheißen. Κορδυλη bezeichnet alles was erhöhet iſt, die Beule ſowohl, als den Prügel durch welchen die Beule geſchlagen wird; alſo von Haaren gebraucht, wenigſtens einen Haarbuſch. Κρωβυλος war gewiß ein hoher Knauf von Haaren, da beym Xenophon (44) ſogar der Kamm oder Buſch auf einem ledernen Helme mit dieſem Worte bezeichnet wird. In ſofern waren ſich alſo der κρωβυλος und der κορυμβος gewiß ähnlich, daß jeder ein hoher und ſpitzer Haarputz war. Einen Haarputz der Corcyra auf einer Münze (45) möchte man, wo nicht für einen griechiſchen Korymbus, doch für eine Kordyle halten (Man ſehe den Kupferſtich Taf. I Nr 1), und zwar von falſchen aufgeſetzten Haaren; weiter unten werden mehrere Abbildungen römiſchen Haarputzes dieſer Art vorkommen. Die σπαταλη oder das σπαταλιον (46) ſcheint, nach dem Begriff des Schmückens, auch eine Art des Korymbus oder Krobylus geweſen zu ſeyn. Die Griechinnen verſtanden auch ſchon die Kunſt ſchwarze Haare blond zu machen (47), und umgekehrt.

Bey den Römern hieß ein Aufſatz von falſchen Haaren coma adulterina, coma addititia, coma apposita, positi capilli, galerus, galericulus, capillamentum, caliendrum, reticulum; und wie wir oben beym Petron geſehen haben, ward von den Römern auch das griechiſche Wort corymbus (und das Diminutiv corymbium) gebraucht. Martial hat den Ausdruck persona capitis um eine Perrucke zu bezeichnen; er und Ovid nennen ſie, naiv genug, crines emti (48). Ueber eine andere Stelle Ovids ſind die Sammler welche bloß Worten folgen, in einen lächerlichen Irrthum gerathen. Es ward nämlich der Vers (49):

Festa *corymbiferi* celebrabat Graecia Bacchi wegen des Worts corymbus, von einer Perrucke erklärt, und dadurch aus einem epheutragenden ein perruckentragender Bacchus gemacht; weil man nicht daran dachte, daß corymbus auf Griechiſch jede hohe Spitze überhaupt und auch die oberſten zarten Zweige der Bäume und Sträuche beſonders des Epheu bedeutet. Rango fällt freylich nicht in dieſen Fehler, da er S. 4 ſeines Buchs dieſen Vers richtig auslegt.

Eben ſo grundlos iſt wohl, was einige von Perrucken träumen welche ſich die Römer auf den Kopf gemalt hätten. Zwar, ein Epigramm des Martial (50) ſcheint in der That auf eine gemalte Perrucke zu deuten:

Mentiris *fictos unguento*, Phoebe, *capillos*,
Et tegitur *pictis* sordida calva *comis*.
Tonsorem capiti non est adhibere necessum,
Radere te melius *spongia* Phoebe potest.

Wenn man nur die Möglichkeit einſähe! Denn ſich mit Turnebus (51) einzubilden, diejenigen welche am Kopfe ganz kahl geweſen, hätten ſich mit einer Salbe dergeſtalt begoſſen (perfusi), daß das Herabflieſſen derſelben gleichſam die Strehnen der Haare nachgeahmt hätte, iſt ganz ungereimt. Eine ſolche Salbe, wofern man dergleichen hatte, konnte eben ſo wenig etwas Herabtriefendes als etwas Gemaltes ſeyn, ſondern allenfalls eine aufgeſchmierte Maſſe, die auf dem Kopfe feſt ſaß, ein Ceroma, etwa ſo wie die jetzt gewöhnliche Miſchung von Puder und Pommade. Damit konnte man aber ſchwerlich, wie Turnebus meint, einen ganz kahlen Kopf bedecken, oder einzelne kahle

Stellen, z. B. eine Glatze, oder einen Kopf mit ſehr wenigen dünnen Haaren; und darauf ſcheint auch das angeführte Epigramm des Martial zu deuten. Nango ſcheint indeß dieſe auf dem Kopf gemalten Perrucken nicht ganz verwerfen zu wollen; denn um ſie wahrſcheinlich zu machen, meldet er daß zu ſeiner Zeit ein armer Maler ſich Strümpfe auf die Beine gemalt habe (52). Als einen abermaligen Beweis, wie lächerlich der V. Deguerle oft die Sachen mißverſteht wovon er ſpricht, will ich hier nur anführen, daß er, nachdem er die gemalten Perrucken der Römer bloß aufs Wort des Farnabius und Turnebus als ungezweifelt angenommen hat (53), hinzuſetzt: »Einige neuere (modernes) wilde Völkerſchaften haben noch eine große Ehrerbietung für dieſes Perruckenmalen, welches dieſe Leute tattowiren nennen.« Wenn doch ein Otaheiter auf irgend einen Theil des Leibes des V. Deguerle durchs Tättowiren eine kleine Perrucke malen möchte, damit er merkte, was tättowiren iſt!

Ob Reticulum falſches aufgeſetztes Haar geweſen ſey, iſt wohl ſehr ungewiß, wenn es gleich mehrere Ausleger verſichern. Wenigſtens bedeutete dieß Wort gewiß auch ein Netz die Haare einzuſchnüren, dergleichen die bekannte in Spanien übliche Redezilla iſt, woraus die Franzoſen Recille gemacht haben. Juvenal (54) ſagt von einem weibiſchen Manne ausdrücklich:

Reticulumque comis auratum ingentibus implet.

Varro (55) ſagt: Quod capillum contineret, dictum a rete, reticulum. So auch Iſidor (der im ſiebenten Jahrhunderte n. Ch. G. lebte): Reticulum est quod colligit comas (56). Winkelmann führt an (57): »Auf

»Münzen und auf Gemälden finden ſich weibliche »auch göttliche Köpfe, mit einem Netze bedeckt, wel»ches noch jetzt die Tracht der Weiber in Italien im »Hauſe iſt. Es hieß eine ſolche Art Hauben κεκρυφαλος.« Dieſes κεκρυφαλος, ſey es ein Netz oder eine Art Haube, iſt nach Julius Pollux, Heſychius und Suidas gewiß nichts einer Perrucke ähnliches. Nonius Marcellus (im vierten Jahrh.) ſagt überhaupt: Reticulum, tegmen capitis muliebre (58).

Etwas weniger ungewiß iſt man über die Bedeutung des Worts caliendrum; denn es iſt wohl nicht zu leugnen, daß es auch eine Weiberperrucke bedeutet habe. Einige erklären es zwar bloß für einen Hauptſchmuck, andere für einen Schleyer; aber die Stelle beym Horaz (59):

> Canidiae dentes, altum Saganae caliendrum
> Excidere —

entſcheidet ſehr deutlich für das Gegentheil. Wieland überſetzt:

> — — — wie Canidia
> Die Zähne, Sagana den hohen Haarkopf
> Im Laufen fallen ließ;

gewiß ſehr richtig. Das *altum* beweiſet, daß hier nicht von einem Schleyer die Rede ſeyn kann, wie Bentley meint. Der Zuſammenhang zeigt den Sinn des ſatiriſchen Dichters, daß ſo wie eine der abgelebten Buhlerinnen aus Schreck die falſchen Zähne, ſo die andere die falſchen Haare fallen ließ. Die Etymologen leiten dieß Wort von dem griechiſchen καλλυντηριον her, welches Heſychius durch das was zum Schmücken dient erklärt. Vielleicht könnte es auch mit κα-

[illegible] ſchön geſchmücktes Haar eine Verwandtſchaft haben.

Die gemeinſte Benennung einer Perrucke bey den Römern war Galerus. Es erhellet genugſam, dieſes Wort habe urſprünglich eine rund um den Kopf gehende Kappe bedeutet, eben ſo wie cucullus. Varro (60) ſagt ſogar, von der runden Kappe Galerus komme die Benennung des Helms, galea, her. Der Helm war nämlich anfänglich von Leder, ſo wie die Kappe, welche galerus hieß. Daran ließ man der Wärme wegen von außen die Haare oder Wolle (61), und ſo gewann dieſe Kopfbedeckung ſchon an ſich die Geſtalt einer Perrucke. Einige ſind der Meinung, Galea habe den Namen daher, weil die erſten Kopfbeſchützungen dieſer Art aus Fellen von Katzen (γαλῆ) gemacht geweſen wären. Virgil ſagt von den Pränestiniſchen Kriegern (62), daß ſie Kappen von Wolfsfellen auf dem Haupte trugen:

— — Fulvos lupi de pelle galeros
Tegmen habent capiti.

In des Grafen Caylus Recueil d'Antiquités (63) findet ſich die Abbildung eines Kriegers mit einer ähnlichen Kappe anſtatt des Helms, doch ohne Haare (Man ſ. Taf. I Nr 3, 4.). Man möchte faſt ſagen, daß der ganze Mann in Leder gekleidet iſt. Aus eben dem Recueil (64) iſt die Abbildung eines Kriegers mit einer am Kopfe anliegenden ganz runden Pickelhaube, Taf. I Nr 2, genommen. Martial (65) redet einen gewiſſen Phöbus an:

Haedina tibi pelle contegenti
Nudae tempora verticemque calvae,

Festive tibi, Phoebe, dixit ille
Qui dixit, caput esse calceatum.

Weil nämlich die Schuhe von Leder eben ſo wie dieſe Hauptbedeckung waren. Ein ſolches Fell mit hangenden Bocks- und Ziegenhaaren ſcheint der erſte Anfang des Gebrauchs förmlicher Perrucken geweſen zu ſeyn, ſo wie noch bis auf unſere Zeit Ziegenhaare zu Perrucken gebraucht werden. Dergleichen Felle ſetzten auch diejenigen auf, welche eigene Haare hatten, wenn ſie in die Palaestra gingen, anſtatt ihr Haar einzuſchmieren. Martial ſagt vom Gebrauche eines ſolchen galericulus (66):

Ne lutet immundum nitidos ceroma capillos,
Hac poterit madidas condere pelle comas.

Es iſt freylich oft ſchwer zu beſtimmen, ob in einzelnen gegebenen Fällen Galerus eine Kappe oder eine Perrucke bedeuten ſoll; denn es werden mehrere Arten der Kopfbedeckungen mit dieſem Worte bezeichnet, ſelbſt ſolche welche nicht den Kopf gleich Kappen umſchloſſen. So hieß z. B. der Hut des Merkurs auch Galerus. Die Senatoren zu Rom, wenn ſie im Theater erſchienen, waren mit einem Galerus bedeckt, der nicht eine runde Kappe ſondern eher eine breite Bedeckung gegen die Sonne geweſen zu ſeyn ſcheint. Im Jahre 1244 ward auf dem Koncilium zu Lyon den Kardinälen ein Galerus rubeus zugeſtanden; doch könnte dieſes allenfalls bloß von der rothen Kappe welche die Kardinäle noch jetzt tragen verſtanden werden, nicht von dem damals vielleicht noch nicht gewöhnlichen rothen Hute. Die Galeri welche die Pontifices flaminum trugen und ohne welche ſie nie erſcheinen durften, waren nicht Perrucken, aber doch rund um den Kopf gehende Kappen oben mit einer Spitze, wie es die Abbildungen zeigen. Ich liefere eine davon Taf. II Nr 5, aus des la Chaussée Diss. de Insignibus Pontif. Maximi (67). Iſidor berichtet, dieſe Kappen wären aus den Fellen der geſchlachteten Thiere (68), ſo wie der Apex von der Wolle derſelben gemacht geweſen.

In der eben gedachten Abhandlung des la Chauſſee findet man die Abbildung eines Weihwaſſergefäßes in Form eines oben offenen Kopfes, deſſen Haare in künſtliche Locken gelegt ſind (69). Sie geben die deutliche Vorſtellung eines Galerus der eine Perrucke iſt. (Man ſ. Taf. II Nr 6.) — Die Schauſpieler hatten bey den Vorſtellungen auf dem Theater auch Galeri auf dem Haupte. Hier bedeutet dieſes Wort gewiß falſche Haare von verſchiedenen Farben (70).

Die Perrucken, ſie mögen nun auf Felle genäht oder auf andere Art zuſammengeſetzt worden ſeyn, wurden bey den Römern nicht nur gebraucht den kahlen Scheitel zu bedecken, ſondern auch um ſich unkenntlich zu machen; vorzüglich von Leuten die auf lüderliche Streiche ausgingen, wobey beſonders die runden Perrucken, Galerus genannt, dienten. Juvenal ſagt von der Meſſalina:

— nigrum flavo crinem abscondente galero,
Intravit calidum veteri centone lupanar (71).

Vom Nero und Heliogabalus berichtet es Dio Caſſius (72), und Sueton vom Caligula (73). Wenn alſo ſonſt ſehr bekannte Perſonen ſich durch falſche Haare unkenntlich machen konnten, ſo muß der Gebrauch derſelben nicht auffallend, ſondern im gemeinen Leben gewöhnlich geweſen ſeyn; und man ſollte faſt glauben, daß die Perrucken ſchon ziemlich künſtlich wären gemacht worden, ſo daß das Haar natürlich ſchien. Auch finden wir beides ſo.

Der Kaiſer Domitian war ganz kahl (75); dennoch iſt er auf allen Münzen behaart abgebildet. Graf Caylus hat hierüber eine ganz beſondere Grille (76). Er meint, daß die alten Künſtler dieß aus Liebe zum Schönen gethan hätten. Aber iſt nicht Julius Cäſar auf ſehr vielen Münzen mit ſeinem kahlen Scheitel und mit dem Lorbeerkranze abgebildet, wodurch er ſeine Platte bedeckte? Viel wahrſcheinlicher iſt es alſo, daß Domitian auf ſeinem kahlen Kopfe falſches Haar trug, welches ſchon vor ſeiner Zeit üblich genug war, und daß man ihn auf den Münzen abbildete wie er wirklich ging. Dieß iſt um ſo mehr anzunehmen, da ihm nach Sueton's Bericht (77) ſein kahler Kopf ſehr unangenehm war. Das Haupthaar auf den Münzen Domitians (Man ſ. eine derſelben Taf. II Nr 7) iſt in Form eines runden Galerus, ſo künſtlich gekräuſelt, daß man, beſonders da das Bild einen Mann vorſtellt der notoriſch kahl war, nicht anders ſchließen kann, als des Kaiſers gemachtes Haar ſey auf der Münze vorgeſtellt, ſo wie er es getragen hat; denn ein Ideal der Schönheit iſt es wahrlich nicht. Der Kaiſer Galba hatte wenige Haare (78), iſt aber auf einigen Münzen beynahe ganz kahl (Man ſ. Taf. II Nr 8), auf andern behaart vorgeſtellt. Wer kann ſagen, ob dieß letztere der Schönheit wegen geſchehen ſey, oder ob Galba zuweilen falſches Haar aufgeſetzt habe? Der Kaiſer Otho trug beſtändig eine Perrucke. (Man ſ. Taf. III

Nr 9), wenigſtens was wir jetzt eine ſtarke Haartour nennen, ſo gut gemacht daß ſie niemand von eigenen Haaren unterſcheiden konnte (79). Patin ſagt, auf den goldenen und ſilbernen Münzen des Otho erſcheine er immer in der Perrucke, nicht ſo auf den kupfernen, vermuthlich weil dieſe in Aegypten geſchlagen wurden, wo man die Tracht des Kaiſers nicht kannte (80). So kann es ſich auch wohl mit den Münzen Domitian's und Galba's verhalten.

Beſonders war es den römiſchen Frauenzimmern, welche überhaupt auf den Kopfputz viel Sorgfalt wendeten, ſehr gewöhnlich förmliche Perrucken zu tragen. Otto Sperling der Jüngere behauptet ſogar (81): Die vornehmen römiſchen Frauenzimmer hätten ſich ſelten in eigenen Haaren ſehen laſſen, ſondern faſt beſtändig in künſtlichen Perrucken. Dieß möchte aber wohl nicht zu erweiſen ſtehn. Doch war wenigſtens zu Ovids Zeiten der Gebrauch fremder Haare ſo allgemein bekannt, daß er dichten durfte, Pallas habe ein graues falſches Haar an die Schläfe angeſetzt (82), um ſich in ein altes Weib zu verſtellen, als ſie zur Arachne ging.

Indeß trug freilich das weibliche Geſchlecht in Rom nicht falſches Haar, um ſich gleich der Göttinn der Weisheit älter zu machen, ſondern um ſich zu verſchönern; und — ſollte man es glauben? — die angenehmſten Haare zu den Perrucken lieferten die Deutſchen (83), weil ſie nämlich blond waren. Einer römiſchen Dame deutſche Haare zu ſchicken war kein geringes Geſchenk. Ovid verweiſet ſein Mädchen, das durch Kum mer oder Krankheit die Haare verloren hatte, darauf, daß es noch deutſche Haare gebe (84):

Nunc tibi captivos mittet Germania crines,
Culta triumphatae munere gentis eris.
O quam saepe, comas aliquo mirante, rubebis;
Et dices, emta nunc ego merce probor!

Martial (85) ſagt ſeiner Leſbia:

Arctoa de gente comam tibi, Lesbia, misi;
Ut scires quanto sit tua flava magis.

Es iſt aber ungegründet, was viele Ausleger vorgeben (86), und auch neuere Schriftſteller nachſchrieben, daß nur die öffentlichen Dirnen blonde Perrucken, die ehrlichen Mädchen und Matronen aber braune oder ſchwarze getragen hätten. Mehrere Stellen der Alten ſtreiten gegen dieſe vorgefaßte Meinung. — Auch bey geliebten Jünglingen war dem römiſchen Frauenzimmer die blonde Farbe der Haare angenehm, weil ſie zarter iſt, und, wohl zu merken, zu Rom ſeltener war als die braune Farbe. Daher galten Blondinen für die höchſten ſeltenſten Schönheiten. So ſehen wir es oben in Martials Schmeicheley an ſeine Leſbia; und ſo fragt Horaz ſeine Pyrrha:

Cui flavam religas comam,
Simplex munditiis?

welcher letzte Zuſatz jede Verfälſchung ausſchließt. — Properz ſchilt auf die Römerinnen, welche ſich das Haar blond färben oder blonde Haare aufſetzen (87):

Ut natura dedit, sic omnis recta figura;
Turpis romano *belgicus* ore color.

Illi sub terris fiant mala multa puellae,
Quae mentita suas vertit inepta comas.

Würde er ſo ernſtlich tadeln, wenn bloß Freudenmädchen blonde Haare getragen hätten?

Wie man in Rom die Perrucken eigentlich zuſammengeſetzt habe, darüber findet ſich nirgend eine Nachricht. Wenigſtens im dritten Jahrhunderte n. Chr. G. ſcheint man in der Kunſt ſchon ziemlich weit gekommen zu ſeyn. Aus einer Stelle im Tertullian möchte man beynahe ſchließen, daß zu der Zeit ſchon die itzt gewöhnliche Art die Haare zu treſſiren bekannt geweſen wäre, obgleich es auf der andern Seite unwahrſcheinlich dünken mögte, daß die Kunſt bereits ſo weit gegangen ſey. Tertullian (88) redet die chriſtlichen Frauenzimmer ſeiner Zeit an: *Affigitis* praeterea nescio quas enormitates *sutilium* et *textilium* capillamentorum, nunc in *galeri* formam, quasi *vaginam capitis et operculum verticis*, nunc *in cervicem retro* suggestorum. Aber *textilia* capillamenta können auch ſehr wohl angeflochtene Haare heißen. Ich werde weiter unten eine Stelle des Apulejus anführen, wo von *adtextis* capiti *crinibus* die Rede iſt, welches da nur angeflochtene Haare bedeuten kann.

Aus der obigen Stelle Tertullians erhellet auch, daß nur diejenigen runden Perrucken welche auf dem Scheitel oder um den Kopf aufgeſetzt wurden, *galeri* hießen, die alſo dem geſpitzten Korymbus gerade entgegen ſtanden. Man kann an den Köpfen der Kaiſerinnen in dem Werke des Strada (89), in den beiden Werken des berühmten Visconti (90) über die Bildſäulen, Bruſtbilder und andere Monumente der Villa

Borgheſe, und in vielen andern antiquariſchen Büchern, die mannichfaltigſten Arten des Haarflechtens der römiſchen Frauenzimmer ſehen; ſo wie auch auf allen Münzen der Kaiſerinnen. Was davon natürliches oder fremdes Haar vorſtellen ſolle, iſt wohl nur bey einigen, und auch da nur durch Muthmaßung, zu unterſcheiden. Ich füge Taf. III Nr 10 und 11, aus dem Recueil de Caylus zwey Köpfe bey, deren Putz ein ſpitziger Korymbus iſt, höchſt wahrſcheinlich von falſchen Haaren, ſo wie es Tryphäna beym Petron dem Giton auf Einmal aufſetzen konnte. Taf. III Nr. 12, aus dem Werke des Octav. de Strada, iſt das Bildniß der Lucilla, Gemahlinn des Kaiſers Lucius Verus, deren Kopfputz ein künſtliches Capillamentum in cervicem retro suggestum zu ſeyn ſcheint.

Otto Sperling hat in ſeiner ſchon S. 32 angeführten Diſſertation über eine Münze der Furia Sabina Tranquillina, Gemahlinn des Kaiſers Gordianus III (der in Einem Jahrhunderte mit Tertullian lebte), umſtändlich von den Perrucken der römiſchen Damen damaliger Zeit gehandelt, und trauet ſich ſogar auf den Münzen die sutilia capillamenta und die textilia, wie ſie Tertullian benennt, zu unterſcheiden. Ich kann ihm hierin nicht folgen. Es ſcheint mir nicht nur viel Willkürliches bey ſeinen Beſtimmungen zu ſeyn, ſondern auch der Fall einzutreten, wo dem gelehrten Antiquare genauere technologiſche Kenntniſſe zu wünſchen geweſen wären. Ich will nur anführen, daß Sperling die Perrucke der Kaiſerinn Tranquillina auf der von ihm erklärten raren Münze, die ich Taf. IV Nr 13 abgebildet liefere, für einen galerus sutilis, hingegen die Perrucke auf einer andern Münze eben dieſer Kaiſerinn beym Strada Nr 163 (hier Taf. IV Nr 14) für einen galerus textilis hält. Mir ſcheint es eben ſo gut gerade umgekehrt angenommen werden zu können. Es würde aber vergeblich ſeyn über leere Muthmaßungen zu ſtreiten, da wir von den techniſchen Handgriffen der römiſchen Perruckenmacher keine ſichere Nachrichten haben. Soviel iſt wohl zu erkennen, daß ſonderlich Nr 12 ganz das Anſehen einer auf das Haupt geſetzten Perrucke hat, worauf nachher eben die Vitta oder die Haarbinde gelegt worden iſt. Hiezu füge ich noch Taf. IV Nr 15 die Abbildung einer Perrucke der Kornelia Salonina Gemahlinn des Kaiſers Gallienus b[illegible], welche eben ſo geſtaltet iſt, aber keine Vitta crinalis ſondern nur eine crista oder acus hat; deßgleichen aus viel älterer Zeit die Perrucke der galanten Kaiſerinn Domitia Gemahlinn des Kaiſers Domitianus (Taf. IV Nr 16), deren Vordertheil der Perrucke des Kaiſers Otho (Taf. III Nr 9) auffallend ähnlich iſt. Auch ſagt Sueton vom Otho, er ſey munditiae fere muliebris geweſen. Alle dieſe Arten des Haarſchmucks ſind offenbar in galeri formam, quasi vaginae capitis gemacht.

Ein Paar noch vorhandene marmorne Bruſtbilder von Römerinnen, wovon ſich die ganze marmorne Perrucke abheben läßet, geben einen augenſcheinlichen Beweis, daß in Rom, ſonderlich beym weiblichen Geſchlecht, der Gebrauch der Perrucken ſehr gewöhnlich war. Warum die römiſchen Bildhauer einen ſolchen abnehmbaren Haarputz auf Bildſäulen oder Bruſtbilder machten, iſt ſchwer zu errathen. Wollten ſie anzeigen, daß die Dame im Leben ihre Haare völlig abgeſchoren hatte, und beſtändig eine förmliche Perrucke trug? War die Abſicht, den Bruſtbildern von Zeit zu Zeit eine andere Perrucke aufzuſetzen, ſo wie jetzt hin und wieder den Marienbildern in den Nonnenklöſtern? Genug, die Idee iſt ſehr ſeltſam, aber ſie iſt wirklich ausgeführt worden. Winkelmann berichtet (91), daß das Bruſtbild der Kaiſerinn Lucilla im Campidoglio zu Rom einen Haarputz von ſchwarzem Marmor hat, den man abnehmen kann. Ich habe auf Taf. III Nr 12 den Kopf dieſer Kaiſerinn ſo wie er auf einer bronzenen Münze erſcheint, nachſtechen laſſen. Ob der abzunehmende Haarputz auf dem capitoliniſchen Bruſtbilde auch dieſe Form hat, wäre wohl wiſſenswerth. Ich habe nicht Gelegenheit gehabt, das Museum Capitolinum nachſehen zu können, worin die beiden im Kapitol befindlichen Bruſtbilder der Lucilla abgebildet ſind. Auf einem Bruſtbilde der Lucilla, das Viſconti in ſeinen Monumenti Gabini Nr 26 liefert, iſt das Haar anders und natürlicher geflochten. Viſconti ſagt daſelbſt (92): von den beiden Bruſtbildern, welche er im Museum Capitolinum der Lucilla zugeſchrieben hat, gehöre das zweyte Nr 47 der Sabina.

Im Garten zu Sans-Souci ſteht, aus der ehemaligen Polignacſchen Sammlung, ein ſolches ſeltenes antikes Bruſtbild, von welchem der Haarputz ganz kann abgenommen werden (93). Oeſterreich hat daſſelbe — wie es ſcheint, ganz willkürlich — Julia Mammäa, Mutter des Kaiſers Alexander Severus betitelt (94). In dem ganzen gedruckten Verze[illegible] der ehemaligen Polignacſchen Sammlung (93) iſt keines Bruſtbildes dieſer Römerinn gedacht: auch ſieht wenigſtens den Münzen der Julia Mammäa beym Strada Nr 145, 146 dieſes Antlitz eben nicht ähnlich. Ich glaube, dieß Bruſtbild iſt Nr 296 des Polignacſchen Verzeichniſſes, wo es folgender Geſtalt bezeichnet wird: Buste d'une Matrone, ouvrage antique Romain du second rang. Doch iſt weder bey dieſer noch bey irgend einer andern Nummer des Verzeichniſſes der Umſtand bemerkt, daß der Haarputz kann abgenommen werden; obgleich das Bruſtbild wovon ich rede, gewiß aus der Polignacſchen Sammlung kommt. Ich habe dieſe merkwürdige Antike, von welcher man nirgend eine Abbildung findet, Taf. V Nr 17, 18 von vorn und im Profil abbilden laſſen. Der Haarputz iſt ziemlich dem Haarputze der Lucilla auf der Münze Taf. III Nr 12 ähnlich, von welcher Kaiſerinn (wie oben geſagt) man auch eine Büſte mit einem abzunehmenden Haarputze hat. Immer iſt das potsdamſche Bruſtbild ein ſehr rares Stück, da es die Beſchaffenheit einer ehemaligen römiſchen Frauenzimmerperrucke ganz beſtimmt darſtellt; daher wäre wohl zu wünſchen, daß es aus dem Garten, wo es der Luft und dem Wetter ausgeſetzt iſt, möchte weggenommen und in irgend einer öffentlichen Sammlung aufbewahret werden. Würde es nach näherer Unterſuchung wirklich für eine Julia Mammäa erkannt, ſo ergäbe ſich noch genauer eine Art von den Perrucken aus der Zeit da Tertullian ſie verdammte; denn Julia Mammäa lebte in eben dem Jahrhunderte. Das Bild Taf. V Nr 19 iſt aus des Visconti Monumenti Gabini Nr 22 genommen.

Die Form des Haarputzes iſt ganz ähnlich dem abnehmbaren Haarputze des antiken Bruſtbildes in Potsdam. Viſconti hält es für das Bruſtbild der Plautilla, Gemahlinn des Kaiſers Karakalla; dieſer Haarputz wäre alſo ebenfalls aus dem dritten Jahrhunderte, aus der Zeit Tertullians und der Julia Mammäa. Daß dieſer Haarputz eine Perrucke iſt, ſieht man deutlich auf der Stirn. In Viſconti's Sculture del Palazzo della Villa Borghese P. I im dritten Zimmer Nr 21 ſieht man ein antikes Bruſtbild das er Julia Pia benennt, welches eben dergleiche wahrſcheinlich aufgelegte falſche Haare hat, Locke bey Locke der Länge nach von der Stirn bis über den Scheitel gehend. Das Bruſtbild einer unbekannten römiſchen Dame welches auf unſerer Taf. V Nr 20 vorgeſtellt iſt, ſteht im Portikus des Pallaſts in der Villa Borgheſe, und iſt in der zuletzt erwähnten Beſchreibung des Viſconti Nr 31 des Portikus. Dieſer Kopf hat eine andere eben ſo künſtliche Friſur, deren Locken von der Stirn bis über den Scheitel in die Breite gehen, und am Hinterhaupte ſich in einen Chignon endigen. Dieſer Haarputz kann ſeiner Bildung nach ganz füglich eine Perrucke ſeyn.

Der Dichter Flavius Avianus, welcher um die Mitte des zweyten Jahrhunderts mag gelebt haben (96), erzählt in ſeinen Fabeln (97) die Geſchichte von einem kahlen Ritter dem der Nordwind die ungebundenen Haare abwehte:

> Calvus eques, capiti solitus religare capillos
> Atque alias nudo vertice *ferre* comas,

Ad campum nitidis venit conspectus in armis,
Et facilem frænis flectere cœpit equum.
Hujus ab adverso boreae spiramina perflant
Ridiculum populo conspiciente caput;
Nam mox *dejecto* nituit frons nuda *galero*,
Discolor appositae quae fuit ante *comae*.
Ille sagax, tantis quum risus millibus esset,
Distulit admota calliditate jocum:
Quid mirum, *positos* (referens) fugisse *capillos*,
Quem prius aequaevae deseruere comae?

Artemidor der Traumdeuter, und Apulejus, welche gleichfalls beide im zweyten Jahrhunderte n. Chr. G. lebten, gedenken der Perrucken der Frauenzimmer ihrer Zeit. Der erſte bemerkt, daß ſtarke und ſchöne Haare ſonderlich Frauenzimmern gut anſtänden, und ſetzt hinzu: daß zu ſeiner Zeit »der ſchönen Bildung wegen die »Frauenzimmer auch fremde Haare (ἀλλοτρίαις θριξὶ) »brauchten (98).« Es war alſo damals Perrucken oder Haartouren zu tragen, Frauenzimmern ganz gewöhnlich. Apulejus im letzten Buche ſeiner Verwandlungen, da er die Prozeßion beſchreibt bey der ſein Lucius durch das Niederſchlucken der Roſen die Eſelsgeſtalt verlor, läßt gleich im Anfange einen Menſchen auftreten welcher ganz wie ein Weib gekleidet iſt, und deßhalb auch lange Haare an den Kopf geflochten hat (99).

Herodian erzählt vom Kaiſer Karakalla, welcher im dritten Jahrhunderte lebte, daß er, bey ſeinem Aufenthalte an der Donau, um ſich bey den Germanen beliebt zu machen, germaniſche Kleidung angelegt und eine blonde nach der germaniſchen Haarſchur eingerichtete Perrucke (τὰς [illegible]) aufgeſetzt habe (100). Er wollte alſo hierin ſeiner Gemahlinn Plautilla keinen Vorzug laſſen.

Schon ſeit dem zweyten Jahrhunderte ward es, unter den Chriſten, an Männern für unſchicklich und weibiſch gehalten, die Haare lang wachſen zu laſſen, und ſie zu kräuſeln. Selbſt das Frauenzimmer ſollte ſeine Haare nicht künſtlich ſchmücken und Sorgfalt darauf wenden. Gleichwohl unterließen nicht nur beide Geſchlechter dieſes nicht, ſondern ſie bedienten ſich auch falſcher künſtlicher Haare, und trugen ſehr oft eigentliche Perrucken. Dieß erhellet aus dem beſtändigen Eifern der Kirchenväter in mehrern Jahrhunderten gegen dieſe Mißbräuche, beſonders gegen den letztern.

Oben an ſtehet hier, gegen das Ende des zweyten Jahrhunderts, Klemens von Alexandrien. Dieſer tadelt beym chriſtlichen Frauenzimmer das buhleriſche Flechten der Haare (αἱ περιπλοκαὶ τῶν τριχῶν αἱ ἑταιρικαί); und verbietet dabey, als gottlos, ganz und gar fremde Haare anzulegen, (ἀλλοτρίας δὲ αἱ προσθέτους τρίχας τελέως ἀποβλητέον· [illegible] τῇ κεφαλῇ τὰς κόμας, [illegible]), und Todtenhaare auf dem Schädel zu tragen. »Denn,« ſetzt er hinzu, »wem legt »der Presbyter ſegnend die Hände auf? Nicht dem ſchön »geſchmückten Weibe, ſondern den fremden Haaren, und »durch ſie einem anderen Haupte (101).« Der eifrige Tertullian im dritten Jahrhunderte ſprach eben ſo. Der ganze ſechſte und ſiebente Abſchnitt ſeiner Strafpredigt de cultu feminarum handelt von den Haaren. Im ſiebenten Abſchnitte (102) ſchilt er auf die dicken und hohen Perrucken der Chriſtinnen ſeiner Zeit, wodurch, wie er ſagt, gerade wider Gottes Ausſpruch gehandelt wird: daß niemand ſeiner Länge etwas zuſetzen könne. Er fährt fort: „Si non pudeat enormitatis, „pudeat inquinamenti, ne *exuvias alieni capitis,* „*forsitan immundi, forsitan* nocentis et *gehennae* „*destinati*, supparetis.“ Eine andere Stelle Tertullian's iſt oben ſchon angeführt. Der heil. Cyprianus im eben dem dritten Jahrh. führt einen unwiderleglichen Grund an, warum es Chriſtinnen gefährlich ſey das Haupthaar zu färben, und noch gefährlicher Perrucken zu tragen. Denn, ſagt er, es iſt zu befürchten, Gott werde ſie am jüngſten Tage nicht erkennen wollen um ihnen den Lohn nach ihrem Verhalten zu geben, weil er ſie nicht mehr als ſein Werk und als ſein Ebenbild findet (103). Martial hatte ſchon von dem Heiden Lentinus etwas Aehnliches gedichtet:

— — scit te Proserpina canum,
Personam capiti detrahet illa tuo (104).

Gregor von Nazianz (105) und der heil. Hieronymus (106) im vierten Jahrhunderte, der heil. Paulinus, und der heil. Aſterius (S. oben S. 22) im fünften Jahrhunderte, ſchalten gleichfalls weidlich auf dieſe Mode. In der Synode, welche der ſo grauſame als orthodoxe Kaiſer Juſtinian II. ſonſt auch Ῥινότμητος, der Naſenverkürzte benamt, im J. 692 in ſeinem Pallaſte zu Konſtantinopel halten ließ, iſt im 96ſten Kanon (107) das Haarſchmücken verboten. Es iſt nicht ganz deutlich, aber aus dem dabey gebrauchten Worte ἐμπλοκαῖς beynahe zu vermuthen, daß damals, ſo wie in den vorigen Jahrhunderten, falſche Haare unter die natürlichen geflochten wurden.

Ich kann hier nicht übergehen, daß um dieſe Zeit und ſpäter camelaucium, auch camelaucum, calamaucum, calamaucus, calamantus eine Kopfbedeckung des Papſtes und der Prieſter war, welche über die Ohren ging, wovon man in des Düfreſne Glossariis mediae et infimae latinitatis und graecitatis mehrere Stellen angeführt findet. Auch ſchon beym Cicero (108) und bey nachfolgenden Schriftſtellern bedeutet *Calantica* und *Calautica* eine Art Weibermütze. Iſidor der Spanier im 7ten Jahrh. gedenkt derſelben in ſeinen Gloſſen; und der Griechiſche Mönch Cedrenus im 11ten Jahrhunderte. Suidas im 12ten Jahrhundert nennt καμηλαυκιον ein lateiniſches Wort, das doch auch aus dem Griechiſchen kommen könne; auch führt er dieß Wort unter [illegible] und [illegible] als eine Kopfbedeckung an. Einige wollen den Namen daher erklären, daß dieſe Mützen aus Kameelhaaren gemacht worden. In dieſem Falle wäre es eine Art von Perrucke geweſen; denn damals verſtand man wohl nicht mit Kameelhaaren zu weben. Ein handſchriftliches Wörterbuch in der franzöſiſchen Nationalbibliothek (109) ſagt ausdrücklich: [illegible] καμηλαυκιον. Alſo gab es Camelaucia die wirkliche Perrucken waren. Doch ſcheint mir dieß Wort am öfterſten eine über die Ohren gehende inwendig gefutterte Mütze bedeutet zu haben. Düfreſne in ſeinem gedachten Glossarium graecitatis mediae unter περικεφαλαια ſagt, dieß letzte Wort habe eine Kalotte bedeutet, und über der περικεφαλαια hätten Mönche ein καμηλαυκιον getragen, führt auch Bücher an, wo beiderley Kopfbedeckungen abgebildet wären; wobey nur der

Beweis fehlen möchte, daß die abgebildeten Kopfbedeckungen gerade obige Namen geführt hätten. Dergleichen rund um den Kopf gehende Mützen findet man im ſechzehnten Jahrhunderte auf vielen Bildniſſen, mit und ohne Barret. Man ſehe z. B. das Bildniß des Valentin Erythräus (Taf. VI Nr 21). Deßgleichen pflegten im vorigen und jetzigen Jahrhunderte die Päpſte eine ſolche Mütze zu tragen; daher ſie noch jetzt in Italien den Namen Papalino führt. (Man ſ. die Bildniſſe des Papſtes Innocenz XI, Taf. VI Nr 22; und Benedikts XIII, Taf. VI Nr 23). Eine ſolche Mütze, camelaucio papalino, iſt vermuthlich der Wärme wegen getragen worden, da die Päpſte gewöhnlich alte Männer ſind. Suidas ſagt daher auch, die Benennung, wenn ſie griechiſch wäre, komme παρα το καυμα ελαυνειν (vom Anregen der Wärme).

Ehe ich von den antiken Zeiten der Griechen und Römer auf die Geſchichte des Gebrauchs falſcher Haare in den mittlern Jahrhunderten und in den neuern Zeiten fortgehe, ſcheint es mir nöthig, hier die verſchiedenen Etymologien des wunderbaren Worts Perrucke zu erörtern, welches man durchaus aus den alten Sprachen hat ableiten wollen, und welches doch bey keinem einzigen griechiſchen oder römiſchen Schriftſteller vorkommt, ſondern erſt viel ſpäter gebraucht ward, und deſſen jetzige Bedeutung ſchwerlich früher als gegen das Ende des ſechzehnten Jahrhunderts kann nachgewieſen werden.

Kaum iſt bey irgend einem andern Worte die Bemühung der Etymologiſten unglücklicher geweſen als bey dieſem; alle Herleitungen ſind höchſtgezwungen und fallen zuweilen ins Poſſierliche. Es iſt vielleicht unterhaltend, die ſeltſamen Anſtrengungen verſchiedener Gelehrten hierüber geſammelt zu finden. Faſt aus allen Sprachen hat man den Urſprung des Worts Perrucke herzuholen verſucht, immer aus der einen noch gezwungener und verkehrter als aus der andern.

Menage, ſowohl in ſeinem italiäniſchen als franzöſiſchen etymologiſchen Wörterbuche, ſchweift ſehr weit umher. Bald will er es von dem hebräiſchen Worte peráh und dem chaldäiſchen perváh ableiten, bald von einem Pierro der wohl der erſte Perruckenmacher möchte geweſen ſeyn. Ein Herr Guyet, ſagt er, findet die Herleitung aus dem Griechiſchen am beſten: [illegible] [illegible], *penica*, *perica*, peruca, perruque; wobey zu bemerken iſt, daß die Wörter penica und perica ſich weder in der lateiniſchen noch in der italiäniſchen, franzöſiſchen oder ſpaniſchen Sprache finden. Menage ſelbſt hält indeß die lateiniſche Herleitung am beſten, von pilus. Pilus, ſagt er, *pelus*, *pelutus*, *pelutianus*, *pelutica*, *perutica*, (fünf bloß willkürlich erdachte in keiner Sprache befindliche Wörter (110)), peruca, perruca, perruque. Man kann nicht umhin bey allen dieſen Etymologieen mit Voltären auszurufen: Si ce mot vient de là, il a bien changé en chemin! —

Der Bürger Deguerle (111) will das Wort halb im Scherz halb im Ernſte von dem griechiſchen Worte *peri* und dem arabiſchen *nucha*, welches das franzöſiſche nuque bedeuten ſoll, herleiten: peri-nucha, was um den Nacken liegt. Eine dieſes witzelnden Franzoſen würdige Entdeckung!

Ottavio **Ferrari** ſagt in ſeinen Origg. Linguae Italicae (112) beym Worte Perucca:

> „Perucca. Galericulus. Capillamentum adſcititium, a pilo *pilucca:* nam ab eodem, *Pilucco* Itali *floccum* appellant et *congeſtum in vertice capillum.*“

Dieſe Stelle iſt abermals ein auffallender Beweis wie ein gelehrter Mann, um nur einem Worte deſſen Etymologie er nicht zu finden weiß, eine willkürliche Herleitung zu geben, ſich ſogar in ſeiner eigenen Mutterſprache betrügen kann. Weder *pilucca* noch *pilucco,* ſogar auch nicht *pelucca,* ſind italiäniſche Wörter, ſondern bloß von Ferrari willkürlich erdacht; eben ſo wie oben von Menage die lateiniſchen Wörter. Das Vocabulario della Crusca hat weder pilucco noch pilucca, alſo kann man kühn ſagen, daß ſie nicht italiäniſche Wörter ſind; denn dieſes Vocabulario hat ja auch alle veraltete Wörter aus Dante's Zeit, und ſogar weiter zurück. Ferrari ſagt auch nicht etwa, daß dieſe von ihm, ſeiner eingebildeten Etymologie wegen, erdachte Wörter veraltet wären, ſondern führt pilucca als ein gewöhnliches Wort an, wovon er perrucca herleiten will. Uebrigens iſt ein Büſchel oder ein auf den Scheitel gewundener Knauf Haare gar nicht etwas einer Perrucke ähnliches. Ein Büſchel (floccus) heißt auch auf Italiäniſch nicht *pilucco,* ſondern *bioccolo* oder *flocco. Pilucco*, wenn es auch Italiäniſch wäre, könnte am wenigſten einen Büſchel Haare bedeuten; denn piluccare heißt eigentlich: die Beeren einer Weintraube einzeln abpflücken um ſie zu eſſen; in der Languedockſchen Provinzialſprache ſagt man in dieſer Bedeutung noch jetzt peluca. In der alten franzöſiſchen Sprache hieß das gewürfelte von der Spreu geſonderte Getraide, peluc. Figürlich bedeutet piluccare im Italiäniſchen alles was man langſam thut; un *piluccone* heißt ein niederträchtig Eigennütziger, welcher gern einem Andern etwas abklaubt, ſich gern fremdes Eigenthum zueignet. Der Italiäner nennt (von pelo) ein einzelnes dünnes Haar, peluzzo; alſo gerade das Gegentheil von einem Haarbuſch, den nach Ferrari *pilucco* bedeuten ſoll. Man könnte im Italiäniſchen, nach der bekannten Abwandlung, von pelo auch *peluccio* ſagen; aber ein dickes häßliches Haar hat ja mit einer Perrucke nichts gemein. — Daß eine Perrucke auf Spaniſch peluca heißt, gehört nicht hieher, da dieß von der ſpaniſchen Ausſprache des r zwiſchen r und l herrührt.

Der Spate in ſeinem Sprachſchatze geht den kürzeſten Weg, indem er feſtſetzt, das Wort ſey deutſchen Urſprungs; aber ſeine Herleitung iſt eben ſo unſtatthaft. Er ſchreibt die Barücke, und giebt vor, Bar wäre ein altes gothiſches Wort für Kopf, und Hücke bedeute einen Schleyer. Beides aber iſt ganz erdichtet. Bar hat nie im Gothiſchen den Kopf bedeutet. Es heißt vielmehr bar im Schwediſchen im Angelſächſiſchen und im Altdeutſchen: nackt, unbedeckt (wovon wir noch barfuß, barhaupt haben). Bar iſt alſo das Gegentheil von einer Perrucke. Heuke oder Hoike hingegen hieß vor Alters ein Mantel, und iſt im Plattdeutſchen noch gewöhnlich. Man ſagt in Hamburg und Bremen noch: den Hoiken up beeden Schuldern tragen, und Hoiken und Hood verſpeelen (109).

Alſo auch der Hoike, welcher die Schultern bedeckt und dem Hut entgegengeſetzt iſt, gehört gar nicht auf den Kopf. Der Spate iſt folglich eben ſo unglücklich mit ſeiner ganz wider die Sprache erdachten Herleitung, als Ferrari mit der ſeinigen.

Die Etymologiſten pflegten ſonſt überhaupt ſehr gern alles aus dem Griechiſchen herzuleiten, ſobald ſie nur ein Wort dieſer Sprache von einem etwas ähnlichen Laute auffinden konnten. Damm (114) hat drollig genug ein Mittel gefunden, das Wort Perrucke griechiſch zu ſchreiben, durch das Heſychiſche Wort περικε-φαλαια. Aber im Ernſte hat er nicht geglaubt es komme aus dem Griechiſchen her. Skinner hingegen, in ſeinem Etymologicum linguae anglicanae, will das engländiſche Wort Periwig (115), weil er nicht weiß was er daraus machen ſoll, aus dem Griechiſchen von περιοχη, quod caput circumdat, herleiten. Er ſetzt zwar hinzu: si ludere liberet; aber meint es ernſtlich.

Lemon (116), der neueſte Etymologiſt der engländiſchen Sprache, hat überhaupt in ſeinem etymologiſchen Wörterbuche den Unſinn viel höher getrieben, als irgend ein älterer Etymologiſt. Die bekannteſten engländiſchen offenbar entweder aus dem Angelſächſiſchen oder Lateiniſchen herkommenden Wörter leitet er auf die verkehrteſte Art aus dem Griechiſchen ab. Kein Wunder, daß er es mit einem Worte von ſo unbekannter Herſtammung nicht beſſer macht. Er ſagt: »Perwicke und »Perruque iſt gleichſam *peregrina rica*, zuſammenge»zogen per-ric oder per-ruke d. h. *velum capitis* »*mulie-*

»*muliebris.* Rica kommt von ῥίκος, cingulum muliebre capitis (117).

Auch Wachter (118) will im ganzen Ernſte daß das Wort aus dem Griechiſchen abſtamme. Indem er die Widerſinnigkeit der Herleitung des Sparen anzeigt, ſetzt er getroſt hinzu: »Das Wort iſt aus πυῤῥίχου, fulvus gemacht, weil die erſten falſchen Haare goldgelber Farbe und aus deutſchen Haaren zuſammengenähet und gewebt waren.« Dieſe Etymologie ſcheint, ihrer Simplicität halber, gegen die vorigen ſo höchſt gezwungenen, beym erſten Anblicke annehmlicher zu ſeyn; aber, genauer betrachtet, wird man finden, daß auch ſie auf keine Weiſe Statt haben kann.

Fürs Erſte hat Wachter, um ſeine Herleitung zu unterſtützen, unvermerkt hingeworfen, daß die erſten bey den Alten gebräuchlichen falſchen Haare goldgelb und aus Deutſchland geweſen wären; dieß iſt aber ganz unrichtig. Die Griechen, welche lange vor den Römern falſche Haare trugen, wußten nichts vom deutſchen goldgelben Haarwuchſe; ſie hielten eben ſo ſehr das ſchwarze Haar im Allgemeinen für ſchön. Anakreon wollte ſein Mädchen und ſeinen Bathyll mit ſchwarzen Haaren gemalt haben. Ferner wird das Wort πυῤῥίχος überhaupt nur von Thieren gebraucht. Ich zweifle daß auch nur Eine Stelle vorhanden ſey, wo die Farbe menſchlicher Haare damit bezeichnet wäre. Theokrit redet von pyrrhichiſchen Stieren, Ariſtoteles in ſeiner Geſchichte der Thiere von pyrrhichiſchen Schafen; und die Ausleger ſind noch dazu der Meinung, πυῤῥίχος bedeute in beiden Stellen keinesweges die Farbe, ſondern das Vaterland: es wären nämlich epirotiſche Stiere und Schafe geweſen, deren Race durch den König Pyrrhus zuerſt veredelt worden; ſo wie das Wort πυῤῥιχος vom pyrrhichiſchen Tanze gebraucht wird, den Pyrrhus oder Pyrrhichus ſoll erfunden haben. Πυῤῥιχιζειν heißt pyrrhichiſch tanzen, nicht blond oder roth färben. Von rothen Menſchenhaaren wird nicht πυῤῥιχος ſondern nur πυῤῥος gebraucht, wovon πυῤῥοθριξ.

Ueberdieß iſt wohl ſehr zu zweifeln, daß die Griechen und Römer feuerrothe Haare, noch mehr daß ſie die ſchmutzige rothe Farbe der Stiere und Schafe an Menſchenhaaren ſollten geliebt haben. Sie brauchten, um ſchöne goldgelbe Haare zu bezeichnen, ein ganz anderes Wort, nämlich ξανθος. Kallimachus, wenn er die griechiſchen Jungfrauen anredet, nennt ſie ξανθαι (119)

Σουσθε νυν ω ξανθαι σουσθε Πελασγιαδες.

Die rothwangige Milto oder Aſpaſia, die geliebte Sklavinn des Cyrus war blond. Την κομην ξανθη, και ανα τας τριχας ηρεμα (120), d. h. blondes goldgelbes ſanft gelocktes Haar. Theokrit ſagt ξανθοτριχι παρ Μενελα Zwar wird ξανθος auch von der braunrothen Farbe de Geſichts gebraucht, daher Voß den ξανθος Μενελαος Homers durch den bräunlichen Menelaus überſetzt. E iſt freilich oft ſchwer in den antiken Schriftſtellern d Beſchaffenheit der Farben aus den Wörtern genau z beſtimmen. Indeß ſcheint mir doch, aus vielen Umſtänden müſſe man ſchließen, ſonderlich bey Haaren, ha ξανθος die ſchöne goldgelbe Farbe bedeutet, wovon d Sonnengott Χρυσοκομας heißt, nicht aber πυῤῥος, welch zu dem jetzigem Zwecke hinlänglich iſt. Da Herodi die Sage wiederlegen will, daß der Kaiſer Commod

Goldſtaub in ſeine Haare geſtreuet habe, und behauptet daß ſie natürlich hochblond d. i. goldgelb geweſen, ſagt er von ihm: κομη τε φυσει ξανθη (121). Daß ξανθος bey den Haaren eine hellere Farbe anzeigte, iſt ſchon aus der in der 47ſten Anmerkung des Julius Pollux angeführten Stelle zu erſehen, wo das ξανθοχροματων κομων dem μελανοτριχων entgegengeſetzt wird, und erhellet auch aus einer unten S. 61 angeführten Stelle des Zonaras. Der Scholiaſt des Ariſtophanes, den Suidas anführt, vergleicht die Farbe ξανθος mit der Farbe des Honigs. Dieſe Bedeutung einer hellgelben Farbe ſcheint ſich auch aus einem Gleichniſſe Homers zu ergeben, wo er die blonde Ceres, d. h. hier den Weizen, ξανθος nennt, und zugleich von dem Staube der davon geſonderten Spreu der ſich anhäuft, ſo wie von dem damit verglichenen durch die Pferde der Griechen erregten Staube, das Wort λευκος braucht (122).

Die Römer bedienten ſich zwar neben dem Worte flavus von den Haaren der Germaner des Worts rutilus, verſtanden aber gewiß nicht dadurch rothe Haare, worauf etwa das Wort πυρρικος paſſen könnte, ſondern verſtanden crines flavos i. e. ξανθας. Dagegen wurden feuerrothe Haare bey den Römern nicht für ſchön gehalten. Clitipho beym Terenz (123) ſchlägt ſeiner Mutter ab, des Phanokrates Tochter zu heurathen:

— rufam-ne illam virginem?
— non possum!

Martial ſagt (124):

Crine ruber, niger ore, brevis pede, lumine laesus,
Rem magnam praestas, Zoile, si bonus es.

Uebrigens trugen die Römerinnen ſo wenig wie die

Griechinnen bloß blonde Perrucken, ſo daß nach Wachters Vorausſetzung die allgemeine Benennung hätte von der Farbe entſtanden ſeyn können. Ich habe oben S. 24 angeführt, daß die Griechinnen die ſchwarzen Haare blond und die blonden ſchwarz zu färben verſtanden. Und endlich findet ſich nicht eine einzige Stelle, wo die Griechen oder die Römer das Wort πυῤῥιχος oder pyrrichus für blondes natürliches oder falſches Haar gebraucht hätten. Juvenal nennt eine blonde Perrucke (wie oben S. 30 angeführt iſt) flavus galerus. Wie wären denn alſo die Italiäner und Franzoſen der neuern Zeiten dazu gekommen, das von ihnen gebrauchte falſche Haar mit einem griechiſchen Worte zu bezeichnen, deſſen ſich weder Griechen noch Römer dazu bedienten? Nein! Es iſt bey der Herleitung des Worts Perrucke von πυῤῥιχος nichts als eine ganz zufällige Aehnlichkeit, worauf eine ungezwungene etymologiſche Ableitung eben ſo wenig gegründet werden kann als auf περικε - φαλαια. Das Wort Perrucke kommt demnach weder von den Griechen, noch von den Römern, da beide Völker ſich ganz andrer Wörter bedienten um eine ihnen ſehr wohl bekannte Sache zu bezeichnen.

Ehe ich meine Muthmaßung mittheile, woher denn nun das Wort Parucke oder Perrucke kommt, wir erſt anzuführen ſeyn: wann und wo es in neuern Zei ten zuerſt gebraucht worden, und beſonders, was e denn bey ſeinem älteſten Gebrauche bedeutet habe?

In der romaniſchen oder walloniſchen noch hal keltiſchen Sprache, woraus am Ende des zehnten Jah hunderts die jetzige franzöſiſche Sprache entſtand, find ſich ſchon das Wort Perrique. Dieß iſt die älteſte Spur deſſelben. Hat es aber damals, ſo wie jetzt, falſches Haar bedeutet? Keinesweges! Im Dictionnaire roman, walon, celtique et tudesque par un Religieux Bénédictin de la Congrégation de S. Vannes (à Bouillon 1777, gr. 4) wird S. 233 dieß Wort erklärt: »longue chevelure de ses cheveux propres.« Auf dieſe urſprüngliche Bedeutung hat noch keiner der Schriftſteller die über Perrucken geſchrieben haben, gehörig geachtet, und man kann doch in Abſicht auf die Herleitung des Worts wichtige Folgen daraus ziehen.

Das nächſte Beyſpiel des alten Gebrauchs dieſes Worts findet ſich in der italiäniſchen Sprache. Zufolge des Vocabulario della Crusca, ſteht in den Gedichten des Bernardo Bellincioni, eines florentiniſchen Dichters aus der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts, folgende Stelle:

— — son tutte opinioni
I bei capei; cercate sale in succá.
Perche Assalon *morì* per la *parrucca*.

Alſo auch in Italien bedeutete dieß Wort im funfzehnten Jahrhunderte nicht ein falſches, ſondern ein natürliches langes ſtarkes Haar, wie Abſalom hatte; eben ſo wie bey den Griechen προκομιον eigentlich eine Vorderlocke, und bey den Lateinern capillamentum eigentlich auch natürliches Haar. Das Vocabulario della Crusca und aus ihm die gewöhnlichen italiäniſchen Wörterbücher ſetzen hinzu, das Wort werde heut zu Tage nur von falſchen Haaren gebraucht. Gleichwohl hat niemand darauf geachtet, wann oder wie dieſe Veränderung vorgegangen iſt, noch ſich überhaupt der urſprünglichen Bedeutung des Worts erinnert, wenn von deſſen Erklärung die Rede war. In der italiäniſchen Sprache iſt noch eine Spur dieſer ehemaligen Bedeutung. Caperruccia auch capperruccio bedeutet den Theil der Kappe der über das Haupthaar gezogen wird (gleichſam cappa di perrucca, Haarkappe). Das Vocabulario della Crusca citirt folgende Verſe eines florentiniſchen Dichters aus dem ſechzehnten Jahrhunderte:

Più non si fan le bionde pastorelle
Coi sacchi a' nomi cin' la capperruccia.

Und in eben der Bedeutung braucht es auch Varchi, deſſen Proſa den Italiänern klaſſiſch iſt.

Gleichen Sinn hatte das Wort Perruque in Frankreich beſtändig, noch im ſechszehnten und bis in den Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts, wo es immer für natürliches Haar gebraucht ward. Wenn man damals das was wir itzt Perucke nennen, andeuten wollte, ſagte man *fausse Perruque* (125). Daher hatten die Theologen in Löwen im ſechzehnten Jahrh. ſehr recht, in der Stelle Jeſ. III V. 17 crines durch perruque zu überſetzen, wie oben S. 17 angeführt iſt; und Thiers der ſich einbildete, ſie hätten den Gebrauch der Perrucken ſchon zu den Zeiten des Jeſaias (126) zu finden geglaubt, verſtand nur nicht den alten beſtändigen Sprachgebrauch ſeiner eigenen Mutterſprache. — Es erhellet hieraus auch, daß das Wort Perrucke nicht von dem griechiſchen [illegible] herzuleiten iſt, wie Menage und andere geglaubt haben. Denn dieſes griechiſche Wort bedeutete allezeit fremdes aufgeſetztes Haar, dagegen daß Wort *perruque* bis vor 230 Jahren nur natürliches ſtarkes Haar, θριχες, κομαι, bedeutete.

Wie kam man denn aber in Frankreich und Italien darauf, ſchon von den älteſten Zeiten an da die franzöſiſche und italiäniſche Sprache ſich bildeten, das natürliche ſtarke Haar Perrique, Parrucca, Perruque zu nennen?

Ich habe ſchon vor einigen Jahren mehrere Benennungen von Flüſſen, Bergen u. ſ. w. in Deutſchland aus den keltiſchen Sprachen hergeleitet, und gezeigt daß faſt alle im Julius Cäſar und Tacitus vorkommende germaniſche Namen aus der erſiſchen, der walesiſchen und andern ſo genannten keltiſchen Sprachen zu erklären ſind (127). Es ſchien mir aus mehrern Vergleichungen hiſtoriſcher Schriftſteller deutlich zu erhellen, daß der Gebrauch dieſer keltiſchen Sprachen ſich viel weiter erſtreckt habe als man insgemein glaubt, und beſonders, daß zu den Zeiten des Cäſar und Tacitus in dem damals den Römern bekannten Germanien, keineswegs gothiſch, theotiſciſch oder allemanniſch, ſondern verſchiedene der Sprache Oſſians, dem Erſiſchen oder Schottiſch-Hochländiſchen oder dem Irländiſchen oder dem Waleſchen ähnliche Sprachen geredet wurden, ſo wie auch die Verfaſſung der damals halbwilden germaniſchen Völker den im ſchottiſchen Hochlande noch beſtehenden Clans, meines Erachtens, ſehr ähnlich war. Dieſe Entdeckung ſchien vielen Gelehrten gar zu fremd, welches auch ganz begreiflich iſt; denn in Deutſchland hat man ſich um dieſe Sprachen die zugleich ſehr alten Urſprungs ſind und noch in mehrern Ländern leben, ſo wenig bekümmert, als ob ſie gar nicht da wären.

Jeder deutſche Geſchichtsforſcher hat ſchon die älteſte deutſche Geſchichte nach ſeinen eigenthümlichen Hypotheſen gar fein zuſammengereihet, und darin würde freylich viel müſſen geändert werden, weil meine Entdeckung mit ihren natürlichen Folgen der älteſten deutſchen Geſchichte und Geographie in manchen Stücken eine ganz andere Anſicht giebt. Man hat daher über mich die Achſeln gezuckt und die Miene angenommen, als ob dergleichen Viſionen weiter keine Unterſuchung verdienten. Mich kümmern nun dergleichen Ausfälle wenig. Ich habe kein Syſtem der Geſchichte zu vertheidigen und mache kein Syſtem. Ich zeige viele in Deutſchland noch vorhandene offenbar fremde, und wahrſcheinlich erſiſche und waleſche Benennungen, als Thatſachen an. Ich ſchließe daraus, daß vor alten Zeiten die keltiſchen Sprachen viel weiter verbreitet wären, als man insgemein glaubt, wodurch dann manche ſeit langen Zeiten eingewurzelte hiſtoriſche Träume und Vorurtheile wegfallen, und zu mancherley wichtigen Folgerungen in der Geſchichte Gelegenheit gegeben werden kann. Mir iſt ſchon genug, daß ein Mann, der hierüber kompetenter Richter iſt (wofür man diejenigen nicht erkennen kann, welche der keltiſchen Sprachen unkündig, dawider ein Vorurtheil zeigen), Hr James Macdonald of South-Uiſt (128), ein geborner Hochländer, aber dabey der deutſchen Sprache vollkommen kundig, meine Herleitungen nicht für bloße Grillen, ſondern näherer Unterſuchung wohl würdig hielt. Beſonders verſicherte er mich mündlich, auf Befragen, daß der größte Theil der Benennungen von Flüſſen, Bergen u. ſ. w. welche ich im XIten und XIIten Bande meiner Reiſebeſchreibung aus den keltiſchen Sprachen herleitete, und die im Deutſchen keine Bedeutung haben, in ſeiner erſiſchen Mutterſprache verſtändlich iſt. Mehr iſt von mir bey ſo geringen Hülfsmitteln als ich hatte nicht zu verlangen. Ich will mich gern mit Gründen anders überzeugen laſſen, ob mir gleich die von einigen deutſchen Schriftſtellern wider mich angeführten Gründe nicht gezeigt haben, daß ich in der Hauptſache Unrecht hätte. Vielmehr habe ich ſeitdem meine Unterſuchungen fortgeſetzt, und meine Entdeckung durch auffallende Beyſpiele noch mehr beſtätigt gefunden, wovon ich zu ſeiner Zeit öffentlich Rechenſchaft zu geben gedenke.

Geſetzt indeß, man wollte mir nicht zugeben, daß ſich in alten Zeiten der Gebrauch der keltiſchen Sprachen, nicht nur bis in die Gegenden am Rhein und der Donau, ſondern auch bis tief in den Norden von Deutſchland, den Harz mit eingeſchloſſen, erſtreckt habe; ſo kann doch niemand der auch nur hiſtoriſch von dieſen Sprachen etwas gehört hat, und nicht aus bloßem Eigenſinn die Meinung eines Andern verwerfen will, leugnen, daß in Italien, Spanien und Gallien überhaupt keltiſche d. h. dem Irländiſchen und Waleſiſchen ähnliche Sprachen, auch noch zu den Zeiten da im römiſchen Reiche die lateiniſche Sprache längſt eingeführt war, von dem gemeinen Volke geſprochen wurden. Suetonius im erſten Jahrhunderte, Feſtus im vierten Jahrhunderte, welche mehrere galliſche oder keltiſche Wörter anführen, ſind unverwerfliche Zeugen (129). Alle Schriftſteller welche den älteſten Urſprung der jetzigen franzöſiſchen Sprache unterſucht haben, kommen darin überein, daß viele keltiſche Worte darin aufgenommen ſind. Die Benennungen vieler Städte, Dörfer, Berge, in Frankreich, Spanien, Italien und der Schweiz beweiſen es außerdem unwiderſprechlich; und ſo wird man es nicht für unnatürlich halten, das Wort Perrucke, das in der altfranzöſiſchen und altitaliäniſchen Sprache zuerſt in der Bedeutung des natürlichen ſtarken Haupthaars vorkommt, und aus keiner bekannten Sprache erklärbar iſt, in dieſer altgalliſchen Sprache zu ſuchen.

Das Vocabulaire, oder Dictionnaire provençal-français (Marseille 1785, gr. 4) T. II S. 487, leitet ausdrücklich das Wort perruque aus dem Keltiſchen; ſagt aber nicht, wie? Das oben S. 11 gedachte Dictionnaire roman et celtique weiſet uns abermal auf einen keltiſchen Urſprung. Nun findet ſich daß in der irländiſchen Sprache (130) Barr das Haar, und uc oder uch hoch, vorzüglich, heißt. Alſo paßt die Bedeutung *Barr-uch*, ein hohes ſtarkes Haar, genau auf das ſtarke Haar Abſalons, vom Bellincioni *la parucca* genannt; und wir haben hier die ungezwungenſte Herleitung aus der alten Sprache der Länder wo der urſprüngliche Gebrauch dieſes Worts bis in die älteſte Zeit kann nachgewieſen werden.

Auch iſt merkwürdig, daß das lateiniſche Wort Galerus in die alte franzöſiſche Sprache überging. Das Dictionnaire du vieux langage françois par Lacombe (Paris 1766, gr. 8) hat S. 296: »*Galericule* ou *Galicolie*, perruque de femme.« Nehmlich *perruque* in der itzigen neuern Bedeutung, die vor Alters noch nicht da war, daher eben damals die alten Franzoſen das lateiniſche Wort aufnahmen.

Ueber den Gebrauch des Worts in unſerer Sprache will ich nur noch bemerken; daß Herr Campe vorgeſchlagen hat, eine Perrucke durch die Benennung »Haarmütze« recht rein zu verdeutſchen.

Herr Adelung ſagt dawider in ſeinem Wörterbuche: »Der Verſuch des Gebrauchs dieſes Worts wäre nur zu verlachen, weil der Name Mütze bereits zu niedrig geworden, als daß er ſich ohne Aergerniß von einem ſo feyerlichen Kleidungsſtücke als die Perrucke iſt, ſollte gebrauchen laſſen.« Was das Feyerliche betrifft, ſo iſt in Abſicht der ehemaligen großen Perrucken etwas daran; aber das Wort Mütze iſt doch eigentlich auch nicht niedrig zu nennen. Vornehme Frauenzimmer trugen noch vor wenigen Monaten — die Mode befahl es — Mützen von ſchwarzem, rothem und grünem Sammet; ſo wie vor funfzig Jahren in Sachſen viele Frauenzimmer von Stande polniſche Mützen trugen. Grenadiermützen tragen in verſchiedenen Dienſten auch Staabsofficiere von den Grenadieren. Man ſagt Biſchofsmütze, und auch die Mütze des Doge zu Venedig. Ueberdieß führt Hr Adelung ſelbſt eine Stelle aus einem alten deutſchen Dichter an, welche ich weiter unten auch nicht übergehen werde, woraus erhellet, daß man wo nicht im zwölften doch im vierzehnten Jahrh. unbedenklich eine Haube mit Haaren anſtatt einer Perrucke ſagte. Nun iſt noch bis auf den heutigen Tag im Oberdeutſchen Haube eben das was im Hochdeutſchen Mütze. Hr Campe hätte alſo ſogar die Autorität eines ſehr alten Gebrauchs ſeines neuerfundenen Wortes für ſich. Indeß bedeutete auch im ſechzehnten Jahrhunderte das Wort Haarhaube etwas ganz anders, nämlich eine Frauenmütze welche über das Haar getragen ward (131); und es iſt überhaupt zu befürchten, es könnte der vorgeſchlagene neue Gebrauch des Wortes Haarmütze zu Mißverſtändniſſen Anlaß geben. Die allgewaltige Mode könnte leicht einmal aufbringen auch aus Haaren eigentliche Mützen zu flechten, welche alsdann Haarmützen aber keineswegs Perrucken ſeyn würden. Auch ſcheint es deßwegen nicht ganz ſchicklich zu ſeyn, eine Perrucke durch Mütze zu verdeutſchen, weil jetzt in gewiſſem Betrachte die letztere ſogar das Gegentheil der erſteren iſt. Denn wer eine Perrucke trägt, ſetzt ſie in demjenigen zu Ehren auf, vor dem er nicht glaubt in einer Mütze erſcheinen zu dürfen.

Man machte ehemals auch Perrucken von Zwirn und von gezwirnter Baumwolle, ſo wie Perrucken von Drath eine ziemliche Zeitlang üblich waren; alle dieſe können auf keine Weiſe füglich Haarmützen genannt werden. In der Kunſtſammlung des Waiſenhauſes zu Halle iſt eine aus feinen Glasfäden gemachte Perrucke befindlich. Man hat verſucht von Gyps und gekautem Papier Perrucken zu machen; ja Lichtenberg hielt es für möglich aus Kartoffeln, woraus man Alles macht, auch Perrucken zu verfertigen (132). Alle dieſe fremdartigen Perrucken würden doch ſo wenig Haarmützen als Zwirnmützen, Drathmützen, Glasmützen, Gypsmützen, Pappmützen oder Kartoffelmützen zu nennen ſeyn. Man wird alſo ſchon das ausländiſche Wort behalten müſſen, wie bey mehreren andern Sachen, die wir vom Auslande erhalten haben, oder man müßte geradezu ſagen falſche Haare, ſo wie man ſagt ein falſcher Zopf, oder ein falſches (d. h. ein nachgemachtes) Siegel.

Nach dieſer Digreſſion über die Herleitung und die Verdeutſchung des Worts, iſt nun noch übrig die Geſchichte des Gebrauchs der Perrucken vom mittlern Zeitalter an bis auf die jetzige Zeit, glaubwürdigen Quellen zufolge, kurz auseinander zu ſetzen.

In den mittlern Jahrhunderten ſind ſchon mancherley Spuren vom Gebrauche der falſchen Haare in mehrern Ländern entdeckt, und in den Chroniken jenes Zeitalters liegen gewiß noch viele verborgen.

König Heinrich I von England, Beauclerc genannt, der im Anfange des 12ten Jahrh. regierte, verbot ſogar den Gebrauch der Perrucken nach des glaubwürdigen Geſchichtſchreibers Camden Bericht (133). Sie müßten alſo damals in England ſehr gemein geweſen ſeyn. Da aber Camden nicht die Worte des Geſetzes und überhaupt keinen Gewährsmann, den man nachſchlagen kann, anführt; ſo könnte leicht ſeyn, daß er die alte Bedeutung des Worts Perruque nicht verſtanden, und daß König Heinrich I eigentlich verboten hätte, langes ſtarkes Haar zu tragen, worüber man weiter unten mehrere Beyſpiele finden wird.

In eben dem Jahrhunderte klagt der griechiſche Mönch Zonaras, daß zu ſeiner Zeit die Chriſten im Oriente ſich die Haupthaare abſcheren ließen, um lieber Perrucken (νοθοις πλοκαμοις) zu tragen (134). Man bemerkt aus den gebrauchten Worten, daß er beſonders vom männlichen Geſchlechte redet. Er ſetzt noch hinzu, daß einige ihre ſchwarzen Haare blond und goldgelb färbten, (βαπτουσι δε, ἐς τας ξανθας και χρυσιζουσας) und ſie im heißeſten Sommer naßgemacht den Sonnenſtrahlen ausſetzten, um ſie zu bleichen.

Der Kopfputz der lüderlichen Kaiſerinn Zoe, Gemahlinn des griechiſchen Kaiſers Michaels IV im zehnten Jahrhunderte, deſſen Abbildung ich von einer Münze (115) Taf. VI Nr 24 liefere, ſieht falſchen Haaren, wo nicht einer ganzen Perrucke ſehr ähnlich. Sie mag wohl unter dem Siebengeſtirn gebohren worden ſeyn.

Alexander von Hales der Doctor irrefragabilis unter den ſcholaſtiſchen Dialektikern im 13ten Jahrhunderte eifert gegen den Gebrauch des falſchen Haares ſogar in ſeiner Erklärung der Summa des ſpitzfindigen Petrus Lombardus. Alſo waren damals in Frankreich und vielleicht auch in andern Ländern Perrucken gebräuchlich.

Herr Adelung führt in ſeinem Wörterbuche im Artikel Haarhaube vier Verſe an, wo es von einem kahlen Ritter heißt:

> Nu hat er ein gewonheit,
> Das er ufsazt ein hüben guot
> *Mit Hare.*

Dieſe Verſe ſchreibt er (auch noch in der zweiten Ausgabe vom J. 1796) dem Burggrafen von Rietenburg zu. Von dieſem Burggrafen ſteht ein anderes Gedicht in der zu Zürich im J. 1758 gedruckten Sammlung von Minnesingern (Th. I S. 96). Wären ſie alſo wirklich von demſelben, ſo könnten ſie zum Beweiſe dienen, daß im dreyzehnten Jahrhunderte oder noch früher auch in Deutſchland Hauben mit falſchen Haaren wären getragen worden.

Aber hier iſt ein kleiner Irrthum. Gottſched ſchrieb ehemals die Fabeln, aus deren einer dieſe Verſe genommen ſind, irrig dem Burggrafen von Rietenburg zu. Herr Adelung, dieſer um unſere Sprache ſo verdiente und ſo beleſene Gelehrte, weiß ſonſt ſehr wohl, daß Gottſcheds Irrthum ſeitdem berichtigt und der eigentliche Verfaſſer dieſer, unter dem Titel: Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger zu Zürich 1757. 8 gedruckten Fabeln, bekannt geworden iſt, hat ſich aber an dieſer Stelle nur nicht daran erinnert. Hr Oberlin entdeckte den Namen des Verfaſſers, Boner, aus einer Straßburgiſchen Handſchrift (136); und noch vor ihm Leſſing (137) aus einer alten Bambergiſchen gedruckten Ausgabe, und aus verſchiedenen Handſchriften in der Wolfenbüttelſchen Bibliothek, deren eine Gottſched in Händen gehabt und falſch geleſen hatte. Dieſer Boner aber lebte, wie Leſſing höchſt wahrſcheinlich gezeigt hat, erſt zu Ende des 14ten Jahrhunderts (138). Doch iſt damit über den Gebrauch der Perrucken zu dieſer Zeit nichts bewieſen; denn Boner ſagt nicht nur ſelbſt in ſeinem Epilogus, daß er die Fabeln aus dem Lateiniſchen überſetzte, ſondern Leſſing hat auch ausgemacht, woher derſelbe jede Fabel nahm (139). Die Fabel worin obige Verſe ſtehen (in der Zürichiſchen Ausgabe die 75ſte, S. 181), iſt nichts als die von mir oben S. 39 angeführte zehnte Fabel des Avianus vom kahlen Ritter, wie es der Augenſchein zeigt. So viel könnte man allenfalls aus der freyen Ueberſetzung ſchließen; da Avianus bloß von umgebundenen Haaren redet, Boner aber ſtatt deſſen, noch beſtimmter, eine Haube mit Haaren ſetzt, daß es wohl zu ſeiner Zeit in Deutſchland nicht unbekannt geweſen ſeyn müſſe, unter Mützen Haare anzuheften um kahle Scheitel zu decken.

Der florentiniſche Geſchichtſchreiber Johann Villani berichtet, daß im J. 1326 die Frauenzimmer in Florenz einen häßlichen und unehrbaren Hauptſchmuck aufgebracht hätten — spiacevole e disonesto ornamento (140) ſagt er —: nämlich ſehr dicke Locken und Flechten (treccie) von gelber und weißer Seide, welche ſie anſtatt der Haarlocken vor der Stirn trugen.

In der Chronik von Limpurg, wo man ſo mancherley merkwürdige Nachrichten von den Moden des 14ten Jahrhunderts findet, habe ich vergebens nach Nachrichten von falſchen Haaren geſucht, ſo wie auch in Lehmanns Speyerſcher Chronik. Ich möchte alſo faſt glauben, es wäre damals in Deutſchland der Gebrauch falſcher Haare nicht gewöhnlich geweſen, denn die Limpurgiſche Chronik iſt ſonſt ſehr genau in Erzählung der Moden, welche ſich bey beiden Geſchlechtern in dem genannten Zeitraume öfter veränderten, als man ſich vorſtellen ſollte.

Im funfzehnten Jahrhunderte war es in Deutſchland ſehr gewöhnlich geworden, daß die Männer lange Haare trugen und ſie kräuſelten und ſchmückten. Dieſes ward aber bald, ſo wie auch nachher im ſechszehnten Jahrhunderte, Männern unanſtändig und für weibiſch gehalten. Bey Gelegenheit des Krieges den der König von Ungarn Matthias Corvinus um 1481 mit den Türken führte, fingen einige deutſche Fürſten an, ſich und ihrem Hofgeſinde die Haare abzuſchneiden, ſchickten auch deßfalls andern Fürſten Scheeren zu, um ſie zum Haarabſchneiden und zum männlichen Muthe zu ermuntern (141).

Aber dennoch war es zu Ende deſſelben Jahrhunderts in Deutſchland und in Frankreich ſehr gebräuchlich, daß Frauenzimmer falſche Haare trugen. Es erhellet dieß aus Geilers von Kaiſersberg ſiebenter Predigt über Seb. Brand's Narrenſchiff (142), wo er wider die falſchen Haare, und das aufgeſetzte Todtenhaar eifert. Geiler predigte in Straßburg vom J. 1478 an, und ſtarb im J. 1510. Sein Eifer ging übrigens ſo ſehr wider das Haarſchmücken überhaupt als wider die falſchen Haare. Beides ward damals (ſo wie bey den Griechen und Römern) mit einander verbunden, nur war überhaupt das Haar zu kräuſeln und in Locken zu legen bey den Mannsperſonen noch nicht ſo allgemein wie jetzt.

Im Anfange des 16ten Jahrhunderts wurden in Deutſchland Perrucken gemacht; doch ſchämten ſich, wie es ſcheint, wenigſtens Männer ſie öffentlich zu tragen. Herzog Johann von Sachſen ſchrieb im J. 1518 an ſeinen Schöſſer in Koburg: »Unſer Begehr iſt, du wolleſt Uns ein hübſch gemacht Haar auf das Beſte zu Nürnberg beſtellen, doch ingeheim, alſo, daß nicht gemerkt werde daß es Uns ſolle, und je dermaßen, daß man ſolches unvermerkt auf ein Haupt möge aufſetzen.« Hr Hofrath Beckmann hat dieſe Nachricht zuerſt aus Heims Sachſen-Coburgiſcher Chronica (1700. 4. im IIten Theile S. 134) bekannt gemacht (143).

Rango behauptet, der berühmte Ulrich von Hutten, welcher im J. 1523 ſtarb, habe eine runde Perrucke, oder wie er es ausdrückt, eine ziemliche Kolbe (144) getragen. Nach Huttens in Kupfer geſtochenen Bildniſſen (ſonderlich denjenigen, wo er ohne Barret, mit einem Lorberkranze auf dem Haupte vorgeſtellt iſt) zu urtheilen, iſt dieß ſehr wahrſcheinlich; denn die über die Stirn hangenden Haare ſehen ſo aus, als ob ſie nur über den Kopf gehängt wären. Das beſte Bild was wir von Hutten haben, dasjenige was vor dem VIIten Bande von Moſers patriotiſchem Archiv ſtehet, wonach Taf. VII Nr 25 geſtochen iſt, zeigt dieſes Ueberhängen fremder Haare ziemlich deutlich. Dieſe Kolbe (wie ſie Rango nennet), mit glatten ungekräuſelten und über die Stirn hangenden vorn beſchnittenen Haaren, iſt gerade eben dieſelbe Art runder Perrucken, welche vor etwa zwanzig Jahren einige galante Herren aus England brachten, und ſie Vormittags wenn ſie unangekleidet, oder, wie man damals ſagte, en chenille ausgingen, über ihre noch unfriſirten Haare hingen, bis darauf die Raupe ſich in einen ſchönen Schmetterling mit ailes de Pigeon verwandelte. Hutten trug freylich ſeine glatte Perrucke nicht bloß im Negligé, ſondern beſtändig in Freude und Leid. Da er, wie man weiß, acht Jahre lang von der damals erſt ſeit Kurzem bekannten veneriſchen Krankheit ſehr heimgeſucht ward, ſo iſt begreiflich daß er dadurch den größten Theil ſeiner Haupthaare verlor; und deſto wahrſcheinlicher wird es, daß er dieſen Mangel, nach Rango's Ausdrucke, durch eine ziemliche Kolbe die er übers Haupt legte, mag zu verbergen geſucht haben. Iſt dieſes, ſo wäre Hutten wahrſcheinlich im 16ten Jahrhunderte der letzte bekannte Deutſche geweſen, der falſches Haar getragen hätte, wenn es nicht Herzog Johann war.

Denn, wie ſchon geſagt, der Gebrauch der falſchen Haare iſt in dieſem und in den beiden vorigen Jahrhunderten mehr bey den Frauenzimmern zu ſuchen, weil dieſe beſtändig langes Haar trugen und ihr Haar ſchmückten und kräuſelten; wogegen die Mode den Mannsperſonen oft befahl ihr Haar abzuſchneiden. Schon im 14ten Jahrh. ward es bey den Männern in Italien Mode die Haare zu verkürzen und zugleich den Bart abzuſcheeren (145), worauf auch in Deutſchland die Haarlocken ganz kurz abgeſchnitten wurden, wie die Limpurgiſche Chronik berichtet (146). Seit dem Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts fing man in Italien an, das Haar noch kürzer abzuſchneiden, hingegen den Bart lang und ſpitz wachſen zu laſſen, welche Mode daſelbſt das ganze Jahrhundert durch währte. Man ſ. das Bildniß des Lorenz Pignorius der im letzten Viertel dieſes Jahrhunderts lebte, Taf. VII Nr 26. Dieſe italiäniſche Mode ward auch in Frankreich allgemein, nachdem König Franz I im J. 1521 bey einem eben nicht fürſtlichen Kampfſpiele mit Schneebällen durch einen Zufall eine Wunde am Haupte bekam, weßhalb ihm die Haupthaare mußten abgeſchnitten werden, welche er auch ferner ſo trug, hingegen auf italiäniſche Art den Bart dabey wachſen ließ. Dieſe Mode ward bald in Frankreich und in den benachbarten Ländern nachgemacht. Die Bildniſſe vieler franzöſiſchen, holländiſchen und ſchweizeriſchen Gelehrten zeigen ſie in ganz kurzen Haaren und mit langem ſpitzen Barte. Z. B. beide Scaliger, Julius Cäſar und Joſeph Juſtus, (Taf. VII Nr 27, 28) davon der ältere bekanntlich in Italien geboren ward und alſo dieſe Mode ganz im Anfange des Jahrhunderts von daher mitbrachte; Iſaak Caſaubonus Taf. VIII Nr 29); Juſtus Lipſius (Nr 30); Theodor de Beza (Nr 31), der den hohen runden Hut (beynahe auf unsere jetzige Art) womit er hier abgebildet iſt, wohl nicht immer wird aufgeſetzt haben; und Sebaſtian Caſtalio. — In Deutſchland hingegen war es damals noch nicht ſo gewöhnlich wie jetzt die franzöſiſchen Moden nachzumachen, daher ſieht man um dieſe Zeit noch in Bildniſſen die deutſchen Gelehrten im ſüdlichen und nördlichen Deutſchlande mit unabgeſchnittenen natürlich wachſenden Haaren mit und ohne Bart; und an denen welche den Bart wachſen ließen, bemerkt man gar nicht den italiäniſchen Schnitt. Z. B. Wilibald Pirkhaimer (Taf. IX Nr 33) hatte ein ſtarkes hangendes Haar und ein geſchornes Kinn, ſo wie auch Martin Luther (Nr 34); hingegen Philipp Melanchthon (Nr. 35) und Johann Mattheſius (Nr 36) ließen Bart und Haupthaar wachſen. Wenn man aber eine Sammlung von Bildniſſen deutſcher Gelehrten und Geſchäftsmänner aus dieſem Jahrhunderte in chronologiſcher Ordnung vor ſich liegen hat, ſo bemerkt man bald mit einiger Aufmerkſamkeit, daß damals die Mode die Haupthaare zu kürzen und den Bart lang und ſpitz wachſen zu laſſen, auch in Deutſchland nach und nach eindrang; und zwar kam ſie von Süden über Schwaben und die Pfalz nach Norden, ſo wie jetzt von Norden nach Süden die Influenza. Es läßt ſich bey kurz abgeſchnittenen Haaren nicht wohl an Perrukken denken, wenigſtens wäre bey ganz kurzen Haaren ein falſches Haar viel künſtlicher zu machen geweſen als bey langen hangenden Locken. Auch wußte man damals vielleicht nirgend in Deutſchland falſches Haar zu verfertigen, außer in Nürnberg, dem damaligen Hauptſitze der deutſchen Induſtrie. Sich dergleichen von

Nürnberg kommen zu laſſen, war nicht eine Sache dieſer Privatperſonen.

Es ſind daher wahrſcheinlich im ſechszehnten Jahrhunderte ſeit 1521 in Frankreich, den Niederlanden und Deutſchland, wenigſtens von Mannsperſonen nicht falſche Haare getragen worden; dagegen ward es bey der Mode der kurzen Haare ſehr gemein mit andern Bedeckungen den Kopf warm zu halten. In keinem Jahrhunderte ſind ſo viele Gelehrte mit Barretten aller Art auf dem Haupte in Kupferſtichen vorgeſtellt. Man ſ. die Bildniſſe des Erasmus von Rotterdam (Taf. X Nr 37), und Hieronymus Wolfius (Nr 38). Johann Agricola, aus Eisleben, (von 1541 bis 1566 Generalſuperintendent in der Kurmark und Hofprediger zu Berlin.) trug, wie Taf. X Nr 39 zu ſehen iſt, eine Kopfbedeckung in welcher ſich freylich ein kurbrandenburgiſcher Hofprediger weder im ſiebenzehnten noch im achtzehnten Jahrh. hätte können ſehen laſſen, nämlich eine dicht um den Kopf gehende Mütze, die mit Pelz gefüttert zu ſeyn ſcheint. Dergleichen Mützen (ähnlich den oben S. 43 angeführten Ramelaukien und *berretta papalina*), welche wahrſcheinlich nicht nur auf der Straße oder auf Reiſen getragen, ſondern auch in den Zimmern nicht immer abgenommen wurden, nannte man Deckelhauben. In Frankreich, wo ſie die Mode nach und nach verkleinerte, ſo daß ſie nur den Scheitel bedeckten, wurden ſie Calottes (147) genannt; eine Deckelhaube wie ſie Agricola trug, heißt noch in Frankreich Calotte à oreilles. Dieſe Hauben, welche man damals wegen der kurz abgeſchnittenen Haare zur Wärme für nöthig hielt, wurden auch oft an den Hut oder an das Barret befeſtigt, und dann iſt wahrſcheinlich Hut und Barret gewöhnlich nicht abgenommen worden. Man ſieht dergleichen Haarkappen an Barretten von verſchiedenen Formen auf Bildniſſen von Gelehrten des 16ten Jahrhunderts (148). So iſt Joachim Kamerarius (Taf. X Nr 40), desgleichen die ſchweizeriſchen Reformatoren Kalvin (Taf. XI Nr 41) und Zwingli (Nr 42) vorgeſtellt. Man ſieht leicht, daß Hauptbedeckungen dieſer Art da wo ſie gewöhnlich waren, die Perukken wenigſtens bey Männern ausſchloſſen.

Es bedurfte einer beſondern Veranlaſſung um deren Gebrauch unter den Männern wieder zur Mode zu machen. Dieſe Veranlaſſung fand ſich im letzten Viertheil dieſes Jahrhunderts, und zwar, eben ſo wie beym Abſchneiden der Haare, in Frankreich. Heinrich III, König von Frankreich in den J. 1575 bis 1589, ein Regent den Aberglauben, Verſchwendung und Ausſchweifungen aller Art verächtlich machten, verlor durch die veneriſche Krankheit ſein Haupthaar. Kurzes Haar hatte er zwar der Mode zu Gefallen tragen wollen, aber kahl wollte er nicht ſcheinen. Er trug daher ein Barret, woran er Haare nähen ließ (149), und die Geſchichte erzählt, daß er es in öffentlicher Geſellſchaft, ſelbſt bey der Königinn nicht abnahm, um den Mangel der Haare nicht merken zu laſſen. Dieß war der Uebergang zu dem abermaligen Gebrauche der männlichen Perrucken in Frankreich. Man ſ. dieſes Königs Bildniß auf der Tafel XI Nr 43. Man bemerkt da die unter dem Barret angenähten hervorragenden Haare; daher es nicht konnte abgenommen werden.

Das Frauenzimmer in Frankreich hatte ſchon lange vorher ſich der Perrucken bedient. Daß es ſchon im 15ten Jahrhunderte, wenigſtens in Paris, falſche Haare zu tragen pflegte, erhellet aus der oben angeführten Stelle Geilers von Kaiſersperg (150). Und daß damals auch Männer, ehe die langen Haare abkamen, ſich Perrucken zu machen wußten, bezeugt ein franzöſiſcher Schriftſteller Wilhelm Cocquillart der im J. 1484 Official zu Rheims war. Er ſpricht von dieſer Gewohnheit in einem ſeiner Gedichte, welches der V. Deguerle (S. 47) citirt:

> Les autres par ſols appetits,
> De la queue d'un cheval painte,
> Quand leurs cheveux sont trop petits,
> Ils ont une *perruque fainte*.

Auch aus dieſen Verſen erhellet, wie ſchon oben S. 53 bemerkt worden, daß das Wort Perruque ohne Zuſatz damals in Frankreich bloß natürliches Haar bedeutete, und daß man zu dem falſchen Haare ſich auch des Pferdehaares bediente, dem man eine beliebige Farbe zu geben wußte; ferner iſt aus dem *ils* zu ſchließen, daß vorzüglich auch Mannsperſonen damals Perrucken trugen. Derſelbe Dichter ſagt auch:

> Ainsi que *Lombards et Romains*,
> Ils portent ungs *cheveulx de laine*
> Tous propres, pignes, et *bien paigns*,
> Pour jouer *une Madelaine*.

Dieſe Worte bezeugen deutlich, daß damals auch in Italien Perrucken getragen wurden, und daß ſie auch von gefärbter Wolle verfertigt wurden. Es erhellet ferner aus dem letzten Verſe, daß ſie nicht bloß etwa kurz und dick waren, ſondern von ſehr langer Wolle, vielleicht von feinen Ziegenhaaren. Le Duchat (151) unterrichtet uns, daß une *Perruque à la Madelaine* eine ſolche iſt deren Haare lang über den Rücken gehn, wie die Haare der H. Magdalena, womit dieſe reuige Sünderinn ihre Thränen abtrocknete.

Daß die Gewohnheit ſich mit falſchen Haaren zu ſchmücken, bey den Frauenzimmern wenigſtens noch bis in die zweyte Hälfte des 16ten Jahrhunderts in Frankreich fortdaurete, und beſonders die Damen die nach Hofe gingen, gern blonde Perrucken aufſetzten, bezeugt ein ſehr glaubwürdiger gleichzeitiger Schriftſteller Adrian Turnebus (152). Eben ſo verhielt es ſich in England während dieſes ganzen Jahrhunderts. Aus dem erſten Viertheil deſſelben berichtet uns Hadrian Junius, daß die dortigen Matronen Perrucken trugen (153). Gegen das Ende dieſes Zeitraums war es gleichfalls bey beiden Geſchlechtern noch gewöhnlich, wie ſich aus Shakſpeare's Schauſpielen an mehr als Einer Stelle ergiebt. Malone führt an, daß um das J. 1575 dieſe Mode wieder nach England gekommen ſey (154). Von woher? ſagt er nicht.

In England ward zuerſt, und ſchon gegen Ende des 16ten Jahrhunderts, das Wort Perrucke (155) geradezu für falſches Haar gebraucht, alſo zu eben derſelben Zeit wo dieſes Wort in Frankreich noch natürliches Haar bedeutete. In Shakſpeare's im J. 1593 zuerſt aufgeführtem Schauſpiele, die zwey Veroneſer (156) ſagt Sylvia, indem ſie das Gemälde ihrer Nebenbuhlerinn Julia betrachtet: »Ihr Haar iſt braun,

»meines blond. Wenn das die Urſache ſeiner Veränderlichkeit iſt, will ich mir eine Perrucke von der »Farbe anſchaffen« (such a colour'd periwig). Hier wird alſo ſchon von einem falſchen Haare, das man ſtatt des natürlichen aufſetzt, als von einer gewöhnlichen Tracht geſprochen. Auch ſieht man genugſam, daß damals auf dem Theater ſchon müſſen Perrucken gebraucht worden ſeyn; denn wenn die Schauſpielerinn welche die Rolle der Sylvia machte, nicht zufällig blonde und Julia braune Haare hatte, ſo mußten ſie falſche Haare aufſetzen. Daß dieſes damals auch den männlichen Schauſpielern in England ſehr gewöhnlich war, beſonders wenn ſie eine angeſehene Perſon vorſtellen, beweiſet eine bekannte Stelle im Hamlet (157). Im zweyten Auftritte des zweyten Aufzugs, wo Hamlet die Schauſpieler ſo geiſtvoll über ihre Kunſt unterrichtet, ſagt er: »O! es ärgert mich in der Seele, einen »plumpen beperruckten Kerl eine Leidenſchaft in Fetzen »zerreißen zu ſehen (158)«. In Shakſpeare's Love's labour lost (im J. 1591 zuerſt aufgeführt), heißt das falſche Haar welches die Frauenzimmer damals trugen, uſurpirendes Haar, und wird mit der Schminke in eine Klaſſe geſetzt:

> O, if in black my Lady's brow be deckt,
> It mourns that *painting* and *usurping hair*
> Should ravish doters with a false aspect.

Im Kaufmann von Venedig (im J. 1598 zuerſt geſpielt) im zweyten Auftritte des dritten Aufzugs ſagt Baſſanio: »Schönheit wird nach dem Gewichte ver»kauft — dieſe gekräuſelten blonden Locken — ſind

»untergeſchobene Schönheit — gehören einem an»dern Schädel, der in der Gruft modert.«

Ein gewiſſer Fines Moryſon in der Beſchreibung ſeiner zwiſchen 1591 und 1598 gethanen Reiſe (159) ſagt von der damaligen Tracht der Frauenzimmer in England unter andern: »Die Jungfrauen gehen bar»köpfig, ihr Haar iſt artig geflochten und an der Stirn »erhöhet; aber nicht wenige tragen, wie ſie ſagen, we»gen der Kälte, Kappen von Haaren die nicht ihr ei»gen ſind.« Selbſt die Königinn Eliſabet von England trug, noch in ihrem 65ſten Jahre, eine blonde Perrucke. Hentzner, ein Schleſier, der auf ſeinen Reiſen dieſe Königinn im J. 1598 zu Greenwich ſah, als ſie in die Hofkapelle und von da zur Mittagstafel ging, hat uns dieſe Anekdote aufbehalten (160). Er macht weiter keine Anmerkung darüber; daß alſo falſche Haare zu ſehen, damals auch einem Deutſchen nicht etwas ganz Ungewöhnliches geweſen ſeyn mag. Doch möchte es ſcheinen, daß bald nachher die Mode Perrucken zu tragen in England im gemeinen Leben abgekommen, und nur auf der Schaubühne geblieben wäre: denn in einem im J. 1609 gedruckten Schauſpiele Every Woman in her humour heißt es: »Per»rucken ſieht man nur bey den Schauſpielern und »auf Bildniſſen.« Allein dieß iſt nicht ſo. Malone (161) führt eine Stelle aus einem im J. 1615 zu London gedruckten Traktate an, woraus erhellet, daß damals mehr als je dieſe Mode in England herrſchte. Es wird in dieſem Buche geklagt: »daß die Frauenzimmer »ohne Bedenken große buſchichte Perrucken trugen, »da ſie ſonſt the lowsy commodity of periwigs nur

»heimlich kauften, und daß die Putzmacher (attire-makers) welche man vor 40 Jahrer unter dieſem Namen nicht kannte, ſie nun ungeſcheut in ihren Läden zum öffentlichen Verkaufe ausſtellten, gleich großen Haarbeſen (monstrous mop-poles of haire), ſo daß nur ſeit zwanzig oder dreyßig Jahren die Vorbeygehenden ſtehen bleiben und ſich darüber verwundern möchten!«

In Spanien ſind vermuthlich die Perrucken auch ſchon früh im Gebrauche geweſen, doch bekenne ich in ſpaniſchen ältern Schriften ſo wenig beleſen zu ſeyn, daß ich keine Nachricht davon nachzuweiſen vermag. Im Don Quixote kommt nichts von Perrucken oder falſchen Haaren vor. Die über den Rücken mit langen Locken hängenden Perrucken, auch Allongeperrucken genannt, welche das zur ſpaniſchen Tracht gehörige lange ſchlichte Haar nachahmen, heißen in Frankreich und Deutſchland eminenter ſpaniſche Perrucken. Sie ſind ſehr wahrſcheinlich zu der Zeit da Oeſtreich und Spanien Ein Haus ausmachten, mit der ſpaniſchen Staatskleidung und dem ſpaniſchen Ceremoniel nach Wien und Deutſchland gekommen. Man möchte alſo feſt ſchließen, daß ſie in Spanien zu Ende des 16ten Jahrhunderts ſchon bekannt geweſen wären.

Auch in Italien muß im Anfange des 17ten Jahrhunderts der Gebrauch der Perrucken ziemlich gemein geweſen ſeyn. Man kann dieſes daher ſchließen, weil der Synodus zu Faenza ſchon im J. 1615, und der zu Trevigi (162) ſich dawider erklärten. Aber ein noch auffallenderer Beweis davon iſt, daß bey den Franzoſen, dieſen großen Perruckenkünſtlern, die Benennung der erſten um dieſe Zeit gemachten noch unvollkommenen Verbeſſerung der Perrucken nach Italien hinwies. Im erſten Viertheile des gedachten Jahrhunderts, als in Frankreich das Tragen langer eigener Haare wieder aufkam, begann man in Paris zum Behufe derer die nicht von Natur dergleichen hatten, Haare zwiſchen leinene Bänder und ſchmale Franzen auf einem Klöppelkiſſen einzuklöppeln (163), ſo wie man jetzt noch die Spitzen verfertigt. Man nannte dieſes *le point de Milan* (164), zum ſichern Beweiſe daß die Erfindung aus Italien nach Frankreich gekommen war. Dieſe mit Haaren beſetzte Bänder wurden an die Kalotten genäht, wozu man ſich der innern dünnen Haut der Schafe (Cannepin) bediente; und die Haare welche gemeiniglich nur flach hingen (165), wurden täglich auf dem Kopfe gekräuſelt.

Dergleichen unvollkommener Perrucken bedienten ſich ſchon im Anfange des vorigen Jahrhunderts die Schauſpieler in Frankreich (159), welche ihrer bedurften um verſchiedene Rollen von alten und jungen Perſonen vorzuſtellen. Im gemeinen Leben war dieſe Tracht nur bey alten Leuten, der Wärme wegen, üblich; denn die Perrucken der damaligen Zeit beſtanden aus Haarlocken welche wie oben bemerkt worden, unter die ſchon lange für alte Leute gebräuchlichen Kalotten genähet waren.

Nach und nach gewöhnten ſich auch junge Leute an den Gebrauch falſcher Haare. Eine unverbürgte Nachricht, in der ſogenannten Encyclopédie perruquière de M. Beaumont, nennt ſogar die Epoche dieſer Mode, nämlich das J. 1609. Schon im letzten Viertheile des ſechszehnten Jahrhunderts hatten viele junge Leute in Frankreich, nach dem Beyſpiele des Königs Heinrichs III, die Bärte abgeſchnitten und zugleich die natürlichen Haare ſonderlich vorn lang wachſen und über Stirn und Schultern gekräuſelt herabhangen laſſen, worüber Montaigne als über eine weibliche Sitte klagt (167). Dieſes lange Haar oder Chevelure war von je her in Frankreich *Perruque* genannt worden. Daher ward, wie oben angeführt iſt, das falſche Haar *fausse Perruque*, und endlich da man das natürliche vom falſchen Haar nicht unterſcheiden konnte, das letztere nach und nach auch in Frankreich Perruque ſchlechtweg genannt.

Nun verlor der König Ludwig XIII um das J. 1620 ſein Haupthaar, und trug kein Bedenken es mit falſchem Haare zu erſetzen. Man ſ. Taf. XI Nr 44 ſein Bildniß; welches aus dem in der 149ten Anmerk. angeführten im J. 1634 gedruckten Werke des Jakob de Bie genommen iſt. Die Kunſt Perrucken zu machen, muß damals ſchon ziemlich fortgeſchritten ſeyn; denn man ſieht hier ein ſchön gekräuſeltes über die Stirn hangendes, dem natürlichen beynahe gleichkommendes falſches Haar. Dieſem Beyſpiele des Königs folgten nach und nach mehrere Perſonen aus allen Ständen.

In Frankreich geſchah die Einführung des Gebrauchs die Haare lang wachſen und kräuſeln zu laſſen, ohne Widerſpruch; als aber dieſe Mode um das J. 1640 nach den Vereinigten Niederlanden kam, ſo entſtand daraus ein ſo heftiger als lächerlicher Eifer der Geiſtlichen wider die langen gekräuſelten Haare beider Geſchlechter, und natürlich noch weit mehr wider den Gebrauch falſcher Haare; ſo, daß endlich ſogar zwey theologiſche Fakultäten aneinander geriethen, wegen der Frage ob es ſündlich ſey langes Haar zu tragen? Ein Streit der ſeiner Seltſamkeit und Heftigkeit wegen hier mit ein Paar Worten näher angezeigt zu werden verdient.

Faſt alle Niederländiſche geiſtliche Verſammlungen ſchleuderten damals den Bann wider Prediger nicht nur, ſondern auch wider alle theologiſche Studenten (beſonders wenn dieſe ſchon predigten), welche lange Haare, und noch mehr, welche ſie gekräuſelt tragen würden. Wer ſo erſchiene, ſollte nicht allein ipso facto vom Predigtamte abgeſetzt, ſondern auch ganz aus der kirchlichen Gemeinſchaft ausgeſtoßen werden. Dieß beſchloß im J. 1640 und 1641 der Gelderniſche Synodus zu Geldern, im J. 1641 der Overyſſeliſche Synodus zu Zwoll, im J. 1640 der Südholländiſche Synodus zu Gouda, und der Nordholländiſche Synodus zu Amſterdam und zu Enkhuyſen im J. 1641 (168); deßgleichen der Utrechtſche Synodus wiederholt in den Jahren 1641 bis 1644.

Auf ſo wichtige Autoritäten geſtützt gab im J. 1641 Gottfried Udemann Prediger zu Zierikſee, unter dem angenommenen Namen Poimenander, ein Buch in holländiſcher Sprache unter dem Titel Abſalom heraus, worin er nicht nur wider das Haarſchmücken, ſondern überhaupt gegen das lange Haar heftig loszog, und geradezu behauptete, lange Haare zu tragen ſey wider das Geſetz der Natur, eben ſo wie das Abſcheeren des Bartes, und das Nichtbeſchneiden der Nägel. Dieß gab Gelegenheit zu mehreren Schriften für und wider die langen und gekräuſelten Haare. Man kann leicht denken, daß die Gegner des Haarſchmückens die Scheltworte und Verdammungen wiederhohlten, womit ehemals eifrige Kirchenväter (S. oben S. 41) ſo freygebig waren. Gisbertus Voetius ſtreitſüchtigen Andenkens, Carolus de Maets oder Maetſius, beides Profeſſoren der Theologie zu Utrecht, und die ganze theologiſche Fakultät daſelbſt, nahmen Partie für die kategoriſche Pflicht die Haare kurz abzuſchneiden; wobey Voetius die menſchlichen langen Haare mit den Mähnen der Pferde und anderer wilden Beſtien verglich, ſo wie ſie Udemann ſchon *wilde vliegende hayr-trossen, hayr-bosschen, wijt opgeblasene blessen* genannt hatte; und Jakob Borſtius ein dräuſiger kurzhaariger Prediger zu Dordrecht predigte daſelbſt über 1 Kor. Kap. XI V. 14 (169), um diejenigen welche lange Haare trugen und ſie kräuſelten, in den Abgrund der Hölle zu verdammen.

Borſtius hatte einen ſanfter geſinnten Kollegen, Andreas Colvius. Derſelbe war ein Freund des berühmten Saumaiſe welcher damals zu Leiden wohnte. Dieſem klagte Colvius ſchriftlich, daß in der Dordrechtſchen Kirche ziemliche Unruhen entſtanden wären, indem daſelbſt Jünglinge und Männer mit langen und ſtarken Haaren, und Frauenzimmer mit gekräuſelten Haarlocken, ſich nicht mehr unterſtünden in die Kirche zu kommen, weil ſie von eifrigen Predigern zufolge des Eilften Kapitels des erſten Briefes an die Korinther weiblich abgekanzelt, und »ihnen am jüngſten Tage der Verluſt der ewigen Seligkeit und die ewigen Höllenſtrafen gedrohet würden. Ihnen wäre alſo« (wie ſich Colv ſehr naiv ausdrückte) »ſehr ängſtlich zu Muthe, weil ſie »doch gern ihren Haarſchmuck behalten und das Paradies auch nicht verlieren möchten.«

Wahr iſt es, in den ſieben vereinigten Provinzen, ſo wie auch in England und Deutſchland, war es, wie man aus den Bildniſſen der damaligen Zeit ſieht, hin und wieder ziemlich gewöhnlich geworden, die Haare lang wachſen zu laſſen, hingegen den Bart abzukürzen: ganz gegen die italiäniſche in Frankreich nachgeahmte Mode des 16ten Jahrhunderts und wider die Gebote Udemanns und Vorſtius, welche eifrig ſtritten, daß man nur mit kurzem Haare und langem Barte den engen Weg zur ewigen Seligkeit betreten könne. Salmaſius ſelbſt (man ſ. Taf. XII Nr 45) trug langes bis auf die Schultern hangendes Haupthaar, einen kleinen Knebelbart, und einen ganz kleinen Zipfelbart am Kinne. So iſt auch Daniel Heinſius abgebildet (Nr 46). Johann Selden, der Engländer, trug kaum einen Schein von Zipfelbart (Nr 47); hingegen Johann Meurſius (Nr 48) der zwanzig Jahre vorher in Leiden Profeſſor war, hatte von ſeinen franzöſiſchen Reiſen die Mode des kurz abgeſchnittenen Haares und langen Bartes mitgebracht, welche Sitte nun im J. 1644 bey den modiſchen Laien in allen ſieben Provinzen veraltet war, aber von den eifrigen Geiſtlichen in Dordrecht und Utrecht für nothwendig zur Seligkeit gehalten wurde.

Salmaſius trat alſo auf, um in ſeiner oben gedachten überflüßig gelehrten Epistola de Coma (170) ſein eigenes langes Haar nebſt kleinem Barte zu vertheidigen (171), welches, wegen der Autorität eines ſo berühmten Mannes den haarverdammenden Dordrechtſchen und Utrechtſchen Prädikanten wohl nicht ſehr angenehm geweſen ſeyn mag. Er giebt ſein Urtheil, ganz vernünftig, dahin: daß nur das Uebermaaß tadelhaft, und daß das Verbot des Apoſtels eigentlich nur den Korinthern und nicht uns gegeben ſey (172). Dieß hätte er freylich auf wenigen Seiten ſagen können, aber er ſchweift nach damaliger gelehrter Weiſe ins Alterthum hinein über alles was Haare und ſelbſt was Kleidung betrift, ſo daß ſein Brief zu einem Buche von 745 Seiten anſchwoll. Von den falſchen Haaren der Alten ſagt er ſo viel als nichts. Der Perrucken erwähnt er übrigens als einer zu ſeiner Zeit in Holland gar nicht unbekannten Tracht, die er nicht tadelt, wenn ſie bloß zum Nutzen nicht zur Zierde gereicht; denn das letztere will er durchaus nicht geſtatten (173). Uebrigens findet man in dieſem Buche, ſo wie oft in Büchern wo alles durcheinander geſammelt iſt, ganz merkwürdige einzelne Angaben. Ich will hier in einer Anmerkung, mit Salmaſius eigenen Worten, eine Nachricht von einem damals in Frankreich gewöhnlichen Kopfputze der verheuratheten Frauen und der Wittwen mittheilen. Wenn nicht ein ſo ernſthafter Mann, und noch dazu ein geborner Franzoſe, ganz trocken dieſe Mode anzeigte, ſo möchte man für unmöglich halten daß ſie jemals exiſtirt hätte. Zu überſehen iſt die Nachricht nicht. Sie gehört zu denen von welchen Wieland ſagt:

Schlagt euren Plato ſelber nach;
Das läßt ſich nur auf griechiſch ſagen.

Die unlateiniſchen Leſer werden ſich vermuthlich zufrieden geben, daß die Stelle (174) lateiniſch angeführt iſt.

Die theologiſche Fakultät zu Leiden nahm an dem Verdammen der langen Haare nicht ſo thätigen Antheil, als die zu Utrecht und als alle Niederländiſche Synoden. Vielleicht wirkte Salmaſius Gegenwart etwas auf jene, auch war der ehrwürdige Friedrich Spanheim ein Mitglied derſelben. Jakob Revius, Doktor der Theologie und Profeſſor zu Leiden, hatte gleich anfänglich ohne Namen wider den verdammenden Poimenander Udemann geſchrieben, war auch, ſonderlich vom Voetius, darüber als ein unwiſſender dummer Junge angeſchnarcht werden. Aber deſſen ungeachtet, und obgleich im J. 1644 die Synoden zu Zwoll und zu Campen ſo weit gingen zu beſchließen, daß diejenigen welche für die Erlaubniß lange Haare zu tragen ſchreiben würden, gerichtlich ſollten verfolgt werden, trat Revius im J. 1647 mit einer Schrift unter ſeinem Namen (175) hervor, worin er die Erlaubniß lange Haare zu tragen freylich ziemlich ſubtil (176) und oft herzlich langweilig, doch aber ſehr gemäßigt und billig vertheidigt, und beſonders des Caroli van de Maets Quaestiones textuales über das Haarabſchneiden widerlegt. Aber was noch mehr iſt, und was den Gegentheil muß in Verlegenheit geſetzt haben, dieſe Schrift ward mit der Approbation der theologiſchen Fakultät zu Leiden verſehen, welche am Ende in extenso beygefügt iſt. So ſtand alſo Fakultät gegen Fakultät, und die Utrechtſche hatte noch dazu die vielen Synoden für ſich!

Vorher ſchon hatte im J. 1644 Johann Polyander a Kerkhoven, ein geborner Lothringer, aber ſeit langer Zeit erſter Profeſſor der Theologie zu Leiden, der auch die eben gedachte Approbation der Schrift des Revius mit unterzeichnete, eine eigene (177) den eifrigen Paſtoren zu Dordrecht dedicirte Schrift von Haaren und Haarſchmücken herausgegeben. Kerkhoven hatte der berühmten Synode zu Dordrecht perſönlich beygewohnt, und war alſo deſto orthodoxer; indeß urtheilt er über die langen Haare und über das Schmücken derſelben in und außer den Kirchen zwar weniger gelinde als Salmaſius und Revius, doch für einen eifrigen Theologen nach damaliger Art noch gelinde genug, indem er die verſchiedenen Gewohnheiten in verſchiedenen Ländern vergleicht. Nur die Perrucken finden bey ihm gar keine Gnade. Es erhellet übrigens aus ſeinem Ausfalle wider dieſe Mode (178), daß ſie damals auch ſchon beiderley Geſchlechtern in Holland gewöhnlich zu werden anfingen. Der eifrige haarverdammende Karl de Maetz zu Utrecht gab nun wieder im J. 1650 und 1657 eine Sylva quaestionum heraus, ſonderlich gegen Revius, wo er den langen Haaren und noch mehr den Perrucken ſehr arg mitſpielt. Aber wie es ſcheint, hat ihm niemand weiter antworten wollen.

Bey vielfältigem Nachſuchen habe ich keine Spur finden können, daß im nördlichen Deutſchlande, in der zweyten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, wären Perrucken gemacht und gebraucht worden. Wenigſtens wußte man in Lüneburg im J. 1571 noch nichts davon. Denn es erhellet aus einer alten Rechnung (179) daß als der Rath daſelbſt das Faſtnachtſpiel vom reichen Manne und armen Lazarus aufführen ließ, um den Spielenden blonde Haare zu machen, reifer Flachs genommen ward.

In einem Buche worin ſonſt viele richtige hiſtoriſche Nachrichten enthalten ſind (180), wird geſagt: Man habe in der Kurmark zu Anfange des 17ten Jahrh. angefangen »ſich der Friſuren und Perrucken zu bedienen, wogegen die damaligen Theologen heftig eiferten.« Gegen das Schmücken der Haare, welches ſchon ſeit alten Zeiten her den Geiſtlichen ſehr mißfiel, mögen unſere brandenburgiſche Theologen damals auch wohl geeifert haben; ungeachtet keine Schrift davon zu meiner Kenntniß gekommen iſt. Daß aber im Anfange des 17ten Jahrh. in Deutſchland überhaupt und beſonders in der Kurmark ſollten Perrucken getragen worden ſeyn, davon habe ich wenigſtens bis jetzt kein glaubwürdiges gleichzeitiges Zeugniß finden können. Auf den mir zu Geſichte gekommenen gleichzeitigen Bildniſſen angeſehener brandenburgiſcher Männer zeigt ſich auch nicht die geringſte Spur davon. Die Kurfürſten Joachim Friederich, Johann Sigismund, und Georg Wilhelm, trugen kurzes ſchlichtes Haar; ſo wie auch die Kanzler Chriſtian Diſtelmaier und Friedrich Pruckmann. Der bekannte brandenb. Rechtsgelehrte Andreas Kohl, welcher ſchon im J. 1605 als Kammergerichtsrath nach Berlin kam und im J. 1630 Kurfürſtl. Vicekanzler war, behielt, zufolge ſeiner Bildniſſe, bis an ſein 1655 erfolgtes Lebensende die S. 67 angeführte, damals ſchon in Italien und Frankreich längſt abgekommene ehemalige italiäniſche und franzöſiſche Mode des abgeſchornen Kopfes wozu er einen kleinen Spitzbart am Kinne trug, und er behielt ſogar auch noch den ſchon damals in der Kurmark faſt ganz unbekannt gewordenen ſpaniſchen Wolkenkragen. Im königl. Archive iſt keine Spur zu finden, daß in der erſten Hälfte des 17ten Jahrh. ein Perruckenmacher oder Haarſchmücker in Berlin geweſen wäre, oder daß von Perſonen des Kurfürſtl. Hauſes ein gemachtes falſches Haar von auswärts wäre verſchrieben worden: da doch ſonſt wohl dergleichen neue Mode ſich zuerſt am Hofe zu zeigen pflegt. Kurfürſt Georg Wilhelm fing um 1630 an, ſeine Staatskleider und ſogar die ſchönen Federn auf ſeinen Hüten in Paris machen zu laſſen, wovon noch die Rechnungen einiger pariſiſchen Schneider vorhanden ſind, welche bey den damaligen bedrängten Zeiten und gänzlichem Geldmangel ihre Bezahlung ſehr langſam, vielleicht gar nicht erhielten; aber von Perrucken iſt nirgend etwas erwähnt, ungeachtet ſie damals längſt in Paris gemacht wurden, indem der König Ludwig XIII ſchon wenigſtens ſeit 1622 falſches Haar trug. Auch Kurfürſt Friedrich Wilhelm erſcheint auf ſeinen Bildniſſen und Münzen bis zum J. 1656 beſtändig in ſchlichten langen natürlichen Haaren.

Denn freylich gegen die Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts, alſo wenigſtens dreyßig Jahre ſpäter als männliche Perrucken in Frankreich wieder erſchienen waren, wurden ſie auch in Deutſchland eine ziemlich bekannte Mode junger Stutzer; auch war die Benennung bekannt. Dieß erhellet aus Johann Michael Moſcheroſch oder Philanders von Sittewald ſatyriſchen Geſichten, deren erſte Ausgabe 1647 herauskam und worin dawider ſehr geeifert wird. In ſeinem Venusnarren, im dritten Geſichte, beſchreibt er einige junge Stutzer: »die ſich insgeſampt einbildeten, daß ſie die ſchöneſte wohlgeſtalteſte lieblichſte Kerls auf Erden wären. Der eine trug eine große gekräuſete Parrucque oder gemachtes Haar, oder Zopf, oder Locken (181).« In ſeinem Alamode Kehraus heißt es; »Biſt du ein Deutſcher? Warumb denn mußt du ein welſches Haar (182) tragen? — Warumb muß das Haar alſo lang über die Schultern herabhangen? warumb willſtu es nicht kurz beſchneiden auf teutſche Weiſe? — Iſt das nicht eine loſe Leichtfertigkeit? Dieſe lange Haare alſo herunterhangend ſind rechte Diebs-Haar (183); und von den Welſchen welchen umb einer Miſſethat, oder Diebſtücks willen, irgend ein Ohr abgeſchnitten, erdacht worden; damit ſie mit den Haaren es alſo bedecken möchten. — Und ihr wollt ſolchen laſterhaften Leuten in ihrer Untugend nachäffen? ja oft eurer eigenen deutſchen Haare euch ſchämen? Wollt hingegen lieber eines Diebs- oder Galgenvogels Haar euch auf den Kopf ſetzen laſſen, Aber wer ſich ſeines eigenen Haars ſchämet, der iſt nicht werth, daß er einen Kopf hat.«

Der Gebrauch der falſchen langen Haare entſtand in Deutſchland, ſo wie vorher in Frankreich, ganz leicht aus der Gewohnheit die Haare überhaupt lang wachſen zu laſſen. Denn die galante Jugend war nun befliſſen ihre Haare nicht wild herumhangend ſondern auf mancherley Art gekräuſelt und verſchönert zu tragen; aber wenn alles aufs künſtlichſte zuſammengekämmt war, zerſtörte vielleicht ein plötzlicher Windſtoß oder ein anderer ungünſtiger Zufall das ſchöne Gebäude das man mit ſo vieler Geduld hatte zuſammenfügen laſſen. Quis est ,istorum qui non malit Rempublicam turbari quam comam suam!“ ſagte ſchon Seneka (184) von den eleganten Herren ſeiner Zeit, inter pectinem speculumque occupatis. Den römiſchen Haſenfüßen war aber nicht ſo zu helfen als den Petit-Maîtres zu Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts in Frankreich, und um die Mitte deſſelben in Deutſchland. Denn für dieſe erſannen die franzöſiſchen Haarkräusler ſehr bald die Kunſt ganz fertig gekräuſeltes Haar ſo künſtlich zuſammenzunähen, daß es nur durfte aufs Haupt geſetzt werden. Dieß war um ſo leichter, da damals die Mode mit ſich brachte, daß die gelockten Haare über die Stirn herabhingen, ſo daß man das Angeſetzte eben nicht bemerken konnte.

Die Kunſt Perrucken zu machen gedieh in Frankreich zu noch größerer Vollkommenheit, nachdem daſelbſt das jetzt noch gebräuchliche Treſſiren, d. h. die Kunſt in dem Treſſirrähm wenige einzelne Haare zwiſchen drey ſeidene Fäden zu ſchlagen erfunden ward, woraus einzelne Haarlocken (tresses) entſtanden, welche auf Bänder genähet, und dieſe auf hölzerne Köpfe aufgeſpannt wurden, wodurch das Perruckenhaar dem natürlichen ähnlicher fiel (185). Die Zeit dieſer ſo wichtig gewordenen techniſchen Erfindung kann man nicht beſtimmen. Man weiß nur, daß ein Perruckenmacher Ervais zu Paris den Krepp (*Crêpé*) erſand, welcher aber ſchon das Treſſiren vorausſetzt. Doch iſt gar nicht zu zweifeln, daß dieſe Kunſt in Frankreich erſunden iſt. Indeß ward doch zuerſt in England (186) entdeckt, daß die Haare am Kopfende treſſirt werden müſſen, wenn die Locken natürlich fallen ſollen, da man in Frankreich vorher nicht darauf geſehen hatte, ob man ſie an der Spitze oder am Kopfende eintreſſirte.

Die glorreichſte Zeit für die Perrucken entſtand, als König Ludwig XIV von Frankreich, welcher in ſeiner Jugend ſehr viel Abneigung gegen falſche Haare hatte, nun ſelbſt eine Perrucke zu tragen begann, worin ihm ſogleich ſeine Hofleute nachahmten und mit dieſen ganz Europa. Die Zeit da Ludwig XIV, von Schmeichlern der Große genannt, — wie er denn wirklich in kleinen Dingen groß war — ſeine Abneigung gegen die Perrucken überwand, haben uns die vielen geſchriebenen Memoiren ſeiner Hofleute nicht aufbehalten. Aber wohl merkt man, daß die Sucht nach Perrucken, und zwar nach recht großen Perrucken, wie ein lange aufgehaltener Strom ſich bald über Ludwigs ganzen Hof ergoß; denn ſchon im J. 1656 errichtete dieſer König acht und vierzig Chargen von Hofperruquiers (187), und im J. 1673 war eine Innung von zweyhundert Perruckenmachern (188) für die Stadt Paris. Dieſe Innung war im J. 1760 bis auf 850 Stellen geſtiegen, trennte ſich aber nach einem langen Proceſſe etwa zehn Jahre darauf von den Haarfriſirern, nachdem dieſe letztern durch ein Dekret des Staatsraths für Künſtler (189) erklärt wurden, und alſo, wenigſtens größtentheils, von der Innung der Perruckenmacher abgingen, um auf eine höhere Stufe zu ſteigen.

Indeß zog im 17ten Jahrhunderte über die Perrucken und die Perruckenmacher, zu eben der Zeit da die Kunſt anfing ſo vollkommen zu werden, in Frankreich ſelbſt ein Gewitter auf, welches beide daſelbſt leicht hätte vertilgen können. Der berühmte Colbert ſah die ungeheuren Summen welche für fremdes Haar auswärts gingen, und kam auf den Gedanken, daß das Tragen der Perrucken verboten und dagegen bey Hofe gewiſſe Mützen getragen werden ſollten, wovon dem Könige auch verſchiedene Modelle vorgelegt wurden (190). Vermuthlich iſt dieß bald nach der Mitte des Jahrhunderts, vor der Stiftung der franzöſiſchen Perruckenmacherinnung geſchehen, zu der Zeit nämlich, da Ludwig XIV noch, wie gleichzeitige Schriftſteller berichten, den Perrucken ſehr abhold war. Es iſt gar kein Zweifel, daß, wenn Colbert ſeinen Vorſchlag durchgeſetzt hätte, auch unſere Vorfahren bis auf unſere Zeiten anſtatt der ſolennen Perrucken franzöſiſche Hofmützen getragen haben würden; ſo wie jetzt noch viele Leute in Deutſchland ſtatt der Hüte die oben viereckten Mützen von Korduan tragen, weil ſie eine Zeitlang zum unterſcheidenden Merkmale der franzöſiſchen Municipalofficianten dienten. Aber die franzöſiſchen Perruckenmacher bewieſen dem Finanzminiſter, daß ſie damals noch die große Kunſt das menſchliche Haupt ungeheuer haarig vorzuſtellen beynahe allein beſäßen, und alſo jährlich viele tauſend Perrucken von ihnen nach allen benachbarten Ländern verſchickt würden, wodurch das Geld was die fremden Haare koſteten von den Fremden zehnfach nach Frankreich zurückkäme. So blieben die Perrucken, und wurden täglich größer und haarreicher zum ergiebigſten Vortheile der franzöſiſchen Barbiers-perruquiers.

Ludwig XIV, nebſt allen ſeinen Hofleuten, trug nun ſelbſt die größeſten Perrucken, die mehrere Pfunde wogen, und deren Eine oft an tauſend Thaler koſtete. Die Haare hingen über die Schultern und faſt bis an das Hüften herab; über die Stirn waren ſie hoch bergan treſſirt, ſo wie man es jetzt nur noch in Schauſpielen an den Perrucken der Notarien ſieht. Ein ſolches über vier Zoll hohes Vorderperruckenhaar nannte man damals un *devant à la Fontange:* von einer geliebten Mätreſſe des Königs, welche einen noch höhern Frauenzimmerkopfputz Mode machte, und einem ihrer Verwandten, der, um die Ehre daß er der Buhlerinn des Königs angehörte, dem Hofe und der Stadt zu zeigen, das Toupet ſeiner Knotenperrucke eben ſo hoch zu erhöhen befahl. Der Namen des Künſtlers, der um 1680 die ungeheuer groſſen Perrucken aller Art erfand, die bald durch ganz Europa Mode wurden und viel Geld nach Frankreich brachten, iſt der Nachwelt aufbehalten worden. Dieſer genievolle Perruckenbildner hieß Binette.

Die Geiſtlichen in Frankreich und in allen andern katholiſchen Ländern haben zwar nie verſucht die ungeheuren Haarbüſche aufzuſetzen, welche nach und nach allgemein ein Schmuck der Laien wurden; aber ſie nahmen doch ſchon ſeit dem J. 1660 auch ziemlich allgemein Theil an dem Gebrauche der Perrucken. Vorher waren, wie der hier ſehr glaubwürdige Thiers berichtet, die Beyſpiele daß geiſtliche Perſonen Perrucken trugen, ſehr einzeln. Das erſte Beyſpiel gab, ſchon um 1650, ein in der damaligen franzöſiſchen Geſchichte wegen ſeiner Intriguenmacherey übelberüchtigter geiſtlicher Hofſchranze, der Abbé Barbier de la Riviere (191). Da er im J. 1648 vom franzöſiſchen Hofe zum Kardinal zwar dem Scheine nach war vorgeſchlagen, aber dabey von dem ſchlauen Mazarin war überliſtet worden, daß nichts daraus ward, mögen ihm wohl aus Gram die Haare ausgefallen ſeyn.

Freylich trug die franzöſiſche Kleriſey immer nur beſcheidene Kalotten mit angenähten Haarlocken, oder kleine jedoch zierliche Abbéperrucken; aber ſelbſt dieſe geringe Neuerung erweckte ſchon den Eifer verſchiedener Hyperorthodoxen. Unter andern behauptete Andreas Sauſſay Biſchof von Toul, ein gewaltiger Vielſchreiber und Schwachkopf, in ſeiner Panoplia clericalis: „Capillamenti, adulterinae, apposititiae, et alienae comae usus semper *infamis* in Ecclesia habitus est.“ Darauf ſtützte ſich der oben gedachte D. Thiers, da er ſeine Histoire des Perruques im Jahre 1690 herausgab, welche ganz auf die Vertilgung und Verdammung aller katholiſchen geiſtlichen Perrucken gerichtet iſt; wobey er in der Vorrede ganz beyläufig bemerkt, die Perrucken der Laien gingen ihn zwar nichts an, aber es ſey aus dem was er angeführt habe, genugſam zu erſehen, daß auch die Laien keine Perrucken tragen ſollten. Es iſt wirklich drollig zu leſen, wie dieſer geiſtliche Herr von allen Arten Perrucken einzeln und ausführlich handelt, und von jeder Art ſehr gelehrt und mit kanoniſchen Gründen beweiſet, daß kein Geiſtlicher ſie tragen dürfe. Ganz beſonders eifert er gegen die gepuderten und parfumirten Perrucken der Geiſtlichen (192), wobey er den heil. Auguſtin und heil. Paulin, nebſt verſchiedenen Concilien zu Hülfe ruft (193). Er erzählt ſehr umſtändlich und mit Wohlgefallen, daß verſchiedene Biſchöfe, unter andern der Biſchof von

Lavaur im J. 1688 und der Kardinal le Camus Biſchof von Grenoble in ſeinen Synodalſtatuten, ingleichen daß verſchiedene Synoden beſonders die zu Agen ſchon 1666 das Tragen der Perrucken verboten hätten, ohne jedoch, wie er bitterlich klagt, dieſes groſe Uebel heben zu können. Er bedauret ſehr, daß im J. 1668 der Kardinal von Vendome, Legatus a latere des Papſts Klemens IX in Frankreich und der Kardinal Grimaldi Erzbiſchof von Aix um das J. 1684 verſchiedenen Geiſtlichen Erlaubniß gaben Perrucken zu tragen. Er zweifelt nicht, daß dieſe Prälaten die ihnen vom Papſte ertheilte Gewalt hierin überſchritten hätten, und wünſcht im letztern Kapitel ſeines Buchs, daß der Papſt doch eine Bulle erlaſſen möchte, welche dans toute la catholicité angenommen werden müßte: „par laquelle serait défendu très-expressement et sous de grandes peines à tous ecclésiastiques de quelque ordre et de quelque qualité qu'ils fussent, de porter des perruques, ni petites ni grandes, ni tours, ni demi-tours, ou des coins de cheveux étrangers.“ Er wünſcht ferner, daß da der König von Frankreich im April des J. 1684 den Parlamentspräſidenten und Parlamentsräthen geboten habe, in officio lange Roben anzuziehen, derſelbe eben ſo ſtreng den Geiſtlichen verbieten möchte in Perrucken zu erſcheinen (194). Man ſieht, wie ernſtlich es dem guten D. Thiers darum zu thun war, die Perrucken der Kleriſey zu vernichten; denn, ſonſt verlangt nicht leicht ein katholiſcher Geiſtlicher daß die weltliche Macht ſeinen Mitbrüdern etwas befehle, ſonderlich in ſolchen Sachen die offenbar zur hierarchiſchen Diſciplin gehören.

Es erfolgten nachher wirklich im achtzehnten Jahrhunderte, oder noch im Anfange des vorhergehenden, päpſtliche Verbote wider die Perrucken der Geiſtlichen, doch nicht ſo ſtreng als es der Franzöſiſche Eiferer verlangte. Sonderbar genug, daß die gedruckten Nachrichten, wann und wie dieſe wirklich beſtehenden päpſtlichen Verordnungen ergangen ſeyn ſollen, ſo ſehr verſchieden ſind, und daß von dieſem Verbote in den Sammlungen päpſtlicher Bullen und Breven ſich ſo wenig gedruckt findet. Selbſt gelehrte katholiſche Geiſtliche konnten mir nicht ſagen, wann und wie eigentlich das Verbot gegeben worden, ob ſie gleich wußten, daß es beſtehe. Ich habe alſo auch dieſen Punkt näher unterſucht.

Der Kanzler Ludwig ſagt beſtimmt: »Papſt Klemens XI habe im J. 1703 anfänglich allen Geiſtlichen, ſodann, da ſolches viel Widerſtand« — (als ob in der katholiſchen Welt ſich ein Widerſtand der Geiſtlichen gegen ein päpſtliches Verbot denken ließe!) — »gefunden, den Meſſeleſenden und den Ordensleuten, ſchlechterdings und bey Strafe des Bannes die Perrucken verboten (195).« Das von Basnage und la Riviere vermehrte Dictionnaire universel des Furetiere berichtet hingegen (196): Papſt Benedikt XIII habe eine Verordnung wider die Perrucken der Geiſtlichen gegeben. Aber im Bullarium magnum finde ich keine ſolche Verordnung des letztern Papſtes. Das einzige was einigermaßen dahin könnte gezogen werden, iſt (197) eine Verordnung vom 21 April 1725, worin dieſer heilige Vater ſagt: Er habe non sine maximo animi sui *moerore* imo etiam *horrore* die audacia vieler Geiſtlichen geſehen die Beneficien haben, und dennoch in Laienkleidern einhergehen, welches Er beym Verluſte der Beneficien verbietet; aber es iſt keiner beſondern Art der Kleidung, noch weniger der Perrucken und falſchen Haare gedacht. Von Klemens XI ſteht hingegen im gedachten Bullarium magnum, deßgleichen im Bullarium Clementis XI P. M. unterm 4 May 1701 ein Verbot in italiäniſcher Sprache (198) an alle Geiſtlichen in Rom (ex Audientia Sanctissimi iſt es betitelt), worin ihnen nach dem mündlichen Befehle des Papſtes geboten wird: „che in avvenire, „principiando dal primo giorno di Agosto dell' „anno corrente, niuno, che in *qualsivoglia Basilica ò Chiesa di Roma* goda Vicariati, Dignità, „Canonicati, Chiericati Beneficiati, Mansionariati, „ed ogn' altro offizio che con qualunque titolo habbia annesso *il servizio della Chiesa* e l'assistenza „del Coro, v'intervenga con *Capelli finti, girelli „posticci ò Perucche,* benchè queste fossero liscie, corte, e moderate, ò con berrettini d'artificio straordinario ed insolito a praticarsi.“ Zur Strafe wird geſetzt, daß jeder welcher auf dieſe Art „ardisse d'intervenire ed assistere alle messe, divini „Offizii, ed in ogni altra funzione Ecclesiasticà, gerechnet werden ſollte, als wäre er abweſend oder gar nicht da geweſen; und übrigens „lascia S. S. nel suo „vigore tutte le ordinazioni, prohibizioni e pene „*respettivamente altre volte decretate* contro gli „Ecclesiastici, che nudriscono *chiome eccedenti,* e „che usassero *Capelli* finti e *Perucche* etc.“ Man ſteht alſo:

1) daß das erſte Perruckenverbot nicht vom J. 1703 iſt, ſondern daß in dieſem frühern Verbote von 1701 ſich auf noch ältere Verbote bezogen wird;

2) daß dieſes Verbot nur die Geiſtlichkeit in Rom angeht; und ob ſich gleich freylich wohl ſchließen läßt, daß was den Geiſtlichen in der Hauptſtadt der Kirche verboten iſt, auch der geſammten katholiſchen Kleriſey verboten ſeyn müſſe, ſo hat ſich doch der Heil. Vater wenigſtens hier nicht darüber erklärt;

3) daß hier die Perrucken und künſtlichen Barrette den Geiſtlichen Perſonen in Rom nicht ganz und gar, ſondern nur beym Kirchendienſte überhaupt und beſonders beym Chorgehen verboten worden;

4) daß hier von Ordensleuten gar nicht die Rede iſt, ſondern nur von Pfründebeſitzern;

5) daß hier nicht, wie Ludwig vorgiebt, die Strafe des Bannes auf den Gebrauch der Perrucken geſetzt wird. Zwar beruft ſich der Heil. Vater auf vorige Verbote, über die er nichts beſtimmt, aber in dieſen kann nicht die Strafe des Bannes auf den Gebrauch der fremden Haare geſetzt ſeyn; denn ſonſt würde der Papſt, der ſie in ihrer ganzen Kraft laſſen will, den Bann hier gewiß nochmal ausgeſprochen, und nicht auf den Gebrauch der Perrucken beym Kirchendienſte zu Rom die viel gelindere Strafe geſetzt haben, daß der beperruckte Pfründner von den Puntatori (d. i. von denen welche die Anweſenheit im Chore anmerken) als nicht gegenwärtig ſoll überſehen werden. Dieß iſt zwar für Domherren und andere Pfründner, welche für jeden Chorgang bekanntlich bezahlt werden, beſonders an denjenigen Chortagen wo die Präſenz mit geſtifteten an-

ſehnlichen Summen an baarem Gelde oder Naturalien honorirt, oder wie ſich die deutſchen katholiſchen Domherren wohl auszudrücken pflegen, wo etwas verdient wird, ſo empfindlich, daß ein ſolcher Beneficiat deßhalb wohl die Perrucke überhaupt oder doch im Chor ablegen wird, um ſeinen baaren Verdienſt nicht zu verlieren; aber es iſt doch bey weitem nicht der Bann.

Ferner ſteht im großen Bullarium T. VII P. 2 p. 252 und im Bullarium Clementis XI S. 317 noch eine Verordnung gleichfalls in italiäniſcher Sprache vom 7 Dec. 1706: quo plura decernuntur de vita et honestate Ecclesiasticorum ac praesertim de veste et tonsura clericalibus. Dieſe Verordnung, ſpäter als 1703, geht auch nur auf die Geiſtlichen in Rom, wie aus den erſten Zeilen erhellet. Ueber Perrucken ſteht folgendes darin:

Art. 3 wird geboten: »daß kein Prieſter und Ordinirter in sacris, ſelbſt kein Klerikus der erſten Tonſur, *zazzera ò capigliatura* che copra *la fronte e l'orecchie* tragen ſoll.« Es möchte alſo ſcheinen, daß eine Perrucke welche die Stirn und die Ohren nicht bedeckt, den katholiſchen Geiſtlichen, wenigſtens denen die nicht Prieſter ſind und außer dem Kirchendienſte erlaubt ſey; denn, was die Meſſe betrifft, ſo wird im 5ten Artikel allgemein und ohne Ausnahme von Stirn und Ohren unterſagt: »daß ein Prieſter die Meſſe leſe *con capigliatura finta,* detta communemente *perrucca.*« Aber auch hier iſt auf das Vergehen wider dieſe Verordnung keine geiſtliche Strafe geſetzt (199), am wenigſten der Bann. Nach dem dritten Artikel, ſoll für jeden Uebertretungsfall die Strafe von zehn Scudi bezahlt werden, die zu frommen Werken anzuwenden ſind, oder zehn Tage Gefängniß erfolgen; und alsdann ſollen diejenigen welche Perrucken tragen, gewiß ſeyn: „che la loro disubbidienza sarà loro *di totale impedimento per conseguire qualsivoglia Beneficio ò officio Ecclesiastico*.“ Dieſe letztere Strafe iſt freylich ſchwer genug, denn welcher katholiſche Geiſtliche ſtrebt nicht nach einer Pfründe! Aber dennoch iſt ſie nicht ſo hart wie ſie der eifrige Thiers verlangt, (man ſ. oben S. 92) und nicht mit dem Banne zu vergleichen, wodurch zwar auch jede Pfründe in dieſem Leben aber noch dazu die Pfründe der ewigen Seligkeit in jenem Leben verloren geht.

Bekanntlich gelten überhaupt keine päpſtliche Bullen als Geſetze, wenn ſie nicht der Biſchof promulgirt, oder eigentlich (welches die katholiſche Hierarchie ungern zugiebt) wenn ſie der Landesherr nicht annimmt. Es wäre alſo die Frage, ob dieß Perruckenverbot allenthalben angenommen iſt? Man muß wohl, ſelbſt in Rom, den Ungehorſam dagegen nicht für einen casus *papalis* halten; denn der Biſchof kann die Weltgeiſtlichen von dieſer Verordnung diſpenſiren, wenn Alter, Krankheit u. ſ. w. vorhanden ſind, oder zum Vorwande genommen werden. Der Biſchof von Speyer läßt ſich für eine ſolche Diſpenſation vierzehn Gulden zahlen (100). Aber um mit der Perrucke auf dem Haupte eine Meſſe zu leſen, bedarf es noch einer beſondern Diſpenſation, weil in der That von den älteſten Zeiten an das ausdrückliche kirchliche Gebot beſteht, daß bey gewiſſen Theilen der Meſſe der Prieſter das Haupt entblößt haben ſoll, wie dieſes Thiers ſehr gelehrt beweiſet. Indeß helfen ſich diejenigen welche keine Diſpenſation haben, und bey dem Meſſeleſen die Perrucke aufbehalten wollen, oft damit, die ihrige ſo einrichten zu laſſen, daß der mittlere den Scheitel bedeckende Theil wo die Tonſur iſt, aufgeklappt oder herausgenommen werden kann; und ſo gilt während der Meſſe die Blöße dieſes weſentlichen Theils fürs Ganze.

Bey den proteſtantiſchen Geiſtlichen fanden die Perrucken ebenfalls viel Widerſacher, wie ich ſchon oben von Holland erzählt habe. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts ward auch in Deutſchland von den Kanzeln dawider gepredigt, und ein proteſtantiſcher Geiſtlicher, deſſen Namen ich mich nicht erinnere, ſchrieb um das J. 1690 ein beſonderes Buch, worin die Erfindung der damaligen hohen Fontangen der Frauenzimmer und der hohen und dicken Perrucken der Männer dem leidigen Teufel beygelegt wird. Gleichwohl fingen die proteſtantiſchen Geiſtlichen beider Konfeſſionen noch vor Ablauf des 17ten Jahrhunderts an, nicht nur ſich der Perrucken zu bedienen, ſondern ſie auch bald ſo groß und hoch aufzuſetzen, wie man es bey den katholiſchen Geiſtlichen nie gefunden hat.

Die Mode der Perrucken ſcheint im letzten Drittheil des 17ten Jahrhunderts zuerſt aus Frankreich nach dem ſüdlichen Deutſchlande und nach England, aus England aber nach den hannöverſchen und braunſchweigiſchen Landen und dort beſonders zu den Aebten und Generalſuperintendenten gekommen zu ſeyn, bey welchen ſie bald zur größten Glorie gedieh. Die engländiſchen Biſchöfe Tillotſon (Taf. XIII Nr. 49) und Stillingfleet (Nr. 50) trugen ſchon ſehr früh gar wallichte Perrucken; welche aber an Redundanz von den Perrucken der reformirten Profeſſoren der Theologie zu Heidelberg, Johann Ludwig Fabricius (Nr 51) und Friedrich Spanheim (Nr 52) merklich übertroffen wurden, wogegen dieſe wiederum kaum den Umfang ſolcher Perrucken wie ſie zwey lutheriſche Profeſſoren zu Helmſtädt trugen, erreichen konnten. Friedrich Ulrich Calixtus (Taf. XIV Nr. 53) und Friedrich Rixner (Nr 54) waren dieſe wohlbeperruckten Männer; jener zugleich Abt von Königslutter, dieſer bald nachher Generalſuperintendent zu Halberſtadt. Alle aber übertraf, und ward von keiner an Größe übertroffen, des Generalſuperintendenten zu Hannover Hermann Barkhaus gar ſtattliche Quarreperrucke mit einem hohen Devant à la Fontange (Nr 55), ſo groß (101), daß ſie ein Staatsminiſter nie größer getragen hat.

Doch war damals die Mode der ungeheuren Perrucken bey der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit gar nicht allgemein. Man ſieht aus damaliger Zeit mehr Bildniſſe derſelben in ſchlichten natürlichen Haaren mit und ohne Kalotten, als in Perrucken. Dieſer Kontraſt muß um ſo mehr aufgefallen ſeyn, da die Geiſtlichen welche eigenes ſchlichtes Haar trugen, mehrentheils auch noch mit ſtarken Knebelbärten und nur etwas geſtutzten Kinnbärten erſchienen; wogegen man bey denen welche nach der damaligen Mode des franzöſiſchen Hofes groß- und hochbeperruckt gingen, keinen Bart oder doch nur eine geringe Spur von Knebelbart zu beiden Seiten der Lippen bemerkt (102). In Berlin, ungeachtet man ſchon ſeit 1675 berliniſche Staatsleute, Rechtsgelehrte und Aerzte mit ſehr großen Perrucken abgebildet findet, trugen doch im 17ten Jahrhunderte faſt alle Prediger und Schullehrer noch ſchlichtes Haar (103), obgleich die Regierung ihr Perruckentragen ſo ſehr begünſtigte daß ſie von der Perruckenſteuer befreyet wurden. Noch im Anfange des 18ten Jahrh. ging z. B. der Propſt Ph. J. Spener (Taf. XIV Nr 56) in ſchlichten eigenen Haaren. Johann Simonis, Doktor und Profeſſor der Theologie zu Frankfurt an der Oder (Taf. XV Nr 57), deßgleichen Johann Paul Aſtmann (Nr 58) und Johann Fritſch (Nr 59), beide Prediger an der Nicolaikirche zu Berlin, welche alle drey in den Jahren 1698 und 1699 ſtarben, ſind die einzigen märkiſchen mir bekannten Theologen welche auf ihren Bildniſſen in Perrucken erſcheinen. Johann Kiſſelmann (Nr 60) Doktor und Profeſſor der Theologie zu Frankfurt, welcher auch im J. 1698 ſtarb, trug ſein eigenes ziemlich dickes Haar und eine Kalotte. Er folgte alſo in Abſicht auf die Haare der guten alten Simplicität. Dagegen trug er nicht einmal das geiſtliche Beffchen, ſondern ein ſehr weltliches Halstuch nach damaliger Mode mit vorgelegter Bandkokarde, und ſeinen Knebelbart hatte er auch nur auf 101 (man ſ. die 10ste Anmerkung), aber ſein Kollege Simonis (Nr 57) hatte ſeinen Bart ganz abgeſchoren.

Allein nach dem erſten Viertheile des 18ten Jahrhunderts wurden bey uns und in dem ganzen proteſtantiſchen Deutſchlande von allen Geiſtlichen und Schulleuten, mit ſehr ſeltenen Ausnahmen, Perrucken getragen. In Berlin machte beynahe einzig der durch ſein

Deutſches Wörterbuch und durch die Einführung des Seidenbaues in der Kurmark berühmte Rektor J. L. Friſch eine Ausnahme, da er mit ſeinem ehrwürdigen ſilberfarbenen natürlichen Haare einherging. Sonſt trug im ganzen proteſtantiſchen Deutſchlande und Holland immer Ein Prediger und Schulmann die Perrucken höher und zierlicher als der andere; Jakob Saurin ſehr viel größer als Mosheim, der doch Abt und Kanzler war. Dieß iſt eben nicht zu verwundern bey der Allgemeinheit der Mode. Aber daß man, ſonderlich im nördlichen Deutſchlande (104), ſelbſt nachdem die Laien allenthalben nach und nach die Perrucken, vorzüglich die großen dicken Perrucken ablegten, dieſe beynahe unzertrennlich von der geiſtlichen Würde hielt, war doch wohl ein ſeltſames Vorurtheil. Ich übertreibe nichts bey dieſer Behauptung. Es iſt bekannt genug, wie ſehr noch vor wenigen Jahren in unſern und allen benachbarten proteſtantiſchen Ländern die jüngſten Kandidaten, noch faſt ehe ſie die licentia concionandi erhalten hatten, eilten ihr Haupt zu beperrucken, damit es ein wenig ehrwürdig ausſähe. Seltſam genug iſt es, an vielen Orten bis jetzt dieſes grobe Vorurtheil noch ſo tief eingewurzelt zu ſehen, daß manche Leute einen Geiſtlichen der ſeine ihm unnöthige Perrucke abzulegen für gut findet, beynahe für einen Mann halten der auch die Würde ſeines Standes ablegen wolle. Ja, wie lange iſt es daß die Schüler in der Schule an der Kreuzkirche zu Dresden und die Schüler in der Thomasſchule zu Leipzig dicke runde Perrucken tragen mußten, weil ſie in der Kirche Muſik machen, und alſo der Kirche dienen? Dieß ward erſt vor wenigen Jahren von vernünftigen Männern nicht ohne Mühe abgeſchafft, und die Unvernünftigen ſchrieen über Neuerung. Als ob nicht die Perrucken bey der Einführung auch eine Neuerung geweſen wären! In einer gewiſſen Reichsſtadt waren ſeit undenklicher Zeit die Schüler in ſchwarzen Mänteln und in rund abgeſchnittenen Haaren gegangen. Vor etwa zwanzig Jahren fingen die Zöglinge der obern Klaſſen an, ſich der damaligen modiſchen Welt gleich zu ſtellen und ihre Haare in Zöpfe oder Haarbeutel zu ſtecken. Wider dieſe Neuerer ward ſehr geeifert, und es erfolgte ein obrigkeitliches Verbot der Beutel und Zöpfe. Deſſen ungeachtet ſchlichen ſich die Zöpfe ein und wurden allgemein getragen, bis vor kurzem die Schüler anfingen, abermals, der jetzigen neuen Mode zufolge, die Haare rund abzuſchneiden. Da erfolgte ein noch ernſtlicheres obrigkeitliches Gebot die loyalen Zöpfe beyzubehalten, und ſich der jakobiniſchen Neuerung der runden Haare zu enthalten, wodurch die Jugend zu demokratiſchen Geſinnungen verführet werde!

Man las im J. 1797 in den Zeitungen, daß der jetzige Biſchof von Oxford, D. Randolf, im 18ten Jahrhunderte der erſte engländiſche Prälat ſey, welcher ſein eigenes Haar trug. So nothwendig hält man, auch in England, eine Perrucke zur Prälatenwürde! Auch wurden dem Biſchofe — ſollte man es denken? in England, dem Lande deſſen Einwohner ſo frey von Vorurtheilen ſeyn wollen! — Vorſtellungen wegen dieſer im ganzen Jahrhunderte in der engländiſchen Kirchengeſchichte unerhörten Neuerung gemacht — Vorſtellungen darüber, daß jemand ſein eigenes ſchlichtes

Haare trägt! im Jahre 1799! — Vermuthlich waren die Remonſtranten ſelbſt Geiſtliche der hohen Kirche. Was konnte ihnen nun der beſchämte Biſchof antworten? Er zeigte, daß im 17ten Jahrhunderte unter der Regierung Königs Karls II (der doch ſelbſt (205) eine gar anſehnliche Perrucke trug) ein der Strenge nach noch jetzt rechtkräftiges Geſetz ergangen wäre, wodurch den Geiſtlichen verboten wird Perrucken zu tragen. Ungeachtet dieſes Geſetzes, mußte der Biſchof von Oxford den Vorſtellungen ſeiner Mitbrüder von der hohen Kirche bald nachgeben. Die Zeitungen meldeten, „daß er ſich auf vieles Zureden endlich habe eine Perrucke machen laſſen, und daß darüber eine allgemeine Freude entſtanden ſey.“ Ein neuer Beweis, daß Vorurtheile nicht leicht den Geſetzen weichen.

Außerdem wird in England auch in andern Ständen noch bis jetzt mit dicken Perrucken ein ziemliches Unweſen getrieben. Auf den engländiſchen Univerſitäten ſchreiten die Profeſſoren nicht nur, ſondern auch die Proctors und die Beadles (206), nicht anders als in ſtattlichen Perrücken einher. Der Lord Mayor und ſämmtliche Aldermen in London können kein Commoncouncil halten, ohne in ihrer Amtstracht zu erſcheinen, wozu ſehr dicke Wolkenperrucken erforderlich ſind. Der Sprecher des Unterhauſes, wenn er im Parlamente ſitzt und wenn er als Sprecher einer Deputation des Unterhauſes nach Hofe geht, kann nicht unterlaſſen eine dicke Aldermansperrucke (207) aufzuſetzen; ſo wie kein Richter in England ohne eine gewaltig große Perrucke Recht ſprechen darf. Schon Hogarth verglich dieſe richterliche Perrucke mit der Mähne eines Löwen (208).

und ſagt in ſeiner ſatyriſchen Laune, ſie gebe »nicht nur ein ehrwürdiges ſondern auch ein verſtändiges Anſehen.« Er hat daher der von ihm abgebildeten Figur eines ſein Amt verwaltenden engländiſchen Richters, oben auf der Spitze der Haarwolke eine feurige Zunge (209) hingezeichnet, als ob vermittelſt der großen Perrucke ein beſonderer Geiſt auf dieſen Kopf herabgekommen wäre. Den Thron wo dieſe tief in ihrem Haarbuſch gehüllte Gerichtsperſon ſitzt, ſtützt Hogarth auf eine korinthiſch artige Säule, deren Kapitäl aber ſtatt der Akanthusblätter mit Knotenperrucken geziert iſt. Ich habe geglaubt, die Figuren zu dieſer Abhandlung nicht beſſer ſchließen zu können, als mit der Abbildung dieſes von ſeiner Perrucke inſpirirten Richters, und des Perruckenkapitäls welches deſſen Richterſtuhl unterſtützt (Taf. XVI Nr 64); wobey noch der zu den Füßen des Richters ſitzende Genius der engländiſchen Kriminaljurisprudenz merkwürdig iſt. Er hält einen kleinen Galgen, en Breloque, in der einen Hand, und trocknet mit der andern ſeine Thränen an dem richterlichen Talar. Er ſcheint ſich damit zu tröſten, daß ſeine Mitbürger, wenn gleich haufenweiſe, doch per sententiam, gehängt werden.

Die Wolkenperrucke des Großkanzlers von England wenn er in officio ſitzt iſt von ungeheurer Größe, denn es verſteht ſich daß alle dieſe juriſtiſche Herren in England ihre Amtsperrucken ablegen, wenn ſie nicht im Amte ſind. Eben dieß iſt, wie bekannt, der Fall in allen deutſchen Reichsſtädten, wo noch bis jetzt dicke Wolkenperrucken, es ſey nun in Form von breitbauchigen Quarreeperrucken, oder in rund um den Kopf ſchliehenden Stutzperrucken oder über den Rücken fallenden ſpaniſchen Allongeperrucken, für ganz nothwendig zur rathsherrlichen Würde gehalten werden. Da kennt man auch zuweilen kaum einen ſchönfriſirten jungen Rathsherrn bey einem feſtlichen Mittagsmahle wieder, wenn man ihn ein Paar Stunden zuvor auf dem Rathhauſe in dem ungeheuren Haarbuſche geſehen hatte. Aber ſo ungereimt dieſe amtliche Kopfzierde iſt, ſo hangen doch Rath und Bürgerſchaft in den deutſchen Reichsſtädten an dem hohen Anſehen der großen Perrucken noch ſo feſt, daß vermuthlich viel Aufſehen entſtehen würde, wenn die Rathsherren in Nürnberg oder in Hamburg oder in Lübeck für gut fänden, nicht etwa ihre Amtskleidung — denn die iſt ſehr nothwendig in einem Staate, wo, das Amt abgerechnet, jeder dem andern gleich iſt — ſondern nur die ungeheuren Amtsperrucken abzulegen, welche doch wirklich kein weſentlicher Theil der Amtskleidung ſind; denn gerade die Vorfahren der itzigen Herren; ſie, welche die noch jetzt gewöhnliche altväteriſche Amtskleidung eigentlich feſtſetzten, gingen in ſchlichten eigenen Haaren zu Rathe, und wußten ihrem Vaterlande recht wohl zu rathen.

Das ſcheint man aber nicht nur in Deutſchland, ſondern auch in andern Ländern nicht glauben zu wollen. Die Zeitungen berichteten vor wenigen Monaten, daß während der kurzen Zeit da Genua von den Franzoſen geräumt war, vor allen andern Dingen geſorgt wurde daß die Mitglieder der proviſoriſchen Regierung nun wieder in dem ehemaligen altfränkiſchen Koſtum in ſchwarzen Kleidern und NB in Wolkenperrucken erſchienen. Bis zur franzöſiſchen Revolution konnte in

Frankreich kein Parlament ſich verſammeln, ohne daß alle Räthe deſſelben große Perrucken aufſetzten. Der erſte Präſident hatte auf der großen Perrucke noch eine hohe mörſerförmige Mütze von ſchwarzem Sammte mit goldenen Treſſen, wovon er den Namen Président a Mortier führte; die feyerliche Mörſermütze auf der feyerlichen großen Perrucke des Kanzlers von Frankreich war von goldenem Brokat mit Hermelin beſetzt. Das muß ſehr ſtattlich bunt ausgeſehen haben; daß aber der Kanzler durch ſolche Maſkerade ehrwürdig ausſah, kann ich mir nicht vorſtellen. Gleichwohl wenn jemals in Frankreich die Parlamente wieder hergeſtellt werden ſollten, würde gewiß — ſo wie in Genua — die erſte Sorge ſeyn, die großen Perrucken der Räthe und die hohen Mörſermützen der Präſidenten hervorzuſuchen. Wahr iſts auch von der andern Seite; daß Voltaire, deſſen Schriften die Parlamente ſo oft verurtheilt haben, konfiscirt oder gar von der Hand des Büttels verbrannt zu werden, ſelbſt in ſeinem eigenen Hauſe eine große dicke Perrucke mit einer dicken Sammtmütze darüber trug, gleich einem Parlamentspräſidenten in officio; doch war die Voltairesche Sammtmütze beſcheiden, ohne goldene Treſſen.

Wenn man dieſe Sache von der ernſthaften Seite betrachtet, ſo giebt ſie ein einleuchtendes Beyſpiel von der Gewalt der Moden und der Vorurtheile. Daß die Perrucken, ſonderlich da ſie ganz allgemein getragen wurden, vielen bequem ſchienen, und beſonders von alten Leuten der Wärme wegen gewählt wurden: dawider war nichts einzuwenden. Aber daß ſie ſehr bald zu einer den Menſchenhaaren ganz fremden Form und zu einer unnatürlichen Größe gediehen, daß dieſe unförmlichen Haargebäude beynahe ein Jahrhundert lang allgemeine Sitte blieben, daß jetzt noch das Vorurtheil, gewiſſe Stände müßten ſie nothwendig tragen, nicht aufhören — das möchte man für unglaublich halten, wenn nicht die Erfahrung zeigte, daß in Abſicht auf Moden und Vorurtheile von je her auch das Unglaublichſte zuweilen wirklich geworden iſt. Müſſen doch bis auf den heutigen Tag die Perruckenmacher, wenn ſie Meiſter werden wollen, eine künſtliche ſpaniſche Allongeperrucke zum Meiſterſtücke machen, die kaum jemand noch tragen mag.

Ich wende mich nun zu der Geſchichte der Perrucken in meinem Vaterlande, welche zugleich ungefähr zeigen kann, wie es im 17ten Jahrhunderte und ſeitdem in den deutſchen Ländern überhaupt mit den Perrucken ſtand, da dieſe ſich zu der Zeit immer mehr ausbreiteten. Schon oben S. 25 iſt bemerkt, daß die erſten Münzen des Großen Kurfürſten, worauf er mit einer Perrucke vorgeſtellt wird, vom J. 1656 ſind (210). Wahrſcheinlich hatte er dieſe Mode ſeiner Gemahlinn Louiſe Henriette Prinzeſſinn von Oranien zu gefallen angenommen, da, wie oben S. 21 bemerkt worden, in den Vereinigten Niederlanden bereits um J. 1646, als ſie ſich mit dem Kurfürſten vermählte, die Perrucken bekannt waren. Dieſe Kurfürſtinn iſt ſelbſt auf Münzen ſehr zierlich friſirt vorgeſtellt (211); auf einer Münze von 1667 hat ihre Friſur alles Anſehen von falſchen angehängten Locken (212).

In dem polniſch-ſchwediſchen Kriege, welcher im J. 1656 anfing und durch den Frieden zu Oliva 1660 geendigt ward, nahm der Kurfürſt in Preußen einen Perrukier Namens Philipp Tourneur an, um während des Feldzuges ſeine Perrucken zu akkomodiren. Dieſer Tourneur ward den 10 July 1665 zum Hofperruckenmacher beſtellt (213). Seine Beſtallung iſt die allererſte Spur die ſich im K. Archive von einem Perruckenmacher in den Brandenburgiſchen Landen findet; doch erwähnt Rango in ſeinem 1663 gedruckten Buche S. 33 auch ſchon der bey uns vorhandenen *Perruquen*-macher, und fragt ob ſie opilices oder artifices wären? Tourneurs Beſtallung enthält: »daß er »nicht allein ſeiner Kurfürſtl. Durchlaucht, ſondern auch »des Kurprinzen und der Markgrafen Durchlaucht »Perrucken fleißig unterhalten und nichts Unreines da»zu kommen laſſen ſolle« Man merke, daß der damalige Kurprinz Karl Aemil (1655 geboren) nur 10 Jahre alt war, und von den beiden andern Söhnen des Kurfürſten (hier Markgrafen genannt) Friedrich (nachheriger erſter König in Preußen) acht Jahre und Heinrich zwey Jahre alt war. Solchen Kindern ſetzte man alſo damals auch Perrucken auf! Dieſes beſtätigt noch mehr meine Muthmaßung, daß dieſe Mode von der Frau Mutter eingeführt worden iſt. In den folgenden 1672 anhebenden ſchweren Feldzügen nahm der Kurfürſt einen Perruckenmacher Namens Guillaume Bridou mit, welcher noch während des Krieges im J. 1678 kurz vor dem berühmten geſchwinden Marſche nach Preußen um die Schweden zu vertreiben, zum Hofperrukier ernannt wurde, wobey ihm, weil er dem Kurfürſten folgte, das Futter auf zwey Pferde ausgemacht ward: weil er vermuthlich in eigenem Wagen fuhr. Der groſſe Kurfürſt führte alſo in ſeinen Feldzügen einen Perruckenmacher zu ſeiner Kopfzierde mit ſich, ſo wie König Friedrich der Große einen Muſiker, um ihn auf der Bratſche zu akkompagniren, wenn Er die Flöte ſpielte; doch bekam der Muſiker nicht Rationen für zwey Pferde. Es iſt noch eine Bittſchrift von dem Perruckenmacher de Cary vom J. 1679 verhanden, woraus man ſieht, daß damals die Perrucken für zwey dem Hofe angehörige bürgerliche Perſonen, die Eine zehn Rthlr und die andere ſechs Dukaten koſteten.

Der Gebrauch der anſehnlichen Perrucken pflanzte ſich von dem Hofe des großen Kurfürſten auf den Hof ſeines Nachfolgers fo.., und vermehrte ſich jährlich; denn unter unſerm guten Könige Friedrich I, auch ſchon da er nur noch Kurfürſt war, ging alles bey Hofe und im Lande vom Höchſten bis zum Niedrigſten in Perrucken. Die Leibärzte ſo wie die Staatsminiſter hatten ungeheure Haarbüſche auf den Köpfen. Die Lakaien trugen große Allongeperrucken; ſogar die Häupter der bey Hofe aufwartenden Edelknaben waren in dergleichen gehüllt. Der berühmte Leibnitz, der oft am preußiſchen Hofe war, trug eine mächtige Quarreeperrucke, die ihm, da er kleiner Statur war, bis an die Hüften hing.

Kurz vorher ehe dieſer Kurfürſt ſich die königliche Krone aufſetzte, den 5 Nov. 1700, nahm er N. Leyenberg zum Hofperruckenmacher an. Vorher hatte er einen franzöſiſchen Lakaien Namens Savigny, welcher ohne beſondere Beſtallung vielerley Perrucken für den Kurfürſten und ſeinen Hof gemacht hatte. Es iſt noch eine Rechnung deſſelben vom J. 1699 (in welchem Jahre er ſich heimlich fortmachte) vorhanden, worin man die Preiſe und andere Umſtände von den Hofperrucken erſehen kann. Savigny liquidirte:

Für eine ſilberfarb blonde (blond d'argent) lange ſpaniſche Perrucke für den kurfürſtl. Lakaien Roux, auf Befehl Sr Kurfürſtl. Durchl. verfertigt	15 Rthlr.
Dem Buzmann, (welcher wenn man ſeinen Werth nach dem Werthe ſeiner Perrucke anſchlagen will, nur ein ganz geringer Menſch geweſen ſeyn muß, für deſſen Kopf aber doch der Kurfürſt ſorgte) eine braune Perrucke	8 —
Dem Pauker Steindecker eine Perrucke	6 —
Auf Befehl Sr Kurfürſtl. Durchl. dem Schneider Louis einen hellbraunen Bart (barbe cendrée) . .	— — 16 Gr.

Für des Kurfürſten eigene Perſon hatte Savigny, vom März bis zum Auguſt 1699, fünf hellbraune Perrucken gemacht, jede 15 Rthlr am Werthe. Es iſt merkwürdig, daß eine Perrucke für den Kurfürſten ſelbſt nicht mehr koſtete, als die Perrucke ſeines franzöſiſchen Lakaien, und daß ſie ungefähr eben die Farbe hatte wie der auf ſeinen ausdrücklichen Befehl neuverfertigte Knebelbart ſeines franzöſiſchen Schneiders.

Die Staatsperrucken koſteten damals weit mehr, und wurden vermuthlich in Paris beſtellt; auch waren die Perrucken der Hofleute, wie man aus den Bildniſſen der damaligen Zeit erſieht, viel größer als die der Kurfürſt gewöhnlich trug. Nach ſeiner Neigung zur genauen Etikette war es vielleicht ein Raffinement, daß die Perrucken worin er gewöhnlich ging, nur klein waren und etwa 15 Rthlr koſteten, ſo daß er bloß in confidenza gekleidet war, indeß alle die Herren die ſeinen Hof ausmachten, beſtändig in groſen Funfzigthalerperrucken erſcheinen mußten. Die in Kupferſtichen vorgeſtellte Krönungsproceſſion zeigt, daß der König bey ſolennen Gelegenheiten, wann er in eigentlichem Staate erſchien, es auch an der Gröſe und Koſtbarkeit ſeiner eigenen Perrucken nicht fehlen ließ. Die ſo groſe Königsperrucke iſt gewiß auch blond geweſen, da dieſes am franzöſiſchen Hofe die Farbe der Staatsperrucken war.

Schon im J. 1698 wurden die Perrucken in der Reſidenzſtadt Berlin der Gegenſtand einer Auflage (214). Die Perruckenträger wurden in Klaſſen vertheilt; die höchſte Klaſſe, bis zu den kurfürſtl. Sekretarien, gab jährlich 1 Rthlr, die geringſte gab 12 Gr. Dieſe Perruckenſteuer ward unterm 3 April 1700 erneuert und geſchärft. Es ſollte »ſonſt niemand als die Prediger, »Schulbediente, Studioſi, Schüler, Kinder unter 12 »Jahren, wie auch die Unterofficiere und gemeine Soldaten davon exempt und befreyet ſeyn.« Alſo auch Kinder unter 12 Jahren trugen im J. 1701 Perrucken, wozu ihnen, wie oben S. 108 zu ſehen, ſchon im J. 1665 die kleinen kurfürſtlichen Prinzen das Beyſpiel gegeben hatten! Die franzöſiſchen Refugirten, welche vermuthlich das Privilegium Perrucken frey zu tragen aus ihrem damals ſo perruckenreichen Vaterlande mitgebracht zu haben glaubten, daher laut § 7 des Edikts »insgeſamt ſich davon eximiren und in Güte nichts »beytragen wollen,« ſollten nun die Perruckenſteuer (ſo wie die zugleich ſeit 1698 verordnete Karoſſenſteuer), nebſt allen Reſten ſeit 1698, bey Strafe der Exekution bezahlen. Es ſcheint aber doch mit der Einhebung dieſer Steuer und ihrer Reſte etwas mißlich gegangen zu ſeyn. Denn in eben dieſem Jahre erbot ſich ein Franzoſe Namens Elie Papus de Laverdangie, die Perruckenſteuer in Berlin zu pachten, und es heißt in dem deßhalb ergangenen Edikte vom 19 Jul. 1701 ziemlich naiv: »daß S. K. M. ſolche Gelegenheit nicht »aus den Händen gehen laſſen wollen.« Vermöge dieſes Edikts (115) ſollten »alle Perrucken ſo hinführo von »den Perruckenmachern verfertigt werden, oder bereits »fertig ſind, auf die Stempelkammer gebracht, ihrem »Werthe nach taxirt, die Auflage von 6 Prozent ge»geben und die Perrucken darauf vom vorgemeldeten »Laverdangie, mit dem dazu verfertigten königlichen »Stempel mit ſpaniſchem Lacke markirt werden.« Die Perrucken welche aus den übrigen königlichen Landen nach Berlin kamen, mußten 6 Prozent, und die auswärtigen 25 Prozent (116) zur Acciſekaſſe zahlen. Aber in der Ausführung entſtanden ſehr viel Schwierigkeiten und Unruhen. Um die äußere Zierlichkeit nicht zu verderben, war der Stempel inwendig angebracht. Nun wollten die von dem Pächter verordneten Perruckenriecher den Leuten auf den Straßen und in den Häuſern die Perrucken auf dem Kopfe aufheben, um inwendig zu unterſuchen ob ſie gehörig beſiegelt wären! Dieß erregte großen Unwillen, und veranlaßte ſogar Schlägereyen. Daher ward dieſe Verpachtung der Perruckenſteuer ſchon den 4 April 1702 durch ein neues Edikt wieder aufgehoben (117): »maßen die da»bey vorgegangene mancherley Unterſchleiſe und In»triguen abzuſtellen und der Gebühr nach zu beſtrafen, »mehr Wunder und Weitläuftigkeit cauſirt, als die

»Sache an ſich faſt importiret — ohne was die dabey »erforderte allzugenaue Viſitationes — für nicht geringen Verdruß nach ſich gezogen.« Dagegen ward abermal von denen die Perrucken trugen (und jedermann trug ſie) eine feſtgeſetzte erhöhete Auflage eingefordert (218). Zu dem Behufe wurden alle Einwohner von Berlin in Klaſſen getheilt. Erſtlich: Alle königl. Miniſter u. ſ. w. bis zum Generalmajor incl. gaben jährlich 2 Rthlr 12 Gr. Die zweyte Klaſſe hat ſchon eine ſonderbare Rangordnung: »Alle Kammergerichts- »Hof- und Kriegs- und andere Räthe, Geheime Secretarii — auch Geheime Kammerdiener, imgleichen »bey der Miliz die Oberſten, Oberſt Lieutenants und »Majors jeder 2 Rthlr.« Man ſiehe, daß damals die Geheimen Kammerdiener den Oberſten und Stabsofficieren der Armee, an Größe und Würde der Perrucken nichts nachgaben! Aber die dritte Klaſſe iſt noch viel ſeltſamer zuſammengeſetzt: »Alle Kammergerichts-Advocati, Kanzelliſten, Kammer- Renthey- und Poſt- »Schreiber und dergleichen. Item, bey der Miliz alle »Capitains, Lieutenants und Fähnrichs, wie auch die »Magiſtrats-Perſonen, Kaufleute und Künſtler, als »Mahler, Bildhauer, Barbierer, Goldſchmiede, Perruquen-Macher und dergleichen, jährlich 1 Rthlr 8 Gr. »4) Alle übrige königliche Hof- und Civilbediente Krämer und Handwerker, jährlich 20 Gr. 5) Alle ſchlechte »Handwerker u. ſ. w. 12 Gr.«

Die Prediger, Schulbediente, wie auch die übrigen vorher von der Steuer ausgenommenen, und darunter ausdrücklich die Kinder unter 12 Jahren, deßgleichen alle Lakaien, werden §. 4 abermals von dieſer Steuer eximirt. Aber im J. 1705 heißt es in einem neuen Perruckenſteueredikte: »Niemand als »K. K. M. Diener, ſo wirkliche Livrée tragen, ingleichen alle Bedienten und andere Particulairen Domeſtiquen ſollen befreyet ſeyn.« Es iſt ſonderbar genug, daß auch der geringſte Handwerksmann für ſeine Perrucke eine Steuer bezahlen ſollte, hingegen wenn er Lakai, auch nur einer Privatperſon ward, nicht. Man muß damals dieſen Kopfputz einem Lakaien unerläßlich nöthig gehalten haben. Im J. 1704 ward verordnet (119), daß außer Berlin in allen Preußiſchen Landen »diejenigen welche Perrucken und Fontangen tragen, ſie »mögen ſeyn weß Standes ſie wollen, jährlich 1 Rthlr »zur Acciſe erlegen ſollen.« Außer Berlin alſo haben damals die Lakaien doch für ihre Perrucken, und noch dazu eben ſo viel als ihre Herren bezahlen müſſen.

König Friedrich Wilhelm I hob, nach allgemeiner verbeſſerter Einführung der Acciſe in den Städten, nebſt andern ſchlecht ausgedachten direkten Auflagen, im J. 1717 auch die Perruckenſteuer auf. Aber vorher hatte er in der That die Perrucken ſelbſt aufgehoben; denn am Tage des Antritts ſeiner Regierung verabſchiedete er acht und achtzig hochbeperrukte Kammerherren und eine Menge andere Hofbedienten, welche ſämtlich große Perrucken trugen. Er ſelbſt warf wenige Monate nachher ſeine eigene weg (120), nebſt allem prächtigen Anputze, kleidete ſich beſtändig in ſimple militariſche Uniform, und trug ſein eigenes Haar ganz ſchlicht hinten in einem mit ſchwarzem Bande bewundenen Zopfe: eine damals ganz ungewöhnliche Tracht (121), zumal an einem Könige. Dieſe Veränderung machte in ganz Europa das gröſte Aufſehen; doch kann man wohl ſagen, daß, ſo gering ſie ſcheinen möchte, der preußiſche Staat ohne ſie nie geworden wäre was er geworden iſt: denn mit der großen Perrucke warf Friedrich Wilhelm I zugleich allen andern Prunk und alle Ceremonieen weg, die ſo viel Zeit und Geld koſteten und ernſthafter als die Landesverbeſſerungen behandelt wurden. Wer mag leugnen, daß in die öſtreichiſche Monarchie ein ganz anderer Geiſt kam, ſeit Kaiſer Joſeph II die ſteife ſpaniſche Prunkkleidung und die großen ſpaniſchen Perrucken abſchaffte, welche man ſonſt in Wien faſt Ein Jahrhundert lang nicht nur am Hofe, ſondern auch im Staatsrathe für unumgänglich nothwendig gehalten hatte? Es mag der nicht ganz unrecht haben, welcher der Meinung war, das preußiſche Landrecht — ein Werk von unſterblichem Verdienſte — hätte nie ſo vorzüglich werden können wie es iſt, wenn alle Juſtizminiſter und hohe Juſtizofficianten in den preußiſchen Landen ununterbrochen Quarreeperrucken getragen hätten. Wenigſtens zeigt die Erfahrung, daß ſelbſt in England, dem Lande das von ſo vielen Vorurtheilen frey ſeyn will, keine Verbeſſerung des dortigen ſo ſehr verwickelten Civilrechts und des ſo höchſt mangelhaften Kriminalrechts hat zu Stande kommen können, welche Rechte (man ſ. oben S. 103) daſelbſt noch unter dem Vorſitze ſehr großer Perrucken verwaltet werden. Ich habe die dick friſirte officiale noch jetzt gewöhnliche Wolckenperrucke eines Lord Oberrichters als Gegenbild der Quarreeperrucke der ägyptiſchen Iſis zum Titelkupfer erwählt.

Obgleich unſer König Friedrich Wilhelm I ſelbſt keine Perrucke trug, ſo blieben doch unter ſeiner Regierung die Perrucken bey Männern aller Stände gewöhnlich; nur ſah man beym Militär, ſowohl an alten Generalen als an alten Soldaten, höchſtens kleine Perrucken mit ordonnanzmäßigen Zöpfen, im Civilſtande hingegen regierten runde und Knotenperrucken. Ich würde aber nicht fertig werden, wenn ich mich über die Perrucken der Staatsmänner und Geſchäftsleute von allen Klaſſen der damaligen Zeit in den preußiſchen Staaten und in Deutſchland überhaupt ausbreiten wollte. Es wären freylich bey Betrachtung vieler Bildniſſe aus jener Zeit, zufolge der vielerley Perrucken nach den mancherley Ständen, manche Beobachtungen über den Charakter des Zeitalters und der Perſonen zu machen. Im Mittelſtande, war auf Univerſitäten die juriſtiſche Fakultät auf große Perrucken nicht ſo ſehr erpicht wie die theologiſche. Peter von Ludwig, obgleich ein ziemlich hochſtrebender Geiſt, trug gewöhnlich eine, wenn man die Würde eines Univerſitätskanzlers bedenkt, noch ziemlich mäßige Perrucke. Die Aerzte trugen wohl auch große Perrucken, ſie wurden ihnen aber nicht ſo unumgänglich nothwendig erachtet. Friedrich Hofmann iſt in einer viel mäßigern Perrucke abgebildet als Joachim Lange der ſtreitbare Theologe und Philoſoph. Es war damals die Zeit, da die Magd der Theologie, die Philoſophie, ſich bis zur Gleichheit mit ihrer Brotfrau zu erheben anfing, und ſo wollten auch die Philoſophen den Theologen in Abſicht der Perrucken nicht nachſtehen; daher trug Langens Gegner Wolf bey feyerlichen Gelegenheiten, gleichſam als ein Ebenbild der drey Sätze des Syllogismus, eine

Perrucke mit drey Knoten. Die Künſtler hatten ſich ſchon unter Friedrich I an den Hof angeſchloſſen. Werner der Miniaturmaler, und Jacobi der die Statue des Kurfürſten auf der langen Brücke goß, ſind abgebildet in Perrucken nicht kleiner als Kammerherren ſie trugen; und noch zu K. Fr. Wilhelms I Zeiten gingen die Maler Pesne und Weidemann nebſt dem Kupferſtecher Wolfgang in tüchtigen wolkigten Knotenperrucken, eben ſo wie Händel und Sebaſtian Bach, die Helden der deutſchen Muſik, und alle Kapellmeiſter in Europa, Haſſe mit eingeſchloſſen. Graun gab das erſte böſe Beyſpiel eines Kapellmeiſters in einer beſcheidenen Beutelperrucke; auch wollte ein mir wohlbekannter auswärtiger Muſiker welcher in den vierziger Jahren eine berliniſche Oper beſuchte, ſich gar nicht einreden laſſen, daß der Mann mit der kleinen unanſehnlichen Perrucke der mitten im Orcheſter am Flügel ſaß, wirklich der Kapellmeiſter wäre.

In der erſten Hälfte der Regierung Friedrichs II war bey dem männlichen Geſchlechte in den preußiſchen Staaten das Tragen der Perrucken noch allgemein bis auf die jüngſten Leute. In den vierziger Jahren ſah man auf der Univerſität Halle unter den Profeſſoren und Studenten nicht leicht Einen ohne Perrucke. Im Waiſenhauſe war zwar allen Schülern die Benefizien genoſſen, das Tragen der Perrucken und der Manſchetten verboten; aber die Schüler die dort für ihr Geld lebten, waren ſehr beſorgt ſich durch weiße ziegenhaarne Perrucken ein unabhängigeres Anſehen zu geben, ſo wie auch keiner der Inſpektoren und Lehrer (bloß das Haupt des Waiſenhauſes den jüngern Dokt.

Frank ausgenommen) unbeperruckt einherging. Sogar beym Militar ſah man in allen preußiſchen Staaten bis zum ſiebenjährigen Kriege noch manche (freylich kleine) Zopfperrucken; aber Miniſter und andere hohe Staatsbeamte trugen noch bis in die ſechziger Jahre größtentheils Knotenperrucken (222). Faſt alle Prediger hatten ſo genannte ſpaniſche Allongeperrucken, meiſtens blond. Der berliniſche Propſt Roloff, nebſt wenigen andern, zeichnete ſich durch eine kleine ganz ſchwarze Perrucke aus; der berühmte kölniſche Propſt Reinbeck durch eine ſehr hohe und dicke blonde ſpaniſche Perrucke. Die Lehrer auf den Gymnaſien ſuchten ſich den Geiſtlichen möglichſt ähnlich zu machen. Alle gingen in ſchwarzen Röcken, in einer tüchtigen langen geiſtlichen Perrucke, nebſt Mantel und Beffchen. Der einzige Naudé, Profeſſor der Mathematik am Joachimsthalſchen Gymnaſium, der überhaupt für einen Freygeiſt galt, trug einen farbigen Rock nebſt einer weltlichen aber dicken rund um den Kopf gehenden Perrucke, hinten mit einem Haarlöckchen worauf eine Kokarde ſteckte, welches Löckchen, zufolge Garſaults Art du Perruquier, in Frankreich ein *boudin* oder *tirebouchon*, in Deutſchland aber ein Nadelbüchschen, auch ein Lämmerſchwanz genannt ward. Dergleichen Perrucke, welche dieſer Mathematiker und ſehr viel andere friedliche Leute trugen, führte eigentlich in Frankreich, wo ſie erfunden ward, von Anfang an den militariſchen Namen Perruque à la Brigadière.

Der berühmte Flötenſpieler Quanz, welcher von unten auf gedient hatte, hat mir ſelbſt erzählt, daß er eine feine Knotenperrucke trug, als er um das J. 1710

Kunſtpfeifergeſell in Merſeburg war. Hingegen im J. 1760 trug er als Erſter und ſehr geachteter Kammermuſiker des Königs von Preußen ſein eigenes graues Haar, freylich mit einem ſchönen damals ſchon ſehr merkwürdigen großen Haarbeutel, welcher jetzt gar nicht gelten würde. Verba et capillamenta valent sicut nummi! Die Muſiker welche König Friedrich II im J. 1742 zur Vermehrung ſeiner Kapelle aus Sachſen und Böhmen kommen ließ, brachten ſämmtlich dicke Perrucken mit, legten ſie aber ab, als man merkte, daß der König dieſe Tracht nicht liebte, ſonderlich an den Perſonen welche oft um ihn waren. Nur der Vater des durch ſeine berühmte Gattinn berühmt gewordenen Mara wollte ſeine Knotenperrucke nicht miſſen, ſondern kam damit zur Kammermuſik. Nach dem erſten Konzerte ging der König an ihn heran und ſagte: »Er »accompagnirt excellent, aber ich fürchte mich vor Seiner »Perrucke!« und ſo ward ſie abgelegt.

Die Frauenzimmer, bey welchen, hauptſächlich in alten Zeiten, immer die Perrucken waren gebräuchlich geweſen, nahmen während der ganzen Periode da die großen und dicken Perrucken bey den Männern allgemein waren, wenigſtens in Deutſchland und Frankreich weniger Antheil daran. Zwar haben ſie wohl nie unterlaſſen, falſche Locken, falſche Chignons und andere fremde Haargebäude ihren eigenen Haaren mit einzuflechten, aber ſeltener war es doch, daß ſie eigentliche Perrucken trugen. Ungefähr um 1742 kam unter ihnen die Mode auf, ihre Haare abzukürzen und rund um den Kopf lockig friſiren zu laſſen; welche Friſur auf Franzöſiſch *un Mirliton*, auf Deutſch ein Pudel-

Kopf genannt ward. Dieſe Friſur ließen hin und wieder in Frankreich und auch in Deutſchland einige Frauenzimmer bloß von fremden Haaren machen, doch kamen dieſe Perrucken bald aus der Mode, nur in den nördlichen Gegenden dauerten ſie länger. Um 1760 und ſpäter ſah man in Danzig im bürgerlichen Mittelſtande alte Frauen welche auf runden braunen Perrucken zur Zierde bunte Boukette von Bändern mit Flittergold trugen, und junge Mädchen welche die ganze Woche über in ihren braunen Pudelköpfen recht artig ausſahen, aber jeden Sonntag, Gott und der Predigt zu Ehren, ihre Geſichter mit ſteifen blonden Perrucken verſtellten.

Außer den preußiſchen Staaten, trugen alle Kaiſer und Könige in Europa Perrucken und meiſt tüchtig große, bis Kaiſer Joſeph II davon eine merkliche Ausnahme machte. Auch beym Militär, blieb das Tragen der Perrucken und zwar groſſer Perrucken unter Generalen und andern hohen Officieren, die preußiſche Armee ausgenommen, noch ſehr lange allgemein Sitte. Eugen und Malbourough eben ſo wie die ihnen entgegenſtehenden franzöſiſchen Generale, König Georg II von England bey Dettingen, und Prinz Karl von Lothringen bey Czaslau, auch wenn ich nicht irre, noch der Feldmarſchall Daun im ſiebenjährigen Kriege, fochten in ſpaniſchen oder in Knotenperrucken.

König Friedrich Wilhelm I hatte zuerſt in Europa angefangen die Haare in einen dünnen ſchlichten mit Band bewundenen Zopf zu binden, und dieß auch bey ſeiner Armee eingeführt. Dadurch hatte er, ihm ſelbſt unbewußt, einen wichtigen Einfluß auf die Form der Perrucken, und zwar zuerſt in dem Vaterlande derſelben, in Frankreich. Bis auf ihn hatten alle männliche Perrucken vorgeſtellt was der urſprüngliche Gebrauch des Worts (S. oben S. 53) mit ſich bringt, ein hohes dickes Haar das um den Kopf wallte. Aber wenige Jahre nachdem der König von Preußen das Hinterhaar von dem Seitenhaare durch den militariſchen Zopf trennte, that auch der Regent von Frankreich Philipp von Orleans ein Gleiches bey der franzöſiſchen Armee, ſonderlich bey der Kavallerie, nur daß deren Haare nicht in einen Zopf, ſondern in einen Haarbeutel geſteckt wurden. Dadurch geſchah von ihm zugleich der erſte Schritt zur Verkleinerung der großen Perrucken, weshalb die Beutelperrucken lange noch Perruques à la Regence hießen. Dieſe Beutel, welche jetzt ein weſentliches Stück der Hoftracht an allen Höfen Europens ſind, wurden alſo nicht, wie man etwa wähnen möchte, für Hofleute erfunden, ſondern für Soldaten, ſo wie König Friedrich Wilhelms I Zopf. Der Regent ſelbſt, wie auf ſeinen Bildniſſen zu ſehen iſt, trug eine lange ſpaniſche Perrucke, ſo wie alles was zu ſeinem Hofe gehörte; aber bis im erſten ſchleſiſchen Kriege trug bey der franzöſiſchen Armee welche den Preußen bis nach Böhmen zu Hülfe kam, die ganze Kavallerie Haarbeutel. Noch in der im J. 1761 zu Paris unter dem Namen Encyclopédie perruquière (113) erſchienenen Abbildung der damals gewöhnlichen Moden der Friſuren der jungen Herren in Paris, hat Nr 16 *à la Dragonne* und Nr 19 *à la Mousquetaire*, jede einen tüchtigen Haarbeutel. Vermuthlich trugen damals noch die Mousquetaires, welche bekanntlich dem königlichen Hauſe zu Pferde dienten, Haarbeutel uniformmäßig. Aber die franzöſiſche hohe Generalität trug von der Zeit des Regenten bis über die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts große ſpaniſche Perrucken oder Allongeperrucken mit lang gelockten auf den Rücken fallenden Haaren, wie die Bildniſſe der Marſchälle von Belleisle, Maillebois, Noailles, u. ſ. w. zeigen. Die dicke runde Perruke, Perruque à la Brigadière genannt (man ſ. oben S. 118), hinten mit einem oder zwey franzöſiſchen *boudins* oder deutſchen Lämmerſchwänzchen, trugen noch vor 46 Jahren alle franzöſiſche und auch viele deutſche Staabsoffiziere. Ein Grenadiermajor mit der uniformmäßigen Bärenmütze (welche damals in allen europäiſchen Armeen, die preußiſche ausgenommen, das Kennzeichen der Grenadiere war) auf dieſer dicken Brigadierperrucke, hatte zu Pferde ein gar ſtattliches Anſehen. Der preußiſche Generalfeldmarſchall von Flans trug noch im J. 1746 eine ſolche Perrucke. Jetzt iſt dieſes alles anders; denn in allen europäiſchen Armeen, allenfalls die jetzige franzöſiſche ausgenommen, werden die von unſerm Könige Friedrich Wilhelm I erfundenen ſteifen Zöpfe getragen.

Das Reich der Perrucken ſchien ſich ſeit einigen Jahren ganz ſeinem Untergange zu nahen, ſo wie das Land aus welchem das Reglment der Perrucken über ganz Europa ausging. Die Guillotine wodurch die franzöſiſche Republik ſo mächtig den Despotisme de la Liberté, nach Robespierrens Ausdrucke, zu gründen wußte, zog auch die Perrucken in Frankreich wieder aus der Vergeſſenheit. Die bekümmerte Geliebte ſuchte die Haare des unter des Henkers Hand gefallenen Geliebten zu erhalten, und trug ſie auf ihrem eigenen

Univ. Bibl.

Haupte; ſo entſtanden die neuern Perrucken der Frauenzimmer welche ſich ſeit wenigen Jahren, von Frankreich aus, bis auf das ganze kultivirte Europa und vermuthlich auch bis Oſtindien ausgebreitet haben.

Ganz anders iſt es jetzt beym männlichen Geſchlechte, denn da hat in allen Ständen das natürliche Haar den Vorzug. Wenige Männer welche Perrucken wirklich nöthig haben, aber dabey die Perrucken merklich verkleinern, machen eine Ausnahme, und einige modiſche junge Herrchen, welche bloß zur Zierde eine [illegible] à l'Aspasie, ganz nach Art moderner Frauenzimmerperrucken aufſetzen. Auch die Prediger welche nicht wegen Alter oder Schwächlichkeit die Perrucken beyzubehalten bequem finden, ſchaffen ſie wenigſtens in Deutſchland nach und nach ab und tragen ihr natürliches Haar, werden aber freylich deßhalb an vielen Orten von einigen altfrommen Seelen verketzert.

Sonſt hätte niemand es gewagt ſich in abgeſchnittenen Haaren zu zeigen, wie er ſie unter der Perrucke trug. Aber ſeitdem die franzöſiſchen Soldaten wegen mehrerer Bequemlichkeit im Felde ihr Haar kurz abſchnitten, und die Incroyables in Paris, um auf die bequemſte Art brav zu ſcheinen, dieß nachahmten: tragen, ſelbſt unter den Engländern, den Erbfeinden Frankreichs, faſt alle junge galante Leute, der franzöſiſchen militariſchen Mode zu gefallen, ihre Haare auch in den größten Geſellſchaften eben ſo abgeſtutzt, wie ſie ihre Großväter nur unter ihren Federmützen und Haarmützen trugen, und niemand wendet etwas dawider ein. Kann man ſagen, daß die Großväter ſchlechterdings Recht gehabt hätten, ihr abgeſtutztes

Haar mit Perrucken zu bedecken? Und die jetzigen Enkel durchaus Unrecht es ohne Perrucken zu tragen? Das Sonderbare der Mode beſteht eigentlich bloß in der Veränderung; ſogar das Seltſamſte wird man endlich gewohnt, wie der lange Gebrauch der ungeheuren Perrucken zeigt. Unſere jungen Herren tragen ja auch, wenn wir es genau betrachten, ihr Haar eben ſo wie ihre Urältervåter und noch frühere Vorfahren. Sie haben überdieß, vermuthlich ohne es ſelbſt zu wiſſen, groſſe gelehrte Autoritåten für ſich. Sie tragen ihr Haar entweder ſchlicht geſcheitelt und gelockt wie Peter Bayle (Taf. XVI Nr 61) und Claudius Salmaſius (Taf. XII Nr 45), oder ſie haben ihr Haupthaar kurz geſchoren wie die Stoiker — detonsa iuventus Stoicorum discipuli! — oder ſie tragen es kraus wie Johann Reuchlin (Nr 6.) und Janus Boiſſardus (Nr 63), oder haben das Haar ſittſam bis auf einen Zoll abgeſchnitten wie Juſtus Scaliger (Taf. VII Nr 28) und Juſtus Lipſius (Taf. VIII Nr 30), oder bürſtenförmig wie der Bibelüberſetzer Sebaſtian Caſtalio (Taf. VII Nr 32), denen ſie ganz ähnlich ſeyn würden, wenn ſie wie dieſe ein wenig gelehrter wåren, und wie dieſe zugleich lange Bårte trügen. Und wer ſteht uns dafür, daß unter den jungen Leuten nicht auch wieder Mode wird, wenn gleich nicht aus Galanterie eifrig zu ſtudiren, dennoch aus Galanterie groſſe Bårte zu tragen, ſo wie ehemals groſſe Perrucken! Die berühmte Frau von Sevigné fand ihren alten Freund Corbinelli um zwanzig Jahre jünger, nachdem er eine groſſe blonde Perrucke, wie ſie damals Mode war, aufgeſetzt hatte (224); ſo wird auch, wenn die Bårte wieder Mode werden, ein empfindſames Frauenzimmer den jungen Mann inniger lieben, deſſen Bart bis an ſein Herz reicht.

Wir ſehen jetzt ſchon der Mode unwiderſtehliche Macht. Schöne Frauenzimmer, welche ſonſt auf ihre langen Haare den größten Werth ſetzten, ſchneiden ſie der Mode zu Liebe ohne Barmherzigkeit ab, ſtellen das Reich der Perrucken wieder her, indem ſie runde Haarbüſche auf ihr Haupt ſtülpen, und zwar bald blonde bald braune, ſo, daß ſie oft in Einem Tage in zweyerley und dreyerley Geſtalt erſcheinen. Das fällt ſehr auf, und doch iſt's wahr, daß Veränderlichkeit innerhalb des Kopfes noch bedenklicher iſt, als außerhalb!

Und bey dieſem großen Haarverbrauche unſerer Frauenzimmer wird noch dazu das ſchöne Haupthaar unſerer jungen Männer, womit empfindſame Schönen ihr Haupt bekleiden könnten, nach England verkauft; gerade wie zugleich die vorzüglichſten Ausgaben der griechiſchen Schriftſteller, und die feinen deutſchen Lumpen ohne welche die Engländer nicht ſo viel ſchönes Papier machen könnten. Die Zeitungen berichteten vor einigen Monaten, daß auf Einmal eilf Centner deutſche Haare von Hamburg nach London wären geſchickt worden zu Perrucken für die engländiſchen Damen, welche den deutſchen Haaren den Vorzug zu geben ſcheinen, ſo wie ehemals die Römerinnen zu den Zeiten Martials. Woher werden unſere ſchönen Perruckenträgerinnen ferner Haare bekommen, wenn ſie nicht, wie ſonſt oft geſchah, die Zuchthäuſer und die Särge wollen durchſuchen und deren Bewohner ſcheeren laſſen! Zwar, es wird ſchon aus Paris berichtet, daß daſelbſt ſeit der im J. 1799 verunglückten engländiſchen Expedition in Holland eine Coëffure à la Holandaise mit runden eigenen Haaren Mode wird. Dieſe werden unſere deutſchen Damen gewiß nachahmen, wenn ſie ſich auch keineswegs über die Kapitulation der Engländer auf dem Helder gefreuet haben; denn die Mode kommt ja aus Paris.

Doch ich breche ab. Es iſt allzubedenklich über die Moden des ſchönen Geſchlechts ſeine Meinung zu ſagen, ſo lange ſie Moden ſind!

Anmerkungen.

(1) Taurus, in aversos praeceps cum tollitur artus,
Sexta parte sui certantes luce sorores
Pleiadas ducit: quibus aspirantibus, almam
In lucem eduntur *Bacchi Venerisque sequaces:*
Perque dapes, mensasque super petulantia corda;
Et sale mordaci dulces quaerentia risus.
Illis *cura sui cultus*, frontisque decorae
Semper erit; tortos in fluctum ponere *crines*,
Aut vinclis revocare comas, et vertice denso
Fingere, et *appositis caput emutare capillis.*

Man ſ. *Manilii* Astronomicon (Ed. Stoberi Argent. 1767. Lib. V, v. 140, p. 129).

(2) — habitat sub pectore *caeca*
Ambitio, et *morbum virtutis nomine jactant.*
Semper *amare* parum est: cupiunt et *amare videri.*
ibid. v. 154 ſq.

(3) Man ſ. *Fabricii* Bibl. lat. ed. Ernesti (Lips. 1773. 8) Vol. I, p. 608.

(4) In Tauri parte sexta oriuntur Pleiades, quibus si quis ortus fuerit, luxuriosis semper et lascivis voluptatibus occupabitur. — Erunt etiam semper nitida et polita fronte, atque accuratis vestibus promti, quorum inflexi crines torqueantur semper in *ostro*. (Wenn dieß Wort nicht etwa ein Fehler des Abſchreibers iſt, ſo kann es

hier nur **glänzend, blond,** bedeuten ſollen) nec non et *appositis alienis crinibus* fictam et compositam pulcritudinem mentiantur. — Hos tamen sic *ambitio* sollicitat, *quam morbum sic appetunt*, ut hinc putent *virtutem* sibi, et maximum gaudium felicitatis accedere. Hi *praeterea semper amabunt*, aut *se amare simulabunt*. Man ſ. *Julii Firmici* Astronomicon Lib. VIII Cap. 7. — Beyläufig merke ich an, daß allein ſchon aus dieſer Stelle der Streit einiger Kritiker, ob Firmicus den Manilius vor Augen gehabt habe (man ſ. den Fabricius am ang. O.), bejahend muß entſchieden werden; denn Firmicus braucht ja beynahe die Worte des Manilius.

(5) *Hadriani Junii* Animadversionum Libri VI wurden nebſt der Abhandlung de Coma zuerſt zu Baſel im J. 1556 gedruckt. Sie wurden wieder gedruckt in Gruters bekannter Sammlung von kleinen Schriften, Lampas s. Fax artium liberalium Tom. IV (Frft. 1604. 8) S. 318 ff., wo S. 482 die Abhandlung de Coma angehängt iſt. Dieſe leztere ſteht ferner in *Casp. Dornavii* Amphitheatrum Sapientiae socraticae jocoseriae (Hanoviae 1619 fol.), S. 292 ff., welche Sammlung eine Menge kleiner Abhandlungen und Gedichte, zum Theile voll Sonderbarkeiten, enthält. Ein neuer Abdruck der Animadverſionen, nach einem von Junius verbeſſerten Originalexemplare und mit einem aufgefundenen Appendix, ward im Haag 1737 in 8 veranſtaltet, woſelbſt man S. 421 die Abhandlung de Coma findet.

(6) *Salmasii* Epistola ad A. Colvium de capillo virorum et mulierum coma. Lugd. Batav. 1644. 8.

(7) Man ſ. *Tertulliani* Liber de Pallio. *Cl. Salmasius* recensuit, explicavit, notis illustravit. Lutet. Par. 1622. 8. S. 316 ff.

(8) *M. C. T. Rangonis*, Gymnasii Berolinensis Rectoris, de Capillamentis, vulgo Parucquen, liber singularis. Magdeburgi 1663. 12. Vor dem Titel iſt ein doppelter Kupferſtich. Rechter Hand ſteht: de Capillamentis libri duo (obgleich kein zweytes Buch vorhanden iſt), darunter ſieht man zwey Pyramiden. Auf der einen iſt geſchrieben: I Medi. II Persae. III Graeci. IV Romani; auf der andern: I Galli. II Angli. III Germani. IV Sarmatae. Vermuthlich ſoll dieß anzeigen, daß dieſe alte und neuere Völker Perrucken getragen haben. Auf der linken Seite ſchwebt oben eine große Erdkugel mit Kreislinien bezogen (die Grade andeutend); in derſelben erſcheint ein Kopf mit einer tüchtigen Wollenperrucke, welcher die Erdkugel beynahe ausfüllt, ſo daß kaum zu einem daneben gezeichneten offenen Kruge und einem runden Dinge (welches beydes etwa Pommadenbüchſe und Puderquaſt bedeuten mag) Platz bleibt. Unten iſt ein Mann (vermuthlich der ehrliche Rektor Rango ſelbſt), welcher mit einem Fernrohre, worauf Historia geſchrieben ſteht, nach der von dem Perruckengeſichte erfüllten Erdkugel emporſchauet.

(9) Rango handelt von Haaren, vom Abreiben der Haare, vom Haarſchmücken überhaupt, vom Haarfärben, und von Allem was nur irgend auf Haare bezogen werden kann, von Putz überhaupt, von Schminke, u. ſ. w. Er unterſucht z. B. ob es auch Perrucken für Augenbramen und Bärte geben könne und gegeben habe? Da behauptet er ganz ernſtlich, daß die Alten ſich Bartperrucken (ſo nennt er ſie wirklich) und Augenbramenperrucken gemacht hätten, und ſetzt S. 190 poſſierlich genug hinzu: »Haec de anſupremi *ventris Capillamentis* vel comis appoſitiis; *infimo tamen ventri* nunquam inveni aptatos pilos. Forſitan cuivis *glabello* placitura magis«. Unſer Rektor lie-

fert auch eine Menge Recepte aller Art: von der mit Roſenwaſſer verſchönerten Apfelpommade an, bis auf ein Mittel zu verhüten, daß ſich in die Perrucken nicht gewiſſe Thiere einniſten, welche (wie er verſichert) dem Ariſtoteles zufolge, aus dem allzuſtarken Schweiße erzeugt würden. Um dieſes abzuwenden, räth er zwey Perrucken ſich anzuſchaffen, damit man wechſeln könne.

(10) Dissertatio theologico-philologica de capillamentis, von Parücken. Praes. *Sam. Schelguigio*, resp. *Nathanael Falk.* 1683, 9 Sept. Recusa ao. 1701. 4. Vermuthlich war Falk der Verfaſſer, wie man aus S. 18 ſchließen muß.

(11) *Sam. Werneri* Judicium Veterum de capillis peregrinis et ascititiis, maxime Clericorum. Regiomonti, 1684. Jöcher hat dieſen Samuel Werner nicht.

(12) Histoire des perruques, où l'on fait voir leur origine, leur usage, leur forme, l'abus et l'irrégularité de celles des Ecclesiastiques, par M. *Jean Baptiste Thiers*, Docteur en Théologie, Curé de Champroud. Paris, 1690. Mehrmal umgeändert wieder gedruckt, zuletzt zu Avignon 1777. 12. Thiers war Profeſſor der Philologie am Kollegium Dupleſſis zu Paris, ehe er die Stelle eines Pfarrers zu Champrond unweit Chartres übernahm. Da er von ziemlich unverträglichem Gemüthe war, und ſowohl mit dem Archidiakonus zu Champrond als mit dem Kapitel zu Chartres allerley Streit hatte, worüber ſogar Schriften herauskamen; ſo mußte er endlich ſeine Pfarre mit der zu Vibrays in Nieder-Maine verwechſeln, wo er 1703 ſtarb. Thiers trat auch als ein Apologiſt des unſinnigen Ordens de la Trappe auf, welcher jetzt, mirabile dictu! nicht nur in Deutſchland, ſondern ſogar in England Vertheidiger und wirkliche feſtgeſetzte Stellen findet (man ſ. Bieſter's Berl. Blätter 1798 März, S. 319).

(13) Abb. *Jo. Bapt. Pacichelli*, J. ac Th. C., Sereniss. Parmae et Placentiae Ducis in Aula ac Regno Neapolis Ablegati apud Ubios in Amplissimis institutis, Orbi pacando, Comitiis Apostolicae Legationis Ex Auditoris Generalis etc. Schediasma Juridico-Philologicum tripartitum de Larvis (vulgo *Mascheris*), de Capillamentis (vulgo *Perruchis*), de Chirothecis (vulgo *Guantis*) Neapoli, Anno 1693. 12. Ich führe den ganzen Titel des Verfaſſers dieſes raren Buchs an, weil daraus die Nachricht, welche Jöcher von ihm giebt, ergänzt werden kann.

(14) Paccichelli ſeufzet dabey S. 132: Librariae penus inopia, maxime aurifodinae philologicae, frequens nobis initium dolorum!

(15) J. B. S. 162 leugnet Paccichelli, daß es eine Todſünde ſey Perrucken zu tragen, weil ſie theils Einigen nothwendig wären, theils hohen Adelichen und reichen Leuten dieſer Luxus einmal zur Gewohnheit geworden. Er fügt mit richterlicher Ernſthaftigkeit hinzu, es hätten ſogar die Perrucken die Privilegien der Hute. Denn, wenn ein Schuldner nur Einen Hut habe, auch wenn dieſer von großem Werthe ſey, könne man ihm denſelben nicht nehmen; nur wenn er zwey beſitze, müſſe der Eine zur Kreditmaſſe geſchlagen werden. Er citirt dabey die Autoritäten der großen Rechtsgelehrten Rebuffus und Aſinius nebſt dem Albericus ad L. Rhod. de Jactu: »quod Debitor non nudandus in corpore, nec in capite, *in quo membrorum est principatus.*« Und ſo, ſchließt er, dürfen die Gläubiger dem Schuldner auch nicht ſeine Perrucke nehmen, wenn er nur Eine hat, — ne nudetur in capite!

(16) Eloge des Perruques, enrichi de notes plus amples que le texte, par le Docteur *Akerlio*. Paris, chez Ma-

rudien. Année VIII Nr. 12. Der angenommene Namen der ſo fremd, vielleicht gar griechiſch klingen ſoll, iſt aus dem rechten Namen verkehrt. B. Deguerle iſt vermuthlich ein Provenzal. In ſeiner Landesſprache heißt Guerle und Guerlo ein Schielender. Das mag ihm nicht angeſtanden haben, daher macht er korlio daraus. De und A iſt (freylich nur im lateiniſchen) in den zuſammengeſetzten Wörtern ziemlich gleich, wie demens und amens. — Bürger Deguerle hat auch eine Ueberſetzung des Petronius mit einem Kommentare drucken laſſen.

(17) B. Deguerle citirt z.B. S. 163 des Suidas Leben des Hannibal.

(18) Unter einer Menge Beyſpiele der Unzuverläſſigkeit des B. Deguerle, will ich hier nur ein Paar anführen. Er ſagt S. 55: »Die Phönizierinnen trugen gewiß Perrukken. Dieß iſt bis zur Demonſtration überzeugend bewieſen durch das Zeugniß des Saintefoix.« Was kann den Saintefoix, ein ganz neuerer Schriftſteller, hierüber zeugen? Dieſer erzählt in ſeinen Essais sur Paris (T. II p. 298): »Die Erfindung der Perrucken iſt ſehr alt. Die Phönizierinnen mußten am Feſte des Leichenbegängniſſes und der Auferſtehung des Adonis, ihre Haare der Göttinn Derceto (Saintefoix ſagt Dergeto) oder Venus, opfern. Sie konnten aber ihre Haare behalten, wenn ſie ſich Einen Tag den Fremden überließen, die nicht ermangelten in großer Menge zu dieſen Feſten zu kommen; das Geld was ſie für ihr Hingeben von den Fremden erhielten, gehörte der Göttinn und war ihr geheiligt. Da erfand jemand die Perrucken für die Frauenzimmer die ihren Leib nicht hingeben und doch ihre Haare behalten wollten. Die Prieſter ſchrieen gewaltig wider dieſe Erfindung,

welche ihrem Vortheile zuwider lief, und die Perrucken wurden verboten.« Saintefoix ſagt nicht mit einem Worte, worauf ſeine Erzählung von der vermeinten Erfindung und dem vermeinten Verbote der Perrucken beruhe? Nach vielem vergeblichen Nachſuchen darüber habe ich denn wohl gefunden, daß Saintefoix einmal in ſeinem Ablancourt die Abhandlung sur la Déesse de Syrie mag geleſen haben. Aber da ſteht nichts weiter (Luciani Opera, Amst. 1687. 8. T. II S. 658), als daß zu Byblos in Phönicien in einem Tempel der Venus an dem Gedächtnißfeſte des Adonis ſich alle das Haupt ſcheeren ließen, und die Frauenzimmer welche dieß nicht wollten, ſich einen Tag lang den Fremden hingeben mußten. Hingegen von Perrucken, und vom Schreyen der Prieſter dawider, und von dem Verbote der falſchen Haare, ſteht kein Wort da; auch wird man ſonſt nirgends ein Wort davon finden, welches ich nach ſo vielen vergeblichen Nachſuchungen wohl behaupten darf. — S. 64 ſagt B. Deguerle: »La perruque la *plus fameuse de l'antiquité* fut sans doute celle de l'Empereur Commode.« Er beſchreibt ganz genau dieſen Kaiſer: »ajustant devant son miroir *sa vaste perruque*, l'abreuvant *de parfums et d'essences*.« Er verſichert: »La description que *Lampride* a faite de cette perruque, *lui assure l'immortalité*.« Er giebt ſich p. 171 in der 163ſten Anmerkung das Anſehen, als könne er die Stelle genau beſtimmen wo Lampridius dieſe vaste perruque beſchreibe. Und Lampridius ſagt kein Wort davon, daß Commodus eine Perrucke getragen habe, ſagt nur (in Commodo cap. XVII): dieſer Kaiſer »habe ſeine Haare gefärbt und Goldſtaub eingeſtreut um ſie glänzender zu machen.« Und daran zweifelt ſogar der hier ſehr glaubwürdige Herodian (Lib. I cap. VII. Ed. Irmischii. Lips. 1789. 8. Tom. I.

S. 255 ff.) und berichtet, des Commodus ſchöngelocktes Haar ſey natürlich goldgelb geweſen, ſo daß es geglänzt habe, wenn er in der Sonne gegangen ſey. — Voilà comme on écrit l'Histoire! ſagte Voltaire, der auch zuweilen ſo unzuverläſſig erzählte, wie hier Saintefoix und Dauerle, aber ſeine Fehler ſo oft durch einen hellen Ueberblick der Geſchichte und durch die treflichſten Bemerkungen erſetzte.

(10) Hr. D. K. A. Böttiger in Weimar hat (im Journale des Luxus und der Moden v. J. 1796 Jul. Aug. Sept. Dec.) mit ſo vielem Geiſte als antiquariſcher Gelehrſamkeit den Putz einer römiſchen vornehmen Matrone, beſonders den Haarputz beſchrieben; aber die Beſchaffenheit und die verſchiedenen Arten der Perrucken deren ſich dieſe Damen bedienten, nicht aus einander geſetzt. Bloß beyläufig führt er an, daß die Römerinnen auch wohl blonde Perrucken von deutſchen Haaren aufſetzten (Modenjournal 1796 Aug. S. [illegible]); ſeine Sabina aber ſelbſt, deren Anzug er uns ſo anmuthig darſtellt, ſetzt doch keine Perrucke auf. Auch Hr D. Stieglitz in Leipzig hat den Kopfputz der römiſchen Frauenzimmer ſo gelehrt als unterhaltend beſchrieben (im Modenjournale 1798. April. May), und verſchiedene Arten deſſelben in zwey Kupfertafeln abgebildet. Er hätte noch die Abbildung von 16 ſchönen kleinen thönernen römiſchen Frauenköpfen hinzuthun können, welche der Graf Caylus beſaß (Recueil d'Antiquités T. I pl. 75—78), wo die Flechtungen und Kräuſelungen der Haare ſo einfach und galant ſind, daß man ſie beynahe für nicht römiſch, ſondern für griechiſch oder franzöſiſch halten möchte. Ich wundere mich, daß auch Hr D. Stieglitz ſo wenig davon ſagt, daß die römiſchen und griechiſchen Frauenzimmer oft Perrucken oder falſche Haare aufſetzten, zumal dieß ſeit einigen

Jahren bey unſern galanten Frauenzimmern wieder allgemein Mode wird. Er führt bloß (im May S. 114) die Stelle aus dem Tertullian an, die ich auch S. 34 anführte. — In einem merkwürdigen Buche aus dem ſechszehnten Jahrhunderte: Gli ornamenti delle donne, tratti dalle scritture d'una Reina greca per M. *Giovanni Marinello*, welches zu Venedig im J. 1562 in 12 gedruckt iſt, kann man ſehen, welche große Sorgfalt das italiäniſche Frauenzimmer damals auf Verſchönerung ihres Leibes gewendet hat. Das ganze zweyte Buch handelt von den Haaren. Man findet da eine Menge Recepte, die Haare zu färben, die Haare wachſend zu machen, die Haare wegzubeizen, aber man findet nicht das geringſte von Erſetzung der natürlichen Haare durch falſche. Auch kommt darin nicht das Wort Perucca in der Bedeutung natürlichen Haares vor. Im *Paschius* de Inventis nov-antiquis findet ſich gar nichts von Perucken und falſchen Haaren, auch nicht in *Jo. Matthaei Lunensis* Libellus de rerum inventoribus und *M. Antonii Sabellici* Poema de rerum et artium inventoribus, in dieſen zwey überhaupt ſehr unbedeutenden zu Hamburg 1613. 8 zuſammen gedruckten Schriftchen. Des Abbé Nadal Aufſatz, du Luxe des Dames romaines (in den Mémoires de Litterature tirés des Registres de l'Académie des Inscriptions T. IV. Paris 1736. 4) enthält nur das Allerbekannteſte, und iſt ſo ſeicht und mit ſo weniger Ordnung abgefaßt, daß man faſt ſagen möchte, dieſer Aufſatz ſey nur aus dem Kopfe, ſo wie etwa dem Abbé dieß oder jenes über die Materie einfiel, ohne alles Nachſchlagen von Büchern, hingeſchrieben worden. In der Preisſchrift des Herrn Hofraths Meiners: Geſchichte des Luxus der Athenienſer (Lemgo 1782. 8), und in deſſen ſonſt an geſammelten Nachrichten von ehemaligen Sitten ſo reicher hiſtoriſcher Vergleichung der Sitten und Verfaſſungen des Mittelalters mit denen unſers Jahrhunderts, (beide Hannover 1793, 1794, 8) fand ich nichts von dem vorhabenden Gegenſtande. In deſſen Geſchichte des Verfalls der Sitten der Römer in den erſten Jahrhunderten nach Chriſti Geburt (Wien 1791. 8) iſt davon S. 153 nur ganz beyläufig etwas angeführt.

(30) Als ein Beyſpiel, wie ſeltſam es ſehr oft mit der Erforſchung des Sinnes alter Schriftſteller beſchaffen iſt, und wie ſehr Ueberſetzungen von einander abweichen, will ich die mir größtentheils von einem gelehrten Theologen mitgetheilte Sammlung von Dolmetſchungen des Ausſpruchs Jeſaias Kap. 3 V. 17 in verſchiedenen Sprachen hier zuſammenſtellen. Luther giebt es auf dieſe Art: »Der Herr wird die Scheitel der Töchter Zions kahl »machen, und der Herr wird ihr Geſchmeide wegneh»men.« Aber was Luther durch Geſchmeide, die LXX durch σχῆμα (Geſtalt) ausdrücken, und was die Löwenſchen Theologen für Haare halten und Thiers für Perrucken, ſcheint den meiſten Ueberſetzern und Auslegern ganz etwas Anders, gar nicht dem Kopfe Angehöriges, bedeuten zu ſollen. Caſtalio überſetzt: »Glabrabit »Dominus Sioniarum vertices, Jova *eorum verenda* de»teget.« Des *Cassiodoro de Reyna* Biblia trasladada en español (1569. 4to) überſetzt: »Portanto pelará el Señor »la mollera de las hijas de Siō, y Jehova descubrirá »sus *verguenças*.« Die engliſche Bibel (Lpz 1764 gr. 8) giebt es ſo: »Therefore the Lord will smite with a »scab the crown of the head of the daughters of Zion, »and the Lord will discover *their secret parts*.« La sacra biblia, tradotta in lingua italiana da *Giov. Diodati* (Geneva 1641. fol.): »Il Signore pelerà la sommità del »capo delle figliuole di Sion, e 'l Signore scoprirà *la*

der vergangen.« Im engliſchen Bibelwerk mit Dietelmair's Anmerkungen 8ter Theil (Lpz. 1758. 4) S. 164 Anmerk. heißt es: »Füglicher erklären andere dieſe Stelle »von einer gewiſſen Art Hauben, welche der Herr abreiſſen wollte, damit jedermann den ausſätzigen Schädel »ſehen könne.« Ferner Critic. sacror. Tom. IV. (Lond. 1660. fol.) p. 4659. v. VI: »Et decalvabit וְשִׂפַּח et »scabie inficiet vel lepra. *Nates earum* פָּתְהֵן pu»denda; *anum earum*: q. d. efficiet ut nudae abdu»cantur captivae.« ibid. p. 4668 v. 17: »*Crinem.* Non »etiam sibi constant interpretes in voce פת: est autem »chald. *angulus*, vel pro *corymbis capillorum* accipitur. »Denudandam itaque puto notari eam partem capitis »quae in frontem desinit, et detondendos eos capillos »qui supra frontem sunt, quorum magna est cura fe»minis: eoque summa ignominia ipsis nudari.« Und p. 4673 wieder v. 17: »Decalvabit Dominus verticem »*filiarum Sion. Et Dominus crinem earum nudabit.* »Rectius *nates.* Nam vox פת σχῆμα vertitur, et »*per similitudinem* sic appellatur podex. *Solebat id fe»minis ignominiae causa fieri.*« Man möchte den letztern tiefgelahrten Kritiker wohl fragen, wo er denn von dieſer vermeintlichen jüdiſchen Sitte Nachricht gefunden habe, und ihm beynahe ſagen, was Beralde in Molieres Malade imaginaire dem Fleurant ſagt: Allez Monsieur! on voit bien que Vous n'êtes pas accoutumé à parler à des visages!

(21) Curiöſe Nachrichten von Erfindern und Erfindungen. Hamb. 1707. S. 117.

(22) Winkelmanns Monumenti antichi inediti T. I. no. 75.

(23) Winkelmanns alte Denkmäler der Kunſt, Iter Band (Berlin 1791 Fol.) S. 74.

(24) *Xenophontis* Cyropaedia Lib. I, cap. 3.

(25) Das zweyte Buch des Ariſtoteles von der Oekonomie wird freylich von einigen für unächt gehalten.

(26) Κεφαλ. τῶν οἰκονομικῶν. Man ſ. *Ariſtotelis* Opera, cura Du-Val. Fol. T. II. S. 504.

(27) Der Bürger Deguerle, deſſen Art die Geſchichte zu behandeln ich ſchon oben in der 18ten Anmerkung gewürdigt habe, putzt dieſe Erzählung vermittelſt der ſeinem Eloge des Perruques beywohnenden grâce et badinage folgender Geſtalt aus: »Ariſtoteles berichtet uns, daß »vermöge eines geheimen Befehls des Königs Mauſo»lus plötzlich Magazine von Perrucken angelegt wur»den, die wohlfeil bey den benachbarten Nationen »gekauft waren. Kaum waren ſie alle aufgekauft, als »ein feierliches Edikt alle lykiſche Köpfe ohne Unter»ſchied des Alters und Geſchlechts verdammte ſich i »vier und zwanzig Stunden die Haare abſchneiden zu »laſſen. Alles war troſtlos, aber man mußte gehorchen; »eine Weigerung würde mehr nach ſich gezogen haben, »als den Verluſt der Haare. Darauf wurden die Per»ruckenmagazine eröffnet, die Perrucken wurden de »Meiſtbietenden verkauft, die Konkurrenz erhöht »den Preis außerordentlich, und dadurch ward de »Schatz des Fürſten mit mehrern Millionen bereichert.« Der B. Deguerle ſchämt ſich nicht S. 154 in einer An merkung zu ſagen: »C'est au moins *à peu près* ce q »*résulte* du passage d'Aristote.« und die lateiniſche Ue berſetzung der Stelle des Ariſtoteles beyzufügen, wori ganz etwas anders enthalten iſt, als was er ſo um ſtändlich erzählt.

(28) Man ſ. *Athenaei* Deipnosoph. Lib. XII. Edit. Casa boni. Lugd. 1657 Fol. S. 523.

(29) Polyän erzählt nämlich in ſeinem Werke von den Krieg liſten (Vtes Buch 42ſtes Kap.), daß ein gewiſſer Cha

menes, da die Kriegsſchiffe des lykiſchen Perikles ihn verfolgten, falſches Haar ([illegible]) aufſetzte, und zu Lande durch das Gebiet des Perikles entfloh.

(30) Eigentlich, welche die Haare verloren haben ([illegible]). (Man ſ. Eustath. ad Homeri Odyss. rhaps. I. Romae 1555 fol. p. 1422, lin. 3). — Es war ſonſt bey den modiſchen Leuten unter den Griechen und Römern üblich, ſich die Haare abzuzwicken, mit Bimſtein abzureiben, und auch durch gewiſſe Salben (Psilothra) ausfallen zu machen. Außer dem Bimſtein, ward auch der Ostracias oder Ostracites (welches wahrſcheinlich unſer Os sepiae iſt), vermuthlich von den Vornehmern, dazu gebraucht. Man ſ. *Plinii* hist. nat. Lib. XXXVI Cap. XIX (Ed. Gronovii gr. 8. T. III S. 673) und Lib. XXXVII Cap. X (S. 750). Dioskorides ſpricht auch hiervon. Rango berichtet S. 124 daß zu ſeiner Zeit noch ſelbſt unter Mannsperſonen nicht nur das Abreiben der Haare üblich geweſen, ſondern ſogar auch das Abreiben mit Bimſtein. In der zweyten Hälfte des 16ten Jahrhunderts zwickten ſich die Franzöſinnen die Haare von der Stirn aus. Man ſ. die Essais de *M. Montaigne* Liv. I. chap. XLIX. Edit. de Coste. (Londres 1769. 12) S. 186. Selbſt noch vor einigen zwanzig Jahren (und vielleicht noch bis jetzt) war bey den Pariſer Weichlingen eine Pâte dépilatoire im Gebrauche, womit ſie ſich im Bade alle Haare außer dem Haupthaare wegbeitzen ließen. Sie beſtand aus vier Unzen ungelöſchten Kalk und anderthalb Unzen Auripigment, mit lauem Waſſer zu einem Teige gemacht. (Man ſ. Art du Perruquier par *de Garsault* in den Déscriptions des Arts et Metiers T. XIV. (Neufchatel 1780. 4) S. 41. Man ſollte nicht denken, daß Menſchen ſo unſinnig ſeyn könnten, ſich Arſenik und Kalk in die Haut reiben und dieſen ſchädlichen Teig ſieben Minuten

auf der Hand ſpielzu küſſen), und einige Haare auszubeizen. Aber ſonſt ließen ſich dieſe Pariſer Petit-Maitres auch mit einem Teige von bittern Mandeln, Pinien, Honig und dem Gelben von hartgekochten Eyern (wie ehin daſelbſt berichtet wird), vom Baigneur die Haut reiben, um ſie recht zart zu erhalten.

Sage Elender! wo iſt derſelbe Knabe,
Der ſich ſo mancher Kunſt bereits zu ſchämen habe?

(31) Κομην τρεφοντα. *Lucianus* in Alexandro ſeu Pseudomanti. Man ſ. Luciani Opera (Amſt. 1687. 8) T. I S. 743.

(32) Ibid. S. 782.

(33) Περιθετον δε ειχε κομην και λοφον επι της κεφαλης. Man ſ. *Aeliani* var. histor. lib. I, cap. 18. ed Kuhnii, Argentor. 1713. p. 46.

(34) Die Mine hielt 100 Drachmen, iſt alſo etwa einem Pfunde gleich. Der χοινιξ iſt ein Maaß Getreide, das ungefähr zwey unſerer Pfunde am Gewicht hatte.

(35) *Polybii* historia Lib. 5. Cap. 78. *Livii* Hist. Lib. 29 Cap. I. Auch Suidas hat die Stelle Polybs v. Ευεργετης.

(36) *Suidas*, v. Κρωβυλος. In Salmaſius Ep. de coma ſind S. 266 ff. einige Erläuterungen über die Verſchiedenheiten zu finden. Man ſ. auch daſelbſt S. 271 ff.

(37) Ad *Thucyd.* Lib. I, cap. 6. In Bauers Ausgabe (Lpz. 1790) S. 19.

(38) Winkelmann ſagt: „Von dem Haarputze der ältern „griechiſchen Figuren iſt kaum zu reden: denn die Haare „ſind ſelten in Locken gelegt, wie an römiſchen Köpfen, „und an griechiſchen weiblichen Köpfen ſind die Haare „allezeit noch einfältiger als an den männlichen Köpfen. „Bey den Figuren höchſten Stils ſind die Haare ganz „platt auf den Kopf gekämmet, — und bey den Mädchen ſind ſie auf dem Wirbel zuſammengebunden oder „um ſich ſelbſt in einen Knauf vermittelſt einer Neſna

aber gewickelt, — bey Weibern liegt dieſer Knauf gegen »das Hintertheil des Kopfs zu.« (S. Winkelmanns Geſch. der Kunſt. Iter Th. S. 226.) Der Begriff des κορυμβος als eine Art die Haare ins Spitze zu flechten, ſcheint Winkelmanns Behauptung (den höchſten Stile der Kunſt ausgenommen) zuwider zu ſeyn. Oder wäre etwa was Winkelmann einen Knauf nennet, der κορυμβος? Dieß ſcheint mir doch nicht recht wahrſcheinlich zu ſeyn, am wenigſten wenn man ſich den Korymbus vorſtellen will, als bey den Matronen gegen das Hintertheil des Haupts liegend: denn auf dieſe Art konnte er am wenigſten ſpitz ausſehen.

(39) Κομην τρεφων χρυσῳ στροφῳ κατακορυμβουμενην. Man ſ. *Suidas*, v. κορυμβος.

(40) *Pollucis* Onomasticon Lib. II Cap. III, 30.

(41) Τον κρωβυλον επιθεται τῃ κεφαλῃ, ἡ γυναιξι νομος. Man ſ. S. *Asterii* Homilia in Festum Calendarum in der Magna Bibliotheca Patrum, T. XIII. (Paris. 1654 fol.) S. 592 D.

(42) *Aristophanis* Vespae v. 1269.

(43) *Luciani* Navigium in Opp. Amst. 1687. Vol. II p. 490.

(44) Man ſ. *Xenophontis* Cyri Anabaſ. Lib. V. Cap. IV, 13. Ed. Thiemii (Lips. 1763), T. III p. 275.

(45) *Gronovii* Thesaurus Antiqu. Graec. T. I. V. v. Corcyra die dritte Münze.

(46) Man ſ. die in *Salmasii* Ep. de coma S. 286 und 299 angeführten Stellen.

(47) Συνδεῖζεσθαι την κομην και ἐπιδανεσθαι. *Jul. Pollucis* Onomasticon Lib. II Cap. III, 35.

(48) *Martialis*, lib. III, epigr. 43; lib. XII, epigr. 23. *Ovidius* de Arte amandi, lib. III, v. 165.

(49) *Ovidii* Fastor. lib. I, v. 393.

(50) *Martial.* lib. VI, epigr. 57.

(51) *Turnebi* Advers. lib. XXV, cap. 27. Basil. 1581 fol. S. 913.

(52) Man ſ. *Rango* de Capillamentis, S. 192.

(53) Man ſ. Eloge des Perruques S. 69.

(54) *Juvenalis* Sat. II v. 98.

(55) *Varro* de ling. lat. Lib. IV, 20.

(56) *Isidori* Origines Lib. XIX c. 31. Einige ſind auch der Meinung, der [illegible] und das [illegible] wären bloß ein ſolches Netz geweſen (man ſ. *H. Junius* de Coma Cap. I. p. 435), und alſo ungefähr eben das was ſonſt κεκρύφαλος. Die beiden oben in der 42 und 43ſten Anmerkung angeführten Stellen aus dem Ariſtophanes und Lucian wären wohl mit dieſer Meinung zu vereinigen; aber viele andere Stellen nicht ſo.

(57) Winkelmanns Geſchichte der Kunſt Iter Bd. S. 203.

(58) *Nonius Marcellus*, cura Merceri (Paris. 1613. 8) S. 542.

(59) *Horatii* Serm. lib. I, sat. 8, v. 48.

(60) *Varro* de ling. lat. lib. IV, 35.

(61) Der P. de Roſtrenen in ſeinem Dictionnaire français celtique ou français-breton (à Rennes 1732. 4) ſagt S. 712: daß noch zu ſeiner Zeit in Niederbretagne eine »Sorte de perruque du petit-peuple, faite de peau de »mouton avec sa laine (in der Landesſprache *mautenn* »genannt)« gebräuchlich geweſen ſey.

(62) *Virgil.* Aeneid. lib. VII v. 688. Voß überſetzt:

> — vom Balge des Wolfs halbzottige Kappen
> Sind Schutzwehren dem Haupt.

(63) Man ſ. Recueil d'Antiquités par M. le *C. de Caylus*, T. VII. pl. 47. fig. 5, 6.

(64) Daſelbſt T. I. pl 73. fig. 1.

(65) *Martialis* lib. XII, epigr. 45.

(66) Lib. XIV, epigr. 50.

(67) Man ſ. *Graevii* Thesaurus Antiqu. Rom. T. V. S. 312.

Es iſt Tab. I zu des la Chausée Diſſertation. Man ſ. auch *T. Guthberlethii* Diss. de Saliis, in *Poleni* Thesaur Tom. V, S. 706 bis 710. Deßgleichen *Du Choul* de la Religion des anciens Romains (Lyon 1556 gr. 4) S. 238 und 243.

(68) *Isidori* Origg. lib. XIX, cap. 30. Feſtus (Lib. I v. Albogalerus) berichtet, das Opfer habe weiß ſeyn müſſen, und der Apex ſey ex virgula oleagina gemacht worden. Um dieſes Stäbchen ward dann vermuthlich die Wolle gewickelt.

(69) Man ſ. *Graevii* Thesaurus l. c. Tab. IV.

(70) In *Salmasii* Epistola de coma S. 170 ff., deßgleichen S. 308 ff., ſind die Arten von Haarvorrichtungen oder Perucken wodurch die verſchiedenen Alter und Stände auf den Theatern der Alten, ſonderlich der Griechen vorgeſtellt worden, erzählt; doch ohne immer die Beweisſtellen anzuführen. *Jul. Pollux* lib. IV, cap. 19 beſchreibt genau die Larven der tragiſchen und komiſchen theatraliſchen Perſonen bey den Griechen, wo auch die Haare beſtimmt werden.

(71) *Juvenal.* Sat. VI v. 120.

(72) *Dionis Cassii* Historia. Editio Reimari Lib. LXI 9, S. 988; Lib. LXXIX. 13, S. 1361.

(73) *Sueton.* in Caligula, cap. 12.

(74) *Sueton.* in Domitian. cap. 18.

(76) Recueil d'Antiquités par *le C. de Caylus* T. VI S. 238.

(77) Calvitio ita offendebatur ut in contumeliam suam traheret, si cui alii joco vel jurgio objectaretur. *Sueton.* in Domitiano c. 18.

(78) Da der Mörder Fabius Fabulus dem Galba das Haupt abhieb, konnte er es an den Haaren nicht halten, ſondern trug es in einem Zipfel ſeines Kleides. Man ſ. Plutarchs Leben des Galba XXVII. (Ed. Huttenii Tubing. 1791.

B. T. VI. p. 570). Deſgleichen *Suetonius* in Galba, cap 20, 21.

(79) *Galericulo* capiti propter raritatem capillorum *adaptato et connexo, ut nemo dignosceret. Suetonius* in Othone, cap. 12. König Friedrich der Groſſe trug ſchon von ſeinem vierzigſten Jahre an eine ſolche Tour von Seitenhaaren. In höherm Alter da er auf ſeinen Kopfputz wenig Acht gab, hatte er beym Anziehen oft nicht Geduld genug ſich dieſe Tour recht befeſtigen zu laſſen. Etwa ein Jahr vor ſeinem Tode, da er in Berlin zu Pferde ziemlich geſchwind ritt, aber doch nach ſeiner beſtändigen Gewohnheit jeden ihn Grüßenden wieder grüßte, ſah ich, daß die Haartour am Hute hängen blieb.

(80) Man ſ. *Suetonius cura Caroli Patini* (Basil. 1675. 4.) S. 302.

(81) *Ottonis Sperlingii* ad nummum Furiae Sabinae Tranquillinae Diss. Amst. 1688. 8. S. 25.

(82) Pallas anum simulat: falsosque in tempora canos
Addit, et infirmos baculo quoque sustinet artus.

Ovid. Metam. Lib. VI, 26.

(83) Die franzöſiſchen Perruckenmacher ziehen noch jetzt die Haare aus den Ländern vor, wo Bier getrunken wird, und laſſen daher ſonderlich die blonden Haare aus Deutſchland und Flandern kommen. Man ſ. die Pariſer Encyclopédie Art. Perruque.

(84) *Ovidii* Amorum Lib. I. Eleg. 14. v. 45.

(85) *Martial*, lib. V epigr. 68.

(86) Man ſ. *Rango* S. 12.

(87) Man ſ. *Propertii* Lib. II in der Santenſchen Ausgabe (Traj. ad Rhen. 1780. 4) die XIVte Elegie v. 66. In der Barthſchen Ausgabe (Lpz. 1777. 8) die XVIIIte Elegie v. 29.

(88) *Tertulliani* Opera cura Semleri (Halae 1770) T. III. de cultu feminar. Cap. 7. S. 59.

(89) Man ſ. *Oct. de Strada* de Vitis Imperatorum et Caesarum Romanorum. Frft. 1615 fol.

(90) Man ſ. Sculture del Pallazzo della villa Borghese, detta Pinciana. II Parti, Roma 1796. gr. 8; und Monumenti Gabini della villa Pinciana descritti da *Ennio Quirino Visconti.* Roma 1797. gr. 8.

(91) Winkelmanns Geſchichte der Kunſt Iter Bd. S. 207.

(92) Monumenti Gabini descritti da *E. Q. Visconti*, p. 85, 86, No. 28.

(93) Man ſ. meine Beſchreibung von Berlin und Potsdam, IIIter Bd. S. 1201.

(94) Oeſterreichs Beſchreibung und Erklärung der Gruppen, Statuen, Bruſtſtücke ꝛc. des Königs von Preußen (Berlin 1775 gr. 8) S. 3.

(95) Etat et Déscription des Statues, Bustes etc, assemblés et apportés en France par feu M. le Cardinal de Polignac. Paris 1752 gr. 8.

(96) Thiers (Histoire des Perruques S. 15) verwechſelt den Fabeldichter Avianus, wie vor Cannegieter viele gethan haben (man ſ. Fabricii Bibl. lat. cura Ernesti T. III p. 154), mit dem Dichter Rufus Feſtus Avienus, der im Anfange des fünften Jahrhunderts lebte, und die ganze Geſchichte des Livius in Jamben überſetzte, ſo wie Göthe alle Knittelverſe des Reinike Fuchs in Hexameter.

(97) *Aviani* Fabulae, cura Henr. Cannegieter. Amst. 1731. Fab. X S. 73.

(98) Ἴππος γὰρ εὐμορφίας ἐστὶν, ὅτι καὶ ἀλλοτρίαις θριξὶν αἱ γυναῖκες χρῶνται. *Artemidori* Oneirocritica (Lut. Par. 1603. 4) Lib. I cap. 19 p. 21.

(99) »Alius soccis obauratis, indutus serica veste, mundoque pretioso, et *adtextis capite crinibus*, incessu perfluo, *feminam mentiebatur.*« *Apuleji* Metamorph. Lib. XI, 824. Editio Oudendorpii. Lugd. Bat. 1786. 4. p. 769.

(100) *Herodiani* hist. Lib. IV c. 7. Edit. Irmischii (Lips. 1790. 8) T. II S. 900.

(101) *Clementis Alexandrini* opera recognita per Jo. Potterum (Oxonii 1715. fol.) T. I S. 290. in Paedagogo. Lib. III Cap. 11.

(102) *Tertulliani* opera, cura Semleri. P. III S. 59.

(103) Non metuis, oro, quae talis es, ne, cum resurrectionis dies venerit, artifex tuus te non recognoscat, et ad sua praemia et promissa venientem removeat et excludat? Increpans: Opus hoc meum non est, nec imago haec nostra est! Man ſ. *Cypriani* Opera, cura Baluzii et Marani Pariſ. 1726 fol. S. 178.

(104) Martialis Lib. II. epigr. 43.

(105) Der h. Gregor von Nazianz ſagt auch: den Weibern welche ſich mit falſchen Haaren putzen, würden dieſelben am jüngſten Tage, gleich den Krähen die fremden Federn, ausgezogen werden.

(106) *Hieronymus* in Ep. ad Demetriadem: „Quando eras „in saeculo, ea *quae sunt in saeculo* diligebas. — ornare crinem et *alienis capillis turritum verticem* struere.“ Dieſe Stelle zeigt deutlich daß im vierten Jahrhunderte das Schmücken mit fremden Haaren den Frauenzimmern gewöhnlich war.

(107) *Zonarae* in Canones Conciliorum commentarii. Lut. Pariſ. 1618. fol. S. 202.

(108) Calautica est tegmen muliebre quod capiti innectitur. M. T. in Clodium: Tunc cum vincirentur pedes fasciis, calauticam capiti accommodares. Man ſ. *Nonius Marcellus* Cap. XIV Pariſ. 1614. 8. p. 537.

(109) Man ſ. *Dufresne* Glossarium mediae et infimae graecitatis, S. 560. Es iſt der Codex 1708 in der franzöſiſchen Nationalbibliothek.

(110) Kein einziges von den fünf Worten pelus, pelutus, peluticus, pelutica, perutica ſtehet im Dufreſne oder im

Carpentier. Altes gutes Latein ſind ſie auch nicht; alſo ſind ſie von Menage ganz willkürlich erdacht, um von *pilus* auf *peruca* zu kommen, und eine Etymologie dieſes Wortes zu erſchleichen. Wer ſollte denken, daß ein ſonſt ſo gelehrter Mann ſo ungereimt verfahren könnte! Bey dem Worte Pelouse (ein Grasplatz) führt Menage ebenfalls ganz unnöthig fünf ähnliche erdachte Wörter an. Er ſagt: »Pelouse, de pilus, pelus, pelutus, peluti, »pelutitius, pelutitia, *Pelouse*. Selbſt im italiäniſchen wo doch eigentlich das Wort Pelo aus dem lateiniſchen pilus formirt wird, exiſtirt kein Wort *peluto*, *peluticio*, oder etwas ähnliches für rauch oder haaricht; vielmehr peluzzo bedeutet dünnes Haar. Nur auf ſpaniſch und portugieſiſch heißt haaricht peludo; doch nennt der Portugieſe eine Perrucke nicht wie der Spanier peluca ſondern peruca oder Cabelleira. Im Latein des Mittelalters heißt pilus nicht Haar, ſondern ein Pfal oder ein Pfeil und pelu iſt eine Art von Pelzmantel. Man ſ. Carpentierii Glossarium T. III p. 250.) Das alles aber gehört nicht hieher.

(111) Eloge des Perruques S. 49.

(112) Man ſ. O. *Ferrarii* Origines Linguae Italicae. Patav. 1676. fol. S. 236.

(113) Man ſ. das Bremiſch-Niederdeutſche Wörterbuch, Th II S. 644.

(114) Man ſ. Damms Glossarium Homericum, v. φενα S. 2467.

(115) Skinner ſagt in ſeinem Etymologicon Linguae anglicanae von dem Worte *Peruke*, »*Vox faecialis*, pura puta gallica, idem quod Periwig.« Ich bekenne, gar nicht zu begreifen, was er mit Vox faecialis ſagen will. Der Pontifex *faecialis* trug einen Galerus, (man ſ. oben S. 29) der aber gewiß keine Perrucke war. Wie kann

man kann aber das den Römern ganz unbekannte Wort Perruque eine von faecialis heiſſen?

(116) English Etymology, or a derivative Dictionary of the English Tongue, by the Rev. *G. W. Lemon*, 1783 gr. 4. Es iſt unglaublich mit wie vielen unſinnigen gelehrt ſeyn ſollenden Herleitungen dieſes ganz unnütze dicke Buch angefüllet iſt.

(117) Das Aergſte bey dieſer ſinnloſen Herleitung iſt, daß Taenia nicht cingulum capitis bedeutet, und ganz und gar nicht zum Haupte gehört. Dem Suidas zufolge bedeutet dieß Wort ſo viel wie ζῶμα, ζώνη, folglich ein Unterkleid, einen Leibgurt. Rica iſt eine Art von Schleyer.

(118) Man ſ. *Wachteri* Glossarium germ. T. II p. 1187.

(119) *Callimachi* Hymnus in Lavacrum Palladis v. 4.

(120) *Aeliani* Var. Hist. (Ed. Kuhnii, Arg. 1713. 8) Lib. XII c. 1. p. 541.

(121) Man ſ. Herodiani Historia Lib. I Cap. VII und Theocrit. Idyll. XXVII v. 3. Desgleichen Idyll. II v. 78 wo der Bart zweyer Jünglinge blonder als eine goldgelbe Blume angegeben wird:

Τοῖς δ' ἦν ξανθοτέρα μὲν ἑλιχρύσοιο γενειάς.

(122) Ὡς δ' ἄνεμος ἄχνας φορέει ἱερὰς κατ' ἀλωὰς
Ἀνδρῶν λικμώντων, ὅτε τε ξανθὴ Δημήτηρ
Κρίνῃ, ἐπειγομένων ἀνέμων, καρπόν τε καὶ ἄχνας·
Αἱ δ' ὑπολευκαίνονται ἀχυρμιαί· ὣς τότ' Ἀχαιοὶ
Λευκοὶ ὕπερθε γένοντο κονισάλῳ, ὅν ῥα δι' αὐτῶν
Οὐρανὸν ἐς πολύχαλκον ἐπέπληγον πόδες ἵππων,
Ἂψ ἐπιμισγομένων.

Voß überſetzt:

Doch wie der Wind hinträget die Spreu durch heilige Tennen
Unter der Worfeler Schwung, wann die goldgelockte Demeter

Sondert die Frucht und die Spreu im Hauch andrängender Winde;
Fern dann häuft das weiße Geſtöber ſich: alſo umzog nun
Weiß von oben der Staub die Danaer, den durch die Heerſchaar
Hoch zum ehernen Himmel emporgeſchlagen die Roſſe,
Wieder zum Kampf anrennend.

Ilias Buch V. V. 499 ff.

(123) *Terentii* Heautont. Act. V, Sc. 5, v. 17.

(124) *Martialis* Lib. XII epigr. 64.

(125) Dieß iſt aus den Wörterbüchern der damaligen Zeit zu erſehen. Henr. Stephanus ſagt in ſeinem 1575 gedruckten Theſaurus linguae graecae, t. III, v. Φέναξ: φενάκη... coma adulterina. *Bud.* Galericulum et Capillamentum ex Suetonio; addens id esse quod vulgus nostrate vocat *Fausse Perruque.*« Der hier genannte gelehrte Wilh. Budäus lebte von 1467 bis 1540. In ſeinen Commentarii Linguae graecae kann ich indeß, weder durch Hülfe der Regiſter noch ſelbſt, die Stelle finden, und zwar in beiden Ausgaben nicht: Baſel 1530, und Paris bey Robert Stephanus 1548; ſodaß ich zweiſle daß hier die angeführten Worte ſtehn. In ſeinen Annotationes in Pandectas (1514, Blatt 155; und 1556, Blatt 180) ſteht eine ähnliche Erklärung des Worts φενάκη, womit er das [illegible] beym Demoſthenes vergleicht; nur der Zuſatz von fausse perruque fehlt. Hingegen finden ſich jene Worte in dem Lexicon sive Dictionarium Graecolatinum G. Budaei, J. Tusani, R. Constantini, Paris 1562, Folio; woraus alſo H. Stephanus ſie wohl kann genommen haben. Daſelbſt heißt es S. 1591: φενάκη, πηνίκη Lucian. περίθετα Polluci. u. ſ. w. ... capillamentum et galericum Sueton. coma adulterina, vulgo

»*fausse-perruque*.« Eben ſo in der Ausgabe [illegible] [illegible]. Baſel 15[illegible], Fol. — In *Ambr. Calepini* Dictionarium octo linguarum, Baſel 158[illegible], Fol. heißt es S. 180: »Capillamenta. Dicuntur ipsi capilli, τριχώματα Gall. *Chevelure, perruque*. Ital. *Crini*. Germ. *die Haare*.« Und eben ſo in den ſpäteren Ausgaben, z. B. von [illegible], u. ſ. w., wo noch der Zuſatz über den Gebrauch des Wortes ſteht: »Capillamentum, quod vulgus *falsam perruquam* vocat.« — Auch ſowohl Ménage in ſeinem Dictionnaire étymologique de la langue françoiſe, als der B. Deguerle in ſeinem Eloge des Perruques, führen an, daß die urſprüngliche Bedeutung des Worts Perruque eigentlich *chevelure naturelle* geweſen iſt; aber beide hätten nicht darauf gedacht aus dieſer Bemerkung die natürlichen Folgen zu ziehen, noch zu fragen, wann man denn zuerſt angefangen das Wort für falſches Haar zu brauchen, noch die beiden Bedeutungen richtig zu unterſcheiden. Eine von dem B. Deguerle mitgetheilte Stelle aus einem franzöſiſchen Dichter des 16ten Jahrhunderts, wo eine Perrucke une perruque feinte heißt, iſt eben S. 71 auch von mir angeführt worden. Im Spaniſchen ſcheint, wenigſtens im Scherze, noch bis jetzt das Wort Perrucke für natürliches Haar gebraucht zu werden. Das ſpaniſche Wörterbuch der Akademie zu Madrid giebt zwar dieſe Bedeutung nicht an, aber es führt aus dem komiſchen Heldengedichte El Robo de Proserpina des verkappten Don Joseph de Sylveſtre, welches im J. 1721 erſchien (man ſ. Velaſquez Geſchichte der ſpaniſchen Dichtkunſt von Dieze, S. 438) eine Stelle an, wo von der unbehaarten Gelegenheit geſagt wird:

Un gran trecho los dos fueron iguales,
Mas la ocasion, que nunca trahe *peluca*,
Dexóse asir del moño de los males.

(126) Indeſs führt doch auch unſer Geiler von Kaiſersberg dieſe Stelle des Jeſaias wider den Gebrauch der falſchen Haare zu ſeiner Zeit an. Man ſ. deſſen Predigten über das Narrenſchiff S. 29.

(127) Man ſ. meine Reiſebeſchreibung, den XIten Th. S. 15 bis 27, desgleichen die Beylage XII. 1. S. 3 bis 37. Ferner den XIIten Band S. 1 bis 17, 19, 20, 25, 26, 30 bis 47, die Beylage XIII. 1. S. 3 bis 26, und dann ſelbſt die Zuſätze zum XIten Bande S. 130 bis 138.

(128) Hr D. K. A. Böttiger giebt im deutſchen Merkur (1798 8tes Stück S. 344) von dieſem ſchätzbaren gelehrten Hochländer einige Nachricht. Er iſt jetzt Prediger in der Grafſchaft Fife in Schottland. In Deutſchland iſt er rühmlich bekannt durch ſeine intereſſanten deutſchen Anmerkungen zu Faujas St. Fond Reiſe durch England, Schottland und die Hebriden (Göttingen 1799. 8).

(129) Suetonius berichtet (Vitell. 18): der zu Toulouſe geborne Widerſacher des Kaiſers Vitellius ſey daſelbſt in der Landesſprache in ſeiner Jugend *becco* oder der Hühnerſchnabel (ſo wie wir ſagen Gelbſchnabel) genennet worden. Derjenige Sulpicius welcher zuerſt Galba hieß, ſoll dieſen Beynamen wegen ſeiner Dicke von dem keltiſchen Worte galba, dick, erhalten haben (*Sueton.* in Galba, c. 3); und noch itzt bedeuten die Wörter calb, galb, in Niederbretagne dick, worüber man des P. Roſtrenen Dict. françois-celtique nachſchlagen kann. Der zu Lyon geborne Kaiſer Markus Aurelius Antoninus, der unter dem Namen Caracalla am bekannteſten iſt, bekam dieſen Beynamen von einem in keltiſcher Sprache ſo benannten Mantel der galliſchen Soldaten, welchen Mantel er beſtändig zu tragen pflegte. Carrachallamh heißt jetzt noch auf erſiſch ein Ueberrock. Feſtus (Lib. III) ſagt, daß Cimber in der keltiſchen Sprache *latro* d. h. ein Soldat, und

Bardus einen Sänger bedeute (Lib. II). Mehrere Wörter welche Feſtus als altlateiniſch angiebt, finden ſich im waleſiſchen und erſiſchen wieder, z. B. ocr ein ſteiler Berg (Lib. XIII), runa eine Art Pfeile beym Ennius (Lib. XVI). Rin, run, auf erſiſch Spitze.

(130) Im Waleſiſchen heißt barug der Reif oder Froſt, der ſich haarig um die Bäume legt.

(131) Man ſ. *Calepini* Dict. XI linguarum (Basil. 1605 fol.) S. 197.

(132) Man ſ. das Götting. Taſchenbuch auf das J. 1791. S. 164.

(133) King Henry I reprehended much the immodesty of apparel in his days, the particulars are not specified, but the wearing *of long hair* with locks and *Perukes* he abolished. Man ſ. *W. Camden's* Remaines concerning Great Britaine (London 1623, 4) S. 199 im Artikel *Apparel.* Er bezieht ſich dabey auf den Artikel *wise speeches.* Allein daſelbſt habe ich weder S. 223 wo von dieſem Könige gehandelt wird, noch ſonſt, weiter Nachricht finden können.

(134) Εισι δε οι και τριχας πλοκαμους περιτιθενται εαυτοις, και εγγιζειν τε και ζυμφορα ξυρωμενοι τριχωσει. Man ſ. *Zonarae* in Canones Conciliorum Commentarii (Lut. Pariſ. 1618. fol.) S. 203.

(135) Man ſ. *O. Strada* de Vitis Imperatorum die Münze Nr 375.

(136) *Oberlini*, Boneri Gemmae. Arg. 1782. 4.

(137) Leſſing zur Geſchichte und Litteratur I Beytrag 1773. 8. und Vter Bd 1781, 8. Man ſ. auch des P. Placidus Sprenger älteſte Buchdruckergeſchichte von Bamberg (Nürnberg 1800, 8), wo dieſe im J. 1461 gedruckte bambergiſche Ausgabe der Bonerſchen Fabeln für das erſte deutſche mit Holzſchnitten gedruckte Buch erklärt wird.

(138) Leſſing zur Geſchichte und Litteratur Vter Beytrag S. 38. Hr Adelung in ſeinem Magazin für die deutſche Sprache (IIten Bandes 3tes Stück, Lpz. 1784. 8) S. 17 ſetzt Bonern, weil ihm vermuthlich Leſſings Beweis im Vten Bande (denn er ſcheint nur den erſten Band anzuführen) nicht erinnerlich war, in den Anfang des XIIIten Jahrhunderts, welches aber, ſeit Leſſings Gründe bekannt ſind, wohl nicht Statt hat.

(139) Leſſing zur Geſchichte Vter Beytrag S. 30.

(140) Man ſ. Storia di *Giov. Villani*. Lib. X, c. 10. (Fiorenza 1587. 4) S. 539.

(141) Man ſ. *Alb. Krantzii* Vandalia L. XIII c. 23.

(142) »Die drit ſchel« (G. v. K. nennt nämlich jeden Theil dieſer ſeiner Predigten über Narrheiten, eine Schelle) »iſt das har büſſen, gel vnd krum krauß machen, lang »har ziehen, frembd har etwan von todten ynflechten. »Es gen jetz frawwen wie die Mann, laſſend das har »an den rücken hangen, vnd hond haretlin mit hanenfe»derlin vff, pfüch ſchand vnd laſter! — O weib er»ſchrickſtu nit wan du fremb har zů macht vff deinen »kopf haſt. — Exemplum zu pariß da was eine groſe »proceſſion, da ward ein aff ledig, der that niemanns »nüt, den einer frawen ſprang er vff das haupt, vnd »zog ir den ſchleyer ab vnd die huben, da ſahe yeder»mann das ſie kal was, vnd kein har vff den haupt »het, die hat todtenhar vffgemacht, treib hoffart mit.« Man ſ. des hochwirdigen Doctor Keiſersbergs narrenſchiff, ſo er gepredigt, vnd vß latin in tütſch bracht. (Straßburg 1520 fol. S. 28). Friſch in ſ. Wörterbuch (Iter Theil S. 388), und aus demſelben *Scherzii* Gloſſarium von Oberlin (Iter Theil S. 614) führen an, in Kaiſersbergs Predigten S. 13b käme vor, daß damals Männer Perrucken getragen hätten, damals Haarhauben

genannt. Theils aber muß es anſtatt S. 13, S. 15 heiſſen, theils kommt auch auf dieſer Seite gar nichts von Haarhauben vor, ſondern bloß von Barretten und ältern Hauben.

(143) Man ſ. Herrn Hofr. Beckmanns Anleitung zur Technologie in der vierten Ausgabe (v. 1789) S. 217. Herr von Murr hat dieſe Nachricht daraus in ſeinem Journal für Kunſtgeſchichte im VIten Theile S. 43 ausgezogen und — ſeltſam genug — im XIIIten Theile ſcheint er dieſes ſchon vergeſſen zu haben, indem er es S. 54 wörtlich wiederholt.

(144) Nachdem Rango aus Philander von Sittewald eine ſtarke Stelle wider das Peruckentragen angeführt hat, worin es unter andern heißt: »Biſt du ein Deutſcher? »Warum denn muſt du ein welſches Haar tragen? »Warum muß es dir über die Stirn hangen als ein »Dieb?« S. 185 ſetzt er in ſeinem lateiniſchen Buche deutſch hinzu: »Wiewohl allhier die Barte« (die Art) »ſchier zu weit geworfen iſt. Der alte ehrliche Ritter »und Held Huldreich Hutten hat ſchon ſeiner Zeit eine »ziemliche Kolbe getragen — ſo haben auch viel vor»nehme Theologen ſich ſolches Stirndeckels bedient.« Herr Adelung ſagt in ſeinem Wörterbuche (IIIter Theil S. 1690) in Uebereinſtimmung mit Friſch und Steinbach: »Der Kopf am Menſchen, beſonders ein glatter »geſchorner Kopf, heißt im gemeinen Leben die Kolbe. »Daher die Redensart einem Narren die Kolbe lau»ſen, ihn durch Schläge zur Vernunft bringen, weil »die erklärten Narren vom Handwerk ſchon von alten »Zeiten her geſchorne Köpfe trugen.« Es iſt nicht genau zu ſehen was dieſer berühmte Sprachlehrer unter erklärte Narren vom Handwerke verſteht. Narren vom Handwerke ſind die Hofnarren und luſtigen Per-

ſonen auf der Bühne, aber zu den erklärten Narren gehören auch die Wahnwitzigen. Dieſen leztern wurden aus guten Gründen die Haare abgeſchnitten; und daß bey den Alten die Narren vom Handwerke geſchoren erſchienen (man ſ. Flögels Geſchichte der Narren, Liegnitz 1769. 8. S. 51), davon wär wohl der Grund, daß ſie Sklaven und Knechte waren. Daß aber alle Narren zu allen Zeiten nothwendig hätten geſchoren ſeyn müſſen, kann nicht behauptet werden. Die Holzſchnitte zu Brands Narrenſchiff und zu Geilers von Kaiſersberg Predigten darüber, zeigen viele erklärte Narren in langen Haaren. Tyll Eulenſpiegel ſowohl als Kunz von der Roſen der bekannte kurzweilige Rath Kaiſers Maximilian I. ſind in Herrn Flögels angeführtem Werke, nach alten Bildniſſen, behaart und zugleich mit Schellen als den Zeichen ihres Handwerks abgebildet.

Die Kolbe des Narren war nicht ſein geſchorner Kopf, ſondern die Keule oder der Stock, den diejenigen welche in Narrenkleidern gingen in der rechten Hand führten; daher vermuthlich die Benennung Stocknarr: ein Narr der den Narrenſtock trägt und alſo bis auf äuſſerliche Zeichen ein Narr iſt. Die Hirtenkeule d. h. der Hirtenſtock hieß bey den Alten Kolbe. (Man ſehe Flögel am angeführten Orte Seite 262, wo ein Prieſter der die Kühe austreibt, mit Geiſſel und Kolben in der Hand hinter der Heerde hergeht). Die Kolben welche die Narren in den Händen trugen, waren von Leder (Flögel a. a. O. S. 59) um im Scherze um ſich zu ſchlagen und Poſſen zu machen; waren auch wohl mit Schellen beſezt, oder ein Fratzengeſicht war drauf geſchnitzt, davon wahrſcheinlich dieſe Narrenkolbe im Franzöſiſchen Marote (Marotte) heißt. Rabelais ſagt von Seigny Joan, einem Narren zu Paris: »Puis en majesté préſidentale, tenant ſa marote au poing; comme ſi ce fuſt un ſceptre;« und Geiler von Kaiſersperg: »Ein Narr achtet ſein Kolben gröſſer denn der König ſein Zepter.« Kolbe heiſt überhaupt Keule oder Stock; daher iſt das Sprichwort welches Hr Adelung anführt, von Hrn Flögel (a. a. O. S. 74) richtiger ausgedrückt: »Narren muß man mit Kolben lauſen,« d. h. wo gute Worte nicht helfen, muß man Schläge brauchen.

Hingegen in Abſicht auf das Hauptbaar bedeutet Kolbe keinesweges einen ganz glatt geſchornen Kopf, ſondern rund abgeſchnittenes Haar. Der Spate (oder Stieler) welcher des Sprachgebrauchs des 17ten Jahrhunderts wohl gewiß kundig war, erklärt das Wort Kolbe richtiger. Er ſagt ausdrücklich S. 909 ſeines Sprachſchatzes: »Kolbe, capillus in rotunditatem ſciſsus. Einem die Kolbe lauſen, involare alicui *in capillos*. Einem eine Kolbe ſchneiden, capillum *decurtare ſeu reſecare aequaliter et in rotunditatem*.« Dieß, und eine andere Stelle des Rapzo (S. 162): »Germanis Kolben dicuntur, quae *totalis fere frontis est adumbratio*, zeigt genugſam, daß im 17ten Jahrhunderte nicht ein glatt geſchorner Kopf, ſondern ein rund geſchnittenes Haar, beſonders wenn es rund geſchnitten über die Stirn hing, wie bey Ulrichs von Hutten Perrucke oder Haartour, eine Kolbe genannt worden iſt.

(145) Der berühmte Koſmus I. von Medici erſcheint auf ſeinem in Kupfer geſtochenen Bildniſſe mit ganz kurzen Haaren, und ohne Bart.

(146) »Da (im J. 1360) ging es ab, daß man nie mehr die Haarlocken und Zöpfe truge, ſondern die Herren, Ritter und Knechte gekurtte« (geſchorne) »Har oder Krullen voer die Ohren abgeſchnitten.« Man ſ. *Fasti Limpurgenses*, d. i. ein wohlbeſchrieben Fragment

einer Chronick von der Stadt vnd den Herren zu Limpurg auff der Lohne ꝛc. 8. 1617. S. 85. Deßgleichen *Hontheimii* Prodromus Hist. Trevir. Tom. I Vol. 2. p. 1101, wo dieſe Chronik viel ausführlicher vom 10ten Jahrhunderte an bis 1612 zu finden iſt. Im allgemeinen litterariſchen Anzeiger (v. J. 1800 Nr 129) iſt der um die Literatur unſerer Sprache und um die Literatur überhaupt ſo verdiente Hr Pr. Kinderling zu Kalbe an der Saale, wegen der erſten Ausgabe von 1617 dieſer Chronik zweifelhaft. Er führt eine Ausgabe von 1619 in Folio an. Mein Exemplar von 1617 iſt in 8, bey Gotthard Vögelin gedruckt, und Fauſts Zueignungsſchrift an Landgraf Moritz von Heſſen iſt zu Darmſtatt den 1 Aug 1617 datirt. Das Büchlein beſteht außer der Zueignungsſchrift die mit dem Titel Einen Bogen einnimmt, aus 122 Seiten und 5 Seiten Regiſter. Die Chronik geht hier nur bis 1398.

(147) Der Franzoſe Salmaſius (de coma S. 674) ſagt von den holländiſchen Predigern ſeiner Zeit: [illegible] [illegible] gestant, ut sunt quas vulgo *calautas* vocamus. Das franz. Wort calote iſt ganz keltiſch oder altgalliſch. Cal bedeutet das Haupt, ot über oder darauf. Daraus iſt auch das oben S. 43 angeführte lateiniſche Wort calautica ganz natürlich herzuleiten.

(148) Auf beiden engländiſchen Univerſitäten tragen noch bis jetzt alle Studenten und Profeſſoren eine Kalotte, über welche ein viereckiges Stück mit Tuch überzogener Pappe anſtatt des Barets befeſtigt iſt.

(149) Das Bildniß dieſes Königs Taf. XI Nr 43 iſt aus den vrais portraits des Rois de France par *Jacques de Bie* (Paris 1634 fol.) genommen. Auch die Ohrgehenke ſind an dieſem verächtlichen Weichling ſehr charakteriſtiſch. Er iſt ſonſt in Bildniſſen der damaligen Zeit auch vor-

geſtellt mit einem hinten zugebundenen Lorbeerkranze (beynahe wie der gleichfalls kahle Julius Cäſar). Sollte er etwas ähnliches wohl wirklich getragen und etwa das Haar darunter haben nähen laſſen, um die Blöße ſeines Schädels zu bedecken?

(150) Man ſ. oben S. 63.

(151) Man ſ. Dict. étym. de la langue française par *Ménage* (Paris 1750 fol.) T. II S. 148.

(152) Adrian Turnebus ward 1512 geboren, und ſtarb 1565. Er ſagt: »Comae apposititiae, quales, *flavas plerumque*, mulieres mentito decore formam quaerentes, *praesertim in aulis*, sibi adjiciunt.« Man ſ. *Turnebi* Adversaria, Lib. IV c. 19. Edit. Basil. 1581 fol. S. 128.

(153) H. *Junius* de Coma, in deſſen Animadversiones et observationes variae (Hagae Com. 1738. 8) S. 438.

(154) In einer Note zu Shakſpeare's Timon of Athens (in Malone's Ausgabe Vol. VIII S. 96.)

(155) Alle engländiſche Wörterbücher ſagen, das Wort Peruke komme aus dem franzöſiſchen, welches auch wohl nicht anders ſeyn kann. Deſto ſonderbarer iſt es, daß in England unter den Gelehrten die eigentliche Bedeutung dieſes Worts natürliches ſtarkes Haar nicht bekannt geweſen zu ſeyn ſcheint. Selbſt Camden (man ſ. S. 61 u. S. 152 die 133ſte Anmerk.) welcher zu Shakſpeare's Zeiten lebte, ſcheint dieſe urſprüngliche Bedeutung nicht gewußt, und deshalb eine Verordnung K. Heinrich I von England falſch verſtanden zu haben. Es wäre zu dem jetzigen Zwecke dienlich, wenn man die Verordnung worauf ſich Camden bezieht, auffinden könnte, um zu ſehen ob darin das Wort Peruke oder welches andere Wort zu finden ſey?

(156) Im vierten Auftritte des vierten Aufzugs der two Gentlemen of Verona:

Her hair is auburn, mine is perfect yellow.
If that be all the difference in his love,
I'll get me *such a colour'd periwig.*

Das engländiſche Wort periwig ward anfänglich perwicke geſchrieben, welches, der Ausſprache nach, das im Engländiſchen auch gewöhnliche Wort perruke iſt. Man ſ. auch Shakſpeare's Timon of Athens Act. IV Sc. 3 (in Malone's Ausgabe Vol. VIII S. 96), und Shakſpeare's 68ſtes und 27ſtes Sonnet. Es iſt ſonderbar, daß im Engl. periwig endlich in wig iſt abgekürzt worden, doch iſt dieß erſt frühſtens gegen Ende des 17ten Jahrhunderts geſchehen, als die Perrucken in England allgemein Mode waren. Im Angelſächſiſchen bedeutet wig etwas Geheiligtes.

(157) Das Schauſpiel Hamlet ward im J. 1595 zuerſt aufgeführt.

(158) »O! it offends me to the soul, to hear a robustious »*periwig-pated* fellow, tear a passion to tatters.« Hr Schlegel überſetzt: »Seh ein handfeſter haarbuſchiger »Geſelle.«

(159) *Fines Morrison's* Itinerary. London 1617 fol. Dieſe Reiſebeſchreibung ward erſt nach des Verfaſſers Tode abgedruckt.

(160) Man ſ. *Pauli Hentzneri* J. C. Itinerarium Germaniae, Galliae, Angliae, Italiae. Norib. 1629. 8. S. 201. Hentzner war herzogl. Münſterbergiſcher und Oelsſcher Rath zu Oels in Schleſien. Es iſt vielleicht nicht unangenehm Hentzners Beſchreibung der Perſon dieſer berühmten Königinn hier überſetzt zu leſen: »Die Königinn war, wie »man ſagt, 65 Jahr alt, hatte ein längliches und weiſſes »Geſicht, aber voll Runzeln, kleine ſchwarze liebliche »Augen, eine etwas gebogene Naſe, zuſammengedrückte »Lippen, ſchwarze Zähne (welche bey den Engländern

„wahrſcheinlich von dem allzuhäufigen Gebrauch des Zuckers entſtehen). Sie trug Ohrengehenke von ſchönen großen Edelgeſteinen, und blondes aber falſches Haar (factitius). Auf dem Haare hatte ſie eine kleine goldene Krone, ihr Buſen war bloß, welches bey den vornehmen Engländerinnen ein Zeichen der Jungfrauſchaft iſt; denn die Verheuratheten bedecken den Buſen. Um den Hals hing ein langes goldenes mit Edelgeſteinen beſetztes Halsband; ihre Hände waren mager, die Finger ziemlich lang, ihre Leibesgeſtalt mittelmäßig groß, ihr Gang majeſtätiſch, ihre Rede lieblich und angenehm. Sie hatte damals ein weiſſes ſeidenes Kleid an, deſſen Saum mit köſtlichen Edelgeſteinen von der Größe einer Bohne beſetzt war, darüber ein Oberkleid ſchwarzſeiden mit ſilbernen Streifen, deſſen langen Schweif eine der Königinn folgende Markiſinn trug. Ob ſie gleich in ſolcher Pracht einherging, ſo ſprach ſie doch aufs freundlichſte bald mit Dieſem bald Jenem, mit den Geſandten und Andern, bald engländiſch, bald franzöſiſch, bald italiäniſch." Sonderbar iſts, daß nach Hentzners Bericht bey dieſem feſtlichen Prunke in dem königlichen mit prächtigen Tapeten ausgezierten Audienzſaale der Fußboden mit Heu beſtreut war: „wie es in England gewöhnlich iſt," ſetzt er hinzu.

(161) In Malone's Anmerkung zu der oben angeführten Stelle aus dem Kaufmann zu Venedig (Vol III S. 57)

(162) Man ſ. Histoire des Perruques par *Thiers* S. 290.

(163) Man ſ. die pariſiſche Encyklopädie, Art. Perruque.

(164) „On parvint à lacer des cheveux dans un toilé étroit de tisserand, comme aussi dans un tissu de franges, qu'on nomme le *point* de *Milan*. Man ſ. Déscription des Arts et Metiers. T. XIV (Neuchatel 1780. 4.) Art du Perruquier par Mr *de Garsault* S. 4.

(165) Vermuthlich weil man oft Todtenhaar nahm, welches bekanntlich die Krauſe nicht lange behält. Man ſ. oben S. 153 was Kaiſersperg ſagte, und was S. 74 von England angeführt iſt.

(166) Die Schauſpieler brachten in Frankreich zuerſt den Puder auf. Nämlich die luſtigen Perſonen in den Poſſenſpielen beſtreuten ſich den ganzen Kopf und das Geſicht mit Mehlſtaube, um ſich ein lächerliches Anſehen zu geben. Daher ſtammt die noch gewöhnliche Benennung Jean-Farine her. Wer hätte denken ſollen, daß funfzig Jahre ſpäter das Beſtreuen der Haare mit Mehlſtaub ein nothwendiges Stück eines feyerlichen Anzugs werden, und länger als hundert Jahre nachher ſo bleiben würde? So ſehr ändern ſich in funfzig Jahren die Meinungen über die Mode, wie über die Philoſophie! Ludwig XIV dieſer ſo feyerliche König konnte den Puder in Haaren und Perrucken, vermuthlich des komiſchen Urſprungs wegen, an den Hofleuten und andern angeſehenen Perſonen gar nicht leiden. Gegen Ende ſeiner Regierung bewog man ihn endlich für die allgemeine Mode etwas toleranter zu werden, ja zuletzt erlaubte er daß in ſeine eigene blonde Perrucken ganz wenig Puder geſtreuet ward (man ſ. Art du Perruquier S. 6). Es kann wohl ſeyn, daß die Gewohnheit, blonde Perrucken tragen zu wollen, welche wie oben gedacht immer für die ſchönſten gehalten wurden, den Gebrauch weißen Staub in die Haare zu ſtreuen allgemeiner gemacht habe; denn es war vermuthlich nicht möglich ſo viele blonde Haare herbeyzuſchaffen, als zu den vielen und ſo ungeheuer groſſen Perrucken gehörte, auch konnten die Wenigſten die ſo ſehr theuren blonden Haarbüſche bezahlen. Aus gleicher Urſache, um das Haar goldgelb zu machen, wird dem L. An. Verus und dem Commodus, vom

Julius Kapitolinus und vom Ael. Lampridius nachgeſagt, daß ſie ihre Haare mit Goldſtaub beſtreuet hätten. Man ſ. Historiae Augustae Scriptores (Lips. 1774. 8.) S. 68 und 91. Und vergleiche oben S. 50, 61.

(167) »Les anciens Gaulois, dit Sidonius Apollinaris, portaient le poil long par devant, et le derriere de la »tête tondu, qui est cette façon qui vient d'être renouvellée par l'usage efféminé et lâche de ce siècle.« Man ſ. Essais de *Montaigne* Liv. I Chap. XLIX. (Londres 1769. 12.) T. III p. 173.

(168) Wie auf den Grund dieſes Synodalbeſchluſſes, noch vor etwa 20 Jahren, einige wohlbeperrukte wider ein unſchuldiges Tanzvergnügen eifernde Prediger in Amſterdam von einem Kaufmann daſelbſt beſchämt wurden, habe ich erzählt in der Neuen Berliniſchen Monatsſchrift 1800 Auguſt Nr 2.

(169) Nach Luthers Ueberſetzung: »Oder lehrt euch nicht auch »die Natur, daß einem Manne eine Unehre iſt, ſo er »lange Haare zeuget?«

(170) *Cl. Salmasii* Epistola ad Andr. Colvium super Cap. XI primae ad Corinthios Epistolae, de capillo virorum et mulierum coma. Lugd. Batav. 1644. 8.

(171) Salmaſius vertheidigt S. 595 ſeiner gedachten Epistola de Coma die Mode den Knebelbart zu verkleinern, ſehr vernünftig und natürlich: denn, ſagt er, der Bart kommt ſonſt ins Trinkgeſchirr und beym Eſſen in den Mund.

(172) Man ſ. Salmasii Epistola S. 6 ff. und S. 189, 190.

(173) Capillus est nobis pro naturali quodam tegmine. Si natura non dederit, arte supplendum est, *capillamento adsititio*. Ars igitur lex debet esse nutriendi aut tondendi capilli, ut quod noceat dematur ut superfluum, aut quod non incommodat relinquatur (damit zielt er vermuthlich auf ſeinen veränderten Bart), aut quod de-

ficit suppleatur. *Neutrum decoris gratia faciendum, nec ut formosior aliquis videatur.* l. c. S. 31.

(174) »In quibusdam Galliae locis *nuptae* in capitis cultu »*supra frontem* praeferunt, *pro insigni quo distinguantur* »ab innuptis, *virilis membri figuram.* Viduae *inversam* »eam habent, maritae *rectam.*« Salmasius de Coma S. 643.

(175) *Jac. Revii* Libertas christiana circa usum capillitii defensa. Lugd. Bat. 1647.

(176) Um einigen Begriff von der damaligen Art zu diſputiren zu geben, will ich nur ein Beyſpiel anführen, wobey einem auch wohl die dialektiſch-ſubtilen Diſtinktionen und die Rechthaberey der jetzigen idealiſtiſch-naturwiſſenſchaftlich-noumenon-poetiſchen, ohne alle Wahrnehmung bloß aus dem denkenden Subjekte geſchöpften, desgleichen medicíniſch-aprioriſch-ſyſtematiſchen Streitigkeiten, als Gegenbild, einfallen könnten. Poimenander hatte wie oben S. 78 angemerkt iſt, behauptet: »Die Haare lang wachſen zu laſſen, ſey wider das Ge»ſetz der Natur.« Dagegen hatte Revius in ſeiner erſten anonymen Schrift folgendermaßen argumentirt: »Was dem Geſetze der Natur gemäß iſt, mußte beſon»ders auch Adam im Paradieſe beobachten. Nun läßt »ſich nicht denken, daß Adam im Paradieſe ſeine Haare »ſollte abgeſchnitten haben, denn er hatte ja weder Meſ»ſer noch Scheere, da laut dem 1ſten Buch Moſe Kap. »IV V. 24 erſt lange nachher das Eiſen erfunden wor»den: alſo kann es nicht wider das Geſetz der Natur »ſeyn die Haare wachſen zu laſſen.« Darauf hatte van de Maets in ſeinen Quaestiones textuales voll Verachtung geantwortet: »Revius verſtehe die erſten Geſetze »der Logik nicht: ſein Major ſey nicht allgemeingültig. »Einige Geſetze der Natur wären abſolut, andere gleich-

»ſam« (mit einem ähnlichen gleichſam hilft ſich auch jetzt die neue und neueſte deutſche philoſophirende Vernunft oft aus der Verlegenheit) »hypothetiſch, die nur verbindlich wären positis ponendis. — Revius hätte übrigens beweiſen müſſen: »daß 1) Adam im Paradieſe eben dergleichen Haare gehabt hätte, worüber jetzt diſputirt werde; 2) daß, wenn auch Adam im Paradieſe eben dergleichen Haare gehabt hätte, auch Inſtrumente zum Haarabſchneiden vorhanden geweſen wären: denn hätte Adam beides nicht gehabt, ſo wäre er nicht verbunden geweſen das Geſetz zu erfüllen. Revius hätte ſonſt auch ſagen mögen: Es iſt ein Geſetz der Natur, der Ehegattinn die eheliche Pflicht zu leiſten; alſo iſt Adam im Paradieſe befliſſen geweſen Kinder zu zeugen.« Revius antwortet (Libertas christ. p. 57) ganz ernſthaft hierauf: »Wenn man des Gegners Hypotheſe annehmen wollte, würde die *lex de tondendo* den Adam im Paradieſe nicht nur *semper*. ſondern auch *ad semper* verbunden haben, weil die Urſache des Geſetzes, nehmlich das Wachſen der Haare nie aufhört. Hingegen iſt »ſeid fruchtbar und mehret Euch, kein Geſetz, ſondern ein Segen, wie 1 B. Moſe V. 28 ausdrücklich ſteht: Und Gott ſegnete ſie, und ſprach ... Eben dieſe Worte werden V. 21, 22 auch von den Fiſchen, Vögeln und allen Thieren gebraucht die Gott auch ſegnete und ſprach: Seid fruchtbar und mehret euch. Wären dieſe Worte nun ein Geſetz, ſo hätte ſie Gott nicht zu den Thieren ſagen können. Den Thieren konnte kein Geſetz gegeben werden, weil ſie keiner Moralität fähig ſind.« Da ſieht man, wie viel es in ernſthaften hypothetiſch-abſoluten Deduktionen werth iſt, recht fein zu diſtinguiren!

(177) Judicium et Consilium de comae et vestium usu et

abusu. Lugd. Batav. 1644. 8. Giſbert Voetius brachte dagegen zu Utrecht eine Diſputation auf den Katheder: An praecisitas capillorum sit *modus* a pietate inseparabilis? welches er bejahete.

(178) Tanta, proh dolor! est hodie a bonis priscorum Christianorum moribus defectio, ut haec censura qua Paulus et Petrus antiquas tantummodo taxant mulieres luxuriosas, tam ad viros, quam ad feminas hujus seculi dirigi, atque *adversus utrosque* propterea aggravari debeat, quod *utrique* non tam *propriis* quam *alienis* capillis se exornent. L. c. S. 64.

(179) Man ſ. den Allgemeinen Litterar. Anzeiger von 1800, Nr 119, S. 1167.

(180) Verſuch einer hiſtoriſchen Schilderung der Reſidenzſtadt Berlin (Berlin 1792 gr. 8) 1ter Theil S. 161.

(181) Man ſ. Philanders von Sittewald ſatyriſche Geſichte 1ter Theil (Frankf. 1647. 12) S. 131.

(182) Der Ausdruck welſche *Haare* bedeutet überhaupt fremdes Haar. Die Franzoſen wurden damals oft in Deutſchland die *Welſchen* genannt, welche Benennung noch vor nicht gar langer Zeit in Straßburg und in den vordern Schweizerkantonen gewöhnlich war. Doch kann es ſeyn, daß die Kunſt Perrucken zu machen aus Mailand (man ſ. oben S. 76) nach Nürnberg gekommen und in Deutſchland verbreitet worden iſt, und daß der Namen welſches *Haar* hier Italiäniſches bezeichnen ſoll.

(183) Der Ausdruck von Diebshaaren beziehet ſich darauf, daß ſeit langer Zeit, ſchon bey Karl dem Großen, das *Haarabſchneiden* eine beſchimpfende Strafe war. (Man ſ. *Haltausii* Glossarium Germ. medii aevi T. 1 S. 577 v. *Harschar*. *Scherzii* Glossar. Oberlini T. 1 S. 613 v. *Haranscara*, *Harschar*, *Harenschar*; deßgleichen eine Abhandlung vom Beſcheeren des Hauptes als einer ehemals

üblichen Strafe, in den Hanöverſchen gelehrten Anzeigen vom J. 1753 Nr 103, 104.) Auch war es im 17ten Jahrh. in Frankreich noch üblich, die Diebe, welche nicht mit dem Tode beſtraft wurden, zu ſcheeren und zu ſtäupen. Noch itzt iſt auf den Freundſchaftsinſeln die Gewohnheit Diebe kahl zu ſcheeren. (Man ſ. Vancouvers Reiſen. Berlin 1799. 8. S. 94).

(184) *Seneca* de brevitate vitae. Cap. XII. Ed. Lips. 1770. T. I S. 238.

(185) »Les *tresses sur trois soies* furent trouvées: on les arrangeait en les cousant sur des rubans ou autres étoffes qu'on tendait et assemblait sur des têtes de bois.« In der oben angeführten Art du perruquier S. 4. — Man ſ. die Abbildung des Treſſirrahms, wo die Locken auf verſchiedene Art zwiſchen ſeidene Fäden eintreſſirt worden, ebendaſelbſt Pl. III.

(186) Man ſ. Dictionnaire du Commerce par *Savary* (Copenhague 1759) T. I. S. 1070.

(187) Barbiers-peruquiers suivant la cour.

(188) Barbiers-perruquiers-baigneurs, étuvistes; denn alle dieſe Gewerbe durfte ein franzöſiſcher Perruckenmacher treiben. Die Wundärzte durften auch barbieren, mußten aber gelbe meſſingene Becken aushängen, und durften ihre Barbierläden von außen nur roth und ſchwarz anſtreichen. Hingegen die perruckenmachenden Barbiere hatten weiße zinnerne Becken, und durften ihre Ladenthüren mit jeder andern Farbe zieren. Wer den Barbier de Seville geleſen hat, wird ſich erinnern, daß des Figaro Barbierladen blau angeſtrichen war.

(189) Die komiſch-ernſthafte dem Parlamente zu Paris im J. 1768 übergebene Deduktion des Rechts der Coeffeurs des Dames wider die Perruckenmacher, findet man deutſch überſetzt im Hannöverſchen Magazin vom J. 1770,

S. 850. — Es verdienen auch die Titel von zwey franzöſiſchen Büchern übers Haarfriſiren aufbehalten zu werden, welche einige Jahre zuvor von franzöſiſchen Friseurs - Peruquiers - Artistes herausgegeben wurden: 1) Nouvelle Encyclopédie Perruquière, ouvrage assorti à toutes sortes de têtes, par Mr *Beaumont*, erſchien zu Paris im J. 1761, und ward auch in Deutſchland nachgedruckt und überſetzt. Das Büchlein iſt bloß ſcherzhaft, und hin und wieder wird auf die Verfaſſer der großen Pariſer Encyklopädie geſtichelt. Indeß ſind doch auch darin in 44 Kupferſtichen 44 Friſuren der damaligen jungen Herren in Paris der Nachwelt aufbehalten worden. 2) Art de la coëffure des Dames, avec le traité en abrégé sur la façon d'entretenir et de conserver les cheveux naturels et les plans de largeurs des cheveux des faces, qu'il faut observer pour faire toutes sortes de coëffures, et *la façon de se coëffer avec les cheveux faux*, par le Sr *le Gros*, erſchien zu Paris im J. 1765 mit 33 Kupfertafeln, worauf 33 damalige Moden von Frauenzimmerfriſuren abgebildet ſind; und in den folgenden Jahren erſchienen Fortſetzungen. Der Sr le Gros nimmt die Sache viel ernſtlicher als der Sr Beaumont. Er errichtete ſogar in Paris eine *Académie de Frisure*, und ſetzt in ſeinem Buche ein *Système* de la Frisure des Dames ganz ernſthaft feſt, als nothwendig und allgemeingültig a priori, aus den innerſten ſich ſelbſt ſetzenden Grundſätzen der Friſirkunſt gezogen, welches Perrukenſyſtem aber freylich dem ungeachtet nicht länger gedauert hat, als auch die ſich ſelbſt ſetzenden philoſophiſchen Syſteme zu dauren pflegen. Man muß lächeln, wenn man die hochtrabende Selbſtgenügſamkeit bemerkt, womit der Sr le Gros von der Feſtigkeit ſeines Syſtems ſpricht, ſo ſtolz als kaum ein neueſter deutſcher Philoſoph.

Dennoch iſt das ſo feſt durch ſich ſelbſt geſetzte allgemein gelten ſollende Syſtem der Friſur des Sr le Gros längſt vergeſſen! Und er glaubte doch eben ſo gewiß daß ſich zehn Jahre nachdem ers ſchrieb alle gute Köpfe in Europa nach den allgemeingültigen Grundſätzen deſſelben friſiren würden, als Fichte öffentlich verſichert gewiß zu ſeyn, daß in zehn Jahren nothwendig alle gute Köpfe ſeiner unmaßgeblichen Meinung von der, außer der moraliſchen Weltordnung, nicht exiſtirenden Gottheit beypflichten müßten.* Des Sr le Gros hohe Weisheit hatte nicht vorausgeſehen, daß itzt ſchon eine Menge guter Köpfe gar keine Friſur verlangen oder bedürfen. Eben ſo wie des Hrn Fichte tiefe Weisheit nicht daran dachte, daß das ſich ſelbſt und die moraliſche Weltordnung durch ſich ſetzende reine Ich, ſo wie die objektiv-ſubjektive Naturwiſſenſchaft welche zugleich die höchſte Poeſie iſt, nebſt allen ihren aus der Idee aufs Objekt tendirenden Tendenzen, jetzt und in zehn Jahren zu entbehren ſind, da ihrer eigentlich niemand bedurfte, als ihre ſchwerfälligen Erfinder und ein Paar mitlaufende Kläffer.

(190) Man ſ. die Vorrede der ſchon mehrmals angeführten Art du Perruquier.

(191) Von dieſem ſein ganzes Leben hindurch intrigirenden Abbé de Riviere kann man in den Memoiren des eben ſo intriganten Kardinal von Retz und in den Mémoires d'Amelot de la Houssaye mancherley Nachrichten finden. Er ward bey dem Herzoge Gaſton von Orleans dadurch beliebt, daß er den Rabelais auswendig konnte, ward deſſen Günſtling, betrog und verkaufte ihn aber mehrmals, opferte ſeinem Eigennutze alles auf, ſchlug ſich in dem bürgerlichen Kriege der während der Minderjährigkeit K. Ludwigs XIV Frankreich zerrüttete und auch nachher, bald zu einer bald zu der andern Partey, ward

zwar beiden zuweilen nöthig aber immer verächtlich. Endlich, weil er ſich durch keine ſchimpfliche Abweiſungen und Erniedrigungen abhalten ließ immer wieder zu ſollicitiren, erhielt er durch Intriguen das Biſthum Langres. Seiner Erwerbung dieſes Biſthums hat Boileau eine Art von literariſcher Ewigkeit gegeben, welcher in einer Iten Satire folgendergeſtalt davon ſpricht:

— Que le sort burlesque en ce siecle de fer
D'un Pédant, quand il veut, sait faire un Duc et Pair ;
Ainsi de la vertu la fortune se joue.

Er genoß die Einkünfte ſeines Biſthums und einiger andern fetten Pfründen ſehr ruhig, bis an ſeinen Tod 1670. Er beſtimmte in ſeinem Teſtamente aus ſeinem reichen Nachlaſſe demjenigen 100 Thaler, der die beſte Grabſchrift auf ihn machen würde. Die allgemeine Stimme des ehrliebenden Publikums hielt folgende für die beſte: (Um den zweyten Vers zu verſtehen, muß man wiſſen, daß der Biſchof von ganz geringer Herkunft und der Sohn eines Schneiders war.)

Ci git un très grand personnage,
Qui fut d'un illustre lignage,
Qui posséda mille vertus,
Qui ne trompa jamais, qui fut toujours fort sage. —
Je n'en dirai pas davantage;
C'est trop mentir pour cent écus!

(192) Man ſ. Histoire des Perruques par *Thiers*, S. 332 ff.

(193) Daſelbſt S. 431 ff.

(194) Daſelbſt S. 432, 433. — Ich will hier ein abermaliges Beyſpiel anführen, wie ſehr unzuverläſſig die hiſtoriſchen Nachrichten des B. Deguerle ſind. Er berichtet in ſeinem Eloge des Perruques S. 7, daß Papſt Klemens IX die Perrucken verboten habe, und in den An-

merkungen S. 90 ſetzt er hinzu, die Bulle ſey vom Jahre 1668; ſo wie Papſt Urban VIII 26 Jahre vorher den Taback verboten habe. Wer ſollte nicht denken, ſo genau bezeichnete Nachrichten müßten richtig ſeyn? Auch findet ſich ein Verbot Papſt Urbans VIII, in den Kirchen Taback zu rauchen und zu ſchnupfen. Es iſt an das Domkapitel zu Sevilla im J. 1642 gerichtet, und ſteht im Bullar. magnum T. V, S. 363 abgedruckt. Aber unter Klemens IX und den nächſt vorhergehenden und nachfolgenden Päpſten iſt keine Spur von einem Verbote der Perrucken; und daß ein ſolches päpſtliches Verbot im J. 1668 nicht vorhanden geweſen ſeyn kann, davon iſt der ſicherſte Beweis, daß der eifrige Thiers daſſelbe noch im J. 1690 ſo ſehnlich wünſchte, und Paccichelli, Auditor einer päpſtlichen Geſandſchaft und Einwohner des rechtgläubigen Siciliens, im J. 1693 die geiſtlichen Perrucken nicht geradezu verdammt, wie er doch nothwendig hätte thun müſſen, wenn das Oberhaupt der Kirche vorher der Kleriſey verboten hätte Perrucken zu tragen.

(195) Man ſ. von Ludwig Gelehrte Anzeigen (Halle 1743. 4) S. 430.

(196) Dictionnaire de *Furetiere*. Ed. de la Haye 1727. fol. T. III im Artikel Perruque.

(197) Bullarium magnum. Ed. Luxemb. T. XIII. p. 157.

(198) Bullarium magnum T. VII p. 2da. S. 451. Bullarium Clementis XI P. M. Romae 1723 fol. S. 593.

(199) So gelinde bey der Curia Romana der Ungehorſam gegen das Verbot des Tragens der Perrucken wegkommt, ſo ſtreng iſt dieſe Curia gegen das Lotto. Durch eine Verordnung Benedikts XIII vom 12 Aug. 1727 wird daſſelbe in Rom und im ganzen Kirchenſtaate bey Straſe des Bannes verboten, in welchen alle die fallen ſollen, welche einſetzen, welche Lotteriebillette drucken oder aus-

geben, ja welche auch nur Lotterieliſten drucken; und zwar ſoll nicht einmal der päpſtliche Großpönitentiar, ſondern nur der Papſt ſelbſt den Bann aufheben können. Man ſieht hiedurch, daß der Papſt immer noch auch wegen weltlicher Dinge geiſtliche Strafen drohet. Aber die vielen katholiſchen Lotto-Einnehmer ſollten ſich doch mehr vor dem Kirchenbanne und vor dem daraus folgenden ewigen Feuer fürchten! Der größte Theil derſelben weiß wohl nicht einmal daß ſie gleich den Ketzern aus dem Schooße der Kirche ausgeſtoßen, und folglich ewig verdammt ſind.

(200) Man ſ. die Deutſche Encyklopädie XIIIter Thl. (Frft. a. M. 1788 Fol.) S. 643.

(201) In den Observatt. select. ad rem literariam spectantes T. VIII (Halae 1704. 8) S. 18 ff. iſt eine Obs. de Capillamentis, worin die Geſchichte der Perrucken ſehr unvollkommen und verwirrt erzählt wird. Doch werden die Geiſtlichen vertheidigt welche Perrucken tragen; nur heißt es: Abstineant capillamentis *grandioribus* et *in morem seculi* fabricatis. Das hätten ſich die beiden damals lebenden Generalſuperintendenten, beſonders Barkhaus, wohl merken müſſen! Warum übrigens den Geiſtlichen diejenigen Perrucken welche nicht modiſch ſind, eher erlaubt ſeyn ſollten, ſagt der Observator nicht.

(202) Man nannte im 17ten Jahrhunderte, wie uns Rango berichtet, in Berlin einen ſolchen ganz kleinen von der Naſenrinne entfernten Knebelbart (dergleichen König Ludwig XIV und ſein Nachahmer unſer König Friedrich I trug) einen 101 Bart. Man rechnete nämlich jedes kleine Zwickelbärtchen auf den Seiten für Eins, und in der Mitte war Nichts = 0.

(203) Auf dem eigenen Haare ward gewöhnlich eine Kalotte getragen, zuweilen auch ſogar auf der Perrucke. Da

ſollte ſie vermuthlich das ehemals in katholiſchen Zeiten übliche Zeichen der Platte oder Tonſur bedeuten. So trugen vor 40 oder 50 Jahren, vielleicht auch noch jetzt, alle proteſtantiſche Prediger in Danzig und in der Gegend, ein rundes Fleckchen ſchwarzen Sammet, 2—3 Zoll im Diameter, auf ihrer Perrucke.

(204) Im ſüdlichen proteſtantiſchen Deutſchlande und in der Schweiz iſt man von dem Vorurtheile daß ein Prediger und Schulmann eine Perrucke tragen müſſe, früher zurückgekommen. Daſelbſt trugen ſchon vor zwanzig Jahren mehrere proteſtantiſche Prediger ihr eigenes Haar. In Genf und Neufchatel gingen die Geiſtlichen oft mit Zöpfen.

(205) König Karl II iſt auf mehreren Bildniſſen in einer großen Perrucke abgebildet. Als er nach der Schlacht bey Worceſter floh, ſchnitt er ſeine Haare kurz ab, und zog ein grobes Bauerkleid an, um ſich unkenntlich zu machen. Hernach, da er das Bauerkleid ausziehen mußte um zu Briſtol ſich einzuſchiffen, ſetzte er eine Perrucke auf. Er hatte alſo ſeine Sicherheit und vielleicht ſein Leben einer Perrucke zu danken, und unterſchrieb doch ein Geſetz daß die Geiſtlichen keine Perrucke tragen ſollten, und trug zugleich ſelbſt eine! Doch freylich er hatte nur für die königliche Würde, nicht für die geiſtliche zu ſorgen.

(206) Vielleicht theile ich künftig einmal, aus einer im J. 1798 in England erſchienenen humoriſtiſchen Reiſe eines Hrn Woodward durch England, Abbildungen von engländiſchen Univerſitätstrachten — freylich ein wenig in Karrikatur — mit.

(207) In England wird in der Pöbelſprache eine ſtattliche Perrucke a bull (ein Bulle) genannt, vermuthlich von der Dicke der Friſur ſolcher feyerlichen Weiſenperrucken;

ſo wie man ein rundes völliges Geſicht a bull-chin nennt, und ſo wie das perſonificirte dickköpfige und breitſchultrige engländiſche Volk John Bull heißt.

(208) Man ſ. Hogarths Zergliederung der Schönheit (Berlin 1754. gr. 4) S. 19. — Ein gewiſſer Dr. Philipp Withers zu London, ehemaliger Kaplan der Herzoginn von Hereford, gab im J. 1789 über die vorgegebene Verbindung des Prinzen von Wales mit der Lady Fitzherbert eine Schrift heraus, Nemesis or a Letter to Alfred, welche hin und her mit vieler Laune und Drolligkeit geſchrieben, aber freylich auch ſehr anſtößig iſt. Dieſer Schrift wegen ward er als Verfaſſer eines Pasquills in dem Gerichte King's Bench angeklagt (wobey der berühmte Erskine die Sache der Lady Fitzherbert führte), und er ward zu einigen Jahren Gefängniß in Newgate verdammt, wo er aber im folgenden Jahre ſtarb. In dieſe Schrift und ihrer Apologie hat er die Amtsperrucke des Lords Thurlow auf die ſeltſamſte Art hineinzubringen gewußt. Er ſagt: »Es gehört zu der Würde »eines Großkanzlers von England eine ungeheure Perrucke aufzuſetzen, wodurch die Ideen von Weisheit, »Gravität und nachdrücklicher Eloquenz erregt werden. »Nehmt nun einmal des Großkanzlers Staatsperrucke »und ſetzt ſie auf des Herzogs von Cumberland Haupt! »Wie würde ſich das ſchicken?« — Ferner: »Was würden die Zuſchauer ſagen, wenn der Großkanzler ſeine »Perrucke abwürfe, und kahlköpfig vor der ganzen Verſammlung ſäße? — Ich will Ew. Herrlichkeit Vertheidigung übernehmen. Wenn dieß geſchähe, ſo iſt's nicht »ein Eingriff in die Rechte der Natur. Auch hat die »Natur mit der unermeßlichen Laſt fremder Haare nichts »zu thun, welche die Gewohnheit Ihnen befiehlt bey gewiſſen Gelegenheiten aufzuſetzen. Sokrates oder ein

„chineſiſcher Philoſoph möchte ſich wohl gar einbilden, „Sie wären in Ungnade und müßten dieſe Laſt zur „Strafe tragen. Dennoch würden Ew. Herrlichkeit äußerſt gekränkt ſeyn, wenn ein Zufall Sie in Gegenwart „des Königs und ſeines Hofes Ihrer Perrucke berauben „ſollte. Aber Mylord, warum wollten Sie über einen „ſo unbedeutenden Zufall, daß Ihre Perrucke in Unordnung käme oder verloren ginge, erröthen? Ueber einen „moraliſchen Verluſt muß der Menſch ſich ſchämen, und „wenn ſein häßlicher Charakter entblößt da ſteht.“ u. ſ. w.

(209) Man ſ. die erſte Tafel der Kupfer zu Hogarth's Zergliederung der Schönheit.

(210) Man ſ. Oelrichs Erläutertes Kurbrandenburgiſches Medaillenkabinet zur Geſchichte Friedrich Wilhelms des Großen (Berlin 1778. 4), Nr X — XI. Zwar findet man den Kurfürſten auch auf ſpätern Münzen mit langen natürlichen Haaren vorgeſtellt, aber entweder ſind die Stempel früher gemacht, oder die auswärtigen Stempelſchneider haben früher gemalte Bilder vor ſich gehabt.

(211) Man ſ. z. B. Oelrichs am ang. O. Nr V.

(212) Oelrichs am ang. O. Nr XXI. Die Kurfürſtinn Dorothea trug im J. 1688 ſehr ähnliche Locken. Man ſ. bey Oelrichs Nr XXX.

(213) Zwölf Jahre darauf, im J. 1677 ward ein kurfürſtlicher Perruckenmacher und Tanzmeiſter ſchon in der Kopfſteuer mit 8 Rthlr angeſetzt, wogegen ein Hofmedikus und Hofbuchdrucker nur 6 Rthlr zahlten. (Man ſ. *Mylii* Corp. Const. March. Th. IV Abth. V, Kap. 1 S. 4). Alſo mußte man doch damals ſchon das Gewerbe Jener für ſehr einträglich halten.

(214) Man ſ. *Mylii* Corpus Const. marchic. Th IV Abth. V. S. 266 ff.

(215) Wegen der Perruckenpacht ſ. man Mylius am ang. O. S. 270 ff.

(816) Dieſe Abgaben waren nicht gering. Es koſtete damals ſehr oft eine Staatsquarreeperrucke einem Staatsmanne oder Hofbedienten 50 Rthlr und mehr. Die wenigſten wurden im Lande gemacht; die beſten d. h. die gröſten Perrucken verſchrieb man aus Paris, wo zufolge der Pariſer groſen Encyclopédie (Artikel Perruque) eine Staatsperrucke bis 1000 Thaler koſtete, und von woher damals in Deutſchland alles verſchrieben ward. Die Mutter des als Dichter berühmten Hrn von Caniz verſchrieb ſich ſogar von daher einen Ehemann (einen Hrn de Brinboc), wie Friedrich der Groſe in den Memoires de Brandebourg (Oeuvres T. I S. 415) berichtet. Noch im J. 1713 wurden zum Behuf des Leichenbegängniſſes König Friedrichs I, über 2000 Ellen ſchwarzes Tuch aus Holland und eine verhältnißmäßige Menge ſchwarzer Flor, wer weiß woher, für den Hof mit der Poſt verſchrieben. Dieß war wenigſtens in Abſicht auf das Tuch die letzte landverderbliche Ausgabe dieſer Art, welche K. Friedrich Wilhelm I zuließ. Denn ſofort im J. 1713 ward in Berlin das Lagerhaus errichtet, aus welcher groſen Wollenmanufaktur bereits im J. 1716 die ganze preuſiſche Armee gekleidet ward, die doch damals ſchon über 30,000 Mann ſtark war. Noch bis jetzt ſind wir thöricht genug darauf zu beſtehen, daß wir unſere Todten mit ſchwarzem Krepflor betrauern wollen, der nicht im Lande gemacht werden kann; da wir doch, wenn getrauret werden muß, füglich mit einem Stückchen ſchwarzem Bande trauren könnten. Noch ſind wir nicht ſo klug wie die Engländer, die ſchon ſeit länger als 80 Jahren die Todten in Wolle kleiden, um auswärts weniger Leinwand zu kaufen.

(817) Merkwürdig iſt, daß unter den Urſachen warum die verpachtete Steuer auf den Werth der Perrucken auf-

gehoben werden, auch angeführt wird: »Die vielen Klagen welche die Perruckenmacher darüber geführt, indem ſie auswärts auf denen Frankfurter und Leipziger Meſſen ihre Perrucken ſo wohlfeil nicht ausbringen noch verkaufen können, wie andere, weilen ſie hier 6 pro Cent an Impost dafür bezahlen müſſen.« Es war alſo damals das Perruckenmachen in Berlin ſchon ein beträchtliches Gewerbe geworden, woraus ein Abſatz auf auswärtigen Meſſen entſtand.

(218) In England iſt jetzt, den Zeitungen zufolge, da die Pudertaxe weniger einbringt, indem viele den Puder abſchaffen, im Werke, eine ſtarke Taxe auf die männlichen und weiblichen Perrucken zu legen. Ob ſie auch geſtempelt und die Stempel von beſondern Viſitatoren nachgeſehen, und ob die Perrucken des Großkanzlers, des Lord Mayors zu London, der Richter und der Biſchöfe werden von der Taxe ausgenommen werden, ſo wie die gepuderten Köpfe der Officiere von der Pudertaxe, läßt ſich noch nicht ſagen.

(219) Man ſ. *Mylius* am ang. O. IV Th. IIIte Abth. 2tes Kap. S. 211. Durch eben dieſes Edikt wurde verordnet: »daß im Königreiche Preußen und allen übrigen Landen auf jedes Paar Schuhe, Stiefeln, Pantoffeln und Strümpfe, wie auch jeden Hut, Ein guter Groſchen Acciſe geleget werden ſoll.« Alle dieſe Stücke ſollen mit »zwey unterſchiedenen Stempeln, davon einen der Acciſe-Einnehmer, den andern aber der Pachter oder Controlleur in Verwahrung haben ſoll, geſtempelt werden.« Man war nehmlich damals Willens die ganze Acciſe zu verpachten, welches aber glücklicher Weiſe nicht zu Stande kam. Der Pächter hätte *Rats de cave pour perruques* und *pour chapeaux*, nebſt Schuh- und Strumpfriechern zu beſtellen nöthig gehabt.

(220)

(220) Die ſtattliche Größe der Perrucke, welche K. Friedrich Wilhelm I. er der nachher ſo ſimpel in ſeinem Anzuge einher ging, als Kronprinz tragen mußte, iſt auf der in Kupfer geſtochenen Leichenbegleitung ſeiner Mutter der Königinn Sophia Charlotta Nr 48 zu ſehen. In eben dieſer ungeheuer großen Perrucke erſcheint er auch noch, als König, auf der in Kupfer geſtochenen Leichenbegleitung ſeines Vaters K. Friedrichs I Nr 101. Dieſes feierliche Leichenbegängniß geſchah im May 1713, alſo trug er wenigſtens noch drey Monate als König das ungeheure Perruckengebäude auf dem Kopfe. Ueberhaupt geben die Kupferſtiche dieſes Leichenbegängniſſes eine lebhafte Anſicht vieler damaligen Trachten und Gewohnheiten. Alle Hofbediente haben noch ſehr große Perrucken auf: ſogar die Lakaien (die man an den Achſelbändern erkennt, und daran daß ſie mit unbedecktem Haupte gehen) erſcheinen noch in dicken Alongeperrucken mit hohen Devans à la Fontange; ein Lakai des einen der ſechs übriggebliebenen den König begleitenden Kammerherren hat ſogar eine tüchtige Knotenperrucke auf. Die Kammerherren ſelbſt haben, ſo wie alle Miniſter und hohe Hofofficianten, ſehr große Quarreeperrucken, der Kammerherrenſchlüſſel ward damals nicht wie jetzt hinten am Rockſchooße, ſondern über der Taſche des Rocks auf der rechten Seite getragen, vermuthlich damit er der rechten Hand zum Aufſchließen näher wäre. Alle Offiziere der die Haye machenden Infanterie und der den Leichenzug eröffnenden und ſchließenden Kavallerie haben Alongeperrucken oder Knotenperrucken, die Generale aber, welche alle im Leichenzuge folgen, Quarreeperrucken. Die gemeinen Dragoner und Reiter haben theils runde Haare, theils die Haare aufgeſchlagen, theils auch kleine gedrehte Zöpfe, einer ſo, der andere ſo. Bey dem An-

ſpachſchen Dragonerregimente bemerkt man, daß bey dem Einen Bataillon jeder Dragoner an einem ſchmalen Riemen von der rechten zur linken Seite ein Pulverhorn, und jeder gemeine Mann des andern Bataillons auf gleiche Art eine kleine Patrontaſche hat, vermuthlich zu den Piſtolen, welches ſich bey den andern Kavallerieregimentern nicht findet. Der Oberſte oder Chef jedes Kavallerieregiments ließ vor den Pauken des Regiments ein mit einer Tigerdecke geziertes Paradepferd, durch einen Reiter mit in die Proceſſion führen. Die Infanterie ſteht vier Mann hoch, ſie hat ſehr vollſtändige lange Röcke und Weſten an, auch die Patrontaſchen ſind viel länger, gehen bis 8 Zoll übers Knie. Man bemerkt keine Bajonette neben dem Säbel, die Officiere der Garden zu Fuß haben lange Röcke mit doppelten Treſſen verbrämt, die Röcke der Infanterie-Officiere ſind zugeknöpft und die Scherpen über den Rock um den Leib geſchlagen. Die Grenadiere tragen ſchon die bis vor kurzem bey der preußiſchen Armee gewöhnlichen ſpitzen Grenadiermützen, nur die Zimmerleute des letzten Grenadierbataillons haben Turbane auf den Köpfen. Die Schweizergarde, in Trauer gekleidet, ging neben dem Leichenwagen, umgab aber nicht, wie bey dem vorigen königlichen Leichenbegängniſſe, den neuen König: zum Zeichen, daß ſich jetzt ihr Dienſt nur auf den Verſtorbenen erſtrecken ſollte, wie ſie denn auch gleich nachher abgedankt wurde.

(221) Die von dieſem Könige vom J. 1718 an geſchlagenen Dukaten die ſein Bildniß mit einem Zopfe haben, wurden wegen dieſer an einem Könige ganz neuen Simplicität in vielen deutſchen Ländern mit Verwunderung betrachtet, und erhielten den Namen Schwanzdukaten.

(222) Ein Geheimer-Juſtizrath in Berlin war unter den hieſigen königlichen Räthen der letzte, der eine Quérre-

perrucke trug; doch nur hauptſächlich bey feierlichen Gelegenheiten. Nächſtdem war die Knotenperrucke eines franzöſiſchen Obergerichtsraths die größte, und dauerte wohl bis zu Ende des ſiebenjährigen Krieges.

(223) Man ſ. oben die 189ſte Anmerkung.

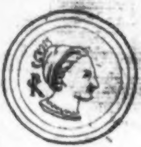
(224) Man ſ. Lettre de Me de Sevigné au Président Damoulceau du 20 Octob. 1687, in dem Recueil des Lettres de Me *de Sevigné* (Dresde 1782 gr. 12) T. X S. 21.

Zuſatz zu S. 106.

Zu den neueſten Perruckenbegebenheiten gehört auch folgende. Die Republik Venedig ließ die ihr gehörigen Inſeln im mittelländiſchen Meere jede von einem Proveditore regieren, welche obrigkeitliche Perſonen, ſo wie die Senatoren in Venedig ſelbſt, von Amtswegen ſehr große Perrucken trugen. Als die Emiſſarien der franzöſiſchen Republik die Einwohner dieſer Inſeln aufzuwiegeln ſuchten, und unter andern in der Inſel Zante, bey dem im J. 1798 errichteten Freiheitsbaume, der Pöbel aufgehetzt ward alle Zeichen des Adels und der Ariſtokratie zu verbrennen, wollte der Proveditore durchaus nicht ſeine Perrucke hergeben, »wenn ihm nicht dreiſſig Zechinen erſetzt würden, welche ſie ihm gekoſtet hatte.« Er hielt wirklich ſeine Amtsperrucke feſt verſchloſſen, bis ein Perruckenfeind unter den Umſtehenden ihm eine Obligation gab, die 30 Zechinen in 24 Stunden zu zahlen. Da ward die Perrucke geholt und verbrannt, die Perrucke, welche über Neunzig Thaler unſers Geldes gekoſtet hatte. Man ſ. Voyage de Dimo et Nicolo Stephanopoli en Grèce pendant les Années V et VI (Paris gr. 8) Tom. I S. 93.

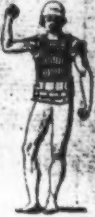
Taf. I.

No. 1.



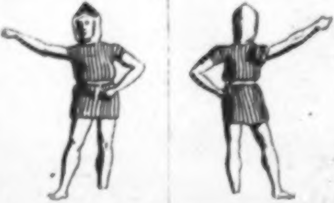
Aus Gronovii Thesaur. Antiq. Graec.
T. I. [illegible]

No. 2.



Aus dem Recueil de Caylus T. I. [illegible]
Fig. I.

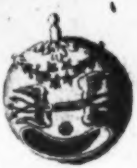
No. 5. No. 6.



Aus dem Recueil de Caylus T. VII. Pl. XLVIII Fig. V. VI.

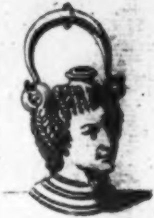
Taf. II.

No. 5.



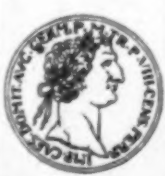
Aus [illegible] Thesauro vom XV. [illegible]
Fig. I.

No. 6.



Aus [illegible] Thesauro vom XV. [illegible]
Fig. II.

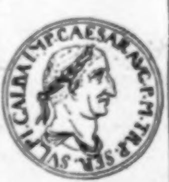
No. 7.



IMP. CAES. DOMIT. AVG. GERM. P. M. TR. P. VIII. CENS. PERP.

Aus Antonio Patini P. [illegible]

No. 8.

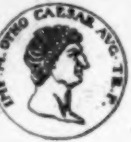


SER. SVLPI. GALBA IMP. CAESAR AVG. P. M. TR. P.

Aus Antonio Patini P. [illegible]

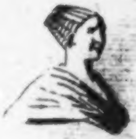
Fig. III

No 9


IMP·M·OTHO CAESAR AVG·TR·P·

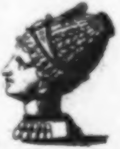
Ex [illegible] p. [illegible]

No 10



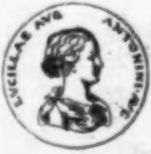
Ex Recueil de Caylus T I [illegible] fig I.

No 11



Ex Recueil de Caylus T I LXXXIV fig III

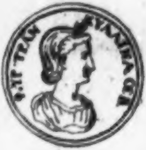
No 12


LVCILLAE AVG ANTONINI·AVG·F

Ex [illegible]

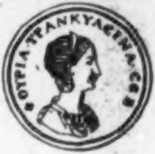
Tab. IV.

No. [illegible]


ΤΡΑΝ
ΥΛΛΙΝΑ CEB

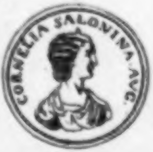
Ex O. Sperlingii [illegible]

No. [illegible]


ΟΥΡΙΑ·ΤΡΑΝΚΥΛΛΙΝΑ·CEB

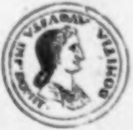
Ex [illegible] Imp. No. [illegible]

No. [illegible]


CORNELIA SALOVINA AVG.

Ex [illegible] Imp. N° [illegible]

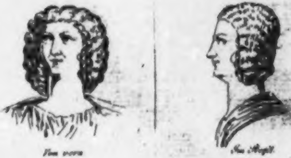
No. [illegible]



Ex [illegible]

Taf: V.

No. 17. No. 18.



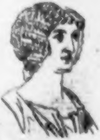
Von vorn

Im Profil

Brustbild einer römischen Matrone.

Im Königl. Garten zu Sans Souci. Wovon man den ganzen
Haarputz abnehmen kann.

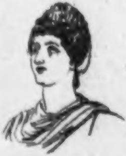
No. 19.



Plautilla.

Aus des Visconti Monumenti Gabini.

No. 20.

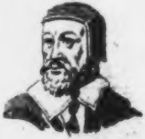


Brustbild einer unbekannten römischen Dame.

Aus des Visconti Sculture del Palazzo della Vil
la Borghese.

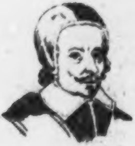
Taf. VI.

No. 21



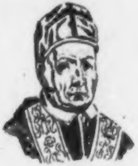
Valentin. Erythraeus.

No. 22



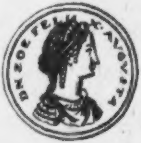
Innocens XI. Pont. Max.

No. 23



Benedict XIII. Pont. Max.

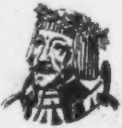
No. 24


DN ZOE FELIX AVGVSTA

Aus O. de Strada Vitae Imperatorum
No. 578.

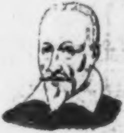
Taf: VII.

No. 25



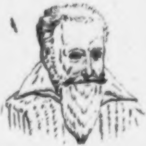
Ullrich v. Hutten.

No. 26



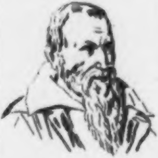
Lorenz Pignorius.

No. 27



Julius Caeſar Scaliger.

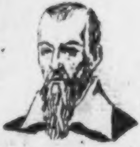
No. 28



Joſeph Juſtus Scaliger.

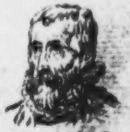
Taf. VIII.

[illegible]



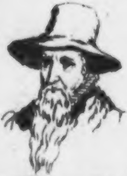
Isaac Casaubonus

[illegible]



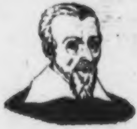
Justus Lipsius

[illegible]



Theodor de Beza

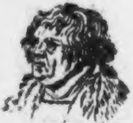
[illegible]



Sebastian Castalio.

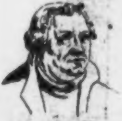
Taf. IX

[illegible]



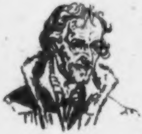
Bilibald Pirkheimer.

[illegible]



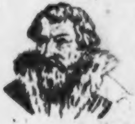
D. Martin Luther.

[illegible]



Philipp Melanchthon.

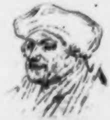
[illegible]



Johann Mathesius.

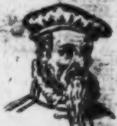
Taf. X

№ 57



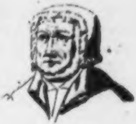
Erasmus v. Rotterdam

№ 58



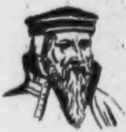
Hieronymus Wolfius

№ 59



Johann Agricola
Hofprediger und Generalsuperintendent in
Berlin im sechzehnten Jahrhundert

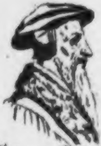
№ 60



Joachim Camerarius

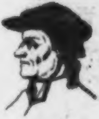
Taf. XI

No. [illegible]



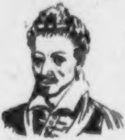
Johann Calvin.

No. [illegible]



Ulrich Zwingli.

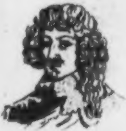
No. [illegible]



Heinrich III.

König von Frankreich und Pohlen

No. [illegible]

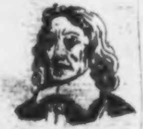


Ludwig XIII.

König von Frankreich

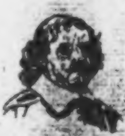
Tab. XI

33 65



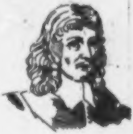
Claudius a Salmasius.

33 66



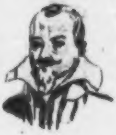
Daniel Heinsius.

33 67



Johann Seldenus.

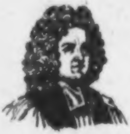
33 68



Johann Meursius.

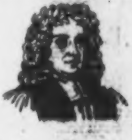
Taf. XIII.

No. 49



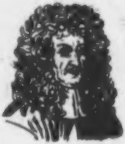
Johann Tillotson

No. 50



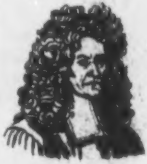
Edward Stillingfleet

No. 51



Joh. Ludw. Fabricius

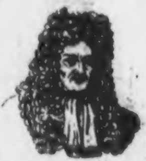
No. 52



Fried. Spanheim.

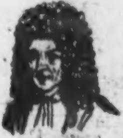
Taf. XIV

[illegible]



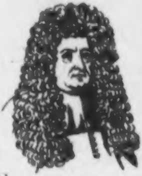
Fried. Ulrich Calixtus

[illegible]



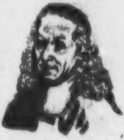
Heinrich Rixner

[illegible]



Hermann Barkhaus

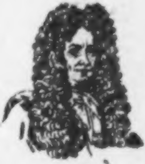
[illegible]



D. Philip. Jacob Spener

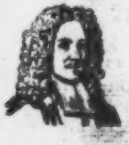
Taf. XV.

No. 87.



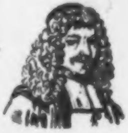
D. Johann Simonis

No. 88.



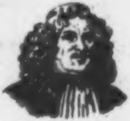
Joh. Paul Astmann

No. 89.



Johann Frierch.

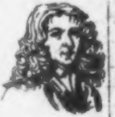
No. 90.



D. Johann Rigelmann

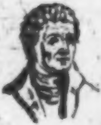
Taf. XVI

No. [illegible]



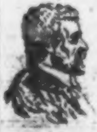
Peter Bayle

No. [illegible]



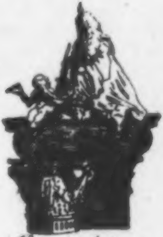
Johann Reuchlin

No. [illegible]

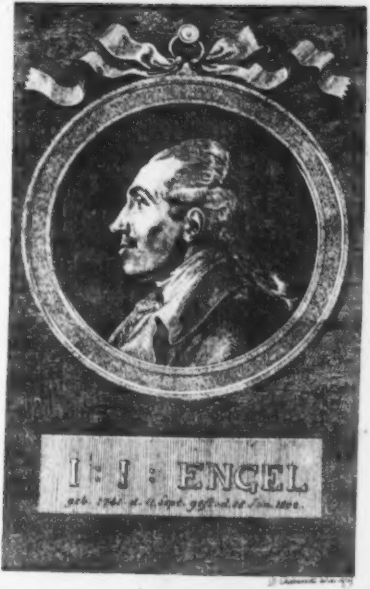


[illegible]

No. [illegible]



Die Perruckensäule aus Hogarth


I: J : ENGEL
geb. 1741 d. 11 Sept. geſt. d. 28 Jun. 1802.

Gedächtnißſchrift

auf

Johann Jakob Engel.

Von

Friedrich Nicolai.

Berlin und Stettin,
1806.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorbericht.

Die nachfolgende Gedächtnißſchrift auf meinen für die deutſche Literatur und für ſeine Freunde viel zu früh verſtorbenen Freund ward in der öffentlichen Verſammlung der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften und Künſte im J. 1803 am 4ten Auguſt vorgeleſen, und iſt auch in der Sammlung der deutſchen Schriften der Akademie abgedruckt. Ich habe indeß für gut gehalten, ſie auch beſonders drucken zu laſſen, um ſie mehr zu verbreiten, da Engels Andenken dem deutſchen Publikum mit Recht ſo werth iſt.

Bey dieſem Abdrucke ſind mancherley kleine Veränderungen und Zuſätze gemacht, auch in den Anmerkungen einige Anekdoten beygefügt, welche vielleicht den Verehrern Engels nicht unangenehm ſeyn werden. Auch iſt das Bildniß des Verſtorbenen vorgeſetzt, von dem berühmten Daniel Chodowiecki, welches Engel'n ſehr charakteriſtiſch vorſtellt, wie er in jüngern Jahren freundlich ausſah. Berlin den 20ſten März 1806.

Gedächtnißſchrift
auf
J. J. Engel.

Johann Jakob Engel ward geboren zu Parchim im Meklenburg den 11ten September 1741. Sein Vater war daſelbſt Prediger, ein Mann ſtreng moraliſch aber heitern Geiſtes, allgemein geachtet wegen ſeiner Einſichten und Redlichkeit. Er war ein vertrauter Freund des Satyrikers Liſkov [1], bis an deſſen Ende, und unterhielt mit ihm einen freundſchaftlichen Briefwechſel.

Engel ward im zwölften Jahre nach Roſtock auf die Schule geſchickt. Vom Jahre 1758 an ſtudirte er auf der dortigen Univerſität, und in den Jahren 1762 und 1763 auf der Univerſität Bützow.

Er ſollte nach dem Willen ſeiner Aeltern ſich der Theologie widmen, und hatte ſchon öfter gepredigt, wozu er auch viel Talent beſaß. Aber es herrſchte in ſeinem Vaterlande die elendeſte pietiſtiſche Orthodoxie; beſonders ward damal ein gewiſſer jetzt ganz vergeſſener Profeſſor Zachariä in Roſtock und in Bützow für einen großen Aus [illegible] erhalten. Der Vortrag dieſes Mannes, angefüllt mit frommklingenden Spielereyen und hartherzigen Verdammungen, mißfiel Engel'n ſehr. Er vernachläſſigte daher in Bützow beynahe ganz die theologiſchen Vorleſungen, und beſuchte dagegen mit größtem Eifer die mathematiſchen und philoſophiſchen des berühmten Tetens, worin ſein Geiſt Nahrung fand; und ſo entſtand in ihm eine gänzliche Abneigung gegen das theologiſche Studium.

Entwicklung der Wahrheit durch eigenes Nachdenken war ihm Bedürfniß geworden, aber er fühlte auch einen Trieb, ſich durch Gedankenwechſel mit gebildeten Freunden ſelbſt weiter auszubilden. Da es ihm, wie er immer erzählt hat, in ſeinem Vaterlande gänzlich an Gelegenheit dazu fehlte, und er nach dem Tode ſeines Vaters mehr Herr ſeiner eigenen Beſtimmung ward, auch ſeine gütige noch lebende Mutter immer ſeinen Wünſchen zuvorzukommen pflegte; ſo begab er ſich im December des J. 1765 nach Leipzig. Er beſuchte da wenig oder gar keine Vorleſungen. Kollegien hören nennt man gewöhnlich Studieren; aber er ſtudierte im edlern Sinne des Worts.

An das Studium deſſen was zur Theologie gehört, dachte er nun gar nicht mehr. Er wendete ſeine Muße zuerſt an, um ſich in der griechiſchen Sprache, und zugleich in den neuern Sprachen, beſonders in der engliſchen und franzöſiſchen, recht feſtzuſetzen, und übte in Leipzig noch mehr ſeine Fertigkeit im Lateiniſchſprechen, wozu er ſchon in Bützow den Grund gelegt hatte. Darauf folgte bey ihm ein eifriges Studium der beſten alten und neuern Schriftſteller, der Philoſophen, der Kritiker, der Dichter, der Geſchichtſchreiber; wodurch er ſich viele ächtgelehrte Kenntniſſe erwarb, und ſowohl ſeinen Geſchmack als ſeine Beurtheilungskraft bildete. Beſonders wendete er großen Fleiß auf die Geſchichte der Philoſophie: denn er ſah ſehr wohl ein, daß in der Philoſophie, wie in der Theologie, die Kenntniß des Urſprungs und der verſchiedenen allmählichen Entwickelungen der Lehren hauptſächlich den Weg zur richtigen Kenntniß und Beurtheilung der Lehren ſelbſt bahne. Unter allen Philoſophen, deren Syſtem er zu erforſchen ſuchte, ſtudirte er am meiſten den Platon. Aber nicht deſſen hyperphyſiſche Träumereyen, die eine ſelbſtgefällige Sekte jetzt gern wieder zur Philoſophie erheben möchte, zogen ihn an; ſondern Platon's ſeine Art Begriffe zu entwickeln, deſſen treffend glückliche Beyſpiele aus der wirklichen Welt, die Anordnung, die einfache Zierlichkeit ſeiner dialogiſchen Schreibart, ſuchte er ſich eigen zu machen: und es gelang ihm.

Jedoch ſtudirte er nicht bloß in Büchern, durch welches einſeitige Studium ein geiſtvoller junger Mann, ſelbſt wenn er viel Gelehrſamkeit dadurch erlangt, ſo leicht zur Einſeitigkeit, zur Rechthaberey, zum Mangel der Urbanität geführt wird; ſondern ſein gelehrtes Studium ſowohl, als ſeine Menſchenkenntniß, ward lebendiger durch den Umgang mit merkwürdigen und vorzüglichen Menſchen aus allen Ständen, welche in einer Stadt wie Leipzig, die als Univerſität und als Handelsſtadt gleich berühmt iſt, ſich beſtändig zuſammen zu finden pflegen. Er kam bald in Verbindung mit Leipzigs verdienteſten Gelehrten und Künſtlern, mit einem Erneſti, Weiße, Zollikofer, Müller, Adelung, Platner, Huber, Oeſer, Hiller, und ſie wurden ſeine wahren Freunde, ob er gleich jünger an Jahren war. Auch ſuchten mehrere dort ſich aufhaltende Standesperſonen und einſichtsvolle Kaufleute, desgleichen faſt alle Ausländer, welche ſich in Leipzig der deutſchen Sprache wegen, oder ſonſt um nützliche Kenntniſſe zu erwerben, aufhielten, ſeine Bekanntſchaft. Ich nenne unter den letztern nur den Herrn Cacault, vor kurzem noch franzöſiſchen Geſandten zu Neapel und zu Rom, und zuletzt Senator zu Paris (2), den Ueberſetzer von Ramlers Oden, welcher zur Erlernung der deutſchen Sprache damal nebſt einigen andern gelehrten Franzoſen in Leipzig verweilte. So erweiterte ſich, durch Umgang mit Menſchen von mancherley Art, Engel's Geſichtskreis bis zur Kenntniß und Betrachtung der wirklichen Welt, ohne daß der Kreis ſeiner gelehrten Studien dadurch wäre verenget worden. Vielmehr konnte ſich durch einen ſolchen Umgang nach und nach in ſeinem Gemüthe der feine Sinn für Anſtändigkeit, Richtigkeit, Deutlichkeit, Präciſion und Eleganz des Ausdrucks bilden, wodurch ſeine Schriften vor vielen andern ſo ſehr ausgezeichnet ſind.

Beſonders wurden ſeine Einſichten dadurch vermehrt, und ſeine Beurtheilungskraft geſchärft, daß er ſich zugleich mit dem nachher ſo berühmt gewordenen Garve in Leipzig aufhielt, ſo wie auch Garve Engel'n ungemein viel zu danken hatte. Jener, nur ein Jahr jünger, ward bald dieſes vertrauter Freund, und blieb es bis an ſein Ende. Sie waren in Abſicht auf perſönlichen Charakter ganz verſchieden, aber ſich gleich an eifriger Wißbegierde; daher fand zwiſchen ihnen in Abſicht auf ihre Studien eine ſo innige Verbindung Statt, daß wer beide Jünglinge zur Zeit ihrer erſten Bildung kannte, ſich die des Einen nicht ohne die des Andern denken kann; denn dieſe Freunde hatten beſtändigen wechſelſeitigen Einfluß auf einander. Beide ſuchten den Umgang gebildeter Menſchen, obgleich Engel mehr Neigung zur Geſelligkeit hatte. In Beiden war eine vorzügliche Fähigkeit Ideen ſchnell zu faſſen. Beide beſaßen mehr Scharfſinn als Tiefſinn. In Beiden wohnte unverfälſchte Wahrheitsliebe, mit Offenherzigkeit und Güte des Herzens in gleichem Maße vereinigt. Beide hatten Hang zur Spekulation, welche aber Beide nicht zu einem Spiele mit ſchwankenden und ſpitzfindigen Begriffen zu mißbrauchen, ſondern mit möglichſter Deutlichkeit auf wahrhaft nutzbare Weiſe anzuwenden trachteten. Beide hatten gleiche Liebe zur griechiſchen Sprache, daher die Werke des Platon lange Zeit ihr gemeinſchaftliches Studium waren. Bey ihren täglichen Zuſammenkünften pflegte ihr einſames Nachdenken gewöhnlich in wechſelſeitige lebhafte mündliche Argumentationen auszubrechen. Beide waren von Natur beredt, Garve etwas ernſthafter und ſchwerfälliger, Engel lebhafter und unterhaltender. Beide ließen ſich von einer einmal gefaßten Idee durch die Argumentation des Andern nicht leicht abbringen; daher dauerte oft ihr intereſſanter Disput Stunden lang, auch in Gegenwart eines Dritten und Vierten. Vielleicht legte dieſe den beiden Jünglingen eigene Geläufigkeit im Argumentiren, und daß ihre Freunde ſie beide gern hören mochten, den Grund zu der Gewohnheit, die man noch in reiferm Alter an Beiden bemerkte, daß ſie ſich in Geſellſchaft des Geſprächs allein zu bemächtigen ſuchten. Engel'n ward dies noch lieber nachgeſehen, da er, vermöge ſeines natürlichen Witzes und ſeines Umgangs mit Menſchen verſchiedener Art, mannichfaltigere Ideen entwickelte, das Geſpräch leichter zu beleben wußte, und ſeltner in den etwas trocknen Lehrton verfiel, durch den Garve'ns Geſpräche, auch wenn ſie an ſich intereſſant waren, in gemiſchter Geſellſchaft nicht ſelten etwas läſtig wurden, ſogar, wenn ſeine Abſicht war, angenehm zu unterhalten. [3].

Bey der gelehrten Muße, welche ſo viel zur Bildung Engel's beytrug, dachte er doch zuweilen daran, ſich um ein Amt zu bewerben; auch mag er wohl von Hauſe aus daran erinnert worden ſeyn. An eine Predigerſtelle ließ ſich bey der ganz veränderten Richtung, welche ſeine Studien und ſeine Lebensart nunmehr genommen hatten, nicht denken. Zum Univerſitätsleben hatte er keine eigentliche Neigung; indeß, da ſich ihm keine andere Ausſicht öffnete, und da ſein Freund Garve im J. 1768 eine außerordentliche Profeſſur der Philoſophie zu Leipzig erhielt, ließ er ſich bereden, im J. 1769 daſelbſt auch Magiſter zu werden, um die nämliche Laufbahn einſchlagen zu können. Er entſagte aber dieſem Gedanken völlig, nachdem Garve anfing Kollegien zu leſen, und darin nicht glücklich war; denn dieſer ſcharfe Denker hatte eben nicht die Gabe, ſeinen Vortrag der Jugend intereſſant und verſtändlich zu machen. Es war Garve'n faſt nicht möglich, ſich bloß an die Ordnung des Kompendiums einer Wiſſenſchaft zu halten, ſondern er folgte lieber eigenen Ideen die ſich ihm gerade darboten, und nicht ſelten, wenn ſeine Zuhörer es am wenigſten erwarteten, breitete ſich Garve unvermerkt ganz ausführlich über irgend einen ſpekulativen Gegenſtand aus, welcher ihn kürzlich lebhaft beſchäftigt hatte, den aber zu faſſen die Jünglinge noch nicht vorbereitet genug waren. Wenn ihn Andere, beſonders auch Engel, darauf aufmerkſam machten, konnte er nicht einmal recht begreifen, daß es ſich ſo verhielte, oder daß es nicht zweckmäßig wäre. Engel, welcher es damal für den höchſten Genuß hielt, dem Gange ſeiner eigenen Ideen nachzugehen, glaubte, er werde in eben den Fehler fallen, und er ſey nicht geſchickt zum Lehrer der Jugend. Daß er ſich hierin irrete, hat ſich nachher genugſam gezeigt, als er Lehrer an dem hieſigen Joachimsthalſchen Gymnaſium ward.

Indeß ſuchten ſeine Leipziger Freunde ihn dadurch bey ſich zu behalten, daß ſie ihn wenigſtens auf den Weg leiteten, um in dieſer Stadt ein Amt zu bekommen. Es war im Anfange des Jahres 1773 in Dresden ausgemacht worden, daß Engel überzähliger Sekretär beym Oberpoſtamte zu Leipzig werden ſollte, mit der Hoffnung, bald die Stelle eines Oberpoſtkommiſſars mit Beſoldung zu erhalten. Kam dies zu Stande, ſo blieb er wahrſcheinlich beſtändig in Leipzig. Er würde zwar in einem unliterariſchen Amte nie den Wiſſenſchaften und der ſchönen Literatur ganz entſagt haben, aber die Aeußerung ſeines Talents, und ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn hätte ſich doch wahrſcheinlich ganz verändert. Allein Engel verſäumte, einem Manne, von dem ſeine Beförderung abhing, bey deſſen Anweſenheit in Leipzig aufzuwarten, und deswegen, oder aus andern Urſachen, blieb der Vorſchlag unausgeführt.

Engel hatte überhaupt von Jugend auf eben keine Neigung, zu beſtimmten Zeiten etwas zu thun, und ſcheute jede Anſtrengung, wenn ſie nicht entweder ſeinen Geiſt beſchäftigte, oder ihm behagliche Genüſſe gewährte; daher mochte ihm wohl ein Amt, das ihn zu trocknen Arbeiten verpflichtet hätte, ſchon damal nicht ſehr wünſchungswerth ſcheinen. Ueberdies war ſeit einiger Zeit bey ihm die Liebe zum Theater ſehr rege geworden. Er beſuchte fleißig die Koch'ſche Schaubühne in Leipzig, welche damal gewiß zu den vorzüglichſten Deutſchlands gehörte, und wo eben zu der Zeit ſeines Freundes Weiße

Schauſpiele mit größtem Beyfalle aufgeführt wurden. Dies gab Gelegenheit, daß er ſelbſt ſich allmählich eine genauere Kenntniß von der Schauſpielkunſt erwarb, daß er nicht wenig Plane zu Schauſpielen entwarf, und im J. 1769 den dankbaren Sohn, ein Schauſpiel für Kinder, ſchrieb, welches kleine Stück mit ungemeinem Beyfalle auf allen deutſchen Bühnen aufgeführt ward, und ſich noch bis jetzt erhält. Das Stück iſt einfach, natürlich, rührend. Es war damal in Deutſchland noch keine hoch daherfahrende Faktion, welche vorgab, durch Simplicität und natürliche Ausführung werde ein dramatiſches Stück gemein und verächtlich. Der Verfaſſer ward durch dies kleine Schauſpiel in ganz Deutſchland vortheilhaft bekannt, und man ſchöpfte die Hoffnung, daß er viel Vorzügliches fürs Theater werde leiſten können, welche Hoffnung er auch in noch größerm Maße würde erfüllt haben, wenn er mehr für ſeinen Ruhm als für ſeine Bequemlichkeit geſorgt hätte.

Engel's Liebe zum Theater entflammte ſich noch ſtärker, nachdem er in Leipzig die Seilerſche Geſellſchaft geſehen hatte. Sie war damal freylich nicht mehr ganz, was ſie in Hamburg war, als Leſſing ſeine Dramaturgie ſchrieb. Aber Eckhof, der größte unter den deutſchen Schauſpielern, ſtand bey derſelben, und alle Mitglieder der Geſellſchaft (etwa Brandes ausgenommen) bildeten ſich nach Eckhof. Engel ward durch die Kunſt dieſes ſeltenen Mannes ſo angezogen, daß er im J. 1774 mit der Seiler'ſchen Geſellſchaft nach Gotha ging, und daſelbſt eine Zeitlang blieb. Er ward in den beſten Geſellſchaften dieſer Reſidenzſtadt, und ſelbſt vom Herzoge und von der Herzoginn, ſehr wohl aufgenommen.

Engel hatte ſchon im J. 1773 einen Ruf nach Berlin als Profeſſor am Berliniſchen Gymnaſium erhalten, den er aber ablehnte, angeblich, weil er nicht glaubte, ſich mit Büſching, dem damaligen Direktor dieſes Gymnaſiums, vertragen zu können. Er ſchrieb an mich: „Ich bin ein hitziger Kopf, und er ein eigenſinniger! „Wie würde das werden?“ — Aber im J. 1775. kurz nachdem er den erſten Theil ſeines mit ſo großem Beyfalle aufgenommenen Philoſophen für die Welt herausgegeben hatte, dachte man wieder an ihn. Er bekam einen zweyten Ruf hieher an das Joachimsthalſche Gymnaſium, den er annahm. Ramler hat das Verdienſt, dem Miniſter von Zedlitz zuerſt den Vorſchlag zu dieſem Rufe gethan zu haben.

Engel's Freunde in Leipzig wünſchten ſehr, daß er dort bliebe; beſonders war der um Leipzig ſo verdiente Geheime Kriegsrath Müller und der berühmte Weiße ehr thätig dabey. Der verewigte Miniſter von Gutchmidt zu Dresden wollte Engel'n eine außerordentliche Profeſſur zu Leipzig und eine Penſion verſchaffen, ohne aß er verpflichtet ſeyn ſollte, Kollegien zu leſen, oder ſich n irgend eine Art von Univerſitätsgeſchäften einzulaſſen; ine Befreyung, welche allerdings Engel's Neigungen und iner Art zu leben ſehr angemeſſen geweſen ſeyn würde. lücklicherweiſe für Berlin machte das Oberkonſiſtorium z Dresden Vorſtellung dagegen. Zwar wäre vermuthch die Sache dennoch im Kabinette des Kurfürſten urchgeſetzt worden, wenn nicht, während der Verhandungen, die Vokation aus Berlin angekommen wäre, elche Engel nicht ſäumen konnte anzunehmen.

Daß er mit vorzüglichem Beyfalle gelehrt hat, iſt och Vielen erinnerlich. Sein vortreffliches Werkchen: Methode, die Vernunftlehre aus den Dialogen des

Platon, ſonderlich aus dem Menon, zu entwickeln (1780 zuerſt gedruckt), welcher Methode er ſich ſelbſt mit ſo glücklichem Erfolge bediente, zeigt, wie gut er wußte, was zu einem Lehrer der Jugend gehört. Seine Theorie der Dichtungsarten (1783), worin er einen ganz neuen Weg glücklich betrat, war eigentlich auch für ſeine Zuhörer geſchrieben; ob er gleich vergaß, dieſe Schrift zu einem eigentlichen Lehrbuche für Jünglinge einzurichten [4]; doch hatte er dabey immer einige Rückſicht auf die Lehrſtunden, welche ſein Amt ihm auflegte, und er unterließ daher die zweyte Hälfte dieſes Buchs zu ſchreiben, nachdem er ſein Lehramt niedergelegt hatte, um die Direktion des hieſigen Nationaltheaters zu übernehmen.

Die deutſche Schaubühne zu Berlin war ſchon lange Zeit vernachläſſigt, und immer nur eine Privatunternehmung verſchiedener ſogenannten Principale von Schauſpielergeſellſchaften geweſen. König Friedrich II. ließ bald nach Antritt ſeiner Regierung eine Geſellſchaft franzöſiſcher Schauſpieler aus Frankreich kommen, um auf dem Schloßtheater wöchentlich einmal zu ſpielen. Sie war bis zum ſiebenjährigen Kriege ſehr vorzüglich. Die nach demſelben für den Hof berufenen franzöſiſchen Schauſpieler waren meiſt nur mittelmäßig, oft weniger als das, wurden aber dennoch allein geſchätzt, erhielten auch vom J. 1767 die Erlaubniß öffentlich vor dem Publikum zu ſpielen, wozu ihnen im J. 1775 auf Königl. Koſten ein Schauſpielhaus gebauet wurde. Das deutſche Schauſpiel, wenn es auch beſſer geweſen wäre, als es unter dieſen Umſtänden ſeyn konnte, ward ſchon deswegen nicht der geringſten Aufmerkſamkeit gewürdigt, weil es deutſch war; denn der größte Theil unſrer vornehmen Leute, und der Perſonen des Mittelſtandes die gern vornehm hätten ſeyn mögen, ſchämten ſich damal Deutſche zu ſeyn Dadurch ward es unmöglich, daß dieſes Theater ſich hob; denn woher ſollte bey den Künſtlern Eifer für die Kunſt und Zutrauen zu ſich ſelbſt entſtehn, da ſie ſich von ih- er eigenen Nation vernachläſſigt, und herbeygelaufenen Fremdlingen nachgeſetzt ſahen? Doch endlich fing man an ſich zu ſchämen, daß andere Städte Deutſchlands ſehr gute deutſche Schaubühnen hatten, die Königsſtadt aber nicht. Nachdem der Schauſpielunternehmer **Koch** und nach ihm **Döbbelin** geſtorben waren, bekam der Herr Geheime Finanzrath von **Beyer** der ältere, ein Mann, er als Geſchäftsmann und Kenner der Wiſſenſchaften und er ſchönen Künſte gleich ehrwürdig iſt, vom letztverſtor- enen Könige den ehrenvollen Auftrag, die Aufſicht über ie deutſche Schaubühne zu übernehmen, um ſie zu ver- eſſern. Derſelbe faßte den patriotiſchen Gedanken, das eutſche Schauſpiel zu Berlin nicht ferner von dem Ei- enſinne oder Eigennutze eines Prinzipals abhangen zu ſſen, ſondern es zum Königl. Nationaltheater, d. h. um deutſchen Hoftheater zu erheben. Der König be- illigte dieſes im J. 1787, und zwey der vorzüglichſten utſchen Schriftſteller, **Ramler** und **Engel**, wurden zu irektoren der neuen Nationalſchaubühne beſtellt.

Engel wußte ſich bald der alleinigen Direktion zu be- ächtigen, und zog ſich dadurch eine in der That für ihn lzuſchwere Laſt auf ſeine Schultern. Es fehlte ihm erhaupt ganz die Anlage zum Geſchäftsmanne; er hat- weder die dazu nöthige Thätigkeit, noch die eben ſo thige Biegſamkeit und Beharrlichkeit. Er ward bald ngeduldig, und doppelt, wenn ſeinem unbefangenen eiſte kleine Intriguen entgegengeſetzt wurden; wo äre aber wohl eine Schauſpielergeſellſchaft ohne alle

Intriguen! Er mochte ſich nicht gern wegen Anderer den geringſten Zwang anthun, ward daher auch gemeiniglich von Andern nicht unterſtützt, wählte. eben daher nicht allemal die rechten Leute, um ſeine guten Ideen auszuführen. Was hätte man ſonſt nicht von einem Manne wie Engel erwarten ſollen! Er beſaß allerdings eine vorzügliche Kenntniß deſſen was zum Theater gehört. Er hatte ſchon gute Schauſpiele geſchrieben, einige andere waren beynahe fertig, und Entwürfe zu mehreren lagen in ſeinem Pulte. Er beſaß die Gabe, vortrefflich vorzuleſen und zu deklamiren, er konnte die Fehler und Schönheiten einer Rolle aufs feinſte faſſen, und ſie, wenn er bey guter Laune war, den Vorſtellenden ſehr deutlich und durch eigenen Vortrag lebendig machen. Aber die Unparteylichkeit befiehlt zu geſtehen, daß er durch ſeine Direktion des Theaters bey weitem nicht das leiſtete, was man erwartete. Selbſt eine Reiſe, die er auf Königl. Koſten durch einen Theil Deutſchlands machte, um gute Schauſpieler zu ſehen und anzuwerben, hatte keinen bedeutenden Erfolg.

Doch erfordert ebenfalls die Unparteylichkeit zu bemerken, daß er mit mannichfaltigen Hinderniſſen zu kämpfen hatte, mit mehreren, die ſich bey der Direktion eines jeden Theaters finden, und mit einigen, die aus ſeiner beſondern Lage entſprangen. Auch iſt es wahr, daß er ſchon durch ſeinen Namen und durch einzelne gute Anordnungen und guten Rath der Schaubühne nützlich ward, und zur Bildung mancher Schauſpieler und Schauſpielerinnen in ſofern beytrug, daß er ſie zuweilen einzelne Rollen unter ſeiner Aufſicht einſtudiren ließ, da denn die Vortrefflichkeit ſeines eigenen Talents zur Deklamation und ſein feiner Sinn im richtigen Ausdrucke, manche vorzügliche Anlagen ſchneller entwickelte, und ſelbſt in ſeinen minder gelehrigen Schülern und Schülerinnen noch zu erkennen war. Auch hat er durch Auswahl, durch Durchſicht und Verbeſſerung der aufzuführenden Stücke, dem Theater zu Berlin ſehr genützt. Indeß bleibt es immer wahr, daß er während ſeiner ſechsjährigen Verwaltung kein einziges neues Stück für daſſelbe geſchrieben, oder eins von ſeinen ſchon meiſt fertigen hat aufführen laſſen. Er hat keine einzige bedeutende Verbeſſerung veranlaßt, ungeachtet der König ſelbſt ihn hiezu aufforderte. Den ſo wohlthätigen Vorſchlag, eine Pflanzſchule von jungen Schauſpielern beiderley Geſchlechts anzulegen, welche durch vorläufig nöthige Kenntniſſe und frühe Uebung gebildet werden ſollten, vernachläſſigte er; ob er gleich ſelbſt erkannte, daß ohne eine ſolche wohlangelegte Pflanzſchule das Nationaltheater nie ſelbſtſtändig und unabhängig von auswärtiger Hülfe werden kann. Sogar machte er ſich zuletzt von der Verbindlichkeit los, den Proben beyzuwohnen, und übertrug dieſe, nebſt andern unmittelbaren Beſorgungen des Theaters, dem berühmten Schauſpieler Fleck unter dem Titel eines Regiſſeurs; er aber ließ von der Zeit an das Schauſpielweſen ziemlich gehen, wie es gehen konnte und mochte.

Ueberhaupt war Engel mehr an ſeiner Stelle, wenn er lehrte. Da erſchien ſein Wiſſen und ſein guter Vortrag im beſten Lichte. Er hielt unſerm geliebten Könige, als er noch Kronprinz war, vom J. 1787 an, einige Zeitlang Vorleſungen über die Philoſophie und Moral. Aehnliche Vorleſungen hielt er hernach den Prinzen und Prinzeſſinnen des Prinzen Ferdinand, Großoheims des Königs. Auch iſt der Antheil merkwürdig, den er an der Bildung unſers ſo berühmten Mitgliedes, des weitgereiſeten Naturforſchers **Alexander von Humboldt** hatte, da er demſelben (und deſſen älterem jetzt in Rom als Königlicher Geſandte befindlichen Bruder) in den Jahren 1785 und 1786, ſowohl über alle Theile der Philoſophie, als beſonders über die Geſchichte der Philoſophie, Privatvorleſungen hielt, und ſich außerdem auch gern beyläufig der Entwicklung der Naturgaben dieſes außerordentlichen Jünglinges annahm.

Im J. 1787 ward Engel mit allgemeinem Beyfall in dieſe Akademie der Wiſſenſchaften aufgenommen. Es ſtehen verſchiedene intereſſante Abhandlungen von ihm in den deutſchen **Schriften der Akademie**, auch einige franzöſiſch überſetzt in den *Mémoires*, desgleichen in der erſten (und bis jetzt einzigen) Sammlung der **Beyträge zur deutſchen Sprachkunde**, welche die deutſche Deputation herausgab, die ſich auf eine kurze Zeit in unſerer Akademie bildete. Seine Abhandlung über das Licht, worauf er einen großen Werth ſetzte, ward auch in der Akademie vorgeleſen; da ſie aber im J. 1800 beſonders gedruckt erſchien, ſo iſt ſie den Schriften der Akademie nicht einverleibt worden.

In der Mitte des Jahres 1793 legte er, wegen einiger verdrießlichen Vorfälle, vielleicht aber noch mehr aus übler Laune, deren er ſelten Herr werden konnte, ſein Amt beym Theater nieder, und ging auf eine kurze Zeit nach ſeiner Vaterſtadt Parchim, und darauf nach Schwerin, wo er bloß mit ſeinem einzigen Bruder, einem nicht unbekannten Arzte und Schriftſteller, und im Zirkel weniger Freunde lebte. Ob er gleich in Berlin über allzuvieles Geräuſch und allzuviele Geſchäfte geklagt hatte, ſo war doch ſeinem ſelbſt im Müßiggange thätigen

Geiſte die Stille ſeines veränderten Aufenthalts und die Entfernung von allen Geſchäften ſehr bald zuwider.

Indeß hatte ſeine gänzliche Muße die gute Folge, daß er wieder an zwey ſeiner vor langer Zeit angefangenen und unausgeführten Werke dachte, welche beide ſich auf ſeinen damal ſchon verſtorbenen mütterlichen Großvater, den Kaufmann und Rathsherrn **Braſch** in Parchim bezogen; einen Mann, der bey einigen kleinen Eigenheiten einen hellen Verſtand und viel Herzensgüte beſaß, der Engel'n, als Kind, ſehr geliebt hatte, und von dieſem bis an ſein Ende herzlich geliebt und verehrt ward.

Das eine war das Schauſpiel der Geiſel, welches in der neuen Ausgabe ſeiner Werke den Titel **Eid und Pflicht** führt. Es bezieht ſich auf den Vorfall, daß ſein Großvater während des ſiebenjährigen Krieges von der preußiſchen Armee aus Meklenburg als Geiſel war fortgeführt worden. Bald nach dem Kriege, ſchon im J. 1766, als ich Engel'n in Leipzig perſönlich kennen lernte, hatte er dieſes Schauſpiel entworfen, und im J. 1768 war es über die Hälfte fertig. Aber er ließ es ſo oft liegen, fing ſo oft wieder an daran zu arbeiten, erlaubte ſich den gefährlichen Verſuch, mehr als einmal am Plane etwas zu ändern, und mehrere Scenen gänzlich umzuſchreiben und neue einzuſchalten, ſo daß dieſes Stück, in ſeiner erſten Anlage weit lebhafter und gedrungener im Plane und Dialog, als er es endlich nach beinahe 30 Jahren, im J. 1796 auf dem Theater zu Hamburg ſpielen ließ, keinen Beyfall fand. Dieſes Schauſpiel mußte, noch ehe es fertig war, Engel'n in einem freundſchaftlichen Streite mit dem obengedachten Hrn. Cacault, zu einem ſonderbaren Beyſpiele dienen. Cacault ſetzte einen großen Vorzug der franzöſiſchen Schauſpiele vor den deutſchen in der Beobachtung der drey Einheiten, die er für eine ſchwere, aber unerläßliche Kunſtregel erklärte. Engel hielt die drey Einheiten nicht eben für weſentlich, äußerte vielmehr in dieſer Unterredung: ihre Beobachtung ſey nicht ſo viel werth, um durch Beybehaltung derſelben ein Stück langweilig zu machen, welches bey mehrern franzöſiſchen Stücken der Fall wäre. Cacault behauptete hingegen, durch die drey Einheiten könne kein Stück langweilig werden; bloß die Schwierigkeit ſie zu beobachten, halte die Deutſchen ab, darauf zu achten. „Gut," antwortete Engel, „was die Schwierigkeit betrift, ſo ſollen Sie nächſtens von mir ein Stück ſehen, worin nicht nur die drey Einheiten beobachtet ſind, ſondern worin auch die Handlung nicht länger als 24 Stunden dauern kann, und geben Sie Acht, das Stück ſoll doch langweilig genug ſeyn." Man muß geſtehen, daß er in beider Hinſicht Wort gehalten hat.

Das andere Werk, woran er in Schwerin wieder dachte, war ſein Roman: Herr Lorenz Stark. Die Hauptperſon deſſelben iſt gleichfalls ſein mütterlicher Großvater, deſſen Charakter darin nach dem Leben geſchildert wird. Es iſt irgendwo geſagt worden, dieſer Roman wäre zuerſt zu einem Schauſpiele angelegt geweſen, wozu Engel durch einen freundſchaftlichen Streit mit Leſſing über Diderots Hausvater, Veranlaſſung genommen hätte; das Schauſpiel hätte aber Engel liegen laſſen, nachdem des Hrn. v. Gemmingen deutſcher Hausvater erſchienen ſey, und die bereits fertigen Scenen wären ſodann zu dem Romane umgebildet worden [5]. Dies alles iſt ganz unrichtig. Engel iſt überhaupt niemals mit Leſſing in ſehr genauer Verbindung geweſen, da Beide nie zuſammen an Einem Orte lebten. Sie haben ſich nur im

J. 1776 einigemal geſprochen, als Leſſing zum letztenmale in Berlin war, und wurden ſich da freylich wechſelſeitig ſehr werth. Schon in eben dieſem J. 1776 begann Engel den Roman Lorenz Stark. Er ſollte in meinem Verlage gedruckt werden, ich kündigte ihn bald darauf öffentlich an; der deutſche Hausvater aber kam erſt im J. 1781 heraus. Engel ließ ſeinen Lorenz Stark liegen, ſo wie er Mehreres liegen ließ; aber den Anfang deſſelben, ſo weit er im J. 1776 geſchrieben war, ließ er, nach beynahe zwanzig Jahren, während ſeines Aufenthalts in Schwerin, in dem bekannten Journale die Horen drucken, und endigte nachher dieſen Roman, mit allgemeinem Beyfalle, bey ſeinem abermaligen Aufenthalte in Berlin.

Noch ſchrieb er in Schwerin ein ganz neues Werk: den Fürſtenſpiegel. Dieſe Schrift, welche wirklich werth iſt von jungen Fürſten geleſen und beherzigt zu werden, iſt aus den Ideen und Bemerkungen zuſammengeſetzt, welche ſich Engel zu den obenerwähnten Vorleſungen entworfen hatte, die er dem Könige, als Kronprinzen, und den Prinzen und Prinzeſſinnen des Königlichen Großoheims hielt. Wenn man dies weiß, ſo erhält die Schrift, voll edler, freymüthiger, patriotiſcher Aeußerungen, dadurch noch ein beſonderes Intereſſe. Verſchiedene Stücke daraus wurden, auf Anrathen ſeiner vertrauten Freunde, im Abdrucke weggelaſſen, aber nachher leider! auch vom Verfaſſer ganz vernichtet.

Er ſah während ſeiner Muße zu Schwerin alle ſeine alten Papiere durch, und vernichtete faſt alles davon; welches in der That zu beklagen iſt. Denn ich weiß mich noch wohl zu erinnern, außer manchen Entwürfen zu Schauſpielen und Romanen, manche angefangene

Aufſätze und einzelne Ideen zu ſeinem Philoſophen für die Welt bey ihm geſehen zu haben, wovon gewiß Vieles verdient hätte aufbewahrt zu werden. Dies ſtrenge Gericht über ſeine unvollendeten und mangelhaften Aufſätze hatte einen ſehr edlen Grund, nämlich ſeine hohe Achtung für das Publikum, verbunden mit der Bedenklichkeit, die ihm beſtändig eigen war, ob auch, was er liefern könne, des öffentlichen Aufſtellens würdig ſeyn möchte. Wie vielen Schriftſtellern wäre nicht eine ſo zarte Bedenklichkeit zu wünſchen! Noch im May 1798 ſchrieb Engel einem Freunde: „Das Mißtrauen zu meinen Kräften und zu meinem Schickſale iſt ſo alt als ich ſelbſt; es iſt ein Uebel, das ich trage, ohne es jetzt noch zu empfinden, und vielleicht iſt es mehr ein Gut als ein Uebel. Ich möchte wenigſtens das Vertrauen ſo manches Schwachkopfs zu ſeinen Kräften, und das Vertrauen eines *** zu ſeinem Schickſale nicht haben.“ Engel ſprach vom Schickſale der Schriften. —

Der jetzige König rief im J. 1798 ſeinen ehemaligen Lehrer wieder nach Berlin zurück, und gab ihm eine Penſion. Die vier Jahre ſeines letzten hieſigen Aufenthalts brachte er, bey einem ſchon kränklichen Körper, in Ruhe zu, und vielleicht in allzuviel Ruhe. Er verließ oft Monate lang nicht ſein Zimmer, welches ſeiner Geſundheit gewiß nicht zuträglich war. Sein Geiſt litt aber nie. Sein Scharfſinn und ſeine heitere Laune waren in ſeinen geſunden Zwiſchenzeiten eben ſo wie in ſeinen beſten Jahren; auch nahm er an allem, was in den Wiſſenſchaften und in der neuen ſchönen Literatur wichtig war, immer noch lebhaften Antheil. Er ordnete eine neue Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke an, wovon nur die erſten vier Bände bey ſeinem Leben erſchienen.

Seine alte achtzigjährige Mutter wünſchte ihren einzigen Sohn noch vor ihrem Ende zu ſehen (denn ſein vorhergenannter jüngerer Bruder war ſchon vor ihm geſtorben). Er folgte im Junius des J. 1802 dem mütterlichen Rufe. Indeß war er ſeit längerer Zeit wirklich kränklich, und durch ſeine üble Gewohnheit, ſich gar keine Bewegung zu machen, waren ihm die Beſchwerlichkeiten auch einer eben nicht langen Reiſe in einer heißen Jahreszeit nicht zuträglich. Er ward krank in den erſten Tagen der Ankunft in ſeiner Vaterſtadt, ſein Uebel verſchlimmerte ſich, und er ſtarb den 28 Junius. Es macht den Einwohnern ſeiner Vaterſtadt Ehre, daß ſie fühlten, welchen Mitbürger ſie und die deutſche Literatur verloren. Sein Tod war ein allgemeiner Trauertag. Engel's ungekünſtelt feyerliches Leichenbegängniß endigte damit, daß Jungfrauen hervortraten, um weiße Roſen auf ſein Grab zu ſtreuen.

Die Beſchaffenheit und den Werth der Schriften dieſes trefflichen Mannes hier umſtändlich auseinanderzuſetzen, wäre überflüßig, da ſie in den Händen aller wahren Kenner und Liebhaber der deutſchen Literatur ſind; alſo nur wenig davon! Sein vorzüglichſtes Werk ſind unſtreitig die **Ideen zu einer Mimik** [6], in zwey Bänden; ein Werk voll neuer und treffender Bemerkungen, dergleichen keine Nation aufzuweiſen hat, und das durch die erläuternden Kupferſtiche unſers **Meil** noch vorzüglicher ward. Sein **Philoſoph für die Welt**, eine Sammlung von kleinen Aufſätzen, größtentheils von ihm ſelbſt [7], erhielt von der erſten Erſcheinung an allgemeinen Beyfall, und verdiente ihn. Seine Philoſophie iſt popular im edelſten Sinne des Worts. Es athmet in dieſer Sammlung ein heiterer freyer Geiſt, dem ſich die feinen, neuen, ſcharfſinnigen Bemerkungen, die anmuthigen Einkleidungen ungezwungen, gleichſam von ſelbſt, darbieten. Seine Schreibart iſt körnig, ohne dunkel zu ſeyn, klar, aber niemals matt, andringend ohne Wortfülle, herzlich ohne Empfindeleyen, anmuthig ohne Sucht zu gefallen, immer ſich gleich, immer natürlich, immer gemäßigt; ſelbſt der Spott iſt nur gutmüthig und milde.

Seine Reden gehören zu den vorzüglichſten, die wir in deutſcher Sprache beſitzen. Mit welcher Lebhaftigkeit und Würde er ſie vortrug, werden ſich diejenigen erinnern, die ſie hörten.

Unter ſeinen Schauſpielen ſind nur die beiden kleinen Stücke: **der dankbare Sohn**, und **der Edelknabe** zu benennen; denn **Eid und Pflicht** iſt ihm, wie ſchon oben erwähnt, durch eigene Schuld mißrathen, und das Vorſpiel **Titus** war nur ein Gelegenheitsſtück. Man hat Engel'n vielfältig abgeſprochen, daß er Talent zur dramatiſchen Erfindung habe. In der That, ſtellen die ebenbenannten drey Stücke, desgleichen die **Apotheke**, eine komiſche Operette (im J. 1771 geſchrieben, und nach ſeinem Verlangen nicht in ſeine Werke aufgenommen), Begebenheiten vor, welche er in ſeiner Familie oder doch in ſeinem Vaterlande erlebte. Das unvollendete Stück, **der Vermählungstag** [8], iſt aus Shakeſpeare's **Viel Lärmen um Nichts** genommen, und nur auf andere Art bearbeitet. Das unvollendete Trauerſpiel **Stratonice** iſt aus der Geſchichte; **der Diamant**, aus dem Franzöſiſchen entlehnt [9]. Dies iſt nicht zu läugnen. Wer aber Engel'n genauer gekannt hat, kann ihm Talent zur Erfindung nicht abſprechen. Ich ſelbſt weiß verſchiedene auffallende Beyſpiele, daß er neue und ſehr reichhaltige Plane zu Schauſpielen bey ganz geringfügigen Veranlaſſungen in wenigen Minuten erfand [10]. Seine Einbildungskraft war nicht erhaben, aber doch ſehr reichhaltig und lebhaft. Die Gegenſtände, worauf ſie fiel, ſtellten ſich ihr in höchſter Klarheit dar, und ſie war immer von einer zarten Empfindſamkeit begleitet. Nur die Gemächlichkeit, welcher er ſich von Jugend auf gar zu ſehr ergab, war die Urſache, daß er nichts ausführte. Er brauchte faſt immer einen Anſtoß von außen, um aus ſeiner Unthätigkeit zu kommen; war der Anſtoß weg, ſo erloſch auch ſehr leicht das Feuer, und er fiel in ſeinen gewöhnlichen Zuſtand zurück. Was er daher nicht gleich ausführte, führte er gar nicht aus, oder, wenn er es wollte, ward es ſchlechter. Aber beſonders ſchadete ſeiner dramatiſchen Erfindung die unglückliche Vorliebe zu Begebenheiten und Perſonen, die er in früher Jugend in ſeiner kleinen Vaterſtadt gekannt hatte, und die ſich ihm auch noch im männlichen Alter aufs lebhafteſte darſtellten. Nicht allemal waren dieſe Vorfälle und Charaktere Andern eben ſo intereſſant als ihm, und er konnte natürlich die Individualität der Begebenheiten und Perſonen nicht ganz ſo intereſſant und lebhaft darſtellen, wie ſie ihm vor Augen waren; wodurch auch eine gewiſſe Schlaffheit und Einförmigkeit in ſeine dramatiſchen Charaktere kam, welche ihm zuweilen ſelbſt auffiel. Aber er befand ſich in Vorſtellungen der häuslichen Welt, ſo wie er ſie in ſeiner Jugend geſehen hatte, ſo wohl, daß er ſie nicht verlaſſen mochte; denn er war allzugeneigt, nur da zu bleiben, wo ihm wohl war.

Hiezu kam, daß die Gemächlichkeit, welche bey ihm in allen Seiten des bürgerlichen Lebens ein charakteriſtiſcher Zug war, ganz von ihm wich, ſobald er komponirte. Das Schreiben ward ihm nicht leicht, und er pflegte in ſeinen erſten Entwürfen ſehr viel zu ändern. Er ſchrieb oft ganze Paragraphen und Blätter wohl fünf oder ſechsmal um, ehe er damit zufrieden war, ehe er ihnen die Deutlichkeit, die beſtändig mit Anmuth verknüpfte Sprachrichtigkeit, das Ungezwungene, das Vollendete geben konnte, welches das Charakteriſtiſche ſeiner Schreibart iſt. Dies iſt vielleicht ein Grund, warum er bey allem ſeinen dramatiſchen Talente dennoch ungern fürs Theater ſchrieb. Da thun groſſe Maſſen die beſte Wirkung, und der dramatiſche Dialog, wenn ſonſt die Scene richtig gedacht iſt und in der Handlung des Ganzen an ihrer Stelle ſteht, gelingt am beſten auf den erſten Wurf; das Feilen und Vollenden wird eine dramatiſche Scene nie eindringender machen. Hieraus iſt ſchon begreiflich, warum Engel'n das Umarbeiten ſeiner Schauſpiele nicht gelingen konnte, obgleich ſeine andern Schriften dadurch eine ſo hohe Vollkommenheit erhielten; auch wie es zuging daß er endlich ſelbſt die Luſt verlor für die Schaubühne zu arbeiten.

Merkwürdig iſt noch, daß Engel, der bey einer lebhaften Einbildungskraft auch die Gabe des leichten Verſifizirens hatte, wie verſchiedene gelegentliche verſifizirte Reden fürs Theater, Epigramme u. ſ. w. bezeigen, ſich niemals dadurch verführen ließ, ein Dichter ſeyn zu wollen. Er verbot auch ausdrücklich, keinen ſeiner verſifizirten Aufſätze in die Ausgabe ſeiner Werke (wovon jetzt zwölf Bände gedruckt ſind) aufzunehmen.

In der **Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften** und in der **Allgemeinen deutſchen Bibliothek** ſtehen Abhandlungen und Recenſionen von ihm.

Gewöhnlich pflegt man mit demjenigen verſchwenderiſch umzugehen, was man überflüſſig hat; ſo ging auch

Engel mit der Zeit um. Er war nur während einer kurzen Dauer von Jahren zu beſtimmten Geſchäften verbunden, und die wenigen, die er in ſeinem Leben hatte, waren nie anhaltend, noch weniger drückend. Er war daher gewohnt, ganz nach eignem Gefallen, bald dies bald jenes zu thun. In ſeinen Studien und Betrachtungen flog er, gleich einer Biene, von einer Blume zur andern; aber den größten Theil ſeines daraus bereiteten Honigs verzehrte er ſelbſt. Er überließ ſich gern bloß ſeinem eigenen Nachdenken; blieb aber auch wohl, wenn er ein wenig unpäßlich ward, oder mit ſich ſelbſt unzufrieden war, Wochenlang unthätig: und ſo leiſtete er nicht ſo viel für die Welt, als er nach ſeinen großen Talenten hätte leiſten können. Er wird von der Nachwelt als Schriftſteller immer ſehr geſchätzt werden, aber der ganze Umfang ſeiner Talente iſt aus ſeinen Schriften nicht zu erſehen.

Engel war von Perſon wohlgebildet [11], hatte ein freundliches Anſehen, kaſtanienbraunes Haar, feurige geiſtreiche Augen. Er war wohlgewachſen, und erſt in den letzten Jahren ſeines Lebens erhielt er nach und nach eine unförmliche Dicke. Ob ſeine immer zunehmende üble Gewohnheit, faſt nie das Zimmer zu verlaſſen, ſeine Abneigung von aller körperlichen Bewegung, ſeine in Abſicht auf Diät etwas unordentliche Lebensart, und ſein öfterer allzulanger Schlaf, die Urſache oder Folge davon geweſen, mag unentſchieden bleiben. Aber auch bey dieſer Veränderung ſeines Körpers blieb ſein Geiſt ſich beſtändig gleich. Er war äußerſt angenehm und unterhaltend in Geſellſchaften; doch mußte ihm die Geſellſchaft ſelbſt angenehm ſeyn, und mußte ihm aufmerkſam zuhören, wenn er ſeine Gaben zur geſelligen Unterhaltung ganz zeigen ſollte. Er hatte hierin viel Aehnliches mit ſeinem vertrauten Freunde Garve. Dieſe hellen Köpfe, dieſe ſcharfſinnigen edlen Menſchen waren in ihrer Jugend beide von Müttern und Freunden ein wenig verzärtelt worden; ſie hatten von ihrer Jugend an nie nöthig gehabt, aus dem Kreiſe derjenigen Studien oder Arbeiten herauszugehen, wornach ihnen eben gelüſtete; daher war Beiden die Neigung zur Gemächlichkeit gemein, und, was daraus folgt, zum Mißmuthe, ſobald es nicht nach ihrem Sinne ging. Beide waren gern in gebildeter Geſellſchaft. Garve war von ſanfterem Charakter, aber auch eitler. Er ſuchte beſtändig und täglich Geſellſchaft, denn er mochte gern darin glänzen, und wollte gern gefallen, beſonders vornehmen Leuten und Frauenzimmern; daher bemühte er ſich, ſeine vielen Launen zu verbergen, und wenn ſie ſich in Geſellſchaft äußerten, war es doch nur mäßig, um ſo mehr, da wegen ſeines furchtſamen Charakters jeder feſte Widerſpruch ihn ſchon zum Stillſchweigen brachte. Engel, der von feurigerm Temperamente war, ſuchte die Geſellſchaft nicht, ſondern ließ ſich ſuchen; gewiß genug, daß er bloß durch die Aeußerung ſeiner Talente gefallen würde, gedachte er weniger daran, ſelbſt zu gefallen. Er zeigte ſich in Geſellſchaft nicht ſelten ein wenig unerträglich, ſeine üble Laune ward leicht erregt, und brach wohl zuweilen in einen ziemlichen Sturm aus. Sich Anderer wegen Zwang anzuthun, war gar nicht ſeine Sache; er verlangte vielmehr, die Geſellſchaft ſollte ſich nach ihm richten. Gewohnt, daß die ihn liebten ihm immer nachgaben, verfiel er gar leicht, wenn nicht alles ſo ging wie er es haben wollte, in den Zuſtand, der bey deutſchen Gelehrten zwar oft Hypochondrie heißen muß, den aber die Engländer mit dem richtigern eigenen Worte *Peevishneſs* bezeichnen. Er verhehlte es auch zuweilen vertrauten Freunden gar nicht, daß er viel forderte. Ich hörte ihn einmal ſagen: der Ausſpruch ανεχου και απεχου (man muß ertragen und entbehren!) ſey nicht von den Stoikern erfunden, ſondern von einem Tagelöhner, der den ganzen Tag Holz gehauen, und Abends ſich mit ſchwarzem Brote und Dünnbier gelabt hätte. Dies ſollte freylich Scherz ſeyn; doch lag der Strahl eines transſcendentalen Scheins der Wahrheit darin.

Doch, durch wie viel herrliche Eigenſchaften wurden ſeine kleinen Sonderbarkeiten weit überwogen! Engel war redlich, uneigennützig, frey von aller Intrigue, der wahre Freund ſeiner Freunde; und oft mehr, als man dem erſten Anſcheine nach hätte glauben ſollen, ein ſtrenger Richter ſeiner ſelbſt. Zuweilen, wenn man zu ihm kam, und ihn in ſehr mürriſcher Laune fand, hätte man glauben mögen, es wäre etwa Eigenſinn oder Unzufriedenheit mit Andern; und oft war es doch, wovon ich merkwürdige Beyſpiele weiß, nur Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt, weil er fühlte, er habe etwa in Geſellſchaft ſeiner üblen Laune allzuviel Spielraum gegeben. Sobald er dies ſelbſt einſah, ward es ihm ſehr kränkend, ſo, daß er eine Zeitlang einſam blieb, und zuweilen nur mit Mühe von ſeinen Freunden wieder auf heitere Gedanken gebracht werden konnte.

Er würde in allen gebildeten Geſellſchaften Berlins wohl aufgenommen worden ſeyn, und würde darin geglänzt haben, wenn er nicht große Geſellſchaften, und beſonders auch ſolche, worin er nicht ſchon vorher bekannt war, möglichſt gemieden hätte. Er lebte am liebſten im kleinen Zirkel ſeiner vertrauten Freunde. Dieſe waren hauptſächlich die edlen Männer: **Moſes Mendelsſohn**, Teller, Merian, Eberhard, Wlömer, Ferber, Klein, Menken, Zöllner, Meierotto, David Friedländer, Bieſter, Herz und Fiſcher. Sein Umgang war herzerhebend und lehrreich. Sein treffender Witz, ſein heiterer Scherz, ſeine unnachahmliche Gabe Anekdoten zu erzählen, waren, bey aller reizenden und wirklich bezaubernden Anmuth, doch bey weitem nicht der intereſſanteſte Theil ſeiner geſelligen Unterhaltung. Sein durchdringender Verſtand, ſein außerordentliches Talent Gedanken zu entwickeln, die Menge neuer glücklicher Bemerkungen, welche er oft aus ganz unbedeutend ſcheinenden Gegenſtänden herzuleiten wußte, ſeine Leichtigkeit ſich auszudrücken, einen trocknen Gegenſtand zu beleben, oder ein gefallenes Geſpräch wieder aufzurichten, ſein Scharfſinn die Gedanken eines Andern zu faſſen, und ſie entweder zu widerlegen oder zu beſtätigen, machte, daß alles was er ſprach gewöhnlich das höchſte Intereſſe erweckte. Ich bin 14 Jahre lang, vom Jahre 1764 an bis zum Jahre 1798 in einer gelehrten Geſellſchaft von Privatperſonen mit ihm geweſen, welche ſich in zwey Wochen jederzeit Einmal verſammelte, deren Mitglieder Männer von großen Einſichten waren. Die hier gegenwärtigen werden gewiß beſtätigen, was ich eben von ihm rühmte.

Es iſt merkwürdig, daß er, der nicht immer Widerſpruch ertragen konnte, er, der gegen Leute, die Prätenſion zeigten, oder ſich zu ihm drängten, ſogar bisweilen unhöflich ward, dennoch oft über ſeine Schriften, die er geſchrieben hatte, oder noch ſchreiben wollte, andere Perſonen ſehr beſcheiden, ja wohl etwas ängſtlich um Rath fragte, und dieſen Rath annahm. So legte er nicht nur ſeinen vertrauten Freunden, ſondern auch zuweilen bloßen Bekannten, oft Leuten ohne eigene vorzügliche Talente, denen er entweder irgend einen Sinn für das Schickliche zutrauete, oder auch die nur gerade zu ihm kamen, wenn er über Stellen ſeiner Schriften etwa zweifelhaft war, dieſe im Manuſcripte zur Beurtheilung vor, und gab auch wohl ihrer Entſcheidung Beyfall.

Aber hier muß zugleich mit gebührendem Lobe angeführt werden, daß Engel ſowohl ſeinen Freunden, als auch andern Schriftſtellern, durch eine unparteyiſche Kritik oft ſehr nützlich ward. So lange er mit Garve'n in Leipzig zuſammen lebte, zeigte ihm dieſer allezeit ſeine Aufſätze. So gut oder vortrefflich ſie waren, ſo hatten doch die Eingänge entweder den Fehler der Aengſtlichkeit, oder der Weitſchweifigkeit. Engel verſicherte, daß er an allen damaligen Aufſätzen Garve's die erſte Seite, oder wenigſtens die erſten Zeilen geſchrieben habe. Während er Direktor des hieſigen Theaters war, hat er in mehreren aufzuführenden Stücken viel und glücklich verbeſſert. Der dramatiſche Schriftſteller Babo, der ihm freye Hand dazu gegeben hatte, rühmt dies öffentlich in der Vorrede zu ſeinem Otto von Wittelsbach; welches Engeln nicht einmal angenehm war, da er lieber Gutes im Stillen that.

Engel's Teſtament iſt auch merkwürdig. Er giebt in demſelben ſeiner Mutter zurück, was er von ſeinem Vater und von ſeinem Bruder geerbt hatte, weil er ſich nur berechtigt hielt, über ſein ſelbſt erworbenes Vermögen zu diſponiren. Den Ertrag ſeiner hinterlaſſenen Schriften vermacht er einigen guten Bekannten. Den Ertrag aus dem Verkaufe ſeiner Mobilien (am Werthe etwa 300 Rthlr.) vermacht er dem Würdigſten unter den bedürftigen Schülern des Joachimsthaliſchen Gymnaſiums, und überläßt dem nun verewigten Meierotto die Auswahl, welcher unter dieſen Schülern der Würdigſte und Bedürftigſte wäre. So dachte der edle und talentvolle Mann, welcher nie im Falle geweſen war Mangel zu leiden, in der letzten Zeit ſeines Lebens noch an die Unterſtützung des dürftigen Talents!

Anmerkungen.

[1] **Liſcov** lebte in Lübeck, und nachher in Holſtein, aber Engels Vater und er kamen zuweilen in Schwerin bey einem Freunde zuſammen. Liſcov war ſehr frey im Reden, und warf ſeine Gedanken über manche Gegenſtände viel dreiſter hin, als es damal gewöhnlich war. So ließ er einſt im J. 1739, als er eben die Sammlung ſatyriſcher Schriften herausgegeben hatte, ſeinen Witz Schlag auf Schlag über die Apokalypſe aus. Der Paſtor, obgleich in Rückſicht theologiſcher Meinungen gar nicht ſo engherzig wie manche ſeiner Mecklenburgiſchen Amtsbrüder, glaubte doch, Amtshalber ſich ſeinem Freunde um ſo mehr entgegenſtellen zu müſſen, da Einige von der Geſellſchaft an Liſcov's Ausfällen Aergerniß nahmen. Da dieſer aber gar nicht aufhörte und der Apokalypſe alles Gute abſprach, ſo ſagte Engel: Er wünſche nur, Liſcov möchte des Vitringa Anacrisin Apocalypseos Joannis Apostoli leſen, um anders darüber zu urtheilen. Liſcov rief lachend: Er wäre äußerſt neugierig einen Autor zu leſen, der in der Offenbarung Johannes etwas Geſcheutes finden könne! Engel lieh das Buch von einem Freunde, und ſchickte es dem Widerſacher der Apokalypſe. Nach ein paar Tagen bekam er es wieder, mit folgendem Billete: „Hier haben Sie Ihren Vitringa zurück, mein werther Freund. Er deutet, und deutet abermal, typiſch und myſtiſch, ethiſch und prophetiſch, und da „läßt ſich endlich etwas herausdeuten. Indeß habe ich den „mächtigen Quartanten hinlänglich durchlaufen, um zu ſe-

„dem, daß, wenn es dem heil. Johannes gefallen hätte, ſo viel „Gelehrſamkeit und Mühe anzuwenden, um in ſeine Apokalypſe Verſtand hineinzuſchreiben, als der ehrliche Campegius um Verſtand hineinzuerklären, ſo würde ſie ein ganz „erträgliches Buch geworden ſeyn.“

[2] Hr. Cacault überſetzte auch Leſſings Dramaturgie ins Franzöſiſche, welche Ueberſetzung nachher Mercier mit Anmerkungen drucken ließ. Cacault ſtarb in ſeiner Vaterſtadt Rennes, im J. 1805.

[3] Durch Garve lernte ich Engel'n ſchon im J. 1766 kennen, und unterhielt mich mit Beiden in den nachfolgenden Jahren ſehr oft, indem ich mich damal jährlich zweymal in Leipzig und jedesmal beynahe vier Wochen lang aufhielt. Mit Engel'n blieb ich, bis an ſein Ende, faſt immer in enger freundſchaftlicher Verbindung.

[4] Man ſ. darüber meine Vorrede zu der neuen Ausgabe der Theorie der Dichtungsarten vom J. 1806.

[5] Auch noch ganz kürzlich, in dem im J. 1803 erſchienenen LXXIten Bande der Neuen Bibliothek der Schönen Wiſſenſchaften, wird S. 161 behauptet, Engel habe ſchon vor einigen dreißig Jahren ſeinen Lorenz Stark als Schauſpiel bearbeitet und dies Stück ſogar bis auf den dritten Akt fortgeſetzt. Damal habe es den Namen der Sparſame geführt. Allein aus allen Umſtänden iſt erſichtlich, daß dieſes Schauſpiel, wenn Engel es wirklich entworfen und angefangen hat, ein ganz anderes Stück muß geweſen ſeyn, geſetzt, daß die Fabel deſſelben mit der Geſchichte des jetzigen Romans in einigen Punkten ſollte zuſammengetroffen haben. Der Hauptcharakter im Lorenz Stark hätte doch unmöglich der Sparſame heißen können. Es wird a. a. O. noch geſagt: „Ein damal in Leipzig berühmter Bankier, „und deſſen Verhältniß zu ſeinem älteſten Sohne, habe Engel'n die Idee zu dem Stücke gegeben.“ Dies iſt allein ſchon ein Beweis, daß der Sparſame und Herr Lorenz Stark ganz von einander verſchieden geweſen, und nur eine ſehr zufällige Aehnlichkeit können gehabt haben. Denn Engel hat beſtändig allen ſeinen Freunden geſagt, daß Stark das treue Bildniß des Charakters ſeines mütterlichen Groß-

vaters ſeyn ſolle, den er ſo ſehr liebte. Engel hat keinem Einzigen von ſeinen Freunden jemal geſagt, daß er ſeinen Roman vorher zu einem Schauſpiele angelegt hätte; auch mir nicht, als er mir, im J. 1776, (und alſo vor faſt 30 Jahren, welche Zeit die Nachricht in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften angiebt,) den Verlag des Romans antrug, und bey Mittheilung der fertigen Blätter hinzufügte, er ſollte ein Denkmal ſeines geliebten Großvaters werden. Er hat ſogar ſchriftlich das Gegentheil geſagt. Als er nämlich die erſten Abſchnitte des Lorenz Stark endlich in den Horen drucken ließ, ſchrieb ihm Hr. David Friedländer der Aeltere, gewiß ſein vertrauteſter Freund in den letzten Jahren: warum er den Gegenſtand nicht lieber dramatiſch behandelt habe, da die Welt ſo ſehr wünſche Schauſpiele von ihm zu ſehen? Darauf antwortete Engel: Der Gegenſtand ſchicke ſich gar nicht zu einem Drama. Auch war er ſehr unzufrieden damit, daß ein Anderer aus ſeinem Lorenz Stark ſpäterhin ein Schauſpiel machte.

Aber es iſt wahr, daß Engel ſchon vor langer Zeit, und ehe der deutſche Hausvater erſchien, im Sinne hatte, ein Schauſpiel dieſes Namens zu ſchreiben, und Verdruß empfand, daß Hr. von Gemmingen ihm in der Idee zuvorgekommen war. Sein deutſcher Hausvater ſollte Anton Frey heißen, und es iſt ſehr wohl möglich, daß er in den Hauptcharakter auch manche Züge des ihm immer gegenwärtigen idealiſchen Charakters ſeines Großvaters gelegt hätte; aber alsdann würde er gewiß eine ganz andere Fabel des Stücks erfunden haben. Es iſt ſchon oben bemerkt, daß Engel im J. 1770 den Anfang zu ſeinem Romane ſchrieb; und im J. 1781, als Hr. v. Gemmingen ſeinen Hausvater herausgab, hegte Engel noch den Gedanken zu einem Schauſpiele dieſes Namens, wozu alſo die Idee von der ſeines Romans ganz unterſchieden geweſen ſeyn muß. Uebrigens hat ſich unter ſeinen nachgelaſſenen Schriften keine Zeile von einem Luſtſpiele, der Sparſame, und noch viel weniger etwas von einem dramatiſchen Entwurfe, der dem Lorenz Stark ähnlich wäre, gefunden.

[b] Engel's Ideen zur Mimik ſind auch ins Holländiſche überſetzt.

[7] In der neueſten Ausgabe des Philoſophen für die Welt ſind die Aufſätze von Moſes Mendelsſohn, Garve, Eberhard, Friedländer, und Andern, mit den Namen der Verfaſſer bezeichnet.

[8] Von dem Vermählungstage waren ſchon im J. 1773 fünf Bogen, bis zu Anfange des dritten Aufzugs, wirklich gedruckt; und doch war Engel nicht zu bewegen, es zu vollenden. Als der berühmte Schauſpieler Schröder ungefähr im Jahre 1785 in Berlin war, gab ihm Engel, nebſt den gedruckten Bogen das ſeit 1773 geſchriebene Ende des dritten Aufzugs. Schröder ſetzte zwey Aufzüge hinzu, und endete ſo das Stück. Es ward auf dem Hamburger Theater aufgeführt, aber ohne Beyfall.

[9] [redacted], der Diamant, iſt keinesweges von Collé, wie Engel auf dem Titel dieſes Stückes 1772 drucken ließ, und noch in der neuen Ausgabe ſeiner Schriften wiederholt wird. Es ſteht im zweiten Bande der Amusemens de Société ou Proverbes dramatiques, wovon im J. 1770 zu Paris (unter dem Druckorte Amſterdam) acht Bändchen herauskamen. Der Herausgeber, und ſoviel man weiß, auch der Verfaſſer dieſer Sammlung niedlicher kleiner Stücke iſt Carmontel.

[10] Ich will unter mehrern nur ein Beyſpiel anführen. Engel gerieth mit einem franzöſiſchen Gelehrten, der ſich, als Hofmeiſter eines jungen Herrn Thelüſſon, in Leipzig eine Zeitlang aufhielt, in einen Diſput über das Theater. Es war bey einer freundſchaftlichen Mahlzeit. Der Franzoſe behauptete, ſo wie Mehrere ſeiner Landsleute von altem Schlage, jede Art der Schauſpiele ſey in gewiſſe Gränzen eingeſchloſſen: Im Trauerſpiele dürften nur Könige, Fürſten und Helden auftreten, ein bürgerliches Trauerſpiel ſey Unſinn, das rührende Luſtſpiel ſey eine Zwitterart, und für das eigentliche Luſtſpiel gehörten nur Begebenheiten aus dem bürgerlichen Leben, ſo wie fürs Poſſenſpiel nur dasjenige, was unter den niedrigſten Ständen vorgehe. Engel behauptete, der Stand der im Schauſpiele auftretenden Perſonen thue gar nichts zur Sache, ſondern bloß die Einrichtung der Fabel und die Beſchaffenheit der Situationen, müßten den Charakter des Stücks beſtimmen. Der Franzoſe

kreuzte und ſegnete ſich über dieſe Ketzerey gegen die franzöſiſche theatraliſche reine Lehre, und blieb dabey, daß ſchlechterdings nur Perſonen erhabenen Standes und ihre Begebenheiten tragiſch behandelt werden könnten. Engel, voll der Lebhaftigkeit, womit er, wie ſeine Freunde wiſſen, ſeine Sätze vertheidigte wenn ihm widerſprochen ward, behauptete in der Hitze des Streits, auch den allergeringfügigſte Gegenſtand, keinen ausgenommen, könne dem Dichter zu einer höchſt pathetiſchen Behandlung Stoff geben.

„Ohne Ausnahme?“ rief der Franzoſe, und ſchlug beide Hände zuſammen: „Sie werden doch von dieſer Torte“ — es ward eben der Kuchen aufgetragen — „nicht Stoff zu einem Trauerſpiele nehmen können! Engel antwortete ſchnell: „Warum nicht?“ und ſein franzöſiſcher Freund lachte laut auf.

Engel beſann ſich ein paar Minuten, und folgender Plan war da.

Die einige Tochter in einem bürgerlichen Hauſe wird von einem Jünglinge geliebt, und liebt ihn herzlich wieder; die Eltern aber verſagen ſchlechterdings ihre Einwilligung zur Heyrath, und begegnen deswegen auch ihrer ſonſt geliebten Tochter auf das härteſte. Es war ſo weit gekommen, daß die Eltern mit der Tochter einige Wochen lang kein Wort gewechſelt hatten, es herrſchte mürriſche Stille im ganzen Hauſe. Unterdeſſen hatte der feurige Liebhaber, weil alle andere Hofnung verloren ſchien, den verzweifelten Entſchluß gefaßt, ſeine Geliebte zu entführen, und nach langem Kampfe mit ſich ſelbſt hatte ſie endlich ihre Einwilligung gegeben, weil das Schmollen ihrer Eltern ihr alles Vertrauen, noch von denſelben geliebt zu werden, genommen hatte. Mit beklemmtem Herzen ſucht ſie einige nothwendige Kleinigkeiten zuſammen, die ſie mitnehmen will; denn eben an dieſem Abende wollten Beide entfliehen. Sie öfnet zu dem Behuf einen Schrank, und was erblickt ſie? — Eine Torte mit einem Kuß, und den Anfangsbuchſtaben ihres Namens. Es war heute ihr Geburtstag, woran ſie gar nicht gedacht hatte, aber die Mutter hatte die Torte beſorgt, und heimlich in den Schrank der Tochter geſtellt, um den erſten

Schritt zur Verſöhnung zu thun. Der äuſſerſt gerührten Tochter iſt es nun unmöglich zu entfliehen.

Sie ſehen, fuhr Engel fort: Das Süjet iſt reich an Situationen, und ich kann das Stück wenden wie ich will. Ich kann die beiden Geliebten nach manchen ſich noch findenden Schwierigkeiten endlich vergnügt in den heiligen Eheſtand treten laſſen; aber das Stück wird theatraliſcher werden, wenn dies nicht geſchieht, und, wenn ich will, kann ich es auf mancherley Art ſehr tragiſch machen. Der Vater kann, ungeachtet der durch die Mutter angefangenen Verſöhnung, unerbittlich bleiben. Das Mädchen in der ängſtlichſten Lage, voll Bekümmerniß über die Härte des Vaters und voll Ergebenheit gegen die Mutter, deren zärtliche Bitte, dem Vater nachzugeben, ihr aber die Liebe zu ihrem Jünglinge, zu erfüllen unmöglich macht, nimmt Gift, weil ſie bey der von allen Seiten ſie beſtürmenden Leidenſchaft keinen Ausweg zu finden weiß. Oder ſie kann, weil es ihr unmöglich iſt ihren geliebten Eltern ungehorſam zu ſeyn, nach langem Kampfe mit ſich ſelbſt, ihrem Geliebten entſagen, welcher, nach mancherley Verſuchen, wodurch rührende und ſchreckliche Situationen herbeygeführt werden, da ihm alle Hoffnung benommen iſt, ſich ſelbſt erſticht. Oder, nach den Scenen der Vereinigung mit den Eltern, und der Härte des Vaters, welcher in aufbrauſender Hitze ihr, wenn ſie nicht dem Jünglinge völlig entſagt, ſeinen Fluch giebt (dieſe Heftigkeit des Vaters läßt ſich leicht durch mancherley Urſachen theatraliſch motiviren), dringt die Mutter mit flehender Zärtlichkeit ihr das Verſprechen ab, den Fluch des Vaters nicht auf ſich zu laden. Sie gehet nun einſam und voll Herzensangſt auf ihr Zimmer. Der Liebhaber, welcher zur abgeredeten Flucht bey einbrechender Nacht den Wagen am Ende des Gartens beſtellt hat, kommt um ſie abzuholen. Halb verzweifelnd ſetzt ſie ihm das Schreckliche ihrer Lage auseinander, und erklärt, daß es ihr unmöglich iſt ihm zu folgen, und daß ſie, ſo höchſt unglücklich ſie auch ſeyn wird, bleiben will. Sie klagt weinend den Fluch ihres Vaters an, und zeigt ihrem Geliebten die Torte, den Beweis der mütterlichen Liebe, die ihr jenes Verſprechen abgedrungen hat.

Der erhitzte Jüngling, außer ſich, daß alle ſeine Hoffnungen in eben dem Augenblicke ſchwinden, da er ſie zunächſt erfüllt dachte, bricht aus in Verwünſchungen über die Eltern, ergreift die Torte, wirft ſie zur Erde, und vernichtet ſie, als das Werkzeug wodurch ihm das Liebſte geraubt worden. Das Mädchen iſt äußerſt entrüſtet über ſeine Raſerey, die über ihre Eltern, und beſonders über ihre Mutter, ſo ſchamlos ausbricht. Nach einer heftigen Scene, wo alle Leidenſchaften mit einander kämpfen, kehrt den Beiden die Liebe zurück, zugleich mit der troſtloſen Ausſicht, immer unglücklich zu ſeyn. Beide tödten ſich, weil ihre wüthende Leidenſchaft kein anderes Mittel findet vereinigt zu werden.

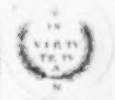
„Sehen Sie,“ ſchloß Engel, „nach dieſem letztern „Plane iſt die Torte die nächſte Urſache des tragiſchen Ausganges!“

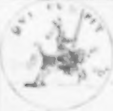
Ich dächte, dem Manne, der in ſo wenigen Minuten aus einem ſo geringfügigen Gegenſtande einen ſo reichhaltigen Plan zu erſchaffen wußte, darf man nicht Talent zur dramatiſchen Erfindung abſprechen.

[11] Das von Dan. Chodowiecki geätzte, und vor dem XXXIXten Bande der alten Allgem. deutſchen Bibliothek befindliche Bildniß in Profil, welches auch der gegenwärtigen Schrift vorgeſetzt iſt, ſiehet Engel'n, wie er in jüngern Jahren war, ſehr ähnlich. Ein Bildniß in Lebensgröße, von Hrn. Weitſch dem Sohne Ein Jahr vor Engel's Tode gemalt, und von Hrn. Freidhoff in ſchwarzer Kunſt gearbeitet, ſtellt ihn treffend dar, wie er in der letzten Zeit ausſah.

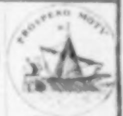
Bayerische
Staatsbibliothek
München

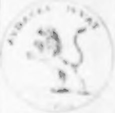
83 R [illegible]

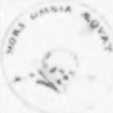

IN VIRTV TE TV A
N
I. Arragon
[illegible]

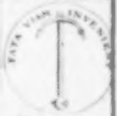


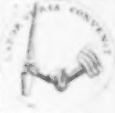
II. Arragon
[illegible]


PROSPERO MOTU
III. [illegible]
[illegible]

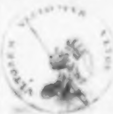

IVDICIA IVVAT
IV. Leon
[illegible]


MORS OMNIA ÆQVAT
V. Burgundus
[illegible]

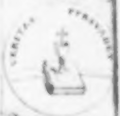

FATA VIAM INVENIENT
VI. Britannia
[illegible]

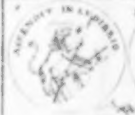


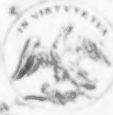
VII. [illegible]
[illegible]

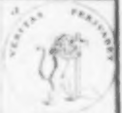


VIII. [illegible]
[illegible]


VERITAS PERVADET
IX. [illegible]
[illegible]


a
ASCENDIT IN [illegible]


b
IN VIRTVTE TVA
[illegible]


c
VERITAS PERVADET
[illegible]

[illegible]

Einige Bemerkungen

über den

Urſprung und die Geſchichte

der

Roſenkreuzer und Freymaurer,

Veranlaßt

durch die

ſogenannte hiſtoriſch-kritiſche Unterſuchung

des

Herrn Hofraths Buhle

über dieſen Gegenſtand.

Von

Friedrich Nicolai.

Berlin und Stettin 1806.

Vorrede.

Hr. Hofrath Buhle gab ſchon im Herbſte des Jah-
es 1804 zu Göttingen eine beſondere Schrift unter
em Titel heraus: Hiſtoriſch-kritiſche Unterſuchung
iber den Urſprung und die vornehmſten Schickſale
er Orden der Roſenkreuzer und der Freymaurer,
achdem er vorher, zufolge der Göttingiſchen gelehr-
n Anzeigen, eine lateiniſche Abhandlung über eben
ieſen Gegenſtand in der dortigen Königl. Societät vor-
eleſen hatte. Man wundere ſich nicht, daß ich jetzt
rſt gegen dieſe deutſche Schrift mich vertheidige. Ich
abe ſie wirklich erſt vor wenigen Monaten geleſen.

Die Anzeige derſelben in den Göttingiſchen An-
eigen vom J. 1804 Nr. 141 machte mir gar keine
uſt, auch nur hineinzuſehen. Ich bin mit der Ge-

ſchichte der Roſenkreuzerey und Freymaurerey nicht erſt von geſtern her bekannt. Ich habe ſeit geraumer Zeit — ich darf es ohne Ruhmredigkeit ſagen — über dieſe Gegenſtände vielleicht mehr geleſen und unterſucht, als ſonſt Jemand. Da ich mich nun mit Nachforſchungen dieſer Art ſo lange und ſo vielfältig beſchäftigt hatte, daß mir ziemlich Alles bekannt ſeyn mußte was bisher darin geleiſtet worden iſt, ſo erſah ich ſchon aus der gedachten Recenſion, die im September des J. 1804 erſchien, ſo viel, daß wohl in Hrn. Buhle's Buche für mich nichts Neues werde zu finden ſeyn, und ich fühlte alſo keine Luſt daſſelbe zu leſen. Zwar bemerkte ich wohl aus dieſer Recenſion, daß Hr. Hofrath Buhle in ſeinem Buche gewiſſe Dinge, welche von mir in den zwey Theilen meines Verſuchs über die Geſchichte der Tempelherren, der bereits vor 23 Jahren gedruckt iſt, zuerſt waren entdeckt worden, ſich als ſeine Erfindung zugeeignet, und dabey auf eine unartige Weiſe (welches der Recenſent mißbilligte) wider mich polemiſirt hatte. Aber auch dies ſchien mir nicht der Mühe werth zu ſeyn, um auf Leſung eines ſo wenig lehrreichen Buchs Zeit zu wenden. Es giebt in der literariſchen Welt ſo manche unartige Kinder, welche ihre Amme ſchlagen, nachdem ſie deren Milch geſogen haben! Als ich daher im Auguſtmonate des J. 1805 Hrn. Hofr. Buhle auf ſeiner Reiſe nach Moskau mehrmal perſönlich ſah, habe ich hierüber mit ihm kein Wort geſprochen: nicht von ſeinem Buche, weil ich es nicht geleſen hatte; nicht von der Unart ſeines Anfalls auf mich, weil es mir die unangenehmſte Empfindung macht zu ſehen, daß ein Gelehrter ſich ſeiner ſelbſt unwürdig zeigt.

Indeß ſchrieb mir nachher ein Mitarbeiter an der Allgemeinen Deutſchen Bibliothek: Ob denn Hrn. Buhle's als ſo wichtig angekündigte Hiſtoriſch-kritiſche Unterſuchung nicht in derſelben werde recenſirt werden? Ich antwortete, daß ich von Anfang an alle Freymaurerſchriften in der A. D. B. gar nicht, oder höchſtſelten hätte recenſiren laſſen, überzeugt, daß alle dergleichen Bücher keinen Nutzen für die Wiſſenſchaften hätten. Er erwiederte darauf: „Es ſey doch „kürzlich eine Ausnahme mit des Hrn. Abts Velthu„ſen Pokeach Iwrim *) gemacht werden.“ Er

---

*) Dieſe Ausnahme geſchah wegen des ans Lächerliche gränzenden gelehrten Unſinns, der in dieſem Buche herrſcht. Die Recenſion iſt abgedruckt im CIIIten Bande der N. A. D. B. S. 210 ff. Es läßt ſich freylich kaum ein auffallenderes Beyſpiel finden, wie weit ein gelehrter Mann ſich verirren könne, wenn er mit ſeinem gelehrten Lämpchen ohne den Faden der geſunden Vernunft ſich in das Labyrinth der Freymaurerey wagt, wovon er noch dazu herzlich we-

glaubte, „auch des Hrn. Hofr. Buhle Buch müſſe „angezeigt werden, weil dieſer doch die Geſchichte „der Freymaurerey als einen gelehrten Gegenſtand „betrachtet wiſſen wolle.“ Und da mein Freund aus meinem Antwortſchreiben erſehen hatte, daß ich das Buch noch nicht geleſen hätte, fügte er hinzu: „Ich „müſſe es nothwendig leſen, denn Hr. Buhle habe „ſich Ausfälle wider mich erlaubt, die ich nicht füglich unbeantwortet laſſen könne.“ Er führte einige Data an.

Hiedurch ward ich bewogen, des Hrn. Hofraths Buhle ſeltſames Buch gegen Ende Oktobers des J. 1805 zu leſen. Ich fand darin freylich mancherley ſehr unartige Neckereyen gegen mich, welche ich jedoch leicht mit der Verachtung anſehen konnte, die ſie verdienten. Nur Eine Stelle (S. 315) ſetzte mich in die Nothwendigkeit, zu des Hrn. Hofraths Buhle Angriffen nicht zu ſchweigen, weil er ſich unterſteht, meinen moraliſchen Charakter anzugreifen.

---

nig zu wiſſen ſcheint, und alſo deſto leichter jeder Verirrung ausgeſetzt iſt. Inſofern ſehr merkwürdige gelehrte Albernheiten auch zum treuen Gemälde der neuen deutſchen Literatur gehören, konnte dies Buch in der A. D. B. nicht wohl unangezeigt bleiben.

Ich hatte nämlich in meinem Verſuche über die Tempelherren im Vorbeygehen bemerkt, daß in der engländiſchen Sprache das Wort *Myſtery* nicht nur Geheimniß, ſondern auch Gewerbe und Zunft bedeutet, und daß man alſo bey manchen dunkeln Anſpielungen wohl erwägen müſſe, auf welche Bedeutung etwa jedesmal gezielt werde. Beſonders, wenn es in einer engländiſchen Schrift heißt: Die Freymaurerey ſey durch ein *occult Myſtery* verändert werden, könnten dieſe Worte nicht füglich durch geheimes Geheimniß verdeutſcht werden; ſondern es ſey hier wohl eher eine Anſpielung auf die andere Bedeutung des Worts zu vermuthen. Hierüber erlaubt ſich Hr. Hofr. Buhle auf der angeführten Seite 313 eine auf völlig unbegreifliche Weiſe herbeygezogene, aber in der That empörende Beſchuldigung gegen mich. Er will meine ebengedachte Bemerkung widerlegen, freylich ſo ſchief als vergeblich, da nun einmal die doppelte Bedeutung des Worts *Myſtery* in der engländiſchen Sprache liegt, und nicht von mir erfunden iſt. Und dann ſetzt er hinzu:

> „Inzwiſchen Hr. Nicolai hatte ſeine Gründe,
> „warum er den älteſten Maurern das Ge-
> „heimniß wegdiſputirte und wegetymologi-
> „ſirte. Er mußte dies thun, um die Mau-
> „rerey mit einem Geheimniſſe aus ſeiner Sa-

„brik beſchenken zu können, das ſie ſpäterhin „gehabt haben ſoll."

Ich weiß nicht, ob Hr. Hofrath Buhle, der überhaupt in dieſem Buche faſt unzähligemal ſich als ein höchſt leichtſinniger unbedachtſamer Schriftſteller zeigt, recht überlegt hat was er hier niederſchrieb. Aber was die Worte für mich und für jeden Rechtſchaffenen bedeuten müſſen, liegt am Tage. Ein Mann, der die Abſicht hat, die Wahrheit wiſſentlich wegzudiſputiren, um ſtatt derſelben eine Unwahrheit aus ſeiner Fabrik unterzuſchieben, iſt ein höchſtnichtswürdiger Menſch. Man mag mir meine Kenntniſſe, meine Gelehrſamkeit und Einſichten wegdiſputiren wollen, man mag vorgeben daß ich geirrt hätte; dazu kann ich wohl ſchweigen, zumal wenn ein Leſer, der die Sache gründlich unterſucht, ſelbſt allenfalls leicht finden kann, auf welcher Seite der Irrthum, oder der Mangel an Kenntniß liegt. Beſonders kann es mir ziemlich gleichgültig ſeyn, wenn Jemand glaubt, er wiſſe die Geſchichte der Entſtehung der Roſenkreuzerey und Freymaurerey beſſer als ich; ſelbſt viele Freymaurer, die von ihrer Geſellſchaft nur etwas Weniges wiſſen, glauben recht Vieles, ja Alles zu wiſſen. Ich gönne hierin Jedem, wer er auch iſt, ſeinen Glauben, namentlich ſolchen, von welchen vorauszuſehen iſt, daß ſie keiner weitern Ueberzeugung fähig ſind. Allein wenn Jemand mir öffentlich Schuld giebt, ich hätte die Geſchichte der Maurerey abſichtlich verfälſcht, um ein von mir fabricirtes Geheimniß in die Maurerey zu bringen; wenn alſo Jemand geradezu meine Wahrheitsliebe, meine Aufrichtigkeit in Anſpruch nimmt, ſo greift er mich von Seiten meiner moraliſchen Geſinnung an, und läugnet meine Rechtſchaffenheit. Dieſer Vorwurf des Hrn. Hofr. Buhle iſt hämiſch; denn er ſagt nicht etwa, das Geheimniß, welches ich, durch meine Unterſuchungen, in der Maurerey glaube gefunden zu haben, ſey nicht das wahre, ich hätte alſo geirret; er ſagt ausdrücklich, ich hätte das Geheimniß welches er für das wahre hält, oder welches wohl gar das einzig wahre ſeyn ſoll, wegdiſputiren müſſen: nämlich um meine Abſicht durchzuſetzen, um ein Geheimniß aus meiner Fabrik an die Stelle zu ſchieben, und zwar nicht etwa, um es bloß in meine Geſchichte der Freymaurerey zu bringen, ſondern um die Freymaurerey ſelbſt damit zu beſchenken. Dieſer Vorwurf iſt doppelt hämiſch, da es von der einen Seite ſo viele Schriftſteller über die Freymaurerey giebt, welche einzig damit umgehen, die Freymaurerey mit erdichteten Geheimniſſen aus ihrer Fabrik zu beſchenken, und von der andern

Seite, da gerade ich meine vor 25 Jahren erſchienene Schrift ausdrücklich dahin richtete, um die betrügeriſch und hinterliſtig eingeſchobenen Geheimniſſe aus neuerer Fabrik zu verbannen.

Durch dies unartige Betragen des Hrn. Buhle gegen mich, werde ich genöthigt ſeine Schrift näher zu beleuchten. Zwar unternehme ich nicht, **Schritt vor Schritt das Wahre darin von dem Falſchen** zu ſondern. Wenn auch hier nicht ſchon die beſondere Beſchaffenheit einer Schrift über die **Freymaurerey** in Betrachtung käme, wo die Natur des Gegenſtandes es mit ſich bringt, daß man ſich vor dem großen Publikum über viele Dinge nicht deutlich ausdrücken kann und darf; ſo würde mich ſchon der mit ſolcher Arbeit nothwendig verbundene Zeitverluſt und Ekel abhalten. Ich habe beide Uebel bereits dreymal genugſam empfunden, als ich, aus Liebe zur Wahrheit, die ſchlechte Beſchaffenheit der berüchtigten Fragmente des Ritters Zimmermann über Friedrich *II.* *), und des **Mirabeau-Mauvillonſchen Werks über die preußiſche Monarchie** **), desgleichen den unartigen Angriff wider meinen Verſuch über die Tempelherren und deſſen Anhang im Deutſchen Merkur vom J. 1783 *), ſehr mühſam und ſorgfältig auseinanderſetzte; in welchen drey Schriften Wahrheit und Falſchheit eben ſo bunt unter einander geworfen ſind, als in der Buhleſchen Schrift über Roſenkreuzerey und Freymaurerey, bey deren Beleuchtung ich auch dem Ekel beym Anblicke der Thorheit ſo vieler verkehrten Behauptungen nicht habe entgehen können, und wahrlich die auf die Widerlegung auch nur Einiger davon gewendete Zeit bedauern möchte.

---

*) Man ſ. Freymüthige Anmerkungen über des Hrn. Ritters v. Zimmermann Fragmente über Friedrich den Großen. Zwey Bände. 1791. 1792. gr. 8.

**) Man ſ. die Neue A. D. B. XIter Band S. 284 bis 302.

Doch war dies nicht zu vermeiden, wenn ich des Hrn. Hofr. Buhle hämiſche Beſchuldigung abweiſen wollte. Ich glaube, ich werde bey vernünftigen Leſern genugſam gerechtfertigt ſeyn, wenn ich zuerſt die Veranlaſſung, die Abſicht und die Schickſale meines ſo oft mißverſtandenen und ungerecht beurtheilten Verſuchs über den Tempelherrenorden, und der demſelben beygefügten zwey Anhänge über Freymaurerey, vor dem unparteyiſchen Publikum

---

XIXter Band S. 417 bis 455. desgleichen in den ebengedachten Anmerkungen über die Fragmente des Ritters Zimmermann IIr Band S. 29 bis 75.

*) Man ſ. den IIten Theil meines Verſuchs über die Tempelherren.

offenherzig erzähle, und die Schwierigkeiten anzeige, die nothwendig damit verknüpft ſind, wenn man über Freymaurerey öffentlich ſchreiben will, ſo daß auch ich in meinen beiden Anhängen über den Urſprung der Freymaurerey nicht deutlich genug ſprechen, und daher den wenigſten Leſern genugthun konnte. Wenn ich denn dabey, bloß beyläufig, aus meiner ſeit 1783 gemachten beträchtlichen Sammlung von Kollektaneen zur Geſchichte der Roſenkreuzerey und Freymaurerey, einige nähere Erläuterungen beybringe, ſo viel meine jetzige Muße verſtattet, ſo wird dieſes vermuthlich verſtändigen Leſern, und beſonders denjenigen verſtändigen Freymaurern nicht unangenehm ſeyn, welche gern das häßliche Lolch und Unkraut, von nichtswürdigen Unbekannten Obern unter ihren guten Saamen geſäet, möchten ausgejätet wiſſen. Dieſe wohlgeſinnten Freymaurer werden es mir hoffentlich danken, daß ich, ſo viel ich kann, Gelegenheit nehme, ein freymüthiges Wort zur Entdeckung der Falſchheit kindiſcher Legenden, womit man ſich unter den Freymaurern ſo lange hintergehen ließ, und zur Verſtärkung des Abſcheues vor der Betrügerey, wozu dieſe ehrwürdige Geſellſchaft ſo oft dienen mußte, und überhaupt zur Vertheidigung der geſunden Vernunft, einfließen laſſe; denn nur geſunde Vernunft und Wahrheit kann uns Weisheit, Schönheit, und Stärke geben. Diejenigen welche an dem, was ich aus redlichem Herzen von Legenden und Mißbräuchen geſagt habe, Aergerniß nehmen ſollten, überlaſſe ich ihrem Glauben, mit der Ueberzeugung, daß das Aergerniß nicht gegeben, ſondern genommen iſt. In allen Dingen welche nicht die Ordnung der bürgerlichen Geſellſchaft ſtören, mag jeder ſeines Glaubens leben. Zudem kenne ich die zarte, leicht verwundbare Haut der Geheimnißliebe, welche ich auch nicht habe verletzen wollen, als da, wo ich merkte, daß unter derſelben eine eiternde Maſſe verborgen lag, die den edlern Theilen hätte ſchädlich werden können, wenn die Bedeckung nicht wäre geöffnet worden.

Indeß geſtehe ich gern, daß durch dasjenige was ich hier beyläufig anmerke, der Gegenſtand weder in literariſcher noch in freymaureriſcher Rückſicht erſchöpft iſt, welches auch hier meine Abſicht gar nicht ſeyn konnte. Auf jeden Fall hoffe ich aber, wird man im Stande ſeyn zu beurtheilen, ob bey dem was ich vor 23 Jahren über die Geſchichte der Freymaurerey ſchrieb, meine Abſicht geweſen ſeyn könne, ein Geheimniß zu fabriciren, und die Freymaurerey mit ſolchem Geheimniſſe von meiner Fabrik zu beſchenken. Dies ins Licht zu ſetzen, iſt eigentlich jetzt nur meine Hauptabſicht.

Was aber Hrn. Hofr. Buhle betrift, ſo mußte ich, wenn die Wahrheit ans Licht kommen ſollte, nothwendig wenigſtens an manchen in die Augen fallenden Beyſpielen zeigen, wie er zu Werke geht, und wie ſich ſein Buch zu dem meinigen, wie ſich überhaupt ſeine Art, die Geſchichte der Roſenkreuzerey zu betrachten, zu der meinigen verhält. Ohne eine ſolche Würdigung der Buhleſchen Arbeit wäre nicht offenbar geworden, wie wenig Zutrauen ſie verdient, und was Hr. Buhle ſich alles erlaubt. Wenn mir gleich der Unwillen über ſeinen unverzeihlichen Leichtſinn und Dünkel zuerſt die Feder in die Hand gab, ſo, hoffe ich, wird der aufmerkſame Leſer doch finden, daß ich mich nie über die Gränzen der Unparteylichkeit und Wahrheit habe führen laſſen, ſondern an ſeinem Buche nur tadelte — (und bey weitem nicht Alles) —, was ſich aufs ſtrengſte beweiſen läßt.

Ich mußte dabey nothwendig über mehrere Dinge, welche Kleinigkeiten ſcheinen mögen, aber es in dieſer Unterſuchung nicht ſind, weitläuftig ſprechen, ſo gern ich mich auch kürzer gefaßt hätte. Es war um ſo nöthiger, hier Alles ausführlich vor Augen zu ſtellen, je ärger Hr. B. die Sachen verwirrt und verdunkelt, und je dreiſter er ohne Beweis hinſchrieb, was ihm beliebte. Es giebt Leſer, welche die Genauigkeit in literariſchen Unterſuchungen für Pedanterey halten, und nicht begreifen können, wie Jemand wegen der Berichtigung eines kleinen Umſtandes, welcher ihnen vielleicht ganz unbedeutend ſcheint, zwanzig Bücher und größtentheils vergebens nachſchlagen kann. Immerhin mögen Leute, welche bloß deswegen in Büchern wühlen, um Nachrichten ohne Auswahl zuſammenzutragen, für Pedanten zu achten ſeyn; aber ſelbſt dieſe, wenn ſie Wahrheitsliebe mit Genauigkeit verbinden, können zuweilen nützlich werden, weil ſie vermittelſt ihres mühſamen Fleißes Gelegenheit geben, daß die hiſtoriſche Wahrheit hervorgebracht wird. Wenn aber Geſchichtsforſcher, welche nicht bloß ſammeln, ſondern mit Beurtheilungskraft den Werth jedes hiſtoriſchen Umſtandes zu würdigen ſuchen, dabey jedoch nicht verſchmähen, in einer nicht genug entwickelten Geſchichte auch die kleinſten Umſtände ſehr genau zu unterſuchen, überzeugt, daß die pünktliche Beſtimmung der Wahrheit kleiner Umſtände auch oft für das Ganze von großer Wichtigkeit ſeyn kann; ſo werden dieſe hoffentlich wohl eine beſſere Benennung verdienen, beſonders wenn die Genauigkeit ihrer Unterſuchungen nur aus reiner Wahrheitsliebe entſteht. Das Gegentheil von beiden iſt der leichtſinnige Schwätzer, welcher, ohne auf den hohen Werth der hiſtoriſchen Wahrheit zu achten, und auf die große Schwierigkeit, ſie von falſchen Nachrichten, wie das edle Metall aus dem tauben Geſtein, zu ſcheiden, Falſchheit unter Wahrheit miſcht; und ganz verachtungswürdig wird er, wenn er wiſſentlich unrichtige Nachrichten und willkürlich erdachte Umſtände hinſchreibt, als wären ſie hiſtoriſche Wahrheiten, aus ſichern Urkunden genommen.

Ich verdenke es Niemand, wenn er ausführliche Darſtellungen nicht leſen mag, welche in verwickelten literariſchen Unterſuchungen einzig und allein zur genauen Beſtimmung, und durch dieſe zur Wahrheit, oder doch zur möglichſten Wahrſcheinlichkeit führen können. Jeden alſo, der in dieſem Falle iſt, erſuche ich, dieſe meine Schrift aus den Händen zu legen, denn ſie würde ihm nur lange Weile machen. Denen aber, welche die nachfolgende Schrift leſen wollen, habe ich noch Folgendes zu ſagen. Wer freymüthig und zugleich unparteyiſch ſchreibt, ſetzt ſich immer einer ſtrengern Beurtheilung aus; er hat bey denen, welche Partey genommen haben, ſchon keine Gnade zu gewarten. Daher bin ich oft wegen meiner Freymüthigkeit unbillig behandelt worden. Beſonders haben diejenigen, denen meine freymüthigen Aeußerungen über Freymaurerey und geheime Geſellſchaften überhaupt, im Wege ſtanden, mich als einen unwiſſenden Tropf und widerwärtigen Menſchen zu ſchildern für gut befunden, wenn ſie gleich oft ſelbſt nicht verſtanden, worüber ich ſprach. Ob ich deren Vorwürfe verdiene, mögen die beurtheilen, die ſachkundig und zugleich unparteyiſch ſind. Freylich ſind vielleicht nur Wenige beides zugleich. Werde ich indeß auch verkannt, ſo bleibt mir immer doch am Ende meiner literariſchen Laufbahn das Bewußtſeyn, daß ich Niemand jemal unbillig behandelte, daß ich mich nie für etwas ausgab, was ich nicht bin, und nie etwas zu wiſſen vorgab, was ich nicht, ſo weit meine Kräfte reichten, unterſucht hatte. Läßt man nur dieſer meiner Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe Gerechtigkeit wiederfahren, ſo iſt mir wenig daran gelegen, ob Titius oder Sempronius glaubt, er wiſſe von der Geſchichte und dem Entſtehen und Fortgange der Roſenkreuzerey und Freymaurerey alles beſſer als ich, und ob Leute die eigentlich ſo viel als nichts davon wiſſen, wähnen, ſie hätten den Preis davon getragen. Ich brach in den beiden Theilen meines im J. 1782 herausgegebenen Verſuchs eine neue Bahn zu einer ernſthaften Unterſuchung darüber. Es wäre alſo kein Wunder, wenn ich bey einem ſo kühnen Unternehmen hin und wieder geſtrauchelt hätte; und doch hat ſich bisher noch, ſo viel ich einſehen kann, das

Weſentliche was ich auf dieſem Wege erforſchte, immer mehr beſtätigt.

Wer aber, nachdem er dasjenige geleſen hat, was ich über Hrn. Buhle's Schrift bemerken werde, noch glauben kann, daß dieſer Schriftſteller die Gegenſtände, worüber er zu ſchreiben unternahm, gründlich ſtudirt, daß er ſie mit hiſtoriſcher Kritik, Wahrheitsliebe, Studium der Quellen, und Unparteylichkeit unterſucht habe, und ſogar, wie er ſich rühmt, in das Innere der Freymaurerey gedrungen ſey; wer noch glauben kann, daß Hr. Buhle nicht, ohne Kenntniß, ſehr dreiſt abgeſprochen, faſt beſtändig nur andere Schriften, und ſelbſt die meinigen, mit offenbarem Plagium ausgeſchrieben, und mit unverzeihlichem Dünkel Allerley keck behauptet hat, ohne recht zu überlegen was er behauptete; einem Solchen will ich ſeinen Glauben nicht beneiden.

Berlin den 12ten Februar 1806.

Ehe ich zu den Anmerkungen über das Buch des Herrn Hofrath Buhle ſchreite, wird es nöthig ſeyn etwas voraus zuſchicken über die Veranlaſſung und den Zweck meines vor 23 Jahren erſchienenen Buchs über die Tempelherren, und über alles was damit in Verbindung ſtehet.

Schon vor mehr als dreyßig Jahren war ich, unter manchen andern hiſtoriſchen Studien, auch auf die Erforſchung der Geſchichte der Tempelherren und ihrer Verdammung gekommen. Die letztere ſchien mir ein hiſtoriſches Problem, welches zu löſen wohl der Mühe werth ſey. Ich las, bey jeder Muſe die mir ward, die Quellen ſelbſt nach, ſo viel ich deren auffinden konnte, und glaubte endlich in dem dunkeln Chaos Licht und Ordnung zu ſehen. Bey dieſer Beſchäftigung war mein Erſtaunen nicht geringe, da ich fand, daß kein Einziger von allen Schriftſtellern über die Tempelherren auch nur die Urkunden geleſen hatte, von welchen jeder neuen Ausgabe der Geſchichte des Dupuy immer mehrere beygefügt worden ſind, und daß doch in dieſen Urkunden zur Erläuterung mancher von den alten Geſchichtſchreibern berichteten Thatſachen nicht wenig enthalten war.

Indeß würden die Reſultate meiner mehrjährigen gelegentlichen Unterſuchungen über die Geſchichte der Tempelherren vermuthlich viel ſpäter, vielleicht gar nicht öffentlich erſchienen ſeyn; denn ich habe ſchon ſeit meiner Jugend nur geleſen und ſtudiert um mich zu unterrichten, nicht aber, um drucken zu laſſen, wie ſo Viele thun, ſonderlich wenn ſie glauben, etwas erjagt zu haben was neu ſcheinet, und ihnen ein Anſehen geben kann. Bloß durch eine ſehr zufällige Veranlaſſung kam ich darauf meinen gedachten Verſuch bekannt zu machen, und eben ſo zufällig ward dieſem Verſuche ein Anhang über das Entſtehen der Freymaurergeſellſchaft beygefügt.

Bey meiner Reiſe durch Deutſchland, im J. 1781, wohnte ich zu München einer Verſammlung der dortigen Akademie der Wiſſenſchaften bey. Dieſelbe that mir ganz unvermuthet die Ehre, mich zu ihrem Mitgliede aufzunehmen (man ſ. meine R. B. Bd. VI, S. 615). Ich glaubte, der Akademie deshalb meinen Dank dadurch bezeugen zu müſſen, daß ich derſelben eine Abhandlung einſchickte. Unter mehrern Materien welche ich vor mir hatte, wählte ich die hiſtoriſche Frage von der Beſchaffenheit der Beſchuldigungen, welche dem Tempelherrenorden gemacht worden. Gerade dieſe zu wählen, ward ich durch die von meinem Freunde und Korreſpondenten Herrn Dr. Anton zu Görlitz nicht lange vorher herausgegebene Geſchichte des Tempelherrenordens veranlaßt, welche mir nicht Genüge that (*).

Daß ich die Materialien zu dieſer Unterſuchung, worin ich — ich darf mich auf den Augenſchein berufen — alles aus den Quellen nahm, nicht erſt ſeit geſtern in Ueberlegung genommen hatte, erhellt ſchon daraus, daß ich die Abhandlung vom 3ten bis 22ſten Jänner 1782, und zwar unter vielen Geſchäften von ganz anderer Art, ſchrieb und endigte. Aber, während ich ſchrieb, fühlte ich wohl, daß mehrere Thatſachen aus der Ketzergeſchichte des XIVten Jahrhunderts, und die dadurch veranlaßten freymüthigen Betrachtungen, welche ich gar nicht zu unterdrücken gemeint war, ſich nicht füglich ſchicken würden, in die Abhandlungen der Akademie eines ganz katholiſchen Landes eingerückt und von derſelben öffentlich bekannt gemacht zu werden. Ich ſah voraus, es würde daſelbſt entweder meine Abhandlung ganz zurückgelegt werden, oder es würden verſchiedene Stellen Aenderungen leiden müſſen. Um alſo weder Jemand in Verlegenheit zu ſetzen, noch auch eine Unterſuchung, welche mir doch ſehr viel Leſen und Nachdenken gekoſtet hatte, entweder gar nicht, oder verſtümmelt erſcheinen zu ſehn, entſchloß ich mich, dieſelbe beſonders herauszugeben und ſie der Akademie zu München zuzueignen, wodurch ich meinen Zweck, dieſer gelehrten Geſellſchaft für die mir erwieſene Ehre meine Dankbarkeit zu bezeugen, auch erreichte. Dies iſt die wahre und an ſich ganz zufällige Veranlaſſung der öffentlichen Bekanntmachung meines **Verſuchs über den Tempelherrenorden**, wobey viele Leute, Gott weiß welche Abſichten vorausgeſetzt haben.

Eben ſo zufällig kam zu dieſer hiſtoriſchen Unterſuchung über den Tempelherrenorden ein Anhang über das Entſtehen der Freymaurergeſellſchaft (*). Schon ſeit langer Zeit hatte eine Anzahl niederträchtiger Menſchen im Verborgenen ſich einen Einfluß in die Freymaurerey zu verſchaffen gewußt. Sie waren bemüht, durch dieſe an ſich unſchuldige Geſellſchaft den Verſtand ehrlicher wohlwollender Menſchen zu verkrüppeln, indem ſie ihnen ein ſo unbeſtimmtes als blindes Vertrauen auf künftige Erkenntniß wichtiger Geheimniſſe durch alle mögliche Mittel einflößten. So brachten ſie es endlich dahin, insgeheim auszuſtreuen, die Freymaurerey habe Unbekannte Obern; dieſen hochgebenedeiten in Gott ruhenden und von Gott geſegneten Vätern müſſe blinder Gehorſam geleiſtet werden; und ſie erzwangen wirklich bey vielen ſonſt wohldenkenden Menſchen einen ſolchen blinden Gehorſam. Unbekannte Leute erließen ſchriftliche Befehle, unterzeichnet mit unbekannten ſogenannten Ordensnamen, an die armen Brüder des Vorhofes, von denen ſie ſagten: „Ihr gute, liebe Brüder Freymaurer, ſeyd ja unſere Kinder!“ Und ein ſolcher gnädiger Erlaß ward mit der tiefſten Ehrfurcht befolgt; denn es hieß: „der Orden will es, der Orden ſagt es, es iſt Gottes Wille daß wir den Obern gehorchen ſollen (3).“ Man ſollte nicht glauben, daß der Unſinn ſo weit gehen könnte; und doch iſt er Jahre lang ſo weit und noch weiter gegangen.

Ich hatte Gelegenheit gehabt, dieſes Geheimniß der Bosheit auf mancherley Wegen näher kennen zu lernen, und ich ſah daß das Uebel ſonderlich vom J. 1775 an merklich im Zunehmen war. Meine Liebe zur geſunden Vernunft und mein moraliſches Gefühl empörte ſich dawider, und hatte ſchon lange den Wunſch in mir erregt, es möchte doch ein ſo ſchädlicher Unſinn wenigſtens gemindert werden, geſetzt daß die Vorurtheile zu tief eingewurzelt wären um ſie ganz zu vertilgen. In Frankreich war ſchon etwa um das J. 1740 von der Freymaurergeſellſchaft unvermerkt, als käme es von ungefähr, das Wort *Ordre* gebraucht; nicht lange nachher auch in England, doch ſeltener, da man daſelbſt bloß von *Masonry* zu ſprechen pflegt. In Deutſchland war in der Freymaurerey ſeit dem J. 1761 zuerſt von Orden, und zugleich von Unbekannten Obern des Ordens in der Stille etwas ausgebreitet worden. Dieſe abſcheuliche Idee von Unbekannten Obern hing mit dem Begriffe eines geheimen Ordens unmittelbar zuſammen, von dem man ſodann, freylich nur im Geheim, aber dreiſt ſagte, daß ihm die gewöhnliche Freymaurerey nur zum Vorhange diene,

um den Orden zu verdecken; ein Vorgeben, welches deutlich anzeigte, daß **unbekannte Leute** die Freymaurerey zu geheimen **Zwecken** brauchen wollten. Aber an dieſe nothwendige Folgerung dachte damal Niemand; ſo ſtark waren Geheimnißſucht und Vorurtheile!

Man ſagte ſich bald ins Ohr: **das Innere des Freymaurerordens** ſey, **den alten Tempelherrenorden wieder in Gang zu bringen**, welcher ſeit dem 14ten Jahrhundert ingeheim immer fortgedauert habe, indem zur Zeit der Verfolgung der Tempelherren, ein Heermeiſter der Templer, **Aumont**, mit einigen Templern, **als Maurer verkleidet, nach Schottland geflüchtet ſey.** Als dieſer neue **Tempelherrenorden** in Gang **gebracht** war, ſollte er ſo **geheim** gehalten werden, daß weder ein Novicius noch Armiger noch Eques — (denn ſo lateiniſch wurden die Herren benennet, von welchen Manche wenig oder gar kein Latein verſtanden; und ein Mann der gewiß kein Latein verſtand, war Provisor Domus) — einem Freymaurer von untern Graden durfte merken laſſen, daß ein ſolcher Orden vorhanden ſey (ganz eben ſo, wie dies nachher den **Roſenkreuzern** aufgelegt war). Ja es ward behauptet, daß dieſer Orden ſelbſt von einem **unbekannten Großmeiſter** abhange, der ſogar dem *Provincialis* oder **Heermeiſter der VIIten Provinz** (Deutſchland), dem Hrn. **von Hund, im Orden ab Ense** genannt (*), **unbekannt** ſey; wenigſtens hat der Letzte ihn nie namkundig machen, oder ſagen wollen, wo er denn ſich aufhalte, obgleich verſichert ward, der Unbekannte heiße Eques a Solo Aureo.

Dieſe Idee von einem **geheimen Orden**, und ſeinen **Komthureyen**, ward leider! nur mit allzugroßer Begierde ergriffen. Seit dem J. 1764 erkannte in Deutſchland der größte Theil der Freymaurer den geheimen Tempelordem für das **Innere und Wahre der Freymaurerey**; und hier und in den benachbarten Ländern breitete ſich derſelbe ſehr weit aus (5). Die **Unbekannten Obern** dieſes Tempelordens unternahmen ſogar, die Freymaurerey von den erſten Graden an zu **reformiren**, welchem veränderten Syſteme ſie den Namen der **ſtrikten Obſervanz** gaben. In dieſem Tempelherrenorden ſelbſt (6) aber gingen Dinge vor, welche Jemand der dergleichen nicht ſelbſt erfahren hat oder aktenmäßig kennt, nicht glauben würde: z. B. daß anfänglich die aufzunehmenden **Ritter**, **armés de pied en cap**, Nachts, zwar nicht unter freyem Himmel, aber doch an einem Fenſter, die **Ritterwache** halten muſten (7); auch erinnere ich an die ſeit 1767 von **Wismar** aus ſich meldenden ſogenannten **Klerici des Tempelherrnordens** oder Canonici regulares † Hierosol. und an ihre **Ordensgeheimniſſe**, welche ſie durch **Tradition** zu beſitzen vorgaben, wovon ſo Mancherley, **aber bey weitem nicht Alles**, bekannt geworden iſt. Sehr **merkwürdig** iſt, daß der Heermeiſter ab Ense durch ſeinen **Amtsboten**, oder Legatum a Latere, wie er damal auf gut pontifikaliſch heißen muſte, den **Provisor Domus, a Struthione**, dieſe templariſchen Canonici regulares den neuen Tempelrittern anfänglich empfehlen ließ, hernach in einem für eben dieſe Tempelritter gedruckten Cirkular vor der Herrſchſucht der Klerikaliſchen Herren warnte, dennoch aber auf einem im J. 1778 zu Kohlo gehaltenen Konvente, wozu Er nur die Hälfte der Tempelritter berief, mit eben dieſen regulirten Canonicis ein Paktum ſchloß (8), wobey ſie verſprachen, ſich künftig zu legitimiren, daß ſie rechte Canonici Templi Hierosolymitani wären. Aber ſie haben ſich in der Folge eben ſo wenig deutlich legitimirt, als der Heermeiſter ab Ense ſelbſt. Nach mehrern gehaltenen Konventen, nach vielem aufgewendeten Gelde, nach manchen Zänkereyen und nicht ſehr erbaulichen Auftritten, nach manchen fehlgeſchlagenen Verſuchen dem neuaufgelebten Tempelherrenorden eine veränderte Einrichtung zu geben, die Einkünfte der ſogenannten Komthureyen auf Tontinen oder ökonomiſche Plane zu gründen, u. dgl. mehr (9), ward endlich das Mißvergnügen faſt aller vernünftigen Freymaurer über dieſe Maskerade allgemein. Dies veranlaßte, daß man im J. 1782 einen Konvent nach **Wilhelmsbad** ausſchrieb, wo verſchiedene Gegenſtände beſtimmt werden ſollten, unter andern die Frage: **Welches iſt der eigentliche Urſprung des Freymaurerordens?**

Von je her hatte ich die **Geſchichte des Tempelherrenordens** wahrlich ohne die geringſte Rückſicht auf **Freymaurerey** unterſucht, und ſie bloß ſtudirt, um zu verſuchen ob ich ein **hiſtoriſches Problem** — was dieſe Geſchichte doch gewiß lange war — löſen könnte. Indeß, da ich jetzt Alles betrachten mußte was zum Tempelherrenorden gehörte, da ich dabey beſonders auch die nicht unmerkwürdigen hiſtoriſchen Spuren von der Fortdauer dieſes Ordens an verſchiedenen Orten, noch einige Zeit nach deſſen Aufhebung, bey mir überlegte; trat mir auch ſehr natürlich das neuere Treiben mit einem **Tempelherrenorden in der Freymaurerey** vor die Augen, und ich machte ebenfalls darüber verſchiedne Bemerkungen, welche jedoch nicht für das Publikum ſind. Ich ward um ſo viel mehr auf dieſen Gegenſtand geleitet, da ich ehedem mit **Leſſing** über mancherley hieher Gehöriges diſputirt hatte. Leſſing wußte äußerſt wenig von der Freymaurerey (10), meinte aber, ihre Beſchaffenheit und ihren Urſprung a priori entdecken zu können, und kam in ſeinem **Ernſt und Falk** auf einen ſehr unrichtigen Weg; faſt wie lange nachher **Garve**, der, ohne alle Kenntniß geheimer Geſellſchaften, a priori nicht begreifen konnte, wie es möglich ſey daß Unbekannte Obern beföhlen, und daß ihnen Jemand gehorche, und der daher dasjenige was über die Greuel in den geheimen Geſellſchaften hier und da als ſehr wirklich bekannt zu werden anfing, geradezu läugnete und für Träumerey erklärte: zum großen Vergnügen der Anhänger des Buchs Des Erreurs et de la Verité, und derer die ihnen gleich waren.

Durch alle ſolche zufällige Gedanken war mein Blick von der Geſchichte der alten Tempelherren auf die Freymaurerey geleitet werden. Sehr gut wußte ich, daß von den bekannten Obern der Freymaurerey damal die Frage über den eigentlichen Urſprung ihres Ordens war aufgeworfen worden: zu nicht geringem Aergerniß mancher Freymau ter, daß dieſes ihre Obern ſelbſt nicht wüßten, und es erſ auf einem Konvente wollten unterſuchen laſſen. Ebenſo wa mir wohl bekannt, was die meiſten Freymaurer über ihren uralten Urſprung träumten, den ſie von den Aegyptiſchen Prieſtern, vom Oſiris (d. h. von der Sonne), vom Py thagoras, von den Eſſäern, von den Kuldeern, von der Canonicis Sti Sepulcri in Jeruſalem, von den wan dernden Maurern im Mittelalter, welche Kirchen un Kapellen gebauet hätten, von dem Bauweſen des Inig Jones in England, und Gott weiß woher ſonſt, zuletzt den auch von den Tempelherren, die ingeheim immer ſollte fortgedauert haben, herzuleiten vermeinten. Ich ſah mi Betrübniß, daß ſelbſt gelehrte und verſtändige Leute ſi nicht ſchämten, ohne alle Rückſicht auf hiſtoriſche Kriti ihre leichtgläubigen Brüder in dergleichen grundloſen Vorur theilen zu beſtärken. Noch ſchmerzlicher war es, zu ſehe daß hinterliſtige Genoſſen und Emiſſarien der Unbekannte Obern, durch allerhand ſchlau hingeworfene unbeſtimm

Ideen, — ich ſage es freymüthig und mit vollem Bedachte — den Verſtand und die Beurtheilungskraft der irregeführten Brüder zu betäuben ſuchten, damit ſie nicht merken möchten, daß **Böſewichter**, die ſich **Unbekannte Obern** nannten, ihr Spiel mit ihnen trieben. Beſonders geſchah dies auch, und geſchieht wohl noch, durch mancherley bekanntgemachte **Geſchichten der Freymaurerey**, die, ſo weit ſie alte Zeiten betreffen, in ihrem oſtenſibeln **Verſtande ganz erdichtet ſind**, und **nur alsdann erſt** verſtändlich werden, wenn man eine gewiſſe **Chifferſprache** kennt (**). Auf gleiche Weiſe ward damal ſehr thätig **die Begierde nach Geheimniſſen** genährt, durch dunkel und pompös geſchriebene, auch wohl **mit unerklärten Kupferſtichen verſehene Bücher**, in denen kein Licht zu finden iſt wenn man nicht der allegoriſchen Chifferſprache vorher auf die Spur kam, die, welches ſehr merkwürdig iſt, in allen mehr oder weniger übereinſtimmend gefunden wird, und den gemeinſamen Urſprung aller dieſer hinterliſtig geſchriebenen Scharteken deutlich anzeigt. Sie ſind abſichtlich ſo verfaßt, daß **der eigentliche Sinn** nur von Wenigen errathen werden kann, daß hingegen der Unverſtand, die Geheimnißſucht, und der Fanatismus **darin einen Sinn legen können, wie ſie wollen** (**), welches alles, ob es ſo oder ſo geſchehe, **den Unbekannten Obern** ſehr gleichgültig iſt, wofern nur der **Verſtand verkrüppelt** und die **blinde Geheimnißſucht** (**) genährt wird.

Auch die ſogenannte **Gold- und Roſenkreuzerey** hatte damal in Deutſchland, beſonders auch in Berlin, Wurzel gefaßt, wo man der Maskerade der Tempelherrenmäntel und der **Komthureyen** zuerſt überdrüſſig ward, deren Einkünfte aus den Geldbeyträgen derer, die zur **Standarte geſchworen hatten**, gleich als aus einer

Dukatengeſellſchaft (**) erwachſen ſollten. Aber, ſtatt jener Poſſen, fiel man dem Deſpotiſmus der Unbekannten Obern durch das Syſtem der Roſenkreuzer auf eine noch ſchädlichere Art in die Hände; denn dieſes Syſtem traf doch (wie alles was ein Werk der ſchlauen Unbekannten Obern iſt) zuletzt mit dem Tempelherrenſyſtem im oberſten Grade zuſammen, nehmlich im magiſchen Klerikate! Zwar kannte ich damal noch nicht den eigentlichen Urſprung, die weite Ausdehnung und die Macht des betrügeriſchen Roſenkreuzerordens; ich ſah noch nicht ſo genau ein wie er vermöge des unglaublich konſequenten Zuſammenhangs aller Theile deſſelben, ſeine Macht ſo ſehr ausbreiten konnte. Alles dieſes habe ich nachher genugſam kennen lernen, um dieſe ſo ſchlau ausgeſonnene als bübiſche Betrügerey mehr als irgend eine geheime Geſellſchaft die aus dem Schooſe der Unbekannten Obern geboren ward, zu verabſcheuen. Aber ich hatte doch damal ſchon Gelegenheit, von dieſem Orden ſo viel zu wiſſen, um einzuſehen, daß dadurch, nebſt mancher Zänkerey und Haß, auch Aberglauben, Theoſophie, Magie, Geiſterſeherey, Katholicismus (**) und Alchemie ſich verbreitete. Beſonders ward auch der thörichte Glaube von einem uralten Urſprunge des Ordens fortgepflanzt.

So ungefähr war damal der Zuſtand des Innern der Freymaurerey, welcher auf die Beſchaffenheit und manche Veränderungen im Aeußern, beſonders in Abſicht auf die Geſinnungen die man unvermerkt den gutmeinenden Brüdern einzuflößen ſuchte, merklichen Einfluß hatte. So ſehr ich jede Unwahrheit, und Alles was auf die Verkrüppelung der Vernunft abzielet, haſſe, ſo war es doch unmöglich, von allen Thorheiten der Innern Orden öffentlich zu reden. Auch ließ ſich vorausſehen, daß dadurch kein guter Zweck erreicht werden könne. Ich wollte ferner Niemand, am wenigſten mehrere ſehr wackere Männer und zum Theil meine beſondern Freunde beleidigen (26), die ich in Träumereyen und Vorurtheilen verſunken ſah. Noch weiter war ich davon entfernt, ſelbſt irgend eine Reform bewirken, oder mich in die mancherley Reformen miſchen zu wollen, welche man ſeit einiger Zeit ſämmtlich auf die verkehrteſte Art (denn ſie kamen alle von den Unbekannten Obern her) begonnen hatte; oder auch nur mich in Logenverhältniſſen auf die geringſte Weiſe auszuzeichnen. Allein, was ich für nützlich und möglich hielt, wollte ich doch thun. Ich glaubte mich nicht verbunden, Verzicht zu leiſten auf diejenigen Kenntniſſe, welche durch keine Logenverhältniſſe wären zu erlangen geweſen, welche ich mit Zeit und Mühe durch eigene Beleſenheit, verbunden mit Wahrheitsliebe und Menſchenkenntniß, erworben hatte, auf meine hiſtoriſche Unterſuchungen und die daraus gezogenen Reſultate; noch weniger wollte ich der Freyheit entſagen, wo ich es dienlich fände, auch öffentlich hierüber zu ſprechen, ſonderlich wenn ich hoffen durfte, einiges Gute dadurch zu ſtiften. So entſtand in mir der Gedanke, bey Gelegenheit meines Verſuchs über den Tempelherrenorden, etwas Geſchichtliches über die Freymaurergeſellſchaft beyzufügen, um doch in Einem wichtigen Punkte den abſichtlichen Bethörungen entgegen zu arbeiten, und vielleicht Anlaß zu geben, daß mancher wohlmeinender aber mit Träumereyen beſchäftigter Freymaurer zum Nachdenken und zur geſunden Vernunft zurückgeführt würde. Dies glaubte ich einigermaßen erreichen zu können, wenn ich öffentlich bekannt machte, was mich ſehr ſorgfältige Unterſuchungen gelehrt hatten, und wovon vor mir Niemand, am wenigſten öffentlich (27), etwas geſagt hatte, nehmlich: daß die Freymaurergeſellſchaft ſich zuerſt kurz vor der Mitte des 17ten Jahrhunderts, und zwar bloß in England, zu bilden angefangen habe, daß ſie aber aus der in Deutſchland zuerſt entſprungenen Roſenkreuzergeſellſchaft, in England ihren erſten Urſprung genommen habe. Ich nahm mir vor, bey einer andern Gelegenheit auseinanderzuſetzen, daß die alte Roſenkreuzergeſellſchaft von der geheimen Geſellſchaft, welche ungefähr ſeit dem J. 1777 in Deutſchland unter dem Namen der Gold- und Roſenkreuzer alten Syſtems in öffentlichen Schriften bekannt zu werden anfing, ganz verſchieden ſey. Aber je mehr ich von der letztern Geſellſchaft kennen lernte, deſto mehr fand ich, daß es nicht nur nicht rathſam, ſondern gewiß ſehr gefährlich ſeyn werde, öffentlich davon zu reden. Es ward mir nach und nach nur allzu bekannt, welchen mächtigen Anhang ihre Mitglieder in den meiſten europäiſchen Ländern, und beſonders allenthalben in Deutſchland hatten. Schon ſeit dem Jahre 1783 ward von vielen Perſonen der nahe Tod Friedrichs des Großen vermuthet; und es wurden gar mancherley Projekte darauf gebauet. Die Zirkeldirektoren gewiſſer Zirkel der Gold- und Roſenkreuzer in Berlin ließen ſich in vertrauter Geſellſchaft ziemlich deutlich verlauten, welchen Einfluß ihr Orden unter der neuen Regierung, nicht nur durch Vertilgung aller Freymaurerey die nicht von ihnen abhinge, ſondern auch in Abſicht auf viele andere Gegenſtände im Staate haben würde. Von denjenigen, welche die Lage der Sache kannten, war die Möglichkeit eines ſolchen Erfolgs ſehr wohl einzuſehen, und die Folgezeit hat auch etwas von der Wirklichkeit, ſonderlich auch den weitausſehenden Abſichten der Unbekannten Obern gezeigt. Der beſonnene Mann, welcher durch ſein öffentliches Reden über bedenkliche Gegenſtände Nutzen zu ſchaffen ſucht, muß wohl überlegen, wovon er reden darf, und worüber er ſchweigen muß, und es iſt Niemand zuzumuthen, daß er ſich einer gewiſſen Gefahr ausſetze und ſich mächtige Feinde mache, ohne Hoffnung einen vernünftigen Zweck zu erreichen. Ich ſagte daher im zweyten Theile meines Buchs, zwar ausdrücklich, aber auf die gelindeſte Art, daß, wenn ich die Freymaurergeſellſchaft von Roſenkreuzern herleitete, ich damit wahrlich die Gold- und Roſenkreuzer der neuern Zeit gar nicht meinte (**). So äußerſt behutſam ſich auszudrücken, war damal ſehr nöthig (**).

Incedebam per ignes
Suppoſitos cineri doloſo.

Ich glaubte, bey ſolcher Behutſamkeit meinen gutgemeinten Vorſatz ausführen zu können; doch fanden ſich bald größere Schwierigkeiten als ich mir anfänglich vorgeſtellt hatte. Ich fühlte ſehr bald daß ich über die meiſten Gegenſtände nicht ſo beſtimmt mich ausdrücken konnte, um von Jedem meiner Leſer ganz verſtanden zu werden. Ich durfte ja nicht einmal von der gewöhnlichen Freymaurerey, ihren Beſchäftigungen, Graden, Formen, u. ſ. w. deutlich ſprechen, ſonderlich damal, wo noch auf Geheimhaltung im Grunde ſehr unbedeutender Dinge ängſtlich gehalten ward. Noch weniger durfte ich von dem was das Innere betraf, offen reden, zumal, da Alles darin eben in größter Kriſis war, und ſehr anſehnliche Perſonen ſich durch die geringſte Erwähnung davon würden beleidigt gefunden haben (**). Gleichwohl wäre es zu meinem Zwecke ſehr nützlich geweſen (und wäre auch jetzt noch nützlich), wenn es ſich thun ließe, Alles was mir von dem Innern bekannt iſt, und zum Theil auch ſchon damal bekannt war, öffentlich auseinanderzuſetzen. Wenn man Alles zuſammennimmt und vergleicht, ſo findet ſich, wenigſtens ſeit dem J. 1680 bis jetzt, ein nicht zu verkennender Zuſammenhang; durch die ältere Geſchichte findet man manchen Aufſchluß über neuere Begebenheiten, und durch neuere Vorfälle wird wieder Manches aus der ältern Zeiten erläutert. Aber hierauf durfte ich vor dem Publikum mich nicht einlaſſen. Mit mir ſelbſt unzufrieden, war ich mehr als einmal Willens, den Anhang von der Freymaurerey aus meinem Verſuche über die Tempelherren, welcher nachher bloß durch dieſen Anhang eine Zeitlang eine unverdiente Celebrität erhielt, ganz wegzulaſſen. Sähe ich nicht auf den Nutzen, welchen ich wenigſtens indirekte dadurch geſtiftet habe, ſo möchte es mich, wegen der vielen falſchen Auslegungen und des mir dadurch verurſachten Mißvergnügens und Zeitverderbs, wohl gereuen, je ein Wort über Freymaurerey öffentlich geſagt zu haben. Indeß die Hoffnung, in der damaligen Lage der Sachen, der geſunden Vernunft etwas mehr Spielraum zu verſchaffen, überwog meine Bedenklichkeiten. Ich ſtellte mir vor, daß wenn auch anfänglich die vom Fanatismus erhitzten Gemüther nur von der thörichten Meinung eines alten geheimen Urſprungs dadurch zurückzubringen wären, daß auf den neuern Urſprung der Freymaurerey und deren doppelte Veränderung im 17ten Jahrhunderte aufmerkſam gemacht würde, ſo könnte dies vor der Hand zum Nachdenken bewegen, und vielleicht ließe ſich einmal künftig etwas Näheres darüber ſagen. Ich glaubte um deſto eher Eingang zu finden, wenn ich mir von allen neuern Begebenheiten ſeit den Jahren 1758 (21) und 1763 (22) oder 1775 (23) gar nichts merken ließe, und alſo dem Parteygeiſte deſto weniger Verdacht gäbe, als wolle ich irgend ein Freymaurerſyſtem angreifen; welches auch im geringſten nicht meine Abſicht war. Daher ſuchte ich den Urſprung der Freymaurerey und die vornehmſten Zeitpunkte der Veränderung mehr anzudeuten, als völlig zu entwickeln. Bloß von dem Urſprunge in der erſten Hälfte des 17ten Jahrhunderts redete ich beſtimmt, weil mir dieſes hauptſächlich am Herzen lag; über das Uebrige gab ich einzelne Winke, und hoffte von denjenigen verſtanden zu werden die mich verſtehen ſollten. Vergebens! Je behutſamer ich mich ausdrückte, deſto mehr ward ich mißverſtanden. Zum Theile, ich geſtehe es gern, durch meine eigene Schuld, da ich mich nun einmal nicht deutlich ausgedrückt hatte, weil ich es nicht konnte und durfte; aber größtentheils auch, und noch mehr, durch die Schuld Anderer. Wer einzeln ſteht, und ohne Parteyſucht die Wahrheit zu finden ſucht die bey keiner Partey zu finden iſt, wird von allen Parteyen angefochten, ſonderlich, wo dunkle Begriffe und Leidenſchaft im Spiele ſind. Nur wenig Menſchen haben Sinn dafür, daß Jemand bloß aus reiner Liebe zur Wahrheit etwas ſchreiben kann, wodurch er ſich noch dazu Verunglimpfungen und ungünſtigen Urtheilen ausſetzt. Mehrere Leſer der Anhänge meines Verſuchs wollten überhaupt nicht, daß über die Freymaurerey öffentlich ſollte geredet werden, und glaubten vollends an der Heiligkeit ihrer Verbindung viel zu verlieren, wenn ſie einen ſo neuen, und noch dazu nur gelegentlichen Urſprung ſollte gehabt, und ſogar Veränderungen ſollte erlitten haben, wovon ihnen Bruder Redner, der oft ſo viel zu ſagen weiß, nie etwas geſagt hat. Dieſe eiferten mit Unverſtand. Andere, welche das Innere entweder genau kannten, oder demſelben nahe waren, und mich recht gut verſtehen mochten, gingen ganz leiſe, hegten aber ſtillen Groll, deſſen Wirkungen ich noch lange empfunden habe; und wären nicht einige beſondere glückliche Umſtände dazwiſchen gekommen, ſo hätte ich zwiſchen den Jahren 1786 bis 1796 gar wohl perſönlich das Opfer meiner Wahrheitsliebe werden können. Dieſe Art Leute vergiebt nie, aber ſchlägt nie zu, bis es gewiß iſt daß der Schlag treffe! Außerdem war da noch eine Anzahl Menſchen, welche allerley ſchöne dunkle Entdeckungen über die Freymaurerey vorgegeben, und in einem gewiſſen Zirkel ſich den Ruhm großer Wiſſenſchaft zu erwerben gewußt hatten. Dieſe wollten durchaus nicht, daß dasjenige was ich als Wahrheit ankündigte, für wahr gelten ſollte, weil es ihren eigenen Behauptungen und Träumereyen in den Weg trat. Sie fielen insgeheim und öffentlich, mit Wuth über mich her. Wuth iſt das rechte Wort; ich berufe mich deshalb auf den Anfall meines bekannteſten öffentlichen Gegners, welcher mich nöthigte, den zweyten Theil meines Verſuchs zu ſchreiben. Ich hatte ſchon lange, als Herausgeber der allgemeinen deutſchen Bibliothek, das genus irritabile vatum aus Erfahrung kennen lernen; aber ich bekenne es gern, das genus irritabile latomorum, ob ich es gleich ziemlich zu kennen glaubte, kannte ich damal doch noch nicht genug. Ein Mann, zugleich vates und latomus, ließ mich zuerſt durch einen öffentlichen Angriff gewahr werden, daß wenn man es wagt den Ungrund falſcher Geheimniſſe zu entdecken, man bey ſonſt vernünftigen Menſchen Leidenſchaft bis auf einen ſo hohen Grad erregen könne, wovon ich vorher noch gar keinen Begriff gehabt hatte.

Es thut mir ſehr leid, daß ich hier den Namen eines der vorzüglichſten deutſchen Schriftſteller nennen muß, welcher durch nachherige ganz geänderte Geſinnungen und helle Einſichten, verſchiedne Verirrungen ſeiner jüngern Jahre, wo ungeregelte Heftigkeit ihn manchmal aus dem Wege ruhiger Ueberlegung trieb, reichlich wieder gut gemacht hat, und mit welchem, lange vor ſeinem viel zu frühen Hinſcheiden, ich weiter kein Mißverſtändniß hatte, da vielmehr gegenſeitiges gutes Vernehmen zwiſchen uns Statt fand. Herder war leider! mein erhitzter Gegner.

Ich würde ihn hier nicht nennen, ſondern lieber ohne nähere Bezeichnung von ihm reden, und am liebſten wenn es ſich thun ließe, gar nichts über dieſen Streit ſagen, wenn nicht Hr. Buhle, mit ſeiner gewöhnlichen Indiskretion, S. 163 und 345 ſeines Buchs, ohne alle Nothwendigkeit Herder'n ausdrücklich als meinen Gegner genannt hätte. Eben er iſt auch Schuld, daß ich überhaupt von dieſem unſeligen Angriffe, den ich, da er einem ſonſt ſo ſchätzbaren Manne keine Ehre macht, gern der Vergeſſenheit übergeben hätte, nun wieder reden muß. Hr. Buhle hat mit ſo ſichtbarer Neckerey und böſem Willen, dasjenige was ich über Roſenkreuzerey und Freymaurerey geſchrieben habe, in einen ſo unrichtigen Geſichtspunkt zu ſtellen geſucht, daß ich den richtigen Geſichtspunkt, woraus es zu betrachten iſt, nicht auf andere Art zu zeigen weiß, als daß ich die Veranlaſſung und die Geſchichte alles deſſen was dahin gehört, ausführlich erzähle. Wie könnte ich da unterlaſſen, von Herder's Angriffe zu reden, und die Sache offenherzig nach ihrer wahren Beſchaffenheit darzulegen, ſo leid es mir auch thut!

Ich war mit Herder'n in den Jahren 1767 bis 1774 in ſehr freundſchaftlichem Verhältniſſe geweſen; er hatte auch einen nicht unbeträchtlichen Antheil an der Allgem. Deutſchen Bibliothek gehabt. Darauf war zwiſchen uns ein Mißverſtändniß entſtanden. Wenn einige Schuld auch an meiner Seite liegen ſollte, ſo wäre ſie nur, das darf ich mit gutem Gewiſſen ſagen, meiner Wahrheitsliebe und allzuoffenherzigen Freymüthigkeit beyzumeſſen. Durch Klatſchereyen Anderer ward das Mißverſtändniß vermehrt, und alle Korreſpondenz und Verbindung war unter uns aufgehoben. Herder folgte in ſeinen damaligen Jahren allzuleicht den Einflüſſen der Phantaſie und Leidenſchaft, überhaupt war zu der Zeit die Epoche der Kraftgenies, welche ruhige und reife Beurtheilung ungern ertragen und ſie durch dagegen bezeigte Verachtung niederzuſchlagen glaubten, gerade wie es die

Kraftgenies zweyter Potenz jetzt machten, welche ſeit etwa zehn Jahren in der literariſchen Atmoſphäre Deutſchlands als helle Meteore glänzten, und nun einer nach dem andern als todte Steine herabfallen. Herder glaubte von mir beleidigt zu ſeyn. Vielleicht hatte dies Einfluß auf die unerhörte Heftigkeit ſeines Angriffs; denn meine geäußerte Meinung über den neuern Urſprung der Freymaurerey ſtellte ſich gerade demjenigen Buche entgegen, worüber das letzte Mißverſtändniß zwiſchen uns entſtanden war; der 1774 und 1776 erſchienenen Aelteſten Urkunde des Menſchengeſchlechts (**).

In dieſem Buche voll ausſchweifender Phantaſie, hatte Herder nur allzuſehr Rückſicht auf die Freymaurerey genommen. Auch ward daſſelbe mit größter Ehrfurcht von vielen Freymaurern geleſen, welche in der Zahl 7, in den 7 klingenden Kräften, in den 7 ſchreyenden Geiſtern, in den Symbolen ⊕ ⊖ X ⊕ und in andern elenden kabbaliſtiſchen Thorheiten (**), worauf die älteſte Urkunde ſo viel Gewicht legt, große Geheimniſſe zu finden wähnten. Vielleicht leben noch in Riga Leute, die ſich einiger Umſtände dieſes freymaureriſchen Enthuſiasmus und Fanatismus erinnern. Es war eben kein Wunder, wenn Herder, welcher ſich damals ſo gern in halbdunkeln ſchwankenden Ideen wiegte (wie ſein vorheriger Streit im J. 1773 mit Schlözer'n über die Univerſalhiſtorie, und ſelbſt ſein Streit mit mir zeigt), ſeine Phantaſie, ohne alle hiſtoriſche Kritik, auch in der Geſchichte ſpielen ließ, worin er ſich noch gar keine gründliche Kenntniß erworben hatte. Es war alſo eben nicht zu verwundern, wenn Herder ſich im Ernſte einbildete, die Geheimniſſe der Freymaurerey, worin er ſich etwas tief verwickelt hatte, möchten wohl aus ägyptiſchen Geheimniſſen, und überhaupt aus dem älteſten Alterthume ihren Urſprung genommen haben. Genug, ſolche Vohauptungen ließ er in ſeinem Buche durchſchimmern, und deutete ſie, wie ich ſicher weiß, in beſondern Zirkeln ſehr beſtimmt an, wodurch er ſich bey vielen Freymaurern hohe Verehrung erwarb. Das ganze Vorgeben mußte aber in Nichts zerfallen, wenn ich nur einigermaßen mit meiner Behauptung Recht behielt: daß der Urſprung der Freymaurerey nicht höher als bis in die erſte Hälfte des 17ten Jahrhunderts hinauf reiche. Herder war damal nur zu ſehr gewohnt, über alles was nicht nach ſeinem Sinne war, übermüthig und mit ſchnöder Verachtung derer die anders dachten, abzuſprechen; wie leider! mehrere ſeiner Schriften aus jener Zeit beweiſen. Er vermeinte alſo, auch mir meine Unbedachtſamkeit ſehr leicht zeigen zu können, und mich zugleich dafür züchtigen zu müſſen, daß ich mich unterſtanden hatte, ein Buch, worin von ihm ſo tiefe Weisheit zur Schau getragen war, für unnütz zu erklären. Dazu kam, daß auch noch Freymaurer ihn aufhetzten, welche von ſeiner Behauptung eines uralten myſteriöſen Urſprungs ihrer Geſellſchaft entzückt, und über mein Büchlein ungemein aufgebracht waren, weil es gar keine Myſterien zur Schau trug, ſondern ganz ruhig bey der Geſchichte und bey der geſunden Vernunft bleiben wollte. Ein ſonſt ſehr wackerer Mann, welcher auch geſunde Vernunft, nicht aber unbeſtimmte dunkle Myſterien ſuchte, konnte nur gar nicht verdauen, daß ich die Freymaurer von den Roſenkreuzern herleitete; in Meinung, als wollte ich dadurch den damal aufkommenden Gold- und Roſenkreuzern einen Dienſt leiſten: eine grundloſe Beſchuldigung, die Herder getroſt nachſchrieb (ſ. den IIten Th. m. Verſuchs S. 3). Dieſer trieb gleichfalls Herder'n eifrig an mich zu widerlegen, denn auch er hatte damal von der Verbindung der Freymaurerey mit den älteſten Myſterien, und von Herders gelehrten Kenntniſſen des Alterthums eine hohe Idee, glaubte hingegen nicht, daß ich, der ungelehrte Buchhändler, im Stande wäre, Vieles gründlich zu unterſuchen; ohne doch zu wiſſen, welche Kenntniß von Freymaurerey ich haben könnte oder hätte. Dieſer rechtſchaffene Mann hat mir nachher alles Obengeſagte ſelbſt geſtanden, ſo wie auch, daß er Herder'n die Anſpielung auf eine Ceremonie des neuern geheimen Tempelordens an die Hand gegeben habe, deren Ungereimtheit ich im zweyten Bande meines Verſuchs S. 113 ff. zeigte, in ſofern ſie eine eigentliche Beziehung auf den alten wahren Tempelherrenorden haben, oder ſogar einen Beweis der Abſtammung der Freymaurergeſellſchaft aus alten Zeiten abgeben ſollte.

So kam es denn, daß Herder meinen erſten Verſuch über den Tempelherrenorden und mich ſelbſt im Deutſchen Merkur (März und April 1783) voll Grimm und zugleich in einem ſo verachtungsvollen Tone angriff, als wäre ich der allerunwiſſendſte Menſch. Gleichwohl war eigentlich mein Gegner höchſtunwiſſend in allem was hieher gehört, ob er ſich gleich das Anſehen eines großen Geſchichtskundigen geben wollte. Die Gesta Dei per Francos ſind ein großes dickes Buch, welches ich mich nicht hatte verdrießen laſſen durchzuleſen, um die Richtigkeit oder Unrichtigkeit des Vorgebens unpartheyiſch zu erforſchen, als könne die Freymaurerey ſchon aus den Zeiten der Tempelherren abgeleitet werden. Mein Gegner hatte dies Buch offenbar nicht geleſen, eben ſo wenig wie Fueßlins Kirchengeſchichte des Mittelalters, woraus ich ebenfalls Verſchiedenes bewies. Ich darf nicht erſt ſagen, daß es wohl ein Verdienſt iſt, wenn Jemand zuerſt aus den Quellen und aus wenig geleſenen Büchern mit mühſamem Fleiße und unpartheyiſch die zu einem Gegenſtande gehörigen Umſtände aufſucht und zuſammenſtellt. Dies hatte ich gethan. Mein Gegner aber hatte nichts gethan als meine eigenen Citationen nachgeſchlagen, ſonderlich aus den Gesta Dei per Francos; und ſtellte ſich denn, als habe er jene Stellen ſelbſt erſt gefunden, wovon unter andern ein deutlicher Beweis im IIten Theile m. Verſuchs S. 62 bis 64 ſteht. Als ich von der Erklärung einer gewiſſen Figura Baffometi redete, welche in den Ausſagen der alten Tempelherren vorkommt, hatte ich angeführt (Verſuch, I. Th. S. 118): **Mahomet** werde von einem Einzigen Schriftſteller in den Gesta Dei per Francos **Bahumet** geſchrieben, und in einer alten Epistola von 1097 in Dachery Spicilegium ein Einzigesmal **Baphomet**. Ohne mich hätte mein Gegner ſicherlich kein Wort hievon gewußt, da noch Niemand der vorherigen Schriftſteller über die Geſchichte der Tempelherren dieſes und viele andere hiſtoriſche Umſtände angeführt hatte, welche ich — ich darf es ohne Ruhmredigkeit ſagen — in meinem Verſuche aus den Quellen zuſammenſtellte. Ich hatte aber zugleich ſehr einleuchtende Gründe beygefügt, warum die Figura Baffometi nicht auf Mahomet gedeutet werden könne. Demungeachtet ergriff Herder, aus dem was er ſo eben erſt von mir gelernt hatte, ganz keck die Idee, die Tempelherren hätten **Mahomet** angebetet, und behauptete ſie als eine ausgemachte Wahrheit, die ich dumm genug geweſen wäre nicht einzuſehen. Er ging überhaupt mit einer **Leidenſchaft zu Werke**, die alle Gränzen überſchreitet, welche ein edler und wahrheitliebender Mann in jedem gelehrten Streite ſcheuen ſollte. Er nahm ſich nicht einmal die Mühe, meine Behauptungen richtig zu faſſen, warf alles durcheinander, was ich ſowohl über die Tempelherren als über die Roſenkreuzer und Freymaurer auseinandergeſetzt hatte, verſtellte faſt alle meine Behauptungen, gab mir verachtungswürdige **Abſichten** ſchuld, erlaubte ſich ſogar falſche **Citata** (**), und ob er gleich ſelbſt nichts gründlich unterſucht hatte, entſchied er immer im abſprechenden triumphirenden Tone. Ein Beyſpiel wider mich zu ſtreiten, welchem auch Hr. Hofr. Buhle befolgt, wenn gleich nicht paſſibus aequis!

Der Namen Herder, welcher bald bekannt ward, machte Eindruck, da Niemand glaubte, ein ſolcher Mann würde ſo dreiſt abſprechen wenn er nicht die Sache gründlich unterſucht hätte. Ich ward dadurch genöthigt, den zweyten Theil meines Verſuchs zu ſchreiben, worin ich Schritt vor Schritt die Unwiſſenheit und den böſen Willen meines Gegners aufs deutlichſte zeigte. Es kann nicht anders als eine peinliche Empfindung erregen, wenn, nachdem man mit beſtem Beſtreben einen verwickelten Gegenſtand unterſucht hat, nun ein Anderer, der ſo viel als Nichts davon weiß, voll Anmaßung darüber vor einem Publikum ſpricht, das die Gegenſtände ernſthaft zu unterſuchen nicht Muße und Luſt hat, oder auch nur die Citationen nachſchlägt, um zu bemerken wo der Gegner ſie verfälſchte. Dem, welchem ſo unwürdig und unbillig begegnet wird, iſt es wohl unmöglich, ſeinen Unwillen zu unterdrücken. Ich unterdrückte ihn auch nicht ganz in meiner Vertheidigung, da ich einmal gezwungen war mich zu vertheidigen. Aber ich bedaure noch jetzt die Zeit die ich darauf wenden mußte, und eben ſo ſehr, aufs neue genöthigt zu ſeyn, von dieſer Verirrung eines ſchätzbaren gelehrten Mannes, der ſich nachher auf eine ſo treffliche Weiſe gezeigt hat, nach deſſen Tode ausführlich reden zu müſſen.

Indem ich den zweyten Theil meines Verſuchs ſchrieb, fühlte ich faſt auf jeder Seite des Anhanges zu demſelben, wie ſchwer ja unmöglich es iſt, über freymaureriſche Angelegenheiten, und ſelbſt über den Urſprung dieſer Geſellſchaft, beſtimmt zu reden, ſonderlich, wenn man dabey bloß die Abſicht hat, Nutzen zu ſtiften, nicht aber Streit und

Mißvergnügen zu erregen. Man kann und darf eine Menge von Gegenſtänden, welche doch zur Sache gehören, nicht deutlich ausdrücken, ohne ſich eine ſehr zu mißbilligende Indiſkretion zu Schulden kommen zu laſſen. Nicht nur von Nichtfreymaurern, ſondern ſelbſt von dem gröſten Theile der Freymaurer wird man nicht verſtanden, und dennoch beurtheilt; die meiſten Leſer, die ein Buch dieſer Art zur Hand nehmen, ſind entweder bloß neugierig, oder haben ſchon vorher Partey genommen. Dieſe letztern ſonderlich erwarten die vorgefaßten Meinungen beſtätigt und ihnen geſchmeichelt zu ſehen, ſind daher nicht einmal geneigt belehrt zu werden, ſondern werden vielmehr betreten oder unwillig, wenn ſie Dinge finden die mit ihren Vorurtheilen unverträglich ſind. Ich kenne dieſen Parteygeiſt aus langer Erfahrung. Leute welche entweder mit groben Vorurtheilen behaftet ſind, oder gar insgeheim die Sache der Unbekannten Väter zu begünſtigen ſuchen, wollen wiſſentlich die Wahrheit nicht aufkommen laſſen. Sie läugnen mit gröſter Dreiſtigkeit, was Andere auf den Grund ſehr ſicherer Dokumente behaupten, welche nur nicht öffentlich bekannt gemacht werden können. Sie verſtellen die Thatſachen, vermiſchen Wahrheit mit Falſchheit und ſuchen dadurch jene zweifelhaft zu machen. Auch von dieſen ſchlauen Künſten habe ich auffallende Beyſpiele erlebt, z. B. in dem Streite über das Klerikat der Tempelherren. Ich bemerke hier beyläufig, daß dem Hrn. O. H. Pr. Stark, wegen ſeiner in der That ſehr unvorſichtigen Aeußerungen, mit Unrecht das Ganze zur Laſt gelegt ward, da er nur ein Theil des Ganzen war, aber, als ein proteſtantiſcher Gelehrter, freylich für einen ſehr unbedachtſam thätigen Theilnehmer muß gehalten werden; alles Uebrige in dieſer widrigen Geſchichte, die einen ſo ſchmutzigen Streit veranlaßte, mag an ſeinem Orte geſtellt bleiben

Ueberzeugt alſo, daß die Natur einer geheimen Geſellſchaft es nicht verſtattet, über ihre Angelegenheiten ſich deutlich auszudrücken, wäre es auch in der beſten Abſicht, faßte ich, ſeit der Beendigung des zweyten Theils meines Verſuchs, den Vorſatz, **über Freymaurerey, deren Urſprung und Fortgang, öffentlich weiter kein Wort zu verlieren.** Mein Hauptzweck war einigermaßen dadurch erreicht, daß ich den neuern Urſprung der Freymaurerey zuerſt öffentlich anzeigte, und den Glauben an die **Träumereyen von einem uralten myſteriöſen Urſprunge** ſehr erſchütterte. Wenn bey rechtſchaffenen Männern nur erſt **Nachdenken** und **Aufmerkſamkeit**, nebſt **Neigung zu beſtimmten Begriffen** erregt wird, ſo werden Vorurtheile und thörichte Geheimnißſucht nach und nach von ſelbſt fallen, und den **Unbekannten Obern** wird ihr für den geſunden Verſtand und für das Wohl der Menſchheit ſo ſchädliches (im Stillen immer auch jetzt, leider! noch fortdauerndes) Spiel wenigſtens einigermaßen verdorben. Man beſinnt ſich denn doch, ob wohl **Unbekannte Menſchen** wirklich ein **Recht zu befehlen** hätten, ob wohl ihre **Abſichten vernünftig** und **gut** ſeyn möchten. Hierauf hatte ich in den mir, ohne meine Schuld, vom Herrn Oberhofprediger **Stark** erregten Streitigkeiten, oft Gelegenheit zurückzukommen, und ſo vielleicht zufälligerweiſe etwas Gutes in einer ſo zahlreichen, damal ſehr irregeführten Geſellſchaft zu veranlaſſen, indem ich, ohne mich direkte in ihre Angelegenheiten zu miſchen, durch einige Aufklärung ihrer Geſchichte, indirekte zu Vertreibung des Aberglaubens Gelegenheit gab. Da ich mich außer **Stande** ſah, der Natur der Sache nach, **mehr hierin zu thun**, da mir ſo manche Vorfälle deutlich zeigten, wie **nöthig** es immer iſt, und damal noch **nöthiger** war, **Vorſicht** mit Freymüthigkeit zu verbinden; warum hätte ich ferner über Freymaurerey ſchreiben ſollen? Ich würde es bereuen, ja ich würde mich ſchämen, Ein Wort öffentlich darüber geſchrieben zu haben, wenn es nicht in der Abſicht geſchehen wäre um Nutzen zu ſtiften. Für mich ſelbſt habe ich durch Freymaurerey und in der Freymaurerey nie etwas geſucht. Ich habe nie darin Einfluß haben wollen, nie darin ein Amt begehrt oder angenommen; noch weniger iſt mir eingefallen, je etwas in irgend einem Theile dieſer Geſellſchaft zu reformiren. Ich kannte viel zu gut die Natur aller Geſellſchaften, und beſonders aller geheimen. Wenn Jemand, welcher nicht dazu beſtellt iſt, in irgend einer menſchlichen Verbindung ſich Mißbräuchen oder ſchädlichen Vorurtheilen geradezu entgegenzuſtellen vorgiebt, ſo wird es natürlich für Anmaßung genommen, und oft werden die welche Vorurtheile hegen, dadurch nur noch widerſpenſtiger. Dies gilt vom Staate an bis auf die geringſte Tiſchgeſellſchaft. Alle, welche aus eigener individueller **Machtvollkommenheit** vermeint haben die Freymaurerey zu reformiren, wenn auch ihre Reformen äußerlich noch ſo fein moraliſch ausſahen, ſind an dieſer Klippe geſcheitert; ſelbſt wenn ſie nicht **Privatabſichten** damit verbanden, wie leider! nur zu oft der Fall war. Daher war es mir zwar intereſſant, alle Freymaurerſyſteme kennen zu lernen, wenn ich dazu Gelegenheit hatte; weil kein Gegenſtand ſich gründlich beurtheilen läßt, wenn man verſchmäht ihn von mehrern Seiten zu betrachten. Aber ich ließ alle Syſteme oder Abtheilungen ſo wie ſie waren; denn ich fand mich weder dazu berufen noch fähig, mich in ihre Geſchäfte und Verwaltung einzudringen, oder etwas daran zu verbeſſern. Gegen Mißbräuche und Vorurtheile darin ſprach ich mündlich nur zu denen, welche vorher in der Sache unterrichtet waren und zugleich Vertrauen zu mir hatten, zu denen aber auch ich Vertrauen haben konnte. Ich bin überzeugt, daß ich dadurch bey manchem rechtſchaffenen Manne Neigung zu deutlichen beſtimmten Begriffen, und Widerwillen wider den Tand myſtiſch geſalbter oder dunkler hochtönender Phraſen erregt, und dadurch vielleicht manche beſſere Ideen, manche hin und wieder geſchehene lobenswürdige Veränderungen indirekte habe vorbereiten helfen. Dies war mir genug. In meinen öffentlichen Schriften habe ich nie von Freymaurerſachen anders als nur im Allgemeinen geſprochen, und nur in Streitigkeiten, welche wider meinen Willen entſtanden. Aber freylich habe ich fortgefahren, wie ich von je her that, bei jeder Gelegenheit in meinen Schriften die Rechte der geſunden Vernunft zu vertheidigen, und wider Schwärmerey, Aberglauben und alles was damit zuſammenhängt, aufs freymüthigſte zu ſchreiben, und habe es Jedem überlaſſen, ſich davon ſo viel anzunehmen, als ihn treffen könnte. Wen es juckt, der kratze ſich!

Aus dem vorher Geſagten erhellet genugſam, daß es unmöglich iſt, den Urſprung, die Beſchaffenheit und die vornehmſten Veränderungen der Freymaurerey (die ſich beſtändig dergeſtalt aufeinander beziehen, daß keines ohne das Andere recht deutlich erkannt werden kann) genau in öffentlichen Schriften zu erörtern, weil man für ununterrichtete Leſer ſchreiben müßte, und ſie doch der Natur der Sache nach nicht gründlich unterrichten kann. Daraus folgt aber gar nicht, daß man nicht, für ſich ſelbſt und für unterrichtete Männer, zum behutſamen Privatgebrauche, durch fortgeſetzte ernſtliche Forſchungen eine wahre und nützliche Geſchichte der Freymaurerey ſowohl, als des Freymaurerordens, mit Erfolge verſuchen dürfe (27).

Eine ſolche Geſchichtforſchung verſuchte ich bloß zu meiner eigenen Befriedigung, ganz im Stillen. Ich liebe beſtimmte Begriffe; dunkle und ſchwankende Aeuſſerungen genügen mir weder in der Philoſophie, noch in der Geſchichte, noch irgendwo. Nachdem ich in der Freymaurerey nicht wenig geſehen und gehört hatte, ward ich durch die dunkeln Anzeigen keinesweges befriedigt. Gleichwohl konnte ich genugſam überſehen, daß alle dieſe Dinge nicht etwa von ungefähr zuſammengewehet wären, ſondern, von ſo diſparater Natur auch einige zu ſeyn ſchienen, dennoch Spuren einer gewiſſen Uebereinſtimmung und eines gemeinſamen Urſprungs an ſich trugen. Dieſen Zuſammenhang zu erforſchen, war meine Abſicht. Die Geſchichte trägt der Aufklärung die Fackel vor. In der Theologie und Philoſophie iſt dieſes ſehr ſichtlich; der, welcher nicht die allmähliche Entſtehung und Veränderung der theologiſchen Dogmen, und der Meinungen der Philoſophen ernſtlich ſtudirte, welcher ſich nie darum bekümmerte, wie eine aus der andern nach und nach entſtand und hergeleitet (20) ward, wird immer ein ſehr einſeitiger, kurzſichtiger Theolog und Philoſoph bleiben. So ſuchte ich auch die Freymaurerey und ihre verſchiedenen Zweige gründlich kennen zu lernen, um dadurch auf den Urſprung der Geſellſchaft ſelbſt, und auf die Bedeutung und Abſicht deſſen, was darin auf ſo mannichfaltige Art vorgebildet und dunkel gelehret wird, nach und nach zu kommen. Dieſe Nachforſchung war nicht das Werk weniger Wochen oder Monate, und ich glaube noch nicht, daß ich auf dieſem Wege die Wahrheit ganz verfehlt habe. Der Weg iſt, wenn gleich der weiteſte, und allerdings nicht Jedem offen ſtehende, doch gewiß der vernünftigſte. Es gehört freylich dazu, außer einer nicht ganz oberflächlichen Kenntniß der Geſchichte, auch eine nicht geringe Kenntniß der Freymaurerey in ihren verſchiedenen Zweigen von Anfang an, verbunden mit einem unermüdeten Forſchungsgeiſte, und einer nicht ganz unglücklichen Kombinationsgabe. Dieſen Weg — ich darf es kühnlich ſagen — hat vor mir Niemand, ſo viel irgend öffentlich bekannt iſt, betreten, wenigſtens gewiß nicht mit eben der Sorgfalt, durch möglichſt genaue Beſtimmung, Vergleichung und Unterſcheidung der Gegenſtände und Begriffe, ſich vor Abwegen und bloſſen Einbildungen zu hüten, ohne irgend eine Abſicht, als die Wahrheit aus dem Schutte der ſeltſamſten Unwahrheiten herauszufinden. Wenn ich mich ganz und gar darauf ſollte verirrt haben, ſo will ich dem gern den Preis laſſen, der ſie beſſer darauf zu finden weiß.

Zwey Männer habe ich kennen lernen, die dieſes, jedoch nicht öffentlich, auch mit einem beträchtlichen Theile der Freymaurerey verſuchten. Ich laſſe gern ihrer unverfälſchten Wahrheitsliebe und ihren mannichfaltigen Einſichten Gerechtigkeit widerfahren. Dennoch glaube ich, den Gegenſtand mehr im allgemeinen Zuſammenhange betrachtet, und ſonderlich in der ältern Zeit genauer bey der Geſchichte geblieben zu ſeyn. Daß, der verſchiedenen Anſicht ungeachtet, beide wahrheitliebende Männer im Weſentlichen mit mir auf Einerley Reſultate kamen, iſt ein neuer Beweis, daß dieſe Reſultate wohl einen gemeinſamen Grund haben müſſen.

Der Weg den ich nahm, war folgender. Zuerſt unterſuchte ich, durch Nachforſchungen und Vergleichungen aller Art, die vor funfzig und mehr Jahren bey allen Freymaurern ſo allgemein verbreitete Sage des Urſprungs ihrer Geſellſchaft aus den ägyptiſchen und griechiſchen Myſterien, und die nachfolgenden Träume von einer eingebildeten Fortdauer derſelben unter den erſten Chriſten, die Legenden von Wanderungen der Maurer im Mittelalter, um Kirchen zu bauen, und andere dergleichen vorgebliche Nachrichten von einem grauen Alterthume (20). Ich fand, daß Alles dies hiſtoriſch ungegründet war; doch hatte ich die mühſame Forſchung nicht ganz umſonſt angeſtellt. Denn es zeigte ſich mir nachher ganz deutlich, daß verſchiedene dieſer Legenden aus dem Mittelalter, entweder abſichtlich erfunden, oder doch gebraucht worden waren, um gewiſſe Dinge für diejenigen ſinnbildlich darzuſtellen, welchen das Geheimniß künftig ſollte bekannt gemacht werden, und um ſie allen Andern zu verbergen, welche noch nicht bis dahin gekommen waren, oder etwa gar nie dahin kommen möchten, oder ſollten.

Ich blieb daher bey den **Roſenkreuzern** ſtehen, weil, wie ich bald einſah, dieſe offenbar verſchiedene äußerliche Zeichen mit den Freymaurern gemein hatten; und weil mich wiederholte Unterſuchungen feſt überzeugten, daß vor der Zeit der Roſenkreuzer nichts der Freymaurerey Aehnliches zu finden iſt. Mit Materiallen zu dieſer Geſchichte bin ich reichlicher, als vielleicht irgend Jemand ausgerüſtet geweſen, und an Geduld und Beharrlichkeit um ſie zu brauchen, um Schriften, welche ſo wenig Anziehendes haben, dennoch mit Aufmerkſamkeit durchzuleſen und nach Gelegenheit zu excerpiren — darf ich wohl ſagen — werden mir vielleicht Wenige beykommen. Eine eben nicht allenthalben zu findende Liebe zu literariſchen Unterſuchungen, und Luſt dabey lange auszudauern, kann allein zu einer ſolchen Aufopferung bewegen, welche ſich zuletzt durch das Bewußtſeyn belohnt, daß man Gegenſtände in ihrer Verbindung mit einer gewiſſen Deutlichkeit überſehen und genauer erkennen kann, als diejenigen, welche vorſpiegeln beleſen zu ſeyn, ohne geleſen zu haben, welche ſich fälſchlich rühmen mit hiſtoriſcher Kritik unterſucht zu haben, ohne daß ſie jemal irgend etwas ernſtlich unterſucht hätten. Freylich bey dem, welchem es nicht ſo genau darauf ankömmt, ob eine hiſtoriſche oder literariſche Frage erſt nach genauer und ſorgfältiger Prüfung, oder nach der erſten beſten Einbildung oder Vorſpiegelung entſchieden werde, fährt derjenige beſſer, der, ſo wie hier Hr. Buhle und manche ſeines Gleichen, ohne ſonderliche Bemühung nur recht dreiſt entſcheidet, als derjenige, welcher bloß nach langer Unterſuchung einige Reſultate ſich zu ziehen getraut, und allenfalls gern weitere Belehrung annimmt.

Ich hatte ſchon im J. 1783 das Glück gehabt, die ſämmtlichen nachgelaſſenen **Manuſkripte** des berühmten **Joh. Valentin Andreä**, worunter auch Handſchriften von deſſen Sohne **Gottlieb** Andreä und von **Jakob** Andreä befindlich ſind, zu kaufen, nebſt einem, beynahe vollſtändigen Exemplar der gedruckten Schriften **J. V. Andreä's**, welches A. C. Zeller im erſten Viertel des 18ten Jahrhunderts mit vieler Mühe zuſammengebracht hatte, wobey verſchiedene kleine, rare, faſt gar nicht bekannte Traktätchen befindlich ſind. Die **Handſchriften** waren in der nachgelaſſenen Familie J. V. Andreä's lange verwahrt, und mit der Zellerſchen Sammlung der gedruckten Schriften vereinigt worden. In den **Handſchriften** findet ſich viel Merkwürdiges von J. Valentin, beſonders haben mir einige einzelne Stellen in der **Korreſpondenz** über manche Muthmaßungen, welche ich aus andern Umſtänden, und auch aus ſeinem in lateiniſcher Sprache geſchriebenen eigenen Leben geſchöpft hatte, oftmal Aufſchluß gegeben. Es iſt, wie man weiß, ziemlich allgemein angenommen, daß J. V. Andreä, durch die im J. 1614 zuerſt bekannt gemachte **Fama** und **Konfeſſion**, deßgleichen durch die im J. 1616 erſchienene **Chymiſche Hochzeit** alles das viele Gerede über **Roſenkreuzer** verurſacht hat. Es kam alſo nun darauf an, genauer zu unterſuchen, was ihn denn zuerſt veranlaſſet habe, eine Geſellſchaft des Roſenkreuzes anzukündigen, und kurz darauf wieder die Miene anzunehmen, daß er entweder gar nichts davon gewußt, oder mit dieſer Sage bloß einen Spaß getrieben habe. Es war dazu nöthig das Leben dieſes ſonderbaren Mannes näher zu unterſuchen, und beſonders gehörte dazu die Unterſuchung der Beſchaffenheit und der Abſicht der von ihm handſchriftlich hinterlaſſenen eigenen Lebensbeſchreibung, wovon, ſo viel mir bewußt, drey Exemplare noch vorhanden ſind.

Das handſchriftliche Exemplar dieſes Lebens, welches Feller aus J. V. Andreä Nachlaſſe an ſich brachte, und in deſſen Beſitze ich jetzt bin, iſt an nicht wenig Stellen von dem in der Bibliothek zu Wolfenbüttel befindlichen Exemplare verſchieden, welches Hr. Hofr. Buhle S. 146 ſeines Buchs anführt, und welches auch lange in meinen Händen geweſen iſt. Ich habe dafür geſorgt, beide Handſchriften genau vergleichen, und jede Veränderung anmerken, ſo wie jede Vermehrung abſchreiben zu laſſen. So iſt z. B. die Zueignungsſchrift an den Herzog Auguſt von Braunſchweig, welche ſich nur in dem Wolfenbüttelſchen Exemplare, aber weder in der Fellerſchen noch in der dritten Abſchrift welche Hr. Pfarrer Burk zu Weiltingen im Wirtembergiſchen beſitzt, findet, nach einer Abſchrift von meiner Abſchrift gedruckt, in dem verdeutſchten Leben des Andreä, welches Hr. Profeſſor Seybold im J. 1799 herausgab. Da ich nehmlich ſehr gern jede nützliche literariſche Unternehmung befördern helfe, ſo hatte ich auch dem gedachten Hrn. Burk (ungeachtet er über Andreä's Schriften und Charakter ſehr verſchieden von mir denkt) die ſämmtlichen Handſchriften, zum Behufe ſeiner Unterſuchungen, im

J. 1794 willig mitgetheilt, habe dieſelben auch von ihm zurückerhalten, mit einigen intereſſanten Bemerkungen, wofür ich ihm verbunden bin; und darunter war natürlich auch meine aus der Wolfenbüttelſchen Handſchrift ergänzte Abſchrift, welche Hr. Pf. Seybold vom Hrn. Pf. Burk erhielt. Dieſer Wirtembergiſche Gelehrte, der ſich mit der Literatur von J. V. Andreä's Leben viele Jahre lang beſchäftigte, und im J. 1793 ein ſchätzbares Verzeichniß von deſſen Schriften drucken ließ, geſtand, daß er aus meiner Sammlung verſchiedene, ihm noch unbekannte habe kennen lernen. Daß ich dieſe Schriften, in denen ſo viel für Geiſt und Herz Erquickendes zu finden iſt, in der Abſicht, den Charakter und die Unternehmungen des Mannes genauer kennen zu lernen, aufmerkſam durchgeleſen habe, kann man mir wohl zutrauen, da ich eine Menge andrer abſurd ſcheinender und langweiliger Bücher durchzuleſen mich nicht geſcheuet habe, um die ſo verwickelte Geſchichte der Roſenkreuzer gründlich zu ſtudiren, und, wo möglich, einen oder mehrere Fäden zu finden, welche den Weg durch dieſes Labyrinth zeigen könnten.

Des J. V. Andreä's handſchriftliche eigene Lebensbeſchreibung iſt in jedem Betrachte zu Erforſchung ſeines Charakters ſowohl, als wegen des Anfangs der Roſenkreuzerey ſo wichtig, daß ich davon ſchon noch ausführlicher handeln muß. Das in der Bibliothek zu Wolfenbüttel befindliche Exemplar enthält mehrere Stellen, welche in meinem Zellerſchen Exemplare nicht befindlich ſind, dagegen das Exemplar des Hrn. Pf. Burk dem Wolfenbüttelſchen näher kömmt. In meiner Sammlung iſt außerdem noch ein von Andreä's eigener Hand auf einigen Oktavblättern ſehr eng geſchriebenes Breviarium Vitae Andreanae, potiora rhapsodiae ejus carptim libans, ebenfalls von dem in Wol-

ſenbüt-

fenbüttel befindlichen, nicht aber von Andreä ſelbſt geſchrie-
benen, Exemplare ſehr unterſchieden. Schon der Titel
meines von Andreä eigenhändig geſchriebenen Exemplars
lautet ſo wie eben angeführt iſt; in der Wolfenbüttelſchen
Abſchrift lautet er: Breviarium Vitae Andreanae potiora
carptim libans. Da Andreä bey Verfaſſung ſeiner eigenen
Lebensbeſchreibung, wie wohl zu merken iſt, die Abſicht
hatte, manche ſeiner Verhandlungen in ein günſtiges Licht
zu ſtellen, ſo ſcheint es ein wenig naiv zu ſeyn, daß er in
ſeinem eigenhändigen Entwurfe deſſelben es eine Rhap-
ſodie nannte, dieſe Benennung aber in der Abſchrift welche
er ſeinem Gönner, dem Herzoge Auguſt von Braunſchweig
ſendete, wegließ. Sollte wohl der launigte Mann, indem
r ſich bewußt war, weshalb er ſeine eigene Lebensbeſchrei-
bung aufſetzen, und ſie noch bey ſeinem Leben Andern
mittheilen wollte, bey ſeinem erſten Entwurfe daran
edacht haben, daß dieſe Lebensbeſchreibung, im eigent-
ichen Verſtande des Wortes Rhapſodie, ein Stückchen
Gedicht werden ſollte? Doch, dem ſey wie ihm wolle;
meine Handſchrift dieſes Breviarium geht nur bis zum
ten März J. 1646, die Wolfenbüttelſche iſt fortgeſetzt bis
um J. 1654; um ſo offenbarer aber durch einen Andern,
a auch Andreä's am 27ſten Junius des genannten Jahrs
rfolgter Tod und ſein Begräbniß darin erzählt wird.
Dies bezeugt auch die Unterſchrift: Debitae gratitu-
inis ergo ſinceriſſimo corde haec reponit Jo. Va-
nt. Andreae genius. Merkwürdig iſt es, daß in dem
genhändig geſchriebenen Breviarium mehrere Stellen
usgeſtrichen ſind, welche ſich im Wolfenbüttelſchen Exem-
are finden, woraus man faſt ſchließen möchte, daß Andreä
erſchiedenes nur nach Wolfenbüttel in gewiſſer Abſicht
be ſchreiben wollen. Es iſt Schade, daß von der ausführ-

lichen Lebensbeſchreibung nicht Andreä's eigenhändige Handſchrift mehr vorhanden iſt, weil in Abſicht dieſer ausgeſtrichenen Stellen ſich vielleicht Manches dadurch aufklären ließe. Ueberhaupt kömmt dieſer lateiniſche kurze Abriß des Lebens in einigen einzelnen Nachrichten mit der Lebensbeſchreibung ſelbſt nicht überein.

Ein ſehr ſchätzbarer und unpartheyiſcher Gelehrter, welcher mit J. V. Andreä's gedruckten und ungedruckten Schriften ſehr wohl bekannt iſt, ſagte ſchon im J. 1783 (in der alten A. D. B. LIVten Bde S. 535) bey Gelegenheit eines Lebens dieſes Mannes im 2ten Theile des Wirtembergiſchen Repertoriums: „Rec. hat Gelegenheit gehabt, eine „Menge Andreäiſcher in der Wolfenbüttelſchen Bibliothek niedergelegter Autographen zu durchblättern, die „aber insgeſammt in das letzte Drittheil ſeines Lebens fallen, „und alle den Mann verrathen, der über der Unmöglichkeit brütet, geſchehene Dinge ungeſchehen zu machen, „und ſich dennoch ſeines Hangs zu neuen, oft noch „ſchwierigern Unternehmungen ſo wenig erwehren kann, „daß ſeine Einbildungskraft, ehe man ſichs verſieht, mit ſeinem Verſtande davon läuft. Seine erſten Projekte für „bloſſes Spielwerk zu erklären, ſcheint uns daher mit der „hiſtoriſchen Wahrheit keineswegs zu beſtehen. Was „ſein Groſsvater Jakob auf ſeine Art, und dem Tone ſeines „Jahrhunderts gemäß, unternehmen konnte, mußte der Enkel anders angreifen, und am Ende doch fahren laſſen." Ferner: „In Abſicht auf Andreä's eigene handſchriftliche Lebensbeſchreibung ſcheint der Verf. ganz nicht bemerkt zu haben, was doch aus Zuſammenhaltung verſchiedener Umſtände ſehr deutlich erhellet, daß Andreä dieſe Lebensbeſchreibung nicht bloß für ſich ſelbſt zu eigener Nachricht, ſondern unter anſcheinender Unbefangenheit,

„eigentlich geſchrieben hat, um bekannt zu werden, damit er „über gewiſſe Dinge, die man ihm nachſagte, dadurch „entſchuldigt würde. Aus dieſem Geſichtspunkte erklärt „ſich Vieles, was ſonſt unzuſammenhangend bliebe.“

Dieſe Bemerkungen eines höchſtſchätzbaren Mannes, der, ſowohl wegen ſeiner ausgebreiteten Gelehrſamkeit als Weltkenntniß hierüber zu urtheilen befugt iſt, habe ich bey meinem ſehr ernſthaften Studium von Andreä's Leben und Schriften durchaus beſtätigt gefunden. Bey ſo vielen trefflichen Eigenſchaften und Talenten, welche ich gewiß auf alle Weiſe an Andreä verehre, kann man doch bey ihm einen gewiſſen Trieb, ſich geltend zu machen, und durch dieſe und jene Mittel Einfluß zu haben und zu behalten, nicht verkennen; ſonderlich, wenn man mehrere Umſtände der Geſchichte der damaligen Zeit damit zuſammenhält, wird dieſes ſehr einleuchtend. Ich habe während meines Lebens manche wackere und vortreffliche Männer gekannt, denen eben eine ſolche Neigung beywohnte, ſich durch engere Verbindungen geltend zu machen, und dadurch Einfluß, auch zur Beförderung des Guten, zu haben und zu erhalten. Sie auch brüteten über der Unmöglichkeit, und kamen alſo oft in ähnliche Verlegenheit wie Andreä, woraus ſie ſich dann, ſo wenig wie dieſer, durch neue, aber unzweckmäßige Mittel herauszuhelfen wußten, und um deſto weniger, je gutmüthiger, phantaſiereicher und mit dem Laufe der Welt unbekannter ſie waren. Wenn man dieſen Geſichtspunkt nicht aus den Augen läßt, ſo wird begreiflich, warum Andreä in ſeiner Lebensbeſchreibung Verſchiedenes mehr zu verdecken als zu erklären ſucht; warum er darin von der Fama und der Konfeſſion gar nichts ſagt, und von der Chymiſchen Hochzeit nur ganz beyläufig redet, und ſie gleichſam für einen bloſen Scherz erklären will, ohne im geringſten zu zeigen, wodurch denn wohl ein ſolcher Scherz veranlaßt worden, und was deſſen Abſicht geweſen; denn wahrlich, ohne beſondere Veranlaſſung und Abſicht, ſcherzt man doch nicht ſo ausführlich! Daß hier etwas Verborgenes gelegen habe, ſieht man ſehr deutlich. Die Chymiſche Hochzeit, im J. 1616 gedruckt, bezieht ſich offenbar auf die im J. 1614 gedruckte Fama und Konfeſſion. Warum ſpricht denn Andreä nur von jener erſten, deren Verfaſſer zu ſeyn er geſteht, und erklärt ſich gar nicht deutlich in Abſicht der letztern, ob er Verfaſſer ſey oder nicht? Dies muß doch eine Urſache gehabt haben. Er läßt in ſeiner Turris Babel (1619, S. 69) die Fama, welche er redend einführt, ſagen: „Ehem, Mortales! nihil eſt, quod *Fraternitatem* expectetis! *fabula* peracta eſt. *Fama* exſtruxit; ſama deſtruxit. Fama ajebat; ſama negat.“ Aber wir erfahren durch nichts, wodurch er ſich berechtigt hielt zu ſagen: ſabula peracta eſt! Auf der folgenden Seite läßt er einen der eingeführten Redenden, Reſipiſcens, welcher, wie man aus den vorigen Geſprächen ſiehet, eigentlich Andreä's eigene Gedanken vorbringt, ſagen: „Itaque ut *fraternitatis ipſam ſocietatem*“ (nehmlich R. C.) „quidem mitto, nunquam tamen veram *Chriſtianam fraternitatem*, quae *ſub Cruce Roſas* olet, et a mundi inquinamentis, confuſionibus, deliriis, vanitatibusque ſe quam longiſſime ſegregat, diſſero; ſed *ad eam* cum quovis pio, cordato, et ſagace *ineundam aſpiro*.“ Alſo ſpricht er von der *Fraternitas R. C.* nur ſo zweydeutig, um ſeine eigene eben damal errichtete *Fraternitas Chriſti* an die Stelle zu ſetzen. Allein, dieſe nennt er ja ausdrücklich auch eine Fraternitas Roſeae Crucis; wenn alſo jene nur eine Komödie war, ſo würde auch dieſe nichts beſſeres geweſen ſeyn. Da er es aber mit dieſer gewiß ſehr ernſtlich meinte, ſo kann er auch wohl mit jener nicht bloß Scherz haben treiben wollen. Am Ende (S. 72) will es der Reſipiſcens ſogar ungewiß laſſen, ob die Roſenkreuzer je wirklich exiſtirten; er ſagt: „Sive ſint, „ſive non ſint.“

Ich habe ſchon im Iten Theile meines Verſuchs (S. 168) zu verſtehen gegeben, daß Andreä die Roſenkreuzergeſellſchaft auch aus **politiſchen** Abſichten erſonnen habe (oder mit Andern habe erſinnen helfen).

Mehrere Umſtände beſtärkten mich in der Vermuthung, daß die Roſenkreuzergeſellſchaft ſich anfänglich mit auf die Unruhen in Oeſtreich wegen der **Religionsbedrückungen der Proteſtanten** bezog (wovon ich ſchon einen kleinen Wink gab, in meiner N. B. Bd. VI, S. 485). Ich glaube daß die Reiſe, welche Andreä im J. 1612, eben als **Matthias** Kaiſer geworden war, nach Oeſtreich that, damit in genauer Verbindung ſtand, ſo wie ſeine zweyte Reiſe im J. 1619 dahin, **wenige Monate nach dem Tode** dieſes für die Proteſtanten zuletzt etwas gelinder geſinnten **Kaiſers**, an deſſen Stelle der hartherzige **Ferdinand II.** die Regierung antrat, dem die (meiſt proteſtantiſchen) Stände des Landes **ob der Enns die Huldigung verſagten.** Dieſe Reiſe unternahm Andreä, wie er in ſeinem eigenen Leben ſelbſt ſagt (man ſ. die deutſche Ueberſetzung dieſes Lebens, von Hrn. Prof. Seybold, S. 89. 90): **auf ausdrückliche Einladung** der beiden Oeſtreichſchen **proteſtantiſchen** Freyherren **Hohenfeld von Aiſtersheim** und **Enenkel von Hoheneck**, wobey er ſelbſt geſteht, zu Linz einen **geheimen Auftrag** ausgerichtet zu haben, und eine Anzahl öſtreichiſcher Edelleute namentlich anführt, die er auf dieſer Reiſe geſprochen hat, und die, wie er ausdrücklich hinzuſetzt, **alle der reinen Lehre zugethan** (d. h. **Proteſtanten**) waren. In eben dieſem Leben ſagt er bey dem J. 1622, über die von ihm 1619 (kurz vor oder nach ſeiner zuletzt angeführten merkwürdigen Reiſe nach Oeſtreich) öffentlich angekündigte, und hernach wirklich geſtiftete *Fraternitas Chriſti:* „Acceſſit aliud patientiae exercitium, ex *ſocietatis* cujusdam *literariae et chriſtianae* olim conceptae ideae, cum *fidis pauciſſimis* communicatae, *iniquiore interpretatione*, quae et *literas monitorias ad Auſtriae proceres*, quos huic rei *favere opinio erat*, expreſſit, quae apud *hujus plane ignaros* importunae et ridiculae fuerunt.“ (30) Alſo: Einige Auſtriae proceres waren im J. 1622 geneigt, in die Societas Chriſti zu treten, die auf jeden Fall nicht *literaria* war, und von der Andreä nicht mit Rechte ſagen konnte, die Idee davon ſey nur ſehr wenigen Vertrauten mitgetheilt worden, da er im J. 1619 eine öffentliche Invitation zu einer ſolchen Geſellſchaft hatte drucken laſſen. Oder wäre auch dabey gar noch eine geheime Idee geweſen, nur wenigen Vertrauten mitgetheilt? Genug, die vornehmen Edelleute in Oeſtreich wurden noch drey Jahre nachher, im J. 1622 (zwey Jahre nach dem Frieden zu Prag, wodurch die Proteſtanten in Böhmen und Oeſtreich ganz unterdrückt waren) ſchriftlich davor gewarnt. (Von wem? Doch wohl von ihrer damal wider die Proteſtanten ſo feindſeligen Regierung!) Wenn vorher, wegen einer ehemaligen ähnlichen Geſellſchaft in Oeſtreich, ein Grund zu einer Warnung da war, ſo wird eine ſolche feyerliche Warnung begreiflicher, wovon ſich ſonſt gar keine Veranlaſſung einſehen läßt. Auch iſt es begreiflich, daß diejenigen Proceres Auſtriae (nehmlich die proteſtantiſchen, wie Achaz von Hohenfeld, Enenkel von Hoheneck und Andere), welche wohl wußten was vorher vorgegangen war (und weshalb Andreä 1619 nach Oeſtreich reiſete), die Urſache einer ſolchen Warnung im J. 1622 recht gut einſahen; wogegen den übrigen, welche von einer vorherigen geheimen Verbindung nichts wußten (hujus plane ignaris), eine ſolche Warnung unſchicklich und lächerlich ſcheinen mußte.

Aber die anfängliche Abſicht der Roſenkreuzergeſellſchaft, den Proteſtantismus zu unterſtützen, dauerte nicht lange. Sie ward, wie aus vielen Umſtänden deutlich erhellet, von liſtigen katholiſchen Brüdern, die ſich bald nach der Entſtehung, ja vielleicht ſogleich bey derſelben, einzuſchleichen gewußt hatten, dem Andreä und ſeinen Freunden aus den Händen gewunden, und nun zu Beförderung des katholiſchen Intereſſe gekehrt. Man hat mancherley Spuren davon. Ich habe darauf gedeutet im IIten Theile meines Verſuchs S. 181 und 209; und werde unten nochmal darauf zurückkommen, wo ich Hrn. Buhle's leeres Vorgeben: „daß die Katholiken aus der Brüderſchaft des Roſenkreuzes anfänglich ausgeſchloſſen geweſen," widerlegen muß. Zu dieſen Spuren gehört auch die Exiſtenz gewiſſer Ritter vom blauen Kreuze, wovon ich in einer beſondern Anmerkung (31) mehr ſagen werde. Haben wir nicht, ſelbſt zu unſern Zeiten, Beyſpiele, daß ſich die Jeſuiten ſehr bald in eine geheime Geſellſchaft, die geradezu (freylich mit mehr ſchwachem guten Willen, als mit Welt- und Menſchenkenntniß) wider ſie gerichtet war, durch ihre Familiares eindrängten, und dieſelbe ſtürzten, nachdem ſie einigermaßen aber ohne Erfolg geſucht hatten, dieſelbe durch ein paar gutmüthige proteſtantiſche Gelehrte zu ihren Abſichten umzudrehen? Es iſt eine ganz gewöhnliche Erſcheinung in geheimgeſellſchaftlichen, ſo wie in politiſchen Angelegenheiten, daß wohldenkende, ſonderlich junge Leute (wie Andreä damal war), welche ſich einbilden, durch gutgemeinte und ſcheinbare Ideen ſich einen Wirkungskreis zu machen, und allenfalls Andere führen zu wollen, von ſchlauen designing man zu ihren Abſichten unvermerkt gebraucht werden, und es nicht eher gewahr werden, daß auf ihnen geritten wird, als bis ſie den Zaum allzu merklich fühlen, und nun nicht wiſſen, ob und wie ſie den Reiter abwerfen ſollen, der mit ihnen fortzutraben ſucht, nicht wohin ſie wollen, ſondern wohin er will. Wohl ihnen, wenn ſie nach der Befreyung von dem läſtigen Reiter, nicht abermal ein anderer ganz unvermerkt aufzäumt und ſattelt, und mit ihnen fortſprengt, ehe ſie ſich es verſehen! Wir haben auch im 18ten Jahrhunderte Beyſpiele von einer ziemlichen Anzahl wohlwollender Menſchen, welche, ohne daß ſie etwas davon wußten, von gewiſſen Schlauköpfen ſehr lange treflich geritten wurden. Dieſes begegnet unter andern nur gar zu leicht den Leuten, welche in der beſten Abſicht ihr Jahrhundert ganz zu reformiren meinen. Sie denken gewöhnlich nicht an die großen Schwierigkeiten, welche durch eingewurzelte Vorurtheile, durch lange verjährte Mißbräuche, durch Leidenſchaften und Abſichten der ſich ſchon im Beſitze befindenden Menſchen, ihren weltbürgerlichen Planen ſich nothwendig entgegenſtellen werden. Voll von ihrem Ideale, halten ſie dieſe großen Schwierigkeiten für unbedeutende Dinge, und glauben dicke Holzblöcke mit ihren Federmeſſern zuſchneiden zu können (32).

Aus dieſem allen iſt zu erklären, warum Andreä, ſobald er merkte, daß ſeine und ſeiner Freunde Abſicht mit der Roſenkreuzergeſellſchaft nicht mehr zu erreichen ſtand, ja, daß ihnen eine ganz entgegengeſetzte Abſicht untergeſchoben ward, mit dieſer Geſellſchaft nichts mehr zu thun haben konnte und wollte, und (obgleich immer nur mit unbeſtimmten Worten) die Spur zu vertilgen ſuchte, daß er je etwas damit zu thun gehabt hätte (Verſuch Ir Theil S. 176). Dadurch wollte er vermeiden, von der einen Seite dem Oeſtreichſchen mächtigen Hauſe, und von der andern Seite den wüthenden lutheriſchen Orthodoxen verdächtig zu werden, welche letztere ihn ohnedies wegen ſeiner vermeinten Neigung, ſie wußten nicht recht ob zum Kalvinismus (33) oder zum Myſticismus, herzlich haßten und verfolgten. Indeß konnte er dies nicht vermeiden: denn theils ſeine unruhige Thätigkeit, theils ſeine gutmüthige Einbildung durch engere Verbindung einiger Perſonen noch etwas Vorzügliches zu wirken, trieb ihn erwähntermaßen an, ſogleich wie er im J. 1619 der Fraternitas Roseae Crucis entſagte, eine Fraternitas Christi zu errichten. Er wollte dadurch, allem Anſcheine nach, die ihm beſchwerliche Sage, daß er an der verrufenen Sekte der Roſenkreuzer Theil gehabt, austilgen, und die gutmeinenden lutheriſchen Theoſophen (wie Arnd u. a.) unter ſeine Fahne verſammeln (man ſ. Verſuch IIter Th. S. 175. 176), vielleicht auch ſonſt noch etwas ausrichten. Allein er richtete nichts aus, obgleich ſeine neue Fraternitas zu Stande kam. Vielmehr ſetzte er ſich, außer dem Verdachte, daß er auch mit dieſer Geſellſchaft geheime (34) und wohl gar politiſche Abſichten im Sinne habe, neuen Verunglimpfungen und Verfolgungen von den ſtarren Orthodoxen, welche eine ſolche theoſophiſch ausſehende Geſellſchaft der reinen Lehre nachtheilig und ſektiriſch hielten, abermal freywillig aus. Dieſer Charakter unruhvoller Thätigkeit erhellet eben ſo deutlich aus Andreä's Leben und Schriften, als ſeine ſatyriſche Laune, und die edle Freymüthigkeit womit er die Thorheiten und Mißbräuche ſeiner Zeit angriff, ſich aber auch eine Menge Widerſacher zuzog, worüber er oft bitter genug klagt. Von der andern Seite war es auch ganz natürlich, daß die Roſenkreuzergeſellſchaft, nachdem ſie einmal nicht mehr in Andreä's und ſeiner Freunde Händen war (man ſ. m. Verſuch Ir Theil S. 176), nun ſehr verſchiedene Wege nahm, je nachdem dieſer oder jener in den dunkeln Worten und Anſpielungen etwas fand das ſeinen Begriffen zuſagte, oder ſo wie Einer von den neuen Abſichten mehr oder weniger merkte, oder auch eigene Abſichten unterſchob. Alle dieſe Geſpenſter von Roſenkreuzern wurden durch die Begebenheiten der öffentlichen Welt nicht ſelten auf mancherley Weiſe umgeſtaltet, und verſchwanden endlich nach und nach, entweder durch eigene Unbedeutſamkeit, oder durch gegenſeitigen Haß und Neid, wobey man gewöhnlich nicht recht eigentlich wußte, worüber man ſich beneidete. Und ſo dauerte vielleicht nur dasjenige Syſtem am längſten fort, welches bald Anfangs mit ſo viel Schlauigkeit und Konſequenz war aufgeſtellt werden. Die Geſchichte der geheimen Geſellſchaften des 18ten Jahrhunderts giebt eine Parallele zu dem was ich von den Roſenkreuzern in der erſten Hälfte des 17ten Jahrhunderts glaube gefunden zu haben. Man bemerkt, daß öffentliche Zänkereyen über ſolche geheime Geſellſchaften ihrem Fortgange ſelten ſchädlich ſind; im Gegentheile werden dadurch die Leidenſchaften erregt, und kalte Ueberlegung und ruhige Prüfung entfernet, ſo daß nun Jeder, mit erhitzter Phantaſie, deſto eifriger auf ſeiner Meinung beſtehet, je dunkler der Gegenſtand ſchimmert, den er mit gläubigem Auge in hellem Lichte zu erblicken vermeint. So wird es auch wohl bey den alten Roſenkreuzern gegangen ſeyn, wovon ſich in den gedruckten Schriften deutliche Spuren finden.

Ich muß es mir gefallen laſſen, indem ich hier einige wenige Reſultate meiner Unterſuchungen über die Roſenkreuzer mittheile, von Hrn. Buhle und ſeines Gleichen geradezu verlacht zu werden, weil ich hier keine Beweiſe beyfügen, und noch weniger dieſe Reſultate in Verbindung mit einer Menge andrer Bemerkungen umſtändlich darlegen kann, wodurch ſie einen ſo hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit erlangen, daß derſelbe, zumal bey ſo verwickelten Gegenſtänden, der hiſtoriſchen Wahrheit ſehr nahe kömmt. Verſtändige Leſer aber hoffe ich, werden ſchon einſehen, daß dieſe Reſultate in ſolchem Zuſammenhange ſtehen, daß ſie wohl **nicht bloß aus der Luft gegriffen ſeyn können,** ſondern ſich ſelbſt einander erläutern, ſobald man den damaligen Gang der Begebenheiten dagegen hält. Diejenigen, welche mich näher kennen, werden ohnedies überzeugt ſeyn (und ich hoffe, meine übrigen Schriften beweiſen es), daß ich mich nie rühmte, Unterſuchungen angeſtellt zu haben, die ich nicht angeſtellt hätte.

Ich beſitze ſelbſt eine ziemliche Anzahl die Roſenkreuzer betreffender Schriften, und ſuchte dieſelben aus allen hieſigen öffentlichen und Privatbibliotheken zuſammen; ſonderlich im J. 1783, als ich meinen zweyten Theil ſchrieb, verſchafte ich mir durch die Freundſchaft auswärtiger Gelehrten noch viel mehrere. Ich darf daher wohl ſagen, daß, wenigſtens ſeit 30 Jahren, niemals Jemand eine ſo vollſtändige Sammlung ſolcher Bücher vor Augen gehabt hat als ich damal. Dies zeigt ſich mir deutlich, wenn ich das zu der Zeit mit Anmerkungen gemachte Verzeichniß derſelben gegen das mangelhafte Verzeichniß in des Hrn. **von Murr** Werkchen **Ueber den Urſprung der Roſenkreuzer und Freymaurer** (1803. 8.) halte, welches Buch höchſt unvollſtändig, und wie alle Schriften dieſes Kompilators, ſehr verkehrt und ohne die geringſte Beurtheilung zuſammengeſtoppelt iſt. Ich habe mich nicht verdrießen laſſen, alle Schriften die Roſenkreuzer betreffend welche zu meiner Kenntniß kamen, ſorgfältig durchzugehen, welches ſchon die vielen von mir angeführten Nachrichten aus den Vornehmſten derſelben beweiſen. Hiedurch ward es mir auch möglich, im erſten Theile meines Verſuchs (S. 177 ff.) die Roſenkreuzerſchriften einigermaßen in fünf

Klaſſen zu theilen, da von meinen Vorgängern alle Schriftſteller dieſer Art auf das ſeltſamſte untereinander geworfen waren. Nachher haben mich in Abſicht dieſer Klaſſificirung weitere Unterſuchungen noch auf Spuren von mancherley Art gebracht. Beſonders hätte ich noch zwey Klaſſen hinzuthun müſſen: Nehmlich zuerſt die Klaſſe der Suchenden d. h. derjenigen die gern von den Roſenkreuzern etwas hätten wiſſen mögen, ohne irgend eine Kenntniß davon zu haben ([illegible]), oder die ſich daran zu ſchließen Luſt hatten, ohne das Was und Wie recht einzuſehen und ohne zu wiſſen wohin ſie ſich wenden ſollten. Schriften ähnlicher Art über Freymaurerey kann man im 18ten Jahrhunderte viele finden. Hiernach wäre die ſiebente Klaſſe: nehmlich diejenigen Schriften anzuführen geweſen, worin ſich, unter roſenkreuzeriſcher Decke, politiſche Ideen und Anſpielungen auf die Geſchichte der Zeit des dreyßigjährigen Krieges befinden. Ich wollte damal noch nichts darüber ſagen, weil ich über gewiſſe Dinge noch nicht, ſo wie jetzt, mit mir ſelbſt einig war. Doch gab ich im IIten Theile S. 213 einen Wink, und ließ die Figur II in Kupfer ſtechen, um zu ſehen, ob etwa Jemand eine Erklärung verſuchen würde. Aber Niemand hat auf dieſes Bild, eben ſo wenig als auf die noch merkwürdigere Fig. I gemerkt. Ich will hier das Bild Fig. II kurz erklären. Man erblickt daſelbſt Sonne und Mond, welche in einen Kelch zuſammenfließen, der bekanntlich das Sinnbild der chriſtl. Religion iſt. Um zu zeigen, daß dieſe alle Bewegung verurſache, iſt ausdrücklich die Figur des Merkurs, der vis vivificans (eben das, was in der Freymaurerey durch den flammenden Stern angedeutet wird: man ſ. meinen Verſuch IIr Th. S. 214), unter dem Kelch geſetzt. Man weiß ja, daß der Böhmiſche, und aus ihm der dreyßigjährige Krieg wegen des Kelchs im Abendmahle entſtand. Um dieſes Bild ſtehet: Viſita Interiora Terrae, Rectificando Invenies Occultum Lapidem (26). Das Innerſte der Erde ſoll man alſo unterſuchen. Und was findet man da? Den Reichsapfel, den doppelten Reichsadler, den böhmiſchen Löwen mit dem doppelten Schwanze; und zwiſchen ihnen ganz unten einen ſiebeneckigen Stern, welcher eigentlich alles in Bewegung ſetzt, ſo wie oben Merkur. Nun iſt die Zahl Sieben bekanntlich der katholiſchen Religion heilig. Sie hat Sieben Sakramente, Sieben Weihen u. ſ. w. Neben dem ſiebeneckigen Sterne ſieht man auf einem Ringe kleine Stückchen, welche vermuthlich Brot oder Oblaten andeuten ſollen, und zwey Faßdauben gegenüber; welches auf die beiden Beſtandtheile des Abendmahls, Brot und Wein, geht.

Wenn ich noch Ein Leben zu leben, oder jetzt noch zwey geſunde Augen und Muße hätte, ſo glaubte ich mich wohl im Stande, vermöge meiner vorigen Lektur und vieler ſeit 25 Jahren gefundenen Zuſätze und Beſtätigungen die Geſchichte der Roſenkreuzer, die noch ſo dunkel iſt, aus den mannichfachen gleichzeitigen Schriften mit Anführung der Beweisſtellen öffentlich ſo aus einander zu ſetzen, daß man wenigſtens heller als bisher ſehen ſollte; wobey freylich noch die Frage bliebe, ob eben viele Leſer für eine ſo mühſame Arbeit dem Verfaſſer danken und ihm mit Geduld und Aufmerkſamkeit in einer ſo ausführlichen und nothwendig trocknen Unterſuchung folgen möchten. In jedem Falle kann ich hierin jetzt nicht mehr leiſten, als ich geleiſtet habe.

Doch ich gehe nun weiter. Nachdem ich ziemlich erſchöpft hatte was mir, ſo weit meine Kräfte reichten, über die Roſenkreuzerey zu unterſuchen möglich war, ſo ging ich zur Freymaurerey über. Ich hatte auf mancherley Art eigene Kenntniß davon; dabey auch Gelegenheit, mit Männern welche in verſchiedenen Zweigen derſelben groſe Erfahrung beſaſen, Jahre lang vertraut umzugehen. Durch dieſe erhielt ich eine nicht geringe Anzahl wichtiger handſchriftlicher Nachrichten und originaler Aktenſtücke, zu welchen man nur ſelten gelangen kann; theils zum Durchleſen und Excerpiren, theils in Abſchriften zum Eigenthume. Auf die Weiſe ward es mir leichter, auch gedruckte Schriften beſſer zu verſtehen und richtiger zu beurtheilen, und vornehmlich den Quellen nachzuſpüren, woraus eine jede entſprungen ſeyn mochte. Ich las und prüfte nun alle gedruckte Schriften über Freymaurerey in allen Sprachen (⁸⁾), die ich nur erhalten konnte. Hiedurch ward ich in Stand geſezt, diejenigen welche im Guten oder im Böſen Aufmerkſamkeit verdienen, von denen zu ſcheiden, welche wenig mehr als leeres Geſchreibſel ſind, und mich hauptſächlich nur an jene zu halten. Ich war, und bin es noch, überzeugt, daß keine Sache von Bedeutung welche als geheim erſcheint, ohne allen Zuſammenhang mit demjenigen ſeyn kann, was auch öffentlich bekannt iſt. Eine geheime Geſellſchaft, ſonderlich wenn Unbekannte Obern ihre Abſichten durchſetzen wollen, will doch auf ihre Mitglieder wirken, vielleicht zuweilen auch auf Andere. Dieſe leben aber ſämmtlich in der öffentlichen wirklichen Welt, ſind nie davon getrennt; ihr öffentliches Leben und ihr Leben in geheimen Geſellſchaften können nie ganz ohne wechſelſeitige Wirkung bleiben. Es kann alſo nicht anders ſeyn, als daß die Entſtehung ſolcher Geſellſchaften, ihre merkwürdige Veränderungen, ihre Abtheilung in verſchiedene Zweige u. dgl. entweder ihre Urſachen in der öffentlichen menſchlichen und bürgerlichen Geſellſchaft haben, oder auf dieſelbe bemerkbaren Einfluß äußern müſſen. Dieſem wechſelſeitigen Zuſammenhange nachzuſpüren halte ich für die erſte Pflicht desjenigen welcher die Geſchichte einer ſolchen Geſellſchaft erforſchen will; und ſo handelte ich mit den erlernten und ſelbſt erlebten Geheimniſſen. Ich überlegte ferner, daß wenn Gegenſtände für geheim erklärt werden, und alſo das was etwa wie Erläuterung ausſehen ſoll, wieder dunkel iſt, doch irgend Anweiſungen vorhanden ſeyn müſſen, worauf dies oder jenes deutet. Den Schlüſſel nun zu finden, war ich um ſo mehr bemühet, da in der Menge vor mir liegender Aktenſtücke, ſo verwickelt oder verwirrt ſie auch auf den erſten Anblick ſcheinen mochten, dennoch offenbar die hauptſächlichſten einen gemeinſamen Urſprung hatten, ſo daß in Zweigen von äußerſt verſchiedener Abtheilung immer auf gewiſſe Ideen von einerley Art zurückgekommen wird.

Schon bey meinen erſten Unterſuchungen über die deutſchen Roſenkreuzer, und bey Sonderung der verſchiedenen Arten derſelben, war ich bey Einer Art von Roſenkreuzern auf die Spur von Chifferzeichen gekommen, wodurch dies und jenes angedeutet zu werden ſchien. Bey den andern Arten fanden ſich dieſe Chiffern nicht. Dies verfolgte ich nun weiter, und ſiehe da! bey den Freymaurern in England fand ſich von Anfang an eben dieſe Chiffer; aber, welches ſehr merkwürdig iſt, bey den älteſten Engländiſchen Roſenkreuzern fand ſie ſich nicht. Dieſe Spur eines merklichen Unterſchiedes, nebſt vielen andern Gründen, zeigte mir zuerſt, daß zwar die Freymaurer aus den Roſenkreuzern entſtanden, aber keinesweges mit ihnen von Anfang an ganz identiſch geweſen ſind: wie jetzt Hr. Hofr. Buhle behauptet, welcher immer gewohnt iſt, aus der erſten beſten einzeln gefundenen Idee dreiſt auf das Ganze zu ſchließen, ohne rechts oder links zu ſehen, ob andere Umſtände, die man auch nicht vorbeygehen darf, Schwierigkeiten machen, und uns nöthigen eine Vorausſetzung aufzugeben, oder wenigſtens ſehr einzuſchränken.

Die gedachte Chiffer findet ſich aber in allen Freymaurer-Ritualen, und in ſehr vielen Schriften und Aktenſtükken, ſo weit man — ungefähr bis gegen das Jahr 1685 oder etwas früher (34) — zurückgehen kann, bis auf die jetzige Zeit, zum deutlichen Beweiſe des ununterbrochenen Fortganges, wenigſtens Eines Hauptzweiges. Ich entdeckte außerdem, nach und nach, noch eine zweyte Chiffer, welche mit der ebengedachten gemeinſchaftlich bis auf ziemlich alte Zeiten kann hinaufgeführt werden, und wovon eben ſo wenig weder bey den deutſchen noch engländiſchen Roſenkreuzern etwas anzutreffen iſt. Endlich fanden ſich auch bey den Freymaurern Spuren einer allegoriſchen Sprache, welche durch mehrere Vergleichungen und Zuſammenſtellungen zuletzt ſo deutlich entwickelt ward, daß über ihre richtige Erklärung gar kein Zweifel übrig bleiben konnte, wodurch denn freylich Vieles ganz klar erſchien. Dieſe zwey allegoriſche Sprachen, nebſt beſtändigen Anſpielungen auf die geheime Deutung derſelben, finden ſich abermal in allen Zweigen der Freymaurerey, von der älteſten Zeit an, ſo viel man davon weiß, bis auf die jetzige Zeit, ganz einſtimmig; hingegen in der alten Roſenkreuzerey iſt faſt nichts davon: höchſtens in einer Abtheilung, aus welcher, wie ich glaube, die Freymaurerey nach und nach entſtand, iſt eine ſchwache Spur davon anzutreffen, welches zu beweiſen ſcheint, daß gewiſſe Ideen, welche man lange nachher allgemein feſtſetzte, damal im Anfange noch nicht ſo rein und übereinſtimmend vorhanden waren.

Auf dieſem Wege ſtellte ich meine Unterſuchungen an, wobey ich immer Acht hatte, ob Zweifel oder Schwierigkeiten entſtanden, und ſie entweder wegzuräumen ſuchte, oder meine Vorausſetzung fahren ließ. Hienach mag nun jeder unbefangene Leſer entſcheiden, ob dieſes nicht der einzige vernünftige Weg war, um geheime Schriften zu dechiffriren, und durch Vergleichung mehrerer Theile davon mit der öffentlich bekannten Geſchichte, den wahren Zuſammenhang einer Geſellſchaft zu erforſchen, die unter mancherley kleinen Veränderungen, doch immer im Grunde ſich ſelbſt gleich, nun über 160 Jahre lang fortgedauert hat.

Dieſe Unterſuchungen gewährten mir endlich in allen ihren Theilen eine Ueberzeugung, die für mich ſubjektiv hinlänglich war; doch habe ich auch gefunden, daß ſehr verſtändige und erfahrne Männer davon ſind überzeugt worden. Nämlich, nachdem der zweyte Theil meines Verſuchs geendigt war, verſuchte ich, die Folge meiner Ideen über den Urſprung und die Beſchaffenheit der alten Roſenkreuzer, über deren erſten Uebergang zur Freymaurerey, und über die hauptſächlichſten Veränderungen der letztern, ſowohl im 17ten als im 18ten Jahrhunderte, im Zuſammenhange aufzuſetzen, und die Beweiſe hinzu zu fügen. Der Aufſatz iſt nur ſehr flüchtig gemacht, weil ich nur wenige Tage dazu anzuwenden Zeit hatte, und deſſen erſter Zweck eigentlich bloß ſeyn ſollte, die Folge meiner Ideen, die mir damals lebhaft vor Augen ſchwebten, (weil ich eine Zeit lang genöthigt geweſen war, ſo Vieles nachzuleſen und nachzuſchlagen), allenfalls bequemer und eher auffinden zu können. Nach einer weitern Erfahrung von mehr als 20 Jahren, und aus meinen obgleich nur gelegentlich gemachten Kollektaneen könnte ich die in dieſer Handſchrift abgehandelten Gegenſtände noch viel beſſer ausführen, wenn ich ſonſt Luſt oder Muße dazu hätte. Dieſen Aufſatz, ſo unvollkommen er iſt, ließ ich nach und nach mehrere verſtändige, und in den höhern Graden ganz verſchiedener Zweige der Freymaurerey ſehr erfahrne Männer, in meiner Gegenwart leſen, mit der Bitte, zwar von deſſen Inhalte nie Gebrauch zu machen, aber denſelben ſtreng zu beurtheilen, und mir ihre Erinnerungen offenherzig mitzutheilen, um vielleicht der Wahrheit noch näher zu kommen. Alle ſtimmten dem Weſentlichen meiner Entdeckungen ganz bey, und fanden die beygebrachten Beweiſe überzeugend, ja, von einigen erhielt ich ſehr intereſſante Beyträge und Beſtätigungen. Auch die Zweifel, welche Erfahrung und Wahrheitsliebe einigen an die Hand gaben, wurden mir lehrreich, da ſie nähere Unterſuchungen veranlaßten, welche theils die Wahrheit der erſten Unterſuchungen beſtätigten, theils Nebendinge betraſen, worin man, ohne Schaden des Ganzen, ganz wohl verſchiedener Meinung ſeyn kann. Ich hätte fortgefahren, durch dieſe beſondere freundſchaftliche Mittheilung meines, obgleich ſehr unvollkommnen Aufſatzes, mir ſelbſt und auch Andern nützlich zu werden, wenn ich nicht durch den unverantwortlichen Mißbrauch (32), den Jemand davon machte, zu dem Entſchluſſe wäre bewogen worden, Niemand weiter weder dieſen Aufſatz noch etwas Aehnliches mitzutheilen. Ich ward darin um ſo mehr beſtätigt, da ich einſah, wie nöthig es ſeyn würde, dieſe Handſchrift ganz umzuarbeiten, wenn ſie eine gewiſſe Vollſtändigkeit erreichen ſollte, welche meinen durch fernere Unterſuchungen und Beſtätigungen erlangten mehrern Kenntniſſen einigermaßen zuſagte. Zu einer ſolchen Umarbeitung befand ich mich aber um ſo weniger im Stande, da ich nachher auf Unterſuchungen dieſer Art beynahe gar nicht, oder doch nur beyläufig zurückkam. Die mir von beſchwerlichen Geſchäften übrige Zeit wollte ohnedies zu andern mir angenehmern und nützlichern Studien kaum zureichen.

Hier habe ich nun einigermaßen den Faden angezeigt, durch welchen meine Unterſuchungen geleitet wurden. Ich machte vor 23 Jahren in den zwey Anhängen meines Verſuchs **nur etwas davon bekannt, nicht um eine Geſchichte der Freymaurerey zu ſchreiben**, — denn (man ſ. oben S. 26) das läßt ſich nicht thun — **nicht um Ruhm zu erlangen**, ſondern **um Nutzen zu ſtiften**, um, durch Entdeckung des wahren Urſprungs, ſehr groben Vorurtheilen und Schwärmereyen, auf die indirekte und gelinde Art, welche in einer öffentlichen Bekanntmachung nur zweckmäßig ſeyn kann, entgegen zu arbeiten. Ob wider einige von meinen Behauptungen noch könnten Zweifel erregt werden, ſo ſehr ich auch alle Sorgfalt angewendet hatte, nichts zu behaupten, wovon ich nicht durch unpartheyiſche Kombination und Prüfung mehrerer Nachrichten mich überzeugt hatte; darauf kam es für meinen damaligen Zweck, bey einer groſſen und damal von Betrügern irre geführten Geſellſchaft ein wohlthätiges Nachdenken zu erregen, allenfalls ſo ſehr nicht an. Genug, ich zeigte, daß der Urſprung der Freymaurerey nicht früher zu ſuchen ſey, als in der erſten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, und hiedurch mußte ſchon für den nachdenkenden Freymaurer erhellen, daß er weder in einem **ingeheim fortgeſetzten Tempelherrenorden**, noch bey dem **Erzbiſchofe von Nikoſia in Cypern**, noch bey den *Canonicis Sti Sepulcri* (**) in Jeruſalem, noch bey den *Chevaliers de la Cité Sainte*, noch bey den **Unbekannten Obern**, den **in Gott ruhenden Vätern**, zu finden ſey. Im IIten Theile meines Verſuchs, S. 163 bis 165, zeigte ich deutlich an, daß dies meine Abſicht war. Wer nicht einſieht, daß dies im J. 1782 eine unerhörte Behauptung war, welche noch Niemand gewagt hatte, und daß dadurch allerdings bey denjenigen, welche nicht bloß im dunkeln Hinbrüten fortzukommen wollten, eine beſondere Aufmerkſamkeit erregt werden mußte; der weiß nicht, in welcher allgemeinen Gährung die Freymaurerey war, und wie nützlich es damal ſeyn konnte, Gelegenheit zu geben, daß nicht bloß geträumt und gläubig nachgeſprochen, ſondern auch beobachtet und nachgedacht werde. **Dieſer Nutzen war allein meine Abſicht.** Meine ganze Unterſuchung und Entdeckung, ſo viel Zeit und Nachdenken ſie mir auch gekoſtet haben, ſind mir nicht ſo viel werth, als die gute Wirkung, die ich durch die bloße Bekanntmachung einiger Reſultate davon, und durch die behutſamſte Hinweiſung (man ſ. den Iten Theil S. 213, 214), ſo zurückhaltend, daß Niemand dadurch konnte beleidigt werden, gewiß glaube veranlaßt zu haben; und deshalb ertrug ich auch gern, daß diejenigen, deren Intereſſe es war, blinden Aberglauben und Schwärmerey zu befördern, mich mißverſtanden, mich verfolgten und verläumdeten. Die Unterſuchungen ſelbſt waren eigentlich nur für mich und zu meiner eigenen Ueberzeugung beſtimmt, und ich würde ohne die gedachte Veranlaſſung nie etwas davon bekannt gemacht haben; die Bekanntmachung einiger Reſultate hingegen konnten Andern nützlich werden. Es war wenigſtens möglich, daß dieſer Zweck erreicht würde, und ich hoffe, er iſt nicht ganz verfehlt worden. Ob ich bey dieſem Zwecke nun, wie mich Hr. Buhle ſo unartig und ohne allen Grund beſchuldigt, die Abſicht gehabt haben könne, mit **einem Geheimniſſe von meiner Fabrik die Freymaurerey zu beſchenken**, ob ich durch irgend etwas mich verdächtig machte, einen ſo **ſchändlichen Betrug** verübt zu haben, will ich jeden verſtändigen und unpartheyiſchen Mann beurtheilen laſſen.

Da ich den ganzen Zuſammenhang und die beſtändige Uebereinſtimmung aller meiner für die Geſchichte der Freymaurerey gefundenen Spuren nicht öffentlich vorlegen, und die Dokumente beyfügen kann, wodurch dieſe Spuren und Entdeckungen aufs deutlichſte beſtätigt werden; ſo muß ich mir gefallen laſſen, wenn Jemand dieſelben für bloße Hypotheſen halten will; wenigſtens wird man mir doch nicht zeigen können, daß eine davon der bekannten Geſchichte widerſpräche. Ich habe ſie nie Jemand als unſtreitige Wahrheiten aufdringen wollen, ſondern vielmehr nur in dem beſcheidenſten Tone darüber geſprochen. Nachdem ich im IIten Theile meines Verſuchs davon geredet hatte, daß die unſinnige Schwärmerey, welche damal in der Freymaurerey ſo ſehr überhand genommen hatte, „am beſten durch eine unparteyiſche Unterſuchung der wahren, nicht der eingebildeten „Geſchichte der Freymaurergeſellſchaft bewirkt werden könne;“ ſo ſagte ich unmittelbar darauf: „Ich bin weit „entfernt zu glauben, dieſe große Wirkungen könnten durch „meinen kurzen und unvollkommenen Grundriß dieſer „Geſchichte bewirkt werden.“ Ich ſetze da S. 165 hinzu: „Ich glaubte ich dürfe ſagen, was ich in der Geſchichte der „ehemaligen Freymaurerey für Wahrheit halte, da ich einſah, es könne nützlich ſeyn.“ Und zu Ende dieſes Theils ſage ich ausdrücklich: „Ich hoffe, man werde erkennen, daß „ich ſorgfältig unterſucht, wiſſentlich nichts angenommen, „was nicht in der Geſchichte zu finden iſt, Muthmaßungen „als Muthmaßungen angezeigt, Ordnung und Deutlichkeit in die Geſchichte zu bringen geſucht, auf Dinge die „unbekannt geblieben, oder die man vernachläſſiget hatte, „aufmerkſam gemacht, die Wahrheit zu finden geſucht, „und wenn ich ſie nicht gefunden haben ſollte, wenigſtens zu Erforſchung derſelben den Weg gebahnt habe. „Mehr verlange ich nicht. Wer aufmerkſam macht, wer „Nachdenken veranlaßet, wer zur Unterſuchung Gelegenheit

„giebt, kann die Wahrheit befördern, ſelbſt wenn er im „Trachten nach Wahrheit irren ſollte.“

Nach ſolcher beſcheidener öffentlicher Schätzung des Werths, und nach ſo deutlicher Darlegung der Abſicht meiner Arbeit, welcher nichts widerſpricht, was ich je irgendwo über meine Bemühungen zur Erläuterung der Geſchichte der Freymaurerey kann geſagt haben, hätte ich um ſo mehr von demjenigen, der ferner hierüber ſchreiben wollte, ſelbſt wenn ihm meine Unterſuchungen ganz unnütz geweſen wären, billig eher einige Schonung verdient. Der Literator welcher die Schwierigkeit und den Umfang ſolcher Unterſuchungen aus eigener Erfahrung kennt, wird Wahrheitsliebe und Fleiß zu ſchätzen wiſſen, ſelbſt wenn er beſſere Nachrichten findet, und vorige Reſultate zu widerlegen ſuchen muß. Aber Hr. B. iſt von ſolcher Billigkeit gegen mich ſehr weit entfernt.

Ich bin nun genöthigt, das Buch des Hrn. Hofraths Buhle einer nähern Prüfung zu unterwerfen, damit man ſehe, wie ſeine ſogenannten Unterſuchungen beſchaffen ſind, und daß ſein Betragen gerade das Gegentheil von dem meinigen iſt.

Ich verſuchte nur, Gegenſtände, welche bisher ziemlich unbekannt geblieben waren, deswegen in etwas zu erörtern, damit ich Nutzen ſtiften könnte. Hr. Hofrath Buhle aber wollte mit einer gelehrten Entdeckung brilliren, erſt lateiniſch vor der Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen, nachher deutſch vor dem ganzen ehrſamen Publikum, welches von Roſenkreuzerey und von Freymaurerey wenig oder nichts weiß, und doch gern etwas davon wiſſen möchte, beſonders aber will er mich Armen völlig niederſchlagen, mich, der ich nichts niederſchlagen wollte als Aberglauben und

Schwärmerey. Er will nicht etwa wie ich, einen Verſuch machen, er giebt nicht zu, ſo wie ich, daß ſein Werk unvollkommen ſey, nicht ſo wie ich, daß er irren könne. Er verſpricht auf dem Titel eine hiſtoriſch-kritiſche Unterſuchung, aber im Buche ſelbſt ſpricht er allenthalben in deciſivem Tone. Er ſagt bey den dreiſteſten Behauptungen, wovon er gar keinen Beweis giebt und keinen Beweis geben kann: **das iſt unſtreitig**, und nimmt das Anſehen an, als wäre durch ſeine Schrift alle Unterſuchung über dieſe Gegenſtände für geendigt zu halten.

Ich laſſe gern allen übrigen gelehrten Verdienſten des Hrn. Hofr. Buhle alle Gerechtigkeit wiederfahren, aber ich wage es freymüthig zu ſagen, und werde es weiter unten beweiſen, daß er ſich in dieſem Buche ſeiner ehemaligen gelehrten Kollegen in dem berühmten Göttingen ganz unwürdig gezeigt hat. Ich wage es hier freymüthig zu ſagen, daß er hier mit einem, wahren Gelehrten gar nicht anſtändigen, Leichtſinne zu Werke gegangen iſt. Er hat eigentlich gar **nichts hiſtoriſch-kritiſch unterſucht**; ſondern behauptet bloß mit der gröſten Dreiſtigkeit alles was ihm nur einfällt, und **widerſpricht ſich ſelbſt** nicht ſelten aufs gröbſte. Er hat den allergröſten Theil der Schriften, die er anführt, nicht wirklich geleſen. Die Quellen ſeiner anſcheinenden aber geborgten Beleſenheit und ſelbſt mehrere von ſeinen Behauptungen, von denen er ganz unbefangen ſpricht, als wären es ſeine eigene Ideen, ſind ihm von Jemand, der wirklich die hiezu gehörigen Bücher geleſen hat, ganz in der Nähe nachzuweiſen. Aus meinem Verſuche, ob er gleich davon ſo verächtlich ſpricht, aus dem im dritten Theile des **Wirtembergiſchen Repertoriums** befindlichen Aufſatze eines verkappten **Wilhelm ab Indagine**, aus des Hrn. **von Murr** höchſtdürftiger Schrift über Roſenkreuzer und Freymaurer, und endlich aus Semlers verwirrten Sammlungen zur Hiſtorie der Roſenkreuzer (**), hat er Vieles geradezu ausgeſchrieben, ſehr oft, ohne anzuzeigen, woher er es nahm. Ich werde von allem dieſem nur einige auffallende Beyſpiele anführen; denn, alle ſeine Erſchleichungen und falſche Behauptungen auseinander zu ſetzen, würde ein großes Buch erfordern.

Hr. Hofr. Buhle ſagt S. VIII. ſeiner Vorrede: „Vielleicht hätten meine Hypotheſen ihn irre geführt, „wenn er nicht zufälligerweiſe mein Werk über den Tempelherrenprozeß ſpäter geleſen hätte, nachdem ſchon die „richtige hiſtoriſche Spur, die ſicherer zum Ziele leitete, von „ihm aufgefunden war. Nunmehro habe ihm das Hiſtoriſch-Wahre in meinem Werke zur weitern Aufhellung ſeiner eigenen Entdeckungen gedient.“ Dies iſt ſehr künſtlich ſo geſtellt, daß es das Anſehen haben ſoll, als habe Hr. Hofrath Buhle ohne Veranlaſſung meines Buchs Entdeckungen gemacht, von welchen nachher nur etwas durch mein, obgleich mit Falſchheiten erfülltes, Buch wäre beſtätigt worden. Ich nehme mir aber wirklich die Freyheit zu glauben, daß Hr. Hofr. Buhle mein Buch längſt geleſen habe, ehe er daran dachte, über Roſenkreuzer oder Freymaurer zu ſchreiben. Ich weiß es, durch ein unverwerfliches Zeugniß, daß er ſchon vor dem J. 1783 von Jemand veranlaßt worden war, die Geſchichte und Beſchaffenheit geheimer Geſellſchaften zu unterſuchen, wovon allenthalben ſo viel Gerede umherging, und daß ſeine Gelehrſamkeit ſich in das Chaos dieſer Geſchichte gar nicht zu finden wußte. Sollte er nicht damal ſchon mein

Buch, welches zu der Zeit ſo viel Aufſehen gemacht hatte, eher als jedes andere geleſen haben? Es war ja unter den vielen damal erſchienenen Schriften die Einzige, welche ohne alle Geheimnißkrämerey zuerſt eine hiſtoriſche Spur anzeigte. Selbſt, wenn auch nicht klar geweſen wäre, daß dieſe Spur den rechten Weg zeige, würde ihr doch wohl hauptſächlich derjenige zuerſt nachgegangen ſeyn, der auch dieſe Sache unterſuchen wollte, eben weil ſie nur erſt kürzlich war aufgefunden worden, weil Jedermann darüber ſprach, und weil ſie bis dahin nur die Einzige war. Und das Buch, worin dieſe Spur entdeckt ward, hätte Hr. Buhle nicht vorzüglich zuerſt geleſen, der es doch gewiß kannte, und der ſich von den geheimen Geſellſchaften unterrichten wollte, und im J. 1788 ſelbſt klagte, daß er ſich nicht recht darin zu finden wiſſe? Dies müßte in der That ſehr zufällig geſchehen ſeyn. Hr. Hofr. Buhle wird mir aber erlauben, daß ich an einen ſo unwahrſcheinlichen Zufall nicht glaube. Es wird noch viel unwahrſcheinlicher, daß er mein Buch nicht gleich von Anfang an, da es herauskam, ſollte geleſen haben, wenn man in ſeinem Buche ſieht, wie ſehr ſeine angebliche Beleſenheit in Roſenkreuzerſchriften aus bekannten Büchern erborgt iſt, wenn ſich die deutlichſten Spuren finden, daß er den größten Theil der von ihm citirten Bücher gar nicht ſelbſt geleſen hat. Wie wäre er denn bey ſo ſorgloſem Benehmen auf ganz neue Entdeckungen gekommen, welche ihm Niemand nachgewieſen hätte? Er ſagt in der gedachten Vorrede kurz vorher: „Unter den frühern Schriften verdanke er keinem mehr als „mir, ob er gleich alle meine Hypotheſen über die Entſtehung und den urſprünglichen Charakter beider Geſellſchaften widerlegt habe.“ Sonderbar! Aus meiner oben ganz offenherzig mitgetheilten Erzählung, wie ich bey meinem Buche verfahren bin, iſt deutlich zu ſehen, daß ich meinen Meinungen nur eine hypothetiſche Gewißheit zuſchreibe, welche freylich durch die Auffindung und Kombination mehrerer hiſtoriſcher Thatſachen den höchſten Grad der Wahrſcheinlichkeit gewinnt. Nun beſtätigen aber die von mir aufgefundenen hiſtoriſchen Thatſachen keinesweges die vermeinte Entdeckung des Hrn. B., welche ſich eigentlich auf gar keine hiſtoriſche Thatſachen, ſondern einzig und allein auf ein paar Stellen in Fludd's Summum Bonum gründet, woraus er eine Entdeckung erzwingen will, welches Buch ich aber ihm auch ſchon nachgewieſen hatte. Im IIten Theile meines Verſuchs S. 209 hatte ich nehmlich angeführt: daß Fludd im Summum Bonum S. 49 ſagt: Sub *Architecti figura operatur frater* ad hujus operis perfectionem.

Ich werde dies alles unten genauer zeigen, und könnte es noch viel deutlicher zeigen, wenn ich Hrn. B. Buch Schritt vor Schritt widerlegen wollte. Hätte er alle meine Hypotheſen widerlegt, was könnte er denn meinem Buche zu danken haben, welches er erſt will geleſen haben, nachdem er ſchon ſeine vermeinte Entdeckung gefunden hatte, die er höchſtuneigentlich hiſtoriſch nennt? Daß „das Hiſtoriſch-Wahre in meinem Werke zur weitern „Aufhellung und Beſtätigung ſeiner eigenen Entdeckungen „diene,“ iſt eine dreiſte Unwahrheit, wie ſich unten zeigen wird. Gerade umgekehrt! Aus dem Hiſtoriſch-Wahren in meinem Buche erhellt vielmehr ſehr deutlich, wie hiſtoriſch-unwahr das Meiſte in ſeinem Buche iſt.

Freylich hat er meinem Buche eine ziemliche Anzahl von Büchertiteln und Citationen zu danken, die ſeinem Buche ein gelehrtes Anſehen geben müſſen, ohne daß er die Bücher ſelbſt geleſen hat, nebſt verſchiedenen Urtheilen welche er ſich als ſein Eigenthum zueignet, wovon ich unten Beyſpiele anführen werde. Aber dies will er mir wohl nicht danken! Daher iſt Obiges nur eine leere Captatio benevolentiae, ſo künſtlich geſtellt, als wolle er billig gegen mich handeln, da ich zufälligerweiſe das Glück gehabt hätte, ſeine Entdeckung zu beſtätigen, indeß er alle meine Hypotheſen widerlegte. Aber der Hr. Hofrath erlaube mir hier vorläufig zu ſagen, denn weiter unten werde ich es beweiſen, daß ſeine vermeinte Entdeckung nichts iſt, als meine eigene Entdeckung, die er ſo verſtümmelt hat, daß ſie eine leere Vorausſetzung wird, welche in der durch ihn verkehrten Geſtalt gar nicht kann bewieſen werden.

Bereits im J. 1782 behauptete ich, daß die Freymaurergeſellſchaft aus der Roſenkreuzergeſellſchaft entſtanden, und jene nicht älter als dieſe ſey. Dies war eine Entdeckung, deren freymüthige Bekanntmachung mir wahrlich Verdruß genug gemacht hat. Aber es war auch eine Hypotheſe, weil ihre höchſte Wahrſcheinlichkeit nur aus mehreren hiſtoriſchen Kombinationen erhellen konnte. Dieſe Hypotheſe hat Hr. Buhle nicht widerlegt; ſondern er möchte gern, was ich längſt öffentlich entdeckt hatte, ſich ſelbſt zueignen, durch die Vorſpiegelung, er habe mein Buch erſt ſpäter geleſen. Faſt alle Recenſionen ſeines Buchs rechnen es ihm ſehr hoch an, behauptet zu haben, daß die Freymaurerey nicht älter ſey als die Roſenkreuzerey, gerade als hätte nicht ſchon vor 23 Jahren Jemand ebendaſſelbe behauptet.

Dies iſt meine hauptſächlichſte Entdeckung. Sie iſt für die Geſchichte der Freymaurerey in der That äußerſt wichtig, und war es vor 23 Jahren noch mehr, zu einer Zeit, wo die Unbekannten Obern ſo eifrig dahin arbeiteten, den wahren Urſprung der Freymaurerey zu verdecken, um die guten Brüder Freymaurer zu dunkler Geheimnißſucht zu leiten, um ſie dadurch zu Werkzeugen ihrer weitausſehenden Abſichten brauchen zu können. Man kann dieſem Gegenſtande eine neue Unterſuchung widmen, ohne daß demjenigen, welcher die erſte Entdeckung machte, ſein etwaniges Verdienſt zu verkümmern iſt, und in Abſicht auf die fernere Herleitung kömmt es nur darauf an, welche die beſten Beweiſe für ſich hat. Da Hr. B. alles was meine Herleitung der einen Geſellſchaft aus der andern betrift, ganz verkehrt unter einander wirft, und ich nicht vorausſetzen darf, daß alle diejenigen, die ſein Buch, und nun dieſe Anmerkungen leſen, die beiden Anhänge meines vor ſo langen Jahren herausgekommenen Buchs werden genau nachleſen wollen; ſo bin ich genöthigt, hier deutlich und etwas ausführlicher anzuzeigen, was eigentlich meine Meinung war und noch iſt. Es iſt dieſes um ſo nöthiger, da ich bemerke, daß auch ſchon vorher der Gang meiner Ideen nicht ganz richtig iſt gefaßt worden, vielleicht mit unter durch meine Schuld. Man mag, wenn man will, meine Behauptungen für Hypotheſen halten. Wenigſtens wird man deutlich ſehen, daß ſie von Hrn. B. ſehr ſchlecht ſind bekämpft worden, daß er von den meiſten nicht einmal den Sinn richtig faßte, und daß er ſie ohne Sachkenntniß und gründliche Unterſuchung meiſt durch decidirendes Abſprechen zu widerlegen meint.

Meiner Herleitung nach behaupte ich:

1) daß, durch die Roſenkreuzeriſche Phyſik und durch Bacons Atalantis veranlaßt (nach welchen Beiden die phyſikaliſchen Entdeckungen ſollten geheim gehalten

werden, und durch die bildliche Sprache der damaligen Chemiker wirklich geheim gehalten wurden), eine Anzahl von verſchiedenen Perſonen ſich zuſammengethan habe, um eine **Geſellſchaft** zu errichten, welche Bacon in der **Atalantis das Salomoniſche Haus** genannt hatte, d. h. eine Geſellſchaft zu errichten, welche **die Werke Gottes in der Natur und die Urſachen der Dinge zu erforſchen** ſuchte (*2). Ich hatte vorher ſchon gezeigt, daß Zirkel, Winkelmaaß und Bleywage bildliche Zeichen des Werks der Schöpfung und der Geſetze der Natur waren (*3). Daß bey einer ſolchen neuerrichteten geheimen Geſellſchaft noch viel von roſenkreuzeriſcher myſtiſcher Philoſophie und Phyſik untergelaufen ſey, habe ich ausdrücklich zugegeben. Ich ſage: „Die damaligen Hauptlehren wären geweſen, daß wer die „Regeln, wornach Gott die Schöpfung geordnet hat, d. h. „das Innere der Natur kennen lerne, der nähere ſich Gott; „ſo wie umgekehrt, wer Gott, **durch innige Vereinigung** „mit ihm, ſich nähere, **Gewalt über die Natur erlange**“ (man ſ. Verſuch 1r Th. S. 193, 194). Daß bey dieſer Geſchaft die Wahrheit mit Vorurtheilen der Zeiten vermiſcht war, hat ſie mit vielen Geſellſchaften gemein. Es iſt auch dieſes ſchon daraus zu ſehen, da die Aſtrologen **Lilly** und **Georg Wharton** höchſtwahrſcheinlich Mitglieder dieſer Geſellſchaft waren, und da ſie ſelbſt bey Gelegenheit eines jährlichen Feſtes der Aſtrologen veranlaßt worden zu ſeyn ſcheint. Man ſtelle ſich nur das Bild der phyſiſchen Gelehrſamkeit damaliger Zeit recht deutlich vor. Hatte nicht ſogar der vortrefliche **Kepler**, dieſer über ſein Zeitalter weit wegſehende Mann, dennoch die gröbſten Vorurtheile in der Naturlehre? Schrieb er nicht der Sonne und allen Planeten Leben zu, und meinte, daß unſere Erde durch die tiefen Höhlen der Berge Athem hole? Dagegen wiſſen wir auch genugſam, daß Fludd, welcher ſo viel myſtiſches Zeug ſchrieb, doch auch mehrere, ſonderlich für die damalige Zeit nicht ganz unwichtige phyſikaliſche und anatomiſche Wahrheiten in ſeinen Schriften bekannt machte. So war die damalige Zeit. Ueberhaupt können Leute von ſehr verſchiedener Denkungsart ſich ſehr wohl zu Einem Zwecke verbinden, wenn dieſer ihnen wichtig iſt; es iſt vielmehr ein ſehr glücklicher Zufall, wenn Leute, die ſonſt mit groben Vorurtheilen behaftet ſind, mit vorurtheilsfreyen Leuten in Verbindung treten. Die geſunde Vernunft entwickelt ſich nur nach und nach, aber man iſt auf dem beſten Wege dazu, wenn man durch geſellſchaftliche Bemühung und Gedankenwechſel Ueberlegung mit Erfahrung zu verbinden anfängt.

2) Ich wies zuerſt die älteſte öffentliche hiſtoriſche Spur von der Freymaurerey nach, nehmlich, daß der bekannte Antiquar **Elias Aſhmole**, der zugleich ein eifriger **Roſenkreuzer** war, im J. 1646 und zwar zu **Warrington in Lancaſhire** zum Freymaurer aufgenommen ward (**). Zu London ward nachher die Loge im Zunfthauſe der Maurer gehalten. (Man ſ. meinen Verſuch Ir Theil S. 191, 193, und den IIten Th. S. 192.) Dies war ein Zeichen, daß nun die Mitglieder dieſer Geſellſchaft zu der Zunft der Maurer traten; denn es iſt in England bekanntlich nöthig, daß Jeder, welcher das Bürgerrecht in London haben will, in eine von den Zünften trete, ohne daß es desfalls nöthig wäre, das Geſchäft der Zunft zu treiben. Daher entſtand der Namen **Freemaſon**, denn **Free** heißt in der engländiſchen Sprache derjenige, der ein Zunftgenoſſe iſt. Ein anderer Beweis iſt, daß die große Freymaurerloge in London eben das Wapen hat, wie die Maurerzunft daſelbſt, und daß jeder Handwerksmaurer, wenn er zum Freymaurer aufgenommen wird, nur die Hälfte der

Gebühren zahlt. Daß die meiſten erſten Mitglieder der Geſellſchaft von der **Königlichgeſinnten** Partey waren, war freylich **zufällig**, hatte aber in der Folge auf die Beſtimmung und mannichfaltige **Veränderung** derſelben einen bedeutenden Einfluß. So ſtellte ich mir wenigſtens die Sache vor.

Ich nahm aus mehrern Gründen an, daß dieſe roſenkreuzeriſche Geſellſchaft, welche ſich, als ſie **in London zur Konſiſtenz** kam, von dem Orte ihrer Verſammlung daſelbſt the Society of Freemasons nannte, eine äußerliche bildliche Geſtalt gehabt habe, derjenigen ziemlich ähnlich, die ſich in den **beiden erſten Abtheilungen** der jetzigen Freymaurerey zeigt, (man ſ. den Iten Theil meines Verſuchs S. 192, 193), **jedoch nicht ganz**, indem ſie damal nur bloß noch der **Symbole der Ordnung der Werke der Schöpfung** ſich bediente. (Man ſ. a. O. S. 198.) Geheimniſſe hatte ſie in ſofern, als die Roſenkreuzer damaliger Zeit, und ſelbſt **Bacon** in der Atalantis (für ſein Salomoniſches Haus), **den Eid der Verſchwiegenheit** forderten. (Man ſ. a. a. O. S. 202) Die **Sinnbilder**, welche den roſenkreuzeriſchen Freymaurern eigen waren, ehe ſie, ungefähr im J. 1682, den **Tempel Salomons** zum allgemeinen Sinnbilde annahmen, waren, nach meiner Meinung: die **Sonne**, der **Mond**, der **flammende Stern**, **Zirkel**, **Winkelmaß**, **Bleywage**, und die **Leiter Jakobs mit drey Stufen** (**). Dieſe gehören zu den Sinnbildern der **Kenntniß der Natur**, und finden ſich daher bey den **Roſenkreuzern**, nicht aber die **nachher** von den **Freymaurern** angenommenen und bloß nur **ihnen** gehörigen Sinnbilder.

3) Aſhmole war ein eifriger Anhänger der Königl. Partey, wie dies aus ſeinem Leben genugſam erhellet. Nun behauptete ich, es habe ſich, mit Aſhmole's eben ſo geſinnten

Freunden, **nach dem** J. 1649, nachdem K. Karl I. hingerichtet worden, **eine** Abtheilung **unter dem Vorwande** der roſenkreuzeriſchen Freymaurerey, **insgeheim unter ſich beſonders verſammelt**, um über den Verluſt des Königthums, und ihre Wünſche für die Wiederherſtellung Karls II. zu berathſchlagen (40). Ich nehme an, die **Sinnbilder der Roſenkreuzer** wären in dieſem **geheimen** Ausſchuſſe eben ſo wenig **gebraucht** werden, als **die Sinnbilder** der nachher ungefähr **um** 1698 auf den Bau des **Salomoniſchen Tempels gegründeten Freymaurerey**; denn es war in dieſem geheimen Ausſchuſſe **weder von Roſenkreuzerey noch von Freymaurerey** die Rede. Ich bin allerdings der Meinung, daß ihre damaligen **mündlich** gebrauchten ſymboliſchen Ausdrücke **etwas Aehnliches** mit den in der dritten Abtheilung der jetzigen Freymaurerey gebräuchlichen Sinnbildern **gehabt** haben. Wer aber verſteht, **was dahin gehört**, und S. 201 des Iten Theils meines Verſuchs aufmerkſam lieſet, wird **nicht alle jetzigen Sinnbilder daſelbſt finden**. Könnte ich mich deutlicher erklären, ſo **würde dies noch mehr einleuchten**. Wollte man, wie Hr. B. (der **alles verwirrt, indem er das Bild des Salomoniſchen Tempels** viel früher ſetzt, als es da war), S. 359 ff. thut, in dieſer **geheimen Verabredung** auch ſchon einen Grad der **Freymaurerey** ſuchen, und damal **ſchon** ſich **einen erſchlagenen Hiram** u. dgl. denken, ſo werden die Schwierigkeiten unauflöslich, **beſonders** wenn man die öffentliche **Geſchichte ſorgfältig vergleicht**.

4) Ich nahm an, daß die Königlichgeſinnten, um das J. 1650, aus irgend einer Urſache, vermuthlich, weil ihnen irgend einer ihrer **Mitgenoſſen verdächtig** geworden war, in ihrem geheimen Ausſchuſſe **noch eine zweyte** beſondere

Abtheilung machten, worin nur die geheimſten oder **ſchottiſchen** Angelegenheiten (47) **vorkamen**, weil damal die Augen der Königlichgeſinnten hauptſächlich auf die Armee gerichtet waren, welche der General Monk aus Schottland heranführte.

5) Ich behauptete, und behaupte noch, daß „nachdem „die **politiſchen Geſchäfte** der ehemaligen Geſellſchaft „**durch die Wiederherſtellung der Königlichen Würde** „**geendigt**," und die **Roſenkreuzeriſchen phyſikaliſchen Ideen** veraltet waren, und daher beide für Niemand weiter ſonderliches Intereſſe hatten (48), in der Einrichtung der Geſellſchaft eine **Aenderung** vorgegangen, und nun erſt **in ihren äußern Sinnbildern** der **Tempel Salomons** gewählt worden ſey. Ich ſetzte die Zeit dieſer Veränderung etwa um das J. 1685. Schon oben S. 48 habe ich erwähnt, daß ich ſeitdem Gründe gefunden habe zu glauben, es möge noch etwas früher geſchehen ſeyn, vielleicht im J. 1632. Es iſt nicht von mir zu verlangen, daß ich öffentlich auseinanderſetze, wodurch zunächſt dieſe Veränderung eigentlich veranlaßt worden. Der Grund warum dies nicht geſchehen kann, iſt oben S. 26 hinlänglich entwickelt. Ich ſagte im Iten Theil meines Verſuchs S. 213: „**Die nähern Abſichten bey dieſer** „**Veränderung** zu erörtern, iſt hier **ganz und gar mein** „**Zweck nicht.**" Dies ſage ich jetzt auch hier.

Natürlich mußten, bey dieſer Veränderung der **äußern Bildung**, auch der bildlichen Zeichen, welche aus dem vorigen roſenkreuzeriſchen Symbolum eines **Salomoniſchen Hauſes** beybehalten wurden, nun, da für das Ganze eine **allgemeine** neue bildliche Vorſtellung des **Salomoniſchen Tempels** angenommen **war**, eine ſich darauf beziehende **neue Deutung** untergelegt werden, und ſelbſt neue Symbole hinzukommen. Damal erſt entſtanden die ſpätern ſinnbildlichen Vorſtellungen, z. B. der **drey Fenſter**. In einem

1618 gedruckten deutſchen Roſenkreuzerbuche ſteht ausdrücklich vom Baue der Roſenkreuzer: „Es iſt ein Baw, carens „feneſtris et foribus.“ Dies war alſo ein ganz anderer Bau, als der freymaureriſche Tempel Salomons, bey welchem die drey Fenſter (an deren Stelle man an vielen Orten jetzt drey Lichter ſetzt) eine ſehr wichtige Bedeutung haben, und worin bekanntlich auch von drey Thoren oder Eingängen die Rede iſt. Ein neuer Beweis, daß der Bau der Roſenkreuzer ganz und gar nicht den Tempel Salomons zum Bilde hatte. Damal entſtanden auch erſt die eigentlichen freymaureriſchen Sinnbilder, nehmlich außer den drey Fenſtern noch die Vorſtellungen des rohen und zugehauenen Steins, der Mauerkelle, des Reißbretts, der ſogenannten gezahnten Quaſte (49), des Todtenkopfs, und was dazu gehört, der Kaſſia, u. ſ. w. Von Allen dieſen geſchiehet bey dem Baue der Roſenkreuzer nie Erwähnung; obgleich der größte Theil dieſer Symbole in andern Schriften, worin bildliche Vorſtellungen vorkommen, lange vorher zu finden iſt, ſo daß nachgewieſen werden kann, woher ſie die Stifter der Freymaurerey genommen haben. Damal erſt wurden auch die zwey Säulen mit J und B (ganz anfänglich mit B und J) bezeichnet, welches ſich auf den Säulen nicht findet, welche in Roſenkreuzerſchriften zu ſehen ſind (50).

Dies waren meine Behauptungen. Will man ſie für bloße Hypotheſen anſehen, ſo kann ich mir dies gefallen laſſen, ungeachtet ſie für mich mehr als Hypotheſen ſind; denn durch mannichfaltige Unterſuchungen habe ich eine große Menge Spuren getroffen, welche wohl unmöglich ganz von ungefähr dermaßen übereinſtimmen können, daß eine immer die andere näher erklärt. Indeß laſſe ich gern einem Jeden ſeinen Glauben über Roſenkreuzerey und Freymaurerey, beſonders, da ich aus obenangeführten Gründen meine Unterſuchungen darüber nicht in ihrem ganzen Zuſammenhange öffentlich darlegen kann und will. Wenn aber ein Mann wie Hr. **Buhle** förmlich gegen mich auftritt, und ſich höchſt links dabey benimmt, ſo wird mir erlaubt ſeyn zu zeigen, daß wenigſtens durch ſeine Widerlegung meine Behauptungen noch gar nicht entkräftet werden, wenn auch ſonſt noch etwas wider ſie könnte eingewendet werden. Stellt nun Hr. B. ganz ungegründete Hypotheſen an die Stelle der meinigen, und giebt ſeine Träume gar für **ausgemachte Wahrheiten** aus, ſo mögen dann, wenn ich ihre ſchlechte Beſchaffenheit zeige, unpartheyiſche Leſer urtheilen, ob dadurch die Reſultate meiner eigenen Unterſuchungen — ſelbſt nur ſo wie ſie öffentlich und vereinzelt daſtehen — nicht noch mehr Wahrſcheinlichkeit gewinnen.

Hr. Hofrath Buhle rühmt ſich ausdrücklich (in ſeiner Vorrede S. VII. VIII), er habe **alle meine Hypotheſen widerlegt**; alſo müßte er ja auch obige alle widerlegt haben. Wir wollen ſehen!

Die erſte und weſentlichſte Hypotheſe, die ich ſchon vor 23 Jahren öffentlich bekannt machte, iſt:

> daß die Freymaurergeſellſchaft aus der Roſenkreuzergeſellſchaft etwa gegen die Hälfte des 17ten Jahrhunderts entſtand, und daß jene nicht älter iſt als dieſe.

Dieſe meine Hypotheſe — wenn es denn eine **Hypotheſe** ſeyn ſoll — hat Hr. Buhle **nicht widerlegt**; er hat ſich vielmehr unvermerkt das Anſehen geben wollen, als habe er ſelbſt dieſe **Entdeckung** gemacht, ehe er mein **Buch** las.

Meine zweyte Behauptung und weſentlichſte Einſchränkung meiner Entdeckung des Urſprungs der Freymaurergeſellſchaft iſt:

> daß der Bau des Salomoniſchen Tempels erſt ungefähr um das J. 1682 das allgemeine Sinnbild der Freymaurer ward.

Ohne dieſe nothwendige Einſchränkung, welche ich ſchon vor 23 Jahren im Iten Theile meines Verſuchs S. 210 bis 218 deutlich dargeſtellt habe, verſteht man Alles falſch, was ich vom allmählichen Urſprunge der Freymaurerey aus der Roſenkreuzerey ſagte. Wenn ich darin Unrecht haben ſoll, ſo muß man widerlegen, daß der Bau des Salomoniſchen Tempels erſt lange nach dem Urſprunge der Freymaurerey angenommen worden, oder man hat mich nicht widerlegt. Was thut nun Hr. Buhle? Er ſagt S. 14 ſeines Buchs keck und kurzweg: „Das Bild der Erbauung des Salomoniſchen „Tempels iſt den Roſenkreuzern und Freymaurern gemein„ſchaftlich." Heißt das widerlegen? Nein! es heißt mit dreiſter Unkunde dasjenige für wahr ausgeben, was erſt bewieſen werden ſollte, aber nie bewieſen werden kann. Man findet nicht die geringſte Spur bey den Roſenkreuzern, daß ſie jemal den Tempel Salomons zum Symbole angenommen hätten. Schon oben S. 65 iſt dies gezeigt. Sie reden von ihrem *Palatium*, oder *Caſtellum*. Fludd ſagt: „*Aſcendamus ad montem rationabilem et aedificemus Domum Sapientiae.*" (31) Dies Schloß, dieſer Pallaſt, dies Haus der Weisheit iſt doch offenbar kein Tempel Salomons. Es hat kein einziges von deſſen Kennzeichen; vielmehr gleichet es dem Salomoniſchen Hauſe (man ſ. oben S. 61), d. h. der Geſellſchaft, worin die Werke Gottes in der Natur und die Urſachen der Dinge erforſcht werden ſollten, wobey freylich viel myſtiſche Philoſophie nach Art der Vorurtheile damaliger Zeit unterlief, wie ich auch ſchon oben S. 61 angeführt habe, und wie es aus allen roſenkreuzeriſchen Schriften erhellt.

Da es nun durchaus ein ganz falſches Vorgeben iſt und bleibt, daß die Roſenkreuzer von Anfang an, und folglich auch die Freymaurer vor dem J. 1632, **den Tempel Salomons** und die ſich darauf beziehenden Sinnbilder als Symbole gebraucht hätten, ſo iſt Alles was Hr. B. in dieſer **unbewieſenen und unbeweisbaren Vorausſetzung** gegen mich vorbringt, **ohne irgend einen Grund und ohne die geringſte Kraft.** Beſonders gilt dieſes von ſeiner im ſtolzeſten Tone aber höchſt verwirrt abgefaßten ſeynſollenden Widerlegung (S. 359 bis 366 ſeines Buchs) wider dasjenige, was ich im Iten Theile meines Verſuchs S. 201 von einem **geheimen Ausſchuſſe** der königlichgeſinnten Freymaurer ſage, welcher ſich nach dem J. 1649 bildete (12), nachdem König Karl I. war enthauptet worden. Ich muß dies hier ſchon ausführlich erörtern; denn Hr. Buhle erſcheint dabey in ſeiner ganzen unhiſtoriſchen Seichtigkeit, in ſeinem ganzen leichtſinnigen Mangel an reifer Ueberlegung.

Meine Worte ſind: „Sie beklagten ihren **ermordeten** „**Herrn** (Maſter, nehmlich den König Karl I.); ſie deuteten die **Hoffnung** an, ihn an ſeinen Mördern zu rächen; „ſie ſuchten das **verlorne Wort** (λογος, welches **Wort** „und **Sohn** bedeutet), d. h. ſie ſuchten den **entwichenen** „**Sohn des Königs** wieder einzuſetzen. Als treue Anhänger „der Königlichen Familie, deren Haupt nun die **Königinn** „war, nannten ſie ihn **den Sohn der Wittwe.**" Darwider ſagt nun Hr. Buhle S. 362: „Hiram von Tyro, der „**älteſte bekannte Mauermeiſter und Baumeiſter**, war

„einer Wittwe Sohn. Der maureriſche Ausdruck, Söh„ne der Wittwe, hing mit dem Symbole vom Salomo„niſchen Tempelbau aufs engſte zuſammen.“

Wie? Was? Hiram wäre der erſte älteſte bekannte Baumeiſter geweſen? Das ſagt ein Mann, der mit hiſtoriſcher Kritik zu verfahren ſich rühmt! Hr. Buhle citirt dreiſt, zum Beweiſe dieſer ganz neuen gelehrten Entdeckung, das 1 Buch der Könige Kap. 7, V. 13. Er kann unmöglich die gleich darauf folgenden Verſe geleſen haben; oder hat er was da ſteht, wiſſentlich verſchwiegen? Es wird dort berichtet „daß Hiram ein Meiſter im Erz „war, voll Weisheit, Verſtand und Kunſt zu arbeiten in „allerley Erzwerk.“ Sodann werden bis zu Ende des Kapitels alle Werke von Erz beſchrieben, welche Hiram machte, ſo wie auch im 2ten Buche der Chronica Kap. 2, V. 14, und Kap. 4, V. 16. Das erſte Buch der Könige (Kap. 5) und das 1te Buch der Chronica (Kap. 15) melden zwar vorher: „daß Hiram der König zu Tyro dem Köni„ge Salomo Cedern- und Tannenholz, Maurer und Zim„merleute zum Bau geſendet habe,“ nirgend aber wird ein Maurer und Zimmermann dabey genannt; und nirgend wird von dem ſpäterhin genannten, zur Verzierung des fertigen Tempels mit Arbeiten in Erz hingerufenen Hiram, dem Sohne einer Wittwe geſagt, daß er ein Mauermeiſter oder gar ein Baumeiſter geweſen ſey. Iſt es nun nicht höchſtlächerlich, wenn Hr. B. hinzuſetzt: „Die Mauermeiſter „und Baumeiſter des 17ten Jahrhunderts, die mit der Bibel „vertraut waren, hielten ſich für Hiram's in ihrer Art, „und nannten ſich ebenfalls, zum Andenken des Stifters „ihrer Zunft, vorzugsweiſe Söhne der Wittwe, d. i. „Baumeiſter und Mauermeiſter, desgleichen Hiram, der „Sohn der Wittwe, war.“ Waren die Mauermeiſter im

17ten Jahrhunderte **mit der Bibel vertraut**, ſo konnten ſie unmöglich den **Bronzirer und Kupferſchmidt** Hiram (er machte ja auch Töpfe, Schaufeln und Becken: 1 Kön. Kap. 7, V 40) für den **Stifter der Maurerzunft und ſich ſelbſt für Kupferſchmiede in ihrer Art** halten, oder den abſurden Traum träumen, den Hr. B. träumt, nur um an mir zu tadeln, was er nicht einmal recht verſtanden hat.

Iſts nicht eine Schande für Hrn. Buhle, **eine Schande für einen Gelehrten**, der ſich rühmt **hiſtoriſch-kritiſch unterſucht zu haben, daß er ohne nachzuſehen oder zu überlegen was er ſchreibt und was wahr** ſeyn kann, **wie ein unwiſſender halber Freymaurer** ein **ganz unhiſtoriſches, nur allegoriſch verſtändliches**, leeres Vorgeben **nachbetet!** Die läppiſche Fabel, daß Hiram der **Baumeiſter des Tempels Salomons** geweſen ſey, iſt **ausgeſchrieben aus den** Conſtitutions of the Fraternity of Free-and accepted Maſons, by *Anderſon* and *Entick*. London, 1767. gr. 4. Daſelbſt iſt S. 19 geradezu **erlogen**, daß **Hiram-Abif** ein Baumeiſter (53) war, der den **Tempel Salomons erbauet** habe. Ich ſage gerade heraus, dies iſt **eine Unwahrheit, in ſofern es hiſtoriſch** ſoll verſtanden werden. **Ein Anderes iſt die allegoriſche Vorſtellung**, welche in der Freymaurerey erſt ſeit 1632 iſt **für gut oder für nöthig befunden worden**; und welche jetzt nicht einmal bey allen Syſtemen der Freymaurer angenommen wird. Aber ich ſage bey dieſer Gelegenheit auch freymüthig: Es iſt eine Schande für **das engländiſche**, ſo oft gedruckte, ſogenannte F. M. **Konſtitutionsbuch**, daß es durch eine Menge **hiſtoriſcher Unwahrheiten** (die gewiſſe allegoriſche Anſpielungen beſtätigen ſollen) **die wahre Geſchichte verſtellt**, und die gutmüthigen Freymaurerbrüder irre führt, welche einfältig genug ſind zu glauben, Alles ſey wörtlich wahr, was im engländiſchen Konſtitutionsbuche ſteht. Doppelt ſchimpflich aber iſt es für einen Gelehrten, ſolche hiſtoriſch-falſche Vorſtellungen, auf das Wort dieſes die Geſchichte verfälſchenden Konſtitutionsbuchs, für hiſtoriſch-wahr auszugeben. Oder ſollte Hr. B. etwa auch glauben, daß der König Salomon zu ſeiner Zeit Fürſt der Baukunſt und Obermeiſter der Freymaurer (*Prince of Architecture* and *Grand-Maſter Maſon*) geweſen? daß Hiram Abif, in Salomons Abweſenheit als deputirter Obermeiſter den Hammer geführt habe, in deſſen Anweſenheit aber Erſter Groß-Vorſteher geweſen ſey? daß König Salomon die Freymaurergeſellen in Logen getheilt, und ihnen Meiſter und Vorſteher gegiben habe? welches alles das Konſtitutionsbuch (S. 21 bis 34) berichtet. Erkennt aber Hr. B. dies alles, wie er muß, für grobe hiſtoriſche Unwahrheiten, wie kann er dann die eben ſo grobe Unwahrheit, daß Hiram ein Baumeiſter geweſen ſey, für Wahrheit ausgeben?

Ich läugne, und Hr. Buhle kann es nie beweiſen, daß im J. 1650 bey Roſenkreuzern oder Freymaurern vom Salomoniſchen Tempelbaue die Rede geweſen; iſt dies aber nicht, ſo konnte auch damal nicht von einem Baumeiſter Hiram die Rede ſeyn. Eben ſo wenig wird man in irgend einer Roſenkreuzerſchrift von Hiram, dem Arbeiter in Erz, als einem für die Roſenkreuzer merkwürdigen Manne auch nur Ein Wort finden; noch weniger haben ſie ihn einen Baumeiſter genannt (¹⁰), oder von ihm als vom Sohne einer Wittwe geredet. Umgekehrt! Als lange nachher die Freymaurerey, mit Beybehaltung vorheriger, nun anders gedeuteter Symbole, und mit Hinzufügung neuer, geändert, und der

Salomoniſche Tempel zum allgemeinen Sinnbilde gewählt ward, weil jetzt ein veränderter Zweck da war (man ſ. meinen Verſuch IIten Theil S. 241), da mochte es diejenigen, welche im J. 1682 die Aenderung machten, etwa bequem dünken, daß Hiram, der Arbeiter in Erz bey Verzierung des Tempels Salomons, ebenfalls ein Sohn einer **Wittwe** war, wie im J. 1650 König Karl II. Sie fanden für gut, aus einer gewiſſen, in dem innern Sinne der freymauriſchen Allegorie gegründeten, Urſache damal erſt einen allegoriſchen Hiram-Abif für einen **Meiſter beym Baue des Tempels** anzugeben, ob er gleich, der bibliſchen Geſchichte zufolge, nie ein **Maurermeiſter**, noch weniger ein **Baumeiſter** war. Der erſchlagene Hiram-Abif (11) bedeutet, von 1682 an, ganz etwas anders, als den Tod Karls I, und hat in der Chifferſprache einen ſehr richtigen Sinn. Da aber der hiſtoriſche Hiram-Abif kein **Maurermeiſter** war, ſo iſt es ungereimt, ihn für den älteſten bekannten **Baumeiſter** anzugeben; ſo muß (ſobald wir — wie Gelehrte — hiſtoriſch ſprechen, nicht — wie Freymaurer — allegoriſch anſpielen wollen) der Benennung Sohn der Wittwe ein anderer hiſtoriſcher Urſprung geſuchet werden; und den habe ich geſucht, und glaube ihn gefunden zu haben. Auf die ſeit 1682 auch veränderte Bedeutung laſſe ich mich hier nicht ein.

Und wie ſtehts mit dem **verlornen Worte**? mit dem Worte, welches, ſo weit meine Unterſuchungen reichen, um 1650 bey den erſten Freymaurern, als ſie ſich nicht lange erſt aus den Roſenkreuzern gebildet hatten, in einem geheimen Ausſchuſſe, ſo wie λόγος beym Evangeliſten Johannes, zugleich **Wort** und **Sohn** bedeutete (16)? O! da weiß Hr. B. auch Rath! Er ſagt S. 364 ganz dreiſt: „Es iſt das mau-

„reriſche **Geheimniß ſelbſt, die verlorne geheime Weisheit**, die in der Bibel durch Moſen, Salomo, die Propheten, den groſsen Meiſter Chriſtus, und ſeine vertrauten „Jünger, uns unter bildlicher Hülle hinterlaſſen iſt. Kurz, „ſie meinten das **verlorne Wort Gottes** im kabbaliſtiſchen **Verſtande — daher fuhren** die Freymaurer **auch** „fort, das **verlorne Wort zu ſuchen**, nachdem **Karl II.** „längſt wieder **auf** dem Engliſchen **Throne ſaß**; und ſie „**ſuchen es noch bis auf den heutigen Tag.**“ **Schön** ausgedacht! Alſo das **Geheimniß der Freymaurer ſelbſt** wäre ein **verlornes Wort, welches** die Freymaurer [illegible]ch **bis auf den heutigen Tag ſuchten**, und alſo noc[illegible]t wüßten? Aber Hr. B. weiß mehr als alle Freymaurer, **er** weiß, daß dieſes **Geheimniß** das **kabbaliſtiſche verlorne Wort Gottes** iſt! **Und nach einer ſolchen Kabbala**, nach einer **verlornen Weisheit**, welche **Chriſtus unter bildlicher Hülle hinterlaſſen hätte, wovon** doch kein Chriſtenmenſch, **außer etwa Cagliostro** (*), **oder** die hochheiligen **Canonici Sti Templi Hierosolymitani, etwas wiſſen** mag, wären alle Freymaurer dumm genug, noch bis auf den heutigen Tag begierig zu ſuchen! Ueberlegte Hr. B. im geringſten **wohl was er ſchrieb**? **Uebrigens** kömmt **in keiner Kabbala etwas vor von einem verlornen** Worte Gottes (ich habe mich **deßhalb ausdrücklich bey jüdiſchen Gelehrten** erkundiget). **Dies iſt alſo wiederum** eine tüchtige **Fiktion des** Hrn. Buhle! **Auch in keinem einzigen roſenkreuzeriſchen Buche**, obgleich **nach Hrn.** B. die Roſenkreuzer von Anfang an ſchon **Freymaurer geweſen** wären, **kömmt irgendwo etwas vor** von einem **verlornen Worte**! Die **Fama, Michael Maier**, ſelbſt **Fludd** im Summum Bonum, in welchem **letztern** Buche doch Hr. B. ſo viel freymaureriſche Weisheit zu finden meint, ſagen nirgend, daß die **geheime Weisheit** je wäre **verloren** gegangen; ſie geben vielmehr deutlich zu verſtehen, daß dieſe geheime Weisheit immer bey den **Eingeweiheten** geblieben ſey, welche nun auch Andere dazu einladen wollten. Alſo auch in dieſer Rückſicht iſt es eine **leere Erdichtung**, was uns hier von einem **verlornen Worte Gottes** aufgebunden wird.

Und wie ſteht es nun hiebey mit Hiram, von dem Hr. Buhle ſo viel zu ſagen weiß? Damit ſieht es wahrlich für Hrn. Buhle ſchlimm aus. Ich dächte vernommen zu haben, daß die Freymaurer überhaupt gar nicht von einem **verlornen Worte Gottes**, ſondern nur von einem **verlornen Meiſterworte** ſprechen, welches alſo ihre **Lehrlinge** und **Geſellen** gar nichts angeht. Man verſichert mich auch, die **Freymaurermeiſter** wären weit entfernt, das **verlorne Meiſterwort** noch bis auf den heutigen Tag zu ſuchen, wie Hr. Buhle ihnen mit grober Unwiſſenheit Schuld giebt, ſondern, ſie wären vielmehr unter ſich übereingekommen, das **erſte Wort**, welches bey einer gewiſſen Gelegenheit wäre **ausgeſprochen** worden, ſollte, anſtatt des **verlornen**, nunmehr das **Meiſterwort** ſeyn. Das hat man mir ziemlich glaubwürdig geſagt; vielleicht aber kann es Hr. Buhle widerlegen, da er ſich rühmt, ſo tiefe **hiſtoriſch-kritiſche Unterſuchungen** über die Freymaurerey angeſtellt zu haben, und ſogar das **Innere des Ordens** zu kennen. Würde es jedoch nicht widerlegt, ſo hätte Hr. B. uns und die Freymaurer zum Beſten, daß er ſie noch etwas ſuchen läßt, wobey ſchon längſt, ſeit ihrer Vorväter Zeiten, nichts mehr zu ſuchen übrig iſt. Wäre vollends das **verlorne Wort**, wie Hr. B. lächerlicher Weiſe vorgiebt, **Gottes kabbaliſtiſches Wort**, eine Weisheit die in der Bibel von Moſes bis auf Chriſtus enthalten geweſen, und doch, Gott weiß wie, wäre verloren gegangen; ſo müßten die Freymaurermeiſter alle nichts als verdammte Ketzer und Unchriſten ſeyn, daß ſie, ohne allen Reſpekt für die Bibel, für die Kabbala und für Hrn. Buhle's geheime Weisheit, **Gottes Wort** ſo wenig achteten, daß ſie nach deſſen Verluſte ſich entſchloſſen, anſtatt deſſelben, **das erſte beſte Wort** was an einem gewiſſen Orte ausgeſprochen ward, zum **Meiſterworte** anzunehmen. Solche gottloſe Unchriſten ſind ſie doch nicht! Sie ſind alſo auch niemal der Meinung geweſen, daß ihr verlornes Meiſterwort geheime **kabbaliſtiſche Weisheit** enthalten habe, und ein **Wort Gottes** geweſen ſey.

Man ſieht, daß Hrn. Buhle's ganze willkürliche, und zugleich ſo höchſt armſelige, Hypotheſe vom **verlornen Worte** weder mit der Roſenkreuzerey noch Freymaurerey übereinkömmt, und daß es nicht der Mühe werth geweſen wäre, dagegen **ein Wort zu verlieren**, wenn es nicht nothwendig wäre, aufzudecken, mit welchem unglaublichen Dünkel und welcher Unwiſſenheit dieſer Schriftſteller zu Werke geht. So macht er's aber immer. Wenn etwas in der Roſenkreuzerey und Freymaurerey ſich nicht ſo findet, wie er es gerade haben will, ſo behauptet er, ohne auf irgend eine Schwierigkeit oder einen innern Widerſpruch zu achten, was ihm in den Sinn kömmt, und ſagt dreiſt: „Kurz, ſo iſt es!“ Er denkt: Scribas audacter, ſemper aliquid haeret!

Ich muß doch noch an einem auffallenden Beyſpiele zeigen, wie audacter des Hrn. Hofr. Buhle hiſtoriſche Kritik zu Werke geht, wenn er meine Hypotheſen widerlegen will.

Er ſagt S. 38: „Nach ſichern hiſtoriſchen Datis „wurden im Anfange der Roſenkreuzerey und Maurerey, „die Katholiken von den Orden ausgeſchloſſen.“ Und S. 47 wiederholt er ausdrücklich: „daß nach ſichern hiſtoriſchen Datis im Anfange der Roſenkreuzerey und Maurerey auch die Katholiken davon ausgeſchloſſen wurden, „und nur Proteſtanten daran Theil nehmen durften.“ Er ſetzt hinzu: „Dieſer Zug iſt für die Geſchichte jener Jnſtitute „ſehr auffallend und charakteriſtiſch.“

Dieſes gehet geradezu gegen mich, ungeachtet Hr. B. diesmal nicht für gut gefunden hat, mich zu nennen.

Es iſt nehmlich ein weſentlicher Theil meiner auf ſehr ernſtliche Unterſuchungen gegründeten Meinung von dem Anfange und Fortgange der Roſenkreuzerey:

Daß die Roſenkreuzerey, da ſie anfänglich bey den Proteſtanten in Deutſchland entſtand, kurz darauf zu den Katholiſchen überging.

Jch habe oben S. 39 mich darüber erklärt, und ſchon im IIten Theile meines Verſuchs S. 151 hatte ich bemerkt: „Es „ſteht in allen Ausgaben der Fama, von 1614 an, eine Art „von Glaubensbekänntniß, und in demſelben: „Wir genießen auch zweyer Sakramenten.“ Aber in der Ausgabe „von 1617 (Frft. a. M. bey Oringer) ſteht S. 30: „Wir „genießen auch drey Sakramente.“ Dieſe beym erſten Anſcheine geringſcheinende Veränderung giebt Aufſchluß wegen „einer Schwierigkeit, die mich anfänglich oft geirret hat. — „Denn entweder iſt die Ausgabe von einem Katholiken „gemacht, oder die Veränderung iſt den Katholiken zu „Gefallen geſchehen.“ Jch ſetze hinzu: „Man findet, daß „im Anfange ſich die Roſenkreuzer ſtark wider die Katholiſchen erklären. Jn kurzer Zeit darauf findet man,

„neben den proteſtantiſchen, verſchiedene Roſenkreuzer„ſchriften die offenbar von Katholiſchen herrühren."

Hier ſtand alſo meine ausdrückliche Behauptung, daß die Katholiſchen von der Roſenkreuzergeſellſchaft nicht wären ausgeſchloſſen geweſen; und zwar mit einer Thatſache belegt, welche jene zu beſtätigen ſchien. Hr. B. giebt vor, alles Wahre in meinem Buche beſtätige ſeine Entdeckungen. Bleibt nun jene Behauptung von mir wahr, ſo widerſtreitet ſie ja beſtimmt einer ſeiner ganz nagelneuen Entdeckungen, welche er noch dazu nach ſichern hiſtoriſchen Datis gemacht haben will. Warum widerlegte er denn nicht meine ihm grade widerſprechende Hypotheſe, und den nicht unwahrſcheinlichen Beweis aus der Veränderung ſpäterer Ausgaben der Fama in Betreff der zwey Sakramente; er, der doch mit ſo vielem Dünkel ſich rühmt: alle meine Hypotheſen widerlegt zu haben? Warum erwähnt er ſie ſogar nicht einmal? Soll dies etwa bedeuten, es könne und müſſe weiter keine Rede mehr ſeyn von einer Meinung, deren Gegentheil ein Mann wie Hr. Hofrath Buhle zweymal verſichert, in ſichern hiſtoriſchen Datis gefunden zu haben?

Darin hat Hr. Buhle Recht: „es würde ſehr auffallend „und charakteriſtiſch ſeyn," wenn das wahr wäre, was er ſo abſprechend für wahr ausgiebt. Denn es iſt kein vernünftiger Grund da, warum die Katholiſchen von der Roſenkreuzergeſellſchaft wären ausgeſchloſſen worden; mag man übrigens Hrn. B. oder meine Meinung vom Urſprunge dieſer Geſellſchaft annehmen. Wenn, nach meiner Meinung, die Roſenkreuzer in England anfänglich eine Geſellſchaft errichteten, um, nach Art des von Bacon vorgeſchlagenen Salomoniſchen Hauſes, zu verſuchen, die Werke Gottes und die Urſachen der Dinge, wäre es auch mit untermiſchter natürlicher Magie und Theoſophie, zu ergründen; warum hätten nicht katholiſche Naturforſcher dabey ſeyn dürfen? Wenn, wie ich ferner glaube gefunden zu haben, nach K. Karls I. Hinrichtung unter den Königlichgeſinnten in der Freymaurergeſellſchaft ſich ein geheimer Ausſchuß bildete, um unbemerkt ſich über die Wiederherſtellung des Königthums zu bereden; ſo war abermal kein Grund, die Katholiken auszuſchließen. K. Karl I. war ja den Katholiken geneigt, hatte eine katholiſche Gemahlinn, und von den Katholiken ſtand weit eher das Mitwirken zur Wiederherſtellung der Königlichen Würde Karls II. vorauszuſetzen, als von den damal ſo heftig republikaniſchen Puritanern und Presbyterianern. Wäre hingegen, nach Hrn. B. Meinung, die Abſicht der Roſenkreuzer und Freymaurer bloß auf ein theoſophiſch-magiſches Chriſtenthum gegangen, ſo war ebenfalls kein Grund, die Katholiken abzuweiſen, oder gar auszuſchließen. Sie waren ja Chriſten! Taulerus, Trithemius, der Verfaſſer des Buchs de Imitatione Chriſti, der Verfaſſer der deutſchen Theologie, waren ſämmtlich Katholiken, und hatten lange vorher auf dem myſtiſchen Wege mit großem Ruhme und Erfolge gewandelt. Fludd hat ſich bekanntlich mit dem Franciskaner Merſennus endlich über die Roſenkreuzer gezankt, hat ihm aber nicht etwa vorgeworfen, er dürfe und könne, als ein von dieſer Brüderſchaft ausgeſchloſſener Katholik von derſelben gar nicht urtheilen. Und wenn Michael Maier, wie Hr. B. S. 201 ſelbſt ſagt, einen beſondern Roſenkreuzerorden ſtiften wollte, ſo konnte auch er wohl nicht auf den Gedanken kommen die Katholiken auszuſchließen, er, welcher der Leibarzt eines erzkatholiſchen Kaiſers war, und unter lauter

Katholiken ſelbſt. Dies kam ihm auch wahrlich nicht in den Sinn. In ſeiner Themis aurea (1618. 8.), worin er die Geſetze ſeiner *Fraternitas R. C.* bekannt macht, lautet der §. 45 folgender Geſtalt: „Nach abgelegtem Eid, ſoll der „Meiſter dem neuen Bruder ſieben Püſchlein Haare ab„ſchneiden.“ Es iſt bekannt, daß wenn bey den Katholiſchen ein Geiſtlicher die erſte Weihe, und mit derſelben die Tonſur erhält, dieſe darin beſteht, daß ſieben Haar-Püſchlein dem Geweihten abgeſchnitten werden. Dieſes von M. Maier vorgeſchriebene Geſetz iſt alſo offenbar im katholiſchen Sinne gegeben, und wir finden hier, ſchon bey ſehr alten deutſchen Roſenkreuzern, die zu unſern Zeiten in der Freymaurerey ſo berüchtigt gewordene Tonſur.

Ich hatte ziemlich deutlich auf die Exiſtenz katholiſcher Roſenkreuzer in Deutſchland hingewieſen, als ich (in meinem Verſuche IIr Th. S. 209 bis 212) das Bild beſchrieb, welches bey dem im J. 1618 erſchienenen deutſchen Speculum Sophicum Rhodo-Stavroticum befindlich iſt. Dies Bild war im Speculum nicht erklärt, und ich fand damal auch keinen Beruf es näher zu erklären; denn mir war nur um den oben S. 11 ff. erwähnten Hauptzweck meiner Aufſätze über die Freymaurerey zu thun, und ich führte das Buch eigentlich nur deßwegen an, um Herder'n zu zeigen, daß die Freymaurerey allerdings mit der Roſenkreuzerey eine Verwandtſchaft habe, welches er durchaus hatte läugnen wollen. Wenn man aber dieſes Bild nur ein wenig aufmerkſam betrachtet, ſo ergiebt ſich deutlich, daß der Sinn deſſelben auf die katholiſche Religion geht. Man erblickt hier die Arche Noah, ein bekanntes Sinnbild der katholiſchen Kirche (**), weil dieſe allein ſeligmachende Kirche, ſo wie die Arche in der Sündfluth, diejenigen die in ihr ſind, allein ſoll retten können, wogegen alle die außer ihr ſind, verloren gehen. Das *Collegium Fraternitatis R. C.* iſt abgebildet wie es 1618 beſchaffen geweſen (dieſe Jahrzahl iſt ausdrücklich darüber geſetzt). Ueber dem Eingange, der mit Roſe und Kreuz bezeichnet iſt, ſteht: Venite digni; und weiter herauf: Jesus mihi omnia. Aber dieſer Eingang iſt verſchloſſen, ſo daß mehrere Reiſende zu Pferde und zu Fuße ihn nicht finden zu können ſcheinen. Auf der Seite nun zeigt ſich ein andrer Eingang, mit einer an Ketten hangenden halb heruntergelaſſenen Brücke verſchloſſen. Vor derſelben liegt ein Wanderer auf den Knieen, rufend: Ignorantiam meam agnoſco, juva *Pater*. Auf dieſes Gebet ſcheint die Brücke heruntergelaſſen zu werden. Schon in Aegidius Gutmanns göttlicher Offenbarung wird der Papſt der **Brückmeiſter** (Pontifex), das **Papſtthum** das **Brückmeiſterthum** genannt, und von der **brückmeiſterlichen Finſterniß** (50) geredet. Hier iſt alſo durch die Brücke angezeigt, daß der heil. Vater demjenigen welcher ſeine **Unwiſſenheit** bekennt, d. h. welcher der Kirche blinden Glauben verſpricht, die Brücke herunterläßt, damit ihm der Eingang geöffnet werde. Dieſer Sinn wird durch ein gegenüber ſtehendes Bild noch mehr erläutert. Denn da ſieht man einen Mann, mit den Füßen noch in einem tiefen Brunnen ſteckend, welcher puteus opinionum bezeichnet iſt; aber er hält ſich an einen Strick, der über eine Rolle gezogen, und aus einem kleinen runden Fenſter im Roſenkreuzerkollegium angeſpannt wird. Dieſer Mann alſo hat bisher ſeine **Unwiſſenheit** nicht erkannt, hat eine **Meinung** für ſich ſelbſt haben, nicht aber an einen **unfehlbaren Richter** glauben wollen; daher iſt er **in den tiefen Brunnen der Meinungen** geſunken, und wird nur noch durch eine gütige unſichtbare Hand gerettet, dadurch daß er blindlings das dargebotene Seil ergreiſt. Ich übergehe noch manches Andere in dieſem Bilde.

Doch! Alles Obige iſt ja nur Vorausſetzung, iſt muthmaßliche Deutung und bildliche Vorſtellung. Hr. B. hat hingegen **ſichere hiſtoriſche Data**, um das **Gegentheil** zu beweiſen. Laßt uns dieſelben hören!

H. B. wiederholt S. 303: „Der innere Charakter „des **Ordens** ſelbſt kann zum Beweiſe dienen, daß die Ka„tholiken — zuerſt nicht zu demſelben zugelaſſen wurden.“ Hier citirt er nun ſein **ſicheres hiſtoriſches Datum**, aus Fludds Summum Bonum, aus dem Buche, woraus er Alles beweiſen will. Daſelbſt heißt es S. 53: „Quod ſi „quaeratur, cujus ſunt iſtiusmodi viri ſapientes religio„nis, qui myſtica iſta Scripturarum interpretatione „pollent, viz. an *Romanae*, *Lutheranae*, *Calvinianae* etc., „vel habentne ipſi religionem aliquam ſibi ipſis pecu„liarem et ab aliis diviſam? Facillimum erit, ipſis „reſpondere. *Nam cum omnes Chriſtiani cujuscunque „religionis* tendant ad unam eandem metam, viz. *ipſum „Chriſtum*, qui eſt ſola veritas, in hoc quidem unanimi „conſenſu illae omnes conveniunt. At vero, quatenus „religiones iſtae tam in moralitatis formula, quam „ceremoniis Eccleſiae externis, humanis nempe inven„tionibus, cujusmodi ſunt habitus varii monachorum „et Pontificum, crucis adoratio, imaginum approbatio „vel abnegatio, variaque de reali praeſentia disputatio, „luminum de nocte accenſio, et infinita alia, *discrepa„re videntur; hae quidem disceptationes ſunt praeter eſ„ſentiales* verae ſapientiae myſticae *leges.*“ —

Das iſt doch ſonderbar! Hr. B. verſpricht uns ein ſicheres hiſtoriſches Datum, um, **wider mich**, (denn auf ſonſt Niemand kann es gehen) zu beweiſen, daß die Katholiken aus der Roſenkreuzerbrüderſchaft ausgeſchloſſen geweſen, und noch dazu: „**wegen des innern Charakters des** „**Ordens**.“ **Aber ſiehe da!** er giebt uns, aus einem Autor, den er für den erſten und faſt für den einzigen klaſſiſchen Autor über die Roſenkreuzerey hält, den **deutlichſten ſicherſten Beweis**, daß die Katholiken aus der Roſenkreuzerbrüderſchaft **nicht ausgeſchloſſen** geweſen ſind. Fludd ſagt ja ausdrücklich, daß die **Chriſten aller Religionen** zu ebendemſelben Ziele gehen, daß die Streitigkeiten über die **Formen der** Moralität, und die äußern Gewohnheiten, z. B. „ob man „das Kreuz anbete, Bilder verehre oder nicht, die verſchie„denen Meinungen über **die wirkliche Gegenwart**“ (im Abendmahle) „u. dgl., **der wahren roſenkreuzeriſchen Weis**„**heit außerweſentlich ſind**.“ Ich füge noch hinzu (welches Hr. B. weislich ausläßt), daß Fludd am Ende noch ausdrücklich hinzuſetzt: „Concludo igitur, quod iſti viri pro„fundi (nehmlich Crucis Roſeae fratres) tam morales „Bibliorum ſacrorum leges (ut opinor) quam myſticas, „*in qualibet Chriſtiana ſecta* obſervent diligenter.“ Findet ſich wohl irgendwo ſonſt noch ein Beyſpiel, daß ein Schriftſteller ſeine Leſer dergeſtalt zum Beſten hat; daß er ſich herausnimmt etwas zu behaupten, was **nicht einmal die geringſte hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeit** an ſich trägt, ſich aber **dennoch dreiſt auf hiſtoriſche Data beruft**, und ſodann ihnen eine Beweisſtelle vorlegt, **welche gerade das Gegentheil von dem beweiſet, was er mit ſo vielem Dünkel behauptet hatte**: bloß, um die Wahrhaftigkeit eines andern Schriftſtellers **verdächtig zu machen**, welcher die mühſamſten Unterſuchungen nicht ſcheute, um ſo viel Wahrheit ans Licht zu bringen, als möglich iſt.

Ich will noch ein in die Augen fallendes Beyſpiel anführen, wie wenig Hr. B. oft nur einmal recht kennet, was ich darſtelle, und wie arg er ſich ſelbſt widerſpricht.

Herder hatte bey ſeinem Angriffe auf mich ganz dreiſt geſagt: „die Roſenkreuzergeſellſchaft hange mit den Frey„maurern gar nicht zuſammen, und ſey noch viel weniger „mit derſelben Eins.“ Dies ſagte er eben ſo ganz ohne Grund, als Hr. Buhle nun wieder behauptet: die Freymaurerey ſey mit den Roſenkreuzern urſprünglich Eins geweſen. Um nun zu beweiſen, daß ich mit Rechte die Freymaurerey aus der Roſenkreuzerey abgeleitet hatte, zeigte ich im zweiten Theile meines Verſuchs (S. 203 ff.), daß offenbar in zwey ſchon in den J. 1617 und 1618 in Deutſchland gedruckten roſenkreuzeriſchen Büchern das Meiſte zu finden iſt was in den erſten Anfängen der Freymaurerey vorkömmt, ja ſogar ein Theil deſſen, woran ſich die Freymaurer erkennen, obgleich im J. 1617 und 1618 gewiß nirgend ein Roſenkreuzer ſchon Freymaurer war. Ich belegte dies unter andern mit einem in dem erſten der gedachten roſenkreuzeriſchen Büchern befindlichen Kupferſtiche. Einen deutlichern Beweis, daß meine Herleitung der Freymaurerey aus der alten Roſenkreuzerey die wahre ſey, und daß ich meine Behauptungen nicht aus der Luft griff, ſondern Bücher nachgeleſen, und Unterſuchungen angeſtellt hatte, die vor mir Niemand las und anſtellte, konnte ich ſchwerlich geben. Aber auch darauf ſchien wenig geachtet zu werden. Nicht einmal Hr. Hofr. Buhle, ob er gleich ſo überaus weiſe thut, hat erkannt, was der Kupferſtich Fig. I. vor dem Titelblatte des zweyten Theils von der Einen Seite ſo deutlich zeigt, nicht einmal hat er verſtanden, was ich S. 205 von Stellung, und S. 213 von der dritten Reiſe und der naſſen Luft und Regen ſage. Deutlicher konnte ich mich doch in einem öffentlich gedruckten Buche für Jeden, der nur auch die Anfangsgründe kennt, nicht ausdrücken. Aber entweder Hr. Buhle kennt auch dieſe nicht einmal, oder er hat mein Buch mit äußerſter Unachtſamkeit geleſen; ſonſt müßte er doch (da er S. 212 die Titel jener Bücher, mit **Beziehung auf meinen Verſuch**, anführt) von einer Entdeckung, welche vor mir Niemand gemacht hatte, billig ein Wort ſagen. Sie ſtößt ja Vieles geradezu um, was Hr. B. ſo dreiſt als leichtſinnig behauptet. Z. B. ſeinen Hauptſatz, „daß die Roſenkreuzer und Freymaurer urſprünglich identiſch „waren;“ denn hier ſehen wir im J. 1617 bey deutſchen Roſenkreuzern — welche doch gewiß nicht Freymaurer waren — etwas den Freymaurern noch bis jetzt weſentlich Angehöriges, welches alſo Dieſe von Jenen genommen haben. S. 26 nennt Hr. B. „die erſten **Wohnſitze** des Ro„ſenkreuzer- und Freymaurerordens **England und Schott**„**land**.“ Wodurch könnte er beweiſen, daß die Roſenkreuzerey zuerſt dort, und noch dazu ſchon als ein Orden, vorhanden geweſen? Vollends in Schottland iſt damal keine Spur von Roſenkreuzern, geſchweige gar von Freymaurern. Es iſt ja weltbekannt, daß die allerersten Nachrichten von Roſenkreuzern (oder eigentlich von einer Brüderſchaft *R. C.*, wie ſie **Michael Maier wohlbedächtig** nennt) in Deutſchland (**) in der Fama u. ſ. w. zu finden ſind. Was den Leichtſinn des Hrn. Hofrath Buhle und die Seichtigkeit ſeines Geſchreibſels zeigt, iſt, daß er S. 199 nun ſelbſt wieder ſagt: „Michael Maier iſt es, der vermuthlich zuerſt „die Roſenkreuzerey nach England brachte.“ Und S. 296: „Eben die **Wichtigkeit**, welche die“ (im J. 1614 erſchienene) „Fama und Confeſſio O. R. C. für die Geſchichte

„dieſer Geſellſchaft in Deutſchland haben, hat das Robert „Fludd beygelegte Werkchen de Summo Bono" (welches 1629 herauskam) „für die Entſtehung der Freymaurerey in „England." Das widerſpricht ja geradezu der obigen ganz ungereimten Behauptung, daß **England** oder gar **Schottland**!!! die erſten **Wohnſitze** des Roſenkreuzer- und Freymaurerordens ſeyn ſollten. (Man erinnere ſich, daß Hr. Buhle ohne allen Beweis beide für urſprünglich ganz identiſch ausgiebt!) Das Poſſierlichſte iſt, daß Hr. Buhle wieder S. 201 ganz gewiß weiß, und ganz dreiſt behauptet: „daß Michael Maier, weil er umſonſt eine Verbindung „mit den in der Fama geſchilderten Roſenkreuzern geſucht „hatte, auf den Plan verfallen ſey, ſelbſt einen Orden „der Art zu gründen, und in ſeinen folgenden Schriften „davon geſprochen habe als ob er ſchon exiſtire." Zwar ſtehet in Michael Maiers Schriften kein Wort davon, „daß „er umſonſt eine Verbindung mit den Roſenkreuzern der „Fama geſucht, und daß er ſelbſt einen Orden der Art „habe gründen wollen." Vielmehr ſagt derſelbe gerade das Gegentheil, nehmlich: „Alles, was in der Fama, „**Confeſſion** und **Chymiſchen Hochzeit** berichtet werden, „ſey wahr (61); es ſey eine **große** und **wichtige** „Sache (62)." Dies iſt ein Beweis, unter mehrern andern, daß Mich. Maier die **Fama** u. ſ. w. nicht wollte fallen laſſen, wenn er gleich derſelben einen ſeinen Abſichten gemäßen Sinn **unterſchob** (man ſ. meinen Verſuch Iten Theil S. 178. 179). Es zeigt ſehr deutlich daß er keinesweges einen **neuen Orden der Art** gründen wollte, der **mit der Fama nichts zu thun hätte**. Doch Hr. B. ſieht immer das Deutliche noch deutlicher, und wird vielleicht durch eine **hiſtoriſch-kritiſche Unterſuchung** gefunden haben, die er uns nur nicht mittheilt, daß er von Michael Maiers Verbindungen und Planen **mehr weiß als Michael Maier** ſelbſt! Wenigſtens hätte er uns das Wunder erklären mögen, daß Michael Maier, wenn er einen Orden neuerfunden hätte, um denſelben zu propagiren den weiten Weg nach England machte, wo und in Schottland, dem **hiſtoriſch-kritiſch-unterſuchenden** Hrn. Buhle zufolge, ſchon der **erſte Wohnſitz** des Ordens geweſen ſeyn ſoll, und wo Michael Maier doch erſt, wie er wenigſtens vorgiebt, durch die deutſche Fama die Roſenkreuzerey kennen lernte, auch dieſe ſelbſt auf dem Titel des Silentium post clamores, und allenthalben im Buche ſelbſt, ganz ehrlich Fraternitatem germanicam de R. C. nennt, ohne daß er von den erſten **Wohnſitzen** in England und beſonders in Schottland etwas erfuhr, die doch Hr. Buhle, **ohne alle hiſtoriſche Nachricht**, dort ſo ſicher zu finden weiß.

Doch dem ſey wie ihm wolle; ich hatte ſchon im J. 1788 deutlich gezeigt, daß Dinge welche den **Freymaurer** jetzt noch weſentlich bezeichnen, in Deutſchland in den J. 1617 und 1618 in einer roſenkreuzeriſchen Schrift **gedruckt** und in **Kupfer geſtochen** wurden. Warum ſchwieg Hr. Buhle hievon gänzlich? Er rühmt ſich ja S. 21: „Das Irrige „der Hypotheſen des Hrn. Nicolai **vorzugsweiſe** darzuthun, „ſey ihm **hiſtoriſche Pflicht**.“ War alſo das was ich deutlich zeigte, nicht **wahr**, oder eine **bloße Hypotheſe**, ſo hätte ja Hr. B. ſich ſeiner vorzüglichen Pflicht erinnern müſſen. Nun iſt aber, was ich dort vorlege, **eine Thatſache**, welche ſich nicht wohl **wegdiſputiren** läßt. Hiebey gebraucht Hr. B. die Wendung zu ſagen: die **hiſtoriſchen Thatſachen**, welche in meinem Buche vorkämen, **beſtätigten** ſeine (vermeinte) Entdeckung, daß die Roſenkreuzerey und Freymaurerey anfänglich ganz identiſch geweſen ſey. Allein dieſe von mir angeführte Thatſache widerlegt ja augenſcheinlich, was er entdeckt zu haben vermeint. Wäre er indeß nur ein wenig bedachtſamer geweſen, und verſtand er, was deutlich vor ihm lag, ſo hätte er vielleicht eine ſcheinbare, obgleich nie eine wahre, Beſtätigung herauszwingen können; denn daß etwas aus einem andern Vorhandenen nach und nach entſtanden ſey, und daß es von Anfang an damit ganz einerley geweſen, ſind zwey völlig verſchiedene Behauptungen. Wenigſtens, da er ſich anmaßte, über den Urſprung beider Geſellſchaften ſo genau unterrichtet zu ſeyn, lag ihm ob, wenn er es konnte, anzugeben: Ob denn gewiſſe, von mir deutlich dargeſtellte, wenn gleich, mit Vorbedacht, nicht erklärte, äußerliche freymaureriſche Zeichen, die ſchon in den J. 1617 und 1618 in einem deutſchen roſenkreuzeriſchen Buche gedruckt und in Kupfer geſtochen ſind, nach England gekommen wären? und Wie? Nach England, wo, ihm zufolge, der erſte Sitz der Roſenkreuzerey geweſen ſeyn ſoll. In damaligen engländiſchen Büchern iſt gewiß davon nichts zu finden, am allerwenigſten in Fludds im J. 1629 gedrucktem Summum Bonum, Hrn. Buhle's ſehr ſchlecht gewählter Hauptquelle. Von 1617 bis 1629 iſt doch eine lange Zeit! Aber an einen nothwendigen Zuſammenhang der Behauptungen, und an die Schwierigkeiten aus entgegenſtehenden deutlichen Thatſachen, denkt ein Mann wie Hr. B. nicht, bey ſeinen ſogenannten hiſtoriſch-kritiſchen Unterſuchungen. Er kennt nicht einmal hinlänglich die Thatſachen, weil es ihm an wahrer, nicht geborgter, Beleſenheit über dieſe Gegenſtände fehlt. Was ihm nicht gleich in die Augen ſpringt, als zu ſeinen im Voraus gefaßten Ideen dienlich, darüber geht er leichtſinnig weg. Sonſt hätte er uns wenigſtens das aus *Michael Maiers* Themis aurea (63) gezogene Anagramma, das ich in meinem Verſuche (I. S. 179) erwähnte und in Kupfer ſtechen ließ, erklären ſollen — wenn er es gekannt hätte. — Doch auch davon kein Wort! Hätte er Kenntniß und Beleſenheit genug in allen hieher gehörigen Schriften beſeſſen, hätte er mit ſorgfältiger Ueberlegung die öffentliche Geſchichte der damaligen Zeit ins Auge gefaßt, ſo wäre ihm vielleicht, gleich mir, eine wahrſcheinliche Vermuthung gekommen, wie es wohl mit der Wanderung der Roſenkreuzerey und Freymaurerey, ehe ſie noch Freymaurerey war und hieß, damals möge beſchaffen geweſen ſeyn, und er hätte vielleicht eingeſehen, daß dasjenige, was er jetzt behauptet, ſehr willkürlich erſonnen und unzuſammenhangend dargeſtellt iſt.

Um Hrn. Buhlen's Verfahrungsart noch näher zu charakteriſiren, will ich nun, *bloß den Seitenzahlen folgend*, nur einige von ſeinen derben *Behauptungen ohne Beweis*, wodurch er Sätze zu erſchleichen weiß, und von ſeinen *Widerſprüchen mit ſich ſelbſt* anführen. Alle zu erörtern, wäre unermeßlich weitläuftig. Mitunter werde ich auch einige Beyſpiele, die ſich ebenfalls ſehr vervielfältigen ließen, von ſeiner *Kunſt auszuſchreiben* anführen, indem er Citationen und Behauptungen aus den nächſten Büchern nimmt, gerade als hätte er ſie durch eigene Beleſenheit gefunden.

Schon S. 34 will Hr. B. die Roſenkreuzer- und Freymaurergeſellſchaft als anfänglich ganz *identiſch* vorſtellen; zu welchem Behufe er denn gewöhnlich von der *Einen* ohne Beweis behauptet, was nur von der *Andern* gilt. So ſagt er hier: „Beide Orden haben zur **Grundmaxime**: „Gleichheit der perſönlichen Rechte ihrer Mitglieder in Beziehung auf ihren Zweck. **Aller Unterſchied der bürgerlichen Stände iſt aufgehoben.**" Es iſt ganz aus der Luft gegriffen, daß das Letzte bey den Roſenkreuzern ſogar eine **Grundmaxime** geweſen ſey. Nicht in einer einzigen Roſenkreuzerſchrift zeigt ſich hievon die geringſte Spur. Die Confeſſio ſagt zwar: (Ausgabe v. 1615 S. 64) „Daß wir „unſere Schätze freygebig und ohne einigen Unterſchied, jedermann anbieten, und nicht viel mehr der Frommen, Gelehrten und Weiſen oder wol gar hoher fürſtlichen Perſonen, „als des gemeinen Mannes hierin wahrnehmen." Aber dadurch iſt gar nicht geſagt, daß **der Unterſchied der bürgerlichen Stände** ſoll **aufgehoben** ſeyn.

S. 41 heißt es: „Minorenne durften nicht **ohne Einwilligung ihrer Erzieher** in den Orden aufgenommen werden." Bey den R. C. iſt nirgend ein Wort von dieſem angeblichen Geſetze zu finden. In den F. M. Logen werden in der ganzen Welt Minorenne ohne alles Bedenken aufgenommen; und die Einwilligung ihrer **Erzieher** zu ſuchen, iſt wohl noch keinem Meiſter vom Stuhle eingefallen. Nur in einigen (und vielleicht in den meiſten) Logen nach dem Schwediſchen Syſteme macht man Schwierigkeiten, Perſonen aufzunehmen, welche nicht **volljährig** ſind. Das engländiſche Konſtitutionsbuch (S. 343) fordert zur Aufnahme das 21 jährige Alter. In den Preußiſchen Staaten iſt erſt durch das Königl. Edikt v. 20. Okt. 1798. „**wegen Verhütung** „**und Beſtrafung geheimer Geſellſchaften**," §. 11 verboten worden, „jemand vor erfülltem 25ten Jahre ſeines Alters" aufzunehmen. Vorher war dies völlig erlaubt; und noch jetzt, wenn ein auswärtiger beſuchender Bruder ſich in Logen der preußiſchen Staaten meldet, kann und wird

Niemand nach ſeiner Volljährigkeit fragen, wenn ſein Certifikat und ſeine übrige Beſchaffenheit richtig ſind. Unter Minorennen nämlich verſteht kein Menſch, welcher Worte richtig zu gebrauchen weiß, Kinder. Hr. B. aber, ein Muſter von Unbeſtimmtheit, ſagt S. 57: **Kinder können nicht aufgenommen werden**, und S. 41, bey der nähern Erklärung, verändert er dies in **Minorenne.**

S. 119 bis 125 ſchreibt Hr. B. aus dem 3ten Theile des **Wirtembergiſchen Repertoriums**, woraus er ſo viel ausſchreibt, eine Nachricht aus, von einem **Manuſkripte**, *Naometria* betitelt, eines gewiſſen **Simon Studion**, welches in Stuttgard vorhanden iſt. Der Vortrefliche überſetzte das Wort *Naometria* ſehr ſchülerhaft durch **neue Meßkunſt**, ſtatt **Tempelmeßkunſt**; und die ſchülerhafte Unrichtigkeit **Neumeſſer** ſchrieb auch Hr. von Murr nach. Hr. B. zeigt dieſen groben Fehler an, welcher auch ſchon in der a. A. D. B. LVIten Bd. S. 594 iſt gerügt worden. Aber jene ganze Nachricht von dem Manuſkripte iſt höchſt ſeicht, denn der Verfaſſer derſelben hat offenbar das Manuſkript gar nicht aufmerkſam geleſen. Er verſtand ja nicht einmal den Titel, konnte alſo auch den Zweck, den Studion haben mochte, nicht einſehen; dennoch erklärt er friſchweg alles was die Sekte der **Neumeſſer** (*Naometrae*, **Tempelmeſſer**) gethan hat, für **Poſſen**. Wozu wiederholt nun Hr. B. was ganz und gar nichts aufklärt? Sehr viel mehr hätte zur Sache gehört, wenn er beygebracht hätte, was am angeführten Orte in der A. D. B. ſteht: „Die *Naometrae*" (ſie mögen nun geweſen ſeyn was ſie wollen) „machten damal eine „eifrig verbundene Sekte aus, an die ſich Andreä anzu„ſchließen ſuchte, wie aus ſeiner vertrauten Freundſchaft „mit **Tobias Heſſe** und aus andern Umſtänden erhellt.

„Andreä machte dieſe Sekte im Jahr 1616 durch den Harlekin lächerlich (man ſ. deſſen Turbo S. 145); traktirte ſie „aber im J. 1618 wieder gelinde, und rechnete den Studion, „nebſt andern Schwärmern, unter die insolitae eruditionis „homines (in der Mythologia christiana Manip. III, „S. 137); hingegen im J. 1619, nachdem er der Roſenkreuzerey öffentlich entſagt, und die Fraternitas Christi an die „Stelle geſetzt hatte, zapfte er die Naometras in dem ſo abſichtvoll geſchriebenen Turris Babel (daſ. S. 14) wieder „an.“ Dieſes Hin- und Herſchwanken des Andreä, welches, bey ſeinem ſonſt in vielen Stücken ſchätzbaren Charakter ſehr auffällt, hätte Hr. B. nothwendig bemerken ſollen (da er S. 139 ff. ſo viel über dieſen merkwürdigen Mann ſchwatzt), ſtatt der Wiederholung eines höchſt dürftigen Auszugs aus einem Manuſkripte, deſſen rechten Inhalt daraus Hr. B. nicht zu erkennen wußte, obgleich er ſich das Anſehen giebt darüber urtheilen zu können.

S. 144 ſagt Hr. B. noch unbeſtimmt, wiederholt aber S. 190 ganz beſtimmt: „die Fama und Confeſſio ſey „ohne Vorwiſſen und Einwilligung Andreä's gedruckt „worden.“ Das iſt nun ſo dreiſt hingeſagt! Woraus will er denn das leere Vorgeben beweiſen? Daraus, daß Andreä nachher gern thun wollte als hätte er ſie nicht geſchrieben? Aber Andreä ſelbſt hat nie auch nur zu verſtehen gegeben, die Fama ſey ohne ſein Vorwiſſen und ohne ſeine Einwilligung gedruckt werden.

Die Behauptung S. 156: die Confeſſio ſey zuerſt lateiniſch herausgekommen, wird Hr. B. ſchwerlich beweiſen können. Ich kenne nur eine lateiniſche Ausgabe der Confeſſio in 4° gedruckt. Die holländiſche Ueberſetzung der Fama und Confeſſio führt Hr. B. an, vermuthlich bloß aus der Vorrede von Semlers Zuſätzen zur deutſchen Ueberſetzung von **Fludds Schutzſchrift** S. XVIII. Von der engländiſchen Ueberſetzung habe ich nie eine frühere Ausgabe geſehen, als von 1658 (welche ich ſelbſt beſitze). Dieſe aber iſt nach einer der früheſten deutſchen Ausgaben gemacht, denn S. 28 ſtehen die Worte; Wo uſe two Sacraments (man ſ. oben S. 77). — Was Hr. B. S. 136 von der Ausgabe der Fama, ſo wie S. 197, S. 221, und S. 135 überhaupt über die Ausgaben von Roſenkreuzerſchriften ſagt, iſt höchſtunvollſtändig.

S. 196 und 208 ſind die beiden Anmerkungen gerade abgeſchrieben aus meinem Verſuche Iten Theil S. 179 und S. 181, ohne es anzumerken.

Hr. v. **Murr** ſchreibt in ſeiner Schrift über Roſenkreuzer S. 42, den Titel von *Theophili Schweighart* Speculum Sophicum, wie er ſelbſt ſagt, aus Semlers Buche ab, und ſetzt hinzu: „dergleichen Figuren kamen noch 1785 „zu Altona heraus u. ſ. w.“ Hr. v. Murr hat offenbar beide Bücher nicht geſehen, ſonſt könnte er ein Buch und Figuren, die ſo völlig unterſchieden ſind, ganz unmöglich zuſammenſtellen. Hr. B. aber, der dieſe Bücher eben ſo wenig geſehen hat, ſchreibt wieder S. 212 des Hrn. v. Murr ganz ſinnleere Anmerkung wörtlich ab, ohne ihn zu nennen.

S. 210 ſchreibt Hr. B. das was er über **M. Maiers** Atalanta fugiens ſagt, aus meinem IIten Theile S. 215 ab.

S. 212 ſchreibt Hr. B. die Anmerkung über den *Pegaſus Firmamenti* ebenfalls beynahe wörtlich ab, aus dem IIten Theile meines Verſuchs S. 75. 76.

S. 220 behauptet Hr. Buhle, der verkappte **Menapius**, der mancherley von den Roſenkreuzern geſchrieben hat, ſey **Johann Valentin Alberti**. Ich weiß nicht woher er eine ſolche Nachricht her, bekenne auch überhaupt nicht zu wiſſen, wer der **Johann Valentin Alberti** iſt; denn ich habe keinen Schriftſteller dieſes Namens irgendwo finden können. Ein **Valentin Alberti** lebte im 17ten Jahrhundert, viel ſpäter. Ich habe von jenem **Menapius** eine ganz andere Idee, und vermuthe aus guten Anzeigen, daß er mit dem **Irenäus Agnoſtus** eine und dieſelbe Perſon war. Doch, da ich dieſes noch nicht zu beweiſen im Stande bin, ſo mag es dahin geſtellt bleiben.

S. 220 ſagt Hr. B. auch, ich hätte den **Irenäus Agnoſtus** für einen **eifrigen Roſenkreuzer** gehalten. Ich rechne (im Iten Theile meines Buchs S. 177) des Irenaeus Agnoſtus Clypeum veritatis zu den Schriften, „worin an die Stelle der erſten Ideen des Andreä „ganz andere Ideen **ſind untergeſchoben worden.**" Das klingt doch ſehr verſchieden. Auch rede ich da nur von einem einzigen Buche dieſes Mannes, nicht von allen. Wo habe ich ihn denn **für einen eifrigen Roſenkreuzer erklärt**? Ich darf fordern, daß man mir nichts aufbürde, was ich nicht wirklich behauptet habe. Es iſt ſonſt einem Manne wie Hrn. Hofrath B. leicht mit einem Schatten zu fechten, und ſeine Leſer glauben zu laſſen er fechte mit mir, und habe mich überwunden.

Hr. B. ſchreibt es, ohne alle **Unterſuchung**, dem Wirtembergiſchen Repertorium S. 543 bloß nach, daß **alle Schriften** dieſes **Irenäus Agnoſtus** Satyren wären. Wenn er ſie aufmerkſam geleſen hätte, könnte er das unmöglich ſagen. Alle Titel dieſer **Schriften** hat er freylich hingeſchrieben S. 221 und 222; aber **bloß aus dem Wirtemb. Repertorium**, ſo wie auch die Stelle aus *Walchii Bibliotheca theologica*, geradezu **aus dem wirtembergiſchen Repert-**

torium bloß abgeſchrieben iſt, und S. 225 die ganze Stelle eines Briefes von **Menapius** an Irenäus Agnoſtus, ohne dies anzuzeigen. Daß J. A. auch **Epigramme** wider die Roſenkreuzer gemacht hat, iſt wahrlich kein Beweis, daß alle ſeine Schriften Satyren ſind, wie der Vortrefliche im Repertorium, und Hr. B. nach ihm, dreiſt hinſchreiben. Wie! Wenn Jemand ſchließen wollte, der Verfaſſer des im J. 1780 erſchienenen Buchs, **Stein des Anſtoßes und Fels der Aergerniß**, könne unmöglich ein eifriger **freymaureriſcher Tempelherr** geweſen ſeyn, weil er ſo bitter auf die **ſtrikte Obſervanz** und auf die **Tempelherren** ſtichelt! Man muß bey dergleichen Unterſuchungen wahrlich Mehrerley bedenken, und nicht nach dem erſten Blicke, den man in ein paar Schriften thut, ſofort abſprechen. Es kann Jemand bey einer Geſellſchaft ſeyn, und dennoch **wenn es nicht geht wie er will, darüber verkappt** gar ſehr **ſpöttiſch** ſchreiben. So war es mit dem **Irenäus Agnoſtus**, wie ſich deutlich einſehen läßt, wenn man die Roſenkreuzerſchriften genauer ſtudirt hat.

S. 226 fällt Hr. B. in einen **lächerlichen literariſchen Fehler**, abermal daher, weil er ſo gern über Schriften urtheilt, die er nicht geleſen hat. Der Wilhelmus ab Indagine im Wirtembergiſchen Repertorium hat zuerſt öffentlich angezeigt, daß in dem Anhange der 2ten Auflage von *Thomas Campanella* Buche von der ſpaniſchen Monarchie (vom J. 1623) die Anzeige enthalten iſt: die der *Famæ* beygefügte **Reformation der ganzen Welt** ſey aus dem Iten Theile von des **Boccalini** Raguagli del Parnaſo genommen. Hr. B. bemerkt ſehr richtig, daß die erſte Centurie dieſer Raguagli im J. 1612 zu Venedig gedruckt iſt (welches mir im J. 1783 nicht bekannt war, ob ich es gleich nachher auch gefunden habe), daß alſo Andreä die 77ſte Relation daraus überſetzt haben kann. Aber es gehört wahrlich die unkritiſche Uebereilung eines *ab Indagine* dazu, um, wie er (S. 545), vorzugeben, **die ganze Schrift ſey eine geſtohlne Uebersetzung aus Boccalini.** Steht denn etwa die Fama und die Confeſſio im Boccalini? Dieſe aber machen doch wohl die Hauptſache aus! Hr. B. läßt S. 226 u. 227 die Stelle aus dem Anhange zum Boccalini, in der deutſchen Ueberſetzung, wieder aus dem **Wirtemberg Repertorium** abdrucken (ohne zu ſagen daß er ſie daher hat), und fügt S. 228 dreiſt hinzu „Nach dieſer Erläu„terung über die Quelle des Mährchens von der allgemeinen „Weltreformation, konnte kaum mehr **bey Vernünftigen** „ein Zweifel daran haften, daß die ganze angebliche „Roſenkreuzergeſchichte nicht minder eine Fiction ge„weſen ſey.“ Welch ein Schluß!

Nun beſteht aber der lächerliche Fehler des Hrn. B. darin, daß er ſehr gravitätiſch davon ſpricht, was „der Italiäniſche Philoſoph“ (nehmlich Thom. Campanella) geſagt habe, und auch S. 230 in der Note daraus folgert, was man damal in Italien von der Sache gewußt habe. Dieſes eitle Weiſethun iſt der deutlichſte Beweis, **daß er bloß das Wirtembergiſche Repertorium abſchrieb, das Campanella Buch** aber nicht ſelbſt las. Ein echter wahrheitliebender Literator muß nichts hinſchreiben, was er nicht genau nachgeſehen hat. Wer ſich dieſe Mühe nicht geben will, mag ja von dergleichen Unterſuchungen wegbleiben, ſonſt verwirrt er alles und ſchreibt ſo unnützes Zeug, wie Hr. Buhle. Hätte dieſer die angeführte ſehr rare 2te Ausgabe von des Campanella Buch im Deutſchen auch nicht können zu ſehen bekommen (ſie iſt nicht in der berühmten

Univerſitätsbibliothek zu Göttingen, ich habe ſie aber jetzt vor mir); ſo durfte er nur **Cyprians** Leben des Italiäniſchen Philoſophen nachſchlagen, welches, da er von dem Manne etwas erzählen wollte, doch wohl von ihm zu fordern war. Daſelbſt ſchon würde er gefunden haben (*Cypriani* vita Campanellae, edit. ſecunda, Amſt. 1722. 8. pag. 163): daß die deutſche Ueberſetzung dieſes Büchleins „parte „altera *ab alio* aucta" 1623 in 4. erſchienen ſey. Er durfte auch nur in einer der lateiniſchen Ausgaben der Monarchia Hispanica den Anhang ſelbſt anſehen, ſo würde ihn gleich der Titel: Appendix *ad Monarchiam Th. Campanellae*, haben vermuthen laſſen, daß nicht Campanella denſelben geſchrieben habe. Ja, wenn er dieſen Anhang nur flüchtig durchgelaufen hätte, würde er an zehn Orten gefunden haben, daß der Verfaſſer ein **Proteſtant** (folglich nicht **Campanella**), und *NB.* ein **Deutſcher** iſt, der lauter deutſche Bücher citirt, der von **Deutſchland** als von ſeinem **Vaterlande** ſpricht (64). So geht es aber, wenn man abſchreibt ohne zu leſen! — Wäre Hrn. Buhle's literariſche Kenntniß ſo weit gegangen, um zu wiſſen wer der Verf. dieſes Anhangs iſt, ſo müßte er ſich vollends ſchämen, und einſehen, daß aus des **Vortreflichen** Erläuterung über die Quelle der **Reformation der Welt** (welche, nach ſeiner Meinung, unbezweifelt Alles als Fiktion darſtellen ſoll) in Abſicht auf Andreä's Geſchäftigkeit bey der Roſenkreuzergeſellſchaft und bey der Fama ganz etwas anders folgt.

Der Verfaſſer dieſes Anhangs iſt **Chriſtoph Beſoldus** (damal noch ein **Proteſtant**, denn erſt im J. 1635 ward er katholiſch). Er war der vertrauteſte Freund des Andreä. Alſo ging es ganz natürlich zu, daß da Andreä damal ſchlechterdings den Verdacht von ſich abwälzen wollte, als hätte er an der Roſenkreuzergeſellſchaft Antheil gehabt, und die Miene annahm, es ſey die ganze Sache ein ludibrium geweſen, auch ſein **vertrauter Freund** gefliſſentlich die nämliche Sprache führte. Eben deshalb aber kann Beſold's partenyiſches Zeugniß nichts beweiſen. Man muß ferner, um dieſen literariſchen Punkt aufzuklären, Folgendes erwägen: daß damal mehrere **Roſenkreuzerſchriften** von **Katholiſchen** herauskamen; daß Anfangs die Fama und Confeſſio in Beziehung auf die Proteſtanten in Oeſtreich ſtand, nachher aber von ganz andern Leuten die Sache verändert ward (man ſ. oben S. 39); daß die **Ritter des blauen Kreuzes** den Verdacht als **katholiſche Roſenkreuzer** wider ſich hatten (man ſ. die 51ſte Anmerkung); daß harte Bedrückung und eine bedenkliche Kriſis damal die Proteſtanten in Böhmen, Ungarn, Oeſtreich, Steyermark, Kärnthen, Krain, betraf: und man wird um ſo eher begreifen, warum in dem **Anhang eines Diskurs** über die ſpaniſche **Monarchie**, ein Ausfall wider die **Roſenkreuzer** geſchah. Höchſt wahrſcheinlich fiel **Beſold**, welcher damal noch die proteſtantiſche Sache vertheidigte, deshalb darauf, des Campanella Buch aus der Handſchrift in deutſcher Sprache herauszugeben, um die Verfahrungsart des Hauſes Oeſtreich den deutſchen Proteſtanten verdächtiger zu machen, und dieſen eine Geneigtheit beyzubringen, ihren in Oeſtreich wegen Religionsbedrückungen ſich thätlich vertheidigenden Glaubensgenoſſen beyzuſtehen (95). Das Haus Oeſtreich folgte zu der Zeit bekanntlich ſpaniſchen Rathſchlägen, und ſuchte durch ähnliche Maaßregeln, wie Campanella der ſpaniſchen **Monarchie** anräth, ſeine Macht zu vermehren. Durch einen richtigen Blick in die damalige Lage der politiſchen Welt, verbunden mit dem Studium vieler damal erſchienener Schriften, gewinnt die ganze Sache ein anderes, und zwar helleres Anſehen.

Vielleicht werden viele Leſer glauben, ich hätte des Hrn. Buhle lächerlichen Fehler, daß Campanella ſelbſt wider die Roſenkreuzer geſchrieben habe, allzuweitläuftig auseinandergeſetzt. Aber man ſieht, hoffe ich, aus Obigem, daß ſein Fehler, und die **Erörterung des wahren Verfaſſers des Anhangs** zu der deutſchen Ueberſetzung des Buchs von der ſpaniſchen Monarchie, auf die Geſchichte der Fama und der deutſchen Roſenkreuzergeſellſchaft überhaupt, welche **ab Indagine** und Buhle ſo arg verwirren, einen ſehr bedeutenden Einfluß hat. Wer einmal Dinge dieſer Art erörtern will, und doch in den dahin gehörigen **literariſchen Unterſuchungen** ſich nicht die größte **Genauigkeit** zum Geſetze macht, der bringt ſtatt Wahrheit Unwahrheiten und verwirrte Anſichten in die Geſchichte.

Daß aber Beſold wirklich der Verfaſſer des Anhangs zum Campanella iſt, erhellt aus ſeinem **eigenen Geſtändniſſe**, deſſen genauere Nachweiſung ich einem der größten jetzt lebenden Literatoren zu danken habe. Nehmlich in der erſten Ausgabe von Beſold's Theſaurus practicus continens explicationem terminorum atque clauſularum, in Aulis et Dicaſteriis Romano-Germanici Imperii uſitatarum etc. Tubingae 1629 in 4. ſagt er S. 630, unter der Rubrik Prophezey: „Es hat allweg denen gefehlt, ſo den Jüngſten Tag „oder andre eventus außrechnen wollen, *ut docui* ex Au„ctore Faſciculi temporum, in dem Anhang deß *Cam„panellae* ad finem, ubi de vanitate harum praedictio„num ſuccincte *tracto.*“ Unter eben der Rubrik fügt er noch hinzu: „Omnibus fere ſeculis accidiſſe videmus, ut „impendentibus magnis mutationibus novi Prophetas

„putativi prodeant, *vide me in appendice Campanellae.*“ — Es iſt hier die erſte Ausgabe von dem Theſaurus (°°) deshalb citirt, weil ſie wenige Jahre nach Erſcheinung des Anhangs gedruckt ward, und alſo klar iſt, daß Beſold gleich vom Anfange an kein Geheimniß aus dieſer Sache machte.

S. 230 in der Anmerkung macht Hr. B. abermal einen doppelten lächerlichen Fehler. Er ſagt: „Auch in Spanien „war das Gerücht von dem geheimen Roſenkreuzerorden in „Umlauf gekommen. Man nannte dort die Roſenkreuzer „die *Alumbrados*, die Unſichtbaren.“ Ob wirklich ein ſolches Gerücht bis nach Spanien gekommen, mag dahin geſtellt ſeyn, bis ein ſicherer Beweis davon gegeben wird, woran es noch fehlt. Auf jeden Fall aber heißt *Alumbrado* auf Spaniſch nicht ein Unſichtbarer (welches Inviſible heißt), ſondern ein Betrogener, ein Schwärmer. Wie kömmt nun Hr. B. zu einem ſo lächerlichen Fehler? Durch eine Fahrläßigkeit beym Ausſchreiben, da er ſein Bißchen Wiſſen gewöhnlich nur aus den Büchern nimmt, die ihm zunächſt zur Hand ſind, beſonders aus Hrn. v. Murr's Buche, welcher zwar mit geringer Beurtheilung zuſammenſtoppelt, doch wenigſtens etwas mehr wirklich geleſen hat als Hr. B. Hr. v. Murr ſagt nämlich S. 58: „Die Roſenkreuzer gaben ſich zu eben der Zeit in Frankreich zu erkennen, als „man daſelbſt die *Alumbrados*, oder die ſpaniſchen Illuminaten, kannte. Sie wurden durch öffentliche Anſchlagzedel als Unſichtbare lächerlich gemacht.“ Hr. B. ſah beym eiligen Ausſchreiben nicht recht zu, verwechſelte Frankreich mit Spanien, und machte die ſpaniſchen *Alumbrados* zu ſpaniſchen roſenkreuzeriſchen Unſichtbaren!

S. 229: „Daß in Deutſchland keine wirkliche roſenkreuzeriſche Loge zu Stande gekommen war, läßt ſich „aus mehrern hiſtoriſchen Thatſachen erweiſen.“ Ein vernünftiger Mann hätte gleich eingeſehen, daß ſich unmöglich beweiſen laſſe, es ſey vor 150 Jahren nicht irgendwo in Deutſchland dergleichen geſchehn. Einen ſolchen negativen Beweis führen zu wollen, iſt ungereimt; denn wie kann irgend Jemand wiſſen, ob Leute ſich damal im Geheim verſammelt haben? Höchſtens könnte man ſagen: Wir haben keine Nachricht, oder es iſt unwahrſcheinlich. Indeß, wenigſtens an Wahrſcheinlichkeit, daß auch in Deutſchland im 17ten Jahrhunderte Verſammlungen von Roſenkreuzern Statt hatten, fehlt es wahrlich nicht. Die Fraternitas Chriſtiana, welche Andreä ankündigte, exiſtirte doch wirklich; warum könnte denn nicht eine ſolche Roſenkreuzergeſellſchaft, wie er in der Fama ankündigte, oder irgendwo eine andere, exiſtirt haben? S. 201 hatte Hr. B. ſelbſt geſagt: „Michael Maier glaubte feſt an die „Exiſtenz der Roſenkreuzer, und ſuchte, die Wirklichkeit einer ſolchen Geſellſchaft darzuthun.“ Mich. Maier war doch ein gleichzeitiger Schriftſteller. Hr. B. hätte alſo zeigen müſſen, woher er die Sache beſſer wiſſen kann, als ein ſolcher Verfaſſer, der doch zu ſeiner Meinung und Behauptung Gründe gehabt haben muß, und der, was wohl zu merken iſt, ſo ſehr viel mit der Roſenkreuzerey zu thun hatte. Hr. B. hilft ſich damit, wie oben S. 36 ſchon angeführt iſt, Maier habe ſelbſt einen Roſenkreuzerorden errichten wollen aber nicht errichtet; darüber iſt er uns jedoch den Beweis ſchuldig geblieben. Fludd eignete ſein im J. 1617 unter dem Namen Otreb gedrucktes Buch de Vita, morte et reſurrectione, den Fratribus a Roſea Cruce dictis zu. Einem

Undinge oder einem Spaße würde doch ein ſo ernſthafter Mann, wie Fludd, nicht ein Buch dedicirt haben; er muß alſo überzeugt geweſen ſeyn (zumal da er ſein Buch in Deutſchland drucken ließ), es ſey damal in Deutſchland eine Roſenkreuzergeſellſchaft vorhanden, geſetzt es wäre auch nicht die Geſellſchaft der Fama. Fludds Zeugniß muß übrigens Hr. B. wohl gelten laſſen, da er auf den Mann ſonſt allenthalben ſo großes Gewicht ſetzt.

Ich führe im Iten Theile meines Verſuchs S. 182 ein 1630 gedrucktes Buch von einem **Peter Mormius** an, welcher ausdrücklich von einem Collegio Roſeano ſpricht, worin er gewiſſe Geheimniſſe will gelernt haben; und ferner das Zeugniß eines gewiſſen **Orvius**, welcher im J. 1622 öffentlich klagte, daß er aus einer Roſenkreuzergeſellſchaft im Haag ſey ausgeſtoßen worden. Was ſagt Hr. B. dagegen? Man höre und wundere ſich über deſſen Dreiſtigkeit! — Es heißt (S. 254): „Orvius ſey ein in die Goldmacherey „vernarrter Einfaltspinſel geweſen. Die Goldmacher „hätten damal vorzugsweiſe Roſenkreuzer geheißen. Es „ſey alſo im Haag nur eine Goldmachergeſellſchaft gewe„ſen, die ſich Roſenkreuzer genannt hätten.“ Daß die Goldmacher damal vorzugsweiſe Roſenkreuzer geheißen hätten, iſt von Hrn. B. aus der Luft gegriffen. Nirgend findet ſich dieſes. Eher wurden die **Myſtiker** Roſenkreuzer genannt; man ſehe doch nur **Arnolds Kirchen- und Ketzerhiſtorie**, oder *Kazaueri Diſſ. de Roſi-Crucianis* nach. Ob **Orvius** einfältig oder klug geweſen, davon iſt nicht die Rede; ſondern, ob er von einer wirklich exiſtirenden Geſellſchaft von Roſenkreuzern, nachdem ſie ihn mit Verſprechungen hingehalten, ausgeſtoßen worden. Darüber iſt er ein glaubwürdiger Zeuge; und Alles was Hr. B. dagegen vorbringt, ſind leere Ausflüchte. War nun eine Geſellſchaft im Haag da, die ſich ſelbſt **Roſenkreuzer** auch nur nannte, ſo kann es ja **in Deutſchland** ebenfalls eine Geſellſchaft gegeben haben, die ſich ſo nannte. Hr. B. ſpielt hier mit Worten. Theils kann er ja unmöglich wiſſen, womit ſich eine ſolche Geſellſchaft beſchäftigte, ob bloß mit Goldmachen, oder mit myſtiſcher Theologie, oder ſonſt irgend womit; theils war nirgend feſtgeſetzt, was in einer Roſenkreuzergeſellſchaft ſollte vorgenommen werden.

S. 236 ſteckt ſich Hr. B. wieder hinter ein anderes Wort. Er ſagt: „Es mag wohl mehrere, auch zahlreiche, „Geſellſchaften von **Adepten** gegeben haben. Nur machten „ſie keine **roſenkreuzeriſche Logen im ſpätern Sinne „des Worts aus.**“ Welche Winkelzüge! Die alten Roſenkreuzer haben ihre Verſammlungen nie **Logen** genannt; warum ſchiebt er denn hier dieſes Wort unter, als nur **um Staub in die Augen zu ſtreuen**? Und nun „der ſpätere Sinn des Worts!“ Dem Sinne nach, iſt **Loge** eine **Verſammlung einer geheimen Geſellſchaft.** Das **Wort** ſelbſt war freylich im 17ten Jahrhunderte in Deutſchland nicht vorhanden; daß aber dergleichen **Verſammlungen** und **Geſellſchaften** vorhanden waren, kann Hr. B. nicht läugnen, und will doch das Gegentheil behaupten!

Von der Roſenkreuzergeſellſchaft des **P. Mormius** ſagt Hr. B. S. 235 ganz dreiſt: „Sie war eine **Nachäffung** „der in der Fama O. R. C. beſchriebenen Geſellſchaft, — „ein Aushängeſchild, womit ſie Gimpel anlockten und betrogen.“ Nun! ſo war es doch eine Roſenkreuzergeſellſchaft; davon iſt ja allein hier die Rede. Mormius beſchreibt ſogar das **Ordensband**, welches in ihren Verſammlungen getragen wurde. Ob man bloß anlockte und betrog, kann Hr. B.

nicht wiſſen, und thut nichts zur Sache. Behaupteten damal doch Viele, auch die *Fama* hätte mit ihrer Ankündigung die Welt betrügen wollen!

Allein Hr. B. ſprach ja von mehrern hiſtoriſchen Thatſachen (ſo wie oben S. 92 von hiſtoriſchen Datis). Laßt uns ſie hören! Dieſe mehrern ſind freylich nur zwey:

1)* „Des Cartes ward im J. 1619, während ſeines Aufenthalts zu Frankfurt am Mayn und zu Neuburg an der Donau, begierig, mit Roſenkreuzern in Verbindung zu kommen, konnte aber keine ächte Loge, oder auch nur Einen ächten Roſenkreuzer auffinden (S. 229).“ Vortrefflich! Was in Frankfurt und Neuburg fehlte, mußte deshalb auch nirgend in Deutſchland ſeyn, und was Des Cartes nicht finden konnte, war gar nicht da! Uebrigens citirt zwar Hr. B. über dieſe Erzählung recht pünktlich des *Baillet* Vie de Mr. Des Cartes, und des *Thomas* Eloge de Des Cartes, hat aber, auf näherem Wege, Alles obige, nebſt der Citation, aus des Hrn. v. Murr Buche S. 51 abgeſchrieben, ohne dies anzuzeigen.

2) „Hr. v. Murr beſitzt eine chemiſche Korreſpondenz von Crollius, Jager, Scherer, Heyden (Kammerdiener K. Rudolfs II.), von den Jahren 1594 bis 1596, worin aber nichts von einer Roſenkreuzergeſellſchaft vorkömmt (S. 234).“ Noch beſſer! Das was in dieſer Korreſpondenz nicht ſteht, war nirgend in Deutſchland, und das wovon in den Jahren 1594 bis 1596 — NB. noch ehe als durch die Fama die Roſenkreuzerey war angekündigt worden — nichts vorkömmt, kann während des ganzen 17ten Jahrhunderts nicht vorhanden geweſen ſeyn! — Man muß geſtehen, Hr. B. iſt ein Meiſter in der Logik wie in der hiſtoriſchen Kritik!

S. 241 ſchreibt er aus Hrn. v. **Murr's** Buche S. 62 eine Ankündigung der Roſenkreuzer in Frankreich v. J. 1622 ab, welche er **aus eigener Machtvollkommenheit**, ohne Beweis, für **Spott** ihrer Gegner erklärt; und citirt ein Buch des P. Garaſſe, als hätte er dies Buch geleſen, da es doch nur des Hrn. v. M. Citation iſt, welche er abſchreibt.

S. 242 giebt er vor, **Gabriel Naudé** habe ſich am „eifrigſten mit den Roſenkreuzern, als ihr Widerſacher, beſchäftigt, auch in ſeinem raren Buche Mascurat.“ Dies hat er wieder von Hrn. v. **Murr** S. 63 abgeſchrieben, und, mit ſeinem gewöhnlichen Mangel an Ueberlegung, noch mehr übertrieben. Denn Hr. v. M. ſagt nur: Naudé gebe im Maſcurat den Roſenkreuzern „hin und wieder derbe „Stiche;“ welches denn doch keine eifrige Beſchäftigung anzeigt. Ich habe aber den **Maſcurat**, in eben derſelben 2ten Ausgabe welche Hr. v. M., und nur aus demſelben Hr. B., citirt, vor mir, und kann aus eigener Lektur verſichern, daß dasjenige was in dieſem Buche von Roſenkreuzern vorkömmt, ſo gut als gar nichts iſt. Herr v. M. hat das Buch bey den **Roſenkreuzern** nur citirt, um die deutſche Welt wiſſen zu laſſen: „daß er ſich über den Maſcurat ein Regiſter gemacht hat.“ Hr. B. verſchmähet nicht, eine kaum halbwahre Nachricht aus Jenem auszuſchreiben, ohne ihn anzuführen, und übertreibt ſie auf lächerliche Weiſe, um ſich das Anſehn zu geben, als habe er auch ein ſo ſeltenes Buch wegen der Roſenkreuzer geleſen, da doch wirklich in dieſem Buche gar nichts ſteht, was zu ſeinem Zwecke dient. Welche Armſeligkeiten!

Ich führte im Iten Theile meines Verſuchs S. 195 an, daß die **Freymaurergeſellſchaft** in London, nach Aſhmole's Nachricht, im 17ten Jahrhunderte ſich im Hauſe der

Maurerzunft in London verſammelte. Sie trat in die Zunft der Maurer, welches ſchon daraus erhellet, daß ſich noch jetzt die Freymaurergeſellſchaft in England eben des Wapens bedient, das der Zunft der Maurer gehört; und nahm nun den Namen an: Free and *accepted* Maſons. Ich ſetze hinzu: „*Free* heißt, auf engländiſch, jeder der das „Recht einer gewiſſen Geſellſchaft oder Zunft erhält, und das „gegebene Recht ſelbſt heißt Freedom, z. B. Freedom of a „City. Die Mitglieder einer Zunft heißen Freemen. *Accepted* zeigt an, daß dieſe beſondere Geſellſchaft von der „Maurerzunft angenommen war.“ Hiegegen ſagt nun Hr. B. S. 255, mit voller Selbſtgenügſamkeit: „*Accepted* „heißen in England alle die wirklich in eine Zunft aufgenommen ſind. Man kann nicht zu einer Zunft gehören, „ohne *accepted* zu ſeyn; alſo werden unter Free and *accepted* Maſons, nicht die philoſophiſchen Freymaurer, „ſondern wiederum die eigentlichen Mauerwerker gemeint.“ Es möchte unbegreiflich ſeyn, wie Hr. B. etwas ſo ganz Falſches unbekümmert hinſchreiben könnte, wenn nicht ſo viele Beyſpiele in ſeinem Buche zeigten, daß er dreiſt behauptet was ihn gut dünkt. Es iſt doch bekannt und offenbar: daß ſich die Freymaurer in England in allen ihren Schriften Free and *accepted* Maſons nennen; daß nur bey ihnen allein dies letzte Beywort ſich findet; daß es weder vom Handwerk der Maurer, noch von irgend einem andern Handwerke gebräuchlich iſt. Ich habe geborne Engländer, Freymaurer und Nichtfreymaurer, und auch beſonders ſolche die ihre Sprache ſtudirt haben, befragt. Alle ſagten einhellig, daß das Wort accepted nie von der Aufnahme in eine Zunft gebraucht wird, ſondern das Wort *admitted*. Und dieſes letztere wird gebraucht eben ſo von der Aufnahme in die Royal Society, als z. B. in die Society of Grocers. Unter free and accepted Maſon wird kein Engländer einen **Mauerwerker** verſtehen. Selbſt in dem **Engländiſchen Konſtitutionsbuche** (**welches** in Abſicht auf neuere **äußerliche** Anordnungen der Freymaurer in England **im 18ten Jahrhunderte** eben ſo glaubwürdig ſeyn kann, als es in der ältern Geſchichte unglaubwürdig und betrügeriſch iſt) findet ſich der offenbarſte Beweis davon. In den *Charges of the free and accepted Maſons approved by the Grand Lodge on March 25, 1722*, iſt es im Vten Abſchnitte (S. 315) ausdrücklich vorgeſchrieben: „*No Labourer* ſhall be employed in the *proper Work of Maſonry*, nor ſhall Free-Maſons work with thoſe that „are not *free* without an urgent Neceſſity; nor ſhall „they teach Labourers and *unaccepted Maſons* as they „would a *Brother* and *Fellow*.“ Deutlicher kann doch wohl nicht ein **Mauerwerker** und ein **Freymaurer** unterſchieden werden. Es bleibt alſo alles ſtehen, was ich von dieſem merkwürdigen Beyworte *accepted*, welches nur den **Freymaurern** zukömmt, geſagt hatte, und welches Hr. B. durch die dreiſte Behauptung einer Unwahrheit umſtoßen wollte.

S. 259. 260 ſchreibt Hr. B. aus Hrn. v. Murr's Schrift zwey **Seiten aus, enthaltend das Mährchen, welches Grandidier ausgebreitet hatte**: daß die Freymaurerey aus einer **großen Maurerloge** entſtanden wäre, welche ſeit ſehr alten Zeiten **beym Münſter in Straßburg** befindlich ſey. Diesmal geſteht er (S. 261) daß er dieſe **Nachrichten** zunächſt dem Hrn. v. Murr (S. 72 ff.) abgeborgt habe (67). Alſo ohne **weitere Unterſuchung**, wie gewöhnlich. Er führt hier nicht an, daß Hr. v. Murr S. 72 ausdrücklich ſagt: „die Freymaurerey habe **nicht** ihren Urſprung von der

„Strasburgiſchen Innung der Baumeiſter.“ Dies letztere ſchreibt er aber S. 266 auch nach, nachdem er hier doch, zwey ganze Seiten lang, abgeſchrieben hatte: daß dieſe Strasburger Maurer Freymaurer geweſen, daß ſie Logen gehabt hätten, und ſogar, daß die Strasburger Loge die höchſte Loge in Deutſchland und Ungarn geweſen, und andere Thorheiten mehr. Wie ungereimt! Wenn die Freymaurerey nicht von der Maurerhütte beym Thurm zu Strasburg herkömmt, wie ſie gewiß nicht daher kömmt; wie kann denn die Maurerhütte in Strasburg die höchſte Loge in Deutſchland geweſen ſeyn? Hr. B. ſetzt noch S. 261 hinzu: „Wahrſcheinlich bildeten ſich um dieſelbe Zeit ähnliche Maurerhütten auch in England und Schottland, die dieſelbe zunftmäßige Verfaſſung beybehielten, und wegen ihrer Wichtigkeit und Nothwendigkeit für größere Bauten darin von den Königen begünſtiget wurden.“ Welche Sprünge! Wo liegt denn die Wahrſcheinlichkeit, daß dergleichen Hütten — und noch dazu Hütten, die Logen wären — wie in Deutſchland, auch in England geweſen ſeyn müßten? Und welcher verkehrte Zuſatz, daß die Verfaſſung der Maurerhütten von Königen in England müßte ſeyn begünſtiget worden! War denn dies in Deutſchland der Fall?

Weder Hr. v. Murr, noch ſein Abſchreiber Hr. Buhle, geben eine Urſache an, warum Grandidier's Herleitung unſtatthaft ſey. Ich will hier beweiſen, daß ſie dies iſt, weil es zugleich zur Widerlegung der vielen ähnlichen läppiſchen Erdichtungen des Urſprungs der Freymaurerey dienen kann.

Hätte Hr. von Murr, welcher aus dem Buche des Grandidier die S. 415 citirt, nur ein wenig was da ſteht, erwogen, und Hr. B., welcher ihm dieſe Seite nachcitirt, ſie wirklich nachgeſchlagen, ſo müßten ſie eingeſehen haben, daß das daſelbſt befindliche alberne Geſchwätz gar nicht verdient, in einer **hiſtoriſchen Schrift** angeführt zu werden. Von S. 415 an ſteht weiter nichts als eine **Freymaurerrede** (68) im gewöhnlich wortreichen hochtrabenden franzöſiſchen Style. Leſſing ſagt: **Bruder Redner iſt ein Schwätzer!** Aber Keiner mag leicht je ärger **geſchwatzt** haben, als **Bruder Grandidier.** Er will denn auch den Strasburgiſchen Freymaurern das Kompliment machen, die Freymaurerey habe aus dem bewundernswürdigen Baue des dortigen Münſters ihren Urſprung genommen; ungefähr mit eben den Wendungen, wie das **engländiſche Konſtitutionsbuch**, und andere **Freymaurerbücher**, als **Preſton** u. dgl., worin man ſich nicht ſchämt Träume und Erdichtungen (69) unter hiſtoriſche Thatſachen zu mengen. Dahin gehört, außer offenbaren **hiſtoriſchen Unwahrheiten**, außer **Legenden, welche ohne den geringſten Beweis** den Brüdern aufgebürdet werden (70), auch beſonders die **hiſtoriſche Betrügerey**, daß alle alte Nachrichten von **Baumeiſtern**, von **Steinmetzen**, von **Maurern**, welche Gebäude aufführten, der **Geſellſchaft** oder dem **Orden** der **Freymaurer** beygelegt werden, welche doch, **vermittelſt der Freymaurerey**, nie einen Stall, geſchweige **Palläſte oder Kirchen wirklich gebauet haben**, indem ja ihr Bau **bloß allegoriſch** iſt, ſo wie eine **geſchwätzige** Rede wie die des Br. Grandidier, in der franzöſiſchen Freymaurerſprache **une belle piece d'Architecture** heißt. Dieſer macht hier die **Verſammlung der Steinmetzen zu Strasburg** zu einer Freymaurerloge, und noch dazu zu einer **Großen Loge**, von welcher eine Menge **Logen** in Deutſchland abgehangen hätten, ſo wie von der **Großen Loge St. Stephans zu Wien** die **Logen** in Oeſtreich und Ungarn, von der **Großen**

Loge zu Kölln die Logen jenſeit des Rheins, von der **Großen Loge zu Zürich** die **Logen** in der Schweiz. Alles nichts als **unhiſtoriſche Abſurdität**! und noch dazu **Betrug**, in ſofern **wiſſentlich die Handwerkshütten der Steinmetzen** für **Logen** ausgegeben werden. Daß aber Grandidier wiſſentlich ſeine Brüder durch ganz falſches Vorgeben betrügen wollte, erhellt aus der von ihm ſelbſt S. 425 citirten Stelle des **Theatrum Europäum**, worin die Aufhebung der Verbindung der Strasburgiſchen Steinmetzen mit den Deutſchen durch einen Reichsſchluß im J. 1707 berichtet wird. Die Worte im **Theatrum Europäum** (Th. XVIII S. 43) lauten folgendergeſtalt: „Die Steinmetzen-Zunft „hatte vor dieſem ihre **Hauptſtuben** in Strasburg gehabt, „wohin von allen **Gewerken dieſer Leute** aus dem Reich „in wichtigern Vorfallenheiten gegangen worden war, die „Ausmachung des etwa Strittigen zu erhalten. Weil nun „dieſer Ort itzmaliger Zeit in feindlicher Gewalt war, und „doch das daſelbſtige Steinmetzen-Mittel ſich unterſtand, „**Leute dieſes Handwerks** aus dem Reich vor ſich zu citiren oder zu laden, dieſes aber eine unziemliche, auch gefährliche Sache war, als befund der Reichs-Convent für gut, „einen Schluß zu machen, daß niemand dahin, bey willkührlicher Leibes-Straſe, erſcheinen noch appelliren, ſondern „die untern Steinmetzen ſich ereignende und durchs „Mittel ſelbſt nicht hinzulegende Streitigkeiten vor jedes Orts ordentlicher Obrigkeit ausgetragen werden ſollten.“ Hier iſt doch deutlich zu ſehen, daß von bloßen **Handwerksangelegenheiten der Steinmetzen**, nicht aber von **Freymaurerey** die Rede iſt.

Es verdient hier beſtimmt angezeigt zu werden, was es mit den Haupthütten der Steinmetzen und anderer Handwerker in Deutſchland ehemal für eine Bewandtniß hatte.

Bekanntlich haben von jeher die Handwerksinnungen in mehrern Städten mit einander, beſonders über ſtreitige Fälle, öfters korreſpondiert. Eben ſo bekannt iſt, daß jedes Handwerk eine **Lade** hat, worin die der Innung zugehörigen Papiere und Gelder verwahrt werden. Die Verſammlung einer Zunft geſchieht allemal an dem Orte, wo die **Lade** vorhanden iſt, daher, wenn etwas bey der Verſammlung des Gewerks vorgenommen oder beſchloſſen wird, es heiße, dies ſey **bey offener Lade** geſchehen. Diejenigen Handwerker, welche in Hütten arbeiten, und daſelbſt ihre Werkzeuge verwahren, brauchen, bey ihren Verſammlungen, ſtatt des Wortes **Lade**, die Benennung **Hütte** (71). Daher werden beide Worte, Lade oder Hütte, oft für **das Gewerk ſelbſt** genommen (72). Nun waren mehrere Mißbräuche bey den Handwerken entſtanden. Darunter gehörte, daß ſich die Laden in gewiſſen bedeutenden Städten größere Vorzüge anmaßten, daß ſie **Hauptladen** ſeyn wollten, und die Laden anderer Städte nur **Nebenladen** nannten. Dieſe und mehr Mißbräuche wurden durch das allenthalben in Deutſchland angenommene Kaiſerliche **Reichskonſtitutions-Patent** v. 16ten Auguſt 1731 ganz abgeſchaft. Da heißt es §. 6 (73): „Es „werden alle und jede ſolcher **Haupt-Laden** oder **Haupt-„Hütten** hiemit gänzlich vernichtiget, aufgehoben und „abgethan, auch alle hier und da mißbräuchlich aufge„brachte Provocationes auf **Handwerks-Erkenntniß** „verboten,“ u. ſ. w. Jſts alſo nicht ganz ungereimt, aus den **Steinmetzen-Gewerken** zu **Wien**, **Strasburg** u. ſ. w. welche ſich mißbräuchlich zu **Haupthütten** aufwarfen, freymaureriſche **Große Landes-Logen** machen, und dies in einer Freymaurerrede den Brüdern aufbinden zu wollen?

S. 86. ſagt Hr. V., um zu beſtätigen daß Könige **Mauerhütten in England und Schottland** beſonders begünſtigt hätten (man ſ. oben S. 108): „Unter der Regierung K. Heinrichs VI. von England ward eine Geſellſchaft „italiäniſcher **Bauleute** (Caementariorum Societas) „durch eine Päpſtliche Bulle beſonders privilegirt.“ Hr. V. führt nicht an, welchem unzuverläſſigen Schriftſteller er dieſes Mährchen verdankt; **vermuthlich** iſt es aus einer Anmerkung in der deutſchen **Biographica Britannica** S. 741, auf eine verkehrte Art und ohne Unterſuchung abgeſchrieben. Daſelbſt iſt eine Stelle eines Briefes eines **Ungenannten** eingerückt, welcher Brief im J. 1697 geſchrieben ſeyn ſoll, aber gewiß bloß **erdichtet** iſt, da er läppiſche Legenden enthält. Der Verf. dieſes Briefes giebt vor, er habe **Nachrichten** von der ältern Geſchichte der Freymaurerey, aus **Sammlungen** genommen, welche **Aſhmole** hinterlaſſen hätte. Aber Aſhmole hat dergleichen **nicht** hinterlaſſen, wie ich in einer Anmerkung (74) zeigen werde. Dieſer Briefſteller ſagt auch ſehr ſchlau: „Aus der Sammlung des Hrn. Aſhmole „habe ich ſo viel herausbringen können, daß das Gerücht, „als ob unſere Geſellſchaft ihren Urſprung von einer Bulle „habe, welche der Papſt unter der Regierung Heinrichs des „3ten einigen italiäniſchen **Bauleuten** verliehen, durch „ganz **Europa** zu reiſen, und **Kapellen** zu erbauen, ungegründet ſey. **Eine ſolche Bulle iſt vorhanden** geweſen, und dieſe Bauleute ſind Maurer geweſen, dieſe Bulle „aber hat nach der Meinung des gelehrten Hrn. Aſhmole nur „zur **Beſtätigung** gedient, keinesweges aber unſere Brüderſchaft geſtiftet.“ Nun hat Hr. V., in ſeiner gewöhnlichen leichtſinnigen **Eilfertigkeit**, ein Statut **Königs Heinrichs VI. wider Mißbräuche der Handwerksmaurer**, deren Zunſt in der Biographia Britannica, unten in einer Note auf eben derſelben Seite, Caementariorum Societas genannt wird, obgleich das Statut nicht lateiniſch, ſondern franzöſiſch geſchrieben iſt (78), mit einer angeblichen päpſtlichen Bulle unter König Heinrich III. verwechſelt, und ſich eingebildet, dieſe Bulle ſey unter König Heinrich VI, lateiniſch, Caementariorum Societati gegeben. Aber eine ſolche Bulle hat nie exiſtirt. Der ſicherſte Beweis davon iſt folgender.

Von dem ſonſt rühmlich bekannten **Thomas Pownal** (gewöhnlich Governor **Pownal** genannt, weil er ehemal Gouverneur in Maſſachuſetsbay und Südkarolina war) ſteht im neunten Bande der Archaeologia Britannica or Miscellaneous Tracts relating to Antiquity, publiſhed by the Society of Antiquarians of London (1789 gr. 4.) S. 110 ff. eine intereſſante Abhandlung On the Origin and Progreſs of Gothic Architecture. In derſelben zeigt ſich, wie auch ein gelehrter und verſtändiger Mann in Irrthümer kann geleitet werden, wenn er die Legenden von dem alten Urſprunge der Freymaurerey nicht als Betrug erkennt; denn auch er verwechſelt **Freymaurer** und **Maurer**, und fragt im Ernſte, ob wohl die Freymaurer an der Erfindung der gothiſchen Baukunſt möchten Antheil gehabt haben? Er führt S. 123 und 124 dieſe Bulle an. Er erzählt: „Er habe ſich alle Mühe gegeben, in den Archiven „zu Rom dieſelbe zu finden. Der Bibliothekar des Vatikans ward im J. 1773 auf Pownal's Veranlaſſung darüber „befragt. Er durchſuchte das ganze Archiv des Vatikans, „und erklärte, nach langem vergeblichen Bemühen, es ſey „nicht die geringſte Spur von einer ſolchen Bulle vorhanden. Man wandte ſich darauf an den päpſtlichen oberſten „Archivar, einen Mann, der eine ſehr ausgebreitete Kenntniß von dergleichen Sachen hatte, dieſer gab aber eben-

„dieſelbe Antwort. Nun intereſſirte ſich der Papſt ſelbſt „hiebey, und befahl deshalb die genaueſte Unterſuchung; „aber es war nirgend Nachricht von einer ſolchen Bulle zu finden.“ Ueberhaupt beruhte die Vorausſetzung, daß eine ſolche Bulle vorhanden geweſen, auf nichts als auf das leere Vorgeben eines in die Biographia Britannica eingerückten Briefes, von welchem man nicht weiß, wer denſelben geſchrieben habe? an wen er geſchrieben ſey? und, wo er gefunden worden? Der Verfaſſer dieſes Briefes war alſo, wie ich auch in der 74ten Anmerkung bewieſen habe, da eine ſolche Bulle in Rom ſelbſt nicht exiſtirt, ein Betrüger, wie ſo viele ſind, welche freymaurериſche Legenden ausbrüten, und er hat ſich auf handſchriftliche Sammlungen von Aſhmole berufen, die nicht vorhanden ſind. Hr. Buhle aber iſt ein leichtſinniger und verwirrter Schriftſteller, der zweyerley ganz verſchiedene Sachen, und die noch dazu beide zur wahren Geſchichte der Freymaurerey gar nicht angeführt zu werden verdienen, mit einander vermengt.

S. 275 ſagt Hr. B., „die Freymaurerey enthalte nichts „Weſentliches — was nicht in der Fama und Konfeſſion „und den darauf folgenden Roſenkreuzerſchriften erklärt „und angedeutet wäre.“ Da ſetzt er freylich die Clauſula codicillaris noch hinzu: „oder wozu ſich nicht wenigſtens die „Keime und Veranlaſſungen in dieſen nachweiſen ließen.“ Was alſo nicht als in den Roſenkreuzerſchriften erklärt und angedeutet gelten kann, wird Hr. Buhle wohl als Keim und Veranlaſſung geltend machen! Aber S. 281 ſagt er ſchon beſtimmt: „Alle Symbole, die im Innern der Frey„maurerlogen für die erſten drey Grade vorkommen, ſie „mögen ſich auf den Salomoniſchen Tempel, auf das Licht „aus dem Oriente beziehen, oder einzelne Begriffe, Maxi-

„men und Philoſopheme ausdrücken, wie z. B. die „**Triangel**, **Quadrate**, **Zirkel**, andere geometriſche Figuren, das **Senkbley**, **Richtſcheit**, die **Wage**, der **Todtenkopf**, und ähnliche **Embleme**, ſind **roſenkreuzeriſch**.“ Ich habe oben S. 65 und 66 ſchon bemerkt, welche freymaureriſche **Sinnbilder** bey den Roſenkreuzern gewiß nicht zu finden ſind. Doch wäre ich auch neugierig, den **Zirkel**, **NB.** in ſofern er eine **geometriſche Figur** iſt (wie er bey Hrn. B. heißt, alſo eigentlich **Kreis**), in den drey erſten Graden der Freymaurerey, ſo wie den **Todtenkopf** auf einem **roſenkreuzeriſchen** Bilde nachgewieſen zu ſehen. Hr. B. ſetzt in der Anmerkung ferner hinzu: „Selbſt die Prädikate „**Ehrwürdig**, **Hochwürdig**, **Gerecht**, die ſich die Frey„maurerlogen und die **Brüder** in ihren Verhandlungen „beylegen, wurden zuerſt von den **Roſenkreuzern** einge„führt. Man ſehe die **Titel** der oben erwähnten roſen„kreuzeriſchen Schriften nach, und **Robert Fludd** de Sum„mo Bono p. 42.“ Hr. B. wird mir erlauben, ihn zu erinnern, daß ſehr viele Leute, außer den Roſenkreuzern und lange vor denſelben, ſind **Hochwürdig** und **Ehrwürdig** genannt worden, und daß alſo dieſe Benennungen der Freymaurer wohl auch einen ganz andern Urſprung haben könnten. Ferner erlaube er mir zu bemerken, daß ſich die Freymaurer nie unter einander **gerecht** nennen, ſondern, daß ſie nur (nach dem älteſten engländiſchen Rituale) die Logen von rechter Beſchaffenheit **gerecht** und **vollkommen**, oder auch in einem andern Syſteme **geſetzmäßig**, **verbeſſert** und **vollkommen** nennen, welche Benennungen im Style der Freymaurer aus guten Gründen collective genommen werden. Er wird aber nirgend nachweiſen können, daß die Roſenkreuzer je ſich ſelbſt oder ihre Verſammlungen **gerecht** und **voll**-

kommen oder geſetzmäßig oder vollſtändig genannt hätten. Gewiß nicht auf den **Titeln** der Roſenkreuzerſchriften, welche er meiſtens aus andern Büchern abgeſchrieben, und, wie man deutlich ſieht, größtentheils nicht ſelbſt geleſen hat. Aber in Fludd's Summum Bonum, in dem Buche, woraus Hr. B. ſo viel beweiſen will, wird wohl S. 42 der kräftige Beweis liegen! Wir wollen ſehen. Daſelbſt ſagt Fludd: „die Incolae Domus Sapientiae wären Fideles, „*justi*, Sapientes, *sancti*,“ u. ſ. w. Alſo, weil Fludd ſagt: die Bewohner ſeines **Hauſes der Weisheit** wären unter andern auch **gerecht**, ſo kömmt das gerecht der Freymaurer von den Roſenkreuzern! Vortreflicher Schluß! Müſſen etwa die Freymaurer auch **Gläubige** heißen, weil Fludd von Fideles redet?

S. 247 findet ſich abermal, wie **ganz gedankenlos** Hr. B. einen unzuverläſſigen Schriftſteller ausſchreibt. Hr. v. Murr ſpricht S. 55 ſeines Buchs von Fludd's Tractatus Apologeticus integritatem Societatis de R. C. defendens. Er ſagt davon: „Semler hat die in eben dieſem „**Jahre herausgekommene** deutſche Ueberſetzung dieſer „elenden Apologie mit Zuſätzen und einer Vorrede wieder „drucken laſſen.“ Hr. v. M. hatte kurz vorher vom J. 1617 und 1629 geredet, und in keinem von beiden Jahren iſt eine deutſche Ueberſetzung der Apologia erſchienen. Es iſt alſo gar kein Sinn darin, daß er ſagt, die deutſche Ueberſetzung ſey in **demſelben Jahre** herausgekommen; denn Semlers Buch, worauf er zielet, iſt im J. 1785 gedruckt. Gleichwohl ſchreibt Hr. B. S. 247 obige **verkehrte Nachricht** des Hrn. v. M. wörtlich ab (verſteht ſich, ohne anzuzeigen, daß er dieſen ausſchrieb), und vergißt nicht, auch das ſinnloſe „**in demſelben Jahre**“ mit abzuſchreiben. Aber das Beſte iſt, daß Semler nie eine deutſche Ueberſetzung von Fludd's Apologie hat wieder drucken laſſen. Der Titel des Buchs kann es ſchon zeigen. „D. J. S. Semlers Zuſätze „zu der teutſchen Ueberſetzung von Fludds Schutzſchrift für die „Roſenkreuzer. Halle, 1785. gr. 8." Nämlich, Semler nahm Gelegenheit von der im J. 1782 zu Leipzig herausgekommenen deutſchen Ueberſetzung, ſeine Entdeckung bekannt zu machen, daß ein Theil dieſer Apologie aus **Gutmanns Offenbarung göttlicher Majeſtät** ausgeſchrieben iſt. Aber Hr. v. M. hatte das Buch nicht recht angeſehen, und ſchrieb falſch, und Hr. B. ſchrieb dem Hrn. v. M. ohne **Nachdenken** getroſt nach, was er ſelbſt nicht kannte.

S. 249 ſind unten die Citationen: „Vergl. Katzaueri Diſſ. de Roſacrucianis, p. 5. (*G. Serpilii*) Verzeichniß „einiger raren Bücher S. 238," aus Hrn. v. M. Schrift S. 64 genommen, ohne es anzuzeigen.

S. 282 giebt Hr. B. vor, die den Freymaurern heilige Zahlen **Dreymal Drey** kämen aus des **Paracelſus Triangel der Natur**: „da der Triangel, als ſolcher, die drey „**Grundkräfte** als Principia primaria, und die Seiten „des Triangels, als ſolche, Principia ſecundaria, alſo die „Grundkräfte = 3 × 3 ſind." **Das Viermal Vier** der Freymaurer aber meint er, entſtände daher, daß Paracelſus und die R. C. die vier Elemente als Quadrat vorgeſtellt haben. Damit nun Niemand etwas hiewider einzuwenden ſich unterſtehe, thut Hr. B. den diktatoriſchen Ausſpruch: „Alle andere Erklärungen der heiligen maureriſchen Zahlen ſind falſch, „und manche derſelben ſind obendrein höchſtlächerlich."

Ob denn wohl Hr. B. alle Erklärungen kennen mag? In der 45ſten Anmerkung habe ich ihm allenfalls aus Fludd's Philoſophia Moyſaica den Saamen zu einer etwas verſchiedenen Erklärung der Zahl **Drey** nachgewieſen, und noch dazu iſt das daſelbſt entdeckte **Sinnbild der Zahl Drey** offenbar aus der Roſenkreuzerey in die Freymaurerey übergegangen. Hr. B. hätte dies auch finden können, und würde ſich nicht wenig darauf zu gute gethan haben, wenn er nur Fludd's, und anderer Roſenkreuzer-Schriften **wirklich durchgeleſen** und **ſtudirt** hätte.

Aber iſt denn auch Hrn. B. **Herleitung der heiligen Zahlen**, gegen die er alle andere ſo ſtolz verachtet, wohl ſelbſt richtig? Mit dem **Triangel** möchte es — dem erſten Anſcheine nach — **zur Noth** noch gehen, daß **Dreymal Drey** herauskomme. Aber mit dem **Quadrate**, worunter die Elemente vorgeſtellt wären, hinkt es etwas. Denn, ſollten wohl Paracelſus oder die R. C. **Viermal Vier Elemente** ſich gedacht haben? Das kann alſo wohl nicht ſeyn! Hr. B. läßt zwar hinterher ganz ſachte einfließen: „Es kommt da „auch ein **Viermal Vier** vor." **Da?** Ich frage, **Wo?** und **Wie?** So lange Hr. B. nicht nachweiſen kann, in welcher **Schrift des Paracelſus** oder eines bedeutenden Roſenkreuzers ein **Viermal Vier** vorkomme, unterſtehe ich mich zu behaupten, Hr. B. habe das Viermal Vier nur ſo leiſe eingeſchoben, um, wie er ſo oft thut, etwas zu erſchleichen, in Hoffnung, man werde dies nicht ſo genau unterſuchen. Und wenn er ja eine Stelle nachweiſen könnte, wo **Viermal Vier** vorkäme, ſo wird dies offenbar nicht auf die **Elemente** weiſen, aus denen nimmermehr **Viermal Vier** entſtehen kann. Alſo iſt Hrn. Buhle's Vorausſetzung **gewiß** „falſch," und **der Dünkel des Hrn. Hofraths**, womit er ſo dreiſt **alle andere** Erläuterungen für falſch zu erklären ſich anmaaßt, iſt **gewiß** „lächerlich."

Und noch Eins! Und zwar etwas ſehr Wichtiges! Ich habe mir ſagen laſſen, die Freymaurer ſprächen zwar von Dreymal Drey und Viermal Vier, eigentlich aber nie von Neun oder Sechzehn, und das ſoll daher kommen, weil es mit den Einheiten der freymaureriſchen Zahlen die beſondere Bewandtniß habe, daß einige davon größer wären als die andern. Wer daher den Urſprung dieſer ſogenannten heiligen Zahlen herleiten und ihre Bedeutung erklären will, müßte vor allen Dingen nachweiſen, warum von ihren Einheiten einige größer und einige kleiner ſind, denn dies wird wohl der Grund ſeyn, warum ſie nicht gewöhnliche Zahlen, ſondern der Freymaurerey eigen ſind. Da möchte doch gewiß des Paracelſus Triangel ſich keinesweges ſchicken wollen, denn der iſt ja gleichſeitig. Und von den vier Elementen ſind ja auch wohl nicht ein paar nur halb ſo groß wie die andern. Da würde das Quadrat entweder ſehr ungleichſeitig ſeyn, oder vielmehr es müßte ein Parallelogramm entſtehen, wenn die vier Elemente das Vorbild einer freymaureriſchen Vier ſeyn ſollten! Alſo iſt Hrn. Buhle's Erklärung aus dem Paracelſus offenbar ganz und gar nicht paſſend, iſt ſonach falſch, und man wird wohl eine andere ſuchen müſſen. O wenn doch Hr. B. recht verſtände was zu einer Sache gehört, und erſt alles recht überlegen wollte, was er ſchreibt, ehe er ſich herausnimmt, ſo dreiſt und deciſiv zu urtheilen!

S. 283 beliebt es unſerm Hrn. B. wegen der heiligen Zahlen der Freymaurer noch Folgendes zu ſagen: „Zum weitern Nachleſen empfehle ich Michael Maier's Atalanta „fugiens h. e. Emblemata nova de Secretis Naturae „(1617. 4.) p. 93 ſq. und die Schriften des Paracelſus „ſelbſt," welcher Empfehlung er den Ausſpruch beyfügt:

„Man muß die Quellen ſtudiren, wenn man über die Ge„ſchichte mitſprechen will.“

Hiebey findet ſich aber etwas ſehr Sonderbares! Des Paracelſus Schriften machen einige dicke Bände in Folio aus, und Hr. B. zeigt nicht an, in welchem Theile oder auf welcher Seite er uns empfiehlt nachzuleſen. Niemand wird doch deswegen den ganzen Paracelſus durchleſen ſollen? Maier's Atalanta fugiens hingegen iſt eine kleine Schrift von 211 Seiten in kl. 4., und bey dieſer kleinen Schrift iſt ganz genau die Seite 93 angezeigt. Wie mag es wohl zugehen, daß Hr. B. in dem Werke von vielen Bänden gar nicht, und in dem kleinen ſo genau die Seite, wo nachzuleſen iſt, anzuzeigen weiß? Ich glaube das Räthſel auflöſen zu können. Michael Maier's Schrift iſt ſo ſehr rar, daß ſie in den größten Bibliotheken nicht befindlich iſt, daß vielleicht davon nicht noch zehn Exemplare in ganz Deutſchland exiſtiren. Eben deßwegen iſt es ungereimt, den Leſern zuzumuthen, eine faſt nicht vorhandene Schrift nachzuſchlagen über die Criſen des Paracelſus, wovon in den bekannteſten Büchern Nachricht zu finden iſt. Ich wollte aber wohl wetten, daß Hr. B. ſelbſt dieſes ſo äußerſt ſeltene Buch nie geſehen, geſchweige geleſen hat. Der Augenſchein zeigt ja, daß er ſo viel nöthige Bücher, und welche allenthalben zu haben ſind, ſich nicht die Mühe gegeben hat nachzuſehen. Aber ich hatte auf dem Titelkupfer des IIten Theils meines Verſuchs Fig. IV. ein Sinnbild aus dieſem Buche Maier's in Kupfer ſtechen laſſen, und S. 213 bemerkt, es ſtehe daſelbſt auf der 93ſten Seite. Hr. B. ſah auf dem Sinnbilde ein Quadrat und einen Triangel, und glaubte alſo, er könne ſich ſchon das Anſehen geben, als habe er die rarſten Roſenkreuzerſchriften ſtudirt, und citirte alſo ſehr genau S. 93, weil er dieſe Citation bey mir fand. Vom Paracelſus aber citirt er keine Seite, weil er über den Triangel und Quadrat nicht den Paracelſus ſelbſt nachgeleſen, ſondern deſſen ſehr bekannte Träumerey über die Grundkräfte der Natur und die vier Elemente aus dem erſten beſten Buche genommen, und dem Paracelſus noch dazu **Viermal Vier** angedichtet hatte. Er hat wahrlich nicht die **Quellen** ſtudirt und hat alſo gegen ſich ſelbſt das Urtheil gefällt, daß er in der **Geſchichte** nicht mitzuſprechen hat. Ich kann verſichern, daß auf S. 93 ff. von der **Atalanta fugiens** von 3 und 4 nichts weiter vorkömmt, als was ſchon allgemein bekannt iſt, und Maier handelt da hauptſächlich von ganz etwas Anderm, nämlich von der myſtiſchen Verwandelung der **Zirkellinie**, worin **Mann und Weib** ſtehen, in ein **Quadrat**, dieſes **Quadrats** in einen **Triangel**, und dieſes wieder in die **Zirkellinie**. Da geht alſo der Weg von **Vier** zu **Drey**. Wie kann denn dieſes auch nur im geringſten auf die freymaureriſche Zahlen **Drey** und **Vier** angewendet werden? Wird denn da jemals, wenn man zur Vier gelangt iſt, dieſe wieder in **Drey** verwandelt? Wie betrüglich iſt doch der Schein von Kenntniß und Gelehrſamkeit, welche ſich Hr. B. zu geben ſuche! Und wie troſtlos kontraſtirt dieſer leere Schein mit ſeinen ſo dreiſten als grundloſen Behauptungen! Dies iſt ein neues Beyſpiel, daß Hr. B. ſich nicht bemühte, die **Quellen der Geſchichte der Roſenkreuzer** zu ſtudiren, und alſo nicht berechtigt iſt, **darüber mitzuſprechen!**

S. 187 iſt die Nachricht und Citation aus Spratt, aus dem Iten Theile meines Verſuchs S. 189 abgeſchrieben, ohne es anzumerken, und Hr. B. hat alſo dasjenige, worauf ſich die Citation beziehet, eben ſo wenig ſelbſt gefunden, als ſo vieles Andere.

S. 289 ſagt Hr. B.: „Um es beyläufig zu erinnern, „wer noch nicht weiß, daß ſchon Horaz Freymaurer war, „leſe das Buch: Eſſay ſur les N. N. p. 95. Es kommen „nämlich bey jenem: Hora quota eſt? — Poſt mediam „noctem (Hoch Mitternacht) — et cogit dextram porrigere, und ähnliche höchſt auffallende Aeußerungen vor!!“ Die Bemerkung, daß der Verf. des Eſſai ſur les N. N. dies alberne Zeug verbrachte, nebſt der Citation, hat Hr. B. aus meinem Verſuche (Ir Theil S. 165) wörtlich abgeſchrieben, ohne es anzuzeigen. Nur hat es ihm beliebt, die ähnlichen höchſt auffallenden Aeußerungen hinzuzuthun; dagegen wegzulaſſen, daß ich hinzuſetze: „Wenn „man, wie der Verfaſſer des Eſſai ſur les N. N., alle Zeiten und Oerter durch einander wirft, wenn man zur Geſchichte willkürliche Zuſätze macht, wenn man alle geheime „Geſellſchaften, ſo ſehr verſchieden ſie geweſen, in Eine bringen will — ſo kann man in der That beweiſen was man „will, und verdient keine Widerlegung.“ Vielleicht hat ihm ſein Gewiſſen geſagt, daß er es im Grunde mit den geheimen Geſellſchaften eben ſo gemacht hat!

Hätte ich ihm noch einige andere Stellen aus den Alten nachgewieſen, ſo würden ſie ihm vermuthlich eben ſo höchſt auffallend geweſen ſeyn, und er hätte ſie vielleicht auch nachgeſchrieben, um ſich mit erborgter Beleſenheit ein Anſehen zu geben. Z. B. die Stelle im **Minucius Felix**, worin berichtet wird, „daß die erſten Chriſten ſich an geheimen „Kennzeichen (76) erkannten, und ſich Brüder und „Schweſtern nannten.“ Oder im **Makrobius**: daß die Pythagoräer die Zahl Acht die Gerechte und die Volle nannten (77), woraus er mit ein wenig Schematismus höchſt auffallend die Benennung der **gerechten und vollkommenen** Freymaurerlogen noch leichter hätte herleiten können, als aus einer Stelle Fludd's (man ſ. oben S. 116), worin doch weiter nichts als das Wort gerecht vorkömmt. Oder die Stelle im **Makrobius**, wo es, beynahe wie beym Paracelſus, heißt: „Daß aus den **vier** „**Elementen** und deren **drey** Zwiſchenräumen **die Körper** „entſtehen, daß die Pythagoreer die **Vierheit**, von ihnen „τετρακτυς genannt“ (welche freylich vielleicht eben ſo wenig die Zahl **Vier** bedeutet, als die freymaureriſche Zahl **Vier**, nach Hrn. B. weiſer Auslegung, die **vier Elemente**) „als zur „**Vollkommenheit der Seele gehörig**, als ein **Geheim**„**niß** verehret, daß die Zahl **Drey** die drey **Theile der** „Seele bezeichnet, daß in der Muſik die Zahl **Vier** von der „größten **Wichtigkeit** iſt, daß daher Virgil, dem **kein Wiſ**„**ſen verborgen blieb**, von denjenigen, die **ganz** ſeelig „ſind, ſagt:

„O terque quaterque beati!“

Was wäre ſonach wohl natürlicher, als daß **Virgil**, der vertraute Freund des Freymaurers Horaz, der Mann, dem die Zahlen **Drey** und **Vier** ſo wichtig waren, zumal, da er hier *nullius disciplinae expers* genannt wird, **auch ein Freymaurer geweſen wäre**; wie denn auch der gelehrte Verfaſſer des *Eſſai ſur les N. N. ou ſur les Inconnus* ſchon wirklich l. c. den **Virgil** und **Varius** zu **Freymaurern**, und höchſt auffallend den **Mäcenas** zum **Meiſter vom Stuhle** macht. Da vollends nun Makrobius ſelbſt (78) **Sonne** und **Mond**, Zeichen, welche den Freymaurern ſo wichtig ſind, durch die Zahlen **Sieben**, **Vier** und **Drey** ſogar regieren läßt, ſo macht er ſich ſelbſt des Freymaurerthums auch ſehr **verdächtig**; ja er mag wohl gar hoch hinauf, bis zum Franzöſiſchen Schottiſchen Baumeiſtergrade gekommen ſeyn, welchem die Zahl Sieben heilig iſt, zumal, da dieſen Hr. Buhle ohnedies für ſo ſehr alt hält! Dieſe Stellen des Makrobius, im Ernſte auf die Freymaurerey angewendet, ſind wenigſtens eben ſo höchſtauffallend lächerlich, als wenn der Verfaſſer des Eſſai ſur les N. N. ganz ernſthaft ſagt: Horaz beſchreibe ſeine Aufnahme zum Freymaurer mit den Worten:

Toga defluit et *male laxus*
In pede calceus haeret;

er zeige an, daß er zweyter Vorſteher geworden, mit den Worten:

Poſſit qui ferre *ſecundas;*

er beſchreibe die Tafelloge, wenn er ſagt:

Pingimus atque
Pſallimus,

und deute die Kette an, durch das

Concurrit dextra laevae!

S. 302 übertrifft Hr. B. wahrlich noch den in der Freymaurerey ſo hellblickenden Verf. des Eſſai ſur les N N. an freymaureriſchem Scharfſinne. Er erzählt daſelbſt: Im Summum Bonum, dem Buche welches er für höchſtklaſſiſch in der Freymaurerey hält, werde S. 37 geſagt: „Ex „Caepha ſeu Aben mortuis lapides vivi ſacti ſunt homines pii, idque transmutatione reali ab Adami lapſi „ſtatu in ſtatum ſuae innocentiae et perfectionis, h. e. „a vilis et leproſi plumbi conditione in auri puriſſimi „perfectionem, idque mediante auro illo vivo, lapide „philoſophorum myſtico, Sapientia dico et emanatione „divina.“ Dies iſt nun Fludd's höchſtweiſer myſtiſcher Kabbala ganz gemäß. Aber der noch myſtiſchere Hr. B. ſetzt mit geheimnißvoller und höchſtweiſer Miene hinzu:

„Die Maurer unter den Leſern werden ſich bey dieſer Stelle „eines Gebrauchs erinnern, der bey einem Aufzunehmenden, „ehe man ihn in die Loge einführt, in Anſehung des Metalls „beobachtet wird. Hier zeigen ſich die **Urſache** und der „**Sinn des Gebrauchs**. Er iſt ein Symbol des Ueberganges des **Kandidaten aus dem verderbten Zuſtande ſeit** „**Adams Fall**, in einen **Stand der Unſchuld und Vollkommenheit**.“ Ohne ſolche Anweiſung würde wohl kein vernünftiger Freymaurer bey **Fludd's** alberner ſchematiſirender Stelle an den Gebrauch je gedacht haben, worauf hier gezielt wird. Alſo! weil der Neuaufzunehmende **alles Metall** bey ſeiner Aufnahme entrathen kann, ſo **wird er das durch aus ſchäbigem Bley zum reinſten Golde!** welches aber freylich auch **ein Metall** iſt; und dies geſchieht **durch das lebendige Gold, die göttliche Emanation!** Iſt das nicht allerliebſt? Wahrlich derjenige iſt terque quaterque beatus, welcher **Urſache** und **Sinn** ſo **höchſtauffallend** aus der Tiefe des Schematismus herauszuziehen vermag!

S. 212 beliebt es Hrn B. über mich zu ſpotten. Ich brauche nämlich gewöhnlich, und wie ich glaube, mit Recht, das Beywort engländiſch, von Dingen die in Bezug auf England ſtehen. Darüber ſagt Hr. B. hohnlächelnd: „Hr „Nicolai ſchreibt **Engländiſch**, was eben ſo **ſprachrichtig** „iſt, wie **Dänemarkiſch** ſtatt **Däniſch**.“ Ich will Niemand verdammen, wenn er das Wort engliſch braucht, da dieſe Abkürzung ſo ſehr gewöhnlich geworden iſt. Hätte aber Hr. B. nur etwas nachgedacht, ehe er Andere belehren wollte, ſo würde er gefunden haben, daß, gerade aus ebenderſelben Urſache, warum man **Däniſch**, nicht aber **Dänemarkiſch** ſchreiben muß, der Sprachrichtigkeit wegen, eigentlich **Engländiſch**, nicht **Engliſch**, zu ſchreiben iſt;

ſelbſt, wenn man nicht darauf denkt, die Verſchiedenheit der Bedeutung von anglicus und angelicus anzuzeigen. Alle die Adjektive, wodurch wir die Sprache, die Beſchaffenheit, die Verfaſſung u. ſ. w. der verſchiedenen Länder bezeichnen, werden ja im Deutſchen allgemein nicht von der **Benennung des Landes**, ſondern von der Benennung der **Einwohner**, gebildet. Wir ſagen:

Dänemark, der Däne, däniſch.
Deutſchland, der Deutſche, deutſch.
Frankreich, der Franzoſe, franzöſiſch.
Portugall, der Portugieſe, portugieſiſch.
Rußland, der Ruſſe, ruſſiſch.
Schottland, der Schotte, ſchottiſch.
Wälſchland, der Wälſche, wälſch.

Hingegen:

Holland, der Holländer, holländiſch.
Liefland, der Liefländer, liefländiſch.
Südland, der Südländer, ſüdländiſch.
England, der Engländer, engländiſch.

Die beſten deutſchen Wörterbücher: **Adelung; Friſch, Heniſch, der Spate**, haben das Wort **Engländiſch**, bloß mit der Bemerkung, daß es gewöhnlich in **Engliſch** zuſammengezogen werde. Schon Gottſched brauchte beſtändig das Wort **Engländiſch**. Mehrere gute Schriftſteller desgleichen. Z. B. Büſching ſchreibt: „die engländiſche Sprache, „die engländiſche Kirche, die engländiſchen Rechtsgelehrten.“ Alles Obige müßte billig derjenige wiſſen, der unternehmen will, darüber zu urtheilen, ob man bloß das Beywort Engliſch, oder vielmehr **Engländiſch** brauchen müſſe. Wer ſich aber ſo weit vergißt, daß er über einen Schriftſteller, der das ſprachrichtige Wort **Engländiſch** braucht, als über einen Unwiſſenden ſpötteln will, zeigt nur, wie kurzſichlig er ſelbſt iſt, und wie unüberlegt er urtheilt. Wenn Hr. V. vermeint, er müſſe für ſo pünktliche Sprachrichtigkeit ſorgen, ſo hätte er ſelbſt nicht, indem er einen Andern wegen Sprachunrichtigkeit anklagen will, was anſtatt welches brauchen ſollen.

Auf der 31ſten S. behauptet Hr. V. **mit größter Dreiſtigkeit eine derbe Unwahrheit** von dem engländiſchen Worte Myſtery, **bloß weil er mir widerſprechen und mich verunglimpfen** will; denn bey dieſer Gelegenheit beſchuldigt er mich: „Ich hätte die Freymaurerey mit einem **Geheimniſſe aus meiner Fabrik** beſchenken wollen.“ Er ſagt: „Das Wort Myſtery, von **Zünften** gebraucht, bedeutet **nichts weiter als Meiſterſchaft.** — Jede Kunſt und Handwerk haben allerdings ein Geheimniß, aber dies Geheimniß iſt das **Meiſterſtück**, wodurch ſich Jeder zum **Mitgliede der Zunft** qualificiren muß, und das natürlich niemand machen kann, der nicht die Kunſt oder das Handwerk **zunftmäßig** gelernt hat.“ Dies alles iſt von Hrn. V. bloß **erdacht.** Johnſon’s und aller Andern Wörterbücher ſagen, Myſtery, von **Zünften** gebraucht, bedeutet *trade, calling*, alſo auf alle Weiſe, **das Handwerk, das Gewerbe, die Zunft ſelbſt**, nimmermehr aber die **Wiſſenſchaft** oder das **Meiſterſtück.** Das Wort Maſter wird nicht Miſter oder Myſter geſchrieben; zwar wenn es die höfliche Anrede Herr bedeutet, wird es Miſter ausgeſprochen; ſobald es aber einen **Meiſter** oder **Herren** bedeutet, lautet es *Maſter.* Alles was Hr. V. hier vorbringt iſt ganz verkehrt, und zugleich ohne alle Kenntniß der Verfaſſung der Zünfte und Handwerke in England. Es iſt lächerlich zu ſagen, ein **Meiſterſtück** ſey das Geheimniß eines Handwerks. Ein **Meiſterſtück**, in ſofern es ein meiſterhaft gelungenes

Werk in irgend einer Kunſt bedeutet, heißt a Maſter-piece. Aber von den **Handwerkern** in England wird nie das, was wir in Deutſchland ein **Meiſterſtück** nennen, **gefordert oder gemacht**; d. h. eine Arbeit ihres Handwerks, „wodurch „ſie ſich qualificiren, das Meiſterrecht in ihrer Zunft zu erlangen.“ Verſchiedene Engländer, welche ich darum gefragt habe, wußten nichts davon, und **Chambers** in ſeiner Encyklopädie ſagt ausdrücklich: „Maſter-piece oder Chef-d'oeuvre werde von den **Franzoſen** in der beſondern „Bedeutung gebraucht, für ein Werk, das diejenigen, welche „in einer Kunſt oder in einem Handwerke Meiſter werden „wollen, machen müſſen, zum Zeichen ihrer Fähigkeit dazu.“ Das **Meiſterrecht**, welches Jemand in einem **Handwerke** oder in irgend einer **Innung** gewinnt, das **Zunftrecht**, welches er als Mitglied einer Myſtery erlangt, heißt in beiden Fällen auf engländiſch Freedom, weil Jeder, der das Recht zu einer Geſellſchaft oder Zunft erhält, in Abſicht dieſes Rechts *Free* heißt, wie ich dieſes ſchon im Iten Theile meines Verſuchs S. 195 angezeigt habe. Ich will es durch ein neues Beyſpiel beſtätigen, ſo ekelhaft es auch iſt, den Beweis einer ganz bekannten Sache führen zu müſſen, weil ein ſolcher **unwiſſender Verderber der hiſtoriſchen Wahrheit**, wie Hr. B. in ſeinem Buche über Freymaurerey iſt, **die bekannteſten Dinge nicht kennt**, und dreiſt **die Unwahrheit behauptet.** In dem Leben des durch ſeine Romane berühmten **Richardſon**, welcher ein **Buchdrucker** war, ſagt ſeine Lebensbeſchreiberinn Frau **Barbauld**: „After „the expiration of his *apprenticeſhip*, our author continued five or ſix years *working* as a *compoſitor* and corrector of the preſs to a *printing-office*, and part of „the time as an *overſeer*“ (die deutſchen Buchdrucker nennen dies Faktor): „and, at length thus working his „way upwards into daylight, he took up his *freedom*, „and *ſet up for himſelf*.“ (79) Kann etwas deutlicher ſeyn! Wenn der Lehrling in das Handwerk oder in die Kunſt eingeſchrieben wird, ſo ſagt man, he is *bound apprentice*; ſo lange er als Geſelle arbeitet, iſt er immer noch an irgend einen Meiſter gebunden, bey dem er arbeitet, ſobald er aber das Meiſterrecht gewinnt, iſt er nun *free*. Daher heißt es auch in dem älteſten bekannten Freymaurerkatechiſmus des dritten Grades:

M. B. ſhall make you *free*,

d. h. M. B. macht dich zum Meiſter. Hr. V. denkt ferner gar nicht daran, daß die Engländer das Wort Myſtery nicht bloß von einem Handwerke oder von einer Kunſt, ſondern überhaupt von jeder Zunft brauchen. Er wird, wie ich ſchon in meinem Iten Th. S. 198 angeführt habe, in *Maitland's* Hiſtory of London S. 598 ff. unter andern the myſtery of the grocers, the myſtery of the fiſhmongers, the myſtery of the ironmongers, the myſtery of the barbers, the myſtery of the cooks, the myſtery of the tallow-chandlers finden. Wie könnten denn die Gewürzkrämer, die Fiſchhä[illegible], die Eiſenhändler, die Talghändler, die Barb[illegible] [illegible] Köche wohl ein Meiſterſtück machen, um ſich zu [illegible], in ihre Zunft zu treten, wenn auch ſonſt in En[illegible]and bey den Handwerken ein Meiſterſtück gemacht würde? Oder kann etwa Niemand barbieren und kochen, nicht mit Fiſchen oder mit Eiſenwaaren handeln, wenn er es nicht zunftmäßig gelernt hat? Hrn. V. Erklärung iſt alſo ganz ungereimt. Die Zunftverfaſſung entſtand allerdings zuerſt aus den Handwerken; aber es ſind in London gar manche Zünfte, welche nicht aus Handwerken beſtehen, und auch von dieſen wird das Wort Myſtery gebraucht, obgleich keine eigentliche Meiſter darin ſind, ſondern nur ſolche Perſonen, welche das Zunftrecht erhalten haben, d. h. *free* ſind in dieſem *Myſtery*. Wenn daher etwa Hr. V. ſich wieder hinter ein Wort ſtecken, und nun vorgeben wollte, er habe durch das Wort Meiſterſchaft die ganze Verſammlung der Meiſter gemeint, ſo kann dieſe Ausflucht ebenfalls nicht gelten.

Hatte ich nun alſo nicht Recht, im Iten Theile meines Verſuchs bemerklich zu machen, daß wenn man das Wort Myſtery, ſonderlich in Schriften welche abſichtlich verfaßt ſind um dies und jenes zu verdecken, gebraucht findet, man auf ſeiner Hut ſeyn müſſe, ob auch wirklich von einem Geheimniſſe die Rede ſey, um ſich nicht etwa ein Geheimniß aufbinden zu laſſen, wo noch keines iſt? Wenn z. B. der Verfaſſer der *Maſonry diſſected* ſagt: the *Art* and *Myſtery* of Maſonry käme vom Thurme zu Babel her; hatte ich denn nicht gute Urſache, in meinem IIten Theile S. 240 aufmerkſam zu machen, ob dies heißen ſolle: die Kunſt und das Geheimniß, oder die Kunſt und die Zunft? Und wenn eben der Verfaſſer ſagt: die Freymaurerey ſey um das J. 1731 by ſome *occult Myſtery* zu verbeſſern geweſen, hatte ich wohl ſo ſehr Unrecht, a. a. O. zu ſagen: dies könne hier nicht füglich ein geheimes Geheimniß bedeuten, ſondern etwa eine geheime Zunft (welches ſehr ſchlau unter dem Doppelſinne des Myſtery verſteckt wurde). Und würde denn die Sache beſſer, wenn es nach Hrn. V. (wider die Natur der engländiſchen Sprache und Handwerksverfaſſung erſonnenen) Ueberſetzung durch ein geheimes Meiſterſtück verdolmetſcht würde? Meine Abſicht war, anzudeuten, man müſſe den Schriftſtellern über die Freymaurerey, welche beſtändig mit

Worten ſpielen, ſich hinter zweydeutige Ausdrücke ſtecken, und wenn ſie ſich in die Stellung zu ſetzen ſcheinen, ſie wollten uns recht geſunde Nahrung reichen, uns die Biſſen vor dem Munde weggaukeln, recht genau auf die Finger ſehen, und beſonders deshalb auch auf die verſchiedene Bedeutung der Wörter ſehr Acht geben. Hatte ich nicht Recht, dieſes zu thun? und wäre es nicht gut geweſen, wenn Hr. B. ſich deſſen auch befliſſen, ſich beſſer unterrichtet, und nicht da getadelt hätte, wo er nicht recht weiß, wie die Sachen zuſammenhangen?

S. 334 behauptet Hr. B. mit ſeiner gewöhnlichen Dreiſtigkeit: „der Namen Hiram ward von den älteſten Freymaurern auch als ein Anagramm verſtanden. H. I. R. A. M. hieß ihnen *Homo Jeſus Redemptor Animarum.* Andere deuteten den Namen: *Homo Jeſus, Rex Altiſſimus Mundi.*“ Er ſetzt hinzu: „Aber womit will der B. dieſe anagrammatiſche Bedeutung des Worts Hiram beweiſen? — Je nun, man braucht nicht alles zu thun was man thun könnte. Von den Hiſtorikern unter den Leſern, die ich allein für kompetente Beurtheiler dieſes Buchs halten kann, wird mich keiner um den Beweis fragen. Er würde ſonſt nur in ſeiner Perſon den Hiſtoriker kompromittiren.“ Iſt dies Ernſt, ſo iſt es die unverſchämteſte Unwahrheit die je geſchrieben worden. Aber die Worte ſind ſo pfiffig geſtellt, daß, wenn jemand nach dem Beweiſe einer ſo albernen Behauptung fragen möchte, Hr. B. allenfalls ſagen kann: Sehe Ihr denn nicht daß ich nur habe ſpaßen wollen! Mittlerweile erſchleicht er die Idee, daß gewiſſe noch exiſtirende Freymaurer, die wirklich träumen, Hiram ſollte Chriſtus vorſtellen, und wovon ihm ein gläubiger Bruder etwas mag bekannt gemacht haben, die älteſten Freymaurer wählen, welche die älteſte echte Freymaurerey hätten, wovon Hr. B. in ſeinem Buche ſo oft redet, als kennte er ſie vollkommen, und Er allein! — In der Templariſchen Freymaurerey ward das Wort Hiram ausgelegt: *Hugo Initiatus, Igne Raptus Atrociſſimo, Molay.* Wird deswegen ein vernünftiger Menſch glauben, daß die Tempelherren im vierzehnten Jahrhunderte den Hiram gekannt hätten?

S. 337 giebt Hr. B. abermal ein komiſches Beyſpiel, daß er von den bekannteſten Dingen nichts weiß, die zur ältern Geſchichte der Freymaurerey gehören. Er will ſeine Leſer überreden, die Freymaurer hätten deshalb ihre Verſammlungen, und zwar ihre erſten Verſammlungen, in dem Zunfthauſe der Handwerksmaurer zu London gehalten, weil die Roſenkreuzer ihre Allegorie vom Bauen genommen hätten. Dazu giebt er folgenden poſſierlichen Grund: „Daß der Orden der Freymaurer mit einer kleinen Privatgeſellſchaft, meiſtens aus Gelehrten beſtehend, anfing, die ſchwerlich reich genug waren, um auf eigene Koſten ein Logengebäude, oder auch nur einen Logenſaal, ſo einrichten und dekoriren zu laſſen, wie ſpäterhin geſchah; und daß ſie, wenn es ihnen auch nicht an Vermögen gefehlt hätte, doch bey der Heimlichkeit, mit der ſie zu Werke gehen wollten, alle Urſache hatten, das Aufſehen im Publikum zu vermeiden, das ſie durch eine förmliche Anlegung eines ſolchen beſondern Gebäudes oder Saales für eine geheime Geſellſchaft zu einem geheimen Zwecke erweckt haben würden.“ Hr. B. meint wohl, zur Freymaurerey gehöre nothwendig ein dekorirter Logenſaal! Er weiß alſo nicht, daß noch bis in das erſte Drittel des

18ten Jahrhunderts die Freymaurerſymbole in den Logen auf dem Boden in Sand gezeichnet wurden, ſo daß man ſie bey der geringſten Ueberraſchung mit den Füßen verwiſchen konnte? woher es eben kömmt, daß, auch nachdem die Freymaurerey keine Ueberraſchung mehr zu fürchten hat, die Teppiche noch auf dem Fußboden liegen. Ehe die Teppiche aufkamen, war es in den meiſten Logen gewöhnlich, die Figuren bey jeder Verſammlung mit Kreide auf dem Fußboden zu zeichnen. Ich kenne noch alte Freymaurer die dieſes ſahen, und Einen, deſſen Amt es war, jedesmal die Figuren zu zeichnen. Ich ſelbſt habe geſehen, daß in einer Loge die ſich verborgen halten mußte, die Figuren bloß auf einem Bogen Papier gezeichnet waren.

Es iſt ſehr ungereimt, wenn Hr. V. ebendaſelbſt vorgiebt, der Verſammlungsort der Meiſter der Maurerzunft hätte den Freymaurern „ſchon eine Loge und die meiſten „Symbole dargeboten welche ſie nöthig hatten.“ Woher weiß er denn, daß die Handwerksmaurer in ihren Verſammlungen Symbole hatten? Er ſagt S. 336, als wüßte er es dergeſtalt gewiß, daß ein Hiſtoriker ſich kompromittiren würde, wenn er nach Beweis fragte: „Es gehörten „zur Dekoration des Verſammlungsſaals der Mauer„werker ſchon Modelle vom Babyloniſchen Thurme, vom „Salomoniſchen Tempel, oder Tapeten, auf denen dieſe „abgebildet waren, nebſt andern Attributen des Maurer„handwerks.“ Wohin denkt Hr. V.? Der Verſammlungsort von Handwerksmaurern ſollte ein Modell vom Babyloniſchen Thurme gehabt haben? Wozu? Nicht einmal Architekten, geſchweige Mauermeiſter, haben ſich um den Babyloniſchen Thurm zu bekümmern. Wozu hätten ſich Mauermeiſter ein koſtbares Modell vom Salomoniſchen

Tempel anſchaffen ſollen, welches ſelbſt den Platz von einem halben Saale erfordern würde? **Und Tapeten!** Wenn er ſo unwiſſend war, nicht zu wiſſen, daß in der erſten Hälfte des 17ten Jahrhunderts **Tapeten** nur bey Fürſten und ſehr reichen vornehmen Herren zu finden waren, ſo hätte er ſeinen Kollegen, den Hrn. Hofrath Joh. **Beckmann**, nur um Auskunft bitten dürfen. Dieſe **Dekorationen** im **Verſammlungsſaale** der Mauerwerker ſind eine **willkürliche unhiſtoriſche Erdichtung** eines **Mannes**, welcher die **Stirn** hat zu ſagen: „daß er „**nur Hiſtoriker für kompetente Richter ſeines Buchs** „halten könne!“

Und noch ſetzt **Hr. B. S. 337** die **wiſſentliche Unwahrheit** hinzu: „**Die Verſammlung** der Meiſter „der **Maurerzunft** ſey **bey verſchloſſenen Thüren** gehalten „worden.“ So liſtig weiß er **ganz** falſche **Nachrichten** einzuſchieben, um für ſeine willkürlichen Behauptungen **etwas zu erſchleichen!**

S. 339 iſt ein **abermaliges auffallendes Beyſpiel**, wie treflich ſich **Hr. B.** auf **Erſchleichungen verſteht.** Dabey wird zugleich recht deutlich offenbar, **wie wenig** er, der ſich rühmt **kritiſche Unterſuchungen** angeſtellt zu haben, **genau nachſieht**, wenn er **ausſchreibt**, **wie** er Bücher citirt die er **nicht geleſen** hat, **wie** fein er ſich nicht will merken laſſen, **aus welchem** Buche er **abſchrieb**, und wie er **willkürlich zuſetzt was ihm beliebt. Er ſagt:** „**Die erſte förmliche** „**Freymaurerloge**, nämlich die **wir kennen**, und durch welche „**erſt** der Namen **Freymaurer im Engliſchen** Publikum, „ſofern er nicht eigentliche **Mauerwerker** anzeigte, **bekannt** „**wurde**, verſammelte **ſich** zu **London**, wie wir ſprechen „**würden**, in der **Maurerherberge (Maſon's-Hall, in Ma-**

„ſon's Alley Baſinghall - Street). In dieſe Loge wurde „**Elias Aſhmole** im J. 1646 aufgenommen. Es mögen „vorher **Privatzuſammenkünfte der Stifter der Freymaurerey an mehrern** Orten und in andern Häuſern „**Statt gefunden** haben; in der Lebensbeſchreibung des „**Aſhmole wird** ausdrücklich einer ſolchen Verſammlung zu „**Warrington** in Lancaſhire erwähnt." Daß er das Wahre in dieſen Nachrichten **bloß aus meinem Verſuche** genommen hatte, hütete er ſich wohl zu geſtehen; daß er ſie unrichtig und verkehrt auslegte, wußte er vermuthlich bey der Haſtigkeit und dem Leichtſinne womit er ſchrieb, ſelbſt nicht; daß er aber dazu **eigene ganz falſche Zuſätze** machte, mußte er wiſſen, und ſchämte ſich doch nicht. Er citirt ganz dreiſt unter obiger Stelle: „**Biographia Britannica** S. 740 nach „**der deutſchen Ueberſetzung**;" gerade, als ob er dieſe Stelle nachgeleſen hätte, und als ob daſelbſt, nämlich auf der **von ihm citirten S. 740, Alles berichtet wäre**, was ihm **beliebt zu behaupten**. Die Sache hängt folgendergeſtalt zuſammen.

Ich hatte im Iten Theile meines Verſuchs S. 190 geſagt: **Es** ſey, um das J. 1646, in England **eine Geſellſchaft zur Erforſchung** der **Natur errichtet worden, welche noch mit Alchymie, Aſtrologie und Theurgie** ſey **vermiſcht** geweſen. **Ich ſpreche S. 191 von den** erſten **Gliedern** dieſer Geſellſchaft, und nenne darunter auch **Elias Aſhmole**. Ich ſetze noch hinzu: „Es war auch ſchon zu **Warrington** in **Lancaſhire** eine Zuſammenkunft gehalten worden, aber in „**London** bekam die Geſellſchaft **ihre Konſiſtenz**." Es war damal, meiner Meinung nach, der Zeitpunkt, wo dieſe **roſenkreuzeriſch-phyſikaliſche Geſellſchaft** ſich dergeſtalt bildete, daß daraus die **Freymaurerey** entſtand. Ich fügte in der angeführten **Stelle** (wo ich NB. **keinesweges von Aſhmole** in Abſicht auf ſeine **Aufnahme** und eben ſo wenig als von einem **Stifter** rede) nicht **ausdrücklich** hinzu, daß die **Verſammlung in Warrington** eine **Freymaurerverſammlung** geweſen iſt, weil ich ungewiß war, in wiefern bey dieſer **Zuſammentretung** im J. 1646, die Geſellſchaft, als ſie ſich nach und nach bildete, durch die Vereinigung mehrerer Glieder, deren **Meinungen** anfänglich **gewiß nicht ganz identiſch** waren, wenn ſie gleich über mehrere Dinge gemeinſame Ideen haben mochten, ſchon **zur eigentlichen Konſiſtenz** gekommen ſey. **Warrington** aber war damal, in gewiſſem Betrachte, ein ſehr **merkwürdiger Ort.** Ich bekenne, daß ich durch meine nicht genug beſtimmte Aeußerung zu einem Mißverſtändniſſe kann Gelegenheit gegeben haben. Indeß, ich citirte: „S. 740 der überſetzten Lebensbeſchreibungen aus der „**Biographia Britannica**“ (weil ich damal das engländiſche Original von **Aſhmole's Leben** noch nicht beſaß). Hätte Hr. V. mir **dieſe Citation** nicht bloß **nachgeſchrieben,** ſondern die Stelle **wirklich angeſehn,** ſo würde er gefunden haben, daß **Aſhmole in einer Loge zu Warrington,** im J. 1646, zum Freymaurer aufgenommen ward. Alsdann hätte er denn füglich meinen allzuunbeſtimmten **Ausdruck,** wenn er gewollt hätte, mit Rechte rügen können; ob dieſer gleich nichts weſentlich Falſches ſagt. Aber zugleich würde er auch gefunden haben, daß die **erſte förmliche Freymaurerloge** die wir kennen, **nicht in London,** und nicht in der dortigen *Maſon's-Hall* geweſen iſt, wie es ihm beliebt anzugeben, und daß Aſhmole **nicht** zu London in **Maſon's-Hall** iſt zum Freymaurer **aufgenommen** worden. Sollte er etwa eine Ausflucht darin ſuchen, daß er ſagt: „In dieſe Loge ward „Aſhmole im J. 1646 aufgenommen,“ nicht aber in dieſer

Loge; und alſo vorgeben wollen, er habe gemeint, Aſhmole ſey im J. 1646 nur zum **Mitgliede der vermeinten Loge** in London, nicht aber erſt zum Freymaurer aufgenommen worden; ſo wäre dieſes eine leere Ausflucht. Denn, daß im J. 1646 in London eine ſolche Freymaurerloge geweſen, welche die **erſte förmliche** zu nennen ſey, und ſogar **dem Publikum bekannt** geweſen, iſt eine bloß aus Mißverſtändniß meines Verſuchs entſtandene Erfindung Hrn. Buhle's. Ja, es findet ſich nirgend eine Nachricht, daß ſchon im J. 1646 überhaupt in **London** eine **Loge** ſey gehalten worden, daher ich auch in meines Verſuchs Iten Theile S. 192 keine Zeit beſtimmte, wann die Geſellſchaft in **London** ihre Konſiſtenz erhalten habe. Und, was Aſhmole betrifft, ſo kam er, ſeinem Tagebuche zufolge, erſt zu Ende des Oktobers 1646 nach London, und reiſete ſchon gegen Weihnachten dieſes Jahres wieder ab. Hr. B. hat alſo offenbar **bloß meine Citation nachgeſchrieben**, für eine ſeiner Behauptungen, wohin ſie nicht paßt, ja die ſie ſogar widerlegt, und ſetzte nach Gefallen hinzu, was ihm ſeine Phantaſie eingab.

Daß Hr. B. ſagt, *Maſon's-Hall* wäre das geweſen, was wir **Maurerherberge** nennen würden, iſt ein Beyſpiel ſeiner mit Vorſchnelligkeit verbundenen **Unwiſſenheit** in den bekannteſten Dingen. Erſt S. 337 (wie ich oben S. 132 ff. angeführt habe) hatte er vorgegeben: „Die Freymaurer hätten in dem Verſammlungsorte der **Meiſter** der Maurerzunft eine **Loge** gefunden,“ die er auch mit **Tapeten**, prächtigen **Dekorationen** und **Zunftinſignien**, ja ſogar mit dem **Babyloniſchen Thurme** und mit dem **Tempel Salomons** gar ſtattlich ausſchmückte. Er hatte zugleich aus freyer Machtvollkommenheit erſonnen, daß die **Maurermeiſter** in London ihre feyerlichen Verſammlungen bey vieſchloſſenen Thüren hielten. Eine Maurerherberge aber, iſt weiter nichts als ein Bierhaus, ein Gaſthaus, wo die einwandernden Geſellen zuerſt ſich melden, und wo die Geſellen ihre Zuſammenkünfte haben. Die Meiſter haben keine Verſammlung in der Herberge, in welcher auch nicht die Thüren verſchloſſen werden. Hr. V. weiß nicht einmal, was ein Zunfthaus iſt. Er frage nur nach in einigen Reichsſtädten, und in einigen ſchweizeriſchen Städten, z. B. in Zürich und in Baſel.

Woher aber weiß nun überhaupt Hr. V. etwas von Maſon's-Hall? Dies habe ich ihm an einer andern Stelle des Iten Theils meines Verſuchs, nämlich S. 195 nachgewieſen. An dieſer Stelle aber ſpreche ich nicht vom J. 1646, auch nicht von Aſhmole's Aufnahme, ſondern überhaupt nur davon, daß die Freymaurer in London ihre Verſammlungen im Zunfthauſe der Maurer hatten. Ich citire dabey „Aſhmole's Leben aus der Biographia Britannica „S. 742" (NB. nicht S. 740). Wenn man dieſe Citation nachſchlägt, ſo wird ſich finden, daß in der Biographia Britannica von einer in dem Maurerzunfthauſe im J. 1682 gehaltenen Loge die Rede iſt, wobey Aſhmole gegenwärtig war. (In dem Life of Aſhmole ſteht die Nachricht S. 362.) Da iſt ſo wenig von Aſhmole's Aufnahme zum Freymaurer die Rede, daß er ausdrücklich „das älteſte Mitglied" dort heißt, „indem ſeit ſeiner Aufnahme 35 Jahre wären „verfloſſen geweſen." Noch ein Beweis aber, daß Hr. V. bloß meine Nachrichten verwirrt nachſchreibt, und durch die auch bloß mir nachgeſchriebene nicht wirklich nachgeſchlagene Citation aus der Biographia Britannica verbergen will, woher er die Nachricht nahm, liegt darin, daß er zu den Worten: Maſon's Hall, beyfügt: „in Maſon's Al-

„ley Baſinghall Street." Dieſe Nachricht iſt bloß in meinem Verſuche zu finden, und die von Hrn. Buhle mir nachcitirte deutſche Biographia Britannica ſagt weder S. 740 noch 742 ein Wort davon. Ich hatte aus *John Stow's* Survey of London (1618. 4.) S. 514, und aus *Robert Seymour's* Survey of London (1735. 4.) Vol. IId. S. 381 genommen, daß das dortige Zunfthaus der Maurer von den älteſten Zeiten an in Baſſinghall-Street gelegen; hatte aber, eines ſo unbedeutenden Umſtandes willen, nicht eine Citation beyfügen wollen. Unwiderſprechlich hat alſo Hr. B. dieſe Nachricht und jene Citation von mir genommen; und da in meinem Verſuche ein Druckfehler eingeſchlichen iſt, ſo hat er auch dieſen getreulich nachgeſchrieben. Die alte Familie, von deren großem Hauſe (Hall) nicht nur die Straße, ſondern auch das ganze umliegende Stadtviertel von London (Baſſinghall Ward) den Namen führet, hieß Baſſing, nicht Baſing. (Man ſ. *Stow's* Survey S. 516.)

Das Schlimmſte aber iſt, daß durch Hrn. B. leichtſinniges und verwirrtes Nachſchreiben, und durch die Vermiſchung deſſen, was ich S. 191 und S. 195 ſage, ſeine verkehrte Behauptung entſtand: „die erſte förmliche Frey„maurerloge ſey diejenige in London geweſen, worin Aſh„mole im J. 1646 aufgenommen worden," wobey er zum Zeichen ſeiner Unwiſſenheit und Dreiſtigkeit hinzufügt: „In „Aſhmole's Leben wird einer Privatzuſammenkunft zu „Warrington erwähnt; aber der Namen einer Freymaurerloge mit allen Inſignien und Attributen der Mauer„werker entſtand erſt durch jene Londoner Loge." Die Loge in Warrington war ſo förmlich, als zu einer Loge erfordert wird, wie ſie auch Aſhmole nennt (ſ. deſſen Life

S. 303), ſo wie auch namentlich die ſieben Mitglieder, that were then at the *lodge*. Daß die Freymaurer, als **Freymaurer, Inſignien der Mauerwerker** haben müßten, iſt eine von Hrn. Buhle's vielen **leeren Träumereyen**. Daß aber die **Attribute**, welche zu einer **Freymaurerloge** gehören, zu Warrington vorhanden geweſen ſeyn müſſen, iſt keinem Zweifel unterworfen, denn ſonſt hätte ja keine Aufnahme geſchehen können. Ob die dortige Loge in einem **Zunfthauſe der Maurer** gehalten worden, wiſſen wir nicht. Aſhmole hat ſie aber nicht für eine **Privatzuſammenkunft** ausgegeben, da ſieben Mitglieder in der Loge zugegen waren. Ich getraute mich nicht zu beſtimmen, ob dieſe Loge zu Warrington wirklich die erſte geweſen ſey, weil die Nachrichten fehlen, und hatte noch eine beſondere Rückſicht dabey, daher ich mich — ich bekenne es gern — a. a. O. allzu unbeſtimmt ausdrückte. Aber Hr. B. durfte nur meine Citation nachſchlagen, ſo war alles deutlich. Uebrigens muß man ihm es laſſen, daß er nie allzubehutſam iſt, ſondern lieber zu viel als zu wenig ſagt. Hier ſetzt er noch die **willkürliche Behauptung** und **wiſſentliche Unwahrheit** hinzu: „durch die erſte **förmliche** Loge in London ſey erſt „**der Name Freymaurer im engliſchen Publikum be**„**kannt** geworden." Nie wird er je den geringſten Beweis führen können, daß im J. 1646 der Namen **Freymaurer** im **Publikum**, und ſogar **durch eine Loge in London**, bekannt geweſen ſey. Aber er wollte dies hier **erſchleichen**. S. 369 will er den Urſprung der Freymaurerey zwiſchen 1630 und 1640 ſetzen, weil er ſich von Hrn. von Murr hatte einbilden laſſen, die Roſenkreuzer hätten um das J. 1633 den Namen Sapientes angenommen. Dadurch, daß er fabelt (S. 296. 307), in Fludd's im J. 1629 gedruckten Summum Bonum ſey ſchon von Freymaurerey die Rede, ſetzt er den Urſprung derſelben wieder bis auf 1623 zurück. Und nun ſoll **durch eine Loge zu London, die wir gar nicht kennen,** die Freymaurerey im J. 1646 ſogar **dem Publikum** in England bekannt geworden ſeyn. Welche unhiſtoriſche Armſeligkeiten!

S. 371 und 372 ſagt Hr. B. ganz dreiſt: „**Chriſtus** „und **Hiram** haben in der Freymaurerey **einerley Bedeu**„**tung.** Der Liebling des groſſen Meiſters, **Johannes,** „iſt auch der gefeyerte Lehrer und **Patron** der Freymaurer." Dies Letztere iſt ein Zeichen von dem groſſen Leichtſinne des Hrn. B., womit er alles hinſchreibt was ihm zuerſt in den Kopf kömmt, und von der Willkür, **womit er alles nach ſeiner leeren Hypotheſe dreht.** Jeder, der nur irgend etwas von Freymaurern gehört hat, wird wiſſen, daß ſie den 24ten Junius am Tage **Johannes des Täufers** ihr großes Feſt feyern, weil dieſer der Patron aller Freymaurer iſt. Welche lächerliche Verwechſelung Johannes des Täufers und Johannes des Evangeliſten! Vielleicht mag indeß etwa Hr. B. ein Wörtchen von einer Art von Freymaurerey gehört haben, wo ganz im Stillen auf **Chriſtus** gedeutet, und in Bezug auf dieſe Freymaurerey, auch am 27ten December das Feſt **Johannes des Evangeliſten** gefeiert wird. Ich werde gegen Ende dieſer Bemerkungen, wo ich Hrn. B. große Entdeckung näher beleuchten werde, noch etwas hierüber ſagen. Aber hier iſt das Hübſche bey Hrn. B. Verwechſelung, daß diejenige Freymaurerey, welche auſſer dem Feſte **Johannes des Täufers, des Patrons aller Freymaurer, NB. nur in einer beſondern Abtheilung,** auch das Feſt **Johannes des Evangeliſten** feyert, gar nichts mit **Hiram,** ſondern ſtatt deſſen mit **Adoniram** zu thun hat. Hr. B. horcht immer ſchnell hin, wenn er irgendwo eine Glocke läuten hört, weiß aber niemals recht, wo ſie hängt.

S. 388. Ich hatte im IIten Theile meines Verſuchs S. 227 bis 235 mich in verſchiedener Rückſicht auf **Andreas Michael Ramſay**, den Verfaſſer der Voyages de Cyrus, als auf einen in der Freymaurerey ſehr merkwürdigen Mann, bezogen, welcher auch an der um das J. 1730 mit der Freymaurerey in England vorgenommenen wichtigen Veränderung großen Antheil hatte. Von dieſem führe ich S. 232 das Zeugniß an, „daß die Wiedereinſetzung König Karls II. „auf den Thron zuerſt **in einer Geſellſchaft der Freymau„rer verabredet worden**,“ (gerade ſo, wie nur vor wenigen Jahren die Vorſpiele der Regierungsveränderung in Venedig. Man ſ. die 46te Anm). Hiegegen decidirt nun Hr. V. folgendermaßen: „Ramſay betrieb die Maurerey „**nicht bloß um der Magie** und **wahren** chriſtlichen „**Kirche willen. Vom Zuſtande der ältern Maurerey „war Ramſay ſchlecht unterrichtet.** Ueber dieſen findet „man bey ihm nichts, als den gewöhnlichen Cant der ſpätern „engliſchen Logen, denen über der Schale der Kern, über „der **Form** das urſprüngliche **Weſen** und der **Zweck** der „Maurerey entfallen waren.“ Wie kömmt doch Alles dies zuſammen! Soll etwa, wer die Maurerey **bloß um der Magie und wahren chriſtlichen Kirche willen** betreibt, nur der den **Kern**, das **urſprüngliche Weſen** und den **Zweck** der Maurerey beſitzen? Das wäre eine traurige Maurerey, mit einem **ſehr bittern und vom Wurme angefreſſenen Kern**! Will uns denn Hr. V. mit aller Gewalt „ein geheil„mes **kabbaliſtiſches Chriſtenthum**,“ eine von ihm ſogenannte „**wahre Magie**“ als **Zweck der Freymaurerey** aufdringen? Die Religion iſt allen Menſchen gemein, und ſie wird verſtellt und verkrüppelt, wenn man ſie zum Gegenſtande einer geheimen Geſellſchaft machen, d. h. ſie nur als ein **Eigenthum Weniger** darſtellen will. Vollends wenn man **Magie** (mag man dieſelbe noch ſo künſtlich zu erklären ſuchen) mit der wahren chriſtlichen **Kirche** vermiſcht, welcher Aberglauben und Unſinn wird daraus entſtehen? Und ein ſolcher ſchändlicher Unſinn wäre der **Kern** und das **Weſen**, welches die neuere Freymaurerey über der **Schale** und der **Form** verloren hätte? Könnte noch irgend ein vernünftiger Menſch zweifeln, daß es die abſcheulichſte Verderbniß der Religion zur Folge haben muß, wenn die Religion eſoteriſch gemacht, und in **Myſterien** eingehüllt wird, der leſe die vortreffliche kleine Schrift: *Wegſcheider* de Graecorum mysteriis religioni non obtrudendis (Göttingae 1805. 8.).

Nun ſoll aber ſogar, nach Hrn. B. Räſonnement, derjenige welcher im J. 1730 nichts von der jetzt erſt erſonnenen nagelneuen Hypotheſe wußte, daß die Maurerey bloß aus der **Magie** und **wahren chriſtlichen Kirche** ihren Urſprung genommen habe, und der alſo nicht ſchon damals die **Maurerey** nach dem Sinne dieſer Hypotheſe betrieb; ein ſolcher Freymaurer ſoll bloß deshalb nichts vom ältern Zuſtande der Maurerey wiſſen können! ſoll deshalb als ungültig mit ſeinem Zeugniſſe abgewieſen werden! Ramſay konnte ja die Maurerey auf eine andere Art betreiben, und doch ſehr gut wiſſen, wie der ältere Zuſtand geweſen ſey. Er konnte ferner aus irgend einer andern Quelle die hiſtoriſche **Nachricht** haben, daß die Wiedereinſetzung K. Karls II., um das J. 1649, in einer Freymaurerloge ſey verabredet worden. Denn es iſt doch wohl mit Grunde vorauszuſetzen, daß der vertriebene K. Jakob II., der Vater des Prätendenten, welcher dem Ramſay die Erziehung ſeiner Söhne anvertraute, ſehr ſichere Nachrichten beſeſſen habe, auf welche Art zur Wiedereinſetzung ſeiner Familie, von den Anhängern des Königthums in England, die **erſten bloß geheimen Maaßregeln** genommen waren. Dieſe ſonſt nicht leicht zu erlangenden Nachrichten konnte Ramſay ganz füglich aus dem Archive des Prätendenten geſchöpft haben. Daß von dergleichen anfänglich geheimen Verabredungen nachher nichts öffentlich bekannt gemacht wurde, kann bey denen welche darum wußten, mancherley und gar gegründete Urſachen gehabt haben. Auch in unſern Zeiten werden ja viele wichtige Anekdoten nicht öffentlich Preis gegeben, obgleich ſie Perſonen, welche den geheimen Gang der Geſchäfte kennen, nichts weniger als unbekannt ſind. Selbſt in England, wo die Preßfreyheit ſo groß iſt, bleibt Vieles vor dem Publikum verborgen, was mehrere Leute ſehr wohl wiſſen. Dies möchte vielleicht vorzüglich von dem Zeitraume nach dem **Utrechter Frieden** gelten.

Ferner: Ramſay gab ja dieſe Nachricht von der Verabredung in einer **Freymaurerloge**, nicht in Cant (ein bey dieſer Gelegenheit nicht ſehr paſſender Ausdruck), ſondern in **deutlichen Worten**. Ueberdies wenn eine ſolche **geheime Verbindung** anfänglich Statt gefunden hat, ſo iſt auch möglich, daß ſie vorhanden geweſen und doch mit dem was man eigentlich **Freymaurerey** nennt, nichts mag zu thun gehabt haben.

Ich bitte hiebey um Erlaubniß, noch Folgendes anzumerken. Es giebt gewiſſe handſchriftliche Aufſätze über die Beſchaffenheit der engländiſchen Freymaurerey, welche ſich nur in wenigen Händen befinden, auch, wenigſtens nicht in extenso, gedruckt ſind. In denſelben iſt ein beſonderer Aufſatz, ungefähr mit folgender Aufſchrift: **Beantwortung der Vorwürfe und Einwendungen, welche ein unwiſſender Profaner der Maurerey machen könnte.** In dieſem Aufſatze wird gar ſehr ausführlich der **Verdacht abgelehnt**, als hätte jemal in den Verſammlungen der Freymaurer von der **Beförderung irgend einer Regierungsveränderung** die Rede geweſen ſeyn können. Es erhellt wohl aus den Umſtänden ziemlich deutlich, daß ein ſolcher **Verdacht** (oder gar eine **Beſchuldigung**) müſſe vorhanden geweſen ſeyn, ſonſt hätte man ſich nicht ſo ſehr bemühet, ihn abzuwenden. Es heißt in dieſem Aufſatze: „Es „ſind ja in den Logen Männer von allen Parteyen, Whigs, „Tories, Epiſkopalen, Presbyterianer, ja ſelbſt Könige und „Prinzen.“ Auch wird darin beſtimmt verſichert, daß in England bey den Staatsveränderungen nie die Freymaurer eine Partie genommen hätten. Ich laſſe dieſer Vertheidigung gern ihren Werth, in ſofern ſie bewähren ſoll, daß die **Logeneinrichtungen** nicht dergleichen Einmiſchung in politiſche Händel zum Zwecke haben. Aber hier iſt nur die Frage: Ob um das J. 1649, **bey Gelegenheit und unter dem Vorwande der Freymaurergeſellſchaft**, die **Königlichgeſinnten** einen beſondern **Ausſchuß** gebildet haben, welcher ſich, **ohne Vorwiſſen der Uebrigen, die man nicht dazu ziehen wollte, beſonders verſammelt hätte?** Daß dies ſehr leicht einzurichten möglich war, fällt in die Augen. Waren denn, etwa die in der 46ten Anmerkung angeführten **politiſchen Verabredungen** in einer Freymaurerloge zu Venedig eigentlich **Freymaurerey?** Oder hatte der erhabene Grad L. L. L. des Irländiſchen Tempelritters OConnor mit den gewöhnlichen Graden der Freymaurerey etwas zu thun? Eine gewiſſe Veränderung in einem andern

Staate, davon das Gerücht die erſte Verabredung auch einer Freymaurerverbindung zuſchreibt, mag ich nicht einmal anführen, da in gedruckten Schriften darüber nichts Glaubwürdiges enthalten iſt. Genug, ich wenigſtens habe nie behauptet, daß die geheime Verabredung eines geheimen Ausſchuſſes um das J. 1650 mit dem Weſen und Zwecke der damaligen Freymaurerey etwas gemein gehabt hätte, wenn gleich lange nachher einige von den Königlichgeſinnten mündlich gebrauchte Sinnbilder, unter einer andern Bedeutung, beybehalten würden. Alſo argumentirt auf jeden Fall Hr. B. offenbar ſehr ſchlecht gegen Ramſay's Glaubwürdigkeit.

Was nun Ramſay's Cant, nämlich in ſeinen gedruckten Schriften, beſonders in dem angeführten Discours, betrift, welchen Hr. B. ihm vorwirft, ſo iſt nur die Frage: Ob dieſer Cant bloßer Schnickſchnack iſt, oder ob ſich eine geheime und konſequente Bedeutung darin findet. Ich habe S. 227 des IIten Theils meines Verſuchs deutlich genug zu verſtehen gegeben, daß Ramſay bloß ſich hinter eine Allegorie verſteckt. Ich ſagte ausdrücklich: „Wer eine gewiſſe Sprache verſteht, wird wohl ſehen worauf gezielt „wird.“ Aber eben dieſer allegoriſchen Sprache wegen, und wegen der maureriſchen Angelegenheiten welche Ramſay bey ſeinen damaligen doppelten Reiſen nach England betrieb, wegen ſeiner beſonders guten Aufnahme in England (man ſ. a. a. O. S. 254), verbunden mit einigen Umſtänden der öffentlichen Geſchichte, ward ich bewogen, Ramſay's Zeugniß für eine nicht zu verachtende Beſtätigung meiner aus andern Umſtänden geſchöpften Meinung zu halten. Dieſe allegoriſche Sprache (wovon ſich auch in ſeinen im J. 1727 (**) zuerſt in Paris, und im J. 1730 zu London ſehr verändert herausgekommenen, Voyages de Cyrus merkwürdige Proben finden) iſt ganz übereinſtimmend mit derjenigen, welche man findet, ſo weit die älteſten auch handſchriftlichen Nachrichten von der Freymaurerey reichen; daher ich ſehr überzeugt bin, daß Ramſay von der ältern Geſchichte der Freymaurerey, auch ſchon von 1650 her, ſehr wohl unterrichtet war.

Dies dient auch auf einen Einwurf, den ein anderer Gelehrter (in den Götting. Gel. Anzeigen vom J. 1804 S. 1405) machte, und den Hr. B. hätte machen ſollen, wenn er hier, anſtatt ſeines ganz verkehrten Argumentirens, einen vernünftigen Einwurf vorzubringen gewußt hätte. Nämlich: „Ramſay ſey ein viel zu ſpäter Schriftſteller, um in der „älteſten Geſchichte der Freymaurerey ein gültiger Zeuge zu „ſeyn.“ Ich bitte dagegen zu bemerken: Wenn Ramſay nicht allein durch ſeine Kenntniß der geheimen Schriften des Prätendenten die beſten alten Nachrichten haben konnte, ſondern wenn man auch ſieht, ſobald man ſeine Chifferſprache verſteht, daß er recht wohl weiß was er ſpricht; ſo iſt ſein Zeugniß allerdings ſehr erheblich. Wegen des zweyten daſelbſt gemachten Einwurfs: „Ramſay habe die Freymaurerey für die Thronbeſteigung des Prätendenten zu nutzen „geſucht; es habe alſo zu ſeinen Abſichten nur zu gut gepaßt, eine Verbindung der Freymaurerey mit dem Stuartſchen Hauſe aus den frühern Zeiten anzunehmen;“ — bitte ich Folgendes zu bemerken: Ramſay vertraute dieſe Nachricht einem deutſchen Manne, welcher zu ſeinen Abſichten, ſie mögen nun geweſen ſeyn welche ſie wollen, gar nichts beytragen konnte; wobey noch zu erwägen iſt, daß er ſelbſt dieſe Nachricht mit Fleiß da verbarg, wo er von der Freymaurerey öffentlich redete, und wo ſie hätte wirken können (man ſ. meinen Verſuch a. a. O. S. 228 und 232). Er wollte alſo durch ſeine Nachricht von den erſten geheimen Verabredungen zu Beförderung der Reſtoration wohl eigentlich nichts bewirken. War ſie vollends ungegründet, ſo iſt gar nicht abzuſehn, wie irgend Jemand in England, der ſonſt um das J. 1730 das Haus Stuart nicht auf den Thron von Großbritannien zurückgewünſcht hätte, ſich zu einem ſolchen Wunſche hätte bewegen laſſen durch eine falſche Nachricht daß im J. 1659 die Reſtoration in einer Freymaurerloge ſey verabredet worden. Und was hätte Ramſay'n vermocht, einem unbedeutenden deutſchen Privatmanne im Vertrauen eine unrichtige Nachricht dieſer Art aufzubinden? Das muß, bey reifer Ueberlegung, völlig zwecklos ſcheinen. Indeß will ich um ſo mehr es Jedem anheim ſtellen, ob er Ramſay's Zeugniß will gelten laſſen, da ich, aus ſchon oben S. 24 angeführten Urſachen, über den Zuſammenhang, warum dieſes Zeugniß, ſo wie manche andere Zeugniſſe, für meine Ueberzeugung ſehr vollgültig iſt, mich nicht öffentlich weiter erklären kann.

S. 400. **Leſſing** war der Meinung geweſen, „die Freymau„rerey ſey aus einer **Maſſoney von Tempelherren** entſtan„den; die Freymaurerey ſey eine **Maſoney**, nicht eine *Maſon„ry*. **Maſoney** heiße eine geſchloſſene Tiſchgeſellſchaft.“ Bey dieſer Gelegenheit hatte ich in meinem Iten Th. S. 154 und im IIten Th. S. 169 etwas über das nicht ſehr bekannte Wort **Maſſoney** geſagt. Dabey bemerkte ich beyläufig: „*Maſſo„nya* bedeute im Latein des Mittelalters eine Keule, *clava*. „*Clava* aber bedeute auch ſo viel als *clavis*, ein Schlüſſel, „beynahe wie in deutſchen Dialekten Kolbe und Bolzen ver„wechſelt werden.“ (Man ſ. Adelungs Wörterbuch unt. Bolzen.) „Nun findet ſich, daß in der engländiſchen Sprache „eine geſchloſſene Geſellſchaft ein *Club*, d. h. eine Keule,

„genennt wird." Es ſchien mir alſo, „das Wort Maſſonya, welches auch beiderley Bedeutung hat, werde wohl „**eine geſchloſſene Geſellſchaft** anzeigen." — Hiegegen ſagt nun Hr. Buhle: „**Wie** hätte man **mit dem** Begriffe einer „**Keule**, eines **Riegels**, eines **Schlüſſels**, den Begriff einer „**geſchloſſenen Geſellſchaft verbinden** ſollen?" Es bedarf hier aber keines Vernünftelns über das **Wie**; denn es iſt eine Thatſache, **daß** Maſſonya eine Keule, und daß **eine geſchloſſene Geſellſchaft** bey den Engländern auch eine **Keule** (Club) bedeutet. In Scherzii Glossarium germanicum medii aevi iſt zu finden, daß im 14ten Jahrhunderte das Wort **Kolben** (bekanntlich **gleichbedeutend** mit **Keule**) nicht nur ein **Gaſtmahl** (81), ſondern **auch** eine **ſich vereinigende**, folglich **geſchloſſene**, Geſellſchaft bedeutet habe. Soll **man auch hiebey**, wie Hr. B., fragen: „**Wie** „**hätte man wohl** den Begriff eines **Kolben** mit dem eines „**Gaſtmahls** oder einer **Geſellſchaft** verbinden können?" Genug, es beruhet auf unverwerflichen Zeugniſſen, daß dieſe Begriffe **wirklich** verbunden wurden. In Strasburg hieß im 16ten Jahrhunderte eine ſolche **ſich vereinigende** Geſellſchaft gar ein **angefengt Kuinigreich** (82). Das ſcheint noch ärger zu ſeyn, und doch darf wider die klare Ausſage der Geſchichte **Niemand zweifeln, daß der** Begriff **einer** ſolchen Geſellſchaft **mit dem** Begriffe eines Königreichs **wirklich verknüpft war**, ſo wie mit dem Begriffe eines **Kolben**. **Friſch** in ſeinem Wörterbuche führt unter **Kolben** auch eine **Geſellſchaft zu dem Kolben** (83) aus dem 14ten Jahrhunderte an.

Aber was bedeutet denn nun das Wort **Maſſoney**? Hr. B. **hat eine höchſtverwirrte** Hypotheſe erdacht, um zu zeigen, **wie Leſſing auf** ſeine **Idee einer Maſſoney** von Tempelherren werde gekommen ſeyn, und um dieſe Hypotheſe zu beſtätigen, ſagt er S. 400: „**Maſſoney** iſt **unſtreitig** urſprünglich daſſelbe Wort mit **Maiſon** und **Magione**, und „**das Stammwort** aller drey Wörter iſt das lateiniſche „Wort *Manſio* nach dem Sinne deſſelben im Mittelalter. Es „bedeutet alſo Maſſoney **weder eine Tiſchgeſellſchaft**, „noch **eine geſchloſſene Geſellſchaft**; es bedeutet einen „**Aufenthaltsort**, einen **Wohnort**, ein **Gebäude für** „mehr **Perſonen** überhaupt.“ Man kennt ſchon die Art des Hrn. B., mit der dreiſteſten Stirn über das abzuurtheilen woron er gar nichts weiß, und ohne die geringſte Unterſuchung das Gegentheil von allem dem zu behaupten, was der Wahrheit gemäß iſt; ſonſt müßte Jeder erſtaunen, der ſich nur einigermaßen um die Bedeutung des Worts **Maſſoney** bekümmert hat. Hätte Hr. B. in dem erwähnten Scherziſchen Gloſſarium die Artikel **Maſſeine**, **Maſſeny**, **Masney**, **Maconey**, **Meſſeney** nachgeſchlagen; ſo würde er gefunden haben, daß dieſe Worte **Familie**, **Gefolge**, **Geſellſchaft von Kriegern**, **Kriegsheer**, u. dgl., bedeuten. Schon nach *Dufresne* Gloſſarium, heißt im Latein des Mittelalters **Maisnade**, **Masnada**, **Masnata**, **Meinata**, **Mesnata**: *Familia*, *militaris caterva*, *ſodalitas*, u. dgl.; und **Masnadam facere**, im 13ten Jahrhunderte: *in exercitum ire.* Alle dieſe Worte bedeuten alſo immer irgend eine **Verſammlung** oder **enge verbundene Geſellſchaft**. Dies iſt der allgemeine Begriff. Keinesweges bedeuten ſie **einen Wohnort**, noch weniger ein **Gebäude für mehr Perſonen**. Gleichwohl ſchämt ſich Hr. B. nicht dieſes ganz dreiſt zu behaupten, und verläßt ſich darauf, daß Niemand weiter nachſehn werde, ob er die Wahrheit rede. Der einzige Fall, wo ein **Wohnort** und das Wort **Maſſoney** zuſammenkommen, iſt ein **Dorf** unweit Waldheim in Sachſen, welches den Eigennamen **Maſſaney** oder **Maſſeney** führt.

Uebrigens gehört Alles was Hr. B. über Maſſoney anführt, eigentlich gár nicht zur Sache, da er mit mir darin eins iſt, daß **Maſonry** nicht von **Maſony** herkömmt. Aber er wollte nur an mir ſein Müthlein kühlen, wollte Gelegenheit nehmen zu ſagen: „Ich hätte einen vermeinten Irrthum mit einem wirklichen beſtritten,“ wollte (S. 400) vorgeben: „es ginge mir ſo mit meinen Etymologieen, daß ich in der Ferne und künſtlich ſuchte, was ich näher und einfacher haben könnte.“ Da will er nun zeigen, daß er die Sachen viel beſſer verſtehe, ſchreibt aber bloß die willkürlichſten Behauptungen und die offenbarſten Unwahrheiten als Wahrheiten hin, um ſich das Anſehen eines Gelehrten und eines Kenners zu geben, da er doch, in Abſicht auf die vorliegenden Gegenſtände, keines von beiden iſt.

Dies mag genug ſeyn von den verkehrten Behauptungen und Widerſprüchen in Hrn. B. Buche. Es könnte noch viel mehr hinzugeſetzt werden. Ich denke aber, das Angeführte zeigt hinlänglich, wie ſchlecht es mit der hiſtoriſch-kritiſchen Unterſuchung beſchaffen iſt, die er vorgiebt angeſtellt zu haben.

Sein Buch enthält nun noch zwey wichtige Entdeckungen. Eine große, wegen welcher er eigentlich das ganze Werk geſchrieben hat; und eine kleine. Wir müſſen ſchon noch betrachten, ob wohl die Entdeckungen beſſer beſchaffen ſind, als die übrigen Behauptungen. Alſo:

1. Die groſse Entdeckung!

welche Alles niederſchlagen ſoll was über den Urſprung der Freymaurerey je geſchrieben worden!

Dieſe Entdeckung theilt uns Hr. B. in folgenden Worten mit (S. 369 ff.): „Die **älteſten** Freymaurer waren eine „Geſellſchaft, **welche ſich während den** J. 1630 bis 1650 bildete, „**und den Zweck hatte**, die **wahre Magie** in kabbaliſtiſcher und **alchemiſtiſcher Bedeutung, oder** die **in der Bibel** „**bildlich und paraboliſch** geoffenbarte **geheime Weisheit**, welche **die wahre Philoſophie der Natur**, und „mit dieſer **alle Natur-Geheimniſſe, die wahre Theologie** „und **Religion**, umfaßt, **theils gemeinſchaftlich zu ſuchen**, „theils, ſofern ſie **bereits** im **Beſitze** derſelben zu ſeyn glaubten, einander **mitzutheilen**.“ — „Der **Zweck** der Freymaurerey wurde vorgeſtellt unter dem Symbole des **Salomoniſchen Tempels, der erbauet werden** ſolle. Dies „Symbol ward **gewählt**, um **damit die wahre** chriſtliche „**Kirche**, deren **Fundament** und **Eckſtein Chriſtus** iſt, „**und zu welcher alle** Menſchen **als lebendige** Steine hinzutreten ſollen, **allegoriſch zu bezeichnen**. Die Art aber und „das **Mittel**, den **Salomoniſchen Tempel zu erbauen**, „ſind das **Studium und die Uebung** der **wahren Magie** „in dem oben angegebenen Sinne.“ Der ganze Beweis dieſer treflichen Entdeckung beſtehet in einigen Stellen aus dem 1629 erſchienenen Buche Summum Bonum, welches auf dem Titel einem **Joachim Friz** zugeſchrieben wird, welches aber die Meiſten, und mit ihnen auch Hr. B., dem **Robert Fludd** beylegen.

Dieſe neue Entdeckung iſt **alſo** ein nagelneues **Geheimniß**, womit Hr. B. die **Freymaurerey** beſchenkt; nur kömmt dies neue Geheimniß nicht aus **Hrn. Buhle's Fabrik**. **In gedruckten Büchern** war ſchon das Weſentliche davon zu leſen. Daß **„die Magie in kabbaliſtiſcher „und alchemiſtiſcher Bedeutung in der Bibel bildlich „und paraboliſch** geoffenbaret ſey,“ haben ſchon viele jüdiſche und chriſtliche Schwärmer geſagt, die man für ſchleichende Betrüger oder für ſinnloſe Schwachköpfe halten muß. Freylich, daß ein **Profeſſor der Philoſophie** ſolchen Unſinn ohne Erröthen hinſchreibt, und dies ſogar **philoſophiſche Freymaurerey** nennt (S. 255 u. a. a. O.) iſt freylich **etwas ganz Neues**!

Hr. von Murr, welchem Hr. B. ſo Vieles nachſchreibt, ſagt S. 69 ſeines Buchs: „Der Keim der Entſtehung der „Freymaurerey iſt ins J. 1633 zu ſetzen.“ Er fügt keinen andern Beweis bey, als eine Stelle im Clavis philoſophiae Fluddanae (Frf. 1633. fol.), wo es S. 50 heißt: „Fratres „R. C., *olim* ſic dicti, quos nos *hodie Sapientes* vocamus, „*omiſſo* illo *nomine* tamquam odioſo, miſeris mortali„bus velo ignorantiae obductis, et *in oblivione* homi„num *jam fere ſepulto*.“ **Semler** hat in den Zuſätzen **zu Fludds Schutzſchrift** S. 160 dieſe Stelle zuerſt angeführt, welches Hr. v. Murr, der ſie unfehlbar dort abſchrieb, nicht anzeigt. Aus dem ganzen Zuſammenhange der Stelle, welche Hr. v. M. gewiß nicht im Fludd ſelbſt nachgeleſen hat, ergiebt ſich, daß wahrſcheinlich **bloß Fludd**, in ſeinem heftigen Eifer, die Brüderſchaft der Roſenkreuzer wider Gaſſendi und Merſenne zu vertheidigen, für gut findet, ſie nicht mehr **Roſenkreuzer**, ſondern **Weiſe** zu nennen. Das nos vocamus zeigt, wie es im Lateiniſchen ſehr gewöhnlich iſt, einen einzigen Mann an. Es iſt auch nicht einmal wahr, daß der Namen der **Roſenkreuzer** um das

J. 1633 ſey verhaßt oder vergeſſen worden. Noch im J. 1657 gab **Johann Heydon** ein fremdes Buch mit dem von ihm gemachten Titel Roſi-crucian Phyſick heraus, und meinte es **durch dieſen Titel zu empfehlen** (man ſ. m. Verſuch Ir Th. S. 218). Aber geſetzt, die Roſenkreuzer hätten um dieſe Zeit ihren alten Namen verlaſſen, und ſich ſelbſt Sapientes genennt, geſetzt, ſie wären auch von allen andern Menſchen ſo genennt worden — obgleich von beiden ſich nicht die geringſte Spur findet —; wie folgt denn daraus, es ſey um dieſe Zeit der **Anfang der Freymaurerey** anzuſetzen? Das iſt ja leere Träumerey, welche Hr. B. gedankenlos dem Hrn. v. Murr nachbetet. Wenn die **Roſenkreuzer** auch nun **Weiſe** geheiſſen hätten, ſo hieſſen ſie doch nirgend **Maurer.**

Hr. v. M. ſagte gleichfalls S. 65 ſeines Buchs bey Gelegenheit der Vertheidigung der Roſenkreuzer im *Summum Bonum*: „Merſenne hatte gefragt: Wo ſich denn dieſe Ge„ſellſchaft der Roſenkreuzer aufhalte? Fludd antwortet: In „den Häuſern Gottes, **wo Chriſtus der Eckſtein** iſt.“ Da iſt ſchon Hrn. Buhle, welcher ſo gern aus dem nächſten Bächlein ſchöpft, und ſo ſehr ſelten, oder faſt nie, auf die entfernteren erſten Quellen zurückgeht, vom Hrn. v. Murr ſogar die Idee gegeben, daß Chriſtus der **Eckſtein** des Hauſes ſeyn ſoll; denn wir werden unten ſehen, daß nach Hrn. Buhle **Chriſtus** und **Hiram** Eins ſind. Alſo Hiram, welcher in der wahren Geſchichte **keinesweges** der Baumeiſter des Tempels Salomons iſt, aber, nach der Freymaurerlegende, dieſer **Baumeiſter** ſeyn ſoll, würde nach Hrn. B. gelehrter Herleitung, eigentlich der **Eckſtein eines allegoriſchen Hauſes** ſeyn, davon er zugleich der **Baumeiſter** wäre, eines **Hauſes**, welches auf gar keine Allegorie eines **Tempels**, am wenigſten des Tempels Salomons, **deutet!**

Endlich, habe ich Unwürdiger ſelbſt Hrn. B. ſchon im IIten Theile meines Verſuchs S. 209 die Nachricht gegeben, daß im Summum Bonum S. 49 geſagt wird: „Denique „*ſub Architecti figura* operatur *frater ad hujus operis* „*perfectionem.* Unde Apoſtolus ait: Secundum gratiam „Dei quae mihi data eſt, ut *ſapiens Architectus*, fundamentum poſui etc. (1 Cor. III, 10. 11.) — Atque „ſub iſtiusmodi *Architecti typo* nos monet Propheta, ut „aſcendamus *Montem rationabilem, ut aedificemus domum ſapientiae*“ Ich führe freylich dies dort nur an als ein Beyſpiel, daß die Roſenkreuzer oft von ihrem **Gebäude (Hauſe, Kollegium)** reden, und folgere alſo nicht mehr daraus als was darin liegt. Hr. B. iſt aber ein **Genie**, deſſen Phantaſie ſpringt wohin ſie will, die ſich an die langweilige kalte Unterſuchung nicht bindet, ſondern ohne viel Mühe auffaßt was ihm bequem liegt, und hinzufügt was ihm zuerſt in den Sinn kömmt. Er konnte aus meinem Buche gelernt haben, und hat es gewiß daraus gelernt, daß die **Freymaurerey aus der Roſenkreuzerey entſtanden iſt.** Nur, wie dies recht zugegangen ſey, wußte er freylich nicht, weil ich es aus den oben S. 23 beygebrachten Urſachen nicht deutlich anzeigte, und weil er die Roſenkreuzerſchriften faſt gar nicht ſelbſt geleſen und unterſucht hatte (worüber von mir ſo manche Beyſpiele angeführt ſind), auch von der Beſchaffenheit und Geſchichte der Freymaurerey eigentlich ſehr wenig weiß, wie dieſes Jeder finden wird, der etwas mehr davon weiß als er. Da er alſo Willens war, nach der von mir angegebenen Anweiſung, die **Freymaurerey** von der **Roſenſenkreuzerey** abzuleiten, ſo ergriff er begierig die bey mir gefundene Nachweiſung, daß die Roſenkreuzer ſchon das Bild eines **Baumeiſters** angenommen hätten, und ließ ſie nun, anſtatt **Baumeiſter**, ſogleich **Freymaurer** ſeyn.

Es könnte ſcheinen, als ob ich der in meinem Buche ſchon vor ſo langer Zeit aus dem Summum Bonum ausgezogenen Stelle allzu viel Einfluß auf Hrn. Buhle's Hypotheſe zuſchriebe. Wäre dieſer aber nicht bloß meiner Nachweiſung gefolgt, ſo würde unbegreiflich ſeyn, warum er bloß bey dem von mir nachgewieſenen *Summum Bonum* ſtehen bleibt. Denn, wollte ein wirklich in Roſenkreuzerſchriften beleſener Schriftſteller ſich erlauben, alles was daſelbſt von einem **Baue** vorkömmt, ohne weiters auf den **Tempel Salomons**, und auf den **Bau der Freymaurer** zu ziehen, ſo ließe ſich noch ein ganz anderes Luſtgebäude aufführen!

Man muß Hrn. B. die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß er zu dem **Baue** ſeiner Hypotheſe nicht nur ſehr wenig **Materialien** gebrauchte, ſondern auch mit großer Vorſicht manche **Vorbereitungen** zu treffen ſuchte, ſie zu ſtützen, oder wenigſtens zu verhindern daß die Schwäche derſelben entdeckt würde. Es iſt wahr, daß er ſich dabey ziemlich ungeſchickt benahm, ſo, daß die Baufälligkeit, bey genauer Anſicht, doch nicht zu verbergen war, und das Gebäude in ſich ſelbſt zuſammenfallen mußte.

1) Zuerſt ließ er in ſeiner **Vorrede** (S. VIII) unvermerkt mit einfließen, er habe **zufälligerweiſe** mein Buch eher nicht geleſen, als „nachdem ſchon die **richtige hiſto-„riſche Spur**, die ſicherer zum Ziele leitete, von ihm auf-„gefunden war.“ Damit wollte er verdecken, daß er die **einzige Spur**, worauf er bey ſeiner vermeinten Entdeckung Alles bauet, das *Summum Bonum* — ihm wirklich das Summum Bonum! — meinem Buche verdankt, welches er gewiß früh genug geleſen hat. Ich habe oben S. 56 ff. hievon geſprochen.

2) Gleich im Anfange ſeines Buchs, ſchon S. 14, giebt

er vor, ohne den geringſten Beweis: „**Das Bild der Er-„bauung des Salomoniſchen Tempels** iſt den Roſenkreu-„zern und Freymaurern **gemeinſchaftlich**.“ Ich habe oben S. 66, 68. gezeigt, daß dies aus der Luft gegriffen iſt, und nie ein Beweis zu führen ſeyn wird, daß die Roſenkreuzer für ihren **Bau** oder **Kollegium**), der ſelbſt ein Sinnbild war, jemal den **Tempel Salomons** zum Sinnbilde genommen haben. Iſt dies aber nicht, ſo fällt offenbar des Hrn. B. ganz leeres Vorgeben weg, wodurch er den **Urſprung** und die **Geſchichte der Freymaurerey** unerhört verwirret.

3) Er ließ, **ſchon von S** 30 **ſeines Buchs** an, ein-fließen, und wiederholte unablaſſig: daß die Roſenkreuzer und Freymaurer **urſprünglich einerley** wären, **ohne dies jemal zu beweiſen**, oder nur **beſtimmt** zu ſagen, **wann** denn, und **weswegen**, **ſich beide** ſo ſehr verſchiedene Inſti-tute **getrennt** hatten? Ich hatte ziemlich beſtimmt geſagt, **in wiefern** die Freymaurerey anfänglich aus der Roſenkreu-zerey entſtand, warum **die Roſenkreuzerey aufhörte**, und die **Freymaurerey einen andern Weg nahm**, und **wann** dies geſchah; ſo viel ich davon aus den mühſam zu-ſammengebrachten Nachrichten und ſorgfältigen Unterſuchun-gen habe zu beſtimmen gewußt. Ich habe dies oben S. 66 ff. vollſtändiger wiederholt. **Aber**, indem Hr. B. ſich über die **Verſchiedenheit** der Roſenkreuzerey und Freymaurerey, und zugleich über die **Zeit**, wann dies oder jenes geſchehen iſt, **nie beſtimmt** ausdruckt, ſo bahnt er ſich den Weg, der Ro-ſenkreuzerey **von Anfang an** nach Belieben zuzueignen, **was nur** zur Freymaurerey gehört. So ſagt er ſchon S. 34: „In der Roſenkreuzerey und Freymaurerey wäre aller „Unterſchied der bürgerlichen Stände aufgehoben geweſen.“ Ich habe oben S. 90 gezeigt, daß dies **in Abſicht auf**

Roſenkreuzerey falſch iſt. So behauptet er S. 275: „Die Freymaurerey enthalte **nichts Weſentliches**, was nicht in Roſenkreuzerſchriften **erklärt und angedeutet** wäre," und S. 281 ff.: „**Alle Symbole**, die in den drey erſten Graden der Freymaurerey vorkämen, wären **roſenkreuzeriſch**." Ich habe oben S. 114 und in der 32ten Anmerkung gezeigt, daß **alles dies willkürlich erdacht**, und **offenbar wider die Wahrheit** geſprochen iſt, **und** habe S. 62 und S. 65 **deutlich unterſchieden, welche** freymaureriſche Symbole vorher roſenkreuzeriſche ſeyn **konnten**, und **welche nicht**.

4) Wie ungeſchickt und wider alle Wahrheit Hr. B., S. 364 ſeines Buchs, das **verlorne** Wort, welches **bloß in die Freymaurerey** gehört, **habe** in die **Roſenkreuzerey** einzuflicken geſucht, habe ich oben S. 73 ff. gezeigt.

5) Ich hatte ſchon im Iten Theile meines Verſuchs S. 177 ff. **verſchiedene Arten von Roſenkreuzern** in Deutſchland, **von einander geſondert**. Wenn nun mehrere und ſo ſehr **verſchiedene Arten von Roſenkreuzerey verhanden waren, es aber anfänglich nicht mehr als Eine** Freymaurerey **gab**, ſo hätte derjenige, **welcher** unternimmt zu beweiſen, **daß Roſenkreuzerey und Freymaurerey urſprünglich identiſch waren**, entweder **mich widerlegen** und zeigen müſſen, daß es gar **keine** verſchiedene Arten von Roſenkreuzern gab, oder hätte **beſtimmen müſſen, welche** Roſenkreuzerey denn eigentlich mit der Freymaurerey **anfänglich identiſch** geweſen ſey. Dieſer **offenbar nothwendigen** Forderung aber **weiß** ſich Hr. B. ſehr ſchlau **zu entziehen**. Er geht leicht **darüber weg, daß von mir, oder ſonſt Jemand, ein Unterſchied zwiſchen Roſenkreuzern und Roſenkreuzern** gemacht iſt. Er ſagt nur S. 227: „Daß in Deutſchland keine **wirkliche roſenkreuzeriſche Loge** zu Stande gekommen

„war, läßt ſich **aus mehreren hiſtoriſchen Thatſachen** „erweiſen.“ Damit weiß er den **Blick** des Leſers von dem **abzuwenden**, was ich der Wahrheit gemäß von Deutſchland geſagt habe, und **erſchleicht** zu gleicher Zeit die Idee, als hätten die **Roſenkreuzer** ſchon **Logen** gehabt. Eben ſo, indem er in Abſicht auf die Roſenkreuzerey den Blick **bloß nach England** richten läßt, **erſchleicht** er die Idee, als hätten wohl die Roſenkreuzer in England **ſolche Logen** gehabt, wie er ſie uns gern vorſpiegeln möchte. So ſagt er z. B. S. 318 ſeines Buchs: „Das Geheimniß der **Maurerey** war das **Geheimniß der Fluddiſten.**“ Dadurch wird ganz ſchlau zu verſtehen gegeben, als hätte Fludd mit demjenigen, was er in ſeinem **Summum Bonum** ſchrieb, eine Menge Nachfolger gehabt, hätte gar eine **Loge** veranlaßt, und dieſe Fluddiſten wären denn **Freymaurer** geweſen. **Dies iſt nun zwar ganz ſchlau erdacht**, aber bloß aus der Luft gegriffen. Es wird nicht der geringſte Beweis gegeben werden können, daß es **Fluddiſten** gegeben hätte, welche ſich ſo **verſammelt**, oder ein ſolches **Geheimniß** gehabt hätten, wie die **Freymaurer**. Fludd ſtand beynahe ganz allein, und war in ſeinem Vaterlande gar nicht geachtet (84). Hätte es **Fluddiſten** geben ſollen, in der Anzahl, daß ſie **Verſammlungen** nach einem beſtimmten und bleibenden Plane hätten errichten können; ſo müßten ſie ſich noch eher in Deutſchland gefunden haben, wo alle Schriften Fludd's gedruckt, und viel bekannter waren, als in England. Aber in Deutſchland gab es am allerwenigſten **Fluddiſten**. Selbſt Michael Maier, obgleich mit Fludd wohl bekannt, hatte doch, wie aus ſeinen Schriften zu beweiſen iſt, in vielen Sachen ganz andere Ideen als Fludd. Alſo ſchon deswegen kann aus Fludd's eigenthümlichen Träumereyen gar kein

Schluß auf die Freymaurerey gemacht werden, ſo ſchien dies auch Hr. B. durch obengedachte **unvermerkte Vorbereitungen** und **Winkelzüge** zu erſchleichen meinte.

Doch weiter! Hr. B. gründet ſeine ganze Hypotheſe vom Urſprunge der Freymaurerey auf das im J. 1629 gedruckte Buch Summum Bonum. Wie wenig überlegt er doch das was er hinſchreibt! Von der einen Seite ſoll die Freymaurerey zwiſchen den J. 1630 und 1640 ihren Anfang genommen haben, weil ihm Hr. v. Murr einen leeren Wink gegeben hatte, um das J. 1633 könne dies wohl geſchehen ſeyn, indem damal die **Roſenkreuzer ihren Namen** geändert und ſich Sapientes genannt hätten (man ſ. S. 153). Von der andern Seite vergißt er ſelbſt wieder dieſe erborgte Hypotheſe, da ihn mein Verſuch belehrt hat, daß im Summum Bonum ein Roſenkreuzer ſub *Architecti* ſpecie vorkömmt; er ſucht den Urſprung der Freymaurerey allein aus dieſem Büchlein Fludd's herauszuziehen, und folglich iſt die Freymaurerey nun wieder bey ihm ſchon vor dem J. 1628 fix und fertig! Wenigſtens in dieſem Jahre muß doch wohl das Summum Bonum geſchrieben ſeyn, ehe es nach Deutſchland geſchickt und gedruckt wurde; und Hr. B. wird ja nicht annehmen wollen, erſt in dem Augenblicke, da das Summum Bonum geſchrieben ward, hätte die Freymaurerey ihren Urſprung genommen. Alſo müßte ſie, die erſt nach ihm zwiſchen 1630 und 1640 entſtand, nun wieder nach ihm ſchon zwiſchen 1620 und 1630 entſtanden ſeyn. So wenig denkt Hr. B. daran, ſeine willkürlichen Behauptungen auch nur nicht offenbar widerſprechend zu machen!

Man bedenke nun aber, was das Summum Bonum eigentlich iſt. Weiter nichts, als eine Streitſchrift wider **Merſennus**, welchen Fludd, wie gewöhnlich, aufs häßlichſte aushunzt, beſonders auch deswegen, weil dieſer ſtreitſüchtige Mönch die Roſenkreuzer **Böſewichter, Zauberer,** und **Ketzer** ſchimpfte, die ſich der **katholiſchen,** d. h. der **einzig wahren und untrüglichen Kirche** nicht unterwürfen. In dieſer Streitſchrift iſt die Hauptſache die **Vertheidigung** der **Kabbala** und **Alchymie** wider den P. **Merſenne**; die **Vertheidigung der Roſenkreuzer** hingegen nur **Nebenſache.** Hr. v. Murr bemerkt ſehr richtig, daß der Verfaſſer des Summum Bonum auf die verfängliche Frage des P. Merſenne: wo denn die Wohnung (Antrum nennt er es) der Roſenkreuzer wäre? doch etwas antworten mußte. Darauf heißt es denn: In domo Sapientiae, quae eſt domus Dei, und darum wird in dieſer kleinen Schrift vielmehr vom **Hauſe** und vom **Baum** geredet, als ſonſt in einer Schrift. Daß aber dieſe domus Dei der **Tempel Salomons wäre,** iſt im Summum Bonum nirgend behauptet. S. 141 wird Allerley von **Salomon** geſagt, und **beyläufig** auch einmal die **Stiftshütte** und **Salomons Tempel** erwähnt, nirgend aber iſt angezeigt, daß die Roſenkreuzer **Salomons Tempel bauen wollten.**

Wenn Hr. B. die mancherley Gegenſtände, welche bey der Unterſuchung, über die er ſo leichtſinnig hinſchlüpfte, nothwendig müſſen genau erwogen werden, gründlich ſtudirt hätte, wenn er beſonders die **Sinnbilder,** deren Bedeutung bey dem erſten Anblicke oft dunkel und ſchwankend zu ſeyn, und in einander zu fallen ſcheinen, aus den erſten Quellen zu finden geſucht hätte, ſo würde er ihren **Unterſchied** und ihre **eigentliche Bedeutung** ſich beſtimmter haben vorſtellen können, und hätte nicht alles ſo wild und verkehrt unter einander gemengt. Dann hätte er aber auch gleich eingeſehen daß Fludd in dieſem Buche, wo er mit dem erzkatholiſchen P. Merſenne ſtritt, unmöglich ſich darauf hätte berufen dürfen, daß die *domus Dei*, worin die Roſenkreuzer (und nach Hrn. Buhle's Traume auch die Freymaurer) wohnten, oder woran ſie baueten, der **Tempel Salomons** ſey; denn P. Merſenne würde ihm gleich im größten Eifer zugerufen haben: das ſey **nicht wahr**, und **nicht möglich**, eben weil die Roſenkreuzer verdammte **Ketzer** wären. Es iſt nämlich der **Tempel Salomons**, ſonderlich bey ältern katholiſchen Theologen, **das Sinnbild der einzig wahren katholiſchen Kirche.** Ich will davon in einer Anmerkung (85) nur aus zwey im J. 1613 und 1623 gedruckten Büchern katholiſcher Theologen den Beweis beybringen. Die **katholiſche** Bedeutung dieſes Sinnbildes kannte Fludd unfehlbar, da es ihm gar nicht an Gelehrſamkeit und Beleſenheit fehlte. Er konnte alſo gerade in dieſer Streitſchrift den Roſenkreuzern um ſo weniger den Bau am Tempel Salomons zuſchreiben, da ohnedies die Roſenkreuzer überhaupt ſich niemal dieſes Sinnbildes bedient haben.

Im **Summum Bonum** wird eigentlich, wie der Augenſchein zeigt, und ſelbſt **der Titel des Buchs** beſagt, von der **wahren Magie, Kabbala und Alchymie**, d. h. von der **Kenntniß der Natur** gehandelt, ſo wie man ſich damal die **Kenntniß der Natur** verſtellte. Die phyſikaliſchen Kenntniſſe waren mit ungegründeten Ideen und Aberglauben vermiſcht, wie ich dies ſchon oben S. 61 angezeigt habe. Selbſt der hochruhmwürdige **Kepler** war nicht ganz frey davon. Darf man ſich denn wundern, daß ein ſo hochtrabender Brauſekopf, wie Fludd, welcher dunkeln Ideen ſo ſehr fröhnte, ſeine Naturkenntniſſe noch mehr mit Träumereyen vermiſchte, als jeder Andere? Daß die genauere Einſicht der Phyſik durch Hülfe der Vereinigung mit Gott erlangt würde, war damal ein weit verbreitetes Vorurtheil, welches ſich beſonders in den meiſten **Roſenkreuzerſchriften** findet. Wenn Fludd S. 40 ſagt: „Aſcendamus ad *montem rationabilem*, **et aedificemus** *Domum Sapientiae*," ſo war es **doch offenbar**, daß dieſes **Haus der Weisheit auf Vernunft gegründet**, alſo dahin gerichtet ſeyn ſollte **die Urſachen der Dinge zu erforſchen**, eben ſo wie Bacons **Salomoniſches Haus**. (Man ſ. den Iten Theil meines Verſuchs S. 133. 194 auch oben S. 61, 68.) Daß er dieſes Haus zugleich S. 41. Domus Dei nannte, kam daher, daß alle Weisheit und alſo auch die **Vernunft ſelbſt** unmittelbar von **Gott**, und von der Vereinigung mit ihm hergeleitet wurde; und da war es wieder konſequent, daß **Chriſtus der Eckſtein** dieſes Hauſes ſeyn ſollte. Daß aber **Fludd** dieſe **Weisheit** und dieſes **Haus Gottes wirklich auf die Kenntniß der Natur gerichtet wiſſen wollte**, erhellet daraus, daß er S. 41 ausdrücklich ſagt, es werde ſo benennet, von dem **Steine**, auf welchem der Patriarch Jakob den bekannten prophetiſchen Traum hatte, und daher den Stein **Beth El** oder **Gottes Haus** nannte (1 Buch Moſe Kap. XXVIII, V. 17). Nun habe ich in der 45ten Anmerk. aus eben dieſes **Schriftſtellers Philoſophia Moyſaica** einen **Beweis** angeführt, daß er in der Einleitung zu dieſem Buche „alles in der Natur Vorhandene **in drey Welten** eintheilt," daß er ſagt: „der *Intuitus mentalis*, womit man in das ewige Licht dringe, das alle Kreaturen belebt, ſey das dreyfache Maaß der Leiter Jakobs, welche dieſer im Traume ſah, als er auf einem Steine ſchlief, in deſſen **Länge, Breite und Tiefe** die **Charaktere der drey gedachten Welten** eingegraben waren, weswegen dieſer Stein das **Haus oder** *tabernaculum* (Hütte, Wohnung) **Gottes** genannt werde."

Da iſt alſo deutlich zu ſehen, daß es höchſt unverſtändig iſt, hiebey an Freymaurerey zu denken; ſondern, daß hier vielmehr ebendieſelbe Idee zum Grunde liegt, welche Bacon mit ſeinem Vorſchlage zu der Geſellſchaft beabſichtigte, von ihm das **Salomoniſche Haus** genannt, woven ich ſchon in meinem Verſuche a. a. O. handelte, und zeigte, daß die Geſellſchaft der **Roſenkreuzer** in England, als ſie in dieſem Lande in die **Freymaurergeſellſchaft** überging, auch dieſe Idee ausführen wollte. Freylich aber mit dem Unterſchiede, daß diejenigen, welche damal der Vernunſt Bacons folgten, die Idee vernünftig ausführten, und daß ein ſolcher dunkler Schwärmer, wie Fludd, Träumereyen darunter mengte, und friſch darauf los ſchematiſirte über Haus und (S. 48) über Kaſtell, Pallaſt, groſe oder kleine Steine, aber, ſo viel man weiß, keine oder ſehr wenige Nachfolger hatte. Es beſtätigt alſo das Summum Bonum, wenn man die Sache genau betrachtet, meine Meinung von der erſten Abſicht der Roſenkreuzer in England, anſtatt ſie zu widerlegen. Ich habe auch ſchon oben S. 62 gezeigt, daß die Verbindung vorurtheilvoller und vorurtheilsfreyer Männer zu Einem vernünftigen Zwecke damal ſehr vortheilhaſt ſeyn konnte. Nur neigt ſich Hr. Buhle ausſchlieſend auf die Seite des Vorurtheils, und thut, als wäre bloß Alchymie und Magie und Schematismus und Myſtik das **Weſentliche** geweſen, da es doch nur das **Zufällige** war. Und da er dieſen Gedanken Einmal gefaßt hatte, ſo ging er blindlings darin fort, ohne rechts oder links um ſich zu ſehen, oder die Sache gründlich zu unterſuchen, und wähnte groſe Entdeckungen gemacht zu haben, weil ihm freylich auch ein groſer Theil des Allerbekannteſten verdeckt geblieben war.

Aber Fludd ſagt doch: „Sub *Architecti* ſpecie laborat

„frater?“ Allerdings. Dies habe ich ſelbſt längſt angezeigt; nur Hr. B. giebt ein neues Beyſpiel, wie leicht er Alles behandelt, wenn er hieraus eine Anwendung auf die Freymaurerey erzwingen will. Er führt S. 308 an, daß im Summum Bonum a. a. O. geſagt iſt: „Apoſtolus in particulari ſua „inſtructione more analogico diſcurrens nos docet ad „myſterii perfectionem, vel *ſub Agricolae* vel *Archi„tecti* typo, pertingere,“ und ſetzt hinzu: „Hätten die „**Stifter der erſten Maurerloge** das Bild des **Land„bauers** oder **Gärtners** gewählt; ſo würden wir ſtatt der „**Freymaurer** jetzt **Freybauern** oder **Freygärtner** im alle„goriſchen Sinne haben. Aber das Bild des **Architekten** „hing beſſer mit der ganzen übrigen roſenkreuzeriſchen Alle„gorie von einem **Gebäude**, von den **Menſchen** als le„**bendigen Steinen** u. ſ. w. zuſammen, und ſo ward es „vorgezogen.“ Hr. B. hat nicht daran gedacht, daß zu dieſer Stelle citirt iſt die 1te Epiſtel an die Korinther Kap. 3, V. 10, 11, und daß in dem nächſtvorhergehenden Verſe der Apoſtel Paulus heißt: „Ihr ſeyd Gottes Ackerwerk, und „Gottes Gebäu,“ und daß es darauf in dem angeführten Verſe heißt: „Ich habe den Grund gelegt als ein weiſer „**Baumeiſter**.“ Darauf bezieht ſich das Summum Bonum, und auf keine Weiſe kann dies, wie Hr. B. träumt, auf die Stifter der erſten **Maurerloge** einen Einfluß gehabt haben, welche auf dieſen Spruch des Apoſtels Paulus wohl nie Rückſicht nahmen.

Wenn denn aber Hr. B. ſich einbildet, derjenige welcher von einem **myſtiſchen Baue** redet, müßte ſchlechterdings die **Stiftung der erſten Freymaurerloge** im Sinne haben, ſo will ich ihm mit der Nachricht von einem **deutſchen Schriftſteller** dienen, welcher, im J. 1631, alſo nur drey

Jahre nach Erſcheinung des Summum Bonum, völlig eben die Sprache führt, wie Fludd, wodurch alſo eine ganz neue Entdeckung von der frühen Exiſtenz der Freymaurerey in Deutſchland zu machen iſt, und zwar ſo, daß die erſte roſenkreuzeriſche Freymaurerloge nach Augſpurg gelegt wird!

Magiſter *Georgius Albrecht*, Mithelfer zu den Barfüßern in der Stadt Augspurg, gab zu Leipzig im J. 1631 ein Buch in 4. heraus, unter dem Titel: Handwerkszunft d. i. Kurze Erzehl: und Beſchreibung der vornehmſten Handwerken, ſo allhie in des H. Röm. Reichs Stadt Augſpurg getrieben werden — Alles aus Gottes Wort, vnd Geiſtreichen Lehrern zuſammen getragen. Daſelbſt ſagt er S. 104 ff: „Bawt man Kirchen vnd Gotteshäuſer, ſo iſt der öberſte Bawherr Chriſtus unſer „Heyland. Die Werkmeiſter ſind die Propheten, Apoſtel und Evangeliſten. Stein vnd Holz ſind die Menſchenkinder, welche, als lebendige Steine, zu dieſem „Geiſtlichen Baw bereitet werden. Die *Instrumenta* vnd „Werkzeuge ſeyn das Geſetz vnd Evangelium, da wir „durch jenes gehobelt, durch dieſes aber gleichſam getränkt „vnd befeuchtet werden. Die Bleywage, nach welcher „die Wände und Mawern abgewogen werden, iſt das geiwiſſe Wort Gottes, der Canon, Regel vnd Richtſchnur, „welche nach dieſer einhergehen, vber die iſt Fried vnd „Barmhertzigkeit. Das Fundament vnd Eckſtein iſt der „Herr Jeſus, auſſer welchem kein beſſerer Grund kan gelegt „werden. Der Kalck iſt der ſeligmachende Glaube, „darin wir im Glauben wol gegründet, und feſt ſtehen, vnd „vns nicht mehr laſſen bewegen von der Hoffnung des Evan-

„gelii. **Die Klammern vnd Band**, dardurch ſie zuſammen „gehefftet werden, iſt das **Band der Liebe** vnd des Friedens, „dardurch die **Hertzen der Gleubigen verknüpft** vnd verbun„den, daß ſie gleich **ein Hertz** vnd Seel werden.“ (86) Der Leſer beliebe, außer dem myſtiſchen Zeuge, welches ich ſelbſt aus dem Summum Bonum beyläufig auszog, noch den vielen Unſinn nachzuſehen, den Hr. B. S. 295 ff. ſeines Buchs anführt und a la Buhle **noch** weiter ausſpinnt, von der **bibliſchen Weisheit**, von den lebendigen Steinen die ſich **ſelbſt einmauern** u. ſ. w. Er wird alsdenn deutlich finden, daß **Mag.** *Georgius Albrecht* eben ſo und eben das ſchreibt, was **Robert Fludd** im Summum Bonum. Hr. B. wird nicht umhin können zu glauben, **der Helfer zu den Barfüßern** in Augſpurg im J. 1631 ſey entweder gewiß auch ein **Roſenkreuzer**, und **einer der erſten Freymaurer** geweſen, oder er **wird** beſchämt geſtehen müſſen, daß er ſehr unbeſonnen handelte, wenn er in dem ſchematiſchen Geſchwätze Fludds vom **myſtiſchen Hauſe Gottes**, und von **Chriſtus dem Eckſtein**, den **Urſprung der Freymaurerey** zu finden vermeinte.

Und noch Eins iſt zu bemerken. S. 295 ſagt Hr. B.: „Wären die R. k. in England bey dem Bilde eines **Gebäu**„**des überhaupt** ſtehen geblieben; ſo hätten ſie natürlich ſich „ſchlechtweg **Bauleute, Baumeiſter**, genannt. Hingegen „wählten ſie den Namen **Maurer** vorzugsweiſe, und das „mußte einen **Grund** haben.“ Dieſen **Grund** ſucht nun der gelehrte Mann a. a. O. ausdrücklich im Summum Bonum. In dieſem Büchlein aber iſt bloß zu finden, daß **Bruder Roſenkreuzer** ſub *Architecti* ſpecie ſein Werk treibe. Kein Wort iſt darin (oder auch nur in ſonſt irgend einer Roſenkreuzerſchrift) zu finden von Caementarius, Latomus, Lapidarius, oder (im Latein **mediae aetatis**) von Murator, Murarius, oder ſonſt irgend einem Ausdrucke der einen **Maurer** bedeuten könnte. Wir müßten alſo, wenn zwiſchen dem Summum Bonum und dem **Urſprunge der Freymaurerey** wirklich ein unmittelbarer Zuſammenhang wäre, jetzt nur **ſchlechtweg** von **Freybauleuten**, von **Freybaumeiſtern**, **hören**, **aus** eben **dem Grunde**, woraus Hr. B. (S. 303 ſeines Buchs) **uns verſichert**: Wenn Fludd und mit ihm „**die Stifter der erſten Loge** das Bild des Landbauers oder Gärtners gewählt **hätten**; ſo würden wir jetzt „**Freybauern**, oder **Freygärtner**, ſtatt der **Freymaurer**, „haben.“ Nun wählte aber das Summum Bonum, woraus Hr. B. Alles beweiſen **will**, **nicht das** Bild des **Maurers**, ſondern, und zwar bloß beyläufig, des **Baumeiſters**. Hr. B. muß ſich alſo ſelbſt auf den Mund ſchlagen.

Man möchte wahrlich über ihn lächeln, wenn **man** **S. 310 findet**: „**daß** ihn ſeine **Entdeckungen** über den Grund „**der Freymaurerey anfangs ſelbſt befremdeten**, und daß er „ihnen lange **gemißtrauet** habe.“ **Ach! wäre er doch länger** mißtrauiſch gewesen, **ſo würde er nicht ſo verkehrte** und widerſprechende Dinge hingeſchrieben **haben!**

Hr. B. behauptet S. 30 **ſeines** Buchs, „daß **die** Roſenkreuzer und Freymaurer **urſprünglich** einerley waren,“ und **hernach**: „daß ſie ſich **bald trennten**.“ Er läßt **von** S. 295 an bis S. 371 **die Freymaurerey** aus der **unſinnigſten Myſtik und Magie** entſtehen, und ſagt doch mitten dazwiſchen, S. 324: „**Es gewährt ein** großes Vergnü„gen, wenn **man** ſieht, **wie das maureriſche** Inſtitut, ſo roh „und unvollkommen **es** auch in ſeiner Anlage war, doch **alle** „**Keime der philoſophiſchen Aufklärung**, **der Geiſtes**„**und Religions**-**Freiheit**, **der** edelſten bürgerlichen und

„menſchlichen Geſinnungen und Tugenden, in ſich ſchloß, die „ſich nachher aus ihm entwickelt, und hier und dort ſo ſchö„ne Früchte getragen haben.“ Nach S. 369, 370 findet er in dem **Urſprunge** der Freymaurerey **myſtiſchen Unſinn und Magie.** Dennoch ſagt er S. 372: „die **echte** Frey„maurerey ſey eine Geſellſchaft der wahren **Nächſtenliebe.**“ Oben S. 142 iſt angeführt, daß Hr. B. S. 312 ſeines Buchs behauptet, „ſeit dem Anfange des 18ten Jahrhun„derts ſey den Freymaurern über der Schale der **Kern,** „über der **Form** das **urſprüngliche Weſen** und der **Zweck** „der Maurerey entfallen.“ Alſo kann ja, nach Hrn. B., die jetzige Freymaurerey unmöglich **die echte** ſeyn, denn ſie hätte ja das **urſprüngliche Weſen** und den **Zweck** verloren; der **Zweck** war aber, wie Hr. B. an eben **dem Orte** ſagte, die **Magie. Und nun ſoll ſie doch wieder** eine Geſellſchaft **der Nächſtenliebe** ſeyn? Die Magi ſind eben nicht der **Nächſtenliebe** wegen berühmt, denn bekanntlich verachten ſie einen jeden, der nicht ein **Magus** iſt; und in **Fludd,** dem Hr. B. den Urſprung der Freymaurerey zuſchreibt, wohnte bekanntlich ein heftiger **Zankgeiſt!** So ſpielt Hr. B. mit Worten!

Er ſagt S. 323 eben ſo verkehrt von der mit Religion verbundenen Magie, welche die urſprüngliche Verfaſſung der **Freymaurerey geweſen ſeyn ſoll: „Sie habe den Geiſt** „eines liberalen **Proteſtantismus geathmet.“** Wie? „Die „**Magie** in **kabbaliſtiſcher** und **alchymiſtiſcher bibliſcher** „**Bedeutung**“ (S. 369) hätte dieſen **liberalen Geiſt** athmen können? Iſts möglich, daß ein Mann der noch auf geſunde Vernunft Anſpruch macht, ſo reden kann! Von dieſer Buhliſchen **ältern echten Maurerey** (S. 396) ſoll, (nach S. 312) „das **urſprüngliche Weſen** und der **Zweck**

„ſchon im Anfange des vorigen Jahrhunderts verloren ge„gangen, und den engliſchen Logen“ (andere gab es damal nicht), ſeiner Meinung nach, „über der **Schale** der „**Kern** entfallen ſeyn.“ Nun möchte er uns doch wohl ſagen, wie es zugehe, daß dennoch in dieſer **Schale** ohne **Kern** (nach S. 324) **alle Keime der philoſophiſchen Aufklärung** der **Geiſtes- und Religions**-Freyheit u. ſ. w. enthalten ſeyn ſollen? Das wäre ja eine **Schale**, beſſer als der **Kern**! Und von der andern Seite wird doch Hr. B. wohl wiſſen, daß ſelbſt im 18ten Jahunderte, und noch bis jetzt, manche Freymaurergeſellſchaften vorhanden ſind, welche ſich mit **Magie und religiöſer Myſtik** beſchäftigen, worunter es ſogar namentlich noch **Roſenkreuzer** giebt. Da möchte man ihn wohl fragen: Ob bey dieſen etwa der Kern der Freymaurerey geblieben wäre, und ob etwa dieſer Kern irgend einige **Keime der philoſophiſchen Aufklärung** enthalte? Wenigſtens bey den **Tempelrittern**, und den aſiatiſchen Brüdern, den einzigen Freymaurern des 18ten Jahrhunderts, wovon Hr. B. in ſeinem Buche etwas ſagt, liegt gewiß kein geſunder Keim; aber in Hrn. B. Kopfe liegt ein fruchtbarer Keim Allerley ſich einzubilden und hinzuſchreiben, ohne deutliche und beſtimmte Begriffe.

Auch wäre er zu erſuchen, folgende ganz verkehrte Behauptungen in einem vernünftigen Zuſammenhange zu zeigen. Wenn nach ihm Roſenkreuzerey und Freymaurerey urſprünglich einerley waren, und ſich (S. 30) „ſehr bald nach „der Entſtehung ihres Inſtituts trennten,“ ſo wäre doch ſeine Pflicht hiſtoriſch zu beſtimmen, wann dies geſchah, und warum es geſchah? Sonderbar iſt es doch, daß er ebendaſelbſt vorgiebt, die Freymaurer hätten **philoſophiſche Zwecke** verfolgt, und die Roſenkreuzer **Schwärmereyen**.

Was hätte denn Gelegenheit gegeben, daß mit einmal ſo ganz verſchiedene Zwecke wären verfolgt worden? Das hätte er uns doch ſagen ſollen, da er S. 309 freundlich zu verſichen giebt: „daß er das Innere des Ordens in „ſeinem ganzen Umfange und Detail ſtudirt, und ſich „um die Geſchichte des Ordens aus zuverläſſigen „Quellen, bekümmert habe.“ — (Freylich findet ſich in dem ganzen Buche keine Spur eines ſolchen Studiums, oder ſolcher Kenntniß des Innern.) — Da nun die gänzliche Trennung beider Geſellſchaften, bald nach ihrem Urſprunge (d. h. doch wenigſtens zwiſchen 1623 und 1636), geſchehen ſeyn ſoll, und er hiemit die wichtige Nachricht verbindet daß die eine Geſellſchaft bloß vernünftige, die andere bloß ſchwärmeriſche Zwecke gehabt habe, ſo hätte er uns von der Freymaurerey während des ganzen 17ten Jahrhunderts doch wohl ein einziges Beyſpiel von Vernunft und philoſophiſcher Aufklärung, welche der Schwärmerey der Roſenkreuzer wäre entgegengeſetzt geweſen, aus ſeiner Kenntniß vom Innern des Ordens mittheilen ſollen. Dagegen läßt er uns (S. 312) wiſſen: Noch bis zu Ende des gedachten Jahrhunderts ſey die Freymaurerey um der Magie und wahren chriſtlichen Kirche willen getrieben worden, und dies ſey damal der Kern der Freymaurerey geweſen. Dies wäre nun aber gewiß nicht philoſophiſche Aufklärung, weder im Keime noch in der Frucht, es war vielmehr etwa der Kern der Myſtik eines Menſchen wie Fludd. Alſo waren bis dahin, nach Hrn. B. eigenem ausdrücklichem Berichte, die Kerne der Roſenkreuzerey und Freymaurerey noch 60 bis 70 Jahre nach ihrer Entſtehung die nämlichen geweſen, beide waren bis dahin höchſt unvernünftig geblieben, und Hr. B. hatte S. 312 ſeines Buchs vergeſſen, daß er S. 29

uns hatte einbilden wollen, beide hätten ſich, bald nach der Entſtehung, getrennt, und eine davon ſey philoſophiſch und vernünftig geworden.

Hr. B. ſagt S. 295 mit wichtiger Miene: „Keiner hät„te den Uebergang der Roſenkreuzerey zum Symbole der „Maurerey befriedigend zu erklären gewußt.“ Ich habe dies allerdings verſucht, und glaubte überzeugt zu ſeyn, daß meine Herleitung des allmählichen Uebergangs in der Sache ſelbſt gegründet ſey, und durch die öffentliche Geſchichte noch mehr beſtätigt werde. Wenigſtens bemühte ich mich zu entwickeln, wann, und zum Theile auch wie, die geſchehenen Veränderungen möchten vorgegangen ſeyn, ob ich gleich das Warum nicht öffentlich auseinanderſetzen konnte. Aber was hilft das! Hr. B. hat ja alle meine Hypotheſen widerlegt. Da er aber ſelbſt uns nichts Geſcheidtes und Zuſammenhangendes hierüber ſagt, da er nicht weiß, wann und warum die Trennung beider Geſellſchaften geſchehen ſey, noch weniger wie der Kern der ſchon ſo früh vernünftig gewordenen Freymaurerey noch nach 60 Jahren in einer unvernünftigen Magie habe beſtehen können; ſo wiſſen wir nun gar nichts über den Urſprung und die Veränderungen der Freymaurerey, wir tappen ganz im Finſtern, und müſſen alſo warten, bis uns unvermuthet ein Licht erſcheint!

Aus manchen Umſtänden möchte ich beynahe vermuthen, daß Hrn. B. ein Licht aus Oſten erſchienen ſey, welches ſeine ſchwachen Augen verblendet hat.

Er ſpricht im Anfange ſeiner Vorrede von einem Geſpräche über die Freymaurerey auf einem Spaziergange mit einem talentvollen Manne und ſeinem liebſten Freunde. Nun giebt es mehrere talentvolle Männer, welche in allen Dingen ſehr hell ſehen, nur daß es ihnen, ſobald ſie auf eine gewiſſe fixe **Idee** kommen, wie ehemal dem weiſen Junker von Marcha geht, ſie ſehen entweder gar nicht, oder ſie ſchielen. Vielleicht hat der **talentvolle Freund**, der zugleich ein **gläubiger Bruder** geweſen ſeyn mag, Hrn. Hofr. Buhle im Vertrauen die Nachricht von zwey hohen Graden einer gewiſſen Freymaurerey mitgetheilt, wovon noch jetzt immer im Stillen **Chriſtus der magiſche Eckſtein** iſt. Man merkt S. 372, wo er, ſtatt **Johannes des Täufers**, den **Evangeliſten Johannes** zum **Lehrer** und **Patron** der Freymaurer machen will, daß er von ſolcher hohen Weisheit irgendwo etwas gehört hat, er, der ſonſt ſonſt ſo herzlich wenig weiß. Er erſtaunte vermuthlich nun, und ſeine entflammte Phantaſie dünkte ſich ſchnell bis in das **Innere des Ordens** zu ſchauen. Er nahm, ohne Bedenken, das kleine Stümpchen von Freymaurerey, das man ihm als ein Probeſtück zuwarf, für den ganzen Bau. Nun ſollte ſeine Gelehrſamkeit ſeiner Phantaſie zu Hülfe kommen, und ward ſelbſt phantaſtiſch. Er ſuchte zu dem ihm insgeheim angeſteckten Stümpſchen Licht, auf dem kürzeſten Wege, im Summum Bonum, ubi *ſub Architecti ſpecie* laborat Frater, einen literariſchen Leuchterknecht, einen Beweis, daß dasjenige was ihm mochte anvertraut ſeyn, auch von alten Zeiten her als **echt zu betrachten** ſey. Anders läßt ſich beynahe nicht erklären, daß ein Gelehrter, der ſonſt nicht ohne Ruhm ſich gezeigt hat, ein Buch voll ſo ganz ſeichter, ſo ganz verkehrter, ja voll ſo alberner und widerſprechender Behauptungen, hat hervorbringen können. Ich kann mich irrren. Wenn aber Hr. B. wirklich dieſe ſchönen Freymaurergrade, worin der **Kern** ſeiner erſten und **echten** Buhleſchen Freymaurerey noch bis jetzt nicht aus der Schale gefallen iſt, vorher nicht gekannt hat und noch nicht kennt, ſo könnte ihm wohl ein **Vertrauter** die Oerter nachweiſen, wo er, für ſein gutes

Geld, und nach und nach, in Logen kann aufgenommen werden, die ziemlich ſo eingerichtet ſind, wie er meint daß die erſten Logen, zufolge des myſtiſchen Schematismus ſeines Summum Bonum, hätten ſeyn müſſen. Er kann ſogar die Wahl haben, ob **Hiram** (S. 333) oder **Adoniram** (S. 330) **Christus** ſeyn ſoll (87). In Göttingen hätte er dies ganz in der Nähe haben können, aber es finden ſich wahrſcheinlich auch noch in der Gegend von Moſkau Mittel dazu.

Da nun Hrn. Hofr. Buhle's **große Entdeckung** ziemlich in ihrer wahren Geſtalt dargeſtellt iſt, ſo iſt nur noch

2. die kleine Entdeckung

zu würdigen übrig.

Dieſe Entdeckung iſt auf weiter nichts gerichtet, als **mich armen Mann, ganz darnieder zu ſchlagen.**

Ich erwähnte ſchon oben S. 81, daß ich im erſten Theile meines Verſuchs S. 89 ff., über ein gewiſſes **Bild** eine mir wahrſcheinliche Muthmaßung verſucht hatte, von welchem **Bilde** Vieles in den Ausſagen der alten Tempelritter vorkömmt, welches ſie ſollen in ihren **Generalkapiteln**, und zwar **in Geheim, angebetet** haben. Von dieſem Bilde ſagen zwey franzöſiſche Ritter aus, der Eine, es wäre geweſen „une Idole faite in *figuram Baſſometi,*“ und der andere, „une Idole, *ubi erat depicta figura Baſſometi.*“ Das Wort Figura bedeutet durchaus, im Latein des Mittelalters, niemal etwa eine Figur, ſondern beſtändig nur ein Zeichen; es iſt alſo von einem **Bilde** die Rede, woran ein Zeichen angemalt, oder welches **ſo gemacht** war, daß es zu einem Zeichen von irgend etwas dienen konnte. Herder gab vor (wie ich auch ſchon S. 21 anführte), dies müßte ein **Mahometskopf** geweſen ſeyn (ohne an die Bedeutung des Worts Figura zu denken), den die Tempelritter wären beſchuldigt worden anzubeten. Ich zeigte im IIten Theile meines Verſuchs S. 77 ff., daß weder in den **Anklagen**, noch in den **Vertheidigungsſchriften**, noch auch in dem **Urtheile** über die Tempelritter, auch nur ein Wort von **Anbetung Mahomets** wider ſie vorkömmt, und ließ zu deſſen Beſtätigung S. 125 bis 140 **alle Anklageartikel** wider die Tempelherren, welche bis zu uns gekommen ſind, abdrucken. Alſo von **Mahomet** war bey der Figura Baffometi nimmermehr die Rede, es konnte nicht davon die Rede ſeyn. Gleichwohl findet Hr. B. für gut, doch wieder nicht etwa die *figura* ſondern das **Bild ſelbſt** auf **Mahomet** zu deuten, aber auf eine ſo **neue Art**, daß wirklich der poſſierliche Erfindungsgeiſt eines Mannes wie Hr. B. dazu gehört, um auf etwas ſo original Seltſames zu kommen.

Weil Herder mir wehe thun wollte, ſo gab er vor, „die „Erklärung des Worts Baffometus ſey der **Zweck** meines „Buchs, und **mein Syſtem** ſey ganz allein darauf gebaut" (Im Deutſchen Merkur, März 1783, S. 252). Ich zeigte dagegen S. 67, daß dies gar nicht der Fall ſey, „das Wort **Baffometus** könne noch ferner unerklärt bleiben, „und alles was ich von der **Uebereinſtimmung** der von „den **Tempelherren** ausgeſagten **geheimen Gebräuche** „mit den **gnoſtiſchen Gebräuchen** geſagt habe, bleibe „eben ſo **unwiderſprechlich**." Auch ſagte ich S. 60 und S. 90 ausdrücklich, daß ich meine Vermuthung über die **Bedeutung des Worts** *Baffometus* keinesweges für **unwiderſprechlich** halte, vielmehr, „wenn Jemand eine noch „beſſere finden könne, die alles noch ungezwungener erkläre,

„ſo **wolle ich ihr gern beyfallen.**“ Hr. B. findet aber für gut, Herder'n, von deſſen Gutem er wahrlich nichts nachzuahmen weiß, auch darin nachzuahmen, daß er die Sache ſo drehet, als ſetzte ich auf meine gedachte Vermuthung einen unermeßlichen Werth, und würde troſtlos ſeyn, wenn ſie widerlegt würde. Er ſagt S. 403: „**Es thut mir leid,** daß ich dem „Hrn. Nicolai **eine ſeiner liebſten** vermeinten Entdeckungen „**noch in ſeinen alten Tagen** verkümmern muß.“ Der barmherzige Mann!

Fürs erſte findet er nun für nöthig, den **Baffomet zweyköpfig** zu machen, und ſagt S. 414: „**Die zwey „Köpfe** kann N. **nicht wegdiſputiren.**“ Wer ſollte nicht denken, daß ich **diſputirt hätte,** ob das Idolum zwey oder einen Kopf gehabt habe? Ich führe S. 90 ff. getreu die Zeugniſſe der Tempelritter an, welche von dem Bilde ſprechen. Sie ſagen ſammtlich aus, daß das Idolum **Einen Kopf gehabt habe.** Nur ein Einziger, ein Irländiſcher Ritter, **Br. Heinrich Tanet,** ſpricht von einem Caput aeneum *bifrons.* **Alſo die natürliche Folge iſt wohl,** zu glauben, daß das Bild **gewöhnlich** nur **Ein Haupt** gehabt habe (88), und es iſt ſchon von Hrn. B. ſehr leichtſinnig, daß er auf **die Zeugniſſe aller Andern nicht im Geringſten** achtet, und das Idolum **ſchlechterdings als zweyköpfig** annimmt, bloß, weil dies nun ihm ſo beliebt.

Hätte er aber nur das Zeugniß des Bruders Tanet, an der ihm von mir doch nachgewieſenen Stelle im Dupuy S. 519 **nachgeſchlagen,** ſo würde er gefunden haben, daß das Caput bifrons **ganz und gar nicht das Idolum ſeyn kann,** woran eine Figura Baffometi geweſen, und welches die Tempelherren beſchuldigt wurden, in ihren Generalcapiteln anzubeten. **Davon iſt doch hier ganz allein** die Rede. Es heißt a. a. O.: „Fr. Henricus Tanet deponit, quod quidam Templarius habebat *quoddam* „*caput aeneum bifrons* in cuſtodia; et dicebat, *quod* „*illud reſpondebat ad omnia interrogata.*“ Dies war alſo ganz etwas anders. Ein **zweyſtirniger Kopf**, von welchem ein Tempelherr vorgab, daß er **auf Fragen Antwort** gebe, gehört **gar nicht** zu der Unterſuchung vom Baffometus. Und zum ſichern Beweiſe, daß dieſer Kopf **etwas hieher gar nicht Gehöriges** ſey, dient die fernere Ausſage dieſes Ritters: „Item quod *nunquam audivit*, „quod aliquis Frater Ordinis *adoraret Idolum*, *niſi* „Praeceptor Caſtri Pelerini, et *Frater Hugo* praedictus, „et *Confratres per eos recepti.*“ Er ſagt alſo hier, das *Caput aeneum bifrons* ſey **nicht zur Anbetung** gewidmet geweſen, er **unterſcheidet ausdrücklich** den zweyſtirnigen Kopf **von dem Idolum factum** in *figuram Baffometi*, welches angebetet wurde, und von welchem **nur hier allein** die Rede iſt. Alſo, ſchon hiedurch zeigt ſich des Hrn. B. vermeinte Entdeckung in ihrer ganzen **Nichtigkeit**, wenn auch ſonſt überhaupt noch der geringſte geſunde Verſtand darin wäre. Denn, zu ſeiner Hypotheſe wird durchaus erfodert, **daß das Idolum zweyköpfig** geweſen; aber **kein einziger Zeuge ſpricht von einem zweyköpfigen Bilde**, das wäre **angebetet** worden, das die *Figura Baffometi* hätte, ein **Freund Gottes** ſey, u. dgl.

Was ſoll denn nun aber der zweyköpfige Baffometus zu Folge der Entdeckung unſers Hrn. Buhle geweſen ſeyn? Man höre, und erſtaune!

Er ſetzt — verſteht ſich **ohne die geringſte hiſtoriſche Beſtätigung** — voraus: ſo lange die Tempelherren **rechtgläubig** geweſen wären, und **für** die katholiſche Kirche und den Papſt wider Mahomet gefochten hätten, hätten ſie das Wort **Mahomet** zum **Loſungsworte** — oder, wie man jetzt im Kriege ſagt — zum **Feldgeſchrey** gehabt. Als ſie aber (S. 412) **aufgeklärt** geworden, „erzeugte ſich bey „ihnen ein **eigenes Intereſſe**, das beſonders dem **Papſte** „und der übrigen katholiſchen Geiſtlichkeit eben ſo entgegen„geſetzt war, wie dem **Mahomet** und ſeinen Anhängern; „von der Zeit an fügte der Orden jenem Loſungsworte noch „den Namen *Papa* (Babſt, Pfaffe) hinzu, und verband „**beide Namen.**“

Es iſt wohl ein Beyſpiel ohne Beyſpiel, daß ein Kriegsheer den Namen ſeines **Feindes**, wider den es ſtreitet, zum Feldgeſchrey oder **Loſungsworte** annehme. Was würde man von einem franzöſiſchen Generale ſagen, der ſeinen Vorpoſten beföhle, auf den gewöhnlichen Anruf: Qui vive? zu antworten: Angleterre! Das Feldgeſchrey, das Gideon ſeinem Heere gab, hieß: **Hier Schwert des Herrn und Gideon!** aber er ließ nicht rufen: **Midian!** Alſo iſt es ſchon, zumal da es ſich nicht auf die geringſte **hiſtoriſche Beweisſtelle** gründet, eine derbe Ungereimtheit, vorauszuſetzen, daß die Tempelritter die **Namen ihrer Feinde** zum **Loſungsworte** gehabt hätten. Doch Hr. B. will nun einmal, daß es ſo ſeyn ſoll. Er will auch, daß dies ein **Ordensgeheimniß** geweſen; welches freylich wohl ſeyn muß, da kein einziger Geſchichtſchreiber der Tempelherren davon etwas wußte, und da unter allen Sterblichen nur allein **Herr Hofrath Buhle** Kenntniß davon erlangt hat. Er ſagt: „In den **Generalkapiteln** ward das **Geheimniß** ſymbo„liſch vorgeſtellt. Es war eine **Figur** des Baffomet, d. i., „des **Papſtes und des Mahomet zuſammen**, als derje-

„nigen Häupter, gegen welche der Tempelherrenorden zu „kämpfen habe."

Man muß es wahrlich eine ganz neue Entdeckung nennen, daß die Tempelherren, eben ſo wie gegen den Mahomet — mit Schwerdtern und Lanzen, — auch gegen den Papſt, hätten kämpfen wollen, und deshalb ſogar ihr Feldgeſchrey verändert hätten. Die Kleinigkeit, daß bey dem Baffomet von einem Zeichen (Figura), nicht aber von einer menſchlichen Figur, am wenigſten von einer zweyköpfigen die Rede war, iſt für einen Mann, deſſen Phantaſie in der Geſchichte ſo ſehr ins Große geht, viel zu klein! Eben ſo überhüpft er hie Schwierigkeit, daß wenn die gemeinen Tempelritter den ihnen Allen verſtändlichen Namen Mahomet beſtändig zum allgemeinen Feldgeſchrey gehabt hätten, und es wäre nun der ihnen unverſtändliche Namen Baphomet ihnen Allen zum Feldgeſchrey gegeben worden, dies doch großes Aufſehen erweckt und viele Nachfrage veranlaßt haben müſſe, wodurch das Geheimniß leicht hätte in Gefahr kommen können, verrathen zu werden; — dies Ordensgeheimniß das ein öffenlichen Feldgeſchrey ward.

Aber wie in aller Welt machte es der Tempelorden, daß aus Mahomet und dem Papſte nicht nur Eine einzige Figur, ſondern auch eine ganz neue Benennung Baphomet entſtand? Hr. B. löſet uns das Räthſel. Er ſagt:

„Der Orden verband beide Namen, zwar auf eine „äußerſt natürliche und ſimple Art, aber doch ſo „zweckmäßig daß die größten Sprachkenner und ſcharfſinnigſten neuern Gelehrten ſich vergeblich die Köpfe über „die Bedeutung zerbrochen haben. Vom *Mahomet* wurden „nämlich die beiden letzten Sylben, *homet*, behalten, und „in die Stelle des *Ma* wurde *Pap*, oder *Bap* geſetzt.

„So gedieh das beruſene *Baſſomet*, *Baphomet*, zur Exiſtenz.“

Iſt das nicht ganz allerliebſt natürlich und ſimpel? Hr. B. ſetzt triumphirend hinzu: „Nichts anders war das „Baſſomet der Tempelherren!“

Herr Hofrath Buhle bleibt ſich doch beſtändig gleich in dieſem Buche, bis ans Ende! Es iſt nicht der Mühe werth, über ihn weiter ein Wort zu verlieren.

Druckfehler.

S. 144 Z. 2 von unten: auch, l. auch nicht.

Anmerkungen.

(1) Man ſ. meinen Verſuch über die Tempelherren IIter Theil S. 7.

(2) Ich ſagte wohlbedächtig: ich wolle vom Entſtehen der Freymaurergeſellſchaft handeln. Das Wort Freymaurerey kann wenigſtens zwanzigerley verſchiedene Bedeutungen haben, und wer die jedesmal gemeinte Bedeutung nicht genau beſtimmt, kommt leicht in Gefahr mißverſtanden zu werden: auch kann ſich treffen, daß er entweder ſelbſt nicht recht weiß wovon er eigentlich ſpricht, oder wohl gar Urſachen hat, dies ſeinen Leſern zu verbergen. Ich wollte durch das Wort Geſellſchaft für jeden in dem Gegenſtande nicht ganz Unerfahrenen beſtimmt und deutlich anzeigen, daß ich nur den allererſten Anfang der Freymaurerey überhaupt, wo von Orden noch gar nicht die Rede war, oder was man jetzt etwa die beiden erſten Grade nennt, aus der Roſenkreuzerey ableite. Ich behauptete, daß, was man jetzt den dritten Grad nennt, zuerſt nach dem Tode König Karls I, durch das geheime Vorhaben der Royaliſten das Königthum wiederherzuſtellen, ſeinen Urſprung genommen habe, ob es gleich nachher ſehr verändert worden. In allem dieſem iſt noch gar nicht von der Freymaurerey als Orden die Rede. Ich habe dieſes in meinem Buche mehr wie einmal für diejenigen, welche nur einigermaßen die Sache verſtehen, deutlich genug angezeigt. Z. B. Th. II. S. 130: „Der Verfaſſer der Abhandlung von alten und neuen Myſterien (Berlin 1782) ſagt S. 279: „Die Maurerey erkennt nicht Deutſchland, ſondern Britannien, für ihr

„nächſtes Vaterland.“ und wieder S. 243: „Es kann ſehr gegründet ſeyn, daß der Orden von Frankreich aus nach Britannien gebracht worden.“ So ſchwankend dies ſcheinet, ſo mag doch wohl dieſer Verfaſſer ſehr beſtimmt wiſſen, was er meint. Man darf ſich nur genau verſtändigen, wovon man eigentlich redet.“ Dies war eine freymüthige Andeutung, daß dieſer Schriftſteller Maurerey und Orden beſtimmt unterſcheide: eine Andeutung, welche vielleicht übel genommen wurde, und vielleicht die erſte Urſache der nachher von dieſem Schriftſteller gegen mich öffentlich bezeugten Ungnade war; ungeachtet ich damal weiter nichts anzeigen wollte, als, daß ein in der Freymaurerey wohlerfahrner Mann einen offenbaren Unterſchied zwiſchen Maurerey und Orden mache.

Hr. Buhle, der, wie man deutlich ſieht, von allem dieſem nichts merkt, der nur einen höchſt oberflächlichen Begriff von der Freymaurerey hat worüber er doch ſo dreiſt entſcheidet, verheißt auf dem Titel ſeiner Schrift, „von dem Urſprunge und den vornehmſten Schickſalen des Ordens der Freymaurer eine hiſtoriſch-kritiſche Unterſuchung“ anzuſtellen. Er hat aber von den vornehmſten Schickſalen der Freymaurergeſellſchaft überhaupt, die doch im 18ten Jahrhunderte ſo merkwürdig waren, in ſeinem Buche ſo viel als nichts geſagt, am wenigſten hiſtoriſch-kritiſch davon gehandelt. Dazu hätte hauptſächlich gehört, zu zeigen: wie denn aus der Brüderſchaft ein Orden geworden, welche Zweige und Unterordnungen und Veränderungen dieſer geheime Orden hatte und noch hat? Dieſes alles hiſtoriſch-kritiſch zu unterſuchen, wäre ein Unternehmen, wobey ein Schriftſteller ſehr viel hiſtoriſche Kenntniß, Beurtheilungskraft und Wahrheitsliebe darlegen könnte. Man möchte Hrn. Hofr. Buhle mit einem Fingerzeige auf den Titel ſeines Buches wohl zurufen: Hic Rhodus, hic ſalta!

(3) Man ſ. Pflichten der G. u. R. C. alten Syſtems (gr. 8. 1782) S. 144; imgleichen meine Vorrede zum CVIten Bande der N. Allg. D. Bibl. S. 10 bis 17.

(4) Man ſ. Anti-Saint-Nicaiſe: „ein Turnier im XVIIIten „Jahrhunderte gehalten von zwey T∴ H∴, als etwas „für Freymaurer und die es nicht ſind.“ Ir Theil (1786. 8.) Daſelbſt findet man S. 3. folgg. einen kurzen Lebenslauf dieſes Hrn. v. Hund. S. 44 wird erzählt, daß derſelbe ſchon im Jahr 1743 zu Paris, wo er ſich damal in freymaureriſchen Angelegenheiten aufhielt, zur römiſchkatholiſchen Kirche übergetreten ſey, welches er erſt zwanzig Jahre nachher öffentlich bekannt werden ließ, nachdem er ſchon ſeit 1750 einen Kapuziner in ſeinem Gefolge bey ſich gehabt hatte. Auch wird dort S. 39 berichtet, Hr. v. Hund, welcher ſich damal auf ſeinem Gute Unwürden in der ſächſiſchen Lauſitz aufhielt, ſolle Antheil daran gehabt haben, „daß die preußiſche Armee im J. 1758 von der öſtreichi„ſchen Armee überfallen worden.“ Ich weiß, daß man preußiſcher Seite glaubte, ſichere Anzeigen davon zu haben. Ich enthalte mich aller Anmerkungen über beide Nachrichten, welche ſonſt Wenigen bekannt waren.

Der Anti-St. Nicaiſe iſt überhaupt ein ſehr merkwürdiges Buch. Doch muß man, um es ganz zu verſtehen, gewiſſe Dinge vorher wiſſen, auch abrechnen, daß der Verfaſſer, Hr Oberſtlieutenant Keßler v. Sprengseiſen ein ſehr rechtſchaffener Mann, damal dem weltlichen Tempelherrenorden eifrig anhing, und beſonders auch dem Hrn. v. Hund perſönlich ergeben war, und nur das Einmiſchen des Klerikats in den Orden verabſcheute.

(5) Hr. Ober-Hofprediger Stark, welcher bekanntlich den Tempelherrenorden ſehr gut kannte, ſagt in dem Proceß über den Verdacht des heimlichen Katholicismus zwiſchen Hrn Stark, Gedike und Bieſter (Berlin 1787 gr. 8), S. 35: „Ich

„werde aus einigen Tauſend geweſener Tempelherren be„ſonders hervorgezogen u. ſ. w."

(6) Die Unbekannten Obern gaben den ſogenannten neun Provinzen des Tempelherrenordens Wapen mit Sinnbildern. Ich glaube, es iſt nicht unzweckmäßig, hier öffentlich bekannt zu machen, was wohl ſehr Wenige wiſſen können: daß dieſe Kunſtſtücke aus einem ziemlich unbekannt gewordenen, aber ſehr merkwürdigen Buche genommen ſind, betitelt: *Jacobi Typotii* Symbola divina et humana etc. III. Tomi in folio. Pragae 1601 bis 1603. Die Wapen und Deviſen der angeblichen neun Provinzen dieſes ſeynſollenden Tempelherrenordens ſind im gedachten Werke an folgenden Orten zu finden:

I. *Aragon*: In virtute tua. Tom. III. S. 37.
II. *Auvergne*: Qui cupit. Tom. I. S. 27.
III. *Occitania*: Proſpero motu. Tom. III. S. 49.
IV. *Leon*: Audaces juvat. Tom. III. S. 9.
V. *Burgundia*: Mors omnia aequat. Tom. II. S. 74.
VI. *Britannia*: Fata viam invenient. Tom. I. S. 44. Tom. II. S. 165.
VII. *Sub Albi et Odera*: Labor viris convenit. Tom. I. S. 34.
VIII. *Sub Rheno*: Ultorem ulciſcitur ultor. Tom. I. S. 57.
IX. *Archipelagus*: Veritas perſuadet. Tom. I. S. 9.

Vermuthlich iſt es meinen Leſern nicht unangenehm, daß ich dieſe ſo geheim gehaltenen Wapen der ſo geheimgehaltenen Provinzen der geheimen Tempelritter auf dem Titelkupfer, nach den Originalen im Typotius, habe abbilden laſſen. Von den vier Symbolen und Deviſen, welche der Herrmeiſter *ab Enſe* durch ſeinen Legatum a Latere, den Ritter *a Struthione*, den vier von ihm (ſo Gott will) verbeſſerten Freymaurergraden verlieh, habe ich in des Typotius Buche nur zwey finden können, nämlich:

I. Adhuc ſtat. Tom. I. S. 17; und
III. In Silentio et Spe Fortitudo mea. T. II. S. 159.

Die beiden andern,

II. Der Zirkel: Dirigit obliqua, und
IV. Der Löwe: Meliora praeſumo,

müſſen wohl aus einem andern Buche entlehnt ſeyn. Man ſieht, daß die Unbekannten Väter alte Bücher und Kupferſtiche ſtudirten, wenn ſie neue Freymaurerſyſteme erdachten, und daß ihre Weisheit keineswegs verſchmähete, was Andere ſchon erfunden hatten. Zugleich ſieht man ſehr deutlich, daß dieſer Tempelherrenorden, der angeblich ſeit dem 14ten Jahrhunderte ununterbrochen ſollte fortgedauert haben, ſich die Wapen ſeiner ſchimäriſchen Provinzen erſt aus einem im Anfange des 17ten Jahrhunderts gedruckten Buche zuſammenzuleſen nöthig fand. Typotius nennt alle Sinnbilder in ſeinem Erſten und Zweyten Theile ſämmtlich *Hierographias*, und erklärt ſich wegen dieſer Benennung ziemlich offenherzig: „*Hierographia* nobis eſt *ſignificatio* „rei aut perſonae *ſacratior*: notis aut litteris: *non tam* „*expreſſa*, quam impreſſa. *Sacratior* dicitur, non tantum quod inventio ſacra ſit: ut res ipſae paganis omnes fere ſacrae, imò plerumque ritu divino habitae; „*ſed* quod *myſteriorum inſtar*, plus *abdant*, quam *promant*." Deutlicher konnte der Ehrenmann nicht ſagen, daß ſeine Erklärungen der Symbolen eigentlich keine Erklärungen ſind, und, ſo wie die Sinnbilder ſelbſt, dadurch heilig ſeyn ſollen, daß ſie zwar zuweilen Etwas weniges ziemlich deutlich zu ſagen ſcheinen, aber das Meiſte zurückhalten; wie ſich dieſes auch findet, wenn man die Erklärungen mit den Sinnbildern zuſammenhält. Hat man aber gewiſſe andere Sachen an verſchiedenen andern Orten bemerkt, ſo ſcheint einem über dies und jenes ein Licht aufzugehen, wenn man dieſes und jenes mit einander vergleicht. Dader habe ich, mit der Bezeichnung Nr. 1 und 2, eine Hierographia gemina, ein zuſammengehöriges geheimnißvolles Sinnbild aus dem Typotius in Kupfer ſtechen laſſen, welches zu den geheimſten der geheimen Sinnbilder, zu den Symbolis S. Crucis gehöret, womit feyerlich der Anfang aller Sinnbilder gemacht wird. Dieſe Hierographia gemina wäre kein übles Sinnbild der zwey Hauptzweige des neuerfundenen Tempelherrenordens. Denn der weltliche Zweig, oder die Ritter, hatten den Löwen zum allgemeinen Sinnbilde, und mußten bey der Standarte ſchwören. Der hochfliegende Adler (ob es ein weißer oder ein ſchwarzer oder ein grauer Adler iſt, oder die nuntia fulva Jovis, weiß ich nicht) iſt ein ſehr ſchickliches Sinnbild der ſo berühmt gewordenen klerikaliſchen *Branche* des geheimen Tempelordens. Man muß bei ſolchen Sinnbildern ſowohl auf das Bild ſelbſt, als auch auf die Umſchrift genau Acht haben, wenn man den unmerklichen beſtändigen Anſpielungen auf die Spur kommen will. Alſo: Die Umſchrift des Adlers: *In Virtute tua*, findet ſich noch auf einem andern Sinnbilde, das einen Kranz oder eine Krone vorſtellt, in deſſen Mitte man hebräiſch den Namen Jehovah ſieht (T. I. S. 48). Typotius ſagt S. XXX in der Quaſi-Erklärung dieſer Hierographia Simplex: „Sie ſey ein Sinnbild des Königs Jakob Stuart von Schottland, welcher Gottes Namen „höher gehalten habe, als ſeine Krone, welches durch das „In Virtute tua angezeigt werde.“ Dieſes *In Virtute tua* kömmt aber (wie man hier auf dem Titelkupfer ſehen kann) auch noch vor, als Umſchrift um das Wapen der ſogenannten Erſten Provinz, Aragon betitelt, welches Wapen das Kreuz iſt. Die Neunte und letzte Provinz, Archipelagus betitelt, hat gleichfalls das Kreuz und zwar im Kelche, mit der Umſchrift: *Veritas persuadet*. Es iſt gut zu wiſſen, daß die Hochwürdigſten *Canonici* der klerikaliſchen *Branche* gewiſſe Ausfertigungen mit dieſem Wapen

— ſo doch das Wapen einer Provinz ſeyn ſoll — ſiegelten, welches, da das Sinnbild von einem katholiſchen Schriftſteller herrühret, ſeine ganz gute Deutung hat, da bekanntlich bey den Katholiſchen der Kelch für die Prieſter gehört. Auf jeden Fall ſieht man, daß bey dieſem Tempelherrenorden das Kreuz ſowohl das Erſte als das Letzte iſt. Einige böſe Menſchen ſind ſogar auf den Gedanken gekommen, daß die Erſte und die Neunte Provinz des Tempelherrenordens, *Aragon* und *Archipelagus*, nur bloß myſtiſche und allegoriſche Provinzen wären, welche nicht in Europa, ſondern im Monde lägen, wo ſo Vieles liegt, was den neugeſchaffenen Tempelherrenorden und ſeine Freymaurerey angeht. Dabey iſt denn abermal merkwürdig, daß der Löwe in dem vierten Grade der von den hohen Unbekannten Obern eingeführten Freymaurerey (wo der Löwe alſo noch nicht als das Sinnbild der Tempelritter bekannt iſt) ganz unſchuldiger Weiſe ſagt: *Meliora praeſumo!* Nun findet ſich gar ſonderbar zuſammen, daß die Umſchrift des Kreuzes im Wapen der Neunten Provinz, *Veritas perſuadet*, welches Wapen zugleich der Hochwürdigſten Geiſtlichen *Branche* bey gewiſſen Gelegenheiten auch zum Wapen diente, diente, noch einmal im Typotius vorkömmt, nehmlich T. I. S. 60; welches Sinnbild ich Nr. 3 habe ſtechen laſſen. Da ſieht man einen Löwen, welcher das Kreuz mit der Zunge leckt, mit der ebengedachten Umſchrift: *Veritas perſuadet.* Dies könnte nun ſo ausgelegt werden, daß, wenn die weltlichen Tempelritter nur erſt dahin gebracht werden könnten zu glauben, daß die geiſtliche *Branche* im Beſitze der wahren Geheimniſſe wäre, wornach die Ritter ſo eifrig ſuchten; ſo würden alsdann die geiſtlichen Herren von ihnen gar fein gehegt und gepflegt werden. Ich weiß nicht, ob es ſo iſt. Aber auf jeden Fall merkt man wohl, daß die Unbekannten Obern die Sinnbilder für ihre neue Freymaurerey und für ihren neuen Tempelorden, aus dem

Typotius nicht bloß von Ungefähr, ſondern mit ſehr gutem Bedachte und ganz ſchlau ausgewählt haben, ut plus abdant quam promant!

(7) Man gab nachher vor, dies ſey nur in einem unechten Tempelherrenorden geſchehen, den ein gewiſſer Leucht genannt Johnſon (der ſich für einen herzogl. Wirtembergiſchen Offizier ausgab) propagirte. Aber dieſer, von Johnſon zuerſt eingerichtete, geheime Tempelherrenorden war und blieb doch ebenderſelbe, der nachher ingeheim ſo gewaltig viele Menſchen beſchäftigte. Hr. v. Hund verſicherte freylich im J. 1764 auf dem Konvente zu Altenbergen bey Jena, dieſen Johnſon als einen unechten, nicht von den Unbekannten Obern geſendeten Mann entdeckt zu haben, ob er ihn gleich zu Anfange dieſes Konvents noch für echt gehalten hatte; worauf Johnſon auf die Wartburg bey Eiſenach als Gefangener gebracht wurde, wo er eine Schrift ausfertigte, worin er von dem Konvente zu Altenbergen gar ſonderbare Dinge entdeckte, und dadurch ſeine Loslaſſung zu bewirken hofte; aber bald darauf ſtarb. — Der Erfolg hat gezeigt, daß der Tempelherrenorden des Hrn. v. Hund, und der Tempelherrenorden des Johnſon, in Abſicht auf das Echte und Wahre ſich eben nichts vorzuwerfen hatten. Es iſt den Unbekannten Obern gar nicht ungewöhnlich, Jemand zu ſenden den ſie nachher können fallen laſſen, wenn er ſich nicht ſo nimmt wie ihm befohlen war, oder wenn die Unbekannten ſeiner nicht mehr bedürfen. Man erinnere ſich an die Sendung Caglioſtro's, und an ſein Ende. Johnſon war übrigens ein dem Stande nach unbedeutender Menſch, plump und dreiſt, der gut war, um im Anfange Lärm zu blaſen; Hr. v. Hund hingegen war kaiſerl. wirkl. Geheimerrath, folglich eine Excellenz, war alſo in der Folge viel ſicherer von den Unbekannten Obern zu gebrauchen. Die gutmüthigen Equites ſchloſſen: weil Hr. v. Hund den Johnſon als einen Betrüger (wel-

kes er in anderer Rückſicht wohl mag geweſen ſeyn) entdeckt hatte, oder vorgab entdeckt zu haben, ſo müſſe der Tempelherrenorden des Hrn. v. Hund wahr und echt ſeyn, und deßhalb vertrauten ſie demſelben um deſto mehr. Aber bloß deshalb war doch dieſer Tempelherrenorden, deſſen abſichtliche Erdichtung von Seiten der Unbekannten Obern, bey genauer Unterſuchung, ſo deutlich wird, weder echt noch wahr. Datur tertium! Daran dachten aber die Tempelherren nicht! Zwar fiel es ſchon damal manchem rechtſchaffenen Manne auf, daß Hr. v. Hund anfänglich mit Johnſen in gutem Verſtändniſſe geweſen ſey. Auch war es ja Johnſon, der zuerſt den Hrn. v. Hund als Heermeiſter und Provincial des Tempelherrenordens in Deutſchland ankündigte; alſo mußten doch wohl beide von einander gewußt haben.

(8) Ein Theil dieſes Paktums iſt abgedruckt in Wehrens Erinnerungen an das Publikum (Leipzig 1780. 8.) S. 93. f.

(9) Man ſ. z. B. *Scala oeconomica* oder des Anti-St. Nicaiſe 3ten Theil. (1787. 8.)

(10) Leſſing ſagt in ſeiner Fortſetzung von Ernſt und Falk S. 18: „Man darf die Geſchichte der Tempelherren nur „mit Bedacht leſen, um den gehörigen Punkt zu finden „in welchem die Tempelherren die Freymaurer ihrer „Zeit waren.“ Dieſe Stelle fiel mir auf, und ich führte ſie deßhalb in meinem Verſuche (Th. I. S. 156. 157) an. Man kann umgekehrt in gewiſſem Verſtande ſagen, daß ſeit der von mir angegebenen Veränderung, um das J. 1685, oder etwas früher, wo nach meiner Meinung zuerſt das allegoriſche Symbol des Tempels Salomon's angenommen wurde, die Freymaurer hätten Herren des Tempels ſeyn wollen, worauf in mehrern Ritualen die deutlichſten Anſpielungen ſich zeigen. Ich fand aber, (wie ich auch anzeigte) in Leſſings Fortſetzung des Ernſt und Falk, ſchon S. 21, daß er von dieſer Veränderung der Freymaurerey

nichts wußte. Da ich nachher die nach ſeinem Tode gefundenen Papiere zu Ernſt und Falk gehörig, durchzuleſen Gelegenheit hatte, habe ich davon nichts und überhaupt nichts Erhebliches darin gefunden.

(16) So betrüglich iſt — ich kann es, nach reiflicher wiederholter Unterſuchung, mit Ueberzeugung behaupten — Alles was von der ältern Geſchichte der Freymaurerey in allen ſogenannten, in England und Schottland herausgekommenen Konſtitutionsbüchern geſagt wird, ſo wie Vieles, was ſich in Engländiſchen und Franzöſiſchen Freymaurerkalendern findet. So ſind auch mehrere andere Engländiſche Freymaurerbücher: z. B. die ganz aus Lügen und geheimen Anſpielungen zuſammengeſtoppelten, die Wahrheit wiſſentlich verdunkelnden, Illustrations of Masonry by *Wm. Preston*; die läppiſche, in der ältern Geſchichte ganz unhiſtoriſche History of Free-Masonry, with an Account of the grand Lodge of Scotland, by *A. Lawrie* (Edinburgh 1804 gr. 8. welches unnütze Buch Jemand ſich nicht ſchämt jetzt noch feierlich zur Ueberſetzung anzukündigen), u. a. dgl. Bücher, worin, ſoviel man aus unpartheyiſcher Prüfung und Aufmerkſamkeit auf die allegoriſchen Anſpielungen in einer Art von Chifferſprache urtheilen kann, die hiſtoriſche Wahrheit abſichtlich mit offenbaren hiſtoriſchen Unwahrheiten vermiſcht iſt. Es wird nöthig, endlich einmal freymüthig zu ſagen, daß die Engländiſchen Freymaurerſchriften keineswegs frey ſind von geheimen Deutungen auf den Zweck des Ordens. Viele wohldenkende Freymaurer ſind der Meinung, in England wäre Alles rein. Die verſtehen nicht, was in dem Konſtitutionsbuche und dem Freemason's Calender for 1778 vor Augen liegt. Die kennen nicht the *Royal-Arch* und deſſen Klerikate welches ſchon im J. 1760 in London exiſtirte, wie ich durch Jemand weiß, der ſelbſt in die Chapel der Clergy of the Chapter of the Royal-Arch eingeführt ward. Sogar in

gedruckten Schriften ſind Spuren davon. Man leſe nur das *Monthly Magazine* for Oct. 1798. S. 255. Da kann man finden: „daß, nachdem ſich im J. 1766 das Royal-Arch-„Chapter von der großen Loge zu London getrennt hatte, „bald darauf ein Königl. und großes Konklave der Tem„pelherren von St. Johann von Jeruſalem entſtand, „welches mit Deutſchland in Verbindung ſtand, und „worin auch die Einſetzung des heil. Abendmahls gehalten „ward.“ Sapienti ſat! — Selbſt jetzt noch wird dieſer Tempelherrenorden in England beſtändig fortgeſetzt, und ſogar öffentlich gemacht, ſo wie dieſes einmal in einem andern Lande der Plan war, der aber nicht ausgeführt ward. Ich will nur Ein höchſt merkwürdiges Beyſpiel anführen.

In the Freemaſon's Magazine or general and complete library Vol. II. gr. 8. findet man in dem Stücke for May 1794 S. 335 einen Cirkularbrief des Großmeiſters des geiſtlichen und militäriſchen Ordens der Tempelritter in England, an die Kapitel dieſer Brüderſchaft. Der Ehrenmann heißt Thomas Dunckerley und wohnte zu Southampton. Der Brief iſt datirt 11. Apr. Anno Dom. 1794. Ao. ord. 676. Der Grand-Maſter verſichert, es ſey ſeine Pflicht, jedem dear Brother und Knight-Companion aufzutragen, wenn die Feinde eine Invaſion verſuchen ſollten, ſich — als Tempelritter — bereit zu halten, zu dem militäriſchen Korps zu ſtoßen, und unter dem Befehle von deſſen Offizieren zu ſeyn, das in ihrer Gegend ſich befände und den Namen „Prince Edward's Royal Volunteers“ anzunehmen. Das Feldzeichen ſolle ſeyn: *The Will of God!* Die Ritter (knights companions) werden aufgefordert, die Uniform der Korps zu tragen, wo ſie als Volontäre dienen, nebſt dem Kreuze des Tempelritterordens an einem ſchwarzen Bande zwiſchen zwey Knopflöchern der Weſte. Auf dieſes Circular findet ſich ebendaſelbſt Eine Antwort. Sie iſt von I— h —, datirt von Redruth in Cornwall d. 3ten May 1794.

Der Antwortende meldet dem Moſt eminent and ſupreme Grand-Maſter: „Zufolge deſſen Schreibens habe er ein „Konklave des Ordens der Tempelritter gehalten. Zwey „von den Tempelrittern wären Offiziere in dem Penryn Volunteers Corps, und würden, des Großmeiſters Auftrage „gemäß, das Kreuz des Ordens tragen." u. ſ. w. Es iſt gar kein Zweifel, daß biedrer Patriotismus obwaltete, nur mit der Charlatanerie vermiſcht, das Kreuz eines eingebildeten Ordens zu tragen. Es iſt doch aber in jedem Lande, wo gute Polizey ſeyn ſoll, etwas Unerhörtes, daß ein religiöſer und militäriſcher Orden — und noch dazu ein Orden, der unter Unbekannten Obern ſteht — ohne Vorbewußt der Regierung, ſich ſelbſt eine Verfaſſung giebt, ein Kreuz öffentlich trägt, und ſeinen eingebildeten Rittern bey einem bevorſtehenden Kriege ſogar ein Feldgeſchrey vorſchreibt. Aus ſolchen *nugis*, welche Unbekannte Obern unvermerkt einführen, können doch, unter veränderten Umſtänden, leicht *ſeria* entſtehen. Ich werde unten in der 70ſten Anmerkung ein Beyſpiel aus der neueſten irländiſchen Revolutionsgeſchichte anführen, daß ein ſolcher neumodiſcher Tempelritter in Irland denjenigen, die er zur Revolution verführte, geheime Grade ertheilte.

In einem Liede der Tempelritter, welches in dem Freemaſon's Magazine for Auguſt 1794 S. 139 abgedruckt iſt, erfahren wir, daß die Uniform dieſer Tempelritter roth, ſchwarz und blau iſt, und daß ſie Kreuz und Stern auf der Bruſt tragen. Es heißt da:

In *uniform* each Knight is dreſt,
Diſtinguiſh'd all by *black, red, blue*,
The *Croſs and Star upon the breaſt*,
Adorn the heart that's juſt and true.

Der Verfaſſer dieſes Liedes iſt der obenerwähnte *Thomas Dunckerley*, welcher nicht nur Großmeiſter, ſondern auch Großprior des heiligen Ordens der Tempelritter in der ſechſten Provinz, Britannien, iſt. Wer der klerikaliſche Prior und Kanzler des hochheiligen Ordens in der ſechſten Provinz ſeyn mag, iſt bisher aus gedruckten Schriften noch nicht zu erſehen. Man weiß, daß die *Clerici* des Tempelherrenordens ihre Geheimniſſe noch viel geheimer halten, als die Ritter, und daß der Prior und Kanzler der ſiebenten Provinz, nur ganz zufällig, und eben nicht mit ihrem Willen öffentlich bekannt wurden. — Den deutſchen Freymaurern kann auch dieſe Nachricht zur Warnung dienen, daß ſie deswegen nicht zur reinen und echten Freymaurerey gelangen, wenn ſie ſich nach England wenden, wie dieſes ſo Viele wähnen. Die Unbekannten Obern treiben in England ihr Spiel eben ſo wie an andern Orten.

(12) Zu den betrüglichen Büchern gehören: l'Etoile flamboyante, Des Erreurs et de la Verité, Tableau des Rapports entre Dieu et l'homme, le Diadéme des Sages, De l'esprit des choses; The Spirit of Masonry by *Hutchinson*, *Smith's* Use and Abuse of Free-Masonry u. d. dgl. Dahin gehört noch eine ſehr rare große maureriſche und kabbaliſtiſche Tafel von vier Blättern größten Landkartenformats (die ich ſelbſt beſitze), von einem getauften Juden, Touzet Duchanteau in Paris gemacht, welche der berüchtigte Herzog von Orleans (Egalité) mit großen Koſten in Kupfer ſtechen ließ. Dahin gehören die Sieben maureriſchen Kupferſtiche in Folio ohne Erklärung, welche im J. 1797 in England herauskamen, und die ich auch beſitze. Duchanteau hatte vorgegeben, Jeſus habe ſeine Wunder dadurch gethan, daß er 40 Tage und 40 Nächte gefaſtet habe (Matth. 4, 2). Er verſprach dem Herzoge von Orleans (Großmeiſter der Freymaurer in Frankreich), auch 40 Tage und 40 Nächte zu faſten, und alsdann Wunder zu thun. Er ward eingeſperrt, und hielt es (vermuthlich durch heimliche Nahrung) 19 Tage aus. Alsdann gab er eine ihm gewordene Offenbarung vor, daß er es mit Jeſu nicht aufnehmen ſolle,

wodurch er bey dem Herzoge, von dem er viel Geld gezogen hatte, ſich des Verſprechens, Wunder zu thun, entledigte. Dieſer verſchmitzte Abenteurer war im J. 1780 nebſt dem berüchtigten Caglioſtro in Straßburg. Der wunderbegierige Lavater, der eine kindiſche Sucht hatte etwas Näheres von Jeſu Perſon zu erfahren, und deſſen Wunder, wenn es möglich wäre, wieder im 18ten Jahrhunderte zu erneuern, reiſete ausdrücklich des Betrügers Duchanteau wegen nach Straßburg und hatte viele Konferenzen mit ihm. Ich kann dieſes aus Lavaters eigenhändiger Korreſpondenz beweiſen.

(13) Bekanntlich hat ſich der gute Claudius ſo weit vergangen, daß er das Buch des Erreurs et de la Vérité überſetzte, mit dem Geſtändniſſe, daß er es nicht verſtehe, wobey er dennoch in der Vorrede alle Wiſſenſchaften gegen die geheime Weisheit dieſes Buchs verachtet. Man ſ. meine Anzeige dieſer Ueberſetzung in der alten A. D. B. S. 143 ff. In einem damal herausgekommenen Buche wurde den Leſern jenes niederträchtig-hinterliſtigen franzöſiſchen Werks angerathen: „Was ihnen verſchloſſen iſt, mit Ehrfurcht und Demuth „vorbeyzugehen, im Gefühle ihrer Eingeſchränktheit, in „Hoffnung die hinter dem Gewölke hervorſchimmernden „Strahlen dermaleinſt in vollem Glanze zu erblicken." Solche eingeſchränkte, blindgläubige Seelen brauchen die Unbekannten Väter, um ihr für die menſchliche Geſellſchaft und für die geſunde Vernunft ſchädliches Spiel zu ſpielen. Es iſt leicht, über freymüthige Warnungen vor Beförderung des Unſinns zu ſpotten und zu witzeln, auch wohl die Warnungen verdächtig zu machen. Aber der verſtändige Mann, der ſich bewußt iſt daß er die Sachen aus Erfahrung und Unterſuchung kennt, und eben wegen dieſer Kenntniß ſeine Mitbürger warnt, bleibt ganz ruhig bey allen Witzeleyen und Verunglimpfungen, und fährt dennoch fort zu behaupten, daß es heißt das menſchliche Geſchlecht verderben, wenn die geſunde Vernunft verkrüppelt wird, einerley,

ob es geſchehe durch Theoſophie, durch myſtiſche Unphiloſophie, oder durch Geheimnißſucht und Glauben an unbekannte in Gott ruhende Väter. Dieſe werden, ſobald ſie nur die Wirkungen des geſunden Menſchenverſtandes gelähmt haben, ſchon ihre Zeit erſehen, wenn ſie wieder wirken und die Abſichten erreichen können, wegen welcher ſie nie aufhören, ſoviel ſie können, mit der Freymaurerey zu ſpielen. Daher warne ich alle rechtſchaffene Freymaurer ſo ernſtlich, ſich nicht zu fremdem Spiele herzugeben, ſondern auf eigenen Füßen zu ſtehen.

(14) Die Dukatengeſellſchaft ward im J. 1746 zu Neuwied geſtiftet, mit dem Vorwande, daß ſie der Geſelligkeit und dem gemeinen Weſen dienen ſollte. Jeder Aufgenommene mußte monatlich Einen Dukaten in die Kaſſe der Societät zahlen. Sobald er drey Mitglieder anwarb, ſollte er monatlich einen Dukaten für ſich empfangen, für den fünften Mann wiederum monatlich 1 Dukaten für ſich, ferner für den ſiebenten, neunten, eilften, dreyzehnten, und ſo fort für jede ungerade Zahl. Dieſe Dukatengeſellſchaft war in Kurzem ſchon zu 906 Mitgliedern angewachſen; aber bald ward ſie auch über die Dukaten unter ſich ſelbſt uneins. Das Dukatenſammeln ward überall in den Preußiſchen und in andern Staaten zu Ende des J. 1747 verboten. Man ſ. die Berliniſche Monatsſchrift vom J. 1790, Junius, S. 556 f. Dieſe Geſellſchaft zerſtörte ſich alſo geſchwinder durch ſich ſelbſt, als der geheime Tempelorden, durch welchen beinahe 20 Jahre lang ſo viele vernünftige und rechtſchaffene Leute aus allen Ständen von den Unbekannten Obern bethört wurden.

(15) Die Unbekannten Obern verlangten von den Roſenkreuzern blinden Gehorſam, noch deutlicher als ehemal in dem geheimen Tempelherrenorden, und warnten ausdrücklich vor dem Gebrauche der eigenen Vernunft. Sie empfahlen auch ihren proteſtantiſchen Untergebenen die ſo

hinterliſtig als dort katholiſch geſchriebene Philoſophie der Religion des Exjeſuiten Storchenau (der gleichfalls ein Roſenkreuzer war). Wenn die Unbekannten Obern auch ganz proteſtantiſchen Zirkeln den Tod eines merkwürdigen Bruders meldeten, befahlen ſie zugleich, für deſſen Seele zu beten.

(16) Man ſ. die im Iſten Bande meines Verſuchs über den Tempelherrenorden S. 203 eingerückte Fabel. Ihre Abſicht war zu zeigen, daß ich kein beſonderes Syſtem angreifen, vielmehr nur ermahnen wollte, zu einer Zeit, wo über echte und unechte Freymaurerſyſteme ſo viel gefaſelt und gezankt ward, nicht auf das Syſtem, ſondern auf die Geſinnung zu achten. So nahmen es auch viele verſtändige Freymaurer, freylich der große Haufen nicht.

(17) Bey Gelegenheit der auf dem Wilhelmsbader Konvente aufgeworfenen Frage über den erſten Urſprung der Freymaurerey, hatte ein ſehr erfahrener und ſehr rechtſchaffener Freymaurer dieſe Frage beynahe zu eben der Zeit, als ich den Anfang zum Iſten Theile meines Buchs über die Tempelherren ſchrieb, handſchriftlich auf eine der meinigen einigermaßen ähnliche Art beantwortet, und den erſten Urſprung der Freymaurerey auch nicht höher als bis in die Mitte des 17ten Jahrhunderts geſetzt. Theils aber war mir damal dieſer handſchriftliche Aufſatz nicht bekannt, theils hatte der Verfaſſer den erſten wichtigen Grund meiner Herleitung, nehmlich die Beſchaffenheit der alten Roſenkreuzerey gar nicht gekannt, und daher gar keine Rückſicht auf die Geſchichte der Roſenkreuzer genommen. Sein Aufſatz, welcher auf dem Wilhelmsbader Konvente möglichſt unterdrückt ward, weil er den Abſichten der Unbekannten Obern geradezu ſich widerſetzte, war alſo in einem ſehr weſentlichen Punkte von dem meinigen unterſchieden. Außerdem, ob wir gleich beide, ohne von einander zu wiſſen, in der Hauptſache der Herleitung übereintrafen, ſo erklärte

ich doch Verſchiedenes ganz anders, und ich darf ſagen, daß ich beſonders in Vergleichung mit der öffentlichen Geſchichte der damaligen Zeiten ſorgfältiger geweſen bin.

(18) Man ſ. meinen Verſuch über die Tempelherren IIter Theil, S. 101, 102.

(19) Man beliebe meine Vorrede zu des LXVIIIten Bandes 2ten Stücks der neuen A. D. Bibl. S. V bis XVI nachzuleſen, ſonderlich S. XVI. §. 14. 15.

(20) Der Prediger Hr. Weber in Kurland hatte, im J. 1789 in einer Schrift: Erinnerung an das Publikum wegen eines Briefes den Hrn. Oberhofpr. Stark betreffend, unter andern einen höchſtmerkwürdigen Auszug aus einer auf dem Konvente zu Kohlo im J. 1772 den 16ten May geſchloſſenen Vereinbarung zwiſchen der geiſtlichen und weltlichen Branche des Tempelherrenordens drucken laſſen. Er hatte zwar einen Theil dieſes ſehr geheim gehaltenen Aktenſtücks welches höchſt wichtige Aufſchlüſſe giebt (und noch manche mehr geben würde, wenn es ganz vollſtändig ſollte gedruckt und die Veranlaſſungen dazu deutlich erörtert werden), bloß in Folge einer ihm abgenöthigten Vertheidigung ſeiner Ehre und ſeines guten Namens bekannt gemacht. Dies aber ward ihm in ſeinem Vaterlande, wo damal der weltliche Tempelherrenorden viele Mitglieder vom höchſten Range hatte (und vielleicht noch hat), ſehr übel genommen. Er wurde von Perſonen hohen Ranges bedrohet, ferner über den geheimen Tempelherrenorden ſich nicht zu äußern. Er ſelbſt giebt dies in einer kleinen Schrift: An das Publikum vom [illegible]ſten December 1790, zu erkennen, indem er S. 16 ſagt: „Daß er nach dem „Urtheile ſolcher Perſonen, denen er Reſpekt ſchuldig iſt, „von gewiſſen Gegenſtänden nicht reden ſoll und darf." Aehnliche Rückſichten durfte, und darf noch jetzt da ich dieſes ſchreibe, jeder Schriftſteller, der über Gegenſtände

dieſer Art ſehen will, wahrlich nicht ganz aus der Acht laſſen.

(21) Im Jahre 1758 geſchahen in Deutſchland die erſten Eröffnungen der ſogenannten ſtrikten Obſervanz, wodurch die Idee von Unbekannten Obern eingeleitet ward. Doch war ſchon ein gewiſſer Roſa der Vorläufer geweſen, und ich habe in den Papieren eines verſtorbenen Freymaurers Beweiſe gefunden, daß bereits im J. 1745 in einer deutſchen Loge, von Frankreich aus, ähnliche Ideen ausgeſtreut wurden.

(22) Im Jahre 1763 ward der geheime Tempelherrenorden durch den obengedachten Johnſon in Deutſchland zuerſt in Bewegung gebracht.

(23) Im Jahre 1773 ließen zuerſt die Gold- und Roſenkreuzer im ſüdlichen Deutſchlande etwas von ſich hören.

(24) Die im Texte S. 17 erwähnte Klatſcherey ließ Lavater ſich zu Schulden kommen. Ich ſtand mit Lavatern ſeit 1767, durch Zimmermanns Veranlaſſung, in freundſchaftlicher Korreſpondenz, welche im J. 1774 ziemlich lebhaft wurde, da ſie ſich hauptſächlich auf phyſiognomiſche Gegenſtände bezog, womit ich mich damal ſehr beſchäftigte, und worüber Lavater ſein bekanntes großes Werk herausgeben wollte. Er ſchickte mir verſchiedene Schattenbilder, um ihm meine Meinung darüber zu ſagen. Darunter war das Bild Herders, mit Lavaters beygefügtem Urtheile — worüber er ſich ſelbſt nachher anklagte, daß er ſich anfänglich geirrt, und den Mann für ſchwach gehalten habe, (der Schattenriß war wirklich unrichtig, viel zu ſehr abgerundet) —; er ſetzte aber hinzu: „ſeine „Urkunde bleibt dennoch Pyramide.“ Darauf antwortete ich: „Ja! die Urkunde iſt eine Pyramide, ein ungeheures Gebäude, „von außen baufällig, und inwendig leer und dunkel, über deſſen Anlage man erſtaunt, und deſſen Abſicht man nur ungewiß vermuthen kann, das der Neugierige einmal betrachtet, aber ſchwerlich dahin zum zweytenmale wiederkömmt.

„Ich geſtehe, ich liebe nicht die Bücher, welche Steinmaſſen „gleichen, worin das Licht der Sonne nicht dringen kann, „und wenn ſie noch ſo ungeheuer groß wären. Ich wünſche „bewohnbare Häuſer und Gärten für das Ganze des menſchlichen Geſchlechts, und Palläſte für die Auserleſenen, die „den Aufwand zu beſtreiten wiſſen." Lavater war unartig genug, dieſen Brief Herdern, und, wenn ich nicht irre, doch dazu durch die dritte Hand, mitzutheilen. Herder gerieth darüber in den heftigſten Zorn. — Ich muß dabey bemerken, daß in Allem, was ich über die älteſte Urkunde ſchrieb, ſich nichts auf die freymaureriſchen Abſichten bezog, welche Herder bey dieſem ſeinem Buche hatte. Auch in einem freundſchaftlichen Briefe an Herdern, worin ich ihn darauf aufmerkſam machte, welchen Schaden er ſich ſelbſt thäte, wenn er ſo pretiös und dunkel ſchriebe, war darüber nichts geſagt. Ob Herder auch dieſe meine Freymüthigkeit übel genommen habe, weiß ich nicht, wohl aber daß durch Lavaters Indiskretion wenigſtens das Uebel ärger wurde. Genug, die etwas verſtimmte Saite von der Freymaurerey hatte ich nicht berührt, ob es mir gleich wehe that, daß ein Mann wie Herder die Träumereyen der Phantaſten beſtätigte.

(25) Man ſ. den IIten Theil meines Verſuchs über die Tempelherren S. 33. 34; desgleichen in der alten A. D. B. XXVr. Bd. S. 23. ff. und XXXr Bd. S. 53. ff. die beiden Recenſionen der älteſten Urkunde, worin einer der vorzüglichſten deutſchen Gelehrten zeigt, welche ganz verwirrte Phantaſie mit einer höchſtdürftigen erborgten Gelehrſamkeit in dieſem Buche herrſcht, worin dennoch den größten und gründlichſten Gelehrten aufs verächtlichſte begegnet wird. Sollte man bey der neuen Ausgabe von Herders Werken in die Verſuchung gerathen, auch dieſe zwey Quartbände aufs neue zu drucken, ſo wünſchte ich wenigſtens, daß man dieſe Recenſionen vorher wohl erwägen möchte. Dies Buch, deſſen ſich Herder (wie ich gewiß

glaube) den reifern Einſichten ſchämte (allenfalls einige einzelne Stellen ausgenommen), verdient eben ſo wenig, als ſein mehr fanatiſches als phantaſiereiches Buch über die Apokalypſe auf die Nachwelt zu kommen, wenn gleich das letztere zuweilen in Hypotheſen ſinnreich iſt, wie denn ein guter Kopf, wenn er auch Thorheiten nachgeht, ſelten ganz thöricht ſchreibt. Beide aber ſind im Ganzen ſinnlos, und den Herders, welcher den Geiſt der hebräiſchen Poeſie, die Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit, die Briefe über die Humanität, und die Adraſtea ſchrieb, — ich ſage es freymüthig — ganz unwürdig.

(26) Ich bin mir ſchuldig, dieſe traurigen Wahrheiten hier geradezu zu ſagen, da die unverſchämte Partheylichkeit gewiſſe Leute noch jetzt treibt, wider die Wahrheit und wider den klaren Augenſchein von dieſem Angriffe Herder's zu reden. Man ſ. z. B. die Jenaiſche Literaturzeitung von 1805 Nr. 311. Ich berufe mich auf jeden Unpartheyiſchen, der Herder's Angriff und den IIten Theil meines Verſuchs leſen will. Der wird dann deutlich ſehen, auf welcher Seite Kenntniß, Wahrheitsliebe und Billigkeit war.

(27) Ein einſichtsvoller Gelehrter ſagt in Nr. 182 und 183 der Göttingiſchen gelehrten Anzeigen vom J. 1805 manches Gute über dieſen Gegenſtand, aber ich kann nicht verhehlen, daß er in ſeinem rühmlichen Eifer für Wahrheit und Recht allzuweit über die Freymaurerey und ihre Geſchichte abſpricht, und von dem wenigen Einzelnen, was er davon wiſſen mag, allzuſchnell aufs Allgemeine ſchließt. Er behauptet z. B. S. 1811: „Wer nur etwas Sinn für hiſtoriſche Kritik habe, müſſe überzeugt ſeyn, daß in der „Freymaurergeſchichte nur Hypotheſen zu erwarten ſtehen, „weil es an ächten ſprechenden Dokumenten fehlt." Woher könnte wohl dieſer wackere Mann das Letztere ſo ſehr zuverläſſig behaupten, daß er deshalb ſogar Jedermann abſchrecken will, eine Geſchichte der Freymaurerey zu unter-

nehmen? Gewiß liegen in Freymaurerarchiven, und auch bey Privatperſonen, an mehreren Orten mehrere ſehr wichtige Dokumente, wie zum Theil ſelbſt wohlbekannt. Allerdings iſt eine Geſchichte, ohne alle Dokumente, und nur auf Hypotheſen gebauet, ſo gut als gar nichts; allein wenige oder eigentlich durchaus keine Geſchichten ſind ja auf lauter vorgefundenen Dokumenten gegründet, und Niemand darf ſagen, daß wo zuweilen Dokumente fehlen nur Hypotheſen zu erwarten ſtänden. Wenn über alte und neue Begebenheiten zwey oder drey glaubwürdige Erzähler ſich widerſprechen, muß man alsdann nicht das Wahrſcheinlichſte wählen, oder die verſchiedenen Nachrichten zu vereinigen ſuchen? Dies geſchieht aber durch geprüfte Hypotheſen. Ihr Werth iſt unverkennbar, und eben bey ihnen kann die echte hiſtoriſche Kritik vorzüglich gebraucht werden. Iſt es nun wohl billig, an denjenigen, welcher verſucht, die dunkle Geſchichte einer geheimen Geſellſchaft zu entwickeln; wo Alles darauf angelegt iſt, die wahre Beſchaffenheit zu verſtecken, um das Geheimniß zu bewahren, und die welche es ergründen wollen, irre zu führen, noch ſtrengere Forderungen zu machen, als an jeden Geſchichtſchreiber, der öffentliche Begebenheiten abhandelt? Wird jener nicht vielmehr auf größere Nachſicht Anſpruch machen dürfen, wenn er da wo noch gar nichts geliefert war, es zuerſt wagte die Bahn zu brechen? In magnis et voluisse sat est! Ein Anderes wäre, wenn es hieße: eine wahre Geſchichte der Freymaurerey öffentlich zu erhalten, ſtehe nicht zu erwarten. Die Gründe davon habe ich S. 15 und S. 23 angegeben.

Eben ſo wenig kann ich der Meinung dieſes ſonſt wohldenkenden Mannes ſeyn, wenn er S. 119 von der Freymaurerey überhaupt viel zu verächtlich urtheilt, und dieſer Geſellſchaft beynahe allen Nutzen abſprechen will. Eine lange Erfahrung hat mich ganz anders belehrt, ob ich gleich ſo wie er, alle Mißbräuche verabſcheue, und über alle Thorheiten lächle; nur möchte Manches, das er für ganz thöricht hält, aber vielleicht nicht einmal genug kennt, eben nicht bloß Thorheit ſeyn. Wie eine ſolche Geſellſchaft zuerſt entſtand, und nachher verändert werden? auch ob ſie, wenn ſie noch nicht da wäre, errichtet werden ſollte? davon iſt hier nicht die Frage. Genug, ſie iſt einmal da, und, nach meiner Erfahrung, kann die Freymaurergeſellſchaft, wenn ſie nur nicht in einen geheimen Orden ausartet, wenn ſie, frey von fremder Gewalt, ſich auf ſich ſelbſt und auf geſunde Vernunft ſtützt, wenn Geheimnißſucht und Abhängigkeit von Unbekannten Obern daraus verbannt werden (und davon iſt doch an ſehr vielen Orten gar nicht mehr die Rede), mannichfaltiges Gute wirken. Es iſt wahrlich nicht für ganz unnütz zu achten, was die Menſchen zu mehrerer Geſelligkeit führet, und es würde unweiſe gehandelt ſeyn, etwas zu zerſtören, was einmal da iſt, und zum Beſſern kann gerichtet werden. Schon, daß in der Freymaurergeſellſchaft alle Stände vereinigt ſind, und gleiche Rechte haben, könnte wohl an manchen Orten, wo Stolz und Pedanterey veranlaßt, daß jede Caſte ſich von der andern ſtreng abſondert, und die obere diejenige verachtet, die nur ein ganz klein wenig niedriger iſt, ſeinen ſehr großen Nutzen haben; und der Nutzen kann für einen wirklich denkenden Mann noch viel mannichfaltiger ſeyn. Die Menſchenkenntniß, welche ich durch die Verbindung mit der Freymaurergeſellſchaft erworben habe, möchte ich wahrlich um Vieles nicht miſſen. — Wenn ein Gelehrter von einer engern Verbindung einer großen Anzahl Menſchen, die vielleicht mehr als eine Million beträgt, ſo ſehr ungünſtig urtheilt, ſo hat er wahrſcheinlich nur ſein eigenes Bedürfniß vor Augen, oder ſeine eigene Neigung, nicht aber die höchſt mannichfaltigen Bedürfniſſe und unſchuldigen Neigungen anderer Perſonen von mancherley Art, mancherley Stande, Alter, Thätigkeit und Lage in der bürgerlichen Geſellſchaft. Ich trete zwar dem vollkommen bey, was dieſer wohlmeinende Recenſent S. 1821 von den übeln Folgen, welche durch Neid und Haß entſtehen, ſo wie auch was er S. 1823 über die Regierungsſucht ſagt; allein hier iſt die Freymaurergeſellſchaft nur ein verkleinertes Bild der menſchlichen Geſellſchaft überhaupt: und, ſollten wir wohl von dieſer im Allgemeinen darum verächtlich urtheilen, weil ſich, nach dem gewöhnlichen Laufe der Welt, darin auch Regierungsſucht, Haß und Neid finden? Sondern ſich etwa nicht im großen Weltlaufe die vernünftigen Leute möglichſt von denen, welche von Haß, Neid und Regierungsſucht getrieben werden, und halten unter ſich zuſammen? So iſts auch in dem kleinen Weltlaufe der Freymaurergeſellſchaft. Ich wenigſtens kann mit Wahrheit verſichern, daß ich in der Freymaurergeſellſchaft nicht ſo ganz ſeltene Beyſpiele von wahrer Freundſchaft, brüderlicher Vereinigung und Verträglichkeit gefunden habe. Daß ich von dem Werthe geheimer Geſellſchaften keine überſpannte Begriffe hege, habe ich ſchon mehrmal in meinen Schriften geäußert, z. B. in meiner Erklärung über den Illuminatenorden (1788. 8) S. 71, 79 bis 93 Aber die Billigkeit und Unpartheylichkeit erfordert auch, daß man die Freymaurergeſellſchaft, woran mehrere Tauſend rechtſchaffener und wohlwollender Leute Theil haben, nicht als bloß verächtlich darſtelle. So manche gelehrte Männer, von Garve'n an gerechnet, möchten gar zu gern über die Freymaurerey und die Geſchichte derſelben, wovon ſie ſo viel reden hören und die ſich immer den Augen ihrer Gelehrſamkeit und ihrer Argumentation entzieht, aburtheilen, ehe ſie entweder Gelegenheit oder Geduld genug hatten, ſich davon genau zu unterrichten!

(28) Man hat mir zuweilen meine Neigung zu etymologiſchen Unterſuchungen vorgeworfen. Es iſt möglich, daß ich

auf einem Wege, wo es noch leichter iſt ſich zu verirren, als auf irgend einem andern, auch zuweilen irre ging. Aber meine Sorgfalt, nach dem Urſprunge der Benennungen zu forſchen, entſtand nur aus meiner Liebe zur Beſtimmung und Verdeutlichung der Begriffe. Wer bloß mit zufälligen Aehnlichkeiten von Worten und Sylben ſpielt, giebt ſich mit einem läppiſchen Spiele ab. Nicht ſo derjenige, welcher bey etymologiſchen Unterſuchungen eine verſtändige Abſicht hat, und die Völkergeſchichte, ſowohl als die Natur der Sprache, dabey nicht außer Acht läßt. Die Worte ſind die Zeichen unſerer Begriffe von den Sachen, und dadurch der Sachen ſelbſt, in Beziehung auf uns. Indem man dem Urſprunge der Benennungen nachforſcht, kann man ſehr oft dem Urſprunge und der Folge der Begriffe und ſelbſt in der Geſchichte dem Zuſammenhange nicht genug erklärter Begebenheiten näher auf die Spur kommen, ſo wie man den Lauf und die Strömungen eines Fluſſes am ſicherſten erkennt, wenn man ihm bis zur erſten Quelle nachgehen kann. Die Griechen nannten daher dieſe Bemühung, welche wir bloß Wortforſchung nennen, Wahrheitsforſchung, die Forſchung, wodurch das Ετυμον, das Wahre, das Eigentliche, näher erkannt wird.

(29) Es iſt wahrlich nicht meine Art mich ſelbſt zu rühmen. Aber ich muß doch bemerken, daß nachdem mein Verſuch erſchienen war, verſchiedene Perſonen die Miene annahmen, als ſähen ſie weit über mich weg und als hätte ich mich bloß mit Grillen und Einbildungen beſchäftigt. Dies waren Leute, denen entweder meine Unterſuchungen im Wege ſtanden, oder die zufälliger Weiſe auf der Bahn, die ich doch offenbar zuerſt gezeigt hatte, auch etwas fanden, oder auch nur zu finden glaubten, und die daher, um ſich ſelbſt geltend zu machen, meine Unterſuchungen verächtlich behandelten. Der erſte unter dieſen war ein gewiſſer verkappter Wilhelm ab Indagine, welcher im dritten Theile des

Wirtembergiſchen Repertoriums (1783. 8.) über mich herfuhr und in der Geſchichte der Roſenkreuzerey, wovon er ſehr oberflächliche Kenntniſſe hatte, aufs dreiſteſte entſchied. Ich zeigte dieſem ſeichten Schriftſteller, in der alten A. D. B. (LVIt Band S. 586 bis 596) nur ganz gelinde ſeine mehrmaligen Widerſprüche, ſeine Unwiſſenheit (wie er z. B. Naometrae ganz ohne Sinn durch Neumeſſer überſetzte, da es Tempelmeſſer bedeutet), u. ſ. w. Hr. Buhle — dignum patella operculum — nennt dieſen höchſt ſeichten Schriftſteller (der freylich doch etwas mehr geleſen hat, als er) den Vortreflichen, ſchreibt ihn ohne weitere Prüfung ab, und giebt ſich gleichfalls das Anſehen, als könne er, der hierin nichts gründlich unterſucht, und ſo viel als nichts bis in die Quellen verfolgt hat, mich weit überſehen, der ich doch wirklich treulich geforſcht, die Gegenſtände unparteyiſch unterſucht, und die Bücher, die ich anführe, ſämmtlich wirklich geleſen habe. Das iſt aber oft das Schickſal mühſamer hiſtoriſcher Forſchungen, wenn nachher Jemand den Mund voll nimmt, um ſie zu verſchreyen, dem man nicht die Unverſchämtheit zutraut, daß er das herunterſetzen werde, was er ſelbſt nicht gründlich unterſucht hat. Dieſerhalb will ich den vernünftigen und unparteyiſchen Leſer, welcher die erörterten Gegenſtände nicht noch einmal unterſuchen kann und will (und wie Wenigen iſt dieſes zuzumuthen!), nur aufmerkſam machen, daß in beiden Anhängen meines Verſuchs eine Menge Bücher offenbar wirklich von mir gebraucht ſind, die vor mir Niemand auch nur anführte (welche nachher Andere freylich nach meiner Anweiſung citirten, die ſie aber ohne mich wohl nie gekannt hätten). Schon hieraus erhellt, daß ich mit Ernſt zu Werke ging, und das trockenſte mühſamſte Nachleſen nicht ſcheute, um auf die Spur der Wahrheit zu kommen. Wie viel ich vergeblich geleſen habe, kann man in meinem Buche nicht ſehen; wer aber einigermaßen von ſolchen Sachen einen

Begriff hat, muß wohl wiſſen, daß wer gewiſſe neue Dinge findet, ſie ſehr wahrſcheinlich nicht gerade am Wege werde erblickt, ſondern erſt nach mehrerm Forſchen entdeckt haben; und daß ich alſo nicht verdiene, in Abſicht auf die Geſchichte der Roſenkreuzer und Freymaurer, mit Leuten die ohne gründliche Unterſuchung Allerley dahinſchreiben, wie ehemals **Herder** und jetzt **Buhle**, in Eine Klaſſe geſetzt zu werden.

Zum Beweiſe meiner Bemühung und Sorgfalt, allenthalben nachzuſehen, wo ich irgend etwas zu finden hoffen konnte, will ich nur einige Beyſpiele anführen. In des **Macarius** Buche Abraxas Proteus c. Comment. *Chifletii* (Antv. 1657. 4to.) entdeckte ich ſchon in ältern Zeiten die Zeichen des Zirkels, des Winkelmaaßes und der Bleywage (die letztere ſteht auf dem Steine Fig. I. auf dem Titelblatte des Iten Theils meines Verſuchs umgekehrt): deren ſich nachher die Roſenkreuzer, und nach ihnen die Freymaurer (NB. nebſt andern Zeichen), bedienten, und ließ ſie in Kupfer ſtechen. Den **Chiflet** hatte vorher wohl in dieſer Abſicht noch Niemand durchgeleſen. Aber ich ſchloß aus dem was ich fand, nicht ſogleich voreilig (wie wohl mancher Andere gethan hätte): es wären, als dieſe Abraxasſteine gemacht wurden, ſchon Roſenkreuzer oder Freymaurer da geweſen; ſondern ich zeigte nur, daß lange vor den Roſenkreuzern dieſe Zeichen die Ordnung in den Naturgeſetzen anzeigten, ſo wie ich auch bemerkte, daß ſie **Valentin Andreä** ſelbſt in dieſer Bedeutung brauchte. (Man ſ. meinen Verſuch I. Theil S. 193.) Ich las des **Paciaudius** Buch de Cultu S. Joannis Baptiſtae (Romae 1756 4to, man ſ. ebendaſ. S. 160) durch, welches wohl Jedermann hätte nachſchlagen müſſen, der ſich um die Geſchichte der Freymaurerey bekümmerte, welches aber vorher Niemanden eingefallen war in dieſer Abſicht durchzuſehen. Meine Mühe, dies langweilige Buch völlig durchzuleſen, war doch nicht ganz ohne Frucht; denn lange nachher, nachdem ich mit gewiſſen

Theilen des Innern der Freymaurerey bekannter ward, kam ich durch Hülfe dieſes Buchs auf die Spur einer ſehr ſonderbaren Aufklärung einer gewiſſen Sache. Daß ich auch bey Lektur von ganz anderer Art auf dieſe Gegenſtände beſtändig aufmerkſam war, erhellet daraus, daß ich in Vaſari's Leben der Maler die ſcherzhafte Geſellſchaft der Mauerkelle fand (man ſ. Verſuch 1r Theil S. 214), welche im Anfange des 16ten Jahrhunderts zu Florenz entſtand, die äußerlich etwas Aehnliches mit der Freymaurergeſellſchaft hatte, und doch keineswegs Freymaurerey war. Viel Mehreres dergleichen könnte ich anführen.

Ich muß bey dieſer Gelegenheit eine kleine Nachläſſigkeit in einer ſchätzbaren gelehrten Zeitung rügen, da ſie auf die Geſchichte der Freymaurerey einigen Einfluß haben könnte. In den Mémoires de l'Inſtitut National des Sciences et des Arts, Sciences morales et politiques Tom. I. An XII. S. 422 f. iſt die Reiſe eines Franzoſen *Bertrandon de la Brocquière* nach und von Jeruſalem in den J. 1432 und 1433 aus der Handſchrift, mit Anmerkungen des rühmlich bekannten Legrand d'Auſſy eingerückt. S. 632 erzählt der Reiſende, daß er auf ſeinem Rückwege mit zwey deutſchen Edelleuten, Monſeigneur de Valſe und Meſſire Jacques Trouſſet, gereiſet ſey, welche ihm ſehr viel Freundſchaft erzeigten. Als er von Melich (Mölk) nach Valſe kam, fand ſich da ein Edelmann aus Bayern ein, den Meſſire Jacques Trouſſet an einen Baum im Garten wollte aufhängen laſſen, der aber noch entging. Der Reiſende ſetzt hinzu: „La raiſon de cette colère eſt, que Meſſire „Jacques, ainſi que la plûpart des gens qu'il avait avec „lui, *était de la ſecrette compagnie*, et que le gentilhom„me, *qui en etait auſſi*, avait *meſfaſé*.“ Legrand d'Auſſy macht hiebey die Anmerkung: „Probablement il s'agit ici „de *Franc-maçonnerie*,“ welche Anmerkung der Recenſent dieſer Schrift in den Göttingiſchen Gelehrten Anzeigen vom J. 1805 Nr. 184 ohne Widerlegung geradezu anführt. So könnte ſehr leicht der Wahn erneuert werden, als wäre im 13ten Jahrhundert, ſogar in Deutſchland ſchon, Freymaurerey vorhanden geweſen. Es iſt zu verwundern, daß einem deutſchen Gelehrten nicht gleich in die Augen fiel, die secretto compagnie ſey nichts anders als die Geſellſchaft der Freyſchöpfen des geheimen Fehmgerichts, welche beſonders im 14ten Jahrhundert ſo mächtig war. Dieſe geheimen Fehmgerichte breiteten ſich vom J. 1427 an auch in Schwaben aus (man ſ. Datt de pace publica S. 733). Die Freyſchöpfen hängten bekanntlich jeden von ihrem Gerichte Verfehmten, und beſonders einen verrätheriſchen Freyſchöpfen, (dergleichen hier der Bayer war, wie das Wort mesuser, falſch handeln, Unrecht thun, anzeigt), ſobald ſie ſeiner habhaft werden konnten, an einen Baum (nicht an einen Galgen, zum Zeichen ihres freyen Richteramts, welches an keine herrſchaftliche Gerichtsſtätte gebunden war). — Uebrigens iſt der in dieſer alten Reiſebeſchreibung angeführte Ort Valse das Schloß Nieder-Walſen in Oeſtreich unter der Ens, zwiſchen Mölk und Ens. Der Seigneur de Valse war ſehr vermuthlich Rampert von Walſen der des Herzogs von Oeſtreich und nachherigen Kaiſers Albrecht Oberhofmeiſter geweſen war, und damal, nach des Reiſenden Berichte, als Oberhauptmann über Oeſtreich ob der Enns zu Linz reſidirte. Der ſogenannte Sire Jacques Trousset hingegen war offenbar Jakob Truchſes von Waldpurg, der Stammvater der noch blühenden Geſchlechtslinie der Grafen Truchſes, welcher im J. 1460 ſtarb. Man findet in der angeführten Reiſebeſchreibung nachher S. 634, daß er den franzöſiſchen Reiſenden à Walpourch en Souabe, l'un de ses châteaux, aufnahm und freundſchaftlich bewirthete.

(30) Man ſ. die deutſche Ueberſetzung S. 102. Ich habe mit Bedacht das lateiniſche Original dieſer ſehr merkwürdigen

Stelle angeführt. Der letzte Satz iſt überſetzt: „Da ſie“ (nämlich die Proceres) „aber nicht das geringſte davon wußten, ſo kamen ihnen dieſe Briefe zudringlich und lächerlich „vor.“ Andreä hat freylich das Lateiniſche ſo geſtellt, daß es auch ſo könnte verdeutſcht werden. Aber der natürliche Sinn iſt, daß diejenigen, die von einer ſolchen Geſellſchaft gar nichts wußten, nicht begreifen konnten, wie man dazu kam Abmahnungsbriefe zu erlaſſen.

(31) Im J. 1619, in eben dem Jahre, wo der gegen die Proteſtanten tyranniſche Kaiſer Ferdinand II. zur Regierung kam, in eben dem Jahre, da J. V. Andreä in ſeinem Turris Babel der Roſenkreuzergeſellſchaft zu entſagen ſchien und wirklich eine Fraternitas Chriſti errichtete, ward erſt zu Olmütz, nachher zu Wien, unter Beſtätigung des Papſtes, von einem Grafen Althan, einem Grafen Gonzaga Herzog von Nevers und einem Sforza, ein katholiſcher Orden errichtet, genannt der Orden vom blauen Kreuze, weil die Ritter ein blauemaillirtes am Rande vergoldetes Kreuz auf der Bruſt an einer Schnur trugen, auf deſſen einer Seite das gewöhnliche Bild der unbefleckten Empfängniß, die Mutter Gottes mit dem Kinde, den Mond zu ihren Füßen, befindlich war, und auf der andern Seite die Abbildung des heiligen Michael, welcher den Drachen erlegt (das gewöhnliche ſymboliſche Bild der Vertilgung der Ketzer). Die Namen der erſten Mitglieder dieſes Ordens ſind im Theatrum Europaeum (Iſter Theil S. 280) aufgezeichnet. Giuſtiniani in ſeinem Buche: Iſtorie cronologiche dell' Origine degl' Ordini militari, P. I. (in Venezia 1690) beſchreibt S. 828 ff. dieſen Orden am genaueſten. Er nennt dieſe Ritter Cavalieri della Milizia Criſtiana di S. Maria della concezzione, ſotto l'Invocazione di S. Michael Arcangelo, und S. 833 berichtet er: dieſer Orden ſey geſtiftet worden, „die Chriſten gegen die Ungläubigen zu beſchützen, und auf Beförderung der katholiſchen Religion bedacht zu ſeyn.“ Von

dieſem Ritterorden ward außer Deutſchland faſt nichts bekannt, daher wohl einzuſehen iſt, daß die von ihnen angelobte Vertheidigung der Chriſten gegen die Ungläubigen nur eigentlich gegen die ketzeriſchen Proteſtanten gerichtet ſeyn ſollte. Von dieſem Orden der ſogenannten blauen Ritter, welcher gegen Ende des dreyßigjährigen Krieges ſchon ganz eingegangen zu ſeyn ſcheint, weil nach 1630, ſo viel ich habe finden können, deſſelben nicht mehr Erwähnung geſchieht, wird in den Schriften der damaligen Zeit hin und wieder auf eine ſonderbare Weiſe als von einem geheimen Orden geredet. Mehrere einzelne Umſtände machen es mir wahrſcheinlich, daß er zu dem katholiſchen Theile der Roſenkreuzergeſellſchaft gehört habe. Ich will nur Eine Spur darüber anführen, da ich mich auf manche andere hier nicht einlaſſen kann. Eine im J. 1620 in 4to gedruckte kleine Schrift (offenbar von einem proteſtantiſchen Oeſtreicher) unter dem Titel: „Chaos an etliche Principaliter Intereſſirte vnd impartirte in dem jetzigen confundirten universal paroxyſmo, des löblichen Hauſes Oeſterreich, vnd deſſen bißhero untergehörigen Landſtände, Räth „vnd Verfuhrer," enthält ſolche Winke. Von den Roſenkreuzbrüdern heißt es da: „Dieſe Occulta miraculi mundi, „ſollen auch woll nicht weniger an dieſem Kriege *intereſſirt* ſeyn, als die Jeſuiter." Von den newen Cavallieri des blauen Creutzes wird geſagt: „Was noch dieſe Cavallieri in dieſem Kriege praeſtiret, wird wenig platz in der „Cronicka bedürffen, allein, daß ſie einen vnter ihnen *perſuadiren* wollen, ſein Kriegßeyd vnd gelübde zu brechen, „welches er aber nicht eingegangen, ſondern mit ſtandhafftigen gemüth ihnen die Ordens Regel beſſer expliciret, alß „ſie es verſtanden. — Dieſer Orden iſt auff Hoffart gegründet, drumb ſtehet er auch, wie ein halber Dreyfues, es „were dann ſache, das dieſes die *fraternitet* vom Roſen „Creutz were." Ein gewiſſer Ritter Theophilus a Cygno triumphante, welcher im J. 1776 den damal vor wenigen Jahren in Deutſchland entſtandenen geheimen Tempelherrnorden auf einem Konvente zu Wißbaden reformiren wollte, verlangte auch von den aufzunehmenden Rittern einen Eid: „daß ſie für den Orden wider ihr eigenes Vaterland die „Waffen führen wollten." (Man ſ. die Berliniſche Monatsſchrift vom J. 1786 S. 85. 86; und meine Vorrede zu des LXVIII Bds. 2tem Stücke der N. A. D. B. S. VI). Dies war eben eine ſolche Praxis, wie die der ehemaligen *Cavalieri* des blauen Kreuzes! Ob auch zu Vertheidigung der Chriſten gegen die Ungläubigen, und gegen welche Ungläubigen, mag dahin geſtellt ſeyn.

Zu den gleichzeitigen Schriften, worin die Roſenkreuzer und Ritter des blauen Kreuzes erwähnt werden, gehört auch folgende Schrift: „*Roſa Jeſuitica* oder Jeſuitiſche Rottgeſellen, d. i. Eine Frag: Ob die zween Orden der genandten Ritter von der Heerſcharen Jeſu und der Roſencreutzer ein einiger Orden ſey ꝛc. Prag" (aber gewiß nicht in Prag gedruckt) „in Verlegung des *Autoris* 1620" 4. Kurz darauf entſtand noch eine neue katholiſche Sodalitas chriſtianae defenſionis, welche der bigotte Kaiſer Ferdinand II. im J. 1621 beſtätigte. Davon geben folgende Schriften Nachricht: Etlicher der fürnembſten des H. Röm Reichs Chur vnd Fürſten Conſens vnd Beſtätigungen der Sodalitet chriſtianae Defenſionis. Churfürſtl. Maintziſche *Confirmation*. Gedruckt Wienn bey Wolfgang Schnuppen, Hofbuchdrucker. Im 1621ten Jahre 4. und auch *Regulae et Confirmatio novae Sodalitatis in Germania, cujus ſcopum detegit epiſtola ſequens intercepta* 1622. 4. Man ſieht ſchon aus dieſen wenigen angeführten Umſtänden, daß in der damaligen heftigen Spannung und angefangenem heftigen Kriege zwiſchen den Katholiken und Proteſtanten damal die geheimen und nähern Verbindungen ſehr gewöhnlich waren. Man nehme hinzu, daß die Jeſuiten im

J. 1618 aus Böhmen, und im J. 1619 aus Mähren, Schleſien und Ungarn waren vertrieben worden; denen aber beyden mehrmal dergleichen Sodalitäten und geheime Verbindungen dienen müſſen, um ihren Einfluß wieder unvermerkt zu verſtärken. Ueberhaupt, wer ſich das damalige gewaltſame Ringen in Deutſchland und ſonderlich in Oeſtreich und Böhmen zwiſchen Proteſtanten und Katholiken in einem getreuen Bilde recht deutlich vorzuſtellen vermag, der wird meine Meinung vom Anfange und von Veränderung der Roſenkreuzerey gewiß durch die höchſte Wahrſcheinlichkeit beſtätigt finden.

(52) Goldſmith in ſeiner ſcherzhaften Grabſchrift auf den berühmten Edmund Burke, in den miscellaneous works (London 1801. gr. 8. Vol. II. S. 107.) ſagt von ihm:

Here lies our good Edmund, whoſe genius was ſuch,
We ſcarce can praiſe it, or blame it too much;
Though equal to all things, for all things unfit,
Too nice for a ſtateſman, too proud for a wit;
For a patriot too cool; for a drudge, diſobedient;
And too fond of the *right*, to purſue the *expedient*.—
In ſhort, 'twas his fate, unemploy'd, or in place, ſir,
To *eat mutton cold*, and cut *blocks with a razor*.

Dies kann auch größtentheils auf unſere J. V. Andreä, Weishaupt, und auf viele andere ehrliche Deutſche angewendet werden, welche, entweder durch ihre Ideale oder durch ihre Syſteme, das menſchliche Geſchlecht auf einen beſſern Fuß zu ſetzen, ſich ganz leicht vorſtellen, weil es ihnen eine Kleinigkeit ſcheint, mit ihren Federmeſſern, die doch noch viel ſtumpfer ſind, als Edmunds Scheermeſſer, alle dicke Blöcke von Vorurtheilen und Mißbräuchen zu durchſchneiden, und welche bey großer Mühe doch weiter nichts gewinnen, als daß ihre Suppe kalt iſt, wenn ſie zulangen wollen. Wie viel von einer ſolchen Charakteriſtik auch denen gebühre, welche eine allenfalls ganz nützliche neue Art zu buchſtabiren, oder arithmetiſche Verhältniſſe von Brüchen auszurechnen, als eine hohe Sache der geſammten Menſchheit ankündigen, mag dahin geſtellt ſeyn. Es wird darauf ankommen, ob ſie außer ihren Feder- und Scheermeſſern, auch gute ſcharfe Beile und Schrotſägen haben, ſelbſt tüchtigen Arbeitern, welche die rechten Werkzeuge recht zu gebrauchen wiſſen.

(33) Man ſ. das verdeutſchte eigene Leben Andreä's S. 37, 38. wo er das kirchliche Regiment und theologiſche Sittengerichte zu Genf ſehr rühmt, und geſteht, „daß er ſich ſein ganzes Leben hindurch darnach ſehnen werde, — und von dieſer „Zeit an ſich alle Mühe gegeben habe, etwas dergleichen in „unſere Kirchen“ (in die lutheriſchen überhaupt, oder nur in die wirtembergiſchen *) „einzuführen.“ Es iſt kein Zweifel, daß dies Andreä in der beſten Abſicht verſuchte. Daß aber in ihm eine ziemliche Neigung zur kirchlichen Herrſchaft wohnte, iſt deutlich aus ſeinen Schriften zu ſehen.

(34) In dieſer Fraternitas Chriſti verlangte er auch das *Silentium* (man ſ. deſſen Civis chriſtianus S. 108). Wozu, wenn es weiter nichts als chriſtliche oder theoſophiſche Geſellſchaft ſeyn ſollte? Daß dieſe Fraternitas bey der öſtreichiſchen Regierung noch im J. 1620, vielleicht nicht ohne Grund, verdächtig geworden iſt, habe ich oben S. 33 angeführt.

(35) Dahin gehört z. B. Eine kurtze Beſchreibung der newſten arabiſchen und moriſchen *Fraternitet* ꝛc — durch *Euſebium Chriſtianum Crucigerum* des holtzen Creutzes Jeſu Chriſti; gedruckt zu Liechtenbergk durch Fulgentium Nebelſtrömer 8. ohne Jahrzahl.

(36) Ein auch ſonſt gewöhnlicher roſenkreuzeriſch-alchymiſtiſcher Spruch. Aus den Anfangsbuchſtaben der Wörter kömmt das Wort VITRIOL heraus.

(37) Sollte man wohl denken, daß Hr. Hofr. W. behauptet, es wäre nicht nöthig, Alles zu prüfen, wenn man über Ro-

ſenkreuzerey und Freymaurerey entſcheiden will! Er ſagt wirklich S. 24 ſeines Buchs mit ſeinem gewöhnlichen Leichtſinne: „Wer würde einem Manne, der den Werth der Zeit „kennt, und einen wichtigern Beruf hat, zumuthen, Alles „zu prüfen, was je über die Roſenkreuzerey und Freymaurerey geträumt und gefaſelt iſt?“ Ich kenne gewiß den Werth der Zeit ſo gut wie jemand, und habe für den wichtigern Beruf des Hrn. Hofraths, junge Leute die Anfangsgründe der Wiſſenſchaften zu lehren, alle Achtung. Es hing aber ja von ihm ſelbſt ab, ob er ſich zu dem unwichtigeren Geſchäfte herablaſſen wollte, eine geſchichtliche Unterſuchung anzuſtellen. Doch, ſobald er dies für gut fand, mußte ſie ihm das Wichtigſte ſeyn, und es war ihm ſchlechterdings zuzumuthen, ja es war ſeine Pflicht, Alles zu prüfen. Woher kann er denn ohne Prüfung, und zumal bey ſo gefliſſentlich verdunkelten Gegenſtänden unterſcheiden, was Träumerey und Faſeley iſt und was nicht? Es iſt freylich viel ſchwerer, nichts ungeprüft zu laſſen, als ohne Prüfung in deciſivem Tone zu ſagen, wie Hr. B. faſt allenthalben in ſeinem Buche thut: Unſtreitig iſt dies ſo und jenes ſo!

(31) Ich habe im IIten Theile meines Verſuchs S. 222 die Veränderung in der Freymaurerey, daß darin das Bild des Tempels Salomons angenommen ward, muthmaßlich um das J. 1685 geſetzt. Nachher habe ich einige Gründe gefunden zu glauben, daß es auch wohl etwas früher geſchehen ſeyn kann. Ich hatte im Iten Theile S. 215 geſagt, daß in *Cole's* English Dictionary 1677 das Wort Freemaſon zuerſt vorkomme, und bloß durch *Caementarius, Lapidarius* überſetzt werde. Seitdem habe ich eine Ausgabe dieſes Dictionary vom J. 1676 erhalten, worin das Wort Freemaſon noch nicht ſteht. Dies iſt auch eine, freylich nur ganz ſchwache Spur, daß um dieſe Zeit in der Freymaurerey vielleicht etwas Merkwürdiges vorgegangen ſeyn mag. Das

Wort Maſon kann in England einen gemeinen Maurer und auch einen Freymaurer bedeuten; aber Freemaſon bedeutet nie etwas anders als einen Freymaurer in jetzigem Verſtande. Die zünftigen Zimmerleute werden zwar Freemen of the Carpentry genannt, weil ſie free ſind, d. h. zur Zunft gehören; aber nie wird ein Engländer ſagen: Free-carpenter, Free-grocer, Free-fiſhmonger, Free-barber, etc. wenn er von den Leuten redet, die Freemen, d. h. wirkliche Meiſter ſind in der Zunft der Zimmerleute, der Gewürzkrämer, der Fiſchhändler, der Barbiere u. ſ. f. Offenbar alſo hatte es mit der Benennung Freemaſon ſchon 1677 in der Zunft der Maurer eine beſondere Bewandtniß. Johnſon hat das Wort Freemaſon in ſein Wörterbuch gar nicht aufgenommen.

(39) Nämlich, ein Fremder, der ſich aber ein Jahr lang in Berlin aufhielt, und in der Freymaurerey allerdings nicht wenig Erfahrung hatte, war von dieſem Aufſatze ſehr eingenommen, hatte ſich, mit dem ausdrücklichen Verſprechen nie davon Gebrauch zu machen, etwas daraus notirt, und vermuthlich noch mehr, aber mangelhaft und unbeſtimmt, im Gedächtniſſe behalten. Nach einigen Jahren ließ er Manches davon auswärts drucken, aber ſo verſtümmelt, ſo ſehr außer dem nöthigen Zuſammenhange, und mit ſo verkehrten Zuſätzen, daß es ganz unzweckmäßig ward, und daß ich beym Leſen zwar meine Hauptidee, aber ſonſt meine Arbeit beynahe gar nicht erkennen konnte. Als ich dieſen Reiſenden nach ein paar Jahren wiederſah, ſagte ich ihm auf den Kopf zu, daß er es ſey, der ſo unartig an mir gehandelt habe. Er wollte ſich mit ſeiner guten Abſicht entſchuldigen. Aber eine vorgegebene gute Abſicht kann es nie entſchuldigen, daß Jemand ſein Wort bricht. Ueberdies konnte durch die läppiſche und verkehrte Art, wie meine Ideen gebraucht und außer dem gehörigen Zuſammenhange vorgeſtellt wurden, nie eine gute Abſicht erreicht werden. Noch

dazu ward ich durch eine ſolche unerlaubte Bekanntmachung ſehr unangenehmen Verdrießlichkeiten ausgeſetzt, welche der unvorſichtige Schwätzer freylich ſich nicht hatte vorſtellen können. Ferner, ob ich gleich nie daran gedacht hatte, durch meine Entdeckungen litterariſchen Ruhm zu erlangen, ſo hätte er, wenn er ein wenig Zartgefühl beſeſſen hätte, doch wohl einſehen ſollen, daß es bey mir ſtehen müſſe, ob ich etwas davon öffentlich bekannt machen wolle. Alsdann mußte er, wenn er nicht alles vergeſſen hätte, was er mir für meine freundſchaftliche Mittheilung ſchuldig war, doch auch wohl daran denken, wie unbillig es ſey, mich in ſolchem Falle in den Verdacht zu ſetzen, daß ich die Hauptideen, die ich durch eigene höchſt mühſame Arbeit wirklich herausgebracht hatte, nur aus einem längſt gedruckten Buche könnte abgeſchrieben haben. Wenn ihm dieſes zu Geſichte kommen ſollte, mag er ſich ſchämen. Es iſt dieſes nicht der einzige Fall, wo ich für meinen guten Willen bin mit Undank belohnt worden.

(40) In Paris war ehemal ſeit langer Zeit eine Brüderſchaft vom heil. Grabe geweſen, wie bekanntlich dergleichen Brüderſchaften in katholiſchen Ländern ſehr häufig ſind, und von allen Mönchsorden, beſonders aber von den Jeſuiten, geſtiftet und begünſtigt werden, um die Leute von allen Ständen an ſich zu ziehen. Die Brüderſchaft des heil. Grabes in Paris hatte immer nur aus einigen gemeinen Handwerksleuten beſtanden. Man nannte ſie ſpottweiſe la Confrerie de *l'Aloyau*, d. h. wörtlich, die Brüder vom Rückſtücke eines Rinderbratens, aber l'Aloyau iſt ein Anagramm von Loyola, und in der damaligen Zeit, da die Jeſuiten aus Frankreich verbannt waren, aber auf allen Ecken ſich wieder einzuniſten wußten, belegten die Spötter jeſuitiſche Anſtalten mit dieſem Namen. In den Jahren 1775 bis 1777 machten einige vornehme Perſonen den Plan, den Orden des heil. Grabes, aus welchem jene unbedeutende, von

den Jeſuiten errichtete Brüderſchaft ſehr ungeſchickt hergeleitet wurde, wieder zu erneuern, und ſogar den Grafen von Artois an ihre Spitze zu ſetzen. Dieſer Orden ſollte aus drey Klaſſen beſtehen: 1) aus Rittern, 2) aus Reiſenden, 3) aus frommen Brüdern. Sie hatten ſchon ein Ordensband und ein Ceremonienkleid erdacht, nebſt Komthureyen und Ehrenſtellen; desgleichen hatten ſie dahin geſehen, daß die Aufnahmen ziemlich viel Geld koſteten, alles ſo wie bey den hochlöblichen Tempelherren. Der Hof verbot ihnen, das Ordenskreuz zu tragen, und nach einem langen Prozeſſe fiel dieſer Plan. Dies iſt auch eine von den mannichfaltigen Geſtalten, welche die ſogenannte höhere Freymaurerey in Frankreich hat annehmen müſſen. Dieſer neuformirte Orden des heil. Grabes hat offenbar viel Aehnliches mit dem freymaureriſchen Tempelherrenorden, welcher ſchon lange vorher in Frankreich vorhanden war, ehe er nach Deutſchland gebracht wurde. Die Abſicht, ein Ordenskreuz dieſes ſchimäriſchen Ordens öffentlich tragen zu laſſen, gleicht ganz dem nachher in einem andern Lande vorgeſchlagenen, aber nicht ausgeführten Plane, den freymaureriſchen Tempelorden öffentlich zu machen. Die Abſicht bey Beiden war, vornehme Leute in dieſe Verbindung zu ziehen, und dadurch den Unbekannten Obern noch größern Einfluß, nebſt einer erklecklichen Einnahme an Gelde, zu verſchaffen; denn das Geld verſchmähen die hohen Obern keinesweges. Man ſ. die Mémoires ſecrets pour ſervir à l'hiſtoire de la République des Lettres, depuis 1762, Ed. de Londres, (eigentlich Amſterdam) T. IX. S. 16; T. X. S. 218, 219, 225, 226. Dieſe nicht allgemein genug bekannten Mémoires (davon Petit de Bachaumont die vier erſten Bände herausgab) ſind eine Art von intereſſanter Zeitung, nicht nur von literariſchen, ſondern auch von vielen andern in Paris vorgefallenen Begebenheiten. Es ſtehen eine Menge nützlicher Sachen in den 33 Bänden dieſer von 1777 bis 1788 gedruckten Sammlung. Unglücklicherweiſe fehlt es derſelben an dem ſo nöthigen Regiſter. Was man in dieſer Sammlung geleſen und nicht gleich angemerkt hat, wo es zu finden iſt, iſt unwiederbringlich verloren.

(41) Der ſonſt ſo würdige gelehrte Dr. Semler war, wie bekannt, leider! mit dem Glauben an die Alchymie behaftet, und wollte ſelbſt **Luftgold, Salzgold** u. ſ. w. machen. Daher ſah er bey den **Roſenkreuzern**, außer der **Theoſophie**, welche ihm aus dem Studium der Kirchengeſchichte lebhaft vorſchwebte, nichts als Alchymie. Er verwirrte dabey alles dergeſtalt durcheinander, und kam in ſeinen Sammlungen ſo ſeltſam von einem aufs andere, daß es wohl ſehr ſchwer ſeyn wird, das wenige Merkwürdige darin von dem ſehr vielen Unnützen zu ſcheiden. Ueberdies pflegte der wackere Mann, wie er ſelbſt erzählt, um nirgend Zeit zu verlieren, alchymiſche, folglich auch roſenkreuzeriſche nebſt andern geringhaltigen Schriften, täglich zu leſen wenn er auf dem Abtritte verweilte (man ſ. ſeine eigene Lebensbeſchreibung Iter Theil S. 209): alſo mußte er, zu jener Zeit, wo das Reden von Roſenkreuzern ſo ſtark war, dieſe ſeine horas ſubſecivas auch wohl nicht umſonſt angewendet haben.

(42) Bacon ſpricht in ſeiner Atalantis ausdrücklich von einem Orden oder Geſellſchaft, Salomons Haus iſt ein bloß figürlicher Ausdruck. Er ſagt: Ye ſhall underſtand, that amongſt the excellent acts of that King (nehmlich des Kö nigs auf der erdichteten Inſel Benſalem) one above al hath the preheminence. It was the *Erection* and *Inſtitution of an order or ſociety, which we call Salomon's houſe; — It is dedicated to the ſtudy of the Works and creatures of God.* — The end of our foundation is the *Knowledge of cauſes and ſecret motions of things and the enlarging of the bounds of human empire, to the effecting of all things poſſible* Man ſ. Bacon's Works, Mallet's Edition Vol. III

S. 246 und 253. Dieſe Worte Bacon's hatte ich ſchon in meinem Verſuche IIter Theil S. 197 angeführt. Ich zeigte alſo daraus ſchon vor 25 Jahren, was der Zweck dieſer Geſellſchaft, dieſes Salomoniſchen Hauſes, war. Hr. B. iſt unartig genug, jetzt noch dreiſt zu behaupten: „Das „Salomoniſche Haus war kein Sinnbild des Zwecks der Mit„glieder der Geſellſchaft, es war der Namen.“ Und zu dieſem Behufe citirt er lateiniſch nur den erſten Theil meiner obigen Citation, und läßt ſehr ſchlau den zweyten und dritten Theil weg. Iſt das aufrichtig gehandelt?

(43) Man ſ. meinen Verſuch Iter Theil S. 192. 193, und das Titelkupfer Fig. 1, desgleichen im zweyten Theile S. 206, und auf deſſen Titelkupfer Fig. 5.

(44) Man ſ. The Lives of thoſe eminent Antiquaries Elias Aſhmole Eſq. and Mr. William Lilly, written by themſelves. Neue Ausgabe. London 1774. gr. 8. S. 303. Ich werde weiter unten zeigen, wie trefflich Hr. B. ſich mit geborgten Citationen zu ſchmücken weiß, und ſelbſt die geborgten Citationen nicht recht anſieht.

(45) Fludd nimmt, in ſeiner Philoſophia Moyſaica, dreyerley Welten an, in welche man, *intuitu mentali*, (Höre es, Fichte, und hört es, ihr Fichtianer!) penetriren kann. Er ſetzt hinzu: „Haec eſt *ergo tripartita illa menſura ſcalae* „*Jacobi*, quam ipſe in ſomnio ſuo vidit, dum caput „loco pulvinaris ſuper lapidem repoſuiſſet, in cujus „*longitudine, latitudine*, et *profunditate trium praedi*„*ctorum mundorum imagines ſeu characteres fuerunt de*„*lineati* ſive depicti: atque hac de cauſa *Lapis* ille *do*„*mus ſeu tabernaculum Dei dicebatur*.“ (Man ſ. Fluddii Philoſophia Moſaica. Goudae 1638. fol. in prooemio p. 2.) Die Leiter mit drey Stufen findet ſich noch auf den allerälteſten Freymaurerteppichen. Man ſ. das Titelkupfer zu der Ausgabe von *Jachin and Boaz*, vom J. 1783, denn in den neuern Ausgaben findet ſich die Leiter

mit drey Sproſſen nicht. Aber die Freymaurer ließen auch gar bald dies Sinnbild ganz aus ihren Teppichen weg, weil es ſich nur auf die Erkenntniß der Natur beziehet, und zum Tempel Salomons gar nicht paſſen wollte

(46) Sind denn etwa dergleichen geheime Verſammlungen unter dem Vorwande der Freymaurerey etwas ſo ganz unerhörtes? Noch vor wenigen Jahren haben wir ein ſolches Beyſpiel gehabt. Die Göttingiſchen gelehrten Anzeigen (vom J. 1805, S. 1997) berichten, wegen der allmählichen Lähmung der Kraft der Regierung zu Venedig, wodurch erleichtert ward, daß die Franzoſen ſich dieſer Republik bemächtigen konnten, aus einem glaubwürdigen Venetianiſchen Schriftſteller folgendes: „Die Savii del Conſiglio „de' Pregadi in Venedig, in denen die ganze Kraft des „Gouvernements ruhete, vormal weiſe Häupter des Staats, „waren zu einer Verſammlung egoiſtiſcher, unwiſſender, „kraftloſer Familienſöhne herabgeſunken, die nur durch In„triguen regierten. Der Hauptſitz dieſer Intrigue war in „einer Freymaurerloge, die 1785 entdeckt wurde.“ Dies war aber unfehlbar eben ein ſolcher geheimer Ausſchuß von Wenigen; denn einer ganzen Loge werden ſich die Intriganten nicht anvertrauet haben. In der Neuen Hamb. Zeitung vom Jahr 1795 Nr. 153 kann man finden, daß der berüchtigte Revolutionär oder Defender in Irland, Lawrence O Connor, Leute, welche er zur Revolution hatte anwerben wollen, in eine beſondere geheime Geſellſchaft zu dieſem Behufe aufgenommen hatte, welche die Leiter Jakobs zum Sinnbilde hatte, und der erhabene Grad *L. L. L.* hieß. Nach gefundenen Certifikaten war O Connor ein Freymaurer, ein Glied der *Royal Arch* und ein Tempelritter; alſo ging der erhabene Grad *L. L. L.* wohl noch über den Tempelritter hinaus. Man ſ. oben die 11te Anmerkung S. 10.

(47) Man ſ. meinen Verſuch Iter Theil S. 203. Zu den Spu-

ren des erſten Urſprungs der oben gemeldeten vierten Abtheilung gehört, daß noch jetzt in den beiden erſten Abtheilungen, wo die roſenkreuzeriſchen Symbole mehr in die Augen fallen, ſich zwey hebräiſche Worte finden. Die Roſenkreuzer aber hielten viel aufs Hebräiſche. Aſhmole lernte noch im J. 1652 hebräiſch (man ſ. ſein oben angeführtes eigenes Leben S. 315). Hingegen in der dritten und in der älteſten vierten Abtheilung finden ſich zwey ſchottiſche Worte; dies zeigt ſchon an, daß man zu einem ganz andern Zwecke, und welcher ſich auf etwas bezog, das zwiſchen England und Schottland vorging, übergegangen ſey. Hr. Buhle, der immer dreiſt entſcheidet, ſagt zwar S. 384: „Das ganze 17te Jahrhundert hindurch ward die Freymaurerey mit dem Meiſtergrade beendigt.“ Das ſagt er, wird aber gewiß keinen Beweis davon führen können, als etwa, daß dieſes in einem Freymaurerbuche geſagt ſey. Und wie verkehrt und ohne Ueberlegung er Alles anſieht, erhellet daraus, daß er hinzuſetzt: „Der Schottiſche oder Baumeiſtergrad komme in der ältern Freymaurerey nicht vor“; gerade als ob es keinen andern Schottiſchen Grad gäbe? Wo habe ich denn von einem Baumeiſtergrade geredet? Dieſer iſt allerdings eine viel neuere franzöſiſche Erfindung, die ſich aber weder auf König Karl II, noch auf den Tempel Salomons bezieht, ſondern auf den zweyten Tempel des Zorobabel (in dieſem Grade Jerubabel genannt), den ich alſo nicht kann gemeint haben. Hr. Buhle weiß nicht einmal, daß der Schottiſche St. Andreasgrad viel älter iſt als der Baumeiſtergrad. Derjenige, wo das XI.te Kapitel des Propheten Heſekiel aufgeſchlagen ward, iſt vermuthlich noch etwas älter, und doch wohl noch nicht der älteſte. So wenig kennt Hr. Buhle die Sachen, über welche er ſich doch das Anſehn geben will, abſprechen zu dürfen. Er hat vielleicht einmal ſich ſagen laſſen: In der älteſten Maurerey wären nur drey Abtheilungen geweſen. Dies könnte wohl ſeyn, und ich hätte doch Recht: denn es könnten die beiden erſten, eigentlich roſenkreuzeriſchen, Abtheilungen anfänglich nur Eine geweſen ſeyn, wovon ſich Gründe angeben laſſen, die nicht ohne Werth ſind.

(48) Es wird daher in der Geſchichte der F. M. im Freemaſon's Calendar vom J. 1778 geſagt: Es wären damal die Logen ſehr wenig beſucht worden. Man ſ. auch meinen Verſuch Iter Theil S. 210, wo ich mich deutlicher darüber erkläre, desgleichen S. 412 bis 414.

(49) So wird dies freymaureriſche Symbol in den meiſten deutſchen Freymaurerſchriften ſehr ungeſchickt überſetzt, vielleicht durch eine ſklaviſche Uebertragung der eben ſo ungeſchickten franzöſiſchen Ueberſetzung: *la houpe dentelée.* Auf Engländiſch heißt dies Bild in der Maſonry diſsected, einem der älteſten gedruckten Bücher über Freymaurerey, *the indented taſſel.* Indented heißt freylich auch gezahnt, und taſſel eine Quaſte. Aber indented heißt auch geſchlungen, und taſſel ein Faden, eine Schnur, etwas woran man ſich halten kann. (Franzöſiſch heißt taſſeau eine Leiſte, die zwey Breter zuſammenhält.) Indenture bedeutet auf Engländiſch einen Vertrag, eine Verbindung, weil es im Mittelalter üblich war, in zwey Exemplaren einer Urkunde, nachdem ſie übereinander gelegt waren, dieſelben Einſchnitte zu machen, um ihre Richtigkeit zu bezeugen, wie etwa bey unſern Kerbhölzern (Man ſ. *Dufreſne* Gloſſarium lat. med. aev. v. *Indentura, Indentatae Chartae.*) Es muß alſo the indented taſſel durch die geſchlungene Schnur überſetzt werden. Das Bild iſt auch wirklich eine geſchlungene Schnur an beiden Enden mit Quaſten. In *Thomae Treteri* ſymbolica vitae chriſtianae delineatio (Brunsbergae 1612. 4to.) findet ſich eben dieſes Bild S. 139, als ein Symbolum für die *Obedientia.* Demjenigen, welcher dem Urſprunge, und folglich der allegoriſchen Bedeutung der ſehr verſchiedenen Bilder ſowohl in den erſten Anfängen

der Freymaurerey, als in allen ihren nachher weiter verbreiteten Zweigen nachſpüren will, iſt das Studium der vielerley Symbole, davon im 16. und 17ten Jahrhunderte eine ſo große Menge in Holzſchnitten und Kupferſtichen abgebildet ſind, ſehr nöthig. Ich kann verſichern, daß ich eine große Menge davon, ſo viel ich nur immer in öffentlichen und Privatbibliotheken auftreiben konnte, aufmerkſam betrachtet habe, und dadurch zu nicht wenigen Entdeckungen, Erläuterungen und ſichtlichen Beſtätigungen von anderweit gemachten Entdeckungen hin geleitet worden.

(90) Dieſe zwey Säulen (vermuthlich in Anſpielung auf die Säulen des Hermes) ſieht man in mehreren Schriften, z. B. hinter dem Titel von Michael Maiers *Arcana arcaniſſima, h. e. Hieroglyphica aegyptio-graeca* (1617. 4to.). Bey den Roſenkreuzern ſtützen dieſe Säulen entweder ein Gebäude, wie z. B. auf dem Titel von *Jo Dee's* (der auch eine Zeitlang bey Kaiſer Rudolf II. war) Monas hieroglyphica, wo ſie ein Gebälk tragen, und an der Einen das Bild der Sonne, an der andern das Bild des Mondes iſt, in der Mitte aber die Monas hieroglyphica. Oder auf jeder einzelnen Säule ſieht man eine Kugel oder Sphäre, niemals aber I oder B. Auf den beiden Säulen vor dem Tempel Salomons, Jachin und Boas genannt, welche Hiram machte, waren keineswegs Sphären oder Kugeln, ſondern „Knäufe von geflochtenen Reifen und Granatäpfeln.“ (1 Buch der Könige, Kap. 7, V. 17, 18). Alſo waren ſie ganz anders wie die Säulen der Roſenkreuzer. Auf dem Titelblatte des Buchs: Les plus ſecrets Myſtères des hauts Grades de la Maçonnerie (à Jeruſalem, 1767. 8.) erblickt man ein Gebäude, geſtützt vorn auf zwey Säulen, wo auf jeder eine Sphäre iſt, hinten auf zwey Säulen ohne Sphäre, aber mit *I* und *B* bezeichnet. Auf dem Titel der neueſten ſehr vermehrten Ausgabe des Buchs Jachin and Boas, or an authentic key to the door of Free-

maſonry both ancient and modern (Lond. 1800. gr. 8) ſind auf den Säulen I und II eine Himmels- und Erdkugel abgebildet (wie dies auch in einem gewiſſen auswärtigen Syſteme gewöhnlich iſt). Die S. VI im Jachin and Boaz beygefügte Erklärung der Säulen iſt aber nicht mit denen der Sphären verbunden. Von dieſen heißt es beſonders: The Terreſtrial and Celeſtial Globes, *repreſenting the Works of Creation* (man ſ. oben die 42ſte Anm. S. 83). Dies bedeuteten dieſe Globen auch bey den Roſenkreuzern, und man findet alſo in den Bildern myſtères des Hauts Grades, und im Jachin and Boaz allegoriſche Zeichen der Abſtammung und des Unterſchiedes. Uebrigens iſt es nicht der Mühe werth, den Verdrehungen der hebräiſchen Geſchichte die bey den Roſenkreuzern, und den Verdrehungen der Geſchichte von Salomons Tempel die bey den Freymaurern vorkommen, genauer nachzuſpüren. Mehreres mag wohl aus dem Talmud genommen ſeyn, wo allerley Wundergeſchichten von Salomons Tempel erzählt werden. Die alten Roſenkreuzer, ſo wie auch die neuern roſenkreuzeriſchen Freymaurer bildeten ſich ein, in hebräiſchen und rabbiniſchen Büchern große Geheimniſſe zu finden. Michaelis ſagt (bey 1. Kön. VII, 16) daß die Juden ſogar innerhalb der Säulen Kugeln annahmen.

(51) Alles im Texte angeführte ſagt Fludd in ſeiner Schrift Summum Bonum (1629 fol.) S. 39. 40; in dem Buche, woraus Hr. B. meint, ſeine große Weisheit vom Urſprunge der Freymaurerey geſchöpft zu haben, und worin doch gar nichts von Freymaurerey zu finden iſt. Fludd citirt S. 41 die Sprüchwörter Salomons Kap. 12. Aber da ſteht nichts hieher Gehöriges. Vermuthlich iſts ein Druckfehler, und er meint Kap. 9. V. 1: „Die Weisheit bauete ihr Haus, und hieb ſieben Säulen."

(52) Es iſt beynahe unglaublich, mit welcher Unbedachtſamkeit Hr. B. Sätze theils erdenkt, theils ausſchreibt, und ſie dann ſo hinwirft, als wüßte er daß ſie unſtreitig wahr

wären. Es ſagt er S. 355: „Nach des Königs Hinrichtung „ward im J. 1650 die erſte patriotiſche Freymaurerloge ſo „geſtiftet, daß auch die Polizey davon nicht ununterrichtet „blieb." Er fügt keinen Beweis bey. Wie kömmt er denn zu dieſer Erzählung? Den erſten Theil derſelben hat er aus Hrn. v. Murr's Buche S. 77 bloß ausgeſchrieben, ohne ihn zu nennen. Hr. v. M. geſteht ſelbſt, daß er dies abgeſchrieben habe aus Semlers Beyträgen zur Roſenkreuzergeſchichte, 2r Theil, S. 175. Schlägt man da nach, ſo findet ſich, daß Semler dies, ohne weitern Beweis, aus einem Briefe eines vornehmen Ungenannten an ihn abgeſchrieben, der, wie man ſieht, an der Seuche der Alchymie ſehr krank war. Das Hübſche dabey iſt, daß Hr. B. S. 287 ſchon über die „allererſte patriotiſche Freymaurerloge in London" die Citation aus Semler wirklich angeführt hatte. Aber wiederum bloß abgeſchrieben, ſo wie ſie Hr. v. Murr ihm nachgewieſen hatte, ohne das Buch ſelbſt anzuſehn. Denn es folgt daſelbſt der hofmeiſternde Zuſatz: „Die Loge vom „J. 1650 war gleichwohl nicht die erſte, wie Semler irrig „meinte." Die erſte patriotiſche Loge darf ja nicht die erſte überhaupt ſeyn! Hätte aber Hr. B. den Semler nachgeſchlagen, ſo würde er gefunden haben, daß Semler hierin gar keine Meinung hatte oder äußerte, ſondern bloß den Brief eines Ungenannten an ihn abdrucken ließ, und alſo weder irren noch Recht haben konnte.

Doch wir müſſen noch zu S. 355 zurückkehren. Der zweyte Theil der Behauptung iſt: „daß die Polizey von dieſer „erſten patriotiſchen Freymaurerloge nicht ununterrichtet „blieb." Dieſen hat Hr. B. aus eigener Machtvollkommenheit, ohne einigen Beweis, hinzugefügt. Iſt dergleichen erhört? Welche patriotiſche Loge wäre es denn geweſen, wenn ſie das nicht war, was ich anführte? Und doch ſoll meine Nachricht, wie Hr. B. vorgiebt, falſch und widerſprechend ſeyn! Woher in aller Welt mag Hr. B.

wohl wiſſen, daß damal die Polizey in London von einer Freymaurerloge unterrichtet geweſen ſey? So dreiſt giebt eben der Hr. B. willkürliche Erdichtungen für Wahrheiten aus, der S. 183 mit gleicher Dreiſtigkeit ſagt: „Man muß „die Quellen der Geſchichte ſtudiren, wenn man über die „Geſchichte mitſprechen will." Ja wohl! Aber Turpe eſt doctori, cum culpa redarguit ipſum.

(53) Es iſt daſelbſt das 1ſte Buch der Könige, Kap. 7. V. 13. 14. 15 citirt. Hr. B. findet aber für gut, nur den V. 13 zu citiren. Sollte ihm wohl das Herz geſchlagen haben, daß der V. 14 und die folgenden ſein unhiſtoriſches Vorgeben geradezu widerlegen?

(54) Ich muß hier ein Beyſpiel geben, daß auch Hr. v. Murr, dem Herr Buhle ſo oft alles dreiſt nachſchreibt, nicht nur keinesweges hiſtoriſch-genau iſt, ſondern daß er auch wiſſentlich (wenn er anders Lateiniſch verſteht) ununterrichteten Leſern Staub in die Augen zu ſtreuen ſucht. Er erzählt S. 76 ſeines Buchs, „der Verfaſſer der zergliederten „Maurerey ſage, das Geheimniß und den Orden ſelbſt habe Hiram, ein Großmeiſter der Maurer und Baumeiſter des Salomoniſchen Tempels, nach Jeruſalem gebracht." Und nun ſetzt er für ſich ſelbſt hinzu: „Dies iſt „völlig roſenkreuzeriſch." Der Beweis lautet wie folgt: „In Majers Septimana philoſophica ſitzt auf dem Titelblatte König Salomo, und läßt, als ein galanter Herr, „die Königinn Saba zur Rechten, und Hiram zur Linken „ſitzen. Neben und hinter ihnen ſitzen Roſenkreuzer an ihren „Schreibpulten, und in der Vorrede ſagt Majer: Salomonem aenigmata cum Regina Sabae ac *Hiramo Tyrio* „*Principe* communicaſſe." Alſo, es werden da Räthſel zwiſchen Salomon, der Königinn von Saba, und dem Könige von Tyrus Hiram gewechſelt. Scheint doch der Name Hiram beſtimmt, alle Köpfe und alle Geſchichte zu verwirren! Der König Hiram iſt ja nicht einerley Perſon mit

dem künſtlichen Kupferſchmide (gleiches Namens), welchen die freymaureriſche Legende für den Baumeiſter des ſalomoniſchen Tempels ausgiebt. Ferner: wenn ein König und eine Königinn der alten Welt, einem dritten deſſen Weisheit ſie bewunderten, Räthſel über Phyſik und Chemie aufgaben, ſo iſt dabey ja gar nicht einmal vom Salomoniſchen Tempelbau die Rede. Und dies wird doch als Beweis der Unwahrheit hingeſetzt, daß das Symbol des Salomoniſchen Tempelbaues, und die Legende von Hiram, dem Baumeiſter deſſelben, roſenkreuzeriſch wäre! Solche grundloſe Behauptungen täuſchen nur zu ſehr. Der größte Theil der Leſer hat die wahre Beſchaffenheit der Sache nicht im Sinne; er weiß nicht, oder giebt nicht Achtung, daß der König Hiram und der Kupferſchmid Hiram eben ſo verſchiedene Perſonen ſind, wie Alexander der Große und Alexander der Schmid. Das dreiſte Epiphonem: das iſt völlig roſenkreuzeriſch, bleibt im Gedächtniſſe hangen und wird nachgeſprochen, weil man nicht glaubt, Jemand werde etwas gerade wider die Wahrheit behaupten. Darauf verlaſſen ſich ſolche Schriftſteller, wie Hr. v. Murr und Hr. Buhle, und die ihnen gleichen.

(55) Hr. B. ſpricht S. 360 dreymal von einem triumphirenden Hiram; den habe ich im dritten Freymaurergrade nicht die Ehre zu kennen, und wohl kein Freymaurer dieſes Grades. Hat Hr. B. etwa einmal etwas von einem ehemaligen ſchottiſchen Hiram gehört, der mit Palmzweigen umgeben war? Oder gar von einem klerikaliſchen Hiram, der ſich aufrichtet? O ſancta ſimplicitas! Wenn doch Hr B. es über ſich gewinnen könnte, die Gegenſtände kennen zu lernen, ehe er davon ſpräche, und weder zu viel noch zu wenig zu ſagen!

(56) Man ſ. meinen Verſuch Iſter Theil S. 209. Die Roſenkreuzer bedienten ſich ſchon des Anfangs des Evangeliums Johannes, als einer Panſophia, wie ich im IIten Theile

meines Verſuchs S. 207 bewieſen habe: alſo war ihnen die angenommene Bedeutung des λογος in dieſer Stelle wohl geläufig.

(57) Bekanntlich verſicherte Caglioſtro, drey Blätter aus der Bibel zu beſitzen, welche Blätter für uns andere Chriſten alle wären verloren gegangen. Auf dieſen drey Blättern war auch unfehlbar Hrn. Buhle's verlornes Wort befindlich!

(58) Man ſ. *Kircheri* Arca Noe fol. Amſt. 1675. S. 150 bis 153. Schon auf dem Titel dieſes Buchs ſieht man einen Engel, der dem Noah zuruft: Fac tibi Arcam. Darunter iſt ein Schiff mit der Ueberſchrift: Extra quam non eſt ſalus, und um daſſelbe herum mehrere Perſonen, die verſinken wollen und bitten aufgenommen zu werden.

(59) Man ſ. den Kirchenboten für das Jahr 1785, S. 51.

(60) Fludd, von deſſen vermeinter Freymaurerey Hr. Buhle ſo viel ſpricht, war im Anfange des 17. Jahrhunderts in Deutſchland geweſen. Er ließ alle ſeine Bücher (zwey in Holland gedruckte ausgenommen) zu Frankfurt am Mayn und Oppenheim drucken, namentlich ſein unter dem Namen *Otreb* herausgegebenes Buch de Vita, Morte et Reſurrectione, welches er der Brüderſchaft des Roſenkreuzes zueignete, zu Oppenheim 1617. Zeigt dies nicht ſeine genaue Verbindung mit Deutſchland und mit Michael Maier? Dieſer ließ auch alle ſeine Schriften in Frankfurt und Oppenheim drucken. Welcher Engländer ließ wohl ſonſt damal ſeine Bücher auf ſchlechtem deutſchem Druckpapiere erſcheinen, wie bey Fludds ſämmtlichen Schriften der Fall iſt? — Ferner ſagt ja Michael Maier ſelbſt, er habe die Roſenkreuzergeſellſchaft erſt durch die *Fama* kennen lernen, ob er gleich vorgiebt, dies ſey zuerſt in England geſchehen, welches verſchiedener Umſtände wegen aber nicht recht wahrſcheinlich iſt.

(61) Man ſ. *Mich. Maieri* Silentium poſt clamores, cap. VII bis XI, S. 61 bis 75. Hr. B. geſteht S. 207, daß er dies

Buch nicht ſelbſt geleſen, ſondern es nur aus dem 3ten Theil des Wirtembergiſchen Repertoriums, aus dem Aufſatze des verkappten Wilhelmus ab Indagine kenne, den er hier per emphasin den Vortreflichen nennt. Aber auch da hätte er, wenn er nur wenigſtens dieſen Aufſatz mit Bedacht geleſen hätte, S. 551 finden können, „daß Michael „Maier bezeugt: was in der chymiſchen Hochzeit Fama und „Confeſſion berichtet worden, ſey wahr.“ Und doch hatte der Vortrefliche (der zwar ein wenig mehr Kenntniß hat, als Hr. Buhle, aber ein würdiges Vorbild für ihn iſt in Abſicht dreiſter unerwieſener Behauptungen und Widerſprüche) wenige Seiten vorher die Reformation und alle obige Schriften für ein bloßes Poſſenſpiel ausgegeben, und nennt Maiers Silentium post clamores die erſte vernünftige Roſenkreuzerſchrift. Alſo ein Vernünftiger hätte ein Poſſenſpiel als wahr angeprieſen! Ein vortrefliches Räſonnement von einem vortreflichen Schriftſteller.

(65) Magna sane res est, quae a Fraternitate R. C. agitur. Man ſ. *Maieri Symbola aureae mensae.* Frfti. 1617. 4. pag. 290. Auf den folgenden Seiten vertheidigt Maier ausführlich Alles, was in der Fama von der Roſenkreuzerbrüderſchaft geſagt iſt.

(66) Michael Maier hatte wohl geheime, ſehr gegründete, Urſachen (worauf ich mich hier weder einlaſſen kann noch will), vorzugeben: „Das Symbolum und der Characterismus „der wechſelſeitigen Erkennung ſey ihnen vom erſten Stifter vorgeſchrieben, in zwey Buchſtaben, nehmlich *R. C.* „— und bloß ein ſich aufdringender Dolmetſcher habe gemuthmaßet, daß dieſe zwey Buchſtaben *Roseam Crucem* „bedeuteten.“ Man ſ. *Mich. Majeri* Themis aurea, h. e. de legibus fraternitatis R. C. tractatus. *Frf.* 1624. 8. Es iſt ſehr merkwürdig, daß er S. 213 hinzuſetzt: „Er „werde R. für ein Subſtantivum, C. hingegen für ein „Adjectivum halten, ganz im Gegentheile von den Worten

„Roſea Crux." Vermittelſt des beygefügten Anagramma findet man eine natürliche Bedeutung, welche durch alle äußere hiſtoriſche Umſtände beſtätigt wird.

(64) Der Verfaſſer des *Appendix ad Monarchiam Hiſpanicam Th. Campanellae* ſagt in der Ausgabe Amſt. (apud Ludov. Elzevir.) S. 500: „Ideo et ne hoc unquam „contingat, *Germani ingenui* unicè optant, ut concor„dia in *communi noſtra patria* revocetur, unà ſcilicet „cum priſca illa virtute, fide, pietate, et integritate, „ſine quibus omnis unio flaccida et futilis eſt.

„*Germanis* plene *redeat concordia*, virtus,
„Cumque Fide Pietas alta cervice vagetur!"

Hr. W. ſchreibt S. 226, ohne es anzuzeigen, aus dem Wirtembergiſchen Repertorium S. 535 etwas Campanella's Buch Betreffendes wörtlich ab, welches ſo lautet: „Wahr„ſcheinlich waren die Herausgeber der deutſchen Ueberſetzung „der ſpaniſchen Monarchie Tobias Adam und Bünau, „welche bereits 1617 des Campanella Prodromus Philoſo„phiae herausgegeben hatten." Man ſieht hier deutlich, daß Hr. W. bloß dem ſo unzuverläſſigen Wilhelm ab Indagine gedankenlos folge. Denn der erſte jener Männer hieß nicht Adam, ſondern Adami; und er allein, nicht aber mit ihm ſein ehemaliger Reiſegefährte Rudolf von Bünau, hat nicht bloß den gedachten Prodromus, ſondern mehrere Schriften des Campanella zuerſt herausgegeben. Er war aber auch keineswegs der Herausgeber der deutſchen Ueberſetzung, wie S. 97 ff. iſt gezeigt worden. Wäre der ab Indagine etwas näher mit den Schriften des Campanella bekannt geweſen, ſo hätte er gedruckt finden können, daß dies Büchlein durch ganz andere Leute zuerſt nach Deutſchland gekommen iſt. Campanella ſchreibt ſelbſt an Gabriel Naudé in ſeinem Buche „*de libris propriis*: Praeterea ſcripſi librum de Monar„chia Hiſpanica *Italica* lingua, laudatum a te" (nehmlich dem Naudé) „in erudito opuſculo, quod adverſus

„fratres Roſaceae Crucis edidiſti, et ab omnibus Germaniae, qui ipſum propterea *lingua ipſorum vernacula* „*edidere*, quamvis *Italica* et *Latina* ex *Gaſparis* „*Schioppii* et *Chriſtophori Fluggii* muſeo in *omnium ſere* „*manus* pervenerit.“ (Man ſ. die Ausgabe des Buchs de libris propriis in Th. *Crenii* Tractatus de Philologia, ſtudiis liberalis doctrinae cet. Tomo II Lugd. Bat. 1696. S. 177. 178). Wer der Chriſtoph Flügge geweſen iſt, iſt mir wenigſtens nicht bekannt. Unfehlbar haben er und Scioppius das Buch des Campanella handſchriftlich erhalten und Andern eben ſo mitgetheilt; denn die größten Bücherkenner haben eine italiäniſche gedruckte Ausgabe dieſes Buchs nie geſehen, und zweifeln, daß eine exiſtire. Es heißt auch auf dem Titel der deutſchen Ueberſetzung von des Campanella ſpaniſcher Monarchie: „Nun erſtlich aus „dem Italieniſchen (darin es und zwar allein geſchrieben, „der erlich Wenigen verborgen geweſt) in Unſer teutſche „Sprach überſetzt.“ Von der lateiniſchen Ueberſetzung iſt auch gewiß vor 1640 keine Ausgabe gedruckt. Ludwig Elzevir ſagt in der Vorrede ſeiner obenangeführten erſten Ausgabe von 1640: „quem tractatum hoc fine *nunc publicamus*, ut *a pluribus* legi poſſit.“ Im Vorberichte zu ſeiner zweyten Ausgabe von 1641 (eigentlich der dritten, denn die zweyte iſt zu Harderwyk gleichfalls 1640 gedruckt) ſagt eben dieſer Buchdrucker, es wäre in dieſer ſeiner Ausgabe beynahe keine Zeile unverändert geblieben, weil die beiden erſten ſo fehlerhaft geweſen wären. Eben dies iſt in der Vorrede zur vierten Ausgabe (Frf. ad Viadr. 1686) von allen drey vorigen geſagt. Hieraus iſt abzunehmen, daß dieſer Traktat lange abſchriftlich herumgegangen ſeyn müſſe, woraus die vielen Fehler entſtanden.

Wegen Naudé iſt zu bemerken, daß er zu Ende ſeiner 1623 gedruckten Inſtruction à la France ſur la Verité de l'Hiſtoire des Frères de la Roze-croix S. 116 die im Texte angeführte Stelle wider die Roſenkreuzer (wie er poſſierlich genug ſagt: „*ce paſſage d'un livre allemand que Campanella a compoſé.*“) franzöſiſch abdrucken ließ. Aber es fällt auch in die Augen, daß Naudé das Buch gar nicht kannte, da er nicht deutſch verſtand, und daß ihm alſo dieſe Stelle von einem Andern abſichtlich, gleich nach Erſcheinung des deutſchen Anhangs, iſt zugeſandt worden. Ueberhaupt iſt aus des Naudé weitſchweifigem Buche zu erſehen, daß er von den Roſenkreuzern weiter nichts gewußt hat als durch einen Auszug, den ihm irgend Jemand aus der *Fama* und *Confeſſio* gemacht haben muß; denn er erwähnt nirgend, daß eine franzöſiſche Ueberſetzung vorhanden ſey. Weiter kennt er keine Roſenkreuzerſchrift. Weil er dabey nun die Roſenkreuzer bloß für Goldmacher und magiſche Betrüger hält, ſo warnt er gegen ſie in der beſten Abſicht. Ihm fällt aber gar nicht ein, daß es Roſenkreuzer geben könnte, welche unter der ſchwärmeriſchen Außenſeite andere Abſichten verbargen. Hätte der gute Mann doch an das 3te Kapitel ſeines ſchönen Buchs, *Apologie des grands hommes ſoupçonnés de Magie*, gedacht, worin er behauptet: *que beaucoup de grands perſonnages ont été eſtimés Magiciens, qui n'étoient que Politiques!* Dann hätte er bey einigen Roſenkreuzern auch noch eine andere Seite finden können.

(65) Die öſtreichiſchen Proteſtanten waren damal wegen Religionsbedrückungen in wirklichem Aufſtande, welchen ſie das Defenſionswerk nannten. Die Stände ob der Ens weigerten ſich, dem Kaiſer Ferdinand II. zu huldigen, bis er ihre Forderungen zugeſtanden hätte, welche hauptſächlich auf die Freyheit bey der evangeliſchen Konfeſſion zu verharren gingen, und hatten eine Interimsregierung errichtet. In den J. 1619 und 1620 kamen mehrere dahin gehörige kleine Schriften heraus: z. B. Reſolution, ob und wie weit den Ständen eines Kaiſerthums und Königreichs Rechten nach zugelaſſen, ſich und ihre Unterthanen in Religionsbe-

drängniſſen wider ihre höchſte Obrigkeit armata manu zu defendiren 1620. 4. Der Wittenbergiſchen Theologen *Informatio* an Herzog Johann Ernſt, ob ein lutheriſcher Fürſt der Kayſ. May. wider die Böheimben, als Evangeliſchen, *aſſiſtentz* zu leiſten ſchuldig; u. m. dgl. Ich beſitze einen großen Theil dieſer raren merkwürdigen Schriften, welche das deutlichſte Bild geben von dem damaligen gewaltſamen Zuſtande der Dinge in Oeſtreich und in Deutſchland überhaupt. Man lernt dadurch einige von den Mitteln kennen, welche beide Parteyen, ſowohl die proteſtantiſche als auch die katholiſche, anwendeten, um auf die öffentliche Meinung zu wirken. Wer die Mühe nicht ſcheuet, das große Buch, Raupachs Evangeliſches Oeſtreich, in 5 Bänden in 4to. nachzuleſen, wird deutlich ſehen, in welcher gewaltſamen Spannung damal die Proteſtanten ſich befanden, woraus ſich auch ſo Manches in den Reichskreuzerſchriften der damaligen Zeit erklären läßt.

(66) In der neueſten Ausgabe des Theſaurus *Beſoldi* in zwey Foliobänden, cum Additionibus *I. Dietherri* et *Appendice Ahasv. Fritſchii*, Pedeponti, 1740., ſtehen dieſe Stellen Tom. I. p. 863. Reimmann in ſeiner Einleitung in die *Hiſtoriam Literariam* (IIIten Theils 3s Hauptſtück, Halle 1770. S. 313) hat ſchon angeführt, daß Beſold der Verfaſſer des Anhangs zur Monarchia Hiſpanica ſey. Hr. Hofrath Adelung (Geſchichte der menſchlichen Narrheit, 4ter Theil, Leipzig 1787. 8 S. 159) vermuthet, Beſold ſey auch Verfaſſer der ſo früh erſchienenen deutſchen Ueberſetzung ſelbſt; welches an ſich eben nicht unwahrſcheinlich iſt.

(67) Als ein kleiner Beweis, wie gedankenlos Hr. v. Murr und Hr. Buhle abſchreiben, mag Folgendes hier ſtehen. Grandidier ſagt, die Confraternité der Steinmetzen in Straßburg habe aus Maitres, Compagnons et Apprentifs beſtanden. Dies überſetzt er, vermuthlich weil er nicht viel Deutſch verſtand in einer Anmerkung: Meiſter, Geſellen, und Diener. Das

ſchreiben die deutſchen Schriftſteller von Murr und Buhle eben ſo treu nach. Ein Lehrling heißt doch weder bey den Steinmetzen, noch bey den Maurern, noch bey den Freymaurern, ein Diener.

(68) Die Freymaurerrede in Geraudbier's Buche iſt zwar betitelt: Esquiſſe du Travail d'un *Profane*, vermuthlich weil der katholiſche Herr Abbé und Kanonikus, wegen der von den Päpſten Klemens XII. und Benedikt XIV. in den Jahren 1738 und 1751 wider die Freymaurer erlaſſenen Verdammungsbullen, ſich ſcheute, öffentlich als ein Freymaurer zu erſcheinen; daß er es aber iſt, zeigt der Inhalt und die Schreibart der Rede. Und wäre es nicht das Werk eines Freymaurers, wie konnte er ſie *un travail* nennen? Dazu paßt das Wort Profane nach der bey den Freymaurern eingeführten Sprache ſehr ſchlecht.

(69) Ich habe oben S. 70 ff. ſchon die offenbare hiſtoriſche Unwahrheit, daß Hiram der Baumeiſter des Tempels Salomons geweſen ſey, gerügt. Von ähnlichen hiſtoriſchen Unwahrheiten iſt das Engländiſche Konſtitutionsbuch voll.

(70) Dergleichen iſt das Vorgeben, daß der berühmte Locke über ein altes F. M. Manuſkript, von K. Heinrichs *VI.* eigener Hand geſchrieben, einen Kommentar aufgeſetzt habe. Dieſes angebliche Manuſkript nebſt Locke's Kommentar ward zuerſt im Gentleman's Magazine Vol. XXIII. S. 417 ohne einzigen Beweis ſeiner Echtheit gedruckt. Hernach ſind beide wieder in dem engländiſchen Konſtitutionsbuche (in der oben angeführten Ausgabe S. 70 ff.) gedruckt; desgleichen hat Hr. *Preſton* in ſeinen Illuſtrations (London 1788. 8.) S. 130 ff. abermal abdrucken laſſen, mit einem neuen ſehr überflüſſigen Kommentar. Es iſt aber nirgend nachgewieſen, wo denn dieſe angeblichen Schriften im Original ſich befinden. Noch weniger iſt von einem verſtändigen Kenner der Diplomatik je unterſucht worden, ob das Manuſkript, welches aus dem 15ten Jahrhunderte herrühren ſoll, echt oder untergeſcho-

den ſey, ja es hat nicht können unterſucht werden, da Niemand weiß, wo es ſeyn ſoll. Da nun beide ungeprüfte und unerwieſene Stücke nur in Büchern ſtehen, welche von den gröbſten hiſtoriſchen Unwahrheiten, in Abſicht auf die alte Geſchichte der Freymaurerey wimmeln; ſo darf man mit Sicherheit ſchließen, daß ſie, wie ſo viele andere, bloß Erdichtungen ſind, um den guten Freymaurerbrüdern einzubilden, ihre Geſellſchaft ſey wer weiß wie alt. Man findet nicht einmal irgendwo eine glaubwürdige Nachricht, daß Locke ein Freymaurer geweſen ſey. Schon Leſſing im Ernſt und Falk hat die Legende von K. Heinrichs VI Mſpt. und von Locke's Kommentar für Thorheit erklärt. Noch hat man beide untergeſchobene Schriften in dem Freemason's Magazine for August 1793 S. 73 abermal abgedruckt, um den Betrug in England immer zu unterhalten. Der Verfaſſer der im J. 1785 zu Nürnberg herausgekommenen Briefe über die Freymaurerey, in der 3ten Sammlung, führt dieſe ſeynſollende Urkunde auch an, und ſagt ſehr naiv: Man müſſe dieſe Urkunde für echt annehmen, „wenn man nicht die Logen„Meiſter der großen engländiſchen Loge für förmliche Betrü„ger halten wolle." Es iſt aber ganz ausgemacht, daß in dem Engländiſchen Konſtitutionsbuche in der ältern Geſchichte, und vielleicht auch ſelbſt hin und wieder in der neuern, eine Menge formeller und materieller pias fraudes befindlich ſind; von der pia fraus an, daß Hiram der Baumeiſter des Tempels Salomons geweſen ſey, und daß Salomon Freymaurerlogen errichtet habe, bis zu den [illegible] Legenden von St. Amphibal, von St. Alban, von dem König Athelſtan und von ſeinem Bruder Edwin, und bis zu den offenbaren Unwahrheiten, daß die Paulskirche und andere große Gebäude in London von den Freymaurern wären gebauet worden, oder, daß nach dem großen Brande im J. 1666 die Freymaurer nöthig geweſen, um die Stadt wieder aufzubauen. Ein Ungenannter, welcher zu Frankfurt am Mayn im J. 1790 ein Buch unter dem Titel: Der aufgezogene Vorhang der Freymaurerey, vermittelſt der einzig wahren Geſchichte derſelben, herausgab, (hinter welchem aufgezogenen Vorhange aber wenig mehr als ein anderer, nicht ſehr durchſichtiger Vorhang zu ſehen iſt), nimmt auch die ſeynſollende Urkunde, ſo wie faſt alle Legenden der Freymaurerbücher für ausgemacht richtig an. Ich werde von der Leichtgläubigkeit beider Schriftſteller in einer folgenden Anmerkung ein neues Beyſpiel anführen.

(71) Es iſt zu bemerken, daß in England die Innung der Maurer mit dem Gewerke der Steinmetzen nur Eine Innung ausmacht. Ein Steinmetz heißt auf Engländiſch ſowohl Stonecutter als Maſon. Die Hütte wo gearbeitet wird, heißt auf Engl. *Lodge*. Die Steinmetzen in Deutſchland, an den Orten wo ſie von den Maurern getrennt ſind, pflegen einen fremden Geſellen, welcher eingewandert kommt, in der Hütte, wo ſie theils arbeiten, theils ihr Werkzeug verwahren, den gewöhnlichen Handwerksgruß thun zu laſſen, wobey ein paar Geſellen von außen die Thüre bewachen, und die Kundſchaft nebſt den Zeichen anzunehmen, woran ſie die reiſenden Geſellen ihres Gewerks erkennen. Dies wird aber wohl kein vernünftiger Menſch für einen Beweis halten, daß ſie Freymaurer wären (ſo wenig wie andere Innungen, die auch dergleichen oder etwas Aehnliches haben). Es läßt ſich begreifen, daß im Mittelalter, da die Zünfte errichtet wurden, die Maurer- und Steinmetzarbeiten nur an wenigen Orten vorkamen, und alſo die Geſellen oft weit wandern mußten, ehe ſie Arbeit fanden. Natürlich war aber daran gelegen, daß derjenige welcher bey einem Bau angeſtellt wurde, das Handwerk tüchtig gelernt hätte, damit die Fehler ungeſchickter Arbeiter bei weiterer Erhebung des Gebäudes dem Ganzen nicht ſchädlich würden. Zu der Zeit wo noch wenige Leute des Schreibens kundig waren, erkannte man ſich hauptſächlich an ſinnlichen Zeichen und an

Worten. Uebrigens ſind die Zeichen woran ſich die Steinmetzen erkennen, ganz verſchieden von den Zeichen der Freymaurer; wie dieſes ein Mann bezeugt, der beiderley Zeichen kennt.

(72) Man ſ. *Beyer de Collegiis Opificum* (1736. 4.) S. 419.

(73) Man ſ. *Mylii* Corpus Conſtitut. Marchicar. Vter Theil IIIter Abſchnitt S. 772. In dem *Theatrum Europaeum* S. 44 ſtehen in dem Reichstags-Concluſum von 1707 ausdrücklich die Worte: „daß dem Straßburgiſchen Steinmetzen-„Handwerke die andern Handwerker unter dem Namen „und Titel der Haupt-Laden oder Haupt-Hütten aus dem „Römiſchen Reiche oder reſp. andern Orten her, vor ſich „zu fodern nicht gebühre" u. ſ. w. — Es iſt daher ſeltſam, daß der Verfaſſer der Briefe über die Freymaurerey, (IIIte Sammlung, Nürnberg 1785 8.) welcher auch von Grandidiers ſyſtemmacheriſcher Legende viel Redens macht, ohne den Grund unterſucht zu haben, ſich von einem alten Mauermeiſter im Nürnbergiſchen hat einbilden laſſen, „es „gäbe in Deutſchland zweyerley Maurer, Briefmaurer „und Grußmaurer. Dieſe Grußmaurer ſtänden gegen„wärtig unter drey deutſchen Haupthütten, und ſchrieben „ſich ſelbſt eine Verwandtſchaft mit den Freymaurern zu." Im Texte S. S. 111 iſt von mir ſchon angeführt, daß durch §. 6. des Reichsſchluſſes von 1731 alle Hauptladen und Haupthütten der Handwerke aufgehoben worden; folglich können ſeitdem keine Maurer, mögen ſie nun heißen wie ſie wollen, in Deutſchland unter Haupthütten ſtehen. Im §. 9. ebengedachter Reichskonſtitution iſt im Maurerhandwerke der Unterſchied „zwiſchen Grüßern und Briefträ„gern völlig aufgehoben, abgeſchafft und verboten." Alſo kann dieſer Unterſchied gewiſslich jetzt unmöglich weiter vorhanden, am allerwenigſten aber etwas daraus für die Freymaurerey zu folgern ſeyn. Die Sache iſt dieſe, wie ich aus ſehr guter Erkundigung weiß. Der Unterſchied zwiſchen

Steinmetzen und Maurern hat von jeher darin beſtanden, daß die Steinmetzen bloß mit Klöpfel und Eiſen, die Maurer aber ſowohl mit Hammer und Kelle (d. h. mit Einſetzung der Steine in Kalk) als mit Klöpfel und Eiſen arbeiten dürfen. Nämlich Maurer hauen auch die Steine zu, welche ſie winkelrecht brauchen, wogegen der Schnittriß (die Coupe de pierres) zu Gewölben u. ſ. w. den Steinmetzen bleibt). Daher nennen ſich, beſonders in den Ländern, wo bloß mit Bruchſteinen gemauert wird, die Maurer auch Steinhauer, welche letztere Benennung in Franken, Schwaben, und der Schweiz noch jetzt gewöhnlich iſt. Die Steinhauer dünken ſich an einigen Orten etwas beſſer als die übrigen Maurer, ungeachtet ſie einerley Gewerk ausmachen. So halten die Steinhauer an einigen Orten es mit den Steinmetzen. Daher iſt auch ehemal in der Art der Geſellen zu wandern und ſich zu erkennen zu geben, ein Unterſchied gewöhnlich geweſen, welcher ſeit dem J. 1731 ganz wegfällt, denn aller Orten bringen die einwandernden Maurergeſellen, Steinhauer oder nicht, Kundſchaften von denjenigen Orten, wo ſie gearbeitet haben. Alte Handwerksleute bilden ſich oft von ihrem eigenen Handwerke etwas ein, was lange nicht mehr iſt, und machen ſich verkehrte Vorſtellungen, oder wollen wohl gar denjenigen welcher ſich nach ihrem Handwerke erkundigt, etwas aufbinden. So iſt auch der alte Maurermeiſter geweſen, welcher dem Verfaſſer der Briefe über die Freymaurerey aufgebunden hat: „die Freymaurer wären freylich die reichſten unter den Maurern, ſtrebten aber übrigens nach dem Worte der Grußmaurer, ſo wie die Grußmaurer nach dem Worte der Freymaurer." Der größte Theil der Freymaurer weiß ja nicht, ob je Grußmaurer in der Welt geweſen ſind, geſchweige daß ſie nach deren Worte ſtreben ſollten.

(74) Sowohl der Verf. der Briefe die Freymaurerey be-

treffend, als der Verf. des aufgezogenen Vorhangs der Freymaurerey, machen ſich viel mit dem im Texte erwähnten Briefe zu ſchaffen, den Dr. Knipe dem Verfaſſer der Biographia Britannica (S. daſ. S. 740) ſoll mitgetheilt haben. Ich habe immer gezweifelt, daß dieſer Brief echt ſey. Indeß ſprach ich in meinem Verſuche Iter Theil S. 296 und IIter Theil S. 106 noch unbeſtimmt davon, und begnügte mich zu ſagen, das, was darin angeführt, daß es Aſhmole ſollte geſagt haben, nur eine Legende vom Maurerhandwerke wäre, und die Freymaurerey nichts angehe. Dies war zu meinem damaligen Zwecke genug. Aber ſeitdem habe ich die Sache näher unterſucht, und deutlich eingeſehen, daß dasjenige, was in dieſem Briefe auf Aſhmole's Rechnung geſetzt wird, gar nicht von ihm herrührt, ſondern untergeſchoben iſt. Dieſer Brief ſoll im J. 1687 geſchrieben und aus einem Buche genommen ſeyn, das man nicht nennt, eben ſo wenig wie den Verfaſſer und den Empfänger des Briefes. Er iſt aber offenbar eine leere Erfindung, um Legenden von der Freymaurerey fortzupflanzen; wie ſchon die im Texte S. 110 ff. angeführte erdichtete Nachricht zeiget, von einer Bulle, welche der Papſt im Mittelalter italiäniſchen Bauleuten gegeben haben ſoll, durch ganz Europa zu reiſen und Kapellen zu bauen. Der ungenannte und unbekannte Briefſteller giebt vor, er habe dieſe Nachricht „aus Handſchriften von Aſhmole, worin ſehr ſchätzbare Sammlungen befindlich wären, welche die Geſchichte der Freymaurer beträfen." Dies iſt aber gewiß ein bloßes leeres Vorgeben. In Aſhmole's Tagebuche findet ſich nicht die geringſte Spur, daß er „Sammlungen gemacht hätte, die Geſchichte der Freymaurer betreffend." Dr Plot, Aufſeher über das Aſhmoleiſche Muſeum zu Oxford, um das J. 1690, würde gewiß von dieſen Manuſkripten etwas erwähnt haben, wenn ſie vorhanden wären; denn, wenn ſie nicht im Aſhmoliſchen Muſeum vorhanden ſind, wo wären ſie denn? Auf das bloße Wort eines Unbekannten, der offenbare Unwahrheiten mit der Autorität dieſer angeblichen Handſchriften beſtätigen will, kann man ihre Exiſtenz nicht annehmen. Dr. Plot hat in ſeiner History of Staffordſhire bekanntlich von den unhiſtoriſchen Legenden in der Geſchichte der Freymaurer, der Wahrheit gemäß, ſehr ungünſtig geurtheilt. (Die Stelle iſt im Originale abgedruckt in den Briefen die Freymaurerey betreffend III, S. 49 ff.) Hätte er nun dergleichen in Aſhmole's Handſchriften gefunden, ſo würde er es gewiß geſagt haben. Aber, daſelbſt fand er ſie nicht. Er ſagt ausdrücklich, eben die Legenden vom König Athelſtan und ſeinem Bruder Edwyn, welche der unbekannte Verfaſſer des Briefes vorgiebt in Aſhmole's Sammlungen gefunden zu haben, wären in einem auf Pergament geſchriebenen Buche aufgezeichnet, welches die Freymaurer verwahrten. Plot zeigt die Albernheit und die der wahren Geſchichte widerſprechende Beſchaffenheit dieſer Legenden. Man kann daraus abnehmen, wie wenig Glauben ſo Manches verdient, was in dem Konſtitutionsbuche angeführt wird, mit dem Beyſatze: *Ex rotulo membranaceo penes Caementariorum ſocietatem!* Der oben erwähnte Brief in der Biographia Britannica iſt ohne Zweifel von Dr. Knipe oder von einem Andern, vermuthlich lange nach Aſhmole's und Plot's Tode erdichtet worden (wie ſo Vieles in der Geſchichte der Freymaurerey im 18ten Jahrhunderte erdichtet ward), und der Brief wird in das J. 1687 geſetzt, um Plot's freymüthiges Zeugniß von der geſchichtswidrigen Beſchaffenheit der Freymaurerlegenden, die durch einen offenbar unechten rotulus membranaceus Beſtätigung erhalten ſollten, und ſelbſt ſein Zeugniß von dem Mißbrauche, welcher damal ſchon mit der Freymaurerey getrieben ward, zu entkräften, denn Plot iſt offenbar der Schriftſteller, von welchem zu Ende geſagt wird, daß er von der Freymaurerey ungünſtig geurtheilt habe, und den nun ein ſolcher von einem Ungenannten, man weiß nicht woher und an wen geſchriebene Brief durch eine erdichtete Berufung auf Aſhmole widerlegen ſoll. Die Abſicht liegt deutlich am Tage.

Der Verf. dieſes angeblichen Briefes, von dem Niemand weiß, woher er kommt, macht ſich auch anderer Unwahrheiten ſchuldig. Ehe er von den angeblich von Aſhmole hinterlaſſenen Handſchriften redet, ſagt er Folgendes, welches er alſo bloß aus deſſen Tagebuche könnte genommen „haben: „Aſhmole wurde zu einem Mitbruder der alten „und ehrwürdigen Geſellſchaft der Freymaurer erwählt, welches er für einen ſehr vorzüglichen Charakter hielt. Er „hat uns daher von der Loge, welche zu Warrington in „Lankaſhire angelegt worden, eine ſehr umſtändliche Nachricht ertheilet.“ In dieſen wenigen Zeilen ſind wenigſtens zwey derbe Unwahrheiten enthalten. Aſhmole ſagt in ſeinem Tagebuche von der Freymaurerey weder Böſes noch Gutes, und von der Loge zu Warrington (S. 303) weiter gar nichts, als er ſey darin aufgenommen worden, wobey er die Namen der ſieben Mitglieder anführt, welche bey ſeiner Aufnahme gegenwärtig waren.

Es wird von Leuten, deren Abſicht erfordert, daß die guten Brüder Freymaurer ihre Geſellſchaft für wer weiß wie alt halten, und wer weiß was ſich von der ältern Beſchaffenheit derſelben einbilden ſollen, die Geſchichte der Freymaurerey durch die gröbſten Erdichtungen in ein leeres Gewäſche verkehrt. Es iſt endlich Zeit, dieſes freymüthig und öffentlich zu ſagen; damit gefliſſentlich verbreitete Lügen nicht ferner für ehrwürdige Wahrheit ausgegeben, und als ſolche, ohne Unterſuchung, immer aus einem Buche ins andere mögen geſchrieben werden. Man kann Schriftſtellern, wie der Verf. der Briefe über die Freymaurerey und des aufgezogenen Vorhangs iſt, die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß ſie eine gute Eigenſchaft haben, die Hrn. Hofrath Buhle ganz fehlt, nehmlich den guten Willen, die hiſtoriſche Wahrheit zu ſuchen um ſie von falſchen Nachrichten zu ſondern. Aber Beiden fehlt es an Kenntniß des Innern der Freymaurerey und ihrer noch vor dem Publikum größtentheils verborgenen Geſchichte. Sie ſuchen Troſt in dem engländiſchen Konſtitutionsbuche und in andern mit Legenden erfüllten Freymaurerſchriften. Sie geben ſich viel Mühe, dergleichen Legenden und bloße allegoriſche Anſpielungen, mit hiſtoriſchen Wahrheiten zu vereinigen; aber dieſe Mühe iſt ganz vergebens, denn aus dieſer fremdartigen Verbindung kann niemals ein echtes hiſtoriſches Reſultat entſtehen. Man möchte dergleichen Schriftſtellern, die es recht gut meinen, aber nicht auf den Grund der Gegenſtände gekommen ſind, zurufen:

A little learning is a dang'rous thing.
Drink deep, or taſte not the maſonic ſpring!

(75) Das Statut des Königs Heinrichs VI. vom J. 1424, betreffend die Verſammlungen der Handwerksmaurer, iſt in dem altfranzöſiſchen Originale abgedruckt, in der Archaeologia T. IX. S. 129. Aus dem Engländiſchen ins neue Franzöſiſche überſetzt, iſt es in der fabelhaften Hiſtoire des Franc-Maçons (à Frft. 1742) zu finden, und engländiſch in Preſton's lügenvollen Illuſtrations of Maſonry (new Edition, 1788.) S. 105. Noch in einer Menge engländiſcher, franzöſiſcher und deutſcher Freymaurerſchriften iſt dies Statut, welches auf die Freymaurerey ganz und gar keinen Bezug hat, auch abgedruckt.

(76) *Occultis ſe notis et inſignibus noſcunt, et amant mutuo* paene ante, *quam noverint* — ac ſe promiſcue appellant *fratres et ſorores.* Man ſ. *Minucii Felicis* Octavius IX, a. Ed. *Lindneri*, Longoſaliſſae 1760. 8. S. 55.

(77) Pythagorici numerum octonarium *juſtitiam* vocaverunt: quia primus omnium ita ſolvitur in numeros pariter pares, — merito propter aequalem diviſionem

juſtitiae nomen accepit: et quia ex ſupradictis omnibus apparet, quanta et partium ſuarum et ſeorſum ſua plenitudine nitatur, iure *plenus* vocatur. Man ſ. *Macrobii* Comm. in Somnium Scipionis lib. 1 cap. 5. Edit. *Zeunii* (Lipſ. 1774), S. 27.

(78) Man ſ. *Macrobius* l. c. lib. 1 cap. 6 p. 36 ſeq.

(79) Man ſ. Correſpondence of *Sam. Richardſon* in ſix Voll. London 1804 B. in dem Leben deſſelben S. XLIII.

(80) Kurz vorher ſing die Freymaurerey an ſich außerhalb England auszubreiten. Im J. 1725 konſtituirte die große Loge in England die erſte Loge in Paris. Im J. 1727 ſendete ſie eine Deputation nach Madrid, um dort eine Loge zu errichten.

(81) Davon daß, nach dem 2ten Buche Samuels Kap. 13 V. 27, Abſalom ſeinen Bruder Ammon zu einem Gaſtmahle lud, ſagt Geiler von Kaiſersberg in ſeiner geiſtlichen Spinnerin S. 7: „Eineſt hat der Abſalom ein Kolben oder „Wirtſchaft uffgericht und lud ſein Bruder Ammon dazu." Man ſ. *Schervii Gloſſarium germanicum medii aevi, cura Oberlini*, v. Kolben. Auch Friſch führt in ſeinem Wörterbuche eine Geſellſchaft von vornehmen Perſonen aus dem 15ten Jahrh. an, die dieſſen zu dem Kolben. Sehr wahrſcheinlich war dies eine Geſellſchaft, welche ſich zu gewiſſen Zeiten an einem beſtimmten Orte verſammelte, ſo wie jetzt ein Klub.

(82) Der Rath zu Straßburg ließ im J. 1576 ein Polizeyedikt wider das Verſchwenden der Bürger in den Wirthshäuſern ergehen; darin heißt es: „das hinfuro keyn wurt noch gaſt„halter, geſellſchaft keyn hauptlan uff den Stuben in ihrer „ſtatt von dem burckbann, auch in Reprechtsaw, Schiltigkeim, „Illkirch, oder zu S. Oßwald, keyn angeſehner kunigreich „noch Kolben, oder dergleichen angelegt geſellſchaft in ih„ren heuſern oder uff den ſtuben annemen, halten, oder denen „die ſolich kunigreich, Kolben oder geſellſchaft uffrichten.

„dabei oder damit ſein wollen, weder eſſen oder trinken — „zurüſten oder geben ſollen.“ (Dies führt Hr. Oberlin in ſeinem Scherziſchen Gloſſarium unter Kolben an.) Man ſieht hier, daß der allgemeine Begriff des Königreichs oder Kolben geweſen iſt, daß ſie angelegte Geſellſchaften waren, d. h. ſolche, welche immer aus den nämlichen Mitgliedern beſtanden, und übereingekommen waren, zu beſtimmten Zeiten und an gewiſſen Orten zuſammen zu kommen. Solchen geſchloſſenen Geſellſchaften ſollten die Gaſtwirthe nicht Eſſen oder Trinken geben; denn jeder andern Geſellſchaft, welche zufällig zuſammenkam, zu eſſen und zu trinken zu geben, konnte man ja den Wirthen nicht verbieten. Um zu erklären, warum eine ſolche geſchloſſene Geſellſchaft ein angeſehnes Kunigreich geheißen habe, muß man ſich erinnern, daß Anfänger ehemal auch einen Anführer bedeutete, wie man bey Friſch und Heniſch findet. In England wählt jeder Klub einen Präſidenten, welcher alle Angelegenheiten des Klubs regulirt. Wahrſcheinlich haben die Straßburgiſchen geſchloſſenen Geſellſchaften auch einen ſolchen Anführer unter ſich gewählt, den ſie im Scherze König nannten (wie ſchon die Griechen und Römer bey Trinkgelagen thaten), wovon die Geſellſchaft ſelbſt den Namen Königreich bekam.

(83) Friſch citirt wegen der Geſellſchaft zu dem Kolben: *Serar. Rer. Mogunt.* Tom. II, p. 706. In dieſer Citation iſt ein Druckfehler, und ſie iſt undeutlich. Des Serarius Buch hat keinen Tom. II, ſondern beſteht aus 5 Büchern. Die erſte Ausgabe deſſelben iſt von 1604. Es iſt aber wieder gedruckt in *Joannis* Rerum Moguntiacarum Vol. I (Frf. 1722 fol.). In dieſer zweyten Ausgabe ſteht die citirte Stelle S. 706. Sie findet ſich aber dort nicht im Serarius ſelbſt, ſondern in einer Anmerkung zum §. 11. des Lebens des Erzbiſchofs Konrad II, in des Serarius fünftem Buche.

(84) Wood, ſchon in der erſten Ausgabe ſeiner Athenae Oxonienſes vom J. 1691 (alſo ziemlich nahe nach Fludd's Zeit), ſagt ausdrücklich in deſſen Leben, der Mann ſey in England gar nicht geachtet geweſen, und als ein Marktſchreyer (Mountebank) angeſehen worden. Bloß die Ausländer ſähen deſſen Schriften als Raritäten an.

(85) Man ſ. des ſpaniſchen Jeſuiten Franz Ribera Buch: De templo hieroſolymitano et iis quae ad templum pertinent. In der zweyten Ausgabe von 1623 heißt es S. 58: „Templum a *Salomone aedificatum* per ſeptem annos „*Eccleſiam ſignificat*, quae a rege pacifico, et vero Salo„mone, de quo dictum eſt Pſ. 72.“ Die erſte Ausgabe dieſes Buchs iſt zu Salamanka 1592 gedruckt worden. Man ſ. ferner des Jeſuiten Jo. de Pineda Buch Salomon praevius ſ. de rebus Salomonis, Mainz 1613 in fol. Daſelbſt ſind mehrere Zeugniſſe von Kirchenvätern und andern Schriftſtellern, ~~welche den Salomoni~~ſchen Tempel als das Sinnbild der Kirche vorſtellen; ja ſelbſt Sprüche aus der Bibel werden auf dieſe Bedeutung gezogen.

(86) Damit man ſehe, daß Mag. *Gregorius Albrecht* an ſchematiſchen ſinnreichen Anwendungen weder dem Robert Fludd noch dem Hrn. Hofrath Buhle nachſiehet, will ich folgende gar feine Stelle aus ihm (S. 106) meinen Leſern mittheilen: „Man bawet gemeine Häuſer und Wohnung der Men„ſchen. Dabey ſoll ſich der Menſch des Zuſtands ſeines „Leibes erinnern, denn er verhelt ſich doch gar artig, als „wie ein Hauß. Gib nur Achtung drauff, du wirſt dich „wundern, wie du dein Hauß, als wie eine Schnecke, im„mer mit dir am Leibe herumb trägſt. Der oberſte Gipfel „des Hauſes iſt das Haupt des Menſchen, das er empor „helt. Die Fenſter ſind die Augen. Die Ohren ſind „Dachlöcher, die offen ſeyn ſollen, auff daß der Wind der „heilige Geiſt, hineinblaſe, und ſie hören, was der Geiſt den

„Gemeinen ſagt. Die Füſſe ſeyn die Seulen vnd Stücken, „die den Leib halten. Die Arm ſind die Balken, die den „Menſchen zuſammen fügen. Der Magen iſt die Küchen, „dadurch der Menſch ernehret wird. Der Mund iſt die „Thür, da der Menſch leſſet herausgehn böſe vnd gute Wort. „Das Herz iſt der Ofen, das den Menſchen in ſeiner Na„türlichen Wärme erhelt. Das Waſſerwerk ſind die Thrä„nen, die werden Thränenquellen genennet. Die Leber „iſt der Koch, der die Speyſe hilfft kochen vnd verdawen. „Die Lunge der Keller. Der Bauch die Speyſekammer. „Das Hirn die Schlaffkammer, darein die vber ſich ſteigen„de Dämpffe kommen, vnd den Schlaff verurſachen u. ſ. w."

(87) Adoniram war der Aufſeher über die Werkleute, welche auf dem Berge Libanon die Balken zum Baue des Tempels Salomons zimmerten. (Man ſ. das erſte Buch der Könige Kap. V. V. 14.) Dieſer Adoniram kommt in einer gewiſſen Art von Freymaurerey vor. Hr. Buhle, der das Bekannteſte nicht weiß, und alles nach ſeinen Vorausſetzungen willkürlich und gewaltſam drehet, macht aus dieſem Aufſeher über die Holzſchläger S. 338: ~~Adonai Hiram~~ Chriſtus. Difficile eſt ſatyram non ſcribere!

(88) Es iſt gar nicht unwahrſcheinlich, daß der Kopf, welcher auf den Siegeln zweyer deutſcher Meiſter des Tempelherrenordens ziemlich gleichförmig vorkömmt, den Kopf des Idolum vorſtellen ſoll. Das eine Siegel Fr. *Friderici* dicti *Sylveſter* domorum militiae templi per Allemanniam et Slaviam, unter einer Urkunde v. J. 1287, hat Hr. v. Murr aus dem Archiv des St. Martinsſtifts zu Worms genommen, und S. 160 ſeines oft angeführten Buchs in Holz ſchneiden laſſen. Das andere, Fr. *Widekindi* Magiſtri Fratrum de templo per Allemanniam, unter einer Urkunde vom J. 1279, iſt im herzogl. Braunſchweigiſchen Archive zu Wolfenbüttel befindlich, und der verſtorbene Hofrath und Archivar Schmidt von Phiſeldeck hat es in ſeinem Buche unter dem Titel Her-

mäa (Leipz. 1786 gr. 8.) unter Nr. 1 in Kupfer ſtechen laſſen. Auf der Bruſt des Bildes auf dem erſtern Siegel ſteht ſogar das (deſſen Strich unten von der einen Seite länger iſt als von der andern), worauf ſich die neuen templariſchen Klerici als auf ein ihnen zukommendes Zeichen ſo viel zu gute thaten. Ueber noch einige Bemerkungen, welche an dieſen Siegeln zu machen wären, kann ich mich hier nicht einlaſſen.

Druckfehler.

In der 47ſten Anmerkung S. 41. Z. 1. anſtatt vierten Abtheilung l. Vier Abtheilungen

Zu Ende der 74ſten Anmerkung S. 62 anſtatt *deap* l. *deep*.

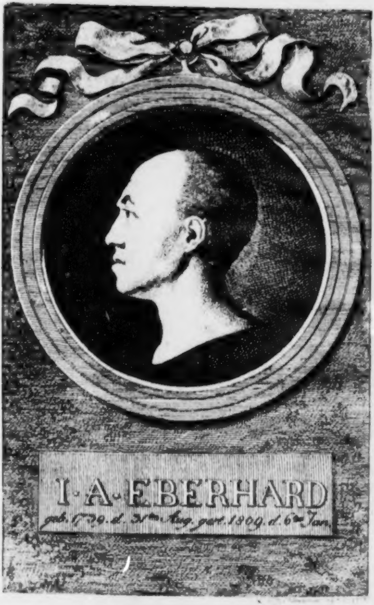
Inhalt.

Nachricht von der Veranlaſſung und Abſicht meines Verſuchs über die Tempelherren, und der demſelben beygefügten Anhänge über die Freymaurerey. . . S. 1
Urſachen, warum der Urſprung und die Beſchaffenheit der Freymaurerey in öffentlichen Schriften nicht kann genau erörtert werden. . . S. 22
Anzeige des Weges den ich nahm, die Geſchichte der Freymaurerey, zum Privatgebrauche zu erforſchen. . S. 27
Sammlung von Manuſcripten des Jo. Val. Andreä, ſonderlich deſſen eigener Lebensbeſchreibung, und Bemerkungen über deſſen Charakter. . . S. 30
Anzeige, daß die Roſenkreuzergeſellſchaft zuerſt zu Gunſten der Proteſtanten in Oeſtreich errichtet worden, und nachher zur Beförderung des katholiſchen Intereſſe diente. . . . S. 39
Fernere Anzeige der Art, wie ich den Urſprung der Freymaurerey zu erforſchen ſuchte. . S. 45

Abſicht warum ich etwas davon bekannt machte. . S. 51
Anfang der Prüfung des Buchs des Hrn. Hofr. Buhle. S. 54
Anzeige meiner von Hrn. B. verſtellten eigentlichen Meinungen über Roſenkreuzerey und Freymaurerey. . S. 60
Meine zwey weſentlichſten und von Hrn. B. mißverſtandnen Hypotheſen. . . . S. 67
Ungereimtes Vorgeben des Hrn. B. über Hiram, und Anzeige der hiſtoriſchen Unwahrheiten im engländiſchen Konſtitutionsbuche. . . S. 70
Hr. B. führt zum Beweiſe ſeines ungegründeten Vorgebens, daß die Katholiken von der Roſenkreuzergeſellſchaft wären ausgeſchloſſen geweſen, dreiſt eine Stelle an, worin ausdrücklich geſagt wird, daß ſie nicht auszuſchließen wären. . . S. 77
Ein auffallendes Beyſpiel, daß Hr. B. nicht ſah, was ich deutlich vor Augen gelegt hatte, und daß er ſich ſelbſt widerſpricht. . . . S. 84
Einige Beyſpiele, nach der Folge der Seitenzahlen des Buhleſchen Buchs, von den Behauptungen ohne Beweis, den Erſchleichungen, Widerſprüchen und Ausſchreibereyen dieſes Schriftſtellers. . S. 89
Lächerlicher Fehler wegen des Buchs des Campanella von der ſpaniſchen Monarchie, und Entdeckung des Verfaſſers der deutſchen Ueberſetzung. . S. 95
Widerlegung des von Grandidier erfundenen Mährchens, daß die Freymaurerey aus einer Maurerloge beym Münſter zu Strasburg entſtanden ſey. . S. 107
Widerlegung der hiſtoriſchen Unwahrheit, daß der Papſt im 13ten Jahrhunderte einer Geſellſchaft von Italiäniſchen Bauleuten eine Bulle gegeben habe, durch ganz Europa zu reiſen, und Kapellen zu bauen, und daß die Freymaurerey dadurch entſtanden, oder beſtätigt worden ſey. . . . S. 112
Ueber Ramſay's Zeugniß, daß die Wiedereinſetzung des Königs Karls II. von England zuerſt in einer Freymaurerloge abgeredet worden. . . S. 142
Des Hrn. Hofraths Buhle große Entdeckung. . S. 152
Deſſen kleine Entdeckung. . . S. 154
Anmerkungen. . . . S. 1 bis 67

F

Bs 17 724



I·A·EBERHARD

geb. 1739. d. 31ten Aug. gest. 1809. d. 6ten Jan.

Gedächtnißſchrift

auf

Johann Auguſt Eberhard

Von

Friedrich Nicolai.

Berlin und Stettin,
1810.

.R.D.
.Bibl.
Acad.
Land.

Universitäts-
München
Bibliothek

Vorbericht.

Die nachfolgende Gedächtnißſchrift ward in der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin d. 8ten Hornungs 1810 vorgeleſen. Sie iſt die Frucht einer vieljährigen Freundſchaft, aber auch der Wahrheitsliebe: denn ſie ſtellt ſowohl die gelehrten Verdienſte und die ſeltenen Geiſtesgaben **Eberhard's**, als auch ſeinen Charakter als Menſch unparteyiſch dar. Ich glaube, es wird den Verehrern des edlen Mannes, deſſen Andenken ſie zu erneuern ſucht, angenehm ſeyn, daß ich ſie beſonders drucken laſſe. Vermuthlich iſt auch die darin enthaltene Schilderung des Zuſtandes eines

Theils der deutſchen Literatur, ſo wie er vor dreißig und mehr Jahren beſchaffen war, denen Leſern nicht unintereſſant, welche das Alte nicht ganz vergeſſen, ſondern es vielmehr gern mit dem vergleichen mögen, was wir jetzt vor uns ſehen.

Ich habe dieſer Ausgabe das Bildniß des Verſtorbenen, von dem berühmten **Daniel Chodowiecki** beygefügt. Es ſtellt ihn ſehr ähnlich dar, wie er in jüngern Jahren ausſahe.

Berlin den 16ten Hornungs, 1810.

Gedächtnißſchrift

auf

Johann Auguſt Eberhard.

Johann Auguſt Eberhard, deſſen Andenken in dieſer Akademie verdient rühmlich erhalten zu werden, ward geboren zu Halberſtadt im Jahre 1739, *) den 31ſten Auguſt. Sein Vater, Karl Chriſtoph, war Kantor an der Martinikirche daſelbſt, und Lehrer an der Schule dieſes Namens, ein Mann von guten literariſchen Kenntniſſen *) und lebhaftem frohem Geiſte.

Den erſten Unterricht erhielt unſer Eberhard im väterlichen Hauſe, hernach in der eben gedachten Schule. Im 17ten Jahre ſeines Alters (1756) bezog er die Univerſität Halle, um ſich dem theologiſchen Studium zu widmen.

Dieſe Univerſität hatte damal zur Bildung von Theologen beſſerer Art einen groſſen Vorzug vor allen übrigen. Das frömmelnde Weſen, ſonſt auf dieſer Univerſität durch Breithaupt und Joachim

Lange begünſtigt, welches bey den jüngern Theologen viel nützliche Wiſſenſchaft unterdrückt hatte, war bey Ausbreitung reiferer Einſichten, wenn nicht ganz vertilgt, doch ſehr vermindert, und unſchädlicher worden.[3] Durch **Chriſtian Wolf** war vorher ſchon, von dort aus, über ganz Deutſchland und über einen großen Theil des übrigen Europa ein helleres Licht in der Philoſophie aufgegangen; wodurch dann in Halle ſelbſt verſchiedene Wiſſenſchaften nach und nach mehr aufgeklärt wurden, beſonders auch die Theologie. Männer wie **S. J. Baumgarten** und **Semler** erweckten in ihren Schülern den Geiſt der Unterſuchung, führten ſie ab von dürrer Dogmatik und düſterer Aſcetik, und leiteten ſie hingegen zu gelehrten Studien aller Art, beſonders der Kirchengeſchichte, als der beſten Anleitung den Werth der angenommenen Lehrbegriffe dadurch genauer zu würdigen, daß der allmähligen Entſtehung derſelben nachgeforſcht ward. Vorher war das Studium der griechiſchen und römiſchen klaſſiſchen Schriftſteller, angehenden Theologen unnöthig, wenn nicht gar für allzu profan geachtet worden; nun aber wurden ſie eifrig dazu angehalten.[4] Solche verbeſſerte Lehrart trug viel bey, die Naturgaben ſo mancher trefflichen Jünglinge beſſer zu entwickeln, welche nachher, als Männer die Ehre ihrer Zeit wurden. Ich nenne nur **Nöſſelt** und **Eberhard**.

Zu Ende des Jahres 1759, kehrte Eberhard in ſeine Vaterſtadt zurück, und ward Hauslehrer des älteſten Sohnes des damaligen Krieges- und Domänenraths bei der Halberſtädtſchen Kammer, Freyherrn von der Horſt. Dieſer ward kurz nachher von den franzöſiſchen Truppen als Geißel fortgeführt, hielt ſich aber, auf erhaltene Erlaubniß des Marſchalls, Herzogs von Broglio, mit ſeiner Familie auf ſeinem Gute Halden in Weſtphalen auf, und Eberhard blieb auch daſelbſt bis zum Ende des ſiebenjährigen Krieges, da beide nach Halberſtadt zurückkehrten.

Im Auguſt des Jahres 1763 ward Eberhard in ſeiner Vaterſtadt Konrektor der Martiniſchule und zweyter Prediger an der Hoſpitalkirche zum heiligen Geiſt, wobey immer noch ſein voriges Verhältniß mit dem Freyherrn von der Horſt fortdauerte. Als dieſer kurz darauf, gegen Ende des Jahres 1763, als Präſident der Kurmärkiſchen Kammer nach Berlin berufen ward, legte Eberhard ſeine Aemter in Halberſtadt nieder, folgte ihm nach Berlin, als Lehrer ſeiner Kinder, und blieb mehrere Jahre in deſſen Hauſe, auch nachdem derſelbe, im Jahre 1766, Staatsminiſter geworden war.

Der frühe vieljährige genaue Umgang mit dieſem Staatsmanne und die ſeltene Anhänglichkeit an ihn und ſeine Familie, hatte einen entſchiedenen und höchſt vortheilhaften Einſchluß auf Eberhards wiſſenſchaftlichen,

lichen, geiſtigen und geſelligen Charakter. Der Freyherr von der Horſt beſaß manche gelehrte Kenntniſſe, und bey ſeinen Staatsgeſchäften erloſch in ihm nie die Liebe zu den Wiſſenſchaften und Künſten. Auf ſeinem Gute Halden war ein auserleſener und nicht unbeträchtlicher Büchervorrath vorhanden, welchen Eberhard bey der Muße des langen ländlichen Aufenthalts ſehr vortheilhaft nutzte, zur ernſthaften Fortſetzung ſeiner Studien, beſonders um ſeine Kenntniß der Geſchichte und der neuern Sprachen zu erweitern.

Ueberdieß diente ihm die tägliche Unterhaltung in dieſer edlen Familie nicht nur zur äußern Bildung, welche jungen deutſchen Gelehrten ſo oft fehlt, ſondern ſie hatte auch auf ſeine Schreibart einen günſtigen Einfluß: denn durch öftere geiſtreiche Unterhaltung wird der ſchriftliche Ausdruck lebendiger und kräftiger. Hierdurch zeichnete ſich Eberhard um ſo mehr aus, da in Deutſchland damal auf gute proſaiſche Schreibart noch wenig Sorgfalt verwendet ward, am wenigſten von den Theologen, ob ihnen gleich Mosheim ein ziemlich gutes Vorbild hätte ſeyn ſollen. Man muß ſich erinnern, wie unglaublich ſteif und verzerrt die ſonſt verdienten Männer S. J. Baumgarten und J. S. Semler ihre Mutterſprache ſchrieben, und daß ihre zahlreichen Schüler dieſer fehlerhaften Schreibart ſorgſam folgten. Der berühmte Erneſti, wenn er deutſch ſchrieb, drückte ſich oft faſt unglaubſich platt aus.5) Der damal noch als Prediger ſehr berühmte J. A. Cramer ſchrieb höchſt weitſchweifig und verkehrt, und doch ward deſſen Ausdruck bewundert, bis Leſſing deſſen Armſeligkeit deutlich zeigte.6) Deſto glücklicher war es für Eberhard, daß er, durch Studium der alten, und der beſten engländiſchen und franzöſiſchen neuern Schriftſteller, verbunden mit der Uebung, ſich täglich im Umgange mit gebildeten Perſonen anſtändig und lebhaft auszudrücken, früh eine Schreibart gewann, die nachher vielen ſeiner ſchreibenden Zeitgenoſſen und beſonders Manchem ſeines Standes ein rühmliches Muſter ward.

Sein Aufenthalt in Berlin diente ihm noch mehr zu fernerer Entwickelung ſeiner Geiſteskräfte; denn er ſuchte und fand Umgang mit hieſigen vorzüglichen Gelehrten, und, durch ſeinen Aufenthalt im Horſt'ſchen Hauſe, auch mit gebildeten Geſchäftsmännern und Privatperſonen. Dabey benutzte er die Muſe, welche ihm ſeine Lage immer noch gewährte, zu fortdauernden eifrigen Studien aller Art. Vorzüglich zog ihn ſeine Neigung zur Philoſophie, und zur alten und neuern Geſchichte, welche er mit philoſophiſchem Geiſte zu durchſchauen trachtete. Nicht lange nach ſeiner Ankunft erwarb ich ſeine Bekanntſchaft, welche bald in enge Freundſchaft überging. Durch mich ward er mit dem edlen Moſes Mendelsſohn bekannt und gleichfalls bald ſehr enge verbunden, und ſo ward er, während ſeines ganzen folgenden Aufenthalts in Berlin, gewöhnlich der dritte Mann bey unſern wöchentlichen Zuſammenkünften, philoſophiſchem Gedankenwechſel und geiſtiger Unterhaltung geweihet.

Eberhard lebte anfänglich in Berlin mehr wie ein bloßer Philoſoph und Weltmann als wie ein Geiſtlicher; auch war es nur wenigen bekannt, daß er zu Halberſtadt ſchon im Predigtamte geweſen war; indeß, ſeines künftigen Fortkommens wegen, trat er nach zwey Jahren in den Predigerſtand zurück. Er ergriff die Gelegenheit, daß im Jahre 1768, die Stelle eines Predigers bey dem hieſigen Arbeitshauſe ledig ward, zu welcher, wegen der geringen Beſoldung, die Predigerſtelle in dem eine kleine Meile von Berlin entfernten Fiſcherdorfe Stralow, als ein Filial, hinzugelegt ward, welche freylich noch beynahe unglaublich viel weniger eintrug. *) Aber dieſe ſchlechte Beſoldung ward ihm dadurch vergütet, daß er nun in Berlin blieb, und daß in ſeinem Beſtallungsbriefe ihm auf's Gewiſſeſte zugeſagt ward, er ſolle, zufolge einer ausdrücklichen Verordnung des Königs, nach zwey Jahren der Verwaltung dieſes Amts, zu einer weitern guten Beförderung bey entſtehender Vakanz eines Predigtamts vorgeſchlagen werden. Da er wegen ſeiner guten Eigenſchaften ſchon von mehreren angeſehenen Perſonen geachtet war, zweifelte er um ſo viel weniger, dieſe weitere gute Beförderung in

Berlin ſelbſt zu finden; denn Berlin nie zu verlaſſen, war, wegen Geiſterbildung und geſelligen Umganges, damal ſein eifrigſter Wunſch.

Er hatte die theologiſchen Studien wohl nie ganz aus der Acht gelaſſen, nun aber, ſeiner künftigen Beſtimmung näher eingedenk, wendete er den größten Theil ſeiner Muſe an, ſich ihnen noch vorzüglicher zu widmen. Durch Semler's freymüthigen Unterſuchungsgeiſt belebt, welcher um dieſe Zeit ſeine vorzüglichſten Schriften herausgab,*) und dadurch in ganz Deutſchland den Geiſt der Prüfung angenommener Meinungen erweckte, legte Eberhard ſich auf das Studium der Kirchengeſchichte, und beſonders auch der ſämmtlichen ſogenannten Kirchenväter, hauptſächlich in der Abſicht, die eigentliche Beſchaffenheit der Glaubenslehren vermittelſt der ſorgfältigen Erforſchung ihrer Entſtehung und ihrer Veränderungen zu wiſſen; bey welcher Prüfung ſein vorher ſchon ſo ſehr geübter philoſophiſcher Scharfſinn ihn oft helle Blicke in Theile der Geſchichte thun ließ, wodurch manche theologiſche Meinungen in ganz anderer Geſtalt erſchienen, welche bis dahin durch eine Art von Verjährung immer für wahr angenommen wurden, weil ſie ſeit undenklicher Zeit ununterſucht geblieben waren.

Die erſte Frucht dieſes ernſten Studiums, war ſeine im Jahre 1772 erſchienene Neue Apologie des Sokrates, ein Beweis der ſeltenen Kenntniße des Verfaſſers und ſeiner trefflichen Gabe des Vortrags. Dieß Werk machte, gleich bey ſeinem erſten Erſcheinen, wegen ungewohnter freymüthiger Darſtellung, ſehr viel Aufſehen, erweckte ein wohlthätiges Nachdenken über viele wichtige Gegenſtände, und wirkte dadurch ſehr viel Gutes. Es fand zwar nicht wenig Widerſacher, erhielt aber auch den Beyfall einſichtsvoller und edler Männer in Deutſchland und im Auslande; denn es ward in mehrere Sprachen überſetzt. Zugleich aber hatte dieß Buch den ſonderbarſten Einfluß auf das nachherige Leben ſeines Verfaſſers, indem es die nächſte Urſache ward, ihn der Theologie zu entziehen, worin er doch, durch daſſelbe, ein helles Licht anzuzünden begonnen hatte.

Die Schickſale und Veränderungen der theologiſchen Anſichten liegen eigentlich außerhalb des Bezirks der Beſchäftigungen dieſer Akademie; aber ſie ſind einer gelehrten Geſellſchaft nicht ganz fremd, deren Mitglieder, jede Ausbildung des Verſtandes und der Vernunft, und jede der menſchlichen Geſellſchaft wohlthätige Anwendung dieſer Seelenkräfte, nach ihrem wahren Werthe zu ſchätzen ſich angelegen ſeyn laſſen. Ueberdieß ſind die theologiſchen Bemühungen Eberhard's mit ſeinen philoſophiſchen Einſichten, wegen welcher er in dieſe Akademie aufgenommen ward, ſo innig verwebt, daß ſie keinesweges übergangen werden dürfen, wenn ſeine gelehrten

Wer-

Verdienſte in ihr eigentliches Licht zu ſtellen ſind. Hierzu kommt, daß die Verirrungen des menſchlichen Verſtandes auf dem Wege der Verbeſſerung der Wiſſenſchaften, der Beobachtung jedes wahren Gelehrten gar nicht unwürdig ſind. Aus allen dieſen Urſachen glaube ich Nachſicht zu verdienen, wenn ich hier die Veranlaſſung zu Eberhard's erſtem öffentlichen Werke und den Folgen welche es für ihn hatte, etwas ausführlicher darlege.

Marmontel hatte damal ſeinen Beliſaire herausgegeben, ein Buch, geſchrieben mit Verſtand und Anmuth, voll edler freymüthiger Gedanken über wichtige dem ganzen menſchlichen Geſchlechte gemeinnützige, und damal nur allzuſehr verkannte Wahrheiten. Im funfzehnten Abſchnitte deſſelben hatte er gewagt, durch gemäßigte Grundſätze, welche er dem Greiſe Beliſar in den Mund legte, zu verſtehen zu geben, was billig Niemand bezweifeln ſollte der nicht auf alle geſunde Vernunft Verzicht thun will, daß Heiden tugendhaft ſeyn könnten, und daß alſo die verſtorbenen tugendhaften Heiden nicht verdammt wären. Der Erzbiſchof von Paris und die Sorbonne ſprachen ein feyerliches Verdammungsurtheil wider dieſes vortreffliche Buch aus, und ein Prediger zu Rotterdam, Peter Hofſtede, jetzt, wie ſo viele ſchlechte Schriftſteller vergeſſen, damal aber unverdienter Weiſe von Mehreren geprieſen, gab in einem

deſen

beſondern Buche eine Beurtheilung des Beliſar's heraus, worin er mit hartherziger Verdammungsſucht und zugleich mit ſpöttelndem Hohngelächter „die Laſter „der berühmten Heiden anzeigte, zum Beweiſe, wie „unbedachtſam man ſie ihrer Tugend wegen ſelig ge„prieſen,“ ja er gab ein zweytes Buch heraus, worin er ſich nicht entblödete zu behaupten: „daß die „vornehmſten Heiden kein Gegenſtand der göttlichen „Barmherzigkeit haben ſeyn können.“ Hofſtede war in beiden Büchern beſonders gefliſſen geweſen, die Tugend des Sokrates zu verläumden.

Eberhard nahm daher von des Holländers hämiſchen Beſchuldigungen [9]) des griechiſchen Philoſophen Gelegenheit, ſeinem Buche den Titel, Neue Apologie des Sokrates zu geben; doch iſt darin was dieſen Weiſen betrifft, nur das Allerwenigſte. Zwar iſt die darin eingerückte eigentliche Neue Apologie des Sokrates, worin Eberhard den Sokrates ſelbſt redend einführt, [10]) ein Meiſterſtück, eines Xenophons würdig, wegen der Klarheit, Würde und ſanft eindringender Beredſamkeit. Aber das Buch hatte noch einen höhern und gemeinnützigern Zweck als die Vertheidigung des Weiſen, der ſo wenig nöthig hat wider den neuern Anytus vertheidigt zu werden, deſſen Angriff, ſo wie die Verdammungen des Erzbiſchofs und der Sorbonne daher auch von Eberhard nur beyläufig angeführt ward. Er prüft vielmehr in dieſem Buche mit eben ſo viel Gelehrſamkeit als Unbefangenheit und Ruhe die eigentliche Entſtehung und den Werth der ſogenannten Glaubenslehren, worauf die abentheuerliche Meinung beruhet, daß die würdigſten und tugendhafteſten Männer des Alterthums in der Hölle ewig peinigenden Flammen übergeben wären.

Dahin gehören beſonders die menſchenfeindlichen Lehren von einem eingebildeten unbedingten Rathſchluſſe Gottes, die Menſchen zu verdammen oder zu beſeligen, ſo wie auch die verkehrten Beſtimmungen von der Verderbtheit der menſchlichen Natur und den Wirkungen der göttlichen Gnade. Dieſe Lehren erſann zuerſt Auguſtin, der ſo ungeſtüme und hartherzige als herrſchſüchtige Biſchof von Hippon, den man ſehr unverdienterweiſe den Heiligen nennt. Nachfolgen- e Beſchlüſſe der Hierarchie erklärten Sätze dieſer Art Jahrhunderte lang für Glaubensartikel, und bey den ielfältigen Zänkereyen nachfolgender Theologen, ſind e, mit unnützer Spitzfindigkeit, bald durch neue Folge- ungen und verwandte Lehrſätze befeſtigt, bald einge- hränkt, bald ſo oder ſo abgeartet werden. Eber- ard zeigte aufs bündigſte, wie leer in ihrer erſten Ent- ehung, und wie widerſprechend in ihren Folgerungen le dieſe Lehrformen, bey ruhiger und reifer Unterſu- ung, befunden werden.

Es war freylich kühn, Vorurtheile, welche

Jahrhunderte lang als Glaubenslehren und Stützen von Glaubenslehren waren angenommen worden, in ihrer wahren Geſtalt zu zeigen; auch war dieſe Offenherzigkeit mehreren Theologen ſehr anſtößig! nicht nur dem blindorthodoxen Theile, ſondern auch vielen von denjenigen welche ſich zu dem aufgeklärten rechneten, und ſelbſt gewagt hatten manche Neuerungen in den angenommenen Glaubenslehren zu begünſtigen.

Deutſchland ſtand damal im Wendepunkte der Aufklärung der Theologie. Die hellere Einſicht einiger engländiſchen Gottesgelehrten hatte verſchiedenen nachdenkenden Deutſchen Muth gemacht, zu zweifeln und zu prüfen. Durch Wettſtein's und Mills's Vorarbeiten aufgemuntert, hatten deutſche Philologen zu beſſerer Sprachkunde und dadurch zu richtigerer Schrifterklärung angefangen Anleitung zu geben. Erneſti zu Leipzig ſtand unter ihnen obenan. Von einer andern Seite hatte Semler zu Halle vielleicht noch mehr geleiſtet, durch den gezeigten Weg, die Kirchengeſchichte auf die genauere Ueberſicht des Entſtehens und des Werthes der Glaubenslehren anzuwenden.

So lobenswürdig dieſe Bemühungen an ſich waren, ſo ward doch ihre Wirkung damal noch oft von vielen Vorurtheilen gehindert, und auch ſelbſt die welche nach beſſern Einſichten ſtrebten, waren keinesweges davon befreyt. Es ward nur zu oft verſäumt das Zweifelhafte genauer zu prüfen, weil man befürchfürchtete die Prüfung möchte allzuweit und wer weiß wohin führen. Daher wurde unbefugterweiſe verlangt, andere ſollten auch auf halbem Wege ſtehen bleiben, weil man ſelbſt ſo ſtehen zu bleiben für gut, oder doch für klug fand. Eben ſo oft verlangte Einer, alle Andere ſollten nur auf demjenigen Pfade fortſchreiten, wo er glaubte die richtige Bahn gebrochen zu haben, und wähnte, jeder andere führe irre. Dergleichen Einſeitigkeit ſperrte dem ernſtlichen parteyloſen Forſcher ſeinen Weg, oder gab ihn unverdienten Beſchuldigungen preis. Letzteres war auch Eberhard's Schickſal.

Es iſt kein Zweifel, daß die richtige Kenntniß der Grundſprachen ein wohlgebahnter Weg zur beſſern Schrifterklärung und folglich zu genauerer Beſtimmung der Wahrheit kirchlicher Lehrſätze iſt; aber Erneſti und die übrigen damaligen Philologen, wollten gar keinen andern Weg gelten laſſen. Wohin die Spracherklärung nicht führen konnte, dahin ſollte man ihrer Meinung nach ſchlechterdings nie gelangen wollen. Beſonders Erneſti erklärte ſich mit Bitterkeit wider allen Gebrauch der Philoſophie bey Unterſuchung kirchlicher Lehren; gerade als wäre eine vernünftige Sprachkenntniß und eine darauf gebauete beſſere Schrifterklärung nicht ebenfalls ein folgerechter Gebrauch der menſchlichen Vernunft und folglich Philoſophie.

So geſchah, was man kaum für möglich halten möchte, wenn es nicht wirklich erfolgt wäre: daß der gelehrte Erneſti, der Mann von deſſen hellen Einſichten man, beſonders damal, einen ſehr hohen Begriff hatte, geradezu mit der an Geiſt armen Sorbonne gemeine Sache machte, um Marmontel's Beliſar unbedenklich zu verdammen, und noch dazu dieſes ſchätzbare Buch als ſehr verächtlich darzuſtellen. 11) Eben ſo urtheilte er auch von Eberhard's neuer Apologie des Sokrates. In unſern Tagen würde man kaum als möglich denken, daß ein berühmter Gelehrter, deſſen Urtheile damal auf die Gemüther der Leſer noch den größten Einfluß hatten, ſo ſeltſam und verkehrt urtheilen konnte, wobey er noch dazu gar ſchlecht deutſch ſchrieb.

Es iſt wohl nützlich, zuweilen auf manche thörichte Vorgänge jener Zeit zurück zu ſehen, um nicht zu vergeſſen, auf welchen dornenvollen Wegen diejenigen gingen, welche zu beſſerer Erkenntniß zuerſt fortzuſchreiten wagten. Wir können durch ſolche Erinnerung zugleich lebhaft erkennen, wie weit ſeitdem, als Folge dieſer erſten Freymüthigkeit, geſunde Vernunft und Einſicht in Deutſchland im Allgemeinen fortgegangen ſind; aber dann möchten wir auch wohl auf uns ſelbſt und unſre jetzige Zeit einen nachdenkenden Blick werfen, ob wir uns nicht vielleicht vor andern Schwachheiten zu hüten haben, damit die Nachwelt nicht auch über uns mitleidig die Achſeln zu zucken, Veranlaſſung finde!

Daher verdient auch jetzt noch bemerkt zu werden, daß der berühmte Erneſti Eberhard's neue Apologie des Sokrates für ein Buch von übler Wirkung und zugleich für ein höchſt verächtliches Buch erklärte, auf deſſen Inhalt ſich einzulaſſen faſt nicht der Mühe werth ſey. 12) Die ewige Unſeligkeit der von ihm ſo oft kommentirten Heiden, fand er gar nicht anſtößig, verſicherte vielmehr, ſie in der Bibel ſo deutlich zu finden, daß er durchaus keine gelindere Erklärung der für dieſelbe angezogenen Stellen zuließ, und ſogar ſeltſamerweiſe darauf trotzte, daß niemand grammatiſch, d. h. durch Exegeſe beweiſen könne, daß die Heiden in jenem Leben ſelig würden! Darüber verlange er erſt eine Erklärung Gottes! 13)

Wie wußten doch von jeher die Kirchenlehrer ſo geſchwind mit dem Verdammen fertig zu werden! Der heilige Auguſtin gründete ſein kaltes Verdammungsurtheil der Millionen Menſchen, welche nicht in den Schooß der chriſtlichen Kirche — d. h derjenigen Kirche, welche er für die einzige rechtgläubige ausgab, — waren aufgenommen werden, auf den Spruch: Was nicht aus dem Glauben kommt, das iſt Sünde! Dieſer Deutung ſollte die Vernunft nichts entgegen ſetzen, ſo heilig galt ſeit dem fünften Jahrhunderte das Urtheil eines in den Schriften der

Heiden ſehr beleſenen, eines wirklich gelehrten Biſchofs! und noch im achtzehnten Jahrhunderte ſchämte ſich nicht ein gelehrter Mann, von dem man doch billig hätte vorausſetzen ſollen er ſey von dem hellen Geiſte der Alten erleuchtet, — ſchämte ſich Doktor Erneſti nicht, wider alle geſunde Vernunft zu behaupten, das einzige Mittel, die Heiden, zu Erklärung deren vorzüglichſten Schriften er ſelbſt den beſten Theil ſeines Lebens gewidmet hatte, aus der Hölle zu erlöſen, wäre nur in der Exegeſe zu ſuchen. Und da es nun ſeiner Meinung nach, grammatiſch nicht zu finden ſey, ſo behauptete er ganz kalt, es ſey ein ſo unnöthiges als verächtliches Beginnen, und noch überdieß von übler Wirkung, wenn Jemand ferner nur ein Wort zu ihrer Rettung verlieren wolle, am wenigſten ein Wort der Vernunft.

Denn Erneſti urtheilte auch deßwegen ſo verächtlich von Eberhard's Apologie des Sokrates, weil ſo viel Philoſophie darin wäre, welches er metaphyſiſchen Kram nannte. Waren denn wohl die ſpitzfindigen Grübeleyen, welche der heilig geſprochene Biſchof von Hippon über Natur und Gnade und über die uneingeſchränkte Prädeſtination erſann und weitläufig ausführte, oder des ebenfalls heilig geſprochenen Dominikaners Thomas von Aquino, Doctor Angelicus benannt, quaeſtiones und commentarii, wodurch beide mit kalter Hartherzigkeit Millionen Menſchen ewig verdammten, etwas anders, als, noch dazu ſehr einfältiger metaphyſiſcher Kram, durch Koncilienſchlüſſe geheiligt und durch Bannſtrahlen befeſtigt! Konnte es denn wohl, wenn man dieſe Lehren, woraus ſo viel Zank und Verfolgung und Blutvergießen entſtanden iſt, ihrem Werthe nach prüfen wollte, durch etwas anders geſchehen, als durch Anwendung der Vernunft, wodurch die Inkonſequenz und die Widerſprüche dieſes geheiligten metaphyſiſchen Krams deutlich zu zeigen waren, wie dieſes Eberhard auf ſo überzeugende Art ausführte. Sollte wohl Grammatik oder Exegeſe hier kräftiger haben wirken müſſen, als vernünftige Gründe? Erneſti glaubte es leider!

Aber noch mehren Theologen außer Erneſti, war es anſtößig, daß Eberhard die Seligkeit der Heiden mit ernſter philoſophiſcher Entwickelung der Entſtehung und der Inkonſequenz der Grundlehren worauf dieſe hartherzige Verdammung vom Anfang her war gegründet worden, ſo ſiegreich widerlegt hatte. Seine Apologie des Sokrates mißfiel nicht nur den ſattelfeſteſten Orthodoxen welche von ihrem beſchwornen Lehrbegriffe nicht einen Tüttel verlieren wollten, denn von dieſen iſt es bekannt, daß ſie die Philoſophie nur für die Magd der Theologie halten, daher ſie die Kräfte derſelben nur wollen wirkſam ſeyn laſſen, wenn ſie ihren angenommenen Meinungen dienſtbar ſeyn kann. Seine Schrift mißfiel auch, und nicht weniger den meiſten unter den damaligen auch heterodox geſcholtenen Neuerern, ungeachtet ſie am Inhalte des Buchs an ſich nichts auszuſetzen wußten. Dieſen war es anſtößig, daß ein Prediger auf ſolche Art über Religionslehren philoſophirt hätte, wie der Verfaſſer der neuen Apologie des Sokrates. Wenn es noch, hieß es ein Laye wäre, — welcher nämlich an der geiſtlichen Würde nichts verderben könnte, — oder ein Profeſſor auf einer Univerſität; aber daß es ein Prediger that, ward für anſtößig gehalten.

Man denke nicht, daß ich etwas übertreibe. Nein! dergleichen Urtheile wurden damal im Ernſte gefällt, und wahrlich nicht bloß von ſchlechten Leuten. Semler, dieſer ſo freymüthige Gottesgelehrte, hatte zuerſt ſeiner eigenen Vertheidigung zu gefallen den ſeltſamen Unterſchied feſtgeſetzt, daß ein Profeſſor auf einer Univerſität am Lehrbegriff beſſern könne, die Prediger aber müßten ſchlechterdings bey dem eingeführten Lehrbegriffe bleiben. 14) Freylich hatte Semler eigentlich nur den öffentlichen Vortrag auf der Kanzel gemeint; dieß ward aber bald auf die Prediger überhaupt und ſo auch auf Eberhard den Schriftſteller angewendet. Es iſt zu beklagen, daß ſelbſt die aufgeklärteſten damaligen Gottesgelehrten zu Berlin, 15) ob ſie gleich den Inhalt der Apologie des Sokrates billigten, dennoch die Meinung, und zuweilen ziemlich laut, äuſſerten, ein Prediger hätte ſolche Unterſuchung und mit ſolchen Reſultaten nicht öffentlich anſtellen ſollen. Dieſes faſt unglaubliche Vorurtheil ſonſt ſehr verſtändiger Männer, hatte für Eberhard die ernſthafte Folge, daß nun gar nicht mehr von ſeiner Beförderung zu einer beſſern Predigerſtelle die Rede ſeyn ſollte, welche er zufolge ſeiner Vokation zu fordern ein Recht hatte, am wenigſten in Berlin, wohin hauptſächlich ſeine Hoffnung bisher ging.

Ich ſchäme mich faſt, es zu ſagen, und es iſt nichts deſtoweniger wahr, daß auch eine von den Urſachen, warum vermeint ward, Eberhard ſchicke ſich nicht recht zu einem Prediger, in ſeinem beynahe täglichen Umgang mit Moſes Mendelsſohn geſucht ward, und beſonders ward es anſtößig gefunden, daß er oft mit dem jüdiſchen Philoſophen über die Straße ging. Es ward ihm ſogar mündlich zu verſtehen gegeben, daß er dieſes nicht thun möchte, aber er war freylich ſo verſtockt geweſen, über eine ſolche Zumuthung nur bloß zu lächeln. Man wird ſich vielleicht auch jetzt wundern, daß je aufgeklärte Geiſtlichen es können anſtößig gefunden haben, daß Eberhard mit einem Manne von Moſes Mendelsſohn's gelehrten Verdienſten und unbeſcholtenem Rufe öffentlich zu erſcheinen kein Bedenken trug. Dieß iſt ein Beyſpiel unter vielen andern, daß in jedem Zeitalter Vorurtheile regieren, von welchen man in folgender Zeit, nachdem ſie durch beſſere Einſichten verdrängt worden, ſich kaum vorſtellen kann, daß verſtändige Leute ſich dadurch an irgend etwas hätten irre machen laſſen. Ueberdieß ſchloß ſich damal der geiſtliche Stand, (ſonderlich die höhern Geiſtlichen) noch viel enger in ſeine eigene Zirkel ein, und glaubte zuweilen, ſeine Würde erfordere, 10) mit andern Perſonen nur dann vertraut umzugehen, wenn ſie in einem gewiſſen äußerlichen Anſehen ſtänden.

Eberhard mußte indeß, da ihm bey dieſen Umſtänden ſo wenig Hoffnung übrig blieb, ſeiner Vokation gemäß, durch Andere weiter befördert zu werden, ſelbſt für ſeine Beförderung ſorgen, zumal, da er im Begriff war, zu heurathen. Er nahm im J. 1774, nachdem er am Arbeitshauſe zu Berlin, anſtatt zwey Jahre, beynahe ſechs Jahre verharret hatte, die Stelle eines Predigers zu Charlottenburg an. Welche Schwierigkeiten ihm durch Kabale erregt wurden, ſo daß er auch ſchon mit edler Uneigennützigkeit dieſer Stelle entſagt hatte, und wie er durch einen ausdrücklichen Befehl Königs Friedrichs II., welcher die Kabale durchſchaute, dennoch zuletzt in dieſe Stelle eingeſetzt ward, habe ich an einem andern Orte der Wahrheit gemäß erzählt. 11)

Eberhard wandte die Ruhe und Muße an dieſem kleinen Orte an, um von ſeiner Apologie des Sokrates, einen zweyten Theil herauszugeben, worin er ſich zwar wegen verſchiedener ihm gemachten Vorwürfe näher herausließ, aber nicht etwa bloß ſich vertheidigte, ſondern in neun Abſchnitten, ohne ſonderliche Polemik, mit ächter Wahrheitsliebe und Deutlichkeit, durch nähere Erläuterungen über wichtige Wahrheiten, über vernünftige Religion, über Religionsduldung, über Schriftauslegung u. ſ. w. den gemeinnützigen Unterſuchungen, wodurch ſein erſter Theil war verherrlicht worden, die Krone aufſetzte.

Der neunte Abſchnitt dieſes zweyten Theils ward noch durch einen beſondern Umſtand merkwürdig, den ich nicht übergehen kann. Eberhard hatte in ſeinem erſten Theile bey der Unterſuchung über die Seligkeit der Heiden die menſchenfeindliche Meinung von der unendlichen Dauer der Höllenſtrafen prüfen müſſen, und hatte ihren Ungrund gezeigt. Leſſing, welcher überhaupt gern von einem jeden Gegenſtande die Gründe dafür und dawider aufſuchen mochte, wandte ſich leicht auf die Seite der Gründe welche am ſcharfſinnigſten dargeſtellt waren, ſie mochten nun für oder wider eine Behauptung ſeyn. Es war ihm bey Streitfragen ſehr oft mehr um die Uebung des Verſtandes, als um die Reſultate zu thun, wenn er über dieſe vorher ſchon mit ſich einig war. Er hatte ohnedieß über theologiſche Orthodoxie, wie ich ſonſt ſchon irgendwo bemerkt habe,[18]) ſeine beſondere Meinungen und neckte gern die Neuerer in der Theologie, welche, ſelner Meinung nach inkonſequent handelten und auf dem halben Wege ſtehen blieben. So hatte er auch wider Eberhard's Gründe für die Endlichkeit der Höllenſtrafen in einem beſondern Aufſatze, 19) verſchiedene Einwürfe bekannt gemacht. Unter andern, daß ſelbſt Leibnitz die Ewigkeit der Höllenſtrafen in gewiſſem Betrachte zugegeben habe, mit dem Verfügen, es hätte die Endlichkeit der Höllenſtrafen am wenigſten in einer **Apologie des Sokrates** behauptet werden ſollen, weil Sokrates ſelbſt, in Platon's Gorgias, 20) ausdrücklich geſagt habe, daß die unverbeſſerlichen Böſen, τὸν ἀεὶ χρόνον, würden gepeinigt werden. Eberhard zeigte nun in ſeinem zweyten Theile (S. 479 ff.) ſehr bündig, daß zwiſchen dem was er behauptet hatte, und zwiſchen der Art, wie Leibnitz, (welcher bekanntlich ſeine Philoſophie nicht ſelten den herrſchenden kirchlichen Lehrbegriffen anzupaſſen ſuchte,) die Ewigkeit der Höllenſtrafen zu behaupten ſchien, ſich eben ſo wenig ein wahrer Widerſpruch finde, als zwiſchen dem was Platon im Gorgias ſagt. Leſſing hatte ihn, außer ſcharfſinnigen Einwürfen, auch mit Witz angegriffen und ſeinen Aufſatz mit folgenden Worten geſchloſſen: „O! meine Freunde, warum „ſollten wir ſcharfſinniger als **Leibnitz**, und menſchenfreundlicher ſcheinen wollen als **Sokrates**?“ Eberhard, nachdem Leſſing's Einwürfe von ihm mit Scharfſinn und Wahrheitsliebe ausführlich waren widerlegt worden, ſchließt hingegen ſeinen Aufſatz mit wahrer Würde. „Ich habe," ſagt er, „weder „ſcharfſinniger als Leibnitz noch menſchenfreundlicher „als Sokrates ſcheinen wollen. Sollte ich es aber „demohngeachtet ſcheinen, ſo erkläre ich nochmal, daß „ich keinen Sterblichen kenne, deſſen Scharfſinn und „Philantropie die Gränze alles menſchlichen Scharf„ſinns und aller menſchlichen Philantropie ſeyn müß„te." So ſtand Eberhard feſt, ſelbſt gegen einen Mann wie Leſſing!

In dieſem zweyten Theile ſeines Werks unterließ er nicht, auch dem ihm gemachten Vorwurf zu begegnen, daß er, als ein Prediger, gewiſſe Gegenſtände allzuoffenherzig behandelt hätte. Er zeigte (S. 508.) „daß der nämliche Mann als Schriftſtel„ler, eſoteriſch reden kann, der ſich als Prediger, „zu der gemiſchten Verſammlung des exoteriſchen „Vortrags bedient." Aber ſo einleuchtend dieß war, ſo wenig hatte es Erfolg auf die Geiſtlichen in Berlin, welche ſeine Entfernung vom Predigerſtande wünſchten. Sie ſchienen nicht von dem Vorurtheile zurückkommen zu können, daß ſehr viel Philoſophie der Theologie leicht undienlich werde. Sie bezeigten immer die gröſte Hochachtung gegen Eberhard's Gelehrſamkeit, ſie lobten beſonders ſeine philoſophiſchen Einſichten, wiederholten aber immer, daß er ſich zum Prediger nicht ſchicke, und daß er auf einer Univerſität, als Philoſoph, mehr an ſeiner Stelle ſeyn würde. Sie ließen dieſes Urtheil auch an Orten hören, wo es wirken konnte. Eberhard hatte die Stelle in Charlottenburg nicht angenommen um immer an dieſem kleinen Orte zu bleiben. Vor der Hand war er da freylich nahe bey Berlin und bey ſeinen dortigen Freunden, und er hegte eine Zeitlang immer noch die Hoffnung, durch ſeine dortigen Verbindungen eine Stelle in dieſer Hauptſtadt zu erhalten, wo beſtändig zu wohnen, ſein eifriger Wunſch war. Nun ſah er aber endlich gar zu deutlich, daß daran nicht zu denken ſey, und überhaupt eine weitere Beförderung im Predigtamte viel Schwierigkeiten haben werde. Er entſchloß ſich alſo, und wie ich ſehr wohl weiß, gar nicht gern, im J. 1778, die durch G. F. Meier's Tod erledigte Stelle eines Profeſſors der Philoſophie zu Halle anzunehmen; denn ſo wenig Neigung er auch zum Univerſitätsleben hatte, ſo ſah er doch nur allzuſehr ein, daß er ſich ſchlechterdings aus ſeiner damaligen Lage ſetzen müſſe.

Daß Eberhard philoſophiſche Einſichten in einem vorzüglichen Maaße beſaß, hatte er ſchon bewährt, ehe er zum Lehrer der Philoſophie berufen ward, durch ſeine allgemeine Theorie des Denkens und Empfindens, wodurch er im J. 1776 den Preis dieſer Akademie erhielt. Sie iſt eine ſo ſcharfſinnige als deutliche pſychologiſche Entwickelung beider Seelenkräfte, auf geprüfte Erfahrungen gebauet, zu allgemeinen Grundſätzen erhoben und geiſtreich vorgetragen. Sie bleibt wahrlich auch jetzt immer noch ſehr leſenswerth, nach ſo manchen ſeit dreyßig Jahren verſuchten wirklichen oder eingebildeten Entwickelungen der Seelenkräfte. Eberhard geht davon aus, daß Denken und Empfinden nie ganz können getrennt werden; ferner davon, daß die Seele ſich in dem Zuſtande des Empfindens als leidend, in dem Zuſtande des Denkens aber als thätig anſieht, daß ſie bey dem Zuſtande des Denkens den Gegenſtand womit ſie ſich beſchäftigt, als außer ſich befindlich anſieht, hingegen bey'm Gebrauch ihrer Empfindungskraft mit ihrem eigenen Zuſtande zu thun hat. Das Reſultat ſeiner Theorie iſt: „daß eine verhältnißmäßige Uebung des Erkenntniß- und Empfindungsvermögens die höchſte Vollkommenheit unſerer Erkenntniß durch Berichtigung und Belebung deſſelben allein hervorbringen könne.“[21] Dieſes Reſultat iſt fruchtbarer, als es bey'm erſten Anblicke ſcheinen möchte. Es wird noch täglich durch das ſo unvollkommene Erkenntniß vieler verwahrloſeten deutſchen neuern Philoſophen beſtätigt, welche entweder ihre dunkle innere Empfindung mit Erkenntniß verwechſeln, oder eines von beiden unverantwortlich vernachläſſigen. Einige davon ſcheinen zwar zu denken, und noch dazu a priori, weil ſie ihre eigene leere Hirngeſpinnſte als noth-

wen.

wendig und allgemeingültig betrachten. Dieſe können durch dürre Argumentationen ohne wahre Erkenntniß bloß ſich ſelbſt und ihre Leſer austrocknen, wenn ſie Leſer haben, und thun ſonſt eben keinen Schaden. Andere aber verwerfen alle deutliche und beſtimmte Erkenntniß unter der verächtlichen Benennung **gemeines Wiſſen**, ſchwelgen dagegen bis zur Berauſchung in bloßer innerer Empfindung ihrer phantaſiereichen **Anſchauungen**, ſehr uneigentlich **intellektuale** genannt, wodurch vernünftige Grundſätze und logiſcher Zuſammenhang ausgeſchloſſen werde, ſo daß ſie feſt zu ſtehen und deutlich zu erkennen endlich völlig unfähig ſind. 22) Dieſe Männer, durch welche ſeit einigen Jahren Deutſchland ſo ſehr verwirret wird, wären in ihren betrübten Zuſtand nicht gerathen, hätten ſie bey Zeiten ihr Erkenntniß- und Empfindungsvermögen eben ſo deutlich unterſchieden, als verhältnißmäßig geübt, nicht aber jenes endlich ſo gelähmt, daß ſie innere Empfindung phantaſtiſcher Einbildungen für abſolutes Erkenntniß ausgeben.

Daß Eberhard mit ächtem philoſophiſchen Scharfblicke die philoſophiſchen Wiſſenſchaften in ihrem weiteſten Umfange überſah, bewies er auch durch eine kleine Schrift: **Von dem Begriff der Philoſophie und ihren Theilen**, womit er bey'm Antritte ſeines Lehramts zu Halle, im Oktober 1778, ſeine Vorleſungen ankündigte. Das Andenken an dieſe

Schrift verdient erneuert zu werden, zumal da der Verfaſſer ſie nicht in die zwey Sammlungen ſeiner vermiſchten Schriften aufgenommen hat. Sie kann Anfängern oder Leſern, welche nicht zu den eigentlichen Gelehrten gehören, einen ſo deutlichen als fruchtbaren Begriff von dem Gegenſtande, dem Umfange und Zwecke alles Philoſophirens geben, mit lehrreicher Rückſicht auf die Geſchichte der Philoſophie. Wenn gleich, wie nicht zu läugnen iſt, ſeit Erſcheinung der Kritik der reinen Vernunft hin und wieder einige Modifikationen für den Kenner nöthig ſeyn möchten, ſo würden ſie doch nicht das Weſentliche betreffen, und es kann daher dieſe kurze Ueberſicht denjenigen um ſo viel nützlicher ſeyn, welche den Umfang und Zweck der Philoſophie kennen lernen wollen, je mehr ſeit eben bemerkter Epoche von manchem deutſchen Philoſophen der weit umfaſſende Zweck der Philoſophie iſt verkannt und einſeitige leere Argumentation oder leeres Spiel mit Begriffen iſt für Philoſophie ausgegeben worden.

Am Ende dieſer kleinen Schrift ſchildert Eberhard folgendergeſtalt einen Philoſophen und einen philoſophiſchen Kopf: „Kräftig empfinden, genau „und richtig unterſcheiden, leicht und beſtimmt abziehen, verallgemeinern und zu Ideen bilden, dieſe „Ideen ſchnell vergleichen, ihr Verhältniß treffend bemerken, in Urtheilen und Schlüſſen von dem Allge-

„meinen zum Beſondern hinabſteigen und ſich ein Gebäude
„von Gedanken aufführen, das den Namen der
„Wiſſenſchaft verdient, — wer das zu Stande gebracht
„hat, der erfüllet das Ideal des Philoſophen. Die
„Fertigkeit in dieſen Geiſtesverrichtungen, oder wenigſtens
„die Anlage dazu, macht den philoſophiſchen
„Kopf. Unter der Bearbeitung des philoſophiſchen
„Kopfes werden auch diejenigen Kenntniſſe ein beſſeres
„Anſehen erhalten, die eigentlich in das Gebiet der
„Philoſophie nicht gehören. Sowohl ſeine Gewohnheit
„genau zu bemerken, zu generaliſiren, zu ordnen
„und zu folgern, als auch der Vorrath von Ideen,
„werden ihn in den Stand ſetzen, der bürgerlichen
„Geſchichte ein Intereſſe, der Naturhiſtorie eine Nutzbarkeit
„zu geben, die ſie nur unter ſeinen Händen erhalten
„können."

Dieſer Schilderung gemäß war Eberhard gewiß ſowohl ein *philoſophiſcher Kopf*, als auch ein *Philoſoph*, wenn auch dieß letztere nicht ganz von ihm angegebenen höchſten Ideale. Aber dennoch irren diejenigen, welche, um ihn nur von der Theologie wegzubringen, vorgaben, er würde als *Lehrer* der Philoſophie eigentlich an ſeiner Stelle ſeyn. Dieß war nicht ganz der Fall. Er war vom Anfang an zu wiſſenſchaftlichen Vorträgen an Studirende gar nicht geneigt, und gab ſich wider Willen dazu hin. Von der erſten Zeit an, da er zu denken anfing,

hat

hatte er ſich durch Umgang mit Perſonen von ungefähr gleicher oder höherer Geiſtesfähigkeit, durch Gedankenwechſel gebildet, und es war ihm ganz fremd die Anfangsgründe wiſſenſchaftlicher Gegenſtände einer Verſammlung von Jünglingen vorzutragen, die er erſt zu ſich heraufziehen ſollte, und noch dazu bloß nach der Folge einer ſyſtematiſchen Ordnung. Im Predigen wußte er allerdings ſich herabzulaſſen, zu Perſonen von allen Fähigkeiten; ſeine Predigten wurden wirklich gemiſchten Verſammlungen deutlich und erbaulich. Aber da hatte er nicht nur freye Wahl der Materie, ſondern was die Hauptſache iſt, es betraf da Gegenſtände, wo das Herz zu rühren, der Wille zu beſſern, die Andacht zu erregen war, nicht Gegenſtände des Forſchens. Bey dieſen war er gewohnt, ſich Freunde von ähnlichen und gleichen Geiſtesfähigkeiten vorzuſtellen und nur in Rückſicht auf ſie ſeine eigenen Gedanken zu entfalten, welches auch die Form ſeiner beſten Schriften genugſam zeigt. Seine **Apologie des Sokrates** iſt in beiden Theilen in einer Art von **Briefen an einen Freund** verfaßt. Sein **Amyntor** iſt eine **Geſchichte in Briefen.** Sein **Handbuch der Aeſthetik** (in 4 Bänden) beſteht aus Briefen, welche er verſchiedene von ihm zweckmäßig erdichtete Charaktere ſich einander über die verſchiedene Gegenſtände ſchreiben läſſet, die er entwickeln oder erläutern will. Sein **Geiſt des Ur-**

chriſtenthums (in drey Bänden) iſt in Abende eingetheilt, an welchen, wie er dichtete, eine geſchloſſene Geſellſchaft geiſtreicher Perſonen zuſammen kam, um ſich über wiſſenſchaftliche Gegenſtände ihre Gedanken mitzutheilen. Auch in kleineren Aufſätzen liebte er Einkleidungen dieſer Art. So erdichtete er, zum Behuf ſeiner Gedanken über die Gerechtigkeit Gottes, einen Briefwechſel zwiſchen Bayle und Shaftesbury.[23]) Scharfſinnige Betrachtungen über den gemeinen Menſchenverſtand kleidete er ein in ein Geſpräch zwiſchen einen Franzoſen, Clairſens, und einen Deutſchen, Tiefheim.[24]) Intereſſante Erörterungen über den moraliſchen Sinn verfaßte er in Briefen welche zwey Freunde an einander ſchreiben.[25]) Bey der Vorſtellung, daß er ſich einſichtsvollen Freunden mittheilen, und von dieſen wieder Belehrung empfangen könnte, entflammte ſich ſein Geiſt, aber ihm war nicht gemüthlich, bey wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen den Lehrerton anzunehmen.

Alle Nachrichten ſtimmen darin überein, daß, obgleich er auf der Univerſität von Lehrern und Studenten ſehr hoch geſchätzt ward, und obgleich anfänglich ſeine Lehrſtunden ſtark beſucht wurden, dennoch der Beyfall den ſeine Vorträge bey den Studenten hatten, nur mittelmäßig geweſen ſey. Ob dieß etwa zum Theile auch daher gekommen iſt, daß er gewiſſe kleine Behelfe vernächläßigte, womit ſich die Klugheit mancher Lehrer auf Univerſitäten den Zuhörern gefälliger zu machen weiß, ſey dahin geſtellt. Doch war es vermuthlich mit ihm eben ſo wie mit Garve, deſſen Vorleſungen in Leipzig nur wenig Beyfall fanden. Auch dieſer ſcharfſinnige Mann war voll von ſeinen eigenen Forſchungen, und konnte dieſe entweder ſeinen Zuhörern, welche noch nicht reif genug waren, nicht begreiflich machen, oder er ließ ſich, durch das Zuſtrömen ſeiner Ideen, von dem Theile des Syſtems der Elementarkenntniſſe, den er der Folge gemäß eben vortragen ſollte, ableiten, und gerieth auf das, worüber er kurz vorher lebhaft nachgedacht hatte.[26] Eberhard ſoll zuweilen in den Vorträgen an ſeine Zuhörer geſtockt und den Faden nicht ſogleich haben wiederfinden können. Dieß kann ſehr wohl aus der eben angeführten Urſache erfolgt ſeyn. Hingegen pflegte er ſich gern mit Studenten, welche ſich durch Fähigkeit und Fleiß auszeichneten, außer den eigentlichen Lehrſtunden über wiſſenſchaftliche Materien zu beſprechen; er gab ihnen öfter philoſophiſche Aufgaben auf, ſah alsdann ihre Aufſätze durch, unterhielt ſich gern mit ihnen über den Inhalt derſelben, ſo wie auch über andere philoſophiſche Gegenſtände. In ſolcher Unterredung war ſeine Belehrung ſo eindringend als angenehm, und er ward daher als den Jünglingen ungemein verehrt und geliebt, welche er Antheil daran nehmen ließ.

Eberhard verwaltete übrigens das Lehramt, welches er nun einmal übernommen hatte, mit aller Treue. Nicht nur hielt er ſeine Vorleſungen ſehr regelmäßig, ſondern er ſuchte auch auf alle Art ſie ſeinen Zuhörern lehrreich zu machen. Daher gab er, nachdem er einige Jahre lang das Lehren verſucht hatte, zum Behufe ſeiner Vorleſungen verſchiedene Lehrbücher heraus, um dem Faden der Elementarbegriffe der Wiſſenſchaften, ſeinen eigenen Ueberzeugungen gemäß, ſicherer zu folgen. So erſchien (im J. 1787) eine Vorbereitung zur natürlichen Theologie, welche er auch Vernunftlehre der natürlichen Theologie benannte, eine Sittenlehre der Vernunft, (1781, 1786.)[27]) eine Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften (1783, 1786, 1790.) eine allgemeine Geſchichte der Philoſophie, (1788, 1796.) ein kurzer Abriß der Metaphyſik (1794.)

Dergleichen Leitfaden zu Vorleſungen ſind einem Lehrer ſehr nützlich, wenn er kein anderes Elementarbuch vor ſich findet, das ſeiner Gedankenfolge und der Art ſeines Vortrags zuſagt: denn ſonſt verdirbt er leicht die Zeit mit unnützer polemiſcher Widerlegung der Gedanken eines andern Lehrers. Auch dienen ſolche

che Lehrbücher einer großen Anzahl der Zuhörer, welche billig, nach gehörter Vorleſung, ihr ferneres Nachdenken über eine Wiſſenſchaft anfänglich an den Faden des Vortrags ihrers Lehrers anhängen. Wenn nun ein Lehrer ſtirbt und ein anderer will nicht etwa deſſen Lehrbücher zu Leitfaden brauchen, ſo werden ſie bald ganz vergeſſen, oder ihre Titel werden höchſtens, zur Vollſtändigkeit in literariſchen Regiſtern angeführt. Dieß zeigt die unſägliche Menge der ſeit 70 Jahren auf allen Univerſitäten Deutſchlands häufig gebornen und ſehr oft in wenig Jahren wieder abgeſchiedenen Lehrkompendien. Dann werden freylich auch gewöhnlich die einzelnen guten Gedanken und Anſichten vergeſſen, wodurch ſich etwa ein ſolches Lehrbuch von andern unterſcheidet; am meiſten geſchieht dieß, wenn ein neues Syſtem oder eine neue Form des Lehrvortrages aufkommt. Dieß war auch das Schickſal der Lehrbücher, welche Eberhard Amtshalber verfertigte und herausgab.

Kant's Kritik der reinen Vernunft verurſachte wenige Jahre nach ihrer Erſcheinung in allen philoſophiſchen Hörſälen Deutſchlands eine große Erſchütterung. Es iſt wohl kein Zweifel, daß dieſe für die Wiſſenſchaft noch heilſamer hätte werden können, wenn die kritiſche Philoſophie mehr geeignet geweſen wäre, ſich an die vorige Philoſophie anzuſchließen. So manche neue Ideen dieſes berühmten Buchs, welche gewiß reife Betrachtung verdienen, würden ruhiger unterſucht, deutlicher entwickelt, ſicherer gewürdigt worden ſeyn. Es iſt ſehr zu beklagen, daß ſtatt, auf dieſe Weiſe, durch wechſelſeitige Annäherung der Begriffe auf dem Wege zur Wahrheit weiter zu gehen, indem man ſich, über das was zweifelhaft war, gegenſeitig zu verſtändigen geſucht hätte, vielmehr, durch den nur allzubald allgemein gewordenen Fanatismus der Anhänger der neuen Kritik der reinen Vernunft, der Weg dazu gänzlich verſchloſſen ward. Sie behaupteten ohne Scheu: vor Kant ſey gar keine Philoſophie vorhanden geweſen, und es ſollte noch dazu die höchſte Vollkommenheit aller Philoſophie durch die Kritik der reinen Vernunft auf einmal erreicht ſeyn. Nichts außer derſelben ſollte gelten; und doch gedieh es ſehr bald dahin daß Männer, welche anfänglich der Kritik auf's Eifrigſte anhingen, nicht die Ausſprüche derſelben, ſondern ausſchließend nur ihre eigene wollten gelten laſſen, welche ſie nicht einmal zu beweiſen trachteten.[28]) Aber im Anfange war der Enthuſiasmus ſo ſtark, daß jeder auch noch ſo gut motivirte Widerſpruch gegen einzelne Sätze der Kritik für bloßes ſeichtes Gewäſch ausgegeben ward, und es hieß kurzweg, der Gegner verſtehe dieſe Kritik nicht. Freylich war es oft eigene Schuld der Kant'ſchen Schriften, daß offenbare Widerſprüche entſtanden oder doch zu entſtehen ſchienen, neu, weil ihr Verfaſſer ſich, ſelbſt in den ſubtilſten Unterſuchungen, ſo oft dunkel und unbeſtimmt ausdrückte. Aber vorzugeben, daß alle Zweifel der einſichtvollſten Männer nur daher kämen, daß ſie die Sätze der neuen kritiſchen Philoſophie nicht verſtänden, war nur dem früh eingeriſſenen unphiloſophiſchen Fanatismus vorbehalten.

Dennoch dauerte dieſes Unweſen einige Jahre lang. Wenn man auch der Kritik der reinen Vernunft alle mögliche Verdienſte zugeſteht, ſo kann doch kein Unparteyiſcher läugnen, daß die blinde Anhänglichkeit welche keine Gegengründe ſorgfältig erwägen wollte, und zugleich das unbedingte Lobpreiſen, wozu Kant ſelbſt leider! den Ton angab, 20) ſehr unphiloſophiſch war, und wenn nicht Einhalt geſchehen wäre, endlich aller fernern philoſophiſchen Unterſuchung der Gegenſtände der Kritik, ganz ein Ende würde gemacht haben. Hierdurch aber wäre entweder ſtumpfe Gleichgültigkeit eingetreten, oder es wäre der eben ſo ſchädliche, auch jetzt noch unter den neueſten deutſchen Philoſophen, ſich ſo laut zeigende abſprechende Dünkel begünſtigt worden, welcher meint, philoſophiſche Wahrheit gefunden zu haben, ohne ſie beweiſen zu können oder auch nur zu wollen.

Es iſt wohl einzuſehen, daß Unparteylichkeit und Wahrheitsliebe vielmehr erforderten, die neue Kritik nach allen ihren Theilen ſorgfältig zu prüfen und eben ſo ſorgfältig mit dem zu vergleichen was bisher für Philoſophie gegolten hatte, nicht aber bloß bey den Ausſprüchen Kants ſtehen zu bleiben. Durch die Kritik ſollten die Gränzen der Kräfte der menſchlichen Vernunft auf's genaueſte ausgemeſſen, und zugleich ſollte dadurch in der Moral ein neues Licht aufgeſteckt werden. Ob ſie beides wirklich geleiſtet habe, konnte nur durch fortdauernde gründliche Unterſuchungen ausgemacht werden, durch welche überhaupt die Wahrheit nothwendig gewinnen wird und muß.

Eberhard gab zu ſolchen fernern Unterſuchungen Gelegenheit durch zwey von ihm beſorgte nach einander folgende Sammlungen, ein **philoſophiſches Magazin** und ein **philoſophiſches Archiv**, 30) welche mehre Jahre lang fortgeſetzt wurden. Dieß war ein für den Fortgang der Wiſſenſchaft ſehr wohlthätiges Unternehmen: denn es ward in dieſen Sammlungen Anlaß genommen, Gründe und Gegenſtände zu hören und zu erwägen. Da zeigte ſich denn freylich wohl, daß nicht alle vorige philoſophiſche Begriffe zu vertilgen wären, und wenn auch damit noch nicht alle Unterſuchung geſchloſſen war, welches wohl nie geſchehen ſollte, ſo ward doch manches Dunkle mehr erhellet, zum Vortheil der Wahrheit, ohne Rückſicht ob es zum Nachtheil oder Vortheil dieſer oder jener Partey gereiche.

Jetzt da man allenthalben von dem Taumel des

Vorurtheils für die ausſchließende apodiktiſche Gewißheit aller Behauptungen Kant's zurückzukommen anfängt, werden dieſe und ähnliche Sammlungen eben nicht mehr geleſen, und manches was damal unterſucht wurde, iſt jetzt ſchon näher beſtimmt. Aber wir genießen die heilſamen Folgen der Freymüthigkeit, womit Eberhard zuerſt ſich einer unbefugten Alleinherrſchaft in der Philoſophie widerſetzte und auch dadurch vielen andern einſichtsvollen Männern Muth machte, ihre Zweifel gegen die Haltbarkeit mancher Behauptungen der Kritik mit unparteyiſcher Freymüthigkeit laut werden zu laſſen, und ſie mit Gründen zu ſtützen. Dazu gehörte damal wirklich Muth: denn jeder Widerſpruch wider die Kritik ward von den Anhängern derſelben, welche zu der Zeit in manchen viel geleſenen Zeitungen das große Wort führten, mit heftiger Parteylichkeit angefallen, welche oft an Grobheit gränzte, gemeiniglich ohne ſich in ruhige Würdigung der Gegengründe einzulaſſen.

Kant ſelbſt gab leider ein böſes Beyſpiel dieſer Art. In einer Schrift 31) wider eine Abhandlung in Eberhard's philoſophiſchem Magazin behandelte er nicht nur einen Mann von Eberhard's unſtreitigen gelehrten Verdienſten verächtlich, faſt wie einen Schulknaben, ſondern bey ſeiner gewöhnlichen unbeſtimmten oft dunkeln Schreibart verwirrte er ſich dergeſtalt in ſeine eigene Spitzfindigkeiten, daß er bey verſuchter Widerlegung Eberhard's vorgab, „ſeine „Kritik der reinen Vernunft habe *buchſtäblich und „wiederholentlich behauptet,*“ was ſie nie behauptet hat, und auch nie hat behaupten können, da gerade das Gegentheil offenbar ihrem Syſteme gemäß iſt. 32) Dieſer ſonſt ſo ſcharfſinnige Dialektiker gab in der eben gedachten Streitſchrift wider Eberhard einen auffallenden Beweis mancher ihm anklebenden, einem Philoſophen nicht eben rühmlichen Schwächen, welche theils einer ſeiner vertrauten Schüler von ihm berichtet, 33) theils er in ſeinen Schriften von ſich ſelbſt geſteht, nämlich der faſt unglaublichen Schwäche: „daß er bey mündlichem und ſchriftlichem Vor„trage oft nicht wiſſe, *wovon er ausgegangen ſey,* „und fragen müſſe, *wo war ich doch?*“ 34) Eberhard hingegen, man mag nun von ſeinen Widerlegungen der Kant'iſchen Kritik urtheilen wie man will, ſchrieb allemal männlich, deutlich und beſtimmt, wußte gewiß, wovon er mit reiner Wahrheitsliebe ausging und wohin er wollte. Dabey iſt es ihm höchſt rühmlich, daß, obgleich Kant's Anhänger und Kant ſelbſt, ihm faſt beſtändig ſehr unartig begegneten, dennoch ſowohl er, als alle welche in ſeinem philoſophiſchen Magazine und Archive Gründe für und wider philoſophiſche Meinungen vorbrachten, immer in den Schranken eines ruhigen wiſſenſchaftlichen

chen Vortrags bleiben, der weiſen Männern anſtändig iſt.

Indeß ſcheint Eberhard durch das beſtändige Streiten über ſpekulative Materien, welches mit abwechſelndem Erfolge geführt wurde, und oft in unabſehliche Spitzfindigkeiten und Wortſtreite ausartete, nach und nach abgeneigt worden zu ſeyn, ferner Gegenſtänden der bloßen Spekulation nachzuhängen, wenigſtens doch ſich öffentlich darüber herauszulaſſen. Er unternahm nun ein wichtiges Werk anderer Art, wozu nicht weniger philoſophiſcher Geiſt erfordert ward, und welches, wenigſtens unmittelbar, Mehreren nützlicher ſeyn möchte, als Streitigkeiten über transſcendentale Gegenſtände. Dieß war ſein Verſuch einer **allgemeinen deutſchen Synonymik der ſinnverwandten Wörter der hochdeuſchen Mundart**, in ſechs Bänden, welchen er in acht Jahren, von 1795 bis 1802, zu Stande brachte. Dieß iſt ein wahres klaſſiſches Werk, ein Beweis nicht nur vom philoſophiſchen Scharfſinne des Verfaſſers, in der meiſt genauen Entwickelung der Uebereinſtimmung und des Unterſchiedes der Bedeutungen ſinnverwandter Wörter, ſondern auch von ſeiner genauen Bekanntſchaft mit den beſten Schriftſtellern unſrer Nation, durch deren Gebrauch der Wörter er ſeine Entſcheidungen belegt und erläutert. Dieſes Werk allein, wenn es auch nur das Einzige wäre, was er geſchrieben hätte, würde ihm auf immer einen ehrenvollen Platz in der deutſchen Literatur zuſichern.

Im J. 1782 gab er ein Buch heraus, welches er entworfen hatte, lange ehe er ſein Amt in Halle antrat: Amyntor, eine Geſchichte in Briefen. Es verdient noch, und zwar etwas ausführlicher, erwähnt zu werden. Dieſes Buch hate einen ſonderbaren Urſprung. Die Idee dazu faſſte er ſchon während ſeines Aufenthalts zu Charlottenburg, als noch die Ausſicht auf ein Predigtamt in Berlin zu ſeinen nächſten Wünſchen gehörte.

Ich habe oben ſchon erwähnt, daß es den Theologen zu Berlin anſtößig war, ihn faſt immer mit philoſophiſchen Gegenſtänden beſchäftigt, und mehr mit Philoſophen und Weltleuten als mit Theologen umgehen zu ſehen. Die proteſtantiſchen Theologen, und beſonders auch diejenigen welche man zu den freydenkenden zählte, glaubten damal ſie müßten ſich näher aneinander ſchließen, als jetzt wohl gewöhnlich iſt. Außer einigen allgemeinen Vorurtheilen wirkte dabey noch ein beſonderes.

Verſchiedene helle Köpfe in Frankreich, Alembert, Diderot, Voltaire u. a. hatten damal wider manche religiöſe Mißbräuche freymüthig ihre Stimmen erhoben, auch wohl zuweilen allzufreymüthig. Dieſe Männer wurden in Frankreich und auch in Deutſchland von religiöſen Menſchen ſehr gehaſſet, 35) und da ſie in Frankreich ſchimpfweiſe la Secte des Philoſophes genannt wurden, ſo zog dieß auch in Deutſchland den Philoſophen einen Geruch der Ketzerey zu, als verwürfen oder verachteten ſie alle poſitive Religion. Auf Eberhard fiel auch ein Theil dieſes Verdachts, weil er unparteyiſch war, weil er in ſeiner Apologie des Sokrates Marmontel's Beliſaire gelobt hatte, welches Buch in Paris zu den Früchten der Sekte des Philoſophes gerechnet ward, und weil er, ſelbſt an Voltaire, welcher damal von den Theologen unbeſchreiblich gehaßt wurde, das Liebenswürdige nicht verkannte. 36) Der unbillige Verdacht wider ihn konnte ihm keinesweges verborgen bleiben. Er ſagte einſt zu mir, halb im Scherze, aber etwas empfindlich über ungerechte Vorwürfe: „Ich „werde müſſen etwas aſcetiſches ſchreiben, damit die „Herren nicht ferner glauben, ich gehöre zu den franzöſiſchen Philoſophes."

Von der andern Seite hatte er vermittelſt ſeiner genauen Verbindung mit dem Staatsminiſter von der Horſt, in deſſen Hauſe er täglich war ſo lange er in Berlin wohnte, ſehr viel unter Leuten von Stande gelebt. Er hatte ihre gute und ihre ſchwache Seite kennen lernen, beſonders auch kannte er ſehr wohl die Neigung vieler unter ihnen zu einer leichtſinnigen franzöſiſchen Weltphiloſophie, wobey man allen Lüſten fröhnen kann, wenn dieſe nur innerhalb der Schranken einer gewiſſen Lebensart bleiben, welche man in der großen Welt die feine und auch wohl die gute nennt, obgleich zuweilen etwas uneigentlich. Eberhard hatte die Grundſätze dieſer unechten Weltphiloſophie genugſam kennen lernen, und ſie auch nicht ſelten in Geſellſchaft vornehmer Weltlinge mündlich mit eben der edeln Freymüthigkeit beſtritten, womit er die unechten Lehren widerlegte, welche von manchen Theologen für wahr angenommen wurden. Freylich hatte er dadurch eben nicht mehr erlangt, als daß die gens du grand ton die Achſeln zuckten, beklagend, daß dieſer Mann, den ſie vorher nur als einen, von aller Pedanterie entfernten, ſehr angenehmen Geſellſchafter hatten kennen lernen, doch im Grunde gar zu ſehr den Geſinnungen eines Geiſtlichen anhinge. Die Theologen im Gegentheil hatten die Meinung von ihm, er ſey viel zu weltlich geſinnt, welches ihm auch genugſam zu verſtehen gegeben ward. So mißfiel er zweyen entgegengeſetzten Parteyen: das gewöhnliche Schickſal derer, welche nicht durchaus einſeitig geſinnt ſind.

Indeß hielt er es der Beförderung guter Geſinnungen ſehr zuträglich, die leichtſinnigen Grundſätze vieler vornehmen und ſonſt auch gebildeten Perſonen einer nähern Unterſuchung zu unterwerfen. Dieß ſollte in einer Schrift geſchehen, ſo verfaſſet, daß ſie Leute von Stande und guter Bildung nicht ungern leſen möchten, damit durch den Inhalt deſto eher Wirkung erwartet werden könnte. Er ſchrieb kein aſcetiſches Buch, ſondern etwas beſſeres. Er entwarf eine einfache Geſchichte, worin **Amyntor**, ein verabſchiedeter Hofmann, der ſich auf ſein Landgut zurückziehet, die Hauptperſon iſt. Nebenperſonen ſind, ſeine würdige Mutter und eine gebildete wohlgeſinnte Freundinn, **Philarete**, ein bejahrter Freund, **Philokles** und ein jüngerer Freund, **Hedion**. Der letztere iſt ganz den Zerſtreuungen der großen Welt ergeben, und Amyntor ſucht ihn davon zurück zu ziehen. Dieſe und andere Perſonen eröffnen in Briefen aneinander ihre Gedanken über verſchiedene Gegenſtände, jede nach ihrem beſondern Charakter, wodurch der Verfaſſer nach und nach ſeine eigene philoſophiſch-religiöſe Geſinnungen zu entfalten und zu begründen weiß; ohne trockne Argumentation. Die Geſinnungen im Amyntor, in dieſem Buch, das mehre Jahre nach der **neuen Apologie des Sokrates** erſchien, fanden auch bey eben den Theologen viel Beyfall, welche vorher an Eberhard's Rechtſinnigkeit gezweifelt hatten, welche ihnen zum Predigtamte ſo unentbehrlich ſchien. Freylich ward ihm der ſpäte Beyfall dieſer Theologen, erſt zu einer Zeit, wo ihre Meinung von ſeiner Rechtſinnigkeit ihm gleichgültig ſeyn konnte! 17)

Den moraliſchen Zweck dieſes Buches auch abgerechnet, gehört es zu den beſten proſaiſchen Schriften in unſerer Sprache. Kunſtloſe, ſimple, klare und gefällige Schreibart, und eine gewiſſe ernſte Ruhe in den Betrachtungen, iſt verbunden mit feiner Kenntniß der Welt und des menſchlichen Herzens, welche nur durch langen Umgang mit gebildeten Perſonen verſchiedener Stände kann erlangt werden, mit Beleſenheit in den beſten Schriften aller Nationen, und dieſe nicht mit Anmaßung dargeſtellt, ſondern nur in einzelnen Bemerkungen durchſchimmernd. Wir intereſſiren uns für die verſchiedenen Charaktere und werden unvermerkt belehrt, indem wir faſt meinen, der Verfaſſer habe uns nur unterhalten wollen.

Unter den auftretenden Perſonen iſt auch (S. 117, 118, 119,) **Theophron**, ein Geiſtlicher, bey welchem zu dem einem Geiſtlichen anſtändigen „Ernſt, „ſich Gefälligkeit, Heiterkeit des Witzes, Anmuth „der Sitten, Kenntniß der Welt in dem großen „Verſtande des Worts, nebſt geiſtreicher Munterkeit „des Scherzes geſellten, ein angenehmer und nützli„cher Geſellſchafter wegen ſeiner Kenntniſſe und ſeiner „Bekanntſchaft mit dem Fortgange der Wiſſenſchaf„ten." — Wahrlich ein ſolcher Theophron war Eberhard! Er hatte ſich ſelbſt geſchildert ohne es zu wiſſen.

Ein anderes beträchtliches Werk, hauptſächlich zum angenehm unterrichtenden leſen gewidmet, gab er in den Jahren 1803 bis 1805 in vier Bänden heraus, unter dem Titel: **Handbuch der Aeſthetik** für gebildete Leſer aus allen Ständen; in Briefen. Er macht, Th. 1. S. 10. die richtige Bemerkung: daß „ſich unſre Kunſtphiloſophen gröſtentheils in den leeren Räumen der Spekulation bewegen, und daß ſich jeder für ſeine eigene Manier eine neue Kunſtphiloſophie ſchaffe.“ Dieſe Kunſtphiloſophieen, welche außerdem noch, wie ſo viele andere Philoſophieen, ſehr vergänglicher Natur ſind, kommen in der That nur ſelten bis zu gebildeten Perſonen, die nicht Philoſophen von Profeſſion ſeyn mögen, und wirken ſehr wenig zu wahrer Empfindung des Schönen, weder in den redenden noch in den bildenden Künſten. Beſſer wird dieſes Handbuch auf Leſer aller Art wirken können. Ohne in ſyſtematiſche Schranken eingezwängt zu ſeyn, enthält es deutlich gefaßte Begriffe, meiſt geiſtvoll zergliedert. Durch die gefällige Briefform und durch Abwechſelung der Gegenſtände wird das Leſen noch angenehmer, ſo wie auch durch die beſondere Gabe des Verfaſſers, das Unbekannte vermittelſt des Bekannten zu entwickeln und es durch lehrreiche Beyſpiele aus den beſten Schriften des Inlandes und Auslandes deutlicher zu machen. Dieſes Werk iſt eine wahre Bereicherung unſerer Litteratur.

Sein letztes Unternehmen war ein Werk betitelt: Der Geiſt des Urchriſtenthums, ein Handbuch der Geſchichte der philoſophiſchen Kultur für gebildete Leſer aus allen Ständen: in Abendgeſprächen. 10) Des Chateaubriant halb myſtiſches und doch übermäßig gerühmtes Buch: le Genie du Christianisme gab ihm Veranlaſſung dazu. Er wollte das Chriſtenthum auf einer andern und viel vergünſtigern Seite zeigen. Seine Hauptidee dabey iſt die Vorausſetzung: „Daß ſich in dem „Chriſtenthume, bey ſeinem Urſprunge, die Kultur „des griechiſchen Sinnes und der morgenländiſchen „Geſinnung vereinigt habe.“ Ich ſage die Vorausſetzung; denn mit ſo vielem Scharfſinne und Gelehrſamkeit auch Eberhard dieſen Satz zu beweiſen geſucht hat, ſo möchte es doch wohl nicht hiſtoriſch ganz zu beſtätigen ſeyn, daß beym Urſprunge des Chriſtenthums, d. h. in den Reden Jeſu und der Apoſtel, (wie es Eberhard ſelbſt näher beſtimmt,) eine ſolche Vereinigung Statt gefunden habe. Sicherer iſt zu beweiſen, daß die griechiſche neuplatoniſche Philoſophie, vereinigt mit morgenländiſcher erhöheter Einbildungskraft, auf die weitere Ausbildung der kirchlichen Lehren einen wichtigen Einfluß gehabt hat, welchen der Verfaſſer auch mit ſo vieler hiſtoriſchen Kenntniß als Beurtheilungskraft ſchildert.

Selbſt wenn man den Reſultaten ſeiner Unterſuchungen nicht ganz möchte beyſtimmen könnte, beſonders denen über die früheſte Zeit, ſo iſt doch ſchon ſein weitumfaſſender Ueberblick des Ganges der philoſophiſchen Kultur in Griechenland und im Oriente, als ein kurzer pragmatiſcher Abriß der Geſchichte der Philoſophie Leſern lehrreich, die nicht gerade Gelehrte von Profeſſion ſind; und für ſolche lehrreich zu ſchreiben iſt doch auch ſo nützlich als rühmlich. Die Klarheit und Würde der Schreibart erhöhet noch den Werth. Die Einkleidung in Reden, welche in einer geſchloſſenen Geſellſchaft vertrauter Freunde gehalten werden, in Abendgeſellſchaften geiſtreichen Belehrungen gewidmet, iſt eine Art von dramatiſcher Vorſtellung, welche **Eberhard**, wie ich oben ſchon bemerkt habe, gern anwendete; doch iſt ſie hier weniger dramatiſch als in ſeinen andern Schriften.

Es verdienen noch verſchiedene kleine Schriften erwähnt zu werden, welche er von Zeit zu Zeit herausgab. Darunter iſt hauptſächlich zu bemerken, ein **Leben Leibnitz'ens**, mit eben ſo viel philoſophiſchem Geiſte als hiſtoriſcher Kraft, geſchrieben, welches faſt gar nicht bekannt ward, weil es nur in einer, von einem höchſt mittelmäßigen Kopfe, ohne Beurtheilung, veranſtalteten Sammlung von Lebensbeſchreibungen 39) gedruckt iſt. Ferner ſind zu bemerken: eine durch die franzöſiſche Revolution veranlaßte **Schrift über Staatsverfaſſungen und ihre Verbeſſerungen**, 40) mit Klarheit und philoſophiſcher Gründlichkeit geſchrieben, und zwey Schriften bey Gelegenheit des Streits wegen des Atheismus, deſſen Hr. Prof. Fichte im J. 1798 beſchuldigt ward. 41) letztere ſind Gelegenheitsſchriften, worin Eberhard bedacht war, mit Gründlichkeit und ohne alle gehäſſige Beſchuldigung, die ſtreitigen Punkte durch philoſophiſche Auseinanderſetzung in ein helleres Licht zu ſtellen, und zugleich, durch genauere Beſtimmung der Begriffe, einen lobenswürdigen Verſuch machte den heftigen Streit zu vermitteln.

Auch gehören dahin einige intereſſante kleine Aufſätze, (welche in Zeitſchriften 42) zerſtreut ſind,) deßgleichen eine beträchtliche Anzahl vorzüglich intereſſanter und lehrreicher Recenſionen in der Allgemeinen deutſchen Bibliothek, woran er viele Jahre lang Mitarbeiter war. 43) Ihr Charakter iſt Gründlichkeit, Freymüthigkeit und ruhige Unterſuchung, ganz in der, dieſem edlen Schriftſteller ſo eignen auserleſenen doch ungeſchmückten Schreibart. 44)

Eberhard ward am 21ſten November 1786 in dieſe Akademie als auswärtiges Mitglied aufgenommen, zugleich mit den berühmten Gelehrten, Bonnet, Born, Condorcet, Forſter Vater und Sohn, Heyne, Kant, Volta und Wieland. Im J. 1778, als er nach Halle befördert ward, kam ihm die dortige philoſophiſche Fakultät mit dem Diplom als Doktor der Philoſophie und Magiſter der freyen Künſte entgegen. Im J. 1805. verlieh ihm der König, nebſt einer Gehaltsvermehrung, zugleich mit ſeinen berühmten Kollegen Nöſſelt und Wolf den Titel als Geheimerrath. Im J. 1808 erklärte ihn die theologiſche Fakultät zu Halle, am Feſte der Wiederherſtellung der Univerſität, zum Doktor der Gottesgelahrtheit. Dieſe höchſte Würde in der Gottesgelahrtheit erhielt er in Rückſicht auf ſeine neue Apologie des Sokrates und auf ſein letztes Werk von dem Urchriſtenthum, er, den man in Rückſicht auf das erſte Buch nicht würdig hielt Prediger zu bleiben. So ändern ſich die Anſichten der Dinge in ſechs und dreißig Jahren! Und Eberhard ſelbſt hatte durch die edle Freymüthigkeit, womit ſein erſt gedachtes Buch geheiligte Vorurtheile bekämpfte, den erſten Anſtoß zu ſolcher wohlthätigen Veränderung gegeben.

Im J. 1778 heurathete er ſeine jetzige Wittwe, geborne Conrad. Dieſe Ehe iſt ohne Kinder geblieben.

Eberhard weihete ſein ganzes leben den Wiſſenſchaften bis zu ſeinem Tode, welcher am 6ten Jänner 1809 in ſeinem noch nicht geendigten 70ſten Jahre unvermuthet erfolgte. Er hatte zwar ſchon vorher verſchiedene Beſchwerden des Alters empfunden, beſonders eine Schwäche der Augen, die er bey Kerzenlichte wenig brauchen konnte, und daher Abends ſich mußte vorleſen laſſen; aber nie war er bettlägerig geweſen, nie hatte er ſeine Vorleſungen, welche er überhaupt beſtändig mit großer Ordnung und Treue hielt, unterbrechen dürfen. Noch am Abende des 5ten Jänners hatte er ſich mit einem franzöſiſchen Wundarzte, einem gebildeten Manne, über die deutſche Literatur, und beſonders über die Leibnitz'iſch-Wolf'iſche Philoſophie ſehr lebhaft bis nach 10 Uhr unterhalten. Er legte ſich froh und geſund zu Bette, empfand in der Nacht Beſchwerlichkeit des Athemholens, und verſchied früh um 7 Uhr. So ſtarb er einen glücklichen Tod, jedem Alten zu wünſchen der wohl gelebt hat, in völliger Stärke ſeiner Geiſteskräfte bis zuletzt, ohne langes Leiden, ohne Verboten des Todes.

Eberhard beſaß weitläufige und gründliche gelehrte Kenntniſſe, beſonders in dem ganzen Umfange der Philoſophie, in der alten und neuen Geſchichte, auch in der Kirchengeſchichte und gelehrten Geſchichte. Er hatte eine unglaublich ſtarke Beleſenheit in Büchern aller Art, ohne daß dadurch je, weder ſeine Beurtheilungskraft noch ſein guter Geſchmack wäre gefährdet worden. Er wußte den Werth wiſſenſchaftlicher Schriftſteller mit Verſtande zu würdigen; die Werke der ſchönen Künſte, beſonders die Dichter aller Nationen wirkten lebhaft auf ſeine Einbildungskraft und auf ſein Herz: daher beſchäftigten auch mehre ſeiner Schriften Verſtand und Einbildungskraft zugleich. Er liebte ſehr die Muſik, und war praktiſch darin erfahren, wie auch verſchiedene intereſſante einzelne Aufſätze von ihm über muſikaliſche Materien bezeugen. 43) Seine deutſche Schreibart war durchaus verſtändlich, angenehm, geiſtreich, leicht im Periodenbau, anmuthig durch Abwechſelung und Kraft der Beyſpiele, lehrreich durch lichtvollen Vortrag der Beweisgründe; ſie war muſterhaft ſchon zu einer Zeit, da die Kraft einer beſſern Schreibart noch nicht ſo allgemein gefühlt ward als jetzt. 40) Der gelehrten Sprachen war er mächtig, und verſtand ſehr wohl das Engländiſche, Holländiſche und Italiäniſche; Franzöſiſch ſprach er, ſchon von ſeinen Jünglingsjahren dazu gewöhnt, ſehr fertig, und ſchrieb in dieſer Sprache ſo richtig und zierlich, daß ſelbſt gebildete geborne Franzoſen verſicherten, in ſeinen franzöſiſchen Aufſätzen kaum irgendwo den Ausländer bemerkt zu haben.

Seine gelehrten Kenntniſſe wurden erhöhet, wohl angewendet, veredelt, durch die herrlichſten Geiſtesgaben, durch lebhafte Einbildungskraft, durch ein weitumfaſſendes Gedächtniß, hellen Verſtand, vorzüglichen Scharfſinn, heitern Witz, welcher ſich in ſeinen angenehmen Unterhaltungen noch mehr zeigte als in ſeinen Schriften. Hiermit war verbunden eine unerſchütterliche Wahrheitsliebe und ein unermüdeter Fleiß. Er ward von ſeinen gelehrten Zeitgenoſſen hochgeſchätzt, aber er gehört, meines Erachtens, zu den wenigen Gelehrten, deren Verdienſte um Wahrheit und Aufklärung größer ſind als ihr gelehrter Ruhm. Seine geſelligen Tugenden ſtanden mit ſeiner Gelehrſamkeit im ſchönſten Verein. Er war ſeinen Freunden höchſt ergeben,[47] billig gegen ſeine Feinde und Gegner, mild in Sitten, beſcheiden, ſtandhaft in Vertheidigung der Wahrheit und des Rechts, ernſthaft, wo Ernſt nöthig war, ohne Feyerlichkeit, heiter in froher Geſellſchaft ohne je aus den Schranken zu treten. Einer ſeiner Kollegen, welcher ihn genau kannte, (denn er war zwanzig Jahre lang Eberhard's Freund), ſagt von ihm: „Selten ſind die Gelehrten, die bey dem weitem Umfange der Kenntniſſe und bey der ungewöhnlichen Tiefe des Wiſſens, ſo ſehr im edelſten Sinne des Worts Menſchen geblieben. Selten ſind die Beyſpiele von ſo großen Talenten, mit ſolcher Einfachheit der Sitten, ſo viel Liebenswürdigkeit und Sanftmuth, mit ſo großer Kraft, wo ein ſo vorzüglicher Geiſt mit einem ſo edlen Herzen verbunden iſt.“[48] Beſſer weiß ich nicht auszudrücken, was Eberhard als Menſch war.

Anmerkungen.

S. 5. (1) Meuſel im **gelehrten Deutſchland**, giebt das Jahr 1738. als Eberhard's Geburtsjahr an. Aber das Kirchenbuch der Martinikirche zu Halberſtadt zeugt für das Jahr 1739.

S. 5. (2) Eberhard's Vater hat verſchiedene kleine Schriften geſchrieben, doch ohne ſeinen Namen zu nennen. In den Jahren 1747. und 1748. verfaßte er die politiſchen Artikel der damal herauskommenden **Halberſtädtiſchen Zeitung.**

S. 6. (3) Das theologiſche Seminarium war bloßen aſcetiſchen Uebungen gewidmet, ja! — ſollte man es glauben, — in demſelben wurden, auf Breithaupt's Anordnung nach katholiſcher Weiſe, täglich horas canonicas gehalten, weil die Einkünfte eines ehemaligen Kloſters dem Seminarium waren zugeeignet worden. Man ſ. **Hofbauer's Geſchichte der Univerſität zu Halle**, 1805. 8. S. 277.

S. 6. (4) Semler verordnete im theologiſchen Seminarium Vorleſungen über die griechiſchen und römiſchen Schriftſteller. Man ſ. **Hofbauer** a. a. O.

S. 9. (5) J. A. Erneſti erzählt in ſeiner **neueſten theolo. Bibliothek**, in des erſten Bandes 4tem Stück: (Leipzig 1771. 8.) Seite 306 von ſich ſelbſt: „Als wir auf die „Univerſität zu Wittenberg kamen, und zum erſtenmale „den ſel. D. Wernsdorf ſahen, und er uns über unſere „Studia befragt hatte, ſagte er: nun ſo kann was rechtes „aus ihm werden, wenn er will!“ Erneſti ſetzt hinzu: „Der alte Reichshofrath Berger ſagte: wenn ein junger

„Menſch rechte humaniora hat, recht griechiſch und lateiniſch gelernt hat, ſo iſt er in alle Sättel gerecht, und „er kommt gut zu rechte, er mag ſich machen, an „was er will. Wenn's aber da fehlt, ſo bleibt er ein „Stümper, weil er lebt, und alles, was er macht „wird Stümperey" In eben dieſer neueſten theol. Bibl. Bd. 3. St. 4. S. 379 indem von denjenigen, welche in der Theologie philoſophiren wollen, die Rede iſt, wobey E. beſonders von unſerm Eberhard ſehr verächtlich ſpricht, drückt er ſich über philoſophiſche Betrachtungen des kirchlichen Lehrbegriffs folgendermaßen aus „Die meiſten Leute „denken dabey nichts, und es iſt bey dieſem metaphyſiſchen Krame keine Gewißheit. Wenn man mit „einem Theologo zu thun hat, und für Chriſten ſchreibt, „muß man bey der Schrift und der Auslegung bleiben. „Damit kommt man auf beiden Seiten am beſten fort: und „es iſt der beſte Pfropf, damit man die Mäuler „ſtumm machen kann" So ſchrieb Erneſti deutſch!

S. 9. (6) Man ſ. wie Leſſing über J. A. Cramer's damal ſo geprieſene Schreibart urtheilte, in den **Briefen die neueſte Literatur betreffend**, Th. 3. S. 54. und Th. 6. S. 316, wo er ſie in in ihrer wahren armſeeligen Geſtalt darſtellte.

S. 10. (7) Als Prediger bey dem Arbeitshauſe bekam Eberhard, nebſt freyer nicht ſehr geräumiger Wohnung und freyem Holze und Lichte, jährlich funfzig Thaler baar, und etwas weniges an Fleiſch und Brot. Als Prediger zu Stralow, war das Fixum ſeines jährlichen Gehalts 8 Thaler, ſchreibe acht Thaler. Nach einiger Zeit als ſich die Einkünfte der Kirchenkaſſe dieſes kleinen Dorfs, (welches nur eilf Feuerſtellen enthält,) vermehrten, erhielt er acht Thaler Zulage, jedoch nur ſo lange die Kirchen-Kaſſe es würde tragen können; daß die Accidenzen des Predigers in dieſem kleinem Fiſcherdörfchen höchſt unbeträchtlich geweſen ſeyn müſſen, iſt leicht zu erachten. Man hat mir verſichert, unter dem wichtigen Fixum, von acht Thalern jährlich, wären ein Paar Stiefeln begriffen, welche die Gemeine zu Stralow verbunden geweſen, ihrem Prediger alle zwey Jahr zu liefern, wegen des weiten Weges bis an den Ort, wo die Gemeine verbunden iſt ihren Prediger mit einem Kahn abzuholen. Das Paar Stiefeln wäre aber vor undenklichen Zeiten mit einem Thaler zu Gelde angeſchlagen worden; dergeſtalt, daß der Prediger **jährlich anſtatt Eines Stiefels** 12 gGr. erhält. Eberhard's Nachfolger erhielt wirklich nur das Fixum von 8 Rthlr., **ohne Zulage**, welche wegen des damaligen traurigen Zuſtandes der Kirchenkaſſe nicht aufzubringen war, auch predigte derſelbe nur alle 4 oder 5 Wochen, und ſuchte dieß Amt niederzulegen, ſobald er konnte. Selbſt noch jetzt iſt das jährliche Fixum des Predigers mehr nicht als 8 Rthlr.; doch hat er, nachdem die Kirchenwieſe theurer verpachtet worden, noch 16 Thaler Zulage, doch, wohl zu verſtehen, — nur ſo lange es die Kirchenkaſſe tragen kann —, dabey aber noch vierzehn Thaler Zulage aus der Magiſtratskämmerey zu Berlin, in allem 38 Thaler an beſtimmten Einkünften. Der Küſter in Stralow, welcher ſonſt jährlich 5 Thaler bekam, hat jetzt wirklich ein Fixum von acht Thalern. Merkwürdig iſt, daß bey entſtehenden Vakanzen es nie an Leuten gefehlt hat, welche die Stelle eines Predigers oder Küſters zu Stralow geſucht haben. Es iſt übrigens ein Glück für die Kaſſe der Kirche zu Stralow, wenn ſie einen ſchon ordinirten Prediger bekommt: denn wenn zum Prediger in Stralow, für das jährliche Gehalt von 8 Rthlr., ein noch nicht ordinirter Kandidat erwählt wird, ſo koſtet die Ordination 12 Rthlr. 16 Gr., welche ihm die Kirchenkaſſe wiedererſtatten muß, und billig, da dieſe Koſten mehr als ein einjähriges Fixum betragen!

§. 11.

S. 11. (8) Semler hatte in dem J. 1765 und 1766, eben als Eberhard nach Berlin kam, ſeine Inſtitutio brevior ad liberalem eruditionem theologicam herausgegeben. Im Jahr 1767 erſchien ſeine Apparatus ad liberalem N. T. interpretationem, und von 1767 bis 1769 erſchienen ſeine vortreffliche Hiſtoriae eccleſiaſticae ſelecta capita, im J. 1771 ſeine Commentarii hiſtorici de antiquo chriſtianorum ſtatu, in den J. 1771 und 1772 ſeine Abhandlungen über freye Unterſuchung des Kanon, nebſt mehrern andern freymüthigen Schriften.

S. 14. (9) Ich darf mir einigermaßen zueignen, daß ich zu Eberhard's Buche Gelegenheit gab: denn ich erhielt aus Holland Hofſtede's Buch in der Originalſprache, noch ehe es in's Deutſche überſetzt ward, nebſt allen in Holland darüber gewechſelten Streitſchriften, und theilte ſie meinem Freunde mit, als Stoff zu unſern gewöhnlichen wöchentlichen mündlichen Unterhaltungen.

S. 14. (10) Man ſehe Eberhard's neue Apologie des Sokrates 1ter Band (3te Auflage 1788.) S. 222.

S. 18. (11) Man ſ. in Erneſti's neuer theol. Bibliothek Bd. IX. St. 6. S. 509. die weitläuftige durchaus beyfällige Anzeige der ſo ſinnloſen als hämiſchen Cenſure de la Faculté de Theologie de Paris contre Beliſaire. Erneſti urtheilt zuletzt davon S. 521.: „Obgleich in dieſer Schrift „zuweilen etwas vorkommt, das nach den Lehrſätzen der „römiſchen Kirche ſchmeckt; ſo können wir ſie doch zu leſen „empfehlen, zumal jungen Gelehrten, um daraus „zu lernen wie man Schriften ſolcher Art, als der „Beliſaire iſt, prüfen und analyſiren, das Zweydeutige, Betrügeriſche und Falſche entdecken und zeigen „ſolle.“ Man möchte ſeinen Augen nicht trauen, wenn man ſiehet, daß vor nicht mehr als 40 Jahren ein Mann wie Erneſti, der für aufgeklärt galt, über ein ſchätzbares Buch und über ein ſeelenloſes pfäffiſches Verdammungsurtheil dawider, ſo ganz widerſinnig urtheilte.

S. 19. (12) Erneſti hob ſein Urtheil über Eberhard's Apologie des Sokrates folgendermaßen an: „Die Heiden haben „ſeit einigen Jahren **viel Freunde** erhalten: das ſind nicht „eben ſolche, die **ihre Schriften leſen**, und zu dem Ende die **griechiſche und lateiniſche Sprache fleißig** „**lernen**, um ſie zu verſtehen, und ſich **nach dieſen** „**Muſtern bilden zu können.** Dieſe Freunde gönneten „wir ihnen, und wir wünſchten, daß ſie deren **recht viel** „hätten, aber **nein**, die **Zahl dieſer Freunde nimmt** „**immer mehr ab** als zu. Doch die Freunde, die „wir verſtehen, meinen es mit den **guten Heiden** „noch beſſer als jene: denn ſie, — (Erneſti der unbeſchreiblich ſchlecht deutſch ſchrieb, will **jene** andeuten,) — ſind nur für ihre Ehre. Aber die, welche wir „meinen, gehen weiter; ſie ſuchen ſie auch **in den Himmel zu bringen**, und das iſt **auch** eine Frucht der jetzo „**ſehr Mode gewordenen Menſchenliebe**; ein Charakter eines Menſchenfreundes. Unter dieſe Heidenfreunde „gehört auch der durch ſeinen ſüßen Beliſaire unter den ſchönen Geiſtern vor einigen Jahren ſo berühmt gewordene „Marmontel. Man würde wohlgethan haben, wenn man „darüber keinen Krieg angefangen und gethan hätte, **als** „**wüßte man nicht, was er für die Heiden darin geſagt hätte.** Denn er würde damit gewiß keinen oder „wenige ſeiner Leſer **verführt** haben, und das Buch würde ſchon in die Vergeſſenheit gekommen ſeyn, nach welchem ohnedem jetzo nicht leicht jemand fragt: dahingegen, „durch den Streit darüber, ſeine Bewunderer auch für „dieſen Punkt mehr eingenommen, und eifriger geworden „ſind, und eine Menge Schriften veranlaſſt worden iſt, „welche in mancherley Betrachtung **von übler Wirkung** „geweſen ſind.“ (Man ſ. Erneſti neueſte theol. Bibliothek

Bd. 2. St. 7. (Leipz. 1773.) S. 621. Soll man ſich mehr verwundern oder mehr ſchämen, daß ein gelehrter Mann eben ſo eng in ſeine dogmatiſche Theologie als in ſeine klaſſiſche Philologie eingepanzert, allen Sinn für geſunde Vernunft ſo ganz verloren hatte, daß er öffentlich erklärte, es werde von **übler Wirkung** ſeyn, daß **Menſchenliebe Mode werde**, beſonders diejenige, welche die tugendhaften Heiden nicht ewig in der Hölle wollte braten laſſen, und daß eben dieſer gelehrte Mann es zugleich doch für ſehr erſprießlich hielt, **die Schriften dieſer Verdammten zu leſen, um ſich nach ihren Muſtern zu bilden!**

S. 19. (13) Man ſ. Erneſti neueſte theol. Bibl. Bd. 2. S. 635. Kurz vorher S. 630, wo er ſo nachſichtig Eberhard'en zugiebt, „daß Gott an den **obgleich unvollkommenen** „Tugenden der **Heiden** möge Gefallen haben." Aber, ſetzt er hinzu: „damit iſt immer noch nicht ausgemacht, „ob ſie ihm auch in ſoweit, **ihrer Mangelhaftigkeit** „**ungeachtet**, die Seeligkeit des andern Lebens geben kann „und will. Darüber müſſen wir **Gottes Erklärung** „haben." Dieſe **Erklärung Gottes** ſollte nun allerdings nur durch **Exegeſe**, d. h. **grammatiſch** geſucht werden!

S. 20. (14) Man ſ. Semler's hiſt. und kritiſche Sammlung über die ſogenannten Beweisſtellen in der Dogmatik. St. 1. Halle 1764. 8. S. 416. und deſſen Abhandlungen über die rechtmäßige Freyheit der akademiſchen theologiſchen Lehrart. (8. Halle 1771.)

S. 21. (15) Vielleicht den ſo ſanftmüthigen als tiefſehenden und im beſten Sinne freydenkenden **Dietrich** nur allein ausgenommen.

S. 22. (16) Man ſ. auch meine Vorrede zum CVten Bde der Neuen A. D. B. S. XV.

S. 22. (17) Man ſ. meine Anekdoten vom K. Friedrich II., Vtes Heft. S. 110. ff.

S. 25. (18) Man ſ. die **Berliniſche Monatſchrift**, Jänner 1791. S. 36. ff. Leſſing's vielen Leuten unerklärliches Betragen in Abſicht auf theologiſche Orthodoxie wird auch begreiflich aus einem Briefe an ſeinen Bruder, deſſen Inhalt in **Leſſing's Leben** (Th. 1. S. 351.) zu finden iſt. Er ſchreibt: „**Darin ſind wir einig, daß unſer altes „Religionsſyſtem falſch iſt;** — aber ich weiß kein „Ding in der Welt, in welchen ſich der menſchliche Scharfſinn mehr gezeigt und geübt hätte als an ihm." Nun wollte er, daß die neuern Heterodoxen, welche er eigentlich für **Skoliodoxen** hielt, es mit mehr Scharfſinn angreifen ſollten, und bot deshalb ſeinen eigenen Scharfſinn auf, das alte Syſtem in einem günſtigern Lichte zu zeigen als es verdient, die widrige Seite hingegen zu verbergen. Was ich damal an Leſſing über die Unbilligkeit und Schädlichkeit dieſer Neckereyen ſchrieb, beſonders auch in Abſicht auf Eberhard's **neue Apologie des Sokrates** findet man in meiner Correſpondenz mit Leſſing. Man ſ. **Leſſing's Werke** XXVIIter Bd. Neue Auflage 1809. S. 439 bis 444.

S. 26. (19) Man ſ. **Leſſing's Geſchichte und Litteratur 1ſter Beytrag.** (Braunſchweig 1793. gr. 8. S. 200. ff.)

S. 26. (20) Man ſ. Platonis opera. T. IV. (Biponti 1783.) S. 169. Eberhard hätte, gegen Leſſing's witzigen Einfall, auch noch wohl können bemerklich machen, daß eine Meinung welche Platon dem Sokrates in den Mund legt, deßwegen nicht ausdrücklich für einen Satz gelten müſſe, von welchem Sokrates ſelbſt ausſchließend wäre überzeugt geweſen, und woran zu zweifeln, in einer **Apologie des Sokrates** gar nicht dürfe gewagt werden. Bekanntlich erzählt ſchon Diogenes von Laerte: Sokrates, nachdem er Platon's Geſpräch Lyſis vorleſen gehört, habe ausgerufen: „Wie viel hat der junge Menſch mir angedichtet!" (Man ſ. Diog. Laert. Lib. III. l. 24.) Es iſt ja auch ſehr deutlich zu bemerken, in wie viele ſpitzfindige Theorieen Platon oft eingehet, welche mit dem gar nicht übereinſtimmen, was wir von Sokrates dem ſchlichtem geſundem Verſtande angemeſſenem Vortrage wiſſen. Selbſt Xenophon war ſchon der Meinung, daß Platon des Sokrates Philoſophie mit der Pythogoräiſchen vermiſcht habe. (Man ſ. Xenophon's Brief an Aeſchines, in Xenophontis Opera cura Thiemii Lips. 1764 Vol. IV. S. 671.) Man kann dieſes bemerken, ohne von der Hochachtung für den göttlichen Platon das geringſte nachzulaſſen, oder zu behaupten, daß Sokrates letzter Zweck von dem des Platon verſchieden geweſen, obgleich dieſer auf einem ganz andern Wege fortging. (Man ſ. auch Eberhard's kurzen Aufſatz: **über den Zweck der Philoſophie des Platon**, in den neuen vermiſchten **Schriften**, Halle 1788. 8. S. 350.) Eine andere Frage möchte ſeyn, ob nicht Platon den Zweck den er mit Sokrates gemein hatte ſicherer würde erreicht haben, wenn er weniger zu transſcendenten Spekulationen übergegangen wäre. Man kann Sokrates und Platon gleich ehren, und doch beide wohl unterſcheiden, indem man den Sokrates des edlen Xenophon, der ſich nie bis zu myſtiſchen Spekulationen verſteigt, dem des Platon vorzieht, der gewiß oft nur der mit Phantaſie philoſophirende Platon iſt, nicht der Sokrates, welcher die Philoſophie vom Himmel auf die Erde zog.

S. 69. (21) Man ſ. **Eberhard's Allg. Theorie des Denkens und Empfindens.** Neue Auflage (Berlin 1786. 8.) S. 35. 44. 169. 193.

S. 70 (22) An nicht wenigen unmäßigen deutſchen Philoſophen, welche ſich in der ſpekulirenden Phantaſie dergeſtalt berauſchten, daß alle deutliche Erkenntniß vertrieben wird, werden ſeit zehn und mehr Jahren betrübte Symptome bemerkt, wovon hier einige zuſammen zu ſtellen nicht überflüſſig ſeyn wird, zu einiger Anzeige, wie arg die neuen und neueſten weiland berühmten deutſchen Philoſophen die innere Empfindung ihrer Hirngeſpinnſte mit Erkenntniß verwechſelten. Beide ſollen der Natur der menſchlichen Seele gemäß beſtändig vereint ſeyn, ſind aber dennoch weſentlich unterſchieden. Beſonders zeigt uns das reife, nur nach und nach und mit Mühe erlangte deutliche Erkenntniß nur allzuoft, wie wenig wir wiſſen und wiſſen können, dagegen die zuweilen ſchnell auflodernde Empfindung uns leicht vorſpiegelt, wir wüßten ſehr viel, und könnten ſogar das Erſte des Erſten, das Abſolute, erſchauen, das wir nie erkennen können. Der Philoſoph hat aber wohl ſehr nöthig aufmerkſam zu ſeyn, um die Wirkung des einen von den Wirkungen der andern möglichſt deutlich zu unterſcheiden. Verſäumt er dieſes, ſo läuft die Phantaſie mit dem undeutlichen Tiefſinne eines Philoſophen davon, und giebt ihm die ſinnloſeſten Einbildungen ein, die er, je mehr er ſich von deutlichem beſtimmtem Erkenntniß entfernt, deſto unbändiger für tiefe Philoſophie zu halten ſich verführen läßt. Dergleichen ſind, z. B: „die intellektuelle Anſchauung, worin ein Ich „ohne Subſtrat, welches nicht möglich, nicht wirklich, nicht iſt, doch ſich ſelbſt ſetzt, und ein Nicht „Ich ſich entgegen ſetzt,“ (Man ſ. Fichte's Wiſſenſchaftslehre, in totum), welche intellektuelle Anſchauung ohne Erkenntniß, lächerlicher Weiſe, ſich herausnimmt, „nie irren zu können,“ eben ſo lächerlicher Weiſe von ſich rühmt, daß ſie „vermöge einer dadurch hervorgebrachten Wiſſenſchaftslehre, welche alles mögliche Wiſſen ſeinen Grundzügen nach erſchöpft, ſogar den „Staatsverwaltern zu ſagen hat, was ſie zu thun „haben.“ (Man ſ Fichte's ſonnenklaren Bericht ꝛc. 1803. 8. S. 190, 196, 197, 200.) Dabey iſt ſehr merkwürdig, daß von eben dieſem Philoſophen auch behauptet wird: „Was durch das Wiſſen und

„aus dem Wiſſen entſteht, iſt nur ein Wiſſen. Alles „Wiſſen aber iſt nur eine Abbildung, und es wird in ihm „immer etwas gefordert, das dem Bilde entſpreche. „Dieſe Forderung kann durch kein Wiſſen befriedigt „werden: und ein Syſtem des Wiſſens iſt nothwendig „ein Syſtem bloßer Bilder ohne alle Realität, Bedeutung und Zweck." (Man ſ. Fichte's Beſtimmung des Menſchen, S. 176.) Es möchte ſonach gefolgert werden, die ſo geprieſene Wiſſenſchaftslehre ſey ſelbſt ohne Realität, Bedeutung und Zweck. Doch vielleicht wäre eine ſolche Forderung kein Tadel dieſer neu geweſenen tiefdunkel anſchauenden Philoſophie; denn ein anderer noch neuerer im Finſtern anſchauender Philoſoph behauptet: „daß die intellektuelle Anſchauung frey wird, wenn daraus „aller Begriff weggenommen, und alſo das Anſchauen ein „völlig unbeſtimmtes wird." (Man ſ. Schelling's Syſtem des transſcendentalen Idealismus S. 289.) Vielleicht iſt dieſes Symptom ſublimen Spekulationstaumels, ſchon durch eine ältere von dem vor dem Seyn ſich ſetzenden Ich feſtgeſetzte Behauptung vorbereitet worden: „daß widerſprechende Ausdrücke die einzigen ſind, wodurch wir überhaupt überſinnliche Ideen darzuſtellen vermögen." (Man ſ. Fichte's und Niethammer's Journal vom Jahr 1787 S. 110.) ſo wie auch durch die Behauptung, „in der transſcendentalen Philoſophie konnten „verkehrte und falſche Sätze weder Verkehrtheit noch „Irrthum, ſondern die höchſte Wahrheit ausdrücken!" (Man ſ. das Ergänzungsblatt der Halliſchen A. L. Z. Jahrgang XI. Bd. 2. S. 127.)

Zu den Symptomen der Ueberladung mit betäubender ſpekulirender Phantaſie, welche alle Kraft des Erkenntniſſes lähmt, gehört auch der Satz: „Die objektive Welt ſey „nur die urſprüngliche bewußtloſe Poeſie des Geiſtes." Ferner das Vorgeben: „Die Natur werde ge-

„**ſchaffen**, indem Bewegung aus Ruhe, Endlichkeit aus „Unendlichkeit, Möglichkeit aus Unmöglichkeit hergeleitet „werde.“ (Man ſ. **Schellings** erſten Entwurf einer Naturphiloſophie S. 5.) Ferner die Behauptung: „Im „Abſoluten waren alle **Widerſprüche vereinigt**, ja ſogar „**Seyn und Nichtſeyn unmittelbar zuſammengeknüpft.**“ (Man ſ. Schelling's Bruno, S. 69.) Ferner das ohnmächtige Streben einer ausſchweifenden Phantaſie, „in der Philoſophie **bis zur** Anſchauung „des Unendlichen zu gelangen.“ (Man ſ. **Schellings Religion und Vernunft**, Tübingen 1804. S. 5.) oder doch „bis zur abſoluten Vernunft, d. h. bis zur „**Vernunft**, in ſofern ſie als **totale Indifferenz des** „**Subjektiven und Objektiven** gedacht wird.“ (Man ſ. Schelling's Zeitſchrift für die ſpekulative Philoſophie, Bd. 2. Heft 2. S. 4.) Ferner die durch Mißdeutung entſtandene phantaſtiſche Anwendung des ſo dunkeln und vielſinnigen Platoniſchen νοῦς, worin die neueſten hochfliegenden Philoſophieen eine Art von **höherer Vernunft** feſtzuſetzen vermeinen, die nichts als leerer **transſcendentaler Schein** iſt, den Kant zu vermeiden lehren wollte. Ferner der Traum: „Es müſſe **über der Vernunft** noch ein Vermögen liegen, das eben ſo die **Potenz des Seeligen** „in ſich faſſt, wie **die Vernunft** die **Potenz des Ewigen.** Dieſes Vermögen nenne man **die Seele.** — „Der **Inbegriff** des Seeligen ſey die **Seele**, und ganz „unabhängig vom Gebiete der Spekulation, liege ſie eben „ſo weit **jenſeits des Abſoluten**, als der Verſtand **dieſſeits des Abſoluten** liege.“ (Man ſ. **Eſchenmayer's Philoſophie in ihrem Uebergange zur Nichtphiloſophie.** S. 30.) Und endlich die verwirrte Idee: „daß „der **Wille** alle Spuren von Abkunft jenſeits des Abſoluten in ſich trage, und daß der **göttliche Funke der „Freyheit**, welcher aus der unſichtbaren Welt ſich der

„unſrigen mittheilt, **die abſolute Identität durchbreche,** „und erſt dann, nach Maaßgabe ſeiner Vertheilung, auf „einer Seite Denken und Seyn und auf der andern Wollen und Handeln entſtehe."

Dieß letztere ſind Eſchenmayer's **Worte ohne Sinn,** welche Schelling durch **andere** eben ſo leere ſchallende **Töne** widerlegen will, worin ſeine intellektuelle Anſchauung **einen Sinn anzuſchauen vermeint.** Er hebt ſeine leeren Töne folgender Geſtalt an: (In ſeinem Buche, Philoſophie und Religion, S. 53. 55. 56.) „Das **Wiſſen** „iſt **eine Einbildung des Unendlichen in der Seele** „**als Objekt oder als Endliches,** welches dadurch ſelbſtſtändig iſt, und ſich wieder eben ſo verhält, wie ſich das „erſte Gegenbild der göttlichen Anſchauung verhielt. **Die** „**Seele löſet ſich in die Vernunft auf,** und wird ihr „gleich. Hierdurch iſt ihr die **Möglichkeit** gegeben, **ganz** „**in ſich ſelbſt zu ſeyn,** ſo wie die Möglichkeit, **ganz** „**im Abſoluten** zu ſeyn. Der Grund der **Wirklichkeit** „des einen oder des andern liegt **nicht mehr in der Ureinheit** (zu der ſich die Seele jetzt ſelbſt verhält, wie „dieſe ſich zum Abſoluten verhielt,) ſondern **einzig in der** „**Seele ſelbſt,** welche demnach auf's Neue die Möglichkeit erhält, ſich in die Abſolutheit **herzuſtellen,** oder „auf's neue in die Nicht-Abſolutheit zu **fallen,** und von „**dem Urbild ſich zu trennen.** Dieſes Verhältniß von „Möglichkeit und Wirklichkeit iſt der Grund der Erſcheinung „der Freyheit, welche allerdings **unerklärbar** iſt, weil „dieß eben **ihr Begriff** iſt, nur durch ſich ſelbſt beſtimmt „zu ſeyn, deren erſter Ausgangspunkt aber, von dem ſie „in die Erſcheinungswelt erſt herabfließt, gleichwohl aufgezeigt werden kann und muß. Wie das Seyn der Seele „in der Ureinheit, und dadurch in Gott für ſie keine reale „Nothwendigkeit, wie ſie vielmehr in jener nicht ſeyn kann, „ohne eben dadurch wahrhaft in ſich ſelbſt und zugleich

„abſolut zu ſeyn, ohne zugleich im Unendlichen, alſo nothwendig zu ſeyn“ u. ſ. w.

So leer dergleichen Töne ſind, ſo verſucht Hr. Schelling ſie für etwas ſonderlich Wirkliches auszugeben. Er ſagt mit origineller Selbſtgenügſamkeit von ſeiner vermeinten Philoſophie: „Daß ſie durch ſich ſelbſt beſtehen muß, **und wer ſie nicht durch ſich ſelbſt beſitzt**, ſie überhaupt **nicht beſitzen ſoll**, und beſitzen **kann**.“ (Man ſ. **Philoſophie und Religion** in der Vorrede S. IV.) Dadurch charakteriſirt er ſeine Philoſophie ſehr richtig als gleichartig mit gemeinen Träumen, worin auch Einbildungen mit Empfindungen verwechſelt durch ſich ſelbſt beſtehen, ohne Erkenntniß und logiſchen Zuſammenhang. Dergleichen Einbildungsempfindungen ſoll und kann denn freylich niemand beſitzen, als der ſelbſt träumt.

Aber die troſtloſeſten **Symptome** einer durch Aſterphiloſophie benebelten vollends ganz erkenntnißloſen Phantaſie finden ſich wohl bey Herrn **Oken**, Profeſſor zu Jena. In ſeinem **Lehrbuche der Naturphiloſophie**. (Jena 1809) lieſet man folgendes: S. 14. „Das Selbſtbewußterſcheinen des Abſoluten iſt Selbſtbewußtſeyn. **Das ſelbſtbewußte Abſolute iſt Gott.** Gott iſt **das ſelbſtbewußte Nichts**, oder das ſeyende (ſelbſtbewußte) **Nichts** iſt Gott!“ S. 31. „Wenn Gott **real werden will**, ſo muß er **unter der Form der Sphäre** erſcheinen, eine andere Form für Gott giebt es nicht, der **ſeyende Gott** iſt eine **unendliche Kugel**.“ S. 35. „Gott iſt **eine rotirende Kugel.** Die Welt iſt der rotirende Gott. **Alle Bewegung iſt kreisförmig**, und **es giebt überall keine gerade Bewegung, ſo wenig wie eine gerade Fläche.**“ S. 44. „Der **Aether** iſt die **erſte** Realwerdung Gottes, die **ewige Poſition** deſſelben. **Gott und Aether ſind identiſch.**“ S. 45. „**Der Aether hat kein Leben**, er iſt das **einzige abſolut** „**Todte**,

Todte, weil er das ſchwere o iſt, aber im Aether liegen **alle Principien des Lebens, alle Zahlen**.“ S. 50. „Das Licht iſt **das Leben des Aethers** oder ſein Denken.“ S. 55. „Gott **vor** ſeinem Entſchluſſe, **eine Welt zu erſchaffen**, war **Finſterniß**, in dem erſten Akten der Schöpfung aber war er **Feuer**. Es giebt kein höheres vollkommneres Symbol der Gottheit als das Feuer. Gottes **ganzes Bewußtſeyn ohne individuale Gedanken iſt Feuer**. **Die Welt** iſt nichts anders als eine rotirende Feuerkugel, **ein rotirender Gott**.“ S. 60. „Gott **als Licht erſcheinend** muß **zugleich als Sonne und Planet** erſcheinen. **Gott, Sonne** und **Planet** iſt **durchaus identiſch**, und unterſcheidet ſich nur dadurch, daß Gott **in dieſem individual ponirt** iſt, während er **in ſich nicht ponirt iſt**,“ u. ſ. w. Dieß alles ſind Worte aus einem Büchlein, in deſſen Vorrede Hr. **Oken** ſagt: „Durch dieſes Werk hoffe ich die Gegner mit der Naturphiloſophie zu **verſöhnen**.“ — **Gegner** müſſen **durch Gründe widerlegt** werden. Solche Behauptungen aber, wie oben angeführt worden, ſind von allen Gründen entblößt, und wahrlich nicht geeignet, die **geſunde** und **nach logiſchen Geſetzen konſequent urtheilende Vernunft** mit der neueſten Naturphiloſophie zu verſöhnen. Sie zeigen nur wie **weit**, ſeitdem **Hamlet** in Wittenberg ſtudirte, durch **unaufhörliche Rotation**, dem Schwindel des **Unſinns** in den Hörſälen mancher deutſchen Univerſitäten immer eine neue **Methode** untergelegt werden ſoll. Und die Leute, die ſich ſo weit verwirren, ſind zu Lehrern unſerer Jugend beſtellt, derſelben den richtigen Weg zum Denken zu zeigen! O! bedauernswürdige Jugend, die durch ſolche Philoſophie ſoll verſtändig und gelehrt werden!

S. 34. (23) Man ſ. J. J. Engels Schriften. Bd 1. (Berlin 1801.) S. 67.

S. 74

S. 31. (24) Man ſ. Eberhard's vermiſchte Schriſten 2ter Theil (Halle 1784. 8.) S. 135.

S. 34. (25) Man ſ. Eberhard's neue vermiſchte Schriſten (Halle 1788. 8.) S. 183.

S. 35. (26) Garve ſagt von ſich ſelbſt in ſeinen ſchönen Beobachtungen **über die Kunſt zu denken**: „Es iſt mir oft „begegnet, daß wenn ich mich über eine, wie ich glaubte, mir „wohl bekannte Materie mündlich erklären wollte, mein „widerſpänſtiger Kopf mir durchaus nichts, was zu dieſer „Sache gehörte, hergeben wollte, indeß er voll von Ideen „und Einfällen war, die auf einen ganz andern Gegenſtand „Bezug hatten.“ Man ſ. **Garve's Verſuche über verſchiedene Gegenſtände.** Thl. 2. (Breslau 1796) S. 250.

S. 36. (27) Eberhard ſagt in der Vorrede ſeines Elementarbuchs der Sittenlehre: „Ich habe die analytiſche Lehrart „mit der ſynthetiſchen zu verbinden geſucht. Dieſes iſt bey „moraliſchen Unterſuchungen noch nöthiger als bey andern; „denn ob wir gleich bey der Empfindung in der Beurtheilung der Sittlichkeit nicht dürfen ſtehen bleiben; ſo fangen wir doch allezeit dabey an, und wir fühlen nicht eher „das Bedürfniß, die höhern Gründe der Sittlichkeit aufzuſuchen, als bis wir die Unzulänglichkeit der Empfindung „in Beurtheilung derſelben erkannt haben. Da wir hiernächſt doch **die erkannten Grundſätze**, wenn wir danach handeln ſollen, in die Empfindung müſſen zurückbringen, ſo wird der analytiſche Weg, auf dem wir zu „ihnen hinanſteigen, das Intereſſe, das Licht und das „Praktiſche ihrer Unterſuchung unfehlbar befördern.“

Dieſe ſeine beyläufige Bemerkung iſt jetzt noch wohl werth beherzigt zu werden, nachdem viele glauben, mit einer ſynthetiſchen **Metaphyſik der Sitten** und mit einer **Tugendlehre** in eben der Form, ſey alles gethan, und nicht daran denken, was nothwendig geſchehen muß, wenn die Sittenlehre nicht ſoll unwirkſam bleiben. **Kant** ver-

kannte

bannte mit unüberlegter Strenge das jedem Menſchen ſo natürliche Verlangen nach Glückſeeligkeit ganz aus ſeiner Moral, er gab ſogar vor: „Die Glückſeeligkeit ſey kein „Ideal der Vernunft, ſondern der Einbildungskraft.“ (Man ſ. Kant's Metaphyſik der Sitten S. 47.) Er verlangte ſeltſam genug, daß man bey Beurtheilung des von ihm angegebenen Grundſatzes der Moral auf die menſchliche Natur, ja ſogar auf eine Richtung die der menſchlichen Vernunft eigen wäre, nicht achten ſolle. Er wollte die Menſchen an ein Geſetz binden, das ſeinem Vorgeben nach rein a priori entſtehen und dennoch der Vernunft unbegreiflich ſeyn ſollte, und zuletzt ließ er das vorhin verbannte Verlangen und die Erwartung der Glückſeligkeit ganz unvermerkt in ſein moraliſches Syſtem einſchleichen. Das anfänglich ſo hoch geprieſene Kantiſche moraliſche Syſtem hat daher auch auf wirkliche Beförderung der Moralität faſt gar keine Wirkung gezeigt, eben deßwegen, weil es der menſchlichen Natur nicht angemeſſen iſt. Eberhard fängt den Grundriß ſeines Lehrgebäudes mit der Glückſeeligkeit an, und entwickelt die verſchiedenen Meinungen der Philoſophen darüber, bleibt aber dabey nicht ſtehen, ſondern zeigt durch fortſchreitende Folgerungen, daß die Glückſeeligkeit unter der Herrſchaft der Vernunft und folglich der Pflichten ſtehen muß, welche aus vernünftigen Gründen folgen. Welcher von beiden philoſophirte konſequenter und wirkſamer auf menſchliche Handlungen?

S. 38 (28) Die unglückliche Sucht alle philoſophiſche Begriffe umzukehren, und, von Dünkel bethört, nichts gelten zu laſſen, als was man ſelbſt ſich, willkührlich und ohne Beweis, einbildet, iſt immer ärger geworden, bey allen deutſchen Philoſophen, welche ihre Syſteme auf das Kant'ſche bauten. Herr Fichte, welcher gleich anfänglich vorgab, Kant's Schriften wären jedermann ein verſchloſ-

ſeines Buch, außer ihm, ſagte ſchon im J. 1797: „Es iſt mir nicht um Ergänzung und Berichtigung der philoſophiſchen Begriffe, welche etwa im Umlaufe ſind, mögen ſie antikantiſch oder kantiſch heißen, es iſt iſt mir um ihre **gänzliche Ausrottung und völlige Umkehrung der Denkart** über dieſe Punkte des Nachdenkens zu thun.“ (Man ſ. Fichte's und Niethammer's philoſ. Journal 1797. 1s Heft. S. 6.) Folgende Proben ſeiner totalen **Umkehrung** aller philoſophiſchen Denkart, ſind merkwürdig, da ſie zeigen, daß er die armſeligſte Unphiloſophie für **höchſtes Wiſſen** ausgiebt. Z. B. die Behauptung, „die Sphäre unſerer **Erkenntniß** wird **beſtimmt** durch unſer **Herz**, — das Herz liegt **höher als alles Denken.**“ (Man ſ. Fichte's Appellation ꝛc. 1798. 8. S. 60.) Ferner ſein Ausſpruch, womit er dem Beweiſe ſo willkührlicher als paradoxer Sätze ausweicht: „Es iſt **ſchlechthin** ſo, es iſt **ohne Beweis** ſo, ich **weiß es unmittelbar**, ſo **gewiß** als ich **irgend etwas weiß**, ſo gewiß, als ich von mir ſelbſt weiß.“ (Man ſ. a. a. O. S. 35) Und endlich, die Verſicherungen, „daß ſeine **Wiſſenſchaftslehre** alle Gegenſtände des menſchlichen Wiſſens **bis in den Mittelpunkt** verfolgt, daß ſie **das Auge gewöhnt**, in allem was ihm vorkommt, **auf den erſten Blick den eigentlichen Punkt zu treffen**, — daß ſeine Wiſſenſchaftslehre **alles mögliche Wiſſen** des menſchlichen Geiſtes, ſeinen Grund-Elementen nach, **erſchöpft**, und die Grund-Elemente **für alle Ewigkeit** hinſtellt.“ — „daß **gar kein Irrthum** mehr **möglich** iſt; denn **die Anſchauung irret nie.**“ (Man ſ. Fichte's ſonnenklaren Beweis über das eigentliche Weſen der neueſten Philoſophie, 1799. 8. S. 191, 195, 196.) Aus eben dem ſtolzen und unphiloſophiſchem Tone ſpricht Herr **Schelling**, der ehemalige Schüler Fichte's, der jetzt wieder alles umſtößt, was Fichte als unwiderſprechlich feſtſetzen wollte.

Dieß iſt die **Frucht des Dünkels**, wodurch die neuere und neueſte deutſche Philoſophie, vernünftigen und unbefangenen Leuten verächtlich wird. Herr Schelling in der Vorrede zu ſeiner Schrift, **Philoſophie und Religion**, Tübingen 1804. 8. S. IV. ſpricht mit hervorgedrücktem Unterſinne von dem „**reinen Nichtbegreifen**" — ſeiner hohen unerreichbaren Philoſophie, — „weil jedes Werk philoſophiſcher **Kunſt unbegriffen** ſey von der Zeit," und entſchuldigt ſich lächerlicher Weiſe ſogar darüber, daß er ſich **herabgelaſſen** hat, etwas davon durch den Druck bekannt zu machen. S. V. ſagt er: „Wenn wir uns nun des **Vortheils**, das was ſeiner Natur nach der **Gemeinheit** „**unzugänglich** ſeyn ſoll, ihm auch durch die Form äußerlich zu entziehen, **begeben haben**, zweifeln wir zwar „keineswegs, daß die Zeit dieſe Töne alter Philoſophie, „die wir anzugeben geſucht haben, übel vernehmen werde, „wiſſen aber auch, daß dieſe Dinge demohngeachtet nicht „profanirt werden können, daß ſie durch ſich ſelbſt beſitzen müſſen, und wer ſie nicht **durch ſich ſelbſt beſitzt**, „ſie überhaupt nicht beſitzen **ſoll und beſitzen kann**." Und am Ende dieſer Vorrede ſucht Herr Schelling ſeine Gegner von dem **Innern** ſeiner Philoſophie durch den kindiſchen Ausruf abzuhalten:

Rühre nicht Bock! denn es brennt!

Eben dieſen hohen Ton nimmt ſogar auch ein ſehr untergeordneter verbrannter Kopf an, ein gewiſſer Herr J. J. **Stutzmann**, welcher ſich doch in Gedanken noch über **Schelling** erhebt, denn er ſagt ſehr keck: „Die „Schellingiſche **Triplicität** iſt noch nicht zu einem **allgemeinen Geſetze** geeignet, ſie fällt vielmehr noch **mit** „**dem Genius des dritten Zeitalters zuſammen.**" Gedachter Stutzmann ſagt in der Vorrede ſeiner original ſinnloſen **Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit**, (Nürnberg 1808. 8.) eben ſo lächerlich erhaben wie Schelling:

lung: „Wem, von dem Genius des Augenblicks umſchlun-
„gen, der Zweck dieſes Buchs nicht anſpricht, wem deſſen
„Standpunkt nicht vorher gewiß oder doch wahrſchein-
„lich iſt, der entferne ſich aus den Hallen, wo für Pro-
„fane nicht geſorgt iſt. — Nicht für dich, o Zeitalter
„iſt das Geſagte geſagt: denn die Erfahrung lehrt, daß
„dein Gemüth ſo eng iſt wie die Engherzigkeit ſelbſt,
„und deine Natur ſo proſaiſch wie das Waſſer. —
„Deine Sprecher und Anführer werden ſich freylich wieder
„krümmen und winden, wenn ſie meinen Namen
„wiederſehen und ſolch' Unfaßliches finden, aber er
„ſoll ihnen Donnerſchlag werden, wenn ſie, wie bisher,
„vergeſſen daß ſie Männer ſind, und mit der ſelbſtiſchen
„Mine der Anmaßung die Menſchheit und die Literatur
„zu entehren, den redlichſten Fleiß, die offenſte Umſicht,
„und der Vernunft heiligſte Geſetze und Rechte zu ſchänden,
„fortfahren."

Es kann nützlich ſeyn, dergleichen Ausbrüche des Geſchwätzes falſchberühmter Kunſt, (1 Tim. 6. 20.) welche für Philoſophie gelten will, dem verſtändigen Publikum von Zeit zu Zeit wieder vorzulegen, welche zeigen, wie ſehr die neueſte deutſche Philoſophie, die ihre dunkle Weisheit — mit ſelbſtiſcher Anmaßung — ſo hoch preiſet, leider! immer mehr bis zur ſinnloſeſten Unphiloſophie herabſinket, wovon auch ſchon oben, in der erſten Anmerkung, (S. 64. ff.) Beyſpiele angeführt ſind.

S. 39. (29) Kant ſagte gleich in der Vorrede der Kritik der reinen Vernunft von derſelben: „Widerlegt zu wer-
„den hat's keine Noth, aber wohl nicht verſtanden zu wer-
„den," und er ſchämte ſich nicht, noch viele Jahre nachher, nachdem ſowohl von Philoſophen anderer Art als von ſeinen eigenen Schülern wider mehrere Theile derſelben die wichtigſten Einwürfe waren gemacht worden, mit unverzeihlicher Ruhmredigkeit zu ſagen: „Die kritiſche Philoſo-

„phie fühlt ſich überzeugt, daß ihr kein Wechſel der Meinungen, keine Nachbeſſerung oder ein anderes geformtes Lehrgebäude bevorſtehe, ſondern daß das Syſtem der Kritik auf einer völlig geſicherten Grundlage ruhend, auf immer befeſtigt, und auch für alle künftige Zeitalter zu den höchſten Zwecken der Menſchheit unentbehrlich iſt." (Man ſ. Kant's Erklärung wider Fichte im Intelligenzblatt der A. L. Z. vom J. 1799. Nr. 109.) Dieß ſchrieb Kant im J. 1799. Iſt aber wohl im J. 1809 auch nur ein einziger unparteyiſcher Schüler Kant's der Meinung: „daß an der kritiſchen Philoſophie kein Wechſel der Meinungen, keine Nachbeſſerung, kein andres anders geformtes Lehrgebäude:" etwas mit Erfolge zu ändern vermögend ſey? Kant ſchrieb dieß im J. 1799 **wider Fichte's Nachbeſſerung der Kritik.** In eben dieſem J. 1799 behauptete gedachter Hr. Fichte mit eben ſo zuverſichtlicher Einbildung wie Kant: (Apologie S. 100.) „Wenn nicht **nach einem Jahrzehend** „**die größere Menge der guten Köpfe und Herzen auf meiner Seite ſeyn werden,** wenn dann nicht ſelbſt viele, die jetzt gegen mich eifern, **ganz meiner Meinung,** und die andern wenigſtens gemäßigter ſeyn werden, — dann will ich kein Wort weiter ſagen." Iſt aber wohl im J. 1809 oder 1810 **auch nur ein einziger guter Kopf** den damal von Hrn. Fichte geäußerten abentheuerlichen Meinungen beygethan? Z. B. (Apologie S. 54.) „daß man **ſeinen geſunden Verſtand verlieren** müſſe, um wie die an Gott zu glauben, welche aus der Exiſtenz und Beſchaffenheit und weiſen Einrichtung einer Sinnenwelt auf das Daſeyn und die Eigenſchaften Gottes ſchließen." Oder: (Apologie S. 66.) „Wer **Glückſeligkeit** erwartet, iſt ein mit ſich ſelbſt und mit ſeiner ganzen Anlage unbekannter **Thor. Es giebt keine Glückſeligkeit, es iſt keine Glückſeligkeit möglich;** die Erwartung

„derſelben und ein Gott, den man ihr zufolge annimmt, „ſind Hirngeſpinſte" u. dergl. mehr. — So trüglich ſind die Einbildungen der deutſchen Philoſophen von der Unvergänglichkeit ihrer Meinungen! Wenn ſie doch lernen wollten, daß ein wahrer Philoſoph ſich vor Einbildungen hüten, und beſcheiden ſeyn muß.

S. 40. (30) Philoſophiſches Magazin, 4 Bände 1787 bis 1795. 8. Philoſophiſches Archiv, 2 Bde 1793 bis 1795. 8.

S. 41. (31) Kant über eine neue Entdeckung nach der alle Kritik der reinen Vernunft durch die ältere entbehrlich gemacht werden ſoll. Königsberg 1790. 8.

S. 42. (32) Kant drückt ſich nämlich in ſeiner eben gedachten Schrift: S. 41. folgendergeſtalt aus: „In dem Philoſophiſchen Magazin 1. Bd. S. 258. No. 3 und 4. ſagt „Herr Eberhard: Raum und Zeit haben außer den ſubjektiven, auch objektive Gründe, und dieſe objektiven Gründe ſind keine Erſcheinungen, ſondern wahre erkennbare „Dinge; und S. 259. ihre letzten Gründe ſind Dinge, an „ſich; **welches alles die Kritik** der reinen Vernunft buchſtäblich und wiederholentlich gleichfalls behauptet." Eberhard erwiederte hierauf im 3ten Hefte ſeines Magazins: „Wenn das wirklich die Kritik der reinen Vernunft „und zwar buchſtäblich und wiederholentlich behauptet, ſo hat aller Streit zwiſchen der Leibnitziſchen und Kantiſchen Vernunftkritik ein Ende. Der „Friede zwiſchen ihnen iſt völlig hergeſtellt." Kant erwiederte auf dieſes ſehr richtige Urtheil nicht ein Wort: denn er war durch ſich ſelbſt widerlegt, und es war offenbar, daß er in dieſer Streitſchrift, wo er ſo ſehr von oben herab ſprach, dennoch ſelbſt nicht überlegt hatte, was er ſchrieb. Aber er wollte keineswegs daß der Streit zwiſchen der Kanti'ſchen und Leibnitzi'ſchen Philoſophie geendigt ſeyn ſollte, und die Anhänger Kant's wollten nicht, daß er mit ſeinem ſeltſamen Ausſpruche nur im geringſten Unrecht haben ſollte. Bald ſollte es eine **Chikane** ſeyn, zu ſagen, daß er, (**Kant**,) dieſes ſo geſchrieben habe, weil es andern ſeiner Aeußerungen widerſpreche, ja, wer dieß mit eigenen Augen läſe, **ſollte ſich bedenken, ob er ſich ſelbſt** nicht irre; bald ward den Worten eine **Erklärung** untergelegt, welche, genau unterſucht, einen eben ſo argen Widerſpruch enthielt; bald ſollte ſich Kant **verſchrieben haben**, und wer daran zweifle, müſſe beweiſen, daß es kein **Schreibverſehen** ſey, u. ſ. w. Kurz es wird ſich ſeit den Zeiten der alten Anhänger des Ariſtoteles kein Beyſpiel einer ſo abgöttiſchen Verehrung eines Philoſophen finden, (Man ſ. weiter hierüber die Vorrede zu **Schwab's Vergleichung des Kantiſchen Moralprincips mit dem Leibnitz-Wolfiſchen.** Berlin 1800. 8.) eine Verehrung ohne Wahrheitsliebe, wodurch vom Anfange an die unparteyiſche Unterſuchung neuer philoſophiſcher Meinungen ſehr iſt aufgehalten worden.

S. 48. (53) Herr **Jachmann** in ſeinem Büchlein: „**Kant „geſchildert in Briefen an einen Freund**,“ Königsberg 1804. 8. ſagt S. 22 u. 23. folgendes von ſeinem hochverehrten Lehrer und Freunde: „Er fand alles in ſich „ſelbſt und verlor darüber die Fähigkeit etwas in einem „Andern zu finden; es war ihm nichts ſchwerer, als ſich „in das Syſtem eines Andern hinein zu denken. — Zur „Zeit der höchſten Reife und Kraft ſeines Verſtandes konnte er ſelbſt die Schriften ſeiner Gegner nur mit der äußerſten Mühe faſſen. So ging es ihm auch mit Eberhard. „(Man ſ. auch die N. A. D. B. Bd. 103. S. 457.“)

S. 48. (54) Es iſt billig, daß ich, bey einem faſt unglaublichen Falle, Kant's eigene Worte anführe. Er ſagt: (**Streit der Fakultäten** 1798. gr. 8. S. 199.) „Es „begegnet mir, daß, wenn ich, wie es in jeder Rede jederzeit geſchiehe, zuerſt von dem, was ich ſagen will (dem „Hörer oder Leſer) vorbereite, ihm den Gegenſtand, wo-

„hin ich gehen will, in der Ausſicht, dann ihn auch auf „das, wovon ich ausgegangen bin, zurückgewieſen habe, „(ohne welche zwey Hinweiſungen kein Zuſammenhang der „Rede ſtatt findet,) und ich nun das letztere mit dem erſteren verknüpfen ſoll, ich auf einmal meinen Zuhörer, (oder „ſtillſchweigend mich ſelbſt) fragen muß: wo war ich doch? „wovon ging ich aus? welcher Fehler nicht ſowohl ein Fehler des Geiſtes, auch nicht des Gedächtniſſes allein, ſondern der Geiſtesgegenwart (im Verknüpfen), unwillkührliche Zerſtreuung und ein ſehr peinigender Fehler iſt, dem „man zwar in Schriften (zumal den philoſophiſchen, „weil man da nicht immer ſo leicht zurückſehen kann, „von wo man ausging) mühſam vorbeugen, ob zwar „mit aller Mühe nie völlig verhüten kann.“ Kant iſt gewiß der einzige Philoſoph, welcher eine ſo verkehrte Meinung von philoſophiſchen Schriften hatte, worin man doch, weil darin vorzüglich alles konſequent ſeyn ſoll, nothwendig allezeit muß zurückſehen können, von wo man ausging und genau wiſſen muß, wo man iſt. Freylich, aus der dieſem berühmten Dialektiker zuweilen mehr oder weniger anklebenden Gedankenloſigkeit, entſtand ſeine oft nicht zuſammenhängende und unbeſtimmte Schreibart, wodurch er ſich leider nicht ſelten in offenbare Widerſprüche verwickelte.

S. 44. (35) Dieß ging weiter, als man zu jetziger Zeit glauben ſollte. Ich erſtaunte nicht wenig, als einmal **Sulzer**, dieſer ſonſt ſo einſichtsvolle und tolerante Mann, in meiner Gegenwart mit Triumph erzählte, daß Paliſſot in ſeinem Poſſenſpiele, les philosophes, einen Philoſophen hatte auf allen vieren herumkriechen laſſen, und hinzuſetzte: **Das iſt ganz** recht für die **Kerle!** Sulzer nannte Voltaire'n faſt nie, ohne beynahe auszuſpeyen, wozu freylich Voltaire's Betragen während ſeines Aufenthalts in Berlin; wovon Sulzer Zeuge geweſen war, auch wohl mag etwas beygetragen haben.

S. 45. (36) Im J. 1778 war eine höchſt unbedeutende Schrift, Voltaire der Reformator, herausgekommen, welche aber dennoch bey vielen Theologen, und beſonders auch bey den meiſten Berliniſchen für etwas Vorzügliches gehalten ward, weil der Verfaſſer auf den ihnen ſo verhaßten Voltaire mit größter Wuth losfuhr. Von welcher Art dieſe Schrift war, wird ſchon daraus zu erſehen ſeyn, wenn ich hier nur bemerke, daß der Verfaſſer unter andern ſagte: „Voltaire habe lange um's Brod und aus Geiz „geſchrieben. Sein Fach ſey bloß Spotten, Lügen, Läſtern, Ver„läumden, Ausſchneiden, Luſtigmachen; er ſey der Freund „oder Narr vieler Könige und Fürſten, dagegen ſey „die proteſtantiſche Geiſtlichkeit das wahre Corps der „Gelehrten" u. ſ. w. (Man ſ. auch meine Vorrede zum CVten Band der neuen A. D. B. S. XV.) Eberhard hatte, (in der A. D. B. Bd. XXI. S. 367. ff.) dieſes Traktätchen ſowohl, als auch Voltaire'n ſelbſt mit edler Freymüthigkeit unparteyiſch gewürdigt, ungeachtet er ſehr wohl wußte, welchen ungemeſſenen Werth Perſonen, welche auf ſeine Beförderung unmittelbaren Einfluß hatten, dieſem elenden Pamphlet beylegten. Dieſe Recenſion that viel Wirkung, um einige grobe Vorurtheile zu zerſtreuen, deren man ſich nun ſchämte, oder wenigſtens nun ferner nicht wagte, ſie laut werden zu laſſen. Man erfuhr bald, daß Eberhard der Verfaſſer war, denn ſeine ſo geiſtvolle als ruhige Schreibart war nicht zu verkennen. Dieſe Recenſion trug nun, wie ich aus guten Nachrichten weiß, nicht wenig dazu bey, den ſchon gefaßten Entſchluß, ihn vom Predigtamte zu entfernen, noch mehr zu befeſtigen. So ſtark war damal der Esprit de Corps!

S. 47. (37) Ein angeſehener Theolog urtheilte, in meiner Gegenwart, nach Leſung des Amyntor's. „er hätte nicht

„der

„geglaubt, daß Eberhard ſo ernſthaft moraliſch und ſo „chriſtlich geſinnt ſey, und es wäre wohl Schade, daß er „nicht bey der Theologie geblieben wäre: obgleich freylich „auch nicht könne geläugnet werden, daß ein ſonſt ſo ſchö„nes Buch, wie die Apologie des Sokrates an einem im „Predigtamte ſtehenden Manne immer eine Art von Fleck „geweſen wäre.“ So kreuzt ſich oft Wahres und Falſches in den Urtheilen auch der beſten Menſchen, wenn die Gründe ihres Urtheils in einem einſeitigen Vorurtheile liegen!

S. 50. (38) Drey Bände, Halle 1787. 1807. 1808. 8.

S. 51. (39) In dem Prachtwerke: **Leben und Bildniſſe der großen Deutſchen, von verſchiedenen Verfaſſern und Künſtlern, herausgegeben von Anton Klein.** Erſter Band 1785. gr. Folio.

S. 51. (40) Zwey Hefte, Berlin 1793. 1794.

S. 52. (41) **Ueber den Gott des Herrn Prof. Fichte und den Götzen ſeiner Gegner.** (Halle 1799. 8.) **Verſuch einer genauern Beſtimmung des Streitpunkts zwiſchen Herrn Prof. Fichte und ſeinen Gegnern.** (Halle 1799. 8.)

S. 52. (42) In der **Berliniſchen Monatsſchrift,** in der **neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften,** in **Becker's Erholungen,** in den **Nachträgen zu Sulzer's Theorie der ſchönen Künſte** in **Forſter's und Lichtenberg's Magazin** u. a. m. Auch ſtehen in **Engel's Philoſophen für die Welt** zwey intereſſante Aufſätze von Eberhard.

S. 52. (43) Darunter gehören unter andern in der A. D. B. (Bd. 20. St. 1. S. 99. ff.) die Recenſion von **Spangenberg's Leben des Grafen Zinzendorf** (Bd. 21. St. 2. S. 367.) von **Voltaire der Reformator** (Bd. 25. S. 23. ff. und Bd. 30. S. 53.) von **Herder's älteſten Urkunde des Menſchengeſchlechts** 2. Bände (daſelbſt

S.

S. 311. ff.) der **Lavaterſchen und andern Schriften von der Gebets- und Glaubenskraft**, welche auch unter dem Titel: **Betrachtungen über Wundergaben, Schwärmerey, Toleranz, Spott und Predig[illegible]ſen** im J. 1777. beſonders gedruckt iſt, (daſ. S. 431. ff.) von Schloſſer's **Anti Pope, oder Verſuch über den natürlichen Menſchen**, (in 69. e. S. 311. ff.) von **Moſes Mendelsſohn's Morgenſtunden** und den dahin gehörigen Schriften (in 101. 1. S. 127. ff.) von J. J. Jacobi. **Ueber die Lehre des Spinoza in Briefen an Herrn Moſes Mendelsſohn**, (wo unter der Recenſion das Zeichen Cw. fehlt)

S. 52. (44) Dictio elegans, non ornata.

S. 54. (45) Z. B. ein mit Scharfſinn geſchriebenes Urtheil, **Ueber das Melodrama**, in **Eberhard's neuen vermiſchten Schriften**, (Halle 1788. 8.) Der Zuſatz zu dem Artikel **Takt** in **Sulzers Wörterbuche** (in den **Nachträgen zu Sulzer's Wörterbuche** Bd. 1. St. 1. S. 50.)

S. 55. (46) Wie reiflich Eberhard über die Eigenſchaften einer guten Schreibart nachgedacht hatte, zeigt unter andern ſeine Abhandlung: **Ueber einige Schwierigkeiten der korrekten Schreibart**, in der **Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften**. Bd. 25 St. 1. S. 5. ff.

S. 56. (47) Er erfuhr Moſes Mendelsſohn's Tod, am 10ten Jänner 1786, eben als er auf den Katheder treten wollte. Er fing ſeine Vorleſung mit Anzeige dieſer traurigen Nachricht an, war aber ſo bewegt, daß er vor Thränen nicht weiter ſprechen konnte, und ſeine Zuhörer entlaſſen mußte.

S. 56. (48) Man ſ. das Hallesche patriotiſche Wochenblatt zur Beförderung gemeinnütziger Kenntniſſe und wohlthätigen Zwecke 1809. Erſtes Quartal 11tes Stück.

Biogr. 846^{2}

Friedrich Nicolai's Leben

und

literariſcher Nachlaß.

Herausgegeben

von

L. F. G. v. Göckingk.

Berlin 1820,
in der Nicolaiſchen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorbericht.

Bey Herausgabe der Reiſe des Herrn von Bretſchneiders nach London und Paris, habe ich dem Publikum ſchon vorläufig angezeigt, daß ich mit Durchſicht des literariſchen Nachlaſſes Friedrich Nicolai's beſchäftiget ſey. Was ich bis jetzt unter ſeinen Papieren der Bekanntmachung werth gefunden habe, theile ich nunmehr mit. Die Arbeit iſt mühſamer geweſen, als ich ſie mir vorgeſtellt hatte. Nicolai ſchrieb eine deutliche Hand, ſobald er an andre, oder für andre ſchrieb; aber deſto undeutlicher iſt das mehrſte von dem geſchriebenen, was er bloß für ſich ſelbſt beſtimmt hatte. Es iſt nur flüchtig auf das Papier hingeworfen, und er hat ſich dabey einer Menge ihm eigenthümlicher Abkürzungen bedient, die ſich nicht immer mit Sicherheit aus dem Zuſammenhange errathen laſſen. Manches iſt durch die Länge der Zeit, oder, weil das mit

Bleyſtift geſchriebene ſich verwiſcht hat, unleſerlich geworden. Es hat daher ſo wenig mir, als andern, die mit ſeiner Handſchrift bekannt waren, immer gelingen wollen, den Sinn mit Gewißheit zu entziffern, und ich habe lieber alles das, wobey ich zweifelhaft blieb, weglaſſen, als bloß nach Muthmeßungen das unleſerliche auslegen wollen.

Ich hätte ſehr gewünſcht, von meinem ſeligen Freunde eine intereſſantere Biographie liefern zu können. Hierzu fehlte es mir aber an Materialien. Ich konnte bloß folgende dabey benutzen: 1. Einen Aufſatz von N. ſelbſt verfaßt, den er Herrn Gädicke, auf ſein Verlangen, für ſein alphabetiſches Verzeichniß von Buchhändlern, im Jahre 1800 gab; ſo wie einen andern Aufſatz, der aber bloß ſeine Jugend und Erziehung betrifft. 2. Die Denkſchrift auf Friedrich Nicolai, von J. E. Bieſter (In der Königlich. Akademie der Wiſſenſchaften vorgeleſen, den 3ten Jul. 1812.) Sie hat meh den Schriftſteller als den Menſchen zum Gegenſtande. 3. Einige Briefe, die er an ſeine Ve wandte und Freunde geſchrieben, und nach dere Abſterben zurück erhalten hat, ſo wie einige Ze tel, die ſeine literariſchen Verbindungen und Arbeiten betreffen. — Indeſſen liefre ich hier doch mehr, als No. 1. und 2. enthalten, da ich nicht nur die Nachrichten unter No. 3. nutzen, ſondern auch manches aus eigener Kenntniß hinzufügen konnte. Wenn nicht alle Freunde, mit denen N. in Berlin in näherer Verbindung ſtand, jetzt ſchon geſtorben wären, ſo würde ich aus ſeiner mittlern Lebensperiode mehrere Nachrichten mitzutheilen im Stande geweſen ſeyn. Bieſter war allein noch übrig; aber auch er ſtarb, ehe ich daran dachte, unſers gemeinſchaftlichen Freundes literariſchen Nachlaß heraus zu geben. Dieſer beſteht bloß in einzelnen Bemerkungen, Urtheilen und Gedanken. Alles übrige hat er ſelbſt ſchon, theils mit, theils ohne ſeinen Nahmen in der Berlinſchen Monatsſchrift drucken laſſen. Aber er hat außerdem eine ſchätzbare Sammlung von Briefen hinterlaſſen. Da er, bloß der allgemeinen deutſchen Bibliothek wegen, mit 155 Gelehrten in Correſpondenz geſtanden, und keinen einzigen Brief, wie es ſcheint, vernichtet hat, ſo mußte in einem ſo langen Zeitraume nothwendig eine ungeheure Sammlung daraus entſtehen. Ich habe nur erſt den kleinſten

Theil davon durchgeſehen, und werde die bis jetzt ausgewählten, wovon ich glaube daß ſie dem Publicum intereſſant ſeyn möchten, nach und nach in einem der periodiſchen Blätter bekannt machen.

Berlin, im November, 1819.

Göckingk.

I.

Fr. Nicolai's Leben.

Der Bürgermeiſter Gottfr. Zimmermann zu Wittenberg war zugleich Beſitzer einer Buchhandlung daſelbſt, und einer andern in Berlin errichteten Nebenhandlung. Auf dieſe letztere erhielt zwar der Buchhändler J. W. Meyer im Jahre 1703 auf ſeinen Nahmen ein Königl. Privilegium, allein Zimmermann, der mit Meyer unzufrieden war, nahm 10 Jahre darauf dieſe Handlung zurück, verheirathete ſeine Tochter an den bei ihm in Wittenberg ſtehenden Handlungsdiener, Chriſtoph Gottlieb Nicolai, und trat ihm einen Theil der Berlinſchen Handlung als Heirathsgut ab. Im Jahre 1713 erhielt dieſer für ſich und ſeine Erben ein Privilegium darüber. Er war ein ſolider Mann, der ſein Geſchäft mit Einſicht und Fleiß trieb. Die Auswahl ſeiner Verlags-Artikel, z. B. Friſch's deutſches Wörterbuch, die neue Ausgabe des Froſchmäuſelers und mehrerer damals geſchätzter Schulbücher, begründeten ſeinen guten Ruf, und verbeſſerten ſeine Vermögensumſtände. Daraus, daß der König Friedrich II. (wie er ſich bei dem Geſpräche mit Friedr. Nicolai erinnerte) als Kronprinz dieſen Buchladen öfters beſuchte, läßt ſich ſchließen, daß dieſe Handlung damals eine der vorzüglichſten in B. müſſe geweſen ſeyn. Ihr Inhaber war ein Mann von religiöſen Geſinnungen, von altem deutſchen Schrot und Korn, ein ſtiller, ſtrenger und ſparſamer Hausvater. Aus den noch vorhandenen Briefen an ſeine Söhne ergiebt ſich zwar, daß ihm deren Bildung äußerſt am Herzen gelegen hat, aber zugleich auch, daß er des Moraliſirens kein Ende finden konnte, und ſie über jede Kleinigkeit mit zu vielem Ernſte zurecht wieß. So z. B. ermahnt er den einen Sohn, der ſchon Magiſter in Halle war, und Vorleſungen hielt, „er ſolle den Mund nicht in die Breite ziehen, wenn er mit jemand rede, beim Lächeln die Zähne nicht weiſen, nicht mit dem Kopfe wackeln, nicht ſchreien, ſondern gelaſſen laut reden, nicht in Affect kommen, denn das müſſe nicht ſeyn, weil es anzeige, daß man nicht Meiſter über ſeine Affecten ſey, u. ſ. w.“ (Schreiben vom 26ſten Oct. 1748.)

Dieß war der Vater des Gelehrten, deſſen literariſchen Nachlaß ich jetzt dem Publikum mittheile. Er ward in Berlin am 18ten März 1733 gebohren, und erhielt zwar die Vornahmen Chriſtoph Friedrich, behielt aber bloß den letzten bey.

Noch ehe er fünf Jahr alt war, verlor er ſeine Mutter, die im Jahre 1738 ſtarb. In der beſondern Schrift: „Ueber meine gelehrte Bildung ꝛc.“ hat N. zwar die Geſchichte ſeiner Jugend, in ſo fern ſie auf Erwerbung von Kenntniſſen Bezug hat, bekannt gemacht; als er ſie aber ſchrieb, hatte er einen viel früheren Aufſatz über den nämlichen Gegenſtand ganz vergeſſen, den ich unter ſeinen Papieren gefunden habe. Da er indeſſen, wie er ſelbſt in einer, dieſem früheren Aufſatze beigefügten, Bemerkung ſagt, bey jenem ſpätern vom Jahre 1799 eine ganz andere Abſicht hatte, als bey dem frühern, letzterer auch manches enthielt, was im ſpätern ſich nicht findet, ſo trage ich kein Bedenken, daraus einen Auszug hieher zu ſetzen.

„Meinen erſten Unterricht verdanke ich hier in Berlin dem Herrn Profeſſor Schulze im Joachimsthalſchen Gymnaſium. Ich war damals 13 Jahr alt. Im folgenden Jahre (1748.) kam ich nach Halle in die Schule des Waiſenhauſes. Hier hatte ich zuerſt einen Lehrer der Stein hieß. Ein Mann von einem ſanften Character, der nach damaliger Art ſich durch eine beſſere Methode im Unterricht auszeichnete. Er trieb zwar auch das mechaniſche Analyſiren; aber wenn er einige Sätze hatte analyſiren und exponiren laſſen, ſo pflegte er über den eigentlichen Sinn etwas zu ſagen, und er ſah es gern, wenn lernbegierige Schüler ihm einige Einwürfe machten, die er mit groſſer Geduld auflöſete. Ich erinnere mich noch ſehr wohl, welche überaus vortheilhafte Wirkung dieß bey allen fähigen Köpfen unter ſeinen Schülern hatte, und wie es beſonders auch meine Aufmerkſamkeit auf das, was gelehrt wurde, zuerſt erweckte. Dieſem

Lehrer bin ich die erſte Entwickelung meiner Seelenkräfte ſchuldig, damals war in der Schule des Waiſenhauſes die elendeſte Lehrmethode, die ſich denken läßt. Auch das Moraliſche der dort erzogenen jungen Leute war, bey allem guten Willen der ſehr frommen Aufſeher, und bey allem, faſt ſtündlichen, Predigen der Religion, ſo tief geſunken, daß es mir, wenn ich mich jetzt daran erinnere, ein überzeugender Beweis von der Kraft der menſchlichen Natur bleibt, die den richtigen Weg, ſelbſt unter den widerſinnigſten Einrichtungen, nie ganz verfehlt. Es hätte ſonſt in dieſer Schule beinahe kein einziger brauchbarer Menſch gebildet werden können. Sowohl Lehrmethode, als Erziehung, ſchienen ausdrücklich darauf angelegt zu ſeyn, die jugendlichen Seelenkräfte, die entwickelt werden ſollten, gänzlich zu unterdrücken. Seelenloſe Unthätigkeit und heuchleriſches Kopfhängen, hieß Frömmigkeit, und dieſe allein, nebſt einer ſclaviſchen Unterwürfigkeit unter Inſpectoren und Lehrer, war das einzige, das bey den jungen Leuten verdienſtlich gefunden ward. Hieraus läßt ſich begreifen, wie der Umſtand, daß Herr Stein den Sinn der griechiſchen Worte erklärte, und den Schülern, die von allen andern Lehrern in Furcht und Unterwürfigkeit erhalten wurden, ſogar erlaubte, ihre Zweifel vorzutragen, eine ſo große Wirkung auf mich und einige andre Schüler hatte Bis dahin war ich für einen der unachtſamſten Schüler gehalten worden. Wie konnte es auch anders ſeyn? Ich hatte eine große Fähigkeit, Worte auswendig zu lernen, und lateiniſche und griechiſche Phraſen aneinander zu reihen. Aber dieß ſetzte meine ſchon damals ſehr lebhafte Einbildungskraft eben ſo wenig, als irgend eine andre Kraft meiner Seele in Bewegung. Wie hätte ich alſo ſollen achtſam ſeyn? Durch Herrn Stein's gute Begegnung und lehrreiche Erklärungen ward mir das Griechiſche intereſſant. Ich würde es nicht gelernt haben, wenn er es nicht gelehrt hätte. Es fügte ſich unglücklicher Weiſe, daß er die griechiſche Lehrſtunde nach einiger Zeit aufgeben mußte. Ein ſteifer, gebieteriſcher Pedant kam an ſeine Stelle. Nun ward mir auch das Griechiſche eben ſo zuwider, wie die meiſten Dinge, welche auf eine ſo ſeelenloſe Art gelehrt wurden. Ich verlangte aus der griechiſchen Klaſſe verſetzt zu werden, und da ich auf wiederholtes ernſthaftes Befragen der ſeufzenden Inſpectoren erklärt hatte: Ich wolle nicht Theologie ſtudiren; ſo fand man freilich, daß das Griechiſche mir unnütz ſeyn würde. Und ſo ward ich in eine andre Klaſſe verſetzt. Durch ein ſehr glückliches Ungefähr hatte dieß einen wichtigen Einfluß auf die Ausbildung meines Geiſtes. Man hatte aus verſchiedenen Klaſſen diejenigen Schüler geſammlet, die nicht griechiſch lernen wollten, und weil man ſie für verlorne Schaafe anſah, die aber doch beſchäftiget werden mußten, ſo las man mit ihnen curſorie die Reden des Cicero. Dieſe, ohne alle Erklärung, mit jungen Leuten zu leſen, war eigentlich Unſinn; denn meine Mitſchüler und ich, hatten faſt gar keine hiſtoriſche Kenntniſſe, wußten nichts von einer republikaniſchen Verfaſſung, noch weniger von Gerichtshändeln, und wie man ſie in einer der alten Republiken behandelte. Indeſſen wirkte doch Cicero's Beredſamkeit nicht allein auf meine Einbildungskraft auf eine mir ungewohnte Weiſe, ſondern dieſe curſoriſche Lectur gab mir auch den erſten Begriff, daß man ein lateiniſches Buch leſen könne. Bisher hatte ich nur gewußt, daß ein alter Autor könne exponirt, analyſirt und conſtruirt werden. Bei allem dieſem Zeuge war mir verborgen geblieben, daß die zuſammengefügten Worte einen intereſſanten Sinn gäben. Jene curſoriſche Lectur gab mir Anlaß, zu Hauſe den Kurtius zu leſen, denn weiter hatte ich keinen alten lateiniſchen Autor, außer dem Kornelius. Aber ich hielt mich viel zu vornehm, um noch in dieſem zu leſen. Dieß war, aus eigenem Antriebe, der Anfang meines Privatfleißes, wozu ich bis dahin nicht war zu bringen geweſen.

„Auf der Schule des Waiſenhauſes wußte man von keinem andern Griechiſchen, als vom neuen Teſtament, alſo hatte auch ich nur dieſes bey Herrn Stein gelernt. Bloß in der ſogenannten Selecta, brauchte man Freyeri Fasciculus poetarum graecorum. Ich bekam einmal bey einem ältern Schüler dieſe Sammlung zu ſehen, und erſtaunte nicht wenig darüber, daß noch außer dem neuen Teſtamente etwas Griechiſches vorhanden war. Die poetiſchen Bilder, die ich hier fand, beſchäftigten meine durch Cicero's Reden ſchon erregte Einbildungskraft auf eine unbeſchreibliche Art. Am ſtärkſten ward meine Aufmerkſamkeit durch den in dieſer Sammlung abgedruckten VII. Geſang der Iliade angezogen. Ich erinnere mich noch lebhaft an den tiefen Eindruck, den die Stelle auf mich machte, wo Ajax, nachdem er ſein Loos zum Streite aus Hectors Helm erhalten, ſich rüſtet. Ich fragte meinen Bruder, der damals in Halle ſtudirte, was denn der Homer eigentlich für ein Mann ſey? Ich wünſchte, ſagte ich zu ihm, alle ſeine Gedichte zu leſen. Mein guter Bruder, ein Schüler und Freund des Profeſſor Meyer's, ſchätzte die Philoſophie über alles, beſonders das Disputiren; doch hatte er ſchon etwas von der Erfindung der Aeſthetik vernommen. Er belehrte mich alſo: „Homer ſtehe freilich an der Spitze der ſchönen Wiſſenſchaften, welche, wie nicht lange erſt entdeckt worden ſey, ein anſehnlicher Theil der Philoſophie wären. Aber den Homer zu leſen, ſey für mich funfzehnjährigen Knaben viel zu früh. Ueberdieß würden ſeine Gedichte mir viel zu ſchwer ſeyn, da ſogar verſchiedene Dialekte darin vorkämen, die ich nicht würde begreifen können. Zuerſt müſſe ich meinen Geſchmack bilden, und zu dieſem Zwecke lieh er mir einen Band der Bremiſchen Beiträge."

„Bey jetzigen beſſern Einſichten wird man es freilich kaum glauben, daß ein gelehrter Bruder einem lernbegierigen Jüngling, in der beſten Abſicht, einen ſo verkehrten Rath habe geben können, und eher ſeinen Geſchmack bilden wollen, bevor er die Klaſſiker leſen dürfte. Indeſſen arbeitete ich treuherzig an der Bildung meines Geſchmacks, ſo wenig ich auch einen beſtimmten Begriff davon hatte, was es eigentlich für ein Ding ſey. Aber die Idee hielt ich feſt: daß wenn ich die Bremiſchen Beiträge ſtudirte, ich mich würdig machen würde den Homer zu leſen, den ich in einer unabſehlichen Höhe über mir ſchweben ſah, ohne ihn weiter zu kennen. Die Bremiſchen Beiträge unterhielten mich ſo ziemlich, und gaben mir zuerſt einen Begriff von deutſchen Gedichten. Aber auf der erzpietiſtiſchen Schule des Waiſenhauſes ſollte von nichts anderm geredet werden, als vom Durchbruch und vom Herrn Jeſus in uns. Alle weltliche Bücher, beſonders deutſche, waren Contrebande. Einigen von meinen jungen Freunden vertrauete ich, daß ich einen unbekannten Schatz, die Bremiſchen Beyträge, beſäße, ließ auch einige hinein blicken. Aber das ward bald verrathen. Man empfahl ſich damals den Aufſehern am ſicherſten durch Kopfhängen und Angeben. Daher traueten wenige Schüler einander, und denen, die ſich als die frömmſten auszuzeichnen ſuchten, trauete man am wenigſten. Ich verſteckte meinen Schatz in jeden Winkel, und endlich ins Bettſtroh. Aber er ward dennoch gefunden und confiſcirt. Da war es denn mit meiner Geſchmacksbildung auf einmal aus. Ach! und ich wollte doch ſo gern zum Homer hinan.“

„Das Jahr 1748 brachte ich auf der hieſigen Realſchule zu, welche eben damals war geſtiftet worden. Hier hatte ich einen vortrefflichen Lehrer, Herrn Berthold ꝛc. (Was Nicolai in dieſem früheren

Aufſatze weiter von ſeinem Aufenthalte auf der Realſchule ſagt, iſt in dem gedruckten ſpätern ebenfalls enthalten, daher ich dieſes hier weglaſſe. Dann fährt er in ſeiner Erzählung folgendermaaßen fort:)

„Ich brachte die Jahre 1749, 1750 und 1751 in Frankfurt an der Oder zu, um die Buchhandlung zu lernen. Zwar war ich hier allerley Ungemach ausgeſetzt. Ich mußte im Winter viel Kälte ausſtehen, da weder der Laden, noch für mich ein Zimmer im Hauſe geheizt wurde, und ich weder Morgens noch Abends Licht bekam. Aber ich lernte dieſes und anderes Ungemach ertragen. Dieſe drei Jahre waren für meine Ausbildung höchſt glücklich. Ich war im Schooß einer ſchätzbaren Familie. Meine Handlungsarbeiten beſchäftigten mich die mehreſte Zeit nur zwey Drittel vom Tage. Ich geizte mit der übrigen Zeit, um durch eigenen Fleiß Kenntniſſe von aller Art zu erlangen. Zugleich war ich ſo glücklich, ſchätzbare und nützliche Bekanntſchaften zu machen. Eine meiner erſten Beſchäftigungen war, mit Hülfe einer Grammatik und einiger ganz alten, ſchlechten engliſchen Bücher, die ich im Laden fand, ohne irgend eine Anleitung, dieſe Sprache zu lernen. Ich ſparte ziemlich lange das Frühſtück, (täglich 3 Pf.) und einige andre kleine Ausgaben, um mir Oel zu einer Lampe zu kaufen, damit ich im Winter in meiner, obwohl kalten Kammer, die Morgen und Abende zum Studiren anwenden könnte. Als ich im Sommer im Sparen weiter kam, ſo machte ich das Project, Milton's Werke im Original zu verſchreiben.

Meine Freude als ich ſie erhielt, kann ſich nur der vorſtellen, der mit mir in gleichem Falle geweſen iſt."

„Ich fing an, ein wenig engliſch zu ſprechen. Dadurch ward ich mit Ewald, dem Freunde Kleiſt's und Verfaſſer vieler Sinngedichte, bekannt. Er war damals Hofmeiſter bey einem in Frankfurt ſtudirenden jungen Edelmanne. Ewald wunderte ſich, das engliſche, das er ſelbſt ziemlich gut ſprach, aus dem Munde eines Lehrlings der Buchhandlung zu hören. Dieß bewirkte bald eine nähere Bekanntſchaft mit ihm, und durch ihn mit Kleiſt, mit dem ich Briefe zu wechſeln anfing. Ewald war ein erklärter Poet, ſo wie ich es damals auch war, aber doch ſo geſcheut, nichts drucken laſſen zu wollen; jetzt bin ich ſo glücklich, daß das, was ohne meine Veranlaſſung gedruckt ward, nur noch mir bekannt iſt, von dem es Niemand erfahren ſoll. Die Sammlung von guten engliſchen Büchern, beſonders Dichtern, welche Ewald beſaß, kam mir trefflich zu ſtatten. Ich ſchrieb mir einen ganzen Band von Gedichten ab, weil ich ſie nicht kaufen konnte, und doch gern beſitzen wollte. Ewald ſprach oft von den Griechen, und kannte die griechiſchen Dichter ganz gut; beſonders liebte er den Theokrit, den er faſt auswendig wußte. Er lieh mir die Poetae graeci veteres; carminis heroici Scriptores, cura Lectii. Ich las mit unermüdeter Geduld dieſen eng gedruckten Folianten in beinahe zwey Jahren, mit dem Scapula in der Hand, ohne weitere Anweiſung, von

Anfang bis zu Ende durch. Ich ſtand deshalb im Sommer früh um vier Uhr und zuweilen noch früher auf. Dieſes zog mir dann und wann Scheltworte zu, denn ich ſchlief in einer dunkeln Kammer, und mußte mich durch eine Stube ſchleichen, in welcher der Handlungsdiener ſchlief, um in eine andre Kammer zu kommen, wo es hell war. Endlich hatte ich denn das Glück, den ganzen Homer zu leſen! Ich fand den lieben Alten; ſobald ich nur etwas mit ihm bekannt wurde, viel umgänglicher, als man mir ihn beſchrieben hatte. Manches las ich zwey auch dreimal. Ueber die Odyſſee, — die Ewald der Iliade weit vorzog — hatte ich mit ihm manche Unterredung, wodurch in mir viele Ideen rege gemacht wurden, auf die ich ſonſt noch nicht hätte kommen können. Nachher las ich den Herodian, den Herodot, einige Werke des Plutarch, und des Philoſophen Salluſts Buch von den Göttern, welches Herr Formey 1748 herausgegeben hatte. Aus den Anmerkungen zu dieſem kleinen Buche, bekam ich den erſten rohen Begriff von der Geſchichte der Philoſophie, wovon ich noch gar nichts wußte, und die mich ſehr reizte.“

Von ſeinem Aufenthalte in Frankfurt enthalten die Briefe an ſeinen Bruder, den Prof. N., noch einige Umſtände, die ich hier einrücken will. Seine Lebensart beſchreibt er alſo: „Morgens ſtehe ich im Sommer um 5 Uhr auf, zuweilen noch eher; nach gehaltenem Gebet leſe ich ein Stück aus dem griechiſchen neuen Teſtamente, denn ich richte mich nicht nach den

Kapiteln; nachher iſt die Zeit bis halb 7 Uhr der hiſtor. Litter., und was dazu gehört, gewidmet Dann gehe ich in den Laden. Da wir eben nicht viel zu thun haben, ſo läßt es mein Herr geſchehen, daß wir zuweilen einige Zeit für uns anwenden Alſo leſe ich manchmal in einem Buche oder Journal, — (hier führt N. die Titel von 9 kritiſchen Journalen an.) — Um zwölf Uhr gehe ich zu Tiſche, und da wir ſchon gegen dreiviertel auf Eins abgeſpeiſet haben, ſo wende ich die noch übrige Zeit an, irgend ein Journal, ein Gedicht, eine Abhandlung zu leſen. Von 1 bis 7 Uhr, (im Sommer bis acht,) bin ich im Laden. Nach dem Abendeſſen treibe ich das griechiſche Leſen im N. T., lege mich zu Bett, bete und ſchlafe gemeiniglich unvermerkt ein. Dieſe Einrichtung ſetze ich aus, wenn ich mich nicht wohl befinde, oder ich etwas zu leſen bekomme, das ich nicht ſo lange behalten kann Zuweilen bin ich nach dem Abendeſſen bey Herrn Ewald, alsdann wir manchmal engliſch ſprechen, doch wird es mir ziemlich ſchwer, Worte genug zu finden; bald leſen wir zuſammen einen griechiſchen Poeten, denn auch er hat ungemeine Luſt zur griechiſchen Sprache. Zuweilen kömmt ein hieſiger Student, Herr Kulmann, welcher eine große Stärke in der Muſik beſitzt, dazu, und ſingt einige Opernarien, wozu Herr Ewald das Klavier ſpielt. So lebe ich mehrentheils ohne Sorge, Beſchwerniß und heftige Affecten. Wenn ich mich zu Bette lege, ſo denke ich, vielleicht könnte ich nicht wieder aufſtehen. Daher bemühe ich mich, meine Hand-

ngen alſo ſo einzurichten, daß ſie mich niemals ge-
uen mögen, wenn ſie geſchehen ſind.“

Auf einem Zettel, den er in den letzten Jahren
nes Lebens geſchrieben, ſagt er: „Ich gewöhnte mich
Jugend auf, keine Zeit verloren gehen zu laſſen;
that immer etwas, mogte es auch ſeyn was es
ke, und ſelbſt wenn ich nicht aufgelegt war. Ich
te mich dann, wenn ichs vollbracht hatte. — Dieſe
rrlichkeit iſt ſo nothwendig, und doch ſo ſelten!
dann die Entäußerung! Wenn ich trockene Hand-
arbeiten thun ſolte, fielen mir gelehrte Gedanken,
ctere und Plane zu Romanen und Schauſpielen
Aber ich widerſtand.“

Frankfurt überſetzte N. eine engliſche Re-
Sheridan, den Anfang der Iliade, ins
, und Kleiſt's Frühling ins engliſche. Alles
ur zu ſeiner Uebung. Als ſein Bruder eines
edichte, ohne ihn zu fragen, hatte drucken
erbat er ſich dieſes für die Zukunft, weil er
en Verdacht kommen wolle, daß er den Dünkel
hon ſo jung Autor zu werden.

ehe N. in Ewald's Bekanntſchaft gerieth,
ke, der als Prediger zu Magdeburg nach-
und ſtarb, ſein einziger Umgang. Dieſer
Frankfurt im Jahre 1751, und N. be-
Verluſt ſchmerzlich in einem Briefe an
der; denn nicht bloß gleiche Liebe zu den
ten, ſondern auch gleiche moraliſche und

freundſchaftliche Geſinnungen, hatten ſie mit einand
verbunden.

Außer Ewald, intereſſirten ſich auch der Pro
ſor Peſler, der Syndicus v. Toll, und andre
lehrte, für die Wißbegierde des Jünglings, und
ſtatteten ihm den Gebrauch ihrer Bibliotheken.

Eine Krankheit, zum Theil auch die Nachſt
gen des Militairs, veranlaßten, daß N. im J
1752 in das väterliche Haus nach Berlin zurück
Nach ſeines Vaters Plane ſollte er noch bis z
des Jahres 1752 in Frankfurt bleiben; d
dieſer, wenige Wochen nach des Sohnes Rückk
Febr.) ſtarb, ſo blieb er im väterlichen Hauſe,
Buchhandlung fiel den vier Söhnen zu, wov
älteſte, Gottfried Wilhelm, ſie für Re
ſämmtlicher Erben fortführte.

„Ich hatte, fährt N. in ſeinem Aufſatze
Frankfurt durch Schulen von Alexander
Baumgarten den Werth und die Nothw
der Philoſophie kennen lernen, ſogar die Heſ
Zuhörer geleſen. Jetzt fing ich an, Wolfs
Schriften zu ſtudiren, und ſetzte dies einig
fort. Da ich jetzt in dem Alter war, wo ma
gen kann, über ſeine Beſtimmung und ſein
nachzudenken, ſo war Wolf's kleines W
der Menſchen Thun und Laſſen, mei
tigſtes Studium. Dieſem Werke, ſo w
mann's Buch von der Zufriedenheit
überaus viel zu danken. Mein Geiſt war

in der Zeit der feurigſten Jugend, zum ernſthaften Nachdenken gebracht, und feſte moraliſche Prinzipien in mir gegründet. Ob man mir gleich von meiner Kindheit an ſehr viel von Religion vorgeredet hatte, und in Halle von nichts als vom Durchbruch, von Buße und von außerordentlichen Wirkungen des heil. Geiſtes ſprach, ſo hatte doch die Art, wie man damals die Religion behandelte, bey mir die Folge, daß ſie bey allem meinen Glauben daran, und bey meiner ernſten Aufmerkſamkeit auf ihre Lehren, wenig oder keinen Einfluß auf mein Leben hatte. Hierzu trugen die vielen Heuchler, die ich in Halle bemerkte, und der Contraſt ihrer ſchändlichen Handlungen mit ihren fromm klingenden Worten und vermeinten oder vorgegebenen chriſtlichen Gefühlen, nicht wenig bey."

„Im Anfange hatte ich in Berlin gar keinen gelehrten Umgang, und überhaupt kam ich wenig in Geſellſchaft. Meine Handlungsgeſchäfte nahmen faſt den ganzen Tag ein, und die übrige Zeit war dem Nachdenken größtentheils gewidmet. Oft aber las und ſchrieb ich bey Nacht."

„Mit Leſſing, und kurz darauf, durch ihn, mit Moſes Mendelsſohn, ward ich im Anfange des Jahres 1753 bekannt. Die innigſte Freundſchaft verband mich bald mit beyden, und ſie hat bis zum Tode dieſer großen Männer fortgedauert. Was beyde für Deutſchland waren, erkennt es dankbarlich; was ſie mir waren, empfinde ich tief, kann es aber nicht in ſeinem ganzen Umfange ausdrücken. Wir waren damals alle drey in der Blüte unſrer Jahre, alle drey voll Wahrheitsliebe und Eifer, alle drey von unbefangenem Geiſte, und hatten keine andre Abſicht, als wiſſenſchaftliche Ideen aller Art in uns zu entwickeln. Keiner hatte gegen den andern Mißtrauen oder die geringſte Zurückhaltung, vielmehr beſeelte uns alle das uneingeſchränkteſte Vertrauen. Daher entſtand bey unſerm mehr als zwanzigjährigen ſehr genauen Umgange, auch nicht ein einziges mal das geringſte Mißverſtändniß, obgleich faſt jede unſrer Zuſammenkünfte lebhafte Disputation war, durch die, ohne Rechthaberey und Lehrerton, eine Menge Ideen bey jedem von uns heller wurden.“

„Beym Anfange unſrer Bekanntſchaft war ich Moſes Mendelsſohn, in der Art die Gegenſtände zu betrachten, in ſo fern etwas näher, weil er, ſo wie ich, einen großen Theil ſeiner Kenntniſſe, ohne mündliche Anleitung, durch eigenen Fleiß erworben hatte. Er war auch, ſo wie ich, ein Kaufmann, und wir hatten daher beyde verſchiedene Gegenſtände aus Geſichtspunkten betrachten lernen, aus welchen ſie derjenige nicht anſieht, der bloß eine gelehrte Erziehung erhalten hat. Mit Leſſing hatte ich, im Gegenſatz auf Moſes, in ſo fern Anlage zu übereinſtimmenden Ideen, weil ich, wie er, die gewöhnliche Schulerziehung gehabt hatte, und ob ich gleich nicht ſelbſt auf Univerſitäten geweſen war, ſo kannte ich doch ſo ziemlich die daſelbſt gewöhnliche Art zu ſtudiren. Ich hatte daher auch Sinn für manche Wiſſenſchaften und gelehrte Beſchäftigungen, welche Leſſing mit Eifer trieb, die aber unſerm Freunde Moſes beinahe ganz unbekannt waren. Dieſer hatte damals noch eine ſehr geringe Idee vom Nutzen der Geſchichte, und von allem philoſophiſchen Studium. Er konnte nicht begreifen, daß ein Mann, von Leſſing's feuriger Einbildungskraft und Scharfſinn, ſich ſo viel mit Sammlung und Beurtheilung der Varianten alter Schriftſteller, mit Unterſuchung der Alterthümer, oder mit Collectaneen über Gelehrte und ihre Schriften, und mit alten verlegenen Büchern beſchäftigen könne. Ich, der ich in Frankfurt a. d. O. und in Berlin einige Jahre lang die gelehrte Geſchichte mit großem Eifer ſtudirt hatte, übernahm Leſſing's Vertheidigung Wenn nun gleich Moſes damals nicht völlig überzeugt wurde, ſo gab dieß doch Gelegenheit, daß ſich bey uns verſchiedene Ideen aufklärten.“ —

Während N in der gemeinſchaftlichen Buchhandlung als Gehülfe blieb, gab er im Anfange des Jahres 1756 ſein erſtes Werk, die Briefe, den jetzigen Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften betreffend, heraus. Ueber die damals wichtigen Streitigkeiten der Gottſchedianer und Schweitzer, ſagte er darin mit eben ſo viel Geſchmack, als Freimüthigkeit und Witz, ſeine Meinung.

Im folgenden Jahre (1757 entwarf er den Plan zu der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, und führte ihn mit Beyſtand ſeiner Freunde, Leſſing und M. Mendelsſohn, auf eine ſolche Art aus, daß dieſes kritiſche Journal alle ſeine Vorgänger übertraf, denn es umfaßte zugleich die engliſche, franzöſiſche und italieniſche Literatur. Außer den ſchon genannten Hauptverfaſſern, nahmen auch Winkelmann, Hagedorn in Dresden, Lippert u. a. Theil daran. Nach dem mit dem Verleger geſchloſſenen Contracte, den ich unter Nicolai's Papieren gefunden habe, erhielten die Herausgeber für jeden Band ein Honorar von 100 Rthlr. Hiervon ſetzten ſie die Hälfte als einen Preis für das beſte Trauerſpiel aus, beſtritten von der andern das Porto, u. ſ. w., behielten alſo wahrſcheinlich für ihre Mühe nichts übrig. Aber N's. Lage änderte ſich kaum ein Jahr nachher, und ſo gab er die Herausgabe mit dem 4ten Bande auf. Sein Freund Weiße übernahm auf ſein Bitten die Fortſetzung, ſchloß dieſe mit dem 12ten Bande, und fing dann die neue Bibl. der ſchönen Wiſſenſchaften an, die er bis zum 34ſten Bande beſorgt hat.

Im März 1758 ſetzten ſich die Nicolaiſchen Erben gerichtlich auseinander, und die Buchhandlung ward dem älteſten Sohne allein überlaſſen. Friedr. Nicolai ging nunmehr von der Buchhandlung ab, um ſich ganz dem Studiren widmen zu können. Er ſah ſich im Beſitz eines Kapitals, von deſſen Zinſen er, wiewohl ſehr eingeſchränkt, leben konnte. Er bedurfte aber auch nicht mehr. Seine Erziehung in Berlin, Halle und Frankfurt, hatte ihn an eine Frugalität gewöhnt, die er für ſich ſelbſt auch dann noch beybehielt, als er ein reicher Mann ward, dagegen er bey Bewirthung ſeiner Freunde nichts weniger als ſparſam war. Erwerbung von Kenntniſſen ging ihm über alles, und ſo verwendete er faſt alles auf Bücher; auf ſinnliche Vergnügen beynahe gar nichts. So hat er denn nach und nach eine ſo zahlreiche und ſo auserleſene Bibliothek geſammlet, als vielleicht in ganz Berlin keine andre Privatperſon beſitzt.

N. fährt in dem mehr gedachten Aufſatze alſo fort: „Ich hatte ſeit dem Jahre 1751 ſehr wenig an die griechiſche Sprache gedacht. Eine Ueberſetzung des Theokrits von Lieberkühn, welche ich für die im Jahre 1757 von mir angefangene Bibl. d. ſch. W. recenſiren wollte, gab Gelegenheit, daß ich wieder daran dachte. Ich hatte ſchon alle auf der Königl. Bibliothek befindlichen Ausgaben vom Theokrit mir geben laſſen, und las alle Scholiaſten darüber. Leſſing, der ſich damals in Leipzig aufhielt, mir den Verleger für die Bibliothek verſchafft hatte, und, aus Freundſchaft für Moſes und mich, die Correctur davon beſorgte, ſchrieb mir, er wolle Lieberkühn's Ueberſetzung recenſiren; und ſo ſtand ich ab. Nachdem ſeine Recenſion im zweiten Bande S. 366. abgedruckt war, verglich ich ſie mit dem, was ich zu der meinigen geſammlet hatte, und correſpondirte mit Leſſing darüber. Zufällig hatte ich unter den verſchiedenen Ausgaben des Theokrit eine kleine, ganz unbedeutende gefunden, deren lateiniſche Ueberſetzung Lieberkühn bloß überſetzt, aber nicht verſtanden hatte. Leſſing hatte folglich ihm zu viel Ehre erwieſen, ſeine Ueberſezung mit dem Grundtexte zu vergleichen. Als ich hierbey mit Vergnügen bemerkte, daß ich mein ehemals ſo mühſam erlerntes Griechiſches nicht ganz vergeſſen hatte, aber doch auch fühlte, was mir noch fehlte, ſo nahm ich mir vor, einen griechiſchen Autor nach dem andern zu leſen, um mich in dieſer Sprache recht feſt zu ſetzen."

Das übrige dieſes Aufſatzes enthält bloß einige Anecdoten von dem Rector Damm, die bereits in der Berliner Monatsſchrift vom Jahre 1800 abgedruckt ſind.

Im Sept. 1759 ſtarb N's. älteſter Bruder. Höchſt ungern entſchloß ſich N. die Handlung zu übernehmen; aber ſein eigenes Kapital, ſo wie das ſeines Bruders, des Profeſſors in Zerbſt, welches in der Buchhandlung ſteckte, hätte ſonſt nicht gerettet werden können. In etwas ward ihm die Uebernahme zwar dadurch erleichtert, daß er die Hälfte der Handlung erbte; (die andre Halbſchied war ſeinem Bruder zugefallen) allein die Zeitumſtände, — es war mitten im ſiebenjährigen Kriege, — hatten doch auf ihren Betrieb einen nachtheiligen Einfluß. Sein Vater hatte ſeit ohngefähr 1728 angefangen, jährlich den Dominiksmarkt zu Danzig zu beziehen, denn außer dieſer Zeit durfte dort Niemand, als ein Danziger Bürger, einen offenen Laden haben. N. mußte dieſe Reiſe zweymal mitten durch die feindlichen Heere machen.

Ueber ſeinen Buchladen zu Berlin ſtellte er den Kopf Homers, nach dem bekannten antiken Bruſtbilde, auf, und viele ſeiner Verlagsbücher führen auf dem Titel ebenfalls dieſen Kopf. N's. Fleiß, Ordnung, Einſicht und die Verbindung, worin er mit vielen der erſten deutſchen Schriftſteller ſtand, erweiterten die Geſchäfte dieſer Buchhandlung ſo ſehr, daß ſie eine der erſten im Preuß. Staate wurde.

Leſſing, Nicolai und Mendelsſohn hatten am Ende des Jahrs 1758 den Gedanken zu einem kritiſchen Blatte gefaßt, wie noch keins vorhanden war, und auch ſeitdem nicht wieder erſchienen iſt; der Plan wurde im folgenden Jahre ausgeführt. „Dieß ſind, (ſagt Bieſter in der Denkſchrift auf Fr. Nicolai) die geiſtvollen Briefe über die neueſte Literatur, in 24 Bändchen, von 1759 bis 1765; ein Werk, in ſeiner Art einzig, durch Einkleidung, Vortrag und Gehalt. Die Briefe ſind mit der größten Leichtigkeit geſchrieben, mitunter in frohem, liebenswürdigen Muthwillen, und liefern dabey einen Schatz von literariſch-kritiſchen Nachrichten, von philoſophiſchen Erörterungen, von äſthetiſchen Bemerkungen, den man noch nach 60 Jahren mit Genuß und Belehrung zur Hand nimmt. Leſſing waltete hier mit voller Jugendkraft; Moſes ward in ſeinen trefflichen Aufſätzen von dieſem Feuer mit ergriffen; ſpäterhin traten andre geiſtreiche Köpfe, Abbt, Reſewitz u. a. hinzu. Nicolai hat, nach ſeiner durchgängigen Rechtlichkeit, ſich nie mehr von dem Werke zugeſchrieben, als das wenige, was er in jener für ihn unruhigen Zeit geben konnte: aber er wird immer dabey genannt werden, weil es ohne ihn nicht zu Stande gekommen wäre, weil er das Ganze zuſammen halten mußte, auch weil die, durch eine bisher in Deutſchland unerhörte Freimüthigkeit aufgeregten Weſpenſchwärme zunächſt um ihn, als Herausgeber und Verleger, ſauſeten. Man ſtellt ſich jetzt dieſes Toben nicht mehr vor, wie es war; die getadelten Theologen ſprachen nur von Juden und Freigeiſtern; der große König ſelbſt ſollte hineingeflochten werden, wegen der freimüthigen Kritik (von Moſes) über die Oeuvres du Philosophe de Sanssouci; ja die Literaturkriege wurden einſt wirklich, obgleich nur auf kurze Zeit, in Berlin verboten.

Ich kann aus N's Papieren noch folgendes hinzuſetzen: Leſſing war der erſte, der die Idee zu dieſem Werke hatte; er wollte auch das meiſte machen. Die Schreibart war eigentlich die ſeinige. M. Mendelsſohn, Nicolai, und hernach Abbt, nahmen nur die äußere Form davon an, und jeder ſchrieb ſeinem eigenen Charakter gemäß. Moſes verſprach im Anfange nur die philoſophiſchen Briefe zu liefern; N. aber verband ſich zu nichts, als daß er, wenn es an Mſpt. fehlen ſollte, etwas zur Ausfüllung machen wolle. In den erſten Theilen hat er auch nicht mehr gethan.

Als Leſſing nach Breslau abging, würden die Briefe bald haben aufhören müſſen; aber durch einen Zufall trat Abbt in ſeine Stelle. Er ſchickte N. ſeine Schrift: Vom Tode für das Vaterland, zum Verlage zu. N. und Moſes, ſobald ſie es durchgeleſen hatten, beſchloſſen, ihn zum Beytritt an den Litt. Br. einzuladen. Er hat auch bis ans Ende treulich ausgehalten. Sein letzter Beytrag waren die Zweifel im XVIII. Th. S. 23. und XIX. S. 8. Dieſe ſollten eigentlich eine Recenſion von Spalding's Beſtimmung des Menſchen ſeyn. Abbten ging es damals, wie allen jungen Männern, die aufrichtig die Wahrheit ſuchen; er verfiel auf mancherley Zweifel. Moſes ſah es ungern, daß Abbt auf allerley Abwege gerieth, und er beantwortete Abbt's Zweifel im folgenden Briefe in gleicher Laune. N. glaubte, ſie könnten zuſammengenommen gedruckt werden, und erdichtete die Nachricht, als ob ihm dieſe Sachen aus Schinznach wären zugeſchickt worden.

Es war ſchwer, jemanden zu finden, der ſich ſo gut als Abbt zu den erſten Verfaſſern geſchickt hätte. N und Moſes fielen auf Reſewitz, der ſchon in Berlin ihr Freund geweſen war. Die Wahrheit zu ſagen, ſo konnte er ſich nicht ganz in die Laune der übrigen Verfaſſer verſetzen, oder er wollte vielleicht vorſätzlich in ihren lebhaften, muntern Ton nicht einſtimmen, denn an Witz und Laune fehlte es ihm ſelbſt in ſpätern Jahren noch nicht, wo ich ihn in Magdeburg zwey Jahre lang faſt täglich ſah. Sein Ton in den Lit. Br. iſt bedächtiger und ernſthafter.

Grillo ward auf folgende Art Mitarbeiter. Er war Verf. von einer kleinen Beurtheilung der Willamowſchen Dithyramben, in der Berliner Voſſiſchen

Zeitung. Dieſe gefiel N. und M M. Sie erſuchten ihn, dieſe Dithyramben und Steinbrüchels Ueberſetzung des Sophocles in den Lit Briefen zu recenſiren; aber jene beide waren mit ſeiner Arbeit eben nicht zufrieden.

Die Geſchichte der Liter. Briefe hat N, durch einen Ausfall von Rebberg dazu veranlaßt, im Göttingaſchen Magazin, herausgegeben von Lichtenberg und Forſter, im III. Bande. 3. Stücke, erzählt.

Manchem Literaturfreunde wird es intereſſant ſeyn, wenn ich hier bemerke, was für einen Antheil jeder der genannten Gelehrten, und außer ihnen auch Sulzer und Grillo, an dieſen Briefen gehabt haben, denn jeder der Hauptverfaſſer hat ſeine Zeichen öfter gewechſelt.

Nicolai.

Der 6te Brief im I. Th. — R a, T. 18ter Br. im VII. Th. — T. — S. — Der 192ſte Br., ob er gleich mit K. bezeichnet iſt. — Im 276ſten Briefe, S. 173 - 179. — XIX. S. 5. im 287ſten Briefe, die Nachricht.

Leſſing.

Die Briefe mit den Zeichen: O. — Fll. — E. — B. — G. 43 und 44ſter Br. im II. Th. — A. — Mit dem VI. Th. hörte er auf, weil er nach Breslau ging: bloß der 332ſte Brief im XXIII. Th. iſt noch von ihm.

Moſes Mendelsſohn.

Die Briefe mit den Zeichen: D. — M. — P. — Z. — K. — Die Fabeln im 30ſten Briefe ſind von ihm überſetzt. — Kulmin Antwort im 192ſten Br. — Fll. im 235 bis 236ſten Br, über Ramlers Ausgabe von Lichtwehr's Fabeln. — Der kleinere 258ſte Brief XVI. S. 67. — XIX. S. 41. das Orakel.

Abbt.

Er fing im IX. Th. mit dem 148ſten Br. an. Sein Zeichen war B., und bey Haug's Beurtheilung, C. Von ihm iſt noch die Nachricht des 244ſten Briefes, XVIII. 23, im XIX. S. 8. die Zweifel, und im XXII. S. 316.

Reſewitz.

Er fing im XVII. Theil beym 267ſten Briefe an. Sein Zeichen iſt Q.

Sulzer.

Der 78ſte Br., unter ſeinem Nahmen. Außerdem der 195ſte, mit xxx bezeichnet.

Grillo.

Im XX. Th. der 302 und 303te Br., ohne Unterſchrift. Im XXI. 304. 305. 306te XX. bis 310ten Brief.

Zuſammengeſetzt:

Der 204te Br. B ſ., ſo wie der 205te iſt größtentheils von Abbt, und verſchiedenes von Nicolai. Hingegen iſt der 206te Br. hauptſächlich von M. Mendelsſohn, und das wenigſte von Abbt.

Am 18ten Decbr. 1760 verheirathete ſich Nicolai mit Eliſabeth Macaria, Tochter des ehemaligen Königl. Leibarztes Dr. Samuel Schaarſchmidt, der zugleich Profeſſor bey dem mediciniſch-chirurgiſchen Collegium war, und durch ſeine von ihm ſelbſt und von dem Doctor Kurella herausgegebene Schriften, ſich vortheilhaft bekannt gemacht hat. Nach Schaarſchmidts Tode zog ſeine Wittwe, eine höchſt ſchätzbare Frau, zu Nicolai ins Haus, worin ſie noch viele Jahre lebte, und ſpäter als ihre Tochter ſtarb. N's Gattin hatte eine ziemlich vortheilhafte äußere Bildung und eine ſorgfältige Erziehung genoſſen, daher ſie im Umgange leicht gefiel.

Ich glaube, hier am ſchicklichſten das übrige, was ich von dieſer glücklichen Ehe noch zu ſagen habe, gleich herſetzen zu können. Als ſie 25 Jahre gedauert hatte, vereinigten ſich die zahlreichen Freunde und Freundinnen des Ehepaars, ſeine ſilberne Jubelhochzeit zu feiern. Sie ließen einen eigenen Ehe- und Haus-Kalender drucken, und ein von der berühmten Künſtlerin Therbuſch in Berlin verfertigtes Familiengemälde in Kupfer ſtechen, das dem Calender beim Titelblatte vorgeſetzt iſt. Die Einrichtung des Calenders iſt dieſe: Auf der einen Seite ſtehen die Tage und ihre Nahmen, (die Eigennahmen roth, die übrigen ſchwarz gedruckt,) auf der andern Seite aber die Hausfeierlichkeiten verzeichnet. Ich ſetze den Anfang hieher:

Chriſtmonath.

13. Sonnabend. — Neujahr. — Anfang des Nicolaiſchen Hausweſens.

14. Sonntag. — Ramler.

15. Montag. — Dieterich. — Der Montag iſt durchs ganze Jahr des Herrn Nicolai großer Club, und der Madame Geſellſchaftszirkel.

16. Dienſtag. — Liebe.

17. Mittwoch. — Zärtlichkeit.

18. Donnerſtag — Gefälligkeit.

19. Freitag. — Treue. — Jeden Freitag iſt Liebhaber-Concert bey Corſica, von welchem Hr. Nicolai nicht nur Mitglied iſt, ſondern auch ſelbſt mit ſeinem älteſten Herrn Sohne dabey auf der Violine accompagnirt.

20. Sonnabend — Zaupſer in München. — Alle Sonnabend iſt kleines Hausreinigungsfeſt, bey welchem aber Herrn Nicolai's Zimmer zuweilen eine Ausnahme macht.

Dieſe Ehe ward nach 33 Jahren durch den Tod plötzlich getrennt, denn am 10ten May 1793 ſtarb N's

Gattin an einem Schlagfluſſe, ſo daß ſie in einer Viertelſtunde völlig geſund und tod war. N. blieb Wittwer bis an ſein Ende. Er hatte das Unglück, alle ſeine 8 Kinder zu überleben. Drey ſtarben in der Kindheit. Von den übrigen werde ich hier ein Paar Worte ſagen.

Sein älteſter Sohn, **Samuel Friedrich**, der ihn auf ſeiner Reiſe durch Deutſchland und die Schweiz begleitet hat, verheirathete ſich mit einer Tochter des ehemaligen Directors der Univerſität zu **Halle**, nachherigen Geheimen Obertribunalsraths **Klein** zu **Berlin**. Er führte die Buchhandlung ſeines Vaters, und verband weitläuftige gelehrte Kenntniſſe mit einer ſeltenen Aemſigkeit, ſtarb aber plötzlich, von allen die ihn kannten bedauert, im Jahre 1790, ohne Kinder zu hinterlaſſen.

Der zweite Sohn, **Carl Auguſt**, machte nach der Mutter Tode dem Vater durch ſeine Verſchwendung und ſein lockeres Leben vielen Verdruß. Auch er war Gehülfe des Vaters in der Handlung. Aber um völlig frey und unabhängig zu ſeyn, legte er im Jahr 1795 eine eigene Buchhandlung an, die ſich durch mehrere gute Verlagsbücher auszeichnete. Aber ſchon im Jahre 1799 ſtarb er an den Folgen ſeiner Lebensart.

Der dritte Sohn, **David**, hatte die Oekonomie theoretiſch und praktiſch ſtudirt, beſaß aber noch außerdem mancherley wiſſenſchaftliche Kenntniſſe, und iſt als Schriftſteller in ſeinem Hauptfache vortheilhaft bekannt. Er ward zuerſt als Domainen-Intendant in der Provinz Südpreuſſen angeſtellt, und ward hernach Director der Krieges- und Domainen-Kammer zu Kaliſch. Ein unglücklicher Sturz, den er auf der Jagd mit dem Pferde that, ward die Veranlaſſung ſeines frühen Todes. Er ſtarb im Jahre 1804. Aus ſeiner Ehe mit der älteſten Tochter des Königl. Geheimen Oberfinanzraths Eichmann zu Berlin, hinterließ er keine Kinder.

Die älteſte Tochter, Wilhelmine, heirathete im Jahre 1797 den bey dem Königl. General-Ober-Finanz-Directorio in Berlin angeſtellten Hofrath Parthey. Nach einer höchſt glücklichen Ehe von ſechs Jahren ſtarb ſie. Sie ſprach engliſch, italieniſch, franzöſiſch, und hatte alle klaſſiſche Schriftſteller in dieſen Sprachen mit Nutzen geleſen. Aber man mußte lange und ſehr genau mit ihr bekannt ſeyn, wenn man dieß nur ahnen wollte, ſo ſehr beſcheiden war ſie. Nach der Mutter Tode führte ſie die große Haushaltung und Rechnung bis zu ihrer Verheirathung auf eine muſterhafte Art. Ihr moraliſcher Character war einer der liebenswürdigſten, die ich je gekannt habe. Einfach in ihrer Kleidung und ganzem Hausweſen, ſparte ſie nur, um heimlich Familien zu unterſtützen, die ohne ihre Schuld in Verlegenheit gerathen waren. Von ihr leben zwey Kinder, ein Sohn und eine Tochter; die einzigen noch übrigen Sprößlinge des Nicolaiſchen Stammes, die alle Tugenden ihrer Eltern geerbt haben.

Sieben Kinder hatte N. ſchon verloren, und es blieb ihm nur noch eine Tochter übrig, die ſein einziger Troſt, beſonders in den unglücklichen Kriegesjahren 1806 und 1807, und ſeine Freude im Alter war. Sie hieß Charlotte Macaria; hatte beinahe eben ſo viele Sprachkenntniſſe, als ihre ältere Schweſter, eben den vortrefflichen moraliſchen Character als dieſe, eben die häuslichen Tugenden, und führete nach Wilhelminens Verheirathung die Haushaltung mit eben ſo vielem Verſtande. In zwey Stücken waren aber beide verſchieden; Charlotte war ernſthafter und weniger geſprächig, hatte dagegen noch mehr Kenntniß und Liebe der Muſik, und eine ſo ſchöne Stimme, daß ſie unter die erſten Sängerinnen Berlin's gehörte. Aber vielleicht hat dieſe herrliche Naturgabe, die ſie durch Kunſt und Uebung in hohem Grade vervollkommnet hatte, ihr Leben um etwas verkürzt, denn ſie beſaß bey einer kraftvollen Stimme nur eine ſchwache Bruſt. Sie ſtarb an der Schwindſucht im Jahre 1808.

So hatte denn N. das Unglück, alle ſeine Kinder zu überleben, die ihm alle, bloß den zweiten Sohn ausgenommen, ſo viele Freude gemacht hatten. Die Wittwe ſeines jüngſten Sohnes, des Kammerdirectors N., heirathete ihren Schwager, den Hofrath Parthey. Hätte N. nicht beide, und ſeine Enkel, bey ſich im Hauſe gehabt, und hätten die Wiſſenſchaften ihn nicht beſchäftiget und zerſtreut, ſo würd- er dieſen letzten Verluſt nur kurze Zeit überlebt haben.

Ich kehre nun zu ſeinen literariſchen Beſchäftigungen zurück, und komme zu der wichtigſten von allen: der Herausgabe der allgemeinen deutſchen Bibliothek, die im Jahre 1765 anfing. Bieſter ſagt darüber in ſeiner Denkſchrift: „Ein Werk von ſolchem Umfange über unſer gemeinſchaftliches deutſches Vaterland, und von ſolchem Einfluß auf alle Provinzen deſſelben, wie keine Nation ein ähnliches aufzuweiſen hat! Nun erſt erfuhr Deutſchland, was überall literariſch in ihm vorging; es lernte ſich ſelbſt kennen, und kam eben dadurch in nähere Verbindung mit ſich ſelbſt Die Aufgabe war nicht klein, und damals ganz neu, berühmte und achtungswerthe Männer in allen deutſch redenden Landen zu einer Schrift zu vereinigen, die hundert Meilen von ihnen gedruckt wurde, durch ſie Urtheile über die Werke ihrer Gegend, und Nachrichten über den dortigen wiſſenſchaftlichen Zuſtand einzuziehen, die nur an Ort und Stelle richtig abgefaßt werden konnten. Die wichtige, heilbringende Wirkung leuchtete ein, und ſo erfolgte, mehrere Decennien hindurch, der willige Beytritt einer großen Zahl verdienſtvoller Gelehrten, um die Stimme einer unpartheiiſchen Kritik laut werden zu laſſen, und eine freimüthige, nur der Wahrheit und Vernunft huldigende Denkungsart, an die Stelle befangener, abergläubiſcher Vorurtheile zu ſetzen. Immer aber waren es geſetzte würdige Männer, anerkannte Gelehrte vom erſten Range, (die Nahmen aller Verſtorbenen ſind bekannt gemacht,) die anſtändig, wenn auch mit Spott und konnte, redeten; nicht jene Leichtſinnigen, die, um nur ein augenblickliches Aufſehen zu bewirken, ſich einem rohen Kitzel und frechem Tone überlaſſen. Indeſſen trat unerwartet die traurige Zeit ein, wo ſelbſt hier (in Berlin,) nicht mehr das Urtheil der Beſſeren in ungekränkter Freiheit gehört werden konnte. Sofort erwuchſen an andern Orten kritiſche Inſtitute, die zum Theil von hoher Vortrefflichkeit ſind, oder waren, und die — was vermöchte uns, partheyiſch zu ſeyn — in einigen Rückſichten die allg. Bibl. übertreffen, aber nur möglich wurden, weil dieſe vorher da geweſen war und die Bahn gebrochen hatte. Und wer wäre ſo verblendet, nur auf das letzte Alter ſeine Blicke zu heften, und nicht zu der kraftvollen Periode hinaufzuſehen, wo dieſes Werk eine Wirkſamkeit geäuſſert hat, die eine wahre Revolution von der heilſamſten Art in allen Theilen der Wiſſenſchaft und Cultur, ja, in der ganzen Denkungsweiſe des deutſchen Volks hervorbrachte? Wer drey kritiſche Werke begründet oder herausgegeben hat, wie die Leipziger Bibliothek, die Literaturbriefe und die allgemeine Bibliothek, und zwar zu einer Zeit, wo nichts ähnliches vorhanden war; der kann ruhig zuſehen, wenn nachher mit friſcher Kraft jüngere Kämpfer in die Laufbahn eintreten, die von ihm ſchon durchmeſſen worden iſt."

Ich kann mich nicht enthalten, noch ein zweytes allgemeines Urtheil über dieſes Werk hieher zu ſetzen, das die neue Leipziger Literaturzeitung im 1ſten Stücke vom Jahre 1800 darüber gefällt hat.

„Die a. d. Bibl. iſt es, welche auf die Freiheit theologiſcher Unterſuchungen, die Erhaltung des richtigen Geſchmacks, die Behauptung der Rechte des geſunden Verſtandes, die Achtung gründlicher Gelehrſamkeit, vortheilhaft mitgewirkt, ſich den Verirrungen und Verderbniſſen in manchen Theilen der menſchlichen Kenntniſſe und Producte des Geiſtes, beſonders in der Poeſie und Philoſophie, kraftvoll widerſetzt, den Myſticismus, die Geheimnißkrämerey und Proſelytenmacherey jeder Art glücklich bekämpft, übrigens nicht ſelten beſſere Ideen über die Behandlung einzelner Wiſſenſchaften und Gegenſtände angegeben oder geweckt hat. In ihren Bemühungen und Darſtellungen iſt immer eine große Einheit des Strebens, des Geſichtspunkts und des Urtheils ſichtbar geweſen, ſo daß ſelten für ſie die Gefahr entſtand, mit ſich ſelbſt in Widerſpruch zu gerathen."

Auch in Abſicht auf die Buchhandlung ward dieſes Werk wichtig, indem dadurch die Bekanntmachung neuer Bücher aus allen Wiſſenſchaften viel ſchneller bewirkt wurde, als vorher. Der Beyfall war ſo groß, daß des erſten Bandes erſtes Stück, obgleich die Auflage nicht klein war, noch im nämlichen Jahre neu gedruckt werden muſte. N's Buchhandlung gewährte dieſes Unternehmen in jeder Rückſicht ſehr bedeutende Vortheile, und veranlaßte eine beträchtliche Handlungscorreſpondenz in mehrere fremde Länder. Von dem vollſtändigen Werke ſind jetzt, (1818) nur noch wenige Exemplare vorhanden.

Wenn gleich N. ſelbſt in den Vorreden zu der a. d. Bibl. ihre Geſchichte ſchon erzählt hat, ſo kann ich doch aus ſeinen nachgelaſſenen Papieren noch manches hinzuſetzen, das jene nicht enthalten. Anfangs betrug die Anzahl der Mitarbeiter nur 40, die aber, als die Bibl. zu Berlin aufhörte, bis auf 135 geſtiegen war. Unter den erſten Verfaſſern intereſſirten ſich Heyne und Käſtner am lebhafteſten für das Unternehmen, und ihren vortrefflichen Recenſionen hatte das Werk vorzüglich das ſchnelle Glück zu danken, das es bey dem Publikum machte. N. war einſt Willens, die Charactere aller Gelehrten, welche an der Bibl. gearbeitet haben, zu ſchildern, ſowohl nach ihren literariſchen, als moraliſchen Eigenheiten. Schade, daß dieſe Idee nicht ausgeführt worden iſt. Zwar würde ſich aus den noch vorhandenen Briefen ſämmtlicher Mitarbeiter allenfalls eine charakteriſtiſche Skizze entwerfen laſſen; aber ſie müßte doch weit hinter dem, was N. geliefert haben würde, zurück bleiben. Die größtentheils glücklich ausgefallene Wahl der Recenſenten macht N's Klugheit und Scharfſinn eben ſo viel Ehre, als daß er in den 21 Jahren, wo er Herausgeber war, nie mit einem der Mitarbeiter in Streit gerieth, Kloz allein ausgenommen Und doch waren dieſe Männer von ſo verſchiedener Gemüthsart, faſt alle abweſend, und viele ihm nicht perſönlich bekannt. Die Herausgabe war mit unſäglicher Mühe verknüpft, denn viele Recenſionen mußten erſt durchcorrigirt werden. Manche Recenſenten waren zu bitter, manche ſchrieben zu weitſchweifig oder incorrect, welches leztere beſonders bey den Recenſenten in Oberdeutſchland der Fall war; andere erlaubten ſich verdrießliche Anſpielungen auf Perſonen und Vorfälle; einige hatten es an der Art, unſchickliche Tiraden einzuſchalten; der Ton von andern war zu burſchikos, u. ſ. w. Von allen ſolchen Recenſenten hat N. einige namhaft gemacht, aber es könnte zu nichts dienen, wenn ich ihre Nahmen hieher ſetzen wollte. Der ſchlimmſte Fall war, wenn einer der Mitarbeiter einem andern in der Beurtheilung ſeiner Schrift nicht hatte Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und erſterer ſich von N. davon nicht überzeugen ließ; z. B. die gegen Mauvillon eingenommene theologiſche Recenſenten. Indeſſen gelang es doch N. faſt jedesmal, diejenigen zu beſänftigen, mit denen er nicht einerley Meinung war. N. gab ſich alle mögliche Mühe, die Recenſenten unpartheiiſch zu wählen, und in einem nicht lange vor ſeinem Tode geſchriebenen Zettel äußert er: daß ihm dieſes Bewußtſeyn noch jezt innere Zufriedenheit verſchaffe. Es kamen aber Fälle vor, wo die Auswahl mit großer Schwierigkeit verbunden war. N. führt mehrere Beyſpiele davon an. Ich begnüge mich nur zwey mit ſeinen eigenen Worten herzuſetzen. „Goethe hatte meine Freimüthigkeit wegen der Freuden Werthers übel genommen, wiewohl meine Abſicht weiter nichts war, als den üblen Eindrücken zu wehren; dem Genie des Autors hatte ich alle Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Jezt war es ſchwer, wen ich wählen ſollte, um ſeine

Schriften in der Bibl. zu beurtheilen. Ich wählte Merkel in Darmſtadt; zwar Goethe's Freund, aber ein unpartheiiſcher Mann. Man leſe die Recenſionen, ob man den Freund darin erkennen wird?" —

„Lavater's Ausſichten in die Ewigkeit konnte ich weder ſelbſt beurtheilen, noch dazu einen Mann wählen, der für oder wider den Verf. eingenommen war. Ich erſuchte Lambert darum. Aber dieſe Unpartheilichkeit gerieth mir übel." Worin dieß eigentlich beſtanden habe, ſagt N. zwar nicht, aber vermuthlich war er mit der Recenſion ſelbſt nicht zufrieden

Da die getadelten Schriftſteller ſich nicht an ihren ungenannten Recenſenten halten konnten, ſo hielten ſie ſich zum Theil an den Herausgeber und Verleger, deſſen Unpartheilichkeit in der Austheilung der Schriften unter die Mitarbeiter ihn nicht gegen ihre Angriffe ſchützte. Damals, (wenigſtens im Anfange,) war es der deutſchen Gravität anſtößig, daß ein Mann, der ein öffentliches Amt bekleidet, wie ein anderer Schriftſteller ſollte beurtheilt werden. Daran nahmen ſonderlich einige Theologen, z. B. Boyſen, ein Aergerniß. Doch alle die Streitigkeiten, in die N. als Herausgeber verwickelt wurde, ſelbſt das Verbot der allg. d. Bibl. in Wien, (welches indeſſen nachher zurückgenommen ward,) wirkten nicht ſo nachtheilig auf ſein Gemüth, als die Einſchränkung der Denkfreiheit, die der Staatsminiſter v. Wöllner bewirkte. Unter der Regierung Friedrichs II. war ſie unbeſchränkt geweſen, und eben hierdurch mit hatte die a. d. B. ſo viel Gutes geſtiftet. Jetzt wurde die Geiſteskraft durch einen Mann gelähmt, der ſelbſt an dieſem Journale viele Jahre hindurch Mitarbeiter geweſen war, wiewohl im ökonomiſchen Fache, ob er gleich Theologie ſtudirt, und ſelbſt einige Predigten geſchrieben hatte, die, als er Chef des Departements der geiſtlichen Angelegenheiten geworden, zu ſeinem Verdruſſe wieder aufgelegt wurden, nachdem ſie vom Publiko längſt vergeſſen waren. Mit dieſem räthſelhaften Manne hatte N. immer in gutem Vernehmen geſtanden, und ſah ſich jetzt von ihm verfolgt. Es war N. höchſt empfindlich, daß er bey allem, was er jetzt ſchrieb, immer daran denken müßte, was die Cenſur ſtreichen könnte, und ſo blieb oft ein Gedanke in der Feder ſtecken, der mit vielen andern verbunden war, die aber ohne jenen nicht deutlich konnten dargeſtellt werden. Es kam alſo alles nur halb aus dem Herzen heraus. Lieber gab denn N. die a. d. B. auf, und überließ ſie Herrn Bohn in Hamburg, als daß er ſie in Berlin bey dieſer Beſchränkung fortſetzen wollte.

N. ſelbſt hat viele Recenſionen für die Bibliothek gemacht. Seine Zeichen ſind folgende:

1 bis 6ter Band, K**.
7 bis 10ter B. H*. Kr. S. F*. G.
13 bis 18ter B. Gr. Ra. Bl. Va. Wl.
19 bis 36ſter B. Cm. Nr. A. Cm. Em.* Fbl. Cn. Il. Ex. Sa. Xe.

37 bis 38ſter B. Eb. Fd. Og. Or. Ek. Ef. Nr. Pb.
Pk. Plm. Vz.
87 bis letzten B. Abb. Ra. Zu. Gz.

In der neuen a. d. Bibliothek:

1 bis 28ſter B. K. Wa. Md. Oh. R.
29 bis 68ſter B. Br. Dk. Cf. Sh. Wr.
69 bis letzten B. Ah. Bm. Ga. Mz. N. Re. Sb.
Gt. Sc. Sti. Tu. Wh. Wm.

Indeſſen ſind bey dieſen Zeichen einige Druckfehler vorgefallen, die jedoch, wenigſtens die mehrſten, nachher angezeigt ſind.

Im Jahre 1773 ſchrieb N. ſeinen erſten Roman: das Leben des Sebaldus Nothanker, von dem in drey Auflagen an 12,000 Exemplare gedruckt worden ſind. Bieſter ſagt in ſeiner Denkſchrift: „Man thut, in den härteren Urtheilen über dieſes Werk, ſehr unrecht, zu vergeſſen, mit welchem Vergnügen man es ehedem geleſen hat, und zu vergeſſen, daß damals Deutſchland durchaus keinen beſſern Roman hatte, auch wirklich keinen eben ſo guten. Noch mehr thut man unrecht, ihn mit nachherigen Werken zu vergleichen, die ihm nicht ähnlich ſind. Nothanker iſt kein Produkt einer feurigen Phantaſie, noch weniger ein zum Idealiſchen geſteigertes Werk. Dieß ſoll er auch nicht ſeyn; er iſt, wenn man ſo ſagen darf, ein Familienroman in angenehmer Erzählung, mit intereſſanten Situationen, in treuer Darſtellung nicht unmerkwürdiger Charaktere, die dem Leſer gerade vorgeführt werden ſollen, zur Beherzigung gewiſſer Seiten oder Fehler des Zeitalters.“

Der Nothanker gefiel der Kaiſerin von Rußland ſo ſehr, daß ſie N. die große goldene Denkmünze, 36 Dukaten ſchwer, welche auf der einen Seite ihr Bildniß, auf der andern die von ihr Peter I. errichtete Statue zeigt; überſendete. Auf den Umſchlag, worin die Medaille lag, hatte ſie mit eigener Hand geſchrieben: „Au Sr. Fr. Nicolai, Libraire à Berlin; et il est prié d'envoyer à St. Petersbourg tout ce qui pourroit sortir de la plume de l'Auteur de Sebaldus Nothanker.“ — Ich will gleich hier erzählen, was dieß ſpäter für Folgen hatte. N. erhielt von Seiten der Kaiſerin nachher ſo wichtige Aufträge, daß ſie unter allen Handlungsgeſchäften, die N. gemacht hat, die einträglichſten wurden. Die Kaiſerin wollte für ihre Enkel, den jetzt regierenden Kaiſer Alexander und den Großfürſten Conſtantin, eine hiſtoriſche Bibliothek ſammeln, und trug N. im May 1783 auf, ein Verzeichniß aller in deutſcher und franzöſiſcher Sprache herausgekommenen hiſtoriſchen Werke, im weiteſten Verſtande genommen, folglich auch von Chroniken, Annalen, Urkunden-Sammlungen u. ſ. w. zu machen, und zwar von allen Ländern der Welt. Zu dieſer weitläuftigen Arbeit hatte er nur wenige Monate Zeit. Indeſſen ward das Verzeichniß dennoch ſchon im Sept. des gedachten Jahres der Kaiſerin überſendet. Es betrug handſchriftlich einen ziemlich enge geſchriebenen Folianten. Catharina wünſchte nunmehr, daß N. dieſe hiſtoriſche Bibliothek wirklich für ſie in allen Ländern zuſammen kaufen und überſenden möchte. Dieß geſchah, und die Lieferungen dauerten mehrere Jahre nach einander fort.

Als die Kaiſerin gegen das Ende des Jahrs 1784 das vergleichende Lexicon aller todten und lebenden Sprachen herausgeben wollte, (welches nachher auch gedruckt worden iſt,) gab ſie N. den Auftrag, ein Verzeichniß der zu dieſem großen Unternehmen nöthigen Bücher zu überſenden, und auch hierzu waren ihm nur wenige Monate beſtimmt. Mit Beyhülfe eines gelehrten Freundes ward es im Januar 1785 fertig, und ihr überſchickt. Es hatte den Titel: Tableau général de toutes les langues du monde, avec un Catalogue des principaux Dictionaires dans toutes les langues, de leur étymologie, de leur origine et de leur affinité. Es betrug ebenfalls einen ſtarken enge geſchriebenen Folianten. Auch dieſe Bücher mußte N. in möglichſter Eile zu verſchaffen ſuchen. Die ſehr beträchtlichen Lieferungen dauerten fort bis zum Auguſt 1787, wo der Krieg Rußlands mit der Türkey ihnen ein Ende machte. Bey der ſehr weitläuftigen Correſpondenz in mehrere Länder, die der Ankauf dieſer und der vorhin gedachten hiſtoriſchen Bücher nöthig machte, unterſtützte ihn ſein älteſter Sohn mit eben ſo vieler Beurtheilung als Fleiß.

Mit N's Bemühungen, beiderley Sammlungen möglichſt vollſtändig zu machen, war die Kaiſerin ſehr zufrieden. Sie ſchickte ihm die Handſchrift der deutſchen Ueberſetzung ihrer für die jungen Großfürſten aufgeſetzten Erzählungen. Auf der erſten Seite des Mſpts. ſtand von der Hand Catharinens folgendes: „Traduction Allemande de la Bibliothèque Russe des Grand-Ducs Alexander et Konstantin. Pour Mr. Fr. Nicolai, en remerciment de Ses ouvrages envoyés à Petersbourg." N. ließ dieſe Ueberſetzung unter dem Titel drucken: Bibliothek der Großfürſten Alexander und Conſtantin ꝛc.

In Begleitung ſeines älteſten Sohnes unternahm N. im Jahr 1782 eine Reiſe durch Deutſchland und die Schweiz, die er nachher in 12 Bänden beſchrieben hat. Wenn man gleich Bieſter's Urtheile in ſeiner Denkſchrift darin beyſtimmen muß, daß dieſe Beſchreibung einen großen Reichthum von Beobachtungen über Kultur, Wiſſenſchaften, Dialekte, Verfaſſung, Religion, Künſte, Theater, über das ganze Leben und Weben unſers Volks, und kraftvolle Warnungen gegen die wieder einbrechende Verfinſterung, woran Schwärmer, Mönche, Jeſuiten, und geheime Geſellſchaften arbeiteten, enthält, ſo hat ſie, von der kritiſchen Seite betrachtet, den Fehler, daß ſie zu weitläuftig iſt, und manches enthält, was eigentlich nicht in die Beſchreibung einer Reiſe gehört. Den Vorwurf der Weitſchweifigkeit muß man mehreren ſeiner Schriften machen, beſonders den Streitſchriften. Bey denen, die er dictirt hat, rührte der Fehler mit hiervon her. Selbſt bey Garve's Schriften laſſen ſich diejenigen, die er ſelbſt geſchrieben hat, von denen, die er ſpäter, wegen eines Augenſchadens einem Schreiber in die Feder ſagte, leicht unterſcheiden. In erſteren iſt der Styl viel gedrängter. Aber N. wollte weitläuftig ſeyn. Er dachte dadurch alles recht deutlich zu machen, alles ausführlich auseinander zu ſetzen. Das Publikum, glaubte er, leſe zu flüchtig, und beachte nur das, was wiederholt werde. Sein Zweck war weit mehr, zu nutzen, als zu gefallen. Aber es wäre doch beſſer geweſen, wenn er mehr darnach geſtrebt hätte, beides mit einander zu vereinigen.

Man muß, bey der Menge ſeiner Geſchäfte, bey ſeinem weit ausgebreiteten Briefwechſel, bey den vielen Beſuchen, die er von Fremden bekam, und dem geſellſchaftlichen Leben, das er führte, über die groſſe Anzahl Bücher, die er geſchrieben hat, in der That eben ſo ſehr erſtaunen, als über die Mannigfaltigkeit der Gegenſtände ſeiner Schriften. N. dachte dabey nicht an die ſpäte Nachwelt; er wollte ſeinen Zeitgenoſſen nützlich werden, und dieſe Abſicht hat er in ſo hohem Grade, als wenig andre Gelehrte, erreicht. Die guten Folgen davon werden noch fortwirken, wenn auch an ihn und ſeine Arbeiten nicht mehr gedacht werden ſollte. Das Verzeichniß ſeiner Schriften findet man in Meuſel's gelehrtem Deutſchland, in der 5ten Ausgabe im V. B. S. 421. im X. B. S. 360. im XI. B. S. 579. und im XIV. B. S. 666. Es fehlen noch einige, bey denen ſich N. nicht genannt hat, aber auf zerſtreuten Zetteln bemerkt hat, daß er Verf. davon ſey, oder doch durch Zuſätze und Anmerkungen Theil daran genommen habe. Ohne mich an eine Zeitordnung zu binden, ſetze ich dieſe Notizen hieher, wie ich ſie aus den nachgelaſſenen Papieren geſammlet habe.

Zu **Eberhard's** Betrachtungen über Schwärmerey, Wunderglauben ꝛc. (1777) hat N manche Zuſätze gemacht.

Die Geſchichte **Selims des Glücklichen** iſt von **Müller** aus dem Franzöſiſchen überſetzt, und enthält eigentlich Schilderungen der Sitten von **Paris**. Im 3ten Theile hat N. das 40ſte Kapitel gemacht, um über die Geheimnißkrämerey der Freimaurer, und beſonders **Stark's** Klerikat zu ſpotten. Die **Clecoli** bedeuten die Kleriker, die **Lolili** die Jeſuiten, die **Teplogii** die Tempelherren. Der Grad des Princ. Cad. (S. 72.) ward wirklich auf zwey Leitern ſtehend gegeben.

Lavater's drey Lobgedichte auf den katholiſchen Gottesdienſt, gab N. 1787 (bey **Kummer** in **Leipzig**) mit Anmerkungen heraus, und in eben dieſem Jahre, **Lavater's** Briefe ꝛc., betreffend ſeinen Brief nach **Bremen**.

Im Jahre 1789. Erklärung an das Publikum, wegen eines Briefes über **Stark**.

Im Jahre 1792. Zwanzig Vermahnungen an D. **Marcard**.

In der Berliner Monatſchrift, 1783. S. 421. iſt von ihm der Aufſatz: Klagen eines jungen Ehemannes. Die Idee iſt aber einem engliſchen Schriftſteller nachgeahmt. **Engel** hatte N. um Beyträge für den

3ten Band ſeines Philoſophen für die Welt erſucht, und auf wiederholtes Erinnern gab N ihm dieſen Aufſatz. **Engel** behielt ihn bis ins dritte Jahr bey ſich, weil er den Ph. f. d. Welt nicht fortſetzte. Als **Bieſter** um **Engels** Theilnahme an der Monatſchrift bat, ſchickte er ihm dieſen Beytrag, ohne N. vorher zu fragen, der ſich nicht wenig wunderte, ihn hier gedruckt zu ſehen.

In eben dieſer Monatſchrift ſind folgende Aufſätze ebenfalls von **Nicolai**:

Jahrgang 1799 Febr. Eine heldenmüthige That zweifelhaft gemacht." Auch die folgende Anekdote von **Gaußin**

Jahrg. 1800. Sept. S 208. „Geſang in Berlin." Im Decbr., S. 441. „Franzöſiſche Geſetze."

Jahrg. 1803. Jan., S. 57. Ueber **Soulav.** Im Febr., S. 98. Von Beſchaffenheit der Urtheile der Engländer über die Deutſchen. Im Sept., S. 391 die widerlegende Note

Im allgem. Literat. Anzeiger, Decbr. 1800 S. 1952. Eine Nachricht, den Ueberſetzer des Wertheimſchen Bibelwerks, **Schmid**, betreffend. Mit Beziehung auf 1800, Nr. 87 und 117.

Ich finde unter N's Papieren ein Blatt, worauf er im May 1810 die Ideen bemerkt hat, die er ſchon längſt ausführen wollen, wovon er aber doch ſelbſt geſteht, daß er wahrſcheinlich keine einzige ausführen werde, da es ihm in ſeiner kurzen übrigen Lebenszeit an Ruhe und an Muße fehlen mögte. Sie ſind folgende:

1) Eine Beſchreibung der Geſchichte der deutſchen Literatur von den letzten 60 Jahren. „Im Anfange hing die Literatur bloß an den Univerſitäten. Theologie war ihr erſter Umdrehungspunkt. Alles bezog ſich dahin, nur daß die Theologie durch die Wolfiſche Philoſophie erheitert und modificirt ward. — Durch dieſe philoſophiſche Umbildung äußerte ſich zuerſt Aufklärung des Verſtandes, und nun bildete ſich unſre Proſa; weitſchweifig, wie Predigten zu ſeyn pflegen, und ſteif und umſtändlich, wie vom Lehrſtuhle herab. — Durch Klopſtock, Wieland, Goethe und Schiller bildete ſich Poeſie, und nun that die deutſche Literatur einen ſtarken Fortſchritt. Aber es iſt merkwürdig, daß (gegen die Ausbildung aller andern Nationen) bey den Deutſchen die Ausbildung der Proſa, der Ausbildung der Poeſie voran ging. Dieß Charakteriſtiſche iſt in der deutſchen Literatur noch nicht ganz verwiſcht. — Der ältere Einfluß der Theologie zeigt ſich noch an Klopſtock, deſſen Gedicht, (ſo wie Wieland's erſte Gedichte) religiös war. Mosheim bildete unſre Proſa durch Predigten, Haller durch Philoſophie. Hagedorn, durch Alte und Engländer gebildet, machte den Uebergang zur Poeſie."

2) Eine Geſchichte vom Anfange, Fortgange und Ende der allgem. d. Bibliothek.

3) Weitere Ausführung der in der Reiſebeſchreibung und ſonſt, hingeworfenen Gedanken über die kelti-

ſchen Sprachen, um zu beweiſen, daß dieſe Gedanken keine Träumereien ſind. (Hierzu hat N. ſchon manches geſammlet, das ſich zerſtreut unter ſeinen Papieren auf einzelnen Zetteln findet.)

4) Genauere Auseinanderſetzung der in der Reiſebeſchreibung und ſonſt hingeworfenen Gedanken über die griechiſche Muſik. Alle die darüber geſchrieben haben, haben nicht einmal die griechiſchen Muſiker, die Meibaum herausgegeben hat, geleſen, noch weniger ſie ſtudirt. Ueberdieß verrathen ſie wenig Kenntniß, ſowohl von der jetzigen Muſik, als von der des Mittelalters. (Auch hierüber finden ſich einzelne Collectaneen unter ſeinem Nachlaß.)

5) Die Abhandlung über die Tempelherren müßte billig durchgeſehen und ganz umgeſchmolzen werden, ſo daß beide Theile in Einen zuſammen gezogen würden. Das Polemiſche, ſo wie der Anhang über Freimaurerey müßte wegbleiben. Hingegen wären neue Beweisgründe hinzuzufügen, und ſchiefe Gedanken, die durch Moldenhauer's, Münter's und Anderer Schriften veranlaßt worden ſind, zu berichtigen.

6) Eine Abhandlung unter dem Titel: Von der Möglichkeit einer Phyſiognomik. Sie könnte in drey Theile zerfallen:

a. Wie ich durch die erſten Ideen über das Ideal, welche ich aus Winkelmann ſchöpfte, zurück ging auf die wirkliche Natur, und ſo darauf kam, jeden Menſchen vermittelſt phyſiognomiſcher Beobachtungen zu idealiſiren. . . . . . .

b. Eine allgemeine Literatur der Phyſiognomik, beſonders die Beurtheilung des kleinen und großen Lavaterſchen Werks.

c. Anleitung für diejenigen, welche ſich in der wirklichen Welt einen phyſiognomiſchen Blick erwerben wollen, nebſt einer Auswahl phyſiognomiſcher, durch Erfahrung wahr befundener, Bemerkungen.

(Ich finde zwar eine Menge Materialien, dieſen Gegenſtand betreffend, aus denen ſich aber dennoch ſchwerlich ein erträgliches Ganzes würde zuſammen ſetzen laſſen.)

7) Die wahre Kunſt zu genießen. Dieſe Idee ward im Jahre 1803 in einer ſchweren Krankheit in mir rege, gerade als ich die größten Schmerzen litt. Die Ausführung ſollte in Dialogen geſchehen, zwiſchen Epikur und Leontium, der mit dieſer bey Käſe und Brod von einem reichen athenienſiſchen Schlemmer gefunden wird, welcher von ihm die Kunſt zu genießen, zu lernen hofft. Es ſollte gedichtet werden: da nach einer Nachricht in den Zeitungen, unter den in Neapel abgerollten alten Schriften, auch etwas von Epikurs Werken gefunden worden ſey, ſo wäre dieß ein Theil davon, und aus dem Griechiſchen überſetzt. In beygefügten Anmerkungen wäre manches näher zu erörtern. Es ſind viele einzelne Ideen davon ſchon aufgeſchrieben, als Notiones directrices. (Dieſe ſind mir noch nicht vorgekommen.)

8) „Ein Trauerſpiel, die Trauer, oder die Wittwe betitelt. Auch könnte es mit glücklichem Ausgange ein

Schauſpiel werden. Hierzu habe ich ſchon ſeit 6 oder 7 Jahren in einzelnen glücklichen Augenblicken manche Ideen geſammlet; ſo vielerley, daß wenigſtens vier Trauerſpiele daraus entſtehen könnten, wenn ich Ruhe und Muße hätte. Aber beide fehlen, und werden mir immer fehlen. Indeſſen gewährte mir die Erfindung und die Ueberſicht von Planen und Charakteren manche glückliche Stunde. Und das iſt auch etwas werth! Erfindung dieſer Art iſt Empfängniß, und folglich wollüſtig. Ausführen und ſchreiben iſt Geburt, und koſtet manchen harten Stand." —

N. iſt entweder bey dieſem Aufſatze unterbrochen worden, und hat nachher vergeſſen, ihn zu endigen, oder er hat ſich nicht mehr an einige andere Ideen erinnert, über die er, nach vorgefundenen einzelnen Zetteln, zu ſchreiben ſich vorgenommen hatte, aus welchen ich ſein Verzeichniß mit ſeinen eigenen Worten vervollſtändige.

9) „Ein Aufſatz von den Abentheurern die ich gekannt habe, und wie ihre Dreiſtigkeit gelungen iſt. *Comte de Mailly*. Caglioſtro. Groſſing. Die Belderbuſch. Mortezini ꝛc."

10) „Des Probſt Reinbeck's Leben zu ſchreiben, wie redlich er durch ſeine Betrachtungen und durch ſeinen Einfluß auf den rüden, aber rechtſchaffenen und religiöſen König wirkte."

11) „Eine Denkſchrift auf Rochow v. Rekahne. Ich müßte zuvor noch Nachrichten von ſeiner Gemahlin einziehen."

12) „Anekdoten von Leuten, die ich perſönlich gekannt habe. **Ramler**, **Quanz**, **Krauſe**, **Spalding** ꝛc."

13) „Troſt des Greiſes an ſein Vaterland. Den Schatten Friedrichs II. auftreten zu laſſen, der das Vorzügliche ſeiner Regierungskunſt zu Gemüthe führt, ſeine Irrthümer erkennt, vor den jetzt eingeſchlichenen verdeckt warnt. S. auch Oeuvres de Diderot. T. IX. p. 64. und des Seneca Buch de consolatione."

14) „Einen Auszug aus **Lohenſtein**'s Arminius zu machen; er müßte aber aus nicht mehr als einem Bande beſtehen."

15) „In der deutſchen Monatſchrift, Aug. 1797. ſteht ein Aufſatz des **Sicard**, worin ich wegen **Eze'e** auch gemengt bin. (S. 357.) Ich will meine Correſpondenz mit **Eze'e** nachſehen, und im Winter bey Lichte einen Aufſatz dictiren, um zu zeigen, wie hämiſch die Menſchen mit mir umgingen."

Außerdem finde ich unter ſeinen Papieren mehrere Ideen, über die er Abhandlungen hat ſchreiben wollen, um ſie in der Akademie der Wiſſenſchaften vorzuleſen.

Ueber die vielen literariſchen Streitigkeiten in die N. verwickelt wurde, hat er, außer dem was er darüber bey ſeinem Leben ſelbſt drucken ließ, nur ſehr weniges aufgeſchrieben; vermuthlich weil ſie auf ſeine Gemüthsruhe wenig oder gar keinen Einfluß hatten, und er ſich bewußt war, niemals tadelhafte Abſichten bey dem, was er ſchrieb, gehabt zu haben. Der Streit mit Fichte allein machte ihm Verdruß, denn dieſer hatte nicht bloß den Schriftſteller, ſondern auch den Menſchen angegriffen. Hierüber nachher noch ein Paar Worte.

Ueber die Freuden Werthers äußert ſich N. auf einem einzelnen Blatte folgendermaaßen: „Sie wurden auf M. Mendelsſohn's Aufmunterung in dritthalb Tagen gemacht. Ich nahm dieſe Idee, weil ſie leichter ausgeführt war. Die andere, mit dem Menſchen im grünen Rocke*), war viel beſſer, aber ſie koſtete mehr Zeit. Die hatte ich nicht.“

„Außerdem, wenn man mich tadelt, daß ich Lotten unverheirathet angab, ſo bedenke man, daß der Dichter Mittel haben muß, um ſeine Abſicht auszuführen. Nur war es hier mehr um Zweck, als um Mittel zu thun.“

„Ich wollte zeigen, 1. daß ein Geſchäftsmann wie Albert, auch edel denken könne, und menſchenfreundlicher mit ſeiner Abſtraction, als ein ſolcher junger Brauſekopf wie Werther.

---

*) Ich erinnere mich, einen Zettel gefunden zu haben, der von ſo etwas ſprach; da ich aber damals nicht wußte, was ich daraus machen ſollte, ſo legte ich ihn unter die Papiere, wovon ich keinen Gebrauch machen wollte, und ich halte es nicht der Mühe werth, ihn unter der großen Menge wieder aufzuſuchen. So viel erinnere ich mich dunkel, daß der grüne Mann, ein gutes Mädchen, zwar ohne Liebe, heirathet, um ſich wegen ſeiner leidenſchaftlichen Liebe zu der Frau ſeines Freundes zu ſtrafen, aber dennoch mit ihr glücklich iſt. A. d. H.

2. Wollte ich Werthern gern auch in der Ehe zeigen, und daß man da mit dem bloßen Brauſen und Empfindeln nicht durchkömmt. — Kurz ich wollte die Sache von einer andern Seite darſtellen. Daher nahm ich das kürzeſte Mittel, ein feſtes Eheverſprechen mit Albert anzunehmen. Dieß war in Anſehung Werthers eben ſo viel wie Ehe, und konnte ſeine Verzweiflung eben ſo gut motiviren. Aber in Anſehung meiner konnte es mir dienen, dieſes Band durch den bloßen Willen Albert's auflöſen zu laſſen, und dieß wahrſcheinlich zu machen.“

„Den großen Talenten des Verf. der Leiden Werthers habe ich immer Gerechtigkeit widerfahren laſſen; nur den Schaden wollte ich verhüten, den ſein Kunſtwerk indirect veranlaſſen könnte, und wirklich veranlaßt hat, wovon ein Paar auffallende Beyſpiele im Europ. Magazin erzählt ſind.“

Auf einem andern Zettel erklärt ſich N. über Wieland's Angriff im deutſchen Merkur alſo:

„Wieland war ſehr böſe, daß im 25ſten Bande der allg. d. Bibl. (von Meinhard) ſeine Alceſte war der Wahrheit nach beurtheilt worden, und daß ich über ſeinen Merkur mit einer feinen Wendung meine Meinung geſagt hatte. Daher ſchrieb er im Zorn das Ding über Bunkel.“

„Es kann wohl nichts unſchuldiger ſeyn, als daß ich eine Ueberſetzung dieſes Buchs, und zwar auf Pränumeration ankündigte, denn damals fingen die Nachdrucker ihr Werk an. Man hatte ſogar den 2ten

Theil des Nothanker auf Pränumeration nachdrucken wollen, ehe ich ihn ſchrieb. Ich nahm daher für den Bunkel ein kaiſerl. Privilegium. Ich hatte das Buch an 6 Jahre in meiner Bibliothek. Spalding, M. Mendelsſohn, Garve, hatten es mit Intereſſe geleſen. Leſſing wollte es ſelbſt überſetzen, und mit Anmerkungen begleiten *). Ich dachte längſt nicht mehr daran, als der Theologe Piſtorius, welchem das Buch gefiel, ſich erbot, eine Ueberſetzung davon zu beſorgen; ſonſt würde ich nie wieder daran gedacht haben."

„Wieland hat die Schwachheit gehabt, ſeine Schrift gegen mich in die Supplemente ſeiner Werke aufzunehmen, und dadurch auf die Nachwelt zu bringen. Ich habe hingegen in dem neuen Abdrucke des Leſſingſchen Antheils an den Literaturbriefen alles ausgelaſſen, was Wieland nur einigermaaßen unangenehm ſeyn konnte. Ich ward von dem jüngern Buchhändler Voß zu dieſem neuen Abdrucke halb gezwungen, unternahm aber denſelben nur bloß unter dem Vorbehalt, daß alles daraus wegbliebe, was Wieland und andere ungern wieder abgedruckt ſehen möchten. Man muß gelehrte Streitigkeiten nicht ewig machen."

Im Jahre 1798 ward N. Mitglied der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften, und in die philoſophiſche Claſſe aufgenommen. Die Abhandlungen, welche er darin vorgeleſen hat, ſind im Jahre 1808 in zwey

---

*) Man ſ. Leſſing's und N's Correſpondenz, S. 226.

Bänden gedruckt werden. Daß er nicht früher in die Akademie eintrat, lag nicht an dieſer, ſondern darin, daß N. unter der vorigen Regierung, zunächſt durch des Miniſters v. Wöllner Einfluß, theils als Herausgeber der allgem. d. Bibliothek, theils als Verfaſſer einmüthiger, gegen Verketzerung und Schwärmerey eifernder Schriften, nicht nach Verdienſt geſchätzt wurde. Vielleicht wäre N. als academiſches Mitglied dem Publikum noch nützlicher geworden, wenn man ihn, ſtatt der philoſophiſchen Claſſe, in die hiſtoriſch-philologiſche aufgenommen hätte. Seine in Deutſchland noch von keiner andern übertroffene, muſterhafte Topographie von Berlin und Potsdam, ſeine Unterſuchung über den Orden der Tempelherren und Freimaurer, ſeine Beleuchtung der Zimmermannſchen Fragmente, ſeine Forſchungen über die keltiſche Sprache, machen es mehr als wahrſcheinlich, daß er in dieſer Claſſe, zumal wenn er zehn Jahre früher in die Akademie getreten wäre, mehr geleiſtet haben würde, als er in der philoſophiſchen geleiſtet hat.

Der Eindruck, den der Streit mit Fichte auf N. machte, dauerte unter allen am längſten. Kaum hatte ihn die Zeit etwas geſchwächt, als er durch folgenden Vorfall wieder erneuert wurde. Ein Mitglied der philoſophiſchen Claſſe der Academie der Wiſſenſchaften brachte im Januar 1805 in Vorſchlag, Herrn Fichte zum Mitgliede dieſer Claſſe, mit einer Penſion von 400 Rthlr. anzuſtellen. Das Directorium beſchloß, hierüber erſt die Meinung der philoſophiſchen Claſſe einzuziehen, um nach der Mehrheit der Stimmen die Sache zu entſcheiden. Es wurde ſchriftlich votirt, und Nicolai's Erklärung iſt dieſe:

„So viel ich einſehen kann, können die Urſachen, warum eine Akademie der Wiſſenſchaften einen Gelehrten zu ihrem Mitgliede aufnimmt, nur folgende ſeyn:

1. Deſſen von der Akademie und dem achtungswerthen Theile des Publikums anerkannte Verdienſte um die Wiſſenſchaften.

2. Die gegründete Hoffnung, daß der Aufzunehmende, durch ſeine Vereinigung mit der A. d. W. deſto mehr bewogen und in Stand geſetzt werde, den Fortgang der Wiſſenſchaften eifrig zu befördern, welches der eigentliche und einzige Zweck einer jeden Akad. d. Wiſſ. überhaupt, und jedes einzelnen Mitgliedes insbeſondere ſeyn muß. Ich hoffe, unſre Akademie hat ſich ſeit ihrer Stiftung immer den Ruhm erworben, daß ihre Bemühungen auf dieſen ihren Hauptzweck gerichtet geweſen ſind.

Zu dieſem Hauptzwecke kommen noch zwey Nebenzwecke:

3. Die Akademie will durch die Aufnahme in ihre Mitte, ihre vorzügliche Schätzung der wahren literariſchen Verdienſte des Aufzunehmenden beurkunden. Die Aufnahme in eine A. d. W., beſonders in eine ſo anſehnliche Akademie wie die unſrige, iſt ein literariſcher Orden pour le mérite. Dieſer kann und ſoll alſo bloß eine Belohnung für das wahre literariſche Ver-

dienſt ſeyn, oder, wenn er es ohne genaue Achtung darauf verdienen würde, möchte eine ſolche literariſche Auszeichnung ſelbſt nach und nach ihren Werth verlieren, der doch ſorgfältig zu bewahren höchſt nöthig iſt.

4. Die Akademie will die Anzahl gebildeter, wohldenkender und verträglicher Männer, aus denen ſie ſelbſt bisher beſtanden hat, mit einem Gelehrten gleicher Art vermehren, von welchem die bisherigen Mitglieder ſich nicht nur die Verträglichkeit, die von jedem gebildeten Manne ohnedieß vorauszuſetzen iſt, ſondern auch kollegialiſche Freundſchaft und Bereitwilligkeit zur gegenſeitigen gelehrten Beyhülfe, wenn etwa die eine Wiſſenſchaft irgend einige Aufklärung durch Ideen aus einer andern Wiſſenſchaft nöthig hätte, verſprechen können.

Nach dieſen Vorausſetzungen will ich den Vorſchlag: den Herrn Profeſſor Fichte in die Akademie aufzunehmen, ſo freymüthig als unpartheiiſch beurtheilen. Ich werde mein Urtheil auf unläugbare Thatſachen, und die daraus unmittelbar in die Augen ſpringenden Folgerungen gründen, und bin genöthiget, beide etwas ausführlich darzuſtellen, damit man deſto deutlicher ſehe, daß es mir bloß um die Wahrheit, um den Fortgang der Wiſſenſchaften, und um die Achtung zu thun iſt, welche ich der Akademie ſchuldig bin, die mir die Ehre that, mich unter ſich aufzunehmen.

Ich habe es allzuoft in öffentlichen Vorleſungen in der Akademie geſagt, als daß ich hier verhehlen könnte, wie wenig, nach meiner Ueberzeugung, Herrn Fichte's Philoſopheme zum wahren Fortgange der Wiſſenſchaften etwas beytragen können. Ich laſſe gern dem Scharfſinne und der dialektiſchen Gewandtheit ihr Lob, womit Hr. Fichte ſeine Philoſopheme aufzuſtutzen weiß, ob ich gleich, durch ein ſehr ernſthaftes Studium aller ſeiner Schriften, mich vollkommen überzeugt habe, daß alles auf ein leeres Spiel mit Begriffen, und auf neue unbeſtimmte Terminologien herausgeht, worunter oft ganz gemeine Dinge verſteckt ſind, und die nicht einmal konſequent aus ſeinem Syſteme folgen.

Wenn der größte und ſchätzbarſte Theil des philoſophiſchen deutſchen Publikums, und ſelbſt die Mitglieder der philoſophiſchen Claſſe der Akademie, größtentheils eine ähnliche Meinung von Herrn F's philoſophiſchen Syſteme hätten, ſo würde zwar dieß kein geringes Vorurtheil gegen den Werth ſeiner Philoſophie veranlaſſen; aber auch dieſes könnte ihn keinesweges von der Akademie ausſchließen. Die Akademie hat kein Syſtem, was ſie als vollendet anſähe; ſie eröffnet ihren Mitgliedern die freieſte Unterſuchung, und wünſcht, daß dieſelben jede neue Unterſuchung durch die deutlichſten Beweiſe ins helleſte Licht zu ſetzen ſuchen, und daß ihre Mitglieder folglich in der Unterſuchung der Wahrheit immer weiter fortſchreiten.

Daß dieß wahre Geſinnung der Akademie, und ihr eigentlicher Zweck in allen Claſſen ſey, werden mir gewiß alle Mitglieder zugeben. Ich bedaure aber, daß die Philoſophie des Herrn Fichte dieſem wahren Zwecke der Philoſophie gerade zuwider iſt. Er iſt der erſte unter allen, die ſich Philoſophen nannten, der von dem Grunde ſeiner Philoſophie keinen Beweis geben will, der ſie dennoch für die Einzige ausgiebt, und alles, ſogar auch Politik, Handlung, Staatsverwaltung und Polizey einzig daraus herleiten will, und allen denjenigen mit der äußerſten Verachtung begegnet, welche dieſe Philoſophie nicht annehmen wollen.

Er ſagt ausdrücklich in gedruckten Schriften von ſeiner Philoſophie: „Sie müſſe, wie durch einen Blitz, der plötzlich die Finſterniß auf einmal durchleuchtet, Eingang finden.“ Er ſagt in einer öffentlichen Schrift ausdrücklich von einer ſeiner wichtigſten Neuerungen, die den Begriffen der größten Philoſophen und edelſten Menſchen widerſpricht: „Kurz, es iſt ſo, es iſt ſchlechthin ſo, es iſt ohne Beweis ſo; ich weiß es unmittelbar, ſo gewiß als ich irgend etwas weiß, ſo gewiß als ich von mir ſelbſt weiß.“ Durch dieſe unerhörte Forderung, wovon er auch bisher in keiner von ſeinen folgenden Schriften abgegangen iſt, ſetzte er ſich ſelbſt aus der Claſſe der Philoſophen heraus in die Claſſe der finſterſten Schwärmer, welche verlangen, daß man ihrem innern Lichte glauben ſoll, ohne die Wahrheit deſſen beweiſen zu dürfen, was ſie bey dieſem innern Lichte zu ſehen vorgeben. Ich kann mich nicht überzeugen, daß eine Akademie der Wiſſenſchaften zweckmäßig handeln würde, wenn ſie einen Mann in ihre philoſophiſche Claſſe aufnähme, welcher ſo unphiloſophiſch ſeine vermeinte Philoſophie gründen will; denn, muß nicht alle philoſophiſche Unterſuchung aufhören, wenn ein Philoſoph verlangen darf, man ſolle ſeine Meinungen ohne Beweiſe annehmen?

Aber weit gefehlt, daß Herr Fichte glaube, er könne noch Meinungen haben, behauptet er vielmehr ganz dreiſt, er habe das Wiſſen allein, und was alle andre Philoſophen behaupteten, wären bloß Meinungen, daher er auch ausdrücklich behauptet: „Zwar andre Philoſophen müßten gegenſeitig tolerant und höflich ſeyn, wenn ſie einander ihre Meinungen erzählten; aber ihm und andern Vertheidigern der Wiſſenſchaftslehre komme es zu, gegen alle andre arrogant zu ſeyn; denn, daß die Wiſſenſchaft der Unwiſſenheit gegenüber ſich beſcheiden ſolle, gehöre unter die Dinge, welche er nie habe begreifen können.“ — Was hätte nun wohl die philoſophiſche, und alle andern Claſſen der Akademie, welche doch ſchwerlich in Allem ſo denken werden wie er, von einem ſolchen Mitgliede zu erwarten? Herr Fichte hält ſich ſelbſt ſogar — man ſollte es nicht glauben, aber er hat es öffentlich geſagt — für unfehlbar. Er ſagt ausdrücklich: „Es iſt gar kein Irrthum mehr möglich, denn die Anſchauung irret nie.“ (Er meint nämlich ſeine intellectuelle Anſchauung, die er nie bewieſen hat, noch beweiſen will.) Er ſagt ferner: „Ich bin jeden Augenblick bereit, mich förmlich zu verbinden, daß ich ewig verdammt ſeyn will, wenn ich je auch nur innerlich *zurücknehme*, was ich von meiner Wiſſenſchaftslehre wirklich weiß, und als *durchaus evident* anſehe.“ — Was ſoll nun die philoſophiſche Claſſe einer Akademie der Wiſſ. mit einem ſolchen Manne machen? Sie müßte ſeine Wiſſenſchaftslehre ohne Beweis annehmen, und dann iſt es aus mit der Philoſophie aller übrigen Mitglieder. Oder was kann er der Akademie mittheilen? Er kann bloß wiederholen, was er als *durchaus* evident anſieht; denn derjenige, der ſo weit gekommen iſt, ſich einzubilden, daß ſeine Anſchauung *nicht irrt*, kann weiter nichts als wiederholen was er vorher ſagte. Dieß iſt alſo gerade wider den Zweck der Akademie, welche nicht blos irgend ein Syſtem, und am allerwenigſten eines, das ſich für unfehlbar hält, und ſchon im voraus erzählt, ohne erſt die Gründe Anderer gehört zu haben, es wolle *nichts zurücknehmen*, in ihren Verſammlungen bloß wiederholt wiſſen will. Dieſes unphiloſophiſche Benehmen des Herrn *Fichte* macht ihn untüchtig, ein Mitglied der philoſophiſchen Claſſe unſrer Akademie, wenigſtens nach meiner Ueberzeugung, zu werden. Denn wozu könnte er ihr wohl nützen?

Hierbey muß ich mit der größten Achtung für die Meinung eines von mir ſehr verehrten obigen[*], Votanten erinnern, daß ich nach meiner Ueberzeugung nicht wünſchen kann, man möchte eine Stelle in der Akademie, „gleichſam als eine Verſetzung in den Ruheſtand“ halten, und eben ſo wenig: daß man das Geſuch einer Stelle in der Akademie aus dem Geſichtspunkte „einer dauernden Verſorgung“ betrachten möchte.

---

[*] Der Vorſchlag zirkulirte nämlich unter den Mitgliedern, und ihre Meinungen folgten unmittelbar auf einander. A. d. H.

Gott weiß es, daß ich Herrn Fichte keine dauernde Verſorgung, die er erhalten kann, mißgönne; nur kann ich mich nicht überzeugen, daß man, ſeiner Verſorgung wegen, darauf denken müſſe, ihn an eine Stelle zu ſetzen, wohin er ſich ſchwerlich ſchickt. Es hat in den öffentlichen Zeitungen geſtanden, daß er nach Landshut in Bayern mit 1200 Fl. Gehalt berufen worden. Wer wird ihm dieſe Verſorgung nicht gönnen, und nicht wünſchen, daß er daſelbſt Nutzen ſtiften möge! Der Preuß. Staat hat keine Pflicht, darauf zu denken, Herrn Fichte zu verſorgen, da er hier ein Fremder iſt, der gar kein Verdienſt um unſern Staat hat, und da ihm, wenn er ſich irgend einem Staate nützlich zu machen weiß, ganz Europa offen ſteht, um eine Verſorgung zu ſuchen. Sollte vollends Herrn Fichte's Philoſophie ſchädlich ſeyn, (wie ich ſie denn wirklich, beſonders für die Jugend, für ſchädlich halte, weil durch das blinde Vertrauen auf eine intellectuelle Anſchauung, die nie irren ſoll, die Liebe zum vernünftigen, ernſtlichen Studiren nach und nach ausgelöſcht, und der Kopf mit unbewieſenen Hirngeſpinnſten gefüllt wird); ſo bekenne ich doch, mich nicht überzeugen zu können, es werde rathſam ſeyn, um einen Mann, deſſen Philoſophie der Jugend für ſchädlich erachtet wird, „von den öffentlichen Lehrſtühlen auf Univerſitäten auszuſchließen,“ ihn zu einem Mitgliede der Akad. der Wiſſ. zu machen, d. h. ihm die höchſte Ehre zu erweiſen, auf welche der verdienteſte Gelehrte in unſerm Staate nur Anſpruch machen kann. Die Akad. der Wiſſ. darf in der Wahl ihrer Mitglieder nicht auf ihre Fähigkeit zu Lehrern auf Univerſitäten Rückſicht nehmen, noch weniger darauf bedacht ſeyn, jemanden vom Lehramte auf Univerſitäten ausſchließen zu wollen. Dagegen wird es ihrer Würde gemäß ſeyn, einen ſolchen Mann nicht zu ihrem Mitgliede zu wählen, von welchem verſtändige Männer, und ſelbſt einige ihrer Mitglieder urtheilen, ſeine Art zu philoſophiren ſey der Jugend ſchädlich; denn die Mitglieder einer ſo anſehnlichen Geſellſchaft müßten wohl von dem Verdachte frey ſeyn, irgend etwas zu befördern, welches dem Staate und der bürgerlichen Geſellſchaft nachtheilig wird. Die Beſetzung der Lehrſtühle iſt einzig und allein die Sache des Königl. Ober-Schul-Kollegiums. Wenn daſſelbe für gut findet, Herrn Fichte eine Stelle auf einer Univerſität, oder auf einer Schule zu verleihen, will ich ihm dieſelbe, ungeachtet meiner Meinung von ſeiner Philoſophie, von Herzen gönnen, in ſo fern er dadurch eine Verſorgung bekömmt, ſo wie auch jede andre Verſorgung, wo es auch ſey. Aber wenn die Frage zu beantworten iſt: Ob Herr Fichte zum Mitgliede der philoſophiſchen Claſſe unſrer Akademie ſoll aufgenommen werden? ſo kann und will ich nichts vor Augen haben, als den Zweck und die Ehre unſrer Akademie. Dieſe will nicht ihre Mitglieder in einen unthätigen Ruheſtand durch ihre Aufnahme verſetzen. Vielmehr werden die Penſionen, welche die ordentlichen Mitglieder erhalten, ausdrücklich für die Arbeiten bezahlt, wozu ſie verpflichtet ſind. Wie wenig nun die Akademie von einem Manne würde zu erwarten haben, der längſt ſchon glaubt, das unfehlbare Wiſſen gefunden zu haben, und das Wiſſen aller andern Mitglieder nur für Meinungen halten dürfte, habe ich ſchon angeführt.

Aber es iſt noch eine beſondre Urſache da, warum die Akademie, wenn ſie ihn aufnähme, nicht einmal hoffen dürfte, daß er zu ihren herauszugebenden Schriften Beyträge liefern würde, welches doch auch die Pflicht eines ordentlichen Mitgliedes iſt. Er hat bekanntlich über ſeine Wiſſenſchaftslehre vielerley Bücher drucken laſſen, und hat auch ſelbſt eine neue Darſtellung derſelben ſehr feierlich verſprochen. Nachdem er aber im vorigen Jahre hier öffentliche Vorleſungen ankündigte, worin er das Räthſel der Welt zu löſen verſprach, erklärte er ganz ausdrücklich, er werde nun nichts weiter über die Wiſſenſchaftslehre ſchreiben, weil nun dieſelbe bloß mündlich könne vorgetragen werden.

Daß Herr Fichte einen gegründeten Ruhm habe, der durch wahre Verdienſte um die Philoſophie entſtanden wäre, kann ich nicht zugeben. Sein Ruhm war ſehr ephemeriſch, und iſt jetzt ganz geſunken. Man kann ihn keinesweges mit Kant vergleichen, und eben ſo wenig mit Wolf oder Leibnitz. Kant hat der philoſophiſchen Unterſuchung auf mancherley Art ein neues Leben gegeben. Fichte trat bloß auf Kant's Schultern, wollte Kant's Idee, mit Abſtraction von aller Erfahrung wie a priori zu philoſophiren, weiter führen, hatte dabey die ſeltſame Einbildung, daß Kant von Niemand verſtanden würde als von ihm. Kant aber erklärte noch vor ſeinem Ende, daß Herrn Fichte's Wiſſenſchaftslehre nichts ſey; mehrere andere ſchätzbare Männer bewieſen dieß ſehr deutlich, wovon ich nur die 1803 erſchienene Schrift des Herrn Fries, unter dem Titel: Reinhard, Fichte und Schelling, anführen will. Die Achtung gegen ſeine Philoſophie iſt ganz gefallen. Selbſt unter den Mode-Philoſophen ſind ſeine ehemaligen eifrigen Schüler, Schelling und Wagner, von Fichte's Philoſophie ganz abgegangen, und ſprechen mit der größten Verachtung davon. Zu der geringen Meinung von Herrn F's. Philoſophie, welche jetzt in Deutſchland allgemein herrſcht, hat nicht wenig beigetragen, daß deutlich eingeſehen worden iſt, wie wenig neue und feſte Ideen darin ſind; daß er, ob er gleich mit großem Ungeſtüm verhieß, er wolle alle andre philoſophiſche Ideen ausrotten, dennoch ſelbſt nichts Neues und Originales hervorbrachte, ſondern daß alles auf eine ſehr falſche Erklärung und Erweiterung des Kantiſchen Syſtems, vermittelſt einſeitiger Einbildungen und eines ſehr plumpen Idealismus, herauslief. Noch mehr und allgemeiner fiel der kurze Ruhm der Fichteſchen Philoſophie, als er ſie auf wirkliche Gegenſtände praktiſch anwenden wollte, und ſowohl in ſeiner Sittenlehre und in ſeinem Naturrechte die allerſeltſamſten und unhaltbarſten Paradoxien hervorbrachte, als in ſeinem geſchloſſenen Handelsſtaat durch ganz unphiloſophiſche Sätze, und durch völlige Unwiſſenheit alles deſſen, was Handlung, Circulation des Geldes u. ſ. w. betrifft, ſeine gänzliche Unfähigkeit, über dieſe Gegenſtände zu ſchreiben, zeigte. Ich bin, wie meine Vorgänger im Votiren, völlig überzeugt, daß, nach den Principien der Wiſſenſchaftslehre, weder von dem Erfinder, noch von ſeinen ehemaligen Schülern, (denn jetzt ſind ſie alle von ihm abgefallen,) kein einziges Buch geſchrieben worden, welches ein geſcheuter Mann zur Hand nehmen möchte. Es wird jetzt in ganz Deutſchland die Fichteſche Philoſophie wie ein ausgelöſchtes Meteor angeſehen. Kein einziger Schriftſteller von einiger Bedeutung iſt mehr dafür. Alſo, wenn auch die Akademie bey der Aufnahme Herrn F's. nicht eben das literariſche wirkliche Verdienſt, ſondern nur ſeinen Ruhm in Betrachtung ziehen wollte, (welches doch auch wohl ihre Geſinnung nicht ſeyn kann,) ſo würde ſie jetzt keine Urſache haben, ihn aufzunehmen.

Aber es könnte auch wohl der perſönliche Character dieſes Mannes, ſo wie er ſich vom Anfange ſeiner literariſchen Laufbahn an beſtändig gezeigt hat, Behutſamkeit ſehr nöthig machen. Er hat ſich bey allen Gelegenheiten nicht nur äuſſerſt anmaßend und arrogant, ſondern auch gegen alle Perſonen, die wider ſeine Philoſophie etwas einwendeten, äuſſerſt grob, und nicht ſelten ſo niedrig pöbelhaft betragen, wie es einem gebildeten Manne und einem wahren Gelehrten nicht anſtändig iſt. Dieß alles iſt ſo notoriſch, daß es Niemand läugnen kann.

Ich bedaure, daß ich hier nothwendig Herrn Fichte's Betragen gegen mich ſelbſt ſchildern muß. Warlich nicht aus irgend einem Grolle. Ich habe, als ich ihn zu der Zeit, wo er wegen ſeines angeblichen Atheismus verfolgt wurde, ihn als Menſchen vertheidiget, und durch den Ton meiner Beantwortung ſeines gröbſten Angriffs auf mich, hoffentlich genugſam gezeigt, wie wenig mich dergleichen Angriffe perſönlich zum Zorn reizen können. Da es aber hier die Frage iſt, ob Hr. F. nicht nur mit mir, ſondern auch mit einer Anzahl andrer verdienten Gelehrten, in eine genaue litterariſche Verbindung gebracht werden ſoll, ſo gehört ſein Betragen gegen mich um ſo weſentlicher zur Sache, da er öffentlich erklärt hat: Er allein habe das Wiſſen, alle andre Gelehrte, die mit ihm nicht übereinſtimmen, hätten nur Meinungen; und die Wiſſenſchaft dürfe gegen die Unwiſſenheit intolerant und unhöflich ſeyn. Es kömmt auf die Frage an: Ob ein Gelehrter, der ſich öffentlich ſo ausdrückt, und ſeine Lehre durch auffallende Beyſpiele beſtätiget, in eine gelehrte Geſellſchaft aufzunehmen ſey, worin gegenſeitige billige Toleranz der Meinungen, und die

Höflichkeit und anſtändige Aufführung, die einem jeden gebildeten Manne eigen ſeyn muß, für ein unerlaßliches vorläufiges Erforderniß müſſe geachtet werden?

Ich hatte mehreres wider Herrn F's. Philoſophie geſchrieben, auch wohl, was in ſeinen ſeltſamen Paradoxien offenbar lächerlich iſt, ein wenig belächelt. Zuletzt hatte ich im 56ſten Bande der allgem. d. Bibl. über dieſe Philoſophie und ihre Verkehrtheit im ruhigen Tone abermals geſprochen. Darüber gerieth Hr. F. in ſolche Wuth, daß er im Jahre 1801 mich in einer Schrift, betitelt: Friedrich Nicolai's Leben und ſonderbare Meinungen, mit den gröbſten Perſönlichkeiten angriff. Als dieſe Schrift hier zur Cenſur kam, ward ſie zurückgegeben, mit dem Bedeuten: „daß ein Landes-Collegium nicht befugt ſey, einer, in einem ſo höchſt injuriöſen Tone abgefaßten Schrift das Imprimatur zu geben.“ Demohngeachtet aber ließ Hr. F. dieſe Schrift auswärts drucken. Er war damals ſchon über ein Jahr in Berlin Er hatte hier Schutz und Ruhe vor einer auswärtigen Verfolgung gefunden, wovon er ſich einbildete, daß ſie beynahe ſogar ſein Leben in Gefahr ſetze. Sein erſtes bekanntes Betragen gegen die ihn ſchützende Regierung war, daß er einem ihrer ausdrücklichen Geſetze, (welchem ein wahrer Gelehrter aus Selbſtachtung ſchon ohnedieß folgen ſollte,) gerade zuwider handelte. Es iſt wohl kein Zweifel, daß ein Mann, der ſo verfährt, ſich ſelbſt eine levis notae maculam anhängt, welche billig an einem Mitgliede der erſten gelehrten Geſellſchaft dieſes Staats nicht haften ſollte.

In der gedachten Schrift ſagt er unter andern von mir folgendes: „Das vollendetſte Beyſpiel einer radikalen Geiſteszerrüttung und Verrückung, war mir Friedrich Nicolai. — „Meine Ueberzeugung iſt, daß Nicolai ſein ganzes Leben hindurch nie etwas Kluges, ſondern eitel Verkehrtes und Thörichtes angefangen habe, und daß auf ihm nicht das mindeſte Verdienſt, ſondern eitel Schuld ruhe.“ — „Die allgemeine d. Bibl. war ein der Religioſität der Nation höchſt ſchädliches Unternehmen.“ — „Indem ich von wahren Gottesläugnern, Götzendienern, Dienern eines böſen Weltgeiſtes ſpreche, rede ich ganz eigentlich von Nicolai und denen die ihm gleichen.“ — „N. war bey ſeiner extremen Dummheit der allerunverſchämteſte unter ſeinen Zeitgenoſſen.“ — „Es iſt zu beklagen, daß N. nicht unmittelbar, nachdem er die Widerlegung wider mich zu Ende gebracht hatte, aufgehenkt worden, damit er im Bewußtſeyn des glorreichen Arguments ſeine ſpeculative Laufbahn beſchloſſen hätte.“ — „Wir würden ein groſes Mißtrauen auf die Penetration unſers Leſers ſetzen, wenn wir nöthig fänden, nach allem Geſagten hinzuzuſetzen, daß wir N. für den einfältigſten Menſchen ſeines Zeitalters halten, und nicht glauben, daß irgend etwas menſchliches an ihm geweſen, außer der Sprache.“

— „Es iſt kein Zweifel, daß auch ein Hund, wenn man ihm nur das Vermögen der Sprache und Schrift beybringen könnte, und die Nicolaiſche Unverſchämtheit, mit demſelben Erfolge arbeiten würde, als N.“ u. dgl. mehr.

Ich habe dieß hier anführen müſſen, nicht meinetwegen, — denn mich kann dergleichen nicht herabſetzen oder beleidigen, — ſondern weil ich glaube, daß die Akademie dadurch iſt beleidiget worden, deren Mitglied ich damals ſchon ins dritte Jahr zu ſeyn die Ehre hatte. Wenn Herr F. die Akademie auf ſolche Art mit ſeiner nie irrenden intellectuellen Anſchauung anſchauet, daß ſie den Dümmſten und Unverſchämteſten ſeiner Zeitgenoſſen, an dem nichts menſchliches iſt als die Sprache, zu ihrem Mitgliede wählte, ſo muß er ſie wohl innig verachten. Es müßte ſonach befremdend ſeyn, daß Herr F. jetzt ebenfalls Mitglied dieſer Akademie zu werden ſucht, wenn ſich nicht noch vorausſetzen ließe, daß er ſich nur aus der Kaſſe dieſer Akademie eine Penſion verſchaffen wolle, ohne weiter an ihren, ihm verächtlichen, Arbeiten Antheil zu nehmen.

Ich mußte auch obige Stellen anführen, damit man deutlich ſähe, wie tief unter die Würde eines wahren Gelehrten Herr F. herabſinkt, und wie wüthend er in ſeiner Leidenſchaft wird. Daß Herr F. in ſeiner Philoſophie einſeitig, und gegen ſeine Gegner intolerant iſt, hat er freilich mit vielen andern Philoſophen gemein; aber ihm war es vorbehalten, in einer öffentlichen Schrift zu wünſchen: daß ſein Gegner aufgehenkt würde, damit er ſeine ſpeculative Laufbahn beſchloſſen hätte.

Ich will es, ohne alle Rückſicht auf mich ſelbſt, der Einſicht Eines hochlöblichen Directorii und aller Mitglieder der Akademie überlaſſen, ob die Akademie es mit ihrer Würde vereinigen könne, einen Mann, der den Sinn für Anſtand ſo ganz verlieren konnte, zum Mitgliede aufzunehmen, ſelbſt, wenn er auch den Ruhm und die gelehrten Verdienſte hätte, die er wirklich nicht hat. Ich will es ihrer Einſicht überlaſſen, ob nicht das zänkiſche, ungeſittete und arrogante Benehmen, welches ſich bey Hrn. F. jederzeit zeigte, ſo oft ihm widerſprochen ward, ſich nicht auch in der Akademie zeigen würde. wenn er deren Mitglied wäre, und ob es für die Akademie wünſchenswerth ſey, wenn ſich etwa Beyſpiele ungeſitteten Betragens in derſelben finden ſollten? Würden wohl die Mitglieder irgend einer Akademie es eben wünſchenswerth finden, die Herren Schelling, Schad, Wagner, welche Hrn. F's. Nachfolger und Schüler, ſowohl in idealiſtiſchen Hirngeſpinnſten, als in Grobheit und Zankſucht ſind, neben ſich zu Kollegen zu haben?

Ich kann alſo nicht anders, als nach meiner beſten und ruhigſten Ueberzeugung votiren: daß Herr Profeſſor Fichte nicht würdig ſey, in die Akademie aufgenommen zu werden. Am wenigſten kann dieß wohl jetzt der Fall ſeyn, da, wie ich mit Vergnügen vernehme, Hr. Ancillon der jüngere als ordentliches Mitglied in die philoſophiſche Claſſe, ſo wie es billig iſt, einrückt, und alſo dieſe Claſſe vollzählig wird. Es wäre doch auf alle Weiſe wohl allzuviel, wenn für einen Mann, gegen den ſo viel zu erinnern iſt, ſogar eine neue Stelle in der philoſophiſchen Claſſe errichtet, und da bisher alle außerordentliche Mitglieder unbeſoldet geblieben ſind, ihm ſogar noch ein doppeltes Gehalt ſollte gegeben werden. Dieß würde wohl für mehrere hochverdiente Mitglieder, auch in andern Claſſen, kränkend ſeyn, darunter mehrere allgemein geſchätzte Männer ſich mit dem gewöhnlichen Gehalte begnügen müſſen, ja wohl noch gar kein Gehalt bekommen, weil ihre Claſſe vollzählig iſt.“

Die mehrſten Stimmen fielen verneinend aus, der Vorſchlag kam alſo nicht zu Stande.

Ganz anders, als Fichte, benahm ſich Kant gegen Nicolai. In ſeiner Schrift: „Ueber die Buchmacherey. Zwey Briefe an Herrn Friedrich Nicolai, von Immanuel Kant. 1798, behandelt er zwar N. eben nicht glimpflich, ja er thut N. darin offenbar Unrecht, daß er den Verleger mit ins Spiel miſcht, da N. nicht aus merkantiliſchen Abſichten geſchrieben hatte; aber er läßt ihm doch auf der andern Seite die Gerechtigkeit wiederfahren, daß die Nachäffer der kritiſchen Philoſophie wegen ihres Unfugs und Mißbrauchs mit den philoſophiſchen Wörtern N's. Züchtigung allerdings verdienten.

Dabey hätte N. ſtehen bleiben, und nicht ſo oft den großen Lehrer mit ſeinen albernen Schülern verwechſeln ſollen, N. irrte darin, daß er meinte, jeder philoſophiſche, oder wohl und richtig denkende Kopf, ſey auch ein theoretiſcher Philoſoph: noch mehr aber darin, daß ihm, der an Wolf und Baumgarten gewöhnt war, die tiefſinnigen Forſchungen eines der erſten Denker eben ſo verkehrt vorkamen, als die Thorheiten der verſchrobenen Nachäffer Kant's, und daß er jene eben ſo leicht als dieſe zerſtören könne. Wenigſtens hätte er ſeine Zweifel gegen die Kantiſche Theorie, wenn er ſie ja laut werden laſſen wollte, in einem andern Tone vortragen ſollen. Aber was ihm als Geſellſchafter leicht wurde, ſcheint ihm als Schriftſteller ſchwer, wo nicht unmöglich geweſen zu ſeyn. Ich will mich nicht dabey aufhalten, dieſes pſychologiſche Räthſel zu erklären. Genug, daß er bey mündlichen Streitigkeiten ſich nie erlaubte, was er bey ſchriftlichen ſich nicht verſagen konnte. Dieß hat er ein halbes Jahrhundert durch in einer Geſellſchaft bewieſen, in der es oft zu lebhaften Erörterungen auch über literariſche Gegenſtände kam, und in der er ſich, nach dem darin eingeführten Tone, weit weniger Zwang auflegen durfte, als in der, von welcher ich in der Folge noch einige Nachricht geben werde. Ich meine den ſogenannten Montags-Club, der nunmehr 70 Jahre in Berlin beſteht. Meine Leſer werden mir es gewiß verzeihen, wenn ich dieſer Geſellſchaft hier etwas umſtändlicher erwähne.

Sie wurde von dem, als Ueberſetzer einiger griechiſchen Schriftſteller bekannten, im Jahre 1804 als Pfarrer zu Mönchaltorf im Canton Zürich verſtorbenen Johann Georg Schultheß, der ſich im Jahre 1749 zu Berlin aufhielt, in dieſem Jahre geſtiftet. Von den ſeitdem aufgenommenen verſtorbenen Mitgliedern will ich, nach der Zeitfolge ihrer Aufnahme, hier nur folgende, dem auswärtigen Publikum bekanntere, nennen: Sulzer, Sucro in Magdeburg, Ramler, Agricola, Quanz, Gotthold Ephraim Leſſing. Nicolai, Meil, Thomas Abt, Theden, v. Hymmen, Mylius, Engel, Reichardt, Bieſter, Walch zu Meiningen, J. Bernoulli, v. Wöllner, W. A. Teller, Gleditſch, Klein, Gedike, Ferber, Karſten, Klaproth und Unger. Die Zahl der Mitglieder iſt auf 24 beſtimmt. Das Ballottiren über ein aufzunehmendes Mitglied geſchieht auf eben die Art, als ſonſt beym Senat in Venedig üblich war. Zwey ſchwarze Kugeln ſchließen aus. Die Geſellſchaft kömmt jeden Montag Abend zwiſchen 6 und 7 Uhr in einem gemietheten Local zuſammen, geht um 8 Uhr zu Tiſche, und um 10 Uhr auseinander. Außer dem Schachſpiel iſt kein andres erlaubt. Jedes Mitglied kann Fremde mitbringen, ſo viel es will. Wenn ſich auch noch einer oder der andere deutſche Club einer eben ſo langen Dauer ſollte rühmen können, ſo fragt ſich doch, ob ein zweiter auf den größern Vorzug Anſpruch machen kann, daß in ihm, wie in dieſem, in ſo vielen Jahren auch nicht ein einziger Zwiſt, nicht ein einziges Mißverſtändniß vorgefallen iſt. Und doch kann ich die in ganz Deutſchland zerſtreueten Hunderte von Staatsbeamten, Gelehrten u. ſ. w., die dieſen Club als Gäſte beſucht haben, dreiſt auffordern, ob ſie eine Geſellſchaft kennen, in der mehr Freimüthigkeit herrſche, als in dieſer?

Nicolai war am 18ten März 1805 neun und vierzig Jahre Mitglied, und ſieben Jahre deſſen repräſentativer, und ſeit einem Jahre deſſen wirklicher Senior. Seinen Geburtstag in letzterer Eigenſchaft feierten die Mitglieder, und Bieſter hielt dabey eine Rede, die wegen ihrer Laune wohl verdient, daß ich ſie hier einrücke.

„Seitdem der biedere Schweizer, Johann Georg Schultheß, aus ſeinem tugendhaften und geiſtvollen Leben am 7ten May 1804 abgerufen ward, iſt unſer hochachtbares Mitglied, Friedrich Nicolai, der eigentliche völlige Senior unſers Clubs geworden. Zwar haben wir ihm in dieſer Eigenſchaft ſeit ſieben Jahren, da wir unſern Karl Wilhelm Ramler verloren, gern und willig bereits gehuldigt. Die Geſchäfte würden zu nachtheilig darunter gelitten haben, wenn nicht auch hier an Ort und Stelle ein Vorſitzer an der Spitze derſelben geweſen wäre; wenn jedesmal, ſelbſt bey dringenden Vorfällen, die ſchleunig Ueberlegung und Entſcheidung erfordern, erſt 116 Meilen weit, von der Mohrenſtraße in Berlin bis Mönchaltorf, vier Stunden von Zürich, hätte berichtet und angefragt werden müſſen*). Daher ward ſchon damals unſerm genannten vortrefflichen Freunde, die ihm unter den anweſenden Mitgliedern gebührende Seniorwürde, mit allen davon abhängenden Rechten zuerkannt. Was aber that Er, der zugleich beſcheidene und gemeinnützig thätige Mann? Er theilte; ſehr redlich gegen uns, ſehr ſtrenge gegen ſich ſelbſt. Die Mühe übernahm er ausſchließend, die Ehre nicht ganz. Auf das bereitwilligſte erbot er ſich ſelbſt, das ſchwere Amt zu führen, und hat es auf das muſterhafteſte geführt. Allein, gerade nur Er, und gerade in den erſten Tagen ſeines Seniorats, ſobald ihm die Verwaltung gemeinſamer Angelegenheiten zukam, verwieß er uns an den Mann, der beynahe von uns vergeſſen war, und doch unvergeßlich bey uns zu ſeyn ſo ſehr verdient. Nur ihm, unſerm Nicolai, verdankt es der Club, der ihm in Wahrheit ſo viel verdankt, daß ſich der freundſchaftlichſte Briefwechſel, und das vertraulichſte Verhältniß mit dem edlen Stifter unſrer Geſellſchaft, anknüpfte, und mit ſeltener rührender Zärtlichkeit fortgeſetzt ward.

Wenn wir alſo, ſeinem eigenen Vorſchlage und Wunſche gemäß, bey der damaligen großen Feier **), die Seniorſchaft einem andern Biedermanne übertrugen, der ſie auch, obgleich abweſend, mit herzlichem, freudigen Wohlwollen annahm und behielt; wenn wir folglich unſern jetzigen Vorſitzer nur erſt ſeit dem May des vorigen Jahres völlig und ganz als ſolchen ehren: ſo werden wir nun dafür auch heute auf das ſchönſte wieder belohnt; wir beyderſeitig: Er für ſein Zartgefühl, wir für unſre Folgſamkeit. Durch eine merkwürdige Verkettung der Dinge, welche das halbe Dutzend der immer neueren Philoſophen weder erklären, noch wegläugnen kann, trifft der erſte Geburtstag, den unſer Clubſenior als Clubſenior begeht, gerade auf einen Clubtag: zum ſprechenden Beweiſe, daß er für den Club geboren iſt, daß er von ſeiner Geburt an zum Clubſenior beſtimmt war.

---

*) Daß dieß bloß ſcherzweiſe geſagt ſey, da in Angelegenheiten des Clubs nie ein dringender Vorfall entſtehen konnte, bedarf kaum ſelbſt für Auswärtige bemerkt zu werden.

**) Im Jahre 1798 als der Club 50 Jahre beſtanden; nachher erſt fand ſich, daß man das Jubileum ein Jahr zu frü gefeiert hatte.

Die, einem ausgezeichneten Geiſte, gleichſam einem Günſtlinge der Natur, beygelegte Eigenſchaft: „zu etwas geboren zu ſeyn“ benimmt dem, welchem ſie zugeſchrieben wird, nichts an ſeiner Verdienſtlichkeit. Denn er muß dieſe Anlagen ausbilden, wenn ſie ſich wahrhaft ausgezeichnet in ihm offenbaren ſollen. Und, ſo wie auf der einen Seite ſein Talent ihm dieſe Ausbildung erleichtert, ſo pflegt es auf der andern Seite ſie auch zu erſchweren, indem es ihn zur Vernachläſſigung und zum Mangel an Ernſt und Eifer reizt. Daher iſt ein Mann, der zugleich Genie und Character zeigt, ein ſo ſeltener, ein ſo unſchätzbarer Edelſtein; eine werthe, theure Erſcheinung, wenn man ihn zugleich als Zeitgenoſſen, als Mitbürger, als Freund, als Glied der nämlichen Geſellſchaft um ſich ſteht. Das Genie zum Club findet ſich noch wohl; der Character dazu nicht ſo leicht, weil man jenes auszubilden verabſäumt hat.

Laſſen ſie mich, gütige Herren und Freunde, noch immer nach den Grundſätzen des Clubs reden, denen wir ſämmtlich treu bleiben wollen. Denn freilich, wie hat ſich ſonſt die übrige Welt jetzt verändert! Wie ſind die Künſte geſtiegen, und die Geheimniſſe vervielfältiget! z. B. das Kunſtgeheimniß des Gedächtniſſes, wovon ein reiſender Sammler einſt ein Vorſpiel an einem Clubabende gab, und wodurch, nach ſeiner Verſicherung auch die Unmündigen die ſchwerſten Sprachen erlernen ſollten, obgleich er ſelbſt es noch nicht bis zu ein Paar Wörtern Lateiniſch hatte bringen können. Wie iſt ſogar die Natur erhöhet! In unſern hocherleuchteten Zeiten, die bekanntlich die geſammte Vorwelt in allen Dingen ſo unendlich übertreffen, ſind die gebohrnen Genies, ſelbſt die frühreifen Wunderkinder, welche ſonſt nur ſparſam ſich zeigten, gleichſam an der Tagesordnung. Unſre Nachbaren jenſeit des Rheins haben jetzt wieder zwey derſelben aufzuweiſen. Der eine Knabe ſcheint dazu geboren, Decimalzahlen ſeiner Landesmünze im Kopfe zu berechnen; und ſeine Nation, die zum Erſtaunen geboren iſt, erſtaunt übe dieſe Gabe; und die ausländiſchen Zeitungsſchreiber, die zum Bewundern geboren ſind, bewundern — ma weiß nicht recht, ob jenen Knaben, oder dieſes Erſtaunen. Das zweite noch auffallendere Wunderkin iſt ſogar zu einem vierſchrötigen Bauren geboren, und, was die ſonſt ſo ſorgfältigen Alten von ihrem Herkules aufzuzeichnen vergaßen, wiſſen wir genau von dieſem Galliſchen Herkuliſcus: wie oft er ſich raſiren laſſen muß. Mit ſolchen außerordentlichen Erſcheinungen jenes überglücklichen Reichs können wir uns freilich nicht meſſen. Wir warten, bis das Kind ein Mann wird, und ſchreiben ihm dann, je nachdem er ſich in Künſten, Wiſſenſchaften und Denkungsart auszeichnet, die ihm von der Natur gewordene Anlage zu. So reden wir von gebornen Dichtern, gebornen Mahlern oder Zeichnern, gebornen Muſikern, gebornen Philoſophen und wiſſenſchaftlichen Forſchern, gebornen Denkern, Geſchäftsmännern, Patrioten. Seit der Stiftung unſers Clubs hat das Verzeichniß ſeiner Mitglieder die ehrenwertheſten Nahmen in dieſen Fächern aufzuweiſen; vorzüglich aber in der ſeltenen Kunſt, der wirklich ſchwierigen Wiſſenſchaft des Lebens, welche zugleich die Kunſt und Wiſſenſchaft des Clubs iſt, die der, (zu unſerm Bedauren jetzt abweſende,) brave Mann, der zum Clubſänger geborne Dichter, uns ſo ſchön ans Herz gelegt hat, die bisher immer den Senioren des Clubs in hohem Maße beywohnte, und namentlich dem jetzigen Senior eigen iſt. Mit der herzlichſten Freude, mit der innigſten Theilnahme feiern wir heut, ihm und uns glückwünſchend, ſeinen Geburtstag, und erwägen dabey um ſo lebhafter, wozu ihn derſelbe berief. Zu gründlicher Weisheit iſt unſer Nicolai geboren, und dabey zu frohem

Scherz; zum Selbſtſcherzen und zum Scherzverſtehen, zum Reiſen und zum Zuhauſebleiben, zum Bücherſchreiben und zum Bücherleſen, zum Erzählen und zum Erzählenhören, zu Verſtand und Witz, zu Wiſſenſchaft und Kunſt, zu Rechtſchaffenheit und Wohlwollen, zu Patriotismus und Gemeinſinn; vorzüglich aber zu treuer Freundſchaft und heiterer Freude. Alles dieß zuſammen genommen, heißt: Er iſt recht zum Club und für den Club geboren. Und — welch eine bedeutende, nicht oft genug zu wiederholende Verbindung! welch ein bekräftigendes Siegel! — Gleichſam im Club ſelbſt iſt er geboren! Wenn auch ſein erſter Geburtstag nicht auf einen Clubtag fiel — wo auch, (die Wahrheit zu ſagen) noch kein Club exiſtirte, — wenn auch nicht der vier und zwanzigſte Geburtstag, als er nun Mitglied des Clubs war — es wäre der Wunder beinahe zu viel geweſen: — ſo trift dieß doch bey demjenigen Geburtstage ein, den er zum erſtenmale ſeit dem Antritt ſeiner vollen Würde erlebt. In Anſehung dieſer Seniorswürde iſt er alſo ein Montagskind; er iſt folglich zum wahren Senior des Clubs geboren.

Keine wohl geordnete Geſellſchaft kann ohne einen leitenden Vorſitzer beſtehen; man ſtreitet ſich nur, ja man ſchlägt und mordet ſich über die Art der Wahl, und die Art der Benennung. Wir haben weislich einen Senior dazu beſtimmt, da die beſten Völker der Vorzeit bey ſolchen Aemtern auf Jahre und Erfahrung ſahen, und da dieſes Amt wirklich unter uns durch Anciennetät vergeben wird. Wenn nun

Seni

Senior ein Aelterer heißt, ſo wiſſen wir zugleich, daß unſer Club, der ſchon ſo lange beſteht, doch nie in Freundſchaft und Frohſinn gealtert hat. Dieſe herrlichen Eigenſchaften erhalten ſich auch bey unſerm älteren Freunde in reizender unveralteter Kraft; auch in dieſer Rückſicht iſt er alſo ein würdiger Senior unſers älter gewordenen und nicht veraltenden Clubs.

Er war ein ſechszehnjähriger Jüngling, als die Biedermänner, welche die Geſellſchaft in ſeiner Vaterſtadt ſtifteten, an dem erſten Clubabende zuſammen lachten, und das Vermächtniß eines frohen Wochenabends für ihre Nachkommen niederlegten. Wir können dieſe angenehmen geſchichtlichen Erinnerungen jetzt mit Gewißheit verfolgen; denn — wir müſſen es nur geſtehen — ſo gern wir auch ſonſt von unſern Annalen ſprachen, und ſelbſt Feſtlichkeiten, die ſich auf verfloſſene Zeiten bezogen, anſtellten, ſo lebten wir doch gleichſam im Dunkeln, und folgten nur ungewiſſen Traditionen. Erſt neulich hat ſich alles aufgeklärt: das ſichere Jahr der Stiftung, die ſicheren erſten Mitglieder. Und durch wen? und ſeit wann? Auch hier werden wir wieder auf unſern Senior verwieſen, unter deſſen anerkannteſten Verdienſten ſich eins am beſtimmteſten anführen läßt, das ſich auf ſeinen Fleiß und ſeinen Patriotismus gründet: Sein Verdienſt der Berichtigung vaterländiſcher Begebenheiten. Dieſe forſchende Wahrheitsliebe wirkte bis auf unſern Club; und wenn gleich der Zufall mit zu wirken ſchien — denn welche Entdeckung kann geſchehen, wenn nicht das Glück ſie begünſtiget? — ſo war doch Veranlaſſung und Zeit durch ihn und für ihn da. Er verdient alſo mit Recht den Ehrennahmen eines Berichtigers auch in Anſehung der Clubannalen. Durch das Tagebuch unſers Schultheß, mit dem (wie geſagt) wir erſt durch unſern jetzigen Senior in Verbindung kamen, iſt alles ins Reine gebracht. Nun wiſſen wir das Stiftungsjahr. Es war 1749, nicht 48, wie ſonſt bey uns geſprochen und geſungen ward. Wir wiſſen nun den Monat. — Es war der an ſich trübe, aber zu geſelliger Freude einladende October. Wir wiſſen die acht erſten Mitglieder. Wir wiſſen endlich den Wochentag, wenn auch nicht das Datum. Es war der Donnerſtag. Ein Donnerſtag der Stiftungstag eines Montagsclubs! So rieſen zwar die Zweifler aus; aber unſer Senior war der Sache ſchon auf die Spur gekommen, durch Sulzers Tagebuch. So ſind die Schickſale der Menſchen und die Wiſſenſchaften verkettet! Zwey Schweizer mußten ſterben, und Nicolai mußte leben, damit die Wahrheit ans Licht gebracht würde. Der Donnerſtag mußte dann, nicht lange nachher, auf den Montag verlegt werden, damit die frühere Wirkung der Natur, und der ſpätere Lauf der Jahre und Jahrhunderte ſo glücklich ſich drehen konnte, daß wir heute den frohen erſten Seniors-Geburtstag unſers Seniors feierten.

Seine Verdienſte, ſchon während ſeines kurzen Seniorats, ſind erwieſen; ſeine ganze Sympathie mit dem Club iſt einleuchtend. Dennoch warf ſeine übertriebene Beſcheidenheit ihm den Zweifel auf: da er itzt ein Aelterer nur heißt, nicht iſt; ob er auch dem wichtigen Amte ganz werde genügen können, bey ſeinen vielfachen andern, warlich auch verdienſtlichen Beſchäftigungen um Wiſſenſchaften und Gelehrſamkeit. Er ging in dieſem ſeinem erſten Senioratsjahre darüber mit ſich zu Rathe, aber nicht lange. Der Club! rief er ſchnell aus, der Club! und nicht die Welt, nicht der Ruhm! Mit ſtandhaftem Gleichmuthe gab er ſodann die allg. deutſche Bibl. auf, ein Werk, welches Deutſchland mit Lernbegierde und Dankbarkeit aufgenommen hatte, und welches noch bey den Nachkommen dem Zeitalter Friedrichs II. und den umfaſſenden Einſichten und Kräften Nicolai's Ehre bringen wird. Die übrige Welt konnte ſich dieſen Entſchluß nicht erklären; wir Mitglieder des Clubs wiſſen ihn zu beurtheilen und zu würdigen. Schon wegen dieſer Aufopferung müſſen wir aber auch, geliebte Freunde und Mitbrüder, unſerm vortrefflichen Senior die Führung ſeines Amts zu erleichtern ſuchen. Es iſt gut, daß wir ihm ſchon durch den einen Entſchluß entgegen gekommen ſind, die wirklich etwas unregelmäßig bis auf 30 erhöhte Zahl der Mitglieder wieder auf 24 zurück zu ſetzen, damit er, wie ein guter Homeriſcher Hirt der Völker, ſein Volk bequemer überſehen kann. Aber auch in allem übrigen — wozu es weder einer Bitte, noch Aufforderung bedarf, — laſſen Sie uns zeigen, daß wir ſeinen Werth einſehen und empfinden, daß wir ihn herzlich lieben und ehren, daß wir uns ſeiner wahrhaſt freuen, und daß, wenn wir fünfmal ihm zurufen:

Wohl Dir, daß du geboren biſt!

wir zehnmal zu uns ſelbſt ſagen:

Wohl uns, daß er geboren iſt!"

N. war die mehrſte Zeit ein froher, unterhaltender Geſellſchafter. Bey ſeinen weit ausgedehnten Kenntniſſen und groſſer Beleſenheit, bey der Menge intereſſanter Menſchen die er gekannt, und wichtiger Begebenheiten, die er erlebt hatte, fehlte es ihm nie an Stoff zu unterhaltenden Geſprächen. Er hatte einen faſt unerſchöpflichen Quell von Anekdoten, und ſein glückliches Gedächtniß ließ ihn alles nutzen, was er geleſen, geſehen und gehört hatte.

Wer N. bloß aus ſeinen Schriften kannte, und aus den vielerley Streitigkeiten, in die er mit andern Gelehrten verwickelt wurde, machte ſich leicht eine andre Idee von ſeinem Character, als man bei perſönlicher Bekanntſchaft fand. Dieß war auch bei mir der Fall, als ich im Jahre 1778 zum erſtenmale nach Berlin kam, und mich hier ein Paar Monate aufhielt. Ich fühlte eben keine Neigung, ihn von Perſon kennen zu lernen, ſo ſehr ich auch ſeine literariſchen Verdienſte ſchon damals ſchätzte. Seine Bekanntſchaft machte ich zufällig bei dem Staatsminiſter v. Zedliz, bey dem wir beyde zu Mittag aßen. Seine Freimüthigkeit, mit Beſcheidenheit gepaart, ſeine heitere Laune, mit

Anſtand verbunden, ſein ganzes Benehmen gegen den Miniſter und einige andre Perſonen vom Range, intereſſirten mich, und nun erſt beſuchte ich ihn. „Wir wurden ſchon damals Freunde, und wurden es noch mehr, als Berlin im Jahre 1798 mein beſtändiger Wohnort ward. Da er mir ſein Vertrauen vorzüglich ſchenkte, und er mich in allen ſeinen Familien-Angelegenheiten zu Rathe zog, ſo habe ich Gelegenheit gehabt, alle Seiten ſeines Characters kennen zu lernen. Er beſaß wirklich alle zur wahren Freundſchaft erforderlichen Eigenſchaften. Wie hätte er auch ſonſt eine ſo große Zahl edler Menſchen zu Freunden haben können? Ich ſetze ihre Nahmen in der Ordnung her, wie ſie in dem Kalender, der zu ſeiner ſilbernen Hochzeit gedruckt wurde, auf einander folgen: Ramler, Dieterich, Zaupſer in München, Abbt, Agricola, Johann David, Teller, Krauſe, Iſelin, Lambert, Leſſing der ältere, Meckel, Meinhard, Muzel, v. Kleiſt, v. Oesfeld, Mylius, Quanz, Meuſel in Erlangen, Quintus Icilius, Stroth, Gleim, Sulzer, Lüdke, Winkelmann, Bode in Berlin, Bode in Weimar, Büſch in Hamburg, Campe in Braunſchweig, Chodowiecki, Becker in Curland, Gedike, Sam. Friedr. Engel, Eſchenburg, Forſter in Halle, J. C. Friſch, Frommann in Züllichau, Gerhard, Crell in Helmſtädt, Göckingk, Henſler in Altona, Zollikofer in Leipzig, Marcard in Hannover, Marpurg, Klügel in

Helmſtädt, Baumgarten, Möhſen, Ferber in St. Petersburg, Gohl, Moſes Mendelsſohn, Muſäus in Weimar, Reichard, Käſtner in Göttingen, Reſewitz, B. Rode, v. Nicolay in St. Petersburg, Schlözer in Göttingen, Funk in Magdeburg, Schmucker, Meil, Selle, v. Stamford, Spalding, Stoll in Wien, Reimarus in Hamburg, Unzer in Altona, Bieſter, Uz in Anſpach, Theden, v. Dohm.

So wie N. ſich mit 200 Mitarbeitern an der a. d. B. (denn dieſe Zahl kann man, wegen des nach und nach erfolgten Abganges und Hinzukommens anderer, wenigſtens annehmen,) vertragen hatte, nur Einen ausgenommen, ſo verlor er auch von dieſen 71 Freunden (und er hat ſich ſpäter noch mehrere andre erworben) nur einen einzigen: Marcard in Hannover. Alle übrigen blieben es bis an ihren, oder ſeinen Tod. Dies beweiſet doch viel für den Character eines Mannes, der ſich ſo viele literariſche Feinde gemacht hatte. Aber er wußte den Menſchen und den Schriftſteller ſehr gut zu unterſcheiden. Möglich war es, daß er dem letztern Unrecht thun konnte, allein dem erſtern ließ er immer Gerechtigkeit widerfahren. Darum machte es gar keinen Eindruck auf ihn, wenn einer ſeiner Freunde zugleich der Freund eines ſeiner literariſchen Widerſacher war. Er kannte z. B. meine freundſchaftliche Verbindung mit Hrn. v. Kotzebue, Lavater und Zimmermann in Hannover; und er hatte ſo viel Zartgefühl, daß er in meinem Beyſeyn, nie ſeiner literariſchen Fehde mit ihnen erwähnte. Alle ſeine noch lebende Freunde werden ihm das Zeugniß geben, daß er im hohen Grade dienſtfertig war, und daß es ihm Freude machte, ſeinen Freunden gefällig zu werden. Ein Beiſpiel findet ſich in den von mir herausgegebenen Auszügen aus den Briefen des Herrn v. Bretſchneider's, dem er ſeine Caſſe anbot; aber ich könnte noch eine Menge ähnlicher aus ſeinen nachgelaſſenen Papieren anführen. Sein Beutel, ſein Tiſch, ſeine Bibliothek, ſeine Verwendung bey Männern von Einfluß, Mittheilung ſeiner Kenntniſſe, Benutzung ſeiner auswärtigen Bekanntſchaften, Beſorgung von Aufträgen hier und in Leipzig: auf alles dieſes konnten ſeine Freunde Anſpruch machen. Wenn ſie es thaten, ſo war der Gewinn mehr auf ſeiner Seite, denn ſie vermehrten dadurch ſein Vergnügen; aber gegen einen Dritten ſprach er nie davon.

Meine Leſer bitte ich um Erlaubniß, eine hundertmal erzählte Anekdote wiederholen zu dürfen. Ein Kaufman in Amſterdam zankte auf dem Hausflur mit ſeiner Magd, daß ſie einige Schwefelhölzchen unter dem Kehricht mit ausgefegt hatte. Gerade traten ein Paar Deputirte ins Haus, die für irgend eine wohlthätige Anſtalt eine Collecte einſammelten. Als ſie den Zank hörten, ſagte der eine zu dem andern: Laßt uns nur wieder gehen, denn hier werden wir doch nichts kriegen. Der Kaufmann aber, der ſich eben umwendete, als ſie in der Hausthür waren, rief ſie zurück, und fragte, was ſie verlangten? Er bat ſie, in ſein Comtoir zu treten, nahm ihren Subſcriptionszettel, las ihn, und unterzeichnete 100 Fl. Die Deputirten ſahen einander verwundernd an. Meine Herren, ſagte der Kaufmann, wenn ich das Kleine nicht geachtet hätte, ſo würde ich jetzt keinen Stüver haben unterzeichnen können. — Dieſe Geſchichte iſt mir bey N. wohl hundertmal beygefallen. Wer nicht wie ich Gelegenheit gehabt hat, ſich von ſeinem großen Triebe zur Wohlthätigkeit zu überzeugen, wohl aber manche Züge von Sparſamkeit zu bemerken, der kann leicht auf den Gedanken gekommen ſeyn, ihn für geizig zu halten. Der Unterſchied war nur der, daß er ſich gar keine Mühe gab, das Zurathhalten ſelbſt im Kleinen, im geringſten zu verbergen; deſto größere aber, ſeine Wohlthaten zu verhehlen. Wenn ein Familienvater durch die hieſigen Zeitungen bekannt machen ließ, daß er ohne ſein Verſchulden in eine traurige Lage gerathen ſey; ihm aber mit einem Capital von 200 oder 300 Rthlr. geholfen werden könne, ſo ließ ſich N. durch jemand, auf deſſen Verſchwiegenheit er rechnen konnte, (nach der Verheirathung ſeiner älteſten Tochter durch ſeinen Schwiegerſohn,) unter der Hand nach den Umſtänden erkundigen. Ward er überzeugt, daß die Summe gut angewendet ſey, ſo gab er ſie gern her. Mehrere tauſend Thaler hat er auf dieſe Art verwendet, und manchen dürftigen Familien viele Jahre lang eine beſtimmte Unterſtützung zahlen laſſen. Aber auch außer Berlin, ja ſelbſt im Auslande, that er Gutes.

So z. B. überſendete er im Jahre 1788 zum Gebrauch der Oberöſterreichiſchen evangeliſchen Gemeinden, nach Linz, eine bedeutende Anzahl halliſcher Bibeln; desgleichen von Lüdken's Communion-Buche, Herme's und Dapp's Predigten, Rochow's und Treumann's Schulbuche, und Rochow's Catechiſmus der geſunden Vernunft, ganz ohnentgeltlich. Auf einem Zettel von ſeiner Hand; (datirt den 17ten April 1806) konnte er daher mit Wahrheit von ſich ſelbſt ſagen: „Plato legt im erſten Buche von der Republik dem Cephalus folgende Worte in den Mund: Wie die Dichter ihre Gedichte, und die Väter ihre Kinder, ſo lieben diejenigen, die Vermögen erworben haben, daſſelbe als ihr Werk.“ — Ich habe Vermögen, ja Reichthum erworben, und es zu erhalten geſucht, aber niemals geliebt. Das Geld, das man erworben hat, iſt dazu gut, daß man im Alter nicht nöthig hat, für ſich und die Seinigen zu ſorgen, und alſo ſeine Gedanken auf edlere Gegenſtände richten kann. So iſt's mir wenigſtens immer geweſen.“ —

Ehe ich N. perſönlich kannte, hatte ich das Vorurtheil, daß er ſtreitſüchtig und rechthaberiſch ſey. Durch meinen genauen Umgang mit ihm überzeugte ich mich vom Gegentheile. Er konnte recht gut Widerſpruch vertragen, und er ſelbſt, wenn er anderer Meinung war, trug ſie mit Beſcheidenheit vor. Dieß habe ich vorzüglich in einer Geſellſchaft zu bemerken Gelegenheit gehabt, die viele Jahre in Berlin beſtanden, und von der dennoch, außer ihren Mitgliedern, Nimand in Berlin das geringſte erfahren hat. Jetzt darf ich wohl ein Paar Worte davon ſagen. Ich will von den verſtorbenen Mitgliedern hier diejenigen nennen, die mir jetzt noch einfallen. Sie waren: der Staatsminiſter v. Sexuenſee, die Oberconſiſtorialräthe Dieterich, Teller, Zöllner und Gedike, der Leibarzt Möhſen, der Geheime-Oberjuſtizrath Suarez, der Geheime-Oberfinanzrath Wlömer, der Geheimerath Selle, Nicolai und Bieſter. Letzterer war Secretair der Geſellſchaft. Die Zahl der Mitglieder war auf zwölf beſtimmt, und ehe jeman nach einer entſtandenen Vacanz zum Beytritt eingeladen werden konnte, mußten die eilf übrigen Mitgliede ſich über ihn vereiniget haben. Man machte ſich zu nichts verbindlich, als bloß dazu, von der Exiſten dieſer Geſellſchaft nichts verlauten zu laſſen. Si kam nach der Reihe bey einem der Mitglieder jed Mittwoche Abends um 6 Uhr zuſammen. Der, be welchem die Verſammlung gehalten wurde, las ein Abhandlung vor. Die Gegenſtände waren aus de Staats- und Finanz-Verwaltung, Geſetzgebung, ſpeculativen und practiſchen Philoſophie, ſehr ſelten an der Litteratur hergenommen. War die Vorleſung geendiget, ſo ſagte jedes der Mitglieder, nach der Reih wie ſie ſich zufällig geſetzt hatten, ſeine Meinun darüber. Beſcheidener als N. konnte man die ſeinig nicht vortragen, und hatte er ſelbſt eine Materie abg handelt, die Einwürfe dagegen nicht mit größere Selbſtverleugnung aufnehmen, als er that. Bieſt ſchickte die vorgeleſene Abhandlung nachher in einer verſchloſſenen Kapſel, wozu jedes Mitglied einen Schlüſſel hatte, den Mitgliedern ins Haus, und jedes derſelben äußerte noch ſchriftlich, was er bey dem Aufſatze zu erinnern fand. Nach geendigter Runde erhielt ihn der Verf. von Bieſtern zum beliebigen Gebrauche zurück. Ich könnte auffallende Beyſpiele von dem anführen, was die Geſellſchaft Gutes bewirkt hat; ich will aber nur das einzige hier erwähnen, daß das Preuß. allgemeine Landrecht ihr manches verdankt, weil Suarez, der daran ſo großen Antheil hatte, viele ſeiner Ideen erſt durch ſie berichtigte. Es iſt daher ſehr zu bedauern, daß ſie auseinander ging. Die Veranlaſſung dazu war ſonderbar genug. Als das Edikt gegen die geheimen Geſellſchaften erſchien, entſtand die Frage: Ob die, von der hier die Rede iſt, fortdauern könne, ohne der Staatsbehörde ihre Exiſtenz anzuzeigen? Nur wenige Glieder bejaheten die Frage, und hielten dafür, es ſey unnöthig, daß der Staat wiſſe, wer auf eine uneigennützige Art für ihn im Stillen arbeite, da ja nie durch dieſe Geſellſchaft der geringſte Nachtheil für ihn entſtehen könne. Die mehrſten hielten denn doch aber dafür, daß man den Buchſtaben des Geſetzes befolgen müſſe, da zwar die Geſellſchaft ſelbſt, nicht aber die Regierung, von der Reinheit ihrer Abſichten überzeugt ſey. Die Anzeige von der Exiſtenz und Einrichtung der Geſellſchaft hätte nur bey dem damaligen Staatsminiſter Grafen von der Schulenburg, als Chef der geheimen Polizey, geſchehen müſſen: aber dieſer war von den mehrſten Mitgliedern nicht geliebt, und ſie konnten ſich nicht entſchließen, ſich einer Art von Controlle zu unterwerfen. Die erſte Verſammlung nach Erſcheinung des Edikts war alſo zugleich die letzte.

N's. Beſcheidenheit erſtreckte ſich auch auf ſeine Schriften. Er ſagt von ſich ſelbſt: „So oft ich auch über mein literariſches Leben nachgedacht habe, fand ich doch immer, daß mich Ambition, Sucht zu glänzen, oder gar die Einbildung, bey der Nachwelt Ruhm zu haben, nie im geringſten trieb. Zum Schreiben kam ich durch eifrige Begierde zu nutzen, und mich angenehm zu beſchäftigen. Ich würde das elende, mechaniſche, trockene Kaufmannsweſen, ſelbſt auch mancherley Sorgen und widrige Zufälle im Eheſtande, nicht ertragen haben, wenn ich nicht den Geiſt beſchäftiget hätte. Ruhm iſt nie meine Ausſicht geweſen, und ich kann noch nicht begreifen, wie viele, ſonſt geſcheute, Leute und große Schriftſteller ſo eitel ſeyn können. Freilich a laudatis laudari. erfreuet das Herz, und mir ſelbſt, da ich ſo oft auf die heftigſte und niedrigſte Weiſe bin angegriffen worden, hat, nebſt dem Zeugniß meines Gewiſſens, daß ich über nichts ſchrieb, als was ich verſtand und unterſucht hatte, der Beyfall und die Hochachtung rechtſchaffener Leute und wahrer Gelehrten, mir allerdings ſehr wohl gethan." Dadurch ward beſtätiget, was ich bey ſtrenger Prüfung von mir ſelbſt überzeugt war, daß ich um ſo viel gelaſſener allen Verläumdungen und Schmähungen zuſehen konnte.

Aber wie viel ſind der Leute, deren Lob wirklich etwas werth iſt? Von dem unverſtändigen Haufen gelobt zu werden: wozu kann das helfen? Wenigſtens mich hat das nie getrieben, eine Feder anzuſetzen."

Seine Schriften über die Kantiſche Philoſophie ausgenommen, die meines Wiſſens N. ſo hat drucken laſſen, wie er ſie entworfen hatte, (vielleicht weil er, aus zu großer Vorliebe für ſeine Meinung, die Einwendungen kritiſcher Freunde vermeiden wollte,) gab er irgend einem ſeiner hieſigen oder auswärtigen Freunde jede ſeiner übrigen Schriften vorher zur Durchſicht; ſo z. B. Adelheids vertraute Briefe. Da ich mich völlig überzeugt hielt, daß ihm die ſchärfſte Kritik die liebſte war, ſo trug ich kein Bedenken, in meinen ſchriftlichen Bemerkungen ihm die Gründe anzuzeigen, warum mir manches daran nicht gefiel. Er nahm dieß ſo gut auf, daß er mir nachher noch andere Handſchriften mittheilte; aber meine überhäuften Dienſtgeſchäfte verſtatteten mir nicht mehr eine ſo genaue Erörterung.

Von der Erbkrankheit der Deutſchen, der Titelſucht, blieb N. ſein ganzes Leben hindurch befreiet. Er beſuchte mich einſt am Abend, und erzählte mir mit Lachen, daß am Vormittage ein junger Gelehrter, der auch ſchon Autor war, bey ihm geweſen ſey, um ſeine perſönliche Bekanntſchaft zu machen, und das Geſpräch hatte folgenden Anfang:

Der Fremde. Verzeihen Sie, Herr Commercienrath, daß ich mir —

Nicolai. Verzeihen Sie, ich bin nicht Commercienrath.

D. Fr. Ich bitte um Verzeihung, Herr Profeſſor —

N. Ich bin auch kein Profeſſor.

D. Fr. O! Herr Magiſter —

N. Auch nicht Magiſter. Ich bin gar nichts Aber ich bitte, laſſen Sie das gut ſeyn, und nehme mich ſo wie ich bin. Genug, ich freue mich, Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen, denn Sie ſind vermuthlich Verfaſſer von (hier nannte N. ihm den Tite der Schrift, wovon er kurz zuvor eine vortheilhaft Recenſion geleſen hatte.)

Der Fremde war wirklich der Autor davon, un gab ſich endlich zufrieden, daß N. gar nichts wa Dieſer Mann ohne Titel, war oft der Tiſchgenoß de Staatsminiſter Herzberg, Zedlitz, Schrötte und Struenſee, und vieler andern der erſten Staat beamten, die Verdienſte und Literatur zu ſchätzen wuſ ten; ich habe aber nie gehört, daß dieß der Fall m einem der Buchhändler geweſen wäre, die den Tit eines Commercienraths, oder gar geheimen Commer cienraths hatten. Für N. muß es ein beneidenswer thes Gefühl geweſen ſeyn, zu wiſſen, daß er alle Ac tung, die man ihm erzeigte, bloß ſeinen perſönliche Verdienſten zu danken hatte.

Die philoſophiſche Facultät zu Helmſtädt übe ſendete ihm im Jahre 1799 aus eigenem Antriebe da Diplom als Doctor der Philoſophie und Magiſter d freien Künſte; er hat aber nie von dieſem Titel Gebrauch gemacht.

Die Muſik liebte N. ſein ganzes Leben hindurch; auch alle ſeine Kinder waren muſikaliſch. Er beſuchte oft die Concerte in der Stadt, und nahm in früheren Jahren ſelbſt als Bratſchiſt, Theil daran. Auch in ſeinem Hauſe veranſtaltete er nicht ſelten kleine Concerte von ausgeſuchten Virtuoſen. Mehrere Melodien der von ihm in 2 Theilen herausgegebenen Sammlung von Volksliedern ſind von ihm ſelbſt komponirt. Er beſaß eine bedeutende Sammlung von Werken über die Muſik und Muſikalien, von den beſten ältern und neuern Tonkünſtlern. Dieſe hat er der hieſigen Sing-Akademie, für die er ſich ſehr intereſſirte, und von der ſeine beiden Töchter Mitglieder geweſen waren, in ſeinem Teſtamente vermacht.

Ein eben ſo guter Kenner war N. von Mahlerey, Bildhauerey und Kupferſtecherkunſt. Seine Sammlung von Kupferſtichen war nicht groß, aber ausgeſucht, und enthielt einige Prachtwerke. Die Sammlung von berühmten und gelehrten Männern iſt ſehr zahlreich und anſehnlich.

So ſehr mancherley waren N's. Kenntniſſe und Liebhabereyen! Beym Durchleſen des Verzeichniſſes ſeiner gedruckten Schriften, und beym Durchſehen ſeiner nachgelaſſenen Papiere muß man über die Menge der Gegenſtände erſtaunen, die ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen, und ſeinen Fleiß beſchäftiget haben. Für ſchöne Natur hatte er nur dann ein Auge, wenn ſie ihm zufällig in den Wurf kam; nie ſuchte er ſie auf. Ich weiß nur Einen Fall, wo ſie tieſen Eindruck auf ihn machte. Wir beſuchten zuſammen den Brocken, blieben die Nacht auf dem Berge, und hatten das ſeltene Glück, daß am folgenden Morgen ein Gewitter entſtand, welches ſich etwas über der mittleren Höhe des Berges gelagert hatte, ſo daß wir von der Spitze in die unter uns blitzenden Wolken hinein ſahen. Dieſes majeſtätiſche Schauſpiel rührte N. ſo ſehr, daß er verſtummte; und Thränen in ſeine Augen traten. Aber mit dieſem nämlichen Manne bin ich mehr als hundertmale in ſeinem ſchönen Garten in der Blumenſtraße, ſpazieren gegangen, ohne daß er auf die Gewächſe und Blumen nur einen Blick warf. Für ſich allein hat er vielleicht niemals einen Gang darin gemacht. Er zog es vor, in ſeinem Zimmer zu leſen oder zu ſchreiben. Den Garten überließ er ſeiner Familie und ſeinen Freunden. Letztere bat er ſämmtlich im Frühlinge, wenn die Pfirſchen und Aprikoſen in den Glashäuſern in voller Blüthe ſtanden, an einem ſchönen Tage auf ein Frühſtück zuſammen, ſo wie eine kleinere Anzahl im Jannar, oder Anfangs Febr. in ſein Treibhaus, auf ein Mittagseſſen unter blühenden Kirſchen und Pflaumen. Das waren ſeine zwey froheſten Tage im Jahre.

N. liebte zwar das Schauſpiel, aber nach Schuch's Abgange, ehe Koch von Leipzig nach Berlin kam, war in Berlin keine deutſche Bühne, und die Geſellſchaft, welche nach Koch's Tode Döblin errichtete, war zu ſchlecht, als daß N. ihre Vorſtellungen oft hätte beſuchen ſollen. Wäre früher in Berlin ein gutes deutſches Theater geweſen, ſo würde N. für dieſes gearbeitet haben, denn damals hatte er noch Zeit, die Entwürfe zu Schauſpielen auszuführen, deren er ſo manche gemacht hat. Als endlich im Jahre 1787 unter Ramler's und Engel's Direction eine Geſellſchaft von Schauſpielern entſtand, wie ſie Berlin vorher nie gehabt hat, da erwachte zwar N's. Liebe für das Theater von neuem, und er beſuchte es oft; allein er war nun zu alt, und zu ſehr in ſo mancherley Geſchäfte verſtrickt, als daß er es hätte wagen können, eins der früher entworfenen Dramen auszuarbeiten.

Orthodoxe Zeloten, wie Melchior Göze, mögen wahrſcheinlich geglaubt haben, daß N. ein Freigeiſt, ja wohl noch etwas ſchlimmeres ſey; und doch war er ſein ganzes Leben hindurch ein religiöſer Mann. Er beſuchte den öffentlichen Gottesdienſt, ging zur Communion, und ſtand mit Spalding, Dietrich, Teller, Zöllner, Dapp und andern Geiſtlichen in enger freundſchaftlicher Verbindung. Da er ſelbſt in hohem Grade tolerant war, ſo hatte die Intoleranz an ihm einen öffentlichen entſchiedenen Gegner. Da er ſelbſt nach einer auf Offenbarung und Vernunft gegründeten Moral handelte, ſo war er gegen Aberglauben und Schwärmerey immer bewaffnet. Indeſſen verehrte er jede Tugend, ſelbſt die, welche der Menſch bloß ſeinem Temperamente zu danken hat. Er ſelbſt ſagt darüber auf einem einzelnen Zettel: „die weiſe Natur hat uns an Gefühle gebunden. Wohl dem, der ſein Gefühl durch Principien verbeſſert. Ich habe es wenigſtens immer zu thun geſucht. Wozu nützen wohl ſonſt Prinzipien wenn man ſie nicht anwendet? Was hilft es, die chriſtliche Vollkommenheit als eine Fahne vor ſich zu tragen, aber nicht dieſer, ſondern eigenen, häßlichen Neigungen folgen? Ich hatte von Jugend auf einen Trieb, über mich von Zeit zu Zeit nachzudenken. Mein guter Vater wollte, ich ſollte es täglich thun. Aber wenn man jung und wild iſt, denkt man ſelten daran, und wird man älter, ſo erlauben Geſchäfte und Zerſtreuungen nicht, es ſo oft zu thun. Mir fiel es beſonders ein, wenn mir ſehr wohl war, nach irgend einer frohen Begebenheit; aber auch dann, wenn ich Urſach hatte, mit mir ſelbſt nicht zufrieden zu ſeyn; z. B. wenn meine Leidenſchaften mich überwältiget hatten, ſelbſt wenn dieſe an ſich nicht wären zu tadeln geweſen; z. B. lebhafte Indignation über Ungerechtigkeit, Duplicität eines Characters u. dergl. welches mir, ſo oft ich es an andern ſah, immer die unangenehmſte Empfindung machte."

Seine Arbeitſamkeit läßt ſich ſchon aus der Menge ſeiner Schriften ſchließen, die zugleich eine ſehr ausgebreitete Beleſenheit beweiſen. „Wenn ich, (ſagt er in einem Zettel vom Jahre 1800) auf mein Leben zurückſehe, ſo wundre ich mich ſelbſt, daß ich in Abſicht auf Literatur ſo mancherley that, und begreife kaum, wie das alles zu Stande gekommen iſt.

Ich hatte nicht die glückliche Muße, welche ſo viele haben, und dieſe wenig gebrauchen. Ich hatte außerdem alle Augenblicke Störung, und mußte mich unter Handlungs- und häuslichen Geſchäften, zuweilen auch unter vielen Zerſtreuungen, welche an einem Orte wie **Berlin** unvermeidlich ſind, mit Mühe ſammlen, um denken und leſen zu können. So ſagt **Gibbon** in ſeinen Miscellaneous Works (S. 715) von **Pinkerton**: Hard assiduous study is the sole amusement of his independant leisure.“

Wenn N. auch ſein Studieren nicht übertrieb, (denn die Abende brachte er in Geſellſchaft, oder im Kreiſe ſeiner Familie zu, und nie arbeitete er bey Nacht,) ſo ſcheint mir es doch, daß er ſeine Aufmerkſamkeit auf zu vielerley Gegenſtände richtete, und manchem (z. B. der Unterſuchung über die Perrücken) mehr Zeit widmete, als er verdiente. Das kam aber daher, weil ſeine Wißbegierde keine Grenzen kannte. Ob ich ihn gleich über dreißig Jahre perſönlich gekannt hatte, ſo bin ich doch erſt jetzt, nach Durchſicht ſeiner Papiere, überzeugt worden, daß ſeine Wißbegierde noch viel weiter ging, als ich zuvor geglaubt hatte, und daß er ſelbſt bey Kleinigkeiten keine Mühe ſcheute, ſich mehr zu unterrichten. Ich begnüge mich von hundert Beyſpielen, die mir dieſe Papiere darbieten, nur Eins anzuführen. Der Profeſſor **Beckmann** zu **Göttingen**, ſagt in einem Briefe vom 22ſten März 1809 unter andern: „Zur Geſchichte der ſteifen Röcke habe ich etwas beygebracht in Vorrath kleiner Anmerk. S. 297.

So eine Verzierung, als gros culs poſtiches ſcheinen ſchon die Griechinnen gekannt zu haben, nämlich die mulieres πυγοστόλοι bey Heſiod. op. et d. Lib. 1. verſ. 371." Bey dieſem Briefe liegen nicht weniger als 6 Zettel, nach deren Inhalt N. nicht nur Stellen aus dem Heſiodus und ſeinen Commentatoren und lateiniſchen Ueberſetzern, ſondern auch neuere Werke: z. B. Bayſius de re veſtimentaria; Nouveaux Essais de St. Foy etc. nachgeſchlagen hatte, und einige dieſer Bücher aus der Königl. Bibliothek ins Haus holen laſſen, um den in obiger Stelle gedachten Umſtand aufzuklären. Mit den Liebhabereyen der Gelehrten iſt es indeſſen nicht viel anders beſchaffen, als mit dem ſo verſchiedenen Geſchmack an Speiſen. Ich würde ſonſt nicht begreifen, wie man ganze Stunden und Tage über Unterſuchungen dieſer Art verlieren kann.

Nichts iſt mir in N's. Character befremdender geweſen, als ſeine übertriebene Bedenklichkeit, ſelbſt bey kleinen Unternehmungen, und er war offenherzig genug, dieß ſelbſt zu geſtehen. Er ſagt, indem er von ſich in der dritten Perſon ſpricht: „Er verband mit ſeinen Geſchäften beſtändig ein gewiſſes Mißtrauen in ſeine Ideen, und ſuchte vorſichtig zu handeln, um das Wohl ſeiner Familie nicht aufs Spiel zu ſetzen. Dieß machte mir oft meine Handlungsgeſchäfte bedenklicher." Auch hat er nie ein groſſes Unternehmen ausgeführt. Die allg. d. Bibl. kann man dahin nicht rechnen, weil ſie mit jedem Bande aufhören konnte. Er hatte ſich ſo ſehr gewöhnt, ein Ding von allen Seiten bis auf die geringſte Kleinigkeit zu unterſuchen, bey jedem Plane alle Schwierigkeiten, die möglicher Weiſe entſtehen könnten, zu überdenken, daß er nie ohne langen Kampf zu einem Entſchluſſe kam, wenn der Gegenſtand auch nur eine Reiſe betraf. Und zu dieſem Entſchluſſe brachte ihn gewöhnlich erſt ein Freund, von deſſen Einſicht er eine gute Meinung hatte.

Eine ſeiner ſchätzbarſten Eigenſchaften war ſeine Offenherzigkeit gegen Freunde. Er hat ſich in einem ſeiner Zettel vom 11ten Jan. 1802 ſelbſt ſo richtig geſchildert, daß ich dieſen nur abſchreiben darf. „Sehr oft zeigte es ſich, daß wenn ich in Geſellſchaft kam, jedermann mir anſah, ob ich ſehr froh oder innerlich ſehr betrübt war. Ich bin von Natur offenherzig, und in meinen jüngern Jahren ließ ich auch in Worten ſehr oft die unmittelbaren Eindrücke merken, die in meinem Gemüthe oben an ſchwebten. Da ich älter ward, und ſah, wie oft dieß unwürdig von Leuten gemißbraucht wurde, die weniger ehrlich waren als ich, ſo ward ich zwar im Sprechen viel behutſamer, aber meine Mienen und mein Maintien muß ich wohl nicht ſo gut wie ein geübter Hofmann in meiner Gewalt haben; denn ich merke ſehr oft, daß wenn mir etwas vorzüglich im Gemüthe liegt, es von denjenigen bemerkt wird, mit denen ich in Geſellſchaft komme. Auch mache ich über mich ſelbſt die Bemerkung, daß wenn mir etwas im Sinne liegt, die faſt unwillkührliche Bewegung der Arme und Füße ihren Weg geht. Ich betreffe mich ſelbſt, daß ich meine Stellung veränderte, ohne daß ich eine eigentliche Urſache davon anzugeben weiß. Mens agitat molem“.

Bis zum Jahre 1805 hatte N. faſt einer ununterbrochenen Geſundheit genoſſen, und nur einige Krankheiten gehabt, ohne bettlägerig zu ſeyn. Die ſo merkwürdige, wo er im wachen Zuſtande an hellem Tage Erſcheinungen ſah, hat er in der Berliniſchen Monatsſchrift vom Jahre 1799 ſelbſt beſchrieben. Eine ähnliche erzählt der Paſtor Wogram in Danzig von ſich in der National-Zeitung vom Jahre 1805. S. 74. Bey dieſem war ſie aus zu ſtarker Anſtrengung im Arbeiten, bey N. aus heftiger Gemüthsbewegung entſtanden. Sonſt fand ſich bey ihm richtiges Verhältniß in Conſumtion und Erſetzung der Lebenskraft, Verhältniß im denkenden und ſinnlichen Theile, beſtändige Uebung und Anſtrengung des Körpers ohne Uebermaaß. Seine regelmäßige Diät und 17 Reiſen nach Pyrmont erhielten dieſes Gleichgewicht. Daher hatte er noch im 72ſten Jahre alle Munterkeit eines Mannes von vierzig. Aber nun ſtand ihm eine harte Prüfung bevor. Ihn befiel im Jahre 1806 eine Augenkrankheit, zu deren Heilung ſein geſchickter Arzt, der Profeſſor Grapengießer, zwar alles anwendete, ſich auch an den berühmten Barth in Wien wendete, und dieſen um Rath fragte, aber N. verlor dennoch nach langen heftigen Schmerzen das eine Auge. Indeſſen kehrte doch ſeine Heiterkeit bald darauf wieder zurück, und er ward wieder der vorige frohe Geſellſchafter, doch nur auf kurze Zeit. Welchem Patrioten, (und dieß war N.

im hohen Grade, wie er durch Wort, durch Schrift und That bewieſen hat) mußte nicht der frohe Muth entfallen, als Preußen im folgenden Jahre ein Unglück nach dem andern traf. Und dieſes Unglück des Staats ſchmerzte ihn mehr, als was er perſönlich litt, obgleich ſein Haus Jahre lang mit feindlicher Einquartirung belegt war, die ſein ruhiges Studiren ſehr hinderte, obgleich ihm bloß das erſte Kriegsvierteljahr 7000 Rthlr. koſtete, und er ſein Vermögen, das im Beſitz von Häuſern und Staatsobligationen beſtand, mit jedem Tage, wo der Werth beider tiefer herabſank, ſich vermindern ſah. Dennoch unterſtützte er die Stadt-Caſſe durch ein beträchtliches freiwilliges Darlehn.

Er hat es nicht erlebt, Berlin von den franzöſiſchen Truppen, Preußen von fremder Willkühr, und Europa von einem Tyrannen befreiet zu ſehen, den er ſeiner Immoralität wegen noch mehr, als um ſeiner Herrſchſucht willen verabſcheute. Ohne ſeinen Tod ſo nahe wähnen zu können, verſchied er am 6ten Jan. 1811. Er befand ſich zwar ſchon ſeit einiger Zeit nicht wohl, beſuchte aber doch noch am Neujahrstage ſeine vieljährige Freundin, Eliſa von der Recke, und ſelbſt den Abend vor ſeiner Sterbenacht ſagte er zu ſeinem Bedienten, daß er morgen (Montags) in den Club fahren wolle, wenn er ſich eben ſo leidlich fühlen würde.

Die allgemeine und verdiente Theilnahme an Nicolai's Tode äußerte ſich bey ſeinem Leichenbegängniſſe auf die ehrenvollſte Weiſe. Unter der freiwilligen zahlreichen Begleitung befanden ſich die angeſehenſten und edelſten Männer aus allen Zweigen der Staatsverwaltung und aus allen Ständen. Vom Trauerhauſe, vor welchem die Chorſchüler ſangen, ging der Zug nach der erleuchteten Luiſenſtadt-Kirche. Hier wurde die eintretende Verſammlung mit einer Motette empfangen, und der Sarg vor dem Altare niedergeſetzt. Herr Propſt Hanſtein hielt aus eigener Bewegung eine der Veranlaſſung angemeſſene Rede, welche die Verdienſte des Verewigten und ſeine Schickſale ſchilderte, mit herzerhebender Anwendung auf die Reliquien. Unter dem Geſange auserwählter Lieder und Begleitung des ganzen Trauergefolges, wurde alsdann die Leiche nach dem an die Kirche ſtoßenden Kirchhof gebracht und in die Gruft geſenkt. Nicolai's Grabhügel bedarf keines Denkmals.

Man kann leicht denken, daß ſein Teſtament nach eben den Grundſätzen abgefaßt war, die er ſein ganzes Leben hindurch befolgt hatte. Er machte noch kurz vor ſeinem Tode darin verſchiedene Abänderungen; Aber obgleich der Werth ſeines Vermögens durch die Zeitumſtände wenigſtens um die Hälfte geringer geworden war, ſo hatte dieſes dennoch auf ſeine Verfügungen keinen Einfluß. Ich will hier nur einiger ſeiner Legate erwähnen.

Der Königl. Bibliothek vermachte er eine beträchtliche Anzahl theils koſtbarer, theils ſeltener Werke, die ſie noch nicht beſaß. Unter dieſen, alle Bücher, welche von der keltiſchen Sprache handeln, nämlich der gaeliſchen, altſchottiſchen und alt-eiriſchen, ſo wie alle ſich darauf beziehende Lexica und Grammatiken, deßgleichen alle auf die angelſächſiſche Sprache ſich beziehende Schriften. Außerdem eine Sammlung aller Schriften, den dreißigjährigen Krieg betreffend, die Leiſewitz in Braunſchweig in einer langen Reihe von Jahren zuſammengebracht hatte. N. kaufte ſie von deſſen Wittwe im Jahre 1808, alſo zu einer Zeit, wo es ihm, wie er ſelbſt ſagt, oft an Gelde fehlte, bloß damit ſie nicht zerſtreuet werden ſollte, und von irgend einem Gelehrten künftig genutzt werden möchte. Endlich auch eine Sammlung von Büſten deutſcher Gelehrten, und den Medaillon des Herrn Alex. v. Humbold.

Die Königl. Akademie der Künſte erhielt einen Abguß vom Schädel Raphaels von Urbino, und die nach dem Tode gemachten Abgüſſe von Newton und Leſſing's Geſicht. (Ein Ring mit Leſſing's Haar iſt mir, als ein mir unſchätzbares Andenken, aus N's. Nachlaſſe zu Theil geworden.)

Eine groſe Anzahl der beſten und ſeltenſten Ausgaben griechiſcher und lateiniſcher Klaſſiker, nebſt einer Menge anderer Bücher legirte er dem Berliniſchen Gymnaſium zum grauen Kloſter. Aufgefallen iſt mir, daß er an die Realſchule, in der er doch einen Unterricht genoſſen hatte, mit dem er ſo ſehr zufrieden war, gar nicht gedacht hat.

Seine teſtamentlichen, ſchriftlichen und mündlichen Vermächtniſſe, an Freunde und Verwandte, an den Hausſtand, an das Bürgerrettungs-Inſtitut, an die Erwerbſchulen, Armenkaſſen und an viele andere Stiftungen, betragen über 18000 Rthlr.

Die Königl. Akademie der Wiſſenſchaften erhielt das koloſſale Bruſtbild ihres Stifters, des unſterblichen Leibnitz.

N's. Bildniß iſt mehrere male in Kupfer geſtochen, aber keins iſt ihm ſo ähnlich, als eins von Graff gemahltes Knieſtück, das ſeine Familie beſitzt. Der Director der Akademie der Künſte, Herr Schadow, hat ſeine Büſte in Gips gebildet; ſie iſt ſprechend gleich. Nach ihr iſt in der hieſigen Porcellan-Manufactur eine andre in Biscuit geformt worden, die an Aehnlichkeit nichts verloren hat.

II.

Einzelne Ideen und Bemerkungen

von

Fr. Nicolai.

1. Ein Buch muß aus innerem Triebe kommen. Die meiſten deutſchen Schriftſteller ſchreiben, weil geſchrieben werden muß. Der Profeſſor R** ſchrieb mir im Julius 1804 ſehr naiv: Ich muß ſchreiben, damit ich einmal aus Helmſtädt wegkomme. Und ſo bot er mir ein Buch an, das auf die Modetheorie berechnet war. Da heißt es: Scribe ut te videam! So druckte ich aus gutem Willen ein ſehr entbehrliches Buch von dem in Sachſen verfolgten Prof. K*, weil er meynte, dadurch hier bekannt zu werden, welches auch gelang.

Ich danke der Vorſehung, daß ich nie in dem Falle geweſen bin, aus andern Urſachen als aus innerem Triebe zu ſchreiben.

2. Es iſt ganz falſch, daß dasjenige, was wir aus Erfahrung wiſſen, ſo ſeyn, und auch nicht ſo ſeyn kann. Dieß iſt kein Grund, die Erfahrung zu verachten. Die Roſen tragen Roſen, die Lilien tragen keine Diſtelköpfe. Dieß iſt eben ſo gewiß, als daß 2 mal 2 vier iſt, und weit gewiſſer als der Satz: daß Raum und Zeit weiter nichts als Formen der Sinn-

lichkeit ſeyn. Die Sinne täuſchen uns nicht, in ſo fern wir richtig ſehen und hören; ſie täuſchen uns, wenn entweder die Sinne ſchadhaft ſind, oder wenn wir nicht genug aufmerken. Eine richtige Beobachtung, mit Verſtand gemacht, täuſcht ſo wenig, als ein richtiger Schluß, der durch den Verſtand geſchieht. Aber der Schluß trügt, wenn er entweder unrichtig und ein Trugſchluß iſt, oder wenn wir unter einer Illuſion Wahrheit unrichtig ſubſumiren. Die Erfahrung iſt nie ohne Verſtand und Vernunft, ſonſt wäre ſie bloß dunkle Empfindung oder taubes Hinbrüten, nicht aber Erfahrung. Wenn man alſo die Natur der menſchlichen Seelenkräfte, worunter die Vernunft die vornehmſte iſt, erforſchen will, ſo thut man Unrecht, die Erfahrung ganz abſondern zu wollen. Denn eine Vernunft, die nie auf Sinnen-Eindrücke angewendet worden, iſt gar keine Vernunft. Wir kennen die Kräfte unſers denkenden Weſens kaum anders, als durch die Anwendung, welche ſie auf die ſinnlichen Eindrücke haben. Beide gehen beſtändig zuſammen, wie die beiden Beine, welche die Natur gegeben hat.

3. Dr. Goldſmith arbeitete an einer Wochenſchrift: The gentleman Journal, mit Dr. Kenrik. Einer verließ ſich auf den andern, und daher mußte ſie nach ſechs Monaten aufhören. Jemand wunderte ſich darüber. Ey! ſagte Goldſmith, das iſt ein ganz gewöhnlicher Fall; ſie ſtarb an zu viel Doctoren.

Als Goldſmith im Frühling 1770 ſein Gedicht: The deserted village, herausgab, ſchickte ihm der

Buchhändler eine Note von 100 Pf. Davon ſchickte G. ihm einen Theil zurück, und ſchrieb: Es wäre zu viel; er habe ausgerechnet, es mache für jedes Couplet 5 Schilling, und die könne kein Buchhändler geben. Indeſſen ſendete ihm der Verleger Griffin dennoch nachher den Reſt der 100 Pf., indem der ſchnelle und ſtarke Abſatz ihn dazu in Stand geſetzt hatte. — Wer kann bey uns für ein ſolches einzelne Gedicht Ein Pf. geben, geſchweige hundert?

4. Vor etwa zwölf bis ſechzehn Jahren hatte man die Idee: Weil die Imagination an dem Dichter das vortrefflichſte iſt, daß ein Gedicht, welches lauter Imagination wäre, am allervortrefflichſten ſeyn würde. Zachariä wollte ſeine Schöpfung der Hölle aus lauter Imagination machen. Man merkte aber ſehr bald, daß die menſchliche Imagination überaus dürftig iſt, wenn ſie nicht von Gegenſtänden der wirklichen Natur ausgeht, die wir aus Erfahrung kennen.

Jetzt ſoll alles, Genie, Neuheit, Verachtung der Regel, Original ſeyn. Vielleicht iſt es aber gefährlich für den Dichter, allzuſehr original zu ſeyn, wenn alles allzu unbekannt iſt.

Vielleicht findet man, daß gewiſſe Regeln, ja ſogar gewiſſe willkührlich angenommene Convenienzen, auch ihren Nutzen haben. Zu Erſteigung eines hohen Berges iſt ein gebahnter Weg und ein Stab ſehr nützlich; obgleich derjenige nie einen hohen Berg erſteigen wird, welcher nur an einem Stabe gehen, oder nur auf einem gebahnten Wege fortkommen kann.

5. Es ſind in Berlin wenige Leute, die eine vernünftig ausgewählte Religion haben, hingegen noch Dickköpfe und Schwärmer genug, die ſeufzen, und andere (z. B. Eberhard) verfolgen. Aus der Idee, daß die Geiſtlichen ſich niemals compromittiren ſollen, entſteht wohl, daß ſie gewiſſe Dinge auch in äußeren Zeichen merken laſſen; wie das vormalige Manteltragen der Berliner Prediger. Ich dächte, daß die Geiſtlichen (da man doch von der Idee des Prieſterthums und des Amts der Schlüſſel zurück kömmt) gekleidet gehen könnten, wie andre Leute. Dieß wäre nicht wider die Würde; denn auch in der Welt kleidet ſich ein alter Mann ungezwungen anders als ein Jüngling, ein Staatsminiſter anders als ein Kammerjunker.

Selbſt die Mönchskleidung war zur Zeit ihrer Inſtitution die gewöhnliche Kleidung, und zu Luthers Zeiten gingen die Prediger in gewöhnlichen Kleidern. Es iſt bekannt, daß ſchwarz die vornehme Farbe war, und daß Luther ſie für ſich allzuvornehm hielt.

6. Bey den erſten Verbeſſerungen zanken ſich die Gelehrten allemal. Derjenige, der zuerſt mit den gehörigen Hülfsmitteln und mit den gehörigen Gaben des Geiſtes zur Verbeſſerung einer lange vernachläſſigten Sache kömmt, kann freilich ſehr leicht große Fehler entdecken. Nun mißt er ſeine Entdeckungen nach der Größe des Fehlers. Das Maaß iſt aber falſch. Es kann eine große Schande ſeyn, einen großen Fehler zu begehen, aber nicht allemal eine große Ehre, ihn zu entdecken.

Kommen vollends zwey Gelehrte, die Concurrenten ſind, auf einmal zur Verbeſſerung einer Wiſſenſchaft, ſo iſt der Zank deſto bitterer.

So ging es bey Verbeſſerung des Religionsbegriffes, ſo bey der erſten Verbeſſerung der Philologie, ſo bey der erſten Verbeſſerung des Naturrechts durch Grotius und Puffendorf, ſo bey Verbeſſerung der alten Hiſtorie durch Schlözer, Gatterer und Thunmann. — Künftig werden ſie wohl toleranter werden.

7. Der Bibliothekar Langer ſagte mir: Profeſſor Trapp könne nicht an das Carolinum kommen, weil er ſeine Meinung von der Gottheit Chriſti gedruckt geäußert habe. Der Herzog laſſe ihm indeſſen 400 Rthlr. Penſion zahlen.

Abt Henke erzählte mir 1795: als Teller nach Berlin berufen worden, habe der landſchaftliche Secretair dem Herzoge öffentlich auf dem Landtage gedankt, daß er einen ſo böſen Mann aus dem Lande gebracht.

Als Henke den Probſt Teller im Jahre 1790 wieder für Helmſtädt ſo edelmüthig in Vorſchlag brachte, ward ihm die Antwort: der Herzog dürfe es nicht wagen, ſich ein Dementi zu geben.

8. Aus der Predigt eines Jeſuiten, die ich zu Dresden am Michaelistage in der katholiſchen Hofkirche mit anhörte, blieben mir folgende Sätze ſo im Gedächtniſſe, daß ich ſie mit des Redners eigenen Worten wiederholen kann.

„Durch Eifer für die Ehre Gottes iſt der heilige Michael zur höchſten Ehre in den Himmel gekommen, und wenn wir eben dieſen Eifer beweiſen, ſo können wir auch dahin gelangen.“

„Wer Beleidigungen Gottes hört, muß dadurch zu einem heiligen Rachfeuer angeflammt werden. — Wäre es anſtändig, wenn wir zu Beleidigungen Gottes, wie ſtumme Beſtien ſchweigen wollten? Nein! Wer ein wahrer Held, ein wahrer Soldat Chriſti ſeyn will, der ziehe wider die Feinde der Religion zu Felde.“

„Wenn Ihr bey Beleidigungen Gottes Schmerzen empfindet, Eure Zunge gebraucht, ſie zu widerlegen, Eure Hände aufhebet, ſie zu hindern, ſo heiliget Ihr Eure Hände Gott.“

„Wenn Ihr Gottes Feinde mit Blute beſprengt, ſo habt Ihr Eure Hände geheiliget.“

„Pinehas erwürgte die Midianiter als ein, Gott angenehmes, Opfer, und verſöhnte dadurch das Volk mit Gott.“ —

9. Folgende Erzählung fiel mir am 22ſten Nov. 1810 ein, da ich dem Gedanken nachhing, daß unſer Zeitalter nicht ſo verdorben ſey, als ſich Brandes und Voigt einbilden.

Ein Einwohner der Südſee-Inſeln, gewohnt, in ſeiner Kleidung der wohlthätigen Sonne frey zu ſtehen, und ſich bloß von dem Marke des Palmbaums, von der Frucht des Brodbaums, und vom Safte der Kokusnuß zu nähren, kam nach Europa, und fand hier alles abſcheulich: Kleidung, Luft und Nahrung. Bloß das Waſſer behagte ihm, weil es ſo klar und kalt wie in ſeinem Vaterlande und eben ſo durſtſtillend war. Man ſagte ihm von einem Getränke, Wein genannt. Er blieb aber dabey, es ſey kein Getränk beſſer, als Waſſer und Kokusſaft. Zwar fände er die ſchöne, an der Sonne gereifte Traube, an ſich erquickend genug, ſehe aber nicht ein, warum man ſie noch verändern und vermeintlich verbeſſern wolle. Man machte ihn endlich durch Erzählungen neugierig, zu erfahren, wie mit den vermeinten Verbeſſerungen der Trauben zu Werke gegangen werde. Er ſah die Kelter, und entſetzte ſich nicht wenig, als die ſchönen Trauben, welche ſo herrlich im Glanze der Sonne zu einem ſüßen Safte gereift waren, auf einen Haufen geworfen, in der Kelter zerpreßt und zerquetſcht wurden. Er koſtete den abgelaufenen Saft, und konnte ſich nicht genug wundern, wie es möglich ſey, ein von der Natur ſo vollkommen zubereitetes Erquickungsmittel ſo zu verderben. Sein europäiſcher Freund ſagte ihm: der Rebenſaft müſſe nothwendig noch mehrere Verwandlungen erfahren, ehe der dadurch geſuchte Zweck ganz erreicht werden könne. Er wurde in den Keller geführt, wo in mehreren Fäſſern der Moſt gährte. Ein Küfer, der unbeſorgt in den Keller gegangen war, lag hier auf dem Boden beinahe erſtickt. Nur mit Mühe ward er in die freie Luft getragen, und zum Bewußtſeyn und ins Leben zurückgebracht. Der Einwohner der Pelew-Inſeln und ſein europäiſcher Freund mußten ſelbſt ſich ſchnell entfernen. Von einigen zu feſt verſtopften Fäſſern hatte der friſche Moſt den Spund heraus getrieben, und die Gährung der Kellerluft ihre ſchädliche Eigenſchaft mitgetheilt. Da ſeht Ihr, rief der Südamerikaner aus, wie ihr die Weintrauben und ihren Saft verderbt, ganz unwiederbringlich verderbt, ſo daß er ſchädlich wird, da er vorher heilſam war.

Man führte ihn in einen andern Keller, wo der Moſt ſchon einen höheren Grad der Gährung erreicht hatte, und ließ ihn dieſen koſten. Hm! rief er, das ſchmeckt leidlich! aber doch gar nicht ſo erquickend, ſo rein, wie es ehemals in den Trauben ſich zeigte. Zwar wurde er belehrt, daß eben durch dieſe Gährung der Traubenſaft von vielen unreinen Theilen befreiet, und ſo veredelt werde; allein dieß wollte er nicht glauben, und fand es ſogar lächerlich. Man zeigte ihm die Hefen in einem Faſſe. Sehet, ſagte er, wie Ihr den Saft verderbt habt! Dieſes abſcheuliche Zeug war nicht in der Traube, durch Eure vermeinte Verbeſſerung habt Ihr es erſt hineingebracht. Schüttet den Unflat weg! — Nicht doch! ſprach der Küfer; vor zwey Jahren gerieth der Wein ſehr ſchlecht, und durch die Hefen des jetzigen trefflichen Jahrs wird der damals gekelterte herbe Wein verbeſſert, ſo daß er einem edlen Weine näher kommen wird. — Welche thörigte Hoffnung! meinte der Inſulaner; durch Unflat, den Eure leſe Kunſt in den Wein hinein gebracht hat, und der nun widrig und ekelhaft iſt, eine Verbeſſerung bewirken zu wollen? — Und doch iſt es ſo! antwortete der Europäer; und dieß iſt in der Natur der Weintraube eben ſo unumſtößlich gegründet, als daß die Traube von Sonne und Luft gezeitiget wird. Es gehört freilich, außer Aufmerkſamkeit und Wiſſenſchaft, ein längerer Zeitraum dazu, als zur bloßen Erzeugung des Traubenſafts. — Nun! Was könnte denn die Zeit, verſetzte der Amerikaner verdrießlich, an gänzlich verdorbenem Safte durch Miſchung mit einem widrigen Unflat verbeſſern? — Aber dennoch, antwortete ſein Freund, iſt dieß eben ſo in der Natur gegründet, als daß durch Sonne und Regen der Weinſtock blüht und Trauben anſetzt.

Um ſeine Zweifel zu heben, gab man ihm von einem wilden Weine zu koſten. Der Saft iſt leidlich, ſagte er, aber unſchmackhaft in Vergleich mit der herrlichen Milch der Kokusnuß. Sein Freund erwiederte: Du fandeſt es unvernünftig, daß wir Hefen mit ſaurem Weine vermiſchen, weil du glaubteſt, dieß ſey ganz unnatürlich. Iſt es aber nicht viel unvernünftiger, die ſo bald verderbende Milch der Kokusnuß in einem Clima haben zu wollen, wo der große Geiſt keine Kokusbäume will wachſen laſſen? Die Kokusnuß verdirbt bald; die Traube würde in wenigen Monaten verfaulen oder vertrocknen; der daraus bereitete Wein aber dauert Jahre lang, und verbeſſert ſich immer mehr auf dem Faſſe. Sogar ein ſaurer Saft, den wir aus dem ſchlechteren Weine und einem Theile der Treſter machen, dient uns dazu, manche Speiſen lange zu erhalten, und Arzneyen zu verſtärken. Was iſt das, und wie nennt ihr es? fragte der Inſulaner verwundert. Wir nennen es Eſſig! war die Antwort. Man gab ihm davon zu koſten, er ſpie ihn aber mit Widerwillen aus, und konnte nicht begreifen, wie man von ſolchem häßlichen Zeuge noch einen Vorrath machen könne, denn er fand dieſen Trank noch ärger verdorben als den Wein. — Mit nichten! rief ſein Freund; der Eſſig iſt eine ſehr wohlthätige Erfindung. —

Indeſſen kam ein feuchter Winter heran. Der Fremde bekam ein gefährliches Nervenfieber. Er ward mit großer Sorgfalt gepflegt. Nachdem der heftigſte Anfall der Krankheit vorüber war, ward ihm eine, mit gewürztem Eſſig verſetzte Arzney gegeben. — O großer Geiſt! Was iſt dieß für ein erquickender Trank! — Es iſt Eſſig, ſagte ſein Freund, den du für einen verdorbenen Saft hielteſt. Unmöglich! rief der Fremde. — Nicht nur möglich, erwiederte jener, ſondern auch wahr.

Die Krankheit war nun vorüber. Der Amerikaner verließ das Krankenlager, aber in größter Schwachheit. Man gab ihm in kleinen Gläſern Hochheimer vom Jahre 1748. Unbegreiflich geſtärkt, rief er aus: Welcher Göttertrank! — Es iſt Wein! war die Antwort. Kokusmilch würde dich nicht ſo geſtärkt haben, auch würde ſie nicht Jahre lang haben dauren können, um jetzt neues Leben deinen Adern einzuflößen. Aber eben dieſer Wein mußte in vielen Jahren aus ſo manchem Zuſtand in einen andern verſetzt werden, um das zu ſeyn, was er nun iſt, wenn er wohl gebraucht wird: Ein Wiederherſteller der Kraft des Kraftloſen.

10. Das große Geſetz der Natur iſt Mannigfaltigkeit, in jeder Anſicht, unbeſchreibliche Verſchiedenheit der Anlagen, der Beziehungen der Kräfte. Jedes Ideal, ſelbſt das herrlichſte Ideal der Schönheit, iſt nur einſeitig.

11. Meine Idee von Moral der Neigungen (in Beziehung auf eine Stelle in Leſſing's Briefen) hat J. J. Rouſſéau auch gehabt, aber nicht ausgeführt. Morale sensitive, ou le Materialisme du Sage. S. T. XXV. p. 24.

12. Im Freimüthigen, 1805. No. 45. S. 178. ſteht: Leſſing habe ſeine Dramaturgie aufgegeben, weil Bode aus Mangel an Abſatz kein Honorar weiter bezahlen konnte.

Als ob Leſſing des Honorar's wegen gearbeitet hätte! — Leſſing der jüngere ſagt im Leben ſeines Bruders: Leſſing ſey Mitverleger der Dramaturgie geweſen. Beides iſt falſch. Die Dramaturgie hörte auf, weil ſie aufhörte. Das ſogenannte akademiſche Theater war in gröſter Verwirrung, weil jeder befehlen und keiner gehorchen wollte, obgleich alle, treffliche Männer waren.

Bode war ein wackerer Mann, ſchickte ſich aber gar nicht zu einem Geſchäftsmanne, denn er liebte Bequemlichkeit und luſtiges Leben. Alſo ging ſeine Druckerey und ſein Verlagsweſen den Krebsgang.

Leſſing hatte ſich auch von den damaligen hohen Ausſichten Klopſtock's und Bode's, etwas ergreifen laſſen, wie ich in meinen Anmerkungen zu

Leſſing's Correſpondenz ſchon erwähnt habe, fand die Sachen aber nicht ſo, wie er glaubte, daß ſie werden müßten, und ſo entſchloß er ſich, mit der Dramaturgie aufzuhören.

13. (Bey dem, nach dem Original copirten erſten Entwurfe von Leſſing's Falk und Ernſt, hat N. folgendes am Rande bemerkt:) Es erhellet aus dieſem Entwurfe, noch mehr aber aus den einzelnen, noch vorgefundenen wenigen Zetteln, (ſo auch kopirt,) daß L. ins Innere der Freimaurerey gar nicht hinein ſah, ſondern nur durch das Wort Maſſoney auf eine Hypotheſe fiel, die ihn himmelweit von der Sache abbrachte, obgleich freilich ſein Scharfſinn immer ſichtbar iſt. Aber gerade dieſer Scharfſinn war hier am unglücklichſten angebracht. Die unbekannten Obern der Freimaurerey haben ſie gerade ſo eingerichtet, daß jeder darüber falſch urtheilen ſoll, unterdeſſen ſie ihr rechtes Spiel treiben.

14. Zollikofer war indulgent und billig, ſelbſt gegen Lavater, deſſen verwirrte Begriffe vom Chriſtenthum nicht ſeinen Beyfall hatten; er war es ſogar gegen Leute, welche ſich von der Wirklichkeit einer geoffenbarten Religion nicht überzeugen können, aber mit redlichen Herzen die Wahrheiten annehmen, und nach ihnen leben wollten, welche aus der natürlichen Religion fließen.

Jetzt ſcheint der Ton zu ſeyn, die Vernunft-Religion zu ſtürzen, um das Chriſtenthum aufzubauen. Zollikofer dachte anders. Er ſuchte die Vernunft-

Religion recht feſt zu gründen, und bauete ſein Chriſtenthum darauf.

Ein Grund iſt nicht das Haus; aber das Haus kann ohne Grund nicht ſtehen. Im Grunde wohnt man nicht. Will aber jemand in Kellerſtuben wohnen, dem will ich's nicht hindern; mag er ſie ſich ſo gut bauen als er will und kann. So dachte Zollikofer.

15. Georg Forſter gehörte zu den Leuten, die ich genau gekannt habe. Er war einer der trefflichſten Menſchen, aber leicht irre zu leiten. Zuerſt ward er in Caſſel, durch ſeine Neigung zu geheimen Wiſſenſchaften, verleitet, ein eifriger Roſenkreuzer zu werden. Davon aber kam er zurück, noch ehe er Caſſel verließ, oder doch bald darauf. Dieß bemerkte ich aus ſeinen Geſprächen, als er in Berlin war, um nach Wilna zu gehen. Aber damals hatte er die zweite Uebereilung begangen, ſich in ein Frauenzimmer zu verlieben, das ſich für ihn nicht ſchickte, und deſſen Geſellſchaft ihn nicht glücklich machen konnte. Dieß vermuthete ich ſchon, als er nach Wilna hinging, und ſah es deutlich, als er von da zurück kam. Dieſe Frau trug ſehr viel dazu bey, ſein Betragen in Mainz zu regieren, wodurch er nachher unglücklich ward.

Seine weichliche Empfindung war der Grundpfeiler ſeines ganzen Characters, des liebenswürdigen und des tadelhaften daran. Aber wie edel, wie empfindungsvoll war der Mann! Weder ſehr ſcharfſinnig, noch ausgezeichnet ſcharfſichtig; doch mit ſeiner lebhaften Empfindung faßte er alles. Sein Aufenthalt in

England, ſeine Muße auf dem Schiffe, (während deſſen er den Virgil und Shakeſpear viermal durchlas,) trugen viel zur Bildung ſeines Characters bey. Er lebte in der Imagination; das war auch bey ſeinem lebhaften Geiſte und frühen Kummer ſehr natürlich.

16. Garve hatte Zeit ſeines Lebens Muße; und er verlangte ſie auch als Nothwendigkeit. Er ſagt in ſeiner Abhandlung über die Muße: (Deutſche Monatſchrift Febr. 1792. S. 94.) „Es kömmt auf die Stärke des freyen Geiſtes an, ob eine gewiſſe Lage Muße gewähren ſoll.“ Wenn das wäre, ſo würde ſein Geiſt ſchwach geweſen ſeyn; denn er ward ängſtlich und peevish, ſobald er etwas thun ſollte, was er nicht thun wollte.

17. Muſäus war ſich alles ſelbſt. Niemand that etwas für ihn. Selbſt die ſchönen Geiſter in Weimar ſahen über ihn weg. Herder, der als General-Superintendent über die Schulen geſetzt war, hätte vielleicht etwas für ihn thun können. Wahr iſt es indeſſen, er hielt ihm eine ſchöne Leichenrede.

18. Wenn man ſich Weishaupt's Idee als ganz iſolirt denkt, ſo macht man ſich unrichtige Begriffe davon. Um die Idee, eine Illuminaten-Geſellſchaft zu errichten, zu verſtehen, muß man wiſſen, welches arge Getreibe ſeit 30 Jahren in Deutſchland mit geheimen Geſellſchaften vorgegangen iſt. Dieß hatte viele Hundert Menſchen auf mancherley Weiſe intereſſirt, und hin und her geworfen. Viele hatten große Hoff-

nungen gehabt, und waren betrogen worden. Es kam immer wieder ein neues Hirngeſpinnſt auf. Ein neuer Abgeſandter der unbekannten Obern erſchien bald hier, bald dort. Die oft betrogene Aufmerkſamkeit der demüthigen Neugier ward abermals betrogen. Streit und allerley Colliſionen entſtanden. Die Scenen wurden ſo mannigfach, daß vernünftige Leute, die wie ein Ball ſo oft waren herum geworfen worden, endlich, nachdem ſie auf Koſten ihrer Zeit und ihres Beutels, Erfahrungen in verſchiedenen geheimen Geſellſchaften und Syſtemen erworben hatten, ſich überzeugten, daß in keiner einzigen etwas reelles, ſondern immer ein etwas verändertes Hirngeſpinnſt da war. Sie kamen daher natürlich auf den Gedanken: Wer es denn ſey, der dieſes Hirngeſpinnſt aufſtelle? Hierauf leitete ſie ſelbſt der ſo laut und öffentlich verbreitete Begriff von unbekannten Obern. Wer waren, wer ſind dieſe?

Man kam alſo auf den Gedanken, daß Niemand als die Jeſuiten dieſe unbekannten Obern wären. Hierzu fand ſich eine ungemeine Menge Gründe, und viele vorgefallene Geſchichten, in Anſpielungen. Beſonders leuchtete der blinde Gehorſam als Grund ſehr ein, der in allen geheimen Geſellſchaften die erſte Regel war.

Ferner, die beſtändige Uebereinſtimmung der letztern, ohngeachtet der veränderten äußerlichen Formen. Nebſt andern Gründen, die ich nicht anführen kann und darf.

Hieraus entſtand nun bey vielen Gutmüthigen, die die vertrauten Geſellſchaften, die in der That ſo viel reizendes haben, liebten, das Verlangen, die Jeſuiten heraus zu treiben, und jene Geſellſchaften dadurch zu verbeſſern. Wie wenig kannte man die Macht und die Liſt dieſes Ordens!

Jetzt kam es darauf an, was der Gegenſtand von ſolchen Geſellſchaften ſeyn ſolle, wenn die vorgeſpiegelten Geheimniſſe wegfielen. Welche gut gemeinte Grillen à la St. Pierre jetzt entſtanden, will ich unerwähnt laſſen, viele werden dieß wiſſen, oder ſich deſſen erinnern.

Eine derſelben war die Geſellſchaft der Illuminaten, und weil dieſe allein zu einer Conſiſtenz kam, die dem Jeſuitenorden, und vielleicht, ein wenig weiter getrieben, der Hierarchie und Prieſtergewalt überhaupt drohete, ſo richteten auch die Jeſuiten ihre Verfolgung ernſtlich wider dieſe. Wie leicht mußte es dieſer ſchlauen, mächtigen, conſequenten Geſellſchaft werden, eine Geſellſchaft wohldenkender, aber zum Theil nicht weltklüger, zum Theil unbeſonnener, leidenſchaftlicher Menſchen auseinander zu treiben, die W's. Hand geſammlet hatte.

Der Illuminatismus legte dem Jeſuitismus die Axt an die Wurzel: denn die Idee war, die Mittel der Jeſuiten wider ſie und zum Guten zu gebrauchen, die ſie zu ihrer ſo feſten Zuſammenhaltung und zum Böſen gebrauchten.

Ich hielt dieß gleich Anfangs für unmöglich, denn man kann durch die Mittel der Jeſuiten leicht Böſes, aber nichts Gutes ſtiften.

Das ſicherſte war, ſich nur an junge Leute zu machen. Das war den Jeſuiten das weſentlichſte. Weishaupt, als Profeſſer, hatte Mittel dazu in Händen. Und gegen den Jeſuitismus war es auch nützlich, jungen Leuten, die ſonſt im ſiebenten Jahre beichten und bigot ſeyn mußten, gute Bücher in die Hände zu geben; die Proteſtanten bedurften es nicht.

19. Das menſchliche Leben iſt wie eine Stickerey. Die mannigfaltigen Farben und Figuren, welche die Einbildungskraft, Neigungen und Leidenſchaften hinſtreuen, ſind eines jeden eigenem Willen überlaſſen; aber der Grund, worauf die Phantaſie und Neigung ſich ausbreiten, muß feſt von Vernunft und Moral zuſammen gewebt ſeyn. Die ſchönſte Stickerey auf Spinnewebe dauert nur kurze Zeit, und wird von ihrer eigenen Stärke zerſtört, die den loſen Grund noch loſer macht.

20. Menſchen, zumal originale Menſchen, kann man nicht kennen lernen, wenn man nicht ihre Vorurtheile erfährt, und beſonders, wie die Vorurtheile, von denen ſie ausgehen, die Quelle ihrer ſonſt unerklärlichen Meinungen und Handlungen werden.

Dieſe Menſchenkenntniß hat überhaupt, wenn man auch den Nutzen nicht in Anſchlag bringen will, ſehr viel angenehmes und unterhaltendes für den Beobachter. Mir aber war ſie ſeit langer Zeit um ſo unterhaltender, da ich immer Neigung zu Werken der Darſtellung gehabt habe. Ich habe viele Plane zu Comödien und Romanen gemacht, wobey das Vergnügen des Entſtehens und Erfindens alles iſt, was ich davon hatte; denn meine Lage, die mir ſo wenig erlaubte, das zu thun, was ich am liebſten wünſchte, hat mir nicht verſtattet, außer ein Paar ſchwachen, ganz zufällig entſtandenen Verſuchen, etwas in dieſer Art zu leiſten. Indeſſen bin ich deshalb nicht weniger aufmerkſam auf Charactere geweſen, deren Darſtellung merkliche Wirkung thun müßten. Ein ſolcher Character war der ſelige Hymmen in ſo manchem Betrachte; anziehend, weil er bey hervorſtechenden Zügen, eine ſchuldloſe Naivetät hatte, und ſeine kleine Verirrungen keine andre Empfindung, als bloß ein Lächeln erregen konnten. Hr. Stark würde ſchon kein Character für einen Roman oder eine Comödie ſeyn; ſo viel Magerkeit des Characters, mit ſo viel plattem Zorne und ohnmächtiger Wuth, thut weder im wirklichen Leben, noch in einem Kunſtwerke Wirkung: nicht einmal ein Staupius. Der ſel. Hymmen hingegen hatte bey manchen Vorzügen ſo auffallende Sonderbarkeiten, und bey ſeinen kleinen Schwächen, beſonders ſeiner Heftigkeit, ſo viel Gutmüthiges, ſo viel ſchuldlos Unbefangenes, und dieſe dem Anſcheine nach disparate Eigenſchaften waren auf eine ſo ganz eigene Art in ihm kontraſtirt, daß die Natur in ihm ausdrücklich vorgearbeitet zu haben ſchien, um die Darſtellung durch di Kunſt leicht zu machen.

Ich bin mehr als einmal auf den Gedanken ge kommen, von dieſem ſonderbaren Manne die Hauptzüge zu einer Comödie oder zu einem Roman herzunehmen. Nichts thut, in Handlung geſetzt, gefälligere komiſche Wirkung, als ein gutmüthiger Mann, der durch auffallende, aber ſchuldloſe Schwachheiten, in ſeltſame Verlegenheiten kömmt. Ich trauete mir zu, einen ſolchen Character, bey allen ſeinen Schwachheiten, dennoch von einer ſehr liebenswürdigen Seite vorzuſtellen.

H. war ein einſichtsvoller und gelehrter Juriſt, ein tüchtiger Geſchäftsmann, dawider war gar nichts einzuwenden. Jeder, der ihn von dieſer Seite würdigen konnte, ſchätzte ihn deshalb hoch. Aber er hatte noch einige andre Eigenſchaften, und einige Neigungen, die von ſonderbarer, disparater Natur waren, und, da ſie mehr oder weniger verunglückten, dem rechtſchaffenen Manne einen Anſtrich von Sonderbarkeit gaben, ſo, daß ihm kaum jemand, der einige Anlage zu heiterer Laune hatte, ohne Lächeln betrachten konnte.

Dieſer ernſthafte Rechtsgelehrte war ein großer Liebhaber vom Tanzen, wozu ihm die Natur die äußerlichen Gaben verſagt hatte; aber dennoch mochte er gern Kontretänze anführen, ja er machte ſelbſt welche, und hat ſogar einige drucken laſſen. Wenn man ſein Tanzen lobte, ſchmeichelte man ihm mehr, als durch Lob über eine Relation oder ein Urtheil. Dabey war er ein Liebhaber der Muſik, ſpielte die Violine und das Klavier nicht übel, komponirte auch zuweilen, aber freilich als Dilettante. Dieſer Mann war zugleich der größte Liebhaber von Geheimniſſen. Alle Magie, Geſpenſter u. ſ. w. waren für ihn ein herrliches Feſt; aber er citirte nicht Geiſter, denn er fürchtete ſich. Er liebte alle hübſche Frauenzimmer, und wenn beſonders ein ſolches ſeine Verſe anhören wollte, ſo war er ganz glücklich. In der That fühlte er beſtändig eine Begierde glücklich zu ſeyn, und das war er bey einem Beſchwörungsbuche, wie bey einem hübſchen Geſichte; in beiden Fällen war ſein Vergnügen ſchuldlos.

21. Geſchmack und Nachdenken können allein den Geiſt bilden. Der Geſchmack dient, das Schöne ſchnell zu empfinden. Nachdenken lehrt, Wahrheit ſtufenweiſe entwickeln. Wer eine dieſer Eigenſchaften einzeln beſitzt, verdient ſchon Achtung; wer beyde vereint, iſt auf dem Wege zur Vollkommenheit, wofern er nicht zu bald abläßt. Die Wahrheiten hängen in unzertrennlicher Kette zuſammen, daher muß uns Nachdenken auf die Erkenntniß des Guten bringen, und alsdann hat uns ſtufenweiſe Erkenntniß zur ſchnellen Empfindung gebracht, wie innig das Schöne mit dem Guten verbunden iſt.

22. Wir Deutſche ſind Buchmenſchen; eine ſchreibende Nation. Alle Empfindungen gehen für uns verloren, oder werden nur mangelhaft ausgedrückt, die nicht können geleſen werden. Wir haben noch nicht einmal eine geſprochene Sprache; erzählen können wir gar fein, aber mit der Darſtellung hält es ſchwer.

Iſt hin und wieder noch ein Geiſt, der ſich über ſeine Nation und ſein Zeitalter erhebt: ſo findet er ſo wenige, die ihm nachempfinden können! Er findet nichts als Leſer, die ihn nach Maaß und Gewicht abmeſſen und abwägen; noch glücklich genug iſt er, wenn er die findet. Mancher findet auch die nicht einmal.

Unſre jungen Leute und Mädchen ſprechen wie Bücher; aber in dieſen Büchern können wir noch nicht kunſtlos wie gute Erzähler ſprechen. Wir kennen den hohen Schwung der Einbildungskraft, der aus der Empfindung der kunſtloſen Natur kommt, ſo wenig, und im Gegentheil eben ſo wenig die Künſtlerconverſations-Sprache.

Weder unſre Wiſſenſchaft, noch unſre Literatur, noch unſre Poeſie entſpricht unſrer Welt. In letzterer leben wir in der griechiſchen und in der Ritterwelt, und vermiſchen oft beide auf eine komiſche Art. In unſrer Philoſophie, in unſrer Erziehungskunſt, ſprechen wir meiſtens für die Studierſtuben, ſelten für die Welt.

Ein Unglück für unſre Literatur iſt, daß viele unſrer trefflichſten Köpfe nicht an ihre Leſer denken; daher unſre Bücher oft ſeltſam mit denen contraſtiren, für die ſie doch eigentlich beſtimmt ſind. Dahin gehört die falſche Originalität, die Laune voll Dunkelheit einiger herrlichen Köpfe, z. B. des Verf. der Kreuz- und Querzüge. Dieſes ſonſt ſchätzbare Buch kann kein Menſch durchleſen, der ſeine Zeit liebt.

Ich will alle Tage ſchreiben, wie **Hamann**; aber wie **Xenophon** zu ſchreiben, koſtet Mühe, ſelbſt bey Klarheit des Geiſtes.

Sehr viel zu dieſer ſeltſamen Beſchaffenheit unſrer Literatur trägt freilich der Umſtand bey, daß unſre beſten Köpfe iſolirt ſind, oder ſich freiwillig ſelbſt iſoliren wollen. Wie viele leben denn in der Welt, für die ſie ſchreiben?

Daher das abſprechende Weſen — die Sucht zu Paradoxen — die Dunkelheit, indem der Schriftſteller von Grillen, Combinationen und Gedanken ausgeht, die allenfalls nur in ſeinem kleinen Zirkel verſtändlich ſind. **Hamann** machte es hierin am ärgſten. Er hat mehr als einen guten Schriftſteller verdorben.

Und unſre Philoſophen? — Was wäre **Kant** geworden, wenn er wie **Hume** hätte ſchreiben können! Und er würde ſo geſchrieben haben, wenn er, wie Hume; hätte Menſchen kennen lernen, ſtatt daß er bloß Studierſtube und Katheder kannte.

22. Was man auch gegen die kritiſchen Journale einwenden mag: Kritik iſt überall, zumal in Deutſchland, nöthig. Sie iſt die einzige gelehrte Communication, die einzige Art, wie der Verf. die Meinung der Leſer erfahren kann. Bey der Entfernung deutſcher Städte erführe man nichts von Meinungen über deutſche Schriften, wenn nicht Journale wären.

Und der Ton der Journale, die ich 1755 fand, und wie ſie jetzt im Jahre 1795 ſind! — Immer langweilig, complimentirend und ſeicht. Mittelmäßige, und vielleicht gute Autoren, wurden in ihrer Selbſtgenügſamkeit beſtärkt.

23. Daß die Gelehrten ſo weit umher zerſtreut ſind, und daß ſie ſich nur ſchriftlich unterhalten, daher entſtehen viele der überhäuften Fehden, und die unerhörten Mißverſtändniſſe dabey. Der größte Theil ſitzt in kleinen Städten oder auf Univerſitäten, (daher der den Ausländern ſo auffallende Lehrton,) hat nur einſeitige Ideen, und die er eifrig fortzupflanzen ſucht, weil ſie die Paar Leute, die um ihn ſind, ausſchließend billigen. Er kann alſo gar nicht begreifen, daß jemand anders denke. Hat nun vollends ſein Gegner ein andres Lieblingsſyſtem zu vertheidigen, ſo verſtehen ſie ſich noch weniger.

Lebten dieſe Männer in einer groſen Stadt zuſammen, wo ſie mehrerley Ideen bekämen, und öftern Widerſpruch erführen, ſo würden ſie weniger entſcheidend ſeyn, und leichter andre Ideen auffaſſen können.

24. Es iſt eine Bemerkung, die nicht bloß jeder gemacht hat, der ſich einige Zeit in England aufgehalten hat, ſondern jeder machen wird, der mit der engliſchen Literatur bekannt iſt, daß die Engländer mehr ihre älteren, von der Nation einmal für gut anerkannten, Autoren ſtudieren. Characteriſtiſch iſt es, daß dagegen die Deutſchen immer nur am Neuen Geſchmack finden. Der Engländer ſcheint mehr für ſich ſelbſt, und zu ſeiner eigenen Bildung zu leſen; der Deutſche mehr für andre, um in Geſellſchaften ein Wort mitſprechen zu können.

25. Die Ueberſetzungen von Shakespear's Werken ſind ohnſtreitig ein großer Zuwachs für die deutſche Literatur, und ein neuer Beweis der Geſchmeidigkeit unſrer Sprache, ſich allen Begriffen anzuſchmiegen.

Aber zu leugnen iſt es auch nicht, daß der deutſche Shakespear viel zu der Excentricität deutſcher Schriftſteller, ſonderlich der dramatiſchen, beygetragen hat; dieſe iſt aber nichts weniger als genialiſch.

Leſſing war Anfangs ſelbſt der Meinung, Shakespear müſſe nicht überſetzt, ſondern blos ſtudiert werden. Aber nach ſeiner gewöhnlichen Art, auf die Seite der Schwächeren zu treten, nahm er ſich der Ueberſetzungen an, als ſie da waren. Er wollte überdieß die Härte, die er in den Literaturbriefen gegen Wieland gezeigt hatte, wieder gut machen.

26. Ein alter Hauptmann vertheidigte bey der Gräfin S***. die komiſchen Opern, weil ſie zur Cultur unſrer vornehmen, aber ſchlechten Geſellſchaft, gerade recht wären.

In der That: Wäre Gellert ein Genie der erſten Ordnung geweſen, ſo hätte er bey der Nation nicht Eingang gefunden.

Iſt's nicht ſchon viel, dem Pfänderſpiele und dem Verläumden zu wehren, und das Singen einzuführen? Dieß würde weder die Bardenpoeſie, von Gluck componirt, noch die große Oper thun.

Freilich ſollten gute Köpfe die Gelegenheit ergreifen, Sittenlehre und feine Denkungsart zu verbreiten. Aber eben da liegt der Fehler.

27. Das lange Kapitel der Frau v. **Stael** sur la litterature allemande, iſt voller kindiſcher Mißgriffe, doch finden ſich darin einige leidliche Bemerkungen. Es würde intereſſant ſeyn, wie ein Frauenzimmer aus der bonne societé de Paris, die deutſche Literatur anſehe; dieß wäre für Deutſche eine ganz neue Anſicht, wenn ſie die deutſche Literatur wirklich kennte. Aber Fr. v. St. hat kaum flüchtig einige Kenntniß aus Ueberſetzungen von wenigen bekannten Autoren ſich erworben.

28. Das Theater iſt ein Werk des Luxus*). Die Comödie kann ſonderlich nicht anders zur Vollkommenheit kommen, als in einer volkreichen Stadt, in welcher es viele Müßiggänger, und viele Menſchen giebt, die nicht wiſſen, wie ſie ihren Abend hinbringen ſollen. Diejenigen, die die Erde bebauen, beſchreiben ſie nicht. Aus Mangel einer Hauptſtadt (in dem Sinne, wie es **London** und **Paris** iſt) kann unſre Comödie niemals vollkommen werden. Italien iſt hierin mit uns faſt in gleichen Umſtänden; aber weil es kleiner iſt, und alſo die Provinzen mehrere Communication haben, ſo können ſich die Italiener eher helfen. Viele Römer haben gewiß **Neapel** und **Venedig**, oder **Florenz** geſehen; aber wie viele Wiener ſind nach **Berlin** und **Dresden**, oder umgekehrt, gekommen? — Noch mehr: die Italiener haben den glücklichen

---

*) Dieſe Ideen über das deutſche Theater ſind, nach der Ueberſchrift des Pakets worin ich ſie fand, zwiſchen den Jahren 1755 und 1760 geſchrieben. A. d. H.

Einfall gehabt, die Sprache und Laune der vornehmſten Provinzen Italiens den vier Zani zu geben, die ſie in ihren Schauſpielen gar nicht entbehren können. Bey ihnen kann keine Comödie in bloſſem reinen Toskaniſchen geſpielt werden; alle unſre Luſtſpiele hingegen ſind hochdeutſch, und öfters wohl noch dazu philoſophiſches Bücherhochdeutſch. Wollen wir mit unſern Provinciallauten etwas ähnliches wagen, ſo wird's ſchwer angehen; wer kennt z. E. in Dresden die Pommerſche oder Wiener Sprache?

Die Deutſchen können nur ſelten nach ihren Comödien beurtheilt werden, weil wir unſern eigenthümlichen deutſchen Sitten in der Comödie faſt immer ausgeartete franzöſiſche Charactere unterſchieben, die denen mehrentheils ähnlich ſehen, die wir aus Büchern und franzöſiſchen Comödien kennen gelernt haben. Der einzige Zug des deutſchen Characters alſo, den man in der Comödie erkennt, iſt, daß wir ſehr unbedachtſame Nachahmer ſind.

Es iſt ein Unglück, daß unſre deutſche Schaubühnen ſelten oder nie unter verſtändiger Aufſicht ſtehen, folglich die Schauſpieler nicht dahin gebracht werden können, ſchlechte Stücke und Ueberſetzungen abzuſchaffen. Gute dramatiſche Schriftſteller können erſt im mittlern Lebensalter zur völligen Reife kommen. In dieſem Alter aber haben ſie in Deutſchland ſelten Muße; ſie bekleiden gewöhnlich Aemter, in denen es ſich, nach dem einmal angenommenen Vorurtheile, nicht thun läßt, für das Theater zu arbeiten. Alſo bekommen wir faſt nichts als Verſuche unreifer Jünglinge.

In England und in Frankreich denkt ſich der Autor zugleich die Zuſchauer, für die er ſchreibt, und ſo ſorgt er auch dafür, daß ſein Stück ihnen gefallen möge. Aber in Deutſchland kann der Verf. nie daran denken; ſeine Stücke ſollen an gar zu verſchiedenen Orten aufgeführt werden, daher er denn oft gar nicht an die Zuſchauer denkt, ſondern nur ſchreibt, als wenn er ein Buch ſchriebe.

29. In einem Reiche, wo eine Hauptſtadt iſt, wird einem Dichter gleichſam ein allgemeiner Stempel aufgedrückt, wodurch er überall für gut erkannt wird. In Deutſchland hat jede Provinz ihren Nebenpoeten, den ſie für gut und berühmt hält.

30. Die Deutſchen ſprechen und ſchreiben im gemeinen Leben nicht ſo rein, als andre Völker. Wir haben die alten Schriftſteller, die gut geſchrieben haben, ſehr wenig zu Rath gezogen, hingegen wohl ältere Schriftſteller, wie Kaiſersberger, alte Chroniken u. dergl., die uns aufs höchſte zu Etymologien verhelfen könnten. Gottſched hat die Sprache beſtimmen wollen, und er kannte die beſten Schriftſteller der Nation nicht, hielt hingegen Stümper für Meiſter.

31. Uns Deutſchen geht es wie den Engländern zu Shakespear's Zeiten. Wir haben in allen Theilen der ſchönen Wiſſenſchaften Männer von den größten Talenten, aber der Geſchmack der Nation iſt im Ganzen noch nicht genug gebildet; alſo iſt der Reſt

der Schriftſteller unleidlich. Shakespear und Bacon lebenewig; aber wer wird den damaligen Zuſtand der engliſchen Nation mit dem Zuſtande derſelben zu Addiſon's Zeiten, wo vielleicht nicht ſo ausbündige Genies aufſtanden, vergleichen? Die Franzoſen haben beides zu gleicher Zeit gehabt: ihre größten Genies, und ihren beſten Geſchmack.

52. Eine verblühte Roſe ſprach: Sind die Menſchen nicht thörigt, daß ſie zu meiner Nachbarin der Nelke gehen, weil ſie blühet? Als ich noch blühete, kamen ſie auch zu mir. Jetzt, da ich meine reife Frucht trage, ſieht mich Niemand an! Iſt das nicht unbillig? Nein! ſagte der Herr des Gartens; denn wir ſuchen bey den Blumen nicht die Frucht. — Laßt euch dieß geſagt ſeyn, vierzigjährige Damen!

53. Der Begriff und das Wort Natur iſt ein wahrer Scherwenzel. Smith ſagt in einem ältern Aufſatze; „Little else is requisite to carro a state to the highest degree of opulence, but peace, easy taxes and a tolerable administration of justice; all the rest being brougt about *by the natural course of things.*“ *) — Schweden hatte langen Frieden, mäßige Taxen, Gerechtigkeit, und ward deßfalls dennoch nicht reich. — Und denn gehören Krieg, Erdbeben und der Neid

---

*) Um einen Staat auf den höchſten Grad des Wohlſtandes zu heben, iſt wenig mehr erforderlich, als Friede, leidliche Abgaben und eine erträgliche Gerechtigkeitspflege; alles übrige wird durch den natürlichen Lauf der Dinge von ſelbſt herbeygeführt.

mächtiger Nachbaren nicht auch zu dem natürlichen Laufe der Dinge?

Die Leute, die ans Phyſiokratiſche gränzen, ſind oft ſehr geneigt, den Ordre naturel des choses nur in einer Maſchine ſich zu denken, wobey die Friction nicht berechnet iſt, und die Frictionen aller Art für übernatürlich zu halten. Und doch gerade die Friction iſt in der Natur, nicht in der Speculation.

54. Cicero ſagt von Catilina: Citus modo, modo tardus incessus. — Eben dieſes erzählt jemand von Swift, den er genau gekannt hat, ſetzt aber ſehr richtig hinzu, daß dieß nicht gleiche Urſachen haben könne. (European Magazine, Sept. 1790. p. 184.)

An dem Profeſſor Eberhard habe ich dieß auch oft bemerkt, beſonders mehr noch als er in Berlin war, denn in Halle.

Dieſe drey Männer, von ganz unterſchiedenem Character, hatten im Gange etwas ähnliches. Aber wenn es möglich wäre, alle drey zugleich zu ſehen, ſo würde ſich gewiß finden, daß die Bemerkung nur allzu allgemein ausgedrückt iſt, und daß jeder von dieſen dreyen einen ganz verſchiedenen Gang hatte.

55. Durch Bildhauerey lernen wir die Menſchen kennen nach ihren Verhältniſſen und Ausdrücken, die ihnen Form giebt.

Durch die Malerey erwerben wir die Kenntniſſe der Menſchen aller Art, welche Form und Farbe an die Hand geben.

Beides iſt aber Vorſtellungsart. Die Statuen müſſen, den Bedürfniſſen der Kunſt gemäß, nichts haben, was außer der Form iſt; daraus entſpringt ein Ideal der Schönheit.

Die Malerey darf nichts haben, was außer dem Bedürfniß des Augenblicks iſt, den ihre Vorſtellung uns gewährt. Sie muß hingegen haben, was nur die Fläche hervorbringt. Daher Farbe und Beleuchtung. Außer dem Ideal der Schönheit, welches ſie mit der Bildhauerey gemein hat, gebührt ihr noch ein Ideal des Clairobſcurs der Farben, der Beleuchtung, kurz der Darſtellung auf einer Fläche.

Die Phyſiognomik nimmt den Menſchen ohne Vorſtellung, ohne Darſtellung, ohne Bedürfniß der Kunſt, ſo wie er ſelbſt iſt, ſo wie er ſich bewegt, (denn ſelbſt beym Stillſtehen iſt ja in der Natur immer Bewegung.) Sollte nun die Form, die wir nur durch Malerey oder Bildhauerey erkennen, in der Natur unerkennbar ſeyn? Nur müſſen wir in der Natur nicht das Ideal, weder der Schönheit, noch des Verhältniſſes der Farben und des Lichtes ſuchen, welches das Bedürfniß der Kunſt iſt. Auch Schönheit und Verhältniß ſehen wir durch die Phyſiognomik; aber nicht als Ideal, ſondern in der unbeſchreiblichſten Mannigfaltigkeit. Haben wir menſchliche Form bloß durch Kunſt kennen lernen, ſo müſſen wir in der Phyſiognomik das Ideal nothwendig vergeſſen, ſonſt können wir nicht Menſchen individualiſiren, welches eigentlich der Zweck der Phyſiognomik iſt. Hätte Chodowiecki bloß nach Antiken gezeichnet, ſo würde er nicht der individuelle Seelenmahler geworden ſeyn. Aber Studium nach den Antiken giebt die feſte Hand, und Meil, der von der Antike aus ins gemeine Leben ging, iſt in Bildern des wirklichen Lebens zwar ſicherer und feſter, aber nicht ſo mannigfaltig als Chodowiecki.

Die phyſiognomiſchen Kenntniſſe menſchlicher Formen ſind wahrer und mannigfaltiger, als die Kenntniſſe durch Bildhauerey und Malerey, welche den Menſchen nur kennen lehren, in wie fern er ſchön, und für den Augenblick darſtellungsfähig iſt.

Aber die große Schwierigkeit, wenn man phyſiognomiſche Kenntniſſe mittheilen will, iſt, daß ohne Darſtellung keine Mittheilung möglich iſt. — Was man alſo in der wirklichen Welt zeigen kann, (und das iſt für Anfänger ſchwer, da es vorübergehend iſt, und ohne Uebung nicht leicht kann gefaßt werden,) das muß durch Kunſt dargeſtellt werden. Der Phyſiognom muß es faſt dem Zufall überlaſſen, ob der Künſtler ſeinen Sinn faßt, ob er mit ſeinem Blicke ſiehet, und dann, ob die Hand des Künſtlers ganz genau die Form der Natur auf das Papier bringt. Dieß iſt die große Schwierigkeit, phyſiognomiſche Kenntniſſe ins Publicum zu verbreiten, da es bloß durch Bücher und Kupferſtiche geſchehen kann.

36. Bey der Erklärung einer Phyſiognomie muß ich 1. auf das Object, 2. auf mich ſelbſt ſehen. Wenn ich ein hervorſpringendes Zeichen im Objecte bemerke, ſo iſt das bezeichnete zwar wirklich im Objecte, es kann

aber in mir der Grund liegen, warum ich dieſes Zeichen vorzüglich vor allen andern ſehe. Ich muß alſo dabey nicht ſtehen bleiben, ſondern nachforſchen, ob nicht auch andre Zeichen vorhanden ſind, die im Objecte wirklich vorzüglich da ſind, nur mir a) nach meiner ſinnlichen Fähigkeit, (z. B. wenn ich kurzſichtig bin,) oder b) nach meiner Miſchung von Geiſteskräften, (z. B. wenn ich jovialiſch, oder choleriſch, oder enthuſiaſtiſch bin,) nicht ſo geſchwind in die Augen fallen.

Hieraus erhellet, daß wegen der Unvollkommenheit des Phyſiognomiſten, der ſchnelle Ausdruck ſchnelles Gefühls, nicht allemal hinlänglich iſt. Er iſt nur in dem Falle hinlänglich, wenn unterſucht worden iſt, daß kein Betrug der Sinne, oder andre Unvollkommenheit des Phyſiognomen ihn verfälſcht.

Uebrigens iſt ein hervorſpringendes Zeichen allemal genug, einen Character merkwürdig zu machen. Von vielen Phyſiognomien kann man aus der Urſache nichts ſagen, weil alle Zeichen beynahe in gleicher Deutlichkeit da ſind.

Die Relation verſchiedener Theile gegen einander iſt ein wichtiges Stück der Phyſiognomie. Dieſe Relation, z. B. wenn die Naſe ſchwach, der Hals ſtark iſt, die Finger ungleich ſind, bringt vielfältig das Hervorſpringende hervor.

57. Die Geſichter, und auch die Körper überhaupt, werden abgetheilt in übereinſtimmende und unübereinſtimmende, jene ſind von mancherley Art.

500 = 500 iſt ganz gleich.

1 = 1 iſt auch ganz gleich.

Aber welcher Unterſchied in Abſicht der einzelnen Unitäten die jeder hat.

6 à 7 iſt ungleich.

60 à 70 iſt in gleicher Proportion ungleich, aber beide ſind in den Unitäten noch außerdem ſehr ungleich.

6 à 7, 8 à 9, 30 à 35 ſind noch weit mehr ungleich.

Dieſe Beyſpiele würden die ganze Sache erſchöpfen, wenn die verſchiedenen Dinge, welche an einem Menſchen zu beobachten vorkommen, bloß Unitäten eben derſelben Qualität wären. Es ſind aber Unitäten ſehr verſchiedener Qualität, die doch auf einander Einfluß haben. Z. B.

Stärke, Schwäche; Schönheit, Häßlichkeit; Scharfſinn, Stumpfſinn; Fähigkeit, Dummheit; Empfänglichkeit, Unempfänglichkeit; Geben, Nehmen; Weichheit, Härte; Ruhe, Beweglichkeit; u. ſ. w.

Jedes von dieſen iſt, für ſich betrachtet, der Proportion unterworfen, aber gegen einander iſt die Proportion jedes gegen jedes in Betrachtung zu ziehen.

Hieraus ergiebt ſich der weite Umfang der Phyſiognomik, der beym erſten Anblick zu ergründen unmöglich ſcheint. Es iſt auch unmöglich, ſie zu ergründen, aber nicht unmöglich, der Wahrheit der Proportionen und Relationen, worauf im Grunde alle unſre phyſiognomiſche Kenntniß beruht, näher zu kommen.

Die Schönheit in einem Körper hat an ſich weiter keinen Vorzug, als das Uebereinſtimmen vorzüglicherweiſe, aber zur Schönheit. Ein Menſch z. B., bey dem alle Theile zur Schönheit übereinſtimmen, iſt an ſich kein vorzüglicherer Menſch, als der, an dem z. B. alle Theile zur Empfänglichkeit der Begriffe, oder zum Geben, oder zur Stärke übereinſtimmen. Vielmehr gegen jene betrachtet, in ſo fern Schönheit an ſich betrachtet und in jedesmaliger Beziehung, (z. B. ob das Object Mann oder Weib, jung oder alt ſey) beſſer oder ſchlechter iſt, als jene Eigenſchaften, würde er auch beſſer oder ſchlechter ſeyn als jene Menſchen.

Ein Menſch, bey dem alle Zeichen der Schönheit zuſammen treffen, müßte ein Ideal, d. h. in Fleiſch und Beinen ein Unding, und in Stein eine griechiſche Statue ſeyn.

Ein Menſch, in dem zu viel Zeichen der Schönheit, im Gegenſatz gegen andre Eigenſchaften, die er nothwendiger haben muß, wären, würde ein ſchlechterer Menſch ſeyn.

Die perpendikulare Stirn und Naſe in weiblichen Figuren iſt in Idealen höchſte Schönheit. In der Natur findet ſie ſich faſt gar nicht, und iſt faſt allemal ein widriges Zeichen. Die Schönheit kömmt mit höheren Eigenſchaften in Colliſion.

Wer ſich zu ſehr mit Betrachtung der Schönheit beſchäftiget, muß dieß auf irgend eine andre Art erkaufen. Er wird entweder weichlich, weibiſch oder wollüſtig, wie die Raphaele, Stoſche, u. a. in ihrem Leben gezeigt haben.

Durch dieſe Bemerkungen wird das ganze unzulängliche Geſchwäz Lavater's über die Schönheit, beſonders auch gegen Winkelmann, auseinander geſezt.

38. In allen menſchlichen Körpern finden wir Bedürfniß, Befriedigung, Genuß, Sättigung, alſo Wolluſt. Wer wenig Befriedigung bedarf, hat auch weniger Sättigung, entbehrt aber Genuß. Wer wenig Bedürfniß und zu viel Sättigung hat, hat Ueberdruß. Wer viel Bedürfniß und wenig Sättigung hat, hat Mangel.

Anfüllung und Ausleerung erhält alle Körper. Zu viel Anfüllung hat den Fehler an Ausleerung. Wer zu mager iſt, dem fehlt's an Anfüllung, oder er hat zu viel Ausleerung.

Proportion aller Bedürfniſſe zu allen Befriedigungen, iſt Geſundheit, Wohlbefinden.

39. Objective iſt freilich in der Phyſiognomik alles gewiß, aber ſubjective muß man ſehr behutſam ſeyn. Das Maaß unſrer Erkenntniß iſt beſchränkt, unſre Sinnen können uns trügen, unſre Leidenſchaften, ſelbſt unſre Theilnehmung, verdunkeln uns eine Zeitlang die Objecte. Wir müſſen alſo damit anfangen, daß wir, wenn wir den Character eines Objects kennen,

nichts widerſprechendes im Geſichte finden, und das widerſprechende anmerken und unterſuchen.

40. Zu einer deutlichen Vorſtellung von dem Schönen in der Malerey bin ich auf eine ſonderbare Art gekommen. Ich fand das Schöne in der Natur angenehm, aber die Vorſtellung ſchien mir fade; die Augen waren mir noch nicht geöffnet, und Winkelmann's hohe Ideen in ſeinen Gedanken über die Bilder, waren mir unbegreiflich. Sie gefielen mir troz ihrer Dunkelheit, aber ich wußte ſie in der Natur nicht anzuwenden.

Ich wohnte in Friſch's Garten, und ſprach zuweilen mit dem alten Friſch darüber. Dieſer war aber ein bloßes Kind der Natur, hatte ſie bloß in Wäldern geſehen, und getreu aus bloßem Inſtinct abcopirt. Ich predigte ihm meine neuen Winkelmannſchen Gedanken von der Schönheit, davon ich ſelbſt nur eine ganz dunkle Idee hatte; er aber hatte gar keine, predigte die Natur ſo wie ſie war. Ich hatte ſchon vorher mit ihm über Clairobſcur diſputirt, wovon er auch keinen rechten Begriff hatte, aber deſſen Nothwendigkeit er eher einſah. Beym Nachdenken fing er an, aus den verſchiedenen Lichtmaſſen, die er in Wäldern geſehen hatte, ſich etwas davon zu abſtrahiren, welches auch meine Idee davon immer deutlicher machte. Von Schönheit aber wollte er nichts wiſſen. Er glaubte, das verführe junge Leute, den Frauenzimmern nachzulaufen, welches er lächerlich fand, und mich dafür warnte. Ich fühlte indeſſen bey Betrachtung des Schönen in der Natur etwas, welches ich noch nicht recht zu entwickeln wußte.

Einſt zeichnete Friſch im ſiebenjährigen Kriege, aus Laune, einen Bürger, der von der Wache mit einem Stücke Holz nach Hauſe kam. (Ich beſitze dieſe Zeichnung noch.) Ich lachte darüber, und ſah nachher die Zeichnung oft ernſthaft an. Es war etwas darin, was treue Darſtellung war, aber doch ſo ſehr gemein und unintereſſant. Ich hielt es gegen den Antinous. Nun fingen mir auch nach und nach an die Augen aufzugehen. Ich bekam die erſten Begriffe von Schönheit und Ideal. Ich las nun Winkelmann's Gedanken mit ganz andern Augen. Dieß gab auch die erſte Gelegenheit, daß Moſes Mendelsſohn auf die ſchönen Künſte Aufmerkſamkeit zu wenden anfing.

39. Ein Armen-Directorium, oder vielmehr Armen-Commiſſion, iſt nichts, als ein Theil der Polizey, und muß unter derſelben ſtehen. Beide zu trennen, ſcheint mir ſeltſam. Eine Armen-Commiſſion muß nicht vorzüglich aus Geiſtlichen beſtehen, ſo wenig, als ſie a potiori Almoſen geben muß. Ihre Pflicht iſt, 1. die Armuth zu verhüten. 2. Zu dieſem Behufe dem gemeinen Manne Arbeit zu verſchaffen, damit er nie müßig gehe. Dieſes kann noch den Nutzen haben, daß viele öffentliche Arbeiten, als: Reinigung der Gaſſen, Ausfüllung von Löchern ꝛc. ſehr wohlfeil verrichtet werden. Dieß iſt aber nicht möglich, ſobald nicht das Armenweſen ein Theil der Polizey iſt. 3. Muß ſie auch die Kranken in Spitälern verſorgen. 4. Die ganz un-

vermögenden verpflegen. Zu dieſen beiden letztern Gegenſtänden hat ſie die menſchenfreundliche Beihülfe der Geiſtlichen nöthig.

Was jetzt Armenwächter ſind, ſollten eigentlich Gaſſenwächter, oder Polizeywache ſeyn; ihre Unterofficiers wären dann die jetzigen Polizeydiener und Marktmeiſter; ihre Oberofficiers, die Polizey-Commiſſarien, deren Anzahl aber wohl zu vermehren ſeyn würde.

40. **Moſes Mendelsſohn** kam im Jahre 1742, als er 14 Jahr alt war, nach **Berlin**. Der hieſige Landrabbiner **Fränkel**, der ehemals Rabbiner in **Deſſau** geweſen war, brachte ihn mit*). Moſes ging bey demſelben ein und aus, ſchrieb deſſen Mſpte. ab, und ſtudirte den Talmud. Er ward mit Dr. **Gumperz** bekannt, und ſprach mit ihm zuweilen von der Philoſophie, die er im **Maimonides** ſtudirt hatte. Ein Doctor der Medicin, **Kiſch**, der zu **Prag** im Jeſuiter-Collegio ſtudirt hatte, rieth ihm zuerſt, lateiniſch zu lernen, weil er ſonſt in den Wiſſenſchaften

---

*) Der Hr. Stadtrath **Friedländer**, dem ich dieſe Anecdote mittheilte, ſagte mir, daß M. M. Hrn **Fränkel** vor ſeiner Abreiſe aus Deſſau gebeten habe, ihn mit nach **Berlin** zunehmen, welches dieſer aber deshalb abgelehnt, weil der Knabe kränklich und verwachſen geweſen ſey. M. M. ſey indeſſen am Tage der Abreiſe ein Paar Meilen voraus gegangen, habe Hrn. F. am Wege erwartet, und ſeine Bitte ſo beweglich wiederholt, daß dieſer ihn mitgenommen habe. A. d. H.

gar nicht fort könnte. Moſes glaubte, daß dieſe Sprache viel Schwierigkeiten haben würde; aber Kiſch verſicherte, daß ſie einem guten Kopfe leicht würde. Nun mußte Moſes eine Zeit lang ſparen, ehe er 20 Gr. aufbrachte, um eine alte Grammatik und Lexicon zu kaufen. Kiſch gab ihm ein halbes Jahr hindurch dann und wann eine Viertelſtunde Unterricht, gab ihm Penſa auf, u. ſ. w. Hernach verließ er Berlin, und ging wieder nach Prag. Moſes fing an, mit unſäglicher Mühe Locke's Werk vom Verſtande lateiniſch zu leſen; er ſchlug alle Wörter nach, ſchrieb ſie auf, und ſo errieth er den Sinn.

41. M. Mendelsſohn hatte ſich nach einer ſchweren Krankheit lange darin gefunden, nichts zu leſen, nicht zu ſtudiren. Er ſchlug Zucker, ſpielte mit ſeinen Kindern, und war in einigen Monaten nicht in ſeine Studirſtube, die eine Treppe höher lag, gekommen. Einsmals wollte ſeine Frau etwas aus dieſer Stube haben. Um ſich zu beſchäftigen, wollte er es holen. Als er hinein trat, empfand er das ganze lebhafte Gefühl des ruhigen Denkens, das er an dieſer Stelle genoſſen hatte; aber er ſah ſeinen Schreibtiſch ganz in Unordnung, ſeine Stühle leer, und in einige Bücherrepoſitorien hatte ſeine Frau Confituren geſtellt. Ein Schauder überfiel ihn. Er glaubte lebendig todt zu ſeyn, und zu ſehen, wie es in ſeiner Studirſtube nach ſeinem Tode ausſehen werde. Er ſchlug geſchwind die Thür zu, und die Augenblicke, in denen er die Treppe hinunter ging, hielt er für die traurigſten ſeines Lebens.

Für ſeinen vergnügteſten Augenblick hingegen hielt er den, als er in der Probſtgaſſe unter dem Dache wohnte, kein Hemde hatte, und aus Ehrgeiz zu dem alten Juden, der ihm den Freitiſch gab, im Pfingſtfeſte nicht ohne weiße Wäſche gehen wollte. Er hungerte einen Tag, ging am folgenden bekümmert auf die Straße, fand einen Beutel mit 20 Gr., kaufte ein Hemde, und ging zum Eſſen.

42. Wir haben jetzt mehrere Schauſpiele, — einige von unſern beſten Köpfen, — auch von der höchſten Schönheit, — welche geleſen, große Wirkung thun, geſpielt gar keine oder wenig, ſo, daß man ſich den Beyfall erkünſteln, ſich bereden muß, das Stück müſſe als Schauſpiel trefflich ſeyn. Manche Stücke können gar nicht geſpielt werden; ſelbſt ihr Verfaſſer rechnete nicht darauf, daß ſie geſpielt werden ſollten.

Hingegen wüßte ich von keinem einzigen guten Kopf ein Stück, das nur hingeworfen, nur zum Spielen gemacht, nur auf den Effect, weniger auf das kalte Leſen im einſamen Zimmer, berechnet wäre. Wenn es ehemals dergleichen bloß für das Theater gemachte Stücke gab, ſo waren ſie unter aller Kritik, und die dummſten Poſſenſpiele. Die jetzt auf das Theater gebrachte Zauberflöte iſt warlich nichts beſſeres. Die Franzoſen und Italiener, ja auch die Engländer, haben Stücke zu Hunderten, welche auf die Wirkung auf dem Theater berechnet ſind, und beym Leſen zwar verlieren, aber doch nicht verächtlich werden.

Was folgt daraus? Unſre Literatur iſt ſchreibend und leſend. Der Dichter gefällt ſich, ſeine beſten Sentenzen und Reden auszukramen, indem er ſchreibt; weil er darauf rechnet, daß er werde geleſen werden. — Das Publikum iſt dadurch endlich ſo verwöhnt, daß, wenn die ſpielenden Perſonen nicht wie ein Buch ſprechen, ſo denkt der Zuhörer, er habe für ſeinen Gulden nicht genug.

Und eben ſo iſt es mit den hochtrabenden, außer den Grenzen der Menſchheit und der menſchlichen Leidenſchaften liegenden Characteren beſchaffen, womit uns einige tragiſche Dichter beſchäftigen. Sie ſollen erhaben ſeyn, weil ſie hoch daher treten. Der Dichter hat ihnen einen Kothurn untergeſchnallt; als Menſchen ſelbſt ſind ſie darum nicht größer. Wie ſo ganz anders iſt Shakespear! Er hat allen dieſen Herren den Geſichtspunkt der Natur verrückt. Seine Charactere ſind lauter Natur.

43. Habe ich je ein Buch geſehen, welches ohne alles Verdienſt berühmt worden iſt, ſo iſt es Riesbeck's Reiſe*) durch Deutſchland. Das Buch war bloß de pane lucrando geſchrieben. Im größten Theile von Deutſchland, (beſonders im nördlichen,) war er gar nicht geweſen. Er ſchrieb alles aus Büchern aus, machte willkührliche Zuſätze, und wußte von Bayern und Oeſterreich einige Anekdoten, beſonders von der letzten Regierung. Die ſtatiſtiſchen Angaben, Einkünfte u. ſ. w., ſchrieb er aus dem Kopfe hin. Man ſperrte den Mund auf, und glaubte, das Buch müſſe

---

*) Der Titel heißt eigentlich: Briefe eines reiſenden Franzoſen ꝛc. A. d. H.

ein Staatsmann geſchrieben haben, der geheime Nachrichten hätte. Darum ward es in alle europäiſche Sprachen überſetzt. In der franzöſiſchen Ueberſetzung ward der Verf. gar zum Baron de Riesbeck gemacht.

44. Ich veranlaßte Eberhard, die neue Apologie des Socrates zu ſchreiben, die Gelegenheit dazu gab, daß mir Gülcher*) aus Amſterdam Hofſtede's Schriften zuſendete, die ich zu leſen nicht Luſt hatte, da mir das Holländiſche nicht geläufig war. Eberhard war ein Bücherverſchlinger, und las ſie mit großer Begierde. Den Gedanken, ſie zu widerlegen, brachte er auf mein Zureden zur Ausführung.

45. Was bleibt einem in der Erinnerung, wenn man eine Schrift, von einem ſonſt guten Kopfe, geleſen hat, worin auf das ſonderbare Jagd gemacht, nach entfernten Anſpielungen geſucht, nach Witz gehaſcht, und alles mit einem Schleier bedeckt wird, der nur hin und wieder durchſichtige Stellen hat? Geſetzt man kömmt darüber hinweg: was gibt die Geſchichte, die Handlung ſelbſt? — Wilde und platte Karikaturen, gemeine Begebenheiten! Das kann vielleicht Zeitvertreib für den ſeyn, welchem die Zeit wie ein Fieber iſt, das man vertreiben kann. Aber der Geiſt iſt nicht beſchäftiget, die Einbildungskraft iſt nicht erhoben, das Herz iſt nicht gerührt, kein lebhaftes Gemälde, keine ausgezeichnete Charactere bleiben im Sinne. Es iſt ungefähr ſo, als wenn man auf der Reiſe in eine Schenke, in eine Geſellſchaft trunkener Bauren kömmt. Indeſ-

---

*) N*e. Freund; der nämliche, von dem in Nr. 3. der kleinen proſaiſchen Aufſätze die Rede iſt. A. d. H.

ſen die Pferde gefüttert werden, hört man wohl das Geſchwätz mit an, weil man, vom Fahren müde, nichts anzufangen weiß. Aber iſt wieder angeſpannt, ſo iſt man froh, fort zu reiſen. Man vergißt die Schenke bald, und kaum kömmt einem etwa ein einzelner Einfall, oder eine komiſche Stellung, einmal wieder in den Sinn.

46. Es iſt mir immer höchſt zuwider geweſen, daß nicht bloß der große Haufen, ſondern auch ganz verſtändige Menſchen, diejenigen für leichtſinnig und unmoraliſch halten, welche dem Tode lachend entgegen ſehen, und beym Sterben keine Furcht bezeigen. Wie unvernünftig iſt nicht Hume von ſonſt nicht ungeſcheuten Engländern nach ſeinem Tode verläumdet worden, weil er ſeiner Auflöſung ruhig entgegen ſah.

Ich bekenne, daß ich nie habe begreifen können, wie man ſich vor dem Tode fürchten kann; vor einer Begebenheit, die nach der Natur des Menſchen nothwendig erfolgen muß. Dieß kömmt von den groben Vorurtheilen her, welche die chriſtliche Dogmatik eingeführt hat, von ewigen Höllenſtrafen, vom Zorn Gottes u. ſ. w. Ich lebe, weil ich leben muß, und thue das beſte, was ich im Leben thun kann; weiß, daß ich einmal ſterben muß. Es iſt eine natürliche Folge des Alters, daß die Haare grau werden. Soll ich mich fürchten vor grauen Haaren?

47. Was iſt das Leben des Menſchen wenn's hoch kömmt? — Und dann iſt's Mühe und Arbeit! Was iſt das Leben eines Gelehrten! — Wohl ihm, wenn es denn auch nur das Leben eines Menſchen geweſen

iſt. **Menſch** zu ſeyn, iſt etwas werth, ſelbſt wenn der Menſch das demüthigende, aber ehrliche Bekenntniß von ſich thun muß,

Nihil humani a me alienum puto.

48. Durch welche ſonderbare Verkettung hangen unſre Fügungen zuſammen, ſo daß man nicht einmal das mittelſte Glied, noch viel weniger das letzte ſehen, ja ſogar nicht ahnen kann!

Ich mußte **Bieſter** durch die allg. d. Bibl. kennen lernen.

Er mußte ſich an ſeinem Orte nicht vertragen können.

Er mußte mich erſuchen, ihm auswärts zu einer Stelle zu verhelfen, wozu ich damals gar keine Ausſicht ſah.

Rampach*) mußte ſich betrinken und impertinent ſeyn.

Zedliz mußte mich erſuchen, ihm einen Secretair zu verſchaffen.

So kam **Bieſter** nach **Berlin**, und ward nicht allein in meinen alten Tagen der von meinen Freunden, (ehe **Göckingk** nach **Berlin** kam, und nachdem **Moſes** geſtorben war,) zu dem ich das mehrſte Vertrauen hatte, und haben konnte, ſondern ich würde auch meine Reiſebeſchreibung und andre ſpätere Schriften ohne ihn nicht zu Stande gebracht haben, denn ich ſchrieb ja immer alles, wie die Hunde aus dem Nil ſaufen, **Bieſter** aber erleichterte mich ungemein mit ſeiner Correctur und zweiten Durchſicht des Mſpts.

*) Vermuthlich der damalige Secretair des Staatsminiſters Freyh. v. **Zedliz**, Chefs des geiſtlichen Departements und Curators der Univerſitäten und Schulen. A. d. H.

III.

Poetiſche Kleinigkeiten.

Meines Wiſſen hat Nicolai ſelbſt niemals ein Gedicht von ſich für das Publikum drucken laſſen, ſondern nur bey beſondern Gelegenheiten für einen kleinen Zirkel von Freunden*). Unter ſeinem Nachlaſſe befinden ſich indeſſen einige kleine Gedichte, von denen ich einige bekannt zu machen kein Bedenken trage, da ſie ein neuer Beweis der Vielſeitigkeit ſeines Geiſtes ſind.

---

*) Sein Bruder, der nachherige Profeſſor, ließ aber ohne ſein Wiſſen und wider ſeinen Willen, den höchſt unvollkommenen Verſuch eines ſogenannten Heldengedichts drucken. N. erſchrak ſehr über dieſe Nachricht, und äußerte ſeine Empfindlichkeit darüber in einem Briefe vom 22ſten Oct. 1751. In einem andern Briefe von dieſem Jahre ſagt er: Seit daß er Breitinger's kritiſche Dichtkunſt, Meier's Aeſthetik, Baumgarten's Discurs über die ſeinige, und andre kritiſche Schriften geleſen habe, ſey ihm ein gewiſſer Kitzel zum Versmachen gänzlich vergangen.

1. An Moriz Auguſt v. Thümmel, zu ſeinem Geburtstage.

Berlin, den 12ten May 1807.

(Der Bruder des Herrn v. Th., der ſich damals als Geſandter an den Kaiſer Napoleon in Berlin aufhielt, feierte dieſen Geburtstag, und hatte auch N. dazu eingeladen, der aber durch Krankheit abgehalten wurde, der Feier beyzuwohnen.)

Ein Kranker, verurtheilt, Dein Feſt auf einſamen Lager zu feiern,
Ach! nicht in dem Kranz Deiner frohen geſelligen Reih'n!
Wünſcht Dir zum Feſte: Es mag Deine Krankheit ſich tüchtig erneuern!
Der Wunſch ſcheint boshaft und mag doch wohl menſchlich ſeyn.

Wozu ſo viel Wohlſeyn? — Es ſchüttle Dich Hypochonder mit allen
Erſchreckniſſen! — Darauf erſcheinen Johann und Wagen und Hund!
Dann magſt Du durch Frankreich, dann magſt Du durch Pommerland wallen,
Du reiſeſt uns ſicherlich alle geſund!

---

2. An Iffland, den 19. April 1810.

Heut, o Freund! gehſt Du dem Mittag des Alters entgegen;
Deines Ruhmes Lauf iſt noch vom Mittag entfernt.

Wer, Dich Liebenden, liebt, der feiert heut Deinen Geburtstag,
Aber Iffland's Ruhm die Nachwelt ein ewiges Feſt.

3. An den Herrn Geheimen-Oberfinanzrath und Präſidenten von Beyer.

Als ich ihm aus meinem Garten den verlangten Saamen von Erbſen ſchickte.

Der Florens ſchönes Reich zu pflegen ſonſt gewohnt,
Den ihrer Kinder Pracht und Anmuth oft ergötzen,
Will ſo beſcheidne Frucht in ſeinen Garten ſetzen,
Die ihren Platz durch Nahrung nur belohnt?
So iſt ſein edler Sinn ſchon längſt gewohnt
Zwar gern an des Genuſſes Blumen ſich zu letzen,
Doch auch der Weisheit reife Frucht zu ſchätzen.

4. An Ramler.

Zur Antwort auf die Verſe, womit er mir ſeinen Katull überſandte.

Nein, Freund! Es weiß Katull, wer ſeine ſüße
Und liebliche Phantaſey in deutſchen Tönen
Ihm nachſang; denn Freund Geßner, in den Feldern
Elyſiums, hat Deinen holden Sperling
Schon längſt ihm vorgeſungen. — Mich erdrücket
Die Laſt des herben Kummers! Keiner Freude
Empfänglich, ſcheid' ich bald, um an Katullen
Ganz Dein Geſchenk zu bringen. Doch, mein Trauter!

Du bleibſt noch hier! Denn in der goldnen Lyra
Ruhn viel der hellen Töne; Deutſchland horcht nach.
Auch mir erweckt Dein Kajus einen Funken
Von Lebensfreude wieder, und ich komme
Nun ſpäter zu Katullen; doch vor Dir noch.

5. An Frau v. W**.

Bey Ueberſendung eines Augenwaſſers.

Den holden Augen Linderung gewähren:
Das wäre dieſem Waſſer mehr als Glück;
Sie haben des Verſtandes ſcharfen Blick,
Und weinten oft des Mitleids edle Zähren.

6. An Demoiſelle E.

Bey Ueberſendung einer Kupferſtich-Sammlung.

Zwar will der Arzt, Du ſollſt im Bette bleiben,
Das mag auch wohl dem Körper heilſam ſeyn,
Doch ſteter Schlaf wird Deinen Geiſt betäuben,
Das wäre ſchlimmer noch als ſelbſt das Zipperlein.
Laß helle Phantaſie ſich brav dagegen ſträuben;
Und wenn's der Doctor wagt, ihr etwas vorzuſchreibe
So lach' ihn aus. Sieh hier! ein Bilderreihn
Stellt ſich vor Deinen Augen ein,
Verdruß und Schlaf vom Bette wegzutreiben:
Laß ihn doch nicht umſonſt gekommen ſeyn.

7. An G — gk.

Bey Ueberſendung eines Theekäſtchens, von dem Holze eines Lorbeerbaums meines Gartens gemacht.

Einſtens liebte Daphnen Apoll; das Schickſal ſchuf ſie zum Baume,
Doch auch durch Rinde beengt, ſchlug noch ihr Herz für Apoll.
Ich war ihres Herzens ein Theil, und kehre nun wieder zu G — gk.
Auch von Geſchäften gedrückt, ſchlägt noch ſein Herz für Apoll.

---

8. An G — gk, (damals in Fulda.)

Mit einer vergeſſenen Zuckerzange, zu dem Theekäſtchen von Lorbeerholz gehörig.

Wie Zucker iſt der Fürſten Gunſt,
Gleich ſüß und gleich zerbrechlich.
Mit Zänglein greift man beide an,
Nur leider! ungemächlich.
Doch ſüßer iſt der Freundſchaft Band,
Das unverletzlich bindet,
Und es bedarf des Zängleins nie,
Feſt, ganz von ſelber, hält es ſie,
Wenn's einen G — gk findet.

---

9. Nachahmung eines franzöſiſchen Liedes.

Hin iſt die Zeit, als Doris, meine Liebe,
Mich täglich ſah, als mich ihr Arm umſing!

Hin iſt mein Glück! ich kann daran nur denken!
Wohl beſſer wär's, möcht' ich's vergeſſen gar!

Wenn vor'ges Glück mir in der Seele ſchwebet,
Fühl' ich die Thrän' der Lieb' im Auge glühn!
Ach! ich vergeh, wenn ich daran nur denke,
Doch was wär' ich? könnt' ich's vergeſſen gar.

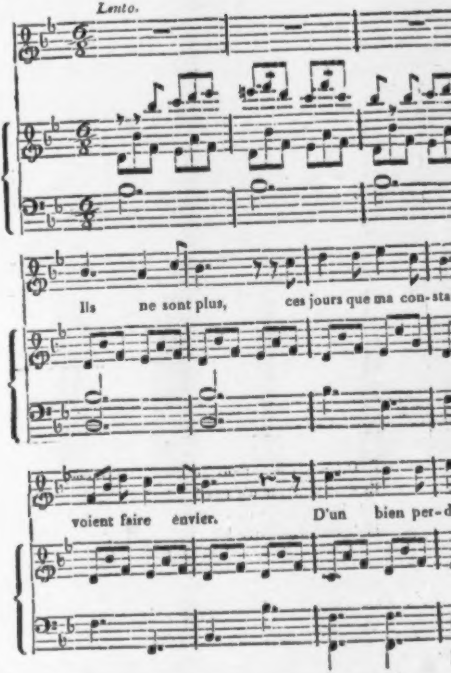
Statt Hoffnung bleib' mir ſüßes Angedenken,
So iſt wohl jetzt mein Glück nicht ganz entflohn.
Mag ich vergehn, wenn ich daran gedenke,
Denn was wär' ich? könnt' ich's vergeſſen gar.

Dieſe Nachahmung erinnerte mich, daß ich ſelb vor mehreren Jahren eine freie Ueberſetzung dieſes Li des verſucht habe, weil eine meiner Freundinnen der rührenden Melodie von Garat unterzulege wünſchte. Da ſich hier in Berlin noch eine Abſchri davon erhalten hatte, ſo ſetze ich ſie hieher. Meh Dank aber hoffe ich dadurch zu verdienen, daß ich da franzöſiſche Original und die Muſik beyfüge.

Sie ſind dahin, die Tage zum Beneiden!
Weil Treue ſelbſt, nicht Liebe ſichern kann.
Erinnrung nur blieb mir von jenen Freuden,
Doch thät' ich wohl, ich dächte nicht daran.

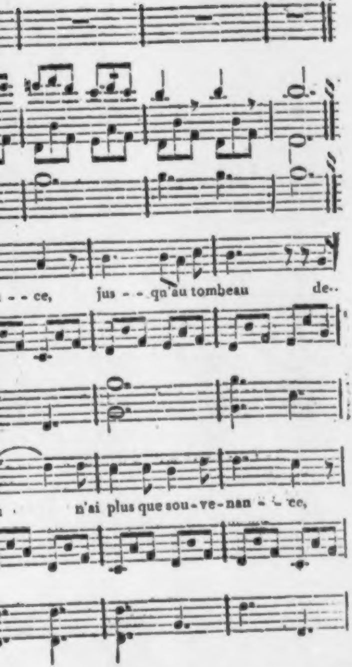
Wenn wider Willen ihrer ich gedenke:
Wie füllt mit Thränen ſich mein Auge dann!
Unglücklich! daß ich mich durch Sehnſucht kränke,
Doch — leben — und nicht denken mehr daran? —

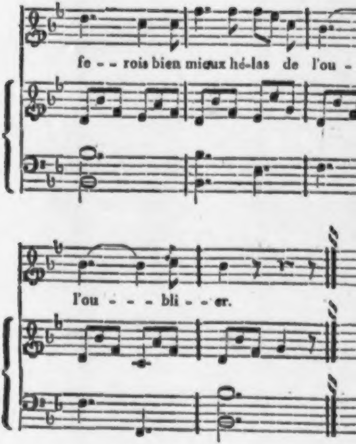
Erinne


Lento.
Ils ne sont plus, ces jours que ma con-sta
voient faire envier. D'un bien per-d

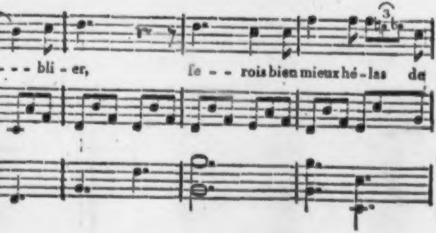
Zu Seite 160.

Garat.


- - ce,
jus - - qu'au tombeau
de..
n'ai plus que sou-ve-nan - - ce,


fe - - rois bien mieux hé-las de l'ou -
l'ou - - - bli - - er.

Au tems passé malgré moi si je pense
De pleurs d'amour sens mes yeux se mouille
Ah! c'est malheur d'en garder souvenance,
Mais comment vivre hélas, et l'oublier.


- - - bli - er,
fe - - rois bien mieux hé - las de
3

Doux souvenir tiens moi lieu d'espérance,
Et mon bonheur n'a pas fuit tout entier;
Sais bien qu'on meurt d'en garder souvenance,
Mais comment vivre hélas, et l'oublier?

Erinnerung! tritt in der Hoffnung Stelle!
Damit das Glück nicht mehr mich äffen kann!
Durch Dich verſiegt zwar bald des Lebens Quelle:
Doch — leben — und nicht denken mehr daran? —

10. Sehnſucht.

Nach der Handſchrift zu urtheilen, aus des Verf. Jugendjahren.)

Nimmer werd' ich, nimmer Dein vergeſſen,
Kühle, grüne Dunkelheit,
Wo mein blondes Mädchen oft geſeſſen,
Und des Frühlings ſich gefreut.

Wonne wird durch meine Nerven beben,
Werd' im Traum ich Deine Anmuth ſehn,
Wird Dein Bild mir ſanft entgegen ſchweben,
Unſrer Küſſe Abdruck mich umwehn.

Liebevoll werd' ich im Mondenlichte,
Wie in dunkler Nächte Graun,
Dir entgegen ſchlummern, und Geſichte
Schmelzender Umarmung ſchaun.

Schmachtend mich im Göttertraum verirren,
Wie der Wolluſt Vorbild mich durchbebt,
Und nach meinem ſüßen Täubchen girren,
Deſſen holdes Antlitz vor mir ſchwebt.

11.

(Nicolai pflegte, ſo oft er in Pyrmont war, einige Tage in Ohſen bey dem Herrn v. Grävemeyer zuzubringen, und dieſe rechnete er mit zu den ſchönſten ſeines Lebens, denn ſein freundſchaftlicher Wirth und deſſen gebildete Gemahlin, geb. v. Hugo, die er beide außerordentlich hochſchätzte, wetteiferten, ihm den Aufenthalt angenehm zu machen. Unter N's. Papieren finden ſich mehrere Gedichte, die auf dieſe Beſuche Bezug haben, unter welchen ſich einige von Frau v. Grävemeyer ſo vortheilhaft auszeichnen, daß ich kaum der Verſuchung habe widerſtehen können, ſie bey dieſer Gelegenheit bekannt zu machen. Mehrere dieſer Spiele des Witzes, an denen auch N. Theil nahm, verlieren freilich bey fremden Leſern dadurch, daß für ſie manche Anſpielungen verloren gehen. Daher begnüge ich mich, folgende Ausfüllung der vier Endreime: Geben, Lohn, Leben, Thon, auszuwählen, da ſie allgemein verſtändlich ſind.)

O wann wirſt Du mir endlich geben
Den lang' erflehten Minnelohn?
Denn um vereinigt hier zu leben,
Schuf Gott uns ja aus gleichem Thon.
Friedrich v. Gr.

Das iſt ein poſſierlich Leben,
Reime, ſich zu quälen, aufzugeben!
Das paßt nicht zu meinem Ton!
Was hätt' ich der Mühe Lohn?
Luiſe v. P.

Trifft unſer Witz den rechten Ton,
So wird dieß Blatt uns Freude geben,
Und unſer ganzes Leben
Sey ein Bonmot zum Lohn.

Carl Nicolai.

Mit vielen Worten wenig geben,
In langen Jahren wenig leben,
Das bringt fürwahr nur ſchlechten Lohn,
Und doch iſt dieß des Hofes Ton.

W. v. H.

Geſchaffen ward aus weichem Thon
Der Menſch; für dieſes Erdenleben
Kann Halt ihm nur die Weisheit geben;
Das iſt für hier ſchon großer Lohn!

M. v. G.

O Himmel möchteſt Du den Lohn
Mühvoller Tage mir noch unterm Monde geben,
So paradieſiſch ſchön, auf ſe'hen frohen Ton,
Wie man in Ohſen lebt, zu leben!

Eſchenburg.

Der Mann iſt nur ein todter Thon,
Des Weibes Herz muß ihm erſt Leben,
Und mit der Minne ſüßen Lohn,
Der Lebensfreuden beſte geben.

Friedr. Nicolai.

12. Lottens Storch.

Den 12. May 1807.

(Von dieſer Nr., ſo wie den beiden folgenden, 13 und 14 bin ich ungewiß, ob R. davon Verf. iſt; ſie ſind zwar von ſeiner Hand geſchrieben, aber nicht mit ſeinem Nahmen unterzeichnet.)

Der edelſte Vogel iſt mir der Storch;
Dem Adler kann ich nicht trauen.
Warum? Ich ſag' es Dir leiſe. Horch!
Der Adler hat mächtige Klauen,
Womit er herrſchſüchtig verheeret die Welt,
Indeſſen der Storch ſie liebend erhält.

Wohl unter den Störchen iſt Lottens mir
Der liebſte, der beſte von allen.
Er bracht' ein ſo liebliches Knäbelein ihr,
Das aller Welt wird gefallen;
Und biß ihr dabey ſo mild in's Bein,
Als ſollt' es nur ſo pro Forma ſeyn.

O Storch der Störche! Wo zeiget ſich
Ein Land, das kein Raubthier bekrallet,
Da grüßet man Landesvater Dich,
Sobald Dein Ruf nur erſchallet;
Dann wird dieſes Land ein Paradies,
Wie nimmer noch eins ein Dichter verhieß.

Und hin nach dieſem Eden wir ziehn,
Wir Kirche der Unſichtbaren,
Europens Adlern weit zu entfliehn,
Die wild auf einander losfahren,

Und ſtreiten landesväterlich,
Wer ſeine Klauen ſoll abhacken ſich.

Nimm, theurer Landesvater, mich hin!
Zu Deinen Füßen ich liege;
Nach Storchenland, Deinem Gebiete, mein Sinn
Sich ſehnt, wie's Kind nach der Wiege.
Bey Dir, bey Deinem Schönkindelein,
Iſt Ruh' und Fried' und Freundſchaft allein.

13.

Theologie iſt oft nur Thon,
Den dreht man, bald zum Zeitvertreibe,
Und bald um's Brod, auf ſeiner Töpferſcheibe,
Wie und wozu ein jeder will,
Und freilich hält der Thon auch jedem Stümper ſtill,
Doch unveränderlich bleibt die Religion.

14.

Speranza e il bel inganno
D'un cuor adduolorato,
E' sempre il ben sperato
D'ogni altromaggior;
Chi vive in duro affanno.
Sperandosi dilette
Sospira ed aspetta
Destino meglior.

Die Hoffnung iſt des Herzens Freund
Bey thränenvollen Leiden,
Oft ſüßer wirkend, als vereint
Die gegenwärt'gen Freuden;
Wen unterm bittern Lebensharm
Nur Hoffnungen begleiten,
Der duldet, ſeufzt, und hofft im Arm
Der Zukunft, beſſre Zeiten.

15. An Lucinden.

Dein Mann, Lucinde, ſtammt von edlen Ahnen her,
Iſt groß wie Adam, und ſo ſchön wie er,
Und Dich, wie Even, deren Kind Du biſt,
Verführt der erſte Teufel den Du ſiehſt.

16. An Lydien.

Du willſt von Sommerſproſſen Dich befreyn?
Gelingt durch Kunſt Dir der Betrug,
So wirſt Du, Lydie, zwar wen'ger häßlich ſeyn,
Allein noch immer häßlich genug.

17. An meine trauernde Frau.

Süße Lieb' hat nur die Jugend,
Blumen trägt der Lenz zuvor;
Edle Früchte: Ruh' und Tugend,
Bringt des Lebens Herbſt hervor.

Wollen wir nach Blumen ſchmachten,
Die das Schickſal hat zerknickt?
Und den Saft der Frucht nicht achten,
Die das matte Herz erquickt?

Nein, Geliebte meines Lebens!
Zu viel wünſchen, iſt Verdruß;
Was wir heiſchen, iſt vergebens,
Was wir haben, iſt Genuß.

18. Bey Rode's Verbindung 1757.

O Muſe! die Du ſonſt die goldnen Saiten rührteſt
Und im zufriednen Thal, wenn Deine Leyer klang,
Sanft über jedes Herz regierteſt:
Auf! und erneure den Geſang.

Du kommſt; Begeiſterung in lichten Phantaſien
Schwebt her, ſo wie Du gehſt; wir folgen Dir, wir ſehn
Vor Deinem Blick die Wolken fliehen,
Und Hymens Tempel vor uns ſtehn.

Die ganze Gegend wallt von ſüßen Ambradüften,
Und ſanfte Harmonie tönt vom Olymp hinab,
Es laſſen aus verklärten Lüften
Sich Cypris und ihr Sohn herab.

Und Arm in Arm verſchränkt nahn ſich die Huldgöttinnen,
Froh wie ihr Blick; ihr Kreis ſchließt eine Schöne ein;
Zum Altar führen ſie, die ihnen
Mit Recht die vierte könnte ſeyn.

Wer iſt der Jüngling, dem, weil ihn die Muſen lieben,
In der Geſpielen Schaar, ſein Werth den Vorzug giebt,
Und deſſen Herz ſich ſanftern Trieben
Jetzt weiht, weil ihn die Schöne liebt.

Sieh! mit der Opferſchaal' ihn beym Altare ſtehen;
Sie ſingen Hymens Lob, Er opfert ihm den Wein,
Und ruft: Sey Zeuge, Gott der Ehen!
Ich ſchwör' ihr ewig treu zu ſeyn.

Du biſt's, o Rode! — Du, zu dem ſeit langen Zeiten
Apollo und ſein Chor ſich gütig hin geneigt,
Und welchem an der Weisheit Seiten
Die Tugend ihren Weg gezeigt.

Auch jetzt erſcheinet ſie, und führt, Dich zu belohnen,
Das wandelbare Glück gefeſſelt zu Dir her,
Spricht: Bey ihm ſollſt Du ewig wohnen,
Sey treu und ſtandhaft ſo wie Er.

Außer den vorſtehenden, ſinde ich noch einige ähnliche Gelegenheitsgedichte; mehrere jugendliche Verſuche; Arien und Lieder aus einer nicht vollendeten komiſchen Operette: der verliebte Schulmeiſter; Gelegenheits-Cantaten auf Geburtstage, Friedensfeiern ꝛc. die nichts vorzügliches haben.

Von andern Verfaſſern ſind mehrere handſchriftliche Gedichte vorhanden, die aber größtentheils aus älteren Zeiten, (unter andern mehrere Idyllen von Ewald) herzurühren ſcheinen. Die neueren, welche ſich darunter befinden, ſind jetzt ſchon gedruckt; bloß von dem folgenden kann ich mich nicht erinnern, es früher geleſen zu haben. Der Verfaſſer iſt nicht genannt.

Meine Nachbarin.

Ich weiß ein Mädchen, das iſt ſchön,
Und wohnt nicht weit von mir,
Ich kann ſie alle Morgen ſehn,
Dann ſteht ſie vor der Thür,
Und lächelt mich ſo freundlich an,
Daß ich es dann recht fühlen kann
Wie ich ſo glücklich bin.
Ich bücke, wenn ſie mit mir ſpricht,
So tief mich vor dem König nicht,
Als vor der Nachbarin.

Es iſt ein Mädchen wie ein Rohr,
Gerade, ſchlank und fein.
Ihr Buſen wallet hoch empor,
Schnee kann nicht weißer ſeyn.
Ihr Auge blitzet wie ein Stern,
Ach! wie ſeh' ichs ſo gern, ſo gern,
Zumal blickt es nach mir!
Ihr Mund, wie klein, wie roſenroth!
Beynahe ging ich in den Tod
Um einen Kuß von ihr.

Zwar hat man mir ſchon oft geſagt,
Der Tod ſey nicht ſo leicht,
Was auch, wenn mich kein Fieber plagt,
Mir ſelbſt wahrſcheinlich deucht;
Doch ſteht mein kleiner Engel mir
Einmal des Abends vor der Thür
Im Dunkeln ganz allein,
So kann ich doch nicht widerſtehn,
So muß, ſollt' in den Tod ich gehn,
Ein Kuß mir ſicher ſeyn.

IV.

Kleine proſaiſche Aufſätze

von

Moſes Mendelsſohn.

So wenig ich ſelbſt, als einer meiner hieſigen litterariſchen Freunde, erinnert ſich, daß einer von den folgenden drey Aufſätzen, die ich von Moſes Mendelsſohn's Hand unter N's. Papieren gefunden habe, bereits gedruckt wären. Sowohl die Handſchrift, als die Orthographie, (wozu ich auch noch die Form von ſſ. rechnen möchte,) ergeben, daß die Abhandlung von der Herrſchaft über die Neigungen, aus früherer Zeit iſt, und die zufälligen Gedanken ꝛc. ſpäter geſchrieben ſind. Beide haben alle Merkmale eines erſten Entwurfs; es iſt vieles darin ausgeſtrichen, abgeändert, zugeſetzt; zuweilen ſogar ein Wort ausgelaſſen.

Von einzelnen Ideen in beiden, hat der Verf. in den Briefen „über die Empfindung" Gebrauch gemacht. Von Nicolai ſind bei den zufälligen Gedanken einige Anmerkungen hinzugefügt, die ich unter den Text geſetzt habe. Die erſte derſelben ſcheint mir überflüſſig, denn M. M. hat ja nicht geſagt, daß man von dem Aeußern eines Kunſtwerks auf das Innere ſchließen könne. Die erſte Hälfte der dritten iſt mir ganz unverſtändlich.

Der dritte Aufſatz iſt vom Jahre 1780, und durch eine Anfrage veranlaßt, die Hr. Höpfner an Nicolai gethan, dieſer aber ſeinem Freunde M. M. zur Beantwortung mitgetheilt hatte.

1. Von der Herrſchaft über die Neigungen.

§. 1. Ein jeder Begriff, der vermöge ſeiner Beſchaffenheit unſern Willen, zu handeln, oder nicht zu handeln, beſtimmen kann, heißt ein Bewegungsgrund.

a) Dieſer Begriff muß uns die Vorſtellung einer Schönheit oder Vollkommenheit gewähren, wenn er uns zu Handlungen antreiben will.

b) Was uns Luſt gewähret, wenn es gegenwärtig iſt, das erregt abweſend ein Verlangen in uns, welches nichts anders iſt, als eine Vermiſchung von Luſt und Unluſt. Von Luſt, über die Güte des Gegenſtandes, und von Unluſt über deſſen Abweſenheit.

c) Gleichgültigkeit, Wollen, Verlangen, Begierde, Sehnſucht, ſind die Stufen der Begehrlichkeit oder desjenigen Affects, der in uns erregt wird, wenn der vollkommene Gegenſtand abweſend iſt. So wie Gleichgültigkeit, Behaglichkeit, Luſt, Vergnügen, Wolluſt, Entzückung, die Grade der Empfindung ausdrücken, die durch den Genuß des vollkommenen Gegenſtandes erregt werden.

§. 2. Je mehr Gutes in der Vorſtellung einer Sache enthalten iſt, je deutlicher wir das Gute einſehen, und je weniger Zeit erfordert wird, es völlig zu überſehen, deſto angenehmer der Genuß.

a) Die Quantität der Motiven verhält ſich alſo zuſammengeſetzt, wie die Menge des Guten, wie ſeine Deutlichkeit, und umgekehrt wie die Zeit, welche zum Ueberdenken erfordert wird.

b) Man ſetze die Menge des Guten = m.
die Deutlichkeit = p.
die Zeit = t.

So iſt die Quantität der Bewegungsgründe = mp.

§. 3. Eine Vorſtellung kann alſo weniger deutlich ſeyn, und dennoch eine größere Gewalt haben, in unſern Willen zu wirken: 1) wenn ſie eine größere Menge des Guten enthält; 2) wenn dieſe Menge geſchwinder überdacht werden kann.

§. 4. Ja, wenn die Zeit, die zum Ueberdenken erfordert wird, ſehr geringe iſt, ſo können die Begriffe ſo dunkel werden, daß ſich die Seele weder des Bewegungsgrundes, noch ihrer eigenen Entſchließung bewußt iſt, und dennoch in dem Körper ſolche Bewegung hervor bringt, die zu einer andern Zeit einen überlegten Rathſchluß erfordert hätte. Denn obgleich die Kürze der Zeit die Deutlichkeit vermindert, dergeſtalt, daß öfters gar das Bewußtſeyn aufhört; ſo bleibt dennoch die Quantität der Motiven einerley, weil an der Zeit gewonnen wird, was von der Deutlichkeit abgeht.

§. 5. Aus den beiden vorigen §§. laſſen ſich unzählige Erſcheinungen erklären, die für viele Weltweiſe ein Stein des Anſtoßes geweſen ſind. Ich will nur einige davon anführen.

1. Video meliora proboque etc. Wer kennt dieſen Spruch, ohne zu wiſſen, wie ſchwer er ſich irgend mit einem philoſophiſchen Syſtem verträgt. Nach meinen Begriffen iſt nichts natürlicher. Die Seele kann durch einen richtigen Vernunftſchluß einſehen, A ſey gut, und ſich dennoch zu B. entſchließen, wenn ihr die untern Seelenkräfte in B. zwar dunkel, aber doch eine größere Menge des Guten, und in einer geringern Zeit vorſtellen, wie ſolches in einer Leidenſchaft, — als von welcher der Dichter redet, — jederzeit wirklich geſchieht.

2. Warum fähret mancher vor Schrecken auf, wenn eine Kanone abgefeuert wird, ob er gleich ſchußfrey ſteht, und auch vorher überlegt hat, daß ihn die Kugel nicht treffen könne. Weil die überlegte Sicherheit durch einen langſamen ſymboliſchen Schluß, die Idee der Gefahr aber anſchauend in uns entſteht. Die anſchauenden Begriffe folgen ſchneller auf einander als die ſymboliſchen, daher iſt die Quantität ihrer Wirkung größer.

3. Man ſiehet auch, wie die Seele beym Reden, Schreiben, Klavierſpielen, u. ſ. w. vieles verrichten kann, ohne ſich deſſen bewußt zu ſeyn.

§. 6. Sollen wir zu einem tugendhaften Wandel aufgemuntert werden, ſo muß man ſich nicht begnügen,

gen, und die Löblichkeit der Tugend nach aller Strenge demonſtrirt zu haben; ſondern man muß uns mit einer großen Menge von Bewegungsgründen bekannt machen, und wir müſſen lernen, dieſe Menge von Motiven ſchnell zu überdenken.

a) Durch die Demonſtration wird die Deutlichkeit vermehrt, die Menge der Motiven vermehrt die Anzahl der Vollkommenheiten, und die Fertigkeit ſie ſchnell zu überdenken, vermindert die Zeit.

b) Das erſtere geſchieht in Princip. philos. practicae univers.; das zweite in der Ethik; das dritte hingegen wird erhalten: 1. durch die Gewohnheit; 2. vermittelſt der anſchauenden Erkenntniß.

Zweiter Abſchnitt.

Von der Gewohnheit.

Was die Gewohnheit auf unſern Körper vermag, überlaſſe ich den Phyſikern zu erklären. Ich will hier nur einige von ihrer erſtaunlichen Wirkung in unſre Seele betrachten, und einige Anmerkungen darüber machen.

§. 7. Durch die Uebung, (welche mit der Gewohnheit einerley Wirkung hat,) wird eine jede Fähigkeit in unſrer Seele zu einer Fertigkeit.

Eine Fertigkeit beſteht in einem Vermögen, etwas ſo geſchwind zu verrichten, daß wir uns nicht mehr alles deſſen bewußt bleiben, was wir dabey vorgenommen. Nun wird zu einer jeden Verrichtung eine Folge von Begriffen erfordert, mit welcher in dem Körper eine Reihe von willkührlicher Bewegungen übereinſtimmt. Dieſe Reihen von Begriffen folgen deſto ſchneller auf einander, je genauer ſie mit einander verbunden ſind. Je mehr Aehnlichkeit, Beziehung und Verhältniß unſre Seele zwiſchen den Begriffen wahrnimmt, die zu einer Handlung erfordert werden, deſto ſchneller eilt die Imagination von einem auf den andern. Je öfter wir eine Reihe von Vorſtellungen gehabt, deſto mehr Verhältniß und Beziehung wird unſre Seele zwiſchen ihnen gewahr. Alſo können wir eine Reihe von Begriffen, die wir öfter gehabt haben, ſchneller überdenken, bis ſie endlich in einer ſo kleinen Zeit auf einander folgen, daß ſich unſre Seele derſelben nicht mehr deutlich bewußt iſt. Und alsdann ſagen wir, unſre Fähigkeit ſey zu einer Fertigkeit geworden.

a) Daher erſchrickt man nicht, wenn man öfters Canonen hat abfeuern ſehen. Weil es die Gewohnheit dahin gebracht hat, daß das Urtheil: die Kugel wird mich nicht treffen, ſo ſchnell entſteht, als die Idee der Gefahr, die durch den Knall erregt wird,

b) Wer die Schlüſſe der allgemeinen praktiſchen Weltweisheit öfters überdacht, in ihrem Zuſammenhange betrachtet, und in vorkommenden Fällen angewendet hat, der wird bey wichtigen Vorfällen Wunder zeigen, wie viel die demonſtrative Sittenlehre über die Neigung und Leidenſchaft vermag. Hat er es aber an Uebung fehlen laſſen, ſo folgen die Begriffe, die zu ſeinem moraliſchen

Schluſſe erfordert werden, nicht ſchnell genug auf einander, wodurch ihre Wirkſamkeit in den Willen merklich verringert wird.

c) So wie der Künſtler die ihm vorgeſchriebene Regel ſo oft ausüben muß, bis er ſich in währender Ausübung der Regeln nicht mehr bewußt iſt, eben ſo muß es der moraliſche Menſch mit den Geſetzen der Natur machen, wenn er ſeine untern Seelenkräfte mit den obern in Harmonie bringen will.

Dritter Abſchnitt.

Von der anſchauenden Erkenntniß.

§. 8. Wenn wir die ſymboliſchen Schlüſſe der practiſchen Sittenlehre in eine anſchauende Erkenntniß verwandeln, das heißt, wenn wir ſie von den abſtracten Begriffen auf einzelne Begebenheiten in der Natur zurück führen, und die Anwendung derſelben aufmerkſam beobachten; ſo erlangen ſie dadurch eine größere Gewalt, in den Willen zu wirken.

a) In der Anwendung der allgemeinen Schlüſſe auf beſondre Fälle, überſehen wir alle Theile und Folgen dieſer Schlüſſe auf einmal, die wir in der Theorie nur nach und nach überdenken können; wir vermindern alſo die Zeit, wodurch die Wirkſamkeit vermehrt wird. (§. 2.)

b) Die anſchauende Erkenntniß erlangen wir: 1. durch die Erfahrung, d. i. wenn wir die ſymboliſche Erkenntniß in beſondern Fällen ſelbſt angewendet, oder von andern haben anwenden ſehen;

2. durch Beiſpiel, oder wenn uns die Anwendung der allgemeinen Lehren auf gewiſſe wahrhafte Begebenheiten aus der Geſchichte gezeigt wird; und endlich, durch Erdichtung, die öfters beſſere Wirkung thun kann, als die Beiſpiele, weil ſie 1. durch die Nachahmung angenehm werden, und 2. wahrſcheinlicher und nicht ſo ſehr mit fremden Begebenheiten untermiſcht ſeyn muß, als die wahrhaften Begebenheiten in der Natur.

§. 9. Wer die ſymboliſche Erkenntniß von dem Werthe der Tugend mit der anſchauenden Erkenntniß verbindet, der hat ſeine untern Seelenkräfte mit den obern übereinſtimmend gemacht, und iſt vollkommen tugendhaft.

a) Wer ſich mit der ſymboliſchen Erkenntniß begnügt, der wird ſich entſchlieſſen, tugendhaft zu ſeyn, allein ſein Entſchluß erreicht ſeine Wirkung nicht, wenn ſich ihm eine ſinnliche Luſt widerſetzt, deren Quantität größer iſt, als die Quantität der ſymboliſchen Erkenntniß.

b) Die bloße anſchauende Erkenntniß giebt erſtlich nicht die völlige Gewißheit, die den Tugendhaften tenacem propositi machen; zweitens iſt ſie trüglich, weil unſre Urtheilskraft leicht verführt werden kann, wenn ſie ſich mit Exempeln ohne Beweiſe begnügt; drittens kömmt ſie nicht ſo leicht in das Gedächtniß zurück, wenn ihr Gegenſtand abweſend iſt, und vielmehr das Object einer ſinnlichen Luſt, eines Scheinguts, auf die Sinne wirkt.

c) Die ſymboliſche Erkenntniß kömmt bey jedem Vorfall leichter in das Gedächtniß zurück, und giebt unſerm Urtheile den Character der Untrüglichkeit; die Einbildungskraft erinnert uns der öfters damit verknüpften intuitiven Erkenntniß, und dieſe vermehrt die Quantität der Motiven.

§. 10. Die ſittliche Empfindlichkeit beſteht in einer ſchnellen Vorſtellung des wahren oder ſcheinbaren Guten, das in einem Gegenſtande anzutreffen iſt.

a) Sie iſt alſo, ohne Hülfe der Urtheilskraft, gegen tugendhafte und laſterhafte Neigung gleichgültig.

b) Wer die Empfindlichkeit eines Menſchen vermehrt, hat ihn dadurch noch nicht tugendhaft gemacht, wenn er nicht zugleich ſeine Urtheilskraft gebeſſert hat.

c) Das Temperament kann den Menſchen weder tugendhaft, noch laſterhaft machen, ſondern es vermehrt oder vermindert bloß den Grad der angebohrnen ſittlichen Empfindlichkeit.

Von der Illuſion.

§. 11. Wenn eine Nachahmung ſo viel ähnliches mit dem Urbilde hat, daß ſich unſre Sinne wenigſtens einen Augenblick bereden können, das Urbild ſelbſt zu ſehen; ſo nenne ich dieſen Betrug eine äſthetiſche Illuſion.

Der Dichter muß vollkommen ſinnlich reden; daher müſſen uns alle ſeine Reden äſthetiſch illudiren.

§. 12. Soll eine Nachahmung ſchön ſeyn, ſo muß ſie uns äſthetiſch illudiren; die obern Seelenkräfte aber müſſen überzeugt ſeyn, daß es eine Nachahmung, und nicht die Natur ſelbſt ſey.

Denn das Vergnügen, das uns die Nachahmung gewährt, beſteht in der anſchauenden Erkenntniß der Uebereinſtimmung deſſelben mit dem Urbilde. Es gehören alſo folgende beide Urtheile dazu, wenn wir an einer Nachahmung Vergnügen finden wollen: „dieſes Bild gleichet dem Urbilde.“ „Dieſes Bild iſt nicht das Urbild ſelbſt.“ Man ſieht leicht, daß jenes Urtheil voran gehen muß, daher muß die Ueberzeugung von der Aehnlichkeit intuitive, oder vermittelſt der Illuſion, die Ueberzeugung hingegen, daß es nicht das Urbild ſelbſt ſey, etwas ſpäter erfolgen, und daher mehr von der ſymboliſchen Erkenntniß abhangen.

§. 13. Da uns die Nachahmung an und für ſich ſelbſt nicht ſo ſehr vergnügt, als die Geſchicklichkeit des Künſtlers, der ſie zu treffen gewußt hat, ſo ſetzen wir uns bey der Beurtheilung der ſchönen Künſte über alles hinweg, wozu keine größere Geſchicklichkeit von Seiten des Künſtlers erfordert worden wäre, es nachzuahmen.

[a] Daher ſind die äußerlichen Verzierungen bey einer dramatiſchen Vorſtellung nur zufällig, und öfters ſchädlich, wenn ſie durch ihre eigene Schön-

heit unſere Aufmerkſamkeit von der Vorſtellung abwenden*). Es iſt genug, wenn die Verzierung nicht durch einen offenbaren Widerſpruch der Illuſion ſchadet.

b) Ja es iſt nicht einmal nöthig, daß ein dramatiſches Stück aufgeführt werde, um zu gefallen. Wer beym Leſen urtheilen kann, ob der Dichter ſein Stück mit der gehörigen Kunſt ausgearbeitet, und ob er es ſo gemacht hat, daß es durch die lebendige Vorſtellung des höheren Grades der Nachahmung fähig werden kann, der kann die äußere Vorſtellung leicht entbehren.

§. 14. Das beſte Mittel, uns intuitive von dem Werthe der Nachahmung zu überzeugen, iſt, wenn vermittelſt der Illuſion unangenehme Leidenſchaften in uns erregt werden.

a) Wenn wir eine gemahlte Schlange plötzlich anblicken, ſo gefällt ſie uns deſto beſſer, je mehr wir uns dafür erſchreckt haben. Ariſtoteles glaubt, wir ergötzten uns, weil wir von der vermeinten Gefahr befreiet worden wären. Allein wie unnatürlich iſt dieſe Erklärung. Ich glaube vielmehr, der kurze Schrecken überführt uns intuitive, daß das Urbild getroffen ſey.

---

*) Deshalb tadelte Schiller, als er die Jungfrau von Orleans in Berlin aufführen ſah, die übergroße Pracht des Krönungszuges; er ſagte: Man habe den Zug und die Jungfrau gegeben. A. d. H.

b) Daher gefallen uns alle unangenehme Affecten in der Nachahmung. Der Muſikus kann uns zornig, betrübt, verzweiflungsvoll u. ſ. w. machen, und wir wiſſen ihm Dank für die unangenehmen Leidenſchaften, die er in uns erregt hat. Man ſieht aber, daß in dieſen Fällen das zweite Urtheil: dieſe Affecten ſind nur nachgeahmt, unmittelbar auf den Affect folgen muß, weil ſonſt die unangenehme Empfindung, die aus dem Affecte entſpringt, größer ſeyn würde, als die angenehme, die eine Wirkung der Nachahmung iſt.

c) Aus dieſen Gründen laſſen ſich die Grenzen des bekannten Geſetzes beſtimmen: die ſchönen Künſte ſind eine Nachahmung der Natur, aber nicht die Natur ſelbſt.

2. Zufällige Gedanken über die Harmonie der inneren und äußeren Schönheit.

Die Maſchinen der Natur ſind von den Kunſtmaſchinen darin unterſchieden, daß bey jenen das Innere und Aeußere, Materie und Form, Kraft und Schein, allezeit in der genaueſten Verbindung ſtehen, welches aber bey den Werken der Kunſt nicht ſtatt findet. Die Baukunſt macht eine Ausnahme. Die Gebäude müſſen den Schein der Feſtigkeit und Bequemlichkeit haben *). Die Materie verhält ſich bey den

---

*) Und dennoch kann man nicht allemal von dem äußeren

Werken der Kunſt bloß leidend, und der Künſtler drückt ihr, durch eine fremde Kraft, eine ihr gleichgültige Form ein, da hingegen die Natur durch innere Kräfte die Materie in die gehörige Form bringen, und alſo durch innere Kraft den äußern Schein wirken läßt. Es wird ſich alſo bey den Naturmaſchinen, durch dieſe Harmonie des Innern und des Aeußern, von dem einen auf das andere ſchließen laſſen; bey den Kunſtmaſchinen aber nicht. Mit andern Worten: die Naturmaſchinen haben eine Phyſiognomik, die Kunſtmaſchinen aber nicht.

Zwiſchen Güte und Schönheit findet dieſelbe Harmonie ſtatt, wie zwiſchen Kraft und Schein; denn die Schönheit iſt nichts anders, als ſichtbar gewordene Güte und *Tüchtigkeit*.

Da aber die Güte etwas objectiviſches iſt, bey der Schönheit hingegen viel ſubjectiviſches mit unterläuft, ſo kann dieſe Harmonie nicht vollſtändig ſeyn. Mancher Gegenſtand kann Schönheit lügen, mancher ſeine Schönheit zu ſehr verbergen, wenn nämlich die inneren Eigenſchaften außer dem Gebiete des äſthetiſchen Gefühls liegen.

Die Vorſehung hat dafür geſorgt, mehrentheils innere Tüchtigkeit durch äußere Schönheit, Güte durch Annehmlichkeit zu erkennen zu geben. Da aber dieſes nur eine Nebenabſicht geweſen, ſo hat ſie zuweilen

---

Anſehen auf das Innere ſchließen, weil ein Gebäude ein Kunſtwerk iſt. Anm. von *Nicolai*.

höheren Abſichten weichen müſſen*), wenn ſie mit ihnen in Colliſion gekommen. Hieher gehört der Geſchmack der Speiſen und ihre Geſundheit oder Zuträglichkeit für den menſchlichen Körper.

Das Symbol der äußern Schönheit mit böſem und gefahrvollen Innerm verknüpft, iſt das Haupt der Meduſe, das mit Schlangen geziert iſt, weil auch dieſe, Schönheit in Form und Bewegung mit innerm Schädlichen verbinden. Hingegen war die Hermesſäule nach der Beſchreibung die, wo ich nicht irre, Alcibiades im Gaſtmale des Plato davon macht, ein Sinnbild der inneren Vortrefflichkeit, mit äußerer Häßlichkeit verbunden. Der Elephant verbirgt mehr als thieriſchen Verſtand, und eine feine, beynahe edle Empfindſamkeit, unter einem plumpen äußeren Weſen, das nicht den mindeſten Geiſt verſpricht.

Jede Naturmaſchine iſt in doppelter Rückſicht der Schönheit und Häßlichkeit fähig; 1. als Form, und 2. als Ausdruck. Als Form, in ſo weit die Maſchine ſich in Linien und Flächen endiget, die ſowohl in Ruhe, durch Wendung und Farbe, als zum Theil in Bewegung, an und für ſich betrachtet, ſchön, reizvoll, erhaben u. ſ. w. ſeyn können. Man kann dieß die todte Schönheit der Naturmaſchine nennen. Da aber auch das Aeußere derſelben ein natürlicher Ausdruck des Inneren iſt, und die guten und böſen Eigenſchaften, die Vollkommenheiten und Mängel der Dinge ſichtbar macht; ſo machen ſie auch in dieſer Betrachtung einen angenehmen, oder widrigen Eindruck, erregen Gefallen oder Mißfallen, ſind ſchön oder häßlich *).

---

*) In dem Antlitz der Menſchen und der Thiere findet man, außer der weiſen Zweckmäßigkeit in Bildung und Stellung der Naſe, Augen, Mund, u. ſ. w. auch Schönheit und Symetrie. Beides mußte bey den Eingeweiden, der höheren Abſichten wegen, aufgeopfert werden, da ſie zum Anſchauen nicht beſtimmt ſind. Oder mit andern Worten könnte man ſagen: die Gottheit hat überall Schönheit in ihrer Schöpfung dargeſtellt, wo ſie den höheren Zwecken nicht widerſpricht. Anm. von Hrn. Friedländer.

Die lebendigen Schönheiten ſind von verſchiedener Art. 1. Die organiſchen oder ſinnlichen Merkmale, welche die innerlichen organiſchen Vollkommenheiten natürlich ausdrücken; z. E. die äußerlichen Kennzeichen von Geſundheit der Pflanze, von ihrer Fähigkeit zum Wachsthum, Nahrung und Fortpflanzung. 2. Die thieriſche Schönheit, oder ſinnlichen Merkmale der inneren thieriſchen Vollkommenheiten, als der Empfindung, Willkühr und des Naturtriebes. 3. Menſchliche oder geiſtige Schönheit, d. i. ſinnliche Merkmale, welche Vernunft, Freiheit des Willens, Empfindſamkeit, Sittlichkeit, und die übrigen Eigenſchaften eines vernünftigen Weſens auf eine natürliche Weiſe ausdrücken.

---

*) Die Bildhauerey zeigt die todte Schönheit, von der lebendigen abſtrahirt. Dieß iſt vielleicht ein Grund, daß ſie widrig wird, wenn man ſie kolorirt. Anm. von Nicolai.

Es giebt auch zufällige Schönheiten, d. i. Merkmale, welche gewiſſe innerliche Eigenſchaften nich durch natürliche Verbindung, ſondern bloß durch zufällige Aſſociation der Begriffe andeuten, und alſo nu gewiſſen Perſonen eigen ſeyn können. So nehme uns zuweilen gewiſſe Geſichtszüge ein, die an und fü ſich unbedeutend ſind, uns aber gefallen, weil wir ſ an gewiſſen Gegenſtänden unſrer Liebe und unſre Hochachtung wahrgenommen haben. Die Nachahmung äußerlicher Fehler und Mängel großer verehrungswerther Männer iſt daher zu erklären. Es i nicht immer bloß niederträchtige Schmeicheley, wi mancher zu glauben geneigt iſt.

Aus der harmoniſchen Verbindung und Vereinigung aller dieſer Schönheiten entſpringt die *Schönheit des Menſchen.*

Zwiſchen der todten und lebendigen Schönheit findet abermals eine Harmonie ſtatt, in ſo weit die Natur die innere Vollkommenheit des Lebens mehrentheil durch ſchöne Formen, Farbe und Bewegung, zu erkennen zu geben pflegt. Jedoch finden auch hier häufige Ausnahmen ſtatt.

Die *unmittelbare* Vorſtellung einer Sach d. h. wie ſie ſich uns, ohne Zergliederung, Ueberlegung u. ſ. w. darſtellt, heißt ihr Schein.

Angenehm iſt eine Vorſtellung, wenn ſie uns meh unſre *Kräfte* als ihre *Einſchränkung* empfinde läßt; das heißt, wenn ſie unſre Kräfte ohne Anſtrengung beſchäftiget.

Eine Sache, die einen angenehmen Schein hat, iſt ſchön.

Es giebt kein abſolutes Ideal der Schönheit, ſondern jedes Subject erfordert, nach dem Maaße ſeiner Kräfte und Fähigkeiten ein anderes Ideal, das demſelben entſpricht. Ein abſolutes Ideal würde alle vorhin angeführte Schönheiten in dem höchſten Grade und in der vollkommenſten Uebereinſtimmung verbinden. Dieſes iſt ſo wenig möglich, als daß ſich ein Körper mit der allergrößten Geſchwindigkeit, oder nach allen Richtungen zugleich bewege.

Selbſt unter den Hogartſchen Schönheitslinien giebt es keine, die an und für ſich die ſchönſte wäre. Jeder menſchliche Sinn erfordert nach dem Grade ſeiner Schärfe und Blödigkeit, einen größeren oder kleineren Schwung. Da aber alle geſunde, unverfangene, menſchliche Sinneskräfte, innerhalb beſtimmter Grenzen der Schärfe und Stumpfheit bleiben, ſo wird das Ideal in der Mitte zwiſchen den äußerſten Grenzen gleichſam ſchwimmen.

Jedes Subject hat eine ihm eigene Miſchung von Fähigkeiten und Neigungen, welche ſein Genie und ſeinen Character ausmachen. In dieſer Miſchung wird mehrentheils eine Eigenſchaft gleichſam hervorſtechen, und den Hauptzug des Genies oder Characters ausmachen; dieſem werden die übrigen Eigenſchaften untergeordnet ſeyn. So wird auch das Ideal, das jedem dieſer Subjecte entſpricht, jedes ſeine eigene Miſchung von todten und lebendigen Schönheiten aller

Art haben müſſen, nebſt einem in derſelben nicht ſelte hervorſtechenden Ausdruck des Guten, welches de Character des Ideals ausmacht. Im Herkules z. V wird der Ausdruck der Kraft den Hauptcharact ausmachen, im Jupiter die Majeſtät; in der Venu die Wolluſt; im Merkur Behendigkeit; in de Minerva Weisheit u. ſ. w. Alle übrige Schönhei ten oder ſinnliche Ausdrücke des innern Guten habe eine Beziehung auf dieſen Hauptcharacter, und ſin demſelben untergeordnet. Der Apoll allein ſcheint nach de Beſchreibung, die von demſelben gemacht worden alle dieſe Schönheiten in der beſten Uebereinſtimmung ohne daß eine derſelben merklich hervorſteche, zu beſ tzen. Indeſſen kann er doch nur die Schönheiten de männlichen Geſchlechts haben, ob zwar in dem blü hendſten Lebensalter, das Kraft und Unſchuld mit Erfahrung und Weisheit verbindet*). Für die Schönheiten des weiblichen Geſchlechts wird ein andres Idea aufgeſucht werden müſſen, in welchem nicht Thätigkeit, ſondern Liebreiz der herrſchende Character ſey wird.

---

*) Ich habe lange gedacht, daß die vorzügliche Schönhei des Apoll in der Idee der Bewegung liegt, die doch de Ruhe des Steins nicht widerſpricht. Der Jugend wa dieß nur möglich.

Im Herkules hat mir von jeder das ſtark muskulöſ die Kennzeichen der übermäßigen Kraft, im Contra der gänzlichen Ruhe der Natur, eine Art von widrige Empfindung gebracht.

Anm. von Nicolai.

Da die Schönheit eine unmittelbare Empfindung iſt, die nicht von unſern Urtheilen und Vernunftſchlüſſen abhängt, ſo findet auch in Anſehung derſelben kein Irrthum, kein Vorurtheil ſtatt. Was irgend einem Menſchen gefällt und ſchön dünkt, muß einen Grund des Wohlgefallens enthalten, muß Eigenſchaften beſitzen, die wenigſtens dieſem Subject angemeſſen ſind, und der Miſchung ſeiner Fähigkeiten eine angenehme Beſchäftigung darbieten. Wenn auch jemand einem Gegenſtande, der dieſe Eigenſchaften nicht beſitzet, ſie aus Irrthum oder Vorurtheil zuſchriebe, ſo würde doch das Vorurtheil, nicht das Phänomenon der Schönheit erzeugen können. Ueberhaupt hat alle ſinnliche Erkenntniß die untrüglichſte ſubjective Wahrheit, und da dieſes auch von der Schönheit gilt, ſo läßt ſich davon auch mit Gewißheit ſchließen, daß der Gegenſtand, der dieſe ſubjective Erſcheinung wirkt, auch die dazu erforderlichen Eigenſchaften, wenigſtens in Beziehung auf dieſes Subject, beſitzen müſſe. Der allerausſchweifendſte Geſchmack hat einigen Grund in dem Gegenſtande. Die Dinge haben verſchiedene Seiten, aus welchen ſie betrachtet werden können. Es kommt auf Gewohnheit, Uebung, angebohrne und erworbene Fertigkeit, Neigungen, Gemüthsbeſchaffenheit, Winkel und Falten der Seele an, wohin die Aufmerkſamkeit bey Erblickung eines Gegenſtandes ſich lenken, und auf welche Seite ſie haften ſoll. Und nach dieſem Geſichtspunkte richtet ſich Schatten und Licht des Gegenſtandes, und auch unſer Urtheil von ſeiner Schön-

heit oder Häßlichkeit. Der Begriff des ekelhafte
Schmutzes überwiegt bey einem verzärtelten Frauen
zimmer alle andre Betrachtungen, in welcher uns e
wa der Anblick ſchön gewundener Därme angeneh
ſeyn könnte. Der Naturforſcher unterdrückt die Id
des Schmutzes, und findet die Därme intereſſan
Der Wilde hat kein Gefühl von Ekel, und hängt ſ
ſich zum Putze um den Hals. Gemeine Augen könne
eine bunte Fläche mit einem wallenden Umriſſe ſchö
finden. Geübtere Sinne hingegen fordern eine de
Wahrheit gemäße Vermiſchung von Schatten und Lich
und einen Umriß, der ſich zu verlieren ſcheint.

Mich dünkt, die Urtheile der Menſchen in Abſic
auf die todte Schönheit, weichen nicht ſo ſehr von ein
ander ab, als in Abſicht auf die lebendige Schönhei
oder den Ausdruck, und insbeſondere wenn Colliſi
nen entſtehen. Dieſer liebt bräunliche, jener blond
Geſichter*). Jene drücken mehr Lebhaftigkeit, die
mehr Seelenruhe aus. Dieſer liebt Keckheit, jene
Beſcheidenheit; ein andrer offenes, freimüthiges We
ſen, mancher hingegen Verſchwiegenheit; dieſer mann
hafte Feſtigkeit, jener Empfindſamkeit u ſ. w. Jed
dieſer Eigenſchaften hat ihre beſondre Phyſiognomi

d

---

*) Die Griechen liebten blonde Haare mehr als wir. S
liebten ſtille Größe in den Vorſtellungen der Kunſt; d
her erſchöpften ſie die Bildhauerey, aber nicht d
Mahlerey.

Anm. von Nicolai.

die zuweilen *) mit den Erforderniſſen der todten Schönheit in Colliſion kömmt. Daher die verſchiedenen Urtheile der Völker und Zeiten in Abſicht auf die Schönheit, die erſtaunliche Mannigfaltigkeit des *Geſchmacks*, die man ſonſt dem Eigenſinne, dem Vorurtheile oder andern zufälligen Urſachen zuzuſchreiben pflegt, die aber, meines Erachtens, in der Verſchiedenheit der Kräfte und Fähigkeiten, und in der Mannigfaltigkeit ihrer Miſchung und Verhältniſſe gegen einander, ihren zureichenden Grund haben. Dieſe müſſen nothwendig nach Zeit, Raum, Clima, Erziehung, Nahrung, Religion und Regierungsform veränderlich ſeyn; daher auch die Dinge, die dieſer Miſchung von Kräften und ihrer Verhältniſſe angemeſſen ſeyn ſollen, die Schönheiten, derſelben Veränderlichkeit unterworfen ſeyn müſſen.

Man hat alſo, von dieſer Seite betrachtet, guten Grund, mit dem gemeinen Sprüchworte zu ſagen: „*Ein jeder hat ſeinen Geſchmack*" und „*über Sachen des Geſchmacks läßt ſich nicht ſtreiten.*" In der That, nur ich allein kann ſagen, welcher Schein meinen Fähigkeiten angemeſſen iſt, und dieſe ohne Ermüdung beſchäftiget. Vernunftgründe und Autoritäten vermögen hier nichts wider die innere Ueberzeugung. Man kann einen Gelbſüchtigen zwar überführen, daß die Gegenſtände, die ihm gelb ſcheinen, es in der That nicht ſind, in ſo weit man die

---

*) Faſt lieber möchte ich auf gewiſſe Weiſe ſagen: *immer*, wenigſtens *oft*. Anm. von *Nicolai*.

Farben für etwas Objectives, für die Eigenſchaft der Oberfläche hält, die Augen eines geſunden Menſchen auf eine beſtimmte Weiſe zu afficiren. In ſo weit aber die Farben als etwas ſubjectiviſches betrachtet werden, findet auch in Abſicht auf dieſelben kein Streiten und Ueberführen ſtatt. Mit der Schönheit hat es dieſelbe Bewandniß. Durch Vernunftgründe und Autoritäten bringet ihr dem Menſchen keine unmittelbare Erkenntniß bey. Er wird höchſtens Regeln herplappern lernen, die er nicht verſteht, und Urtheile nachbeten, davon ſein Innerſtes nicht überführt iſt.

Wie aber? Sind deswegen alle Kritiken vergeblich, alle Regeln grundlos, alle Vernunftgründe in Sachen des Geſchmacks bloßes Geſchwätz? Nichts weniger! Unter allen Arten des Geſchmacks muß vielmehr ein Einziger der Vollkommenheit und Glückſeligkeit der Menſchen am zuträglichſten ſeyn. Dieſes wird der wahre, richtige Geſchmack ſeyn, den zu erlangen alle Menſchen ſich beſtreben müſſen. Und in ſo weit der Menſch, wenigſtens indirect, auch über die Miſchung ſeiner Fähigkeiten einige Gewalt hat, und ihnen nach Wohlgefallen Ausbildung und Richtung geben kann, ſo ſteht es auch in ſeiner Macht, ſich dieſem einzigen wahren Geſchmacke mehr oder weniger zu nähern, und ſeine Empfindung der Schönheit ſo auszubilden, wie ſie ſeiner Beſtimmung, und dem Endzwecke ſeines Daſeyns am meiſten angemeſſen iſt.

Dieſes iſt das hohe Amt der Kritik. Sie ſoll uns zeigen: 1. welcher Geſchmack der beſte ſey, das heißt, nach obigem Grundſatze, welche Empfindung des Schönen der wahren Beſtimmung des Menſchen, dem Endzwecke ſeines Daſeyns am zuträglichſten ſey, am beſten entſpreche; und 2. wie wir unſre Kräfte und Fähigkeiten, in ſo weit es bey uns ſteht, zu bilden und zu richten haben, um dieſes Geſchmackes theilhaft zu werden. Führet einem Menſchen, der das Groteske liebt, und an der Erhabenheit eines Apollo keinen Geſchmack findet, tauſend Vernunftgründe, und eben ſo viele Autoritäten an, daß der Apoll vortrefflich ſey: ihr werdet ihn zum Schweigen, vielleicht zum Nachplaudern bringen, aber nicht überführen. Zeiget ihm aber erſtlich, daß die Empfindung des Erhabenen und Großen dem Endzwecke unſers Daſeyns, der wahren Glückſeligkeit des Menſchen zuträglich ſey, ja derſelben weit mehr entſpreche, als die Empfindung des lächerlichen Grotesken, an welcher er ſich zu ergötzen gewöhnt hat. Thut dieſes aber nicht eher, bevor ihr unterſucht habt, ob die Seele deſſelben der Empfindung des Erhabenen fähig ſey, und durch gehörige Ausbildung ihrer theilhaft werden könne. Sonſt gereichen eure Bemühungen, wenn ſie nicht fruchtlos ſind, mehr zum Schaden als zum Vortheil dieſes Menſchen. Sodann zeiget ihm die Weiſe, wie er ſeine Fähigkeiten ausbilden ſoll, um zu dieſer Empfindung des Erhabenen zu gelangen, von der er nunmehr einſieht, daß ſie ſeine Glückſeligkeit befördern werde. So und nicht anders läßt ſich der Geſchmack der Menſchen ausbilden; ſo und nicht anders kann man ihm eine unmittelbare Erkenntniß der Schönheit beibringen, deren er ganz unfähig zu ſeyn ſchien.

Einzelne Schönheiten können ins Gedränge kommen, und einander hinderlich ſeyn. Das Natürliche und das Sinnreiche, Anſtändigkeit und Wahrheit, Kühnheit und Beſcheidenheit, Eifer und Sanftmuth, u. ſ. w. ſchränken ſich wechſelsweiſe einander ein. Und nun kömmt es auf die ſubjective Miſchung der Kräfte an, welche von beiden ſich widerſprechenden Schönheiten obſiegen, oder unterliegen ſoll. Die Franzoſen ſcheinen mehr Anſtand als Wahrheit zu lieben, mehr feine Lebensart als Erhabenheit, mehr das Sinnreiche als die Natur. Die Engländer das Gegentheil. Jede Nation hat offenbar ihre eigene Miſchung von Kräften, wodurch ihr Geſchmack beſtimm wird. Welcher Geſchmack iſt aber der Beſtimmun des Menſchen am zuträglichſten? Unſtreitig derjenige nach welchem man ſich durch ekelhafte oder lächerlich Nebenbegriffe nicht abhalten läßt, das Schreckliche Erhabene, Kühne, Naive, in ſeiner ganzen Stärk zu fühlen, bey andern Gelegenheiten aber, wo di Colliſion vermeidlich iſt, ſich, am Feinen und Anſtändigen zu ergötzen, geübt hat. Je mehr man ſi dieſem Ideal nähert, deſto vollkommener und richtig iſt unſer Geſchmack. Man ſieht aber auch, wohin ma die Bemühung zu lenken habe, wenn man ſeinen G ſchmack verbeſſern will.

---

3. An meinen Freund, Friedrich Nicolai.

Berlin, den 22ſten Nov. 1780.

Ich denke nicht, daß Ihr Freund, der Wahrheitsforſcher, Stimmen ſammlen will, um ſie zu zählen. Sie wollen gewogen, und nicht gezählt ſeyn.

Die Meinung, die der Verfaſſer der Urbegriffe vertheidiget, hat Turneiſer, (ein Freund, und, wo ich nicht irre, Lehrer von Bonnet,) vor etwa dreißig Jahren in einer kleinen Brochüre: Sur le fatalisme, vorgetragen, und nachher Baſedow in verſchiedenen ſeiner Schriften ziemlich weitläuftig ausgeführt.

Meines Erachtens liegt die Schwierigkeit mehr in der Sprache, als in der Sache. Unſre Sprache iſt zu ſchwankend, die Wörter zu vieldeutig, um genau in die Fugen der Wahrheit zu paſſen. Die Natur hat die Umriſſe der Begriffe ſanft in einander laufen laſſen; wir tappen gleichſam mit breiten Tatzen hinein, und vermiſchen ſie.

Das Wort nöthigen, würde ich z. B. von den freien Handlungen der Menſchen nicht gebrauchen. Wie kann ich genöthiget ſeyn, ſo zu handeln, wenn ich nur deswegen ſo und nicht anders handle, weil ich ſo und nicht anders handeln will, und wenn ich anders handeln wollte, auch anders handeln würde?

„Allein ich werde von den Bewegungsgründen genöthiget, ſo und nicht anders zu wollen. Ich kann nicht anders wollen.“

Genöthiget zu wollen! Kann nicht anders wollen! — Dieſe Redensarten begreiſe ich nicht. Was verſteht man denn unter Freiheit des Willens? Wie ſoll denn der Wille frey ſeyn?

„Ich möchte gern, allen Bewegungsgründen zuwider, auch dasjenige wollen, was ich, ihnen zufolge, nicht wollen muß.“

Wenn ich Sie recht verſtehe, ſo nennen Sie nur das Freiheit des Willens, wenn der Wille gar keiner Richtſchnur folgen darf; wenn er ſich dem blinden Ungefähr überlaſſen kann. Ob Sie einer Richtſchnur folgen, oder nicht folgen, ſoll abhangen, nicht von Motiven, ſondern von Ihrem Belieben, von Ihrer Willkühr, von Ihrem Eigenſinne. — Sie ſehen, alle dieſe Wörter helfen den Knoten nicht löſen, und ſie verwirren, ſo wie die Wörter nöthigen und können, die Begriffe nur noch mehr.

Ich will es verſuchen, ohne dieſe durch zu häufigen Gebrauch und Mißbrauch vieldeutig gewordenen Redensarten, die Sache ins Reine zu bringen.

Meine Hand ſchreibt, meine Hand dünſtet aus. Beides nicht ohne zureichende Urſache. Warum nenne ich das Schreiben eine willkührliche, das Ausdünſten aber eine unwillkührliche Handlung?

Jede Veränderung in der Natur, und alſo auch in dem menſchlichen Körper, hat ihre wirkende Urſache und ihre Endurſache. Bey einigen ſind dieſe Urſachen verſchieden, und ohne unmittelbaren Einfluß auf einander. Von dieſer Art ſind alle unwillkührliche Veränderungen des menſchlichen Körpers. Sie erfolgen aus wirkenden Urſachen; harmoniren zwar mit einem gewiſſen Syſtem der Endurſachen, ſind aber keine unmittelbare Wirkung derſelben. Ich verdaue, mache Blut, dünſte aus, nicht weil und in ſo weit dieſes meine Abſicht iſt, ſondern aus phyſiſchen wirkenden Urſachen. Andre Veränderungen erfolgen aber entweder unmittelbar aus Endurſachen ſelbſt, oder aus nächſten wirkenden Urſachen, welche unmittelbar Folgen der Endurſache ſind. Sie ſelbſt, oder ihre nächſten wirkenden Urſachen, ſind Wirkungen der Endurſache. Das Schreiben z. B. erfolgt zum Theil mittelbar, auch zum Theil unmittelbar aus dem Syſtem meiner Abſichten, weil ich die Abſicht habe, für gut finde, beliebe zu ſchreiben. Dieſes ſind *willkührliche Handlungen*. Willkührlich iſt alſo jede Handlung, jede Veränderung, bey welcher die *Endurſache zur wirkenden* Urſache geworden. Ich handle *willkührlich*, wenn eine Veränderung in der Natur dadurch wirklich geworden, daß ſie zu meinen Abſichten gehört, daß ſie mir gefallen, daß ich ſie beliebt, gut gefunden, gewählt habe. Ich handle *unwillkührlich*, oder, (wenn wir uns dieſes nunmehr genau beſtimmten Worts bedienen wollen,) *nothwendig*, wenn meine Endurſache zur Exiſtenz einer Veränderung nichts beygetragen, wie beym Ausdünſten, Blutmachen u. ſ. w.

Meine Handlung iſt vermiſchter Natur, oder nur zum Theil willkührlich, wenn die Endurſache nicht die einzige, vollſtändige wirkende Urſache der Veränderung, ſondern nur eine Miturſache derſelben ſind, wie beym Athemholen, Gähnen, Huſten, u. ſ. w.

Da ich mir meiner Endurſache dunkel, klar oder deutlich bewußt ſeyn kann, ſo kann ich auch zur Handlung durch Inſtinkt, Triebfedern oder Bewegungsgründe angeſpornt werden. In dem letzten Falle handle ich freywillig.

Vorhergeſehene Vergeltung wirkt auf das Syſtem der Endurſachen, und vermittelſt derſelben auf unſre freywillige Entſchließung. Ich kenne kein Syſtem, nach welchem ſich der Einfluß der Belohnung und Beſtrafung auf den freien Willen natürlicher, oder auch nur natürlich erklären ließe.

„Die Moral wird eine Art von Mechanik.“ Ja, wenn man ſich ſo ausdrücken will; aber mit dem Unterſchiede, daß in der moraliſchen Mechanik die Erkenntniß des Guten und Böſen, in ihrem ganzen Umfange, und nach allen Graden der Erleuchtung das einzige Triebwerk ausmacht, die erſte und letzte Kraft der Maſchine iſt.

„Man wird toleranter. Die Tugen verliert zwar nicht ihren Werth, aber doc allen Stolz.“ Dieſe Conſequenz ſehe ich nicht ein Kann ich nicht auf meine Erkenntniß des Guten un Böſen eben ſo ſtolz, eben ſo intolerant ſeyn, als au ein bloſſes eigenſinniges Belieben, welches durc keine meiner guten Eigenſchaften veranlaßt wird?

Der Zorn Gottes über alle Sünde läßt ſich gar wohl vertheidigen. — Doch di ſe Erörterung führt zu bloßen Wortgrübeleyen.

Aber rächende Straſen, Genugthuung der beleidigten Gottheit durch Straſen, böſes thun weil böſes geſcheh, böſes um des böſen willen, ewige willkührliche Straſen. Auf allen Dächern muß gegen dieſe Ungeheuer gepredigt werden. Welcher Mißbrauch wäre davon zu befürchten? Mißbrauch, der das Erſprießliche, das Wohlthätige aufwiegen ſoll, das der Menſch hier in der Wahrheit findet. Ich für mein Theil danke für alles Gute, das aus der Lehre von der rächenden ewigen Beſtrafung entſtanden ſeyn ſoll.

Noch ein Wort! Sind Narr und Schurke nach dieſer Lehre Synonyme? — In einem gewiſſen Verſtande. Die Rabbiner ſagen: Der Menſch ſündiget nie, wenn nicht ein Geiſt der Narrheit in ihn gefahren. Der Narr kann Achtung, kann Liebe verdienen, wenn in dem Syſtem ſeiner Begehrungsvermögen Harmonie iſt; wenn ſeine Wünſche, Triebe, Verlangen, Begierden und Verabſcheuungen zur Vollkommenheit übereinſtimmen, mit der Beſtimmung des Menſchen übereinkommen, — wenn er ein guter Narr iſt. Beym Schurken liegt Disharmonie in dem Syſtem der Begehrungsvermögen, Disharmonie in dem Grunde der Seele, Streit zwiſchen Triebe und Bewegungsgründen, verkehrter Einfluß der Begierden auf Vernunft — Unvollkommenheit, die Mißbilligung, Mißfallen, Verachtung u. ſ. w. erregt. Ich kann mir dieſen Unterſchied, nach keinem andern Syſtem ſo deutlich erklären.

Verzeichniß des Inhalts.

I. Friedrich Nicolai's Leben. . . . Seite 1
II. Einzelne Ideen und Bemerkungen von Fr. Nicolai. . . . . — 107
III. Poetiſche Kleinigkeiten von Fr. Nicolai. — 153
IV. Kleine proſaiſche Aufſätze von Moſes Mendelsſohn. . . . . . . — 172

Berlin, gedruckt bei den Gebrüdern Gädicke.

Ich habe die Leſer zwar S. 44. in Anſehung des Verzeichniſſes von Nicolai's Schriften auf Meuſel's gel. Deutſchland verwieſen; da ſolches aber theils in mehrere Bände zerſtreut, theils nicht ganz vollſtändig iſt, ſo wird es manchem Literatur-Freunde vielleicht angenehm ſeyn, daß ich hier die ganze Folge von N's. Schriften, chronologiſch geordnet, noch beyfüge.

1) Unterſuchung, ob Milton ſein verlornes Paradies aus lateiniſchen Schriftſtellern ausgeſchrieben habe; nebſt einigen Anmerkungen über eine Recenſion des Lauderſchen Buchs von Miltons Nachahmung der neuern Schriftſteller. Frankf. und Lpz. 1753. 8.
2) Briefe über den jetzigen Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften in Deutſchland. Berlin, 1755. 8.
3) Ehrengedächtniß Herrn Ewald Chriſtian von **Kleiſt**. 1760. 4.
4) Ehrengedächtniß Herrn **Thomas Abbt**. 1767. 4.
5) Beſchreibung der Königl. Reſidenzſtädte Berlin und Potsdam. 1769. 8. Zweite Aufl. in 2 Bänden. 1779. Dritte Aufl. in 3 Bänden. 1786.
6) Leben und Meinungen des Herrn M. **Sebaldus Nothanker**. Berlin, 1r Band, 1773. — 2r Band 1775. — 3r Band 1776. 8. Vierte Aufl. 1799.

Dieſes Werk wurde überſetzt in das Franz., Holländ., Däniſche und Schwediſche.

7) Freuden des jungen Werthers; Leiden und Freuden Werthers des Mannes. 1775. 8.

8) Eyn feyner kleyner Almanach vol ſchönerr echterr liblicher Volckslider, luſtigerr Reyen und kleglicher Mordgeſchichten, geſungen von Gabryel Wunderlich, weyl. Benkelſengeren zu Deſſau, herauß gegebenn von Danyel Seuberlich, Schuſtern zu Ritzwück an der Elbe. Erſter und Zweyter Jahrg. 1777 und 1778. 12.

9) Verſuch über die Beſchuldigungen, welche dem Tempelherrenorden, und über deſſen Geheimniß; nebſt einem Anhange über das Entſtehen der Freymaurergeſellſchaft. Erſter und zweyter Theil. 1782. 8. Zweyte, verbeſſerte Aufl. des erſten Theils 1783.

10) Beſchreibung einer Reiſe durch Deutſchland und die Schweiz, im Jahre 1781. Nebſt Bemerkungen über Gelehrſamkeit, Induſtrie, Religion und Sitten. 12 Bände. Von 1783 bis 1796. gr. 8.

11) Anekdoten vom König Friedrich II. von Preußen, und von einigen Perſonen, die um ihn waren; nebſt einigen Zweifeln und Berichtigungen über ſchon gedruckte Anekdoten. Sechs Hefte. 1788 — 1792. 8. Sie wurden gleich in das Holländiſche überſetzt.

12) Freymüthige Anmerkungen über des Herrn Ritters von Zimmermann Fragmente über Friedrich den Großen. 2 Bände. 1791. 1792. gr. 8.

13) Geſchichte eines dicken Mannes, worin drey Heyrathen und drey Körbe, nebſt viel Liebe. 2 Bände. 1794. 8.

14) Anhang zu Friedr. Schillers Muſen-Almanach für das Jahr 1797. Berlin, 1797. kl. 8.

15) Leben und Meinungen des Sempronius Gundiberts, eines deutſchen Philoſophen; nebſt zwei Urkunden der neueſten deutſchen Philoſophie. 1798. 8.

16) Ueber meine gelehrte Bildung, über meine Kenntniß der kritiſchen Philoſophie und meine Schriften dieſelbe betreffend, und über die Herren **Kant**, **Erhard** und **Fichte**. 1799. gr. 8.

17) Vertraute Briefe von Adelheid B**, an ihre Freundin Julie S**. 1799. 8.

18) Ueber den Gebrauch der falſchen Haare und Perücken in alten und neuern Zeiten; eine hiſtoriſche Unterſuchung. Mit 66 Kupfer. 1801. gr. 8.

19) Leben **Juſtus Möſers**. 1797. gr. 8.

20) Gedächtnißſchrift auf Joh. Jakob **Engel**. 1806. gr. 8.

21) Einige Bemerkungen über den Urſprung und die Geſchichte der Roſenkreuzer und Freymaurer, veranlaßt durch die ſogenannten hiſtoriſch-kritiſchen Unterſuchungen des Herrn Hofrath **Buhle** über dieſen Gegenſtand. 1806. gr. 8. m. K.

22) Gedächtnißſchrift auf Dr. Wilh. Abraham **Teller**. 1807. gr. 8.

23) Philoſophiſche Abhandlungen. Vorgeleſen in der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin. Zwei Bände, 1808. gr. 8.

Kleine Schriften.

24) Einige Zweifel über die Vergiftung des Nachtmahlweins, welche zu Zürich 1776 geſchehen ſeyn ſoll. 1778. 8.

25) Beſcheidene und freimüthige Erklärung an das Publikum, wegen des Verbots der allgem. deutſchen Bibliothek, und anderer allgemein für erlaubt gehaltener Bücher in den K. K. Erblanden. 1780. 8.

26) Oeffentliche Erklärung über ſeine geheime Verbindung mit dem Illuminatenorden; nebſt beigefügten Digreſſio-

nen, betreffend Herrn Joh. Aug. Stark und Joh. Kaſpar Lavater; ernſthaft, munter, auch ein wenig luſtig zu leſen. 1788. gr. 8.

27) Nöthige kurze Erklärung über eine Aufforderung des Herrn Oberhofpredigers Stark. 1789. 8.

28) Letzte Erklärung über einige neue Unbilligkeiten und Zunöthigungen in dem, den Herrn Oberhofprediger Stark betreffenden Streite. 1790. 8.

Von der großen Menge Beiträge die Nicolai zu verſchiedenen Zeitſchriften geliefert hat, findet man ein genaues Verzeichniß in Meuſels gelehrtem Deutſchland, und in Jördens Lexicon deutſcher Dichter und Proſaiſten. In dieſem letztern ſind auch die kleinen Schriften genau angegeben, welche die größern Schriften Nicolai's veranlaßt haben.

Druckfehler.

Seite 24 Zeile 11 ſtatt Literaturkriege lies — Literatur-Briefe.
— 44 — 3 von unten muß „hat" wegfallen.
— 93 — 12 iſt nach „ſo z. B." hinzuzuſetzen: mir ſelbſt.
— 106 — 3 iſt nach „18000 Rthlr." hinzuzuſetzen: ungerechnet die Bücher.
— 128 — 2 ſtatt nach lies — noch.
— 173 — 5 ſtatt wären lies — wäre.